

Enc. 43 n-1, 19, 1

Bayerische Staatsbibliothek



38001671050012

h.f.

Vol. 1 of 10-1, 19, 1



Meyer's
Conversations-Lexicon.

Original-Ausgabe.

Neunzehnter Band. Erste Abtheilung.

AL — Leonard (Geogr.).
LR

Das große
Conversations-Lexicon
für die
gebildeten Stände.

In Verbindung mit
Staatsmännern, Gelehrten, Künstlern
und Technikern

herausgegeben
von
J. M e n n e r.

Dieser Encyclopädie des menschlichen Wissens

sind beigegeben:

die Bildnisse der bedeutendsten Menschen aller Zeiten, die Ansichten der merkwürdigsten Orte, die Pläne der größten Städte, einhundert Karten für alte und neue Erdbeschreibung, für Statistik, Geschichte und Religion etc. und viele tausend Abbildungen naturgeschichtlicher und gewerblicher Gegenstände.

Neunzehnter Band. Erste Abtheilung.

L — Leonard (Geogr.).

Hildburghausen,
Amsterdam, Paris und Philadelphia:
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.
1851.

62^a ✓



Meyer's Conversations-Lexicon.

Neunzehnter Band, erste Abtheilung.

K.

Kraljevec, österr.-slavon. Dorf, 1070 Einw. bei Kuma; 1070 Einw.

Kraljevec (Geogr.), 1) (Alfo- u. Felsö-K.), 2 ungar. Dörfer, 1a) der Gesp., in einer Ebene; Tabak- und Hansbau, Pferdezuht; 240 und 920 Einw.; — 2) österr.-kroat. Dorf, agramer Gesp.; 820 Einw.; — 3) Dorf daselbst, warasbinner Gesp., am Sura-Flusse; Dreißigkamt; 380 Einw.

Kram, s. v. a. Kramhandel, s. Kramer.

Krama (Crama), 1) (Med.), a) das Gemisch überhaupt; b) eine gehörige gute Mischung, z. B. der gehörig mit Wasser gemischte Wein; ferner bildlich eine gute Temperatur der Seelen- und Leibeskräfte, ein gutes Temperament; — 2) (Religionsw.), die Wein- und Wassermischung bei der Feier des heiligen Abendmahls, die im ganzen Orient von den ältesten Zeiten her eingeführt ist. Man gebraucht nämlich hier zur Feier des heiligen Abendmahls die Species: a) gesäuertes Brod, wie es zum täglichen Gebrauch gebacken wird; b) Wein; c) kaltes und warmes Wasser. Das kalte und warme Wasser wird zu dem Wein gegossen und in diese Mischung (Krama) das Brod eingebracht, hierauf Alles zusammen mittelst eines Löffels od. einer silbernen Röhre den Kommunikanten gereicht; — 3) (Rhetor.), rhetorische Figur, Mischung von Lob und Tadel, z. B. Dvib. Fast. 2, 686 ff.; Musäus' Schilderung Rubens; — 4) das Frühstück, das sonst der byzantinische Kaiser in seiner Kapelle nach geendigtem Gottesdienst mit dem Patriarchen und seinen Räten einnahm.

Kramarich, europ.-türk. Flecken, Bosnien, Sandschat Travnik, südöstl. von Bosna-Seral.

Krambambuli (poln.), 1) danziger Aquavit von guter und starker Qualität; — 2) auf ähnliche Art zubereiteter Brantwein, z. B. durch Auszug von gebackenen sauren, mit den Kernen gestoßenen Kirschen nebst Zimmet, Nelken u. Kalmus mit reinem Weingeist.

Kramberg, nassau. Dorf, Amt Diez; 440 Einw.

Meyer's Conv.-Lexicon, Bd. XIX, Abthl. I.

Krambion (Crambion, Med.), bei Hippocrates: ein Koblabsud; bei Anderen: eine Schierlingsart.

Krambis (Myth.), Sohn des Plineus, dem dieser auf Bitten seiner Stiefmutter Idäa die Augen ausstach.

Kramelau (Kramolow), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. B. Oppeln, Kr. Neustadt; Bornwerf, Wassermühle; 240 Einw.

Kramende Handwerker, Handwerker, welche das Recht haben, außer den selbst gefertigten Waaren noch andere ähnliche zu verkaufen, z. B. Kleinweber, Posamentirer, Radler, Gärtler, Seiler u. s. w. In den verschiedenen Ländern und Städten herrschen darüber verschiedene Gesetze.

Kramer, Kleinhändler, eine Klasse Kaufleute, welche das Recht haben, sowohl im Einzelnen, als im Ganzen Waaren zu verkaufen. In den meisten Städten bilden sie eine Innung oder ein Gremium. Obgleich sie eigentl. nicht in die Klasse der eigentl. Kaufleute gehören, so legt man ihnen doch im gemeinen Leben den Namen Kaufmann bei und giebt u. da bezeichnen die Gesetze sie auch als solche. K., die Waaren im Einzelnen nach der Elle verkaufen, heißen *Ausschnitt Händler*; diejenigen, welche mit Eisen-, Galanterie-, Gewürz-Waaren handeln, werden *Eisen-, Galanterie-, Gewürzhändler* u. genannt. Nach §. 479—480 des II. Th., Tit. 8 des preussischen Landrechts müssen da, wo Kaufmanns-Innungen vorhanden sind, die darin aufzunehmenden Mitglieder den Erfordernissen der Innungsartikel sowohl in Ansehung der Lehrjahre, als sonst Genüge leisten. An Orten, wo dergleichen Innungen bestehen, hat nur der, welcher in dieselbe aufgenommen ist, die Rechte eines Kaufmanns; doch bleibt dem Staate auch an solchen Orten das Recht, einzelnen Personen außerhalb der Innungen die Befugniß zum Handel durch besondere Concessionen zu ertheilen. §. 486 heißt es: Krämer von Dörfern und Flecken, Hausirer, Tröbdlr und gemeine Viktualienhändler haben nicht die Rechte der Kaufleute.

Kramer (Biogr.), 1) Matthias, verdienter Philolog, wurde 1638 in Köln geboren, in Nürnberg als Lehrer der italienischen, französischen und spanischen Sprache angestellt und als Lehrer der Ritterakademie zu Erlangen im Jahre 1727. Außer Grammatiken und Wörterbüchern über die erwähnten Sprachen verfaßte er: Niederdeutsche und holländische Grammatik, Nürnberg 1716 (verm. von Mörbach, Leipz. 1774 und 1778); — Niederhochdeutsches und hochniederdeutsches Wörterbuch, Nürnberg 1716, 2 Bde., Fol. (verm. von Mörbach, Leipz. 1787, 2 Bde., 4.). — 2) Joh. Georg Heinrich, Botaniker, in Ungarn geboren, wurde österreichischer Militärarzt; suchte die Pflanzensysteme von Rivinus und Tournefort zu vereinen. Er schrieb: Tentamen novum herbas facillime cognoscendi, Dresden 1728; — Tentamen botan. renovatum et auctum, Wien 1744, Fol. — 3) Franz, Maler, 1798 zu Wien geboren und auf der Akademie daselbst gebildet, machte sich durch eine Reihe guter Bilder bekannt, unter andern im Jahre 1834 durch eine Komposition, Abraham vorstellend, wie er seinen Sohn zum Opfer führt. Der Schmerz und die hohe Tugend des Patriarchen sind gut ausgedrückt, weniger ist Isaak gelungen. Ein anderes Bild voll Phantasie und Leben stellt Faust und Mephistopheles auf dem Blocksberge dar. — 4) Wilhelm, Arzt in Berlin, wurde 1801 in Halberstadt geboren und schrieb: Erfahrungen über die Heilung der Schwerhörigkeit, Berl. 1833; — Die Homöopathie eine Irrlehre, das. 1833; — Erkenntniß und Heilung der Ohrkrankheiten, das. 1836.

Kramergewicht, Gewicht, nach welchem die Kramer und Klein Händler ihre Waaren auswiegen und verkaufen; dasselbe ist schwerer, als das Apothekergewicht, aber leichter, als das Centner- oder Handelsgewicht für Waaren im Großen. Es besteht aus 32 Loth, während das Apothekergewicht nur aus 24 Loth besteht.

Kramerglaube, der Glaube, welchen man früher einem Kaufmann bei Gericht schenkte, wenn derselbe in streitigen Fällen seine Bücher als Beweis vorlegte und sie für richtig geführt befunden wurden; in neuerer Zeit durch Landesgesetze sehr beschränkt.

Kramerhandwerke, veraltetes Wort, s. v. a. Framende Handwerker.

Krameria (Bot.), nach Linné, *Krameria*, *Muhrams* nach Oken, Gattung der Polygalaceae Richb., der *Krameriaceae* Kunth, *Tetrandria Monogynia* L. Charakter: Kelch drei- oder fünfblättrig, ungleich und gefärbt; fünf Blumenblätter, wovon drei nagelförmig und unten verwachsen, zwei rund; 4 Staubfäden; Pflaume trocken, rund und voll Widerhorsten, einfächerig; Samen ohne Eiweiß. Sträucher in Westindien und Südamerika; von 9 Arten sind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) *K. triandra* Ruiz et Pav., *Ratanhia*-pflanze. Am Abhange der Anden von Peru und Quito, auf trockenem, mit Lehm und Sand gemischtem Boden. Blätter ungestielt, verkehrt-eiförmig-länglich, spitzlich, seidenartig-zottig. Blumentrone 4blättrig, die beiden längern

Blumenblätter getrennt; 3 Staubgefäße. Die Wurzel und die Wurzelrinde, *Radix Ratanhiae* s. *Rathaniae* s. *Rhataniae* s. *Ratanhae* s. *Krameriae triandrae* et *Cortex Radicis Ratanhiae*, *Rhatanhia*, *Ratanha*, *Rhatan* oder *Ratanhiawurzel* (Göbel's Pharm. Waarenkunde, Bd. 2, T. 4, F. 2), sind sehr abstringierend. Die Wurzel besteht aus einem bis 2 Zoll dicken, 4–8 Zoll langen, knolligen, wagerechten, ästigen Haupttheile, aus welchem sich viele fingersdicke, oft gegen 2 Fuß lange, seitwärts und nach unten ausgehende Zweige und viele fast eben so lange, nur bis 2 Linien dicke Wurzelfasern entwickeln. Die Rindensubstanz des Haupttheils ist ziemlich dünn, bei den Ästen und Wurzelfasern aber weit beträchtlicher, selbst den Holzkörper übertreffend. Die sehr dünne Oberhaut der Rinde ist dunkel braunroth, die darunter befindliche Bastlage dunkler, fast violettroth; beide sind mit vielen Längs- und Querrissen durchsetzt, wodurch auf der Oberfläche längliche Rierecke entstehen. Hier und da finden sich auf der Oberhaut auch kleine warzenartige Erhabenheiten. Die Textur der Rinde ist körnig, der Bruch körnig, harzig glänzend. Die Oberhaut der Wurzelfasern ist glatt und dünn, der Bast locker, auf dem Bruche langfaserig, blaß roth. Der Holzkörper ist von dichter und fester Textur, auf dem Bruch grobfaserig, auf dem Schnitte harzigglänzend, an den ältern Theilen roth, an den jüngern mehr ins Gelbe ziehend, in der Mitte oft mit einem dunkleren Punkte. Die *Ratanhia* ist schwer und hat keinen Geruch und einen stark zusammenziehend bitteren, nicht unangenehmen Geschmack. Durch Jod wird sie schwarz. Nach Gmelin enthält sie Tanin, stickstofffreien Schleim und einige Salze. Vascier und Bley fanden eine eigenthümliche Säure, *Ratanhia* oder *Kramerische* (richtiger *Krameria*-) Säure (s. *Ratanhia*-Säure). Die Wirkung der Wurzel und Wurzelrinde ist stark tonisch-abstringierend und die Wurzel gegen passive Durchfälle, Blut- und Schleimflüsse u. s. w., und häufig auch als Zahnpulver angewendet. Die Rinde ist wirksamer, als der Holzkörper. Häufig wird auch das *Ratanhia*-extrakt (s. d.), *Extractum Ratanhiae*, vorzüglich aber das in Amerika bereitete, *Extractum Ratanhiae americanum* s. *mexicanum*, angewendet. Hayne, Arzneig., 8, T. 14; — Ruiz u. Pav., Fl. per., 1, T. 93, 94. — 2) *K. Ixina* L., antillische *Krameria*. Auf den Antillen (Domingo) und dem benachbarten Festlande Südamerikas. Blätter gestielt, oval-lanzettlich, dornspitzig, flaumhaarig. Blumentrone 5blättrig, die 3 längern Blätter am Grunde verwachsen; 4 Staubgefäße. Die Wurzel, *Radix Ratanhiae Antillarum*, besitzt gleiche Eigenschaften, wie die der vorigen Art. Tussac, Fl. des Ant., T. 15. — Die Gattung ist der Typus der *Krameriaceae* Kunth, einer Untergruppe der *Polygalaceae* Polygalaeae Richb.

Krameriaceae (Bot.), s. *Krameria*.

Kramerinnung (*Kramergilde*, *Gremium*). So wie sich mit der Zeit jedes einzelne Gewerbe für sich abschloß, seine eigenen Gesetze

Krampfen, österr. = steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Neuberg; Eisengrube, Eisenschmelze u. Eisenhammer; 270 Einw.

Krampf (Spasmus, franz. Spasme, engl. Spasm, Med.), eine unwillkürliche und unzweckmäßige, meist auch ungewöhnlich heftige und sonst in räumlicher oder zeitlicher Hinsicht regelwidrige Bewegung im lebenden Körper, also eine aus krankhafter Ursache erfolgende Zusammenziehung der Muskel- (und anderen kontraktilen) Fasern. Da nun keine dieser Fasern ohne Nerven ist und nur in Gedanken als ohne dieselben funktionierend gedacht werden kann, während umgekehrt der Bewegungsnerv allein, ohne sie, durchaus unfähig ist, Bewegungen hervorzubringen, so würde es zu unnötigen Spitzfindigkeiten führen, wenn man hier zwischen den vom Nervensystem und den von den Muskeln bedingten Krämpfen unterscheiden wollte. Vielmehr betrachte man richtiger den Muskel sammt seinem Nerven = Primitivfaden bis zu deren Endigung im Rückenmark oder Gehirn als ein einziges zusammengehöriges Organ. Um so weniger kann man Anstand nehmen, die Krämpfe den Nervenkrankheiten zuzurechnen, da ohnedies einerseits das physiologische Experiment durch Reizung motorischer Fasern, besonders des Rückenmarkes, die verschiedensten Arten und Grade der Krämpfe hervorruft, — während andererseits die klinische Erfahrung lehrt, daß die Mehrzahl der Krampfkrankheiten von verschiedenen Störungen des Nervensystems ausgeht. Wir verstehen daher hier unter K. nicht bloß das äußerliche Symptom (bieden normalen Zwecken des Organismus widersprechende und vom normalen Willenseinfluß unabhängige Muskelkontraktion), sondern das Wesen der Sache, nämlich die krankhafte Reizung der Bewegungsnervenfaser (Nerventrampf). Daß eine solche Reizung von sehr verschiedenen anderweitigen krankhaften Veränderungen abhängen kann, welche unter Umständen auch die Leitungsfähigkeit ganz aufheben (d. h. zur Lähmung führen können), setzen wir als bekannt voraus. Ebenso, daß Lähmung eines Muskels allein stets Krampf seines Antagonisten nach sich zieht, sowie Krampf des ersteren meist Erschlaffung des letzteren.

Das Hauptsymptom des Krampfes, die abnorme Muskelkontraktion, zeigt sich bald als eine andauernde (tonischer Krampf, Starrkrampf, Dauerkrampf, Klamme), bald als eine ab und zu nachlassende, daher stoßweise und mit Hin- und Herbewegung erfolgende (klonischer K., Zuckkrampf, Zuckung, Convulsio, wohin auch die sogenannten elektrischen Erschütterungen, Stoßkrämpfe gehören). Erstere sind theils aus einem sehr hohen Grade der Reizung zu erklären (wobei, wie bei schnell und heftig auf einander folgenden Schlägen der elektromagnetischen Rotationsmaschine, dem Muskel nicht Zeit bleibt, zwischen den einzelnen Innervationsströmen zu erschlaffen), daher oft ein Zeichen von Erkränkung der kräftezeugenden Centralmassen selbst, — theils aus einseitiger, auf gewisse Nervenzweige örtlich beschränkter, die Antagonisten

derselben verschonender Reizung oder Lähmung. — Die klonischen Krämpfe hingegen beruhen mehr auf Reflexerregungen oder auf Entbindung des Rückenmarks von dem zügelnden Einflusse des Gehirns.

Die Krämpfe sind ferner verschieden je nach dem Nervencentrum, von welchem sie ausgehen, und man hat daher die Rückenmarkskrämpfe (als die hauptsächlichste Klasse) von den lokalen Nervenkrämpfen und den Hirnkrämpfen thunlichst zu unterscheiden. Die Symptome der Krampfkrankheiten sind ferner verschieden je nach der Eigenthümlichkeit des Gliedes oder Organes, welches von dem Krampfe befallen wird, nach dessen Bau und Funktion, nach der Anordnung seiner Muskelfasern. Sie bestehen demnach bald nur in einfacheren Streck- oder Beug-Bewegungen der Glieder, bald in kombinirten, aber unharmonischen, wirren Kreis- und Schlangen-Bewegungen, stoßweisen Erschütterungen u. dgl., oder in wohlgeordneten Bewegungsgruppen, — bald in Verengerung und Zusammenschnürung gewisser Höhlen, Kanäle oder Pforten mit gehemmter Weiterbeförderung ihres Inhalts (Sperrekrämpfe, wie bei krampfhafter Aster- oder Harnblasen-Sperre, Spasmus glottidis u. s. w.), oder mit eigenthümlichen, kombinirten Austreibungs-Bewegungen (Presskrämpfe, wie Tenesmus, Stranguria, Krampfwehen, Husten, Erbrechen u. s. w.), bald in anderweitigen Funktionsstörungen (z. B. Gelbsucht bei K. der Gallenwege, Schielen bei K. der Augenmuskeln).

Oft verbindet sich, besonders bei Starr- und Presskrämpfen, der K. mit Schmerzen, welche dann die dem Organe entsprechende Beschaffenheit haben und so bisweilen hauptsächlich zur Diagnose führen (z. B. Magenkrampf, Wehen, Kolik). Oft gehen dem Anfälle Frost, Gähnen und Dehnen, oder eigenthümliche Empfindungen (die Aura) vorher. Die krampfzigen Muskeln selbst ballen sich und werden härter. Meist wird dann die Funktion des betreffenden Organs und der mit ihm zusammen wirkenden noch in anderer Weise gestört (z. B. Athemnoth und blausüchtige Blutmischung bei Respirationskrämpfen). In der Regel finden sich auch bei Krampfankällen (oder schon als Vorboten) allgemeinere begleitende Symptome ein; die Haut wird kühl und zusammengezogen (Gänsehaut, verfallenes Antlitz), der Puls härtlich und klein, der Urin blaß und wässerig, andere Absonderungen zurückgehalten. Auch gesellen sich gern krampfartige Zustände in anderen Gruppen von Nerven, daher in entfernteren Theilen, zu dem ursprünglichen Leiden hinzu, welche durch centrale Mittheilung oder durch Reflex, ja durch die auch im gesunden Zustande obwaltende Gewohnheit zu Mitbewegungen und Antagonismus bedingt sind.

Der Anfall selbst, sowohl bei stetigen (tonischen), als bei den aus einer Reihe einzelner Krämpfe bestehenden (klonischen) Krämpfen löst sich in der Regel nach und nach, unter Milderung der Muskelspannung u. der begleitenden Symptome, mit Wiederherstellung des gesetzmäßigen (beziehentlich des willkürlichen) Gebrauches der befallenen

an Glieder, unter Seufzen, auch wohl unter Entsetzen von natürlichen Auscheidungen, z. B. Thränen, Blähungsabgang, Aufstoßen, Erbrechen, Stuhlverstopfung u. s. w. Häufig bleiben Müdigkeitsgefühl, Schlafneigung und eine Besonnenheit oder Verstimmung der geistigen Thätigkeiten noch einige Zeit nach dem Anfälle zurück. — Die Heilung der Gesamtkrankheit erfolgt bisweilen durch materiellere Krisen, z. B. Ausschläge, oder Beseitigung der Ursache, am häufigsten in den Entwicklungsjahren. Von Krankheitsformen sind besonders die durch den Anfall selbst hervorgebrachten mechanischen Beschädigungen, z. B. Blut- oder Wasseranhebungen, Congestionen, Ausdehnungen und Zerrungen weicher Theile, selbst Knochenbrüche zu erwähnen. Häufig sich wiederholende Krampfkrankheiten hinterlassen leicht chronische Fehler des Gehirns oder Rückenmarks (Blutstauungen, Lähmungen u. s. w.). — Von tödtlichen Ausgängen sind besonders die durch den Anfall wichtiger und zum Leben unentbehrlicher Eingeweide zu befürchten.

Von den eigentlichen tonischen Krämpfen sind oft sehr schwer oder nicht zu unterscheiden die durch Lähmung eines Antagonisten hervorgerufenen Kontrakturen einzelner Glieder oder Muskeln. Die größere Stetigkeit des Anfalls, die allmählichere Ausbildung desselben, die Erschlaffung des betheiligten Antagonisten und die Möglichkeit, den anscheinend krampfhaft kontrahirten Muskel durch mäßige Anstrengung von Seiten des Arztes zur Norm zurückzuführen, so wie das Fehlen der krampfhaften Lebenssymptome u. s. w. müssen hier die Unterscheidung begründen. Hierher gehören zum großen Theil die sogenannten idiopathischen Kontrakturen, welche oft nur Symptome von Lähmung einzelner Bewegungsnervenbündel des Rückenmarks oder Gehirns sind. — Auch die zu Gelenkentzündungen hinzutretenden Kontrakturen gehören hierher; sie entstehen dadurch, daß der heftige Schmerz den Gebrauch gewisser Muskeln andauernd aufhebt (lähmt) und so die Antagonisten überwiegen bleiben. — Ebenso unterscheidet man von Krämpfen jene fehlerhaften Bewegungen, welche nur in abnormem Ausmaß der Schmerzhaftigkeit des Bewegungsorgans begründet sind, z. B. Schielen bei Augenmuskelerkrankung, Zucken bei Gelenkschmerz, Unbehilflichkeit bei Knochenkrankheit.

Nach dem Siege der krampfmachenden Störung zerfallen die Krämpfe in drei, möglichst zu unterscheidende Hauptklassen:

1) Lokale Krämpfe, d. h. solche, wo der motorische Nerv peripherisch, nachdem er Gehirn und Rückenmark schon verlassen hat, gereizt ist. Sie sind natürlich auf das Gebiet des fraglichen Nerven beschränkt, selten mit sympathischen Krämpfen (und mit Neuralgie nur dann, wenn der Nervenkamm sensible Fäden enthält) verbunden, sind von Vorstellungen und Reflexen unabhängig, werden aber zuweilen durch ausgeführte Bewegungsversuche verstärkt. Ihr Verlauf ist meist der anhaltende. Auch werden sie mit tonischen Kontrakturen verwechselt, sind aber seltener, als diese.

2) Rückenmarkskrämpfe, die häufigste Art. Sie erstrecken sich meist über mehrere Nervengruppen zugleich oder abwechselnd, haben nicht den Anschein von Zweckmäßigkeit oder Willkürlichkeit, sind nicht mit Sinnes- oder Seelenstörungen, oft aber mit Theilnahme der Brust- und Baucheingeweide verbunden. Man kann unterscheiden: a) idiopathische, von centraler Erkrankung des Rückenmarks selbst ausgehende, daher theils nur in gewissen kombinirten Bündeln desselben, theils durch abnorme Kraft- und Reflex-Erzeugung sich äußernde. Sie sind mehr stetiger Natur und sowohl vom Gehirn aus (durch Vorstellungen), als von direkter Reizung des Rückenmarks, oft auch durch Reflex erregbar. — b) Reine Reflexkrämpfe, welche nur von Erregung empfindender Fasern abhängen, ohne daß der Reflexapparat selbst erkrankt ist. Letztere sind meist klonischer Art und vom Zustande des Organs abhängig, wo der erkrankte Empfindungsnerv ausmündet.

3) Hirnkrämpfe sind mit Störung oder Aufhebung der Empfindungen, der Sinnesnerventhätigkeit und der Vorstellungen, des Bewußtseins, mit Kopfschmerz, Schielen, Pupillenveränderung u. s. w. verbunden. Man kann sie einteilen: a) in Irrkrämpfe, wobei die Bewegungen unwillkürlich und ungereimt sind, aber doch mit dem täuschenden Anscheine des Entschlusses oder der instinktmäßig geordneten Körperbeherrschung auftreten, bedingt durch Erregung der Partien im Gehirn, wo die dem Willen dienstbare Anordnung der Nervenfasergruppen zu suchen ist. Dahin Rombergs koordinirte u. statische Krämpfe; erstere mit dem Anscheine der Willkür, des Schabernacks, der mimischen Bedeutung (Spottkrämpfe), letztere mit eigenthümlicher, automatischer Bewegung im Kreise, nach vorn oder hinten (Schwindelkrämpfe); — b) in epileptische oder bewußtlose Krämpfe, wobei durch Bewußtlosigkeit der zügelnde Einfluß des Gehirns auf die Rückenmarksthätigkeiten aufgehoben wird und demnach wirre, ungeordnete Muskelbewegungen im Gebiete der Rückenmarksnerven ausbrechen.

Ob es auch einen aufblähenden K. (Spasmus inflativus) gibt, ist noch eine Streitfrage. Die Organe, in denen ein solcher auftritt, sind mit elastischen Flüssigkeiten (Luftarten) gefüllte Hohlmuskeln, nämlich die Gedärme. In diesen scheint aber Verkürzung der Längfasern, welche ein Darmstück befällt, das oben und unten von zusammengezogenen Ringfasern abgegrenzt wird, allerdings nothwendig eine Ausblähung herbeiführen zu müssen. — Ebenso, und wohl noch häufiger, wird aber Lähmung der Ringfasern eines solchen Darmstückes zur Ausblähung führen.

Die Ursachen der Krämpfe sind die der Nervenkrankheiten überhaupt. Als zwei Hauptklassen unterschiedet man seit alten Zeiten die Krämpfe von Ueberfüllung oder Vollständigkeit und die von Erschöpfung (Spasmi a repletione vel inanitione). Doch reicht diese Eintheilung nicht ganz aus, da gewisse Krämpfe rein von lokaler, besonders mechanischer Reizung (z. B. durch

fremde Körper, Knochensplitter, örtliche, besonders entzündliche Prozesse, durch Reflex) entstehen, andere von Blutveränderungen ausgehen (so namentlich von Aufnahme schädlicher oder giftiger Stoffe, von außen her oder aus dem Inneren des Organismus stammend, in das Blut). Daher denn auch die verschiedensten Krankheiten anderer Systeme, besonders bei Kindern und Frauenzimmern unter der Form von Krämpfen auftreten oder mit denselben complicirt werden können. Die Gelegenheitsursachen sind demnach sehr mannichfach und kaum durch einzelne Aufzählung zu erschöpfen; sie erregen besonders dann Krämpfe, wenn sie in überraschender plötzlicher Weise einwirken (z. B. Schreck, schneller Blutverlust). — Die Anlage ist die der Neurosen überhaupt; man unterscheidet die besondere Anlage zu Zuckungen und Krämpfen, Zusammenschrecken und dergl. unter dem Namen der Krampfanlage (*Diathesis spastica, Convulsibilitas*).

Die Prognose der Krampfkrankheiten ist mannichfach und besonders von den Ursachen und dem Sitze der Grundkrankheit, nächst dem von der Häufigkeit, Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Anfälle, und der Mitleidenschaft wichtiger Theile abhängig. Zum Theil sind gewisse Symptome, z. B. Schwerathmen, Röcheln, Stillstand des Herzens, Bewußtlosigkeit, und die Form der Krankheit selbst bei der Prognose zu berücksichtigen. Selten sind Krämpfe von ganz leichter Prognose, in der Regel vielmehr schwer heilbar und häufig als Zeichen tieferer Zerrüttung von gefährlicher Bedeutung für den Augenblick oder für die Folgezeit. Reflexkrämpfe, besonders von Wurmreiz oder Hysterie bedingte, gestatten eine leichtere, von idiopathischen Leiden der Nervencentra ausgehende hingegen fordern die schwerere Voraussage.

Die Behandlung der Krampfkrankheiten ist in die des Anfalles und in die der Gesamtkrankheit, der Krampfanlage zu unterscheiden.

Im Anfalle bringt man den Kranken, nach Lösung aller beengenden Kleidungsstücke, in eine Lage, welche freie Athmung und Blutcirculation gestattet und den Kranken vor Beschädigung schützt, ohne die Muskelbewegungen gewaltsam zu beschränken. Diese müssen vielmehr frei austoben, und eingreifendere Versuche, den K. abzukürzen und den Kranken zu sich zu bringen, sind nicht rathlich; namentlich sind rohe Versuche, wie z. B. Rütteln und Pochen, das Ausbrechen der Daumen, starke Riech- und Niesmittel, kalte Begießungen, mit dem Kranken nicht vorzunehmen. Beruhigende Zusprache und Ermuthigung zur Selbstbeherrschung, Erwärmung der Hände, Füße, des kranken Theils (z. B. Unterleibes) durch warme Tücher, Wärmesteine, Sand- oder Kleiensäckchen, Umschläge, Hand- und Fußbäder, allgemeine warme Bäder, Ableitungen durch Senfteige u. dgl., Hautreibungen (trocken oder mittelst fetter, auch flüchtiger Stoffe), zuweilen auch das Riechenlassen an angebrannten Federn oder an Riechessig, sind oft nützlich. Wenn der Kranke schlucken kann, nützen zuweilen die flüchtigeren Nervina, z. B. die

Aufgüsse des Baldrian, der Chamille, der Pfaffenmünze, die bernstein- oder anisbaltigen oder empyreumatischen Salmiaktropfen, Wibergeiltinktur, Aqua foetida Prag., Naphthen und Aehnliches. Zuweilen können auch die Nauseosa in kleineren Gaben, die Ipekakuanha, Zinkblumen, Wismuthweiß gegeben werden. Blutentziehungen passen höchst selten und nur bei deutlicher und gefährdender Congestion und Entzündung.

Ein Verhüten oder Abschneiden des Anfalles durch ähnliche Mittel oder durch zeitig gereichte Brechmittel, oder durch eingreifende Gemüthsindrücke ist nur in selteneren Fällen passend. Bei manchen Kranken verschlimmert es das Gesamtbefinden oder die späteren Ausbrüche.

Gegen die Krampfanlage selbst und die sie bedingende Grundkrankheit ist nach den ermittelten Ursachen und nach allgemeinen therapeutischen Regeln zu verfahren. Es kommen daher hier in verschiedenen Fällen, selbst bei einer und derselben Krampfform verschiedene Heilmethoden in Anwendung, bald Wurmmittel, bald Tonika, bald Antihysterika, bald ableitende und sogar entzündungswidrige Mittel, oder Antistrophulosa, Resolventia, säuretilgende Mittel (bei Kinderkrämpfen), selbst Antisyphilitika. Oder es kann ein einzelnes Organ oder System, von dessen Empfindungsnerven der Reflexreiz ausgeht, Gegenstand der Behandlung, und zwar in sehr vielseitiger Weise werden; so besonders oft die Genitalien, Magen und Darmkanal, Herz, Schlingmuskeln, die verwundeten Gewebe beim Wundstarrkrampfe. Uebrigens ist bei Krampfkranken die zweckmäßige Regelung der Lebensweise in körperlicher und psychischer Hinsicht die Hauptsache; einzelne Formen heilen durch die fortschreitende Körperentwicklung von selbst, z. B. die Chorea minor der Kinder. Für einige Krampfformen gilt eine spezifische Kurmethode. Bei anderen versucht man ebenfalls in empirisch-spezifischer Weise die bekannten Nervenmittel, welche deshalb den Namen Antispasmodika führen, besonders die umstimmenden, ekelerregenden metallischen oder vegetabilischen, manche ätherisch-ölige, z. B. Asant, Baldrian, Pomeranzenblätter, und gewisse Narkotika, z. B. Stechapfel, Hanf, Belladonna. — Bei habituellen, unheilbaren Uebeln dieser Art enthält man sich stärkerer Kurmethoden gänzlich und beschränkt sich darauf, das Fortschreiten der inneren Uebel zu hemmen, das Gesamtbefinden aufrecht zu erhalten und die übeln Folgen der Anfälle zu verhüten.

In der Konvaleszenz ist eine streng geregelte Lebensweise und große Schonung noch längere Zeit nöthig, da selbst geringere Störungen, besonders gemüthliche und Sinnesreize, das Uebel leicht wieder wecken und öftere Rückfälle dasselbe habituell machen. Auch der Uebergang zu einer mehr stärkenden und abhärtenden Nachbehandlung ist daher, wo nicht entscheidende Indikationen für dieselbe vorliegen, nur mit Behutsamkeit vorzunehmen, und oft ist ihr eine mehr zertheilende und den Um- und Rückbildungsprozeß noch eine Zeit lang fördernde Behandlungsweise vorzuziehen.

Krampf (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Esthien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; Esthien, Berwerf, Windmühle; 460 Einw.

Krampfadern (Med.), s. Aderknoten.

Krampfadernblutbruch (Chir.), s. Krampfadernbruch.

Krampfadernbruch (Semenadergeschwulst, variköser Zustand des Hodensacks, Eirsocele, Varicocele, Oscheocele varicosa, Hernia varicosa, Cirsoascheum, Orchoncus varicosus s. cirsoes, Chir.), eine variköse Anschwellung und Ausdehnung der Samenstranggefäße, und bei einem hohen Grade auch des Nebenhodens und des Hodens selbst. —

Am Worte Eirsocele bezeichnet man am richtigsten eine Ausdehnung der Samenstranggefäße, und zwar vorzugsweise der venösen. Varicocele hingegen wird von Einigen nur bloß für eine variköse Ausdehnung der oberflächlichen Venen des Hodensacks gebraucht; Andere aber meinen Varicocele in dieser doppelten Bedeutung, als Varicocelescrotalis, Krampfadernbruch des Hodensacks, und als Varicocele funiculi spermatici, Krampfadernbruch des Samenstrangs, und Eirsocele für eine krankhafte Anschwellung der Gefäße des Nebenhodens und des Hodens, Telangiectasie des Testikels; wieder Andere halten beide Benennungen als gleichbedeutend. — Die Krankheit erscheint gewöhnlich zuerst im Samenstrang als einzelne oder mehrfache, weiche, farblose, fähle, nicht entzündete, undurchsichtige, nicht schmerzende, meist einen unförmlichen, wohl zuweilen über eine Faust großen Klumpen bildende, allermehr unschmerzhaft, bisweilen durch, manchmal lebhaft schmerzende, gewöhnlich langsam wachsende, von der Epididymis sich abzweigende und bis zur Bauchspalte sich erstreckende geschwulstartige Ausstülpung, die sich nicht selten zugleich gegen die Seitentheile des Skrotums hin verbreitet. — Der immer seltene und meistens stumpfe Schmerz erstreckt sich zuweilen bis gegen die Nieren hinauf, oder der Kranke empfindet andere Unbequemlichkeit, als die, welche von der Schwere und dem Umfange der Geschwulst herkommt. — Später fühlt man längs des Samenstranges eine ungleiche, durch mehr Stränge gebildete Anschwellung, die nach einem leichten Drucke von unten nach oben verschwindet, aber sich schnell wieder beim Nachlass des Druckes vergrößert. Bei bedeutender Zunahme der Anschwellung nähert sie sich mehr dem Bauchring und erstreckt sich wohl bis in die Bauchhöhle, wodurch derselbe so erweitert werden kann, daß ein wahrer Bruch dazu kommen kann, und nach unterwärts dem Hoden, und geht diese Anschwellung vom Nebenhoden auf den Hoden selbst über, wodurch sich derselbe vergrößert, schwerer und endlich in eine weite, zergatterte Masse von unregelmäßiger Gestalt aufgelockert wird und nur noch ein Konvolut von ausgedehnten Gefäßen, mit gleichzeitiger Verdickung ihrer Wandungen und des verbindenden Zellstoffes darstellt; dabei wird der Hodensack immer mehr ausgedehnt und der Kranke fühlt eine belästigende oder schmerzhaft zunehmende Schwere, welches Gefühl sich bis in

die Leistengegend verbreitet, besonders wenn derselbe längere Zeit aufrecht steht; bisweilen kann man durchs Gefühl unterscheiden, wie der ganze Hode gleichsam in Gefäße aufgelöst ist, die man durch einen angebrachten Druck gestalten und formen kann, wie man will. Erhöht sich der Kranke und untersucht man dann aufmerksam den Hoden, so fühlt man fast an allen Orten derselben kleine Pulsationen. — Durch längeres horizontales Lager entleeren sich die Gefäße und die ungleichhöckerige Geschwulst wird dann schlaff und kleiner; eben so wird sie nach der Einwirkung von Kälte kleiner, und ist sie dann auch immer größer am Abend, wie am Morgen.

Das charakteristische Zeichen des K. es ist das schnelle Verschwinden der Anschwellung bei einer Kompression, und das schnelle Wiederkommen, wenn die Kompression aufhört, und langsam erfolgende Wiederanschwellung bei fortgesetztem Druck auf den Bauchring, wobei man deutlich wahrnimmt, daß nichts Solides oder Dünnsüßiges unter den Fingern aus dem Bauchring hervortritt, sondern daß sich die Geschwulst unvermerkt und langsam, zumal bei Husten und Anstrengungen, von unten nach oben wieder entwickelt, indem der Druck den Rückfluß des Blutes in den Unterleib verhindert, und dann bei noch länger fortgesetztem Druck auf den Bauchring die Geschwulst noch größer wird, als sie gewöhnlich zu seyn pflegt. — Da indessen mehrere dieser Erscheinungen auch verschiedenen anderen Geschwülsten dieser Partie angehören, so sind in diagnostischer Hinsicht diese wohl von einander zu unterscheiden, indem die Eirsocele verwechselt werden kann: 1) mit einem Negerbruche, Epiplöcele, und zwar um so eher, wenn der K. alt und groß ist und wohl selbst den Leistenring widernatürlich erweitert. Der Negerbruch fühlt sich nämlich eben so weich, wulstig und teigig an, füllt auch den Leistenring, nimmt zum Theil eben so zu, wenn der Kranke steht, hustet oder den Athem anhält, und vermindert sich, wenn derselbe auf dem Rücken liegt. Der K. entsteht aber ohne äußere gewaltsame Ursache nur langsam, bildet und entwickelt sich zuerst nahe am Hoden und steigt langsam in die Höhe, nimmt beim Stehen und Husten nur langsam zu und wird überhaupt nur langsam größer. Läßt man nun den Kranken sich niederlegen und entleert die Geschwulst durch Druck auf den Hodensack, setzt dann die Finger fest auf die Bauchspalte und läßt den Kranken sich wieder aufrichten, so ist das Verhalten bei der Krankheit an sich verschieden. Ist es nämlich ein Bruch, so kann die Geschwulst, so lange der Druck anhält, nicht wieder hervortreten, während die Eirsocele, wie schon erwähnt, unvermerkt wieder von Neuem von unten nach oben sich entwickelt. Außerdem fehlen der Eirsocele alle übrigen, die Hernien charakterisirenden Erscheinungen. 2) Mit einem Wasserbruche, Hydrocele, findet nicht leicht eine Verwechselung Statt, und ist höchstens nur ein solcher Irrthum mit einer Hydrocele congenita bei flüchtiger Untersuchung möglich, indem diese letztere auch, wie die Eirsocele bei der horizontalen Rückenlage abnimmt, auch bei einem angebrachten Druck auf die Geschwulst

ganz verschwindet, aber stets sich wieder von oben nach unten entwickelt, die gewöhnliche Hydrocele sich aber eben so wenig wie die des Samenstranges, Hydrocele tunicae vaginalis funiculi spermatici s. Oedema funicul. sperm., bei anhaltender Rückenlage vermindert. Die Komplikationen des K.es aber mit einem Wasserbruch, wässerigem Aderbruch, Oscheoele cirsohydropica s. Hygrocirsocele, oder mit einem wahren Bruche, Oscheoele enterocirsoides, zumal mit einem Netzbruch, Oscheoele epiplocirsoides, machen die Diagnose immer sehr schwierig und müssen dann alle Erscheinungen und Zeichen eines jeden einzelnen Bruches gehörig erwogen und sorgfältig ausgemittelt werden, um über die Natur der Krankheit ins Klare zu kommen. 3) Mit einem Samengefäßbruch, Spermatocoele, Oscheoele seminalis, Onchioncus spermatoides. Hier ist die Verwechslung, wenigstens zu Anfange der Krankheit, immer sehr leicht und kaum zu vermeiden; daher wurde auch bis auf die neueste Zeit diese Krankheit immer mit der Cirsocele zusammengestellt, gemeinschaftlich abgehandelt und häufig damit verwechselt. Die Spermatocoele bildet indessen gleich anfangs eine mehr gleichförmig harte, oder härliche geringe Anschwellung des ausführenden Samenganges längs des Skrotums und des Nebenhodens, welche Anschwellung allmählig auf den Hoden übergeht, wobei derselbe nach und nach schwindet und atrophisch wird, so daß zuletzt nichts mehr davon als die leeren verdickten Häute übrig bleiben, und nur noch die gleich blickenden zum Bauchringe sich erstreckenden Samengefäßstränge fühlbar sind, die sich wie ein Bündel dünner Stricke oder wie ein Knäuel Regenwürmer anfühlen (doch kommt dieses letztere Zeichen wohl mehr und deutlicher bei der wahren Cirsocele vor). Gewöhnlich entwickelt sich diese Anschwellung zuerst von der Epididymis und dem Samenstrange bis zum Bauchring. Die strangartige Anschwellung ist zu Anfang sehr klein, unschmerzhaft, wächst langsam, wird aber dann auf einen angebrachten Druck sehr schmerzhaft, welcher Schmerz sich wohl bis zu den Leenden nach aufwärts und bis zu dem Knie nach abwärts erstreckt, und vermindert sich die Geschwulst weder bei der horizontalen Lage, noch durch Kompression. Die Koexistenz beider Krankheiten, die wohl nicht so gar selten vorkommt, wobei nicht nur die drei Gefäßarten, Arterie, Venen und zurückführendes Samengefäß, sondern selbst die lymphatischen Gefäße des Samenstranges in eine solche krankhafte Erweiterung, und zwar nicht selten durch einerlei Ursachen bedingt, oder bei bedeutender Cirsocele im engeren Sinne, unter begünstigenden Umständen, die anderen, bisher verschont gebliebenen Gefäße in ähnliche krankhafte Anschwellung und Erweiterung allmählig übergehen können, macht die Diagnose im höchsten Grade schwierig, wie schon überhaupt eine jede Komplikation des K.es mit anderen Krankheiten dieser Partie deren Erkenntniß nicht nur sehr erschweren kann, sondern auch die an sich schon schwere Heilung oft unmöglich macht. 4) Endlich mit anderen sogen. falschen Skrotalbrüchen, Oscheo-

cele spuria s. notha, als den verschiedenartigen Hodengeschwülsten und Indurationen, z. B. der Liparocoele s. Steatocoele spuria, falscher Fettbruch, Oscheoele hydatidosa, Wasserblasenbruch, Haematocoele cystica funiculi spermatici, Sackblutbruch des Samenstranges, Haematocoele varicosa, Krampfaderbruch, Oedema funiculi spermatici s. Hydrocele tunicae vaginalis funicul. sperm., Wassersucht des Samenstranges, u. s. w., die sich jedoch sämmtlich durch ihre bestimmten Zeichen von der Cirsocele unterscheiden, und die in anderen Artikeln besprochen werden.

Zu unterscheiden sind hier immer zwei Arten der Varikocoele:

a) Varicocoele scrotalis, Krampfaderbruch des Hodensackes, wobei die venösen Gefäße des Hodensackes varikös angeschwollen sind und sich diese als harte, knotige, äußerlich peripherisch sichtbare dunkelblauellnebenheiten, ohne alle Theilnahme des Hodens und Samenstranges, zeigen. Bei höherem Grade dieser varikösen Entzündung wird die Geschwulst teigartig und erstreckt sich bis an und in den Bauchring. Bei langer Dauer und im höchsten Grade des Uebels schwindet der Hode und verwelkt oft ganz.

b) Varicocoele funiculi spermatici, Krampfaderbruch des Samenstrangs (Funiculus varicosus), die eigentliche Cirsocele. Hier fühlt man kleine, hartweiche, spiralförmig gewundene Stränge, gleich einem Bündel Regenwürmer, längs des Samenstrangs, mit oder ohne Entzündung des Hodens, oder eine schmerzlose Anschwellung, wie ein Konvolut verwickelter Bogeldärme, zunächst über und an dem Hoden, die nur, wenn sie sehr groß wird, den Bauchring erreicht und durch ihre Schwere ein lästiges Ziehen verursacht, wenn die Geschwulst nicht durch ein Suspensorium unterstützt ist. — Dehnt sich wohl die gleich von Anfang nicht deutlich beschränkte Geschwulst auf die Scheidenhaut des Hodens aus, so leidet jetzt der Hode noch nicht und behält die ihm eigenthümliche Empfindlichkeit beim Druck auf denselben. Erreicht aber die Geschwulst eine beträchtliche Größe, so werden auch alle den Samenstrang konstituierenden Gefäße und die Substanz des Hodens selbst davon ergriffen. — Die chronische kalte Ausdehnung des Nebenhodens und dann des Hodens wird zuweilen sehr groß, sie werden weich und breiartig, allmählig aufwärts gezogen, eingeschlossen und so verändert, daß kaum einige Spur davon übrig bleibt (s. Schmalz, Diagnostische Tabellen 1290 u. 1291).

Die Ursachen des K.es können sehr verschieden seyn und sind in einzelnen Fällen gar nicht aufzufinden. Allermeist ist aber wohl die Entstehung dieses Uebels einer Schwäche und Erschlaffung der Venen des Samenstrangs zuzuschreiben, welche durch bedeutende Reizungen und erregte Kongestionen, in Folge venerischer Ausschweifungen oder Onanie, oder durch lange unterhaltene wollüstige Begierden, so wie durch gehinderten Rückfluß des Blutes bei anhaltend sitzender Lebensart und besonderen Beschäftigungen, bei Anschwellungen und Verhärtungen im Unterleibe durch Hämorrhoidalstopfungen und



haltenen Zusammenziehungen der Gebärmutter sind für den Fortgang der Geburt ohne Erfolg und je nach den verschiedenen Fällen von verschiedenen Zufällen begleitet, bald selten, bald häufig, bald kürzere, bald längere Zeit anhaltend, bisweilen auch wohl von mehr regelmäßigen Wehen unterbrochen. — Bei dem klonischen Krampfe der Gebärmutter (der krampfhaften Wehe im engeren Sinne) kann am ehesten Verwechselung mit einer regelmäßigen Wehe Statt finden, zumal wenn die fehlerhafte Zusammenziehung mehr allgemein ist; doch wird die große Schmerzhaftigkeit der Wehen und überhaupt die große Empfindlichkeit, die vermehrte Wärme und Trockenheit der Scheide, das Emporsteigen des Muttermundes, selbst der ganzen Gebärmutter und zugleich des vorliegenden Fruchttheiles, die Ungleichmäßigkeit in der Zusammenziehung, die große Angst u. Unruhe, die sich auch in die Wehenpause erstreckt, so wie das auch in diese ausgedehnte Gefühl von unangenehmer Dehnung, Spannung, selbst Zerrung, und die auch nach der Wehe noch fortdauernde Spannung und Empfindlichkeit des Unterleibes keinen Zweifel lassen. — Bei dem örtlichen, klonischen Krampfe findet man die eine Stelle der Gebärmutter mehr zusammengezogen, als die andere, den Uterus bei der Zusammenziehung der Längenfaser bisweilen verkürzt und oft umgekehrt auffallend verlängert, den vorliegenden Kindestheil höher, als vorher, den Muttermund wohl mehr zusammengezogen, als früher, oder aus seiner Lage gestellt, auch den Muttergrund oft in seiner Form verändert, so daß Schiefheit eintritt; den zusammengezogenen Theil der Gebärmutter sehr gespannt und hart, gegen die Berührung sehr schmerzhaft, nicht selten auch außer der Wehe den Uterus, wie die Mutterscheide empfindlich; letztere trocken und heiß. Bei dem tonischen Krampfe findet man eine überwiegende Kontraktion der Gebärmutterfasern mit nur geringer oder ganz fehlender Erschlaffung; doch kommen bei der andauernden Zusammenziehung oft noch verstärkte, den Wehen gleichende Kontraktionen vor. Beim allgemeinen ist der Uterus straff, um die Frucht oder um die Nachgeburt zusammengezogen, hart und gegen Berührung äußerst empfindlich, gar nicht gegen das Becken herabgesenkt, die austreibende Wirkung der Wehen gänzlich gehemmt. — Bei dem partiellen tonischen Krampfe sind die Erscheinungen nach dem Siege des Krampfes verschieden. Der sehr häufig im Mutterkörper, besonders am Uebergang in den Mutterhals Statt findende tonische Krampf, Striktur, Einschnürung genannt, äußert sich durch die deutliche Vertiefung, welche ringsum zu laufen pflegt und die Gebärmutter in zwei oder, wenn noch eine Striktur hinzukommt, in drei Abtheilungen theilt. Der im Muttermund u. Mutterhals ebenfalls nicht selten vorkommende tonische Krampf, Trismus der Gebärmutter, gibt sich bei der innern Untersuchung dem Finger durch Verengerung, dann auch durch Verstellung oder Verziehung aus der gewöhnlichen Stelle zu erkennen, wobei nach schon erfolgtem Verstrichen seyn der innere Muttermund von dem äußern

deutlich sich unterscheidet und der Mutterhals von Neuem sich bildet.

Der tonische Krampf des Gebärmuttergrundes bewirkt Schiefstand oder Schiefheit der Gebärmutter, wenn eine Seite sich mehr als die andere zusammenzieht, oder einen doppelten Hügel an jeder Seite des Uterus, gleichsam die Form des zweigehörnten Uterus, wenn die über den Grund laufenden Längenfaser sich einseitig zusammenziehen. — Trotz der heftigen Schmerzen, der bisweilen hinzukommenden stärkeren Zusammenziehungen und der dabei wirksamen, willkürlichen Geburtsthätigkeit schreitet die Geburt nicht fort. Der vorliegende Kindestheil bleibt hoch stehen, oder geht, wenn er durch Einwirkung der Bauchmuskeln mit dem ganzen Uterus herabgedrückt wird, gleich nach der Wehe wieder zurück. Der Muttermund wird bei diesem Herabtreten des vorliegenden Kindestheils nicht gespannter u. nicht weiter. — Außer den krampfhaften Wehen der Gebärmutter gibt es auch krampfhafte Scheidenwehen, sowohl klonische, als auch tonische Krämpfe der Mutterscheide, die bisweilen mit dem Krampfe der Gebärmutter verbunden, bisweilen aber auch mehr selbstständig sind, aber auch wohl mit krampfhaften Erscheinungen in den benachbarten Organen (Harnblase u. Mastdarm) sich vergesellschaften. Das Allgemeine befindet sich bei den K. mehr oder weniger afficirt. Außer dem bei den Wehen Statt findenden heftigen, spannenden, schneidenden, äußerst lästigen Schmerze zeigt sich große Unruhe, Angstlichkeit und Muthlosigkeit, besonders bei längerer Dauer krampfhafter, für das Fortschreiten der Geburt ganz unwirksamer Wehen, lautes Jammern und Wehklagen über das heftige Schmerzgefühl und über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen, die Geburt zu befördern. Das Gesicht ist bisweilen geröthet, die Haut heiß und brennend; bei heftigem tonischen Krampfe ist das Gesicht bisweilen eingefallen, bleich. Der Puls ist klein und hart, meistens beschleunigt, bisweilen langsam, in manchen Fällen auch voll. Harn- und Stuhlausleerung sind oft gehemmt; bisweilen finden sich häufige und schmerzhaft Ausleerungen ein. Auch krampfhafte Symptome der Unterleibsorgane, heftiger spannender, drückender Schmerz in der Präcordialgegend, Uebelkeit, Erbrechen; in den Athmungsorganen Schwerathmen, Brustbeklemmung und außerordentliche Angst; in den der Willkür unterworfenen Organen Zittern des ganzen Körpers, heftiger, krampfhafter Schmerz in den Extremitäten, besonders in den unteren, und allgemeine Konvulsionen, wobei zugleich das Bewußtseyn aufgehoben ist, kommen nicht selten hinzu. Doch sind die Konvulsionen nicht immer Folge der Gebärmutterkrämpfe, sondern oft auch Folge regelmäßiger Zusammenziehungen der Gebärmutter, die, wenngleich sie diese Schrecken erregenden und große Gefahr bringenden Zufälle hervorrufen, doch die Geburt fördern und sogar bei vollkommener Bewußtlosigkeit der Kreisenden vollenden. Die Erscheinungen und Wirkungen der krampfhaften Zusammenziehungen ändern sich je nach der Zeit, zu welcher sie ein-



des vorliegenden harten Kindesheiß gereizt wird, überhaupt unvorsichtige und gewaltsame Erweiterungen und Verlegungen des Muttermundes durch die Hand oder durch Werkzeuge, unzeitige, z. B. nach dem plötzlichen Abfließen vielen Fruchtwassers, oder nach der schnellen Geburt des Kindes unternommene Reibungen der Gebärmutter, ferner das zu frühe Herabsinken des Kindeskopfes, der durch die Kontraktionen, wenn sie geregelt werden sollen, erst wieder aus dem gleichzeitig herabgesunkenen untern Abschnitt der Gebärmutter in die Höhe gehoben werden muß, Mißverhältniß zwischen Kind u. den Geburtswegen, wobei vergebliche Anstrengungen zur Vollendung der Geburt endlich Krampf bewirken, fehlerhafte Fruchtlagen unter denselben Umständen, oder auch schon in den ersten Geburtszeiten, weil die Form und Entwicklung der Gebärmutter selbst von der Regel abweicht, oder umgekehrt zu schnell verlaufende Geburten und zu sehr beschleunigte Entbindungen, Fehler der Nabelschnur und des Mutterkuchens, z. B. zu bedeutende Kürze oder Umschlingung, und dadurch, oder auch nach der Ausschließung der Frucht durch unzeitigen Zug bewirkte Zerrung des Mutterkuchens, Verwachsung desselben mit dem Uterus, Zurückbleiben der Placenta und dadurch entstehende wiederholte Anstrengungen, dieselbe auszutreiben.

Die nächste Ursache ist auf eine Verstimmung der Nerventhätigkeit zurückzuführen. Unter erhöhter Reizbarkeit der Nerven ist bei klonischen Krämpfen die Energie vermindert; bei tonischen Krämpfen zeigt sie sich auch erhöht; aber ihre Wirksamkeit ist nicht als ein gemeinschaftliches Wirken aller Theile zu dem ursprünglichen Zwecke (zur Austreibung des Inhalts), sondern als ein einseitiges, überwiegendes Zusammenziehen der Gebärmutterfasern (einzeln oder aller), welches der Austreibung geradezu widerstreitet, anzusehen. Diese Verstimmung der Nerventhätigkeit ist stets mit einem regelwidrigen Verhältnisse der Grundkräfte verbunden; namentlich ist in vielen Fällen die Vegetation des Gefäßsystems in einer fehlerhaften Stimmung. Dieses Mißverhältniß kann sowohl auf einer specifischen, als auch graduellen Verschiedenheit beruhen, wodurch auch die Erscheinungen und ihr Verlauf eine Veränderung erleiden können. Sehr häufig werden die hierher gehörigen Zustände nicht als krampfartige betrachtet und daher als besondere Krankheitszustände und Krankheitsanlagen abgehandelt.

Vorhersage. Diese ist im Allgemeinen ungünstig, sowohl durch den krankhaften Zustand an sich, als auch durch das hierdurch bewirkte Geburtshinderniß. Doch gibt es auch Fälle, in welchen der Krampf sich löst, und die Geburtsthätigkeit, wenn sie vollständig geregelt worden ist, ihren Zweck noch vollkommen erreicht. Uebrigens richtet sich die Prognose nach den verschiedenen Umständen, unter welchen die K. einzutreten pflegen. Die klonischen Krämpfe der Gebärmutter z. B. gestatten am ehesten noch die Vollendung der Geburt durch die Wehenthatigkeit, weil nicht selten mehr regelmäßige Wehen zwischen ihnen vorkommen, während die tonischen

nicht allein die Geburt gänzlich hindern, sondern auch der Gebärenden oft großen Nachtheil bringen (z. B. durch lange Dauer der Geburt, durch Ergriffenwerden anderer Organe von der krampfhaften Affektion). Der allgemeine tonische Krampf bringt nicht viel größere Nachtheile, als der örtliche, der unter Umständen dieselben Gefahren für die Gebärende zur Folge hat, wie jener, die Geburt hindert, heftige Schmerzen veranlaßt, auf andere Organe, auf Harnblase, Mastdarm, sowie Mutterscheide (auch der Starrkrampf für sich kann die Austreibung der Frucht wie der Muttermundkrampf hindern, selbst wenn schon der größere Theil der Frucht, z. B. bei nachgebornem Kopfe ausgetrieben worden ist, die Vollendung der Geburt hindern), auf Unterleibs-, Brustorgane, selbst auf das Gehirn übergehen und dadurch sehr verschiedene Zufälle, selbst die gefährlichen Konvulsionen, die bisweilen auch bei klonischen Krämpfen entstehen, hervorrufen kann. Wird ein Theil des Kindes durch partiellen tonischen Krampf zurückgehalten, so wird die Geburt eben so verzögert und unmöglich, als wenn die ganze Frucht umschnürt wird. Auch wird häufig auf gleiche Weise das Leben gefährdet. — In den beiden ersten Geburtszeiten bringen die krampfhaften Wehen am wenigsten Nachtheil; sehr oft verschwinden sie und lassen dann, wenn eine regelmäßige Geburtsthätigkeit hervortritt, die Vollendung der Geburt durch die Naturkräfte zu; doch können auch hier schon die nicht selten mit dem Tode endigenden Konvulsionen eintreten u. die Vorhersage sehr ungünstig stellen lassen. Bisweilen wird die Geburt überraschend schnell beendet, wenn derselben krampfartige Zusammenziehungen Tage und selbst Wochen lang vorausgehen. In der dritten und vierten Geburtszeit entstehen die K. seltener, sind aber durch die Hinderung der Geburt, die vielleicht schon zum Theil vollendet ist, von besonders ungünstigem Einfluß auf das Kind, z. B. wenn der Rumpf geboren und der Kopf durch Strikturen des Muttermundes und der Mutterscheide zurückgehalten ist. Auch in der fünften Geburtsperiode wird die Vorhersage bei K. ungünstig, theils der dabei eintretenden Einspernung des Mutterkuchens, theils der häufigen Blutflüsse wegen, die, indem sie bei jeder Wehe erscheinen, nach und nach, wenngleich oft bei jeder einzelnen nur eine geringe Menge ausgeleert wird, einen so beträchtlichen Blutverlust bewirken können, daß selbst Lebensgefahr eintritt. — Nach den Ursachen richtet sich die Vorhersage ebenfalls. Bei den zu krampfhaften Affektionen besonders geneigten, sehr reizbaren, empfindlichen Personen ist die Vorhersage darum günstiger, weil dieselben an nervöse Affektionen mehr gewöhnt sind. Starke, robuste Frauen, welche zu solchen weniger geneigt sind, leiden, wenn sie von K. ergriffen werden, meistens viel mehr, weil dieselben gewöhnlich erst nach Einwirkung heftiger Ursachen entstehen. — Sind die K. Folgen allgemeiner oder örtlicher Krankheitsanlagen oder Krankheiten, so richtet sich die Vorhersage nach der Wichtigkeit derselben. Entstehen sie von Fehlern des Eies und des Geburtsverlaufes, so

hängt die Prognose davon ab, ob dieselben allmählig von selbst verschwinden, oder doch gehoben werden können. So verschwindet die übermäßige Ausdehnung des Uterus durch Fruchtwasser durch den Blasensprung. Ist der verzögerte Blasensprung an der Entstehung der Krämpfe Schuld, so kann er künstlich bewerkstelligt werden. Der Nachtheil des zu frühen Wasserabganges kann durch eine zweckmäßige Behandlung leicht verhütet werden. Alle andern Fehler sind nicht so leicht zu beseitigen, oder es dauert die Folge des schon vorübergegangenen schädlichen Eindrucks fort. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Vorhersage um so ungünstiger wird, je mehr Ursachen in einem Falle zusammenkommen, je mehr die Nerventhätigkeit des Uterus verstimmt und Neigung vorhanden ist, auch auf andere Organe die krampfhaften Affektion fortzupflanzen. — Die dem Kinde drohenden Gefahren hängen hauptsächlich von der Dauer und der Art der krampfhaften Wehen ab; denn bei tonischem Krampfe, der besonders geringen Nachlaß zeigt, ist die Gefahr, auch wenn die Zusammenziehung nur gering ist, größer, als bei klonischem Krampfe. Während bei jenem der Blutrundlauf zwischen Mutter u. Kind, und in dem letzteren selbst leicht unterbrochen und dadurch der Tod bewirkt wird, ist bei diesem der Druck sehr oft unterbrochen und daher das Leben der Frucht mehr geschützt. Außerdem haben die Dauer der Geburt und andere Nebenumstände, z. B. zu früh erfolgter oder bewirkter Blasensprung, Einfluß auf das Leben der Frucht. Je länger die Geburt nach dem Blasensprunge noch dauert, je mehr sie sich nach der Austreibung des Kumpfes bei zurückgehaltenem Kopfe und umgekehrt noch verzögert, desto größer ist die Gefahr für das Leben des Kindes.

Behandlung. Diese hat den Zweck, sowohl die krampfhaften Wehen zu verhüten, als auch, wo sie vorhanden sind, zu entfernen, manche Zufälle und wo möglich auch deren Folgen zu beseitigen.

Prophylaktische Behandlung. Diese kann sowohl während der Schwangerschaft, als auch im Anfange der Geburt bei Personen Statt finden, die entweder bei einer schon vorhergegangenen Geburt an K. litten, oder die an solchen Krankheitsanlagen oder Krankheiten leiden, welche die Entstehung krampfhafter Wehen sehr begünstigen. Um den Anforderungen der Kunst in dieser Hinsicht zu genügen, muß man ein sorgfältiges Verhalten in Hinsicht auf die Bewegung in freier, heiterer Luft von mittlerer Temperatur, auf den gehörigen Wechsel von Schlafen u. Wachen, auf den Genuß leicht verdaulicher, nicht reizender Speisen und Getränke, u. auf eine ruhige, heitere Gemüthsstimmung u. s. w. vorschreiben, dann aber auch hinsichtlich der bei Schwangern und Gebärenden zu beobachtenden Krankheitsanlagen und Krankheiten eine zweckmäßige Behandlung einleiten und die bei der Geburt eintretenden Gelegenheitsursachen entweder zu verhüten, oder, wenn dieses nicht mehr möglich ist, ihre Wirkung zu beseitigen suchen.

Therapeutische Behandlung. Diese wird nur dann nöthig, wenn die prophylaktische

entweder den Zweck nicht erreichte, oder nicht angewendet werden konnte. Nicht selten wird sie aber auch darum überflüssig, weil die Natur die krampfhaften Wehen namentlich durch Schweiß, Blutfluß, auch wohl bei gastrischen Anhäufungen durch Erbrechen und Durchfall zu beseitigen bemüht ist. Um die Wirksamkeit der Natur zu beurtheilen, muß man auf den Grad und die Festigkeit, auf die Dauer, auf die Gelegenheitsursachen der K., sowie auf die gleichzeitige Affektion anderer Organe Rücksicht nehmen. Je weniger heftig die K. sind, je schneller die Gelegenheitsursachen vorübergehen, je weniger andere Organe ergriffen werden, desto mehr ist bei gleichzeitigem Hervortreten der einen oder andern Excretion auf die Wirksamkeit der Natur zu rechnen. — Wird aber die therapeutische Behandlung nöthig, so hat man zunächst auf die Ursachen zu sehen, dieselben zu entfernen und abzuhalten, so wie ihre Wirkungen aufzuheben. Zu dem Ende leitet man eine der allgemeinen Krankheitsanlage oder Krankheit entsprechende Behandlung ein, wenn ihr rascher Verlauf ohne dies ein besonderes Verfahren verlangt. Die Beseitigung derselben gelingt meistens während der Geburt nicht; dagegen ist es eher möglich, flüchtige Eindrücke, z. B. auf das Gemüth, zu beseitigen, und ihre Wirkung durch tröstenden Zuspruch u. s. w. zu vermindern oder ganz aufzuheben. Man unterläßt das häufige Untersuchen, vermeidet die Erhitzung wie Erkältung des Körpers, so wie alle reizenden Eindrücke und gebraucht besondere Vorsicht, wenn Schweiß ausbricht oder andere Erscheinungen eintreten, welche das Verschwinden der krankhaften Affektion oder der Wirkungen der Gelegenheitsursachen ankündigen. Manche in der Gebärmutter liegende Ursachen, z. B. die Verhärtungen, Geschwülste, lassen eine Heilung während der Geburt nicht zu; andere, z. B. fehlerhafte Lagen, lassen sich eher beseitigen. — Die aus dem Geburtsverlaufe in Folge mancher Störungen sich entwickelnden K. werden meistens durch ein den individuellen Umständen angepaßtes Verfahren beseitigt. Bei zu großer Ausdehnung der Gebärmutter durch zu vieles Fruchtwasser bewirkt man das allmähliche Abfließen des Fruchtwassers durch den in der Rückenlage der Gebärenden bewirkten Eihautklich; bei zu lange erhaltener Fruchtblase nimmt man den künstlichen Blasensprung vor; bei zu frühem Wasserabgange sorgt man für eine Seitenlage und verbietet das frühe Berahren der Wehen; bei zu tief mit dem untern Abschnitt der Gebärmutter herabgesenktem Kindeskopfe empfiehlt man ruhiges Verhalten und verbietet anfangs alles Mitdrängen. Bei Mißverhältniß zwischen Becken und Kindeskopf gebraucht man die den Umständen entsprechende mechanische Kunsthülfe. Bei den fehlerhaften Fruchtlagen muß man wohl unterscheiden, ob diese den Krampf bewirkt haben, wie dieses z. B. gewöhnlich bei dem durch versäumte Kunsthülfe veranlaßten und lange nach Abfluß des Fruchtwassers entstehenden tonischen Krampfe der Fall ist, oder ob der Krampf die fehlerhafte Lage bewirkte, in welchem Falle die Behandlung der K. die Hauptsache ist, oder ob die regelw-

brige Lage und fehlerhafte Form der Gebärmutter die Ursache der K. ist, in welchem Falle die Herstellung der regelmäßigen Lage der Frucht und der regelmäßigen Form der Gebärmutter durch Seitenlage der Gebärenden, durch sanften, gleichmäßigen Druck u. s. w. die K. zu beseitigen vermag. Bei den zu schnell verlaufenden Geburten, so wie bei den aus besonderen Ursachen zu sehr beschleunigten Entbindungen muß man den Abgang der Nachgeburt so lange wie möglich zu verzögern suchen. Die durch zu kurze od. durch Umschlingung verkürzte Nabelschnur veranlaßte Zerrung des Mutterkuchens und hierdurch bewirkte Verstimmung der Gebärmutter verschwindet erst mit Vollenbung der Geburt, die Verwachsung des Mutterkuchens mit der Gebärmutter verlangt meistens künstliche Lösung und Entfernung desselben, wenn die hierdurch nicht selten noch in der fünften Geburtszeit veranlaßten K. beseitigt werden sollen. Alle anderen, durch frühzeitiges, ungestümes Ziehen am Nabelstrange u. s. w. entstehenden Ursachen sind auf das strengste zu vermeiden.

Gelingt die Entfernung der Ursachen nicht, oder kann diese Behandlung nicht Statt finden, so sucht man die K. durch Aufhebung der nächsten Ursache zu beseitigen. Zu dem Ende gebraucht man die krampfstillenden Mittel, die man je nach Verschiedenheit der Umstände passend auswählt. Bei deutlicher Erregung des Gefäßsystems, bei übermäßiger Spannung der Fasern braucht man die kühlenden und erschlaffenden Mittel; namentlich ist die Wirkung des Aderlasses nicht leicht durch ein anderes Mittel zu ersetzen; dann gebraucht man Emulsionen von Mohnsamen oder falsche Emulsionen mit süßem Mandelöl, auch wohl Salpeter, ferner Kirschlorbeer- oder Bittermandelwasser, Laktularium, Extractum hyoscyami, belladonnae, auch äußerlich Einreibungen von Oleum hyoscyami, chamomillae coctum in den Muttergrund oder die Mutterscheide, auch die Belladonnasalbe in den Muttermund, ebenso Dampfbäder oder örtliche Bäder, od. Bähungen mit dem Aufgusse krampfstillender Mittel, z. B. durch Vorlegen eines in den Aufguß von Chamillen oder Hyoschamus getauchten Schwammes vor die äußeren Geschlechtstheile, oder Auslegen wollener, in denselben Aufguß getauchter Tücher über die Geschlechtstheile und den Unterleib, Einsprigungen von Lein-, Mohn- oder Hyoschamusöl in die Scheide. Bei überwiegender Sensibilität gibt man die erregend krampfstillenden Mittel, die man je nach Verschiedenheit des Falles sorgfältig auswählt. Zu diesen gehört das Opium, namentlich die Tinct. op. croc., der Moschus, namentlich die Tinct. ambræ cum moscho, das Castoreum, Ammonium, besonders Liq. c.c. succ., allein od. in Verbindung mit Opiumtinktur, Valeriana, ebenfalls in Form der Tinktur, Asa foetida, besonders auch in Klystieren, Spekaluanha in kleinen Gaben, besonders in Verbindung mit Opium in dem doverschen Pulver, auch Aether, ätherischen Spiritus, ätherische Oele, z. B. von Chamillen. Auch nützen hier lauwarme Bäder mit dem Zusatze aromatischer krampfstillender Kräuter, besonders von Cha-

millen. Auch Bäder mit der Auflösung von Seife oder kautischem Laugensalze erweisen sich nützlich. Bei langer Dauer der Geburt kann man solche Bäder sogar wiederholen.

Uebrigens richtet man sich bei der Behandlung nach dem Verlaufe der Geburt. Die vor dem eigentlichen Beginn derselben bisweilen entstehenden krampfhaften Zusammenziehungen verlangen im Allgemeinen Ruhe des Körpers und des Gemüthes; namentlich muß man darüber Trost zu geben wissen, daß diese schmerzhaften Zusammenziehungen ohne deutlichen Erfolg sind. Gewöhnlich treten sie bei körperlichen Anstrengungen oder bei Gemüthsbewegungen ein und verlieren sich bei ruhigem Schlafe, erscheinen aber nach neuer Veranlassung wieder. Daß das Gemüth an denselben Antheil hat, ist nicht zu verkennen; denn diese K. erscheinen besonders bei solchen Frauen, welche den Verlauf ihrer Schwangerschaft für beendet halten und auf die Geburt warten. Sehr häufig verläuft diese sehr schnell, nachdem jene schmerzhaften Zusammenziehungen längere oder kürzere Zeit vorausgingen. Bisweilen sind diese K. durch gastrische Anhäufungen, Blähungen veranlaßt, so daß ein Abführungsmittel die meiste und schnellste Hülfe gewährt. In anderen Fällen zeigt sich der Nutzen krampfstillender Mittel, sowohl solcher, welche innerlich, als auch solcher, welche äußerlich, namentlich in Form der Bäder angewendet werden. Sehr oft wird aber besondere Hülfe weder gewährt, noch gesucht, indem der zu Rath gezogene Arzt oder Geburtshelfer die Zufälle für Zeichen der ersten Geburtszeit hält und auf die beginnende Geburt hinweist, die Schwangere selbst aber diese Zufälle bald wieder verschwinden sieht.

Auch in der ersten Geburtszeit verschwinden die K. bei ruhigem Verhalten, namentlich wenn die Kreisende das Bett hütet und Schweiß bekommt, bei dem Gebrauche krampfstillender Getränke, Klystiere, auch Bäder. Nöthigenfalls wendet man auch krampfstillende Mittel innerlich an; man wählt sie nach der Konstitution der Gebärenden und nach der Veranlassung aus. Ebenso gebraucht man, wenn die K. bis in die zweite Geburtsperiode sich erstrecken, oder in dieser erst entstehen, die krampfstillenden Mittel, sowohl innerlich, als auch äußerlich. Man vermeidet, so lange nicht andere Gefahren eintreten, jede Beschleunigung der Geburt, namentlich den künstlichen Blasensprung oder gar die künstliche Erweiterung des Muttermundes, weil durch ein solches Verfahren der krampfhafte Zustand eher vermehrt, als vermindert, selbst Entzündung bewirkt wird. Der Gebrauch der Belladonnasalbe zur Erweiterung des krampfhaften Muttermundes erfordert alle Vorsicht, wegen der lähmungsartigen Wirkung, welche noch in der fünften Geburtszeit höchst nachtheilige Folgen haben kann. Mit gen empfiehlt leichte Einschnitte des Muttermundes, um durch erregte Blutung, welche man mit Einsprigungen von warmem Wasser noch unterhalten soll, den Krampf zu beseitigen.

In der dritten und vierten Geburtszeit löst sich nicht selten der in den früheren Geburtsperioden vorhandene Krampf, indem die heftigen Schmerzen nachlassen, der Uterus in den Wehen-



burg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 110 Einw.

Kranewitter, Joseph, Maler, 1756 zu Imst im Innthale geboren, ein Schüler von J. Seiler zu Reuti. Seine Fortschritte waren nicht schnell, aber desto gründlicher. Erst nach fleißigem Zeichnen nach der Natur und nach Modellen versuchte er sich in eigenen Kompositionen. Sie zeugten immer von Originalität, weniger von Geschmac. In schwierigen Darstellungen, besonders in Verkürzungen, verrieth er Talent, doch konnte es bei der Ungunst seiner Verhältnisse nicht zur Reife kommen. In Wien, wohin er sich wandte, fand er keine Aufnahme, eben so wenig in Neuchâtel. Er begab sich darauf nach Augsburg (1784), wo er sich trotz seiner großen Freiheitsliebe gezwungen sah, 4 Jahre zu kon-
ditioniren. Später ging er nach Vogen; dort † er 1824. Einige seiner historischen Kompositionen verdienen Lob. Seine Figuren sind gut gezeichnet und ausdrucksvoll in Stellung und Gebärde, und seine Färbung ist mäßig, besonders im Nacken. Um die Belwerke kümmerte er sich nicht, und auch bei Porträten arbeitete er nur den Kopf und die Hände gut, das Uebrige ließ er nachlässig gehen.

Kranke, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Bochum, an der Em-
scher; Rittergut, Mühle; 200 Einw.

Krangeln (Seiler), wenn sich 2 Fäden, die
zusammengedreht werden sollen, verwirren.

Krangon (Geogr.), preuß. Orte: 1) Haupt-
gut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig,
Kr. Stargard; 190 Einw.; — 2) Dorf, Prov.
Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Rupp-
pin; 170 Einw.; — 3) Dorf, Prov. Pommern, R.-
B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; Patrimonial-
gericht, Wassermühle; 160 Einw.; — 4) Dorf
dass., Kr. Schlawe; 220 Einw.

Krania (Geogr.), 1) europ.-türk. Ort, Al-
banien, Sandschal Toli Monastir, südwestl.
von Serfidsch; — 2) Ort dass., Sandschal
Janina, nordöstl. von Arta; — 3) Ort dass.,
am Salambria, nordwestl. von Ambrakia.

Kranich (Ornith.), Stelzvogelgatt., f. v. a.
Grus. — Gemeiner K., f. v. a. Grus cinerea L.

Kranich (in anderer Bedeut.), 1) (Astron.),
Sternbild der südlichen Hemisphäre, neben dem
Pbönix und dem Indianer; enthält 13 Sterne
bis zur 5. Größe, worunter 2 von der 2., einer
von der 3. Größe; bei uns nie sichtbar; — 2)
(Maschinenw.), f. v. a. Krabin.

Kranichapfel (Pomol.), großer Birn-
schafstapfel; Schale rippig, grün, Stängel gelb;
Fleisch milch, von weinsäuerlichem Geschmace;
dauert ein ganzes Jahr.

Kranichbeere (Bot.), f. v. a. gemeine Moos-
beere, *Oxycoccus palustris* Pers.

Kranichberg, österr. Pfarrdorf, Land unter
der Ens, Viertel unter dem Wienerwalde, Wie-
ner-Neustadt; Schloß; 45 zerstreut liegende
Häuser und 230 Einw.

Kraniche des Ibis (a. Gesch.), f.
Ibisus.

Kranichfeld (Geogr.), 1) ehemals thüring.
Grafschaft im Besitze eines gleichnam. Grafen-

geschlechts; wurde 1172 in folgende 2 Theile ge-
spalten: a) Ober-K., welches beim Tode des
legten Grafen von K., Hermann IV., an des-
sen Schwiegersohn, den Burggrafen Albrecht
von Kirchberg, kam, von welchem Geschlecht
es 1451 an die Grafen von Reuß verkauft
ward. Von diesen wurde K. 1615 für 83,000
Gulden an Weimar abgetreten, welches das-
selbe 1620, jedoch wiederkauflich, an Schwarz-
burg-Rudolstadt abließ. Nachdem Gotha
das Einlöfungsrecht von Weimar übernommen
hatte, brachte es 1663 dasselbe in Anwendung
und blieb nun im Besitze K. bis 1826, wo das-
selbe bei der Theilung der gothaischen Lande an
S.-Meiningen fiel. — b) Unter-K., das
1455 ein Besitztum des Grafen v. Gleichen
wurde, kam 1460 an die Grafen Reuß in
Plaue, von denen es jedoch bald wieder an
die Grafen v. Gleichen und Blankenhain
abgetreten ward. Nach dem Aussterben der
Leptern wurden die Grafen Reischtor und Her-
mann v. Hagensfeld vom Kurfürsten Anselm
Kasimir mit Unter-K. beliehen, nach deren Aus-
sterben dasselbe von Kur-Main, als heimge-
fallenes Lehn eingelegen und mit Erfurt verei-
nigt wurde, bis es 1815 an Weimar fiel. — 2)
Sachsen-meining. Amt, sonst (bis 1826) zum Her-
zogthum Gotha gehörig; umfaßt 1 1/2 QM.
Areal mit 1 Stadt, 10 Dörfern, 18 Höfen und
etwa 3000 Einw.; — 3) Amtsdorf dass., halb
zum Herzogthum Meiningen, halb zum Groß-
herzogthum Weimar (Amt Blankenhain)
gehörig, an der Ilm; 2 Schöffen (Ober- und
Unterhaus), Stadtkirche, Kreisgerichtsdeputa-
tion, Amtseinnahme, Post, Tuchmacherei,
Strumpfwirkerei, 3 Jahrmärkte, Wochenmarkt;
1400 Einw., von denen etwa die Hälfte nebst
dem Niederschloß zum weimarischen Antheil ge-
hören.

Kranichgeier (Ornith.), Raubbögelgatt.,
f. v. a. *Gypogeranus* Ill., *Serpentarius* Cuv., f.
Falco.

Kranichschnabel (Bot.), Pflanzengatt., f.
v. a. *Pelargonium*.

Kranichschnabel (Ehr.), eine von Seren-
ge o angegeben Zange, mit welcher man Kugeln
auszieht; ihren Namen hat sie von ihrer Aehn-
lichkeit, welche ihr Vordertheil mit dem Schna-
bel eines Kranichs hat.

Kranichschnabelzange (Ehr.), f. Zange.
Kranichsfeld (Geogr.), 1) österr.-steier.
Herrschaft, Kr. Marburg; umfaßt einen Be-
zirk von 15 Gemeinden und 2400 Einw.; — 2)
Dorf dass.; Schloß; 360 Einw.

Kranichstein, Jagtschloß, f. Darmstadt.

Kranichtanz (Ant.), f. v. a. *Seranos*.

Kranidi (angew. Bot.), Art griechischer
Schwämme, f. *Spongia marina*.

Kranidi (Geogr.), griech. Bucht, Morea,
im Busen von Nauplia, nordwestl. von der
Stadt K.

Kranigberg, f. v. a. Kranichberg.

Kranios (a. Geogr.), Stadt auf der Insel
Cephalonia.

Kraniologie (Craniologia, Physiol.), f.
Schädellehre.

einzigste ist die richtige. Es ist aber für Anfänger und Grübler gleich wichtig, diese verschiedenen Arten einzuüben, und dazu dient nur die strenge Gewöhnung, das am Krankenbette schwer zu erzielende Ideal von Ordnung, Rundung, Gründlichkeit und Kürze, wenigstens am Schreibtische zu erreichen, das flüchtige, vorübergehende Handeln durch das bleibende geschriebene Wort zu kontrolliren, und beide, That und Schrift, in steter lebendiger Wechselwirkung zu erhalten. Jedes vollständige K. zerfällt in 4 Theile oder Akte. Der 1. Theil hat den Zweck, ein Bild von der gesammten äußeren und inneren, leiblichen und geistigen Individualität des Kranken, abgesehen von dem gegenwärtigen Krankheitsfalle, zu geben. Er beantwortet die Frage: „Was ist das für ein Mensch (in medizinischer Hinsicht), den du da vor dir hast?“ Er hat also theils den Habitus der Person zu prüfen, theils die Individualitäts-Kategorien zu ermitteln in Bezug auf Abstammung, Race, Geschlecht, Konstitution, Temperament, Diathesen, psychische Eigenthümlichkeiten, in Bezug auf Gesundheits- und Lebensgeschichte des Individuums: Schicksale, Erlebnisse, Erziehung, Gewohnheiten, Geschäfte, Krankheiten und Entwicklungsphasen, z. B. Wochenbetten, auf noch obwaltende Außenverhältnisse u. s. w. Der 2. Theil oder Akt ist die Vernehmung des Kranken und bezweckt eine freie, ungetrübte Aussage des letzteren über seinen jetzigen Zustand, über dessen Verlauf und die eigene Meinung des Kranken über dessen Ursachen: alles Dieses vorzüglich in subjektiver Hinsicht. Dieser Theil beginnt etwa mit der Frage: „Was fehlt dir?“ und schließt mit der: „Hast du noch etwas zu bemerken?“ Zwischen beiden soll sich der Kranke als ein Testis per se, als eine besondere, mit den andern ja nicht zu vermengende Erkenntnisquelle für den Arzt, frei ergießen; letzterer hat nur dazuzuschreiten, wo der Kranke zu breit wird, auf Abwege kommt, Hauptsachen vergißt u. dgl. m. Befragt soll möglichst wenig werden. Stets aber sind die Suggestivfragen, die der Patient mit „Ja!“ oder „Nein!“ kurz abfertigen kann, aus bekannten Gründen zu vermeiden. Der 3. Theil umfaßt die eigentliche Exploration, die selbstständige Untersuchung von Seiten des Arztes, und bezweckt ein von den Einflüssen des Kranken und der Umgebungen durchaus unabhängiges Urtheil des Arztes; er ist daher auch hauptsächlich auf objektive Symptome gerichtet. Sein Inhalt umfaßt das ganze Gebiet der medizinischen Anthropologie, so weit dieselbe aus der Erscheinungslehre schöpft, also nicht bloß pathologische Phänomene, sondern auch physiologische, geburtshülfsliche, therapeutische, gerichtliche = medizinische Data. Schon aus diesem Grunde und aus dem oben anerkannten Zwecke der Exploration, daß sie das Urtheil des Arztes begründen soll, erhellt es, daß derselbe hier als denkender Künstler, nicht als Maschine oder gedankenloser Symptomenjäger zu verfahren hat, daß er nicht alle Fälle über denselben Leisten schlagen darf, daß also auch nicht bloß eine Methode und Reihenfolge des Examens möglich oder empfehlens-

wertig seyn kann. Man hat zu diesem Behufe theils die anatomische Ordnung vorgeschlagen; am besten nach den Regionen (Kopf, Hals, Brust u. s. w.), wie die Habnemann'schen Symptomenprotokolle; etwas wissenschaftlicher nach den Organen (Hirn, Lunge, Herz u. s. w.) oder Systemen (Nerven-, Gefäßsystem u. s. w.), man kann auch wohl in einzelnen Fällen nach den Geweben gehen. Besondere Vorzüge hat die physiologische Ordnung, welche nach den einzelnen Funktionen vorschreitet. Die echt praktische aber, die wahrhaft semiotische oder phänomenologische, ist keine von diesen allen, obgleich sie sich derselben einzeln zur Ausbülfe und Kontrolle bedienen kann. Sie fängt an von dem während der beiden ersten Akte (Anamnese und Vernehmung) als vorzugsweise richtig anerkannten Systeme oder Organe oder Phänomene, erörtert dasselbe bestimmt und gründlich, und geht dann zu dem aus physiologischen, pathologischen oder semiotischen Gründen nächstverwandten Systeme oder Organe oder Phänomene über, gleichsam in immer weiteren Kreisen, bis das Gesamtbild des gegenwärtigen Falles künstlerisch entfaltet vor uns liegt. So ist die praktische Methode, in der ausgezeichnete und geniale Aerzte glänzten, welche oft mit wenigen, aber passenden Fragen und Untersuchungen das Bild des gegenwärtigen Zustandes, wie mit dem Cranon, leicht, aber treffend richtig skizzirt. Die Erkenntnisquellen, welche der Arzt in diesem Theile benützt, sind zunächst seine eigenen Sinne, welche er alle fünf benutzen soll; er soll nicht bloß sehen, sondern auch hören, riechen u. s. w.. Das versteht sich eigentlich von selbst und gilt daher auch in seiner Anwendung auf Perkussion, Auskultation, Mensuration, Chemische Prüfung und andere neuere diagnostische Hülfsmittel. Nur darüber kann etwa noch Streit seyn, ob es gut sey, den Anfänger vorzeitig in die Feinheiten dieser Untersuchungsweisen einzuführen und so von Wichtigerem vielleicht abziehen. (Die Hauptsachen bei diesen Methoden aber bestehen eben so wenig in besonderen Feinheiten, als bei der Pulsehre, welche vielleicht noch weit schwieriger ist; denn weit mehr Menschen haben feines Gehör als feinfühlende Fingerspitzen). Die Beobachtungsweise ist aber eine doppelte: entweder beobachtet der Arzt schlechtweg die sich von selbst darbietenden Phänomene, oder er schafft sich neue durch künstliche Mittel. Ersteres nennt Ruß die Autopsie, letzteres Hüfeland die Reagenz. Die Autopsie, d. h. die Kunst, durch bloßes Anschauen, ohne anderweite Untersuchung oder Befragung, aus dem Habitus eine Krankheitsform zu erkennen, läßt sich namentlich bei chirurgischen, doch auch bei vielen inneren Krankheiten ausüben. Man hat sie vielleicht überschätzt, wenn man sie eine potenzierte Diagnostik nannte (Dieffenbach); allein gewiß ist, daß sie für deutsche Kliniker namentlich eine ganz vortreffliche Übung ist, weil die übrige deutsche Erziehung viel zu sehr zum subjektiven Meinen und Schulwige, viel zu wenig zum praktischen Sehen und unmittelbar Begreifen, zum objektiven Denken hinleitet. Daher sagt Gbthe: „die Natur auffassen und sie uns

lung, des unparteiischen Inſichgehens ſehn, wobei die ganze Kraft des Künſtlers darauf gerichtet iſt, das Ganze zu überblicken und nach einer beſtimmten Anſicht, einem höchſtmöglichen Grade des Fürwahrhaltens zu ſtreben, damit er ein ſcharfes Urtheil fälle und nach klaren Einſichten handle. *Acerrimum judicium ſons eſt et caput bene medendi* (Bagliv).

Krankengelee, Brühe von in Waſſer gekochten Kalbsfüßen u. gedörrten Aepfeln, mit Zucker, Citronenſaft, Zimmt u. Eiern verſetzt. Manchmal wird auch Wein dazugenommen.

Krankenhagen, kurheſſ. Dorf, Prov. Niederheſſen, Kr. u. Ldgr. Kinteln; 550 Einw.

Krankenhaus (Med.), ſ. *Hospital*.

Krankenheber (Med.). Es gibt eine Menge von Krankheiten, in welchen es dem Kranken wegen Schmerzen, Mangel an Kräften, oder wegen eines lang anhaltenden bewußtloſen Zuſtandes, Lähmungen ſeiner Gliedmaßen, oder wegen Beinbrüchen, Brüchen der Beckenknochen u. ſ. w. nicht möglich iſt, ſich in ſeiner Lagerſtätte allein oder mit fremder Beihülfe aufzurichten, viel weniger dieſelbe ganz zu verlaſſen, ohne durch den Verſuch hierzu die heftigſten Schmerzen zu veranlaſſen, ſeinem Zuſtande zu ſchaden und durch die Abänderung der zur Erreichung eines beſtimmten Heilzweckes erhaltenen Lage ſeine Wiederherſtellung zu verhindern; und doch iſt der Kranke trotz ſeiner Zuſtände ſehr oft genöthigt, nicht bloß ſich in ſeinem Bette aufzurichten, ſondern auch daſſelbe ganz zu verlaſſen, bald der Bequemlichkeit wegen und zur Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe, bald wieder zur Verhütung des Tiefliegens, bald zur Abänderung oder Erneuerung des Verbandes, Erneuerung des Bettes u. ſ. w. Für ſolche Fälle nun hat man mechanische Vorrichtungen, ſogen. K., erfunden, mittelſt deren Kranke auf eine eben ſo leichte u. bequeme als ſichere Weiſe in die Höhe gehoben, über ihrem Bette im Schweben erhalten oder in ein anderes Bett gebracht werden können, ohne daß ihnen die geringſten Schmerzen dadurch zugefügt werden, noch die Lage ihres Körpers irgend eine Abänderung erleidet. Dieſe Vorrichtungen ſind theils ſolche, durch welche der Kranke ſich ſelbſt, ohne fremde Beihülfe, aufrichten und erhalten kann, theils ſolche, deren Anwendung die Beihülfe anderer Perſonen nöthig macht; ihre Konſtruktion iſt verſchieden, je nach der verſchiedenen Beſchaffenheit des Körpers, bei welchem ihre Anwendung erforderlich iſt; im Allgemeinen müſſen ſie ſich durch möglichſte Einfachheit der Konſtruktion und hinlängliche Feſtigkeit des Materials, das zu ihrer Anfertigung gewählt wird, auszeichnen, damit ſie dem oben angegebenen Zwecke vollkommen entſprechen. In der neueren und neuſten Zeit hat man eine Menge von Hebemaſchinen oder K. n erfunden, von denen aber nur die wenigſten ſich zur Anwendung eignen, da den meiſten alle Einfachheit der Konſtruktion abgeht, wodurch ihre Benugung überhaupt erſchwert u. in der Privatpraxis nicht ſelten ganz unmöglich wird.

Die einfachſte Vorrichtung, mittelſt deren der Kranke ſich in ſeinem Lager erheben kann, um

Bedürfniffe verſchiedener Art zu befriedigen, beſteht in einer einfachen, über dem Bette des Kranken befindlichen und in der Decke des Zimmers oder in dem Himmel des Bettes befeſtigten Schnur von hinlänglicher Stärke, die ſo weit herabhängt, daß ſie der Kranke mit einnigermäßen ausgeſtreckten Armen erreichen kann; an dem Ende der Schnur iſt ein abgerundetes Querholz befeſtigt, welches der Kranke mit beiden Händen anfaßt. Auf dieſe Weiſe wird der Kranke, wenn er nicht zu ſchwach iſt oder wegen allzu heftiger Schmerzen bei Bewegungen ſeines Körpers nicht daran gehindert wird, ohne Mühe in den Stand geſetzt, ſich bequem und ohne Beſtand Anderer aufzurichten. Ein ſolches Hebemittel empfiehlt ſich wegen ſeiner außerordentlichen Einfachheit und wegen der weder mit großen Umſtänden, noch mit Koſten verbundenen Werkſtellung deſſelben zur Anwendung ſowohl in der *Hospital*- als in der Privatpraxis; freilich genügt dieſes Mittel nur für die Fälle von Krankheiten, wo es bloß darauf ankommt, den Kranken in dem Bette ſelbſt ſich aufrichten zu laſſen, ohne daß er dieſes ganz verläßt.

Soll der Kranke das Bett zur Erreichung verſchiedener Zwecke ganz verlaſſen, ohne doch ſeine angenommene oder erhaltene Lage zu verändern, ſo kann man von *Boyer* (*Leçons sur les maladies des os*, von *Richard*, Bd. I, S. 118, Paris 1803) eben ſo einfachem als leicht ausführbarem Hebemittel Gebrauch machen. Man umgibt nämlich das Becken mit einer Serviette, die wie eine Leibbinde zuſammengelegt iſt, und läßt den Kranken mittelſt zweier oder mehrer Gehülſen heben; in Fällen aber, wo jener von Gehülſen nicht gehoben werden kann, ohne daß ihm heftige Schmerzen dadurch verursacht würden, wie bei bedeutenden Brüchen der Beckenknochen, wo die Quetſchung ſehr heftig, die gebrochenen Partien des Beckens beweglich ſind, und bei der Bewegung Schmerzen entſtehen, ſoll man nach *Boyer* einen kleinen Gurt unter das Becken ſchieben, die Enden dieſes Gurtes aufheben und vereinigt an ein Seil hängen, das über die Rolle eines Flaſchenzuges läuft, der an den Fußboden des Zimmers oder an den Himmel des Bettes befeſtigt wird, nachdem man vorher eine Ringschraube daſelbſt angebracht hat; durch das Anziehen jenes Seiles nun kann ſich der Kranke ganz allein über ſein Bett erheben, ohne eine bedeutende Kraftanſtrengung dazu nöthig zu haben. Verſieht man die Enden des unter dem Becken des Kranken liegenden Gurtes mit Handhaben, ſo kann der Kranke mittelſt Gehülſen aufgehoben werden, ohne hierzu eines Seiles, einer Rolle mit Flaſchenzug und Ringschraube nöthig zu haben.

Für Kranke, welche an complicirten Knochenbrüchen der unteren Gliedmaßen leiden, empfiehlt ſich die von *Richard* (*Journal général de méd. de chirur. et de pharmacie*, 1807, Bd. XXVIII, S. 48) angegebene Vorrichtung, die bei Einfachheit und leichter Ausführbarkeit einem doppelten Zwecke, nämlich den Kranken zu heben und zu tragen, ganz vorzüglich entſpricht. Man ſchiebt

Tragriemen soll aus dickem, steifem Rindsleder verfertigt, 2 Fuß lang, 9 Z. breit u. an jedem Ende mit einem rund gedrehten Holze als Handhabe versehen seyn. Man schiebt den Riemen unter das Becken des Kranken, worauf zwei Gehülfen die Handhaben anfassen, und zwar so, daß der eine mit der freien Hand den oberen Theil des Körpers, der andere den unteren Theil oder die Gliedmaßen unterstützt.

Der von Tober (Krombholz, Beschreibung und Prüfung der Tober'schen Maschine u. s. w. Mit 2 Kpf., Prag 1821.) angegebene K. besitzt viel Aehnlichkeit mit dem von Leydig angegebenen und kann, da seine Hauptbestandtheile fast ganz mit denen der Leydig'schen Maschine übereinstimmen, als eine Modification dieser letzteren betrachtet werden. Krombholz hat beide Maschinen miteinander genauer verglichen und die Vorzüge der einen vor der anderen darzuthun gesucht. Da die bloße Beschreibung ohne Abbildung kaum im Stande ist, eine richtige Vorstellung von dem Mechanismus des Tober'schen K. zu verschaffen, so verweisen wir auf das oben genannte Werk.

In neuerer Zeit erfand auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., in Folge seines Unterschenkelbruchs eine Hebemaschine, die sich vorzüglich zum Aufheben des unteren Theils des Körpers eignet und von A. E. Richter (Theoretisch praktisches Handbuch der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen, mit 40 in Stein gravirten Holztafeln, Berlin 1828, S. 63) beschrieben worden ist.

Krankenkasse, ein Fond, gebildet und erhalten durch bestimmte Einlagen eines zu dem Zweck zusammengetretenen Vereins, ihre Mitglieder, wenn sie krank werden und ihren Unterhalt nicht verdienen können, verhältnismäßig zu unterstützen. Die K. n sind sehr wichtige und segensreiche Einrichtungen und namentlich für Arbeiter in Fabriken nicht genug zu empfehlen.

Krankentisch (Kirchenw.), kleiner Abendmahlstisch, der nur bei Krankenkommunionen, besonders bei ansteckenden Krankh., gebraucht wird.

Krankenkommunion (Kirchenw.), die Abendmahlsfeier, von einem Kranken im Hause begangen. Vgl. Abendmahl.

Krankensalbung (Kirchenw.), s. v. a. Letzte Delung.

Krankenschiff, s. Hospitalschiff.

Krankenstuhl (Med.). Die Krankenstühle unterscheiden sich wesentlich von den Krankenhubern sowohl rücksichtlich ihres Zweckes als ihrer Konstruktion; letztere sind nämlich dazu bestimmt, dem Kranken auf kurze Zeit eine mehr aufrechte Stellung seines Oberkörpers im Bette zu geben, oder ihn ganz aus dem Bette zu entfernen. Der Zweck der Krankenstühle besteht dagegen darin, dem Kranken auf längere Zeit eine Lage oder Stellung in seinem Bette zu geben, bei welcher der obere Theil seines Körpers sich viel höher befindet, als der untere, so daß der Kranke mehr sitzt als liegt. Eine solche Erhebung oder sitzende Stellung des Kranken dient nicht allein zur bloßen Bequemlichkeit für diesen, zur leichteren Beförderung von mancherlei Bedürfnissen, sondern ist auch in vielen Krank-

heiten die einzig mögliche Lage, in welcher er längere Zeit aushält; dergleichen Krankheiten sind der Hydrops pectoris, das Asthma, Blut-speien, die Gehirnentzündung, heftige Kon-gestionen nach dem Kopf u. s. w. Man hat deshalb theils den Betten eine solche Gestalt u. Konstruktion gegeben, daß sie leicht in eine Art von Stühle verwandelt und als solche gebraucht werden können, theils hat man wirkliche Stühle erfunden, welche vermöge ihrer Konstruktion den mannichfachen Wünschen und Bedürfnissen des Kranken in Ansehung der Lagerung ihres Körpers Genüge zu leisten im Stande sind, wobei nur zu bedauern ist, daß man bei mehreren Erfindungen dieser Art das Princip der Einfachheit gar nicht beachtet hat.

Das eiserne Bett von Vaughan und White (K. White, Von der Behandlung der Schwangeren und Kindbetterinnen. Aus dem Engl., Leipzig 1775. — Hoser, Lehrzüge des chirurg. Verbandes. Erlangen 1762. Bd. III, S. 71, Taf. III, Fig. 30, das sowohl die Dienste eines Bettes als die eines Schlafstuhles verrichtet, gleicht in seinem Aeußeren ganz einem gewöhnlichen Bette, unterscheidet sich aber von diesem dadurch, daß der obere Theil mit dem mittleren und unteren Theil beweglich verbunden ist, so daß man jenen erheben und ihm die Stelle einer Stuhllehne geben kann, je nachdem der Kranke mit mehr oder weniger erhöhtem Oberkörper sitzen oder liegen will. Wegen seiner außerordentlich einfachen Konstruktion ist dieses Bett sehr empfehlenswerth.

Die von Knoll (s. Hoser a. a. D., Bd. III, S. 72, Taf. III, Fig. 31) erfundene Bettmaschine besitzt im Wesentlichen eine dem Bette von Vaughan und White ähnliche Beschaffenheit, eignet sich aber wegen ihres sehr zusammengefügten Mechanismus viel weniger zur Anwendung. Sowohl der obere als untere Theil des Bettes kann vermittelst Gurten, welche über Walzen gewickelt sind, durch Umdrehen einer Kurbel mehr oder weniger erhoben werden.

Böttcher (Lehre von den Krankheiten der Knochen, Knorpel und Sehnen, Bd. 1, Königsberg 1792) erfand ein Bett, das aus einem dreifachen Rahmen zusammengesetzt ist, dessen Theile durch Gelenke vereinigt sind, und wovon der erste und dritte durch einen besonderen Mechanismus aufgehoben u. gesenkt werden können.

Thom (Erfahrungen u. Bemerkungen aus der Arznei-, Wundarznei- und Entbindungswissenschaft, Frankfurt 1799, 8., mit einem Kupfer) Krankenbett kann ebenfalls zu den als Krankenstühle zu gebrauchenden Betten gerechnet werden.

Tober's (Krombholz, Beschreibung und Prüfung der Tober'schen Maschinen u. s. w., Prag 1821, S. 28, Taf. 2, Fig. 11. 12. 13) mechanisches Bett hat auch die Bestimmung, den oberen Theil des Körpers aufzurichten und dadurch dem Kranken eine mehr sitzende Stellung zu geben. Im Wesentlichen besteht dieses Tober'sche Bett aus der Bettstelle, deren oberer Theil einen vierwinkligen Rahmen bildet, der aus kreuzweis gelegten Gurten zusammengesetzt ist; dieser Rahmen, der mit Matragen oder



Leben erscheint, so schließt der Begriff von *K.* alle die Zustände des Körpers aus, welche nicht modificirte Lebensvorgänge selbst sind. Wir können daher Veränderungen in einzelnen Stoffen und Kräften nicht *K.* en nennen, sondern nur die Vorgänge, welche aus solchen Zuständen der Lebensfaktoren sich bilden. Wollte man z. B. eine veränderte Beschaffenheit des Blutes *K.* nennen, so müßten wir erwidern, diese ist wohl Folge und daher Symptom und häufig auch Ursache von *K.*, aber nicht *K.* selbst, indem die Beschaffenheit des Blutes nicht ein Lebensvorgang selbst ist. Diese veränderten Zustände einzelner Lebensfaktoren bilden die sogenannten widernatürlichen Krankheitsanlagen, oder auch das, was man Grundkrankheiten nennt; es sind aber die Grundkrankheiten durchaus nicht *K.* selbst, sondern nur der im Körper liegende Grund der *K.*, mithin die krankhafte Anlage. Ja selbst eine veränderte Beschaffenheit aller einen bestimmten Lebensprozeß bildenden Faktoren ist noch nicht *K.*; denn sie ist der veränderte Lebensvorgang nicht selbst und bildet nur, in sofern ein krankhafter Prozeß die unausbleibliche Folge davon ist, die nächste Ursache der *K.* So z. B. ist das veränderte Verhältniß der Nervenwirksamkeit zum Blute in einem Theile, aus welchem die Entzündung hervorgeht, die nächste Ursache der Entzündung; der Vorgang selbst aber, nämlich die Blutstörung, die Umwandlung des Blutes und die Verschmelzung desselben mit dem Organengewebe ist die *K.* selbst.

Haben wir erkannt, daß das Wort *K.* mit Recht für die veränderten Vorgänge im lebenden Körper gebraucht werden kann, so müssen wir untersuchen, welche Merkmale ein Lebensvorgang haben müsse, damit er als *K.* bezeichnet werden könne. Wir erkennen bei dem gesunden, lebenden Thiere erstens, daß es sich stets nach bestimmten Gesetzen verändert, ohne daß dieses durch entsprechende Veränderungen in der äußeren Natur bedingt ist, indem bei allen Thieren die Massenverhältnisse der einzelnen Nervenpartien unter einander, und die des ganzen Nervensystems zu den einzelnen Simillartheilen des Körpers auf ganz bestimmte Weise in den einzelnen Lebensperioden sich verändern, und eben so in den chemischen Vorfällen und in den Kräften bestimmte Veränderungen eintreten, durch welche das Thier entwickelt, und auch das natürliche Lebensende desselben herbeigeführt wird; und zweitens, daß es mit den Einflüssen der äußeren Welt in einer gewissen Wechselwirkung stehe, die, wenn auch bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, doch im Allgemeinen eine gewisse Uebereinstimmung zeigt, so daß ein bestimmter äußerer Einfluß bei allen Individuen auf ähnliche Weise auf die Reizempfänglichkeit und das Reaktionsvermögen wirkt. *K.* en sind demnach solche Lebensvorgänge, welche entweder die Entwicklung des Körpers hemmen und seine Zerstörung befördern, oder allein das Individuum als in einer fehlerhaften Beziehung zu der äußeren Welt sich befindend darstellen.

Um eine Begriffsbestimmung zu erhalten,

welche das Wesen der *K.* in sich auffaßt, müssen wir, so viel als uns möglich ist, den gemeinschaftlichen Grund der Lebenserscheinungen aufsuchen, weil nur in einer Veränderung dieses Grundverhältnisses die nächste Ursache der *K.* liegen kann. Keine einzige Lebenserscheinung wird durch die Wirkung eines einzelnen Faktors hervorgebracht, sondern alle durch die Wechselwirkung zweier Kräfte. Untersuchen wir die Flüssigkeiten des Körpers, so finden wir, daß in keiner für sich der hinreichende Grund irgend eines Lebensprozesses sey; das Blut insbesondere ist nur warm, indem es mit dem Organengewebe in Berührung ist, es wird nur in seiner Mischung erhalten, indem es mit den Organen in Verbindung steht; es bewegt sich nicht infusorienartig, sondern wird bewegt, abgesehen von der mechanischen Wirkung des Herzens, durch seine Beziehung zu den festen Theilen, und es ernährt nicht die Organe aus selbstständigem Triebe, sondern indem diese Theile anziehende Kräfte auf die ernährenden Theile des Blutes äußern; überall ist aber zu dieser Wechselwirkung der festen Theile mit den flüssigen die Nervenwirkung nöthig; denn ohne sie geht die Blutmischung verloren und findet keine Wärmebildung, keine Blutbewegung, keine Ernährung Statt. Man kann wegen dieses vollständigen Mangels der Selbstthätigkeit des Blutes wohl sagen, es gibt keine Blutkrankheit, indem kein einziger Lebensvorgang durch das Blut allein bewirkt wird, wenngleich durch die neueren Untersuchungen mit Sicherheit nachgewiesen ist, daß es vielfache Fehler in der Mischung zeigen könne und daher ein Hauptkrankheitsfaktor sey. Wie in dem Blute, so liegt auch in den einzelnen Gewebetheilen nicht der hinreichende Grund zu irgend einem Lebensvorgange, sondern es ist immer der Nerveneinfluß nothwendig, wie z. B. bei der Muskelbewegung. — Das Nervensystem als Ganzes betrachtet bringt gewisse Lebenserscheinungen zu Stande, nämlich Empfindung und geistige Thätigkeit, ohne daß ein außerhalb der Nerven liegender Stoff, namentlich das Blut, unmittelbar einwirkt, und es besigt auch eine, wiewohl nur kurz dauernde, Selbstständigkeit des Lebens, wie Versuche an niederen Thieren zeigen, und man kann daher mit Recht den Ausdruck Nervenkrankheiten gebrauchen; es sind aber auch diese Lebensprozesse immer wieder durch den Gegensatz zweier Kräfte hervorgebracht. Abgesehen von der verschiedenen Wirksamkeit des Nervensystems nach seinen verschiedenen Richtungen, wodurch eine verschiedenartige Kraftäußerung sich bezeugt, gibt es Gegensätze der Kräfte an einer und derselben Stelle, wodurch bestimmte Lebensprozesse zu Stande kommen. Es gibt ein mehr materielles Agens, das von den Nerven aus in die Säfte und die Gewebe übergehend, durch die Wechselwirkung mit diesen Stoffen die Bewegung der Stoffe und die biochemischen Prozesse bewirkt, und das auch bei der Empfindung und geistigen Thätigkeit einwirkt, indem von ihm aus beide verändert werden können; und es gibt ein höheres, durch die Nerven wirkendes Lebensprincip, das die Veränderungen in dem angegebenen



Injurien ohne den *animus injuriandi* nicht denkbar sind, so werden nach römischem Recht nur absichtliche Gesundheitsverletzungen bestraft. Dem Verletzten steht es frei, auf Kriminal- oder Privatstrafe zu klagen (vergl. d. Art. Injurie). Da in deutschen Rechtsquellen von Gesundheitsverletzungen im Allgemeinen nicht die Rede ist, so sind gemeinrechtlich für die Bestrafung derselben die Normen noch heute aus dem römischen Recht zu entnehmen, obgleich man nicht mehr, wie dieses, die Gesundheitsverletzungen als Injurien betrachtet. Letzteres ohne Zweifel mit Recht, da es bei den meisten betraglichen Fällen weniger auf eine Verletzung der Ehre abgesehen ist. Die große Mehrzahl der Theoretiker und Praktiker hat deshalb ein besonderes Verbrechen der Gesundheits- oder Körperverletzung aufgestellt. Da aber nur die begriffliche Auffassungsweise eine andere ist, die Handlungen jedoch dieselben bleiben, so sind die Grundzüge des römischen Rechts über Injurien gemeinrechtlich auf die Verbrechen der Gesundheitsverletzung anwendbar. Es gelten daher für dieselben folgende Bestimmungen: 1) Sie werden in der Regel nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag des Verletzten bestraft, da die Injurien zu den Privatdelikten gehören, wegen deren gewöhnlich nur von denen, welche unmittelbar oder mittelbar durch sie verletzt wurden, Klage erhoben werden kann. Ex officio wird eine Gesundheitsverletzung nur in den Fällen bestraft, in welchen überhaupt eine Injurie ohne Antrag des Verletzten bestraft wird. — 2) Nur absichtliche Gesundheitsverletzungen sind zu bestrafen, da es keine kulpösen Injurien gibt. Kulpöse Gesundheitsbeschädigungen begründen nur eine privatrechtliche Schadensersatzpflicht; doch können Handlungen, welche zufällig eine Gesundheitsverletzung herbeiführen, auch eine polizeiliche Strafe nach sich ziehen, wenn sie ohnehin polizeilich verboten sind, wie z. B. Schießen an unerlaubten Orten, Herauswerfen aus dem Fenster u. s. w. — 3) Die Gesundheits- oder Körperverletzung ist im gemeinen Recht nur die Bezeichnung für die Realinjurie, welche durch die Verletzung begangen wird. „Die Körperverletzung,“ sagt Euben (Weiste's Rechtslexikon, Bd. VI) mit Recht, „darf nicht für ein selbstständiges Verbrechen genommen werden, welches zu der Realinjurie, die in dem persönlichen Angriff eines Andern enthalten ist, hinzukommt. Die Strafe der Körperverletzung ist die der Injurie, und es kann eben so wenig, als bei der Körperverletzung eine Konkurrenz von dieser mit Injurie vorhanden ist, von einer besondern Strafe der Körperverletzung neben der Injurienstrafe die Rede sein.“ Nach der Theorie des gemeinen Rechts müßte der Verletzte die Wahl haben, ob er auf Kriminalstrafe oder auf Privatstrafe klagen wolle. Allein hinsichtlich dieses Punktes ist es nicht ohne Einfluß gewesen, daß die Körperverletzung als ein besonderes, von der Injurie getrenntes Verbrechen aufgestellt worden ist. Wenn sich auch nicht behaupten läßt, daß die ästimatorische, auf Privatstrafe gerichtete Klage bei allen Injurien durch gemeinrechtlichen Ge-

richtsgebrauch aufgehoben sey, so ist es doch entschieden der Fall bei den Körperverletzungen, die allgemein als ein mit Kriminalstrafe zu belegendes Verbrechen angesehen werden. Denn wie die Privatstrafen (von denen die Entschädigung wohl zu unterscheiden ist) überhaupt nur einem niederen Standpunkte der Rechtsbildung angehören, so erscheinen dieselben schlechterdings unzulässig bei solchen Verbrechen, wegen welcher auch schwerere Kriminalstrafen zuerkannt werden können. Neuere Juristen stellen als Strafmaximum für prämeditirte Verletzungen, welche den Verlust eines höheren Sinnes oder der wichtigsten Gliedmaßen herbeiführen, zehn- bis zwölfjähriges Zuchthaus auf. Dem Verletzten ertheilt die Praxis auch einen Anspruch auf das sogenannte Schmerzgeld, welches nicht mit der eigentlichen Entschädigung verwechselt werden darf. Die Größe desselben wird von dem Richter bestimmt. Meistens richten sie sich nach dem Betrag der Kurkosten, von denen nach der mutmaßlichen Stärke der empfundenen Schmerzen die Hälfte bis zum Doppelten zuerkannt wird. Von den neueren Strafgesetzbüchern gestatten nur das sächsische, das bairisch-weimische und das der thüringischen Staaten Anspruch auf Schmerzgeld. Alle neueren Strafgesetzbücher nehmen ein besonderes Verbrechen der Gesundheits- oder der Körperverletzung an. Es begreift alle Beschädigungen der Person eines Andern in sich, die nicht wegen der ihnen zu Grunde gelegenen Absicht ein schwereres Verbrechen indiciren. Zu den Injurien gehören nach diesen Gesetzbüchern nur solche Handlungen, welche nicht eine Verletzung der Gesundheit bezwecken, sondern die Ehre des Andern kränken oder nach der gemeinen Meinung Verachtung desselben ausdrücken sollen. Die neueren Gesetzbücher bedrohen auch fahrlässige Gesundheitsverletzungen mit Strafe. Das preussische Landrecht droht Festungsstrafe oder Zuchthaus von 2 Monaten bis zu 3 Jahren, wenn Jemand einem Andern vorsätzlich schwere Beschädigungen zufügt, woraus für dessen Gesundheit oder Gliedmaßen ein erheblicher Nachtheil entstehen konnte oder wirklich entstanden war; die Strafe steigt bis zu sechs Jahren, wenn Jemand bei einer beigebrachten Verletzung die wirklich erfolgte Verstümmelung oder Verunstaltung des Beschädigten beabsichtigt hat; wird der Beschädigte durch die Verletzung untauglich zur Führung seiner Geschäfte, so tritt sechs- bis zehn-jähriges Zuchthaus- oder Festungsstrafe ein, und die vorsätzliche Verursachung von Wahnsinn wird wie Todtschlag bestraft. Fahrlässige Verletzungen werden, wenn sie die Uebertretung besonderer Polizeigesetze involviren, mit Gefängniß oder Festung von einem Monat bis zu zwei Jahren, und falls dies nicht der Fall ist, von vierzehn Tagen bis zu einem Jahre geahndet. Nach dem österreichischen Gesetzbuch werden vorsätzliche Gesundheitsverletzungen mit Kerker von einem bis zu fünf Jahren bestraft, wenn die zugefügte Verletzung lebensgefährlich oder mit bedeutendem Nachtheil für die Gesundheit verbunden ist, oder wenn die Verletzung mit einem solchen Werkzeuge oder auf solche Art geschah, wennit

organe, welche auf materielle Art den Verkehr mit der Außenwelt unterhalten, theils sind es seine Hirn- und Sinnorgane und sein ganzes Empfindungsnervensystem, welche seine Grenzen auf dynamische Weise noch weiter hinausrücken. Man nennt sie treffend Aufnahmsorgane, Vorhallen, Zugänge der Krankheit (Atria morborum), weil von ihnen aus die Krankheitserzeugung durch die schädlichen Potenzen geschieht. Je mehr daher ein Theil durch seine Lage, durch die Größe seiner Oberfläche, durch seinen porösen Bau den materiellen, oder durch seinen Nervenreichthum und seine Receptivität den dynamischen Verkehr, oder durch die Wichtigkeit u. ununterbrochene Thätigkeit seiner Berrichtungen beiderlei Wechselwirkungen mit der Außenwelt überhaupt begünstigt, desto mehr eignet er sich auch zu einem Zugang für die Schädlichkeiten.

Krankheitscharakter (Med.), richtiger Charakter des Kranken oder Krankheitszustandes, unterscheidet sich von der Krankheitsform dadurch, daß er den Grad und die Art und Weise bezeichnet, mit welcher das gesunde Leben gegen die Krankheit reagirt.

Krankheitsform (Med.), der Inbegriff aller derjenigen Erscheinungen, wodurch sich die den Krankheitsprozeß wesentlich bildenden, anomalen Berrichtungen und ihre materiellen Substrate zeitlich und räumlich äußern.

Krankheitslehre (Med.), s. Pathologie.

Krankheitsursache (Causa morbi, Med.). Die Lehre von den Krankheitsursachen (Ätiologie) hat die Aufgabe, die Gesetze nachzuweisen, unter denen diejenigen Einflüsse, welche mit dem Individuum in Konflikt treten, Krankheiten hervorbringen. Da Krankheiten überall in jeder Menschen-Race und Klasse vorkommen, so müssen sie von Ursachen, Einflüssen herrühren, die mit der Existenz des menschlichen und thierischen Organismus innig verbunden sind. Die Krankheiten der Thiere und Menschen sind so alt, als das Thier- und Menschengeschlecht. An den Knochen der Mumien hat man Knochenfraß und Frostosen erkannt. An den fossilen Knochen der Höhlenbären und des Höhlenlöwen aus der Sandwichshöhle erkannte v. Walther und mit ihm Mayer, Weber, Müller und Albers selbst den Knochenfraß, die Nekrosen und Frostosen, ganz gleich den jetzt zu unserer Zeit noch vorkommenden Krankheiten. v. Walther (Journ. f. Chirurg. u. Augenheilk. Bd. 8 und Journ. f. Chirurg. von v. Walther und v. Ammon Bd. 2. Ätiologie der Krankheit. Journ. Bd. 21.) sucht den Ursprung der Krankheit in dem den Menschen angeborenen Triebe zur Kulturbestrebung. Da diese mit dem ersten Menschen schon begonnen habe, so seyen auch hierdurch die ersten Keime zur Krankheit entwickelt. Es ist wahr, bisher hat man noch kein Volk gefunden, welches ohne alle Kultur gewesen. Der Geist des Menschen strebt stets zu ihr hinan. Daß aber dadurch allein nicht die Krankheiten bedingt worden sind, beweisen die von v. Walther selbst entdeckten Krankheiten an fossilen Knochen, von Thieren herrührend, welche außer jeder Beziehung zu den Kulturbestrebungen stan-

den. Es liegt in dem Thierorganismus und in Menschen eine Krankheitsanlage, unabhängig von jeder Kultur, durch die Organisation und Struktur, durch das Leben der Theile allein bedingt. Das Entstehen von Knochenbrüchen liegt in der Organisation der Theile und Krankheitsprozesse, wie die dabei vorkommende Eiterung und der Knochenbrand häufig nur Naturbestrebungen sind, durch diese Vorgänge die Heilung des Bruches möglich zu machen.

Die Geseglichkeit der Entstehung der Krankheit läßt auch auf eine gesegliche Ursache schließen, d. h. auf eine solche, welche nach der Eigenthümlichkeit des Organismus nur in einer bestimmten Weise einzuwirken fähig ist. In der That werden die verschiedensten Einflüsse zu einer bestimmten krankhaften Thätigkeit Veranlassung, indem auf alle dieselbe Reaktion des Organismus erfolgt, wodurch sie entfernt und unschädlich gemacht werden sollen. Es sind dabei zu jener Zeit (Prodrome), wo die Reaktionskraft des Organismus noch energisch wirken kann, auch die meisten uranfänglichen Krankheits Symptome gleich; die meisten divergiren in einer Zeit, wo die Reaktion zurücksteht, die Krankheit ausgebildet ist. Wird die Reaktion in einer späteren Zeit gar und gleich nach der Krise wieder stärker, so sind hier die Zufälle der meisten Krankheiten wenn auch nicht ganz gleich doch im Wesentlichen höchst ähnlich. Fast alle Fieber zeigen dieselben Zufälle im Prodrom- wie im Deklinationsstadium. Mit den verschiedenen lokalen Reizungen und Entzündungen verhält es sich nicht anders. Selbst die gemessene Zeit der Krankheitsdauer und ihrer Stadien ist ein Beweis des allgemeinen geseglichen Einwirkens von verschiedenen K.n unter der Reaktion des Organismus. — Daß die Krankheiten von jeher ihren Geschlechtern, Klassen und Ordnungen nach dieselben waren und noch sind, und sich nur neue Species einfänden und untergehen ist nicht minder wichtig für die Wirkung des Organismus in bestimmten Richtungen, die nicht willkürliche seyn können, sondern durch ihre stete Wiederkehr in derselben Weise sich als nothwendige ausweisen.

Die Ursachen derjenigen Veränderung des Lebens, welche wir Krankheit nennen, werden weit mehr von dem Organismus als von den äußeren Verhältnissen bestimmt, welche wir gewöhnlich als K.n anerkennen. Das gesunde Leben muß zum kranken Leben sich allmählig umleben. Die äußeren krankheitsregenden Einflüsse geben gewöhnlich nur den letzten Impuls, wodurch die früher schon vorhandene Krankheit offenbart wird. Schneller Wechsel der atmosphärischen Verhältnisse, der Wärme, wirken ein, und wir sehen bei dem einen Individuum einen gastrischen Zustand, bei dem anderen gastrische Fieber, bei einem dritten einen Katarrh und bei einem vierten einen akuten Rheumatismus, und bei einem fünften eine exanthematische Krankheit entstehen, je nachdem gastrische Zustände bei dem einen Katarrh, Exantheme und Rheumatismus bei dem anderen schon schlummernd entwickelt vorhanden waren. Die extreme Veränderung der Witterung gibt nur dem erkrankenden Organis-

Reaktion, Krankheit. Es ist hierdurch nicht gehindert, daß durch äußere Einflüsse eine allgemeine Krankheit entstehe, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß allgemeine Krankheiten durch äußere K.n häufig veranlaßt werden. Die Ausbildung aber ist Folge der Reaktion, die nach und nach mehr mit dem zuerst erkrankten Theile in Konsens stehende Organe und Theile in die Mitwirkung hineinzieht und dadurch eine Mittheilung des ganzen Organismus veranlaßt. Es behält aber der ursprünglich erkrankte Theil in dieser allgemeinen Krankheit die vorherrschend gestörte Verrichtung bei; es entscheidet sich die Krankheit in seiner veränderten Verrichtung, bewirkt durch ihn häufig die Krisis. Verändert sich auch das allgemeine Leiden, so bleibt die ursprünglich gestörte Verrichtung häufig noch krank. Wie lange dauert nicht bei rheumatischen Fiebern die völlige Herstellung der Sautausdünstung. Aber auch die inneren K.n sind in ihrer Einwirkung lokal. Denn wo wir durch Leidenschaften Krankheiten entstehen sehen, sind diese zunächst örtliche. Der Aerger bewirkt veränderte Gallenabsonderung und Leberreizung, und später entsteht erst ein Gallenfieber. Angst beklemmt die Brust, macht Congestion, später erfolgt Entzündung der Organe derselben. Selbst Krankheiten und ihre Produkte sind in ihrer Einwirkung zur Erregung neuer Krankheiten gewöhnlich lokal. Aus dem Fieber entsteht das metastatische Leiden, und der Metastomatismus nur, wo eine vorangegangene lokale Krankheit irgend eines edlen Theiles sich mehr ausgebildet oder ganz neu entwickelt hat, um das Kräfteverhältniß so zu verändern, daß die Natur des Fiebers sich verändern muß. Nicht allein die Ausdünstung in Krankheiten, welche neue Krankheiten erregen, wirken zunächst lokal, sondern auch die Contagien. Von den fixen ist es bekannt, daß zunächst der Ort der Einführung auf sie reagiert, und von den mehr flüchtigen ist es wahrscheinlich, da manche Theile, wie der Hals, vorzüglich häufig zuerst und vorherrschend durch ihre Wirkung leiden. Welche Einflüsse auch Krankheit erregen, sie bilden diesen Zustand nur aus der Gesundheit hervor. Da nun dieselben äußeren Einflüsse in dem einen Falle Krankheit erregen, in dem anderen nicht, so ist nicht zu verkennen, daß das Äußere nur unter der Bedingung als K. wirken kann, wenn eine bestimmte Empfänglichkeit für dasselbe und seiner Einwirkung im Organismus besteht. So hat man zweierlei Bedingungen zur Darstellung der Krankheiten näher zu betrachten: 1) die dem Organismus eigenthümliche Empfänglichkeit für die Einwirkung der K., *causa disponens, Anlage*; 2) das Äußere, welches bei gelegentlicher Einwirkung auf den Organismus den letzten Impuls zum Erkranken gibt, wenn es mit der Disposition zum Erkranken zusammen trifft, *causa occasionalis*. Hiernach bilden sich zwei Reichen von K.n: 1) die Anlage, 2) die gelegentliche Ursache.

Früher unterschied man ganz genau zwischen *morbis*, *causa proxima morbi* und *causae remotae morbi*. Diejenige Veränderung, welche unmittelbar aus der Wirkung der *causae remo-*

tas hervorgeht, nannte man *causa proxima morbi*, eine lokale veränderte Lebendthätigkeit des Theiles, auf den die Einwirkung der *causae remotae* Statt hatte. — Hat die Kälte auf die Haut eingewirkt, so daß diese ihre Verrichtung normwidrig verhält, einen geringern oder stärkern Blutandrang oder eine entsprechende Reizbarkeitsveränderung bedingt, kurz eine krankhafte Lebendthätigkeit sich in diesem Theile entwickelt, so zeigt sich nun bald eine Reaktion oder Weiterverbreitung der Krankheit auf die Schleimhäute der Luftwege, Katarrh. Die gestörte Thätigkeit der Haut hieß *causa proxima*, weil sie die nächste Veranlassung zur Entstehung des Morbus, des Katarrhs, wurde. Diese Unterscheidung ist in pathologischer Hinsicht ganz unstatthaft, da die zuerst entstandene lokale Störung noch in der ganzen Krankheit fortdauert, nichts Anderes als ein Theil und im Anfang der Beginn des Morbus ist, so daß es zu Entwicklung jeder Krankheit gehört, daß die gestörte Verrichtung eines leidenden Theiles sich auf andere verbreitet, bis die Kraft des krankmachenden Impulses erschöpft ist. Eine Unterscheidung zwischen *causa proxima morbi* und *morbis* läßt sich daher nirgends nachweisen. — *Causae remotae* waren diejenigen innern und äußern Verhältnisse, welche die *causa proxima* herbeiführten, die *causa disponens* und *occasionalis*.

Gelegenheitsursache, Krankheitsanflug heißt Alles, was auf den mit der Krankheitsanlage begabten Lebenden so einwirkt, daß dieser erkrankt. In dieser Weise kann Jedes, was die lebenden Wesen umgibt und berührt, K. werden; denn wir finden, daß die unschuldigsten Dinge unter gewissen Verhältnissen eben so Krankheiten veranlassen, wie die anerkannt schädlichsten. Alle äußeren Einflüsse, welche zur Erhaltung des Lebens beitragen, werden unter Bedingung K.n. Es kommt hierbei auf die Art und Weise, auf die Beschaffenheit an, in denen das Äußere wirkt, und auf den Organismus, auf den es wirkt. Damit ein Äußeres Krankheit erregend wirken kann, wird ein Doppelter nothwendig: 1) die veränderbare Beschaffenheit der organischen Wesen, welche die Wirkung betrifft, und 2) die eigenthümliche Konstitution dessen, was als Gelegenheitsursache wirken soll. Oft kommt es auch auf die Zeit an, in der beide in Wirkung treten. Die Gelegenheitsursache, als Krankheit erregend, ist in ihrer Wirkung relativ; keine Gelegenheitsursache ist absolut nachtheilig. Selbst das Hundswuth-Kontagium scheint nicht Allen gleich nachtheilig zu werden, da unter den Gebissenen auch solche vorkommen, welche nicht hundswuthkrank werden. Doch das dieser Ansteckungsstoff wie das Schlangengift die verbreitetste Wirkungsfähigkeit für die höheren wie niederen Thiere. Gifte, welche allem Lebenden gleich feindlich sind, hat man bis jetzt nicht gefunden.

Die veränderte Beschaffenheit des thierischen Organismus, welche die Einwirkung der krankmachenden Gelegenheitsursache möglich macht, ist die Krankheitsanlage. Mangelt diese, so kann eine äußere Schädlichkeit vorübergehend eine

Veränderung der Thätigkeiten, die, in sofern sie einer Störung der Berrichtungen beruht, auch in Krankheit gehört, eine Reizung, Reizentziehung vorübergehend bewirken, allein keine gemessenen Perioden verlaufende dauernde Störung eine ausgebildete Krankheitsform ins Leben fördern. Damit aus dem Konflikt beider eine vollkommene od. unvollkommene Krankheit entstehe, wird verlangt:

1. eine gewisse Stärke der krankmachenden Gelegenheitsursache. Da die Gelegenheitsursachen, welche wir kennen, die Kraft besitzen, die Berrichtungen, Reizbarkeit und andere Lebenserscheinungen eines Organs zu verändern, somit verjünglich in der Hemmung oder abnormen Bestimmung der Berrichtung eines oder mehrerer Organe thätig sind, so wird die Gelegenheitsursache um so mehr nachtheilig und Krankheit erzeugend wirken, je intensiver die Berrichtung eines oder mehrerer Organe, und die ganze Lebenserscheinung derselben ihrer Norm entfremdet wird.

Von der Stärke der Anlage wird die Entstehung der Krankheit am meisten bedingt. Sehr ausgebildete Anlagen gehen fast von selbst in Krankheit über; jede, selbst die gelindeste Ursache, kann sie in solche umwandeln. Wo die Haut durch Tragen von Wolle, durch Aufenthalt in kalter Temperatur, durch zu häufige Erregung des Lebens verjüngt ist, da bedarf es oft nur einer veränderten Luftschwere, um Katarrhen der rheumatische Fieberzufälle zu veranlassen. Das extreme Schwanken des Barometers ohne eine merkliche Veränderung der Temperatur bedingt Erkranken solcher Individuen. Ist die Anlage nur wenig ausgebildet, bedarf es der wiederholten und andauernden Einwirkung der Gelegenheitsursachen, bevor die Krankheit entsteht.

Von dem günstigen Verhältniß, in dem Anlage und Gelegenheitsursache zu einander stehen. Sind beide der Art, daß sie in derselben Richtung die Thätigkeit verändern, so entsteht Krankheit. Bei solchen Individuen, welche an einer Verjüngung der Haut leiden, bei denen eine vorhandene Katarrhe eine veränderte Thätigkeit, einen geschwächten Lebenszustand zurückschieben kann, den man noch nicht gerade Krankheit nennen kann, bewirkt der Süd- oder Westwind in warmen Gegenden sehr schnell ein katarrhalisches Leiden, wenn er urspünglich eintritt. Ein kalter Wind begünstigt eben so die krankhafte Hautabkühlung, wie die Verminderung der Kraft, die aus seiner Einwirkung entsteht. Eine Veränderung des Organismus ist derselben Art, wie jene, worin die Anlage begründet ist. Sie ist bei den epidemischen Krankheiten beobachtbar in diesem Verhältniß wieder. Die akuten Krankheiten, Scharlach, Masern und andere, die durch ein Kontagium entstehen, das seit langer Zeit nach Entzündung erregend auf den ganzen Organismus wirkt, denn diese Krankheiten sind entzündliche Krankheiten, erlangen eine weitliche Ausbreitung, wenn die äußeren Verhältnisse, Temperatur, Wind, Barometerstand, die entzündliche Konstitution entwickelt haben und erhalten. Die kalten Winter sind auch in Epidemien dieser Krankheit ausgezeichnet.

net. Kontagien, wie das des Typhus, welche mehr die Energie des Nervensystems, die Kraft des Organismus beeinträchtigen, bewirken im Herbst ihre Epidemie, wo eine Konstitution herrscht, die sich in Beeinträchtigung der Reizbarkeit u. der Kräfte der Individuen auszeichnet.

Entspricht die Anlage nicht der einwirkenden Gelegenheitsursache, so wird die erstere vorübergehend aufgehoben oder vermindert. Individuen mit einer verjüngten Haut und einer abnorm thätigen Schleimhaut befinden sich häufig ganz wohl, wenn die schwächende Konstitution in die entzündliche übergeht. Es bekommt ihnen feuchte Witterung schlecht, recht gut aber die trockene Kälte.

Findet dieses nicht Statt, so bildet sich aus dem Zusammenwirken der ihrer Natur nach heterogenen Gelegenheitsursache mit der Anlage eine Krankheit hervor, welche sonst durch diese Ursachen nicht bedingt wird. Hat Jemand keine Anlage zu Katarrhen, und die Erkältung wirkt auf ihn ein, so bekommt er oft ein gastrisches Fieber. Selten hat man Gelegenheit, dieses Verhältniß rein zu beobachten, meistens ist irgend ein Krankheitskeim vorhanden, der unter diesen Einflüssen zur Entwicklung gelangt, wo sich Anlage und Gelegenheitsursache nicht in der Natur entsprechen. Die Anlage kommt dann eigentlich gar nicht in Betracht. Der Krankheitskeim hatte, durch jedes äußere auf den Organismus nachtheilig wirkende belebt, seine weitere Entwicklung und Ausbildung gewonnen. Einer bestimmten Gelegenheitsursache hätte es dazu gar nicht bedurft.

Wie eine Anlage und Gelegenheitsursache sich oft nicht entsprechen in dem Lebenszustande, den sie begründen und erhalten, so sind sie auch in der Stärke einander häufig nicht entsprechend. Auch aus diesem Mißverhalten beider Ursachen geht für die Krankheitsausbildung ein etwas abweichendes Verhältniß hervor. Ist die Anlage stärker, so entwickelt, daß sie fast von selbst in Krankheit übergeht, so mag jede Gelegenheitsursache und in jeder Stärke einwirken, es kommt die in der Anlage bedingte Krankheit zur Ausbildung. Hat Jemand durch Erbllichkeit, Körperbau oder Lebensweise sich eine entwickelte Anlage zur Lungenschwindsucht erworben, so mögen Kälte, Verletzung, Magenverderben, Kummer, Sorgen oder welche andere Ursache und in jeder Stärke einwirken, immerhin entsteht Lungenschwindsucht. Diese bildet sich natürlich schneller aus, wenn die Gelegenheitsursache der Anlage entsprechend mit einwirkt. Es bedarf bei der entwickelten Anlage nur eines Reizes, der die körperlichen Verhältnisse nur ein wenig anregt und verändert, um das in der Disposition bedingte Leiden hervorzubilden. Entsprechen einer sehr entwickelten Anlage die Gelegenheitsursachen nicht, so entsteht zwar die Krankheit, aber sie verläuft langsamer, und gelangt nicht zu deutlichen Krisen; umgekehrt verhält sich dieses, wenn sich die Anlage und Gelegenheitsursache entsprechen. Da nun aber eine große Anzahl Gelegenheitsursachen eine reizende Einwirkung auf den Organismus haben, so können auch mehrere reizend wirkende, aber doch ver-

schiedene Ursachen dieselbe Krankheit, die in der Disposition bedingt ist, zur Ausbildung bringen. So entstandene Krankheiten sind stets von langsamem Verlauf und hartnäckig. Wirkt die Gelegenheitsursache stärker, als die Anlage entwickelt ist, so kommt gewöhnlich eine heftige, aber nur kurze Zeit andauernde Krankheit zur Ausbildung. Und diese Krankheit ist entweder Reizung, Entzündung oder entzündliches Fieber, oder neigt selbst gegen ihre Natur zu diesen Zuständen hin. Dieses sehen wir in Typhusepidemien, in denen die Ansteckungskraft sehr ausgebildet ist, wenn ein sonst kräftiger Gesunder von der Krankheit befallen wird. Diese gelangt hier rasch zur höchsten Ausbildung und zeigt einen sehr kurzen Verlauf.

Aus nicht entsprechender Anlage und Gelegenheitsursachen entstehen sehr häufig undeutlich ausgebildete Krankheitsformen, Beschwerden. Lebt Jemand unter den Einflüssen, welche die Gicht erzeugen, ohne die konstitutionelle Anlage dazu, so entsteht nie die rein ausgebildete Gicht, aber viele schmerzhafteste Beschwerden, Hypochondrie, abnorme Thätigkeit der Schleimhäute, namentlich jener des Magens. Aehnlicher Weise gibt es auch unvollkommen gastrische Fieber, Typhus, Skrofelleiden.

Durch das Zusammenwirken beider Ursachen, der Causa occasionalis u. der C. disponens wird nicht unmittelbar das Entstehen der Krankheit und ihrer Erscheinungen bedingt. Es vergeht noch einige Zeit, bevor sich jene ausbildet und diese offenbar werden. Wie beträchtlich auch die Störung der organischen Verhältnisse ist, welche durch die Einwirkung der Causa occasionalis entsteht, so tritt nicht sogleich dadurch die Krankheit ins Daseyn. Wirkt die kalte Mäße auch sehr unterdrückend für die Hautausdünstung und störend für den Athmungsprozeß, so daß ein Katarrh oder katarrhalisches Fieber dadurch entsteht, so sind diese in allen ihren Zufällen nicht sogleich nach der Einwirkung jener Schädlichkeit da, sondern bilden sich erst einige Zeit nach dieser Einwirkung allmählich aus. — Die veränderte Lebensthätigkeit, welche aber sogleich nach der Einwirkung der Gelegenheitsursache erscheint, besteht aber doch und geht allmählig in die deutliche Krankheit über. Die älteren Aerzte nannten diese aus der Einwirkung der Ursachen zunächst hervorgehende und in die Krankheit sich zunächst umbildende, veränderte Lebensthätigkeit die Causa proxima morbi. Sie besteht in der Regel in einem Zustand veränderter Reizbarkeit und gehemmter Verrichtung eines oder mehrer Theile. Ueber die Umbildung dieses Zustandes in die Krankheit vergeht einige Zeit. Selten wird diese in einigen Stunden, häufiger erst in einigen Tagen vollbracht. Der einfachste Katarrh bildet sich nach der Erkältung erst in einem, gewöhnlich erst in drei Tagen aus. Wie jeder Lebensprozeß sich nur allmählig u. Stufenweise ausbildet, so entwickelt sich auch die Krankheit nur allmählig aus der Gesundheit. Gewiß gehört diese Umwandlungszeit der Krankheit an und ist längst als Zeit der Vorboten, prodromi, opportunitas, bezeichnet. Ihre Dauer ist höchst verschieden, nicht allein in den Krankheitsgattungen und Arten, sondern auch in den einzelnen Krankheitsfällen derselben Art. Im Ganzen ist ihre Dauer schwer zu bestimmen, weil sich nur selten die Zeit genau festsetzen läßt, wenn eine Gelegenheitsursache einwirkte oder einzuwirken begann. Von den akuten Exanthemen ist bekannt, daß sie eine Prodromzeit von 3 — 24 Tagen halten. Am längsten ist sie bei den Pocken und beim Typhus; Katarrhe und alle remittirenden Fieber und Entzündungen haben eine Prodromzeit von 3 — 7 Tagen. Es wird diese Zeit in ihrer Andauer bedingt: 1) von der Natur der einzelnen sich ausbildenden Krankheit. Alle Prozesse, welche den ganzen Organismus einnehmen, haben eine längere Zeit; wo dagegen die Störung nur örtlich bleibt, ist die Prodromzeit kürzer; 2) von der Intensität und Quantität der Gelegenheitsursache. Wie viele und große Wunden bald das Wundfieber bedingen, so hängt auch von der Stärke und Zahl die schnelle Ausbildung der Krankheiten ab; 3) von der Anlage. Jemehr diese ausgebildet ist, desto kürzer ist die Prodromzeit.

Krankheitsursachen (Gerichtl. Med.). Wenn der Gerichtsarzt über die Entstehung einer inneren oder äußeren Krankheit ein Gutachten zu geben hat, so sind die Grundsätze der Aetiologie und Pathologie, unter sorgfältiger Berücksichtigung der besonderen Umstände, dabei anzuwenden. Daher wird hier nur die Ansteckung, die Vererbung und die zweifelhafte Krankheitsursache mit wenigen Worten zu erwähnen seyn.

Ansteckende Krankheiten (Morbi contagiosi) und solche, welche sich durch fortgesetzten genauen Umgang oder durch den Nahrungstrieb mittheilen oder durch anhaltenden Gestank schaden, sind nur dann Gegenstand der gerichtlichen Arzneikunde, wenn sie zu persönlichen Beschwerden, Ehecheidungsklagen u. s. w. Anlaß geben. Hierher gehören vorzüglich die Lustseuche, mehrere chronische Hautkrankheiten, die Schwindsucht, einige Nervenkrankheiten, bösartige Geschwüre u. s. w. Auch kann die Frage vorkommen, ob die Anschulbigung gegründet sey, daß Jemand einem Andern wesentlich und in der Absicht zu schaden eine gefährliche Krankheit, z. B. den ansteckenden Typhus, die Cholera, ein akutes Exanthem, mitgetheilt habe.

Erbliche Krankheiten (Morbi hereditarii). So wie die Gestalt, Farbe, Behaarung, körperliche und geistige Konstitution und andere Eigenthümlichkeiten der Eltern oder Großeltern, selbst auch ihre Mißbildungen und Verstümmelungen auf die Kinder übergeben können, eben so kann die Anlage zu Skrofeln und Rhachotis, zu Schwindsucht und Herzkrankheiten, zu Gicht und Rheumatismus, zu Harnsteinen, Leberleiden, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Melancholie, Blödsinn, Schlagfluß u. s. w. sich vererben und unter begünstigenden Umständen zur bestimmten Krankheit ausbilden; Aeltern, welche an einer syphilitischen, Skrofulösen, Skorbutischen oder anderen Kachexie leiden, oder durch Geschlechtsausschweifungen, Trunksucht u. dgl. geschwächt sind, oder ein unpassendes Alter haben, erzeugen sehr oft schwächliche, sieche Kinder. Diese Erblichkeit kann jedoch nur sehr beschränkt als Krankheits-

ursache oder Ehehinderniß geltend gemacht werden, da sie in anderen Fällen, selbst in derselben Familie, oft nicht beobachtet wird, manchmal erst an den Enkeln sich zeigt (van Swieten, Comment. in Boerhav. Aphorism. §. 1075. Bd. III. S. 405.).

Zweifelhafte Krankheitsursachen. Kranke geben nicht selten besondere Ursachen ihres Leidens oder Gebrechens an, um darauf gewisse Forderungen (z. B. auf Entschädigung) zu gründen, sich von drückenden Verhältnissen zu befreien oder um Rache auszuüben u. s. w., od. es wird ihnen von Anderen eine Krankheitsursache aufgebürdet, die sie nicht zugestehen wollen oder können. In solchen Fällen wird der Gerichtsarzt oft aufgefordert, zu entscheiden, ob das Angenommene gegründet, oder ob die Krankheit aus einer andern zufälligen oder selbst verschuldeten, aber verheimlichten oder abgeleugneten, Veranlassung entstanden sey. Die Ursachen, welche zu den erwähnten Zwecken geltend gemacht werden, sind Verlegungen, Mißhandlungen, Züchtigungen, Verschimpfung, Aerger, Schreck u. andere Gemüthsbewegungen, hartes od. langwieriges Gefängniß, verhinderte Bewegung in freier Luft, mangelhafte Kost, Beibringung von schädlichen Nahrungsmitteln oder Arzneien, od. von wirklichen oder angeblichen Giften (wozu eben auch die Liebestränke und die Bezauberung gehörten; s. P. Frank, System der med. Polizei IV. S. 520 ff., zufällige oder vorsätzliche Missethungen, Präpotenz, Amenorrhöe, Zwang zu übermäßiger Körper- oder Geistesanstrengung, zum Theil auch Schwangerschaft und Geburt. — Die oft sehr schwierige Beantwortung obiger Frage erfordert eine sorgfältige und vorsichtige Untersuchung, da die Angaben des Kranken und seiner Freunde unzuverlässig sind und oft Komplikationen oder gleichzeitig andere Ursachen u. besondere Umstände Statt finden. Zuvörderst ist festzustellen, ob die Krankheit eine wirkliche od. nur eine simulirte od. übertriebene sey (s. Krankheitszustand, zweifelhafter). Dann ist zu untersuchen, ob die fragliche Ursache wirklich zu der angegebenen Zeit und indem behaupteten Grade Statt fand (was oft die betreffenden Akten ausweisen), ob sie nach Theorie und Erfahrung die vorhandene Krankheit und den Grad ihrer Heftigkeit, sowohl überhaupt als bei der Individualität des Kranken und der Umstände, erzeugen konnte, ob sie als alleinige oder vorzügliche, als disponirende oder nur gelegentliche Ursache eingewirkt habe. Bei Erforschung dieser Kausalverhältnisse sind alle übrigen hier möglichen Ursachen und Einflüsse, namentlich auch die epidemischen und endemischen, zu berücksichtigen und zu ermitteln, ob und wie viel sie zur Entstehung der Krankheit beitrugen. Eine mittelst Befragung, Ausfragung u. s. w. zu bewerkstelligende genaue Untersuchung der Krankheit wird übrigens auch herausstellen, ob sie od. eine vorherrschende Anlage dazu nicht vielleicht schon vor dem in Rede stehenden Ereignisse vorhanden war, oder ob sie im Gegentheile, ihrer Beschaffenheit nach, viel jüngeren Ursprungs seyn müsse, dann auch, welche Folgen sie haben könne.

Krankheitszustand, zweifelhafter (gerichtl. Med.). Zweifelhaft heißt ein innerer od. äußerer Krankheitszustand so lange, als sein wirkliches Vorhandenseyn oder seine Bedeutung nicht festgestellt ist. Die Fälle, wo der Gerichtsarzt aufgefordert wird, das Bestehen oder den Grad u. die Heilbarkeit eines zur Untersuchung gekommenen Körper- oder Seelenleidens und seine rechtlichen Wirkungen zu beurtheilen, sind häufig und mannichfaltig. Oft bildet sich ein Gesunder ein, krank zu seyn (Morbus imaginarius), oder ein Kranker wähnt, gesund zu seyn, oder der Richter glaubt Spuren eines krankhaften Zustandes zu bemerken, worüber er Gewissheit haben will; od. Daseyn und Umfang einer zugesetzten Beschädigung oder Gesundheitsstörung soll ermittelt werden; oder die Frage ist zu beantworten, ob eine vorher Statt gefundene, vielleicht periodische Krankheit jetzt vollkommen geheilt sey. Vorzugweise gehören hierher die unauglich machenden und entschuldigenden Krankheiten und Gebrechen (Morbi prohibentes, excusantes), welche wegen der daraus für den angeblich Kranken oder einen Anderen entspringenden Gefahr gewisse Leistungen und Beschwerden unzulässig machen, oder die Schuld einer versäumten oder verübten Handlung theilweise oder ganz aufheben (s. Zurechnungsfähigkeit). Sie verdienen, als ein für den Staat u. das häusliche Leben gleich wichtiger Gegenstand, eine besondere Aufmerksamkeit, theils an sich, theils weil die genannten Wirkungen derselben in der Regel die häufig vorkommenden Fälle, wo Jemand sich selbst od. einen Anderen, bei der Ueberzeugung vom Gegentheile und um gewisse Zwecke zu erreichen, für krank oder gesund ausgibt, hervorrufen, und also einerseits Vorschüßung, andererseits Verhehlung oder Anschuldigung von Krankheiten veranlassen.

Solche Vorspiegelungen oder Verheimlichungen werden oft mit unglaublicher Kunst und Schlaubeit ausgeführt, so daß selbst der Arzt getäuscht wird. Die desfallsigen Untersuchungen erfordern (neben der höchsten Redlichkeit, um den Lockungen der Fälschung zu widerstehen), nicht allein gediegene Kenntnisse in der Pathologie, Aetiologie, Semiotik und Diagnostik, sondern auch großen Scharfsinn, ungemessene Menschenkenntniß und Gewandtheit, unermüdbare Geduld und einen sehr festen, entschlossenen Charakter, um allen gestellten Fällen auszuweichen und den abgeseimten Betrüger und Heuchler zu entlarven, auf der anderen Seite aber den Unschuldigen durch richtige Würdigung seines Zustandes gegen Unrecht zu schützen. Sie gehören überhaupt nicht nur zu den schwierigsten, sondern auch zu den verdrießlichsten Geschäften des Gerichtsarztes, da das Publikum, welches oft lebhaften Antheil an solchen Personen und gern ihre Partie nimmt, bloße Verdachtsgründe nicht gelten läßt, nachher aber, wenn sich der Arzt durch die Verschmittheit derselben täuschen ließ, und der Betrug auf andere Art an den Tag kommt, seine Kenntnisse bezweifelt. — Er hat dabei folgende allgemeine Regeln zu beobachten:

a) Er hüte sich, einen Betrug als gewiß vor- auszusetzen und dem gemäß sein Betragen ein- zurichten, weil er sich dadurch oft den Weg ver- sperrt, die Wahrheit zu ermitteln; er sey ganz unparteiisch, weder zu leichtgläubig, noch zu argwöhnisch, betrachte den angegebenen Zustand nur für zweifelhaft und berechne, ob derselbe leicht oder schwer nachzuahmen oder zu verhe- beln sey. Auch sey er darauf gefaßt, daß man ihm die Untersuchung möglichst zu erschweren, ihn mit studirter List zu täuschen und verlegen zu machen suchen werde, um ihm wenigstens ein zweifelhaftes Urtheil abzunöthigen. Er lasse sich weder durch Versicherungen und Schwüre, noch durch Thränen, selbst nicht durch ärztliche Zeugnisse irre leiten.

b) Er lasse, wo möglich, gegen den Verdäch- tigen den eigentlichen Zweck der Untersuchung nicht merken, theils um dessen Unbefangenheit zu erhalten, theils um ihn von der Verdoppelung seiner List und Beharrlichkeit abzuhalten; so viel wie möglich geschehe die Untersuchung un- erwartet und überraschend, damit er sich nicht vorbereitet kann.

c) Der Gesundheitszustand ist, nach den all- gemeinen Regeln des Krankenerkennens, mit be- sonderer Rücksicht auf den vorliegenden Zweck, durch Fragen, Besichtigung, Betastung zu prü- fen, und zwar nicht bloß einmal, sondern so oft es die Wichtigkeit des Falles erfordert, um durch Vergleichung der zu verschiedenen Zeiten erhaltenen Ergebnisse zu desto größerer Gewiß- heit zu gelangen, wobei jedoch das Fehlen oder Daseyn einzelner, unwesentlicher Symptome des fraglichen Krankheitszustandes nicht den Ausschlag geben darf. — Bei längerem Vorhan- densenn eines Uebels von einiger Bedeutung wird sich auch irgend eine Abweichung vom ge- sunden Zustande, irgend ein Ausdruck von Krank- seyn und Leiden in dem Aeußeren und in der ganzen Körperbeschaffenheit zu erkennen geben. Dem aufmerksamen Arzte wird selbst eine ge- wisse Stellung und Haltung des Körpers nicht entgehen, die nach manchen habituellen oder pe- riodischen Krankheiten nachhaltig sich ausprägt; sie wird ihn, wo sie sich findet, zu genauerer Un- tersuchung auffordern, und wo sie fehlt, den Verdacht auf Simulation steigern. So nehmen z. B. Epileptische einen eigenen Habitus an; Engbrüstige suchen durch zeitweiliges Strecken des Körpers und Tiefeinathmen, oder durch Er- hebung der Schultern u. Rückwärtsbiegung des Kopfes die Brust zu erweitern, oder durch gewisse Stellungen den Husten zu erleichtern, u. behalten solche Haltung unbewußt auch außer dem Anfalle bei; zum Schwindel geneigte Personen vermei- den die sehr aufrechte Stellung u. s. w.

d) Vergangene Zustände und etwaige Krank- heitsursachen, namentlich Lebensart, frühere Krankheiten, Anlage, Erbllichkeit, Temperament, Gewohnheiten, Verhältnisse, äußere Einflüsse, sind nicht allein von der zu untersuchenden Per- son, sondern auch von glaubhaften Zeugen be- hutsam und in der Stille zu erforschen, vorzüg- lich aber der Charakter des Vertheiligten, die Stufe seiner Geistesbildung, seine Denkungsart, möglichen Absichten und muthmaßlichen Pläne

zu ermitteln, wozu oft die Akten zu benützen sind; selbst über die Gesinnungen seiner Ange- hörigen und Freunde ziehe man Erkundigung ein.

1. Vorgeschnüzte (vorgebliche, verstellte, veraespiegelte, nachgeahmte) Krankheiten (Morbi simulati, ficti), wozu auch die erkünstelten (Morbi anteprovocati) und die vergrößerten oder übertriebenen (Morbi exaggerati) gehören, sind Krankheitserscheinungen, die entweder ganz oder theilweise erdichtet, oder durch Kunst her- vorgebracht werden. Die Beweggründe, eine Krankheit zu simuliren, sind sehr mannichfaltig, lassen sich aber im Allgemeinen auf Furcht oder Gewinnsucht zurückführen. Der Militärpflich- tige will nicht Soldat werden oder bleiben, oder eine Pension erschleichen; der vor Gericht An- geklagte will alle Schuld abwälzen, der Ent- schädigung entgehen, sich dem Gefängnisse, dem Verhöre, einer mageren Kost, einem beschwer- lichen Transporte, der Züchtigung oder anderen Strafen entziehen; der Arglistige oder Bedenk- liche will lästigen Verhältnissen vorbeugen, Frist gewinnen, oder sich unkennlich machen; der Verantwortliche will Pflichtversäumnissen ent- schuldigen, der Arbeitscheue gewisse Verbind- lichkeiten umgehen, sich Alimmente sichern, oder das Herumschweifen fortsetzen, dem Müßiggange fröhnen und die Müßiggängigkeit der Behörden oder der Einzelnen in Anspruch nehmen u. s. w. Zuweilen ist der Beweggrund Mache oder blo- ßer Eigensinn und Laune, oder die Eucht, sich wichtig zu machen, Theilnahme und Aufsehen zu erregen, als Wunder zu erscheinen, oder ein unwiderstehlicher Trieb, die Umgebung zu är- gern und zu necken, den Arzt oder die Behörden zu äffen, oder Empfindelheit, Ziererei, Sehnsucht nach Geschlechtsgenuß u. s. w. Vörspiegelun- gen dieser Art hat man besonders bei Frauen- zimmern zu fürchten; selbst Kinder sind oft Mei- ster darin. — Zuweilen geschieht die Simulation dormalen scheinbar ohne allen Zweck und daher ganz unverdächtig, wird aber später, vielleicht erst nach Jahren, benutzt, die Untauglichkeit zu gewissen Leistungen u. s. w. zu beweisen. (Ver- größerung des Uebels geht manchmal von dem behandelnden Arzte aus, um seine Mühe und Kunst höher veranschlagen zu können.)

Fast alle Krankheiten und viele Gebrechen werden, wie die Erfahrung lehrt, mit mehr od. weniger Glück simulirt, besonders solche, welche auch auf die Länge leicht und bequem nachzuah- men und dabei auffallend oder in ihren rechtli- chen Folgen wichtig sind, solche, welche die Ver- stellungskunst nur zeitweise in Anspruch neh- men, nur in Paroxysmen erscheinen (wie z. B. viele Nervenkrankheiten), oder sich nur unter gewissen Bedingungen zu erkennen geben, und solche, bei denen man bloß die Aussagen des Kranken und seiner Umgebung vor sich hat. Schwerer ist die Simulation solcher Krankhei- ten, deren Diagnose auf wesentlichen u. bestän- digen Symptomen beruht, obwohl es nicht an Beispielen fehlt, wo auch diese täuschend nach- gebildet wurden. Oft ist es nicht eine bestimmte Krankheitsform, welche vorgeschnüzt wird, son- dern nur diese oder jene einzelne Kopf-, Brust-

oder Unterleibsbeschwerde u. s. w. Häufig wird Erkältung als Ursache angegeben, oder Hämorrhoiden, die sich bald dahin, bald dorthin geworfen haben sollen. Am leichtesten auszuführen und am schwierigsten zu entdecken ist die Vergrößerung eines wirklich vorhandenen Krankheitszustandes, dessen Symptome (z. B. Schmerzen, Schwäche, örtliche od. allgemeine Krämpfe und andere Nervenzufälle) übertrieben werden, damit er desto bedeutender erscheine. Diese Art des Betrugs, welche Zachias *Simulatio latens*, Ragon die halbe Verstellung nennt, wird häufig aus Gewinnsucht begangen, um wegen geringer Körperverletzung oder Mißhandlung große Entschädigung fordern zu können, oder aus Rachsicht, z. B. von Diensthofen, um den Brodherrn wegen leichter Züchtigung oder harter Verweise in Furcht und Schaden zu bringen, oder aus Eitelkeit und dem, besonders Frauenzimmern eigenen, Hange, das durch die Krankheit erregte Aufsehen zu steigern. (Manchen Personen ist die Untugend der Uebertreibung gleichsam angeboren, und dann an sich unschädlich und ohne Betrug.)

Verdacht einer Simulation entsteht, wenn einer der eben angedeuteten Beweggründe hervorleuchtet, wenn der angeblich Kranke sein Uebel geflissentlich zur Schau stellt, wenn es schnell und unerwartet, ohne Vorboten entstand, ohne daß eine befriedigende Ursache in den Aussagen und Vorgängen zu entdecken ist, wenn die dagegen angewendeten, vielleicht nur geringfügigen, ungenügenden oder widersprechenden Mittel angeblich eine schnelle, unerwartete Besserung oder Verschlimmerung, oder kräftige Mittel gar keine Wirkung hervorbringen, wenn der Kranke viele Arzneien verlangt oder sie schneller verbraucht, als vorgeschrieben, oder in anderen Fällen alle Kurmittel standhaft verweigert, wenn er nur solche Symptome angibt, welche leicht zu erdichten sind, oder seine Thätigkeit nicht behindern, tägliche Bewegung in freier Luft erfordern sollen. Doch lasse man sich nicht verleiten, sein Urtheil auf diese Umstände allein zu gründen, da sie insgesamt zufällig oder ohne böse Absicht des Kranken Statt finden können. Verstärkt wird der Verdacht, wenn die Krankheit nicht mit der angeblichen Ursache, nicht mit der Individualität des Kranken harmonirt, wenn dieser Zufälle klagt, welche ohne ausreichenden Grund, der fraglichen Krankheit ganz fremd sind, od. unter sich im Widerspruche stehen, wenn die Krankheit ungewöhnlich und ohne die nothwendigen Folgen verläuft. Je mehr der genannten Verdachtsgründe zusammenreffen, desto eher ist Betrug anzunehmen, zumal wenn gleichzeitig wesentliche Symptome der angeblichen Krankheit dauernd fehlen.

Mancher Betrüger ist in der Darstellung der von ihm gewählten und einstudirten Krankheit so geübt und weiß seine Rolle (die er vielleicht von Sachkundigen erlernte) so geschickt und gleichmäßig durchzuspielen, daß ihm schwer oder gar nicht beizukommen ist, oder er ist so hartnäckig und abgehärtet, daß er auch die lästigsten

trägt, oder sein künstlich erzeugtes Uebel durch fortgesetzte Reizung bis zur Lebensgefahr steigert. Fehlt ihm hingegen eine genügende Kenntniß der charakteristischen Kennzeichen des simulirten Uebels und die Geschicklichkeit, diese Zeichen überall täuschend nachzuahmen, oder die nöthige Beharrlichkeit, sein Vorgehen folgerichtig durchzuführen, so wird er sich bald in Widersprüche verwickeln, leicht Blößen geben und das Unnatürliche und Erkünstelte seiner Gebekrderung überall durchblicken lassen; überdies finden sich bei vielen Krankheiten Zufälle, welche er entweder gar nicht oder doch nicht auf die Dauer willkürlich nachahmen kann. — Außer den allgemeinen Regeln dürfte, je nach den Umständen, folgendes Verfahren die Untersuchung fördern:

Man lasse den Kranken Ursprung, Fortsetzung und jetzigen Stand seines Uebels ausführlich erzählen, achte mit scheinbarer Theilnahme auf jedes Wort, ohne Mißtrauen oder Verdacht zu verrathen, und höre die widersprechendsten Angaben mit Geduld und ohne aus der Fassung zu kommen, weil der Betrüger leicht in Verwirrung geräth, wenn er über die wahre Meinung des Arztes in völliger Ungewißheit bleibt. In manchen Fällen kann es jedoch nützlich seyn, gleich anfangs Ernst und Strenge zu zeigen. — Man beobachte das Benehmen des Verdächtigen bei der Untersuchung, zumal wenn diese ihn plötzlich überrascht, und bei den an ihn gerichteten Fragen ganz genau: oft wird man eine affektirte, leicht in Frechheit ausartende Dreistigkeit, oder ein schlaues Aushorchen, oder ein scheues Umsichsehen, Befangenheit, Aengstlichkeit, oder den mit der Verstellung verbundenen Zwang in seiner Physiognomie bemerken. Man wiederhole die Fragen in einer anderen Reihenfolge und mit anderen Worten, und die heutigen Aussagen werden zum Theil anders lauten als die gestrigen, so wie die zweite Untersuchung vielleicht ganz andere Phänomene darbieten wird, als die erste und dritte. — Der Simulant legt auf solche, wenn auch unbedeutende Umstände, die der Arzt wichtig nimmt, ebenfalls großes Gewicht, während er diejenigen gering achtet, die der Arzt zum Schein als Nebensachen behandelt, obgleich es vielleicht Hauptumstände sind. Er wird daher unvereinbare Symptome heucheln, unangemessene Handlungen begehen, sobald der Arzt gegen ihn oder gegen die Umstehenden sie als wesentlich zu der Krankheit gehörig bezeichnet. Er wird irre werden, wenn ein anderes, ihm vom Arzte selbst angedichtetes Gebrechen glaublicher gefunden wird. Er wird bei fortgesetzter Untersuchung in seiner Verstellung ermüden oder die Kraft verlieren, die mit einiger Anstrengung verbundenen Symptome in gleichem Grade dauernd zuerkünsteln. Kann er, durch den Arzt selbst od. durch sichere Personen, unbemerkt, und wenn er sich ganz unbeobachtet glaubt, oder im Schlafe belauscht werden, so wird der Betrug oft schnell entdeckt. — Zuweilen vergißt und verräth sich der Simulant, wenn heftige psychische od. sinnliche Reize, z. B. Schreck, Hoffnung, Ueberraschung, Freude, auf ihn einwirken; so auch,

wenn man seine Aufmerksamkeit von dem Uebel gänzlich abzieht und ihn zu Bewegungen verleitet, welche bei der wirklichen Krankheit nicht Statt finden könnten.

Bei der ärztlichen Behandlung wende man, besonders anfangs, ganz unwirksame Kurmittel an, um zu sehen, welche Wirkung der Kranke davon zu haben vorgibt, oder man wähle solche, welche der angeblichen Krankheit entsprechen, dem Nichtkranken aber bald unerträglich werden. Unter dem Vorwande, die Krankheit sey sehr bedeutend und erfordere eine ernstliche Kur, kann man ihn einer strengen Diät unterwerfen und ihm allerlei Entbehrungen und lästigen Zwang auflegen, unschädliche, aber sehr unangenehme oder schmerzhaftere äußere Mittel, oder sehr übel-schmeckende Arzneien (z. B. nach Verhältniß der Krankheit Quassia, Salmiak, Rußessenz, Asa fetida, in widriger Form und in öfteren Dosen, damit sich der Geschmack nie aus dem Munde verliert) oder Nauseosa verordnen (Marshall empfiehlt die Mixture diabolica, aus Salzen, Stinkasand und Aloe bestehend); dabei muß man jedoch Sorge tragen, daß diese Kurmittel wirklich angewendet, die Arzneien nicht heimlich weg-gegessen werden. Oft bringt die Androhung schmerzhafter Mittel oder gefährlicher Operationen (z. B. der Trepanation), und die Anstalten dazu den Betrüger zum Geständnisse. Pedrohung mit Stockschlägen u. dgl. kann nur dann angewendet werden, wenn der Verdacht einer Simulation fast zur Gewißheit geworden ist. In anderen Fällen kann es gerathen seyn, die Krankheit für ganz unwichtig zu erklären, wodurch der Simulant oft bewogen wird, einen anderen Weg einzuschlagen. Künstlich erzeugte Krankheiten und Schäden heilen, wenn sie nicht unterhalten werden, in der Regel von selbst oder nach einfachen Mitteln.

Da der Betrüger oft von seinen Angehörigen und Helfershelfern unterstützt wird, so ist es höchst nöthig, ihn abzusondern und in solche Verhältnisse zu bringen, welche die Gemeinschaft mit seinen Freunden, so wie die Anwendung der zur Fortsetzung seines Betruges erforderlichen Hülfsmittel unmöglich machen. Bei der Ver-setzung in die neue Wohnung sind seine Kleider, Wäsche, Betten, Geräthe u. s. w. zu entfernen und mit anderen zu vertauschen, oder doch so wie sein Kopfhaar auf das Genaueste zu durchsuchen, und alles irgend Verdächtige, was zur Unterhaltung des vorgeschügten Uebels dienen könnte, wegzunehmen. In manchen Fällen kann es sogar nöthig werden, ihm eine Absführung oder Abführere zu geben, um das etwa im Mastdarm Verborgene zu beseitigen. Dabei ist erscharf zu beaufsichtigen. Ist eine vollständige Absonderung nicht thunlich, so sind die übrigen eben genannten Maßregeln desto sorgfältiger anzuwenden. Eine genaue Durchsuchung des Zimmers, des Bettes, der Behältnisse u. s. w., so wie eine strenge Bewachung durch ganz zuverlässige, von dem Arzte gewählte Männer ist dann besonders nöthig; oft ist es auch rathsam, dem Bette eine andere Stellung zu geben, um mögliche Hülfseleistungen von außen abzuschneiden.

Sehr schwierig, ja oft unmöglich ist die Enthüllung des Betruges, wenn nicht zu den Verbrechern gehörende Personen, zumal höheren Standes, zu untersuchen sind, bei denen eine genauere Beobachtung und manches Prüfungsmittel nicht anwendbar ist, oder welche den Betrug durch jahrelanges Krankseynen planmäßig vorbereiteten.

Hat man mit unbekannten Gefangenen oder Sträflingen zu thun, die man, z. B. wegen Entfernung des Wohnortes, nicht oft und lange genug beobachten kann, so muß man dem Gefangenwärtter die nöthige Anweisung geben oder einen geeigneten Mitgefangenen zu dem Verdächtigen sperren, um durch deren Aussagen über das Thun u. Lassen des Verdächtigen der Wahrheit näher zu kommen. Oft verräth sich der Betrüger, wenn man ihm Branntwein oder Wein, den er nach langer Entbehrung nicht verschmähen wird, auf unverdächtige Weise anbietet und bis zur leichten Berauschung und Selbstvergessenheit trinken läßt. Wo dieses nicht zulässig ist, kann vielleicht das Opium zu gleichem Zwecke benutzt werden.

Die Entdeckung des Betruges durch gewaltsame Mittel zu erzwingen, erfordert große Vorsicht, zumal in solchen Fällen, wo man den Kranken nicht ganz absondern kann und Versuchs durch Gehülfen fürchten muß. Besitzt er Ausdauer und Hartnäckigkeit genug, sie auszuhalten, so wird er immer verstockter, von Anderen als Martyrer angesehen, und der Arzt verhaßt. Schmerzhaft, schreckend oder überraschende Prüfungsmittel werden vorzüglich bei anscheinender Unempfindlichkeit und Bewußtlosigkeit empfohlen.

Uebrigens vergesse man nicht, daß dieselbe Person, welche früher eines Betruges überführt wurde, bei einer späteren Untersuchung wirklich krank seyn, daß ein simulirtes Leiden in ein wirkliches übergehen, daß eine Krankheit, auch nach gehobener Ursache, durch den bloßen Nerven-eindruck fortdauern könne.

II. Verhehlte (verheimlichte, verlezugnete) Krankheiten (Morbi dissimulati, celati, -infiniti), sind solche, welche entweder gänzlich geleugnet, oder deren schlimmste Zufälle verbergen, oder die durch Verschügung einer anderen Krankheit maskirt werden. Dieses geschieht aus Unwissenheit und Selbsttäuschung, aus Stolz, falscher Scham oder aus Scheu vor dem auf der Erwerbungsart hastenden Schimpfe oder sonstigen Nachtheile, aus Furcht, einem Vortheile (z. B. dem freien Gebrauche des Vermögens, einem Amte oder Dienste, einem Ehebündnisse, einer Wohnung, einem wichtigen Geschäfte, einer Lebensversicherung oder ähnlichen Anstalt, dem Umgange mit Freunden, ärztlicher Hülfe u. s. w.) entsagen zu müssen oder eine Strafe zu erleiden; zuweilen wird die Verheimlichung mehr durch Andere bewirkt. Verhehlt werden vorzüglich die Lustseuche, die Schwinducht, ansteckende Hautkrankheiten und Fieber, die Fallsucht und andere Nervenkrankheiten, Libesgebrechen, das geschlechtliche Unvermögen, Lähmungen, Körperschwäche, üble Geschwüre, Blutflüsse und andere krankhafte Ausleerungen, Hernie u. s. w.; dann auch Seelenstörungen (selbst der Tod).

Auch Schwäche des Gedächtnisses, Gehörs u. s. w. wird verheimlicht, desgleichen Verlegungen (z. B. nach Duesen), die Trunkenheit.

Die Untersuchung wird nöthig, wenn durch die Verhehlung entweder der Kranke selbst gefährdet, oder die Rechte eines Anderen gekränkt, oder der Lauf der Gerechtigkeit gehemmt werden. Sie erfordert dieselbe Genauigkeit und Umsicht, wie die Simulation, zum Theil auch dasselbe Verfahren, besonders sind die allgemeinen Regeln hier anwendbar. Wo der verhehlte Zustand den Sinnen zugänglich ist und sich deutlich ausdrückt, ist die Untersuchung leicht. Allein mit großer List und Geschicklichkeit werden oft die Zeichen einer Krankheit unkenntlich gemacht, für Folgen eines anderen ähnlichen Uebels oder zufälliger Ereignisse ausgegeben, durch vorgespiegelte Symptome verdeckt, oder zur Zeit der Untersuchung gänzlich unterdrückt; auch ist nicht zu vergessen, daß manche Krankheiten nur periodisch erscheinen. Auf die Aussagen Anderer darf man sich nie verlassen, sondern muß immer selbst und nach Befinden öfters wiederholt untersuchen. Das Gutachten ist nur nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände zu geben, auch deshalb, weil man sich durch Uebersehung leicht in einen Injurienprozeß verwickeln kann.

III. Ange schuldigte (angedichtete) Krankheiten (*Morbi imputati, accusati*) sind entweder gar nicht od. nicht in dem angegebenen folgenreichen Grade vorhandene Krankheiten, welche einem Anderen aufgebürdet werden, um ihn an seiner Ehre zu kränken, eine lästige Verbindung mit ihm (z. B. einen Ehe-, Pacht-, Dienst-, Mieth-Kontrakt) aufzulösen, ihm Vortheile zu entziehen, ihm die Ausübung gewisser Rechte (z. B. die Verwaltung seines Vermögens) streitig, oder verriethete Handlungen (z. B. ein Testament) ungültig zu machen u. s. w. Es sind nämlich dieselben Gebrechen, welche der Verhehlung unterliegen. Daher erfordert die Untersuchung auch das im vorhergehenden Abschnitte angegebene Verfahren.

Kranlücken, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. Eisenach, Amt Geisa; an der Kohlbach; Mühle; 350 Einw.

Krannewet (*Ornith.*), s. v. a. *Krammetvogel*, *Turdus pilaris*. L.

Krannewetsamen (*pharm. Bot.*), s. v. a. *Bachholderbeeren*, *Juniperus communis*. L.

Krannichau, preuß. Mittergut, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; Patrg.; über 100 Einw.

Kranutzbörn, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. Weimar; Erlehn- u. Allodialgut, Mühle, Kalksteinbruch; 360 Einw.

Kranodidymus (*Cranodidymus*, *path. Anat.*), 1) zusammengewachsene Zwillinge mit bloß zwei Schädeln; — 2) Zwillinge, die bloß mit den Schädeln verwachsen sind.

Kranologie (*Cranologia*, *Phys.*), s. *Schädellehre*.

Kranowitz (*Krznowice*), preuß. Städtchen, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Hofm., 2 Mühlen, 4 Kram- u. Viehmärkte; 1550 Einw.

Kranenberg, nassau. Pfarb., Amt Ufftingen; über 700 E.; bildete sonst eine eigene gleichn. Herrschaft, die 1310 an das Geschlecht v. Falkenstein, 1419 an Eppenstein, 1535 an Stolberg, 1581 an Mainz u. 1654 an die Waldbote v. Bassenheim kam, welche noch im Besitze K. s. sind. Im Jahr 1814 brannte der Ort K. fast ganz ab.

Kranenvogel (*Ornith.*), s. v. a. *Krammetvogel*, *Turdus pilaris*. L.

Krauter, **Kranz**, im Oesterreichischen, ein Trog, in welchem das zu Eider bestimmte Obst gestoßen od. zerquetscht wird.

Krautz, Albert, verdienter Historiker, lebte als Professor der Theologie in Rostock u. starb 1517 als Syndikus zu Hamburg. Er schrieb: *Chronica Daniae, Sueciae et Norwegiae*, Straßb. 1546, Frankf. 1575, Fol., deutsch Straßb. 1546, Fol.; — *Saxonia*, Köln 1520, Frankf. 1575, das. 1580, deutsch von A. Haber, Leipz. 1563, Fol., fortgesetzt von Dav. Ehnträus, Wittenb. 1585, Fol.; — *Vandalia*, Köln 1579, Fol., Frankf. 1575, 1580, 1602, Fol., deutsch von Steph. Macrogus, Lübeck 1600; — *Metropolis sive hist. eccles. in Saxonia*, Bas. 1548, Frankf. 1575, das. 1580, Fol.

Krautweiler, oldemb. Dorf, Fürstenth. u. Amt Birkenfeld, an der Nahe; Mühle; 170 Einw.

Kranz (*Corona*), 1) überhaupt ein kreisförmiges Ding; — 2) ein kreisförmiges Gewinde von Blättern oder Blumen. Die alte Sage macht den Prometheus zum Erfinder der Kränze, die er zur Nachahmung seiner Fesseln am Kaukasus gewunden habe. Vielleicht will dieser Mythos nichts Anderes bedeuten, als daß der Kranz als ein Symbol glücklicher Stimmung, der Freude, Liebe, Achtung u. aus den frühesten Zeiten stamme. Kränze waren wesentliche Zeichen jeder dionysischen Feier. Sie durften nicht fehlen bei Gastmahlen; und wenn die Gäste bei den Göttermahlen sich mit den Zweigen von dem heiligen Baum oder mit den Blumen des Gottes, dem sie eben ihre Verehrung darbrachten, bekränzt hatten, dann glaubten sie in inniger Verbindung mit diesem Gott zu stehen, u. eine gehobene, edle Freude mochte sie dann beseelen, bis etwa die schwache menschliche Natur dem Freudentaumel eine weniger erhabene Färbung gab; aber auch dagegen sollten die Kränze helfen; man hielt sie, besonders die von Ephen u. Amethyst, für ein Präservativ gegen die Trunkenheit. Siegreiche Feldherren u. Soldaten, die Sieger in den großen griechischen Spielen schmückten sich mit Kränzen; die aus der Schlacht zurückkehrenden siegreichen Schiffe wurden bekränzt; die Opferer, Opfertiere u. Altäre, Bildsäulen der Götter, Priester, die Leichname vor der Beerdigung, die Gräber erhielten Kränze als Zeichen der Ehrfurcht, Achtung u. Liebe. Kränze waren stehende Attribute an den Bildsäulen mancher Götter. Kränze, an den Hausthüren aufgehängt, sagten den Schönen am Morgen, daß ihre Geliebten während der Nacht ihnen nah gewesen waren. Den zum Verkauf aufgestellten Sklaven wurden Kränze aufgesetzt, vielleicht um die niedergeschlagenen Gesichter derselben durch den Widerschein der fröhlichen Farben zu be-

leben (f. *Emtio sub corona*). Uralt ist die Sitte, geachtete Dichter mit jenen leichten, nicht drückenden Kronen zu bekranzen, deren Stoff nicht aus dem dunkeln Schoß der Erde beim Grubenlicht gewonnen ist, sondern den die freundlich schaffende Natur im Reich des Lichts u. der Farben ihrem Freund u. Jünger gewoben hat. Vergl. Dichter u. *Poetae laureati*. Die strenge urchristliche Zeit verwarf das heitere Symbol der Freude als heidnisch u. der Dornenkrone Christi spottend, u. namentlich eiferte unter den Kirchenvätern Tertullian gegen den Gebrauch derselben bei Hochzeiten; aber das Volk ließ sich seine unschuldige Sitte nicht rauben. Der K. ist in Ehren geblieben. Im Mittelalter schmückten sich Jünglinge, selbst fürstliche, bei feierlichen Gelegenheiten mit Kränzen, wie denn namentlich Moriz von Sachsen auf einer Münze vom Jahre 1546 mit einem K. dargestellt ist. Die Nüchternheit unseres profaischen Zeitalters hat den K. einigermaßen verdrängt; aber immer noch darf er nicht fehlen bei Geburts- u. Namenstagen; wie auf den Särgenderer, die in der Blüthe ihres Lebens vor dem kalten Todeshauche erblaßten; immer noch wird bei Hochzeiten der Myrtenkranz als Zeichen, daß sich die Braut ihren schönsten Schmuck bewahrt hat, so hoch in Ehren gehalten, daß in manchen Gegenden Derjenigen, welche widerrechtlich den K. auflegt, die erzürnte Dorfjugend denselben auf dem Gang zur Kirche herabreißt; immer noch schmücken die Mädchen zum fröhlichen Tanz das Haupt mit dem K.; immer noch werden bei feierlichen Aufzügen, zum Empfang geehrter Personen zc. die Häuser mit Kränzen geziert. Die Kälte unseres Klimas hat die Kränze von künstlichen Blumen notwendig gemacht u. der verdorbene Geschmack gibt ihnen nicht selten den Vorzug vor denen von natürlichen Blumen gewundenen. Vgl. *Corona*, *Brautkranz*, *Myrtenkranz*, *Strohkranz*; — 3) ein K. wurde oft von ledigen Frauen um das Schild gehangen: bei Allianzwappen findet man Kränze, besonders wenn das Schild des Gemahls ein Ordensband umgibt; — 4) (Justizw.), in früheren Zeiten ein selten angewendetes Folterinstrument, bestehend in Haarseilen, Kopf- u. Stirnbändern mit Knoten und eisernen, gleich den Weinstiefeln angefeilten Kettengliedern, welche um die Stirn gewunden u. durch einen Knebel scharf angezogen wurden; — 5) (Maschinenw.), an Wasserrädern die beiden Reifen, zwischen welchen die Schaufeln eingeschoben sind, bestehend aus einzelnen Stücken, Kranzstücken; — 6) an Scheiben u. Rollen, f. v. a. *Stirn*; — 7) an den Wellen der Wasserräder 2 eiserne Ringe, welche zu beiden Seiten der Radarme um dieselben gelegt sind; — 8) am Weberstuhl, f. v. a. *Sperrrad*; — 9) (Papierm.), eiserner Ring mit Zacken, mittelst dessen das schnelle Zurücklaufen der Presse verhindert wird; — 10) (Bauw.), das obere Gefims, das zur Bedeckung einer Mauer gebraucht wird, vorzüglich das obere Gebälke der Säulen; f. *Säulenordnung*; — 11) f. *Brunnen*; — 12) die obere, etwas vorspringende Verzierung eines Dings, welche um dasselbe herumgeht, daher auch die obere Einfassung eines Thrones oder Himmelbettes; —

13) f. v. a. *Deichkappe*; — 14) eine Wulst von weichen Stoffen, deren sich in einigen Gegenden die Frauen bedienen, wenn sie Lasten auf dem Kopfe tragen; — 15) (Hüttenw.), niedrige Mauer um den Treibherd; — 16) an dem Hohenofen die Stelle, wo der Eisenstein geröthet wird; — 17) (Ziegelbr.), die in den Brennofen über dem Schloß an der Mauer herum eingesetzten Mauerziegeln, zwischen welche Dachziegeln gesetzt werden; — 18) (Glockeng.), f. *Glocke*; — 19) (Web.), f. *Mutterkranz*; — 20) (Archit.), f. v. a. *Corniche*.

Kranz (bot. Term.), f. v. a. *Corona*.

Kranz (zool. Term.), f. v. a. *Mantel der Weichtiere*, f. *Molluska*.

Kranz (Geogr.), 1) hannöv. Ortschaft, Stade, Bremen, Amt *Alteland*, an beiden Seiten der Eße; 530 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. *Schlesien*, R.-B. *Breslau*, Kr. *Wehlau*; *Borwerk*, *Wassermühle*; — b) (Alt.-K.), das., R.-B. *Piegnitz*, Kr. *Glogau*; *Schloß*, 2 *Borwerke*, *Erbscholtse*, 5 *Windmühlen*; 510 Einw.; — c) *Neu-K.*, das.; *Borwerk*, *Windmühle*; 110 Einw.; — d) Prov. u. R.-B. *Posen*, Kr. *Miesitz*; 410 Einw.

Kranzahl, königl. sächs. Dorf, Kr. *Zwickau*, Amt *Oberwiesenthal*; *Spinnerei*, *Kloppelei*, *Garbleichen*, 4 *Mühlen*, *Sägen* u. 2 *Lehnmühlen*; 900 Einw.

Kranzarterie der Ober- u. Unterklippe (*Arteria coronaria labii superioris et inferioris*, Anat.), entspringen beide aus der äußeren Kieferarterie, laufen in den Kranzmuskel des Mundes von dem Mundwinkel her den gleichnamigen der entgegengesetzten Seite entgegen und verbinden sich damit zu einem Bogen. Zuweilen sind sie auf der einen Seite des Gesichts viel stärker entwickelt als auf der anderen und laufen dann in diesem Falle über die Mittellinie hinüber.

Kranzarterie des Magens (die linke und rechte, *Arteria coronaria ventriculi dextra et sinistra*, Anat.). Die linke, beträchtlich größere, entspringt unmittelbar aus der *Art. coeliaca*, wendet sich zu der Speiseröhrenöffnung des Magens und verzweigt sich an der kleinen Magenkrümmung von links nach rechts; die rechte, viel kleinere, entspringt aus der Leberarterie, geht zu dem Pfortner des Magens herab, verzweigt sich an der kleinen Krümmung des Magens von rechts nach links und vereinigt sich mit der linken durch Anastomose zu einem Bogen.

Kranzarterie des Oberarms (vordere und hintere, *Arteria coronaria s. circumflexa humeri anterior et posterior*, Anat.) entspringen beide aus dem unteren Theile der Achselschlagader, zuweilen einander gegenüber, zuweilen entspringt die vordere höher als die hintere. Die vordere ist beträchtlich kleiner und wendet sich nach vorn und außen um den Kopf des Oberarmbeins; die hintere, größere, schlägt sich um die hintere Seite des Oberarmbeins. Beide vertheilen sich in der Nähe des Schultergelenks in die Muskeln und die Gelenkbänder desselben.

Kranzbeerstaude (Bot.), f. v. a. gemeiner Wachholder, *Juniperus communis* L.

Kranzbein (Anat.), f. v. a. *Stirnbein*.

Kranzberg, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Edgr. Kreising, an der Amper mit Brücke über dieselbe; 320 Einw.

Kranzblech, die Schmiedearbeit am untern Theil eines Wagens.

Kranzblume (Bot.), f. v. a. Kreuzblume, *Polygala vulgaris* L.

Kranzack, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Sonthofen; 160 Einw.

Kranzseisen (Stellm.), f. v. a. Karniseisen, f. Stelldmacher.

Kranzerbse (Bot.), f. v. a. *Abrus precatorius* L., f. Paternoster-Erbse.

Kranzfeigen (angew. Bot.), f. *Ficus Carica* L.

Kranzgefäß (Bauw.), f. v. a. Kranz 10.)

Kranzin, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Mühle; 320 Einw.

Kranzjungfern, f. v. a. Brautjungfern.

Kranzkühren, preuß. Fischerdorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen, 370 Einw.

Kranzlauch (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. *Tulbaghia*.

Kranzleiste (Bauk.), f. Glied 14), vergl. Säulenordnung.

Kranzlobe, der Ausschlag eines Stodes zwischen der Rinne und dem Splinte, am Saum seiner Oberfläche.

Kranzmoose (Bot.), f. v. a. Beerenmoose, Zullen.

Kranznath, (*Sutura coronalis*, Anat.), läuft in bogenförmiger Richtung über das Vorderhaupt, von dem vorderen Theile der einen Schläfengegend zu derselben Stelle der anderen Seite hinüber, verbindet den Kranzrand des Stirnbeins mit den Stirnrändern der beiden Scheitelbeine und mit dem oberen, vorderen Rande der beiden großen Flügel des Keilbeins. Man findet selten in dieser Naht Zwickelbeinchen.

Kranzpfähle (Wasserb.), 3 — 6 zum Widerstand des Eisgangs durch eine umgeschlagene Kette verbundene, unten schräg ausgeschlagene Pfähle, welche oben zusammen stehen.

Kranzpolypen (Zoophyt.), Abtheilung, (Eippschaft) der quallenartigen Polypen, (f. d.).

Kranzpulsader des Darmbeins (*Arteria circumflexa ossis ilium*, Anat.), entspringt aus der *Arteria iliaca externa* unter dem Schenkelbogen (*Arcus cruralis*), und läuft nach außen und oben gegen die innere Pefze des Darmbeins. Zuweilen findet sich auch eine äußere Kranzpulsader des Darmbeins.

Kranzpulsader des Schenkels (innere und äußere, *Arteria circumflexa femoris interna et externa*, Anat.), entspringen 1 bis 2 Zoll unter dem Schenkelringe aus der *Arteria cruralis* oder der *Arteria profunda femoris* und verzweigen sich zu den Muskeln in dem Umfange des Hüftgelenks.

Kranzpulsadern des Herzens (*Arteriae coronariae cordis*, Anat.), eine rechte und eine linke; entspringen aus der *Arteria aorta ascendens*. 1) Art. coronaria cordis dextra s. anterior, $1\frac{1}{2}$ '' dick, entspringt aus dem vorderen

Sinus Valsalvae, läuft im Sulcus circularis zwischen Atrium dextrum und Ventriculus dexter, zuerst nach rechts unter der Auricula dextra und schlägt sich alsdann um den vorderen rechten Rand des Herzens nach der platten Seite des Herzens hin; gibt kleinere Aeste an den Vorhof, schiebt aber ihre meisten Aeste in die Wände des rechten Ventrikels, auch einen ansehnlichen Ast, Ramus posterior, der im Sulcus longitudinalis der platten Fläche bis zur Spitze herabläuft und zu beiden Herzkammern Zweige gibt; und endigt mit kleineren Aesten in der platten Fläche des linken Herzens. — 2) Art. coronaria cordis sinistra s. posterior, $1\frac{1}{2}$ '' dick, entspringt aus dem hinteren linken Sinus Valsalvae, geht nach vorn und links zwischen Art. pulmonalis communis und Auricula sinistra, welche Zweige von ihr erhalten; gibt einen Ramus anterior, der im Sulcus longitudinalis der konvexen Herzenswand zwischen den Ventrikeln, ihnen Aeste gebend, zur Spitze läuft und hier mit dem Ramus posterior der Art. coronaria posterior anastomosirt; schlägt sich dann im Sulcus circularis um den linken hinteren Rand des Herzens, gibt Zweige an die linke Wand der linken Herzkammer und fließt an der platten Fläche mit den Endigungen der Art. coronaria dextra zusammen. Beide Arteriae coronariae bilden also kranzförmige Anastomosen im Sulcus longitudinalis und circularis.

Kranzraden (Bot.), f. v. a. Gartenlichtnelke, *Lychnis coronaria* L.

Kranzrolle (Buchb.), ein Werkzeug, um gemusterte Streifen zu vergolden oder einzupressen, bestehend aus einer metallnen, beweglichen Rolle, auf deren Stirn erhabne Figuren geschnitten sind, und welche in einer eisernen Gasbel steckt.

Kranzschlagen (Hutm.), f. Hut.

Kranzspinne (Arachnid.), f. v. a. *Theridium redimitum* Hahn.

Kranzsteine, f. Ziegel.

Kranzstücke (Maschinenw.), f. Kranz 5).

Kranztan, das Tan an einer Mammasschine, woran die Zugseilen befestigt sind.

Kranzthiere (Zoophyt.), Infusorienfamilie, f. v. a. Peridinea, (f. d.).

Kranzvenen des Herzens (*Venae coronariae cordis*, Anat.), 1) Vena coronaria cordis magna s. sinistra, große linke Kranzblutader des Herzens, ist die ansehnlichste Herzvene, welche die meisten kleineren aufnimmt. Ihr Stamm läuft gekrümmt in der linken oder hinteren Hälfte des Sulcus circularis, zwischen der linken Herzkammer und Vorhof von links nach rechts, erreicht einen Durchmesser von $4\frac{1}{2}$ '' bis 5'' und mündet, von oberflächlichen Muskelfasern der Vorhöfe überzogen, in das Atrium dextrum ein, am hinteren unteren Umfange desselben, durch die von der Valvula Thebesii halb verschlossene Oeffnung. Sie entsteht mit vier bis fünf Aesten in den Wänden des linken Ventrikels; unter diesen ist der ansehnlichste der Ramus longitudinalis anterior, welcher an der konvexen Fläche des Herzens, von der Spitze an, im Sulcus longitudinalis aufsteigt; kleinere Aeste erhält sie aus den Wänden des linken Vorhofs,

Unmittelbar vor ihrer Einmündung nimmt sie die Vena coronaria cordis minor und dextra auf. — 2) Vena coronaria cordis minor, media, s. posterior s. Vena cordis Galeni, kleine Kranzvene des Herzens, 2½" dick, beginnt an der Spitze des Herzens, woselbst sie mit dem Ramus longitudinalis anterior der vorigen anastomosirt; läuft an der platten Fläche des Herzens im Sulcus longitudinalis zwischen beiden Ventrikeln aufwärts, nimmt Venen von den hinteren Wänden beider Herzkammern und aus dem Septum ventriculorum auf und ergießt sich im Sulcus circularis in die Vena coronaria magna, nahe vor der Einmündung der letzteren. — 3) Vena coronaria cordis dextra, rechte Kranzblutader des Herzens, 1½" dick, entsteht am unteren rechten Rande des Ventriculus dexter durch Zusammenfluß mehrerer Aeste aus den Wänden dieses Ventrikels, krümmt sich in dem rechten Theile des Sulcus circularis, zwischen rechter Herzkammer und Vorhof, nach hinten und links und ergießt sich in das Ende der Vena coronaria magna. Kehrt öfters und wird durch die vorige und die Vena cordis anterior ersetzt.

Kranzziegel, s. Ziegel.

Krapack, Gebirg, s. v. a. Karpathen.

Krapen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Est-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Holland; 120 Einw.

Krapendorf (Klappendorf), oldenburg. Markflecken, Kr. und Amt Kloppenburg, an der Soeste, 2 Kram- u. Viehmärkte; 770 Einw.

Krapfen, (Krapf, Kräpflein), Gebäck, bestehend aus einem mit etwas Butter, Sahne, Eiern und ein wenig Salz vermengten Teige, in welchem zugleich gewisse Dinge, als: Kirschchen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, entweder frisch oder eingemacht, Pfefferkuchen, Mandeln u. s. w. geschlagen, und entweder in Schmalz oder im Ofen gebacken werden.

Krapfen (Landw.), 1) in Schwaben, das Dungschleifen aus dem Stalle; — 2) in der Pfalz, der Misthaken.

Krapfenau, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Landger. Feuchtwang; 3 Mühlen; 130 Einw.

Krapfenreuth, württemberg. Weiler, Donaukreis, Oberamt Göppingen; 120 Einw.

Krapfia (Bot.) nach Dr. Laudolle. Pflanzengatt. — Art: K. ranunculacea Dec., s. v. a. Ranunculus Krapfia.

Krapfhausen, preuß. Höfe, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld; 240 Einw.

Krapie, österreich.-kroat. Pfdorf, Militär-Banalgrenze, links an der Save, 1180 Einw.

Krapina (Geogr.), 1) österr.-kroat. Fluß zwischen den Gespansch. Warasdin und Agram, mit dem Zufluß Krapinčica, mündet links in die Sau. — 2) Flecken (Stadt) daselbst, Gespansch. Warasdin, links an der Krapinčica; Franziskanerkloster, warme Bäder, Steingutfabr.; 750 Einw.; — 3) Schlossruinen das., auf dem Gipfel eines ungeheuren Sandfelsens, der über der Stadt K. hängt. Ganz Kroatien, namentlich aber die Umgegend, ist weit und breit er-

füllt von Sagen über die Burg K., namentlich von Tschek, Tsch und Mch, die einst hier wohnten u. von hier aus nach Böhmen, Polen und Rußland zogen. Auch residirten hier im Mittelalter die größten ungar. und kroatischen Könige, Ludwig der Große und Matthias Corvinus.

Krapin-See, europ. türk. Binnensee, Bulgarien, Sandschak Silistria, an der rechten Seite der Donau.

Krapivna (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Tula, grenzt nördlich an den Kr. Tula, östlich an den Kr. Bogoroditz, südlich an den Kr. Tschera und westlich an den Kr. Odojew. Das Land ist flach und wird von mehreren Flüssen bewässert, deren bedeutendster die Upa ist; 90.000 Einw.; — 2) Kreisstadt daselbst, am Zusammenfluß der Plova und Upa; 1550 Einw.; wurde 1587 durch die Krimmer verbrannt.

Kraplan, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Est-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Gut, Vorwerk; 120 Einw.

Krapp (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Rubia.

Krapp (franz. Garance, engl. Madder, Chemie), die Wurzel der Färberröthe, Krapppflanze. Die außerordentliche Wichtigkeit des K. für die Färberei hat, seitdem man den Nutzen erkannte, den eine genauere Bekanntschaft mit den wirksamen Bestandtheilen der in der Industrie angewandten Rugsstoffe der Technik bringt, viele Bestrebungen hervorgerufen, das wirksame Princip der K. zu isoliren und chemisch zu untersuchen, so wie andererseits die Techniker bemüht waren, die Bedingungen und die Mittel zu erforschen, durch welche mehr und solidere Krappfarben sich erzeugen lassen. Die chemischen Untersuchungen der K. haben sehr verschiedene Resultate ergeben, was einerseits in der Verschiedenheit der zur Untersuchung verwendeten Krappsorten, andererseits aber darin seine Erklärung finden dürfte, daß die verschiedenen Forscher zu wenig Rücksicht auf einander nahmen. Fast Alle sind darüber einig, daß der K. zwei verschiedene rothe Farbstoffe enthält, welche, in mehr oder weniger reinem Zustande isolirt, mit verschiedenen Namen belegt wurden. Außer diesen beiden für die Färberei hauptsächlich wichtigen Stoffen sind noch gelbe Farbstoffe unterschieden, so wie braune, meist harzähnliche Substanzen, Gummi, Zucker, Pflanzensäure, Holzfaser und Aschenbestandtheile. Die beiden Hauptbestandtheile des K. sind Alizarin und Krapppurpur.

Das von Robiquet und Colin zuerst dargestellte Alizarin wurde unter folgenden Namen beschrieben: Rother Farbstoff od. matière colorante rouge von Persoz und Gaultier de Claubry; Krapproth von Runge; Lizarinsäure von Debus. Die von Robiquet und von Runge angestellten Versuche sind unter dem Artikel Alizarin angegeben. Außer diesen haben Schund u. nach diesem Debus eine chemische Untersuchung des seeländischen K. angestellt, und Lesterey hat unter dem Namen Lizarinsäure einen Stoff beschrieben, der mit dem Alizarin in vielen Eigenschaften u. vollkommen in der Zusammensetzung übereinstimmt. — Zur Darstellung dieses Körpers wird K. drei bis viermal mit der 15 bis 20

durch Abdampfen der Lösung erhalten werden kann. Der mit Wasser vollständig ausgewaschene Rückstand gibt an Eisenchlorid oder salpetersaures Eisenoryd, womit man ihn kocht, Rubiacin und einen harzartigen Körper (Alphaharz von Schunck, vgl. unten S. 45) ab, wobei zugleich ein Theil des Rubiacins oxydirt und in Rubiacinsäure verwandelt wird. Ein anderes Harz (Betaharz von Schunck, vgl. unten S. 45) bleibt hierbei in Verbindung mit Eisenoryd ungelöst. Filtrirt man nach längerem Kochen ab, und versetzt die Lösung mit Salzsäure, so fällt ein hellgelber Niederschlag, ein Gemenge von Rubiacin, Rubiacinsäure und Alphaharz, welches wieder mit Wasser ausgewaschen und endlich noch feucht mit kochendem Alkohol behandelt wird, worin Rubian und Alphaharz sich lösen, während Rubiacinsäure ungelöst bleibt. Die heiß abfiltrirte Lösung scheidet beim Erkalten ein citrongelbes Pulver von Rubiacin ab, welches durch wiederholtes Umkrystallisiren aus Alkohol rein erhalten wird. Die auf dem Filter zurückgebliebene Rubiacinsäure wird so lange mit kochendem Alkohol behandelt, als sich dieser noch stark gelb färbt, hierauf mit einer Lösung von kohlensaurem Kali gekocht, worin sie sich mit blutrother Farbe löst und beim Erkalten in Verbindung mit Kali auskrystallisirt. Die Rubiacinsäure läßt sich durch Behandlung mit Schwefelwasserstoff wieder in Rubiacin zurückverwandeln. Zu diesem Zwecke versetzt man die Lösung von rubiacinsaurem Kali mit etwas überschüssigem Kali, leitet einige Zeit Schwefelwasserstoff ein und fällt endlich durch Zusatz von Chlorbarium einen purpurnen Niederschlag, welcher eine Verbindung von Rubiacin und Baryt darstellt. Salzsäure scheidet hieraus Rubiacin ab, das durch Umkrystallisiren aus Alkohol rein erhalten wird.

Das Rubiacin stellt prächtig krystallisirte Tafeln und Nadeln von großem Glanze dar, die mit Jodblei Aehnlichkeit haben, aber einen etwas grünen Stich besitzen (Schunck). Bei vorsichtigem Erhitzen sublimirt es unzersezt, gewöhnlich bleibt ein geringer kohligter Rückstand. In kaltem Wasser ist es sehr schwer löslich, etwas leichter in kochendem Wasser, welches hierbei eine gelbe Farbe annimmt. Aether löst Rubiacin leicht auf und hinterläßt es beim Verdunsten als krystallinisches Pulver. Kochender Alkohol löst es leicht mit gelber Farbe, und beim Erkalten scheidet sich ein Theil davon ab. In concentrirter Schwefelsäure ist Rubiacin gleichfalls mit gelber Farbe löslich; die Lösung läßt sich ohne Schwärzung erhitzen (Schunck), nach längerer Zeit tritt indessen in der Wärme Zersetzung ein (Siggin). Durch Wasser wird es aus dieser Lösung gefällt. Kohlensaures Kali löst Rubiacin beim Kochen mit blutrother Farbe, kauftisches Alkali mit schöner Purpurfarbe, die aber einen mehr rothen Ton haben, als die Lösungen von Alizarin. Die Lösung in Ammoniak gibt mit Chlorbarium und Chlorcalcium schmutzig rothe Niederschläge; die Verbindung von Rubiacin mit Kalk ist ziemlich leicht löslich. Es löst sich in kochender Alaunlösung mit hell orangegelber Farbe auf, ohne daß beim Erkalten sich

etwas abscheidet; Säuren fällen es aus dieser Lösung. Bringt man zu einer Lösung von Rubiacin in Alkohol Thonerdehydrat, so nimmt letzteres eine orangene Farbe an, und die Lösung wird frei von Rubiacin. Der Thonerdeniederschlag wird leicht von kauftischem Kali mit Purpurfarbe gelöst, wodurch es sich von Alizarin trennen läßt. Die alkoholische Lösung gibt mit essigsaurem Bleioryd einen dunkelrothen Niederschlag. Verdünnte Salpetersäure hat auch beim Kochen keine Einwirkung auf Rubiacin, concentrirte zerstört es unter Entwicklung rother Dämpfe. Durch Kochen mit Eisenchlorid oder salpetersaurem Eisenoryd wird es in Rubiacinsäure verwandelt. Mit Thonerde geheiztes Zeug wird von Rubiacin gelb gefärbt. Zusatz von Kleie oder viel Kreide verhindert jede Färbung.

Rubiacinsäure, Zersetzungsprodukt des Rubiacins. Formel: $\text{HO. C}_{11}\text{H}_7\text{O}_5$. Die Bildung dieser Säure aus Rubiacin ist im Vorhergehenden erwähnt worden. Um sie für sich darzustellen, wird eine Auflösung des reinen Kalisalzes in kochendem Wasser mit Salzsäure versetzt, worauf die Rubiacinsäure sogleich als citronengelbes Pulver niederschlägt. Kochendes Wasser löst nur sehr wenig von der Säure auf, auch in kochendem Alkohol ist sie nur wenig löslich. Beim Erhitzen schmilzt sie und entwickelt Dämpfe, die sich zu einem Del verdichten, das zwar fest, aber nicht krystallinisch wird. Concentrirte Schwefelsäure löst Rubiacinsäure ohne Zersetzung mit gelber Farbe; beim Kochen tritt unter Bräunung Zersetzung ein; auf Zusatz von Wasser entsteht alsdann keine Fällung. Auch von concentrirter Salpetersäure wird die Rubiacinsäure zersetzt. In Eisenchlorid löst sie sich mit brauner Farbe und wird durch Säuren wieder daraus gefällt. Schwefelwasserstoff führt die in Alkalien gelöste Rubiacinsäure wieder in Rubiacin zurück. Geheiztes Zeug wird von Rubiacinsäure nur wenig gefärbt.

Das rubiacinsaure Kali krystallisirt aus der wässerigen Lösung in Nadeln von hell ziegelrother Farbe. Es ist auch in Alkohol löslich. Die Lösungen besitzen eine blutrothe Farbe. Beim Erhitzen verbrennt das rubiacinsaure Kali plötzlich mit schwacher Explosion. Concentrirte Kalilauge färbt die Lösung dieses Salzes purpurroth. Chlorcalcium gibt einen orangefarbenen, Chlorbarium einen gelben Niederschlag; mit Alaun entsteht ein gelber, mit Eisenorydul ein grünlich grauer, mit Bleizucker ein rother, mit schwefelsaurem Kupferorydul ein dunkelrother, mit salpetersaurem Silberorydul ein gelber Niederschlag, der beim Kochen sich nicht ändert; mit salpetersaurem Quecksilberorydul und mit Quecksilberchlorid ein gelber Niederschlag, mit Zinnchlorür ein schmutzig gelber, mit Zinnchlorid ein hellgelber, mit Goldchlorid ein gelber Niederschlag, der sich in Kalilauge mit Purpurfarbe löst.

Alizarin, Purpurin und Rubiacin besitzen gemeinsam die Eigenschaft, in Aether und Alkohol löslich, in kaltem Wasser schwer löslich, sublimirbar, und in concentrirter Schwefelsäure ohne Zersetzung löslich zu seyn. Neben ihnen

Dralsäure (Schund), Aepfelsäure (Kuhlmann), Krappssäure und Rubiaceensäure. Das Vorkommen von Aepfelsäure ist nach den neueren Untersuchungen in Zweifel zu ziehen; über die beiden letzten von Rungé unterschiedenen Säuren weiß man sehr wenig; es sind farblose Körper, deren einer, die Rubiaceensäure nämlich, durch die Eigenschaft ausgezeichnet ist, beim Erhitzen mit Salzsäure blau gefärbt zu werden. Der K. enthält ferner, nach John, etwa 41 Proc. Holzfaser und wechselnde Mengen unorganischer Bestandtheile. Unter den verschiedenen Krappsorten zeichnet sich namentlich der Aignon-Krapp, besonders der Palud, durch einen ansehnlichen Gehalt an kohlensaurem Kalk aus, der sich beim Uebergießen mit Säuren durch Aufbrausen zu erkennen gibt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß alle im Vorhergehenden beschriebenen Stoffe, welche man aus K. dargestellt hat, in demselben fertig gebildet vorhanden sind; im Gegentheil leiten viele Beobachtungen darauf hin, daß mehrere derselben durch Zersetzung aus den übrigen entstanden sind. Die Thatsache, daß der in Fässern verpackte K. in Folge einer allmählig Statt findenden Gährung zum Färben geeigneter wird, hat schon früher auf die Vermuthung geführt, daß bei diesem Prozesse Farbstoff entstehe, eine Ansicht, welche durch sorgfältige mikroskopische Beobachtungen von Decaisne eine weitere Bestätigung erhielt. Die frische Krappwurzel erhält in den Zellen eine durchsichtige gelbe Flüssigkeit, welche, sobald sie beim Durchschneiden der Zellen mit der Luft in Verührung kommt, sich trübt und eine rosenrothe Farbe annimmt. Mit dem zunehmenden Alter der Pflanze wird die gelbe Farbe der Wurzel verstärkt, wodurch auch bei Verührung mit Sauerstoff die Intensität der rothen Farbe steigt. Es mag übrigens hier daran erinnert werden, daß die rothen Farbstoffe des Krapps für sich gelbe oder orangene Lösungen geben, und daß sie sich erst in Folge ihrer Verbindung mit Alkalien roth färben.

Siggin nimmt als Mutterstoff sämmtlicher Farbstoffe des K. das Xanthin an; er will den allmählichen Uebergang desselben in Rubiacin u. später in Alizarin (mit welchem Namen er das von ihm dargestellte Gemenge Alizarin u. Purpurin bezeichnet) beobachtet haben. Er gibt an, daß, wenn man K. mit kaltem Wasser anrühre und nach einigen Minuten die Flüssigkeit abseihe, diese die Baumwolle tief gelb färbe, wie Xanthin. Diese Flüssigkeit besitze ferner einen bitteren, zugleich süßen Geschmack; nach ein bis zweistündigem Stehen werde dieselbe gallertartig und habe hierauf den bitteren Geschmack verloren, es habe sich ein orangerother Niederschlag ausgeschieden, und Kattun werde nur noch blaß röthlich ohne Beimengung von Gelb gefärbt. Siggin gibt ferner an, daß er einen derartigen frischen Krappauszug in zwei Theile getheilt habe; aus dem einen Theile habe er sogleich Xanthin dargestellt und eine reichliche Menge davon erhalten, der andere Theil, welche längere Zeit stehen blieb, habe nach dem nämlichen Verfahren kein Xanthin, dagegen mehr Rubiacin und Alizarin geliefert. Die Umwandlung

des Xanthins in Rubiacin und Alizarin geschehe nicht in Folge einer Drydation, da dieselbe auch im leeren Raume Statt finde, sondern sie sey verursacht durch eine Gährung, welche durch ein eigenthümliches im K. enthaltenes Ferment bewirkt werde. Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die gelben Farbstoffe das Material für die Bildung der rothen Farbstoffe sind, wobei gleichzeitig vielleicht Zucker entsteht, so bedarf es doch neuerer Versuche, um nachzuweisen, welche Stoffe von einander abstammen; hierzu müssen aber die reinen aus K. darzustellenden Stoffe angewandt und mit Fermenten versetzt werden. Die große Ähnlichkeit in den Eigenschaften der beiden rothen Farbstoffe läßt eine nahe Beziehung derselben nicht verkennen. In einer so eben erschienenen Abhandlung haben Wolff und Strecker gezeigt, daß auch das Purpurin, so wie das Alizarin, bei der Behandlung mit Salpetersäure Phthalsäure liefert. Sie haben ferner angegeben, daß Alizarin durch Chlor in Purpurin übergeführt werde, und sie glauben demnach dem Purpurin die Formel: $H_{10}C_{10}O_8$ geben zu müssen.

Statt des K. werden zuweilen verschiedene aus K. bereitete Materialien bei der Färberei angewendet; es sind dies besonders: Garancin, Garanceur, Colorin und Krapplack.

K., Prüfung desselben. Die im Handel vorkommenden Krappsorten enthalten wechselnde Mengen von rothem Farbstoff, welcher für den Werth des K. in der Färberei hauptsächlich maßgebend ist, so daß eine Bestimmung des Gehalts daran od. des Färbevermögens zur Bestimmung des Werthes der Krappsorte nothwendig erscheint. Außerdem ist der K. häufigen Verfälschungen unterworfen und zwar besonders mit Sand, Thon, gestoßenen Ziegelsteinen, Kalk, so wie mit Pflanzenstoffen, Sägespänen, Kleie, Kampecheholz, Sandelholz u. s. w. Die Verfälschungen mit Mineralstoffen sind leicht durch Verbrennen einer gewogenen kleinen Menge des K. und Wägen der Asche zu erkennen. Der Gehalt verschiedener echter Krappsorten an Asche schwankt nach den Bestimmungen von Persoz zwischen 6,3 und 10,7 Proc. des bei 100 Grad getrockneten K. Zusätze von anderen Pflanzenstoffen sind schwieriger zu entdecken, am besten noch durch sorgfältiges Untersuchen mit der Loupe.

Bei dem Prüfen des K. hat man zwei verschiedene Wege eingeschlagen. Man versuchte nämlich entweder den Farbstoff aus dem K. darzustellen und dessen Menge zu bestimmen, oder man färbte gebleichtes Zeug mit dem zu prüfenden K. und verglich die zur Erzeugung einer bestimmten Farbe nothwendige Menge mit der Menge eines andern K. von bekanntem Werth. Die erstere Methode bietet geringe Zuverlässigkeit dar, da die Darstellung einigermaßen reinen Farbstoffs aus dem K. schon sehr weitläufige Operationen erheischt, und die Menge unreinen Farbstoffs nicht maßgebend für den Gehalt an reinem Farbstoff seyn kann. Die zweite, von Schlumberger besonders ausgebildete Methode belehrt dagegen bei geeigneter Ausfüh-

Sorte der rosenfarbene K. (Rosée) ist heller roth als der vorige und etwas ins Gelbliche scheinend; eine dritte Sorte ist der Janne, in welchem das Xanthin vorherrschend ist. Durch Vermischung der zwei ersten Sorten entstehen folgende Qualitätsbezeichnungen: PP, reiner Palud; RPP, 2 Palud und 1 Rosée; RRP, 1 Palud und 2 Rosée. In Frankreich hat man berechnet, daß wenn der Hektoliter Weizen mit 20 Fr. bezahlt wird, der Cntr. (Poids de table) K. mit 35 Fr. bezahlt werden muß, wenn der Erbauer Nutzen haben soll. Avignon, Marseille und Montpellier sind die Hauptplätze. 6) Schleßischer K., gewöhnlich Breslauer Röhthe genannt, ist die gemahlene Wurzel der in der Nähe von Breslau, Liegnitz, Neumarkt angebauten *Rubia tinctorum*; er steht dem elsasser und pfälzer K. weit nach. Man unterscheidet Sommer- (Keim-, Früh-) und Herbströhthe, von denen die erstgenannte die bessere ist. Breslau ist die Hauptniederlage. In Breslau ist ein besonderes, die Aufsicht führendes Amt, das Röhtheamt, welches für die Verpackung und Bezeichnung folgende Vorschriften gegeben hat. Die Fässer von alter untadelhafter Keim- oder Sommerröhthe müssen mit WJ, Krone u. Jahreszahl der Ernte, von guter frischer Herbströhthe mit W u. je nach den Märkten Crucis, Elisabeth od. Mißfasten mit C, E oder M, nebst der Krone u. Jahreszahl, fehlerhaft bereitete unreife Röhthe, die sogenannte Frühröhthe, desgleichen die mit Keimröhthe vermischte Herbströhthe mit W und der Jahreszahl, aber nicht mit der Krone bezeichnet werden; Herbströhthe, welche nicht gut bearbeitet und mit fremdartigen Theilen vermischt ist, erhält auf den Saß oder das Faß WC und die Jahreszahl. Die Produktion Schlesiens soll jährlich 120,000 Stein betragen, von welchen wohl die Hälfte und noch mehr über Stettin u. Hamburg ins Ausland geht. 7) Oesterreichischer K., mit dünnen Wurzeln von guter Qualität, aus dem Lande unter der Enns, aus der Gegend von Unterdürrenbach, Limberg, Raselsbach etc. Seit dem J. 1766 im Lande angebaut. 8) Ungarischer K., wächst in vielen Gegenden Ungarns wild, wird in andern, z. B. im pesther, stuhlweißenburger und bacser Komitate angebaut und für den inländischen Gebrauch, besonders zum Färben der Teppiche, verwendet.

In Deutschland nimmt der Krappbau auch in anderen Gegenden, z. B. in der Pfalz, im Rheingau, im Braunschweigischen, in Thüringen, bedeutend zu. Im Allgemeinen muß guter K. auf kalkigem Boden gewachsen und von ausgewachsenen großen starken Wurzeln gewonnen, trocknen, fein gemahlen, nicht zu jung, aber auch nicht zu alt seyn, er muß von gleichmäßiger dunkler Farbe seyn, darf nicht unangenehm riechen, muß einen zusammenziehend süßlichen Geschmack haben u. beim Kauen den Speichel sehr roth färben. Je feiner das Krapppulver ist, desto besser ist es; es darf aber kein aus den Mühlen ausgefegter Staub seyn. Verfälschungen des K.s kommen viele vor, weil sie sich sehr gut in dem gemahlene Pulver verbergen lassen. Ziegelmehl, Schiefer, Thon, Ocker, gemahlene

Fichtenrinde, Mandelkleien etc. sind die häufigsten. Die mineralischen Verfälschungsmittel kann man durch Schlämmen und durch Befechten des K.s mit Salpetersäure, welche den K. gelb färbt, die fremden Theile aber ungefärbt läßt, prüfen. Die Prüfung auf Fichtenrinde geschieht mit Eisenvitriol im Verhältniß wie 4 : 1, mit Wasser angerührt färbt sich dann dasselbe nicht roth oder rothgelb, sondern blauschwarz. Man hat ihn hauptsächlich vor Licht und Luft zu schützen, und er kommt deshalb in Fässern und Kisten fest eingestampft in den Handel.

Krappbraun (Chem.), s. Krapp.

Krappe (Bot.), auch Zellen- Stengel- pflanzen, 1. Junkt der 8. Klasse des okenschen Pflanzensystems, die Stellatae und Anthospermae anderer Systeme enthaltend. — Allgemeiner Charakter: Zwei nußart. Schläuche, welche sich trennen, aber nicht öffnen; Narben kopfförmig, Blüthe meist vierzählig. — Kleine knotige Kräuter mit Wirtelblättern, vier-spaltigen Blumen, 4 Staubfäden. — Stengel u. Wurzel enthalten meistens vielen gelben und rothen Farbstoff. — Einteilung. a) Wirtelblätter, Narben kopfförmig. Hauptgattung: Valantia, Galium, Asperula, Sherardia, Rubia. — b) Wirtelblätter, durch wirtelartige Nebenblätter gebildet, Narben verlängert, rauh. — Hauptgatt.: Anthospermum, Phyllis.

Krappe, 1) (Wuchsenm.), gekrümmte Spitze der Schlagfeder; — 2) s. v. a. Krapp.

Krappe (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausitz, Regr. Leba u.; 110 Einw.

Krappen (Hüttenw.), Arsenik, welcher sich nahe am Brennofen in krystallischer Gestalt u. als zusammenhängende Masse angelegt hat.

Krappenfresser (Ornith.), s. v. a. Fichtenskreuzschnabel, gemeiner Kreuzschnabel, *Loria curvirostra* L.

Krappfer (Ornith.), s. v. a. Kropfstaube, *Columba livia gutturosa*.

Krappfabriken, Fabriken, in welchen der Krapp zur Färberei vorbereitet wird. Diese Fabriken sind auf der einen Seite ganz offen u. haben anstatt der verschiedenen Boden bloße Forden aus Holz ganz dünn ausgebreitet. Nach 4 — 5 Tagen nimmt man den Krapp heraus u. bringt ihn in die kalte Stube (Thurm), welche 4 — 5 Boden von hölzernen Forden hat, auf denen nun der Krapp ausgebreitet und öfters gewendet wird. Im untern Theil der Fabrik ist ein ziemlich großer gewölbter Dfen, dessen Röhren in alle Theile des Thurmes gehen und diesen heizen. Dadurch werden die Wurzeln vollständig trocken und kommen dann auf die Dreschteune, wo sie von der äußeren Schale durch Schlagen und Dreschen befreit werden, die dann besonders gemahlen und als Nullkrapp od. Korte (Staubroth) verkauft wird. Um nun aber die Wurzeln noch mehr zu dörren, kommen sie auf eine besondere Darre (nachdem sie von der äußern Schale befreit sind), die Krappdarre, die gewölbt ist u. in deren Decke Zuglöcher angebracht sind; auf diese Decken werden hölzerne Patten, und auf diese eine hölzerne Decke gelegt, worauf dann die Wurzeln gelegt werden. Der Dfen, mittelst dessen die Darre geheizt wird, heißt

Kraße (*Krasis, Crasis, Pathol.*), die gehörige qualitative Beschaffenheit und Mischung der Säfte, sowohl des Blutes als der abgesonderten Flüssigkeiten; daher *Dyskraste*, die fehlerhafte Beschaffenheit.

Krasnoko, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Wischau; 630 Einw.

Krasieczyn, österr.-galiz. Flecken, Kr. Przemyśl, links am San.

Krasicki, Janaz, Graf von Siegen, klassischer Dichter und Schriftsteller der Polen, geboren zu Dubiecko am 3. Febr. 1735, war der Sprosse eines in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechts. Er besuchte die Schulen von Lemberg und wurde von seinen Aeltern für den geistlichen Stand bestimmt, der damals einem jungen Manne die glänzenden Ausichten eröffnete. Frühzeitig schon zeigte sich sein ungewöhnliches Talent. Seine Bildung wurde durch Reisen ins Ausland vollendet, und nach seiner Rückkehr nach Polen war K. der Liebling der vornehmen Gesellschaften in Warschau wegen seines Witzes, seiner Kenntnisse und seines Benehmens. Diese Eigenschaften gewannen ihm den Zutritt an den Hof Stanislaus Augusts, und die Freundschaft, die sich zwischen dem Könige u. dem Dichter bildete, dauerte ihr ganzes begebnisreiches Leben hindurch. Dem Einflusse K.'s verdankt man den Schutz, den die Wissenschaft und Literatur unter dem letzten Könige Polens genossen. K. wurde Kanonikus in Lemberg und 1767 Bischof von Ermeland. Begeistert für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, erhob er laut seine Stimme gegen die russischen Eingriffe. Als das Unglück über Polen hereingebrochen war (1772), suchte er Trost und Beruhigung in den Wissenschaften. Bei der Theilung des Landes fiel sein Bisthum an Preußen; er kam in Verührung mit Friedrich II., und der Freund des unglücklichsten Königs des 18. Jahrhunderts ward der Günstling des glücklichsten. Man erzählt viele Anekdoten von beiden, „Heiliger Vater“, sagte eines Tages Friedrich zu dem Bischof, nachdem er sich heftig gegen die Absurdität der Katholiken ausgesprochen, die den Himmel ganz allein in Anspruch nehmen, „ich hoffe einst unter Ihrem Mantel mit in den Himmel hineinzuschlüpfen.“ „Nein, Sir“, antwortete der Prälat, „Eure Majestät hat mir ihn so verkürzt, daß ich unmöglich Kontrebande darunter verbergen könnte.“ Der König, der das Einkommen sehr verringert hatte, lachte über die Antwort und gab seinem Freunde das ganze Bisthum zurück. K. wurde im J. 1795 Erzbischof von Gnesen und † zu Berlin am 14. März 1801. Erst 1829 führte man seine Leiche nach Gnesen ab. Die Werke K.'s sind zahlreich und umfassen verschiedene Gegenstände. Der charakteristische Zug seines Geistes war der Witz, und daher zeichnete er sich besonders in Fabeln, Satyren und ernst-komischen Gedichten aus. Seine Fabeln, die an Gemüthlichkeit und Einfachheit den Gellert'schen nicht unähnlich sind, erreichen die Zahl von zweihundert und leben in dem Munde jedes Kindes in Polen. Als schärfere Waffe zeigt sich sein Geist in seinen Satyren; das freieste Feld aber

fand er in dem ernst-komischen Gedichte. Hier gehört seine „Myszeis“, in 10 Gesängen (deutsch unter dem Titel „Die Mäuseode“, Warschau u. Leipzig 1790, und ins Französische übersetzt von Laveissier, Wilna 1817). Der Stoff ist der alten Chronik des Bischofs Radlubek entlehnt und behandelt das Mährchen vom König Popiel, den die Motten u. Mäuse gefressen haben. In der geistreichen Schilderung des Kampfes zwischen den Mäusen und Motten macht der Dichter die Streitigkeiten in Polen lächerlich. Ein zweites Gedicht dieser Art ist sein Krieg der Mönche, „Monachomachia“, in 6 Gesängen, vielleicht K.'s Meisterwerk; Friedrich der Große soll ihn zur Abfassung desselben veranlaßt haben, als er ihm einst in Sanssouci das früher von Voltaire bewohnte Zimmer anweisen ließ und dabei bemerkte, der Gedanke an seinen poetischen Vorgänger würde ihn unfehlbar sehr begeistern. Das Gedicht, in dem die Eigenthümlichkeiten des mönchischen Lebens verspottet werden, machte großes Aufsehen im Lande. Um diese Aufregung zu besänftigen, schrieb er seine „Antimonachomachia“, ebenfalls in 6 Gesängen; sie hat zwar weniger poetischen Werth, doch stellte er darin unter dem Scheine, seine früheren Angriffe zurück zu weisen, die Unwissenheit, die Vorurtheile und die Trägheit des Mönchsordens in ein nur noch helleres Licht. Sein vaterländisches Epos in 12 Gesängen „Wojna chocimska“ d. i. der Krieg von Chocim, ist mehr eine historische Erzählung von dem Siege Chodkiewic's über den Sultan Deman, unter Sigismunds Regierung; doch enthält es schöne, wahrhaft dichterische Stellen. In seinen prosaischen Schriften, besonders in seinem „Pan Podstoli“ d. i. der Herr Untertruchseß, einem lebendvollen Charaktergemälde, bekämpfte er die Vorurtheile und Thorheiten seiner Landleute mit den Waffen des Witzes und Verstandes nicht ohne wohlthätiger Erfolg. Plutarch und Lucian scheinen K.'s Lieblingschriftsteller gewesen zu seyn. Dem Erstern seinem Muster, hat er zwar durch seine „Lebensbeschreibung großer Männer“ keine besonder' Ehre erwiesen; in seinen „Todtengesprächen“ dagegen, worin er Plutarch nachahmte, ist er wie der er selbst. Er war überdies ein treffliche Uebersetzer; seine Uebersetzung des Ossian erfreute die ganze polnische Nation. Seine Schriften sammelte Dmchowski (10 Bde., Warschau 1803—1809); unter den spätern Ausgaben erwähnen wir die zu Paris 1830 erschienene.

Krasikowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabors Stadt Pilgram; Mühle; 110 Einw.

Krasilan (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gu Kr. Prachin; umfaßt 3 Dörfer; — 2) Dab.; 300 Einw.

Krasinski, Vincenz Korwin, Gra polnischer General, ward um 1760 in Podoli geboren und diente von Jugend auf mit Auszeichnung in der polnischen Armee. Als 1806 die Generale Dombrowski und Wybliski auf Napoleons Geheiß ihre Landleute mit neu belebter Hoffnung der Wiederherstellung ihres Vaterlandes unter die Waffen riefen, trat K. als Oberster in das Gardelancierregiment, das stets des Kaisers Nähe bleiben sollte. Die Tage v

Elau und Friedland haben auch um K. S. Stirn wie um das Haupt so manches edlen Polen unverwundliche Vorbeeren gewunden; nicht mindern Ruhm erwarb er sich in Spanien, wo er, zum Generalmajor befördert, neben Chłopiński, Rynikiewicz und Micki focht. Als Napoleon 1814 zu Fontainebleau dem Thron entsagte, übergab er den Oberbefehl über die polnischen Truppen dem General K., der nach gesessener Unterhandlung mit Rußland die Armee in ihr Vaterland zurückführte. Auf dem Durchmarsche durch das preussische Gebiet ereignete sich der Unfall, daß bei einem Streite zwischen einem Krakusen und preussischen Soldaten, der zuletzt in ein Handgemenge unter den gegenseitigen Kameraden ausartete, K. zur Versöhnung redend, von einem Preußen mit dem Säbel so heftig in den Kopf gehauen wurde, daß die Narbe in der Stirn sichtbar geblieben ist. Plötzlich eilten die Polen aus den benachbarten Kantonirungen herbei und wollten die Garnison nebst der ganzen Einwohnerchaft von Kottbus über die Klinge springen lassen. K. S. strenger Befehl allein vermochte sie von der Blutrache zurückzuhalten. Bis hier war sein Leben und sein Ruf ohne Makel. Allein nach Polen heimgekehrt und von Rußland zum General der Garde und 1818 zum Landtagsmarschall ernannt, fing er allmählig an, sich dem russischen Einfluß zu fügen und ward von demselben um so mehr abhängig, als er sich in zerrütteten Vermögensumständen befand, und seine Güter in zerstückelten Provinzen lagen. Bald ward er zum Generaladjutanten des Kaisers und zum Senator-Boimoden ernannt. Als 1828 der zur Untersuchung der revolutionären Antriebe in Polen niedergesetzte oberste Gerichtshof sich zu Gunsten der Angeschuldigten erklärte, war K. der Einzige, der für den Tod stimmte. Allgemeine Verachtung durch ganz Polen war von nun an sein Loos, die höchste Gunst Rußlands aber sein Lohn. In der Nacht vom 29. November 1830 eilte er zum Schutze des Großfürsten nach Belvedere, unterstützte dessen Flucht und kam nebst dem General Kurnatowski erst am 3. December nach Warschau zurück, nachdem schon zwei Tage zuvor die meisten Generale u. Großoffiziere sich für die Sache des Volkes und der Freiheit entschieden hatten. Als er an der Spitze des Garderegiments in Warschau einritt, mußte ihn der von der Nation so verehrte Czerniecki mit seinem Leibe vor den Säbeln des Volkes decken. In den Palast des Finanzministers geführt, wollte er sich vom Altar herab rechtfertigen und ließ durch den Professor Syrmia, damals Chef der Ehrenlegion, dem Volke erklären, daß er bereit sey, den Eid der Treue zu leisten. Er erhob seine Stimme. So lange er von seinen Thaten in Frankreich, Spanien und Deutschland sprach, blieb Alles ruhig; als er aber auf die Zeit der russischen Herrschaft kam, schrie man von allen Seiten und erinnerte ihn an den Ausspruch des Reichstagsgerichts. Er leistete endlich den Schwur auf die Revolution in Gegenwart des Volkes und der Armee, suchte und erhielt jedoch bald wieder seinen Abschied und reiste in aller Stille über Kö-

nigsberg nach Petersburg. Nach Beendigung des Kriegs berief ihn der Kaiser Nikolaus zum Lohn für seine Dienste in den Reichsrath, welche Ehre auch einem Zamowski, Lubeki, Nowosilzoff und Rożniewski zu Theil wurde.

Krafiologie (Crafiologia, Craeseologia, Mischungslehre; Physik und Pathet.), besonders in physiologischer und nosologischer Hinsicht; die Lehre von der eigenthümlichen Mischung des Körpers. Bei von Hagen (Encyclop. d. Med.): die Indifferenz der Hygiene und der Pathologie oder vielmehr die Lehre von der Veränderung des kranken Zustandes in den gesunden.

Krafiś (gr., Gramm.), 1) im allgemeinen Sinn s. v. a. Kontraktion (s. d.); — 2) im engeren Sinn im Griechischen die Art der Kontraktion, durch welche zwei Wörter in eines verschmolzen und als ein Wort accentuirt werden, während bei der Elision (s. d.) der Anfangsvokal des 2. Wortes wegfällt, dabei aber 2 Wörter bleiben, z. B. *καλεῖον* Krafiś, *καὶ* *λεῖον* Elision. Das Zeichen ' über der zusammengezogenen Silbe heißt Koronis; — 3) rhetorische Figur, durch welche die Rede vermittelt bezeichnender Wörter abgekürzt wird.

Krafiś, österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrschaft Plumenau; 300 Einw.

Kraśkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Schloß, Vorwerk Schäferei, 2 Potaschessiedereien; 360 Einw.

Kraśkow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Czaslau, Gut Tremoschnitz; 300 Einw.

Kraśkowiez, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; 110 Einw.

Krasna (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Böhmen, Kr. Bunzlau, Gut Sowinka; 250 Einw.; — 2) Dorf, Mähren, Kr. Iglau, Herrschaft Ingrowitz; 280 Einw.; — 3) Gut, Kr. Prerau, dem Grafen von Kinsky von Chinitz gehörig; — 4) Stadt, Marktflecken daf., an der Betschwa; Kirche, Schloß, Oberamt, Schönfärberei, Tuchwalke, Potaschessiederei, mehre Mühlen, 2 Jahrmärkte; 1820 Einw.; liegt als Vorstadt nahe an Meseritsch.

Krasnabrod, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, bei Zamocz, rechts am Wieprz; 90 Häuser.

Krasnavora, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Czaslau, Herrschaft Dkrahlig; Mühle, Delstampfe; 260 Einw.

Krasnaközer Bezirk, s. Szathmar.

Krasne, europ.-russ. Flecken, Gouv. Podolien.

Krasnenkaia, russ. Flecken, Gouv. Woronesch.

Krasniel, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, Kr. Zamost, südwestl. von Lublin; 4250 Einw.; Hauptstadt des gleichnam. Distrikts; Friedensgericht; in der schönen Kirche der Canonici regulares befindet sich die Familiengruft der Lexowski.

Krasniewice, russ.-poln. Ort, Gouv. Masowien (Warschau), westl. von Warschau.

Krasnistaw (Krasnystaw, Krasnostaw, Geogr.), 1) russ.-poln. Kr., Gouv. Lublin, grenzt nördl. an den lubliner, östl. an den hrubieszower u. zamosker Kr. u. westl. an den legtern. — 2) Kreisstadt das., links am Wieprz, um einen See; Schloß, das sonst Sig des Bischofs von Ehelm war, und in welchem der Prästendent der poln. Krone, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, als er von Johann Zamoycki im Jahr 1588 geschlagen worden, ein ganzes Jahr hindurch als Gefangener sich aufhielt; Kreiskommission, Friedensgericht; die einst jesuitische und spätere Kathedralekirche ist jetzt Pfarrkirche; 2 russ. Kirchen, Tuch- und Lederfabrik, Methbrauerei; 3000 Einw. Von der alten Festungsmauer und den Gräben sind noch einige Spuren vorhanden.

Krasnik (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Chrasnice), Kr. Königgrätz, Herrschaft Liebtshau; 120 Einw.; — 2) (Krasnice), Kr. Czaslau, Herrsch. Schuschitz; 140 Einw.

Krasnoborsk, russ. Stadt, Gouv. Wologda, Kr. Solowjtschegodsk, links an der Dwina; 510 Einw.; Jahrmarkt.

Krasnogorskaja (Geogr.), 1) asiat.-russ. Flecken, Gouv. Tobolsk, rechts am Isset; — 2) K.-Krepost, Festung das., Gouv. Orenburg, südöstl. von Orenburg, rechts am Ural. Während der Erbauung dieser Festung im Jahre 1732 an der sakmaraschen Linie, nicht weit von Alexjewsk, unweit des Flusses Kinel, wurde eine Redoute am Flusse gleichen Namens gegründet. Von hier aus zog sich die Linie bis an den Fluß Eck, wo eine Festung stand, die später einging und 1741 an ihren gegenwärtigen Ort verlegt wurde. Der Boden der Umgegend ist sehr ergiebig.

Krasnoi (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Smolensk, grenzt nördl. an die Kr. Smolensk und Poretschja, östl. an den Kr. Smolensk, südöstl. an den Kr. Moslaw, südl. an das Gouv. Mohilew und westl. an dasselbe. Das Land ist fruchtbar und gut angebaut. Hauptfluß ist der Dniepr, der westl. in das Gouv. Mohilew fließt; ihm fließt der Sosb zu, der im Westen die Grenze bildet und die Bercha aufnimmt, welche von Norden nach Süden strömt. — 2) Kreisstadt das., an der Ewinaja; 1730 Einw., erlangte in der neuern Kriegsgeschichte einen Namen durch die Schlacht am 12. August 1812, wo die Russen unter Majewsky von den Franzosen unter Ney und Murat geschlagen wurden und die Treffen vom 16. — 19. Nov. 1812, in denen die Franzosen unter Napoleon, darauf unt. Ney durch die russischen Generale Kutusow und Miloradowitsch eine bedeutende Niederlage erlitten; sie büßten dabei außer vielen Todten und Verwundeten und zahlreichem Geschütz, das sie im Stiche lassen mußten, auch 23,000 M. an Gefangenen ein.

Krasnoi Cholm, russ. Beistadt, Gouv. Twer, nordöstl. von Verhezk; 1000 Einw.

Krasnoie (Geogr.) 1) russ. Flecken, Gouv. Minsk, westl. von Borisow; — 2) Flecken das., Gouv. Tschernigow.

Krasnoi-Zelo (Geogr.), s. v. a. Krasnoje Zelo.

Krasno-Jar (Geogr.), 1) russ. Kreis,

Gouv. Astrachan, grenzt an das Land der uralischen Kosaken, an die Kreise von Astrachan und Jenotajewsk und an das kaspische Meer und hat einen Flächenraum von 1797 $\frac{1}{2}$ Q. M. mit 75,000 Einw. (meist uralischen Kosaken). Das Land enthält eine große Steppe, die von Salzgründen und Seen durchzogen ist, hat aber hie und da auch süßes Wasser. Von den Bergen ist der Arsargar bemerkenswerth u. von den Flüssen die Wolga mit ihren Armen Achstuba, Busan, Tschernoi-Ilmen und Kigatsch; — 2) Kreisstadt daselbst, auf einer Insel der Wolga, dicht an dem Busan, Residenz eines Kalücken-Khans, vom Czar Alexei Michailowitsch angelegt, um die Kirgisen und Kalmücken im Raume zu halten; hat eine hübsche, steinerne, mit mehren Thürmen besetzte Kirche, Parochialschule und meist kleine, hölzerne Häuser. Die Einwohner, etwa 2500, leben meist vom Fischefang, bauen viel Obst und Zwiebeln und haben Gärten, die im Sommer alle künstlich bewässert werden müssen. Dicht vor der Stadt, auf der nordöstlichen Seite, liegen die sogen. Salpeterhügel; sie ziehen sich gegen $\frac{1}{2}$ Werst nach Osten in einer Breite von $\frac{1}{4}$ Werst, sind zu beiden Seiten mit etwa 100 Fuß hohen, sanft anlaufenden Abhängen versehen, kleine Lehmhügel und voller Knochensplitter. Auf diesen Hügeln stand wahrscheinlich früher eine tatarische Stadt, wie aus den tatarischen Backsteinen und verschiedenen, eigenthümlich geklärten Scherben von Thongeschirren, die man hier findet, zu schließen ist. Früher war hier eine Salpeterfabrik. Am östlichen Ende der Hügel hat man beim Graben viele Menschenknochen, mitunter auch ganze Gerippe gefunden, mit nach Süden gerichteten Schädelknochen. An der Westseite von K.-J. liegt in einem herrlichen Wiesenthale ein kleines Fischerdorf sehr romantisch; — 3) deutsche Kolonie das., Gouv. und Kr. Saratow, die erste Kolonie auf der Wiesen- und der Wolga, mit einem Wochenmarkt.

Krasnojarsk (Geogr.), 1) asiat.-russ. Kreis, Sibirien, Gouv. Jeniseisk, im Südosten vom Tomsker und im Nordosten vom Kuznetsker Kreise, da, wo der Jenisei die Grenzscheide des kleinen Altai und des sajanischen Gebirges macht, also ein noch hohes Terrassenland, im Süden von hohen Waldgebirgen vermauert, auf dem linken Ufer des Stroms mit Steppen, auf dem rechten mit höherem Land, fast Alles nomadisch bevölkert. Spuren alten Bergbaues und Denkmäler in Felsenschrift deuten auf eine verlorene Geschichte. Hier drängen sich die Völkerreste der Türken (Biriussen, Bestyren) und der Samejeden (Kamaschen, Karakasch, Koibalen, Kistymmer, Tuliberten, Sagai oder Sajaner) zusammen und wohnen neben den wenigen Russen und angesiedelten Türken (Turalinzen) als Halbnomaden; — 2) Hauptstadt des Kreises und des Gouvernements, links an der Mündung der Katscha in den Jenisei, auf einer sandigen Halbinsel im Jenisei, die immer mehr überschwemmt wird. Die Stadt ist gut gebaut und hat eine Kathedrale, 2 andere Kirchen, ein Hospital, Viehzucht und Handel, besonders mit Pelzwerk für den Verkehr mit China (die Straße nach

Irkutsk geht hier durch). Die Stadt hatte vor mehreren Jahren 900 Häuser und 7000 Einw., darunter viele Russen; allein seit die reichen Goldwäschereien in der Nähe entdeckt worden sind, vergrößert und verschönert sich die Stadt außerordentlich, und man sieht jetzt hier Paläste, deren sich Petersburg nicht zu schämen hätte.

Krasnojarskisches Gebirg, asiat.-russ. Gebirg, Sibirien, Gouv. Tomsk, am linken Ufer des Jenisei. Steile Steinwände drängen den Fluß, der auch auf der andern Seite ein hohes Felsenufer hat; einzelne wilde, zerrissene Klippengruppen, hohe Gipfel (bis 600' relative Höhe) stehen neben den milderen Berggestalten, tiefe Höhlen, zum Theil mit Tropfstein bekleidet, erscheinen an den Flüssen, sogenannte Schriftfelsen (werauf alte Figuren eingegraben sind) erwecken alte Erinnerungen. Auch hier unterläuft Granit die jüngern Gebilde, Kalk-, Schiefer- und Ganggebirge; auch Flözlager machen Bestandtheile aus. Mehrere Granitarten, Schiefer, Steinkohlen, Gyps, Alabaster u. kommen darin zum Vorschein. Eisenstein, Kupfererz, Bleiglanz, Schwefelkies sind die Reichtümer des Gebirges, worin ein armseliger Bergbau getrieben wird. Gegen Süden liegt zwischen dem krasnojarskischen Gebirge und der eigentlichen Hochgrenze, dem sajanischen Gebirge, eine breite Steppe.

Krasnoje-Ozero (der rothe See), russ. Salzsee, Gouv. Taurien, hat 24 Werste im Umfang und enthält in 100 Gewichtstheilen Wasser: 17,5045 Chlornatrium, 17,9537 Chlormagnesium, 1,7661 Chlorkalium, 37,2243 Quantität der trocknen Salze; 1,26150 spezifisches Gewicht bei 14° R.

Krasnoje-Zelo, europ.-russ. Stadt, Gouv. St. Petersburg, Kr. Sophia, südlich von St. Petersburg. Hierher führt eine breite, mit Bäumen besetzte Straße; zur Zeit der Lager erhält der Ort ein kriegerisches Aussehen. K.-S. hat eine im Jahre 1828 gegründete Normalschule, ein Hospital für Apanagebauern, eine große steinerne Kirche und ein Schloß mit ausgedehnten Gärten. Vor der Stadt breiten sich die daberhofer Berge aus. In der Nähe der von Peter d. Gr. gegründete Fabrikhof Fabrikanskaja Elaboda.

Krasnokutsk, europ.-russ. Stadt, Gouv. Charkow, südwestl. von Bogoduhow, rechts am Berlo; 4900 Einw.

Krasnoluzi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Minsk, nordöstl. von Borisow.

Krasnopol (Geogr.), 1) russ.-poln. Stadt, Gouv. Augustowo, östl. von Suwalki; 580 Einw.; — 2) russ. Flecken, Gouv. Wolhynien, südwestl. von Schitomir.

Krasnopolje (Geogr.), 1) europ.-russ. Flecken, Gouv. Charkow, nordöstl. von Akhtirka; — 2) Flecken das., Gouv. Mohilew, südlich von Tschernjow.

Krasnopolje, russ.-deutsche Kolonie, Gouv. Saratow, Kr. Kamyschin, rechts an der Wolga.

Krasnosamarskaja Krepost, russ. Festung, Gouv. Drenburg, 1736 im Kreise von Krasnojarsk am Flusse Samara erbaut, gegenwärtig nur eine Kosakenstation.

Krasnoslaw, russ.-poln. Ort, Gouv. Lublin, nördl. von Lubelsk.

Krasnoslobodsk (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Pensa, grenzt nördlich und nordöstlich an das Gouv. Nischnegorod, östlich an den Kreis Insara, südl. an den Kr. Narowtschat und westl. an das Gouv. Tambow und hat einen Flächenraum von 58 1/2 QM. mit 50,000 Einw. Der Kreis hat mehrere Sümpfe und wird von der Mokscha, die hier den Siwin aufnimmt, in 2 Hälften getheilt; gute Weideplätze; — 2) Kreisstadt das., an der Mokscha; Kornbranntwein-Brennerei; 8670 Einw.

Krasnostaw (Geogr.), s. v. a. Krasnistaw.

Krasno-Ufimsk (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Perm, grenzt nördl. an den Kr. Kungur, östl. an den Kr. Jekaterinenburg, südl. an das Gouv. Drenburg und westlich an den Kr. Ossa und hat 60,000 Einw. Das Land ist zum Theil gebirgig, im Westen meist flach, im Osten wellig und wenig bergig und schließt eine Steppe ein. Die Hauptflüsse sind: Die Ufa, welche hier den Uraim, die Kurgascha, Maskara, Karta, Sennaja, den Emans Zulga und die Sobarka aufnimmt; die Sülwa, in welche hier die Beresowka mündet. Der Kreis hat viele Waldungen und Viehweiden und meist trockenes, mageres Ackerland; bei Bissersk findet man Diamanten. Außer K.-U. hier noch: das Dorf Slatoustwook oder Kljutschki; Irjinsk, eine Eisenschmelze; Krestowoschischenskoe, ein großes Dorf, mit reichen Kornfeldern; Tschissowskoi, Sukkunschoi, Utkinschoi, an der Tschussowaja, Tschessoi, Artinschoi und Njasschepetrowskoi, an der Ufa, Tschessopilotschnoi, Nowo-Serginsk u. Hüttenwerke; Atschits, Bissersk, Klenowsk und Kirgischansk, werden von den Einheimischen Krjewosti, d. h. Festungen, genannt und zeigen Spuren von Erdwällen, waren jedoch weiter nichts, als isolirte Schanzen; — 2) Kreisstadt das., rechts an der Ufa, mit Pallisaden und hölzernen Thürmen befestigt; Eisen- und Kupferminen, mehrere Kirchen; 3650 Einw.

Krasnowes, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglaun, Herrsch. Groß-Meseritsch; 280 Einw.

Krasnowoa, asiat. Erdzunge, Turan, Khizwa, reicht südl. in das kasp. Meer hinein.

Krasny, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Rastaberg; 130 Einw.

Krasoniow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Tschaslau, Herrsch. Selau; 340 Einw.

Krasowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, erstes Freisassen-Quartier; 100 Einw.

Kraspedecphlogiois (Craspedecphlogiois, Variolois ambriata, Med.), die gefranzte Varioloide.

Krassia (schwed. Bot.), s. v. a. Gartenkresse, *Lepidium sativum* L.

Krassau (Krassegowka), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; Meierhof, Schäferei; 150 Einw.

Krasselbeere (Bot.), s. v. a. Kragbeere, *Rubus fruticosus* L.

Krassetin (Krasetin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; 270 Einw.

Krassig, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; 120 Einw.

Kraßfil (Geognos.), nach G. Rose der Eistwänt, wenn dessen Bitterspath durch Eisenoxyd vertreten wird, s. Eistwänt.

Kraßizza, österr. Pfarrdorf, Illirien, Istrien. Bez. Buje; 650 Einw.

Kraßitzheim, bayer. Pfarrdorf, R. = B. Mittelfranken, Herrschaftsger. Hohenlandsb. berg; 2 Brauhäuser, Mühle, starker Krautbau; 270 Einw.; in der Nähe Schloßruine und der Bauernfest.

Kraßonitz (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Jglauz; — 2) Dorf das.; Schloß; 700 Ew.

Kraßova (Kraso, Geogr.), 1) (ungarisch Kraso Barmegye, slowakisch Krasowska Kráľovica), ungar. Gespannschaft, der östliche Theil des ehemaligen Banats, hat den Namen von dem Flusse Karasso oder Krasso, grenzt gegen Norden an die araber, gegen Westen an die temaser Gespannsch., gegen Süden an den deutsch-illirischen Militärgränzbezirk und gegen Osten an den walachisch-illirischen Grenzregiments-Bezirk und an Siebenbürgen, und hat einen Flächenraum von 108³/₁₀ geogr. QM., 5 königliche Kron-, Kameral- und Municipal-Bürgerstädte, 4 Urbarsale und 4 Censual-Marktsiedeln, 221 Dörfer, 4 Prädiken und 319,000 Einw. Das Areal zerfällt in 388,990 Joch Ackerland, 78,106 Joch Wiesen, 12,900 J. Gärten, 28,843 J. Weinland, 26,958 J. Weide und 341,700 J. Wald. Die siebenbürgischen Karpathen bilden in diesem Komitat das sogenannte banatische Gebirg, daher der Boden größtentheils gebirgig und waldig ist, doch gibt es auch, besonders im Westen, mehrere schöne Ebenen. Der heitere Himmel, das milde Klima, die gesunde Luft und die vortreffliche Bewässerung, nebst der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens in der Ebene und selbst in vielen Thälern, weisen dieser Gespannschaft den Rang unter den ersten des Landes an. Den oberen Theil bewässern die Maros, welche die nördliche Grenze des Komitats gegen die araber Gesp. bildet, die Bega ober der Bega kanal und die Temes; die Mitte durchfließt der Berzania und die Berzava, den Süden der Krasso mit der Kera, welche beide bei H. Palanka in die Donau fallen. Die vorzügliche Fruchtbarkeit des Bodens, die jeden Dünger entbehrlich macht, lohnt den Ackerbau mit einem Ueberfluß an allerlei vegetabilischen Produkten, besonders an Getreide, Reis, der besonders häufig angebaut wird, gutem Wein, Obst, Gartenfrüchten, Flachs und Hanf. Die fetten Weiden nähren eine Menge Vieh; die Bienenzucht ist beträchtlich; die Flüsse liefern viele Fische, und die Wälder zahlreiches Wildpret, doch herbergen sie auch Wären und Wölfe. Wichtig sind die Bergwerke, besonders auf Gold (Dravica, Dognateka, jährlich an 20 Mark), Silber (jährlich 11,000 M.), Kupfererz, gediegenes Kupfer (jährlich an 7000 Etr.), vorzügliches Eisen, Blei (an 2000 Etr.), Zink, Wismuth, Kobalt, Arsenik, Marmor, Granat, Puzzolaneerde (auf dem Vulkan Gutmann) und andere Mineralien. Der wichtigste Erwerbszweig der Einwohner, nächst dem Acker- und Bergbau, ist die Viehzucht; auch die Elivodig-Brennereien

sind bedeutend. Den größten Theil der Bevölkerung machen die Walachen und Serben oder Rajzen aus, den geringsten die Ungarn und Slaven, welche von den Deutschen an Zahl übertroffen werden. Juden gibt es nur in Lugos. Die Gesp. theilt sich in 5 Bezirke: den lugoser, oraviger, krassever, kapolnaser und bulcscher. Die Komitatsversammlungen werden in Lugos gehalten. — 2) Bezirk das., mit einem Flächenraum von 61¹/₁₀ QM. — 3) Kamestralendorf das., Hauptort dieses Bezirks, zwischen Gebirgen, am Flusse Karasso (Krasso); Weizenbau, große Waldungen; 3600 Einw. Auf einem erhabenen Felsen findet man Spuren einer alten Furg gl. Namens.

Kraschow (Geogr.), 1) mecklenb.-schwerin. Orte: a) Weierel, wendischer Kr., Amt Güstrow; Mühle; 110 Einw.; — b) Hof, Kr. und Amt Mecklenburg; 120 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Pleß; 340 Einw.

Kraschwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Münsterberg; Windmühle; 170 Einw.

Kraslawitz (Kraslowitz), österr.-böhm. Dorf, Kr. Mattau, Herrsch. Bischof-Lettnitz; 260 Einw.

Krasstel, preuß. Dorf, Rheinprov., R. = B. Koblenz, Kr. Simmern; 200 Einw.

Kraplia (Myth.), Beiname der Athene bei den Exbariten, vom Ort Kraslis.

Krasnikan, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Leobschütz; Windmühle; 550 Einw.

Krasstuden, preuß. Gut, Prov. Preußen (West-Pr.), R. = B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 130 Einw.

Kraszyna (Geogr.), 1) (R. = Barmegye, walachisch Barmegya-Kraszyni), österr.-siebenbürg. Gespannschaft (seit 1845 zu Ungarn gehörig, grenzt nördl. an den peerer, farnasager und jiläher Bezirk der mittel-sylother Gespannsch., östl. an den legeren und an den ungarisch-egregyer Bez. der debekauer Gesp., südl. an den ungarisch-bikaler Bez. der kolosier (Klausenburger) Gesp. und weiter südl. so wie auch westl. an die bikarer Gesp., hat in der größten Länge 5¹/₁₀ M., in der größten Breite 5¹/₁₀ M., im Ganzen aber bloß einen Flächenraum von 20,9 geogr. QM., mit einer Municipal-Bürgerstadt, 2 Urbarmärkten, 73 Dörfern und 146,500 Einw.; gebirgig, besonders im Süden, und kalt, mit fruchtbaren Thälern. Die bedeutendsten Flüsse sind: Weertgo und Kraszyna, der hier auf dem Gebirge Nagura-Pril entspringt, in nördlicher Richtung durch die kraszynaer und mittel-sylother Gesp. fließt und die Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen bildet. Die Viehzucht wird stärker als der Ackerbau betrieben. Eintheilung in 4 Bezirke: den kemezer, kraszynaer, perettener und somlyoer. Hauptort: Szilagy-Somlyo. — 2) (Kraszyna = Jaras), Bezirk das., mit 1 Marktsiedeln und 19 Dörfern. — 3) (Kraszyna, Kraszynospolis, Krasznermarkt), Marktsiedeln das., südöstl. von Somlyo; warme Mineralbäder; 1850 Einw., Ungarn und Walachen. — 4)

Kraßeisen, 1) eisernes Werkzeug, womit die Kammern der Kammerstücke gereinigt werden; — 2) (Kupferst.), dreischneidiger Grabstichel, den man gebraucht, um einzelne Züge auszubessern oder ihnen mehr Stärke zu geben; — 3) (Formschneider), ein gekrümmtes hohles Eisen, womit man das Holz an solchen Stellen ausgräbt und polirt, wo Fernen oder lichte Punkte hinkommen sollen; — 4) (Papierm.), kleines Messer, womit die Wulstern u. Flecken vom Papier abgetragen werden.

Kragen, 1) (Wollm.), s. v. a. Krempeln; — 2) (Metallarb.), einen Gegenstand mit der Kragbürste reinigen oder poliren; — 3) (Buchb.), den Schnitt eines Buchs, der gefärbt werden soll, mit einer Stahlklinge beschaben; — 4) (Goldschläger), das aus den Goldbüchern u. der Dünnschneidform vorstehende Gold mit einem Messer wegschaben; — 5) von genießbaren Gegenständen, einen unangenehmen Reiz am Gaumen und im Schlund hervorbringen.

Kragenbach, nassau. Dorf, Amt Usingen; 120 Einw.

Kragenburg, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. St. Goar; 210 Einw.

Kraßer (Zoophyt.), *Echinorhynchus* Gmel., Gatt. der Entozoa Acanthocephala Rud., der Ordnung der Weiswürmer und der Gattung der Bandwürmer nach Oken. Charakter: Schlauchförmig, vorn mit einem Rüssel mit Widerhaken, bei einigen in einer Blase sitzend. Eine zahlreiche Gattung, wovon aber keine Art bei Menschen gefunden wird. Sie bohren sich mit dem hakigen Rüssel in die Darmhaut ein u. hängen darin fest, können aber denselben auch einwärts umstülpen und zurückziehen und sich dann lösen. Wichtigste Arten: 1) *E. gigas* L., gemeiner K. Unterhalb Fuß lang, wie ein Spulwurm gestaltet, das Maul mit dem Rüssel kugelig. Er ist im frischen Zustande flach, vollgeseugen aber rund wie ein Spulwurm, und dann so dick wie ein Schwanenkiel. Die Männchen sind viel kleiner, kaum einige Zoll lang. Häufig in den Gedärmen der Schweine, wo sie sich fest einbohren, auch wohl den Darm gänzlich durchbohren. Böde, Taf. X, Fig. 1 — 6. Bremser Ic. VI, Fig. 1. — 2) *E. globulosus* Gmel. Mit eiförmigem Rüssel, kürzer als der in einer Scheide verborgene Hals; Körper länglich, ei-faschenförmig, 2 — 3 Linien lang. In den Därmen des Mals. Bremser VI, Fig. 5, 6. — 3) *E. angustatus* Gmel. Mit abgestumpftem cylindrischem Rüssel, ganz kurzem Hals und nach vorn verschmälertem Körper. In den Därmen des Hechts. Zool. dan. XXXVII, 4 — 6. — 4) *E. hystrix* Gmel. Der Vordertheil des cylindrischen Rüssels verengt; Hals kurz, Leib nach vorn sehr dick und gestachelt, die zarte Schwanzspitze fast unbewehrt; 2 Linien lang. In den Därmen der Schärme. Bremser, Ic., Taf. VII, Fig. 12, 13. — 5) *E. haeruca* Rud., *Haeruca muris* Gmel. Rüssel kegelförmig, mit 6 — 8 Reihen Haken; Hals ziemlich gleich dick; Körper lang, rund, nach vorn dicker. Einige Linien bis 2 Zoll lang. In den Därmen des braunen Frosches, nach Cuvier auch in der Leber der Ratten. Bremser Icon. VI, 10 — 14.

Kraßerbse (Bot.), s. v. a. Kragbohne, *Mucuna pruriens* Dec.

Kraßerwürmer (Zoophyt.), s. v. a. Hakenwürmer.

Kraghafen, das spizige gekrümmte Eisen, womit die Stellen eines Gegenstandes, welche vertieft sind, und die der Vergolder mit Kreidegrund angefüllt hat, gereinigt werden.

Kraghamen, s. Fischerei.

Kragitz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Regenwalde; Patrgr.; 140 Einw.

Kragkamm, s. v. a. Krempel, s. Baumwollenfabrikation (Kragen od. Krempeln).

Kragkau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Schweidnitz; Vorwerk, Wassermühle; 120 Einw.

Kragkelle (Deichb.), eine Kelle, ähnlich der Maurerkelle, doch viel schmaler.

Kragki, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wirslitz; 160 Einw.

Kragkraut (Bot.), s. v. a. *Enicurus*.

Kragmaschine, s. v. a. Krempelmaschine.

Kragmühle, **Kragpochwerk**, **Kragmessing**, **Krag Schlacke**, **Kraglich**, s. Kragmühle etc.

Kragnick, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; 110 Einw.

Kragowitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Stadt Trebiz; 110 Einw.

Kragplatte, s. v. a. Kragbret.

Kragwieck, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; Försterei; 150 Einw.

Kragwolle, s. v. a. Krempelwolle, s. Baumwollenfabrikation, S. 999 f.

Kraubath (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Marburg, Bez. Waldsach; 200 Einw.; — 2) Kr. Bruck, Bez. Kaisersberg; Post; 320 Einw.

Kraubathgraben, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Kaisersberg; Mühle; 200 E.

Krauchenwies, hohenzollern-sigmaring. Pfarrdorf, Oberamt Sigmaringen, am Andelsbache; 2 Schlösser, Marktgerichtsbarkeit; 780 Einw.

Krauchthal (Geogr.), 1) schweiz. Dorf, Kant. Bern, nord-östl. von Bern; Landbau; 1900 Einw.; — 2) weiderisches, zum Theil sumpfiges Thal daselbst, Kant. Glarus, ist 2 Stunden lang und steigt bis zu 1217' an. Es öffnet sich hinter dem Dorfe Matt im Ecrasthal in einer tiefen, vom wilden Krauchbach durchtobten Felschlucht zwischen dem Gulderstock oder Kamperdunergrath und bildet die untere Stufe der Krauchthalalpe.

Kraunditz, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Borna; 170 Einw.

Krauel, zwei kleine hamburg. u. lübeck. Distrikte an der Elbe, 36 Häuser mit etwa 300 Einwohnern umfassend, wovon 21 Häuser zur hamburg. Landprätur der Marschlande und 15 Häuser zum hamburg-lübeckischen Amte Bergedorf gehören.

Kraugiai (a. Geogr.), 2 kleine Inseln im aragolischen Meer, im saronischen Meerbusen, dem

fährten, ehemals von Primalicelo in Fontainebleau gemalt, mit M. Küfeli schön u. geistreich kopirt und 1702 in 12 herausgegeben. Auch gibt es Kopien nach Dürers Leiden Christi, die angeblich von K. sind; doch ist dies nicht ausgemacht. — 4) Franz, Maler von Sesslingen in Schwaben, geb. 1701, war Zimmermaler, bis ihn ein Gönner mit nach Venedig nahm, wo er sich in Piazzetta's Schule ausbildete. Seine Leistungen waren trefflich, doch stand sein hochfahrendes Wesen seinem Glücke im Wege. Von Italien aus besuchte er Paris, Langres, Dijon; in letzterer Stadt malte er in der Karthause in 7 Bildern die Geschichte der heil. Jungfrau. Darauf durchzog er die Franche-Comté, durch Bildnisse in Pastell seinen Unterhalt suchend, bis er in Lyon den Auftrag erhielt, die Kirche in Marien-Einsiedeln auszumalen. Er brachte damit 12 Jahre zu, bis an seinen Tod, 1750. — 5) Georg Melchior, Maler, Zeichner u. Kupferstecher, geb. zu Frankfurt a. M. 1737 (n. A. 1733), bildete sich unter F. Tischbein, besuchte darauf 1761 Paris (Grenze u. Boucher), wurde 1768 Mitglied der wiener Akademie, ging 1772 nach der Schweiz und traf zwei Jahre später mit Goethe in Ems zusammen, wo er die Gegend um Ems in Wasserfarben aufnahm. Seit 1776 in Diensten des Großherzogs von Weimar, gründete er 1780 eine Zeichenakademie für Stadt u. Land. Mit Vertuch gab er das Journal für Luxus u. Mode, das A. B. C. des Zeichners, die deutschen Nationaltrachten u. a. heraus. Er † 1806. Seine Gemälde u. Zeichnungen bestehen in Genrestücken (darunter Vorstellungen aus Oberon) u. Landschaften. Ein seltenes Blatt in Schwarzkunst von K. ist das Bacchanal in N. Poussins Manier. — 6) Simon Andreas, Maler, 1760 in Grafen Haag geb., verdankte seine Ausbildung größtentheils sich selbst und der Natur. Seine Landschaften mit Thieren u. Figuren, kunstreich zu Gruppen vereinigt, gründeten seinen Ruf. Nicht minder trefflich sind seine häuslichen Szenen. Er bewährt sich als korrekter Zeichner u. tüchtiger Kolorist; besondere Stärke besitz er in Hervorbringung pikanter Lichteffekte. Genauere Nachrichten fehlen. — 7) Philipp Joseph, Landschaftsmaler, 1789 zu Bamberg geb., arbeitete von 1807—1809 in der Porzellanmanufaktur zu Gotha, unternahm dann zu weiterer Ausbildung Reisen nach Dresden, Prag u. Wien und begab sich endlich 1813 nach München. Im Steiner-Kataster-Bureau als Graveur seinen Unterhalt sich sichernd, besuchte er nebenbei die Akademie; bis er sich gewachsen fühlte, als Maler aufzutreten. Seine Bilder fanden Beifall. Er wurde Zeichenlehrer am Erziehungsinstitute und blieb in dieser Stellung bis 1826, wo er eine Lehrerstelle an dem felsenbergischen Institute annahm, hauptsächlich um die großartige Natur des Landes kennen zu lernen. Nach Verlauf eines Jahres kehrte er nach München zurück. Fleißiges Studium der Natur und bedeutende technische Fertigkeit zeichnen seine Werke aus. — III. Tonkünstler: 8) Joseph, Komponist, geb. 1756 zu Mannheim, studierte anfangs. Als ihn aber ein Zufall 1778 nach Kopenhagen führte, beschloß er, hingerissen von dem Glanz

der dortigen Oper und anderer Musikanstalten, dem Gelehrtenstande zu entsagen und sich ganz der Musik, die er früher unter des Abt Voglers Leitung bloß als Dilettant betrieben hatte, zu widmen. Der König von Dänemark, dem K. s. Talente bald bekannt wurden, ließ ihn zu weiterer Ausbildung nach Italien reisen und ernannte ihn 1786 zum Kapellmeister. K. starb zu Kopenhagen 1792. Unter einer Menge Opern, Kirchensachen und andrer Instrumentalmusik sind seine Oper „Dido und Aeneas“ und eine Trauermusik zu Königs Gustav III. Beifegung sehr geschätzt.

Krausbeere (Bot.), 1) s. v. a. Stachelbeere, *Ribes Grossularia* L. — 2) s. v. a. Preiselbeere, *Vaccinium Vitis Idaea* L. — 3) s. v. a. gemeine Johannisbeere, *Ribes rubrum* L. — 4) s. v. a. Berg-Johannisbeere, *Ribes alpinum* L.

Krausblaues Leder, durch das Krippelholz noch besonders gekrippeltes Leder, welches die Sattler u. Riemer brauchen und gewöhnlich aus Holland beziehen, das jedoch in Deutschland ebenfalls hübsch bereitet wird.

Krausblatt (Bot.), 1) Moosgatt., s. v. a. *Ulotia*. — 2) AlgenGatt., s. v. a. *Prasiola*.

Krausche (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-K.), Prov. Schlehen, R.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; 340 Einw.; — 2) (Groß-K.), das., Kr. Bunzlau; Schloß, Vorwerk, Ziegelei, Windmühle; 340 Einw.; — 3) (Klein-K.), das.; Vorwerk, Ziegelei; 330 Einw.

Krauschet (Ringelsdorf), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Außerlig; 320 E.

Krauschow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Weinherghaus, Windmühle; 490 Einw.

Krauschütz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; Dörmäne, Mühle; 200 Einw.

Krauschwitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (wendisch Kraschnice), Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 150 Einw.; — b) Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels; 110 Ew.; — 2) sachsen-meining. Freigut, Amt Kamburg; 120 Einw.

Krausdistel (Bot.), s. v. a. Feld-Mannstreu, *Eryngium campestre* L.

Krause, 1) der an einem feinen Hemde in Falten gelegte Busenstreif, von Spigen, Kesseltuch oder Battist; vergl. Hand- und Halskrause; — 2) bei Damen, ein ringförmiger Halsputz von Musselin, Spigen, Petinet u. dgl., in Falten gelegt.

Krause (Biogr.). Gelehrte, Schriftsteller etc. 1) Johann Gottlieb, pseudonym Joh. Jarkius, deutscher Gelehrter, geb. 1684 zu Hünern im Fürstenthum Wolau in Schlesien, war seit 1723 Professor der Beredsamkeit u. Geschichte in Leipzig und † 1736. Er schrieb von 1715—1733 die Leipziger gelehrte Zeitung (die erste deutsche Zeitung dieser Art); ferner „Curieuse Bibliothek“ (Fortsetzung der Tengelischen monatlichen Unterredungen); des 3. Repositorii 10., 11. u. 12. Fsch; — Bericht von neuen Büchern 1708—1709, 29 Stücke; — Bücherhistorie, 3 Bde. Epz. 1715—1716; — Neuer Bücheraal, 5 Thle., 1710—1717 u. a. m. — 2) Karl Chris-

Sprache stiftete, deren 1817 gedruckte Statuten größtentheils von ihm entworfen sind. Seine zahlreiche Familie, die Theuerung des Ortes und der Mangel an Aussicht, daselbst eine Anstellung als öffentlicher Lehrer zu erhalten, nöthigten ihn indessen, auch Berlin wieder zu verlassen. Er kehrte nach Dresden zurück und machte bald darauf in Gesellschaft eines Freundes eine Reise durch Deutschland, Italien u. Frankreich. Im J. 1824 vertauschte er Dresden mit Göttingen, um daselbst als philosophischer Privatdocent aufzutreten. Da er aber auch hier keine feste Stelle gewinnen konnte, verließ er 1831 genannte Stadt und zog nach München, wo er am 27. Septbr. 1832 †. Von seinen zahlreichen philosophischen Schriften führen wir an: *Abriß des Systems der Logik als philosophischer Wissenschaft*, Göttingen 1828; — *Abriß des Systems der Philosophie des Rechts*, das. 1828; — *Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft*, das. 1829; — u. seinen von Leonhardi u. A. in verschiedenen Abtheilungen herausgegebenen „*Handschriftlichen Nachlaß*“, Dresd. 1834, München 1835, Göttingen 1836–1843. Als Mensch ist K. wohl einer der Edelsten und Reinsten seiner Zeit, indem er so, wie er das reinmenschliche Leben in seinen Schriften malte, selbst zu leben strebte. Gleichwohl fand er wenig Anerkennung unter den Menschen. Vielleicht waren es seine Sprachneuerungen, die sich dem Eingang seiner scharfsinnigen Schriften in ein größeres Publikum entgegen stellten. — 6) Heinrich Christoph (pseudon. Eric Haurenski) theol. Schriftsteller, 1783 in Großenfarr bei Sondershausen geb., studirte zu Halle und Leipzig 1806–1809, war lange Hauslehrer, wurde 1819 zu Radeberg zweiter und 1821 Archidiaconus. *Schr.*: *Obscurus*, Neustadt 1831; — *Alceophrilus*, das. 1831; — *Euthanetos*, das. 1831; — *Das wahre Christenthum*, das. 1832; — *Der Teufel als Bibelklärer*, Altenb. 1834; — *Die Zeichen der Zeit*, Weimar 1838; — *Die Obstruktionen dieser Zeit*, das. 1841; — *Daguerreotypen des häuslichen und ehelichen Lebens*, Neust. 1843. — 7) Charlotte Louise, geb. v. Fink, deutsche Dichterin, 1785 zu Klein-Raundorf bei Löwenberg geb., Gattin des Schullehrers K. zu Groß-Mochbern bei Breslau. *Schr.*: *Poet. Versuche*, Breslau 1811; — *Poesien*, das. 1818–1822, 3 Bdn.; — *Frühlingsblüthen*, Liegn. 1823; — *Flora*, das. 1824; — *Geschöpfe heiterer Phantasie*, Bresl. 1829; — *Erzählungen*, *Polsterabendscherze* etc., das. — 8) Karl Friedrich Theodor, med. Schriftsteller, 1797 zu Hannover geb., seit 1837 Medicinalrath u. Prof. der Anatomie u. Physiologie. *Schr.*: *Ueber das Alter der Menschenpocken und anderer exanthemat. Krankheiten*, Hannover 1825; — *Handbuch der menschlichen Anatomie*, das. 1833–1838, 2. Aufl., das. 1841–1843; — *Synopsis nervorum systematis ganglios*, das. 1839. — 11. Bildende Künstler: 9) Franz, Maler zu Frankenstein in Schlesien, einer der besten Künstler des vorigen Jahrhunderts, befaß sich einer korrekten Zeichnung und besaß auch in Behandlung der Farben große Einsicht. Sein Colorit ist gefällig, warm in den Fleischtinten.

Besonders gerühmt wird von ihm eine *Magdalena* und die *Darstellung von Potiphar's Frau*. Er † 1803, ziemlich bejahrt. — 10) Franz, Maler, 1773 in Frankenstein geboren, Neffe und Schüler des Vorigen, bildete sich unter Fuger u. Maurer in Wien weiter aus und beabsichtigte eine Reise nach Italien, an der ihn aber der Krieg hinderte. 1797 nach Schlesien zurückgekehrt, wählte er nach kurzem Aufenthalte in Dresden und Berlin, Breslau zu seinem Wohnsitz. Man hat von ihm *Historien* u. *Bildnisse* in *Del*; auch *Kopien* nach *Rafael*, *Rubens*, *Titian* u. a. — 11) Wilhelm, Marinemaler, 1803 in Dessau geb., wurde von dem bekannten Kupferstecher Wilhelm Kolbe im Zeichnen unterrichtet und ging 18 Jahre alt (1821) nach Dresden, um sich den höhern Studien der Malerei zu widmen. Nach einem Aufenthalte von 3 Jahren setzte er dieselben (1824) in Berlin unter Wachs' Leitung fort, nahm jedoch, bei seinen beschränkten Substanzmitteln, zugleich ein Engagement als Sänger beim Königsstädter Theater an und verließ diese Bühne erst nach 5 Jahre langem ehrenvollen Wirken. Während dieser Zeit malte er für den Verein der Kunstfreunde in Preußen eine *Landschaft* in griechischem Charakter; eine andere in italienischem Charakter kaufte der Herzog von Dessau. 1830 unternahm er eine Reise nach Rügen, und hier erhielten seine künstlerischen Bestrebungen eine bestimmte Richtung. Schon in seinem nächsten Gemälde (es stellt einen *Indienfahrer* vor, der das Zeichen gibt, um Booten an Bord zu nehmen) sprach sich diese entschieden aus. Die See war fortan sein Element. Durch Unterstützung des Königs von Preußen machte er im nächsten Jahre eine Reise nach Norwegen (der „*Sturm in Bommel Fjor*“ 8 Fuß breit u. 5 Fuß hoch entstand nach seiner Rückkehr) und 1834 nach Holland, wo er reiche Ausbeute für das Studium der Staffage fand, die man in seinen neuesten Werken so trefflich ausgebildet findet. Dort machte er auch die Bekanntschaft J. E. Schotel's, J. J. Eckhout's, Wastorp's und A. Schelfheuts. Im J. 1836 besuchte er Paris und die Normandie; letztere gab seinem schöpferischen Geiste neue Nahrung, und nach seiner Heimkehr beschäftigte er sich viel mit *Darstellungen* aus jenem Lande. Schon vorher war K. zum Mitglied der berliner Akademie ernannt worden. — Als Marinemaler behauptet er eine ausgezeichnete Stelle; mehrere seiner Schöpfungen reihen sich den trefflichsten Werken niederländischer Meister an. Seine Scenen gehen oft in lichtfeuchter Luft, unter tief bewölktem Himmel vor. Doch versteht er es auch, in warmer glänzender Beleuchtung den milden Abendhimmel zu geben. Das Wasser bietet bald einen ruhigen, klaren Spiegel; bald erscheinen die Elemente in Aufruhr; immer aber zeigt sich der große Maler. Zu seinen vorzüglichen Werken gehört die *Darstellung des Strandes von Scheveningen*, mit reicher Staffage, und die *Seinens-Mündung* mit einem Dampfsboot im Vordergrund. Seine Ansicht von Arkona ward 1836 für eines der besten Bilder der berliner Ausstellung erklärt. Krausebauden (Geogr.), österr.-böhm. zerstreut liegende Gebirgswohnungen: 1) Kr. Wid-

idow, Herrsch. Starckenbach; Jägerhaus, Mühle; als Gemeinde 400 Einw.; — 1) (Bor-der-R.), das; mit Frischwasserbauden; 400 Einw.

Krausehölzer (Perückenm.), s. v. a. Kräuselhölzer.

Krauseiche, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; über 100 Einw.

Krauseisen (Baarenk.), schmale Eisenstäbe, deren scharfe Kanten überd. flach geschlagen sind. Dieses Schlagen geschieht mit dem Kraushammer, welcher eine stumpfe Pinne hat und vom Wasser getrieben wird; es wird in besonderen Hütten, Kraus- oder Zainhäm-mern, bereitet.

Krauseibeere (Bot.), s. v. a. Stachelbeere, *Ribes Grossularia* L.

Krauselster (Ornith.), s. v. a. großer Wür-ger, *Lanius excubitor* L.

Krausemünze (Bot.), s. v. a. *Mentha crispa* L.

Krausemünzbranntwein, über Krausemünze und Anis abgezogener und in der Regel grün gefärbter Branntwein.

Krausemünzöl (pharmac. Baarenkunde), das durch Destillation der Krausemünze (*Mentha crispata*) mit Wasser erhaltene ätherische Del; es ist bläugelb, wird mit der Zeit rothgelb, hat den eigenthümlichen, stark aromatischen Geruch der Pflanze, besigt ein specifisches Gewicht von 0,969. Es enthält Stearopten, was sich bei sehr niedriger Temperatur abscheidet.

Krausen, 1) überhaupt etwas kraus machen; — 2) (Perückenm.), die Haare, s. v. a. Backen; vgl. Kräuseln.

Krausen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 100 Einw.; — 2) das., R.-B. Königsberg, Kr. Rößel; 270 Einw.

Krausenu, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Borwerk; 20 Einw.

Krausenbach, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Edgr. Rothenburg; Seiber, Holzflößerei; 430 Einw.

Krausenbechhofen, bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Edgr. Höchstadt; mehrere Weiher; 100 Einw.

Krausendorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 250 Einw.; — 2) Prov. Schlesien, R.-B. Plegnis, Kr. Landshut; Schloß, Borwerk, Wassermühle, 2 Bleichen; 340 Einw.; — 3) (Karkoski), das., R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; über 100 Einw.

Krauseneck (Biogr.), 1) Johann Christoph, deutscher Dichter, am 16. Juli 1738 zu Zell bei Baireuth geboren, widmete sich zu Erlangen zuerst der Theologie und dann der Jurisprudenz und lebte nach Beendigung seiner Studienjahre als Hauslehrer bei dem Oberjägermeister von Schirnding in Baireuth, bis ihn dieser zum Forstsekretär beförderte. Er gab jedoch bald diese Stelle wieder auf und zog sich nach Grottersdorf in die Stille des Land-lebens zurück, um sich ganz mit der Poesie zu

beschäftigen. Später nahm er die Stelle eines Registrators und 1792 die eines Sekretärs bei der Kammer zu Baireuth an, wo er am 7. Juni 1799 †. Der Name dieses Dichters wird jetzt selten mehr genannt, obschon seine Schauspiele: „Fatime“ (1770), „Zama“ (1770) und „Albrecht Achilles, Markgraf zu Brandenburg“ (1790), die Lustspiele: „Der Goldmacher“ (1772), „Die Werbung für England“ (1776) und „Die Für-stenreise“ (1790), zu ihrer Zeit viel Glück auf der Bühne machten und seine „Gedichte“ (Bai-reuth 1776—83, 2 Thle.), unter denen sich beson-ders einige Idyllen durch Einfachheit u. Leichtig-keit der Versifikation auszeichnen, nicht zu den schlechtesten gehören. Sein komisches Heldenge-dicht „Die Saloppe“ (Baireuth 1767) ist steif u. mit Recht vergessen. — 2) Wilhelm, preußi-scher General, geb. zu Baireuth 1777, wo sein Vater markgräflich ansbachischer Rath war. Er trat frühzeitig als Kadet der Artillerie in ansbachische Dienste und rückte mit denselben vor Mainz. Später trat er als Offizier in die preussische Artillerie über und wurde als Inge-nieurgeograph beim Prinzen Hohenlohe ange-stellt. Nach dem Frieden 1795 führte er mehre-topographische Vermessungen in Südpreußen aus, wurde Premierlieutenant in einem Füße-lierbataillon und wohnte als Hauptmann der Schlacht von Eylau bei. Hier zeichnete er sich sehr aus, indem er ohne Befehl ein höchst wich-tiges Defilee mit Glück vertheidigte und dadurch die Vereinigung Pestoeqs mit den Russen mög-lich machte. Bei der Organisation der Artillerie, 1808, kam er als Major in diese, ward darauf wieder Kommandeur des Gardesfüßlierbatail-lons, wirkte bei der Redaktion des neuen Exer-cierreglements für die Infanterie mit und erhielt 1812 die Kommandantur von Graudenz. Im J. 1813 befand er sich als Generalstabsoffizier im Gefolge Scharnhorsts, retabilirte nach dem Rück-zug nach Schlesien Schweidnitz und baute das verschanzte Lager bei Frankenstein. In Folge des Krieges von 1813 und 1814 wurde er zum Obersten ernannt und blockirte zu Ende desselben Landau. Nachdem er später zum Generalmajor und Kommandanten von Mainz befördert wor-den, erhielt er 1823 die 6. Division, avancirte zum Generalleutenant und Chef des General-stabs der Armee und wurde 1838 General der Infanterie.

Kraushuhn (Ornith.), s. v. a. Strupphuhn, *Gallus domesticus crispus*.

Krauskohl (Bot.), s. v. a. Braunkohl, *Brassica oleracea sabellica*.

Kraus-Mynte (schwed., Bot.), s. v. a. Krausemünze, *Mentha crispa* L.

Krausnick, preuß. Dorf, Prov. Brandens-burg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; 540 Ew.; hierzu der Krug Heidekrug, das Forsthaus Buck, die Heidemeierei, der Krug Neues Krug.

Krausnitz, königl. sächs. Mittergut, Kr. Dresden, Amt Pain; 110 Einw.

Krauschnecke (Mollusk.), s. v. a. *Murex saxatilis* L.

Kraußen, preuß. Dorf, Prov. Preußen

(Ost-Pr.), R.-B. u. Kr. Königsberg; 2 Vorwerke; 230 Einw.

Kraußnigt (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-K.), Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Vorwerk, Windmühle; 200 Einw.; — 2) (Klein-K.), das.; Forsthaus, Pechhütte; 170 Einw.

Krausstern (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Gloriosa L.*

Kranstabaß, f. Tabakfabrikation.

Kraut, 1) (Bot.), f. v. a. Kopfkohl, Weißkraut, *Brassica oleracea capitata*; — 2) (Gerber.), f. v. a. Sumach; — 3) f. Schießpulver.

Kraut (bot. Term.), f. v. a. Herba. Krautartig, krautig, f. v. a. Herbaceus. Kräuter, f. v. a. *Plantae annuae* und *Pl. perennes*, im Gegensatz der Sträucher und Bäume. Vergl. Botanik, S. 320.

Kraut (Biogr.), Wilhelm Theodor, ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, geboren zu Lüneburg am 15. März 1800, Sohn des dasigen Bürgermeisters. Er besuchte bis zum 17. Lebensjahre das Johanneum seiner Vaterstadt, darauf das Gymnasium zu Gotha und bezog 1819, entschieden für das Studium der Rechte, die Universität Göttingen. Später vertauschte er dieselbe mit der zu Berlin, lehrte aber nach einem Jahr auf die erstgenannte Hochschule zurück. Hugo's Vorlesungen, so wie die germanistischen Kollegien K. Fr. Eichhorn's und die Art und Weise, wodurch Savigny von je seine ernstesten Zuhörer für ein tieferes Eingehen in die Durchbildung des positiven Rechts zu fesseln wußte, dies war es, was in K. den Entschluß reifen ließ, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Nachdem er durch die Dissertation „De argenteis et nummulariis“ v. der juristischen Fakultät zu Göttingen die Doktorwürde erworben, trat er daselbst zu Michaelis 1822 als Privatdocent auf. Drei Jahr später wurde er außerordentlicher Beisitzer des Spruchkollegiums, 1828 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor der Rechte. Als Lehrer des Handelsrechts, des Lehens-, Kirchen- u. Staatsrechts, so wie des deutschen Privatrechts u. der deutschen Rechtsgeschichte, eröffnete sich K. einen reichen Wirkungskreis, dessen Anforderungen er nicht minder durch Eifer und genaue Kritik in seinen Studien der Geschichte und des deutschen Rechts, als durch freundlichen Ernst, durch unbeugsame Rechtlichkeit und männliche Selbstständigkeit zu entsprechen wußte. Die Unfälle, welche die Universität zu Göttingen in Folge der Protestation der sieben Professoren gegen die vom Könige Ernst August von Hannover verfügte Aufhebung des Staatsgrundgesetzes erlitt, mußte für K., einen warmen Freund der Verwiesenen, als Lehrer an der Hochschule, wie als Mann des strengen Rechts doppelt schmerzlich seyn. Er trug daher kein Bedenken, zugleich mit einigen gleichgesinnten Männern im December 1837 die Erklärung zu veröffentlichen, daß er die Handlungsweise der Sieben in jedem Betracht billige. Von seinen Schriften sind außer mehreren kleinen Abhandlungen (z. B. *De codicibus lüneburgensibus, quibus libri juris germanici medio aevo scripti continentur*, 1830;

De lege Anglorum et Werinorum für Kalls „Eranien zum deutschen Recht“; Recensionen etc.) namentlich zu erwähnen: „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts“ (Göttingen 1830) u. das Werk: „Die Vormundschaft, nach den Grundsätzen des deutschen Rechts“ (das. 1845).

Krautapfel (Pomol.), f. v. a. Kräuterteufel.

Krautartiger Stamm (Gärtnerel), ein Stamm, welcher nur ein Jahr ausdauert.

Krautbienen, Bienen, welche nur in Gärten und auf Feldern, nicht in Wäldern und auf Heiden Honig suchen.

Krautbirne (Pomol.), f. v. a. Kräuterbirne.

Krauteisen (Haush.), f. v. a. Krauthobel.

Krauten (Landw.), 1) f. v. a. jäten; besonders — 2) (Weinb.), das Ausraufen des Unkrauts vor der 2. und 3. Pflücke. Bei der ersten Kraute werden auch die Laubreben mit abgerissen; die zweite heißt die Reinkraute.

Krauteute (Ornith.), am Bodensee f. v. a. *Anas querquedula* Cur. L. S. Ente.

Krautenwalde (Geogr.), 1) österr.-schles. Gut, Kr. Troppau; umfaßt 993 □ F. Areal; — 2) Dorf das.; Grenzollamt; 550 Einw.

Krautenwalder Schneeberg, f. Winklersberg.

Krauter (Gerber.), f. v. a. Kräuter.

Krauterau, österr.-steier. Dorf, am Traisen; berühmt durch den hier errungenen Sieg des Markgrafen Adelbert von Oesterreich über König Samuel von Ungarn im J. 1042.

Krautergersheim, franz. Dorf, Depart. Niederrhein, Bez. Schleißstadt, am Eger, bei Obernay; 1270 Einw.; Gemüsebau.

Krauteule (Entom.), Nachtfalterart, f. v. a. *Gemüseule*, *Mamestra oleracea* Ochsenh.

Krautfaul (Vergb.), von der Grubenversimmerung, wenn sie durch Fäulniß ganz morsch wird.

Krautfeige (Bot.), nach Dken, Pflanzengattung, f. v. a. *Dorstenia*; S. Giftwurzel.

Krautflacke (Fischer), f. v. a. Grudflacke.

Krauthänfling (Ornith.), f. v. a. gemeiner Hänfling, *Fringilla Linaria* L.; — 2) f. v. a. *Braunelle*, *Motacilla modularis* L., Pechst.

Krauthausen (Geogr.), 1) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Rotenburg, Amt Sontra; Mühle; 140 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. u. Kr. Aachen; Spinn- und Walkmühle; über 100 Einw.; — b) das., Kr. Düren; 2 Papiermühlen; über 100 Einw.; — c) (Ober- u. Unter-K.), das., Kr. Jülich; 150 Einw.; — 3) sachsen-weimar. Dorf, Kr. Eisenach, Amt Kreuzburg, an der Wadel; Erblehnrittergut, Mühle; 240 Einw.

Krautheim (Geogr.), 1) bad. Amt, Unter rheinl.; umfaßt 2 □ M. Areal mit 12 Gemeinden in 2 Städten, 10 Dörfern und 2 Höfen und hat 5530 Einw.; — 2) Amtsstadt das., unweit der Jart; Bergschloß (Residenz des Fürsten von Salm-K.), Domänenverwaltung, Post; 820 Einw.; — 3) bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken und Nsch., Herrsch. Müdenhausen;

Schloß, Meierei, Kalk- u. Ziegelofen, Mühle, Wein- und Zwetschgenbau; 230 Einw.; — 4) Sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. und Amt Weimar, an der Saale; Freigut, 2 Mühlen; 480 E.

Krauthem, Luxemburg. Dorf, Distr. Luxemburg, Kanton Esch, an der Alzette; 260 Ew.

Krauthobel (Techn.), bekanntes Werkzeug, das in vielen Haushaltungen zum Einmachen des Sauerkrautes verwendet wird. Dasselbe hat an beiden Seiten Rinnen, in welchen sich ein Kasten ohne Boden befindet, der leicht hin- und hergeschoben werden kann, in diesen Kästen werden zerschnittene Krauthäupter gelegt und derselbe damit über das im Krauthobel angebrachte, sehr scharfe Hobeleisen hin- und hergezogen, wodurch das Kraut in so kleine dünne Stücken geschnitten wird, wie man es zum Einmachen nöthig hat.

Krautholder (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. Linnaea.

Krauthollunder (Bot.), f. v. a. Zwergshollender, Attich, Sambucus Ebulus L.

Krauthorn, f. v. a. Pulverhorn.

Kraut, indiansches (pharm. Bot.), f. v. a. Folia inda.

Krautinsel, f. Ehemsee.

Krautkammer, auf Schiffen f. v. a. Pulverkammer.

Krautlerche (Ornith.), 1) f. v. a. braunkeliger Steinschmäger, Motacilla rubetra L.; — 2) f. v. a. Brachpfeper (f. d.), Anthus campestris Bechst.

Krautorselle (techn. Bot.), f. Roccella tinctoria.

Krautostheim, bayer. Pfarrdorf, R. = B. Mittelfranken, Herrschaftiger. Hohenlandenberg; 3 Brücken über die Ebe, 2 Brauhäuser, 2 Mühlen, Steinbruch, berühmter Krautbau; 360 Einw.; in der Nähe der Dffigsee.

Krautpetersilie (Bot.), Apium petroselinum, f. Petersilie.

Krautrops (Bot.), auch Krautlewat, in Süddeutschland f. v. a. Brassica campestris oleifera hiberna.

Krautrettig (Bot.), f. v. a. schwarzer Winterrettig, f. Raphanus sativus.

Krautringeltraube (Entom.), f. v. a. Lägermette (f. d.), Bombyx castransia L.

Krautrübe (Bot.), f. v. a. Stedrübe, Brassica Napus L.

Krautsaage (Fischer), f. v. a. Grundfleder.

Krautsalat (Kochl.). Sowohl weißes als rothes u. blaues Kraut kann zum K. dienen; letztere beiden Sorten sind zwar stärker gerippt und weniger zart, als erstere, werden aber ihrer angenehmen Farbe wegen öfters vorgezogen. Vgl. Salat, S. 1145.

Krautsand, hannöv. Pfarrdorf, Stade, Bremen, Amt Wischhafen, auf der gleichn. Elbinsel; hat mit einigen kleinern Orten 600 Einw., welche Schifffahrt und Fischerei treiben.

Krautschane (Krautschauung, Deichb.), obrigkeitliche Besichtigung der Deiche um Johannis, bei welcher zugleich darauf gesehen wird, daß das hohe Gras und Unkraut überall abgemäht ist.

Krautscheid, preuß. Gemeinde, Rheinprovinz, R. = B. Koblenz, Kr. Neuwied; besteht aus 13 Dörfern, Weilern und Höfen; 700 Ew.

Krautscheidt, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R. = B. Trier, Kr. Prüm; 100 Einw.

Krautschenhof, österr. = steier. Dorf, Kr. Brud, Bez. Neuberg; Hospital; 120 Einw.

Krautschnacke (Entom.), f. v. a. Wiesenschnacke, Tipula oleracea L.

Krautschneidemaschine, 1) f. v. a. Krauthobel; — 2) **Krautstampfe**, ist entweder ein starker ziemlich schwerer Klotz, der an einen Stod befestigt ist, und womit man das in die Kasser gefüllte Kraut ganz fest einstampft; — 3) auch **Stampfstein**, ein wie ein S gestaltetes hohes Eisen, das an einem hölzernen Stiel befestigt ist, mittelst dessen man Kartoffeln, Rüben und andere Wurzelgewächse in hölzernen Trögen zerkleinert, um sie dem Vieh füttern zu können. Man hat Schneidemaschinen, durch welche diese Arbeit sehr verkürzt wird.

Krautschneider (Handwerkspr.), bei den Lebergerbern ein Zuname der Lehrlingen, welche 4 Jahre gelernt haben.

Kraut und Loth, f. v. a. Pulver und Blei; daher auch: Zündkraut, Pulver auf die Pfanne.

Krautung (Wasserb.), die Reinigung der Flüsse und Kanäle von dem darin wachsenden Gras.

Krautvögelchen (Ornith.), f. v. a. Braunkelchen, Motacilla (Saxicola) rubetra L.

Krautweide (Bot.), f. v. a. Salix herbacea L.

Krautweihe (Kalender), ehemals f. v. a. Mariä Himmelfahrt.

Krautwerse (Bot.), nach Dlen, Pflanzengattung, f. v. a. Stachousia.

Krautzeht, f. Zehnt.

Kravari, griech. Gebirgsstrich, A Karnanien, vom Deta aufwärts, rauh, steil, von 10.000 Seelen bewohnt.

Kraveel (Handelsw.), eine eichene Plank von 24 Fuß Länge und 2 1/2 Zoll Dicke; im holländischen Holzhandel das Maß, nach dem die Breiter berechnet und stückweise verhandelt werden; 60 K. = 1 Schock, 4 K. = 1 Plank von 40 Fuß Länge und 4 Zoll Dicke; 15 Planken = 1 Schock.

Kravieleisen (Knopfm.), Werkzeug zum Glätten des Kämelgarns, bestehend aus 2 Pressern, zwischen welchen 3 bewegliche, eiserne, gut polirte Walzen befestigt sind, auf denen der Faden einige Male hin- und hergezogen wird.

Krawall, im Munde des Volks f. v. a. Spektakel; das Wort findet sich schon in den Synodalkstatuten des Bischofs Hugo von Berry von 1338, wo es Charavall genannt wird.

Krawana, Herrschaft, f. Präanger Regentschaften.

Krawarzow (Habrunel), österr. = schles. Dorf, Kr. Troppau, Lehngut Sucholasek; Brauerei; 200 Einw.

Krawarn (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Deutsch = K., Niemcewski Kraworsz), Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Ratibor; Schloß, 3 Vorwerke, 2 Wasser- und 1 Del-

mühle; 1640 Einw.; — 2) (Polnisch = K., Polski Kraworsz), das.; Schloß, Vorwerk; 570 Einw.

Krawinkel (Krawincella, Grauwinkel), sachs. Koburg-gotha. Dorf, Fürstenthum Gotha, Amt Jchtershausen; Holzarbeiten; über 1000 Einw. Liefert vom nahen Burzelberg gute Mühlsteine, welche bis Bremen gehen.

Krawitz (Grawitz), bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldg. Cham; 300 Einw.

Krawetska, österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; Schloß, Garten, Steingutfabrik; 330 Einw.

Kray (Geogr.), preuß. Bauernschaft, Rhein-provinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Duisburg; 200 Einw.

Kray (Biogr.), Baron von, österr. Feldzeugmeister, aus einer angesehenen Familie Ungarns, trat frühzeitig in das vaterländische Heer, machte als Oberst den Feldzug gegen die Türken mit und wurde nach dem Frieden von 1790 Generalmajor. In den Jahren 1793—95 focht er in den Niederlanden und am Rhein und erwarb sich in dem Feldzuge von 1796 den Grad eines Feldmarschalllieutenants. Bei allen Ereignissen dieses Jahres, besonders in den Schlachten bei Altenkirchen, Förschheim, Bamberg, Weglar, Gießen u. bewies er Tapferkeit, wie Umsicht bei Operationen. In Folge der Unglücksfälle, welche 1797 die österreichische Armee gegen die Franzosen unter dem General Hoche erlitt, mußte auch K. sich vor dem eigens deshalb niedergesetzten Kriegsgerichte stellen und erhielt, obschon er glänzend seine Handlungsweise rechtfertigte, zweiwöchentliche Arreststrafe. Im Juli 1797 wurde er zu dem Heere in Italien entsendet, wo er nach dem Tode des jungen Prinzen Friedrich von Dranien den Oberbefehl übernahm. Die glänzenden Waffenthaten, mit denen er hier den Feldzug von 1799 eröffnete, bereiteten die Siege vor, die Suworoff und Melas dort später erfochten. Mit der Leitung der Belagerung von Mantua beauftragt, mußte er dieselbe, wegen Annäherung der Franzosen unter Macdonald, für eine kurze Zeit zwar aufgeben, setzte sie nachher aber fort und zwang im Verlaufe von 2 Monaten die Festung zur Capitulation. An der Stelle des Erzherzogs Karl erhielt K. im J. 1800 das Oberkommando der Rheinarmee, konnte hier jedoch die glücklichen Erfolge nicht erringen, die man in Wien hoffte und wünschte. Er mußte vor den französischen Heeren unter Moreau weichen und wurde bis in die Gegend von Konstanz zurückgedrängt, wo ein Waffenstillstand die Operationen beendigte. Erzherzog Johann erhielt an K.'s Stelle den Oberbefehl; er selbst kehrte nach Wien zurück, wo er schon im Januar 1801 †. Der Ruf eines geschickten Feldherrn folgte ihm ins Grab.

Krahenberg (Geogr.), s. v. a. Kratenberg.

Krahenhoff, Cornelius Rudolf Theodor, niederländischer General, wurde 1759 zu Nimwegen geboren. Von seinem Vater, einem Apotheker, für die Arzneiwissenschaften bestimmt, studirte er zu Harderwyk und practicirte nachher in Amsterdam. Seine Mußestunden widmete er aber schon damals der Mathematik

und dem Studium der Kriegeskunst, wie einem innern Berufe folgend. Beim Ausbruch der bürgerlichen Unruhen in Holland griff auch er zu den Waffen und schwang sich durch Muth, Talent und seine Kenntnisse schnell zu den höhern militärischen Graden empor. Bereits 1798 war er Oberstlieutenant und Generalinspektor des Fortifikationswesens. Im Auftrage der Regierung der batavischen Republik fertigte er eine neue Karte von Holland, die noch jetzt zu den schönsten und genauesten dieses Landes gehört. Als Kommandant einer Ingenieurbrigade, die bei der Expedition gegen die in Nordholland gelandeten Engländer und Russen gebraucht wurde, trug er wesentlich zu deren Abzug aus dem batavischen Gebiete bei. Der König Ludwig Napoleon nahm K. in seinen Generalstab und ernannte ihn zu seinem Generaladjutanten, dann zum Generaldirektor des Kriegsdepots, später zum Generalmajor und endlich zum Kriegsminister. Während der Feldzüge von 1805, 1806 und 1809 rechtfertigte er glänzend das ihm geschenkte Vertrauen. Als Holland dem Kaiserreiche einverleibt wurde, wandte er Alles an, den König Ludwig zum Widerstand gegen die Ungerechtigkeit seines kaiserlichen Bruders zu bewegen und setzte Amsterdam in Verteidigungszustand. Die freiwillige Abkündigung Ludwigs bewies ihm jedoch die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen, und K. zog sich in den Privatstand zurück. Napoleon wußte ihn jedoch bald für sich zu gewinnen. Von ihm zum Generalinspektor des Geniewesens ernannt, bekleidete K. diesen Posten bis 1813, wo er sich für die Partei der Patrioten erklärte. Als Gouverneur von Amsterdam befehligte er die Belagerung von Noorden, die indessen nicht glückte. Im J. 1814 erhielt er den Auftrag, an der Spitze des Geniecorps den sogenannten Waterstaat, d. h. die Verwaltung der Brücken und Dämme, zu organisiren. Wegen seines Benehmens hierbei wurde, nachdem ihm der König eine Sendung nach Curacao gegeben, eine Untersuchung über ihn verhängt. Nach der Rückkehr von dort legte er 1826 seine Aemter nieder und lebte fortan in Zurückgezogenheit zu Nimwegen in Geldern. Als Schriftsteller hat sich K. durch mehrere Werke bekannt gemacht, unter anderen durch den „Entwurf zu dem Ableiten des Niederrheins in die Offel“, Nimwegen 1823, und durch den „Entwurf, den Strömen Waal und Maas eine andere Richtung zu geben“, das. 1823.

Krankowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schrimm; 210 Einw.

Krahn (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Krain), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Strehlen; Schloß, Vorwerk, Zuckersiederai, Wasser-, Wind- und Delmühle; 210 Ew.; — 2) (Crahn), das., R.-B. u. Kr. Liegnitz; Schloß, Vorwerk, Wassermühle; 310 Einw.

Krazenstein-Stub, Historienmaler, geb. zu Kopenhagen 1783, war der Sohn eines Offiziers der dänischen Marine, erhielt aber den Namen Krazenstein von seinem Großvater, einem s. J. bekannten Physiker und Chemiker. Mit einem reichen Erbtheile glücklicher Anla-

Keln. Das krystallisirte K. stellt farblose und durchsichtige, rechtwinkelige Prismen von Perlmutterglanz dar; bei 100° werden die Krystalle matt u. undurchsichtig, indem sie Wasser verlieren; es ist schwerer als Salpetersäure von 1,34 und leichter als Schwefelsäure von 1,84 spec. Gew. Es ist ohne Wirkung auf Pflanzenfarben, seine wässrige Lösung wird von keinem Metallsalze gefällt. In kochendem Wasser löst es sich leicht auf; 1000 Th. Wasser von 18° lösen 13,44 Th. K.; 1 Th. K. bedarf 9410 Th. absoluten Alkohol zur Lösung; die wässrige Lösung besitzt einen schwach bitteren, im Schlunde etwas kragenden Geschmack. — Das K. verbindet sich weder mit Säuren, noch mit Alkalien; concentrirte Säuren oder Alkalien zersetzen es; für sich in einer Glasröhre erhitzt, gibt es zuerst Wasser aus, schmilzt hierauf zu einer farblosen Flüssigkeit und zersetzt sich endlich unter Entwicklung eines Geruchs nach Ammoniak und Blausäure. Am obern Theile des Röhrchens verdichtet sich eine gelbe, theils flüssige, theils krystallinische Masse. Es bleibt nur ein geringer kohliger Rückstand. — Beim Erhitzen von K. mit starker Salzsäure, Schwefelsäure oder Phosphorsäure löst es sich unter Veränderung auf, und nach dem Abdampfen krystallisirt eine Verbindung der angewandten Säure mit einem von K. verschiedenen Körper aus, welche unterschieden basische Eigenschaften besitzt. Diese Basis hat den Namen Kreatinin erhalten. Bei dieser Umwandlung treten aus dem K. 2 Aeq. Wasser aus, welche unter gewissen Umständen wieder aufgenommen werden können, so daß K. reproducirt wird (s. Kreatinin). — Wird K. in Salpetersäure gelöst und erwärmt, so entsteht salpetrige Säure, und beim Abdampfen hinterbleibt ein in gelben Körnern krystallisirender Rückstand, der mit Platinchlorid einen Niederschlag gibt. — Beim Kochen der K. mit concentrirter Lösung von Wurzhydrat entweicht Ammoniak und kohlensaurer Baryt fällt nieder. Scheidet man den Baryt durch Kohlensäure vollständig ab, so findet man in der Flüssigkeit neben Harnstoff einen zweiten Körper gelöst, welcher Sarkosin genannt worden ist.

Kreatinin (Chem.), organische Basis, findet sich in dem Harn (des Menschen), so wie in geringerer Menge in der Fleischflüssigkeit; ist ein Zersetzungsprodukt des Kreatins. Petteukoffer stellte es zuerst, aber gemengt mit Kreatin, dar, Liebig erkannte zuerst die wahre Natur dieses Körpers. Formel: $C_5H_7N_3O_2$.

Zur Darstellung des K. aus Kreatin übergießt man dieses mit concentrirter Salzsäure, dampft die Lösung im Wasserbade zur Trockne ab und kocht endlich den Rückstand mit Bleiorxydhydrat und Wasser, bis die Flüssigkeit eine alkalische Reaktion angenommen hat. Man filtrirt ab und kocht die Lösung zur Entfernung einer Spur gelösten Bleiorxys mit Blutkohle, worauf man zur Krystallisation abdampft. — Zur Darstellung des K. aus der Fleischflüssigkeit zieht man die Mutterlauge, aus welcher das Kreatin (s. d.) sich abgesetzt hat, mit Alkohol aus und versetzt die Lösung mit Chlorzink. Es scheidet Kreatinin-Chlorzink ab, welches mit Wasser gewaschen in

kochendem Wasser gelöst u. mit Bleiorxydhydrat bis zur stark alkalischen Reaktion versetzt ist, wodurch Chlor und Zink abgeschieden werden. Man filtrirt ab, kocht mit Blutkohle u. dampft die abermals filtrirte Flüssigkeit zur Krystallisation, wobei ein Gemenge von Kreatin und K. herauskrystallisirt, welches mit dem 8–10fachen Gewicht Alkohol erhitzt wird. Man läßt den Alkohol erkalten, filtrirt die etwa abgeschiedenen Kreatinkrystalle ab und dampft die Flüssigkeit endlich zur Krystallisation ein. Das nun sich abscheidende K. wird nochmals aus Alkohol umkrystallisirt.

Das K. krystallisirt in prismatischen Formen; es ist farblos, durchsichtig und perlmutterglänzend, löst sich in 11 Th. kaltem, sehr leicht in kochendem Wasser. 1000 Th. Alkohol nehmen bei 16° 9,8 Th. K. und kochendes Alkohol noch weit mehr davon auf. Die Auflösungen des K. besitzen eine alkalische Reaktion; die concentrirte Lösung schmeckt kaustisch. Es treibt beim Erhitzen Ammoniak aus dessen Salzen aus. Die Zersetzungen des K. sind nicht untersucht worden. Heing hat gezeigt, daß K. beim Abscheiden aus manchen Verbindungen wieder zum Theil in Kreatin zurückverwandelt wird; dies findet namentlich bei der Abscheidung des K. aus der Chlorzinkverbindung mittelst Schwefelammoniums Statt.

Kreatinin-Chlorzink (Chem.), s. Kreatininsalze.

Kreatinin-Platinchlorid (Chem.), s. Kreatininsalze.

Kreatininsalze (Chem.). Es sind von diesen folgende dargestellt worden:

Schwefelsaures Kreatinin: $C_5H_7N_3O_2$, $HO.SO_3$, krystallisirt aus der warmen alkoholischen Lösung beim Erkalten in concentrisch gruppirten, quadratischen Tafeln, die bei 100° klar und durchsichtig bleiben.

Salzsaures Kreatinin: $C_5H_7N_3O_2$, HCl , krystallisirt aus Alkohol in kurzen, durchsichtigen und farblosen Prismen, die in Wasser sehr leicht löslich sind. Beim Abdampfen der wässrigen Lösung schießt es in breiten durchsichtigen Blättern von saurer Reaktion an.

Kreatinin-Platinchlorid: $C_5H_7N_3O_2$, $HCl + PtCl_2$. Eine Lösung von salzsaurem Kreatinin gibt mit Platinchlorid keinen Niederschlag; erst bei gelindem Abdampfen scheiden sich manganrothe Säulen dieses Doppelsalzes ab; bei rascher Bildung erscheint es in gelbrothen, durchsichtigen Körnern. Es ist in Wasser ziemlich leicht löslich, schwieriger in Alkohol.

Kreatinin-Chlorzink: $C_5H_7N_3O_2 + ZnCl_2$ wird auf Zusatz von Chlorzink zu einer wässrigen Kreatinlösung in rundlichen, warzenförmigen Körnern erhalten. In kaltem Wasser ist diese Verbindung sehr schwer löslich, so daß selbst eine sehr verdünnte Lösung nach einiger Zeit mit Chlorzink einen Niederschlag gibt. In kochendem Wasser ist sie leichter löslich.

Kreatophagie (Crentophagia, Creophagia), das Fleischessen, Fleischfressen.

Kreba, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien R.-B. Liegnitz, Kr. Rothenburg, am Schöps

zu den Seiten des Grundes der Speiseröhre durch allmählichen Absatz von Kalkerde bilden. Sie gleichen anfangs kleinen dünnen, weißen Schelben mit concentrischen Kreisen und wölben sich erst später. Sie gehen, wenn sich die Krebse häuten, oder bald nach der Häutung weg, und zwar, wie Einige meinen, durch die Speiseröhre, oder nach Andern, durch Plagen der äußern Magenwand, wodurch sie in den Raum zwischen Magen und Schale treten, und dann durch die Athmungspalten entfernt würden. Ihre Bildung steht mit dem Schalenwechsel im Zusammenhange. Sie enthalten 13 Th. kohlensaure und etwas phosphorsaure Kalkerde nebst 2 Theilen Gallert (oder nach Dulk: in Wasser lösliche thierische Stoffe als Fleischextrakt, Eiweiß u. Speichelfloss mit Natron u. etwas Ehlernatrium 11,43; im Wasser unlösliche thier. Subst. 4,33; phosphor. Kalkerde 1,50; bas.-phosphor. Kalkerde 17,30; kohlens. Kalkerde 63,16; Natr. 1,41); sind mäßig hart und haben einen erdartigen Geschmack. Als säuretilgendes Mittel bedient man sich ihrer in Pulverform, sie werden aber durch Magnesia ersetzt. Ehedem waren sie gegen Lithiasis, Seitenstechen, Kolik, Engbrüstigkeit, Eodbrennen und zu Zahnpulvern häufig in Anwendung. Auch die Krebscheeren, Chelae s. Ungulae Cancrorum und die Krebschalen, Testae Cancrorum, die auch von andern Arten genommen wurden, waren auf gleiche Weise in Anwendung. Die ganzen Thiere, die man jetzt nur noch als nährendes, diätetisches Mittel verordnet, wurden ehedem in sehr verschiedenen Arzneiformen gegen viele Krankheiten, bald innerlich, bald äußerlich angewendet. — Rösel, Insektenbel. III, T. 54–57; — Brandt und Rugeb., N. Th. II, T. X, XI. — 2) *A. saxatilis* Koch, Steinkrebs. Ist etwas schlanker, als der gemeine Flußkrebse und hat eine stumpfe Stirnspitze. Die vordern Ecken des Stirnbeins sind aufrecht, weniger spitz, der Mittelkiel ohne Zähne vor der Spitze; das Schild ist graubläulich, mit rostbräunlichem Schimmer und kleinen braunen Flecken, oder auch nicht selten rostbräunlich, und die Räume zwischen dem Vorder- und Hinterleib und der Hinterrandsaum des Leptern grünlichgrau, auf dem Rücken in die Grundfarbe vertrieben. Der Schwanz gelblich, mit rostfarbiger Mischung, ein ziemlich breiter Raum am Hinterrande der Ringe und ein Mittelstreck an diesen rostroth, beagl. ein schiefes Streifchen an dem Winkel der Seitenkanten; der erste Ring mit 2 großen dunkelbraunen, auf das Blaue ziehenden Flecken; über den Seiten eine Längsreihe gelblich weißer Längsflecken, doch nur auf den 4 Mittelringen. Die Schwanzflossen sind heller gelblich, an der Wurzel und an den äußern Seiten rostroth, einwärts in die Grundfarbe sich verlierend und aus gehäuftten Flecken bestehend. Die Mittelflossen auf der Mitte der Länge dunkelrostroth. Die Fühler gelb, die 2 äußern an der Wurzel blau. Auf der Unterseite sind der Körper und die Hüften hornfarbig weiß, ein wenig ins Röstliche ziehend. Die Vorderbeine rostfarbig od. bräunlich, mit starkem bläulichem Anstrich; die Spitzen der

Scheeren ins Gelbe übergehend; die übrigen 8 Beine weißlich, die Schenkel, Kniee und Schienbeine oben unrein bläulich angelauten. — In den kleinen Bächen der bergigen Gegenden der Oberpfalz, auch in der Donau, wo er in großer Anzahl unter Steinen gefunden wird. Wahrscheinlich kommt er auch in andern Gegenden Deutschlands vor. Er wird nur 2½ Zoll lang. Panzer, Fauna, Fortseg. Heft 140, T. 1. — 3) *A. tristis* Koch. Von der Gestalt und Größe der vorigen Art, aber breiter und stämmiger, die Scheeren etwas kürzer und schwächer; Stirnschnabel kurz; die seitlichen Schwanzwimpern sehr groß. Die Schale ist schwarzbraun, oben etwas heller. Der Hinterrand schwarzblau gesäumt. Der Schwanz etwas heller als der Körper, auf dem ersten Ringe 2 große schwarzblaue Flecken und 3 kleinere gelbliche. Unten ist der Körper heller. Die Fühler sind rostgelb. Die dicken Stiele derselben schwarz, in der Mitte mit einem bläulichen Fleck, die folgende mit braunem Schimmer. Die Hüften und die 8 Hinterbeine sind unten blau, oben schwarzbraun, mit etwas bläulicher Mischung, die 2 vordern Glieder an der Seite bläulichweiß. Die Scheeren auf der Mitte mit einem röstlichen Längsstreif und Fleck, an der Spitze ins Gelbe übergehend. Hier und da in deutschen Bergbächen. Panzer, Fauna, 140, T. 2. — 4) *A. torrentium* Schrank. Von den vorigen Arten durch den fehlenden Stirnkiel und durch die schmälern Seiten des mehr ausgeschweiften Schnabels, so wie durch die aufgerichteten Zähne desselben unterschieden. In reißenden Bergbächen Süddeutschlands. Vgl. Mag. d. Naturkunde, XI. Bd., 1. St., Taf. 1. — In Gegenden, welche an Krebsen arm sind, ist es nicht unvortheilhaft, die Flußkrebse zu ziehen. Man legt sich zu dem Ende besondere Krebsbäche an. Ein solcher Bach muß klares Wasser, große Steine und hier und da tiefe Löcher haben und am Ufer mit großen Bäumen bewachsen seyn, deren Wurzeln in das Wasser reichen. Zur Anlegung desselben bringt man einen mit kleinen Löchern versehenen Fischkasten, oder einen großen zu verschließenden Korb, in dem Bache an, thut im Frühjahr in den Kasten auf 60 alte Weibchen 15 Männchen und füttert sie mit Fleischabgängen. Die jungen K.e schlüpfen durch die Löcher, und im Herbst werden auch die alten aus dem Kasten gerban. Das Einsetzen alter K.e wird im nächsten Frühjahr noch einmal wiederholt. Haben kleine Teiche frisches Wasser oder eigene Quellen, so können sie auch zur Erziehung der K.e benutzt werden, wenn man keine Fische, deren Brut sie schaden, darin hält. Gänse u. Enten müssen von solchen Bächen, wo möglich, entfernt gehalten werden. Soll die Krebszucht nicht in Kurzem zerstört werden, so muß man die Weibchen schonen und gefangene Junge wieder in das Wasser werfen. Ueber einige Bereitungsarten der K.e s. d. Art. Krebs als Speise, S. 76.

Krebs (Cancer, Carcinoma, franz. u. engl. Cancer, Med.), ein pathologisches Gewebe, dessen Keimzellen zwischen den Gewebetheilen der Dr.

gane selbstständig entstehen, das auf Kosten der Theile, in welchen es auftritt, und unter Zerstörung des Eigengewebes derselben wächst, seiner Hauptmasse nach aus einem eiweißartigen Stoffe gebildet ist und mit einem Allgemeinleiden der Art in Verbindung steht, daß die Entfernung oder Zerstörung des krankhaften Gewebes das Wiederaufleben desselben an dem befallenen oder einem anderen Orte nicht hindert. Die Formelemente des K. es kommen mit denjenigen anderer krankhafter Geschwülste überein, es sind Zellen, aus welchen sich im weiteren Verlaufe Zellfasern und Fasern bilden und deren erste Entstehung aus den oben erwähnten Keimzellen durch einen unbekannten krankhaften Einfluß bedingt ist. Die nach Art anderer Zellen vom Zellkern aus sich vermehrenden, in den jungen Zellen neue Kerne u. Zellen bildenden Zellen verdrängen allmählig die normalen Gewebe, heben ihre Struktur auf und verwandeln die ganze, aus heterogenen normalen Gewebegebildete Masse des befallenen Theils in Krebsmasse.

Eigentliche pathologische Kennzeichen der Krebsgeschwulst gibt es nach dem Angeführten nicht. Joh. Müller, dessen genauen Untersuchungen wir die obigen u. folgenden Resultate verdanken, drückt sich hierüber so aus: „Die Untersuchung einer sehr großen Anzahl krebshafter Geschwülste hat mich gelehrt, daß es allerdings gewisse anatomische Charaktere der Geschwülste gibt, an welchen sie erkannt werden können — und welche meistens durch das bloße Auge oder höchstens mittelst einer Lupe auf dem Durchschnitte bemerkt werden können. Die hierher gehörigen Formen sind höchst mannichfaltig, u. doch kann eine die andere ersetzen. Die einzelnen Formen gehen namentlich in einander über, und doch sind die Extreme höchst verschieden, und es gibt z. B. platterdings keine Ähnlichkeit zwischen dem Scirrhus u. dem Carcinoma fasciculatum. Das Eigenthümliche der einzelnen Formen gutartiger u. bösartiger Geschwülste muß also sinnlich aufgefaßt werden, dann wird man den K. wieder erkennen. Daß eine solche Kenntniß der Krebsformen möglich sey, davon bin ich auf das Festeste überzeugt, u. ich bin selbst durch Anwendung der von mir beobachteten Charaktere zu einem gewissen Grade von Sicherheit gelangt. Indessen gibt es allerdings Formen, bei welchen es an auffallenden äußeren Charakteren fehlt u. welche verwechselt werden können“. So weit Müller, in Bezug auf die anatomische Untersuchung von Geschwulstdurchschnitten.

Wir müssen zwei Arten der Diagnostik des K. es unterscheiden. Die erste besteht in der Erkenntniß des Carcinoms an sich; die zweite dagegen besteht in der sicheren Würdigung der Umstände, welche uns erlauben, von einer vorhandenen, unseren Sinnen mehr oder weniger zugänglichen Geschwulst anzunehmen, daß sie zu einer der Formen des Carcinoms gerechnet werden müsse.

In ersterer Beziehung sind wir wiederum auf die Resultate der müllerschen Untersuchungen als auf das Zuverlässigste und Bedeutendste angewiesen, was wir über diesen Gegenstand wissen. Der formellen Verschiedenheit nach trennt und

charakterisirt Müller die krebshaften Geschwülste folgendermaßen:

1) Scirrhus oder Carcinoma simplex, gleichbedeutend mit Carcinoma fibrosum. Eine fast knorpelig harte, unregelmäßig begrenzte, selten gelappte, auf dem Durchschnitte grauliche Entartung der weiblichen Brust, wobei die Haut meist mit der Geschwulst verwächst und die Warze einsinkt. Dieselbe Form kommt auch nicht selten im Magen, Uterus und in der Haut vor. Ihrem feineren Baue nach besteht sie aus einer faserigen und körnigen grauen Substanz, von welchen letztere in erstere gelagert ist u. erst beim Aus Schälen deutlich erkannt wird. Die faserige Grundlage bildet ein sehr unregelmäßiges Maschengewebe von festen Faserbündeln, die graue Masse besteht ganz aus mikroskopischen Bildungskugeln, die wenig Zusammenhang untereinander haben. Es sind hohle, durchsichtige Zellchen oder Bläschen von 0,00045 bis 0,0012 P. 3. Durchmesser, weder in kaltem, noch warmem Wasser, noch in Essigsäure löslich. Die Entwicklung geschieht in diesen Bildungskugeln nach dem Gesetze der Zellbildung von Zelle in Zelle, und es ist wahrscheinlich, daß das in der Zellkugel oft deutlich enthaltene einfache oder doppelte bläschenartige Körperchen mit dem Kernpunkte nicht der Zellkern, sondern eine eingeschachtelte junge Zelle sey. Zwischen den Bildungskugeln, die in der Faserschicht eingebettet liegen, sieht man stets noch viele zerstreute Zerstropfe.

2) Carcinoma reticulare; noch häufigere Form, sowohl in der Weiberbrust, als in den Achseldrüsen, der Orbita u. den Gebilden des Auges; auch in dem Magen und an den Lippen vorkommend, größerer Volumsentwicklung fähig (daher es z. B. in einem Falle die ganze vordere Mittelhöhle der Brust ausfüllte); kenntlich auf dem Durchschnitte durch die weißen, netzförmigen, mit bloßem Auge sichtbaren Figuren; zur Lappenbildung geneigt, von verschiedener Konsistenz. Maschenbitt (Stroma) und Bildungskugeln wie beim vorigen. Eigenthümlich sind die weißen oder weißgelblichen, unregelmäßig netzförmigen, zuweilen ästigen oder fleckigen Figuren, entstehend aus weißen, in die graue Masse eingelagerten Körnern, die meist rundlich oder oval, 2 bis 4mal so groß als Blutkörperchen und wahrscheinlich nicht zellig, vielmehr Konglomerate undurchsichtiger Körner zu ovalen oder rundlichen Körperchen sind, das netzartige Ansehen bilden und mit der Geschwulst erweichen und verjauchen. Ihrer Mischung nach haben sie Analogie mit geronnenem Eiweiß.

3) Carcinoma alveolare Otto, Cancer gélatiniforme et aréolaire Laennec und Cruveilhier. Diese Entartung kommt am häufigsten im Magen vor; scheint aber auch an allen andern Organen auftreten zu können. Sie beginnt unter Anschwellung der Schleimhaut und Muskelhaut des Magens, wobei die letztere das bei allen Krebsformen am Magen eigenthümlich gehärtete Ansehen annimmt. Die Grundlage der Masse besteht aus unendlich vielen, sich durchkreuzenden, sehr festen weißen Fasern und Bläschen, zwischen denen sich lauter Zellen von der

Größe der Sandkörner bis zu der der größten Erbsen befinden. Die Zellen, bald geschlossen, bald in einander geöffnet, enthalten eine sehr zähe, helle, ganz durchsichtige Gallerte. Das Peritonäum, welches die Geschwulst äußerlich überzieht, läßt die klaren hervorragenden Säckchen und Zellen durchscheinen. Das zellartige Zellgewebe entwickelt sich zwischen den Bündeln der Muskelfasern und in der Schleimhaut, die es zuweilen auf mehrere Zoll verdickt. Zuweilen findet man außerhalb des Magens, an verschiedenen Stellen des Peritonäums, vereinzelte höckerige Massen dieser Substanz, bis zur Größe eines Nadelkopfes hinab. — Die Gallerte der Zellen wird durch Kochen nicht in Keim verwandelt, die von Weingeist ausgezogene Masse gibt selbst bei langem Kochen in Wasser nur wenig lösliche Substanz ab. Als Subspecies ist hier *Carcinoma alveolare pulaceum* (Cruveilhiers *C. aréolaire pulacé*) zu erwähnen, wo die Zellen nicht durchsichtige Gallerte, sondern eine trübe, breiige, käsestoffige Masse enthalten. Es ist im Uterus, in den Knochen, der Mamma beobachtet worden. Die Zellen des *Carcinoma alveolare* enthalten kleinere eingeschachtelte Zellen mit deutlichen, dunkelgelblichen Wandkernen, bisweilen auch mit freien Bildungskernen neuer Zellen.

4) *Carcinoma melanodes*, Melanose; ein krebziges Maschengewebe mit eingebetteter melanotischer Materie, welche aus freien, nicht mit einander verwachsenen und mit gelblichen oder schwärzlichen Körperchen gefüllten Zellen von sehr verschiedener Gestalt besteht. Es sind wahre Pigmentzellen, darin man nur bisweilen noch den eigenthümlichen Zellkern der Zelle erkennt. Die größten haben über 0,001 P. Z. Durchmesser, die kleinsten 0,00036. Sie fehlen bisweilen, in dem die Farbkörnchen in die Maschen des Bettes gestreut sind. Das *Carcinoma melanodes* ist gleichzeitig mit *Carcinoma reticulare* am Bulbus beobachtet worden, wo es einzelne Papillen der Geschwulst einnahm.

5) *Carcinoma medullare*, Markschwamm; gegenwärtig wieder anerkannt als nichts Anderes, als eine weichere Form des Carcinoms. Es ist ein weicher K., von der Konsistenz des Gehirns oder Mutterkuchens, bald weiß, bald blutroth, bald in verschiedenen Nuancen dunkel gefärbt, sehr gefäßreich, in seiner eigentlichen Masse aus einem zartfasrigen Maschenbette mit einer ganz aus Kügelchen oder anderen Körperchen bestehenden marktigen Masse zusammengesetzt; oft lappig, zumeist rasch wuchernde, in ansehnliche Massen erwachsende Geschwülste bildend, selten in viele kleine Geschwülste vertheilt, in allen Organen und jedem Lebensalter auftretend. Die Formen des Markschwammes gehen dergestalt in einander über, daß man ihre Verschiedenheiten nur als Varietäten oder als Entwicklungsstufen ansehen kann. Als solche unterscheidet Müller: a) das sich dem Gefüge des einfachen K. es nähernde Medullarkarcinom mit zartfasrigem Maschenwerke u. rundlichen Bildungskugeln, die größer als Eiterkügelchen sind, ganz ähnlich den Bildungskugeln des *Carcinoma simplex* u. *reticulare*; — b) ein hirntartiger Mark-

schwamm aus elliptischen, blassen, ungeschwänzten Körperchen bestehend, die $1\frac{1}{2}$ bis 2mal die Größe der Blutkörperchen haben u. unt. sich höchst wenig zusammenhängen; — c) Markschwamm mit geschwänzten oder spindelförmigen Körperchen, die dem Bruche bisweilen ein faseriges, strahliges, büschelförmiges u. s. w. Ansehen geben u. im Innern entweder einen körnigen Stoff, od. deutliche Kerne mit einem od. mehreren Kernkörperchen enthalten. Das Vorkommen geschwänzter Körperchen ist auch gutartigen Geschwülsten eigen u. nichts dem K. e. Eigenthümliches.

6) *Carcinoma fasciculatum*, ein weicher, faseriger K., dessen Geschwülste in der Richtung der Fasern zerreißen, ohne zu zerbröckeln, und der weder Zellkugeln, noch geschwänzten Körperchen zeigt. Die Fasern bilden durcheinander geschobene Büschel und Krusten. Die Geschwulst ist bald lappig, bald nur höckerig, an der aufgebroschenen Oberfläche bilden die Büschel ein Netzwerk; die Substanz ist bisweilen gallertig durchsichtig, was aber nicht nothwendig ist. Diese Form wird sowohl in der Brust, als an anderen Stellen beobachtet.

Außer diesen verschiedenen Formen, welche, an welchem Orte sie auch auftreten, die carcinomatöse Natur einer Geschwulst deutlich zeigen, gibt es nun noch eine andere Art krebhafter Entartung, welcher diese charakteristische Beschaffenheit des Gewebes nicht gleich anfanglich zukommt, wo sich der K. nicht aus dem Krebsknoten entwickelt, sondern anfänglich in der Bildung einer Erosion und destruktiven Geschwürsfläche hervortritt, die den Namen K. nicht erhalten könnte, wenn sich nicht im Verlaufe des örtlichen ein konstitutionelles Leiden mit carcinomatöser Umwandlung der Gebilde entwickelte. (S. weiter unten Hautkrebs, Schornsteinsegerkrebs).

Diese pathologisch-anatomischen Unterscheidungen, welche zum großen Theile vor dem Tode gar nicht beobachtet werden können, geben eben deshalb auch dem Arzte zunächst wenig Anleitung zur Erkenntniß u. zum Handeln. Der Letztere ist vielmehr genöthigt, sein Augenmerk auf die an Lebenden wahrnehmbaren Verhältnisse zu richten, um zur Diagnose zu gelangen.

Hier ist nun der in anderer Beziehung wenig logische Unterschied von äußerlichem u. innerlichem Ektirrhos zu beachten. Läßt sich nämlich auch aus dem äußeren Ansehen und den sonstigen unmittelbar wahrnehmbaren Eigenschaften einer Geschwulst ihr Ektirrhos od. krebsartiger Charakter nicht mit Gewißheit behaupten, so bietet doch die Vereiniung verdächtiger Umstände in Bezug auf Ort des Vorkommens, Aussehen, Beschaffenheit der Umgebungen, Verbreitung des Uebels, allmähliges Fortschreiten desselben u. s. w. einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit des Schlusses auf seine eigenthümliche Natur dar. Die Wichtigkeit dieser Erkenntniß ist eine entscheidende in Bezug auf die Behandlung, sie ist aber mit einem gewissen Grade von Vollkommenheit nur bei den, den Sinnen ganz zugänglichen Geschwülsten möglich. Man muß es als ein Axiom aufstellen, daß, wenn, abgesehen von der hohen u. in Bezug auf den wahren K. allerdings fast unbedingten

Wahrscheinlichkeit der Wiederkehr der Krebsgeschwulst, eine Heilung am Locus affectus möglich ist, dieselbe durch keine anderen Mittel erreicht werden kann, als durch solche, die das Krebsgewebe vollkommen entfernen oder zerstören, also durch das Messer oder Kauterium. Diejenigen Theile also, welche der Handhabung dieser Mittel unzugänglich sind, wie alle Eingeweide mit der, immer nur prekären, Ausnahme des Uterus, sind wesentlich von denen zu unterscheiden, welche, wie Haut, Lippen, Zunge, Mamma, Hoden u. s. w., die Anwendung jener Mittel zulassen, und darum ist, in therapeutischer sowohl als in diagnostischer Beziehung, die Unterscheidung des äußerlichen oder chirurgischen von dem innerlichen K. e praktisch am wichtigsten.

Erkenntniß des K. e. Die Entstehung, der Verlauf und die allgemeinen Bedingungen des Auftretens krebshafter Geschwülste bieten viele Mittel dar, dieselben als solche zu erkennen; aber die Diagnostik wird in dem Maße schwieriger, als es sich einerseits von krebsigen Entartungen innerer, der Untersuchung weniger zugänglicher Organe, andererseits von der Unterscheidung von wuchernden, wiederkehrenden, aber die Substanz nicht umbildenden Geschwülsten, u. drittens endlich um diejenige solcher Krebsformen, die als Geschwüre entstehen, handelt. Dem gewöhnlichen Verlaufe nach, wo sich der K. als schmerzloser, harter, umschriebener, beweglicher, unelastischer Krebsknoten entwickelt, indem eine Neubildung, ein Krebskeim (Krebszelle), sich anfänglich selbstständig zwischen die Gewebe lagert, allmählig zunimmt und später mit seinen Umgebungen verwächst, wobei diese allmählig ebenfalls ihr eigenthümliches Gewebe gegen Krebsgewebe unter heftigen u. eigenthümlichen Schmerzen umtauschen, zugleich in Erweichung übergehen, und endlich, die allgemeinen Bedeckungen durchbrechend, zum offenen K. e werden (drei Stadien, die man bekanntlich als Scirrhus, Cancer occultus und apertus unterscheidet), ist die Erkenntniß nicht sehr verwickelt, ungeachtet auch gutartige Geschwülste, z. B. Sarkome, bisweilen mit eben so entschiedener Tendenz zu Wucherungen, jedoch ohne Umbildung der benachbarten Substanz, und mit einem ähnlichen Verschwärungsprozeß auftreten. Diese Erkenntniß wird erleichtert durch die Beobachtung eines gewissen konstitutionellen Leidens, welches hier immer deutlich vorhanden ist, sobald die Geschwulst in ihr zweites Stadium tritt, u. in der Mehrzahl der Fälle das Bedingende der krebshaften Degeneration enthält, was jedoch kein diagnostisches Mittel zu anfänglicher Erkenntniß des Scirrhus als solchen gewährt, indem ganz sicher krebshafte Verhärtungen oft durchaus ohne merkliche konstitutionelle Eigenthümlichkeiten lange Zeit bestehen. Die Berücksichtigung der Ursachen, des affectirten Ortes u. des Zustandes der benachbarten Drüsen und Lymphgefäße gewährt ein anderes Mittel der Erkenntniß.

Das konstitutionelle Leiden, welches den K. begleitet, wird von den meisten Ärzten als die eigentliche Ursache desselben angesehen, so daß kein wahrer K. bestehen könne, wenn er nicht

aus einer derartigen Dyskrasie hervorgehe. Es ist nun freilich schwer zu bestimmen, worin dieses Leiden bestehe und wie es sich, besonders anfänglich, darthue. In jedem späteren Stadium wird der heftige Schmerz, die Schlaflosigkeit, so wie wahrscheinlich eine, mit jedem Erweichungsprozeß verbundene Störung in den Mischungsverhältnissen des Blutes zur Ursache eines eigenthümlichen Ansehens, mit ungleicher, krampfhafter Spannung oder Schlaffheit der Gesichtsmuskeln, aufgedunsenem, erdfahlem, später abgezehrttem Ansehen, gestörter Verdauung und tief getrübtter Gemüthsstimmung; in diesen Fällen besitz die gesammte Mischung des Körpers offenbar Fermente oder Keime zur Krebsbildung, wie aus dem Erscheinen rasch wuchernder Geschwülste, nach Entfernung des vorhandenen Krebsgebildes, an den verschiedensten Körperstellen deutlicher hellt. Aber so lange der K. noch als Scirrhus besteht, oder ehe eine vorhandene Telangiectasie, ein Hautgeschwür sich in den wahren K. umgebildet hat, ist oft von wahrnehmbaren Zeichen konstitutioneller Störung so wenig die Rede, daß es ganz unmöglich ist, auf diese ein diagnostisches Hülfsmittel zu gründen. Auch geht man sicherlich zu weit, wenn man annimmt, daß der K. immer gleich anfänglich auf einer Diathese beruhe, da vielmehr das Krankheitsferment oft mit eben so vielem Rechte hergeleitet werden kann aus einem rein örtlichen Prozesse, wie es bei der Syphilis der Fall ist, oder vielmehr in noch höherem Maße, indem das lokale Krebsgebilde Jahre lang ohne eine Rückwirkung auf die allgemeine Konstitution bestehen und selbst bis zu dem im höheren Alter aus anderen Ursachen erfolgenden Tode unverändert bleiben kann. Andererseits läßt sich durchaus nicht leugnen, daß es eine gewisse Prädisposition zum K. e gibt, welche beim weiblichen Geschlechte und im mittleren Lebensalter am häufigsten angetroffen wird. Es ergibt sich, daß in Berlin in der sechsjährigen Periode vom 1. Oktober 1834 bis zum 30. September 1839 unter 35,451 Todesfällen 242 als Fälle von K. und Markschwamm aufgeführt sind. Davon betreffen 61 erwachsene Männer, 172 erwachsene Frauen, 4 Fälle Knaben und 5 Mädchen. Unter jenen 172 krebskranken Frauen starben 110 am Mutterkrebs; so daß sich zu zeigen scheint, daß mit Ausnahme des Uterus, der eine besondere Geneigtheit zur Krebsbildung hat, im Uebrigen die Anlage für beide Geschlechter gleich stark ist, nur daß bei den Frauen die Mamma, bei den Männern aber der Magen vorzugsweiser Sitz krebsiger Affektionen wird. Diese Verhältnisse erleichtern die Diagnose in sofern, als sie die einfache Skirrhosität je nach dem Alter, Geschlechte u. Organe, wo sie auftritt, mehr oder weniger verdächtig machen.

Die Anwesenheit allgemeiner Dyskrasien, insbesondere der strophulösen, arthritischen, herpetischen, psorischen, syphilitischen, in welchen ein gewisser Grad ätiologischen Zusammenhanges mit der Krebsbildung besteht, gewährt freilich ebenfalls keinen wahren diagnostischen Haltpunkt; wichtiger ist in dieser Beziehung der Zusammenhang, welcher zwischen dem Aufhören gewohnter

Blutausleerungen, namentlich des Menstrual- und Hämorrhoidalflusses, so wie anderer pathologischer Absonderungen durch Fluor albus, alle Geschwüre u. dergl. mehr beobachtet wird. Der Skirrhus nimmt bisweilen merklich ab, oder steht still, sobald die unterdrückte Blutausleerung wieder zum Vorschein kommt, namentlich ist dies bei denjenigen der Mamma zu der Zeit bemerklich, wo die Menses unregelmäßig werden und zu cessiren beginnen. Auch an dem offenen Krebsgeschwüre bemerkt man, mit dem Fließen der Menses, einen mehr erethistischen Zustand, während das vollständige Aufhören des Monatsflusses den Gang der Verschwärung beschleunigt. Äußere Ursachen, aus welchen in diagnostischer Rücksicht etwas entnommen werden könnte, sind als solche nicht vorhanden. Anhaltender Druck, Stöße und andere mechanische Gewaltthätigkeiten, chemische und dynamische Reizungen, besonders drüsiger Gebilde, können allerdings von Skirrhus gefolgt werden, aber dies setzt bereits jene eigenthümliche Veränderung in der Organisation voraus, wo statt (oder aus?) der gutartigen Verhärtung sich der Krebskeim einfindet. Muß betrachtet es sogar als ein charakteristisches Unterscheidungszeichen, daß der Skirrhus nicht, wie die gutartige Verhärtung, aus Entzündung hervorgehen könne. Der Verlauf des K.es bildet also, wie bereits oben bemerkt, das zuverlässigste, fast alleinige, aber doch ebenfalls dem Irrthume unterworfenen Mittel der Erkenntniß. Besonders wichtig ist hier die große Verschiedenheit der allgemeinen Zufälle, welche den Erweichungsprozeß begleiten, von denen der Vereiterung, der Fektik und Phthisis. Die Zeichen der wahren Konsumtion fehlen immer, der Tod erfolgt, wenn er nicht unmittelbar aus der Berrichtungsstörung des befallenen Organs hervorgeht, oder durch wiederholte Blutungen aus erweiterten, varikösen Gefäßen herbeigeführt wird, durch Erschöpfung aus Schmerz. Allgemeine Nervenzufälle sind häufige Begleiter dieser Krankheit; sie scheinen zum Theil auf einem Ergrißnenwerden der Centralnerven durch die Dyskrasie zu beruhen, zum Theil aber auch Folgen begleitender Zufälle, wie des Schmerzes, der Blutungen und des Verschwärungsprozesses selbst zu seyn.

Es ist die Frage, ob der K. als eine erbliche Krankheit zu betrachten sey, im Allgemeinen dahin zu beantworten, daß man nicht gar selten Individuen verschiedener Zeugungen von demselben Uebel befallen werden sieht. Indessen scheint es doch wohl nur eine ganz allgemeine Anlage, die von den Aeltern auf die Nachkommen übertragen wird und die sich gewöhnlich nur mittelst analoger schädlicher Momente weiter entwickelt. Denn Alles, was schwächend auf das Ernährungsleben einwirkt, insbesondere auch der Aufenthalt in einer feuchtkalten, dumpfigen Atmosphäre, begünstigt die Entwicklung der Krebsanlage.

Die Vorhersagung des K.es richtet sich nach dem Stadium, der Individualität und den Umständen. So lange noch ein bloßer Skirrhus besteht, der schmerzlos, gleichmäßig beweglich und hart, mit den allgemeinen Bedeckungen nicht erwachsen, von keiner bedeutenden Ausdehnung

ist und wobei die benachbarten lymphatischen Gefäße noch unverlegt erscheinen, so lange ferner das Individuum jung, kräftig, frei von allgemeinen Dyskrasien ist, sobald endlich die Verhärtung zunächst auf äußeren, mechanischen Ursachen beruht, kann es häufig gelingen, den Skirrhus gewissermaßen zu isoliren, selbst ihn zu verkleinern und ihn für die ganze Dauer des Lebens unschädlich zu machen. Ob eine gänzliche Zertheilung eines wahren Skirrhus Statt finden könne, läßt sich kaum ermitteln, bei der Schwierigkeit, gutartige und krebssige Geschwülste in diesem Stadium von einander zu unterscheiden. Indessen ist doch in diesen Fällen die Prognose nicht unbedingt schlecht, besonders wo die Mittel gegeben sind, das allgemeine Ernährungsleben zu kräftigen.

Ist dagegen der Skirrhus schon von größerem Umfange, sind die benachbarten Drüsen in das Gebiet der Verhärtung hineingezogen, finden sich Schmerzen, Erische u. s. w. ein, sind die allgemeinen Bedeckungen verwachsen, gereizt, oder wohl schon durchbrochen, besteht ferner die Desorganisation schon längere Zeit, bei älteren Individuen, besonders Melancholischen, Galligen, finden sich gleichzeitig allgemeine dyskrasische Momente vor und sind die äußeren Umstände ungünstig, so eilt das Uebel unter den schrecklichsten Zufällen unaufhaltsam zum Tode. Die Zerstörung schreitet weiter, der Geruch wird unerträglich, die Theile, deren lymphatische Gefäße mit infiltrirt sind, schwellen ödematos an, es entsteht beim Brustkrebs Dedem des Oberarms und Beklemmung des Athems, beim Hodenkrebs und Mutterkrebs Dedem der Füße, Schmerzen von anhaltender Art, herrührend von Spannung und Degeneration der Nerven, treten auf, während die eigenthümlichen Erische des Krebsgeschwürs fortdauern; bisweilen werden die Gebilde weithin zerstört, ohne eine Grenze des Fortschrittes, bis endlich ein Fieber mit trockener, zehrender Hitze, Schlaflosigkeit und gänzlichem Darniederliegen aller Berrichtungen dem Leben ein Ende macht. Die allgemeinen Principien der Behandlung entsprechen diesem Verlaufe. In Ganzen gilt die Regel, den noch nicht zum offenen K.e übergegangenen Skirrhus so sehr als möglich zu schonen. Dazu dienen insbesondere angemessene Berrichtungen zur Verhütung allen Druckes, Stoßes, jeder Quetschung oder Erkältung des Knotens, so wie mäßige, nüchterne, keine allgemeinen Reizungen bedingende Lebensweise. Sind Dyskrasien oder andere Störungen allgemeiner Art vorhanden, so sucht man diese zu beseitigen und zu tilgen. Denn wenn sie auch in keinem näheren Zusammenhange mit dem Skirrhus stehen, bleiben sie doch immer geeignet, Reizungen analoger Art hervorzurufen, wie diejenigen, welche aus dem Mißbrauche der Gewürze, der scharfen und reizenden Nahrungsmittel und Getränke hervorgehen. Je kräftiger und befestigter die Gesundheit des Organismus ist, um desto leichter isolirt er den Skirrhus an sich, wahrscheinlich, indem die Gewebe der Umbildung kräftiger widerstehen. Direkte Zertheilungsversuche sind immer mißlich und, wenn sie nicht mit der größten Vorsicht angewendet wer-

die ersten, welche den Arsenik gebrauchten. Ihnen folgte der *Frère Cosme*, dessen Mittel folgendermaßen zusammengesetzt ist: *Rec. Cinnabaris ℥ij, Sang. dracon. gr. xij, Arsenici albi ℥ij, Cinerum solear. antiquar. ustar. gr. viij, M. f. pulv. subtilissimus. S.* Eine zur Bedeckung des Geschwürs erforderliche Menge Pulver mit Wasser oder Speichel zur BreiDicke zu mischen und mit einem Pinsel, nach vorgängigem Abtrocknen des Geschwürs mit zarter Charpie, messerrückendick, auf diese und die harten Ränder zu tragen. Die ganze Fläche wird, nachdem der Brei etwas eingetrocknet ist, mit einer feinen Decke von Charpie, Baumwolle oder Spinnegewebe belegt. Die heftigen Zufälle, welche der Aetzung folgen, Schmerzen, Geschwulst, weit verbreitetes Erythem oder erysipelatöse Entzündung, Funktionsstörungen des geätzten Theils und seiner Umgebungen in Folge von Geschwulst, Entzündung, Krampf werden nach den allgemeinen Regeln berücksichtigt; im Uebrigen erblickt man in der Heftigkeit dieser Symptome das Zeichen der tief eingreifenden Wirkung. Sollten sich dagegen allgemeine Symptome der Arsenikwirkung zeigen, so wird nach Entfernung des Aetzmittels und der Schorfe und örtlichen Anwendung von neutralisirenden Mitteln insbesondere Eisenoxydhydrat, auch eine allgemeine vergiftungswidrige Behandlung einzuschlagen seyn. Es darf dies keineswegs übersehen werden, noch darf man darauf vertrauen, daß solche Symptome bei Anwendung der empfohlenen Formen überhaupt nicht eintreten könnten. Vielmehr sind, außer akuten Zufällen, auch chronische zu berücksichtigen, die aus einer zu tiefen Einwirkung des Arseniks hervorgehen. — Die Lösung des Brandschorfs wird nach den Regeln der Chirurgie unterstützt; bisweilen ist, zur völligen Zerstörung aller Krankhaften, Wiederholung des Aetzverfahrens nöthig, wobei freilich der ganze Erfolg des Verfahrens schon gefährdet ist. Die Heilung der zurückgebliebenen reinen Geschwürsfläche wird durch einen einfachen, aber sorgfältigen Verband, mit Vermeidung jedes Druckes oder Reizung, bewirkt.

Anderer empfohlene Mischungen sind: die *hellmundsche* (*Cinnab. factic. ℥ß, Ciner. solear. detr., Sang. dracon. ana gr. jv, Arsenici albi ℥ß. Fiat pulvis, cujus granum unum cum dimidio cum unguento et Balsam. peruv., Extr. cicut. ana ℥j, Plumbi acet. ℥j, Laudani ℥ß, Ungt. ceræ ℥j confecti, drachma una intime commisceantur*); die *justamondsche* (*Antim. crud. ℥j, Arsen. alb. ℥ß. Liquefacta in crubiculo et refrigerata pulvera et adde (si libet) Extr. opii ℥j — ℥ij*); die *plenkische* (*Arsen. alb. ℥ij, Flor. sulphur. ℥j, Flor. cotulae ℥ß, Fol. ranunculi ℥j. F. pulv. S. Mit Eiweiß versetzt aufzuschlagen*); die *vanmondsche*, *rousselotsche*, *harlessche*, *baumannsche*, *adairsche* u. a. m.

Anderer empfohlene Mittel, die Quecksilber- und Eisenpräparate, die Cicuta, das Jodkalium, Holzsaure, Kreosot, Chlorbaryum, Chlorkalium, chlorf. Natron, Theer, eine Menge von Pflanzensubstanzen, wie *Onopordon acanthium*, *Phytolacca decandra*, *Ranunculus bulbosus*, *Jatropha multifida*, *Helminthocorton*, *Belladonna*, *Digitalis*, *Daucus*, u. s. w. sollen hier nur genannt

werden, mit der Bemerkung, daß in den meisten Fällen durch ihre Anwendung kaum ein vorübergehender Nutzen erzeugt wird, und daß die Menge der Mittel hier, wie überall, mehr die Ohnmacht, als den Reichtum der Kunst anzuzeigen dient. Dieselben Mittel sind es auch, deren innerlichen Gebrauch man zur Heilung der Krebsdyskrasie, zur Zertheilung von Stirrhen und Heilung des Krebsgeschwürs vorgeschlagen hat. Das Wenige, was sich hiervon sagen läßt, kann bei der Aufzählung der einzelnen Formen Berücksichtigung finden. Die symptomatische Behandlung umfaßt insbesondere die Anwendung der Narkotika, namentlich des auch hier unentbehrlichen Opiums zur Linderung der Leiden des Kranken; ferner diejenige der Geruch verbesserten Mittel, der *Styptica* und der *Analeptica*.

1) *Hautkreb*s, *Carcin. cutaneum*. Entsteht aus einzelnen, harten, nach der Ausrottung leicht wiederkehrenden Knoten (*C. eburneum Alib.*, *C. mollusciforme Rayer*), oder aus melanotischen, verschieden gefärbten harten Knollen in der Dicke der Haut, oder aus einer eigenthümlichen, telangiectatischen, im Korium wurzelnden Warze (*C. verrucosum*). Solange der Hautkreb noch nicht aufgebrochen ist, wird die Wechselung mit anderen gutartigen oder doch verschiedenen Geschwülsten möglich. Dahin gehören insbesondere syphilitische Tumoren, die sich durch Färbung, gruppenweise Stellung, gleichzeitig vorhandene Narben und andere Zeichen der allgemeinen Dyskrasie unterscheiden lassen. Balgeschwülste aller Art, leicht unterscheidbar, *Telangiectasien*, welche sowohl gutartiger, als krebshafter Natur seyn können, sowie endlich die eigenthümliche Form des *Keloids* oder *Karcinoids*. Diese ziemlich seltene, von *Alibert* zuerst beschriebene Krankheit besteht in einer leichten Geschwulst in der Haut, welche bald mehr hervortritt, sich ausbreitet u. kleine, flache, oft unregelmäßige, meist eiförmige Tumoren mit einer Vertiefung in der Mitte, oder auch längliche, eckige, den Verbrennungsnarben ähnliche Flecken bildet. Die Geschwulst ist hart, weicht dem Drucke nicht, ist bald dunkel-, bald blaßroth. Bisweilen finden sich mehrere solche Knoten vor. Das *Keloid* erreicht einen Umfang von 1 bis 2 Zoll Durchmesser, gewöhnlich aber nur von einigen Linien. Es schmerzt bei Einigen heftig, mit durchbohrenden Stichen, aber es geht schnell in Verschwärung über und verschwindet bisweilen ganz allmählig unter Zurücklassung einer weißen Hautnarbe. Sein gewöhnlicher Sitz ist die Brustbeingegend, doch beobachtete man es auch auf Hals und Armen. Seine Ursachen sind unbekannt; es entsteht bei jugendlichen Personen an der Grenze des reiferen Alters. Ihm fehlen die erweiterten Gefäße, die Drüsenanschwellungen, das violette Ansehen, endlich die eigenthümlichen Verschwärungszufälle des oberflächlichen *Kes*.

Der *Eupus* läßt sich nicht immer so leicht von einem Gesichtskrebse der Haut unterscheiden. Wie man überhaupt annehmen muß, daß einfache, oder specifische Geschwüre unter dem Einflusse dyskrasischer Anlagen und örtlicher Reizungen

Stiele sitzen und von der Größe einer Erbse bis zu der eines Hühnerkies wechseln, pflegen nach der Ausrottung wiederzukehren und hierdurch ihre Krebsnatur zu bekunden.

6) Drüsenkrebs, Adenocarcinoma, Sc. a. Carcinoma verum etc.; der eigentliche, als wahrer Skirrhus, d. h. umgewandelte Drüsensubstanz, entstehende K., zu welchem außer dem die konglomerirten Drüsen befallenden, wohl auch noch der oben bezeichnete Haut- und Schleimhautkrebs seiner wahren Natur nach, als Affektion der einfachen Drüsen jener Organe, zu rechnen ist. Der Drüsenkrebs ist es vor Allem, welcher deutlich die Stadien des Skirrhus, C. occultus und apertus, durchmacht; er besteht selten bloß vereinzelt in einer Drüse, in der Regel sind die benachbarten Drüsen, oft in weiten Strecken, gleichzeitig mehr oder weniger entartet. Die entartete Drüse verwächst später mit ihren Umgebungen und den Hautdecken, welche darüber einsinken, missfarbig werden, bis endlich das Krebsgeschwür ausbricht. Es gehören hierher unter allen denkbaren Formen (indem keine Drüse von der kankrösen Degeneration ganz frei ist) insbesondere C. mammae, parotidis, glandularum sublingualium, maxillarium, häufig auch C. labiorum und uteri. — Die Muskeln u. Fasergebilde sind selten Sitz primärer krebfiger Affektionen.

7) Magentkrebs, s. d.

8) Brustkrebs, Busenkrebs, s. Brustkrebs.

9) Mutterkrebs, s. Gebärmutterkrebs.

10) Hodenkrebs, s. d.

Krebs (Astron.), das 4. Zeichen im Thierkreis (♋ oder ♌) und das Sternbild dabei, welches in der Ekliptik vom 28° ♋ bis 12° ♌ reicht, westlich von den Zwillingen, östlich vom Löwen begrenzt. Nach Bode enthält das Sternbild 83 nur kleine Sterne, darunter die Krippe [Praesepe], und unter einer Gruppe sehr naher Sterne den nördlichen u. südlichen kleinen Esel [Asellus borealis u. A. australis], 2 Sterne vierter Größe. — Von diesem Sternbild erzählt die Mythologie, es sey dasselbe der unter die Sterne versetzte große K., welcher, von der Juno abgesendet, Hercules beim Kampf mit der lernäischen Schlange in den Fuß knippte und dabei zertreten wurde. Nach einer andern Mythe freilich soll es der K. seyn, welcher die von ihm mit Liebe verfolgte Nymphe, Gramantis, durch Kneipen aufhielt.

Krebs (Pflanzenpathol.), Carcinoma, s. Botanit, S. 322.

Krebs (in anderer Bedeutung), 1) der eiserne Harnisch im Mittelalter, wegen seiner krebsoartigen Gestalt so genannt; — 2) die in Leipzig zur Ostermesse an die Verlagobuchhändler zurückgehenden Bücher, welche der Sortimentshändler nicht hat verkaufen können und bei der Abrechnung zur Ostermesse zurückgibt.

Krebs (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Groß-K.), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Marienwerder; 650 Einw. — b) (Klein-K.), das.; 130 Einw.; — 2) königl. sächs. Rittergut, Kr. Dresden, Amt Pirna; 230 Einw.

Krebs (Biogr.), 1) Joh. Baptist, Sänger, geb. zu Ueberanthen in Baden 1774, war zum Geistlichen bestimmt und übte sich daher schon als Knabe im Chorgefange. Er studirte in Freiburg Theologie, wandte sich aber, seiner Neigung folgend, dem Theater zu und debutirte 1795 als Tenorist in Stuttgart mit dem glücklichsten Erfolg. Er wurde als Hofänger angestellt und blieb fortan Mitglied des dortigen Hoftheaters. Mit einer trefflichen Tenorstimme begabt, schwang er sich durch Fleiß und Studium bald zu einem der tüchtigsten Sänger Deutschlands auf und wirkte mit Auszeichnung in jedem Genre des Tenorfaches. Seit 1806 führte er die Regie der Oper mit großer Umsicht und Kenntniß, die er auch beibehielt, als er 1823 als Sänger zu wirken aufhörte. K. ist ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann, der besonders gute Operntexte geschrieben und umgearbeitet hat. Auch ist er der Gründer einer trefflichen musikalischen Lehranstalt in Stuttgart. — 2) Karl August, deutscher Komponist, geb. zu Nürnberg 1804, ist der Sohn des Schauspielers und der Sängerin Miedke und wurde nach dem Tode der Mutter von dem Vorigen erzogen u. adoptirt. Bereits im 7. Jahre zeichnete er sich als Klavier-Virtuose aus und gab nach erlangter Ausbildung in Stuttgart Unterricht. Im J. 1824 ging er nach Wien, um seine Bildung zu vollenden, und wurde schon 1825 Kapellmeister an dem Hofoperntheater. Im J. 1827 vertauschte er diese Stelle mit einer gleichen beim Stadttheater in Hamburg, wo er sich noch befindet und sich um die Erhebung und Instandhaltung der Oper große Verdienste erworben, sich auch stets als kenntnißreicher und tüchtiger Dirigent bewährt hat. K. schrieb die Opern: „Die Nacht des Gefanges“ und „Agnes“, die zwar mit Beifall in Scene gingen, sich indessen außerhalb nicht Bahn gebrochen haben.

Krebs als Speise. Die K.e sind am wohl-schmeckendsten in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und unter diesen vorzugsweise im Juni. Am besten schmecken die Bachkrebse, demnächst die Flußkrebse, am schlechtesten die Teichkrebse. Findet man, daß ein gekochter K. den Schwanz ausgestreckt hat, so ist dies ein Beweis, daß er schon vor dem Kochen abgestanden war. Verschiedene Zubereitungsarten der K.e sind: 1) 16 K.e wie gewöhnlich gekocht, die kleinen Beine abgeschnitten, die K.e auf den Rücken in ein Kasserol gelegt, dies ganz damit nebst 4 Loth Butter angefüllt, zugedeckt auf das Feuer gesetzt, 6 Minuten einkochen lassen, so daß die Feuchtigkeit fast ganz verdunstet, dann 3 Eßlöffel Urak darauf gegossen, so umgestürzt und mit Petersilie belegt. Statt der Butter kann man auch 1 Kanne dicken, sauern Rahm dazu geben und mitkochen (bis der Rahm gelblich und dick wird), dann aber ohne Urak. 2) K.e in kochendem Wasser mit etwas Salz aufgekocht, dann aus den Schalen gemacht, auf eine Schüssel gelegt, Fleischbrühe, Butter, Muskatblumen, Citronensaft und etwas Citronenschale daran gethan und gar gekocht. 3) 1/2 Schock gekochte und ausgebrochene K.e in ein Kasserol gethan; dann 6 Loth Butter, 1 Loth Mehl, Muskat, klein

geschnittenen Dill fast unter einander gerührt, in eine Kanne Milch darauf gegossen, dies über dem Feuer zu einer dicken Sauce abgerührt, die Sauce auf die K. gegeben, sachte damit aufgekocht und über den K. angerichtet.

Krebssattel (Krustac.), l. nach Dlen, Amphithoe, Gattung der Amphipoda Gammarina Latr., der Ordnung der Affeln und der Junst der Seitenaffeln nach Dlen, unter Gammarus. Charakter: Die vier vorderen Füße bei beiden Geschlechtern fast einerlei, das vorletzte Glied oder die Hände eisförmig. Von mehreren Arten bekannteste: 1) *A. cancellus* Leach, Fabr. Etwa $\frac{1}{2}$ Zoll lang; Leib grünlichbraun mit einem schwarzen Punkt auf jedem Ringel. Findet sich in den Flüssen Sibiriens, besonders der Lena und Angara, die aus dem Baikalsee kommt in solcher Menge, daß nach dem Eisgang die Mägen der forellenartigen Fische und der Wasservögel ganz damit angefüllt sind, wofür sie sich aber dadurch rächen, daß sie den ersten in die Kiemen kriechen und sie sehr plagen. Die Einwohner essen sie sehr gern; auch sehen sie gekocht ganz mennigroth wie Krebse und sehr appetitlich an. Pallas, Spicilegium IX, Taf. 3, Fig. 18. — 2) *A. rubricata* Leach. Schlank, zusammengedrückt, die unteren Fühler kürzer, mit scharlachrothen, nebartigen Augen; Füße mit Borsten besetzt; $\frac{1}{2}$ Zoll lang. An den englischen Küsten. Linn. Tr. IX, Taf. 5, Fig. 1. — 11. S. v. a. Flohkrebse, Gammarus Fabr.

Krebsaugen (pharm. Zool.), auch Krebssteine, desgl. Krebsfische, Krebsfische, f. Krebs, S. 67 u. 68.

Krebsberg, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lüben; 2 Windmühlen, Schäferei; 590 Einw.

Krebsblume (Bot.), 1) f. v. a. *Heliotropium europaeum* L. — 2) Pflanzengattung, f. v. a. *Croton*.

Krebschen (Uzädzern), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Ragnit; über 100 Einw.

Krebsdistel (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Oxyodon*.

Krebse (Krustac.), 1) f. v. a. Krustenthiere, Crustacea (f. d.); — 2) f. v. a. Decapoda Macroura Latr.; Langschwänze; — 3) nach Dlen, 2. Ordnung der Klasse der Krabben (f. d.).

Krebsfelde, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Elbing; Windmühle; 430 Einw.

Krebsförden, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Schwerin, am osterfor See; über 200 Einw.

Krebsgarten, lippe-schaumburg. Dorf, Amt Stadthagen; 300 Einw.

Krebsia (Bot.), nach Edl. u. Beyher, Gattung der Leguminosae Lotaeae Eckl. Zeyh., Tellus Meyer. Sträucher in Südafrika; von 10 Arten bekannteste: *K. argentea* Eckl. Zeyh. u. *K. striata* Steud.

Krebsjauche, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; 580 Einw.

Krebskrabben (Krustac.), f. v. a. Weichschwänzkrebse.

Krebskraut, 1) (Bot.), Pflanzengattung, f. v.

a. *Erozophora*; — 2) (pharm. Bot.), f. v. a. *Herba Polygoni polonici*, f. *Scleranthus perennis* L.

Krebs, molukfischer (Krustac.), f. v. a. *Limulus Polyphemus* L.

Krebsow, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; über 100 Einw.

Krebsroth, f. Roth

Krebsseere, 1) (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Wasser-Aloe*, *Stratiotes* L. — 2) (Krust.), f. Krebs, S. 68.

Krebschwänze, Versteinerungen, welche Ähnlichkeit mit Krebschwänzen haben; platt gedrückte Belemniten, oder Orthoceratiten, oder Arten von Ammoniten, mit umgeschlagenem Ende.

Krebsspinne (Arachn.), Spinnengattung, f. v. a. *Thomisus*.

Krebssteine, 1) (Krebsaugen), f. Krebs, S. 67; — 2) f. Schiniten.

Krebssuppe, f. Suppe.

Krebsweide (Bot.), f. v. a. *Wandweide*, *Salix viminalis* L.

Krebswurz (Bot.), 1) f. v. a. *Polygonum bistorta* L. — 2) Pflanzengattung, f. v. a. *Epiphegus*.

Krec, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Tabor, Herrsch. Probo; 480 Einw.

Krechen, Krecken (Bot.), f. v. a. Kriechen-Pflaumenbaum, *Prunus insititia* L.

Krechor (Krechora), österr.-böhm. Dorf, Kr. Laurim, Herrsch. Kolín; 380 Einw.

Krechting, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Borken; 300 Einw.

Kreckel, f. Drehorgel.

Kreckow (Geogr.), 1) mecklenburg-strelitz. Dorf, Kr. u. Amt Stargard; 210 Einw.; — 2) (Krekow), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; Windmühle; 360 Einw.

Kreckwitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausitz, Edgr. Baugen; Rittergut; 360 E.

Krecowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Glatz, Gut Indig; Meierhof, Schäferei, Mühle; 210 Einw.

Kreczkowitz (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Brunn; umfaßt 378 J. 189 □ Kl. Areal; — 2) Dorf das.; Mühle; 320 Einw.

Kredemnon (griech.), das bacchische Dilemma, das man oft auf antiken Darstellungen findet, namentlich das des indischen Bacchus, eine die Stirn und die Schläfe umwindende, breite, gefaltete Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden.

Kredenbach (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Herrsch. Kreuzwerthheim; Pferde- u. Delmühle; 150 E.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Siegen; 250 Einw.

Kredit (v. lat., Staats- u. Handlungsw.), 1) das Vertrauen, in welchem Jemand hinsichtlich der Erfüllung von Zahlungsverbindlichkeiten bei Andern steht. Vermittelt des K. kann man sich im Güterverkehr Werthe verschaffen, ohne daß man nöthig hat, die Aequivalente dafür sogleich zu geben. Dies findet nicht bloß bei förmlichen Anleihen, wo der K. Leihvertrauen

heißt, Statt, sondern auch bei vielen anderen Verträgen, z. B. bei Käufen mit kürzerer oder längerer Frist zur Bezahlung der Kaufsumme, bei Pachtungen, Miethen u. s. w. Bei Versicherungsanstalten ist die Gegenleistung durch den Eintritt eines äußern Ereignisses, eines Unfalls bedingt. In den meisten Fällen ist der beiderseitige Vortheil der Beweggrund zum Kreditgeben. Das Fundament des K.s bildet die Ueberzeugung des Gläubigers, daß er nach den vertragmäßigen Bedingungen befriedigt werden wird. Diese Ueberzeugung kann nur unter der Voraussetzung vorhanden seyn, daß der Schuldner nicht bloß den Willen, sondern auch das Vermögen hat, seine Verbindlichkeit zu erfüllen. Es kommen also dabei sowohl die moralischen, intellektuellen und physischen Eigenschaften, als auch der Vermögenszustand und die Erwerbsart des Schuldners (Kreditnehmers) in Betracht. Der K. ist entweder Staatskredit, öffentlicher K., od. Privatkredit. In Bezug auf erstern s. d. A. Steuerbewilligung, Staatspapiere u. Staatsschulden. Der K. der Einzelnen ist aus natürlichen Gründen sehr ungleich. Erst in gesicherten politischen u. socialen Zuständen konnte ein umfassender K. Platz greifen. Je besser in einem Lande die Rechtspflege ist und je solider die wirtschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen sind, desto größere Sicherheit haben die Gläubiger und desto mehr K. ist vorhanden. Das Wesen des K.s besteht darin, daß der Kreditgeber, anstatt für seine Leistung sofort ein Äquivalent zu bekommen, sich auf die größtmögliche Wahrscheinlichkeit einer künftigen Zahlungsleistung von Seiten des Kreditnehmers verläßt. Ist diese Wahrscheinlichkeit bloß in den persönlichen Verhältnissen des Schuldners begründet, so ist der K. ein persönlicher. Der persönliche K. ist die *Conditio sine qua non* bei kaufmännischen Geschäften. Die gewöhnliche Art des kaufmännischen K.s ist der Verkauf von Waaren auf Zeit, mit der Bedingung, daß solche zu einem bestimmten Termin bezahlt werden. Der Preis wird im Verhältniß zur Länge des K.s festgesetzt und muß sich erhöhen, je länger der K. gegeben ist; findet aber einiger Zweifel in der Pünktlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Käufers Statt, so wird der Preis noch mehr erhöht, wodurch der Verkäufer oder Darleiher wegen des tragenden Risiko eine Entschädigung erhält, für den Fall, daß der Preis gar nicht oder nicht zur ausgemachten Zeit eingeht, und pflegt man da, wo überflüssiges Geld ist und das allgemeine Zutrauen nicht gelitten hat, auf diese Weise Geschäfte zu machen. Der Betrag der in den handeltreibenden Ländern auf diese Weise angelegten und ausgeliehenen Kapitalien ist größer, als in irgend sonstigen Geschäften. Der auf Pfandrecht gestützte K., welcher einem gewissen verpfändeten Vermögen je nach der Beschaffenheit des Rechtszustandes eines Landes gewährt wird, heißt Realkredit oder hypothekarischer K. Bei Darlehen auf ein vollgültiges Unterpand ist kein persönlicher K. nöthig. Der dingliche K. ist eigentlich kaum mehr K. zu nennen, denn es handelt sich hier nicht mehr um Wahrscheinlichkeit oder Vertrauen, sondern um Ge-

wißheit. Vollkommene Sicherheit geben jedoch nur Faustpfänder. Bei Hypotheken (s. d.) ist dies nicht immer in demselben Grade der Fall. Es kommt dabei die Beschaffenheit der Hypothekenordnung eines Landes in Betracht, dann fragt es sich, ob das verpfändete Grundstück richtig taxirt ist und ob für dasselbe im Fall eines erzwungenen Verkaufs so viel gelöst werden kann, als die Forderung beträgt. Auch hat der Gläubiger öfters die Besorgniß, in einen Konkurs des Schuldners verwickelt zu werden. Der nationalökonomische Nutzen des K.s ist von großer Bedeutung. Die Masse der in einem ganzen Lande vorhandenen Kapitale wird durch ihn nicht unmittelbar vermehrt, wenn nicht vom Ausland geborgt wird, und er vertritt die Stelle der Kapitale nur in sofern, als Metallgeld durch Papiergeld abgelöst wird. Das Verdienst des K.s besteht vielmehr darin, daß er den Einzelnen das Kapital verschafft, welches sie nicht selbst besitzen und doch zu ihren Unternehmungen nöthig haben. Er bewirkt eine starke Beschleunigung des Güterumschlags, eine leichtere und häufigere Uebertragung der vorhandenen Kapitale. Durch den K. wird die beste produktive Verwendung des beweglichen Vermögens herbeigeführt, da dieses in die Hände solcher Menschen gebracht wird, welche am geeignetsten u. geschicktesten zur Vertheilung produktiver Gewerbe sind. Die Kapitalisten und Grundeigenthümer sind oft nicht mit den genannten Eigenschaften begabt; ihre Güter würden somit zum Theil ohne produktive Benützung liegen bleiben, oder doch nur einen geringen Ertrag liefern, wenn nicht der K. einsichtsvolle und thätige Unternehmer herbeilockte. Dadurch, daß vielfach die Gelegenheit gegeben ist, angesammeltes Vermögen ohne Gefahr, zu jeder Zeit und in beliebiger Menge auszuleihen, wird ferner die Neigung zum Sparen bedeutend erhöht. Der unproduktiven Konsumtion wird auf diese Weise eine heilsame Grenze gesetzt. Eine dritte höchst vortheilhafte Wirkung des K.s ist die Ersparniß am Münzbedarf, da nun der Güterumschlag mit einer geringern Münzmenge bestritten werden kann, indem die Baarzahlungen vermindert u. wohlfeilere Umlaufsmittel angewendet werden. Der hierdurch entbehrlich gewordene Theil der Münzen erhöht das Volkseinkommen, da er anderweit produktiv angelegt werden kann. Ueber die nachtheiligen Folgen, welche eine Erweiterung des K.s über seine natürl. Grenzen mit sich führt, bemerkt Rau in seiner Volkswirtschaftslehre (S. 281): „Der volkswirtschaftliche Nutzen des K.s ist auf denjenigen Theil des beweglichen Vermögens beschränkt, welchen die Eigenthümer nicht selbst produktiv anwenden oder doch nicht so vortheilhaft, als Andere, benutzen können oder wollen. Daß durch den K. auch eine unproduktive Verzeehrung erweitert werden kann, ist freilich eine weniger gemeinnützige Folge, die jedoch auch im Ganzen nicht häufig eintritt, denn die meisten Darlehen werden sowohl der Besonnenheit der Vorgenden, als der Vorsicht der Leihenden gemäß hervorbringend angewendet. Die zahlreichen Hypothekenschulden der Grundeigner scheinen zwar eine Ausnahme von dieser Regel zu begründen,

indem die geliehenen Summen sehr oft nicht zur Beförderung der Landwirthschaft verwendet werden; doch darf man nicht übersehen, daß ein großer Theil dieser Schulden ursprünglich von den Erbtheilungen der Geschwister oder anderer Erben eines frühern Grundeigners herrührt, wobei der spätere die Miterben mit Geldsummen entschädigt, die von ihm geborgt, von den Empfängern aber gewöhnlich wieder verbend angelegt werden. Wenn der Fabrikant im Winter dem Grundeigner Genussmittel borgt, die dieser erst nach der Ernte bezahlen kann, so ist das für das Vermögen und Einkommen des Volkes kein Gewinn, im Gegentheil könnte mehr producirt werden, wenn der Fabrikant früher bezahlt würde und er die Summen sogleich wieder in sein Gewerbe wendete; auch muß ihm der Käufer entweder Zinsen, oder einen um den Betrag derselben erhöhten Kaufpreis entrichten. Um die Ueberschuldung des kleinen Grundeigenthums zu verhindern, hat in neuerer Zeit die Gesetzgebung mehrerer Staaten der nordamerikanischen Union eine Beschränkung des Realkredits in der Weise eintreten lassen, daß sie ein bestimmtes Quantum von Grundbesitz unangreifbar für Schuldforderungen gemacht hat. Im Staat Iowa z. B. genießt alles Grundeigenthum bis zu 500 Dollars an Werth diese Exemption. Was den Einfluß des K. auf den Geldumlauf anbelangt, so besteht er im Einzelnen darin, daß er erstens die Zahlungen in Metallgeld leichter u. wohlfeiler bewirkt, nämlich durch die Einrichtungen der Girobanken (s. Banken, S. 393), Anweisungen (s. d.) u. Wechsel (s. d.), daß er zweitens den Bedarf von Münze zu Zahlungen verringert, indem ein Theil des bereit zu haltenden Geldvorraths erspart und ein Theil der Geschäfte des Güterverkehrs ohne Baarzahlungen gemacht wird, nämlich durch Abrechnen (Kompensiren) u. Ueberweisen (Skontiren), s. d. A. Drittens ermöglicht der K. die Einführung eines höchst wohlfeilen Umlaufmittels, welches wieder einen Theil der Münzen entbehrlich macht, nämlich des Papiergelds (s. d.). Vgl. M. Steszkowski, Du Crédit et de la circulation, 2. Aufl., Par. 1847, u. Ripert-Monclar, Histoire des institutions de crédit, Paris 1848. — 2) In K. stehen sagt man von Papieren und Handelscheinen, welche einen hohen Kurs haben, u. K. bekommen von solchen, welche höher, als früher und besonders bei den ersten Ausgaben angenommen u. bezahlt werden.

Kredit (v. Lat.), s. Buchhaltung, S. 532 ff.

Kreditanstalten, Institute, welche den Zweck haben, den Kreditbedürftigen unter vortheilhaften Bedingungen Geld zu verschaffen. Die K. zerfallen in zwei Hauptklassen. Die eine wird von solchen gebildet, welche die Kapitalien zum Behuf der Ausleihung vereinigen, und die andere von solchen, welche die Bürgschaften vereinigen, um für ihre Theilnehmer bereitwilligen Kredit zu finden. Zu ersteren gehören die Banken, Leihhäuser und Leihklassen, zu den zweiten die Kreditvereine. S. die bes. Artikel.

Kreditbilletts, von Kaufleuten ausgestellte Schuldscheine über empfangene, aber noch nicht

bezahlte Waaren, mit dem Versprechen, an einem gewissen Tag zu zahlen. Sie werden in den meisten Staaten nach Wechselrecht behandelt.

Kreditbrief, gewöhnlich ein von einem Panquier ausgehender Brief, welcher einer auf Reisen gehenden Person offen mitgegeben und durch welchen dieselbe ermächtigt wird, bei den Adressaten Geld zu erheben. Ist der Brief an bloß eine Person gerichtet, so heißt er einfacher Kreditbrief, zur Unterscheidung von dem, in welchem der Inhaber an mehrere Personen zu dem angeführten Zweck empfohlen ist, und welcher aus diesem Grunde Cirkular-Kreditbrief genannt wird. Der K. ist zugleich ein Empfehlungsbrief, wenn der Inhaber desselben bei den Adressaten dadurch eingeführt werden soll.

Der K. enthält außer demjenigen, was hier als bekannt vorausgesetzt werden kann, Folgendes: 1) Namen, Stand u. Wohnort der akkreditirten Person; — 2) den Auftrag, dem Briefinhaber je nach seinem Verlangen, bis zum Verlaufe der Summe, für welche derselbe akkreditirt wird, Gelder zu verabsolgen, nebst Angabe der Anzahl von Quittungen oder Scheinen, welche sich der Adressat für seine Zahlungen vom Briefinhaber soll ausfertigen lassen; die Angabe, wie sich der Adressat für die geleisteten Zahlungen erholen, und wie es mit den Spesen gehalten seyn soll.

Derjenige, an welchen der K. adressirt ist, muß zu gehöriger Zeit von der Akkreditirung des Kreditbriefinhabers avisirt werden. Zur Verhütung von Betrug muß ihm außerdem die Handschrift des Empfohlenen mitgetheilt werden; denn wenn der Vorzeiger des K. es den Empfang der ihm zur Verabsolgung bereitliegenden Gelder bescheinigt, so kann sich der Adressat durch die Vergleichung mit der in Händen habenden Handschrift von der Identität der Person überzeugen. Der Cirkular-K. wird mit den Adressen sämtlicher Häuser, an welche er gerichtet ist, überschrieben, z. B.

(Ort, Datum.)

Herrn M. N. in —

Herrn M. N. in —

Man muß darin genau angeben, ob der Inhaber bei jedem einzelnen Adressaten für die ganze Summe, oder was in der Regel der Fall ist, bei sämtlichen Adressaten für diese Summe akkreditirt ist; letzteres kann z. B. wie folgt ausgedrückt werden:

— dem Herrn M. N. für die Summe von

— sage 10. bei Ihnen insgesamt zu kreditiren.

Im letzteren Falle werden auch die Adressaten ersucht, ihre Zahlungen auf die Rückseite des K. es zu bemerken, weil Derjenige, welcher vom Inhaber in Anspruch genommen wird, wissen muß, wie viel derselbe schon erhoben hat und noch befugt ist, zu erheben. Die abschlägliche Zahlung wird von der Summe, auf welche der K. lautet (auf der Rückseite desselben) abgezogen; der nachfolgende Zahler zieht den Betrag seiner Zahlung von dem Reste ab, und so fort für die weiteren Zahlungen. Derjenige Adressat,

durch dessen Zahlung der Kredit erschöpft ist, behält den K. Die Anzahl der Scheine, welche sich der Zahler vom Briefinhaber ausstellen läßt, richtet sich nach der Art, wie der Erstere sich für seine Zahlung erholt; stellt derselbe den Betrag derselben dem Adressanten in Rechnung, oder erholt er sich direkt auf denselben, so sind zwei Scheine oder Quittungen hinreichend; den einen behält in jedem Falle der Zahler und der andere wird dem Aussteller des K.es übermacht. Erholt sich der Zahler, nach Uebereinkunft auf einen Dritten, so wird auch diesem ein (drittes) Exemplar der Quittung zugesendet. Bei der Ertheilung des Cirkularkreditbriefes müssen sämtliche Adressaten avisiert, und jedem derselben muß, aus dem vorher angeführten Grunde, die Handschrift des Empfohlenen mitgetheilt werden. Die Banquiers lassen, der Ordnung und Kontrolle wegen, die K.e, welche sie ertheilen, und diejenigen, welche ihnen angezeigt werden, in besonders dazu gehaltene Bücher eintragen. Die eingehenden, auf besondere Plätter gefertigten Handzeichnungen werden auf das Blatt geheftet, auf welchem die Hauptpunkte des entsprechenden Avisbriefes eingetragen sind. — Macht der Inhaber des K.es gar keinen Gebrauch, oder nur zum Theil, z. B. wenn er eine oder mehrere Adressen nicht in Anspruch nimmt, und stellt er den Brief dem Aussteller zurück, so muß dieser in Betreff der nicht in Anspruch genommenen Adressen den Kredit widerrufen. In einfachen K.en pflegt man daher auch wohl eine Frist zu bestimmen, nach deren Ablauf der K. nicht mehr gültig seyn soll. Auf die K. findet das Wechselrecht keine Anwendung.

Kreditiren (v. Lat.). 1) gutschreiben, ins Haben schreiben; — 2) Kredit geben.

Kreditiv, Beglaubigungsschreiben, besonders der Abgeordneten und Gesandten, s. Legitimation.

Kreditkaffe, s. v. a. Leihkaffe.

Kreditmasse, s. v. a. Konkursmasse, s. Konkurs.

Kreditorschafft, s. v. a. Gläubigerschaft, s. Konkurs, S. 841.

Kreditpapiere (Staatswirthsch.), schriftliche Urkunden, welche eine Geldschuld ausdrücken und im Verkehr als Güter von einem gewissen Werthe und Preise gelten. Diejenigen K., welche die Fähigkeit besitzen, die Münzen zu vertreten und mit derselben Leichtigkeit, wie diese, zu cirkuliren, heißen Papiergeld; die andern K., welche die genannte Fähigkeit nicht haben und daher gewöhnlich gleich Waaren gegen Geld gekauft und verkauft werden, werden Verschreibungen oder Effekten (bills-promesses, nach Storch) genannt. Die Verwechselung der Verschreibungen mit dem Papiergeld hat manche Fehlschlüsse verursacht; nach der umlaufenden Geldmenge wollte man so bestimmen, welche Masse Verschreibungen Abnehmer finden könne, und glaubte mit Unrecht dieselben Gefahren bei den Verschreibungen vorhanden, welche mit dem Papiergeld verbunden sind. Zwischen beiden Arten von K.en finden folgende, sowohl theoretisch als praktisch wich-

tige Unterschiede Statt: 1) Papiergeld ist auf den Inhaber (au porteur) gestellt, d. h. es kann ohne Formlichkeiten und Schwierigkeiten von jedem Besitzer an andere Personen übertragen werden; dagegen geben die Wechsel, Aktien, Privatschuldbriefe und viele Staatsobligationen einen bestimmten Gläubiger an und können nicht ohne schriftliche Cession, oder, wie viele Staatschuldbriefe, sogar nicht ohne Eintragung in eine officiële Liste an einen Andern übertragen werden. Manche neue Staatsobligationen sind jedoch von dieser Beschränkung, welche den Gebrauch der Verschreibungen als Geld zu sehr erschwert, befreit. Das Papiergeld erhält seine Eigenschaft durch das Gesetz und das Vertrauen, welches man zu dem Ausgeber hegt; aber nicht immer wird Derjenige, welcher eine Geldsumme zu fordern hat, geneigt seyn, eine Verschreibung überhaupt oder eine gewisse Art derselben als Zahlung anzunehmen. — 2) Die Verschreibungen tragen entweder Zinsen, wie die Schuldbriefe (Obligationen), oder sie versichern ihrem Besitzer einen Antheil am Gewinn, wie die Aktien, oder sie können wenigstens einen Diskonto einbringen, wie die Wechsel. Dies sind die ferneren Gründe, aus welchen solche Papiere weniger cirkuliren. Der Betrag der Verschreibungen, die sich dauernd in einem Volk befinden (also die Wechsel und Anweisungen, welche nur vorübergehend zur Erleichterung von Zahlungen dienen, ausgenommen) kann nicht größer seyn, als die Summe des gesammten beweglichen Vermögens, welches die Eigenthümer auszuliehen geneigt sind. Nur dadurch, daß das Papiergeld keine Zinsen trägt, kann dasselbe stets im Umlauf erhalten werden. Verzinliche Schuldbriefe werden, wenn sie auch auf den Inhaber gestellt sind, nicht wohl als Geld gebraucht, sondern, gleich den Waaren, gegen Geld ausgetauscht, schon aus dem Grunde, weil bei jeder Uebertragung die Zinsvergütung eine umständliche Berechnung erforderte. Wollte man ihnen, sagt Nau (Volkswirthschaftslehre § 293), durch den Befehl der Regierung, sie als Geld anzunehmen, oder durch Einlösbarkeit auf Sicht die Fähigkeit geben, die Münze zu vertreten, so wäre die Verzinsung unnöthig. Die portugiesischen Zettel (apolicies), seit 1797 ausgegeben, erhielten erzwungenen Umlauf als Geld und trugen anfangs 6 Procent Zinsen. Sie fielen im Kurse zufolge fehlerhafter Maßregeln, aber als man aufhörte, Zinsen von ihnen zu bezahlen, sanken sie darum doch nicht tiefer, weil es bei einem eigentlichen Umlaufsmittel nicht auf Verzinsung ankommt.

Kreditystem, das Ganze der Grundsätze, welche ein Staat oder Kreditverein bei Anleihen und deren Rückzahlung befolgt, s. Staatsschulden.

Kreditverein, eine Vereinigung einer Anzahl von Grundeigenthümern zu einer Körperschaft, welche ihre Grundstücke zusammen für eine gewisse zu dem Gesamtwerte ihrer Güter im Verhältniß stehenden Summe zum Pfande einlegt, um Darleihen aufzunehmen, s. Hypothek, S. 343. Dergleichen K.e haben sich in Preußen, Hannover, Bayern, Schleswig und

Holstein, Mecklenburg, Esth- und Livland und andern Ländern gebildet.

Kreditvotum, die Abstimmung einer volksvertretenden Versammlung, wodurch diese entweder eine von der Regierung kontrahirte Schuld anerkennt, oder, was der gewöhnlichere Fall ist, ihre Ermächtigung zur Benützung des öffentlichen Credits erteilt, um die Bedürfnisse der Staatsverwaltung zu befriedigen. Hauptsächlich in Frankreich finden Kreditvoten auch für die laufenden Bedürfnisse der Staatsverwaltung Statt. S. Steuerbewilligung und Staatsschulden.

Krech (Erw.), s. Schech.

Kreef (Schiff.), kleine Bucht, welche als Hafen für kleine Schiffe benutzt werden kann.

Kreks, nordamerikan. Volksstamm, B. St., Staat Arkansas.

Krenheinstetten, bad. Dorf, Seekreis, im Nöflich; 400 Einw.

Krewwingen (Geogr.), s. v. a. Krewinnen.

Kreez (Geogr.), bayer. Dorf, N.-B. Oberfranken, Bzgr. Baireuth; 150 Einw.

Krefeld (Geogr.). 1) preuß. Kreis, Rheinprovinz, N.-B. Düsseldorf; grenzt an die Kreise Geldern, Düsseldorf, Neuss, Gladbach u. Kempen, ist ziemlich eben und von Morästen erfüllt, jedoch fruchtbar und sehr gewerbereich; umfaßt ein Areal von $3\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 3 Städten, 22 Dörfern, 6 Honnschaften, 15 Weiler, 13 Landgütern, 11 Bauernschaften, 11 Höfen und gegen 54,000 Einwohnern; der Stadtpfel wird auf ungefähr 2200 Pferde, 7200 Stück Rindvieh, 4000 Schafe, 900 Ziegen und 1100 Schweine angegeben; — 2) Kreisstadt selbst, $\frac{1}{4}$ Meile links vom Rhein; Sitz eines landrätlichen Amtes, eines Friedens-, Handels- und Fabrikengerichts zc., hat ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine katholische und zwei evangelische Kirchen, ein Mennonitenverhaus, eine Synagoge, eine Taubstummenanstalt; ist regelmäßig und freundlich gebaut und eine der gewerbsamsten Städte Preußens. Am blühendsten ist die Seidenfabrikation, indem hier über 70 Seidenfabriken bestehen, deren jährlicher Verbrauch 1200 Ballen Rohseide übersteigt, und deren Ertrag mehr als 4 Millionen Thaler beträgt. Ihr Produkt (Krefelder Seide) eignet sich besonders für glatte Stoffe und wird durch ganz Europa und nach Amerika verschifft. Nebstdem bestehen bedeutende Sattler-, Tuch-, Wachstuch- und Essigfabriken, Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, 3 Buchdruckereien, 2 Buchhandlungen, Gerbereien, Tabaks-, Stecknadel-, chemische zc. Fabriken, Dampfmaschinen; auch ist der Handel blühend. Einwohner: etwa 30,000, davon $\frac{2}{3}$ Katholiken und 800 Mennoniten, so wie 500 Juden. Hier, d. Juni 1758, Sieg der Allirten über die Franzosen.

Kregelbach, bad. Weiler, Oberrheinkreis, im Waldkirch; über 100 Einw.

Kreglingen, württemberg. Stadt, Jartkr., Oberamt Mergentheim, an der Tauber.

Kameralverwaltung, Amtsnotariat, Schloß, Hospital, Revierförsterei; 1380 Einw. — K. gehörte schon frühe den Herren von Brauneck aus dem Geschlechte Hohenlohe, kam dann an die Grafen von Magdeburg, 1448 an Albrecht von Brandenburg und 1810 an Württemberg.

Krehl, August Ludwig Gottlob, namhafter Theolog der Neuzeit, wurde zu Eisleben am 2. Februar 1784 geboren. Nachdem er seine Schul- und Studienjahre zu Schulpforte, Wittenberg u. Leipzig von 1797—1806 zurückgelegt, wollte er auf Pölig's Rath noch in Halle orientalische Sprachen studiren, um sich dann als akademischer Lehrer zu habilitiren, als die in Folge der jenaer Schlacht Statt findende Auflösung der Universität zu Halle die Ausführung dieses Planes verhinderte. Nach dreijährigem Hauslehrerleben zu Meissen im Hause des Freiherrn von Welsch wurde er 1810 am königlichen Silberpageninstitut zu Dresden angestellt, zuerst als Pageninstruktor, im folgenden Jahre als Professor der Moral und Geschichte. Als im Jahre 1814 unter dem russischen Gouvernement das Pageninstitut mit dem Kadettenhause vereinigt wurde, erhielt K. eine Professur der alten Sprachen an der Ritterakademie, wo er in Selecta die Zöglinge, welche zu studiren beabsichtigten, im Griechischen und Lateinischen zu unterrichten hatte. So schien er ganz Philolog geworden zu seyn; auch seine literarische Thätigkeit nahm diese Richtung. Nach vielen Handschriften und alten Ausgaben verbessert gab er damals die sämtlichen Werke des Priscian (2 Bde., Leipzig 1819—20) heraus. Gleichwohl hatte er die alte Liebe zur Theologie nicht aufgegeben, wie auch mehre in dieser Zeit von ihm erschienene „Abendmahlsreden“ zeigten, und so konnte ihm 1821 das exremte Pfarramt zu St. Afra in Meissen und die Professur der hebräischen Sprache an der dortigen Landesschule übertragen werden. In dieser Zeit ließ er sein vielverbreitetes „Evangelisches Predigtbuch“ (2 Bde., Meissen 1825—26) u. eine Sammlung kirchlicher „Gebete“ (das. 1832) erscheinen; auch nahm er an den 1831 und 1832 in Sachsen so lebhaft geführten Verhandlungen über die Reorganisation der Kirchenverfassung Theil, namentlich durch seine Schrift „Ueber Presbyterien und Ephoralsynoden“ (Dresden 1832), welche, ungeachtet sie gegen das übermächtig gewordene Territorialsystem protestirte, heftige Angriffe erfuhr und sogar unter der Geistlichkeit Widerspruch fand. Endlich, im Jahre 1834, nachdem er 4 Jahre vorher am Jubelfeste der augsburger Konfession zum Doktor der Theologie ernannt worden, wurde ihm früh gehegter und vereilter Wunsch nach einem akademischen Lehramte erfüllt; er wurde als Professor der praktischen Theologie und als Universitätsprediger nach Leipzig versetzt, wo er von dem Katheder aus, wie insbesondere als beliebter Kanzelredner nach vielen Seiten hin anregend und belebend wirkt. Seine theologische Ansicht, die als rein biblische einen nicht unmerklichen Gegensatz zu den Philosophemen der Zeit bildet, läßt sich am besten aus seinem „Neutestaments-

lichen Handwörterbuch zur Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Leipz. 1843), so wie aus der Auslegung des „Briefes an die Römer" (das. 1845) erkennen. Von seinen Arbeiten sind außerdem zu erwähnen: „Des Herrn Mahl", ein Andachtsbuch (das. 1840) u. „Das Leben im Geiste Christi", eine Sammlung von Predigten (das. 1844—45).

Krehlau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Königl.-K.), Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Wohlau; 2) Windmühlen; 370 Einw.; — 2) (Nieder- und Ober-K.), das.; Schloß, 2 Vorwerke, 2 Windmühlen; 210 Einw.

Krehlingen, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Fallingb. ostel; über 100 Einw.

Krehwinkel, württemberg. Weiler, Jartkrei, Oberamt Schorndorf; 160 Einw.

Kreibitz (Geogr.), österr. = böhm. Orte: 1) Stadt, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Böhmisches Kamniz, am Kreibitzer-Bache; Rathshaus, Hospital, Armeninstitut, Brauhaus, Branntweinbrennerei; 1490 Ew.; — 2) (Nieder-K.), Dorf das.; 3) Mühlen, 2 Bretsägen, 7 Bleichen; 1680 Einw.; — 3) (Ober-K.), Dorf das.; Försterhaus, Glashütte für Kreibitz, Wein- und Farbglass, Mühle und Bretsäge, Bleiche, mehre Baumwollenzucht- und Leinwebereien, mehre Werkstätten, in welchen Resonanzböden verfertigt werden; über 940 E.

Kreibitzer Neundörfel, österr. = böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Böhmisches Kamniz; Zeugwebereien; mehre Bleichen; 390 Einw.

Kreichgau (m. Geogr.), die etwa 6 Meilen lange u. eben so breite Gegend an dem Reich, einem Nebenflusse des Rheins, an der schwäb. und fränk. Grenze, zwischen Heilbronn, Pforzheim, Wimpfen und dem Rhein. Hauptstadt: Heidelberg.

Kreicke, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. u. Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 160 Einw.

Kreidach, großherzogl. = hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Edg. Fürth; 230 Einw.

Kreide (Creta, Geogn.), 1) f. v. a. Kreidegruppe (f. d.); — 2) f. v. a. Kreideformation, f. d. 2); — 3) Chloritische K., f. v. a. die glauconitischen unteren Schichten der weißen K., f. Kreidegruppe; — 4) Maastrichter K., f. v. a. Kreidetuff, f. Kreidegruppe; — 5) Schwarze K., f. v. a. Zeichenschiefer (f. d.); — 6) Tertiäre K., f. Braunkohlenformation.

Kreide (Min.), 1) auch weiße K., ein weißer erdiger Kalkstein (Größe = 2,7, nach Mose), der aus lauter mikroskopischen falkigen Thiergehäusen zusammengesetzt ist. Findet sich namentlich in der oberen Abtheilung der Kreidegruppe (f. d.), aber auch in der Braunkohlenformation. — 2) Briangoner K., f. v. a. Speckstein (f. d.); — 3) Wehlkreide, f. v. a. Pergmild (f. d.); — 4) Rothe K., f. v. a. Röthel oder feinerdiges thoniges Rotheisenerz.

In den Handel kommt die weiße K. (franz. Craie, engl. Chalk, ital. Creta bianca, Handlungsw.), gewöhnl. in großen 4eckigen, oft auch unregelmäßigen Stücken und wird benutzt zum Schreiben (zu welchem Gebrauche sie in 4eckige Stücke geschnitten, oft aber auch in ihrem gewöhnlichen Zustande gelassen wird), oder als Maler- und Anstrichfarbe, als Grundlage für verschiedene Farben (z. B. Schüttgelb, braunschweiger Grün etc.), zum Fleckausbringen, zum Putzen und Poliren metallener Waaren, zum Putzen des Glases, der weißen Militäruniformen und des Leders, als Zusatz zu Kitten, als Verdickungsmittel mehrerer Farbstoffe, in der Krappfärberei, besonders wenn das Wasser keinen kohlensauren Kalk enthält, zum Absorbiren von Säuren aus Flüssigkeiten, z. B. bei Bier und Most, bei Bereitung der Weinstein säure etc. Da sie in der Regel Feuerstein und kleine Quarztheile eingemengt enthält, so schlämmt man sie vor dem Gebrauche, geschlammte K. (blank de Meudon). Viele K. kommt aus Frankreich, den Rheinsländern (namentl. Köln), aus Rügen und Dänemark; die dänische von der Insel Mön u. von Lykshöer kommt zum Theil unter den Namen Dänisch-weiß vor und ist ungleich besser und reiner, als die rügener. Die bologneser K. (eine leichte feine K. aus der Gegend von Bologna) nimmt man unter feine Farben, zum Grunde beim Vergolden, zum Putzen des Silberzeuges, mit Leimwasser oder Tragantbschleim zu Abdrücken od. Abgüssen etc., sie kommt über Triest aus Italien. Die K. in Broden oder als natürliches Mineral in eine Auflösung von kiesel saurem Kalk gelegt, absorbiert selbst in der Kälte eine beträchtliche Menge Kiesel, erhält ein glattes, starkkörniges Aussehen und wird einer schönen Politur fähig. Frankreich führt jetzt sehr viel K. aus, es hat großen Reichthum daran, nicht nur in der Champagne und bei Paris, sondern auch an den Küsten des Kanals.

Kreideartig (bet. Term.), auch Kreideweiß, f. v. a. Cretaceus.

Kreide, braune (Geogn.), 1) f. v. a. Kölnische Erde; — 2) f. v. a. Umbererde.

Kreideflecken der Hornhaut (Ophthalm.), f. Glaukom.

Kreideformation (Geogn.), 1) f. v. a. die Kreidegruppe; — 2) f. v. a. die obere Abtheilung der Kreidegruppe (f. d.).

Kreidegebilde (Geogn.), nach einigen Autoren f. v. a. Kreideformation 2) (f. d.).

Kreidegebirge (Geogn.), f. v. a. Kreidegruppe (f. d.).

Kreide, gelbe, f. v. a. Gelberde.

Kreideglas (Glashütte), zweite Sorte des Glases, oder weißes Glas.

Kreide, grüne, f. v. v. Grünerde.

Kreidegruppe (Geogn.), auch Kreideformation, Formation des Plänkalks, Grünsands, Quadersandsteins, Craie et sables verts, Cretaceous group, Terrains crétacés, neuerlichst von **Geinitz** Quadersandstein od. kurzweg

Quadergebirge genannt, ist die Gesamtheit jener mächtigen sandigen, mergeligen und kalkigen Sedimente, welche in ganz Europa verbreitet, ihren Platz zwischen der darunter liegenden Juragruppe und der darüber liegenden Molassegruppe (Tertiärgebilde) einnimmt und eine Mächtigkeit von 1200' erreichen kann. Wird die Wälderbildung noch als tiefstes Glied der Kreidegruppe einverleibt, so wächst diese Mächtigkeit noch um ungefähr 1000'. In Deutschland sind die Hauptglieder dieser Gruppe in absteigender Folge: 1) Der obere Quadersandstein, zum Theil mit Schieferthon und Quaderkohle. Der Sandstein ist feinkörnig, thonig oder mergelig, von weißer oder gelber Farbe, mit parallelepipedischer Absonderung, u. wird charakterisirt durch *Terebratula plicatilis*, *Ostrea macroptera*, *Exogyra columba*, *Pecten quadricostatus*, *Lima multicostata*. — 2) Oberer Quadermergel, bestehend aus der oberen weißen Kreide mit Feuersteinen, Luffkreide (einem rauen, zerreiblichen Kalkgestein, wahrscheinlich vorwaltend aus zerkleinerten Thiergebäusen zusammengesetzt), Kreidemergel (Chalkmarl, meist hellbraune, erdige Mergelschichten), chloritische Kreide (*craie chloritée*, *Glaucanie crayeuse*, schmutzig weiße oder graue Kreide mit Glaukonitkörnern) od. Grünsand (*Greensand*, *Glaucanie sablonneuse*, Quarzsand mit wenigen Glimmerblättchen u. feinen eingemengten Glaukonitkörnern). Charakteristische Versteinerungen sind *Ventriculites radiatus*, *Polypothecia clavellata*, *Siphonia pyriformis*, *Apiocrinus ellipticus*, *Marpesia ornatus*, *Cidaris vesiculosa*, *Discoidea albogalera*, *Galerites vulgaris*, *Micraaster cor angustum*, *Ananchytes ovata*, *Terebratula plicatilis*, *carnea*, *semiglobosa*, *Crania ignabergensis*, *Gryphaea vesicularis*, *Spondylus spinosus*, *Ivoceramus Lamarckii*, *mytiloides*, *Belemnites mucronatus*, *Ammonites Coupei*, *Rhotomagensis*, *Scaphites aequalis*, *Baculites anceps*, *Terrilites costatus*, Fische, Saurier und Krokodile. — 3) Mittlerer Quadermergel, bestehend aus der unteren weißen Kreide ohne Feuersteine, dem oberen Pläner oder Plänerkalk (dünne Kalkplatten), chloritische Kreide oder Grünsand. Die Petrefakten der Kreide sind ziemlich übereinstimmend mit denen des oberen Quadermergels, die der übrigen Glieder, namentlich des Pläners, mit denen des unteren Quadermergels. — 4) Unterer Quadermergel, bestehend aus unterem Pläner oder Plänermergel (*Dyula*) und Plänersandstein (mit *Scyphia angustata*, *Eschava angustata*, *Micraaster cor angustum*, *Terebratula plicatilis*, *semiglobosa*, *Ostrea plicatostriata*, *Spondylus spinosus*, *Inoceramus concentricus* etc., *Rostellaria Parkinsoni*, *Reussii*, *Belemnites minimus*, *Ammonites peramplus*, *Nautilus elegans*, *Scaphites aequalis*, *Hamites rotundus*, *Terrilites undulatus*, *Serpula*, Fischzähne u. Koproolithen), Flammenmergel, Grünsand, Hippuritenschichten (Kalk, in denen die Hippuriten (s. d.) auf besondere Bänke (Hippuritenzonen)

bilden, indem sie in Schichten, mit der Spitze nach unten, dicht gedrängt beisammen stehen, wie am Untersberg etc.), Konglomerate, das Hilskonglomerat von Essen (nach Römer Quarzgeschiebe und Eisensilikatkörner, die durch gelblichen oder grauen eisenhaltigen Kalkmergel verbunden sind, mit *Scyphia*, *Manon*, *Palmipora polymorpha*, *Cidaris vesiculosa*, *Galerites subuculus*, *Crania hexagona*, *Terebratula latissima*, *nuciformis*, *depressa*, *Ostrea macroptera*, *Pecten atavus*, *Spondylus striatus*, *Thetis Sowerbyi*). Diese drei Glieder des Quadermergels sind die sonst sogenannte Kreideformation (*Etage de la craie*). — 5) Unterer Quadersandstein (*Lower Greensand*, *Shanklin-Sand*, *Quaderformation*), in seinen oberen Schichten in den Grünsand des unteren Quadermergels verlaufend, zum Theil auch Schieferthon und Quaderkohle führend (*Niederschönaschichten*), ist ebenfalls parallelepipedisch oder kubisch abgefordert, von grauer, grünlicher, gelber, brauner und rother Farbe, eisenschüssig oder weiß und kieselig mit Lagern dichten Kalksteins und Walterde. Die Petrefakten sind Meeresthiere: *Catopygus varinatus*, *Discoidea subuculus*, *Terebratula nuciformis*, *latissima*, *Gibbsiana*, *depressa*, *Pecten quinquecostatus*, *Sphaera corrugata*, *Gerrillia solencides*, *Liriodon alaeformis*, *Thetis minor*, *Pedipes incrassatus*. — 6) Hilsthon und Hilskonglomerat, parallel dem Speeton-clay und dem Neokomien, eine etwa 60' mächtige Thonmasse in Westphalen, graublau mit vielen rundlichen Nieren eines graubraunen festen Kalksteins, Knollen von Schwefelkies u. Gypskrystallen. Charakteristische Versteinerungen sind *Belemnites pistillum*, *Ammonites rotula* und *asper* und 7 Arten *Hamites*. Neokomien hat man die Schichten genannt, welche als marine Vertreter der Wälderbildung (s. Waldformation) betrachtet werden müssen. Fitton nennt sie neuerlich *Bectine*. Im Jura besteht der Neokomien aus gelbem Kalkstein u. blaugrauem Mergel mit *Orbitulites lenticularis*, *Cidaris vesiculosa*, *Terebratula gallina*, *latissima*, *Ostrea carinata*, *Exogyra haliotoides*, *Liriodon alaeformis*, *Scaphites aequalis*, *Prosopon tuberosum* etc. In der Faulhorngruppe scheint er mehr aus sandigen Schiefen mit sehr wenigen organischen Resten zu bestehen. Wie die Stellung der diesem untersten Kreidegliede parallelisten Waldformation noch unsicher ist, indem dieselbe von Vielen noch als oberstes Glied der Juragruppe betrachtet wird, so ist auch die aus dem Albarese und dem Macigno bestehende Petrurformation noch von unsicherer Stellung. Pilla rechnet Albarese und Macigno zur Kreide und läßt sie nebst vielen mediterranischen Rummuliten- und Hippuritengesteinen die Lücke ausfüllen, die sich bisher noch zwischen der K. und der Molassegruppe bemerklich machte.

Für Deutschland und für die angrenzenden niederländischen und baltischen Länder läßt sich die Verbreitung der K. am übersichtlichsten in folgender Tabelle darstellen:

faun de Touraine), Craie micacée (tuffeau de l'Anjou), Psammites, glaises et marnes à Ostracées (Kreidemergel, Tuffkreide), Calcaires et macigno à Trigones, sable et grès ferrugineux, Craie glauconieuse, psammites, argiles sableuses, sables et grès, sables verts et argiles verts (Grünsand), Calcaires jaunes (Neokomien), während d'Orbigny für ganz Frankreich (Bassin parisien, pyrenéen, de la Loire, méditerranéen) diese Schichtenfolge gibt: A. Etage de la Craie: a) Craie blanche ou Terrain sénonien, b) Craie chloritée ou Terrain turonien (Glaucanie crayeuse de M. Brongniart, grès vert supérieur, craie chloritée, craie tuffeau, craie inférieure du sud-ouest de la France, craie à Baculites); B. Etage du Gault: a) Gault ou Terrain albien (Glaucanie sableuse, grès vert, le gault ou blue clay, Speeton clay); C. Etage néocomien: a) Terrain aptien (Argile à plicatules et argile ostréenne de M. Cornuel, argile teguline de M. Leymerie); b) Terrain néocomien (Calcaire et argile à Spatangus et les marnes blanches de M. Cornuel, Lower greensand de M. Fillon). Die englische K. besteht nach Mantell aus Upper chalk with Flints (obere weiße Kreide mit Feuersteinen), Lower chalk without Flints (untere weiße Kreide ohne Feuersteine), Chalk marl (Kreidemergel), Upper greensand (Firestone, oberer Grünsand), Golt (Galt, Folkstone marl, grauer oder blauer Kalkmergel mit Meeresstheeren), Lower greensand (Schanklin-sand, unterer Grünsand) und Speeton-clay. — Außerdem kennt man die K. noch in Persien, Ostindien, Nordafrika, Nordamerika und Südamerika (Gault und wahrscheinlich auch Neokomien in den Anden von Truxillo, wo alle Kreidegesteine schwarz sind, während sie nach v. Humboldt an der Seelette von Cumana weiß sind).

Als wichtige untergeordnete Klassen kommen in der K. besonders Gyps (Segeberg, Lüneburg mit Boraciten, Frankreich, Spanien, Sicilien, Aegypten) u. Steinsalz vor, wie zu Gordona in Katalonien, wo aus der unteren Abtheilung der Gruppe der 100 Metres hohe Salzstöck, von Kreidegesteinen mantelförmig umlagert, emporsteigt. Aus dem Kreidegebirge kommen auch die Eoalen Westphalens und von Lüneburg. Ebenfalls finden sich in der Gruppe nicht selten Eisenerz, und die Kohlenvorkommnisse sind schon berührt worden.

Während die unteren Glieder der Gruppe immer sehr deutlich geschichtet sind, ist es die obere Abtheilung (die weiße Kreide) nur undeutlich u. zeichnet sich durch lichte Farben aus, wodurch die Kreidefelsen an Meeresküsten, wo sie durch Wetter und Wellenschlag unaufhörlich angegriffen werden, häufig steile nackte Wände bilden und weithin leuchten, wie die Küstenhügel der Meerenge von Calais und namentlich der Königsstuhl und Stubbenkammer auf Rügen. Im Allgemeinen bildet das Kreidegebirge, indem es meist in Niederungen und Thälern abgesetzt ist, weder hohe Berge, noch zeigt es auffallende Bergformen; gewöhnlich erscheint es in gerundeten niedrigen Bergen, Hügeln u. Plateaux, deren Thäler aber nicht selten eng, schluchtig u. durch steile Wände malerisch sind. Die Kreide-

gegenen sind meist steril und öde. Desto schönere Formen zeigt der Quadersandstein, welcher die sächsische Schweiz bildet.

Der paläontologische Charakter der K. ist ein völlig meerescher. Der Reichthum an Formen ist größer, als bei irgend einer ältern Gruppe, indem aus der Kreide 1400 fossile Thiere und 115 fossile Pflanzen bekannt sind. Unter den Thieren finden sich 4 Reptilien (unter ihnen Mosasaurus), 87 Fische (die ersten Kreide- und Kammstörche), 47 Krebse (die ältesten Brachyuren), 46 Würmer, 81 Cephalopoden, 159 Gasteropoden, 384 Conchiferen, 61 Brachyopoden (die letzte Dithis), 93 Strahlthiere und 423 Korallen, unter denen die Foraminiferen fast ganz die weiße Kreide und den Pläner zusammenfüllen. Welch wimmelndes Leben! Als besonders bezeichnende Gestalten sind aufzuführen unter den Cephalopoden die Belemniten, die Baculiten, die Hamiten und die Elaphiten, unter den Gasteropoden besonders Pleurotomaria und Rostellaria, unter den Strahlthieren die Echiniten, die überall in der Kreide verbreitet sind, während die andern, wenn auch zahlreich vertretenen Thierklassen fast immer nur in vereinzelt Repräsentanten oder bloß örtlich (die Fische im Schiefer von Glarus) auftreten. Unter den Pflanzen erscheinen besonders häufig die marinen Convolvaceen, Phycéen, Florideen und Rajaden, während die Farn sehr zurücktreten, um den Euklaeden größeren Raum zu geben. Unter den höheren Pflanzen sind namentlich die Salicinen und die Kirschenblüthler überhaupt vorwaltend. Die hierher gehörigen Gattungen Rosthornia und Credneria sind ausschließliches Eigenthum der K.

Die Literatur der Kreide ist ziemlich reich. Parkinson, Organic remains of a former world, London 1808 — 1811; — Mantell, The Fossils of the South Downs or Geology of Sussex, 1832; — Forbes, Catalogue of Lower Greensand Fossils (Quarterly Journal of the Geol. soc.) London 1845; — A. Brongniart, Description géol. des couches des environs de Paris (Cuvier Recherches sur les ossements fossiles), 1822; — Beyrich, in Karstens Archiv, Bd. 12; — Fr. Hoffmann, Geognost. Beobacht., gesammelt auf einer Reise durch Italien u. Sicilien in den Jahren 1830 bis 1832 in Karstens Archiv, Bd. 13; — Fournier, Naturhistorische Topographie von Regensburg, Regensb. 1838; — Reuß, Geognostische Skizzen aus Böhmen. Die Umgebungen von Tepliz u. Bilin, Prag 1840; — Ders., Die Kreidegebilde des westlichen Böhmens, Prag 1844; — Ders., die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation, Stuttgart 1845; — Glinz, Charakteristik der Schichten und Petrefakten des sächsisch-böhmischen Kreidegebirgs, Leipzig und Dresden 1839 — 1842; — Ders., Die Versteinerungen von Kiehlingswalde, Leipzig und Dresden 1843; — v. Dechen, das Flößgebirge am nördlichen Abfall des Riesengebirgs (Karstens Archiv, Bd. 11.); — Dubois de Montperceux, Geognost. Verb. in Ostgalizien und der Ukraine (Karstens Archiv, Bd. 5.); — Ders., Ueber die wichtigsten geol. Er-

scheinungen im Kaukasus u. in der Krim (Leonh. und Bronn, Jahrb. 1838); — Murchison, de Beremil und v. Knyserlingk in Lond. Ed. Dubl. phil. Mag. V. 23; — Nilsson, Petrificata sueconae formationis cretaceae, Lund 1827; — Hisinger, Lethaea suecica, Holmiae 1837—1841; — v. Hagenow, Monographie der rügenischen Versteinerungen (Leonh. und Bronn, Jahrb. 1849); — A. Römer, Die Versteinerungen des norddeutschen Kreidegebirgs, Hannover 1841; — F. Römer, Ueber die zur Kreideformation gehörigen Gesteine in der Gegend von Aachen (Leonh. und Bronn, Jahrb. 1845); — L. v. Buch, Ueber den zoolog. Charakter der Sekundärformationen in Südamerika (Leonh. und Bronn, Jahrb. 1838); — d'Arbigny, Fossiles de Colombie (Comptes rendus 1842); — Lyell, On the Tertiary Formations and their connection with the Chalk in Virginia etc. (Lond. Edinb. Dubl. phil. Mag. V. 23); — Ehrenberg, Ueber die Bildung der Kreidefelsen und des Kreidemergels durch unsichtbare Organismen. Abh. der berl. Akad. 1838; — Monatsber. vom Februar, September und Oktober 1844; — Mantell, Geology of the Southeast of England, 1833; — Fittion, Chalk and Oxford-colite, 1836; — Müller, Aachener Kreideformation, 1847; — Leonh. u. Bronn, Jahrb. 1848. 1849; — Lyell, Reisen in Nordamerika; — v. Morlot, Nordöstl. Alpen, 1847; — Studer, Westl. Alpen (Jahrb. 1846); — Catullo (Jahrb. 1846); — d'Archiac, Mem. de la soc. géol. de France, 1846; — Reuß, Ueber die Flora des schlesischen Quaders (Jahrb. 1848); — Geinitz, das Quadersandsteingebirge in Deutschland, 1849 — 1850.

Kreidel (Bot.), nach Anson, Pflanzengatt. — Arten unter Scoparia.

Kreidefalk (Geognos.), Glied der oberen Abtheilung der Kreidegruppe (s. d.).

Kreidefugeln (Aelites cretaceus), Stücken Kreide, welche bei Gothland auf dem Grunde des Meeres gefunden werden, in welchen hohle Schalen von Seeigeln, die inwendig mit Krystallen besetzt sind, sich befinden.

Kreidel (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-K.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Vorwerk, Freischoltse, Windmühle, 2 Wassermühlen; 630 Einw.; — 2) (Klein-K.), das.; Schloß, Vorwerk, Unterförsterei, 3 Windmühlen; 700 Einw.

Kreidelwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Schloß, 3 Vorwerke; Schäferei, Wasser-, Del-, Windmühle; 780 Einw.

Kreidemergel (Geognos.), Glied der Kreidegebilde. S. Kreidegruppe.

Kreiden (Kryda), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Gut Stahle; 200 Einw.

Kreidenellen (Bot.), s. v. a. Kreidnellen.

Kreidesäure (Chem.), s. Kohlensäure.

Kreidesandstein (Geognos.), s. v. a. oberer Grünsandstein. S. Kreidegruppe.

Kreideschneider, Leute, die sich damit beschäftigen, Kreide in lange viereckige Stücken zu schneiden; diese werden dann entweder in dieser

Form verkauft oder erst in farbiges Papier eingewickelt und zugespitzt.

Kreidestein, gichtische Konkreme, die das Ansehen von Kreide haben.

Kreidestifte, von den Kreideschneidern (s. d.) für Zeichner u. hergerichteten Kreidestücke.

Kreidetuff (Geognos.), auch Tuffkreide, s. v. a. Mastrichter Kreide, oberstes Glied der Kreidegruppe (s. d.).

Kreideweiß, s. Weiß.

Kreidezeichnungen, s. Zeichnen.

Kreidnellen (pharm. Bot.), s. v. a. Gewürznellen, s. Caryophyllus aromaticus L.

Kreien, mecklenburg-schwerin Pfarrdorf, Kr. Mecklenburg, Amt Lübb; 350 Einw.

Kreienau, braunschweig. Kirchdorf, Kr. u. Amt Ganderheim, an der Gande; 380 Einw.

Kreier (Schiffb.), ein in der Ostsee gewöhnliches dreimastiges Schiff mit Takelage der Postale.

Kreithof (Geogr.), österr. Rotten: 1) Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Waldbhofen, an der Ybbs; 140 Einw.; — 2) das.; über 100 Einw.

Kreimbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Pfalz, Ranton Wolfstein; 300 Einw.; — 2) das.; 350 Einw.

Kreina, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Dschag; 110 Einw.

Kreinitz, königl. sächs. Rittersgut, Kr. Dresden, Amt Hain; 450 Einw.

Kreinsches Oleum, s. Dach.

Kreingen, in Bayern ein Rückenkorb.

Kreios (Myth.), Sohn des Uranus und der Gaea, ein Titan, zeugte mit Eurybie, Tochter des Pontos, 3 Kinder: Aëraos, Pallas und Perses.

Kreis (Math.), diejenige krumme Linie, deren einzelne Punkte sämmtlich von einem mit ihnen in derselben Ebene liegenden Punkt, dem Mittelpunkt, gleichweit abstehen. Er bildet in der Regel den Abschluß der Planimetrie oder ebenen, sogenannten niederen Geometrie, während er auch wohl als Kurve zweiten Grades betrachtet, zur höhern Geometrie, u. unter diesem Gesichtspunkt gewiß mit Recht, gerechnet wird. Unter Artikel Ellipse nämlich findet sich nachgewiesen, wie diese Kurve in einen K. degenerirt, sobald die beiden Brennpunkte derselben zusammenfallen, oder sobald deren beide Axen gleich werden, oder wenn der sie erzeugende Schnitt im geraden Winkel die Seiten desselben trifft, zugleich aber der Grundfläche parallel genommen wird. Für die Planimetrie und deren Aufgaben so wie Lehrsätze ist der K. eine der unentbehrlichsten Linien, fast möchte man sagen, eben so unentbehrlich als die gerade Linie, indem die allereinfachsten Lösungen nur mit Hilfe desselben erledigt werden können, wie z. B. die Aufgabe, eine gerade Linie von bestimmter Ausdehnung abzuschneiden, so einfach sie ist, endlich doch auf den Gebrauch des Zirkels, d. h. des Kreises hinausläuft. Die Konstruktion dieser Kurve im Gedanken muthen wir Jedermann zu, eben so wie die der Geraden vor der inneren Anschauung, darum findet man auch in den meisten Lehrbüchern als Postulat: „Von

einem Punkt aus, mit einem gewissen Abstand, einen K. zu beschreiben," zugleich mit an die Spitze gestellt. K. und gerade Linie sind deshalb auch als Grundkonstruktionen der ganzen Geometrie zu betrachten, indem die letztere das einfachste Maß der Ausdehnung und Richtung, der Kreisbogen das einfachste Maß der Drehung einer Geraden um einen Punkt in einer Ebene ist.

Die den K. bildende krumme Linie heißt Umkreis (Peripherie, Umfang), der innerhalb derselben liegende Punkt: Mittelpunkt, Centrum, die von der Peripherie begrenzte Ebene: Kreisfläche, jededurch den Mittelpunkt gehende, von der Peripherie begrenzte Gerade Durchmesser, dessen durch den Mittelpunkt u. die Peripherie bestimmte Hälfte: Halbmesser (Radius), jede, zwei Punkte der Peripherie verbindende Gerade: eine Sehne oder Chorde, und jeder von einer solchen Chorde und einem Kreisbogen begrenzte Theil der Kreisfläche: ein Segment, der von zwei Radien u. einem dazwischen liegenden Kreisbogen umgebene Theil dieser Fläche: ein Kreisabschnitt. Dieses sind neben jenen Winkeln, deren Spitzen an dem Mittelpunkt liegen, und deren Schenkel in der Peripherie sich befinden, und die man mit dem Namen Mittelpunktswinkel belegt, so wie neben den sogenannten Peripheriewinkeln, von welchen Spitzen und Endpunkte der Schenkel in dem Umfang des Kreises liegen, die wichtigsten Stücke dieser Kurve, so lange solche nicht zu trigonometrischen Zwecken verwendet wird, in welchem letzteren Fall noch die trigonometrischen Funktionen — Sinus, Kosinus, Tangente, Kotangente, Sekante, Kossekante, Sinusversus, Kosinusversus — hinzukommen müssen. Art. So nio metrie und Cyklo metrie zeigte die zuverlässigsten Berechnungen von Kreisbogen und Winkeln, kurz jene der Trigonometrie notwendigen Grundlagen; uns bleibt noch übrig, die diesen höheren Sätzen vorangehenden hauptsächlichsten Lehren hier näher anzudeuten und etwa die weniger gebräuchlichen und zusammengesetzteren mit Beweis zu versehen, indem jedes geometrische Lehrbuch der neueren Zeit des Elementaren in dieser Beziehung genug darbietet, um sich über das Gewöhnlichere zu belehren.

Axiom: Halbmesser, so wie Durchmesser desselben Kreises od. gleicher Kreise sind gleich. — Postulat: Mit derselben Eröffnung des Zirkels läßt sich von einem Punkte aus ein Kreis in einer Ebene beschreiben, aber auch nur einer.

1. Elementar-Lehrsätze.

1) Gleichen Winkeln des Mittelpunkts entsprechen gleiche Bogen und umgekehrt; darum verhalten sich Winkel am Mittelpunkt wie die zugehörigen Sektoren oder Bogen.

2) Der Durchmesser theilt den K. in zwei kongruente Hälften.

3) Gleiche Sehnen stehen vom Mittelpunkt gleich weit ab (Umkehrung).

4) Durch drei nicht in einer Geraden liegende Punkte läßt sich jederzeit ein K. zeichnen.

5) Eine den K. Berührende hat mit demselben nur einen Punkt (und nicht mehr) gemein.

6) Gerade Linie u. K. schneiden sich nur in einem Punkt.

7) Zwei nicht parallele Tangenten eines Kreises bis zu ihrem Durchschnittspunkt verlängert, sind gleich, und die gerade Linie, welche diesen Durchschnittspunkt mit dem Mittelpunkt des Kreises verbindet, steht normal auf der beide Berührungspunkte der Tangenten verbindenden Sehne und halbirt sie.

8) Wenn zwei Kreise in einer Ebene in einem beiden Peripherien zugehörigen Punkte eine gemeinschaftliche Tangente haben, so berühren sie sich in diesem Punkt, d. h. ihre Peripherien haben nur diesen einzigen Punkt gemein, und dieser liegt mit den Mittelpunkten beider Kreise in einer geraden Linie.

9) Die Peripherien zweier in einer Ebene liegenden Kreise durchschneiden sich, wenn die die Mittelpunkte verbindende Gerade, die Centrale, kleiner ist, als die Summe beider Halbmesser und größer wie ihre Differenz.

10) In einem oder in gleichen Kreisen liegt die größere Sehne näher am Mittelpunkt als die kleinere.

Beweis. Bezeichnet r den Halbmesser; $2a$ die größere, $2b$ die kleinere Sehne; c die Entfernung des Mittelpunktes von $2a$; e die von $2b$, so ist die

Behauptung $c < e$.

Voraussetzung $a > b$.

Aus $r^2 = a^2 + c^2$ und

$$r^2 = b^2 + e^2$$

$$\text{folgt: } a^2 + c^2 = b^2 + e^2,$$

aus der Voraussetzung aber:

$$a^2 > b^2$$

und hieraus, wenn man subtrahirt,

$$c^2 < e^2, \text{ also auch}$$

$$c < e.$$

11) Der Mittelpunktswinkel ist doppelt so groß wie der Peripheriewinkel, welcher mit ihm in demselben K., denselben Bogen zwischen seinen Schenkeln abschneidet, d. h. auf demselben Bogen steht.

Die Hälfte des Bogens, worauf ein Peripheriewinkel steht, ist sein Maß. Alle Peripheriewinkel auf gleichen Bogen in gleichen Kreisen sind einander gleich.

Zu gleichen Peripheriewinkeln in einem oder in gleichen Kreisen gehören auch gleiche Bogen und gleiche Sehnen. Der Peripheriewinkel, dessen zwischen seinen Schenkeln abgeschnittener Bogen die halbe Peripherie, dessen Sehne also der Durchmesser ist, beträgt einen rechten Winkel. Ist der Bogen größer, so ist er größer als ein Rechter, ist er kleiner wie die halbe Peripherie, so ist er kleiner wie ein Rechter.

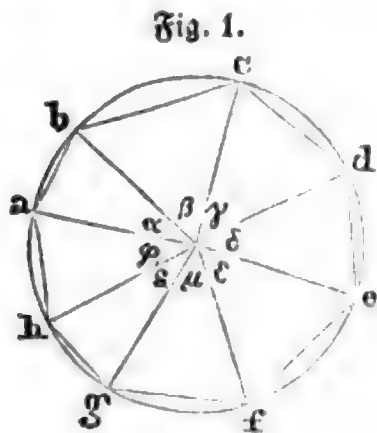
12) Die Summe jeder zwei einander gegenüberliegenden Winkel eines Vierecks im K. ist immer $2R$, denn die Summe hat die Hälfte der Peripherie zu ihrem Maß, ist also $= 2R$.

13) Wenn in einem Viereck die Summe zweier einander gegenüberliegender Winkel $= 2R$ ist, so hat dasselbe einen Mittelpunkt, d. h. es liegt in einem K.

14) Bei jedem Vieleck von einer geraden Anzahl Seiten, welches in einem K. liegt, ist die Summe der 1ten, 3ten, 5ten u. s. w. Umfangs-

Winkels so groß wie die Summe des 2ten, 4ten 6ten u. s. w.

Beweis. Man hat z. B. für ein Achteck (Fig. 1) bei der in der Figur bemerkten Bezeichnung



$$\begin{aligned} \angle h a b \text{ oder } a &= \frac{\beta + \gamma + \delta + \varepsilon + \mu + \varphi}{2} \\ \text{ferner } c &= \frac{\delta + \varepsilon + \mu + \varphi + \alpha + \beta + \gamma}{2} \\ e &= \frac{\mu + \varphi + \alpha + \beta + \gamma}{2} \\ g &= \frac{\varphi + \alpha + \beta + \gamma + \delta + \varepsilon}{2}, \text{ also} \\ a + c + e + g &= \frac{3(\alpha + \beta + \gamma + \delta + \varepsilon + \mu + \varphi)}{2} \\ &= \frac{3 \cdot 4R}{2} = 6R. \end{aligned}$$

Es ist aber

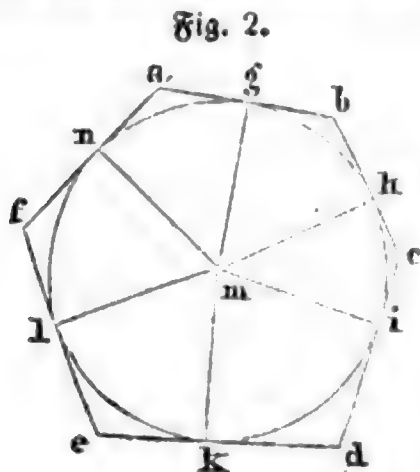
$$a + b + c + d + e + f + g + h = 12R, \text{ daher auch}$$

$$b + d + f + h = 6R, \text{ folglich} \\ a + c + e + g = b + d + f + h.$$

15) Jedes Dreieck liegt um einen K., dessen Mittelpunkt im Durchschnittspunkt der Halbierungslinien zweier Winkel des Dreiecks liegt.

16) Bei jedem Vieleck von einer geraden Anzahl Seiten, welches um einen K. liegt, ist die Summe der 1ten, 3ten, 5ten u. s. w. Seite so groß, wie die Summe der 2ten, 4ten, 6ten u. s. w.

Beweis. Man hat z. B. für ein Sechseck (Fig. 2), wenn m den Mittelpunkt des darin



liegenden Kreises vorstellt, so daß also die Normalen mg, mh, mi, mk, ml, mn auf die Seiten ab, bc, cd, de, ef, fa, als Halbmesser gleich groß sind, nach den vorhergehenden Sätzen:

$$\begin{aligned} ag &= an \\ gb &= bh \\ ci &= ch \\ id &= dk \\ el &= ek \\ lf &= fu, \end{aligned}$$

also auch, wenn man addirt (oder bei erhabenen Winkeln theilweis subtrahirt),

$$ab + cd + ef = bc + de + fa$$

wie zu beweisen war.

17) Wenn die beiden Summen der gegenüberliegenden Seiten eines Vierecks gleich groß sind, so läßt sich in dasselbe ein K. legen.

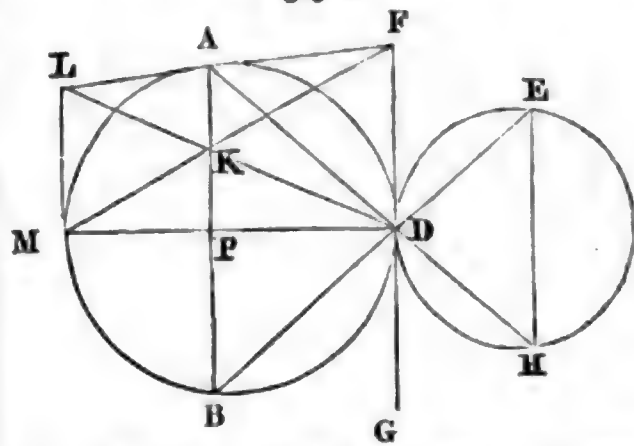
18) Der Winkel, welchen zwei Sehnen eines Kreises bilden, ist, wenn sie sich innerhalb eines Kreises schneiden, gleich der Summe, schneiden sie sich aber außerhalb, gleich der Differenz der beiden Peripheriewinkel, welche auf deren zwischen den Sehnen abgeschnittenen Bogen stehen.

19) Der Winkel, welchen eine Tangente eines Kreises mit einer Sehne desselben, welche von ihrem Berührungspunkt ausgeht, bildet, ist gleich dem Peripheriewinkel im gegenüberliegenden Kreisabschnitt.

20) Schneiden sich zwei Sehnen rechtwinklig, und man zieht die vier Halbmesser nach ihren Endpunkten, so sind die gegenüberliegenden Winkel am Mittelpunkt Supplementwinkel, d. h. ergänzen sich zu 90 Grad.

21) Wenn zwei Kreise einander berühren, u. man zieht durch den Berührungspunkt zwei gerade Linien, welche jede der zwei Peripherien in noch einem Punkt schneiden, so sind die zwei Sehnen, welche diese Durchschnittspunkte verbinden, einander parallel. Denn (Fig. 3) we-

Fig. 3.



gen: $\angle FDA = \angle ABD$ u. $\angle FDE = \angle DHE$ folgt: $\angle BAD = \angle DHE$, also: $AB \parallel EH$. Ähnlich diesem steht der Beweis, wenn die Kreise in einander liegen.

22) Wenn man durch den gemeinschaftlichen Punkt der Peripherien zweier Kreise zwei gerade Linien legt, welche jede der beiden Peripherien in noch einem Punkt schneiden, und es werden die Sehnen, welche diese Durchschnittspunkte verbinden, mit einander parallel, so haben beide

Peripherien nur diesen einen Punkt gemein, d. h. sie berühren sich, oder sie haben an diesem Punkte eine gemeinschaftliche Tangente.

23) Wenn man auf den Endpunkten eines Durchmessers eines Kreises Normalen errichtet u. diese Tangenten auf einerlei Seite des Durchmessers verlängert, bis sie von der Tangente eines auf derselben Seite beliebig gewählten Punktes in der Peripherie geschnitten werden, so trifft die gerade Verbindungslinie dieses beliebig gewählten Punktes mit dem Durchschnittpunkt der Diagonalen des entstehenden Trapezes, gehörig verlängert, den erwähnten Durchmesser normal. Folgt aus dem Vorigen.

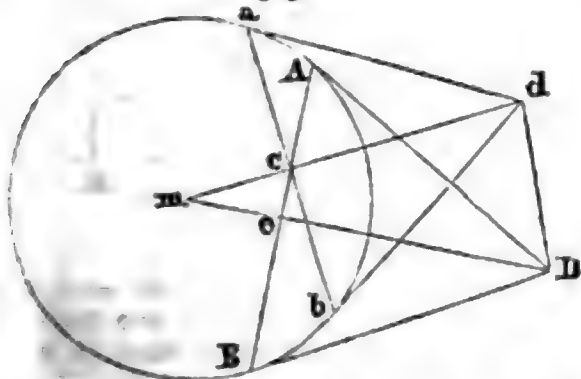
24) Wenn man aus dem einen Endpunkt einer Sehne einen Durchmesser zieht u. aus dem andern Endpunkt eine Normale darauf fällt, so ist die Senk. mittlere Proportionallinie zwischen ihrer Projektion auf diesen Durchmesser n. dem Durchmesser selbst. Die Normale mittlere Proportionallinie zwischen beiden Stücken oder Abschnitten dieses Durchmessers. Denn (Fig. 3) ist MD ein Durchmesser, ML wie DF eine Tangente in M u. D, eben so FL eine solche in dem P. A, K Durchschnitt der Diagonalen MF u. DL, so ist: $DF \propto ML$, $\triangle DKF \propto \triangle MKL$, also $LK : KD = ML : DF$; wegen: $ML = LA$ u. $DF = FA$, $LK : KD = LA : FA$ auch $AK \propto DF$, $\angle FDM = 1R$ also auch $\angle LMD = 1R$.

25) Schneiden sich 2 Sehnen eines Kreises, so ist das rechtwinklige Parallelogramm, dessen Seiten die Abstände vom Durchschnittspunkt der Sehnen bis zu den Durchschnittspunkten der einen Sehne mit der Peripherie sind, eben so groß wie das durch die Stücke der andern Sehne bestimmte Rechteck. (Bekannt).

26) Schneiden sich eine Tangente und eine verlängerte Sehne desselben Kreises, so ist das Quadrat des abgeschnittenen Stückes der Tangente so groß wie das Rechteck, dessen Seiten die Abstände vom Durchschnittspunkt der verlängerten Sehne und Tangente bis zu den Durchschnittspunkten der Sehne mit der Peripherie sind.

27) Wenn man durch einen beliebigen Punkt c innerhalb eines Kreises (Fig. 4) drei oder mehrere

Fig. 4.

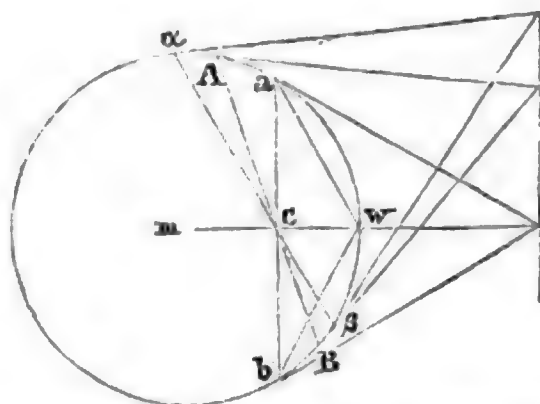


Sehnen AB, A'B', A''B'' u. s. w. legt und an ihren Endpunkten sich die für jede Sehne gleichen Tangenten vorstellt, welche sich in D, D', D'' u. s. w. schneiden, so liegen diese Durchschnittspunkte alle in einer geraden Linie. — Dann stellt m den Mittelpunkt des Kreises vor, u.

man legt durch c eine auf cm normale Sehne ab, denkt sich auch an ihren Endpunkten a, b die sich in d schneiden den gleichen Tangenten, so hat man, weil $\angle mBD$ ein rechter, eben so $\angle meB$ ein rechter Winkel ist: $(mB)^2 = me \cdot mD$, ebenso: $(mb)^2 = mc \cdot md$, also $me \cdot mD = mc \cdot md$ u. $mc : me = mD : md$, dann weil $\angle m = \angle m$, $\triangle mee \propto \triangle mDd$, darum $\angle mec = \angle mdD$. Jetzt ist $\angle mec = R$, also auch $\angle mdD = R$, und auf gleichem Weg erhält man $\angle mdD' = R$, $\angle mdD'' = R$, woraus folgt, daß d, D, D', D'' u. s. w. in eine gerade Linie fallen, welche Gerade von mc normal getroffen wird.

28) Wenn man sich außerhalb eines Kreises eine Gerade ld denkt, in dieser nach Belieben einige Punkte D, d wählt (Fig. 5), aus jedem solchen

Fig. 5.



Punkt die gleichen Tangenten: Da, DB, da, db u. s. w. an den K. sich gezogen denkt, die zusammen gehörigen Berührungspunkte: AB, ab u. s. w. durch Sehnen verknüpft, so schneiden sich diese Sehnen alle in einem und demselben Punkt. Ist nämlich m der Mittelpunkt des Kreises, u. man denkt sich md normal auf die gerade Linie l außerhalb des Kreises, stellt sich dann aus dem Durchschnittspunkte d, die Tangente da = db in die zugehörige Sehnen ab konstruiert vor, welche md in c rechtwinklig schneidet, so muß gezeigt werden, daß die Sehne AB, ab u. s. w. alle auch durch c gehen. Wollte man nun annehmen, c läge nicht in AB, sondern die gerade Linie Ac trafe verlängert nicht den Punkt B, sondern einen andern Punkt k der Peripherie, so würde auch die in k zu denkende Tangente die AD in einem Punkt außerhalb l treffen, und dann wäre offenbar nothwendig

$$\angle mdf = R.$$

Es ist aber $mdD = R$, und somit erhielte man, gegen den Satz: der Theil ist kleiner als das Ganze, die widersprechende Folgerung

$$mdf = mdD,$$

woraus die Wahrheit der Behauptung hervorgeht.

29) Bezeichnet r die Größe des Halbmessers eines Kreises, a die Seite des regulären Sechsecks, b die des regulären Vierecks, c die des regulären Dreiecks in diesem K., so ist

- 1) $a = r$, also auch $a^2 = 1 \cdot r^2$,
- 2) $b^2 = 2 \cdot r^2$,
- 3) $c^2 = 3 \cdot r^2$.

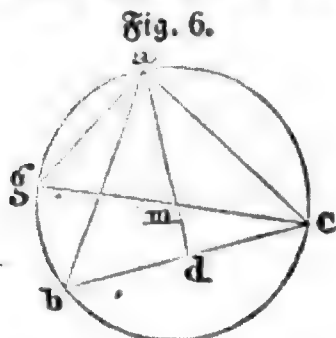
Die erste und zweite Behauptung ist bekannt, die dritte nach der vorigen Figur so erweisbar: Es sey aw Seite eines regulären Sechsecks, also r , ebenso bw , so stellt ab die Seite des regulären Dreiecks im K . vor, darum $aw^2 =$

$$r^2 = ac^2 + cw^2 = ac^2 + \frac{r^2}{4}; ac^2 = r^2 -$$

$$\frac{r^2}{4}; ac = \frac{r}{2} \sqrt{3}; 2ac = r\sqrt{3} = ab.$$

30) Der Inhalt jedes Dreiecks ist gleich dem Produkt seiner 3 Seiten dividirt durch den doppelten Durchmesser des um das Dreieck gelegten Kreises.

Beweis. Ist (Fig. 6) abc das Dreieck, m



der Mittelpunkt des darum liegenden Kreises, cg ein Durchmesser, so ist:

$$\angle age = abc$$

$$\text{und } \angle gac = R.$$

Denkt man sich nun ad normal auf bc , so ist auch

$$\angle adb = R,$$

$$\text{daher } \angle gac = \angle adb,$$

$$\text{also } \triangle gac \sim \triangle bda,$$

$$\text{folglich } gc : ac = ab : ad,$$

$$\text{daher } ad = \frac{ab \cdot ac}{gc},$$

$$\text{also } \frac{ad \cdot bc}{2} = \frac{ab \cdot ac \cdot bc}{2 \cdot gc}.$$

31) Bezeichnen a, b, c , die 3 Seiten eines Dreiecks, α, β, γ die zugehörigen Höhen und d den Durchmesser des Kreises um dieses Dreieck,

$$\text{so hat man } \frac{a\alpha}{2} = \frac{abc}{2d}$$

$$\text{oder } \alpha = \frac{bc}{d}.$$

$$\text{Eben so } \beta = \frac{ac}{d}$$

$$\text{und } \gamma = \frac{ab}{d},$$

$$\text{folglich } \alpha + \beta + \gamma = \frac{ab + ac + bc}{d}$$

$$\text{und auch } d = \frac{ab + ac + bc}{\alpha + \beta + \gamma}.$$

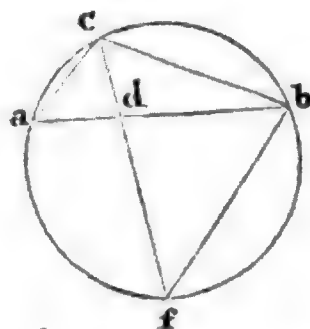
32) Das Quadrat derjenigen Linie, welche einen Winkel eines Dreiecks halbiert und bis zur gegenüberliegenden Seite verlängert ist, und

das Rechteck, dessen Seiten die entstandenen Theile dieser Seite sind; diese beiden ebenen Räume sind zusammen genommen eben so groß wie das Rechteck, dessen Seiten die beiden andern Seiten des Dreiecks sind, oder:

$$\text{Behauptung } cd^2 + ad \cdot db = ac \cdot cb \text{ (Fig. 7),}$$

$$\text{Voraussetzung } \angle acd = \angle dbc,$$

Fig. 7.



Beweis. Denkt man sich den Kreis ums Dreieck, und verlängert cd bis zum Durchschnittpunkt f mit Peripherie, und zieht bf , so ist

$$\angle cad = \angle cfb \text{ und}$$

$$\angle acd = \angle fcb,$$

$$\text{also } \triangle acd \sim \triangle fcb,$$

$$\text{folglich } ca : dc = cf : bc,$$

$$\text{daher } ac \cdot bc = cd \cdot cf.$$

$$\text{Es ist aber } cf = cd + df,$$

$$\text{also } cd \cdot cf = cd^2 + cd \cdot df;$$

$$\text{weil aber } cd \cdot df = ad \cdot db \text{ ist,}$$

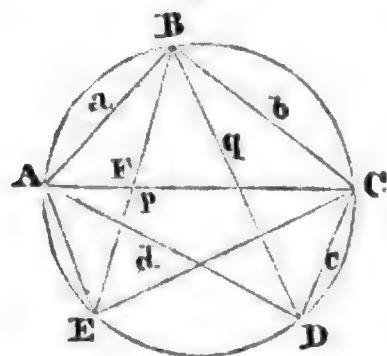
$$\text{so folgt } cd \cdot cf = cd^2 + ad \cdot db;$$

$$\text{also } cd^2 + ad \cdot db = ac \cdot bc.$$

33) Aus diesen Sätzen läßt sich nun mit Leichtigkeit der unter dem Namen des Ptolemäischen Lehrsatzes bekannte Lehrsatz ableiten, welcher lautet: Bei jedem Viereck, welches in einem Kreis liegt, ist das Produkt der beiden Diagonalen gleich der Summe der Produkte der einander gegenüberliegenden Seiten des Vierecks.

Ist $ABCD$ das in Rede stehende Viereck, (Fig. 8), u. man setzt der Kürze wegen: $AB = a$;

Fig. 8.



$BC = b$; $CD = c$; $DA = d$; $AC = p$; $BD = q$, denkt sich $AE = DC$ gemacht, BE gezogen, so hat man $\angle ABF = \angle DBC$; $\angle BAF = \angle BDC$; $\triangle ABF \sim \triangle DBC$, folglich $a : AF = q : c$; $AF \cdot q = ac$. Eben so: $\angle BCF = \angle BDA$; $\angle CBF = \angle ABD$, $\triangle BFC \sim \triangle ABD$, also $b : CF = q : d$, also $CF \cdot q = d \cdot b$, demnach: $(AF + CF)q = a \cdot c + b \cdot d$; $p \cdot q = a \cdot c + b \cdot d$.

34) Daraus geht hervor: Bei jedem Viereck im Kreis verhalten sich beide Diagonalen wie die Summe der Produkte der in ihren Endpunkten zusammenstoßenden Seiten, oder es ist: $p:q = a.d + b.c : a.b + c.d$. Stellt nämlich d den Durchmesser des Kreises vor, der das Viereck umschließt, so wird nach 30) das $\triangle ABC$

$$= \frac{a.b.p}{2d}, \triangle ACD = \frac{c.d.p}{2d}, \square ABCD = \frac{(a.b + c.d)p}{2d}.$$

Ferner $\triangle ABD = \frac{a.d.q}{2d}$; $\triangle BCD = \frac{b.c.q}{2d}$, folglich $\square ABCD = \frac{(a.d + b.c)q}{2d}$.

Setzt man die Werthe für dieses Viereck einander gleich, so erscheint: $(a.b + c.d)p = (a.d + b.c)q$, darum $p:q = a.d + b.c : a.b + c.d$.

II. Umfang und Inhalt des Kreises.

Koncentrische Kreise nennt man bekanntlich solche, die einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben.

35) Zwischen solchen zwei koncentrischen Kreisen läßt sich immer ein Vieleck einzeichnen, dessen Seiten, die Kreise mögen so nahe aneinander liegen als man will, den kleinern Kreis weder schneiden, noch berühren. — Denn denkt man sich an irgend einen Punkt im kleinern Kreis eine Tangente darauf zu dieser Parallele gezogen, so treten diese von dem Mittelpunkt des innern Kreises desto weiter zurück, je kleiner sie werden; die zugehörigen Winkel an jenem Mittelpunkt werden um so kleiner, je kleiner die Tangenten ausfallen, und unter diesen Sehnen wird wenigstens eine sich finden, für welche vier rechte Winkel getheilt durch den zuständigen Winkel eine ganze Zahl gibt, darum muß dann jene Linie den innern Kreis weder berühren noch schneiden, was eben zu beweisen war. — Eben so läßt sich beweisen, daß um den innern Kreis sich ein Viereck legen lassen wird, dessen Ecken innerhalb der Peripherie des größern liegen.

36) Die Ebenen zweier Kreise verhalten sich wie die Quadrate ihrer zugehörigen Radien oder Durchmesser, oder in Zeichen: $1:i = R^2:r^2$, woraus: $1 = \frac{R^2}{r^2}$ folgte. Denn wäre: $1 > \frac{R^2}{r^2}$, so müßte sich eine Kreisfläche (x) finden, die $= \frac{R^2}{r^2}$, dann hätte man: $1 > x$. Denkt man

sich aber die beiden Kreisebenen 1 und x koncentrischen Kreisen angehörig, in 1 ein regelmäßiges Vieleck eingezeichnet, dessen Seiten die Peripherie von 1 weder berühren noch schneiden, bezeichnet den Inhalt dieses Vielecks mit Q , stellt sich ferner ein reguläres Vieleck von eben so viel Seiten vom Inhalt q vor, so gilt:

$$Q:q = R^2:r^2 \text{ also } Q = \frac{R^2q}{r^2}, \text{ wodurch: } \frac{Q}{x} = \frac{q}{1}$$

hervorgeht; worin ein Widerspruch liegt, indem

x ein Theil von Q , $\frac{Q}{x} > 1$ seyn müßte, wogegen $\frac{q}{1} < 1$ ist; woraus folgt, daß: $\frac{R^2}{r^2}$ nicht größer als 1 seyn kann. Eben so beweist man, daß 1 nicht $< \frac{R^2}{r^2}$ seyn kann, somit folgt, was bewiesen werden soll: $1:i = R^2:r^2$.

37) Die Fläche jedes Kreises gleicht einem Dreieck, dessen Grundlinie die Peripherie (P) des Kreises, dessen Höhe aber der Radius desselben ist, oder es muß allemal $1 = \frac{PR}{2}$ seyn.

Kann man nun die Unrichtigkeit von der Behauptung: $1 < \frac{PR}{2}$ und zugleich von $1 > \frac{PR}{2}$

zeigen, so bleibt nur: $1 = \frac{PR}{2}$ übrig. Aus

$1 < \frac{PR}{2}$ folgt, daß man einen Kreis finden

müßte, dessen Inhalt $x = \frac{PR}{2}$ wäre und daraus

weiter: $x > 1$. Sind nun x und 1 koncentrisch, ist um 1 ein reguläres Vieleck gezeichnet, dessen Ecken die Peripherie von 1 nicht treffen, setzt man dessen Umfang $= B$, seinen Inhalt $= D$, so hat man $\frac{BR}{2} = D$. Dieses durch $x = \frac{PR}{2}$

dividirt bringt: $\frac{D}{x} = \frac{B}{P}$, welches einen Widers

spruch enthält, da $\frac{D}{x}$ ein ächter, $\frac{B}{P}$ ein un-

ächter Bruch ist. Eben so folgt aus: $1 > \frac{PR}{2}$

ein ähnlicher Widerspruch und es muß nothwendig $1 = \frac{PR}{2}$ seyn.

38) Die Peripherien P und p von zwei Kreisebenen verhalten sich wie die Durchmesser D und d oder die Durchmesser R und r , denn wegen 37) kommt: $1 = \frac{PR}{2}$ und $i = \frac{pr}{2}$; darum

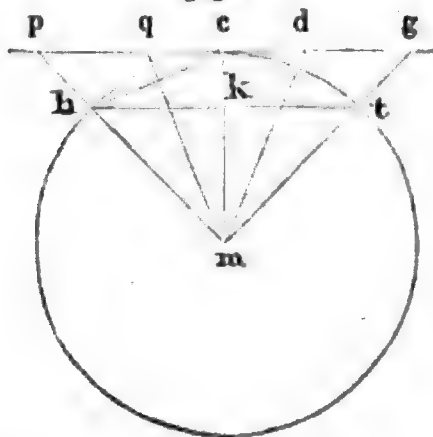
darum folgt: $1:i = PR:pr$ und wegen $1:i = R^2:r^2$ sogleich: $P:p = R:r = D:d$.

39) Zwischen dem Quadratinhalt A eines regulären Vielecks um einen Kreis und dem Inhalt a eines solchen Vielecks in demselben ist der Inhalt b des regulären Vielecks von doppelt so viel Seiten in eben diesem Kreis, die mittlere geometrische Proportionalfläche, oder es ist $A:b = b:a$.

Soll die Seitenzahl des äußern, so wie des innern zweiten Vielecks n , also die des dritten Vielecks $2n$ seyn, so besteht das erste aus n , eben so das zweite aus n , das dritte aber aus $2n$ kon-

gruenten Dreiecken. Stellt nun (Fig. 9) diese

Fig. 9.



Dreiecke vor, so daß $A = n \cdot pmg$; $a = n \cdot hmt$; $b = 2n \cdot hmc$, oder $A = n \cdot 2 \cdot pmc$; $a = n \cdot 2 \cdot hmk$; $b = 2n \cdot hmc$ ist, so folgt: $A : b = pmc : hmc = pm : hm = cm : km$, daneben aber $b : a = hmc : hkm = cm : km$, somit: $A : b = b : a$.

40) Unter der Voraussetzung, daß n wenigstens $= 3$ und eine ganze Zahl vorstellt, läßt sich behaupten: der Inhalt jedes regulären n -Eckes in einem Kreis verhält sich zur halben Summe der Inhalte dieses und so auch des regulären $2n$ -Eckes (b), wie der Inhalt (B) des regulären $2n$ -Eckes zum Inhalt A des regulären

n -Eckes in demselben Kreis od. $a : \frac{a+b}{2} = B : A$.

Denn nach Fig. 9 ist wegen: $\angle pmq = \angle qmc = \angle cmd = \angle dmg$; und weil ht eine der n Seiten von a , hc eine der $2n$ Seiten von b und pg eine der n Seiten von A , qd eine der $2n$ Seiten von B , hat man: $a = n \cdot hmt = n \cdot 2 \cdot hmk$; $b = 2n \cdot hmc$; $A = n \cdot pmg = n \cdot 2 \cdot pmc$; $B = 2n \cdot qmd = 2n \cdot 2 \cdot qmc$, darum $a : b = km : cm = km : hm = cm : pm = cq : pq$, also $a : a + b = cq : cp$. Ferner: $B : A = 2qmc : pmc$, $B : 2A = qmc : pmc = cq : cp$, woraus $a : a + b = B : 2A$

oder $a : \frac{a+b}{2} = B : A$ hervortritt; was eben

zu erweisen war. Da nun in der vorigen Nummer: $A : b = b : a$ sich ergab, so folgt weiter aus dieser und der letzten Proportion, wofern A u. a als bekannt zu betrachten sind: $b = \sqrt{a \cdot A}$

und $B = \frac{2aA}{a + \sqrt{aA}}$. Geht man von $n = 4$

aus, so wird im einzelnen Fall: $a = 2r^2$; $A = 2 \cdot 2 \cdot r^2 = 4r^2$, somit der Inhalt des regulären inneren Achteckes: $\sqrt{2r^2 \cdot 4 \cdot r^2} = 2r^2\sqrt{2}$; der des regulären äußeren Achteckes:

$$\frac{2 \cdot 2r^2 \cdot 4r^2}{2r^2 + \sqrt{2r^2 \cdot 4 \cdot r^2}} = \frac{8r^2}{1 + \sqrt{2}} = 8(\sqrt{2}-1)r^2.$$

Oder wählt man für a den Inhalt des regulären Achteckes, nämlich: $2r^2\sqrt{2}$, für A aber $8(\sqrt{2}-1)r^2$, so kommt der Inhalt des regulären Sechzeckes nach der vorigen Formel:

$$\sqrt{2r^2\sqrt{2} \cdot 8(\sqrt{2}-1)r^2} = 4r^2\sqrt{2-\sqrt{2}}$$

und der desselben Eckes, aber um den Kreis:

$$2 \cdot 2r^2 \cdot \sqrt{2} \cdot 8(\sqrt{2}-1)r^2$$

$$\frac{2r^2 \cdot \sqrt{2} + 4r^2 \sqrt{2-\sqrt{2}}}{= 16r^2(-1-\sqrt{2} + [\sqrt{4+2\sqrt{2}}])}.$$

Führt man fort, nach diesen Quadraturformeln weitere Vielecke respektive deren Inhalte zu berechnen, indem man dieselben auf den Radius als Einheit bezieht, so tritt als Anfang dieser Ergebnisse folgende Tabelle hervor.

Inhalt des regulären n -Eckes:	in dem Kreis	um den Kreis.
3-Eckes	2	4
4-Eckes	2,82843	3,31371
6-Eckes	3,06145	3,18261
8-Eckes	3,12144	3,15173
10-Eckes	3,13655	3,14400
12-Eckes	3,14027	3,14227
14-Eckes	3,14187	3,14177
16-Eckes	3,14158	3,14164
18-Eckes	3,14158	3,14160

Hieraus sieht man, wie mit jedem neuen Vieleck die entsprechenden Zahlen für die Inhalte entsprechender Vielecke in und um den Kreis sich mehr und mehr nähern, nach und nach um eine und die andere Decimale gleich werden, übereinstimmen. Da nun die Kreisebene größer als der Inhalt eines regulären Vieleckes in ihr, kleiner als der Inhalt eines der Zahl der Seiten nach diesem entsprechenden Vieleckes um den Kreis ist, od. in Zahlen: da $1 > 3,14158 \dots r^2$ u. $1 < 3,14160 \dots r^2$, so kann: $1 = 3,14 \dots r^2$, oder $1 = 3,141 \dots r^2$ oder $1 = 3,1415 \dots r^2$ u. s. w. gesetzt werden, je nachdem man mehr und mehr Genauigkeit verlangt.

Setzt man oben bewiesen, daß der Inhalt des Kreises als ein Aggregat vieler unendlich kleiner, gleicher Dreiecke angesehen werden kann. Setzt man die Grundlinie eines solchen Dreieckes $= e$, die zugehörige Höhe aber gleich dem Radius, so kommt als Inhalt des Kreises:

$$\frac{r \cdot e}{2} + \frac{r \cdot e}{2} + \frac{r \cdot e}{2} + \frac{r \cdot e}{2} + \dots = \frac{r}{2} (e + e + e \dots) = \frac{r}{2} \cdot p, \text{ wo } p \text{ die}$$

Peripherie des Kreises bedeutet. Wir fanden aber oben den Inhalt des Kreises: $I = r^2 \cdot 3,141 \dots$

also wird daraus: $\frac{rp}{2} = r^2 \cdot 3,141 \dots$ somit

$p = 2r \cdot 3,1415$. Im Artikel Rectifikation findet man, warum die Zahl: $3,1415 \dots$ die ludolphische heißt, und wie solche weiter fortgesetzt aussieht, ferner an demselben Orte die nöthigen geschichtlichen Notizen. Für den Radius $r = 1$ wird $p = 6,283 \dots$

Es hält nicht schwer, mittelst dieser Ludolphischen Zahl, welche man auch vorzugsweise mit π bezeichnet, sowohl Theile des ganzen Kreises für bestimmte Mittelpunktswinkel, also Kreisabschnitte, als auch die zu solchen Winkeln gehörigen Theile der Peripherie, desgleichen Kreisabschnitte zu finden.

42) Bedeutet nämlich α einen solchen Mittelpunktswinkel in dem Kreis vom Radius r , b die Länge des zugehörigen Bogens, a den Quadratinhalt eines entsprechenden Kreisabschnittes,

so wird: 1) $b = \frac{\alpha}{4R} \cdot 2\pi r$; 2) $a = \frac{\alpha}{4R} \cdot r^2 \pi$.

Denn es muß: $b : p = a : l = \alpha : 4R$, darum

$$b = \frac{\alpha}{4R} \cdot p; a = \frac{\alpha}{4R} \cdot l \text{ oder was eben be-}$$

$$\text{hauptet wurde: } b = \frac{\alpha}{4R} \cdot 2\pi r; a = \frac{\alpha}{4R} \cdot r^2 \pi$$

sey. Formel 2) durch 1) dividirt bringt weiter:

$$\frac{a}{b} = \frac{r}{2}; a = \frac{br}{2}; \text{ d. h. jeder Kreisabschnitt}$$

ist gleich einem Dreieck, dessen Grundlinie der zum Kreisabschnitt gehörige Bogen, und dessen Halbmesser die Höhe vorstellt. Danach wird also der Inhalt eines Kreises von 10 Fuß Radius: $r^2 \pi = 10^2 \cdot 3,1415 \dots = 314,1593 \dots$ die zugehörige Peripherie: $2\pi r = 20 \cdot 3,1415 \dots = 62,8318 \dots$ und der Theil der Peripherie, welcher einem Mittelpunktswinkel von 10° entspricht, wosfern der Radius = 1 gesetzt wird,

$$\text{auf nach } 2\pi r \cdot \frac{10}{360} = \frac{2 \cdot 3,141 \dots}{36} = 0,174532 \dots$$

sey. Hiernach lassen sich folgende Tabellen leicht verstehen.

Tafel der Kreisflächen für die Halbmesser von 1 — 100.

Halbmesser r	Kreisfläche πr^2	Halbmesser r	Kreisfläche πr^2	Halbmesser r	Kreisfläche πr^2
1	3,1416	34	3631,6811	67	14102,6094
2	12,5664	35	3848,4810	68	14596,7244
3	28,2743	36	4071,5041	69	14907,1226
4	50,2656	37	4300,8403	70	15393,8040
5	78,5398	38	4536,4898	71	15836,7686
6	113,0973	39	4778,3624	72	16286,0163
7	153,9380	40	5026,3482	73	16741,5472
8	201,0619	41	5281,0172	74	17203,3614
9	254,4690	42	5541,7694	75	17671,4587
10	314,1593	43	5808,9048	76	18145,8392
11	380,1327	44	6082,1234	77	18626,5028
12	452,3893	45	6361,7251	78	19113,4497
13	530,9292	46	6647,6101	79	19606,6797
14	615,7322	47	6939,7782	80	20106,1930
15	706,8583	48	7238,2295	81	20611,9894
16	804,2477	49	7542,9640	82	21124,0690
17	907,9203	50	7853,9816	83	21642,4318
18	1017,8760	51	8171,2825	84	22167,0778
19	1134,1140	52	8494,8665	85	22698,0069
20	1256,6371	53	8824,7338	86	23235,2193
21	1385,4494	54	9160,8844	87	23778,7148
22	1520,4308	55	9503,3178	88	24328,4935
23	1661,6025	56	9852,0346	89	24884,5554
24	1809,0574	57	10207,0345	90	25446,9005
25	1963,4934	58	10568,3177	91	26015,6288
26	2123,7166	59	10935,8840	92	26590,4402
27	2290,2210	60	11309,7336	93	27171,6340
28	2463,0086	61	11689,8663	94	27759,1127
29	2642,0794	62	12076,2822	95	28352,8737
30	2827,4334	63	12468,9812	96	28952,9179
31	3019,0708	64	12867,9635	97	29559,2453
32	3216,9909	65	13273,2290	98	30171,8558
33	3421,1944	66	13684,7776	99	30790,7496
				100	31415,9265

Das will sagen: Ein Kreis vom Radius 6 Fuß, hat zum Quadratinhalt: 113,0973 und ein solcher von 27 Fuß einen Inhalt von 1256,6301 Quadratsfuß.

Vielfache der Bögen in Decimaltheilen des Halbmessers.

Grade.	Minuten.
1 = 0,017 433 292 519	1 = 0,000 290 888 208
2 = 0, 34 906 585 039	2 = 0,000 581 776 417
3 = 0, 52 359 877 550	3 = 0,000 873 664 625
4 = 0, 69 813 170 079	4 = 0,001 163 552 834
5 = 0, 87 266 462 599	5 = 0,001 454 441 043
6 = 0,104 719 755 119	6 = 0,001 745 329 251
7 = 0,122 173 047 639	7 = 0,002 036 217 460
8 = 0,139 626 340 159	8 = 0,002 327 105 669
9 = 0,157 079 632 699	9 = 0,002 617 993 877
10 = 0,174 532 925 199	10 = 0,002 908 882 086

Sekunden.

1 = 0,000 004 848 136
2 = 0,000 009 696 273
3 = 0,000 014 544 410
4 = 0,000 019 392 547
5 = 0,000 024 240 684
6 = 0,000 029 088 820
7 = 0,000 033 936 957
8 = 0,000 038 785 094
9 = 0,000 043 633 231
10 = 0,000 048 481 368

Setzt man den Halbmesser des Kreises = 1, daß also π den halben Umkreis bedeutet: so findet man aus π durch die Division mit 180 die Länge eines Bogens von 1 Grade in Theilen des Halbmessers. Diese Länge mit 60 dividirt, 1 Sekunde. Demnach ist in Decimaltheilen des Halbmessers

1 Grad = 0,017 433 292 519 . . .
1 Min. = 0,000 290 888 208 . . .
1 Sec. = 0,000 004 848 136 . . .

Hiervaus läßt sich jede Anzahl von Graden, Minuten, Sekunden zusammensetzen, wozu sich in den eben gegebenen Tabellen die Vielfachen dieser Zahlen finden; auch ein solcher Bogen durch den gegebenen Halbmesser multipliciren, und in solchem Maße, in welchem der Halbmesser gegeben ist, bestimmen, d. h. für einen Radius von 10 Fuß beträgt ein Grad des zuständigen Kreises: 10 mal 0,017453292 ... = 0,17453292 ... Bezeichnet man den Bogen, welcher an Länge dem Halbmesser gleich ist, mit q ;

so ist $q : 180^\circ = 1 : \pi$, d. h. $q = \frac{180^\circ}{\pi} = 206264''$,

81. Ist nun irgend ein anderer Bogen in Theilen des Halbmessers auszudrücken; so braucht man ihn nur in Sekunden anzugeben und durch q zu dividiren, wie folgende kleine Tabelle zeigt:

Vielfache der Zahlen.

1 q = 206264, 806
2 q = 412529, 612
3 q = 618794, 418
4 q = 825059, 224
5 q = 1031324, 031
6 q = 1237588, 837
7 q = 1443853, 643
8 q = 1650118, 449
9 q = 1856383, 255
10 q = 2062648, 062

Die Verwendbarkeit dieser Formeln in Zahlen ist so groß, daß es schwer wird, aus der Menge Eines oder das Andere herauszuheben. Es hängt davon ab die ganze Trigonometrie, die Gonometrie, die Stereometrie mit ihrer Körperberechnung, ferner eine große Reihe von kleineren Aufgaben, z. B. die Lunula Hippocratis, die ganze Mikrometrie u. a., worüber einzelne

Artikel bereits nähere Auskunft gegeben haben — 1. B. über Rektifikation und Goniometrie — oder noch beibringen werden, auch folgt unten eine Reihe von Aufgaben, die mehr oder minder mit dem Obigen im Zusammenhange stehen.

III. Vielecke in und um den Kreis.

Eine geradlinige Figur liegt in dem K., wofern ihre Winkelspitzen in der Peripherie desselben sich befinden, sie ist um den K. beschrieben, wofern ihre Seiten den Kreis berühren. Regelmäßige Figuren nennt man solche, deren Seiten, so wie Winkel einander gleich sind. Mittelst elementarer geometrischer Lehren lassen sich nicht alle regulären Vielecke im K. konstruiren, sondern nur eine bestimmte geringe Anzahl derselben, 1. B. regelmäßige Dreiecke, Sechsecke, Zwölfecke, Vierundzwanzigecke u. s. w., ferner regelmäßige Vierecke, Achtecke, Sechzehnecke u. s. w., ferner regelmäßige Fünfecke, Zehnecke, Zwanzigecke u. s. w. Dann aber können wir noch eine Reihe von derartigen Vielecken im K. einzeichnen, indem wir die eben genannten Vielecke unter einander kombiniren.

Des regulären Sechsecks Seite im Kreis ist der Radius, wie dieses aus den Winkeln dieser Figur leicht hervorgeht. Von diesem Vieleck läßt sich leicht das Zwölfeck und das reguläre Dreieck ableiten, eben so das Vierundzwanzigeck u. s. w. Die Seite des regulären Dreiecks im Kreis sey (Fig. 9) ht , also die des regulären Sechsecks

$hc = 1$. Nennt man $ht = x$; $hx = \frac{x}{2}$, so ers-

scheint für die Berechnung dieser Unbekannten:

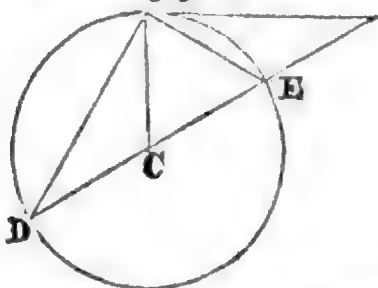
$$hc^2 = ck^2 + \frac{x^2}{4}, \frac{x^2}{4} = 1 - (1 - \sqrt{1 - \frac{x^2}{4}})^2 =$$

$$1 - 1 + 2\sqrt{1 - \frac{x^2}{4}} + 1 - \frac{x^2}{4}, \text{ daraus } \frac{x}{2} = \frac{\sqrt{3}}{2}$$

$x = \sqrt{3}$ als Länge der Dreiecksseite. — Nicht mehr Schwierigkeiten bietet die Konstruktion des Quadrates, daraus die des Achtecks, des Sechzehnecks u. s. w. im Kreis. Stehen nämlich zwei Durchmesser senkrecht auf einander, und man verknüpft die Endpunkte dieser Geraden durch Sehnen, so ist das Quadrat fertig, woraus, wie bekannt, das Achteck durch Halbierung der entsprechenden Bogen abgeleitet werden kann. Die Seite des Quadrates hat für den Radius = 1 die Länge $\sqrt{2}$. Die Konstruktion des Zehnecks im K. verlangt, den Radius desselben nach stetiger Proportion zu theilen, eine Aufgabe, deren Wesentliches auf folgenden Sätzen beruht.

Es sey (Fig. 10) AB eine Gerade, die nach stes

Fig. 10.

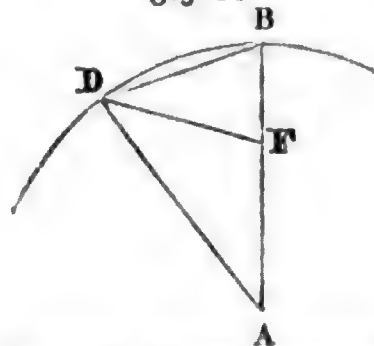


tiger Proportion in F dergestalt getheilt werden

soß, daß sich also: $AB : AF = AF : FB$ verhält. Errichtet man in dem Endpunkt der Geraden ein Loth BC halb so groß, als AB, beschreibt um CB von C aus einen Kreis, so wird AB eine Tangente an denselben, und für diese muß wegen der ähnlichen Dreiecke BDA u. BEA seyn: $DA : AB = AB : EA$ oder $AB : AE = AD - AB : AB - AE$. Nun ist: $ED = AB$, also $AD - AB = AE - AF$, folgl. $AB : AF = AF : FB$ die gewünschte stetige Proportion (sectio divina).

Schneidet man auf gleiche Weise den Radius eines vorliegenden Kreises in F auf gleiche Weise, wie Fig. 11 zeigt, so müssen, wenn $DF = AF$

Fig. 11.



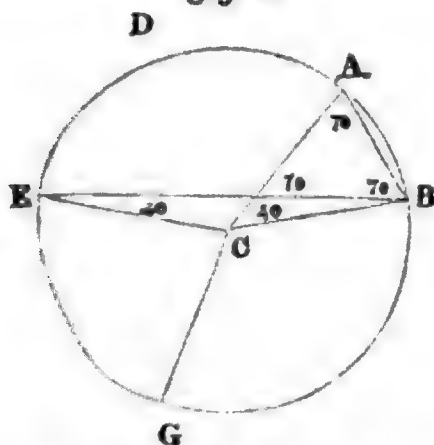
in den Kreis als Sehne eingetragen wurde, $\triangle DBF$ u. $\triangle BAD$ ähnlich seyn, indem beide Dreiecke den Winkel B gemeinschaftlich besitzen, und da $DB = AF$ in dem Kreis seyn soll, die diesen Winkel einschließenden Seiten entsprechende Glieder derselben Proportion, nämlich von: $AB : AF = AF : FB$ oder $AB : BD = BD : AF$ vorstellen. Hierdurch folgt: $\angle BDF = \angle DAB$, $DB = DF = FA$ also auch $\angle FDA = \angle DAB$ also $\angle BDA = 2 \angle DAB$. Das gleichschenklige Dreieck DAB ist demnach von der Art, daß jeder der gleichen Winkel an DB doppelt so groß als der Winkel A, daß somit: $\angle DAB = \frac{2R}{5} = \frac{4R}{10}$

seyn muß. Dieser zuletzt genannte Winkel stellt somit den Mittelpunktswinkel des regulären Zehnecks, also DB die zugehörige Seite dieses Vielecks im Kreis vor. — Verbindet man zwei nicht zunächst liegende Punkte dieses Zehnecks durch Gerade, so erhält man das reguläre Fünfeck, durch Halbierung der Zehnecksbogen das reguläre Zwanzigeck im Kreis. Diese Zehneckseite findet man rechnend so: Es sey (Fig. 9) Radius $AB = 1$, $AF = x$, so muß: $1 : x = x : 1 - x$, daraus $x^2 = 1 - x$, $x^2 + x = 1$; $x = -\frac{1}{2} \pm \sqrt{1 + \frac{1}{4}} = -\frac{1}{2} \pm \frac{\sqrt{5}}{2}$ Länge dieser Seite werden.

Nun noch einige Beispiele von solchen elementaren Konstruktionen, die mit Hülfe der schon konstruirten Vielecke im Kreis ausführbar sind.

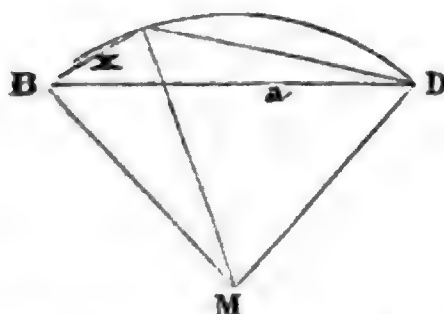
Es soll das reguläre Neuneck im K. (vom Radius = 1) bestimmt werden. Es sey zu diesem Zweck (Fig. 12) $\angle ACB = 40^\circ$, also $AB = x$ die Neuneckseite. Man nehme $AD = DE = AB$, ziehe EC, EB, so wird $\angle ECB = 120^\circ$, also $\angle EBC = 30^\circ$, $\angle ABE = 40^\circ$, also $\angle AFB = 70^\circ$, also $\triangle ABF \sim \triangle ACB$, $CB : BA = BA : AF$ oder $1 : x = x : AF$, $AF = x^2$, $x = \sqrt{AF}$. Verlängert man nun AC bis zur Peripherie G,

Fig. 12.



so wird $BF \cdot FE = AF \cdot FG$, oder weil $\sqrt{3}$ die Seite des regulären Dreiecks im K. ist: $BF (\sqrt{3} - BF) \cdot x (\sqrt{3} - x) = x^2 (2 - x^2)$, hieraus: $x^3 - 3x + \sqrt{3} = 0$, wodurch $x = 0,68404$ hervorgeht, als die in Zahlen ausgedrückte Seite des regulären Neunecks im Kreis, womit sich leicht eine Konstruktion verknüpfen läßt. Die Seite des regulären Dreißigecks in einem Kreis, dessen Halbmesser = 1 Fuß ist, läßt sich folgender Weise bestimmen. Es sey (Fig. 13) des Kreis

Fig. 13.



es Mittelpunkt $\angle BMC = 120^\circ$, also $BC = x$ die verlangte Seite. Man nehme: $\angle CMD = 60^\circ$,

so ist $\angle BMD = 72^\circ$, also $BD = \sqrt{\frac{5 - \sqrt{5}}{2}}$

= a gleich der Seite des regelmäßigen Fünfecks, CD die Seite des regelmäßigen Sechsecks = 1,

$\triangle BCD = \frac{1 \cdot a \cdot x}{2 \cdot 2}$. Da nun aber der Inhalt

eines Dreiecks durch seine drei Seiten a, b, c ausgedrückt: $\frac{1}{4} \sqrt{(a+b+c)(a+b-c)(b+c-a)(a+c-b)}$ (S. Dreieck) ist, so gewinnt man nach dieser Formel hier: $\triangle BCD =$

$$\frac{1}{4} \sqrt{(a+1+x)(a+1-x)(a+x-1)(1+x-a)}$$

also: $a^2 x^2 = ((a+1)^2 - x^2)(x^2 - (a-1)^2)$ oder $x^4 - (a^2 + 2)x^2 + (a^2 - 1)^2 = 0$, also

$$x = \sqrt{\left[\frac{a^2 + 2}{2} - \sqrt{\left(\left(\frac{a^2 + 2}{2} \right)^2 - (a^2 - 1)^2 \right)} \right]}$$

$$= \frac{1}{2} \sqrt{(2a^2 + 4 - 2a \sqrt{12 - 3a^2})}$$

$$= \frac{1}{2} \sqrt{\left(\frac{2a^2 + 4 + 4(a^2 - 1)}{2} \right)}$$

$$= \sqrt{\left(\frac{2a^2 + 4 - 4(a^2 - 1)}{2} \right)}$$

$$= \frac{1}{2} (a\sqrt{3} - \sqrt{4 - a^2})$$

$$= \sqrt{\left(\frac{15 - 3\sqrt{5}}{8} \right)} - \left(\frac{1 + \sqrt{5}}{4} \right).$$

Daraus folgt die Seite des regulären Fünfzeckes: $z = x \cdot \sqrt{4 - x^2} = \frac{1}{2} (a\sqrt{3} - \sqrt{4 - a^2})$

$$\sqrt{\left[4 - \frac{1}{4} (3a^2 + 4 - a^2 - 2a\sqrt{3}\sqrt{4 - a^2}) \right]}$$

$$= \frac{1}{2} ((a^2 - 2)\sqrt{3} + a\sqrt{4 - a^2}) \text{ oder}$$

indem man den Werth von a einsetzt:

$$z = \frac{\sqrt{3} + \sqrt{10 + 2\sqrt{3}} - \sqrt{15}}{4}.$$

Ferner die Seite des regulären Sechzeckes:

$$y = \sqrt{2 - \sqrt{4 - x^2}}$$

$$= \sqrt{\left\{ 2 - \sqrt{\left(\frac{6 - a^2 + \sqrt{12a^2 - 3a^4}}{2} \right)} \right\}}$$

$$= \sqrt{\left\{ \frac{4 - a}{2} - \sqrt{\frac{12 - 3a^2}{4}} \right\}}$$

$$= \frac{1}{2} (\sqrt{2 + a} - \sqrt{3} \cdot \sqrt{2 - a})$$

$$= \frac{1}{4} \left(\left(\sqrt{\frac{1}{2}} + \sqrt{\frac{3}{2}} \right) (\sqrt{5} - 1) - (\sqrt{3} - 1) \sqrt{5 + \sqrt{5}} \right).$$

(Lehmus, Sammlung von Beispielen aus der Algebra und Geometrie, Berl. 1840). Auch an diese Rechnung läßt sich leicht eine Konstruktion anknüpfen. Bei diesem letzten Beispiel wurde die Aufgabe, aus der Seite des regulären n -Ecks die des regulären $2n$ -Ecks zu berechnen, als bekannt vorausgesetzt. Die Lösung derselben hat keine Schwierigkeiten, bietet aber, wie aus dem Vorigen zu sehen ist, eine weitläufige Anwendung. Es sey (Fig. 9) h die Seite des regulären n -Ecks im Kreis (dessen Radius = 1 seyn soll), und sie heiße: N , h die des regulären $2n$ -Ecks, sie heiße: n , so wird:

$$n^2 = kc^2 + kh^2; \quad n = \sqrt{(kc^2 + kh^2)}$$

$$= \sqrt{\left\{ (mc - mk)^2 + \frac{N^2}{4} \right\}}$$

$$= \sqrt{\left\{ \left(1 - \sqrt{1 - \frac{N^2}{4}} \right)^2 + \frac{N^2}{4} \right\}}$$

$$= \sqrt{\left\{ 2 - 2\sqrt{1 - \frac{N^2}{4}} \right\}}$$

$$= \sqrt{2 - \sqrt{4 - N^2}}.$$

Daraus kommt mittelst successiver Anwendung leicht die Seite des $2n$ -Ecks, des $4n$ -Ecks, des $8n$ -Ecks u. s. f. im Kreis, wofür man die Seite des

N-Eckes kennt. So erscheinen der Reihe nach folgende Ausdrücke:

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(4 - N^2)})};$$

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(4 - N^2)})})};$$

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{(4 - N^2)})})})} \text{ und}$$

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{(4 - N^2)})})})})},$$

welche Formeln leicht fortzusetzen und für einen andern Radius z. B. r mit r zu multipliciren sind. Die Seite des n -Eckes aus der des $2n$ -Eckes zu finden, bedarf wenig Rechnung, und es erscheint: $N = n \sqrt{(4 - n^2)}$.

Des Quadrates Seite im Kreis vom Radius $= 1$ ist: $\sqrt{2}$, folglich die des Achteckes, Sechzehneckes u. s. w.:

$$\sqrt{(2 - \sqrt{2})}; \sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{2})})};$$

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})})};$$

$$\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})})})}.$$

Die Seiten der äußeren n -Ecke gibt Fig. 9. Ist nämlich pg die des äußeren, ht die des inneren n -Eckes, so wird wegen

$$pg : ht = mc : mk \text{ oder wegen}$$

$$pg : N = r : \sqrt{\left(r^2 - \frac{N^2}{4}\right)};$$

$$pg = \frac{Nr}{\sqrt{\left(r^2 - \frac{N^2}{4}\right)}} = \frac{2Nr}{\sqrt{(4r^2 - N^2)}}.$$

Daraus folgt für die Seite des äußeren Quadrats, wosern der Radius wieder 1 seyn soll, die Länge: 2 und für die des äußern Achteckes, Sechzehneckes u. s. w. bezüglich als Länge:

$$2 \sqrt{\frac{2 - \sqrt{2}}{2 + \sqrt{2}}}; \quad 2 \sqrt{\frac{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{2})})}{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})}};$$

$$2 \sqrt{\frac{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})})}{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})})}} \text{ u. s. w.}$$

Die Seite des eingeschriebenen regulären Dreiecks ist: $\sqrt{3}$, die Seite des Sechsecks, Zwölfecks, Vierundzwanzigecks u. s. w. sind der Reihe nach: 1; $\sqrt{(2 - \sqrt{2})}$; $\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{2})})}$; $\sqrt{(2 - \sqrt{(2 + \sqrt{(2 + \sqrt{2})})})}$ u. s. w.

Die diesen entsprechenden Seiten der gleichnamigen umschriebenen Ecken sind:

$$2\sqrt{3}; 2 \sqrt{\frac{1}{3}}; 2 \sqrt{\frac{2 - \sqrt{3}}{2 + \sqrt{3}}} \text{ u. s. w.}$$

Man sieht, wie diese Rechnungen sämmtlich mit elementaren Hülfsmitteln durchgeführt werden konnten. Gauß lehrt aber in einer besondern Abhandlung und in seinen Disquisit. arithmet. S. 662, daß der $K.$ sich in p Theile theilen lasse, wosern p eine Primzahl, $p - 1$ eine Potenz von 2 ist, also in 17, 257, 65537 ... Theile. Die Beschreibung des regulären Siebenzehneckes in den $K.$ beruht, so wie wir die Sache darstellen wollen, vorzüglich auf der Summirung der Reihe:

$$\cos \frac{\pi}{2n+1} - \cos \frac{2\pi}{2n+1} + \cos \frac{3\pi}{2n+1} - \dots \dots \dots + \cos \frac{(n-1)\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{n\pi}{2n+1} = S.$$

Da (Goniometrie) immer

$\cos(k+1)\alpha + \cos(k-1)\alpha = 2\cos k\alpha \cdot \cos \alpha$,
 $\cos(k+1)\alpha = 2\cos k\alpha \cdot \cos \alpha - \cos(k-1)\alpha$,
 ist, so erhält man für die einzelnen Glieder unserer Reihe:

$$\cos \frac{\pi}{2n+1},$$

$$- 2 \cos \frac{\pi}{2n+1} \cdot \cos \frac{\pi}{2n+1} + 1,$$

$$2 \cos \frac{2\pi}{2n+1} \cdot \cos \frac{\pi}{2n+1} - \cos \frac{\pi}{2n+1};$$

$$\dots \dots \dots \pm 2 \cos \frac{(n-2)\pi}{2n+1} \cdot \cos \frac{\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{(n-3)\pi}{2n+1},$$

$$\pm 2 \cos \frac{(n-1)\pi}{2n+1} \cdot \cos \frac{\pi}{2n+1} \mp \cos \frac{(n-2)\pi}{2n+1}$$

Folglich, wenn man addirt:

$$S = \cos \frac{\pi}{2n+1} - 2 \left\{ S \mp \cos \frac{n\pi}{2n+1} \right\} \cdot \cos \frac{\pi}{2n+1}$$

$$+ 1 - \left\{ S \pm \cos \frac{(n-1)\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{n\pi}{2n+1} \right\},$$

$$2S(1 + \cos \frac{\pi}{2n+1}) = \cos \frac{\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{(n+1)\pi}{2n+1}$$

$$\pm \cos \frac{(n-1)\pi}{2n+1} + 1 \mp \cos \frac{(n-1)\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{n\pi}{2n+1}$$

$$= 1 + \cos \frac{\pi}{2n+1} \mp \cos \frac{n\pi}{2n+1} \pm \cos \frac{n\pi}{2n+1},$$

$$\text{da } \frac{(n+1)\pi}{2n+1} + \frac{n\pi}{2n+1} = \pi \text{ ist. Also } S = \frac{1}{2}$$

für jedes ganze positive n . Dies gibt

$$\left. \begin{aligned} &\cos \frac{\pi}{17} - \cos \frac{2\pi}{17} + \cos \frac{3\pi}{17} - \cos \frac{4\pi}{17} \\ &+ \cos \frac{5\pi}{17} - \cos \frac{6\pi}{17} + \cos \frac{7\pi}{17} - \cos \frac{8\pi}{17} \end{aligned} \right\} = \frac{1}{2}, \quad (A)$$

eine Gleichung mit 8 unbekannten Größen. Da es nun hier vorzüglich auf die Bestimmung

von $\frac{\pi}{17}$ oder $\cos \frac{\pi}{17}$ ankommt, so sind zwischen

diesen 8 Unbekannten noch 7 andere Gleichungen zu suchen. Setzen wir

$$\cos \frac{3\pi}{17} + \cos \frac{5\pi}{17} - \left(\cos \frac{6\pi}{17} - \cos \frac{7\pi}{17} \right) = X,$$

$$\cos \frac{2\pi}{17} + \cos \frac{8\pi}{17} - \left(\cos \frac{\pi}{17} - \cos \frac{4\pi}{17} \right) = Y,$$

$$\text{so haben wir die Gleichung: } X - Y = \frac{1}{2}.$$

Multipliziert man nun die beiden Ausdrücke für X, Y mit einander, und zerlegt das Produkt jeder zwei Cosinus nach Goniometrie, so daß z. B.

$$\cos \frac{5\pi}{17} \cdot \cos \frac{8\pi}{17} = \frac{1}{2} \cos \frac{13\pi}{17} + \frac{1}{2} \cos \frac{3\pi}{17}$$

$$= -\frac{1}{2} \cos \frac{4\pi}{17} + \frac{1}{2} \cos \frac{3\pi}{17},$$

wodurch der Faktor von π nie 8 übersteigt; so findet man, daß dieses Produkt die Hälfte der summirten Reihe 4mal enthält, woraus

$$XY = 1.$$

Diese Gleichung, in Verbindung mit der vorigen, reicht zur Bestimmung von X und Y hin, und es erhellet, daß dazu nur quadratische Gleichungen erforderlich sind.

Setzen wir nun

$$\cos \frac{3\pi}{17} + \cos \frac{5\pi}{17} = X', \cos \frac{6\pi}{17} - \cos \frac{7\pi}{17} = X'';$$

$$\cos \frac{2\pi}{17} + \cos \frac{8\pi}{17} = Y', \cos \frac{\pi}{17} - \cos \frac{4\pi}{17} = Y'';$$

so finden wir nach einer ganz ähnlichen Methode wie vorher, $X' X''$, $Y' Y''$ der Hälfte der summirten Reihe gleich. Also haben wir:

$$X' - X'' = X, Y' - Y'' = Y;$$

$$X' X'' = \frac{1}{4}, Y' Y'' = \frac{1}{4};$$

hier, zur Bestimmung von X' , X'' , Y' , Y'' , hinreichende Gleichungen, u. es fällt in die Augen, daß zu dieser Bestimmung ebenfalls nur quadratische Gleichungen erforderlich sind.

Nun ist ferner immer nach derselben Zerlegung wie vorher:

$$\cos \frac{3\pi}{17} \cdot \cos \frac{5\pi}{17} = \frac{1}{2} \left(\cos \frac{8\pi}{17} + \cos \frac{2\pi}{17} \right),$$

$$\cos \frac{6\pi}{17} \cdot \cos \frac{7\pi}{17} = \frac{1}{2} \left(\cos \frac{\pi}{17} - \cos \frac{4\pi}{17} \right),$$

$$\cos \frac{2\pi}{17} \cdot \cos \frac{8\pi}{17} = \frac{1}{2} \left(\cos \frac{6\pi}{17} - \cos \frac{7\pi}{17} \right),$$

$$\cos \frac{\pi}{17} \cdot \cos \frac{4\pi}{17} = \frac{1}{2} \left(\cos \frac{5\pi}{17} + \cos \frac{3\pi}{17} \right)$$

Bezeichnen wir also die acht Glieder der Reihe (4), alle positiv genommen, durch $x_1, x_2, x_3, \dots, x_8$; so hat man zur Bestimmung dieser 8 unbekannten Größen folgende Gleichungen:

$$X - Y = \frac{1}{2} XY = 1.$$

$$X' - X'' = X, Y' - Y'' = Y;$$

$$X' X'' = \frac{1}{4}, Y' Y'' = \frac{1}{4}.$$

$$x_3 + x_5 = X', x_3 \cdot x_5 = \frac{1}{2} Y';$$

$$x_6 - x_7 = X'', x_6 \cdot x_7 = \frac{1}{2} Y'';$$

$$x_2 + x_8 = Y', x_2 \cdot x_8 = \frac{1}{2} X'';$$

$$x_1 - x_4 = Y'', x_1 \cdot x_4 = \frac{1}{2} X'.$$

Es ist klar, daß diese Gleichungen zur Bestimmung der obigen 8 unbekannten Größen hinreichen, und daß dazu nur Gleichungen des zweiten Grades erforderlich sind. Hat man nun

$X_1 = \cos \frac{\pi}{17}$ gefunden, so ist die Seite des Siebenzähnecks offenbar

$$= 2r \sin \frac{\pi}{17} = 2r \sqrt{1 - \cos^2 \frac{\pi}{17}}.$$

Nach gehöriger Rechnung findet man, wenn $r = 1$, die Seite des Siebenzähnecks = der Quadratwurzel aus folgendem Ausdruck:

$$\frac{34}{16} - \frac{2}{16} \sqrt{17} - \frac{2}{17} \sqrt{34 - 2\sqrt{17}}$$

$$- \frac{4}{16} \sqrt{17 + 3\sqrt{17} - \sqrt{170 + 38\sqrt{17}}}.$$

Um aus den obigen Formeln eine Konstruktion des Siebenzähnecks abzuleiten, ist es zuvörderst nöthig, ihnen eine etwas veränderte Gestalt zu geben. Zu dem Ende denke man sich von jeder unbekannten Größe das Doppelte genommen, und diese doppelten durch beigefügte obere oder untere Indices von den primitiven Größen unterschieden; so nehmen obige Gleichungen, so weit wir hier ihrer bedürfen, folgende Gestalt an:

$$X_1 - Y_1 = 1, X_1 Y_1 = 4.$$

$$X'_1 - X''_1 = X_1, Y'_1 - Y''_1 = Y_1;$$

$$X'_1 X''_1 = 1, Y'_1 Y''_1 = 1.$$

$$x'_2 + x'_8 = Y'_1, x'_2 \cdot x'_8 = X''_1.$$

Werden die ersten aufgelöst, so erhält man:

$$X_1 = \frac{1}{2} \sqrt{17} + \frac{1}{2}, Y_1 = \frac{1}{2} \sqrt{17} - \frac{1}{2};$$

$$X'_1 = \frac{1}{2} \sqrt{4 + X_1^2} + \frac{1}{2} X_1,$$

$$X''_1 = \frac{1}{2} \sqrt{4 + X_1^2} - \frac{1}{2} X_1;$$

$$Y'_1 = \frac{1}{2} \sqrt{4 + X_1^2} + \frac{1}{2} Y_1;$$

$$Y''_1 = \frac{1}{2} \sqrt{4 + X_1^2} - \frac{1}{2} Y_1;$$

Setzen wir nun, wie immer, den Radius = 1, so wird der 17. Theil der Peripherie auf folgende Art durch Konstruktion gefunden. Durch A, Fig. 14, errichte man auf den Radius CA das Perpendikel AB = dem doppelten Radius = 2, halbire AC in D und mache DE = BD; so ist

$$BD^2 = 4 + \frac{1}{4} = \frac{17}{4}, BD = DE = \frac{1}{2} \sqrt{17}$$

$$CE = \frac{1}{2} \sqrt{17} + \frac{1}{2} = X_1, AE = \frac{1}{2} \sqrt{17}$$

$$- \frac{1}{2} = Y_1. \text{ Halbire AE in F, AB in G, und}$$

$$\text{nimm FH = FG; so ist } FG^2 = 1 + \frac{1}{4} Y_1^2,$$

Man könnte also auch den K. als Regelschnitt betrachten, was aber gewöhnlich bei der Ellipse geschieht. Legt man durch die Axe des Kreises in einer beliebigen Stelle zwei senkrecht stehende Gerade auf einander, betrachtet die eine als die Axe der Abscissen, die andere als die der Ordinate, so gilt, wofern man diese Koordinaten mit x und y , den Kreisdurchmesser aber mit r bezeichnet: $x^2 + y^2 = r^2$, als Mittelpunkts-Gleichung, aus der sich mittelst analytischer Hülfsmittel sehr leicht, wenn auch nicht alle, doch eine große Reihe von Eigenschaften dieser Kurve ableiten lassen.

Für $x = 0$ z. B. findet man den Durchschnitt derselben mit der Ordinate, welches aus: $y = \pm r$ weist, also gibt es immer 2 zu beiden Seiten in einer Entfernung r von der Axe x , oberhalb und unterhalb derselben, liegende Punkte des Kreises, während $y = 0$; $x = \pm r$ bringt, was auf die zu beiden Seiten des Anfangspunktes liegenden Durchschnitte der Kurve mit der Abscissenaxe hinweist. Beides tritt noch denselber und allgemein für jeden Kurvenpunkt aus: $y = \pm \sqrt{r^2 - x^2}$ u. $x = \pm \sqrt{r^2 - y^2}$, so daß auch hierdurch der K. als eine nach 4 Seiten geschlossene Kurve zu betrachten, darum unter die Klasse der Ellipsen zu zählen ist. Nimmt man in der ersten Gleichung nämlich x positiv, so werden sowohl die posit. als negativen Werthe von y von $x = 0$ an, abnehmen, $x = 0$ bringt: $y = \pm r$, aber $x = r$; $y = \pm 0$; wenn dagegen: $x > r$ gewählt wird, so folgt ein imaginärer Werth von y , woraus man sogleich ersieht, wie die in Rede stehende Kurve sich nicht über die Abscisse $x = \pm r$ auf die Seite der positiven x erstrecken kann. Das ganz gleiche Ergebnis tritt für negativ gewählte Abscissen ein.

Die Gleichung $y^2 = r^2 - x^2$ läßt sich auf die Form: $y^2 = (x + r)(x - r)$ bringen, woraus anleuchtet, was oben auch schon bewiesen wurde, daß jedes von einem Punkt der Peripherie auf den Durchmesser herabgelassene Loth mittlere Proportionale zwischen den abgeschnittenen Strecken seyn muß. Noch mehr. Chorden, die von dem einen und andern Endpunkte eines Durchmessers nach demselben Kurvenpunkt hinzugezogen werden, schließen einen rechten Winkel an. Im Art. Bahn der Planeten wurde gezeigt, warum die Gleichung einer Geraden, die durch einen bestimmten Punkt (x', y') gehen, mit der Abscissenaxe einen Winkel bilden soll, dessen trigonometr. Tangente α heißen mag, $y - y' = \alpha(x - x')$ seyn muß. Dieses hier angewendet, wird die Gleichung einer der genannten Chorden: $y = \alpha(x + r)$, die der andern: $y = \alpha'(x - r)$. Sollen sich diese Geraden in einem Punkte der Peripherie schneiden, so gilt neben diesen Gleichungen auch noch $y^2 = r^2 - x^2$. Um daraus x u. y zu entfernen, multiplicire man die 2 ersten Gleichungen, was: $y^2 = \alpha\alpha'$. $(x^2 - r^2)$ u. mit Hinzuziehung der 3. $r^2 - x^2 = \alpha'\alpha$.

$(x^2 - r^2)$ oder: $-1 = \alpha\alpha'$ d. h. $\alpha = -\frac{1}{\alpha'}$,

lang. $\alpha = -\cotg. \alpha'$ bringt, wodurch angedeutet wird, daß α u. α' sich zu 90° er-

gänzen, wie behauptet worden ist, da durch jene Gleichung das Zusammentreffen der Linien unter einem Winkel von 90° bedingt ist. Auf diese Weise lassen sich viele Sätze, so weit solche Positionen von Punkten u. Linien im K. betreffen, entwickeln, noch allgemeiner wird aber dieses Verfahren, wofern man die Kreislinie als den Ort der Punkte ansieht, die von einem gegebenen alle denselben Abstand haben, darauf die allgemeine analytisch-geometrische Gleichung: $\sqrt{(x' - x'')^2 + (y' - y'')^2} = L$ anwenden. Hierin bedeutet nämlich (x'', y'') u. (x', y') 2 feste Punkte, somit L die Entfernung dieser festen Punkte von einander, d. h. den Radius des Kreises, wofern $x'y'$ die Mittelpunkts-Koordinaten vorstellen.

Nach diesem kann die Peripherie des Kreises immer als der geometr. Ort eines Punktes, der von einem beliebig zu wählenden andern einen konstanten, also sich gleich bleibenden Abstand hat, angesehen werden; darum seyen die Koordinaten des Mittelpunktes eines Kreises auf rechtwinkelige Koordinatenaxen bezogen: α und β , die eines Punktes der Peripherie: x u. y , so gilt allgemein nach dem Vorigen:

$$(\alpha - x)^2 + (\beta - y)^2 = r^2 \quad (1).$$

Der K. berühre die Axe der Abscissen, oder es sey: $\beta = 0$, so wird aus (1):

$$(\alpha - x)^2 + y^2 - 2\beta y = 0.$$

Der K. berühre die Axe der Ordinate, oder es sey: $\alpha = 0$, dann erscheint aus (1):

$$x^2 - 2\alpha x + (\beta - y)^2 = 0.$$

Der K. berühre beide Axen, so kommt wegen: $\alpha = \beta = r$ aus (1):

$$x^2 - 2\alpha x + y^2 - 2\beta y + r^2 = 0.$$

Der Umkreis gehe durch den Anfangspunkt der Koordinaten, dann folgt wegen: $\alpha^2 + \beta^2 = r^2$

$$x^2 - 2\alpha x + y^2 - 2\beta y = 0.$$

Der Mittelpunkt des Kreises liege in der Abscissenaxe, wo also $\beta = 0$ seyn muß, so wird (1):

$$x^2 - 2\alpha x + \beta^2 + y^2 = r^2.$$

Der Mittelpunkt des Kreises liege in der Ordinate, so erscheint aus (1), wegen $\alpha = 0$:

$$x^2 + y^2 - 2\beta y + \beta^2 = r^2.$$

Der Mittelpunkt liege in einer der Axen, und die Peripherie gehe durch den Anfangspunkt der Koordinaten, dann ist entweder: α oder $\beta = 0$, eine davon aber $= r$, darum wird (1): $x^2 - 2rx + y^2 = 0$.

Der Mittelpunkt liege in dem Anfangspunkte der Koordinaten, dann ist $\alpha = \beta = 0$, die Gleichung des Kreises wie im Anfang des Abschnitts: $x^2 + y^2 = r^2$.

Es hält nicht schwer, die vorigen Fälle noch um viele andere zu vermehren, was aber zu nichts Bedeutendem führen kann; wir lösen darum lieber einige der wichtigeren Aufgaben auf diesem rein analytischen Weg.

1) Welches ist die Gleichung einer den K. in dem Punkt (x'', y'') berührenden Geraden?

Die Kreisgleichung $x^2 + y^2 = r^2$ (1), sofern nun die Kurve durch den Berührungspunkt (x'', y'') geht, muß auch $x''^2 + y''^2 = r^2$ (2), die Gleichung der Berührenden aber: $y - y'' = \alpha(x - x'')$ (3) seyn, wo dann α näher bestimmt werden kann. Betrachtet man nämlich zu diesem Zweck die

Verührende anfänglich als eine Sekante des Kreises, deren 2 Durchschnittspunkte mit dem K. durch Aenderung der Lage dieser Sekante zusammenfallen mögen, so läßt sich α auf folgende Weise finden. Sucht man die Koordinaten für den Durchschnittspunkt irgend einer Sekante u. der Peripherie, so müssen diesen die 3 vorhin genannten Gleichungen zugleich genügen, denn die Punkte, für welche sie gelten, liegen zugleich Zeit in der Peripherie u. in der Geraden. Zieht man Gleichung 2) von Gl. 1) ab, dann erscheint: $x^2 - x''^2 + y^2 - y''^2 = 0$ oder: $(x + x'')(x - x'') + (y + y'')(y - y'') = 0$. Aus 3) den Werth von y oder $y = y'' + \alpha(x - x'')$ hier eingeführt, bringt: $(2\alpha y'' + \alpha^2)(x - x'') + (x + x'')(x - x'') = 0$, woraus dann $x = x''$ u. $y = y''$ folgt, aber außer diesem noch ein Werth von x'' sich bestimmen läßt, indem auch $2\alpha y'' + \alpha^2(x - x'') + (x + x'')(x - x'')$ verschwinden, Null werden muß. Die 2 Werthe von x bedeuten offenbar die Koordinaten der 2 Durchschnittspunkte, aber es fehlt noch die Bestimmung von α , sollen überhaupt jene brauchbar werden. Jetzt geht aus der Sekante eine Verührende hervor, wofür deren beide Durchschnittspunkte zusammenfallen, also in einem Punkt sich vereinigen, so daß, wenn der ihm zugehörige Werth von α bekannt wäre, und man diesen in die vorhergehende Gleichung substituirt, der andere aus dieser Gleichung sich ergebende Werth von x auch x'' seyn müßte. Wenn man demnach x'' statt x in die vorhergehende Gleichung setzt, so ist der sich daraus ergebende Werth von α nothwendig der, welcher für die Verührende paßt. Dadurch verschwindet aber das mit α^2 verbundene Glied, und es kommt:

$$2\alpha y'' + 2x'' = 0, \text{ somit } \alpha = -\frac{x''}{y''}, \text{ also als}$$

Gleichung für eine den K. im Punkte (x'', y'') Verührende die Gleichung:

$$y - y'' = -\frac{x''}{y''}(x - x'')$$

welches Ergebniß aber wegen: $x''^2 + y''^2 = r^2$ sich noch durch geschickte Reduktion in: $yy'' + xx'' = r^2$ umgestaltet. Da α nur einen einzigen Werth zuläßt, so ergibt sich auch für einen bestimmten Punkt in der Peripherie nur eine einzige mögliche Verührende, und daß die letzte Gleichung dieselbe als eine ganz außerhalb des Kreises liegende Gerade charakterisirt, geht aus folgender Deduktion hervor. Die Gleichungen: $yy'' + xx'' = r^2$ u. $y''^2 + x''^2 = r^2$ führen auf $y''^2 - 2yy'' + x''^2 - 2xx'' = -r^2$ oder, indem man: $x^2 + y^2$ auf beiden Seiten quadirt, auf: $y''^2 - 2yy'' + x''^2 - 2xx'' + y^2 + x^2 = x^2 + y^2 - r^2$ oder $(y - y'')^2 + (x - x'')^2 = x^2 + y^2 - r^2$. Dieser letzte Werth ist nun für alle auf der Verührenden liegenden Punkte stets positiv, weil: $(y - y'')^2 + (x - x'')^2$ es ist; ausgenommen, wenn $x = x'', y = y''$ wird. Es liegen somit alle Punkte, außer dem Berührungspunkte, außerhalb der Peripherie, denn innerhalb dieses Kreises hat man: $x^2 + y^2 - r^2 < 0$ und auf der Peripherie desselben $x^2 + y^2 - r^2 = 0$, außerhalb: $x^2 + y^2 - r^2 > 0$. Neben der Verührenden ist für viele Kreisprobleme nicht minder

wichtig die Normale und deren Eigenthümlichkeiten, worunter man aber diejenige Gerade begreift, welche auf der Verührenden im Berührungspunkt senkrecht steht. Ist deren Gleichung vorläufig durch: $y - y'' = \beta(x - x'')$ dargestellt, so muß, weil: $\alpha\beta + 1 = 0$, somit $\beta = -\frac{1}{\alpha}$ wird, $\beta = \frac{y''}{x''}$ oder: $y - y'' = \frac{y''}{x''}(x - x'')$ oder gehörig reducirt: $yx'' - y''x = 0$ als Gleichung dieser Linie gelten. Da daraus $y = \frac{y''}{x''}x$ folgt,

so geht diesem nach diese Gerade durch den Anfangspunkt der Koordinaten, d. h. durch das Centrum des Kreises, wie die Elemente der Geometrie ebenfalls nachweisen. An diese Gleichung der Tangente hält es nicht schwer, eine Konstruktion anzuschließen; auch wurde eine solche bereits im Art. Ellipse gezeigt.

Zu dem Tangentenproblem gehört auch die Bestimmung des Berührungspunktes einer von einem bestimmten Punkt (x', y') ausgehenden einen K. berührenden Geraden. Da (x', y') in der Verührenden liegen soll, so gilt zunächst: $y'y'' + x'x'' = r^2$, sonst noch: $x''^2 + y''^2 = r^2$. Um y'' und x'' zu bestimmen, verfährt man folgender Weise: Der Abzug der vorigen Gleichungen bringt: $y''^2 - y'y'' + x''^2 - x'x'' = 0$ od. $\left(y'' - \frac{y'}{2}\right)^2 + \left(x'' - \frac{x'}{2}\right)^2 = \frac{x'^2 + y'^2}{4}$. Vergleicht man hiermit die

oben aufgestellten möglichen Gleichungen des Kreises, so ergibt sich, daß der Berührungspunkt (x'', y'') auf der Peripherie eines Kreises liegt,

dessen Mittelpunktskoordinaten $\frac{x'}{2}$ und $\frac{y'}{2}$ sind,

dessen Radius aber durch $\sqrt{\left(\frac{x'^2 + y'^2}{4}\right)}$ ausgedrückt wird.

Der Durchmesser $\sqrt{x'^2 + y'^2}$ dieses Kreises ist also die Entfernung des gegebenen Punktes vom Mittelpunkt des Kreises. Jetzt muß der Punkt auch auf der Peripherie des Kreises, dessen Gleichung: $y''^2 + x''^2 = r^2$ ist, liegen, also sich im Durchschnitt beider Kreise befinden, woraus sich (x'', y'') leicht bestimmen läßt. Sonst kommen sowohl x'' als y'' zwei Werthe zu, weil in gewissen Lagen diese Kreise in 2 Punkten sich schneiden werden. Sollte der in Rede stehende Punkt innerhalb des ersten Kreises liegen, so würde das Problem unmöglich werden, indem sich dann beide Kreise nicht schneiden könnten. Die Rechnung, um y'' zu finden, beweist dasselbe, ist aber folgende. Schafft man nämlich x'' durch Verwendung der 2 Gleichungen: $y'y'' + x'x'' = r^2$ und $y''^2 + x''^2 = r^2$ bei Seite, so erscheint: $y''^2(x'^2 + y'^2) - 2r^2y'y'' = r^2(x'^2 - r^2)$ und daraus:

$$y'' = \frac{r^2 y'}{x' + y'^2} \pm \sqrt{\left(\frac{r^2 x'(x'^2 + y'^2 - r^2)}{x'^2 + y'^2}\right)}.$$

So lange nun: $x'^2 + y'^2 > r^2$ oder $x'^2 + y'^2 = r^2$ od. $x'^2 + y'^2 < r^2$ ist, wird der Wurzelwerth mög-

lich, Null, od. imaginär. Im ersten Fall gibt es somit 2 Berührungspunkte, im zweiten einen, im dritten keinen, auch liegt im ersten Fall der in Rede stehende Punkt außerhalb, im zweiten auf der Peripherie, im dritten innerhalb des Kreises, Alles in Uebereinstimmung mit dem oben bereits Ausgesprochenen.

Die Gleichung: $y^2 + x^2 = r^2$ ist Kreisgleichung, sofern die Kurve auf rechtwinkelige Koordinaten und zwar auf 2 rechtwinkelig sich schneidende Durchmesser desselben bezogen wird, wobei der Anfangspunkt in den Mittelpunkt des Kreises fällt. Man könnte neben diesem auch noch die Frage stellen, ob es zugleich andere schiefwinkelige od. rechtwinkelige Koordinatensysteme geben kann, die bei demselben Anfangspunkte die Gleichung $x^2 + y^2 = r^2$ ungeändert lassen. Um dieses zu beantworten, wenden wir aus Art. Bahnen der Planeten die Transformationsformeln, welche die Koordinaten zweier Koordinatensysteme durch ihre beiden Winkel (α u. β) mit einander vergleichen lassen, hier an. Es seien nämlich die neuen Koordinaten x', y' , die alten, wie vorher, x u. y für einen Punkt der Peripherie, so gilt:

$x = x' \cos \alpha + y' \cos \beta$; $y = x' \sin \alpha + y' \sin \beta$. Substituiert man diese Werthe in: $y^2 + x^2 = r^2$, so erscheint:

$$\left. \begin{aligned} y'^2 (\cos^2 \beta + \sin^2 \beta) + 2x'y' (\cos \alpha \cos \beta + \sin \alpha \sin \beta) \\ + x'^2 (\cos^2 \alpha + \sin^2 \alpha) \end{aligned} \right\} = r^2 \text{ oder}$$

$y'^2 + x'^2 + 2x'y' (\cos \alpha \cos \beta + \sin \alpha \sin \beta) = r^2$. Soll diese Gleichung mit: $y^2 + x^2 = r^2$ der Form nach übereinstimmen, so muß der mit: $2x'y'$ verbundene Faktor verschwinden, oder

$$(I) \cos \alpha \cos \beta + \sin \alpha \sin \beta = 0, \text{ d. h.}$$

$$(II) \tan \alpha \tan \beta + 1 = 0$$

sein, somit die eine Koordinatenaxe auf der andern senkrecht stehen, ein anderes Mittel gibt es nicht, obiger Gleichung (II) zu genügen. Der K. hat demnach nicht, wie die Ellipse und Parabel, noch andere zugeordnete, unter schiefen Winkeln sich schneidende Durchmesser außer den Axen.

V. Der Kreis, eine Kurve zweiten Grades.

Unter Art. Ellipse, Parabel, Hyperbel wurde gezeigt, daß eine Funktion zweiten Grades zweier Unbekannten eine krumme Linie bedeuten könne, und daß ferner, wenn:

$Ay^2 + Bxy + Cx^2 + Dy + Ex + F = 0$ eine solche Funktion ist, diese eine Ellipse bedeutet, für die Bedingung: $B^2 - 4AC < 0$, eine Parabel für die Bedingung: $B^2 - 4AC = 0$, eine Hyperbel für die Bedingung: $B^2 - 4AC > 0$. Wann wird sie einen Kreis vorstellen können? Antwort. Wofern dieselbe die Form: $Ay^2 + Ax^2 + Dy + Ex + F = 0$ hat, denn diese läßt

sich in $y^2 + x^2 + \frac{D}{A}y + \frac{E}{A}x + \frac{F}{A} = 0$, und

wenn man auf beiden Seiten die Größe: $\frac{D^2 + E^2}{4A^2}$

zu addirt, in: $\left(y + \frac{D}{2A}\right)^2 + \left(x + \frac{E}{2A}\right)^2 = \frac{D^2 + E^2 - 4AF}{4A^2}$ umsetzen, welches offenbar einen Kreis bedeutet, dessen Radius:

$$\sqrt{\frac{D^2 + E^2 - 4AF}{4A^2}}$$

und bei welchem die Ordinate des Mittelpunktes $-\frac{D}{2A}$, die Abscisse desselben aber $-\frac{E}{2A}$ ist; soll

dieser Kreis möglich seyn, so muß: $D^2 + E^2 > 4AF$ ausfallen. Daß Alles ergibt sich aus der oben ausgesprochenen allgemeinen Kreisgleichung, d. h. aus der Formel:

$$(x-x')^2 + (y-y')^2 = r^2$$

So z. B. paßt alles Gesagte auf die Gleichung: $y^2 + x^2 + 3y + 6x + 9 = 0$, indem sich diese Formel leicht zu: $\left(y + \frac{3}{2}\right)^2 + (x + 3)^2 = \frac{9}{4}$ ergänzen läßt, was also einen Kreis vom Radius: $\frac{3}{2}$ bedeutet, dessen Mittelpunktskoordinaten:

$$-\frac{3}{2} \text{ und: } -3 \text{ sind.}$$

Diese letztere Auffassungsweise von rein analytisch = geometrischer Natur sind die allgemeynsten und reichen darum für jede Art derartiger Betrachtungsweisen vollkommen aus. Sollte z. B. für drei der Lage und Größe nach gegebene Kreise ein vierter gesucht werden, welcher diese sämtlich berührt, so wäre der Gang der Lösung etwa folgender: Man setze den Anfangspunkt der Koordinaten in den Mittelpunkt eines der gegebenen Kreise, z. B. in A, wodurch dann die Koordinaten dieses Punktes gleich Null werden, nenne ferner die Koordinaten der Mittelpunkte der Kreise B und C: x', y' und x'', y'' , deren Radien der Reihe nach: r, R, ρ , die Koordinaten für den Mittelpunkt des gesuchten Kreises als unbekannte: ξ und η , die Entfernung desselben vom Anfangspunkt der Koordinaten vom Punkt C aber ζ , überdies $\beta - \alpha = \delta$, $\gamma - \alpha = \Delta$, so gelten folgende Gleichungen:

$$\xi^2 + \eta^2 = \zeta^2, (x' - \xi)^2 + (y' - \eta)^2 = (\zeta + \delta)^2,$$

$$(x'' - \xi)^2 + (y'' - \eta)^2 = (\zeta + \Delta)^2,$$

$$\text{woraus } x'^2 + y'^2 - \delta^2 - 2x'\xi - 2y'\eta = 2\delta\zeta;$$

$$x''^2 + y''^2 - \Delta^2 - 2x''\xi - 2y''\eta = 2\Delta\zeta, \text{ und wenn man } \xi = m\zeta; \eta = n\zeta \text{ setzt, } (x'^2 + y'^2 - \delta^2)\Delta - (x''^2 + y''^2 - \Delta^2)\delta =$$

$\} m[x'(x'^2 + y'^2 - \delta^2) - x''(x'^2 + y'^2 - \delta^2)]$
 $\} n[y'(x'^2 + y'^2 - \delta^2) - y''(x'^2 + y'^2 - \delta^2)]$
 kommt. Bezeichnet man die linke Seite als bekannte Größe mit A, die Faktoren von m und n, aber mit B und C, so erscheint: $A = mB + nC$. Sonst gilt auch noch wegen: $\xi^2 + \eta^2 = \zeta^2$ oder wegen: $m^2\zeta^2 + n^2\zeta^2 = \zeta^2$ die Bedingung: $m^2 + n^2 = 1$. Sucht man m und n aus den zwei letzten Gleichungen, so folgt dann

$$m = \frac{AB \pm C\sqrt{(B^2 + C^2 - A^2)}}{B^2 + C^2} \text{ und}$$

$$n = \frac{AC \pm B\sqrt{(B^2 + C^2 - A^2)}}{B^2 + C^2}. \text{ Diese Werthe}$$

von m und n in:

$$\xi = \frac{\Delta(x'^2 + y'^2 - \delta^2) - \delta(x'^2 + y'^2 - \Delta^2)}{(2x'\Delta - 2x''\delta)m + (2y'\Delta - 2y''\delta)n}$$

gesetzt, nachdem diese Formel erst durch den Ein-
satz: $2x'\Delta - 2x''\delta = M$, $2y'\Delta - 2y''\delta = N$ und
 $C^2 + B^2 - A^2 = P$ abgekürzt worden seyn mag,
bringen:

$$\xi = \frac{A(Q^2 + C^2)}{(MB + NC)A + (MC + NB)\sqrt{P}} \quad \text{Nimmt}$$

man hiervon den Halbmesser r des ersten Krei-
ses hinweg, so erscheint der des gesuchten Krei-
ses, was gewünscht wurde.

Soll der Ort der Scheitel derjenigen Dreiecke
gesucht werden, welche auf einer gegebenen
Grundlinie stehen, und in welchen die beiden
Schenkel ein gegebenes Verhältniß zu einander
haben, so führt dieses ebenfalls auf einen Kreis,
als gesuchte Kurve.

Es sey nämlich die gegebene Grundli-
nie $= a$, das gegebene Verhältniß $m : n$.
Nimmt man die Richtung der Grundlinie zur
Abscissenaxe, einen ihrer Endpunkte zum An-
fangspunkte der Koordinaten, nennt die Koor-
dinaten des Scheitels: x, y , so sind der Schenkel
Längen: $\sqrt{(y^2 + x^2)}$ und $\sqrt{(y^2 + [x - a]^2)}$. Da
diese Längen sich wie $m : n$ verhalten müssen, so
folgt weiter: $n^2(y^2 + x^2) = m^2[y^2 + (x - a)^2]$ oder:
 $(n^2 - m^2)(y^2 + x^2) + 2m^2ax - m^2a^2 = 0$ oder end-
lich als gesuchte Gleichung des Ortes: $y^2 + x^2 +$

$$\frac{2m^2a}{n^2 - m^2}x - \frac{m^2a^2}{n^2 - m^2} = 0. \text{ Das ist eine Kreis-}$$

gleichung, der Mittelpunkt des Kreises hat zu

$$\text{Koordinaten: } y' = 0; x' = \frac{m^2a}{m^2 - n^2} \text{ zum Radius } r =$$

$$\frac{mna}{m^2 - n^2}. \text{ Die Entfernungen des Mittelpunktes}$$

von den Endpunkten der Grundlinie sind: x' und
 $x' - a$, oder, wenn man für x' den so eben gefunde-

nen Werth setzt: $\frac{m^2a}{m^2 - n^2}$ u. $\frac{n^2a}{m^2 - n^2}$, deren Pro-

dukt: $\frac{m^2n^2a^2}{(m^2 - n^2)^2}$ wird. Da nun dieser Aus-

druck r^2 ist, so folgt, daß der Radius mittlere
Proportionale zwischen den Entfernungen des
Mittelpunktes von den Endpunkten der Grund-
linie des Dreiecks ist. Für $m = n$, d. h. für ein
gleichschenkeliges Dreieck, geht die obige Kur-

vengeleichung in: $x - \frac{a}{2} = 0$, der Kreis in eine

Gerade über.

Mitteltst dieser Vorlagen lassen sich folgende
Swindens Geometrie entnommene Behaup-
tungen ohne Schwierigkeiten nachweisen, in-
dem solche den elementaren Boden nicht ver-

lassen. Ueber Pol und Polare geben besondere
Artikel den nöthigen Aufschluß, eben so über
Ähnlichkeitspunkte.

Beschreibt man in einen Kreis ein gleichseiti-
ges Dreieck, halbirt die zu zwei Seiten gehörig-
en Bogen und verbindet diese Halbierungspunkte,
so wird diese Gerade durch die beiden genannten
Dreiecksseiten in drei gleiche Theile getheilt.
— Fällt man aus den Endpunkten eines Kreises
durchmessers auf eine beliebige (verlängerte)
Sehne zwei Senkrechte, so sind die zwischen den
Fußpunkten der letzteren und den Endpunkten
der Sehne enthaltenen Segmente stets von
gleicher Länge. — Ist ein Kreis gegeben, und man
beschreibt zwei mit ihm concentrische von solcher
Größe, daß die Summe der Quadrate ihrer Ra-
dien doppelt so groß als das Quadrat vom
Halbmesser des gegebenen Kreises, so sind die
Tangenten, die man an den innern Kreis zieht,
und bis zum Durchschnitt mit dem Umkreise des
mittleren verlängert, von gleicher Größe mit
den an den mittleren Kreis gezogenen und bis
zur Peripherie des äußeren verlängerten Tan-
genten. — Berühren sich zwei Kreise von innen,
und errichtet man auf ihre Ase, d. h. der ihre
Mittelpunkte verbindenden Geraden zwei oder
mehrere Senkrechte so, daß jede beide Umkreise
schneidet, so verhalten sich die Entfernungen die-
ser Durchschnittspunkte vom Berührungspunkt
bei der einen Senkrechten eben so wie bei der
andern. — Das Quadrat der Seite des in einen
Kreis beschriebenen gleichseitigen Dreiecks ist
das Dreifache vom Quadrate des Kreishalb-
messers. — Verbindet man einen beliebigen
Punkt im Umfang des um ein gleichseitiges
Dreieck beschriebenen Kreises mit den Ecken des
Dreiecks, so ist eine dieser drei Geraden so groß
als die beiden andern zusammen. — Zieht man
von einem der Durchschnittspunkte zweier sich
schneidenden Kreise aus in jedem derselben einen
Durchmesser, so liegen die nicht gemeinschaftli-
chen Endpunkte derselben in gerader Linie mit
dem andern Durchschnittspunkte. — Der geome-
trische Ort für die Halbierungspunkte aller einen
gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt habenden
Sehnen ist die Peripherie des Kreises, welchen
man über der zwischen dem genannten Durch-
schnittspunkte und dem Mittelpunkte des Um-
kreises enthaltenen Linie, als Durchmesser, be-
schreibt. — Schneiden sich zwei beliebige Seh-
nen eines Kreises rechtwinkelig, so ist von den
vier Bogen, in die sie den Umkreis theilen, die
Summe zweier gegenüber liegender gleich der
Summe der beiden andern. — Der Winkel, wel-
chen zwei von einem Punkte außerhalb nach ei-
nem Kreise gezogene Schneidende mit einander
bilden, ist gleich einem Peripheriewinkel, dessen
zugehöriger Bogen gleich dem Unterschiede der
beiden zwischen den genannten Geraden enthal-
tenen Bogen ist. — Hat man mehrere gleiche Kreis-
bogen und auch einen von ihnen an Größe ver-
schiedenen, und verbindet die Endpunkte eines
jeden der erstern mit den Endpunkten der letz-
ten so, daß alle diese Paare zusammengehöriger
Linien zugleich innerhalb oder außerhalb des
Kreises sich schneiden, so sind die Winkel, unter
denen dieser Durchschnitt erfolgt, von gleicher

Größe. — Der Durchschnittspunkt jeder Winkelhalbirenden eines Dreiecks mit der im Halbirungspunkte der Gegenseite des halbirten Winkels errichteten Senkrechten liegt im Umfange des um das Dreieck beschriebenen Kreises. — Beschreibt man zwei gleiche Kreise so, daß jeder durch den Mittelpunkt des anderen geht, und zieht in einem derselben eine beliebige Menge von Sehnen parallel mit der Ase beider Kreise, so wird jede derselben durch die Peripherie des andern Kreises in zwei Segmente getheilt, von denen das eine gleich dem Kreishalbmesser ist. — Wenn man in ein rechtwinkeliges Dreieck einen Halbkreis so beschreibt, daß er die Hypotenuse und eine Kathete berührt, sein Durchmesser aber in die Richtung der andern Kathete fällt, wenn man ferner die erste Kathete über die Hypotenuse hinaus um ihre eigene Länge verlängert, so liegt der Endpunkt dieser Verlängerung, so wie der Berührungspunkt auf der Hypotenuse und zugleich der eine Endpunkt des Durchmessers in gerader Linie. — Zieht man von einem beliebigen Punkte außerhalb eines Kreises zwei Tangenten an denselben und fällt auf die eine ein Perpendikel aus dem Berührungspunkte der andern, so ist das Stück desselben, zwischen dem Berührungspunkte und der Geraden, welche den genannten Punkt außerhalb mit dem Mittelpunkt verbindet, gleich dem Kreishalbmesser. — Sind zwei Kreise concentrisch, und ist der Halbmesser des einen doppelt so groß als der des andern, so ist der Winkel, welchen diejenigen Tangenten bilden, die man von einem beliebigen Punkte des äußern Kreises an den innern zieht, gleich dem Winkel im gleichseitigen Dreieck. — Der geometrische Ort für die Durchschnittspunkte aller derjenigen Tangentenpaare, welche sich an einen gegebenen Kreis unter der Bedingung ziehen lassen, daß sie alle einen Winkel von vorgeschriebener Größe bilden, ist der Umfang eines mit dem gegebenen concentrischen Kreises. — Wenn man zwei Punkte außerhalb eines Kreises so nimmt, daß die von ihnen aus an den Kreis gezogenen Tangentenpaare Winkel bilden, die sich supplementiren, also zu 90° ergänzen, so ist der Kreishalbmesser die mittlere Proportionale zwischen diesen Tangenten, d. h. den Stücken derselben, welche zwischen dem gemeinschaftlichen Durchschnittspunkte und dem Berührungspunkte enthalten sind. — Wenn man von einem der Endpunkte der gemeinschaftlichen Sehne zwei gleicher sich schneidender Kreise einen beliebigen dritten beschreibt, welcher die beiden erstern schneidet, so liegen von den vier Durchschnittspunkten zwei Paare solcher, die zu verschiedenen Kreisen gehören, mit dem andern Endpunkte der gemeinschaftlichen Sehne in gerader Linie. — Die Peripherie des über der gemeinschaftlichen Sehne zwei gleicher sich schneidender Kreise als Durchmesser beschriebenen Kreises ist der geometrische Ort für die Halbirungspunkte aller Geraden, welche durch einen der Endpunkte der gemeinschaftlichen Sehne gezogen und durch die beiderseitigen Umkreise begrenzt werden. — Wenn man von dem Halbirungspunkte der Ase zweier sich von außen berührender Kreise mit einem beliebigen Radius

einen dritten Kreis beschreibt, und in demselben eine beliebige Sehne zieht, welche durch den Berührungspunkt geht, so sind die Stücke derselben, welche zwischen den Endpunkten und den Peripherien der beiden erstern Kreise enthalten sind, von gleicher Länge. — Zieht man durch einen der Scheitel eines Kreisdurchmessers beliebige Sehnen und verlängert sie bis zum Durchschnitt mit einer Geraden, welche den verlängerten Durchmesser unter rechten Winkeln schneidet, so sind die Rechtecke, die man aus den einzelnen Sehnen und denjenigen ihrer Segmente bildet, welche zwischen dem Scheitel und der genannten Senkrechten enthalten sind, gleichflächig. — Wenn man in einem von zwei sich schneidenden Kreisen von den Durchschnittspunkten aus zwei Paar Sehnen zieht, die sich auf der Peripherie des andern Kreises schneiden, so sind die andern Endpunkte beider Paare gleich weit von einander entfernt. — Theilt man die Sehne eines beliebigen Kreishogens in drei gleiche Theile und errichtet in diesen Theilpunkten Senkrechte, die man bis zum Durchschnitt mit dem Bogen verlängert, so ist das mittlere der drei so entstandenen Bogenstücke kleiner als jedes der beiden äußeren. — Zieht man dagegen durch die Punkte der Sehne, in denen sie in drei gleiche Theile getheilt wird, zwei Radien, so wird durch sie der Bogen in drei Stücke getheilt, von denen das mittlere größer ist, als jedes der beiden äußeren. — Wenn man über jeder Seite eines Dreiecks als Durchmesser einen Kreis beschreibt, an einen derselben in den Scheiteln seines Durchmessers Tangenten zieht, und dieselben bis zum zweiten Durchschnitt mit den Peripherien der beiden andern Kreise verlängert, so liegen diese Durchschnittspunkte stets mit der dritten Dreiecks Spitze in gerader Linie. — Errichtet man auf einem der Halbmesser, die nach den Endpunkten eines beliebigen Bogens gehen, im Mittelpunkte eines Kreises eine Senkrechte, und zwar nach der Seite hin, auf welcher für den genannten Radius der Bogen liegt, macht sie gleich der Sehne des Bogens, so ist deren Endpunkt von dem Halbirungspunkte des Bogens um die Länge des Kreishalbmessers entfernt. — Wenn man von einem beliebigen Punkte des zur Berührungsehne zweier beliebiger Tangenten gehörigen Bogens mit den Tangenten selbst zwei Parallelen nach der Berührungsehne zieht, so ist jede derselben die mittlere Proportionale zwischen den beiden andern Segmenten der Berührungsehne, die zwischen ihnen und ihren parallelen Tangenten enthalten sind. — Schneidet man auf einem Durchmesser von einem seiner Scheitel aus drei solche Stücke ab, daß das eine die mittlere Proportionale zwischen den beiden andern ist, errichtet in diesen Durchschnittspunkten Senkrechte und verbindet die Durchschnitte zwischen ihnen und der Peripherie mit eben jenem Scheitel des Durchmessers, so ist auch von diesen drei Geraden die eine die mittlere Proportionale zwischen den beiden andern. — Zieht man in einem Kreise eine beliebige Sehne und beschreibt von dem Halbirungspunkte eines der beiden zugehörigen Bogen einen zweiten Kreis, der sie

auch zur Sehne hat, so ist von jeder Geraden, welche von einem der Endpunkte der gemeinschaftlichen Sehne aus gezogen, beide Umkreise zum zweiten Male schneidet, das Stück zwischen diesen Durchschnittpunkten gleich der Entfernung des Durchschnittpunktes eben dieser Geraden, mit der Peripherie des ersten Kreises, von dem andern Endpunkte der gemeinschaftlichen Sehne. — Berühren sich zwei Kreise von innen, und man zieht in dem größeren eine Sehne, welche den kleineren berührt und verbindet sowohl deren Endpunkte als den Berührungspunkt mit dem Berührungspunkte beider Kreise, so wird der von den beiden ersten Linien gebildete Winkel durch die letztere halbt. — In jedem rechtwinkligen Dreieck verhält sich das Quadrat der Linie, welche einen sehr spizen Winkel halbt, zum Quadrat der an diesen Winkel anliegenden Kathete, wie die Hypotenuse zur halben Summe von Hypotenuse und eben dieser Kathete. — Haben drei Kreise eine gemeinschaftliche Sehne, und zieht man von einem Endpunkte derselben ein Paar beliebige Gerade, welche alle drei Kreise schneiden, so sind die Segmente der einen Linie denen der andern proportionirt. — Verbindet man die Punkte, in denen ein Kreisbogen in eine beliebige Anzahl gleicher Theile getheilt wird, mit einem seiner Endpunkte, so verhält sich die kleinste dieser Linien zur nächstfolgenden, wie irgend eine der übrigen zur Summe ihrer Vorgängerin und Nachfolgerin. — Ist ein Kreisbogen in 3n gleiche Theile getheilt, und zieht man an den 2ten Theilpunkt vom ersten an eine Tangente, die man bis zum Durchschnit mit der verlängerten Sehne verlängert, so ist dieselbe von gleicher Länge mit der Sehne, welche eben diesen 2ten Theilpunkt mit dem Anfangspunkte des Bogens verbindet. — Hat man in einer Ebene zwei beliebige aber gleiche Kreise, und zieht eine sie schneidende Gerade parallel mit ihrer Axe, so ist jedes Stück derselben, welches zwischen zwei sich entsprechenden (d. h. solchen, die weder die kleinste noch die größte Entfernung von einander haben) Durchschnittpunkten mit den Kreisperipherieen enthalten ist, gleich der Entfernung der beiden Mittelpunkte. — Wenn in einem Kreisviereck eine Diagonale verlängert durch den Durchschnittpunkt der Tangenten geht, welche man an die Endpunkte der andern Diagonale zieht, so verhalten sich die Quadrate zweier von derselben Ecke auslaufender Umfangsseiten, wie die umliegenden Segmente der ihre nicht gemeinschaftlichen Endpunkte verbindenden Diagonale. — Beschreibt man um jedes der vier Dreiecke, in welche ein Viereck durch seine beiden Diagonalen getheilt wird, einen Kreis, so bilden die Mittelpunkte derselben die Ecken eines Parallelogramms. — Wenn man aus den drei Ecken eines Dreiecks als Mittelpunkten drei Kreise so beschreibt, daß jeder die beiden andern von außen berührt, und darauf auch aus jeder Ecke einen Kreis, der die beiden der ersten Ternion, welche von den beiden andern Ecken aus beschrieben sind, von innen berührt, so sind die zu dieser letzten Ternion gehörigen Kreise von gleicher Größe. — Sind in einem Kreisviereck zwei Ge-

gentwinkel rechte, so ist die Summe der Quadrate der vier Diagonalstücke gleich dem Quadrate des Durchmessers, vermehrt um das Quadrat des Unterschiedes von den Segmenten derjenigen Diagonale, welche die Spitzen der rechten Winkel verbindet. — Die Peripherieen aller Kreise, deren Durchmesser solche Stücke von den an einen andern Kreis gezogenen Tangenten sind, welche zwischen zwei parallelen Tangenten eben dieses Kreises liegen, haben immer einen gemeinschaftlichen Durchschnittpunkt. — Wenn in einem Kreisviereck eine der Diagonalen verlängert durch den Durchschnittpunkt der beiden Tangenten geht, welche man an die Endpunkte der andern Diagonalen zieht, oder mit diesen Tangenten parallel läuft, so sind die Rechtecke aus je zwei Gegenseiten gleich. — Zieht man vom Mittelpunkte eines Kreises nach einem beliebigen Punkte einer Sehne eine Gerade, so ist das Quadrat derselben und das Rechteck aus den beiden Abschnitten der Sehne zusammen so groß als das Quadrat des Radius. — Verlängert man die Höhenperpendikel eines spitzwinkligen Dreiecks über ihre Fußpunkte um die Länge ihrer untern Abschnitte hinaus, so liegen die Endpunkte dieser Verlängerungen im Umfange des um das Dreieck beschriebenen Kreises. — Halbt man die sechs Winkel, welche die drei Paare zugeordneter Seiten eines Kreisvierecks bilden, so erhält man in den Halbirenden zwei Ternionen von Parallellinien. — Ist der Umfang eines Kreises in eine beliebige gerade Anzahl gleicher Theile getheilt, und man verbindet ein Paar gegenüberliegender Theilpunkte mittelst eines Durchmessers, von den übrigen Theilpunkten aber je zwei solche, welche gleichweit von demselben Scheitel dieses Durchmessers entfernt sind, durch Sehnen, so verhält sich der Durchmesser zur Summe aller dieser Sehnen, wie die beiden Sehnen zu einander, welche man von einem Scheitel des Durchmessers nach dem nächsten und nach dem fernsten Theilpunkte zieht. — In jedem spitzwinkligen Dreieck ist das Quadrat jeder Seite, vermehrt um das Quadrat vom obern Abschnitte des zu ihr gehörigen Höhenperpendikels gleich dem Quadrate des Durchmessers des um das Dreieck beschriebenen Kreises. — Die durch die Halbierungspunkte der obern Abschnitte der Winkelhalbirenden eines Dreiecks gezogenen Senkrechten bilden bei hinreichender Verlängerung ein Dreieck, dessen äußerer (d. h. um dasselbe beschriebener) Kreis von gleicher Größe mit dem Kreise um das Urdreieck ist. — Die Gerade, welche den Halbierungspunkt einer Seite eines Dreiecks mit dem Halbierungspunkte des obern Abschnittes von dem zu dieser Seite gehörigen Höhenperpendikel verbindet, ist gleich dem Halbmesser des äußeren Kreises. — Die drei Kreise, die so beschaffen, daß die Kreislinie eines jeden durch zwei Ecken und Höhenperpendikeln desselben Dreiecks geht, sind unter einander und dem um das Dreieck beschriebenen Kreise gleich. — Zieht man von einem Punkte außerhalb eines Kreises an denselben zwei Berührende und zwei Schneidende, von denen die eine durch den Mittelpunkt geht, und verbindet den Durchschnittpunkt zwischen dieser und der

Berührungseck mit den Punkten, in denen die andere Schneidende dem Umkreise begegnet, so wird der von diesen beiden Geraden gebildete Winkel durch die Berührungseck halbiert. — Zieht man in einem Kreise einen seiner Durchmesser und von einem beliebigen Punkte desselben, der nicht der Mittelpunkt ist, nach dem Umkreise Linienpaare, so daß jedes zusammengehörige Paar in demselben Halbkreise liegt und mit dem Durchmesser gleiche Winkel bildet, so haben die Geraden, welche die Endpunkte dieser Linienpaare verbinden, bei hinreichender Verlängerung stets einen gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt. — Verbindet man die Fußpunkte der Höhenperpendikel eines spitzwinkligen Dreiecks und beschreibt um das so entstandene Dreieck einen Kreis, so geht dessen Umkreis durch die Halbierungspunkte der Seiten des Urdreiecks. — Die Peripherie des im vorigen Satze genannten Kreises geht auch durch die Halbierungspunkte der obern Abschnitte von den Höhenperpendikeln des Urdreiecks. — Der Halbmesser des genannten Kreises ist halb so groß als der Radius vom äußern Kreise des Urdreiecks. — Fällt man in einem spitzwinkligen Dreieck die Höhenperpendikel, verbindet deren Fußpunkte, und beschreibt um jedes der vier Dreiecke, in welche dadurch das Urdreieck zerlegt wird, einen Kreis, so liegen die Mittelpunkte der drei zu den äußern Dreiecken gehörigen Kreise in der Peripherie des Kreises, der um das mittlere beschrieben ist. — Der Mittelpunkt des Kreises, dessen Peripherie durch die Fußpunkte der Höhenperpendikel eines spitzwinkligen Dreiecks geht, liegt mit dem Mittelpunkte des zu letzterem gehörigen äußern Kreises und dessen Höhendurchschnitt in einer geraden Linie und zwar in gleicher Entfernung von ihnen. — Die Fußpunkte der drei Senkrechten, die man aus einem beliebigen Punkte der Peripherie des um ein Dreieck beschriebenen Kreises auf dessen Seiten fällt, liegen in einer geraden Linie. — Fällt man aus einer der Spitzen eines Kreisvierecks, in welchem sich die Diagonalen unter rechten Winkeln schneiden, auf die von der Gegenecke auslaufenden Seiten Senkrechte, so liegen nicht nur deren Fußpunkte mit dem Durchschnittspunkte der Diagonalen in einer geraden Linie, sondern es sind auch die zwischen den Diagonalen enthaltenen Stücke dieser Senkrechten einzeln gleich denjenigen Vierecksseiten, mit denen sie zwar von demselben Endpunkte der Diagonale auslaufen, aber auf verschiedenen Seiten derselben sich befinden. — Schneiden sich in einem Kreisvierecke zwei zugeordnete Seiten unter rechten Winkeln, so liegt dieser Durchschnittspunkt mit dem Mittelpunkte des Kreises und dem Mittelpunkte der mittleren Entfernung in einer geraden Linie, und zwar der letztere in gleicher Entfernung von beiden andern. — Schneiden sich in einem Kreisvierecke ein Paar zugeordneter Seiten unter rechten Winkeln, so ist die Entfernung dieses ihres Durchschnittspunktes vom Mittelpunkte des umschriebenen Kreises gleich der Entfernung der Halbierungspunkte dieses Seitenpaares von einander. — Haben zwei Kreise eine solche gegenseitige Lage, daß die Peripherie eines von ihnen durch

den Mittelpunkt des andern geht, und man zieht eine Gerade, so, daß sie beide Kreise schneidet und parallel mit deren Axe ist, so hat die Summe der beiden Segmente, welche nicht beiden Kreisen zugleich angehören, eine konstante Größe — sie ist dem Durchmesser des Kreises gleich, dessen Peripherie durch den Mittelpunkt des andern Kreises geht. — Schneiden sich zwei Kreise, und werden beide von einer dritten Geraden geschnitten, so sind die vier Segmente, in welche diese Linie in ihren Durchschnittspunkten mit den Peripherieen beider Kreise und deren gemeinschaftlicher Sehne getheilt wird, immer so beschaffen, daß das Rechteck aus dem ersten und dritten gleich ist dem Rechteck aus dem zweiten und vierten. — Zieht man von dem Mittelpunkte eines der äußern Berührungskreise eines Dreiecks eine Schneidende an den um das Dreieck beschriebenen Kreis, so ist das Rechteck aus der ganzen Linie und ihrem äußern Segmente doppelt so groß als das Rechteck aus den Halbmessern der genannten Kreise. — Beschreibt man in denselben Kreisabschnitt eine beliebige Menge von Dreiecken, und für jedes derselben sowohl seinen innern als den der gemeinschaftlichen Seite zugehörigen äußern Berührungskreis, so ist die Entfernung der beiden Mittelpunkte für alle diese zusammengehörigen Kreispaaire eine konstante Größe. — Der Berührungspunkt des innern Kreises eines Dreiecks mit einer der Seiten, und der Berührungspunkt des eben dieser Seite zugehörigen äußern Berührungskreises mit ihr sind gleich weit von dem Endpunkte dieser Seiten entfernt. — Die vier Mittelpunkte der Berührungskreise jedes Dreiecks haben eine solche gegenseitige Lage, daß das Quadrat der Entfernung irgend zweier von einander, vermehrt um das Quadrat der Entfernung der beiden andern, eine konstante Größe ist — nämlich gleich dem Quadrate vom doppelten Durchmesser des dem Dreieck zugehörigen äußern Kreises. — Verbindet man den Mittelpunkt des innern Kreises eines Dreiecks mit dem Berührungspunkte einer der Seiten und verlängert diese Gerade über den letztern Punkt hinaus, bis sie zum zweiten Male die Peripherie des Kreises schneidet, welcher durch die Endpunkte der genannten Seite und den genannten Mittelpunkt geht, so ist diese Verlängerung gleich dem Halbmesser des eben dieser Seite zugehörigen äußern Berührungskreises. — Zieht man in den drei äußern Berührungskreisen eines Dreiecks die Halbmesser nach den Berührungspunkten der ihnen zugehörigen Seiten, so schneiden sich dieselben bei hinreichender Verlängerung in einem und demselben Punkte, in demjenigen nämlich, der gleich weit von den drei genannten Mittelpunkten entfernt ist. — Jedes Höhenperpendikel eines spitzwinkligen Dreiecks wird in dem gemeinschaftlichen Durchschnittspunkte mit den beiden andern in zwei solche Segmente getheilt, daß das Rechteck aus ihnen doppelt so groß ist, als das Rechteck aus dem Halbmesser des äußern Kreises und dem Halbmesser des Kreises, der in das durch die Fußpunkte der genannten Höhenperpendikel bestimmte Dreieck beschrieben wird. — In jedem rechtwinkligen Dreieck ist

die Summe der Katheten um den Durchmesser des eingeschriebenen Kreises größer als die Hypotenuse. — In jedem rechtwinkligen Dreieck ist 1) der Halbmesser des einer Kathete zugehörigen äußern Berührungskreises kleiner als die Kathete selbst und zwar um den Halbmesser des innern Kreises; 2) dagegen ist der Radius des der Hypotenuse zugehörigen äußern Berührungskreises um eben diesen innern Halbmesser größer als die Hypotenuse selbst, und daher 3) der Radius des der Hypotenuse zugehörigen äußern Berührungskreises so groß, als die Halbmesser der drei übrigen Berührungskreise zusammen. — Ist ein in einen Kreis beschriebenes Sechseck so beschaffen, daß eine der Diagonalen, welche zwei Gegenecken verbinden, mit den ihr gegenüberliegenden Gegenseiten einen gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt hat, so liegen folgende Durchschnittspunkte in einer geraden Linie: 1) von den beiden übrigen Diagonalen, welche Gegenecken verbinden; 2) von je zwei solchen Diagonalen, die von den Endpunkten der in Rede stehenden auslaufen und auf derselben Seite derselben liegen; 3) von je zwei Seiten, die von den Endpunkten der in Rede stehenden Diagonalen auslaufen und auf derselben Seite von ihr liegen, endlich 4) von den beiden Diagonalen, die zwar keine Gegenecken verbinden, aber auch keinen Endpunkt mit der in Rede stehenden Diagonale gemeinschaftlich haben. — Zieht man in dem Dreieck die Transversalen, welche durch den gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt unserer drei Kreise gehen, so werden 1) durch sie die Dreieckswinkel so getheilt, daß drei dieser Stücke von gleicher Größe sind; 2) die Transversalen selbst schneiden sich unter Winkeln, die einzeln den Dreieckswinkeln gleich sind. — Literatur: Der Kreis wird in jedem geometrischen Handbuche behandelt, daher fällt die hierher gehörige Literatur mit der im Artikel Geometrie aufgeführten zusammen, und wir dürfen deshalb ohne Weiteres dorthin verweisen, erinnern nur an die Namen Euklides, Apollonius, Archimedes, Ptolemaeus, Pappus, Fermat, Roberval, Simpson, Newton, Legendre, Laplace, Euler, Gauß u. a., die in chronologischer Reihenfolge Art. Mathematik auführt. Ebenso geben Art. Kegelschnitte, Ellipse, Hyperbel diejenigen Autoren an, welche um diesen Theil der Mathematik sich am meisten verdient gemacht haben; wir bemerken nur noch, daß die Ausbildung der Analysis auch unserer Kurve, indem solche unter ganz allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet wurde, u. deren näheren Betrachtung u. Kenntniß besond. günstig war, wie Art. Geometrie ebenfalls genauer nachweist.

Kreis (Staatsw. u. Gesch.) 1) Abtheilung eines Landes oder einer Provinz, s. die einzelnen deutschen Staaten; in außerdeutschen Ländern gleichbedeutend mit Departement, County, Canton, Sandschal u. dgl.

2) Eine der hervorragenden Regierungshandlungen des Kaisers Maximilian I. war die Eintheilung Deutschlands in 10 Kreise, um eine bessere Handhabung des Landfriedens als bisher zu ermöglichen. Bisher und seit der Zeit

Kaiser Albrechts II. hatte nämlich das Reich aus 4 Kreisen: dem bayerischen, rheinischen, westphälischen und sächsischen bestanden; allein die allzugroßen Ländermassen, welche sie umfaßten, machten eine geordnete Verwaltung und namentlich bessere Aufsicht auf öffentliche Ruhe und Sicherheit unmöglich. Maximilian II. stellte daher nach Verkündung des allgemeinen Landfriedens die Kreiseintheilung her, wie sie in unserem Werke Abth. 1. Bl. 7. Abth. 4. S. 554 ff. beschrieben ist. Die Verfassung dieser Kreise aber war folgende: Jeder derselben hatte einen oder zwei Direktoren (K. = Direktoren) oder „auschreibende“ Fürsten (K. ausschreibende Fürsten), von welchen der eine geistlich, der andere weltlich war. Diesen lag es ob, die Kreisstände zu berufen u. bei deren Versammlungen den Vorsitz zu führen. Das Erstere geschah, indem sie durch besondere Ausschreiben (K. briefe), welche durch sogenannte K. boten übersendet wurden, auf die K. tage einluden. Auf diesen erschienen die Fürsten und Grafen, die als Besitzer unmittelbarer Reichsgüter Stimme hatten, durch Deputirte vertreten, und es wurde hier über die besonderen Angelegenheiten des Kreises (oder auch mehrerer Kreise, die, wenn sie nahe bei einander lagen, korrespondirende Kreise hießen u. gemeinschaftliche K. tage halten konnten) berathschlagt. Alle Beschlüsse wurden nach Stimmenmehrheit gefaßt u. schriftlich aufgesetzt; man nannte sie K. abschiede (K. rezesse), und ihre Exekution wurde von den K. direktoren besorgt. Meistens bezogen sie sich auf Polizeiverfügungen wider unruhige Handwerksgeßellen, Straßen- und Wasserbau, Sicherheit der Reisenden, Erschwerung der Aus-tretung höriger Unterthanen, Ermächtigung hoher Zolltarife etc., ferner aber auch auf die sogen. K. hülfe, d. i. Geld und Truppen, womit ein K. gemäß der K. matrikul (worin der Umfang dieser Hülfe zugleich mit einem Verzeichniß der K. stände enthalten war) den Kaiser unterstützen mußte. — Die schriftlichen hierauf bezüglichen Ausfertigungen besorgte eine Kanzlei der K. direktoren mit dem Namen: K. ausschreibamt. Auch eine Kasse hatte jeder K. (K. Kasse), welche durch die sogen. K. anlagen ihre Zusprüche erhielt, u. deren erster Beamter K. pfennigmeister genannt wurde. — Die Streit-macht des Kreises (K. truppen, K. kontingent) stand dem Kaiser zur Verfügung. Sie wurde dergestalt zusammengebracht, daß jeder der K. stände eine bestimmte Anzahl ausgerüsteter Krieger zu stellen hatte.

Eigentlich sollte auch jeder K. einen K. obersten haben, dessen Pflichten waren:

1) Acht zu haben, ob und wo sich eine Kriegsempörung und andere Unruhe im K. ereignen würde;

2) darauf die ihm „Zugeordneten“ zusammenzurufen und zu berathschlagen, was zu thun sey;

3) die Hülfe von jedem Stand zu erfordern;

4) den K. von der bevorstehenden Gefahr zu befreien und

5) gegen die Landfriedensbrecher und andere Verbrecher die kaiserliche Acht, Urtheil u. andere Strafen zu erequiren. Ein jeder K. oberste

hatte seine „Adjunkten“ od. „K.=Zugeordnete“, deren meist 5 bis 8 waren, und wovon derjenige, welcher bei Verhinderung des K.obersten an dessen Stelle trat, „Nachgeordneter“ hieß. Die Zugeordneten sollten somit und besonders in vorfallenden Sachen dasjenige, was zur Handhabung des Landfriedens nöthig und gut sei, nach ihrem besten Verständniß und Rath vornehmen. — Das Institut der K.obersten, und was damit zusammenhing, kam nach und nach außer Gebrauch und war in den meisten Kreisen nicht vorhanden. Nur im fränkischen K. bekleidete diese Würde seit 1766 der Markgraf von Osnobach und Baireuth; die geistlichen K.stände waren von ihr ausgeschlossen.

Kreis (bot. Term.) f. v. a. Orbiculus. — K.faltig, f. v. a. gyrosus gyroso-plicatus. — K.förmig, f. v. a. orbicularis, orbiculatus, circularia. — K.rund, f. v. a. orbicularis, orbiculatus. — K.ständig, f. v. a. circinans, in orbem dispositus.

Kreisamt, Behörde, welcher die Justizpflege eines Kreises übertragen ist; der Chef eines K.s heißt gewöhnlich Kreisamtmann.

Kreisan, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, K.B. Breslau, Kr. Schweidnitz; Schloß, Bornwerk, Wasser-, Windmühle; 190 Einw.

Kreisaue (Zoophyt.), Infusoriengatt., f. v. a. Cycloglena.

Kreibachthal, österr. Häuser, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Lilienfeld; 280 Einw.

Kreibewegung, f. v. a. Centralbewegung, vgl. Bewegung.

Kreibeweis (Log.), f. Beweis.

Kreiblätter, f. Zeitungen.

Kreiblume (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. Anacyclus.

Kreiblutbehälter, Kreiblutleiter des Hinterhauptlochs, f. Gehirnhäute.

Kreisch (Geogr.), königl. sächs. Orte: 1) Markt, Kr. und Amt Dresden; 3 Mitzgüter, Strohflechterei, Brauerei, Ziegelei, 5 Mühlen; 1040 Einw.; — 2) (Ober-K., Klein-K.), Dorf das.; 480 Einw.; — 3) (Mittel-K.), Dorf das.; 300 Einw.; — 4) (Nieder-K.), Dorf das., Amt Pirna; 270 Einw. Die hier genannten Orte bilden den Mittelpunkt der Strohanufaktur der Umgegend, die in 50 Ortschaften gegen 3000 Menschen beschäftigt u. etwa 200,000 Thaler einbringt.

Kreischau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, K.B. Breslau, Kr. Steinau; 240 Einw.

Kreischen, 1) Fett über starkem Feuer ausbraten, und etwas in Fett braten; — 2) hell beschreien; — 3) widerlich schreien.

Kreischmöve (Ornith.), f. v. a. große Seeswalbe, Sterna Hirundo.

Kreisdirektor, 1) der Präsident einer königl. sächs. Kreisdirektion, f. Sachsen; — 2) f. Kreis.

Kreisdroßler (Bot.), f. v. a. Kreisfarren, f. Farren.

Kreisel (Drechsler), Spielwerkzeug für Kinder. Man hat verschiedene Arten: 1) ein kleiner hölzerner Kegel, der von der Spitze bis zur breiten Seite mit etwas vertieften Ringen ver-

sehen ist. Er wird zum Tanzen gebracht, indem man die Schnur einer kleinen Peitsche um denselben wickelt, die Spitze auf dem Fußboden aufsetzt und nun die Peitsche schnell abzieht. Schläge, von Zeit zu Zeit wiederholt, erhalten den K. in der tanzenden Bewegung, indem sich dann die Peitschenschnur um ihn herumwickelt und abgezogen die Kreisbewegung erneuert; —

2) der Brummkreisel, eine hölzerne hohle Kugel, die an der Seite eine viereckige Oeffnung und unten ein dünnes rundes Holz als Fuß hat; es gehört dazu ein Kloben, ein ohngefähr 8 Zoll langes Stück Holz, an der einen Seite mit einem Auge, in welches der Fuß des K.s bequem paßt. An der Seite des Auges ist ein kleines Loch durch das Holz gebohrt, durch welches man ein Stück Bindfaden zieht, den man von unten nach oben um den Fuß des K.s windet. Darauf steckt man den umwickelten Fuß in das Auge u. zieht den Bindfaden durch das kleinere Loch ab. Dadurch springt der K. heraus und läuft in drehender Bewegung auf dem Fußboden herum, indem dabei das Loch an der Seite der Kugel einen anfangs heulenden, später, je mehr die Schnelligkeit der drehenden Bewegung abnimmt, einen brummenden Ton hervorbringt; daher auch Heulbrummkreisel genannt. Ihm ähnlich war der griech. und röm. Trochos, ein eiserner Zirkel oder ein Rad, das mit einem eisernen Griffel (clavis) in Bewegung gesetzt wurde und im Drehen durch die daran hängenden Ringe ein Klingen hervorbrachte. Eine Zeichnung davon gibt Mercurialis, Ars gymnastica III., 8. Der Bemher der Griechen und der Turbo der Römer scheint ganz unser K. gewesen zu sein; — 3) dem vorigen ganz ähnliches Spielzeug, nur daß es statt der Kugel eine Scheibe hat.

Kreisel (Mollusk.), f. v. a. Kreiselschnecke, Trochus.

Kreiselnbirne (Pomol.), f. v. a. Hölpenen.

Kreiselnbohrer, die einfachste Art der Metallbohrer, ist mit einer messingenen oder hölzernen Rolle versehen, die an ihrer viereckigen Stange befestigt ist. Das Ende der letzteren, welches noch etwas vor der eingetriebenen Rolle vorspringt, verläuft sich in eine kegelförmige Spitze, mittelst welcher das Ende der Stange in ein Grübchen gesteckt wird, das zur Seite an einer Stelle des Schraubstockes oder an einem eigenen senkrecht stehenden Bohrstocke sich befindet. Hält man nun die Spitze der bohrenden Schneide an diejenige Stelle des Metalles, welche durchbohrt werden soll, so kommt es nur noch darauf an, daß der Bohrer in eine drehende Axbewegung versetzt wird, während man das Metall an die Schneide des Bohrers drückt. Zur Hervorbringung jener Axendrehung schlägt man die Darnseite eines elastischen Drehbogens (aus Stahl, Fischbein, spanischem Rohr oder zähem Holze) um die Rolle und zieht den Bogen dann schnell auf und nieder.

Kreiseldackling (Bot.), Kernpilzgatt., f. v. a. Sphinctrina Fr.

Kreiselförmig (bot. Term.), f. v. a. turbinatus.

Kreisellkäse (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. Coulteria.

Kreiselkäfer (Entom.), Käfergatt., f. v. a. *Calathus*.

Kreiselud (bot. Term.), f. v. a. *circinalis*, *circinatus*.

Kreiselpilz (Bot.), Pilzgatt., f. v. a. *Gomphus*.

Kreiselschnäbler (Ornith.), 1) nach Dken, f. v. a. Raupenfresser (f. d.); — 2) f. v. a. Mövchentaube, *Columbia livia turbida*.

Kreiselschnecke (Mollusk.), Gasteropoden-gattung, f. v. a. *Trochus*.

Kreiselschnecken, f. v. a. *Trochoidea*.

Kreiselspiel, 1) f. *Kreisel*; — 2) eine Art Kegelspiel, wobei ein *Kreisel* gebraucht wird.

Kreiselftern (Zoophyt.), Polypengatt., f. v. a. *Turbinolia*.

Kreiselfolz (Bot.), Schimmelgatt., f. v. a. *Torula*.

Kreisen, 1) (Jagdw.), f. Jagdhund; — 2) f. v. a. Einkreisen; — 3) aus den Halben durch nochmaliges Suchen das Gute herausfinden; — 4) f. v. a. Kleinen.

Kreiser (Jagdw.), auf weitläufigen Revieren ein niederer, nicht auf einer Akademie gebildeter Jagdbeamter, der dem Förster in Begehung des Forstes, bei Jagden etc. beisteht.

Kreisewitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Bries; Schloß, Borwerk, Windmühle; 360 Einw.; — 2) das., R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 380 Einw.

Kreisfarren (Bot.), nach Dken, Abtheil. der Klasse der Farren (f. d.).

Kreisfeld, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, mansfelder Gebirgs Kreis; Freigut, Wassermühle, 2 Kalkhütten; 460 Einw.

Kreisfläche (Math.), f. *Kreis*; Ausmessung der K., f. *Quadratur des Kreises*.

Kreisflechte (Bot.), Nabelflechtengatt., f. v. a. *Gyrophora*.

Kreisförmige Muskeln (Anat.), f. v. a. *Ringmuskeln*.

Kreisförmige Säge, Säge, welche mit ring- oder kreisförmigem Sägeblatt schneidet. Ein solches Sägeblatt, welches einen bedeutend großen Durchmesser hat, weil der durchzuführende Körper begreiflich nicht auf die Mitte desselben losrücken darf, sondern zur Seite in dasselbe, dem Mittelpunkt vorbei, sich hineinbewegen muß, wird concentrisch an eine umlaufende Welle befestigt. So dreht sich das Blatt mit der Welle zugleich immer nach einerlei Richtung um. Das Entgegenrücken des Klotzwagens kann auch hier am einfachsten durch den Gewichtkasten entstehen.

Kreishauptmann, Vorgesetzter eines Kreises, ehemals gewöhnlich Beamtenposten für einen Adeligen; ihm liegt die Leitung der Centralgeschäfte eines Kreises und die Beaufsichtigung der übrigen Kreisbeamten ob. In manchen Ländern steht ein K. mehreren Amtsleuten vor.

Kreislagen, f. v. a. *Kessellagen*.

Kreiskämpfer (gr. Ant.), f. *Periodoniken*.

Kreiskiemer (Mollusk.), f. *Cyclobranchia*.

Kreislauf des Blutes (*Circulatio sanguinis*, Physiol.). Unter Blutumlauf verstehen wir die Bewegungen des Blutes in und durch

die verschiedenen Theile und Stellen des Körpers. Bei dieser Operation kommen vorzüglich der Gegensatz zwischen Lungen oder Kiemen u. Körper, so wie die Thätigkeit des Herzens und die Blutgefäße in Betracht. — Obgleich diese Circulation bei den verschiedenen Wesen verschieden sich verhält, so nehmen wir doch, wenigstens bei den Wirbel- (und vielen andern) Thieren den Uebertritt eines arteriellen Blutes aus den Lungen oder Kiemen in den Körper, und den Rücktritt eines nervösen aus dem Körper in diese Organe wahr.

Daß man die Berrichtung des Blutgefäßsystems und den Blutumlauf, wie er wirklich in der Natur begründet ist, genauer kennt, ist noch nicht sehr geraume Zeit her. Freilich haben sich verschiedene Männer, u. a. van der Linden, J. Riolan, E. Drelinkcourt u. s. w. die größte Mühe gegeben, zu beweisen, daß schon bei Hippokrates die Lehre vom Blutumlaufe vorkomme oder wenigstens des Umlaufs erwähnt werde, aber vergebens; denn Letzterer (de insomniis) versteht unter *aiutos nepiodos* etwas ganz Anderes als unsern Kreislauf. Auch haben weder Plato, noch Galen, noch Rufus, eine klare Vorstellung vom Kreislauf gehabt; wenigstens handelt ihn Galen nirgends in seinen Werken im Zusammenhange ab, — wenn man aber verschiedene einzelne in seinen Schriften zerstreut vorkommende Aeußerungen desselben zusammenstellt, so ergibt sich, daß er sowohl den Kleinen als auch den großen K. u. die richtige Beziehung der Lungen, des Herzens, der Arterien und Venen zum K. gekannt habe; auch war der Blutlauf dem Servetus, Realdo Columbus, E. Paucerus und einigen Andern nicht unbekannt. W. Harvey gebührt aber das große Verdienst, durch tieferes Nachdenken und Experimentiren die Lehre vom K. tief und fest begründet und dadurch in der Arzneiwissenschaft eine neue, leider auf einige Zeit in die rohe Jatro mechanik ausgeartete Bahn gebrochen zu haben, und Unrecht thun diejenigen, welche ihm die Ehre einer solchen Begründung streitig machen wollen. Harvey machte seine Entdeckung zum ersten Male in einer von ihm gehaltenen Rede im Jahre 1619 und späterhin durch den Druck im Jahre 1648 öffentlich bekannt.

Das Blut muß sich durch das ganze Blutgefäßsystem hindurch bewegen, und dieses geht im Allgemeinen auf folgende Weise zu: Aus den Capillargefäßen der Lungen führen die sogenannten *Venae pulmonales* das arterielle Blut zunächst mittelst ihrer vier Hauptstämme in den hintern oder linken Vorhof über; dieser dehnt sich (nach vollendeter Zusammenziehung) aus, um das Blut aufzunehmen. Ist dieses in ihn hineingetreten, so zieht er sich zusammen, treibt dasselbe aus seiner Höhle heraus und zwar durch die Scheidewand, welche zwischen ihm und der Kammer seiner Seite gelegen ist, in diese letztere hinein. Nothwendig mußte das Blut während der Zusammenziehung dieses Vorhofs, wenn auch nur zum Theil, in die genannten Adern wieder zurückströmen, wenn nicht die nachdringende Blutmasse solches zum Theil verhinderte; aber nicht nur möglich, sondern auch wahrschein-

lich ist es, daß wenigstens eine kleine Portion des ankommenden Blutes bei der Kontraktion der Vorkammern in die Gefäße, aus denen es einen Moment früher herkam, zurückgeworfen wird. — Aus diesem linken Vorhofe also tritt das Blut durch das Ostium venosum ventriculi sinistri, welches in der Scheidewand zwischen dem linken Vorhof und linken Ventrikel sich befindet, in diese Herzkammer hinein. Der Eintritt kann umgehen durch ein Öffnen der Kammer. Nach Statt gehabtem Eintritt ziehen sich, weil das Blut weiter getrieben werden muß, die Wände der linken Kammer zusammen; damit es aber keine rückgängige Bewegung mache, d. h. damit es nicht in den Vorhof der linken Seite zurücktrete, legen sich Klappen vor die Mündung der Vorkammer in die Kammer, und indem dieselben ihre Basis an der Öffnung haben, hängen mit ihrer Spitze in die Kammer hineinreichend, so ist die Möglichkeit der Verschließung dieser Öffnung gegeben. Die hierzu dienenden Klappen heißen mühenförmige (*Valvulae mitrales*). Hat sich so die Kammer zusammengezogen, so muß das Blut weiterfließen, und zwar durch die Arterienöffnung (*Ostium arteriosum*) in die Aorta hinein; damit aber auch das Blut aus dieser Arterie nicht wieder in die linke Kammer zurücktrete, so sind drei halbmondförmige Klappen (*Valvulae semilunares*) vorhanden, deren Basis sich in der Öffnung befindet, deren Spitzen aber in die Arterie hineinreichen. Durch diese Aorta gelangt das Blut in den ganzen Körper, tritt ins Haargefäßsystem desselben hinein, da aber auch das Herz ernährt werden muß, so führt die erste aus der Aorta hervortretende Schlagader demselben rothes Blut zu. Das rothe Blut erleidet wichtige und wesentliche Veränderungen, wird von den Kapillargefäßen und als venöses von den Venen aufgenommen und kehrt aus diesen mittelst der oberen und unteren Hohlader in den rechten Vorhof zurück. Aber nicht bloß die Hohladern ergießen Blut in den rechten Vorhof, sondern auch das Blut, welches zur Ernährung des Herzens gedient hat, wird mittelst der Kranzblutadern des Herzens in diese Höhle übergeleitet, und damit der Eintritt dieses Blutes ruhig und gesichert geschehe, ist vor der Mündung dieser Vene eine Klappe, die thebesische genannt, angebracht, welche mit der Bildung der Klappen in den Venen des größten Theils des übrigen Körpers von gleicher Bedeutung ist. Jetzt zieht sich die angefüllte rechte Vorkammer zusammen, das Blut tritt in die rechte Kammer über, und indem auch diese sich zusammenzieht, wird es in die sogenannte *Arteria pulmonalis* hineingetrieben, aus welcher endlich wieder in die Lungen gelangt und daselbst in den feinsten Kapillargefäßen vertheilt wird, von wo aus dann der K. wiedervon Neuem beginnt. In diesem rechten Herzen findet man, in Bezug auf die Klappen, etwa dasselbe, was wir in dem linken gesehen haben, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben, so wie diese ganze Herzabtheilung, dünner und laxer gebaut erscheinen, daß die Klappen der Venenöffnung nicht mit zwei, sondern mit drei Spitzen versehen

sind und dreispitzige (*Valvulae tricuspidales*) genannt werden.

Was den K. der Thiere betrifft, so findet man, daß diese bald mit besonderen Gefäßen versehen sind, bald nicht; im letztern Falle findet dann auch keine eigentliche Cirkulation Statt, sondern der Nahrungstoff wird aufgesogen und trinkt den Körper gleichsam wie einen Schwamm; auf letztere Art verhält es sich mit Spongien, den Blasenwürmern, den meisten Infusorien und Polypen. Zwar hat man den Eintritt des Meerwassers in den Schwamm oder in den leeren Raum zwischen Magen und Körperwand bei *Plumatella* für eine Art von Cirkulation gehalten, aber mit Unrecht, indem sich dieser Eintritt nur auf Ernährung und Respiration bezieht, ähnlich wie der Eintritt des Wassers zwischen die Fischkiemen und der Luft in den Insektenkörper. Ein eigentliches Gefäßsystem erscheint auch nicht bei den Aktinien, manchen Medusen, den Bandwürmern, vielmehr sackt sich bei den letzten beiden der Nahrungskanal gefäßartig aus und senkt sich so in die Körpermasse hinein. Beim *Distoma hepaticum*, beim *Diplozoon paradoxum*, beim Räberthier ist aber schon ein merkliches Cirkulationssystem vorhanden. Nach diesen Erscheinungen könnte man annehmen, daß das Gefäßsystem anfangs mit dem Darmkanal, dem Nahrungsschlauch, indifferent ist und erst später von diesem sich trennt, differenzirt, d. h. nicht die Nahrungsmittel, sondern nur das Edle daraus zu allen Körperstellen und behufs einer höhern Assimilation zu Respirationsorganen führt. — Im Allgemeinen ist der K. bei den Säugethieren wie bei Menschen; auch sind die Organe, als Herz und Klappen, Herzbeutel, Gefäße u. s. w. von ziemlich gleicher Beschaffenheit, obwohl manchen die *Valvula Eustachii* fehlt. Beim Schwein, Rindvieh, bei Schafen, Hirschen u. s. w. findet man in der linken Kammer des Herzens da, wo die mühenförmigen Klappen im Ostium arteriosum sitzen, eigenthümliche Herzknochen oder auch wohl, wie beim Igel, eine härtliche knorpelige Masse, deren Bedeutung noch nicht ganz klar ist; ähnliche, aber kleinere Knochen findet man auch im rechten Herzen. Mehrern Thieren, die sich durch Tauchen auszeichnen, z. B. Fischottern, hat man ein Loch in der Scheidewand der Vorhöfe, wie man es beim Fötus findet, zugeschrieben, indeß wird dieses Loch nur selten beobachtet. Daß die Organe im Allgemeinen um so höher ausgebildet sind, je mehr sie Gefäße ersterer od. zweiter Ordnung bekommen, zeigen auch die Säugethiere; wie bei diesen das Gehirngewöhnlich an beiden Seiten gleich ausgebildet erscheint, so sieht man auch die Karotis der linken Seite nicht mehr unmittelbar aus der Aorta, sondern, ähnlich wie auf der rechten Seite die Kopfschlagader entspringt, aus der Anonyma ihren Ursprung nehmen; so findet man es bei Pferden, Wiederkäuern, — wo die *Carot. cerebialis* nur ein unbedeutender Ast der *A. maxillaris interna* ist, — bei Hunden, Katzen, Schweinen u. s. w. Bei Seehunden, Delphinen, Seeottern u. s. w. bemerkt man an der untern Hohlader beträcht-

liche Erweiterungen, welche den Sinus der Hohlvenen bei manchen kaltblütigen Wirbeltieren bedeuten, auch zeigt sich nicht selten bei tauchenden Thieren der Bulbus aortae erweitert. Hin und wieder trifft man auch besondere Gefäßgeflechte an, z. B. bei den Wiederkäuern ein Rete mirabile der Carotis cerebialis. Bei den Säugethieren findet man im Allgemeinen, daß der Puls um so schneller ist, je kleiner das Thier, hingegen desto langsamer, je größer dasselbe; auch gilt dieses von den einzelnen Individuen einer und derselben Thierart; so z. B. ist er bei einem kleinen Pferde schneller als bei einem größeren. Der Puls eines Hundes schlägt nach dessen Größe verschieden, in der Minute 86 — 100 mal, der eines Pferdes 45 — 56 mal, bei einem Füllen 76 — 86 mal. — Was die Vögel betrifft, so findet man bei ihnen die größte Thätigkeit des Blutgefäßsystems, die stärksten, sehr deutlich fibrösen Arterien und Venenwände, das verhältnißmäßig am meisten muskulöse und größte Herz und den schnellsten Puls, d. h. in der Minute etwa 96 — 110 Schläge. In der linken Vorkammer liegt an der Einmündungsstelle der Lungenvene eine Klappe; der rechten Kammer fehlen die häutigen Klappen, wofür man aber ein starkes, dreieckiges Muskelbündel antrifft, welches ein verhältnißmäßiges Vorwalten des venösen Gefäßsystems über das arterielle bei den Vögeln anzudeuten scheint, indem, wie schon Harvey angegeben hat, der Unterschied zwischen Arterien und Venen in Betreff der Gefäßhäute bei den Vögeln nicht so groß ist, als bei den Säugethieren. Dieser dreieckige Muskel kontrahirt sich selbstständig und wird nicht, wie bei den Säugethieren die Klappen, passiv, d. h. mittelst der in die rechte Herzkammer hineintretenden Blutmasse gegen das Ostium arteriosum angeedrückt, und demgemäß scheint die Funktion die zu seyn, ein übermäßiges Eindringen des Blutes in das rechte Herz und also auch in die Lungen hinein, beim Fliegen, raschen Laufen, Schwimmen und Tauchen, so wie bei anhaltendem Singen zu verhindern. Die Karotiden entspringen hier mit den Vertebralarterien u. unmittelbar aus den Unterschlüsselbeinschlagadern, und zwar erst nachdem diese schon bedeutende Gefäße an die Theile des Halses, an den Oesophagus u. s. w. abgegeben haben. Manchmal verschmelzen beide Karotiden in ihrem Verlaufe unter dem Halse zu einem gemeinschaftlichen Gefäß, trennen sich dann aber später wieder; manchmal ist nur eine Karotis, namentlich die linke, vorhanden, sehr selten nur die rechte. Bei diesen Thieren kommen häufige Gefäßgeflechte vor, z. B. als Rete temporale, tibiale u. s. w. Wie schon oben erinnert, zeigt das Venensystem manches von dem der Säugethiere Abweichendes, und zwar, daß die Venen des mittleren und hinteren Theiles des Körpers, des Schwanzes, so wie der hinteren Extremitäten, einen Theil ihres Blutes nicht in die Hohlvenen, sondern in die Portader überführen; bei tauchenden Vögeln sind ähnlich wie bei tauchenden Säugethieren die Hohlvenenstämme erweitert. — So wie im Allgemeinen die Herz- u. Gefäßbildung bei den Amphibien auf einer mehr niederen

Stufe der Organisation steht, das Herz und die Gefäße verhältnißmäßig klein sind, so trifft man bei den verschiedenen Ordnungen dieser Thiere verschiedene Bildung des Herzens an: 1) Das Herz besitzt nur eine Kammer und einen Vorhof; so verhält es sich bei den Sirenen und Batrachierlarven. 2) Es besteht aus zwei Vorkammern und einer Kammer, u. zwar bei den Froscharten; die Art. pulm. und die Aorta entspringen hier gemeinschaftlich aus einer Höhle. 3) Bei den übrigen Amphibien findet man zwei vollkommen von einander getrennte Vorkammern u. zwei Kammern, deren Scheidewand aber oben durchlöchert ist, so daß beide Kammern mit einander in Verbindung stehen. Sowohl das arterielle als auch das venöse Blut tritt seinerseits aus der Vorkammer in die Kammer; hier erfährt es, da beide Kammern gewissermaßen nur eine sind, eine theilweise Vermischung und tritt dann sowohl in die Lungenschlagader als auch in die Aorta über. Da die Kammern aber eigentlich keine wirklichen Höhlen vorstellen, sondern mit vielen unvollkommenen Scheidewänden durchzogen sind, so sind sie einem Schwamm sehr ähnlich; die niederen Amphibien haben knorpelige Begrenzungen am Uebergang der Vorkammern in die Kammer, die höheren wirkliche Klappen. — Die Gefäße der Amphibien verhalten sich auch eigenthümlich in Hinsicht auf Theilung und ihren Ursprung, so daß z. B. die Lungenarterien bei den Fröschen nur Aeste der gewöhnlichen Aorta sind, bei den höheren Amphibien aber die selbstständig entspringenden Lungenarterien Aeste (Ductus arteriosi) zum Aortenbogen schicken. Die Venen der oben genannten hinteren Theile des Körpers helfen auch bei diesen Thieren nicht nur die Portadern mit bilden, sondern sie gelangen auch zu den Nieren und führen denselben Blut zu. Das Herz kontrahirt sich bei den Amphibien nach der Verschiedenheit der Thierart, der Größe u. s. w. verschieden, im Allgemeinen etwa in der Minute 35 — 40 mal. — Bei den Fischen, bei welchen das arterielle Blut vom venösen streng geschieden ist, besteht das Herz aus einem Vorhof und einer Kammer, mit deutlichen, oft mehrfach hinter einander gelagerten Klappen. Das Blut, welches aus dem Körper zurückkehrt, ergießt sich in den Vorhof, aus diesem gelangt es in die Herzkammer, diese zieht sich zusammen und treibt es durch die Kiemenarterien, deren Stamm mit einer bedeutenden Anschwellung (Bulbus arteriosus) versehen ist, in die Kiemen hinein; in diesen wird es in arterielles Blut verwandelt, strömt in entsprechenden Gefäßen (Kiemenvenen) zurück, und indem diese Gefäße zu einem Hauptgefäß, welches längs des Rückgrates liegt, mit einander sich verbinden, bilden sie die Aorta, aus der das Blut in alle Theile des Körpers übergeleitet wird. Das Herz ist also eigentlich das rechte, das linke fehlt; Marshall Hall hat beim Aal zwei erweiterte, pulsirende Sinus in den Venen des Schwanzes gefunden, welche das Blut, das sie aus den feinen Schwanzvenen aufnehmen, in die Vena caudalis übertreiben; in der Minute kontrahirt sich das Herz 20 — 30 mal. Bei den Mollusken oder Weichthieren

findet man ein Herz, bald mit mehreren Öhren, bald nur mit einem; Letzteres ist bei den Schnecken, Ersteres bei den Acephalen der Fall; nur bei einigen Ascidien scheint ein Herz zu fehlen. Das venöse Blut fließt aus allen Theilen des Körpers in eine oder zwei Hohladern zusammen, diese setzen sich dann als Arteriae pulmonales in die Kiemen oder Lungen fort; hier wird das Blut mehr oder weniger in qualitativer Hinsicht verwandelt, worauf es sich dann in einzelnen Gefäßen sammelt, welche in einen Vorhof übergehen, aus dem das Blut in den Ventrikel gelangt; durch die Zusammenziehung dieses wird es mittelst der arteriellen Gefäße durch den ganzen Körper hindurch verbreitet. Bei den Cephalopoden sind drei ganz getrennte Herzkammern vorhanden, von denen die mittlere als Lungenherz, die beiden seitlichen aber als Kiemenherzen erscheinen. Die Kontraktion des Herzens erfolgt bei der Weinbergsschnecke etwa 30 mal in der Minute. — Die Ringwürmer besitzen ein noch nicht gehörig gekanntes Blutgefäßsystem, bei manchen sieht man herzförmige Anschwellungen, z. B. beim Regenwurm, an den Gefäßverbindungen um die Speiseröhre herum; hier kontrahiren sich die Gefäße deutlich, in der Minute etwa 9 mal. Bei dem Blutegel, bei dem man vier Hauptgefäße antrifft, von denen das auf dem Rücken gelegene das arterielle Blut führt, ist die Kontraktion derselben etwa 8 — 12 mal in der Minute. — Was die Krustaceen betrifft, so ist bei den niederen derselben das genauere Verhalten des Herzens und der Gefäße noch nicht bekannt, bei den höhern aber, zamentlich den Decapoden, tritt das Blut aus den Kiemen in ein Herz, aus diesem in den Körper über, sammelt sich als venöses im besondern venösen Sinus und kehrt von hier in die Kiemen zurück, es ist also, wie bei den Schnecken, ein Lungenherz vorhanden; so verhält es sich auch wohl mit den nicht mit Tracheen versehenen Trachiden. — Bei den eigentlichen Insekten hat Carus eine Cirkulation entdeckt; hier stellt das aus mehreren hinter einander gelegerten Kammern bestehende Rückengefäß das Herz vor, welches Venenströmchen von hinten aufnimmt und arterielle Strömchen nach vorn abschiebt; übrigens sind die Strömchen sehr einfach, ohne eigentliche Gefäßvertheilung, und die feinen wahrscheinlich auch ohne bestimmte Wände. Die Cirkulation ist übrigens sehr unvollständig, und zwar wohl, weil die Tracheen die Luft in das Innerste des Organismus überall hinführen. Das schon äußerlich sichtbar pulsirende Rückengefäß besteht aus zwei sehr feinen, durchsichtigen, mit einer Flüssigkeit angefüllten Häuten. E. Herold, Staus und vorzüglich Carus haben sich das größte Verdienst um die Bedeutung dieses Organs erworben. — Bei noch tiefer stehenden Thieren ist das Gefäßsystem bald deutlicher, bald undeutlicher, und das Ganze läuft darauf hinaus, daß, je tiefer man in der Thierreihe hinabsteigt, eine Cirkulation desto unbestimmter wird und endlich, wie oben angegeben, in eine Tränkung, Inbibition des Körpers mit Säften sich auflöst.

Die Schnelligkeit der Blutbewegung ist nach

Alter, Geschlecht, Temperament, Klima, nach Körpergröße, Tages- und Jahreszeit und nach manchen anderen Umständen verschieden; es waltet sogar eine Verschiedenheit der Schnelligkeit in den verschiedenen Gefäßgattungen ob, so daß z. B. die Cirkulation in den Schlagadern rascher vor sich geht als in den Blutadern u. s. w. — Darüber herrscht ein Streit, ob die Schnelligkeit in der Nähe des Herzens, d. h. in den großen und den größern Arterien, oder vielmehr umgekehrt vom Herzen am weitesten entfernt, in den feinen Schlagaderästen und dem Haargefäßsystem, am größten sey. Die meisten Physiologen, unter diesen Haller, nehmen an, daß die Durchmesser der Gefäßzweige zusammengenommen größer seyen als die Gefäßstämme, und daß demgemäß nach hydrostatischen Gesetzen, indem das Arteriensystem einen Kegelform vorstellt, dessen Spitze im Herzen, dessen Basis aber in der Peripherie des Körpers gelegen wäre, die Schnelligkeit des Blutumschlages in der Nähe des Herzens am größten, je weiter aber davon entfernt, desto unbedeutender sey. Nach Hildebrandt's u. A. Ausmessungen aber sind zwar bei jeder Vertheilung des Schlagaderstammes die Durchmesser der Aeste zusammengenommen größer als der Durchmesser des Stammes, aber nicht um so viel, daß die Quadrate der Durchmesser der Aeste zusammengenommen größer wären als die Durchmesser des Stammes, vielmehr sey die Summe der Quadrate der Durchmesser aller Aeste eines Stammes um etwas kleiner als das Quadrat der Durchmesser ihres Stammes. Wenn diese Hildebrandt'sche Ansicht, nach der das Gefäßsystem einen Kegelform vorstellt, dessen Basis im Herzen, dessen Spitze aber in der Peripherie des Körpers gelegen ist, richtig wäre, so müßte nach denselben hydrostatischen Gesetzen die Schnelligkeit vom Herzen ab immer zunehmen. Diese Ausmessungen beruhen aber auf einem Irrthum, und so viel ist gewiß, daß in der Nähe des Herzens die Fortbewegung des Bluts am stärksten ist, daß die Schnelligkeit, je weiter vom Herzen entfernt, desto mehr abnimmt, und daß sie am geringsten und ruhigsten im Kapillargefäßsystem Start hat. In den Anfängen der Venen wird der Lauf wieder beschleunigt, die Schnelligkeit nimmt in den Venen zu, je mehr sie dem Herzen sich nähern und, obgleich die Schnelligkeit des Laufs des Bluts in den Hohladern der in der Aorta nicht gleich kommt, so findet man doch, daß in jenen Hohladern der schnellste Strom des venösen Blutes obwaltet.

Wie schnell die gesammte Blutmasse im Körper umher cirkulire, d. h. binnen welcher Zeit sämmtliches Blut durch das Herz ströme, ist eine nicht leicht zu entscheidende Frage. — Wenn wir die ganze Blutmasse betrachten und deren Gewicht zu 25 Pfd., also zu 300 Unzen annehmen, in der Minute aber etwa 70 Pulsschläge, also in einer Stunde 4200 zählen und bestimmen, daß bei jedem Pulschlage 2 Unzen Blut in die Aorte überströmen, so läuft das Blut binnen 1 Stunde 28 mal durch den ganzen Körper oder durch das Herz, also binnen 24 Stunden mehr als 672 mal. Hiernach würde die gesammte Blutmasse bei 150

Herzschläge einmal durch das Herz gegangen, also binnen $2\frac{1}{2}$ Minuten der K. einmal vollendet seyn. Diesem Ergebnisse entspricht im Allgemeinen die Schnelligkeit des Verblutens eines Thieres bei Verletzung der dem Herzen nahe gelegenen Gefäße. Nach Hering's Versuchen würde indeß der K. schneller vollendet seyn; derselbe fand nämlich, daß, wenn er in die Vena jugularis der einen Seite eines Pferdes blaues Eisenoxydalkali eintrichterte, die Reagentien nach kaum $\frac{1}{2}$ Minute dasselbe in der V. jug. der entgegengesetzten Seite anzeigten. — Es circulirt das Blut nicht durch alle Körpertheile in einer und derselben Zeit, sondern der K. aus der Art. coronaria cord. durch das Herz selbst bis in den rechten Vorhof zurück ist vielleicht 10 mal vollendet, wenn sich der Lauf aus der Aorte durch die Gefäße der Fußspitzen bis durch die Vena cava inferior hindurch in den rechten Vorhof erst 1 mal vollendet hat. So stellt der K. wohl einen allgemeinen Kreis vor, welcher aber aus sehr vielen kleinen Kreisen zusammengesetzt ist. So ist auch der Blutweg durch die Lungen ein kürzerer als der durch den Körper, und daher ist es erklärlich, daß die Lungen, obgleich sie kleiner sind als der übrige Körper, dennoch so viel Blut durch sie lassen als dieser, so daß daher keine Störung oder Ungleichheit im K. erfolgt. Uebrigens wird dieser Umstand auch dadurch ausgeglichen, daß das Kapillargefäßsystem in den Lungen kopfloser, und die Maschen zwischen den Kapillargefäßen kleiner sind.

Wenn nun sowohl durch das Herz, als auch durch das ganze übrige Blutgefäßsystem das Blut hindurch sich bewegen muß, so ist es nothwendig, daß man bei einer solchen Bewegung in diesen Gebilden eine Veränderung wahrnimmt, und diese Veränderung nennt man in Bezug auf das Herz (und dessen Höhlen) Herzschlag, in Betreff der Arterien aber Pulsschlag. — Da man an den Venen und Kapillargefäßen im Allgemeinen keine von außen her merklich wahrnehmbare Bewegung, von welcher Art sie auch seyn möge, beobachtet, so hat man deren Veränderungen, welche durch den K. bedingt werden, keinen besonderen Namen beigelegt. Auf welche Art und Weise aber die genannten Veränderungen hervorgebracht und ausgeführt werden, darüber herrscht bis jetzt noch der größte Streit.

Das Herz, als muskulöses Organ, zieht sich vermöge seiner Muskelkraft zusammen, erweitert sich aber wiederum, wie wir es deutlichst bei ausgeschnittenen Herzen beobachten können, dadurch, daß die Wände aus dem Zustande der Kontraktion wiederum in den Zustand der Ruhe zurückkehren; aber keineswegs ist die Erweiterung als bloß abhängig vom Eindringen des Bluts in die Höhlen dieses Organs zu betrachten. Diese Erweiterung und Verengerung findet nicht gleichzeitig im ganzen Herzen Statt, sondern die Ventrikel stehen in dieser Hinsicht mit den Vorhöfen in einem Antagonismus. Sind nämlich die Vorhöfe zusammengezogen, so erscheinen die Kammern erweitert, und umgekehrt. Hiernach findet also eine abwechselnde

Erweiterung und Verengerung der Kammern und Vorhöfen Statt; da aber die Erweiterung jedes Mal länger dauert als die Verengerung, und die Kontraktion der Vorhöfe der der Höfe, gewissermaßen als ein Vorschlag, schnell vorangeht, so muß es einen Zeitraum geben, in welchem sowohl die Kammern, als auch die Vorhöfen gleichzeitig in Expansion begriffen sind. — Die wirkliche Verengerung der Herzhöhlen oder die Kontraktion der Herzwände entspricht dem Lauf der Muskelfasern dieses Organs. Die Wände der Vorhöfe, so wie ihre Scheidewand, ziehen sich von allen Seiten her gegen die Kammern hin zusammen und pressen das in ihren Höhlen enthaltene Blut aus diesen heraus; auch die Wände der Kammern ziehen sich von allen Seiten her gegen den Ursprung der Arterien hin zusammen und verengern den Raum, welchen sie zwischen sich einschließen. — Obwohl auch durch die Zusammenziehung der Wände der Vorhöfe das Herz in seiner Lage etwas abgeändert wird, so sind es doch hauptsächlich die Kammern, bei deren Kontraktion man die Veränderungen der Lage des Herzens am meisten äußerlich bemerkt; diese Veränderung der Lage des Herzens ist es, wodurch der äußerliche wahrnehmbare Herzschlag verursacht wird. Die Verengerung der Herzhöhlen heißt Systole, die Erweiterung Diastole. Dieser Herzschlag ist nicht allein mittelst des Tastsinnes, sondern in den meisten Fällen sogar mittelst des Gesichts, sehr deutlich aber mittelst des unbewaffneten und besonders bewaffneten Ohrs wahrnehmbar. Wenn man nämlich mittelst des bloßen Ohrs oder mittelst des Stethoskops die Herzgegend untersucht, so vernimmt man, worauf Laennec zuerst aufmerksam machte, zwei aufeinander folgende Geräusche und darauf eine Pause. Das erste Geräusch ist dumpfer und länger dauernd und wird von Laennec der Kontraktion der Kammern, das unmittelbar darauf folgende zweite aber ist kürzer und heller tönend, hat Aehnlichkeit mit dem Geplätscher, als wenn ein Hund säuft, und wird von demselben der Kontraktion der Vorhöfen zugeschrieben; nach Hope's richtiger Angabe rührt aber das zweite Geräusch von der Bewegung der Kammerwände aus der Systole in die Diastole, also von der Erweiterung der Kammern her, so daß die Pause zwischen die Kammerdiastole und die Vorhöfensystole fällt.

Bei der Systole der Kammern ziehen sich die Wände dieser gegen die Basis hin zusammen, verkürzen sich, und das Herz nimmt mehr eine Kugelform an; dabei rückt auch das Herz mehr nach oben hin, und die Spitze krümmt sich etwas nach oben und rechts; letztere wird an den vorderen Theil der sechsten linken Rippe angedrückt und bewirkt das Klepfen des Herzens. Nicht aber allein ist es die Kontraktion der Kammern, welche das Anschlagen an die Rippe bewirkt, sondern dadurch, daß im Moment der Zusammenziehung (Entleerung) der Kammern die Vorhöfe, besonders der linke, welcher gegen die Wirbelsäule hin liegt, mit Blut angefüllt werden, stoßen diese nach hinten an die Wirbelsäule und werden gegen die Rippen hin nach vorn getrieben; diese Bewegung nach vorn und Hebung nach oben

wird auch noch durch das mit der Kontraktion der Kammern gleichzeitig Statt findende Anfüllen der großen aus dem Herzen entspringenden Schlagadern, der Aorta und der Lungenarterien, begünstigt.

Die Bewegung der Arterien heißt Puls-
schlag, wodurch der ganze Körper etwas be-
wegt wird, und wobei man auch eine Art von
Erweiterung und Verengerung bemerkt, und
zwar in Bezug auf das Herz so, daß die Erwei-
terung der Arterien dann Statt findet, wenn die
Herzkammern verengt, die Vorkammern aber
expandirt sind, die Verengerung der Arterien
aber gleichzeitig mit der Erweiterung der Herz-
kammern und mit der Kontraktion der Vorkam-
mern eintritt. Durch die Kontraktion der Herz-
kammern und den dadurch bedingten Eintrieb
des Blutes in die Arterien werden diese, wenig-
stens bis auf eine gewisse Strecke, ausgedehnt.

Was der eigentliche Grund der Fortbewegung
des Blutes durch den Körper und seine Gefäße
se, und welche Bedeutung dabei die Herz-,
Arterien-, Venenwand u. s. w. habe, darüber
war man sowohl in ältern als in neuern und
neuesten Zeiten verschiedener Meinung. Har-
vey, Haller, Spalanzani u. A. sehen das
Herz als alleinige Triebfeder des Blutlaufs
durch die Adern hindurch an und sprechen dem-
gemäß, obwohl Haller's Schriften voller Wi-
dersprüche über diesen Gegenstand sind, den Ar-
terien eine eigenthümliche Muskelhaut und Mus-
kelfasern ab. — Th. Bartholin, Senac,
Verschuir, J. Hunter, Blumenbach,
Cömmerring, E. Home u. A. sind mit den
meisten praktischen Aerzten der Meinung, daß
außer der Stoßkraft des Herzens auch die Kon-
traktionskraft der Muskelhaut (oder Quasi-
Muskelhaut, wie man sich ausgedrückt hat) der
Arterien den Umlauf des Blutes bewirke. — An-
dere, und zwar Weibrecht, Wichat, Darwin
u. s. w. nehmen zwar nicht an, daß die größern
Arterien durch aktive Kontraktion auf den Fort-
trieb des Blutes einwirken, erkennen aber außer
der Stoßkraft des Herzens noch eine aktive vitale
Kontraktions- (eine anziehende und fortreibende)
Kraft in dem dem Einfluß des Herzens ent-
zogenen Kapillargefäßsystem. Endlich gibt es
Mehrere, welche den K. vorzüglich durch das be-
sondere Leben und die besondere Thätigkeit des
Bluts selbst bewirkt werden lassen und das Herz
als Hülfsmittel betrachten, aber weder den Ar-
terien, seyen diese groß, seyen sie klein, noch den
Haargefäßen irgend einen Einfluß auf den Blut-
umlauf zugestehen wollen; hierher gehören
Kielmeyer, Treviranus, Carus, Dester-
reicher u. A. Berthold hält dafür, daß die
Haupttriebfeder der Cirkulation das Herz sey;
dieses ist ein muskulöses Organ und vermag,
wie es die Experimente zeigen, auch sogar nach-
dem es schon aus dem Körper herausgeschnitten
ist, Flüssigkeiten mit einer ansehnlichen Kraft
aus sich herauszutreiben; die treibende Kraft
des Herzens wurde aber manchmal zu groß an-
geschlagen, namentlich von den Iatromathema-
tikern, unter denen Borelli dieselbe zu 180,000
Pfund schätzte; indeß sieht man bei nur ober-

flächlicher Betrachtung die Unhaltbarkeit und
Grundlosigkeit einer solchen Annahme bald ein.
Ueber die Kraft des Herzens oder den Druck,
welchen die Wände der Arterien vom Blute im
Moment des Pulses und in den Zwischenräumen
zwischen den Pulschlägen auszuhalten haben,
haben besonders Hales und Poiseuille Ver-
suche angestellt; jener fand, daß das Blut in ei-
ner senkrecht gestellten Glasröhre, welche er auf
eine geöffnete Karotis eines Pferdes band, 8—9
Fuß, hingegen in Röhren, welche in entsprechen-
den Venen eingebunden waren, nur 12½ Zoll
stieg. Bei jedem Pulschlage sah er das Blut
um einen oder einige Zoll steigen, beim tiefen
Einathmen aber fallen. Poiseuille hat die
Versuche genauer angestellt; er fand, daß das
Blut der größeren Arterien, sie mögen etwas
größer oder kleiner seyn, dem Herzen nahe oder
entfernt liegen, mit einer gewissen Gleichmäßig-
keit in die Höhe steigt, und daß dieser Strom
bei Pferden so stark ist, daß er einer Wassersäule
von 6 Fuß 8 Zoll das Gleichgewicht hält; bei
jeder Art der Expiration stieg die Blutsäule et-
was höher, bei der Inspiration sank sie wieder.
Nach Poiseuille's Berechnung beträgt die
Kraft des Blutes in dem Augenblicke, in welchem
es in die Aorta strömt, bei einem erwachsenen
Menschen etwas mehr als 1 Pfd. Es erstreckt
sich aber die Wirkung des Herzens bis sogar in
die feinsten Gefäße; an der Schwimmhaut der
Froschfüße erkennt man, wenn das Thier ermat-
tet, unter dem Mikroskop ein ruckweises Fort-
strömen des Blutes, und die Cirkulation hört auf,
sowie man den Schenkel eines solchen Thieres
oberhalb der Schwimmhaut komprimirt; auch
finden wir, daß bei Subjekten, deren Herz vor-
züglich thätig ist, die Cirkulation in den Kapil-
largefäßen schneller und reger vor sich geht, als
bei solchen mit bereits geschwächter Herzhätig-
keit; ferner ist es Thatsache, daß man mittelst
eines Montgolfier'schen Stoßhebers den Puls
nachmachen, sogar warmes Wasser, und mittelst
der Injektionspritze Wachsmasse in das feinste
Haargefäßsystem, ja aus den Arterien in die
Venen, und sogar auch bei lebenden Thieren,
übertreiben kann. Die durch die Stoßkraft des
Herzens bewirkte Lokomotion der Arterien wird
aber, wie es schon Haller bemerkte, füngewöhn-
lich nicht mehr in den Schlagadern, deren Durch-
messer unter ¼ Linie beträgt, wahrgenommen. —
Als den K. unterstützend kommen aber noch
manche Momente in Betracht, und zwar beson-
ders das Wechselverhältniß zwischen festen Kör-
pertheilen und Blut. Festere, als integrieren-
der Theil des Organismus, steht mit den eigent-
lichen Organen in einer innersten Wechsel-
beziehung; wäre dies nicht, so könnten wir uns
weder den, gegen andere Theile gerechnet, im ge-
wissen Theile vorzugsweisen Turgor vitalis, noch
die Kongestionen nach solchen Organen erklären,
welche nicht ein erektiles Gewebe besitzen, also
nach dem Kopfe, der Haut, der Brust u. s. w.;
wie bedeutend aber dieser Einfluß auf den ge-
wöhnlichen K. sey, ist unbekannt, wir wissen nur,
daß er existirt. Uebrigens bezieht sich der Ein-
fluß dieses Wechselverhältnisses nicht allein auf

den K. in den feinsten Haargefäßen, sondern, da eine Anziehung einen Nachfluß zur Folge hat, auch auf die Bewegung des Blutes in den größeren Arterien. Da aber das arterielle Blut das eigentliche ernährende ist, so ist auch das Wechselverhältniß zwischen diesem und den ernährt werdenden Theilen vorzugsweise herrschend und inniger als das zwischen venösem Blut und den Körpertheilen, so daß also die Anziehung eines arteriellen Blutes den Weitertrieb des venösen, zur Ernährung unbrauchbar gewordenen, zur Folge hat. Bei den Pflanzen und denjenigen Thieren, welche ohne Herz und eigentliche Gefäße sind, ist der Forttrieb der Säfte hauptsächlich mit auf diese Weise erklärlich. — Auch wird durch die Schlagaderwände die Fortbewegung des Blutes befördert; wenn auch die Schlagadern keine Muskelfasern besitzen, so sind sie doch mit einer elastischen Faserhaut versehen. Diese Haut wird durch die mittelst des Herzschlages in die Arterien eingetriebene Blutwelle bis zu einem gewissen Grade über ihr mittleres Volumen ausgedehnt, und nachdem nun die Blutwelle eingetrieben ist, springt die Faserhaut vermöge ihrer Elasticität (nach Einigen, z. B. Bichat, vermöge ihrer Kontraktilität, nach Anderen, z. B. Vershuir, vermöge ihrer Muskelkraft) wieder in die vorher inne gehabte Lage zurück, und das Blut muß durch diese, wenn auch oft nur geringe, Elasticität, da es nach oben, in das Herz einzubringen, wegen organischer Vorrichtung, behindert ist, gegen die Enden der Arterien, in den Schlagadern vorwärts gedrängt werden. Durch die Elasticität wird aber die Arterie nicht absolut, sondern nur relativ, d. h. in Betreff des durch Einfluß des Herzens Statt gehabten Eintriebes des Blutes und der dadurch bedingten Ausdehnung, wieder verengert. — Die Kontraktion der Schlagaderwände ist aber ein mehr passiver Zustand und beruht auf der Aufhebung der durch den Eintrieb des Blutes vom Herzen aus in die Schlagader hinein bewirkten Ausdehnung; da aber das Herz dadurch, daß durch seine Kraft die Aderwände ausgedehnt werden, ein Hinderniß in seiner Thätigkeit, nämlich ein Widerstreben durch die Schlagaderwände erfährt, so kann man wenigstens einen großen Theil der Kraft, welche die Arterienwände durch Druck auf die Blutssäule ausüben, auf das Herz reduciren. Je tiefer es aber in die Schlagadern hineingeht, desto weniger Widerstand der Schlagaderwände findet Statt, und zwar aus dem Grunde, weil hier das Blut, indem es aus einem engeren Raume in einen weiteren übertritt, langsamer fortfließt, und weil die Wände dünner und zarter sind. — Dem Blute hat man auch ein eigenes Streben zu cirkuliren, durch den Körper sich zu verbreiten, zugeschrieben; man hat geglaubt, der Blutstrom suche und bahne sich neue Wege. Zum Beweise hierfür hat man einige fehlerhafte Beobachtungen und den Umstand angeführt, daß im bebrüteten Eie, bevor Blutgefäße sich gebildet haben, Blutkugeln fortströmten und sich eine Blutbahn schafften, was aber nicht der Fall ist, indem die Bildung der Blutgefäße und des Blutes selbst gleichzeitig ist.

Der Puls der Arterien erfolgt zwar durch den

Eintrieb einer Blutwelle aus dem Herzen in diese Gefäße, ist also gleichzeitig mit der Kontraktion der Ventrikel; indeß finden wir doch wegen der Elasticität der Arterien den Puls nicht ganz gleichzeitig in allen Arterien, sondern etwas früher in den dem Herzen nahe, etwas später in den von demselben entfernter gelegenen. Es wird das Blut nicht absatzweise fortgetrieben, sondern ununterbrochen vorwärts gedrückt, dabei aber in Folge des Herzschlages durch das ganze Schlagadersystem wellenförmig bewegt. — Die Beobachter widersprechen sich in Absicht der Resultate, welche sie über die Erweiterung und Verengung der Arterien durch Experimente erfahren haben, oft geradezu. Einige Physiologen wollen bemerkt haben, daß eine an zwei Enden unterbundene Arterie noch fortfährt zu pulsiren; dieses Schlagen kann aber recht gut auf einer bloßen Lokomotion der Arterien, auf dem Antriebe der Blutwelle gegen die Unterbindungsstelle beruhen. Andere wollen sogar ein Erweitern und Verengern in ausgeschnittenen Arterien bemerkt haben; dergleichen Beobachtungen verdienen aber keinen Glauben, indem gute Experimentatoren nie einen solchen Erfolg bemerkten. Bei Vivisektionen höherer Thiere wollen Manche ein bedeutendes Erweitern und Verengern der Schlagadern gesehen haben, Andere beobachteten dergleichen allerdings, aber nur in einem kaum merkbaren Grade. Deutlicher sieht man eine mit dem Herzschlage korrespondirende Längenbewegung der Schlagader, welche, weil diese überall angeheftet ist, im Moment des Bluteintriebes als Schlängelung sich kund gibt, und diese ist es hauptsächlich, welche man äußerlich fühlt und bis auf Weitbrechts Zeiten allgemein für eine Erweiterung und Verengung der Arterien hielt. Diese Längenausdehnung der Arterien beim Bluteintrieb vom Herzen aus ist bedeutender als die Breitenausdehnung, und zwar, weil letztere durch die ziemlich straffen elastischen Fasern der Faserhaut beschränkt wird. Die Ausdehnung, welche ein Arterienstück sowohl der Länge als der Breite nach durch die eingetriebene Blutmasse oder beim Puls erleidet, beträgt $\frac{1}{11}$ seines Raumes. Diejenigen Physiologen, welche den Arterien ein Zusammenziehungs- und Erweiterungsvermögen zuschreiben, berufen sich auf die Fälle, wo in Mißgeburten ein Herz fehlte, und wo dennoch das Gefäßsystem seine Funktion ausübte; in solchen Fällen ist aber das Wechselverhältniß zwischen Blut und Körpertheilen hinlänglich, um die Cirkulation zu bewirken. — Oder sie führen die Thiere an, bei welchen, wie z. B. beim Blutegel, Regenwurm u. dgl. wohl eine Cirkulation, aber ohne Herz Statt findet. Hier aber ist das Aderssystem noch weniger differenzirt, und das Gefäßvermag bei diesen Thieren allerdings sich zu kontrahiren; es verhält sich also mit diesen Thieren ganz anders als mit dem Menschen und den höheren Wirbelthieren, das Gefäßsystem ist hier nicht wie bei Menschen und den höheren Thieren nur an einer Stelle, der Herzstelle, sondern überall wohl mit einer zusammenziehungsfähigen Haut versehen, weshalb Manche die Gefäße dieser Thiere als Herzen betrachtet haben. — Oder sie führen Be-

beobachtungen an, daß man den Puls an dem einen Arm u. s. w. um Vieles schneller als am anderen beobachtete; aber ob hier die Beobachtung eine richtige war, oder ob sie nicht vielmehr auf Täuschung beruhte, vielleicht auch auf aneurysmatischen Erweiterungen der Gefäße, welche allerdings den Puls abzuändern vermögen, ist eine kritische Frage. — Wie indeß der Kreislauf durch das Wechselverhältniß zwischen Blut und Körpergebilden befördert wird, wie durch Krampf u. s. w. die den Gefäßen nahe gelegenen Theile besonders afficirt und die Gefäßwände selbst zu einer bedeutenderen Zusammenziehungsfähigkeit veranlaßt werden können, — wie wir selbige denn auch nach einer Durchschneidung im lebenden Körper, nach einer Drehung, ja sogar in Folge des Reizes der Luft, sich immer mehr verengern sehen, so daß der anfangs bedeutende Blutstrom allmählig kleiner wird und endlich wohl gänzlich anhört, — so kann auch wohl auf ähnliche Weise durch Disharmonie in der Thätigkeit des Herzens und in der Elasticität der Arterienwände ein ungleicher Puls erfolgen.

Was die Frequenz und Stärke des Herz- (und Puls-) Schlags betrifft, so waltet in dieser Hinsicht ein Unterschied, nicht nur nach der Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, des Gesundheits- und Krankheitszustandes, sondern auch sogar der Tages- und Jahreszeit ob. So bemerken wir den Herzschlag beim Weibe schneller als beim Manne; wenn das Herz eines jugendlichen Weibes etwa 75 mal in der Minute schlägt, so schlägt es bei demselben Weibe im schwangeren Zustande nur höchstens 70 mal. Die Radialarterie bei einem neugeborenen Kinde pulsirt in der Minute 140, bei einem einjährigen Kinde 124, bei einem zweijährigen 110, in den Jahren der Pubertät 80, im männlichen Alter 70—75, im 60. Lebensjahre 60—65 mal, und im Greisen- und höheren Alter zählt man nicht selten höchstens nur 40—50 Schläge. — Während des Wachens und am Tage, besonders am Morgen, bei reizbarem Temperament, kleiner Statur, im Frühling und Sommer, geht die Circulation immer etwas rascher vor sich, als während des Schlafes, als während der Abend- und Nachtzeit, als bei athletischen Subjekten, als im Winter und Spätherbst. Letzteres nehmen wir vorzüglich bei Winterschläfern wahr, bei denen die Respiration, Circulation, der Prozeß der Wärmeentwicklung und somit auch der ganze Lebensprozeß auf eine niedere Stufe der Animalität zurückfällt. Ueber den Einfluß des Klimas auf diesen Lebensakt fehlt es bis jetzt noch an Erfahrungen; wahrscheinlich ist es aber, daß es sich damit wie mit der Jahres- und Tageszeit verhält; und wenn wir annehmen können, daß bei den Thieren, welche sich schnell entwickeln, die kleiner Statur sind, bei denen, als vom Klima abhängig, der gesammte Lebensverlauf und so auch das Blutleben rascher ist (wie wir es an dem schnellen und frühen Eintritt der Menstruation bei den mehr die Tropenländer bewohnenden Nationen wahrnehmen); — so dürfen wir auch den klimatischen Einfluß auf die Thätigkeit des Herzens u. s. w. nicht leugnen.

In den Kapillargefäßen sieht man das Blut mittelst des Mikroskops in kontinuierlichen Strömchen fortfließen, bei schwach werdenden Thieren aber sind diese kontinuierlichen Ströme, als von der Pulsation des Herzens abhängig, abwechselnd bald verstärkt bald geschwächt, bei ganz schwachen organisirenden hört sogar die Continuität auf, und das Blut fließt wirklich stoß- oder absatzweise weiter, selten tritt das Strömchen auch wohl in dem Gefäßchen, worin es fließt, etwas rückwärts. Auch sieht man die Kügelchen in den Strömchen nicht rotiren, aber manchmal etwas sich wenden und drehen; mitunter, namentlich da, wo die Theilung eines Gefäßchens in feinere Aestchen Statt findet, bemerkt man eine oder einige Kügelchen rasch vorwärts fließend, als wenn sie in einen der kleinen Strömchen hineingezogen würden, in anderen Fällen hingegen scheint es, als wenn es einem Kügelchen schwer würde, mit einem abgehenden Strömchen vereinigt zu bleiben, es ist, als wenn es an seine alte Stelle zurückgeworfen würde. Die Kügelchen liegen in den feinsten Strömen nicht dicht hinter einander, sondern sind durch Strecken, welche ihrem Durchmesser gleich kommen oder denselben auch übertreffen, von einander entfernt; dasselbe Strömchen besteht manchmal aus einer, manchmal aus mehreren Reihen Kügelchen; ein Strömchen, welches man bis dahin sah, verschwindet auch wohl auf einige Zeit, und zwar deswegen, weil einzelne kleine Haargefäßchen auf einige Zeit kein Blut führen, — bald nachher aber nehmen sie wieder Blut auf, welcher Umstand nach J. Müller von der Lage des zu beobachtenden Theils oder Thiers abhängt. Bei geschwächten oder sterbenden Thieren stocken auch hin und wieder die Kügelchen, werden aber doch allmählig wieder in die Strömchen, wozu sie gehören, aufgenommen. Wird ein Froschenkel während der Beobachtung des K. in seiner Schwimmbaut unterbunden, so hört so gleich auch die Blutbewegung auf. Die Strömung ist in den verschiedenen Kapillargefäßen verschieden schnell, am schnellsten in den dem Herzen am nächsten gelegenen Theilen; auch strömt das Blut wohl in den Zweigen, welche von einem gemeinschaftlichen größeren Kapillargefäßstammchen abgehen, mit verschiedener Schnelligkeit, stockt wohl gar in einem Zweige auf einige Zeit, während es in dem anderen fortfließt. Ein wirkliches Untergehen oder Verschmelzen der Blutkügelchen mit dem Körperparenchyma und ein Entstehen neuer Blutkügelchen aus demselben, welches Döllinger beobachtet haben wollte, erkennt man nicht. — Wie man schon bei den größeren Gefäßen vielfache Anastomosen bemerkt, so gibt es deren noch bei weitem mehr in dem Kapillargefäßsystem; hier nimmt man wahr, daß mitunter, nachdem das Blut eine Zeit lang eine Anastomose in einer bestimmten Richtung durchströmt hat, die Richtung des Stroms plötzlich die umgekehrte wird, welches gewöhnlich von einer veränderten Lage des beobachteten Theils abhängt; eine Strömung des Bluts von beiden Seiten her in dem anastomosirenden Aste, so daß dadurch in der Mitte

eine Hemmung zweier Ströme entsteht, kommt auf die Dauer nicht vor, sondern auch in den Anastomosen fließt das Blut immer in einer Richtung, welche jedoch wechseln kann. — Im Entzündungszustande sieht man das Blut im Kapillargefäßsysteme einestheils vermehrt angehäuft, wodurch diese Gefäße sehr ausgedehnt werden, auch stockt in einzelnen oder mehreren Zweigen dasselbe, so daß diese alsdann an der Cirkulation nicht Antheil haben.

An den Venen nimmt man im Allgemeinen keine pulsirende Bewegung wahr, sondern höchstens bemerkt man eine solche in den Theilen der Venen, welche dem Herzen sehr nahe liegen. Dieser Puls rührt aber nicht von einer Triebkraft des Herzens durch das Kapillargefäßsystem hindurch, sondern von einer anderen Ursache her. Aber dennoch finden wir, daß, wie es die Injektionen und das Experiment mit dem montgolfierschen Stosshuber zeigen, das Herz, also eine *Vis a tergo*, die Haupttriebfeder des Blutlaufs in den Venen ist, obgleich noch andere wichtige diesen Lauf befördernde Momente in Betracht kommen, welche hauptsächlich in dem Bau und der Beschaffenheit des Venensystems selbst ihren Grund haben. Hierher gehören: 1) die mindere Resistenz, welche, in Vergleich mit den Arterien, die Wände der Venen dem von unten oder hinten nachdringenden Blute entgegenstellen; so finden wir, daß das Wasser eines Flusses überall da besonders stark strömt, wo es aus einem beengten Bette in ein weiteres übergeht; 2) die Klappenbildung in den Venen, wodurch der Rückfluß des Blutes in das Haargefäßsystem verhindert wird; jeder auf die Blutsäule in den Venen einwirkende Druck, z. B. der der Muskeln, kann nur ein Vorwärtstreiben der Flüssigkeit bewirken, wenn der Rücktritt verhindert ist; 3) die Saugkraft der Vorkammern des Herzens, wie sie W edemeyer u. A. durch Experimente nachgewiesen haben; nachdem nämlich die Vorkammern sich ihres Blutes in die Kammern entleert haben, dehnen sie sich wieder etwas aus, weil sie im Moment der Kontraktion mehr verengert werden, als sie es im Ruhezustande seyn würden. Auf das Blut der Vorkammern wirkt aber auch auf gleiche Weise die kontrahierte Kammer saugend ein; 4) die Respiration und namentlich der Akt des Einathmens.

Obgleich ein gewisses Verhältniß zwischen Athmungsprozeß und Blutumlauf schon von den älteren Physiologen nicht unbeachtet geblieben ist, so waren es in neuester Zeit D. Barry (*Experimental researches on the influence of atmospherical pressure upon the blood in the veins*, London 1826. 8.) und die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris, welche der Ansicht huldigten, daß die Bewegung des Blutes in den Venen hauptsächlich nur durch den Druck der atmosphärischen Luft auf die Oberfläche unsres Körpers bewirkt werde. Da nämlich durch den Akt der Inspiration, weil der Thorax dabei sich erweitert und das Zwerchfell herabsinkt, in der Brusthöhle ein leerer Raum sich zu bilden strebt, in welchem das Herz, der Herzbeutel und die großen dem Herzen nahe gelegenen Stämme der Venen (auf die der äußere Druck

der Atmosphäre nicht direkt einwirkt) sich ausdehnten, — so wirke das Herz und die großen Venenstämme durch die Ausdehnung ihrer Höhlen, bei gleichzeitigem Drucke der atmosphärischen Luft, auf die Peripherie des Körpers anziehend, od. saugend auf die Blutmasse ein. — Aber 1) obgleich eine Aufsaugung des venösen Blutes nicht zu verkennen ist, so ist diese doch nicht die alleinige Ursache des Forttriebes des Blutes durch die Blutadern; 2) hängt die Aufsaugung nicht einzig u. allein von dem Akt der Inspiration ab; denn ehe eine einzige Inspiration Statt findet, hat sich etwa fünf Male der rechte Vorhof erweitert u. eine Blutquantität aufgenommen; 3) sind die Experimente, welche Barry zu Gunsten seiner Behauptung angestellt hat, keinesweges seine Behauptung bestätigend, sondern beweisen eigentlich nur, daß während der Inspiration die Lungen, wegen ihrer größeren Ausdehnung bei diesem Respirationsakt, mehr Blut aufnehmen. — Nach Poiseuille's Untersuchungen trägt nicht allein die Inspiration, sondern auch die Expiration mächtig dazu bei, das Blut gegen das Herz hin zutreiben; indem nämlich durch das Zusammenfallen der Lungen der Raum der Gefäße dieser vermindert wird, muß das Blut vermehrt in das Herz und aus diesem vermehrt in die Arterien, vermehrt in die Haargefäße und auch vermehrt in die Venen überfließen.

Auch spielt die Schwerkraft eine wenn auch nur untergeordnete Stelle; so z. B. ist der Andrang des Blutes nach dem Kopfe stärker, wenn der Kopf nach unten hängt, als wenn er in entgegengesetzter Richtung sich befindet; Blutaderknoten werden mehr bei solchen Menschen, welche ihr Geschäft stehend verrichten, z. B. bei Buchdruckern, angetroffen, als bei anderen. Hierbei kann man aber noch immer die Frage aufstellen, worin eigentlich die Ursache dieser Bewegung liege, ob in vermehrtem Andrang des Blutes in diese Theile hinein, oder ob vielmehr in einem verhinderten Zurückfluß des Blutes aus diesen Theilen heraus? Obgleich eigentlich beides in Betracht kommen muß, so dürfte doch wohl dem verhinderten Rückfluß der meiste Antheil an der Ueberfüllung abhängig gelegener Theile mit Blut zuzuschreiben seyn.

An der oberen Hohlader bemerkt man eine bis in den oberen Theil der Brust, ander untern aber bis zur Leber sich fortsetzende Pulsation. Ueber die Ursache dieses Pulses walten verschiedene Ansichten ob; man muß ihn mit den meisten übrigen Physiologen von dem Zurückwerfen eines Bluttheils aus dem Vorhofe in die Hohladern ableiten, und wenn Stenonis u. A. beobachtet haben wollen, daß die Hohlader bei entkräfteten Thieren öfters schlage, als der Vorhof sich kontrahirt, so darf angenommen werden, daß das öftere Schlagen der Blutadern nur Schwingungen in der Hohlader seyen, hervorgerufen durch die Kontraktion der Vorkammer. — Haller und seine Zeitgenossen nahmen als den Grund dieser Erscheinung die reizbare (mit Irritabilitas Halleriana versehene) Muskelhaut des oberen Venenstücks an; da aber bei den warmblütigen Thieren die Fasern der mittleren Gefäßhaut nicht muskulös, sondern vielmehr sehnicht sind, so kann von einer sol-

den Reizbarkeit nicht die Rede seyn; bei den Fröschen jedoch kontrahiren sich die größeren Venenstämme selbstständig. — Obwohl der venöse Puls, wie überhaupt die Herzthätigkeit, vom Athmungsprozeß abhängig sich zeigt, so daß z. B. beim Ausathmen das Blut einigermaßen in den Venen zurück und vom Herzen entfernt gehalten wird, so ist doch derselbe, wie schon Haller richtig bemerkte, nicht mit dem von der Ausathmung abhängigen Rückfluß des Blutes und daher rührenden Anschwellen der Drosselader u. s. w. zu verwechseln.

Wenn wir die Arterien und Venen zusammenstellen, so finden wir, daß diese ein bei weitem größeres Volumen haben als jene, und zwar nach Haller in dem Verhältniß von 9 : 4; um so viel fließt auch das Blut in den Venen langsamer als in den Arterien. Das Verhältniß dieser beiden Gefäßarten zu einander ist aber nicht an allen Theilen des Körpers gleich; an manchen Stellen sind, gegen die Arterien gerechnet, sehr viel Venen vorhanden, z. B. in der Haut und an den Extremitäten; hier befinden sich, außer den sehr geräumigen Hautvenen, gewöhnlich zwei Venen in der Tiefe neben einer Arterie. Die oberflächlichen Venen stehen hier mit den tiefer liegenden durch Verbindungsäste in Kommunikation, so daß bei einem allgemeinen Drucke auf die Haut das Blut vermehrt in die Tiefen, bei einer vermehrten Muskeläußerung und Muskelkompression aber in die oberflächlichen oder Hautvenen überfließt. Das venöseste Organ des Körpers ist die Leber.

Wie alle einzelnen Systeme des Organismus mit einander in einem gewissen Wechselverhältniß stehen, so herrscht ein solches auch zwischen Cirkulations-, Nerven-, Respirations-, Verdauungs- und Absonderungssystem u. s. w. So finden wir besonders, daß das Gefäßsystem und die Cirkulation, so wie die dieselben bewirkenden Momente mit dem Nervensystem und dessen Leben in einer vorzugsweisen gegenseitigen Beziehung sich befinden. Zwar hat man sehr darüber gestritten, was die Ursache der Kontraktion des Herzens sey; man nannte die Seele den Einfluß des großen oder kleinen Gehirns, des Rückenmarks, des Gangliensystems u. s. w., und allerdings hat man beobachtet, daß bei hirnlosen Mißgeburten wohl gar kein eigentliches Blut vorhanden war, obgleich bei anderen ein wirkliches Blut sowohl als auch ein K. nicht fehlte. Zerstörungen des Gehirns, des Rückenmarks und der sympathischen Nerven schwächen oder alteriren wohl die Herzthätigkeit, heben sie aber nicht so auf, daß man sagen könnte, das Herz verdanke nur ihnen seine Pulsationsfähigkeit, indem man sowohl bei kaltblütigen als auch bei warmblütigen Thieren noch stundenlang das ausgeschnittene Herz sich abwechselnd kontrahiren u. erweitern sieht. — Auch hat man, besonders in neueren Zeiten, den Reiz, welchen das Blut auf das Herz ausübt, als vorzügliche Ursache in Anschlag gebracht, ohne zu bedenken, daß das blutleere, aus dem Körper genommene Herz noch längere Zeit hindurch pulsirt. Uebrigens muß eine bedeutende Störung des Nervensystems nach und nach die Herzthätigkeit und

die Cirkulation stören und wohl gänzlich vernichten, indem Nerven-, Blut- und Gefäßsystem als Hauptssysteme im Körper anerkannt werden müssen, welche sich gegenseitig bedingen, und wenn man die gegenseitige Bedeutung der Theile im Organismus gehörig ins Auge faßt, wenn man den Gegensatz, der zwischen dem Blute und dem das Blut enthaltenden Körper, aber auch zwischen dem Blute und den dieses zunächst enthaltenden Gefäßen besteht, berücksichtigt, so erscheint jede Erörterung, welche sich damit befaßt, nachzuweisen, daß die Cirkulation nur vom Nervensystem abhängig sey, bedeutungslos. Erfahrungen haben aber gelehrt, daß nach der Geistesstimmung, nach dem Zustande des Nervenlebens die Cirkulation sich richtet, daß der Herzschlag durch galvanische Reizung des Herzens selbst und auch der Herzgefäße verändert wird; Burdach sah den Herzschlag eines getödteten Kaninchens, der durch künstliche Respiration unterhalten wurde, stärker werden, als er das Halsstück des sympathischen Nerven oder das untere Halsganglion armirte; bei Kopfverletzungen zeigt sich bekanntlich der Puls- und Herzschlag sehr verändert. Nach *Commotio cerebri* fühlt man den Puls anfangs gar nicht, dann wird er ungleich, aussetzend, klein, dann langsam, voll, weich und matt; bei Blutergießungen im Gehirn ist er unregelmäßig, ungleich, hart, gespannt, zuweilen aussetzend oder langsam; wirken Knochensplitter auf das Gehirn, so ist er zusammengezogen, hart, gespannt, aussetzend und sehr langsam. Wenn man den *Nervus ischiadicus* bei einem Frosche durchschneidet, so wird, wie Burdach beobachtete, der Schenkel plötzlich weilt, schlaff und kalt; der Blutlauf wird schwächer und hört manchmal auf; wird mit der Unterbindung einer Arterie zugleich der Nerv verletzt, so stockt das Blut in den Paargefäßen, und der Blutlauf stellt sich nicht durch die Anastomosen wieder ein, obgleich bei allen diesen Versuchen die Cirkulation des Blutes nur in den betreffenden Theilen alterirt wird, im übrigen Körper aber ungestört vor sich geht. — Demnach müssen wir erkennen, daß, wie das Blutgefäßsystem im Allgemeinen leide, wenn der Haupttheil desselben, das Herz, leidet, so auch die einzelnen Theile dieses Gefäßsystems, obgleich sie als Ganzes dem Nervensystem untergeordnet sind, dennoch von der Stimmung der Nerven in den einzelnen entsprechenden Theilen des Körpers mehr oder weniger abhängig sind. — Ob übrigens die sämtlichen Cirkulationsorgane auf äußere Reize reagiren, ist noch nicht ausgemacht; vom ausgeschnittenen Herzen kann nicht geleugnet werden, daß es in Folge des Galvanismus, der Elektricität, einer mechanischen Zerrung lebhafter pulsirt; die Arterien, Kapillargefäßsystem und Venen kontrahiren sich aber nur auf sogenannte chemische Reize, auf die Anwendung mineralischer Säuren, der Kälte; die Kapillargefäße sollen sich erweitern auf die Anwendung von Kochsalz (jedoch wohl nicht ohne vorhergehende, wenn auch nur schwache Verengerung), da die concentrirten Säuren ein Zusammenschrumpfen fast aller thierischen Gebilde, und auch der todten,

bewirken, so ist es unentschieden, von welcher Natur die durch sie in den Kapillargefäßen hervorgebrachte Veränderung ist. — Durch eine selbstständige, d. h. an ein besonderes Organ gebundene, vom allgemeinen Organismus differenzirte Respiration wird die Cirkulation eigentlich erst bedingt und als kleine und große deutlich. Bei beschleunigter Respiration wird auch der K. d. B. rascher, und nicht viel Mühe macht es, durch Anhalten des Athmens den Herz- und Pulsschlag um mehrer Schläge langsamer zu machen. Während der Inspiration strömt das Blut vermehrt in die Lungen hinein, weil dieselbe bedeutend sich ausdehnen und einen größeren Flächeninhalt entfalten; während des Expirationsaktes strömt es vermehrt in das Herz hinein, so daß man sowohl die Inspiration als auch die Expiration als eine Ursache der Fortbewegung des Blutes in den Gefäßen betrachten darf. Während der Expiration tritt das Blut etwas in die Venen zurück, oder wird im rechten Herzen und in den Venen etwas zurückgehalten, was wir beim Anschwellen der Blutadern, an der Anschwellung der Gefäße des Kropfes (Struma), beim Aufsteigen des Gehirns u. s. w. wahrnehmen. Aber Herzschlag und Cirkulation dauern nach dem Aufhören der Respiration noch einige Zeit fort, bei warmblütigen Thieren über $\frac{1}{2}$ Stunde, bei manchen kaltblütigen 1—2 Tage; bei langsamer Erstickung fließt das Blut nicht mehr in die Lungen; das linke Herz zieht aber das in denselben noch enthaltene Blut an und treibt es in die Arterien. Hiervon rührt es auch her, daß man (mit seltenen Ausnahmen, namentlich der an plötzlicher Erstickung, narkotischer Vergiftung, Pest, Skorbut, Bligschlag Verstorbenen) nach dem Tode das Venensystem und das venöse Herz mit Blut angefüllt, das Arteriensystem hingegen und arterielle Herz fast ganz blutleer, aber etwas Luft enthaltend, antrifft. Wenn nämlich der Mensch oder das Thier, wie es gewöhnlich der Fall ist, während eines Expirationsaktes stirbt, so wird dadurch, weil dem Blute der Weg in die Lungen hinein versperrt ist, das Blut in den Venen des Körpers zurückgehalten. Dasjenige, was bis dahin in den Lungen enthalten war, fließt aus denselben in das linke Herz über, und dieses schiebt es vermöge seiner Kontraktion in die Schlagadern hinein; ist das Blut in diese hineingetrieben, so strömt es, vermöge der Kontraktionskraft oder Elasticität der Schlagadern, in die Haargefäße. In dem der Turgor vitalis in der Körpersubstanz aufhört und diese erkaltet und erstarrt, wird das Blut auch aus den Haargefäßen in die größeren, weiteren Räume, die nur mit laxen Wänden versehenen Venen, und zwar am meisten in die freiliegenden, am wenigsten einem Druck ausgesetzten, also in die großen Stämme und auch in das längere Zeit pulsirende rechte Herz eindringen müssen, welches dasselbe, so viel es vermag, noch in die Lungenschlagadern hinein treibt und dadurch bis zu den auch hier erstorbenen Kapillargefäßen anhäuft. Da aber beim Tode die Lungenfunktion früher aufhört, als das Leben im übrigen Körper erloschen ist, so dauert auch

im übrigen Körper die gegenseitige Wirkung des Blutes und der Körpermasse längere Zeit fort, und das Blut tritt dann auch aus diesem Grunde in die Venen und in das rechte Herz über. Aber auch die rechte Kammer stirbt früher als der Vorhof dieser Seite, der Vorhof früher als die Hohladern, und am Ende läuft Alles darauf hinaus, daß die mehr differenten Theile des Venensystems am frühesten, die indifferenten hingegen am spätesten in ihrer Funktion ermüden. Treviranus sucht den Grund der Leere der Schlagadern in Leichen darin, daß nach dem Tode, wenn alle von dem Antriebe des Herzens und der Gefäße herrührenden Bewegungen der ganzen Blutmasse aufgehört haben, noch ein Fließen der Blutkügelchen im Serum fortdauere, welches durch eine Anziehung vom Sauerstoff der Luft in den Lungen bewirkt werde, wogegen aber die oft ungeheure, wohl das Normalmaß 1—2mal übersteigende Ausdehnung nicht gerade der Lungengefäße, sondern der großen Venen spricht. — Das Verhältniß zu dem Verdauungssystem, welches z. B. darin besteht, daß während der Magenverdauung zum Magen mehr Blut tritt, und daß in Folge davon der Puls in der Minute um mehrer Schläge häufiger wird u. s. w. — das Verhältniß des Blutgefäßsystems zu der Panssekretion, zu der Hautausdünstung, ist, obwohl im Allgemeinen unbedeutend, dennoch von einer solchen Wichtigkeit, daß das Absonderungsprodukt der Nieren sehr nach dem Eintriebe des Blutes sich richtet, z. B. in Folge der Erschütterung beim ungewohnten Fahren, Reiten koplöser und gesättigter ist, daß durch Hinleitung des Blutes gegen die äußere Haut hin innerlichen Blutungen mitunter vorgebeugt werden kann u. s. w.

In neuerer Zeit ist von Manchen, und namentlich von Wilbrand, der Blutumlauf in der Art, wie man ihn bis dahin gelehrt hat, geleugnet worden. Wilbrand glaubt nämlich nicht, daß das Blut aus den Arterien in ein Kapillargefäßsystem übergehe und von da aus durch die Venen zum Herzen und zu den Lungen zurückkehre, sondern er meint, daß es bis ans Ende der Arterien einbringe, daß dieses Ende der Arterien endlich mit dem Parenchyma des Körpers verschmelze, und daß hier nun das Blut in starre Substanz metamorphosirt werde. — Auf der andern Seite befänden sich dann aber die Venen, und in demselben Verhältniß, in welchem durch die Arterien Blut zugeführt (und hieraus neue Masse gebildet) würde, löse sich eine schon früher abgesegte Substanz auf und bilde so das Venenblut. Hier würde also bei jedem Herzschlage das in den Enden der Arterien enthaltene Blut in feste organische Masse verwandelt, wogegen dann die Venen schon früher in solche Masse verwandeltes Blut zum Herzen und zu den Lungen zurückführten. — So sinnreich diese Hypothese übrigens ausgedacht ist, so kann sie doch nicht neben den über die Cirkulation gemachten Erfahrungen und Experimenten bestehen. So sprechen dagegen der ohne Gefäßzerreißung zu Stande kommende Uebergang der Injektionsmaterie aus den Ar-



Kreiwöhnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost.-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 390 Einw.

Kreiwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Neustadt; Erbscholtzlei, Wassermühle; 430 Einw.

Krekol, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Aachen, Kr. Schleiden; 120 Einw.

Krekollen, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen, (Ost.-Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 410 Einw.

Krekow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Pradisch, Herrsch. Brumow I; 240 Einw.

Kreolina, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Welisch-Wolfsitz; Försterhaus; 110 Einw.

Kreikau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Münsterberg; Erbscholtzlei; 510 Einw.

Krellen (Jagdzw.), ein Wild so schießen, daß der obere Rückgrath oder Halsknochen verletzt wird; das Thier fällt dann wie todt nieder, bleibt kurze Zeit liegen, rafft sich aber dann schnell auf und entflieht. Man muß dann, sobald der Schuß gefallen, schnell zuspringen, um das Wild mit dem Genickfänger abzufangen.

Krellenhain, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Mügeln; 280 Einw.

Krelowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Taber, Herrsch. Roth-Reich; 370 Einw.

Kremara, (poln. Wytb.), Gott der Schweinezucht, dem man Opfer von Bier auf den brennenden Herd goß.

Kremaster (Cremaster, Musculus testis, Testicondus, Elevator s. Suspensor testis, Anat.), Muskel des Samenstranges, Hodenmuskel, Aufhebungsmuskel des Hodens; die auf der äußeren und vorderen Seite des Samenstranges gelegenen Muskelfasern, welche in der Gegend des Bauchringes von den untersten mit einander verbundenen Muskelfasern des innern schiefen und des queren Bauchmuskels ausgehen, den Samenstrang bis zum Hoden hinab begleiten und sich hier in die allgemeine Scheidenhaut des Hodens aponeurotisch ausbreiten. Er zieht bei seiner Wirkung den Hoden gegen den Bauchring an.

Krembz, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Gadebusch; 150 Einw.

Kremen (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Benatek; 150 Einw.; — 2) europ.-türk. Insel, Bulgarien, Sandschat Silißria, von der Donau gebildet, westl. von der auf gleiche Art gebildeten Insel Bresajasa.

Kremenek (Geogr.), 1) österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Konig; 2 Mühlen; 170 Einw.; — 2) (poln. Krzemieniec), europ.-russ. Kreis, Gouv. Polhynien, grenzt nördl. an den Kr. Duber, östlich an die Kr. Ostrog und Staro-Konstantinow, südl. und westl. an Galizien. Der Kreis ist gebirgig; nach dem Dorfe Podbereszu an der Ikwa hin tritt die Kreidebildung überall als Tuffkreide an die Oberfläche des oft strengen Sandbodens hervor. Der Buschberg stellt sich hier ganz getrennt von allen andern Bergen dar; die Gruppe der Berge von K. befindet sich etwa 4 Werste von ihm, ein

anderer einzelner Berg etwa 10 Werste und ein dritter 5 Werste von ihm auf der entgegengesetzten Seite, aber immer in gleicher Linie mit ihm. Der Buschberg, etwa 1 1/2 Werste von jenem Dorfe entfernt, hat seine Längsrichtung von Osten nach Westen und befindet sich westl. von K. und nördl. von Pottschajew, so daß durch diese 3 Punkte ein Dreieck gebildet wird. In der Nähe von K. sind Braunkohlenlager und Walkerde. Von den Flüssen des Kreises sind der Gorin und die Ikwa bemerkenswerth; auch findet man einige Seen. Außer K. hier noch: die Flecken Wischniew und Radswilow, letzterer mit einem Hauptzollamte an der Grenze von Galizien; — 3) Kreisstadt das., südwestlich von Ostrog, an der Ikwa, am Fuße von Bergen. Der wilde und großartige Anblick der Steinfelsen und Berge gewährt ein interessantes Schauspiel. Ueber der Stadt selbst erhebt sich ein runder und schwer zu ersteigender Berg, der mit Mauer und Thürmen, den Resten eines alten Schlosses, gekrönt ist; gelehrte Gesellschaft; das hiesige berühmte Lyceum mit schönen Sammlungen ist jetzt aufgehoben, und an seine Stelle ist ein Seminar getreten, zu welchem ein schöner, großer Garten und einige prächtige Kirchen gehören; 10,300 Einw. In der Nähe das berühmte Kloster Neu-Pottschajew (s. Pottschajew) auf dem Gipfel eines Berges, in dem große Tropfsteinhöhlen sind. — Geschichtliches. Weder die Gründung, noch die Gründer der Stadt K. sind bekannt, und man weiß nur, daß die Stadt in alter Zeit zu dem Apanage-Fürstenthum Wladimir gehörte und im J. 1240 von Batu Khan, dem Schrecken Rußlands, und um das Jahr 1256 von seinem angeblichen Sohne Kurem Sah ohne Erfolg gestürmt wurde. Im 14. Jahrhundert kam K. an Polen und wurde unter Sigismund I. nach den Regeln der neuen Kriegskunst befestigt; im J. 1648 fiel es jedoch vor einer kleinen Schaar Kosaken, welche sich für die Bedrückung ihres Glaubens an Polen rächten. Wenn man der Sage glauben darf, so besaß K. gegen 70 Kirchen und war die Residenz der Königin Bona, die, nachdem sie in Polen große Summen zusammengeschart hatte, damit nach Neapel ging. Bekanntlich mußten die polnischen Könige jedesmal bei ihrer Thronbesteigung der Republik schwören, alle möglichen Mittel anzuwenden, um diese Summen wieder zu erhalten.

Kremenholz, preuß. Weiler, Rheinprov., R.=B. Düsseldorf, Kr. Lennep; Eisenhammer; 140 Einw.

Kremeni (Ober- und Unter-K.), 2 europ.-türk. Orte, Bulgarien, Sandschat Widdin; südöstl. von Dschibra.

Kremennaia, europ.-russ. Flecken, Gouv. Charkow, nordwestl. von Donetok.

Kremenskaia, russ. Flecken, Land der donischen Kosaken, rechts am Don, beträchtlicher Viehhandel.

Krementschuk (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Poltawa, grenzt nördl. an den Kr. Rhorol, östl. an den Kr. Kobylaki, südl. an den Dniepr, welcher K. von den Gouvernements Cherson und Zakaterinow trennt, und westl.

an den Kr. Solotnoscha. Der Boden ist un-
gemein fruchtbar. Außer dem Dniepr und
seinem Zufluß Rchorol gibt es in diesem Kreise
keinen bedeutenden Fluß. Zahl der Einwohner
90.000, darunter 6000 Kosaken. — 2) Kreisstadt
das., am Einflusse des Kagamlik in den Dniepr,
über welchen eine lange Schiffbrücke führt, eine
blühende und bedeutende Manufakturstadt; die
Raskolniks haben hier eine Kirche und ein Klo-
ster; adeliges Erziehungshaus, Kaufhaus, Börse,
Zuckersiederei, Salpetermineral, Seifensiederei,
Verfertigung guter Liqueurs und eingemachter
Früchte, Gold- und Silberwaaren, beträchtlicher
Handel mit Holz, Tabak zc., wichtiger Woll-
markt zu Johanni, Fischerei; 17,100 (nach An-
dern nur 9300) Einw.

Kremer (Biogr.), 1) Johann Martin,
bemerklich als historischer Schriftsteller, geb.
1718 zu Worme, † 1793 als nassauischer gehei-
mer Rath zu Weilburg. Er schrieb: Geschichte
des erld- und rheingräflichen Hauses, Mannh.
1769; — Entwurf einer genealogischen Ge-
schichte des ottonischen Astes und salischen Ge-
schlechtes, Wiesb. 1779, 2 Bde. — 2) Chri-
stian Jakob, Historiker, geb. 1722 zu Worms,
† 1777 als Hof- und Ehegerichtsrath und Histo-
riograph zu Mannheim. Er schrieb: Diploma-
tische Beiträge zur deutschen Geschichtskunde,
Frankf. 1760–1761, 3 Stücke; — Geschichte des
Hauses Geroldseck, das., 1766; — Geschichte des
Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, Mannh.
1765; — Beiträge zur jülich und bergischen Ge-
schichte, Frankf. 1770–76, 2 Bde.; — Geschichte
des rheinischen Franciens, 1778.

Kremerbruch (Eramor(in), preuß. Dorf,
Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Num-
melsburg; Holzwärterei, Wassermühle;
160 Einw.

Kremetschau, österr.-mähr. Dorf, Kr. Ol-
mütz, Herrsch. Müran; 180 Einw.

Kremitten (Geogr.), preuß. Orte: 1) Gut,
Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg,
Kr. Rastenburg; 110 Einw.; — 2) Dorf das.,
Kr. Weblau; Schloß, Erbpachtvorwerk,
Windmühle; 180 Einw.

Kremkau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sach-
sen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; Wind-
mühle; 350 Einw.

Kreml (Geogr.), s. v. a. Festung, besonders
in Moskau und Astrachan.

Kremlin, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg,
R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; 250 Einw.

Kremling (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. grüner
Läubling, *Agaricus virescens* Schaeff. S.
Läubling.

Kremlingen, braunschweig. Pfarrdorf, Kr.
Braunschweig, Amt Riddagshausen; ritters-
chaftliches Gut; 370 Einw.

Kremmeldorf, bayer. Dorf, R.-B. Ober-
franken, Ldg. Scheßlitz; 170 Einw.

Kremmen, preuß. Stadt, Prov. Branden-
burg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Havelland,
am Kremmenschen Bache; 3 Thore, Land-
und Stadtgericht, Steueramt, Post, 3 Jahr-
märkte; 2440 Einw.

Kremmin (Geogr.), 1) mecklenb.-schwerin.
Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Sabow; 260

Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern,
R.-B. Stettin, Kr. Saargig; 310 Einw.

Kremnitz (Körmöcz = Banja, Krem-
nitz), ungar. königl. Freistadt, barser Gesp.,
graner Bez., eine der vorzüglichsten Berg-
städte, südwestl. von Neusohl und nördlich von
Schemnitz, in einem tiefen, engen und finstern
Thale, von 7 hohen Bergen umgeben, welche
den Anblick der Stadt von ferne verhindern.
Die innere Stadt sammt dem Schlosse, von einer
Mauer, deren Material Gold enthalten soll,
umgeben, hat 39 Häuser, von welchen 26 das
Weinschankrecht gegen die Verpflichtung, Berg-
werke zu bauen, besitzen; außerdem sind in den
Vorstädten 582 Häuser und mehr Berg- und
dabin gehörige Manipulations-Gebäude. Kir-
chen gibt es 5, nebst 3 Kapellen, dann ein evan-
gel.-lutherisches Bethaus. Die Schloßkirche
zur heil. Anna, als Schutzpatronin der Stadt,
ist ein merkwürdiges gothisches Gebäude, das
im J. 1481 erneuert und vergrößert wurde; diese
und die dabei liegende St. Andreas-Ka-
pelle, im J. 1250 erbaut, dienen zum Gottes-
dienste für die große katholische, deutsche Ge-
meinde. Die Stadt-Pfarrkirche, durch die
Stadtgewerbe im J. 1461 gebaut, 1557, 1642
und 1766 erweitert und mit Gold und Male-
reien geziert, ist mit Kupfer gedeckt und mit 2
mit Kupfer gedeckten und reich vergoldeten Thü-
ren versehen und gleichfalls der deutschen katho-
lischen Gemeinde gehörig. Die Franziska-
nerkirche ward im J. 1634 vom graner Erz-
bischofe Pappay sammt dem Kloster gestiftet.
Auf dem Plage steht die Statue der heiligen
Dreifaltigkeit und ein großer und schöner
Springbrunnen. Merkwürdige öffentliche
Gebäude: das St. Josephs-Spital für ver-
armte Bürger und Dienstboten, das St. Eliza-
bethspital für 12 arme Bürger und mehr Bür-
gerwitwen, das königliche und das gewerk-
schaftliche Patientenhaus für kranke und beschädigte
Bergleute, Gymnasial- und Normal-Schulen-
Gebäude, Mädchen-Schulgebäude, Rathhaus,
k. k. Münz-Scheibegaaden-Gebäude zc. Außer
der öffentlichen Stadt-Jurisdiction befindet sich
hier die k. k. Berggerichts-Substitution, das
Münzamt, Bergverwaltungs- und Hüttenamt,
wie auch das vereinigte Waldamt. Beim Berg-
werkfache gibt es hier und auf den sogenann-
ten Berghandlungen: den Leopold-, Anna-,
Rudolph-, Mariahülfs-, Michaelis-, 3 Königs-,
Finsterstern- und Ludovica-Schacht, nebst 12
Pochwerken, wodurch der k. k. Bergbau betrie-
ben wird; dann den Katharina-, Leopoldi- und
Johanni-Schacht, sammt vielen Stollen, wo-
durch der gewerkchaftliche Bergbau mit 6 Poch-
werken im Betriebe gehalten wird. In den
hiesigen Bergwerken wird bloß Gold und Sil-
ber erzeugt. Auch gibt es hier eine k. k. Vitriol-
Siederei, dann 2 berühmte Papiermühlen, eine
Steingutfabrik und Zinnoberfarbe-Erzeugung.
Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist die aus dem
Schleggrunder-Thale, längs dem Rücken des
Biaufusser-Stoßgebirges, auf Kosten der Stadt
errichtete Wasserleitung, durch welche jedes
Haus in der Stadt ein immerwährend fließendes
Trinkwasser genießt. Der hiesige Bergbau wird

erleichtert: 1) durch die unermesslichen Stadtwaldungen, in deren Mitgenuß die k. k. Bergkammer seit 1750 kontraktmäßig zum Berg-, Münz- und Hüttenbedarf gesetzt worden, und aus welchen jährlich an 40,000 Klafter zu diesem Bergwerksbedarfe verabreicht werden; 2) durch den auf Kosten der Landesstände und der Erzbischöfe aus dem thuroger Komitate, 2 Meilen weit geleiteten Wasserkanal, welcher alle Werke und Maschinen in Bewegung setzt und bespült; 3) durch die in den Dorfschaften der Staatsherrschaft befindlichen Unterthanen, welche nebst ihren Grund-Ansässigkeiten beim Berg-, Hütten-, Münz- und Kohlwesen alle Hand-, und Fuhrarbeiten verrichten. Bei dem Dorfe Berg beginnen die Pochwerke, neben denen überall Erzwäschereien sind. Nachdem nämlich in den ersteren die Erze zu Staub zermalmst sind, kommen sie auf diese und werden ausgewaschen; der Schlamm wird durch das Wasser vom Metall entfernt. Bei diesem Waschen aber schwimmen mit dem Schlamme eine Menge feine Metallkörner fort. Um diese nicht verloren gehen zu lassen, wird das Wasser durch kleine Weiber geleitet, in welchen sich der Schlamm sammt dem Metall ablagert. Beides wird aufs Neue, vermittelst durchgelassenen Wassers, auf die unterhalb der Weiber angebrachten Waschwerke geleitet und da das zurückbleibende Metall gewonnen. Dies wird bis unterhalb K. einige Male wiederholt. Dennoch bleibt das abfließende schlammige Wasser immer noch mit Metall, vorzüglich Goldstäubchen, geschwängert. Um auch diese zu gewinnen, leitet man es über Wiesen und Acker, wo jene Stäubchen sammt dem Schlamme sich ablagern. Auf dergleichen Plätze wird alsdann völlig bergmännisch gemuthet, d. h. wer die Auswaschung des abgelagerten Schlammes betreiben will, der muß beim Bergwerke einkommen und sich von diesem sein Revier genau ausmessen und bestimmen lassen. Was er alsdann beim Waschen gewinnt, das muß er, bei Vermeidung geselllicher Strafe, an Verar, d. i. hier an Bergamt, gegen eine bestimmte Taxe abliefern. Die um K. herumliegenden Bergwerke liefern fortwährend reiche Erze, und Sachkundige behaupten, daß dieser Reichthum auf ferne Zeiten hinaus unerschöpflich sey. Im vorigen Jahrhundert (von 1780 an) wurden binnen 12 Jahren Gold- und Silbermünzen im Werthe von 48 Mill. Gulden Konv.-Münze hier geprägt, ohne das Gold und Silber, welches an die Drahtzieher und Goldschläger in Wien überlassen wurde. Das Bergpersonal besteht aus 1500 Mann. Einen großen Vortheil bei der Gewinnung der Metalle aus den Erzen gewährt das stets aushaltende Wasser, dessen man beim Verriebe des Pochens, Waschens und Schmelzens bedarf. Selbst in sehr trockenen Jahren (z. B. 1834) bemerkte man keinen Mangel daran. Dazu kommt noch der starke Fall, den dies Wasser hat, wodurch natürlich seine Kraft sehr vermehrt wird. Dieser Fall beträgt vom obersten Pochwerke bis zur untersten Wäsche gegen 600 Fuß. Das Münzgebäude ist in der Stadt; die Kremnitzer Dukaten sind bekannt. Die Zahl der

Einwohner in der Stadt selbst beträgt etwa 5500. Dazu kommen noch etwa 6500 Einw., in den umliegenden, zur Stadt gehörigen 9 Dorfschaften, so daß die Gesamtzahl 12,000 ausmacht. Die Bewohner dieser Dorfschaften sind lauter Bergleute, deren Urväter Quaden, Gothen, Sachsen und Alifranken waren, deren Mundart sie meist bis heute beibehalten haben, indem man eines jeden Dorfes Einwohner genau nach dem Dialekte unterscheiden kann. Sie nähren sich mühsam, und von den Dukaten, für welche sie das Gold mit Anstrengung und Gefahr aus dem Schooße der Berge holen, verirrt sich nur sehr selten einer in ihre Taschen. Gutmüthigkeit, Geradheit und Ehrlichkeit haben sie, ihrem alten Deutschtum Ehre machend, treu bewahrt. Die Vergnügungsorter um K. sind: ein großer, nach englischer Manier angelegter Garten, eine an der Anhöhe der Rennwiese unter dem schroffen Felsen des Stoßgebirges liegende Villa, welche sowohl durch ihre romantische Lage, als durch ihre Gebäude, Kapellen und einen großen Fischteich beachtenswerth ist, ferner das zu Schwabenhof von Seiten der Stadt errichtete Gasthaus mit schönem Garten, endlich das in der Stadtherrschaft befindliche warme Bad Stuben, das in einer reizenden Gegend liegt und, mit allen Bequemlichkeiten versehen, Kranken und gesunden Besuchern volle Befriedigung gewährt. Es enthält 4 Bassins, in denen die Quellen die Temperatur von 15–28 Grad R. haben. Die Stadt verehrt die heilige Katharina als Schutzpatronin und führt solche auch in ihrem Wappen mit einem Schilde in der linken Hand, welches der Erde zugekehrt ist, und einem Schwerte in der rechten. Zu ihren Füßen lehnt ein Rad. Im obern Felde des Schildes erblickt man ein halbes Rad, über welchem der Buchstabe C steht. Im untern Felde befindet sich das königl. ungarische Wappen, doch nicht mit dem gewöhnlichen Patriarchenkreuze, sondern mit 5 Lilien geziert. — Geschichtliches. Den eigentlichen Ursprung von K. kann man aus dem Stadtarchive nicht ersehen, da dieses sowohl in den ältesten unruhigen Zeiten, als auch bei Feuerbrünsten viel gelitten hat. Indes leitet man die Entstehung der Stadt aus dem grauen Alterthume her, und zwar aus den Völkerwanderungen der Slaven und Wenden; bei Gelegenheit der Einfälle der Hunnen nach Mähren und der Mährer nach Ungarn geschieht bereits von derselben Erwähnung. Auch ist in dem königl. ungar. Hofkammerarchive ein Dokument vorhanden, nach welchem K. schon unter Stephan dem Heiligen bestand und die älteste königliche Stadt genannt wird, weshalb auch die Deputirten derselben bei den Reichstagen den ersten Sitz nach denen der Hauptstadt Ofen hatten. Im Jahr 1160 unter dem König Koloman wurde der Ort zur königl. Freistadt erhoben. Die erste Anlage von K. soll zwischen 750 und 776 geschehen und die Erbauer Sazsen gewesen seyn, welche nach der Sage zu Sachsenstein, einem an dem Flusse Gran gelegenen Schlosse, auf einem der Gebirge Haselbühner geschossen, in deren Eingeweiden man Goldkörner gefunden, welcher

Umstand zur Entdeckung des goldhaltigen Gebirges geführt habe. Der Name der Stadt scheint durch die sächsischen Urväter der Stadtbewohner von Krimnig und Schimnig an der Pleiße in Sachsen, ihren ehemaligen Wohnorten, entlehnt worden zu seyn. Das Original-Privilegium der Stadt vom Jahre 1328 enthält die Freiheiten, mit welchen dieselbe, nebst einem Gebiet von 2 Meilen Umfang, von Karl Robert I. beschenkt ward.

Kremnocele (Cremnocele, Hernia labiorum pudendorum foeminae, Ehrh.), der Schamleidenbruch.

Kremnos (Cremnos, Anat.), ein Abhang, abhüssiger Theil, z. B. eines Berges, daher bei Hippokrates eine Schamleide, der (dicke) abhängende Rand eines Geschwüres.

Kremorow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Ossow; 270 Einw.

Krempa, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, Kr. B. Oppeln, Kr. Groß-Strehlitz; 3 Wassermühlen, Ziegelei; 360 Einw.

Krempdorf (Groß- und Klein-K.), holstein. Dorf, Krempersmarsch, Kirchsp. Kremppe; 200 Einw.

Kremppe (Geogr.), 1) holstein. Stadt, Krempersmarsch; Armenhaus, Bürgerschule, Apotheke, Zollkontrolle, Postexpedition, 3 Tabakfabriken, Lichterfabrik, Branntweindestillation, 4 Märkte; 1200 Einw.; war sonst befestigt und bis 1527 der Stapelort für den Kornhandel der Umgegend, kam aber durch die Gründung von Glückstadt sehr herunter; — 2) (Alten-K.), Dorf daf., Gut Hasselburg; sehr alte gotische Kirche; über 160 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, Kr. B. Potsdam, Kr. Udelnau; 360 Einw.

Krempel, holstein. Dorf, Landschaft Norderdithmarschen, Landvogtei Heide; 190 Ew.

Krempeln (Krämpeln, Kragen, Krempel- od. Kragmaschinen, Techn.). Die Baumwolle und Schafwolle werden vor dem Verspinnen einer Arbeit unterzogen, welche zum Zwecke hat, die Haare derselben zu entwirren und in eine gerade, parallele Lage zu bringen. Dies ist das Kragen oder K. (bei der Schafwolle auch Streichen genannt), welches mittelst eigener Krag- oder Krempelmaschinen verrichtet wird. Der Gebrauch dieser Maschinen ist im Art. Baumwollenfabrikation (s. d., S. 999 f.) erörtert. Hier beschränken wir uns auf die Erklärung einiger die Konstruktion dieser Maschinen, so wie die Verfertigung und Zurichtung der Besläge oder Garnituren betreffenden Punkte, in welcher Beziehung hieher verwiesen ist. Das Folgende gilt im gleichen Maße von den zu Baumwolle und von den zu Wolle bestimmten Kragmaschinen.

1. Verfertigung der Walzen. Die kleinsten an den Kragmaschinen vorkommenden Cylinder werden aus zwei hölzernen Hälften zusammen geleimt, zwischen welche eine vierkantige eiserne Ase eingelegt wird. Man gibt ihnen ihre richtige Gestalt durch Hobeln und zuletzt durch Abdrehen in der Drehbank. Etwas größere Walzen, die jedoch nicht über 6 bis 8 Zoll Durchmesser haben, setzt man aus sechs keilförmigen

Stücken zusammen, die an jeder Kragmaschine vorkommende große u. kleine Trommel macht man ihrer bedeutenden Größe wegen hohl, wovon dieselben ihren Namen erhalten haben. Die Ase dieser Trommel ist von Schmiedeeisen und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick; auf derselben sind (bei einer Länge der Trommeln von 32 bis 40 Zoll) drei, zuweilen auch vier gußeiserne Räder als Gerippe für die Holzbekleidung (den Mantel) der Trommel angebracht. Jedes solche Rad besteht aus einem 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll breiten Kranze; aus einer Büchse, welche auf der Ase festgekeilt wird, und bei der kleinen Trommel aus 4, bei der großen aus 6 oder 8 Armen (Speichen), welche die Büchse mit dem Kranze verbinden. Die Peripherie der Trommel entsteht durch Nebeneinanderlegung paralleler Holzstäbe oder Dauben, welche, wie die Dauben einer Tonne, keilförmig gearbeitet sind, genau aneinander schließen und 3 bis 6 Zoll Breite bei $1\frac{1}{2}$, $1\frac{3}{4}$ Zoll Dicke haben. Die große Trommel enthält 20 bis 36, die kleinen meistens 12 Stäbe, die aus recht trockenem Lindens-, Eichen- oder Mahagoniholz gemacht sind. Jeder Stab wird durch drei Schraubbolzen an den drei Radkränzen befestigt, so daß die Mutter dieser Bolzen innerhalb sich befinden, während die runden Köpfe von außen in das Holz versenkt und durch einen eingeleimten hölzernen Propf wieder bedeckt sind. Die Pfropfen werden aus Brettern mit einem Kronenbohrer auf der Drehbank geschnitten und so in die Löcher eingeleimt, daß sie mit den Dauben hinsichtlich der Richtung ihrer Fasern übereinstimmen. Hirnholz zur Ausfüllung der Löcher anzuwenden, ist darum verwerflich, weil dieses hervorragt und Unebenheiten bildet, wenn die Dauben mit der Zeit verschwinden. Die Enden der Trommel werden durch dünne hölzerne Böden verschlossen, statt deren man öfters nur ein breites Kreuz anbringt. Nach Art der Trommeln werden manchmal auch kleine, 6 bis 9 Zoll im Durchmesser haltende Walzen gebaut, indem man sie hohl macht, die Umkleidung aus 6 oder 8 Stäben zusammensetzt und mit der Ase durch Scheiben verbindet, von welchen die an den Enden von Gußeisen, die mittleren hingegen von Holz sind. — Das Abdrehen der großen Trommel geschieht nicht auf der Drehbank, sondern in der Kragmaschine selbst, wenn die Ase bereits in ihren Lagern liegt, und zwar mittelst eines Supports, der auf das Gestell der Maschine gesetzt wird und statt eines Dreheisens vier aneinander liegende Spitzstähle trägt, so daß ein vierzähniges Werkzeug entsteht. Man läßt aber die vier Spitzen nicht gleich weit vorragen, sondern die vorausgehende am wenigsten und jede folgende etwas mehr; indem somit die Spitzen in einer Linie liegen, welche mit der Ase der Trommel einen sehr kleinen Winkel macht, wirken sie zusammen genommen ziemlich schnell, während doch jede einzeln nur wenig Holz wegschneidet und keine starken Späne nimmt. Hierdurch wird es möglich, der Trommel diejenige Glätte zu ertheilen, welche zum Auslegen des Beschlages erfordert wird, und zugleich jene vollkommen cylinderische Gestalt,

welche nur durch das Abdrehen mit dem Sup-
 porte erreichbar ist. Die Befestigung des Krag-
 beschlages, d. h. des mit Eisendrahtstücken be-
 segten Feders, geschieht mittelst kleiner flach-
 köpfiger Nägel (Kragennägel), welche nur
 $\frac{3}{8}$ Zoll lang sind. Der Beschlagnagel wird entwe-
 der in Gestalt breiter Blätter oder schmaler
 Bänder aufgelegt. Die Blätter sind so lang
 als die Trommeln (gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ bis ungefähr
 3 Fuß), und meistens $5\frac{1}{2}$ Zoll breit, wovon nur
 $4\frac{1}{2}$ Zoll mit Drähten besetzt sind, weil an jeder
 Seite ein $\frac{1}{2}$ Zoll breiter leerer Rand bleibt, um
 das Aufnageln der Blätter möglich zu machen.
 Die Bänder werden in jeder erforderlichen
 Länge hergestellt, indem man die Lederstreifen
 an ihren Enden abschärft und zusammenleimt;
 ihre Breite ist gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ Zoll, und sie
 sind bis dicht an beide Ränder mit Drähten be-
 setzt. — Um die Trommel einer Kragmaschine
 mit Blättern zu beziehen, theilt man ihre cylin-
 derische Oberfläche durch Linien parallel zur
 Are in so viele gleiche Theile, als Blätter auf-
 gelegt werden sollen, macht die Trommel unbe-
 weglich, nagelt das erste Blatt an einer seiner
 langen Seiten fest auf, spannt dasselbe mittelst
 einer Zange (in welche man den noch nicht an-
 genagelten Rand Stelle für Stelle einklemmt)
 straff an, und befestigt allmählich auch diesen
 zweiten Rand, zuerst vorläufig durch große
 Drahtstifte, dann bleibend mit Nägeln. In
 gleicher Art verfährt man mit den übrigen
 Blättern. Wenn man an das letzte Blatt
 kommt, bedeckt man das zuerst aufgelegte, um
 es nicht mit der Zange zu beschädigen, mit einem
 alten Kragenblatte so, daß die Drähte beider
 Blätter einander berühren. Sind alle Blätter
 an den langen Seiten befestigt, so schlägt man
 auch an den kurzen oder schmalen Seiten in je-
 des ein Paar Nägel. Die erwähnte Zange hat
 ein breites, aufgekremptes Maul und an den
 Enden beider Schenkel Ringe, durch welche ein
 mit einem Steigbügel versehener Riemen gezogen
 wird. Indem der Arbeiter den Fuß in den Steig-
 bügel setzt und niedertritt, wird die Zange kraft-
 voll geschlossen u. mittelst derselben das Kragen-
 blatt gespannt, so daß es sich äußerst genau der
 Trommel anschmiegen muß. — Die sogenann-
 ten Deckel der Baumwoll-Kragmaschinen wer-
 den jeder mit einem schmalen Blatte bekleidet,
 wobei man wie beim Beschlagen der Trommeln
 verfährt, indem man den Deckel durch Kelle in
 einem hölzernen Bock so befestigt, daß die zu be-
 schlagende Fläche fast senkrecht ist. — Walzen,
 welche mit einem Bände schraubensförmig gelegt
 werden, erfordern von demselben eine Länge,
 welche sich ergibt, wenn man den Umkreis der
 Walze so viel mal nimmt, als die Breite des
 Bandes in der Länge der Walze enthalten ist.
 Hat z. B. die kleine Trommel einer Baums-
 wollkrame 14 Zoll Durchmesser, folglich 43,96
 Zoll Umkreis und 36 Zoll Länge, so werden von
 $1\frac{1}{2}$ Zoll breitem Bände 24 Bindungen, also
 im Ganzen $24 \times 43,96 = 1055$ Zoll, das ist fast
 88 Fuß, erfordert: eigentlich etwas mehr, weil
 beim Auflegen die Länge einer Bindung verlor-
 ren geht. Man fängt nämlich an einem Ende
 der Trommel an und befestigt hier das Band

durch Nägel, nachdem man es gehörig spitz zu-
 geschnitten hat; dann dreht eine Person die
 Trommel mittelst einer an ihre Are gesteckten
 Kurbel langsam um, während eine zweite das
 Band stark anspannt und nach Erforderniß
 dessen Aufwicklung leitet; endlich wird auch
 das zweite Ende zugespitzt und gleichfalls fest-
 genagelt. Die erwähnte Zusparung des Bandes
 an beiden Enden besteht darin, daß man
 dasselbe in einer Länge, welche dem Umfange
 der Walze gleich ist (also 44 Zoll im angenom-
 menen Falle) diagonal abschneidet; beide Ab-
 schnitte zusammen bilden einen Abfall, der so
 breit als das Band und 44 Zoll lang ist.

Die aus Holz auf die oben angezeigte Weise
 verfertigten Kragentrommeln sind der Verän-
 derung durch den Einfluß der feuchten und trok-
 kenen Luft mehr oder weniger unterworfen und
 müssen daher öfters, wenn ein neuer Beschlagnagel
 aufgelegt wird, wieder abgedreht werden. Man
 hat diesem Uebel auf verschiedene Weise abzu-
 helfen gesucht, z. B. durch Kochen des Holzes
 in Del, oder indem man die Stäbe aus drei
 Holzschichten zusammen leimte und zu der mitte-
 lern Tannenholz, zu den beiden äußeren Linden-
 holz wählte, oder endlich durch ganze Vermei-
 dung des Holzes. Das letztgenannte Mittel ist
 bei den sogenannten Kompositionstrommeln an-
 gewendet. Hier wird das aus eisernen Rädern
 bestehende Gerippe mit Kupfer- oder Eisenblech
 umkleidet, worüber man Gyps oder eine andere
 erhärtende Masse, ausgekochten Leim, Kreide,
 Bleiweiß und Leinölfirniß aufträgt. Dieser
 Ueberzug, gehörig abgedreht, dient als unmit-
 telbare Unterlage für den Beschlagnagel, und letzterer
 wird mittelst Schrauben befestigt, welche durch
 das Leder und die Komposition hindurch in das
 Blech gehen. Um diese kostspieligere, auch min-
 der bequeme Methode zu beseitigen und den
 Vortheil der Kompositionswalzen (nämlich ihre
 Unveränderlichkeit in feuchter Luft) mit dem
 einfachen Aufnageln der Garnitur zu vereini-
 gen, hat man in England die Einrichtung ge-
 troffen, daß auf der Trommel, welche aus drei
 gußeisernen Rädern und einer cyllinderischen
 Umhüllung von Eisenblech besteht, dünnwän-
 dige, aus Eisen gegossene, die ganze Länge der
 Trommel einnehmende und mittelst Bolzen an
 den Radkränzen befestigte Kästen oder Büchsen
 angebracht werden, durch welche bloß eine Raums-
 anfüllung und mithin Ersparniß an Komposi-
 tion beabsichtigt wird; zwischen diesen Büchsen
 sind hölzerne Stäbe ebenfalls durch Bolzen mit
 den Rädern verbunden, die Räume zwischen ge-
 nannten Theilen sind mit Komposition ausge-
 füllt. Wenn nun die Trommel gehörig abge-
 dreht ist, so liegt die Oberfläche der Holzstäbe
 bloß und bietet mithin Gelegenheit zum Anna-
 geln der Kragenblätter, deren Ränder auf das
 die Kompositionsräume bedeckende Holz zu lie-
 gen kommen.

II. Verfertigung der Kragen (Bes-
 schläge oder Garnituren). Zu der Beschaffen-
 heit der Kragen fordert man, daß das Leder
 stark und fest, auch überall gleich dick sey; daß
 die Häuten aus sehr steifem u. elastischem, aber
 dennoch nicht sprödem Eisendrahte (Kragen-


draht) bestehen, damit sie weder brechen, noch sich biegen; endlich, daß die Drähte alle von gleicher Länge, gleicher und regelmäßiger Biegung, auch überall gleich dicht gestellt seien. Das Leder ist rothgares Kuhleder und hat ungefähr eine Linie in der Dicke. Die Häutchen sind, wie im Art. Baumwollenfabrikation, Fig. 3. und 4., gezeigt ist, doppelt. Der mittlere Theil des Drahtes (s. die kleine Fig. neben Fig. 4) c d liegt auf der untern Seite (der Haar- oder Narbenseite) des Leders, welches in kleinen Löchern die Häutchen selbst aufnimmt. Um dieser Befestigung mehr Haltbarkeit zu geben, sind die Löcher schräg durch das Leder gestochen, wie ebenfalls bei Fig. 4 zu sehen ist. Die Lederfläche muß dicht und gleichmäßig mit Drähten besetzt seyn; daher sind der Löcher gar viele, und ihre Anordnung ist nach einer gewissen Regel bestimmt. Die Kragen sind an Feinheit bedeutend von einander verschieden und werden in dieser Hinsicht mit Nummern bezeichnet, welche theils von der Feinheitnummer des Drahtes, theils von der Anzahl der Häutchen auf dem Raume eines Zolls oder auf der ganzen Breite eines Blattes hergenommen und in den verschiedenen Fabriken nicht übereinstimmend sind. Je feiner der Draht ist, desto dichter stehen die Häutchen bei einander, und zwar befinden sich auf dem Raume eines wiener Zolles (nach Länge oder Breite gemessen) von 20 bis zu 30 Löcher, wernach ein Quadratzoll 400 bis 900 Löcher, mithin eben so viele einfache (oder halb so viel doppelte) Häutchen enthält. Die Darstellung der Kragen zerfällt in folgende Operationen: a) die Vorbereitung des Leders, nämlich das Falzen desselben und das Stechen der Löcher; — b) die Verfertigung der Drahthäutchen; — c) das Einstechen der Häutchen in das Leder. Häufig werden die beiden ersten Arbeiten mit Maschinen verrichtet, und das Stechen ist Handarbeit; doch gibt es auch Maschinen, welche das Stechen des Leders, die Bildung der Häutchen und das Einstechen derselben mit einem Male verrichten, also die Kragen in einer einzigen Operation fertig liefern.

a) Die Vorbereitung des Leders besteht in dem Falzen oder Spalten desselben und in dem Stechen der Löcher. Die erste dieser Arbeiten hat zum Zwecke, dem Leder an allen Stellen genau einerlei Dicke zu geben, weil ohne diese es niemals zu erreichen ist, daß die Spitzen aller Drähte an einer fertigen Krage genau in der nämlichen Ebene stehen. Es wird zu diesem Behufe mittelst einer Falzmaschine von der Fleischseite des Leders ein kaum papierdickes (heßenweise natürlich auch dickeres) Häutchen abgespalten, so daß alle Ungleichheiten in der übrig bleibenden Lederdicke verschwinden. Verschiedene Mechanismen werden hierzu angewendet; doch besteht meistens der Haupttheil in einem geraden Messer, welches über die ganze Breite des Leders reicht und unbeweglich liegt, während das Leder zwischen dessen Schneide und einer ebenen glatten Unterlage durchgezogen wird. Durch Stellschrauben verändert man nach Erforderniß die Entfernung des Messers von der Unterlage, wodurch die übrig blei-

bende Dicke des Leders bestimmt wird. Manchmal muß, um die Arbeit vollkommen zu machen, das Durchziehen zwei, drei, auch vier Male geschehen, bei jedes Mal etwas vergrößerter Annäherung des Messers an die Unterlage.


Das Stechen der Löcher wird auf Stechmaschinen verrichtet, deren Breite in der Regel etwas mehr als die Länge der größten Kragenblätter (36 bis 39 Zoll) beträgt, deren ausführliche Beschreibung uns aber hier zu weit führen würde. Für unseren Zweck genügt es, zu wissen, daß das Stechen der Löcher selbst durch einen Stechkamm geschieht, der an einem mit einem anderen verbundenen Balancier befestigt und hinsichtlich seiner Bewegung durch mehrere Stangen und Schrauben festgeregelt ist. Ein solcher Stechkamm ist doppelt oder dreifach, je nachdem zwei oder drei Reihen Löcher zugleich gestochen werden, und jeder der zwei oder drei auf einander liegenden Kämme ist in seiner ganzen Länge (die bei den größten Kragenblättern auf 36 Zoll steigt) aus dem Ganzen gearbeitet und aus einer dünnen Stahlplatte durch Einscheiden mittelst eines Rädchens auf der Drehbank mit Hilfe einer Theilvorrichtung verfertigt. Sehr wahrscheinlich könnte man brauchbare Stechkämme aus dünnen Nähnadeln zusammensetzen, die mit Blei (wie die Nadeln am Strumpfwirkerstuhle) umgossen würden. Die auf- und absteigende Bewegung des Kammes beträgt nicht mehr als etwa zwei Zoll. Unter dem Kamme liegt, parallel mit demselben, ein starker gußeiserner Balken, der einen senkrechten, schmalen Spalt befißt, in welchen die Spitzen des Kammes eindringen, nachdem sie das Leder durchstoßen haben. Das Leder, in einem eisernen Rahmen straff ausgespannt, liegt nämlich auf jenem Balken u. wird allmählich über denselben fortgeschoben. Da die Löcher schief durch das Leder gehen müssen, so liegt der Rahmen, so wie die Bahn desselben, schräg, und entsprechend ist die Oberfläche des eisernen Balanciers geneigt. An beiden Seiten der Maschine sind mit jenem eisernen Rahmen zwei gezahnte Stangen verbunden, deren jede durch den Eingriff eines Getriebes bewegt wird. Eine Schiebepinle treibt bei jedem Niedergange des Balanciers (nachdem der sich erhebende Stechkamm das Leder verlassen hat) das mit dem Getriebe verbundene Stoßrad um einige Zähne weiter herum und bewirkt so das Fortrücken des Leders. Durch Veränderung dieses Räderwerks können die erforderlichen Abstufungen in der Entfernung der Löcherreihen für feinere und gröbere Kragen hervorgebracht werden, wobei man natürlich auch die Kämme gegen andere angemessene vertauschen muß. — Die Stechmaschine für Bänder (Bandkragen) hat im Wesentlichen dieselbe Einrichtung; nur ist sie von viel geringerer Breite, und das Fortrücken des Leders geschieht durch eine Rolle, auf welche sich dasselbe aufwickelt; wohl auch durch zwei auf einander gepresste Walzen, welche es zwischen sich durchziehen. Bei der ersten Art muß die Rolle eine regelmäßig verzögerte Bewegung erhalten, damit sie, ungeachtet der durch die Aufwicklung entstehenden Vergrößerung ihres Durchmesser,

das Leder mit stets gleicher Geschwindigkeit unter dem Kämme binzieht.

b) Auch zur Verfertigung der Drahtbälchen sind Maschinen von theilweise verschiedener Konstruktion in Anwendung. Eine der einfachsten Art, die aber unmittelbare Handarbeit erfordert und hinsichtlich der Größe ihrer Leistung nicht allen Forderungen genügt, findet man beschrieben und abgebildet in dem Bulletin de la Société d'Encouragement pour l'industrie nationale, 24. Jahrgang (1825), S. 271, und daraus in Dinglers Polyt. Journale, Bd. 20, S. 19; eine ähnliche, etwas vervollkommnete, steht in der Description des Brevets expirés, Bd. VII, S. 284, und eine andere in den Transactions of the Society for the Encouragement of Arts, Bd. XXX (1813), S. 119. Eine in mehreren Hinsichten von allen diesen abweichende Maschine ist von dem Mechaniker Rumpfin Göttingen verfertigt und von Precht auf Taf. 174 seiner Kupfertafeln mitgetheilt und Bd. VIII, S. 538 beschrieben worden. Sie ist doppelt, d. h. bearbeitet zwei Drähte zu gleicher Zeit. Das Gestell derselben ist von gegossenem Messing und besteht aus zwei ausgeschweiften und durchbrochenen Seitenwänden, welche ebensomal und durch einen aufgeschraubten Bogen in Verbindung mit einander gesetzt sind. Mit ihrem Fuße ist jede dieser Wände durch zwei Schrauben auf einer hölzernen Platte befestigt; und letztere bildet den oberen Boden eines Kastens mit zwei Schiebläden, in welche durch Löcher die verfertigten Bälchen hinabfallen. Die Bewegung geht von einer horizontalen, mit einem Krummzapfen versehenen Hauptaxe aus, an welcher sich ein gußeisernes Schwungrad befindet, und welche entweder mittelst einer messingenen Rolle durch einen Riemen, oder aus freier Hand durch eine Kurbel in Umdrehung gesetzt wird. Mehrere Oelgefäße dienen dazu, die Lager der Axe stets in gehöriger Schmiere zu erhalten. Alle Theile, welche unmittelbar zur Bearbeitung des Drahtes dienen, sind zwelfach, an den gegenüberstehenden Enden der Maschine, vorhanden, und wirken dergestalt abwechselnd, daß auf der einen Seite ein Bälchen gebogen wird, während auf der andern Seite die Einführung und das Abschneiden des Drahtes zu einem Bälchen Statt findet. Da die Axe ohne Nachtheil für die gute Wirkung der Maschine in jeder Minute 100 Umdrehungen machen kann, und bei jeder Umdrehung zwei Doppelbälchen entstehen, so werden stündlich etwa 12.000 Drähte oder doppelte Bälchen erzeugt. Die Verfertigung der Bälchen zerfällt in folgende vier einzelne Operationen: 1) das Einführen des Drahtes; 2) das Abschneiden derselben in der zu einem Doppelbälchen erforderlichen Länge; 3) die erste Biegung, wodurch zwei rechte Winkel entstehen und der Draht die Gestalt der Figur  erhält; 4) die zweite Biegung, wobei die zwei parallelen Schenkel, etwa in der Mitte ihrer Länge, gleichmäßig unter einem stumpfen Winkel umgebogen werden.

c) Das Einstecken der Drahtbälchen in das vorgestoche Leder ist da, wo es mit der

Hand verrichtet wird, die Arbeit von Kindern, theils des wohlfeilern Arbeitslohns wegen, theils weil zarte Finger dabei nothwendig sind. Uebrigens macht die Einfachheit und Selbstverständlichkeit des Verfahrens jede Erörterung darüber unnöthig. Man kann annehmen, daß ein Kind täglich 8—9000 Doppelbälchen oder 24—28 Quadrat Zoll zu stecken im Stande ist, je nach der Feinheit der Kragen.

Was endlich die Maschine zur vollständigen Verfertigung der Kragen in einer Operation anlangt, so ist die erste dieser Art von dem Nordamerikaner Ellis vor mehr als 20 Jahren erfunden worden; seitdem sind mehrere ähnliche nachgefolgt; und wenn gleich es scheint, daß bis jetzt auf diesem Wege nicht leicht eben so gute Kragen hervorgebracht werden können, als bei der Zertheilung der Arbeit durch Anwendung besonderer Lederstech- und Bälchen-Maschinen: so hat man sich doch der Vollkommenheit bereits in sehr bedeutendem Grade genähert. Eine mit Zeichnungen beehrte Beschreibung möchte hier entbehrlich seyn, zumal sie ohne sehr große Weitläufigkeit doch nur eine ganz oberflächliche Kenntniß verschaffen würde. Es kann zur weitem Belehrung verwiesen werden auf: Dictionnaire technologique, Paris 1823, Bd. IV, S. 208; — Description des machines et procédés spécifiés dans les Brevets d'invention expirés, das., Bd. X, S. 76; Bd. XX, S. 328; Bd. XXI, S. 208; Bd. XXVIII, S. 267. — Das Leder ist bei Ellis' Maschine in einer schrägen Ebene straff ausgespannt. Durch eine zangenähnliche Vorrichtung oder durch zwei Walzen wird der Draht eingeführt; ein Messer schneidet denselben in der zu einem Doppelbälchen erforderlichen Länge ab, und andere Theile biegen ihn zweimal rechtwinklig um. Unter dessen hat ein mit zwei nadelartigen Spitzen versehenes Werkzeug das Leder durchstochen, und in die dadurch entstandenen kleinen Löcher wird sogleich der -förmige Draht eingeschoben, welcher endlich jenseits des Leders die bekannten stumpfwinkligen Biegungen empfängt. Jedesmal, nachdem ein Doppelbälchen verfertigt und eingesteckt ist, verschleibt sich das Leder etwas zur Seite, bis zur Vollendung einer horizontalen Reihe, und nach jeder Reihe bewegt sich das Leder in vertikaler Richtung um so viel, als die Entfernung zweier Reihen beträgt. Alle Bewegungen folgen mit solcher Schnelligkeit auf einander, daß in einer Minute 130—150 Doppelbälchen gemacht und eingesetzt, und in einem Tage von zehn wirklichen Arbeitsstunden durchschnittlich 280 Quadrat Zoll eines Bandes oder Blattes verfertigt werden. Dies ist etwa so viel, als zehn Kinder in gleicher Zeit aus freier Hand stecken können, wenn das Leder schon vorgestochen ist und die Bälchen bereit liegen. Man hat sogar Maschinen gebaut, welche doppelt wirkend sind, d. h. zwei Kragenblätter oder Bänder gleichzeitig bearbeiten, wodurch die angegebene Leistung sich verdoppelt.

III. Das Schleifen der Kragen. Die mit dem Beschlage überzogenen Bestandtheile der Kragmaschinen müssen sowohl im neuen Zustande, bevor man sie in Gebrauch nimmt, als

Stifter Thassilo von Bayern und 778 als Stiftungsjahr. Karl der Große gab dem neuen Stifte viele Güter, es litt aber oft durch Kriege und Mäubereien, namentlich um 1363, 1457 und 1484–88. Es zählte bis zur neuesten Zeit 66 Prälaten. Im Bauernkriege und Fadingeraufstände wurde K. verschont, dagegen verpflegte es im J. 1809 an 800 französische Offiziere und 22,000 Soldaten. Unter den ausgezeichnetsten Männern, die aus K. hervorgegangen, sind besonders Simon Kettenbacher und Marian Pachsmayer zu nennen.

Kremhew, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; Vorwerk; 120 Einw.

Kremusch (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Leitmeritz; umfaßt 981 J. 199²/₅ □ Kl. Areal und 480 Einw.; — 2) Dorf das., an der Billa; Schloß, Mühle; 1280 Einw.

Kremzow (Kremzow), preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Pyritz; Ziegelei; 400 Einw.

Kren (Bot.), f. v. a. gemeiner Meerrettig, *Cochlearia Armoracia* L.

Krenach, österr.-steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Riegersburg; 650 Einw.

Krenau (Krenow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrsch. Krumau; Bleiche, Bretsäge; 290 Einw.

Krenck, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Brandeis; 250 Einw.

Krengelbach, österr. Pfarrdorf, Land ob der Ens, Hausbrudkreis, Distr. Schmidling; 200 E.

Krengen (Seew.), f. v. a. Hellen.

Krenisch (Crenicus, Balneol.), 1) Quellen betreffend, davon herrührend u. f. w.; — 2) bei Berzelius: quellsauer. *Acidum crenicum*, die Quellsäure, welche Berzelius in den weißen Quellsässern entdeckte.

Krenitz (Kremice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Aurinowes; Meierhof, Schäferei; 190 Einw.

Krenke, f. v. a. Graben, f. Ueberschwemmung.

Krenu (Hüttenw.), der Ort am Hohofen, wo sich die Form befindet.

Krennich (Krenza), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Melling; 120 Einw.

Krennseite, f. Balgseite.

Krenowa, österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau; Meierhof, Mühle, Bretsäge; 190 Einw.

Krenowitz (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Eglau, Herrsch. Ledetsch; Mühle, Bretsäge; 360 Einw.; — 2) das., Kr. Budweis, Herrsch. Frauenberg; 260 Einw.; — 3) das., Herrsch. Meldaun-Hein; 410 Einw.; — 4) Mähren, Kr. Olmütz, olmüher Metropolitangut; Mühle; 580 Einw.; — 5) das., Kr. Brünn, Herrsch. Austerlitz; 580 Einw.

Krenohelm, bad. Dorf, Unterhainkreis, Amt Gerlachsheim; Feldbau, Viehzucht; 340 Einw.

Krensch, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; 130 Einw.

Krensch, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Obernitz; 110 Einw.

Krenstetten, österr. Pfarrdorf, Land unter

der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Salaberg, nächst dem Urflusse; 140 Einw.

Krentsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Strehlen; Schloß, Vorwerk; 230 Einw.

Krenuwal, österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Plumenau; 240 Einw.

Krenzach, Dorf, f. v. a. Grenzach.

Krenze (Bot.), f. v. a. Sumpfsorst, *Ledum palustre* L.

Krenzlin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Muppin; 2 Güter; 410 Einw.

Kreosot (Chem., von *κρεας*, Fleisch und *σωζειν*, erhalten), ein Körper, der seinen Namen der Eigenschaft verdankt, das damit bestrichene Fleisch haltbar zu machen. Zusammensetzung: $C_{14}H_{10}O_2$ oder $(C_{14}H_7)O.HO$.

Das K. ist von Reichenbach entdeckt und macht nach ihm nebst Eupion, Paraffin, Kaponomor, Pittakall, Naphtaleid u. f. w. einen Bestandtheil der verschiedenen Theersorten aus, welche durch trockene Destillation des Buchen- und Nadelholzes, der Steinkohlen, des Torfs, der Braunkohlen u. f. w. gewonnen werden. Es ist ferner im rohen Holzessig enthalten und Ursache der bestigen Wirkung des Rauchs von schlechtem, glimmendem Holze auf die Augen. Bei der trockenen Destillation des Kautschouks und mancher anderer Substanzen bildet es sich gleichfalls. Zur Darstellung des K. wird von Simon folgendes Verfahren als besonders vorthellhaft angegeben. Man destillirt Buchentheer aus einer kupfernen Destillirblase, die nur zu einem Drittel davon gefüllt seyn darf. Die anfangs übergehenden flüchtigen Substanzen, welche viel Eupion, aber kein K. enthalten, werden entfernt. Erst wenn später eine sehr saure Flüssigkeit übergeht, die, mit Wasser vermischt, einen ölartigen Körper ausscheidet, sammelt man das Destillat und läßt die Destillation so weit fortschreiten, bis man in der Blase ein Spritzen bemerkt, graue Dämpfe von Paraffin sich zeigen und der Rückstand in derselben die Konsistenz von Schusterpech angenommen hat. Das saure Destillat wird nun mit Kali beinahe neutralisirt und mit so viel Wasser in die zuvor gereinigte Blase zurückgegeben, daß dieselbe zur Hälfte davon angefüllt ist. Das Del, welches bei erneuerter Destillation übergeht, besteht zuerst größtentheils aus Eupion und schwimmt auf dem mit übergegangenen Wasser; wenn es später darin unterzusinken anfängt, wird es als Kreosothaltig gesammelt. Man gießt das übergegangene Wasser von Zeit zu Zeit durch einen Tubulus in die Blase zurück und destillirt so lange, als sich in dem Uebergehenden Del wahrnehmen läßt. Sämmtliches Del wird hierauf mit Kalilauge von 1,12 spec. Gew. gemischt. Dabei bleibt wiederum Eupion ungelöst. Man nimmt es ab und bringt die übrige Flüssigkeit, welche jetzt hauptsächlich K., in Kali gelöst, aber auch noch Eupion enthält, nachdem sie mit einem gleichen Volumen Wasser vermischt worden, wieder zur Destillation, wobei von Zeit zu Zeit reines Wasser in die Blase gegossen wird. Bemerkt man auf dem destillirenden Wasser kein

Eupion mehr, so gießt man zu der in der Blase befindlichen Flüssigkeit so viel Schwefelsäure, daß gerade ein Drittel des Kali's dadurch neutralisirt wird, und setzt die Destillation fort. Es destillirt jetzt K., anfangs zwar auch noch erdienthaltig, hernach aber so rein, daß seine Auflösung in Kalilauge durch keinen noch so großen Zusatz von Wasser mehr getrübt wird. Ist dieser Zeitpunkt erreicht, so wird abermals Schwefelsäure in die Blase gegossen, und zwar so viel, daß die Flüssigkeit in derselben schwach sauer reagirt. Man destillirt nun wieder und gießt dabei das mit übergehende Wasser zurück. Nunmehr erfolgt reines K., welches mit dem übergegangenen Wasser aus dem gereinigten Apparate nochmals umdestillirt, dann aber durch eine Destillation aus Glasgefäßen von dem aufgenommenen Wasser befreit wird. Bemerkt man, daß sich das K. wegen eines Gehaltes an einem leicht oxydirbaren Körper nach einiger Zeit in Berührung mit der Luft braun oder roth färbt, so muß es umdestillirt werden, bis es sich vollkommen farblos erhält. Will man K. aus dem rohen Holzeßig bereiten, so muß derselbe in der Hitze mit verwittertem Glaubersalz gesättigt werden. Dadurch scheidet sich ein Del aus demselben ab, mit welchem man so verfährt, wie oben bei Buchentheer angegeben ist.

Das reine K. ist eine klare, farblose, ölige, vollkommen neutrale Flüssigkeit von sehr angenehmem Geruch und starkem Dispersionsvermögen. Es schmeckt stark heißend und erzeugt auf der Zunge einen weißen Fleck. Sein spec. Gew. ist bei $+20^\circ = 1,037$, sein Siedepunkt $+203^\circ$, es leitet die Elektrizität nicht und erzeugt auf Papier einen verschwindenden Fleck. Ohne Docht läßt es sich schwer entzünden, brennt dann aber mit heller, stark rußender Flamme. Von Wasser nimmt es bei $+20^\circ$ ein Zehntel seines Gewichts auf, dagegen löst das Wasser bei gewöhnlicher Temperatur nur $1\frac{1}{4}$ Proc., bei $+100^\circ$ aber $4\frac{1}{4}$ Proc. K. Mit Aether, Alkohol, Schwefelkohlenstoff ist es in allen Verhältnissen mischbar, eben so mit concentrirter Essigsäure. Verdünnte löst davon in der Kälte 6 Proc., in der Wärme 10 Proc. Es ist luftbeständig, aber dem Einflusse oxydirender Mittel, wie Eisen und Platinorydsalze, Goldchlorid, Mangansäure, ausgesetzt, verharzt es sich leicht. Behandelt man K. mit einer Mischung von Chlorsäurem Kali und Salzsäure, so bildet sich Chloranil in gelben Schuppen. Concentrirte Salpetersäure oxydirt es mit Heftigkeit; schwache Salpetersäure bildet daraus ein Harz, das mit Ammoniak krystallisirbare, in Wasser und Alkohol schwer lösliche Salze gibt. Bei längerer Einwirkung der Säure entsteht Trinitrophenylsäure nebst zwei anderen Säuren, wovon die eine in langen, gelben Blättern, die andere in kleinen gelben Nadeln krystallisirt. Laurent nennt sie Kreosotsäure. Schwefelsäure färbt sich mit K. allmählig dunkelbraun; beim Erhitzen tritt Zersetzung ein. Kalium oxydirt sich in K. Mit Kalihydrat zusammengebracht, löst es einen Theil wasserfreies Kali auf und läßt ein wasserhaltigeres Hydrat zurück. Aus einer kon-

centrirten Lösung von K. in Kalilaugen setzen sich nach einiger Zeit glänzende Blättchen von Kreosotkali ab, die sich leicht zu einem öartigen Liquidum schmelzen lassen. In dieser Form erhält man die Verbindung auch, wenn eine sehr concentrirte Kalilauge von mehr als 1,38 angewendet wird. Gegen Natron verhält sich K. eben so; Ammoniak löst es gleichfalls. Alle diese Verbindungen mit Alkalien färben sich unter Sauerstoffabsorption und allmählicher Zersetzung des K.s an der Luft gelb. Das K. löst Schwefel, Selen und Phosphor auf, besonders in der Wärme. Von den beiden ersteren scheidet sich ein Theil beim Erkalten wieder aus. Vorsäure, die meisten krystallisirten Pflanzensäuren, ganz besonders auch Pikrinsalpetersäure, werden gleichfalls davon aufgelöst; ferner manche Salze, besonders essigsäure und einige salpetersaure Metallsalze; andere, wie Salpeter, Salzmia, Borax, schwefelsaures Kali, werden nicht davon angegriffen. Von organischen Körpern werden ferner aufgenommen: die vegetabilischen Salzbasen, fette Oele, Kampfer, Harze, Farbstoffe, Indigo. Nicht löslich sind: Zucker, Gummi, Stärke, Kautschuk. Eigenthümlich ist die Wirkung auf die eiweißhaltigen Körper. Sie werden sogleich davon koagulirt und faulen dann nicht mehr. Hierauf gründet sich die Anwendung des K. (und der kreosothaltigen Flüssigkeiten wie Holzeßig) zur Konservation des Fleisches. Man braucht dasselbe nur einigemal mit Kreosotwasser zu bestreichen, um es so haltbar zu machen, wie es durch das Räuchern zu werden pflegt. Selbst faulendes Fleisch wird durch K. im Fortgange der Fäulniß aufgehalten. Wegen seiner großen Dispersionskraft ist das K. von Marx zu optischen Zwecken in Vorschlag gebracht worden. In der Heilkunde hat es Anwendung gefunden, um das von kariösen Zähnen herrschende Zahnweh zu stillen, auch wird es äußerlich bei sinkenden Wunden und innerlich bei der Lungensucht angewendet. Es dient endlich zur Konservation anatomischer Präparate.

Kreosotsäure (Chem.), s. Kreosot.

Kreosotwasser (aqua creosoti, Pharm.), eine Auflösung von Kreosot in Wasser in verschiedenen Mengenverhältnissen. Die preussische Pharmacopoe läßt $1\frac{1}{2}$ Drachmen Kreosot in 25 Unzen Wasser auflösen. Das K. besitzt die Eigenschaften des Kreosots, natürlich in einem geringern Grade.

Kreozoma (Creozoma, Creozomos, Creozomus, Creatozoma, Diät.), das Kreozom, die Fleischbrühe.

Krepe (Geogr.), s. Sklavenküste.

Krepi, (Baul.), s. v. a. Crepie.

Krepitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Selowitz; über 100 Einw.

Krepin (Groß-K.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Ejslau, Gut Laulau; 130 Einw.

Kreple, österr. Dorf, Illyrien, Kr. Görz, Bez. Sessana; 500 Einw.

Krepost (russ.), s. v. a. Festung od. Schanze, oft in Zusammensetzungen mit Ortsnamen, z. B. Ilimskaja-K. etc.

Krepp (Waarenk.), 1) alle Zeuche, welche netzartig gewebt u. auf ihrer Oberfläche uneben sind; sie sind gewöhnlich ganz leicht, s. Kreppflor; — 2) (Perückenm.), s. v. a. Kreppe.

Krepp (Biogr.), Ignaz, Kupferstecher, 1801 zu Wiengeb., besuchte zuerst die Gravirschule das. unter Klieber, trat aber bald zur Historienzeichnung über. Die Kupferstechkunst erlernte er bei W. Höfel; die meisten seiner Blätter sind trefflich und rein behandelt. Hierher gehören: der Bogen schnitzende Amor, nach Parmegianino; Isabella d'Este, nach Titian; die heilige Magdalena, nach Reni; der heil. Sebastian, nach Correggio; die Aufrichtigkeith, nach E. Dolce u. A.

Kreppe (Friseurk.), eine sonst sowohl bei Perücken, als beim eignen Haar angewendete Art, die Haare zu frisiren, wobei dieselben mittelst eines Kammes so in einander geschoben wurden, daß sie kraus erschienen. Man pflegt es wohl auch, um dieser Frisur mehr Dauer zu geben, die einzelnen Haarbüschel vorher wie ein Seil zusammenzudrehen, in Papier zu schlagen und mit dem Brenneisen zu brennen.

Kreppen (Kröppen), bayer. Dorf, R.=B. Pfalz, Kant. Pirmasens; 560 Einw.

Kreppflor, leichter seidener Stoff, von feinstem roher Seide. Bei ihm stehen sowohl die Ketten-, als Einschlagnäden entfernt genug von einander, um ein netzartiges Gewebe zu bilden. Der Webstuhl dazu muß auf eigene Weise eingerichtet seyn. Er hat einen besond. Kamm, den Poilekopf; unter jedem Faden desselben schwebt eine durchlöchernte Perle oder Koralle. Durch die Löcher dieser Perlen werden alle Fäden des Oberfadens gezogen und dann so um die Unterfäden geschlungen, daß beide sich durchkreuzen und hinter jedem Einschlagnäden sich zusammendrehen. Der Einschlagnäden ist stärker und scharf, aber zur Hälfte nach der linken Hand gedreht, weil beim Weben der Einschlagnäden mit 3 Schützen abwechselnd von der rechten und linken Hand eingeschlossen wird. Der Krepp wird gleichförmiger kraus, wenn er in heißes Wasser gelegt wird, wodurch die Einschlagnäden anschwellen und den Krepp etwas zusammenziehen. Der Krepp wird in allen Farben, besonders aber schwarz zu Trauerkleidern, gefärbt. Es gibt mehrere Arten: doppelten, einfachen, platten und ganz gekreppten K. Den schönsten liefern Bologna, Avignon u. Lyon.

Krepta, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meissen; 120 Einw.

Krerowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Schroda; 260 Einw.

Kres, der erste König von Kreta (s. d.).

Kresane (Kresanowa), österr.=böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 140 Einw.

Kresbach (Geogr.), 1) österr.=steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Hollenegg; Mühle; 140 E.; — 2) württemberg. Weiler, Neckarkr., Oberamt Neckarsulm; 160 Einw.

Kresche, die Umfassung eines Brückenpfeilers mit Mauer- und Holzwerk, zum Schutz gegen das Eis.

Kreschevo, europ.=türk. Flecken, Bosnien, nordwestlich von Bosna-Sera; Eisenwerke.

Kreschin, österr.=böhm. Dorf, Kr. Ejaslau, Herrsch. Krimsaundow; Mühle; 260 Einw.

Kreschitz (Geogr.), österr.=böhm. Orte: 1) (Kressice), Kr. Bidschow, Herrsch. Altenburg; Jägerhaus, Mühle, Brettsäge; 200 Ew.; — 2) Gut, Kr. Leitmeritz; umfaßt 2106 J. 523 □ Kl. Areal; — 3) (Kressice), Dorf das.; Mühle; 330 Einw.

Kreschow (Tscheschow), österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Zebus; Meierhof, Schäferei, Mühle; 260 Einw.

Kresein (Kresége), österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Libochowitz; 370 Ew.

Kresetitz (Geogr.), 1) österr.=böhm. Herrsch., Kr. Ejaslau; umfaßt 10,330 J. 871 □ Kl. Areal u. 5580 Einw.; — 2) Dorf das.; Schloß, Mühle; 720 Einw.

Kressig (Kressitz), österr.=böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Böhmisches Sternberg; Mühle; 150 Einw.

Kreslavl, russ. Flecken, Gouv. Witebsk, rechts an der Düna; Handel; 1450 Einw.

Kreslig (Unter-K., Dolnj Kreslice), österr.=böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Pruhonitz; Schäferei, Hof, 2 Mühlen; 130 Einw.

Kresnik, österr.=steier. Dorf, Kr. u. Bez. Gills; über 100 Einw.

Kresse (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Pedicularis*. — Bittere Kresse, s. v. a. *Cardamine amara* L. — Indische od. spanische Kresse, s. v. a. *Tropaeolum majus* L. — Kresse von Para, s. v. a. *Spilanthus oleraceus* L. — Weiße Kresse, s. v. a. *Nasturtium officinale* R. Br.

Kressen (Ichthyol.), s. v. a. Gräsling, *Cyprinus Gobio* L.

Kressen (Bot.), auch Stengel-Blumpflanzen, 8. Junst der 12. Klasse des okenschen Pflanzensystems. Allgem. Charakter: Klappen-Schötchen; die Schötchen zweifächerig u. klaffend; die Kraft ruht im Stengel. Kräuter mit kleinen Blättern, welche meistens einen bitterlich scharfen Stoff enthalten und daher als Gewürz gebraucht werden können; Samen meist platt. Eintheilung: A. Balg-Schötchen; Scheidwand schmal. Hauptgatt.: *Viscutella*, *Iberis*, *Thlaspi*, *Pedicularis*, *Senecio*, *Isatis*. — B. Taschenschötchen; Scheidwand breit, wenig samig. Hauptgatt.: *Allysum*, *Unaria*, *Subularia*, *Draba*, *Cochlearia*, *Camelina* (*Myagrum*).

Kressenbach, kurhess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. Schlüchtern, Amt Steinau; Mühle; 340 E.

Kressenberger Schichten (Geognos.), sind ein durch Eisensteinbergbau aufgeschlossener Nummuliten sandstein mit Bohnerzlagern im Kressen graben bei Neukirchen, westlich von Salzburg. Bis jetzt hat die geognostische Stellung dieser Schichten noch nicht mit voller Sicherheit bestimmt werden können, doch scheinen sie eocen zu seyn. Nummuliten herrschen vor, und unter den Muscheln sind zwei mit Arten der Kreideformation identisch, während die übrigen alttertiären Arten entsprechen.

Kressenbrunn, österreich. Dorf, Land unter der Enns, Viertel unter dem Mannhartsberg, an der March; hier 12. Juli 1260 Sieg Ottokars von Böhmen mit 100,000 Mann über Bela IV. von Ungarn mit 140,000 Mann; vgl. Ungarn (Gesch.) und Böhmen (Gesch.).

Kressensamenöl (Chem.). Die Samen der gemeinen Gartenkresse (*Lepidium sativum* L. u. von *Lepidium campestre*) liefern, wenn sie zerstoßen mit Wasser angefeuchtet u. später der Destillation anverworfen werden, so wie die meisten dieser Familien angehörigen Pflanzensamen, welche untersucht sind, ein schwefelhaltiges Del. Die Gewinnung ist, obgleich die Samen nicht unbedeutend Del liefern, unbequem, weil sie mit einer Samenhülle umgeben sind, die aufquillt und das Ganze in einen dicken Brei verwandelt. *Lepidium ruderales*, die stinkende Kresse, liefert, wenn man die Samen auf gleiche Weise behandelt, ein ganz ähnliches Del. Das Del ist nicht fertig gebildet in diesen Samen vorhanden, da sie selbst geruchlos sind, u. Alkohol verhindert die Bildung, bloß in dem Kraut fand es Pfl. fertig gebildet. Zur Gewinnung des Dels zerquetscht man das Kraut, rührt es mit Wasser an und destillirt bald darauf aus gläsernen Gefäßen. Das rohe Del besitz eine gelbe Farbe, kann durch wiederholte Rektifikationen mit Wasser farblos erhalten werden, wird jedoch am Licht bald wieder gefärbt. Es ist schwerer als Wasser, von erfrischendem, beißendem Geschmack, wenig löslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol und Aether; die Lösungen verändern Lakmus nicht. Kalilauge u. Ammoniak verändern es kaum. Concentrirte Schwefelsäure löst es mit rother Farbe. In der weingrünligen Lösung entsteht durch Quecksilberchlorid ein weißer, durch Platinchlorid nach einiger Zeit ein pomeranzengelber Niederschlag. Salpetersaures Quecksilberoxydul fällt schwarzes Schwefelquecksilber. Concentrirte Salpetersäure wirkt befruchtend darauf ein und oxydirt den Schwefel zu Schwefelsäure.

Kressenweißling (Entom.), Tagfalterart, f. v. a. *Aurora*, *Pontia Cardamines Ochsenh.*

Kressin, mecklenburg-schweriner Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Krivitz; über 100 Einw.

Kressler (Ornithol.), f. v. a. Wachtelkönig, *Crex pratensis* Bechst.

Kressling (Ichthylol.), f. v. a. Aesche, *Salmo Thymallus* L.

Kressniowitz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Prachin; umfaßt 6790 J. 1549¹/₂, □ Kl. Areal u. 2360 Einw.; — 2) Dorf das.; Schloß, Mühle; 440 Einw.

Kressiak, Insel, f. Schiganak.

Krestowoi, asiat.-russ. Vorgebirg, Sibiriens, Gov. Jakutsk, an der Mündung der Ina.

Krestowskoi, asiat.-russ. Inselgruppe, im Nord-Eismeer, Prov. Irkutsk, vor der Mündung des Kolyma.

Krestu, asiat.-russ. Ort, Kamtschatka, am Fluß Kamtschatka.

Krestyn (Kreszyn, Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gov. Nowgorod, grenzt nördlich an

die Kr. Tschwin und Borowitschi, östlich an den letztern, südöstlich an den Kr. Waldai, südlich an den Kr. Demiansk und westlich an den Kr. Nowgorod. Das Land ist flach, an der Moskabergrig und von ziemlicher Fruchtbarkeit. Hauptfluß ist die Moskwa, die hier die Chalowa, Berebna, Wolma, Lanuschina, mit welcher sich die Usna u. Chuba vereinigen, aufnimmt. Die Chalowa nimmt hier die Moschnja auf. Im Süden strömt eine Strecke weit die Polomeda. Außer diesen Flüssen sind der Ilmensee und der Dsero=Enno bemerkenswerth, aus welchem letztern die Enna kommt. Die Einw. (etwa 50,000) treiben Ackerbau, etwas Viehzucht, verfertigen allerlei Geräthe, Schlitten, Räder, Geschirre u. dgl. u. nähren sich auch von Schiffahrt u. Fuhrwesen. Außer K. hier noch: Marjanna, Dorf, mit einer von der Gräfin Stroganow gestifteten untern Ackerbauschule; Bronnizy, Marktflecken, an der Moskwa. — 2) Kreisstadt das., an der Chalowa; kaiserlicher Palast, andere Krongebäude, Kreisschule; 2000 Einw. Hier die Schwärmersekte Starowerzi.

Kreta (a. Geogr. u. Gesch.). I. Geogr. Diese Insel, eine der drei größten des Mittelmeeres (190 □ Meilen), der südlichste Punkt von Europa u. von den drei Welttheilen, welche das mittelländische Meer einschließen, fast gleich weit entfernt, ist in der griechischen Sage u. Geschichte, zunächst wegen ihres Zusammenhangs mit dem Kultus und der politischen Eigenthümlichkeit des dorischen Stammes, von großer Wichtigkeit, dann aber auch wegen ihres Handels berühmter und wegen des Charakters ihrer Bewohner, denen im Alterthum Lug und Trug u. schändliche Gewinnsucht vorgeworfen wird, berüchtigt. K. dehnt sich südlich von den Ekladen in einer Länge von etwa 34 Meilen aus; an der westlichen Seite, die etwa 200 Stadien breit ist, ragen nördlich die Vorgebirge Eimarus und Corycus, südlich das Vorgebirg Triumetopon in das Meer hinaus. Bei dem amphionatischen Busen nähert sich das nördliche Ufer dem südlichen bis auf 100 Stadien, bald jedoch erweitert sich die Insel wieder, indem die südliche Küste nach Südosten hin läuft. Am breitesten ist die Insel bei den Vorgebirgen Dium (auf der Nordküste) und Metalla (auf der Südküste), die etwa 8 Meilen von einander entfernt sind; bei Hierapytna dagegen (auf der Südküste) bildet sie einen nur 60 Stadien breiten Isthmus. Von Osten nach Westen wird die Insel von einer Gebirgskette durchzogen, deren Arme nach Norden und Süden sich ausbreiten und K. zu einem förmlichen Gebirgslande machen. Der höchste Berg der Insel ist der Ida, der, an einigen Stellen mit ewigem Schnee bedeckt, in der Mitte der Insel kegelförmig über die übrigen Glieder der Kette hervorragt. Im Westen der Insel erheben sich die weißen Berge (*τὰ λευκὰ ὄρη* — *montes albi*), von denen der Berg Lityrus bei Cydoma, der Berg Cadistus oder Dictynnäus bei dem Vorgebirge Psacum u. der Berg Corycus bei dem Vorgebirge gleichen Namens nur Theile sind; im Osten steigt der an den Seiten reich bewal-

bete Berg Dicte empor. — Auf dem Ida entspringen unter den Flüssen der Nordküste der Dares oder Darius (heut Arcadi flume), der Ariston (heut Geofiro) und der Amnisus (heut Cartero), und unter denen der Südküste der Portheus oder Catarrhactus (heut Zuzuro), der Lethäus (heut Malogniti flume), der Elektro (heut Galigni), u. der Massalia (heut Megalepotamo). Von den weißen Bergen fließt nur der Iordanus, von dem Dicte nur der Caratus. Die Städte der Insel anlangend, so finden sich die ältesten und bedeutendsten um den Ida herum, denn dies war der Ursitz der kretischen Zeus-Religion und die Wiege der frühesten Kultur auf der Insel. In der bedeutenden Ebene, die sich südlich vom Ida, in einer geringen Entfernung vom Meere, mehrere Meilen lang ausdehnt, lag die älteste Stadt der Insel, Gortyn oder Gortyna, früher Larissa u. Eremmia genannt, die am Meere die Häfen Metallon und Lebena und im Innern die schon bei Homer erwähnten Städte Rhytion und Pästus besaß; nordöstlich vom Ida, am Flusse Caratus, nach welchem in den ältesten Zeiten auch die Stadt genannt wurde, lag Gnosus, die alte minoische Stadt, mit den beiden Häfen Heraclium und Amisus. Hier zeigte man die Höhle, wo Zeus geboren und von Kureten und Korybanten beschützt war, hier fand sich das Labyrinth des Minos. Westlich von Gnosus war Apollonia, westlich an der Küste, der Insel Dia (heut Standia) gegenüber, Matium, westlich von diesem, vielleicht da, wo heut Kandia steht, Panormus. Darauf folgte in einer Entfernung von wenigen Meilen Eytäum und am Vorgebirge Dium (dem heutigen Capo Saffoso) die Stadt Dium. Westlich von dieser lag Pantomatrium. Im Innern lagen in diesen Theilen Daxus, Eleutherna, Ehyritia. Die Nebenbuhlerin von Gortyna und Gnosus zur Zeit der mithridatischen Kriege, Lycetus, lag andern westlichen Ende des Dicte-Thales, südöstlich von Gnosus; zwischen Lycetus u. Gortyna, Präsus oder Prianus, die Stadt der Eteokreten, zwischen dieser und Gnosus aber Rhaucus u. Lycastus. — Olus, Miletus, Camera sind an der Nordküste der Insel zu suchen, östlich von Gnosus und Apollonia, nordwestlich vom Isthmus von Hierapytna. — In dem östlichen Theile der Insel ist die einzige bedeutende Stadt Hierapytna (heut Girapetra) an der Südküste des schmalsten Theiles der Insel. Im Westen von K. lagen an der Nordküste (von Westen nach Osten) Eisanus, der Hafen von Aptera, Dictamnus oder Dictynna, dann Pergamum mit Lylurgs Grabstätte und in dessen Nähe, 40 Stadien vom Ufer, am Iordanus, die mächtige Stadt Cydonia (heut Paleocastro bei Canea), westlich davon lag Amphimalla oder Amphimala, ihr gegenüber an der Südküste der zum Gebiet von Lappa gehörige Hafen Phönix, außerdem fanden sich an der Südwestküste noch Cantanus und Lissa oder Lissus. An der Westküste werden genannt Palasfarna, südlich davon Polyrrenia, u. im Innern des westlichen Theiles Tarrha mit dem Heiligtum des Apollo Tarrhäus und Elirus. — Nach den Berichten der Alten war K. von der Natur äußerst begünstigt. Da es in den südlichsten

Strichen der gemäßigten Zone liegt, so hat es viele Vorzüge der heißeren Gegenden, während die Seelust und Nordwinde die Hitze mildern u. die Gebirge wenigstens den größern Theil der Insel vor dem Stirocco schügen. Gewonnen wurden im Alterthum auf K. mehr officinelle Pflanzen (z. B. Dictamnus, dann von edeln Früchten namentlich Citronen, Orangen und Quitten (mala cotonea oder cydonia), Wein u. Del. Als Waldbäume werden von den Alten genannt: Cypressen, Ebern, schwarze Pappeln, Eichen, Ahorn und Platanen. Die Bienen erzeugten vortrefflichen Honig. An Mineralien ist K. arm; es hat nur Sandstein und weißen Kalkstein; Kreide, die doch nach der Insel benannt ist, wird nicht gefunden. Vgl. Höcks Kreta, I. Theil, S. 1—45 u. 364—442.

II. Verfassung. Die alte Sage nennt Minos (s. d.) als den Gesetzgeber von K., hier wie fast überall das Bestehende auf einen berühmten Namen zurückführend. Von der Gesetzgebung des Minos selbst ist nichts mehr bekannt, da die von ihm getroffenen Einrichtungen durch spätere Zustände ganz verdrängt wurden; aber der Glaube an die Weisheit des kretischen Gesetzgebers und an die Vortrefflichkeit seiner Verfassung war im Alterthum so fest gewurzelt, daß man einen der berühmtesten Gesetzgeber Griechenlands, Lykurg, gewissermaßen für einen Nachahmer des Minos hielt und die lykurgischen Einrichtungen als aus den kretischen hervorgegangen ansah. Und allerdings findet eine außerordentliche Ähnlichkeit zwischen kretischen und spartanischen Sitten und Gesetzen statt, allein trotzdem ist der Schluß auf einen so bedeutenden Einfluß K.'s auf Sparta ein unsicherer, höchst wahrscheinlich falscher. Vielmehr erklärt sich diese Uebereinstimmung durch die Annahme, daß bei den in Hellas statt findenden Wanderungen Dorier auch nach K. gekommen sind und ihre Sitten und Einrichtungen daselbst gewurzelt haben. Und die Sage kennt eine Wanderung von Doriern aus der Gegend des Olymp nach K. „Freilich ist dies ein wunderbarer Zug von einem Ende der griechischen Welt zum andern und eine sehr anomale Erscheinung in der Geschichte der alten Kolonien. Man muß annehmen, daß schon in jenen Ursitzen die Dorier, als von der Ebene ausgeschlossen, durch Noth und Thatenlust gedrängt, Piratenkähne bauten, die engen und schmalen Fahrzeuge mit selbst rudern den Kämpfern bemannten und so aus Bergbewohnern zu Seefahrern umgeschaffen — die Normannen Griechenlands — nach dem fernen K. segelten“. Diese Annahme bezeugen Homer (Od. 19, 174), Strabo (10, 475 d), Diodor (5, 80), und die von diesen gegebenen Nachrichten werden dadurch bestätigt, daß der Apollodienst in K. eben so, wie in Tempe, und zwar ganz mit denselben Gebräuchen geübt wurde und daß die dorische Grundverfassung sich in K. so sehr früh zu einer Ordnung u. Festigkeit ausbildete, welche hernach Muster für die verwandten Staaten wurde. Man kann demnach den Minos als Dorier ansehen, und sein Name bezeichnet eine Zeit, in welcher die dorischen Ansiedler einen großen Theil der Insel in einen Staat vereinigt

ten u., indem sie so erstarzt ihre Macht über die Ekladen und viele Küstenstriche ausbreiteten, eine Art Thalassokratie erwarben. Zu diesen Ansiedlern kamen aber auch Einwanderungen aus dem schon dorischen Peloponnes hinzu, und zwar 1) nach Minos Tode eine Ansiedelung von allerlei Stämmen (im dritten Geschlecht vor Troja); 2) die Kolonie des Althamenes nach dem Heraklidenzug von Argos und Megara aus; 3) Derier aus dem schon dorischen Peloponnes und 4) Megieten in Cydonia. — Die ersten Ansiedler nahmen die östliche Seite der Nordküste in Besitz, und von hier aus hat sich sehr bald Herrschaft, Sitte und Kultus des dorischen Stammes über die anderen von Eteokreten, Pelasgern u. Etyonen bewohnten Gegenden verbreitet, und so wurde mit Hülfe späterer Nachwanderungen die Insel fast ganz dorisirt. — Mit Ueberwindung der ursprünglichen Landesbewohner war die Grundlage der dorisch-kretischen Staatseinrichtung gewonnen. Die Besiegten traten in das Verhältniß der Unterthänigkeit, nur daß dasselbe sich nicht so schroff ausbildete, als in Sparta. Im Gegensatz zu den Freien oder Doriern zerfielen die Unfreien, je nachdem sie durch Verträge sich untergeordnet hatten oder durch Kriegsgewalt besiegt worden waren, in drei Klassen: 1) *Τριτοοι*, deren Lage ähnlich dem Zustand der spartanischen Peridöken war. Sie blieben gegen Erlegung gewisser Abgaben im theilweisen Besitz des Landes, trieben wahrscheinlich Handel und Gewerbe und lebten (nach einer Angabe des Aristoteles) nach ihren alten Sitten und Gebräuchen. In den Gymnasien zu erscheinen, Waffen zu führen u. an den Volksversammlungen Theil zu nehmen, war ihnen verboten. 2) Die *Μυωίται* oder *Μυώται* waren Staatsklaven, Leibeigene auf den Besitzungen des Staates. 3) Die *Απαμώται* oder *Κλαμώται* (Aphamieten, Klaroten) waren Sklaven der freien Bürger, auf deren Privatländereien sie Frohnarbeit leisteten, ähnlich den Heloten in Sparta. Die Staatsform anlangend, so hat man, abgesehen von der ältesten monarchischen, die rein dorisch-aristokratische von der spätern demokratischen zu unterscheiden. In der ersten Periode traten an die Stelle der alten Könige die Kosmoi (*Κόσμοι*) als oberste Regierungsbehörde. Es waren zehn, die auf ein Jahr aus gewissen Familien ohne Rücksicht auf Würdigkeit gewählt wurden; sie hatten den Oberbefehl im Krieg, leiteten mit Zuziehung des Rathes die höchsten Staatsangelegenheiten u. brachten die Beschlüsse zur Bestätigung vor die Volksversammlung. Sie sind absehbare und können auch selbst ihr Amt niederlegen. Ihnen zur Seite stand der Rath der Alten (*γέροντες*, *βουλή*), der aus den abgehenden Kosmen ergänzt wurde u. wahrscheinlich aus 30 Mitgliedern bestand. Dieser Rath scheint die oberste Verwaltungs- u. Richterbehörde gewesen zu seyn; er hatte fast unbeschränkte Befugniß, war nicht auf geschriebene Gesetze, sondern auf seine eigene Einsicht angewiesen, war unverantwortlich und auf Lebenszeit gewählt. Die Volksversammlung nahm eine sehr untergeordnete Stellung ein und hatte nur sehr wenig Rechte. Diese aristokratische Ver-

fassung war in allen Städten K.'s und wurde am längsten von Lyctus und Gortyna beibehalten; sie gab jedoch fortwährend Veranlassung zu Kampf und Streit und hatte besonders wegen der Absehbarekeit der Oberbehörde keinen rechten Halt. Das dorische Leben entartete allmählig, damit veränderte sich auch die Einrichtung des Staats, und so entstand nach und nach eine Verfassung von vorherrschend demokratischem Charakter. Die Volksversammlung wurde souverän; an sie unmittelbar wenden sich die Gesandten auswärtiger Staaten und halten vor ihr ihre Vorträge, und von ihr gehen alle Beschlüsse in Betreff des Staates aus. Die Kosmoi sind ihr Organ; ihnen übergibt das Volk die Leitung der höchsten Angelegenheiten; sie repräsentiren dasselbe nach außen hin und haben vorzüglich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, weshalb sie auf Staatsbeschlüssen neben dem Volk als Beschließende mit genannt werden; sie setzen das Staatsiegel unter die Verträge ihres Staates mit anderen Staaten, besorgen die Veröffentlichung und jährliche Verlesung der gefaßten Beschlüsse, schreiten ein bei deren Verlegung, sorgen für den Unterhalt der fremden Gesandten und haben selbst den Ehrenplatz in den Bundesstaaten. Bei den Rechtsstreitigkeiten unter den Angehörigen der verbündeten Staaten waren sie Gerichtsvorstände. Weitere Nachrichten von Kreta haben wir aus der zweiten Periode nicht. Wie in Sparta, so war auch in K. öffentliches und Privatleben verschmolzen; der gemeinsame Mittelpunkt war der Staat. Die Erziehung geschah von Staatswegen; in den Enstition (*ἐνστάσις*, s. d.) verzehrten die Knaben (*παῖδες*), unter Aufsicht eines Pädonomen, auf der Erde liegend, ihre halben Portionen, während die Alten ihre Kriegsthaten erzählten und durch das Lob tapferer Männer die Jugend zur Nachahmung anzufeuern suchten. Mit dem 18. Jahre wurden sie in Genossenschaften, *αἵετα*, eingetheilt, und widmeten sich in den Gymnasien besonders körperlicher Ausbildung; die geistige war nothdürftig, und die Hauptsache war das Auswendiglernen der in Verse gebrachten Gesetze. Ueblich war in K. auch die Knabenliebe, ein Verhältniß, welches im dorischen Volkscharakter begründet und ursprünglich ein reines und edles, selbst durch die Gesetze geheiligtes war, bald aber in unnatürliches Laster ausartete. War der Jüngling aus der Agele entlassen, so mußte er sich sofort verheirathen, doch ward die Einführung der Frau in das Haus so lange hinausgeschoben, bis sie zur Führung des Hauswesens geeignet war. Die Ehe galt als heilig, der Ehebruch ward streng bestraft. Vgl. Höf., Kreta, Th. III.

Kretemin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R. B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 110 Einw.

Kreten (Geogr.), s. Duiveland.

Krethi und Plethi (hebr.), 1) s. v. a. Scharfrichter und Läufer, die Leibwachen Davids, wahrsch. aus der Zahl jener Schuldner im geringen Volke genommen, welche mit David vor Saul geflohen waren; — 2) s. v. a. Pöbel.

Kretinen (Albinos, Wüßlinge, Kreislunge, Med.) s. Eretinismus.

Kretinismus (Med.), s. Eretinismus.

Kretischer Ammen, s. Ammen.

Kretischer Bergkummel, s. Bergkummel.

Kretischer Dypam, s. Dypam.

Kretischer Stier, s. Percules.

Kretlow Kretlow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R. = B. Stettin, Kr. Ramin; Patrimonialgericht; 190 Einw.

Kretomanie (Med.), soll bedeuten: Wahnsinn mit Geilheit und Satyrasie. Bedeutung und Ableitung sind ungewiß.

Kretsand, mitten in einem Fluß angeschwemmtes Land, besonders wenn der Besitz desselben streitig ist.

Kretscham, Kregscham (v. Slavon.), s. v. a. Wirthshaus. Daher: **Kretschmar**, s. v. a. Schenkwirth.

Kretscham (Neu-K.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Liegnitz, Kr. Lauban; 220 Einw.

Kretscher (Ornith.), s. v. a. Rußnacker, *Caryocatactes guttatus* Cuv.

Kretschetowa, russ. Ort, Gouv. Twer, westl. von Twer.

Kretschkow, Kreckow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Pödebrad; 300 Einw.

Kretschkova, russ. Ort, Gouv. Twer, südwestl. von Rajzin.

Kretschmann (Biogr.), 1) Karl Friedrich, deutscher Dichter, am 4. December 1738 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1757 an zu Wittenberg die Rechte. Nach Beendigung der Studienjahre ließ er sich in Zittau nieder, war 1764 Oberamtsadvokat, 1774 Gerichtsaktuar und † daselbst, nachdem er seit 1797 in Ruhestand versetzt worden, am 15. Januar 1809. Seinen Dichterruf verdankt er größtentheils seinen seit 1768 unter dem Namen des Warden Rhingulph herausgegebenen „Wardenliedern“, in denen er Klopstock mit Glück nachahmte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Polirung aus. Manche seiner Epigramme sind musterhaft. Was er in den letzten Jahren seines Lebens im Fache der Erzählung („Kleine Romane und Erzählungen, Leipzig 1799—1800, 2 Abl.“), und des Lustspiels („Die Familie Eickentron“, „Die Belagerung“, „Der alte böse General“) leistete, kann jetzt keinen Anspruch mehr auf Beachtung machen. Mehrere nicht ganz mißlungene Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Italienischen u. Französischen beweisen seinen Fleiß. Seine „Sämmtliche Werke“ erschienen in 7 Bänden, Leipzig 1784—1805. — 2) Theodor Konrad von, Staatsmann und juristischer Schriftsteller, geboren zu Baireuth 1762, advocirte erst in Saalfeld, trat dann als Privatdocent in Jena auf, wurde 1792 Regierungsrath in Bayreuth und vier Jahre später als Geheimer Regierungsrath nach Ansbach versetzt. Im Jahre 1801 in den Adelsstand erhoben und zum Koburgischen Geheimen Rath und Minister ernannt, suchte er die Finanzen Koburgs, das sehr verschuldet war, in Ordnung zu bringen. Durch seine vielfachen Mißgriffe allge-

mein verhaßt geworden, hielt er 1808 um Entlassung an und zog sich auf sein Gut Theres bei Würzburg zurück. Mit der preuß. Regierung in Unstimmigkeiten gerathen, saß er eine Zeitlang in Düsseldorf gefangen und † (auf einer Reise) in Kassel 1820. K. schrieb: *Principia juris Germanorum civilis privati hodierni*, Jena 1792 ff., 2 Bde.; *Jus publicum Germaniae*, Leipzig 1792—94, 2 Bde.; — Versuch eines Lehrbuches des positiven Rechts der Deutschen, Baireuth 1793—96, 2 Bde. — Mit S. K. Hanlein gab er heraus: *Staatsarchiv der k. preussischen Fürstenthümer in Franken*, das. 1797, 3 Bde.; — *Hof u. Staat*, eine Zeitschrift, Bamberg 1808—10, 9 Hefte.

Kretschmar, Johann Karl Heinrich, Bildniß- und Historienmaler, am 17. Oktober 1769 zu Braunschweig geboren, wurde von den Seinigen für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ ihn aber frühzeitig, um unter dem tüchtigen Landschaftsmaler Weitsch, der Inspektor der herzoglichen Bildergalerie war, sein Kunsttalent auszubilden. Bald wandte er sich der Nachahmung historischer Kunstwerke zu. Nach dem Tode seiner Aeltern 1789 nach Berlin gekommen u. daselbst unter Friß u. Meil seine Studien fortsetzend, gewann er 1800 eine historische Preisaufgabe mit der Darstellung, wie der große Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin dem Landgrafen von Hessen-Homburg, der gegen ausdrücklichen Befehl die schwedischen Vorposten angegriffen hatte, verzeiht. Aufgemuntert ließ der Künstler bald ein zweites Bild folgen, das den Moment behandelt, wo derselbe Kurfürst, als Kurprinz von seiner Reise aus den Niederlanden zurückkommend, seine Aeltern in Spandau überrascht. Es fand denselben Beifall. Von einer Studientreise durch Deutschland, Frankreich und Italien im Jahre 1805 heimgekehrt, wurde er 1806 ordentliches Mitglied der Akademie, 1817 ordentlicher Professor der Geschichtsmalerei, 1827 mit der Leitung des Malerunterrichts auf der königlichen Bildergalerie beauftragt, 1828 in den Senat der Akademie berufen. Nach gänzlicher Erschöpfung durch Altersschwäche † er am 2. März 1845. Seine Bilder aus der brandenburgischen Geschichte und andere (so rühmte man 1836 besonders ein Bild der büßenden Magdalene von ihm, das sich durch weiche Behandlung des Fleisches, gelungene Beleuchtung, gefällige Gewandung und meisterhafte Behandlung sehr auszeichnet), so wie seine vielen gelungenen Porträte, worin sich Aehnlichkeit mit einer angenehmen harmonischen Färbung vereinte, werden seinen Namen in der Künstlerwelt erhalten. Unter seinen Schülern ist besonders der ein Jahr früher ihm vorangegangene Wach zu nennen.

Kretschmer, Hermann, Maler aus Anklam, geb. 1812, studirte 1832 zu Berlin unter Wach und begab sich später nach Düsseldorf. Seine Werke bestehen in Bildnissen von historischen Compositionen und vorzüglich in Genrestücken. Eins seiner früheren stellt einen alten Krieger mit seinem Enkel dar, ein späteres existirt unter dem Namen „Die Kinder“. Allerliebst ist sein „Nothläppchen“, wie sein „A schen-

wird indeß durch die Lage des Kurorts wesentlich modificirt. In Bezug auf die höhere oder tiefere Lage der einzelnen Molkenanstalten, ihre dadurch begründeten klimatischen Verhältnisse, so wie die von der Vegetation ihrer Umgebungen abhängige Qualität der Molkeln selbst, bilden die Molkenanstalten der Schweiz u. Deutschlands verschiedene Abstufungen.

Die klimatischen Verhältnisse von K. tragen unverkennbar den Charakter einer rauhen, aber stärkend belebenden Alpennatur; die reine, leichtere, balsamische und reizende Gebirgsluft ist zwar schnellem Temperaturwechsel ausgesetzt, sehr kühl des Nachts, behält aber eben deshalb auch an den heißesten Tagen des Sommers ein gewisses Gleichmaß. Diese reizend = belebende Einwirkung der Atmosphäre pflegt daher im Allgemeinen allen den Kranken nicht zuzusagen, welche, in Folge von florider Hals- oder Lungenschwindsucht, an einem großen Erethismus der Schleimhaut der Luftwege mit Exulceration, einem sehr reizbaren Blutsystem und Neigung zu Bluthusten leiden, pflegt dagegen vorzüglich zu bekommen, wo eine Schwäche des Nervensystems, oder Erschlaffung, atonische Schwäche der Schleimhaut der Luftwege oder der Lungen vorherrschen. Höchst wohlthätig wirkt der Gebrauch der Molke in Verbindung mit dieser stärkenden Gebirgsluft bei reiner Nervenschwäche erethischer Art, besonders bei sehr zarten u. reizbaren Konstitutionen. Krämer läßt die Kur mit einem Glase Molken von neun Unzen beginnen, und mit Berücksichtigung des Alters, Geschlechts und der Wirkungen bis zu sechs, auch acht Gläsern, alle Viertelstunden ein Glas, steigern, und gegen das Ende der Kur allmählig die Zahl der täglich zu trinkenden Gläser vermindern. Mit günstigem Erfolge werden die Molkeln benutzt: a) bei hartnäckigen Brustkrämpfen, chronischer Bronchitis, hartnäckiger Heiserkeit, Lungen- u. Halschwindsucht; — b) Abzehrungen und Entkräftung ohne innere Exulcerationen; — c) chronischen Nervenkrankheiten von Schwäche erethischer Art. Krampfhaften Leiden der Unterleibsorgane, Hysterie, bedingt durch eigenthümliche Verstimmlung der Ganglien des Unterleibes; — d) Störungen im Leber- u. Pfortadersystem, und dadurch bedingte Plethora abdominalis, Hämorrhoidalbeschwerden, Gelbsuchten, Dyskrasien u. — e) Rachenien, Skropheln, Rhachitis, Atrophie; — f) Krankheiten der Geschlechtswerkzeuge, in sofern diese durch Störungen, fehler- oder mangelhafte Assimilation und Ernährung begründet werden, Anomalien der Menstruation, Bleichsucht; — g) chronischen Hautausschlägen skrophulöser Art oder in Folge anderer Dyskrasien, Flechten, Krätze; — h) Krankheiten der Harnwerkzeuge, Stein- und Griesbeschwerden, Blasenhamorrhoiden.

Sehr erhöht wird die Wirkung der Molkeln durch den Gebrauch frisch ausgepresster Säfte von auflösend = stärkenden Kräutern (*Veronica*, *Beccabunga*, *Sisymbrium Nacturtium*, *Menyanthes trifoliata*, *Leontodon Taraxacum*), welche, in Verbindung mit Molkeln oder Bädern, täglich zu einigen Unzen genommen werden.

Außer den Molkeln sind hier zu erwähnen: 2) die bei K. entspringenden kalten, erdig = salinischen Schwefelquellen, welche nach Fuchs' und Vogels Analyse erdige Salze, aber verhältnismäßig nur sehr wenig Schwefelwasserstoffgas enthalten. a) Die Mineralquelle zum heiligen Kreuz, auch Badequelle genannt, sehr wasserreich, am Fuße des Hohlensteins entspringend; ihre Temperatur beträgt 9° R. — b) die Mineralquelle bei Schwaighof, am südöstlichen Winkel des Tegernsee's, ist an flüchtigen und festen Bestandtheilen etwas reichhaltiger als die vorige; — c) die Mineralquelle im Stinkergraben, erst seit 1825 im Gebrauch, ist reicher an festen und flüchtigen Bestandtheilen als beide vorigen; — d) die Mineralquelle am Gernberge enthält, nach Vogel, noch weniger feste Bestandtheile als die Mineralquelle zum heiligen Kreuz. Von diesen Mineralquellen wird die Mineralquelle zum heiligen Kreuz innerlich besonders empfohlen bei Säure der Verdauungswerkzeuge und bei Leiden der Harnwerkzeuge, zur Ausleerung von Gries und kleinen Steinen, zur Verhütung ihrer Wiedererzeugung, Blasenhamorrhoiden, Verschleimungen, Blennorrhöen, Exulcerationen der Schleimhaut der Harnröhre. In Form von Wasserbad wird die Mineralquelle zum heiligen Kreuz gerühmt: bei rheumatischen und gichtischen Leiden, chronischen Hautausschlägen, Flechten, hartnäckigen Geschwüren, porrischen Metastasen, rhachitischen und skrophulösen Knochenleiden, Knochenaufreibungen, Karastrophace, Karies, Blennorrhöen, Fluor albus, Störungen im Leber- und Pfortadersystem, Abdominalplethora, Hämorrhoiden, Dyskrasien, Merkurialdyskrasien, Krampfhaften Leiden hysterischer Art und Lähmungen in Folge von Apoplexie. An diese Mineralquellen schließen sich endlich — 3) die Soolbäder, bereitet aus der Soole von Rosenheim, sehr reich an Chlornatrium. In der Mutterlauge fand man auch Brom. Gleich anderen Soolen hat man sie auch hier in Form von Bädern gegen chronische Hautausschläge, veraltete Geschwüre, rheumatische u. gichtische Leiden, skrophulöse Anschwellungen, Verhärtungen und chronische Nervenkrankheiten empfohlen.

Kreutsch (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-K., Krzykowieckie), Prov. u. R.-W. Posen, Kr. Fraustadt; 310 Einw.; — 2) (Klein-K., Krzykomoie), das.; 200 Einw.

Kreuz (Geogr.), 1) ungar. Flecken, ödenburger Gespannschaft, südlich von Dedenburg; Weinbau, Sauerbrunnen; — 2) Gespannschaft in Kroatien, zwischen dem warasdiner Generallat, der posegaer und agramer Gespannsch. und der szalader, warasdiner, schümegher Gespannschaft. Der südliche kleine Theil ist von dem nördlichen abgerissen; 29 Q. M., davon 226,588 Joch urbares Land, 100,429 Joch Ackerland, 22,245 J. Weingärten; 1840: 118,400 Einw. in 2 königlich. Städten, 2 Flecken u. 194 Dörfern. Flüsse sind die Lonya auf der Süd- und West-Grenze, die Drau auf der Nordgrenze, die Slogovnica mit der Chasma, die Bednya und Plitvica. Produkte: viel Zwiebeln, Knoblauch, Tabak, Zwetschgen, Maulbeerbäume,

des österreichischen Kaiserstaates zu vergleichen. Welche Anerkennung K.'s Leistungen bei jenen, denen sie in ihrem vielseitigen Umfange bekannt sind, gefunden, mag daraus erselien werden, daß er 1837 auf Schellings Anregung die philosophische Doktormürde honoris causa von der Universität München erhielt.

Kreuzer (Biogr.), 1) Rudolf, berühmter Tonkünstler und Opernkomponist, 1767 zu Versailles von deutschen Aeltern geboren. K. zeigte schon früh große Anlagen zur Musik, welche von dem deutschen, in der dasigen Kapelle wirkenden Violinisten Anton Stanig so trefflich ausgebildet wurden, daß der 13jährige Knabe 1780 in einem Concert spirituel durch den fertigen Vertrag einer großen und schwierigen Komposition seines Meisters das größte Erstaunen erregte. Seine unbemittelten Aeltern hätten ihn kaum noch länger in Paris unterstützen können, wenn nicht das hervorragende Talent des kleinen Violinspielers ihm die Gunst des Grafen von Artois erworben hätte, der sich seiner weitem Erziehung in allen Dingen annahm und ihn unter Anderem in die Schule Biotti's gab. Nach 3 Jahren spielte er in einem Concerte der berühmten Mara zum zweiten Male öffentlich und erregte noch lebhaftere Theilnahme. Hier wurde sein Name in verschiedenen Blättern in „Kreuzner“ umgewandelt, den nun Manche irrig für eine besondere Person gehalten haben. Auch mit der Herausgabe seiner Kompositionen trat er sehr jung auf: 1784 erschienen 6 Duos für Violine und Violoncell. Von 1790 an wurden seine Kompositionen bedeutender. In diesem Jahre schrieb er auch sein erstes Theaterstück: „Jeanne d'Arc à Orleans“; 1791 „Lodoiska“ in 3 Akten; desgl. 1791 „Paul et Virginie“, in 3 Akten, deutsch „Unschuld u. Liebe“; 1792 „Le franc Breton“ etc. Im J. 1792 hatte er Paris verlassen und sich nach Aachen begeben, wo er durch sein vortreffliches Spiel großes Aufsehen erregte, wie auch auf verschiedenen Reisen in Deutschland, namentlich 1798. Seine Spielart, ganz nach der Biotti's gebildet, zeichnete sich aus durch langen Bogenstrich, starken Ton, große Reinheit und Deutlichkeit auch in den schwierigsten Passagen; besonders groß war er im Adagio. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er an dem Konservatorium der Musik daselbst zum Professor des Violinspiels ernannt und half das berühmte Werk: „Méthode de Violon, par Kreutzer, Rode et Baillet etc.“, vollenden. Er † nach langwieriger Krankheit in Genf im Januar 1831. — 2) Konradin, der Liebling aller Sänger und Gesangsfreunde durch seine lieblichen Liederkompositionen, geb. den 22. November 1782 zu Mößkirch im Großherzogthum Baden, wo sein Vater Bürger und Eigenthümer der eine halbe Stunde fernliegenden Thalmühle war. Vom 7. bis 10. Jahre wurde K. von dem wackern Organisten J. B. Nieger in den Elementen der Tonkunst unterrichtet, kam alsdann zu den Studien in die Abtei Zwiefalten, unweit der ehemaligen Reichsstadt Riedlingen an der Donau, vervollkommnete sich binnen 6 Jahren im Gesange, Generalbass, Klavier und Violinspiele und erhielt Unter-

richt in der Komposition bei Ernst Weinrauch, dem damals im ganzen Schwabenlande berühmtesten Kontrapunktisten. Bis 1804 lebte er abwechselnd in Freiburg im Breisgau und in der Schweiz, allbeliebt als kunstfertiger Meister auf dem Pianoforte, wie auf der Klarinette, als gemüthlicher Tonsetzer und seelenvoller, mit einer klangreichen Stimme begabter Sänger. Nunmehr aber wandte er sich nach Wien, um die Werke großer Meister zu hören und zu studiren. Dort arbeitete er fleißig, und sein vielseitig gebildetes Künstlertalent, verbunden mit der angenehmen Persönlichkeit, verschaffte ihm auch hier die freundlichste Aufnahme. Nach zweijährigem Reisen durch Deutschland folgte er 1812 einem ehrenvollen Rufe als königl. würtembergischer Hofkapellmeister nach Stuttgart, welche Stelle er aber 1817 mit jener am Hofe des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen wechselte. Im J. 1822 kehrte er nach Wien zurück, brachte mit dem glänzendsten Erfolge seine Oper „Libussa“ in die Scene und wurde am Karnthnertheater, unter Barbaja's Administration, angestellt. In diesem Wirkungskreise verblieb er bis zum September 1833, wo er bei der Josephstädterbühne als Operndirektor eintrat. Seiner Routine, seinem geläuterten Geschmacke, seinem unermüdlchen Eifer in der Ausbildung des Gesangpersonals, seiner umsichtigen Orchesterleitung, seiner rastlosen Sorgfalt für eine gleich korrekte und geistreiche Ausführung verdankt diese Kunstanstalt eine preiswürdige Regeneration. Später siedelte K. nach Berlin und zuletzt nach Riga über, wo er am 14. Dec. 1849 †. Als Komponist stand K. in der Reihe der beliebtesten seiner Zeitgenossen; er wußte die Melodie des italienischen Styls mit französischer Eleganz und deutscher Kraft zu verbinden; Gesang ist immerdar der Alles umschlingende Zaubergürtel, der eben sowohl in seinen reizenden Kantilenen, als vielstimmigen Kombinationen sich entfaltet. Von seinen zahlreichen Werken sind die bekanntesten und vorzüglichsten: 3 Klavierkonzerte, 6 Sonaten mit Violine und Violoncell, 1 Quartett, mehr einzelne Stücke, Konzertanten für Blasinstrumente, 3 Hefte Frühlings- und Wanderlieder, nebst 6 Fortsetzungen, 6 Hefte vierstimmige Vokalquartette (jedes zu 12 Liedern), 12 Lieder aus der Ferne, viele einzelne Gesänge mit Pianoforte-, Horn- oder Violoncellbegleitung, 4 große und 6 kleinere Messen (eine darunter mit Harmonienmusikbegleitung), mehr Gradualen und Offertorien, Ehöre, Motetten u. dgl., ein Oratorium „Moses“, 1815 in Stuttgart, und das Jahr darauf bei dem großen helvetischen Musikfeste in Zürich aufgeführt; außerdem verschiedene Kantaten, und für die Bühne: „Aesop in Phrygien“ (Wien 1808); — „Jery u. Bätely“; — „Zwei Worte“; — „Konradin von Schwaben“, Oper, aufgeführt in Stuttgart 1813; — „Der Zauber“ (1814); — „Alimon u. Zaida“; — „Die Insulanerin“ (1815); — „Freudora“ u. „Die Alpenhütte“ (1816); — „Drestes“, lyrische Tragödie (1817); — „Cordelia“, Monodram mit Ehören (1819); — „Libussa“ (1822); — „Sigmund“ und „Die erfüllte Hoffnung“ (1824); —

„Die lustige Werbung“ (1826); — „Baron Luft“ und „Denise, das Milchmädchen von Montfermeil“ (1829); — „Die Jungfrau“ und „Der Lastträger an der Themse“ (1831 in Prag); „Melusine“ (1833 in Berlin); — „Das Nachtlager in Granada“ (1834 in Wien); — „Der Brautigam in der Klemme“ u. „Traumleben“, ein dramatisches Märchen; ferner Ouvertüren, Chöre, Marsche und Tänze. — So reiche Gaben K. aus seinem Kunstschätze den Musikfreunden gegeben, so arm war er von hinnen gegangen; seine Familie ist dem Mangel Preis gegeben, wenn die Dankbarkeit Derer, welche K. im Leben so oft entzückt hat, nicht größer ist, wie gewöhnlich.

Kreuz, Heilig, ungar. Ort, barscher Gesp., südlich von Kremnitz.

Kreuz, Hohen, europ.-russ. Ort, Gouv. Ekstland, westl. von Narwa.

Kreuz (griech. σταυρος, lat. crux), 1) überhaupt Figur od. Körper, bestehend aus zwei in einem Winkel (rechten oder schiefen) sich durchschneidenden Linien od. Balken; — 2) (Sittengesch.), Werkzeug einer besondern Art von Todesstrafe (s. d.), die bei den Persern, Griechen, Römern, hauptsächlich aber den Karthagenern üblich war u. von diesen Völkern zu den Juden überging (vgl. Wormit, De cruce, vom Ebraeorum supplicium fuerit, Wittenberg 1644, 4.). Die Form des Kreuzes war verschieden. Anfangs war es ein einziger Balken (Stelops, crux simplex), an den der Verbrecher mit Stricken befestigt od. angespießt wurde (impalatio, σκολωσις), nachdem ihm die Hände an den Rücken gebunden worden waren. Später fügte man zwei Pfähle in einander, u. zwar entweder in Gestalt eines T (crux commissa, Antoniuskreuz), oder wie ein X (crux decussata, Andreaskreuz), oder wie ein Y (Schächerer Gabelkreuz); als es später Sitte ward, das Vergehen des Delinquenten über dem Haupte desselben zu bemerken, fügte man dem Antoniuskreuz (T) oben noch ein Stück Holz zu, so daß der Schandpfahl nun die Gestalt bekam, die wir mit dem Worte K. bezeichnen (crux immissa), und zwar wieder in doppelter Weise, nämlich entweder mit 4 gleich langen Armen (griechisches K.), oder so, daß die beiden Querarme oben weit über der Mitte angebracht sind, (lateinisches K.). Die beiden letzteren Arten waren die gebräuchlicheren u. bestanden aus 4 wesentlichen Theilen, dem Pfahle, crux im strengen Sinn, dem Querbalken, an welchem die Arme befestigt wurden (patibulum antennae), dem Sitz in der Mitte (sedile, staculum), der dem Gekreuzigten zu einem Anhaltspunkt u. dem Helfer bei Befestigung der Arme des Verbrechers zu einem Austritt diente, u. dem Klotz (impedaneum), auf welchem die Füße des Missethätters ruhten oder angenagelt wurden. Die Kreuzesstrafe wurde immer für sehr entehrend gehalten, u. bei den Römern anfangs nur gegen Sklaven, welchen dabei eine Schelle an den Hals gehängt wurde, oder gegen Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, wegen Diebstahl, Mord u. Mordbrennerei erkannt. Cicero schreibt die Einführung derselben dem Tarquinius Super-

bis zu; es ist aber erwiesen, daß sie schon früher bestand u. nur von da an allgemeiner wurde; später wurde sie sehr häufig verhängt, besonders gegen Kriegsgefangene, u. das Beispiel des Alexander, der die Tyrier zu Tausenden kreuzigen ließ, ist nicht das einzige in der Geschichte, u. namentlich mußten unzählige Christen das Loos ihres Herrn u. Meisters theilen. Die K. wurden, wie leicht zu begreifen, da diese Art der Todesstrafe mit Entehrung verbunden war, immer an den gangbarsten Straßen außerhalb der Orte u. so weit als möglich sichtbar aufgerichtet. Der Richter sprach das Todesurtheil mit den Worten: abi in cruce u. übergab darauf den Missethäter feierlich den Vollstreckern der Strafe, welches zur Zeit der römischen Republik die Viktoren, unter den Kaisern die Soldaten waren. Die Vollstreckung der Strafe hieß agi (oder tolli) in cruce. Der Verbrecher wurde gezeißelt, mußte darauf sein K., da dessen Berührung verunreinigte, selbst durch die Hauptstraßen der Stadt zum Richtplatz tragen, wo er dann entkleidet und auf das K. an Händen und Füßen durch Nägel u. Stricke befestigt wurde. Dies Letztere geschah entweder vor Aufrichtung des Kreuzes, indem dieses auf der Erde lag, oder nach derselben. Nicht selten wurde der Gekreuzigte mit den Füßen nach oben u. dem Kopfe nach unten aufgestellt. Die Ursache der Strafe wurde entweder durch Ausruf öffentlich bekannt gemacht, oder es wurde eine Tafel (album, λευκονμα), auf welche der Richter eigenhändig Namen, Vaterland und das begangene Verbrechen geschrieben hatte, von dem Missethäter hergetragen, demselben auf die Brust, den Rücken, meist aber zu Haupten desselben gehangen. Der Tod am K. mußte ein langsamer und darum sehr schmerzlicher seyn. Bei dem geringen Blutverluste, der durch entzündete Geschwulst bald gänzlich aufhört, führt die Kreuzigung nur durch Krampf, Erschöpfung oder Hunger den Tod herbei, der mit Erstarrung der Extremitäten beginnt u. zuweilen erst nach Tagen eintritt. Der Gekreuzigte leidet meist an großem Durst; aus Menschlichkeit reichte man ihm deshalb, bisweilen sogar vor der Kreuzigung einen betäubenden Trank. Oft machte erst das Crurifragium, d. i. Zerschlagen der Beine mit der Keule, dem Schläge auf die übrigen Glieder u. auf die Brust, wohl auch ein Lanzenstich ins Herz folgten, den Leiden der Gerichteten ein Ende. Der Leichnam blieb nach römischen Gesetzen bis zur Verwesung hängen. — 3) Die Bibel gebraucht das Wort K. in verschiedener Bedeutung, indem sie damit entweder das Kreuzesholz bezeichnet, an dem Christus gehangen hat; od. das ganze Leiden u. Sterben Christi (Gal. 6, 14; Eph. 2, 16; Hebr. 12, 5); oder die Lehre von demselben (1. Kor. 1, 17, 18; Gal. 5, 11); oder das Evangelium von Christo, dem Gekreuzigten; oder überhaupt die Lehre Jesu, wiefern sie durch den Kreuzestod vollendet u. bekräftigt wird; oder die Leiden, welche die Christen um des Glaubens willen erdulden (Matth. 16, 24; Mark. 8, 34); od. überhaupt die irdischen Leiden, in sofern sie mit christlicher Ergebenheit ertragen werden; — 4) (Kirchengesch.), das K. als das Zeichen des für die

Menschheit gestorbenen Erlösers wurde schon in den frühesten Zeiten ein heiliges Symbol der Christen, ihr Schiboleth; man schlug das K., d. h. man bildete mit den Fingern das Kreuzeszeichen vor sich hin in die Luft, wie es scheint, vorzüglich beim Aussprechen des Namens Jesu Christi. Dieser Gebrauch ging sehr bald auch in den öffentlichen Gottesdienst über; namentlich schlug man das K. am Schlusse der Gebete, bei der gewöhnl. Formel: „Um Jesu Christi + willen. Amen!“ Man glaubt durch Anwendung dieses Zeichens die gottesdienstlichen Handlungen, Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Ordination etc. feierlicher zu machen. Die Abendländer machten es von der Linken zur Rechten, die Morgenländer von oben herunter u. von der Rechten zur Linken, die Monophysiten mit einem, die übrigen Christen mit 3 Fingern. Man blieb aber nicht lange bei diesem einfachen Erinnerungszeichen an Jesu Tod stehen, sondern begann das K. sowohl ohne das Bild des gekreuzigten Jesus (s. Krucifix), als auch mit demselben zu malen u. plastisch darzustellen, u. dieses, wie schon Tertullian berichtet, aus den verschiedensten Stoffen, Holz, Elfenbein, Silber, Gold, bisweilen mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Die Gläubigen trugen K.e bei sich; aber öffentlich das K. zu zeigen, oder wohl gar an Häusern u. Straßen aufzurichten, konnte man nicht eher wagen, bis durch Konstantin den Großen der streitenden christlichen Kirche der Friede gegeben war. Konstantin nahm das K. selbst in seine Kriegsfahne auf (s. Kreuzeserscheinung u. Labarum). In der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts fing man an, die Kirchen u. besonders die Altäre mit K.en zu schmücken u. anfangs nur auf den Gräbern der Märtyrer, nachher auch auf andern Kreuze zu errichten. An der Stelle, wo eine Kirche erbaut werden sollte, pflegte man ein K. aufzupflanzen, zum Zeichen, daß diese Stätte dem Erlöser geweiht sey, daher *crucem figere* (d. h. ein K. befestigen), s. v. a. eine Kirche errichten. Es ward auch Sitte, bei Besitzergreifung neu erobelter heidnischer Länder durch christliche Nationen das K. aufzupflanzen. Der Ornat der Geistlichen wurde mit gestickten, gemalten, metallenen Kreuzen geschmückt, mehre Mönchs- u. Nonnenorden trugen es, auf dem Ordenskleide aufgenäht oder eingestickt, in verschiedener Weise u. von verschiedener Farbe auf ihrem Gewande. Man trug es vor bei Begräbnissen, Processionen etc., wie es noch heutzutage in katholischen Ländern gebräuchlich ist, wo man dem K. auf Tritt u. Schritt, auf Wegen u. Stegen, bei allerlei Veranlassungen, bald in einer, bald in der andern Gestalt begegnet. Die im 5. Jahrh. aufgekommene Sitte, unter dem K. ein Lamm darzustellen, aus dessen Brust Blut fließt, wurde auf dem 6. Concil zu Konstantinopel 680 verboten u. verordnet, anstatt des Lammes den Heiland in Gestalt eines am K. hängenden Menschen abzubilden. Dies geschah indeß nur in der abendländischen Kirche; in der griechischen Kirche, welche alle Bildnereien u. Darstellungen Christi verwirft, ward bloß das einfache K. beibehalten. Es konnte übrigens nicht fehlen, daß die Ehrfurcht vor dem Kreuzeszeichen, zumal bei Be-

schränkten, die gern die Form für die Sache nehmen, u. vorzüglich in den dunkeln Zeiten des Mittelalters, das an die Stelle des innerlichen lebensvollen Christenthums äußerlichen Werkgottesdienst setzte, nach u. nach in abergläubische Verehrung des Kreuzes überging. So geschah es, daß die Menschen nicht nur vor demselben ihre Kniee beugten, sondern ihm auch allerhand wunderbare Wirkungen zuschrieben. Wer denkt nicht an die drei Kreuze, welche, an Zimmer- u. Stallthür gemalt, Menschen u. Vieh vor bösen Geistern u. Hexen bewahren sollen; an das K., welches, mit dem Messer auf das frische Brod gezeichnet, dasselbe mehrt u. sättigender macht; an die Amulette in Kreuzesform, die, sammt mancherlei Zaubersprüchen auf der Brust getragen, gut sind vor mancherlei Leibescha den u. Gebrechen? Es ist nicht nöthig, mehr von solchem Aberglauben zu sprechen: auch unter dem protestantischen Volke geht derlei noch genug im Schwange, wenn auch viel weniger als in katholischen Ländern. Die protestantische Kirche hat übrigens für ihren Gottesdienst das Kreuzeszeichen beibehalten, in einigen Ländern häufiger, in andern weniger oft angewendet; die preussische Agende scheint fast etwas zu freigebig damit zu seyn. Doch ist es immer festzuhalten, daß im evangelischen Gottesdienste das K. nie etwas mehr denn als ein heiliges Erinnerungszeichen ist u. seine Anwendung bei Taufe, Abendmahl, beim Segensprechen nichts ist als eine fromme kirchliche Sitte. — 5) Die Sitte, daß die des Schreibens Unkundigen anstatt ihrer Namensunterschrift drei Kreuze (+++) zeichnen, findet sich schon im 6. Jahrh.; sie mag sich wohl so erklären, daß das Kreuzeszeichen die Unterzeichnen den an die Pflicht der Wahrhaftigkeit erinnern sollte. Ueberhaupt war es gewöhnlich, bei Unterschriften von Urkunden selbst außer dem Namen noch 3 Kreuze zu zeichnen; besonders unterließen dies die Geistlichen nie. Eben so findet man dieses Zeichen häufig im Eingang von Diplomen u. anderen Handschriften anstatt der Anrufung des Namens Gottes. — 6) Auf Münzen u. Siegeln bedeutet das K. die Stelle, wo man die Umschrift zu lesen anfangen soll; wiewohl dies seit dem 15. Jahrh. weniger mehr gebräuchlich ist; — 7) in der Heraldik wird das K. in seinen verschiedensten Gestalten (Andreas-, Antonius- etc. Kreuz, s. oben) häufig angewendet, so — 8) als Ordenszeichen, besonders das Andreaskreuz; vgl. Orden, Ordenszeichen, eiserne K. etc.; — 9) als Schmuck tragen die Frauenzimmer am Hals häufig Kreuze von verschiedenem Metall, verschiedenem Werth, bisweilen mit Steinen verziert, u. von verschiedener Form; ein K. z. B., welches à la Jeanette genannt wird, ist ein Andreaskreuz von Stahl, welches an einer Schnur hängt, die oben durch ein Herz geht; — 10) im Kartenspiel deutsche Benennung für das franz. Trelle; — 11) (Grammat.), s. Asteriskos u. Chrisma; — 12) (Musik), ein Erhöhungszeichen; das einfache K. (H) erhöht um einen halben Ton u. fügt dem Namen der Note die Sylbe is zu; das Doppelkreuz (X oder XX) um einen ganzen Ton u. verdoppelt die Benennung des vorigen, z. B. *fa* *fa*.

In der Harmonielehre zeigt das K. ohne Ziffer über der Bassnote die große Terz an. — 13) (Tanzk.), die in mehreren Tänzen vorkommende Tour, wo zwei Paare sich gegenseitig die rechte, dann die linke Hand geben, wodurch sich ein K. bildet; — 14) in Kontretänzen die Tour, wo der erste Herr mit der zweiten Dame u. der zweite Herr mit der ersten Dame tanzt; — 15) (Math. u. Phys.), s. Plus; — 16) (Pharmac.), veraltete Zeichen: a) das lateinische K. für Essig; — b) das Andreaskr. mit 4 Punkten zwischen den Strichen für destillirten Essig; — c) das einfache Andreaskreuz für Talk; — 17) (Maschinenw.), Vorrichtung, durch welche eine Stangenkunst mit den Kolbenstangen eines Pampwerks in Verbindung gesetzt wird; es gibt 3 Arten: a) das ganze K., das aus zwei rechtwinklig sich durchkreuzenden starken Hölzern besteht, deren 4 Enden durch eiserne Schienen, Wangeneisen, verbunden sind; eine eiserne, in Pfannen ruhende Walze geht durch die Mitte des Kreuzes. Die Schwingen, d. i. das senkrechte Holz des Kreuzes, wird von der Stangenkunst geschoben, während das horizontale, die Wage, mit jedem Ende eine Kolbenstange hebt. — b) Das halbe K., das sich von dem vorigen nur dadurch unterscheidet, daß seine Schwingen nur halb ist, d. h. nicht oben über den Mittelpunkt des Kreuzes hervorragt; — c) das Viertelkreuz ist ein rechtwinkliges Knie. Das die Kolbenstange ziehende Ende der Wage wird bei allen diesen Kreuzen bisweilen mit einem Bogenschuß versehen u. die Kolbenstange mit einer Kette daran befestigt; diese Vorrichtung vermindert die Friktion u. verhindert dadurch, daß die Kolbenstange seitwärts gezogen wird. — 18) S. v. a. Göpelkreuz; — 19) der eiserne Zapfen der Göpelwelle; — 20) (Buchdr. u. Buchb.), hölzernes Werkzeug, von der Form eines T, dienaffen Bogen zum Trocknen auf die Schnuren zu hängen; — 21) (Bauw.), s. v. a. Fensterkreuz; — 22) bei verschiedenen Wellen die daran befestigten Hebel oder Arme, mit denen die Welle herumgedreht wird; — 23) (Schwertf.), an Seitengewehren der Theil zwischen Griff u. Stichelknauf, nebst der Parirstange u. dem Bügel; — 24) (Hüttenk.), der kleine Kranz der Treibherde, in welchem die Schnurgasse u. Glättgasse eingebracht ist; — 25) (Bergb.), das K. auf einer Felsfl. stecken, s. v. a. eine Grube eingehen lassen; — 26) das K. zieht sich in die Tiefe, wenn sich 2 Gänge vom Tage durch Kreuze wieder bis in die größte Tiefe nieder setzen; — 27) (L. des Ankers, Seew.), die Stelle, wo die Arme des Ankers an den Schaft (die Ruthe) geschnitten sind; — 28) s. Kupferdruckerpresse; — 29) (Pferdew.), der obere Theil der Hinterhand (s. d.), welcher von dem Kreuzbein u. den Hüften gebildet wird, wichtig für Beurtheilung des Pferdes. Schön ist das K., wenn es gleiche Höhe mit dem Widerrist (s. d.) u. eine mit der Breite der Brust verhältnismäßige Breite hat. Ist das K. zu hoch, so stürzt das Pferd leicht im Herabsteigen von Abhängen; ist es zu niedrig, so wird ihm das Emporsteigen zu beschwerlich; ist es zu schmal, so hat das Pferd zu wenig Kraft im Hintertheil, der Widerrist stößt gegen den

Rücken (das Pferd geht wider den Mann); ist das K. zu breit, so ist das Vordertheil zu schwach, so daß die Bewegungen, zumal in schnellem Laufe, unschön werden. Ein schönes K. darf nicht spizig gegen den Schweif verlaufen, sich nicht abdrücken, sondern muß völlig rund seyn u. etwa $\frac{1}{3}$ eines Kreises beschreiben, bei wohlbeleibten Pferden in der Mitte eine Furche (Kreuzfurche) bilden. — 30) (Reitk.), das K., nebst dem ganzen Hintertheil des Pferdes, muß auf der Reithahn gut ausgearbeitet u. gerichtet werden. Wenn es nicht nach will, so sagt man: es schleppt; geht es zu rasch nach: es schiebt; weicht es rechts oder links aus: es fällt aus, oder: es wankt; hält es nicht Zeitmaß mit dem Vordertheile: es ist uneins; schreitet es nicht mit demselben Fuße an: es ist schrittwidrig. K. an die Mauer bedeutet auf der Reithahn, daß das Pferd mit dem Hintertheil an die Mauer gestellt werden soll, um es zu nöthigen, daß es im Traversiren zugleich grade Linie halte. K. auswärts bezeichnet einen schiefen, zweifachigen Wendungsgang, wobei das Hintertheil die äußere Linie beschreibt, die eine gute Vorbereitung zum wirklichen Quergang ist; K. einwärts das Gegentheil, wenn nämlich der Kopf auswärts gerichtet ist; K. im Winkel, wenn man das Pferd im Winkel einer Wand u. mit einer Seite an die eine Wand stellt, u. dann durch Zügelzug u. Schenkeldruck darin übt, daß es sich bloß mit dem Vordertheil seitwärts wendet.

Kreuz (Astron.), kleines südl. Gestirn, durch 3 Sterne von 2. und 2 von 3. Größe ausgezeichnet, unweit dem Pole der Elliptik, bei den hintern Füßen des Centaurs; von M. Royer 1679 gebildet.

Kreuz (Geogr.), 1) österr. Dörfer: a) Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Eulenberg; 180 Einw.; — b) (St. K., Swet Krisk), Steiermark, Kr. Eilt, Bez. Sterrmoll; 260 Einw.; — c) (Heil. K., Swet Krisk), das., Bez. Gornowig; 160 Einw.; — d) (Heil. K.), Kr. Grag, Bez. Waasen; Jahrmarkt; 500 Einw.; — e) (Heil. K.), Kr. Marburg, Bez. Wildhaus; 240 Einw.; — f) (Heil. K.), Kr. Schwab, Edgr. Hall; Bad; 180 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Bomst; 300 Einw.; — b) (Groß-K.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; Gut; 300 Einw.; — c) (Klein-K., Kreuzwig), das., Gut; 440 Einw.

Kreuzabnehmung, Bild, welches die Abnahme des Leichnams Jesu vom Kreuze vorstellt; die berühmtesten von Daniel da Volterra, in der Kirche Trinita del Monte zu Rom, und von Rubens, in der Kathedrale zu Antwerpen.

Kreuzähnliche Schulterbinde (Chir.), s. Stella.

Kreuzästig (bot. Term.), s. v. a. Brachiatum.

Kreuz-Astermoose (Bot.), nach Wallroth, Lebermoosgruppe, s. v. a. Jungermanniaceae Achb.

Kreuzallee (Gartenw. u. Forstw.), 2 Alleen, welche sich kreuzweis durchschneiden. Bei Gartenanlagen wird der Mittelpunkt derselben bisweilen kreisförmig gemacht und mit Statuen, Springbrunnen u. dgl. verziert.

Kreuzanbetung (gr. *Staurobulie*), wurde den ersten Christen wegen ihrer Ehrfurcht vor dem Kreuze von den Heiden Schuld gegeben; sie hießen deshalb Kreuzanbeter (*Cruciolae*, *Staurobuloi*). Vgl. Chazinzarter.

Kreuzanger (Ober- u. Unter-K.), bayer. Dorf, R.=B. Schwaben u. Neub., Herrschaftsger. Michhausen; über 100 Einw.

Kreuzau, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.=B. Aachen, Kr. Düren; Schneidemühle; 610 Einw.

Kreuzart, f. v. a. Querart, f. Art.

Kreuzbänder, 1) (*Ligamenta cruciata*, Chir.), Bänder, welche in ihrer Entgegenstellung die Form eines Kreuzes haben; — 2) (Bauw.), f. Band und Kreuzband 2).

Kreuzbänder des Knies (Anat.), f. Kniegelenk.

Kreuzbätting (Schiffb.), f. v. a. Marssegelschoten; f. Bätting.

Kreuzband, 1) (Hüttenw.), die beiden sich Kreuzenden Eisen am Boden der Göpeltonne; — 2) (Bauw.), 2 Zimmerhölzer in Gestalt eines Andreaskreuzes zusammen gefügt, die zwischen Säulen oder unter Gesperre angebracht werden, um das Verschieben durch den Wind zu verhindern; — 3) (Art.), die Querrhölzer an dem Rahmengestell zu den Bettungen der Wallaffen; — 4) (Buchh.), unter K. versenden, Brochuren, Zeitungen, Tageblätter, Anzeigen zc. bloß mit einem Kreuzweis über einander gefügten, schmalen Papierstreifen, nicht couvertirt, versenden; es geschieht dies, damit nicht Briefe zc. zugleich mit beigeflossen werden können; — genießen nach den meisten Postordnungen eine bedeutende Portoermäßigung.

Kreuzband der Finger (*Ligamentum cruciatum digitorum*, Anat.), befindet sich, mit Ausnahme des Daumens, an der Beugeseite des ersten Gliedes eines jeden Fingers, unter dem Scheidenbände daselbst, in der Sehnen Scheide. Es besteht aus zwei schmalen, dünnen Faserstreifen, deren jeder in schiefer Richtung von der einen Seite des Fingers zu der anderen herabgeht, wobei sie sich auf der Mitte der Beugeseite kreuzen.

Kreuzband des Spannes (*Ligamentum cruciatum tarsi*, Anat.), befindet sich auf der vorderen Seite des Fußgelenkes in der Sehnenbinde des Unterschenkels und besteht aus zwei, sich vor der Mitte des Gelenkes mit einander Kreuzenden sehnigen Streifen, die an der inneren Seite am inneren Knöchel und dem Knochenbeine, an der äußeren am äußeren Knöchel und dem Fersenbeine festgeheftet sind. Durch Spaltung dieser Streifen entstehen getrennte Scheiden für den vorderen Schienbeinmuskel, den langen Streckter der großen Zehe und den gemeinschaftlichen Streckter der Zehen.

Kreuzbaum, 1) (Forstw.), f. Grenze; — 2) Maschinenw.), f. v. a. Göpelschwengel.

Kreuzbaum (Bot.), f. v. a. Masholder, *Acer campestre* L.

Kreuzbeeren (pharm. Bot.), f. v. a. *Baccae Rhamni catharticae*, f. *Rhamnus cathartica* L.

Kreuzbeerstrauch (Bot.), auch Kreuz-

born, f. v. a. gemeiner Begebörn, *Rhamnus cathartica* L.

Kreuzbein (Anat.), f. Anatomie und Becken.

Kreuzbeinarterien (eine mittlere und zwei seitliche, Anat.). 1) Die mittlere Kreuzbeinarterie, *Arteria sacralis media*, ist unpaar, ungefähr $\frac{1}{4}$ Linien dick, liegt in der Mittellinie des Körpers, entspringt aus der hinteren Seite der Aorta, nahe über ihrer Theilung in die beiden gemeinschaftlichen Hüftpulsadern, läuft auf der Mitte der vorderen Fläche des Körpers vom 5. Lendenwirbel und der Körper aller Wirbel des Heilig- und Steißbeins leicht geschlängelt herab. Sie gibt häufig vor dem 5. Lendenwirbel die *Arteria lumbalis quinta* nach der rechten und linken Seite hinab; ferner entspringen aus ihr vor dem Kreuzbeine zahlreiche Seitenästchen, die sich mit den Seitenarterien des Kreuzbeins verbinden und Zweige an die Weinhaut, Bänder, Muskeln und Nerven schicken. Ihre Endzweige reichen bis zu den Steißbeinmuskeln, dem Heber und Schließer des Afters herab, wo sie mit den Mastdarmarterien anastomosiren. — Bei einigen Säugethieren mit starkem Schweife, z. B. dem Känguruh, ist diese Arterie sehr stark und bildet gleichsam eine Fortsetzung der Aorta. — 2) Die seitlichen K., eine rechte und eine linke, *Arteria sacralis lateralis dextra et sinistra*, entspringen aus der *Arteria hypogastrica* und sind nicht selten an jeder Seite doppelt vorhanden; f. Beckengefäße.

Kreuzbeinhörner (*Cornua sacralia*, Anat.), sind zwei stumpfe, zapfenförmige Fortsätze, welche auf der hinteren Seite des Kreuz- oder Heiligbeines unter dem Ende des *Canalis sacralis* sich befinden, aus den verwachsenen Gelenkfortsätzen der falschen Kreuzbeinwirbel gebildet werden und gegen das erste Steißbein hingerrichtet sind, wo sie mit ähnlichen aufwärtsstehenden Fortsätzen desselben durch Faserbänder verbunden werden. Vor dieser Verbindung befindet sich die *Incisura sacro-coccygea*, welche die Stelle eines fünften Kreuzbeinloches vertritt.

Kreuzbeinknoten (*Ganglia sacralia*, Anat.), f. Gangliensystem.

Kreuzbeinnerven (Heiligbeinnerven, *Nervi sacrales*, Anat.), gewöhnlich 5, selten 6 an der Zahl, entspringen nahe unter einander mit einer vorderen und hinteren Wurzel aus der unteren Anschwellung des Rückenmarkes, steigen in dem Sack der harten Hirnhaut fast senkrecht herab und durchbohren in dem Heiligbeinkanale in angemessenen Entfernungen unter einander den Sack der harten Hirnhaut, worauf die hintere Wurzel jedes Nerven sogleich zu einem Knoten (*Ganglion spinale*) anschwillt und sich hierauf, wie bei allen anderen Rückenmarksnerven, mit der vorderen Wurzel vereinigt. Die Spinalknoten der Heiligbeinnerven liegen alle in dem Heiligbeinkanale, und so geschieht auch die Theilung der Heiligbeinnerven noch daselbst, worauf die vorderen Äste derselben durch die *Foramina sacralia anteriora* in die Beckenhöhle, die hinteren durch die *Foramina sacralia posteriora* zu der hinteren Seite des Beckens gelangen. Der fünfte Kreuzbeinnerv, welcher wie die

übrigen, in einen vorderen und hinteren Ast sich spaltet, tritt zwar nicht durch die Kreuzbeinlöcher, aber durch den Ausschnitt zwischen dem Kreuz- und Steißbeine nach vorn und hinten. — Die A. nehmen von dem ersten bis zum fünften bedeutend an Dicke ab. Die vorderen Aeste verbinden sich in der Beckenhöhle unter einander zu dem Plexus ischiadicus und pudendalis. Die hinteren Aeste der K., viel kleiner als die vorderen, treten durch die hinteren Heiligbeinlöcher, durchbohren die Fasern des großen Gefäßmuskel, gelangen unter die Haut, verbinden sich unter einander und mit dem hinteren Aste des unteren Lendennerven und verzweigen sich an die Haut der Gefäß- und Heiligbeingegegend.

Kreuzberg (Geogr.), 1) Berg, s. Rhön; — 2) bayer. Dörfer: a) (Unter-K.), R.-B. Niederbayern, Edg. Wolfstein; Mühle; 560 E.; — b) (Ober-K.), das., Edg. Grafenau; 160 E.; — 3) österr. Orte: a) Gut, Böhmen, Kr. Eger; lang, umfaßt 3257 J. 125²/₄, □ Kl. Areal; — b) Marktleden, das.; Mühle; 1320 Einw.; — c) Dorf, Schlessen, Kr. u. Schloßamt Troppau; 300 Einw.; — d) Dorf das., Herrschaft Gotschendorf; 350 Einw.; — e) Dorf, Steiermark, Kr. Graz, Bez. Pankowitz; 570 Einw.; — 4) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Ahrweiler, an der Uhr; 380 Einw.

Kreuzberg-Philippsthal, kurheß. Pfarrdorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Schenklengsfeld; Schloß; 900 Einw.

Kreuzbindsel (Schiffb.), Leine, mit welcher 2 schon durch ein Bindsel zusammengebundene Lare noch der Länge nach zusammengezogen werden.

Kreuzblatt (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Crucianella*.

Kreuzblech, s. Eisenblech.

Kreuzblüthe (bot. Term.), s. v. a. *Flos cruciatum*.

Kreuzblüthler (Bot.), Pflanzenfamilie, s. v. a. *Crucifera*.

Kreuzblume (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. *Polygala*; — 2) s. v. a. *Orchis latifolia* L.

Kreuzblumenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. *Radix Polygalae hungaricae*, s. *Polygala major* Jacq.

Kreuzbock (Säugeth.), s. v. a. Bunter See (s. d.), *Antilope scripta* Pall.

Kreuzbogenstellung (Bauk.), die Vereinigung von 4 Säulen durch Kreuzbogen, häufig in Bogenhängen.

Kreuzbrahmrahe, s. Rahe.

Kreuzbrahmstange, s. Bramstange.

Kreuzbrahmstangensteg, s. Steg.

Kreuzbrassen (Seew.), die Laue, mit welcher die Raa des Kreuzsegels in Wind gestellt wird, welches an dem Besahnsmast eines Seeschiffs, und zwar an dem ersten Aufschlag desselben, der Kreuzstange, sich befindet; der zweite Aufschlag desselben Mastes heißt die Kreuzbrahmstange und trägt 2 Segel über einander, die Kreuzbrahmsegel.

Kreuzbreter (Bergb.), s. v. a. Donbreter.

Kreuzbruch, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; 200 Einw.

Kreuzbrüder, 1) (Gesch.), s. v. a. *Coruzzen*; — 2) (Freim.), s. v. a. *Kreuzfromme*.

Kreuzbrunnen, s. Marienbad.

Kreuzbrustbinde (Quadrige, Chir.), Binde mit sich kreuzenden Touren bei Brüchen der Rippen oder des Brustbeins.

Kreuzbulle (Cruzada, Kirchengesch.), in Spanien der Name sehr ansehnlicher Einkünfte des Königs. Papst Calixtus III. ertheilte nämlich unter König Heinrich von Kastilien im J. 1457 durch eine Bulle allen denen, welche gegen die Ungläubigen (namentlich gegen die Mauren) kochten oder dem König wenigstens 200 Maravedis zum Kriege wider dieselben geben würden, einen Ablass für Lebende und Todte. Diese sogen. K. sollte eigentlich nur 5 Jahre hindurch Geltung haben; allein die spanischen Könige erneuerten sie von Zeit zu Zeit und dehnten den Ablass auch wohl auf andere Freiheiten, z. B. wegen der Fastenspeisen u. s. w. aus. Seit 1753 ist sie nicht wieder erneuert worden. Da die Geistlichen und Mönche (gewöhnlich in der Fastenzeit) dergl. gedruckte Kreuzbullen, im Preis von mindestens 2 Silberrealen, verkauften und Niemand ohne eine solche zur Beichte zuließen, noch die letzte Delung ertheilten, so war diese Steuer keine uneinträgliche: man hat sie für Spanien u. Amerika auf 1¹/₂ Mill. Thaler berechnet. Selbst die Geistlichkeit blieb in dringenden Fällen von dieser Steuer nicht verschont: sie mußte dann den 3. Pfennig aller Einkünfte theils als Hülfsgelder (subsidio), theils als Entschuldigungsgelder wegen des Kriegsdienstes (excusado) bezahlen. Seit dem 16. Jahrh. bestand ein vom König zur Verwaltung der K. eingesetzter und vom Papste bestätigter Rath der K. (Comisaria general de la Cruzada). — Auch Portugal erhielt 1591 durch den Papst eine ähnliche K. zum Unterhalt der Festungen in Afrika.

Kreuzburg (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, zwischen den Kreisen Neustadt, Kosel u. Ratibor und Oesters reichisch-Schlesien und 10¹/₂ □ Meilen Areal umfassend; ist bergig, wird von der Hohenplog, Oppa, Straduna und Zinna bewässert und hat etwa 37,000 Einw.; — 2) Kreisstadt das., an der Stober; Mauern, 2 Thore, 4 Pforten, 3 Vorstädte, Schloß, Landarmenhaus für Schlesien, Tuch- und Strohhutfabrikation, Färbereien, 2 Buchhandlungen, Wochenmarkt, 4 Jahrmärkte; 3700 Einw.; dabei die Kolonie Friedrichsthal mit Eisenhütte (Kreuzberger Hütte); — 3) Stadt das., Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilan, an der Pasmer und Knister; Schloß, Superintendentur, Post, Fischfang, 4 Jahr- und Viehmärkte; über 1800 Einw.; — 4) sachs.-weimar. Amt, Fürstenthum Eisenach; umfaßt 1 Stadt, 16 Dörfer, 9 Höfe, 20 Güter, 5 Vorwerke u. mit 8400 E.; — 5) Amtsstadt das., an der Werra; Schloß, Glockengießerei, Gyps- und Sandsteinbrüche; 2200 Einw.; dabei das Salzwerk Wilhelm-Glücksbrunn (9000 Etr.), das auch Glaubersalz liefert; — 6) russ. Flecken, Gouv. Witebsk, nördl. von Jakobstadt; 1220 Einw.

Kreuzdeich, ein Deich, welcher quer von der

Deichlinie, besonders auf dem Vorlande, seitwärts abgeht.

Kreuz des Hinterhauptbeins (Anat.), s. Schädelknochen.

Kreuzdohle (Ornith.), *Corvus Monedula* crucigera, Abart der gemeinen Dohle mit kreuzförmig gewachsenem Schnabel; diese Anomalie scheint davon herzurühren, daß das Thier den Schnabel nicht oft genug wegt.

Kreuzdorf (Geogr.), 1) (Krischhofzi), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Lu.-Lautzen; 200 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Krzizowie), Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; 520 Einw.; — b) Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 150 Einw.

Kreuzdorn (Bot.), s. v. a. gemeiner Wegdorn, *Rhamnus cathartica* L.

Kreuzdornfalter (Entom.), s. v. a. Citronenvogel, *Colias rhamni* Fabr.

Kreuzdornrinde (pharm. Bot.), s. v. a. Faulbaumrinde, *Cortex Frangulae*, s. *Rhamnus Frangula*.

Kreuzdornwurzel od. **Wegdornwurzel**, von dem in etwas feuchten Gebüschen wachsenden gemeinen Wegdorn (*Rhamnus cathartica* L.). Man erhält sie gewöhnlich in kleine Späne oder Stücke zerhackt, von weißgelber Farbe mit dünner Rinde; man gebraucht sie zum Gelbfärben.

Kreuzdrehe (Thierarzneik.), s. v. a. Traberkrankheit.

Kreuzdukaten (Num.), französ. Goldmünze, im J. 1540 unter Franz I. geprägt, mit einem Lilienkreuz, an Werth einem Dukaten gleich.

Kreuzduplett, Muschel, s. v. a. Hammermuschel.

Kreuzeber, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; Schloß (Scharfenstein); 950 Einw.

Kreuz Eisen (Stückgießer.), rundes Eisen mit 3 Zapfen, welches in den Boden der Stückform gesetzt wird, um die Kernstange fest zu halten.

Kreuzelbeere (Bot.), s. v. a. Stachelbeere, *Ribes Grossularia* L.

Kreuzelje (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Colletia*.

Kreuzen, 1) sich nach Winkeln durchschneiden; — 2) eine Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen halten; — 3) K. der Pferde, ein Fehler der Pferde, wenn sie die Füße im Gehen wechselsweise über einander setzen, so daß die Tapfe des rechten Fußes auf die linke Seite kommt, und umgekehrt. Das K. ist meist Folge von zu schmalem Bau; der Gang wird dadurch unsicher, und Pferde mit diesem Fehler taugen nicht zu Reitpferden. Zuweilen ist das K., namentlich der Vorderfüße beim Stehen, nur üble Gewohnheit, der durch eine Querspreize begegnet werden kann. Am häufigsten kommt das K. an den Hinterfüßen vor und wird in diesem Fall Kuhgang genannt. — 4) (Seew.), von Schiffen, wenn sie sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Schiffe zu erwarten, Kaper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuschneiden, Flotten zu beobachten, oder sonst aus andern

Absichten in einer Gegend des Meeres hin und her fahren. Die kreuzenden Schiffe sperren die Häfen, sichern vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, wenn diese feindlich sind, den möglichsten Schaden zuzufügen. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und heißen Kreuzer; die Gegend, wo sie sich umhertreiben, wird die Höhe des Kreuzens genannt. — 5) Mehre neben einander gelegte Theile eines Laues durch einen Bindestrang zusammenziehen, daß sie steifer und fester werden; — 6) (Wiebz.), zwei verschiedene Thierarten zusammenpaaren, um eine Descendenz zu erhalten, welche die beabsichtigten Eigenschaften des Vorbildes oder Stammindividuum in sich vereinigt. Diese Zuchtart ist der Inzucht ganz entgegengesetzt. Im Allgemeinen ist sie nur dann anwendbar, wenn die eigene Race noch Schwächen hat oder man noch vollkommenere Thiere findet; entspricht aber jene den an sie zu machenden Forderungen, vereinigt z. B. das edle Schaf im erwünschten Grade Feinheit und Gewicht der Wolle bei zweckmäßigem Körperbau, das Pferd mit angemessenen Formen die Diensttauglichkeit, die Kuh Körpergewicht, Mastfähigkeit und Milchergiebigkeit in höherem Grade, so bleibe man bei seiner eigenen Race und vermehre sie nur in sich selbst durch die Auswahl des Besten.

Kreuzen (Geogr.), österr. Orte: 1) Marktflecken, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Greinburg; Schloßruine; 240 Einw.; — 2) (Krisch), Dorf, Steiermark, Kr. Eilli, Bez. Hörberg; 250 Einw.

Kreuzendorf (Geogr.), 1) (Hallaschowitz), österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, herzogl. jägerndorfsche Kammergüter; Mühle; 590 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Holussowic), Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; 600 Einw.; — b) das., R.-B. Breslau, Kr. Namslau; Freischoltseiz; 300 E.

Kreuzenlehre (Diplom.), s. Kreuzlehre.

Kreuzenstein, österr. Bergschloß, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Hauptort einer gleichn. Herrschaft und eines Landgerichts.

Kreuzente (Ornith.), 1) s. v. a. Krilente, *Anas crecca* L., s. Ente; — 2) s. v. a. weißer Säger, *Mergus albellus* L.

Kreuzenzian (Bot.), s. v. a. *Gentiana palustris* L.

Kreuzer (Münzw.), Scheidemünze in vielen Staaten Deutschlands u. mehren Kantonen der Schweiz. Sie ist sowohl in Silber (billon), als in Kupfer ausgemünzt und stellt den sechzigsten Theil des Guldens vor. Je nachdem daher ein Land den 20- oder 24-Guldenfuß als Münzfuß angenommen hat, ist auch der Werth des K.s verschieden. Ein K. des 20-Guldenfußes = $4\frac{1}{2}$ Pf. preuß. Kurt. = $3\frac{1}{2}$ Pf. Konv. Münze = 1 K. — $\frac{1}{2}$ Pf. rheinl. (im 24-Guldenfuß), ein K. des 24-Guldenfußes oder rhein. = $3\frac{1}{2}$ Pf. preuß. Kurt. = $2\frac{2}{3}$ Pf. Konv. Münze = $3\frac{1}{2}$ Pf. ($\frac{5}{6}$ K.) vom Gulden des 20-Guldenfußes oder Konv. Gulden (abgesehen vom wahren inneren Metallwerthe, wonach freilich zwischen den verschiedenen Staaten und Zeiten eine unendliche Verschiedenheit Statt findet). Die Ausmünzung

dieser Scheidemünze geschieht meist in einem 30-, 34-, ja 38-Guldenfuß. — Man hat nicht nur Stücke zu einem, sondern auch zu 2, 3, 4, 5, 6, 10, 12, 15, 20, 30 K. n. u. f. w. (je nachdem es bei den erwähnten zweierlei Münzfüßen passend schien) geprägt, u. zwar von den Dreikreuzerstücken an in Silber. — Sie kommen zuerst in den Münzgedikten von 1490 vor; als älteste werden die tyroler Etschkreuzer genannt, nach diesen die schwäbischen und fränkischen Kreuzdreiheller, deren Name von dem, nach der Sitte des Mittelalters auf die Münzen christlicher Fürsten geprägten Kreuze herrührt; jetzt führen die K. das Wappen des Landes, wo sie geschlagen sind.

Kreuzer (Seew.), s. Kreuzen 4).

Kreuzerfeld (Keresztész-Mező), siebenbürg. Feld, Gespanschaft Thorenburg, beim Berge Torder-Spelten; hier besiegte Trajan die Dacier.

Kreuzerfindung (Inventio sanctae crucis, Kirchengesch.), ein vom Papste Eusebius im 4. Jahrh. gestiftetes Fest, welches die römisch-katholische Kirche am 3. Mai, die griechische am 6. März zum Andenken an die Auffindung des Kreuzes Christi durch die Kaiserin Helena (s. d.) feiert. Theodoret erzählt, es seyen bei den deshalb angestellten Nachgrabungen 3 Kreuze gefunden worden, die man natürlich sogleich für das des Erlösers und die der beiden Missethäter erkannte; nun war aber schwer zu entscheiden, welches das gesuchte seyn möchte, da alle 3 gleich groß und gleich gestaltet waren, des Pilatus Inschrift aber besonders lag; in dieser Verlegenheit habe Macarius, der damalige Bischof von Jerusalem, die 3 Kreuze zu einer langen Zeit Franken Frau tragen und auf dieselbe legen lassen, und siehe! kaum hatte sie das ächte berührt, als sie augenblicklich gesundete. Paulinus dagegen berichtet sogar, der Leichnam eines Verstorbenen sey auf die 3 Kreuze gelegt worden und auf dem des Erlösers gleich Lazarus in's Leben zurückgekehrt. — Helena zertheilte das heil. Kreuz, ließ die eine Hälfte in Jerusalem und schickte die andere nach Konstantinopel. Letztere wurde vom Kaiser Konstantin mit großer Feierlichkeit empfangen; er ließ in der Mitte seiner Hauptstadt eine Statue aufrichten, in welche einige Theile des Kreuzes eingeschlossen wurden; die Statue stellte den Kaiser vor, in der Hand eine goldene Kugel haltend mit der Aufschrift: „O Christus, mein Gott, deinem Schutze empfehle ich diese Stadt!“ Auf der Stelle, wo das Kreuz aufgefunden worden, ließ Helena eine prächtige Kirche bauen, in welcher die heilige Reliquie aufbewahrt wurde, von der die Patriarchen von Jerusalem den Pilgern kleine Stückchen mittheilten.

Kreuzerhöhung (Kirchenw.), 1) Fest der römisch-katholischen Kirche, das am 14. Septbr. zum Andenken an die Wiedererlangung des in Jerusalem zurückgebliebenen Theils des heil. Kreuzes (s. Kreuzerfindung) gefeiert wird. Der persische König Kosroes hatte nämlich bei Eroberung Jerusalems 616 denselben mit fortgenommen; der Kaiser Heraclius eroberte ihn wieder, 14 Jahre nachher, ließ ihn auf der Schä-

delstätte aufrichten (daher der Name K.), schickte ihn aber dann, um ihn vor neuer Profanation zu schützen, dem Patriarchen Zacharias nach Konstantinopel. — 2) Die griech. Kirche feiert dasselbe Fest am 6. März, d. i. zugleich mit dem Fest der Kreuzerfindung; — 3) Kirchweihfest der von der heil. Helena erbauten und 335, am 14. Septbr., eingeweihten Kirche in Jerusalem, an welchem der Bischof auf einer dazu erbauten Bühne, das Heiligthum genannt, dem Volk das empor gehaltene Kreuz zur Verehrung zeigt. Die Kopten werfen an diesem Tage gesegnete Kreuze in den Nil, um den Segen seiner Ueberschwemmungen dadurch zu vermehren.

Kreuzerregiment, Theil der kroatischen Militärgrenze (s. d.), 29 $\frac{1}{2}$ □ M.; 53,000 E.; Hauptort: Ivanich.

Kreuzfaden (Herald.), ein Kreuz, welches ein Wappenschild durchschneidet und nur wenig Breite hat, worunter jedoch die verschiedenen Arten der schwebenden, nach ihren Enden benannten Kreuze nicht begriffen werden.

Kreuzfahne, Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes; vergl. Labarum.

Kreuzfahrer, diejenigen, welche sich den Kreuzzügen (s. d.) anschlossen.

Kreuzfahrt, 1) s. v. a. Kreuzzug; — 2) ein Zug, auf dem man im Kreuzen, s. d. 2) u. 4), begriffen ist; — 3) (Jagdsw.), s. v. a. Kreuztritt.

Kreuzfarren (Bot.), Farrengatt., s. v. a. Struthiopteris.

Kreuzfeld (Krüzzfeld), oldenburg. Dorf, Fürstenthum Lüneburg, Amt Eutin; 180 Einw.

Kreuzflossen (zool. Term.), s. v. a. Rückenflossen, s. Ichthyologie.

Kreuzflügel (Jagdsw.), 2 Stellwege (s. d.), welche sich durchkreuzen.

Kreuzförmig (bot. Term.), s. v. a. Cruciformis.

Kreuzfromme (Freim.), pietistische freimaurerische Sekte, der weder das rosenkreuzersche, noch das zinnendorfsche System als fromm genug erschien und deshalb im J. 1777 als eine theosophische, mystificirende, andächtige Bruderschaft auftrat, bald darauf aber wieder erlosch. Die K. werden oft irrig mit den Illuminaten (s. d.) verwechselt.

Kreuzfuchs (Säugeth.), s. v. a. Canis Vulpes crucigera. — **Kreuz-Rothfuchs**, s. v. a. Canis fulvus decussatus.

Kreuzfuß, 1) (Techn.), ein aus 2 sich durchkreuzenden Hölzern bestehendes Gestell; — 2) (Pferdew.), Pferd, das die Füße kreuzt; s. Kreuzen 3).

Kreuzgang, 1) zwei Gänge oder Wege, welche sich rechtwinkelig durchkreuzen; — 2) (Verb.), die sich durchsegenden oder durchkreuzenden Gänge; geschieht dies unter einem rechten Winkel, so nennt man dieses Kreuz Winkelkreuz; Ansdreaskreuz dagegen, wenn der Durchsegungswinkel 45–70 Grad hält; Schaarkreuz, wenn der Winkel unter 45 Grad fällt; — 3) (Bauw.), s. Kloster.

Kreuzgasse (Geogr.), 1) (Krijzowa Ulice), österr.-mähr. Malteserordenskommende, Kr. Brünn; umfaßt 1637 J. 779 □ Kl. Areal

u. 1070 Einw.; — 2) (Kreuzhof), brünner Vorstadt, das.; Residenzgebäude, Wirthschaftsamt; 510 Einw.

Kreuzgebälke (Bauw.), wenn die Balken in den verschiedenen Stockwerken eines Hauses nicht bloß der Tiefe, sondern auch der Länge nach gelegt werden; es gewährt den Vortheil, daß man schwächere Balken nehmen kann und doch eine größere Haltbarkeit erzielt.

Kreuzgefährte (Jagdw.), s. v. a. Kreuztritt.

Kreuzgegend (Heiligbeinegend, Regio sacralis, Anat.), die Gegend an dem Becken hinten zwischen den beiden Darmbeinen, worunter sich das Kreuz- oder Heiligbein befindet.

Kreuzgemeinde, s. v. a. Brüdergemeinde.

Kreuzgeräthe (Anat.), s. Schädelknochen.

Kreuzgericht, s. Gottesurtheile.

Kreuzgewölbe, s. Gewölbe.

Kreuzgroschen (Num.), 1) sächsische Silbermünzen, 1445 unter Kurfürst Friedrich II. geschlagen, welche mit 3 Kreuzchen bezeichnet waren und anfangs 9, später 10 Pf. galten; — 2) die alten preuß. Schillinge der Hochmeister des deutschen Ordens im 15. Jahrh., mit dem Ordenskreuze.

Kreuzgurt (Sattler), Gurt zum deutschen Sattel, der mit 4 Struppen an den Sattel geschnallt wird.

Kreuzhalfter (Riemer), eine Halfter, welche die Gestalt eines gewöhnlichen Zaumes hat, nur daß der Zügel fehlt.

Kreuzhammer, Hammer, auf der einen Seite mit einer runden, auf der andern mit einer ebenen Bahn.

Kreuzhaspel, s. Haspel.

Kreuzherr, 1) s. Deutscher Orden; — 2) s. Kreuzorden.

Kreuzhieb, 1) s. Fechtkunst; — 2) s. Feilenhauer.

Kreuzhölzer (Maschinenw.), bei einem Göpel die 3 doppelten Arme, welche von der Welle nach dem Göpelkorbe gehen und diesen in 3 Theile theilen.

Kreuzholz, 1) (Bauw.), 5—6 Zoll starkes Holz, das durch Trennen der 12—13 Zoll starken Balken entsteht und zu schwachen Rändern und Riegeln angewendet wird; — 2) (Schiffb.), aus 4 Stücken zusammengesetzte Hölzer, die zur Belegung des Lauwerks dienen.

Kreuzholz (Bot.), 1) s. v. a. gemeine Mistel, *Viscum album* L.; — 2) s. v. a. gemeiner Wegborn, *Rhamnus cathartica* L.

Kreuzholzhausen, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberbayern, Idgr. Dachau; 150 Einw.

Kreuzhütte, 1) Hüttenwerk, s. Leimbach; — 2) österr.=böhm. Dorf, Kr. Klattau; Glashütte.

Kreuziaen, 1) Jemand an's Kreuz schlagen; s. Kreuz (Sitteng.); — 2) (Tuchm.), beim Scheren der Kette die Fäden nach einem vollen Gange um einen Pflock legen, durch welchen die Fäden kreuzweis geschlungen erhalten werden; — 3) (Bibelspr.), sich k., seine sinnlichen Begierden unterdrücken.

Kreuziger, altdeutsches (ursprüngl. latein.) Gedicht Johannis von Frankenstein, über

das Leben und Leiden Jesu, aus dem Anf. des 14. Jahrh.; später häufiger bearbeitet.

Kreuzigung, s. Todesstrafe; vergl. Kreuz.

Kreuz im polarisirten Lichte, s. Lichtpolarisation.

Kreuzinseln (Geogr.), s. v. a. Bäreninseln.

Kreuzkäfer (Entom.), 1) s. v. a. Spargelkäfer, *Chrysomela Asparagi* L.; — 2) s. v. a. *Scarabaeus Crux* L.

Kreuzkamm (Bauk.), s. Kamm.

Kreuzkanker (Arachnid.), s. v. a. Kreuzspinne, *Epeira Diadema* L. Fabr.

Kreuzklampen (Bauw.), s. v. a. Hornklampen, s. d. u. Klampen.

Kreuzkluft (Bergb.), s. Kluft.

Kreuzknoten (Nähterei), eine Vereinigung von 2 Fadenenden dadurch, daß man sie um einander herumschlingt u. über dieser Verschlingung die Enden noch einmal auf dieselbe Weise um einander schlingt und dann zusammenzieht.

Kreuz-Kostelech (K. am Kreuz), österr.=böhm. Pfarrdorf, Kr. Kaurim, Gut Stirim; Meierhof, Potaschefiederei; 400 Einw.

Kreuzkraut (Bot.), 1) Pflanzengatt., s. v. a. *Senecio*; — 2) s. v. a. *Erysimum officinale* L.; — 3) s. v. a. *Euphorbia Lathyris* L.

Kreuzkröte (Amphib.), s. v. a. Unke, *Bufo calamites* Laur.

Kreuzkümme (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Euminum*.

Kreuzlahm (Pferdw.), ein Pferd, wenn es durch Schwächung der Muskeln und Bänder und durch zu große Belastung im Kreuze die Kraft zum Nachschieben im Gange verloren hat. Mittel dagegen: Ruhe und Waschen mit Branntwein und aromat. Mitteln.

Kreuzle, württemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Weinsberg; 120 Einw.

Kreuzlehre, Kreuzzeichenlehre (gr. *Staurologie*), Theil der Diplomatie, beschäftigt sich mit der Erklärung aller Gattungen von Kreuzen, wie sie in Urkunden, auf Siegeln, Münzen u. vorkommen.

Kreuzli (Geogr.), s. Dödi.

Kreuzlingen, Schweiz. prächtig gebaute Abtei regulirter Augustiner-Chorherren, Kant. Thurgau, Bez. Gottlieben, in der Gemeinde Egelsbolen, in herrlicher Lage am Bodensee, wahrscheinlich im J. 936 gestiftet, sonst ein Reichthum, mit Sig und Stimme auf den deutschen Reichstagen und den schwäb. Kreisversammlungen, wegen Besigungen in Schwaben. Eine Abt. gl. Nam. stand vormalig nahe bei Konstanz, ward aber durch die Schweden geplündert u. verbrannt. Ehedemwerth ist in der Kirche zu K. eine ganze Leidensgeschichte in fast 1000 gut gearbeiteten Holzfiguren von einem Schuh Höhe, die von einem tyroler Bildschnitzer in der Frist von 18 Jahren vollendet ward. Dem Kloster gegenüber enthält die Siedenhauskapelle an ihrer Mauer 2 der ältesten Bildwerke in der Schweiz, die Apostel Petrus und Paulus vorstellend. Die Klosterpfarre zählt etwa 200 Seelen.

Kleine Blasen von Kohlensäure Gas entwickelnd, später sich trübend und einen bräunlich, flockigen Niederschlag bildend, von einem salzigem, etwas prickelnden, gelinde zusammenziehenden Geschmack, einem eigenthümlichen Geruche, ähnlich dem des Meerwassers und Seetanges, besonders auffallend an den Gradirwerken; als Wasserbad gebraucht, besonders wenn demselben Mutterlauge beigemischt ist, verursacht dasselbe der Haut ein Gefühl von Weichheit, Fettigkeit und Belebung. Der Karlsbaderbrunnen, von 13 Grad R., hat das spec. Gewicht von 1,006 bei 15 Grad R. der Atmosphäre. Hinsichtlich ihres Gehaltes weichen der Eisenbrunnen und der Brunnen zu Münster am Stein nur wenig von dem Karlsbaderbrunnen ab. — 2) Die Mutterlauge, klar, dickflüssig, dunkelgelblich, beim Umrühren oder Ausgießen stark schäumend, von einem stärkeren Jod- u. Bromgeruche, einem widerlich bitteren, scharfsalzig zusammenziehenden Geschmack, fettig anzufühlen, hat die Temperatur der atmosphärischen Luft; ihr spec. Gewicht beträgt bei 15 Grad R. nach G. Osann 1,3143. Die Wirkung der Soolquellen zu K., ähnlich der der übrigen Soolquellen Deutschlands, bedingt durch den Verein drei sehr verwandter und analog wirkender Bestandtheile von Chlor-, Jod- und Bromsalzen, gesteigert durch ihren verhältnißmäßig großen Jodgehalt u. ihren außerordentlichen Reichthum an Brom, umfaßt vorzugsweise die Sphäre der Vegetation, — das Drüsen- u. Lymphsystem, die Organe der Resorption, der Sec- und Excretion, insbesondere das Genitalsystem. — Zu widerrathen ist der Gebrauch derselben in allen den Fällen, wo von ihrer zu erregenden oder zu kräftig in den Vegetationsprozeß eingreifenden Wirkung Nachtheil zu besorgen steht, namentlich bei Disposition zu Schlagfluß und aktiven Blutflüssen, fortdauernden entzündlichen Leiden oder Vereiterungen der Centralorgane, großer allgemeiner Schwäche nach großem Säfteverlust, Anlage zum Skorbut oder wirklich vorhandenem Skorbut, allgemeiner Kolliquation, lentescirendem Fieber, ausgebildeter Phthisis und bei Wassersuchten. Dagegen sind sie zu empfehlen in allen den Krankheiten, wo die krankhaft vermehrten oder qualitativ veränderten Sec- und Excretionen verbessert und beschränkt, das Nervensystem gehoben und gestärkt, die Resorption erhöht, vorhandene Dyskrasien beseitigt und zugleich Rückbildungen von krankhaften Metamorphosen bezweckt werden. Mit ausgezeichnet günstigem Erfolge wurden sie in folgenden Krankheiten angewendet: 1) in den einfachsten und zugleich hartnäckigsten Formen der Skrophelsucht und der Tuberkelbildung, allgemeiner Skrophulose, skrophulösen Drüsenanschwellungen und Verhärtungen, Leiden der Augen und Augenlider und des äußeren Ohres; Geschwüren, Blennorrhöen, Auflockerungen und Verschwärungen der Schleimhaut, Tuberkeln der Lungen und der Schleimhaut der Luftröhre; Störungen, Anschwellungen u. Verhärtungen der Leber, Milz, Prostata und der Hoden; — 2) Krankheiten der Knochen und Gelenke, skrophulöser, rhachitis-

cher, syphilitischer und syphilitisch-mercurieller Natur, und Anschwellungen, Aufreibungen, Verkrümmungen der Knochen; Exulcerationen, Caries der Gelenke, Anchylose, Tumor albus; — 3) Leiden der Geschlechtswerkzeuge, bedingt durch reine Schwäche oder in Folge bedeutender Störungen ihrer Ab- und Aussonderungen und dadurch veranlaßten krankhaften Metamorphosen und Aftersbildungen; Anomalien der Menstruation, Unfruchtbarkeit, Neigung zu Abortus, Blennorrhöen mit Auflockerung und Verschwärung der Schleimhaut der Scheide; Störungen, Verdickungen und Verhärtung eines Theils des Uterus od. der Ovarien; — 4) chronischen Hautausschlägen, skrophulöser, arthritischer, syphilitischer oder syphilitisch-mercurieller Art; Herpes exedens, Mentagra, Sycosis, Impetigo; — 5) Leiden der Nieren u. Harnblase, Gries- und Steinbeschwerden, besonders mit Auflockerung und Verdickung oder anderen Entartungen der Schleimhaut oder der übrigen Häute der Blase; — 6) hartnäckigen, rheumatischen u. gichtischen Leiden mit Hämorrhoiden complicirt; — 7) chronischen Nervenkrankheiten und nicht bloß Hysterie und nervöser Hypochondrie in Folge krankhafter Verstimmungen der Ganglien des Unterleibs, sondern auch Lähmungen. Benutzt werden die Mineralquellen: 1) vorzüglich und am häufigsten in Form von Wasserbädern von 22 bis 28 Grad R., bereitet aus reiner Soole oder mit einem Zusatz von Mutterlauge. Nicht selten entsteht ein eigenthümlicher kritischer Badausschlag, meist zwischen dem zwanzigsten u. dreißigsten Tage, selten früher; — 2) als Getränk; man läßt früh in Zwischenräumen von 10 Minuten oder einer Viertelstunde ein kleines Glas der Eisenquelle, des Karlsbaderbrunnens oder des Brunnen am Stein zu Münster trinken; — 3) die Douche wird angewendet kalt zu 8 bis 15 Grad R., oder warm zu 22 bis 27 Grad R., in stärkeren oder schwächeren Strahlen als Regendouche; — 4) als sehr wirksam empfiehlt Pringer Umschläge und Einspritzungen von Soole, nur selten mit Mutterlauge versetzt, bei örtlicher Erschlaffung, insbesondere Injektionen von 20 bis 30 Grad R., täglich 2—4mal in die Scheide bei Fluor albus, der durch örtliche Schwäche, skrophulöse, syphilitische oder mercurielle Dyskrasien bedingt wird; bei Auflockerungen der Schleimhaut der Scheide und des Uterus, Anschwellungen, Verhärtungen und Geschwüren der Drüsen der Schleimhaut; Anschwellungen u. Verhärtungen des Muttermundes u. Halses des Uterus; — 5) häufig wird ferner die an wirksamen Bestandtheilen so reiche Salzlust bei den Gradirhäusern benutzt. Sie ist so stark mit Chlor, Jod und Brom gesättigt, daß sie auffallend nicht bloß den Sinn des Geruchs, sondern auch den des Geschmacks in Anspruch nimmt und von ausgezeichnete Wirkung auf die Schleimhaut der Luftwege und Lungen ist. Auf den bei den Gradirwerken befindlichen Rubebänken läßt Pringer die Kranken anfänglich eine Stunde, und allmählig steigend 4—8 Stunden täglich verweilen, empfiehlt sie mit dem günstigsten Erfolge bei chronischen Leiden der Schleimhaut der Luftröhre und Bronchien; als

Kreuzscheibe (Mechanik), metallener Zirkel, zwischen dem sich zwei Streifen rechtwinkelig kreuzen, an deren Enden Abscher oder Diopter angebracht sind; in der Mitte des Zirkels ist unten eine Hülse, welche auf einen Stock gesteckt wird. Man bedient sich der K. beim Feldmessen zu geometrischen Operationen.

Kreuzscheide (Geom.), der Mittelpunkt eines rechtwinkligen Kreuzes.

Kreuzschenkel (Uhrm.), drei oder vier Schenkel, welche von dem Mittelpunkt des Rades nach dem Kranz gehen u. denselben tragen.

Kreuzschläger (Schlosser), großer Hammer, welcher zum Ausdehnen gebraucht wird, wobei man abwechselnd der Länge und der Breite nach auf das Eisen schlägt (Kreuzschlagen).

Kreuzschlag, 1) (Hutmacher), das Wappen der Hutfilze über das Kreuz; — 2) (Forstw.), ein Schlag, welcher halb abgetriebenes und halb haubares Holz hat.

Kreuzschnabel (Ornith.), Vögelgattung, f. v. a. *Loxia briss.* — Gemeiner Kreuzschnabel, f. v. a. *Loxia curvirostra* L.

Kreuzschnecke (Mollusk.), Schneckengatt., f. v. a. *Doris* Cuv., Gattung der Gastropoda nudibranchia Cuv., der Ordnung der eintheiligen Arterienthiere und der Junst der Rückenschnecken nach Dlen, bei Müller und Smelin fast alle Nudibranchien umfassend, von Cuvier erst in engere Grenzen gebracht. Charakter: After am hintern Theile des Rückens eingeböhrt, Kiemen in Gestalt kleiner Bäumchen, die zusammen eine Art Blume bilden, kreisförmig um den After herumstehend; Maul ein kleiner, unter dem Vorderrande des Mantels angebrachter Müffel, mit zwei kleinen, kegelförmigen Fühlern; zwei andere, keulensförmig gestaltete Fühler treten aus dem oberen, vorderen Theile des Mantels hervor; Oeffnungen der Zeugungsorgane stehen unter dem rechten Rande desselben nahe bei einander; Magen häutig; eine mit der Leber verflochtene Drüse ergießt durch ein nicht weit vom After befindliches Loch eine eigene Flüssigkeit. Ueber vierzig, meist röthlich gefärbte Arten in allen Meeren, einige ziemlich groß. Ihr Laich zeigt sich in Gestalt von gallertigen Bandern auf Steinen, Seetang und anderen Wasserpflanzen. Wichtigste Arten: A. Mit eiförmigem, über den Fuß hinausreichendem Mantel. 1) *D. verrucosa* L. Eiförmig-länglich, konver, warzig, die oberen Fühler stehen zwischen zwei Lamellen hervor. Im indischen Meere. 1 Zoll. Cuvier, Ann. du Mus. IX, Taf. 1, Fig. 4, 5. — 2) *D. Argo* L. Eiförmig-länglich, flach, glatt. Die oberen Fühler sind keulensförmig, aus Gruben hervortretend, die Farbe ziegelroth. 2 Zoll. Im mittelländischen Meer. Bohadsch, De quibusdam An. mar., Taf. V, Fig. 4, 5. — 3) *D. obvelata* Cuv. Eiförmig-länglich, obenher mit kleinen Knötchen punktirt, halbdurchsichtig, am Rande mit einem breiten, ausgeschweiften Saume versehen. Im Nordmeer. Klein. Müller, Zool. dan., Taf. 47, Fig. 1, 2. — 4) *D. fusca* M. Eiförmig, obenher rauh punktirt, braun. Im Nordmeer. Müller,

Zool. dan., Taf. 67, Fig. 6—9. — 5) *D. stellata* Cuv. Eiförmig-konver, bräunlich, obenher mit kleinen rundlichen Knötchen besetzt. Die oberen Tentakeln treten aus Kelchen mit geschligtem Saum hervor, ihr Ende bildet einen runden Federbusch. Bei La Rochelle. Bommé, Act. Fless. 1 (III), Fig. 2. — 6) *D. pilosa* M. Eiförmig, weiß, sehr konver, mit kegelförmigen, in Haarspitzen ausgehenden Knötchen. Ebendasselbst. Müller, Zool. dan., Taf. 85, Fig. 5, 8. — 7) *D. laevis* Müll. Eiförmig, klein, mit Knötchen am Rande herum. Im Nordmeer. Müller, Zool. dan., Taf. 47, Fig. 3—5. — 8) *D. muricata* Müll. Eiförmig, flach, obenher mit dunkelgelben Warzen, die weiße Spitzen haben, bedeckt. Im Nordmeer. Müller, Zool. dan., Taf. 85, Fig. 2—4. — 9) *D. tuberculata* Cuv. Eiförmig, schmutziggelb, mit dunkleren Flecken, die Oberseite körnig, unten schwarz punktirt. 2—3 Zoll. Bei Neapel. Cuv., Ann. du Mus. IV, LXXIV, 5. — 10) *D. limbata* Cuv. Eiförmig, oben konver, braun marmorirt, mit gelblichem Saum eingefast, die oberen Fühler keulensförmig, durch ein Blatt gehend, die Kiemen 3fach gefiedert. Im Mittelmeer, bei Marseille. Cuv., Ann. du Mus. IV, LXXIV, 3. — 11) *D. solea* Cuv. Länglich, ganz flach, die oberen Fühler kegelförmig, aus hervorstehenden Kelchen sich hervorschiebend. 3½ Zoll. In Indien. Cuv., Ann. du Mus. IV, LXXIV, 1, 2. — 12) *D. marginata* L. Quadratisch-eiförmig, weiß, in der Mitte pürpuroth punktirt, die Stirn geht in vier stumpfe Spitzen aus; der Mantelsaum wellig. ½ Zoll. An der Küste von Devon. Linn., Trans., Tf. VII, Fig. 7. — 13) *D. nigricans* Otto. Länglich, stumpf, mit gelbem, konverem, schwarzem Rücken, der aschgraue Mantel randwellig, 6 Kiemen um den After. 1 Zoll. Bei Nizza. Otto, Nov. Act., N. C. XI, 38, 1. — 14) *D. setigera* Rapp. Obenher konver, braun, schmutzweiß marmorirt, mit zerstreut stehenden weißen Borsten besetzt, die an ihren Enden Knöpfchen haben. 2—2½ Zoll. Im Golf von Neapel. Nov. Act., N. C. XIII, S. II, Taf. 26, Fig. 1. — 15) *D. grandiflora* Rapp. Obenher braun mit schwarzen Flecken, der Mantel sehr breit, dünn, wellenförmig ausgebuchtet, mit zarten, ästig auslaufenden Adern gezeichnet. Die dunkelbraunen Fühler an der Spitze weiß. Die Kiemen sehr groß, weiß. 3—3½ Zoll lang. Im Meere bei Neapel. Nov. Act., N. C. XXVII, Fig. 3. — 16) *D. tigrina* Sav. Halbflugelig, mit größern u. kleinern halbverwaschenen schwarzen Flecken. 3 Zoll. Savigny, Grand. Ouvr. d'Ég., Gaster., Taf. 1, Fig. 3. — B. Prismatische, der Mantel fast so schmal wie der Fuß. — 17) *D. lacera* Cuv. Länglich, prismatisch, mit Bläschen von ungleicher Größe über den Rücken besetzt, ein schmaler, zerrissener Randsaum schlägt sich nach oben. 3—4 Zoll. In Indien. Cuv., Ann. du Mus. IV., T. 7, Fig. 1, 2. — 18) *D. atromarginata* Cuv. Läng, prismatisch, mit hervorstehendem Rücken, an der Seite mit schwarzem Streif. Hinten spizig, etwas geschwänzt. In Indien. Cuv., Ann. du Mus. IV, LXXIV, 6. — 19) *D. gracilis* Rapp. Klein, dunkelblau, der Mantel mit 1 schmalen, gelben Streife eingefast, auf dem Rücken weiße Linien. 1 Zoll. Häufig bei Neapel. Rapp, N. A. N. C. XIII, S. II, Taf. 27, Fig. 10.

2) bei Verfertigung der Rohrstühle das Durchflechten der Rohrfäden, welche den Aufzug durchkreuzen.

Kreuzstock (Bauw.), 1) f. v. a. Fensterkreuz; — 2) ein steinerner Fensterstock; — 3) (Klempner), f. v. a. Hornamboss.

Kreuztage, die ersten drei Tage vor dem Himmelfahrtsteste, so genannt, weil in der katholischen Kirche bei den zu dieser Zeit Statt findenden Processionen das Kreuz vorgetragen wird; daher heißt die Woche: die Kreuz- oder Betwoche.

Kreuztanne (Bot.), f. v. a. Edelanne, *Pinus picea* L.

Kreuztaube (Ornithol.), f. v. a. Mövchen-taube.

Kreuzthal (Geogr.), 1) bayerische Dörfer: a) R.-B. Schwaben u. Neuburg, Edgr. Kempfen; 420 Einw.; — b) R.-B. Unterfranken u. Asch., Edgr. Hassfurt; Mühlen; über 100 Einw.; — 2) (Krzizowa Dolina), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Doppelau; 290 Einw.

Kreuzthaler (Münzw.), wegen des darauf befindlichen Kreuzes folgende Silbermünzen: 1) der Albertusthaler von 90 Albusgroschen (f. d.); — 2) der brabant (Kronen-) oder burgunder Thaler, der mit dem vorigen von ziemlich gleichem Werthe ist; — 3) Scudo della croce, eine venetianische Silbermünze.

Kreuzthoren, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Scheibbs; 120 Einw.

Kreuzthür, f. Thür.

Kreuzträger, 1) bei kirchlichen Aufzügen der das Crucifix Tragende; — 2) in Städten zuweilen Gehülfe des Kirchner; — 3) f. v. a. Kreuzbruder; — 4) f. v. a. Cruciger; — 5) K. mit dem rothen Stern, f. v. a. Crucigeri.

Kreuzträgermönche, f. v. a. Crucigeri.

Kreuztrichter (Geogr.), derjenige Theil des Vierwaldstättersee's in der Schweiz, wo dieser seine größte Breite hat, und dessen Arme nach Rüschnacht und Alpnach hin ein Kreuz bilden. Er ist eine Stunde von Luzern entfernt, in der Gegend des Weggenhorns, und gewährt eine reizende Ansicht.

Kreuztritt (Jagdw.), f. Hirschfährte.

Kreuztrompetenblume (Bot.), f. v. a. *Bignonia crucigera* L.

Kreuz- und Betwoche, f. Kreuztage.

Kreuz- und Steißbeinmuskel (Anat.), f. Steißbeinmuskeln.

Kreuzung, 1) (bot. Term.), f. v. a. Hybriditas; — 2) f. Kreuzen.

Kreuzurtheil, f. Ordaalien.

Kreuzverband, bei der Auführung von Mauern aus gebrannten Backsteinen die Art der Zusammenfügung, so daß die Stoßfugen der 2ten Läuferreihe die Mitte jedes Steines der 1ten trifft, mit welcher dann die 3te gleiche Lage hat. Die Stoßfugen bilden sonach ein Kreuz. Er wird hauptsächlich bei solchem Mauerwerk angewendet, welches keinen Abzug erhält und zielt, wenn er gut angebracht ist, das Gebäude zc. Der K. ist fester als der Blockverband (f. d.). K. an Holzstößen ist, wenn die Klastern ohne

Stügen und so aufgesetzt werden, daß die letzten Holzstücke an den Enden des Holzstoßes kreuzweise gelegt werden. Ein solcher Holzstoß enthält (gegen die gewöhnliche Meinung) weniger Kubikinhalt, als ein solcher, welcher in ein Maß gesetzt ist und zwischen Pfählen steht.

Kreuzverhör (engl. Rechtsw.), f. Jury.

Kreuzvogel (Ornith.), 1) f. v. a. gemeiner Kreuzschnabel, *Loxia curvirostra* L.; — 2) f. v. a. Seidenschwanz (f. d.), *Bombicilla garrula* L.

Kreuzvolten, f. Reckkunst.

Kreuzwasserlinse (Bot.), f. v. a. *Lemna trisulca* L.

Kreuzwechsel (Jagdw.), die Stelle, wo das Wild wechselt, d. h. quer über einen andern Weg gegangen ist.

Kreuzweg (Abergl.), der Ort, wo zwei Wege sich kreuzen, ist ein Lieblingsaufenthalt von Gespenstern und Geistern und deshalb am trefflichsten geeignet zu allerlei Zaubereien u. Beschwörungen.

Kreuzweh (Med.), f. v. a. Lendenweh.

Kreuzwehen (Med.), f. Wehen.

Kreuzweise (bot. Term.), f. v. a. Cruciatim.

Kreuzweise gestellt, Kreuzweis stehend, f. v. a. Decussatus.

Kreuzwels (Ichthol.), Welsgatt., f. v. a. *Pimelodes*.

Kreuzwerthheim (Geogr.), 1) bayer. Herrschaftsgericht, R.-B. Unterfranken u. Asch., den Fürsten von Löwenstein Werthheim-Rosenberg und Freudenberg gehörig; umfaßt $2\frac{1}{2}$ □ Meilen mit 4780 Einw.; — 2) Marktsteden das; Zollamt, Mainüberfahrt, Schloß; 780 Einw.; bildet eine Vorstadt von Werthheim.

Kreuzwoche, f. Kreuztage.

Kreuzwurz (pharm. Bot.), 1) f. v. a. *Radix Polygalae vulgaris*, f. P. vulgaris L.; — 2) f. v. a. Bleiwurzel, f. *Plumbago europaea* L. — Selbe Kreuzwurz, f. v. a. *Galium cruciata* Scop.

Kreuzwurzkrant (Bot.), f. v. a. gemeines Kreuzkraut, *Senecio vulgaris* L.

Kreuzzeidel (Bot.), nach Dlen, Pflanzengattung, f. v. a. *Pimelia*.

Kreuzzeug (Jagdw.), f. Jägerzeug.

Kreuzziegel (Bauw.), die aus Lehm gefertigten und getrockneten Ziegel, Schmierziegel.

Kreuz zieht sich in die Tiefe (Bergb.), f. v. a. rückt in die Tiefe mit fort.

Kreuzzüge. Die am Ende des elften Jahrhunderts beginnenden Kreuzzüge gewähren das eigenste und merkwürdigste Schauspiel, das die Welt je gesehen. Auf alle Verhältnisse der meisten abend- und morgenländischen Reiche hatten sie den bedeutendsten Einfluß. Zwei Welttheile, Europa und Asien, gerathen mit einander in Konflikt und bringen über einander Elend und Verderben. Die Völkerschwärme und Verheerungen, die es siebenhundert Jahre von dem Norden Asiens empfangen und erlitten hatte, gab Europa jetzt dem südwestlichen Theile jenes Welttheils heim; und wie viel Ströme Blutes es den Barbaren gekostet hatte, in Europa einige Königreiche zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte u.

Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Schon seit Konstantins des Großen Zeit waren müßige Andächtler nach Palästina zur Stätte des Kreuzes, des heiligen Grabes und anderer Heiligtümer und Gnadenplätze gewallt, weil man dies für eine edle Buße der Sünder und für Verdienst der Frommen hielt und es, je mehr Gefahren damit verbunden waren, um so höher achtete. Dies hatte auch Reiz für den Rittergeiz. Die Erwartungen, welche der Uebergang aus dem ersten in das zweite Jahrtausend veranlaßt hatte, waren hinzugekommen; wenn das Ende der Welt erfolgte, welches der Chiliasmus in die Periode versetzte, so dachte sich die Schwärmeri den Weg über Jerusalem kürzer zum Himmel. Die Khalifen und alle Mächtigen beförderten diese Wallfahrten, denn sie brachten Geld und fremde Waaren ins Land, wofür Eingangs- und Abgangs- und Fremdensteuer bezahlt werden mußte, welcher, wenn ihn die ärmeren Pilgrime nicht entrichten konnten, diesen die größten Verlegenheiten bereitete und sie nicht selten der Gefahr zu verschmachten aussetzte. Reiche Pilger dagegen reizten oft genug die Raub- und Mordlust der Araber, weshalb es immer rathsamer wurde, in zahlreichen Scharen, sich selbst zur Bedeckung, den Weg ins gelobte Land zu machen. So waren auch bereits ganze Haufen unter der Anführung von Bischöfen und wohl bewaffnet ausgezogen, um Jerusalem zu sehen. So hatten im Jahr 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz, die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von 7000 Menschen eine solche Wallfahrt unternommen, wovon nach vielen Abenteuern kaum die Hälfte ihr Vaterland wieder sah. Solche Vorfälle erregten den Wunsch einer ernstlichen Abhilfe gegen die Ungläubigen. Schon hatte Calixtus II., noch ehe er Papst wurde, ernstlicher aber noch Gregor VII. diesen Wunsch zu Thaten beleben wollen; aber jetzt erst schienen die Umstände zur Ausführung des großen Werkes reif geworden zu seyn. Das Gerücht von den Leiden, welche den Pilgern, besonders seitdem die Seldschucken, ein mächtiger Stamm des türkischen Volkes, 1080 Syrien und Palästina erobert, in diesen Ländern widerfuhr, war längst nach Europa gedrungen, und die Menge derer, welche zurückblieben, bestätigte die schrecklichen Erzählungen der wenigen, welche zurückkehrten. Der fatimische Khalif, Al Hakim in Aegypten, war vor allen am schwärzesten geschildert, wie ein zweiter Nero, der aber, als der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst ein Christ sey, im Blute der Christen abwaschen wolle. Empörend war besonders jetzt die Härte der überhaupt rohen Türken, nachdem Atusuf, der Bruder des siegreichen seldschuckischen Sultans zu Bagdad, Malek-Schah, wider jenem Syrien und Aegypten zum Eigenthum gegeben, auch Jerusalem erobert u. einem seiner Tapfern, dem Ortok, 1086 zum Besiz übergeben hatte, und nach des letzteren Tode waren dessen ihm im Besiz Jerusalem folgende Söhne Cötan und Ilgazi noch härter und grausamer. Von solchen Greuelthaten und von dem Helden-

mushe ihrer Brüder im Märtyrertod wußten zurückkommende Pilgrime viel Rührendes zu erzählen. Unter diesen hatte keiner mehr Geschick, steinharte Herzen zu zerbrechen, als der wahnwitzige Peter von Amiens. Mit Thränen in den Augen, mit dem Krucifix in der einen u. einem vom Himmel gefallenem Vollmachtsbrief in der andern Hand durchstrich er baarfuß, im härnen Einsiedlerkittel, mit Stricken umgürtet, eine Provinz nach der andern; selbst der Esel, auf welchem er ritt, theilte mit ihm die Ehre, die er durch seine Predigten und durch erschütternde Schilderungen der Noth und der Leiden in jenem Lande, durch Fasten, Kasteien, Almosen und andere fromme Marktschreierkünste erwarb. Er schlug den Funken einer Raserei hervor, welche gegen 200 Jahre brannte und nur durch Millionen von Leichen gedämpft wurde. Wenn sie aber Preis gegeben werden sollten, so gab es allerdings keinen günstigeren Zeitpunkt, einen bleibenden Besiz des heiligen Landes durch sie zu erwerben, als den gegenwärtigen. Sultan Malek-Schah war im J. 1092 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Borkiaruk hatte mit seinem Vaterbruder Tutusch, nach dessen Tode 1095 sich dessen Söhne Delsak als Fürst von Damask, Radvan als Fürst von Haleb ohne großes Uebergewicht über die fast unabhängigen Fürsten und Emire der Gegend von türkischer und arabischer Abkunft behaupteten, und sodann mit seinem Halbbruder Mohammed über die Erbfolge Krieg zu führen. Diese türkischen Fürsten standen nicht bloß in politischer Feindschaft mit den Fatimiden in Aegypten, sondern auch in religiöser, da letztere Ali als den rechtmäßigen Nachfolger des Propheten ansahen. Beide betrachteten sich gegenseitig als gefährlicher, als die anfangs wohl für vorübergehend gehaltenen Angriffe der Fremden.

I. Kreuzzug. Während Peter der Einsiedler die Länder durchlief und durch Feuervorte seine Schwärmeri in die Seelen von Hunderttausenden goß, schrieb Papst Urban II. ein Concilium nach Piacenza im Jahre 1095 aus, um allda die große Angelegenheit durch gemeinsame Berathung der geistlichen und weltlichen Häupter zu befördern. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, auch den Wünschen des Papstes so wie den Bitten der griechischen Abgeordneten, welche im Namen Alexius I. um Hülfe wider die Türken flehten, geneigt. Doch hielt der Papst für gut, noch durch einige Zögerung den Brand innerlich zu verstärken und erst in einem zweiten Concil dessen gesammte Kraft nach außen zu lenken. Daher wurde 8 Monate darauf im November 1095 eine Kirchenversammlung zu Clermont in Auvergne gehalten unter großem Zulauf von Begeisterten aus allen Ständen. Der Eifer der Anwesenden kam jenem des heiligen Vaters entgegen und der tausendstimmige Ruf: Deus le vult! (d. h. „Es ist der Wille Gottes!“) unterbrach den Strom seiner Rede. Er befahl, daß dieses fromme Wort zum Feldgeschrei genommen und die Kleider — oder, wie die Eifrigen thaten, die Leiber — mit dem heil. Kreuze bezeichnet und Genossen des verdienstlichen Werkes unter Freunden und Bekannten geworben

würden. Am Feste der Himmelfahrt Mariä den 15. August 1096 sollte der Heereszug beginnen. Noch ehe die Rüstungen der größten Häupter vollendet waren, eilte Peter der Einsiedler, als Befehlshaber von 50 — 60,000 Menschen, durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel. Ihm voran zog ein Edelmann, Gautier Sans-avoir (Walter Habenichts). Der geringste Theil aber dieser Abenteurer bestand aus Soldaten; die Menge derselben kannte keine Kriegszucht, überließ sich der Raubbegierde u. jeder Zügellosigkeit; daher wurde schon die Hälfte derselben von den Ungarn und Bulgaren niedergehauen. Die übrigen, dem Namen nach Freunde und Hülfsvölker, der That nach den schlimmsten Feinden gleich, stürzten sich über das griechische Reich, dessen Kaiser sie durch freigebige Spenden beschwichtigte, aber so schnell als möglich über den Bosporus nach Asien schaffte. Bald erscholl die Kunde von ihrem Untergang. Sie waren tollkühn in die Länder des Sultans von Iconium, Kilidge-arölan, gebrochen, welcher sie ohne Mühe, zumal in der Vertilgungsschlacht bei Nicäa, auftrieb. Diesen folgten bald andere zahlreiche Haufen nach; unter andern 15,000 Deutsche und Lothringer unter dem Befehle eines Priesters Gottschalk, andere Schwärme, an deren Spitze der Priester Volkmar und Graf Emilo standen, welche größtentheils wegen ihres schändlichen Betragens von den Ungarn umgebracht wurden, nachdem sie sich schon auf ihren Märschen durch die Städte am Rhein, Main und an der Donau durch ihre Mordlust gegen die Juden berüchtigt gemacht hatten u. als Streiter Christi bewährt zu haben meinten. — Jetzt erst rückte das eigentliche Heer, doppelt so stark, als die bereits schon aufgetriebenen Haufen, sechsmal hunderttausend an der Zahl, wohlgerüstet, streitbar, geführt von den edelsten Helden der Zeit gegen das griechische Kaiserthum vor. Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, war unter ihnen der Erste durch anerkannten Vorzug des Geistes und Charakters. Neben ihm glänzten durch Geburt oder Macht oder Thatenruhm Hugo der Große, Graf von Vermandois, des französischen Königs Bruder, Herzog Robert von der Normandie, Wilhelm des Eroberers Sohn, die Grafen Robert von Flandern, Raimund von Toulouse und Stephan von Chartres, so wie aus Unteritalien der tapfere Bohemund, Fürst von Tarent, Robert Guiscard's Sohn, und sein heldenmüthiger Verwandter, Tancred, die Blüthe der Ritterschaft. Auf verschiedenen Wegen zu Wasser und zu Land gelangten diese Häupter mit ihren gewaltigen Schaaren, unter denselben wohl hunderttausend schwer bewaffnete Reiter, an die Thore Konstantinopels, dessen Beherrscher wie sein Volk mit steigendem Erstaunen und mit steigender Furcht die endlosen Reihen seiner Helfer, die schwellenden Fluthen dieser abendländischen Völkerwanderung betrachtete. Kein Wunder, daß Alexius die Kreuzfahrer mißtrauisch einschränkte, daß er, um nicht am Ende durch diese Züge mehr zu leiden, als durch die Türken und Araber selbst, dem Herzog von Lothringen und andern Großen den Eid der Treue abnöthigte u.

sogar den Vertrag mit ihnen schloß, daß sie die von ihnen zu machenden Eroberungen ihm abtreten oder für diejenigen, welche sie behalten würden, ihm huldigen sollten. Erst im Frühjahr des Jahres 1097 stießen alle Abtheilungen des ungeheuern Kreuzheeres bei Nicäa in Kleinasien zusammen. Eben als die Kreuzfahrer die Uebergabe der belagerten Stadt erwarteten, fanden sie sich durch den Kaiser hintergangen, der einer heimlichen Verabredung mit den Türken zufolge zum Besitze der Stadt gelangt war. Bei dieser Belagerung waren viele der Betrogenen zu Grunde gerichtet worden, aber es waren nach ihrer Einbildung lauter Märtyrer, die für die Sache Gottes ihr Leben hingegeben hatten, so wenig auch die Sitten des größten Theils von ihnen mit diesem Begriffe übereinstimmten. In dessen wurde Nicäa am 20. Juni 1097 wirklich erobert, ein entscheidender Sieg über den türkischen Sultan Kilidge-arölan erfochten, dadurch der Weg nach Syrien geöffnet, und nun lagerte sich das große Heer vor Antiochia, während zu Edessa und in dem umliegenden Bezirk Balduin, Herzog Gottfrieds Bruder, ein eigenes Fürstenthum errichtet hatte und bald über Mesopotamiens und Arameniens schönste Provinzen seinen Scepter erstreckte. Nach mühevoller Belagerung, wobei sich das Heer des Herrn der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit überließ, wurde Antiochia gewonnen; aber in der eroberten Stadt sahen sich die Christen bald durch den Emir von Mossul, Kerboga, wieder eingeschlossen und dem Untergang durch Waffen und Hunger Preis gegeben. Die Verzweiflung der Kreuzsoldaten war so hoch gestiegen, daß die Geistlichkeit wegen der Lästerungen derselben gegen Gott einige Tage den Gottesdienst einstellen mußte. Endlich rettete ein glücklicher Ausfall, zu welchem abergläubische Begeisterung die Kräfte lieb, die Bedrängten; eine hartnäckige Schlacht mit den Türken wurde geschlagen und am 28. Juni 1098 der vollständige Sieg erfochten. Und nun war Jerusalem das heiß ersehnte Ziel der kriegerischen Pilgerfahrt. Am 6. Juni 1099 kam das Kreuzheer vor der heiligen Stadt an. Beim Anblick dieses letzten Zieles ihrer Wünsche brachen viele in Freudenthränen aus; alle warfen sich nieder und küßten seligen Entzückens voll das heilige Land. Als Tancred, dieser fühne normannische Fürst, vor den übrigen auf den Delberg hingeilt war, verneigte er sich gegen alle die merkwürdigen Plätze, welche die evangelische Geschichte namhaft macht und die er zu erblicken glaubte; und ein daselbst wohnender Einsiedler mußte ihm die Orte zeigen, wo Kaiphas gewohnt, wo Judas sich erhenkt, wo Petrus einen Lahmen geheilt hatte und wo Stephanus gesteinigt worden war. Auf die Versicherung desselben Einsiedlers, daß die Christen am folgenden Tage ohne alle Belagerungsmaschinen Jerusalem erobern würden, griffen sie die Stadt an und — wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Erst am 15. Juli 1099 wurden sie Herr derselben, nachdem sie schon bei einem zweiten Sturm zurückgewichen waren. Da gab ihnen, wie sie sich einbildeten, ein Ritter mit einem glänzenden Schild auf dem Delberg das

Zeichen zum neuen Angriff und nun wurden nicht bloß bewaffnete Türken und Araber, sondern auch fast alle andern mohammedanischen Bewohner der Stadt, selbst Weiber und Kinder ermordet. Obgleich die Großen den Belagerten Sicherheit des Lebens zugesagt hatten, so entbrannten jetzt Scenen der Wildheit, der Raubsucht und der Ausschweifung, die keine Feder zu schildern vermag, aufgeführt zur Wiedervergeltung der den Christen und den geweihten Orten zugesügten Schmach. Mostaali, der fatimitische Khalif, der Jerusalem den turkomannischen Horden entriß und wieder mit dem ägyptischen Reiche vereinigt hatte, versuchte jetzt nach Verlust derselben noch einmal die Herstellung seiner Macht, wurde aber bei Askalon entscheidend geschlagen und so das gewonnene Land behauptet.

Obwohl sein frommer Heldensinn es verweigerete, da eine Königskrone zu tragen, wo der Sohn Gottes die Dornenkrone getragen hatte, so wurde doch Gottfried von Bouillon aus den siegreichen Häuptern der Kreuzfahrer zum König von Jerusalem ausgerufen. Sein Gebiet war von kleinem Umfang, da nicht nur in Edessa und Antiochia, sondern auch in den näher gelegenen Städten und Ländern Tripoli, LEBIAS, Sydon, Tyrus, Galiläa u. a. durch andere Häupter gesonderte Herrschaften gestiftet wurden. Schon ein Jahr nach seiner Erhöhung 1100 † Gottfried von Bouillon. Sein Bruder Balduin I. folgte ihm u. diesem Balduin II., sein Verwandter, 1118, auf welchen Fulk, dessen Eidam, 1131 und dann des letztern Sohn Balduin III. 1142 kamen. Sie alle stritten mit abwechselndem Glücke wider die Saracenen. Ihre Macht war gering. Kaum 12,000 regelmäßige Streiter zählte das Reich. Es würde frühe der Macht der wohl erschreckten, doch nicht zu Grunde gerichteten Türken erliegen seyn, wenn nicht die Stiftung der geistlichen Mitterorden vom Hospital des heiligen Johannes, dann vom Tempel Salomons und etwas später der deutschen Kreuzherren ihm eine eiserne Schutzwehr gegeben und wenn nicht die von Zeit zu Zeit erschienene Hülfe frischer Kreuzschaaren den Abgang der einheimischen Streitkraft ersetzt hätte. Indessen zogen drohende Wetterwolken sich über dem Reich von Jerusalem zusammen. Die alternde Macht der Seldschuken wurde durch die aufstrebende Hoheit der Atabeken furchtbar erneuert. Emadeddin Banghi zu Mossul und sein Sohn Nureddin, welcher zu Halep thronte, erschütterten durch wiederholte Schläge die christliche Herrschaft, indem sie 1144 Edessa, den Sitz einer neuen christlichen Grafschaft, eroberten u. nach wiederholtem Verlust siegreich behaupteten.

II. Kreuzzug. Ein so wichtiger Verlust erregte in Europa große Besorgnisse, indem man absichtlich noch verbreitete, daß die Türken das ganze Gebiet der Christen in dem Morgenland ungehindert verwüsteten und dieselben durch unausgesetzte Angriffe mehr und mehr schwächten. Lebhaft stellte daher der Papst Eugen III. diese Noth vor in einem Schreiben an Ludwig VII., König von Frankreich, so wie an alle Großen und Gläubigen seines Reiches, indem er allen denen, welche kampferüstet ins heil. Land

ziehen würden, alle den Kreuzfahrern von Urban II. verliehenen Vorrechte bestätigte und sie zugleich von der Verbindlichkeit, rückständige Zinsen zu bezahlen, lossprach. Ludwig VII. nahm um so williger das Kreuz, als er durch einen Zug ins gelobte Land von einer furchtbaren Schuld, die er durch die Einäscherung einer Kirche, wobei 1300 Menschen, welche sich dahin geflüchtet, umkamen, sich zugezogen hatte, um so leichter sich befreien zu können meinte. In Verbindung mit Kaiser Konrad III. brachen (1147) 140,000 gepanzerte Reiter u. nahe an eine Million gemeines Fußvolk auf. Bernhard, Abt von Clairveaux, hatte es durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit auf einem Reichstag zu Speyer 1146 bei dem abgeneigten Kaiser dahin gebracht, daß auch Deutschland sich in Bewegung setzte. Er begab sich dorthin, im vollen Bewußtseyn der Kunst, die Gemüther zu beherrschen, die er ausgelernt und die er an Höfen nicht minder als in Einsiedeleien bisher geübt hatte. Bernhard weisagte den Deutschen und Franzosen den herrlichsten Erfolg und zerschnitt seine Kleider in Kreuzlappen, wehrte aber den heftigen Judenverfolgungen, mit welchen abermals, auf Anreizung eines fanatischen Mönchs, an vielen Orten der Kampf gegen den Unglauben angehoben ward. Ludwig VII. ergriff also die Driflamme oder die feuerfarbige heilige Fahne, die, mit gleich ehrfurchtsvollem Glauben, wie das Oelfläschchen zu Rheims, als ein Reichspalladium im Dionysioskloster aufbewahrt wurde, und nun brach er mit 160,000 Mann nach Konstantinopel auf. Kaiser Konrad folgte. Allein die Hülfe, welche Alexius nöthig gehabt, ward, nachdem die Türkennoth geschwunden, jetzt nicht mehr begehrt. Feindselig wurden die Franken von den Griechen empfangen. Manuel Komnenus bereitete emsig durch Ränke und Verrath ihren Untergang. Kaiserliche Wegweiser leiteten die Blüthe des kaiserlichen Heeres in den Wildnissen des Taurus irre und bereiteten ihr den Untergang. Bernhard, der, nach der Rückkunft der traurigen Ueberbleibsel und nach dem klaglichen Verlauf des Unternehmens (1149) ein Lügenprophet geschimpft ward, tröstete und rechtfertigte sich mit dem Gedanken, daß auch Moses sein verderbtes Volk nicht hatte ins gelobte Land führen können. Ludwig VII., der ihm folgte, wurde wiederholt von demselben Feind, dem Sultan Masoud von Rum, und fast bis zur Vernichtung geschlagen. Die Trümmer der christlichen Macht erreichten kümmerlich das gelobte Land, vereinigten sich mit den Truppen des Königreichs, belagerten Damascus und eroberten es nicht. Die unerhörte Anstrengung trug also nicht eine Frucht; nicht eine Trophäe tröstete Europa über sein vergossenes Herzblut.

Nach diesem gänzlich mißlungenen Versuche gerieth die christliche Herrschaft in Palästina u. Syrien gänzlich in Verfall. Der Sultan Nureddin bemächtigte sich des edessaischen Gebietes völlig und verwüstete das Antiochenische nach Gefallen. Zwar eroberte Balduin III. Askalon im Jahr 1154, wurde aber bald darauf von jenem Fürsten wieder mit großem Verlust zurückgeschlagen. Als Balduin III. im Jahr 1162

von seinem Arzt vergiftet gestorben war, wurde seinem Bruder Amalrich die Regierung übertragen, worauf derselbe mit seinem Kriegsvolk in Aegypten einfiel, sich aber schnell zurückziehen mußte, da Nureddin unterdessen den Christen in Syrien eine große Niederlage beigebracht und unter andern Paneas 1164 erobert hatte. Drei Jahre darauf zog der König von Jerusalem abermals nach Aegypten, nahm Kairo in Besitz, schloß aber einen Vergleich, demzufolge er das Land wieder verließ, überfiel dasselbe 1168, überredet von seinen Befehlshabern u. insbesondere von dem Großmeister der Hospitalbrüder, von Neuem und ließ sich abermals, seiner glücklichen Fortschritte ungeachtet, durch eine Geldsumme zum Abzug bewegen, während in Syrien der Kriegelärm fortwüthete und die Gefahren in diesem Lande immer größer wurden. Denn Nureddin setzte in diesem Lande seine Eroberungen nicht allein fort, sondern es entstand nun auch in Aegypten ein noch furchtbarer Feind, als dieser, in Salaheddin oder Saladin, dem Kurden, welcher, nach des Sultans Tod im Jahre 1174 vollkommen Herr von Aegypten, Syrien und andern Ländern Asiens, der Gründer des Reiches der Ayyubiden wurde, ein Mann, durch Thaten und Charakter groß, die Bewunderung nicht minder als der Schrecken seiner Feinde. Auf Amalrich, der im Jahre 1173 †, nachdem er einige Jahre vorher vergebens Gesandte ins Abendland abgeschickt, welche um Hülfe bitten sollten, war sein Sohn Balduin IV. in einem Alter von 13 Jahren gefolgt unter der Vormundschaft seines Vetter's Raimund, Grafen von Tripolis. Von diesem erwartete man hauptsächlich, daß er sich Saladins schnell anwachsender Macht in Syrien, wo er seines Wohlthäters Nureddins Familie unterdrückte, mit Nachdruck widersetzen sollte, that aber zum größten Nachtheil der Christen das Gegentheil, indem er gegen einige bewilligte Vortheile einen Vergleich mit Saladin schloß, worin er versprach, ihm keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen. Indessen widersetzte man sich noch eine Zeitlang dem Saladin, der über alle mohammedanische Fürsten, wie über Aegypten ungetheilt die Herrschaft übte, und der Sieg bei Ramla 1176 gibt Zeugniß dieses Widerstandes. Doch von nun an nöthigte den König von Jerusalem körperliches Elend, dem Gemahl seiner Schwester Sibylla, Guido von Lusignan, Grafen von Joppe, die Regierung seines Reiches zu überlassen, indem er sich nur die königliche Würde, Jerusalem und gewisse Einkünfte vorbehielt. Allein da es demselben sowohl an Klugheit als an Geschicklichkeit fehlte, das Reich zu vertheidigen, so wurde im Jahre 1183 dessen Stiefsohn Balduin V., erst 5 Jahre alt, zum König gekrönt. Beide Könige starben jedoch bald darauf und Lusignans Gemahlin wußte es im Jahre 1186 durch den Patriarchen von Jerusalem und die Großmeister der Hospitalbrüder und der Tempelherren, aber mit Widerwillen der eigentlichen Großen des Reiches, dahin zu bringen, daß ihm die Königskrone aufgesetzt wurde. Seitdem war die Uneinigkeit und Verwirrung im Reiche größer, als je zuvor. Raimund, der ebenfalls nach dem Thron strebte und

für den würdigsten Besitzer desselben gehalten wurde, brach alle Verbindung mit dem König ab, verband sich heimlich mit Saladin und verrieth den König. In der Schlacht bei Tibérias 1187, wo die Christen eine völlige Niederlage erlitten, wurde Guido von Lusignan mit dem Großmeister der Tempelherren u. den Edelsten des Heeres gefangen genommen. Der Sultan eroberte die wichtigsten Städte des Landes; auch Jerusalem und alle heiligen Orte fielen in seine Gewalt.

III. und IV. Kreuzzug. Bis auf Antiochia, Tyrus, Tripolis und einige feste Schlösser waren nun alle so theuer erworbenen Früchte der K. verloren. Desto eifriger wurde jetzt im Abendland darauf hingearbeitet, schnelle und kräftige Hülfe nach Palästina abzusenden. Gregor VIII. ließ auf Anstiften Wilhelms, Erzbischofs zu Tyrus, 1187 ein Schreiben an alle Christen seiner Kirche ergehen, worin er ihnen das vom Teufel angerichtete Unglück im Morgenland ankündigte, sie aufforderte, zur Wiedereroberung des heiligen Landes alle möglichen Kräfte aufzubieten und Allen, die sich mit einem neuen Gemüth auf einen neuen Kreuzzug begeben würden, wenn sie büßend und glaubig sterben sollten, vollkommene Vergebung der Sünden und das ewige Leben, sonst aber die gewöhnlichen Vorrechte der Kreuzfahrer versprach. Hierauf legten ganz unerwartet die beiden Könige von Frankreich und England, Philipp August und Heinrich II. bei einer im Jahre 1188 veranstalteten Zusammenkunft ihre Hände bei Seite und ließen sich das Kreuz von den Bischöfen ertheilen. Zur Bestreitung der ungeheuren Rüstung sollte Jeder, der an dem Zug keinen Theil nehmen würde, den zehnten Theil aller seiner Einkünfte und Güter entrichten. Man nannte dies den Zehnten Saladins, als gegen den die Rüstung hauptsächlich gerichtet war. Ehe aber zum Aufbruch geschritten ward, † Heinrich, König von England, worauf Richard Löwenherz, sein Sohn und Nachfolger, mit dem französischen König die gemeinschaftliche Unternehmung berieth.

Geschwinder wurde sie in Deutschland betrieben und ausgeführt. Kaiser Friedrich I., der sich seinem 70. Jahre näherte und bereits das Bedenkliche eines solchen Krieges in Gesellschaft seines Oheims, Konrads III., erfahren hatte, scheint sich außer von seinem heldenmüthigen Geiste, besonders durch die Größe des Verlustes, den die Christen im Morgenlande erlitten hatten, haben bestimmen zu lassen. Vielleicht wollte er dadurch auch sein gutes Vernehmen mit dem päpstlichen Hofe zeigen, mit dem er in langwierige Handel und Kriege verwickelt worden war. Auf einem Reichstag zu Mainz 1188, wo die päpstlichen Legaten das Kreuz predigten, ließ er sich u. seinem Sohne, dem Herzog Friedrich v. Schwaben, dasselbe von dem Bischof zu Würzburg anheften, worauf er im J. 1189 mit einem wohlgerüsteten Heere — man sagt von 600,000 Menschen — über Konstantinopel nach Asien zog. Den griechischen Kaiser, Isaak Angelus, in dessen europäischem Gebiet er noch einen Theil des folgenden Jahres zubrachte, zwang er durch Waf-

fengewalt zur Hülfeleistung, während ihm der türkische Sultan von Iconium ein Bündniß hatte antragen lassen. Gleichwohl wurde dieser bald als Verräther erkannt und Friedrich sah sich genöthigt, mit dem Schwerte in der Hand sich den Weg durch dieses Land zu bahnen. Kaum aber hatte er dies vollkommen siegreich gethan und dem Sultan bedeutende Niederlagen beigebracht, als er auf seinem fernern Zug über das taurische Gebirg in der Nähe von Selencia an einer Erkältung in den Wassern des Saleph (Calycadnus) 1191 das Leben verlor. Sein Sohn folgte ihm bald im Tode nach und eine Seuche rieb die Hälfte des Kriegsheeres auf.

Während dies im Morgenlande sich ereignete, waren nun auch Richard, der neue König von England, und Philipp August 1190 übereingekommen, den gemeinsamen Kreuzzug nach Jerusalem zu unternehmen. Sie brachen von Marseille und Genua mit ihren Schaaren auf. Schon in Sicilien hatten sie sich veruneinigt; erschienen aber wieder als Freunde vor Ptolemais oder St. Jean d'Acre, dieser wichtigen Seestadt, welche Guido von Lusignan, der sich immer noch König von Jerusalem nannte, seit 2 Jahren belagerte. Aus Italien, Frankreich, Belgien und den nordischen Küstenländern waren, den königlichen Heeren voraus, zahlreiche Schaaren über das Meer nach Palästina geeilt, gegen Saladin zu streiten. Die Hartnäckigkeit der Belagerten, durch Saladins Eifer unterstützt, vereitelte die Bemühungen der Kreuzfahrer. Die Erscheinung der langersehnten englischen u. französischen Hülfschaaren hatte die Hoffnung und den Kampf erneuert. Ein unerhört heftiger und wechselvoller Kampf entbrannte um Acre. Drei Jahre dauerte die Belagerung und 9 Schlachten wurden in der Nähe der Stadt geliefert. Endlich wurde Acre 1191 erobert, hatte aber das Leben von einigen hundert tausend Christen gekostet. Gleichwohl weigerte sich Saladin, die dabei gestellten Bedingungen zu erfüllen, als: das heilige Kreuz und alle christlichen Gefangenen herauszugeben, was verursachte, daß Richard 5—6000 seiner Gefangenen niederhauen ließ. Inzwischen waren die Mißbelligkeiten der beiden Könige aufs Höchste gestiegen. Sie waren beide gleich stolz, hitzig und tapfer, doch Richard war es bis zum Ungestüm und da er durch seine Thaten auf dem Kriegsschauplatz allgemeine Bewunderung auf sich gezogen, hatte er die Eifersucht des Königs von Frankreich dergestalt rege gemacht, daß dieser unter dem Vorwand der Kränklichkeit 1192 nach Frankreich zurückkehrte. Richard setzte dagegen den Kampf wider Saladin fort, glorreich durch persönlichen Heldennuth, doch ohne entscheidenden Erfolg. Endlich schloß er einen Waffenstillstand mit dem Sultan und ließ Jerusalem in dessen Besiz. — Der Streit über das Königreich zwischen Lusignan, den Richard, und zwischen Konrad von Trnau, den Philipp August begünstigte, war fortgesetzt worden. Nach Philipps Entfernung wurde Konrad von Neuchâtelmördern getödtet, Guido von Lusignan aber erhielt von Richard das Königreich Cypern, das er bereits für Geld den Tempelherren überlassen

hatte, die sich aber daselbst nicht behaupten konnten, unter der Bedingung, daß er sein Recht an das Reich von Jerusalem dem Grafen Heinrich von Champagne abtrat, welcher Balduins V. Schwester zur Gemahlin hatte. Richard reiste ebenfalls noch im Jahre 1192 nach England zurück, wo er vom Herzog von Oesterreich gefangen genommen und an Kaiser Heinrich VI. verkauft wurde, welcher ihm erst 2 Jahre darauf gegen großes Lösegeld die Freiheit wiedergab, während Philipp August ihm in seiner Gefangenschaft — ganz seinem eiblichen Versprechen entgegen — den Krieg ankündigte. So brachte dieser Kreuzzug am Ende nur Schimpf und Elend über seine Anstifter; Saladin aber + im Jahre 1193 im ruhigen Besiz des größten Theils von Palästina.

Nach Richards Abzug aus Palästina 1192 dauerte zwar die Waffenruhe zwischen den Christen und Mohammedanern daselbst fort, indem die erstern noch einige wichtige Seestädte des Landes besaßen. Allein Papst Cölestin III. munterte gleichwohl mit allem Eifer die europäischen Fürsten zu einem neuen Kreuzzuge auf. In Deutschland erreichte er seine Absicht schon im Jahre 1195. Kaiser Heinrich VI. erklärte sich zu einem solchen Zuge bereit, befahl in Apulien Geld, Lebensmittel und Schiffe dazu aufzubringen und mehrere deutsche Fürsten, Bischöfe und viele tausend Andere ergriffen das Kreuz. Der Kaiser selbst wurde durch einen Krieg in seinen siciliantischen Besizungen gehindert, daran Theil zu nehmen; ja, man glaubte sogar, daß er den Kreuzzug nur zum Vorwande genommen habe, um desto schneller eine große Macht in jenem Lande verwenden zu können. Unterdessen segelte doch im J. 1196 ein ansehnliches Kriegsheer nach Palästina, nachdem Mande in Unteritalien den Kreuzfahrern geradezu erklärt hatten, sie gingen einen Gott verhassten Weg, zum Schein als fromme Wallfahrer, aber inwendig als reisende Wölfe, die Apulien und Sicilien ausplündern wollten. Nichts desto weniger wurde doch der Zug unternommen, die Waffenruhe in Palästina unterbrochen und Berytus erobert; dagegen aber zerstörten die Türken Joppe und Ungestüm ohne Klugheit so wie Uneinigkeit hemmten den Fortgang des christlichen Heeres; und als man die Nachricht von dem im J. 1198 erfolgten Tod des Kaisers erhielt, kehrte der größte Theil der Fürsten nach Europa zurück.

Von wichtigern Folgen war ein anderer, von Frankreich aus kurz darauf unternommener Kreuzzug. Auf den Ruf des Papstes Innocenz III. und unterstützt von dem Schwärmer Fouques zu Neuilly bei Paris, der als Prediger und Wunderthäter bei dem Volke in Ansehen stand, stellten sich an die Spitze der großen Unternehmung Thiebault von Champagne, Markgraf Bonifaz von Monferrat, auch der Doge Dandolo von Venedig und der Graf Balduin von Flandern, Simon von Monfort u. A. Der Zug aber galt diesmal nicht dem gelobten Land, sondern der Eroberung von Konstantinopel, obgleich jenes den Namen dazu leihen mußte. Alexius, der Sohn eines von seinem Bruder Alexius Angelus abgesezten und geblendeten

griechischen Kaisers, Isaak Angelus, bot den Kreuzfahrern im Namen seines Vaters an, daß er, wenn sie ihm wieder auf den Thron verhelfen würden, sein Reich zum Gehorsam der römischen Kirche zurückführen und ihnen außerdem ein ansehnliches Hülfscorps zur Eroberung des heiligen Landes zur Verfügung stellen wolle. Zwar ließen sich mehrere Führer mit ihrem Kriegsvolk dadurch nicht bestimmen, ihr Ziel aus den Augen zu legen und ihre Unternehmung nach Asien aufzugeben; die Hauptmacht jedoch vergaß des Kriegs wider die Ungläubigen und der Befreiung des heiligen Grabes, um im J. 1204 die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs zu stürmen. Da der Papst nicht zu bewegen war, seine Zustimmung zu dieser That zu geben, so mußte jetzt die Einnahme von Konstantinopel als die Folge des gänzlichen Mangels an Lebensmitteln und des Widerstandes geschildert werden, den die Kreuzfahrer bei ihrer nöthigen Versorgung in der Hauptstadt gefunden hätten, so wie natürlich die glänzenden Versprechungen nicht unerwähnt blieben, welche der auf den Thron zurückgeführte griechische Kaiser dem römischen Stuhl gemacht hatte. So hatte der langgenährte Haß zwischen Franken und Griechen einen gewaltsamen und für die Folge höchst verderblichen Ausbruch genommen. Das durch solche Wendung der Dinge in seinem Innersten erschütterte, zum Theil zertrümmerte und auf immer entkräftete byzantinische Reich vermochte jetzt nicht länger mehr eine Vormauer wider die Türken zu seyn und es wurde also durch die abendländischen Kreuzfahrer selbst der entschiedene Triumph der Moslemin und die über ihre Naturgrenzen Kühn hinausstrebende Herrschaft der orientalischen Horden vorbereitet.

Allmählig ermattete die Kraft oder der Eifer der europäischen Völker für solche Heereszüge. Nicht mehr nach Hunderttausenden wurden die Kreuzzügler gezählt, obwohl die Päpste nicht müde wurden, die Christen zu neuen, großartigen und kühnen Unternehmungen aufzustacheln. So hatte Honorius III., seit 1216 Nachfolger des dritten Innocenz, neue Umlaufschreiben, desgleichen Gesandte nach Deutschland und Frankreich geschickt, um einen neuen Kreuzzug zu beschleunigen. Da entschloß sich Andreas, König von Ungarn, 1217 sich an die Spitze eines ansehnlichen Heereshaufens zu stellen und nach Palästina aufzubrechen. Es war ihm gelungen, sich mit den Königen von Jerusalem u. Cypern zu vereinigen, trennte sich aber in kurzem wiederum von ihnen, weil ihn der erstere bei einer wichtigen Unternehmung im Stiche gelassen, und kehrte im J. 1218, obschon ihn der Patriarch von Konstantinopel wegen seiner Trennung in den Bann gethan hatte, nach Ungarn zurück. Indessen war eine große Menge Kreuzfahrer, besonders aus Deutschland, in Palästina angekommen. Johann von Brienne, König von Jerusalem, führte sie nach Aegypten und eroberte nach zweijähriger Anstrengung 1219 Damiata (Damiette). Der Verlust dieser Feste, wodurch das ganze Reich bedroht wurde, veranlaßte den Sultan Meleddin (Malek al

gegen Jerusalem zurückgegeben werden. Der Antrag wurde verworfen, man sagt, durch den Uebermuth des päpstlichen Legaten, Pelagius, welcher die oberste Leitung dieses heiligen Krieges für sich in Anspruch nahm. Doch nicht die Verwerfung dieses Antrags, sondern die schlechte Fortsetzung des Krieges brachte Unheil. Ohne alle Vorsicht und ohne der Beschaffenheit des Landes, noch der Jahreszeit zu gedenken, rückte das Heer, von dem Legaten geführt, stromaufwärts gegen Kairo. Die Zeit der Ueberschwemmung brach ein. Da ließ der Sultan die Schleusen des Nils öffnen: die schwellenden Fluthen über das Lager der Christen stürzend, drohten schnellen Untergang. Nur im Frieden schien Rettung. Also wurde Damiata geräumt und Waffenstillstand auf 2 Jahre geschlossen; das heilige Kreuz, seit der Schlacht bei Tiberias in der Ungläubigen Besiz, gab der Sultan 1221 großmuthig zurück.

V. u. VI. Kreuzzug. Desto eifriger brang nun der Papst in den Kaiser Friedrich II., den Christen im Morgenland zu Hülfe zu eilen. Schon im J. 1215 hatte dieser Fürst, kaum 21 Jahre alt, bei seiner Krönung zu Aachen das Kreuz genommen. Innocenz III. war ihm zur kaiserlichen Würde behülflich gewesen und ein Versprechen, die Ungläubigen bekämpfen zu wollen, gehörte zu den Hauptgefälligkeiten, die dem Papste erwiesen werden konnten. Friedrich sah bald ein, wie sehr er sich übereilt hatte; der Papst aber forderte mit allem Ungestüm die Erfüllung des Gelübdes, sobald der ehemalige Mitbewerber um den Kaiserthron, Otto IV., im J. 1218 gestorben war. Honorius gab ihm im J. 1219 kurz nach einander 3 Fristen, um sich dazu in Bereitschaft zu setzen; bei der dritten drohte er ihm schon mit dem Bann, wobei er auch zugleich den deutschen Bischöfen alle Diejenigen damit zu belegen befahl, die sich weigern würden, den Kreuzzug anzutreten. Friedrich, der nur Zeit zu gewinnen suchte, nahm im J. 1220 bei seiner römischen Krönung abermals das Kreuz aus den Händen des Kardinalbischofs von Ostia, nachmaligen Papstes Gregor IX. u. erbat sich eine neue Frist bis zum folgenden Jahr. Kaum rückte diese heran, als Honorius nachdrücklich seine Stimme erhob. Hierauf sandte der Kaiser 1221 40 Ruderschiffe mit bewaffneter Mannschaft nach Damiata, die aber nur der Uebergabe dieser Stadt an die Mohamedaner beizohnen konnten. Nunmehr legte ihm der Papst die Schuld von diesem Verlust allein bei u. wiederholte auch die Drohung einer feierlichen Bannerkklärung gegen ihn in der ganzen Christenheit. Um ihn noch unauslösllicher zur unmittelbaren Theilnahme an einem Kreuzzuge — der doch bei dem 2jährigen Waffenstillstand mit dem ägyptischen Sultan vollends ungerecht war — zu verbinden, stiftete er im J. 1223 eine Vermählung des Kaisers und der Isolda, Tochter des damals anwesenden Königs Johannes von Jerusalem. Friedrich wußte sich indessen einen neuen Aufschub von dem Papste bis zum Aug. 1227 zu verschaffen, aber ehe diese Frist abgelaufen, war Honorius gestorben. Da Gregor IX. diese durchaus nicht verlängert wissen wollte, so

sammelten sich nach und nach bei Brundisium große Heereshaufen, aus England über 6000 Menschen, Weiber und Kinder ungerechnet, und aus Deutschland eine bedeutende Zahl; eigentliche Krieger scheint nur Landgraf von Thüringen mitgebracht zu haben. Allein eine ansteckende Seuche riß ihrer viele dahin; auch der Landgraf u. andere Große unter den Deutschen verloren das Leben; Friedrich selbst befand sich krank auf dem Schiffe, als er, ebenfalls von der Krankheit erfaßt, dasselbe wieder verlassen mußte und bald zerstreute sich Alles, was zum Kreuzzug gehörte. Sobald der Papst hiervon Nachricht erhielt, sprach er den Bann öffentlich gegen den Kaiser aus. Gregor IX., Friedrichs persönlicher Feind und ein hartnäckiger Priester, wüthete förmlich gegen den Kaiser als gegen den allgottlosesten Bösewicht, nannte seine Krankheit Bestrafung, ließ seine Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm, „ein unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und grenzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben“, bestieg am Michaelistag die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „Es muß ja Uergerniß kommen“, schimpfte den Kaiser einen Drachen und verfluchte ihn in den Abgrund der Hölle. Auf den Bann folgte das Interdikt, und von beiden über diesen Feind der Kirche verhängten Strafen ward sogleich allen Völkern und Fürsten Europa's durch eine Anzahl ausgesandter Legaten Nachricht gegeben. Um sich jedoch in der Achtung der Welt wiederherzustellen, sah sich Friedrich genöthigt, das Jahr darauf, 1228, einen Kreuzzug nach seinem eigenen Entwurf und bloß mit seinen eigenen Leuten zu unternehmen. Er zog dazu auf einem Parlament zu Capua eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte sichere Reichsverweser und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Anhänger in Rom erregten einen Tumult gegen den Papst und jagten ihn zur Stadt hinaus, aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser und seine Legaten hielten ihm an allen Enden Europa's nach.

Derher war die Unterlassung des Kreuzzuges eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Päpstliche Briefe mußten die geistlichen Ritterorden in Palästina warnen, mit einem Exkommunicirten in Gemeinschaft zu treten. Die Deutschen, welche an den Zug sich anschließen wollten, wurden auf päpstliches Geheiß von den Mailändern zurückgejagt und ausgeplündert. Endlich, um seinem Bann einen rechten Nachdruck zu geben, ließ er von den unermeßlichen Geldsummen, die er aus allen Ländern zusammengetrieben, 3 Heere ausrüsten, welche in Neapel einfallen u. das ganze Königreich erobern sollten. Den Vorwand dazu gab Friedrichs Onkel, der, um einige Empörer zu züchtigen, das päpstliche Gebiet berührt hatte. Um die Unterthanen treulos zu machen, wurden überall Nachrichten von des Kaisers Tod ausgebreitet, die in der damaligen Zeit sehr glaubwürdig gemacht werden konnten.

Friedrich II. war unterdessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die

Johanniter, Tempelherren und deutsche Ritter waren ihm freudig entgegen gekommen und Alles schien nach Wunsch zu geben. Da erschienen 2 Franciskaner mit päpstlichen Bullen und sogleich war alle Einheit zerstört. Die Ritter zogen sich zurück und machten auch einen Theil des Heeres von ihm abwendig. Friedrich, in einer Art von Verzweiflung, brach mit dem Rest seiner Getreuen u. mit den deutschen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod, od. desto größern Ruhm in Palästina zu finden. Hermann von Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, blieb zurück, um seine Beredsamkeit noch einmal an den Johannitern und Tempelherren zu versuchen. Er erweckte ihr Ehrgefühl und sie beschloßen, ihm nachzuziehen. Bei Caesarea holten sie ihn ein. Aber die Eifersüchtelei erhob bald wieder ihr Haupt. Der unermüdete Hermann fand endlich die Auskunft, die Befehle und das Feldgeschrei sollten nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden. So kam man in der Mitte des Novembers in Joppe an. Bei Gaza stand der Sultan von Aegypten, damaliger Besitzer von Jerusalem, bei Sichem sein Feind, der Sultan von Damascus. Beide wünschten den Kaiser auf ihre Seite zu ziehen. Friedrich zog die Freundschaft des ersteren vor, und durch geschickte Unterhandlungen gewann er ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten trat, um sich nur sein Hauptland zu sichern, in einem zehnjährigen Waffenstillstand am 18. Febr. 1229 das ganze Land, zwischen Joppe, Bethlehem, Jerusalem, Nazareth und Acre, so wie die Städte Tyrus und Sidon nebst ihren Gebieten an den Kaiser ab, versprach auch keine neuen Festungen gegen Palästina anzulegen und verlangte bloß Schutz und Sicherheit für die an den abgetretenen Orten wohnenden Moslemin. Friedrich zog nun fröhlich in Jerusalem ein, gab den Geistlichen ihre Kirchen und Klöster wieder und ließ alle zerstörten Festungswerke und Schlösser wieder herstellen. So viel hatten die Johanniter und Tempelherren in 50 Jahren nicht erreichen können. Darum stieg ihr Neid jetzt aufs Höchste. Selbst der Patriarch von Jerusalem, Gerold, ein treuer Diener des Papstes, weigerte sich in Gegenwart des Exkommunicirten einen Gottesdienst zu halten; ja, als dieser darauf bestand, daß er gekrönt seyn wollte, besetzte er die ganze Stadt mit dem Interdikt. Friedrich, hierüber weit erhaben, ging hierauf am 18. März 1229 mit seinen Hauptleuten und den deutschen Rittern in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altare die Krone auf. Hermann von Salza hielt eine Rede an das Volk. Der Haß der Tempelherren ging so weit, daß sie sogar dem Sultan von Aegypten heimlich den Tag verriethen, an welchem der Kaiser in schwacher Begleitung eine Wallfahrt an den Jordan zum Taufplatz Jesu thun würde. Allein der ungläubige Sultan schickte den christlichen Brief dem Kaiser selber zu, der nach einer Menge anderer Ränke,

die seine Klugheit und seine Standhaftigkeit noch zu überwinden hatten, sich endlich wieder einschiffte und schon zu Ende des Mai 1229 trotz der Wachsamkeit seiner Feinde bei Brundisium ans Land stieg.

Allein Gregor IX. wollte den Kreuzzug von Friedrich II., der bald nach seiner Rückkehr von dem Bann, aber nicht von dem unverföhllichen Haß des Papstes befreit war, erneuert wissen, sobald nur der 10jährige Waffenstillstand in Palästina geendigt seyn würde. Zu dem Ende schickte Gregor IX. schon im J. 1234 Schreiben in ganz Europa herum, ließ dieselben im folgenden Jahre erneuern und stellte überall Prediger des Kreuzes an, deren Vorträge Jedermann bei Strafe des Bannes anhören mußte. Unterdessen waren die Mongolen aus dem nördlichen Asien mit solcher Ueberlegenheit gegen die Länder der Araber und Türken losgebrochen, daß die Fürsten dieser Völker sich sogar um die Hülfe der Christen bewarben. Im Jahre 1238 kamen in dieser Absicht Gesandte der Saracenen nach Frankreich und England. Hier erhielten sie von dem Bischof zu Winchester die Antwort: „Wir wollen diese Hunde einander selbst auffressen lassen, bis wir die übrigen todt schlagen und die Welt ganz von den Feinden Christi reinigen“. In Frankreich dagegen machte der Antrag mehr Eindruck. Viele Große des Reiches, 500 Ritter und 40,000 Reiter machten sich im Jahre 1240 auf den Weg nach Palästina. Aber anstatt sich mit den Türken und Arabern wider die Mongolen zu vereinigen, fochten sie vielmehr mit jenen so unordentlich und verworren, daß sie nach einem erlittenen ansehnlichen Verlust wieder zurückkehren mußten. Zwei Jahre darauf fielen die Rhowaresmier, vor den Streichen ihrer Sieger, der Mongolen, flüchtend, über Palästina her, schlugen, ja vertilgten im Jahre 1244 bei Gaza die christliche Heermacht, ob sich gleich mit dieser der Sultan von Damascus vereinigt hatte, und eroberten Jerusalem mit allen Städten des Binnenlandes. Ihre Eroberungen fielen dem Sultan von Aegypten, ihrem Verbündeten, zu. Ein klägliches Schreiben, welches der Patriarch von Jerusalem an die Bischöfe in Frankreich und England abfasste, erregte in Europa, das damals auch von den Mongolen verwüstet wurde, die größte Bestürzung.

Nunmehr ließ sich Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, nicht abhalten, mit frommem Mitterfinn für der Christen sinkende Sache den fast hoffnungslosen Streit aufzunehmen. Eine Krankheit im J. 1244 hatte ihn dem Tode nahe gebracht. Als er wieder zu sich kam und genesen war, nahm er, um sich dankbar der göttlichen Hülfe zuerweisen, das Kreuz, obschon man kein Mittel unversucht ließ, ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Der Papst bestärkte ihn in seinem Vorsatz, und um die Zahl der Kreuzfahrer zu vermehren, bediente sich Ludwig mancherlei Kunstgriffe. Und es gelang ihm, die Blüthe des französischen Adels und viele Tausende gemeiner Kriegsknechte zu gewinnen für die vermeintlich heilige Sache. Im Jahre 1248 segelte er von Frankreich ab. Die Insel

Cypern war der Sammelplatz aller seiner Schiffe und Kriegsvölker. Nach Aegypten ging der Strom der Pilgrime, weil, nach der Zwangung dieses Landes, Palästina von selbst die christliche Botmäßigkeit anerkennen mußte. Anfangs begünstigte sie das Glück. Zu Wasser und zu Land wurden die Araber geschlagen; Damietta ergab sich ohne Belagerung; der König zog gegen Kairo, erreichte aber diese Hauptstadt nicht. Man hatte die kostbare Zeit, unter dem Vorwand, neue Verstärkungen abzuwarten, versäumt, indeß sich Alles im Kriegsbeerden üppigsten Ausschweifungen überließ, ohne daß der König Ansehn genug gehabt, denselben zu wehren. Nachdem der König darauf einen Nilarm mühselig überseht hatte, brachte bei Mansura die Vermessenheit seines Bruders Robert, Grafen von Artois, der mit der Vorhut allzuweit vorgeedrungen, Verderben über diesen selbst und über das ganze Heer. Mehrere Tage lang wurde gestritten, blutig, verzweiflungsvoll. Mit Artois fielen die Tapfersten des Heeres; der Ueberrest litt durch Hunger und Krankheit. Da beschloß man den Rückzug. Aber der Sultan holt die Flüchtenden ein, umzingelt sie und nimmt den König sammt dem Heere gefangen. Schon hatte Ludwig mit seinem Sieger, dem Sultan Moadem Turanschah, einen Vergleich geschlossen, kraft dessen gegen die Herausgabe von Damietta und ein Lösegeld von 800,000 goldenen Byzantinern für die Gefangenen Freiheit und Frieden garantirt ward, als die Erfüllung des Vertrags ein Aufstand der Mamelucken unterbrach. Dieselben, eine stolze Kriegsschaar, unwillig, daß der Sultan ohne ihren Rath solchen Frieden geschlossen hatte, ermordeten ihn im Jahre 1250. Mehr als einmal schwebte Ludwig in gleicher Gefahr; nur seinem Muth, wodurch er diesen wilden Kriegern Achtung einflößte, verdankte er seine Freilassung. Ja, er durfte hoffen, durch ein Bündniß mit den Mamelucken gegen die arabischen Herren von Damascus, zum Ziele seines Strebens, zum Besiz Palästina's, zu gelangen. Aber er unterließ oder verstand nicht, die Gunst der Umstände klüglich zu benutzen und mußte, als beide Parteien sich wider ihn vereinigten, heimkehren, ohne durch sechsjährige Mühe die Lage der Christen im heiligen Lande um das Geringste gebessert zu haben. Als er heimkam, erblickte er die Spuren der Verwüstung, welche die Pastorellen, eine fanatische Schaar der Pirten und Bauern, aufgeregt durch einen rasenden Mönch, Jakob mit Namen, über sein Erbreich gebracht hatten. Auch dieses, durch sein Unglück in Aegypten veranlaßte, aus einer Quelle wie die Kreuzfahrten entsprungene, Unheil endete des Königs fromme Verblendung nicht. Er beschloß einen zweiten Kreuzzug. Obgleich schon kränklich, nahm er 1270 die heilige Fahne aus der Kirche zu St. Denis, verrichtete sein Gebet vor den Gräbern der angeblich dort liegenden Märtyrer, empfahl sein Reich ihrem Schutz, ging am folgenden Tag mit seinen Söhnen und einem ansehnlichen Gefolge in die Kirche zu Paris, um Gottes Beistand sich zu ersuchen und zog mit seinem Heere an den Küsten des Mittel-

der oft gefährlichen Gegenwart tropiger oder übermächtiger Häupter befreit, ja oft — beim Untergange ganzer Häuser im fernem Kriege — durch den nützlichen Heimfall von deren Leben bereichert. Dagegen freuten sich auch die Vasallen der Entfernung ihrer Könige, als welche ihren selbstsüchtigen Bestrebungen ein freieres Feld eröffnete. Die Geistlichkeit aber sah die Dauer der frommen Tugde als einen fortwährenden Triumph ihrer eigenen Macht an und benutzte dieselbe Gemüthsstimmung, welche die Annahme des Kreuzes bewirkte, zur Ersleichung oder Erpressung von Spenden und Vermächtnissen. Wenn dergestalt die Meisten sich freuten, demnach auch nach Kräften dafür thätig waren, daß Andere das Kreuz nahmen, so winkte auch Jedem, der es that, für sich selbst ein willkommener Lohn. Die Könige und großen Häupter, wenn sie auch keine Herrschaft im Morgenlande wünschten, erwarben doch hohen Ruhm und die Gunst der mächtigen Geistlichkeit; die minder Mächtigen oder die mit ihrem Loos daheim nicht zufrieden waren, mochten zu einem glänzenderen in Asien durch Tapferkeit und Glück gelangen. Wer von Feinden bedrängt, von Gläubigern beängstigt, ja, von der strafenden Gerechtigkeit bedroht war, entging, gemäß feierlich verkündeter geistlicher und weltlicher Gesetze, durch Annahme des Kreuzes allem Angriff und aller Verfolgung. Dem Niedrigsten und Armsten, ja, diesen vor allen anderen, gewährte die Kreuzfahrt Heil. Er wurde durch sie von drückender Gehörigkeit entbunden und hoffte, der Tyrannei seiner Gebieter entrückt, ein freies Loos im gelobten Lande zu finden.

Wirkungen der K. In Nichts zerfloßen war die ungeheuere Anstrengung der abendländischen Völker. In zweihundertjährigen Kämpfen waren gegen sieben Millionen Christen im Kampfe gegen die Saracenen gefallen od. durch Noth und Krankheit verkrüppelt. Unzählige Familien waren dadurch in Trauer und Elend gestürzt, unermesslich viel Privatvermögen und öffentlicher Reichtum verschwendet, alle Pläne des heimathlichen Wohles aufgeopfert worden der frommen Leidenschaft, dem hartnäckigen Verlangen nach dem Besitz eines fernem Grabsteines. Auch Asien hatte Unsägliches gelitten durch den übergewaltigen Angriff und durch die schwere, wenn gleich zuletzt siegreiche Vertheidigung. Verschiedene seiner Staaten waren umgestürzt, andere in ihrem Innersten erschüttert und dadurch unfähig zum Widerstand gegen die mongolischen Weltverwüster geworden. In diesen großen Umwälzungen hatte der Fanatismus, die usurpirte Macht der Geistlichkeit ihren Triumph gefeiert; es waren die K. nicht minder die Nahrung als die Frucht des Aberglaubens gewesen und ein nach seinem Zweck und Geist unter der obersten Leitung der Priester stehendes Unternehmen wurde gar leicht zum Grund noch weiterer Ansprüche, zum Mittel außerordentlicher Bereicherung und fortschreitender Macht mißbraucht. Auch zufälliges Unheil, durch Verpflanzung von Krankheiten aus einem Erdtheil in den andern, durch vermehrte feindselige Berührung zwischen den wetteifernden

Häuptern und Völkern, zumal auch durch öftere Ablenkung der aufgeregten Kraft auf fremdartige Zwecke und durch ihren Mißbrauch zur Verfolgung von Juden, Ketzern und anderen Kirchenfeinden, haben die K. gestiftet.

Gleichwohl waren dieselben auch nicht ohne die erheblichsten Erfolge. Ein Theil der deutschen Ritter, nach ihrer Vertreibung aus dem heiligen Lande, von dem Herzog Konrad von Masovien und dem Bischof Christian, welcher jenem, da derselbe zum Schutze der Bekehrung allein zu schwach war, den Vorschlag that, dazu eingeladen, ließ sich im kulmischen Lande nieder und führte unter den Preußen zugleich mit ihrer Herrschaft das Christenthum ein. Sie verfuhrten dabei allerdings anders, als Glaubensboten vom Stande der Priester und Mönche; sie predigten als Ritter völlig, wie ihre Brüder in Livland, mit Feuer und Schwert, entvölkerten erst das Land und besetzten es dann mit ihren Knechten. Es hatte 53 Jahre gewährt, ehe die hartnäckige Nation der Preußen, nach fruchtlosem Kampfe für Heer und Heiligtum, endlich 1283 sich unter die Gewalt der Ritter beugte, unter deren Regierung nun das Land allmählig blühend und volkreich wurde. Man darf also behaupten, daß ohne K. das Haus Brandenburg und die preussische Monarchie nicht geworden wären, was sie in unsern Zeiten sind. Auf solche Weise erhielten, von langer Hand her, jene an sich so ungeheuern Versuche, die Macht der Ungläubigen in Palästina zu vertilgen, einen ob zwar mittelbaren, aber doch sehr starken Einfluß auf Nationen und Länder, an welche man dabei gar nicht gedacht hatte. — Als eine Folge derselben, wenigstens als Folge des durch sie in Feuer gesetzten Eifers und Rittermuthes, zur Ehre des Christenthums zu streiten, darf auch der Verfall und Untergang aller saracenischen und die Vollendung der christlichen Herrschaft in Spanien, angesehen werden. Auch hier, vornehmlich in Kastilien, halfen dazu die geistlichen Ritterschaften, welche die Namen von Calatrava, vom heiligen Jakob zu Compostella u. von Alcantara führten, und sich die Beschützung der Kirche und die Bekriegung der Ungläubigen zur Pflicht machten. Ferdinand III. oder der Heilige vereinigte die Königreiche Kastilien und Leon 1253 auf immer und zwang mehre noch übrige arabische Staaten theils zur Unterwerfung, theils zur Zinsbarkeit. Sein Sohn, Alfons X., setzte das fort, unter dem Beistand Jakobs I., Königs von Arragonien. Und nun erst hatten diese Reiche eine vollkommene Sicherheit von außen und gelangten zugleich zu einer festen inneren Verfassung.

Der langen Barbarei des Mittelalters, die in der Isolirung der Nationen ihren vorzüglichsten Grund hatte, wurde durch die K. zum großen Theil ein Ende gemacht. Die Eroberung des heiligen Landes war das erste Augenmerk eines gemeinsamen Interesses der christlichen Völker, der gemeinschaftliche Zweck ihrer Bestrebungen gewesen. Der Zweck blieb noch lange, auch nachdem er nicht mehr verfolgt ward. Allein selbst wenn man ihn aufgab, hatte er nun doch Gelegenheit gegeben, ein Volk mit dem andern

den Saracenen entlehnt; sogar Kriegsebenennungen, z. B. Admiral (Emir al Emrah) nahm man von ihnen an. Das Schachspiel, eine indische Erfindung, kam durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa. Dämme und Schleusen lernte man in Aegypten kennen. Die abendländische Gartenkunst verdankt jenen Zügen manche feinere Obstart und unter den Gemüsepflanzen den Wirsingkohl und die Charlottenzwiebeln.

Nur gerade für die Religion, um derentwillen doch eigentlich die Kreuzzüge unternommen wurden, waren sie äußerst nachtheilig. Sie waren theils eine Frucht, theils ein neuer Same des verderblichen Begriffes, daß einzelne gute, noch dazu nur von der Kirche gut geheizene, Werke ein Verdienst erwarben, Sünden der That auslöschten, Sünden der Unterlassung erlösen können. Diesem durch die Kreuzzüge mächtig fortgeholten Begriffe wurde daher auf das Ungescheuteste nachgegangen; das ganze Sittenverhalten war zuletzt weiter nichts, als eine abwechselnde Reihe von Schulden und Genugthuungen. Unter andern hatte es gar nichts Anstößiges, daß Fürsten oder reiche Gewaltthäter die größten Ungerechtigkeiten und Laster mit der Stiftung eines neuen Klosters gut machten. Eine solche Buße schrieb Klemens IV. dem Pfalzgrafen Ludwig vor, der im Jahre 1236 seine Gemahlin wegen vermutheten Ehebruchs verstoßen, oder, wie sich nachher zeigte, hatte enthaupten lassen; er stiftete das Cistercienserkloster Fürstfeld. So verloren sich zugleich alle Ueberbleibsel der ältern Kirchenzucht; an die Stelle aller Strafen und Demüthigungen kamen Vergütungen. — Vornehmlich aber dienten diese Züge zur Vermehrung der Gegenstände einer abergläubigen Andacht. Mit dem kostbarsten Aufwande und mit dem feierlichsten Gepränge ward ein Stück des heiligen Kreuzes in Paris und eine Flasche von dem allerheiligsten Blute in London eingebracht, recht so, wie wenn die Könige beider Reiche, Ludwig IX. u. Heinrich III., diese Kindereien, mit heidnischem Aberglauben, als Unterpfänder der Wohlfahrt ihrer Staaten ansahen und mit einander entwedern um die Ehre, ihrem Volke den herrlichsten Schatz zu eigen zu machen, oder um den Vorzug der größern, prunkvollern und verschwenderischen Religiosität bei der Aufnahme dieses Schazes, wetteiferten. — Auf der andern Seite gaben die schweren Ladungen von Reliquien, die aus dem Orient kamen, Anlaß, daß vornehmlich in Deutschland viele Adelige auf ihren Burgen sogenannte Kapellen, als Behältnisse für ihren Vorrath von dergleichen Heiligthümern, errichteten, auch wohl eine Verstube oder Familienkirche anlegten, darin sie Waffen, Fahnen und andere Siegeszeichen aufhingen, und dann mit Erlaubniß der Bischöfe, die niemals fehlte, ihren eigenen Hauspriester oder Kapellan annahmen. Auf diese Weise sind viele Landpfarren entstanden, eines der wohlthätigsten Mittel der Kultur. Auch Klöster folgten diesem Beispiele in den ihnen zugehörigen Dorfschaften, und allmählig traten Gemeinheiten zusammen, bauten sich Kirchen und

stifteten Pfarreien. — Für die Stifter und Klöster waren die Kreuzzüge ungemein einträglich. Viele Geistliche und Mönche, selbst Nonnen, wanderten mit; demnach wurden den Zurückbleibenden viele von den Güterbesitzern verlassene Höfe und Aecker, auf den Fall, daß sie nicht wieder heimkehrten, zugeschrieben; weshalb man in manchen Gegenden verlegener war über die Vermehrung der Genießer, als des Genusses. Viele vom Adel, die zu Hause blieben, wandten doch, um sich von der Versäumniß ihrer Schulpflicht oder von einem Geslände zu lösen, einen Theil ihres Eigenthums, den sie auf eine Kreuzfahrt verwendet haben würden, an die Heiligen, an die Stifter und Klöster. Andere Kreuzfahrer borgten Geld von Kirchen und Klöstern und verpfändeten dafür ihre liegende Habe; an die Wiedereinlösung ward nicht gedacht, oder Kinder und Erben wurden mit ihren Ansprüchen abgewiesen und zum Stillschweigen gebracht. Endlich kam auch der Fall nicht selten vor, daß solche Herren, welche erbliche Schirmvögte geistlicher Gemeinheiten waren, die Rechte und Einkünfte davon an dieselben für ein Stück Geld versegten oder verkauften. Auf solchen Wegen wurde der Adel ärmer, der Klerus reicher.

Auch in der Verfassung des Kirchenregiments brachten die Kreuzzüge Veränderungen hervor. Das Auskommen oder doch die vermehrte Gelegenheit zur Bestellung der Titularbischöfe (der Bischöfe ohne Bisthum oder der Bischöfe für die Länder der Ungläubigen), schreibt sich mit von ihnen her, indem der römische Stuhl, nach der Einbuße aller Gewalt im Morgenland, doch weder die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, noch die Ansprüche auf das Recht, sie auszuüben, aufgab, und daher den Kirchenprovinzen jener Länder ihre Patriarchen, Metropolitane, Bischöfe zu ernennen fortfuhr. So sehr indessen, auf mehr als eine Weise, das Reich der Päpste während jener Kriege und durch dieselben erweitert und befestigt ward, so zuversichtlich hätte man auch aus der Voraussicht ihrer übrigen Folgen den Verfall und Umsturz jenes in Finsterniß und Verwirrung entstandenen Reiches berechnen und weissagen dürfen. Schon fehlte es auch nicht an Sehern, die diesen Verfall und Umsturz verkündeten. Noch mehr mußten bald nach dem Aufhören der Kreuzzüge die Päpste selbst gewahr werden, daß sie, über dem Haschen nach einem Phantom im Orient, eine wirkliche Krone im Occident auf das Spiel setzten, daß sie, indem sie die Macht der Regenten zu schwächen trachteten, diese Macht nur erhöhten und, indem sie die Welt unterjochen wollten, der Freiheit vielmehr zu Hülfe kamen. Wir können uns nicht versagen, diese Abhandlung mit folgender meisterhaften Darstellung zu schließen: „Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war, und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolfenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Ohnmacht der Könige; die Anarchie

wo man ihrer noch etwa 1600 männliche Individuen zählt. Allmählig verschmilzt ihr sitzlicher Charakter, wie ihre Lebensweise mit denen der Letzten; nur unterscheidet sie von Letztern noch ein größerer Hang zum Eynismus. Die männliche Kleidung unterscheidet sich von der der übrigen Bauern bloß durch einen mit farbiger Wolle gestickten Halskragen am Hemde. Die weibl. Tracht ist ein loses Gewand von blauem Tuche, mit Korallen gestickt, über eine Schulter gelegt. Der Halskragen am Hemd ist mit einer feinen Borte von wollenem Garn, wie bei den Männern, besetzt. Zum Kopfschmuck haben sie einen aus hellfarbigem Zeude gefertigten, mit Borten besetzten Schleier, der mit einer großen silbernen Nadel am Kopfe befestigt ist. Die Mädchen tragen nach der Weise der übrigen Letztinnen bloße Köpfe oder zieren sie, wie sie, mit einem Kranze.

Krewitz, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Templin; 140 E.

Krewo, europ.-russ. Ort, Gouv. Twer, an der Wolga, östl. von Kortschewa.

Kreher (franz. Craie), 1) Schiff ohne Mast, Rorb und Stange; — 2) hauptsächlich in Nieder-Deutschland 3mastige Schiffe dieser Art.

Kreynitz (Kregnice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin; 260 Einw.

Krenpau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. u. Kr. Merseburg; Rittersgut; 280 Einw.

Krenschau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau; Kammergut; 340 Einw.

Krenzig (Biogr.), 1) Georg Christoph, historischer Schriftsteller, geb. 1697 zu Kranzahl bei Annaberg in Sachsen, studierte in Leipzig u. Wittenberg und ging nachher nach Dresden, wo er Bücherauktionator wurde und am 13. Januar 1758 †. Wie in Leipzig an Menken, so schloß er sich in Dresden besonders an Schöttgen an. Mit letzterem gab er gemeinschaftlich heraus die „Diplomatische und kursive Nachlese der Historie von Obersachsen“ (12 Theile, Dresden u. Leipzig 1730–33) und die „Diplomataria et scriptores historiae german. medii aevii“ (3 Bde., Altenburg 1760), denen P. G. Francke den 3. Band hinzufügte. Allein machte er sich besonders um die Specialgeschichte Sachsens verdient durch folgende Werke: „Historische Bibliothek von Obersachsen und einigen angrenzenden Ländern“, Dresden 1732, Leipzig 1749; — Nachricht von Blechmünzen verschied. Völker u. dicken Münzen der Deutschen in mittleren Zeiten, Görlitz 1749; — Beiträge zur Historie der Kur- u. fürstl. sächsischen Lande (6 Bde., Altenburg 1754–64), nach K. Tod ebenfalls von Francke fertiggesetzt. — 2) Friedrich Ludwig, berühmter Arzt, Sohn eines praktischen Arztes, 1770 zu Eilenburg geboren. Erst Zögling der Fürstenschule zu Grimma, studierte er dann die Heilkunde zu Leipzig, promovierte daselbst und besuchte (mit Unterstützung des Kregels Sternbachschen Reisestipendiums) Pavia, wo damals außer Francke noch Scarpa, Palletta, Spallanzani lehrten. Vielsach praktisch ausgebildet, lehrte er 1795 nach Leipzig

zurück, wo er sich als Privardocent habilitierte. Im J. 1796 ging er als Substitut der pathologischen und chirurgischen Professur nach Wittenberg, wo er 1801 Professor der Anatomie und Botanik wurde, viele Theile der praktischen Medicin lehrte und das erste ambulatoire Klinikum errichtete. Im J. 1803 folgte er einem Rufe als Leibarzt des damaligen Kurfürsten von Sachsen; die nächste Veranlassung hierzu war seine „Abhandlung über das Scharlachfieber“, Leipzig 1802, welche K. Ruf als praktischer Schriftsteller gründete. Den König Friedrich August begleitete K. zu wiederholten Malen auf seinen Reisen nach Warschau, wodurch sein Ruf als Arzt in Polen und in Rußland verbreitet ward, der später eine große Menge vornehmer Polen und Russen nach Dresden führte. Er folgte 1813 dem König von Sachsen in die Gefangenschaft zu Friedrichsfelde, von wo er 1815 erst nach Dresden zurückkehrte. Die Frucht dieser längern Muße war sein Werk: „Die Krankheiten des Herzens“ (3 Bde., Berlin 1814–17), das in das Italienische übersetzt ward. Nach seiner Rückkehr nach Dresden übernahm K. bei dem damals zur chirurgisch-medicinischen Akademie umgestalteten Collegium medico-chirurgicum die Professur der speciellen Pathologie und Therapie und das Direktorium der Klinik; legte indessen diese Stellen nach einer schweren Krankheit schon 1822 nieder, um seiner Praxis und seinem Lieblingsstudium, der Botanik, die er sehr großartig in eigenen Gärten kultivirte, leben zu können. Nach des Königs Friedrich August Tode erhielt er auch theilweise Dispensation von seiner Funktion als Leibarzt. Noch im Jahre 1838 unternahm er eine Reise nach England und Irland und † am 4. Juni 1839. K. hatte als Praktiker einen europäischen Ruf erlangt; als Schriftsteller hat er großen Einfluß geäußert auf die physiologische Richtung der deutschen Medicin. Was er in seinen früheren Schriften der Erregungstheorie zugewendet, so bekannte er sich später zu einer lebendigen Humoralpathologie, was aus seiner gelungensten Schrift: „Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwasser“ (2. Aufl. Leipz. 1830) hervorgeht. Von seinen sonstigen Werken erwähnen wir noch: „Neue Darstellung der physiologischen u. pathologischen Grundlehren“ (2 Bde., Leipzig 1798–1800); — System der praktischen Heilkunde (2 Bde., das. 1818–19). Mehrere davon sind in fremde Sprachen übersetzt worden.

Krensigia (Bot.), nach Reichenbach, Gatt. Kreysigia der Melanthaceae. Art noch nicht speciell bestimmt.

Krhow (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) Kr. Gradisch, Herrsch. Swietlau; Mühlen; 430 Einw.; — 2) Kr. Prerau, Herrschaft Walschisch-Meseritsch; Bad mit schwefel- und eisenhaltiger Quelle; 790 Einw.

Kriath-Schma (jüd. Rel.) das vorzüglichste Gebet der Juden, der Kern aller übrigen; s. Schema-Lesen.

Aria Brissa, griech. Ort, Morea, südl. von Tripoliga.

Kribbe, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 110 E.

Kribbwerke, Wasserbauten mit Faschinen; sie heißen auch Packwerke.

Kribros (v. lat. Cribrosus), durchlöchert.

Kricen, österr.-böhm. Dorf, Kr. Ehrudim, Herrschaft Pardubitz; 300 Einw.

Kricheldorf, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Magdeburg, Kr. Salzwedel, an der See; 90 Einw.

Krichen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.=B. u. Kr. Breslau; Schloß, Bormerk; 290 Einw.; — 2) (Groß-K.), das., R.=B. Prieznitz, Kr. Lüben; Freigut, 3 Wasser-, 3 Windmühlen, Ziegelei; 620 Einw.; — 3) (Klein-K.), das.; Schloß, 1 Wasser-, 2 Windmühlen; 270 Einw.

Krichia (Bot.), nach Schreber, Gatt. der Compositae Homoianthae Richb., Syngenesia aequalis L. Charakter: Boden nackt; Hülle vielblättrig; Samenkronen fünfsprenzig und fünfgrannig. Unter 5 Arten (Sommergewächsen in Nordamerika) ist zu bemerken: K. virginica Willd., Hyoseris virginica L. Schaft einblättrig; Wurzelblätter lanzettförmig, lapzig, glatt; Blüten gelb; Samen viereckig. In Virginien; in deutschen Gärten bisweilen als Zierpflanze. — Lamarck in Journ. Hist. nat. 1, I. 12.

Krichman (Krichnow), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaunitz, Herrsch. Swonshitz; 230 Ew.

Krichtonit (Min.), richtiger Erichtonit, auch Eranthonit, Ferroxidulärit, nach Mohs stetomes Eisenerz, nach Glocker ein siderischer Dryolith, ist nach Berzelius ein titanhaltiges Eisenerz, welches dem rhomboëdrischen (hexagonalen) Krystallsysteme angehört u. zur Grundform ein sehr spitzes Rhomboëder von 61½° hat; vollkommen basisch spaltbar, Bruch kleinschuppig ins Unebene, $\rho = 6,0$, spröde, $G = 4,8 - 5,0$, eisenschwarz mit eben solchem Strich, metallglänzend bis halbmatalisch glänzend, undurchsichtig, nicht magnetisch, vor dem Löthrohr unschmelzbar. Das Mineral erscheint gewöhnlich in der Grundform mit gerade angelegter Endfläche, manchmal in hexagonalen Tafeln. Auf Gängen bei St. Christoph, unweit Bourg d'Oisans im Dauphiné.

Krickberg, Sophie Friederike, geb. Koch, geboren zu Hannover am 24. Dec. 1770, Tochter des Balletmeisters Koch, eines sehr unterrichteten Mannes u. Jugendfreundes Schönders und Lessings. Sie wurde früh für das Theater bestimmt und in Gotha in Kinderrollen beschäftigt. Aufs Sorgfältigste ausgebildet betrat sie 1787 die berliner Bühne als „Charlotte“ im Lustspiel „Die drei Töchter“, gefiel, ward engagirt u. bekleidete das Fach der ersten Liebhaberinnen im Trauerspiel und Schauspiel u. Souffleuren in Lustspiel und Oper. Später ging sie zum schwärmer Theater über und verheiratete sich dort mit dem Schauspieler K., mit dem sie ein Engagement bei der hamburger Bühne annahm. Hier, wie überall, gefiel sie durch ihr natürliches, seelenvolles Spiel, ward stets mit Beifall beehrt und hatte überhaupt eine sehr

angenehme Stellung. Allein sie konnte die Lust nicht ertragen, kränkelte stets und die Aerzte ratheten zu einer Veränderung des Aufenthaltes. Nach kurzem Engagement in Kassel übernahm ihr Gatte 1801 die Direktion des mecklenburger Theaters. Er sowohl als seine Frau sahen wenig auf Vortheil, desto mehr auf den Ruhm ihrer Bühne und die Folge war, daß das Unternehmen unfehlbar gescheitert seyn würde, wenn nicht der Graf Hahn es übernommen u. K. zum leitenden Direktor ernannt hätte; K. stand dem ersten Rollensache vor, führte die literarische Korrespondenz und beaufsichtigte Garderobe u. Bibliothek. Doch konnte, besonders als der Herzog genöthigt war, sein Land zu verlassen, das Theater nicht bestehen und eine Verbindung mit dem Direktor Löwe in Lübeck, der die mecklenburger und seine Gesellschaft vereinigte, war nicht glücklicher. Madame K. nahm nach Auflösung der Bühne (1811) ein Engagement bei Schröder in Hamburg an. Hier blieb sie eine Reihe von Jahren und ward dann bei der von Kogebue in Königsberg errichteten Bühne angestellt. Endlich 1816 fand sie zu Berlin, wohin sie sich zu Gastrollen begeben, die ersehnte und wohlverdiente Ruhe. Sie betrat in der von Kogebue für sie geschriebenen Grossmama die Bühne; gab ferner das Fräulein von Saalen in der „Unvermählten“ u. s. w. als Debüt mit großem Beifall und wurde darauf für das Fach der komischen und tragischen Mütter engagirt. Auch seitdem sie allein stand (ihr Gatte † 1818), wirkte sie mit Eifer, Liebe und Erfolg in der Kunst fort. Die Zeit ihrer Ruhe verwandte sie zu literarischen Arbeiten, und mehrere ihrer Lustspiele u. Operetten (z. B. der Kammerdiener, die Ehrenrettung etc.), sind beifällig aufgenommen worden. Am 16. Februar 1837 feierte Mad. K. ihr 50jähriges Künstlerjubiläum, wobei man durch vielfache Ehrenbezeugungen ihrem Talente und ihrem lebenswürdigen Charakter huldigte. Einige Tage später (21. Febr.) betrat sie in einem ihr bewilligten Benefiz die Bühne als Landräthin v. Durlach in den „Stricknadeln“ und empfing vor der Vorstellung vom General-Intendanten im Namen des Königs die große Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Krickelberg, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Aachen, Kr. Heinsberg; 160 Einw.

Krickelsdorf (Kriegelsdorf), bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Wilsch; 150 Einw.

Krickenbach (Kründenbach), bayer. Kirchdorf, R.=B. Pfalz, Kant. Kaiserslautern; 340 Einw.

Krickente (Ornith.), s. v. a. Krickente, Anas crecca L. S. Ente.

Krickhausen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Königsberg; Kreis Braunsberg; Gut; 220 Einw.

Krickow (Geogr.), 1) mecklenburg-streitig. Hof, Kr. u. Amt Stargard, an einem See; Mühle; über 100 Einw.; — 2) österr.-böhm. Dorf, Kr. Widschowa, Herrsch. Smidat; Meierhof, Schäferei; 180 Einw.

Kriday (Kridag), österr.-böhm. Dorf, Kr. Punitau, Herrschaft Weiß- u. Fühner- wasser; 140 Einw.

Kri- bau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R. d. Frankfurt, Kr. Sorau; 140 Einw.

Kriedbaum (Grünbaum, Wyssowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Herrschaft Krumau; Rühle, Hof, Einsiedler; 220 Einw.

Kriebelkrankheit (Kribbelkrankheit, Kornstaup, Kriebelsucht, Krampf- sucht, ziehende Cruche, Raphania, Convulsio cerealis, Ustilaginea, Morbus spasmodicus cerealis s. populicisilesiacus, Epidemicus malignus, Kelampain typhodes, Myrmecyas- sis, Ergotismus, franz. Ergotisme, Maladie du bled coru, engl. Raphania, Med.), eine durch den Genuß von schlechtem, aus unreinem oder verdorbenem Getreide gebadenem Brode, ge- wöhnlich kurz nach der Ernte entstehende, epi- demisch herrschende Krankheit, von welcher in den Jahren 1548 bis 1593 die erste neuere Epi- demie genauer beobachtet und von Caspar Schwentfeld beschrieben wurde; im sieben- zehnten und achtzehnten Jahrhundert kamen Epidemien auch in Frankreich (Sologne), Eng- land, Scandinavien, der Schweiz, Oberitalien und dem südlichen Rußland vor; eine bedeuten- de Epidemie ereignete sich im Jahre 1770 u. 1771 in Niedersachsen und dem Hannoverschen. An vielen Orten Europa's zeigten die Jahre 1805, 1814, 1817, besonders aber in Deutschland 1833 einzelne örtlich beschränkte Epidemien von geringerer Heftigkeit. Wahrscheinlich war die Krankheit aber schon vor dem sechzehnten Jahr- hundert vorgekommen und vielleicht auch den Alten bekannt; namentlich scheinen die unter dem Namen des heiligen Feuers oder St. Antoniusfeuer bekannten Epidemien bran- diger Entzündungen alle hierher zu gehören. — Die Ursache der K. scheint in Verunreinig- ung des Getreides mit Mutterkorn allein oder doch hauptsächlich zu suchen zu seyn; wenn auch nicht jedes Mutterkorn giftig ist, so hängt dies, wie die zahlreichen neueren Untersuchungen der Pharmacodynamiker zeigen, von dessen Reife u. Unreife, seiner Frische oder wohl von manchem anderen Umstande ab. Dazu kommen jedoch in Mißwachsajahren noch Verunreinigungen mit *Lolium temulentum*, *Raphanus*, *Raphanistrum*, *Nigella sativa*, *Agrostemma githago*, *Bromus secalinus* u. dgl. m., dann Verderbniß des Ge- treides, schlechte Aufbewahrung oder Feuchte- werden desselben, oder des Mehlens, auch schlechte Erhaltungsmittel für das Brod zur Zeit der Theu- rung, so wie die allgemein verbreitete Noth und Gemüthsbedrückung solcher Zeitläufe. Die Krankheit befällt daher die niederen Volksklas- sen fast ausschließlich und zeigt große Verschie- denheit der einzelnen Epidemien. — Ihrem Wes- sen nach ist die K. eine Vergiftungskrankheit des Rückenmarkes, complicirt mit verschiedenen gastrischen Zufällen, welche letztere theils dem Gifte und den schlechten Nahrungsmitteln über- haupt, theils dem Hunger und den übrigen nach- theiligen Einflüssen zuzuschreiben sind. Die Vergiftung tritt theils in den Bewegungsner- ven des Rückenmarkes als Krämpfe und Läh-

mungen auf (*Ergotismus convulsivus*), theils in den Empfindungsnerven als Anästhesie, be- sonders in den Hautnerven unter der Form des Kriebelns, theils befällt sie in gewissen Fällen die Gefäßnerven der Glieder, in Form von Blutstocung, Entzündung u. Brand (*Gangrae- na cerealis*, *Ergotismus gangraenosus*). Hirn- zufälle treten erst sekundär hinzu.

Die K. zeigt sich bald in akuter, bald in chronischer Form und beginnt im ersten (selteneren) Falle nach Vorbergehen von gastrischen Symptomen (Druck im Magen, Uebelkeit, Erbrechen, gelblichem Zungenbeleg, Heißhun- ger, Stödbrennen, Stuhlverstopfung od. Schlei- mdurchfall u. s. w.) und fieberhafter Dysphorie mit Schwindel, Mattigkeit und Eingenommen- heit des Kopfes wie eine *Febris gastrica* oder *pituitosa*, welcher sich im weiteren Verlaufe Nerven-Zufälle zugesellen, besonders Krämpfe klonischer und tonischer Art und eine eigent- liche, höchst peinigende Empfindung von Kriebeln oder Ameisenkriechen (wie bei dem sogenannten Einschlafen der Glieder), welche von den Hän- den und Füßen beginnt und sich in dem übrigen Theile der Extremitäten verliert. Es gesellt sich dann zu innerer Hitze Wärmorkälte der Extremitäten, große Mattigkeit und Schmerz- haftigkeit derselben, Veränderung ihrer Haut- farbe, dann gänzliche Gefühlslosigkeit. Biswei- len erfolgt unter Voraustragen einer rosenar- tigen Entzündung trockener, seltener feuchter Brand und Abfallen einzelner Glieder, gewöhn- lich an den Gelenken ringförmig abgegrenzt (so namentlich in der von französischen Aerzten, als *Ergotismus*, *Maladie de Sologne*, *Morbus So- loniensis* beschriebenen Epidemie). Später er- folgen typhöse und putride Erscheinungen (*Des- lirien*, *Tobsucht*, *Pupillenerweiterung*, *Betäu- bung*, *Petechien*, *Blutunterlaufungen*, *Ödeme*, *pyämische Abscesse* u. s. w.), welche den Tod in Zeit von 6–7, bisweilen in 14 Tagen nach sich ziehen. — Die gewöhnlichere chronische Form der Krankheit zeigt ähnliche Vorboteu (besonders Heißhunger, verdorrten Magen, Krämpfe, schlechte Hautfarbe, Mattigkeit). Sie tritt in einzelnen Paroxysmen auf, zwischen welchen eine unreine Intermission liegt, und zieht sich auf diese Weise unter ähnlichen Erschei- nungen in die Länge. Nur ist hier das peinigende Kriebeln u. ein Gefühl, als ob die Gliedmaßen aus einander gezogen würden, das den Kranken zum lauten Aufschreien nöthigt, ein mehr hervorste- chendes Symptom, weil es die fieberhaften Er- scheinungen nicht verdecken, und weil das Be- wußtseyn freier ist. Auch hier stellen sich die mannichfachen Krämpfe ein, wobei besonders die Flexoren tonisch kontrahirt, Finger und Zehenklauen schnabelförmig nach innen zusam- mengeschrumpft sind, dann der Vorderarm ge- gen den Oberarm, der Kopf gegen Brust und Schultern u. s. w., oder es zeigt sich völliger Starrkrampf, Epilepsie und dgl. Später tritt auch hier ein Zustand von Betäubung ein, zu welchem sich großer Verfall der Kräfte, Läh- mungen, Abschälen der Epidermis, seltener Brand der Finger und Zehen, brandiges Ab- sterben und Abfallen größerer Gliedmaßen, end-

lich Wassersucht und kolloquative Durchfälle gesellen, welche ebenfalls den tödlichen Ausgang herbeiführen können, wenn nicht bei Zeiten Hülfe eintritt.

Außer dem tödtlichen Ausgange geht die Krankheit auch in Lähmung (besonders Querslähmung), Blödsinn, Epilepsie über, führt nervöse Blindheit und Taubheit herbei, oder hinterläßt chronische Durchfälle, Wassersucht, Abzehrung, Cachexie überhaupt. Einige Fälle entscheiden sich auch günstig unter Abgang von Schleim und Würmern u. unter dem Ausbruche von Hautkrankheiten, besonders Ektymapusteln und wirklichen Furunkeln. — Die Leichenöffnungen älterer Beobachter zeigten das Herz schlaff und blutleer, das Blut verändert, die Gekrösdrüsen klein und wie verzehrt, die Blutgefäße des Bauchfelles von schwarzem Blute strotzend, den Darmkanal aufgetrieben und, wie die Leber, die Milz und die anderen Eingeweide, oberflächlich geröthet, auch wohl an einzelnen Stellen brandig; bisweilen Bauchwassersucht und seröse Ansammlungen im Gehirn und Rückenmark. Die Leichen faulen schnell.

Besonders giftig wirkt in Amerika das Mutterkorn des Mais, welches Ausfallen der Haare und Zähne, selbst der Nägel und Querslähmungen an Menschen u. Thieren hervorruft (Roulin in Ann. des scienc. naturelles, 1830 Aug.). — Die Behandlung war bei diesen Epidemien hauptsächlich die der gastrischen oder pituitösen Zustände, oder der daraus hervorgegangenen typhös-skorbutischen Blutmischung, mit Rücksicht auf die hier vorwaltende narkotische Vergiftung, gegen welche jedoch jetzt noch ein sicheres Gegengift fehlt (vielleicht Gerbsäuren, Kampher, Opium?). Daher zeigten sich im Anfange der Krankheit kräftige Brech- u. Abführmittel, später bisweilen die Karminativa, wie Ingwer, Pfeffer, Kaskarilla u. dgl., oder die Nervina, besonders der Kampher, die Valeriana u. Asafötida, bisweilen das Opium nützlich. Laue Bäder, Einreibungen aromatischer Salben und Linimente in das Rückgrat, trockene Reibungen der Haut, Einreibungen von warmem Terpentinnöl oder einer Salbe aus gleichen Theilen Brannein und Butter in die mit der Kriebelmücken Empfindung behafteten Theile, Knoten und gelindes Hin- und Herbewegen der erstarrten Glieder, Essigumschläge, Essigklystiere, kalte Begießungen, unterstützten die Hauptkur. Brandige Stellen wurden nach den Regeln der Chirurgie behandelt. — Das Wichtigste ist die Verhütung der Krankheit durch obrigkeitliche Sorge für Güte und Reinheit der Nahrungsmittel zur Zeit von Miswachs, Krieg, Theuerung und ähnlichen Unglücksfällen; auch hat man den Zusatz des Kali carbonic. depur. zu dem verdächtigen Mehle (15 Gran auf das Pfund) als prophylaktisches Mittel empfohlen.

Kriebelmücke (Entom.), auch Kriebele, f. v. a. *Simulia reptans* L.

Kriebelnuß (Pomol.), Wallnußsorte, f. v. a. kleine Steinnuß, f. *Juglans regia* L.

Kriebelrettig (Bot.), f. v. a. Federich, *Raphanus Raphanistrum* L.

Kriebethal, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rochlitz, an der Zschopau; 220 Einw.

Kriebitsch, sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; 420 Einw.

Kriebowitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Breslau; Besingung des Fürsten Blücher mit dessen Grab und Denkmal, Schloß, Vorwerk; 260 Einw.

Kriebstein, königl. sächs. Rittergut, Kr. Leipzig, A. Rochlitz; Mühle; gegen 80 Einwohner. Dabel auf einem versteinerten, von der Zschopau bespülten, früher von diesem Fluß ganz umströmten Felsen, das von dem Ritter Dietrich von Bärwalde von 1382 bis 1400 erbaute Schloß K., welches im Aeußeren in fast noch unveränderter Gestalt dasteht und ehemals für eine Festung galt. Die Herrschaft K. erhielt Kunz von Kauffungen von Friedrich dem Sanftmüthigen als eine einstweilige Entschädigung für seine in Thüringen gelegenen, von Herzog Wilhelm's Söldnern zerstörten, theils von ihnen besetzt gehaltenen Güter, unter der Bedingung, das Pfand zurückzugeben, wenn der Kurfürst dem Kunz wieder zu jenen Gütern verholfen, was 1451 geschah. Kunz aber wollte die während seiner Verwaltung in guten Stand gesetzte Herrschaft nicht gegen seine verwüsteten thüringischen Besigungen heraus geben. Als er der Uebermacht weichen mußte, unternahm er den Raubzug zur Entführung der Prinzen von Altenburg. (S. Prinzenraub). — Nach dem romantisch gelegenen K. wandern in jedem Sommer Tausende, oft von weither, um in dessen Umgebungen und in der herrlichen Laube des Jägerhauses einige Stunden zu verweilen. — Eine Sage vom K. erinnert an Weinsberg. Ritter Dietrich von Bärwalde (der Erbauer des Schlosses) wurde von Ritter Staupitz von Reichenstein, mit dem er in Fehde gerathen, am Fastnachtstag 1415 aus Schloß und Herrschaft nach kurzem Kampfe vertrieben. Friedrich der Streitbare, Landgraf von Thüringen, belagerte infolge seiner lehnsherrlichen Verbindlichkeit den fehdejudtigen Ritter, der nach tapferer Gegenwehr sich endlich ergeben mußte. Staupitz hatte als Landesfriedensbrecher u. nach des Landgrafen Ausspruch das Leben verwirkt; dessen Frau aber hatte von Friedrich die feierliche Zusage erhalten, frei abziehen zu dürfen mit dem, was sie tragen würde. Da trug die starke Frau den Ekeherrn auf dem Rücken aus dem Burghor. Sie rettete dadurch dem Gatten das Leben. Die Herrschaft K. aber behielt Friedrich für sich. Nach öfterem Wechsel der Besitzer kam K. in öffentlicher Versteigerung 1824 an die begüterte Familie von Arnim.

Kriech (Schiffb.), f. v. a. Schech.

Kriechau, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels, unweit der Saale; Gut; 230 Einw.

Kriechbaum, österr. Dorf, Landob der Enns, Mühlkreis, Distr. Zellhof; 120 Einw.

Kriechbohne (Bot.), f. v. a. Zwergbohne, *Phaseolus nanus* L.

Kriecheidechsen (Amphib.), nach Dfen, Eidechsenjungst, f. v. a. Ringel-Eidechsen, Schleichen.

Kriechelster (Ornith.), f. v. a. großer Würger, *Lanius excubitor* L.

Kriechen (Jagdw.), von Dachsen, Füchsen, Dachshunden etc., wenn sie zu Bau geben.

Kriechenberg (Kremberg), österr.-steier. Pfarrdorf, Kr. Marburg, Bez. Obermureck; Armeninstitut; über 100 Einw.

Kriechend (bot. Term.), f. v. a. Repens, Reptans.

Kriechen-Pflaumenbaum (Bot.), f. v. a. Haserschele, *Prunus insititia* L. Wilde Kriechenpflaume, f. v. a. Schlehdorn, *Prunus spinosa* L.

Kriechente (Ornith.), f. v. a. Kriekente, *Anas crecca* L.

Kriechhuhn (Ornith.), f. v. a. Bantamhuhn, *Gallus domesticus pusillus* Cuv.

Kriechhund (Säugeth.), f. v. a. Dachs, *Meles Taxus* Storr.

Kriechrose (Bot.), f. v. a. Feldrose, *Rosa arvensis* L.

Kriechschimmel (Bot.), Schimmeligattung, f. v. a. *Dendrina*.

Kriechschnake (Entom.), Schnakengattung, f. v. a. *Simulium* Latr., *Simulia* Meig.

Kriechwinde (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Evolvulus*.

Kriekfohl mit Freienwalde, preuß. Dorf, Provinz Preußen (West-Pr.), Kr. B. und Kr. Danzig, im Werderander Wottlau; 340 Einw.

Krieg, 1) (Polit.), der dem Frieden entgegengesetzte Zustand, wo zwei oder mehrere Staaten die mit Kampf verbundenen völkerrechtlichen Gewaltthatigkeiten gegeneinander ausüben oder ausüben lassen, weil sie sich über ein zwischen ihnen streitig gewordenes Recht oder Interesse auf friedlichem Wege nicht vereinigen. „Für einen Rechtliebenden“, sagt K. v. Rotteck, „für einen Fühlenden gibt es keine widerwärtigere, keine schmerzlichere Vorstellung, als die des K. S. So ist wenigstens der erste oder unmittelbare Eindruck, welchen diese Vorstellung des von den Waffen, von der physischen Gewalt seine Entscheidung begehrenden Rechts auf uns macht. Das Princip des Rechtsgesetzes ist die Harmonie der Wechselwirkung unter den Menschen; es stellt die Regeln einer friedlichen Ausgleichung der allseitigen Ansprüche und Interessen auf. Daß diese einander widerstreiten, ist natürlich u. unvermeidlich, aber gerade zur Schlichtung solches Widerstreits, zur Erhaltung des Friedens unter allen in Wechselwirkung sich Befindlichen, stellt die Allen gemeinsame Vernunft die Regel des Rechts auf, beruhend auf der Idee einer Allen zu gewährenden gleichen und möglichst ausgedehnten, nämlich bloß durch das Recht des Andern beschränkten Sphäre des äußern Freiheitsgebrauches. So oft also Zwei mit einander im Streite begriffen sind, so befindet sich Einer oder der Andere, mitunter auch Beide, im Unrecht u. die Vernunft gebietet ihnen, sich über das, was Jedem wirklich gebührt oder das, was im vorliegenden Falle wirklich recht ist, zu verständigen, oder den, etwa beiderseits aufrichtig, d. h. in redlicher Meinung, im Rechte zu seyn, geführten Streit auf eine mit der Rechtsidee selbst vereinbarliche Weise zur Entscheidung zu bringen

und alsdann in die Schranken des dergestalt beiderseits klar gewordenen Rechts zurückzutreten. Unter den möglichen Entscheidungsmitteln des Rechts ist nun keines weniger mit der Rechtsidee vereinbar, als der Kampf oder die physische Kraft, weil das Wesen oder der Begriff des ersten der vollkommene Gegensatz der vom Recht geforderten Harmonie und seine Verhütung gerade der Zweck oder die Aufgabe des Rechtsgesetzes ist, u. weil die zweite bloß nach physischen oder mechanischen Gesetzen, die mit den moralischen und Rechtsgesetzen durchaus nichts gemein haben, wirkt und nicht nur gleichmäßig fürs Unrecht wie fürs Recht kann in Thätigkeit gesetzt werden, sondern noch vorzugsweise zur Durchführung des Unrechts geeignet wie geneigt ist. Gleichwohl bleibt in den Fällen, wo entweder der Eine einen offenbar ungerechten Angriff auf den Andern macht, oder einem offenbaren Rechte des Andern beharrlich widerstrebt, oder wo überhaupt der friedlichen Schlichtung des Streits unübersteigliche Hindernisse sich entgegenstellen, sey es durch Weigerung des Einen, die dahin führenden Wege der Vergleichsverhandlung, des Kompromisses auf Schiedsrichter, oder auch des Looses u. s. w. zu betreten, oder sey es durch äußere Umstände, kein anderes Mittel der Rechtsbehauptung übrig, als die in solchen Fällen von dem Rechtsgesetz selbst erlaubte Anwendung der physischen Gewalt, also Zwang oder Kampf. Mit anderen Worten: Der zur Behauptung oder Vertheidigung oder Wiederherstellung des von Andern verachteten oder angegriffenen oder verletzten Rechts angewendete Zwang paßt in die Rechtstheorie, d. h. in ein vernünftiges Rechtssystem und ist also erlaubt“. Der Mangel eines mit hinreichender Exekutivkraft ausgestatteten Gerichts macht schon in Privatstreitigkeiten die gewaltsame Entscheidung durch Kampf unvermeidlich, wieviel mehr in Streitigkeiten ganzer Völker. Hier macht die Verwickelung der verschiedenen Ansprüche eine unparteiische Entscheidung durch einen Rechtspruch Dritter nicht selten fast ganz unmöglich. Der K. wird daher nie ganz aus der Menschheit zu verbannen seyn. Das Verbot, zu tödten, als ein unbedingtes auffassend, haben viele der ersten Anhänger des Christenthums, namentlich Kirchenväter, wie Tertullian, Cyprian, Chrysostomus u. A., den Kriegsdienst für unerlaubt gehalten, und mehrere neuere christliche Sekten, wie die Moskolithen, Quäker, Mennoniten, verboten es ihren Mitgliedern, Soldaten zu werden. So lange die Zahl solcher consequenten Frommen gering bleibt, mag ein Staat sie in sich dulden; zu größerer Bedeutung anwachsend, würden sie aber die Unabhängigkeit, den Bestand des Staates selbst, der thöricht genug wäre, sie auch dann noch zu dulden, auf das Höchste gefährden. Abgesehen von diesen rein religiösen Bedenken christlicher Sekten ist der K. hauptsächlich vom moralischen und nationalökonomischen Standpunkte aus wegen der mannichfaltigen Uebel, die er in dieser Beziehung mit sich führt, häufig, namentlich in neuerer Zeit, gemißbilligt worden. Kein vernünftiger und fühlender Mensch wird die Vernichtung von Menschenleben, von geistigen und

materiellen Gütern, die unausbleiblichen Folgen des K., mit Gleichgültigkeit betrachten. Wer aber mit aufmerksamem Geiste im Buch der Geschichte liest, wird nur jene K. verurtheilen, welche um kleinliche Interessen geführt wurden, nicht aber die, welche die Erringung u. Vertheilung der höchsten Güter der Menschheit bezweckten. Für solche K. gelten die schönen Sprüche unserer beiden größten Dichter: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“, und „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß!“. Die Erfahrung lehrt, daß Verwilderung die gewöhnliche Folge eines allzu langen Friedens ist; er wiegt die Völker in Sicherheit ein, und durch ihn verlieren sie die Anspannung der edelsten Kräfte, die Uebung der männlichsten Tugenden. „Die Erfüllung des Wunsches nach einem allgemeinen und ewigen Frieden ist kaum zu erwarten, und wenn sie ja Statt fände, so würde es wahrscheinlich auf Unkosten noch höherer Güter geschehen, als diejenigen sind, deren Verlust der K. uns aussetzt. Der Preis dafür oder das Mittel seiner Herstellung möchte nämlich die Errichtung eines Weltreichs, sei es unter der Herrschaft eines einzigen Hauptes oder einiger weniger Häupter, seyn, folglich der Untergang aller Freiheit der Völker wie der Einzelnen, u. damit der Untergang aller moralischen Kraft, sonach aller Würde wie alles höheren Wohles der Menschheit. Schon dadurch, daß er solches äußerste Unheil verhütet, erscheint der K. als unermesslich wohlthätig. Er setzt nämlich voraus und erhält die Selbstständigkeit der einzelnen Nationen und nährt in ihnen die Kraft und den Muth, die sie solcher Selbstständigkeit werth macht. Und trotz aller Leiden und Schrecknisse, trotz aller Grausamkeiten, Rechtsverletzungen, Verwüstungen und Verwilderungen, die er nach sich zieht, ist gleichwohl der K. die Quelle manches Guten und Heilsamen. Er läßt sich vergleichen den Gewittern, welche allerdings zerstörend auf Saaten und Menschenwohnungen fallen können und fallen, aber durch Reinigung und Erfrischung der Luft und durch Tränkung des vertrockneten Bodens neues Leben in die dahinwelkende Pflanzenwelt ergießen u. der vorhin trübseligen Flur wieder ein blühendes Aussehen verleihen. Der K. ruft alle menschlichen Kräfte zur Thätigkeit auf, setzt alle Leidenschaften in Bewegung und eröffnet allen Tugenden wie allen Talenten die weiteste Sphäre der Ausübung. Ohne K., d. h. eingelullt in allzu langen Frieden, würden die Völker erlahmen, in Feigheit, Knechtsinn u. schändlichen Sinnengenuß versinken, so wie das stehende Wasser saul wird und nur das rasch und fort und fort sich bewegende seine lebendige Frische beibehält. Wohl würden in lang dauerndem und allgemeinem K. die Nationen verwildern, wie verarmen, die herrlichsten Schöpfungen des Friedens überall in Trümmer gehen, und was die früheren Geschlechter zum Frommen der Nachkommen erbaut, gesammelt, sorgsam gepflanzt haben, bis auf die letzte Spur vertilgt werden; aber nur theilweise und kürzere, von nicht allzu großer Verwüstung begleitete Unterbrechungen des in Schlummer einwiegenden Friedensstandes, so

entschieden die rechtliche Vernunft sie verwirft, haben nach dem Zeugnisse der Geschichte höchst segensreich gewirkt, und fast jeder solcher Kriegsperioden, wie fast jedem Gewitter, folgt eine Periode der fruchtbarsten Kraftentfaltung, des lebendigsten Aufschwunges nach. Jedenfalls ist der Kriegsmuth die unentbehrlichste Schutzwehr für Freiheit und Recht und die Kriegskunst das Produkt wie das Bollwerk der Civilisation. Allerdings sind es nur allzu oft gemeine u. schlechte Motive, welche die K. entzünden: Raubsucht und Herrschgier, überhaupt egoistische Interessen und rechtsverachtende Leidenschaft. Eben darum aber, damit nämlich nicht die ganze Menschheit die Beute einiger gewaltthätiger u. vermessener Häupter oder Horden werde, soll der Kriegsmuth unter den Völkern erhalten u. die Kriegskunst gepflegt werden. Die Versuche der Herrschaft können nur scheitern an der Kriegsentlossenheit der Nationen, u. das beglückende Reich der Civilisation kann gegen die wilden Wogen der Barbarei nur gesichert werden durch die der geistigen Ueberlegenheit den Sieg verbürgende Kriegskunst“. Diese beredten Worte eines bedeutenden Staatsmannes sind das jedem unbefangenen Geiste sich aufdringende Resultat eines gründlichen Studiums der Annalen der Menschheit. Die K. sind je nach der Persönlichkeit der Kriegführenden u. dem Zweck, welchen diese verfolgen, sehr verschieden. Der Privatkrieg findet im Naturzustande zwischen Einzelnen oder Familien oder Stämmen, so wie in schlecht geregelten oder in Anarchie gefallen Staaten zwischen den Angehörigen derselben unter sich oder mit Fremden Statt. Dahin sind z. B. die mittelalterlichen Fehden zu rechnen, jene unter der Herrschaft des Faustrechts geführten Privatkämpfe. Der Privatkrieg wird jetzt nicht mehr als K. anerkannt, und das Kriegsrecht (s. d.) findet auf ihn keine Anwendung. In der Mitte zwischen dem Völker- u. Staatenkrieg und dem Privatkrieg steht der einheimische oder Bürgerkrieg, welcher entsteht, wenn in einer Staatsgesellschaft eine durch die gewöhnlichen Rechtsmittel nicht zu beseitigende Spaltung eintritt und dadurch gewissermaßen aus einem Volke oder einem Staate vorübergehend zwei oder mehrere gemacht werden. Der Bürgerkrieg ist als eine Krankheitskrisis des Staates zu betrachten, während der äußere K. sich wohl mit dem normalen inneren Zustand des Staates vertragen kann. Wenn der Bürgerkrieg als solcher anerkannt wird, also nicht mehr als bloßer Privatkrieg oder als Rebellion gilt, welche der Strafgerichtsbarkeit der betreffenden Staatsgewalt unterliegen, so werden in ihm die völkerrechtlichen Grundsätze für die Art und Weise der Kriegsführung in Anwendung gebracht. Rechtliche Anlässe zum Bürgerkrieg, d. h. solche, welche der einen oder der andern Partei oder auch beiden das äußere Recht geben, zu den Waffen zu greifen, sind vorhanden, wenn zweifelhaft oder bestritten ist, wer eigentlich der rechtmäßige Inhaber der Staatsgewalt oder der für Succession rechtmäßig Berufene sey, wenn also politische Parteien sich in beiderseits gutem Glauben bekämpfen, ferner wenn die be-

stehende Staatsgewalt durch Verletzung der Gesetze und Abschneidung der gesetzlichen Hülfe gegen solche Gesetzesverletzung einen Aufstand hervorruft, und nun ein Theil des Volkes, der Staatsgewalt folgend, den andern bekämpft, welcher zur Wiederherstellung des unterdrückten Rechts die Waffen ergriffen hat; aber dann richtet es sich nur nach der Macht und den Erfolgen der Aufgestandenen, ob ihr Unternehmen als bloße Rebellion oder als Bürgerkrieg behandelt wird. Obschon auf den Bürgerkrieg die völkerrechtlichen Grundsätze über Kriegführung Anwendung finden, hat doch der Einzelne auf beiden Seiten, da er hier die Fahne, welcher er folgt, selbst wählt und demnach als freiwilliger Theilnehmer am Kampfe, als persönlicher Feind erscheint, gewöhnlich härtere Behandlung zu erwarten, als der willenslose Soldknecht einer feindlichen Macht oder der der rechtmäßigen Staatsgewalt gehorchende Kriegsdienstpflichtige. Fürstenkriege werden nur für die Interessen des monarchischen Staatsoberhauptes unternommen; in ihnen handelt es sich allein um Befriedigung der Ruhmsucht oder um Rächung persönlicher Beleidigungen. Die Volkskriege dagegen haben die Wahrung wirklicher oder vermeinter, vom Volke selbst als solche anerkannter nationalen Interessen, wie der Religion, Unabhängigkeit und Freiheit, der Volkshere, des Handels u. s. w. zum Zweck. Man unterscheidet zwischen Angriffs- und Verteidigungskriegen je nach der Eröffnung der Feindseligkeiten. Eroberungskriege werden geführt, um das feindliche Gebiet theilweise oder gänzlich in Besitz zu nehmen und zu behalten, während Invasionskriege nur eine vorübergehende Besitzergreifung beabsichtigen, durch welche der Feind zu Concessionen bewogen werden soll. Präventivkriege bezwecken, dem Feinde, von dem ein Angriff droht, mit dem Angriff zuvorzukommen. Der siebenjährige Krieg gehört dahin. Vergeltungs- oder Rachekriege sollen das einer Nation früher zugefügte Unrecht bestrafen. Auf diese Weise rächte Alexander der Große die von den Persern den Griechen zugefügten Unbilden. Strafkriege werden gegen eine abgefallene Provinz oder gegen einen treulosen Bundesgenossen geführt. Dergleichen Benennungen gibt es noch mehr, doch ist ihre Bedeutung von selbst klar. — 2) (Kriegsw.), das Ganze der militärischen Operationen gegen den Feind, vgl. Strategie und Taktik. Der zu Lande geführte Krieg heißt Landkrieg; der Seekrieg wird auf Schiffen zur See geführt. Der K. mit großen Truppenmassen gegen große Truppenmassen wird der große K. genannt. Der kleine K. dagegen wird von schwächern Corps, meist in zerstreuten Haufen, von unregelmäßigen Truppen oder der insurgirten Bevölkerung gekämpft und besteht aus Ueberraschungen u. dergl., während größere, schnell entscheidende Gefechte vermieden werden; vgl. u. A. Guerillas, Freischaren, Aufstände.

Kriege, Hermann, einer der edelsten Führer der deutschen Demokraten in Amerika, war um 1820 im preussischen Westphalen geboren, studirte zu Bonn und Leipzig Medicin, wandte

sich aber dann der hegel'schen Philosophie zu und ging, um Kunststudien zu machen, nach München. Hier als Gründer eines politischen Lesevereins in Untersuchung genommen, ward er nach 13wöchentlicher Haft aus dem Königreich Bayern verwiesen und setzte nun in Berlin seine philosophischen Studien fort. Durch die Kon- skription zu den preussischen Fahnen gerufen, hielt er an seine Schicksalsgenossen eine aufreizende Anrede. Der ihm deshalb drohenden Untersuchung entzog er sich durch die Flucht nach Amerika, wo er in Neu-York eine Zeitschrift: „Der Volkstribun“ herausgab, in welcher er agrar-socialistische Tendenzen vertrat. Das Jahr 1848 rief ihn nach Deutschland zurück. Hier nahm er an dem Demokratenkongress zu Frankfurt Theil, ward zum Mitgliede des demokratischen Centralausschusses in Berlin gewählt und wohnte dem Demokratenkongress daselbst, so wie später dem Kongress der Märzvereine in Frankfurt bei. Nach dem Siege der Reaction in Deutschland lehrte er nach Neu-York zurück, wo der Schmerz um sein unglückliches Vaterland ihn in Tieffinn und endlich in Wahnsinn stürzte, dem er am 31. December 1850 erlag. Die Deutschen in Neu-York errichteten ihm ein Denkmal. „Die Deutschen der Union“, berichtet der Korrespondent der Augsb. Allg. Zeitung, „verlieren an ihm viel. Er war talentvoll, Politiker und ehrlich und einer der reinsten politischen Charaktere unter den Deutschen Nordamerikas“.

Kriegenbrunn, bayer. Kirchdorf, R.-B. Mittelfranken, Edgr. Erlangen; 300 Einw.

Krieger, s. v. a. Soldat, doch nicht mit dem diesem Wort anklebenden Nebenbegriff eines für Lohn Kechtenden. Krieger wird vielmehr im edleren Sinne der genannt, welcher aus reiner Vaterlandsliebe mit männlicher Tapferkeit die Waffen führt.

Krieger (Biogr.), Johann Franz, Schauspieler, geboren zu Königsberg in Preußen 1802, erlernte die Kaufmannschaft, hegte aber schon früh entschiedene Neigung zur dramatischen Kunst. Gegen den Willen seiner Aeltern begab er sich 1818 zu der güntnerschen Gesellschaft in Gumbinnen, um ein Engagement zu suchen; er sollte als Conjo Hoango in Tony auftreten, wurde aber, als es zur Vorstellung kam, von einer so entsetzlichen Angst befallen, daß er, als er auftrat, unfähig zu sprechen, sich nicht auf den Beinen erhalten konnte, sondern stolpernd auf den Souffleurkasten fiel, diesen umwarf und unter dem Gelächter und dem Geschrei der Menge, welche ihn in der Meinung, er sey betrunken, unter dem Zuruf: „Herunter mit dem S.....!“ mit faulen Zwetschen warf, halb betäubt liegen blieb. Die Drohungen des hinter den Coulissen tobenden Direktors brachten ihn endlich zu sich u. sich aufraffend, rannte er im Kostüm und schwarz gefärbt davon, verließ Gumbinnen und kehrte reuig in das älterliche Haus und zur Handlung zurück. Dennoch erwachte seine Liebe zum Theater aufs Neue und 1820 schon ging er zum zweiten Mal heimlich davon, u. zwar zur heckert'schen Gesellschaft nach Memel, spielte dort Nebenrollen und bereiste Tilsit, Polangen und Wilna;

und Calasirier, und die einen so wie die andern hatten gewisse Namen oder Distrikte inne. Die Hermotyrier waren in der Zeit ihrer größten Macht 160,000 Mann stark, die Calasirier 250,000 Mann. Die einen so wenig wie die andern durften ein Handwerk treiben; sie waren bloß für den Krieg bestimmt, und diese Bestimmung erbte von Vater auf Sohn. Ihr Sold bestand in Ländereien, wie bei den Indiern. Jährlich mußten 1000 Mann, sowohl von den Calasiriern als Hermotyriern bei dem Könige die Wachen versehen. Beinahe die ganze ägyptische Kriegsmacht befand sich in Unterägypten; $4\frac{1}{2}$ Nomen waren innerhalb des Delta von den Hermotyriern besetzt und 11 andere von den Calasiriern, dagegen von jeder derselben nur ein einziger in ganz Mittel- u. Oberägypten, nämlich die Distrikte von Cheumis u. Theben. Durch dieses Beisammenwehnen der K. war es den Königen möglich, die Kriegsmacht schnell zu versammeln, wie sich dies schon im mosaischen Zeitalter zeigte, als der damalige Pharao, wahrscheinlich der Beherrscher von Memphis, die auswandernden Israeliten mit seinem Heere verfolgte. Von der innern Organisation der ägyptischen K., ihren Vorgesetzten, ihrer Kriegskunst etc. wissen wir wenig od. gar nichts. Große Veränderungen hat sie durch die Menge der in Ägypten angelegten Kanäle erlitten. Vormalig, wie z. B. noch im mosaischen Zeitalter, bestand die ägyptische Kriegsmacht größtentheils aus Reiterei und Streitwagen; diese wurden aber von selbst unbrauchbar, als das Land allenthalben durchschnitten ward. Es lagen Besatzungen in den Grenzplätzen, wie z. B. zu Syene u. a., die von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Ein großer Theil der K., angeblich 240,000 Mann, wanderte nach Aethiopien aus, als Psammetich mit Hülfe ausländischer Mierhstruppen sich zur Alleinherrschaft erhob (650 v. Chr.). Einen vorzüglichen Grad von militärischer Bildung mag die K. Ägyptens nie erlangt haben. Ihr Erlöschen scheint durch die immer wachsende Hierarchie nicht wenig gefördert worden zu seyn; unter den Lagiden (300 v. Chr.) war keine Militärkaste mehr vorhanden, und schon seit Psammetich bildeten griechische Hülfstruppen den Kern des ägyptischen Heeres. Bei den Hebräern war (wie 1. Mos. 49, 18 die Anordnung des Patriarchen Jakob im feierlichen Abschiedssegens lautet) unter den 12 Stämmen Israels der Stamm Gad nach ägyptischer Weise zur K. bestimmt worden; aber diese Einrichtung ist, da jeder Hebräer zum Kriegsdienste verpflichtet blieb, nicht zur Ausführung gekommen, während dagegen der Stamm Levi ausschließlich den Tempeldienst versah und demnach eine eigene Kaste bei den Hebräern bildete. — Eine dem asiatischen Kastenwesen einigermaßen ähnliche Erscheinung bieten bei den Griechen die Heloten dar; denn sie machten eine eigene Klasse der Einwohner Lakoniens aus, welcher nicht nur der Ackerbau und die Verreibung aller Künste und Handwerke für die freien Bürger oblag, sondern die auch für den spartanischen Staat nöthigenfalls die Waffen führen mußte. — Endlich erinnert noch der Stand und die Würde der Druiden bei

den alten Gallern und der mächtige Ritterstand bei denselben, welcher mit zahlreichem Gefolge (Ambakten) ausschließlich den Kriegsdienst versah und mit den Druiden die übrige Volksmasse unbedingt beherrschte, an den Kastengeist des Orients u. Ägyptens (s. Cäsar, Vom gallischen Kriege, B. 6, Kap. 13 ff.). Die Prätorianer im west- und oströmischen Kaisertume, die Janitscharen bei den Türken, die Strelizen bei den Russen gehören aber nicht in die Kategorie der K., sondern waren nur bevorzugte Truppengattungen, deren Uebermacht und Zügellosigkeit nicht selten verderbliche politische Stürme über ihr Volk heraufführte. In der engern gesellschaftlichen Verbindung der europäischen Reiche milderte sich überhaupt die alles kräftige Volksleben lähmende Kastenverfassung der asiatischen Völker, und war bei Völkern christlicher Bildung unmöglich. — Interessante Notizen über die K. liefern unter den Alten die Schriften des Herodot, Strabo, Diodor von Sicilien, Arrian, Julius Cäsar, Plinius; unter den Neuern Heeren (Ideen), Böhlen (Das alte Indien), v. Gaspari, Hessel u. s. w.

Kriegern (Krier, Krüge), österr.-böhm. Stadt (Marktflecken), Kr. Saaz, Herrsch. Proßnitz, am Goldbach; über 600 Einw.

Kriegervogel (Ornith.), s. v. a. Albatros, *Diomedea exulans* L.

Kriegheide, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Lüben; Windmühle; 320 Einw.

Krieglach, österr.-steier. Marktflecken, Kr. Bruck, Bez. Hohenwang, an der Mürz; Post, Armenianstalt, Hospital, Senseschmied, Zerktenfeuer, 2 Jahrmärkte; 580 Einw.

Kriegs, Zusammensetzungen hiermit, welche im Folgenden nicht zu finden sind, s. u. Feld . . . u. Militär . . .

Kriegsankündigung od. **Kriegsankündigung** (letzteres im uneigentlichen Sinne), der Akt, durch welchen in Zwist gerathene Staaten die Bereitschaft ausdrücken, einen Krieg anzufangen, wenn gewisse Forderungen nicht erfüllt werden. K. geschieht durch Abbrechung des diplomatischen Verkehrs, indem die betreffenden Gesandten abberufen werden, durch Rüstungen u. s. w. Die K. indicirt nur die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit eines Kriegs und ist dadurch von der Kriegserklärung verschieden, welche den wirklichen Ausbruch oder das Beginnen des Kriegs öffentlich erklärt.

Kriegsbartikel, **Kriegsgesetze** (articles de guerre, loi martiale), die Militärgesetze zur Aufrechterhaltung des Gehorsams, der Disciplin u. der Ehrenhaftigkeit der Soldaten. Sie sind gegen Vergehen gerichtet, welche von den Soldaten als solchen begangen werden, z. B. Insubordination, Vergehen des auf einen Posten Kommandirten, Diebstahl an Kameraden, Plünderungen im Felde. Wenn sich der Soldat anderer Verbrechen, z. B. gewöhnlichen Diebstahl, zu Schulden kommen läßt, so wird er meistens nach den Landesgesetzen bestraft. Bevor der in die Armee Eintretende dem Staatsoberhaupt den Eid der Treue leistet, müssen ihm die K. vorgelesen werden. Ist dies nicht geschehen, so hat

der Verbrecher Anspruch auf Strafmilderung. Auf die K. werden nicht nur die eigentlichen Soldaten, sondern auch die zur Armee gehörenden nicht streibaren Personen, wie die Feldprediger, Militärärzte, Apotheker, ja zuweilen auch Offiziersbediente, Marketender, Wäscherinnen u. s. w. verpflichtet. Wird eine Stadt in Belagerungs- oder ein Bezirk in Kriegszustand erklärt, so werden die K. meistens auch auf die Civilisten angewandt. Es werden dann Vergehen oder Verbrechen von Seiten derselben gegen die Sicherheit des Plazes und des Militärs, wie z. B. Einverständnis mit dem Feinde, Espioniren, Meutereien, Widersegligkeit, Ruhestörungen u. dergl., kriegs- und standrechtlich abgeurtheilt. Die K. zur Zeit der Landknechte waren in dem sogenannten Artikelbrieft und in der Reiterbestallung enthalten und beschrieben den Kriegsgebrauch, welchen der Kriegsherr unter seinen Schaaren aufrecht erhalten wissen wollte.

Kriegsbaukunst, Befestigungskunst, Fortifikation (frz. Fortification, Kriegsw.), ist im weitesten Sinne die Wissenschaft oder Kunst, feste Plätze oder Festungen zu erbauen, dieselben anzugreifen, zu belagern oder zu vertheidigen. Diese Befestigungskunst zerfällt daher, abgesehen von der Art der Konstruktion, von der Zeit, welcher sie angehört, von der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, in die offensive oder angriffsweise und in die defensive oder vertheidigungsweise. Die erstere, d. h. die Belagerung fester Plätze, in der Absicht, sich ihrer zu bemächtigen, ist in dem Art. Festungskrieg behandelt; hier soll nur die Rede seyn von den Vertheidigungsweisen oder der Kriegsbaukunst im engeren Sinne (architecture militaire), d. h. von der auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden Kunst, einen Platz in einen solchen Stand zu setzen, daß derselbe Wenige gegen Viele mit Vortheil sich vertheidigen können. Je nach der Beschaffenheit des Ortes, den man haltbar machen will, theilt man dieselbe in a) Festungsbaukunst, dauernde K. (Fortification royale, Fortif. permanente), welche haltbare Plätze, wirkliche Festungen für die Dauer aufzuführen lehrt und b) Feldbefestigungskunst, vorübergehende (Fortification passagère), die bloß für das Bedürfnis des Augenblicks, höchstens für einen Feldzug oder ein Gefecht, Schanzen im freien Felde aufzuwerfen oder verschiedene Terraingegenstände zu einer vortheilhaften Vertheidigung geschikt zu machen lehrt.

1. **Permanente Befestigungskunst, Festungsbaukunst.** Je nachdem die zu bauenden Werke eine regelmäßige oder unregelmäßige Gestalt haben, wird die Befestigung als regelmäßige oder unregelmäßige genannt. Eine regelmäßige bedingt aber, daß alle verschiedenen Stücke derselben unter sich ähnlich und gleich seyen. Liegt bei Befestigungen der eingehende Winkel (s. d.) der Kontreskarpe (s. d.) dem flankirten oder Bastionwinkel (s. d.) gegenüber, so wird eine solche Befestigung die verkehrte (à rebours) genannt; liegt dagegen der auspringende

Winkel (s. d.) der Kontreskarpe dem Bastionswinkel gegenüber, dann heißt sie eine gewöhnliche (ordinaire) Befestigung. Von innen nach außen (Fortification au dehors) wird eine Befestigung mit Bastionen (s. d.) dann genannt, wenn die Bastionen und deren Kurtinen (s. d.) so angelegt werden, daß sie außerhalb der äußern Polygonseite zu liegen kommen; in diesem Falle wird diese die innere Polygonseite genannt; werden aber die Bastionen und Kurtinen so angelegt, daß sie innerhalb der äußern Polygonseite zu liegen kommen, so heißt die Befestigung eine von außen nach innen. In Beziehung auf die Kunst oder den Aufwand wird eine Befestigung eine künstliche (artistielle) genannt, wenn sie durch Erbauung künstlich angelegter Werke entstanden ist, erhält aber den Namen einer natürlichen, wenn von der Natur gebotene Verstärkungen, wie Sümpfe, Flüsse, Seen, steile Abhänge vorhanden und dabei benutzt sind. Hat eine Festung Genminen (s. d.), deren Wirkungen die der Angriffsminen zerstören, so heißt sie eine gegenminirte (contra-minée). In Beziehung auf die Richtung der von den Werken der Befestigung abzufuernden Geschütze heißt ein solcher Kriegsbau 1) eine niedrige, grasende oder rasirende (rasante ou à feux rasants), wenn die Verlängerung des Glacis den Wall des Plazes bildet, alle Schüsse daher den Böden der Länge nach streifen, was man grasen oder rasiren nennt; — 2) mit rechtwinkliger oder schräger Vertheidigung (à feux perpendiculaires ou à feux obliques) dann, wenn die Schüsse die zu treffenden Gegenstände gerade oder schräg treffen. Die Erbauung fester Plätze wird heut zu Tage den für diesen Zweck bestimmten und ausgebildeten Offizieren des Ingenieurscorps übertragen.

Wir geben in Folgendem eine kurze Geschichte der Entwicklung der K. bis auf unsre Tage. Die permanente K. oder der Theil der defensiven Befestigungskunst, der sich mit Schirmung von Städten u. durch bedeckende Vertheidigungsarbeiten beschäftigt, hat seinen Ursprung in der durch die erwachten Leidenschaften der Menschheit erzeugten Gefahr und war im grauen Alterthum noch sehr roh und unvollkommen. Man erbaute Städte auf den Gipfeln schwer zu erstigender Berge und glaubte hierdurch gegen die Anfälle jeder feindlichen Macht hinlänglich gesichert zu seyn. Als man in der K. einige Fortschritte gemacht hatte, fing man an, die Städte mit Mauern zu umgeben. Diese Mauern bestanden jedoch in den früheren Zeiten nur in aufgeworfenen Erdwällen, welche man mit hölzernen Thürmen besetzte und vor welchen man Gräben zog, die man mit Schanzpfählen gegen einen plötzlichen Angriff vertheidigte. (Arrian II, 16). Die Mauern aus Steinen zu erbauen und ihnen die erforderliche Höhe und Dicke zu geben, war die Folge der spätern Fortschritte in der K. Als die Alten anfangen, Städte mit Mauern zu umgeben und vor diesen einen Graben zu ziehen, führten sie anfangs ihre Mauern gerade, versahen dieselben, zum Schutze der auf ihnen aufgestellten Vertheidiger gegen

das feindliche Geschöß, mit einer ununterbrochen fortlaufenden Brustwehre, welche sie den Panzer (*lorica*, *δοράξ τήζον*) nannten, schnitten jedoch später, 7—8 Fuß über den Parahorizont, Schießscharten, oder besser Schießlöcher, in diese Brustwehren ein. Dadurch entstanden die zwischen den Schießscharten hervorragenden Erhöhungen, welche Mauer spitzen oder Zinnen (*pinnae*, *ἐπάλξεις*) genannt wurden, jetzt aber unter der Benennung Merlane od. Schar tenzeilen vorkommen. Da aber durch diese Anlage der Mauern viele unverteidigte Stellen sich zeigten, so dachten sie später an eine Seitenvertheidigung, und von dieser Zeit an wollte man keine gerade fortlaufenden Mauern mehr; man umschloß die zu besitzenden Plätze mit Mauern, welche in Winkeln gebrochen waren, und verteidigte sie durch steinerne Thürme. Diese Thürme wurden auf den aus springenden Winkeln erbaut und die Entfernung des einen von dem andern sollte zur wechselseitigen Vertheidigung nicht größer, als die Tragweite eines Wurfgeschößes seyn (*Vitruvius* I, 5). Diese Thürme waren bald viereckig, bald rund, wie die spätern *Ma chaulis*. Auf der obersten Gallerie befanden sich Bewaffnete aller Art, unterhalb des Kranzes waren Schießlöcher angebracht und innerhalb desselben waren in den verschiedenen Stockwerken die Kriegemaschinen aufgestellt. Die Alten konnten ihre Vertheidigungsmaschinen nicht auf den Wall stellen, ohne daß diese von dem Feinde nicht gesehen und zerstört werden konnten; sie machten daher hinter ihren Mauern keinen Wall, was die Pressen erleichterte, besonders wenn hinter der Mauer kein bedeutender Erdschutt angebracht war, von welchem *Vitruvius* (I, 5) und *Vegetius* (IV, 3) sprachen. Die Maschinen der Alten konnten daher nur hinter den Mauern stehen, in welchen sogenannte Schießlöcher angebracht waren. Die Mauern der Alten waren sehr fest gebaut, bestanden größtentheils aus großen viereckigen Steinen (Quadern), welche so nahe mit einander verbunden und so nahe an einander gekittet waren, daß sie, wie *Herodot* (III, 1) angibt, aus einer fortlaufenden Steinmasse zu seyn schienen; auch waren sie mit Eisen und Blei verbunden. So waren die Mauern des Pyräus von Athen (*Thuc.* I, 93), so jene von Miletum u. Byzanz (*Her.* III, 1). Diese vorsichtige Bauart war gegen die Stöße der Mauerbrecher gerichtet; die Verbindung der an sich großen Quaderstücke durch Eisen u. Blei verhinderte die Möglichkeit, sie aus der Mauer herauszureißen. Um den Mauerbrechern besser widerstehen zu können und die Erstiegung der Mauern, durch welches Mittel diese auch gelingen sollte, zu erschweren oder wohl gar unmöglich zu machen, waren die Mauern der Alten sehr dick, was die Aufstellung mehrerer Glieder von Bewaffneten hinter einander ermöglichte. So sagt *Thucydides* von den Mauern des Pyräus, sie wären so dick (breit) gewesen, daß zwei Wagen neben einander fahren und einander ausweichen konnten. *Diodor* (II, 3) sagt von den Mauern von Ninive, daß sie bei einer Höhe von 100 Fuß so breit gewesen wären, daß drei Wagen

neben einander fahren konnten. Die Mauern von Babylon hatten nach *Curtius* (V, 1) und *Diodor* (II, 7) eine Breite von 32, und jene von Jerusalem eine solche von ungefähr 20 Fuß. *Josephus* (B. jud. Kr. VI, 13) sagt, die Mauern von Ptolemais hatten eine solche Breite, daß zwei beladene Wagen auf ihnen bequem sich ausweichen konnten und die Thürme der Umfassung waren so zahlreich, daß man von einem zu dem andern mit einem Steinwurfe reichen konnte. Um die Wandelthürme zu überhöhen und zu beherrschen, waren die Mauern der alten Festungen auch sehr hoch und wurden durch st innerne Thürme vertheidigt, welche 10, 20, 30 Fuß höher als die Mauern waren. Die Mauern von Ninive waren 100 Fuß hoch; die Mauern des Pyräus hatten eine Höhe von 60 Fuß (*Appian* XII, 30). Die Höhe der Mauern von Karthago betrug nicht über 45 Fuß (*App.* VIII, 95) und jene von Babylon waren nach *Curtius* (V, 1) 100, nach *Diodor*, welcher wahrscheinlich einem andern Maße folgt, nur 50 Fuß hoch. *Arrian* (II, 12) gibt den Mauern von Tyrus, an der Seite des von Alexander in die See gebauten Dammes, bei einer verhältnißmäßigen Dicke, eine Höhe von wenigstens 150 Fuß. Die Thürme von Babylon waren, nach *Curtius*, 10 F. höher, als die Mauer; nach *Josephus* ragten die Thürme von Jerusalem 30 Fuß über die Mauer empor und nach eben diesem Geschichtschreiber war der Thurm *Psephina* 105 Fuß höher, als die Mauer. Die Alten kannten auch die Kasematten und deren Gebrauch, daher waren die Mauern der ältesten befestigten Plätze hin und wieder mit solchen versehen. *Appian* (VIII, 95) erwähnt derselben mit folgenden Worten: Die Mauern von Karthago, sagt er, hatten zwei Stockwerke; in dem untern waren Stallungen für 300 Elephanten, in dem obern befanden sich Futterkriegerlager und Stallungen für 4000 Pferde; ferner Wohnungen für 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter. Die Mauern der Alten waren nicht immer Steinmauern, man bediente sich auch der Mauern von Holz, ja, man umschloß auch öfters Städte mit bloßen Erdwällen, welche weder an Stärke, noch an Höhe hinter den unfrigen zurückbleiben. Damit sie nun nicht zusammenstürzen konnten, was bei neu aufgeschüttetem Erdreiche, wie bekannt, leicht möglich war, so wurden in dem Rasten zwischen die Erde Bäume mit abgeschnittenen Ästen, in Form von Hirschgeweihen, gesetzt, weswegen man sie auch nach dem Verhältnisse ihrer Stärke u. Größe entweder Hirsche od. Hirschchen nannte. Ein zweiter Nutzen dieser Hirsche war, daß man sie, wie unsere Sturmpfähle, horizontal in den obern Theil (die Krone) des Erdwalles einsetzen und, nach außen gerichtet, vorspringen ließ, um dem Feinde das Erstiegen einer solchen Mauer, so viel nur möglich, zu erschweren. Damit der Feind nicht leicht bis an den Graben einer Stadt vordringen konnte, zog man auch Vorgräben und vertheidigte dieselben durch folgende Mittel: 1) Man setzte in diese Gräben oben zugespitzte Sägesprote, wie unsere Pallisaden (*Cäsar*, B. gr. Kr. VII,

73), ob. man grub — 2) dickere zugespitzte Balken (Lilien) in den Boden ein, deren man sich als Pallisadenbediente, ob. man bediente sich — 3) kurzer, mit eisernen Spigen versehener Balken, welche man, als eine Art von spanischen Reitern, in den Boden einsetzte. Dieser bediente man sich auch eines blinden oder geblendeten Grabens. Ein blinder Graben war (nach Festus) ein solcher, bei welchem die eingesetzten Lilien oder die andern Annäherungshindernisse, wie die Pfähle in unsern Weisegruben, mit Gesträuch und auf diese geworfener Erde bedeckt waren, so daß der Feind sie in der Ferne nicht sehen konnte. Solche geblendete Gräben, als Annäherungshindernisse, wurden nicht nur allein von befestigten Plätzen in Anwendung gebracht, sondern man bediente sich deren auch auf freiem Felde, um dem Feinde Abbruch zu thun. So lesen wir bei Cäsar (Vom Bürgerkr. I, 27, 28), daß Pompejus, als er Brundisium räumte, seinen Abzug durch geblendete Gräben deckte. Nebst diesen besetzten die Alten die Gräben, um sie gegen einen plötzlichen Ueberfall zu schützen, mit Sturmpfählen, welches Verfahren schon zur Zeit des trojanischen Krieges in Anwendung kam (Homer, II. VIII, 343); vor die Thore aber stellte man große spanische Reiter mit starken eisernen Spigen od. einen ericius, was nach Cäsar auch bei Lagern u. andern Verschanzungen Statt hatte. Hatten die Alten bei der Umwallung ihrer Plätze entweder nicht Material genug, um ganze Steinmauern aufzuführen zu können, oder folgten sie einer alterthümlichen Gewohnheit, so bauten sie auch Mauern von Balken, welche, wie die Felder eines Bretspiels über einander gelegt, in den dadurch entstehenden Räumen mit Steinen oder Erde ausgefüllt waren. Cäsar (V. g. Kr. VII, 23) gibt uns folgende Beschreibung dieser künstlichen Mauern: Die Mauern von Avarium (dem heutigen Bourges in Frankreich), waren Stücke Holz, der Länge nach auf den Boden gelegt, von denen das eine Ende hervorragte und welche, in einer Entfernung von zwei Fuß von einander, mittelst Querbalken mit einander verbunden waren. Der Zwischenraum zwischen diesen Balken war inwendig mit Erde und Faschinen, auswendig aber mit großen Steinen ausgefüllt, über welche wiederum Balken wie die ersten gelegt waren. Diese Art von Verkleidung erstreckte sich bis zur ganzen Höhe der Mauer. Die Steine lagen in Form der Felder eines Bretspiels auf den Balken, die Balken auf den Steinen und diese auf die eben angegebene Art durchschossenen Lagen waren für das Auge angenehm, für die Vertheidigung aber sehr stark; denn das Holz widerstand dem Mauerbrecher, die Steine widerstanden dem Feuer. Bei der Breite dieser Mauer (sie maß 40 Fuß, die gewöhnliche Länge dieser Balken), konnte sie weder eingestossen, noch zerstört werden. Diese Art von Mauern kam schon in den ältesten Zeiten in Anwendung, wenn man einen Ort in Eile besetzen wollte. So waren die Mauern von Delium (Thucydides IV, 100), so jene von Les-

cus (Thucyd. IV, 115). Damit die Thore einer Festung von dem Feuer nicht so leicht ergriffen werden konnten, bekleidete man sie entweder mit Leder, oder behing sie mit nassen Häuten, od. man überzog sie mit Eisenblech. Auch baute man vor die Thore eine Art von Bollwerk und brachte an dessen Eingänge ein an Ketten od. starken Seilen hängendes Schuß- oder Fallgatter an. Appian (VII, 51; XII, 71), Livius (XXVII, 28) sprechen von dieser Vorrichtung und ihrem Nutzen. Uebrigens waren oberhalb der Thore in der Mauer Oeffnungen angebracht, durch welche von oben herabgeleitetes Wasser einen allenfalls entstandenen Thorbrand zu löschen im Stande war. Damit der Graben einer befestigten Stadt nicht leicht ausgefüllt werden konnte, was geschehen mußte, um die Belagerungsmaschinen an die Mauer bringen zu können; damit ferner die Minen des Feindes, wenn der Graben ein nasser war, in ihrer Vollendung aufgehalten wurden, so mußte der Graben nicht nur allein sehr tief seyn, sondern auch eine beträchtliche Breite haben, eine Maßregel, welche nie unbeachtet blieb.

Die Hebräer folgten bei der Befestigung ihrer Städte den Grundsätzen anderer Völker, daher nur die Rede von einigen Eigenthümlichkeiten derselben seyn soll. Die Hebräer wählten zu ihren festen Plätzen gern Anhöhen, daher zogen sie Bergschlöffer und Bergfestungen allen andern vor. Ein Beispiel ist Jerusalem und besonders die Burg Zion, welche deswegen Festung in einer andern Festung genannt wird (2. Sam. 5, 9; 2. Kön. 9, 15); indessen fehlte es auch an festen Plätzen in der Ebene nicht. Die Hebräer verstanden von der K. lange beinahe gar nichts; nur David verwendete Etwas darauf, und sein Nachfolger Josaphat (914—889), Amasia (839—811) u. Asa vervollkommneten dieselbe. Die Festungen wurden besetzte Städte genannt und hatten, was bei andern Völkern nicht so der Fall gewesen zu seyn scheint, wenigstens unter den Königen, ihre Besatzungen (2. Chron. 17, 2; 33, 14). Die besondern Theile der jüdischen Festungen waren die Mauern, die Thürme, die Thore mit den Riegeln und den Gräben. Die Mauern waren entweder eine einfache Mauer, oder sie waren zweifach, ja dreifach hinter einander. So war die Burg Zion durch eine Mauer von der Unterstadt getrennt. Hiskia ließ (nach 2. Chron. 32, 5) noch außerhalb der Mauer eine zweite auführen und in den letzten Zeiten war auch die Unterstadt von der Neustadt durch eine besondere Mauer geschieden. Der Tempel hatte rings um sich eine eigene Mauer und machte für sich eine starke Festung aus. Die Mauern hatten für die Vertheidiger eine Brustwehre u. waren mit einer Art von Banquet versehen. Die Thürme, deren (2. Sam. 13, 34; 18, 26; Richter 8, 9 u. an andern Stellen) Erwähnung geschieht, waren wie jene der andern Völker; dasselbe gilt auch von den übrigen Theilen der Festungen.

Die Germanen wohnten früher nicht in Städten, sondern (nach Tacitus) in Dörfern, welche nicht geschlossen waren, was auch Cäsar

von den Sueven sagt und was Tacitus von den Sennonen angibt. Nach Cäsar waren die Germanen ursprünglich Nomaden. Die Germanen diesseits des Rheins hatten, wie wir aus Tacitus u. Strabo wissen, bis zu den Zeiten des Drusus keine Städte. Drusus baute an der Lippe zwei Kastelle; gegen die Germanen, welche sich jedoch um feste Plätze um so weniger bekümmerten, als sie feste Wohnplätze nicht zu schirmen hatten. Wenigstens läßt sich dieses aus Ammianus schließen, der in seiner Beschreibung der Kriege der Römer in Germanien jede Merkwürdigkeit anführt, aber von festen Plätzen nichts erwähnt. Jenseits des Rheins bauten Drusus und nach ihm andere römische Imperatoren viele Städte, von denen Köln und Mainz die merkwürdigsten sind. Die R. war den Germanen lange unbekannt und sie bekamen nicht früher einen Begriff von derselben, als bis sie auf ihren Zügen befestigte Städte anderer Völker gesehen hatten.

Die Gallier dagegen wurden, nach Polyb (II, 6), welcher an der cit. Stelle schon um das Jahr der Stadt 531 (also 223 v. Chr.) einer Belagerung von Clastidium durch die Gallier erwähnt, schon ziemlich bald mit der R. bekannt; sie selbst legten ihre befestigten Plätze meistens auf Höhen und Bergen an, wovon Alesia einen Beweis liefert, und befolgten somit die Maxime der ältesten Völker. Sie hatten, wie bereits weiter oben angegeben war, bloß Mauern aus Holz und Steinen erbaut, kannten jedoch, nach Cäsar (B. g. R. VII, 22), die Vertheidigung gegen diese feindlichen Belagerungsmaschinen. Sie kannten die Winen sowohl zum Angriffe, als zur Vertheidigung und waren in der Anwendung der Chibane, so wie des Kunstfeuers, sehr geschickt.

Von der christlichen Zeitrechnung an machte die R. keine Fortschritte mehr. Die hereingebrochene Barbarei zerstörte entweder, was vorhanden war, oder die Zeit vergrub einen Theil der früher angelegten, jedoch nicht unterhaltenen Werke in Schutt. Mit Karl dem Großen endlich kehrte wieder einige Bildung in das Abendland zurück. Die festen Plätze am Rhein hatten den über sie losgebrochenen Stürmen getrotzt, sie standen da als Denkmäler der Kraft und schirmten weite Landstriche; im nördlichen, noch halbwildem Deutschland dagegen war nirgends ein Bollwerk vorhanden. Die Erzburg der Sachsen, auf welche die Franken 772 stießen, war wohl nichts Anderes, als ein schwacher Versuch einer in Eile unternommenen Befestigung, und die 775 und 776 von Karl gegen die Sachsen erbauten und mit Besatzungen versehenen zwei Kastelle an der Weser waren ebenfalls Werke der Franken. Diesseits des Rheins war man den Städten bis jetzt noch abhold, daher war auch nichts im Stande, dem stürmischen Andrang der Ungarn und Slaven zu widerstehen, welche wie verheerende Fluthen Deutschland überschwemmten und selbst den Kaisern Tribut abnöthigten (924). Da beschloß Heinrich I. (919 — 936), dem raschen Vordringen der Barbaren durch Festungen zu begegnen, welche er, besonders in Sachsen, erbauen ließ. Unter diesen Festungen befanden sich Meissen an der

Elbe als Hauptfestung gegen die Einfälle von Osten her, wie schon früher die Ensburg an der Ens von den Bayern gegen dieselben Feinde im Süden erbaut worden war. Die Kriegsmaschinen, die Belagerungsart, kurz Alles, was auf den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze Bezug hat, waren dieselben geblieben, daher konnte die Befestigung von der ältern nicht viel verschieden seyn und bestand im Wesentlichen in Folgendem. Man umzog die Städte mit hohen Mauern, stark genug, den Stößen der Mauerbrecher und den von den Wurfmaschinen gegen sie geschleuderten Steinen und Balken widerstehen zu können. Auf den Mauern erhoben sich in bestimmten Entfernungen Thürme, welche anfangs rund waren, um gegen die Gewalt der Sturmböcke weniger empfindlich zu seyn, später aber eine viereckige Gestalt erhielten. Diese viereckigen Thürme sahen entweder mit einer Seite gegen das Feld, oder waren später in der Art angelegt, daß nur einer ihrer Winkel gegen das Feld gerichtet war, die beiden eben dahin gekehrten Facen, von der Höhe der Mauern nicht bedeckt, die beiden anderen dagegen durch ihre Lage von dem Feinde nicht gesehen wurden, daß diese Thürme folglich nicht allein den Uebergang über den Graben vertheidigten, sondern auch, war der Feind wirklich bis an die Mauer gekommen, die Erseigung der Mauern mittelst Leitern wehren konnten. So blieb die Befestigung mehrere Jahrhunderte lang in allen Ländern Europa's, so fanden sie die Kreuzfahrer in Asien, so war sie in Afrika. Auch die meistens auf Höhen erbauten Ritterburgen waren nichts Anderes, als mit Mauern, Thürmen und Gräben versehene Kastelle, welche, bisher selten den Grundsätzen der Befestigung folgend, die Periode der mehr als 2000 Jahre üblichen uralten R. schlossen. Als nämlich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Schießpulver im Kriege in Anwendung gekommen war und die großen Geschütze gegen die Festungen spielten, waren die Venetianer die ersten, welche durch die fortwährenden Angriffe der Türken auf ihre Besigungen zu der Ueberzeugung gelangten, wie unzulänglich die Thürme der befestigten Plätze seyen. So entstanden zwischen den Jahren 1480 und 1550 statt der Thürme die Bastionen, welche nichts Anderes, als die verbesserte Theorie der viereckigen Thürme sind. Einige halten Ziska, den Anführer der Hussiten, Andere den Türken Achmet bei der Belagerung von Dranto in Kalabrien, Andere einen veronesischen Kriegsbaumeister für den Erfinder dieser fünfeckigen Bastione; allein, gebühre die Ehre der Erfindung, wem sie wolle, so viel ist gewiß, daß, wenn nicht vor der Erfindung der eckigen Bastione, doch gleichzeitig mit dieser Albrecht Dürer (1471—1528) seine runden Bastionen oder Runderde erbaute, welche, unter verschiedenen Winkeln an die auspringenden Winkel der Ringmauer einer Stadt angelegt, bestimmt waren, in einem trockenen Graben vorzuspringen. Die Form dieser, in ihrer Gestalt nicht gleichen, Runderde ist nicht zirkelförmig, sondern ein mehr oder min-

der gedrückter Bogen und oben ist eine mit einer steinernen Brustwehre versehene Plattform angebracht, hinter deren Schießscharten die schwereren und leichteren Geschütze aufgefahen wurden. Diese Plattformen liegen 29 Fuß über dem Horizont, 70' über der Grabensohle und hinter den Brustwehren befinden sich Auftritte für das Fußvolk. Dürer schon erkannte den Vortheil der Batterien über der Bank; daher fehlen solche in seinem System nicht. Um die ganze Befestigung wird ein unten 200' breiter und 53' tiefer Graben gezogen, und längs des Fußes der Bastei wird, damit der Feind nicht in die Schießscharten der Vertheidigungskasematten (Streichwehren) gelangen kann, auf der Sohle des Grabens ein 18' breiter und 12' tiefer Graben gezogen. Die Vertheidigungskasematten, mit der Bestimmung, die Vertheidigung zu leiten, sind mit tief in die Vertheidigungsmauer einspringenden gemauerten Schießscharten versehen, an welche starke, mit Eisen beschlagene und für die Büchsen mit Schießlöchern versehene Laden angebracht sind. Fast man die Mundeile von Albrecht Dürer näher ins Auge, so geht klar hervor, daß die runden Bastionen der Uebergang von der alten Befestigung zu der neueren waren. Das Vaterland der echten Bastione ist Italien, daher wird die Bastionärbefestigung auch die italienische genannt. Sie zerfällt in die ältere und die neuere verbesserte, welche auch die spanische genannt wird. Die älteste italienische Bastionärbefestigung bestand aus kleinen und stumpfwinkligen Bastionen (spitzwinklige gab es nur, wenn es die Lokalverhältnisse erlaubten), welche durch eine außerordentlich lange Kurtine mit einander verbunden waren. Wurde die Kurtine so lang, daß die beiden Bollwerke nach der damaligen Ansicht sich nicht mehr genügend vertheidigen konnten, so legte man ein Mittelbollwerk, *piata forma* genannt, an. Die Bastione hatten gewöhnlich zwei Flanken; eine hohe, welche senkrecht auf der Kurtine stand, und eine niedere, welche durch einen trockenen Graben von einander getrennt waren. Diese Flanken waren mit Drillsens oder Bollwerkbohren versehen. Der Graben, welcher die ganze Befestigung umgab, war 100' breit, die Kontreskarpe war mit einem gedeckten Wege nicht versehen und, als dieser später aufkam, hatte er die heut zu Tage noch übliche Breite und wurde von einem Glacis gedeckt. Da man die Fehler der zu langen Kurtinen und zu kleinen Bollwerke eingesehen hatte, so verbesserte man die italienische Befestigung 1) durch Verkürzung der Kurtinen u. Defensionslinien; — 2) durch Vergrößerung der, obgleich immer noch kleinen, Bastione, welche sich nun zur Abdringung von Abschnitten eigneten; — 3) durch Abdringung von zweiten oder Nebenflanken, um durch deren Feuer die Seitenvertheidigung zu verstärken; — 4) durch die Konstruktion eines gedeckten Weges und des Glacis; — 5) durch die Anlage von Waffenplätzen in dem gedeckten Wege, welche den Italiener Cataneo (1571) zu ihrem Erfinder haben sollen; — 6) durch die

verschiedenen Souterrains und Verbindung der Thore mit der Kontreskarpe durch Brücken. Die Grundsätze dieser italienischen Befestigung wurden von San Micheli (1484–1539) von Tartaglia, Alghisi di Carpi, Paciotto v. Urbino, Girolamo Maggi u. Giacomo Castriotto, von welchen auch mehrere über die Befestigung geschrieben haben, befolgt. Als die Italiener die Fehler dieser Befestigungsart ebenfalls eingesehen hatten, als die Schwächen derselben durch den deutschen Kriegsbaumeister Daniel Speckle gründlich erwiesen waren, so sannnen sie auf neuere Verbesserungen. Die Grundsätze dieser, neuere italienische Befestigung genannten, Methode sind jene der Kriegsbaumeister Marchi, Busca, Floriani u. Rosetti. Eine sehr kurze Kurtine, deren Flanken verdoppelt sind, verbindet nach Marchi zwei Bastione. Die langen Facen derselben sind in der Mitte gebrochen u. dort mit doppelten Flanken versehen. Das Ganze nähert sich der Tenaillenform. In dem Werke desselben über K. (1599) findet man alle Außenwerke der Neuern, wie Halbmonde, Brillen, Zangenwerke (*tenaillons*) u. Enveloppen, welche von diesem Schriftsteller *pontoni* genannt werden. Die Befestigung nach Busca (er schrieb 1619) hat eine kurze Kurtine u. ziemlich geräumige Bollwerke. Ein sehr großes, mit verdoppelten Flanken u. einem Cavalier versehenes, dem Speckle nachgemachtes Ravelin liegt vor der Mitte der Kurtine; ein kremaillirter gedeckter Weg ist mit Waffenplätzen versehen. Die Befestigung nach Floriani hat stumpfwinklige kleine Bollwerke mit Kasemattirten Flanken, ein mit Flanken versehenes kleines Ravelin, eine gerade Kurtine u. Cavaliere. Ergab Werke heraus über die Vertheidigung u. den Angriff von Plätzen (1654) u. scheint der Erste gewesen zu seyn, welcher einen doppelten gedeckten Weg anlegte. (Ob er auch der Erfinder der vaubanschen Grabenscheere war, die er von dem Unterwall der ältern niederländischen Befestigung entlehnte, ist nicht mit Gewißheit zu behaupten). Rosetti, in seinem Werke „Verkehrte Fortifikation (*Fortificatione à rovescio, fortification à rebours*, 1678) hat stumpfwinklige, nicht große Bollwerke, doppelte, allein nicht zurückgezogene Flanken. Sein mit großen Flanken versehenes Ravelin springt weit vor u. die Facen desselben sind auf den Schulterpunkt allignirt. Eine Faussebraye verbindet die Schulter eines Ravelins mit der Schulter eines andern. Die Gräben vor den Bastions- u. Ravelinspitzen sind sehr gut bestrichen. Ehe der deutsche Kriegsbaumeister Daniel Speckle (welcher die alte Befestigung von Ingolstadt unter Herzog Albrecht V. erbaute), aufgetreten war, erkannten andere Deutsche die Fehler der ältern italienischen Befestigung, welche hauptsächlich in den zu langen Kurtinen u. zu kleinen Bollwerken bestand. Speckle aber bezweckte in seiner 1589 zu Straßburg, seiner Vaterstadt, herausgegebenen Schrift: „Architektur von Festungen“, den Ruf der italienischen Befestigung zu entkräften, deren Gebrechen zu zeigen, daneben aber auch eine Befestigung anzugeben, welche, mit den Gebre-

den der italienischen nicht befaßt, einen entschiedenen Vorzug vor dieser hatte. Die Grundsätze seiner Befestigung waren folgende: 1) Je mehr Seiten ein zu befestigendes Viereck hat, desto stärker wird die Befestigung, indem sich ihre Werke gegenseitig um so mehr unterstützen können. Daraus folgt, daß die Befestigung um so stärker wird, je mehr sich dieselbe einer geraden Linie nähert. — 2) Weder stumpfe, noch spitze Bastione täugen etwas; die rechtswinkligen sind die besten; — 3) die Bastione der Italiener sind zu klein; große Bastione aber sind für eine kräftige Vertheidigung höchst nöthwendig; — 4) Kavaliere sind in jeder Bastion u. auf der Mitte jeder Kurtine sehr zweckmäßig; — 5) ein großer Theil der Flanke, noch besser aber die ganze Flanke, muß senkrecht auf der Defensionslinie stehen; — 6) kasemattirte Gallerien für die niedere Grabenvertheidigung u. zur Abwehrung der feindlichen Mineure sind nöthwendig; — 7) große Raveline steigern die Widerstandsfähigkeit der Bastionärbefestigung bedeutend; — 8) der gedeckte Weg gehört zu den wichtigsten Theilen der Befestigung; — 9) in Betreff der Bekleidungsmauern gilt als vornehmster u. wichtigster Grundsatz, daß der Feind keinen Eindeckschuss von Weitem sehen darf u. somit auch nicht früher Beschießung erfahren kann, als wenn er auf der Höhe der Glacis angekommen ist. Nach seiner ersten Manier verbindet eine gerade Kurtine 2 große Bastione, deren Flanken zurückgezogen u. doppelt sind. Die hohe Flanke ist die Flanke des Kavaliere, welcher in der Mitte des Bastions liegt. Seine verstärkte Manier unterscheidet sich von der ersten dadurch, daß vor der Kurtine ein sehr großes Ravelin liegt.

Die alt-niederländische Befestigung verdankt ihr Entstehen dem niederländischen Freiheitskampfe u. der Noth der Niederländer, welche zur Erbauung von Plätzen nach der italienischen Manier weder Geld, noch Zeit hatten. Der Charakter dieser alt-niederländischen Befestigung besteht in breiten u. flachen Wassergräben, welche bei der geringen Erhebung des niederländischen Terrains über den Wasserhorizont u. bei der Erfahrenheit der Landesbewohner im Deich- u. Wasserbau leicht herzustellen waren, ferner in niedrigen Erdwällen ohne alle Steinbekleidung, in einem Niederwall oder einer Haussiebrave, welche den Hauptwall umgibt u. zur niederen Grabenvertheidigung bestimmt ist; endlich in zahlreichen Außenwerken u. in einer umfichtsvolleren Terrainbenutzung, als bei den Italienern. Diese alt-niederländische Befestigung fand viele Beschreiber, den gründlichsten aber an Freitag in seinem Werke: „Neue u. vermehrte K. Leyden 1630“. Die Grundsätze, nach welchen Freitag befestigt, sind folgende: 1) der Bollwerkswinkel soll, um große Nebenfanken zu behalten, etwa drei Viertel des Polygonwinkels, allein nie über 90° betragen; — 2) damit die Defensionslinie nicht zu lang wird, die Face jedoch eine hinreichende Anzahl von Geschützen fassen kann, ist sie stets 24, die Kurtine aber 30 rheinländische Ruthen lang; — 3) die Faces stehen senkrecht auf der Kurtine. Bei großen Festungsfronten, deren Abmessung der Autor Groß-Royal nennt, beträgt

die Dimensionenlinie 60 rheinl. Ruthen, bei kleineren Fronten, deren Abmessung von ihm Klein-Royal genannt wird, beträgt die äußere Polygonseite 60 Ruthen. Die Niederländer legten beinahe vor allen Fronten ihrer Festungen Raveline an u. bedienten sich auch der Born- u. Kronenwerke. Der Deutsche Dillisch (1640) berichtete die alt-niederländische K. wesentlich; auch (schrieben v. Cam. Karolois (1627), Böller (1666), Welder u. Rufen v. Rufenstein (1670), Scherher (1672), Heidemann (1673), Neubaur (1679), u. Brer (1689) über dieselbe. Später jedoch erhielt sie keine Verbesserungen mehr u. man hielt den Widerstand, welchen die nach dieser Art befestigten Plätze geleistet hatten, für die Probe ihrer Güte. Als aber Ludwig XIV. in seinem Kriege gegen die Niederlande eine Festung nach der andern weggenommen hatte, kam man zu der Ueberzeugung, daß die Güte der niederländischen Plätze nur auf der heldenmüthigen Vertheidigung beruht hatte; Baron von Coehorn, ein Zeitgenosse Bauhaus, wurde der Schöpfer der neu-niederländischen K. Die Grundsätze seiner Methode, in vielen Stücken eine Nachahmung von Spedie, sind folgende: 1) Alles Mauerwerk, mit Ausnahme des Drillons, muß dem Auge des Feindes entzogen seyn; — 2) der gedeckte Weg, so wie die Sohle der trockenen Gräben müssen bis auf den Wasserhorizont verriekt werden, damit der Feind bei dem ersten Sparschieß auf Wasser stößt, sich nicht auf diesem Boden nur dann lagern und gegen das Feuer des Belagerten decken kann, wenn er, was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, das nöthige Material mitbringt; — 3) man muß die Vortheile der trockenen und nassen Gräben zu verbinden suchen; — 4) man muß der Besatzung Gelegenheit geben, jeden Augenblick auf den Feind auszufallen; — 5) jedes Polygon erfordert eine besondere Befestigungsweise; — 6) die Außenwerke müssen von einander abgesondert und so angelegt werden, daß der Verlust des einen nicht den Verlust des andern nach sich zieht; — 7) die Außenwerke müssen die Flanken decken, und da letztere die hauptsächlichste Vertheidigung gewähren, so ist es besser, große Flanken, als große Faces zu haben, in sofern die Bollwerkswinkel und Recken dadurch nicht beeinträchtigt werden; — 8) die Stärke eines Platzes besteht hauptsächlich in der Menge gut beschriebener Werke, die so eingerichtet seyn müssen, daß der Feind überall zwischen zwei Feuer kommt; — 9) die Gräben können zur Verringerung der Kosten von verschiedener Tiefe seyn. Die Stahlplatte 70a, Fig. 1 und 2 gibt uns eine Darstellung der coehorn'schen Methode.

Zuvörderst ist es jetzt nöthwendig zum Verständniß der Tafeln überhaupt folgende Bezeichnungen festzustellen: 1) der Theil F E A L N (Fig. 1, Platte 70b) heißt die Bastion; — 2) A E, A L sind die Faces der Bastion; — 3) E F, L N die Flanken; — 4) E G die Kurtine; — 5) F N die Recke der Bastion; — 6) A G u. B F die Defensionslinien; — 7) A B die äußere Polygonseite; — 8) C D die Senkrechte; — 9) jede Linie, welche ein Werk in 2 gleiche Theile theilt, heißt die Kapitale des Werkes;

im Mittel 90, im Klein-Ronal 80 Ruthen), wodurch die Kehle des Bastions, dessen flankirter Winkel nie weniger als 60° betrug, hinreichend breit ward, um die Anlegung von 3 Stocwerk hohen Flanken, deren unterste retirirt wurde, zu ermöglichen. Innerhalb des auf diese Weise bestimmten äußern Bastions legte er ein zweites an, welches von dem äußern durch einen breiten und tiefen Graben getrennt und das eben so hoch und solid erbaut ward, als jenes. Dieses innere Bastion sollte als Abschnitt dienen, wenn das äußere von dem Feinde erstiegen war. Der Hauptgraben war 8° breit und die Kontreskarpe wurde parallel mit den Bastionsfacen gezogen. Die Facen des Ravelins hatten eine Länge von 25° , die Halbkehle betrug 15° , wodurch es hinreichende Größe erhielt, um in sich noch ein zweites kleineres Ravelin aufzunehmen, das, mit Mauer verkleidet und von dem größern durch einen Graben getrennt, diesem als Abschnitt diente. Vor den Bastionsfacen und parallel mit ihnen wurde eine Kontregarde gelegt. Ihre Breite betrug $7\frac{1}{2}$, ihr Graben, so wie der der Ravelins war 6° und der gedeckte Weg 2° breit. Der Wallgang der innern und äußern Bastione lag 14 und der der Außenwerke $12'$ über dem Bauhorizonte.

Sebastian le Prêtre, Herr v. Vauban (f. d.) baute anfangs alle seine vielen Festungen nach seinem ersten Systeme, Belfort u. Landau (1681) nach seinem zweiten, Neubreisach nach seinem dritten. Erste Befestigungsmanier des Marschalls von Vauban (f. Stabplatte 70b). Dieser Kriegsbaumeister nahm die äußere Polygonseite (Fig. 1, AB) — einige Ruthen mehr oder weniger — zu 90° an. Auf der Mitte derselben errichtete er die Senkrechte DC, die im Viereck ein Achtel, im Fünfeck ein Sechstel, im Sechseck und allen andern Polygonen ein Achtel dieser Seite betrug und zog durch deren Endpunkt die Defensionslinien (AG und B), auf welchen die Länge der Bastionsfacen (AE und BH) gleich $\frac{2}{3}$ der äußern Polygonseite aufgetragen wurde. Aus den Endpunkten dieser Facen beschrieb er mit der Entfernung des einen dieser Endpunkte von dem andern zwischen den beiden Defensionslinien Kreisbögen, und die dadurch entstehenden Durchschnittpunkte (F und G) werden mit den Facen verbunden und bilden die Flanken (FE und GH). Um eine konkave Flanke zu erhalten, theilte er dieselbe in drei gleiche Theile, von welchen der erste für das Drillon (r) oder Bollwerksrohr, der zweite und dritte Theil für die krumme Flanke (mnr) bestimmt war. Der Hauptgraben wurde bei der Abrundung der Kontreskarpe 9° breit gemacht, die Kontreskarpe selbst bildete eine Tangente auf dieser Abrundung u. wurde auf dem Schulterpunkte allignirt. War derselbe trocken, so wurde in ihm zuweilen eine $2 - 3'$ tiefe, $6 - 9'$ breite Lunette angebracht, deren Tiefe aber, wenn sie nur zur Abwehrung des Feindes dienen sollte, so beträchtlich wurde, daß Niemand durch das darin enthaltene Wasser waten konnte; ihre Breite betrug in einem solchen Fall an $24'$. Legte Vauban in dem Haupt-

graben eine Kaponiere an, dann wurde die Lunette mit einer Brücke versehen. Der Halbmond (Ravelin) wurde mit seinen bestrichenen Winkeln auf die Verlängerung der Senkrechten gelegt, seine Facen (LM, LN, Fig. 3) auf einen vom Schulterpunkte $30'$ gegen den Bastionspunkt hin entfernten Punkt allignirt. Sollte der Halbmond Flanken erhalten, so schnitt Vauban 5° von der Länge der Face (ih von fL und ml von mL, Fig. 3) ab u. zog die Flanken (hk u. lp) parallel zu der Kapitallinie (LO). Wurde in einen solchen Halbmond ein Reduit gelegt, so hatte es stets die Gestalt eines kleinen Halbmondes, dessen Facen und etwaige Flanken mit dem äußern Ravelin parallel liefen. Manchmal war dieses Reduit nur eine mit Schießscharten versehene Mauer, manchmal hatte es nur eine Erdbrustwehr u. war vom Halbmonde durch einen $2\frac{1}{2} - 3'$ breiten Graben getrennt; der mit den Facen parallel gezogene Graben des Halbmondes war $3 - 6^\circ$ breit; der gedeckte Weg $2\frac{1}{2}^\circ$ und das Glacis 10° breit. Die in dem gedeckten Weg angebrachten Waffenplätze hatten eine verschiedene Größe; sie wurde von dem vorliegenden Terrain bestimmt, das sie entweder beherrschten oder von dem sie beherrscht wurden. Im ersten Falle betrug ihre auf der Kontreskarpe gemessene Halbkehle $7\frac{1}{2}^\circ$ und ihre Facen waren 6° lang; im zweiten Falle betrug die Länge ihrer Facen $10 - 11^\circ$, die der Halbkehlen dagegen $9 - 10^\circ$. Querwälle schützten die ein- u. ausgehenden Winkel der Waffenplätze. Vauban wollte keinen um den Hauptwall herumlaufenden Niederwall (Gaufsebraye) und legte daher, wie der Italiener Floriani, vor der Kurtine eine von ihm Grabenscheere (tenaille) genannte Gaufsebraye an, welche, in der Richtung der Defensionslinie (Fig. 4, 5 und 6) erbaut, $2\frac{1}{2}^\circ$ Anlage enthielt u. auf $1\frac{1}{2}^\circ$ an ihren Flügeln von den Flanken abgeschnitten war. Eine eben offene, aus zwei glacisförmigen Brustwehren bestehende Kaponiere verband die Grabenscheere mit dem Ravelin. Die sogenannten Grabenscheeren mit Flanken sind nicht von Vauban, der sich für die einfachen aussprach. Vauban legte seine weit ausschauenden, weit bestreichenden u. andere Werke beschützenden Kavaliere oder Bollwerkskagen so an, daß ihre Facen und Flanken parallel, mit denen des Bastions aber in einem solchen Abstände von dem letztern lagen, daß der Fuß der unbekleideten äußern Böschung der Kavaliere um die Breite des Wallganges des Hauptwalles von dem Fuße der Bank der Facen und Flanken des Bastions entfernt lag. Zur Verstärkung einzelner Bastionen legte Vauban Kontregarde (Fig. 10 und 11) an, was auch Pagan that. Diese Kontregarde enthielten $7\frac{1}{2}^\circ$ Anlage und ihr Graben hatte eine Breite von 6° . Wollte er aber ganze Fronten besonders stark machen, so deckte er das Ravelin durch große und kleine Brillen oder Tenaillois oder Lunetten (Fig. qNMP). Bei mehreren Plätzen, welche Vauban erbaute, umgibt den Fuß des Glacis ein 5° breiter Wassergraben, auf welchen ein, einige Fuß tiefer als der eigentliche gedeckte Weg, zweiter gedeckter Weg folgt. Zur Vertheidigung die-

ses zweiten gedeckten Weges wurden Kleschen angelegt. Vor den eingehenden Waffenplätzen des ersten gedeckten Weges führten Einschnitte in das Glacis nach dem Vorgraben u. Brücken beförderten die Kommunikation sowohl in den Außenwerken, als auch von dem Hauptwall nach diesen. Legte Vauban Horn- (Fig. 12), oder Kronenwerke an, so erhielt die Polygonseite derselben $60 - 70^\circ$, die Fronte wurde mithin so klein, daß die Anwendung einer Grabenscheere nicht wohl möglich war. Der Graben jener Werke erhielt 6° und ihr gedeckter Weg $2\frac{1}{2}^\circ$ Breite. — Zweite u. dritte Befestigungsmanier des Marschalls Vauban. Die zweite Manier unterscheidet sich von der dritten nur in Wenigem. Letztere ist aller Wahrscheinlichkeit nach von den runden Thürmen des Italiens Castriotto entlehnt; auch findet man schon lange vor Vauban bei den Italienern bastionirte Thürme. Vaubans Verdienst besteht lediglich darin, daß der Entwurf der einzelnen Theile seiner dritten Manier nach zweckdienlichen Verhältnissen dargestellt und ausgeführt ist. Um dieses System zu konstruiren, gebe man der äußern Polygonseite (Strahlplatte 595, Fig. 3, AB) $90^\circ = 180$ franz. Toisen und der Perpendikulare (CD) $15'' = 30$ franz. Toisen, d. i. $\frac{1}{2}$ der äußern Seite. Man ziehe durch deren Endpunkte die beiden Defensionslinien und bezeichne auf ihnen mit $30^\circ = 60$ Toisen die beiden Facen (AK u. BL) der detaschirten Bastione oder Kontregarden, deren 11° lange Flanken (LN u. KM) man erhält, wenn man von den Schulterpunkten mit der Entfernung zwischen beiden Defensionslinien Kreisbögen zieht. Zieht man parallel mit der äußern Seite durch die äußersten Punkte der Flanken eine Linie, bis sie AE und BF schneidet, so bestimmt diese Linie durch ihre Schnittpunkte (H und G) die flankirten Winkel der bastionirten Thürme des Hauptwalles. Parallel mit dieser Linie, doch $4\frac{1}{4}^\circ = 9$ Toisen einwärts, zog er die innere Seite (EF) u. trug auf diese (von E nach a) für die halben Kehlen der bastionirten Thürme $3\frac{1}{2}^\circ = 7$ Toisen. Die Höhen der Flanken (ba und ac) dieser Thürme, welche auf der innern Seite senkrecht stehen, betrug $2\frac{1}{2}^\circ = 6$ Toisen. Gegen den Platz zu wurden diese 2° lang hereingezogen und der Eingang verschlossen. Die Facen der Thürme wurden von den Endpunkten der Flanken nach jenen Punkten gezogen, wo die mittlere Parallele den Radius der Figur durchschneidet. Aus dem flankirten Winkel der Thürme wurde ein Kreisbogen $= 3\frac{1}{2}^\circ$ beschrieben, dessen Tangente die Kontreskarpe des Grabens der Thürme und die Kehle des detaschirten Bastions oder der Kontregarde bezeichnet. Um den eingehenden Theil der Kurtine zu erhalten, verlängerte Vauban die Senkrechte (En von n aus), um $2\frac{1}{2}^\circ$ nach einwärts und zog durch deren Endpunkt die Defensionslinie (ra), dann verlängerte er die Flanke des detaschirten Bastions, bis sie die beiden Defensionslinien schneidet; dadurch entstanden die halben Kurtinen, die Flanken des Hauptwalles und dessen Facen. Die Grabenscheere war in der Richtung der Defensionslinie erbaut. Der Hauptgraben war vor

den Spitzen des Bastions $7\frac{1}{2}^\circ$ breit und seine Kontreskarpe, eine Tangente der dortigen Abrundung, wurde auf die Schulterpunkte allignirt. Der Halbmond erhielt eine Kapitallinie von $27\frac{1}{2}^\circ$ und seine Facen alligniren sich auf einen Punkt, der $7\frac{1}{2}^\circ$ von dem Schulterpunkte der Kontregarde oder des detaschirten Bastions liegt. Die Flanken werden bestimmt, indem man auf der Face 5° und von seinen halben Kehlen $3\frac{1}{2}^\circ$ abschneidet. Das Reduit erhielt eine Kapitale von $11\frac{1}{2}^\circ$, seine Facen liefen mit denen des Halbmondes parallel und die Flanken wurden bestimmt, wenn man von seiner halben Kehle $1\frac{1}{2}^\circ$ und von seinen Facen 2° abschneidet. Die Waffenplätze haben die Ausmaße der größten Waffenplätze der ersten Manier; eben so der gedeckte Weg und das Glacis, auf dessen größern Klügeln drei Querwälle errichtet werden. Der Wallgang liegt $12'$ über dem Horizont, die Brustwehr ist $8'$ hoch und erhebt sich daher $20'$ über den Horizont. Die Krone derselben ist $18''$ dick. Der Wallgang der Grabenscheere liegt $5'$ unter dem Horizont. Das Reduit, dessen Ercre $3'$ unter der des Hauptwalles liegt, liegt $17'$ über dem Horizont, daher sein $15'$ breiter Wallgang $9'$ über dem Horizont. Der Wallgang des Halbmondes liegt $3'$ unter dem seines Reduits, daher die Ercre seiner Brustwehr $14'$ über dem Horizont und $6'$ über dem $8'$ hohen Glacis liegt. Die Ercre der $8'$ dicken steinernen Brustwehr der bastionirten Thürme überhöht die Ercre des Hauptwalles um $2'$, sie liegt somit $22'$ über dem Horizont. Da die Brustwehr der Thürme nur $6'$ beträgt, so erhebt sich deren Wallgang auf $16'$ über den Horizont, liegt mithin $4'$ höher als der Wallgang des Hauptwalles und der Kontregarden. Die Thürme haben Defensionskasematten und überdies eine andere Kasematte, welche in der Flanke des Hauptwalles liegt; eine Posterne führt zu derselben. Die zweite Manier Vaubans (Platte 595, Fig. 2) unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von seiner dritten, daß die Polygonseite, die detaschirten Bastione, so wie die Halbmonde und Thürme kleiner waren. Der Halbmond hatte kein Reduit, der Hauptwall keine Flanken, sondern es verband eine lange Linie zwei Thürme. Vauban selbst hat über seine verschiedenen Befestigungsmethoden nichts geschrieben. Die Namen derer, welche die verschiedenen Manieren dieses Kriegsbauemeisters in Schriften behandelten, sind: Du Roy, Le Blond, Cambray, Herbert, Deidier in seinem „Vollkommenen franz. Ingenieur“, St. Paul, Bousmard, Sturm, Pöhm, Struensee. Die Ingenieure, Zeitgenossen von Vauban, waren: Blondel, Bernhard, Ozanan. Nach Vaubans Tode bis zu Cormontaigne sind zu nennen: St. Remy, Rosard, Belidor, Rottberg, Robillard, Marschall von Sachsen, Filey, La Chiche, Falais, Eugnot, Trincano und Reveroni.

Cormontaigne (s. d.), geb. 1696, berühmt durch seine Kronenwerke (von Bellecroix und Moselle zu Metz und von Zug zu Thionville), machte auf ein von ihm erfundenes System keinen Anspruch, sondern will seine Methode nur als eine Verbesserung der ersten vaubanschen angesehen wissen. Er schlug vor: 1) die Voll-

werkwinkel sollen vergrößert und die Kurtinen verkleinert werden, um dadurch geräumigere Bollwerke zu erhalten; — 2) das Ravelin soll im Ganzen, d. h. sowohl in der Kehle, als auch in den Facen vergrößert, ohne Flanken ausgeführt und durch ein größeres, mit Flanken versehenes Reduit verstärkt werden; die eingehenden Waffenplätze sind zu vergrößern, daß sie ein lunettförmiges Reduit mit vorliegenden Graben aufnehmen können. Nach ihm hat daher die Polygonseite $9\frac{1}{2}^{\circ}$, die Senkrechte 15° , die Bastionsfacen haben 30° Länge. Die Grabenscheere erhält überall $3\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite, ist 3° von der Kurtine und $2\frac{1}{2}^{\circ}$ von den Flanken entfernt und erhält durch diese Konstruktion eine kleine Kurtine, welche über die Defensionslinie hervorspringt. Der Hauptgraben erhielt eine Breite von $7\frac{1}{2}^{\circ}$ und seine Kontreskarpe wurde auf der innern Bastionschulter allignirt. Die Kapitale des Ravelins sprang $24'$ über die Polygonseite hervor; seine Facen wurden nach einem Punkte gerichtet, welcher $7\frac{1}{2}^{\circ}$ vom Schulterpunkt entfernt lag. Die Facen des Reduits im Ravelin sind $7\frac{1}{2}^{\circ}$ von den Facen des letztern entfernt, seine Facen werden senkrecht auf die Polygonseite gestellt, bis auf 4° vergrößert und seine Kehle zwischen den Endpunkten der Erte seiner Brustwehr durch eine gerade Linie parallel mit der Polygonseite abgeschnitten. Die halben Kehlen der Waffenplätze werden auf $11\frac{1}{2}^{\circ}$ — $13\frac{1}{2}^{\circ}$, ihre Facen auf $13\frac{1}{2}^{\circ}$ — 15° vergrößert. Die Reduite in den Waffenplätzen erhalten zur halben Kehle 10° und ihre Spitze wird in einen Punkt gelegt, welcher der Durchschnittspunkt der Kapitale des Waffenplatzes und einer vom Schulterpunkte nach der Ravelinspitze gezogenen Linie ist. Der Graben behielt dieselbe Einrichtung wie bei Vauban, die Echancuren der Traversen wurden dagegen 13 — $14'$ breit und in dem Glacis sägeförmig eingeschnitten. Cormontaigne legte in jene Bastionen, welche dem Angriffe besonders ausgesetzt waren, permanente Abschnitte, welche manchmal so weit vorgelegt wurden, daß der ganze Wallgang der Bastionsflanken frei blieb, oder sie wurden so weit zurückgezogen, daß die Flügel der Kurtine hinter den Abschnitten durch die Oeffnung zwischen den Tenailen und den Bastionsflanken nicht in Bresche geschossen werden konnten. In diesem Falle wurde die Kurtine, damit dieser Abschnitt die Flanken des Hauptalles verkürzte, um 2° zurückgezogen. Baute Cormontaigne einen Cavalier, so liefen dessen Facen u. Flanken parallel mit denen der Bastion. Der Fuß der unverkleideten äußern Böschung der Cavaliere war um die Breite des Wallganges des Hauptalles von der Erte der Brustwehr des Bastions entfernt. Lagen diese Cavaliere auf Bastionen, welche dem Angriffe besonders ausgesetzt waren, dann wurden die Facen derselben bekleidet und so weit von den Facen des Bollwerks zurückgezogen, daß man vor dem Cavalier einen 3° breiten Graben ziehen konnte, und daß der Wallgang der Bastionsfacen dennoch die gewöhnliche Breite erhielt. Ferner verband er in diesem Falle die Facen des Bastions mit denen des Cavaliers durch einen Abschnitt,

vor welchem ein 3° breiter Graben lag, dessen Eskarpe mit Stein bekleidet war. Um die Fehler der bastionirten Thürme der vaubanschen zweiten und dritten Manier zu verbessern, schlug Cormontaigne statt dieser volle Bastione vor, welche eine gerade Kurtine verband. Die Senkrechte erhielt eine Länge von $7\frac{1}{2}^{\circ}$, die Facen waren 15° lang u. unter der wenigstens $8\frac{1}{2}^{\circ}$ langen Flanke brachte er Kasematten für sechs Kanonen an. Die Flanke des detachirten Bastions erstreckte sich nur bis zur Defensionslinie und die Grabenscheere erhielt eine kleine Kurtine, welche ungefähr $1\frac{1}{2}^{\circ}$ außerhalb des Schwerts des Winkels der Grabenscheere lag. Die Erte des Glacis erhebt sich $8'$ über den Horizont, die Bekleidung der detachirten Bastione hat dieselbe Höhe. Der Hauptgraben ist $15'$ tief; es beträgt demnach die ganze Höhe der Bekleidung der detachirten Bastione $23'$. Die Verme derselben wird nur $2'$ breit. Eine Brücke unterhält die Verbindung zwischen den detachirten Bastionen und der Grabenscheere. An dem Uebrigen fand Cormontaigne nichts zu verbessern. Vortheile gewährt seine Befestigungsmanier: 1) durch die senkrechte Stellung der Flanken auf die Defensionslinie, weil diese Stellung diejenige ist, welche dem Princip der gegenseitigen Bestreifung der Linien am meisten entspricht; — 2) durch die Verkleinerung der Kurtinen u. die dadurch erlangte Vergrößerung der Bollwerke, denn größere Bollwerke sind zu einer kräftigeren Vertheidigung fähig, indem sie den Belagerten mehr Raum zu freien Truppenbewegungen und Gelegenheit zu neuen Abschnitten bieten, falls der Feind durch eine Bresche in das Bastioneindringt; — 3) durch Vergrößerung des Ravelins. Unstreitig ist dies als die wichtigste Verbesserung zu betrachten, denn es springt so weit vor, daß es die feindlichen Breschebatterien im Kouronnement des gedeckten Weges gegen die Bastionsfacen im Rücken nehmen wurde. Der Angreifende wird dadurch gezwungen, erst beide, neben einem Bollwerke liegende Ravelins zu erobern, bevor er die Breschebatterien gegen dieses Bollwerk errichten kann. — 4) Durch die möglichste Verschmälerung des Ravelins und durch die Anlage des geräumigen Reduits. Der Feind sieht sich nämlich genöthigt, nach der Wegnahme des Ravelins auch noch dessen Reduit zu erobern, weil von den kasemattirten Flanken desselben der Graben vor den Bollwerksfacen noch vertheidigt werden kann. Diese Eroberung wird aber aus doppelten Ursachen schwierig, theils weil das große Reduit einen kräftigern Widerstand zu leisten vermag, als ein kleines, theils aber auch, weil dem Belagerer durch den schmalen Wallgang die Ausführung der Logements sehr erschwert wird. — 5) Das vergrößerte Ravelin gewährt auch noch den wichtigen Vortheil, daß die Deckung, die es für die Facen des hinterliegenden Hauptalles leistet, mit der Zahl der Vieleckseiten wächst. Liegen mehre Fronten in gerader Linie, so ist der Feind nicht mehr im Stande, die Verlängerung der Bollwerksfacen

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

100

100

werden soll, eine für Kleingewehrfeuer krenellirte Gallerie enthält. Auf dem Walle des Bastions liegen kasemattirte Quermälle, für Kleingewehr zur Bestreichung des Wallganges eingerichtet. Sie stehen mit der 8' hohen krenellirten Mauer in Verbindung, an deren Enden Wachthäuser liegen. In der Kehle der Bastione liegt ein Abschnitt, welcher aus einer 2 Stockwerk hohen und sich an die oben genannte Gallerie lehnenen kasemattirten Gallerie besteht. Vor dieser letztern Gallerie liegt der trockene Graben, welcher durch eine Kasematte durch Kanonen bestrichen wird, während das Geschütz einer andern Kasematte den trockenen Graben hinter den Flanken bestreicht. Der retirirte Hauptwall der Kurtine, unter welchem ebenfalls eine Gallerie liegt, geht parallel hinter der Abschnittsgallerie fort und wird von dieser durch den trockenen Graben getrennt. Die Bekleidungsmauer der Kontreskarpe wird bis zum Wasserhorizont, ist aber der Graben trocken, bis etwa auf die Hälfte seiner Tiefe erniedrigt und die entblößte Erde abgeböschet. Da hierdurch die Pforte des gedeckten Weges beeinträchtigt ist, so wird, um diesem seine Breite wieder zu geben, die Crête des Glacis vorgeückt. Statt der Abschnittsgallerie des Hauptwalles hinter demselben schlägt Montalembert auch kasemattirte Thürme vor, welche, in dem Niveau des trockenen Grabens liegend, die Kehle des Bastions schließen und deren Fuß durch ein vorliegendes Glacis gedeckt wird. Montalembert verwirft für Neubauten die Bastione ganz und entscheidet sich für die Anwendung der Tenaillenbefestigung. Er will, daß die eingehenden Winkel der Tenaillen stets rechte seyen, daß also die gegenseitige Bestreichung derselben durchaus senkrecht sey; er nennt sie daher senkrechte Befestigung. Er will ferner, daß die ausgehenden Winkel der Tenaillen nie unter 60° betragen, woraus hervorgeht, daß ein regelmäßiges, in einem Zirkel eingeschlossenes Vieleck aus nicht weniger als aus zwölf Tenaillen bestehen kann, deren Facen größer werden, wenn der Durchmesser des Kreises wächst. Es ist aus dieser Bestimmung ferner ersichtlich, daß, wenn man in einen Kreis mehr als zwölf Tenaillen legt, die ausgehenden Winkel größer werden und bei Befestigung der geraden Linie sich bis zu 90° vergrößern. Um bei der Seitenvertheidigung das kleine Gewehr unter allen Umständen wirksam zu machen, setzt Montalembert die größte Länge der Facen oder Seiten der Tenaillen auf 70° fest. Werden nun bei einem größern Durchmesser des die Tenaillen einschließenden Kreises die Facen der Tenaillen länger als 70° , so muß die Anzahl der Tenaillen vermehrt werden, wodurch die Facen kürzer werden. Bei einer regelmäßigen Befestigung, deren innerer Raum jenem eines bastionirten Vierecks gleich ist, beträgt die Länge der Facen der Tenaillen ungefähr 23° und bei einer Tenaillenbefestigung, welche den Raum wie das bastionirte Fünfeck einschließt, sind die Tenaillenfacer 75° lang, woraus hervorgeht, daß sich auch ein viel kleinerer Raum als das bastionirte Viereck mit Tenaillen zweckmäßig besetzen läßt, daß

aber bei einem Raume, der größer als das Fünfeck ist, die Zahl der Tenaillen vermehrt werden muß, wenn die Länge der Facen nicht größer als 75° werden u. die Seitenbestreichung mit Kleingewehrfeuer erhalten werden soll. Die Grundsätze, von denen Montalembert bei der Anwendung seiner Tenaillenbefestigung ausgeht, sind folgende: 1) Jede Flanke, welche ein Werk vertheidigen soll, ist besser, als eine andere, sobald erstere mehr Längenausdehnung hat. Eine Flanke von $30 - 60^\circ$, und dieses ist die Länge der Schenkel der Tenaillen, welche bei der Vertheidigung den Dienst der Flanken versehen, ist besser als eine Flanke von $13 - 15^\circ$, wie sie die Bastionärbefestigung darbietet. — 2) Jede gegen den Bombenschlag durch zweckmäßige Kasematten gesicherte Flanke ist besser, als eine unbedeckte der Bastionärbefestigung. — 3) Eine unbedeckte Batterie von 3 — 4 Geschützen, wie die feindlichen Bresch- und Kontrebatterien, wird nicht eine mehr als doppelt so starke kasemattirte Batterie zerstören; im Gegentheile wird letztere die erstere vernichten, und zwar um so schneller, je solider sie gebaut u. je zahlreicher ihr Geschütz ist. — 4) Das sicherste Mittel, die Vertheidigungsfähigkeit eines Werkes zu erhalten, ist die feindliche Batterie, welche es in Bresche legen soll, zu vernichten, u. die stärksten Mauern sind diejenigen, gegen welche keine Breschebatterien aufkommen und bestehen können. — 5) Die Befestigung ist um so besser, je größer der innere Raum ist, den sie verhältnißmäßig einschließt. Nach der Polygonalbefestigung schließt Tenaillenbefestigung den größten innern Raum ein. Nach diesen Grundsätzen baute Montalembert seine Tenaillen. Die von Montalembert vorgeschlagenen detachirten (abgesonderten) Forts, mannichfaltig an Gestalt, haben nicht allein den Zweck, eine von ihnen umgebene Festung zu decken, sondern es entspringen auch aus ihrer Anwendung für die Kriegsführung überhaupt die großartigsten und wichtigsten Vortheile. Diese detachirten Forts sollten, nach der Absicht ihres Schöpfers, eine Festung verstärken, damit die Befestigung derselben einfacher werde und weniger koste. Diese Forts sollten diejenigen Terrainpunkte behaupten, welche die Festung beherrschen oder derselben in irgend einer andern Weise gefährlich werden können. Sie sollen ferner den Feind so weit von dem Plage entfernt halten, daß ein Bombardement desselben entweder gar nicht möglich, oder doch sehr unwirksam wird, was besond. für Seestädte nothwendig ist, welche große Marine-Arsenale u. Schiffswerfte haben, die nicht bombenfest gemacht werden können; sie sollen endlich den Dienst eines verschanzten Lagers versehen. Die Vortheile eines auf diese Art verschanzten Lagers für die Kriegsführung bestehen in Folgendem: 1) Um gleichzeitig eine Festung und das verschanzte Lager einzuschließen, was nothwendig ist, um die Belagerung vorzunehmen, bedarf der Feind eines außerordentlich starken Belagerungskorps. Ein solches Belagerungskorps schwächt aber die im Felde agirende Armee so, daß alle Unternehmungen dadurch gelähmt werden. — 2) Wagt der Feind die Einschließung der Festung u. des ver-

verschanzten Lagers mit einem schwachen Belagerungscorps, so werden die Ausfälle aus der Festung in Masse die im weiten Umkreise zersplitterten Kräfte des Feindes schlagen und aufreiben. — 3) Geht der Feind zur Belagerung über u. greift die Festung zuerst an, so wird die durch die Besatzung des verschanzten Lagers unterstützte Garnison Ausfälle machen, welche kleinen Schlachten gleichen und den Feind wenigstens schwächen. — 4) Greift der Feind zuerst das Lager an, so wird die Besatzung desselben von der Garnison unterstützt werden. Werden außerdem im Innern des Lagers mehre Abschnitte hinter einander aufgeführt, so wird deren successive Eroberung dem Feinde viel Zeit und Mittel kosten. Hat der Feind das letzte Retranchement genommen, so wird die sich in die Außenwerke der Festung zurückziehende Besatzung jene der Festung verstärken, welche dem Feinde einen erfolgreichen Widerstand leisten kann. — 5) Sie können, bei schnellem Vordringen eines überlegenen Feindes, den versammelten Truppen zu einem gesicherten Vereinigungspunkte dienen und mithin verhindern, daß dieselben einzeln angegriffen u. geschlagen werden. — 6) Sie bieten einem geschlagenen Corps, und, wenn sie hinreichend groß und mit den nöthigen Magazinen versehen sind, selbst einer Armee einen Zufluchtsort, in welchem sie sich erholt, ihre Verluste wieder ersetzt, u. sobald die Umstände gestatten, wieder in die Offensive übergehen kann. — 7) Sie dienen auch, wenn die Festung selbst nicht groß genug ist, zur Aufnahme und Sicherstellung der Magazine für eine im Felde agierende Armee. — 8) Sie halten das Vorgehen des Feindes auf oder erschweren dasselbe, indem sie den Feind zwingen, seine Kräfte zu schwächen. Man verschanzte die Lager nach der Art von Vauban durch zusammenhängende Linien, welche sich wechselseitig beherrschten. Da aber die Erfahrung lehrte, daß ein solches Lager in den meisten Fällen erobert ist, wenn seine Linien an einem Punkte erstiegen sind, so hat man in der neuern Zeit vorgezogen, die Befestigung des Lagers aus isolirt liegenden, mit Vertheidigungskasematten versehenen Werken versehen zu lassen, deren Facen oder Flanken sich wechselseitig bestreichen und deren Kehle durch Pallisaden und Blockhäuser geschlossen ist. Die Mehrzahl der großen Kriegsbauten, welche nach dem Jahre 1815 in Deutschland entstanden und theilweise noch im Entstehen begriffen sind, sind in der That nichts Anderes, als große verschanzte Lager, in deren Mittelpunkt die Festung selbst liegt, die den Kern, das Herz der Vertheidigung bildet. Montalembert entlehnte seine Polygonalbefestigung entweder von A. Dürer, welcher ein Viereck auf diese Art befestigte, od. wurde durch die Vorschläge von Hillen auf diese Befestigungsform hingeführt. Polygonalbefestigung heißt jene, in welcher der Wall entweder bloß ausspringende, oder auch nur sehr wenige einspringende Winkel bildet und in welcher der Hauptwall seine Seitenvertheidigung von einer Raponiere oder auch von einem Erdwerke erhält, welches im Hauptgraben vor der Fronte liegt; daher wurde die Polygonalbefestigung auch das

Raponiersystem genannt. Die Vorzüge der Polygonalbefestigung vor der Bastionärbefestigung sind folgende: 1) Nächst der Kreisbefestigung schließt die Polygonalbefestigung bei der geringstmöglichen Wallausdehnung den größten innern Raum ein. Sie ist also in ökonomischer Beziehung der Bastionär- und Tenaillebefestigung vorzuziehen. — 2) Da bei ihr die Seitenbestreichung von der Mitte ausgeht, so können ihre Fronten, ohne die Defensionslinie größer als 75° zu machen, weit größer seyn, als jene der Tenaille- oder Bastionärbefestigung, wodurch bei ökonomischen Vortheilen ihre Anwendung auf das Terrain erleichtert wird. — 3) Diese größern Fronten, deren flankirte Winkel mehr als 150° von einander liegen, zwingen den Feind, seinen Laufgräben eine noch einmal so große Ausdehnung zu geben, als wenn die Fronte, wie bei der Bastionärbefestigung, nur 90° enthält. — 4) Auf dem Hauptwall der großen Fronten der Polygonalbefestigung, welche 150° Länge haben, können 120 Geschütze stehen, die sich der Anlegung der feindlichen Rifoschbatterien widersetzen. Die Flanken und Facen der Bastionärbefestigung können nur 46 Kanonen aufnehmen, denn das Feuer der Kurtine wird durch das Ravelin größtentheils maskirt. — 5) Die Polygonalbefestigung erlaubt den flankirten Winkel nach Belieben von den bestreichenden Raponieren entfernter oder näher zu legen, je nachdem man die Errichtung der feindlichen Batterien auf der Kontrescarpe mehr oder weniger kräftig beschießen will. — 6) Die Polygonalbefestigung ist die einfachste aller Befestigungen und durch sie wird in der Vertheidigung Einfachheit und ein kräftiges Zusammenwirken aller Defensivmaßregeln möglich und dieses ist auch der Grund, warum bei den fortifikatorischen Bauten der neuesten Zeit die Polygonalbefestigung fast alle andern Befestigungsformen verdrängte.

Zur Zeit Königs Gustav Adolf und kurz nach demselben bestand die schwedische Befestigung aus einem glacisförmigen runden Wall, den ein Wassergraben nebst einem gedeckten Wege umgab. In der Mitte dieser Kreisbefestigung lag ein runder Donjon, welcher, vom Walle durch einen breiten Graben getrennt, drei Stockwerk hoch war und oben einen mit Geschütz besetzten Thurm hatte. Später schlug Rööd eine auf den vaubanschen Grundsätzen ruhende Befestigung vor, deren innere Einrichtung der Werke sich von der vaubanschen dadurch unterschied, daß sie für Geschütze und Kleingewehr kasemattirt waren und in ihrer Kehle einen trockenen Stahd hatten. Die Vollwerke erhielten Kavaliere u. ihre abgeschnittenen Spitzen wurden durch eine Art von Tenaille von beiden Seiten wirksam bestrichen. Das Reduit im Ravelin bestand aus einem kasemattirten Werke, nach der Art der vaubanschen Grabenscheere, durch einen trockenen Graben von dem vordern Theile des Ravelins getrennt. In den einspringenden Winkeln des doppelten gedeckten Weges lagen gemauerte Reduits. Der General Carlberg schlug 1755 runde kasemattirte Thürme vor, welche aus einem doppelten Gewölbe bestanden, von denen

das untere nur für Geschütz eingerichtet war, während das obere, so wie die Batterie, auf der Platteform des Thurmes, mit Machecoulis so versehen war, daß kein Punkt an dem Fuße dieses niedrigen Thurmes unbestrichen blieb. Möglich, daß Montalembert, der sich damals in Schweden befand, von dieser Idee die erste Anregung zu seinen kasemattirten Thürmen erhalten hat. Der schwedische General Johann Bernh. Virgin, dessen zahlreiche Entwürfe, mit Ausnahme eines tenaillirten, sämmtlich der Bastionärbefestigung angehören, hat nicht, wie Montalembert, die Absicht, die Plätze uneinnehmbar zu machen; er will ihnen vielmehr eine solche Stärke geben, daß sie während eines Feldzuges einer mächtigen Armee vier bis sechs Monate widerstehen können. Mit der Erreichung dieses Zweckes will er das Gleichgewicht wieder herstellen, welches das Genie von Vauban zwischen dem Angriff und der Vertheidigung unterbrochen hat. Virgin sucht den geringen Widerstand, welchen die vaubansche Bastionärbefestigung im Laufe der Zeiten geleistet hat, in folgenden Gründen: 1) daß die Eroberung eines vaubanschen Bastions die des ganzen Places nach sich zieht; daß bei seiner Befestigung keine kräftige Vertheidigung der Bresche möglich ist und daß die Werke nicht gegen das Rifoschet und Rückenfeuer gedeckt sind, was durch Bonnette an ihrer Spitze möglich wird; — 2) daß die vaubansche Mauer jeder innern Vertheidigung entbehrt, welche jeder Befestigung, welche sich hartnäckig vertheidigen will, durchaus nothwendig ist; — 3) das bisherige Ravelin ist deshalb ein sehr schwaches Werk, weil seine Vertheidigung von den Bastionsfacen aus zu schräge, es selbst in kurzer Zeit demontirt ist und die Bastionsfacen zu hoch sind, um die Graben des Ravelins gehörig bestreichen zu können. Ferner fehlt diesem Werke eine leichte und sichere Verbindung mit dem Hauptwall; denn hat der Feind erst die auspringenden Winkel des gedeckten Weges kouronnirt, so ist jede Verbindung fast unmöglich u. das Ravelin ist von diesem Augenblicke an als ein isolirter Posten zu betrachten, der, um seine Besatzung und Geschütze zu erhalten, bald verlassen werden muß; — 4) die Kontregarden der bisherigen Bastionärbefestigung, als Facen- und Flankenschirme, erfüllen ihren Zweck, wenn sie ihrer Bauart nach dem Feinde, der sie erobert hat, keinen Raum zur Anlage von Batterien gewähren, zwar einigermaßen; allein ihre Vertheidigung ist im Verhältniß ihrer Erbauungskosten dennoch aus dem Grunde gering, weil sie nur von dem Ravelin bestrichen und außerdem der Enfilade und dem Rifoschet sehr ausgesetzt sind; — 5) der gedeckte Weg endlich erlaubt keine hartnäckige Vertheidigung und unterstützt Ausfälle sehr mangelhaft. — Die Grundsätze, von welchen Virgin bei seiner Befestigungsmanier ausgeht, sind folgende: 1) der gedeckte Weg muß wenigstens 3' breit und die innere Hälfte desselben 5' tiefer, d. h. so liegen, daß die dadurch entstehende Terrasse nur 1' über dem Wasserspiegel liegt und dem Feinde die zur Eingrabung nöthige Erde mangelt; — 2) in den auspringenden Winkeln des gedeckten Weges müssen starke

Werke liegen, in denen die Besatzung Zuflucht findet und die mithin zur hartnäckigen Vertheidigung des gedeckten Weges wesentlich beitragen; — 3) der einspringende Winkel derselben muß durch eine Linie von 5—6° Länge, die Bastionskapitale, in einem rechten Winkel durchschneidend, abgestumpft seyn und sich selbst flankiren, wodurch man eine große Feuermasse auf die Kapitale, den schwächsten Punkt der Befestigung, bringt; — 4) versteckt liegende und durch Kanonen enfilirte Ausfallbarrieren müssen die Truppen nach Möglichkeit sichern, um von dem gedeckten Wege ins Freie und an die feindlichen Belagerungsarbeiten zu gelangen; — 5) die Minen müssen soviel als möglich zahlreich seyn; — 6) der gedeckte Weg muß mit dem Ravelin eine solche Gemeinschaft haben, daß der Belagerer bei Wassergräben die Brücken selbst dann nicht sehen, noch beschießen kann, wenn er auch den auspringenden Winkel vor dem Ravelin kouronnirt hat; — 7) alle Raveline u. Kontregarden müssen bei Wassergräben durch Brücken verbunden werden, die so gelegen und konstruirt sind, daß der Feind sie von der Kontreskarpe nicht beschießen kann; — 8) alle Außenwerke müssen sich wechselseitig, und zwar unabhängig vom Hauptwall, vertheidigen; — 9) kein Außenwerk darf so liegen, daß der Feind den Hauptwall früher als ein Außenwerk in Bresche legen kann; — 10) legt man Kontregarden an, so müssen sie ganze Bastionsfacen decken, ohne zwischen diesen und dem Ravelin Oeffnungen zu lassen, durch welche der Feind die Schulter oder das Drillon des Bastions beschießen kann, bevor er nicht die Kontregarde erobert hat. Auch müssen die Kontregarden an ihrer Spitze gegen das Rifoschetfeuer durch Bonnette gedeckt seyn. — 11) Diejenigen Außenwerke, deren Spitzen auf den Kapitalen des Hauptwalles liegen, müssen so konstruirt seyn, daß zu beiden Seiten des flankirten Winkels passende Werke liegen, welche dem Terrain der verlängerten Bastionskapitale, als dem schwächsten Punkte, auf welchem der Feind vorrücken kann, eine große Fronte entgegenstellen, von welcher eine zahlreiche Artillerie die Kapitale mit Kreuzfeuer bestreicht; — 12) die Außenwerke müssen so beschaffen seyn, daß die Seitenfronten den Feind so in den Rücken nehmen, daß er selbst in der Bresche des Hauptwalles durch verborgene Kanonen beschossen werden kann, wodurch er gezwungen wird, die Außenwerke der Seitenfronten zu nehmen, bevor er es wagen darf, weiter zu gehen; — 13) die Befestigung des Hauptwalles soll aus getrennten Forts, (von Virgin bastionirte Forts genannt) bestehen, deren jedes einzelne durchaus selbstständig und nach des Autors Ansicht eines stärkern Widerstands fähig ist, als eine der französischen Bastionärfronten. Diese isolirten Forts müssen durch sichere Kommunikationen mit einander verbunden, nach außen und innen von Graben umgeben seyn und sich gegenseitig, sowohl nach der Feld- als nach der Stadtseite zu, vertheidigen, so daß man, wenn man Herr der Festung werden will, sie von allen Seiten angreifen muß. Kann wegen Geldmangel der Hauptwall von außen nicht ganz bekleidet werden, so muß man wenig-

The first of these is the need for a more integrated approach to the design and construction of infrastructure. This involves the use of multidisciplinary teams, where experts from different fields work together from the outset to develop a holistic solution. The second is the need for more robust and resilient infrastructure, which can withstand the challenges posed by climate change and other external factors. This can be achieved through the use of advanced materials and construction techniques, as well as the implementation of rigorous quality control measures. The third is the need for more sustainable infrastructure, which takes into account the environmental and social impacts of the construction process. This can be achieved through the use of green building practices, such as the incorporation of renewable energy sources and the use of sustainable materials. Finally, the fourth is the need for more transparent and accountable infrastructure projects, which involve the active participation of the public and the implementation of robust monitoring and evaluation mechanisms. By addressing these challenges, the infrastructure sector can ensure that it is meeting the needs of the community in a sustainable and resilient manner.

The infrastructure sector is a critical component of the economy and society, and it is essential that it is managed in a sustainable and resilient manner. This requires a more integrated approach to the design and construction of infrastructure, as well as the implementation of robust and sustainable construction practices. By addressing the challenges of the infrastructure sector, we can ensure that it is meeting the needs of the community in a sustainable and resilient manner. The infrastructure sector is a critical component of the economy and society, and it is essential that it is managed in a sustainable and resilient manner. This requires a more integrated approach to the design and construction of infrastructure, as well as the implementation of robust and sustainable construction practices. By addressing the challenges of the infrastructure sector, we can ensure that it is meeting the needs of the community in a sustainable and resilient manner.



geringe Mittel vorhanden sind, so können sie nur einfach seyn und werden weder den Anstrengungen eines regelmäßigen Angriffs, noch den schädlichen Einwirkungen der Witterung längere Zeit widerstehen. Man nennt die Arbeiten der Feldbefestigung Feldschanzen, Feldverschanzungen oder schlechtbin Schanzen. Aus welchen Theilen jede Schanze besteht, sie mag ein gewöhnliches, oder laufgrabenartiges Profil (s. d.) haben, sie mag zu den offenen oder geschlossenen Schanzen gehören, ist unter dem Art. Schanze abgehandelt; eben so sind dort die Dimensionen, wie die Art ihres Baues etc. angegeben. Jeder Feldbefestigung, oder vielmehr deren praktischer Ausführung u. Vollendung muß ein Umriss vorausgehen. Es gibt deren aber a) zungenförmige Umrisse; b) Umrisse mit Redanen, die beide entweder einfache oder verstärkte seyn können und c) bastionirte Umrisse (s. Umriss). Hat nun die Wissenschaft der Feldbefestigung den Umriss einer Schanze festgesetzt, so muß sie auch die Art und Weise angeben, wie nicht nur die Höhe der Brustwehren der Schanzen, sondern auch die Anlage jeder andern Deckung zu bestimmen sey, um die Vertheidiger in dem nothwendigen innern Raum dieser Arbeiten gegen jede Art von Schüssen mit voller Ladung sichern zu können. Daher verbreitet sie sich über die Doktrinen, welche das Defilement (s. d.), die Anwendung der Bonnetirungen (s. d.), Traversen (s. d.) u. Rückenwehren (s. d.) zur Deckung gegen Längen- und Rückenbestreichung behandeln, so wie sie auch von den einfachen Deckungen spricht, durch welche Reiterei, Progen- und Munitionswagen in den Schanzen oder hinter denselben gegen das feindliche Feuer sicher gestellt werden (s. Schutzwehren). Nicht minder erwähnt sie der Munitionsmagazine und deren Einrichtung, so wie der Mittel, sie zu decken. Da indessen Fälle möglich sind, in welchen Erdbrustwehren aus irgend einem Grunde nicht aufgeführt werden können, so gibt die Feldbefestigung auch die Mittel an die Hand, wie Tamboure od. Tambourirungen (s. d.) herzustellen und einzurichten sind, um von denselben jeden möglichen Gebrauch zu machen. Erhalten auch die Schanzen durch ihren Umriss und durch schulgerechten Bau einen gewissen Grad von Widerstandsfähigkeit, so ist derselbe doch nicht von der Art, daß er größeren Anstrengungen des Feindes lange widerstehen könnte; daher handelt die Feldbefestigung auch von den sogen. Annäherungshindernissen als den Verstärkungsmitteln der Schanzen selbst. Man versteht darunter die künstlichen Vorrichtungen, welche, unabhängig von den Verschanzungen, auf dem Terrain angewendet werden, um dem Feind das Vordringen bis an die Verschanzung selbst, deren Graben mit einbegriffen, unmöglich zu machen, oder wenigstens zu erschweren. Es gehören hierher 1) die Palliaden u. Sturmpfähle; 2) die (schon erwähnten) Tamboure aus Holz; 3) die spanischen Reiter; 4) die Schlagbäume u. Gitterthore; 5) die sogenannten Spießpfähle; 6) die Eggen und mit aufwärts stehenden Nägeln versehenen Breter; 7) eiserne Fußangeln; 8) die Wolfsgruben; 9) die Verhaue, seyen sie natür-

liche oder Schleppverhaue, oder die mit den Spießpfählen Ähnlichkeit habenden sogenannten Steckverhaue; 10) die Fladminen, Bomben- und Steinminen; 11) das Wasser in Vorgräben, durch künstliche Ueberschwemmungen — die Dämme, Schleusen, Wehren — und endlich die sogenannten Ansumpfung (s. alle die Wörter). — Unter den Holzbauten, welche bei der Feldverschanzung in Anwendung kommen können, sind die Blockhäuser (s. d.) wegen ihrer Leistungen die vorzüglichsten; die Feldverschanzung verbreitet sich daher auch über den Bau u. die Einrichtung dieser Häuser. Dars aber nicht genügt, Schanzen bloß bauen zu können und deren Einrichtung, so wie deren Verstärkungsmittel zu kennen, so lehrt die Feldverschanzung auch, wie alle diese Mittel nicht allein erzeugt, sondern auch wie sie angebracht werden müssen, damit jedes einzelne und alle in ihrer Gesamtheit das wirklich leisten, was man durch sie zu leisten beabsichtigt. Da endlich Schanzen und andere zur Vertheidigung eingerichtete Objekte einer größern oder kleinern Truppenabtheilung im Felde bei ihren genommenen Stellungen auf kurze Zeit zur Unterstützung u. Verstärkung dienen sollen, so ist es natürlich, daß sie von dem Feinde angegriffen werden können u. daher vertheidigt werden müssen. Die Feldbefestigungskunst geht daher auch ein auf den Angriff und die Vertheidigung dieser Objekte. Was den Straßen- u. Brückenbau anlangt, als Mittel Verbindungen zu öffnen, offen zu halten und zu befördern, so gehören diese Theorien wohl dem Felddienste an, fallen aber nicht in das Gebiet der Feldbefestigungskunst.

Schließlich wollen wir die Namen der Kriegsbaumeister angeben, welche, außer den bereits genannten, im Lauf der Zeiten zur Vervollkommenung dieser Kunst beigetragen haben. 1) Aus dem 16. Jahrh. sind bemerkenswerth die deutschen Meister Johann und Franz (der erstere baute die Citadelle von Jülich und Düsseldorf, der andere leitete den Bau von Antwerpen), ferner Schwendi (1554) u. Hagenberg (1593); die Italiener Barbaro, Fontano, Theti, Velini, Vassio, Stevin; die Franzosen La Treille und Perret; der Spanier Rojas. — Aus dem 17. Jahrh.: Zaneo, Ital. (1601); Perlino, Ital. (1608); Bartazello, Ital. (1609); Alvar, ein Spanier (1610); Claude Flamand (1611), Mauseclerc, Franz. (1615); Grotti, Ital. (1617); Gustav Adelf von Schweden (1620); Sardi (1620), Tensini Ital. (1624); de Hondt, Niederl. (1624); Scala, Ital. (1627); Furtenbach, ein Deutscher (1627); Fiorenza, Ital. (1645); die Deutschen Goldmann (1645), Dagen (1647), Urdeuser (1651), Hemmerling u. Schiltnecht (1652); Cellarius, Ital. (1656); die Franzosen Fournier (1661), la Fontaine (1665), Brionys (1666), Manesson Mallet (1666). Miliet de Charles (1672), Goret (1674), Le Suire (1678); Selzer, Deutsch. (1679); Lampe von Mundiel oder Mondel (1680); Le Maitre, Franz. (1687); Paen (1687); Lapeo, Ital. (1688); die Deutschen Kraus (1690), Rovers (1690), Dankwardt von Westensee (1691), Haber (1692), Entlinger oder Entlinger (1696), Gruber (1697), Pfeffinger (169)

u. der Franz. La Vergne (1700). — Aus dem 18. Jahrh.: Reicher, Deutsch. (1702); Boulan, Franz. (1705); Saint Julien, Franz. (1705); der Deutsche Welsch (1710) erfand kein eigenes System, baute aber das verschanzte Lager von Mainz; Vort, der die Festung Wesel baute; Bökler (1713); Savra, Ital. (1717); La Fontaine, Franz. (1718); Cessi, Ital. (1718); Prugendorf von Schört (1720); Wallrave (1720) baute die Festung Magdeburg; Dorat (1720); Ibtlo u. Hartmann (1722); Durange, Franz. (1722); D'Alin, Franz. (1725); Stedler, Deutsch. (1731); Billfinger, Deutsch. (1733); Humbert (1734); Kamper, Niederl. (1738); Père Ange Gelstin (1742); Dupain (1742); Mortague (1742); Grummet (1749); Ppen (1749); d'Alba (1750); Dado Westhof (1754); Rieger (1758), war bloß fortif. Schriftsteller, ohne ein System erfunden zu haben; Rebehy Seid (1759); Steuber (1761); Eider (1765); Wellersheim (1767); Rieftink (1767); Rena, It. (1769); Du vignau, Fr. (1770); Gomer, Engl. (1770); Demarques, Fr. (1771); Käsch (1771); Bora, It. (1772); Pesebure, Fr. (1774); Pöhm (1776); Borgo, It. (1777); Geuß (1778); D'Oranges, Fr. (1780); Michaut d'Arcon, Fr. (1791); Delair (1792); Turpin (1793); Gelfac (1794); Mouzé (1798). — 4) Aus dem 19. Jahrh.: Reiche (1812); Stolpne, ein Russe (1816); Meißner, Schneider, Rosbach, Meynier, Kresfeld, von der Albe, de Wodt, v. Raumann, Fürstendof, de la Cour, Versenwald und einige Ungenannte. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß 29 Deutsche (mit Einschluß der Niederländer), 55 Franzosen, 17 Italiener und 6 von andern Nationen, im Ganzen etwa 187, theils selbst Systeme erfunden, theils über K. geschrieben haben. Der gelehrte Jesuit Rieger führt in seinem Werke: „Elemente der gesammten K., aus dem getreuen Begleiter des verirrtten Haupttrifses der Regularfortifikation, Frankfurt a. M. 1733“ mit Hinweisung mehrerer oben angeführter Kriegsbaumeister, noch andere an und weist nach, daß zu seiner Zeit 70 Autoren und 118 Befestigungsmantieren bestanden hätten. Allein der Verfasser des „Versuch eines K., Berlin 1755“ steigert die Zahl der Autoren in diesem Jahre auf 125 und die der Systeme auf 380. Rechnet man nun die nach dem Jahre 1755 bekannt gewordenen Systeme und deren in verschiedenen Schriften vorgeschlagene Modifikationen hinzu, so dürfte obige Zahl von 187 (bei welcher vielleicht einige Spanier fehlen) ziemlich richtig erscheinen. Als Werke zur Belehrung über die K. empfehlen wir: Struensee, Anfangsgründe der K., neue Aufl. Kopenhagen 1797—1798, 2 Bde.; — Döner, Wörterbuch der K., Berlin 1815—1817, 3 Bde.; — Die Festfortifikation, Halle 1804; — Reiche, Versuch einer Baupraktik, Berlin 1806; — Bousmard, Versuch über die Befestigungskunst, übersetzt von Rosmann, Berlin u. Hof 1800—1806, 4 Bde.; — Mandar ou de l'architecture des fortresses, Paris 1801.

Kriegsbaumeister (Kriegsw.), 1) ein Baumeister, der Befestigungen und andere Kriegsbauten leitet; — 2) f. v. a. Ingenieur; besonders — 3) f. v. a. Festungsingenieur.

Kriegsbedürfnisse (Kriegsw.), Gegenstände, die zur Kriegsführung nöthig sind.

Kriegsbrigg (brig armée en guerre), f. Brigg 2).

Kriegsdenkzeichen und Kriegsdenkmäner, Erinnerungszeichen an kriegsische Thaten, an denen Theil genommen zu haben für eine Ehre gilt, werden ganzen Armeen oder Heeres theilen, welche zu solchen Thaten mitwirkten, verliehen. Die K. sind verschieden von den auszeichnenden Belohnungen einzelner, sich besonders hervorthuender Kämpfer. Zu den K. gehören die Ehrenzeichen der Krieger, welche die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 mitmachten, der Truppen, welche gegen die bairische Insurrektion im Jahre 1849 kämpften und des gegen die Dänen gedient habenden Schleswig-holsteinischen Militärs u. s. w.

Kriegsdepartement, f. v. a. Kriegsministerium.

Kriegsdienst, der in einem Heer zu leistende Dienst; vgl. Kriegspflichtigkeit.

Kriegsdorf (Geogr.), 1) österr.-mährische Dörfer: a) (Bognowice), Kr. Olmütz, Herrschaft Eulenberg; 3 Mühlen; 410 Einw.; — b) (Bognowice), Kr. Preßau, Gur Liebau; 160 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rhein-Prov., H.-D. Köln, Kr. Sieg; 180 Einw.; — b) Prov. Sachsen, H.-D. u. Kr. Merseburg; Rittergut; 140 Einw.

Kriegsehren (Kriegsw.), 1) f. Honneurs; — 2) Ehrenbezeugungen, mit denen eine Besatzung vermöge der Kapitulation aus einer belagerten Festung auszieht, um sie zu übergeben. Sie bestehen meist darin, daß die Besatzung mit liegenden Fahnen, klingendem Spiel und brennender Fackel auszieht, bisweilen befindet sich auch der Fackel dabei, die Kugel im Munde, (weil ebendem, als man noch mit bloßem Pulver, nicht mit Patronen lud, jeder Soldat eine oder einige Kugeln während des Gefechts im Munde trug) zur Andeutung, daß man noch gerüstet den Kampfplatz verläßt. Sehr ehrenvoll in es auch für die Besatzung, wenn sie durch die offene Pforte des Hauptthalles auszieht. — 3) Die Ehrenbezeugungen, die ein bezeugendes Schiff von niederer Klasse dem größeren erweist. Sie bestehen in Grusschüssen oder Salutiren mit der Flagge. Die Grusschüsse der Schiffe geschehen in ungerader Zahl, die der Galeeren aber in gerader. Schiffe, die keine Kanonen führen, streichen oder lassen den Marssegel bis auf den halben Mast oder das Gabelhaupt herab. Man grüßt mit der Flagge, wenn man sie zusammen nimmt und mit der rechten Hand an die Stange hält. Das größte Zeichen der Ehrerbietung ist, wenn man sie streicht oder ganz sinken läßt. Doch streicht ein Schiff die Hauptflagge nur, wenn es sich ergibt. Außerdem wird noch die Unterseite des Windes gehalten, Offiziere werden an den Bord des größern Schiffes geschickt u. dgl. Kaufschiffen grüßen die Kriegsschiffe zuerst; unter Kriegsschiffen von gleichem Range, die sich an einer Küste begegnen, verlangt dasjenige, das zur Küste gehört, den ersten Gruß; außerdem grüßt ein Schiff unter dem Winde zuerst.

Kriegsbeid (Kriegsw.), die feierliche Verträge

rung der Treue und des Gehorsams, welche der Soldat unter Anrufung Gottes bei seinem Eintritt in den Militärstand gibt. Bei den Griechen finden wir dergleichen vorgeschriebene Eide nicht, bei den Römern dagegen ging die eidliche Verpflichtung der Neuausgehobenen sogleich nach der Aushabung derselben vor sich. Der Eid war einfach: „dem Anführer nach allen Kräften zu gehorchen, ihm zu folgen und die Fahnen nicht zu verlassen“. Einer der ältesten und tapfersten Soldaten jeder Legion sprach den Eid vor, und jeder Einzelne wiederholte ihn. Mit der Einfachheit der Sitten verlor sich auch die Einfachheit des E. und schon mit dem Konsulate des Aemilius Paulus und Ter. Varro hatte man eine weit längere Eidesformel, die Livius (XXII, 28) angibt. Unter der kaiserlichen Regierung war im Eide nur noch von den Pflichten gegen den Kaiser die Rede und der Name des Senats und des Volkes S. P. Q. R. erhielt sich nur noch auf den Fahnen, bis Kaiser Konstantin das S. P. Q. R. in den Namenszug Jesu umwandelte. Die Kaiser ließen die Legionen ihren Eid an jedem 1. Januar und an ihren Geburtstagen erneuern. Alle 10 Jahre aber, von dem ersten Tage ihrer Herrschaft an gerechnet, geschah dies mit der größten Feierlichkeit. Vegetius führt den Eid, welchen die Legionen den christlichen römischen Kaisern leisteten, wörtlich an. Die Soldaten schwuren, sagt dieser Schriftsteller (II, 5), bei Gott, bei Christus, dem heiligen Geiste und der Majestät des Kaisers, der nach Gott der erste Gegenstand der Liebe und Verehrung der Völker ist, mit der größten Bereitwilligkeit Alles zu thun, was ihnen der Kaiser befehlen wird, niemals ihre Fahnen zu verlassen und ihr Leben für das Reich aufzuopfern. Der Soldateneid wurde in der Hauptstraße des römischen Lagers (principium) oder im Zelt des Feldherrn (praetorium) geschworen. Im Mittelalter verpflichteten sich die Vasallen durch den Lehnseid zur Heeresfolge; sie schwuren, ihrem Lehnsherrn treu, hold und gewärtig zu seyn. Von der Vereidigung der Reifigen und Landknechte berichtet uns Leonhardt Hronspurger in seinem Buche über Kriegsordnung u. Regiment (Frankf. 1596) Folgendes. Die geworbenen Reifigen schwören, dem N. (der sie geworden bat) 3 Monate lang zu dienen, doch also, wenn die 3 bestimmten Monate aus und N. ihrer länger begehren wird, welches doch ihnen zuvorgezeitig genug angezeigt, alsdann sollen sie um ihre vorige Besoldung länger nach N. Gefallen zu dienen schuldig seyn. Von der Vereidigung der Fußknechte erzählt uns Hronspurger weiter: So nun der geworbene Haufen zusammen kömmt, führt der Oberste der Fußknechte die Fahnenlein zusammen, zieht sein Barret ab und läßt eine Stille machen und redet mit den Knechten auf folgende Meinung: Also, lieben Landknechte, darum wir versammelt sind, geschieht, daß unser gnädige Fürst u. Herr unserer auf dies Mal bedarf. Deshalben werdet ihr jetzt geloben und schwören, unserm gnädigen Fürst u. Herrn N. Monate zu dienen, seiner Fürstlichen Gnaden Schaden warnen, Frommen und Muth fördern, sofern eines jeden Verstand ausweist. Ihr werdet auch geloben und schwö-

ren, den euch verlesenen Artikelsbrief (Kriegsartikel) wahr und klar zu halten, die obengenannten Monate getreulich zu dienen, aufzügen und Wachen, gegen und vor Feinden, auf Wasser u. Land, wo uns unser gnädiger Fürst und Herr gebrauchen und erfordern wird. Nachdem die Landknechte den Eid nachgeschworen hatten, wurden den Fähnrichen die Fahnen feierlich übergeben. Als später die meisten Staaten stehende Heere errichteten und die Kriegsordnung in bessere Reglements brachten, wurde auch in denselben der Soldateneid bestimmt. Im Wesentlichen stimmen die Eidesformeln überein, der Form nach aber sind sie in jedem Staate verschieden.

Kriegserklärung (Kriegsm.), die feierliche Ankündigung der Aufhebung des Friedenszustandes zwischen zwei oder mehreren Mächten. Sie muß nach dem allgemeinen Völkerrechte der Eröffnung der Feindseligkeiten vorausgehen. Wohl schon in den ältesten Zeiten erklärte eine kriegsführende Macht, wenn sie nicht zu roh oder auf Eroberungs- oder Raubzügen begriffen war, der zu bekriegenden den Krieg, meist mit gewissen, besonders religiösen Ceremonien. So bei den Hebräern (vgl. Richter 11, 12 ff.; 1. Kön. 20, 2; 2. Kön. 14, 8; 2. Chron. 25, 27), nachdem das heilige Loos Uriam und Achiam im (s. d.), oder ein Prophet befragt und Opfer gebracht worden. Die Athener schickten unter Anderm einen Widder ins feindliche Gebiet, zum Zeichen, daß dieses Weidepferd werden sollte, oder warfen eine Lanze in Feindes Land oder Stadt. Die Perser verlangten von dem bedrohten Feinde durch einen Herold Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung. Am feierlichsten war die K. bei den Römern; s. darüber Festales. Beiden Franken wurden ebenfalls Herolde zu dem Feinde geschickt und dazu besonders geweiht und gekrönt und mit goldenen Ketten geschmückt. Sie erhielten auch andere Zierrathen von Gold, u. A. eine goldene Ruthe. Sie zeigten dem Gegner den Krieg an und schossen einen Pfeil in sein Gebiet hinein. Im Mittelalter hieß bei den Deutschen die K. „Absagung“. Um den vielen Befehdungen und allem Trug und jeder Arglist bei denselben vorzubeugen, verordnete Kaiser Friedrich I. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187 Folgendes: Jeder, der einen Andern befehdt, soll demselben wenigstens 3 Tage vorher durch einen sicheren Boten absagen lassen. Wer gemachten Eristand verlegt, verliert seine Ehre. Dieses Gesetz, vorzugsweise Friedbrief genannt, galt als ein allgemeines Gesetz. Auch seine Nachfolger Philipp, Friedrich II., Rudolf I., Albert, Ludwig IV. und Karl V. in der goldenen Bulle, und die Kurvereine von 1398 u. 1428 bestätigten, erneuerten, vermehrten und bestimmten diese Verordnungen näher. Karl IV. befahl, nicht an Orten abzufagen, wo der zu Befehdende gar nicht, oder doch selten wohne. Die gemeine Zeit, welche zwischen der Absagung und dem Anfange der Feindseligkeiten verfloß, war drei Tage und drei Nächte. Bei den Franzosen wurde auch den Agnaten mit abgesagt, und damit diese nicht plötzlich ohne erhaltene Nachricht von der Befehdung überfallen werden konnten, mußten dort

vierzig Tage zwischen dem Absagen und Angriff verlaufen seyn. Wer vor dieser Zeit angriff, war des Todes schuldig. Diese Sitte verbreitete sich auch über die nahen deutschen Grenzen. Das Absagen geschah durch Herolde, welche die Absagebriefe übergaben, freies Geleite hatten und häufig noch von dem, welchem sie absagten, nach altritterlichem Brauche beschenkt wurden. Karl der Kühne von Burgund begabte den Herold, der ihm 1475 von Kaiser- und Reichs wegen absagte, mit einer goldenen Kette von 100 fl. Werth, mit 50 fl. Wegzebrung, und ließ ihn noch zwei Meilen weit geleiten. Als der schwäbische Bund dem Herzoge Ulrich von Württemberg absagte, schickte er 12 Absagebriefe durch 10 starke Jungen, denen 3 Trompeter vorritten, an den Herzog. Jeder der Jungen hatte in einer Kluppe einen offenen Brief; der Junge des Georg von Krundberg, Obersten des bündischen Fußvolks, hatte drei Briefe in einer Kluppe. Sie wurden von Ulrich wohl empfangen, bewirthet und jeder Trompeter mit 4, jeder Junge mit 2 Goldstücken beschenkt. Dann schickte der Herzog einen Knaben in gelbseidenem Wappensrock, hinten und vorn mit schwarzen Hirschhörnern (Württemberg's Wappen) geziert, nebst einem Trompeter in das Bundeslager und sagte dem Bunde ab. Der Knabe erhielt 16 Goldgulden verehrt.

Diese Absagung galt zugleich allen Anhängern, Vasallen, Lehnleuten, Dienstleuten, Verbündeten und Unterthanen des Abgesagten. Häufig wurden diese im Absagebriefe mit genannt, oder ihnen in eigenen Briefen zur Bewahrung der Ehre abgesagt, wie man sich damals ausdrückte, damit den Absagern nämlich nicht der Vorwurf gemacht würde, unangekündigt die Fehde begonnen zu haben. Die Absagung Kaiser Friedrichs III. gegen Burgund hatte zur Folge, daß alle deutschen Reichsstände, als Vasallen des Kaisers, dem Karl von Burgund absagten und gegen ihn losbrachen. Auch pflegte es bei der Eifersucht zwischen den Städten und dem Adel zu geschehen, daß beide Theile gegen einander in Bündnisse traten und so viele auf einmal sowohl Einzelnen, als dem ganzen Bunde absagten. Als 1386 Leopold von Oesterreich gegen die Schwelzer zog, erhielten diese in wenigen Tagen 53 Fehden, ja, in 12 Tagen 167 Absagebriefe von geistlichen und weltlichen Herren. Eben so sagten 1449, als die Stadt Esslingen mit dem Grafen von Württemberg und dessen Anhängern wegen eines neuen Zolles in Zwist kam, nicht nur die einzelnen Patricier dieser Stadt, sondern auch der Stadtmedicus und der Stadtschreiber dem Grafen und dem württembergischen Adel ab. Als Beispiel der Form eines Absagebriefes mag der des Grafen Adolf von dem Berge und Ravensberg dienen, den er 1398 wegen der sainschen Fehde, mit vielen Anbathen vom bergischen Adel, an die Stadt Frankfurt schickte:

„Bisjet, Burgermeister, Scheyen u. Rat und endlich Bürger der Stadt Frankfurt, daß wir Alff von dem Berge und Grave zu Ravensberg vnr Bient syn wollen und aller dorgheyne, da

wir up uch feghen maghen. Umbe willen des Edelen Herrn Gerd's Jonggraven zu Seyne, Herrn zu Hennsberg und zu Kreuzberg unserm lieben Neven. Und willen des unsser Er entgait und verwardt hain. Gegeben under unserm Siegel anno XCVIII^o“.

Nach dem Gesetze und der Meinung war nun die Fehde rechtlich. — Nichts desto weniger kam die Sitte des Absagens wieder in Verfall, und spätere Kriege wurden großen Theils ohne Kriegserklärung begonnen, um sich des Vortheiles der Ueberraschung nicht zu begeben. Seit der Mitte des 17. Jahrh. jedoch wurde angenommen, daß nicht eher Feindseligkeiten verübt werden dürfen, bis nicht der Krieg durch von beiden Theilen erlassene Manifeste erklärt worden. Flemmings vollkommener deutscher Soldat, erschienen im Jahre 1726, enthält eine besondere Klausel, nach welcher die Kriegserklärung etwa abgefaßt werden könnte. Ihr voraus geht die Bemerkung: „Ist nun der Krieg beschlossen, und es sind gehörige Anstalten dazu gemacht worden, so erfolgt die Kriegsankündigung. Diese ist bei allen solennen Kriegen nöthig und also auch in Deutschland nicht zu verabsäumen. Sie geschieht zwar dem Namen nach vom Kaiser, jedoch mit vorbergängiger einhelliger Einwilligung des ganzen Reiches“. — In neuerer Zeit ist das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten und das Zurückrufen der Gesandten nicht nothwendig als K. angesehen worden, wenn das Letztere nicht als solche voraus bestimmt worden war. Das Erlassen von Manifesten ist entweder ganz unterblieben, oder erst mit dem Ausbruch des Krieges selbst erfolgt. So fiel Friedrich II. im Aug. 1756 ohne K. in Sachsen ein, indem er die ihm bekannt gewordenen Pläne der gegen ihn verbündeten Mächte als solche betrachtete. Erzherzog Karl erließ 1809 erst in dem Augenblicke, als er den Inn überschritt, ein Schreiben an den französischen Oberbefehlshaber, in dem er ihm ankündigte, mit seinen Truppen vorwärts zu gehen und alle diejenigen als Feinde zu behandeln, die ihnen Widerstand leisten würden. Napoleon erließ oft nur einen Aufruf an sein Heer, in welchem er demselben ankündigte, daß der Krieg begonnen habe.

Kriegsetat, 1) Etat für das Heerwesen eines Staates, ein Theil des Budgets; — 2) der Etat in Besoldung, Rationen u. s. w., auf welchen ein Heer, wenn Krieg bevorsteht, beim Eintritt der Mobilmachung gesetzt wird.

Kriegsfeld, bayer. Dorf, M.=B. Pfalz, Kant. Kirchheim; Bürgermeisterei, große Waldungen, Mühle; 1180 Einw.

Kriegsfernglas, ein Fernglas mit gebogener Röhre und Spiegel in demselben, um damit Gegenstände zu sehen, die nicht geradeweg dem Auge, sondern auf der Seite sind. Es hat seinen Namen daher, weil man es bestimmte, bei Belagerungen durch die Schießscharte zu sehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, getroffen zu werden; eine Spielerei, die bald in Vergessenheit kam.

Kriegsflotte, s. Marine; über die Flotten der einzelnen Seemächte, s. d. betreffenden Ländernamen.

Kriegsfuß (Kriegsw.), **Kriegszustand**, mobiler Zustand einer Armee, vermöge welchem dieselbe bei vollzähligem Bestande an Offizieren, Mannschaft, Pferden und vollkommener Feldausrüstung schlagfertig ist. „Eine Armee auf den K. setzen“, heißt deshalb: sie auf den bestimmten Kriegsbestand ergänzen und mit allem erforderlichen Kriegsbedarf versehen. Der Ausdruck: „Die Armee steht auf dem K.“, gründet sich auf dieselben Bedingungen. Der Friedensfuß unterscheidet sich im Wesentlichen dadurch von dem K., daß gewöhnlich eine Verminderung im aktiven Bestande der Truppen und Pferde, und die Beurlaubung eines bestimmten Theils der Mannschaft eintritt, und Alles auf das beschränkt wird, was der Friedensdienst innerhalb Landes erfordert, um größtmögliche Ersparnisse im Unterhalten der Truppen zu bewirken. Nur in größeren sogenannten Militärstaaten, wie z. B. Rußland, findet eine dergleichen Beschränkung in viel geringerem Maße oder gar nicht Statt, und deren Heere befinden sich meist immer im kriegsfertigen Zustande. — Mit Eintritt des K. empfangen die Truppen gewöhnlich auch die komplette Feldverpflegung und, wo dies üblich, die damit verbundene Soldserhöhung.

Kriegsgebrauch, **Kriegsmanier**, der Inbegriff dessen, was im Kriege üblich und erlaubt ist, s. Kriegerecht.

Kriegsgefangene, die im Kriege in die Gewalt des Feindes gerathenen Truppen. Die zum Widerstande nicht mehr fähigen oder willigen Feinde wurden in frühern Perioden der Geschichte auf die roheste Weise behandelt. Dies geschieht noch jetzt bei Völkern, welche auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. „Welche gewaltige Fortschritte auf der Bahn der Entwicklung der Humanität liegen doch in diesen Uebergängen in Betreff der Behandlung der Besiegten! Ob die K.n von Kannibalen gefressen, verzehrt, ob sie von geistig gewecktern, aber moralisch noch mehr verwilderten, zum Ergötzen der Sieger zu Tode gemartert, ob sie den Göttern geopfert, ob sie von Weltherrschern über ganze Welttheile verpflanzt oder verstreut, ob sie von der praktischen Rücksicht zum Sklavenstande verurtheilt, ob sie darin nach römischer oder germanischer Art behandelt, ob sie, wie später, bloß in einer Art ehrenvoller, das Recht der freien Persönlichkeit nicht verwirkender Gefangenschaft gehalten werden, aber darin bis zu einer Loskaufung von eigener oder fremder Seite verharren müssen, ob. ob sie nach heutiger Art während des Krieges ausgetauscht oder mit dem Frieden in Bausch und Bogen entlassen werden, was knüpfen sich nicht daran für Schlüsse auf den Kulturstand der Zeit und des Volkes, für Wirkungen auf menschliches Wohl u. Wehe!“ (Weiske, Rechtsl., Bd. VI, S. 227). In der alten Geschichte finden wir überall, daß die K.n, wenn man sie überhaupt am Leben ließ, zu Sklaven gemacht wurden. Die Römer führten die Kriegsgefangenen Fürsten u. Feldherren, wie alle bedeutenderen K.n, im Triumphe auf u. tödteten sie nicht selten, nachdem das geschehen war. Ueber die Behandlung

kriegsgefangener Römer vergl. d. A. Postllimnium. In der Geschichte der byzantinischen Kaiser finden wir Beispiele von großer Grausamkeit gegen die K.n. Einst wurden mehrere Tausende gefangener Bulgaren mit ausgestochenen Augen in ihre Heimath geschickt; nur je dem fünfzigsten hatte man ein Auge gelassen, damit er den übrigen als Führer dienen konnte. Die nordischen Völker brachten ihre K.n in harte Leibeigenschaft, und es dauerte lange, bis die christliche Religion mildern Sitten Eingang verschaffte. Bis in den 30jährigen Krieg hinein wurde jeder Soldat, wie auch der Einwohner einer durch Sturm genommenen Festung, gewissermaßen als Eigenthum des Feindes betrachtet, dem er in die Hände fiel, und mußte ihm seine Freiheit mit einer Geldsumme (Ranzion) abkaufen. Nach dem 30jährigen Kriege und zum Theil schon während desselben, wurde der K. nicht mehr als Beute des einzelnen Soldaten, der ihn gefangen nahm, angesehen. Doch blieb noch geraume Zeit die theilweise Auslösung der K.n durch Geld bestehen, indem der Staat, welcher weniger Gefangene hatte, für jeden, welchen er mehr zurückerhielt, eine bestimmte Summe zahlen mußte. Wegen seiner Kostspieligkeit kam auch dieses Verfahren ab, doch fand es noch im spanischen Erbfolgekrieg Statt. Selbst die Türken und Perser haben in neuerer Zeit ihre K.n besser zu behandeln gelernt. Die unter civilisirten Staaten geltenden völkerrechtlichen Grundsätze über die Behandlung der K.n sind folgende: Sobald der Feind durch Worte oder Zeichen sich erklärt, daß er sich ergeben wolle (vgl. Parbon, Ergebung), oder wenn er so sehr verwundet ist, daß er die Waffen nicht mehr zu führen vermag, so ist es Pflicht, seines Lebens, seiner Person zu schonen und ihn als K.n anzunehmen. Etwa bei der Ergebung verabredete Bedingungen (s. Kapitulation) müssen gewissenhaft erfüllt werden, es sey denn, daß der kriegsgefangene Theil zuerst sein Wort bricht. Auch dann, wenn die Ergebung unbedingt erfolgt, ist die Person der K.n als unverleglich zu betrachten. Die Nichtkombattanten werden in der Regel sofort wieder freigelassen, dürfen jedoch im Moment der Ergreifung wie Gefangene behandelt werden. Kein K.n darf der nothwendigsten Kleidungsstücke beraubt werden, wenn nicht die eigene höchste Noth den Sieger dazu zwingt; dieser kann sich jedoch Uhr, Börse, Geld u. dgl., welche der Gefangene bei sich hat, aneignen. Den Offizieren muß die Uniform oder das Zeichen ihres Dienstgrades gelassen werden, und keinem K.n darf ein Ehrenzeichen genommen werden, welches er an sich trägt. Im Interesse der Humanität selbst wird es für erlaubt angesehen, den Besiegten im Moment der Gefangennehmung, mit Ausnahme der nothwendigen Bekleidung, auszuplündern. Denn da es in den meisten Fällen unmöglich ist, die Soldaten oder gar den Troß des Heeres zu verhindern, daß sie den todten Feinden alles Werthvolle abnehmen, so würde, wenn man nicht gestattete, die Gefangenen zu plündern, mancher Verwundete und Wehrlose getödtet werden, um ihm ungestraft Sachen abnehmen zu können,

während sich bei Erlaubniß der Plünderung die Soldaten mit der Gefangennehmung begnügen. Das Plünderungsrecht bezieht sich nur auf den Moment der Ergreifung, späterhin darf dem Gefangenen Nichts mehr von dem, was ihm, als er sich ergeben, gelassen wurde, abgenommen werden. Auf verwundete und kranke K. soll gleiche Sorgfalt angewandt werden, wie auf die eigenen Truppen. Die Waffen der K.n werden Eigenthum des siegenden Staates, welche für Geschütze und Pferde den Soldaten, welche sie erbeutet haben, eine Remuneration zahlt (s. Beute). Ueber die Eskortirung der K.n s. Eskorte. Die einzelnen Gefangenen werden gewöhnlich in das Hauptquartier, bei detachirten Corps in das des Kommandanten abgeführt. Die K.n müssen sich den Anordnungen fügen, welche der Sieger für nöthig erachtet, um sie zu verhindern, daß sie während desselben Krieges wieder als Feinde gegen ihn auftreten. Sie können deshalb in Festungen, entlegenen Provinzen, auf Schiffen, im Nothfalle, od., wenn sie die Flucht versucht haben, auch in eigentlichen Gefängnissen aufbewahrt werden. Haben die K.n ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu entfliehen, oder sind sie auf das Versprechen, eine bestimmte Zeit lang nicht gegen die Macht, deren Gefangene sie sind, zu dienen, freigelassen worden, so werden sie, wenn sie diese Bedingungen brechen, im Fall der Wiederergreifung streng bestraft, Offiziere wohl gar mit dem Tode. Haben die K.n jedoch keine derart. Bedingungen eingegangen, so können sie wegen etwaiger Fluchtversuche nicht mit einer Strafe belegt werden, u. wird ein Ort, wo K. aufbewahrt werden, von deren Partei wieder erobert, oder werden K. der sie eskortirenden Bedeckung entrisen, so sind diese durch ihr etwaiges Ehrenwort nicht mehr gebunden. Sie bleiben aber durch dasselbe gebunden, wenn sie selbst den Ort, durch dessen Eroberung sie faktisch befreit werden, zu ihrem Aufenthalt gewählt haben. Desgleichen entbindet vom Ehrenwort auch die Nichterfüllung der Bedingungen von Seiten dessen, dem es gegeben ward, namentlich eine härtere Behandlung der K.n. Den Offizieren, welche ihr Ehrenwort geben, nicht zu entfliehen, wird gewöhnlich das Seitengewehr wieder zugestellt. Den K.n muß der notwendige Unterhalt verabreicht werden; dafür darf man sie aber auch, um die Kosten der Ernährung, Kleidung und Gefangenhaltung zu decken, zu ihrem Stande angemessenen Arbeiten anhalten. Was K.n während ihrer Gefangenschaft zugesendet oder geschenkt wird, od. was sie sich durch freiwillige Arbeit rechtmäßig verdienen, muß ihnen unverkürzt gelassen werden. Nicht zum streitbaren Theil einer Armee gehörende K., wie Feldprediger, Auditeure u. s. w., werden meistens, sobald ihre Eigenschaft konstatiert und eine Gefahr, daß sie den Ihrigen Mittheilungen über militärisch wichtige Verhältnisse machen könnten, nicht vorhanden ist, in ihrer Armee zurückgesandt. Gefangene Kleriker braucht man nicht zu entlassen, wenn man ihre Dienste nöthig hat. Wenn feindlicher Seite die K.n, dem modernen Völkerrecht zuwider,

hart und grausam behandelt werden, so darf man zu Repressalien schreiten. „Da jedoch“, bemerkt ein Militärschriftsteller mit Recht, „Repressalien die Lage der eigenen Gefangenen nicht erleichtern, ja nur noch eine gesteigerte Erbitterung des Feindes erzeugen, so können nur besondere der K.n wegen abgeschlossene Verträge das Loos derselben einigermaßen verbessern, sicher stellen aber können es nur Gerechtigkeit und Humanität von Seiten jener Macht, in deren Gewalt solche Gefangene sich befinden“. K. dürfen nicht zur Annahme fremden Kriegsdienstes oder sonst zur Treulosigkeit gegen ihren Souverän gezwungen werden. Zuweilen wird noch während des Krieges eine Auswechselung der K.n vorgenommen, besonders während eines Waffenstillstandes. Es wird dabei Grad gegen Grad ausgewechselt, also ein General gegen einen General, ein Gemeiner gegen einen Gemeinen. Manchmal findet auch eine nur theilweise Auswechselung statt, indem gewisse, namentlich bezeichnete Militärpersonen gegen Andere ausgewechselt werden. Die auszuwechselnden K.n werden durch eine besondere Truppenabtheilung, deren Kommandant einen Paß und eine Marschrouten erhält, bis an die feindlichen Vorposten eskortirt. Bei dem Eintreffen daselbst wird Ruf geschlagen oder geblasen und die Ablieferung vertragsmäßig und gegen Uebergabeschein (eine doppelte Namensliste der Gefangenen), welcher von der übernehmenden feindlichen Behörde unterschrieben werden muß, vorgenommen. Die zu eskortirende Truppenabtheilung muß die vorgeschriebene Marschrouten genau einhalten und darf sich weder auf dem Hinmarsch, noch auf dem Rückmarsch Feindseligkeiten erlauben. Trifft sie auf feindliche Truppen, so zeigt der Kommandirende seinen Paß vor. Der Eskorte ist, so lange sie sich innerhalb der Grenzen ihres Auftrags hält, vollkommene Sicherheit zu gewähren. Werden Gefangene übergeben oder übernommen, so bleiben, bis die Uebergabe oder Uebernahme erfolgt ist u. die feindliche Bedeckung, von welcher Niemand die Vorposten überschreiten darf, sich zurückgezogen hat, die Vorposten unter dem Gewehr. Nicht das Ablieferungsgeschäft selbst betreffende Unterredungen zwischen den übergebenden und übernehmenden Offizieren sind unstatthaft. Die abgelieferten Gefangenen gehen sogleich unter der Führung ihres ältesten Offiziers oder Unteroffiziers in das Hauptquartier ab. Wird Friede geschlossen, so sind die K.n von beiden Seiten unbedingt freizulassen. Die auf die K.n verwandten Kosten geben kein Retentionsrecht an der Person oder den Besitzthümern der K.n. Manchmal werden jedoch Kartells über Besoldung der Gefangenen durch ihren Kriegsherrn abgeschlossen und die Kosten beim Frieden kompensirt. Was die Pflichten betrifft, welche den in Kriegsgefangenschaft Gerathenen obliegen, so bestehen sie in Folgendem: Der K. muß seinem Souverän unwandelbare Treue bewahren, denn die Gefangenschaft entbindet ihn nicht von seinem Eide. Er darf deshalb bei dem Feinde, dessen

Gefangener er ist, oder bei dessen Verbündeten keine Dienste nehmen. Auch darf er keine Mittheilungen über Dinge machen, an deren Verschweigung seinem Souverän gelegen ist. Die Verpflichtung zu strenger Subordination wird durch die Kriegsgefangenschaft nicht aufgehoben, wenn sie auch durch dieselbe Modifikationen erleidet. Der K. muß dabei denen, welche ihm vor der Gefangennahme zu befehlen hatten, nicht nur die ihnen sonst schuldige Achtung und Ehrerbietung erzeigen, sondern auch den von ihnen ertheilten rechtmäßigen Weisungen Folge leisten. Thut er dies nicht, so kann er nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft zur Untersuchung und Strafe gezogen werden. Ist es einem K. n gelungen, sich durch die Flucht zu befreien, so hat er sich ohne Säumen zu seiner Abtheilung zu begeben, oder, falls er das nicht kann, den kürzesten Weg einzuschlagen, um sich bei dem Depot seiner Abtheilung oder bei dem ersten Militärkommandanten zu stellen. Wenn zu befürchten ist, daß der Feind aus einer solchen Flucht Veranlassung zu einer härteren Behandlung der übrigen Gefangenen nehmen werde, so soll kein Soldat aus der Gefangenschaft entfliehen. In neuerer Zeit ist es den Truppen mancher Staaten untersagt worden, sich dadurch aus der Kriegsgefangenschaft zu befreien, daß sie ihr Ehrenwort geben, eine Zeit lang nicht gegen den Feind zu dienen. Im siebenjährigen Kriege wurden Offiziere, welche ihr Ehrenwort brachen und wieder in die Armee eintraten, von denselben ausgeschlossen.

Kriegsgeleite, 1) s. v. a. Sauvegarde; — 2) s. Geleite.

3) Kriegsgeheimschaften, s. v. a. Allianz 3).

4) Kriegsgepäck, s. Bagage.

Kriegsgeräthe, Sammlungsbegriff für alles Das, was zu einem Kriegszuge an Wagen, Fuhrwesen, Geschützen und vorrathigen Gegenständen aller Art notwendig ist und was die verschiedenen Züge oder Equipagen ausmacht.

Kriegsgericht, auch Kriegsrecht genannt, das militärische Geschworenengericht, welches für jede Kriminaluntersuchung gegen einen Soldaten besonders berufen und vereidigt wird und nach Entscheidung der Thatfrage das Urtheil fällt. Das K. wird meistens zusammenge setzt aus einem Stabsoffizier, welcher den Vorsitz zu führen hat, und aus 3 Personen von jeder Rangstufe, welche nicht unter dem Grade des Inculpats steht. Ein K. über einen Gemeinen besteht demnach aus einem Stabsoffizier als Vorsitzenden, 3 Hauptleuten, 3 Premierlieutenants, 3 Sekondelieutenants, 3 Sergeanten, 3 Unteroffizieren und 3 Gemeinen. Ist der Inculpat Hauptmann, so fallen die Chargen vom Premierlieutenant an weg, es präsidiert der Oberst und Beisitzer sind 3 Oberstlieutenants, 3 Majors, 3 Hauptleute. Ist der Inculpat Major, so präsidiert ein General und Beisitzer sind 3 Obersten, 3 Oberstlieutenants und 3 Majors. Der Inculpat wird vor dem K. befragt, ob er gegen eine Person desselben etwas einzuwenden habe. Wenn er hierauf den Vorsitzenden oder einen der Beisitzer oder mehr verwirft, so müssen

die Rekurriten austreten, um durch Andere, an ihre Stelle Kommandirte, ersetzt zu werden. Nun folgt die Instruktion des Prozeßes und die Darlegung der That durch den Auditeur, welcher schließlich auf die Kriegsartikel, durch die das Vergehen mit Strafe bedroht ist, aufmerksam macht. Nachdem dies geschehen, treten die einzelnen Chargen ab und jede vereinbart sich über die Frage, ob der Inculpat schuldig oder nicht schuldig sey und welche Strafe er verdiene. Der Auditeur stimmt nicht mit. Das von dem K. gefällte Urtheil muß dem kommandirenden General vorgelegt werden, welcher die zuerkannte Strafe bestätigt, oder mildert, oder verschärft. In bedeutenden Fällen, namentlich bei kriegsgerichtlichen Untersuchungen gegen Offiziere, pflegt das Urtheil dem Staatsoberhaupt vorgelegt zu werden, von dem es entweder bestätigt, od. kassirt wird. Steht aber das Heer in der Nähe des Feindes, od. ist sonst ein dringender Fall vorhanden, so bestätigt der Kommandirende auch kriegsgerichtliche Todesurtheile. Geringere Vergehen werden standrechtlich behandelt; hier präsidiert ein Hauptmann und 2 von jeder Charge fungiren als Beisitzer. Auf diese Art wird jedoch nur über Gemeine und Unteroffiziere geurtheilt. Das Standrecht hat seinen Namen von dem raschen, summarischen Verfahren, welches meist stehenden Fußes erfolgt. Das standrechtliche Urtheil wird von dem Regimentskommandeur oder dem Brigade- und Divisionskommandeur bestätigt oder kassirt. Ein standrechtlicher Prozeß kann auch bloß von Offizieren ohne Beiziehung des Auditeurs instruiert werden. Die verschiedenen Staaten haben übrigens abweichende Bestimmungen über kriegsgerichtliches und standrechtliches Verfahren.

Kriegsgefallener (jüd. Rel.), der Priester, welcher bei den Kriegszügen der Israeliten die Anrede an sie hielt und während des Feldzugs die gottesdienstlichen Gebräuche verrichtete. Bei jedem Feldzuge wurde der K. von Neuem gewählt und trat nach Beendigung desselben in sein voriges Priesteramt zurück, war aber fortan der Nächste nach dem Oberpriester.

Kriegsgeschichte, specielle Darstellung der bisher Statt gehabten Kriege, in steter Rücksicht auf den Offizier. So wie der Krieg nur eine Fortsetzung der Politik ist, so zerfällt auch die K. in einen politischen und militärischen Theil. Der erstere gibt gleichsam die höheren Motive an, der zweite beschreibt die Handlungen und die Ursachen des Gelingens od. Mißlingens; dadurch wird die K. belebrend. Die einfachste Art, K. zu schreiben, ist die einfache Erzählung geschichtlicher Begebenheiten, in welcher dieselben bloß neben einander gestellt und höchstens ihre nächsten Kausalverbindungen berührt werden. Aus einer solchen Geschichte lernt man nur die Ereignisse kennen und bekommt einen Begriff, wie es im Kriege zugeht. Eine Stufe höher steht die historische Forschung oder die Ausmittelung und Feststellung zweifelhafter Thatfachen, wobei die Theorie des Krieges wesentlich einwirkt, weil der Geschichtsschreiber beurtheilen muß, was auf die Ereignisse Einfluß haben kann;

denn ohne diese Kenntniß würde die Forschung nach Ursachen und Wirkung unmöglich seyn. Am höchsten aber steht die kritische K., wobei es hauptsächlich auf die Prüfung der angewendeten Mittel ankommt. Aber auch hier gibt es Abstufungen, je nachdem man die Absicht hat, den Krieg als ein Ganzes zu betrachten, oder bei einzelnen Operationen zu verweilen, oder endlich nur die Statt habenden Schlachten mit kritischem Auge anzusehen. Die erste der 3 Arten von Geschichtschreibung ist nur als Sammlung von Materialien zu betrachten; durch die zweite Prozedur wird dieselbe gesichtet und geläutert, aber erst durch die dritte Art der Behandlung zum Kunstwerke gestaltet, aus dem eigentliche Belehrung hervorgeht. Was die Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft dadurch eine unüberwindliche Schwierigkeit, daß man die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältniß des öffentlichen Lebens kommt dies so häufig vor, als im Krieg, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden und noch weniger die Motive, die von den handelnden Personen entweder absichtlich verhehlt, oder, wenn sie vorübergehend und zufällig, für die Geschichte verloren gehen. Zudem gehen die Wirkungen im Kriege selten aus einer einzigen Ursache hervor, sondern aus mehreren gemeinschaftlich, und es kommt also darauf an, zu prüfen, welches die entscheidende Ursache war. Dieses führt zu einer nähern Untersuchung ihrer Natur und mithin in das eigentliche Gebiet der Theorie. Eine brauchbare Theorie ist daher eine wesentliche Bedingung der kritischen Geschichtschreibung. Man darf sich diese Theorie nicht als eine förmliche Gesetzgebung aufstellen, da sie ja selbst ihre Grundsätze erst aus der Erfahrung, d. h. der Geschichte entlehnt, und es ist lächerlich zu sagen: der Theorie nach hätte diese oder jene Unternehmung mißlingen müßten. Der Sieg muß vielmehr stets als ein Faktum betrachtet werden und die Theorie hat nur zu untersuchen, wie und wodurch er ersochen wurde, um daraus ihre Theoreme abzuleiten; doch liegt ihr ob, zu sagen, unter welchen Umständen ein gleiches Verfahren verderblich werden könne. — Das Forschen nach den Ursachen der Erscheinungen und das Prüfen der Mittel zur Erreichung der Zwecke gehen bei der kritischen Betrachtung eines kriegerischen Aktes stets Hand in Hand; denn das Forschen nach den Ursachen bringt erst auf die Dinge, die es verstehen, ein Gegenstand der Prüfung zu seyn. Fast dieselbe Bewandniß hat es mit dem Studium der K., das für den Krieger jedes Ranges das vornehmste Bildungsmittel und — wofür sie sachkundig und einsichtsvoll geschrieben ist — am meisten im Stande ist, ihn vor falschen einsichtigen Theorien zu bewahren. Unter den neueren Werken in diesem Fache können als Muster empfohlen werden: „Die Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“ (angeblich von einem preuß. General). Das Werk zeichnet sich durch möglichst genaue Feststellung der Thatsachen aus und ist mit Kritik geschrieben, ohne jedoch kritische Betrachtungen zu enthalten; — „Die

Feldzüge 1796 u. 1799 in Deutschland“ (vom Erzherzog Karl); sie sollen als Erläuterung der vom Verfasser aufgestellten Grundsätze der Strategie dienen und erfüllen diesen Zweck vollkommen; aber in der Erzählung der Begebenheiten ist mancher Punkt unerörtert geblieben, der nicht ohne Einfluß auf die Kritik gewesen seyn würde. General von Clausewitz hat dieselben Kriege beschrieben und kritisiert, doch nur die Ereignisse 1796 in Italien und 1799 in Italien und der Schweiz; er hat sich dieselbe Aufgabe gestellt, wie jener, hat sie aber mit größerer Genialität gelöst. Der Feldzug 1796 verweilt eigentlich nur bei großen Operationen, und ist, als Geschichtswerk betrachtet, von mindestens Werthe; der Feldzug 1799 kann aber in jeder Hinsicht als ein Meisterstück der Kriegsgeschichtschreibung betrachtet werden. Jomini behauptet als Geschichtschreiber nur einen untergeordneten Rang; er wird zu sehr von wissenschaftlichen Ansichten beherrscht, um unbefangenen schreiben zu können.

Kriegsgeschrei, 1) s. Feldgeschrei; — 2) (Heraldik), Lösungsworte einer heraldischen Inschrift, welche sich bei mehreren ältern Wappen, besonders des Auslandes, finden und zu den Prachtstücken gerechnet werden. Sie haben Ähnlichkeit mit den Devisen in der Stellung, unterscheiden sich aber von ihnen durch die Bedeutung. — 3) S. v. a. Gerücht von dem baldigen Ausbruche eines Krieges.

Kriegsgesetze, 1) s. v. a. Kriegsartikel; — 2) s. v. a. Kriegsgebrauch.

Kriegsgott (Myth.), s. Mars; vgl. Bellona.

Kriegshaber, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Ldgr. Göggingen; Distriktsrabinat, Beneficium, 2 Brauhäuser, mehre Uhr- und Instrumentenmacher; 1090 Einw., darunter 350 Juden.

Kriegsheer (Kriegsw.), s. Armee.

Kriegsheer, herrliches, s. Preußen (neueste Gesch.).

Kriegsheim, großherzgl. heß. Dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Worms, Kant. Pfeddersheim; Rathhaus, 3 Mühlen; 550 Einw.

Kriegsherr, Benennung des Staatsoberhauptes in Monarchien als oberster Befehlshaber der gesammten Truppenmacht.

Kriegshospital (Med.), s. Hospital.

Kriegshülfe (Kriegsw.), 1) Hülfe, welche ein Staat einem andern im Falle eines Angriffs vertragsmäßig oder aus freier Bewegung leistet; — 2) s. v. a. Kriegssteuer.

Kriegskammer (Kriegsw.), s. v. a. Kriegsministerium.

Kriegskanzlei (Kriegsw.), Bureau des Kriegsministeriums oder des Kriegsdirektoriums eines Staates oder einer Armee. Wenn unter Kanzlei theils das Arbeitslokal des zu einem Geschäftszweige gehörenden Personals, theils auch die Gesammtheit dieses Personals selbst verstanden wird, so gilt dies eben so von der K. Mit ihr ist gemeiniglich das dazu gehörige Kriegsarchiv verbunden. — Die Kanzlei eines kommandirenden Generals heißt gewöhn-

lich Generalkommando oder Generalstabskanzlei.

Kriegskasse (Kriegsw.), in umfassender Bedeutung die Armeekasse, oder die Kasse, welche zur Bestreitung des gesammten Armeeeunterhaltes unter Verantwortlichkeit und Obhut des Kriegsministers besteht, in die alle Gelder fließen, welche die Militärausgaben eines Staates, bei konstitutioneller Verfassung dem Militärbudget gemäß, erfordern, und deren oberster Kassenbeamter gewöhnlich den Titel General-Kriegskassirer oder Kriegszahlmeister führt. Im engeren Sinne wird darunter auch die Hauptkasse verstanden, welche einer Armee im Felde folgt. Die K. macht gewöhnlich einen untergeordneten Bestandtheil der Intendantur (s. d.) aus.

Kriegskommissär (Kriegsw.), derjenige, welcher im Felde als Untergeordneter des Intendanten gewöhnlich für die Verpflegung der Truppen, für Anlegung und Transportirung der Magazine, so wie im Allgemeinen für die Transportmittel und Vorräthe einer kriegsführenden Armee zu sorgen hat, in soweit diese nicht ausschließlich der Artillerie und dem Equipagetrain der Regimenter und Parteien zugehören und unter deren besonderer Obhut stehen.

Kriegskommissariat (Kriegsw.), das dem Kriegskommissär untergeordnete Personal, nebst dem dazu gehörenden Fuhrwesen und den Armeevorräthen, welches gewöhnlich als ein Bestandtheil der Intendantur im Gefolge des Hauptquartiers, in der Nähe des Feindes aber bei den Artilleriereserveparks, bei den Ambulancen oder Armeedepots sich befindet.

Kriegskunst, im weitern Sinne die Wissenschaft, welche Alles behandelt und lehrt, was auf die Bildung, Erhaltung und den Gebrauch derjenigen Mittel sich bezieht, welcher die Staaten im Kriege sich bedienen; im engern Sinne aber die Kenntniß aller jener Mittel, so daß sie da, wo es sich um das Können und die wirkliche praktische Anwendung handelt, Kunst heißt, da dagegen, wo es auf ein umfassendes Wissen ankommt, passender Wissenschaft genannt wird. Die K. im engern Sinne beschäftigt sich daher mit der Anordnung und Verwendung der Staatskräfte, um mit Beobachtung aller hierbei einwirkenden Verhältnisse und unter Bedingung der möglichsten Schonung der eigenen Kräfte den Zweck des Krieges zu erreichen. Sie zerfällt I. in die eigentliche K., Kriegführung, und II. in die Hülfswissenschaften. Erstere kann man wiederum eintheilen a) in die Taktik (s. d.), die Lehre von dem Gebrauche der Streitkräfte; b) die Strategie (s. d.) od. die Lehre von dem Gebrauche der Märsche u. Gefechte zur Erreichung des vorgesteckten kriegerischen Zieles; c) die Stratopadie (s. d.), Lehre von der Wahl u. Anordnung der Lager; d) die Poliorcetik (s. d.), die Lehre vom Angriffe der Festungen u. ihrer Vertheidigung. Die Hülfswissenschaften dagegen beschäftigen sich 1) mit der Herbeischaffung der Kriegsstoffe (Militärökonomie), wozu gehören: a) Rekrutirung, b) Verpflegung, c) Bekleidung u. d) Ausrüstung; — 2) mit Zu-

bereitung und Ausbildung der herbeigeschafften Stoffe, also a) Zubereitung und Einrichtung der Waffen, b) deren Wirkung, c) Lehre vom Baue der Schanzen und Festungen, d) der Wege und Brücken, e) der Errichtung des Kriegsschauplazes u. f) Unterricht u. Ausbildung der Truppen. Außerdem gibt es im Kriege noch eine Menge von Thätigkeiten, die ihm dienen, ihm bald näher verwandt, bald fremdartiger sind, die sich aber alle auf die Erhaltung der Streitkräfte beziehen. Hierher gehören unter anderen: Märsche, Lager, Quartiere, Ernährung, Krankenpflege, Waffen- und Ausrüstungsersatz etc. — Die K. erleidet durch die Kultur des Landes, die Civilisation der Völker, so wie durch den Zustand der Künste und Wissenschaften, nicht minder durch die politischen Verhältnisse der Staaten bedeutende Modifikationen; daher ist es begreiflich, daß die Art der Kriegführung im Laufe der Zeit sich mehrmals geändert haben muß, blieb auch die Natur des Krieges im Wesentlichen unverändert. In den Zeiten des grauen Alterthums, wo die Völkerschaften einfach von der Viehzucht oder von der Jagd lebten und keine festen Wohnsitze hatten, erscheint auch die Kriegführung in einem sehr einfachen Gewande. Die Veranlassung zum Krieg war gewöhnlich ein Streit um die Weidplätze oder Jagdbezirke, der durch Wassengewalt entschieden wurde. Gerüstet erschien man zu bestimmter Zeit an einem bestimmten Orte; wer besiegt wurde, gab nach. Als später der Ackerbau einzelne Völkerschaften mehr an den Boden fesselte und ihnen gewissermaßen Eigenthumsrechte gab, reizte dies die Habgier der Nomadenvölker; sie überzogen die Ackerbauer mit Krieg, plünderten die Wohnungen und trieben ihre Herden weg. Solche verheerende Ein- und Ueberfälle gaben die erste Idee zur Befestigung der Wohnorte u. Bildung einer stets kampfbereiten Kriegerschaar. Von einer wirklichen K. konnte bei der Einfachheit der Kriegszwecke und Kampfmittel noch nicht die Rede seyn; denn die Sache war gewöhnlich in einigen Tagen abgemacht. Erst als man entferntere Züge unternahm, wie z. B. den Feldzug der Griechen gegen die Trojaner, wurden die Vorkehrungen und Anordnungen schwierig. Mit dem Reichthum der Völker vermehrten sich auch ihre Kampfmittel, mit der weitem Ausbildung ihrer inneren Staatsverhältnisse vermehrten sich die politischen Interessen, mithin auch die Anlässe zum Krieg. Ueber den Zustand der K. bei den außereuropäischen Völkern fehlen genaue Nachrichten; daß sie aber bereits einen hohen Grad von Ausbildung erreicht hatte, bevor die Europäer angingen, Geschichte zu schreiben, unterliegt keinem Zweifel. Unter dem Perserkönig Cyrus d. Gr. scheint die Kriegskunst der Asiaten den höchsten Gipfel erlangt zu haben. Die politischen Verhältnisse der griechischen Bundesstaaten waren der Erweiterung der K. nicht sehr günstig; erst die auswärtigen Feldzüge, wie die Expedition nach Sicilien während des peloponnesischen Kriegs, der Zug des griechischen Hülfs corps nach Kleinasien, durch Xenophons Rückzug bekannt, Agesilaus' Feldzug gegen die persischen Sa-

trapez, begründeten allmählig eine K., von der man früher kaum eine Ahnung hatte. Alexander der Große trat in Cyrus' Fußtapfen; berücksichtigte man, wie wenig wissenschaftliche Hülfsmittel zur Kenntniß des Kriegsschauplatzes ihm zu Gebote standen, so erregten seine Unternehmungen die höchste Bewunderung; er brachte die K. der Griechen auf den Kulminationspunkt. Die Römer bildeten sich nach den Griechen, führten aber bald den Krieg auf eigenthümliche Weise. Mit den punischen Kriegen beginnt ihre K.; sie machten anfangs langsame Fortschritte darin; Hannibal war ihr Lehrer, sie mußten jedoch den Unterricht theuer genug bezahlen. Caesar brachte die römische K. auf die höchste Stufe der Ausbildung. Unter den nachfolgenden Kaisern geriet sie allmählig in Verfall, obschon es nicht an großen Feldherren fehlte; wir erinnern nur an Vellus (s. d.). Es geht daraus hervor, daß die innern und äußern Verhältnisse der Staaten weit größern Einfluß auf die Art der Kriegsführung haben, als der Stand der Wissenschaften, welche zu derselben Zeit, wo die römische K. ganz in Verfall kam, gerade mit dem größten Eifer kultiviert wurden. Die Völker, welche sich in das große römische Reich theilten, folgten mehr ihrem Instinkte, als den Grundsätzen einer Kunst, die ihnen gleichsam unbekannt war. Sie folgten einem geheimen Zuge, der sie in das Herz des feindlichen Staates führte; trat ihnen ein feindliches Heer entgegen, so wurde es mit Ungestüm angegriffen u. gewöhnlich geschlagen; versperrte eine Festung ihnen den Weg, so wurde sie erstürmt. Ein so einfaches Verfahren hat keine Ansprüche auf den Namen Kunst. Eben so wenig war im Mittelalter von einer K. die Rede; sogar untergeordnete Zweige derselben, wie die Taktik, blieben unkultiviert. Die höchst mangelhafte Heerverfassung jener Zeiten machte eisernte Heereszüge, mithin planmäßige Unternehmungen, fast unmöglich. Es darf daher nicht befremden, daß die ersten Kreuzzüge so unglücklich endeten; die Erfahrungen in denselben scheinen jedoch das Wiederaufleben der K. befördern zu haben. Die neuere K. beginnt erst mit dem 17. Jahrhundert, wo überhaupt erst der Einfluß sichtbar wird, den die Erfindung der Pulverwaffen auf die Kriegsführung hatte. Indes ist zu bemerken, daß bereits im 16. Jahrh. die K. in den südwestlichen Staaten Europa's ansehnliche Fortschritte gemacht hatte. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte darauf entscheidenden Einfluß, indem es dadurch leichter wurde, aus den reichhaltigen Erfahrungen der Griechen und Römer Belehrungen zu schöpfen. Man ahmte von den Gebräuchen jener Nationen nach, was man für das Bessere hielt, war aber nicht immer glücklich in der Wahl, oder berücksichtigte die innern Verhältnisse zu wenig. Die Errichtung stehender Heere war der Entwicklung der K. sehr günstig, doch begriff man unter dem Namen K. oder Kriegswissenschaft damals immer nur die Gesamtheit derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche sich mit den materiellen Dingen beschäf-

tigen. Die Einrichtung und Zubereitung, wie der Gebrauch der Waffen, der Bau der Festungen und Schanzen, der Organismus des Heeres und der Mechanismus seiner Bewegungen waren die Gegenstände dieser Kenntnisse und Fertigkeiten und sie führten alle zur Darstellung einer im Kriege brauchbaren Streikraft. Von dem Gebrauche im Augenblicke der Gefahr und unter beständiger Wechselwirkung war noch nicht die Rede. In der Belagerungskunst zuerst war etwas von der Führung des Kampfes selbst, von der Bewegung des Geistes, dem diese Materien übergeben sind, sichtbar. Späterhin versuchte es die Taktik, in den Mechanismus ihrer Zusammenfügungen den Charakter einer allgemeinen, auf die Eigenthümlichkeiten des Instrumentes gebauten Disposition zu legen. Heinrich IV. von Frankreich, Prinz Moritz von Nassau, Herzog Alexander von Parma und A. waren Männer, die sich in der frühesten Zeit um die Entwicklung der K. verdient gemacht hatten und namentlich war die Belagerungskunst in dem spanisch-niederländischen Kriege schon weit geblüht. Erfolgreicher aber war der 30jährige Krieg, wo Gustav Adolf wichtige Veränderungen in der Taktik unternahm, leichtere Waffen einführte und namentlich um die Verbesserung der Artillerie sich große Verdienste erwarb. Bald darauf wurde unter Ludwig XIV. das ganze Kriegswesen umgestaltet und die K. insbesondere durch Lurenne in eine ganz andere Richtung gebracht. Ludwig XIV. dehnte das System der stehenden Heere auf eine unerhörte Weise aus und nöthigte dadurch auch die übrigen Staaten, dieser Unternehmung zu folgen, so daß mitunter die Größe derselben (namentlich in Preußen) nicht mehr mit der Bevölkerung im Verhältniß stand und dadurch die erste Veranlassung zu fremder Werbung gegeben wurde. Daß dies auf die K. selbst den wichtigsten Einfluß haben mußte, ist einleuchtend. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war eine nicht minder wichtige Periode, wo Peter der Große nach dem Muster der übrigen europäischen Staaten ein wohl disciplinirtes und geübtes Heer bildete und Friedrich Wilhelm I. Preußen zu einer ansehnlichen Militärmacht erhob. Sein Sohn, der große Friedrich, ist ein Mann, der in der Kriegsgeschichte bis in ewige Zeiten glänzen wird; durch ihn erhielt die K. eine hohe Ausbildung und seit dem 7jährigen Kriege wurde die preussische Taktik das Vorbild für alle Heere Europa's. Seit aber alle gewöhnlichen frühern Mittel durch Bonaparte's Glück, Genie und seine Kühnheit über den Haufen geworfen und Staaten mit einem Schlage vernichtet worden sind; seitdem die Spanier durch ihren anhaltenden Kampf gezeigt haben, was Nationalbewaffnung und Insurrektionsmittel im Großen vermögen; seitdem Rußland in seinem Feldzuge von 1812 gelehrt hat, daß ein Reich von großen Dimensionen nicht zu erobern ist und daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolges nicht in allen Fällen in dem Maße abnimmt, als man Schlachten, Hauptstädte und Provinzen verliert, sondern daß man oft mitten in seinem

Landes am stärksten ist, wenn die Offensivkraft des Gegners sich schon erschöpft hat, und mit welcher ungeheurer Gewalt dann die Defensive in die Offensive überspringt; seitdem Preußen 1813 gezeigt hat, daß plötzliche Anstrengungen die gewöhnliche Stärke der Armee auf dem Wege der Miliz vervielfachen können und daß diese Miliz eben so gut außerhalb des Landes zu gebrauchen ist, als im Lande; nachdem alle diese Fälle gezeigt haben, welche ein ungeheurer Faktor in dem Produkte der Staats-, Kriegs- u. Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sey, — ist nicht zu erwarten, daß man dieselben in künftigen Kriegen unbenutzt lassen werde, möge nun Gefahr der eigenen Existenz oder Ehrgeiz die Triebfeder des Kampfes seyn. — Uebrigens ist es unmöglich, die eigentliche K. durch ein positives Lehrgebäude wie mit einem Gerüste zu versehen, das dem Handelnden überall einen äußern Anhalt gewähren könnte. Der Handelnde wird sich in allen jenen Fällen, wo er auf sein Talent verwiesen wird, mit diesem Lehrgebäude in Widerspruch befinden. Die Theorie soll nur den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen, oder ihn vielmehr bei seiner Selbsterziehung leiten.

Kriegslasten u. Kriegeschäden (Staatsr.), die den Bewohnern des Landes, in welchem kriegerische Operationen Statt finden, auferlegten Leistungen und zugefügten Vermögensbeschädigungen. Durch das in den Revolutionskriegen eingeführte Requisitionssystem (s. d.) und die aus derselben Zeit stammende Vermehrung der Heeresmacht der verschiedenen Staaten wurden auch die K. außerordentlich erhöht. Einquartierungen, Vorspanne, Naturallieferungen, Plünderungen, Abmähen der Felder, Zertretung der Aecker, Niederhauen der Bäume u. andere Verwüstungen aller Art bilden das betrübende Verzeichniß der K. Für die Vertheilung u. Ausgleichung derselben gelten folgende Grundsätze: Die Idee des Rechtsstaates verlangt, daß alle Staatslasten von sämmtlichen Staatsangehörigen nach Verhältniß der Kräfte der Einzelnen getragen werden. Je größer die Last ist, als desto notwendiger erscheint ihre Vertheilung auf die Gesamtheit, und desto schwerer würde das Unrecht seyn, welches man durch Ueberwälzung derselben auf die Schultern bloß einzelner Klassen der Bevölkerung beginge. Daraus folgt, daß auch die gesammten K., welche durch den Willen der Staatsgewalt oder unter der Autorität der von ihr eingesetzten militärischen oder bürgerlichen Behörden auferlegt werden, nach dem Princip der Gleichheit, d. h. der Verhältnißmäßigkeit, auf alle Staatsangehörigen entweder schon ursprünglich, oder erst nachträglich vertheilt werden. Die während des Krieges nicht zu vermeidende Ueberbürdung der Einzelnen muß jedenfalls nach Beendigung desselben wieder gut gemacht werden. Den vom Feinde verursachten Kriegeschäden u. dergl. Kriegslast hat der Staat nur in Ausnahmefällen zu ersetzen. Die Staatsgewalt, entgegen K. v. Rotteck (Staatslex., Bd. IX, S. 513) den Vertheidigern der entgegengesetzten Ansicht, welche die Sammtverbind-

lichkeit aller Staatsangehörigen behauptet, hat dieselben nicht zu verantworten, sie hat solche Auflagen nicht gewollt und nicht befohlen, vielmehr hat sie angewandt, was in ihren Kräften stand, um sie zu verhüten oder abzuwenden. Wir setzen nämlich einen von ihr mit Recht oder aus Nothwendigkeit unternommenen Krieg voraus (u. von solcher Voraussetzung muß natürlich jede Gesetzgebung ausgehen, da das Gegentheil juristisch niemals zu beweisen ist), wonach also der Feind als ungerechter Angreifer, die Staatsgewalt aber als Schutzmacht erscheint, und daher die Erpressungen des Feindes als ein von denen, welche sie treffen, als reines Unglück zu tragendes und zu verschmerzendes Uebel zu betrachten sind. Wir setzen nämlich noch weiter voraus (u. müssen es thun, weil der juristische Gegenbeweis nicht möglich ist), daß die Staatsgewalt alles ihr Mögliche gethan hat, um jene Erpressungen abzuwenden, so wie sie nach einer ähnlichen Voraussetzung alles ihr Mögliche thut, um andere Uebel, insbesondere alle Verlegungen, welche von einheimischen Feinden des Rechts könnten begangen werden, zu verhindern, eben deshalb aber nicht schuldig ist, die gleichwohl vorkommenden Beschädigungen, welche durch Diebstahl, Raub und andere Verbrechen den Staatsangehörigen zugefügt werden, zu verantworten und daher zu ersetzen oder auf die Gesamtheit zu übernehmen. Die von der Kriegsgefahr zunächst bedrohten Gemeinden oder Bezirke mögen durch verabredete, von den Behörden zu begünstigende und umsichtig zu regulirende Theilung oder gemeinschaftliche Tragung der über die Gesamtheit oder die Einzelnen ergehenden Verluste das Gewicht derselben für Alle erleichtern oder die Gefahr des sonst jedem Einzelnen drohenden völligen Untergangs gegenseitig abwenden, aber sie haben keinen Rechtsanspruch an die Bewohner der vom Kriegsschauplatz weit entfernten oder von den Kriegsdrangsalen unerreichbaren Provinzen oder Gegenden auf Theilnahme an solcher, sie gar nicht oder in weit geringerem Maße berührenden Last oder bedrohenden Gefahr. Kontributionen oder Brandschatzungen (s. d.) u. s. w. sind in der Regel nichts Anderes, als der Loskaufspreis von den noch schwerern Uebeln, welche der siegende Feind über die Personen und Güter der okkupirten Provinz zu verhängen die Macht hat. Ohnehin haben die Grenzländer, größeren Städte und die an der Heerstraße gelegenen Orte in Friedens- u. zum Theil auch in Kriegszeiten mancherlei bedeutende Vortheile von ihrer Lage; billig tragen sie daher auch die mitunter, eben solcher Lage willen, über sie ergehenden größeren Gefahren und Verluste. Es hat auch die Lex rhodia de jactu hier durchaus keine Anwendbarkeit, nicht nur weil civilrechtliche Sätze unentscheidend für staatsrechtliche Verhältnisse sind, sondern zumal darum, weil die über der einen Provinz liegende Staatsgewalt kein Rettungsmittel für die andern ist und die Opfer, welche jene hat bringen müssen, nicht solcher Rettung willen und nicht auf der andern Verlangen, sondern lediglich auf fremdes Machtgebot gebracht worden sind; nur

wenn eigens zur Erleichterung und Rettung eines Schiffes ein Theil der Güter über Bord geworfen wird, nicht aber wenn ohne unsern Willen eine Woge die etwa auf dem Verdeck befindlichen Waaren wegschuppt, findet der Fall der *Lex rhodia* Statt. Der solcher gestalt als Rechtsforderung nicht anzuerkennenden Ausgleichung der vom Feinde herrührenden K. stehen aber noch mehrere wichtige politische Betrachtungen entgegen. Zuvörderst ist es ganz unmöglich, diese Ausgleichung auf dem einzig richtigen Wege zu bewerkstelligen, nämlich auf dem der unmittelbaren Bezahlung alles Geforderten mit Geld oder Staatspapieren (Bons). Es bleibt für sie bloß der vielfach verwerfliche Weg einer nachfolgenden Liquidation und Repartition übrig. Wie will die feindlichen Forderungen kontrolliren? Wer soll die Leistungen bescheinigen? Wie sollen Verfälschungen oder Erschleichungen von Empfangsscheinen und Unterschleife aller Art verhindert werden? Thür und Thor für die ungehörlichsten Ersatzforderungen sind hier eröffnet, während tausenderlei wirkliche Erleichterungen ohne urkundlichen Beleg und daher des Anspruchs auf Ersatz verlustig bleiben. Sodann aber würde ein die Ausgleichung solcher Forderungen des Feindes verheißendes Gesetz diesem den willkommensten Vorwand geben, solche Forderungen ins Unermessliche zu steigern. Die Unerforschlichkeit der Leistungen (in sofern sie einen Geldanschlag zulassen), könnte dem Begehren des Feindes nicht länger entgegengehalten werden. „Ihr leistet ja, würde er mit Grund erwidern, wenn ihr uns gebt, so viel ihr habt oder irgend aufbringen könnt, nur einen Vorschuß, den euch eure Mitbürger, die Bewohner der übrigen Provinzen, zurückerstatten werden. Für euch allein freilich wäre die Leistung zu schwer, aber für euren ganzen Staat ist sie nur eine Kleinigkeit“. Dergestalt würde durch ein solches Gesetz, welches gewissermaßen dem Feinde eine Anweisung auf das Vermögen unseres Staates und aller Staatsangehörigen erteilte, d. h. alle von ihm zu machenden Forderungen aus Staatsmitteln zu bezahlen verhieß, schon die kleinste von ihm besetzte Provinz zu einer Ader gemacht, aus welcher, wenn er sie kräftig schlägt, das Herzblut des Staates herausströmen kann. Dazu kommt, daß die gesetzliche Zusicherung einer nachfolgenden, aus den Mitteln der Staatsgesamtheit zu leistenden Entschädigung (mittels Gegenrechnung u. Ausgleichung), den Eifer der vom Feinde besetzten Landestheile, sich der übermäßigen Forderungen zu erwehren, lähmen würde. Man würde ohne vielen Widerstand, ja sogar ohne viele Gegenvorstellung und Klage, auch die schwersten Kontributionen entrichten, die unerfülllichsten Zusicherungen befriedigen, Alles in der Aussicht auf den verheißenen Ersatz, und eben dadurch den Feind zu noch weiter gesteigerten Forderungen ermuntern. Haben dagegen die Provinzbewohner jene Aussicht nicht, so wird mit der Höhe der Forderungen auch ihre Aufregung, ihre Entrüstung steigen und eine schärfere Anspornung zu tapferen Versuchen der Selbstbefreiung

gegeben seyn. Die Frage von der *Peräquation* der Kriegslast hat K. v. Rottsch. entscheidend beantwortet. Wir geben daher die wesentlichen Theile seiner Beweisführung. Eine zwischen den Bürgern unter einander selbst zu bewirkende, den Leistungen erst in einiger Zeit nachfolgende Ausgleichung, namentlich eine nicht bloß unter den Mitgliedern einer einzelnen Gemeinde oder Bezirksgenossenschaft, sondern unter sämtlichen Provinzen oder der gesamten Bevölkerung des Staats geschehende setzt, wenn sie ihrer Idee entsprechen soll, voraus, daß jeder erscheidbare Kriegsschaden und alle Kriegseleistungen konstatirt seyen u. einer zuverlässigen Berechnung od. Liquidation unterworfen werden. Diese Liquidation, da ihr vernünftiger, d. h. vom Rechtsbewußtseyn geforderter Zweck auf die Gleichstellung der dem Staate angehörigen Personen, also nicht bloß der Bezirke oder Provinzen geht, müßte mit allen Einzelnen, in sofern die Leistungen von ihnen unmittelbar eingefordert wurden, vorgenommen, daneben jedoch auch die an die Gemeinden oder Bezirke als moralische Personen oder als Korporationen gemachten Forderungen in eine eigne Rechnungsruhrük eingetragen werden. Da jedoch der Krieg eine Staats-, nicht eine Gemeindeangelegenheit ist, so sollten in diese Rechnung nur die von der Gemeinde als Inhaberin eines Steuerkapitals, nämlich des Gemeindeguts, eingeforderten Leistungen kommen, nicht aber die, zwar nach Gemeinden oder Bezirken, etwa nach der Volkszahl, ursprünglich im Großen repartirt, doch aber im Grunde oder nach der Intention der Staatsgewalt nur von den Einzelnen geforderten und der Gemeinde daher bloß zur Subrepartition unter ihre Angehörigen zugewiesenen. Es leuchtet ein, daß nur durch ungeheure Mühe und Arbeit, durch kostspielige, allgegenwärtige Aufsicht und Kontrolle eine zuverlässige Konstatirung all der so verschiedenartigen Leistungen möglich ist und daß jeder Verstoß gegen die angegebenen Erfordernisse die Richtigkeit der ganzen Berechnung verhindert. Aus den für die einzelnen Gemeinden eines Bezirks gemachten Berechnungen müssen dann durch Summirung der für jede Gemeinde liquidirten Beträge Bezirksrechnungen, aus sämtlichen Bezirksrechnungen einer Provinz die Gesamtsumme der Verluste der Provinz, u. endlich aus den Leistungssummen aller Provinzen die den Betrag der vom ganzen Staate getragenen Kriegslast darstellende Totalsumme gezogen werden. Vergleicht man dann diese Summe mit jener des gesammten direkten Steuerkapitals aller Provinzen zusammen genommen, so ergibt sich derz. B. auf jedes 100 fl. Steuerkapital bei der anzuordnenden *Peräquation* fallende Betrag u. zugleich die Uebersicht dessen, was die einzelnen Provinzen, Bezirke u. Gemeinden mehr oder weniger geleistet oder erlitten haben, als der ihnen nach ihrem Steuerkapital zuzuschreibende Betrag ausmacht. Nur das direkte Steuerkapital eignet sich, da ja auch die Leistung gewöhnlich nach diesem Kapital repartirt wird, zu einer auf klarer Berechnung ruhenden *Peräquation*. Der Betrag der indirekten Steuern oder auch die

Zahl der Bevölkerung u. dergl. können hier, wenn die Peräquation wirklich die zwischen den Personen, welche geleistet haben, herzustellende Ausgleichung zum Zweck hat, unmöglich mit in die Berechnung gezogen werden. Nach welchem andern Maßstabe könnte man verfahren, ohne Verwirrung und Willkürlichkeiten herbeizuführen? Nur bei der allgemeinen Kriegsteuer können auch die mit der direkten Steuer in keiner Verbindung stehenden Vermögensverhältnisse mit in Anschlag gebracht werden, bei der nachfolgenden Peräquation aber nicht. Auch haben ja die Konsumenten schon durch die im Kriege nothwendig steigenden Preise der Bedürfnisse den ihnen zukommenden Antheil an der Kriegslast getragen. Die Peräquation muß nun dadurch vollendet werden, daß entweder die einzelnen Provinzen oder Bezirke oder Gemeinden unmittelbar unter einander sich ausgleichen, dergestalt, daß die, welche zu viel getragen haben, wegen des zu empfangenden Erlasses an jene, welche zu wenig erlitten, und die, welche zu wenig getragen haben, zur Zahlung an die zum Erlass Berechtigten angewiesen werden, oder daß man eine Centralkasse (Kriegsmolestienkasse) für den ganzen Staat, wie auch Zweigkassen für die einzelnen Provinzen und Bezirke bildet, in welche die zu wenig belastet gewesenen Provinzen, Bezirke und Gemeinden den ihnen, der allgemeinen Liquidation gemäß noch zur Last fallenden Betrag entrichten, und woraus dann die zu hart mitgenommenen Provinzen, Bezirke und Gemeinden den ihnen gebührenden Erlass zu empfangen haben. Da es sich alsdann häufig ergeben wird, daß in einer Provinz, welche nach dem Gesamtergebnisse der mit ihr gemachten Abrechnung wegen zu großer Belastung eine Entschädigungssumme aus der Centralkasse zu empfangen hat, gleichwohl einzelne Bezirke oder Gemeinden sich befinden, welche, in Vergleichung mit der Gesamtlast des Staats und nach dem Maßstab ihres besondern Steuerkapitals, noch zu wenig geleistet haben, und umgekehrt, so müssen, um die Peräquation zu vervollständigen, zunächst jene Bezirke, welche nach Maßgabe der allgemeinen Liquidation zu wenig geleistet haben, die Differenzsumme in die Provinzialkasse entrichten, woraus aus dieser die Entschädigungsansprüche der andern Bezirke befriedigt werden. Die aus solchen Entschädigungssummen sich bildenden Bezirksentschädigungsfassen müssen alsdann mit den dem Bezirk angehörigen Gemeinden, und diese Gemeinden endlich mit den ihnen angehörigen Einzelnen dieselbe Abrechnung halten. Letzteres ist ein wesentliches Erforderniß, weil eine dem strengen Recht entsprechende Ausgleichung erst durch eine bis zu den Einzelnen herabsteigende Rechnung und Gegenrechnung zu Stande gebracht werden kann. Das Hauptgebrechen einer jeden derartigen nachfolgenden Peräquation besteht darin, daß dabei nothwendig eine Verwechselung der Personen, welche zu viel oder zu wenig getragen haben, mit den Steuerkapitalien eintritt, wodurch allein schon das ganze Geschäft zu einem rechtlichen Unding oder zu einer bloßen Chimäre wird. Es ist nicht möglich, wenn man auch

wirklich alle Einzelnen zur Liquidation auffordert, Alle aufzufinden, welche hätten leisten sollen und entweder zu viel, oder zu wenig, od. gar nicht geleistet haben. Zur Befriedigung des strengen Rechts wäre nöthig, daß Jedem für alle einzelnen Zeitpunkte, wenigstens für jedes Steuerjahr, die Rechnung darüber gemacht würde, was er nach seinem jetzmaligen Steuerkapital zu leisten schuldig gewesen, und daß diejenigen, zwischen denen die Peräquation vorgenommen wird, genau dieselben Personen oder ihre wirklichen Rechtsnachfolger seien, wie diejenigen, welche während des Kriegs geleistet haben oder hätten leisten sollen. Dies geschieht aber nicht und kann nicht geschehen, sondern man berechnet bloß, was die zur Zeit der Peräquation in den einzelnen Gemeinden befindlichen Bürger oder Steuerpflichtigen, oder vielmehr, was die zu eben dieser Zeit in deren Besitz befindlichen Steuerhöfe, als Häuser, Grundstücke, Gewerbsrechte, den ganzen Lauf des Kriegs hindurch erlitten oder getragen haben und was hiernach, indem man die Personen mit den Steuerhöfen durch eine abenteuerliche Rechtsbildung identifiziert, einem Jeden als Guthaben oder als Schuld in Anschlag zu bringen sey. Ja, gewöhnlich wird nicht einmal zu einer solchen individuellen Liquidation hinabgehtiegen, sondern blieb im Ganzen berechnet, was die einzelnen Gemeinden (als Gesamtpersönlichkeiten und als Summen von Einzelnen) getragen haben, wonach ihnen alsdann in Gemäßheit des allgemeinen Liquidationsergebnisses entweder eine Entschädigungssumme zuertheilt, oder eine Schuld zur Last geschrieben, die weitere Vertheilung oder auch Nichtvertheilung der ersten unter ihre Angehörigen oder die Erhebung der letzteren von denselben ihnen lediglich überlassen und beides etwa nach den für den Gemeindehaushalt überhaupt bestehenden Vorschriften bewerkstelligt wird. Gesah von Seiten des Staats die ursprüngliche Aufforderung zu Kriegseleistungen an die Gemeinden und Bezirke in dem Sinne, daß sie lediglich aus ihren Gesamtmitteln bestritten, also die Bekehrungsmittel, in so weit die Gemeindekasse zur Leistung unermöglicht wäre, entweder durch Naturalleistungen der Gemeindeangehörigen, oder durch Umlagen auf sämtliche Steuerpflichtige der Gemeinden erhoben wurden, oder wird die Vergütung für das zu viel Geleistete eben so der Gemeinde bloß als einer moralischen Person oder auch als einem Komplex von Steuerkapitalien gegeben und die nachträgliche Entrichtung des noch zu wenig Geleisteten ihr gleichfalls nur in solcher Eigenschaft abgefordert, so ist der Standpunkt einer zwischen den Individuen herzustellenden Gleichheit gänzlich aufgegeben und dafür der einer bloß zwischen den Gesamtpersönlichkeiten der Gemeinden oder gar nur zwischen den Gemarkungen oder Bezirken als Theilen des Staatsgebiets oder als Komplexen von Steuerkapitalien zu bewirkenden genommen. Wird aber auch eine individuelle Ausgleichung bezweckt, d. h. betrachtet man die von den Einzelnen getragenen Lasten wirklich als von ihnen in der Eigenschaft als Staatsbürger geforderte und daher der Ausgleich

hung mit allen andern Staatsbürgern unterworfenen Leistungen und steigt man mit der nachfolgenden Peräquationsoperation wieder bis zu den Einzelnen hinab, so wird gleichwohl der Zweck nicht erreicht, weil die Identität der Leistenden mit den abrechnenden Personen fehlt. Von den Bürgern, welche K. getragen haben, sey es nach Maßgabe ihres direkten Steuerkapitals, sey es wegen des Besizes von Sachen, deren das Heer bedurfte, wie z. B. bei den Fuhrfrohn und Naturallieferungen, sey es durch zufällige Beschädigungen, sind, wenn die Zeit der Peräquation herangekommen, sehr viele gar nicht mehr vorhanden. Sie sind entweder gestorben, oder in andere Gemeinden gezogen, oder haben, was die Realitätenbesitzer betrifft, ihre Häuser und Gründe, wegen deren Besiz sie belastet wurden, veräußert. Auch die Grundstücke der Verstorbenen sind großen Theils an fremde Besizer übergegangen, und nun werden die letzteren behandelt, als wären sie es gewesen, welchen die Kriegseleistungen aufgelegt worden, u. als wären daher sie es, mit welchen Abrechnung zu halten. Gar oft also wird es geschehen, daß der vorige Eigenthümer, welcher durch den Druck der übermäßigen Kriegslast genöthigt wurde, sein verschuldetes Gut um einen Spottpreis an die Gläubiger abzutreten, jetzt bei der Peräquation dennoch, weil er nicht mehr Besizer des zu hart mitgenommenen Gutes ist, keinen Ersatz erhält, ja, daß er vielleicht, wenn er etwa in einer andern, vom Kriege verschont gebliebenen Gemarkung ein kleines Besizthum wieder erworben hat, gar noch herauszahlen muß zur Entschädigung Anderer, welche unendlich weniger, als er, gelitten, während der Käufer seines ehemaligen Gutes die Entschädigungsansprüche mit überkam und, obschon er im Kriege gar nichts erlitten und obschon er das Gut um den wohlfeilsten Preis gekauft hat, jetzt gleichwohl noch einen angeblichen Schadenersatz erhält. Durch solche überall schon in kurzer Frist eintretende Besizveränderungen und andere Umstände wird die Verwirklichung einer wahren Peräquation, welche der Rechtsidee entspräche, durchaus unmöglich, und es wird, wenn man gleichwohl eine solche Peräquation unternimmt, an die Stelle der Ausgleichung der den Personen zustehenden wechselseitigen Forderungen und Schuligkeiten eine phantastische Gleichstellung der Gründe oder Steuerstöcke gesetzt und es werden somit die Sachen, welche von den ihren Besizern ihrer Willen auferlegten Beschwerden nichts empfanden haben, auf abenteuerliche Weise verwechselt mit den Personen, denen allein der Anspruch auf Peräquation zustand, und in Ansehung dessen allein dieselbe eine rechtliche Bedeutung hat. Außer diesem, jede nachfolgende wahre Peräquation faktisch unmöglich machenden und überall unvermeidlichen Personenwechsel ist noch ein rechtliches Hinderniß derselben darin zu erkennen, daß, wenn nicht schon vor dem Kriege ein die künftige Peräquationsoperation genau und bestimmt regelndes Gesetz erlassen wurde, sie nur durch ein mit rückwirkender Kraft zu versehenes Gesetz zu bewerkstelligen ist. Ein solches, in die Eigenthumsrechte tiefeingreifendes, Gläu-

biger und Schuldner nach willkürlich aufgestellten, d. h. dem bloßen Ermessen der Autorität entfloffenen Normen erschaffendes Gesetz mit rückwirkender Kraft zu versehen, ist eine schreiende Rechtsverletzung. Die erst nachfolgende Peräquation ist also verwerflich. Es bleibt daher nur die gleichzeitige, die sofort bei der Erhebung oder Leistung geschehende Peräquation zu empfehlen. Eine solche gleichzeitige Peräquation wird bewirkt durch Bezahlung oder Gutschreibung aller von den Staatsbürgern eingeforderten Leistungen und aller den Staatsbürgern zugefügten Beschädigungen, ferner durch Erhebung einer allgemeinen Kriegsteuer behufs der unmittelbaren Bestreitung solcher Zahlungen oder auch durch Uebernahme der künftigen Realisirung der Gutschreibungen als einer Staatsschuld. Mit Ausnahme der etwa gleich zu Anfang des Kriegs oder auch während desselben von allen Staatsangehörigen zu erhebenden Kriegsteuer, also Geldlieferung, ist (wenigstens in nicht ganz kleinen Staaten) eine unmittelbar gleiche Vertheilung der Leistungen unter alle Staatsbürger nicht wohl möglich. Die Lasten z. B. der Einquartierung (s. d.) und Truppenverpflegung, der Hand- und Fuhrfrohn, der vielnamigen Naturallieferungen, sodann auch die zur Uebernahme auf die Gesamtheit sich eignenden Kriegsbeschädigungen aller Art kommen in der Regel oder ihrer Natur nach nur auf einzelnen Punkten des Staatsgebiets, wo etwa gerade der Kriegsschauplatz ist, oder in der nähern Umgebung desselben vor (einige Naturallieferungen für die Magazine etwa ausgenommen), oder sie sind gleichfalls ihrer Natur nach beschränkt auf gewisse Klassen der Staatsbürger oder auf die Besizer gewisser Gegenstände. Man kann nur von den Inhabern der Wohnräume Dach und Fach für die Truppen, nur von den Viehbesizern Fuhrfrohn, und von den Bauern oder sonstigen Cerealien- oder Heubesizern die unmittelbare Lieferung solcher Naturalien verlangen oder eintreiben. Da nun aber der Besiz solcher zur Kriegführung nöthigen Gegenstände kein besonderer Schultitel ist, sondern die Besizer wie alle andern Bürger nur zur gleichen, d. h. verhältnismäßigen Theilnahme an diesen, wie an andern Staatslasten oder Bedürfnissen verpflichtet sind, so kann oder darf der Staat zwar vermöge seines Jus eminens solche Naturalleistungen unmittelbar von denjenigen einfordern, welchen allein sie möglich sind, aber wo er es thut, da verpflichtet er sich zugleich zur vollen Entschädigung derjenigen, welchen er dergestalt eine Principallast aufgebürdet und den einen Theil ihres rechtmäßigen Besizthums entzogen hat; denn der Staat, wenn er auch einer gewissen Leistung bedarf und darum auch sie zu verlangen das Recht hat, bedarf doch der unentgeltlichen Leistung nicht, und sein Recht geht nicht weiter, als sein Bedürfniß. Durch unmittelbare Bezahlung (überhaupt Vergütung) oder auch durch Gutschreibung, d. h. durch rechtsgültige Zusage der künftigen Bezahlung, gleicht er nur augenblicklich den Leistenden mit allen andern Bürgern aus, denn die Bezahlung, sey es

die unverzüglich, sey es die erst später geschehende, wird aus den Mitteln der Gesamtheit geleistet, wozu der Entschädigte ja auch beiträgt, folglich auch zu jener Bezahlung seinen Theil übernimmt. Durch solche Bezahlung oder Quittschreibung der Kriegseleistungen geschieht etwas von der nachfolgenden Verrechnung oder gegenseitigen Abrechnung unter den Bürgern selbst wesentlich Verschiedenes. Bei der ersteren wird entweder durch die wirkliche Bezahlung die geforderte Ausgleichung sofort bewirkt, oder es wird, wenn durch Quittschreiben oder durch Ausstellung von Schuldscheinen oder Bons die Gesamtheit sich zur künftigen Zahlung verpflichtet, wenigstens die Identität der beiden Persönlichkeiten, nämlich der zur Forderung berechtigten u. der zur Zahlung verpflichteten, fortwährend erhalten. Denn wer den Schuldbrief ursprünglich besam, wird vollgültig repräsentirt durch seinen allgemeinen oder besonderen Recht-nachfolger, an welchen die Urkunde gelangte, u. die unsterbliche Gesamtheit oder der Staat, weil der die Urkunde ausgestellt, bleibt fortwährend die selbe Person. Auch die späteste Zahlung der Schuld geschieht nie anders, als aus den Mitteln jener Gesamtheit u. also nöthigenfalls aus den von ihren Mitgliedern nach dem Befehl der gesellschaftlichen Gleichheit erhobenen Beiträgen. Dabei ist es auch nicht unbedingt notwendig, daß ausnahmslos allen jede Kriegseleistungen bezahlt, d. h. meist der Bezahlung ausgeglichen werden. Man kann nach Umständen auch einige Gattungen derselben davon ausschließen, ohne das Princip selbst aufzuheben. Denn jede einzelne Gattung der Kriegslasten bildet hier für sich ein eigenes, von allen anderen unabhängiges Ausgleichungsobjekt, weil nämlich die Vergütung hier nicht von bestimmten Personen, welche vielleicht wegen einer anderen Gattung der Leistungen eine Gegenrechnung zu machen hätten, sondern von der Gesamtheit, in welcher Alle befallen sind, geleistet wird. Diese Staatsgesamtheit kann, ohne Unrecht zu thun, je nach den Umständen wohl sagen: Diese u. jene Gattung der Leistungen werde ich aus meinen Mitteln bezahlen oder als Schuld übernehmen, die übrigen aber nicht, weil ich an ihnen entweder mehr die Natur bloßer Lokal- oder Bezirkslasten erkenne, oder weil ich (was zumal bei ganz kleinen Staaten der Fall seyn kann) die Gleichheit durch eine gleichzeitige oder der Reihe nach an Alle ergehende Forderung herzustellen vermag. Um für die in der Regel sehr großen u. erforderlichen Zahlungen möglichst schnell und vollständig leisten zu können, wird es nöthig seyn, zu diesem Zwecke sogleich beim Ausbruch eines Kriegs eine außerordentliche Steuer und zwar am besten eine allgemeine Vermögens- u. Einkommensteuer in dem ganzen Staate auszusprechen, bei der Erhebung derselben jedoch auch die den Einzelnen und Gemeinden für ihre Naturalleistungen ausgestellten Quittschreiben (Bons) an Zahlungsstatt anzunehmen. Hierdurch erhalten diese Quittschreiben einen ihrem Nennwerth entsprechenden Kurs und verrichten in ihrem Hin- und Herlauf (ein Mal als Bezahlung der Leistungen und das andere Mal als Steuerentrichtung) einen doppelten und fortwährend sich er-

neuernden Dienst, so daß ihr Gesamtbetrag nicht allzu groß zu seyn braucht, um ihrem Endzweck zu genügen. Da die Bezahlung der Kriegseleistungen bloß bezweckt, die rechtliche Gleichheit in der Tragung der Staatslasten zu verwirklichen, nicht aber den unmittelbar Leistenden einen Gewinn auf Unkosten der Gesamtheit zu verschaffen, so muß die Taxation der eingeforderten Sachen und Dienste dieser Idee gemäß regulirt werden und darf also nicht allzu hoch, also namentlich nicht nach den auf dem Kriegsschauplatz nothwendig in die Höhe gehenden Preisen, sondern nur nach den ordentlichen Durchschnittspreisen oder nach anderen sorgfältig zu erwägenden Verhältnissen bestimmt werden. Weil aber in Folge solcher niederen Taxation die Leistung immer noch eine Last oder wenigstens Entziehung eines sonst etwa zu machenden Gewinns für die unmittelbar Leistenden bleibt, so muß bei deren Auflegung gleichfalls auf die dünnlich gleichmäßige Vertheilung unter die unmittelbar betheiligten und leistungsfähigen Bezirke, Gemeinden und Einwohnerklassen Bedacht genommen, auch etwa den Bezirken oder Gemeinden überlassen werden, solche Naturalleistungen auf eine von ihnen selbst gewählte Art zu bestreiten und unter ihre Angehörigen zu repartiren. Zu einer solchen, lediglich den unmittelbar betheiligten Ortschaften oder Bezirken zu überlassenden Repartition unter ihre Angehörigen eignen sich zumal diejenigen Leistungen, welche von Seiten der Leistenden keine oder nur sehr geringe pekuniäre Opfer in Anspruch nehmen, sondern etwa, wie z. B. die Einquartierung (versteht sich, ohne Verpflegung) bloß eine vorübergehende Unbequemlichkeit verursachen, oder, wie z. B. Handfrohen, bloß persönliche Beschwerden, wenn auch mit Zeit- und Kraft, so doch nicht mit sachlichem Aufwand verknüpfte sind. Leistungen dieser Art, in sofern sie nicht durch Umfang oder Dauer in besonders großem Maße Statt finden, können, wenn die Vertheilungsnorm eine gerechte oder der Dienst ein Reihedienst (doch, versteht sich, ein nach Belieben auch durch Stellvertreter zu leistender) ist, selbst unentgeltlich verlangt werden. Ihre Bezahlung durch die Staatsgesamtheit würde dem Kriegsschauplatz einen positiven Vortheil auf Unkosten der entfernteren Provinzen zuwenden, was unbillig wäre. Denn obschon für die arbeitenden Klassen die Zeit auch Geldwerth hat, so fehlt ihnen doch oft, zumal im Kriege, die Gelegenheit zur Lohnarbeit und sie mögen, wenn sie den Stellvertretenden Dienst anstatt der Reicheren gegen Bezahlung übernehmen, darin eine willkommene Quelle des Erwerbs finden. Die wohlhabenderen Klassen dagegen können wohl das ihnen durch die Leistungen der genannten Art widerfahrende, nicht übergroße Ungemach in der Erwägung verschmerzen, daß dessen Uebernahme zur Erhaltung größerer Uebel nothwendig, der Zweck jener Leistungen auch wirklich, wenigstens großen Theils, ein mit auf lokale Interessen, namentlich auf Abwendung unmittelbar lokaler Gefahren oder Leiden gehender ist. Dieser Umstand würde auch die Bestreitung solcher Leistungen aus Lokalmitteln, namentlich aus allgemeinen,

nur, wo der Feind haust, sondern oft auch von Seiten befreundeter Truppen. Erst zur Zeit der sogenannten Befreiungskriege wurden über die Vergütung solcher Leistungen zwischen den Verbündeten Verträge abgeschlossen. Die Staaten rechneten gegen einander ab, aber den Privaten, welche geleistet hatten, kam von der Vergütung nichts oder nur wenig zu. Einiges floß zwar, wenn auch sehr spät, in die Gemeinkassen, allein theils wurde es von den Unkosten der langwierigen Veräquationsoperationen verschlungen, theils ließ es der in der Zwischenzeit eingetretene Güterwechsel nicht an die rechten Personen gelangen. Am Systeme selbst wurde nichts gebessert. Jeder muß hergeben, was er hat, sobald es zu militärischen Zwecken in Anspruch genommen wird; ja, er muß selbst geben, was er nicht hat, sondern erst für sein Geld sich anschaffen kann. Diesem Unwesen wird nur dadurch gesteuert, daß die angegebenen Grundsätze der Vergütung befolgt werden. Wer über das Geforderte Rechnung stellen und wer es vergüten muß, der beschränkt seine Forderungen auf das Nothwendige und auf das den Kräften der Leistenden Angemessene. Der Feind lehrt sich zwar daran nicht, aber auch auf seine Requisitionen finden jene Grundsätze in sofern Anwendung, als nur durch sie eine der Vernunft und dem Rechte entsprechende Repartition und Vergütung derselben aus den Mitteln der dabei näher oder entfernter betheiligten Gesammtheiten möglich wird. Durch die Gesetzgebung sollte im Voraus bestimmt werden, daß alle von Staatswegen auferlegten K., d. h. die von den eigenen oder verbündeten Heeren verursachten, durch augenblickliche oder möglichst bald erfolgende Bezahlung (entweder baar, oder mittelst auszustellender Bons oder Schuldscheine) zu vergüten sind. — Ferner sollte festgesetzt werden, in welcher Art die unmittelbaren oder Naturalleistungen zu repartiren seyen; ohne Zustimmung der dabei in den einzelnen Ortschaften oder Bezirken zunächst Betheiligten oder deren Repräsentanten dürfte von dieser Norm nicht abgewichen werden. Weiter müßten Behörden bestimmt werden, welche die Repartition zu leiten hätten, eben so deren Geschäftsgang und der Rekursweg für widerrechtlich Bedrückte. Desgleichen müßte im Voraus festgestellt werden, welche Behörden behufs einer sorgfältigen Konstatirung und Kontrolirung zu fungiren hätten. Dagegen muß es der Regierung (oder, wenn die Verfassung dies vorschreibt, der Volksovertretung) überlassen werden, dann, wenn ein Krieg ausbricht, den Umständen gemäß speciellere Verordnungen zu erlassen, namentlich den Betrag und die Erhebungsweise der Kriegsteuer zu bestimmen, einzelne Arten K. von der Vergütung aus Staatsmitteln zu erimiren und für Lokal- oder Bezirkslasten zu erklären (doch können für diese im Allgemeinen schon im Voraus gesetzliche Normen aufgestellt werden), überhaupt für alle diejenigen Fälle, welche nicht klar vorhergesehen werden können, zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Namentlich bezieht sich dies auf die Vergütung der vom Feinde herrührenden K. Vgl. Weber, Ueber die Repartition der Kriegs-

schäden, 2. Aufl., Würzb. 1809; — Hagfeld, Prüfung der Grundsätze über die Veräquation der K., Frankfurt 1802; — Schmid, Ueber Vertheilung der Kriegeschäden, Hildburghausen 1808; — Repertorium aller die K. betreffenden Gesetze, Bresl. 1810–1811, 2 Bde. in 4.; — Verhandlungen der badischen Stände über die Kriegskostenausgleichung (Protokoll der ersten Kammer vom J. 1822, Bd. II und III, und die der zweiten Kammer vom J. 1831 über die Motion des Abgeordneten Merk); — K. v. Rotteck, Ein Wort über die heutige Kriegsmannier (in dem 2. Bd. der „Sammlung kleinerer Schriften“, Stuttg. 1829).

Kriegslied (Kesthet.), Lied, in welchem Kriegsthaten besungen werden. Solche K. er sind Volkslieder oder eigens zur Entflammung des Muthes verfertigt, ferner Schlacht- oder Siegeslieder (Epinitia). Hierher gehören Moses' Siegesgesang nach dem Durchgange durch das rothe Meer; der Debora Siegeslied im Buch der Richter und mehrere Psalmen; Tyrtäus unter den Griechen und in neuerer Zeit Gleim's K. er und Körners Leher und Schwert u. a.

Kriegslift (Kriegsw.), jede Handlung, wodurch der Gegner verleitet werden soll, etwas zu thun, das ihm gefährlich ist. Sie ist vornehmlich auf Täuschung berechnet. Bald will man dem Gegner irgendwo Besorgnisse für seine Sicherheit einflößen und ihn dadurch bewegen, eine starke Stellung zu verlassen, sich durch Entsendungen zu schwächen u. s. w.; bald will man ihn in verderbliche Sicherheit einwiegen, damit er nachlässig werde; bald fesselt man seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf einen Punkt, um sie von einem andern abzuziehen. Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke sind höchst mannichfach, aber so bekannt und abgenutzt, daß man sich nur selten glücklichen Erfolg davon versprechen darf. Verbreitung falscher Gerüchte, vertrauliche Mittheilungen an Personen, deren Schwaghafzigkeit oder Treulosigkeit bekannt ist; sorgfältig ausgearbeitete Operationspläne, die man nicht benutzen will und dem Feinde geschickt in die Hände spielt; bemerkbare Anstalten zum Abmarsch, wenn man stehen bleiben, oder zum längern Aufenthalte an einem Orte, wenn man abmarschiren will; das Vorschieben bei Kolonnenspitzen bei Devoucheen, u. dgl., — das sind ungefähr die besten K. en, deren man sich bei dem heutigen Standpunkte der Kriegskunst noch bedienen kann, und es fehlt nicht an Beispielen, daß der Zweck dadurch erreicht wurde. Durch Gerüchte wird sich nicht leicht ein Feldherr täuschen lassen, wenn damit nicht Handlungen in Verbindung gesetzt werden, wodurch die Sache wahrscheinlich gemacht wird. Das glänzendste Beispiel dieser Art gab Bonaparte, als er im Feldzuge 1800 eine Armee über die Alpen führen wollte; er ließ das Gerücht verbreiten, die sogenannte Reservearmee sollte sich bei Lyon formiren, und reiste selbst zu ihrer Inspicirung mit großem Gefolge dahin ab; doch waren nur einige schwache Depots dort vereinigt, und bald lachte man in Wien über diesen Pöbanz. Unerdessen wurde die wahre Reservearmee in aller Stille am Fuße der Alpen versammelt und über-

stieg dieselben, bevor das österreichische Kabinet Kunde davon erhielt. — Schnelligkeit u. Kühnheit werden fast immer sicherer zum Ziele führen, als kleinliche Täuschungsmittel. Diese sind die Waffen des Schwächern, der zur List greift, um der Uebermacht zu trotzen, oder auf dem Rückzuge sie anwendet, den Feind zu falschen Maßregeln, zu Verfolgung in falscher Richtung u. zu verleiten. Die K. u. d. A. der Alten, über welche Polyän und Frontin dicke Bücher geschrieben haben, sind für uns nur noch von historischem Interesse.

Kriegsmanier, s. v. a. Kriegsgebrauch.

Kriegsmann (Ornith.), s. v. a. Fregattvogel, *Tac hypetes Aquilus L.*

Kriegsmann (Ichthyl.), s. v. a. Langfinzer, *Oreynus Alalonga Cuv.*, *Scomber Alalonga L.*

Kriegsmaschinen der Alten (Kriegsgeschichte), insbesondere der Griechen, Macedonier und Römer, waren zum Theil Deckwerke gegen die Angriffe der Belagerten, zum Theil Angriffswaffen. Zu den Deckwerken gehörten: die oben offenen Schirme (*plutei*) aus leichtem Holze; sie waren gegen das feindliche Feuer durch Ueberzüge von Blech oder rauhen Häuten geschützt, standen auf 3—4 Blockrädern und dienten zur Deckung der Schützen, welche Pfeile gegen die Mauerzinnen schossen. Ferner: die Sturmbächer (*vineae*), niedere Lauben, oben mit starken Bohlen und rauhen Fellen bedeckt, dienten der mit dem Untergraben der Mauern und dem Ausfüllen der Gräben beschäftigten Mannschaft zum Schutz gegen Steine, Feuertöpfe u. dgl., die man von der Mauer aus sie herunter schleuderte; Schildkröte (*testudo* oder auch *musculina*) nannte man ein Sturmbach, wenn es auf Räder gestellt und dadurch beweglich gemacht war. — Angriffswaffen waren: die Mauerbohrer (*terebra*), ein etwa 5 Zoll starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickelter Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen; — der Mauerbrecher (*aries*), ein 60 Fuß langer Baumstamm mit einem metallenen Knopfe in Form eines Bidders, 6—10 Fuß hoch gewöhnlich unter einem Sturmbache aufgehängt, wurde von 20 bis 50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen. Nicht selten hing derselbe auch im untern Stockwerke eines Wandelthurms (*turris*), der an die feindliche Mauer gebracht wurde, um den Belagerern mittelst einer Fallbrücke (*exostra*) den Uebergang auf die Zinnen zu verschaffen. Die alten Geschichtsschreiber erzählen von Wandelthürmen, die über 100 Fuß hoch waren, 20—40 Fuß ins Gevierte hielten, aus wohl aus mehreren Stockwerken bestanden, von denen den obersten Bogenschützen besetzt hielten, um durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben, während aus dem mittleren Stockwerke die Fallthür hervor- und auf die Mauerzinnen niedergelassen und zugleich im untern Raume der Sturmbach gegen die Mauern wüthete. Beim Stürmen suchte man mit einem großen eisernen, an langen Stangen

befestigten Haken (*Sturmhaken*, *harpago*) die Zinnen und auf den Mauern stehendes Blendwerk zu packen und herunter zu reißen; mit demselben Kriegswerkzeug oder einer beweglichen an Ketten hängenden Zange (*corvus*) suchten die Belagerten das Geräth der Wandelthürme zu ergreifen und unwirksam zu machen. Dagegen bedurfte der Belagerer des Hebelkastens (*tolleno*), eines mit 12—20 Krieger angefüllten, an einem langen, sehr starken Balken hängenden Geräthes, das mittelst einer Wippe auf die Mauer gebracht wurde; so wie auch der Sturmbrücke (*sambuca*), einer Art fliegenden Brücke auf einem Fahrzeuge, auf welchem sich eine 50—60 Fuß hohe Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüste befand, um auf einem Wassergraben damit an und auf die Mauer zu kommen. Grobe Schieß- und Wurfzeuge waren die Ballisten (s. d.) und Katapulten (s. d.). Vitruvius hat, im Auftrage des Augustus, die K. d. A. beschrieben und Just. Lipsius die umfangreichsten Untersuchungen über diesen Gegenstand dargestellt. Vgl. übrigens Festungskrieg (Gesch.).

Kriegsmeße, in einigen Staaten ehemals eine Abgabe beim Mahlen des Getreides, welche zur Unterhaltung der Militärmagazine gegeben wird.

Kriegsminister, Chef des Kriegsdepartements, Vorstand, Vertreter und Versorger der bewaffneten Macht, der Armee des Staates. Sein Wirkungskreis erstreckt sich auf den ganzen Organismus des Heeres, auf dessen Unterhaltung und Versorgung in jedem Betracht. Ihm ist die Ergänzung, Ausrüstung und Verbesserung der Truppen, die Anordnung des Kriegs- und Friedensfußes, die Verwendung der Truppen im Lande, Kantonnirungen und Uebungslager anvertraut; unter seiner Leitung stehen die Militärbildungsanstalten, die Hospitäler, das Armee-Medicinalwesen, die Kasernen u. s. w. Je größer der Staat und das Heer, je wichtiger der Einfluß und die Macht eines Landes in der politischen Wagschale, desto bedeutsamer der Wirkungskreis des K. s. Gewöhnlich hat derselbe die Rangstufen in der Armee durchlaufen und steht, durch Erfahrung und hervorragende Eigenschaften auf diesen Posten gehoben, in einem der höchsten Militärgrade. Nur die Handhabung der Disciplin und Alles, was auf die taktische Ausbildung der Truppen Bezug hat, ist von dem Wirkungskreise des K. s. getrennt. In monarchischen Staaten ist er nur dem Fürsten verantwortlich, während in konstitutionellen Verfassungen die Stände des Landes von ihm Rechenschaft zu fordern berechtigt sind. In Staaten, wo ein K. dem Namen nach nicht existirt, wird derselbe unter anderer Benennung durch ein gleichgestelltes Organ vertreten, wie z. B. in Oesterreich durch den Hofkriegsrathspräsidenten, dem die kommandirenden Generale in den verschiedenen Provinzen wesentlich untergeordnet sind, oder anderwärts durch den Chef des Generalstabes oder die Generaladjutanten des Monarchen.

Kriegsministerium (in kleineren Staaten Kriegscollegium, Kriegsdepartement),

Centralbehörde, die in jedem Staate die oberste Leitung der Militärangelegenheiten hat; es ist gewöhnlich seinem Geschäftskreise und seinen verschiedenen Hauptzweigen nach in mehre Sektionen (bureaux) eingetheilt, deren jede unter der Oberaufsicht des Kriegsministers ihren besondern Chef oder Vorstand hat. Dahin gehören vorzugsweise: Intendantur und Musterinspektion, Festungsbildung, innere Armeeangelegenheiten, Verwendung der Truppen, Bewachung und polizeiliche Unterstützung, Rekrutierung, Bewaffnung, Ausrüstung und dahin einschlagende Verbesserungsgegenstände, unter Berathung mit der obersten Kommandobehörde, Militärbau-, Kasernierungs-, Einquartierungs-, Marsch-, Kantonnierungs- und Lagerangelegenheiten, Hospital- und Medicinalwesen, Alles, was auf die Organisation, Komplettierung und Versorgung der Armee für den Kriegs- und Friedensfuß im In- und Auslande Bezug hat, Militärplanckammer, Militärerziehungs- und Bildungsinstitute, Verabschiedung, Pensionierung, Verleihung von Ehrenzeichen und sonstigen Belohnungen und meist auch die oberste Militärgerichtspflege in allen, namentlich kriegsmilitärischen Fällen, wo die untergeordneten Kriegsgerichte die höhere Entscheidung einzuholen haben. — Unter K. als Gesamtbegriff wird, wie bei andern Ministerien, theils das Geschäftspersonal, theils auch das Lokal verstanden, was die Kanzleien und Archive des Ministeriums vereinigt. Das Personal besteht gemeiniglich nächst dem Kriegsminister vornehmlich aus Räten, welche den verschiedenen Sektionen vorstehen und meist den Titel Kriegsrath führen, so wie aus Offizieren, die entweder als Räte, oder Geschäftsführer dem K. etatmäßig zugehören, oder aus dazu kommandirten Offizieren aller Waffen, des Generalstabes oder der Partien.

Kriegsmünze (Num.), diejenigen Münzen, welche zur Zeit des Kriegs bisweilen von geringem Gehalte ausgeprägt wurden. Die bekanntesten sind aus dem 7jährigen Kriege, welche 1759 alle verschlagen wurden; s. Ephraimiten; vgl. Belagerungsmünzen, Nothmünzen.

Kriegsmunition, s. Munition.

Kriegsmusik, die bei dem Militär gewöhnliche Musik. Schon die ältesten Völker bedienten sich verschiedener Instrumente, weniger um musikalische Produktionen auszuführen, oder um zum Veranlassen zu spielen, sondern um den Heeren das Schlachtzeichen zu geben, oder sie zu einem Ausbruche aus den Lagern, oder zum Rückzuge, oder um einzelne Soldaten oder Abtheilungen auf ihre Posten oder zu ihren Arbeiten zu rufen. Die Juden bedienten sich a) des Horns. Dieses, ohne Zweifel das älteste Instrument, war ursprünglich ein Horn von Rindern oder Widern und wurde später von den Griechen und Römern aus Erz verfertigt. Dieses bestätigt Varro, indem er sagt: Iene Hörner, welche jetzt aus Erz verfertigt werden, waren damals Ochsenhörner. — b) Des Schophars, dessen Jos. 6, 5 Erwähnung gethan wird. Hieronymus sagt bei Jos. 6, 8: Das

Schophar war ein krummes Hirtenhorn (man übersetzt es unrichtig mit Posaune) und hatte, da es später aus Metall verfertigt wurde, mehr Aehnlichkeit mit dem krummen Situas der Römer, als der geraden Tuba derselben. Es wurde nicht allein in Kriegen, sondern auch bei andern fröhlichen Gelegenheiten gebraucht. Der Schall desselben kommt als ein Bild des Donners vor (1. Kor. 15, 52; Hebr. 12, 19; Lff. 1, 8, 2). c) Der Chazozera. Dieses (Psalm 98, 6) erwähnte Instrument war nach Joseph (Archäol. III, 12, 6) eine Elle lang und etwas dicker als die Flöte. Man blies es im Felde auf eine lärmende Art, um dem Heere das Zeichen zum Aufbruch, oder zur Schlacht oder zum wirklichen Angriffe zu geben (4. Mos. 10, 3 bis 10). Die Instrumente, welche geschlagen wurden, waren 1) Das Töff oder Atöff (2. Mos. 15, 20), unter allen das älteste; eine Handpauke oder Tambourin, wie es noch heut zu Tage bei einer vollständigen türkischen Musik vorkommt; — 2) der Bilzelim oder Bilz'lim oder M'zilloth, kleiner, wahrscheinlich eine Art Kastagnetten, in größerer Form aber zwei große metallene Teller oder Schüsseln, gleich unsern Tschinellen (Ebineellen) bei der türkischen Musik, bei denen jedoch die Teller flacher sind, als bei dem ursprünglichen Bilzelim. Joseph nennt sie große metallene Becken oder Teller. — 3) Die Menaanim, welche 2. Sam. 6, 5 vorkommt; eine Eisenstange, in 2 gerade Winkel gebrochen und mit einigen lockern Ringen behängt, die, wenn das Instrument bewegt oder geschüttelt wurde, ein Geklingel machten; es hat Aehnlichkeit mit dem sogenannten Glockenspiel der türkischen Musik. Die Beschaffenheit der — 4) Schalischim (1. Sam. 18, 6) ist schwer zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten ist es, wenn man sie für einen Triangel hält, der, wie die Stelle besagt, von Frauenzimmern geschlagen werden konnte. Die Kriegsmusikanten der Juden waren die Priester. Bei den Griechen bediente man sich, um die Befehle des Strategen durch hörbare Zeichen zu verkünden, der Trompete (σαλπιγξ). Da es jedoch 6 Arten dieses Instrumentes gab, so bediente man sich jener Art derselben, welche die ägyptische, oder nach Diodor die tyrrenische genannt wurde. Sie hatte ein gespaltenes Mundstück und einen sehr hellen durchdringenden Ton; deshalb bediente man sich derselben vor Allem zu den Signalen im Kriege. Zum Pörmblasen vor einem Kampfe bedienten die Griechen sich auch der arabischen und sicilischen Pfeife (σαργιξ und πυριξ), der Schalmei, der Cythern und der Harfen. Von den Musikanten der Griechen sprechen die Geschichtschreiber nicht; dagegen wissen wir von den Römern, daß ihre Feldmusik von jungen Leuten besorgt wurde, welche der 5. Klasse der römischen Bürger angehörten (Liv. 1, 45). Bei den Römern hatte jede Manipel, jede Kohorte und jede Reiterturme ihre Spielleute, nach Aelian hatte jedes Syntagma der Griechen einen Trompeter. Die Römer führten dreierlei Arten von Blasinstrumenten: a) Die Tuba, ein gerades Instrument, wie unsere heutigen

Trompeten, welche besonders von dem Fußvolk geführt wurde und von der griechischen Salpinx verschieden war; b) der *Litus*, ein gegen das Ende gekrümmtes Instrument und c) die *Buccina*, welche, noch gekrümmter, die Form eines Hornes hatte. Die beiden letztern Instrumente wurden von der Reiterei geführt. Sollte Lärm oder zum Angriff geblasen werden, dann stieß (nach Dio) zuerst jener Trompeter, der dem Kommandirenden zunächst sich befand, in sein Instrument, dann folgten jene, die bei den Abteilungen sich befanden, endlich alle bei den einzelnen Abtheilungen, Manipeln und Turmen befindlichen Trompeter, und so wurde dieses Schlachtsignal allgemein, das (nach Fabius) bei den Römern stärker als bei allen andern Völkern war. Die Gallier u. Germanen hatten (nach Diodor) Trompeten von einer eigenen fremden Art, welche einen rauhen, dem Kriegsgetümmel angemessenen Ton von sich gaben. Die Gallier, sagt Polybios, hatten eine unzählige Menge von Posaunen (Hörnern) und Trompeten; das ganze Heer sang ein Lied, wodurch ein so großes Getöse entstand, daß die nahe gelegenen Orte davon wiederhallten. Plutarch bemerkt als etwas Ungewöhnliches, daß die Parther weder der Hörner noch der Trompeten sich bedienten, sondern die notwendigen Signale mit Trommeln oder Pauken gaben, wonach der Ursprung der bei uns jetzt gewöhnlichen Trommeln bei den Morgenländern zu suchen ist. Die Trompete und das Horn blieben die Instrumente für die römischen Signale bis herab zu den Zeiten der Kreuzzüge. J. v. Müller berichtet sogar, daß die Schweizer in der Schlacht bei Nancy sich noch des Hornes bedienten, dessen dumpfe und starke Töne den Feind mit Grauen erfüllten. „Da erklang“, heißt es, „das Urihorn drei Mal, drei Mal fuhr Todeschrecken durch Karls Heer; es hatte diesen Schall schon bei Murten (22. Jan. 1476) gehört“. Dieses Horn wurde vom Urstier geblasen und mochte von einem Auerchsen herkommen und ursprünglich als Schlachtsignal gedient haben. — Als mit dem 16. Jahrhundert die Heere eine andere Zusammensetzung erhielten, als mit der veränderten Fehstart die ursprüngliche Formation hinweggefallen war, als in Deutschland die Landsknechte, in Frankreich die Legionen des Fußvolkes aufgetreten und diese wie jene die Grundlage der heutigen taktischen Körper geworden waren, da verschwand das Horn und die Trompete bei dem Fußvolke, Pfeifen und Trommeln nahmen fortan deren Stellen ein. So wissen wir, daß unter jedem Fähnlein (Kompagnie) der Landsknechte zwei Spieler sich befanden, ein Trommelschläger und ein Pfeifer, welche in der Nähe des Fahnenträgers halten mußten. Im Zuge, d. h. auf dem Marsche, marschirte das eine Spiel (die Trommel) bei dem Fahnenträger, das andere (die Pfeife) zwischen den Schützen und den langen Spießern. Die Trommeln selbst waren, wie man noch heute in den Zeughäusern und auf Gemälden sehen kann, von bedeutender Größe. Franz I. von Frankreich, der 1534 durch Einführung der Infanterielegion die Errichtung der

deutschen Landsknechte nachahmte, theilte jede dieser Legionen in 6 Bänden (Kompagnien), jede zu 1000 Mann und gab einer jeden 6 Tamboure und 2 Pfeifer. Diese Legionen wurden wieder aufgehoben, an ihre Stelle traten verschiedene taktische Körper, und 1657 finden wir 2 Komp. Musketiere der Garde. Jede derselben hatte einen Trompeter, doch kam dieser 1663 ab, und jede Kompagnie erhielt dafür 5 Tamboure und 1 Pfeifer. Später gab man einer jeden 3 Hautboisten (es ist nicht angegeben, ob sie die Oboe oder welches Instrument sie spielten), ließ dann den Pfeifer eingehen und fügte statt dessen einen 6. Tambour und einen 4. Hautboisten bei, was als der Anfang der heutigen K. betrachtet werden kann. Die Reiterei behielt die Trompeten, die sie immer führte, bei und bekam erst im 18. Jahrh. Pauken. Diese waren keine eigentlichen Signalinstrumente, sondern wurden mehr als ein Gegenstand der Pracht von solchen Regimentern zu Pferde geführt, welche durch Aufwand andere an Pomp übertreffen wollten. Nach und nach nahm man immer mehr Instrumente in die K. auf, und so kam es, daß mit dem 18. Jahrh. die militärischen Musikbänder erschienen, anfänglich durch einzelne Proprietäre, später von den Kriegsheeren selbst unterhalten; so kam es, daß die sogenannten Regiments-, später Bataillonsmusiken eingeführt wurden und heutzutage zu dem formationsmäßigen Stande dieser taktischen Körper gehören. Die Stärke dieser Musikbänder, die Besetzung der Hautboisten oder Hornisten, die Anzahl und Beschaffenheit der einzelnen Instrumente beruht auf reglementarischen Bestimmungen. Die Blasinstrumente der K. sind gewöhnlich Klarinette von verschiedener Tonart, Flöten, Piccolos, Hörner, Trompeten, Posaunen, Fagotte; in neuester Zeit kamen hinzu: Das Ophikleid, die Kontreposaune, der Serpent u. a. Nach der Art der verschiedenen Instrumente, aus denen die K. besteht, theilt man sie in die gewöhnliche Kriegs- oder Militärmusik, bei welcher außer den verschiedenen Blasinstrumenten die sogenannte große (türkische) und eine Musik- oder Rollentrommel, sowie die Chimeellen vorkommen, und in die türkische oder Janitscharenmusik (s. d.). Die K. der einzelnen taktischen Abtheilungen steht in artistischer Hinsicht bei der Linieninfanterie unter einem Musikmeister, bei den Jägern unter einem Stabshornisten, bei der Kavalerie und Artillerie unter einem Stabs-trompeter.

Kriegsoberst (Kriegsw.), s. v. a. Oberst 1).

Kriegsorden (Kriegsw.), Orden, die für Auszeichnungen im Kriege gestiftet sind und nur im Kriege ausgegeben werden.

Kriegspest, der ansteckende pestartige Typhus in Kriegszeiten; s. Fieber und Pest.

Kriegspferd (Kriegsw.), ein zum Kavaleriedienst brauchbares, großes und starkes Pferd im Gegensatz des Klippers so benannt. Bei Pferdemangel werden jedoch oft auch letztere für leichte Kavalerie genommen.

Kriegspflichtigkeit (Kriegsw.), die Verpflichtung der jungen Mannschaft ganzer Na-

tionen oder einzelner Stände derselben in Kriegsdienst zu treten, gewisse Jahre darin auszuharren und im Falle der Noth das Vaterland zu verteidigen; s. Konfcription.

Kriegsplan (Kriegsw.) Wer einen Krieg beginnt, muß mit sich im Klaren seyn, was durch und was in demselben zu erreichen will; Ersteres kann man den politischen Zweck, Letzteres das Ziel des Krieges nennen. Dieser Hauptgedanke gibt alle Richtungen, bestimmt den Umfang der Mittel, das Maß der Energie; er äußert seinen Einfluß bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab. Wenn auch der Krieg nicht immer in seiner absoluten Gestalt einherstreitet, wo Alles aus nothwendigen Gründen geschieht, Alles rasch in einander greifen und keine wesentliche Unterbrechung Statt finden soll, so muß er doch stets ein Hauptresultat haben. Bis zu diesem Endpunkte ist Nichts entschieden, Nichts verloren, Nichts gewonnen. Diese theoretische Vorstellung, welche durch Napoleon zur Realität erhoben wurde, macht also den Krieg zu einem untheilbaren Ganzen, dessen Glieder, d. h. die einzelnen Erfolge, nur Werth haben in Bezug auf dieses Ganze. Vor Napoleon betrachtete man den Krieg als aus einzelnen für sich bestehenden Erfolgen zusammengesetzt, wobei es auf die Summe der Erfolge ankam. Nach dieser Verstellungsart können somit untergeordnete Erfolge um ihrer selbst willen verfolgt und das Weitere den folgenden Ergebnissen überlassen werden. Hält man dagegen an der obigen Vorstellung fest, so muß beim ersten Schritt vorwärts der Feldherr schon das Ziel im Auge haben, wohin alle Linien laufen. Die Theorie muß diese als die Grundvorstellung auch überall zu Grunde legen und die andere nur als eine Modifikation betrachten, welche durch die Umstände gerechtfertigt wird; sie fordert also, daß bei jedem Kriege zuerst sein Charakter aufgefaßt werde. Je mehr sich dieser dem absoluten Begriffe vom Kriege nähert, um so leichter wird der Zusammenhang seiner Begebenheiten, um so nothwendiger ist es, beim ersten Schritte schon des letzten zu gedenken. — Der Zwang, den man dem Gegner anthun will, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, richtet sich natürlich nach der Größe und Beschaffenheit der beiderseitigen politischen Forderungen; da indessen diese nicht immer auf der Hand liegen, so kann dadurch leicht eine Verschiedenheit in den Mitteln herbeigeführt werden, die Beide zur Erreichung ihres Zweckes anbieten. Eine solche Verschiedenheit der Anstrengungen beruht ferner auf der Verschiedenheit der Lage u. Verhältnisse der Staaten, so wie drittens auf der Ungleichheit der Willensstärke des Charakters u. der Fähigkeiten der Regierungen. Diese 3 Rücksichten bringen eine Ungewißheit in die Berechnung des zu findenden Widerstandes u. folglich auch der Mittel, die man zur Erreichung des Zweckes anwenden zu müssen glaubt. Da indessen im Kriege aus unzureichenden Mitteln nicht nur ein Mißerfolg, sondern positiver Schaden entstehen kann (Belege sind der Feldzug 1792 in der Champagne u. der 1796 in Italien), so treibt dies beide Theile an, hinsichtlich der Anstrengungen

einander zu überbieten. Zugleich aber werden sie durch die inneren Verhältnisse ihrer Staaten immer wieder auf einen Mittelweg zurückgeführt, u. jeder steckt sich nur ein Ziel, das zur Erreichung des Kriegszweckes hinzureichen scheint. Hieraus ersieht man, daß das Kriegsführen keine abstrakte Wissenschaft seyn kann, und daß es im weitesten Sinne des Wortes wohl zur Kunst wird, indem der Feldherr die Fertigkeit besitzen muß, aus einer unüberschaubaren Menge von Gegenständen und Verhältnissen die wichtigsten und entscheidendsten durch den Takt des Urtheils herauszufinden. „Daß das Abwägen dieser mannichfachen und vielfach in einander greifenden Gegenstände eine große Aufgabe, daß es ein wahrer Lichtblick des Genies ist, hierin das Rechte heraus zu finden, während es ganz unmöglich seyn würde, durch eine bloße schulgerechte Ueberlegung der Mangelhaftigkeit Herr zu werden, ist leicht zu begreifen. In diesem Sinne hat Napoleon ganz richtig gesagt: es würde eine algebräische Aufgabe werden, vor der selbst ein Newton zurückschrecken könnte. Doch würde sich das Problem schwerlich auf diesem Wege lösen lassen“. — Somit muß sich das Ziel, welches die Kriegsparteien sich setzen, müssen sich die Mittel, welche sie anbieten, nach ihrer individuellen Lage richten, müssen den Charakter der Zeit und der Verhältnisse an sich tragen und den allgemeinen Forderungen, welche aus der Natur des Krieges gezogen werden, unterworfen bleiben. Die Lehren, welche die Theorie hier geben kann, sind folgende: Es kommt darauf an, die vorherrschenden Verhältnisse beider Staaten im Auge zu haben; aus ihnen wird sich ein gewisser Schwerpunkt, ein Centrum der Kraft und Bewegung bilden, von welchem das Ganze abhängt, und auf diesen Schwerpunkt des Gegners muß der gesammelte Stoff aller Kräfte gerichtet seyn. Hat der Gegner durch einen solchen Stoß das Gleichgewicht verloren, so darf ihm keine Zeit gelassen werden, es wieder zu gewinnen; der Stoß muß vielmehr in derselben Richtung fortgesetzt, muß immer ganz ausgeführt und das Ganze nicht gegen einen untergeordneten Theil der feindlichen Streitmacht gerichtet werden. Bei Kriegen gegen mehrere Mächte muß man den einflußreichsten Gegner unter ihnen niederzuwerfen suchen; fühlt man sich nicht stark genug dazu, so kann von einem Niederwerfen überhaupt nicht die Rede seyn. Man hat öfters die Meinung ausgesprochen, daß in diesem Spiel der Kräfte die Zeit als ein Faktor anzusehen sey, daß also die halbe Summe von Kräften hinreichen werde, in 2 Jahren Das zu Stande zu bringen, was in 1 Jahre nur mit der ganzen Summe errungen werden konnte. Diese Ansicht ist durchaus fehlerhaft. Der Zeitgewinn ist für den Unterliegenden stets von größerem Nutzen als für den Siegenden. Somit kann keine Eroberung schnell genug vollendet werden; ihre Vertheilung auf einen größeren Zeitraum kann sie nur erschweren. Hätte Napoleon, wie seine Tactiker wollten, 1812 bei Enlène Halt gemacht, um den Feldzug im nächsten Jahre fortzusetzen, so würde

er noch weit mehr Feinde zu bekämpfen gehabt haben. Daß er unterlag, hatte andere Ursachen, deren Entwicklung nicht hierher gehört. Wer von der Zukunft nichts Besseres zu erwarten hat, als der Gegner, der soll nicht warten. Die gerühmte Vorsicht mancher Feldherren war oft nichts weiter als Charakterschwäche. — Der Einfluß der Politik ist — nicht mit Unrecht — oft als nachtheilig bezeichnet worden, ist jedoch ganz in der Natur der Sache begründet; die Politik hat den Krieg hervorgerufen, und dieser dient nur ihren Zwecken. Beurtheilt nun die Politik den Verlauf der kriegerischen Ereignisse richtig, so ist es ganz ihre Sache, zu bestimmen, welche Richtung der Begebenheiten dem Zweck des Krieges entsprechen. Hat sie das rechte Ziel getroffen, so kann sie auf den Krieg auch nur vortheilhaft einwirken; wo aber diese Einwirkung vom Ziele entfernt, da ist die Ursache in der verkehrten Politik zu suchen.

Ein guter K. muß also die Tendenz haben, den ganzen kriegerischen Akt auf ein einfaches Ziel zurückzuführen und dieses womöglich durch eine Hauptschlacht zu erreichen, die nicht bloß gewonnen werden, sondern die Vernichtung der feindlichen Hauptmacht herbeiführen soll. Napoleon hat niemals anders gehandelt. Die nächste Hauptstraße von Heer zu Heer oder von Hauptstadt zu Hauptstadt war ihm stets der liebste Weg. Je früher, d. h. je näher an unseren Grenzen dieser Sieg gesucht wird, um so leichter ist er, aber auch um so weniger entscheidend in Bezug auf den politischen Zweck; je später, d. h. je tiefer im feindlichen Lande er erfolgt wird, um so entscheidender ist er auch. Wie überall halten auch hier die Leichtigkeit des Erfolges und die Größe desselben einander das Gleichgewicht. Nach erfolgtem Siege darf von keiner Rast, von keinem Festsetzen die Rede seyn, sondern nur von der Verfolgung, von neuen Stößen, wo sie nöthig sind, von der Einnahme der Hauptstadt, von dem Angriffe der feindlichen Hülfsheere, oder was sonst die gebrochene Kraft des feindlichen Staates wieder aufrichten könnte. Zugleich müssen alle Nebenoperationen ein gemeinschaftliches Ziel haben, das über die Thätigkeit der getrennten Theile nicht lähmen darf; jede Armee, jedes detachirte Corps muß wieder seine besondere Aufgabe haben und diese auch zu lösen im Stande seyn, sonst war die Theilung der Kräfte fehlerhaft. Das Zusammenleimen eines strategischen Angriffes in ein geometrisches Viereck, sagt Clausewitz, ist eine Verirrung in ein falsches Gedanken-system. Die wirklichen Erfolge auf den einzelnen Punkten verdienen durchaus mehr Rücksicht als die Figur, welche aus dem Angriffe nach und nach durch die Verschiedenheit der Erfolge entstehen kann. Ein K., wo nur von beherrschenden Punkten, vom Bemächtigten der Schlüssel des Landes, von Vermeidung od. Besetzung fester Stellungen, kurz nur von Terraingegenständen, nicht aber davon die Rede ist, daß man des Feindes Hauptmacht, den Schwerpunkt seiner Stärke auffuchen, seine Streitkräfte vernichten müsse, ist fehlerhaft und zeugt von unklaren Ansichten.

So lange des Feindes Widerstandskraft nicht überwunden, ist die Entscheidung auch noch nicht erfolgt, und wenn man in Besitz aller festen Stellungen, aller Gebirge, selbst der meisten Festungen des Landes wäre. Die Widerstandskraft ist in den beweglichen Streitkräften enthalten; die Lokalitäten dienen derselben nur als Schirm und Schild. Vgl. v. d. Lüche, Militär-Lex.

Kriegsplan (Kriegsw.), 1) jede Festung; besonders — 2) die kleineren Plätze, bloß zur Wohnung für die Besatzung u. deren Zubehör erbaut.

Kriegspolizei, Polizeiwesen bei der Armee, s. Militär.

Kriegsraison, die Gründe, aus welchen es um des Kriegszweckes willen gestattet ist, in einzelnen außerordentlichen Fällen von gewissen Bestimmungen des Kriegsgebrauchs abzuweichen.

Kriegsraketen (Kriegsw.), s. v. a. Brandraketen.

Kriegsrath (Kriegsw.), 1) eine Versammlung der vornehmsten und geschicktesten Offiziere, die der Feldherr oder der Kommandeur eines detachirten Truppencorps beruft, um in schwierigen und verwickelten Fällen ihre Meinung zu vernehmen. Der Feldherr ist indessen in der Regel nicht gebunden, der Entscheidung des R. zu folgen, sondern kann unabhängig nach eigener Ansicht verfahren. Nur selten ist (wie z. B. in belagerten Festungen) dem Kommandanten ein besonderer R. beigeordnet, ohne dessen einstimmige Bewilligung er z. B. die Festung nicht übergeben darf. Schon die ältesten Zeiten kennen einen R. Die Lacedämonier gaben ihren Feldherren und Königen stets einige Ephoren als R. bei, und ein Gesetz bestimmte, daß König Agis, als er ohne Willen der Spartaner ein Bündniß geschlossen hatte, nicht ohne Begleitung von 10 Ephoren wieder ins Feld gehen sollte; auch ist es wahrscheinlich, daß seine Nachfolger eine gleiche Zahl oder noch mehr Begleiter hatten; Agésilas hatte deren 30, und eben so viel begleiteten den Agesilaus nach Asien. Auch die Athener beriefen zu weilen einen R., und etwas Aehnliches waren bei den Römern die Legaten (s. d.), die bald 5, bald 6, bald 10 und in noch größerer Anzahl den Feldherrn begleiteten. Bei den germanischen und gallischen Völkern entschied meist ein Rath der Aelteren und Klügeren über vorzunehmende Operationen und zu beginnende Feldzüge, und Gleiches fand noch im Mittelalter, z. B. in den Kreuzzügen, Statt. Erst in den neuesten Zeiten schwand das Ansehen des R., und das mit Recht, indem die Einheit des Willens und der Idee dadurch verloren geht. Treffende Worte sagte hierüber der Erzherzog Karl: „Wenig Menschen haben Seelenkraft und feste Ueberzeugung genug, um bei jeder Gelegenheit eine bestimmte Meinung zu hegen und sie trotz jeder Rücksicht eben so bestimmt zu äußern. Nichts beleidigt mehr die Eigenliebe, als der Vorwurf einer falschen Ansicht; und dieser trifft jeden, dessen Plan mißlingt, weil der große Haufen den Werth eines Entschlusses nach dem Erfolge würdigt, der

sich im Kriege nie mit Sicherheit berechnen läßt. Jeder, der zu einem K. berufen wird, tritt mit der Ueberzeugung in die Versammlung, daß sein Feldherr sich in einer kritischen Lage befinde und daher mehrer Meinungen bedürfe, um sich im Unglücksfalle auf diese zu stützen u. die Schuld, wo nicht ganz von sich abzulehnen, doch mit Anderen zu theilen. Jeder erscheint mit dem Vorsatz, sich um so weniger durch eine bestimmte Meinung zu compromittiren, je größer die Zahl Derjenigen ist, die gegen ihn zeugen können. Daher charakterisiren zaghafte Entschlüsse alle derlei Berathungen, bei welchen die Ausdrücke von Umgehung und Abscheiden immer an der Tagesordnung sind. Man will sich der Gefahr des Moments und zugleich den Wagnissen entziehen, die von einer kräftig entscheidenden Handlung unzertrennlich sind, ohne zu bedenken, ob man sich dadurch nicht eine viel größere vorbeizereite; denn wie Viele berechnen mehr als das Resultat des Augenblicks?"

Allerdings hat es auch große und unabhängige Feldherren gegeben, welche in gefährlichen Lagen die Meinung ihrer Generale zu hören wünschten, oder sich überzeugen wollten, ob ihre eigene Ansicht nicht auf einer Selbsttäuschung beruhe. Es hat auch Feldherren gegeben, welche ihre Generale nur deshalb zu einem K. beriefen, um aus dem Für und Wider zu entnehmen, ob ein bereits gefaßter Entschluß auch Anklang finde, ob er Denjenigen, die bei der Ausführung desselben wesentlich mitwirken sollten, nicht zu gewagt erscheine. Einen solchen „K. halten“ kann niemals Schaden bringen; es gehört aber unstreitig zu den Seltenheiten. — Am merkwürdigsten ist vielleicht der K., welchen Suworoff vor der Schlacht an der Trebia (1799) hielt. Suworoff wußte immer klar u. bestimmt, was er wollte; er scheint aber nicht die Gabe der Mittheilung besessen zu haben, wenigstens ließ sie ihn an jenem Tage im Stiche. Der Feldherr saß vor einem Tische, den Kopf auf beide Arme gestützt und sprach kein Wort. Seine Generale standen in stummer Erwartung um ihn herum. Nachdem dieser Zustand eine Stunde gedauert haben mochte, nahm Suworoff ein Stück Kreide, machte damit 2 Parallellinien, löschte dann den einen Strich weg, indem er hastig aufsprang u. schrie: „Das ist die französische Armee, die müssen wir schlagen“. Der K. war damit zu Ende. Wie es anzufangen sey, darüber sprach er kein Wort, doch war er am andern Tage in Betreff der erforderlichen Anordnungen keineswegs verlegen. — 2) Ueblicher Titel der im Kriegsministerium angestellten Räte, welche gewöhnlich den verschiedenen Geschäftszweigen und Sektionen als Chefs vorstehen und unter Vorfig des Kriegsministers für gemeinschaftliche Berathungen das Kriegscollegium bilden.

Kriegsrecht, 1) s. v. a. Kriegsgericht; — 2) das Ganze der Kriegesgesetze, s. Kriegsartikel; — 3) das Ganze der völkerrechtlichen Grundsätze, nach welchen die kriegsführenden Parteien gegen einander verfahren, s. Völkerrecht.

Kriegsregeln (Kriegsw.), s. v. a. Kriegsgebrauch.

Kriegsreserve (Kriegsw.), s. Reserve.

Kriegsschauplatz (Kriegsw.), der ganze Flächenraum, auf welchem sich die zum Kriege gerüsteten Armeen bewegen; er liegt gewöhnlich an den Grenzen der kriegsführenden Mächte und wird durch den Gang der kriegerischen Ereignisse bald erweitert, bald beschränkt. Da Gebirgsketten, dichte Wälder, große Flüsse, morastige Niederungen und Meeresküsten schwer zu passirende Terraintheile sind und sogenannte strategische Barrieren bilden, so denkt man sich den K. gewöhnlich innerhalb derselben oder bezeichnet sie als Abschnitte des ganzen K.es. Eine möglichst genaue Kenntniß des K.es ist nothwendige Bedingung für den Feldherrn und seine untergeordneten Befehlshaber. Man erlernt dieselbe durch Karten, Beschreibungen, Bereisung in das Detail, durch militärische Ausnahmen und Reconoscirungen. Vorzüglich interessirt a) die Gangbarkeit eines Landes, nämlich die Beschaffenheit der Straßen und Wege, der Flußübergänge, ob es Berge, Wälder, tiefe Schluchten oder Ebenen enthalte, ob der Boden sandig, fett, lehmig, moorig, morastig, sumpfig sey u. s. w.; besonders ist dies zur Anlegung von Kolonnenwegen zu wissen nöthig; b) die Fruchtbarkeit desselben, ob es Kriegsstoff zur Ausrüstung und Erhaltung der Truppen, (also Menschen, Pferde und sonstige Zug- und Lastthiere, Stoffe zur Bekleidung, Waffen, Munition, Feldgeräte und vor allem Geld) enthalte und erzeuge und zu deren Unterhaltung Lebensmittel, Fourage, Geld u. s. w. besitze; c) die Schlagbarkeit des Landes, oder die Art, wie sich dasselbe zur Kriegführung überhaupt oder für besondere Fälle eignet. Auch hier kommt wieder das Terrain in Berücksichtigung, und es ist wichtig zu wissen, ob man sich auf einen Gebirgskrieg oder einen Krieg im sumpfigen Land oder einen Krieg in Steppen zu rüsten hat. Auch die Zahl, Lage und Vertheidigungsfähigkeit der feindlichen Festungen und die Beschaffenheit der Kommunikationen ist von Wichtigkeit. Um ein Land zum K. vorzubereiten, muß man die Operationslinien und die nächsten und natürlichsten Wege, die von der Basis aus zu Operationsliniendienen können (d. h. zu dem präsumtiven Objekt führen), es mögen dies nun Landwege oder Wasserstraßen seyn, gangbar machen, wofern man einen Angriffskrieg, und sie sperren, wenn man bloße Vertheidigung beabsichtigt. Beide sperrt man an schwierigen od. wichtigen Punkten (z. B. bei Einmündungen schiffbarer Flüsse in größere Ströme) durch Festungen und sieht zugleich darauf, daß letztere linienweis in 2—3 Systemen hinter einander liegen, um zugleich eine Basis darauf gründen zu können. Wo Festungen fehlen und man ein Land doch schnell zu einem K. geeignet machen soll, legt man an den geeigneten Punkten provisorische Pläge, Brückenköpfe und verschanzte Lager an.

Kriegsschiff, s. Schiff, S. 711 ff.

Kriegsschiff (Ornith.), s. v. a. Albatros, *Diomedea exulans* L.

Kriegsschulen der Alten. Der Krieg ist ältern Ursprungs als alle Anstalten zur Bil-

fenschaft in Miskredit brachte. In dem Grade, als die Mathematik mehr gepflegt wurde, trat sie nun als Schärfmittel des Verstandes an die Stelle der Philosophie; die Mehrzahl der gebildeten Krieger zog es jedoch vor, sich an die Erfahrung, mithin an die Kriegsgeschichte zu halten und lieber direkt an der wenn auch nicht immer klaren Quelle zu schöpfen, als durch Hilfe einer so abstrakten Wissenschaft eine Tätigkeitsweise zu ergründen, die nichts weniger als abstrakt ist, vielmehr die Natur des ganzen Menschen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in Anspruch nimmt. Die Römer nahmen die Sache weniger genau. Sie betrachteten ganz richtig das Kriegsführen als ein Mittel, politische Zwecke zu erreichen, und hielten sich von allem Spekulationsgeiste entfernt. Ihre Hauptföhrung war, die Legionen zu tüchtigen Kriegswerkzeugen zu bilden, weshalb sie auf die Organisation und Formation derselben mehr Fleiß verwendeten, als irgend je gegeben ist. Den Feind in offener Feldschlacht überwinden war das Ziel ihres kriegerischen Strebens. Hannibal lehrte sie indeß noch Besseres kennen, und bald schlugen die Römer denselben wissenschaftlichen Bildungsweg ein, dessen sich die Griechen mit so großem Erfolge bedient hatten. Hat eine wissenschaftliche Verfeinerung der Kriegeskunst war, wie Einige behaupten, die Veranlassung zum politischen Untergang dieser beiden Reiche, sondern eine fehlerhafte Politik, und lange Zeit noch verdankten Griechen und Römer der Intelligenz ihrer Feldherren, daß ihre morsch gewordenen Staatsgebäude den sie umraufenden Stürmen widerstanden; doch machte jene Ueberfeinerung die Schlachten minder entscheidend, die Siege seltener und weniger erfolgreich. — Vgl. d. Art. in v. d. Lüche's Mil.-Lex.

Kriegsschulen der Neuern, s. Militär-schulen der Neuern.

Kriegssekretär (Kriegsw.) Sekretär bei einem Kriegskollegium.

Kriegsflotte (Kriegsw.) s. Kriegsgebrauch.

Kriegsspiel ein modifizirtes Schachspiel, vgl. Schachspiel, S. 371.

Kriegsstadt (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Ober-Kriegsstadt, Prov. Sachsen, R. u. Kr. Merseburg; über 100 Einw.; — 2) (Nieder-K.), daselbst; Mittergut; 180 Einwohner.

Kriegsstand (Kriegsw.), der Zustand, welcher eintritt, wenn der Stand des Friedens zwischen den Völkern aufhört.

Kriegssteuer (Staatsw.) 1) eine zur Bestreitung der Kriegskosten von den Bürgern ausgeschriebene außerordentliche Steuer; — 2) Steuer, die feindlichen Unterthanen auferlegt wird, vgl. Brandschagung; — 3) Steuer, um die in einem Kriege gemachten Schulden zu tilgen.

Kriegsstraße (Kriegsw.), s. Militärstraße.

Kriegstanz, der bei kriegerischen, besonders neben Völkern zur Feier des Beginns eines Krieges oder auch siegreicher Thaten, oder

um einen beendeten Krieg zu feiern, übliche Tanz. Schon in der ältesten griechischen Geschichte zeigt sich in dem Waffentanz der Kuraten auf Krete das Beispiel eines Kees mit Gesang, auch der Tanz der Korymbanten, sowie der memphitische Tanz der Äthener, oder der Dioskuren und der pyrrhische Tanz mögen Ähnliches gewesen seyn. Auch bei den Hebräern wird des Kees gedacht, denn wahrscheinlich war der Tanz, den Mirjam, Aarons Schwester, welche nach einem Siege mit der Pauke in der Hand tanzte, ein solcher. Von den Aethiopiern berichten die Alten, daß sie tanzend in das Gefecht gingen und von den Abriactern Xenophon, daß sie tanzend einen Seeinkampf aufbrachten, und daß der Besiegte dann seiner Waffen beraubt ward. Die Römer kannten einen Waffentanz der Saker, und schon Romulus führte einen ähnlichen ein; bei den Germanen aber wird ein kriegerischer Tanzentanz erwähnt. Die Civilisation, welche das Christenthum unter den Völkern verbreitete, verschonte den K., wie man überhaupt damals den Tanz in ascetischem Eifer für überflüssig und anstößig hielt. Demnach erhielt sich der K. noch bei wilden Völkern und hat sich bei den nordamerikanischen und neuseeländischen Wilden wieder gerunden. Er war und ist indeß nicht ein zierlicher Tanz mit kunstlichen Pos, sondern wurde in langsamen abgemessenen Bewegungen getanzt und sollte den Kampf und Sieg darstellen.

Kriegstetten (Geogr.), 1) Schweiz. Bezirk, Kanton Solothurn, grenzt nördlich an die Aar, östlich und südlich an den Kanton Bern und dessen Bezirke Wangen, Burgdorf und Fraubrunnen und westlich an den Bezirk Bucheggberg; besteht größtentheils aus einer sich über die Emme hinaus gegen Herzogenbuchsee ziehenden Ebene, die prächtige Felder, schönen Wiesenboden, beträchtliche Waldungen und viele Dörfer hat und hier und da zu sanften Hügeln sich erhebt. Feldwirtschaft und Viehzucht sind einträglich und machen die Hauptschäfsung der Einw. (5500) aus; theilt sich in 4 Gerichte: K., Biberest, Subigen und Buchweil. — 2) Dorf das.; Papiermühle; 500 Einw.

Kriegstribun (röm. Ant.). Der Name Tribun kommt zuerst als die Benennung des Nächsten nach den alten römischen Königen vor. Der Tribunus oder Praefectus celerum befehligte die Reiterei, welche anfänglich allerdings nur aus den von Romulus aus den 3 Tribus gewählten 300 Rittern (celeres) bestand und in 3 Centurien eingetheilt war. Die Benennung Tribun ging später auf die höheren Offiziere des römischen Heeres über, von denen bei jeder Legion 6 sich befanden. Sie wurden bis zum J. Roms 393 von dem Könige, den Consuln oder Dictatoren ernannt; seitdem erwarb das Volk sich das Recht, deren 6 jährlich zu wählen. Seit 443 wählte das Volk zwei Dritteltheile aller Tribunen des Heeres. Dabei unterscheiden sich Tribuni comitiales, die von dem Volke gewählt, von den rutulii oder rufalli, den von den Consuln ernannten Tribunen. Später war die Wahl verschieden; in gefährlichen Zeiten über-

ließ man dieselbe den Kriegserfahrenen Konsuln. Die Tribunen wechselten im Oberbefehle ab; da nämlich bei 2 Legionen deren 12 waren, so pfliegten sie während des Halbjahres das Kommando so zu theilen, daß immer 2 Tribunen 2 Legionen 2 Monate lang kommandirten, nach deren Verfluß 2 andere an ihre Stelle traten. In der Schlacht scheint ein Tribun 10 Centurien oder ungefähr 1000 M. befehligt zu haben, daher ihn die Griechen Chiliarch nannten. Zu der Kaiserzeit waren die Tribunen wieder, wie früher, fast nur Senatoren und Ritter und wurden deshalb häufig nach dem Streifen an der Toga, wie ihn die Senatoren und Ritter trugen, unterschieden. Sie hatten das Recht, einen goldenen Ring zu tragen, während die übrigen Soldaten nur eiserne hatten. Die Pflichten eines Tribunes bestanden darin, die Soldaten in den Lagerorten zusammenzubalten, zu den Waffenübungen zu führen, die Schlüssel der Thore zu bewahren, die Wachen, Posten und Festungswerke häufig, auch bei Nacht, zu visitiren, die Mannschaft zu jeder Stunde gut vorbereitet und zum Ausrücken geschickt zu halten und dafür zu sorgen, daß es derselben nie an Verpflegung, an Geld und an Waffen, oder Pferden fehle. Unter seiner Aufsicht stand der Proviant; er prüfte das Maß des Getreides, bestrafte Betrug und Verbrechen, untersuchte die Beschwerden seiner Untergebenen und sorgte für die Kranken und Verwundeten. Der römische Schriftsteller Flavius Vopiscus hat uns einen Brief Kaiser Aurelians an einen Tribun aufbewahrt, in welchem derselbe diesem seine Pflichten sehr schön vorzeichnet. Weil die Würde eines Tribuns die höchste Ehrenstelle war, zu der in den früheren Zeiten Rom auch ein Plebejer emporsteigen konnte, so nannte man K. auch diejenigen obrigkeitlichen Personen, welche auf Verlangen des römischen Volkes nach Abschaffung des Decemvirats auf 1 Jahr an die Stelle der Konsuln gewählt wurden. Die Plebejer hatten nämlich darauf bestanden, daß der eine Consul ein Plebejer seyn sollte; die Patrizier aber, um das Konsulat durch Wegwerfung an die Plebejer nicht zu befudeln, ergriffen den Ausweg, die Wahl sogenannter K. en mit konsularischer Gewalt vorzuschlagen, was vom Volke, welches hierdurch seinen Zweck erreichte, angenommen ward. Die Zahl der K. en stieg von 3 bis zu 6; doch wurden die neuen Machthaber schon nach 3 Wochen ihres Amtes entsetzt, wegen Mangels der erforderlichen Formen ihrer Wahl, und an ihre Stelle wieder Konsuln gewählt.

Kriegsübungen (Kriegsw.), s. Manöver und Exerciten.

Kriegs- u. Domänenkammer (Staatsw.), ehemals (vor 1810) in Preußen diejenige Behörde, welche die Aufsicht über die Verwaltung der Domänen und sonstigen Kammerrevenue, auch über die übrigen, besonders zum Unterhalte eines Heeres bestimmten Einnahmen führte (daher der Name).

Kriegsverfahren (Kriegsw.), s. v. a. Kriegsgebrauch.

Kriegsvogt, Geschlechtsvormund, Cura sexus, s. Cura.

Kriegsvolk, alterthümlich für Soldaten.
Kriegswagen (Kriegsw.), s. v. a. Heer- und Rüstwagen.

Kriegsweg (Kriegsw.), s. Militärstraße.

Kriegswissenschaft, s. v. a. Kriegskunst (s. d.); doch ist der Sprachgebrauch noch nicht einig mit der Wahl des einen oder des andern Ausdrucks für die Sache, wenngleich Können und Wissen zweierlei ist. In der eigentlichen Bedeutung ist aber der Krieg weder eine Kunst noch eine Wissenschaft, was man auch schon früher gefühlt und deswegen behauptet hat, der Krieg sey ein Handwerk. Wenn indeß auch nicht geleugnet werden kann, daß sich die Kriegskunst eine Zeit lang, nämlich zur Zeit der Condottieri, im Geiste des Handwerkes bewegte, so hatte sie doch diese Richtung nicht nach innern, sondern nach äußern Gründen. Der Krieg gehört in das Gebiet des geselligen Lebens und bleibt nur ein Akt des menschlichen Verkehrs; er ist ein Konflikt großer Interessen der menschlichen Gesellschaft, der sich blutig löst, und nur darin ist er von andern verschieden.

Kriegszahlamt, gemeinlich die Kasse, Kriegskasse, wohin und aus welcher alle für die Armee und deren Zugehörige bestimmten Gelder fließen, und welche, von dem Kriegsministerium abhängig, gewöhnlich unter Kontrolle der Intendantur (s. d.) steht.

Kriegszahlmeister (Kriegsw.), Vorstand des Kriegszahlamtes oder der Kriegskasse. Sein Geschäftskreis ist um so schwieriger, je bedeutender das damit verbundene Rechnungswesen und Buchhalten, so wie die Kontrolirung der ihm untergeordneten Kassenbeamten und seine Verantwortlichkeit im Allgemeinen ist. Der nächste Vorgesetzte des K. z. ist in der Regel der Intendant.

Kriegszucht (Kriegsw.), s. v. a. Mannszucht.

Kriehuber Joseph, genialer Lithograph u. Aquarell-Maler, geb. 1800 in Wien, wo er die Anfangsgründe der Kunst von seinem zu früh verstorbenen talentvollen Bruder erlernte. In den Jahren 1813—18 erhielt er als Schüler der Akademie der Künste zu Wien zwei Preise. Darauf ging er als Zeichen-Lehrer nach Galtzien, von wo er aber nach vier Jahren, ohne irgend einen materiellen oder besonderen künstlerischen Gewinn, wieder nach Wien zurückkehrte. Da fing er nun an, für Treuschensky's Verlag zu lithographiren — meist Bilderbogen —, bis er sich endlich auf Porträtfach verlegte, in welchem er bald Meister ward. Geschmackvolle und elegante Behandlung und breite, wahr modellierte Zeichnung vereinigen sich in seinen Bildnissen mit sprechender Ähnlichkeit. Fast alle in Wien lebenden und nach Wien gekommenen Notabilitäten hat seine Kreidemeisterhaft fixirt. Auch seine Aquarell-Bilder, besonders auch seine Landschaften zeigen den genialen Künstler.

Kriekelster, Kriekente zc., s. Kriechelster zc.

Krieko, Fluß, s. Senegal.

Krielaal (Ichthyol.), s. v. a. Wetterfisch, *Cobitis fossilis* L.

Kriele, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Haveland; Gut; 240 Einw.

Krielow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig.

Kriels schlafmachendes Pulver (Pulvis hypnoticus seu narcoticus Krieli) s. v. a. einfaß Schwefelquecksilber; s. Antbiops.

Krien (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-K.), Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe, an der Stolpe; Wassermühle; 180 Einw.; — 2) das., R.-B. Stettin, Kr. Anklam; Vorwerk, Windmühle; 830 Einw.

Kriende, mecklenburg-strelitz. Dorf, Kr. Stargard, Amt Rirow; 130 Einw.

Kriening, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Soldin; Vorwerk, Windmühle; 230 Einw.

Krienitz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Vorwerk; 170 Einw.

Kriens, Schweiz. Dorf, Kant. Luzern, südwestl. von Luzern; Kirchgemeinde mit 2670 Einw.

Kriepitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausitz, Amt Baugen; 110 Einw.

Krier, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Pleß; Försterei; 900 Einw.

Kries, Friedrich Christian, bekannter Gelehrter, geb. am 18. Okt. 1768 zu Thorn, erhielt seine erste Bildung auf dem dortigen Gymnasium, dem sein Vater Joh. Albin K. als Rektor vorstand. Er ging 1786 nach Leipzig, wo er sich unter Morus, Reiz, Plotner, Beck bildete, durch Dathes geschmacklose Erklärungsweise des Hebräischen aber von den Vorbereitungen zum Studium der Theologie so sehr abgezogen ward, daß er sich der Philologie zuwandte, die er seit 1787 in Göttingen vorzüglich unter Heynes Leitung zu studiren fortsetzte. Der wissenschaftliche Geist, der damals Göttingen belebte, und der anständige Ton, der damals unter den Studierenden herrschte, machten ihm seinen Aufenthalt eben so lehrreich als angenehm. Außer den philologischen Studien beschäftigten ihn Philosophie, Naturkunde, Mathematik und besonders Physik, zu welcher ihn Richtenbergs anregende Vorträge hinzogen. Durch Heyne erhielt er 1789 den Antrag, die unterste Lehrerstelle am Gymnasium zu Gotha anzutreten. Wohlwollend in Gotha aufgenommen, ward ihm sein Aufenthalt daselbst so lieb, daß er mehrere Berufungen zu auswärtigen Stellen ablehnte und es vorzog, bei dem Gymnasium zu bleiben, an welchem er nach und nach bis zur ersten Professur aufstiege. Er + ... Außer verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften und im „Gothaischen Hostkalender“ begann er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer neuen, durch Zusätze vermehrten Uebersetzung von Eulers „Briefen über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre“ (3 Bde., Leipz. 1792–94). Sein Amt gab ihm Veranlassung zur Bearbeitung einiger Lehrbücher, die sich durch gute Methode und eben so gründliche als klare Darstellung auszeichnen u. fortdauernde Anerkennung genießen, wie sein „Rechenbuch für Bürger“ u.

Landtschulen“ (3. Aufl. Gotha 1827); seine „Gründliche Anweisung zur Rechenkunst“ (3. Aufl. das. 1827); sein „Lehrbuch der reinen Mathematik“ (5. Aufl. Jena 1831); „Lehrbuch der mathematischen Geographie“ (2. Aufl. Leipz. 1827); „Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger“ (6. Aufl. Gotha 1828); „Lehrbuch der Physik“ (4. Aufl. Jena 1827). Seine beiden Preisschriften: „Von der Ursache der Erdbeben“ und „Von den magnetischen Erscheinungen“ erschienen 1827 in Leipzig, und eine dritte: De nexu inter terrae motus vel monitum ignivomorum eruptiones et statum atmosphaerae“ ist im 4. Bande der neuen Akten der Jablonowski'schen Gesellschaft (Leipz. 1832) abgedruckt. Einen gelungenen Versuch einer fastlichen Darstellung der Naturwissenschaften begann er in seinen „Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer“ (Leipz. 1832). Lichtenbergs „Vermischte Schriften“ gab er in Verbindung mit dessen Bruder Ludwig Christian, ehemals geheimen Assistentenrath in Gotha, heraus.

Kriesbach, württemberg. Dorf, Jagtkreis, Oberamt Künze Isau, am Kocher; 560 Einw.

Krieschow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kottbus; Wassermühle; 340 Einw.

Kriescht, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; Vorwerk, Thierofen, Scharfrichterel, Wassermühle; 1020 Einw.

Krieschwitz, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; 160 Einw.

Kriesdorf, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bungalau, Herrsch. Grafen Stein; 1900 Einw.

Kriesel, preuß. Kammerbesitzung, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 1220 Einw.

Krieselodorf, österr.-öhr. Dorf, Kr. Bilsch, Bez. Spittal; über 100 Einw.

Kriesow, mecklenburg-schwer. Hof, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; 120 Einw.

Kriesdorf, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ebdg. Vilshofen; 180 Einw.

Krieten, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Breslau; Scholtseiz; 120 Einw.

Krietsch, (Säugeth.), in Schlesien s. v. a. Hamster, Cricetus vulgaris Lw.

Krietschkirsche (Bot.), s. v. a. Süßkirschaum, Cerasus avium Moench.

Kriewald (Kriewolda), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnitz; 140 Einw.

Kriewen (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Kriewin), Stadt, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Koßez; viel Leinweberei; 700 Einw.; — 2) Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; Vorwerk; 340 Einw.

Kriewitz, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Rangard; 200 Einw.

Kristel, Nassau. Pfarrdorf, Amt Höchst; 2 Papiermühlen; 490 Einw.

Krigar, Heinrich, Historien- u. Genremaler, 1806 zu Berlin geb., Schüler Wachs, lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt. Bekannte Werke von ihm: Die h. Euclyte; — Aschenbrödel, Delgemälde, von Beck lithographirt — dies

Krimmer, (Baarent.), f. v. a. Krimmer.
Kriminal (Kriminell, v. Lat.), peiniglich, die Eigenschaft, vermöge welcher Etwas Gegenstand des Kriminalrechts (s. d.) ist.

Kriminalakten, f. Akten und Kriminalprozeß, S. 220.

Kriminalamt, f. v. a. Kriminalgericht.
Kriminalbescheid, f. v. a. Straf- oder Kriminal-Erkenntniß, f. Kriminalprozeß, S. 222; vgl. Urtheil.

Kriminalbeweis (Probatio criminalis), f. Kriminalprozeß, S. 220.

Kriminaldekret, f. v. a. Kriminalbescheid.
Kriminalgericht (Judicium criminale, poenale, capitale, Hofgericht) f. Kriminalprozeß, S. 219.

Kriminalgerichtsbarkeit (Kriminaljurisdiction, Jurisdictio criminalis, Jurisdictio poenalis), f. Kriminalprozeß, S. 219.

Kriminalgerichtsbeisitzer, f. Kriminalprozeß, S. 219.

Kriminalgerichtskosten, f. Kosten.
Kriminalgerichtsordnung, 1) f. v. a. Kriminalprozeßordnung; — 2) der Inbegriff der Gesetze über die organische Einrichtung eines Kriminalgerichts, S. Kriminalprozeß.

Kriminalgerichts-Schöffe, s. Schreiber, s. Stand, f. Kriminalprozeß.

Kriminalgeschichten, populäre Erzählung von Thatfachen, welche zu Kriminalprozeßen Veranlassung gegeben; bilden oft die Grundlagen von Romanen, Novellen etc. Ausführliches über die Literatur der K. gibt Kappeler's Handbuch der Literatur des Kriminalrechts; die größten der neueren Sammlungen von K. ist Bigg's u. Harting's „Neuer Piraval.“

Kriminalgesetzbuch, **Kriminalgesetze**, f. v. a. Strafgesetzbuch, Strafgesetze, f. Kriminalrecht.

Kriminalgesetzgebung, **Kriminalgewalt**, **Kriminalhoheit**, f. Justizhoheit und Kriminalrecht.

Kriminalgewöhnheitsrecht, f. Kriminalrecht.

Kriminalinjurie, f. Injurie.

Kriminalist, Kenner des peinlichen Rechts.

Kriminaljustiz, 1) f. v. a. Kriminalhoheit; — 2) f. v. a. Kriminalgerichtsbarkeit; — 3) f. v. a. der Inbegriff der Kriminalgerichte.

Kriminalklage (Criminalis actio), f. Kriminalprozeß, vgl. Actio und Klage.

Kriminalkosten (Expensae criminales), f. Kosten.

Kriminalpolizei, f. Polizei, vgl. Kriminalrecht.

Kriminalprozeß (Strafprozeß), derjenige Prozeß, welcher die Grundsätze über das gerichtliche Verfahren zur Anwendung eines Strafgesetzes auf den einzelnen Fall enthält. Während im Strafrecht der einzelne Fall als bewiesen vorausgesetzt wird, müssen, da die Zufügung der verdienten Strafe nicht ohne die Gewißheit möglich ist, daß der zu Verurtheilte das Verbrechen wirklich begangen habe, im K. die Grundsätze aufgestellt werden, nach denen dieser Beweis (Kriminalbeweis) zu führen ist. Wenn der Staat, um der Gerechtigkeit zu ge-

nügen, nicht aber im Interesse des Einzelnen, zu strafen verpflichtet ist, so muß der Anklageprozeß, wonach die Eröffnung eines Strafprozesses von einem Antrage des Verlegten abhängt, verschwinden und dem Inquisitionsprozeß gänzlich weichen, wonach der Strafprozeß von Amtswegen eröffnet und weiter geführt wird. Dieses Inquisitionsprincip, welches dem Strafprozeß aller gebildeten Nationen immer zu Grunde liegen muß, kommt aber mit Modifikationen vor. Auf der einen Seite tritt es auf in der Form des Anklageprozesses mit Mündlichkeit und Öffentlichkeit, wobei der Staatsanwalt wegen begangener Verbrechen Anklagen zu stellen und dieselben in öffentlicher Verhandlung mit dem Angeklagten und seinem Verteidiger vor dem erkennenden Gericht zu beweisen und durchzuführen hat. Hierauf beruht der englische und französische, sowie der in Deutschland jetzt neu eingeführte oder noch einzuführende Strafprozeß, worüber in den Art. Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Assisen, Geschworene schon zur Genüge gehandelt worden ist. Auf der andern Seite zeigt sich das Inquisitionsprincip auch in rein inquisitorischer Form und zwar mit heimlichem und schriftlichem Verfahren. Hierher gehört der bisherige deutsche K. In diesem kann zwar auch ein Ankläger auftreten und Anträge stellen, allein es ist dies kein notwendiger Bestandtheil des Verfahrens, und die Thätigkeit des Inquirenten wird dadurch nicht wesentlich verändert.

Die Quellen des gemeinen deutschen Strafprozesses sind: deutsche Reichsgesetze, namentlich P. O. D. von 1532, Gewohnheitsrecht und subsidiär das römische und kanonische Recht. Sie haben in allen deutschen Ländern Geltung, soweit dies nicht durch Partikulargesetzgebung geändert ist, wie in Oesterreich, Preußen, Bayern.

Bei der Strafgerichtsbarkeit oder dem Recht, Verbrechen zu untersuchen, Strafen zu erkennen und zu vollstrecken, wurde von jeher zwischen schwereren und leichteren Fällen unterschieden; der Obergerichtsbarkeit (Jurisdictio alta u. superior, Blutbann) fielen die schweren Verbrechen, auf welchen eine peinliche, auf Leib und Leben gebende Strafe stand, zu, der unteren (Jurisdictio bassa) die nicht peinlichen. Heutzutage, nachdem der Unterschied zwischen peinlichen und nicht peinlichen Strafen und Verbrechen abgekommen ist, wird die Gerichtsbarkeit über leichtere Verbrechen in anderer Weise, namentlich von anderen Behörden, als über die schwereren ausgeübt; bei letzteren geht die Untersuchung und die Entscheidung von verschiedenen Behörden aus; bei jenen von der nämlichen, die entweder ein Untersuchungsgericht oder auch eine Polizei- oder andere Verwaltungsbehörde ist. Diesem nach stehen die eigentlichen Kriminalverbrechen den Civil-, Polizei-, Forst- und anderen Verbrechen gegenüber. — Diese Strafgerichtsbarkeit, welche immer vom Staat ausgeht, nie eine mandirte ist, steht regelmäßig demjenigen zu, welchem sie vom Staat als ein Amt übertragen ist, seltener als Patrimoniale oder

eigene Gerichtsbarkeit, welche sich als ein Recht der mittelalterlichen Zustände erhalten hat, jetzt aber immer mehr eingeschränkt wird.

Mit der erwähnten Obergerichtsbarkeit ist nicht zu verwechseln „die höchste Strafgerichtsbarkeit“ (*Jurisdictio criminalis sublimis*). Diese ist der Inbegriff der aus der Kriminalgerichtsbarkeit fließenden Rechte, welche der Staatsgewalt vorbehalten sind, wozu gehören: die Oberaufsicht über die Strafgerichtspflege; das Recht, Beschwerden wegen Verzögerung abzuwehren; das Recht der Begnadigung und das Recht, von den Strafurtheilen vor ihrer Vollziehung Kenntniß zu nehmen. Dieser steht die *Jurisdictio subalterna*, als diejenige, welche von den Gerichten gehandhabt wird, entgegen.

Zur gehörigen Besetzung eines Kriminalgerichts wird erfordert: ein Richter, ein Gerichtsschreiber, zwei Beisitzer oder Schöffen, welche bei einem Untersuchungsgerichte bloße Urkundspersonen ohne Rechtskenntniß sind; nicht so bei Kollegien, welchen die Urtheilsfällung obliegt, wo sie stimmführende Mitglieder sind, und wo eine größere Anzahl derselben erfordert wird. Die gehörige Besetzung der Gerichtsbank ist namentlich bei Handlungen, wie bei der Einnahme des Augenscheins, bei der Vernehmung des Angeeschuldigten, der Abhörung der Zeugen u. s. w. zur Gültigkeit der Handlung nöthig.

Wenn nun ein Gericht bei einem einzelnen Kriminalfall selbstständig einschreiten will, so ist es nicht genug, daß es überhaupt Strafgerichtsbarkeit habe, sondern es muß auch für diesen bestimmten Fall das zuständige Gericht seyn, der bestimmte einzelne Verbrecher muß rechtlich verbunden seyn, wegen der in Frage stehenden Anschulldigung bei diesem Gerichte Recht zu nehmen. Grenzüberschreitungen des handelnden Gerichts begründen hier, weil es in Kriminalfällen keinen prorogirten Gerichtsstand gibt, unheilbare Nichtigkeit des Verfahrens. (Vergl. Kompetenz des Gerichts). Die wichtigsten Gerichtsstände sind von den regelmäßigen gemeinen: der des verübten Verbrechens, durch welchen die spezielle Zuständigkeit eines Kriminalgerichts erster Instanz wegen Verübung eines Verbrechens in dessen Bezirke begründet ist; der des Wohnorts, durch gesetzlich anerkannten Gerichtsgebrauch angeführt; der des Ergreifens, welcher des Thäters Gegenwart und die Qualität eines die Verhaftung veranlassenden Verbrechens voraussetzt, welches beides bei den zwei vorhergehenden nicht erfordert wird. Zu den bald der Person, bald der Sache wegen befreiten gehört der Gerichtsstand für geistliche und Militärverbrechen, sowie der aller ehemaligen deutschen Reichsstände. Als außerordentliche gelten die Kommissionen und die Obergerichte, welche die Rolle des Gerichts unterster Instanz spielen, wegen Refusation desselben oder Justizverweigerung.

Die Mittel, welche einem kompetenten Strafrichter zur Unterwerfung unter sein richterliches Amt in Bezug auf eine gewisse Person zustehen,

können wegen des öffentlichen Zwecks des Strafprozesses, wobei es das Interesse Aller gilt, nicht immer ohne Beschränkung der natürlichen Freiheit der Personen, welche in diesen Prozeß verwickelt sind, angewendet werden. Es gehören dahin: die einfache, oft nur mündliche Vorladung einer bestimmten Person, im Gerichte zu erscheinen, um sich daselbst verhören zu lassen; bleibt diese fruchtlos, so folgt entweder Citation unter Androhung einer Geldstrafe oder sogenannte Realcitation d. h. Abholung des Widerspenstigen und dessen persönliche Vorführung vor Gericht als eines Arrestanten (diese Zwangsmittel sind sowohl gegen Zeugen als Angeschuldigte statthaft); ferner Realkautions oder Kautions durch Bürgen, wenn zu befürchten ist, der Angeschuldigte werde sich dem Gericht entziehen; endlich Verhaftung, wenn die bevorstehende Strafe ein größeres Uebel droht, als die Beraubung der Freiheit während der Untersuchung. Außerdem sind vorübergehende Gründe der Verhaftung: zu befürchtende Kollusion mehrerer Mitschuldigen oder zwischen Zeugen und Angeschuldigten, oder drohende Eigenmächtigkeiten zu Gefährdung der Wahrheit. Die Nothwehr besteht darin, daß das Gericht einen Vorgesetzten, welcher sich durch die Flucht der Realladung zu entziehen sucht, durch die Diener des Gerichts innerhalb der Landesgrenze verfolgen läßt, um ihn arretirt zu überliefern. Requisitionsschreiben um Auslieferung werden erlassen, wenn der Aufenthaltsort des zu Verhaftenden bekannt ist; ist dies nicht der Fall, so fordert das Gericht durch Steckbriefe in- und ausländische Gerichte auf zur Gefangennehmung und Auslieferung des zu Verhaftenden. Auch kann die Beschlagnahme der Güter des Flüchtigen erfolgen, um ihm die auswärtige Subsistenz zu erschweren und dadurch seine Rückkehr zu bewirken. Endlich steht dem Richter noch zu die Ertheilung eines sicheren Geleits d. i. das Versprechen der höchsten Kriminalbehörde, welches den der Strafgerichtspflege Entzogenen bis zu einer gewissen Zeit gegen Verhaftung wegen der bisher bekannten Verhaftungsgründe schützt, wenn er sich bereit erklärt, sich zu stellen und dem weiteren Verfahren zu unterwerfen.

Die Amtsthätigkeit der Kriminalgerichte ist zufolge der für alles Kriminalverfahren in Deutschland geltenden Inquisitionsmaxime, vermöge welcher jedes solche Gericht von Amtswegen alle rechtlich erlaubten Mittel mit rastloser Thätigkeit benutzen soll, um eine der Wahrheit und Gerechtigkeit entsprechende Beendigung der einzelnen Kriminalverhandlung herbeizuführen, aber auch eben deshalb die sich etwa selbst verleugnende Unschuld des Staatsbürgers in das Licht zu setzen, verpflichtet ist, eine so ausgedehnte, daß sie nothwendig einer genügenden Kontrolle bedarf. Da ferner auch für eine spätere Beurtheilung des Falles ein Beweis dessen, was und mit welchem Erfolge etwas vor Gericht geschehen ist, unentbehrlich ist: so soll alles Kriminalverfahren aktennäßig seyn, d. h. gehörig geführte und vollständig

gesammelte, schriftliche Aufträge müssen getreu Alles enthalten, was an Thatfachen von Einfluß auf die Beurtheilung des einzelnen Falls und des dabei beobachteten Verfahrens seyn kann (Kriminalakten). Doch haben die Gerichte auch stets darauf zu sehen, daß nicht ohne genügenden Grund wider eine bestimmte Person ein Strafprozeß eröffnet werde, weil damit unvermeidliche Belästigungen und Nachtheile verbunden sind.

Die Gegenstände der gerichtlichen Thätigkeit und die Mittel derselben zur Herstellung der aktenmäßigen Evidenz werden beim Verlauf des Strafverfahrens in der Instruktionshandlung mit einverwoben; aber vom Beweise (Kriminalbeweis), muß, ehe wir zum Gang des Strafverfahrens übergehen, gehandelt werden, da für diesen nicht, wie im Civilprozeß, ein besonderes Verfahren Statt findet; die Entdeckungen, die der Richter bei Einnahme des Augenscheins, bei der Vernehmung des Angeeschuldigten, beim Verhör der Zeugen u. s. w. macht, vertreten dessen Stelle. Die Beweismittel sind hier fast dieselben wie im Civilprozeß, aber zum Theil mit anderen Wirkungen.

Die Wahrheit, auf welche es im Strafprozeß ankommt, ist eine ganz andere, als die, welche durch den Beweis im Civilprozeß hergestellt werden soll. Die Gewißheit, auf welche es im letzteren allein ankommen kann, ist nur eine formale, die nur auf dem beruht, was von den Parteien selbst zu rechter Zeit vorgebracht und bewiesen worden ist. Im K. kann es dagegen nur auf materielle Wahrheit ankommen, weil es sich hier nicht von Rechten handelt, über die von dem Einzelnen verfügt werden kann, sondern von gerechter Anwendung der Strafe, die nicht dadurch gerecht wird, daß sie der Einzelne über sich ergehen lassen will. Hier ist weder von einem Verzicht des Angeeschuldigten auf die Mittel seiner Vertheidigung, noch von bestimmten Fristen die Rede, nach deren Ablauf der Gebrauch derselben verfallen wäre.

Die Gründe, aus denen man nach den Gesetzen der Logik und Erfahrung annehmen muß, daß Jemand ein bestimmtes Verbrechen verübt habe, sind: 1) die eigene Erklärung des Angeeschuldigten, das Verbrechen begangen zu haben; — 2) die Uebereinstimmung mehrerer Personen darüber, daß sie die Verübung des Verbrechens von Seiten des Angeeschuldigten wahrgenommen haben, wenn nicht in beiden Fällen besondere Gründe für die Annahme des Gegentheils vorliegen; — 3) das bei der Person des Angeeschuldigten vorkommende Zusammentreffen solcher Thatfachen, die sich entweder als Ursache oder als Wirkung des Verbrechens erklären lassen, oder mit demselben im Verhältniß der Koexistenz zu stehen scheinen. Diese Thatfachen sind die Anzeigen oder Indicien und zwar vorausgehende (als Ursache), wie: besonderes Interesse, die That zu begehen, Bedrohung mit dem Verbrechen, Vorbereitungs-handlungen, Besitz solcher Eigenschaften, die zur Verübung nöthig waren und von Anderen gewöhnlich nicht besessen werden; gleichzeitige

(als Folge), wie: Abwesenheit vom gewöhnlichen Aufenthaltsorte ohne glaubhafte unschuldige Veranlassung, Gegenwart am Ort des Verbrechens, Auffindung von Spuren der Gegenwart, Spuren, die auf die Verübung hinweisen, wie Blutflecken, Wunden, zerrissene Kleider etc.; nachfolgende, wie: wenn Jemand die Spuren des Verbrechens zu verbergen, den Verdacht auf einen Unschuldigen zu lenken, die Nachforschungen des Gerichts zu vereiteln, oder erwiesene Thatfachen zu leugnen sucht. Von allen diesen Anzeigen kann zwar keines für sich allein einen hinlänglichen Beweisgrund abgeben, aber es können mehrere derselben in der Art bei der nämlichen Person zusammentreffen, daß dieses Zusammentreffen nur aus deren Schuld erklärt werden kann.

Das erwiesene Daseyn eines dieser drei Beweisgründe stellt den Kriminalbeweis her; allein nach gemeinem deutschen Recht werden nur die unter 1 und 2 angegebenen Beweisgründe für genügend angesehen, einen Kriminalbeweis zu bilden; wegen bloßen Zusammentreffens von Anzeigen soll nur die Folter gegen Jemand angewendet, nicht aber endliche peinliche Strafe erkannt werden dürfen. (P. G. D. A. 22). Da nun aber bei der Unzulässigkeit des Indicienbeweises nach dem Wegfallen der Folter eine Lücke im Beweisystem entstehen mußte, so suchte die Praxis diese durch die sogen. außerordentlichen Strafen, welche wegen dringenden Verdachts verhängt wurden, auszufüllen. Wegen der Ungerechtigkeit und Verwerflichkeit dieses Mittels stand man bald wieder davon ab und ließ entweder viele Verbrechen ganz ungestraft oder führte, wie dies in neuerer Zeit vielfach geschehen ist, Gesetze ein, die dem Richter gestatten, auf den Grund zusammentreffender Anzeigen Jemand für überführt zu achten und zu bestrafen; jedoch wird hier die Todesstrafe ausgeschlossen.

Die Beweismittel sind Thatfachen, durch die das Daseyn der Beweisgründe dargethan wird. Dahin gehören: Das gerichtliche Geständniß des Angeeschuldigten, woraus der Richter, wenn er keinen besondern Grund hat, seine Wahrhaftigkeit zu bezweifeln, folgert, daß der Angeeschuldigte sich selbst schuldig wisse und also schuldig seyn müsse. Die gerichtlichen Zeugenaussagen; aus der Vergleichen mehrerer solcher folgert der Richter, daß zwischen ihnen eine Uebereinstimmung vorhanden sey, die sich nur aus der Wahrhaftigkeit des Bezeugten erklären lasse. Ferner: Urkunden, Sachverständige und gerichtlicher Augenschein. Die Benützung dieser aller kann nur bei vollständig besetzter Gerichtsbank vorgenommen werden.

Der Gang des Strafprozesses läßt sich in folgende Haupttheile zerlegen:

I. Untersuchung oder Instruktion nebst der Vertheidigung des Angeklagten. Die Untersuchung ist der Inbegriff der gerichtlichen Handlungen, durch welche die faktischen Voraussetzungen ausgemittelt werden sollen, von deren Daseyn die Anwendung eines Strafgesetzes abhängt. Jeder Untersuchung liegt der

The first of the two main sections of the book is devoted to a discussion of the various ways in which the concept of 'the good' has been understood in Western philosophy. It begins with a brief survey of the views of the ancient Greeks, and then moves on to consider the contributions of the medieval and modern philosophers. The second main section of the book is devoted to a discussion of the various ways in which the concept of 'the good' has been understood in Eastern philosophy. It begins with a brief survey of the views of the ancient Indians, and then moves on to consider the contributions of the medieval and modern philosophers. The book concludes with a brief discussion of the various ways in which the concept of 'the good' has been understood in contemporary philosophy.

The second of the two main sections of the book is devoted to a discussion of the various ways in which the concept of 'the good' has been understood in Eastern philosophy. It begins with a brief survey of the views of the ancient Indians, and then moves on to consider the contributions of the medieval and modern philosophers. The book concludes with a brief discussion of the various ways in which the concept of 'the good' has been understood in contemporary philosophy.

stande haben, und darauf abzielen, das Geständniß der Schuld zu bewirken oder die Gründe der Unschuld zu entdecken und Beweismittel für Alles zu erlangen. Gegen Angeschuldigte, welche überhaupt gar nicht oder nicht bestimmt u. passend antworten wollen, kann mit Zwangsmitteln verfahren werden. Dahin gehört Erschwerung des Gefängnisses durch härteres Schließen und Schmälerung der Kost, nach Befinden auch in körperlicher Züchtigung. Die Folter oder Tortur als Erpressungsmittel eines Geständnisses der Schuld ist schon lange in den deutschen Gerichten abgeschafft worden. Bei Verbrechen, welche mit Todesstrafe oder langwierigem Zuchthaus bedroht sind, muß nach der gewöhnlichen summarischen Inquisition der Angeschuldigte über vorher aufgesetzte Fragen oder Artikel vernommen werden, um ein wiederholtes Bekenntniß oder eine Bestätigung der vorher gethanen Aussagen zu erhalten. Diese artikulierte Specialinquisition hat die Folge, daß der Angeschuldigte, der bisher Inculpat genannt wurde, jetzt mit dem Namen Inquisit belegt und mit „Du“ angeredet wird. Gewöhnlich ist dies die Schlußverhandlung der Untersuchung.

Der Zweck der Abhörnung der Zeugen ist nicht immer gerade Beweis, zu welchem die Aussage glaubwürdiger Personen erforderlich ist. Es müssen vielmehr auch unglaubliche Personen abgehört werden, die den Weg zur Auffindung des Beweises zeigen, denn es kann Jeder als Zeuge vom Richter aufgefordert werden, von dem sich auch nur entfernt erwarten läßt, daß er über das Daseyn und die Beschaffenheit einer zu dem fraglichen Verbrechen gehörenden Thatsache Auskunft geben könne. Das Zeugenverhör geschieht zu jeder Zeit, wo es nöthig ist, und kann bei derselben Person wiederholt werden. Die Zeugen werden entweder vor der Abhörnung bezeugt oder nachher, wo aber der Eidesablegung die Ermahnung vorhergeht, ihre Aussage so zu thun, wie sie dieselbe nöthigenfalls eidlich bestärken könnten; auch werden die Zeugen bei ihrer Entlassung zu Verschweigung dessen, worüber sie befragt worden sind, ermahnt.

Eine andere wichtige Art der Vernehmung ist die Konfrontation, wo zwei Personen, welche bei ihrer Abhörnung im Prozesse über einen und denselben Gegenstand einander widersprechende Aussagen gethan haben, sich unter die Augen gestellt werden, um sich über die Verschiedenheit jener zu erklären. Es werden sowohl Angeschuldigte und Zeugen, als Zeugen und Zeugen oder Angeschuldigte und Angeschuldigte einander gegenübergestellt.

Sind nun die Erörterungen des Richters so weit gediehen, daß sich von einer Fortsetzung derselben kein Nutzen weiter erwarten läßt, so wird dem Angeschuldigten die Verttheidigung gestattet, welche bei schweren Verbrechen sogar ein wesentlicher Bestandtheil des Verfahrens ist; selbst wider den Willen des Inquisiten wird ihm ein Advokat bestellt. In der Verttheidigungsschrift werden die Entschuldigungsmomente zusammengestellt und entwickelt. Dem Advokaten wird Einsicht in die Akten und nach Befinden

Unterredung mit dem Angeschuldigten gestattet; jedoch ist sein Zweck durchaus nicht, Ränke gegen das Gesetz zu machen. Eine peremptorische Frist ist für Einreichung dieser Schrift nicht vorgeschrieben, der Advokat aber zur Beschleunigung zu veranlassen.

II. Nun erfolgt, wenn kein Punkt von Einfluß unerörtet geblieben ist, ein endliches Strafurtheil. Sein Inhalt muß den Gesetzen wie den Akten genau angemessen und mit möglichster Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgedrückt seyn; es muß alle bei der vorliegenden Untersuchung in Frage kommenden Gegenstände umfassen und die von Gesetzen oder dem Gerichtsgebrauche angemessene schriftliche Form erhalten. Die Entscheidungsgründe sind kein wesentlicher Theil der Erkenntnisse selbst. Aus den Akten muß eine kriminalrechtliche Gewißheit hervorgehen: bei Verurtheilungen zu einer Kriminalstrafe über den vollständigen Thatbestand des Verbrechens, bei völliger Freisprechung hingegen von der Unschuld oder auch nur Unstatthaftigkeit einer Bestrafung des Angeschuldigten. Ist dies nicht der Fall, so folgt ein entbindendes Erkenntniß. Bei Entbindung von der Instanz sind polizeiliche Sicherheitsmaßregeln nicht ausgeschlossen; wohl aber bei der Entbindung von der Sache. Die Entscheidung in geringfügigen Sachen gibt der untersuchende Richter selbst; in wichtigeren Fällen holt er das Strafurtheil von einem Spruchkollegium (Fakultät, Schöppenstuhl, Kollegialisches Kriminalgericht) ein. Die Aktenversendung geschieht hier ohne Inrolationstermin. Von dem Obergerichtsrecht, wonach die Urtheile dem Landesherren zur Bestätigung vorgelegt werden müssen, war schon oben die Rede. Eine Rechtskraft, wie die Civilurtheile, erlangen die Strafurtheile nicht.

III. Von den Rechtsmitteln gegen Strafurtheile ist ein eigenthümliches, nach Analogie der Revision oder Läuterung gebildetes „die wiederholte Verttheidigung“ oder „weitere Schusschrift“, welche sich auf eine Nichtigkeit oder Ungerechtigkeit der angefochtenen Verfügung stützt, in der Form einer Verttheidigungsschrift ausgeführt wird und hierdurch ein neues Erkenntniß veranlaßt. Förmlichkeiten oder Katalien kommen dabei nicht vor, sondern eine bloße Erklärung, dieses Rechtsmittel gebrauchen zu wollen. Die Nichtigkeitsschwerde ist in Hinsicht der Prüfung des bisherigen Verfahrens ein devolutives Rechtsmittel, soll aber so wenig die erforderliche neue Entscheidung des einzelnen Falles, als dessen bessere Instruktion an das Obergericht selbst ziehen, sondern dieses lediglich zu einer Kassation des Fehlerhaften und zu Erlassung eines Instruktoriums berechtigen. Ueber Kriminalappellationen s. d. Art. Appellation. Jederzeit steht übrigens dem Inculpaten die Bitte um Begnadigung bei dem Souverän offen, sofern sie nicht ein für allemal abgeschlagen ist.

IV. Die Vollziehung der Urtheile hat regelmäßig derjenige Richter zu besorgen, vor

welchem die Untersuchung geführt worden ist. Wie bald der Richter mit der Vollstreckung zu erkannter Strafen verfahren könne, darüber kann es keine positiven Bestimmungen geben, aber jedes eingelegte Rechtsmittel, jeder Widerspruch des Geständnisses, jedes Begnadigungsgesuch verhindern die Exekution; auch wegen Krankheit, Schwangerschaft, Entdeckung neuer Thatfachen kann sie aufgeschoben werden. Bloß die Vollstreckung der Todesstrafen geschieht unter besonderen Feierlichkeiten. Es wird nämlich dem Verurtheilten der Tag der Vollstreckung einige Zeit vorher bekannt gemacht, damit er diese Zeit zur Vorbereitung auf den Tod und zur Besorgung seiner bürgerlichen Geschäfte benutzen könne. Der Vollstreckung selbst geht gewöhnlich die Haltung einer Gerichts-sitzung vorher, welche das hochnothpeinliche Halsgericht genannt wird. In dieser Gerichts-sitzung, die gewöhnlich unter freiem Himmel vor dem Gerichtshause geschieht, wird in uraltersbühmlicher Form ein kurzer Anklageprozeß ausgeführt. Eine Person (gewöhnlich der Scharfrichter) vertritt die Stelle des Klägers und trägt die Anschuldigung vor; der Richter befragt darauf den Verurtheilten, ob er der That nochmals geständig sey, läßt dann das gesprochene Urtheil verlesen und, nachdem er den Erab über dem Verbrecher gebrochen, dasselbe vollziehen.

Kriminalprozeßkosten, s. Kosten.

Kriminalprozeßordnung, s. Kriminalrecht.

Kriminalpunkt, im Gegensatz von Civilpunkt derjenige Theil eines kriminalistischen und civilistischen Behandlung unterliegenden Gegenstandes, welcher nach Gründen des Civilrechts behandelt und, wenn er für den Civilpunkt präjudiciell ist, zuerst eruiert werden muß. Vgl. Civilanspruch.

Kriminalrecht (Peinliches Recht, Strafrecht). Unter Kriminal- od. peinlichem Recht verstand man früher bloß die Anwendung des Strafrechts auf solche Rechtsverletzungen, die nur mit schweren Strafen belegt und in einem umständlichen gerichtlichen Verfahren behandelt wurden, während man diejenigen, die nur mit geringerer Strafe bedroht und minder umständlich verhandelt wurden, als eine dem Sicherheitspolizeirechte angehörige Lehre betrachtete. Allein der erst seit dem Anfange unseres Jahrhunderts in Gebrauch gekommene Ausdruck: „Strafrecht“ ist für die wissenschaftliche Behandlung geeigneter und jenem vorzuziehen, da er nicht auf einen so geringen Umfang beschränkt ist, die Strafrechtswissenschaft aber überhaupt alles das, was durch Strafgesetze begründet wird, vollständig darzustellen hat.

Das Strafrecht hat, wie alles Recht, eine sub- und objektive Bedeutung, und man versteht unter Strafrecht in objektivem Sinn: den Inbegriff der rechtlichen Vorschriften, nach denen Strafe, d. h. ein gegen den, welcher sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hat, zu verhängendes positives, vom Schadenersatz verschiedenes, Uebel eintreten soll; es be-

stimmt theils die Handlungen, welche strafbar seyn, theils die Strafen, welche dafür eintreten sollen. In subjektivem Sinn versteht man darunter die Strafhoheit oder die Befugniß und Verpflichtung des Staats, das Strafrecht in objektivem Sinn auszuüben, und dieses begreift theils das Recht der Strafgesetzgebung, theils das der Strafzufügung in sich.

Das Strafrecht ist ferner, wie jedes Recht, seinem obersten Erkenntnißgrunde nach ein positives und ein philosophisches oder natürliches; letzteres ist der Inbegriff derjenigen Grundsätze, welche jeder positiven Strafgesetzgebung zu Grunde liegen; denn das eigne und besondere Recht der einzelnen Völker und Staaten ist nichts Anderes, als die Erscheinungsform, die das philosophische Recht bei einem einzelnen Volke erhalten hat.

Das Recht des Staates, zu strafen, findet sich zwar in allen positiven Gesetzgebungen vor, und es ist einleuchtend, daß ohne dasselbe ein Staat nicht würde existiren können; allein diese positive Thatfache kann uns den Rechtsgrund der Strafe nicht erklären. Es ist deshalb eine sehr natürliche Frage, die man sich zunächst aufwerfen muß: in wiefern hat denn überhaupt der Staat ein Recht, Jemanden mit Strafe zu belegen? Es wird die Lösung derselben nicht allein im Interesse der bloßen Wissenschaft versucht, sondern sie ist auf die Theorie der Strafgesetzgebung, so wie auf die Praxis des Strafrechts selbst vom größten Einflusse. Man war daher vielfach bemüht, die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit der Strafe durch philosophische Deduktionen darzuthun. Dies ist der Zweck der sogenannten Strafrechtstheorien, von denen man drei verschiedene Arten die absoluten, relativen u. gemischten annimmt.

A. Absolute oder Gerechtigkeits-Theorie. Hiernach ist die Strafe eine an sich gerechte Folge des Verbrechens, ein unbedingtes Erforderniß der Gerechtigkeit, so daß diese zugleich als Grund u. Zweck der Strafe erscheint. Diese Ansicht ist von der neuern Philosophie, namentlich von Kant und Hegel aufgestellt. Nach Kant, in seinen metaphysischen Anfangsgründen, ist das Strafgesetz ein kategorischer Imperativ, der die Strafe unbedingt fordere u. zwar nach dem Princip der Wiedervergeltung in der Weise, daß Jeder das unverschuldete Uebel, welches er einem Andern anthue, sich selbst anthun müsse; dadurch werde die rechtswidrige Handlung wieder vernichtet. Nach Hegel, in den Grundl. der Philosophie des Rechts, soll das Unrecht in sich selbst nichtig seyn und sich als solches manifestiren, d. h. sich als selbst verlegbar hinstellen. Der Verbrecher habe mit dem Verbrechen ein Gesetz aufgestellt und für sich anerkannt, welches er nun gegen sich gelten lassen müsse; durch die Anwendung der Verlesung auf ihn werde nun das Recht wiederhergestellt. Auch Henke, in seinem Handbuch des Strafrechts, beruft sich für die Rechtfertigung der Strafe auf die Idee der Gerechtigkeit, kraft deren jeder Verbrecher sich in seinem rechtlichen Bewußtseyn gedrungen fühlen müsse, sich selbst als strafbar anzuerkennen.

In allen diesen Strafbegründungsversuchen wird der Maßstab der Strafe nach dem Princip der Wiedervergeltung bestimmt, daher sie auch Wiedervergeltungstheorien genannt werden; allein hierin liegt gerade ihr Mangel; denn die Wiedervergeltung ist entweder eine moralische, und dann ist die Größe der sittlichen Verschuldung für den weltlichen Richter ganz unmeßbar, oder sie ist eine rechtliche, dann ist sie entweder eine materiale (Talion), wonach dem Verbrecher ganz dasselbe Uebel zugefügt wird, welches er einem Andern zugefügt hat, u. als solche unausführbar, oder, wenn man auch eine sogenannte formale oder ideale Wiedervergeltung, nach der der Verbrecher ein der Größe nach (nicht wie bei der vorigen ein der Art nach) gleiches Uebel erleiden soll, annehmen will, so muß man doch immer bedenken, daß Böses mit Bösem vergelten nicht von der Vernunft vorgeschrieben seyn, nicht in der Rechtsidee beruhen kann.

B. Relative oder Nuzens-Theorien. Diese betrachten bestimmte Zwecke als wesentlich. Sie nehmen einen doppelten Zweck der Strafe an; als entfernteren (und hierin stimmen sie alle mit der absoluten Theorie überein) die Erhaltung der Rechtsordnung, dieser soll aber erst durch den näheren erreicht werden. Dieser nähere ist aber nicht bei allen Vertretern dieser Theorie derselbe, jedoch setzen ihn im Allgemeinen alle in die Verhütung der Verbrechen. Man unterscheidet hierbei

I. Generalpräventionstheorie, wonach die Strafe auf den Willen sämmtlicher Staatsbürger einwirken und denselben bestimmen soll, keine Verbrechen zu begehen. Hierher gehört zunächst

1) die Abschreckungstheorie, welche dem ganzen deutschen Strafrecht bis auf die neuere Zeit zu Grunde gelegen hat, wobei durch die öffentliche Vollziehung der grausamsten (sehr häufig Todes-) Strafen dem Volke das Verbrechen in seiner ganzen Größe dargestellt und dem Einzelnen für etwaige Gefahren der Versuchung auf Zeit seines Lebens ein abschreckendes Bild in die Seele gepflanzt werden sollte.

2) Eine dieser sehr verwandte, nur ausgebildete Theorie ist die des psychologischen Zwanges von Feuerbach (Lehrb. d. peinl. Rechts). Hiernach soll auf den sinnlichen Antrieb, auf die Lust an der Handlung, durch entgegengesetzten sinnlichen Antrieb, die Unlust als Folge der begangenen That aufhebend gewirkt werden; der Wille der Bürger aber wird durch psychologischen Zwang zur Unterlassung von Rechtsverletzungen bestimmt, wenn jeder weiß, daß auf seine That ein Uebel folgen werde, welches größer ist als die Unlust, die aus dem nicht befriedigten Antriebe zur That entspringt. Aehnlich ist

3) die Warnungstheorie von Bauer, wonach der Mensch durch die Strafandrohung gewarnt, u. ihm so die Beherrschung seiner sinnlichen Triebe erleichtert werden soll.

4) Nothwehrtheorie von Martin (Lehrb. des Kriminalrechts) und mit ihr sehr verwandt.

5) Die Erstattungs- oder Vergütungstheorie (Welder, Feste Gründe von Recht, Staat und Strafe). Hiernach wird durch das Verbrechen das Ansehen des Gesetzes verletzt u. die Macht des bösen Beispiels erregt; dieser intellektuelle Schaden muß wieder vergütet werden durch die Zufügung der Strafe, indem hierdurch die Achtung vor dem Gesetz bei den Staatsbürgern wiederhergestellt wird.

6) Abhängigkeitstheorie von Fichte (Grundl. des Naturrechts) und

7) Koncessionstheorie oder Vertragstheorie. Fichte nahm an, daß sich der Verbrecher durch seine unvernünftige Handlung des Staatsschutzes verlustig gemacht habe und daher eigentlich aus der menschlichen Gesellschaft auszustossen sey; er könne daher sehr zufrieden seyn, wenn man ihn mit einer geringern Strafe seine verwirkte Ausschließung vom Staatsschutz abhüsen lasse. Die Vertragstheorie besteht darin, daß Jeder bei seinem Eintritt in den Staat diesem die Koncession, ihn zu strafen, stillschweigend gegeben habe.

II. Specialpräventionstheorie. Hiernach soll der Bestrafte durch die Strafe abgehalten werden, abermalige Verbrechen zu begehen. Der hauptsächlichste Vertreter derselben ist Grolmann, in den Grundsätzen der Kriminalrechtswissenschaft; hiernach wird von einem begangenen Verbrechen geschlossen, daß der Verbrecher, weil man bei ihm nicht auf genügende Motive gegen das Unrecht rechnen könne, seine Mitbürger auch mit künftigen ähnlichen bedrohen werde. Gegen diese Gefahr für den rechtlichen Zustand sey ein Präventionszwang begründet. Der Zweck desselben, den Zustand der Gefährlosigkeit vor dem Verbrechen wiederherzustellen, soll durch Abschreckung und nöthigen Falls durch absolute Sicherheitsmittel hergestellt werden. Man hat auch die Besserungstheorie, wonach die rechtswidrigen Motive des Verbrechers durch die Strafe unterdrückt werden sollen, hierher gezogen; allein die moralische Besserung kann immer nur die zweckmäßige Ausübung der schon zuerkannten Strafe, nicht aber die Begründung dieser selbst betreffen.

Daß übrigens durch die applicirte Strafe jene Verhütung der Verbrechen nicht erreicht werde, dafür spricht sowohl die tägliche Erfahrung, als der psychologische Grund, daß Derjenige, welcher ein Verbrechen begeht, sich mit der Hoffnung schmickelt, dasselbe unentdeckt zu begehen. Die Prävention gegen künftige Verbrechen aber ist gar keine Strafe.

C. Gemischte Strafrechtstheorien. Vertreter derselben sind Hefter und Mittermaier. Sie wollen die Strafe nur unter der doppelten Voraussetzung anwenden, theils daß sie von der Gerechtigkeit, theils daß sie vom Staatsinteresse gefordert werde. Es ist aber logisch unmöglich, das absolute Princip mit dem relativen in der Weise zu verbinden, daß das eine neben dem andern selbstständige Geltung behalte.

Die Frage, ob es ein natürliches Strafrecht gebe, d. h. ein Strafrecht des Menschen außer dem Staate, ist allerdings zu bejahen, jedoch

folgt daraus nicht die Verwerflichkeit des Grundsatzes „Nulla poena sine lege“; denn im Staat (d. h. im positiven Strafrecht) begründet lediglich die Androhung des Uebels durch das Gesetz den Begriff und die Möglichkeit einer Strafe.

Verfolgen wir jetzt nach diesen verschiedenen Strafbegründungsversuchen den geschichtlichen Entwicklungsgang unsers deutschen Strafrechts, so finden wir dasselbe zuerst, wie bei allen Völkern in ihrer Kindheit, auf einem Standpunkt, wonach die Bestrafung verbrecherischer Handlungen gegen Einzelne nicht Sache des Staats ist, und also nicht das objektive Recht oder das Gesetz durch die rechtswidrige Handlung verletzt wird, sondern Sache des Einzelnen, indem bloß dessen subjektives Recht angegriffen und die Herstellung dieser Verletzung als Privatsache zwischen dem Verlegenden und dem Verletzten und seiner Familie angesehen wird. Nur die Verletzung der Pflichten, welche dem Handelnden gegen das Gemeinwesen oblagen, wurden als Verbrechen gestraft, wie Verrätherei, Ueberlaufen u. Feigheit im Kriege mit der Todesstrafe. So stand es zur Zeit des Zusammenstoßens der Germanen mit den Römern, so finden wir die Sache im Wesentlichen noch Jahrhunderte durch, wie zur Zeit der *Leges barbarorum*. Der Einzelne kann, wenn er verletzt wird, entweder Rache erheben, oder Klage bei dem Volksgericht führen, vor dem der Verlesende in eine bestimmte Buße (*compositio*) verurtheilt wurde, durch deren Erlegung die Beleidigung geföhnt und die Rache abgekauft war. — Zwar wurden solche Handlungen immer noch nicht als Verbrechen angesehen, indem das Gesetz nicht selbst dadurch verletzt war; allein es zeigt sich doch schon eine dunkle Ahnung, daß außer dem Einzelnen dadurch etwas Höheres, die Rechtsordnung im Staat selbst verletzt werde; daher finden wir neben der *Compositio*, aber dieser untergeordnet, eine Buße (*fredus*) an den König oder das Volk, weil dem gemeinen Frieden zuwidergehandelt worden sei, und hierin eine Anerkennung der Nothwendigkeit öffentlicher Gerechtigkeit. Ähnlich diesem Institut ist der Königsbann unter den fränkischen Königen, indem einzelne schwere Verletzungen „unter Königsbann“ verboten waren und daher dem König besonders gebüßt werden mußten.

Als man tiefer in das Wesen des Staats und des Rechts eindrang, mußte man dies, was bisher bloß ein dunkles Gefühl war, als rechtlich nothwendig erkennen, daß nämlich Handlungen, welche zunächst bloß den Einzelnen verletzen, eben so gut Verbrechen seien, als diejenigen, welche direkt gegen das Gemeinwesen begangen werden und deshalb mit öffentlicher Strafe belegt werden müssen. Es war natürlich, daß diese Ansicht, welche jetzt ins Leben trat, nicht mit einem Male jenes so langefestgehaltene System der *Compositio* verdrängen konnte; vielmehr finden wir in dem mittelalterlichen Strafrecht des Sachsen- und Schwabenspiegels, obgleich es die Strafbarkeit der Verbrechen, die gegen Einzelne gerichtet sind, im

Allgemeinen anerkennt, nebenbei dem System der *Compositio* mannichfachen Einfluß zugestanden: für leichtere Verletzungen kommen die alte *Compositio* und der *Fredus* nur unter veränderten Namen darin vor, ja selbst für wirkte Leibes- und Lebensstrafen war noch die Abbüßung durch Geld möglich gemacht. Auch wartete man selbst bei den schwersten Verbrechen erst auf Anklage des Verletzten und verfuhr nicht von Amts wegen.

Verletzungen gegen gute Sitte und Religion gehörten ursprünglich nicht in das Strafrechtsgebiet des Staats, sondern fielen der Bestrafung der Kirche anheim. Bald aber wurde von Seiten der weltlichen Macht erkannt, daß ihr ein selbstständiges Strafrecht gegen unsittliche Handlungen zustehe. Die gröberen Unzuchtssfälle wurden schon in den Kapitularien der fränkischen Könige (und später in der *Carolina*) mit den härtesten weltlichen Strafen bedroht; auch gegen leichtere wurde seit dem 16. Jahrhundert von der weltlichen Macht eingeschritten. Es verhängte die Polizei Strafen gegen Verletzungen der Zucht und Ordnung. Immer mehr wurden aber auch unreine Ansichten von Religion und dem höchsten Wesen von bedeutendem Einfluß auf die Gestaltung des Strafrechts: Fanatismus u. Aberglaube jener Zeit machten aus Kezerei und Gotteslästerung ein Verbrechen, das mit den härtesten Strafen verfolgt werden mußte. Ja, man glaubte in Bezug auf Nichtbestrafung der letzteren von Seiten des Staats, daß die zum Zorn gereizte Gottheit sich durch Landplagen rächen werde. Man glaubte an Hexerei und Zauberei und später sogar an einen persönlichen Umgang mit dem Teufel, der die Menschen zum Abfall von Gott bewege.

Hatte man nun einmal das Princip anerkannt, daß der Staat nicht bloß die direkt gegen ihn gerichteten, sondern alle Verbrechen zu bestrafen habe, so mußte er sich auch bald verbunden fühlen, dieselben möglichst zu verhüten. Hier lag es nun sehr nahe, die Strafe als Mittel der Abschreckung aufzufassen, daher jene grausamen Strafen vom Mittelalter an bis zur Entwicklung des neueren philosophischen Strafrechts. Todesstrafen und verstümmelnde waren die gewöhnlichen, sie gingen nach damaligem Sprachgebrauch „an Hals und Hand“, die gelinderen wenigstens „an Haut und Haar“. Je grausamer die Todesstrafe vollzogen wurde, desto mehr glaubte man den Zweck der Abschreckung zu erreichen. Bei verstümmelnden Strafen wollte man nach dem Princip der Vergeltung verfahren und bestrafte den Verbrecher an dem Gliede, mit dem er gefrevelt hatte.

Die Reception des römischen Rechts erstreckte ihren Einfluß hauptsächlich auf die Strafrechtspflege; denn in Bezug auf die Ansicht, welche Handlungen strafbar seien, und auf Art und Maß der Strafen stimmte es im Wesentlichen mit dem einheimischen überein u. wirkte hierauf nur in seltenen Fällen modificirend. Ein wichtiger Unterschied zwischen beiden

ist der, daß, während das römische Recht hinsichtlich der Bestimmung des Strafmaßes die nämliche Strafe eintreten ließ, mochte der beabsichtigte verbrecherische Erfolg wirklich hervor gebracht worden seyn oder nicht, das deutsche Rechtsseinssegen, objektiven Standpunkt behauptet hat, wonach die Größe der Strafe nicht bloß nach dem Erfolg bestimmt wird, der im Willen des Handelnden gelegen, sondern auch danach, ob dieser Erfolg wirklich hervor gebracht worden ist. Das kanonische Recht, welches hinsichtlich der zulässigen Arten der Strafe eine viel humanere Ansicht zu Grunde legte und die damals gebräuchlichen grausamen Strafen mißbilligte, konnte dem deutschen und römischen Recht gegenüber hierin keine Geltung gewinnen.

Dagegen mußte die alte volksthümliche Gerichtsverfassung, wonach Männer aus dem Volke das Urtheil fanden, allmählig aufhören, da für das immer mehr Eingang findende römische und kanonische Recht jene ungelehrten Männer nicht mehr ausreichten, sondern an deren Stelle Leute, die das fremde Recht studirt hatten, treten mußten. Zwar wurde jenes alte Verfahren in den Landgerichten vorläufig noch beibehalten, aber in den Hofgerichten, welche die höhern Instanzen für die Untergerichte der Landesherren bildeten, wurde nur nach römischem Recht gesprochen und namentlich der von den Glossatoren und italienischen Praktikern ausgebildete Kriminalprozeß, worin die Folter eine Hauptrolle spielte, angewendet. Bald aber wurde das kaum errichtete Reichskammergericht mit vielen und lauten Klagen über Mißbrauch der Kriminalgerichtsbarkeit überhäuft. Man erkannte es schon 1498 auf dem Reichstag zu Freiburg als nothwendig, eine Reformation u. feste Ordnung für das Kriminalverfahren zu bewerkstelligen. Ehe aber eine solche Ordnung, die für das ganze Reich Gültigkeit haben sollte, zu Stande kam, erschienen in einzelnen Ländern neue Strafgesetzgebungen, wie die Malesfizordnung für die Grafschaft Tyrol vom Jahr 1499; die Bambergische (v. J. 1507) und Brandenburgische (v. J. 1516) Halsgerichtsordnung; letztere wird die Schwester, die vorübergehende die Mutter der Peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. genannt, welches Reichskriminalgesetzbuch erst unter diesem Kaiser im J. 1532 zu Stande gebracht wurde (Constitutio Criminalis Carolina, auch bloß CCC.). Die CCC., welche die Bambergensis und Brandenburgensis, beide von Johann von Schwarzenberg verfaßt, zur Hauptgrundlage hat, ist ein als Kriminalrecht für seine Zeit höchst verdienstliches Werk; sie hat die eingerissenen Greuel der Kriminalrechtspflege größtentheils abgestellt, und wenn sie auch die Tortur zur Erhaltung eines Geständnisses beibehalten, so hat sie doch die Fälle ihrer Anwendung genau bestimmt u. beschränkt, so daß es nicht mehr, wie früher, den brutalen Dienern der Gerechtigkeit erlaubt blieb, die ganze Prozedur gleich mit der Folter anzufangen, um so bald als möglich ein Geständniß zu erpressen. Sie ist die erste, aber zugleich auch letzte Reichsgesetzgebung in dieser Art; sie

ist die einzige Quelle für gemeinrechtliche Strafgesetzgebung Deutschlands.

Gleichwohl blieb das deutsche Strafrecht nicht auf der Stufe stehen, die es damals erreicht hatte, sondern während die gemeinrechtliche Gesetzgebung sich unthätig verhielt, unternahmen es die Gerichte, um nicht mit den Ideen ihrer Zeit in Widerspruch zu treten, das Strafrecht zeitgemäß fortzubilden; es entstand ein Gerichtsgebrauch, der am Ende ein Strafrecht schuf, das zum größten Theil aus den geschilderten Gesetzen nicht mehr hergeleitet werden konnte. Man konnte diese Fortbildung auch anfangs den Händen der Juristen um so eher überlassen, als damals eine eigentliche wissenschaftliche Behandlung des Strafrechts begonnen hatte. Die Ansichten über Strafrecht konnten erst geläutert werden, nachdem man tiefer in das Wesen des Staatsrechts eingedrungen war. Als aber Hugo Grotius, Hobbes, E. Pufendorf angefangen hatten, dieses philosophisch zu entwickeln, wurde bald Anwendung von ihren Grundfätzen auf das Kriminalrecht gemacht. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatten die Hexenprozesse ihr Ende erreicht, nachdem Balthasar Becker und Thomasius den Unsinn derselben dargelegt hatten. Nicht so gelang dem letztern die Erreichung des Zwecks seiner Schrift „De tortura foris Christ. proscribenda“, indem man von der Anwendung der Folter erst zu Ende jenes Jahrhunderts durch Gerichtsgebrauch und Partikulargesetzgebung allgemein zurückkam. Hierher gehören noch die Kriminalisten von Böhmer, Engau, Meister der Ältere und Koch, bei welchen der Einfluß der weltlichen Philosophie mehr oder weniger sichtbar ist; fast alle legen noch ihren Systemen die Theorie der Abschreckung von Verbrechen durch den sinnlichen Eindruck der Strafen zu Grunde. — Besonders Interesse für Strafrechtswissenschaft zeigte sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Vorzüglich beschäftigte man sich mit der Frage über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, nachdem Beccaria, veranlaßt durch verschiedene auffallende Ungerechtigkeiten der französischen und italienischen Kriminalrechtspflege (besonders die Todesurtheile wider die unschuldigen Johann Calas [1762] und Paul Cirven [1764]), sein 1764 erschienenes Werk „von Verbrechen u. Strafen“ veröffentlicht hatte. Ebgleich er von der Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe nicht zu überzeugen vermochte, so bewirkte er doch einerseits direkt, daß man in den Gerichten mit der Anwendung der Todesstrafe bedächtiger und sparsamer zu Wege ging; auf der andern Seite aber indirekt die Anregung eines Eifers für Strafrechtswissenschaft, welchem wir die Werke von Kleinschrod, Klein, Stübel, Grolmann, Feuerbach, Meister dem Jüngern, Littmann u. A. verdanken.

Der Gerichtsgebrauch war jedoch immer gesunder und von den Gesetzen abweichender geworden, so daß man für die Bestimmung der Strafgrößen keine andere Norm hatte, als ein allgemeines Gefühl, nach welchem dieselben der Größe der Verschuldung angemessen zu seyn

schienen. Feuerbach gebührt das Verdienst, diesem Abweichen vom Gesetz Einhalt gethan und die Achtung vor demselben sowohl den Lehr- als den Richterstühlen wieder eingeschränkt zu haben. Die Regierungen sahen sich veranlaßt, einer so schwankenden und unsicher gewordenen Rechtspflege durch neue zeitgemäße Strafgesetzbücher abzuhelpen. Das erste kam in Preußen zu Stande und wurde mit dem allgemeinen Landrecht 1794 publicirt. Oesterreich folgte 1804, Bayern 1813, Oldenburg 1814. Württemberg, als diese ersten, noch sehr merklich unter dem Einfluß des Abschreckungsprinzips stehenden, sind die seit 1838 zuerst im Königreich Sachsen, dann in vielen andern Ländern erschienenen Strafgesetzbücher.

Kriminalrechtliche Gewißheit (Kriminalbeweis), s. Kriminalprozeß, S. 220.

Kriminalrechtstheorie, s. Kriminalrecht, S. 223.

Kriminalrechtswissenschaft (Strafrechtswissenschaft), s. Kriminalrecht.

Kriminalrekskript, **Kriminalrichter**, s. Kriminalprozeß.

Kriminalsache (Causa criminalis), s. Kriminalrecht.

Kriminalstatistik, wissenschaftliche Darstellung der Gestaltung der Kriminalrechtspflege in einem bestimmten Staate während eines gewissen Zeitraums. In Deutschland haben vorzüglich Zacharia und Mittermayer auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam gemacht. Vgl. Kappeler, Handbuch der Literatur des Kriminalrechts.

Kriminalstrafe, s. Strafe und Kriminalprozeß, S. 222.

Kriminalurteil, **Kriminalverfahren**, **Kriminalverfolgung**, **Kriminalverhör**, s. Kriminalprozeß.

Kriminalverjährung, s. Strafe, Strafmilderung, Verbrechen und Verjährung.

Kriminalzeuge, s. Zeuge, vgl. Kriminalprozeß, S. 222.

Kriminiren (v. Lat.), beschuldigen, anklagen, gewöhnlich mit dem Nebenbegriff von falscher Anklage. Den entgegengesetzten Begriff drückt Inkriminiren aus.

Krimische Krankheit (Med.), Art des Auszuges, mit Komplikationen von Skorbut, besonders in der Krim beobachtet.

Krimische Schaffelle od. **Krimmer**, s. v. a. Krimmerpelze.

Krimische Steppe, s. v. a. Nogajisch-tatarische Steppe.

Krimische Tataren, s. v. a. Taurische Tataren.

Kriniß (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) Allodialherrschaft, Kr. Pilsen; umfaßt 5584 J. 1509 □ Kl. Areal und 1780 Einw.; — 2) Dorf das., an der Mies; Schloß, Mühle; 480 Einw.

Krimla, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Neustadt; Patzger, Rittergut; 240 Einw.

Krimlow, österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaunitz, Herrsch. Zasmutz; 350 Einw.

Krimmen (Landw.), die Zähne des Stelungsbügels am Schwingfluge, in die der Ring mit dem Wageballen eingelegt wird, um leichter oder tiefer, breiter oder schmaler zu pflügen.

Krimmensen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Erbsburg-Hunnebrück; über 100 Einw.

Krimmerpelze (angew. Zool.), s. Ovis Aries laticaudata.

Krimmischau, königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Werdau; Steueramt, Postamt, 2 Kirchen, eine Frei- u. 2 andere Schulen, Rathshaus, Rittergut mit den öblerschen Fabrikgebäuden, 5 Streichgarnspinnereien mit 3800 Spindeln und 180 Arbeitern, Dampfmaschine, Fabrik von Mode-Wollzeugen, mehrere Färbereien und Walken, Fabrikation von Nadeln, Knöpfen, Leim etc., Brauerei, mehrere Handlungen, 3 Jahrmärkte und ein wöchentlicher Garnmarkt; gegen 4000 Einw. K. ist Stationsort der sächs.-bayer. Eisenbahn.

Krimml, österr. Dorf, Land ob der Ens, Salzkammergute; hier über 2000 Fuß tiefer Wasserfall der Ache, und in der Nähe die Krimmler Tauern, eine 3285 Fuß hohe Alpe.

Krimml, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 140 Einw.

Krimpe-Bohne (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Canavalia.

Krimpe, 1) (Bauk.), s. v. a. Dachkehle; — 2) die Eigenschaft des neuen Luchs, daß es in Wasser eingeht; daher Krimpfrei, Lucher, welche nach dem Färben an der Aufhänge nicht sehr ausgedehnt sind u. folglich auch im Wasser nur wenig eingehen. Daher

Krimpekraft der Wolle, die Eigenschaft derselben, sich beim Weben gut zu fügen, welches von ihrer Elasticität und von der Rundung, Milde und Festigkeit des Fadens abhängt.

Krimpen, niederländ. Dorf, Prov. Südholland, bei Rotterdam; 800 Einw.

Krimpenfort, oldenburg. Dorf, Kr. Wehda, Amt Steinfeld; 120 Einw.

Krimpmasß, die Verringerung am Maß, welche Getreide und Sämereien bei längerem Liegen durch Eintrocknen erleiden; vgl. Bodenriß.

Krina, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 340 Ew.

Krine (Geogr.), s. v. a. Londonderry 1).

Krines (Geogr.), 1) österr.-böhm. Allodialherrschaft, Kr. Bunzlau; umfaßt 12,528 J. 284 □ Kl. Areal und 6640 Einw.; — 2) Stadt das.; Schloß, Hospital, 4 Jahrmärkte; 1060 Ew.

Kringel, 1) (Bäcker.), s. v. a. Bregel; — 2) Ring od. Wulst von weichem Zeug, welchen man in einigen Gegenden unter die zu tragende Last auf den Kopf legt.

Kringelen, norweg. Paß, Stift Aggerhuus, Amt Christian, führt über den Dovrefjeld. Hier 1602 Niederlage der Schottländer unter Graf Sinclair durch die Bauern der Vogtei Guldebrandsdalen.

Kriniß (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Bran-

denburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Prig-
nig; 180 Einw.

Krinig (Ornith.), 1) f. v. a. Kreuzschnabel,
Loxia curvirostra L.; — 2) f. v. a. Bienenfres-
ser, *Merops apiaster* L.

Krinkelt, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B.
Maden, Kr. Malmedy; Mühle; 320 Einw.

Krinkhof, preuß. Weiler, Rheinprov.,
R.-B. Trier, Kr. Wittlich; 120 Einw.

Krinne, 1) überhaupt f. v. a. Rinne, Riß;
— 2) (Salzw.), die Rigen in den Salzpflanzen;
— 3) (Bauw.), f. v. a. Cannelure.

Krino (Myth.), Gemahlin des Danaos.

Krinoideen (foss. Strahlth.), Crinoidea,
Erylastriten, Haarkörner, Meerpal-
men, Familie der Radiatenordnung der Echi-
nodermata oder Stachelhäuter. S. Radiata
animalia, S. 361.

Krionia (griech.), 1) Krone der byzantin.
Kaiser, goldener Kels mit Edelsteinen und ge-
triebenen Eiten; — 2) byzantinische Münze
mit dem Brustbilde des mit der K. gekrönten
Kaisers.

Krinon-Kanal, f. Ernan 2).

Krinouge, österr.-steir. Dorf, Kr. Eilli,
Bez. Garach; 110 Einw.

Krintsch, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schle-
sien, R.-B. Breslau, Kr. Neumarkt; 670 E.
Krinult, europ.-russ. Ort, Gouv. Winsk,
nordöstl. von Wileika.

Krio (Geogr.), 1) Vorgebirg auf Kandia
(f. b.); — 2) in Katalien, f. Knidos.

Kriobolion (Criobollum, Ant.), f. Lauro-
bolion.

Kriolles, f. v. a. Kriolen.

Krio Nero, jonisch. Vorgebirg, Insel Zante,
an der Ostküste, nördlich von Zante.

Kriovhoros (griech., Widderträger), Wein-
me des Hermes, weil er dadurch, daß er um die
Stadt Tanagra in Boiotien, während die Pest
dieselbst herrschte, einen Widder auf den Schul-
tern trug, die Seuche aus derselben vertrieb.

Krios (griech.), Sturmbock.

Krios (Myth.), 1) Titane, durch Euribia,
des Pontos Tochter, Vater von Asträus, Pallas
und Perseus; — 2) Lehrer des Phrixus, ging mit
seinen Schülern nach Colchis, von dessen Be-
wohnern er den Göttern geopfert wurde.

Krippung (Schlosser.), f. v. a. Kröpfung.

Kripin (Chem.), nach Berzelius die von
Laurent mit dem Namen Pikrin belegte kry-
stallinische Substanz, welche bei der Destillation
von Bittermandelöl und Schwefelammonium
neben andern Substanzen übergeht. S. Pikrin.

Kripig (Chripice), österr.-mähr. Dorf,
Kr. Anaim, Herrsch. Selteritz; 240 Einw.

Kriplanken, preuß. Dorf, Prov. Preußen
(N.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niede-
rung; 170 Einw.

Kripy, preuß. Weiler, Rheinprov., R.-B.
Koblenz, Kr. Alrweiler; 300 Einw.

Krippau, österr.-steir. Dorf, Kr. Bruck,
Bez. Gallenstein; 140 Einw.

Krippe, 1) (Landw.), hölzernes oder steiner-
nes, trogartiges Behältniß, woraus das Vieh
sein Futter frist; — 2) (Wasserb.), Gleichwerk

von Pfählen und Stutben an den Ufern der
Flüsse, zu Befestigung derselben; — 3) f. v. a.
Bühne; — 4) kastenförmige Eindämmung einer
Stelle im Wasser, wo man einen Grundbau vor-
nehmen will, so daß man das Wasser daselbst
auspumpen kann. Die einfachen K. n bestehen
aus einer Reihe Pfähle, an welche Bohlen ge-
nagelt werden, an die man wiederum Latzen
schlägt; die doppelten K. n bestehen aus 2 Rei-
hen Pfähle, welche auf den beiden innern Sei-
ten mit Brettern beschlagen werden, um Erde
dazwischen stampfen zu können. — Daher Krip-
pen, das Ufer mit einer K. oder Bühne verse-
hen; — 5) im Stedfischhandel 180 Stück, wahr-
scheinlich von einem Kasten oder Korbe, worin
sie befindlich sind, so genannt.

Krippe (Praesepe, Astron.), im Sternbild
des Krebses eine Gruppe von sehr kleinen, dicht
bei einander stehenden Sternen, die zusammen
wie ein einziger nebeliger Stern erscheinen.

Krippenhna, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sach-
sen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, am
Leinflusse; Windmühle; 430 Einw.

Krippen, f. v. a. Kröpfen.

Krippen (Geogr.), königl. sächs. Dorf, Kr.
Dresden, Amt Pirna; Lehngut, Ziegelei, Eib-
handel, 2 Mühlen, 4 Sägen; 480 Einw.

Krippenbaas, Personen, welche die Bekrip-
pung einer Deichs oder Uferstrecke in das Ge-
dinge nehmen.

Krippenbahn (Krippenbühne, Deichb.),
kleiner Damm, der zum Abhalten des Wassers
mit einem Zaun eingefaßt ist.

Krippenbeißer, f. Krippenseher.

Krippendamm, ein mit Buschwerk, Erde
und Steinen ausgefüllter Damm.

Krippendorf, sachsen-weimar. Dorf, Kr.
Weimar, Amt Dornburg; Windmühle;
160 Einw.

Krippenflügel, f. v. a. Bühne.

Krippenfutter, Hafer und anderes Körner-
futter; während Heu und Grummet Kauf-
futter genannt wird.

Krippengeiferer, Pferde, welche in die
Krippe geistern.

Krippenknechte (Deichb.), die Arbeiter,
welche bei allerlei Einbauen von Weichholz das
Holz hacken und die Reibbündel machen.

Krippenmister, Pferde, welche an der
Krippe misten und an dem Unrath riechen.

Krippenseher, Krippenbuser, Krip-
penföcker, Barrenbeißer, Seher, der
Fehler der Pferde, wo sie die Schneidezähne auf
der Krippe aufsetzen und einen dem Kröpfen
des Menschen ähnlichen Laut von sich geben.
Das Uebel selbst erkennt man aus dem Gesag-
ten und außerdem noch an den vorwärts abge-
schliffenen Schneidezähnen. — Ursachen. Die
Meinungen über die das Krippensehen veran-
lassenden Schädlichkeiten sind vielfältig; so viel
aber ist gewiß, daß das Krippensehen entweder
nur eine üble Gewohnheit ist und von einer
Menge, besonders beim hastigen Fressen, ver-
schluckten Luft herrührt (weßhalb es am häus-
lichsten während des Fressens und kurz nach
demselben vorkommt), oder, wenn es ein krank-

Alles übertraf sein Sieg über den Riesenkönig Bhumasser, durch welchen er die von diesem gefangen gehaltenen 16,000 Königsröchter in seine Gewalt bekam. Er fuhrte sie alsbald nach seiner (von Wiswakarma erbauten) Hauptstadt Dewerka und heirathete sie allesammt, errichtete für jede einen besonderen Palast von Gold und Edelsteinen, lebte mit jeder gleich zärtlich und häuslich und erhielt von jeder seiner 16,000 Gemahlinnen zehn, also im Ganzen 160,000 Söhne. Nachdem er auf diese Weise für das Menschengeschlecht gesorgt, alle seine Feinde besiegte, das Glück der Hindus begründet und 125 Jahre auf der Erde gewohnt hatte, beschloß er, zu Wischnu zurückzukehren: er legte sich unter einen Baum, wurde hier von dem Jager Jura, der einer Gazelle nachjagte, in die Sohle des Fußes verwundet, und daran starb er. Die Zahl seiner Verehrer ist außerordentlich groß; sie werden *Gokulasthas* genannt. Dargestellt wird K. mit schwarzer Hautfarbe, mit dem Zeichen der Sonne an der Stirn, dem Lotus am Halse und einem Dreis- oder Fünfeck unter den Fußsohlen und in der flachen Hand, letzteres als dem Symbol aller Erzeugung; auch sieht man ihn die Flöte spielend, oder im Kampfe mit der Schlange Kalina abgebildet.

Krishna (Geogr.), s. v. a. Kistnah.

Krishna Dwyanyen Dejas, Bramine, Verfasser des Mahabharata, Sammler der 4 Vedas, lebte vor mehr als 4000 Jahren.

Krischowitz (Krizowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Planitz; 230 Einw.

Krischtin (Krisstin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Teinitzel; 110 Einw.

Krischün, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Schloß, Vorwerk, 2 Windmühlen; 140 Einw.

Krise (Crisis, Judicatio, Judicium; franz. Crise; engl. Crisis, Med.). Hippocrates zählte den Krankheitsverlauf von 7 zu 7 Tagen. Der Raum von 7 Tagen bildete den Numerus septenarius, mit jedem neuen Numerus septenarius begann die Krankheit gewissermaßen einen neuen Cyklus. Die einzelnen Tage im ersten Numerus septenarius führten sogar eigene Namen. Der erste Dies vacuus; der zweite Dies vacuus; der dritte Dies intercalaris, oder, weil an diesem Arznei gegeben wurde, Dies medicinalis; der vierte Tag war Dies index, weil er durch eigenthümliche Veränderungen die am siebenten Tage bevorstehende K. anzeigte. Diese Veränderungen waren für den Arzt der höchsten Beachtung werth, Dies contemplatione dignissimus; der fünfte Tag war ein Dies intercalaris oder medicinalis; der sechste Tag hieß Dies tyrannus wegen der stürmischen und oft ungünstig endenden Zufälle, daher auch Dies pseudocriticus, auch Dies sine ratione; der siebente Tag hieß Dies maxime criticus, weil er unter den meisten Verhältnissen kritisch seyn konnte. In dem zweiten, dritten und vierten Numerus septenarius waren kritische der neunte, elfte, vierzehnte, siebzehnte, zwanzigste. Erfolgen an diesen Tagen bloße einige symptomatische Veränderungen und keine K.n, so werden sie Dies indices, d. h. sie zeigen an, daß am nächsten kriti-

schon Tage die K. erfolgen wird; so wird der erste Dies index für den vierzehnten. Auch die Bestimmung dieser kritischen Tage beruht auf einer einfachen Naturbeobachtung. Es läßt sich wohl einsehen, daß an den genannten Tagen die Krankheiten sich durch K.n enden müssen. Denn die meisten Krankheiten, namentlich akute, erleiden je um den dritten Tag eine Veränderung oder sie verlaufen im Numerus ternarius. Es fällt somit das Ende einer Krankheit von vier Ternarien auf den siebenten, von fünf auf den neunten und von sechs auf den elften Krankheitstag u. s. w.

Die K.n erscheinen nicht immer in derselben Art und mit denselben Zufällen, wobei die verschiedene Art der Reaktion der Naturheilskraft, die Verschiedenheit der sich entscheidenden Krankheiten, das verschiedene ärztliche Eingreifen, die Krankheitskonstitution und das Klima nicht ohne Einfluß sind. Man hat daher, um die abweichenden kritischen Ereignisse näher bezeichnen zu können, mehrere Formen derselben unterschieden.

1) Nach der geschehenen Ausleerung unterschied man:

a) Die Crisis resolutoria, Zertheilungskrise. Es erscheinen kritische Zufälle zur Zeit der K., aber es erfolgt weder nach außen, noch nach innen eine Ausleerung; eigentlich ist diese nicht so sehr bemerkbar. Die Hautausdünstung, der Harn und die Schleimabsonderung sind zwar verändert, nur unmerklicher, als bei der Crisis evacuatoria. Ein wohlthätiger Schlaf ist unter diesen kritischen Zufällen häufig hervorstehend. Er ist Folge der durch die K. erfolgten Ruhe. Die Zertheilungskrise wird beobachtet bei Rheumatischen und den Zuständen erhöhter Reizbarkeit.

b) Die Crisis depositoria erscheint unter den gewöhnlichen kritischen Symptomen; es richtet sich aber die Thätigkeit auf ein inneres Organ, erregt hier eine Absonderung oder Reizung und Entzündung, welche schnell in Eiterung übergeht. Es entstehen unter den kritischen Zufällen innere Leiden. Die Crisis depositoria kommt vor bei Fiebern, Exanthemen und Entzündungen, wenn irgend ein inneres Organ durch vorangegangene oder durch noch vorhandene Krankheiten geschwächt ist. Auch sind Krankheiten, welche den Kräftezustand sehr zerrütten, zu dieser K. geneigt, z. B. der Typhus. Sie kann sich in jedem Organe entwickeln und wird dann bei den lebenswichtigeren die Ursache des Todes; häufig sieht man sie in den serösen Häuten entstehen. Diese K. ist mit der Metastasis ziemlich gleichbedeutend.

c) Die Crisis evacuatoria besteht darin, daß unter den gewöhnlichen kritischen Zufällen irgend eine Ausleerung von einem anerkannt kritischen Produkte erfolgt, wie im Wechselfieber das Sedimentum lateritium des Harns, die Sputa cocta in der Bronchitis.

2) Nach dem Orte der Entstehung. Bildet sich die K. im erkrankten Theile selbst aus, so heißt sie Crisis idiostatica; so entscheidet sich die Bronchitis durch eine reichliche Absonderung aus der Schleimhaut. In allen Schleimhäuten und der Oberhaut kommen idiostatische K.n mit

günstigem Erfolge vor, weil das entstandene Produkt nach außen entleert wird. Auch die Entzündung der serösen Häute entscheidet sich durch die Aussonderung der plastischen Lymphe, welche sich in halbflüssiger Form im Sacke oder als eine dicke Haut auf der kranken Fläche vorfindet. Da aber das Krankheitsprodukt nicht entfernt werden kann, so entstehen durch Druck und Reizung anderer Organe vielerlei Krankheitszufälle. Die ursprüngliche Krankheit ist durch die K. verschwunden, aber das kritische Produkt wird Tod bringend. In diesem Sinne nennt man solche Ausscheidungen auch Pseudokrisen; so könnte man auch die aus der Entzündung hervorgehende Induration nennen. — Entsteht die K. in einem andern Orte, als dem der Krankheit, so heißt sie Crisis apostatica; z. B. das Nasenbluten ist apostatische K. für die Pneumonie. Fast alle inneren Organe entscheiden sich durch apostatische K.n. Sie sind auch erwünschte Ereignisse, indem der kritische Ort zugleich ableitend für die örtliche Krankheit wirkt, wodurch die Dauer derselben abgekürzt wird.

3) Unterscheidet man nach dem Erfolg Crisis perfecta et imperfecta. Die K. ist vollständig, perfecta, wenn die Krankheit durch sie ganz gehoben wird, die kritischen Erscheinungen und die Ausleerung deutlich sind. Hat die vollständige K. eine sehr reichliche Ausleerung zu Wege gebracht, und verschwindet die Krankheit wie mit einem Schläge, so heißt sie auch Crisis solemnis. Einfache und zusammengesetzte allgemeine Krankheiten, welche in unverletzten, noch durch kein Leiden geschwächten Organen vorhanden sind, entscheiden sich durch vollkommene K.n: die Krankheit junger Individuen muß einige Heftigkeit zeigen. — Unvollkommen ist die K., wenn die kritischen Zufälle undeutlich, verspätet, die Ausleerungen sparsam sind und die Krankheit sich nur vermindert. Die Ursache liegt entweder in dem allgemeinen Schwächezustande, oder in der fortgeschrittenen Entartung des kranken Theiles. Bei reinen Pneumonien ist die K. häufig vollkommen; bei Entzündungen und hepatisirten Lungen unvollkommen. Besondere Formen der Crisis imperfecta sind: die Crisis intercisiva, die getheilte K., die kritische Ausleerung ist sparsam und wiederholt sich mehre Tage nach einander. Olbers hat 25 Tage nach einander kritische Ausleerungen gesehen. Diese K. beruht nur auf einem Zustande geschwächter Kräfte; man findet sie daher bei einem lange hingezogenen Krankheitsverlaufe, vorzüglich in den gastrischen Herbstkrankheiten. Der Krankheitsverlauf ist hierbei langwierig, die Kranken erholen sich schwer; aber die Genesung ist meistens vollkommen.

4) Unterscheidet man die einfache und zusammengesetzte K. Die einfache K. zeigt nur in einer Ausleerung (Thätigkeit) vorzüglich das kritische Produkt; sie ist sehr selten; denn in der kritischen Reaktion verändern fast sämmtliche Sekretionen ihre Thätigkeit, namentlich erscheinen Schweiß und Harn verändert. Erscheint nun in einer Ausleerung ein kritisches Sekret vorzugsweise, so findet man doch in den anderen

die kritische Veränderung angedeutet. Es beruht dieses darauf, daß fast alle in unseren Gegenden vorkommenden Krankheiten zusammengesetzt sind. Die zusammengesetzte K. zeigt das kritische Produkt in mehreren Sekretionswegen und in verschiedenen Produkten; so in einer rheumatischen Pleuritis, Nasenbluten, Sedimentum lateritium im Harn und kritischem Schweiß. Sie gehört zusammengesetzten Krankheiten an, von welchen sich jede nach ihrer Natur theils neben-, theils nacheinander entscheidet. Sie ist bei uns gewöhnlich. Obschon die kritische Thätigkeit in der Krankheit eine und dieselbe ist, so erfolgen doch die kritischen Ausleerungen nicht auf einmal, sondern nacheinander. Zuerst treten die Blutungen aus der Nase, den Genitalien und dem After ein, dann folgt der kritische Schweiß und zuletzt der kritische Harn, dieser gewöhnlich 1—2, oft 4 Tage nach dem kritischen Schweiß. Je längere Zwischenzeit die kritischen Ausleerungen haben, desto häufiger erscheinen sie als Crises intercisiva und setzen einen sehr gesunkenen Kräftezustand voraus. In entzündlichen, gastrisch-rheumatischen Fiebern, die in unseren Gegenden so häufig sind, wird dieses regelmäßig beobachtet. Das Fieber dauert aber unter diesen Verhältnissen lange Zeit mit gleicher Heftigkeit an und nimmt nur sehr langsam ab.

5) Nach der Zeit, in welcher die K. erscheint, Crisis praematura, matura und posthuma. Die erstere erscheint vor der gewöhnlichen kritischen Zeit. Sie kommt vor bei jungen Individuen in heißer Jahreszeit, in welcher die Krankheiten schnell bis zur ungewöhnlichen Heftigkeit wachsen. Wegen der Heftigkeit des Leidens ist sie meist gefährvoll. Die Crisis matura erscheint zu den bekannten kritischen Zeiten und ist für die Entscheidung der Krankheit die beste. Die Crisis posthuma hat sich über die gewöhnliche kritische Zeit hinausgezogen, nachdem einige kritische Zufälle ihr Erscheinen zu rechter Zeit angedeutet hatten. Die K., welche am siebenten Tage erscheinen sollte, stellt sich am neunten und elften ein. Diese K. wird theils bedingt durch die epidemische und Jahreskonstitution; so ist sie im Herbst gewöhnlich, theils durch das unpassende Verhalten des Kranken zur Zeit der K., theils durch zu störendes ärztliches Eingreifen, theils durch das hohe Alter und die gesunkene Kraft des reizbaren Kranken.

Zuletzt unterscheidet man noch nach der Menge des Ausgeleerten eine Crisis exigua und copiosa, je nachdem wenig oder viel ausgeleert wird.

Die K. ist nichts Anderes als das Ueberwältigtwerden der krankhaften Thätigkeit durch die Naturheilkraft, den Trieb der Selbsterhaltung, welcher dem Organismus eigen ist. So wie die Krankheit entsteht, strebt ihr dieser Trieb entgegen, läßt nie in dieser Wirkung nach, so lange die Krankheit besteht, wenn er auch im Anfange mit weniger Erfolg wirksam ist. Er gewinnt aber mit der Krankheitsdauer an Kraft, seine Kraftentwicklung steigt rhythmisch und wird in einem bestimmten Zeitraume der Krankheit überwiegend. Den Zeitpunkt, wo dieses Statt findet, nennt man die K. Sie ist das Ende der durch die Naturheilkraft gesetzten Reaktion.

Ohne diese ist keine K. möglich. Es dauert deshalb auch nach der K. die Reaktion in stürmischer Bewegung an, aber die Sekretion und Bewegung sind frei, und ihre Wirkungen haben Erfolg, den sie in der Krankheit nicht hatten, wo sie unterdrückt waren. In der K. setzt die Natur alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Thätigkeit, um die nachtheiligen Wirkungen der Krankheit zu hemmen und auszutilgen. Diese Mittel sind: 1) Die qualitative Veränderung der Sekretionen, wodurch diese sich vorzüglich anders zeigen, wenn man sie mit ihrer Beschaffenheit in den vorangegangenen Tagen vergleicht. Die darin enthaltenen Stoffe sind normwidrig oder in normwidriger Menge vorhanden. In der K. werden gewöhnlich alle Sekretionen verändert, der Speichel und Schleim, wie der Harn und Schweiß. Vorzüglich zeigen sich aber in der letzteren die kritischen Zufälle aller akuten Krankheiten. 2) Auffallende Bewegungen, Zuckungen oder eine ungewöhnliche Ruhe sind in der K. nicht selten. Auch kritischer Schlaf wird oft beobachtet. 3) Die Ausbildung einer örtlichen Krankheit irgend eines Theiles in allgemeinen Leiden, wie in den Fiebern, was bald unmittelbar am Krankheitsorte, bald an einem entferntesten geschieht. Hierdurch wird die krankhafte Thätigkeit in gewisser Hinsicht abgeleitet. So entstehen bei gastrischen Fiebern Hautausschläge, damit die Reizung des Magens und der Gebärmutter in antagonistischer Weise abgeleitet werde. Die hier wirksame Kraft bildet solche Krankheiten bis zu einem gewissen, für die Austilgung der Thätigkeit nothwendigen Grade aus und hört dann auf zu wirken. Als kritische Krankheiten kennen wir: Reizung, Kongestionen, Entzündung, Eiterung, Brand, Blutungen und Schleimflüsse.

Die K. ist von der Krisis nicht wesentlich verschieden. Beide sind nur gradweise Verschiedenheiten der Reaktion der Naturheilkraft gegen die Krankheit. In der K. tritt diese Reaktion plötzlich hervor mit ungewöhnlicher Stärke; daher ist diese Reaktion in ihren Erscheinungen deutlich sichtbar. In der Krisis wird diese Reaktion nur langsam und allmählig ausgebildet, die Krankheitszufälle werden nur nach und nach unmerklich verändert; keine plötzliche Ab- oder Zunahme derselben zeigt eine Veränderung in der Krankheit an. Die Zufälle nehmen in der Krisis nur langsam ab, schwinden allmählig. Die Krankheit wird nach und nach in Gesundheit verändert, ausgeglichen. Für den Arzt ist aber die Beachtung dieser beiden verschiedenen Krankheitsausgänge wichtig, weil sie auf einem verschiedenen Kräfteverhältniß beruhen, das auf die Behandlung Einfluß hat.

Die K. wird in ihrer Entwicklung vorzugsweise durch diejenigen Gesetze begünstigt, welche die Krankheitsausbreitung vermitteln, durch den pathologischen Konsensus. Diesen Vorgang verfolgt man am deutlichsten in den Aussonderungskrisen. Wie die örtliche Krankheit ein konsensuelles Leiden erregt, wird sie an Festigkeit geringer, oder steht in ihrer Entwicklung still. Trifft nun die Krankheitsausbreitung ein absonderndes Organ, so fängt dieses an, quali-

tativ verändert abzusondern. Daher sieht man schon vor dem Eintritt der K. die Absonderung des Harnes verändert, was schon die Alten als ein Zeichen der durch den Harn bevorstehenden K. betrachteten. Diese veränderte Absonderung tritt mehr und mehr hervor und ihre sichtlichste Veränderung nennt man das Produkt der K. Leiden die Bronchien, so kann nach den Gesetzen des Konsensus die Krankheit sich auf den Rachen und die Nasenschleimhaut oder auf die Schleimhaut des Darmes und der Harnwege verbreiten. In diesen Theilen beobachtet man aber auch die kritischen Erscheinungen der Bronchitis: Nasenbluten, Durchfall, Bodensatz des Harns. Für die aufgestellte Ansicht spricht: 1) Daß die örtlichen Krankheiten in der Regel nur an bestimmten Orten K.n bilden. Die K.n der Lungen und Pleura erscheinen in den Luftwegen, in der Nase. Die Gehirnkrankheiten entscheiden sich durch Aussonderungen aus der Nase und aus den Ohren, die Entzündungen der Leber durch Blutungen aus dem Mastdarm und der Nase, die der Milz durch Blutung aus dem Mastdarm, Magen und den weiblichen Genitalien. 2) Die kritischen Produkte sind immer bestimmte Stoffe der Thätigkeit bestimmter Krankheitsörter. Dieses zeugt wieder für ihre Entstehung an bestimmten Orten.

Theils aus Mißverständnis, theils auch, weil man die K.n gänzlich leugnete, hat man den kritischen Ausleerungen alle kritische Bedeutung abgesprochen. Man brachte zum Schutze dieser Ansicht vor: 1) Die kritischen Produkte seyen nicht der Krankheitsstoff, sondern würden in den Ausleerungswegen erzeugt. Der rothe Bodensatz, welchen wir als kritische Ausleerung im Wechselfieber beobachten, sey nicht im Blute als Ursache der Krankheit vorhanden, sondern werde in den Harnwegen durch die Niederschlagung der Harnsäure und ihre Verbindung mit etwas Ammonium gebildet. 2) Die Ausleerungen hätten kein bestimmtes Verhältniß zu den Krankheiten, weil man dasselbe Produkt in der K. verschiedener Krankheiten beobachte. Gegen diese Einrede muß man erwidern: 1) Daß die Erfahrung nachweist, wie die Entscheidung der Krankheit ein ursachliches Verhältniß mit den Ausleerungen hat. 2) Daß das Ausgeleerte die K. selbst nicht ist, somit auch nicht als Ursache der Krankheit zu betrachten ist, sondern daß die K. eine vom ganzen Organismus ausgehende Thätigkeit ist, welche die Ausleerung erzeugt. An dem Ausgeleerten erkennt man diese Thätigkeit. Das Ausgeleerte ist nur das Symptom der K. 3) Die K.n, wo sie als Ausleerungen vorkommen, mildern oder entscheiden jedesmal die Krankheit. Nun kann es aber seyn, daß mehrere Krankheiten im Organismus bestehen, die nicht alle durch eine K. entschieden werden. Hier wird die Gesundheit nicht durch eine kritische Ausleerung, sondern durch mehrere verschiedene K.n hergestellt. Alle mit Fieber verbundenen inneren Entzündungen zeigen außer jener der Entzündung zustehenden K. noch kritischen Schweiß und Harn (Fieberkrisen). 4) Steht es fest, daß Krankheiten einer Ordnung, bestimmte Krankheitsarten dieselben kritischen Produkte

erzeugen. Die rothen Bodensätze des Harns im Wechselfieber und Rheumatismus sind so bestimmt, daß sie als wesentliche Merkmale dieser Krankheiten gelten.

Nicht jede im Verlauf einer Krankheit vorkommende auffallende Thätigkeit oder Ausleerung ist als eine kritische anzusehen, sondern es müssen auch bestimmte Verhältnisse und Erscheinungen obwalten, welche ihr erst die kritische Bedeutung verleihen. Die Ausleerungen, so wie andere kritische Zufälle haben eine kritische Bedeutung: 1) Wenn sie zur rechten Zeit, d. h. zur Zeit der K.n erfolgen. 2) Wenn die Ausleerung in ihrer Menge reichlich ist. Alle deutschen Ausleerungskrisen sind reichlich. Die profusen Schweisse des katarthaischen und rheumatischen Fiebers; das reichliche kritische Nasenbluten, welches oft $\frac{1}{2}$ —2 Unzen beträgt, sind bekannt. Ja bei einem kräftigen Manne sah Oibers eine Epistaxis von mehr als 5 Unzen eine Pneumonie entscheiden. 3) Wenn Ausleerungen Stoffe zu Tage fördern, welche als kritisch bereits für die betreffende Krankheit bekannt sind oder doch der bekannten kritischen sich ähnlich zeigen. 4) Wenn die Ausleerungen an einem Orte vorkommen, welcher erfahrungsmäßig für die jedesmalige Krankheit die K.n vermittelt. 5) Wenn nach dem Eintritt der kritischen Erscheinung, nach der geschehenen Ausleerung die Krankheiten abnehmen.

Ad 1. Daß nicht zu jeder Zeit in der Krankheit K.n entstehen können, geht schon daraus hervor, daß die K. die Folge einer Reaktion ist, welche mehr oder weniger langsam erwacht. Bei Menschen, die einfach und in einem günstigen Klima leben, ist der Lebens- und somit auch der Krankheitsverlauf so regelmäßig, daß sich die kritischen Veränderungen nur zu einer bestimmten Zeit des Krankheitsverlaufs einstellen. Unter solchen Verhältnissen befanden sich die Kranken, die von den älteren griechischen Ärzten beobachtet wurden. Auf diese Beobachtungen gründete Hippocrates seine Lehre von den kritischen Tagen, die von Galen und den meisten Ärzten des Alterthums als richtig anerkannt wurde. Nur Aesclepiades, Begründer der methodischen Schule, verwarf diese Lehre. Als im 16. Jahrhundert die Ärzte sich vorzüglich nach den Schriften des Hippocrates und Galens bildeten, traten auch die vorzüglichsten Männer dieser bei. In der neuern Zeit leugnete man fast durchgängig die Existenz der kritischen Tage. Dieses wurde die Veranlassung zu einer genauern Untersuchung derselben. In unserm gemäßigten Klima verzieht sich vorzüglich der Anfang der Krankheit in langwierige Prodrome, daher ist es schwer, den Anfang eines akuten Leidens zu bestimmen; in wärmeren Ländern ist es leichter den Anfang der Krankheit festzusetzen. Nichts desto weniger hat die Untersuchung gelehrt, daß auch für die akuten Krankheiten unserer Gegenden die kritischen Tage gelten. Andral (Clinique medicale, Bd. II, S. 365) beobachtete, daß von 112 Pneumonien 43 theils am 7., theils am 11., theils am 14. und 20. Tage durch K.n endeten. Von 15 Entzündungen der Lunge und der Pleura, welche in

dem medicinischen Klinikum zu Bonn vorliefen, entschieden sich 3 am 7., 4 am 11., 1 am 14. und 1 am 28. Tage durch K.n. Von 12 rheumatisch-gastrischen Fiebern traten bei 8 am 7., bei 3 am 14. Tage K.n ein. Ein akuter Gelenkrheumatismus entschied sich am 7. Tage durch reichliche K.n. Man muß zu solchen Untersuchungen so viel als möglich einfache Krankheiten bei jüngeren und vor der Krankheit gesunden Individuen wählen, und vor Allem den Anfang der Krankheit, welcher nicht immer der Tag ist, an dem sich der Kranke völlig arbeitsunfähig fühlt und bettlägerig wird, feststellen. Aus einer lange Zeit über die Feststellung der kritischen Tage in der Gegend von Bonn fortgeführten Untersuchung hat sich Folgendes außer dem Erwähnten ergeben: 1) Daß im Allgemeinen die kritischen Tage nicht ganz so regelmäßig eintreten, als es zu Zeiten und in den Gegenden des Hippocrates der Fall war. 2) Daß alle einfachen Krankheiten ziemlich regelmäßig in dem 7tägigen Cyklus verlaufen und daher am 7. und 14. Tage K.n bilden. 3) Bei uns sind ganz einfache Krankheiten selten; desto häufiger dagegen die zusammengesetzten. Diese beobachten zwar auch den 7tägigen Cyklus, aber nicht ganz regelmäßig. Häufig entscheidet sich jede zur Zusammensetzung beitragende Krankheit an einem andern Tage. 4) Daß ein zu energisches Eingreifen durch Aderlassen, Purgiren der Entscheidung durch K.n hinderlich ist. 5) Daß eine milde Witterung und eine mildnährende Diät das Erscheinen der K.n an dem 7. und 14. Tage begünstigen; daß raue Witterung, Genuß von sehr reizenden und starknährenden Speisen der Entwicklung der K.n hinderlich ist und ihr unvollkommenes, zu frühes oder zu spätes Erscheinen befördert. 6) Die meisten entzündlichen Leiden entscheiden sich am 7. Tage, und zwar je reiner sie sind, desto bestimmter; die rheumatischen und katarthaischen Fieber gegen den 14., die nervösen Fieber gegen den 17. bis 21. Tag. Bei diesen sind die Nachkrisen, Crisis posthuma, so wie die Crisis intereisa sehr gewöhnlich. Alle Krankheiten der Häute sind geneigt, sich gegen den 7. Tag zu entscheiden, die Krankheiten der Drüsen und Organe verhalten ihre K. nicht selten zu einer spätern Zeit.

Ad 2. Alle Krankheiten, welche sich durch kritische Ausleerungen entscheiden, zeigen die letztern in einem reichlichen Maße. Das Sediment im kritischen Harn ist reichlich, wenn auch die Menge des Harns gering ist. Der kritische Durchfall entleert eine reichliche Masse von Schleim. Wie reichlich ist nicht der kritische Auswurf in einer Bronchitis oder Pneumonie. Nicht minder sind es die kritischen Aussonderungen des Ohres und der Nase. Entscheiden sich die Entzündungen der Brustorgane und des Gehirns durch Nasenbluten, so ist dieses sehr reichlich. Oibers hat bei einem vollblütigen Manne $2\frac{1}{2}$ Unze Blut in der K. einer Pleuritis durch die Nase entleeren sehen. Bei einem jungen Mädchen, welches an akutem Gelenkrheumatismus litt, betrug die aus der Nase entleerte kritische Blutmasse 3 Pfd. Alle K.n, welche vollkommen sind, sind zugleich reichliche Ausleerungen. Dies

ses leuchtet noch besser ein, wenn man einen Vergleich mit jenen Fällen anstellt, worin die zur Zeit der K. erscheinenden Ausleerungen sparsam sind (*Crisis exigua*). Die wenigen Tropfen Blut aus der Nase in der Pneumonie und in der Arachnoiditis lindern zwar, aber bringen die Krankheiten nie zu Ende, welche vielmehr langsam durch wiederholte K. oder durch die Krisis sich zertheilen, oder, was noch häufiger ist, in andere Krankheiten oder in den Tod übergehen. — Alle akuten Krankheiten der Schleimhäute, besonders wenn sie sich aus dem Status gastricus, biliosus oder pituitosus hervorgebildet haben, zeigen reichliche kritische Ausleerungen mehre Tage nach einander. In gastrischen, aus dem Status gastricus hervorgebildeten Fiebern zeigte in einem Falle 25 Tage der Harn den kritischen Bodensatz der gastrischen Fieber und in einem zweiten 17 Tage lang nach einander dieselbe Erscheinung. In gastrischen Fiebern, welche in Folge einer dyskrasischen Blutveränderung entstehen, scheinen die reichlichen K. n. sich sogar zu mehren Malen wiederholen zu müssen, bevor sich die Krankheit entscheidet. Erscheinen bei geschwächten Kräften nur einige Tropfen Blut aus der Nase, so ist dieses ein Zeichen der bevorstehenden Auflösung. *Olbers* hat dieses bei Arachnoiditis, Pneumonie mehre Male beobachtet. Dasselbe sah schon *Hippocrates* bei der Frau des *Dromeas* und beim Sohn des *Parion* (*Epid. I. aegr. 3. aegr. 1*). *Olbers* sah fast nie eine akute Krankheit durch eine einmalige, sondern stets durch eine wiederholte kritische Ausleerung in nach einander folgenden Tagen sich entscheiden. Erfolgen mehre kritische Ausleerungen in verschiedenen Wegen, so folgen diese nach einander; zuerst aus der Nase (Blut), dann aus der Haut (Schweiß), hernach im Harn (Bodensatz), d. h. zuerst aus den Häuten, dann aus den Drüsen. Die deutliche Ausbildung zeigt sich noch in anderen K. n. Der kritische Schlaf ist sehr anhaltend.

Ad 3. Die kritischen Ausleerungen sind alle eigentümlicher Art, so daß man sie von den Krankheitsprodukten wohl unterscheiden kann, wenn beide in ihrer Reinheit bestehen, sonst gehen sie in einander über. Das Krankheitsprodukt bildet sich allmählig zum kritischen um. Die kritischen Blutungen sind alle hellroth, besonders die aus den oberen Wegen. Die aus dem Darm kommenden sind wegen der Vermischung mit dem Darmsaße und Koth dunkel. Im Typhus abdominalis sah *Olbers* eine kritische Blutung von einem Pfund aus dem After, welche so dunkel war, als das Venen-Blut nur seyn kann. Nur wo der Mastdarm unmittelbar ausscheidet, ist das Blut hellroth; der kritische Schleim ist homogen, zähe. Dieses ist sogar bei dem kritischen Darmschleim der Fall; der kritische Harn setzt nach der Natur der Krankheit aus dem wenig gelassenen Harn ein gleichförmiges reichliches Sediment ab. Der kritische Schweiß ist dampfend. Es ist nun die Frage, ob die kritischen Ausleerungen eigentümliche neue Bestandtheile haben. Zieht man die von *Anselmino* über den kritischen Schweiß und die von *Berzelius* (Lehrbuch der Thierchemie, übersetzt, Dresden 1831, S. 336)

und die von *Prout* gelieferten Analysen über den kritischen Harn naber zu Rathe, so ergibt sich, daß der kritische Schweiß dieselben Bestandtheile wie der gesunde zeigt; nun sind in jenem einzelne Bestandtheile in größerer Menge vorhanden. Der katarthalsche Schweiß hat eine größere Menge Essig- und Milchsäure, als der gesunde; eben so verhält es sich mit dem kritischen Harn. Das *Sedimentum lateritium* besteht aus Harnsäure und einem extraktartigen Farbestoff, selten noch aus etwas Säure unbestimmter Art. Diese Bestandtheile kommen auch im gesunden Harn, nur nicht so reichlich vor. Auch das kritische Blut ist wegen seines großen Reichthums an Faserstoff und Blutkugeln, als das gesunde. Aus diesem ergibt sich, daß jene Veränderungen in den Exkreten, welche wir als kritische Produkte ansehen, durch ein durch die krankhafte Exkretion abgeändertes quantitativer Verhältniß zu Stande kommen.

Ad 4. Die Ausführungswege, in denen sich die kritischen Ausleerungen bilden, sind bestimmet: Die Nase zeigt kritische Ausleerungen bei Krankheiten des Gehirns und seiner Häute, bei Entzündungen des Rachens, der Luftröhre, der Lungen, des Rippenfells, der Leber, Milz und in den entzündlichen Fiebern; das Ohr bei Krankheiten des Gehirns; die Augen bei Krankheiten der Nase und Stirnhöhle; das Zahnfleisch und der Rachen bei Krankheiten der Luftröhre und Speisewege und des Magens; die Luftröhre bei ihren Entzündungen und Pneumonie; die weiblichen Geschlechtstheile bei Krankheiten der Gebärmutter u. der Eierstöcke, bei Splenitis und Peritonitis, entzündlichen Fiebern; die Harnorgane bei Entzündung, Katarth der Blase und Nieren, bei Leiden aller Schleimhäute, in allen, namentlich gastrischen, katarthalschen und rheumatischen Fiebern; die Oberhaut bei Krankheiten der serösen und Schleimhäute, bei Nieren- und Leberleiden, in Uteruskrankheiten und fast allen Fiebern; die Brustdrüse sondert reichlich, oft wirklich kritische Milch ab, in den entzündlichen Krankheiten der Wöchnerinnen und Säugenden; der Mastdarm und Anus in allen Darmkrankheiten, Leber- und Milzreizen und Entzündungen, Plethora abdom., Peritonitis und in Krankheiten des Uterus und in Hämorrhoidal-leiden.

Ad 5. In der Regel findet bald nach eingetretener K. der Krankheitsnachlaß Statt. Besteht die K. in Ausleerungen, so ist die Krankheitsabnahme in allen Zufällen deutlich wahrnehmbar, bevor der kritische Schweiß, der kritische Bodensatz im Harn erscheint, und diese dauern gewöhnlich noch längere Zeit fort, oft besonders im Herbst und in rheumatisch-gastrischen Fiebern, noch zur Zeit, wo schon alle Krankheitszufälle geschwunden sind. Die achte K. hat aber stets das Erlöschen jener Krankheit zur Folge, welche sie veranlaßt.

Krisei, Krisji, Insel, s. *Chao*.

Krishna, Fluß, s. v. a. *Kishna*.

Krishnaghiri, Stadt, s. v. a. *Kishnagherry*.

Kriopalt, Berg, s. *Gottbard*, S. 562, u. *Döbl*, S. 924.

Krispation (v. Lat.), Kräuseln.

Krispatur (Crispatura, Physiol.), 1) die Kräuselung, z. B. der Haare, der Blätter; — 2) die gekräuselte Kontraktion fleischiger und anderer Theile, die Zusammenziehung der Muskelfasern; — 3) die sogenannte Flimmerbewegung.

Krispeln (Gerber.), auf dem Leder, besonders dem Fahl- und Schmalleder, die Narben erheben; das geschieht mit dem Krispelholz, welches auf der untern Seite der ganzen Länge nach mit Kerben versehen ist; oben ist ein Stock daran befestigt, um es anfassen und das Leder damit reiben zu können. Die Saffianmacher gebrauchen statt des Krispelholzes ein Stück Kork, womit das Leder gerieben wird, um die durch das Glätten zugestrichenen Narben wieder zum Vorschein zu bringen.

Krispendorf, reuß-greiz. Df., Amt Burgk; Patrgr., Rittergut; 400 Einw.

Krispenhofen, württemberg. Pfarrdorf, Jarkreis, Oberamt Künzelsau; 390 Einw.

Krispinchen, kleiner, kurzer Damenmantel, wenig über die Kniee reichend.

Krispirte Tücher (ratinirte, frisirte T.), Tücher, wo die Wolle auf einer Seite lang gelassen und daselbst gewöhnlich mittelst einer eigenen Frisirmühle zu lauter kleinen hervorstehenden Zipfchen gedreht wird, wodurch sie das Ansehen erhalten, als wären sie mit solchen Zipfchen gleichsam überdeckt. Das Tuch wird mit seiner einen Seite, welche die Zipfchen nicht enthalten soll, auf einen mit Haaren ausgepolsterten u. mit Plüsch überzogenen Tisch gelegt; die andere, langhaarige Seite aber wird durch den Mechanismus der Maschine, vermöge einer mit Ranten besetzten Walze, unter einer mit Kitt und seinem Sand überzogenen Tafel hingetrieben, die eine zitternde Bewegung hat. Mit einer auf dieselbe Art wie die Tafel rauh gemachten Handscheibe kann man dieselbe Wirkung, freilich nicht so bequem und nicht so leicht, erzielen. Vgl. Tuch.

Krispit (Min.), s. v. a. Rutil.

Kriepl, österr. Dorf, Salzburg, Pfleggericht Gelling; 600 Einw.

Kriffa, griech. Ort, Livadien, südöstlich von Salona.

Kriffaneurysma (Crissaneurysma, Aneurysma varicosum, Med.), das varikose Aneurysma, der Arterienvarix, eine krampfaderähnliche Ausdehnung der Arterienhäute.

Kriffau (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Ekrzeszewo), Prov. Preußen (West-Pr.), Kr. B. Danzig, Kr. Karthaus; 220 E.; — 2) (A. mit dem Abbau Kuhwiese), das.; 140 E.

Kristaciten (Zoff.), versteinerte Hahnensämme (zackige Austermuscheln).

Kristanverch, österr.-steier. Dorf, Kr. Eib., Bez. Landsberg; 270 Einw.

Kristanzen, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Lufauzen; 190 Einw.

Kristena, griech. Ort, Morea, an der Mundriza, südöstlich von Purgos.

Kristenah (Krizenast), bayer. Dorf, N.-B. Oberpfalz u. Reg., Edgr. Waldmünchen; 110 Einw.

Kristfeld, Philipp, Porzellanmaler, 1796 zu Frankenthal (Pfalz) geb., kam mit seinem

Vater nach Nymphenburg, bezog später die Kunstakademie zu München, wo er zugleich unter Adler in der königl. Porzellan-Manufaktur arbeitete. Als ein vorzüglicher Künstler seines Faches erhielt er an diesem Institut selbst eine Anstellung und lieferte seitdem viele Prachtwerke für das königl. Haus. Namentlich werden seine Kopien nach berühmten Originalgemälden der Pinakothek, besonders nach G. Dow, Rubens, Rembrandt, F. Mieris, Murillo, L. Cranach zc. bewundert.

Kristian, s. v. a. Kronstadt.

Kristianpol, österr.-galiz. Flecken, Kr. Bolkow, links am Bolek.

Kristinā, s. v. a. Christināstadt.

Kristinehamm, s. v. a. Christinehamm.

Kristinos, Volk, s. v. a. Knistinoer.

Kristogora, österr.-ilhr. Dorf, Istrien, Distr. Kapo d'Istria; 500 Einw.

Kristohrenbeere (Bot.), s. v. a. glatte Stachelbeere, Ribes uva crispa L.

Kristovoi, Vorgebirg auf Nowaja Semlja.

Krisuvig (Min.), nach Forchhammer ein prismatischer Dystomalachit, derb, als Ueberzug auf zersetzte Lava. Dem Brochantit nahestehend. Von Krisuvig der Färder. Besteht aus Cu, S, H.

Krisuwig, Ort und Schwefelberg auf der Insel Island (s. d.).

Kriszahn (Groß-K.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), N.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 150 Einw.

Kriterium (griech. Kriterion), 1) Merkmal oder Unterscheidungszeichen, nach welchem man etwas beurtheilt. Durch das K. soll das Wahre erkannt und vom Falschen unterschieden werden. Es wird demnach damit ein Etwas aufgestellt, welches von dem Wahren selbst verschieden wäre und das dann ein Unwahres seyn müßte, ein Umstand, der in den Reihen der Philosophen schon im Alterthum einen Streit über das Vorhandenseyn der Kriterien überhaupt angefaßt hat. Dieser Streit über die Kriterien der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältniß des Subjektiven und Objektiven streitig wurde und man daher für alle Forschung ein Princip der Uebereinstimmung mit der Wahrheit suchte. Die Stoiker und die Epikureer wählten, ihrem Standpunkt gemäß, entgegengesetzte Kriterien, und die Skeptiker wiesen in dieser Entgegensetzung selbst deren Unzulänglichkeit nach. Unter den neuern Philosophen hat namentlich Kant die Unmöglichkeit eines allgemeinen materiellen K.s der Wahrheit nachgewiesen und die ganze Frage auf die Form der Gedanken beschränkt, denn „die Wahrheit verbürgt sich selbst und alles Andere, aber sie will gedacht seyn“. — 2) Nichtschnur.

Krithiasis (Chrithiasis, Thierarzneik.), 1) das Ueberfressen in Gerste; — 2) die Reblkrankheit oder Rebe der Pferde; — 3) der Uebermuth aus physischem Wohlbehagen, das Haferstechen.

Krithidion (Crithidium, Ophthalm.), Kleines Gerstenkorn.

Kriothomantie (*Crithomantis*), das Wahrsagen aus dem Gerstenwehle, welches man auf das Haupt eines Schlachtopfers streute.

Kriothomantis (*Crithomantis*), ein Wahrsager od. eine Wahrsagerin aus Gersten(=Wehl), ein Gerstenprophet.

Kriticismus (*Philos.*), seit Kant diejenige philosophische Methode, welche jedem Versuche, die Philosophie als ein systematisches Wissen zu konstruiren, eine Untersuchung des Erkenntnisvermögens vorausgehen läßt. Kant (s. d.) führte Namen und Sache in die Geschichte der Philosophie (s. d.) durch sein berühmtes Werk „Kritik der reinen Vernunft“ ein, und ließ in demselben Sinn seine Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft folgen. Der K. unterscheidet sich einerseits vom Dogmatismus (s. d.), welcher jene propädeutische Arbeit vernachlässigt, andererseits vom Skepticismus (s. d.), als der Verwerfung an der Möglichkeit alles Wissens. Der K. nimmt zwischen dem Dogmatismus und Skepticismus eine mittlere und vermittelnde Stellung ein. — Vgl. F. W. D. Snell, Ueber philos. K. im Vergleich mit Dogmatismus und Skepticismus, Gießen 1802. — Schelling, Philosophische Briefe über Dogm. u. K., in Werthammers philos. Journ., Bd. 3, Heft 3, S. 178 ff. — A. G. Schiedler, Ueber Dogm. u. K., nebst Vertheidigung des letztern gegen die Angriffe Hegels und Herbars; in der *Dissertationsschr. für Theologie u. Philosophie*, Bd. 2, Heft 3, S. 63 ff.

Kritik (v. Griech.), zunächst jede prüfende u. beurtheilende Untersuchung eines Gegenstandes, dann aber auch die Kunst der Beurtheilung u. die Wissenschaft, welche die Regeln für dieselbe darlegt. Es leuchtet sofort ein, daß die K. so vielfach sein kann, als es Gegenstände gibt, welche sich der Untersuchung und Beurtheilung darbieten und für dieselbe geeignet sind. Nun aber kann, natürlich auf verschiedene Weise und von verschiedenen Standpunkten aus, die ganze Reihe des Geschehenen, so weit es uns bekannt ist, alles menschliche Thun und Handeln, alle Leistungen in Wissenschaft und Kunst, alle Gesinnung, so weit sie offenbar wird, in den Kreis der Untersuchung und Beurtheilung gezogen werden. Der Gesichtspunkte, von denen aus die Kritik unternommen werden kann, gibt es mehrere. Es kann gefragt werden, ob etwas wahr ist (und zwar im historischen und im philosophischen Sinne), es kann der Maßstab des ästhetisch Schönen, es kann der des sittlich Guten angelegt werden; es kann bei einzelnen zu beurtheilenden Objecten bloß der eine oder der andere Gesichtspunkt festgehalten, es können aber auch bei demselben Gegenstande alle berücksichtigt werden. Die Frage nach der Wahrheit führt bei historischen Untersuchungen zur Prüfung der Wirklichkeit des als geschehen Erzählten, und zwar wird dabei ins Auge gefaßt einmal, ob das Berichtete überhaupt geschehen, und dann, ob es in der Weise geschehen ist, wie es erzählt wird. Dies zu beurtheilen, ist Sache der historischen Kritik. Dieser

historischen Kritik pflegt man gewöhnlich die philosophische entgegenzusetzen, und dieser als ihre Aufgabe die Prüfung und Untersuchung zuzuweisen, ob etwas im logischen und idealen Sinne wahr sey, oder wie es dem ästhetischen und sittlichen Standpunkte aus beurtheilt werden müsse. Die wissenschaftliche, die sittliche, die Kunstkritik sind demnach Theile der philosophischen Kritik. Bei der Prüfung wissenschaftlicher Leistungen hat man zu fragen nach der Richtigkeit der Untersuchungen und nach der Wahrheit der gewonnenen Resultate; die Kunstkritik erschrähet, ob das einzelne, vorliegende Werk ein Kunstwerk sey, d. h. ob es beitrage zur Realisirung der ästhetischen Ideale, ob es, vorausgesetzt, es sey wirklich eine künstlerische Idee in demselben durchgeführt, durch angemessene Darstellung die Idee auch in schöne Form eingekleidet hat, wie weit es sich demnach dem Ideale annähert, wie weit es von demselben entfernt sey u. s. w. In den Bereich der Kunst- od. ästhetischen K. fallen auch die Beurtheilungen solcher Werke, die, ohne gerade auf den Namen von Kunstwerken Anspruch machen zu können, doch in das Gebiet der schönen Künste überhaupt gehören. Die sittliche K. legt den Maßstab der sittlichen Ideen an die menschlichen Gesinnungen und Handlungen und entscheidet, ob dieselben gut oder schlecht, schön oder häßlich sind. — Im speciellen Sinn versteht man unter K. sehr oft vorzugsweise die philologische, die, ein Theil der historischen K., sich auf die aus dem Alterthume und hinterlassenen Schrift- u. Kunstwerke bezieht und die Wahrheit, das Alter und die Autoren derselben erforscht, dann aber auch, was die Schriftwerke insbesondere anlangt, die Richtigkeit des Textes, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, prüft und Verderbtes und Gefälschtes erkennt, resp. verbessert und wiederherstellt, so weit es möglich ist. Man nennt die erste Art auch die höhere, die zweite die niedere oder Wortkritik. So wie in den Texten der alten Autoren Unächtes sich findet, so sind auch bei einzelnen Werken der plastischen Kunst Stüde angelegt, die nicht aus dem alten Griechenland und Rom stammen, sondern erst später angefügt sind. Diese zu erkennen, ist Aufgabe der archäologischen Kritik.

Die Konjekturnalkritik sucht durch Vermuthungen, die verschiedene Grade der Wahrscheinlichkeit haben können, das Richtige zu finden und an die Stelle des als falsch und unächt Erkannten oder wenigstens für falsch Gehaltene zu setzen. — Schon bei den alten Griechen übte man historisch-philologische K. Man verbesserte stets Bücher und stellte Untersuchungen an über Wahrheit und Unächtheit, wenn auch ohne besondere Sorgfalt. Zunächst gaben die Werke Stoff zu kritischer Behandlung, die sich durch Tradition fortgepflanzt hatten. Zu ihnen gehören hauptsächlich die Gesänge des Homer, in die, als sie aufgeschrieben wurden, eine Menge Varianten hineinkamen. Schon zur Zeit des Sokrates entstand durch Vergleichung mehrerer Handschriften eine Untersuchung über die wahrscheinlich richtige Lesart. Von Homer ausgehend u. kriethm zunächst angewandt, wurde

allmählig K. auch an andern Büchern ausgeübt, besonders als man zu Alexandrien und Pergamum Bibliotheken anlegte und nun von den Bibliothekaren erwartete, daß sie die Aechtheit und den Werth der anzukaufenden (oder schon angekauften) Bücher beurtheilen könnten. Mit dem Ankauf und dem Ansammeln der Codices erhielt nun auch die Wortkritik erst rechte Nahrung. Wie bei Homer, so verglich man auch bei andern Werken die verschiedenen Manuscripte, welche vorhanden waren, und suchte aus der Mannichfaltigkeit verschiedener Lesarten die richtige und ursprüngliche zu finden. Besonders zeichneten sich in dieser Beziehung aus die Grammatiker Zenodot, Aristophanes von Byzanz und dessen Schüler Aristarch. Von den Griechen lernten die Römer wie die Anfänge der Grammatik so auch der K. Den Höhepunkt hat jedoch diese Kunst erst unter den Neuern erreicht. Mit diesen verglichen verschwinden die alten Grammatiker und Kritiker als gänzlich unbedeutend. Man braucht nur hinzuwiesen auf R. Ventsley, E. A. Wolf, G. Hermann und auf das, was sie durch ihren eminenten Scharfsinn für die Aufklärung und Berichtigung der alten Autoren gethan haben, anderer Philologen, die ebenfalls Tüchtiges in der K. geleistet haben, gar nicht zu gedenken. W. v. Schlegel, Lachmann, die Gebrüder Grimm, Graff, Benecke, Haupt, Wackernagel haben die bei den klassischen Autoren angewendete Methode der kritischen Kunst auch bei der Herausgabe alt- u. mittelhochdeutscher Schriftwerke mit Scharfsinn und glücklichem Erfolge angewendet. In der ästhetischen K. steht unter den Deutschen Lessing oben an; aber auch die Schlegel haben in diesem Fache sich ausgezeichnet. Erleichtert u. gefördert wurde seit langer Zeit die K. überhaupt besonders durch die bloß für diesen Zweck gegründeten Zeitschriften. Die Zeitschriften der Literaturzeitung u. die Hallischen (die deutschen) Jahrbücher nahmen unter ihnen wohl unbestritten den ersten Platz ein. Daß in den verschiedenen belletristischen Zeitschriften das Neueste aus dem Gebiet der Literatur und Kunst erwähnt und oft kürzer, oft ausführlicher beurtheilt wird, ist bekannt. Freilich nehmen oft genug geistreich seyn sollende Aphorismen und hohle Phrasen die Stelle einer auf festen ästhetischen Principien und gründlicher Kenntniß des zu beurtheilenden Gegenstandes ein. Diejenigen, welche kritisiren, ohne zu prüfen, urtheilen, ohne viel von der Sache zu verstehen, die sich mit allgemeinen Redensarten über aufstoßende Schwierigkeiten hinwegheifen und doch K. nicht lassen können, so wenig sie Beruf dazu haben, pflegt man Kritiker zu nennen.

Kritikas (ind. Mith.), s. Kartikava.

Kritisch (Criticus, Med.), kritische Tage, Materie, kritische Zufälle u. s. w., s. Krise.

Kritischer Apparat, s. Kritik.

Kritopulos (Eigensch.), s. Metrophanes.

Kritschen (Geogr.), 1) österr.-mähr. Herrschaft, Kr. Brünn; umfaßt 7084 J. 1069 Q. Areal und 9460 Ew.; — 2) Dorf das.; Schloß, Mühle, Tschwalke; 600 Ew.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr.

Dels; Vorwerk, Ziegelei, Wassermühle; 640 Ew.

Kritschew, europ.-russ. Stadt, Gouv. Mohilew, an der Sossna; 2900 Ew.

Kritskalva (Kricowo, Kritsova), ungar. Pfarrdorf, marmaroscher Gesp., in einer Ebene am Flusse Talabor; Bad, das gegen die Gicht gute Dienste leistet; 730 Ew.

Krigemow, mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Schwaa; 170 Ew.

Krigendorf, österr. Pfarrdorf, Land unter der End, Viertel ob dem Wienerwald, Magistrat Klosterneuburg, an der Donau; 350 E.

Kriskow, mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Güstrow; 260 Ew.

Kriskow (Geogr.), mecklenburg-schwerin. Dörfer: 1) Kr. Mecklenburg, Amt Lübz; 100 Ew.; — 2) das., Amt Krivitz; 130 Ew.; — 3) das., Amt Bukow; Ziegelei; 130 Ew.

Krischendorf, königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Dresden; 130 Ew.

Kriskum, hannöv. Pfarrdorf, Aurich, Ostfriesland, Amt Jungum; 170 Ew.

Kriukow, europ.-russ. Flecken, Gouv. Cherson; rechts am Dniepr; 1200 Ew.

Krivaja, europ.-türk. Fluß, Bosnien, mündet in die Bosna, rechts.

Krivan (Kriwan, Kryvan), ungar. Berg, in der Iptauer und zypser Gesp., an der Grenze von Galizien, in den Karpathen (Tatra-gebirg). Sydow, welcher den K. erstieg, trat seine Wanderung von dem Wirthshause Belanszka an, das an dem Rande des belanszker Wassers liegt, welches fast auf dem höchsten Gipfel des K. entsteht und gleich unterhalb seiner Quelle einen der herrlichsten Wasserfälle der Central-Karpathen bildet. Nach etwa 1½ Stunden erreicht man von diesem Wirthshause aus den Fuß des K., wohin man anfangs einem sehr bequemen Fußsteige durch dichte Waldungen des Südabfalles folgt; dann gelangt man bis zum obern Ende der Krummholzregion und kommt bald auf der Kopa-Ebene an, zwischen dem K.-Gipfel und einem südlichen, runden, 5316 wien. Fuß hohen Vorberge, welcher Kopa heißt. Bis zu dieser Ebene braucht man vom Fuße des K. wieder etwa 1½ Stunden. Auf dieser etwa 100 Schritte langen und 80 Schritte breiten Ebene sieht man hart unter dem Gipfel des Kopa die noch übrig gebliebenen Fundamente eines Gebäudes, vor dem ein eiserner Mörser steht, den man, um das treffliche Echo zu genießen, einst hierher hat bringen lassen. Blickt man von hier auf den K., so fällt sogleich die Belanszka in die Augen, welche sich von dessen Gipfel wie ein breites magisches Silberband herabstürzt. Man steigt nun gegen Norden unter einem Winkel von etwa 15° weiter aufwärts und gelangt nach einer Viertelstunde auf dem Prehibba- od. Rephibbu-Mücken an, der über 100 Schritte lang ist und etwa 6000 Fuß über dem Meere liegt. Bis zu ihm kann man mit der größten Bequemlichkeit auf einem breiten Fußsteige reiten. Er trägt die üppigste Vegetation, eine Menge von Alpenkräutern wuchert auf ihm in großer Fülle, viele Moosarten und besonders das isländische

Krnfschig (Krneice), österr.-mähr. Gut, Kr. Znaim; Metherhof, Schloßchen, Schüttkasten, Mühle, Bretsäge; 200 Einw.

Kroatien (Geogr.), 1) ehemaliges Königreich, zwischen Ungarn, der europäischen Türkei, dem adriatischen Meere und den zum deutschen Bunde gehörigen Staaten Oesterreichs. Es begriff das jetzige Provinzial-K. (Königreich K., s. unten), die kroatische Militärgrenze, das ungarische Littorale (diese 3 jetzt sämmtlich österreichisch) u. einen Theil von Bosnien (Türkisch-K.). — 2) (Horvath-Drzav), Königreich in Oesterreich, bis auf die neueste Zeit mit Ungarn vereinigt, seit der österreichischen Reichsverfassung vom März 1849 ein eigenes Kronland bildend, erstreckt sich von der Drau bis an das adriatische Meer zwischen Steiermark und Illyrien im Norden und Bosnien und Dalmatien im Süden und ist in Civil- (Provinzial-) und Militär-K. getheilt. Es hat im Ganzen einen Flächenraum von etwa 470 □ Meilen mit 1,100,000 Einw. Civil- oder Provinzial-K. ist der nördliche, Militär-K. der südliche Theil; deren Grenze bildet im Osten die Kulpa. Das erstere ist in die kreutzer, warasbinder und agrasmer Gespanschaft getheilt; das letztere bildet den westlichsten Theil der Militärgrenze und zerfällt in das warasbinder, kreutzer und karlsstädter Generalat; zu letzterem gehören die 2 Banalregimenter, deren Bezirke auch Banal-grenze genannt werden. Seit 1822 ist der früher mit Illyrien vereinigte karlsstädter Kreis, so wie das ungarische Littorale wieder damit vereinigt. Civil-K. (das eigentliche Königreich K.) begreift den an Ungarn und Illyrien grenzenden Theil, so wie das Küstenland und hat in diesem Umfange 179 (nach Andern 172) □ M. und 615,000 (nach Andern 580,000) Einw. Auf die kroatische Militärgrenze kommen etwa 285 □ M. mit etwa 470,000 Einw. Provinzial-K. ist gebirgig durch Fortsetzungen der aus Deutschland herstreichenden julischen und dinarischen Alpen, im Norden das große und kleine Kapella-, im Süden das Bellobit-Gebirg genannt; der Klet bei Ogulin hat eine Höhe von 6500'. Im Norden verzweigen sich unter andern das Kravinska-, Benak-, Kalnik- und andere Gebirge. Die meisten Gewässer des Landes empfängt die Sava (Save), und zwar von Süden her die Unna, an der türkischen Grenze, die Kulpa, die zum Theil die Grenze gegen Krain bildet, mit der Korana, Ddra, Dobra, von Norden her die Kravina, Ponja, Illova, Drapava und den Boffuth. Seen: plitwiser Seen (8 Seen auf dem Kapellagebirge, fließen mit mehreren Wasserfällen einander zu u. sind Quellen der Korana). An der Nordgrenze fließt die Drau (Drave). Das Klima ist mild und gesünder, als in Slavonien. Die vorzüglichsten Produkte des Landes sind Wein (die kroatischen Rothweine gehören zu den besten in Ungarn), Tabak, Getreide, Mais, Obst, besonders Pflaumen, die zu Branntwein gebraucht werden, Holz (Rugholz und Faßdauben), Hülsenfrüchte, Kieselölen, Zwiebeln, Knoblauch, türk. Pfeffer, Cenf, Melonen, Kürbisse, Rettige,

Gurken, Maulbeerbäume, Kastanien; Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine (Eichelmaß), Wild, Fische, Vienen; Eisen, Kupfer, Schwefel, Blei, Steinkohlen, Marmor, an der Küste viel Seesalz. Die geringe Industrie beschränkt sich auf die wenigen Städte. Dagegen ist der Handelsverkehr sehr lebhaft, da durch gute Straßenanlagen seit Kaiser Josephs Zeiten Ungarn hier mit dem adriatischen Meer in Verbindung steht. Berühmt ist die 17 Meilen lange Karolinenstraße von Karlstadt nach Bucari, zum Theil durch Felsen gesprengt und auf Brücken von Berg zu Berg geführt. Von Karlstadt nach Bengeh geht die fast eben so lange Josephinerstraße und von Karlstadt nach Fiume die 18 Meilen lange Luisenstraße, welche über den 2800' hohen Paß Ramnos-Podolje führt, eine der sehenswerthesten Bergstraßen ist und 1809 vollendet wurde. Die Aus- und Einfuhr geht besonders über die Häfen des ungarischen Küstenlandes: Fiume, Bucari, Portore, Seleze, Novi und Burcowa. Die Einwohner sind theils eigentliche Kroaten, ein slavisches Volk, roh und tapfer, wie die Slavonier, an der Küste die räuberischen Morlachen, theils eingewanderte Deutsche, Maizen, Magyaren etc. Der Kroat ist athletisch gebaut; sein Auge blickt mutzig umher, ein starker Schnurrbart bedeckt seinen Mund, und die Wildheit seines Landes mag auf seine Rohheit Einfluß haben. Denn auf den Höhen von K. hören die Del- und Feigenbäume auf, u. hohe Fichten- und Tannenwälder überziehen, mit Gestrüppe untermengt, die felsigen Berggründe. Hier weiden rothbraune, langhaarige, ungehörnte Ziegen, und Hirten blasen auf ihren Doppelpfeifen wehmüthige Melodien. Traurig, wie der Ton der Hirtenpfeife, ist hier die Natur. Hier sieht man keine grünen Wiesen, Falken kreisen in der Höhe, und der kahle Boden ist mit weißen Kalksteinen besät. Die Wohnungen im Innern des Landes sind elend. Gefottene Kürbisse, gekochte Kastanien, Schaffleisch, mit spanischem Pfeffer gewürzt, und vor Allem rohe Zwiebeln in Del sind die Hauptbestandtheile der kroatischen Mahlzeit. Die Weiber tragen Schafpelze, die Mädchen, worunter es zuweilen vorzüglich wohlgestaltete gibt, in der Regel kurze, über einander geschichtete Röcke und steife Nieder. Häufig steht die Zahl dieser Röcke mit dem Wohlstand in gleichem Verhältnisse, denn je reicher eine Kroatin ist, desto mehr über einander geschichtete Röcke trägt sie des Sonntags beim Tanze. Der Mann aber trägt weite, weiße, unten gefranste Hosen, Sandalen (Dpanken) und einen niedern, breitschrämpfigen Hut; selten sieht man eine Jacke. Die Pauschen des an der Brust geschliffenen Hemdes vertreten die Stelle der Sacke und sind ein Magazin für Tabak, Speck und Zwiebeln; an der linken Seite hängt ein sehr flach gedrücktes kleines Delfäßchen, an der rechten eine gewirkte Waidtasche, die allerhand, besonders Tabak enthält. Obgleich roh und ungebildet, sind die Kroaten doch ein arbeitsames, gutmüthiges Volk, von ungemeiner körperlicher Stärke und persönlicher Tapferkeit. Die österreichische Ar-

Falieri von Venedig, 1114, der sich mit dem griechischen und römischen Kaiser verband, Belgrad, Zara, Sebenik und Spalatro eroberte, 1117 aber vor Zara geschlagen wurde, worauf die Venetianer alle gemachten Eroberungen wieder verloren. Dagegen eroberte 1168 der griechische Kaiser fast ganz K., angeblich zu Gunsten des Königs Bela, den er mit seiner Tochter Maria vermählte und zum Nachfolger in seinem Reiche bestimmte. Gleichwohl behielt er nachher das Land für sich und Bela gelangte erst nach dessen Tode durch Waffengewalt wieder zum Besitze desselben, worauf Dalmatien und K. wieder mit Ungarn vereinigt wurden, 1080. Bela machte seinen ältesten Prinzen Emmerich zum König der genannten Reiche, und dieser überließ sie bei seiner Thronbesteigung wiederum seinem jüngern Bruder Bela, 1196. Ihm folgte 1222 sein ältester Sohn, gleichen Namens u. diesem wieder 1226 ein anderer Prinz, Kolomann, der aus seinem russischen Reiche vertrieben worden war und nachher bei einem Einfall der Mongolen 1242 sein Leben verlor. Steplko Subich erlangte darauf durch seinen Reichtum, seine mächtigen Verbindungen und sein weises Verhalten bei allen K. so großes Ansehen, daß ihn die Stadt Trau zu ihrem Grafen ernannte. Diefelbe Würde erteilten die übrigen Städte nach seinem Tode auch seinen 5 Söhnen, bis endlich fast ganz Dalmatien u. K. in ihre Hände kamen, während der Vortheil, den König Wladislaw von den Ungarn von ihnen zog, so gering war, daß sein Schwager, König Karl von Sicilien, dieselben als einen Brautschlag für seine Gemahlin begehrte. Indessen erhielt er sie weder durch Ueberredung, noch durch Waffengewalt. Glücklicher war sein Sohn Karl Robert, der 1300 bei Spalatro landete und fast von allen dalmatischen und kroatischen Großen als König anerkannt wurde. Diese Trennung von Ungarn dauerte jedoch nicht lange, da 1309 Karl Robert auch hier als König anerkannt wurde. Es fehlte indessen nicht an Unruhen, welche von verschiedenen Großen des Landes erhoben, von den Venetianern genährt u. erst 1342 durch die kräftigern Maßregeln des Königs Ludwig beseitigt wurden. Dieser vereinigte K., Dalmatien und Slavonien mit Siebenbürgen und übergab dieselben seinem Bruder Stephan. Nach Ludwigs Tode erhielt dessen älteste Tochter Maria, Gemahlin des Königs Sigismund von Böhmen, das ungarische Reich und König Andreas von Neapel, der, auf Einladung der dalmatischen Großen, Dalmatien K. und Ungarn ohne Widerstand eroberte, ward 1366 ermordet. Kurze Zeit darauf wurde jedoch sein Sohn Wladislaw zum König in Dalmatien, und K. ausgerufen und als sich derselbe nicht länger gegen Sigismund halten konnte, verkaufte er seine Ansprüche den Venetianern, was Sigismund, gehindert durch die Unruhen, welche seine Erhebung zum deutschen Kaiser hervorriefen, ruhig geschehen lassen mußte. Seit der Mitte des 15. Jahrh. ward K. fortwährend von den Türken beunruhigt, besonders seit dem Tode

des Königs Mathias und seines Nachfolgers, eines polnischen Prinzen. Mehr noch wuchs die Gefahr unter Ferdinand, dem ersten kroatisch-slavonischen Könige aus dem Hause Oesterreich und unter Maximilian II. Nord u. Auswanderung entvölkerten nach und nach das ganze Land, das jedem Eroberer als Beute Preis gegeben schien. Da auf diese Weise die Gefahr dem deutschen Reiche selbst nahe gebracht wurde, so beschloß der Kaiser, mit Genehmigung der Stände, ein stehendes Reichsheer in den kroatisch-slavonischen Wüsteneien zu halten. Da der Ausführung dieses Planes sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen stellten, hob man dieselben durch die Errichtung einer Markgrafschaft nach alter Weise, welche der Kaiser Rudolf unter der Benennung eines ewigen Generalats der kroatischen Grenze dem erzhertzoglich-österreichischen Hause und als Oberhaupt dieses Hauses demjenigen Erzherzoge verlieh, der sie am besten verwalten konnte, nämlich dem Erzherzog Karl von Steiermark, Kärnthen und Krain, 1575. Wenn auch unzufrieden damit, sahen sich die ungarischen Reichsstände doch gezwungen, dieses deutsche Generalat anzuerkennen, weil es ihnen das einzige Mittel zu seyn schien, eine völlige Vereinigung mit Deutschland zu verhindern. Zugleich erhielt der jedesmalige Ban von K., Slavonien und Dalmatien die Verwaltung der Regierungsangelegenheiten u. selbst das Feldherrnamt über die alten Unterthanen, die nicht in das Generalat gehörten. Dessen ungeachtet eroberte der Sultan Amurath III. 1592 die Festung Bihals in K., die nebst einigen andern umliegenden Ortschaften seitdem in türkischer Gewalt geblieben ist. Die eigentliche Grenze aber wurde erst 1699 in dem Karlowitzer Frieden genau bestimmt, in welchem der Sultan alles Land jenseits der Unna an das ungarische Land abtrat. Das kroatische Littorale dagegen war 1717 zu der kaiserlichen deutsch-kroatischen Handelsgesellschaft oder zum österreichischen Littorale geschlagen, blieb aber gewissermaßen unter der Gespannschaft Zagreb bis 1776, wo das Littorale aufgehoben, der Strand in 3 Gespannschaften vertheilt und wieder mit K. verbunden wurde. Von 1767 bis 1777 wurden die 3 Reiche, K., Slavonien und Dalmatien nebst andern mit Griechen bevölkerten ungarischen Staaten Illyrien genannt und von einer besondern illyrischen Hofdeputation zu Wien regiert. Später bildete jedes derselben wieder ein besond. Königreich. — Wie wir gesehen, ward die Verbindung K. mit Ungarn seit dem 11. Jahrh. nicht mehr unterbrochen, ersteres aber auch nie als eroberte Provinz, sondern als „Nebenland“ betrachtet und behandelt. Es erfreute sich aller Rechte, deren Ungarn genoß, sogar einiger besondern Vorrechte. Die innern Angelegenheiten wurden auf einer aus dem Adel der drei Komitate zusammengesetzten Landeskongregation verhandelt. Diese Kongregation entsandte drei, außerdem der Distrikt von Turtoplya, die Städte Ugram, Warasdin, Zengg, Kopreinitz, Karlsstadt und Kreuz je einen Deputirten auf den ungarischen Reichstag, wo die allgemeinen

Landesangelegenheiten geordnet wurden. Schon früher, auf jenem Reichstage, wo zum ersten Mal die Erhebung der ungarischen Sprache zur diplomatischen Sprache angeregt wurde, war von Seiten der kroatischen Deputirten gegen eine solche Ueberhebung des magyarischen Elements lebhaft Einsprache geschehen. Man sah darin eine Beeinträchtigung K. u. M. und wollte nicht zugeben, daß das bisher bestandene Verhältniß des Nebenlandes geändert, Ungarn gewissermaßen als Mutterland und K. u. M. als dessen Kolonie erklärt werde. Denn, wenn sich auch in manchen andern nichtmagyarischen Volksstämmen Ungarns der Widerspruch gegen eine systematische Magyarisirung regte, so konnte diese Opposition doch nirgends zu solcher Geltung gelangen, als bei den Kroaten, die nicht untermischt mit den Magyarern leben und ein abgeschlossenes Land bewohnen. Die metternichsche Regierung, welche anfangs die magyarischen Sprachbestrebungen unterstützt hatte, weil sie gehofft, die Aufmerksamkeit der Nation durch diese „unschuldigen Spielereien“ von wichtigern Fragen abzulenken, erkannte später mit Schrecken die politische Tragweite dieser Spielereien, durch welche der Magyar immer stärker und für Oesterreichs Politik gefährlicher wurde. Nichts konnte demnach der Regierung, die, durch Josephs Schicksal gewiegt, keine offenen Gewaltstreiche wagen wollte, erwünschter kommen, als daß sich im Lande selbst ein Hemmschuh für den magyarischen Fortschritt, ein Stein des Anstoßes für die nationale Bewegung vorfand. Sie nährte insofern die magyarfeindliche Stimmung der Nichtmagyaren, unterstützte öffentlich bald die eine, bald die andere Partei, um die Zwierracht stets rege zu erhalten, und erweiterte dadurch die Spaltung zum unheilbaren Bruch. Eine andere Erscheinung, welche in jener Zeit auftauchte, leistete der Regierung in ihrer jesuitischen Politik ganz besondern Vorschub. Europa kennt jene Bestrebungen, welche unter dem Namen des Panславismus seit zwei Jahrzehnten jeden Freiheitsfreund beunruhigen. Die Idee wurde zuerst von dem slavischen Dichter Johann Kollar, evangelischem Prediger zu Pesth, in seiner „Slava dcera“ (1827) angeregt, bald darauf durch die Schriften P. Schafarik's wissenschaftlich begründet und fand, wie bei den meisten Slaven aller Länder, auch bei den Südslaven Ungarns günstige Aufnahme. Die Aufregung der Kroaten, die bisher nur eine negative Tendenz, die Abwehr der magyarischen Suprematie, hegte, erhielt durch den erweckten Slavismus einen positiven Gehalt und gewann hierdurch bedeutend an Anhang nach außen, an Stärke nach innen. Um die Mitte des vorigen Jahrzehnts begann die slavische Bewegung in K. u. M. ihre Kräfte zu concentriren und entschiedener aufzutreten. Graf Johann Draskovich, ein kroatischer Magnat, galt als das politische Oberhaupt; Ludwig Gaj aber gründete unter dem Titel „Novine Hervatzke“ ein journalistisches Organ zur Förderung der National Sache. Draskovich erhielt für seine Bestrebungen vom wiener Hofe ein Ordenskreuz, Gaj einen Brillantring.

Die anfangs nur sprachliche Thätigkeit wurde bald auch auf das Feld der Agitation übertragen, wobei die Regierung ebenfalls die „illyrische Partei“ unterstützte. Es gab nämlich in K. u. M., wiewohl das Land keine eigentliche magyarische Bevölkerung zählt, eine nicht unbedeutende Partei, welche durch den mehrhundertjährigen Verband der beiden Länder sich gewöhnt hatte, die Interessen Ungarns und K. u. M. nicht von einander zu trennen, und die es daher mit den Magyarern hielt. Ihr Führer war der edle Joseph Jozipovich, Graf von Turapolya; sie nannte sich die kroatische Partei, während die andere die illyrische hieß. Anstatt die Aufregung zu beschwichtigen, goß die Regierung Oel ins Feuer, indem sie den magyarfeindlichen Niklas Idenhay zum Obergespann in Agram ernannte, der die offensten Gesegwidrigkeiten zu Gunsten der illyrischen Partei beging. Die illyrische Partei fürchtete, daß bei der im Jahre 1843 eintretenden Komitatsrestauration wie bei den Deputirtenwahlen die magyarische Partei die Majorität erhalten könnte. Sie beantragte daher, daß der größtentheils ungarisch gekünnte Adel des Distrikts von Turapolya vom Mitwählen ausgeschlossen werde. Derselbe wurde auch theils durch Gewalt, theils durch List seines seit Jahrhunderten geübten Rechts beraubt und dadurch der entscheidene Sieg der illyrischen Partei herbeigeführt. Die Reklamationen, welche die kroatisch-ungarische Partei und mehrere Komitate Ungarns dagegen an den Kaiser richteten, blieben unbeachtet. Während dies in K. u. M. selbst vorging, kam die kroatisch-ungarische Frage auch auf dem ungarischen Reichstag zur Sprache. Am 20. Juni 1843 wollte Dsegovich, kroatischer Deputirter, in der kroatischen Angelegenheit das Wort nehmen, sich aber dabei nicht der ungarischen, sondern der lateinischen Sprache bedienen, da er durch seine Instruktionen hierzu verpflichtet sey. Schon bei den ersten lateinisch gesprochenen Worten erhob sich ein fürchterlicher Lärm; von allen Seiten protestirte man gegen den Gebrauch des Lateinischen. Der Präses bedauerte den unliebsamen Zwischenfall. Er zweifelte nicht, erklärte er, daß in kurzer Zeit alle Deputirte nur ungarisch sprechen werden; da aber bis jetzt kein Gesetz die lateinische Sprache verbiete, so möge man Dsegovich den Gebrauch derselben gestatten. Die magyarische Majorität wollte jedoch hierauf nicht eingehen; sie beschloß sogleich, auf Hertelendy's Antrag, daß von diesem Tage an in der Reichsversammlung bloß die ungarische Sprache gebraucht werden dürfe. Aber die Magnatentafel verwarf den Ständebeschluß, wiewohl selbst kroatische Magnaten, wie Baron Rauch und Graf Erdödy, für denselben sprachen. Auf Sz. Kiralyi's Antrag modificirte die Ständetafel am 3. Juli ihren Beschluß, indem sie eine Frist von 10 Jahren festsetzte, nach welcher die ungarische Sprache im öffentlichen Leben die allein herrschende seyn müsse. Auch die Magnatentafel trat am 17. Aug. diesem Beschluß bei, der indessen vom König nicht sanktionirt wurde. Hierdurch ermuthigt, brachen die kroatischen Deputirten am 18. Decbr. das Still-

schweigen, daß sie seit einigen Monaten beobachtet, und begannen abermals in lateinischer Sprache zu reden, wobei sich der Lärm von Seiten der Gegner erneuerte. Die Ständetafel einigte sich endlich auf Szemere's Vorschlag dahin: die kroatischen Deputirten sollen zwar nicht gewaltsam unterbrochen, aber ihre Reden sollen als gar nicht gesprochen betrachtet und daher weder beantwortet, noch ins Protokoll aufgenommen werden. Das war allerdings nicht der rechte Weg, die kroatische Aufregung zu beschwichtigen. Zu diesem Mißgriffe kam noch ein anderer Uebelstand. Hyperpatriotische Magyaren gingen oft im prakt. Leben noch viel weiter, als das ohnehin schon etwas zu magyarisirungsfüchtige Gesez es verlangte. So sollte sich z. B. das Gesez, seinem Wortlaut gemäß, in Schule u. Kirche durchaus nicht einmischen. Nichts desto weniger gab es viele magyarische Ortsvorsteher, Geistliche u. Lehrer, welche die magyarische Sprache auch in jenen Orten, wo der größte Theil der Bevölkerung nichtmagyarisch war, zur alleinigen Gerichts-, Unterrichts- u. Gebetsprache machen wollten. Am Schreiendsten war wohl folgender Fall. Das Gesez verordnete, daß die Kroaten nur im Verkehr mit den ungarischen Landesbehörden sich der ungarischen Sprache bedienen müssen, während ihnen in ihrem eigenen Lande der Gebrauch jeder andern Sprache freistehe. Hierauf gestützt, wollten die illyrischen Mitglieder des warasdiner Komitats in der Kongregation sich der illyrischen statt der bisher üblichen lateinischen Sprache bedienen, was ihnen aber der ungarisch-gefinnte Administrator, Graf J. Erdödy, wehrte, indem er sich auf ein Gesez von 1805 berief, nach welchem in der Komitatversammlung nur die lateinische Sprache gebraucht werden dürfe. Die Illyrier mochten sich natürlich in diese Zumuthung nicht fügen. Der Graf wendete sich nach Wien, von wo man ihm antwortete: Das Gesez bestehe wohl, aber er möge ein Auge zudrücken und es gestatten, wenn Jemand illyrisch sprechen wolle. Der Graf ging jedoch durchaus nicht auf diese Ermahnung ein, und die Illyrier mußten sich durch Gewalt die Gewährung ihres gerechten, den magyarischen Sprachgesezen eigentlich nicht widerstrebenden Verlangens erzwingen. K. war übrigens nur der Herd und Ausgangspunkt der antiungarischen Bewegung, die sich weit über die Grenzen des kleinen Ländchens hinaus erstreckte und das ganze „Land der Magyaren“ feindlich umspannte. Ungarn hat nämlich bei einer Bevölkerung von 14 Millionen Köpfen nicht mehr als 5 Millionen wirklich magyarische Bewohner. Die übrige Bevölkerung, mit Ausfluß von 1,500,000 Deutschen, ist sammt und sonders slavischen Ursprungs, wenn auch verschiedenen Stammes und Dialekts; wie: Slowaken 1,687,256, Kroaten 886,079, Ruthenen 442,903, Rajen 828,365, Walachen 2,311,000 Seelen u. s. w. Diese Volksstämme wurden theils von kroatischen, theils von czechischen, theils auch von russischen Emissären im antimagyarischen und panslawistischen Sinne bearbeitet. Und da sie in der That hier und da von den Uebergriffen

manches magyarischen Hyperpatrioten zu leiden hatten, andererseits die gegenseitigen Reibungen von der Regierung genährt wurden, so war es natürlich, daß die Erbitterung gegen das Magyarenthum immer mehr um sich griff und die Zahl der Feinde Ungarns sich täglich vergrößerte. Abgesehen von der numerischen Minderzahl des magyarischen Elements gegen die nichtmagyarische Bevölkerung Ungarns, ist ersteres auch durch die geographische Vertheilung des Landes unter den verschiedenen Volksstämmen bedeutend im Nachtheil. Ein Blick auf eine ethnographische Karte Ungarns zeigt, daß die Magyaren nur das Flach- oder Mittelland bewohnen, während die Grenzen des Landes um und um von Nichtmagyaren bewohnt sind. Wir sehen die südöstliche Grenze von Walachen und Rajen, die südwestliche von Schaklzen und Kroaten, die nordwestliche von Wenden, Deutschen und Slowaken, die nordöstliche von Slowaken und Ruthenen besetzt. Die historischen Gründe dieser Vertheilung sind leicht nachweisbar. Ein Theil der Nichtmagyaren, wie die Slowaken, wohnten bereits im Lande, als die Ungarn aus Asiens Steppen hereinbrachen, konnten aber dem Andrang dieser wilden Horden nicht widerstehen und flüchteten vor ihnen in die nördlichen Karpathen, wo sie bis heute geblieben. Andere, wie die Deutschen, wurden erst seit dem 3. und 4. Jahrhundert der magyarischen Niederlassung ins Land gerufen. Dieselben wollten sich so wenig als möglich vom Heimathlande entfernen und blieben meist bis zum heutigen Tage in den an Oesterreich grenzenden östlichen Komitaten. Wieder Andere, wie die Rajen und Serben, wanderten erst im Laufe der letzten Jahrhunderte in Ungarn ein und setzten sich in jenen Grenzstrichen fest, in die sie bei der Ankunft aus ihrer Heimath zuerst eintraten. Nun war es allerdings für den magyarischen Stamm in einer Beziehung vortheilhaft, daß er sich in der Mitte des Landes hielt; denn so nur konnte er die an den verschiedenen Grenzen angesiedelten slavischen Stämme auseinanderhalten und sich in der Herrschaft des Landes behaupten. Aber diese Vertheilung verhinderte es auch andererseits, daß in Ungarn, wie dies in andern Ländern geschah, die Beherrscher in den Herrschenden, die Nichtmagyaren in dem Magyarenthum aufgingen, weil die Beherrschten nicht mit und unter, sondern neben den Herrschern lebten. Auffälliger, als je, bewahrheitete sich dies in den letzten Jahrzehnten, wo allseitig das Nationalgefühl reger wurde: das größte Hinderniß der Magyarisirungsbestrebungen lag nur darin, daß die zu Magyarisirenden nicht im Innern des Landes, sondern an dessen Grenze, in der nächsten Nähe ihrer außerungarischen Stammesgenossen, wohnten. Der ungarische Walache erwartete stets eine Erhebung seiner Brüder in der Walachei, durch deren glücklichen Ausgang auch er Bürger eines unabhängigen und mächtigen Reichs würde; der ungarische Serbe blieb in steter Verbindung mit seinen Stammesgenossen in Serbien; der Slowake lebte in täglicher Berührung mit den Währen

und Böhmen; jeder Stamm suchte und fand seinen Anziehungspunkt ganz wo anders, als in den das Centrum des Landes haltenden Magyaren. Bei solchen Gegenwirkungen konnte die Magyarisirung nur langsam vorschreiten, und wenn sie sich, um rascher vorwärts zu gelangen, kräftig geltend machen wollte, mußte sie Haß und Erbitterung wecken. — Als der große Völkersturm des Jahres 1848 ausbrach, blieben die Magyaren ihrer Rolle als Vorführer des Liberalismus treu. Der Reichstag verwandelte durch seine Beschlüsse in wenigen Tagen das feudal-monarchische Ungarn in eine demokratisch-konstitutionelle Monarchie. Die Urbartallasten und bäuerlichen Siebigkeiten wurden sogleich aufgehoben, alle Steuern und öffentlichen Lasten, auch die Kriegsteuer nach gleichem Verhältniß ohne Rücksicht auf den Stand vertheilt, eine umfassende Volkvertretung nach dem Grundsatz, daß jeder Abgeordnete das ganze Land und nicht einen einzelnen Bezirk oder einen besondern Stand vertrate, ferner Nationalbewaffnung, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, Geschwornengerichte und Pressfreiheit dekretirt. Die Kroaten, welche bis dahin als Stützen der absolutistischen Grundsätze aufgetreten waren, fielen aus der Rolle. Eine Deputation aus K., wohl an 100 Köpfe stark, beehrte zu allgemeiner Verwunderung gleichmäßige Lastentragung Aller ohne Unterschied des Standes vor dem Gesetze, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Schwurgericht und Verantwortlichkeit der Richter, die Vertretung des Volks auf Grundlage der Gleichheit ohne Unterschied des Standes, Press-, Gewissens-, Lehr- und Redefreiheit. Die Magyaren forderten aber nicht bloß Freiheit im Innern, sie strebten auch Unabhängigkeit nach außen an. Der Reichstag bestand darauf, daß das ungarische Ministerium in jeder Beziehung ein selbstständiges werde, und weigerte sich zugleich, einen Theil der Staatsschulden zu übernehmen; der Kaiser verlangte im Namen des Gesamtstaates, daß Ungarn in Beziehung auf die Finanzen und den Krieg fortzufahre, mit Oesterreich eine Einheit zu bilden. Dieser Zwiespalt wurde nur beigelegt, nicht entschieden, indem die Ungarn vom Kaiser aufgefordert wurden, vorläufig zur Unterhaltung des Hofstaats, der diplomatischen Beamten und des Heeres beizusteuern, in Bezug auf das Heer dem Reichstag zugestanden wurde, über die Nationalwehrverfassung, wie über die nöthigen Kriegsbewilligungen zu beschließen, wozegen die Verwendung des Heers im Auslande, wie die Ernennungen vom königlichen Beschlusse abhängig seyn sollten. Der Einheit des Reichs waren diese magyarischen Forderungen allerdings nicht günstig, aber mit den kroatischen Verlangen verhielt es sich nicht anders. Jene erwähnte kroatische Deputation heischte vom Kaiser „eine kräftige und neue Vereinigung in jeder Beziehung der durch die Geschichte und die Gesetze vereinigten Königreiche Dalmatien, K. und Slavonien, so wie auch die Einverleibung der Militärgrenze hinsichtlich der politischen Administration und die Inkorporirung aller übrigen,

im Laufe der Zeit verloren gegangenen, mit den ungarischen Komitaten und den österreichischen Ländern vereinigten Theile des Vaterlands, nationale Unabhängigkeit und ein eigenes, unabhängiges, dem Landtage der drei Königreiche verantwortliches Ministerium“. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß diese Forderungen den ungarischen gleich kamen und sie in einem Punkte übertrafen, denn die Kroaten wollten außer der Militärgrenze noch Dalmatien inkorporiren, dieses Königreich, das man in Wien als integrierenden Theil der Gesamtmonarchie betrachtet und später zu dem wiener Reichstage zugezogen hat. Ueberdies verlangten die Kroaten Ausantwortung aller Kassen, selbst des Grenzproventenfonds, den bis dahin der Hofkriegsrath verwaltet hatte. Es verdient Beachtung, daß unter allen 30 kroatischen Punkten, von denen hier nur die wichtigsten aufgeführt wurden, der erste der war, daß der Baron Jellachich als Banus von K. bestätigt werde. Dieser Antrag wurde gebilligt; welche Antwort der Kaiser auf die andern Punkte erteilte, ist nicht bekannt geworden. Ueberhaupt deckte man über die kroatische Angelegenheit von Anfang an einen dichten Schleier, der nur in einzelnen Fällen, wenn die Noth dazu zwang, gelüftet wurde, und auch dann nur, um ein mehr verwirrendes, als erhellendes Licht auf die wichtige Angelegenheit fallen zu lassen. So ist der fern stehende Beurtheiler, was den Anknüpfungspunkt der unleugbar gespielten Intriguen betrifft, auf Vermuthungen angewiesen. Urtheilt man nach der „Agramer Zeitung“, dem Organ des Banus und der Kroaten, der im Rausche ihrer Hoffnungen manche bedeutsame Geständnisse entschlüpft sind, so brachte schon die von Wien zurückkehrende Deputation einen förmlichen Operationsplan mit. Von den Trennungsgelüsten, welche diese Deputation in Wien verkörpert hatte, war nun keine Rede mehr, im Gegentheil stellten sich die Kroaten als die Partei Ungarns dar, die es mit der Einheit der Monarchie am Redlichsten meine. Sie machten lärmend geltend, daß ein Dritteltheil der in Italien fechtenden Armee aus Kroaten bestehe, sie erklärten sich zu jedem neuen Opfer bereit und ließen wirklich Verstärkungen nach Italien abgehen, um so einen patriotischen Konstrast gegen die Ungarn zu bilden, die den Kampf gegen die Lombarden ungern sahen und davon sprachen, ihre Regimenter zurückrufen zu wollen. Der Haß gegen das Magyarenthum wurde mit Wuth gepredigt. Obgleich der preßburger Landtag den Beschluß gefaßt hatte, daß den Kroaten ihre Nationalität zu garantiren sey, so erhob man doch die ungegründetsten Befürchtungen gegen neue Uebergriffe des Magyarenthums, wenn schon von angeblichen Feindseligkeiten keine bezeichnet werden konnte, als daß in dem neuen ungarischen Ministerium keine kroatische Notabilität Platz gefunden habe. Damit im eigenen Lande das Magyarenthum keine Anhänger fände, wurde ausgesprengt, daß die Befreiung des Bauern von seinen Lasten nicht von dem Landtage ausgegangen sey, sondern von der kroatischen Deputation, und

Jeder mit dem Standrechte bedroht, der dieser Lüge widersprechen werde. An Bundesgenossen fehlte es den Kroaten nicht. Der slavische Theil der Militärgrenze sprach sich für Beschützung der nach Agram berufenen Landeskongregation aus, die Serben und Raizen, die Walachen Siebenbürgens wurden mit Erfolg bearbeitet. In Siebenbürgen trat die heftigste Opposition gegen die Vereinigung mit Ungarn hervor, und so weit vergaß sich der Parteigeist, daß die Sachsen die rohen Walachen aufwiegelten, um nur der magyarischen Partei für den Augenblick die Spitze bieten zu können. Die nationale Aufregung schien zu einem Bürgerkriege führen zu müssen, denn während die Walachen die lächerlichsten Ansprüche erhoben, führten die Sachsen die drohendste Sprache, befestigten ihre Städte und ließen es an vielerlei Demonstrationen nicht fehlen. Plötzlich verstummte diese Opposition und machte einer unerwarteten Begeisterung für das Gegentheil Platz. Die Sachsen gaben nicht nur ihre Einwilligung zur Union, sie ergaben sich sogar auf Gnade und Ungnade und ließen den Beschluß der beiden andern Nationen unbenutzt, daß es ihnen freistehen solle, den Ministern ein Memorandum einzureichen, worin sie ihre Wünsche für Aufrechterhaltung ihrer Nationalität, für die Integrität des Territoriums und der Municipalverfassung darlegen könnten. Das Gegentheil dieser Gefügigkeit producirten die Walachen. Weit entfernt, zufrieden zu seyn mit dem Beschlusse, daß auch sie Abgeordnete nach Pest senden sollten, verlangten sie den Alleinbesitz des von ihren Vätern besessenen Bodens, also mit andern Worten, daß die übrigen Nationen Siebenbürgen räumen müßten. Sie blieben wenigstens noch friedlich, wogegen die Serben und Raizen bereits längst in den Waffen standen. Die erste Bewegung, den furchtbaren Charakter des Aufstandes verkündend, brach am Ostersonntag nach dem Gottesdienst in Kiskinda (einem Städtchen von 14,000 Einw.), aus. Man forderte von dem dortigen Senat die nicht zu erfüllende gleiche Vertheilung der Ueberlandfelder, vertrieb hierauf die dort liegende Schwarzen Husaren, stürmte und zerstörte das Rathaus nebst allen Schriften und Dokumenten, sprengte endlich die Thore der Gefängnisse und befreite 85 Verbrecher. Die Mehrzahl der Senatoren ergriff die Flucht. Zwei davon fielen als Opfer der Rache dieser Verbrecher, welche sich sogleich an die Spitze des Aufstands emporschwangen. Einer der Senatoren, ein Greis von 73 Jahren, wurde aus seinem Keller bei den Füßen heraufgeschleppt und mit zahllosen Gabelstichen getödtet; der zweite bot 60,000 Gulden für sein Leben; man hieb ihm die Hände und Füße ab, ließ ihn so verstümmelt und erschlug ihn erst nach vollendeter Zerstörung seines Hauses; 16 Häuser der Senatoren wurden fast von Grund aus niedergerissen. Die umliegenden Dorfschaften wurden von der Geistlichkeit aufgewiegelt, namentlich vom Erzbischof v. Karlowitz, der in der Kirche den Eid ablegte, gegen Ungarn und Deutsche als Anführer der Raizen und Serben auftreten zu wollen. Aus

dem benachbarten Serbien strömten 1200 Bewaffnete herbei, Neufaz, Karlowitz und Litzel wurden besetzt, im letztern Orte acht Stück Kanonen genommen, Weißkirchen mit drei Kanonen und Kriegsvorräthen vom Obristleutnant Dreihahn übergeben. Die südslavischen Strelthausen theilten sich nun in drei Massen. Die eine beherrschte das rechte Donauufer von Karlowitz an, die zweite hielt die sogenannten römischen Schanzen zwischen Donau und Theiß besetzt, die dritte aber entwickelte sich auf der Ebene am Begaflusse von seiner Einmündung in die Theiß bei Perlas gegen Groß-Bereckere hin. Daß ein Zusammenhang zwischen diesen drei slavischen Bewegungen Statt gefunden habe, ward von der Partei geleugnet. Allein es ist Thatsache, daß der prager Slavenkongreß die Slowaken Nordungarns zum Aufstande reizte, daß von Bucharest aus die rumänische Einheit gepredigt wurde, daß der Kroat Ludwig Gaj das Feuer unablässig schürte. War es ferner ein Zufall, daß der Patriarch von Karlowitz, Rajatschisch in den Tagen der stärksten Agitation in Agram verweilte und den Banus Jellachich einseignete? Die erste Verständigung zwischen den beiden Parteien wurde in Innsbruck versucht, wo von kroatischer Seite Jellachich, von ungarischer Graf Batthyanyi erschien. Der Kaiser äußerte sich gegen den Banus mißbilligend über dessen Benehmen und ermahnte ihn, die durch das ungarische Ministerium angebahnte Vermittelung des Erzherzogs Johann als das letzte Mittel der gütlichen Beilegung ohne Verzug zu benutzen. Den Deputirten von K. wurde eröffnet, daß sie als Abgeordnete einer ohne kaiserliche Genehmigung berufenen Landeskongregation nicht empfangen werden könnten. Erzherzog Franz Karl fügte noch hinzu, daß das ungarische Ministerium, zu allen vernünftigen Koncessionen bereit, zu den Eingriffen von Seiten K.s in die Einheit der ungarischen Krone keinen gegründeten Anlaß gegeben habe. In Folge dieser Audienzen fand eine Besprechung zwischen Jellachich und Fürst Esterhazy Statt, um die Basis der Vermittelung festzusetzen. Der Fürst machte im Namen des ungarischen Ministeriums die wichtigsten Koncessionen: Ungarn wolle in die innere Verwaltung K.s keinen direkten Einfluß K.s nehmen, dem ausschließlichen Gebrauch der kroatischen Sprache im Lande selbst willig beistimmen und zur Erhaltung der Einheit der Regierung die Zahl der bestehenden Portefeuilles mit einem kroatischen Minister vermehren, dessen Kontrassignatur bei allen Befehlen für K. notwendig wäre. Mit den Kroaten erschien auch der bereits genannte Patriarch von Karlowitz, Rajatschisch, um die Bestätigung der auf dem in Karlowitz ohne kaiserliche Genehmigung abgehaltenen Nationalkongreß beschlossenen Wahlen eines Patriarchen und Wojwoden zu erbitten, worauf jedoch der Kaiser antwortete, daß er diese Wahlen und Beschlüsse einer ungesetzlichen, unter dem Zuflusse von vielen aus Serbien eingedrungenen Fremdlingen gegen das Deklaratorium vom Jahr 1779 abgehaltenen Versammlung nicht bestätigen könne, übrigens

bereit sey, alle Wünsche seiner griechisch nicht untruen Unterthanen zu erfüllen, doch wären das ungarische Ministerium und der gesegnete Nationalkongreß die Organe, durch welche diese Wünsche an den Kaiser gelangen müßten. Da die Kroaten diese Bescheide mit Unwillen aufnahmen, so wurde nunmehr der vom 10. Juni datirte Befehl veröffentlicht, daß der Banus seiner Würden und Aemter zu entsagen sey. Die Vereinigung zwischen Siebenbürgen und Ungarn wurde bestätigt; an den österr. Kriegeminister, Grafen Latour, erging ein Kabinettschreiben, welches ihm anzeigte, daß alle Militärkommando's in Ungarn, Siebenbürgen und seinen Nebenländern, so wie auch die Militärgränze ausschließlich unter den Befehlen des ungarischen Kriegeministeriums in Pesth ständen. Diese anscheinend so entschiedene Wendung der Politik des Kaiserhauses zu Gunsten Ungarns fiel in die Tage, welche dem Abgange des panslawischen Aufstandes in Pesth folgten.

Die Eröffnung der Landeskongregation von K. fand noch vor der Abreise des Banus nach Innsbruck Statt. Agram hatte sich in offenen Aufruhr gegen den Palatin versetzt. Zwei Palatinalschriften, die Zurücknahme der vom Banus ungesegelt erlassenen Verfügungen, namentlich der Verkündigung des Staudrechts, ferner die Bestellung eines königlichen Kommissärs betreffend, um den seit Jahrhunderten zwischen Ungarn und den verbrüdereten Königreichen bestehenden Verband zu sichern, wurden zerrissen, der Palatinus im Bilde verbrannt, dagegen eine Proklamation erlassen, daß, wenn der König die Kroaten den Ungarn Preis gebe, wenn die Ungarn in das feindliche Land einen Einfall machten, dann, nur dann die Kroaten ihrem Schicksal muthig entgegengehen und vereint mit den tapfern Grenzern eher Gut und Blut opfern, als sich unterjochen lassen würden. Die Thätigkeit der Landeskongregation, die am 5. Juni zusammentrat, war eine kriegerische. Es geschah Alles, um die Begeisterung der Kroaten auf die Spitze zu treiben, die umfassendsten Rüstungen wurden angeordnet, Geld ausgeschrieben, der Banus reiste persönlich von Ort zu Ort, um Alles anzufeuern, die Ansprüche des Landes wurden in drei Repräsentationen an den König, in einer Erklärung der Grenzregimenter an die Nation, endlich in einem „Manifest der kroatisch-slavonischen Nation“ niedergelegt. Der rechtliche Standpunkt der kroatisch-slavonischen Nation ist in Folgendem enthalten: „K. und Slavonien haben den Hohenstaufen wohl der Krone Ungarns, d. h. dem legitimen Könige, nicht aber einem andern gleich ihnen dem Könige unterthänigen Stamme geleistet, müssen folglich die Oberherrschaft zurückweisen, welche eine Faktion dieses Stammes dem König in seiner größten Bedrängniß abgerungen hat“. Seine Hauptforderung spricht der Landtag dahin aus: „Die Nation wünscht, daß alle österreichischen Völker abgesondert nach den Sprachen fein und unter sich vollkommen gleich seyen. Nur allein dies Princip kann für den Frieden Oesterreichs Bürgschaft leisten, wogegen die Hegemonie der deutschen und mag-

garischen Nation Niemand mehr Unheil bringen kann, als ihnen selbst. Denn im Fall als eine Hegemonie der einen Nation über die andere bestehen dürfte, so müßte solche in Oesterreich und Ungarn füglich nur der slavischen zukommen, weil sie die zahlreichste ist“. Der Vorwurfsseparatistischer Tendenzen wird auf die Magyaren zurückgeworfen. „Indem sie die königliche Macht von der Anwesenheit der königlichen Person in Ungarn abhängig machten und an seine Stelle einen Statthalter mit unbegrenzter königlicher Machtvollkommenheit stellten, überdies in ihrem Ministerium das Portefeuille des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten errichteten, ohne vorher versucht zu haben, in diesem Verbande mit vollständiger Garantie ihrer innern Unabhängigkeit zu bleiben, die mit Fug und Recht jede Nation ansprechen kann: dadurch wird es klar, daß sich die Magyaren von den übrigen österreichischen Ländern vollständig getrennt haben und mit loszureißen beabsichtigen“. Die hundertfach verkündete Lauterkeit der Absichten wird zweifelhaft, wenn man mit den officiellen Bertheuerungen die Ergüsse der „Agrarier Zeitung“ vergleicht, die wir bereits als das Organ des Banus bezeichnet haben. Darin wurde mit dünnen Worten gesagt, daß K. nicht gebrochen werde, wenn der Kaiser gegen seine Forderungen oder gegen den Banus Befehle ertheile, daß das Land in diesem Fall seine Regimenter aus Italien zurückrufen wolle. Und aus Syrmien berichtete dieselbe Zeitung: Unter den karlowitzer Bewaffneten, die beiläufig 20,000 Mann stark seyn mögen, befinden sich sehr viele Türken, Serben, Bosniaken, Dalmatiner, und noch werden in Belgrad mehr hundert Albanesen und Montenegriner zum Anschluß erwartet“. Wer hatte diese Forderungen berufen und zu welchem Zwecke? Um die Integrität der Monarchie aufrecht zu erhalten, oder um den Racenkrieg bis zur Vertilgung der Magyaren und Deutschen fortführen zu können? Die Eröffnung des ungarischen Reichstags erfolgte am 5. Juli. Von K. und Slavonien waren keine Abgeordneten eingetroffen, außer von der Stadt Esseg. Die kräftige Nationalpartei erkannte klar, daß es sich für Ungarn um Seyn oder Nichtseyn handle; in ihrem Namen sagte Kossuth in seinem „Gyrtapja“: „Nur ein kraftvoller Entschluß kann die Nation retten und den Ungar vorwärts führen in der Reihe der Nationen ersten Ranges. Nicht aus eitlem Ruhmsucht wünsche ich diese Stellung der Nation, sondern nur deshalb, weil, wenn sie dieselbe jetzt nicht einnimmt, sie weder ihre Freiheit, noch Selbstständigkeit oder ihre Territorialintegrität behaupten könnte, sondern jeder Nachbar das Land wie einen Laib Brod betrachten würde, wovon Jeder schniebet, indem er das Uebriggebliebene zu Brosamen zerbröckelt, welche die Ameisen davon tragen. Scheiden die Illyrier nebst den Grenzern sich davon ab, was die nächste Gefahr ist, mit welchem Recht will man dann die 2—3 Millionen Russen zurückhalten? Am Ende wollen auch Slowaken, Ruthenen sich absondern, dann bleibt nichts, als ein elender Segen“. Die ministe-

es. Wie kommt es, daß man Ungarn heute Ausland nennt, nachdem man hier so oft von der Gesamtmonarchie gesprochen? Ich kenne nur zwei mögliche Fälle: entweder die Generale, welche jetzt gegen Ungarn kämpfen, sind kaiserlich-königl. Generale, dann kämpfen ja unser Kaiser und nicht die Nationalität der Kroaten, oder Ungarn wird als Ausland betrachtet. Weder das Eine, noch das Andere wurde aber je officiell gesagt. Sie sagen, die Kroaten haben Recht. Ich will es zugeben, weil ich immer für die Schwächeren einstehe, aber lassen Sie, wenn Sie es hindern können, nicht zwei Nationen sich zerfleischen, damit nicht die Geschichte über uns zur Tagesordnung übergehe. Und was wollen die Kroaten in Pesth? Wollen sie dort ihre Freiheit holen? Die konnte an der Drau gewahrt werden. Es ist uns noch immer nicht möglich, den Feldmarschall Jellachich vom Kroaten Jellachich zu trennen. Ich warne Sie, es ist kein nationaler Kampf, österreichische Regimenter sind gegen Ungarn gezogen. Ob bloß um den Kroaten zu helfen — wir wissen es nicht. Den Kroaten hätten wir es auch nie verweigert, hier zu erscheinen, u. was fürchten wir denn die Slaven, die ja hier die Majorität bilden? Es wurde hier im Hause von einem prager Abgeordneten gesagt: das Reich besteht, so lange wir Slaven es wollen. Nun wohl, Slaven, jetzt ist es an Euch, das Reich zu halten; Ihr habt gesagt, daß Ihr es wollt!“ Stürmischer Beifall folgte diesen Worten, aber die Slaven entsprachen dem hochherzigen Aufrufe nicht — mit 186 gegen 108 Stimmen wurde die Zulassung der Deputation verworfen. — Wir haben jetzt noch die trübste Seite dieser Kämpfe zu schildern, das zweideutige Benehmen der österreichischen Regierung. Im März war den Ungarn mehr zugestanden, als sich mit der Einheit der Monarchie vertrug. Daß dieselbe Regierung, welche das Ziel der Aufrechterhaltung der Integrität des Kaiserstaates mit großer Energie verfolgte, in Galizien die Ruhe erhielt, in Böhmen die fanatische Tschechenpartei zu Boden schlug und trotz der äußersten Finanznoth dennoch Mittel fand, Radecky in Italien so gut zu versorgen, daß er seine Siege erröthen konnte; daß diese Regierung bei ihren Concessionen gegen Ungarn nicht aufrichtig verfuhr, das war auf den ersten Blick zu sehen. Es war der Regierung nicht zu verargen, wenn sie Ungarn wieder fester an die Monarchie zu ketten trachtete und namentlich dahin strebte, daß die Magyaren entweder die Finanzverwaltung wieder eine gemeinsame seyn ließen, oder einen Theil der Staatsschuld und angemessene Beiträge für die gemeinschaftlichen Staatsausgaben übernahmen. Dies war der Punkt, auf den Alles ankam. Die Gemeinschaftlichkeit des Kriegsministeriums war nicht so nothwendig; man konnte mit Ungarn einen Vertrag eingehen, welches Contingent dasselbe für einen Reichskrieg zu stellen habe, und war in diesem Punkte der Willfährlichkeit der Magyaren gewiß, da diese, trotz ihres Stolzes, sehr wohl einsahen, daß sie bei einem Vertrage, der zwischen Oesterreich und Ungarn gemeinschaftliche Kriegsführung festsetzt, nur der gewinnende

Theil seyen, da Oesterreich recht gut ohne Ungarn Krieg führen kann, aber nicht umgekehrt das rings von Slaven eingezungte Ungarn ohne Oesterreich. Um die Einheit der Finanzverwaltung herzustellen, mußte Oesterreich den Weg der freien Unterhandlung einschlagen, der gewiß früher oder später zum Ziele führte. Statt dessen intriguirte man auf eine Weise, die an die metternichsche Schule stark erinnerte. Man warf über die Ungarn ein Reg. slavischer Aufstände. Der österreichische Generalkonsul Mayerhofer, der österreichische General Nugent forderten im Banat zum Kampf gegen die Deutschen und Ungarn auf, unter österreichischen Fahnen fochten Serben u. Mägen ihren Vernichtungskampf, das österreichische Militär, wenn es nicht überwiegend aus Magyaren bestand, verweigerte entweder gegen sie zu kämpfen, oder trat zu ihnen über. Die ungarischen Generale waren wie verrathen und verkauft, der Aufstand in Südungarn wurde mit Mühe und Noth in seinen Schranken gehalten, aber gegen den Banus fehlte es an allen Streitkräften. Er fand auf seinem siegreichen Vorrücken keinen Widerstand, ein in Wien organisirter Haufe fanatischer Tschechen, Hurban an der Spitze, fiel in Nordungarn ein, um die slowakischen Komitate zu insurgiren, in Galizien stand Feldmarschalllieutenant Hammerstein bereit, die Slaven Böhmens waren plötzlich so konservativ geworden, daß im Nothfall auch Windischgrätz vorgehen konnte. In dieser Lage der Dinge erst veröffentlichte das Ministerium am 20. Septbr. 1848 eine Staatschrift über Ungarn, die schon seit Mitte August bereit gelegen hatte. So erklärte, durch leidenschaftliche Interpellationen gedrängt — es war die Sitzung, in der die Debatte über die Zulassung der ungarischen Deputation Statt fand — Minister von Wessenberg und setzte hinzu, daß die Veröffentlichung aus Schonung für das ungarische Ministerium unterblieben sey. Wer konnte verkennen, daß es mit dieser Veröffentlichung zu dieser Zeit auf einen Knalleffekt abgesehen war? In demselben Augenblicke, in dem sich Truppenmassen zusammenzogen, wurde dem ungarischen Ministerium eine lange Reihe von Beschwerden vorgehalten. Man wollte die öffentliche Meinung im Sturme erobern; war dies nicht der Zweck, weshalb wurden dann die Beschwerden nicht früher veröffentlicht, um den Weg der Erörterung anzubahnen, wozu es nun freilich zu spät war? Noch bezeichnender waren die Veröffentlichungen, die von der Kamarilla ausgingen, denn dieser mußten dieselben zugescriben werden, da sie von keinem Minister gekennzeichnet waren. Das erste dieser Dokumente enthält die Ernennung des Grafen Franz Lamberg zum Oberbefehlshaber sämmtlicher in Ungarn befindlichen Truppen und bewaffneten Corps. Der Kaiser, wird darin gesagt, habe Auftrag zum Einrücken eines Truppencorps aus Mähren gegeben, damit die Unruhen in Nordungarn unterdrückt würden; der Kaiser erwarte ein um so vertrauensvolleres Entgegenkommen gegen seinen Bevollmächtigten, als bereits die nöthigen Schritte eingeleitet seyen, um eine alle

Theile befriedigende Uebereinkunft zu Stande zu bringen. Ein vom 22. Sept. datirtes „Manifest an die ungarischen Völker“ sprach in sehr energischer Weise die Mißbilligung des Treibens aus, welches sich, seit dem März und jetzt erneut, mit der Absicht geltend mache, die Verbindung Ungarns mit den andern Erbstaaten aufzulösen. Dahin gehörten namentlich die Versuche, zuwider den Gesetzen des letzten Reichstages, sich mit fremden Regierungen in unmittelbare Beziehung zu setzen, die Abhängigmachung der Pülseleistung im italienischen Kriege nicht allein von der hergestellten Ruhe im Lande, sondern auch von anderweitigen Voraussetzungen. Der Kaiser werde nie dulden, daß die Einheit der Armee solcher Weise beseitigt und umgangen werde, auch der Finanzoperation seine Bewilligung versagen, welche das Land mit unfundirtem Papiergeld überschwemmen solle. Oesterreich habe einen mißlungenen Versuch gemacht, die kroatischen Wirren zu beseitigen, auch die auf Billigkeit beruhenden Anforderungen der Serben seien vom ungarischen Ministerium nicht bewilligt worden. So bleibe nur übrig, mit allen Mitteln zu versuchen, den daraus entstandenen Krieg zu enden. Man habe gewagt, die Absicht der kaiserlichen Regierung hierbei zu verdächtigen, und darum versucht, die nicht gebilligten Gesetzworschläge auszuführen, mithin die königlichen Rechte direkt anzugreifen. Indem der Kaiser ähnlichen Uebergriffen begegnen werde, sey er alle gesetzlichen Rechte des Landes zu beachten fest entschlossen, aber auch die eigenen königlichen Rechte zu wahren. In demselben Augenblicke, als dieses Manifest erschien, entsagte der Erzherzog Stephan, bis dahin von allen Parteien als Ehrenmann hoch geachtet, seiner Stelle als Palatin, und löste sich das ungarische Ministerium durch den Rücktritt von Batthyányi und Götvös theilweise auf. Die Ermordung des Grafen Lamberg in den Straßen von Pesth zeigte die Anarchie im Hereinbrechen. Dieses Verbrechen Einzelner wurde begierig aufgefaßt. Ein neues Manifest, dieses Mal von dem neu ernannten ungarischen Minister Kécsey gegenzeichnet, erklärte die Ermordung des Grafen als eine Folge des Beschlusses des Reichstages, daß dem kaiserlichen Bevollmächtigten der Gehorsam zu verweigern sey, und verfügte: 1) der Reichstag ist aufzulösen und hat seine Sitzungen sogleich zu schließen; 2) alle vom Kaiser nicht bestätigten Beschlüsse und Verordnungen des gegenwärtigen Reichstages sind ungesetzlich, ungültig und ohne Kraft; 3) dem Oberbefehl des Banus von K. Baron Jellachich sind alle in Ungarn und seinen Nebenländern, so wie in Stebenbürgen liegenden Truppen und bewaffneten Körper untergeordnet; 4) bis dahin, wo Friede und Ordnung ungestört wieder hergestellt werden, ist das Königreich Ungarn den Militärgesetzen unterworfen, daher die Abhaltung von Komitats-, städtischen oder Distriktskongregationen einstweilen eingestellt wird; 5) der Banus von K. ist als Stellvertreter des Kaisers mit voller Kraft und Wirksamkeit bekleidet. „Wie sofort die Einheit der Wahrung und Leitung der gemeinsamen Interessen der Gesamtmonarchie

auf bleibende Weise hergestellt, die gleiche Berechtigung aller Nationalitäten für immer gewährleistet und auf dieser Grundlage die Wechselbeziehungen aller unter der k. k. Krone vereinigten Völker und Länder geordnet werden sollen, wird das Geeignete mit Zuziehung von Vertretern aller Theile berathen und im gesetzlichen Wege festgestellt werden“. Dieser letzte Satz enthielt einen Plan, der viel weiter griff, als gegen die ungarische Bewegung allein. — Weiteres über Jellachichs Einbruch in Ungarn, seine Niederlage etc., s. Ungarn.

Kroatische Sprache, ostslavische, dem Serbischen und Kleinerussischen am nächsten verwandte und durch das Slowakische dem Polnischen genäherte Sprache. Vgl. Slavische Sprachen. Eine k. Grammatik schrieb für Deutsche H. Koring, Ugram 1795, eine andere erschien Barab. 1783; Wörterbücher hat man von J. Bellostenezy, Zagrab 1741, 4.; And. Jambresch, 1742, 4., und von Hubdelich. Die k. Literatur besteht nur aus Religionschriften; nach der Mitte des 16. Jahrhunderts übersehten P. Truber, Anton der Dalmatier, Stephanus der Ärtier viele biblische Schriften in k. r. S. und ließen sie theils mit lateinischer, theils mit slavogelirischer Schrift zu Uragh drucken; P. Vitezovich (P. Ritter) schrieb eine Chronik in k. r. S., Zagrab 1744, fortgesetzt 1762. Die Kroaten selbst nennen ihre Sprache die illyrische. Vgl. Illyrismus (literarischer) u. Serbische Sprache.

Krobbo, Distrikt auf der Goldküste (s. d.).

Krobnitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Schloß, Vorwerk, Wassermühle, Ziegelei; 210 Einw.

Krobsdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; Wassermühle, Säg- und Walkmühle, 2 große Bleichen; 550 Einw.

Krobnisch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Neustadt; Vorwerk, Freigut, Wassermühle; 270 Einw.

Krobnzen, Volk in europäischen Sarmatien, am Ariaces.

Kroce (Geogr.), österr. = illyr. Dörfer: 1) (Santa), Kr. Görz, Distr. Schwarzenegg; Post, Bergfeste; 1160 Einw.; — 2) (Santa), triester Kommerzialgebiet; Post, Marsmorbrücke; 680 Einw.

Krochinskoi, europ. = russ. Ort, Gouv. Nowgorod, an dem südöstlichen Ufer des Bjelo-Ozero; 900 Einw.; ein Stapelplatz.

Krocidismus (Crocidismus, Crocydismus, Carpologia, Carphologia, Med.), s. Flokfenlesen.

Krock (Geogr.), sachsen-meining. Pfarrdorf, Amt Eisfeld; 500 Einw. Die weit hin sichtbare Kirche ist auf einem der Südvorberge des Thüringerwaldes sehr schön gelegen.

Krock (Biogr.), Heinrich, dänischer Historienmaler, 1671 zu Glensburg geboren, zu Helsingum und Kopenhagen gebildet, besuchte dreimal Italien, wo er besonders die Werke von Maratti, Signani, Poth und Sacchi studirte. Er ließ sich dann in Kopenhagen nieder, wo er viele damals allgemein bewunderte Bilder (Historien,

mytholog. Gegenstände und Porträts) für die königlichen Schlösser malte und 1738, als dänischer Kanzleirath, †.

Krocken, 1) (Bot.), f. v. a. Vogelwicke, *Vicia cracca* L.; — 2) Grannen der Gerste.

Krocker (Biogr.), 1) Anton Johann, bekannt als Botaniker, 1744 zu Schönau bei Oberglogau geboren, † als praktischer Arzt zu Breslau (?). Schrieb: *Flora silesica renovata*, Breslau 1787—1818, 3 Bde.; — *De plantarum epidermide*, Halle 1800. Nach ihm ist die folgende Pflanzengattung benannt. — 2) Johann, Historienmaler aus Wien, auf der Akademie das. und dann unter J. A. Klotter zu Brünn gebildet, ließ sich in Znaim nieder, besorgte zu Prag die Ausmalung der Kirche zum h. Klemens und ging dann nach Ungarn, wo er 1772, zu Erlau, †. Seine Werke sind korrekt in der Zeichnung, von schöner Färbung und besonders ist das Hell-dunkel trefflich gehalten.

Krockeria (Bot.), 1) nach Rösch, Pflanzengattung. Art: *K. oligoceros Moench*, f. v. a. *Lotus edulis* L.; — 2) nach Kletter, Pflanzengattung, f. v. a. *Unona* L.

Krockiges Getreide, mit Vogelwicke (Krocken) und überhaupt mit Unkraut stark vermishtes Getreide.

Krocycarcinom (*Crocycarcinoma*, *Carcinoma fibrosum*, *Cancer fibrosus*, Med.), der Faserkrebs.

Krodo, angeblich Name eines Gottes der alten Deutschen (besonders der Sachsen), n. A. auch der Slaven, wurde, nach der Sage, im Harze als ein alter Mann mit entblößtem Haupte, umgürtet mit einer weißen Binde, in der einen Hand ein Rad, in der andern ein Gefäß mit Blumen und Früchten haltend und mit den bloßen Füßen auf den Flossen eines Fisches stehend, dargestellt und verehrt. Nachdem Karl der Große im Kriege gegen die Sachsen das Gözenbild zerstört und die Sachsen zum Christenthum bekehrt hatte, soll diesen K.'s Name als Glückwort gedient haben und an der Stelle, wo das Bild gestanden, die Harzburg (f. d.) erbaut worden seyn. Noch gegenwärtig zeigt man in Goslar den sogenannten Krodoaltar, der aus einem metallenen, von vier Figuren getragenen Kasten besteht und wahrscheinlich heidnischen Ursprungs ist. Vgl. Heineccius, *De antiq. Goslar. statu et Crodone etc.*, 1707; — Delius, *Untersuchung über die Geschichte der Harzburg und den Gözen K.*, Halberstadt 1826.

Krockeln (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (K. = Grimmerdorf), Prov. Sachsen, R. = B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; 240 Einw.; — 2) (K. = Mühlendorf), das.; 120 Einw.

Kröben (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. u. R. = B. Posen, zwischen den Kreisen Schrimm, Krotoszyn und Graustadt und der Prov. Schlesien; umfaßt etwas über 10 □ Meilen Areal mit 10 Städten, 228 Dörfern und Vorwerken und etwa 67,000 Einwohnern; — 2) Kreisstadt das.; Gerichtskommission, Postexpedition; 1400 Ew.

Kröbern, königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Leipzig; 280 Einw.

Kröblig, bayer. Dorf, R. = B. Oberpfalz u. Reg., Ldg. Dbervietach; Schloß; 270 Ew.

Kröbs, 1) (pomol. Term.), f. v. a. Schalen-gehäuse oder Kernhaus in den Nüssen und anderen Kernfrüchten; — 2) (Anat.), f. v. a. Adamsapfel.

Kröchelndorf, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R. = B. Potsdam, Kr. Templin; 180 Einw.

Kröchern, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R. = B. Magdeburg, Kr. Wolmirstadt; 410 Einw.

Kröckelbach, großherzogl. heß. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Ldg. Fürth; 140 Einw.

Kröcken (Bot.), f. v. a. Kriechenpflaume, *Prunus insititia* L.

Kröffel, nassau. Dorf, Amt Idstein; über 100 Einw.

Kröffelbach (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Rhein-provinz, R. = B. Koblenz, Kr. Wehlar, am Solmebach; 2 Mühlen; 340 Einw.; — 2) würtemberg. Weller, Jarkreis, Oberamt Hall; 210 Einw.

Krögelstein, bayer. Pfarrdorf, R. = B. Ober-franken, Herrsch. Thurnau; Schloßruine; 360 Einw.

Krögerdorf (Kroge), oldenburg. Dorf, Kr. Delmenhorst, Amt Verne; 130 Einw.

Krögis, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meissen; 300 Einw.

Kröhligeim, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 290 Einw.

Krölewey, Kreis und Stadt, f. v. a. Koroleweh.

Kröllendorf, österr. Dorf, Land unter der Enns, Viertel ob dem Wienerwald, Ldg. Ulfersfeld; Schloß; 200 Einw.

Kröllwig (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R. = B. und Kr. Merseburg, unweit der Saale; 170 Einw.; — 2) das., Saalkreis, an der Saale; Vorwerk, Saalfähre, Papiermühle; 280 Einw. Hier am 17. Okt. 1806 nach der Schlacht bei Halle Gefangennahme des preuß. Infanterie-Regiments Treskow durch die Franzosen.

Krölpa (Geogr.), 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R. = B. Erfurt, Kr. Ziegenrück; Rittergut, 3 Schneidez, Papier- und 4 Mahlmühlen; 380 Einw.; — 2) sachsen = weimar. Dorf, Kr. und Amt Neustadt, an der Auma; 2 Mühlen; 140 Einw.

Krönau (Geogr.), 1) österr. = mähr. Gut, Kr. Olmütz, dem olmüzer Domkapitel gehörig; besteht aus einem Theil des gleichn. Dorfes, während ein anderer Theil desselben der Stadt Olmütz und ein dritter zur Herrschaft Bradisch gehört; — 2) Marktflecken das., Herrsch. Triebau; Kirche, Kapelle, 3 Jahrmärkte; 780 E.; — 3) (Alt = u. Neu = K.), zwei preuß. Dörfer, Prov. Preußen (St.-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Preuß. = Holland; 130 und 50 Einw.

Krönchen (bot. Term.), f. v. a. *Coronula*.

Kröneln (Maurer.), das raue Bearbeiten von Platten oder Werkstücken, wodurch denselben zwar die rechte Form, aber nicht zugleich die Glätte der Flächen gegeben wird. Das K. dient dazu, Werkstücke oder Platten besser vor Be-

1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674, 2675, 2676, 2677, 2678, 2679, 26

1. *Journal of the American Medical Association*, 1997; 277: 1039-1043.

Krone herzu, welche dem Knieenden Gesalbten von den drei geistlichen Kurfürsten, als Erzkanzlern der drei Reiche, Italien, Arelat und Deutschland, gemeinschaftlich aufgesetzt wurde. Nach nochmaligem Gebete des Kurfürsten von Mainz schritt der Kaiser, von sämtlichen Kurfürsten begleitet, wieder die Stufen des Altars hinauf und legte, erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache, einen zweiten Eid ab, welcher ähnlich wie der vorige lautete. Als dann wurden die Reichsinsignien den Reichserbämtern zurückgegeben und der Kaiser von den Kurfürsten in seinen Betstuhl geleitet. Nun erfolgte die Fortsetzung des Hochamts und nach Ablegung der Krone nahm der Kaiser das Abendmahl. Mit der Krone geschmückt bestieg er dann den kaiserlichen Thron, auf welchem er die Glückwünsche der Kurfürsten aus dem Munde des Kurfürsten von Mainz empfing. Dieser stimmte nun am Hochaltar das Te Deum an, welches von 100 Kanonenschüssen und dem Geläute aller Glocken begleitet wurde. Dazwischen tönte der Freudenruf des Volks: Es lebe der Kaiser! Auf dem Thron sitzend, nahm der Kaiser aus der Hand des Kurfürsten von Sachsen das Schwert Karls des Großen u. schlug damit diejenigen zu Ritttern, welche er mit dieser Würde beehren wollte oder die ihm von den Kurfürsten dazu vorgeschlagen wurden. Jeder Kurfürst durfte nicht mehr als zwölf vorschlagen. Schon seit Kaiser Friedrich I. hatte das Geschlecht Dalberg vorzugsweise solche Ehre genossen, u. wenn unter den des Ritterschlags Gewärtigen keiner aus diesem Geschlechte war, so wurde laut in die Kirche gerufen: Ist kein Dalberg da? (Vgl. Dalberg). Nach Beendigung des Ritterschlags wurde der Kaiser von dem Stiftsdechanten von Aachen im Betstuhle zum Kanonikus des aachener Stiffts ernannt und mit dem üblichen Eid verpflichtet. Hier auf begab sich der Kaiser mit den Reichsinsignien zu Fuß unter dem von den ältesten frankfurter Schöffen getragenen Baldachin aus dem Dome nach dem Römer. Der Gesandte des Kurfürsten von Mainz trug dabei das Reichsiegel an einem silbernen Stabe. Wenn der Zug über das gelb-schwarz-rote Tuch auf dem Bret (Brücke) gegangen war, wurde dieses Tuch dem Volke überlassen, welches sich gierig um die Stücke stritt. Bevor das Krönungsmahl begann, zeigten sich die Erzämter in ihren Funktionen. Alle waren dabei durch starke Wachen geschützt. Der Kurfürst von Sachsen, als Erzmarshall, oder sein Stellvertreter, der Reichserbmarshall von Pappenheim, setzte sich zu Pferde und ritt in den vor dem Römer aufgeschütteten Haferhaufen hinein, dergestalt, daß der Hafer dem Pferde bis an den Bauch reichte, füllte ein silbernes Maß mit Hafer, strich es mit einem silbernen Streicher ab, leerte das Maß wieder aus und übergab es dem Reichsquartiermeister. Der Kurfürst von Brandenburg, als Erzkämmerer, oder dessen Stellvertreter, der Fürst von Hohenzollern, als Reichserbkämmerer, begab sich zu Pferde an den mit einem weißen Tuch bedeckten Tisch, vor dem Römer, ergriff das dort stehende silberne Handbecken mit Siebs-

lanne und Handquele und trug dasselbe in den Speisesaal. Der Kurfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, oder der Graf Waldburg, als Reichserbtruchseß, ritt in die zu diesem Fest errichtete hölzerne Küche, nahm von dem darin gebratenen ganzen Dohsen ein Stück und brachte es in einer silbernen Schüssel dem Kaiser. Der König von Böhmen, als Erzschenk, oder der Graf von Althaus, als Reichserbschenk, begab sich zu Pferde an eine Tafel, von der er einen silbernen Becher nahm, um ihm den Kaiser zu überreichen. Der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, als Erzschatzmeister, oder der Reichserbschatzmeister, Graf von Einsendorf, warf auf dem Römerberge umherreitend aus zwei Beuteln goldene und silberne Krönungsmünzen unter das Volk. Die Pferde und die silbernen Gefäße gehörten den Erbämtern; der Hafer und der gebratene Dohse wurde dem Volk überlassen. Der Dohse wurde gewöhnlich eine Beute der Fleischer oder der Schröter. Aus dem Springbrunnen auf dem Römerberge kam rother und weißer Wein; es war Jedem erlaubt davon zu trinken, wer dazu gelangen konnte. Nachdem die Erbämter ihre Pflicht gethan, folgte die Krönungstafel im Römer, entweder für den Kaiser allein, oder auch für die Kaiserin bereitet. Einige Male speiste die Kaiserin an einer Tafel, welche drei Stufen tiefer stand, als die ihres Gemahls. Während der Kurfürst von Mainz das Tischgebet sprach, wurden 100 Kanonenschüsse gelöst. Hier auf nahm der Reichserbschenk dem Kaiser die Krone vom Haupt, der Reichserbkämmerer reichte das Wasser und das Handtuch, und unter Vortritt des Reichserbmarschalls, des Reichsquartiermeisters, der Reichsberolde, geleitet von den kaiserlichen und sächs. Schweizern, trug der Reichserbtruchseß die erste Speise auf die Tafel; die andern wurden von 40 Reichsgrafen hereingetragen. Der Reichserbschenk kredenzte den Wein, der Erztruchseß schnitt vor. Während der Tafel wurden dem Kaiser die Reichsiegel von dem Kurfürsten von Mainz vorgelegt; dieser bekam sie aber sogleich wieder zurück und hing sie sich um den Hals. Waren die weltlichen Kurfürsten abwesend, so wurde für jeden ihrer Wahlbotschafter eine besondere Tafel unter einem Baldachin servirt und mit drei zugedeckten Schüsseln besetzt; sie speisten aber in ihren Wohnungen, mußten jedoch noch vor Aufhebung der kaiserlichen Tafel wieder im Römer erscheinen. In den Nebenzimmern speisten die Inhaber der Erbämter, der kaiserlichen Oberhofämter, die Abgeordneten der Städte Nürnberg und Aachen, mehrere Mitglieder des frankfurter Magistrats u. A. Nach beendigter Tafel zeigte sich der Kaiser in vollem Ornate von dem offenen balkonartigen Fenster dem Volke, welches ihn mit dem Ruf begrüßte: Es lebe der Kaiser! Als dann fuhr der Kaiser, von den Kurfürsten und Wahlbotschaftern begleitet, unter Vortragen der Reichsinsignien durch die zu Pferde sitzenden Inhaber der Erbämter, in seinen Palast, wo er die Gratulationen der Reichsstände und Reichsstädte empfing. Mannichfache Vergnügungen, Dankpredigten und Illuminationen folgten den

geschilderten Festlichkeiten. Die Hulbigung der frankfurter Bürgerschaft nahm der Kaiser selbst entgegen; die Juden wurden von einem kaiserlichen Kommissär in Eid und Pflicht genommen, worauf sie die Kronsteuer entrichteten. Vor dem abreisenden Kaiser stellte sich die Bürgerschaft in Parade auf, und die städtischen Kompagnien zu Pferde geleiteten ihn unter Abfeuern von 300 Kanonenschüssen. Bei der Abreise eines Kurfürsten donnerten 125 Kanonenschüsse. — Die französischen Könige wurden in der Kathedrale zu Rheims gekrönt. Die K. Karls X. im J. 1825 war die letzte in Frankreich; sie geschah in folgender Weise. Nachdem der König die Behörde von Rheims empfangen hatte, welche ihm die Stadtschlüssel übergaben, fuhr er zur Kathedrale, wo ihm der Erzbischof das Weihwasser darreichte. Der Erzbischof ließ dem König am Altar das Evangelienbuch küssen und sprach Gebete über ihn. Der König begab sich hierauf in seinen Palast. Dorthin kamen dann zwei Kardinäle und andere Abgeordnete, um den König zur K. abzuholen. Auf das Klopfen des Chordirektors der Kathedrale an die Thüre des königl. Zimmers fragte der Oberkammerherr: Was verlangen Sie? Der erste Kardinal antwortete: . . . , welchen uns Gott zum Könige gegeben hat. Hierauf wurde die Deputation eingelassen. Von den beiden Kardinälen geführt und von einem glänzenden Gefolge von Garden und Hofchargen begleitet, begab sich nun der König zur Kathedrale. Unter dem Gefolge zeichneten sich der Stellvertreter des Connetable mit dem gezuckten Schwert und vier Ritter des Ordens vom heiligen Geiste aus. Der König trug ein Kleid von Silberstoff, Schuhe mit silbernen Spangen, Tricots, ein Parett von schwarzem Sammt mit zwei weißen Reiterfedern, geschmückt mit einem Kreuz von Diamanten. Unter Gebeten und Gesängen schritt der König zum Altar, kniete nieder und begab sich, nachdem ein Gebet über ihn gesprochen worden, auf seinen Sitz, wo ihn der Erzbischof mit Weihwasser besprenkte. Nach andern Gesängen wurde auch das Veni creator angestimmt, bei dessen erster Strophe der König sich auf die Kniee niederließ. Sobald der Gesang beendet war, erhob sich der König wieder und legte sitzend mit bedecktem Haupte auf das Evangelienbuch, welchem eine Reliquie des heiligen Kreuzes beigelegt war, den Krönungseid u. den Eid als Großmeister der Ehrenlegion ab. Ohne Oberkleid und Parett wurde hierauf der König, welcher nun in einem rothseidenen, silbergestickten Wamms erschien, zum Altar geleitet, wo der Erzbischof sitzend seiner harrte. Jetzt wurden dem König violetsammetne, mit goldenen Lilien gestickte Stiefeln angezogen und der Dauphin reichte ihm goldene Sporen, welche er jedoch sogleich zurück bekam. Alsdann segnete der Erzbischof das Schwert Karls des Großen ein, gürtete es dem König um, zog es aus der Scheide u. gab es dem Herrscher in die Hand. Dieser schritt die Stufen des Altars hinauf, senkte das Schwert, legte es auf den Altar und kniete nieder. Wiederum ergriff der Erzbischof das Schwert und überreichte es dem König, welcher es dem Stellvertreter des Connetable übergab.

Nachdem der Erzbischof seine Gebete über den knieenden Herrscher gesprochen, erhob sich dieser u. begab sich auf seinen Sitz. Hierauf brachte der Erzbischof vermittelst einer goldenen Nadel aus dem Salbungsfäschchen, welches die Form einer Taube hatte, Etwas von dem darin enthaltenen Oele heraus und vermischte es mit dem Chrisma (s. d.). Das alte heilige Salbungsfäschchen war zur Zeit der Revolution von den Jakobinern auf dem Boden der Kathedrale zerschmettert worden. Einige Bruchstücke desselben hatte man aufgehoben und nach der Wiedereinsetzung der Bourbons die daran klebenden Reste von Oel mit neuem Oele abgewaschen, welches man in ein neues heiliges Fäschchen that. Nachdem die Kardinäle die Oeffnungen in dem Wamms des Königs erweitert, führten sie ihn zum Altar, wo vier Bischöfe die Litanei absangen. Der Erzbischof sprach nun mehre Gebete; dann salbte er den König auf den Scheitel, die Brust, zwischen den Schultern, auf die rechte u. die linke Schulter u. in das rechte u. linke Armgelenk. Hierauf legte man dem König die mit goldenen Pilden gestickte Tunica u. Dalmatica aus violetem Atlas an, so wie den mit Hermelin besetzten Mantel aus violetem Sammt, in welchen gleichfalls goldene Pilden gestickt waren. Nachdem ihm der Erzbischof beide Handflächen gesalbt, zog er ihm Handschuhe an, steckte ihm einen Ring an und überreichte ihm das Scepter und den Stab der Gerechtigkeit; dann hielt der Erzbischof gemeinschaftlich mit den Prinzen von Geblüt die Krone Karls des Großen über das Haupt des Königs, sprach ein kurzes Gebet in lateinischer Sprache und setzte dem Herrscher die Krone auf. Dieser ließ sich nun auf dem Throne nieder; der Erzbischof rief ein dreimaliges: Vive le roi! Die Prinzen stimmten in den Ruf mit ein und wurden vom Könige umarmt. Jetzt ertönte Kanonendonner und Glockengeläute. Das Volk wurde in die Kirche gelassen und von den Wappenherolden Medaillen unter dasselbe vertheilt. Die Vogelfreier des Königs ließen eine Menge Tauben u. kleinere Vögel frei, deren Umherfliegen in der Kirche den Jubel des Volks vermehrte. Nun überreichte der König dem Erzbischof die Opfersgaben, nämlich eine Wase, zwei Brode von Gold und Silber und eine Schüssel mit Krönungsmedaillen. Vom Erzbischof erhielt dann der Großalmosenier den Friedensruf, von diesem der König, der ihn an die Prinzen weiter gab. Nach Ablegung der Krone empfing der König das Abendmahl. Dann setzte er die Krone wieder auf und verrichtete ein Gebet, worauf ihm der Erzbischof die schwere Krone abnahm und ihm eine leichtere aufsetzte. Diese wurde erst 1825 aus den Krondiamanten gefertigt und bestand aus einem Reife mit acht Lilien und sechs Bogen mit zwei Lilien über einander. Der König schritt nun in Procession durch die Kirche, wobei ihm der Marschall die schwerere Krone vortrug, und kehrte durch die Gallerie in seine Gemächer zurück. Hier zog er Hemd u. Handschuhe aus, welche, weil das Chrisma sie berührt hatte, verbrannt wurden. Dem Krönungsmahle, welches nun begann, wohnte der König mit den Prinzen von Geblüt bei. Die Großen

the 'new' and 'old' world. The book is divided into two main parts. The first part, 'The New World', covers the period from 1492 to 1600. The second part, 'The Old World', covers the period from 1600 to 1800. The book is written in a clear and concise style, and is well illustrated with maps and diagrams. The author's argument is that the 'new' world was created by the 'old' world, and that the 'old' world was created by the 'new' world. This is a bold statement, and one that is supported by the evidence presented in the book. The book is a valuable contribution to the history of the Americas, and is highly recommended for anyone interested in the subject.

The book is divided into two main parts. The first part, 'The New World', covers the period from 1492 to 1600. The second part, 'The Old World', covers the period from 1600 to 1800. The book is written in a clear and concise style, and is well illustrated with maps and diagrams. The author's argument is that the 'new' world was created by the 'old' world, and that the 'old' world was created by the 'new' world. This is a bold statement, and one that is supported by the evidence presented in the book. The book is a valuable contribution to the history of the Americas, and is highly recommended for anyone interested in the subject.

Geschenk. Ein Gleiches geschieht mit einem goldenen Becher. Vor dem zweiten Speisegang erscheint der Champion, ein geharnischter Ritter zu Pferde, im Westminsteraal, wirft einen Handschuh hin und fordert Jeden, welcher den König nicht anerkennen wolle, zum Aufheben des Handschuhes, d. h. zum Zweikampf, auf. (Bei der K. Richards II. im J. 1377 erschien zum ersten Male ein solcher Champion. Es war ein Ritter, welchen der König zuvor mit einem Landgut beliehen hatte. Bei der K. George II. hob Jemand im Namen des Prinzen Karl Eduard Stuart den Handschuh auf). Nachdem der König auf das Wohl des Champions getrunken und ihm den Becher geschenkt hat, verläßt der Ritter den Saal, indem er, um dem König nicht den Rücken zuzuwenden, sein Pferd stets rückwärts zieht. Hierauf wird der Gekrönte an drei Orten in lateinischer, französischer und englischer Sprache als König proklamiert. Ist dies geschehen, so schenkt der Lehnsträger von Rether dem König drei Becher von Ahornholz; der Herzog von Norfolk erhält als Oberkellermeister vom König ein goldenes Becken zum Geschenk; der Lordmajor von London gibt dem König einen goldenen Becher mit Wein und bekommt denselben, nachdem der König ihn ausgetrunken, gleichfalls geschenkt; der Major von Oxford reicht dem König eine Bowl mit Wein und erhält dafür die drei ahornen Becher; der Lehnsträger von Wyton gibt dem König Waffeln und der Herzog von Athol zwei Falken. Zuletzt bringt der erste Prinz von Genua des Königs Gesundheit aus, worauf ein Großer im Namen des Königs auf das Wohl des ganzen Volkes trinkt. — Die K. der Könige von Schottland wurde in Scoone vorgenommen. — Bei den Königen von Spanien geschah sie in jedem Erbprinze auf verschied. Art. Bei der K. in Leon mußte der König den Krönungsseid auf Leinwand und ein Schloß ablegen, zum Zeichen, daß er in Folge des Eides nicht nach Willkür schalten und walten dürfe. Die K. verrichtete der Erzbischof von Toledo, der älteste Grande schwenkte eine Fahne über dem Haupte des Königs, und unter das Volk wurden Weizenkörner ausgeworfen. — Die K. der Könige von Schweden geschieht in der Nikolaikirche zu Stockholm. Nachdem der Erzbischof von Upsala eine Predigt gehalten, salbt er den König auf Stirn, Schläfe, Brust und Handgelenk und setzt ihm die Krone auf das Haupt. Der Gesalbte leistet hierauf in schwedischer Sprache den Eid und wird von den Stufen des Thrones aus als König proklamiert. Früher wurde dem Volk auf dem Markte ein gebratener Hase (der Königsochse genannt) und Wein, welcher aus den Röhren eines Brunnens sprang, zum Besten gegeben. In neuerer Zeit wurden statt dessen die Armen und Kranken, so wie die in den Arbeitshäusern und Gefängnissen Befindlichen mit Fleisch, Weißbrot, Bier und Wein beköstigt. — Die K. des Kaisers von Rußland zu Moskau zeichnet sich durch den außerordentlichen Glanz der zahlreichen Uniformen und durch ein beispiellos großes, der ges-

samnten Einwohnerschaft der alten russischen Hauptstadt gegebenes Festmahl aus. — Der Kaiser von Oesterreich wird als König von Ungarn in Ofen, als König von Böhmen in Prag und als König der Lombarden in Mailand gekrönt. — Die K. der Könige von Polen wurde in den ältesten Zeiten zu Gnesen, seit dem 14. Jahrhundert aber zu Krakau verrichtet und zeichnete sich durch mannichfache nationale Besonderheiten aus. — Die K. des ersten Königs von Preußen am 18. Jan. 1701 ist hauptsächlich deshalb bemerkenswerth, daß nicht der höchste Priester des Landes, sondern der König selbst sich und dann auch der Königin die Krone aufsetzte. Ihm ahmte Napoleon nach, welcher am 2. December 1804 in der Notre-damekirche zu Paris sich auch selbst die Kaiserkrone aufsetzte und den Papst nur die übrigen Ceremonien verrichten ließ. — In neuerer Zeit ist die Sitte der K. mehr und mehr in Abnahme gekommen. An ihre Stelle trat die bloße Huldigung (s. d.), und unter den jetzt regierenden Monarchen befinden sich mehr un gekrönt, als gekrönt. Vergl. Göthe, Dichtung und Wahrheit, I. Bd.; — Ritter von Lang, Memoiren, I. Bd.; — Möller, Histor. Nachr. von den Feierlichkeiten in alten Zeiten beim Antritt der Regierung der schwedischen Könige, Stralsund 1772, in Fol. und die über die K. König George IV. von Großbritannien (1821) u. Karls X. v. Frankreich erschienenen Prachtwerke.

Krönung (in and. Bedeut.), 1) (Kriegsw.), s. v. a. Couronnement; — 2) (Münz.), s. v. a. Legirung; — 3) (Physiol.), s. Geburt, S. 82; — 4) (Sittengesch.), s. v. a. Hörner aufsetzen, auf betrogene Ehemänner bezüglich.

Krönungsmedaillen, Krönungsmünzen, Denkmünzen auf Krönungen, aus verschiedenem Metall geprägt. Sie enthalten gewöhnlich die Krone, den Namen des Gekrönten und das Datum der Krönung. Sie werden unter das Volk ausgeworfen oder vertheilt.

Kröpelin, mecklenburg-schwerin. Stadt, Kr. Mecklenburg; 3 Thore, 9 Straßen, alte Kirche, Rathhaus, Hospital, Ziegelei, 2 Windmühlen, 3 Jahrmärkte; 1080 Einw.

Krövelshagen (Krüppelshagen), Ravensburg. Dorf, Amt Schwarzenbeck; 170 Einw.

Krövelstuhl, s. v. a. Großvaterstuhl.

Kröpfe, 1) s. Kropf; — 2) bei Schafen, s. v. a. Kläschel; — 3) Auswüchse an den Wurzeln der Kohlpflanzen, des Rettigs u. A. Durch die Maden der Musca radicum verursacht und meist das Absterben der Pflanzen herbeiführend.

Kröpfen, 1) dem Federvieh, welches gemästet werden soll, Futter in den Kropf stopfen, vgl. Rubeln; — 2) von Raubvögeln, s. v. a. fressen; — 3) (Forstw.), s. v. a. Kappen; — 4) (Bauw.), zwei Holz-, besonders Leistenstücke, in einem rechten Winkel zusammensetzen; — 5) s. Orgel.

Kröpfer, 1) (Ichthyol.), Fischgattung, s. v. a. Tetrodon; — 2) (Ornith.), s. v. a. Kropfstaube, Columba livia gutturosa L.

Kröpfig (bot. Term.), s. v. a. Strumosus.

Kröpfung, 1) (Bauw.), das bei einem Eck-

baue um die Ecke herumgeführte Gefäss; — 2) (Wasserb.), f. Kropfsteine.

Kroes, 1) Maß in Hannover, f. v. a. Krug; — 2) auch Krues, Fruchtmaß in Emben.

Kröschendorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; Erbschöpfung, Wassermühle, Revierjägerrei; 470 Einw.

Krösdorf (Kröhsdorf), bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Edgr. Landau; 110 Einw.

Kröse (Kröße), f. v. a. Barge, Bergel, f. Böttcher.

Kröseleisen (Krösel), f. v. a. Wiegemeßer.

Kroeselingen (holl., Bot.), f. v. a. gemeine Knollenlinie, *Modorra palmata* Lam.

Kröseln, 1) f. v. a. Abfiebern; — 2) (Böttcher.), die Kröse machen.

Kroeser (schwed., Bot.), f. v. a. Preiselbeere, *Vaccinium Vitis Idaea* L.

Krooler (Ornith.), Vögelgattung, f. v. a. Kampfbahn, *Machetes* Cuv.

Krosling (Bot.), *Agaricus esculentus* Wulf., essbarer Blätterpilz, Nagelschwamm, zur Untergattung *Collybia* Fr. gehörig. Fast überall gemein in Deutschland, meistens truppweise, in Wäldern, auf Heidenplätzen, Aterrainen, an Wegen u. s. w. Hut ziemlich flach, hellbreit, mehr oder weniger deutlich genabelt, schmutzig-ochergelb oder bräunlich; Stiel gleich dick, bis 2 Zoll hoch, röhrig = hohl, fahl, dem Hute fast gleichfarbig, zähe, wurzelnd; Lamellen angeheftet, schlaff, ziemlich gedrängt, weißlich. Besitzt einen bitterlichen, doch nicht unangenehmen Geschmack, ist unschädlich und wird an manchen Orten gegessen, muß aber der Bitterkeit wegen mit vielem Gewürz versetzt werden. Jacq., Coll. II, Taf. 14, Fig. 4.

Kröß, holstein. Dorf, Patrimonialger. Putzlos, Kirchspiel Oldenburg; Windmühle; 180 Einw.

Kröfeln, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weissenfels, an dem Rippach; 180 Einw.

Kröfsin (Grosß-K.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neustettin, an der Persante; Borwerk, 2 Wassermühlen; 440 Einw.

Kroes-Stern (holl., Bot.), f. v. a. stolze Prachtlilie, *Gloriosa superba* L.

Kröftau, königl. sächs. Rittergut, Kr. Zwickau, Amt Plauen; 170 Einw.

Kröfeln, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald; 590 Einw.

Kröte (Amphib.), Batrachiergattung, f. v. a. *Bufo* Linn. — Gemeine Kröte, f. v. a. *Bufo vulgaris* Linn.

Kröte (in and. Bedeut.), 1) (Chir.), f. v. a. Frosch; — 2) (Thierarzneyk.), a) bei Pferden ein zunächst über dem Kamm entstehendes, anfangs kleines Geschwür, das entweder durch zufällige Verwundung, bes., wenn die Pferde im Winter Eis durchbrechen, insbes. aber dann entsteht, wenn schlecht genährte Pferde viel in Morast gehen. Das Geschwür, das eine scharfe, freßende, ringende Feuchtigkeit absondert, muß ausgebrannt und der Schaden mit Digestivsalbe behandelt

werden. — b) Herz-K., schlagähnlicher Zufall des Rindviehs, wo es unter Brüllen hinfällt und stirbt; — c) ähnliche Krankheit der Gase, vgl. Kleinfische.

Kröten (Amphib.), 1) nach Oken, erste Ordnung der Amphibien oder Lurche. Allgem. Charakter: Leib nackt oder mit großen Hornplatten bedeckt, keine oder nur borstenförmige Zähne. Theilen sich in nackte und bedeckte; jene heißen Molche, wenn sie einen langen Schwanz haben, Krösche, ohne denselben; bei diesen bilden die Tafeln auf dem Rücken und dem Bauche einen großen Schild und sie heißen daher Schildkröten. Sie lieben mit wenigen Ausnahmen das Wasser und könnten also sehr gut Wasserlurche genannt werden; die nackten entwickeln sich darin aus Laich und viele davon bleiben lebenslänglich im Wasser, weil sie die Kiemen behalten. Die Schildkröten entstehen aus großen Eiern im Trockenen, suchen aber meistens dann das Wasser. Sie sind auf die wärmern Erdstriche beschränkt, während die andern in allen Klimaten vorkommen. Die Kröten zerfallen in 3 Gattungen: a) Molche, b) Krösche, c) Schildkröten. S. d. Art. — 2) Nach Oken, Abtheilung der Junge der Krösche (f. d.).

Krötenängel (Bot.), f. v. a. Bergfarnkraut, *Myosotis scorpioides* L.

Krötenauger (Geogn.), f. v. a. Krötenaugen.

Krötenaugen (Geogn.), im Weimarschen f. v. a. Stücke des dortigen Muschelkalkes, die mit Petrefakten erfüllt sind.

Krötenbalsam (Bot.), f. v. a. Wassermünze, *Mentha aquatica* L.

Krötenbinse (Bot.), f. v. a. *Juncus bufonius* L.

Krötenbiß (Bot.), f. v. a. *Hydrocharis morans ranae* L.

Krötenblatt (Bot.), f. v. a. stumpfblättriger Ampfer, *Rumex obtusifolius* L.

Krötenbruch, bayer. Weiler, R.-B. Oberfranken, Edgr. Hof; Schloß und Patrimonialgericht.

Krötendille (Bot.), f. v. a. gemeine Hundsfamilie, *Maruta foetida* Cass.

Krötendistel (Bot.), f. v. a. *Thalictrum minus* L.

Kröteneidechse (Amphib.), Eidechsegattung, f. v. a. *Phrynosoma* Wieg.

Krötenfisch (Ichthysol.), Fischgattung, f. v. a. *Chironectes*. — Krötenfische, Abtheil. der Barsche, f. v. a. *Lopholobos*.

Krötenflachs (Bot.), f. v. a. *Linaria vulgaris* L.

Krötenfuß, I. (Bot.), 1) f. v. a. *Digitaria sanguinalis* L.; — 2) f. v. a. *Triglochin palustre* L.; — 3) f. v. a. *Juncus bufonius* L.; — II. (Mollusk.), Stachelschneckenart, f. v. a. *Murex Scorpio* L.

Krötengift, der ägende Saft der Kröte.

Krötenkäfer (Entom.), f. v. a. Goldkäfer, *Cetonia aurata* Fabr.

Krötenkraut, I. (Bot.), 1) f. v. a. gemeines Kreuzkraut, *Senecio vulgaris* L.; — 2) f. v. a. *Stachys sylvatica* L.; — 3) f. v. a. *Juncus bu-*

dem Justiz- u. Polizeidepartement vor, legte indessen nach wenigen Jahren auch diese Stellen nieder u. lehrte nach seinem geliebten Drontheim zurück. Als Deputirter von seinen Mitbürgern auf das Storting geschickt, leitete er oft als Präsident die Verhandlungen mit sicherer Hand u. entwickelte seine Ansichten mit Klarheit u. Anmuth, obschon das öffentliche Aufsitzen nicht seine Sache war. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er in den wichtigsten Ausschüssen; die gründliche, diplomatisch gewandte Entwicklung der Gründe, welche gegen die königl. Anträge zur Veränderung der norwegischen Staatsverfassung 1824 aufgestellt wurden, ist aus K.'s Feder. Seitdem genoß er unbegrenztes Vertrauen. Er erhielt den Auftrag, ein neues peinliches Gesetzbuch zu entwerfen u. unterzog sich dieser Arbeit mit so viel Gewissenhaftigkeit u. Sorgfalt, daß er alle darauf bezüglichen Schriften las u. wieder las, jede ihm mitgetheilte Bemerkung der genauesten Prüfung unterwarf u. einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den namhaftesten Rechtsgelehrten des In- u. Auslandes eröffnete. So kam es, daß, als das Storting von 1827, dessen Mitglied er war, mit der größten Schonung Auskunft über den Erfolg seiner Arbeiten verlangte, er demselben nur eine Menge Kollektaneen vorzulegen im Stande war. Man kam mit ihm über eine Frist überein, binnen welcher er seinen Entwurf zu beendigen hätte. Mit erneuter Anstrengung schritt K. an's Werk, allein ein Schlagfluß endigte plötzlich sein Leben zu Christiania 1829. K. war ein Mann von hohem, schlankem Wuchse; heiteres Wohlwollen u. Herzensgüte sprachen aus seinen Mienen.

Krogullno, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Oppeln; Eisenhüttenwerk, Säge- u. Wassermühle, Ziegelei; 670 Einw.

Kroh, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Pirschberg; 430 Einw.

Krohle, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; 200 Einw.

Kroisbach (Geogr.), 1) österr.-steier. Dörf: a) Kr. Graz, Bez. Feistritz; 300 Einw.; — b) das., Bez. Thalberg; 170 Einw.; — 2) ungar. Flecken, ödenburger Gesp., bei Dedenburg, westl. am Neusiedler-See; vorzüglicher Wein; Steinbrüche, Jahrmärkte; schönes bischöfl. Kastell; 1450 Einw.

Kroischwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Schweidnitz; Wasser- u. Sägemühle; 280 Einw.; — 2) das., R.-B. Liegnitz, Kr. Bunzlau; Schloß, Lehngut, 2 Vorwerke, Wassermühle; 530 E.

Kroisenbrunn, Dorf, f. v. a. Kressenbrunn.

Kroisendorf (Krischiawetz), österr.-steier. Dorf, Kr. Eilli, Bez. Studenitz; über 100 Einw.

Kroitsch, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Liegnitz; Schloß, Vorwerk, Wassermühle; 680 Einw.

Kroja (Geogr.), 1) türk. Gebirg, Sandsch. Akhissar; — 2) Stadt das., f. v. a. Akhissar.

Krojanke (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov.

Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Flatow, an der Głumia. Kreisgerichts- u. Postexpedition, Tuchweberei, Brauerei, Brennerei, 7 Jahrmärkte; 2600 Einw.; — 2) Hauptgut das.; Vorwerk; 180 Einw.

Krojanen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Königsberg; Vorwerk; 150 Einw.

Krak (Biogr.), 1) böhm. Priester u. Zauberer, nach Czoch Anführer u. Richter der Böhmen; Vater von Kascha, Tetka u. Libussa. — 2) S. v. a. Krak.

Krokalit (Min.), ein Mineral aus dem Fassathal, scheint ein Gemenge von Desmin mit Quarz zu seyn. Man findet mitten in der dichtesten Masse desselben zuweilen noch sternförmig strahlige Desminpartien.

Krokatoa, ostind. Insel, Sumatra, in der Sunda-Straße.

Krokau (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Klostergut Preetz; 340 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rößel; 360 Einw.; — b) das., Kr. Neidenburg; 130 Einw.

Krokersdorf (Krakowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Sternberg; 170 Einw.

Kroki, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, östl. von Rossiena.

Krokiren (v. Franz.), den Plan einer Gegenb (Croquis) flüchtig zeichnen; vergl. Militärisches Aufnehmen.

Krokische Ebene (a. Geogr.), f. Pharusalus.

Krokodil, 1) (Amphib.), Sauriergatt., f. v. a. Crocodilus; — 2) (Zog.), f. Krokodilschluf.

Krokodilbirne (Bot.), die Frucht von *Persea gratissima* Gaertn.

Krokodilblatt (Bot.), f. v. a. *Hedysarum umbellatum*. L.

Krokodilschluf (Zog.), f. Schluf, D.

Krokodilthränen (figürl.), falsche, in boshafter Absicht erheuchelte Thränen; nach der Sage, daß das Krokodil die Stimme eines weinenden Kindes nachahme, um Opfer seiner Raubgier herbei zu locken.

Krokoit (Min.), nach Breithaupt, f. v. a. Chrombleispath.

Krokonsäure (Chem.), von Gmelin entdecktes Zersetzungprodukt der Rhodizsäure. Formel: $\text{HO}, \text{C}_2, \text{O}_2$. Die bei der Bereitung des Kaliums (f. d.) mittelst Weinstein u. Kohle aus dem Rauch sich abscheidenden grauen Flocken liefern das Material zur Darstellung der K. Man kann dieselbe Substanz, welche wahrscheinlich eine Verbindung von Kohlenoxyd u. Kalium ist, auch durch Erhitzen von Kalium in einem Strom von Kohlenoxydgas darstellen. Löst man diese Kaliumverbindung in wenig Wasser, oder läßt man dieselbe längere Zeit an feuchter Luft stehen u. behandelt sie hierauf mit Wasser, so erhält man eine gelbe Lösung, welche beim Verdunsten an der Luft oder bei gelinder Wärme goldgelbe Prismen von Krokonsäurem Kali absetzt. Die Mutterlauge enthält oxalsaures u. kohlen-saures Kali. Aus dem Kalisalz scheidet man die K.,

Krokonsaures Kadmiumoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Kali, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Kobaltoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Kupferoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Manganoxydul, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Natron, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Quecksilberoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Quecksilberoxydul, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Silberoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Uranoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokonsaures Zinkoxyd, f. Krokonsaure Salze.

Krokota (v. Griech.), Festgewand der Frauen, saffranfarbig; auch üppige Männer u. die Priester der Enbele bedienten sich desselben.

Krokotschin (Krokočin), österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Grafschaft Ramisch; 220 Einw.

Krokower Güter, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 3 Mühlen, 4 Kram- u. Viehmärkte; 1000 Einw.

Krokydolith (Min.), nach Hausmann u. Stromeyer, auch Blauisenstein nach Klaproth, ein hydrosiderischer Krydolith oder prismatoidischer Disthenspath, krystallinisch, aber nicht auskrystallisiert, derb, in Trümmern, Struktur faserig, die Fasern bis 1,8 Zoll lang, Bruch uneben, $\delta = 4,0$, elastisch biegsam, sehr zähe, $\sigma = 3,2$, inbig- bis lavendelblau, seidenglänzend, im dichten Bruch matt, undurchsichtig, zarte Fasern durchscheinend, vor dem Löthrohr leicht zu schwarzem Glase schmelzbar. Nach Stromeyer 50,81 Kieselsäure, 33,88 Eisenoxydul, 7,03 Natrium, 2,32 Talkerde, 0,02 Kalk, 0,17 Manganoxyd, 5,58 Wasser. Im Thonschiefer u. Zirkonyenit, am Dranje River am Kap, bei Stavern in Norwegen, in Grönland, wie es scheint mit Quarz gemengt bei Golling in Salzburg.

Krol, Bergspitze des Himalaya (f. d.).

Krolewez, Stadt, f. Korolewez.

Krolewskie (mit Wionzownia), preuß. Vorwerk u. Pustkowie, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schildberg; 230 Einw.

Krolkarnia, f. Warschau.

Krolkowo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; Vorwerk; 210 Einw.

Krolkwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Breslau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 280 Einw.; — 2) das., R.-B. Liegnitz, Kr. Freistadt; Schloß, Vorwerk, Wasser- u. Windmühle; 180 Einw.

Krollblume (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. Medeola.

Krollerbsen, f. v. a. Korallenerbsen.

Krollhecht (Kochl.), gewöhnlich kleiner Hecht, welcher beim Anrichten so gespalten wird, daß man ihm den Schwanz in das Maul steckt.

Krolow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe, am vierziger See; Vorwerk, Wassermühle; mit dem Vorwerk Neu-Krolow u. dem Fischerlachen Strand 330 Einw.

Krolowe (Geogr.), f. v. a. Korolewez.

Krolowlas, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; Wassermühle; 210 Einw.

Krolowollen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kreis Eyl; 130 Einw.

Kroma, russ. Fluß, f. Kromy.

Kromargen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß. Eylau; Vorwerk; 130 Einw.

Kromarich, europ.-türk. Ort, Bosnien, Sandschal Travnik, südöstlich von Bosna-Serai.

Krombach (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Edgr. Alzenau; Patrgr. II, Schloß, 3 Mühlen; 100 Einw.; — 2) österr.-böhm. Pfarrd., Kr. Bunzlau, herrsch. Reichstadt; Amtshaus u. Brauhaus; 970 E.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Siegen; Kram- u. Viehmarkt; 500 Einw.; — b) Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Malmedy, Hauptort der Bürgermeisterei gl. R.; Briefsammlung; 220 Einw.; — c) Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; 350 Einw.

Krombholz, Jul. Vinc., Ebler von, deutscher Arzt, geb. 1788, war früher Professor, dann Lehrer der medic. Klinik, 1828 Prof. der Staatsarzneikunde, 1836 Primararzt am allg. Krankenhaus u. 1840 Prof. der Physiologie u. höheren Anatomie zu Prag. Er schrieb: „Beschreibung der tolerschen Maschinen“ (Prag 1821); — „Conspectus fungorum esculentorum“ (das. 1821); — „Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Oekologie“ (1. Thl., das. 1824, 2. Thl. 1. Abth., das. 1834); — „Auswahl gerichtlich medicin. Untersuchungen“ (2 Hfte., das. 1832–35); — „Die essbaren, schädlichen u. verdächtigen Schwämme“ (5 Hfte., das. 1831–36, Fol.); — „Topographisches Taschenbuch von Prag“ (das. 1838).

Krommenthal, bayer. Dorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Edgr. Rothenbuch, am Hochspeßart; 220 Einw.

Kromme Rhyn, Arm des Rheins bei Utrecht.

Krombiewo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. u. Kr. Bromberg; 140 Einw.

Kromkowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Breschen; 130 Einw.

Kromenk (Kriegsbauk.), 1) altdeutsche Bezeichnung für Ravelin; — 2) jetzt zuweilen noch ein Ravelin mit zurückgezogenen Flanken.

Kromen, holländ. Dorf, Gouvern. Neu-Holland, Bez. Haarlem; 2000 Einw.; Segeltuchfabriken.

Kromenzig (Kromierzig, Geogr.), f. v. a. Kremfier.

Kromiertig, österr.-böhm. Df., Kr. Klattau, Gut Dbig; 180 Einw.

Kromlau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; Ziegelei, Pechofen; 140 Einw.

Krommenau, preuß. Pfarrds., Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hirschberg; 780 Einw.

Krommenie, niederl. Dorf, Prov. Nordholland, nordöstl. von Haarlem; Zinnobermühlen, Segeltuchfabr.; 1800 Einw.

Kromme Riviers-Bai, afrik. Bufen, an der Südküste, westl. von der Algoabal, an der Mündung des Krommen Rivier.

Krommert, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Borken; 610 Einw.

Krommyoxyregmie (Crommyoxyregmia, Med.), das Aufstoßen von Knoblauch (u. dergl.) u. Essig oder von verschiedenen widerlichen u. ranzigen Dingen.

Kromnig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Bunzlau; Vorwerk; 310 Einw.

Kromolice (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Krotoszyn; 560 Einw.; — 2) das., Kr. Schrimm; 200 E.

Kromolow, russ.-poln. Stadt, Gouv. Krakau; östl. von Siewierz; 1160 Einw.

Krompach, ungar. Bergflecken, zipser Gespanssch., südöstl. von Leutschau, in einem romantischen Thal, nahe am Hernadflusse; schönes Kastell mit elegantem Garten, reiche Eisengruben, viele Eisenhämmer, Schmelzöfen, Leinwandweberei, Penigsteden, Schindelnägel-schmieden, Jahrmärkte; 2060 Einw.

Krompusch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Dels; 110 Einw.

Kromy (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Drel, grenzt nördlich u. östlich an den Kr. Drel, südl. an das Gouv. Kurland, westl. an den Kr. Dmitrowsk u. nordwestl. an den Kr. Kasarskew. Das Land ist mehr lang, als breit, u. wird von der Dka u. Kroma bewässert. — 2) Kreisstadt das., an der Kroma; 4530 Einw.

Kromyonischer Eber, s. v. a. Erymanthischer Eber.

Kron, Maß in Danzig (s. d.).

Kronach (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberfranken; umfaßt $5\frac{1}{4}$ □ Meilen Areal mit 23,400 Einwohnern; — 2) (Coronacum), Stadt u. Hauptort das., am Zusammenfluß der K., Rodach u. Haslach u. an der von Bamberg nach Hof führenden Eisenbahn; Mauern, 4 Vorstädte, Landgericht, Zoll-, Forst- u. Bergamt, Post, Salzfaktorei, lat. Schule, Hospital, 3 Kirchen u. Kapelle, Kunstsammlung; Bierbrauerei, Wachszieherei u. Wachsbleiche, Glasfabrik, Glöberei, Holz- u. Steinkohlenhandel (ersterer bis nach Holland für etwa 170,000 Thlr.), Bienenzucht; 3200 E. Geburtsort von Lukas Cranach. In der Nähe Eisenquelle u. oberhalb K. die noch gut erhaltene Bergfeste Rosenberg mit Schloß, Zeughaus, Kaserne u. Kasematten, Kirche etc. — Geschichtl. Der Name K. (Coronacum, Chrana, Crana) scheint slavischen Ursprungs

zu seyn; die Erbauung einer Burg andemengen Paß bei K. hat wahrscheinl. erst im 10. Jahrh. Statt gefunden, wo die ersten Grafen oder Markgrafen in diesem gegen den Thüringerwald hin gelegenen Theil Frankens vorkommen. Im J. 1003 suchte in dieser Burg Markgraf Heinrich von Schweinfurt Schutz gegen die Truppen König Heinrichs II., vor denen er endlich weiter, nach Böhmen, fliehen mußte, nachdem er zuvor die Burg in Brand gesteckt hatte. Heinrich V. schenkte die prächtig wieder aufgebaute Burg, zu welcher viele Dörfer, Leibeigene, Freie, Felder, Wiesen, ödes Land, Heerden, Waldungen, Jagden, Wasser, Fischereien, Mühlen etc. gehörten, 1122 dem Bisthum Bamberg. Das bedeutende Besizthum kam im Verlauf der Zeit in verschiedene Hände, auch in die der Grafen von Frensdorf u. von Orlamünde, fiel aber stets wieder dem Bisthum zu, das besonders seit der Mitte des 13. Jahrh. bemüht war, die Burg immer zweckmäßiger zu befestigen u. durch tapfere Hauptleute gegen feindliche Angriffe zu sichern. Von letzteren verdient bes. genannt zu werden Weigand v. Redwig, der einen großen Theil der noch jetzt stehenden Befestigungswerke vollendete u. sich hier gegen die Ueberfälle des Markgrafen Albrecht von Brandenburg gesichert hielt. Im 30jähr. Krieg wurde K. dreimal durch die Schweden u. Sachsen vergebens belagert. Napoleon besuchte die Festung im Oktober 1806 u. beförderte ihre Instandsetzung. Gegenwärtig dient sie zur Aufbewahrung Staatsgefangener (Dr. Eisenmann verbrachte hier den schönsten Theil seines Lebens) u. ist von einigem Linienmilitär besetzt. — 3) S. v. a. Goldkronach; — 4) Fluß das., mündet in die Rodach (s. d.).

Kronämter, die vornehmsten, meist erblichen, bei Krönungen vorkommenden Hofämter.

Kronagdorf (Kronachdorf), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Binsdorf; Meierei; 200 Einw.

Kronanwalt (Rechtsw.), s. v. a. Staatsanwalt.

Kronapfel (Pomol.), 1) süßer Sommerkronapfel, guter Wirthschaftsapfel; walzen-, bisweilen birnförmig, die Blume sitzt in einer Vertiefung, die auf einer Erhöhung steht; die Schale ist gelblich grün, später citronengelb, auf der Sonnenseite dunkelkarmoisinstreifig u. punktiert; der Geruch ist nach Anis, das Fleisch gelblich, weich, nicht saftig, zuckerartig; hält sich nicht lange. — 2) Winterkronapfel, ist etwas breitgedrückt, doch rundlich, mit weißgrünlicher, im Liegen blaßgelb werdender Schale, die auf der Sonnenseite karmoisinroth ist; das Fleisch ist gelb, fein, sehr saftig, zuckersüß, nach Fenchel schmeckend; zeitigt Ende December, ist im Januar u. Februar gut.

Kronarmee, im ehemaligen Polen die Armee des eigentlichen Königreichs, zum Unterschied von derjenigen, welche Litauen zu stellen hatte.

Kron-artischockor (schwed., Bot.), s. v. a. Artischocke, *Cynara Scolymus* L., s. Artischode.





seine Temperatur beträgt $+11^{\circ}$ R., sein spec. Gewicht 1,006. Die Salzquelle, unfern der vorrigen, entwickelt in solcher Menge Blasen von kohlensaurem Gas, daß sie zu kochen scheint. Geschöpft ist ihr Wasser klar, enthält keine Flocken von Eisenoxyd, überzieht, gleich der vorrigen, die Wände des Glases mit Perlen von kohlensaurem Gase und unterscheidet sich im Geschmack und Geruch nicht wesentlich von der vorrigen; seine Temperatur beträgt $+13^{\circ}$ R., sein spec. Gewicht 1,110. Chemisch untersucht wurde die k. Mineralquelle im J. 1821 von Reper, im J. 1826 von Hille und im J. 1831 von Jung. — Getrunken wirkt das Wasser beider Mineralquellen belebend auflösend, die Sec. u. Excretionen, namentlich die Darmausleerung u. die Diurese beruhigend und gelinde zusammenziehend, stärkend, ist sehr leicht verdaulich, wirkt weniger adstringirend und weniger erbigend, als ähnliche, an Eisen gleich reiche Mineralquellen. Empfohlen wird dasselbe: a) bei Schwäche der Organe, der Digestion und Assimilation, Appetitlosigkeit, Flatulenz, Verschleimung des Magens, Magenkrampf, Reizung zu Kolik u. Hartleibigkeit, Hämorrhoidalbeschwerden, Hypochondrie. b) Blennorrhöen, hartnäckigen Katarrhen, Asthma humidum. c) Leiden des Uterin-systems, Dys- und Amenorrhöe, Bleichsucht. d) Skropheln. Nach Kästners Beobachtung soll das k. Mineralwasser eine spezifische Heilkraft gegen Kröpfe besitzen. e) Endlich wird dasselbe bei allgemeiner Schwäche als gelindes Stärkungsmittel sehr gerühmt u. dürfte bei seinem Reichthum an auflösenden Salzen u. seiner leichten Verdaulichkeit in Fällen, wo nach dem Gebrauch von auflösenden Thermalquellen eine vorsichtige Stärkung als Nothkur indicirt ist, vor andern ähnlichen, zu diesem Zweck gerühmten Mineralquellen, namentlich denen von Schwalbach, den Vorzug verdienen. Angewendet werden die Mineralquellen: a) als Getränk, indem man mit der Salzquelle anfängt u. dann später zu der Trinkquelle übergeht; b) in Form von, aus der Wilhelmsquelle bereiteten Wasserbädern; man fängt mit 25° R. an u. fällt allmählig bis auf 22° R. c) Endlich wird das in großer Menge der Wilhelmsquelle entweichende kohlensaure Gas in dem Badehause in Form von ganzen Bädern u. als Gasdouche benutzt. — 3) Preuß. Dorf (Stadt), Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; an 20 Fabrikgebäude, in welchen allerlei Eisens- und Stahlwaaren gefertigt werden, auch Leins- u. Baumwollenweberei, 2 Jahrmärkte; 630 Einw.

Kronenblume (Bot.), f. v. a. Kaiserkrone, *Fritillaria imperialis* L.

Kronenbohrer, f. Bohrer, S. 1368; vgl. Bergbau.

Kronenburg (Geogr.), 1) preuß. Marktflecken, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Schleiden, am Abhange eines steilen Berge, unweit der Kyll, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Eisenhütte, Ruinen eines alten Schlosses; 290 Einw.; — 2) f. v. a. Kronenborg.

Kronenburgerhütte, preuß. Dorf, Rhein-

provinz, R.-B. Aachen, Kr. Schleiden; 280 Einw.

Kronendachziegel (Bauk.), f. Dach, S. 599.

Kronendorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Deis; Freischoltselei; 110 Einw.

Kronengehörn, f. v. a. Kronengeweiß, f. Gehörn.

Kronengeschwür (Thierarzneyk.), ein an der Krone der Einhufer sich befindendes Geschwür. — Kennzeichen. Das Uebel beginnt mit starkem Jucken, weshalb sich die Thiere mit dem andern Fuße tragen. Die entstandene Entzündungsgeschwulst bricht auf, die Haut trennt sich los, die Fleischkrone wird trocken, rissig — u. das Geschwür ist gebildet. Die Thiere vertragen lebhaften Schmerz; die Hornwand trennt sich von der Fleischkrone, aus dem Geschwüre fließt eine gelbliche Jauche, die sich leicht zwischen die Horn- und Fleischwand hinabsenkt u. hier neue Entzündung erregt, wodurch nach u. nach die Sehnen und Gelenke angegriffen werden, wodurch das Uebel sehr gefährlich u. leicht unheilbar wird u. die Thiere bedeutend lahmen. — Ursachen. Selten wird das Uebel auf mechanische Weise veranlaßt; gewöhnlich entsteht es im Winter, wenn die Thiere bei kaltem Wetter lange Zeit auf dem Eise, im Schnee oder in der Kälte gestanden, oder in Roth und Kälte gearbeitet haben. — Behandlung. Zu Anfang des Uebels mache man warme, erweichende Fußbäder oder Umschläge, verdünne an der Entzündungsgeschwulst das Horn u. lege einen mäßig zusammenrückenden Verband an. Uebrigens müssen die Thiere völlige Ruhe genießen. Hat sich das Geschwür schon weiter nach abwärts verbreitet u. sind die entzündlichen Erscheinungen vermindert, so wende man das Glüheisen an, jedoch nicht als Zerstörungsmittel. Wenn aber das Uebel schon einen sehr hohen Grad erreicht hat, so muß die ganze losgetrennte Hornportion weggenommen werden. Dem zu Folge macht man mittelst eines Rinneffers zwei, von oben nach unten konvergirende Rinnen, die sich unten in einem Winkel vereinigen. Das obere Ende der Rinnen muß den Stellen entsprechen, wo die Abtrennung des Horns von der Haut aufhört, und der Scheitel des Winkels muß mit dem untersten Punkte der Abtrennung zusammenfallen. Nach der Operation kann man ebenfalls das Glüheisen als Reizmittel anwenden, oder das Geschwür mit einer Digestivsalbe verbinden. Stets aber muß ein gehörig zusammenrückender Verband angelegt werden, damit die Fleischwand nicht hervorstübt. Uebershaupt aber ist diese Behandlung mehr Sache eines geschickten Thierarztes, besonders wenn das Geschwür ganz tief bis auf das Gelenk gegangen ist, wo in der Regel selten eine vollkommene Heilung erfolgt.

Kronengewicht, eine Gattung des Goldgewichts in Frankfurt a. M. (f. d.).

Kronengold, in Frankfurt a. M. f. v. a. 18-karätiges Gold; vgl. Gold.

Kronengroschen (Münzk.), alte meißner Groschen vom J. 1460, haben wie die Kreuz-

groß, über dem Schilde eine Krone. Vgl. Gros.

Kronenhof (mit Freiheit u. Bärenfrug), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R. V. u. Kr. Danzig; 280 Einw.

Kronenkäfer (Entom.), Käfergattung, f. v. a. *Cerocoma*.

Kronenknappe (Petref.), f. Gelenksteine.

Kronenkorall (Zoophyt.), Polypengatt., f. v. a. *Pteropora*.

Kronenkraut (Bot.), 1) Pflanzengatt., f. v. a. *Drypis*; — 2) f. v. a. *Salsola kali* L.

Kronenkrenz (Herald.), f. Kreuz.

Kronenkürbis (Bot.), f. *Eucurbita*.

Kronenmoose (Bot.), nach Dlen, f. v. a. *Lavel*.

Kronennuß (Bot.), f. v. a. *Vitmannia elliptica* Fahl.

Kronenorden (Ordensw.), 1) ein angeblich 102 von Karl dem Gr. in Friesland gestifteter Orden, der nach des Kaisers Tod wieder erloschen sein soll; wahrscheinlich Erfindung eines Ordensfälschers; — 2) f. Michaelsorden; — 3) f. Orden der württemberg. Krone; — 4) f. überhaupt Orden.

Kronenpech, f. Pech.

Kronenrad (Uhrm.), f. Kammerad.

Kronenrädchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, f. v. a. *Stephanoceros*.

Kronenreiter (Ornith.), f. v. a. *Grus pavonia* L.

Kronenreinette (Pomol.), Kl. 4, Ordn. 4, Rang 1, nach Del. Ein holländischer, ansehnlich großer, wenig bekannter Apfel, der wegen seiner Vortrefflichkeit angepflanzt zu werden verdient. Er ist schön regelmäßig, fast kugelförmig gebaut, wird 12—13 Viertelzoll breit und 11 Viertelzoll hoch. Die Schale ist schön hochgelb, indeß rundum mit etwas trüben Karminstreifen besetzt. Die Punkte sind häufig; oft finden sich kleine Anflüge von Rost, das Fleisch ist weiß, unter der Schale gelblich, feinkörnig, markig, saftvoll, von einem erhabenen, zuckerartigen, feinen Weingeschmack u. einem angenehmen, erdbeerartigen Geruche. Reift Mitte November u. hält sich bis ins Frühjahr, verliert jedoch ihren köstlichen Geschmack. — Der Baum wächst stark, trägt seine Aeste schön in die Luft u. wird bald fruchtbar. Er kann nicht genug angepflanzt werden. *Siedler* XVI, Taf. 7.

Kronen-Schachblume (Bot.), f. v. a. hübschliche Schachblume, *Fritillaria imperialis* L.

Kronentaucher (Ornithol.), f. v. a. gehäuseter Steißfuß.

Kronenthaler, Kronthaler, Krone, die an Stelle der alten niederländischen Albertsthaler vom 19. Juli 1735—1803 von Oesterreich für die Niederlande, welche damals unter seiner Herrschaft waren, ausgeprägten Silbermünzen, deren gesetzlicher Feingehalt von 13 Loth 17½ Grän (mit vollem Remedium 13 Loth 16½ Grän) bei einem Gewicht von 616,9 holl.

As haben sollte, so daß eine raue Mark = 7,88283 Stück und eine kölnische Mark = 9,02688 Stück ausmachen würden und der Werth eines Stückes (auf 3 fl. 3 Stüber brabantisch Kurt. evalvirt) 1 Thlr. 16 Sgr. 6½ Pf. preuß. Kurt. oder 1 Thlr. 11 gGr. 5¼ Pf. Konventions-Münze betrüge. Es wurden auch halbe und Viertel-Kronenthaler in demselben Verhältniß geprägt, und sämtliche dieser Stücke erhielten den Namen Kronenthaler (franz. Couronnes, auch *Ecus de Flandre*), weil sie auf der Rehrseite in den Winkeln des burgundischen Andreaskreuzes (woher sie auch Kreuzthaler [f. d.] genannt werden) drei oder vier Kronen zeigen. — Man findet in den Angaben der Schriftsteller und Münzwardeine die verschiedensten Bemerkungen über den wahren Gehalt der Kronenthaler, doch kann man dieselben höchstens zu 13 Loth 17 Grän (u. 7¼ Pf. Stück auf die raue Mark) annehmen, wonach sich ein Werth für den ganzen Kronenthaler von 2 fl. 38½ kr. im 24-Guldenfuß und von 2 fl. 12 kr. im Konventions-20-Guldenfuß ergibt, wie ihn auch der kaiserlich-österreichische Münztarif würdigt. Hiernach würde der Werth der halben Krone 1 fl. 19½ kr. im 24-Guldenfuß, und 1 fl. 6 kr. im Konventions-20-Guldenfuß, und der einer Viertel-Krone 39½ kr. im 24-Guldenfuß und 33 kr. im 20-Guldenfuß betragen. Mit Recht gibt übrigens Bonnevillie den Gehalt der Kronenthaler durchschnittlich geringer, 13 Loth 16 Grän fein, 7,91519 Stück auf die raue Mark, also 9,11828 Stück auf die feine Mark an, wonach ein ganzer Kronenthaler im Werthe von circa 1 Thlr. 16 Sgr. preuß. Kurt. ist. M. R. B. Gerhardsen nimmt bei gleicher Feinheit nur 9,1803 Stück auf die feine Mark an, wonach der Werth einer ganzen Krone nur auf 1 Thlr. 15 Sgr. 9 Pf. preuß. Kurt. anzuschlagen ist. Troß dem war derselbe in den Ländern, in welchen er umlief, bisher stets zu hoch geschätzt, indem man ihn dem ebenfalls überschätzten französischen Laubthaler (f. d.) gleichsetzte und in Frankfurt a. M. und allen deutschen Staaten, wo die Rechnung des 24-Guldenfußes Statt findet, auf 1 fl. 42 kr. rhn. den halben u. Viertel-K. nach Verhältniß würdigte. Diese Rechnung hat für die halben und Viertel-Kronen aufgehört. — In den österreichischen Niederlanden (Belgien), in Süd- u. Westdeutschland, in der deutschen Schweiz und sogar in Sachsen und Preußen befinden sich die sogenannten brabantischen Kronenthaler stark im Umlaufe und der erhebliche Gewinn, welcher bei ihrer Ueberschätzung den Münzstätten erwachsen mußte, veranlaßte schon im Jahre 1809 viele der süddeutschen Staaten, ebenfalls Münzstücke dieser Gattung auszugeben und damit den sogenannten deutschen Kronenthalerfuß einzuführen. In diesem Fuße prägten Bayern, Württemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Koburg und Waldeck Kronenthaler und zum Theil (nämlich Bayern) auch halbe u. Viertel-Kronen aus, die gesetzlich einen Feingehalt von 14 Loth (Nassau) bis 13 Loth 15½ Grän (in Württemberg) und auch etwas

abweichenden Werth haben. Die meisten dieser Gattungen enthalten auf dem Revers eine Krone, welche bei einigen zwischen zwei übers Kreuz liegenden Schwertern steht. — In neuerer Zeit wurden besonders die halben und Viertel-Brabanter-Kronenthaler Gegenstand vieler Verordnungen u. Verlegenheiten. Nachdem nämlich die großherzoglich badische Regierung unterm 12. April 1837 die Viertel-Brabanter-Thalerstücke auf 39 Kr. des 24-Guldenfußes tarificirt hatte, fand sich der Senat von Frankfurt a. M. durch diese Devaluation ebenfalls veranlaßt, jene Münzsorte herabzusetzen und zwar die halben Kronenthaler auf 1 fl. 12 Kr. (früher 1 fl. 21 Kr.), die Viertel-Kronenthaler auf 36 Kreuzer (früher 40½ Kr.) im 24-Guldenfuß. Bei der in Frankfurt a. M. so ungeheuer häufigen Circulation dieser Münzen konnte die so plötzlich erfolgte Herabsetzung anfangs nur einen üblen Eindruck, sowohl auf den Handelsstand, als auf das Publikum machen, u. brachte hier bedeutende Verluste mit sich; doch diese Maßregel war eine gesetzlich nothwendige, die bei der bisher wirklichen Ueberschätzung jener Geldsorte früher oder später doch hätte erfolgen müssen, besonders da die halben und Viertel-Kronen meistens in durchlöchernten Exemplaren umliefen. — Baden u. Frankfurt a. M. hatten kaum diese Entwerthung ausgesprochen, als auch andere Staaten ihnen nachfolgten. Hessen-Darmstadt unterm 20. April 1837 erklärte die halben und Viertel-Kronenthaler für außer Kurs gesetzt, u. das Finanzministerium machte unterm 3. Mai bekannt, daß der Inhaber solcher Stücke dieselben in Darmstadt beim Münzamt verwerthen könne. Das Herzogthum Meiningen setzte einer Verordnung vom 22. April desselben Jahres zufolge die vollwichtigen Viertel-Kronenthaler auf 39 Kreuzer u. die vollwichtigen halben Kronenthaler auf 1 fl. 18 Kr. rhein. herunter. Unterm 23. Apr. machte die Regierung des Großherzogth. Sachsen-Weimar bekannt, daß in den großherzogl. Kassen weder Viertelkronenthaler angenommen, noch ausgegeben würden, auch daß im Privatverkehr Niemand gehalten sey, solche anzunehmen, u. nahm zwar vor der Hand die halben Kronenthaler in den öffentlichen Kassen noch an, aber nur zu 16 g Gr. Konventionsgeld. — In Württemberg wurden die unterm 25. April verrufenen Theilstücke des Kronenthalers von der Staatskasse eingewechselt u. eine unterm 3. Mai erschienene königl. Verordnung bestimmte, daß daraus theils ganze Kronenthaler, theils Eingulden- u. Halbeguldenstücke geprägt werden sollten. Hessen-Kassel verfügte unterm 15. April, daß die halben u. Viertel-Kronenthalerstücke für die Zukunft außer Kurs gesetzt seyen, so wie Bayern unterm 28. April erklärte, daß der Kurswerth der Viertel-Kronenthaler, sowohl im öffentlichen Verkehr, als in den Staatskassen, nur noch mit 30 Kreuzern im 24-Guldenfuß anzunehmen seyen. Auch die Regierung von Schwarzburg-Rudolstadt hat ihre Kassenbeamten angewiesen, keine halben u. Viertel-Kronenthaler mehr anzuneh-

men. — Während also nur die Viertel-Kronenthaler von Seite Badens eine Herabsetzung im Kurswerth erlitten, nahmen die andern Regierungen dadurch Veranlassung, die Verrufung auch auf die halben Kronenauszu dehnen, was jedoch zu bedauern ist, da einmal diese in einem weit angemesseneren Verhältnisse des wahren Werthes zum ganzen Kronenthaler stehen u. sie ferner dem Verkehr nicht gut entzogen werden können. Natürlich mußte nun auch Baden den halben Kronenthaler auf 1 fl. 20 Kr. im 24-Guldenfuß, als ihrem entsprechenden Werth im Verhältniß zum ganzen brabanter Thaler, devaluiren. Doch versteht sich diese Würdigung nur für kursfähige Stücke; nicht kursfähige, d. h. durchlöchernte oder zu sehr abgeführte halbe und Viertel-Kronenthaler werden in der großherzoglichen Staatskasse und in der Münze nach dem Gewichte das Loth zu 1 fl. 24 Kr. angenommen. Ihrem wahren Werthe weit angemessener sind die Tarifrungen jener Geldsorten im Königreich Preußen u. Sachsen, so wie im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha. In Preußen soll, dem Gesetz vom 10. Mai 1828 zufolge, der halbe Kronenthaler zu 22 Sgr. 4 Pf., der Viertel-Kronenthaler zu 11 Sgr. 1 Pf. (der ganze zu 1 Thlr. 15 Sgr. 2 Pf.) angenommen werden u. dabei fordert eine Kabinettsordre von jenem Tage die öffentlichen Kassen in den westlichen preussischen Provinzen auf, die auf diese Weise eingenommenen halben und Viertelkronen demnächst an die Münze abzuliefern. In Preußen und Sachsen galten die Kronenthaler bisher im gewöhnlichen Verkehr 1 Thlr. 11 bis 12 g Gr. preuß. Kurant, die halben und Viertel-K. nach Verhältniß. Eine Bekanntmachung der herzogl. sächs. Regierung zu (Koburg-) Gotha vom 22. April warnt vor der Annahme der Viertel- u. halben Kronenthaler zu einem höhern als dem gesetzlichen Werthe, welcher nach einer Verordnung vom 6. Februar 1804 in nur 17 g Gr. 6 Pf. sächsisch für den halben und 8 Gr. 9 Pf. für den Viertel-Kronenthaler besteht. Auch sollen die durchlöchernten, beschnittenen und abgenutzten Stücke dieser Art in den öffentlichen Kassen nicht angenommen werden.

Kronenthierchen (Zoohyt.), Infusorien-gatt., s. v. a. Kronenrädchen, *Stephanoceros Khrenb.*

Kronentrepan, s. Trepan.

Kronentritt (Thierarzneik.), eine Quetschung oder Quetschwunde an der Krone der Einhufer, gewöhnlich durch den Tritt mit den Stollen entstanden. — Kennzeichen. Je nach der Dauer und dem Grade des Uebels bemerkt man verschiedene Erscheinungen. Ist das Uebel neu und oberflächlich, ein facher K., so ist eine einfache Quetschung an der Krone u. höchstens eine Hautwunde vorhanden, wobei die Thiere selten lahm gehen. Wenn aber eine bedeutende Quetschwunde, zusammengesetzter K., vorhanden ist, so sind die tiefer liegenden Theile gewöhnlich mit verletzt (eindringender K.) und die Thiere gehen bedeutend und oft so lahm, daß sie mit dem kranken Fuß gar nicht aufstre-

ten. Die Ursache haben wir schon im Allgemeinen angegeben. Kollerige Pferde und solche mit scharfen spitzigen Stollen ziehen sich den K. am häufigsten zu. — Behandlung. Sie richtet sich nach der Verschiedenheit des Uebels. 1) Ist das Uebel einfach, so mache man Umschläge von Brantwein und Essig, worin man etwas Kochsalz auflöst. Sollte eine blutende Hautwunde mit vorhanden seyn, so muß man diese mit feinem, in Brantwein getauchtem Berg verbinden und den Verband 48 Stunden liegen lassen. Losgetrennte Horntheile müssen aber vorher, jedoch ganz vorsichtig, weggenommen werden. Findet man die Wunde nach abgenommenem Verbande trocken, so wird sie nur mit trockenem Berg verbunden und später mit Klebwachs bedeckt. War aber schon Eiterung eingetreten, was man aus der Gegenwart einer weichen, schwappenden Geschwulst erkennt, so mache man einen kleinen Längeneinschnitt, entleere den Eiter und lege einen einfachen, trocknen Verband nebst einer Binde an. Bei schlechter Eiterung bediene man sich noch einer Digestivsalbe. — 2) Bei zusammengelegtem K. muß man vor allen Dingen den Thieren völlige Ruhe gönnen, dann alle losgetrennten und drückenden Horntheile entfernen, die Wunde selbst mit thedenschem Wundwasser, oder einer Auflösung des Heilsteins verbinden, und bei heftigem Schmerz Leinumschläge um die Krone und das Fessel machen. Man muß hier, wenn die Schmerzensäußerungen des Thieres nicht nachlassen, das Uebel von Neuem genau untersuchen und jeden Druck des Horns auf die weichen Theile entfernen. Bei langsam vorwärts gehender Heilung wende man zum Verbande eine schwache Auflösung des Kupfervitriols ($\frac{1}{2}$ Quentchen auf 1 Pfd. Wasser) an.

Kronentzündung, s. v. a. Kronengeschwulst.

Kronenwerke (Kriegsbauk.), s. Hornwerk I, S. 1261.

Kronenwicke (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Coronilla.

Kronenwulst, s. Huf, S. 19.

Kronerbsen (Bot.), s. v. a. weiße Dolben-erbsen. S. Pisum sativum L.

Kronersdorf, österr. = steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Poppendorf; 150 Einw.

Krones, Therese, deutsche Schauspielerin, geb. 1801 zu Freudenthal in Schlesien, kam schon als Kind zum Theater, da ihr Vater Direktor einer wandernden Truppe war. Sie sollte sich zur Sängerin ausbilden und leistete auch bereits in Partien wie Emmeline in der Schweitzerfamilie recht Erfreuliches, doch spielte sie schon damals komische Rollen mit eben so großer Liebe, als Erfolg. Die erste größere Bühne, auf welcher sie spielte, war das Theater in Preßburg, doch kehrte sie bald wieder zu geringern Anstalten zurück und gelangte daher nur zu einem so bescheidenen Rufe, daß sie im J. 1820 mit großer Mühe ein Gastspiel im Leopoldstädter Theater in Wien erhielt. Der Success ihres ersten Auftretens war jedoch so brillant, daß unverzüglich ein Engagement mit ihr abgeschlos-

sen wurde, in welchem sie sich schnell zum ersten Lieblinge des Publikums aufschwang. Ihre lebenswürdige Schalkhaftigkeit, das Natürlichke ihres Wesens, die Anmuth ihres Benehmens waren in der That ganz geeignet, für sie zu bestechen, und da sie obendrein ein glückliches Aeußere und die Kunst der Toilette in hohem Grade besaß, ward sie eine der vornehmsten Stützen des Volkstheaters. Ihrem Muthswillen ließ sie mitunter zu freiem Lauf, doch überschritt sie nie die Schranken der Anständigkeit und wußte in gefährlichen Momenten so geschickt einzulenken, daß man ihrer Routine und ihrem Geschmacke gleichen Beifall zollen mußte. Nicht unpassend nannte man sie die „Grazie der Trivialität“. Im J. 1826 ergab sich eine Mißstimmung im Publikum gegen sie, als sie in die Geschichte eines vornehmen Mordmörders auf unfreundliche Weise verflochten wurde; in Folge dessen mied sie die Bühne eine Zeitlang, und als sie dieselbe in einem Stücke von Straube: „Der erste Versuch“, wieder betrat, ward sie so auffallend kalt behandelt, daß sie abermals eine Weile pausirte. Das Theater litt darunter nicht wenig; die neuen Schauspielerinnen, die man vorführte, machten den Abgang der K. immer fühlbarer, und so geschah ein neuerlicher Versuch zur Ausöhnung mit dem Publikum, worauf auch Alles wieder in das beste Einvernehmen zurückkehrte. Im J. 1829 gastirte sie, als sie sich mit ihrer Direktion überworfen hatte, im Theater an der Wien mit dem größten Beifalle; doch eine schleichende Krankheit, welche seit Jahren ihre Kraft untergraben hatte, gestattete ihr nicht mehr, ein Engagement anzunehmen; sie starb 1830 nach langen, schmerzlichen Leiden. Auch als Dichterin hat sich Th. K. versucht; ihr Stück „Elyvide“ ist, wenn auch ziemlich quodlibetartig zusammengetragen, immerhin ein wirksames, lustiges Produkt.

Kronfarben, bes. in Rußland s. v. a. Nationalfarben.

Kronfeldherr, im ehemaligen Polen die höchste Kriegscharge, s. v. a. Generalfeldmarschall.

Kron-Fellern (Dachn), österr. = böhm. Dorf, Kr. und Stadt Budweis; 140 Einw.

Kronfistel, s. v. a. Hornfistel.

Kronfleisch, 1) bei Pferden s. v. a. Fleischkrone, s. Huf; — 2) Fleisch auf beiden Seiten des Zwerchfells.

Kronfortsatz (Processus coronoides, Anat.), 1) K. der Ellenbogenröhre, s. Armknochen; — 2) K. des Unterkiefers (Processus coronoides maxillae inferioris), der vordere, plattdreieckige, oben zugespitzte Fortsatz des aufsteigenden Unterkieferastes, woran sich der Schläfenmuskel festsetzt.

Krongeier (Ornith.), s. v. a. große Harpyie.

Krongelenk (Pferdem.), s. Kronbein.

Krongeschwulst (Thierarzneyk.), Geschwulst der Fleischkrone am Pferdehufe; ist bald heiß (Kronentzündung), bald naß, bald kalt etc.

Krongeweih, s. Gebörn.

Kronglas, schöne Art Tafelglas von außerordentlicher Reinheit; es zerstreut die ver-

schiedenartigen Farben des Lichtes nicht so sehr, als das Flintglas. Früher bekam man es aus England, doch wird es jetzt in Benediktbeuern von außerordentlicher Güte verfertigt. Man bedient sich desselben zur Fertigung achromatischer Gläser und Verbindung von Flintglas, welches Dolland zuerst dazu verwendete, s. Crown glas.

Krongroßkanzler, in der ehemaligen Republik Polen der erste Kronbeamte für das Innere, die Justiz und für die diplomatischen Verhältnisse mit dem Auslande.

Krongroßmarschall, der erste Kronhofbeamte des Königs und der Republik in Polen.

Krongroßschatzmeister, der oberste Finanzbeamte der Republik Polen.

Krongüter, s. v. a. Domänen.

Kronhaare (Pferdeb.), s. Huf.

Kronheide, preuß. Vorwerk, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenhagen; 330 Einw.

Kronherzfirsche (Pomol.), la Guigne de Couronne Cerise Caron, nach Truchseß Kl. 1, Ordn. 1, Rang II. Frucht klein, glänzend schwarz, auf beiden Flächen sehr breitgedrückt, höckerig, mit einer tiefen Furche. Fleisch weich, schwarzroth; Saft sehr färbend, süß. Reift Mitte August.

Kronhirsch, s. Cervus, S. 978.

Kronhobel, österr. Rote, Land unter der Enz, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Gleis; 160 Einw.

Kronholz (Wasserb.), s. v. a. Fochträger.

Kronhorn (Mollusk.), Kegelschneckenart, s. v. a. Conus imperialis L.

Kronhüter, in Ungarn vor der letzten Revolution die beiden Magnaten, welche die Krone des h. Stephan verwahrten; gegenwärtig soll sich diese Krone in der Obhut Kossuths befinden, oder sie ist wenigstens unter seinen Augen geborgen worden. Einen größeren K. hatte diese Krone nie.

Kronhütte, württemberg. Weiler, Tartskreis, Oberamt Welzheim; 260 Einw.

Kronhuhn (Ornith.), Varietät des gemeinen Huhns, s. Gallus domesticus.

Kroniden (Kronionen, Myth.), Söhne des Kronos und der Rhea, bes. Zeus, Poseidon und Pluto.

Kronjacht (Mollusk.), s. v. a. Limacina helicalis Lam.

Kronjasmin, welscher (Bot.), s. v. a. gemeiner Pfeifenstrauch, Philadelphus coronarius L.

Kronkürbis (Bot.), s. Cucurbita.

Kronlampe (Entom.), s. v. a. Fulgora lateraria L.

Kronland (Staatsw.), s. v. a. Erblande.

Kronland, (Biogr.), Joh. Markus Marci v., Mystiker u. Theosoph, † 1676. Aus platon. Ideen und aristotel. Formeln bildete er ein kosmologisches System, in welchem er durch Ideen, als Naturkräfte gedacht, die Alles vermittlest des Lichts erzeugen und bilden (Ideae seminales), die scholastischen Qualitates occultae zu verdrängen suchte. Er schrieb: „Idearum operatricium ideae,“ Prag 1635, 4.); — Philos. rebus restituta, das. 1662, 4.

Kronlein, der reifste und beste unter allen Feinsorten; seinen Namen hat er daher erhalten, weil die Krone oben vom Flasche abgeschlagen worden ist.

Kronleuchter, großer, vielarmiger Leuchter, von Metall, geschliffenem Glas oder broncirtem Holz.

Kronlilien (Bot.), Coronariae, Familie des reichenbachschen Pflanzensystems. Allgemeiner Charakter: Pistill centrisc, bisweilen ein wenig schief; Fruchtknoten frei, selten eingewachsen; Griffel einfach (fehlt bei Tulipa); Narben einfach oder aus 3 verwachsen; Kelch 6theilig, mit abwechselnden Abschnitten, ganz oder halb korollinisch, bei einigen mit Honigdrüse; Kapsel 3fächerig, 3klappig, vielstamig; Samen aus der Mittelsäule, 2reihig, mit häutiger, schwammiger oder krustiger Schale, großem, fleischigem Eiweiß, in dessen Basis der längliche, gekrümmte Keimling ist. Sechs (bei Gilliesia nur 3) Staubbeutel, einwärts, aufrecht oder ausliegend, auf meistens freien, bosdenständigen, regelmäßigen Staubfäden; Korolle nur bei den Tulbaghieen. Gewächse mit knolligem, kriechendem oder centriscem Wurzelstock, büschelwurzellig, Fasern bisweilen knollen tragend, meistens scheidige Zwiebeln; Blätter scheidig, meist schmal und rinnig, saftig, krautartig, lederartig oder dickfleischig, wurzel- oder stengelständig; Blüthe auf Schaft einzeln oder Traube, Dolbe, Rispe. Gruppen: 1) Hemerocallideae: a) Pontedereae, b) Polyantheae, c) Hemerocalleneae. — 2) Tulipaceae: a) Alstroemerieneae, b) Methoniceae, c) Tulipeae. — 3) Asphodelaeae: a) Tulbaghieae, b) Scilleneae, c) Dracaeneneae.

Kronlilien (Herald.), die goldenen Lilien im alten französischen Wappen.

Kronmuschel (Mollusk.), s. v. a. Entenmuschel, Lepas anatifera L.

Kronnacht, s. Kopfnacht.

Kronent (Bot.), s. v. a. gemeiner Wachholder, Juniperus communis L.

Kronnessel (Zoophyt.), s. v. a. Actiniaplamosa L., s. Meernessel.

Kronoberg (Geogr.), 1) schwed. Län, Prov. Smaland, im Süden derselben, zwischen Kalmar, Jönköping, Halmstad, Christiansstad und Karlskrona; 86 schwed. □ M. (nach Andern 68 oder auch 164 geogr. □ M.) mit 112,000 (nach Andern 93,000) Einw. Das Land ist gebirgig, mit fruchtbaren Thälern. Hauptfluß ist die Laga- (oder Luga-) An; außerdem: Helga = An etc. Landseen sind zahlreich, darunter der Helgas, Mockeln-, Åsner- u. Rottner-See. Das Klima ist gemäßig; Produkte sind: Getreide, Klee, Hülsenfrüchte, Holz, Vieh, besonders Schafe und Schweine, Eisen. Haupterwerbszweige der Einw. sind Ackerbau, Viehzucht, Bergbau. Das Län theilt sich in die Vogteien: Sunnersbo, Kinnwald, Konga und Albo und hat 1 Stadt (die Hauptstadt Mexio) und 2850 Höfe. — 2) Schloß daselbst, auf einer Halbinsel im Helga-See.

Kronoby, europ.-russ. Ort, Finnland, am bottenischen Meerbusen, südl. von Alt-Karlsby.

Kronören, schwed. Insel, Wester-**Bot-**
ten, im baltischen Meerbusen, nahe an der Küste.

Kronos (Myth.), s. Saturnus.

Kronogk (Geogr.), 1) asiat.-russ. Vorge-
birg, Kamtschatka, an der Westküste; — 2)
Landsee dabei.

Kronokof, asiat.-russ. Kap, Kamtschat-
ka, an der Ostküste, 51° 54' nördlicher Breite u.
179° 53' östlicher Länge.

Kronviment (pharm. Bot.), die Früchte
von *Pimenta citrifolia* Kost.

Kronpistole, Noaille, die von 1716 bis
1718 geprägte, mit 4 Wappen bezeichnete Gata-
tung der französl. Louisd'or. Die Noailles sind
21%, Karat fein; 19%, St. betragen eine rauhe,
21,184 St. eine kölnische Mark fein Gold, so
daß der Werth eines Stückes 9 Thlr. 9 Sgr.
2 Pf. od. 9 Thlr. 7 gGr. 4 Pf., in Papierpi-
stolen à 5 Thlr. ist.

Kronpolyp (Zoophyt.), s. v. a. Kronen-
thierchen, *Stephanoceros* Lam.

Kron-Woritschen (Geogr.), 1) österr.-
böhm. Altbaldobersdorf, Kr. Klattau; um-
faßt 9820 J. 103 □ Al. Areal; — 2) Dorf das.;
Schloß, Mühle; 460 Einw.

Kronpotasche, s. Potasche.

Kronprindsens-Insel, nordamerikan. In-
sel, an der Westküste von Grönland; guter Ha-
fen; bewohnt; Walfischfang; 68° 57' nördl.
Br. und 55° 30' westl. Länge.

Kronprinz, s. Prinz.

Kronprinzen-Koog, holstein. Koog, Sü-
derdithmarschen, Kirchsp. Marne; Jurts-
diktion, Kalkbrennerei, 2 Mühlen; 1080 Einw.

Kronprinz Ferdinand von Oesterreich
(Pomol.), s. Ferdinand von Oesterreich.

Kronrad od. **Kammrad**, die Zähne dieses
Rades stehen auf der Peripherie rings um das
selbe herum, so daß sie, verlängert gedacht,
nie an die Welle stoßen, sondern vielmehr pa-
rallel mit derselben laufen. Sie dienen daher
dazu, eine horizontale Bewegung in eine ver-
tikale und umgekehrt eine vertikale in eine hori-
zontale zu verwandeln. Es ist bei allen Ma-
schinen von großem Nutzen.

Kronrad (*Astroites denticulatus*), Art von
Eternstein; Augenrand stark gekerbt.

Kronrasch, **Kronserche**, eine Art leicht
geköpftes wollenes Zeug; die Kette besteht aus
6stückiger Waschwolle, der Einschlag aus drei-
stückiger Strickwolle.

Kronbeere (Bot.), s. v. a. Preiselbeere,
Vaccinium Vitis Idaea L.

Kronsburg, holstein. Gut, tiefer Gü-
terdistrikt; 880 Einw.

Kronschag, s. Schag.

Kronschnecke (Mollusk.), Schneckenart,
s. v. a. *Melania*.

Kronschrobe (Bot.), Pflanzengattung, s.
v. a. *Agnesia* L.

Kronschwig, sächs. weimar. Dorf, Kr. u.
Amt Weida, an der Elster; Borwerk, Kam-
mergut, Forsterei; 170 Einwohner. Sonst be-
stand hier ein adeliches Augustiner-Kloster,
Im J. 1239 von Jutta, Gemahlin Hein-
richs, Bogts von Vebra, gestiftet und in der
Reformationszeit aufgehoben.

Kronsdorf, österr.-schles. Dorf, Kr. Trop-
pau, herzogl. jägerndorfsche Kammer-
güter; Jägerhaus; 1170 Einw.

Kronsfahr (Kronsförde), lübeck. Dorf,
Mühlenthorbezirk, am linken Stecknig-
ufer; 180 Einw.

Kronshagen (Geogr.), 1) holstein. Amt,
umfaßt $\frac{1}{2}$ □ Meilen und 2330 Einw.; — 2)
Amtsort das., Kirchspiel Kiel; 270 Einw.

Kronshorst, holstein. Dorf, Amt Trittau,
Kirchspiel Siel; 160 Einw.

Kronslamp (Geogr.), mecklenburg. Dör-
fer: 1) (Dorzentin), Schwerin, wendischer
Kr., Amt Rossow; 110 Einw.; — 2) Kr.
Mecklenburg, Amt Neustadt; über 100 Einw.;
— 3) Strelitz, Fürstenthum Rügenburg, Bogtei
Strove; 190 Einw.

Kronslot (Kronschloß), europ.-russ.
Fort, Gouv. St. Petersburg, dem Hafen
von Kronstadt gegenüber, bestreicht das Fahr-
wasser an der Sübseite der Insel Kotline. Vgl.
Kronstadt.

Kronsmoor, holstein. Dorf, Herrschaft
Breitenburg; 170 Einw.

Kronsnest, preuß. Erbpachtdorf, Prov.
Preußen (West-Pr.), N.-O. Danzig, Kr.
Marienburg, an der Seege; 3 Windmühlen;
260 Einw.

Kronspitz, Dorf, s. v. a. Kronschwig.

Kronstadt (Geogr., auch **Kumstadt**),
österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Königgrätz, Herr-
schaft Reichenau; Grenzjollamt, Leinwand-
bleiche, Mühle, 2 Bretsägen; 770 Einw.

Kronstadt (Geogr.), 1) europ.-russ. Stadt
und Festung, Gouv. u. Kr. St. Petersburg,
im östlichen Winkel des finnischen Meerbusens
(dem Kronstädter Busen), auf der 1 Meile
langen, sehr schmalen Ketten-Insel (Kotline-
Dürow, von den Finnen *Kitsaari* oder *Ket-
tusari* genannt). Peter der Große eroberte
diese Insel 1703 und legte im Jahre 1710 die
Stadt an, welche die Vormauer St. Petersburgs
von der Seeseite, das Hauptbollwerk dieser
Hauptstadt, von der sie 39 Werste entfernt ist,
der wichtigste Kriegshafen des russischen Reichs
und die Hauptstation der Ostseeflotte ist. Die
Stadt nimmt den südöstlichen Theil der Insel
ein, während auf der westlichen Seite die Alex-
ander-Schanze und viel Wald und Gebüsch
sich befinden. Die Stadt hat 2 $\frac{1}{2}$ Stunden im
Umfange und ist sehr regelmäßig gebaut. Wäch-
tige Wälle, Bollwerke, Ravelins und Gräben
umgeben sie, zu deren Vertheidigung die Citas-
delle und Festung Kronslot (Kronschloß)
dient, die auf nahen kleinen Eilanden erbaut
ist. K. hat 3 Häfen, einen für Kauffahrtsschiffe,
einen äußern und mittlern, von denen der erstere
ein mit einem festen Molo umgebenes, weit ins
Meer vortretendes, längliches Viereck bildet,
das gegen 40 Kriegsschiffe aufnehmen kann; der
mittlere aber ist zum Bau und zur Ausbesserung
der Schiffe bestimmt, und es können in demsel-
ben 10 Schiffe auf einmal gebaut werden. In
den hiesigen Häfen löschen die großen Fahrzeuge
und schicken auf kleinern Fahrzeugen ihre La-
dungen nach St. Petersburg. Das Wasser bei









stantant, manifesto argumento, vias esse in arteria aspera, per quas aer in glandulam thyreoideam exeat. Elementa physiologiae, Th. III.), Foderé und Borden angenommen, bis jetzt noch unerwiesenen Kommunikationswege zwischen der Trachea und Schilddrüse erforderlich wären, wirklich jemals Statt gefunden hat, dürfte sehr zu bezweifeln seyn, zumal auch der von L'Alouette angeführte Fall, wo er im K. einer gestorbenen Frau Luft fand, hierfür nicht genügend spricht. L'Alouette hat die problematischen Tracheothyreoidalgänge nicht aufgefunden, und so dürfte auch die Annahme, daß aus der ursprünglichen Flüssigkeit, welche der K. enthielt, sich die Luft erst nach dem Tode entwickelte, nicht so ganz von der Hand zu weisen seyn.

Für die Praxis erscheint es am zweckmäßigsten, die Kröpfe in gutartige und bössartige einzutheilen. Zu den ersten gehört: 1) die reine Hypertrophie der Drüse; 2) der sogenannte lymphatische K., unter welchem Namen man gemeinhin die Struma aquosa, lymphatica, cystica zusammenfaßt, und 3) die Struma vasculosa s. aneurysmatica s. varicosa. Der letztere beruht auf Erweiterung der arteriellen und venösen Gefäße der Schilddrüse, ohne daß das Parenchym der letzteren dabei wesentlichen Veränderungen unterworfen wird. Von dem lymphatischen K. unterscheidet er sich durch größere Spannung und größere Wärme der an allen Stellen deutlich pulsirenden Geschwulst. Die Pulsation, hauptsächlich die der größeren Arterien, beschreibt der Kranke als ein fühlbares Klopfen in der Geschwulst, welches man auch oft schon durch das Gesicht wahrnimmt. Er entwickelt sich schneller, als der lymphatische, und verursacht daher auch früher als dieser die oben genannten konsensuellen Symptome: Respiration's- u. Deglutionsbeschwerden, Schwindel, Eingenommenheit des Kopfes, Nasenbluten u. s. w.

Zu den letzteren, den bössartigen Kröpfen, gehören alle als Strumasarcomatosa, steatomatosa, fungosa genannten, gewöhnlich als Struma scirrhusa bezeichneten Varietäten. Bei ihnen ist die Schilddrüse weniger vergrößert, als vielmehr ungewöhnlich hart, knotig, höckerig und von bohrenden, lancinirenden Schmerzen befallen. In fernerm Verlaufe des Uebels werden die fühlbaren Knoten weich, brechen auf u. bössartige, carcinomatöse Geschwüre treten an ihre Stelle. Eine solche skirröse Drüse ver wächst sehr bald mit der Luftröhre und den sie umgebenden Muskeln des Halses, in deren Interstitialzellgewebe sich eine saniöse Flüssigkeit sammelt. Die äußeren Bedeckungen bekommen ein runzliges Ansehen und die benachbarten Halsdrüsen zeigen sich mehr oder weniger angeschwollen.

Halten wir das bisher über die Kröpfe Gesagte fest, so wird es nicht schwer seyn, sie von anderen Geschwülsten des Halses zu unterscheiden. Die Entzündung der Schilddrüse, Thyreoiditis, unpassend Struma inflammatoria genannt, ist eine akute Krankheit und trägt als solche die gewöhnlichen Zeichen einer Entzündung: Schmerz, Geschwulst, Hitze an der Stirne,

denen sich Fieber, Eingenommenheit des Kopfes u. s. w. hinzugesellen (S. b. A. Thyreoiditis). Der sogenannte Luftröhrenbruch, von dem wir schon oben gesprochen haben, und die Struma emphysematica, richtiger Emphysema colli, welche bei verlegter Luftröhre durch Austritt der Luft in das Zellgewebe entsteht, charakterisiren sich hauptsächlich dadurch, daß erstere eine rundliche, pralle, elastische, durch Druck zu verkleinernde, letztere aber eine diffuse Geschwulst darstellt, welche beide beim tiefen Einathmen, gewöhnlicher aber beim Ausathmen durch den oft hörbaren Eintritt der Luft sich vergrößern. Leicht ist die Verwechselung einer Struma mit dem sogenannten Speckhals, mit in der Gegend der Schilddrüse sich entwickelnden Lipomen oder etwaigen Palgeschwülsten, und mit der sogenannten Hydrocele colli Maunoirs, welche nichts Anderes als eine im Zellstoffe der Haut sich entwickelnde Kyste ist. Die genauere Untersuchung wird jedoch hier eben so vor Irrungen in der Diagnose schützen, als sie nicht erlauben wird, angeschwollene Halsdrüsen, ein Aneurysma der Carotis u. s. w. mit der Kropfgeschwulst zu verwechseln.

Die nächste Ursache oder das Wesen des lymphatischen K. besteht in krankhaft veränderter Nutrition der Schilddrüse, zunächst jedenfalls bedingt durch eine erhöhte Gefäßthätigkeit in derselben; die diese veranlassenden Momente sind noch nicht hinreichend bekannt. Foderé, Ehelius und neuerlich Barbieri und Mondini sahen das Krankseyn angeboren; Andere dasselbe von Geschlecht auf Geschlecht forterben. Als prädisponirt zur Krankheit betrachten wir Personen von lymphatischer Konstitution und von erblicher Anlage zur Skrophelbildung; daher sehen wir auch den K. häufiger bei Kindern und beim weiblichen Geschlechte, als im vorgerückten männlichen Alter sich entwickeln. Die Aufzählung der entfernten Ursachen gibt uns Veranlassung, auf die Einteilung der Kröpfe in sporadische und endemische aufmerksam zu machen. Als Gelegenheitsursache für erstere gilt alles, was einen Andrang des Blutes nach der Schilddrüse hervorrufen und eine Anhäufung von Blut in ihr veranlassen kann, weshalb auch Kröpfe bei Krankheiten des Herzens u. der großen Gefäße (Frank) als sekundäres Uebel auftreten, während sie als primäres, u. dann bisweilen sehr schnell, nach großen Körperanstrengungen, bei schweren Geburten, bei heftigem Erbrechen, Husten, Lachen, Schreien, gewaltsamer Zurückbeugung des Kopfes u. s. w. sich zu entwickeln pflegen. Endemisch sehen wir die Kröpfe hauptsächlich vorkommen in tiefen Thälern hoher Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands, der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Spaniens, während sie im Norden von Deutschland, in Schottland, Norwegen und Schweden, wo die Berge nicht minder hoch und die Thäler nicht weniger tief sind, doch nur selten, als sporadische Krankheit, beobachtet werden. Es leuchtet demnach ein, daß das als Ursache der Kröpfe angeklagte Bergsteigen, der Genuß des Schnee- und Eiwassers, der verunreinigten harten Berg-

wasser u. s. w. nicht als solche allein betrachtet werden können, sondern daß noch ein drittes etwas da seyn müsse, was die Bildung von Kropfen begünstigt. Als solches war man gemeint (Foderé, Caussure), eine feucht-warme Luft anzulagen, die durch das Verdunsten der Wasser in den von den Sonnenstrahlen erwärmten Thälern erzeugt werde. Man ging selbst so weit, als Folge des stetigen Einathmens dieser Luft eine Erschlaffung der Schilddrüse und der noch nie gesehenen Thyreotrachealgänge anzunehmen, wodurch der Abfluß des Schilddrüsensekrets gehindert und so die Anschwellung der Drüse bedingt werde. Nach Jphofen ist die Krankheit dort endemisch, wo 1) die Luft nicht rein, sondern, wie dies in engen, stumpfigen, mit hohen Wäldungen umgebenen Thälern der Fall ist, stickend und feucht, wenig elektrisch, dagegen aber mit fremdartigen Ausdünstungen geschwängert ist, oder 2) wo die Einwohner zum Genuß von Wassern angewiesen sind, denen es an Kohlensäure fehlt. Diesen Mangel gewährt man in Wassern, welche ihren Lauf über oder durch Sandstein, Granit, Mergel, Thon- oder Alaunschiefer und Steinkohlenslager nehmen, so wie auch in solchen, welche Eisentheile mit sich führen. Bewohner solcher Thäler, wie sie Jphofen beschreibt, sind eben meistens arme, schlechte Nahrung genießende u. zu harten, anstrengenden Arbeiten verurtheilte Leute; und dies mag wohl der Grund seyn, warum Stropheln und Kropfe, denen sich in einzelnen Gegenden noch der Eretnismus beigesellt, so oft Hand in Hand gehend angetroffen werden. Die Bewohner des Dorfes Verdach auf dem Harze sind als Folge der genannten Ursachen (Baumgarten) mehr oder minder strophulös und dabei alle mit Kropfen begabt. McCelland, der die Kropfe eben so verbreitet in einem Theile der indischen Provinz Kemaon sah, dessen Lokalität in Hinsicht der äußeren physischen Merkmale, als z. B. der Erhöhung des Bodens über das Meer, des allgemeinen Ansehens, der Klimatologie u. s. w., sich vor den übrigen Theilen der Provinz nicht auszeichnet, schreibt sie dem Genuß eines mit Kalisalzen geschwängerten Wassers zu, und eben so glaubt er dem Genuß eines solchen Wassers einen großen Antheil an dem häufigen Vorkommen der Kropfe in der preussischen Festung Silberberg beizählen zu müssen. Nach ihm besteht dort das beste Vorbeugungsmittel in dem Abkochen und Abkühlen des Wassers von dem nach dem Erkalten sich gebildeten Bodensatz.

Das Wesen des Blutkropfes, der Struma vasculosa, ist variköse Erweiterung der Schilddrüsengefäße, bedingt durch eine schwache Organisation der letzteren, wodurch sie unfähig werden, der eindringenden Blutwelle den nöthigen Widerstand entgegenzusetzen, oder hervorgezogen durch ein kräftiges, mit dem Rückflusse nicht gleichen Schritt haltendes Zufließen der Blutmasse selbst. Gelegenheitsursache können demnach werden äußere, die Schilddrüse getroffene Gewaltthatigkeiten: Druck, Schlag, Stoß, Quetschungen, aber auch alle jene bei der Strumalymphatica schon genannten nachtheiligen, den

Rückfluß des Blutes hemmenden Einflüsse. — Im Innern des Blutkropfes findet man gewöhnlich Blutgerinnsel in größerer oder geringerer Menge, dennoch muß er aber von der sogenannten Struma sanguinea, einer plötzlich entstehenden Ausdehnung der Schilddrüse, hervorgebracht durch einen Bluterguß in das Parenchym der letzteren, unterschieden werden. Einen derartigen Fall beschreibt Béglar. Ueber die Struma scirrhusa s. Krebs.

Die Prognose ist verschieden hinsichtlich der Species, Dauer und Größe des K.es, und verschieden in Hinsicht des Alters der Kranken. Rücksichtlich der inneren Beschaffenheit des K.es gestattet der lymphatische eine bessere Prognose, als der aneurysmatische. Unheilbar ist der strichöse. Je länger der K. schon bestanden hat und je mehr er sein Daseyn endemischen Einflüssen verdankt, je geringer ist die Hoffnung zu dessen Rückbildung. Je größer er ist und je größer der Druck ist, welchen er auf die Luftröhre, auf die Speiseröhre, auf die Karotiden und Jugularvenen ausübt, je mehr ist von den sekundären Zufällen zu fürchten. Kleine, erst in der Ausbildung begriffene lymphatische Kropfe sind, unter sonst günstigen Außenverhältnissen, gewöhnlich leicht zu beseitigen. Mit der Jugend des Subjekts hängt sehr oft die kürzere Dauer des K.es zusammen, und deshalb erfolgt die Zerschüttung eines lymphatischen K.es im jugendlichen Alter auch leichter, als im vorgerückten männlichen Alter, wenn auch andererseits nicht zu leugnen ist, daß die größere Thätigkeit des lymphatischen Systems im ersteren die durch die Kunst angeregte Rückbildung kräftig unterstützt. Zur Zeit der Pubertät oder während der Schwangerschaft Statt findende Anschwellungen der Schilddrüsen verschwinden, erstere nach zu Stande gekommener Menstruation, letztere nach Ablauf der Schwangerschaft gewöhnlich von selbst wieder.

So verschieden, wie sich nach den verschiedenen Abarten des K.es die Prognose gestaltete, eben so verschieden ist deren Behandlung, wenn auch der letzteren oberster Zweck überall auf Zurückführung der Schilddrüse auf ihren normalen Zustand oder auf theilweise oder gänzliche Entfernung derselben hinausläuft.

1) Struma lymphatica. Sie kommt sporadisch oder endemisch vor. In beiden Fällen müssen, soll die Kur gelingen, die ursächlichen Momente berücksichtigt oder wo möglich beseitigt werden. Wird man sich daher beim sporadischen K.e begnügen können mit Beseitigung alles dessen, was eine Blut- oder Säftanhäufung in der Schilddrüse begünstigt, so wird beim endemischen es hauptsächlich darauf ankommen, außer den eben angedeuteten auch jene Ursachen zu entfernen oder wenigstens unschädlich zu machen, welche ihm insbesondere zum Grunde liegen. Da letztere an den Ort gebunden sind, so würde es für den Kranken natürlich das Rathsichste seyn, denselben zu verlassen und seinen Aufenthalt in einer gesunden Gegend zu nehmen; kann er dies jedoch nicht, so suche er mindestens durch das Bewohnen trockener, heller und geräumiger Häuser, durch den



mit man nicht durch Verletzung der Arteria thyreoidea oder gar der Carotis zu verfahren, lebensgefährlichen Blutungen die Veranlassung gibt. Die durch das Aegmittel hervorgerufenen Geschwüre verbindet man mit die Eiterung befördernden Mitteln, und eben so sucht man durch ähnliche Mittel die skirrhösen Stellen in Eiterung zu versetzen. Erfolgt auf das Setaceum keine hinlänglich starke entzündliche Reaktion, so bestreicht man es ebenfalls mit reizenden Salben, oder zieht wohl auch mit ihm Stücke der Helleboruswurzel ein. Die Paracentese oder Punktion der Kropfgeschwulst ist natürlich nur bei einer Struma cystica, wenn deutliche Fluktuation wahrnehmbar ist, anwendbar. Man bedient sich hierzu der Lanzette oder eines Troikars und macht nach herausgelassener Flüssigkeit reizende Injektionen, um Verwachsung des Sackes oder Vereiterung seiner Wandungen zu erregen. War der Inhalt des Sackes mehr eitriger als lymphatischer Natur, und fühlen sich die Wandungen des entleerten Sackes verdickt und ungleich an, so wird es immer gerathen seyn, denselben in seiner ganzen Länge zu spalten, einen Theil davon auszuscheiden und dann die Heilung per suppurationem et granulationem einzuleiten. Auf welche Weise man nun aber auch einen Eiterungsprozeß in der Schilddrüse hervorgerufen hat, immer unterhalte man ihn bis zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes, nur gebe man Acht, daß nicht etwa unheilbringende Eiterentkungen in das benachbarte Zellgewebe entstehen. Das Setaceum ist keineswegs ein so gefährliches Mittel, als es Viele geschildert haben, man kann es unbedenklich nach verschiedenen Richtungen hin wiederholen (Quadrat 16mal), wenn man dadurch seinen Zweck zu erreichen gedenkt. Die Verkleinerung des K.es schreitet nach aufgehörter Eiterung und völliger Heilung der Wunde gewöhnlich noch langsam fort, so daß derselbe oftmals nach kürzerer oder längerer Zeit wohl auch gänzlich verschwindet. Die Haut behält einige Zeit nach der Heilung ein runzeliges Ansehen, wird aber bald wieder natürlich. Ueber die Exstirpation der Schilddrüse s. weiter unten.

2) Struma vasculosa s. aneurysmatica. Die Indikationen sind, den Blutandrang nach dem leidenden Organe hin zu vermindern und den von Blut überladenen Gefäßen die nöthige Kraft zum Widerstande zu verschaffen. Der ersten Anzeige entspricht man durch ein ruhiges Verhalten des Kranken, durch eine blande, reizlose, wenig nährnde Diät, durch den innerlichen Gebrauch der Digitalis, durch allgemeine und örtliche Blutentziehungen; beides durch die fortgesetzte Anwendung der kalten Umschläge auf den vordern Theil des Halses. Einen günstigen Erfolg dieses Verfahrens, d. h. Stehenbleiben des Uebels auf der einmal eingenommenen Stufe und nur in den günstigeren Fällen Rückbildung desselben, hat man jedoch nur zu erwarten, wenn man das Uebel zeitig genug im Anfange seines Entstehens zur Behandlung bekommt. Die einmal ausgebildete, bereits zu einem bedeutenden Umfange angewachsene Struma vasculosa spottet jedem derartigen Heilversuche. Sind die

von ihr hervorgerufenen Zufälle gefahrdrohend, so ist die direkte Abschneidung jeder Blutzufuhr der alleinige Ausweg zur Abwendung der Gefahr. v. Walther und Elizard waren die Ersten, welche die von Lange, Jonas und später von Spangenberg empfohlene Unterbindung der oberen Schilddrüsenarterien, ersterer mit glücklichem, letzterer in sofern mit unglücklichem Erfolge ausführten, als sein Kranker am Hospitalbrande starb. Einen gleich glücklichen Erfolg, d. h. Verkleinerung der Geschwulst, sahen von Walther, später Coates, Wedemeyer, Jameson und Earle, während Frige, Jang, Langenbeck einen ebenfalls tödlichen Ausgang der Operation durch Blutung und entzündliche Zufälle zu beobachten Gelegenheit hatten. Von Gräfe und Heilius genossen die Freude des glücklichen Erfolgs nur kurze Zeit, da die verkleinerte Geschwulst nach und nach ihr voriges Volum wieder erreichte. Man unterbindet zuerst die Arterie jener Seite, welcher man den größeren Antheil an dem Krankseyn beimißt, und nur erst, wenn sich der Erfolg davon als nicht ausreichend zeigt, auch die der anderen Seite. Bisweilen dauert jedoch auch dann noch die Blutzufuhr durch die unteren Schilddrüsenarterien fort, weshalb auch ihre Unterbindung von Nieße, Belpaeu und Dietrich vorgeschlagen worden ist. Da die Arteria thyreoidea superior durch den oberen Rand des K.es in die Höhe gehoben und ihre Pulsation dadurch leicht bemerkbar ist, so macht ihre Bloßlegung und Unterbindung in der Regel weit weniger Schwierigkeiten, als man gemeinhin zu glauben geneigt ist.

Um sie, die Unterbindung, Ligatura thyreoideae superioris, zu bewerkstelligen, setzt man den Kranken mit etwas seit- od. rückwärts gebeugtem Kopfe dem einfallenden Lichte gegenüber und macht nun (v. Walther) am innern Rande des Sternocleidomastoideus einen etwas unter dem Winkel der unteren Kinnlade anfangenden, 3 Zoll langen Hautschnitt nach dem Brustbeine herab, worauf man in gleicher Richtung den Latissimus colli durchschneidet u. so den oberen Theil des Omohyoideus frei legt. Die Arterie liegt zwischen dessen oberem äußern Rande und dem innern Rande des Kopfnickers, wo man das sie umgebende lockere Zellgewebe mit dem Griffe des Messers oder einer stumpfen Sonde trennt und dann das bloßgelegte Gefäß, welches man mit einem stumpfen Haken oder einer gebogenen Sonde, zur bequemeren Unterbindung, etwas hervorzieht, oder auch mit Hülfe der des Champ'schen Unterbindungsnadel sofort mit einem einfachen runden Fadenbändchen umgibt, welches man nach zurückgezogener Nadel zur Ligatur verwendet. Immer suche man die Arterie ganz isolirt zu unterbinden, damit weder der in der Nähe gelegene Nervus laryngeus, noch die Vena thyreoidea superior insulsiert wird. Läßt es sich ausführen, so ist es nicht minder rathsam, die Ligatur an der Stelle der Arterie anzubringen, wo die Arteria laryngea superior von ihr bereits abgegeben ist (Froberg's Chirurg. Kupfertafeln, 243 u. 244). Die Nachbehandlung ist den Regeln der Kunst ent-



und Venen, die sich in die Geschwulst senken, vor oder nach ihrem Durchschneiden sogleich unterbindet, ehe man weiter operirt. Größere Gefäße unterbindet man vor ihrer Durchschneidung am besten zweimal, wo man sie dann in der Mitte beider Ligaturen trennt. Die größte Vorsicht wende man bei Lösung der Struma von der Trachea und dem Oesophagus an, damit man durch ein unzeitiges Dehnen u. Zerren nicht etwa gefahrdrohende Nervenzufälle: Krampfhusten, Erstickungszufälle (v. Grafe, Mandt), hervorrufe. Nicht ohne hinreichenden Grund lasse man Reste der Geschwulst zurück; ihr nachheriges Zerstoren durch Aegmittel (Theben) steht der schnellen Vereinigung der Wunde nicht nur eben so entgegen, als die von Heister, Pedenus, Langenbeck, Caelius u. A. empfohlene Unterbindung des Stieles — wenn es überhaupt gestielte Kröpfe gibt, — sondern durch beide Methoden wird auch die Reizung der Trachea vermehrt und so die Gefahr des übeln Ausgangs der Operation erhöht.

Ist die Operation glücklich vollendet, so reinigt man die Wunde von allem Blutgerinnsel, ordnet die Unterbindungsfäden und sucht die Hautränder einander zu nähern und dieselben durch einige blutige Peste und Pestpflasterstreifen in ihrer Lage zu erhalten. Die Nachbehandlung beschränkt sich anfänglich auf große Ruhe und Darreichung von sedativen Emulsionen, bald aber gehe man zu den eigentlichen antiphlogistischen Mitteln, dem Nitrum, Tart. stibiatus, Kalomel, über, und lasse sich, wenn es die Umstände erheischen, weder durch den kleinen Puls, noch durch das Gefühl der Schwäche von den höchst nöthigen, das Leben auf das Minimum herabsetzenden Blutausleerungen abhalten. Auf die Wunde mache man Eisumschläge. Nur erst, wenn die Erscheinungen der Tracheitis und die der etwaigen Arachnitis beseitigt sind, gehe man zu einem entsprechend roborirenden Heilverfahren über, dem dann natürlich auch die örtliche Behandlung angepaßt werden muß. Ist Eiterung eingetreten, so suche man durch eine zweckmäßige Lagerung des Kranken und durch einen zweckmäßigen gelinden Druckverband den Abfluß des Eiters zu begünstigen, damit keine verderblichen Senkungen desselben nach der Tiefe hin entstehen, denen man wohl auch nöthigenfalls durch Gegenöffnungen zeitig genug vorbeugen kann. Eine noch längere Zeit andauernde Heiserkeit, u. ebenso eine Statt findende Schwierigkeit im Schlucken, Athmen und Sprechen — Alles Folgen der durchschnittenen Nervenäste und der Musculi sternohyoidei und sternothyreoidei — gleichen sich nach und nach, wenn auch langsam, von selbst aus.

Als eine Abart der Exstirpation müssen wir schließlich noch die Unterbindung der Kropfgeschwulst erwähnen. Sie ist, wenn sie vollkommen seyn soll, nur ausführbar bei kleinen, mitten auf der Trachea mit lockerem Fuße aufsitzenden Kröpfen, hat aber dann vor der in solchen Fällen leicht ausführbaren Exstirpation nicht nur keinen Vorzug, wohl aber den Nachtheil der durch die Einschnürung des K. es sammt den ihn bedeckenden Weichtheilen hervorgerufenen brand-

igen Absterbung der letzteren. Nach Großheim ist sie indicirt bei solchen lymphatischen Kröpfen, welche nach ihrer Beschaffenheit die Exstirpation erheischen, welche aber mit nahen edlen Theilen so verwachsen sind, daß von der Anwendung des Messers gefahrbringende Verlegungen zu besorgen stehen. Wir können diese Meinung aus den schon angegebenen Gründen, dann aber auch des Umstandes wegen nicht theilen, weil die der Unterbindung nachfolgende Vergrößerung und Entzündung der Geschwulst wohl kaum geeignet seyn dürfte, die etwaigen Respiration- und Schlingbeschwerden zu mindern. Die Unterbindung geschieht ohne vorgängige oder nach vorausgeschickter Incision der Haut. Letztere Methode würde jedenfalls den Vorzug verdienen und nach einer der beider Exstirpation angegebenen Weisen Statt finden. Durch den Grund der bloßgelegten Geschwulst führt man eine doppelte Ligatur, um sie so nach beiden Seiten hin (Stark) einschnüren zu können. Ist der von der Schlinge gefaßte Theil der Struma ein großer, so würde man die Enden der ersten in einen Polypenunterbinder bringen, oder sich auch eines v. grafe'schen Ligaturstäbchens bedienen können, um durch täglich vermehrtes Einschnüren das brandige Absterben der Geschwulst zu begünstigen. Ganz neuerlich ist von Rigal (Schmidt's Jahrb. Bd. 34, Nr. 354) eine subkutane Unterbindung in Anwendung gebracht worden. Daß man sich zu einem derartigen Heilverfuche nicht bei einer Struma scirrhosa verstehen wird, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden.

Kropf (bot. Term.), f. v. a. Struma, Apophysis. — **Kropfig**, f. v. a. strumosus. — **Kropfig=bauchig**, f. v. a. strumoso-ventricosus. — **Kropftragen**, f. v. a. strumiger, strumifer.

Kropf (in anderer Bedeutung), 1) an Mauern ein Theil, der über die gerade Linie derselben hervorragte; — 2) bei Wällen und niedrigen Mauern die mit dem Terrain steigen und fallen, die dadurch auf der oberen Seite entstehenden Erhöhungen und Vertiefungen; — 3) eine Röhre, welche nach einem Winkel oder Halbkreis gebogen ist, und die zur Verbindung zweier anderer Röhren dient, daher Kropfventil, Ventil in dieser Gestalt; — 4) an Stiefeln die krumme Naht, mit der der Schuh an den Schaft genäht wird; — 5) (Wasserb.), f. v. a. Kropfgerinne; — 6) (Schiffb.), der Plag, wo der Vorsteven auf den Kiel eingelassen ist.

Kropfäher (Ornith.), nach Oken, Abtheilung der Kurzschnäbler (f. d.).

Kropfblume (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. Erinus L.

Kropfbrand (Bot.), Pilzgatt., f. v. a. Strumella Fr.

Kropf der Thiere (Thierarzneik.). Man hat seit fast den ältesten Zeiten jede Geschwulst, die sich bei Thieren an der vordern Hälfte des obern Theiles des Halses befindet, ohne Rücksicht auf ihre wesentliche Verschiedenheit, mit dem Namen K. bezeichnet, und von Empirikern und Laien geschieht dies auch jetzt noch. So z. B. heißt die ödematöse Geschwulst am Unter-











stehen werden vorzüglich da gebraucht, wo es sich darum handelt, die eine oder andere Extremität oder beide zu schonen und zu unterstützen, die anderen, wo man bei theilweisem oder ganzlichem Mangel eines Gliedes, oder bei Funktionsaufhebung desselben einen Ersatz dafür bieten will, endlich auch bei Krankheiten der Rückenwirbelsäule. — Eine gute K. muß von dauerhaftem, dem Verspringen nicht leicht ausgefegtem Holze gefertigt, der Größe des Körpers angemessen und an ihrem obern Ende gepolstert seyn, damit die Theile, welche auf sie zu liegen kommen, nicht durch den anhaltenden Druck krankhaften Veränderungen unterliegen. Auch werden die K. n dadurch, daß man an ihrem untern Ende eine starke Platte Kautschuk anbringt, nicht unwesentlich vervollkommenet, indem sie dann beim Aufsetzen auf hartem Boden nicht so erschütternd auf den von ihnen gestützten Körper zurückwirken. — 3) Ungefähr 1—2 Ellen langer Stock, an dessen einem Ende ein Brett angebracht ist; man bedient sich des Werkzeuges, um etwas damit eben zu machen, oder fortzuschieben, z. B. im Winter den Schnee vom Wege u. fortzutrücken. Eine Ofenkrücke, womit die Asche aus dem Ofen gethan wird. — 4) S. v. a. Stock beim Billardspielen; — 5) das Gehörn der Gämse; — 6) s. Kräbenhütte.

Krücke (Herald.). Schildbestheilung durch den Krückenschnitt, bildet eine dem T ähnliche Figur, deren Fuß nicht länger ist, als der Balken.

Krückenberg, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Kinteln, Amt Dilsdorf; Mühle; 140 Einw.

Krückelster (Drnth.), s. v. a. großer Würger, *Lanius excubitor* L.

Krücken (Bot.), s. v. a. Kriechen-Pflaumenbaum, *Prunus insititia* L.

Krückenkreuz, s. Kreuz.

Krückenthaler, eine von der Abtei Marbach geprägte Münze vom J. 1630. Sie hat ihren Namen daher, daß das auf ihr befindliche Bild des St. Leobigarius einen Bohrer hält, den man für eine Krücke ansah.

Krückenjunge (Chir.), s. Zange.

Krückling, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R. V. Münster, Kr. Borken; 110 Einw.

Krüden (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Epilanthus*.

Krüden (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R. V. Magdeburg, Kr. Osterburg; 2 vereinigta Rittergüter, Windmühle; 230 Einw.

Kräbener, Juliane v., bekannte Pietistin und Schriftstellerin, geb. 1766 zu Alga, erhielt im Hause ihres Vaters, des reichen kurländischen Gutbesizers v. Vietinghoff, eine sorgfältige Erziehung. Schon als Kind von 3 Jahren sprach sie die deutsche und französische Sprache mit gleicher Fertigkeit und war im 9. Jahre durch Kenntnisse und kindliche Liebesswürdigkeit eine seltene Erscheinung. In dieser Zeit kam sie mit ihren Aeltern nach Paris, wo das Haus derselben bald der Sammelplatz der schönen Geister jener Zeit wurde. Bei ihrer Anlage zu schwärmerischer Träumerei mußten sie die Äußerungen der alle Schwärmerci verspots-

tenden französischen Encyclopädisten tief verlegen und ihre Anlage nur noch mehr steigern, was sich auch in ihrem jarigebauten Körper, trotz einer gleichzeitigen Entwicklung von Wiß und Heiterkeit, deutlich ausdrückte. Erst 14 Jahre alt, wurde sie mit dem kenntnißreichen und edelgesinnten Livländer, Freiherrn von K., vermählt, dem sie nach Kopenhagen und dann nach Venedig folgte, wohin er als russischer Gesandter ging und woselbst sie ihm 2 Kinder gebar. Diese Ehe wurde aber in Folge der durch ihre Hingabe an die Lockungen der großen Welt herbeigeführten Zerrüttung ihrer häuslichen Verhältnisse getrennt, worauf sie 1791 nach Alga in ihr väterliches Haus zurückkehrte. Bald aber ging sie wieder nach Paris, von wo sie nach manchem Rausch des Genusses und nach mancher schmerzlichen Verlegenheit wieder nach Deutschland zurückkehrte, wo sie 1798 einige Zeit mit einem Franzosen still in Leipzig lebte, dann nach Russland und 1801 wieder nach Paris ging und daselbst mit einem glänzenden Stachel von Dichtern, Künstlern und Gelehrten sich umgab, von welchen besonders der leichtsinnige Sängler Maret ihr Herz beherrschte. Innerer Drang, ihre Erlebnisse widerzugeben, machte sie zur Schriftstellerin. Schon 1798 gab sie den in Kopenhagen geschriebenen Roman „Valérie, ou lettres de Gustavo de Linar à Ernesto de G.“ heraus, den sie 1804 in Leipzig deutsch erscheinen ließ und der ihr nicht geringen Ruf machte. Im J. 1806 befand sie sich im Norden Deutschlands in der Umgebung der Königin Louise von Preußen, begab sich aber später wieder nach Paris, 1812 nach Genf, wo sie sich dem jungen Geistlichen Empentaz angeschlossen, und im Winter 1813 nach den Rheingegenden, wo sie in häufigem Umgange mit Jung-Strilling war. Hatte sie schon während ihres Aufenthaltes in Venedig ein geheimes Zug ihrer Seele zum Volke gelenkt, so daß sie auf den Straßen immer von Volkshaufen umringt und begleitet war, hatte sie schon in ihrem Roman „Valérie“ eine überspannte Berührung der Geheimnisse der christlichen Religion und ein großer Hang zu einem beschaulichen Leben dargethan, so glaubte sie sich von jetzt an berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. Im Herbst 1814 ging sie noch einmal nach Paris, wo sie ankam, in ihrem Hause religiöse Versammlungen zu halten, die von den ausgezeichnetsten Personen besucht waren. Unter dem Titel „Le camp de vertus“ (Paris 1814) gab sie eine Beschreibung des Festes heraus, das die russischen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, in welcher sie ihre Ansichten über die Zeitgeschichte ausdrückte, nach denen ihr Alles als Anfang des wahren Reichs Christi erschien. Im Herbst 1815 ging sie wieder in die Schweiz und sah in Basel bald einen Kreis von Volk um sich versammelt, dem sie, von Empentaz unterstützt, in mystischer und blumiger Ausschmückung mit Erfolg beschauliche Andeutung des ewigen Vaters empfahl und von dem das sündige Geschlecht befreienden Sehn vorsprach, wovon besonders das weibliche Geschlecht hingerissen wurde. Bei dem großen Anlauf, der Unordnungen und Mißheftigkeiten

in Familien zur Folge hatte, wurde sie von der Obrigkeit aufgefordert, sich zu entfernen. Dasselbe begegnete ihr in Böttach, Warau und andern Orten, bis sie sich in Einbegg unter ungeheurem Zulauf wieder kurze Zeit festsetzte. Nachdem sie sich in Wern aufgehalten, ging sie im Juni 1816 nach dem bei Basel auf badischem Gebiet gelegenen grenzacher Horn, woselbst die Obrigkeit im Januar 1817 gegen sie und das massenhaft herbeigeströmte Volk einschritt. Mitte Mai's begann sie eine Wanderung in die benachbarten Kantone. Vor ihrer Abreise ließ sie ein „Schreiben an die Armen“ verbreiten u. auch eine Nummer einer „Zeitung für die Armen“ erschien am 5. Mai 1817. „Arbeiten ohne göttl. Segen“ — sagt sie in dem „Schreiben“ — „helfe nichts, man solle sich bessern u. unverzagt bleiben in aller Noth der Seimsuchung“. In der Zeitungsnummer macht sie, die Armen tröstend, auf das Reich Gottes und Christi aufmerksam und kündigt die Strafgerichte, welche demselben vorangehen würden, an. An vielen Orten noch in ihrem überspannten Thun und mystischen Treiben von der Obrigkeit verhindert, wurde sie endlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt und da ihr der Eintritt in Oesterreich u. Frankreich verschlossen war, mit ihrer Tochter und ihrem Anhang — dem Professor Wadenal und ihrem Sekretär Keller — 1818 über Leipzig unter polizeilicher Bedeckung an die russische Grenze gebracht. Hier trennte man sie von ihrer Begleitung, bis Kaiser Alexander diesen Befehl wieder aufhob. Diefem war sie schon früher (nach der Schlacht bei Leipzig) bekannt geworden, wo sie ihm allerlei Vorpiegelungen machte und sogar den Grund zur heiligen Allianz gelegt haben soll. Da sie aber weder nach Petersburg, noch nach Moskau kommen durfte, so ging sie, ihr Bekehrungswert fortsetzend, nach Riga. Später kam sie aber doch nach Petersburg, wo sie, sich zugleich lebhaft für die Sache der Griechen erklärend, förmlich von dort verwiesen wurde, worauf sie nach Livland und dann mit ihrer Tochter, ihrem Schwiegersohn, Herrn von Bergheim, in die Krim ging, wo sie auch am 13. December 1824 zu Karahubabar an einer schmerzlichen Krankheit gestorben ist. Vergl. „Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K.“ von Dresclaus u. Seiler (Berl. 1818).

Krufftel, nass. Dorf, Amt Idstein; 1540 Einw.

Krügelftein (Biogr.), 1) Johann Friedrich, deutscher Arzt, geb. zu Gotha 1738; practisirte zu Ohrdruf und † 1813 daselbst als herzoglicher Rath, Physikus und fürstl. hohensolmscher Hofmedikus. Er schrieb u. A. ein „System der Feuerpolizeiwissenschaft“, 3 Bde., Leipzig 1798—1800. — 2) Franz Christian Karl, des Vor. Sohn, geb. zu Ohrdruf 1779, wo er auch als Amt- u. Stadtphysikus lebte. Er schrieb: „Handbuch der allgemeinen Krankheitspflege“, Erfurt 1807; — „Die Schule der Wundarzneikunst“, 3 Tble., Gotha und Erfurt 1820—1823; — „Promtuarium medicinae for.“, 1. — 3. Tbl., 2. Ausgabe, Erfurt 1829, 4 Tble., daselbst 1841; — „Die Geschichte der Hundswuth ob. der

Wasserscheu“, Gotha 1826; — „Kunst, die Krankheiten der Schilddrüse zu heilen“, das. 1827; — „Kunst, die Geschwüre zu heilen“, das. 1828; — „Ueber simulirte Krankheiten“, Leipzig 1828.

Krüger (Biogr.), I. Schriftsteller. 1) Johann Gottlob, deutscher Gelehrter, geboren zu Halle 1715; studirte besonders Naturkunde und Mathematik, erwarb sich aber auch, nachdem er schon 1737 als Magister der Philosophie in Halle philosophische Kollegien gehalten, 1742 die medicinische Doktorwürde, wurde 1743 Professor der Medicin und ging 1751 als Professor der Philosophie und Medicin nach Helmstädt. Er † zu Braunschweig 1759. Seine Hauptschrift ist seine Naturlehre in 3 Bdn., Halle 1740—49, neue Aufl. 1771—1774. Andere Schriften: Diät oder Lebensordnung, das. 1703; — Experimentalseelenlehre, das. 1756 u. A. — 2) Johann Friedrich, geboren 1770, war Baumeister in Quedlinburg und † 1836. Er machte sich unter dem Pseudonym Miran bekannt und verdient durch sein „Handbuch der Münzen, Gewichte und Masse aller Länder der Erde“, Quedlinb. 1830. — 3) Krüger-Hansen, Bogislaus Konrad, bekannt als medicinischer Schriftsteller, geb. 1775 zu Malchin. Seine Werke sind: Kurbilder mit Beziehung auf die Cholera, Rostock 1831; 1. u. 2. Nachtrag, das. 1831; — Heil- u. Unheilsmomente der Leibwaller, Güstrow 1834, 2. Ausg. 1837; — Reflexionen über das jegige Heilwesen, das. 1835; — Die Homöopathie u. Allopathie auf der Wage, das. 1836; — Entschleierung des Kurverfahrens der ägyptischen Augenentzündung, das. 1836, 2. Ausg. 1840; — Prüfung einiger neuen Methoden des Typhus etc., das. 1838; — Betrachtungen über das Verfahren bei Pneumonien, Rostock 1841. — II. Künstler. 4) Andreas Ludwig, Maler und Kupferstecher, 1743 zu Potsdam geb., Schüler von Rodt, führte den Stichel und die Nadel mit gleichem Geschicke, wurde 1788 Mitglied der Academie der Künste in Berlin u. † 1805. Beste Blätter: Maria Magdalena, nach van Dyk; Susanna, nach Correggio; Moses, nach Rembrandt u. A. — 5) Friedrich Heinrich, Medailleur, geb. zu Dresden 1749, Schüler Bermuths, verweilte 8 Jahre zu seiner Ausbildung in Kopenhagen u. wurde 1787 Hofmedailleur zu Dresden, wo er bis an seinen Tod (1805) verblieb. Man hat von ihm Medaillen u. Bildwerke von Erz (Statue Peters des Gr. zu Pferde, nach Casanova's Erfindung); auch bossirte er Bildnisse u. Statuen in Wachs. — 6) Ephraim Gottlieb, Kupferstecher, geb. zu Dresden am 20. Juli 1756, besuchte die Academie seiner Vaterstadt u. genoss den Unterricht im Zeichnen bei Hurin, in der Kupferstichkunst aber bei Camerata. Er wurde 1804 Mitglied u. 1815 außerordentlicher Professor bei der Academie zu Dresden und † daselbst am 9. April 1834. Zu den vorzüglichsten unter seinen vielen Arbeiten gehören seine Blätter zu Beckers „Augusteum“; die Leuse Susanna; der Bohnenkönig u. Chlorindens Tod für Robillards „Musée francais“; ferner Ariadne auf Naxos; der Maler Netscher mit seiner

Frau; Joseph, der seinen Vater dem Pharaon vorstellt und die Madonna des Cimignano. Auch vollendete er das von Schulze begonnene große Blatt nach Matthäi, der Tod des russischen Generals Millesinow in der Schlacht bei Dresd. 1813. — 7) Christian Joseph, Medailleurs u. Wachsbossierer, Bruder des Vorigen, 1759 zu Dresden geboren, von Putin u. Knöfler unterrichtet, machte Reisen und wurde 1790 als Münzgraveur in Dresden angestellt. Er † 1824. Unter seinen Werken, die in Büsten und Bildnissen, auch historischen Stücken bestehen, rühmt man besonders ein Crucifix in Elfenbein. — 8) Friedrich Christian, Maler, geb. zu Zeucha bei Forsta 1774, der Sohn armer Aeltern, erlernte das Schneiderhandwerk und war bereits Bürger und Meister, als er noch nach Dresden ging, um sich der Kunst zu widmen, 1800. Er arbeitete anfangs in Pastell, wählte aber später die Delmalerei. Die Kriegsunruhen fühlte er hart. Er wurde später Professor in Dresden und † das. 1832. Seine Leistungen bestehen in Bildnissen, so wie in Historien, Stillleben u. s. w. — 9) Ferdinand Anton, Kupferstecher, 1793 in Dresden geb., machte unter Müller in Stuttgart seine Studien u. ging nach Rom u. Florenz, wo er Ponghi's Schule besuchte. Später war er auch in Paris. Seine Weise erinnert an die Dürers und des H. Wierix. Sicherheit u. seltne Reinlichkeit zeichnen seine Blätter aus. Die vorzüglichsten sind: die Madonna del Carbellino, nach Raphael; Ecco homo, nach G. Meni; das Porträt des Prinzen Friedrich etc. — 10) Franz, königl. Hofmaler u. Professor in Berlin, scherzweise oft Pferdes-Krüger genannt, wurde am 3. September 1797 auf dem dessauischen Amte Badegast geb., wo sein Vater Amtmann war. Schon als 8-jähriger Knabe wurde er von seinen Gespielen u. Verwandten der Maler genannt, weil er Hunde, Ziegen, Schafe und Pferde sehr geschickt ohne alle Anleitung zeichnete. Dadurch, daß er die Wagen der Gäste, welche seinen Vater besuchten, heimlich mit dergleichen Thieren zu bemalen pflegte, wurde sein Talent in Dessau bekannt, wohin ihn endlich der Vater auf einige Zeit zu dem Landschaftsmaler Kolbe gab. K. blieb indessen seiner Neigung zur Thiermalerei getreu, und da er in Dessau zu wenig Gelegenheit zu weiterer Ausbildung fand, sorgte sein Vater dafür, daß er auf ein Gymnasium nach Berlin kam. Fleiß war jedoch einer solchen Künstlernatur nicht eigen; um einem schönen Pferde nachzugehen oder Windhunde in nahegelegenen Gehägen zu hegen, wurden zuweilen die Klassen versäumt, dafür aber desto raschere Fortschritte im Zeichnen gemacht. Zugleich versuchte sich K. im Porträt, und trotz mancher Fehler seiner Zeichnung überraschte die Ähnlichkeit doch so sehr, daß er sich bald einen großen Ruf erwarb. Er zeichnete anfänglich auf farbiges Papier mit schwarzer Kreide und setzte hie und da die weißen Lichter mit dem Pinsel auf, so daß man das Kolorit, zumal bei männlichen Porträts, nicht vermißt. Da er im Elande war, an einem Tage 3 Porträts fertig zu machen, von welchen ihm jedes anfänglich mit ei-

nem Friedrichs'or, später mit 4, 6 u. 10 Friedrichs'or bezahlt wurden, so fand sich K., da er außerdem auf Jagden, Musik und andere Vergnügungen viel Zeit verwendete, abgehalten, einen gründlichen akademischen Kursus durchzumachen. In einem öffentlichen Blatte machte man es ihm jedoch einmal zum Vorwurfe, daß er sich nicht der Delmalerei beflüsse; er verstand diesen Wink, legte sich Palette und Farben zu und auf der nächsten Ausstellung sah man von ihm eine Marschscene im Winter und einige treffliche Stallscenen in Del. Fortan widmete er sich dieser Malerei ausschließlich und mit dem besten Erfolg. — Für den Kunstverein malte er 1828 eine Jagdscene, für den Kaiser von Rußland 1831 eine große Parade in Berlin, auf welcher letzterem Bild sich über hundert Porträts befinden. Was Auffassung der Naturwahrheit u. Zeichnung der Pferde anlangt, wurde diesem Gemälde der unbedingte Vorzug vor jedem andern, selbst vor den Bildern des berühmten Horace Vernet zuerkannt. Später malte er den Kaiser sammt Gefolge zu Pferde in Lebensgröße und darauf fast sämtliche Mitglieder und Verwandte des preussischen Königshauses. Im J. 1842 vollendete er das Bild des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu Pferde sammt Gefolge, dann arbeitete er eine kolossale Darstellung der Huldigung des Jahres 1840, die im Oktober 1844 vollendet wurde und allgemeines Aufsehen erregte. Auch dieses letzte Bild enthält zahlreiche Porträts der Notabilitäten, welche der Feierlichkeit beiwohnten. K. ist Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und wurde schon 1825 als Hofmaler und Professor angestellt. — III. Schauspieler. 11) Joh. Christian, geb. 1722 in Berlin, mußte Armuth halber seine theologischen Studien abbrechen und wandte sich zum Theater. Er debutirte 1742 bei Schönnemann; Könige, Tyrannen und hochkomische Rollen waren es, in denen er glänzte. Als dramatischer Dichter debutirte er mit dem Lustspiel: Die Landgeistlichen, das aber confiscirt wurde; er schrieb noch andere Lustspiele, in denen er mehr komischen Effect als irgend einer seiner Zeitgenossen erzielte, doch sind seine Wiße oft derb u. platt. Seine Stücke sind von Löwen gesammelt (Leipzig 1763); besonders gelungen ist auch die Uebersetzung des Marivaux. Er † schon 1750 zu Hamburg. — 12) Karl, geb. zu Berlin 1765, sollte studiren, fühlte aber wenig Verus dazu und lebte ganz für die dramatische Kunst. Später erst willigte der Vater ein, daß sich der Sohn der Bühne widme. Im J. 1785 machte K. als Kofinsky in den Räubern den ersten theatralischen Versuch in Berlin mit Glück. Im J. 1788 trat er zu Hannover auf und gefiel daselbst sehr, ging 1789 nach Amsterdam und 1791 nach Weimar. Gotter, Schiller, Goethe interessirten sich hier für ihn; besonders scheinen Goethe's Winke ihm beim Studium des Hochkomischen von großem Nutzen gewesen zu seyn. Im J. 1794 ging K. abermals nach Amsterdam; allein die kriegerischen Unruhen bewogen ihn bald, diese Anstellung mit einer in Dresden zu vertauschen. Durch die Seefahrt konnte



denen sich bald die künstlerischen Leistungen des Fido, Konstanze, Witellia, Sophie im Sargin u. a. m. angeschlossen. Im Jahr 1815 verheirathete sie sich mit dem Vorigen und unternahm 1816 ihre erste Kunstreise nach Hannover, Frankfurt a. M. u. s. w. Nachdem sie zuvor in Mannheim mit bedeutendem Erfolge gesungen, erregte sie zu Darmstadt so allgemeines Entzücken, daß der Großherzog sie um jeden Preis für seine Oper zu gewinnen trachtete. Er kaufte der Direktion des hamburger Theaters den dreijährigen Kontrakt ab und fortan ward Mad. K. Kammerfängerin und die Zierde der damals berühmten darmstädter Oper. Wiederholte Kunstreisen nach Berlin, Wien, Hamburg u. andern der vornehmsten Städte Deutschlands gründeten ihren Ruf als eine der ausgezeichnetsten Bravour-Sängerinnen. Unvergessen sind aus dieser Zeit ihre Leistungen als *Amenaide* im *Tancred*, der 1817 in Darmstadt zuerst in Deutschland gegeben wurde. Mit gleichem Enthusiasmus wurde später ihre *Agathe* im *Freischütz* und *Statira* in *Spontini's Olympia* aufgenommen; den höchsten Triumph aber feierte sie als *Desdemona* in *Rossini's Othello*. Nach dem Tode des Großherzogs wurde Mad. K. eine bedeutende Pension zugesichert, von der sie großmüthig einen Theil dem Fond dieser Kasse zuwies. Sie zog sich ganz von der Bühne zurück und lebte zum zweiten Male verheirathet in glücklichen Familienverhältnissen zu Darmstadt.

Krügeria (Bot.), nach Nees, Pflanzengattung, s. v. a. *Macrosobium*.

Krügerodorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow; 150 Einw.

Krügerslampe (Neu-K.), preuß. Kammerleutnant, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Danzig; 3 Windmühlen; 180 Einw.

Krülów (Geogr.), europ.-russ. Stadt, Gouv. Cherson, an der Tiasmunia; Handel; 2200 E.

Krülów (Biogr.), berühmter russischer Bildhauer dieses Jahrhunderts, auf Kosten seiner Regierung im Ausland, besonders in Rom, gebildet, seit 1825 nach Petersburg zurückgekehrt. Werke: Kolossalstatue *Hectors*; das Mausoleum *Dmitry Donkows*; viele Grabmäler, Kolossalbüsten, Basreliefs etc.

Krülwarstaja, russ. Fort, Gouv. Drenburg, östl. von Ufa.

Krümel, österr. Dorf, Salzburg, Pfleggericht Mitterföll; schöner Wasserfall der Ache; 200 Einw.

Krümelig (bot. Term.), s. v. a. *Grummosus*, *Grumulosus*.

Krümelzucker, s. v. a. Traubenzucker.

Krümme (Krümmer, Jagdw.), s. Burgstall 2).

Krümme (Geogr.), 1) lauenburg. Dorf, Pstrg. Gülshow; 150 Einw.; — 2) mecklenb.-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Wredenhagen; 200 Einw.; — 3) nass. Dorf, Amt Selters; 180 Einw.

Krümme (landw. Geräte), s. Pflug.

Krümmung, Abweichung von der geraden Linie oder ebenen Fläche und insbes. ein gewis-

ses Maß dieser Abweichung an dem Punkte, an welchem eine krumme Fläche mit einer Ebene, oder eine krumme Linie mit einer geraden zusammentrifft.

Krümmung (Verkrümmung, *Curvatura*, *Curvatio*, Chir.), diejenige abnorme Formveränderung des menschlichen Körpers oder einzelner Theile desselben, welche durch eine andauernde, entweder in der Kontinuität, oder in der Kontiguität von der natürlichen abweichenden Richtung eines oder mehrerer Knochen bedingt ist. Findet die K. in den Gelenken Statt, so wird sie auch unrichtig *Contractura* genannt, indem man eine der häufigsten Ursachen für die Wirkung nimmt. Eben so kann derjenige Zustand, welchen wir mit dem Namen *Anchylosis* belegen, mit Verkrümmung complicirt, aber auch ohne diese vorkommen. Von der Luxation unterscheidet sich die Verkrümmung dadurch, daß nur in gewissen Fällen derselben eine Verrückung der Gelenkflächen Statt findet. Endlich müssen wir in diagnostischer Hinsicht noch derjenigen Verunstaltung eines Theils gedenken, welche nach schlecht geheilten Knochenbrüchen zurückbleibt, welche sich aber durch ihre Entstehung von der eigentlich sogenannten Verkrümmung unterscheidet, indem letztere entweder angeboren vorkommt, od., wenn sie erst später erworben wird, sich immer langsam u. meist auch ohne Schmerzen entwickelt. Die K. kann an allen Knochen Statt finden, doch beobachten wir sie am häufigsten an den Knochen der Extremitäten, namentlich der unteren, und an der Wirbelsäule, nächst dem an dem Becken, an den Rippen und am Brustbein. Es ist bereits bemerkt, daß der Verkrümmung immer eine Deformität der Knochen, eine fehlerhafte Richtung derselben, entweder in ihrer Kontinuität, oder in ihrer Gelenkverbindung zum Grunde liege; worin aber die nächste Ursache dieser Krankheit besteht, ist uns nur wenig bekannt, und sind alle in dieser Beziehung aufgestellte Theorien mehr oder weniger hypothetisch und schwankend. Da indessen die gerade Richtung der Knochen einerseits durch ihre Festigkeit und andererseits durch den gleichmäßigen Antagonismus der Muskeln bedingt ist, so ist es am wahrscheinlichsten, daß die Verkrümmung entweder 1) durch verminderte Festigkeit der Knochen bei normaler Action der Muskeln, oder 2) durch aufgehobenen Antagonismus der Muskeln bei normaler Beschaffenheit der Muskeln, oder endlich 3) durch beide Momente zugleich bewirkt wird.

Es können aber diese Zustände entweder angeboren als Fehler der ersten Bildung vorkommen, oder erst später erworben werden. Als diejenigen Ursachen, welche primär die Knochen ergreifen, eine Kohäsionsverminderung und ein Weicherwerden derselben veranlassen können, sind erfahrungsmäßig zu betrachten: 1) allgemeine Krankheitszustände, gewöhnlich Skropheln, Rhachitis, Osteomalacie, Syphilis u. verschiedene Auschlagskrankheiten, außerdem aber auch 2) solche örtlich wirkende Schädlichkeiten, welche entweder durch anhaltenden Druck, oder durch Entzündung und Eiterung die Struktur des Knochens verändern. Es gehören hierher



es zwar allerdings in manchen Fällen schon hinreichen, die Krämpfe, den Rheumatismus, die Gicht u. s. w., welche das Uebel veranlassen, durch zweckmäßige Heilmittel zu beseitigen, nachtheilige Beschäftigungen und Gewohnheiten zu untersagen, vorhandene Wunden u. Geschwüre mit möglichst guter Narbenbildung zu heilen. Da aber diese Krankheitszustände bei einiger Dauer Schwäche und Laxität in den afficirten Muskeln, dadurch aber Gelegenheit zu einer kräftigen Ausbildung ihrer Antagonisten geben, so suchen wir durch Reiben, Streichen, Einreibungen, Bedeckung mit reizenden Pflastern, Anwendung der Elektricität, Douche, Moxen und selbst des Glüh eisens, die erschlafften und verlängerten Muskeln zu stärken und zur Kontraktion anzuregen, indem wir andererseits die kontrahirten und kräftigern durch örtliche Blutentziehungen, erschlaffende Mittel zu schwächen bemüht sind.

II. Wiederherstellung der natürlichen Form und Richtung des verkrümmten Gliedes. Da bei den Verkrümmungen des menschlichen Körpers nicht selten der allgemeine Krankheitszustand oder das tiefere Leiden, dessen Resultat sie sind, mit Vollendung der Verkrümmung aufgehört hat, so ist leicht einzusehen, daß in solchen Fällen ein gegen die Ursache gerichteteres Verfahren nicht von dem gewünschten Erfolge seyn kann. In solchen Fällen daher, und in allen denjenigen, wo die erste Indikation nicht ausreicht, müssen wir unsere Zuflucht noch zu mechanischen Mitteln nehmen, welche den Verkrümmungen entgegen wirken. Diese Apparate müssen aber genau und entsprechend gearbeitet seyn, und müssen wo möglich größere Flächen berühren. Eben so darf der Druck, den sie ausüben, nur mäßig seyn und die Elasticität ihnen nicht mangeln. Nöthig ist es, daß ihr Gebrauch anfänglich zuweilen unterbrochen wird, bis die Kranken sich daran gewöhnt haben.

Von selbst versteht es sich endlich, daß während der Kur der Kräftezustand des Kranken berücksichtigt werden, so wie daß der Kranke nach wieder hergestellter Gesundheit alle Schädlichkeiten vermeiden muß, welche das Uebel von Neuem herbeiführen können.

Krümmung der Beckenknochen (*Curvatura ossium pelvis*, Ehrh.), d. i. K. der Kreuz-, Hüft-, Sitz- und Schamknochen. Die allgemeinen Ursachen der verschiedenen Formen der Beckenverkrümmung sind: 1) mechanische Verschiebung einzelner oder aller Beckenknochen, wobei Alles auf die Stellung des Kreuzbeines ankommt, und 2) Entartung der Beckenknochen, vorzüglich Erweichung derselben durch innere Krankheiten, wie durch Skropheln, Rhachitis, Syphilis, Gicht. Beide Ursachen bewirken entweder eine einzelne derselben für sich allein, oder in Gemeinschaft Verkrümmungen der Beckenknochen, welche nur den einen oder andern oder alle Beckenknochen betreffen. Als die vorzüglichsten Formen der Beckenkrümmung unterscheidet man aber:

1) Die **Vorwärtskrümmung** oder die große Inklination des Beckens; sie besteht in einem zu starken Vorwärtsgekrängtseyn des Pro-

montoriums des Kreuzbeins, wobei die übrigen Beckenknochen der Verschiebung des Kreuzbeins folgen. Die Spigen der Hüftbeinkämme stehen nach vorn, die untere Oeffnung des Beckens ist mehr nach hinten gedrängt. Diese Deformität bildet sich zunächst a) durch ein Mißverhältniß des Ruhe- und Schwerpunktes des Körpers. Befindet sich z. B. die Einlenkung des Oberschenkels am Hüftbeine weiter nach hinten, als im naturgemäßen Zustande, so tritt eine Neigung des Körpers und somit insbesondere auch des Beckens ein; ferner b) durch K. der Wirbelsäule nach vorn, wobei der oberste Kreuzbeinwirbel mit nach vorn gedrängt ist. Die übrigen Knochen des Beckens sind nämlich zu fest mit dem Kreuzbeine verbunden, als daß sie nicht nach u. nach der Richtung desselben folgen sollten, und c) dadurch, daß bei vorhandener Ursache a) und b), namentlich aber auch bei Osteomalacie, die durch einen Krankheitsprozeß entstanden ist, die Rückenmuskeln, die Rückenwirbelsäule und das Becken einander sich nähern und so das letztere in die Höhe ziehen.

2) Die **Rückwärtskrümmung** des Beckens oder die Neigung desselben nach hinten. Bei dieser findet eine Zurückdrängung des oberen Theiles des Kreuzbeines Statt, wobei der übrige Theil dieses Knochens von hinten nach vorn vorläuft; die Hüftbeine stehen zurück, ihre Spigen nach oben, die Queräste des Schambeins nach aufwärts, und die Schosfuge hat eine höhere Stellung als im normalen Zustande. Durch die Rückwärtskrümmung des Beckens wird die obere Fläche des kleinen Beckens nach hinten gezogen, während die untere nach vorn gerichtet ist. Die Ursachen der fraglichen Mißgestaltung sind: a) eine widernatürliche Stellung der Hüftgelenke. Wenn nämlich das Hüftgelenk sich zu weit nach vorn befindet, so tritt dadurch ein Rückwärtsneigen des Beckens ein; der hintere Theil desselben sinkt nieder und der vordere erhebt sich; b) Ausreten der unteren Rücken- und Lendenwirbel nach hinten, wodurch der obere Theil des Kreuzbeins mit nach hinten u. unten, und dadurch das Becken ebenfalls nach rückwärts gekrümmt wird; bei vorhandener Ursache a) u. b), so wie bei Entartung der Knochensubstanz, namentlich durch Erweichung, wirken die Bauchmuskeln so, daß sie den vordern Theil des Beckens nach der Brust in die Höhe ziehen und so die Rückwärtskrümmung desselben befördern oder auch ganz allein hervorbringen.

3) Die **Seitenkrümmung** des Beckens oder die hohe Hüfte. Diese Mißgestaltung trifft entweder die rechte oder die linke Seite. Die eine Hüfte ist höher, das Kreuzbein neigt sich von einer Seite zur andern, das Becken ist nach abwärts geneigt, wie das Kreuzbein, die obere Oeffnung desselben steht mehr nach der einen, die untere mehr nach der andern Seite. Das niedrigere Hüftbein ist meistens flach nach außen gerichtet, das höhere steigt mehr gerade nach oben. Der Antheil der Muskeln besteht darin, daß die Extensoren des Rückgrates, namentlich der Quadratus lumborum, das Becken den Rippen auf der einen Seite nähern. Dadurch entsteht eine gewisse Spannung dieser Ge-

gend, während die Muskeln der entgegengesetzten Seite regelmäßig wirken. Die Seitenkrümmung des Beckens ist nun aber entweder ursprünglich, oder Gegenkrümmung bei vorhandener Seitwärtskrümmung der Wirbelsäule (Scoliosis). Findet eine Rückgratskrümmung nach rechts Statt, und eine Gegenkrümmung nach links, so bekommt das Becken rechts einen höheren, links einen niedrigeren Stand, dadurch, daß das Kreuzbein wiederum eine Gegenkrümmung nach rechts macht. Die Neigung des ganzen Beckens geht von rechts und oben nach links und unten; der rechte Hüftknochen steht höher, der linke tiefer und mehr nach außen; der horizontale Ast des Schambeines steigt von rechts nach links herab, die Höcker des Sitzbeines werden ungleich, der rechte höher, mehr nach außen, der linke niedriger, mehr nach unten gerichtet; durch den höheren Stand der rechten Schenkelpfanne entsteht aber Hinken, indem der rechte Fuß verkürzt erscheint. Bei der Seitenkrümmung des Beckens findet zugleich auch eine Drehung desselben um seine senkrechte Ase Statt, indem gewöhnlich das niedriger stehende Hüftbein nach vorn gedrängt ist. — Die ursprünglichen Seitenkrümmungen des Beckens werden besonders durch Verkürzung der einen unteren Extremität, Angezogenseyn des einen Oberschenkels, das Stehen auf einem Bein, den Klumpfuß, Pferdefuß, die Lähmung einer Extremität u. s. w. vermittelt. Dabei wirken die seitlichen Rückenmuskeln und der Quadratus lumborum durch Annäherung des Beckens an die Rippen auf der einen Seite, die Seitenkrümmung befördernd, um so mehr, wenn die Beckenknochen durch innere Krankheiten, namentlich durch Rhachitis, erweicht, oder sonst degenerirt sind. Nicht ursprünglich Seitenkrümmung des Beckens dagegen entsteht in Folge von Seitenkrümmung des Rückgrates.

Die verschiedenen, eben erwähnten Beckenkrümmungen kommen nicht nur rein, sondern auch gemischt vor; auch nehmen oft an den Krümmungen nicht alle Knochen Theil, sondern der eine oder andere wird oft mehr oder weniger in seiner normalen Lage erhalten.

Wenn Beckenkrümmungen in allgemein-ärztlicher Beziehung schon von hoher Wichtigkeit sind, theils wegen ihrer Rückwirkung auf die Wirbelsäule, theils wegen ihres Einflusses auf die Haltung des Körpers, auf die Lage u. Funktionen der Beckeneingeweide, vorzüglich des Mastdarms, der Harnblase u. s. w., so sind dieselben meistens auch in speciell-ärztlicher Beziehung, hinsichtlich der Geschlechtsverrichtungen des Weibes, namentlich des Gebärens, von dem bedeutendsten Einflusse, da von der größern oder kleinern oberen und unteren Oeffnung des Beckens die normale Entwicklung des Fötus und die Leichtigkeit, ja Möglichkeit seiner Geburt abhängt. Die größte Schwierigkeit für die Geburt entsteht aber durch die Vorwärtskrümmung des Beckens mit oder ohne Vorwärtskrümmung der Lendengegend. Denn hier wird der Eingang in das Becken durch das nach innen gedrängte Promontorium des Heiligbeins am meisten verengert. Weniger ungünstig

ist die Seitenkrümmung des Beckens, wobei nur Verdrehung desselben Statt findet. Die Rückwärtskrümmung des Beckens hingegen bringt an sich in sofern eher leichtere und schnellere, als schwere Geburten hervor, als bei derselben durch die vorhandene Zurückdrängung des Promontoriums der Beckeneingang erweitert ist. Allein in der Regel sind mit dieser Deformität andere, die natürlichen Durchmesser des Beckens beeinträchtigende Veränderungen der übrigen Beckenknochen verbunden.

Bei der ärztlich-orthopädischen Behandlung der K. der Beckenknochen kommt es vor allen Dingen darauf an, ob es möglich ist, die Ursache der Verkrümmung zu entfernen oder nicht. Angeborene Verbildungen und solche, welche in Folge von inneren Krankheiten, vorzüglich in Folge von Rhachitis, entstanden sind, lassen kaum irgend eine Hoffnung zu ihrer Beseitigung. Die sekundären Beckenkrümmungen in Folge von Rückgratskrümmungen aber können nur dann erst beseitigt werden, wenn es zuvor mit diesen gelungen ist.

So wie durch die therapeutische Kur, welche nach den allgemeinen Principien der Heilwissenschaft gegen das jedesmalige Grundleiden zu richten ist, nur mittelbar durch eine Verbesserung der Nutrition des gesammten Knochensystems, auf die Formation des Beckens eingewirkt werden kann, ist dies in gewisser Beziehung auch mit dem mechanischen Theile der orthopädischen Behandlungsweise der Fall. Denn die Lage u. Stellung des Beckens ist von der Art, daß mechanische Apparate die Deformität desselben nicht unmittelbar und wenigstens nicht ohne mannichfache andere, damit verbundene Nachtheile zu heben im Stande sind, und man kann aus diesem Grunde größtentheils bloß indirekt, mittelst der unteren Gliedmaßen und des Rückgrates, dem Becken die normale Richtung zu geben suchen. Zu diesem Behufe ist es bisweilen von Nutzen, wenn man bei Vorwärtskrümmungen des Beckens erhöhte Absätze an den Schuhen tragen läßt, um dadurch ein Drängen des Körpers nach vorn zu bewirken. Eben so ist bei Verkürzung der einen Extremität diese durch Unterlegen einer Korksohle mit der andern auszugleichen. Die Korksohle muß aber so geschnitten seyn, daß sie eine Aushöhlung bildet, um das Fersenbein aufzunehmen, und eine Erhabenheit, in welche die Höhlung der Fußsohle paßt.

Rührt die seitliche Beckenkrümmung von Klumpfuß, Lähmung der einen unteren Extremität, Skoliose der Wirbelsäule u. s. w. her, so sind diese Gebrechen möglichst zu beseitigen, und das mehr oder weniger vollkommene Gelingen der Kur hängt außerdem vornehmlich von dem Lebensalter des Individuums, in welchem die Heilversuche angestellt worden, ab; denn im Allgemeinen steht der Erfahrungssatz fest, daß, wenn die Beckenknochen einmal in der Epoche der Pubertätsentwicklung, zumal beim weiblichen Geschlechte, eine bestimmte Form angenommen haben, auch die Kunst nicht leicht mehr gegen die bestehende Verbildung derselben etwas Wesentliches auszurichten im Stande ist.

Krümmung der Brustknochen (Chir.), d. i. der Rippen und des Brustbeines, ist entweder abgeleitete, von Rückgratsverkrümmung entstandene, oder selbstständige Krankheit.

1) Die Krümmung der Rippen, *Curvatura costarum*. Diejenigen K. en der Rippen, welche sekundär in Folge von Rückgratsverkrümmungen entstehen, sind folgende: Bei *Scoliosis* werden die Rippen durch das Auseinandertreten der *Processus transversi* des Rückgrates auf der konvexen Seite aus einander gezogen, auf der konvexen aber an einander, ja, in manchen Fällen sogar über einander geschoben. Die beiden seitlichen Hälften des Brustkastens erhalten dadurch eine einander gerade entgegengesetzte Gestalt. Die der Ausbeugung der Wirbelsäule entsprechende Seite nämlich tritt am hintern Winkel der Rippen, je nach dem Ausbildeungsgrade der Deformität, mehr oder weniger spitz heraus, und indem sich der Sternalthail der Rippen gerade zieht, wird die Brust dadurch vorn abgeflacht. Auf der andern Seite dagegen wölben sich die in der Gegend ihrer hinteren Winkel eingedrückten Rippen nach vorwärts, und dieses umgekehrte Verhältniß wird durch den Umstand, daß die Skoliosen, zumal in ihren höhern Graden, zu welchen sich die in Rede stehende Verbiegung des Brustkorbes gesellt, mit einer Verdrehung der Wirbelsäule um ihre senkrechte Ase verbunden zu seyn pflegen. — Durch die Rückwärtskrümmung des Rückgrates werden zwar die Rippen auf beiden Seiten gleichförmig zurückgezogen, aber sie erleiden auch dabei dadurch, daß sie auf u. gegen einander geschoben werden, mancherlei Verbildungen. Hier namentlich werden die Rippen schmaler, die *Musculi intercostales* hören auf zu wirken und die Brust läuft in demselben Grade, als das Rückgrat nach hinten zu ausweicht, vorn spitzig zu.

Die primäre oder selbstständige Verkrümmung der Rippen, ohne eine gleichzeitige Verbildung der Rückenwirbelsäule, besteht in widernatürlichem Hervorragen derselben in der Nähe des Brustbeines. Diese Hervorragung der Rippen zeigt sich indeß nur in der vordern Gegend der Brust, nahe am Brustbeine, und hat ihren Eig. gewöhnlich in den Rippenknorpeln. Sie ist verschieden groß, betrifft nur die eine oder beide Seiten und erstreckt sich oft auch mit auf das Brustbein, so daß dadurch eine sogen. hohe Brust gebildet wird. Es nehmen eine, zwei, manchmal auch mehrere Rippen an der Krankheit Theil, und gewöhnlich kommt dieselbe an den mittleren Rippen vor. In seltneren Fällen bilden auch die falschen Rippen solche Hervorragungen. Indem nun die Rippen an der vordern Seite der Brust mit od. ohne Brustbein regelwidrig hervorrage, zeigen sie gewöhnlich zugleich eine zu geringe Biegung, ja, sie sind oft ziemlich gerade gezogen; bisweilen sind sie aber auch an einer Stelle eingedrückt, während sie an einer andern hervorrage.

Eine eigenthümliche Art der Formabweichung der Rippen ist die seitliche Eindrückung der Brustwandungen (*Depression laterale* des *parois de la poitrine*), welche in Zusammen-

drückung der Seiten der Brust, durch Abgeplatteseh der Rippen und Eindrückung derselben gegen die Brust, mit rachenförmiger Hervorragung des Brustbeines, Zurückgedrängtehn des Rückgrates und Vergebrängtehn des Bauches besteht.

Die Ursachen der Rippenverkrümmungen ohne Rückgratsverbildung sind theils innere, durch den Druck innerer, widernatürlich angeschwollener Organe bedingte, z. B. durch Anschwellung und Verhärtung der Leber, Aneurysma des Herzens und der großen Gefäße, Lungenerweiterung, oder im Gegentheil zerstörte Lungenpartien und feste Verwachsungen der Brustwände mit den Brustfellsäcken in Folge chronischer Entzündungen; theils äußere mechanische, z. B. unpassende, die Brust zu sehr einengende Kleidung, starkes Schnüren, anhaltendes Vorwärtstreten; theils Erweichung der Rippen und ihrer Knorpel, die ihren Grund in dyskrasischen Verhältnissen hat.

2) Die K. des Brustbeines, *Curvatura sterni*. Diese kommt fast immer wegen der genauen Verbindung des Brustbeines mit den Rippen mit K. en letzterer, und daher auch am häufigsten in Folge von Rückgratsverkrümmungen vor. Das Brustbein wird aber gleichfalls auf verschiedene Weise mißgestaltet. Es ist entweder ganz nach vorwärts gedrängt, wobei die Rippen an den Seiten glatt und nach vorn gezogen sind, oder nur theilweise, in der Mitte, oben oder unten. Bald steht der obere Theil desselben zu weit vom Rückgrate entfernt, während das untere demselben genähert ist; bald findet das umgekehrte Verhältniß Statt. Ferner kommen bogenartige Hervortreibungen in der Mitte des Brustbeines vor, welche Deformität man mit dem Namen der *Vogelbrust* (*Gänsebrust*, *Hühnerbrust*) belegt hat, wobei das obere und untere Ende in natürlicher Lage bleiben, oder vielleicht auch eingedrückt erscheinen; oder das Brustbein ist an seinem obern und untern Ende hervorstehend, in der Mitte aber eingedrückt. Endlich können auch, was namentlich bei *Scoliosis* gefunden wird, die Seiten des Brustbeines eine Vorwärtsdrängung erleiden. Die häufigste Deformität des Brustbeines ist aber diejenige, bei welcher dasselbe zugleich mit dem Schwertknorpel von der Wirbelsäule entfernter erscheint, als im naturgemäßen Zustande, während sein oberer Theil wegen seiner Befestigung durch die oberen Rippen und das Schlüsselbein in seiner natürlichen Lage bleibt.

Am gewöhnlichsten kommen die Mißgestaltungen des Brustbeines in Folge von Rippenverkrümmungen, seyen diese nun selbstständige oder von Rückgratsverkrümmungen herrührende, vor; seltener sind die Fälle, wo das Brustbein durch die Degeneration seiner Substanz Verschiebungen erleidet und so konsekutive Verunstaltungen der Rippen verursacht.

Was nun die Behandlung der K. en der Brustknochen betrifft, so ist vor allen Dingen darauf Rücksicht zu nehmen: 1) ob die K. en von inneren Krankheiten oder äußeren Einwirkungen herrühren, und 2) ob sie mit Rückgratsverkrüm-



Bandagen und Apparate haben nämlich den Zweck, theils die verkürzten Muskeln in einen Zustand der Ausdehnung zu versetzen und sie auf diese Weise nach und nach ihrer natürlichen Rigidität und Unnachgiebigkeit zu berauben, theils die natürliche Form des verkrümmten Gliedes wieder herzustellen. Ueber die Konstruktion derselben läßt sich jedoch etwas Allgemeines nicht wohl angeben, da hierin Alles von dem Siege und der besonderen Form der Verbiegung abhängt. Die Einreibemittel aber müssen ebenfalls nach der Natur der örtlichen Beschaffenheit der Glieder gewählt werden, indem reizende und stärkende Einreibungen da indicirt sind, wo ein Zustand der Erschlaffung, beruhigende und erweichende, wo ein Reizzustand vorhanden ist, oder wo Ausschwignngen Statt gefunden haben. Eben so wichtig als Frictionen sind mit der gehörigen Geschicklichkeit und Ausdauer ausgeführte Manipulationen verkrümmter Glieder, besonders weil sie belebend und umstimmend auf die Nerven und Muskelfasern der kranken Gliedmaßen einwirken. — Was die in neuester Zeit vorzüglich durch Dupuytren und Stromayer empfohlene Durchschneidung der bei verschiedenen Gliederkrümmungen theilhaftigen Muskeln oder Sehnen anlangt, so vergleiche man die Art. Klumpfuß und Tenotomie.

Krümmung des Nackens (Chir.) s. Buckel und Orthopädie.

Krümmung des Penis (Chir.), s. Syphilis.

Krümmung des Rückgrats (Chir.), s. Buckel und Orthopädie.

Krümmung des Schwertknorpels (Curvatura cartilaginis xiphoideae s. processus xiphoidei, Chir.), kommt höchst selten selbstständig, fast immer nur in Verbindung mit wider-natürlichem Hervorragen oder Eingedrücktseyn des Brustbeines vor. Der Schwertknorpel kann entweder widernatürlich hervorragen, oder eingedrückt seyn, in welchem letzteren Falle daraus in den bedeutenderen Graden zuweilen mancherlei Magenbeschwerden, namentlich Erbrechen nach etwas stärkeren Mahlzeiten, entstehen. Die Ursachen der K. dieses Knorpels sind entweder Druck von innen heraus, wider-natürlich angeschwollene Organe, oder äußere Gewaltthätigkeiten, oder krankhafte Beschaffenheit der Knorpelsubstanz selbst, namentlich Knorpelerweichung (Chondromalacia). Die Behandlung der K. en des Schwertknorpels gleicht der bei den K. en der Brustknochen angegebenen.

Krümmungskreis (Math.), s. Evolute.

Krümpe, 1) s. v. a. Einkhle; — 2) s. Krümpe.

Krümpfer, 1) s. v. a. Tuchmacher; — 2) Name der außerexercirten und dann beurlaubten preuß. Unterthanen während der Zeit der ersten tiefsten Erniedrigung Preußens, von 1806—1812. Nach Scharnhorsts Plan zur Errichtung der preuß. Selbstständigkeit und Ehre sollte auf diese Weise das preuß. Heer das Dreifache von der Stärke gewinnen, die ihm Napoleon zugestanden hatte, denn Preußen durfte damals nur 42,000 Mann unterm Gewehr haben. Daß das

Mittel gut war, hat die Zeit bewiesen. Da aber ein nicht geringer Theil jener entlassenen Truppenmannschaft aus schlesischen und märkischen Tuchmachern bestand, so hieß man die sämmtliche, für günstigere Zeiten einerercirte Mannschaft K.

Krünhi, europ.-russ. Flecken, Gouv. Grodno, südl. von Grodno; 1830 Einw.

Krönig (Biogr.), Joh. Georg, Herausgeber der bekannten „Oekonomisch-technologischen Encyclopädie“, geb. 1728 zu Berlin, promovierte, nachdem er zu Göttingen und Frankfurt an der Oder Medicin studirt hatte, als Doktor, lehrte 1759 nach Berlin zurück, wo er sich ausschließlich literarischen Geschäften widmete und am 20. Dec. 1796 †. Sein 1773 begonnenes und bis zum 73. Bd. (bis zu dem Artikel „Reiche“) fortgeführtes Hauptwerk, die „Encyclopädie“, ist, abgesehen von oft unverhältnißmäßiger Weitläufigkeit, ein vorzügliches Werk, welches nach seinem Tode von den Brüdern Klörke und seit 1815 von Korth fortgesetzt wurde.

Krönig (Ornith.), s. v. a. gemeiner Kreuzschnabel, *Loxia curvirostra* L.

Krüppel (*Homo mutilus*, franz. Estroplé, Invalide, engl. Cripple, Chir.), in allgemeiner Beziehung ein Mensch, welcher durch angeborene oder erworbene, innere oder äußere Krankheiten sich in einem solchen Zustande befindet, daß er unfähig ist, den vielfältigen menschlichen Berufspflichten zu genügen, und sie entweder nur sehr unvollkommen, oder gar nicht erfüllen kann. Specieell aber nennt man K. einen Menschen, der durch äußere Gebrechen, wie Kontrakturen, Ankylosen, Verlust von Gliedmaßen u. s. w. unfähig geworden ist, sich seinen Lebensunterhalt gehörig zu verdienen. Was man im Civilleben K. nennt, heißt bei dem Militär Invalid (*Invalidus*, ein zur Arbeit Unfähiger, Unvermögender).

Krüppel (Min.), nach Mohs, s. v. a. alle dichten (nicht krystallisirten) Mineralkörper.

Krüppel, ein Kohlenmaß in Kärnthen = 3 Säcken von 3 Ell. Höhe und 3 Ell. Umfang.

Krüppeldamm (Wasserbauk.), s. v. a. Fangedamm.

Krüppelkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. *Scarus*.

Krüppelmedaillen, Krüppelthaler, s. v. a. Bettlerthaler.

Krüppelmuschel (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. *Anomia*, s. Zwiebelmuschel.

Krüppelspill, kleines Bratspill.

Krüppelstuhl, Armstuhl mit niedrigen Füßen; der Ausdruck ist hauptsächlich in Bayern gebräuchlich.

Krüppelthier (Säugeth.), auch Krüppeler, Faulthiergatt., s. v. a. *Cholopus*.

Krüppeltremse (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Oldenburgia*.

Krüppelwalm (Bauk.), s. Dach.

Kruess, **Kroes**, Getreidemaß in Emden.

Kruffau (Krüffow), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II; Rittergut; 310 Einw.

Kruffow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; 2) (Alt-K.),



bildete beiderlei Geschlecht" (Jena 1831) und „Gesammelte Schriften" (Bd. 1–2, Braunschweig 1830–34). — K. behauptet in der kantischen Schule eine angesehene Stelle durch den bedeutenden Antheil an der Verbreitung und erläuternden Darstellung der Lehrbegriffe des Kriticismus vermittelt seiner zahlreichen Schriften, ohne übrigens für die Begründung und Fortbildung des von Kant Gegebenen mit besonderem Erfolg gewirkt zu haben, da seine Begründungsweise im Gegentheil die kantische Lehre verflacht, indem durch dieselbe jede tiefere Untersuchung abgeschnitten wird, aus deren Bedürfnisse das Weiterforschen und das Fortschreiten seit Kant in der deutschen Philosophie hervorgegangen ist. Die Grundidee seines Systems, welches er in dem „neuen Organon" als transcendentalen Synthetismus bezeichnet und entwirft und in der „Fundamentalphilosophie" als transcendente Synthesis des Seyns und Wissens weiter ausführt, ist, daß weder der Realismus, welcher das Wissen aus dem Seyn — als dem ursprünglich Realen, noch der Idealismus, welcher das Seyn aus dem Wissen — als dem ursprünglich Idealen, ableitet, die Vernunft befriedige, daher ein drittes System, welches von der ursprünglichen Verknüpfung des Seyns und des Wissens im Bewußtseyn als einer transc. Synthese, ausgeht, das allein zulässige sey, was aber den Anforderungen nicht entspricht, welche in der Natur dieser Aufgabe liegen, und unterhalb der Sphäre des philosophischen Denkens in dem Gesichtskreise des gemeinen Verstandes stehen bleibt. K. hatte auch in seinen letzten Lebensjahren durch einige Flugschriften, in denen er sich gegen die „Verirrungen des Liberalismus und des Oppositionsgeistes", so wie gegen die Politik der polnischen Revolutionspartei erklärte, seine früher genossene Popularität ganz verloren und er † zu Leipzig am 13. Jan. 1842, angegriffen von allen Seiten. — Vgl. „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Ureus" (Leipz. 1826), unter welchem Titel er seine Selbstbiographie herausgab, wozu er in den „Leipziger Freuden und Leiden im Jahre 1830 oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Leipz. 1831) einen Nachtrag lieferte. — 3) Leopold, geb. zu Halle 1770, war geh. Regierungsrath zu Berlin, wo er 1843 †. Er schrieb: „Topogr. statist.-geogr. Wörterbuch der sämtlichen preuß. Staaten" (Halle 1796 bis 1803, 13 Bde.); — „Ueber Leibeigenschaft in den königl. preuß. Staaten" (das. 1798) u. a. m. — 4) Johann Friedrich Adolf, ein durch seine Bemühungen für die Begründung der Elementarmethode verdienter Schulmann, geb. am 10. Mai 1771, verlor, kaum 2 Jahre alt, seinen Vater, einen Prediger zu Naumburg bei Großbain, und wurde hierauf zu Pörschwerda in der Oberlausitz bei seinem Großvater, dem dortigen Pastor Contius, erzogen, einem streng rechtschaffenen, christlich-frommen Manne aus der alten französischen Schule. Von 1787–91 besuchte K. das Gymnasium zu Baugun, wo unter Leitung Koss's und Böttigers und des scharfsinnigen Mathematikers und Physikers Demuth, der ihn bald zum Lehrer seiner Kinder wählte, sein Geist zum

Leben und Selbstdenken erwachte. Die genomene Richtung verfolgte er bei fortgesetztem Unterrichtegeben auch während seiner theologischen Studien zu Leipzig von 1791–95, wo er nach Beendigung seines theologischen Kursus Naturkunde, Anatomie und Physiologie zu seinem Nebenstudium machte. Hierdurch und durch seine täglichen Beschäftigungen mit einem 11jährigen, durch Verwahrlosung kaum der Sprache fähigen und fast noch begriffslosen Knaben, den er zu sich nahm, um für seine geistige und leibliche Ausbildung zu sorgen, wurde er veranlaßt, zur Erforschung der einfachsten Mittel und Wege, im Kinde durch sach- und naturgemäße Uebungen die schlummernde Kraft zu wecken. So entstand und entwickelte sich in ihm die Idee eines elementarischen Lehrganges für das Sprechen und Lesen, sowie für das Zeichnen und Schreiben und für die Behandlung des Rechnens und der Sprachlehre. Am Ende des Jahres 1795 ging er als Hauslehrer in die Oberlausitz nach Meßersdorf, einem volkreichen Rittergutsdorfe des damals durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Humanität bekannten von Gerodorf. Hier gab er in seinen Nebenstunden einer Anzahl Kinder unentgeltlichen Unterricht in den nothwendigsten Elementarkenntnissen und Fertigkeiten und fand dadurch Gelegenheit zu weiterer Ausbildung und Anwendung seines Lehrganges auf ganze Klassen von Schülern. Es entstand damals sein „Erstes Lehr- und Lesebuch" (Dressd. 1802; 2. Aufl., Leipzig 1807). Mit Gedike, der zum Direktor der neuen Bürgerschule berufen war, ging K. 1803 als erster Lehrer dieser Anstalt nach Leipzig, wo er, trotz mancher Hindernisse und Einreden, seine Elementarmethode in allen Unterklassen in Gang brachte. Seine Leselehrart geht davon aus, daß man die Bedingungen angibt, unter welchen ein Laut entsteht, und sodann das Kind dahin führt, durch Erfüllung dieser Bedingung den Laut hervorzubringen, ohne daß es denselben vorher gehört hat. Geht man auf diese Weise allerdings tiefer in den Mechanismus der Sprache ein, so entfernt sich aber eben dadurch, so wie durch die von den Stellungen und Bewegungen der Sprachwerkzeuge hergenommenen, oft sonderbar klingenden Namen der Laute und die ganz künstliche Ausführung, diese Leselehrart so sehr von dem Natürlichen, Einfachen und ächt Elementarischen, daß man sich über die vielfache Opposition, welche K.s Methode fand, nicht wundern darf. In Leipzig schrieb er besonders folgende, seine Leselehrart darstellende Schriften: „Hochdeutsches Syllabar- und Sprachbuch" (Leipz. 1806); — „Hochdeutsche Sprachelementartafel" (das. 1806, Fol.); — „Ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und schreiben zu lehren" (das. 1808). Nach einer pädagogischen Reise in das südliche Deutschland und die Schweiz, u. A. zu Pestalozzi und Fellenberg, folgte er 1809 einem Rufe nach Zittau, um daselbst eine allgemeine Stadtschule als Direktor derselben einzurichten. Schon nach 3 Jahren zeigte diese Anstalt ein erfreuliches Gedeihen und von Jahr zu Jahr gereifere Früchte. Hier schrieb K. sein „Evangelisches

Lehrbuch der christlichen Religion und deren Offenbarungsgeschichte" (Zittau 1817) und gab „Dr. Luthers Katechismus mit erläuternden Anmerkungen" (das. 1817; 2. verbesserte Aufl. 1830) heraus. Mit großen Hoffnungen nahm er 1818 den vielversprechenden Ruf nach Dresden an, um eine zum Andenken der Regierungsjubelfeier des Königs vom Stadtrathe unter dem Namen Friedrich-August-Schule gestiftete höhere Bürgerschule für Knaben einzurichten und zu leiten. Die Anstalt ruhte aber auf unsicherem Grunde, und da bei der Unordnung im Schulwesen Dresdens und den Gegenwirkungen einer übergroßen Anzahl von Privatschulen die Voraussagen des Stadtraths nicht in Erfüllung gingen, so wurde 1826 der Beschluß zur Aufhebung dieser Anstalt gefaßt. Bei den Verhandlungen des Stadtraths mit K. über die beschlossene Auflösung, war diesem mehr an dem Fortbestehen der Schule und einer besseren Schuleinrichtung in Dresden, als an seiner eigenen Existenz gelegen. Daher nahm er, von Vielen ermuntert, seine Schule nicht sinken zu lassen, und auf die Erstreitung des ihm gebührenden Amtsgehaltes verzichtend, den ihm vom Stadtrathe gemachten Vorschlag an, die Schule als eine öffentliche, jedoch auf eigene Rechnung, bei einem jährlichen Zuschusse, mit Wegfall des bisherigen Gehalts und Schullokal, fortzusetzen. Bei der unzulänglichen thätigen Theilnahme und immer wachsenden Hindernissen konnte K., obgleich zweimal vom Könige unterstützt, nur mit Aufopferung seines Vermögens und unter Anbahnung einer bedeutenden Schuldenlast, das Bestehen der Anstalt 4 1/2 Jahre fristen. Zu Michaelis 1831 sah er beim Mangel aller Hülfe und weiteren Unterstützung sich endlich mit den Seinigen der äußersten Noth ausgesetzt und dadurch gezwungen, diese durch ihn bis dahin gestiftete öffentliche Bildungsanstalt, den Keim zu den in der Hauptstadt Sachsens so nothwendigen Verbesserungen des Volksschulwesens, der vom Stadtrathe beschlossenen Vernichtung zu überlassen; er selbst begnügte sich mit einer Pension. In Dresden schrieb K. außer mehreren Programmen folgende Bücher: „Kleiner Lesechüler, oder hochdeutsches Syllabir- und Sprachbuch" (Leipz. 1822), wo die K.sche Leselehrart vereinfacht erscheint; — „Hochdeutscher Sprachschüler" (das. 1823), eine praktische Sprachlehre aus der Sprachbildung entwickelt; — „Der Denkschüler, oder Anregungen für Kopf und Herz" (das. 1825), und ein Werk der Wohlthätigkeit: „Leben des blinden Zacharias" (das. 1827), zum Besten des Erblindeten. — 5) Friedrich Albrecht Franz, K. von Nidda, deutscher Dichter, geb. 1776 zu Gatterstädt bei Querfurt. Er machte 1812 den Feldzug nach Rußland als königl. sächs. Hauptmann mit. Später lebte er auf seinem Familiengute, ward mehrmals ständischer Abgeordneter und † 1843. Er schrieb: „Heinrich der Finkler", historisches Drama (Leipzig 1818); — „Gedichte" (das. 1820); — „Erzählungen u. Romanzen" (das. 1821); — „Eskanderbeeg", heroisches Gedicht (2 Theile, das. 1823); — „Vokallumriffe" (Halle 1825); — „Schwertlilien" (das. 1827 bis 1830, 2 Bde.); — „Der Schmied von Lütters-

berg"; — „Chronikensagen in Romanzen" (Leipz. 1824); — „Italienische Reise" (das. 1832); — „Bilderstizzen einer Rheinwanderung" (Quebl. 1833); — „Erinnerungsblätter einer Schweizerreise" (Querfurt 1840) u. a. m.

Krugblume (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Urceola* Roxb.

Krugelhahn (Ornith.), f. v. a. Auerhahn, *Tetrao Urogallus* L.

Krugfaden (Bot.), Algengattung, f. v. a. *Ceramium*.

Krugflechte (Bot.), Flechtengatt., f. v. a. *Urceolaria*.

Krugflechten (Bot.), Abtheilung der Limborieae Rehb., f. v. a. *Urceolarieae*.

Krugförmig (bot. Term.), f. Blüthe.

Kruggerechtigkeit, f. v. a. Schenkergerechtigkeit.

Krughütte, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Saarbrück; Ziegelei, Steinkohlengruben; 160 Einw.

Kruglauken, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (St.=Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; Wassermühle; 650 Einw.

Kruglikow, europ.=russ. Flecken, Prov. Bessarabien; südwestl. von Chotin.

Krugloje, europ.=russ. Flecken, Gouv. Moschilew.

Krugpilz (Bot.), *Craterellus* Fr., Gattung der Hymenini Auricularini Rehb. Rabenh., Cryptogamia Fungi L. Charakter: Fruchtlager auf der untern Seite fleischig-häutig, glatt, eben, später runzlig, 2—3sporige Basidien enthaltend. Sporen einfach, weiß. Antheren ziemlich lang. Sechs deutsche Arten — gestielte, auf der Erde wachsende, trichter- oder trompetenförmige Pilze — von denen wir folgende erwähnen: 1) *Cr. clavatus* Fr. Am Grunde alter bemooster Stämme, auch auf fetter Walderde. Unschädlich, wird hiaweilen gegessen. — 2) *Cr. cornucopides* Pers., Todtentrompete. Auf fettem Boden und am Grunde alter faulender und bemooster Stämme. Unschädlich. — 3) *Cr. sinuosus* Fr. In feuchten Laubwäldern.

Krugraspe (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Urceolaria*.

Krugschwamm (Bot.), Pilzgatt., f. v. a. *Cantharellus* Adans.

Krugsdorf, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Uckermünde; Windmühle; 180 Einw.

Krugtage (Quartaltage), Tage, an denen die Mitglieder eines Handwerkes, im Interesse desselben und um Berathungen und Besprechungen zu pflegen, gewöhnlich zusammen kommen und zwar entweder beim Obermeister, oder im Wirthshause.

Krugthierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, f. v. a. *Urceolaria*.

Krugzell, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben und Neuburg, Edg. Kempten; Allersbrücke; 140 Einw.

Kruh (Säugeth.), Affenart, f. v. a. *Semnopithecus comatus* Fisch.

Kruh (auch *Trzidwory*, Geogr.), österr.=mähr. Dorf, Kr. Brunn, Herrsch. Austerlitz; 160 Einw.

Kruha, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Mánchengräß; 150 Einw.

Kruhnen (Geogr.), f. v. a. Kronstadt (in Siebenbürgen).

Kruiningen, niederländ. Dorf, Prov. Zeeland, bei Gees; 1100 Einw.

Kruiper, ein quer unter einem Deiche dahingehender Abzugskanal, wodurch das Binnenwasser abgeleitet wird; die Schüden desselben öffnen sich nach außen und das Binnenwasser kann dieselben öffnen, während das Außenwasser diese Schüden oder Thüren verschließt, und es auf diese Weise nicht in das Binnenland bringen kann.

Kruisbrand, f. Häringe.

Kruisdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Poppendorf; 250 Einw.

Kruiwagen, f. v. a. Kueerfahren.

Krui, befestigte persische Stadt, Prov. Kerman, am Kurmanshir-Geb. und an einem Steppenfluß, nordwestl. von Regan, mit Mauern umgeben, aber wenig bekannt.

Krutanitz, österr.-böhm. Gut, Kr. Pilsen; umfaßt 8411 J. 461 □ Kl. Areal und 1590 Ew.

Krute, f. v. a. Krug.

Krukenbeck, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 220 Einw.

Krukenberg (Geogr.), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Holleneck; 120 Einw.

Krukenberg (Biogr.), Peter, deutscher Arzt, geb. 1769 zu Braunschweig, ward Prof. der Medicin und geb. Medicinalrath zu Halle u. seit 1837 Vorsteher der akademischen Klinik. Er schrieb: „Jahrbücher der ambulanten Klinik zu Halle“ (2 Bde., Halle 1820–24).

Krukto (poln. Myth.), Gott der Schweinezucht, und auch den Schmieden günstig.

Kruklienen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Löben; 200 E.

Kruto, König der Wenden in Mecklenburg, 1046–1105.

Krukowiecki, Johann, Graf v., polnischer General, geb. um 1770, war 1796 in österreichischen Diensten Wormsers Adjutant, 1806 im Dienste des Großherzogth. Warschau und 1813 General. Im J. 1814 wurde er vom Kaiser Alexander mit mehreren diplomatischen Missionen betraut; 1830, als die Revolution ausbrach, drängte er sich ehrgeizig bei der ersten Wahl eines Oberbefehlshabers hervor, u. obwohl ihm die Liebe der Untergebenen fehlte, wurde ihm dennoch als General der Infanterie eine Division anvertraut. Da er aber Skrzynecki's persönl. Feind war, so konnte er im aktiven Heere nicht gelassen werden u. wurde zum Generalgouverneur v. Warschau ernannt, als welcher er sich durch schnelle Befestigung der Hauptstadt und strenge Handhabung der Ordnung Verdienste, jedoch kein Vertrauen erwarb. Nach der Schlacht bei Ostrolenka wollte ihn Skrzynecki, den er beleidigte, vor ein Kriegsgericht stellen, es blieb aber bei der Niederlegung seiner Stelle. Nach den warschauer Greuelsen im August 1831 abermals zum Generalgouverneur ernannt, wuchs sein Ansehen, er stellte sich an die Spitze der Ultras und ward Präsident der Nationalregierung; es fehlte ihm aber die Fähigkeit, den

Krieg zu leiten und der Muth, zu sterben, und er unterließ sogar, um sich die Gnade des Kaisers möglich zu machen, die wirksamsten Mittel zur Vertheidigung der Stadt, die er auch nach einer Unterredung mit Paskevitch, nebst seiner eigenen Person überlieferte. Dennoch wurde er ins Exil nach Kasan abgeführt u. lebte später arm und vergessen zu Warschau.

Krulich (Geogr.), f. v. a. Grulich.

Kruling (Schibol.), f. v. a. Aland, Cyprius (Leuciscus) Jesse's Block.

Krullfarren (Bot.), Farneart, f. v. a. Adiantum.

Krullhaar, gefotenes Roßhaar, behält die beim Zusammenbrechen angenommenen Krümmungen nach dem Erkalten und Auflösen bei, f. Roßhaar.

Krullhorn (Mollusk.), Schneckenart, f. v. a. Buccinum.

Krullhubu (Ornith.), f. v. a. Struppshuhn, f. v. a. Gallus domesticus crispus.

Krull-Lilie (Bot.), f. v. a. Martagon-Lilie, Lilium Martagon L.

Krulltabak, f. v. a. Kraustabak.

Krum (lat. Crummus, Crummus), König der Bulgaren 797–815; vgl. Moldau (Geogr.).

Krumau, Fluß im Lande der Westjeanen.

Krumata (griech.), auf Saiten, besonders aber auf Blas- u. a. Instrumenten vorgetragene Tonstücke.

Krumau (Geogr.), 1) (Krumlow), österr. Altböhm. Herrschaft, Böhmen, Kr. Budweis; bildet ein dem Fürsten von Schwarzenberg gehöriges Herzogthum und umfaßt ein Areal von 180,615 J. 1532 □ Kl., erstreckt sich über den Böhmerwald und ist gebirgig; — 2) Stadt und Hauptort das., an der Moldau; 6 Vorstädte, 2 Schlösser, 2 Kirchen, Hauptschule, Theater, 2 Reitschulen, Schloßgarten, ökonom. Lehranstalt, 2 Hospitäler, Kaserne und Garnison, 2 Papierfabriken, Tuch- und Kasimirschabrik, Schiffbau, Bergbau, 4 Jahrmärkte, Wochenmarkt; 5200 Einw.; — 3) (Mährisch-K.), Fideikommiß-Primogeniturherrschaft des Fürsten von Liechtenstein das., Mähren, Kr. Znaim; umfaßt mit dem damit verbundenen Groß-Tajar und Krainspitz 57,936 J. 522 □ Kl. Areal mit etwa 22,000 Einw., worunter 1220 Juden; — 4) (Kromau, Krumlow), Schutzstadt das., am Jaromeliger-Fluß; Mauern, Vorstadt, Schloß, Hospital, Jahr- und Wochenmärkte; 1450 Einw.; — 5) Marktflecken das., Landunter der Enns, Viertel ob dem Mannhartsberg, am großen Kamp, Hauptort des gleichn. Landgerichts (Herrschaft); Schloß; 500 Einwohner; — 6) Dorf das., Steiermark, Kr. Judenburg, Bezirk Admont; 400 Einw.

Krumbach (Geogr.), 1) bad. Dörfer: a) Seckreis, Amt Möcklitz; 300 Einw.; — b) Unterheidekr., Amt Mosbach; 250 Einw.; — 2) bayer. Reg., R.-B. Schwaben und Neub.; 16,130 Einw.; — 3) Marktflecken das., am Krumbach und im Kamlschthale; Landgerichtssitz, Forstamt, Post, Schloß, Bad (Krumbad), Wochenmärkte; 1200 Einw. Das in K. zu Bädern benutzte und in dieser Form gegen Krankheiten des Uterin Systems, Fluor albus, Anomalien der Menstruation, so wie chronische Haut-

aus schlägt, Rheumatismen und Sichte empfohlene Mineralwasser ist kalt, arm an festen und flüchtigen Bestandtheilen. Chemisch wurde dasselbe, gleich wie der bei dem Bade vorkommende, fertig anzufühlende, von Weglar empfohlene 1. er Stein, von Vogel untersucht. — 4) (Ober-R.), R. = B. Mittelfranken, Edgr. Hersbruck; 240 Einw.; — 5) großh. heff. Dörfer: a) Prov. Oberheffen, Kr. und Stadtgericht Gießen; 270 Einw.; — b) Prov. Starkenburg, Kr. Hespenheim, Edgr. Fürth; 300 Einw.; — 6) kurb. heff. Dorf, Prov. Niederheffen, Kr. und Edgr. Kassel; 720 Einw.; — 7) österr. Edgr., Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald; — 8) Marktflecken das.; Schloß mit Kapelle, Hospital mit Kapelle, Mühle, Ziegelhütte; 260 Einw.; — 9) Amt das.; Schloß; 4200 Einw.; — 10) Pfarrdorf, Borarlberg, Edgr. Bregenz, am linken Ufer der Bodgenach; als Gemeinde 1120 Einw.

Krume (Bäder.), 1) f. Brod; — 2) (Landw.), f. v. a. Ackerkrume; — 3) aufgehende Saat.

Krume (Ehrume, Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Krossen; 110 Einw.

Krumbeck, österr. = steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Basoldsbere; Mühle, Stampfe, Säge; 520 Einw.

Krumes, lauenburg. Pfarrdorf, Amt Ragesburg; Zollkontrollstation, Mühle; 190 E.

Krumhardt, würtemb. Weiler, Jartkr., Oberamt Schorndorf; 170 Einw.

Krumhermersdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Augustsburg; Rittersgut, Mühle; 1610 Einw.

Krumhermersdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amtsbezirk Hohnstein; Rittersgut, Weberei, Bleicherei, starker Glashbau, Mühle; 540 Einw.

Krumig (bot. Term.), f. v. a. Grumosus, Grumulosus.

Krumke, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R. = B. Magdeburg, Kr. Osterburg, an der Biese; Rittersgut, Armenhaus, schöner Garten, Mühle; 220 Einw.

Krumlinden, bad. Häuser, Oberrheinkreis, Amt Staufen; 110 Einw.

Krumlinder Mote, bad. Abtheilung der Thalgemeinde Obermünsterthal, Oberrheinkr., Amt Staufen; 380 Einw.; besteht aus folgenden zerstreuten Höfen: das Münster, die Klostermühle, der Klosterhof (vormals Kloster St. Trudpert) Sandmatte, Laitzenbach, Kumlinden, Bühl, Stollbach, Vogelgesang, Grundmatt, Wolfsgarten und Steinbrunnen.

Krumm (bot. Term.), f. v. a. Curvus, Incurvus.

Krumm (Geogr.), bayer. Kirchdorf, R. = B. Unterfranken und Asch., Edgr. Haßfurt; Getreide-, Obst- und Hopfenbau, Steinbrüche, Mühle; 300 Einw.

Krummacher (Biogr.), 1) Friedrich Adolph, deutscher Prediger und Dichter, geb. am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen. Er übernahm 1807, nachdem er erst Rektor in Meurs und dann längere Zeit Professor der

Theologie an der Universität zu Duisburg gewesen, zu Krefeld die Stelle eines reformirten Predigers, vertauschte sie jedoch gegen eine Landpredigerstelle zu Kettwich in Westphalen, von wo er 1819 einem Rufe als Konsistorialrath, Superintendent u. Oberprediger nach Bernburg folgte, 1824 aber nach Bremen ging. Gegenwärtig in Berlin. Nachdem er bereits 1801 in einem Hymnus „Die Liebe“ (2. Aufl., Duisburg 1809) seine Lebensansicht ausgesprochen hatte, trat er 1805 mit seinen „Parabeln“ (neueste Aufl., 2 Bde., Duisburg 1819–20) hervor, von denen die meisten von ästhetischem Standpunkt aus unbefriedigt lassen und die in oft ins Spielende ausartender Sprache, aber mit einem gewissen lebendigen Natursinne aus der Sphäre des Sinnlichen durch Gleichnisse und Bilder zur Anschauung des Uebersinnlichen erheben, in welcher Dichtform er viele Nachahmer fand, die ihn aber nicht erreichten. Ferner schrieb er: „Apologien und Paramythien“ (Duisburg 1810); — „Festbüchlein“ (neueste Aufl., 3 Bde., Duisburg 1819–21); — „Die Kinderwelt“ (Duisb. 1806, neue Aufl. 1813) und ein ganz unkünstlerisches Drama „Johannes“ (Leipzig 1815). Außer der Schrift „Das Wörtlein Und“ (Duisburg 1811) erschienen von ihm noch die theologischen Schriften: „Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht“ (Leipzig 1815); — „Paraphrasen zur heiligen Geschichte“ (Berlin 1818); — „Bilderkatechismus“ (10. Aufl., Essen 1832) u. a. m. — 2) Friedrich Wilhelm, des Vorigen Sohn, war im Wupperthal als Prediger angestellt und ging 1843 als Prediger der reformirten Gemeinden in Neu-York nach Amerika. Er hatte sich früher als eifriger Anhänger des Altlutherthums und zelotischer Prediger bemerkbar gemacht, war gegen Wegscheider u. den Rationalismus überhaupt aufgetreten u. kam dadurch, so wie durch seine Verleugung aller freier Denkenden auf der Kanzel seines Vaters in Bremen in allgemeine Mißachtung. Er schrieb: „Elias der Thibiter, nach seinem äußern u. innern Leben dargestellt“ (3 Bde., 2. Aufl., Elberfeld 1828–30); — „Elija“ (2 Bde., Elberfeld 1837–41; Bde. 1, 2. Aufl. 1844) und mehrere Predigten und Streitschriften. — 3) Gottfried Daniel, Bruder des Fr. Ad. K., geb. zu Tecklenburg am 1. April 1774, machte seine Studien in Duisburg, ward 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath und 1816 reformirter Prediger zu Elberfeld, wo er das Haupt der pietistischen Partei im Wupperthale war und am 30. Januar 1837 †. Er schrieb zahlreiche Predigten, von denen zu erwähnen sind: „Die Wanderungen Israels durch die Wüsten nach Kanaan“ (20 Hfte., Elberfeld 1832–34); — die „Hauspostille“ (Meurs 1835) und „Tägliches Manna“ (Elberfeld 1838).

Krummasel, hannöv. Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Lühow; 190 Einw.

Krummast (Bot.), Moosgattung, f. v. a. Leptodon.

Krummastmoose (Bot.), Abtheilung der Bryaceae Rchb., f. v. a. Leptodonta.

Krummbeck (Geogr.), holstein. Dörfer:

1) Klosterger. Preeß; 250 Einw.; — 2) Gut Hesselburg; 100 Einw.

Krummbogen, an Blechinstrumenten kreisförmig gebogene Einsetzstücke, deren Zusage oder Abnahme sie in andere Tonarten umstimmt.

Krummdarm (Anat.), s. Darm.

Krumme, in Koblenz ein Instrument zum Grashauen, breiter als eine Sichel.

Krumme Fläche, s. Fläche.

Krummeisen, 1) s. Kunstgestänge; — 2) s. Böttcher.

Krumme Linie, s. Kurve.

Krummenab, bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberpfalz und Reg., Bdgr. Neustadt; Pfrgr. II, Schloß, Mühle; 230 Einw.

Krummenacker, würtemb. Weiler, Neckar-Kreis, Oberamt Eßlingen; 260 Einw.

Krummenau, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Trier, Kr. Berncastel; Kram- und Viehmarkt; über 100 Einw.

Krummendeich, hannöv. Pfarrdorf, Stade, Bremen, Amt Rehdingen=Freiburg; 360 E.

Krummendiek, holstein. Pfarrdorf, Gut gl. Namens; Armenhaus; 230 Einw.

Krummendorf (Geogr.), 1) mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kreis, Amt Teutewinkel; 220 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Strehlen; Vorwerk, Oberförsterei, Wassermühle, Sägemühle; 420 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Vorwerk, Windmühle; 320 Einw.; — c) Prov. Preußen (Est-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Sensburg; 280 Einw.

Krummenhagen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stralsund, Kr. Franzburg; 250 Einw.

Krummenhennersdorf, königl.sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Freiberg; Lehngut, Kirche mit Glasmalerei, Schäferei, 2 Mühlen; 740 E.

Krummenöls (Wasseröls), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; Wassersägemühle; 1300 Einw.

Krummensee (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Schlochau; Hauptgut, Ziegelei; 280 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; Amtsvorwerk; 170 Einw.; — 3) das., Kr. Teltow; über 100 Einw.

Krummenthalde (Krzynhalas), preuß. Hauland, Prov. und R.=B. Posen, Kr. Buk; 120 Einw.

Krummesse, lübeckisches Pfarrdorf, Mühlenhorbez., am rechten Ufer der Eidekenig; Wassermühle; 210 Einw.

Krumme Zapfenkunst, Druckwerk, mit welchem man zu gleicher Zeit in mehrere Röhren Wasser heben kann. Die Einrichtung ist derartig, daß an einem Wasserrade ein mehrfach gekrümmter Krummzapfen (Kurbel), und an jedem einzelnen Kropfe eine Korbstange befestigt ist, die einen Wagebalken und mit diesem die Kolbenstange aufzieht und niederschlägt.

Krummfaden (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Cyrtandra.

Krummfließ (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 420 Einw.; — 2) das., Kr. Flatow; 300 Einw.

Krummfuß (Curvatura pedis, Chir.), s. Klumpfuß und Plattfuß.

Krummhaar (Bot.), Pilzgatt., s. v. a. Campotrichum.

Krummhals (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Lycopsis.

Krummhaut, 1) s. v. a. Dähsel; — 2) (Bergb.), s. Kaufamm.

Krummholz (Bot.), s. v. a. Zwergkiefer, Pinus Pumilio Haenke. — Falsches K., s. v. a. Bergkiefer, Pinus Mughus Jacq.

Krummholzbalsam (pharm. Bot.), s. v. a. Balsamum hungaricum. S. Pinus Pumilio Haenke.

Krummholzkiefer (Bot.), s. v. a. Zwergkiefer, Pinus Pumilio Haenke.

Krummholzlöl (Oleum templinum, Pharm.), wird, wie das Kiendlöl, aus den Zweigen von Pinus pumila, einer auf dem höchsten Rücken der Karpathen wachsenden Nadelholzart, gewonnen. Es kommt in seinen Eigenschaften mit dem Kiendlöl und dem Terpentindöl überein.

Krummhorn (eigentl. Cromorne, mus. Instrum.), 1) veraltetes hölzernes Blasinstrument von Hornform, unten krümmender als ein Zinken, über dem Rohre mit einer Kapsel versehen, durch die man, wie bei den Sackpfeifen, den Ton hervorbringt. Das Instrument hat im Rohre 6 Tonlöcher auf der Oberfläche und an der unteren Seite eines für den Daumen, außerdem am untern gekrümmten Ende noch 2 Klappen, mittelst welcher noch zwei tiefe Töne hervorzubringen sind. — 2) S. Orgel; — 3) s. v. a. Bassethorn.

Krummhornkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Loricera.

Krummhübel, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Strischberg, am Fuße der Schneekoppe; Wasser- und Walkmühle; 600 Einw., meist Laboranten.

Krummin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Ussedom; 110 Einw.

Krummische Wicke, See, s. Peene.

Krummkamm, ein schmaler halbrunder Kamm, der gewöhnlich auf dem Lande von den Männern getragen wird, um das Haar, auf den Hinterkopf gekämmt, zu befestigen; s. Kamm.

Krummkiefer (Ichthyol.), s. v. a. Aspe, Cyprinus aspius L.

Krummkopf, s. v. a. Nametkopf.

Krummkuchen, s. Glasbütte.

Krummläufig (bot. Term.), s. v. a. Camptotropus.

Krummlende, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Lüben; Schloß, Ziegelei; Windmühle; 230 Einw.

Krummlow (Geogr.), s. v. a. Krumau 1) u. 2).

Krummnagel (Chir.), s. Gryphosis.

Krummnervig (bot. Term.), s. v. a. Curvinervius.

Krummosen, niederer Schmelzofen, 9' hoch, 3 — 4' lang, 2 — 2 1/2' weit, mit Stich- und Werderherd.

Krummsamig (bot. Term.), f. v. a. *Campylospermus*.

Krummschaliger Schwerspath (Min.), f. v. a. *Kalkschwerspath*.

Krumm-Schiltach, bad. Ort, Oberrhein-Kreis, Amt Hornberg; besteht aus zerstreut liegenden Häusern; 300 Einw.

Krumm schließen, f. Strafe.

Krummschnabel (Ornith.), 1) f. v. a. großer Brachvogel, *Numenius arcuatus* Cuv.; — 2) f. v. a. Säbelschnäbler, *Recurvirostra avocetta* L.

Krummschnabelschnepe (Ornithologie), Schnepengatt., f. v. a. *Rhynchaa*.

Krummschnäbelig (bot. Term.), f. v. a. *Curvirostris*.

Krummschnäbler (Ornith.), nach Den, Junst der Zahnschnäbler, f. v. a. Fliegenfresser.

Krummschwanz, Pferd mit krummer Schweiffrühe, entweder als Bildungsfehler, oder durch Zufall. Ist der K. aufwärts gekrümmt, so heißt er *Hundeschwanz*, und dies gilt nicht als Mißbildung; der einwärts gekrümmte Schweif kann von dem Thiere nur schwer bewegt werden; — der seitwärts entweder einfach, oder geschlängelt (*Schlängenschwanz*) gekrümmte Schweif kann, wie der vorige in einigen Abweichungen, durch Schienung und Verband leicht gerade gerichtet werden.

Krummspore (Bot.), Pilzgattung, f. v. a. *Camptoum*.

Krummspreißcher Kreis, f. Lübben.

Krummstab, f. v. a. *Bischofsstab*.

Krummstäbisch Lehen, Verleihung der Kirchensachen.

Krummsteven, Fahrzeuge, bei welchen der Steven gekrümmt ist, z. B. *Hüker*.

Krummstiel (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 2, Rang 2, nach Diel. Dieser schöne, ansehnlich große, in der Gegend von Köln u. Bonn sehr geschätzte, haltbare Winterapfel ist dreizehn Viertelzoll breit und fast eben so hoch. Der Stiel ist sehr kurz und wird häufig durch einen fleischigen Auswuchs verdrängt, woben er den Namen K. erhalten hat. Die Schale ist anfangs strohgelb, später citronengelb. Das Fleisch ist weiß, saftreich, von angenehm süßweinsäuerlichem Geschmacke. Reift im November und hält sich, ohne zu welken, bis ins Frühjahr. Der Baum wird stark und groß, bildet eine kugelförmige Krone und wird bald fruchtbar. — Er verdient häufige Anpflanzung.

Krummstroh, f. Stroh.

Krummwalden, württemberg. Weiler, Donaukreis, Oberamt Göppingen; 140 Einw.

Krummwasser (*Krjwa woda*, *Kriwopotok*), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Gut Dobromielitz; 180 Einw.

Krummwehl, holstein. Dorf, Süderdithmarschen, Landvogtei Meldorf; 120 Einw.

Krummwendig (botan. Term.), f. v. a. *Campylotropus*.

Krummwisch, holstein. Dorf, Gut Nordsee; 230 Einw.

Krummwohlan, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlan; Borwerk, Windmühle; 550 Einw.

Krummzapfen, Kurbel, ein zweimal nach einem rechten Winkel gebogenes Stück Eisen, welches an einem Ende einen hölzernen Griff (das Kurbelholz) hat, um einen Gegenstand, in welchem das andere Ende der Kurbel befestigt ist, z. B. einen Schleifstein, eine Haspel etc. damit herumzudrehen. Das mechanische Vermögen des Menschen bei Umdrehung der Kurbel ist sehr veränderlich, doch wird die Arbeit viel gleichförmiger, wenn an jedem Ende der Kurbelaxe, für zwei anzustellende Menschen, eine Kurbel ist, d. h. die zweite Kurbel nach der gerade entgegengesetzten Richtung, als diejenige der ersten, hin steht, damit der an dieser Kurbel angestellte Arbeiter dieselbe hinaufbewege, während der an der anderen Kurbel befindliche diese hinunterdrückt. Man bedient sich in der Technik der Kurbeln, um ein Pumpwerk, eine Stangenkunst etc. in Bewegung zu setzen. Das mittlere Kurbelstück nennt man *Kurbelknie*, die Entfernung der Warte, d. h. des Knopfes am äußeren Schenkel von dem Mittelpunkt der Radwelle, den *Kurbelbug*. Statt der Kurbel wendet man hin und wieder auch *Kurbelscheiben* an; eine solche Scheibe, deren Mittelpunkt mit der Axe einer umlaufenden Welle verbunden ist, enthält auf ihrer einen Seitenfläche einen Stift oder Griff, an welchem die hin und her zu bewegende Stange hängt. Eine solche Kurbelscheibe ist der Beschädigung weniger ausgesetzt, als die gewöhnliche Kurbel; auch befindet sie sich an jeder Stelle im Gleichgewicht. Ferner läßt sich ihr Griff oder Stift in verschiedenen Abständen vom Mittelpunkt versetzen, wenn man will, daß er einen größeren oder kleineren Kreis beschreiben soll. Die Scheibe selbst ist von Eisen, ebenso die Stange, welche bewegt wird.

Krummziegel, f. Dachpfannen.

Krummzirkel (Technol.), 1) f. v. a. *Tascherzirkel*; — 2) *Abwägezirkel*, ein Werkzeug des Uhrmachers, unterscheidet sich vom gewöhnlichen Zirkel dadurch, daß jeder seiner beiden Schenkel einem lat. S gleicht; beide sind in der Mitte kreuzweis durch ein Charnier verbunden. In den 4 etwas gebogenen Spitzen des Zirkels sind kleine Löcher so angebracht, daß ein Rad von der Welle oder die Unruhe dazwischen gespannt werden kann. Hält man die Welle zwischen der Zange senkrecht und dreht das Rad, so kann man leicht beobachten, ob das Rad im Gange nach irgend einer Seite abscweift, oder an einer Stelle zu schwer ist, wo dann mit der Feile so lange nachgeholfen wird, bis sich der Gang des Rades als durchaus gleichmäßig herausstellt.

Krummzahnbaum (Geogr.), österr. Dorfer: 1) Land unter der Enns, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Peillenstein; Schloß; 250 E.; — 2) das., Viertel ob dem Mannhartsberg, Edgr. Pöggstall, an der Donau; 270 Einw.

Krumpa, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt, am Geißel-





Kogebue entdeckt; — 2) Krusensterns-Felsen, nördl. vom Mulgrave's-Archipel; — 3) asiat. kleine Insel, Behringstraße; zu den Diomedes-Inseln gehörig; — 4) amerikan.-russ. Vorgebirg, an der Ostküste von Kogebue's Sund.

Krusenstern (Biogr.), Adam Johann, Ritter v., russ. Vice-Admiral, geb. 1770. Schon im Kriege von 1793 diente er auf der brit. Flotte u. 1798–99 war er auf einem brit. Chinafahrer in Indien u. Canton. Zu Ende des Jahres 1799 reichte er Memoiren zur Verwandlung des Passivhandels der russisch-amerik. Kompagnie mit Pelzwerk in einen Aktivhandel bei Kaiser Paul I. ein, bei dem er aber kein Gehör fand, doch Kaiser Alexander beauftragte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung mit einer wissenschaftlichen Expedition, die den doppelten Zweck hatte, die Rußland zugehörnde Nordwestküste Amerika's zu untersuchen u. mit den Japanesen die abgebrochenen Handelsverbindungen neu anzuknüpfen, wozu ihm Schiffe zur Verfügung gestellt wurden, mit denen er am 7. August 1803, zu welcher Zeit er Kapitän in der russ. Marine war, aus dem Hafen von Kronstadt absegelte, wo er, ohne einen Mann verloren zu haben, am 19. August 1806 auch wieder landete. Wenn auch der letztere Zweck dieser Expedition nicht erreicht wurde, so war doch diese erste russische Weltumsegelung von ungemeinem Erfolg. Die Bering's-Inseln wurden entdeckt, die früher wenig bekannten Marquesas- oder Washington-Inseln, die Meerenge von Sangoar, die Westküste der Insel Jedso, die Straße von Kaprouse, die Küste der Insel Sachalin u. die nördlichen Kurilen wurden genau aufgenommen u. erforscht u. überhaupt wurden manche wichtige Berichtigungen der nautischen Geographie gemacht. Bedeutende Ergebnisse erfolgten auch in physikalischer, naturhistor., ethnographischer u. linguistischer Hinsicht durch die ihn begleitenden Naturforscher Hornet, Tilesius, Langsdorf u. Laband, u. durch den Linguisten Räsanow. Die Beschreibung dieser Weltumsegelung, auf welcher ihn auch Otto v. Kogebue als 17-jähriger russ. Kapitän u. Bellingshausen begleiteten, gab J. 1803–6" (3 Bde., Peterob. 1810–12, 4., mit einem Atlas von 104 Tafeln), die bald in alle gebildete Sprachen Europa's übersetzt wurde. Ferner schrieb er: „Beiträge zur Hydrographie der größeren Oceane“ (Ppz. 1819, 4.); — „Atlas de l'Océan Pacifique“ (2 Bde., Peterob. 1824–27, Fol.), zu welchem er später Supplimente erscheinen ließ; — „Vocabulaire des langues de quelques peuples de l'Asie orientale et de la côte de l'Amérique“ (Peterob. 1813, 4.) u. viele Aufsätze in verschiedenen Annalen. Im J. 1815 befehligte er eine neue Expedition, die den Zweck hatte, die Behringstraße zu erforschen u. einen nordwestlichen Durchweg von Amerika nach Archangel aufzufinden. — K. ist der tüchtigste u. kenntnißreichste Seemann des russischen Reiches, dessen Reisen alle früheren Entdeckungsfahrten Rußlands durch ihren Umfang u. Erfolg übertrafen. Seine Erfindung, den Kompaß gegen die Einwirkung der Kanonen u. anderer Gegenstände von Eisen auf die Magnetnadel

durch Einfassung in Blech zu sichern, ist seit 1825 in der russ. Marine eingeführt.

Krusensterna (Zoophyt.), nach Lamarck, Polypengattung. Arten unter Millepora.

Krusinn, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; über 100 Einw.

Krusis (a. Geogr.), s. v. a. Cressäa.

Kruska (Maß) s. Kruschka.

Krusolwja, europ.-türk. befestigtes Schloß, Serbien. Hier 1454 Sieg Johanns von Hunnab über die Türken unter dem Friczibeg, in Folge dessen Widelin an die Ungarn übergang und Mohammed II. sich auf Adrianopel zurückzog.

Kruspis, kurhess. Pfarrdorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Niederaula; 240 Einw.

Krussebol, griech. Mönchskloster, in Syrien, an der Ostseite des Mons almus, 1486 von St. Maximus gegründet.

Krusßen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Holzwärterei; 180 Einw.

Krussefalat (Bot.), s. v. a. hellgrüner genießbarer Schnittsalat, s. Lactuca Scariola L.

Krussewen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 120 Einw.

Krussovizza, österr.-illyr. Pfarrdorf, Kr. Görz, Bez. St. Daniel, auf einem Hügel; 150 Einw.

Kruste (bot. Term.), s. v. a. Crusta. — Krustenartig, krustig, s. v. a. Crustaceus.

Krusteneidechse (Amphib.), Eidechsegatt., s. v. a. Holoedema.

Krustenflechten (Bot.), Cryopsorae, Ordnung der Flechten nach Rabenhorst. Allgemeiner Charakter: Thallus mit vorherrschender Krustenform, in die Schuppen- oder Blattform übergehend. Apothecien anfangs immer bedeckt oder eingesenkt; meist ein Fruchtkern in einer schwarzen, hornartigen Hülle, die an der Spitze sich mit einem kleinen Loch öffnet, in Fruchtwärzen zerstreut. Enthält die Familien: Berrucariæ, Graphidæ, Limboriæ.

Krustenkorall (Zoophyt.), s. v. a. Rindenskorall, Flustra Lam.

Krustenkrebse (Krust.), Abtheilung der Crustacea Malacostraca Macroura Latr. u. A., die Gattung Astacus Fabr., Krebs [s. d.], umfassend. Charakter: Körper mit dicker, kalkiger Schale; vorderes oder auch 2tes und 3tes Fußpaar mit Scheeren; Fühler in gleicher Höhe eingesenkt.

Krustenthiere (Zool.), Thierklasse, s. v. a. Crustacea.

Krustische Instrumente, s. Instrument.

Kruswica, Stadt, s. v. a. Kruschwitz.

Krusza: Duchowna, preuß. Kolonie, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowracław; 110 Einw.

Krusza: Jamkowa, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Inowracław; Vorwerk; 160 Einw.

Kruszewo, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gzarnikau; Vorwerk; 420 Einw.







nicht widerrufenden Prediger ihrer Aemter entsetzen, festnehmen oder des Landes verweisen u. 1592 die Visitationsartikel auflegen und als symbol. Schrift einführen. Der Kanzler Crell wurde nach Christians II. Regierungsantritt enthauptet.

Kryptocephalus (Cryptocephalus, path. Anat.), bei Geoffroy = St. = Hilaire eine Mißgeburt mit kaum sichtbarem Kopfe.

Kryptodidymus (Cryptodidymus, Foetus in foetu, path. Anat.), das Verhalten eines Fötus im anderen.

Kryptogamen (Bot.), s. Cryptogamä.

Kryptogamisch (bot. Term.), s. v. a. Cryptogamus, Cryptogamicus.

Kryptogenen (Zool.), nach Latreille Klasse der darmlosen Thiere; leben im Innern anderer Thiere; dahin gehören die Samenthiere u. A.

Kryptographie (v. Griech.), s. v. a. Chifferschrift.

Krypto-Jansenisten, nach dem Ausspruch der Jesuiten diejenigen, welche zwar die fünf vom Papst verdamnten Lehrlätze Jansens, aber auch die Lehre Molina's verwarfen und sich zu den übrigen Sätzen Jansens oder zur Lehre Augustins bekannten. Vgl. Jansen.

Krypto-Jesuiten, diejenigen Mönchsorden oder Mitglieder derselben, welche öffentlich dem Jesuitenorden zugehören leugnen, aber, wie Liguorianer und Redemptoristen, von aller Welt als Jesuiten erkannt werden.

Krypto-Katholiken, **Krypto-Baptisten**, geheime Anhänger des Katholicismus, die aus Feigheit oder Niederträchtigkeit die Maske des Protestantismus fortwährend vorhalten und so am wirksamsten für ihre Zwecke thätig sind.

Krypto-Vencit-Lava, s. Lava.

Kryptologie (Cryptologia), 1) Doctrina de rebus occultis, die Lehre vom Verborgenen; — 2) gleichbedeutend mit Methodus cryptologicus.

Kryptologisch (Cryptologicus), das Verborgene erforschend, erklärend u. s. w. — Methodus cryptologica, bei Ampère, P. Vidour u. A. die Forschungsweise in Natur- und Heilkunde, bei welcher man besonders das nicht unmittelbar Sichtbare oder durch die äußeren Sinne Erkennbare zu erkennen und zu erklären sucht.

Kryptonum (v. Griech.), mit verborgenen Namen, 1) s. v. a. Anonym; — 2) s. v. a. Pseudonym.

Kryptoportikus (Bauk.), s. Cryptoporticus.

Kryptos (a. Geogr.), früherer Name der Insel Cypern.

Krystall (Min.), aus dem Griechischen κρυσταλλος, d. i. ein durch Kälte erstarrter Körper, weil einst geglaubt wurde, daß der Bergkrystall-Quarz ein durch Kälte ganz besonders verdichtetes Wasser sey, heißt jedes Mineral, welches eine äußerlich und innerlich regelmäßige Gestalt besitzt. S. Krystallographie, I.

Krystallachat (Min.), s. v. a. Eisachat.

Krystallagen, s. Krystallographie.

Krystallbezeichnung (Min.), s. Krystallographie, I. A. 5.) c)

Krystalldruse (Min.), auch bloß Druse, jedes Aggregat von gleichartigen Krystallen, die neben einander auf einer gemeinschaftlichen Unterlage sitzen. Gewöhnlich sind diese Krystalle an einem Ende vollständig ausgebildet.

Krystallfeuchtigkeit (Anat.), s. Auge.

Krystallfischchen (Zoophyt.), Abtheilung der Räderthiere, Rotatoria, s. v. a. Hydratina.

Krystallflächen (Min.), s. v. a. die Flächen der Krystalle. S. Krystallographie.

Krystallfluß, künstliche Masse, aus welcher allerlei Krystalle nachgebildet werden.

Krystallform (Min.), s. Krystallographie.

Krystallformeln (Min.), s. v. a. die zur Krystallbezeichnung angewendeten Formeln. S. Krystallographie, I. A. 5.) c).

Krystallgebirg, Gebirg auf Borneo (s. d.).

Krystallgefüge (Min.), s. v. a. das Durchschneiden mehrer Spaltungsrichtungen. S. Krystallographie, I. B. 1).

Krystallgestalt (Min.), s. v. a. die Gestalt, die einem Mineralindividuum ein für allemal zukommt. S. Krystallographie, I.

Krystallgewölbe (Geogn.), s. v. a. Krystallkeller.

Krystallglas, s. Glas, S. 1149 ff.

Krystallgruppe (Min.), s. v. a. ein Aggregat von gleichartigen Krystallen, die so auf und an einander verwachsen sind, daß der eine Krystall zur Unterstüßung des andern dient.

Krystallharz (Min.), s. v. a. Honigstein.

Krystallin (Chem.), 1) Bezeichnung für die eiweißartige Substanz, aus welcher die Krystalllinse des Auges besteht. Dieselbe quillt in Wasser auf und löst sich langsam zu einer schleimigen Flüssigkeit, welche durch Alkohol präcipitirt wird. In kochendem Spiritus löst sie sich zum Theil wieder auf, scheidet sich aber beim Erkalten wieder ab. Beim Erhitzen läßt die Auflösung des K. sein milchichtes Koagulum fallen; die Gerinnung tritt hierbei später ein als beim Albumin, indem die Flüssigkeit erst bei 73° zu galisiren anfängt und bei 93° koagulirt. Essigsäure trübt die Krystallinlösung und gerinnt damit schon bei 50°; wird die Essigsäure genau mit Ammoniak gesättigt, so trübt sich die Flüssigkeit stark. Mineralsäuren und Metallsalze wirken auf K. wie auf Eiweiß. Die procentische Zusammensetzung des K. ist nach Mulder = $C_{50.15} H_{10.15} N_{1.00} O_{3.70}$ 22, 1. — 2) (Kyanol, nach Runge; Benzidam, nach Zinin; Anilin, nach Frigische). Organische Salzbase. Formel: $C_{12}H_7N$. Unverborgen fand zuerst unter den Destillationsprodukten des Indigo's diese Base und nannte sie K. Später erkannte Runge das Vorhandenseyn einer öligen Base in dem Steinkohlentheeröl, welche er Kyanol nannte. Der Name Anilin wurde von Frigische dem basischen Oele gegeben, welches er bei der Einwirkung des Kalihydrats auf Indigo und bei der trockenen Destillation der Anthranilsäure erhielt. Eine merkwürdige Bildungsweise dieses Körpers







gute Dienste sowohl für sich, als wenn man sie statt des Objektglases an einem zusammengefügten Mikroskop braucht. Sie behalten ihre Brauchbarkeit einige Stunden und lassen sich noch länger erhalten, wenn man sie in der glasigen Feuchtigkeit, aus welcher sie genommen sind, oder in einem feuchten Gefäße aufbewahrt.

KrySTALLINSENVORFALL (Prolapsus s. dislocatio lentis crystallinae, Ophthal.). Nach starken mechanischen Verletzungen, besonders nach heftigen Stößen und Schlägen gegen die Stirn, Schläfe u. s. w., werden die organischen Verbindungen des KrySTALLKörpers zuweilen gelöst und der letztere tritt entweder mit, oder ohne Kapsel durch die sehr erweiterte Pupille in die vordere Augenkammer. An und für sich ist der Vorfall der Linse von keiner großen Bedeutung; die ihn begleitenden Zufälle können jedoch sehr gefährlich werden. Kosas gibt den Rath, die vorgefallene Linse nur dann auszuführen, wenn sie zur Aufsaugung durchaus nicht geeignet ist und durch Irritation der Iris Gefahr droht.

KrySTALLMODELLE, künstliche, aus Pappe, Ebon oder einer anderen Masse den natürlichen KrySTALLen nachgebildete Körper; werden beim Unterricht in der Mineralogie angewendet. Sammlungen solcher K. sind zu Paris (von Bloef unter Daub's Leitung gefertigt), in Heidelberg (bei Mohr), in den mineralogischen Museen zu Berlin, Wien, Prag u. s. w.

KrySTALLOCATAPHSIS (Crystallocatapsis, Ophthal.), s. v. a. KrySTALLOCATAPHSIS.

KrySTALLOCATARACTA (Crystallocataracta, Cataracta crystallina, s. Linsenstar (Ophthal.)).

KrySTALLOCATAPHSIS (Crystallocatapsis, Depressio crystallinae lentis, Ophthal.), die Niederdrückung der (verdunkelten) KrySTALLlinse.

KrySTALLOGENIE (Min.), s. v. a. die Lehre von der Entstehung der KrySTALLe. S. KrySTALLOGRAPHIE.

KrySTALLOGRAPHIE (Min.), eigentl. s. v. a. Beschreibung der KrySTALLe, wird gewöhnlich im weitern Sinne als KrySTALLIK (KrySTALLOLOGIE) überhaupt verstanden, so daß die Disciplin, die an und für sich nur ein Theil der organischen Morphologie (die Morphologie der regelmäßigen Mineralformen oder der Mineralindividuen) ist, außer der Beschreibung der KrySTALLe (KrySTALLographie im engeren Sinne) auch die KrySTALLOGENIE (Lehre von der Bildung der KrySTALLe), die KrySTALLONOMIE (Lehre von den Gesetzen, nach denen KrySTALLe und ihre Kombinationen entstehen), so wie die KrySTALLOTOMIE (Lehre von den innern KrySTALLgestalten) und die KrySTALLOMETRIE (Lehre von der Messung der KrySTALLwinkel) umfaßt.

1. Als erstes in der Erscheinungsweise der Körper hervortretendes Phänomen wird in der Regel der Zustand ihrer Aggregation beobachtet, ob dieselben nämlich als starre oder als tropfbare oder als gasförmige Objekte sich wahrnehmen lassen. In allen diesen Aggregationszuständen ist nach Maßgabe der Verschlebarkeit der Theilchen chemische Affinität wirksam, nach deren Ausgleichung sich die Theilchen nach dem Gesetze der Gravitation ablagern und zwar

so, daß größere Mengen der Anziehung jedes einzelnen der kleinen Theilchen gegen den Erdkörper, d. i. gegen die Summe Aller, folgen, in kleineren, namentlich flüssigen Mengen das gegen sich vorher auch noch die gegenseitige Anziehung der gleichartigen Flüssigkeit offenbart, so daß der Wassertropfen in Kugelgestalt niederfällt, das Gas in Kugelform in einer Flüssigkeit aufsteigt. Enthält die Flüssigkeit gewisse ursprünglich feste Körper in Lösung, so können diese unter gewissen Umständen (Sättigung der Flüssigkeit, Erhöhung oder Erniedrigung der Temperatur ic.) wieder in den festen Zustand zurückkehren. Sieht man dies aber nicht in Kugelform, sondern die gegenseitige Anziehung der kleinen Theilchen ist so wunderbar geregelt, daß solche wieder erstarrte Körper von allen Seiten von glatten und ebenen Flächen begrenzt erscheinen. Diese Formen heißen KrySTALLe, das Phänomen ihrer Entstehung KrySTALLISATION oder KrySTALLIFIKATION und die Anziehungskraft der gleichartigen Theilchen zu einander, durch welche die KrySTALLISATION bewerkstelligt worden ist, KrySTALLIFIKATIONS-KRAFT. Alle während eines solchen KrySTALLisationsprocesses entstehende (anschließende) KrySTALLe sind einander in Farbe, Härte, Gewicht, Lichtbrechungsvermögen ic., namentlich aber in den Winkeln, unter denen die KrySTALLflächen zusammenstoßen, vollkommen gleich und nur die Größe kann Verschiedenheiten zeigen. Die KrySTALLe allein sind als Produkte der KrySTALLisationskraft unter allen Mineralkörpern einzelne, von allen übrigen individuell abgeordnete Körper oder Individuen, während jene auch ursprünglich starren Mineralkörper, die nach ihrer Lösung im Wasser zwar ebenfalls wieder in den starren Zustand, aber nur nach dem Gesetze der Schwere und der allgemeinen Kohäsion zurückkehren und dabei die Form des Raumes annehmen, in dem sie sich eingeschlossen befinden, niemals zur Individualität gelangen und deshalb als amorphe (unkrySTALLinische, opalartige, gallertartige, gelatinöse, porobische) Körper bezeichnet werden. Demnach wird sich nunmehr der Begriff von KrySTALL so umschreiben lassen: Ein KrySTALL ist derjenige Mineralkörper, welcher durch die KrySTALLisationskraft aus der wässerigen Lösung eines vorher starren, homogenen Minerals wieder in den starren Zustand zurückgeführt, dabei eine äußerlich (d. i. von glatten und ebenen, unter bestimmten und unveränderlichen Winkeln zusammenstoßenden Flächen umschlossene) und innerlich (d. i. nur nach bestimmten und ebenfalls unveränderlichen Richtungen spaltbare) Form angenommen hat und so zur Individualität gelangt ist.

Die Eigenschaften, welche die KrySTALLographie (im engeren Sinne) betrachtet, sind demnach bloß morphologische oder die der KrySTALLGestalt und zerfallen in äußere und innere.

A. Die äußeren hängen an der Peripherie der KrySTALLe und bestehen 1) in den Begrenzungsebenen der Formen oder den Flächen. Wie schon erwähnt, sind dieselben eben und glatt und nur ausnahmsweise erscheinen krumme und gestreifte Flächen. — a) Nach ihren Figuren sind

sie gleichseitige, gleichschenkelige oder ungleichseitige Dreiecke oder Trigone, quadratische, oblonge, rhombische, rhomboidische, trapezische und trapezoidische (symmetrische oder Destoide, wenn je 2 an einanderstoßende Seiten gleich und von den beiden andern verschieden sind, und unsymmetrische) Vierecke oder Tetragone, reguläre, irreguläre und symmetrische (mit ungleicher Basis und 2 und 2 gleichen Seiten) Fünfecke oder Pentagone, reguläre, irreguläre und symmetrische (mit gleichen Seiten, aber abwechselnd ungleichen Winkeln) Sechsecke oder Hexagone, reguläre, irreguläre und symmetrische Achtecke oder Oktogone und Zwölfecke oder Dodekagone. Manche Krystallographen nehmen, wie Breithaupt, drei krystallographische Grundfiguren an, nämlich das Quadrat oder Tetragon, das gleichwinkelige Sechseck oder Hexagon, welche beide bei gleichen Winkeln absolute Symmetrie besitzen und den Rhombus und erhalten alle übrigen Figuren durch Einzeichnung in diese Grundfiguren. In das Tetragon werden eingezeichnet das Tetragon anderer Richtung, d. h. in der horizontalen Ebene von dem ersten um 45° gedreht, was Andere ein verwendetes oder diagonales Tetragon nennen; das Ditetragon, eine gleichseitig achtförmige Figur, in der nur die alternierenden Winkel gleich sind (symmetrisches Oktogon); das Oktogon, eine gleichseitig und gleichwinkelig achtförmige Figur. In das Hexagon werden eingezeichnet das Hexagon anderer Richtung, d. h. in der horizontalen Ebene von dem ersten um 30° gedreht; das Dihexagon, eine gleichseitig zwölfseitige Figur mit abwechselnd gleichen Winkeln; das Dodekagon, die zwölfseitig-gleichwinkelige Figur; das Trigon erster Richtung, der gleichseitige Triangel; das Trigon anderer Richtung, der gleichseitige Triangel in der um 60° gedrehten (verwendeten) Richtung; das Ditrigon, eine gleichseitig sechsseitige Figur mit nur abwechselnd gleichen Winkeln. In den Rhombus werden eingezeichnet der langen (Makrodiagonale) und der kurzen (Brachydiagonale) Diagonale parallel der Rektangel und das Rhomboid, eine Kombination aus den Hälften von zweierlei Rhomben. — b) Nach ihrer Lage sind die Flächen Seitenflächen, wenn sie der Hauptaxe parallel liegen und werden bei tafelförmigen Gestalten wohl auch Randflächen genannt, oder Endflächen, Polflächen, wenn sie am Ende der Hauptaxe liegen. Neigen sie sich so, daß sie alle in der Axe zusammenstoßen, so sind sie Scheitelflächen und die Krystallform, der sie angehören, heißt eine geschlossene, geht dagegen die Axe durch sie hindurch, so sind sie Endflächen schlechthin und die so begrenzte Krystallform ist eine offene. Eine gerade, d. h. unter rechtem Winkel mit der Axe angelegte Endfläche heißt auch Basis; ist dagegen die Endfläche unter einem schiefen Winkel gegen die Hauptaxe geneigt, so wird sie zur schiefangesehten, zur geradeaufgesehenen, wenn sie von der Aufsehungsstelle auf eine Fläche oder Kante aus nach beiden Seiten gleiche Neigung hat, zur schiefaufge-

sehen, wenn die Neigung ungleich ist. — c) In ihrer Anordnung erscheinen die Flächen nicht immer einzeln, sondern sehr oft bilden die gleichnamigen durch symmetrische Lage gegen einander Flächenpaare, wie an den Pentagonen, den Stalenoedern etc., oder Flächensysteme (Flächengruppen) von drei, vier und sechs um einen Punkt herumliegenden gleichnamigen Flächen, wie häufig an den symmetrischen Formen, welche den Hauptumriß des Würfels und des Oktaeders (auch des Granatoeders) haben, z. B. am Fluoroid (der Pyramidenwürfel, der Würfel mit „gebrochenen“ Flächen), welches 6 vierzählige, am Galenoid (Pyramidenoktaeder, Oktaeder mit gebrochenen Flächen), welches 8 dreizählige, am Adamantoid, welches 8 sechszählige oder 6 achtzählige oder 12 vierzählige Flächensysteme hat. Zeigt eine Krystallform nach allen Richtungen einen Parallelismus der Flächen oder Flächenpaare oder Flächensysteme, so heißt sie vollzählig oder holoëdrisch (homoëdrisch, nach Haidinger ontoëdrisch) und die an einer solchen Form einander diagonal gegenüberliegenden Flächen, Flächenpaare und Flächensysteme, Kanten u. Ecken sind Gegenflächen, Gegenpaare, Gegensysteme, Gegenkanten und Gegenecken. Wird dagegen die Zahl der gleichnamigen Flächen einer Form auf die Hälfte reducirt, indem die abwechselnden Flächen sich bis zum Verschwinden der dazwischen liegenden vergrößern, so heißt die Form halbzählig oder hemiëdrisch, viertelzählig oder tetartoëdrisch, wenn dieselbe Reduktion an einer hemiëdrischen Form (Hemiëder) Statt findet. Die Hemiëder sind theils parallellächlige oder parahemiëdrische, (das heterogonale Zositesaraoëder als Hälfte des Tessarakontaoktaeders etc.) und geneigtflächige oder antihemiëdrische (Tetraëder als Hälfte des Oktaeders etc.). Breithaupt fügt noch tritoëdrische, hektoëdrische, cydoëdrische u. dodekatoëdrische Formen bei. Stoßen Krystallflächen in parallelen Kanten an einander, so bilden sie Flächengürtel oder Flächenzonen, die in Haupt- und in Nebenzone, sodann in vertikale, horizontale und Zwischenzone unterschieden werden. — d) Die Zahl u. die Art der an einer Krystallform vorkommenden Flächen geben einen Eintheilungsgrund für sämtliche Krystallformen. Einfach heißen dieselben, wenn sie von lauter (4—48) gleichnamigen od. möglichst wenigen (4—10) ungleichnamigen Flächen umschlossen werden. Jede andere Form ist eine zusammengesetzte oder eine Kombination (s. unten). — 2) Die Kanten sind jene Linien, in denen sich die Flächen einer Krystallgestalt schneiden, daher sie auspringen oder (wie namentlich bei Berwachsungen) einspringen können. Sie werden bestimmt a) nach ihrer Lage, als Scheitel- od. Polkanten, wenn sie sich gegen die Hauptaxe neigen und in deren Endpunkte zusammentreffen; als Längs- od. Seitenkanten, wenn sie der Hauptaxe parallel liegen; als Randkanten, wenn sie durch die zusammentreffende Neigung der Scheitel- od. Endflächen mit den Seitenflächen od. auch der Scheitelflächen entstanden sind. Diese

Kanten können gleichnamig od. ungleichnamig sein. — b) Nach ihren Dimensionen sind die Kanten gleiche od. ungleiche u. zwar bezieht sich diese Bezeichnung theils auf ihre Länge (gleich od. ungleich lang), theils auf ihre Größe. Die Größe einer Kante ist die des Kanten (Kristall-) Winkels, d. i. des Winkels, welcher entsteht, wenn von irgend einem Punkte der Kante aus in jeder der beiden in der Kante zusammenstoßenden Flächen ein Perpendikel errichtet wird. Diese Winkel sind vollkommen konstant, d. h. an jedem gleichartigen Kristall der nämlichen Mineralspecies sind die gleichnamigen Kantenwinkel immer vollkommen gleich groß. Hierauf beruht die für die Diagnose so wichtige Messung der Kristallwinkel od. die Kristallometrie. Das älteste u. einfachste, aber auch wenigstens sichere Instrument zu solchen Messungen ist das Anlege- od. Hands- od. Kontaktgoniometer von Carangeau, welches, aus einem in 180° getheilten und in 2 Quadranten zerlegbaren Halbkreise mit zwei im Mittelpunkt sich kreuzenden Linealen (Albidaden), deren eins beweglich ist, bestehend, so angewendet wird, daß nach Fixirung der feststehenden Albidade auf die eine Kristallfläche, die andere bewegliche Albidade an die andere Fläche möglichst genau angelegt u. der Winkel abgelesen wird. Die größte hierbei zu erreichenden Genauigkeit geht nicht über Viertelgrade hinaus. Dagegen lassen sich selbst Minuten u. Minutentheile mit Sicherheit messen vermittelt des von Wollaston erfundenen (Gilberte Ann. der Phys., Bd. XXXVII, 357) u. von Rudberg, Degen, Graves, Kupffer, Mitscherlich, Baumgärtner, Mohs, Gamber, Babinet u. A. modificirten Reflexionsgoniometers, dessen Anwendungsprincip auf der Reflexion des Lichts von glatten glänzenden Kristallflächen beruht. Vgl. den Art. Sonometer. Läßt sich mit dem Instrumente der gesuchte Winkel nicht nur einfach, sondern auch doppelt u. dieser abermals verdoppelt erhalten, wodurch die Genauigkeit der Messung wegen der Möglichkeit, begangene Fehler zu bemerken, erhöht wird, so heißt das Instrument Repetitionsgoniometer. Mitscherlich hat die beim Gebrauche des Instruments nöthige Verschiebung zweckmäßig durch Schrauben bewerkstelligt u. dabei, wie schon Kupffer that, ein Fernrohr mit Fadenkreuz aufgestellt. Mohs stellt den Kreis horizontal, was auch der Fall ist bei dem Goniometer von Babinet mit zwei Fernrohren mit Fadenkreuz, deren eins fest, das andere beweglich ist (Verdant, Cours élémentaire). Kantenwinkel, welche nicht messbar sind, müssen berechnet werden. Ueber die Veränderung der Winkel durch die wechselnde Temperatur s. Dyktognosie. — 3) Ecken sind die Neigungen dreier oder mehrerer in einem gemeinschaftlichen Punkte zusammenstoßender Kanten od. Flächen. a) Nach ihrer gemeinschaftlichen Winkelgröße sind sie rechtwinklig, stumpf od. spitz; — b) nach der Anzahl der sie bildenden Kanten od. der sie umgebenden Flächen 3-, 4-, 6-, 8- od. 12kantig od. soviel-flächig; — c) nach der Art der sie zusammenstoßenden Kanten

sind sie gleich- od. ungleich- (doppelt-) kantig u. symmetrisch, wenn längere u. kürzere Ecken regelmäßig mit einander abwechseln. — 4) Ihrer Lage nach heißen sie Scheitelen od. Scheitel (Polecken), wenn sie durch die zusammentreffende Neigung der Scheitellanten, Randecken (wohl auch Ecken), wenn sie durch das Zusammentreffen zweier Randkanten mit Seiten- od. Scheitellanten gebildet werden. — 4) Die Ecken sind imaginäre gerade Linien durch den Mittelpunkt eines Kristalls, die sich daselbst unter bestimmten Winkeln schneiden u. mit ihren Enden od. Polen in die Mitte von Flächen, Kanten od. Ecken (Flächen-, Kanten- od. Eckenaren) fallen. a) In der Regel werden diese Ecken nur in den drei Hauptdimensionen des Kristalls liegend gedacht u. der Kristall steht aufrecht, sobald eine dieser Ecken sich in senkrechter Stellung befindet. Die Ecken nach den Hauptdimensionen, deren gewöhnlich 3, manchmal auch 4 sind, werden Hauptaren od. kristallographische Ecken od. Eckenachsen genannt u. im letzten Falle nur noch die senkrechte Are als Hauptare von den übrigen, den Nebenaren, unterschieden. Diese kristallographischen Ecken werden nach Mohs u. Haidinger an der möglichst regelmäßigen u. gleichförmigen Lage gegen die Schnitte (imaginäre durch die Mitte des Kristallkörpers gelegte Horizontalebene) erkannt u. hiernach mit entsprechenden Namen belegt. Rhomboëdrische Ecken sind jene, welche senkrecht auf dem Mittelpunkte rhomboëdrischer Schnitte, d. h. solchen, in welche sich gleichseitige Trigone verzeichnen lassen, stehen. Die pyramidalen Ecken stehen senkrecht auf dem Mittelpunkte der pyramidalen Schnitte, d. h. solcher, die entweder Quadrate sind, od. in welche Quadrate verzeichnet werden können. Die prismatischen Ecken stehen senkrecht im Mittelpunkte prismatischer Schnitte, d. h. jener, in welche Rhomben verzeichnet werden können. Die augitischen Ecken stehen schief gegen die Schnitte, in welche sich gleichschenkelige Trigone verzeichnen lassen, liegen aber immer in einer Ebene, welche senkrecht durch dieselben u. eine der diagonalen geht. Der Winkel, welchen die Are mit einer Linie einschließt, welche senkrecht auf die Schnitte gefällt wird, ist die Abweichung der Are, welche Mohs auch die hemiprismatische nennt. In den Körpern, deren größte Symmetrie durch augitische Ecken u. Schnitte ausgedrückt wird, erscheint noch eine einzelne Linie, zu welcher die Schnitte rhomboëdrisch ausfallen, während sie selbst auf denselben in ihren Mittelpunkten senkrecht steht. Dies ist die augitische Querare, auf welcher alle übrigen augitischen Ecken senkrecht stehen. Die anorthischen Ecken sind parallel einer der vorkommenden Prismenanten. In den Schnitten, zu welchen diese Ecken schief stehen, lassen sich ungleichseitige Trigone verzeichnen. Größtenteils erkennt die kristallographischen Ecken daran, daß die Basis derselben, d. h. eine bei aufrechter Stellung des Kristalls durch dessen Mitte gelegte imaginäre Horizontalebene (Eckquator) ein Tetragon od. ein Hexagon od. ein



the 1990s, the number of people with a diagnosis of schizophrenia has increased by 50% (Meltzer 1995).

There is a growing awareness of the need to develop effective interventions for people with mental health problems. The development of such interventions is a complex task, and it is important to ensure that the interventions are based on sound evidence. One of the key challenges in the development of interventions for people with mental health problems is the lack of high-quality evidence. This is due to a number of factors, including the difficulty of conducting randomised controlled trials in this population, the lack of standardised measures of outcome, and the heterogeneity of the population.

One of the key challenges in the development of interventions for people with mental health problems is the lack of high-quality evidence. This is due to a number of factors, including the difficulty of conducting randomised controlled trials in this population, the lack of standardised measures of outcome, and the heterogeneity of the population. The lack of high-quality evidence makes it difficult to develop interventions that are based on sound evidence. This is a major challenge for the development of interventions for people with mental health problems.

One of the key challenges in the development of interventions for people with mental health problems is the lack of high-quality evidence. This is due to a number of factors, including the difficulty of conducting randomised controlled trials in this population, the lack of standardised measures of outcome, and the heterogeneity of the population. The lack of high-quality evidence makes it difficult to develop interventions that are based on sound evidence. This is a major challenge for the development of interventions for people with mental health problems.

One of the key challenges in the development of interventions for people with mental health problems is the lack of high-quality evidence. This is due to a number of factors, including the difficulty of conducting randomised controlled trials in this population, the lack of standardised measures of outcome, and the heterogeneity of the population. The lack of high-quality evidence makes it difficult to develop interventions that are based on sound evidence. This is a major challenge for the development of interventions for people with mental health problems.

One of the key challenges in the development of interventions for people with mental health problems is the lack of high-quality evidence. This is due to a number of factors, including the difficulty of conducting randomised controlled trials in this population, the lack of standardised measures of outcome, and the heterogeneity of the population. The lack of high-quality evidence makes it difficult to develop interventions that are based on sound evidence. This is a major challenge for the development of interventions for people with mental health problems.

Der Primitivformen sind fünf: das Parallelepipedum, das Octaëder, das regelmäßige Tetraëder, das regelmäßige sechsseitige Prisma, das Rhomboidales Dodekaëder. Die Bezeichnung der sekundären Flächen beruht auf der Theorie der Bildung dieser aus gleichen und ähnlichen kleinen Körpern, Molekülen, deren Hauptzweck annehmen, nämlich integrierende, die einfachsten denkbaren Gestalten von drei, vier oder fünf Flächen begrenzt (das Parallelepipedum, das Tetraëder und das gerade dreiseitige Prisma), und subtraktive, welche hervorgebracht werden durch parallelepipedische Gruppierung des Tetraëders und des dreiseitigen Prismas. Formen, welche neben den Primitivflächen noch andere, also sekundäre zeigen, werden durch Hinzufügung von Blättchen gebildet, an deren Rändern oder Ecken Reihen von subtraktiven Molekülen fehlen, welcher Vorgang Abnehmen oder Dekrescenz heißt, und die Verhältnisse der Anzahl dieser fehlenden Reihen von Molekülen werden, durch einfache Zahlen ausgedrückt, als Symbol der Flächen gegeben. Diese Zahlen sind stets rational und einfach (Breithaupt: Die Ableitungskoeffizienten bei Gestalten paralleler Richtung sind allemal rationale Zahl und meist einfach), ja die Grundbedingung dieser Verhältnisse läßt sich einfach so ausdrücken, daß die Durchschnitte sekundärer Flächen mit den Kanten der Primitivform unter sich rationale und durch einfache Zahlen ausdrückbare Verhältnisse hervorbringen. Diese Durchschnitte einzelner Flächen mit den Kanten der Primitivform drückt Hauy's Methode der Bezeichnung aus. Nach Hauy sind andere Zeichen und Formeln angewendet worden, deren Wahl auf verschiedenen Principien beruht. So bezeichnet Weiß an Krystallen mit gleichnamigen Flächen nur eine Fläche, welches Zeichen sich dann auf den ganzen Krystall bezieht, und bestimmt dieses Zeichen näher durch eine Formel, welche die Entfernung, in welche die Fläche drei Axen des Krystalls schneiden würde, angibt. Demnach ist $O = \text{Octaëder}$, $3O3 = \text{kubisches Leucitoid}$, $\frac{1}{2}O\frac{1}{2} = \text{octaëdrisches Leucitoid}$. Schneidet die Fläche eine oder die andere Fläche gar nicht, so wird dieses durch das Zeichen der Unendlichkeit $\infty O = \text{Granatoëder}$. Hemiedrische und Tetraëder werden durch das dem Symbol der holoëdrischen Form untergesetzte Divisionszeichen $\frac{O}{2}$ bezeichnet, wie $\frac{O}{2} = \text{Tetraëder}$ etc. Kombinationen werden bezeichnet durch eine nach dem Werthe der zusammengehenden Gestalten geordnete Nebeneinanderstellung der Zeichen und Formeln. Miller vereinfachte diese Symbole dadurch, daß er die Verhältnisse für eine Fläche numerisch anführt, wie $O(111) = \text{reguläres Octaëder}$, wobei die Ziffern die Gleichheit der Axenverhältnisse ausdrücken. Mohs gründete seine Bezeichnung auf die Reihen der einfachen Gestalten. Krystallreihen sind der Inbegriff der Formen, die aus einer Grundform abgeleitet werden können, und werden oft nach einer Mineralspecies, an welcher diese vorkommt, be-

nannt. So ist die Krystallreihe des Kalkspaths die Gesamtheit der Formen, welche aus einem Rhomboëder von $105^\circ 5'$ abgeleitet werden können. Mohs bezeichnete die Grundform (deswegen sechs, das Hexaëder, das Rhomboëder, die Pyramide, das Orthostyp, das Augitoid und das Anorthoid, annimmt) mit einem Buchstaben und deutete durch den hinzugefügten Exponenten der Potenz der Zahl 2 den Platz an, den irgend eine abgeleitete Form in der Reihe einnimmt. So für die Kalkspathreihe: $R \propto \dots R-3, R-2, R-1, R, R+1, R+2, R+3 \dots R+\infty$ etc. Naumann und nach ihm Haidinger und Weiss haben die mohs'sche Bezeichnung durch Abkürzung brauchbarer gemacht: $H = \text{Hexaëder}$, $O = \text{Octaëder}$, $D = \text{Granatoid}$, $nF = \text{Fluoroid}$, $nG = \text{Galenoid}$, $nL = \text{Leucitoid}$, $mAn = \text{Adamantoid}$, $\frac{O}{2} = \text{Tetraëder}$, $\frac{nG}{2} =$

$\frac{nL}{2} = \text{Apyroid}$, $\frac{nAm}{2} = \text{Borazitoid}$;

$nR = \text{Rhomboid}$, $nQ = \text{Quarzoid}$, $nSm = \text{Skalenoid}$, $nD = \text{Dirhomboid}$, $nBm = \text{Berylloid}$ etc. Breithaupt geht bei der Ableitung ähnlicher Gestalten oder der Bildung von Krystallreihen zwar in der Regel von einer einfachen geschlossenen Form, manchmal aber auch von einer Kombination von Theilgestalten von bestimmten Abmessungen aus und verfolgt unter besonderer Berücksichtigung der Stellung (vertical auf einer krystallographischen Axe, die bei Monaxien immer die Hauptaxe ist, bei den Polaxien eine Axe erster — protostatisch — oder zweiter — deutostatisch — Art seyn kann) die Reihe nach jeder Zu- oder Abnahme der Axendimensionen. Hierbei erscheinen neben der Primärform auch noch Grenzgestalten, deren jede Reihe zwei hat, und die zwischen ihnen liegenden Formen sind Zwischengestalten. Ist die Grenzgestalt einer Krystallreihe selbst wieder Glied einer andern Reihe, so heißt sie eine nähere, ist sie dagegen in jeder Reihe, an die sie sich anschließt, nie ein mittleres Glied, sondern immer ein letztes Glied oder Extrem, so heißt sie die entferntere oder die letzte Grenzgestalt. Die Bezeichnung der Formen geschieht, wenn sie holoëdrisch sind, durch die Anfangsbuchstaben, wo nicht, durch Koeffizienten. — 1) An die Lehre von der Ableitung knüpft Breithaupt noch die Ableitung monaxer Primärformen aus den gleichartigen tesseralen Gestalten, oder die Progressionstheorie. Schon an und für sich sind die Ähnlichkeiten tetragener Pyramidoëder (Octaëder) mit dem (tesseralen) Octaëder, der Rhomboëder mit dem Hexaëder auffallend und dann ergibt sich bei näherem Vergleiche aller Primärformen eines Krystallsystems, daß solche nur in Gruppen von engen Grenzen zusammenfallen und daß eine jede solche Gruppe (als Ganzes genommen) einem einfachen Ableitungswerte aus einer tesseralen Form mehr oder minder näher kommt. Endlich sind auch monaxe Mineralsubstanzen mit tesseralen so verwachsen, wie es die Theorie erheischt, z. B. materotyper Scheelspath mit ok-

taëdrischem Flußspath, tauchpliner Aterglimmer mit oktaëdrischem Magneteisenerz ic. Progressions-theorie heißt diese Lehre, weil jede Dimension jeder monoaren Primärform als ein Glied einer großen progressionalen Reihe erscheint. Das rhombische Dodekaëder ist die Gestalt, welche, auf eine tetragonale Axe gestellt, als Oktaedekatoëder oder Achtwölftel-flächner ein tetragonales Pyramidoëder gibt, woraus als nächst spigere Gestalt in der um 45° gedrehten Richtung ein Oktaëder wird. Auf eine hexagonale Axe gestellt, gibt es als Hexadodekatoëder oder Sechswölftel-flächner ein flaches Rhomboëder von 120° , aus welchem sich in der um 60° gedrehten Richtung das Hexaëder ableitet. Diese vier Gestalten dienen (mit noch einigen andern) als schematische Gestalten. Daß nach Entwicklung der nöthigen schematischen Gestalten dem Oktaëder der erste Werth und die erste Richtung für den Vergleich mit tetragonalen Pyramidoëdern, ebenso dem Hexaëder und dem Dihexaëder für den Vergleich mit Rhomboëdern und hexagonalen Pyramidoëdern eingeräumt wird, hat seinen Grund nicht bloß in der Unterscheidung der monoaren Formen in brachiare und makroare, sondern auch darin, daß Oktaëder tetragonal, Hexaëder und Dihexaëder hexagonal aufgerichtet, gleiche Neigungen ihrer Flächen gegen die vertikale Axe zeigen. Es können also auch abgeleitete tetragonale und hexagonale Pyramidoëder vorkommen, deren Hauptaren gleichen progressionalen Theilwerth haben und deren Flächen demnach auch gleichgeneigt gegen die Hauptare sind. Häubinger hat diese Theorie in der Ableitung benutzt, indem er im Tesseralsystem die Ableitungen je nach der rhomboëdrischen (hexagonalen) oder pyramidalen (tetragonalen) Stellung der Körper bewerkstelligt. — 6) Die Krystalle, welche Individuen einer und derselben Mineralspecies sind, erscheinen bald einzeln (isolirt) und sind in diesem Falle frei oder lose oder liegen in einem andern Mineral eingewachsen (porphyrtartig), bald untereinander oder selbst mit andern Mineralien verwachsen. Ist die Verwachsung eine nach Lage und Richtung mathematisch bestimmte, so heißt sie eine a) regelmäßige oder Zwillingbildung und die Krystalle heißen Zwillingkrystalle (Zwillinge, Zwitter). Obgleich auch drei bis zweiunddreißig regelmäßig verwachsene Krystalle (Drillinge, Vierlinge, Fünflinge ic.) vorkommen, so hat die Benennung Zwillingbildung doch ihre Berechtigung, indem immer nur zwischen zwei Individuen ein Gesetz der Verbindung obwaltet, welches sich bei weiteren mit dem ersten Zwilling verwachsenen Individuen immer in umgekehrter Weise wiederholt, so daß z. B. das 3. Individuum zum 2. sich verhält, wie dieses zum ersten ic. Das allgemeinste Kriterium für die regelmäßige Verwachsung ist die symmetrische Lage der verwachsenen Individuen zu einander, wonach das eine als rechts, das andere als links liegend erscheint, d. h. daß beide gewisse Theile und wenigstens eine Fläche mit einander gemein und die übrigen umgekehrt (ver-

dreht, und zwar um 60° , 72° , 90° oder 180°) liegend haben. Die Fläche, von welcher aus die Individuen symmetrisch liegen, ist die Zwillingfläche oder Trennungsfläche, die aber nicht immer, sondern nur bei den durch Aneinanderwachsung gebildeten Zwillingen mit der Verwachsungsfläche zusammenfällt. Die Zwillingbildung geschieht nämlich theils durch Anwachsung (Hemimorphismus), wobei zwei Krystalle nur in je einer gleichnamigen Fläche mit einander verwachsen sind, was wegen der symmetrischen Stellung oft den Anschein gibt, als ob zwei Krystallhälften in umgekehrter Lage an einander gewachsen wären (Hemitropie); theils durch Ineinander- und Durcheinanderwachsung (Amphimorphismus, Macles), wobei Theile des einen Individuums in das andere eindringen oder gar über die Theile des andern hinaustragen. Im letzten Falle wird die Zwillingfläche gefunden, wenn eine Ebene rechtwinklig durch die Drehungsaxe gelegt gedacht wird. Nicht immer lassen sich Zwillingbildungen an der symmetrischen Lage der Individuen oder an einspringenden Winkeln oder an der Streifung der Flächen erkennen, da manche Zwillinge einen einfachen Krystall zu bilden scheinen (Hornblende, Aragonit, skalenoëdrischer Kalkspath ic.), und in diesem Falle kann nur die Struktur den letzten Ausschlag geben. Neben dem Hauptgesetze für die Verwachsung erscheinen in den einzelnen Krystallsystemen noch besondere Gesetze: Im tesseralen Systeme 1) dieses, daß zwei Krystalle in der Ebene einer Oktaëderfläche verwachsen, wobei die übrigen Oktaëderflächen umgekehrt liegen. Dieser Zwilling ist oft in der rhomboëdrischen Axe des Oktaëders verkürzt und hat das Ansehen, als ob 2 tafelfartige Oktaëderhälften verdreht verwachsen wären (Spinelzwilling); 2) ferner, daß Hemiaëder eine Würfel-fläche mit einander gemein haben und das eine Individuum um $\frac{1}{4}$ der Peripherie verdreht erscheint. Im tetragonalen Systeme, 3) daß zwei Krystalle (Pyramiden oder Prismen) so verwachsen sind, daß sie eine Fläche des ersten stumpfen tetragonalen Oktaëders gemein, die übrigen umgekehrt liegend haben. An diesen Zwillingen bilden die nebeneinanderliegenden Oktaëderflächen an der einen Seite aus, an der andern visirartig einspringende Winkel (Zinnstein). Im rhombischen (orthorhombischen) Systeme, 4) daß zwei Individuen eine Seitenfläche der vertikalen rhombischen Säule gemein haben, während die übrigen Flächen umgekehrt liegen (Kohlenbleispath, Aragonit), oder 5) daß zwei prismatische Individuen sich rechtwinklig (manchmal auch unter 60°) durchkreuzen, so daß die kürzeren Nebenkanten zusammenfallen und die längere Nebenaxe eines jeden Individuums in die Richtung der Hauptaxe des andern fällt (Staurolith), wobei als Zwillingfläche die Fläche eines horizontalen rhombischen Prismas zu nehmen ist, dessen Hauptaxe in die kürzere Diagonale des vertikalen rhombischen Prismas fällt, dessen Seitenflächen also eine auf die schärferen Seitenkanten des letzteren aufges-

setzte Endzuspitzung (Doma) bilden; oder ζ) (Klinorhombisch) daß zwei Klinorhombische Säulen mit der Abstumpfungsfäche der schärferen (Klinodiagonalen) Seitenkante verwachsen, während die übrigen Flächen umgekehrt liegen (Augitzwilling), wobei die augitische Endzuspitzung an einem Pole ein-, am andern auspringender Winkel gibt; η) oder daß zwei Klinorhombische Säulen mit in der Regel auf der stumpfen Seitenkante aufgesetzter ungleichwerthiger Endzuspitzung mit der Abstumpfungsfäche der schärferen (orthodiagonalen) Seitenkante verwachsen sind, bei umgekehrter Lage der übrigen Flächen (Feldspathzwilling); oder θ) daß zwei Krystalle mit der schiefangesezten Endfläche, oder ι) mit einer Fläche einer augitartigen Endzuspitzung verwachsen sind (Feldspath); oder κ) (Klinorhomboidisch) daß zwei Säulen die Abstumpfungsfäche einer scharfen Seitenkante (Albit), oder λ) die primitive schiefe Endfläche (Oligoklas) gemein haben. Im hexagonalen System, daß μ) zwei Individuen die Hauptaxe gemein haben, während die Flächen umgekehrt liegen, wobei manchmal auch eine peripherische Drehung von $\frac{1}{6}$ Statt findet (Kalkspath zc.), oder ν) daß zwei Individuen eine Rhomboëderfläche gemein haben, während die übrigen Flächen umgekehrt und die beiden Hauptaxen recht- oder schiefwinkelig gegeneinander geneigt sind. — Zwillingbildungen sind bei manchen Mineralien so häufig, daß z. B. Zinnerz und Labrador nur äußerst selten als einzelne Krystalle erscheinen; dagegen kennt man von andern, z. B. dem Zirkon, noch keinen Zwilling. — Noch gibt es (s. oben Progressionstheorie) Verwachsungen verschiedener Specien, bei denen zwar keine parallele, aber eine gesetzlich bestimmte Stellung der Individuen Statt findet. Haubinger begreift dieses Verhältniß mit unter der Zusammenhäufung von Krystallen, wozu er auch die Zusammensetzung großer Krystalle aus lauter kleinen derselben Species rechnet, wie z. B. den Fluß von Schlaggenwald, dessen Otaëder aus lauter kleinen Hexaëdern bestehen zc. — Der Form nach dürften hierher auch die Krystallischen gehören, deren Wesen darin besteht, daß in einer Form verschieden gefärbte Schichten aufeinander folgen, deren äußere sich oft schalenförmig ablösen lassen, so daß ein kleinerer Krystall als Kern innewohnt (Epidot von Arendal, Idokras von Christiansand, Wolfram von Zinnwald, Rappenquarz von Schlaggenwald zc.). So finden sich in den Anwachsflächen des Kalkspaths Streifen von Markasit zc., die sich auf der Oberfläche von Sklenoëdern abgesetzt haben; Flußkrystalle, äußerlich als Hexaëder erscheinend, haben einen granatoëdrischen, anders gefärbten Kern. — b) Unregelmäßige Verwachsungen der Krystalle heißen Drusen, wenn die nur an einem Ende ausgebildeten Individuen neben einander auf gemeinschaftliche Basis angewachsen sind, Gruppe, wenn sie aufeinander gewachsen sind, so daß ein Krystall den andern trägt. Hierbei finden sich Gruppierungen, die nach der Aehnlichkeit mit andern Körpern pyramidenförmig, Knospen-, büschel-, fächer-, garben-, stangen-,

kamm-, mandel-, rosen-, kugeln-, kegeln-, reihen-, schuppen-, treppen-, schnecken-, straufförmig, tropfsteinartig zc. genannt werden. Vgl. Drykto-gnosie.

B. Die innern morphologischen Eigenschaften der Krystalle oder Mineralindividuen erscheinen im Bruch, d. i. der Gestalt der innern Flächen eines Minerals, welche beim Spalten oder Zerschlagen desselben, sofern es durch das Frische (die ursprünglich kohärente Masse) des Stückes springt, zum Vorschein kommen. Erscheinen hierbei Richtungen, in denen die Trennung leichter und vollkommener bewirkt wird, als in anderen, so ist der Bruch ein gespaltenener und deutet auf regelmäßiges Gefüge oder regelmäßige Struktur des Minerals. Ist die Trennung durch das ganze Mineral hindurch gleich leicht oder gleich schwer, so ist der Bruch ein dichter und die Struktur des Minerals unregelmäßig oder gar nicht vorhanden. — 1) Spaltbarkeit (Theilbarkeit, Krystallinischer Bruch) ist die Eigenschaft der Mineralien, in ebenen Richtungen zu spalten; die Richtung, in der die Spaltungsflächen (Strukturflächen, Durchgangsebenen) hervortreten, ist die Spaltungsrichtung (Blätterdurchgang). Spaltbar sind bloß durch Krystallisirung gebildete Mineralien und die Spaltbarkeit geht durch verschiedene Grade der Vollkommenheit bis zur Dünne von $\frac{1}{1000000}$ Zoll (Glimmer) und gewiß über unser Wahrnehmungsvermögen noch weit hinaus. Jede Trennung nach den Spaltungsrichtungen gibt Spaltungsgealten oder Spaltungsstücke oder krystallinische Bruchstücke, welche auf ihren Flächen oft hohe oder höchste Grade des Glanzes zeigen. Perlmutterglanz oder überhaupt geringer Glanz sind gewöhnlich Merkmale von Zusammensetzungsflächen. Nach der Verschiedenheit der Ausdehnung der Spaltungsflächen wird blätterige, strahlige und faserige Spaltbarkeit unterschieden und diese wieder nach Vollkommenheit (spiegelflächig oder vollkommen, deutlich, unvollkommen, versteckt), nach der Richtung, nach der Lage und bei den beiden letzten Arten noch nach der Breite der Strahlen und nach der Stärke der Fasern bestimmt. Bei den Spaltungsrichtungen richtet sich der Werth nach der stufenweisen Deutlichkeit und es werden die deutlichsten Richtungen zuerst, die undeutlichsten zuletzt bestimmt. Was die Zahl derselben an einem Mineral betrifft, so müssen zwar alle auffindbaren angegeben, aber es dürfen nur die gleichwerthigen unmittelbar zusammengezählt werden. Das Durchschneiden mehrerer Richtungen heißt das Krystallgefüge. Die Winkel, unter denen sich Spaltungsrichtungen schneiden, fordern sorgfältige Bestimmung. Jede Spaltungsrichtung läßt sich auf eine äußere Krystallisation beziehen und sie erscheinen in derselben Gesetzmäßigkeit und in denselben Abmessungen, in denen die äußere Gestalt erkannt wird: ein tesseraler Körper zeigt nur tesserale Spaltungsrichtungen zc. Lassen die Spaltungsrichtungen endlich einfache Raumgestalten resultiren, so sind diese die Primivgestalten (Formes primitives Haüy),

auch Kernformen genannt. — a) Blätterige Spaltbarkeit (Struktur, Gefüge) erscheint da, wo die Spaltungsflächen ziemlich gleiche Ausdehnung nach Länge und Breite haben, und man unterscheidet dieselbe zuerst nach den Krystallsystemen, deren Grundformen zum Vorschein kommen, als tesserales, tetragonales, und sodann nach den Formen selbst, die sich bei Verfolgung der verschied. Richtungen zuletzt ergeben, als einfach, monotom oder nach einer Richtung möglich [die Monotomie wird zur Anisotropie, wenn sie der Basis parallel (basal) ist, zur Diatomie, wenn sie bloß einer Diagonale parallel ist; prismatoidisch heißt sie, wenn die Monotomie bloß der Axe parallel ist]; als zweifach blätterig (Hornblende), als dreifach oder nach drei Richtungen: hexaëdrisch (kubisch) oder rhomboëdrisch (paratom) oder hexagonprismatisch (peritom); als vierfach oder nach vier Richtungen: oktaëdrisch, pyramidal, rhombisch; als sechsfach oder nach sechs Richtungen: dihexaëdrisch, granatoëdrisch. Gewöhnlich ist die blätterige Struktur geradblätterig, selten krummblätterig. Durch Gruppirung vieler kleiner Strukturblättchen, die von kleinen Krystallen herrühren, entstehen schuppig blätterige Massen, die in sphärisch, wellenförmig, krummblätterigen und blumig-blätterigen Formen erscheinen. — b) Strahlig heißt die Spaltbarkeit, wenn die Spaltungsflächen vorherrschend Ausdehnung in die Länge haben. Man unterscheidet gerad- und krumm-, breit- und schmalstrahlig, bei Aggregaten parallelaufend-, sternförmig-, büschelförmig-auseinander und untereinanderlaufend-strahlig. — c) Fasrig ist die Struktur, wenn bei vorherrschender Längenausdehnung die Breite verschwindend klein wird. Sie findet sich nur bei Aggregaten und die sogenannten Fasern sind bloß haarförmige Krystalle, die oft auch an der Oberfläche hervortreten. Ist dies nicht der Fall, sondern die Oberfläche glatt und krumm (traubig etc.), so entsteht die Glasopferstruktur. — 2) Dichter Bruch (eigentlicher Bruch) erfolgt bei den Krystallen nur dann, wenn eine gewaltsame Theilung derselben nicht nach den Spaltungsrichtungen vorgenommen wird. Derselbe hat dieselben Eigenschaften, wie der Bruch aller übrigen Mineralien. Vgl. Dryktognosie. — 3) Die krystallinische Absonderung ist in dem Art. Dryktognosie, A. 1. 2) d) dargestellt.

II. Die Entstehung der Krystalle (Krystallogenie) ist nur nach den äußeren dabei sich manifestirenden Phänomenen einigermaßen bekannt, während das eigentliche Wesen des Vorgangs in Dunkel gehüllt bleibt und alle Erklärungsversuche nur auf Hypothesen beruhen. Diese Hypothesen sind a) die atomistische (Korpuskularphilosophische), welche am detaillirtesten von Haüy entwickelt worden ist und welche schon oben, I. A. 5) c) hinreichende Erwähnung gefunden hat. — b) Die dynamische. Sie nimmt eine Krystallisationskraft, die als eine polarisch wirkende Kraft gedacht wird, an und stützt sich dabei auf die Wahrnehmung, daß

bei künstlichen Krystallbildungen, wenn Mangel an krystallisirbarer Materie eintritt, die erste Tendenz zur Krystallbildung sich an den Enden gewisser polarischer Richtungen zeigt, d. h. an den Ecken beginnt, sodann zu den Kanten, deren Richtung durch die Eckpunkte bedingt ist, fortschreitet und erst zuletzt die Flächenbildung als eine sekundäre erfolgt. Diese Beobachtung läßt sich jedoch nur machen, wenn während des Krystallisationsprozesses Störungen eintreten, daher unter solchen Verhältnissen nicht vollkommen ausgebildete Formen als gestörte Bildungen bezeichnet werden. Sehr dagegen die Krystallisirung ungestört und ruhig von Statten, so erfolgt sie plötzlich, wie durch einen elektrischen Schlag bewirkt (Anschießen), und der Krystall erstarrt augenblicklich in der ihm eigenthümlichen Form. Hierbei findet manchmal eine merkwürdige Lichtentwicklung statt, wie beim schwefelsauren Kali, bei der arsenigen Säure, in geringerem Grade beim schwefelsauren Kobaltoxyd, dem flusssäuren Natrium und bei der Eisbildung. Befindet sich ein bereits ausgebildeter Krystall in einer Flüssigkeit, welche noch mehr der Krystallisation fähige Materie derselben Art aufgelöst enthält, so kann derselbe sich fortbilden (größer werden) durch successive Vereinigung mit Theilchen dieser Materie, was aber nicht durch Ablagerung der Substanz nach dem Gesetze der Schwere geschieht, sondern wiederum wie bei der ersten Bildung des Krystalls durch polarische Anziehung, die dem Krystalle selbst inwohnen muß, so daß er sich nicht passiv, sondern aktiv zu verhalten scheint — er lebt gleichsam so lange, als er wächst. Dafür zeugt die gleichmäßige Vergrößerung des Krystalls, der zuerst wieder an den Ecken und an den Kanten sich vergrößert etc. Mangelt es nun noch an krystallisirbarer Materie, so bleibt die Flächenbildung zurück und statt der Flächen entstehen trichterförmige und treppenförmige Vertiefungen. Aus diesem successiven Wachsthum erklärt sich das Vorkommen der Krystallschalen, die Einschließung kleinerer Krystalle durch größere gleichartige, selbst tropfbarer oder elastischer Flüssigkeiten. Ist mehr als eine krystallisirbare Materie in einer Auflösung vorhanden, so krystallisirt in der Regel jede dieser Materien für sich, daher oft heterogene Krystalle in vollkommen ausgebildeten anderen Krystallen. — c) Aus allem Bisherigen geht hervor, daß die Krystallbildung theils bedingt, theils begünstigt wird a) durch Verminderung oder Aufhebung der Kohäsion vermittelst Temperaturerhöhung oder der Affinität, indem jede Materie, die krystallisiren soll, zuvor in den tropfbar- oder elastisch-flüssigen Zustand gebracht werden muß; ß) durch Wasser bei allen auf nassem Wege gebildeten Krystallen, in welchen sich dasselbe als sogenanntes Krystallisationswasser findet. Der Verlust dieses Wassers entzieht manchen Krystallen, namentlich Salzen, ihre Kohäsion und damit ihre Form, indem sie zerfallen; 7) durch Ruhe: je größer die Ruhe der Flüssigkeit, desto vollkommener geschieht die Ausbildung der Krystalle; d) Entziehung des Lichts; e) Vermehrung der

Verührungspunkte zum Ansetzen (gezogene Fäden, Sträbe etc.); 3) wenn es möglich ist, Suspension der krytallisirbaren Materie in irgend einem Medium sind begünstigende Umstände, 7) der Grad der Sättigung der Flüssigkeit mit der krytallisirbaren Materie und 8) heterogene Solutionen in der Lösung haben Einfluß auf die Form der Krytalle. — d) Störungen der Krytallisirung erzeugen neben den schon erwähnten (b) unvollkommenen Krytallen noch andere Verunstaltungen oder Monstrositäten: a) drüsigte Flächen, die mit zahlreichen kleinen Gestalten derselben Art bedeckt sind (Kluftpathoktaeder aus kleinen Hexaedern aufgebaut); p) raube Flächen mit zahlreichen höchst zarten edigen Unebenheiten — vielleicht nur Modifikation des vorigen Zustandes; 7) gekerbte oder gestreifte Flächen mit parallelen Furchen, von denen ab gewöhnlich rechtwinklig kleinere Flächen laufen. Die Schichten der Krytallblättchen bildeten sich hier in Absätzen treppen- oder sägeförmig. So deutet die in abwechselnder Richtung Statt findende Streifung des gemeinen Markasits stets die Flächen des domatischen Dodekaeders an. Die horizontalen Kerkungen des Quarzes entstehen durch die schichtenweise Aufsetzung der nie ganz fehlenden diplostrischen Gestalten etc. Selbst doppelte Streifung kommt vor, wie die federartige des Bismuths. d) Gekrümmte Flächen und gerundete Kanten, meist auswärts oder konvex, nur selten einwärts oder konkav. Wahrscheinlich Folge wiederholter Verkürzungen der Krytallblättchen oder des Zusammenstoßens mehrerer Flächen unter sehr stumpfen Winkeln. Es finden sich selbst gekrümmte Krytalle, deren Axen krummlinig laufen, wie beim Gyps, aber auch beim Nulit und Quarz, was wohl darauf schließen laßt, daß diese Substanzen bei ihrer Entstehung noch in plastischem Zustande sich befunden haben. — e) Mit der Krytallo-genie als im engsten Zusammenhange stehend wurde seither die Bildung der Pseudomorphosen (oder unächten Krytalle oder Afterkrytalle, oder Epigenten, oder metamorphosirten Krytalle, oder parasitischen Bildungen), über welche das Ausführlichere im Artikel Drykrognose, A. I. 2) c), betrachtet. Nachdem die Krytallrinden oder Umbüllungs pseudomorphosen unter die Drüsen verwiesen worden und die Ausfüllungspseudomorphosen bis jetzt nur eine Hypothese geblieben sind, kann nur noch die Rede seyn von den Umwandlungs- oder ächten Pseudomorphosen, über welche die neuesten Arbeiten Bischofs (Lehrbuch der chem. und physikal. Chemie, Bonn 1850) ein überraschendes Licht geben. Dieser ausgezeichnete Forscher hält dafür, daß die Umgestaltungs pseudomorphosen die er auch Verkürzungs pseudomorphosen nennt, durch die langsame, aber ununterbrochene und langdauernde Einwirkung der die Gesteine durchdringenden Gewässer so gebildet werden, daß das Wasser gewisse Bestandtheile der ursprünglichen Krytalle mit hinwegnimmt und dafür andere Substanzen herbeiführt, welche, falls sie vermöge ihrer Verwandtschaft zu der noch vor-

handenen Substanz sich mit derselben verbinden, den leer gewordenen Raum erfüllen. Je nach dem Maße, in welchem die Wegführung und die Ersetzung geschehen sind, ist die substantielle Verschiedenheit der Pseudomorphose von dem ursprünglichen Körper größer oder geringer und es ergibt sich endlich, daß nicht bloß die Pseudomorphosen mit den ursprünglichen Körpern wohl geordnete Umwandlungsreihen bilden, sondern daß auch sehr viele bisher für gut gehaltene isomorphe Species nichts Anderes sind, als in jene Reihen gehörige Pseudomorphosen, wodurch allerdings die Zahl der bisher aufgestellten Mineralspecies um ein Unsehnliches vermindert wird. So geht vom Andalusit und dem nach Bunsen mit ihm identischen Chiasolith eine Reihe von Umwandlungen aus, deren Glieder folgende sind: Eranit, Glimmer, Speckstein, Talk; vom Cordierit oder Dichroit: Kahlunit, Glimmer, Anasolith, Esmaralit, Prasolith, Bonderffit, Chlorophyllit, Weissit, Pyraragilit, Gigantolith, Pinit (auf diese Abhängigkeit des Pinit vom Cordierit hatte schon Gaidinger hingewiesen); vom Wernerit: Glimmer, Epidot und Albit, Speckstein; vom Turmalin: Glimmer, Chlorit, Speckstein; vom Granat: Chlorit, Epidot, Serpentin, Speckstein, Talk; vom Vesuvian: Glimmer, Speckstein; vom Augit: Hornblende (Uralit), Kobsit, Serpentin, Speckstein, Glimmer, Pyral, Braunit, Pyrolusit, Glimmer, Grünerde, Granat, Magnetkies etc. etc. Diese Untersuchungen und deren Ergebnisse müssen nicht bloß auf die künftige Behandlung der Drykrognose vom größten Einfluß werden, sondern sie werden, falls sie bestätigt und weiter geführt werden, auch der Gero-gnose eine ganz neue Richtung und Gestalt geben.

III. Die Literatur der K. ist größtentheils schon in der Literatur der Drykrognose (s. d.) enthalten, und es bleiben nur noch besonders zu erwähnen: Naumann, Lehrbuch der reinen und angewandten K., Leipz. 1830; — ders., Grundriß der K., das. 1826; — Brooke, A familiar introduction to crystallography, Lond. 1823; — Haüy, Traité de crystallographie, Paris 1822; — Luenstedt, Methode der K., Tübingen 1840; — G. Rose, Elemente der K., Berlin 1838; — Brochant und Billot, La Crystallisation considérée géométriquement et physiquement, Straßb. 1819; — v. Haumer, Versuch eines ABC-Buchs der Krytallkunde, Berlin 1820; — Hausmann, Untersuchungen über die Formen der leblosen Natur, Göttingen 1821; — Neumann, Beitr. zur Krytallonomie, Posen 1823; — Kupffer, Ueber genaue Messung der Winkel an Krytallen, Berlin 1823; — Naumann, Anleitung zur Kenntniß der Krytallgestalten, Leipz. 1823; — Warr, Geschichte der Krytallkunde, Karlsruhe 1825; — Bernhardt, Beitr. zur näheren Kenntniß der regelmäßigen Krytallformen, Erfurt 1826; — Germer, Grundriß der Krytallkunde, Halle 1830; — Geissel, Krytallometrie etc. nebst Abhandl. über Krytallo-genie von Gmelin, Leipz. 1831; — Kupffer, Handbuch der rechnenden Krytallonomie, Petersh. 1831; — Vers. einer genet. Entwicklung der mecha-



Krzjetin (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Brünn; umfaßt $\frac{1}{2}$ Meile Areal u. 2360 E.; — 2) Schloß das.; 360 Einw.

Krzischlowitz (Krzischlowitz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rybnik; 3 Vorwerke, Schloß, Wasserr-, Sägemühle, Kalkofen; 260 Einw.

Krziszöwen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Eylb.; 110 E.

Krzizanowiz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; Schloß, 2 Vorwerke; 1030 Einw.

Krzischnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Löben; 220 Einw.

Krzykocz, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Polen, Kr. Schrodaz; 250 Einw.

Krzylow, russ.-poln. Stadt, Gouv. Lublin, südlich von Zamost; 1200 Einw.

Krzykowo, preuß. Dorf, Prov., R.-B. und Kr. Posen; 140 Einw.

Krzywanowa, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Wreschen; 190 Einw.

Krzywanoggen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 110 Einw.

Krzywee, österreich.-galiz. Flecken, Kr. Przemyśl, links an der San.

Krzywen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Eylb.; 150 Einw.; — 2) das., Kr. Diepke; 400 Einw.

Krzywiec, österr.-galiz. Dorf, Kr. Stanislawow, nördlich von Solotwina; Mühlensteinbrüche.

Krzywiesken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 720 Einw.

Krzywiesken (mit Karlsfelde), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 270 Einw.

Krzywoce, österreich.-galiz. Flecken, Kr. Czortkow, nördlich von Tschernowiz.

Krzywosondowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Pleschen; 250 Einw.

Krzyz, russ.-poln. Ort, Gouv. u. Bez. San-domit, nordwestlich von Dpatow; Benediktinerabtei (Scolenty-K., Mons sanctae crucis), 1920' hoch auf dem Karpathenberg Kysa; Wallfahrtsort.

Krzyzanki, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Kröben; Mühle; 190 Einw.

Krzyzanowo, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Schrimm; 310 Einw.

Krzyzanzowiz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rostenberg; Schloß, Werk, Schäferei, Potaschfiederei, Feuersch.; 320 Einw.

Krzyzowniki, preuß. Dorf, Prov., R.-B. u. Kr. Posen; Wassermühle; 200 Einw.

Ksawerow, europ.-russ. Flecken, Gouv. Polhontien, südlich von Dzwinsk.

Kschell (Unter-K., Kschely Dolny), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrschaft Schwarz-Kostelec; 320 Einw.

Kschellowitz (Kschelowitz), österr.-böhm.

Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Triebel; Meierhof; 280 Einw.

Kschénig (Krenice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Merklitz; Meierhof, Schäferei; 210 Einw.

Kschetrelas, Kriegerkaste, s. Religions-system der Indier, S. 885 und 887.

Kschenk (Kschenk, Kschence), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Triebel; 360 Einw.

Kschihä, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Lepeh; 220 Einw.

Kschenschowies, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Groß-Strehlitz; 700 Einw.

Kschondslas, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Losz; Vorwerk; 400 Einw.

Kschonsken (Groß-K.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg; 620 Einw.

Kschjamma, asiat. Stadt, Japan, Insel Nipon, südwestlich von Jeddo; 2000 Einw.

Kschifa, asiat. Flecken, Syrien, nordöstlich von Damas, am Saum der Wüste.

Kschets (Cteis, Anat.), 1) Pecten, der Kamm und jede ihm ähnliche Form: der Rücken, die vordere Reihe der Zähne, die Schneidezähne; — 2) die (behaarte) Scham, Pecten.

Kstenospermum (Bot.), nach Ledermann, Gattung der Boragineä. Art: K. linifolium Lchm.

Kstima, türk. Stadt, Insel Libris, unweit Bassa.

Kstistolaträ (griech.), das Erschaffene als Gott betrachten und dasselbe göttlich verehren. Vgl. Monophysiten.

Kstowa, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Eskal; 2 Mühlen; 360 Einw.

K'siot (hebr., Bot.), s. v. a. Cinnamomum zeylanicum Krezn.

Ku, chines. Stadt, Suanan, am Fluß Fong, südlich von Tschangschafu.

Kua (Bot.), 1. in Ostindien, s. v. a. Zitwer-Kurkum, Curcuma Zedoaria Rosc.; — 11. nach Medicus, Untergattung von Curcuma L.

Kuanderja, Fluß in Buchara.

Kuang-tzung, 1190—95 chinesischer Kaiser.

Kuangtung (Kuangtung, Geogr.), 1) asiat. Seeprovinz, China, an der südöstlichen Küste von Fujian, Kiangsi, Hunan im Nordosten und Norden, von Kwansi und Tunkin im Westen und Nordwesten begrenzt, sonst vom Meere bespült, eine Halbinsel nach Süden zur Halbinsel Sainan vorstreckend, mit 79,456 engl. Meilen Flächenraum u. mit 19,174,000 Einw., im Norden und Süden gebirgig mit schauerlichen Felsbergen, an der Küste felsig und zerrissen, aber sehr ergiebig an allen chinesischen Produkten, mit heißem Klima, das jedoch durch die Seewinde gemildert wird, durch Flüsse bewässert (Hauptfluß ist der Si-kiang, der in den Busen von Kanton fällt), gewerbsam, mit bedeutendem Handel, dicht bevölkert. Die Provinz hat 10 Hu, 7 Tschu, 3 Tschili und 50 Pian. Zu den ersteren gehört: Kuangtschen-fu oder Kanton (s. d.). Vor der Mündung des Flußes Peking liegt eine große, von Kanälen

durchschnittene Halbinsel oder vielmehr viele Inseln, auf deren einer Macao (s. d.) liegt. Ferner: Schaotſcheu-fu, große Stadt im Gebirge und am Peking, in der Nähe ein berühmtes reiches Bonzenkloster, zu welchem viele Pilger wallfahrten; Tschaoſing-fu, stark befestigte und gut gebaute Stadt, am Sikiang, Sig des Tsongtu von Kiangſi u. K.; Kanchung, an der nördlichen Grenze bei der Mauer, die K. und Kiangſi ſcheidet, wo die Bergstraße über den Meiling anfängt; Hoetſcheu, im Osten des Meerbusens von Kanton, Handelsstadt am Tonglongkiang; Tschaoſcheu, nahe an der nördlichen Grenze, an der Küste, mit Hafen. Außerdem das Dorf Focban (Fuſchan), auf einer von Armen des Sikiang eingeschlossenen Insel, soll nach den Missionären 1 Mill. Einw. haben; das Dorf Sinan, mit 50,000 Einw.; die Stadt Piangſchang-pian, mit 100,000 Einw.; das Eiland Pianschang; das Eiland Wampu. Gegen Südwesten hin an der Küste liegen noch andere Inseln, wovon die größte Schaughtſchuenſchan (Saucian) heißt, u. die von Seeräubern unter einem Oberhaupt mit 500 Dschunken bewohnt sind, welche die Küsten und die chinesischen Fahrzeuge plündern. — 2) Stadt, s. v. a. Kanton.

Kuang-wang, 612—607 v. Chr. chinesischer Kaiser.

Kuang-wuti, 25—58 Kaiser von China.

Kuanſi (Kuangſi), aſiat. Provinz, China, ein Küstenland im Süden, westlich von Tunkin und Yunnan, nördlich von Kueitſcheu u. Hunan, östlich von Kuangtung eingeschlossen, mit einem Flächenraum von 3639½ (nach Anderen 4090) □ Meilen Flächenraum u. 10 (nach Anderen 7 oder 23) Mill. Einw. Die Provinz ist im Norden u. Süden gebirgig u. auch im Westen sehr hoch und waldbreich, fast nur aus Berg und Thal bestehend, im Osten und Süden offen. Hauptfluß ist der Sikiang, der sich hier aus mehreren Quellflüssen bildet; nach Süden fließt der Liangkiang; außerdem Kueikiang zc. K. wird von Tunkin durch Mauern und eine Festungsreihe geschieden, hat heißes Klima, als Hauptprodukte Getreide, Gartenfrüchte, nuzbare Bäume, Reis, Hanf, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Elephanten, Nashörner, Hirsche, Affen, Papageien, Seide, Gold, Silber, Zinnober und andere Metalle, Thon zc. Der Kunstfleiß ist bedeutend, der Handel wichtig. In den hohen Bergen wohnen die Miaotſe. Die Provinz ist abgetheilt in 11 Fu, 17 Tſcheu, wozu noch 28 kommen, die ihre freie Verwaltung haben, 1 Tſchili, 48 Pian, wovon 4 sich selbst verwalten; außerdem sind noch 12 fremde Gemeinden vorhanden. Fu sind: Kueilin-fu (Kueiling-fu), am Kueikiang, Sig des Fupuan, fest gebaut, mit Wall und Graben, von der Kueipflanze umduftet und danach benannt; Utscheu, erste Handelsstadt der Provinz, wo Hong und Kuei sich zum Sikiang verbinden. Andere Städte sind: Pinglo, am Li u. Kueikiang, mit einem Gebiet von 7 Städten; Kanchin, ebenfalls mit einem Gebiet von 7 Städten und mit Elephantenzucht; Kieutſcheu, beim

See Lothi, mit einem Gebiet von 11 Städten; Kinyen, palmenreich, mit Goldminen u. einem Gebiet von 8 Städten. Alle Städte der Provinz haben um sich viel Wald mit edeln Hölzern und den Thieren des Südens, Zuckerpflanzungen u. dgl. Eine besondere Merkwürdigkeit ist ein innen ausgehöhlter hoher Berg bei Sienginhan. Festungen bewachen die Pässe nach Anam; die Bergstraße in dieses Land, bei der Stadt Peliuhian anfangend, heißt Himmelsweg oder auch Teufelsweg, um ihrer Schwierigkeit willen. Zu K. gehören auch die früher von unabhängigen Fürsten beherrschten Länder der Tſchiang-Kolao, und im Norden der Provinz liegen zwei abgetrennte Gebiete der Miaotſe.

Kuan-tſung, 1620 n. Chr. chinesischer Kaiser.

Kuara (Geogr.), 1) afrikan. Provinz, Abyssinien, Reich Amhara; — 2) Fluß, s. Niger.

Kuara (Bot.), in Ostindien, s. v. a. indischer Korallenbaum, Erythrina indica Lam.

Kuatscheu, chines. Stadt, Prov. Kansu, südwestlich von Ngansi.

Kuba (Min.), in Sachsen s. v. a. 1) Kobalt; — 2) Fliegenstein oder sogenannter Scherbenkobalt, d. i. gediegen Arsenik.

Kuba (Geogr.), 1) aſiat.-ruſſ. Prov. (Khanat), in Süd-Daghestan, bildet jetzt einen Theil der kaspischen Provinz, grenzt östl. an das kasp. Meer u. südwestl. an den Kaukasus (Spitze: Schahadagh, gegen 12,000'). Das Land ist an der See eben, gut bewässert; liefert Getreide, Farberöthe, Obst, Wein; in den Gebirgsgegenden Viehzucht (Schafe und Ziegen), viel Mineral- und warme Quellen, Blei- und Salpeterminen. Klima angenehm. Die Einw. sind meist Turkomanen (sonst 10,000 Familien), und der Khan, der jetzt ein Vasall der Russen ist, konnte mehr als 6000 Soldaten stellen. Durch vielfältige Kriege ist die Bevölkerung jetzt auf etwa 4000 Familien zusammengeschmolzen. Jedes Dorf hat seinen Richter, mehrere Dörfer einen Zubaschi. Eintheilung: in mehrere Distrikte. — 2) Stadt daselbst, von den Eingebornen auch Kudial-Kale genannt, liegt fast in der Mitte des Landes, 45—50 Werste vom Meer, auf dem rechten Ufer der Kubinka oder des Kudial-Tſchai. Der nördliche Theil der Stadt stößt an eine tief eingeschnittene Schlucht, die von den benachbarten Bergen gebildet wird und worin die Kubinka fließt; der übrige Theil der Stadt liegt in der Ebene, welche gegen Osten u. Westen, 2—3 Werste entfernt, von unbedeutenden Bergen eingeschlossen wird; gegen Südwesten von K. stellen sich die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel Kasdagh, Salwatdagh und Schahadagh (Schachdagh) in einer Entfernung von 40—50 Wersten dar und scheinen unbewegliche Wolken zu seyn. Die Menge der umliegenden Gärten und Wälder zeugt von dem Reichthum und der Ueppigkeit des hiesigen Bodens und kann einen Begriff von der malerischen Lage K.'s geben. Das Innere der Stadt aber gleicht einem großen unordentlichen Dorfe; man rechnet etwa 650 Häuser und 8000 Einw.; die Häuser, alle von Holz, sind schmal und schlecht gebaut, die Straßen, mit Ausnahme von zweien,







$pq < \frac{r^3}{4}$, so ist weiter $\frac{r^3}{4} > \frac{Q}{r}$, also $\frac{r^3}{4} > Q$,

$\frac{r^6}{16} > Q^2$; $r^6 > 16Q^2$, somit: $\frac{64P^3}{27} > 16Q^2$;

$4P^3 > 27Q^2$. Für die letzte Bedingung sind somit alle Wurzeln der Gleichung reell, im entgegengesetzten Falle imaginär.

Auflösung der kubischen Gleichung

$$x^3 + Px + Q = 0.$$

Es sey: $x = a + b$, so wird $r^3 = a^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$, $x^3 - 3ab(a + b) - (a^3 + b^3) = 0$; $x^3 - 3abx - (a^3 + b^3) = 0$. Von dieser letzten Gleichung kennen wir somit eine Wurzel, nämlich: $x = a + b$. Vergleicht man hiermit die gegebene Gleichung: $x^3 + Px + Q = 0$, so folgt weiter $P = -3ab$; $Q =$

$-(a^3 + b^3)$, daraus aber: $b = -\frac{P}{3a}$; $b^3 = -$

$\frac{P^3}{27a^3}$; $Q = -a^3 + \frac{P^3}{27a^3}$; $a^3Q + a^6 = \frac{P^3}{27}$

oder $a^3 = v$ gesetzt; $v^3 + Qv = \frac{P^3}{27}$, daraus

wieder $v = -\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}\right)}$ und das

rum: $a = \sqrt[3]{\left(-\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}\right)}$;

$b = \sqrt[3]{\left(-\frac{Q}{2} \mp \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}\right)}$, also:

$x = a + b = \sqrt[3]{\left(-\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}\right)}$

$+ \sqrt[3]{\left(-\frac{Q}{2} \mp \sqrt{\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}}\right)}$, woraus

die Lösung für: $Ax^3 + Bx^2 + Cx + D = 0$ abzuleiten nach dem Vorigen nicht schwer fällt. Diese Formel heisst nach ihrem ersten Erfinder: Cardanus' Formel.

Soll danach: $x^3 + Px - Q = 0$ oder $x^3 - Px + Q = 0$

aufgelöst werden, so verwandelt sich obige Formel in folgende Fälle:

$$x = \sqrt[3]{\left|\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}\right)}\right|} + \sqrt[3]{\left|\frac{Q}{2} \mp \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} + \frac{P^3}{27}\right)}\right|} \text{ und}$$

$$x = \sqrt[3]{\left|-\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}\right)}\right|} + \sqrt[3]{\left|-\frac{Q}{2} \mp \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}\right)}\right|}, \text{ endlich in}$$

$$x = \sqrt[3]{\left|\frac{Q}{2} \pm \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}\right)}\right|} + \sqrt[3]{\left|\frac{Q}{2} \mp \sqrt{\left(\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}\right)}\right|}.$$

Um dieses Alles durch einige Beispiele zu erläutern, sey zu lösen: $x^3 + 12x + 63 = 0$;

darauf Cardanus' Formel angewendet, gibt nach dem ersten Fall:

$$x = \sqrt[3]{\left(-\frac{63}{2} + \sqrt{\frac{63^2}{4} + \frac{12^3}{27}}\right)} + \sqrt[3]{\left(-\frac{63}{2} - \sqrt{\frac{63^2}{4} + \frac{12^3}{27}}\right)},$$

was zusammengezogen: $x = -3$ und $x = \frac{3 \pm \sqrt{-75}}{2}$ bringt, weil: $\frac{x^3 + 12x + 63}{x + 3} =$

$\sqrt[3]{(1 + \sqrt{2})^3} + \sqrt[3]{(1 - \sqrt{2})^3} = 2$ u. was gen: $\frac{x^3 + 12x - 14}{x - 2} = x^2 + 2x + 7 = 0$;

$x^2 - 3x + 21 = 0$ ist, welche letztere quadratische Gleichung eben jenes Resultat liefert. Daneben gibt: $x^3 + 12x - 14 = 0$ nach der zweiten Formel:

$x = -1 \pm \sqrt{-6}$.

Für: $x^3 - Px + Q = 0$ paßt als Beispiel:

$$x^3 - \frac{15x}{2} + 290\frac{1}{2} = 0, \text{ woraus:}$$

$$x = \sqrt[3]{\left(-\frac{581 + \sqrt{337311}}{4}\right)} + \sqrt[3]{\left(-\frac{581 - \sqrt{337311}}{4}\right)}$$

$$= \sqrt[3]{\left(\frac{-7 + \sqrt{39}}{2}\right)^3} + \sqrt[3]{\left(\frac{-7 - \sqrt{39}}{2}\right)^3} = +7$$

sich ergibt. — Für $x^3 - Px - Q = 0$, endlich eignet sich: $x^3 - 3^6x - (3^{12} + 1) = 0$ und letztes auf: $x = 3^3 + 1$. Das vorige, so wie das letzte Beispiel zeigt aber schon, wie Cardanus' Formel auf recht lange, unbequeme Rechnungen hinführen kann. Wir werden aber noch neben diesen sehen, wie jene Regel unter Um-

ständen uns bei Berechnung mancher Zahlengleichungen gar nicht mehr nützt. Es seien z. B. für $x^3 - 7x - 6 = 0$ die Wurzeln zu berechnen. Hierfür sind die Wurzeln: $x = 3, -2, -1$, löst man nach der vierten Form auf, so kommt:

$$x = \sqrt[3]{\left|3 + \sqrt{\left(\frac{-100}{27}\right)}\right|} + \sqrt[3]{\left|3 - \sqrt{\left(\frac{-100}{27}\right)}\right|}$$

$$= \sqrt[3]{\left|3 + \frac{10}{3}\sqrt{\left(-\frac{1}{3}\right)}\right|} + \sqrt[3]{\left|3 - \frac{10}{3}\sqrt{\left(-\frac{1}{3}\right)}\right|}$$

und man sieht, wie hier, weil:

$$\sqrt[3]{3 \pm \frac{10}{3} \sqrt{-\frac{1}{3}}} = \sqrt[3]{\left(\frac{3}{2} \pm \frac{1}{2} \sqrt{-\frac{1}{3}}\right)^3}$$

als $x=3$ ist, eine mögliche Größe in eine unmögliche Form eingekleidet erscheint. Es hielt in diesem Falle nicht schwer, jenen Radikanden in einen Kubus umzusetzen; indessen so leicht gelingt es nicht überall, ja, bisweilen scheinen algebraische Mittel zu diesem Zweck

gar nicht auszureichen, wie z. B. Euler noch für: $x^3 - 6x - 4 = 0$ und deren Lösung:

$x = \sqrt[3]{(2 + 2\sqrt{-1})} + \sqrt[3]{(2 - 2\sqrt{-1})}$ vergeblich die Reduktion suchen mußte. Aber auch hier gelingt es noch; es ist nämlich, wovon man sich leicht wiederum überzeugen kann:

$$\sqrt[3]{2 \pm 2\sqrt{-1}} = \sqrt[3]{\left(\frac{1 + \sqrt{3} \pm (\sqrt{3} - 3)\sqrt{-1}}{2}\right)^3},$$

somit: $x = 1 + \sqrt{3}$, und auf gleichem Wege findet man die beiden andern Wurzeln: $1 - \sqrt{3}$ und -2 .

Diejenigen Fälle, in welchen solche Reduktionen vergeblich gesucht werden, nennt man: *Casus irreducibilis*. Man zählte früher alle unter der Form: $x^3 - Px \pm Q = 0$, also alle Fälle, wo die Wurzeln den Zeichen nach möglich seyn können, dahin, allein auch dieses ist nicht wahr, sondern es gibt auch ebenfalls hier wieder Gleichungen, wo die Reduktion gar nicht sich nöthig macht. So bringt $x^3 - 3^3x - (3^{24} + 1)$ sogleich:

$$\begin{aligned} & a^{\frac{1}{3}} \left(1 + \frac{b^3}{9a^2} - \frac{10b^4}{243a^4} + \dots \left(\frac{+b}{3a} - \frac{5b^3}{81a^3} + \frac{110b^5}{3645a^5} - \right) \sqrt{-1} \right) + \\ & a^{\frac{1}{3}} \left(1 + \frac{b^3}{9a^2} - \frac{10b^4}{243a^4} + \dots \left(\frac{-b}{3a} + \frac{5b^3}{81a^3} - \frac{110b^5}{3645a^5} + \right) \sqrt{-1} \right) \end{aligned}$$

und man sieht, daß durch Addition sich wirklich das Unmögliche aufhebt. Da indessen Reiben nur brauchbar werden, wofür dieselben stark fallend sind, so gewährt Nicole's Entwicklung bloß die Ueberzeugung, daß die cardanische Formel nur scheinbar Unmögliches enthält, was bei gehöriger Entwicklung sich gegenseitig heben muß. — Man griff deswegen noch nach andern Mitteln und fand in den trigonometrischen Funktionen das durchgreifendste, dem Uebelstand zu begegnen.

freilich sind in diesem Fall die zwei andern Wurzeln imaginär.

Casus irreducibilis. Um jene schwierige Reduktion zu umgehen, sah man sich nach allerlei Mitteln um, und es war wohl Nicole, der zuerst Reiben anwendete, die cardanische Formel mit $\sqrt[3]{(a + b\sqrt{-1})} + \sqrt[3]{(a - b\sqrt{-1})}$ verglich und nach dem binomischen Satz entwickelte. Diese Entwicklung führt auf:

1) Es heiße eine vorliegende Gleichung: $x^3 - Px + Q = 0$ und sey $\frac{P^3}{27} > \frac{Q^2}{4}$. Man setze

ferner: $\cos \varphi = \sqrt{\frac{27Q^2}{4P^3}}$, dann wird dieser Cosinus kleiner, als der Radius, und man erhält $\frac{Q^2}{4} = \frac{P^3}{27} \cos^2 \varphi$; $\frac{Q}{2} = \cos \varphi \sqrt{\left(\frac{P^3}{27}\right)}$. Jetzt

läßt sich Cardanus' Lösung:

$$x = \sqrt[3]{\left(\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}\right)} + \sqrt[3]{\left(\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} - \frac{P^3}{27}}\right)}$$

auf die Form:

$$- \sqrt[3]{\left(\frac{Q}{2} - \sqrt{\frac{Q^2}{4} - 1}\right)} \sqrt[3]{\frac{P}{3}} - \sqrt[3]{\left(\frac{Q}{2} + \sqrt{\frac{Q^2}{4} - 1}\right)} \sqrt[3]{\frac{P}{3}}$$

oder nach dem eben Gegebenen auf:

$$- [\cos \varphi - \sqrt{\cos^2 \varphi - 1}]^{\frac{1}{3}} \sqrt[3]{\frac{P}{3}} - \sqrt[3]{\cos \varphi + \sqrt{\cos^2 \varphi - 1}} \sqrt[3]{\frac{P}{3}}$$

oder auf:

$$- [\cos \varphi - \sin \varphi \sqrt{-1}]^{\frac{1}{3}} \sqrt[3]{\frac{P}{3}} - \sqrt[3]{\cos \varphi + \sin \varphi \sqrt{-1}} \sqrt[3]{\frac{P}{3}}$$

und auf:

$$- \left| \cos \frac{\varphi}{3} - \sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{-1} \right| \sqrt[3]{\frac{P}{3}} - \left| \cos \frac{\varphi}{3} + \sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{-1} \right| \sqrt[3]{\frac{P}{3}}$$

bringen, was, wie leicht zu sehen, folgende Summe dieser beiden Theile, nämlich: $-2 \cos \frac{\varphi}{3} \sqrt[3]{\frac{P}{3}}$ und folgende Differenz derselben

selben, nämlich: $2 \sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}} \cdot \sqrt{-1}$ bietet:

Dividirt man aber in: $x^3 - 3abx - (a^3 + b^3) = 0$ mit: $x - (a + b) = 0$, so erscheint die quadratische Gleichung: $x^2 + (a + b)x + (a^2 - ab + b^2) = 0$, daraus aber folgt:

$$x = - \frac{(a + b) \pm (a - b) \sqrt{-3}}{2};$$

also sind der obigen l. G. drei Wurzeln:

$$x = -2 \cos \frac{\varphi}{3} \sqrt{P}$$

$$x' = \cos \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}} + \sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}} \cdot \sqrt{3}$$

$$x'' = \cos \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}} - \sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}} \cdot \sqrt{3}.$$

Die beiden letzten Werthe lassen sich jedoch noch einfacher darstellen, wenn man bemerkt, daß $\sin 60^\circ$

$$= \frac{\sqrt{3}}{2} \cos 60^\circ = \frac{1}{2} \text{ ist, wodurch: } \cos \frac{\varphi}{3} \pm$$

$$\sin \frac{\varphi}{3} \sqrt{3} = 2 \left(\frac{1}{2} \cos \frac{\varphi}{3} \pm \frac{\sqrt{3}}{2} \sin \frac{\varphi}{3} \right) \text{ hervor-}$$

tritt und

$$x' = 2 \cos \left(60^\circ + \frac{\varphi}{3} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}$$

$$x'' = 2 \cos \left(60^\circ - \frac{\varphi}{3} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}$$

wird.

2) Ein negatives Q bringt im obigen Fall nämlich für: $x^3 - Px - Q = 0$:

$$a = - \sqrt[3]{\left(\cot \varphi \sqrt{\frac{P^3}{27}} - \left(\frac{P^3}{27} \cot \varphi^3 + \frac{P^3}{27} \right) \right)}$$

$$= - \sqrt[3]{\left(\cot \varphi - \sqrt{\left(\cot \varphi^3 + 1 \right)} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}}$$

oder da:

$$\sqrt{\cot \varphi^3 + 1} = \sqrt{\left(\frac{\cos \varphi^3 + \sin \varphi^3}{\sin \varphi^3} \right)} = \frac{1}{\sin \varphi}$$

$$a = - \sqrt[3]{\left(\cot \varphi - \frac{1}{\sin \varphi} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}} = - \sqrt[3]{\left(\frac{\cos \varphi - 1}{\sin \varphi} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}} = \sqrt[3]{\tan \frac{\varphi}{2} \sqrt{\frac{P}{3}}},$$

$$b = - \sqrt[3]{\left(\frac{\cos \varphi + 1}{\sin \varphi} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}} = - \sqrt[3]{\cot \frac{\varphi}{2} \sqrt{\frac{P}{3}}}$$

darum $x = a + b$

$$= \left(\sqrt[3]{\tan \frac{\varphi}{2}} - \sqrt[3]{\cot \frac{\varphi}{2}} \right) \sqrt{\frac{P}{3}} \text{ u. } a - b = \left(\sqrt[3]{\tan \frac{\varphi}{2}} + \sqrt[3]{\cot \frac{\varphi}{2}} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}$$

oder $\tan \frac{\varphi}{2} = \tan \psi$ gesetzt:

$$a + b = (\tan \psi - \cot \psi) \sqrt{\frac{P}{3}} = -2 \cot 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}},$$

$$x = 2 \cos \frac{\varphi}{3} \sqrt{\frac{P}{3}},$$

$$x' = -2 \cos \left(60^\circ + \frac{\varphi}{3} \right) \sqrt{\frac{P}{3}},$$

$$x'' = -2 \cos \left(60^\circ - \frac{\varphi}{3} \right) \sqrt{\frac{P}{3}}.$$

3) Ist: $x^3 - Px \pm Q = 0$ und $\frac{P^3}{27} < \frac{Q^3}{4}$

gegeben und x zu bestimmen, so gebraucht man

die Hülfs Gleichung: $\sin \varphi = \sqrt{\left(\frac{4 P^3}{27 Q^3} \right)}$, setzt

$\tan \psi = \sqrt[3]{\tan \frac{\varphi}{2}}$, alsdann erscheint:

$$x = \mp \frac{2}{\sin 2\psi} \sqrt{\frac{P}{3}}; x' = \frac{\pm 1}{\sin 2\psi} \sqrt{\frac{P}{3}}$$

$$\pm \cot 2\psi \sqrt{P} \cdot \sqrt{-1} \text{ und } x''$$

$$= \pm \frac{1}{\sin 2\psi} \sqrt{\frac{P}{3}} \mp \cot 2\psi \sqrt{P} \cdot \sqrt{-1}.$$

4) Für $x^3 + Px + Q = 0$ kann man auf demselben Wege wie oben die Werthe für x bestimmen. Man setzt nämlich $\tan \varphi =$

$$\sqrt{\frac{4 P^3}{27 Q^3}}; \text{ wo } \varphi \text{ wie oben einen noch näher zu}$$

bestimmenden Bogen bedeutet, so wird:

$$\frac{Q^3}{4} = \frac{P^3}{27 \tan \varphi^3} = \frac{P^3}{27} \cot \varphi^3, \frac{Q}{2} = \cot \varphi \sqrt{\frac{P^3}{27}}.$$

Diese Werthe in die zwei Theile der cardanischen Formel substituirt bringen:

$$a - b = (\operatorname{tang} \psi + \operatorname{cotg} \psi) \sqrt{\frac{P}{3}} = \frac{2}{\sin 2\psi} \sqrt{\frac{P}{3}}; \text{ somit}$$

$$x = -2 \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}},$$

$$x = -\frac{(a+b)}{2} + \frac{(a-b)}{2} \sqrt{-3} = \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{P} + \frac{\sqrt{P} \sqrt{-1}}{\sin 2\psi}$$

$$x = -\left(\frac{a+b}{2}\right) - \left(\frac{a-b}{2}\right) \sqrt{-3} = \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}} - \frac{\sqrt{P} \sqrt{-1}}{\sin 2\psi}$$

Für ein negatives Q gebraucht man dieselbe Substitutionsformel, dann kommt:

$$x = 2 \operatorname{cotg} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}}$$

$$x' = -2 \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}} - \frac{\sqrt{P} \sqrt{-1}}{\sin 2\psi}$$

$$x'' = -2 \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}} + \frac{\sqrt{P} \sqrt{-1}}{\sin 2\psi}$$

Hiernach werden folgende Beispiele, wie sie Enschwein in seiner höheren Analysis mittheilt, leicht verständlich werden:

1. Beispiel. Die Wurzeln der Gleichung $x^3 + 9x + 6 = 0$ zu finden; hier wird $P = 9$ und $Q = 6$, daher nach (4)

$$\operatorname{tg} \varphi = \sqrt[3]{3} = \operatorname{tg} 60^\circ, \text{ also } \varphi = 60^\circ, \text{ daher}$$

$$\operatorname{tg} \psi = \sqrt[3]{\operatorname{tg} \frac{1}{2} \varphi} = \sqrt[3]{\operatorname{tg} 30^\circ}, \text{ oder}$$

$$\operatorname{Lgtg} \psi = \frac{1}{3} \operatorname{Lgtg} 30^\circ = 9,9204798 - 10 \\ = \operatorname{Lgtg} 39^\circ 47' 0,89''$$

daher $2\psi = 79^\circ 34' 1,78''$. Hiernach

$$\operatorname{Lgcot} 2\psi = 9,2651172 - 10$$

$$\operatorname{Lg} 2 = 0,3010300$$

$$\frac{1}{2} \operatorname{Lg} 3 = 0,2385606$$

$$\operatorname{Log} 2 \operatorname{cot} 2\psi \sqrt{\frac{P}{3}} = 0,8047078 - 1 \\ = \operatorname{Lg} 0,6378343.$$

Sucht man auch die unmöglichen Wurzeln, so wird

$$\operatorname{Lg} 3 = 0,4771213$$

$$\operatorname{Lg} \sin 2\psi = 9,9927602 - 10$$

$$\operatorname{Lg} \frac{\sqrt{P}}{\sin 2\psi} = 0,5843611 = \operatorname{lg} 3,840264.$$

Hiernach sind die Wurzeln der gegebenen Gleichung

$$x = 0,6378343$$

$$x = 0,6378343 + 3,840264 \sqrt{-1}$$

$$x = 0,6378343 - 3,840264 \sqrt{-1}.$$

2. Beispiel. Die Wurzeln der Gleichung: $x^3 - 2x - 5 = 0$ zu finden, ist hier $P = 2$

und $Q = 5$, also $\frac{1}{27} P^3 < \frac{1}{4} Q^2$, daher

$$\text{nach (3) } \sin \varphi = \sqrt{\frac{32}{675}}, \text{ also}$$

$$\operatorname{Lg} \sin \varphi = \frac{1}{2} \operatorname{Lg} \frac{32}{675} = 9,3379231 - 10$$

$$= \operatorname{Lg} \sin 12^\circ 34' 33,2''; \text{ daher}$$

$$\frac{1}{2} \varphi = 6^\circ 17' 16,6'' \text{ u. } \operatorname{Lgtg} \psi = \frac{1}{3} \operatorname{Lgtg} \frac{1}{2} \varphi$$

$$= 9,6807114 - 10 = \operatorname{Lgtg} 25^\circ 36' 49,5''$$

daher $2\psi = 51^\circ 13' 39''$. Hiernach,

$$\text{wegen } 2 \sqrt{\frac{P}{3}} = \sqrt{\frac{8}{3}}$$

$$\frac{1}{2} \operatorname{Lg} \frac{8}{3} = 0,2129843$$

$$\operatorname{Lg} \sin 2\psi = 9,8918933 - 10$$

$$\operatorname{Lg} \frac{2}{\sin 2\psi} \sqrt{\left(\frac{P}{3}\right)} = 0,3210910 = \operatorname{Lg} 2,094551.$$

Für die unmöglichen Wurzeln erhält man

$$\operatorname{Lg} \cot 2\psi = 9,9048404 - 10$$

$$\frac{1}{2} \operatorname{Lg} 2 = 0,1505150$$

$$\operatorname{Lg} \cot 2\psi \sqrt{CP} = 0,0553554 = \operatorname{Lg} 1,135940.$$

Hiernach sind die Wurzeln der gegebenen Gleichung

$$x = -2,094551$$

$$x = 1,047276 + 1,135940 \sqrt{-1}$$

$$x = 1,047276 - 1,135940 \sqrt{-1}.$$

3. Beispiel. Die Wurzeln der Gleichung $x^3 - 5x + 3 = 0$ zu finden, ist hier $P = 5$ und

$Q = 3$, also $\frac{1}{27} P^3 > \frac{1}{4} Q^2$, daher nach (1)

$$\cos \varphi = \sqrt{\frac{243}{500}}, \text{ oder}$$

$$\operatorname{Lg} \cos \varphi = \frac{1}{2} \operatorname{Lg} \frac{243}{500} = 9,8433181 - 10$$

$$= \operatorname{Lg} \cos 45^\circ 48' 8,079'',$$

daher $\frac{1}{3} \varphi = 15^\circ 16' 2,693''$. Hiernach, wegen

$$2 \sqrt{\frac{P}{3}} = 2 \sqrt{\frac{5}{3}} = \sqrt{\frac{20}{3}},$$

$$\frac{1}{2} \operatorname{Lg} \frac{20}{3} = 0,4119543$$

$$\text{Lg} \cos \frac{1}{3} \varphi = 9,984\,3956 - 10$$

$$0,396\,3499 = \text{Lg} 2,490863.$$

Ferner ist

$$60^\circ - \frac{1}{3} \varphi = 44^\circ 43' 57,307'', \text{ also}$$

$$\frac{1}{2} \text{Lg} \frac{20}{3} = 0,411\,9543$$

$$\text{Lg} \cos \left(60^\circ - \frac{1}{3} \varphi \right) = 9,851\,5025 - 10$$

$$0,263\,4568 = \text{Lg} 1,834243.$$

Endlich wird

$$\left(60^\circ + \frac{1}{3} \varphi \right) = 75^\circ 16' 2,693'', \text{ also}$$

$$\frac{1}{2} \text{Lg} \frac{20}{3} = 0,411\,9543$$

$$\text{Lg} \cos \left(60^\circ + \frac{1}{3} \varphi \right) = 9,405\,3600 - 10$$

$$0,817\,3143 - 1 = \text{Lg} 0,656620.$$

Hiernach erhält man für die drei Wurzeln der gegebenen Gleichung

$$\begin{aligned} x &= -2,490863 \\ x &= 1,834243 \\ x &= 0,656620. \end{aligned}$$

4. Beispiel. Die Wurzeln der Gleichung $x^3 - 7x - 7 = 0$ zu finden, wird hier $P = Q = 7$,

$$\text{also } \frac{1}{27} P^3 > \frac{1}{2} Q^2, \text{ daher nach (2) } \cos \varphi =$$

$$\sqrt{\frac{27}{28}}, \text{ und wenn man sich der großen logarith-$$

mischen Tafeln bedient, um mehr Decimalstellen der Wurzeln zu finden, so erhält man

$$\text{Lg} \cos \varphi = \frac{1}{2} \text{Lg} \frac{27}{28} = 9,992\,1028\,664 - 10 =$$

$$\text{Lg} \cos 10^\circ 53' 36,22086'', \text{ daher } \frac{1}{3} \varphi = 3^\circ 37'$$

52,0736''. Hiernach, wegen

$$2 \sqrt{\frac{P}{3}} = 2 \sqrt{\frac{7}{3}} = \sqrt{\frac{28}{3}},$$

$$\frac{1}{2} \text{Lg} \frac{28}{3} = 0,485\,0183\,883$$

$$\text{Lg} \cos \frac{1}{3} \varphi = 9,999\,1272\,618 - 10$$

$$0,484\,1456\,501 = \text{Lg} 3,048917388.$$

Ferner ist $60^\circ - \frac{1}{3} \varphi = 56^\circ 22' 7,9264'', \text{ also}$

$$\frac{1}{2} \text{Lg} \frac{28}{3} = 0,485\,0183\,883$$

$$\text{Lg} \cos \left(60^\circ - \frac{1}{3} \varphi \right) = 9,743\,3874\,819 - 10$$

$$0,228\,4058\,702 = \text{Lg} 1,6920214727.$$

$$\text{Endlich wird } 60^\circ + \frac{1}{3} \varphi = 63^\circ 37' 52,0736'',$$

also

$$\frac{1}{2} \text{Lg} \frac{28}{3} = 0,485\,0183\,883$$

$$\text{Lg} \cos \left(60^\circ + \frac{1}{3} \varphi \right) = 9,647\,5281\,313 - 10$$

$$0,132\,5465\,196 = \text{Lg} 1,3568958667.$$

Hiernach erhält man für die drei Wurzeln der gegebenen Gleichung

$$\begin{aligned} x &= +3,048\,917\,3388 \\ x &= -1,692\,021\,4727 \\ x &= -1,356\,895\,8667. \end{aligned}$$

Weil nun die Summe dieser drei Wurzeln = 0 seyn muß, so folgt hieraus, daß jede derselben bis auf neun Decimalstellen genau berechnet ist. Wie man, wenn die Wurzeln einer l. G. möglich und rational sind, durch Versuche und Grenzbestimmungen dieselben leicht bestimmen kann, und, wenn solche irrational sind, durch Annäherungen, also durch Kettenbrüche und Newtons Näherungsmethode nachzuhelfen im Stande ist, s. in den Art. Algebra u. Annäherung.

Rubische Gradirung, s. Kochsalz, S. 346.

Rubischer Quarz (Min.), in herabwürförmigen ähnlichen Rhomboëdern krystallisirter Quarz, s. d. 4).

Rubischer Salpeter (Min.), s. v. a. Zoodinsalz. Die Benennung l. G. ist falsch, da die Kernform des Minerals ein flaches Rhomboëder von $106^\circ 30' 9''$ und $46^\circ 18' 5''$ ist.

Rubischer Sodolith (Min.), auch Rubolt, s. Sodolith.

Rubisches Leucitoëder (Min.), s. Leucitoëder und Reguläres Krystallsystem.

Rubische Steinkohle (Min.), Cubical-coal der Engländer, Varietät der Steinkohle, s. d.

Rubischoktaëdrisches Krystallsystem (Min.), ist nach Glocker die erste und zwar holoëdrische Abtheilung des regulären oder tesseralen Krystallsystems (s. d.) und enthält die einfachen Formen des Würfels, des Oktaëders, des Granatoëders, des Leucitoëders, des Tetraëders, des Triakisoktaëders und des Hexakisoktaëders.

Rubitaisch (Cubitaenus, Cubitalis, Anat.), zum Ellenbogen u. s. w. gehörig; — Musculus cubitaenus, s. Armmuskeln; — Arteria cubitae, s. Ellenbogenarterie.

Rubitalbuchstaben, s. v. a. Uncialbuchstaben.

Rubitalzelle (Zoot.), s. Zelle.

Rubitschi, Distrikt, s. Kaitak.

Rubig (Groß- und Klein-R.), 2 preuß. Dörfer, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; 200 Einw.

Kubiken (Böhmisch-K., Kubiz, Kubice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Stadt Laus; Jägerhaus; 250 Einw.

Kublai (Gesch.), 1) f. v. a. Kobla; — 2) f. v. a. Schitsu.

Kublicz, russ. Flecken, Gouv. Podoilien, südöstl. von Gaischin.

Kublig, preuss. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; Pargr., Wassermühle; 510 Einw.

Kublutsch (Kublucz), russ. Flecken, Gou. Witebsk, nördl. von Lel.

Kubo, Name des weltl. Oberhauptes von Japan.

Kubododekaeder (Min.), f. Würfel.

Kubogranatoeder (Min.), abgeleitete Form des tesseralen Krystallsystems (f. d.), entstanden durch Abstumpfung der Kanten eines Hexaëders.

Kubohütte (Podschelder-Hütte), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Wintersberg; über 100 Einw.

Kuboeit (Min.), f. v. a. Würfelzeolith.

Kuboidisch (v. Lat.), einem Kubus ähnlich.

Kuboidischer Knochen (Cuboidium os, Anat.), f. Fußknochen.

Kuboit (Min.), f. v. a. 1) nach Gaidinger Analzim, f. d.; — 2) ein kubischer Sodolith, f. Sodolith.

Kubozit (Min.), nach Weiss f. v. a. Chabasit.

Kuboleucitoeder (Min.), abgeleitete Form des tesseralen (regulären) Krystallsystems (f. d.), entstanden durch Abstumpfung der gleichkantigen vierkantigen Ecken eines Leucitoëders.

Kubomantie (v. Lat. und Gr.), f. v. a. Kybementie.

Kuboo (japan.), f. v. a. Kubo. Vergl. Japan, S. 1180.

Kubooktaeder (Min.), abgeleitete Form des tesseralen Krystallsystems (f. d.), entstanden durch Abstumpfung der Ecken eines Hexaëders.

Kubopyritoeder (Min.), abgeleitete Form des tesseralen (regulären) Krystallsystems (f. d.), entstanden durch Abstumpfung der längsten Kanten des Pyritoëders.

Kuborn, luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kant. Redingen; 120 Einw.

Kubo Soma (jap., Kuboo Sama), einer der Namen des geistlichen Oberhauptes von Japan.

Kubota, asiat. Stadt, Japan, Insel Nipon, nördl. von Jeddo.

Kubra, ungar. Dorf, trentscher Gespanschaft; Sauerbrunnen.

Kubschütz, königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausig, Bdgr. Baugen; 180 Einw.

Kuburmak, asiat. Stadt, Afghanistan, Ghorat, im nördl. Theile des Landes.

Kubus (lat. Cubus, Würfel, Mathem.). Jeder Körper, welcher begrenzt ist von sechs gleichen Quadraten, gehört unter das Geschlecht der Prismen in der Stereometrie, sonst zu den fünf regelmäßigen Körpern, welche bekanntlich sind: K., Tetraeder, Oktaeder, Ikosaeder, Dodekaeder. Ist die Seite eines Würfels a , so wird sein Inhalt a^3 , und ist jene Seite 1, der Inhalt

auch 1. Betrachtet man aber den Würfel als Maß für andere Körper, so nennt man ihn Kubikmaß. Außerdem heißt in der Arithmetik jede dritte Potenz einer Größe kubisch; ein Kubikzoll ist demnach ein Würfel, dessen Seiten alle 1 Zoll lang sind, ein Kubikfuß ein solcher von 1 Fuß Seiten-Ausdehnung, Kubiklast ein solcher von 1 Last Seitenlänge, u. in derselben Weise spricht man von Kubikmeile u. a. derartigen Bezeichnungen. Die Folge der Würfel der natürlichen Zahl zeigt man in Kubiktafeln (f. d.) u. jene Zahl, deren K. ein gegebener vorliegender Würfel ist, heißt die Kubikwurzel. Um letztere zu finden, ist das gewöhnliche elementare Verfahren etwa folgendes:

Der Würfel einer zweitheiligen Größe $a + b$ ist, wie eine leichte Multiplikation lehrt: $(a + b)^3 = a^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$, d. h. gleich der Summe der Würfel der beiden Theile, sammt dem dreifachen Produkt vom Quadrat des einen Theiles in den zweiten ($3a^2b$), u. dem dreifachen Produkt vom ersten Theil in das Quadrat des zweiten ($3ab^2$). Dasselbe läßt sich von jeder in zwei Theile zerlegbaren Zahl aussprechen. So z. B. wird: $(23)^3 = (20 + 3)^3$ nach Potenzen von 10 geordnet:

$$20^3 = 8000$$

$$3(20^2 \cdot 3) = 3600$$

$$3(20 \cdot 3^2) = 540$$

$$3^3 = 27$$

$$12167$$

oder $(\frac{1}{2})^3 = (\frac{1}{2} + \frac{1}{2})^3 = (\frac{1}{2})^3 + 3(\frac{1}{2})^2 \cdot \frac{1}{2} + 3(\frac{1}{2})(\frac{1}{2})^2 + (\frac{1}{2})^3 = \frac{1}{8} + \frac{3}{8} + \frac{3}{8} + \frac{1}{8} = \frac{7}{8}$.

Für eine dreizifferige Zahl, z. B. 436, läßt sich indessen nach obiger Formel ebenfalls leicht der K. ableiten, denn wenn $(a + b)^3$ als bekannt zu betrachten ist, so folgt, sobald man $b = c + d$ setzte, als K. $c^3 + 3c^2d + 3cd^2 + d^3 + 3a^2b + 3ab^2 + b^3$ oder in Zahlen $(436)^3 = (400 + 30 + 6)^3 = 64\,000\,000 = c^3$

$$14\,400\,000 = 3c^2d$$

$$1\,080\,000 = 3cd^2$$

$$27\,000 = d^3$$

$$3\,328\,200 = 3a^2b$$

$$46\,440 = 3ab^2$$

$$216 = b^3$$

$$82\,881\,856$$

Dieser kleine Ueberblick zeigt bereits, daß, sobald Zahlen unseres Decimalsystems Kubirt werden, jeder folgende Theil, vom ersten an, nothwendig eine Null weniger haben muß, als der nächst vorhergehende, daß man die Nullen weglassen kann, wenn man jedem folgenden Theil eine nächst niedrigere Stelle anweist als dem vorhergehenden. Ferner entstehen bei der Eintheilung des Würfels in Klassen von je drei Ziffern von der Rechten gegen die Linke so viel Klassen, als die Wurzeln Ziffern hat, und dabei findet sich dann in der letzten Klasse nichts mehr vom Würfel des vorletzten Theiles, in den beiden letzten Klassen nichts von dem Würfel des drittletzten Theiles u. c. Ferner zeigt sich: daß $(3a^2b)$ nur auf die höchste Ziffer der folgenden Klasse, daß $3ab^2$ nur auf die beiden höchsten Ziffern Einfluß haben kann, der Würfel des letzten Theiles



Zum Schluß dieses Artikels theilen wir aus Vega's Logarith. trigonomet. Tafeln die dritten Potenzen der Zahlen 1—100 mit.

	0	100	200	300	400
1	1	1000001	8100001	27270001	64000001
2	8	1061208	8242408	27634408	64964008
3	27	1092737	8365437	27918127	65450637
4	64	1124804	8489604	28204404	65950664
5	125	1157623	8615123	28493223	66464013
6	216	1191014	8741814	28784614	66989614
7	343	1224983	8869743	29078613	67527413
8	512	1259532	8998912	29375212	68077412
9	729	1294661	9129321	29674411	68639611
10	1000	1330380	9261000	29976210	69214010
11	1331	1366691	9393931	30280611	69799611
12	1728	1403688	9528128	30587612	70397412
13	2197	1441377	9663597	30897213	70997413
14	2744	1479764	9800344	31209414	71609614
15	3375	1518857	9938373	31524213	72234013
16	4096	1558664	10077604	31841614	72871614
17	4913	1599193	10218133	32161613	73522413
18	5824	1640444	10360004	32484214	74186414
19	6829	1682417	10503239	32809413	74863613
20	8000	1725100	10647800	33137214	75554014
21	9261	1768491	10793691	33467613	76257613
22	10648	1812608	10941008	33800614	76974414
23	12167	1857457	11089857	34136213	77704413
24	13824	1903044	11240244	34474414	78447614
25	15625	1949383	11392183	34815213	79204013
26	17576	1996484	11545676	35158614	79974614
27	19683	2044347	11700733	35504613	80759413
28	21952	2092972	11858364	35853214	81558414
29	24389	2142369	12018589	36204413	82371613
30	27000	2192538	12181400	36558214	83199014
31	29791	2243481	12346811	36914613	84039613
32	32768	2295208	12514832	37273614	84893414
33	35937	2347729	12685473	37635213	85760413
34	39304	2401044	12858734	38000414	86640614
35	42873	2455163	13034715	38369213	87534013
36	46648	2509984	13213426	38741614	88440614
37	50633	2565505	13394867	39117613	89360413
38	54832	2621726	13579038	39497214	90293414
39	59249	2678647	13765949	39880413	91239613
40	63990	2736268	13955600	40267214	92199014
41	68961	2794589	14148011	40657613	93171613
42	74168	2853610	14343182	41051614	94157414
43	79607	2913331	14541113	41449213	95156413
44	85284	2973752	14741804	41850414	96168614
45	91195	3034873	14945255	42255213	97194013
46	97336	3096694	15151466	42663614	98233614
47	103713	3159215	15360437	43075613	99286413
48	110332	3222436	15572168	43491214	100353414
49	117199	3286357	15786649	43910413	101445613
50	124320	3350978	15994880	44333214	102562414
51	131691	3416309	16205971	44759613	103704613
52	139312	3482350	16419922	45189614	104872414
53	147189	3549101	16636733	45623213	106065613
54	155320	3616562	16856404	46060414	107284414
55	163713	3684733	17078935	46501213	108528613
56	172368	3753614	17304326	46945614	109798414
57	181283	3823205	17532577	47393613	111094613
58	190452	3893506	17763698	47845214	112417414
59	199879	3964517	17997699	48300413	113766613
60	209560	4036238	18234600	48759214	115142414
61	219501	4108669	18474411	49221613	116545613
62	229708	4181810	18717132	49687614	117976414
63	240179	4255661	18962763	50157213	119434613
64	250912	4330222	19211304	50630414	120920414
65	261903	4405493	19462845	51107213	122434613
66	273152	4481474	19717386	51587614	123977414
67	284663	4558165	19974927	52071613	125548613
68	296432	4635566	20235468	52559214	127148414
69	308463	4713677	20499009	53050413	128776613
70	320752	4792508	20765550	53545214	130434414
71	333303	4872059	21035091	54043613	132122613
72	346112	4952330	21307732	54545614	133841414
73	359183	5033321	21583473	55051213	135590613
74	372512	5115032	21862214	55560414	137371414
75	386103	5197453	22144055	56073213	139184613
76	399952	5280584	22428996	56589614	141030414
77	414063	5364425	22717137	57109613	142909613
78	428432	5448976	23008478	57633214	144822414
79	443063	5534237	23302919	58160413	146769613
80	457952	5620208	23600460	58691214	148751414
81	473093	5706889	23901101	59225613	150768613
82	488492	5794280	24204842	59763614	152811414
83	504143	5882381	24511683	60305213	154880613
84	520052	5971192	24821624	60850414	156976414
85	536213	6060713	25134665	61400413	159099613
86	552632	6150944	25450806	61954414	161251414
87	569303	6242885	25769947	62512413	163432613
88	586232	6335536	26092188	63074414	165644414
89	603413	6428897	26417529	63640413	167886613
90	620852	6522968	26745970	64210414	170160414
91	638553	6617749	27077511	64784413	172465613
92	656512	6713240	27412152	65362414	174802414
93	674733	6809441	27750893	65944413	177171414
94	693212	6906352	28092734	66530414	179572613
95	711953	7004073	28437675	67120413	182006413
96	730962	7102504	28785716	67714414	184473613
97	750233	7201645	29136857	68312413	186974413
98	769768	7301496	29491098	68914414	189509613
99	789572	7402057	29848439	69520413	192079413
100	809648	7503328	30208880	70130414	194684613

	0	100	200	300	400
76	430076	6451776	21074376	6815376	107800176
77	436533	6543233	21183933	68551633	108511333
78	443013	6635753	21294413	68951613	109224133
79	449513	6728333	21404913	69353613	109938133
80	456033	6820960	21515413	69757613	110653133
81	462563	6913641	21625913	70163613	111369133
82	469113	7006372	21736413	70571613	112086133
83	475683	7099153	21846913	70981613	112804133
84	482263	7191984	21957413	71393613	113523133
85	488863	7284865	22068313	71807613	114243133
86	495483	7377796	22179213	72223613	114964133
87	502113	7470777	22290113	72641613	115686133
88	508763	7563808	22401013	73061613	116409133
89	515423	7656889	22511913	73483613	117133133
90	522093	7749970	22622813	73907613	117858133
91	528773	7843051	22733713	74333613	118584133
92	535463	7936132	22844613	74761613	119311133
93	542163	8029213	22955513	75191613	120039133
94	548873	8122294	23066413	75623613	120768133
95	555593	8215375	23177313	76057613	121498133
96	562323	8308456	23288213	76493613	122229133
97	569063	8401537	23399113	76931613	122961133
98	575813	8494618	23510013	77371613	123694133
99	582573	8587699	23620913	77813613	124428133
100	589343	8680780	23731813	78257613	125163133

	500	600	700	800	900
1	123751501	217081701	344472101	511922101	731422101
2	128506000	218107300	345498300	512947700	732447700
3	133260500	219132900	346523900	513973300	733473300
4	138015000	220158500	347549500	514998900	734498900
5	142769500	221184100	348575100	516024500	735524500
6	147524000	222209700	349600700	517050100	736550100
7	152278500	223235300	350626300	518075700	737575700
8	157033000	224260900	351651900	519101300	738601300
9	161787500	225286500	352677500	520126900	739626900
10	166542000	226312100	353703100	521152500	740652500
11	171296500	227337700	354728700	522178100	741678100
12	176051000	228363300	355754300	523203700	742703700
13	180805500	229388900	356779900	524229300	743729300
14	185560000	230414500	357805500	525254900	744754900
15	190314500	231440100	358831100	526280500	745780500
16	195069000	232465700	359856700	527306100	746806100
17	199823500	233491300	360882300	528331700	747831700
18	204578000	234516900	361907900	529357300	748857300
19	209332500	235542500	362933500	530382900	749882900
20	214087000	236568100	363959100	531408500	750908500
21	218841500	237593700	364984700	532434100	751934100
22	223596000	238619300	366010300	533459700	752959700
23	228350500	239644900	367035900	534485300	753985300
24	233105000	240670500	368061500	535510900	755010900
25	237859500	241696100	369087100	536536500	756036500
26	242614000	242721700	370112700	537562100	757062100
27	247368500	243747300	371138300	538587700	758087700
28	252123000	244772900	372163900	539613300	759113300
29	256877500	245798500	373189500	540638900	760138900
30	261632000	246824100	374215100	541664500	761164500
31	266386500	247849700	375240700	542690100	762190100
32	271141000	248875300	376266300	543715700	763215700
33	275895500	249900900	377291900	544741300	764241300
34	280650000	250926500	378317500	545766900	76526



Mehl nach und nach dazu gerührt, hiermit eine mit Butter ausgestrichene Form halb angefüllt, gehen lassen, 1 Stunde gebacken; dann die mit Zucker bestreut. — b) $\frac{1}{2}$ Pfd. Butter in einem Kasserol zu Sahne gerührt, dann nach und nach 9 Eier dazu und zwischen jedem Ei allemal von 1 Pfd. feinem Mehl eine Hand voll; die Masse so lange (etwa 1 St.) gerührt, bis Alles wohl verrührt ist; dann 4 oder 5 Löffel Weißbierhefen, endlich die, von 1 Citrone auf Zucker abgeriebene und in $\frac{1}{2}$ Köffel Sahne geweihte Schale dazu gefügt und noch $\frac{1}{2}$ St. wohl durchgerührt. Dann die Form mit Butter ausgestrichen, mit feiner Semmelkrume ausgestreut, die Masse hineingeschüttet, an einem warmen Orte aufgehen lassen und gebacken, dann mit Zucker überstreut. Zu merken ist, daß Alles, was zu diesem K. kommt, warm gemacht werden muß, auch die Eier mittelst warmen Wassers. — c) [Wiener Tafel-K.] 1 Pfd. ausgewaschene Butter zu Sahne gerührt, nach und nach 12 Eidoiter, 10 Loth gestoßenen Zucker und 2 Pfd. Weizenmehl dazu, so daß allemal bei jedem Ei ein Köffel Mehl dazu kommt; 2 Loth bittere Mandeln mit etwas Zucker im Mörser fein gestoßen, auch dazu gerührt, nebst 1 Quentchen Muskatblume und der, auf Zucker abgeriebenen Schale von 2 Citronen, $\frac{1}{2}$ Köffel gute Weißbierhefen und ein wenig Salz zugefügt, die Topfkuchenform mit Butter gehörig ausgestrichen, auf den Boden und an den Seiten mit länglich geschnittenen Mandeln bestreut, die Masse hineingeschüttet, an einem warmen Orte aufgehen lassen und dann im Ofen gebacken), Baum-K. (s. Stangen-K.). Braun-schweiger-K. ($\frac{1}{2}$ Pfd. Butter und $\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker zusammen schaumig gerührt; $\frac{1}{2}$ Pfd. Mehl in eine Schüssel gethan und mit 6 Eplöffel Bierhefen oder 4 Loth Stückhefen und $\frac{1}{2}$ (bresdn.) Kanne Milch ein Hefenstück gemacht; dann 4 ganze Eier und 4 Doiter nach und nach zur Butter gerührt, 12 Loth große Rosinen, 4 Loth süße und 2 Loth bittere Mandeln, etwas Citronengelb, 1 Quentchen gestoßenen Zimmt und 1 Quentchen gestoßene Keilen dazu gethan. Wenn das Hefenstück aufgegangen ist, die Butter und Eier zugefügt, gut gerührt, dann das übrige Mehl darunter gearbeitet. Nun eine breite, viereckige Blechform mit Butter ausgestrichen, 2 Finger hoch mit Masse angefüllt, in die Wärme gestellt, etwas aufgehen lassen und bei rascher Hitze gebacken. Wenn es aus dem Ofen kommt, die Form auf ein Blech oder Bret gestürzt, so daß der K. darauf zu liegen kommt, mit Zuckerguß bestrichen und diesen im Ofen abgetrocknet). Butter-K. (Hierzu: 1 Pfd. Butter, die Hälfte davon geschmolzen; $\frac{1}{2}$ Köffel süße Sahne, 2 Eier, gestoßene Muskatblume, 4 Eplöffel gute Weißbierhefen. Von diesem Allen mit erforderlichem Mehl einen Teig gemacht, diesen an einem warmen Orte aufgehen lassen, auf einem mit Butter bestrichenen und mit etwas Mehl bestreuten Papier zu einem K. aufgerollt, einen Rand darum gemacht, unter diesen große Rosinen und abgebrühte süße Mandeln in abwechselnder Folge gelegt und im Backofen gebacken). Crème-K. (Runde, etwas flache Blechformen von der Größe eines Handtellers

mit Blätterteig ausgelegt, $\frac{1}{2}$ (bresdn.) Kanne Rahm, $\frac{1}{4}$ Pfd. Zucker, 6 Eier gelb und etwas Citrone, dies Alles auf dem Feuer zu einem Crème gerührt, diesen in die ausgelegten Formen gefüllt und bei mittlerer Hitze gebacken). — Eisen-K. (a) 1 Pfd. Mehl mit 1 Köffel Rahm angerührt, $\frac{1}{2}$ Pfd. gestoßenen Zucker, Kardamomen und ein wenig Salz, 1 ganzes Ei und 2 Eidoiter hinzugefügt, den Teig wohl durch einander geschlagen und noch ein Köffel Rahm dazu gerührt. Hiernächst die bereits ausgestrichene Eisentuchform auf dem Feuer heiß werden lassen, mit Speck bestrichen, einen Köffel Masse in dieselbe gegeben, zugedrückt, das Herausgelaufene mit dem Messer abgeputzt, das Inwendige, sobald es gar ist, über ein rundes Holzchen gewickelt, wieder abgezogen und so im Backen fortgeführt, dabei die Form öfters umgewendet. Man kann unter die Masse auch gestoßene Mandeln nehmen. — b) $\frac{1}{2}$ Pfd. feines Mehl in ein Kasserol gethan, dazu $\frac{1}{2}$ Pfd. gestiebten Zucker, 1 Loth gestoßene Kardamomen, eben so viel Zimmt und ein wenig Salz; das Weiße von 6 Eiern dazu geschlagen und so viel Drangenblutwasser zugegossen, als nöthig ist, die Masse zu einem dünnen Teige anzurühren. Dann wie vorher gebacken). Englischer K. (Bei guter Bereitung ein K. von vorzüglichem, biscuitähnlichem Geschmack). Gieß-K. (Hefenteig gemacht, einen hohen Rand darum formirt, den K. mit 4 Loth großen und 4 Loth kleinen Rosinen und 3 Loth geschnittenen Mandeln bestreut, $\frac{1}{4}$ Kanne Rahm mit 4 Eiern, 2 Doitern, 4 Loth Zucker durchquirlt, dies über die Rosinen gegossen, gleich bei starker Hitze $\frac{1}{2}$ St. gebacken, mit Zucker und Zimmt bestreut und kalt gegessen). Hamburger K. ($\frac{1}{2}$ Pfd. Butter in dem Reibask zu Sahne gerieben, dann $\frac{1}{4}$ Pfd. feingestoßenen Zucker, 2 ganze Eier, gestoßene Muskatblume, die abgeschälte gelbe Schale einer Citrone, 1 Pfd. 4 Loth trockenes, feines Weizenstarkmehl; dies Alles mit 6 Köffel voll guten Weißbierhefen zusammen gerührt, die Topfkuchenform mit Butter ausgestrichen, halb voll Teig gethan, diesen aufgehen lassen und im Ofen, wenn er nicht mehr gar zu heiß ist, gebacken, dann sogleich mit Zucker bestreut). Junker-K. (Kefel in kleine Würfel geschnitten, etwa $\frac{1}{2}$ Köffel voll, in abgellarter Butter mürbe gekocht, das zu Schnee geschlagene Weiße von 10 Eiern daran gethan, etwa $\frac{1}{2}$ Pfd. gestoßene Mandeln, etwas Zimmt, etwas geschnittene Succade; 3 gestoßene Zwiebacke, kleine Rosinen und Zucker nach Belieben dazu gerührt; hiernächst für einen Groschen oder etwas mehr weißes Brod gebacken, in Butter ein wenig gelb gebraten; dann einen mit Butter bestrichenen Bogen weißes Papier in die Tortenpfanne gelegt, ein wenig von dem gebratenen Brode darauf gestreut, den angerührten Teig darüber gelegt, auf diesen wieder etwas von dem Brode gestreut, so daß er damit bedeckt sey, in der Tortenpfanne langsam gar gebacken, und erst nach dem Erkalten herausgenommen. Zucker streut man nicht gern darüber). Kardem-K. oder Blasen-K. (12 Loth Mehl, 4 Loth Butter, 1 Ei, 1 Köffel Milch, $\frac{1}{2}$ Loth Butter zum festen











zulegen, so daß dieser Theil des Herdes vor den übrigen erhöht wird. Die Einfeuerungen sollen alle nur mäßig groß seyn; mit einer bestimmten Quantität Brennmaterial erreicht man in einem Raume nach Befinden eben so viel als mit dem doppelten in einem größern. Endlich müssen alle Rauchkanäle, besonders bei complicirten Herden, oft und genau gereinigt werden, zu welchem Behuf die erforderlichen Kehrlöcher anzubringen u. mit Klappen wohl zu verschließen sind. Vgl. die Art. Küchengeschirre und Küchenregeln.

Küche (Geogr.), 1) preuß. Weichsel-Insel, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; in ihrer Nähe finden sich mehrere andere kleine, zum Theil bebaute Inseln, die früher als ein Ganzes unter dem Namen Küschenerwerder, existirten, den 1663 ein Bruch in mehrere Theile spaltete; — 2) die durch diesen Bruch gehende Weichsel.

Küche-Insel, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 170 Einw.

Küchen, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Widenhausen, Amt Lichtenau; Mühle; 300 Einw.

Küchendoften (Bot.), s. v. a. *Origanum Majorana L.*

Küchengeschirre. Die meisten und gewöhnlichsten K. sind bekanntlich von glasierter irdener Waare. Sie haben den Vorzug der Wohlfeilheit, aber den Nachtheil der leichten Zerbrechlichkeit und können bei schlecht eingebrannter bleihaltiger Glasur nachtheilig für die Gesundheit werden. Zur Vermeidung der leichten Zerbrechlichkeit bedient man sich auch häufig kupferner, zinnerner oder eiserner K. Erstere können, wenn sie nicht inwendig mit reinem Zinn verzinnt sind, nur mit besonderer Vorsicht gebraucht werden, damit nicht Kupfervergiftung oder, bei bleihaltiger Verzinnung, Bleivergiftung entsteht, wie unter Kupfergeschirre näher erörtert ist. — Messingene Geschirre, die zuweilen statt kupferner gebraucht werden, erfordern wegen ihres Kupfergehaltes gleiche Vorsicht als kupferne. Zinnerne Geschirre werden zwar nicht zum Kochen, aber häufig, wiewohl jetzt weniger als sonst, zum Auftragen der Speisen oder (als Teller) beim Speisen selbst, auch öfters zu Aufbewahrungsgefäßen gebraucht. Auch ihre Anwendung erfordert einige Vorsicht, da das Zinn ein für die Gesundheit unschädliches Metall und noch leichter auflöslich als Kupfer ist. Eiserner Geschirre müssen, damit sich nicht manche Speisen darin schwärzen oder einen Eisengeschmack annehmen, mit zweckmäßigen Ueberzügen von Zinn oder Email versehen seyn. Unter den verzinn-ten Eisengeschirren empfiehlt sich besonders das, zuerst in Neuwid verfertigte, ohne alle Lötung bloß mit dem Hammer zusammengefalzte sogen. Gesundheitsgeschirr oder Sanitätsgeschirr, welches auch dann, wenn die aus unverfälschtem Zinn gemachte Verzinnung mit der Zeit abgeht, rein und weiß bleibt und keiner weiteren Verzinnung bedarf. Man braucht es nur auf die gewöhnliche Weise zu säubern und zu trocknen und

nöthigen Falls einmal mit Aschenlauge gut auszukochen und dann mit feinem Sande auszureiben. Vortrefflich sind auch jetzt die, nicht selten im Handel vorkommenden, emailirten eisernen Geschirre. Um das Abfärben neuer gußeiserner, nicht überzogener Töpfe zu verhindern, füllt man sie mit Wasser, thut sogleich irgend ein Fett hinein und kocht dann alles Wasser ein, so daß nur das Fett übrig bleibt, wonach der Topf so gut als ein neuer zu gebrauchen seyn wird; auch reicht es schon hin, nur einige Male recht fette Sachen darin zu kochen oder die Wände geradezu mit Fett einzureiben. Manderathen, den neuen Topf erst mit Branntweinspülisch auszukochen od. 48 Stunden lang Molken oder sehr verdünnten Essig darin stehen zu lassen, dann mit einem reinen Lappen auszuwaschen und nun erst mit Fettigkeit zu behandeln. Man darf dergleichen Geschirre nicht durch Scheuern oder Sand reinigen, sondern muß sie mit Kleien auswaschen, mit heißem Wasser ausspülen, dann mit einem reinen, leinenen, nicht zu groben Lappen abwischen und umstürzen. Bei solcher Behandlung wird das Eisen nach und nach mit einer dünnen braunen Kruste wie mit einer Glasur überzogen, die zuletzt eine schöne Glätte annimmt und das Metall vor aller weiteren Auflösung schützt. Im Allgemeinen gilt in Betreff der metallenen Geschirre jeder Art, daß sie stets höchst reinlich gehalten und besonders vor jedesmaligem Gebrauche sorgfältigst ausgewaschen werden müssen. Wenn sie auch nur einige Tage lang ungebraucht gestanden haben, muß man sie vor neuem Gebrauche erst abwischen, waschen oder scheuern; denn auch die blanksten Gefäße verlieren ihren, durch das Scheuern erlangten Glanz mehr oder weniger, wenn sie längere oder kürzere Zeit aufbewahrt worden sind, und werden dann um so leichter angegriffen. Schon fertige oder übrig gebliebene Speisen kann man niemals sicher, weder in Kupfer, noch Messing, noch Zinn, von einer Mahlzeit zur andern, oder wohl gar einen oder mehrere Tage lang stehen lassen, sondern muß die Speisen sofort nach der Mahlzeit in irdenen oder porzellanenen Geschirren verwahren. Vorzüglich gilt dies von fetten, scharfen, salzigen und sauren Speisen, so wie von denen, die leicht sauer werden und in Gährung gerathen, als Oele, Butter, Eier, Häringe, Ferkelfleisch, Fische, Fleisch, Salat, Gemüse, Obst, Wein, Bier, saure oder gesalzene Brühen. Noch schädlicher ist es, wenn man Speisen, die in dergleichen Gefäßen stehen geblieben sind, in denselben Gefäßen wieder aufwärmt oder aufrührt. Alle diese Maßregeln gelten für zinnerne Gefäße nicht minder, als für kupferne und messingene. In Bezug auf Reinigung der kupfernen, messingenen, eisernen und zinnernen Gefäße ist zu bemerken, daß ein Metall seines Gleichen am besten scheuert. Man kann hierbei so verfahren, daß man ein Leder mit Lehmwasser bestreicht, hierauf Feilspäne, resp. von Kupfer, Messing oder Eisen oder Zinnasche streut, und dies hart werden läßt. Mit diesem Leder reibt man dann die Gefäße ab. Rostflecken im Zinn, die sich auf diese Weise nicht abreiben lassen, kann man

mit verdünntem Scheidewasser bestreichen, dann auf die angegebene Weise abspülen. Eisen wird durch Baumöl vom Rost gereinigt. Kupfer befreit man vom Grünspan durch Abreiben mit gebranntem Lehm. Auch kann man wohl Messing und Kupfer durch saure Dinge, wie Essig oder saure Molken reinigen, was schnell geht, muß aber dann sofort mit reinem Wasser gut nachspülen, sonst erzeugt sich nachher desto mehr Grünspan. Sind kupferne Kessel vom Rost schwarz geworden, so ist dienlich, sie eine Weile in Molken zu legen. Soll Zinn rein und weiß werden, so muß man es eine Weile in kochendem Wasser liegen lassen. Fettigkeiten, die sich in Rissen der Geschirre festgesetzt haben, werden am besten durch Lauge weggeschafft. — Um irdene Kochgeschirre haltbar, oder solche, die schon Risse haben, wieder brauchbar zu machen, pflegt man sie mit ausgeglühtem Drahte gitterförmig umflechten zu lassen.

Küchengewächse (angew. Bot.), auch Küchenkräuter, Gewächse, welche in Küchengärten als Nahrungspflanzen kultiviert werden. Vergl. Nahrungspflanzen im Artikel Botanik, S. 347.

Küchenherd, s. Küche, vergl. Herd.

Küchenkäfer (Entom.), s. v. a. *Nitidula bipustulata* Fabr.

Küchenkohl, s. Kohl.

Küchenkünste, vorzüglich Kochmethoden nach Soupe: 1) Gemüsekocherei. Hierzu muß man mit einem kupfernen, gut verzinnnten Kasserol versehen seyn, dessen oberer Rand mit einer Rinne zum Einsatz eines Deckels versehen ist. Hierin nun füllt man Möhren und Kartoffeln, oder Kraut und Kartoffeln, oder Rüben und Kartoffeln u. s. w., gehörig vorgerichtet und rein gewaschen, lagenweise mit Fleisch, welches zu diesem Behufe in kleinere Stücke geschnitten seyn muß, streut das nöthige Salz mit ein, gießt dann Wasser darauf, z. B. zu einem Gerichte für 4 Personen etwa $\frac{1}{2}$ Kanne (in zu viel Wasser wird das Gemüse so gut als zu wenig), setzt im Innern des Kasserols einen leicht aufschließenden Deckel auf, zu besserer Zusammensetzung der Dämpfe, setzt dann den obern Deckel in die Rinne ein und verstreicht diese mit Lehm. So schickt man das Kasserol um 10 Uhr in den Backofen und läßt es um 12 Uhr wieder abholen. Ein so zubereitetes Gemüse soll an Geschmack und eigenhümlichem Geruche alle andern durch Dampf oder sonst zubereitete Speisen übertreffen. — 2) Fleisch schön mürbe zu machen. Man füllt ein Faß mit Wasser, bringt darin Erbsen so an, daß sie 2 Zoll über dem Wasser zu liegen kommen, legt auf diese Erbsen das zuvor tüchtig mit Salz eingeriebene Fleisch, deckt nun das Faß zu und wendet das Fleisch täglich einigemal um. Kocht man das Fleisch nach 5 bis 8 Tagen, so zeigt es sich von besonderer Mürbigkeit und einem dem Pökelfleisch nicht unähnlichen Geschmack. Nimmt man etwas Salpeter unter das Salz, so wird derselbe Erfolg wohl schon in 2 Tagen erreicht. Diese Methode dürfte sich insbesondere für jähres Fleisch, auch für Wildpret empfehlen. — 3) Um

ganz hartes Fleisch weich zu kochen, nehme man es, wenn es $\frac{1}{4}$ Stunde gekocht hat, aus dem kochenden Wasser, werfe es einige Minuten lang in kaltes Wasser, bestreiche es mit etwas Provencer- oder Rohnöl und lege es wieder zum Feuer. Auch dadurch, daß man ein Glas Brantwein plötzlich in den starkkochenden Fleischtopf gießt, wird das Mürbwerden des Fleisches befördert. — 4) Wenn Geflügel gleich, nachdem es geschlachtet ist, gegessen werden soll, gebe man ihm einen guten Schlüßel voll starkem Essig ein Paar Augenblicke vor dem Schlachten ein; es wird dann eben so zartes Fleisch haben, als wenn es schon seit 2 Tagen geschlachtet wäre. Uebrigens wende man dies Mittel nicht ohne Noth an, da es dem Thiere Schmerzen verursacht. — 5) Um Pökelfleisch weniger salzig und die Suppe davon genießbar zu machen, empfiehlt man, 2 bis 3 Möhren in den Topf zu thun, in welchem das Fleisch gekocht wird. Diese sollen das Salz auf eine bewunderungswürdige Weise an sich ziehen. — 6) Ist die Brühe des Fleisches beim Kochen übersalzen worden, so soll man einen ganz reingewaschenen Schwamm eine Zeit lang an einer Gabel in die Brühe halten. — 7) Schon von Fäulniß angegangenes Fleisch oder auch Doulton wieder ganz frisch zu machen, reicht hin, einige kurz zuvor gut ausgeglühte Holzkohlen (am besten von hartem Holze) mit Kochen zu lassen. Man empfiehlt zu diesem Zwecke, das Fleisch in eine Serviette zu schlagen und Kohlenpulver in das Wasser zu bringen, worin man es kocht; indeß ist so viel Umständlichkeit nicht nöthig; es reicht hin, auf einen Topf, der 4 bis 5 (dresdener) Kannen Wasser faßt, 2 ganze Kohlen, etwa von der Größe einer wälschen Nuß, zu setzen. (Manche werfen sie gleich glühend hinein.) Man läßt sie während des Kochens in dem Wasser oder der Brühe schwimmen; sie werden nicht abschmugen, wenn sie sonst gut ausgebrannt und reinlich hineingethan wurden. Eingesalznes Fleisch, das faulig geworden ist, läßt sich dadurch wieder völlig genießbar machen, daß man es mehrere Tage lang in eine Auflösung von Chlorkalk oder noch besser von Chlornatron legt. — 8) Um schnell heißes Wasser zu bekommen, gieße man etwas Fett, Del oder Butter auf dasselbe, so wird es in viel kürzerer Zeit zum Kochen kommen.

Küchenlatein, s. Lateinische Sprache.

Küchenlauch (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Allium L. S. Lauch*.

Küchenlehn (Culinare solum, Rechtsw.), s. v. a. Tafellehn, s. Lehnwesen.

Küchenmantel (Baut.), s. v. a. Rauchmantel, vgl. Küche.

Küchenmeister, 1) Aufseher über eine große Küche, bes. an Höfen; — 2) s. Deutscher Dreben, S. 352.

Küchenmesser, s. Messer.

Küchenregeln. Unter Verweisung auf die den einzelnen Speisen gewidmeten Artikel, so wie auf die Art. Kochkunst, Küche, Küchengeschirre und Küchenkünste, begnügen wir uns hier mit Mittheilung folgender Regeln: 1)

Die gewöhnlichste Kochmethode, welche man mit offenen oder leicht bedeckten Töpfen, die man an oder über das Feuer setzt, ausführt, ist zwar die bequemste, aber in Hinsicht der Holzsparniß und mehrern andern Hinsichten, nicht die zweckmäßigste. Vielmehr verdienen hier die Methoden der Dampfkochung (s. d.), so wie die Methode des Digestors (vgl. Papinianischer Topf) den Vorzug. 2) In Betreff der Holzsparniß werden nicht immer die richtigen Maßregeln getroffen, daher es nicht überflüssig seyn mag, hier Folgendes zu erinnern: a) Das Küchenholz muß ganz trocken und klein gehackt und gesägt seyn (vgl. Brennholz, S. 773); b) beim Zusetzen der Kochgeschirre ist ein rasches und starkes Feuermachen nöthig, damit die Flüssigkeit bald zum Sieden kommt; ist dieses eingetreten, so erfordert das Mürbekochen der Speisen wenig Brennmaterial; c) das Garkochen der Speisen wird beschleunigt, wenn man die Kochgefäße bedeckt hält. Statt der gewöhnlichen Stürzen bedient man sich mit Vortheil doppelter Deckel, die, wie Doppelfenster, die Hitze besser zusammenhalten; sie werden von dünnem verzinnnten Eisenblech gemacht und sind nicht platt, sondern haben die Gestalt abgestumpfter Kegels. Der Boden dieses Deckels muß nicht nur genau in das Kochgeschirr passen, sondern selbst hineintreten und mit einem breiten Rande über den Rand des Kochgeschirres hinübergreifen, um es desto besser zu verschließen. Damit aber die Dämpfe Ausgang finden, geht vom Boden bis über die Spitze des Deckels eine $\frac{1}{2}$ Zoll weite, auf das Genaueste eingelöthete Röhre in die Höhe. d) Da die Kochgeschirre mehr aushalten müssen, wenn sie über, als neben das Feuer gesetzt werden, so muß man irdene Geschirre mit Drahtumflechten oder kupferne Geschirre wählen, die zur Verhütung des Anbrennens der Speisen einen doppelten Boden erhalten. Der innere falsche Boden muß dünn und kann dem untern ganz nahe seyn. e) Zweckmäßig ist, sich für den Herd einen Rost besorgen zu lassen, wie ihn Rumford vorschlägt. Ein solcher Rost ist wie eine längliche Schüssel oder Pfanne gestaltet, die an den Seitenwänden mit vielen Löchern durchbohrt ist, um den Luftzug für das darauf gelegte Holz zu befördern. Am besten ist freilich, wenn dieser Rost von Eisen ist; doch kann auch ein irdener seine Stelle vertreten. Man stellt denselben zwischen die Töpfe und legt das Holz in denselben, welches natürlich so klein seyn muß, daß es in den Rost paßt. Brennen die Holzstücke im Roste zusammen, so wird doch durch die Gestalt desselben ihre Zerstreung gehindert (vgl. Rost und Ofen). f) Es ist vorthellhaft, die Dreifüße, auf denen Kessel und Pfannen erhtzt werden, mit Ziegeln zu umsetzen, damit die Hitze besser zusammengehalten und an den Boden des Geschirres geleitet wird. — 3) Ob man das zu Kochende mit kaltem Wasser ansetzen und allmählig damit zum Kochen bringen oder soaleich in das, schon zuvor zum Kochen gebrachte Wasser legen solle, läßt sich nicht allgemein entscheiden, indem es dabei auf die Beschaffenheit des Gerichtes ankommt. Wenn eine pflanzliche oder

thierische Substanz erweicht und deren Säfte ausgezogen werden sollen, so ist es besser, sie mit kaltem Wasser anzusetzen, als sofort in kochendes Wasser zu werfen, wodurch ihr Gewebe gleich anfangs verhärtet werden würde. Sollen dagegen Speisen lieber etwas hart und kräftig, als weich und saftlos bleiben, so thut man sie besser gleich in kochendes Wasser. Hülsenfrüchte, die sich weich kochen lassen sollen, müssen nothwendig mit kaltem Wasser angesetzt werden. Stockfisch wird, gleich in siedendes Wasser geworfen, holzig, dagegen einer Gallert gleich, wenn er in kaltes Wasser gethan und darin bis zum Sieden gelassen wird. Wollte man grüne Gewächse, die ihre Kraft behalten und nicht an die Brühe abgeben sollen, in kaltem Wasser ansetzen und dann ins Kochen bringen, so würden sie zwar weich, aber kraftlos werden, demnach übergießt man sie erst mit heißer Brühe und verhärtet sie dadurch gewissermaßen, damit sie hernach das Kochen vertragen können, ohne ihre Kraft zu verlieren. Eben so verfährt man auch mit dem Fleische, wenn es mehr darauf abgesehen ist, dieses selbst kräftig zu erhalten, als eine kräftige Brühe davon zu gewinnen; ist jedoch dasselbe alt und zähe, so kann es nur dadurch weich werden, daß man es mit kaltem Wasser ansetzt. — 4) In den meisten Fällen dient zum Kochen weiches Wasser (Fluß- oder Regenwasser) besser, als Brunnenwasser. Alle harten Wasser ertheilen dem darin gekochten Fleische eine mehr rothe, die weichen hingegen eine mehr weißliche Farbe. Jene erfordern mehr Holz und Zeit, wenn etwas darin gar und mürbe gekocht werden soll, als diese. Doch dient zum Sieden der Fische hartes Wasser besser, als weiches; auch erhält sich die grüne Farbe der Kräuter schöner, wenn sie mit hartem, als wenn sie mit weichem Wasser gekocht werden. — 5) Bei fast allen Speisen ist ein Zusatz von Salz, und, wenn sie nicht an sich schon fett genug sind, oder ihre Natur der Verbindung mit Fetten widerstrebt, auch von Butter oder Fett nöthig. In reinem Wasser gekocht, ist das Gemüse ohne Vergleich weniger schmackhaft und geruchvoll als in gesalzenem, und dies geht so weit, daß z. B. Zwiebeln, die in destillirtem Wasser gekocht wurden, fast geruch- u. geschmacklos waren, während die in salzigem Wasser gekochten, abgesehen von dem salzigen Geschmack, einen süßen Geschmack und starken Zwiebelgeruch besitzen, außerdem aber noch mehr lösliche Substanz enthalten. In der Regel thut man das Salz am besten gleich anfangs in das zum Kochen dienende Wasser, weil durch dasselbe im Allgemeinen die Auflösungskraft des Wassers vermindert wird, daher die Speisen davon kräftiger bleiben, fügt aber noch zuletzt etwas Salz zu, wenn die Speise gar ist. Ist es um Erhaltung der schönen Farbe grüner Gartengewächse, z. B. des grünen Kohls, der Schneidebohnen, zu thun, so muß man, noch ehe sie in das Wasser kommen, Salz anlegen; werden sie eine Weile ohne Salz mit Wasser gekocht, so erhalten sie eine matte, fahle Farbe. Weißkohl und andern Kohlarten darf man aber das Salz nicht gleich im Anfange zufügen, da sie sonst schwer gar

Welt zuerst eingeführt zu haben. Seine Werke, an 300, erschienen in Offenbach und Mainz, Paris und London; in Orleans seine Société de danse etc, worin er zuerst die Form der lannerschen und Strauss'schen Walzer mit Introduction und Coda lieferte.

Rüfner (Rüfer, Rüferel), f. Böttcher und Faf.

Rügelchen, 1) (bot. Term.), f. v. a. Globulus. — 2) (Pharm.), f. v. a. Pastill.

Rügelgen (Biogr.), 1) Gerhard von, berühmter Historien- und Porträtmaler, als Künstler und Mann gleich ausgezeichnet, 1772 zu Bacharach am Rhein geboren, Zwillingobru- der des russischen Kabinetmalers Karl von K. Erst mit dem 17. Jahre durften die Brüder sich ausschließlich der Kunst widmen. Ihre Lehrer waren der Landschaftsmaler Schüg, Zid in Koblenz und zuletzt der Porträt- und Historien- maler Fescl. Im J. 1791 gingen sie, auf Kosten des Kurfürsten von Köln, nach Rom. Als die Franzosen Deutschland überschwemmten, verlor- ren sie ihre Unterstützung, Karl fand in Lord Bristol einen neuen Beschützer, Gerhard aber zog nach München und begleitete später einen Freund nach Riga, wo sein Bruder zu ihm traf und von wo Beide sich 1798 nach Petersburg begaben. Beide fanden hier die günstigste Auf- nahme, Gerhard wurde mit den glänzendsten Aufträgen überhäuft und heirathete eine Baro- nin von Mantouffell aus Kurland, während Karl Kaiserlicher Hofmaler wurde. Gleichwohl sie- delte Gerhard 1805 nach Dresden über, wo er, als Professor der Kunstakademie (er war auch Mitglied der Akademien zu Petersburg und Berlin) in glücklichen Verhältnissen lebte, bis er, im J. 1820, auf dem Heimweg von seinem Weinberg zu Lochwitz nach seiner Wohnung von Raubmördern angefallen u. getödtet wurde. — K. gehörte zu den sinnigsten Künstlern; Alles in ihm war Harmonie; nie huldigte er der Au- torität einer Schule; sein einziges Vorbild war Raphael. Wie Wenige wußte er den Geist und die Gluth italienischer Meister mit den reinen Formen der Griechen, der tiefen Bedeutsamkeit der Deutschen und dem blühenden Farbensau- ber der Niederländer zu vereinen: seine lebens- warmen Gestaltungen treten plastisch aus der Leinwand hervor. Nur ungern, meist aus Noth, betrieb er die Porträtmalerei; ernste und heilige Gegenstände zogen ihn vor Allem an, besonders liebte er es, Cyklen von Gestalten zu bilden, welche mannichfaltige Abstufungen desselben Ge- fühls darstellen. Dabei fiel ihm jede Arbeit leicht, weil, nach seinem eigenen Geständniß, die Ideen sich ihm stets ganz ungesucht so gestal- ten, daß es ihm Mühe gekostet haben würde, sie anders zu ordnen. Zu seinen besten Bildern gehören: ein Christus zwischen beiden Johannes, Kniestück in Lebensgröße; ferner: der verlorene Sohn, K. s. lestes, zwei Tage vor seinem Tode vollendetes Werk; K. s. Lieblingswerk war eine Madonna mit dem Kinde, etwas unter hal- ber Lebensgröße. Bekannt sind seine Bildnisse von den vier weimarischen Heroen; sein eigenes Bildniß ist von G. Harbort lithographirt. Vgl.

F. Fasse, Das Leben G. v. K. s., Leipzig 1821.

— 2) Karl Ferdinand von, des Vorigen Zwillingobru- der, als Landschaftsmaler berühmt. Er genoß mit seinem Bruder denselben ersten Kunstunterricht. In Rom schieden sich die Kunstrichtungen der Brüder: während Gerhard im Studium der großen Meister schwärmte und unermüdllich kopirte, wandte sich Karl der Natur zu. Livoli bot ihm besonders anlockenden Stoff. Als kaiserl. Hofmaler trat er (mit dem Staats- rath v. Köhler) 1804 von Petersburg aus eine Reise in die Krim an, wo er gegen 150 Gegen- den aufnahm. Um dem Wunsche des Kaisers Alexander, diese Bilder in Del auszuführen, ge- nügen zu können, durchzog K. 1806 abermals ganz Taurien und brachte 240 Zeichnungen mit nach Hause. Leider unterbrach der französische Krieg die Ausführung der Krimbilder. Die Kon- tinental Sperre verleitete K., sein ganzes Vermö- gen an die Spekulation der Runkelrübenzucker- fabrikation zu wagen; die Wiedereinfuhr von Kolonialwaaren überraschte ihn jedoch zu bald und brachte ihn um Kapital und Gewinn. Fort- an wieder auf die Ausübung seiner Kunst allein angewiesen, nahm er die Krimbilder wieder vor, von denen 30 in Del vollendet wurden. Eine Sammlung von 55, später ebenfalls in Del aus- geführten Bildern war das Resultat einer Reise durch Finnland, 1818. Im J. 1827 zog K. nach Reval, wo er 1832 †. — K. s. erste Werke sind nicht frei von Härte und Ueberladung; später liebte er zwar noch immer einen Reichthum des Ganzen, aber es verbreitete sich zugleich über seine Bilder eine freudige, den Beschauer fes- selnde Ruhe. Am meisten zogen ihn idyllische Ansichten oder Prachtscenen an, und am glück- lichsten war er in der Darstellung seiner Fernen und Mittelgründe, so wie des Grüns und schö- nen Lichterspiels; weniger gelangen ihm Luft und Wasser. Seine Seplazeichnungen sind so trefflich ausgeführt, daß man sie im Preis fast seinen Gemälden gleich stellte. Wie fleißig K. war, zeigt die Notiz, daß man von ihm 171 Ge- mälde und 290 ausgeführte Zeichnungen hat; als seine besten (und letzten) Werke gelten 10 Ideallandschaften in Del. Vgl. Retrolog d. D., X., I., S. 17 ff. — 3) Wilhelm von, Ger- hards älterer Sohn, 1800 geboren, Maler und Zeichner, Zögling der dresdener (unter Prof. Hartmann) und münchener Akademien; zuerst bekannt geworden durch die von F. A. Krum- macher mit Text begleitete „Geschichte des Rei- ches Gottes“ nach der heil. Schrift in Bildern von W. v. K., 2 Hefte mit 14 Kupfertafeln; Essen 1833, fol. — 4) Konstantin von, Karls Sohn, Schüler und Nachfolger als kais. russischer Hofmaler, ein guter Künstler des landschaftl. Fachs.

Rügelhof, württemberg. Weiler, Tautr., Oberamt Künzelsau; 160 Einw.

Rüh..., Zusammensetzungen, f. Rüh...

Rühbach (Geogr.), 1) bayern. Orte: a) Marktflecken, R.-B. Oberbayern, Idgr. Mich- ael; Brauerei, Brennerei, 2 Jahrmärkte; 700 Einw.; hatte seit 1011 ein Nonnenkloster, das 1803 aufgehoben wurde; — b) Dorf, R.-B.



Kuren des Grafen Thun" (das. 1794); die in den Buchhandel gekommene Dissertation „De exanthemate vulgo variolarum vaccinarum nomine insignito" (das. 1801), und endlich die Schrift: „Die Kuhpocken, ein Mittel gegen die natürlichen Blattern" (das. 1801), welchen Gegenstand er auch in 7 akademischen Programmen behandelte. Wirkliches Verdienst erwarb er sich durch die von ihm angelegte vollständige Ausgabe der „Opera medicorum graecorum quae supersunt" (2 Bde., das. 1821—33) in der Ursprache und mit lateinischen Uebersetzungen, die er 1814 begann und worin Hippocrates, Aretäus und Galen von ihm selbst bearbeitet wurden. Auch besorgte er eine sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe von „Blancardi Lexicon medicum" (2 Bde., das. 1832). Die vorzüglichsten seiner akademischen Schriften sind unter dem Titel: „Opuscula academica medica et philologica" (2 Bde., das. 1827—28) erschienen. In dem Programm „Moschi antiquitates" (das. 1833) widerlegte er die bisher allgemeine irrige Ansicht, daß der Moschus schon im Alterthum erwähnt werde, indem er nachweist, daß kein griechischer und arabischer Arzt bis in das 11. Jahrhundert denselben je entdeckt, und daß Simon Sethi der Erste ist, der ihn namhaft macht in seinem Werke „De alimentorum facultatibus" (Paris 1658). Schon früher Mitglied sehr vieler gelehrten Gesellschaften des Inlandes und Auslandes, ernannte ihn auch die medizinische Fakultät zu Pesth bei ihrem 50jährigen Jubiläum (1830) zum Ehrenmitgliede. Seine Heiterkeit des Geistes blieb ihm bis ins hohe Alter treu und ließ ihn an allen Bewegungen auf dem Gebiete der Wissenschaft fortwährend thätigen Antheil nehmen. Er † 1840. Sein Sohn — 2) Otto Bernhard, bekannt als Chemiker, 1800 geboren, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und von 1820 an die Universität seiner Vaterstadt Leipzig, wo er sich vorzüglich der Chemie widmete, deren Studium er von 1823—1825 in Göttingen unter Stromeyer's Leitung fortsetzte. Nach Vollendung seiner Studienjahre habilitirte er sich in Leipzig, erlangte 1828 die medicinische Doktorwürde und wurde zwei Jahre später zum ordentlichen Professor der allgemeinen Chemie und zum Beisitzer des akademischen Senats und der medicinischen Fakultät ernannt. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit dem „Versuch einer Anthropochemie" (Leipzig 1824); später folgte seine „Praktische Chemie für Staatsärzte" (das. 1829); „Anleitung zu qualitativen und chemischen Untersuchungen" (das. 1830) und das „Lehrbuch der Stöchiometrie" (das. 1837). — 3) Karl Louis Ferdinand Emil, Schauspieler, geb. 1816 zu Glatz, besuchte in Breslau das Gymnasium, willens, sich der Philologie zu widmen. Das Spiel auf Privatbühnen nährte indessen die ihm angeborene Neigung für das Theater und nach mehreren glücklichen Versuchen war er entschlossen, ausschließlich den Bretern zu leben. Nach einer Prüfung bei Direktor Haake betrat er 1834 das Theater als Octavius in Shakespeare's Julius Cäsar, ging bald in das Charak-

terfach über und erwarb sich in Rollen, wie Elias Krumm, Muley Hassan, Pfeffer, Burm, Murr, Mephistopheles u. a. allgemeinen Beifall. Seit 1839 ist er für Intriganten und Charakterrollen in Königsberg engagirt. Glückliche Naturanlagen verbindet er mit Fleiß und regem Streben für die Kunst.

Rühnau (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 600 Einw.

Rühnau (Biogr.), Johann Christian, Musiker, geboren im Mansfeldischen 1735, † 1805 zu Berlin als Kantor und Musikdirektor an der Dreifaltigkeitskirche, nachdem er früher in gleicher Eigenschaft an der Realschule gewesen war. Er machte sich vorzüglich durch seine „Vierstimmigen alten und neuen Choralgesänge mit Provinzialabweichungen" (2 Thle., Berl. 1786) verdient und bekannt.

Rühnbaum (Bot.), s. v. a. gemeine Kiefer, *Pinus sylvestris* L.

Rühndorf, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Schleusingen, auf einer Anhöhe, am Fuße des großen Dollmars; Schloß, Kammergut, Mahlmühle, Mutterkirche; 650 Einw.

Rühne, Ferdinand Gustav, deutscher Romandichter der jüngsten Literaturepoche, wurde zu Magdeburg den 27. Dec. 1806 geboren. In Berlin auf dem joachimsthaler Gymnasium vorgebildet, widmete er sich auf der Universität daselbst dem Studium der Philosophie, indem er sich an Hegel und Schleiermacher anschloß; letztem hat er in einem Aufsatze in Büchners Taschenbuch ein ehrendes Denkmal gesetzt. Nach seiner Promotion zum Doktor der Philosophie privatisirte er in Berlin, war eine Zeitlang Mitarbeiter an d. Preuß. Staatszeitung und ging 1835 als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" nach Leipzig. Als Autor umfassenderer Dichtungen trat R. mit den „Novellen" (Berl. 1831) und „Die beiden Ragdalenen" (Leipz. 1833) auf, worauf die „Quarantaine im Irrenhause", aus den Papieren eines Mondsteiners (das. 1835), und von den „Klosternovellen" die erste Abtheilung unter dem besondern Titel „Raoul" (2 Bde., das. 1838) folgten. Lyrische Gedichte lieferte er in mehreren Zeitschriften, z. B. in dem „Freihafen". Unter dem Titel: „Weibliche und männliche Charaktere" (2 Bde., das. 1838) vereinigte er eine Anzahl interessanter Aufsätze, welche man schildernde Kritiken nennen kann. Von demselben Genre sind seine „Portraits und Silhouetten" (2 Thle., Hannov. 1843), so wie sein jüngstes Werk „Deutsche Männer u. Frauen", zwölf Charakteristiken. Andere Schriften von ihm sind noch „Die Rebellen in Irland" (3 Bde.); „Sospiri, Blätter aus Venedig" (Leipz. 1841), u. A. — R. gehört zu den bedeutendsten derjenigen jüngern Schriftsteller, in welchen die Produktion der freieren Phantasie mit der entweder empirischen, oder spekulativen Gebundenheit der Intelligenz in einem eigenthümlichen Kampfe begriffen ist. Man kann nicht sagen, er sey ein Dichter. Seine poetische Produktion hat eine







Kämpfer, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Steinfurt; Mühle; 320 Einw.

Kämrig, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Luckau; Wingerhaus; Mühle; 200 Einw.

Kandel (Bot.), f. v. a. Feld-Thymian, *Thymus Serpyllum* L.

Kandigung, 1) f. v. a. Aufkündigung; — 2) (Deichb.), a) die Zusammenberufung der zu einem Distrikte gehörigen Deichpflichtigen; — b) der unter einen Deichgeschworenen gehörige Distrikt selbst.

Kandlung, Marktsteden, f. v. a. Kinding.

Kang, Erhard, Architekt und Bildhauer aus Westphalen, einer der Baumeister des herrlichen Münsters, wo auch ein Schnitzwerk, das Hochrelief über dem Portal, das Weltgericht mit einer schwer übersichtlichen Menge von Köpfen darstellend und an der Himmelstür den Petrus, wie er dem Papst den Eingang verwehrt. Das Werk trägt die Jahrzahl 1495.

Kunig (Geogr.), österr.-mährische Dörfer: 1) (Klein-K.), Kr. Brünn, Herrsch. Eichhorn; 330 Einw.; — 2) (Mährisch-K.), das.; 460 Einw.; — 3) (Deutsch-K.), das.; 560 Einw.

Kunkendorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt-K.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Angermünde; Borwerk; 240 Einw.; — 2) (Neu-K.), das.; Borwerk; 290 Einw.

Kuen-Lun (Kultun), großes asiat. Gebirgssystem, Thian-Schan-Ranlu, eine der vier großen, von Osten nach Westen gerichteten Gebirgsketten (Himalaya, K.-L., Thian-Schan und Altai), welche die Konfiguration Centralasiens bilden. Der K.-L. durchzieht, wie der Thian-Schan, die Wüste Gobi, ehe er weiter östlich von den Meridianketten durchkreuzt wird. Das Gebirg erstreckt sich vom Belor-Dagh bis zur chines. Prov. Hupe.

Kunzbach, württemberg. Weiler, Jaxtr., Oberamt Döhringen; 150 Einw.

Kunzberg, Schloß, f. v. a. Königsberg.

Künsche, hannövr. Dorf, Lüneburg, Amt Lühse; 140 Einw.

Künschotten (Bot.), f. v. a. Besenginster, *Genista scoparia* Lam.

Künschottenkraut (Bot.), 1) f. v. a. Besenginster, *Genista scoparia* L.; — 2) (pharm. Bot.), f. v. a. Herba Genistae. S. *Genista tinctoria* L.

Künzdorf (Kühndorf, Königsdorf), reuß-gera. Dorf, Amt Saalburg; 310 Einw.

Künsebeck, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Halle; 490 Einw.

Kunste, f. Kunst.

Kunsteln, der dem Natürlichen entgegengesetzte Fehler des Stils, wo entweder zu viel Kunst angewendet, oder das Bestreben, Kunst anzuwenden, zu deutlich zu erkennen ist. Daher Kunstleier.

Kunstler, f. Kunst.

Künstlich, 1) was mit Kunst verfertigt ist; — 2) (Maler.), die Farbengebung eines Gegenstandes nennt man K., wenn sie von der natür-

lichen Farbe desselben abweicht, aber in der gegebenen Weise nöthig ist, um den Gegenstand zu heben oder in die rechte Ferne zu stellen; — 3) Zusammensetzungen mit K., die hier fehlen, f. unter dem betreff. Hauptwort.

Künstliche Füße (Chir.), f. Fuß, künstlicher. S. 585 ff.

Künstliche Hornhaut, f. *Physioplax* St. S. 1090.

Künstliche Mineralien (Bildung derselben). Unserm Jahrhundert war es vorbehalten, genauere Aufschlüsse über die Bildung künstlicher Mineralien zu geben. Zahlreiche Versuche, welche zu den interessantesten und lehrreichsten Ergebnissen hinsichtlich der Entstehung der Felsartengebilde führten, wurden angestellt, die Wissenschaft wurde vertrauter mit den Geheimnissen der Natur und lernte mehr ihrer verborgenen Operationen aufklären. — Die meisten vulkanischen und plutonischen Gesteine zeigen krystallinische Beschaffenheit; es sind Zusammenhäufungen kleiner Krystalle und krystallinischer Theilchen, welche in gewissen Verhältnissen mit einander vereinigt, an und in einander gefügt sind. Der Krystallisationsprozeß setzt voraus, daß die Massen, aus welchen die Krystalle hervorgehen, flüssig sind; dieser Zustand kann durch Schmelzen im Feuer oder durch Auflösen in Flüssigkeiten herbeigeführt werden. Die meisten Mineralien, als wesentliche in den plutonischen und vulkanischen Felsgebilden vorkommende Gemengtheile auftretend, werden durch Einwirkung künstlicher Hitze umgeändert, ein Umstand, welcher früher Veranlassung zu dem Glauben gab, daß Feuerzeugnisse nicht auf solche Weise verändert werden könnten. Die Franzosen J. B. gaben dem Augit den Namen Pyroxene, um damit anzudeuten, daß derselbe ein Fremdling im vulkanischen Bereiche sey, obgleich derselbe in u. mit den ausgezeichnetsten Laven gefunden wurde. Unter diesen Umständen mußte die genauere Beobachtung der Schmelzprozesse die interessantesten Aufschlüsse geben; es zeigten sich hier vollkommene Krystallbildungen, und diese Erfahrungen wurden von einer ganz besonderen Wichtigkeit für die Geologie. Die Chemiker, hierdurch aufmerksam geworden, stellten nunmehr durch Zusammenschmelzen einzelner Mineralbestandtheile direkte Versuche über Krystallbildung an u. erhielten die überraschendsten Resultate. Der Augit z. B., welcher aus Kieselerde, Kalk- und Talkerde besteht, wurde durch Zusammenwiegen dieser Bestandtheile in dem gehörigen Verhältnisse in der Hitze eines Porzellanofenfeuers in den schönsten Krystallen erhalten. Verweilen wir etwas länger bei den in Schmelzöfen sich bildenden Mineralkrystallen. Obgleich es deren viele gibt, so zählen wir hier doch nur einige auf. Soöne Feldspathkrystalle bilden sich in den Oefen der Kupferhütte zu Sangerhausen. Die kupferhaltigen Mineralien, welche auf jener Hütte verschmolzen werden, haben als erdige Begleiter Sand, Thon und Kalk; in der Beschickung waren also die beiden zur Feldspathbildung nothwendigen Körper Kieselerde und Thonerde vorhanden,







Kürn (Kirn), bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Edgr. Simbach; 110 Einw.

Kürnach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Asch., Edgr. Würzburg; Getreidebau, 3 Mühlen; 740 Einw.

Kirnbad (Geogr.), 1) Marktleden, liegt einestheils im badischen Mittelrheinkreis, Amt Bretten, andernteils in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, Kr. u. Edgr. Wimpfen; 1450 Einw.; — 2) württemberg. Weiler, Donautreis, Oberamt Waldsee; 130 Einw.; — 3) s. v. a. Kirnbach.

Kirnberg (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Schopfheim; 170 Einw.; — 2) s. v. a. Kirnberg.

Kirnbach, Marktleden, s. v. a. Kornburg.

Körnel (Bot.), s. v. a. gelber Farnstrauch, *Corus mascula* L.

Kirnhallen, s. v. a. Kenzingen.

Kirrenberg, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Meyen, an der Stette; 340 Einw.

Kürschner, künftige Handwerker, welche allerlei Pelzwaaren verfertigen, als Wildschuren, Pelzfutter, Pelzaufsätze, Pelzwämser, Pelzmügen, Pelzröcke, Pelzhandschuhe, Muffe, Palatino, Pelserinnen, Fußsäcke, Schlittenbeden etc. Sie müssen auch das Färben (dann Rauch- oder Fobelfärber, s. d.), so wie das Zurichten des Pelzwerkes verstehen und sind ferner zum Rauchhandel berechtigt. Ihre Lehrzeit sind 3 — 4 Jahre, die Gesellen wandern, erhalten aber kein Geschenk. Als Meisterstück fertigen sie in der Regel einen Mannspetz, eine Pelzmüge u. dgl. an. Meist sind die K. zugleich Boretmacher. Nach gehöriger Zubereitung der Felle (s. darüber Pelzwerk) werden dieselben vom K. nach Farbe und Güte sortirt (die besten kommen zum Ausschlag oder zur Verbräunung) und mittelst des Aufschneidemeßers (einem Messer mit kurzer breiter Klinge u. sehr kurzem, aufwärts gebogenem Griffe) zugeschnitten oder gezellt, d. h. so zusammengenäht, daß sie eine Reihe (Zeile) von der Weite des Pelzes und von der Höhe eines Felles bilden. Die Zeilen werden zusammengenäht, nach dem vom Schneider gefertigten Oberzeug zugeschnitten und an der Naht desselben befestigt. Wird etwas Ganzes aus vielen kleinen Stücken zusammengenäht und die Stücken so zugeschnitten und angeordnet, daß sie gut zusammen passen, so nennt man dies **Stückeln**.

Kürschnernaht (Ehir.), s. Sutura.

Kürschwerk (Ferald.), s. v. a. Pelzwerk.

Kürtow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; Mühle; 410 Einw.

Kürweihe (Ornith.), s. v. a. rother Milan, *Falco Milvus* L.

Kürze, 1) Gegensatz der Länge (s. d.); — 2) Eigenschaft des Styls (s. d.); — 3) (Proso.) s. Quantität.

Kürzell, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Laß; 1000 Einw.

Kürzendorf (Korzendorf), bayer. Dorf, R.-B. Oberfranken, Edgr. Pottenstein; 220 Einw.

Kürzester Tag, tritt für die Bewohner der kälteren oder temperirten Erdzonen (s. Erde) jährlich einmal ein, wenn die Sonne in ihrem Kulminationspunkt zu Mittag am entferntesten vom Scheitelpunkt steht. Er fällt in der nördlichen Erdhemisphäre auf den 21. December u. wechselt mit dem längsten Tag auf der entgegengesetzten Hemisphäre, wo an demselben Tag die Sonne dem Scheitelpunkte am nächsten kommt; in der nördlichen Hemisphäre hat letzteres den 21. Juni Statt. Beide, der kürzeste und der längste Tag zusammengenommen, machen immer genau 24 Stunden.

Kürzeste Widerstandslinie (Kriegsw.), s. Mine.

Kürzinger, münchener Künstlerfamilie: 1) Franz, Maler, 1730 zu München geb., Schüler Winters, ging nach Rom, wo er sich an M. Mengs angeschlossen, vollendete dann in München viele Bilder in Del und Fresko für Klöster und Kirchen (namentlich zu Bernried, Ebersberg, Garb, Epalt etc.) und † 1790. — 2) Johann, des Vor. Bruder und Schüler, geb. 1733, † 1794; lieferte gute Bildnisse und Genrestücke in niederländ. Manier. — 3) Ignaz, Franz' Sohn und Schüler, 1777 geb., wandte sich mit gleichem Geschick der bildenden und der Bühnenkunst zu, war lange Zeit Direktor des Schauspielers an der Hofbühne in München, lieferte dabei fortwährend Bildnisse, Historien u. Genrestücke und blieb, nachdem er von der Bühne geschieden, der Malerei bis zum Ende treu. Er arbeitete früher ebenfalls für Klöster u. Kirchen. — 4) Alois, des Vor. Bruder, wird mit Anerkennung schon bei den Ausstellungen von 1788 und 1789 genannt, später aber nicht weiter erwähnt. — 5) Marianne, der Vor. Schwester, Schülerin des Waters und J. Dorners, der eine bayer. Angelika Kaufmann aus ihr zu bilden hoffte, heirathete den Schauspieler K. und † 1809. Als ihr bestes Bild gilt ein Cerail; — ferner der Tod des Latour d'Auvergne; — Christus am Ölberg.

Küs, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Berncastel; 870 Einw.

Küfel (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow 1., am Springbache; Gut, Mahl- u. Walkmühle; über 100 Einw.

Küfel, auch Küffel, augsburg. Künstlerfamilie: 1) Matthäus, Kupferstecher und Zeichner, 1621 zu Augsburg geb., das. gebildet, ging dann nach München, wo er 1682 †. Am bekanntesten durch seine geschnittenen Bildnisse, die meist von großem Format sind. Ein Verzeichniß der großen Anzahl seiner Werke gibt Ragler (Künstlerlex.); von K. hat man auch ein Werk: *Nobiliss. artis graphices soboles*, od. von der Bau-, Bild-, Malerei und andern feinen Künsten, qu. Fol. — 2) Melchior, des Vor. Bruder, ebenfalls Zeichner und Kupferstecher, 1622 geb., Schüler des ältern M. Merian zu Frankfurt, wo K. lange arbeitete und eine Tochter seines Meisters heirathete. Nach Merians Tod (1651) zog K. nach Augsburg und † das. 1683. K.s zahlreiche Blätter sind theils mit dem Stichel, theils mit der Agnadel ausges-



seher über die Kirchengebäude, deren Schlüssel und heilige Geräthschaften sie in Verwahrung haben. — 2) Bei Domstiften sonst Titel des 4. Domherrn. In größern Städten bekleiden die K. ein eignes Amt, während auf dem Lande gewöhnlich die Schullehrer den Dienst des K.s mit versehen.

Küster (Biogr.), 1) Rudolph, Gelehrter, geb. 1670 zu Blomberg im Fürstenthum Lippe-Bückeburg; ward Hofmeister der Söhne des preussischen Ministers, Grafen von Schwerin, und durchreiste dann England und Frankreich. In Paris verglich er Handschriften des Suidas, den er 1700—1705 in 3 Follobdn. in Cambridge herausgab. In Berlin wurde er zum Bibliothekar des Königs ernannt, ging aber voll Unzufriedenheit nach Holland und wieder nach Paris, wo er 1713 zum Katholicismus übertrat. Er genoss ein Jahrgeld von Ludwig XIV. (2000 Livres), war Mitglied der Akademie der Inschriften und † 1716. Ein sehr gelehrter und ausgezeichnete Philolog, verachtete K. alle übrigen Wissenschaften. Außer der Ausgabe des Suidas verdanken wir ihm noch die von Zamblichos, von Aristophanes, vom R. L., Hist. critique d'Homère (Frankf. a. d. O. 1696). In Utrecht, wo er einige Zeit verweilte, gab er unter dem Namen Rodorus (griech. ῥ. v. a. Küster) heraus: Bibliotheca librorum novorum, 5 Bde., 1697—99. — 2) Georg Gottfried, Gelehrter, geb. zu Halle 1795, war Rektor zu Tangermünde, darauf Konrektor des kölnischen Gymnasiums in Berlin und † als Rektor des friedrich-werderschen Gymnasiums daselbst im J. 1776. Er schrieb: Collectio opusculorum historiam marchicam illustrantium, 24 Bde., Berl. 1731—43; — Bibliotheca historiae brandenburgicae scriptores rerum brandenburgicarum exhibens, Bresl. 1743; — Accessiones ad bibliothecam histor. brandenb., 2 Bde., das. 1768. Auch gab er mit Joh. Christ. Müller das „Alte und neue Berlin“ (1737—1769) in 4 Abtheilungen heraus. — 3) Karl Daniel, Theolog und Schriftsteller, geb. 1727 zu Bernburg, war 1756 als Prediger bei dem preussischen Generalstabe, dann von 1759 an als Prediger in Magdeburg angestellt, stieg mit der Zeit bis zum Konsistorialrath und Inspektor der reformirten Kirchen und Schulen im Magdeburgischen und † 1804. Er schrieb u. A.: Bruchstücke aus dem Kampagne-Leben eines preussischen Feldpredigers, Berl. 1790, n. Aufl., das. 1791; — Lebensrettungen Friedrich II. im 7jährigen Kriege, das. 1792, n. Aufl. 1797; — Charakterzüge des Generals von Salderu, das. 1792; — Offiziers-Lesebuch, das. 1793, 7 Theile.; — Feldprediger-magazin, Stendal 1795, 2 Bde.; — Christlicher Soldaten = Katechismus, das. 1797, 2 Theile., 3. Aufl. 1801.

Küste über u. unter dem Winde (Geogr.), s. Guinea.

Küstner (Biogr.), 1) Christ. Wilh., Gelehrter, geb. zu Leipzig 1721, † daselbst 1785 als Bürgermeister und Oberhofgerichtsassessor. Er edirte: Sel. Doylingii Institutiones prudentiae pastoralis, Leipzig 1768; — Mich. Heinrich

Griebners Discours zur Erläuterung der kursächsischen Prozeßordn., daselbst 1780. — 2) Karl Theodor von, ein durch seine Bemühungen um das Theater ausgezeichnete Mann, wurde von wohlhabenden Aeltern in Leipzig am 26. November 1784 geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Göttingen die Rechte, und erwarb sich nach einer größeren Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich 1810 die juristische Doktorwürde. Im Jahre 1813 diente er als Husaren-Offizier im sächsischen Banner. Vorliebe für die dramatische Kunst führte ihn zum Theater, dem er fortan als Intendant seine ganze Thätigkeit widmete. Er begann damit in Leipzig, wo er sich beim Aufbau des Schauspielhauses und des Stadttheaters lebhaft betheiligte, die Leitung des letztern auf eigene Rechnung übernahm und dieselbe unter ungünstigen Umständen zur allgemeinen Zufriedenheit bis 1828 führte. K. zeigte sich dabei als ein eben so umsichtiger und gewandter Geschäftsmann, wie als wahrhaft kunstsinziger und wissenschaftlich gebildeter Bühnenvorstand; die Zeit seiner Direktionsführung war die Glanzepoche des leipziger Theaters. Auch begründete er eine Pensionsanstalt für die Mitglieder des Theaters. K. konnte indeß den gesteigerten Anforderungen des Publikums mit den Einnahmen, die das Theater bot, nicht mehr entsprechen, und da man ihm jeden Zuschuß verweigerte, legte er die Direktion nieder, nachdem er dem Institute große finanzielle Opfer gebracht hatte. Vergl. seine „Rückblicke auf das leipziger Stadttheater“ (Leipz. 1831). Gleichzeitig nach Frankfurt a. M. und nach Darmstadt zur Leitung der dortigen Theater berufen, nahm er den letztern Antrag an, legte aber nach einem Jahre, als der Hof die Mittel zur Erhaltung des Hoftheaters nicht ferner aufwenden wollte, seine Stelle nieder und verwaltete von 1833 die königl. Hoftheaterintendanz in München. Auch hier bewährte sich seine Geschäftskennntniß eben so sehr als sein Kunstsinn und gebildeter Geschmack. Es gelang ihm nicht nur, mit dem gewährten Zuschusse von 78,000 Fl., der früher nie ausgereicht hatte, auszukommen, sondern auch eine ungeheure Schuldenlast, die durch die frühern Verwaltungen angehäuft worden war, in kurzer Zeit zu decken. Dabei erhob sich das Institut auf eine früher nie erreichte Höhe. Der König Ludwig belohnte seine Verdienste durch Verleihung des Titels eines geheimen Hofraths, des Civilverdienstordens (1839) und durch Erhebung in den Adelsstand (1837); früher schon hatte K. von Koburg und Dresden den Hofrathstitel und von Hessen-Darmstadt (1834) das Ritterkreuz des Ludwigsordens I. Klasse erhalten. Im Jahre 1842 führte ihn der Ruf als Generalintendant der königlichen Theater nach Berlin. Auch hier führte er in den innern technischen, ökonomischen und lokalen Verhältnissen des Theaterwesens die erfolgreichsten Reformen durch, bis er 1851 nach 9jähriger Wirksamkeit auf sein Nachsuchen seinen Abschied erhielt. — K. ist einer der gebildetsten Männer

Deutschlands, der Freund, Pfleger und Beförderer jedes wahren Talentes. Unbedeutender, wenn auch keineswegs talentlos, sind seine literarischen Leistungen und dramatischen Kleinigkeiten (1815).

Küstlin (Geogr.), 1) früher preuß. Kreis, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, an der Oder und Warthe; umfaßte 13 $\frac{1}{2}$ Meil. Areal mit etwa 34,000 Einwohnern; ward später unter die Kreise Königsberg, Landoberg und Lebus vertheilt; — 2) Stadt u. Festung 3. Rangs, sonst Kreisstadt und Sitz der neumärk. Regierung daselbst, Kr. Königsberg, an der Mündung der Warthe in die Oder. Die Stadt, mit gemauerten Wällen und Kasematten versehen, ist an sich klein, hat aber 3 ansehnliche Vorstädte und besteht aus der mit in die Linien der Festung eingeschlossenen und mit einem gut gemauerten Hornwerk gedeckten Neustadt, aus der jenseits der Oder liegenden Schanze und der langen Vorstadt, wozu noch der jenseits der Oder liegende Klez, Steinbamm und Fischwerder kommen. Eine 875 Fuß lange Brücke über die Oder verbindet die Neustadt mit der langen Vorstadt. Die Hauptstärke der Festung besteht in ihrer Lage zwischen Gewässern und Sumpf. Auf der Ost- und Südseite liegt die Stadt nämlich an einem inselreichen See, welchen die Warthe vor ihrer Einmündung in die Oder bildet; auf der Westseite wird sie von der Oder begrenzt und auf der Nordseite von sumpfigen Niederungen, so daß sie nur von der Nordost- und Südwestseite her zugänglich ist, und zwar von jener mittelst eines 600 Schritte langen, mit 7 Brücken versehenen Dammes, von dieser durch den großen Damm mit 36 Brücken, auf welchem man $\frac{1}{2}$ Meilen lang über die Moräste passiren muß. K. hat ein Schloß, 2 evangel. Kirchen, eine höhere Bürgerschule, ein Arbeitshaus, einen schönen Marktplatz, 2 große Kornmagazine, 2 Pulvermagazine, ein Lazareth, verschiedene Behörden, Holzzeug-, Beuteltuch-, Strumpf-, Leder- und Stärkefabriken, Schiffsahrt, Biegelei, 4 Windmühlen und etwa 6600 Einwohner, mit Ausschluß der Garnison, die zeitlich aus dem 3. Bataillon des 8. Leibinfanterieregiments, dem 3. kombinierten Reservebataillon und 2 Fußkompanien Artillerie bestand, im Ganzen 1832 Mann. Die hiesige Freimaurerloge nennt sich Friedrich Wilhelm zum goldenen Scepter. — **Geschichtliches.** K. war ursprünglich ein sumpfiges Fischerdorf, an dessen Stelle um 1530 Joachim I., Kurfürst von Brandenburg, die Stadt anlegte, in welcher dann sein 2. Sohn, Johann, der im Besitz der Neumark sich befand, 1535 seine Residenz nahm; er nannte sich Markgraf von Brandenburg-K., hatte indeß keine Nachkommen, so daß mit ihm 1571 die Linie wieder ausstarb (vgl. Brandenburg, Geschichte). Später diente K. zum Gefängnis Friedrichs des Großen als Kronprinzen, und hier war es auch, wo v. Katte hingerichtet ward. Im J. 1758 (15. Aug.) wurde K. von den Russen bombardirt, und 1806 ergab es sich ohne Kapitulation an die Franzosen; erst 1814 kam es wieder an Preußen.

Küstlinchen (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Alt-K.), Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Königsberg; Bruchvorwerk; über 1000 E.; — 2) Pfarrd. das.; 370 E.; — 3) Vorwerk das., R.-B. Potsdam, Kr. Tempelín; Schäferei (Kegfeuer); 140 Einw.

Küstlig (Küstlig, Kistlig), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Weißenfels; 120 Einw.

Kueteßu, Stadt, f. Honan.

Küterland, Insel, f. Nan.

Kütte (Bot.), f. v. a. gemeine Quitt, Cydonia vulgaris Pers.

Küttelkraut (Bot.), f. v. a. Stabwurz, Artemisia Abrotanum L.

Kütten, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Bitterfeld; 240 Ew.

Kütten, wilde (Bot.), f. v. a. Zwergmispel, Pyrus Chamaemespilus Karst.

Küttenwirthschaft, in Livland das, was man im Ruffaulschen unter Hackwaldwirthschaft versteht.

Kütterheide, preuß. Bauernschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Krefeld; über 100 Einw.

Küttig, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuen; mit dem Hof Kleeburg und der Rothen-Mühle 150 Einw.

Küttisbrennen, livländische Methode, sowohl kahle Dreschländereien, als vornehmlich den Wald- oder Strauchboden zum Getreidebau vorzubereiten. Das Verfahren bei letzterem ist folgendes: Die Bäume und der Strauch werden abgehauen, das stärkere Holz in Schritte gespalten und der Strauch in Bündel gebunden, mitunter auch nur lose zum Trocknen etwas in die Höhe gestellt. Dann wird mit einem sehr leichten, kurzen einspännigen Pfluge der Boden zwischen den Stubben ein- oder zweimal gepflügt. Ist sowohl der Strauch und das gespaltene Holz, als auch der darauf gepflügte Rasen u. s. w. in etwas abgetrocknet, so werden Strauch und Scheite auf dem gepflügten Boden in Reihen einige Bunde auf einander gelegt; hierauf bedeckt man diese Reihen mit dem auf gepflügten Boden oder eigentlich mit den losgepflügten Rasenstücken, so daß auf der Seite, wo der Wind herkommt, einige wenige Strauchspitzen unbedeckt bleiben. An dem Ende, woher der Wind kommt, werden die Strauchreihen mit Stroh, Spänen oder Schleifen (in Livland Persgal genannt) angezündet, damit der Wind das Feuer in die mit Erde und Rasen bedeckten Strauchreihen hineintreibe. Je dichter die Haufen gelegt sind, desto fruchtbarer soll der Küttis werden; wenn hierzu nicht genug Strauch auf der Stelle, wo er unternommen wird, stand, so wird oft noch Strauch anderwärts her, vielleicht aus damit versehenen Wiesen u. s. w. geholt. Auf kahle Dreschländereien wird aller zum Küttis nöthige Strauch aus den Buschländereien, aus dem Walde geholt, hierzu die Reste von gefällten Bäumen genommen. Das Feuer muß so unterhalten werden, daß zwar so viel als möglich alles Holz verbrennt, aber nirgends durch den aufgelegten Rasen die helle Flamme

Küßkau (Küßkow), preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Zerichowo; Rittergut, Windmühle; 190 Einw.

Kuwen (Krowen), preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Dlesko; 220 Einw.

Kuehang, chines. Stadt, Hauptstadt der Prov. Kueitscheu.

Kueh, el, arab. Ort, Nedsched, westl. von El-Derreyeh.

Kufa (syr. Ukula), asiat.-türk. Stadt, Ejalet Bagdad, am Euphrat, 638 von Omars Feldherrn Said Ibn Abu Bakkes gegründet, sonst ansehnlich u. durch eine Schule berühmt, jetzt in Ruinen liegend. Nach der mohammedan. Sage soll hier Adam begraben u. das Wasser der Sündfluth zuerst ausgebrochen seyn. Nach K. ist die kufische Schrift benannt.

Kufe (Maß), 1) ein großes, hölzernes Gefäß, das gewöhnlich unten weiter ist als oben u. in Bierbrauereien, auch beim Weinhandel, gebraucht wird. In einigen Gegenden ist es — 2) ein bestimmtes Maß. Eine merseburger K. Bier hält 2 Faß od. 600 Kannen; eine berl. Bier-K. oder Kupe faßt 4 Tonnen; eine leipziger Bier-K. hält 2 Faß. Die württemberg. Kalk- u. Kohlen-K. ist = 40 Maß = $7\frac{1}{2}$ franz. Litre.

Kufe (Seeu.), s. v. a. Balje.

Kufe (Mollusk.), Stachelschneckenart, s. v. a. Schöpfer, Murex Haustellum L.

Kufenbier, s. Bier.

Kufengewölbe, s. v. a. Tonnengewölbe, f. Gewölbe.

Kuß, 2mastiges Handelsfahrzeug der Holländer u. der nordischen Mächte, dessen Masten Sprietsegel, Nonnetter u. Topsegel führen. Sie sind flach gebaut, u. an den Seiten, zu Verhinderung des Abtreibens, mit Schwertern versehen.

Kußens (oder Kussens), Cornelis, geschickter holländ. Glasmaler, aus Amsterdam, lieferte u. A. 1597 treffliche Arbeiten für die St. Johannis-Kirche in Guda. Er † 1618.

Kuß, asiat.-türk. Ort, Palästina, südlich von Keib Hauran.

Kußerath, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Düren; Eisenbergwerke; über 100 Ew.

Kußerbörnchen (Mollusk.), s. v. a. Nassa Arcularia L.

Kußern (Kuffnig), österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Walpersdorf; 260 Einw.

Kußing (Kufing), bayer. Weiler, R.-B. Niederbayern, Bdgr. Wilshofen; 230 Einw.

Kußner, Christoph, belletristischer Schriftsteller, geb. zu Wien 1778, wo er als österreichischer Censor u. Staatsrathsofficial fungirte u. 1846 †. Außer einer ziemlichen Anzahl von Erzählungen u. Gedichten schrieb er das Schauspiel „Cervantes in Algier“ (Brünn 1820); — „Belisar“; — „Die Minnesänger“ u. s. w. Seine sämtlichen dramatischen Werke erschienen in 2 Bänden (Wien 1825). Zerstreut finden sich viele seiner dramatischen Arbeiten in Lembergs Taschenbuch für Schauspiel u. Schauspielsfreunde, j. B. „Die Eifersucht im Traume“, in den „Lust-

spielen“ von Castelli, von Holtei, Puls, K. u. Lemberg (Wien 1830) u. in wiener Taschenbüchern. Seit 1827 gab er das Taschenbuch für Frohsinn u. Liebe heraus.

Kußstein (Kuffstein, Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Schwaz; umfaßt ein Areal von $8\frac{1}{4}$ □ Meilen mit 13,500 Einw.; — 2) Stadt u. Hauptort das., am rechten Innufer; Landgericht, Zolllegstelle, Grenzwahe, Post, Försterel, Weggeldamt, mehrere Kirchen, Schiffahrt, Brauereien, 3 Jahrmärkte; 1730 Einw. Dabei die Festung Geroldseck oder Josephsburg, meißt in Fels gehauen, mit nur einem Zugang u. sehr fest; wurde 1366 von den Bayern erobert, 1503 vom Kaiser Maximilian I. genommen, der bei dieser Gelegenheit nebst dem Kommandanten noch 16 Offiziere enthaupten ließ; 1703 den Bayern wieder übergeben, in deren Händen sie bis nach der höchstädter Schlacht blieb, kam 1805 mit Tyrol abermals an die Bayern, die sich 1809 darin gegen die Tyroler hielten, von welchen die Stadt verbrannt wurde; fiel 1814 wieder an Oesterreich.

Kußua, See, s. v. a. Quiffua.

Kußie (Amphib.), s. v. a. Schararala, Trichonocephalus Jararacca Oppel.

Kußische Münzen, Münzen mit kufischer Schrift (s. Arabische Schrift), seit 685 bis ins 11. Jahrh. geprägt; von Gold, Silber, Kupfer u. Glas; die älteren haben nur Schrift, die neueren auch Bilder; die halbkufischen, die auf der einen Seite griechische Inschriften führen, scheinen zum Handel mit dem Abendlande bestimmt gewesen zu seyn.

Kufu, Stadt, s. Korea.

Kugel (Sphaera, Mathem.), ein körperlicher Raum von einer einzigen Fläche, der Kugelfläche, so umgeben, daß jeder Punkt der letzteren von einem innerhalb der K. liegenden Punkt, dem Mittelpunkt, gleich weit absteht. Genetisch, wie man sagt, definiert, läßt sich auch wohl aussprechen: Eine Kugel fläche tritt hervor, wenn ein Halbkreis sich um seinen Durchmesser als Axe dreht, u. der von dieser krummen Fläche umschlossene Körper heißt K. Neben Cylinder, Kegel, Pyramide u. Prisma bildet die K. einen Hauptgegenstand des messenden Theiles der Stereometrie u. gibt zu folgenden Betrachtungen Anlaß:

1) Alle Geraden, die durch den Mittelpunkt der K. gehen u. zwei Punkte der Kugeloberfläche verbinden, sind Durchmesser der K. u. von gleicher Länge, u. jeder Schnitt der K. ist ein Kreis. Das erste ergibt sich aus der Definition der K., das letzte aber, wenn man vom Mittelpunkt der K. auf die schneidende Ebene eine Senkrechte zieht u. zeigt, daß deren Fußpunkt gleiche Entfernung von allen Punkten hat, die der Oberfläche der K. in der schneidenden Ebene gemeinschaftlich sind. Auf gleichem Weg läßt sich ferner zeigen, daß der Durchschnitt zweier Kugeln so wie der von einer K. u. einem Cylinder oder Kegel immer auf der Oberfläche der ersten eine Kreislinie bildet.

2) Durch zwei beliebige Punkte auf der K. u. dem Mittelpunkt derselben kann man stets eine

Ebene legen, deren Durchschnitt mit der K. eine Kreislinie seyn muß, darum läßt sich auch durch zwei beliebige Punkte auf der K. immer ein Kreisbogen ziehen, dessen Mittelpunkt mit der K. zusammenfällt.

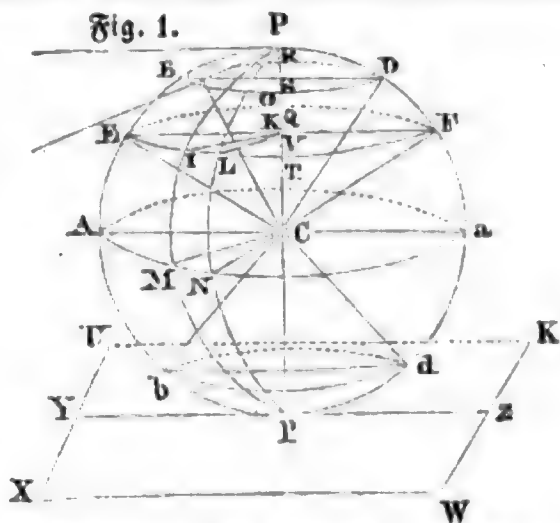
3) Kugelschnitte, deren Ebenen durch den Mittelpunkt der K. gehen, nennt man größte Kreise, Hauptkreise, Normalkreise; ihre Durchmesser sind Kugeldurchmesser u. Ureines Normalkreises ist der auf seiner Ebene senkrechte Kugeldurchmesser; die Scheitel dieses letzteren sind zugleich die Pole des ersteren. Durch zwei Punkte der Kugeloberfläche ist, wofern diese Punkte nicht die Endpunkte eines Kugeldurchmessers sind, nur ein einziger Normalkreis möglich. Alle Normalkreise sind gleich u. halbiren die K., ebenso dessen Oberfläche. Alle Kreise, die nicht durch der K. Mittelpunkt gehen, heißen Nebenkreise.

4) Von diesen Nebenkreisen gilt, daß sie kleiner sind, wofern sie vom Mittelpunkt der K. weiter abstehen, u. zwar verhalten sich ihre Durchmesser u. Peripherien zu den entsprechenden Stücken eines Aequatorkreises wie die Kosinus des Bogens, der ihre Entfernung von letzterem mißt, zum Kugelhalbmesser, ein Satz, der sich sehr leicht nachweisen läßt, in der Geographie aber von großer Bedeutung bleibt, indem er die Größe von parallelen Kugelkreisen aus den entsprechenden Breitenwinkeln bestimmen lehrt. Beträgt z. B. unter dem Aequator ein Breitengrad 15° geographische Meil., so kommen unter einer Breite von 60° auf jeden Grad des Parallelkreises nur $7\frac{1}{2}$ deutsche M., od. des entsprechenden Parallelkreises Umfang ist nur die Hälfte vom Umfange

des Aequators, weil $\cos 60^\circ = \sin 30^\circ = \frac{r}{2}$ ist.

5) Legt man durch zwei, auf der Oberfläche einer Kugel befindliche, aber mit dem Mittelpunkt nicht in gerader Linie liegende Punkte einen Normalkreisbogen u. zwar den kleineren von beiden Kreisen, welche durch die beiden Punkte bestimmt wurden, u. zugleich einen beliebigen Nichtnormalkreisbogen, so ist letzterer stets größer, als ersterer — ein Satz, der mit Hülfe der vorigen Definitionen sogleich begreiflich wird.

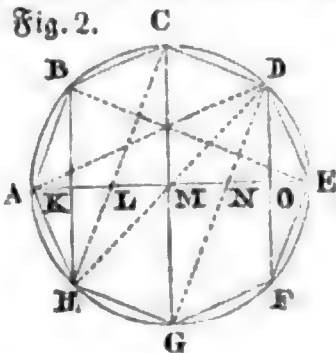
6) Kugelabschnitt oder Kugelsegment heißt jeder Theil einer K., begrenzt von einem beliebigen Theil der Kugeloberfläche u. einer geraden Ebene, wie in (Fig. 1) P B D O B, letztere Ebene muß jedoch nach dem Vorigen allezeit ein Kreis seyn. Hingegen ein abgestumpfter Kugelabschnitt ist ein Theil der K., begrenzt von zwei Parallelkreisen B R D O u. E Q F L, ferner von einem Theil der Kugeloberfläche, also einer krummen Fläche, Zone genannt. Ein Kugelausschnitt dagegen hat zu begrenzenden Flächen einen Theil der Kugeloberfläche u. die Seitenfläche eines Kegels, dessen Spitze in C, der Mitte der K., sich befindet, E B P R F T C stellt einen solchen Kugeltheil vor. Außerdem kann man wohl auch definiren, es sey ein Kugelausschnitt ein Kegel mit sphärischer Grundfläche, also zusammengesetzt aus einem Kegel u. einem Kugelabschnitt, so lange derselbe nicht der Halbkugel gleicht.



7) Eine Ebene, die mit einer K. nur einen einzigen Punkt gemein hat, wie (Fig. 1) die Ebene U K W X den Punkt p mit der K. um C, nennt man eine Berührungsebene. Der Kugeldurchmesser steht senkrecht auf allen Geraden, die durch den Berührungspunkt P gelegt werden u. alle solche Gerade sind somit Berührende an der K.

8) Im Art. Archimedes findet man, daß der Inhalt einer K. vom Radius r stets $\frac{4}{3} r^3 \pi$ seyn muß. Um aber die Oberfläche einer K. zu bestimmen, verfährt man ähnlich wie bei der Kreismessung u. etwa auf folgende Weise.

Denkt man sich in eine K. ein reguläres Polyhëder u. zwar so beschrieben, daß dessen sämtliche Ecken in die Kugeloberfläche zu liegen kommen, zugleich ein dem vorigen ähnliches Polyhëder, um diese K. in der Art beschrieben, daß jede seiner Grenzflächen deren Oberfläche berühren, so läßt sich die K. als die Wachsthumsgrenze für das eingeschriebene Polyhëder u. die Verminderungsgrenze des um die K. beschriebenen Polyhëders ansehen. Nimmt man nun innerhalb dieses beliebigen Polyhëders einen beliebigen Punkt an, legt durch ihn u. jede Kante des Polyhëders eine Ebene, so wird das Polyhëder dadurch in soviel Pyramiden zerlegt, als es Grenzflächen hat. Diese Pyramiden alle zusammen sind so groß, als das Polyhëder. Die Oberfläche der K. liegt also auch, wie der Inhalt derselben, zwischen den Grundflächen zweier Polyhëder, wovon das eine die K. berührt, das andere in der K. beschrieben ist. Die Oberfläche einer K. ist nun gleich dem vierfachen größten Kreis, der sich in der K. findet. Dieses beweist man nun mit Hülfe des vorigen folgender Weise: In einem Normalkreis der K. denke man sich ein Vieleck von 4 n Seiten beschrieben u. stelle solches (Fig. 2) Vieleck A B C D E F G H, E A aber



einen Kugeldurchmesser vor. Zieht man nun die Linien, wie sie die Figur aufweist, u. erwägt, daß die K. durch Bewegung des Halbkreises $ABCDE$ um seine Axe $A E$ entstanden betrachtet werden kann, so beschreibt der Umfang des halben $4\pi r$ offenbar zwei gleiche Regel u. mehrere abgestumpfte Regel, von denen je zwei, die gleich weit von dem einen u. dem andern Ende abstehen, gleich sind. Jetzt ist die krumme Oberfläche oder der Mantel jedes geraden Kegels gleichflächig mit einem Dreieck, dessen Grundlinie gleich der Peripherie der Grundfläche des Kegels u. dessen Höhe gleich der Kegelseite oder von demselben Inhalt mit einem Kreis, dessen Radius die mittlere Proportionale zwischen dem Radius der Grundfläche u. der Kegelhöhe ist. Der Mantel eines geraden abgestumpften Kegels gleicht aber einem Parallelogramm, bei welchem die beiden parallelen Seiten die Peripherien des oberen u. unteren Kreises sind und die um die Seite des Kegels von einander abstehen. Den Inhalt eines solchen Parallelogramms gewinnt man bekanntlich, wofür man die halbe Summe jener Seiten mit der Höhe dieser Figur multipliziert. Mittels dieser beiden Sätze ergibt sich jetzt für die Oberfläche des Kegels u. der abgestumpften Regel der einfache Ausdruck πAE , BE . Die Kugeloberfläche ist nun aber die Wachsthumsgrenze für die Summe der vorhergehenden Flächen, u. um daraus von dieser Flächensumme zur Kugeloberfläche zu gelangen, muß man für BE ihre Wachsthumsgrenze, d. h. den Durchmesser AB setzen, wodurch sich endlich $4\pi r^2$ herausstellt, wie behauptet wurde.

9) Kürzer gewinnt man denselben Werth, wenn man die K. als ein Aggregat von lauter unendlich kleinen Pyramiden betrachtet, und zwar so kleinen, daß ihre Grundflächen sämtlich in die Kugeloberfläche (s) fallen, daß also ihre Höhen Kugelradien sind. Der Inhalt einer jeden Pyramide ist, wofür deren Basis b genannt wird: $\frac{r \cdot b}{3}$, die Summe aller dieser Pyramiden:

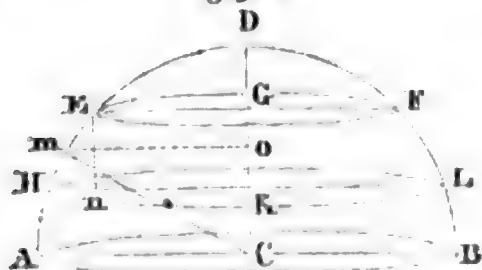
$$\frac{r}{3} (b + b + b + b + b \dots) = \frac{r}{3} \text{ Oberfläche der}$$

K. Demnach muß seyn: $\frac{4\pi r^3}{3} = \frac{r}{3} \cdot s$, somit: $s = 4\pi r^2$.

10) Die Oberfläche einer Kugelzone u. eines Kugelsegmentes oder die Kugelmüge (calotte) läßt sich mit Hülfe des vorigen auf folgende Weise finden.

Es stelle $ACBFDE$ eine Halbkugel (Fig. 3),

Fig. 3.



EF einen dem Kreis HL u. zugleich dem Kreis um AB parallelen Kreis auf der Kugeloberfläche dar u. zwar mögen diese beiden Kreise einander so nahe sich befinden, daß EH als gerade Linie betrachtet werden darf. Ferner sey mo ein dritter Kreis in der Mitte zwischen jenen beiden liegend, mo sowie die gerade Senkrechte En auf der Kugeloberfläche gezogen, so ist die Kugelzone EHL als Fläche eines abgestumpften Kegels zu betrachten, zugleich $\Delta mol \sim \Delta HEn$, darum:

$$HE = \frac{En \cdot lm}{om}. \text{ Der Inhalt der Kugelzone ist}$$

nach dem vorigen: $2 \cdot om \cdot \pi \cdot HE$ oder mit Verwendung des eben gefundenen Ausdrucks:

$$2 \cdot om \cdot \pi \cdot En \cdot cm = 2\pi \cdot En \cdot cm = 2\pi \cdot En \cdot r, \text{ wo}$$

En die Höhe (h) der unendlich schmalen Kugelzone vorstellt. Eine Kugelzone, von welcher Ausdehnung sie auch sey, läßt sich in eine Menge unendlich schmaler Zonen zertheilen, wovon jede $2\pi r h$ ist. Alle zusammen machen eine Kugelzone von endlicher Breite aus u. es bleibt dann obiger Ausdruck in diesem Fall ungeändert, nämlich: $2\pi rh$.

11) Dieser Ausdruck behält noch seinen Werth, wofür der obere Kreis, nämlich EF verschwindet, dann gibt: $2\pi r h$ den Inhalt einer Kugelmüge.

Für $h=r$ geht diese Kugelmüge in die Oberfläche der Halbkugel über, d. h. in $2\pi r^2$, somit ist die Oberfläche der ganzen K.: $4\pi r^2$ u. verhält sich eine solche Zone zur gesammten Oberfläche der Kugel, wie die Höhe der Zone zum Durchmesser der K. wie: $h:2r$.

Der Inhalt eines Kugelausschnittes wird auf folgende Weise gefunden.

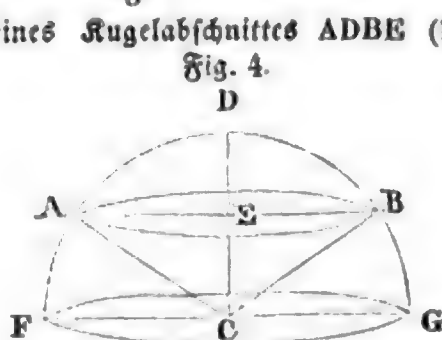
Es sey $FADBG C$ (Fig. 4) eine Halbkugel, $A D B C$ der in Rede stehende Kugelausschnitt,

$$\text{so findet sich als Inhalt desselben: } 2\pi r h \cdot \frac{r}{3} = \frac{2r^3\pi h}{3}, \text{ indem man diesen Körper abermals}$$

als ein Aggregat von unendlich vielen kleinen Pyramiden betrachten kann, deren Grundflächen zusammen die Kugelmüge bilden, in deren Höhe der Kugelradius ist.

Für $h=r$ wird aus dem Kugelausschnitt die Halbkugel, und dieses auf unsere Formel angewendet, gibt: $\frac{2r^3\pi h}{3}$, wie oben. — Der Inhalt eines Kugelabschnittes $ADBE$ (Fig. 4)

Fig. 4.



findet sich, wenn man von dem Kugelausschnitt $ADBC$ den Kegel ABC abzieht. Daraus folgt

aber in Formeln: $\frac{2\pi r^2 h}{3} = \frac{\pi}{3} \cdot AE^2 \cdot EC$. Nun zeigt die Kreislehre, daß $AE^2 = (r-h)(2r-h)$, und da schon $EC = r-h$, so bringt eine leichte Rechnung: $\frac{\pi h^2}{3} (3r-h)$. Wird hier $h = r$, so folgt $\frac{2\pi r^3}{3}$ als Inhalt der Halbkugel, somit $\frac{4\pi r^3}{3}$ als der der ganzen K., wie oben.

12) Kleine K. haben im Verhältniß zu ihrem Inhalte größere Oberflächen, als große, u. zwar ist das Verhältniß der Oberfläche zum Inhalt bei der einen K. um so viel größer, als bei der andern, so vielmals der Halbmesser der erstern kleiner, als der der letztern ist.

Bezeichnen r und R die Halbmesser, o und O die Oberfläche, i und I die Inhalte zweier K., so gilt: $\frac{O}{I} = \frac{3}{R} = \frac{o}{i} = \frac{3}{r}$, also: $\frac{O}{I} : \frac{o}{i} = \frac{3}{R} : \frac{3}{r}$:

$$\frac{3}{r} = R : R.$$

Die K. mit andern Körpern verglichen.

1) Eine K. hat einen Inhalt, der viermal so groß ist, als ein Kegel, wofür des letztern Grundfläche gleich dem Normalkreis der K. und wofür dessen Höhe dem Radius der K. gleich ist.

Dieses liegt in der Formel: $\frac{4r^3\pi}{3}$, diese läßt

sich nämlich in: $\frac{r}{3} \cdot r^2\pi \cdot 4$ zerlegen, woran sich dann das Ausgesprochene zeigt. — Ferner läßt sich auf demselben Weg nachweisen:

2) Eine K. ist doppelt so groß, als ein Kegel, dessen Grundfläche gleich dem Normalkreis der K. und dessen Höhe gleich dem Durchmesser derselben ist. Eben so ist jede Halbkugel das Doppelte eines Kegels, dessen Grundfläche gleich dem Normalkreis und dessen Höhe gleich dem Radius der K. ist.

3) Jede K. verhält sich zu dem um sie beschriebenen Würfel, wie der sechste Theil vom Umfange eines Normalkreises zu dessen Durchmesser. Denn jener Würfel hat zum Inhalt: $(2r)^3 = 8r^3$, der Inhalt eines Normalkreises aber:

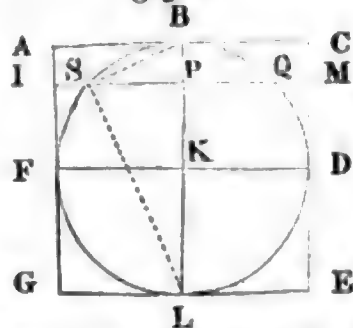
$$r^2\pi, \text{ also ist: } \frac{4r^3\pi}{3} : 8r^3 = \frac{2r^2\pi}{6} : 2r.$$

4) Eine K. verhält sich zum Kubus ihres Durchmessers nach Archimedes wie: 11 : 21, nach Euclides wie: 157 : 300 = 11 : 21,02.

Die Oberfläche einer K. ist dem Mantel des um diese beschriebenen Cylinders gleich. Jene nämlich hat zum Inhalt: $4r^2\pi$, und der Mantel einen Inhalt: $2r \cdot 2r\pi$, also auch $= 4r^2\pi$.

5) Ist ein Cylinder um eine K. beschrieben und man schneidet beide mit einer beliebigen, auf der Axe des Cylinders senkrechten Ebene, so ist der Mantel des abgeschnittenen Cylindersstückes ACMI (Fig. 5) gleich der krummen Oberfläche des entsprechenden Kugelsegmentes SBQ.

Fig. 5.



Der Mantel eines Cylinders ist: $2r\pi \cdot 2r = 4r^2\pi$, die Oberfläche eines Kugelsegmentes ist oben ebenfalls gegeben; aus beiden läßt sich leicht die vorhin ausgesprochene Behauptung ableiten.

6) Ein um eine K. beschriebener Cylinder ist anderthalbmal so groß, als jene, und dasselbe Verhältniß gilt zwischen der gesamten Oberfläche des Cylinders und der Kugeloberfläche.

Der Inhalt des in Rede stehenden Cylinders ist: $r^2\pi \cdot 2r$, der der K.: $\frac{4r^3\pi}{3}$, woraus das obige

Verhältniß sich ergibt, und für die Oberfläche kommt: $4r^2\pi : 2r^2\pi + 2r\pi \cdot 2r =$

$$4r^2\pi : 6r^2\pi = 1 : 1\frac{1}{2}.$$

7) In dieses Kapitel gehört nun auch Archimedes berühmtes Verhältniß zwischen Cylindern, K., Kegel, die sich wie 3 : 2 : 1 verhalten, wofür die Grundflächen eines Kegels und des Cylinders einen Normalkreis der K., deren Höhen aber dem Radius der K. gleichen. Vergl. Archimedes.

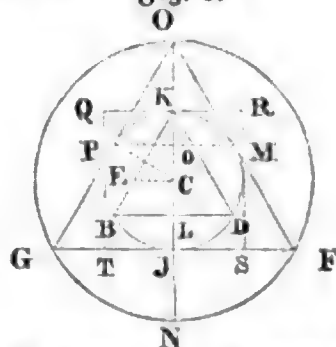
8) Eine Kugeloberfläche verhält sich zur Gesammtoberfläche des in jene beschriebenen gleichseitigen Kegels, wie 16 : 9.

Denn die Oberfläche der K. ist: $4r^2\pi$, die des Kegels: $3r^2\pi$. Da nun jede Kegelseite dem Durchmesser der Grundfläche gleich ist, so verhält sich der Normalkreis zu dieser Grundfläche $= 4 : 3$, also Kugeloberfläche : Kegeloberfläche $= 16 : 9$.

9) Die Oberfläche einer K. verhält sich zur Gesammtoberfläche des um sie beschriebenen gleichseitigen Kegels, wie 4 : 9. Dieses ergibt sich aus dem vorigen Satz, weil in (Fig. 6) KI

$$= \frac{ON}{2} \text{ seyn muß.}$$

Fig. 6.



10) Die K. verhält sich zu dem in sie beschriebenen gleichseitigen Kegel, wie 32 : 9. (Fig. 6). Beweis. K. KMDBP : Kegel KDP

$$= \frac{4}{3} (CI)^2\pi : (LD)^2\pi : \frac{KL}{3}$$

$$\begin{aligned}
 &= 4 (CI)^3 : (LD)^3 \cdot KL. \\
 &= 16 (CI)^3 : (BD)^2 \cdot KL. \\
 &= 16 (CI)^3 : (CI)^2 \cdot KL. \\
 &= 16 (CI)^3 : 3 (CI)^2 \cdot \frac{3}{2} \cdot CI.
 \end{aligned}$$

$$= 32 : 9.$$

11) Jede K. verhält sich zu dem um sie beschriebenen gleichseitigen Kegel, wie 4:9 (Fig. 6).

Beweis. K. KMDIPB : Kegel GOF

$$= 4 (KI)^3 : CI : (GF)^2 \cdot OI.$$

$$= 16 (CI)^3 : (GF)^2 \cdot OI$$

$$= 16 (CI)^3 : 3 (CN)^2 \cdot \frac{3CN}{2}$$

$$= 32 (CI)^3 : 9 (CN)^3.$$

$$= 4 : 9.$$

12) Mit nicht mehr Mitteln läßt sich nachweisen, daß ein gleichseitiger Kegel und ein gerader Cylinder, die beide um dieselbe K. beschrieben sind, in Rücksicht ihrer kubischen Inhalte, eben so wie in Rücksicht ihrer Gesamtoberflächen sich wie 3 : 2 und daß, wofern ein gleichseitiger Kegel und ein gerader Cylinder um dieselbe K. beschrieben sind, sich diese Körper in Bezug auf ihre Höhen, Oberflächen und Grundflächen eben so wie vorhin verhalten müssen. Beide Sätze ergeben sich sehr leicht aus dem Vorigen und eben so die Behauptung, daß ein Kugelsektor einem Kegel gleicht, dessen Höhe dem Kugelhalbmesser, dessen Grundfläche aber der zugehörigen Kugelmühe gleich ist.

13) Eines Kugelabschnittes Inhalt ist so groß, als die Hälfte eines Cylinders und eine K. zusammen, von denen der erstere gleiche Höhe und Grundfläche mit dem Abschnitte und die letztere einen Durchmesser hat, der dieser Höhe gleich kommt.

Beweis. (Fig. 1.) Es sey R der Kugelhalbmesser, H die Höhe PS, so ist Sektor CBRDC = Segm. BPD + Kegel BDC = Segm. BPD + Kreis BRDO. $\frac{CS}{3} = \text{Segm. BPD} + \text{Kreis}$

BRDO $\left(\frac{R-H}{3}\right)$, also Segm. BPD = Sektor

CBRDC — weniger Kreis BRDO. $\left(\frac{R-H}{3}\right)$

(1). Nun aber ist auch Kreis BRDO : Kreis ATaNM = $(BS)^2 : (AC)^2$ (2) und $(BS)^2 = PS \cdot ps = H (2R-H)$, also Kreis BRDO = $(2R-H) H\pi = 2HR\pi - H^2\pi$ (4), daher $RH\pi = \frac{1}{2} \text{Kreis BRDO} + H^2 \cdot \frac{\pi}{2}$ (5). Aus (1)

und (4) erhält man weiter: Segm. BPD = $\left(RH\pi - \frac{R^2\pi}{3}\right) H$. (6). Also der Werth für

$RH\pi$ aus (5) und (6) substituirt, kommt: Segm.

BPD = $\left(\frac{1}{2} \text{Kreis BRDO} + H^2 \cdot \frac{\pi}{2} - \frac{H^3}{3}\right)$

$$= \frac{1}{2} \text{Kreis BRDO} \cdot H + \frac{H^3\pi}{6}.$$

Der Inhalt eines Kugelstückes zwischen zwei parallelen Kreisen eingeschlossen, wie in Fig. 1

BDEF, ist stets so groß, als ein Cylinder, der gleiche Höhe mit dem Streifen hat und dessen Grundfläche das arithmetische Mittel zwischen den beiden parallelen Endflächen des Streifens, zusammengenommen mit einer K., deren Durchmesser gleich der Höhe des Streifens ist.

Beweis. Es ist BDEF = EBPDPF — BPD. Sind die entsprechenden Höhen von letzterm H und h, so folgt: BDFE = $RH^2 \frac{\pi}{3} - \frac{h^3\pi}{3} -$

$$\left(Rh^2\pi - \frac{h^3\pi}{3}\right)$$

$$= R\pi (H^2 - h^2) - \frac{\pi}{3} (H^3 - h^3).$$

$$= R\pi (H^2 - h^2) - \frac{\pi}{2} (H^3 - h^3) + \frac{\pi}{6} (H^3 - h^3).$$

$$= \pi (H-h) \left(\frac{r^2 + R^2}{2}\right) + \frac{\pi}{6} (H-h)^3. \text{ (Vgl.}$$

Swindens Elementarb. der Geometrie, übersetzt von L. Jacobi, Jena 1834).

Betrachtung der auf der Oberfläche einer K. gebildeten sphärischen Dreiecke.

1) Es mögen (Fig. 1) zwei Normalkreise PAp und PMp sich in der Axe Pp durchschneiden und von dem die Axe der K. unter einem rechten Winkel schneidenden andern Normalkreis AMa in A und M getroffen werden, so ist das Maß des Neigungswinkels jener beiden Normalkreise der Bogen AM. Der diesem Bogen entsprechende Winkel MCA ist nämlich der Neigungswinkel der genannten Normalkreise, respektive deren Flächen. Eben so läßt sich Winkel EKI als das Maß der Neigung der beiden Ebenen betrachten, sobald Kreis ELFO senkrecht auf Pp steht. Der Winkel EPI (und APM), also der Winkel, welchen die Bogen zweier Hauptkreise mit einander bilden, heißt sphärischer Winkel; somit ist ein solcher Winkel nichts Anderes, als der Neigungswinkel der Ebenen der beiden Hauptkreise, zu denen die Schenkel des Winkels als Bogen gehören.

2) Ein Scheitel des Durchmessers P oder p steht gleich weit ab von jedem Punkt desjenigen Normalkreises, auf welchem der Durchmesser senkrecht steht, und Ähnliches läßt sich für alle Nebenkreise, die jenem Hauptkreis parallel geführt sind, aussprechen. In der Fig. 1 sind: PA und PM, so wie PN gleich, eben so PE und PL, so wie PL. Man nennt Pol eines Kugelscheitels denjenigen Punkt in einer Kugeloberfläche, welcher von allen Punkten im Umfang dieses Kreises gleichweit absteht; somit kommen jedem Kugelkreis stets zwei Pole zu, es sind die Scheitel des auf der Ebene des Kreises senkrecht aufstehenden Durchmessers. Für den Normalkreis steht jener Pol um 90° von der Peripherie ab.

3) Stehen die Ebenen zweier Hauptkreise PMp (Fig. 1) und AMa senkrecht auf einander, so gehen die beiden Kreise gegenseitig durch ihre Pole und jeder der vier sphärischen Winkel, welche an ihren Durchschnittspunkten sich zeigen, ist ein Rechter, wie leicht zu übersehen.

4) Der sphärische Winkel EPI (Fig. 7), welchen zwei von einem Punkte P der Kugelober-

10) Daraus ersieht man, daß zwei Kugeldreiecke vollkommen übereinstimmen müssen, sobald die Seiten des einen einzeln den Seiten des andern gleich sind, daß dasselbe eintritt, sobald jene Dreiecke zwei Seiten und den eingeschlossenen Winkel gleich haben, daß endlich, wenn man in einem gleichschenkeligen Dreieck der Art, die Spitze mit dem Halbierungspunkt der Grundlinie durch einen Normalkreisbogen verknüpft, dieser senkrecht auf der Grundlinie steht, den Winkel an der Spitze halbiert, die Winkel über der Grundlinie, so wie umgekehrt die Seiten gleich seyn müssen, wenn ihre Gegenwinkel es auch sind.

11) In jedem Kugeldreieck sind zwei Seiten zusammen größer, als die dritte und kann weder eine Seite, noch ein Winkel 2 Rechte überschreiten, darum sind auch alle drei Seiten zusammen stets kleiner, als 4 Rechte.

Die erste Behauptung folgt aus dem bekannten Satz, daß in jeder körperlichen Ecke stets zwei Seiten größer, als die dritte sind. Das Gegentheil der zweiten Behauptung ließe das sphärische Dreieck offenbar in ein Zweieck verwandeln, also ist die anfängliche Behauptung richtig u. die dritte Behauptung wird in Fig. 7 leicht ersichtlich. Da nämlich $pL + pE > LE$, so ist auch $pE + pL + pE + PL > LE + PE + PL$, d. h. $LE + PE + PL < 360^\circ$.

12) Sphärische Dreiecke, in denen eine Seite größer, als der halbe Normalkreis ist, lassen sich allerdings auch konstruieren, indessen kommen solche wenig in Betracht, indem ein solches Dreieck stets ein anderes bedingt, worin jede Seite kleiner als 180° ausfällt, welches andere ein Ergänzungsdreieck genannt wird.

13) In jedem sphärischen Dreieck liegt die größte Seite dem größten Gegenwinkel gegenüber und umgekehrt.

In dem sphärischen Dreieck PEL (Fig. 7) sey $\angle LPE > \angle PLE$, man mache $\angle LPQ = \angle PLQ$, so ist $LP = LQ$, also auch $LQ + QE = LP + QE > PE$ oder $LE > PE$, eben so ergibt sich: $LE > PL$. Eben so leicht findet sich die zweite Behauptung.

14) Alle drei Winkel eines sphär. Dreiecks sind zusammen stets kleiner, als sechs Rechte, größer als zwei Rechte.

Die erste Behauptung folgt leicht aus Satz 11) und da der sphär. Winkel stets größer, als der ebene Winkel seyn muß, den die zu seinen Seiten gehörigen Sehnen bilden, so muß auch die Summe der drei sphär. Winkel größer, als die Summe der Winkel des Sehnendreiecks, d. h. $> 2R$ seyn.

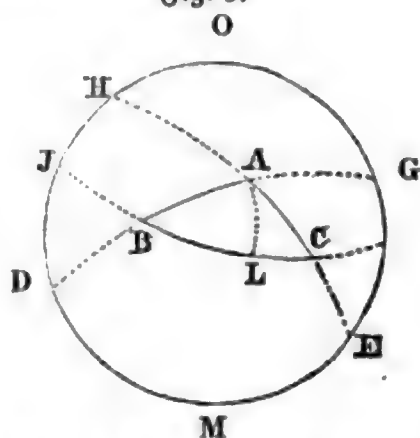
15) Sphärischer Ueberschuß ist der Unterschied zwischen der Summe der Winkel eines sphärischen Dreiecks in zwei Rechten. Sphärischen Dreiecken ist somit keine konstante Winkelsumme eigenthümlich, wie den ebenen; denn in jenen können zwei, ja alle drei Winkel sowohl rechte als stumpfe Winkel seyn, und sind zwei Winkel zusammen $< 90^\circ$, so ist der dritte ein stumpfer. Ist wenigstens ein Winkel eines sphärischen Dreiecks ein stumpfer, ein spitzer oder ein rechter, so heißt ein solches sphärisches Dreieck ein stumpfwinkeliges, spitzwinkeliges oder rechtwinkeliges.

16) Zwei Seiten eines Kugeldreiecks schneiden

sich erst dann, wenn man sie über die dritte hinaus gehörig verlängert hat, wenn also solche die Länge eines halben Normalkreises überschritten haben, und zwar in einem Punkt, welcher mit dem andern Durchschnittspunkt die Scheitel eines Kugeldurchmessers bildet; sie geben alsdann ein Kugelzweieck, welches durch die überschrittene Seite in zwei sphärische Dreiecke zertheilt wird, die eine Seite gemeinschaftlich haben und deren Spitzen mit dem Kugelmittelpunkt in einer Geraden liegen, und wo von den übrigen Seiten und Winkeln sich je zwei zu 180° ergänzen müssen. In Figur 1 stellt PJC ein solches sphärisches Dreieck vor, welches zum Zweieck wird, sobald man PC und PJ über JC verlängert, diese Verlängerungen treffen sich in p, p, C und P liegen dann in einer und derselben Geraden. Nimmt man von zwei, nöthigen Falls gehörig verlängerten Seiten eines sphärischen Dreiecks von ihrem Endpunkte aus gleiche Stücke weg, und zwar so, daß jedes Stück den vierten Theil eines Normalkreises beträgt, verbindet diese Punkte, so bildet die verbindende mit den zwei Seiten rechte Winkel. Das Alles liegt schon in der Definition eines sphärischen Dreiecks.

17) Verlängert man, wie vorhin, je zwei Seiten eines sphärischen Dreiecks so weit, daß sie sich endlich gegenseitig durchschneiden, so tritt ein zweites sphärisches Dreieck hervor, bei welchem jede seiner Spitzen einen Pol für eine der Seiten des Urdreiecks gibt, dieses zweite Dreieck nennt man das Supplementardreieck oder Polardreieck des ursprünglichen Dreiecks.

Fig. 9.



Ist z. B. in 9 Fig. ABC ein solches sphärisches Dreieck $CJ = CH = 90^\circ$, also C Pol von MJH und E Pol von DAG, also auch $CM = CN = 90^\circ$ aus gleichem Grund $AN = AG = OA = AN = 90^\circ$, $DB = BE = BM = BO = 90^\circ$, also O Pol von DAG, N Pol von NCAJ, M Pol von EGDH. Daraus folgt sogleich weiter: Jede Seite eines Polardreiecks ergänzt einen Winkel des Urdreiecks und jeder Winkel des erstern eine Seite des letztern zu 180° . Demnach bestimmt in einem sphärischen Dreieck die Größe einer Seite und zweier daran liegenden Winkel die Größe des dritten Winkels.

18) Drei Normalkreise, auf einer Kugel gezogen, theilen, wofern jeder die zwei andern in verschiedenen Punkten trifft, die Kugeloberfläche in acht verschiedene sphärische Dreiecke, von denen je zwei, welche einander gegenüberstehen,









$$8) y = \frac{1}{5} a \sqrt[3]{\frac{15}{2\pi}} = \frac{1}{5} x.$$

Zu 7) aber

$$9) y = a \sqrt[3]{\frac{3}{2\pi}} = x.$$

Aus 4 erhält man für die Werthe von x in 6 und 7, die den Zähler zu Null machen,

$$10) \frac{d^2U}{dx^2} = 3\pi \cdot \frac{\sqrt{(12\pi a^3 x^3 - 9a^6 - 6a^3)}}{4\pi x^3 - 3a^3},$$

welcher Ausdruck $= + \frac{\pi}{3}$ wird, für $x = a$

$\sqrt[3]{\frac{15}{2\pi}}$; aber den Werth -3π liefert, für

$x = a \sqrt[3]{\frac{3}{2\pi}}$. Es ist demnach u ein Minimum

für $x = a \sqrt[3]{\frac{15}{2\pi}}$ und u ein Maximum

für $x = a \sqrt[3]{\frac{3}{2\pi}}$, d. h. für die Halbkugel.

$$\text{Im ersten Falle ist } u = \frac{15a^3}{2} \cdot \sqrt[3]{\frac{2\pi}{15}}.$$

$$\text{Im zweiten Fall ist } u = \frac{9a^3}{2} \cdot \sqrt[3]{\frac{2\pi}{3}}.$$

Andere Auflösung.

Man suche die Werthe für x und y , welche

$$P = 2\pi xy + \pi x \sqrt{(2xy - y^2)} + \alpha \left(\frac{2}{3} \pi x^2 y - a^3 \right)$$

zu einem Maximum oder Minimum machen. Es entsteht sogleich

$$\frac{dP}{dy} = 3x - y + 2 \sqrt{(2xy - y^2)} = -\frac{4}{3} \alpha x u.$$

$$\frac{dP}{dx} = x - y + 2 \sqrt{(2xy - y^2)} = -\frac{2}{3} \alpha x$$

und hieraus, wenn man α eliminiert,

$$x + y = 2 \sqrt{(2xy - y^2)} \text{ oder}$$

$$x^2 - 6xy + 5y^2 = 0, \text{ oder auch}$$

$$(x - y)(x - 5y) = 0,$$

woraus entweder $x = 5y$, oder $x = y$ folgt.

Dies substituirt in $\frac{2}{3} \pi x^2 y = a^3$ gibt sogleich

die beiden in der ersten Auflösung gefundenen Resultate.

Aus Schulz' Lehrbuch der elementaren Sphärik (Leipzig 1833) 303 Jacobi in Swinbend's Geometrie folgende allgemeine Eigenschaften der K . in deren Theile: Erklärung. Sphärischer Mittelpunkt eines auf einer Kugeloberfläche befindlichen Kreises heißt ein Punkt dieser Oberfläche, wenn er von allen Punkten des Umkreises gleich weit entfernt ist; jeder diesen Mittelpunkt mit einem beliebigen Punkt des Umkreises verbindende Normalkreisbogen heißt sphär. Radius oder Halbmesser; sphär. Durchmesser dagegen jeder durch den sphärischen Mittelpunkt gehende und 2 Punkte im Umkreis

verbindende Hauptkreisbogen. Der sphärische Mittelpunkt eines Kugelkreises ist der Scheitel des auf der Ebene des Kreises senkrechten Kugeldurchmessers. Der sphär. Mittelpunkt eines Kugelkreises fällt mit dessen Pol zusammen. Jeder Kugelkreis hat 2 sphärische Mittelpunkte, 2 sphärische Radien. Ist künftig nur von einem Mittelpunkt die Rede, so ist, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil erinnert wird, immer der nähere, d. h. derjenige zu verstehen, dessen zugehöriger sphärischer Radius die Größe eines Hauptquadranten nicht übersteigt.

Zus. 1. In jedem Kugelkreise sind die sphär. Halbmesser von gleicher Länge; ebenso die Durchmesser.

Zus. 2. Die sphärischen Halbmesser gleicher auf derselben Kugel befindlichen Kreise sind gleich.

Zus. 6. Jeder auf einer bestimmten und der Größe nach bekannten Kugeloberfläche zu konstruierende Kugelkreis ist vollkommen bestimmt, wenn sein sphärischer Mittelpunkt und Radius bestimmt sind.

Anmerk. 2. Die Konstruktion kann durch Hülfe des gewöhnlichen Zirkels eben so ausgeführt werden, wie in der Ebene.

2) Zwei oder mehrere sphärisch-koncentrische Kugelkreise sind Parallelkreise dieser K .

3) Die sphärischen Mittelpunkte aller Kugelkreise, welche 2 gemeinschaftliche Durchschnittspunkte haben, liegen in der Peripherie eines Hauptkreises der K .

Zus. 1. Die Peripherie dieses Hauptkreises schneidet den die beiden Durchschnittspunkte unserer Kreise verbindenden Normalkreisbogen im Halbierungspunkte u . unter rechten Winkeln.

Zus. 2. Sind die sich schneidenden Kreise sämtlich Hauptkreise, so sind ihre Durchschnittspunkte die beiden sphärischen Mittelpunkte des Hauptkreises, auf dessen Peripherie die sphärischen Mittelpunkte der ersten liegen.

4) Berühren sich 2 Kugelkreise, so liegen ihre sphärischen Mittelpunkte mit dem Berührungspunkt auf der Peripherie desselben Hauptkreises.

Zus. 1. Berühren sich 2 Kugelkreise, so ist die Entfernung ihrer sphärischen Mittelpunkte, d. h. der diese Mittelpunkte verbindende Normalkreisbogen gleich der algebraischen Summe ihrer sphärischen Halbmesser und umgekehrt.

Zus. 2. Der geometrische Ort der sphärischen Mittelpunkte aller Kugelkreise, welche einen gegebenen Kugelkreis in einem gegebenen Punkt berühren, ist die Peripherie des Hauptkreises, welcher durch den sphärischen Mittelpunkt des gegebenen Kreises und durch den Berührungspunkt bestimmt wird.

5) Zwei Kugelkreise schneiden sich, wenn die Entfernung ihrer sphärischen Mittelpunkte kleiner als die Summe ihrer sphärischen Halbmesser, aber größer als der Unterschied derselben ist.

6) Zwei Kugelkreise haben gar keinen Punkt mit einander gemein, wenn die Entfernung ihrer sphärischen Mittelpunkte entweder größer, als die Summe ihrer sphärischen Radien, oder kleiner als deren Unterschied ist; im ersten Fall





am Hecht, Welsch, Aal und an den Wasservögeln haben sie gefährliche Feinde. Bloch, T. 53, 2., Cuv. u. Val., T. XXI. — 2) A. Schraitzer Cuv., Perca Schraitzer L., Schräg, Schräger, Schraiger, Schragen. Länger als der vorige, mit senkrecht herabgehendem Profil, unbeschupptem Kopfe und rauhen, büschelförmigen Furchen am Schädel. Gelblich ins Olivenbraune, mit drei schwarzen Linien längs jeder Seite, bisweilen noch einer vierten gestreuten. — Nur in der Donau, gegen 9 Zoll lang und 5 Unzen schwer. Das Fleisch ist gut. Er stirbt, sobald er aus dem Wasser kommt. Bloch, T. 332. — 3) A. pontica Cuv., Perca acerina Gildenst., Babil, Birtscholtz. Im schwarzen Meere, dem Don und Dniepr, aber nicht in der Donau.

Kugelbasalt (Geognos.), s. v. a. kugelig abgesonderter Basalt.

Kugelberg, österr. = steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Rein; 140 Einw.

Kugelbinse (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Eriocaulon.

Kugelblume (Bot.), 1) s. v. a. europäische Trollius europaeus L.; — 2) Pflanzengattung, s. v. a. Globularia.

Kugelbohrer, 1) (Büchsenm.), Werkzeug von Stahl. An demselben befinden sich a) die Schraube, welche in das an dem messingenen Kopfe des Ladstocks angebrachte Muttergewinde paßt; — b) der Kopf mit dem Boche und — c) der Bohrer selbst. Man bedient sich dieser K. besonders dann, wenn man eine Büchse oder einen Stutzen verladen hat und der Kugelzieher (s. d.) nicht wohl angewendet werden kann, dazu, um die Kugel durch das Einbohren in dieselbe gleichsam zu verbröckeln. — 2) (Ehit.), S. Kugelzieher.

Kugelbovist (Bot.), s. v. a. schwärzlicher Bovist, Bovista nigrescens Pers.

Kugelbüchse, s. v. a. Büchse.

Kugelbuß (Bot.), nach Dlen, Pilzgattung, s. v. a. Lycoperdon.

Kugel des Pulverprobmörfers (globe d'épreuve, Kriegsw.), entweder kupferne, oder messingene Kugeln, deren man sich bedient, um die Kraft und Güte des Pulvers zu probiren.

Kugeldiorit (Geognos.), Kugelgranit, Diorite globulaire, Varietät des gemeinen Diorits von feinkörniger Dioritmasse mit kugeligen oder sphäroidischen Dioritmassen, deren Gemengtheile anders vertheilt sind. Oft findet dabei concentrischer Schichtenwechsel Statt. S. Diorit.

Kugeldistel (Bot.), nach Linné, Echinops, Wiesenkopf, Gattung der Cynarocephalae Juss., der Compositae Cynareae Less., der Echinopaeae Schultz., Syngenesia segregata L. Charakter: Zahlreiche Blümchen stehen auf einem nackten kugelförmigen Fruchtboden dicht in einer Kugelform beisammen, von denen die obersten zuerst aufblühen; gemeinschaftliche Hülle aus einigen kleinen zurückgeschlagenen Schuppen bestehend; besondere Hülle (Kelch) bleibend, dreifach; die äußere besteht aus pinselförmig zusammengestellten, rauhenden Blättchen, die

mittlere aus kaum länglichen spatelförmigen, die innere aus verlängerten, linienförmigen, langgespizten, gekielten Blättchen; Samen cylindrisch, seidenhaarig = zottig, mit sehr kurzer Haarkrone. Große Kräuter und Stauden in Osteuropa und Westasien mit fiederspaltigen, dornigen Blättern und großen Blütenköpfen am Ende der Stiele, meist blau und weiß. Wir führen von den 24 Arten nur diejenigen an, die sich häufig als Zierpflanzen in unsern Gärten finden. 1) E. bannaticus Dec., E. ruthenicus Rehb., ungarische K. Im Banate (Ungarn). Stengel 4—5 Fuß hoch. Blätter oben weichhaarig, unten gleich dem Stengel grauweißfilzig; Blumenköpfe blau. Koch. bot. 177, T. 37, F. 78. — 2) E. dahuricus Fisch., E. Gmelini Ledeb., daurische K. In Daurien, der Mongolei, am Baikal. Blütenköpfe blau; die Blättchen des besondern Kelches (Pinsels) glatt, borstig langgespizt, mit langen, weichen Wimpern versehen. Varietäten α) latilobus (breitlappige), mit halb gefiederten Blättern und breit-lanzettförmigen, kaum eingeschnitten gesägten Lappen, (E. Gmelini var. α Trautw. diss., F. 3); — β) angustilobus (schmallappige), mit gefiederten Blättern und schmalen, lanzettförmigen, tief eingeschnitten = gesägten Blättern, (E. ruthenicus Less.); E. Gmelini var. β Trautw. — 3) E. exaltatus Schrad., E. strictus Fisch., E. Ritro, Schkuhrs Handbuch, T. 268. Hohe K. Stengel 5—6 Fuß und darüber hoch. Blumenköpfe groß, blau; die Blättchen des mittlern Pinselkelches glatt, geschwänzt = langgespizt, kurz gewimpert. Bot. Mag. 2457. — 4) E. humilis Bieb., E. eriophorus Steph., E. lanatus Steph., niedrige K. In Sibirien. Stengel 2—3 Fuß hoch, Blumenköpfe schön, blau; die Blättchen des innern Pinselkelches auf dem Rückenglatt, mit borstenförmigen, langen Wimpern versehen, welche das Blättchen fast überragen. — 5) E. platylepis Trautw., E. humilis Rehb., Stengel 3—5 Fuß hoch, einfach, gespinntartig = filzig. — 6) E. Ritro L., glatte blätterige K. Im südlichen Europa. Stengel 4—6 Fuß hoch; Blumenköpfe hellblau, Mill., lc. 130. Varietäten: α) vulgaris Barr., lc., T. 411, 413, 414, Lob., lc. 2, F. 1, gemeine K. In Südeuropa. Stengel filzig, Blumenköpfe hellblau oder bläulichweiß, wenig oder zahlreich; — β) tennisfolius Fisch., feinblättrige K. In Italien, Bessarabien, Orient, an der Wolga, dem Irtysch u. s. w. — 7) E. sphaerocephalus L., E. maximus Siev., gemeine K. Im südlichen Europa, Spanien, Laurien, Sibirien. Stengel 6—10 Fuß hoch, Blätter halbfiedert, oben mit klebrigen, kurzen Härchen bekleidet, unten grauweiß filzig; Lappen horizontal abstehend, länglich = eiförmig, zugespizt buchtig, am Rande dornig, Blumenköpfe groß, weißlich. Die innern Blättchen des Pinselkelches halb so lang, als die äußern, kurz gewimpert, die mittlern fast fehlend. In ältern Zeiten brauchte man die Blätter (folia Echinopis) als auflösendes und eröffnendes Mittel. Varietät: β) glabratus (glattblättrige), mit oben glatten, breiten, halbfiederten Blättern. E. paniculatus, Bot. Reg. 356. — 7) paniculatus (riesenförmige), mit





länglich rund), c) sphäroidisch (an beiden Enden etwas abgeplattet), d) mandelförmig (in Gestalt einer Mandel), e) unvollkommen k., wenn die Rundung auf den verschiedenen Punkten verschieden ist.

Kugelige Absonderung (Geognos.), die sich an einigen Gesteinen findet, tritt gewöhnlich erst bei beginnender Verwitterung hervor und ist dann meist mit konzentrisch-schaliger Absonderung verbunden. Nicht selten ist die Erscheinung an Basalten und Grünsteinen und wird auch an Porphyrn beobachtet, selbst an Graniten. Man kennt solche Absonderungskugeln von $\frac{1}{2}$ Durchmesser bis zu 600' Durchmesser (Basalt bei Oberkassel unweit Bonn) und zwar liegen die einzelnen Kugeln oder Ellipsoide meist gedrängt an einander, selten zerstreut. Manchmal verbindet sich mit dieser Absonderungsform auch noch die säulenartige und die Kugeln sind in Säulen aufeinandergelegt, wie in der sogenannten Käsegrotte bei Bertrich in der Eifel.

Kugeligel (Zoopb.), Echinodermengattung, f. v. a. *Fibularia* Lam., *Echinocyamus* Leske.

Kugeliger Thoneisenstein (Min.), f. v. a. Böhnererz.

Kugelinfusorien (Zoopb.), nach Dlen, Abtheil. der Kunst der eigentlichen Infusorien, zunächst die Infusoria polygastrica Monadina Ehrenb. enthaltend.

Kugeljaspis (Min.), auch ägyptischer Jaspis. S. Jaspis u. Quarz.

Kugelkäfer (Entom.), 1) Koltopterenfamilie, f. v. a. *Cyclia*; — 2) Colopterenfamilie, f. v. a. *Coccinellina*; — 3) Käfergatt., f. v. a. *Epharidium*.

Kugelkaliber, f. Kaliber.

Kugelkasten (franz. la boîte pour les balles), befindet sich in dem Hinterkaste der Schützenbüchsen, um in demselben die K., den Kugelbohrer zc. aufzubewahren, und wird durch einen Schieber geschlossen, an welchem sich eine Feder befindet.

Kugelfeimer (bot. Term.), f. v. a. *Ephäroblastä*.

Kugelfelle oder Kugellöffel (franz. cuiller à boulet rouge), eine Kelle oder ein Löffel, dessen man sich zur Hinwegnahme der glühenden K. von dem Roste oder aus dem Flammenofen u. deren Einsetzung in die Seele der Kanonen bedient.

Kugelfettchen (Bot.), *Geminella* Turp., Gatt. der Desmidiaceae Rehb. Rabenh., *Cryptogamia* Algae L. Charakter: Zellen meist paarweise genähert, zu perlschnurförmigen Fäden verbunden, von einer Gallerttröhre umgeben. Art: *G. interrupta* Turp. In schlammigen Gräben.

Kugelfette (Bot.), Algengattung, f. v. a. *Tessararibra*.

Kugelflee (Bot.), f. Klee.

Kugelnöze (Bot.), nach Dlen, Pflanzengattung, f. v. a. *Melocactus* Salm.

Kugelnopf (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. *Ephärococcus*.

Kugelhöpfe (Ichthyol.), nach Dlen, f. v. a. Kugelfische.

Kugelförper (Bot.), Pilzgattung, f. v. a. *Ephärosoma*.

Kugelpfblume (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Globularia*.

Kugelfreise (Math.), f. Kugel, S. 370.

Kugellack, f. v. a. Florentinerlack, der in Kugeln geformt und getrocknet in den Handel gebracht wird.

Kugellagen (Kriegsw.). Da beim Laden der Geschütze das Geschöß immer auf einen Punkt zu liegen kommt, die aus der entzündeten Pulverladung entwickelten Gase aber vermöge des Spielraums schon zwischen der obern Seelenwand des Geschützrohres und dem Geschöß hindurchströmen, bevor letzteres in Bewegung gesetzt ist, so wird dasselbe einen Moment lang gegen die untere Seelenwand gedrückt, wodurch nach und nach eine Vertiefung entsteht, welche K. genannt wird und eine Vermehrung der schädlichen Wirkung der Kugelschläge herbeiführt. Die Anwendung hölzerner Kugelspiegel (f. d.) scheint die Bildung eines K. wenigstens zu verzögern; jedenfalls aber kann man durch deren Verlängerung ein Geschützrohr, in welchem bereits ein K. entstanden ist, noch einige Zeit in brauchbarem Stand erhalten, weil durch dieses Mittel das Geschöß beim Laden etwas weiter nach vorn zu liegen kommt.

Kugellehre, Kugelkaliberlehre, Lehre, die zur genauen Bestimmung des Durchmessers der Stückkugeln dient, wenn sie von der Artillerie aus der Gießerei übernommen werden sollen; man benutzt dazu den Kaliberring (f. d.).

Kugelloffel (Chir.), f. Kugelzieher.

Kugelmachine, f. Elektrismaschine.

Kugelmecraffel (Petrif.), f. v. a. Kugelsaffel.

Kugel mit einem Löffel (boulet à bague, Kriegsw.), halbe eiserne Kugel, welche sich in einem Cylinder vom nämlichen Metall verlängert und unten einen Spiegel hat, an welchem das Pulversäckchen befestigt wird. Da, wo die Halbkugel an den Cylinder stößt, befindet sich ein im Bogen etwas mehr als eine Linie hohes und gegen 10" breites, abgerundetes Band von Blei. Der Durchmesser der Halbkugel und die Dimensionen des Cylinders und Spiegels richten sich nach dem Kaliber.

Kugelmock (Bot.), nach Dlen, Pflanzengattung, f. v. a. *Helosis*.

Kugelmödel (franz. la moule à balle), besteht aus der Scheere, deren beide Schenkel mit einem Stift vernietet sind, aus den beiden, einen walzenförmigen Kopf bildenden Obertheilen der Scheere mit dem Eingußloch und der kalibermäßigen Kugelrunden Aushöhlung.

Kugelmoss (Bot.), Moosgattung, f. v. a. *Bartramia*.

Kugelmuschel (Mollusk.), Muschelgattung, f. v. a. *Cyclas*.

Kugelmünze (Math.), f. Kugel, S. 371.

Kugelnarcisse (Bot.), f. Narcisse.

Kugeln, elfenbeinerne (Chir.), wurden an einem Fischbeinstäbchen befestigt, von Steinmeh mit dem günstigsten Erfolge gegen eine Dysphagie angewendet (f. v. Grafe's und v. Walther's Journ., Bd. 19, S. 116).

Kugeln, englische, für Pferde. Man



eine Partei von 3 Spielern, deren jeder 2 Kugeln erhält und eine Gegenpartei von 2 Spielern, jeder mit 3 Kugeln versehen. Das Spiel beginnt damit, daß von der einen Partei die kleine Kugel, von einem vorher bestimmten Standpunkt aus, als Ziel ausgeworfen wird, worauf ein Spieler derselben Partei eine der großen Kugeln so nahe an die erstere werfen muß als möglich. Hierauf wirft ein Spieler der Gegenpartei und sucht noch näher zu kommen, denn der Zweck, den jede Partei im Auge haben muß, ist der, so viel Kugeln als möglich in die nächste Nähe zum Spielball zu bringen. Sind alle Kugeln verworfen, so rechnet sich die Partei, welche am besten geworfen, jede ihrer Kugeln, die dem Zielball näher steht als die übrigens nächste Kugel der Gegenpartei, mit 1 Punkt Gewinn an. Wer zuerst 8 Punkte zählt, hat die Partie gewonnen. Hat nun die eine Partei den Zielball ausgeworfen und an diesen eine Kugel so nahe als möglich angelegt, so wirft die zweite Partei, und zwar so oft hintereinander, bis sie eine Kugel näher gebracht hat als die erste, und diese wieder wirft unausgesetzt ihre Kugeln, bis sie die zweite abgeworfen. — Spielregeln sind: 1) jeder Spieler muß von dem im Voraus bestimmten Standpunkt aus werfen; 2) um sich dem Zielball näher zu setzen, ist es auch erlaubt, eine zu günstig stehende Kugel der Gegner hinwegzuspielen; 3) jede aus der Hand geworfene Kugel ist als absichtlich geworfen zu betrachten, auch gilt jeder Vortheil und Nachtheil, der durch zufälliges Abprallen der Kugel von einem Steine u. dgl. veranlaßt wird; 4) wenn die eine Partei durch einen glücklichen Wurf mitten im Spiel ihre 8 Points voll macht, so ist das Spiel bereits gewonnen, wenn die Gegner keine Kugel mehr haben. Findet das Gegentheil Statt, und sind noch Kugeln in den Händen der Gegner, so geht das Spiel seinen Gang fort. — Kunstgriffe. Die größte Feinheit geübter Spieler zeigt sich in dem Wegspielen eines Balles durch Anwerfendes eigenen, namentlich, wenn eine feindliche Kugel dem Zielball so nahe steht, daß, ohne sie wegzuspielen, näher zu kommen unmöglich ist. Es kann auch vorkommen, daß eine Partei 3, 4, 5 Points mehr machen würde, wenn nicht eine einzelne feindliche Kugel dem Zielball zu nahe stünde, und hier wird wiederum das Wegspielen dieses Balles die unverkennbare Aufgabe seyn. Man kann die Kugeln rollen wie auf der Regelbahn, oder in einem bombenförmigen Bogen werfen. Letzteres gewährt in den meisten Fällen große Vortheile und geschieht am besten auf eine Art, die mit dem gewöhnlichem Werfen wenig gemein hat. Man faßt die Kugel mit der vollen Hand und läßt den Arm nach unten hängen, so daß die Kugel nach unten und hinten gerichtet ist. Man holt zum Wurf so aus, daß man den Arm zunächst nach hinten bewegt, dann schlenbert man ihn schnell nach vorn und oben und läßt die Kugel fahren. Im Loslassen gibt man aber der Kugel eine drehende Bewegung mit der Hand, in der Art, daß sie im Fliegen sich rückwärts um sich selbst dreht. Die Wirkung eines solchen richtig ausgeführten Wurfs ist, daß die Kugel, nach-

dem sie auf die Erde gefallen, sehr wenig rollt, sondern nahe an dem Flecke, wo sie aufgefallen, stehen bleibt, mit anderen Worten, der Gang der Kugel wird mehr Sache der Berechnung, während er beim Rollen mehr vom Zufall abhängt. — Vortheilhafter ist es, seine Kugel vor als hinter den Zielball zu setzen, indem sie auf diese Weise der Gegenpartei im Wege steht. — Andere Feinheiten des sehr interessanten Spiels übergehen wir, da sie bei einiger Uebung sich von selbst darstellen.

Kugelspinne (Arachnid.), s. v. a. Kreuzspinne, *Epeira Diadema* Walck.

Kugelschloß (Herald.), s. Kreuz.

Kugelschling (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. *Aegerita*.

Kugelstern (Bot.), Algen-gattung, s. v. a. *Ephrastrum*.

Kugelstrauch (Bot.), Pflanzengattung, s. *Lobelia*.

Kugelflecken (Math.), das zwischen den zwei Kreisen enthaltene Stück der Kugeloberfläche. Vgl. Kugel.

Kugeltausendfüß (Entom.), Myriopodengattung, s. v. a. *Glomeris*.

Kugelhut (Bot.), s. v. a. *Schleppulverthee*; s. *Thea chinensis* Sims.

Kugelhierchen (Zoophyt.), Infusoriengattung, s. v. a. *Bolvox*.

Kugelträger (Ornith.), s. v. a. *Holko*, *Crax Alektor* L.

Kugelträger (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Seriola* L.

Kuglung, s. v. a. *Ballottage*.

Kugelventil, s. Ventil.

Kuglwagen, s. *Munitionswagen*.

Kugelwerfer (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. *Kugelschneller*, *Sphaerobolus* Tode.

Kugelwerk, s. v. a. *Paternosterwerk*.

Kuglwinkel (Math.), Winkel, welche die Bogen zweier Normalkreise in ihrem Durchschnitt mit einander bilden. Vgl. Kugel.

Kuglwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Alt-K.), Provinz Pommern, R. = B. Köslin, Kr. Schlawe, an der Wipper; 300 Einw.; — 2) (Neu-K.), das.; 180 Einw.

Kuglwülste (Geogn.), die kugelig angeschwollenen Wülste von 1–2^o Durchmesser genannt werden, in denen z. B. bei Berner der Grünstein den Thonschiefer durchdringt. Auf dem Querbruch zeigen sie concentrisch und zugleich radial gestellte Blasenräume.

Kuglzahl (Zirkelzahl), Zahl, wo die letzte Ziffer in jeder Potenz derselben der letzten Ziffer in der Zahl selbst gleich ist. So von 5, deren Quadratzahl 25, und Kubikzahl 125 u. s. f.; eben so von 6, aus der durch Potenzirung die Zahl 36, 216 etc. entsteht. Alle mit 5 oder 6 endenden Zahlen, wie 15, 16 sind solche K.en.

Kuglzange, Zange zum Herausnehmen von Kugeln aus Wunden.

Kuglzapfen (bot. Term.), s. v. a. *Galbulus*.

Kugelzieher, Kräger (franz. tire-balle, Büchsenm.), Werkzeug, mittelst dessen ein Schuß aus dem Rohr gezogen, oder auch der Lauf inswendig vom Schmutze gereinigt wird, soll von



dirte, faßte er durch Mone Neigung für die Kunst des Mittelalters, besonders die Architektur; auch trat er mit Rosenkranz in ein enges Freundschaftsverhältniß. Von Heidelberg nach Berlin zurückgekehrt, besuchte er die Bauakademie und bereitete sich zu dem Feldmesserexamen vor, das er später bestand, ohne deshalb die Universitätsstudien zu vernachlässigen. Daneben zeichnete er nach dem lebenden Modell u. betrachtete architektonische Monumente, dichtete, komponirte u. gab unter dem Titel „Skizzenbuch“, Berlin 1830, eine Sammlung Gedichte, Zeichnungen u. Kompositionen, so wie gleichzeitig ein Heft „Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preussischen Staaten“ (das.) heraus, wozu er den Stoff in Berlin und dessen nächster Umgebung gesammelt hatte. Im Frühjahr 1831 promovirte er in Berlin als Doktor der Philosophie mit der Abhandlung „De Winhero et de picturis, quibus carmen suum theoticum de vita b. v. Mariae ornavit“ und beschäftigte sich in der nächsten Zeit vorzugsweise mit dem Studium der Kunstgeschichte. Eine Sammlung „Legenden“, die er drucken ließ, ist nicht in den Buchhandel gekommen. Im Jahre 1832 machte er eine Reise durch Süddeutschland mit dem besondern Zwecke, die Denkmäler deutscher Kunst aus dem Mittelalter genauer zu erforschen und ließ nach seiner Rückkehr den Text zu den „Architektonischen Denkmälern der Altmark Brandenburg“, gezeichnet und lithographirt von Stark und Meyerheim (das. 1833) erscheinen. Zugleich gründete und redigirte er die Zeitschrift für die Kunst, „Museum“, bis dasselbe 1837 aus Mangel an Theilnahme einging; die größere Zahl der darin niedergelegten Aufsätze rührt von K. her. Eine Nebenarbeit war die Herausgabe eines „Liederbuchs für deutsche Künstler“ (das. 1833), das er mit Reinick besorgte. In demselben Jahre erhielt er eine Lehrerstelle, später eine Professur an der Kunstakademie und ward Docent an der Universität. Der damals lebhaft geführte Streit, ob und in welcher Ausdehnung die Griechen ihre Bau- und Bildwerke bemalt, veranlaßte ihn zu der Schrift: „Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur u. ihre Grenzen“ (das. 1835). Darauf machte er, meist in Gesellschaft mit dem Dichter Franz von Sauty, eine Reise nach Italien. Als specielle Ergebnisse derselben ist zu nennen zunächst sein Bericht über die interessante ältere Malerschule Neapels im „Museum“ (1835), besonders aber sein „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit“ (2 Bde., das. 1837). Mit Fr. Ranke, damals Gymnasialdirektor in Quedlinburg, dem Bruder des Historikers, gab er die „Beschreibung und Geschichte der Schlosskirche zu Quedlinburg etc.“ (das. 1838) heraus. Nachher lieferte er die „Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam“ (2 Bde., das. 1838) und noch später die „Geschichte Friedrichs des Großen“, mit Abbildungen (das. 1840), ein Seitenstück zu Laurents „Biographie Napoleons“. Diese mit eben so großer Besonnenheit als trefflicher Darstellungsweise verfaßte Schrift erfreute sich binnen Kurzem einer weiten

Verbreitung im deutschen Vaterlande. Seine „Gedichte“ (Stuttgart und Tübingen 1840) zeichnen sich durch Gemüthlichkeit, lebendige Auffassung und bedeutende Gewandtheit in der Behandlung von Sprache und Form vorthellhaft aus.

Kugu, Reich, s. Vorgu.

Kuguar (Säugeth.), s. v. a. *Felis concolor* L.

Kuh (Säugeth.), 1) das Weibchen des gemeinen Stiers, *Bos Taurus* L.; — 2) Barbarrische K., Antilopenart, s. v. a. *Antilope bubalis*; — 3) das Weibchen anderer Hornthiere, z. B. Rehkuh, Hirschkuh.

Kuh (in and. Bed.), 1) (Jagdsw.), a) Schild von Leinwand, auf welches eine K. gemalt ist, wird bisweilen beim Rebhühnerfang (s. Verdix) vom Treiber vor sich hergetragen, um die Hühner langsam in das Netz zu treiben; — b) der von Leinwand zusammen genähte Sack, in welchen beim Rebhühnerfang ein Mensch kriecht, um die Hühner auf das Netz loszutreiben; — 2) beim Goldwaschen schräges Gerüst von ungehobelten Bretern, auf welchem der Goldsand ausgewaschen wird; — 3) (jüd. Ant.), s. Nothe K.

Kuh (Geogr.), asiat. Gebirg, Beludschistan, Mekran, im nordwestlichen Theile des Landes.

Kuh (Biogr.), Ephraim Moses, deutscher Dichter, zu Breslau 1731 von jüdischen Aeltern geboren, verrieth frühzeitig ein starkes Gedächtniß, Lebendigkeit des Geistes und rege Wissensbegierde. Von seinem Vater, einem begüterten Kaufmann, für das Studium der Theologie bestimmt, warf er sich mit Eifer in den Wust der jüdischen Gelehrsamkeit, fühlte aber bald einen solchen Widerwillen dagegen, daß er lieber auf dem Komtor zu arbeiten beschloß und sich mit neuern Sprachen vertraut zu machen suchte. Nach des Vaters Tode trat er als erster Gehülfe in die Handlung seines Oheims in Berlin. Seine Fähigkeiten erwarben ihm die Freundschaft eines Mendelssohn, Ramler, Lessing u. A., durch deren Umgang sich sein poetisches Talent zu entwickeln begann. Mangel an Menschenkenntniß und zu weit getriebene Gutmüthigkeit, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhabelei, brachten ihn jedoch in der Hauptstadt bald um sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen. Voll Aerger und Mißmuth verließ er Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß ihm seine Familie ein Kapital zu seinem Unterhalte aussetzen mußte. Trübsinnig nach Breslau zurückgekommen, verfiel er bald in einen Wahnsinn, der nicht selten in Raserei ausartete. In diesem 6 Jahre dauernden Zustande soll er einige seiner besten Gedichte niedergeschrieben haben. Nach seiner Heilung lebte er still und fleißig bei seinen Verwandten, bis ihm 1785 ein Schlagfluß die rechte Seite lähmte und den Gebrauch der Sprache raubte. Erst nach 4 Jahren erlöste ihn der Tod, am 3. April 1790. Seine poetischen Versuche, bestehend aus Epigrammen, Liedern, Oden, Fabeln und Nachahmungen fremder Werke, enthalten manches Beachtenswerthe; am besten gelangen ihm kleine Lieder. Seine „Hinterlassenen Gedichte“ mit einer Bio-





Erde so tief herausnimmt, als sie gut ist, um unfruchtbares Land damit zu verbessern; — 2) f. v. a. Sielkühle; — 3) Art Thonmergel.

Kuhlen, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Minteln, Amt Rodenberg; über 100 Einw.

Kuhlenkamp, hannöv. Dorf, Unterhoya, Amt Hoya; 190 Einw.

Kuhleenthal, preuß. Bauernschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Elberfeld; 230 Einw.

Kuhlewitz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Bezig; 130 Einw.

Kühlgelb (Schiffb.), f. v. a. Kühlgelb.

Kühlhase, f. v. a. Kaninchen.

Kühlhausen, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow II; unweit der Havel; Windmühle; 400 Einw.

Kuhlia (Bot.), 1) nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Bixea; — 2) Arten: *K. glauca* u. *ulmifolia* H. B. Sträucher in Südamerika. — 2) Nach Reinwardt, Pflanzengattung. Art: *K. morindaefolia* Reinw., f. v. a. *Kentia morindaefolia* Steud.

Kuhlig, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Stargard; 160 E.

Kuhlmann, Quirinus, einer der geistreichsten, aber auch erbigtesten religiösen Schwärmer, ward den 10. Juli 1652 zu Breslau geb. und erhielt durch seine schwärmerische Mutter schon in früher Jugend die ihm eigenthümliche Geistesrichtung, so daß er bereits in seinem 13. Jahre (1664) Visionen hatte. Stärker noch trat diese hervor, nachdem er 1668 die Universität Jena bezogen hatte. Sich um Kollegien wenig kümmernd, führte er ein ganz abgeschlossenes Leben und hatte 1669 die schrecklichsten Visionen; doch beschäftigte er sich viel mit Rechtsgelehrsamkeit und faßte den Plan einer gänzlichen Umgestaltung derselben. Dieses Gedankens voll, begab er sich 1673 nach Leyden und von da nach Leipzig. Religiöse Streitigkeiten, in die er mit mehreren Theologen gerieth, bewogen ihn, nach Leyden (1674) zurück zu kehren. Er wollte jetzt Doktor der Rechte werden, als er über Jak. Böhme's Schriften gerieth und nun vollendeter Schwärmer wurde. Von Leyden deshalb vertrieben, durchschweifte er Holland, England und Frankreich, kam 1678 nach Konstantinopel, besand sich 1686 in Preußen und begab sich von da nach Moskau. Hier fand er einen Schwärmergenossen an einem deutschen Kaufmanne, regte aber den Haß der Jesuiten gegen sich auf, indem er einen angeblichen Anschlag derselben auf das Leben des Czars entdeckte und dadurch veranlaßte, daß mehrere hingerichtet wurden. Darauf als aufrührerischer Keger von ihnen denunciirt, wurde K. in das Gefängniß geworfen, auf das Schrecklichste gefoltert und endlich den 4. Oktober 1690 öffentlich verbrannt. Er hat eine Anzahl mystischer Schriften geschrieben, von denen wir hier nur seinen berühmten „Kuhlspalter“ (Jena 1692) nennen, in dem sich poetischer Geist in den düstersten Bildern mystischer Schwärmerei bewegt und welcher der Beachtung nicht ganz unwerth ist.

Kuhlrade (Geogr.), mecklenburg. Dörfer: 1) Strelitz, Fürstenthum Rostock, Landvogtei Stove; 290 Einw.; — 2) Schwerin, wendischer Kreis, Amt Ribnitz; 160 Einw.

Kuhmehnen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Fischhausen; 200 Einw.

Kuhmilbe (Arachnid.), f. v. a. *Ixodes Ricinus* L., Hundsecke.

Kuhmistbad, f. Färberet.

Kuhn (Biogr.), 1) Friedrich Adolf, beliebter deutscher Dichter, wurde in Dresden am 2. September 1774 geboren und besuchte das Gymnasium zu Freiberg, wo er neben den alten klassischen Sprachen zugleich die neueren, namentlich das Französische, Englische, Italienische und Spanische mit Eifer studirte und sogar mit der provençalischen und der nordischen Sprache sich bekannt machte. Ohne diese seine Lieblingsstudien aufzugeben, widmete er sich auf der Universität Wittenberg, von 1793—96, der Jurisprudenz, während er nebenbei mit seinen Freunden Winkler (Theodor Hell), von Har denberg (Novalis) u. A. ein frohes Dichterleben führte, das zu manchem Liede Veranlassung gab. Nach geendigtem Rechtsstudium vertauschte er Wittenberg mit Jena, um Vorlesungen über Geschichte, Diplomatie, Physiologie u. Anatomie zu hören. Fichte's Vortrag u. Methode ergriffen ihn so, daß er in Kurzem dessen eifriger Zuhörer wurde. Im J. 1797 übernahm er die Leitung der Studien des Baron von Dolst aus Petersburg und ließ sich 1803 als Sachwalter in Dresden nieder. Sein poetisches Talent schien damals zu ruhen. Als sich aber sein bürgerlicher Wirkungskreis weiter ausdehnte, lehrte auch die Liebe zur Poesie und Literatur wieder zurück. Seine ausgewählten „Gedichte“ (Leipz. 1829) athmen meist ein erhöhtes, von Ideen getragenes Gefühl, das sich in wohlklingenden Versen ausdrückt. Die von ihm 1802 begonnene Uebersetzung von Camoens „Lusiade“ vollendete er mit seinem Freunde Winkler (Leipz. 1807). Nächst der Poesie, Literatur u. Sprachkunde zog auch die Naturwissenschaft ihn lebhaft an; so widmete er Jahre lang seine Ruhestunden dem Studium der Chemie und Mineralogie. Durch glückliche äußere Verhältnisse begünstigt, machte er in spätern Jahren Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien, die Schweiz und die Niederlande. — 2) August, Dichter und Sammler, 1784 zu Eckartsberga in Thüringen geb., lebte als Privatgelehrter zu Berlin, wo er 1829 †. Schrieb: Gedichte, Berl. 1808; — Juliane oder Wahnsinn aus Kottbitterie, das. 1808; — Kleine Romane und Erzählungen, das. 1809 u. c. Gab mit Treitschke zu Wien heraus: Musenalmanach auf das Jahr 1808, später (allein) das Taschenbuch Hortensia, Berl. 1811—12 u. 1827. Schrieb od. sammelte ferner: Anekdotensammlung, das. 1809, 2 Bde.; — Annalen der Reisen, Geographie u. Geschichte, das. 1809; — Nellen, das. 1827 u. dgl. Redigirte (anfangs mit A. v. Koberue, dann allein) den Freimüthigen. — 3) Gott hold Jakob, geb. 1775 zu Bern, † 1825 als Pfarrer zu Rüderswyl. Er schrieb: Schweiz,







gefeuchteten Impfstoff in die kleinen Wunden, indem man die Nadeln, Stäbchen u. s. w. auf ihnen abwischt. Hat man mit Impfstoff gesättigte Charpiefäden, so kann man diese trocken in die kleinen Wunden legen und durch einen leichten Verband fest halten; dahingegen man rohe Baumwolle, Waschschwämme und Haarpinsel durch Wasserdämpfe anfeuchten und dann in die erweiterte Lymphe die Spitze der Lancette eintauschen kann.

Die dritte Methode, das Contagium auf andere Körper übertragen, ist die Impfung mit dem Schorfe. Hierzu wählt man den sorgfältig aufbewahrten, durchsichtigen Schorf, welcher sich durch das Ausreten der Pockensymphe, zwischen dem 7. und 9. Tage nach geschehener Impfung, bildet. Schorfe von älteren Pocken sind unbrauchbar, da letztere nicht mehr reine Lymphe, sondern bereits Eiter enthalten. Bei der Inokulation streut man den zu Pulver zerriebenen Schorf in die Impfwunden, oder man wischt ihn durch warme Wasserdämpfe zu einer gleichmäßigen Masse auf, in welche man die Lancette taucht.

Auch in Haarröhrchen wird die Lymphe aufbewahrt. Man erwärmt sie bei der Aufnahme, schmilzt sie dann zu und bricht bei dem Gebrauche ihre Spitze ab.

Nach welcher Methode nun aber auch die Impfung verrichtet seyn mag, immer bleibt es heilige Pflicht des Impfarztes, sich später von dem Erfolge der Impfung zu überzeugen. Hat die entstandene Pustel dann nicht alle Zeichen der achten Kuhpocke, so trage er Sorge für die später anzustellende Revaccination. Eine unächte Kuhpocke, eine sogenannte Vaccinelle, wird aber entstehen oder auch die Operation der Impfung gänzlich misslingen, wenn man sich eines unwirksamen Impfstoffes bediente, bei der Impfung selbst Fehler beging, oder wenn drittens das geimpfte Individuum sich dermalen nicht zur Impfung eignete. Der Impfstoff trägt die Schuld des Mißlingens der Vaccination, wenn man ihn von einer Vaccinette entnahm, oder wenn man eine achte Pocke zur unrechten Zeit, zu früh oder zu spät, öffnete. Am siebenten oder achten Tage nach der Impfung ist die Kuhpocke in ihrer Blüthe und die Lymphe wasserhell. Nur an diesen Tagen ist sie zum Weiterimpfen brauchbar. Unbrauchbar sind daher auch achte Pocken, deren Ausbildung durch Querschen und Auftragen gestört worden ist, so wie auch jene Pocken es werden, denen man wiederholt zu viel Lymphe entnimmt.

Auf den chirurgischen Theil der Impfung kommt die Schuld des Mißlingens, wenn sich der Arzt rothiger Instrumente bediente, wodurch in der Regel entweder Pusteln erzeugt werden, oder wenn er die Scarifikationen gar zu oberflächlich machte. Ueber die Zahl der Impfstiche hat man sehr verschiedene Ansichten. Eichhorn, welcher eine materielle Grundlage der specifischen Prädisposition in jedem Individuum annimmt, glaubt, daß durch eine geringe Anzahl von Impfstichen nur eine Milderung jener materiellen Grundlage bewirkt werde. Er rath deshalb an, an jedem Arme wenigstens 12—16

und bei robusten Individuen selbst 20 Impfstiche zu machen, und zu jedem Stich einen Tropfen frischer Lymphe zu verwenden. Gewöhnlich glaubt man mit 3—4 Stichen oder kleinen Schnitten auszureichen, ja Einige machen mehr nur deshalb, damit mehr Sicherheit da sey, daß wenigstens eine oder einige Pocken kommen, deren Daseyn und regelmäßiger Verlauf dann ausreichend seyn soll, das betreffende Individuum vor der wirklichen Blatterkrankheit zu schützen. Ob dies der Fall ist, und ob überhaupt die Inokulation nur auf eine Reihe von Jahren schütze, dies ist eine Frage, deren Erörterung nicht an diese Stelle gehört.

An dem zu impfenden Individuum liegt die Schuld des Mißlingens, wenn dasselbe an Hautkrankheiten leidet, eine raue pergamentartige Haut oder gar keine Empfänglichkeit für den Blatterstoff hat, oder wenn aus irgend einer Ursache der Organismus schon in Reaction gesetzt ist, wie dies bei herrschenden Blatterepidemien durch schon Statt gefundene Ansteckung der Fall seyn kann. Bei einer harten, spröden Haut kann man die Impfstelle vor der Operation durch Waschen mit warmem Wasser oder durch gelindes Reiben mit einem warmen, wollenen Luche empfänglicher machen.

Kuhreidch, ein im Binnenlande (Düngerlande) aufgeführter Deich zur Abhaltung des Stauwassers oder auch des vom höher gelegenen Lande kommenden Wassers.

Kuhreigen (Kuhreihen, Sittengesch.), eine ganz einfache Melodie der Alpenhirten, die sie beim Austreiben der Kühe auf den Weidenplätzen singen oder auf dem Alphorne (s. d.), einem einfachen, gegen 3 Fuß langen, unten gekrümmten Instrumente blasen. Die Melodie hat bei aller Einfachheit etwas seltsam Anziehendes und erregt bei Schweizern, die sie in der Fremde hören, das Heimweh. Aus letztem Grunde war sie ehemals bei den Schweizerregimentern in auswärtigen Diensten zu blasen oder zu singen verboten; viele Soldaten waren durch den K. zum Desertiren verleitet worden. In neuerer Zeit haben sich mehrere Melodien als K. geltend gemacht; in Appenzell soll noch der ursprüngliche achte K. gewöhnlich seyn. In Bern erschien 1812 eine Sammlung von K. von G. S. Kuhn.

Kuhren (Groß-K.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (St=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Fischhausen; 320 Einw.

Kuhriemen (Bergw.), am Harz der Kalkstein, der beim Eisenschmelzen als Fluß zugeschlagen wird.

Kuh, mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Güstrow; 210 Einw.

Kuhssäure (Chem.), s. v. a. Kaprinsäure.

Kuhsauger (Ornith.), s. v. a. Ziegenmelker, *Caprimulgus europaeus* L.

Kuhbirta, s. Birta.

Kuh Schal, **Kuh Schilulum**, Berg, s. v. a. Sarawant.

Kuhscheiße (Bot.), s. v. a. stachelige Heuheschel, *Ononis spinosa* L. und stinkende Heuheschel, *Ononis hircina* Jacq.

Ruhfchelle (Mollusk.), f. v. a. *Balanus Tinnabulum* Brug.

Ruhfchelle (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. *Pulsatilla*.

Ruhfchlotten (Bot.), f. v. a. *Colchicum autumnale* L.

Ruhfchmergel (Bot.), f. v. a. *Ruhblume*, *Caltha palustris* L.

Ruhfchnappel, Königl. fächf. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Lichtenftein; Serpentin- und Jaspisbrüche, Thoneifenftein- u. Silbergrube; Mühle; 300 Einw.

Ruhfchwamm, weißer (Bot.), f. v. a. *Agaricus piperatus* L. S. Pfeifferschwamm.

Ruhfchwanz, 1) (Bierb.), Spottname für eine Sorte Bier von Deligfch; — 2) (Pferdefchior), f. Pferdekau, S. 724.

Ruhedorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Dft-Prignitz; 310 Einw.

Ruhfeifenkrant (Bot.), f. v. a. *Saponaria vaccaria* L.

Ruhfoliman, Gebirg, f. v. a. Salomonsgebirg.

Ruhfpriffe (Bot.), f. v. a. *Ononis hircina* L.

Ruhftall, 1) f. Rindviehzucht, S. 1255; — 2) f. Sächfifche Schweiz.

Ruhftelze (Ornith.), Vögelgatt., f. v. a. *Budytes*.

Ruhftorf, mecklenburg-fchwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Hagenow, an der Eude; 480 Einw.

Ruhftod (Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. *Equisetum*.

Ruhft (Ruh), Ruzow, Ruhig, Ruhke), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Schlawa; Vorwerk, Wassermühle; 170 E.

Ruhg, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Templin; 140 E.

Ruhu, 1) Dorf, f. Dfchepan; — 2) (Myth.), indifche Göttin desjenigen Tages, an welchem der Neumond zuerft wieder fichtbar wird.

Ruhvogel (Ornith.), f. v. a. *Cassicus pecoris* Cuv.

Ruhweide (Bot.), f. v. a. *Melampyrum nemorosum* L.

Ruhweide (Feldmaß). In Bremen wird das Flächenmaß bei Weiden nach Ruhweiden, und bei Wiefen und Ackerland nach Tagewerken angegeben. Unter R. wird eine Fläche verftanden, welche eine Kuh zu ihrer Nahrung im Sommer bedarf. Unter Tagewerk verfteht man eine folche Fläche, welche ein Mann in einem Tage abmähen kann. Dies ift also eine fehr unbestimmte Größe, die hauptfächlich von der Güte des Bodens abhängt und von 30,000 bis 70,000 □ Fuß wechfelt. Bei Gemüfeländereien in der Vorftadt wird nach Viertelfund Koblfaat-Einfall gerechnet, und hierunter eine Fläche von 12 bremer □ Ruthen oder 3,072 bremer □ Fuß verftanden.

Ruhweizen (Bot.), 1) Pflanzengatt., f. v. a. *Melampyrum*; — 2) f. v. a. *Lolium temulentum* L.

Ruhwur (Bot.), 1) f. v. a. *Arum maculatum* L.; — 2) f. v. a. *Mercurialis annua* L.

Ruhzunge (Bot.), f. v. a. ftumpfblättriger Ampfer, *Rumex obtusifolius* L.

Ruidadat, Tatarenkhan.

Ruick, niederländifcher Ort, Prov. Nord-Brabant, an der Maas, füdöftl. von Grave; über 1700 Einw.

Ruikaz, europ.-ruff. Ort, Gouv. Livland, nördl. von Walk.

Ruikem, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Dft-Pr.), R.=B. u. Kr. Königsberg; 140 Einw.

Ruilenburg (Ruilenborg), niederländ. Dorf, Prov. Geldern, füdweftl. von Utrecht, links am Leck; Seidenbandfabrik, Gewehre, Handel; 4100 Einw.

Ruinder (Geogr.), 1) niederländifcher Fluß, Prov. Friesland, fließt füd. in den Zuider-See, bei Ruinder; — 2) (R.=Schanz), Flecken und Hafen daf., Prov. Over-Ifsel, nordweftl. von Bollenhofen; Butter- und Käfehandel; 830 Einw.

Ruinen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Dft-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 200 Einw.

Ruin-nin-gu, Stadt, f. v. a. Ruinhone.

Ruin-Maketafi, Oberauffeher über die Einkünfte von den Schafweiden in dem türkfchen Staat; fteht unter dem Defterdar-Pafcha.

Ruinöl, Christian Gottl., f. v. a. Rühnöl.

Ruiper, oftind. kleine Infel, im Java-Meer, an der Nordküfte von Java; Niederlagen der Holländer.

Ruiftam, afiat. Ort, Turan, Rhiwa, im nördl. Theile des Landes.

Ruivaniemi, europ.-ruff. Ort, Finnland, am bottenifchen Meerb., nordw. von Uleaborg.

Rujanovski, afiat. Stadt, Japan, Infel Krou-Siou, nordöftl. von Nagafaki; 600 Häuser.

Rujan (Rujawi), preuß. Dorf, Prov. Schlefien, R.=B. Oppeln, Kr. Neufadt; Schloß, Jägerei, Sägemühle; 590 Einw.

Rujavien, ruff.-poln. Kreis, Gouv. Masowien (jezt Warschau), grenzt nördlich an die Weichfel und an Preußen, öftlich an den gofynner Kreis, füdlich an den gofynner und leczyner Kreis und weftlich an das Großherzogthum Posen und an das Gouv. Kalifch; mit der Hauptftadt Brzesc; hieß fonft auch Wladiflaw, von der Hauptftadt Wladiflaw und enthält die frühern Woiwodfchaften Inowladiflaw und Brzesc. Von R. führte der Bifchof zu Wladiflaw den Titel eines Bifchofs von R. und Pomerellen. Hier noch: Kowal, Stadt, 2400 Einw.; Lubin, Stadt mit Benediktiner-abtei, 400 Einw.; Lubraniec, Stadt, 2000 Einw.; Riezawa, Stadt mit Kloster, 1000 Einw.; Sluszewo, 1200 Einw.

Rujawa mit Lehnrat, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Dft-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Diefko; 170 Einw.

Rujon (v. franz. Conyon oder Coion), nichtswürdiger Menfch; — Rujonniren: 1) verächtlich behandeln; — 2) plagen, hüdeln.

Rujuf-Imbrahor (Rujuf-Rebrochor), Stallmeifter des türkfchen Sultans.

Kufa (Stengelsch.), Fieberbusch von Straußfedern mit Edelsteinen besetzt; ein Ehrenzeichen der Hospodare der Moldau und Walachei und anderer vornehmer Beamten.

Kufa (Geogr.), afrikan. Ort, Nigritien, Bornu, westl. am Tschad-See, südlich von der Mündung des Neou; Sitz eines Scheichs.

Kufak, Ort, s. Nordwestküste.

Kufau (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; 150 Einw.; — 2) österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Gut Gillewen; 1100 Einw.

Kufang (Säugeth.), s. v. a. großer Vort, *Stenops tardigradus* Cur.

Kufe, afrikan. Ort, Nubien, am Nil, in Dar-el-Mahas.

Kufele, österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; Försterhaus; 110 E.

Kufellon, Mantel oder Ueberrock der griechischen Mönche.

Kufelow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Kammin, an der Dievenow, Bornwerk, Windmühle; 240 Einw.

Kufelwig, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; über 100 E.

Kufemuke (Bot.), s. v. a. Feldblätterpfl., *Agaricus campestris* L. S. Champignon.

Kufers, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 110 Einw.

Kufhunoor (blauer See), bedeutender asiat. Landsee, Mongolei, an der Ostgrenze, in einer wilden Gebirgsgegend.

Kufi, Volk, s. Neuseeland.

Kuffamories, s. Zauberei.

Kuflena, österr.-böhmische Vorstadt von Königgrätz, Kr. u. Stadt Königgrätz; 990 Einw.

Kuflik, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglau, Herrsch. Neustädte; 520 Einw.

Kufkin, österr.-böhm. Gut mit Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Strahl-Poschtitz; umfaßt 1238 J. 478 □ Al. Flächenraum; altes Schloß, 2 Mühlen; 140 Einw.

Kufkinow, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Krotoszyn; Mühle; 450 Einw.

Kuko, afrikan. Ort, Nubien, am Nil, in Dar-el-Mahas.

Kufobiti, griech. Ort, Morea, südöstlich von Gastuni.

Kukolnik, J., russischer Dichter, bekannt durch die dramatische Phantasie „Torquato Tasso“ (1833) und das Trauerspiel „Korolane“ etc.

Kukowen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Mergelo; 360 Einw.; — 2) das.; 140 E.

Kukrowitz (Kucharowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim; 590 Einw.

Kuku (Geogr.), s. v. a. Kufa.

Kukubalkraut (Bot.), s. v. a. spatelblättriges Keimkraut, *Silene Otites* Pers.

Kukuf (Ornith.), Klettervögelgatt., s. v. a. Cuculus. — **Kukuke**, Vögelfamilie, s. v. a. Cuculidae.

Kukuf (and. Bed.), 1) Spielwerk für Kinder, wodurch die Stimme des Kukufs nachge-

ahmt wird; — 2) ehemaliger Name des wittenberger Stadtbiers; — 3) (Seew.), Blendlaterne, die sich ganz dicht verschließen läßt.

Kukuf (Geogr.), 1) mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Krivitz; 110 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; über 100 Einw.

Kuku Kota, asiat. Stadt, Mongolei, Schasraigol, am Südschwansee des Inshan-See.

Kukufsammer (Ornith.), s. v. a. graue Graemücke, *Motacilla (Curruca) hortensis* Bechst.

Kukufsbein (Osteococcygis, Anat.), der untere, platte, zugespitzte Endknochen der Wirbelsäule, welcher aus vier oder fünf beweglich mit einander verbundenen, falschen Wirbeln besteht und dem Ende des Heiligbeins angehängt ist.

Kukufoblume (Bot.), 1) s. v. a. gemeines Knabenkraut, *Orchis Morio* L. und noch mehrere Orchis-Arten; — 2) s. v. a. *Lychnis flos Cuculi* L.; — 3) s. v. a. *Cardamine pratensis* L.; — 4) s. v. a. *Sisymbrium aquaticum* L.

Kukufobrod (Bot.), s. v. a. gemeiner Sauerflee, *Oxalis Acetosella* L.

Kukufschiefer (Geogn.), s. v. a. bläulicher Schieferthon mit rothen Flecken von Schneeburg.

Kukufschäcker (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. *Malcora Faill.*, *Phoenicophaeus Ficill.*

Kukufsflee (Bot.), s. v. a. gemeiner Sauerflee, *Oxalis Acetosella* L.

Kukufsknecht (Ornith.), s. v. a. gemeiner Biedehopf, *Upupa epops* L.

Kukufskohl (Bot.), s. v. a. Kukufobrod, *Oxalis Acetosella* L.

Kukufskraut (Bot.), s. v. a. Teufelsblume.

Kukufslafay (Ornith.), s. v. a. gemeiner Biedehopf, *Upupa epops* L.

Kukufspfeife, (Kukufsruf), eine Pfeife von Horn, womit man den Ruf des Kukufs nachahmt, um ihn herbeizulocken und zu schießen.

Kukufspeichel (Entom.), s. Schaumzirpe, *Aphrophora spumaria* L.

Kukufspeichel (Bot.), s. v. a. gemeine Zitteralge, *Nost. commune* Fauch.

Kukufstieff (Bot.), s. v. a. *Cypripedium Calceolus* L.

Kukufsunhr, eine gewöhnlich hölzerne Uhr, die den Stunden Schlag durch den von einem aus Holz und Leder verfertigten Kinderspielkukuf hervorgebrachten Ton ersetzt, oder diesen Ton nach oder mit dem Schlagen der Uhr zugleich erschallen läßt. Dieß ist ein bunter, den Kukuf vorstellender Vogel angebracht, der beim Schlagen durch ein sich öffnendes Thürchen über dem Zifferblatt zum Vorschein kommt und bei jedem Schlag sich neigend den Schnabel aufsperrt. Dergleichen Uhren werden besonders im Schwarzwalde gefertigt.

Kukufswalde, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Dratzburg; 210 Einw.

Kufukswetz (Bot.), f. v. a. Herbstzeitlose, *Colechicum autumnale* L.

Kufulliten (Petref.), f. v. a. Volutiten.

Kufum, Schloß, f. Vardenberg 2).

Kufumer (Bot.), f. v. a. gemeine Gurke, *Cucumis sativus* L.

Kufumernsamen (pharm. Bot.), f. v. a. Samen *Cucumeris*. S. *Cucumis sativus* L.

Kufunoor, See, f. v. a. Kufunoor.

Kufur (Geogr.), f. Turfan.

Kufura, griech. Ort, Morea, am Rufia, östl. von Pyrgos.

Kufuricza (Bot.), f. v. a. Mais, Zen Mays L.

Kufuru (türk., Bot.), f. v. a. Mais, Zen Mays L.

Kufurnz (Bot.), f. v. a. Mais, Zen Mays L.

Kufus (Kufusbad), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Graditz; Schloß, Amtshaus, Stiftskirche, Hospital für 500—600 Kranke, Stiftung für 112 arme Männer, welche die Einkünfte der Herrschaft Graditz bezieht, Gesundbrunnen (Korbrunnen); 470 Einw.

Kufusai, chines. Steppenfluß, Mongolei, Land der Mongolen, am Kufu-noor, zwischen Gebirgsketten, verliert sich in einen kleinen See.

Kufuu, europ.-russ. Ort, Nowgorod, südwestl. von Tichwin.

Kul, 1) (in Livland) ein Bast- oder Mattensack zu Getreide, gewöhnlich 1 Eisetwert oder 3 Lot haltend; — 2) (türk.), Sklave, Titel, den sich alle diejenigen beilegen, die Aemter und Befoldungen vom Sultan erhalten.

Kula, Maß, f. v. a. Kolla.

Kulab, asiat. Distrikt und gleichnam. Hauptort, Badakhschan, im nördl. Theile des Landes.

Kuladische Inseln, Inselgruppe an der dalmatischen Küste.

Kuladsch, asiat. Bezirk mit gleichnam. Stadt, Beludschistan, Mekran, an der Südküste.

Kulaga, europ.-russ. Ort, Gouv. Tschernigow, südl. von Surasch.

Kulagina, russ. Fort, Drenburg, am Ural, südwestl. von Drenburg.

Kulagus (türk.), Wegweiser, Pilot.

Kulagus Tschau, der Tschauwegweiser, der alle öffentliche Aufzüge des Sultans und des Großveziers eröffnet; sein Gehülfe K. Jamaghi.

Kulah (türk.), f. v. a. Haube.

Kulai, Distrikt und Stadt, f. v. a. Kuladsch.

Kulak, in Batavia Maß flüssiger Dinge, ungefähr $7\frac{1}{4}$ Eattis.

Kulala (Geogr.), f. Turkmanenland.

Kulaln, asiat. kleine Insel, im kaspischen Meer, westl. vom Kap Luk Karagan.

Kulan (Säugeth.), in der Tatarei f. v. a. wilder Esel, *Equus asinus* Onager L.

Kulan (Kulan, Geogr.), ostind. Seestadt, Präsidentschaft Madras, Prov. Travancore; alter Tempel, 3 kathol. Kirchen, Hafen, Handel mit ostind. Waaren; 80,000 Ew.; wurdeangeb-

lich 825 n. Chr. erbaut, und von da an zählen die indischen Christen ihre Jahre. Im J. 1599 wurde hier ein Concil zur Vereinigung der Nestorianer und Katholiken gehalten.

Kulargast, Anführer der Kulart, b. h. Sklave im Dienste des Schahs von Persien.

Kula Sasilari, besondere Klasse der Thorswächter, zum Dienste der Eunuchen im Serail gebraucht.

Kulatsch (Rochl.) f. v. a. Cinq Minutes.

Kulazkoi Ostrow, Insel, f. Schigansk.

Kulazkowce, österreich. = galliz. Flecken, Kr. Kolomea.

Kulb, Genius der Mohammedaner, f. Belis.

Kulbust, Kopfbedeckung der Radshahs in der Türkei. Jetzt tragen sie statt dessen meist Fes.

Kulburga, ostind. Stadt, Dekan, westl. von Hydrabad.

Kulbut, persischer Ort, Prov. Kubistan, am Saum der Wüste, südl. von Tabz Minan.

Kulchnacan, Stadt, f. Chiapa.

Kulezyn, europ.-russ. Flecken, Gouv. Wolhynien, westlich von Staroi-Konstantinow.

Kuldiga, Stadt, f. v. a. Goldingen.

Kuldji, asiat. Ort, Afghanistan, in der Wüste, im südl. Theile des Landes.

Kule (Geogr.), europ.-russ. Flecken, Gouv. Wilna, südwestl. von Telsze.

Kule-Fjord, norweg. Busen, Nordland, an der Westküste, an der Grenze von Nordre-Trondhiem.

Kuleli, europ.-türk. Ort, Rumelien, Sandschat Kirkkilissa, südwestl. von Kirkkilissa.

Kulcnbach, Hans von, f. Culmbach.

Kulenkamp (Biogr.), 1) Nikolaus, Seidenfabrikant, früher Schönfärber in Bremen; bekannt durch Entdeckung des sächsischen Grüns, türkischen Noths etc. etc., † 1790. — 2) Georg Karl, geb. zu Wizenhausen in Kurhessen, Pianist und Musiklehrer zu Göttingen, komponirte Mancherlei für das Pianoforte, besonders Nocturnos, Lieder und vorzüglich Balladen u. A. Auch schrieb er: Ueber Modulation, 1839.

Kules, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandschat Ilbessan, nördl. von Durazzo.

Kuletscha, Ort, f. Madara.

Kulewtscha, europ.-türk. Dorf, Bulgarien, zwischen Prawadi und Schumla. Hier am 11. Juni 1829 Sieg des russ. Generals Diebitsch über den Großvezier, der seine ganze Artillerie verlor.

Kulfa, afrikan. Stadt, Haussa.

Kulhuakan, Ruinen, f. v. a. Huehuetslapallan.

Kulias, Lastträger, f. Palankin.

Kuli Deria (Udschi Kniussi), asiat. See, Turan, Khiwa, an der Westseite, steht durch eine Einbucht mit dem kaspischen Meere in Verbindung.

Kulielava, europ.-türk. Ort, Serbien, Semendria, nordwestl. von Kopr.

Kulif, Soffaride (f. d.), Usurpator von Sedschistan.

Kulihissar, Fluß, s. Siwas.

Kuliz (poln. Sittengesch.), eine Art Fastnachtsbelustigung in Polen, besteht einfach darin, daß eine meist maskirte Gesellschaft auf Wagen dem zunächst gelegenen Rittergut einen Besuch abstattet, sich mit Schmausen und Tänzen amüsirt, dann zum nächsten Edelhof weiter zieht, um in derselben Weise fortzufahren, bis endlich, und zwar oft erst nach Verlauf einer Woche, die Gesellschaft freudenmüde heim kehrt.

Kuliz (Biogr.), Karl, böhmischer Maler, 1670 in Prag geb., Schüler seines Vaters, arbeitete meist für prager Kirchen und † 1719. Beste Werke: die Kreuzigung, bei Maria Schnee; — nach seiner Zeichnung nach A. Neureiter die Statuen der Pragerbrücke. K.s Gemälde sind mit Sicherheit behandelt und von kräftiger Färbung.

Kulikutub Schah, 1512 — 1551 erster Herrscher von Hyderabad (s. d.).

Kulikhan, s. v. a. Nadir.

Kulikorro (Geogr.), s. v. a. Koulikorro.

Kulilabanöl, ätherisches Öl der Rinde von *Laurus Culilaban*. Es ist schwerer, als Wasser, farblos, riecht nach Kajeputz- und Nelkenöl, liefert mit rauchender Salpetersäure unter Erhitzung eine karmoisinrothe Flüssigkeit, aus der durch Wasser ein ziegelrothes Harz gefällt wird.

Kulilabanzimmt (pharm. Bot.), s. v. a. *Cortex Culilawan*. S. *Cinnamomum Culilawan* Nees.

Kulina, ein Braminenstamm in Ostindien, dessen Sitte und insbesondere dessen Eherecht sehr eigenthümlich ist u. von der unter andern Mitgliefern derselben Kaste herrschenden abweicht. Die Geschichte dieses Stammes ist folgende: In frühern Zeiten gab es in Bengalen nur eine Klasse von Braminen, *Satsati* genannt, deren Mitglieder alle in gleichem Ansehen standen, weshalb es auch gar keine Rivalität unter ihnen gab, so daß nach und nach die ganze Kaste in Faulheit und Unwissenheit versank. Endlich kam aber ein Fürst an die Regierung, der, entrüstet über die Trägheit und Unfähigkeit dieser Leute, aus einem benachbarten Staate fünf gelehrte und tugendhafte Braminen kommen ließ, welche fähig waren, dem Gottesdienste auf würdige Weise vorzustehen, und von diesen fünf Männern sollen alle jetzt in Bengalen lebenden Braminen abstammen. Den neuen Braminen ging es jedoch, wie den alten, und eine zweite Reform wurde nothwendig. *Ballaksena*, damals König von Bengalen, der unter den Braminen eine große Launigkeit in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten bemerkte, beschloß, sie in drei Klassen einzutheilen, von denen eine als besondere Verdienstklasse bezeichnet war, in welche nur der eintreten konnte, der folgende Verdienste besaß: Er mußte die Obliegenheit der Kaste genau erfüllen, demüthig und gelehrt und von gutem Rufe seyn, die heiligen Orte besuchen, andächtig seyn, nicht nach Geschenken von sündigen Menschen Verlangen tragen, Vergnügen an einem ascetischen Leben finden und endlich freigebig und wohlthätig seyn. Diejenigen, welche diese neun Eigenschaften in sich

vereinigten, bezeichnete der König mit dem Namen der K.; jene, welche nur einige derselben besaßen, wurden *Erotriyas*, und jene endlich, bei denen gar keine derselben zu finden waren, *Bansajas* genannt. Diese Klassifikation, welche noch immer mit großer Strenge gehandhabt wird, hat Anlaß zu den größten Ungerechtigkeiten gegeben. Ein *Kulina* kann seinen Sohn mit der Tochter eines *Erotriya*, oder auch sogar eines *Bansaja* verheirathen, nur sinken dann die Kinder zur Klasse der *Bansajas* herab. Da indeß die *Erotriyas* und *Bansajas* sehr ehrgeizig auf eine Verbindung mit der bevorzugten Klasse sind, so lassen sie sich es große Summen kosten, für ihre Töchter Männer von den K. zu bekommen. Deshalb werden auch die Knaben dieser Klasse meist in der Wiege schon mit Mädchen aus den untern Stämmen verlobt. Da indeß für die Töchter der K. nicht gleiche Vorsorge getroffen, sondern diesen durchaus verboten ist, außer ihrer Kaste zu heirathen, so bleiben diese, selbst wenn sie sehr reich sind, oft unverhehlicht. Der *Kulina-Bramin*, dem man von allen Seiten entgegenkommt, heirathet gewöhnlich eine Menge von Frauen; einige aus seiner eigenen Klasse, um die Verwandtschaft zu frieden zu stellen, und die übrigen aus den niedern Klassen um des Interesses willen, nämlich um sich zu bereichern, oder um in den verschiedenen Theilen des Landes auf seinen Pilgerfahrten eine Heimath zu finden, wo er wohnen und essen kann, ohne daß es ihm etwas kostet. Die Frauen aus seiner Kaste läßt er gemeinlich in den Häusern ihrer Verwandten, von den übrigen aber nimmt er eine in sein Haus, wenn er nämlich eines hat, denn das gesammte irdische Besigthum eines solchen Braminen besteht oft in nichts als einem Stück Tuch und seiner Braminenschnur, deren magische Wirkung ihm jedoch nicht selten einen Harem von 120 Frauen verschafft, die im ganzen Lande zerstreut wohnen, und von denen jede stolz darauf ist, ihn ihren Gatten nennen zu dürfen. Oft sieht der Mann seine Frau, die in der Aeltern Hause bleibt, nach der Hochzeit gar nicht, oder höchstens alle 3—4 Jahre wieder, da er fürchtet, Kinder von ihr zu haben, weil diese in Niedrigkeit herabsinken. Gewöhnlich erkennen sie auch jene, welche in den Häusern ihrer Schwiegerväter, der Hindus, geboren werden, nicht als die ihrigen an.

Kulirow, österr.-mähr. Dorf, Kr. Beraun, Herrsch. Raig; Mühle; 550 Einw.

Kulischam (ind. Myth.), s. v. a. *Ratati*.

Kulitlawang-Rinde (pharm. Bot.), s. v. a. *Cortex Culilawan*. S. *Cinnamomum Culilawan* Nees.

Kulitsch, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Wiesenburg; 310 Einw.

Kulutschin, asiat.-russ. kleine Insel, *Eschutotsken-Land*, an der Nordküste, östl. vom Kap Onnan.

Kulkau (*Kuligowo*), preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; Wassermühle; 180 Einw.

Kul-Rjetschuda, s. *Janitscharen*.





Adler, 2 Fahnen und alle Bagage genommen. — Dieser Sieg rettete die Verbündeten, deren Heerhaufen nun ungehindert in dem töpfliger Thale sich sammeln konnten. „Die feindliche Armee, sagt Hain, war demnach nicht nur gerettet, sondern sie hatte noch einen Sieg errungen und brachte aus der Niederlage von Dresden Trophäen nach Hause“. Napoleon konnte jetzt an weiteres Vordringen nach Böhmen nicht denken und mußte sich begnügen, die Gebirgspässe besetzt zu halten; ein Versuch, den er am 15. u. 16. Sept. zu abermaligem Vordringen machte, scheiterte an den trefflichen Dispositionen und der Tapferkeit der Allirten. — Drei Denkmäler bei Arbisau, ein preussisches (1817), ein 1835 von den Oesterreichern und ein 1837 von den Russen errichtetes verkünden der Nachwelt den Sieg von K. — 3) (Rauch=Hauen), Dorfbas., Kr. Ellbogen, Gut Raugengrün, 2 Stunden von Zwoda; Meierhof; — 4) (St. Maria), Gut und Marktflecken daselbst, mit Pfarrkirche; — 5) Dorf und Gemeinde das., Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Lind; 400 Einw.; — 6) preuß. Kreis, Prov. Preußen (West-Pr.), R. B. Marienwerder, zwischen den Kreisen Schwes, Thorn und Strassburg und der Prov. Posen; umfaßt 16 $\frac{1}{2}$ Meilen Areal, ist eben und wird von der Weichsel bewässert, erzeugt viel Getreide, begünstigt die Viehzucht, (6300 Pferde, 16,000 Stück Rindvieh, 85,000 Schafe, 10,000 Schweine u.) und hat gegen 42,000 E. in 2 Städten und 204 Dörfern und Vorwerken; — 7) (Chelmino, Kreisstadt daselbst, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Weichsel entfernt; Mauern, Kathedrale u. mehre andere Kirchen, Domkapitel, Dominikaner-, Franziskaner- u. Benediktiner-Mönchskloster, Nonnenklöster der Benediktinerinnen u. barmherzigen Schwestern, Priesterseminar, Missionärkonvent, Gymnasium, Kadetteninstitut, Krankenhaus; Kreisbehörde, Land- u. Stadtgericht, Untersteueramt, Postamt, Garnison, lebhafter Industrie, namentlich Tuchweberei, Strumpfwirkerei, Gerbereien; Handel (einst Hansestadt), 6 Jahr- und Viehmärkte; 6600 Einwohner, worunter 300 Mann Militär. Nach K. ist das älteste Bisthum West-Preußens benannt, dessen Domkapitel sonst aber in Kulmsee sich befand und dessen Bischof in Alt haus (Starigorod, mit Schloß) wohnt. — Geschichtliches. K., in den Urkunden gewöhnlich Culma, polnisch Chelmino genannt, ward vom deutschen Orden gegründet und gegen die Preußen befestigt. Zu seiner Vergrößerung wurden vom Landmeister Hermann Balk viele Deutsche herbeigezogen, denen derselbe durch die Kulmische Handfeste (s. Kulmisches Recht) vom 26. December 1233 bedeutende Rechte und Freiheiten einräumte. In dem zwischen den Bewohnern der Stadt und dem Herzog Swantepolk von Pommerellen bald ausbrechenden Krieg wurde K. 1244 von letzterem belagert, indessen von den Weibern des Orts so trefflich vertheidigt, daß die Belagerung ohne Erfolg aufgehoben werden mußte. Aus diesem Grunde gewährte das Kulmische Recht den tapfern Weibern K.s große Freiheiten. Später vom Orden abgefallen, kam K. 1457 zwar

wieder unter dessen Herrschaft, wurde jedoch 1466 auf Grund des Friedens zu K. an Polen abgetreten, von welchem es 1772 an Preußen kam. — 8) Dorf das., Prov. Brandenburg, R. B. Frankfurt, Kr. Sorau; 150 Einw.; — 9) reuß.-gera. Dorf, Amt Saalberg; 200 Einw.; gehört theilweise zu verschiedenen Gerichten; — 10) Dorf daselbst, Hauptort des gleichnamigen Patrimonialgerichts; Rittergut; 120 Einw.; — 11) Berg, s. Reuß; — 12) Spitze des Thüringer-Waldes (s. d.); — 13) (Ober- und Unter-K.), 2 schweiz. Dörfer, Kant. Aargau, im gleichnam. Thal und Bezirk, an der Winen; Baumwollenspinnerei; 1710 u. 1750 Einw.; — 14) K., Rigi-Berg, s. Rigi.

Kulmain, Marktflecken, s. v. a. Kulmen.

Kulmann, Elisabeth, Dichterin in drei Sprachen, wurde am 17. Juli 1808 in St. Petersburg geboren. Ihr Vater, ein braver, allgemein ausgezeichneter Offizier, starb früh, und die Mutter mit ihren neun Kindern gerieth in die bitterste Armuth. Aber die Noth ist oft die Wiege der Größe. So entfaltete unter den drückendsten Verhältnissen Elisabeth, das jüngste Kind, ein zartes ätherisches Wesen, ihren schönen Geist und zog ihn stark und groß im Kampfe mit der Noth. Feurige Phantasie, Scharfsinn und unglaublich starkes Gedächtniß waren ihre Waffen. Je mehr sie den Körper in Entbehrungen übte, desto freier und rascher nahm der Geist seinen Aufschwung. Im 6. Jahre sprach sie deutsch und russisch, im 8. französisch, im 10. italienisch, im 11. englisch; noch vor dem 12. lernte sie lateinisch und gleichzeitig slavonisch, in ihrem 13. griechisch, und zwei Jahre später spanisch, portugiesisch und neugriechisch. Die meisten dieser Sprachen redete sie geläufig und richtig. Von den acht lebenden nannte sie die russische, deutsche und italienische ihre poetischen Sprachen. In ihrem elften Lebensjahre erschienen die Erstlinge ihres dichterischen Talent. In ihrem dreizehnten schon erkannten sie Göthe und Jean Paul als Dichterin an und versprachen ihr dereinst einen ehrenvollen Rang in der Literatur. Drei Jahre später fällt Johann Heinrich Voss folgendes Urtheil über ihre Poetischen Versuche: „Man ist versucht, dieses Werk für eine meisterhafte Uebersetzung von Gedichten eines bisher unbekannten Dichters aus der glänzendsten Epoche der griechischen Literatur zu halten“. Unter ihren Produktionen weisen Einige ihren Märchen „Debrüna Nikitisch“ in 6, und „Die Wunderlampe“ in 8 Abenden, die höchste Stelle an. — Unter italischem Himmel geboren, wäre Elisabeth K. Improvisatorin geworden. Sie sagte: „Sobald zur poetischen Idee sich die moralische gefellt, ist das Gedicht fertig; die Worte kommen von selbst, und das würde bei mir des Tages wohl zwanzigmal geschehen, wäre nicht der Reim“. Sie liebte den Reim nicht und konnte sich von seiner Nothwendigkeit nicht überzeugen. „Er hindert“, meinte sie, „den raschen und vollen Schritt der Phantasie; die schönsten Bilder, die uns vorschweben, muß man, wie prächtige Bäume zu Zwergen, verschneiden, um sie in

seinen wahrlich nicht goldenen Rahmen einzu-
zwängen; sein Klingklang erregt, bei jedem
Schritte, dem schon gewählten Stoffe völlig
fremde Gedanken, die, wie eine trunkene Bac-
chantenhorde, den festlichen Zug meiner eigenen
Gedanken durchbrechen und mit Gewalt sich ihm
einverleiben wollen". Ein zweiter, in ihren
Augen gleich triftiger Einwurf war: „Die Al-
ten, weit entfernt, sich des Reims zu bedienen,
vermieden ihn auf das Sorgfältigste und brands-
markten sein zufälliges Erscheinen als einen be-
deutenden Fehler. Erst beim gänzlichen Ver-
fall der Poesie und der Sprache erscheint er
zuerst in Kirchenliedern". Im vorletzten und
letzten Jahre ihres Lebens aber schrieb sie, wahr-
scheinlich um zu zeigen, daß sie die Schwierig-
keiten nicht fürchte, ihre (von ihr sogenannten)
Miniaturgedichte, so wie ihre Legenden
alle in Reimen, und nie beherrscht in ihnen der
Reim den Gedanken. Instinktmäßig, bemerkt
Stahr richtig, ahnte das Mädchen, was Goethe,
der Greis, in seinen letzten Jahren so oft be-
sprach: „Der Dichter müsse eine unendliche
Menge von Kenntnissen erwerben“, und sie
handelte diesem Grundsatz gemäß. Erstaunlich
ist der Reichthum an Ideen in ihren Gedichten.
In Beziehung auf die Form, der sie ununter-
brochen ihr Studium widmete, galten ihr die
Alten höher als die Neuern. „Die Griechen
und Römer sind vollendeter“, sagte sie, „die
Neuern glänzen durch Inspiration“. Sie selbst
besaß einen großen Reichthum an Formschmuck,
der sich in der schönsten Mannichfaltigkeit in ih-
ren Werken ausdrückt. — Das schwache Körper-
leben konnte indeß der geistigen Ueberlegenheit
des Mädchens nicht folgen; sie † am 1. Decem-
ber 1825 in ihrem 18. Jahre. Elisabeth K. ge-
hört drei Literaturen an, da sie in den 3 Spra-
chen geschrieben. Rußland erkennt sie für seine
größte Dichterin, und die römische Akademie der
Arkaden, der, ihrem letzten Willen zufolge, ihre
italienischen Gedichte gewidmet sind, hat ihren
Namen in ihre Annalen verzeichnet. Bei uns
reicht sie sich an die Erscheinungen der klassischen
Zeit. — In Rußland sind 2 Auflagen ihrer rus-
sischen, 2 ihrer deutschen und italienischen und
eine Gesamtausgabe in allen drei Sprachen
erschienen, in den Jahren 1833, 1835 und 1839.
In Deutschland erschienen ihre deutschen Ge-
dichte 1844 in Leipzig bei Otto Wigand bereits
in 3. Auflage.

Kulmbach (Geogr.), 1) bayer. Landgericht,
N.-B. Oberfranken; umfaßt $4\frac{1}{2}$ □ Meilen
Areal mit über 18,000 Einw.; — 2) Stadt-
und Landgerichtssitz daselbst; evangel. Dekanat
und Stadtpfarrei, kath. Pfarrei, Magistrat,
Rentamt, Forstamt, Postexpedition, lateinische
Schule, Hospital, Armen- und Krankenhaus,
Floßholzmagazin, bedeutende Brauereien, Ger-
bereien, Potaschfiederei, Farbenfabrik, Fabri-
kation von Thonwaaren und besonders Kunstrei-
cher Degen, welche weit versendet werden; Holz-,
Mahl- und Walzmühlen, Steinkohlengruben,
Obstbau; 4000 Einwohner. Dabei die Plas-
senburg (s. d.), jetzt Staatsgefängniß, Tuch-
fabrik und Archiv. Nach K. war die Linie
Brandenburg = K. benannt.

Kulmburg (Hum), österr.-steier. Dorf, Kr.
Marburg, Bez. Friedau; 460 Einw.

Kulmen (Kulmain), bayer. Marktflecken,
N.-B. Oberpfalz und Regensb., Edgr. Kem-
nath; Schloß; 600 Einw.

Kulmen Jennen (mit Graben), preuß.
Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), N.-B. Gum-
binnen, Kr. Tilsit; 220 Einw.

Kulmen Szarden (Kerntern), preuß. Dorf,
Prov. Preußen (Ost-Pr.), N.-B. Gumbinnen,
Kr. Tilsit; 270 Einw.

Kulmen Widutaiten, preuß. Dorf, Prov.
Preußen (Ost-Pr.), N.-B. Gumbinnen, Kr.
Tilsit; 200 Einw.

Kulmerland (Geogr.), s. Polen.

Kulmet (Myth.), s. v. a. Kallmüt.

Kulmeta, afrikan. Vorgebirg, Algier, an
der Nordküste, östl. vom Kap Ferrat.

Kulmickau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien,
N.-B. Breslau, Kr. Steinau; Vorwerk;
150 Einw.

Kulmination (Astron.), gleichbedeutend mit
Transitus per meridianum, denn die Gestirne
kulminiren, wenn sie ihre größte Höhe erreichen,
und da dies bei beweglichen Gestirnen sehr nahe,
bei den Fixsternen aber in aller Strenge ge-
schieht, wenn sie im Mittagskreise sind, so sieht
man den Durchgang durch den Meridian als
gleichbedeutend mit der Kulminationszeit an. —
Um die Zeit der K. zu beobachten, kann man
sich aller der Mittel bedienen, durch welche man
die Zeit des Durchgangs durch den Meridian
bestimmt. Am besten dazu eignet sich ein gut
aufgestelltes Mittagsfernrohr oder der zugleich
zu Höhenmessungen dienende Mittagskreis. Er
muß so befestigt seyn, daß das Gestirn genau im
Meridian ist, wenn es durch den Mittelfaden
des Fernrohrs geht. Bei allen Himmelskör-
pern, welche einen scheinbaren Durchmesser ha-
ben, beobachtet man den Antritt beider Ränder
an dem Faden, und das Mittel dazwischen ist
die Kulminationszeit des Mittelpunktes. — Bei
Gestirnen, die ihre Deklination sehr schnell än-
dern, könnte es geschehen, daß sie nicht genau im
Meridiane ihre größte Höhe erreichten. Doch
kommt der Fall wohl wenig oder gar nicht vor,
daß man aus diesem Grunde die K. als erheb-
lich verschieden vom Durchgange durch den Me-
ridian unterscheiden müßte. Für den Mond
oder ein anderes, mit einiger Bewegung fort-
rückendes Gestirn ist die Zeit der K. schon etwas
schwieriger aufzufinden, weil die Rektension
des Gestirns zur Zeit der K. erst dann genau
bekannt ist, wenn man diese Zeit schon genau
kennt.

Kulminationspunkt (Astron.), derjenige
Punkt im Meridian, welchen ein Himmelskörper
in seiner Kulmination durchschreitet.

Kulminationszeit (Astron.), s. Kulmi-
nation.

Kulminatorium (Astron.), s. Passage-
instrument.

Kulminge, europ. russ. Inselgruppe, an
der Westküste von Finnland, im Eingang des
bott. Meerb.

Kulminiren (v. Lat.), seinen Höhepunkt er-
reichen.



Ku-Von, chines. Stadt, Prov. Schi-Li, nördlich von Kouang-Ping.

Kulow, Stadt, s. v. a. Wittichenau.

Kulpa (Geogr.), österr.-illyr. Fluß, entspringt bei Merclawodizza, wird schiffbar u. mündet bei Petrinia in die Save; vgl. Krain und Kroatien. Im Alterthum hieß die K. Eulepis, an welchem die Römer einen Kanal hinführten, der durch sein Zusammentreffen mit dem Hauptfluß bei der Mündung eine Insel bildete. Am 22. Juni 1593 erschloßen die Ungarn an der K. einen Sieg über die Türken.

Kulpa (Gesch.), im 14. Jahrh. Tatarenkhan. Kulpin, lauenburg. Dorf, Hauptort des gleichn. Gerichts; adel. Gut; 230 Einw.

Kulpiren (v. Lat.), beschuldigen.

Kulpos (v. Lat.), 1) verschuldet, mit Schuld; — 2) im Gegensatz zu delos, s. v. a. aus Versehen, nicht aus böser Absicht.

Kulpsen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St. Pr.), Kr. B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 170 Einw.

Kultaner, Volk in Asien.

Kultivatoren (Landw.), s. Cultivators.

Kultiviren (v. Lat.), 1) bearbeiten, urbar machen; — 2) im moralischen Sinn, bilden, ausbilden; — 3) gestittet machen. Vgl. Bildung, Civilisation und Kultur. — **Kultivirbar**, der Bebauung, Bildung, Gestittung fähig.

Kultivirt (bot. Term.), s. v. a. Cultus.

Kultscha (Goldschau), sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; über 100 Einw.

Kultsymbolik, s. Symbolik.

Kultur (v. Lat.), eigentl. höhere Ausbildung und Vervollkommenung eines derselben fähigen Objectis. So spricht man von der Kultur des Bodens, der Waldungen, der Thiere. Speciell aber denkt man bei Kultur nur an menschliche Ausbildung und Entwicklung. Nur in diesem Sinne wird das Wort gebraucht, wenn von der Geschichte der Kultur die Rede ist, und auch da wird es nicht einmal auf die Menschheit im Allgemeinen angewendet, sondern nur auf die Völker, welche auch wirklich zu den Kulturvölkern gehören. Das sind aber bei Weitem nicht alle. Denn zunächst ist es für die Kulturgeschichte Thatsache, daß der kaukasische Stamm die übrigen nicht nur an Schönheit und Ebenmaß der Körperform, sondern auch an Verstand, Einsicht und jeder geistigen Begabung und Fähigkeit übertrifft. In der kaukasischen Race sind alle Völker enthalten, die sich einer höheren, alle Hauptrichtungen des Lebens durchdringenden und befruchtenden Bildung rühmen können; die einzige Ausnahme machen die Chinesen, deren Bildung aber auch als eine ganz abgeschlossene und seltsame dasteht. Sonst sind die unter den nicht kaukasischen Stämmen vorkommenden Kulturerscheinungen unvollkommen und fragmentarisch, und wenn auch einzelne Individuen anderer Racen die europäische Kultur kennen lernen und sich nicht ohne Geheiß in den Kreisen derselben bewegen, so gibt dieser Umstand keinen Beweis gegen die oben ausgesprochene Behauptung. Denn wahre Kultur ist mehr als Gelehrigkeit und Geschick der Anwen-

dung. Die höhere Kultur haben nur diejenigen Völker gefördert, die auf ihrem Gebiete mit eigenen Kräften Eroberungen gemacht, zu ihrem Fortschreiten und zu ihrer Entwicklung selbstthätig mitgewirkt, dem geistigen Leben neue Formen gegeben oder von andern Völkern angenommene eigenthümlich ausgebildet haben u. eben dadurch eine selbstständige Ausstrahlung des großen geistigen Mittelpunktes der menschlichen Bildung darstellen. Am Eingange der Kulturgeschichte nun tritt uns sofort ein Problem entgegen, welches, so vielfach es auch schon die Geschichtsforscher beschäftigt hat, doch immer noch nicht genügend gelöst ist. Es ist dies die Frage nach dem Ursprunge und dem ersten Hervortreten der geistigen Begabung des Menschen. Daß es darüber ganz verschiedene Ansichten gibt, darf bei einer Sache, die über die geschichtliche Erfahrung hinausgeht, nicht Wunder nehmen.

Schon im Alterthum war die Meinung verbreitet, daß dem Zustande der K. Wildheit, ja thierische Rohheit vorausgegangen sey. Gleich Thieren seyen die Menschen in Feldern und Wäldern umhergeirrt, um ihrer Nahrung nachzugehen, und gleich den Thieren hätten sie ihre Bedürfnisse befriedigt; jede geistige Thätigkeit habe geschlummert. Die Sagen berichten dann von Göttern, welche unter die Menschen getreten wären, sie aus diesem elenden Zustande herausgezogen, zu geselligem Leben versammelt, im Ackerbau und andern nothwendigen Künsten unterrichtet, Kenntniß der Götter und Sitten vor ihnen eingefloßt und sie so auf den Weg geleitet hätten, der zur Humanität führt. In spätern Zeiten aber wird die Ansicht herrschend, daß der Mensch selbst es sey, der sich durch eigene Kraft, obwohl nur sehr allmählig, aus dem Zustande der Thierheit emporarbeite. Sinnliche Bedürfnisse und Genußliebe, Reich und Furcht sind nach dieser Meinung seine Führer, die seine Fähigkeiten wecken und ihn zu Erfindungen anleiten, aber auch auf Irrwege verlocken. Er lebt anfangs von Früchten, welche die Natur von selbst darbietet, und von den Thieren, denen er als Jäger und Fischer nachstellt. Dann lernt er die Thiere zähmen und sie zu Heerden vereinigen; er wird, den Wetbeplagen nachziehend, zum Nomaden. Weiterhin gelangt er zum Ackerbau und gewöhnt sich an ein sesshaftes Leben, dessen Bedürfnisse nach und nach die Civilisation erzeugen. Es entsteht Besitz und der Begriff des Eigenthums, zu dessen Beschüßung sich mehrere zu Vereinen zusammenthun, die auf ein gegenseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten gegründet sind, also auf einer Art Urvertrag beruhen. Mit diesem gesellschaftlichen Urvertrage entsteht der Staat, auf dessen Entwicklung jedoch auch andere Kräfte einwirken (s. Staat). Wie die Furcht die Veranlassung war zur Gründung des Staates, so gab sie auch dem Menschen die ersten Götter (timor secit deos): schreckliche und verderbliche Naturerscheinungen leiteten die Gedanken zur Annahme höherer Wesen hin. Um deren Zorn zu versöhnen, betete man sie an und opferte ihnen. Aus dem Systeme der Vielgötterei, welches entstand, entwickelte sich erst



aber doch in vieler Weise verschiedene Arten, die man mit den Worten Kultur und Civilisation bezeichnet. „Kultur ist jene selbstthätig sprossende Kraft des Geistes, in deren Erzeugnissen das höhere Wesen der Menschheit ausgeprägt erscheint. Sie ist um ihrer selbst willen da, das Große in ihr muß begriffen und anerkannt werden, ohne Beziehung auf Erreichung irgend eines außer ihr liegenden Zweckes, und wäre er an sich ein noch so vortrefflicher. Nun kann aber die Energie, mit welcher sich das Edle der Menschheit in dem Daseyn eines Volkes ausdrückt, eine bedeutende seyn, ohne daß es in dem Wissen, den Künsten und Fertigkeiten, welche die Früchte der K. zu seyn pflegen, schon bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Anwendung dieser Früchte auf die Gestaltung des äußeren Lebens ist die Civilisation, und beide Arten sind nicht immer in entsprechendem Grade neben einander vorhanden!“ Der K. liegt eine gewisse gleichmäßige Spannung der geistigen Kräfte, eine Uebereinstimmung des geistigen und sittlichen Strebens zu Grunde und in Verbindung muß sie stehen mit dem innersten Volksgeist, aus dem heraus sie sich entwickelt und auf den sie dann selbst fortbildend einwirkt. In so fern nun die K. sich in den Zuständen und Begebenheiten der Völker ausdrückt, bildet sie den wahren Inhalt der Weltgeschichte, die aber deswegen noch nicht Kulturgeschichte im engeren Sinne wird. Darunter versteht man nämlich nur die Geschichte der bestimmten Erzeugnisse der Bildung in ihrer Getrenntheit von dem sie erzeugenden Volkseelste, wodurch aber eben das, was in Wahrheit ein Ganzes ist, zerstückelt wird. Die Kulturentwicklung einzelner Völker, so wie auch der Menschheit als eines Ganzen läßt sich nur begreifen im Zusammenhange mit allem ihren Thun und Leiden; und wie wahre K. nur entspringen kann aus dem Gegensatz u. dem Zusammenwirken und lebendigen Ineinandergreifen der gesammten, in einem Volke liegenden Kräfte, so muß auch eine Kulturgeschichte nicht bloß die Produkte, sondern auch die Faktoren derselben darstellen. Die Besonderheiten der Bildung der einzelnen Völker nun sind die Produkte mehrerer Faktoren. Zunächst die Abstammung; denn jede große Völkerfamilie hat einen eigenthümlichen Charakter, der aber, berücksichtigt man die einzelnen Zweige eines Volksstammes, wieder in verschiedenen Arten sich entfaltet. Dazu tritt die Beschaffenheit des Landes, in welchem ein Volk lebt. Die ganze Formation desselben, seine gebirgige oder ebene, hohe oder tiefe Lage, seine Berührung mit dem Meere oder seine Entfernung davon, seine Bewässerung und sein Klima, seine Armuth und sein Reichthum, seine Weltstellung, d. h. die Möglichkeit seiner leichtern oder schwierigen Verbindung mit andern Ländern, kurz Alles, was ein Land und ein Volk eigenthümlich haben, bedingt eine besondere Kulturentwicklung. Und in dieser Beziehung führt die geschichtliche Erfahrung zu der Ansicht, daß, je weniger einseitig ein Land ausgebildet ist, sey es nun in Bezug auf Berg und Thal, auf reiche oder tiefe Bewässerung, auf heißes oder kaltes

Klima u. s. w., je mehr die Gegensätze vermittelt sind und je leichter und vielfacher seine Berührung mit andern ist, um so mehr die K. und Civilisation seiner Bewohner gefördert wird. Immer aber muß man dabei ins Auge fassen, daß das zuerst angeführte Element der Eigenthümlichkeit, welche eine Folge der Abstammung ist, das bedeutendste ist. Hat dann durch das Zusammenwirken der ersten Faktoren die Entwicklung eines Volkes begonnen, so tritt die Macht dieser Entwicklung selbst als ein sehr wesentliches Moment hinzu und wirkt in Verbindung mit den Schicksalen des Volkes, fördernd oder hemmend auf die weitere Bildung desselben ein. Aus dem bisher Gesagten wird einleuchten, daß eine Geschichte der Entwicklung der Menschheit als eines Ganzen nicht anders möglich ist, als indem die individuelle Entwicklung der einzelnen Völker erfaßt und dargestellt wird. Denn die Menschheit als solche besteht eben in der Mannichfaltigkeit der zu ihr gehörigen Glieder.

Ausgehend von der Thatsache, daß nur die gesellig zusammen lebenden Menschen zur K. sich entwickelt haben, muß man sich, um eine richtige Einsicht in die Formen dieser Entwicklung zu erhalten, zunächst die Fragen aufwerfen: Wie ist das Verhältniß der einzelnen Menschen zu einander in den verschiedenen Ländern u. zu den verschiedenen Zeiten gewesen? Wie insbesondere haben sich die verschiedenen Geschlechter zu einander gestellt? Herrscht bei einem Volke die Ehe, und in welcher Form? Wo ist überhaupt Ehe, wo Polygamie, wo Monogamie? Und wie ist die Stellung des Weibes in der Ehe? Gilt sie als die Sklavin od. doch als die untergeordnete Dienerin des Mannes, od. ist sie die gleichgeachtete, mit zarter Rücksicht u. mit inniger Liebe behandelte Gattin (eine Stellung, welche dem Weibe hauptsächlich das Christenthum verschafft hat)? S. Ehe, Heirath. Und wie die Ehe, so ist auch das aus ihr entspringende Familienleben und das Verhältniß der einzelnen Familienglieder zu einander ein wichtiges Moment, aus welchem ein Schluß auf den Kulturzustand eines Volkes gemacht werden kann. Aus der Vereinigung von Familien bilden sich Gemeinden und aus der Vereinigung dieser entstehen größere Vereine, die sich endlich zum Staat zusammensetzen. Wie die Gemeinden geordnet, wie die Theilnehmer unter sich gegliedert, wie ihr Verhältniß zum Staat und endlich welches die Formen sind, in denen dieser auftritt — um alle diese Fragen hat sich nicht bloß die politische Geschichte zu kümmern, es sind wesentliche Formen, in denen die jeweilige K. sich offenbart. Die Gliederung der einzelnen, im Staate lebenden Menschen anlangend, so bieten Vergangenheit und Gegenwart die mannichfaltigsten Verschiedenheiten, ja die größten Gegensätze. Zu diesen letztern gehört das Verhältniß des Herrn zum Sklaven, wie es im Alterthum in allen Staaten bald mehr, bald weniger schroff sich ausgebildet hatte, und wie es die Neuzeit, z. B. in Amerika, oft noch in harten Formen bietet (s. d. A. Alterthum, Sklaverei u. die Gesch. u. Antiq. der einzelnen Länder). Nicht weniger bemerkens-



Kaukasische Race, welche im Staatsleben sowohl, wie auf den andern Kulturgebieten das größte Interesse gewährt. Die Nationen dieser Race finden wir eingetheilt in die beiden großen Sprach- und Völkerfamilien der Indogermanen und der Semiten. Im Besitze dieser beiden großen Völkergruppen war, so weit wir in der Geschichte zurückgehen können, von Anfang an die Entwicklung aller höhern K. auf Erden; seit einer Reihe von Jahrhunderten hat sie sich mehr und mehr auf die eine derselben concentrirt. Die Bildung hat bei beiden früh einen sehr abweichenden Gang genommen; aber sie haben trotzdem vielfältig von einander gelernt u. aufeinander eingewirkt, aber auch in großen geistigen und materiellen Kämpfen, bei denen es sich einige Male um den Preis der Weltherrschaft handelte, ihre Kräfte gegen einander versucht. Neben diesen gibt es ein einziges Volk nicht kaukasischer Race, welches in der Geschichte der Civilisation bedeutend ist, die Chinesen (s. d.). Unter den kaukasischen Stämmen sind zunächst die Indier zu nennen, die, mit großen Anlagen und einer feinen geistigen Organisation ausgerüstet, eine sehr merkwürdige, ganz aus dem eigenen Boden entsprossene K. ausbildeten, die, bevor Griechen-land auf den Höhepunkt seiner Entwicklung gelangte, jede andere an Vielseitigkeit, Umfang und Feinheit übertraf. Indien ist für Ostasien der Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden, und es fehlt nicht an Spuren indischer Kolonien in ostasiatischen Ländern, welche die Bildung des Mutterlandes verbreiteten. Und wenn auch die erfolgten Züge nach Indien weit weniger Einfluß auf die dortige Bildung ausgeübt haben, so nehmen sie doch in der Geschichte der Völkerverbindungen einen sehr wichtigen Platz ein. Die Gaben der Natur und die reichen Produkte des Kunstfleißes, welche die dortige Civilisation hervorrief, haben Indien stets zu einem ganz besonderen Anziehungspunkte für Herrscher und Völker gemacht, und so ist es von den frühesten Zeiten an der Sitz eines großen Weltverkehrs geblieben (s. Indien, seine Religion, Kunst, Literatur). Iran, Assyrien und Phönicien (s. d. Art.) sind es, die weiterhin unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Phönicier insbesondere erscheinen als die eifrigsten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen Meere bis in den Westen und Norden des alten Continents. Als ein kühnes, unternehmendes Handelsvolk haben sie durch Ausführung von Kolonien früher als alle andern Anwohner des mittelländischen Meeres den Umlauf und Austausch der Ideen gewirkt. Am meisten haben sie durch die Mittheilung der Buchstaben-schrift zur K. der Nationen beigetragen. Und sie haben aber nicht bloß vermittelt u. anregend die Elemente der Bildung vermehrt, sondern sie haben auch erfinderisch und selbstthätig nach einzelnen Richtungen hin den Kreis des Wissens erweitert, und sind so Väter und Lehrer fremder Völker geworden. Selbst auf die Götterverehrung und die heilige Sage zeigt sich der Einfluß ihres ausgebreiteten Verkehrs. Sie verpflanzen Götter und religiöse Ideen nach ihren Kolonien sowohl als nach den Städten anderer Nationen

und empfangen dagegen fremde, die sie mit den ihrigen in Verbindung bringen (s. Phönicien). Und wie das Mutterland selbst, so trugen auch die Pflanzstädte und unter diesen besonders Karthago (s. d.) zur weitem Mittheilung und Verbreitung der Bildungselemente bei. Mit den Phöniciern verwandt, sind aber die Juden durch ihre Geschichte und eigenthümliche Bildung für die Nachwelt ungleich merkwürdiger und folgenreicher geworden, und zwar besonders durch ihre Religion. Der Gott der Israeliten ist ein von den heidnischen Gottheiten durchaus verschiedener; diese sind bei aller Persönlichkeit, die ihnen gegeben wird, doch den Naturkräften, die sie repräsentiren, inwohnend und wesentlich eins mit ihnen; jener Gott ist der über alle Natur erhabene, der ihr so wie den geistigen Kräften gebietende, der Schöpfer Himmels und der Erde, der selbstständige und heilige Gott (s. Mosaische Religion). Und wie das alte Volk der Juden, so spielen auch seine Nachkommen eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte (s. Juden). Von Syrien, dem großen Schauplatz semitischer Kulturentwicklung, werden wir durch räumlichen und geschichtlichen Zusammenhang nach dem Wunderlande Aegypten hingeführt. So fremdartig nun auch die K. der Aegypter erscheint, so deuten doch viele Spuren auf die Uebereinstimmung ägyptischer Bildungselemente mit asiatischen hin (so stimmen z. B. gewisse Kenntnisse in der Meß- und Sternkunde mit denen der chaldäischen Priester überein), doch ist die Art des Zusammenhanges dunkel u. es läßt sich nur sagen, daß er ein in das höchste Alterthum aller Völkerentwicklung zurückweisender seyn muß. Aegyptens K. ist so alt, als irgend eine, von der wir Kenntniß haben (s. Aegypten). Im Allgemeinen läßt sich Aegypten in Bezug auf seine K. mit China u. Indien zusammenstellen, mit welchen Ländern es das auf sich beruhende, in sich fest geschlossene und scharf abgegrenzte Wesen gemein hat, gegenüber den Iranern und den Semiten, welche dem Strom des übrigen geschichtlichen Lebens weit näher stehen und mehr oder weniger von ihm ergriffen werden. Jene 3 Völker kommen auch noch darin überein, daß das Naturelement in ihre Entwicklung weit stärker eingreift, als in die aller andern Kulturvölker. Und gewiß liegt in diesem starken Natureinflusse eine der Hauptursachen, warum die K. dieser Nationen nicht über gewisse Grenzen hinausgekommen ist und fremden Einflüssen gegenüber eine gewisse Starrheit behauptet hat. Aber in der Beschaffenheit der Entwicklungsgrenzen findet unter den 3 genannten Völkern eine große Verschiedenheit Statt. In China hat sich die K. ganz in die Civilisation verwandelt und beschränkt auf Befriedigung der materiellen Nützlichkeitserfordernissen. In Aegypten und Indien hat die K. bedeutende Civilisationsfrüchte getragen, ist aber vornehmlich um ihrer selbst willen da und von Beziehungen zur übersinnlichen Welt durchdrungen. Die K. aller 3 Völker jedoch ist auf der Stufe stehen geblieben, welcher Wesen und Form des priesterlichen Kastensystems entsprechen, so jedoch, daß die durch die Natur des Ka-



unwiderstehlicher Gewalt hatte sich von kleinen Anfängen an das Christenthum im römischen Reiche ausgebreitet und in dem Kampfe gegen die Verfolgungen war die Kraft seiner Bekenner gewachsen. Aber bald hatten sich unreine Elemente in die reine Lehre gemischt und die christliche Religion wurde zu politischen Zwecken gemißbraucht. In dem tiefen Gemüthe der germanischen Stämme fand sie wieder günstigen Boden und schlug tiefe Wurzeln, so daß sie den Kampf mit dem Jolam, welche Religion die Wiedergeburt des Morgenlandes zur Folge hatte, siegreich aufnehmen und die von demselben der germanischen Entwicklung drohende Gefahr gänzlich abwenden konnte (Schlacht bei Poitiers 732), die Verbindung des großen französischen Reiches mit Rom durch Karl den Großen. Der Umstand, daß der dortige Bischof sich bereits zu einer gewissen kirchlichen Obermacht, durch die Umstände begünstigt, erhoben hatte, ordnete auch Deutschland und was damit zusammenhängt, in kirchlichen Dingen Rom unter, und diese Verbindung der deutschen Königskrone mit der römischen Kaiserwürde verpflanzt sich nach Deutschland in römische Rechtsbegriffe, die endlich das uralte einheimische Recht vollständig überwinden. Kaisertum u. Papstthum bezeichnen die beiden Gegensätze, welche das Mittelalter bewegen. Lehnswesen u. Mitterthum, Mönchs- und Klosterwesen sind die wichtigsten Glieder in der Bildungsreihe, welche sich um das Mittelalter schlingt. Das Papstthum hält die freie Bewegung der Geister gefangen, indem es der Entwicklung der Wissenschaft bestimmte Schranken durch das Dogma setzt, gestattet aber der in den Dienst der Religion tretenden Kunst herrliche und eigenthümliche Entfaltung. Aber auch die Herrschaft des Papstthums erleidet einen Verlust. Es beginnt die Zeit des Ankämpfens gegen die Fesseln, in denen die Kirche den Geist gefangen hält. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken u. darauf folgend die Wiederherstellung der Wissenschaften, die kühnen Seefahrten, welche zuerst die Portugiesen unternahmen, die Entdeckung von Amerika und die damit verbundene Erweiterung des Gesichtskreises, die Reformation endlich — das sind die Glanzpunkte in der K. des Mittelalters (s. d.), und von ihnen datirt sich die neue Zeit. Freiheit des wissenschaftlichen Forschens, kritisches Prüfen der herrschenden Meinungen, selbstständiges philosophisches Denken, das sich bald gegen Sitte und Glauben wandte (Zeit des Materialismus in Frankreich), Blüthe der Musik und der Dichtkunst, daneben unnatürliche Verfeinerung des Lebens, ja, bis zur Härtheit gesteigerter Luxus, Verschrobenheit und Verklüftung in allen Verhältnissen, wachsende Sittenlosigkeit der höhern Stände, besonders in Frankreich — das sind die allgemeinsten Kennzeichen des 17. und 18. Jahrh. bis zum Ausbruch der französischen Revolution, einem für die Kulturgeschichte nicht minder, wie für die politische Geschichte folgenschweren Ereignisse. Soll noch in wenig Worten der Kulturzustand der neuern Zeit cha-

rakterisirt werden, so fällt auf in der Kunst ein vielfaches Erlahmen schöpferischer Kraft und Mangel an Originalität; wogegen die Wissenschaften, besonders aber die Naturwissenschaften, die glänzendsten Fortschritte gemacht haben; und dem Volke kommen die Resultate des wissenschaftlichen Forschens nicht bloß in der Verbesserung des materiellen Lebens zu Gute, sondern es vermehrt sich auch durch erweiterte Sorge für Unterricht und Bildung die Zahl derjenigen, welche eine Einsicht in die Nichtigkeit und Nothwendigkeit wissenschaftlicher Beschäftigung gewinnen. Die intellektuelle Bildung hat extensiv und intensiv zugenommen. Die Wichtigkeit des Verkehrs durch die großen Erfindungen der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, die reiche u. mannichfaltige Verührung der Völker der verschiedensten Zonen mit einander; die absichtliche Verbreitung religiöser und sittlicher K. durch die Missionen (s. Mission), durch Kolonisation u. s. w. — Alles dies hat zu diesem Resultat beigetragen. Wie es mit der sittlichen, religiösen und politischen Entwicklung steht, lehrt die Tagesgeschichte. Was sie weiter bringen wird, wer kann es sagen? — Eines aber wird die Zukunft gewiß nicht bringen: den Untergang der K. als solcher. Noch eine große Aufgabe ist zu lösen: die Verbindung der Menschheit zu einem gemeinschaftlichen, nach den höchsten sittlichen Zwecken ringenden Ganzen. Es sey erlaubt, dies zum Schluß mit Wilhelm von Humboldts Worten auszusprechen: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfach mißverstandene Vervollkommenung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen, nahe verbrüdernten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganze zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseyns. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit, ihm entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirkksamkeit gegeben an. — Festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit!“

Kulturgeschichte. Die Geschichte wird zur Kulturgeschichte, wenn sie nicht bloß hervorragende Menschen und augenfällige Thatfachen, sondern auch jenen Stillern, aber ununterbrochenen, mit seiner Gesetzmäßigkeit doch auch jeden Einzelnen und alle besonders Begebenheiten seiner Herrschaft unterwerfenden Gang

des Völkerlebens schildert, nach welchem die nach den Bedürfnissen des fortschreitenden Lebens in den Völkern schlummernde Kräfte in Anspruch genommen, zur Aeußerung genöthigt und zum Bewußtseyn gebracht werden. — Schloffer war der erste, der mit genialem Blick in diesem Sinne eine Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts schrieb. Verdienstliche, kulturgeschichtliche Arbeiten sind ferner „K.“ von Klemm und „Epochen der Geschichte der Menschheit“ von Apelt (Jena 1845).

Kulturstangen (Forstkult.), Stangen mit Samenapfen behängt, werden zur natürlichen Befähigung solcher Holzblößen aufgestellt, auf welchen keine Samen tragenden Bäume stehen.

Kulturstatistik, die Wissenschaft, die das zu einer bestimmten Zeit im Völkerleben Gewordene überblickend zusammenstellt und dadurch über die Geseze des Werdens und über den Bildungsgang der materiellen, geistigen und sittlichen Volksträfte Aufschluß gibt.

Kultus (vom lat. colere, Sorge auf etwas wenden, pflegen, warten, ehren [colere deo pietate, Ovid IV, Pont. 15, 24], verehren), ist schon nach klassischem Begriff die Verehrung, welche die Menschen der Gottheit zollen, ein Handeln in unmittelbarer Beziehung auf die Gottheit. Sofern Religion das Bewußtseyn von Gott, die Beziehung der Welt und des eigenen Daseyns auf ihn, die Verbindung mit ihm in sich schließt und deshalb als das Bestimmte des Menschen durch das Verhältniß zur Gottheit erklärt werden kann, ist K. die Art, wie ein Einzelner oder eine religiöse Gemeinschaft ihr Bestimmte durch das Verhältniß zur Gottheit gegen die selbst beharrt. Die Religion gehört zunächst allerdings dem innern Heilthum des Gemüths an, aber sie bleibt dort nicht gleichsam wie eine Knoxe liegen, sie entfaltet sich, wirkt ein auf die Befinnung und That, auf das Verhalten der Menschen mit einer Gewalt, der nichts anderes an die Seite gestellt werden kann, und namentlich sucht sie im äußeren Leben ihren Ausdruck in Formen, die zunächst rein dazu dienen sollen, das, was das Innere bewegt und erfüllt, abzuspiegeln. So versteht man denn in der jetzigen Religionswissenschaft unter K. den sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck dessen, was der Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott und göttlichen Dingen fühlt und denkt — oder genauer noch: die äußere Erscheinung des religiösen Lebens in bestimmten Formen. Im Einzelnen rechnet man zum K. die Sitten und Gebräuche, wodurch der Mensch als ein Einzelner oder als Mitglied einer religiösen Gemeinschaft seine Gottesverehrung an den Tag legt und alle die Mittel und Zeichen, die zum Ausdruck seiner Gottesverehrung dienen. So gehören hierher Opfer und Gelübde, Gebete, heilige Gesänge, so wie die heiligen Zeichen und Symbole, die als Sinnbilder religiöser Ideen dienen, wie z. B. im christlichen K. das Zeichen des Kreuzes bei der Konsekration im Abendmahl, bei der Taufe, beim Segensspruch, das Falten der Hände in Kreuzesform oder das kreuzweise Uebereinander schlagen der Arme auf der Brust beim Gebete, ferner das

Beugen der Arme beim Gebet, das Handauslegen bei feierlicher Einsegnung und Ordination, das Untertauchen oder Besprengen mit Wasser bei der Taufe, das Brechen des Brods beim Abendmahl und dergleichen. In weiterer Beziehung gehören zum K. auch die heiligen Orte und Geräthschaften, wie Tempel, Kirchen, Kapellen, Altäre, Kelche, Patenen, Leuchter, Orgel, Glocken und dergleichen.

Wo die Religion nur einigermaßen kräftig in das Menschenleben hereintritt, treibt sie aber auch jeden, das, was ihn erfüllt und bewegt, einem andern mitzutheilen und so religiös auf ihn einzuwirken oder sich wenigstens an andere anzuschließen, die von gleichen oder ähnlichen religiösen Erregungen und Grundfäden erfüllt sind, sey es auch nur, um von ihnen etwas zu empfangen und so in dem Austausch des eigenen religiösen Lebens Befriedigung für sich zu finden. Betrachten wir aber so die Religion als eine Macht, so kommt ihr Gemeinsamkeit zu, in sofern es auch hier nicht bloß bei dem rein Innerlichen bleiben kann, sondern irgend ein gewisses äußeres Band dazu gehört. Daher der Ursprung des gemeinsamen K. Die Verschiedenheit der einzelnen Kultusarten aber geht aus der Verschiedenheit der Erkenntnistufen, aus der Verschiedenheit der Geistes- und Herzenbildung hervor, indem die Religion, von den Einzelnen in verschiedenen Formen im Innern aufgenommen und bewahrt, auch nach außen hin diese Verschiedenheit an den Tag legt; und so unterscheidet man in Hinsicht auf die Natur der verehrten Götter zunächst den K. der sichtbaren Natur, den des Bildes und den des Geistes. Vgl. Religion. Die Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen bildet allerdings den Hauptgrund für die Verschiedenheit der Kultusarten, indessen auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen, in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleißes und selbst zufällige Umstände üben hierbei oftmals einen großen Einfluß aus. Auf der untersten Stufe steht der K., der sich nur auf äußere Objekte, die als Ursachen des Wohls oder Wehes angesehen werden, bezieht und diesem Fetischdienst liegt nur ein Begehren oder Verabscheuen, Furcht oder Hoffnung zum Grunde, ohne auf die Eitlichkeit einzuwirken. Der K. ist hier die einzige Aeußerung des religiösen Lebens, so wie auch auf der höhern Stufe des Heidenthums, wenn man nicht etwa hier, wo die Götter, obwohl mancherlei menschlichen Schwächen und Leidenschaften unterworfen, doch auch wieder mit moralischen Eigenschaften bekleidet und in gewisser Beziehung als Ideale des Menschen gedacht wurden und das Götterthum ein erhöhtes Menschenthum war, dem moralischen Einfluß, der doch hin und wieder auf die Verehrer ausgeübt wurde, einiges Gewicht beilegen will. Diese Art des K. bestand und besteht noch jetzt hauptsächlich in Opfern, Dationen, Lustrationen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meistens als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen und ist daher mit dem Bilderdienste verbunden. Opfer, Reinigungen, Gelübde, Fasten

heit und somit auch das Verhältniß zur Gerechtigkeit mehr dunkel geahnt und gefühlt als klar erkannt wird, wird nur symbolische Darstellung möglich seyn. Und wenn das wahrhaft Schöne dem Sittlichen und Religiösen verwandt ist, so kann und soll auch der K., in dem das religiöse Leben sich äußert, den Forderungen der Schönheit genügen, er kann und soll ästhetisch seyn. Für den Protestantismus ist es deshalb Norm, nicht durch Aneignung des ihm unangemessenen katholischen Rituals, dessen Keime jedoch auch seiner Vorzeit angehören, sondern aus seinem Innern heraus seinen K. zu entwickeln, dessen feststehende Höhepunkte die Sakramente sind. Vgl. K. Meier, Ueber das Verhältniß der Kunst zum K., ein Wort an alle gebildeten Verehrer der Religion und der Kunst, Zürich 1837; — Ullmann, Der K. des Genies, Hamburg 1840; — Ueber die Kunst des Mittelalters vgl. Gasse's, Kirchengeschichte, 5. Auflage, S. 297 ff.; — Ueber die Kunst in der protestantischen Kirche, S. 421 ff. und Ueber die neuesten Künstler, die sich um die Kunst im K. verdient gemacht haben, S. 589 ff. — Außerdem sind zu erwähnen: Augusti, Denkwürdigkeiten, 4. Bd.; — Wetzer, Die Lehre vom christl. K., Berlin 1839; — Ehrenfeuchter, Theorie des christl. K., Hamburg und Gotha 1840.

Kultusministerium, die nicht selten mit dem Ministerium des Innern vereinigte, zur Beaufsichtigung, Leitung und Förderung aller geistigen Kulturmittel in einem Lande bestellte oberste Behörde. Zu diesen Kulturmitteln rechnet der christliche Staat nicht allein das christliche Kirchenwesen, das er als eine für fortbauende Belehrung und Erziehung nöthige Anstalt betrachtet, sondern überhaupt alle Einrichtungen für Erziehung und Unterricht, von den Volksschulen, Bewahranstalten, Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien, bis hinauf zu den Universitäten. Dem K. liegt es daher auch ob, die zur Erhaltung und Förderung aller dieser Anstalten nöthigen materiellen Mittel zu beschaffen, indem es die Grundidee festhält, daß alles Materielle dem Geistigen untergeordnet und aller geistigen Kräfte Anwendung durch die materiellen Mittel immer mehr möglich gemacht werde. In dieser Beziehung hat denn auch die Vereinigung der Kultusministerien mit den Ministerien des Innern ihren großen Vortheil, weil alsdann die ganze Ordnung der Staatsgesellschaftlichen Verhältnisse in einem einzigen Hauptaufseher sich concentrirt. Doch möchte diese Vereinigung wohl nur da gerechtfertigt seyn, wo nicht der Umfang der Geschäfte ein gar zu großer ist, weil die Pflege der gesammten Geisteskultur und der dafür nöthigen mancherlei Anstalten, bei denen so viel auf Personenkenntniß ankommt, eine nicht durch vieles bloß Materielle zerstreute Geistesrichtung erfordert.

Kulum, asiat. See, Mongolei, Land der Kalkha, an der Ostgrenze, durch welchen der Amur unter den Namen Kerulun und Argun fließt.

Kulhaput, asiat. Ort, Afghanistan, Sedschestan, südlich von Dushak.

Kulys, siebenbürg. Ort, Kotelburg, an der Marosch.

Kuly-Thee (angew. Bot.), s. Thea chinensis Sims.

Kum (Geogr.), 1) asiat. Stadt, Persien, Prov. Irak Abdchemi, südlich von Teheran, ein heiliger und sehr angesehener Wallfahrtsort, mit einer alten Moschee mit dem heiligen Grabe der Fatima, Tochter des Iman Alija und den Grabmälern der 3 letzten Könige, so wie mit großen Schätzen, Sig eines mohammedanischen Oberpriesters; Fabriken in irdenen (blauen) Gefäßen und Säbelklingen; 15,000 (früher über 100,000) Einw. Hier treffen die beiden Straßen von Tauris und Teheran zusammen und führt eine weiter nach Kaschan. — 2) (El-K.), asiat.-türk. Dorf, Syrien, nordöstlich von Damask, auf der Straße von Aleppo nach Basra; Mineralbäder; — 3) K. = Adrigeb, afrik. Flecken, Mittel-Aegypten, nordöstlich von Beni-Suyf, links am Nil; — 4) K. = Burgaz, europ.-türk. Dorf, Rumelien, am Marmara-See, westlich von Konstantinopel; — 5) K. = Kaleffi, asiat.-türk. Flecken mit Schloß (erbaut von Mohammed IV. 1659), Anatolien, Sandschal Bigha, am Simois und an der Straße der Dardanellen, gegenüber dem Schloß Sed-Bahr-Kaleffi in Europa; Vorstadt mit 2000 Einw.; — 6) K. = Schah, pers. Stadt, Prov. Farsistan, südöstlich von Isfahan; Baumwollenweberei und Baumwollenfärberei (Kadeles-Kattune); 4000 Einw.

Kuma (Geogr.), 1) asiat.-russ. Fluß, Kaspien, entspringt am Nordabhange des Kaukasus, am Elbrus, aus 2 Quellenflüssen (Gumysch u. Gum), fließt nordöstlich, nimmt den Karamyl, Buiwala, Dongusla, Podkumaic. auf und mündet nach einem Laufe von 62 (nach Andern 72 oder 86) Meilen mehrarmig in das kaspische Meer, versiegt aber bei trockenem Wetter, ohne das kaspische Meer zu erreichen. — 2) Fluß in Tibet, entspringt an einem Zweige des Belurtagh, fließt durch Kasseristan nach Afghanistan und mündet in den Kabul.

Kuma (Biogr.), s. Kumas.

Kumach, asiat.-türk. Stadt, Armenien, Pashalik Erzerum.

Kumade, asiat. Stadt, Japan, Insel Nippon, nordöstlich von Moko.

Kumäos (Myth.), s. Apollon.

Kumaitchen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; Normalinstitut für Schullehrer, zu Ehren der Königin Louise Karalene (litthauisch s. v. a. Königin) genannt.

Kumamoto, asiat. Stadt, Japan, Insel Kiu-Siou, östlich von Nagasaki.

Kuman, Milbe, s. Dentella.

Kumana (a. Geogr.), Schloß im Kaukasus, s. v. a. Eumania.

Kumanchen (Comanches), Volk, s. v. a. Teton.

Kumani, griech. Ort, Morea, an einem Nebenflusse des Peneus.

Kumanien (Kunſag), ungar. Landschaft, die unmittelbar unter dem Palatin ſtand, der ſie durch einen Kapitän verwalten ließ, liegt dieſſeits der Donau, im peſther Komitate, und ſteht daher auch unter der politiſchen Gerichtsbarkeit dieſes Komitats, mit einem Flächenraum von 68½ □ M. und mit etwa 108,000 Einw.; theilt ſich in Groß- und Klein-K. (ſ. d.). Wap- pen: Ein gekrönter ſchreitender Löwe in Blau, oben ein Stern, unten ein Halbmond. Die Ku- manen ſind ſtammverwandt mit den Tataren, reden magyarisch, haben beſondere Freiheiten, ſtehen unter dem Palatin (Comes oder Judex Cumanorum), haben einen Vicegeſpann und Stuhlrichter zu Voraefetzten und das Recht, die Fahne von K. bei der Königskrönung in Ungarn vortragen zu dürfen. — Geſchichtliches. Ur- ſprünglich ſollen die Kumanen an der Kuma in Kaukaſien wohnhaft gewefen und zu den Uzen gehört haben. Ein Theil von ihnen zog ſich nach der Bulgarei und kam ſeit dem 12. Jahrhundert mit den Ruſſen, die ſie Polovzer nannten, in häufige Kriege; ſie wurden von dieſen beſiegt, machten nun Einfälle in das by- zantinische Reich und wurden hierauf 1185 und 1186 von den Ruſſen gänzlich gedemüthigt. Im 11. Jahrhundert machten die moldauischen Kumanen unglückliche Einfälle in Ungarn. Sie wurden, mit dem vertriebenen König Sa- lomo von Ungarn verbunden, vom König Ladis- lav geſchlagen, zur Unterwerfung und zur An- nahme des Chriſtenthums gezwungen (1091), und ein großer Theil wurde in das Land zwiſchen Donau und Theiß (Klein-K.) verſetzt. Von da waren die Kumanen in ſtetem Kampf mit den Byzantinern und den Ruſſen. Im Jahre 1222 von den Tataren Dſchingis-Khans beſiegt, flohen die weſtlichen Kumanen nach der Bulga- rei, und ein Theil, deſſen Fürſt Boriz es war, nahm im Jahre 1227 das Chriſtenthum an. Der Oberkönig, Khan Kut han, ſchlug die Tataren zweimal zurück, wurde aber von Batu Khan 1235 beſiegt und mußte nach Ungarn fliehen, wo er ſich ebenfalls mit den Seinigen taufen ließ und die Edeln Landſtriche angewieſen be- kamen. Batu Khan nahm nun das Reich Ku- thans ein, das ſich von der Donau bis zum Taiſ und bis in die Steppe der Eluten erſtreckte, und wovon die Moldau Klein- od. Schwarz- K., das Land jenseits der Driffa Groß- oder Weiß-K. hieß. Kut han wurde von den Un- garn, welche in den Tataren Kumanen erblick- ten und Kut han für treulos hielten, zu Oſen er- mordet. Deſhalb ſchlügen ſich viele Kumanen zu den Tataren und zogen mit ihnen fort. König Bela gewann die Zurückgebliebenen durch Be- gnadigungen, ließ ſich für ihren König erklären, vermählte ſeinen Sohn mit einer Verwandten Kut hans, wies ihnen das Land zwiſchen Theiß und Donau zum Wohnſitz an und gab ihnen den Reichspfalzgrafen zum Oberrichter. Dagegen übergab er die Kumanen in der Walachei und Moldau 1247 den Johannitern, aber 1262 nebst Siebenbürgen ſeinem Sohn Stephan, mit dem Titel eines Herzogs von Transſylvanien

und Herrn der Kumanen. Aber dieſer Theil der Kumanen war roh und heidniſch ge- blieben und wurde erſt in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Gewalt zum Chriſtenthum und zur Annahme ungarischer Sitten gebracht. Seitdem ſtarben die Kumanen in der Moldau aus. Allmählig verſchwand ihr Name auch in den übrigen Ländern.

Kumanilid (Kumylchlorid), $C_{10}H_{11}O_2 + Cl$, worin 1 Aeq. HCl durch Anilin erſetzt iſt — entſpricht ganz dem Cinnanilid und be- ſteht aus $C_{12}H_{17}NO_2$.

Kumanische Steppe, aſiat.-ruſſ. Steppe, Kaukaſien, an der Kuma, von der Quelle derſelben bis zum kaſpiſchen Meere, vielleicht früher Meeresgrund, mit ſalzigem Waſſer, faſt gar keinem Wilde, an den Flüssen fruchtbar. Hier die Ruinen der Stadt Madſchar, ange- ſichtlich der alten Hauptſtadt der Ungarn, vielleicht nur alter türk. Begräbnißplatz. Pallas hat von den Ueberreſten Madſchars eine Abbildung gegeben, aber die Gebäude, welche er ſah, ſind nach ſeiner Zeit abgebrochen und zu andern Bauten verwendet worden.

Kumano, aſiat. Stadt, Japan, Inſel Ni- pon, nordweſtlich von Meaco.

Kumanowa, europ. = türk. Stadt, Macedo- nien, Sandschal Uſkul, an einem Nebenflusse des Vardar; ſtark beſuchte Meſſen; 10,000 Ew.

Kumaon, Diſtrikt in der vorderindischen Provinz Gurwal.

Kumar (ind. Myth.), Sohn des Surya, ſ. Sangaia.

Kumara (ind. Myth.), Beiname des Kar- tikya.

Kumara (Bot.), nach Medicus, Pflanzengattung. Art: K. disticha Med., ſ. v. a. Aloë plicatilis Mill.

Kumarowa, europ.=türk. Flecken, Bulgari- en, nördlich von Karlnabad.

Kumarsäure (Chem.), ſ. Koumarin- ſäure.

Kumaß (Kuma), Konſtantin Michael, neugriech. Philoſoph, im J. 1777 zu Pariffa in Theſſalien geboren, war ein Schüler des Veſa- ros in Turnave und ertheilte ſpäter ſelbſt in ei- nigen Schulen ſeines Vaterlandes Unterricht. Mit einer genauen Kenntniß des Altgriechiſchen ausgerüſtet, ging er 1804 nach Wien, wo er Philoſophie, Geſchichte, mathematiſche Wiſſen- ſchaften und Sprachen ſtudirte und ſich daneben auch mit Ueberſetzen verſchiedenartiger Werke ins Alt- und Neugriechiſche beſchäftigte. Hier- durch bekannt geworden, erhielt er 1809 einen Ruf nach Smyrna an das dortige Gymnaſium; er lehrte daſelbſt Mathematik, Phyſik, Geogra- phie und Ethik. In den Jahren 1814 und 1815 finden wir ihn als Scholarch an der hohen Schule in Kurutſchesme in Konſtantinopel, wo er Mathematik und Philoſophie vortrug und die altgriechiſchen Schriftſteller erklärte. In Folge der Intriguen der Gegner des Gymnaſiums gab er jedoch ſchon im Auguſt 1815 die Stelle wieder auf und kehrte zum Gymnaſium in Smyrna zu- rück. Nach 2 Jahren ging er zum zweiten Mal nach Wien und beſchäftigte ſich hier beſonders mit Philoſophie, Ueberſetzungen und Beiträgen



Unterwirft man ein inniges Gemenge von 1 Thl. krystallisirter Kumin säure und 2 Thle. Aegbaryt der trocknen Destillation, so erhält man in der Vorlage eine völlig farblose Flüssigkeit; als Rückstand bleibt, ohne Schwärzung, kohlen-saurer Baryt, gemengt mit überschüssigem Aegbaryt. Zu einer Operation nimmt man am besten 6 Grm. Kumin säure. Das K. ist farblos, von angenehmem, dem Benzin ähnlichem Geruch; es bricht das Licht stark, ist ohne Zerlegung destillirbar und siedet konstant bei 144°. Es ist unlöslich in Wasser, leicht löslich dagegen in Alkohol, Aether, Holzgeist und ätherischen Oelen. Durch Kali wird es nicht zerlegt, Salpetersäure bildet damit beim Erhitzen ein Del, welches schwerer als Wasser ist; bei längerem Sieden mit ganz concentrirter Salpetersäure erhält man eine eigenthümliche, krystallinische Säure, die sich leicht in Aegkali löst und daraus durch stärkere Säuren wieder fällbar ist. Mit rauchender Schwefelsäure bildet das K. die Kumin schwefelsäure. Die Bildung des K. aus der Kumin säure entspricht ganz der des Benzols aus der Benzoesäure. Aus 1 At. Kumin säurehydrat treten bei Einwirkung des Baryts die Elemente von 2 At. Kohlensäure aus: $C_{10}H_{24}O_4 \cdot C_{10}H_{24} + C_2O_2$.

Rumenier (Rumenische Partei), s. v. a. Cumyn.

Kumenschwefelsäure (Chem.), von Gerhardt und Cahours entdeckt. Formel der Säure in dem Barytsalz: $C_{10}H_{24}O_5S_2$. Die K. entsteht, wenn man 1 Thl. Rumen mit 2 Thln. rauchender Schwefelsäure so lange in Berührung läßt, bis eine vollständige Auflösung erfolgt ist. Die dunkelbraune Auflösung wird mit dem vierfachen Vol. Wasser vermischt, wo sie farblos wird, und in gelinder Wärme mit kohlensaurem Baryt gesättigt, filtrirt und verdampft. Es bilden sich schöne, perlmutterglänzende Blättchen von kumenschwefelsaurem Baryt, $C_{10}H_{24}O_5S_2BaO$. Die kumenschwefelsauren Salze sind alle in Wasser löslich; eine Auflösung von kumenschwefelsaurem Baryt wird durch Chlorkalcium, essigsaures Bleioxyd, Quecksilber- und Kupferchlorid nicht gefällt. Bei der Bildung der K. treten von 2 At. Schwefelsäure und 1 At. Rumen die Elemente von 1 At. Wasser aus: $C_{10}H_{24} + S_2O_2 = C_{10}H_{22}O_2S_2 + H_2O$. Das Rumen und die K. haben gleiche Zusammensetzung mit dem von Pelletier und Walter in den Destillationsprodukten der Parze entdeckten Retinyl und der daraus entstehenden Retinylschwefelsäure.

Rumerow, sonst s. v. a. Schwerinsburg.

Kumi (Geogr.), 1) griech. Bucht, an der Ostküste der Insel Negroponte, südlich vom Kap Kili, 38° 36' 31" nördl. Br. u. 21° 53' 14" östl. L.; — 2) die westlichste der chinesischen Madagascosemah-Inseln, der Ost. von Formosa gegenüber, 24° 27" nördl. Br. u. 140° 32' 36" östl. L.

Rumian (St. Cumianus), schottischer Bischof, der im 75. Jahre die Heimath verließ, um sich in das Kloster des h. Columban zu Bobbio zurückzuziehen. Hier † er 95 Jahr alt. Tag: 9. Juni.

Rumidin (Chem.), künstliche organische Base, von Nicholson entdeckt, wird aus dem Rumen erhalten. Es ist eine blaßgelbe, stark lichtbrechende Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruche und brennendem Geschmacke, hat ein specif. Gewicht von 0,9526, erstarrt in einer Frostmischung zu vierseitigen Tafeln, löst sich etwas in Wasser, sehr leicht in Alkohol, Aether, Holzgeist, Schwefelkohlenstoff, fetten Oelen, siedet bei 225°, reagirt nicht auf Kalkuma und geröthetes Lackmus, färbt Fichtenholz gelb, bildet mit Basen leicht krystallisirbare, sauer reagirende Salze und besteht aus: $C_{10}H_{13}N$.

Rumisko, preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; Wassermühle; 300 Einw.

Ruminamid (Chem.), kuminsaures Ammoniumoxyd — $2H_2O$, entsteht nach Dumas, Leblanc und Malaguti durch Einwirkung des Ammoniak auf Rumenäther, nach Cahours aus Kumylchlorid auf dieselbe Weise. Nach Field erhält man es auch durch vorsichtiges Erhitzen des kuminsauren Ammoniak als Rückstand; ferner durch Behandeln des Kuminonitryls mit geistiger Kalilösung. Es krystallisirt in dem Benzamid ähnlichen farblosen Tafeln oder Nadeln, löst sich nicht in kaltem Wasser und Ammoniak, dagegen in heißem Wasser, leicht in Alkohol und Aether, widersteht der Einwirkung von Säuren und Alkalien sehr hartnäckig. Erst durch längeres Kochen wird es in das Ammoniaksalz zurückgeführt. Zusammensetzung: $NH_2 + C_{20}H_{11}O_2$.

Ruminol (Kumylwasserstoff, Chem.), sauerstoffhaltiger Bestandtheil des Römisch-Kümmelöls (von Cuminum Cyminum). Formel: $C_{20}H_{22}O_2 = CmH_2$. Zusammensetzung (Gerhardt und Cahours)

	in 100 Thln.		
20 At. Kohlenstoff . .	1517,1	. .	81,26
24 = Wasserstoff . .	150,0	. .	8,03
2 = Sauerstoff . .	200,0	. .	10,71
1 At. Ruminol . .	= 1867,1 . . 100,00		

Das K. ist in dem Römisch-Kümmelöl neben Eymen enthalten und wird davon durch Destillation in einem Delbade bei 200° getrennt. Das bei 165° siedende Eymen geht, nebst viel K., in die Vorlage über; der Rückstand besteht, bei vorsichtig geleiteter Destillation, nur aus K. Es wird zur weiteren Reinigung rasch in einem Strom von kohlensaurem Gas noch einmal destillirt und in einer gut verschließbaren Flasche aufbewahrt. Das K. ist eine farblose oder schwach gelblich gefärbte Flüssigkeit von starkem, hastendem Geruch nach Römisch-Kümmelöl und scharfem brennenden Geschmack. Es siedet bei 220°C; sein specif. Gewicht im Dampfzustande ist = 5,094; gefunden wurde 5,24. Bei Luftabschluß läßt es sich unverändert destilliren, wird es aber längere Zeit bei Luftzutritt im Sieden erhalten, so entsteht, neben einem harzartigen Körper, Kumin säure. Diese Bildung von Kumin säure geht schon bei gewöhnlicher Temperatur, namentlich bei Gegenwart von Wasser, vor sich, rascher aber noch, wenn gleichzeitig eine



Kohlensauren Alkalien. Mit Metalloryden bildet sie gut charakterisirte Salze, die sich direkt oder durch doppelte Zersetzung darstellen lassen. Sie sind von Gerhard und Cahours untersucht worden.

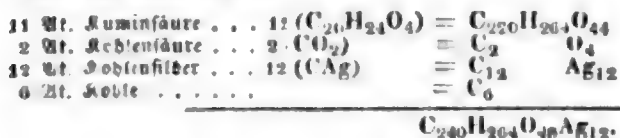
Kuminsäures Aethyloxyd, Kuminsäureäther, $C_{20}H_{22}O_3$, $C_4H_{10}O = CmO, AeO$. — Man erhält ihn durch Sättigen einer alkoholischen Auflösung von Kuminsäure mit salzsaurem Gas und nachheriges Erhitzen der Flüssigkeit im Wasserbade, zur Verjagung des Chlornasserstoffäthers und des überschüssigen Alkohols. Der Rückstand wird destillirt und nach dem Waschen mit kohlensaurem Natron über Aethyloxyd rectificirt. — Farblose Flüssigkeit, leichter als Wasser, von angenehmem Geruch nach Aepfeln, siedet bei 240° und wird beim Erhitzen mit Kalilauge in Kuminsäure und Alkohol zerlegt. Der Kuminsäureäther besißt dieselbe Verdichtungsweise wie der Benzoeäther; sein spec. Gewicht in Dampfform ist 6,583 (gefunden 6,65); sein Brechungsvermögen ist 1,504, das des Benzoeäthers ist 1,511.

Kuminsäures Ammoniak. Durch Sättigen von Ammoniak mit Kuminsäure erhält man lose, an der Luft, unter Verlust von Ammoniak matt werdende Häufchen. Eine verdünnte Auflösung von kuminsäurem Ammoniak gibt mit Kalk- und Barytwasser keinen Niederschlag, eben so wenig mit Chlorbarium und Chlorkalcium. Eisenoxydsalze werden davon braungelb, Kupferoxydsalze hellblau gefällt.

Kuminsäurer Baryt, CmO, BaO . — Durch Zersetzung von kohlensaurem Baryt mit einer Auflösung von Kuminsäure. Glänzend weiße, perlmutterglänzende, das Licht lebhaft reflektirende Blättchen, von bitterem Geschmack. Löst sich leicht in Alkohol und Aether.

Kuminsäures Kali, ist zerfließlich, nicht in regelmäßigen Krystallen darstellbar.

Kuminsäures Silberoxyd, CmO, AgO . Durch Fällung von salpetersaurem Silberoxyd mit kuminsäurem Ammoniak erhält man einen weißen, käsigen Niederschlag, der am Licht schnell schwarz wird. Untermischt man kuminsäures Silberoxyd der trockenen Destillation, so zerlegt es sich in Kuminsäure, Kohlensäure, Kohlen Silber und Kohle. Aller Wasserstoff des Silbersalzes ist in der entweichenden Kuminsäure vorhanden. Hiernach zerfallen sich 12 Atome kuminsäures Silberoxyd, $12(C_{20}H_{22}O_3, AgO) = C_{240}H_{264}O_{36}Ag_{12}$ in



Bei raschem Erhitzen des Silbersalzes erhält man, in Folge einer weitem Zersetzung der Kuminsäure, Kumen und etwas mehr Kohlensäure. Das aus gleichen Atomen seiner Bestandtheile zusammengesetzte Kohlen Silber, welches dabei entsteht, enthält nach den Analysen von Gerhard und Cahours 5,59—5,52 Kohlenstoff und 94,41—94,43 Silber.

Kumiß, Kumyß, das bei den Kirgisen und andern Nomaden beliebte Getränk, eine in Gährung übergegangene Stuten-, Kameel- oder Ziegenmilch. Nicht jede gegohrene Stutenmilch ist K., da bei demselben keine Uebersäuerung Statt finden darf. Bereitung. Die frisch gemolkene Milch in einen durchdräucherten Sad oder Schlauch aus der abgezogenen Schenkelhaut von Pferden gegessen und mittelst eines langen Quirls, der beständig im Schlauche steckt, gepreßt und gestoßen, wodurch ein starker Schaum hervorgebracht wird. Man hält dadurch die Gährung auf und bringt zugleich viel atmosphärische Luft unter die Flüssigkeit. Es ist Sitte, daß jeder Besucher, der in das Filzzelt tritt, gleichsam zur Bewillkommung, nach dem Quirl des Schlauches greift, der rechts vom Eingange steht, und ihn auf- und niederbewegt. Täglich wird in den Schlauch die frische Milch zugegossen, die in einigen Stunden säuert, zumal der K. immer nur im Sommer bereitet wird. Die Stutenmilch scheint nach ihren Bestandtheilen der Menschenmilch sehr nahe zu stehen, sie enthält viel Zucker, aber wenig Käsestoff und Futtertheile. Von dem Käsestoff zeigt sich fast gar nichts, da die Milch selbst nach der Säuerung nicht dicker wird. Sobald die weinige Gährung anfängt, ist das Getränk fertig, das dann oft meilenweit in die Städte zu Märkte gebracht oder auch auf Reisen mitgenommen wird. Der K. ist je nach der Bereitung und anderen Umständen verschieden, schmeckt bald einfach sauer, oft sogar etwas ranzig, ist aber zuweilen sehr süß und stark schäumend. Der ächte K. muß nur stark säuerlich, etwas süßlich, dabei reizend seyn und auf der Zunge prickeln. Vor und nach dem Genuße hat der K. einen nicht Jedermann angenehmen Geruch und Beigeschmack, was zum Theil von dem geräucherten Schlauche herrührt; doch gewöhnt man sich sehr leicht daran, zumal wenn man ihn zum ersten Male gleich in bedeutender Menge und bei heftigem Durste trinkt. Nach einer starken Bewegung ist er sehr angenehm und labend, und hat man einmal das anfangs Widerwärtige des eigen thümlichen Geruchs und Geschmacks überwunden, so wird man ihn nicht leicht für ein anderes Getränk hingeben. Er beschwichtigt sogar den Hunger, ohne sättigend zu seyn, da er die Eßlust nicht nimmt. Man kann einige Zeit recht gut ohne Speise mit ihm auskommen, wohl aber auch eben so viel nebenbei essen, als sonst. Auch hat er die besondere Eigenschaft, daß er nie überfüllt, und so viel man auch davon trinken mag, so fühlt man sich doch immer leicht und wohl. Die berausende Eigenschaft des K. ist nach der Bereitung verschieden. Je weniger sauer das Getränk ist, je mehr es schäumt, desto mehr ist die Weingährung bereits vorgeschritten; doch ist diese berausende Eigenschaft nur gering und die Wirkung geht schnell vorüber. Diejenigen, die das Getränk als stark berausend beschreiben, verwechseln es wahrscheinlich mit dem aus K. und anderen Beimischungen von den Kalmücken bereiteten Branntwein. Selbst Kranken und Kindern ist das Getränk nicht nachtheilig. Der Nomade könnte unter den ihm



Prov. Sachsen) den 3. Januar 1786, kam 1802 auf die Landesschule zu Grimma, studirte darauf von 1806 an zu Leipzig unter sehr kümmerlichen Umständen (sein Vater, ein Regimentschirurg, starb in demselben Jahre) Medicin und übernahm dann die Erziehung zweier Söhne einer angesehenen französischen Familie in Paris. Von früher Jugend an hatte er für Alles, was in der Natur sich ereignete, ein aufmerksames Auge gehabt und auf der Schule wie auf der Universität seine naturgeschichtlichen Beobachtungen fortgesetzt. Alle Freistunden, die ihm seine Stellung in Paris gewährte, verwendete er nun mit beispielloser Ausdauer der Botanik, den morgenländischen Sprachen und der Mathematik. Zugleich übte er sich eifrig im Zeichnen und versuchte mit Glück die Radirnadel, z. B. in der Nachbildung mikroskopischer Thiere. Den lang gehegten Wunsch, als Naturforscher eine Reise in das Innere von Afrika zu unternehmen, machte er jetzt zu seinem Lebensplane. Zu dem Ende schloß er oft ohne weitere Bedeckung in Herbstnächten auf den Boulevards, machte in der größten Hitze lange Fußreisen, in einen Pelz gehüllt, und lebte Monate lang von Nichts als rohen Wurzeln. So trefflich vorbereitet, schloß er sich 1814, als nach dem Frieden von Paris der französischen Regierung von der englischen die Besitzungen am Senegal zurückgegeben werden sollten, dieser Expedition an. Das Fahrzeug scheiterte beim Kap d'Arguin; K. wurde gerettet und fand in der Schaluppe des zum Gouverneur am Senegalernannten Schmalz freundliche Aufnahme. Bald aber gebrach es den wenigen Geretteten an Trinkwasser. Niemand wollte sich an die Küste wagen. Als darauf K. die Expedition entschlossenen Muthes ausführte, fiel er dem gefürchteten Stamme der Trarsaemauren in die Hände. Ihrer Sprache kundig, ließ man ihn am Leben, plünderte ihn jedoch rein aus und beraubte ihn aller seiner Kleidungsstücke. Als Gefangener, aber menschlich behandelt, wußte er die Mauren in Hoffnung auf ein gutes Lösegeld zu bestimmen, daß sie ihn zur Mündung des Senegal transportirten, wo er durch Schmalz wirklich losgekauft wurde. Während letzterer auf eine neue Ausrüstung aus Frankreich wartete, langte unterdeß die große englische Expedition an, die zur Ostküste Afrika's vorzudringen beabsichtigte. Sofort sich derselben anschließend, gelangte K. mit ihr in das Innere von Afrika, † aber, ein Opfer des Klima's, 1817 in Kapuka bei Rakonda am gelben Fieber. — Sein älterer Bruder — 3) Karl Wilhelm hat sich als Erfinder einer neuen Methode, die Pflanzen zu pressen und gleichsam wie in ihrem Leben zu erhalten, bekannt gemacht. Auch verstand er äußerst zart gearbeitete Landschaften in Mesail von Bestandtheilen aus dem Pflanzenreiche zu bilden, und beschäftigte sich später in Berlin mit Modellirung geographischer Gegenstände aus einer von ihm erfundenen leichten und unzerbrechlichen Papiermasse. — 4) Friedrich August, Cellist und Kammermusikus zu Dresden, geb. 1797 zu Meiningen. Er komponirte Concerte, Variationen, Rondo's, Potpurri's etc. und Studien fürs Violoncell. — 5) Robert, Landschaftsmaler, 1810 zu Dresden geboren, das. ge-

bildet, bereiste Italien. Seine italienischen Ansichten sind mit Wärme gegeben, in ihrem eigenthümlichen Zauber; aber auch die deutsche Natur weiß er getreu wieder zu geben. Ein schönes Bild ist sein rauchender Aetna.

Kummer (Geogn.), am Harz, s. v. a. das rollige Gebirge zwischen der Dammerde und dem festen Gestein. Unterwärts heißt es auch Gerns, Knaß etc.

Kummerfeld, holstein. Dorf, Herrsch. Pinneberg, Landdrostei Pinneberg; 290 Einw.

Kummergurke (Bot.), nach Den, Pflanzengattung, s. v. a. *Melothria*.

Kummerklage (Rechtsw.), die Klage, in der gebeten wird, die Effekten des Schuldners mit Arrest zu belegen (zu verkümmern).

Kummern (Bot.), s. v. a. gemeine Gurke, *Cucumis sativa* L.

Kummernick (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Glogau; Vorwerk, Schloß, 2 Wassermühlen; 390 Einw.; — 2) (Nieder=K.), das.; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 200 Einw.; — 3) (Ober=K.), das.; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 300 Einw.

Kummerow (Geogr.), preuß. Orte: 1) Gut, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Demmin, am See gleichen Namens (ist $1\frac{1}{2}$ M. lang, $\frac{1}{2}$ M. breit und wird von der Peene durchflossen, gehört zur Hälfte zum Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin); Patrgr., Wassermühle; 350 Einw.; — 2) Pfarrdorf, das., Kr. Randow, an der Welse; Gut; 280 Einw.; — 3) Dorf, das., Kr. Regenwalde; Vorwerk, Ziegelei; 150 Einw.; — 4) das.; R.=B. Stralsund, Kr. Franzburg; 240 Einw.

Kummersberg (Kumerschog), österr.=steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Maled; 200 Einw.

Kummersdorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Beeskow-Storkow; Wassermühle; 130 E.; — 2) das.; Kr. Teltow; 200 Einw.; — 3) das.; 180 Einw.

Kummersee, österreich.=böhm. Landsee, Kr. Bunzlau (s. d.).

Kummerzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Schlawe; 140 Einw.

Kummet, s. v. a. Kummel.

Kummettschen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß- und Klein=K.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Goldap; 330 Einw.; — 2) das., Kr. Insterburg; 130 E.; — 3) das., Kr. Pilskalen; 100 Einw.

Kummln (schwed., Bot.), s. v. a. gemeiner Kummel, *Carum Carvi* L.

Kummin (Geogr.), preuß. Df., Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Kammin; 240 Ew.

Kummkarren, s. v. a. Schüttelkarren.

Kummro, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Guben; Wassermühle, 240 Einw.

Kummel, **Kummet**, ein von zwei krummen, unten etwas breiten, oben schmalern Stücken Holz, sogenannten Kummelhörnern, zusammengefügtes und vom Sattler mit ausgestopftem Lederpolster oder gepolsterter Leinwand ver-

seheues Geschirr, welches den Pferden über den Hals gelegt wird und woran sie ziehen. Man hat die K.e von leichter und schwerer Beschaffenheit, je nachdem sie für Luxus- oder Arbeitspferde bestimmt sind. Für letztere sind die Sietlenzeuge schon in sofern vorzuziehen, indem sie den Vorderkörper des Pferdes nicht auf so unsinnige Weise belasten. Da andererseits das K. zu beiden Seiten des Halses fest sich andrückt, so quetscht es, bei starkem Ziehen des Thieres, nicht nur die auf der Oberfläche der Schulterblätter liegenden Muskeln, sondern macht auch, wenigstens bei jungen Pferden, die weichen Theile, die den scharfkantigen Knochenfortsatz bedecken, der aus den Schulterblättern, ihrer ganzen Länge nach, hervorsteht, sehr schmerzhaft. Dann wird durch den heftigen Druck, welchen die Schulterblätter beim starken Anstrengen des Thieres durch das K. erleiden müssen, das Bewegen derselben fast gänzlich verhindert, und so dem Pferde das Fortbringen der Last äußerst erschwert, so wie nicht minder in Abrede gestellt werden kann, daß das Ziehen am K. das Zunehmen desjenigen sehr großen Uebels befördert, das unter den Benennungen Senkrücken, eingesattelt u. dgl. bekannt ist. Bei gut eingerichteten und gut gearbeiteten Sietlenzeugen ist der Brustriemen, auch das Blatt genannt, breit, und liegt fortwährend an dem ganzen Umfange der Brust des Thieres fest an; er berührt folglich weit mehr Fläche, als dies von den K.en geschehen kann, und, wegen des immer festen Anliegens an den weichen Theilen, können auch die aus dem Schwanke der K.e entstehenden Reibungen der weichen Theile und die dadurch verursachten Beschädigungen nicht Statt finden. Die jederzeit freie Halsbewegung der Pferde in den Sietlen erleichtert ihnen sehr das Abwehren der Insekten, auch ist die Fütterung der auf diese Weise geschirrten Wagenspferde unterwegs leichter, minder beschwerlich und sonder Gefahr. Endlich ist noch zu erwägen, daß das K. doch schlechterdings eine dem Umfange des Thierhalses angemessene Weite haben muß; ist die Stärke des Halses nun der Stärke des Kopfes nicht angemessen, so ist man gezwungen, das K. mit Gewalt über den Kopf hinwegzudrücken, wodurch dann alle weichen Theile des Oberkopfes, besonders aber die, welche die Augen umgeben, auf eine sehr nachtheilige Weise können beschädigt werden. Ein Gleiches ist der Fall in Betreff des Widerstands. Nicht genug, daß man eine stete Achtsamkeit auf das Verhältniß der K.-Weite zum zu- und abnehmenden Halsumfange wird haben müssen, verursacht auch die so häufig vorkommende Nothwendigkeit des Ausbesserns der K.e unausgesparten Kostenaufwand.

Kummumet, ostind. Festung, Delan, östl. von Hydrabad.

Kumo, russ. Kleden, Finnland, Gov. Abo, südöstl. von Björneborg, links am gleichnamigen Fluß, der aus dem See Kulovesi entsteht und in den baltischen Meerbusen mündet.

Kum Ombu, afrik. Ruinen, Aegypten, von der alten Stadt Ombos, am Nil.

Kumpe (Tuchm.), ein hölzerner runder Trog, in welchem das Tuch gewalkt wird.

Kumpellen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St. = Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 110 Einw.

Kumpf (oder Kumpt, Maschinenw.), kleines gezahntes, aus dem Ganzen gearbeitetes Rad.

Kumpf (Blogr.), Heinrich, auch Kuß (d. i. Henricus) K., aus Hessen, verfertigte mit Christoph Horn von Dinkelsbühl unter Rudolf IV. (1356–1365) für die wiener Stephanskirche verschiedene Zierarbeiten und wahrscheinlich auch die Statue Rudolfs in der ersten Eingangshalle rechts.

Kumpfmühl, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Polizeibez. Regensburg; Mühle; 210 Einw.

Kumpulung, Stadt, s. v. a. Kimpolung.

Kumpulufan, europ. = türk. Ort, große Balachei, Dumbowiza, südl. von Tirgovist.

Kumri Hindi (ind. Myth.), Taube, die ein indischer König dem Sultan Mahmud schenkte. Den Augen derselben sollen angeblich, wenn sie Gift erblickte, Thränen entfallen seyn, die sich alsogleich versteinerten und das Gift einsogen.

Kumrowitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Kritschau; 2 Mühlen; 110 Einw.

Kumrud, pers. Kleden, Prov. Irak Adschemi, an der Ostseite des Karaghaz-Gebirges.

Kumshüh, königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausitz, Edgr. Baugen; über 100 Einw.

Kumskraut, auch Kombokraut, zu welchem Art. wir hier diesen Zusatz geben. Das K. ist ein Sauerkraut, welches nicht eingehobelt, sondern in ganzen, halben oder geviertelten Krauthäuptern eingelegt wird. Man nimmt dazu kleine, aber doch feste Häupter, reinigt sie von verdorbenen und schmutzigen Blättern, halbt oder viertelt sie, wäscht sie und läßt sie in siedendem Wasser etwas aufwallen. Dann trocknet man sie etwas, legt sie in ein Gefäß schichtweise dicht neben einander, streut Salz, Dill und Kümmel dazwischen, bedeckt die oberste Schicht mit Krautblättern, übergießt sie endlich mit einer Salzsohle und beschwert den aufgelegten Deckel mit Steinen. Oder: man viertelt die Krauthäupter, brüht sie, nachdem man die Strünke herausgeschnitten hat, mit heißem Wasser ab, legt sie in ein Fäßchen und spundet dieses zu. Dann vermischt man halb Wasser und halb Wein mit einander, löst darin etwas Salz und Sauerreig auf und füllt dies durch das Zapfenloch über das Kraut. Dann setzt man das Fäßchen in den Keller und wendet es täglich um. Oder (nach russischer Methode): man wirft die Krauthäupter ganz in einen Backofen, nachdem das Brod herausgezogen ist, wo sie anfangen zu backen, wirft sie, wenn man merkt, daß sie weich zu werden anfangen, ohne den geringsten weichtern Zusatz in ein großes Faß und legt einen gehörig beschwerten Deckel auf. Nach einigen Wochen soll das Kraut sehr sauer u. schmackhaft seyn. In Rußland wird es ungekocht gegessen. Oder: man legt in Viertel geschnittene Krauthäupter frisch zwischen das gehobelte Sauerkraut ein,





Nothus, bemüht, seinen Bruder Artaxerxes Mnemon von der Thronfolge auszuschließen u. ihm nur die Satrapie Niederasien zu überlassen. Artaxerxes, von diesen Anschlägen seines Bruders unterrichtet, trachtete dem Cyrus nach dem Leben; dieser rüstete sich mit Waffengewalt, dasselbe zu schenken. Mit einem Heere von 100,000 Morgenländern, 16,800 Griechen (darunter 14,400 Schwerbewaffnete) und 20 Sichelwagen zog Cyrus durch Kleinasien bis über den Euphrat, um seinem Bruder die Spitze zu bieten, der, umgeben von seiner 6000 Mann starken Leibwache, mit 900,000 Mann und 150 Sichelwagen ihm langsam entgegenrückte. Lange hatte der König gezögert und sogar den Feind über einen tiefen Vertheidigungsgraben, der vom Euphrat bis an die medische Grenzfestung lief, vorgehen lassen. Viele in Cyrus' Heer fingen schon an zu glauben, er vermeide das Treffen; man begann, ohne Ordnung und nachlässig, den Marsch fortzusetzen. Da kam eines Tages die Kunde von der Annäherung eines ungeheuren persischen Heeres. Sogleich befahl Cyrus, in möglichster Eile die Schlachtordnung herzustellen. Sein rechter Flügel lehnte sich an den Euphrat und bestand aus dem griechischen Corps des Clearchus Proxenus und Maron, aus 1000 paphlagonischen Reitern und dem leichten griechischen Fußvolk. Seinen linken Flügel bildeten die Morgenländer unter Ariäus. Cyrus selbst nahm nach der orientalischen Sitte mit seiner 600 Mann starken, mit Panzern, Harnischen und Helmen versehenen Leibwache zu Pferde seinen Platz in der Mitte zwischen den Flügeln. Die Schlachtlinie des Königs von Persien ragte mit dem rechten Flügel weit über des Cyrus Heer hinaus, mit dem linken stand sie am Euphrat. Weil nun die Mitte des persischen Heeres, wo sich auch Artaxerxes befand, gerade auf den linken Flügel von Cyrus Armee traf, so veranlaßte Cyrus den Clearchus, mit seinen Griechen sich hierher zu begeben, um auf die Leibwache des Königs selbst einzudringen, wohl wissend, daß diese dem geregelten Angriffe der Griechen nicht widerstehen und daß dann, wenn der König fliehe, die ganze Schlacht gewonnen seyn würde. Clearchus aber fürchtete umgangen zu werden und weigerte sich, seine geschützte Stellung am Flusse zu verlassen. Noch hatten die beiden Heere sich nicht auf Bogenschußweite genähert, als die Griechen laufend, aber geschlossen, mit Schlachtgesang und zusammenge schlagenen Schildern und Speisen gegen die persische Flügelreiterei anstürmten, die, den Angriff gar nicht abwartend, sogleich das Weite suchte. Auch die Führer der gefürchteten Sichelwagen, deren Erfolg hauptsächlich gegen die Griechen berechnet war, flohen, und die Griechen konnten ungehindert und ohne Verlust den weichen Feind verfolgen. Tissaphernes, der ihnen mit der leichten Reiterei in die Flanken gekommen war, als sie den Fluß verließen, vermochte nicht in die Phalanx einzudringen, ging deshalb in ihrem Rücken vor u. drang in ihr Lager. Cyrus, bisher unthätig, hielt den Augenblick, wo die feindliche Mitte durch die Flucht des linken Flügels in der Flanke entblößt war, für günstig, mit seinen 600 Reitern einen Angriff auf die

6000 Mann starke Leibwache seines Bruders zu versuchen. Mit Ungestüm warf er sich in den erstaunten Feind, tödtete mit eigener Hand den Anführer der Kadusier, eines tatarischen Stammes, Artagarses, und verwundete den König, dem er seinen Speiß durch den Harnisch in die Brust stieß. Als er aber frohlockend durch die fliehenden Feinde vordrang und im Gefechte seine Tiara ihm entfallen war, verwundete ihn ein Perser mit seinem Wurfspeiß am Schläfe, so daß man ihn bewußtlos hinweg bringen mußte. Nochmals in die Kniekehle verwundet, stürzte er mit dem Kopf an einen Stein und endete sein Leben. Artaxerxes, durch die Nachricht von seines Bruders Tode wieder ermuntert, schwenkte nun mit seinem rechten Flügel, der bisher noch keinen Feind vor sich gehabt hatte, links, warf den linken Flügel des Cyrus über den Haufen, drang bis in das feindliche Lager vor, vereinte sich hier mit Tissaphernes und ging nun in Schlachtordnung gegen den Rücken der Griechen, welche, unbekümmert um das Schicksal der Mitte und des linken Flügels, ihren Sieg verfolgt hatten. Sobald sie den Feind in ihrem Rückengewahrten, machten sie Kehrt, zogen ihren nunmehrigen rechten Flügel etwas zurück und lehnten sich mit dem Rücken an den Euphrat. Von hier aus gingen sie, den Angriff des Artaxerxes nicht abwartend, selbst zum Angriff auf das persische Heer über, das denselben aber nicht aushielt, sondern bis hinter K. zurückwich und jedesmal, wenn es sich zu setzen versuchte, durch die nachrückenden Griechen verjagt wurde. Weiter verfolgten die Griechen den Sieg nicht; die Sonne neigte sich zum Untergang, sie selbst bedurften der Ruhe und zogen deshalb nach ihrem Lager zurück. Dort fanden sie freilich nur die leeren Zelte und leere Frachtwägen, brachten aber dennoch die Nacht daselbst zu. Sie hatten zwei Schlachten an einem Tage gewonnen. Ueber den Verlust an Todten ist nichts Bestimmtes bekannt. Ctesias, des Artaxerxes Leibarzt, erzählt, daß man des Königs Verlust auf 9000 Mann angegeben habe, daß er aber selbst denselben auf 20,000 Mann Todte schätzte. Die Griechen sollen nur einen Mann verloren haben; über die Morgenländer und Cyrus' Heer findet sich keine Angabe. Vgl. über diese interessante Schlacht Xenophon, Anabasis, Kap. 8 und 9 und Plutarch, Artaxerxes, 8—13.

Kuncala, ostind. Ort, Cutsch, westl. von Arrysir.

Kunchenguth (Kunk), preuß. Freibauern-
dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Königs-
berg, Kr. Osterode; 210 Einw.

Kundel von Löwenstern, Johann, be-
kannter Chemiker, geboren zu Putten, einem
Dorfe bei Schleswig, 1630, war zuerst Apothe-
ker u. interessirte sich besonders lebhaft für tech-
nische Chemie. Er studirte 1676 zu Wittenberg
wissenschaftliche Chemie, trat dann in den Dienst
des Herzogs von Lauenburg und wurde hierauf
beim Kurfürsten von Sachsen Johann Georg II.
geheimer Kammerdiener, zugleich aber Direktor
seines chemischen Laboratoriums zu Annaberg.
In Wittenberg hielt er 1677 chemische Vorles-
ungen, folgte aber 1679 einem Rufe nach Ver-



das., Kr. Wehlau; Vorwerk, Wassermühle, 2 Windmühlen; 310 Einw. Hier die achardsche Zuckersiederei.

Kunersdorf, preuß. Dörfer und Schlacht, f. Kunnerödorf.

Kunerwig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, M.-B. Liegnitz, Kr. Görlitz; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 170 Einw.

Kuneschin, asiat. Ort, Afghanistan, Kandahar, an der rechten Seite des Hilمند.

Kunescht, europ.-türk. Flecken, große Walsachei, Jalo miga, an einem Arm der Donau.

Kunewald (Geogr.), österr.-mähr. Orte: 1) (Skoronice), Dorf, Kr. Pradisch, Herrsch. Millettitz; 340 Einw.; — 2) Herrschaft, Kr. Prerau; umfaßt 7574 J. 1424 □ Kl. Areal und 4920 Einw.; darunter 1106 Protestanten u. 24 Juden; — 3) Dorf, das.; Wirthschaftsamt, Schloß mit Bibliothek (über 20,000 Bde.) und Naturalienkabinet, Färberei, Tuchfabrik; 1790 Einw.

Kung-fu-tse, f. v. a. Confucius.

Kunglabai, leichte, nicht tief ins Wasser gehende kleine Fahrzeuge, deren sich die Türken zur Schiffahrt auf dem schwarzen Meere bedienen.

Kungkhotu, See, f. Songarei.

Kung-pu (Staatsw.), f. China, S. 275.

Kungbacka, schwed. Ort, Halmstad, nördlich von Dalsala.

Kungsholmen, schwed. Insel, auf deren östlichen Seite ein Theil von Stockholm erbaut ist, mit der Ulrika-Eleonore-Kirche.

Kungöör (Geogr.), 1) schwed. Vogtei, Westerås-Län; darin Arboga; — 2) königl. Schloß daselbst, am Arboga-A.; Stuterei; ferner: Köpning (Köping), am Mälar, Eisenwerk, Tabbaspinnerei; 1400 Einw.; dabei der mythologisch berühmte Grabhügel Ströböög.

Kung-ti, chines. Kaiser, 1) reg. 409—420; — 2) reg. 617—619; — 3) reg. 960 nur wenige Tage.

Kungtschang, chines. Stadt, Prov. Kansu, südöstlich von Lan-tschou.

Kung-tschung, chines. Kaiser, reg. 1275—1276.

Kungur (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gov. Perm, grenzt nördlich an den Kreis von Perm, östlich an den Kreis von Werchoturje, westlich an den Kreis von Ossa und südlich an den Kreis von Krassno-Ufimsk, und hat einen Flächenraum von 206 $\frac{1}{2}$ □ M. mit 70,000 Einw. Der Kreis reicht im Osten neben dem werchoturischen Kreise an den Uralrücken, ist im Westen flach und hier und da wellig. Der Hauptfluß ist die Sülwa, die hier entspringt, und in welche die Ossinowka und Barda fließt. Im Norden hat die Küssowa ihre Quellen. Der Kreis ist reich an Wiesen, Waldungen u. Ackerland. Die Bewohner treiben Landwirthschaft und Bergbau und bestehen aus Russen, Tataren, Baschkiren und Tscheremien. Außer K. hier noch: Silwinsk, 2 Eisenhütten mit 1000 Meistern, 3000 zugeschriebenen Bauern und einer jährlichen Produktion von 26,000 Pud Stabeisen; Serebransk, großes kaiserliches Eisenwerk, an der Serebrenka. — 2) Kreisstadt daselbst; im Winkel vom Einflusse des Iren in die Sülwa, hat über 6000 Einw., meistens hölzerne Häuser, 5 Kirchen, ein Kloster, einen Kaufhof, gute

Berbereien, Seifensiedereien und treibt ziemlich lebhaften Handel, besonders mit Getreide. Die Höhe des Terrains in der Stadt hat man zu 471 par. Fuß über dem Meere gefunden. Nordöstlich einige Werste von K. liegt die berühmte, zuerst von Strahlenberg beschriebene Kungursche Höhle. Der Eingang derselben befindet sich 18 Faden über dem Wasserspiegel in einem Gypsflöze. Mit Kerzen und einer langen aufgerollten Schnur steigt man zu dem Eingange hinauf. Den Vorhof bildet ein Gewölbe, das hinten zu einer ziemlich engen Oeffnung führt. Durch diese kriecht man abwärts in die erste bedeutende Abtheilung von 21 Faden Länge. Duster wölbt sich in derselben die graue Decke empor, während Felsentrümmer den Boden bedecken und klaffende Spalten zur Seite heraufgähnen. Dann kommt man durch eine andere Schlucht in ein anderes Gewölbe von 8 Faden Länge. Wie mit Krystall überzogen, strahlt hier die schneeweiße Decke blendend den Schein des Lichtes wieder, und wo man sich hinwendet, erblickt man das Gestein mit einem dicken Reife in Form von schön geordneten Spießen und Blättern des reinsten Eises belegt. Eine neue Schlucht führt zu der dritten Abtheilung von 18 Faden Länge. In dieser gelangt man links zu einem hohen Eisberge, der von dem herabtriefenden Wasser gebildet worden ist und der Wärme des Sommers gleich einem Gletscher troht. Man geht vorüber und wendet sich hinter ihm zu einer vierten Grotte von größerer Ausdehnung. Beim Eingange derselben erheben sich schlankte Eis-Pfeiler senkrecht vom Boden bis zur Decke und scheinen letztere zu stützen; dann wandert man zwischen großen Steinblöcken und zertrümmerten Flöschichten über einige spiegelnde Eisflächen und gelangt nach 50 Faden Entfernung von jenen Pfeilern zu neuen Säulen gleicher Art. Auf diesem Wege wölbt sich die Decke bisweilen zu einer bedeutenden Höhe, und an zwei Stellen steigen senkrechte Schluchten empor, deren Ende das Auge nicht zu erreichen vermag, und die von herabströmenden Wassern gebildet zu seyn scheinen, obgleich sie oben geschlossen sind. Durch engere und weitere Stellen schlingt sich der Pfad jetzt zwischen Felsentrümmern und Seitenschluchten in verschiedener Richtung zu einer neuen Grotte, deren zernagte Wände wie Luffstein erscheinen, und 625 Faden vom Eingange entfernt, gelangt man an einen See, der sich noch weit unter dem niedrigen Felsengewölbe fortzieht. Da das Wasser hier nicht weiter vorzubringen erlaubt, so kehrt man, von einer durch die labyrinthischen Gänge gezogenen Schnur geleitet, zurück. Indessen soll man bei trockener Witterung 120 Faden weiter zu einem zweiten See gelangen, bei welchem ein Kreuz errichtet ist, dessen Ursprung man nicht kennt. Was die Richtung dieser Höhle betrifft, so ist sie anfangs nordöstlich, dann nördlich, dann östlich und endlich südöstlich. Die Schluchten und der Boden in derselben steigen bald auf, bald ab, woraus die verschiedene Temperatur der einzelnen Grotten, die bald Wasser, bald Eis enthalten, erklärbar wird. Im Ganzen aber senkte sie

sich allmählig immer tiefer unter den Horizont hinab. Auch die Höhe derselben ist sehr verschieden, denn bald berührt die Decke fast den Boden und läßt nur eine klaffende Spalte zum mühseligen Durchschlüpfen übrig, bald wölbt sie sich zu einer Höhe von 5 bis 8 Faden empor und läßt die Stimme in vervielfachtem Echo wiederhallen. Uebrigens gibt es außer den beschriebenen Gemächern noch eine Menge anderer; denn überall öffnen sich zwischen den herabgestürzten Bruchstücken neue Schlupfwinkel und Eingänge zur Seite, so daß man den Ausweg schlechterdings nicht wieder finden würde, wenn man nicht dem Beispiele der Ariadne folgte.

Kung-wang, chines. Kaiser, reg. 946—934 v. Chr.

Kunhang, Tempel, s. Umrapura.

Kunhardt, Heinrich, Privatdocent der Philosophie in Helmstädt, später Professor und Rektor am Gymnasium zu Lübeck, ein fruchtbarer philosophischer Schriftsteller zu Ende des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts. Von seinen zahlreichen Werken heben wir hervor: *Disciplina morum, aptis philosophorum sententiis illustrata*, Helmstädt 1799; — *Anti-Stollberg oder Versuch, die Rechte der Vernunft gegen F. L. Gr. zu Stollberg zu behaupten*, Leipzig 1808; — *Ideen über den wesentlichen Charakter der Menschheit und über die Grenzen der philosophischen Erkenntniß*, Leipzig 1813; — *Platons Phädon*, erläutert, Lübeck 1817.

Kunhegyes, ungar. Flecken, Groß-Rumanien, südöstlich von Erlau; 6160 Einw.; wurde 1690 von den Türken zerstört und 1700 von den zurückgebliebenen Rumanern wieder aufgebaut.

Kunher, ostind. Fluß, Bengalen, mündet in den Sone, rechts.

Kunia, europ.-russ. Fluß, Gouv. Pskow, mündet rechts in den Lobat.

Kunialarn, afrik. Stadt, Hauptstadt des Königreichs Kallon in Senegambien, nördlich vom Senegal, nordwestlich von Kemnu, am Ficko, einem Nebenfluß des Senegal.

Kunibert (Biogr.), König der Longobarden, Bertarids und Rodolindens Sohn. Nach der Vertreibung seines Vaters lebte K. in Venedig, ward jedoch 680, als jener wieder zum Besitz des Reiches gelangte, zum Mitregenten angenommen. Gegen sie empörte sich der Herzog Alachis von Trident und sie bekriegten ihn. K.'s frühere Neigung für Alachis bewirkte indessen bei Bertarid, daß er wieder zu Gnaden angenommen ward. Im Jahre 690 folgte K. seinem Vater. Zwei Jahre später bemächtigte sich während seiner Abwesenheit Alachis Pavia's und des Reiches. K. verbarg sich auf einer Insel im See bei Como. Alachis aber machte sich durch seine Verfolgung der Geistlichen in kurzer Zeit verhaßt. Die Bürger Aldo und Grauso von Brixen, die früher zu K.'s Sturze beigetragen, warfen sich ihm nun zu Füßen und K. ward unter Jubel wieder in Pavia aufgenommen. K. und Alachis lagerten sich gegen einander; um die Heere zu schonen, forderte K. den Alachis wiederholt zum Zweikampf heraus. Da

Alachis ihn ausschlug, kam es zur Schlacht, in der Alachis fiel und K. siegte. Legterer † 703, ihm folgte sein Sohn Luitprand. — 2) K., Bischof von Köln, erhielt nebst dem Herzog Adalgisel vom Könige Dagobert 633 den zum Könige von Austrasien ernannten, noch nicht 3 Jahre alten Siegbert, so wie die Verwaltung der Reichsgeschäfte und die Aufsicht über des jungen Königs Hofstaat anvertraut und stand auch nach Dagoberts Tode nebst dem Major Domus Pipin an der Spitze der Reichsgeschäfte.

Kunichen, preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; 260 Einw.

Kundscha, europ.-türk. Flecken, Albanien, Sandschal Janina, an der Bojuszja.

Kunietitz (Kunetice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Pardubitz; 300 Einw.

Kunigund (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) Kr. Eilli, Bez. Sonowitz; 150 Einw.; — 2) das., Bez. Salzbach; 260 Einw.; — 3) Kr. Marburg, Bez. Langenthal; Armenanstalt; 800 Einw.

Kunigunde, weiblicher Name, entsprechend dem männlichen Kuno oder Konrad. Bemerkenswerth sind 1) K. die Heilige, eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Sie war vermählt mit dem Herzoge Heinrich von Bayern, und wurde mit diesem zu Mainz 1002 als Königin der Deutschen und 1014 durch Benedikt VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Der Sage nach sollen beide Gatten in einer Engelsche gelebt, d. h. ein Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaisers wird dieses indessen bezweifelt, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. Als aber später der Leumund sich an den Ruf der Kaiserin wagte und sie eines verbotenen Umgangs mit Geistlichen beschuldigte, unterwarf sie sich einem Gottesurtheil, schritt barfuß über glühende Pfugscharen weg und überzeugte durch das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe den Kaiser von ihrer Unschuld. Vgl. Kurz's fleisch, „De innocentia Conigundis“ (Wittenb. 1704) u. Gundling, „Von der heiligen K. und derselben vermeinten Keuschheit“ in seinen „Otia“. Sicher ist, daß Heinrich II. Ehe kinderlos blieb. Als der Kaiser †, zog sich K. in das von ihr gestiftete Kloster Rauffungen bei Kassel zurück und nahm am Jahrestage ihres Wittwenstandes, am 13. Juli 1025, aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Der Welt vergessend, lebte sie nur frommen Werken bis zu ihrem Tode, am 3. März 1040. Im Dome zu Bamberg ist sie an der Seite ihres Gemahls beigesetzt und theilt mit ihm die Ehre der Seligsprechung. Innocenz III. setzte sie 1200 unter die Heiligen. — 2) S. Kunihild. — 3) K., Tochter Bela's IV. von Ungarn und der Maria von Griechenland, heirathete 1239 den König Boleslaw den Keuschen von Polen und lebte mit demselben in einer vollkommenen Engelsche. Besonders widmete sich K. der Sorgfalt für die Kranken. Nach dem Tode ihres Gatten 1279 nahm sie den Schleier im Kloster Sandecz, das sie gestiftet hatte. Sie † 1292 und ward 1690 kanonisiert. Tag 24. Juli.

— 4) K., Tochter von Kossislav, Herzogs von Bulgarien, Gemahlin Ottokars II. von Böhmen. Nach dessen Tode ward sie von dem Vormund ihres Sohnes Otto, Markgrafen von Brandenburg, gefangen gesetzt, entkam jedoch ihrer Haft und flüchtete sich nach Troppau, wo sie mit einem Herrn von Rosenberg, einem böhmischen Großen, in ein Verständniß trat und dadurch 1282 von einem Sohn genas. Sie heirathete darauf den genannten Rosenberg und übte noch immer auf die Angelegenheiten Böhmens bedeutenden Einfluß. Sie † 1285. Nach Einigen ist die gespenstische „weiße Frau,“ von der mehre Sagen erzählen, diese K. — 5) K. von Eisenberg od. Isenberg, gewöhnl. die Kunne genannt. Als Hoffräulein bei Albrechts des Unartigen, damaligen Landgrafen von Thüringen, Gemahlin Margaretha, ließ sie sich mit ersterem in ein Liebesverhältniß ein, in Folge dessen sie von einem Sohne genas. Margaretha gerieth darob mit ihrem Gemahl in Streit und entfloß nach einem wirklichen, oder (nach Andern) nur, um sie zu vertreiben, vorgegebenen Ermordungsversuch, 1269 aus der Wartburg und † 1270 in einem Kloster. Nach Margarethens Tode heirathete Albrecht 1272 die K., welche ihren Sohn dadurch zu legitimiren suchte, daß sie ihn bei der Trauung unter den Mantel (daher Mantelkind) nahm. Da sie ihren Gemahl zu vermögen wußte, daß er diesem Sohne so viel von seinem Besitztume gab, als er nur konnte, kam es zu blutigen Kriegen zwischen Albrecht und seinen Söhnen, während welcher K. 1290 †.

Kunigundenkraut (Bot.), s. v. a. hanf-ähnlicher Wasserdost, *Eupatorium cannabinum* L.

Kunihild, Tochter des Königs Kanut v. Dänemark u. England, und Gemahlin des römischen Königs Heinrich II., dem sie die nachherige Heiligin Beatrix von Quedlinburg gebär. Bei der Krönung zur römischen Königin 1031 erhielt sie den Namen Kunigunde; sie † 1038 in Italien an der Pest. Nach Einigen soll sie, des Ehebruchs angeklagt, sich durch Zweikampf durch den aus England mitgebrachten Municon gegen den riesengroßen Roddyngar gereinigt und erbittert auf Heinrich, sich von ihm getrennt haben und als Nonne gestorben seyn.

Kunikary, Stadt, s. v. a. Kunialary.

Kunke, Adolf, ein wiener Lithograph, welcher in der Entwicklungsgeschichte seiner Kunst einen ehrenvollen Platz einnimmt. Die Absicht, ein lange vorbereitetes Elementarwerk der Zeichnung und Malerei möglichst wohlfeil und dadurch dem Publikum leichter zugänglich zu machen, führte ihn 1816 zum Studium der Lithographie, das er eine Zeit lang mit Senesfelder betrieb. Schon 1818 gelangten seine Kreidezeichnungen zu einiger Vollkommenheit, aber erst später erreichte er sein Ziel, ausschließlich den reinen schwarzen Druck bis zu möglichster Vollendung zu bringen. Künstler wie Klinkowström, Scheffer, Olivier, Jak. Alt, begünstigten seine Bestrebungen, und seine Unermüdlichkeit führte ihn endlich so weit, daß er die lithographische Darstellung der bemerkenswer-

theisten Donauansichten von der Quelle bis zur Mündung, nach Jak. Alts Zeichnungen, aus seinen Pressen konnte hervorgehen lassen. Das Werk, 140 Bl. in gr. Qu. Fol., wurde 1828 vollendet. Seitdem hat K.'s Anstalt ihren Ruf stets bewährt. Von K. erschien auch ein Lehrbuch der Lithographie (s. d.).

Kuniker, preuß. Hauland, Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Meseritz; 120 Einw.

Kunimund, letzter König der Gepiden, Zursichs zweiter Sohn, beleidigte in der Halle seines Vaters den Longobardenkönig Alboin, der seinen Bruder Turismod im Treffen erlegte. Als nach Turismods Tode K. König der Gepiden ward, zerriß er, um die alten Kränkungen der Gepiden zu rächen, das Bündniß mit den Longobarden. Alboin verband sich mit den Avarn und K. suchte beim Kaiser Justinian Hülfe, wiewohl vergeblich. Als K. gegen die Longobarden ausgerückt war, erhielt er Botschaft, daß ihm die Avarn ins Land gefallen seyen. Er wollte sich jedoch erst des unversöhnlichen Feindes Alboin entledigen, fiel aber in der Schlacht in dessen Hand. Das Volk der Gepiden ward theils vernichtet, theils unterjocht, theils zerstreut. Aus K.'s Hirnschädel ließ sich Alboin eine Trinkschale machen. K.'s Tochter Rosamunde rächte ihren Vater.

Kuniowig (Geogr.), österr.=böhm. Orte: 1) (Kunowice), Kr. Ezaslau, Herrsch. Krivisaudow; 250 Einw.; — 2) Alodialgut, Kr. Pilsen; umfaßt 1376 J. 1052 □ Kl. Areal und 430 Einw.; — 3) Dorf, das.; Schloß; 340 E.

Kuni Toko Dai Sji, erster himmlischer Götterkaiser in Japan.

Kunitschek, österr.=mähr. Dorf, Kr. Brunn, Herrsch. Raig; 190 Einw.

Kuniz (Geogr.), österr. Dörfer: a) Böhmen, Kr. Kaurim, Herrsch. Aurinowes; 160 E.; — b) Mähren, Kr. Brunn, Herrsch. Lissig; 240 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Lebus, Vorwerk; 460 Einw.; — b) (Nieder- und Ober-K.), Prov. Schlesien, R.=B. und Kr. Liegnitz; 2 Schlösser, 2 Vorwerke, 2 Windmühlen; 930 Einw.; — 3) sachsen-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Dornburg, am östlichen Ufer der Saale; Weinbau, Mähl-, Del- und Schneidemühle; 330 Einw. Dabei die Ruine der Kuniburg (eigentlich Gießberg), im Amte Jena gelegen, ehemals ein gräflicher Sig; von Heinrich I. erbaut. K. war bis in das 15. Jahrh. Stadt, daher heißen seine Einwohner noch jetzt nicht Bauern, sondern Männer von K.

Kunjeur, Fürstenthum u. Stadt, s. Gurgaut.

Kunjibengur, ostind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Duzah, südwestl. von Ketek.

Kunjiporah, ostind. Stadt, Sikhs-Staaten, Delhi, nordöstl. von Panipol, auf einer Insel des Djemnah, 29° 41' nördl. Br. u. 94° 31' östl. L.

Kunka, Insel und Fürstenthum, s. Gurgaut.

Kunke (Schiffw.), die sich in neuem und zu stark gedrehtem Seilwerk bildende Schlinge, auch das Auge genannt, wodurch das Seil ver-

hindert wird, über Scheiben zu laufen und auch leicht zerreißt, daher es vor dem Gebrauch ausgezogen werden muß, d. h. es wird einmal um rundes Holz geschlungen und dieses nach der ganzen Länge des Seiles bis zu Ende geführt.

Kunkel, 1) f. v. a. Spinnrocken, auch f. v. a. Spinnstube; — 2) das weibliche Geschlecht im Gegensatz zum Schwert oder männlichen Geschlecht; daher Kunkeladel, f. Kunkel-Lehn.

Kunkellehn, dasjenige Lehn, welches entweder Frauen verliehen ist, oder auf Frauen forterben kann. Reines K., welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht; denn sobald männliche Erben da sind, geht dasselbe auf diese über. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herkommt.

Kunkendorf, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Rößel; 110 Einw.

Kunkie (Gew.), f. Kalkutta, S. 400.

Kunkler, Adolf, Landschaftsmaler zu Gnadenberg, bei Bunzlau, liefert (seit 1826) besonders Wasserfälle, Gießbäche, Gletscher, architektonische Monumente, Ruinen, meist Bilder, die an Tyrol, die Schweiz und deutsche Gegenden erinnern.

Kunkowa, europ.-russ. Flecken, Gouv. St. Petersburg, östl. vom Peipus-See.

Kunkowitz (Geogr.), österr. Orte: 1) Gut, Böhmen, Kr. Prachin; umfaßt 1134 J. 1397 L. Areal und 210 Einw.; — 2) Dorf, Mähren, Kr. Grabisch, Herrsch. Litentschitz; 360 E.

Kunktiren (v. Lat.), zaudern, säumen.

Kunkur (Geogn.), ein Kalkgebilde, welches in Mewar (Indien) Flußufer oder Anhöhen bedeckt und häufig durch eingemengte runde Stücke von Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Quarz etc. konglomeratartig (Kunkurkonglomerat) wird oder auch durch kleine kristallinische Körner oder Nieren pisolithartig (Knotenkunkur) erscheint. Es wird für einen sehr neugebildeten Quellenablag gehalten.

Kunkurkonglomerat (Geognos.), f. v. a. Kunkur mit eingeschlossenen Geschieben. S. Kunkur.

Kunn, Getränk, f. Kumiß.

Kunnen, norweg. Vorgebirg, Nordland, nördlich vom Polarkreise.

Kunnenwald (Kunnenwalde, Ober-, Mittels- und Nieder-K.), 3 große sächsische Dörfer, Oberlausitz, stoßen an einander; starke Leinweberei (einst 192 Meister); 3800 E.

Kunnersdorf (auch Kunersdorf, Geograph.), 1) österr.-böhm. Dörfer: a) Kr. Bunzlau, Herrsch. Reichenberg; 300 Einw.; — b) das., Herrsch. Böhmisches-Micha; 630 Einw.; — c) das., Herrsch. Friedland; Grenzpostamt mit Zollhaus, 2 Mühlen; 530 Einw.; — d) das., Herrsch. Reichstadt; 1800 E.; e) Kr. Leitmeritz, Herrsch. Böhmisches-Kamnitz; Mühle; 500 E.; — f) das., Herrsch. Schluckenau; 2 Mühlen; 510 E.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 130 Einw.; — b) das., Kr. Krossen; Wasser-

mühle; 240 Einw.; — c) das., Kr. Lebus; Vorwerk, Wassermühle; 370 Einw. — Denkwürdig durch eine Schlacht am 12. Aug. 1759, die dritte des 7jährigen Krieges, in welcher die Preußen von den verbündeten Russen u. Oesterreichern geschlagen wurden. Es war am 23. März, als der König Friedrich II. mit seiner Armee aufbrach, um die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern, doch fand er es nicht für rathsam, ihnen sogleich entgegenzueilen, sondern bezog bei Landsbut ein festes Lager und schickte von da aus Streifzüge nach Böhmen und Polen, um die ansehnlichen Magazine der Verbündeten zu zerstören. Dies gelang ihm vollkommen. Am 29. Juli verließ der König auch dieses Lager, um auf die Russen auszugehen; bevor er noch auf sie stieß, schlug er das haddische Corps und machte einige hundert Gefangene. An der Oder angelangt, erfuhr er die Nachricht von dem großen Siege des Herzogs Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen bei Minden. Der Donner seines Geschüßes verkündete dasselbe den hinter der Oder verschanzten Russen. Als der König die Truppen des Prinzen Heinrich an sich gezogen und seine Armee auf 40,000 Mann gebracht sah, überschritt er die Oder, um die Verbündeten, welche in einem verschanzten Lager auf den Anhöhen zwischen K. und Frankfurt standen und 60,000 Mann stark waren, anzugreifen. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Nach großen Umwegen gelang es endlich den Preußen, sich den russischen Verschanzungen zu nähern. Augenblicklich beschossen sie dieselben mit 3 Batterien, u. Hunderte von Kanonen, welche die Russen auf diesen Flügel angehäuft hatten, antworteten ihnen. Dessen ungeachtet erstürmten die Preußen die russischen Batterien nach entsetzlichem Gemegel, und selbst die Sternschanze, welche noch besonders zur Deckung des rechten Flügels errichtet war, fiel in die Hände der Sieger; 80 (nach Archenholz 180) Kanonen wurden dem Feinde entrissen und schon eilten Siegesboten nach Berlin und Schlesien. Noch aber hatten die Russen mehre feste Punkte inne, welche die Preußen vergeblich zu nehmen suchten; gewiß aber hätten jene bald ihren Rückzug angetreten. Doch der König wollte ihre völlige Vernichtung, und trotz des Abtrathens mehrerer Generale ward ein neuer Angriff beschlossen. Zuerst sollte jetzt die große russische Batterie, welche auf dem Judenkirchhof stand und das ganze Schlachtfeld bestrich, weggenommen werden. Freiwillig verließen sie die Russen, und schon war sie fast in den Händen der Preußen, als Laudon seine Reiterei auf die Preußen schickte, selbst mit seinem Fußvolke die Batterie besetzte und die Preußen mit Kartätschen zu Boden schmetterte. Nun blieb den Preußen, wollten sie noch den Sieg hoffen, nichts weiter übrig, als den Spitzberg zu erobern. Dieser Berg ward durch den sogenannten Kuhgrund, welcher 400 Schritte lang, 50—60 Schritte breit und 10—15 Fuß tief war, gedeckt und von Laudons besten Truppen beschützt. Umsonst verrich-



Kunfamo, europ.-ruff. Stadt nebst Kirchspiel, Finnland, am gleichn. See, öftlich von Tornea.

Kun S. Martony, Dorf in Rumänien.

Kun S. Miklos, Marktflecken in Rumänien.

Kunfchicken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 150 Einw.

Kunfchrotten (Bot.), f. v. a. Befenginfster, *Genista scoparia* Dec.

Kunfodorf (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Schlefien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptsch; Borwerk, Schloß, 3 Wassermühlen; 310 Einw.; — 2) fächfifche Dörfer: a) Kr. Zwickau, Amt Plauen; Patrgr., Mühle; 150 Einw.; — b) daf.; Lehngut, Ziegelei; 130 Einw.

Kunfow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Rummeloburg; 300 E.

Kunft — Religion, Kunft und Wiffenfchaft find die fchönften Blüthen, welche der Geift an dem Baume der Menfchheit treibt. So lange der Menfch noch nicht in diefe rein geiftigen Gebiete eingedrungen ift, unterfcheidet er fich nur wenig von der unvernünftigen Kreatur. Es fehlt ihm noch das Streben nach Wahrheit, Schönheit, Freiheit und Tugend: es fehlt ihm das Gepräge des göttlichen Ebenbildes, es fehlt ihm der Adel der menfchlichen Natur. Während die Religion in allen Lebensverhältniffen gedeiht und in allen Lagen ihre Tröftungen fpendet, entfalten Kunft und Wiffenfchaft in der Regel ihre Paniere nur da, wo ein Volk nicht mehr mit der Noth des täglichen Brodes zu kämpfen hat, wo die Bedürfniffe des phyfifchen Lebens gedeckt find. Aber alle drei erheben den Geift, wenn er fich beengt und niedergedrückt fühlt, und führen ihn aus der in fich zerriffenen und zerfpalteten Welt in das Reich der Ideen, in das Reich des Friedens und der Verfühnung.

Doch ift es nöthig, ehe wir zu diefem engeren und höchften Begriff der Kunft übergehen, das Wort in feiner allgemeineren und niedrigeren Bedeutung einer kurzen Erörterung zu unterwerfen. Die K. hat ihren Namen unftreitig von Können, weil Derjenige, der irgend eine Kunft ausübt, etwas kann, was Andere entweder gar nicht, oder doch nicht in der Art oder Vollkommenheit können. Daher fagt man von Dingen, die Jedermann kann: das ift keine Kunft. Es wird aber die K. einestheils der Natur, anderntheils der Wiffenfchaft entgegengefezt. — Wiefern man der Natur die K. entgegenfezt, betrachtet man fie als etwas aus der freien Thätigkeit des Menfchen Hervorgehendes, indem der Menfch dabei irgend einen von ihm gefezten Zweck erftrebt. Zwar fpricht man auch von Kunfttrieben der Thiere, allein nur analogifch wegen der Aehnlichkeit gewiffer natürlicher Wirkungen mit einer künftlichen Thätigkeit des Menfchen; denn jene Wirkungen find immer ein Produkt der Nothwendigkeit, die bei den Thieren Infinkt heißt; weshalb auch die Thiere, was fie vermöge ihrer fogenannten Kunfttriebe machen, immer auf diefelbe Weife, nach einerlei Form, gleichfam

ftereotypifch machen; und wenn der Menfch fie zu etwas abrichtet, fo lernen fie zwar auch fogenannte Künfte oder Kunftftücke machen, aber immer wieder auf diefelbe Weife und ohne fie andern Thieren mittheilen, oder von Gefchlecht zu Gefchlecht vererben zu können, weil es ihnen an freier Thätigkeit fehlt. Sie bringen alfo auch nie Kunftwerke hervor, denn dazu gehört eben das freie Ergehen und Erftreben irgend eines Zweckes. — Wiefern man aber die Kunft der Wiffenfchaft entgegenfezt, betrachtet man fie als eine eigenthümliche Gefchicklichkeit, die der Menfch darum, weil er etwas weiß, noch nicht befigt, fondern die er erft erlernen oder fich durch Uebung aneignen muß. Daher fagt man von folchen Dingen, die man kann, fobald man nur Kenntniß davon hat, gleichfalls, fo etwas fey keine Kunft. Wohl fagt man aber, ein Haus zu bauen fey eine Kunft; denn wenn man auch alle Regeln der Baukunft, d. h. der Theorie, inne hat, fo kann man darum doch noch kein Haus bauen, wie es nach der Theorie feyn foll: bequem, dauerhaft und fchön. Dadurch unterfcheiden fich eben die bloßen Theoretiker von den Praktikern in der Kunft, daß jene wohl wiffen, wie etwas gemacht werden muß, es aber nicht felbft fo machen können, wie diefe, die vielleicht nicht fo viel davon wiffen, wenigftens nicht fo gut darüber zu reden und zu fchreiben verftehen, als jene. Denn das gute Reden und Schreiben ift auch wieder eine ganz eigenthümliche Kunft, die, wie jede andere, nur durch Uebung erlangt wird. Aber die Uebung allein macht durchaus noch nicht den Meifter aus, fondern es gehört vor Allem eine angeborene Anlage dazu, welche durch Uebung entwickelt und ausgebildet werden muß, das Kunftvermögen, welches auch Künftlertalent und im höhern Grade Künftlergenie heißt. Beides verbunden, gibt erft jene Meifterfchaft, die man wohl auch Kunftfertigkeit oder Künftlertugend nennt. Die K. überhaupt ift alfo die eigenthümliche Gefchicklichkeit eines Menfchen, etwas Zweckmäßiges mit Freiheit hervorzubringen, eine Freiheit, die übrigen wie alle Freiheit nicht als regellose Willkür gedacht werden darf, fondern ebenfalls an gewiffe Gefetze, die man eben darum Kunftregeln nennt, gebunden ift.

Die Künfte ftehen auf verfchiedenen Stufen und nehmen einen um fo höheren Rang ein, je mehr ihr Zweck die wefentlichften Interellen des Menfchen berührt und namentlich auf feine geiftige Natur fich bezieht, je höher die geiftige Kraft ift, die dazu erfordert wird, je mehr endlich die Kunft um ihrer felbft willen und um des von ihr unmittelbar gewährten Genuffes willen geübt wird. Die höhern Künfte finken aber zum todten Mechanismus in der Routine herab, welche ohne Selbftthätigkeit des Geiftes in gegebenen Formen fich bewegt; und der einfachfte mechanifche Beruf steigt im Werthe, wenn er finnig betrieben, mit der Luft, welche jede Uebung der Kraft gewährt, geübt und durch willige Züfung die Freiheit dabei behauptet wird.

Von den nützlichen Künften ftehen dem natürlichen Bedürfniß des Menfchen zunächft die,



hebt. Freilich ist zwischen dieser und der verworflischen Manier eine schmale Grenze.

Der subjektive Eindruck des Kunstwerks ist von Kant richtig als reines Wohlgefallen bezeichnet worden. Das reine Wohlgefallen schließt aber jede Art von Interesse aus, d. h. jede unmittelbare Beziehung auf praktische Wünsche. Selbst das moralische Interesse ist von dem ästhetischen Eindruck als einem rein kontemplativen ausgeschlossen. Dies führt uns auf die Frage, in welchem Verhältniß überhaupt die K. zur Moral, Religion und Philosophie stehe.

K. und Moral sind in sofern identisch, als beide die Ideen der Wahrheit realisiren wollen. Denn es ist die Aufgabe der K., die sittlichen, das Leben regierenden Mächte darzustellen. Wir sind bei jedem Kunstwerke mit unserm tiefsten sittlichen Gefühl theilhaftig. Etwas Unmoralisches kann niemals schön seyn und ein unsittliches Gemüth kann keine Schönheit fühlen, und die K. steht daher im unmittelbaren Zusammenhang mit dem sittlichen Leben der Völker und der Einzelnen. Wo sie immer blühte, war sie mit allen Zweigen der Gesellschaft untrennbar in Wechselwirkung verschlungen. Dennoch bleibt es richtig, daß unser Wohlgefallen am ästhetischen Gegenstand niemals ein direkt moralisches seyn darf, indem sonst das Specifische der K. zerstört wird und die Ruhe der Kontemplation der Unruhe weicht. Jedes künstlerische Produkt enthält zwar sittliche Wahrheiten, aber nicht so, daß der Künstler dieselben mit der Absicht, sie als sittliche auszusprechen, vor der Darstellung sich zum Bewußtseyn bringe. Wer beweist, daß derselbe ein sittlicher Mensch sey, hat noch nicht bewiesen, daß er ein Künstler ist. Das Leben der Völker, worin die K. reift, ist nicht ein Leben absoluter Moralität, sondern ein von der Sitte getragenes heiteres Sinnenleben. In der Moral wird der sittliche Zweck verfolgt, unbekümmert darum, wie er äußerlich erscheine, in der K. ist die äußere Erscheinung immer Hauptsache. Aber jeder unsittliche Inhalt stört die Harmonie der Form und ist deshalb unästhetisch. Das Gesetz des Künstlers ist, daß er allein nach dem Schönen trachte, so wird ihm das Gute von selbst zufallen.

In unmittelbarer Verbindung, als mit der Moral, steht die K. mit der Religion, denn diese hat mit ihr ein und denselben Boden, indem sie eine Erscheinungsform nicht des im Kampfe mit seinem Gegensatz verstrickten, sondern des versöhnten oder absoluten Geistes ist. Das Band zwischen Beiden ist um so inniger, da die Religion vielfach ihren Inhalt, die absolute Idee, noch nicht in der Gestalt des reinen Denkens hat, sondern in der sinnlichen Form des Sinnbildes. Die Religion hüllt ihrem Bedürfniß gemäß die metaphysische Wahrheit zum Theil in ein reiches Gewand von Symbolen und Mythen, welche, an sich schon poetisch, der K. einen großen Reichthum von Stoffen darbieten, der sie von selbst in den Dienst der Religion zieht. — Bei dieser Einheit ist jedoch der Unterschied und die Lösbarkeit der K. aus dem Dienst der Religion nicht zu verkennen. Die

Religion hat zwar das Bedürfniß der Vorstellung. Allein fürs Erste ist es nicht die reine Vorstellung, welche sie bedarf, sondern sie reicht theilweise schon in das Gebiet des absoluten Denkens hinüber und durchflucht die Vorstellungen der Phantasie mit Lehrsätzen und logischen Beweisführungen. Fürs Andere ist es ihr in dem Grade, in welchem sie über die Naturreligion zur Religion des Geistes sich erhebt, entbehrlicher, das innere Bild der Vorstellung auch wirklich für die äußere Anschauung gegenwärtig zu haben, ja sie setzt sich nicht selten in Opposition dagegen, weil sie Götzendienst oder Zerstreuung des religiösen Bewußtseyns befürchtet. Sofern aber die K. ihr doch noch die Hand bietet, ist es nicht die Schönheit an sich, welche die Religion von ihr fordert, sondern auch die unvollkommene Kunstleistung genügt. Denn die Andacht, deren Zweck kein ästhetischer, sondern ein praktischer ist, findet sich durch das dürftige, ja unscheinliche Bild sogar mehr angesprochen, als durch das schöne. Wirklich schöne Bilder zerstreuen und locken von der specifisch religiösen in die specifisch ästhetische Stimmung ab. Die Losagung aus dem Dienst der Religion hat die K. für den Verlust des alten Stoffes mit einer ganzen Welt neuer Stoffe entschädigt. Es ist daher eben so verwerflich, an die K. den direkt religiösen Maßstab zu legen, als den moralischen, und man darf vom Künstler keineswegs fordern, daß die ideelle Stimmung, die wir mit Recht bei ihm voraussetzen, eine specifisch religiöse Färbung habe.

Dem Inhalte nach gleich ist die K. mit der Philosophie, in sofern sie beide Wahrheit darstellen wollen; unberücksichtigt bleibt dabei freilich das abstrakt logische Gebiet und jedes Wissen überhaupt, das nicht die höchste Idee und deren Offenbarung in der Natur und Geschichte zum direkten Inhalt hat. Aber beide sind ganz verschieden von einander durch den Unterschied der Form, in der sie ihren Gegenstand fassen. Die Philosophie denkt das Wahre in der Form des reinen Begriffes oder der Allgemeinheit und weist jede Einmischung der Einbildungskraft außer zu dem Zwecke, ihr die Objekte des Denkens vorläufig zu vergegenwärtigen, als eine Trübung ihres Verfahrens aus ihren Grenzen. Das Schöne dagegen bringt seinen Inhalt nie in der Form des reinen Begriffes, sondern durchaus in ungetrennter Einheit mit der Erscheinung einer bestimmten Gestalt, also in der Form sinnlicher Einzelheit vor die Phantasie. Der Künstler denkt nicht einen Begriff, um ihn nachträglich mit dem Kleide des sinnlichen Bildes zu umhängen, sondern ihm tauchen Gestalten in der Phantasie auf, deren Seele und Leib er nicht zu scheiden weiß. Stört den Denker die Phantasie, so stört den Dichter das abstrakte Denken, wenn es sich in seine Thätigkeit einmischet.

Die K. hat ein Werden und Vergehen in der Zeit, wodurch sie der Einheit der in ihr vereinigten Momente allmählig sich nähert, sie vollkommen erreicht und dann wieder verliert. Der erste Schritt ist, daß sie aus einem bloß instinktmäßigen Thun zu einem klaren, mit Bewußtseyn der Aufgabe und des Verfahrens ver-

bundenen Schaffen sich erhebt. Jene instinktmäßige oder naturmäßige Form heißt naive oder Volkspoesie, die bewusste dagegen Kunstpoesie, denn fast nur in der Poesie nebst der Musik kann dieser Gegensatz sich ausbilden, da die andern Künste, wo sie überhaupt bestehen, eine formelle Bildung voraussetzen, welche sich über den Instinkt erhoben hat. Naive Poesie ist ein Gemeinprodukt des Volkes; der einzelne Dichter ist nur das Organ der Empfindung, die die Masse bewegt, sein Subjekt und Name ist gleichgültig. Die Kunstpoesie dagegen verfährt mit bewusster Gesetzmäßigkeit. Das Subjekt des Dichters als Schöpfers und Beherrschers seines Werkes tritt in den Vordergrund. Der Stufengang von Naturpoesie zur Kunstpoesie wiederholt sich jedoch im Leben des einzelnen Kunstdichters, und da die Kunstdichtung leicht in willkürliche Subjektivität und todte Korrektheit ausartet, so ist sie an jene als ihre Voraussetzung, Grundlage und verjüngende Quelle gewiesen.

Hat sich nun die K. aus jener Form des naiven Produciens in die Sphäre des Bewußtseyns und der Klarheit erhoben, so durchwandert sie eine Reihe von Entwicklungsstufen oder Lebensaltern, die man mit besonderer Rücksicht auf die griech. Plastik herkömmlich unterscheidet als strenger, hoher oder idealer und gefälliger Styl, die jedoch in der Geschichte aller Kunst sich wiederholen. Der strenge Styl gibt rein die Sache, verschmähst jedes Verstehende, ja sucht den Ausdruck künsterer, abweisender, erschütternder Größe. Die vorgereifte K. im Mittelpunkt ihrer Blüthe erkennt dagegen das Bewußtseyn des Zuschauers als berechtigt an im Kunstwerk. Die freundliche Wendung nach Außen, das Entgegenkommende zu finden, ohne die innere Größe und den innern Gehalt zu verlieren, ist ihr Bestreben; hier zeigt sich die Erhabenheit in der Form der Anmuth. Hierauf tritt aber das subjektive Moment auf Kosten des objektiven hervor. Die K. sucht den Affekt durch Pathos zu rühren, durch Liebreiz und Pracht zu bezaubern; sie ist immer noch edel und bedeutend, so lange das Pathos wahr, die Anmuth gesund, die Pracht edel ist. Aber unaufhaltsam tritt endlich der Verfall ein, das Pathos wird theatralisch, der Liebreiz zum Kitzel der Lüsterheit, die Pracht zum Prunke, die K. eine Dienerin des Luxus.

So viel über die allgemeinen Begriffe, durch welche das Leben der K. überhaupt näher zu bestimmen ist. Das Wesen der K. gliedert sich nun aber zu einer Mehrheit selbstständiger Formen, es legt sich in das System der verschiedenen Künste auseinander. Der nächste Grund davon liegt darin, daß nicht mit einem Mal in einer Form das ganze Wesen des Schönen sich entfalten kann. Denn die K. legt das Schöne in einem bestimmten Material nieder, dessen eigenthümlich beschränkte Bedingungen nur bis zu einer bestimmten Grenze das Ideal zu realisiren gestatten. Daher eine weitere Form durch Wahl eines andern Materials die Einseitigkeit der vorhergehenden Kunstform zu ergänzen strebt, bis endlich diejenige Form gefunden ist, welche die ganze und volle Natur des Schönen und eben hierdurch alle andern Kunstformen in sich

vereinigt. — Jede Eintheilung der K. ist unzulänglich, welche bloß von der Verschiedenheit des Materials ausgeht, weil dabei in der Ausführung der einzelnen Künste der innere Grund des Unterschieds und der geistige Charakter der verschiedenen Künste nicht zur Sprache kommt, und weil eine solche Aufführung keine Entwicklung, sondern nur ein äußerliches todes Neben-einander gibt. Die gewöhnliche Eintheilung ist die in plastische und tonische Künste, von der Eintheilung in Künste nach dem Auge und nach dem Ohr nur dem Ausdruck nach verschieden. Eine andere Eintheilung wendet dies mehr philosophisch, indem sie die Kategorien, unter welchen diese Sinne auffassen, Raum und Zeit, zur Hülfe nimmt. Aber alle diese und ähnliche Eintheilungen leiden an größern oder kleinern Mängeln. Man muß vielmehr die K. im Großen als ein stufenförmig sich entfaltendes Ganze zu begreifen suchen, welches innerhalb seiner Sphären dieselben Formen seiner Verwirklichung wiederholt, durch welche das Schöne überhaupt zu seiner adäquaten Existenz aufsteigt. So wie das Schöne sich zuerst objektiv in der Naturschönheit, dann subjektiv in der Phantasie des Künstlers und endlich subjektiv-objektiv in dem Kunstwerk darstellt, so kehrt auch in dem Reich der Künste die Form der objektiven oder der bildenden, die Form der subjektiven oder der musikalischen und endlich die Form der subjektiv-objektiven oder der Poesie wieder.

1. Die objektiven od. bildenden Künste.

Gemäß der Wiederkehr des Stufenganges, den das Schöne überhaupt zu seiner Verwirklichung einschlägt, tritt zuerst eine Gruppe von Künsten auf, deren Werke mit der Naturschönheit den Charakter vollkommener Objektivität theilen. Dieses in räumlichen Massen existirende Gebilde trägt zwar den Charakter der Idealität, wie alle Kunst, aber doch unter der eigenthümlichen Beschränkung, welche die schwere, gegen ihre Bearbeitung gleichgültige Masse mit sich bringt. Es fehlt die wirkliche Bewegung u. das geistigste Ausdrucksmittel, der Ton, es sind stumme, massenhafte Künste.

1) Die Baukunst. Unter den Künsten des Raumes trägt am meisten den Charakter der Objektivität die Baukunst. Dem unorganischen Stoff, in welchem sie darstellt, nimmt sie unter allen Künsten am wenigsten das Stoffartige u. Massenhafte, indem sie denselben nicht zu einer organischen Form umbildet, sondern nur nach abstrakt geometrischen, auf den Bedingungen der Schwere ruhenden Gesetzen anordnet. Eben daher hat sie am wenigsten Selbstständigkeit unter allen Künsten. Sie dient dem Bedürfnisse, und wo sie sich zur absoluten Bedeutung erhebt, in ihrer religiösen Bestimmung, bildet sie doch nur die Umhüllung oder Schale für einen inneren Raum, dem eine andere K. oder die Andacht des Gottesdienstes seine eigentliche Erfüllung gibt. Dieses Innere prägt sich zwar in der umschließenden architektonischen Form aus, welche eine ihm entsprechende Stimmung erregt. Diese gewinnt jedoch Deutlichkeit und Bestimmtheit nur für den, dem die Bedeutung jenes inneren Raumes bekannt ist. Die

Baukunst ist weniger sprechend, als alle andern Künste: sie ist die erste K., die Urkunst, Grundlage und elementare Voraussetzung für die andern Künste und die Stätte ihrer Versammlung.

Das Material der Baukunst ist ein fester schwerer Stoff, welcher Zusammenfügung zu großen Massen, scharfe Abmessung und glatte Bearbeitung duldet. Das Holz, ein durch Vertrocknung zum Unorganischen gewordener organischer Stoff, eignet sich durch die Form des Baumstammes unmittelbar zur Zusammenfügung in jeder Art des Winkels, und es liegen wirklich der griech. Architektur unleugbar die Motive des Holzbaues zu Grunde. Der wirklichen Ausführung in Holz widerstrebt jedoch gerade die durch den organischen Wuchs bereits gegebene Bestimmtheit der Form und die Weichheit der Kohäsion, welche keine scharfe Bearbeitung zuläßt. Die Fügung aus Backsteinen macht den Schein freien Aufstrebens nicht möglich. Natürlicher Stein, besonders der Marmor, ist das geeignetste Material. Denn an sich indifferent gegen jede Form, nimmt er jede an, entspricht durch seine Härte den Anforderungen der Dauer u. Haltbarkeit u. erhält durch eine Annäherung an das Durchsichtige einen geistigen Anhauch. — Dieser Stoff wird auf seiner Oberfläche so bearbeitet, daß er in seiner Zusammenfügung bestimmte geometrische Linien darstellt, deren Umfang durch das in dieser Kunst durchaus waltende Gesetz der Schwere bedingt ist. Diese Linien sind die senkrechte und wagrechte Fläche zum Winkel zusammentretend. Ein Mittleres bildet der stumpfe und spitze Winkel, ferner der Kreis und die Ellipse in ihren verschiedenen Abschnitten. Der Grund der poetischen Wirkung dieser abstrakten Linien liegt darin, daß dieselben die Grundgesetze alles Formalen enthalten, daher an den Weltbau dunkel erinnern. Die zwischen diesen Formen frei schweifende Linie ist von den wesentlichen Theilen eines Gebäudes durch das Gesetz der Schwere ausgeschlossen und bloß in gewissen phantastischen Abarten der Baukunst zugelassen. Nur in dem dekorativen Theile finden die Linien organischer Bildungen eine Stelle.

Nach diesen geometrischen Maßen fügt nun die Baukunst die schweren Stoffe zu einem Ganzen zusammen. Welche der genannten Linien, in welcher Ausdehnung, in welcher Verbindung sie anzuwenden seien, darüber ist keine Regel aufzustellen. Dies nämlich bestimmt die Phantasie des Baukünstlers, durchdrungen von der Idee des darzustellenden Ganzen, welche ebenso vielfach ist, als die Bestimmung der Gebäude, der ästhetische Geist verschiedener Weltalter und Nationen. Diese Idee stellt gemäß dem Wesen des Schönen ein organisch gegliedertes Ganzes dar, in welchem die beiden Momente, die Vielheit klar unterschiedener Massen und die sie harmonisch durchdringende Einheit sich zum schönen Maße, oder zur Eurythmie verbinden. Diese Freiheit der architektonischen Schöpfung verhält sich zur streng geometrischen Gesetzmäßigkeit so, daß sie dieselbe niemals überschreitet, vielmehr erscheint nach der Ausführung das Kunstwerk als ein völlig meßbares Ganzes und

die Harmonie der Theile als strenge Symmetrie. Aber obwohl das ausgeführte Werk meßbar, so konnte es darum der bloße Meßkundige keineswegs erfinden. Die Gesetzmäßigkeit des Ganzen fließt aus einer freien Schöpfung, aus einer nicht zu messenden Kraft; das quantitativ Meßbare aus der Qualität der Phantasie; Eurythmie ist mehr als Symmetrie. — Den Schmuck der Farbe weist die Baukunst, obwohl sie durch das reine Verhältniß der Masse wirken soll, keineswegs völlig ab.

Die Architektur ist vermöge der Unbestimmtheit ihres Ausdrucks vorzugsweise eine symbolische Kunst, indem sie Begriffe abstrakter Art durch eine bloß oberflächliche Gestaltung schwerer Materie ausdrückt. Daher obwohl jede der großen Kunstperioden ihre Architektur gehabt, entsprach sie doch als adäquateste Kunstform besonders der orient. Phantasie; ebenso eignet sie sich auch als eine elementarische und der unorganischen Natur verwandte Kunst für den Orient, da die Kunstschöpfungen des Orients den Vorhof, die Anfangsgründe aller Kunstgeschichte darstellen, u. der sich selbst noch unklare, aus der Natur sich erst herausringende Geist in dem Aufwühlen der Erde und dem Aufstürmen der Massen, in diesem, großen Erdrevolutionen verwandten Ton seine angemessenste Sprache fand, endlich auch als die dauerhafteste Kunst, da der Geist des Orients ein stabiler war. Die Baukunst ist ferner unter den Künsten die vorzugsweise erhabene, denn im Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer sinnlichen Mittel für die Weite der Ideen steigert sie dieselben um so mehr quantitativ, obwohl übrigens innerhalb ihrer Grenzen allerdings ein Unterschied des Anmuthigen und Erhabenen Statt findet. Da nun die orient. Weltanschauung vorzugsweise eine erhabene war, so erbellt auch von dieser Seite der vorherrschende Beruf des Orients für die Baukunst. Die weitere Geschichte der Baukunst s. unter Architektur.

2) Die Plastik. Der Fortschritt dieser K. gegen die Architektur liegt darin: daß sie das Gebiet abstrakter Linien verläßt und das Schöne der organischen Gestalt, insbesondere der menschlichen, zu ihrer Aufgabe macht. Diese Gestalt ist der Leib des Geistes, das ihm absolut entsprechende Gefäß und darum tritt die Plastik aus dem Gebiet der symbol. Darstellung heraus und ist der immanenten Einheit zwischen Bild und Idee mächtig. — Dieser Fortschritt bleibt jedoch bei einer Grenze stehen, in welcher sich die unmittelbare Herkunft aus der Architektur noch verräth. Die Plastik stellt nämlich die organische Gestalt, wie diese, in einem schweren Stoffe dar, in Holz, Elfenbein, Metall, gefärbtem Thon, Marmor. Am günstigsten sind Metall und Marmor, jenes mehr für heroische, dieser für anmuthige Gestalten, gemeinsam aber ist allen der Charakter des Spröden, Dauern, Seyenden. Die Farbe mangelt, nur die nichtreife und überreife Plastik sucht den unnatürlichen und geisterhaften Effekt der Verbindung von Farbe und räumlicher Nachbildung. Hierin sind die Schranken dieser Kunst mit ihrer Vollkommenheit gegründet. Indem die Plastik



den Bildhauer, die gymnastischen Spiele, die Anschauung des Nackten überhaupt boten ohne viele Mühe stets die nöthigen Modelle.

Die griechische Plastik wie die Architektur geht vom ägyptischen Styl aus und nachdem sie die rohen Anfänge überwunden, hält sie in ihrer ersten Periode, bis zum Zeitalter des Pericles, einen Rest der Starrheit im Götterbilde fest, indeß sie in der Darstellung der menschlichen Gestalt den Zwang des Typus ablegt und stufenweise zur Schwelle der freien Schönheit fortschreitet. Am meisten erscheint diese Freiheit in dem bewegten Körper, der im Anfang der Periode noch sehr an einer übertrieben starken Hervorhebung der Muskulatur bei untergeordnetem Körperbau, sowie an einem tändelnden Gang und einem ungeschickten Streben nach Grazie litt. Aber auch am Ende der Periode zeigen Gesicht, Haare und Gewänder immer noch einen architektonischen Typus und eine steife Zierlichkeit. — In der Blüthezeit des griechischen Lebens unter Pericles erscheint die Plastik von jeder Fessel der Sagenungen befreit und vereinigt die höchste Wahrheit in der äußern Nachahmung mit der höchsten geistigen Beseelung zu der Höhe des Götterideals. Insbesondere wird das Ideal der obersten Götter, deren Charakter ruhig-thronende Majestät ist, wunderbar ausgebildet. Neben diesem kampflofen Ideal, welches besonders die Aufgabe des Phidias war, erscheint jedoch zugleich das heroisch-menschliche Leben in der Fülle seiner Kraft und Schönheit im Krieg und Athleten-Kampf. Zugleich macht die Plastik das thierische Leben zu ihrem Gegenstand und stellt es in der vollen Gebiegenheit edlen und mächtigen Gliederbaues und feuriger Kraftäußerung dar. Auch die Vermischung des thierischen mit dem menschlichen Leibe in den Centauren u. s. w. erscheint trotz der phantastischen Empfindung zum schönsten Ebenmaß ausgebildet.

Nach dem peloponnesischen Kriege wendete sich die griechische Plastik von dem Ideal der Hohen und Stärke zu dem der Anmuth und des Pathetisch-Rührenden (Scopas, Praxiteles). Die erste Form plastischer Schönheit entfaltet sich in dem nunmehr vorgezogenen Kreise des Dionysos u. der Aphrodite. Noch ist der höchste Reiz mit dem höchsten Adel gepaart, aber allmählig beginnt schon der Uebergang zum bloßen Sinnenreiz. Die zweite Form geht von der harmlos bewegten Gruppe weiter zur leidenschaftsvollen Handlung und ergreift u. erschüttert durch Darstellung der tragischen Kollision, doch in den Grenzen jener, der plastischen Kunst hierin gebotenen Sparsamkeit und edler Erhabenheit; während dagegen eine spätere Schule die Grenzen um einen Schritt überschreitet und sowohl den Ausdruck des Affektes theils ins Theatralische, was der Plastik innerlich widerstreitet, theils nahe an Verzerrung und Uebertreibung fortführt, als auch die Vereinigung von Figuren in Gruppen zu einer das Ueberschaun störenden Verwicklung steigert. In derselben Periode, wiewohl etwas später, wird auch das Porträt in den Bereich der Plastik gezogen, nämlich im weitern Sinn, als dies im

früheren Zeitalter der Fall war, wo die Sieger in den olympischen Spielen die fast göttliche Ehre genossen, ihr Bildniß öffentlich aufgestellt zu sehen. Nachdem schon in der früheren Periode theilweise das gewöhnliche Leben als Gegenstand der Plastik zugelassen worden war, verbreitet sie sich in der späteren Zeit, nach Alexander dem Großen, immer mehr über das Gebiet der historischen Wirklichkeit, Jagd, Krieg, Landleben u. s. w.; — das plastische Genre bild. Hiermit ist ihr Kreis geschlossen. Nach Beginn der römischen Herrschaft verfällt sie, außer einer kurzen Nachblüthe, in Herrendienst, Schwulst und Ueppigkeit und geht dann in Armuth und Dürftigkeit unter.

Für die romantische Phantasie des Mittelalters konnte die Plastik nicht die ihr eigenthümlich entsprechende Kunst seyn; vielmehr behandelte sie diese Kunst malerisch, indem sie alle Grenzen, welche für die Skulptur gezogen werden müssen, überschritt.

Den Uebergang von der Plastik zur Malerei bildet das Relief, welches die Figuren wie in einer Mauerfläche eingelassen und zum größeren oder geringeren Theile aus derselben hervortretend darstellt. Durch diese Form ist eine ungleich größere Ausbreitung in figurenreichen Gruppen möglich, als in der völligen Rundbildnerei. Es liegt aber auch die Verführung nahe, mit der Malerei in Darstellung verschiedener perspektivischer Pläne oder Gründe und dramatischer Verwicklung der Figuren wetteifern zu wollen: — ein Versuch, der sich durch die entgegenstehenden Widersprüche von selbst aufhebt. Vielmehr ist für eine Komposition in Relief Gesetz, daß die Figuren mehr successiv neben einander, als simultan hinter einander stehen, die Komposition mehr episch, als dramatisch sey.

3) Die Malerei. Indem die Malerei (s. diesen Art.) sich ihre Räumlichkeiten im Wilde selbst schafft, gibt sie die wirkliche Räumlichkeit der Leinwand oder des Holzes, worauf sie arbeitet, ganz auf: die räumlichen Verhältnisse des Bildes sind alle bloß scheinbar. Aber gerade dieses Aufgeben der wirklichen Räumlichkeit, dieses Herabsetzen des materiell Wirklichen zu einem bloßen Scheine bedingt den Fortschritt, wodurch die Malerei als die geistigste unter den bildenden Künsten an der Grenzscheide der objektiven und subjektiven Künste steht. In diesem von der Kunst selbst ihr mitgegebenen Raum kann sich nun die menschliche Gestalt mit einer ungleich größeren Freiheit bewegen, als dies in der Plastik erlaubt ist. Zunächst ist jede flüchtigste Bewegung gestattet, da keine Rücksicht auf die Schwere wirklicher Körper darin Sparsamkeit vorschreibt. Auch eine beliebige Menge von Personen kann die Malerei in einem Werke versammeln und sie zur belebtesten dramatischen Handlung verbinden. Dies erlaubt ihr schon die Relativität der Maße in den künstlich angenommenen Räumen und die perspektivische Darstellung. Der innerste Grund aber ist, weil sie die Körper nicht bloß nach ihren raumerfüllenden Formen auffaßt, welche Auffassung die Plastik zum höchsten Interesse macht, daß ihr



günstig gegen jeden Ausdruck verrathen sie in demselben nur die Art u. Weise ihrer Kohäsion, Spannung u. s. w. Dennoch legt auch diesem Ton die Empfindung des hörenden Subjekts unmittelbar geistige Bedeutung unter, durch das selbe unbewusste Symbolisiren, wodurch das Subjekt in dem an sich empfindungslosen elementaren Leben der Landschaft einen Widerschein seiner innern Stimmung erkennt. Die thierische Stimme ist unbrauchbar, weil sie nur sinnliche Triebe kundgibt und keine Kunstbehandlung zuläßt; das höchste musikalische Organ aber ist die menschliche Stimme, denn sie ist das der empfindenden Seele selbst eigen zugehörige Organ.

Die einzelnen Töne der Tonleiter stehen nicht nur jeder zu dem vorhergehenden und folgenden in einem gewissen Stufenverhältniß; es treten auch einzelne aus der Reihe heraus und mit entfernteren in einen qualitativen Rapport der Uebereinstimmung. Die reinste Harmonie gibt der Dreiklang: Prim, Terz und Quinte, er gibt die Grundlage für das System der reinen Akkorde. Das Gemüth, in dem jede einzelne Gefühlserregung ebenfalls ein Zusammenstimmen verschiedenartiger, ihren Unterschied verlöschender Erregungen ist, hört in dieser Einheit verschiedener Töne diese seine innere Natur sich entgegenkommen.

Die Dreiklänge enthalten jedoch nur erst eine Einheit von Unterschieden. Wie das Gefühlsleben zu den tiefsten Kämpfen und Gegensätzen übergeht, so nimmt auch die Musik den Mißklang disharmonirender Töne in sich auf. Diese aber kann sie nicht in der Form der gleichzeitigen Harmonie lösen, sondern in der successiven Folge von Tönen, u. dies führt zu dem Moment der eigentlichen Quantität in der Musik. Der qualitative Unterschied auf einander folgender Töne würde, wenn nicht ein für alle Musik bestehendes abstraktes Gesetz der Theilung in ihn eingriffe, ein regelloses Fortfließen charakterloser Unterschiede darstellen und dadurch der Natur des Geistes widersprechen. Daher Takt und Tempo.

In diesen abstrakten Bedingungen bewegt sich nun die produktive Phantasie des Tonkünstlers u. erfindet die Melodie, welche in einem bestimmten qualitativen u. quantitativen Wechsel der Töne den Charakter u. die völlige Entfaltung einer wesentlich menschlichen Empfindung darstellt. Da nun keine Empfindung in sich einfach ist, sondern jede eine konkrete Einheit unterschiedener Empfindungen, welche bei der Erregung der Grundempfindung mit erregt werden, in sich faßt, so entwickelt die Musik erst ihre Tiefe, wenn nicht bloß eine Stimme jene Fortbewegung des Gefühls ausspricht, sondern eine Vielheit von solchen gleichzeitigen harmonischen, od. die vorübergehende Disharmonie im Fortgang auflösenden Akkorden eintönt. So reich und von so wunderbaren Wirkungen nun die Musik in dieser vollen Entfaltung ihrer Kräfte ist, so sucht sie doch im Gefühl der Unbestimmtheit ihrer Ausdrucksmittel das artikulierte Wort und nimmt die Poesie in ihren Dienst, wodurch der Uebergang zu dieser gegeben ist.

III. Die subjektiv-objective Kunst oder die Poesie.

Die Musik ist nach rückwärts betrachtet diejenige Kunstform, worin die Körperwelt, das Element der bildenden Künste sich in das rein innerliche Weben der Subjektivität verflüchtigt. Wie sie aber die bildenden Künste hinter sich hat, so hat sie eine andere Kunst vor sich, in welcher die Einseitigkeit ihrer bildlosen Subjektivität durch Erneuerung der objektiven Anschauung, welche die bildende Kunst vor ihr voraushaben, in einer höhern Form sich ergänzt, eine Kunst, welche mit dem Vorzug der Musik die Vorzüge der objektiven Künste vereinigt u. daher für die übrigen Künste als die höhere Einheit angesehen werden muß. Die bildenden Künste hatten den räumlichen Stoff, die Musik den zeitlichen Ton zu ihrem Material; die Poesie nun bedient sich ebenfalls des Tons u. ist gegen dessen rhythmische Bildung nicht gleichgültig, ein Beweis, daß sie aus der Musik herkommt; allein sie nimmt nicht den Ton überhaupt in seiner Unbestimmtheit, sondern den artikulierten Ton, das Wort, die Sprache zu ihrem Ausdrucksmittel. Die Sprache ist jedoch nicht das Material für die Poesie, wie der sichtbare Körper für die bildenden Künste, der Ton für die Musik. Die Poesie hat vielmehr gar kein sinnliches Material mehr und die Sprache ist ihr nur ein für sich bedeutungsloses Zeichen, wodurch ihre Einwirkung auf das rein geistige Material, in welchem sie darstellt, vermittelt wird. Das Wesen der Sprache besteht darin, daß durch einen geistigen Mechanismus der Gewohnheit mit dem Vernehmen eines bestimmten Wortes unmittelbar u. ohne Einsicht in den Grund des Zusammenhangs beider der durch dasselbe bezeichnete Inhalt dem Geiste gegenwärtig wird. Nur dieser ist daher das Element oder Material der Poesie, sie ist Geist für den Geist, ohne ein anderes sinnliches u. äußeres Medium als ein Zeichen, das für sich gar keine Selbstständigkeit hat, sie ist die geistigste unter allen Künsten. — Diese höchste Geistigkeit unter allen Künsten weist der Poesie ihre Stelle auf der Spitze des Systems der Künste an, wird ihr aber auch zur Verführung, in das Grenzland der Prosa überzugreifen u. das ästhetische Element als bloßes Mittel zur Darstellung von reinen Begriffen zu benutzen, woraus die didaktische Poesie entsteht. Diese Zwittergattung ist aber geradezu aus der Kunst zu verweisen.

Indem wir hinsichtlich des Näheren über Poesie auf diesen Artikel verweisen, wollen wir nur noch einen Augenblick bei dem im Eingang schon erwähnten Unterschied der Volks- u. der Kunstpoesie verweilen, weil er die Anfänge u. die Entwicklung aller Poesie beleuchtet. Die Volkspoesie entwickelt sich aus dem dichterischen Vermögen, welches nicht einem Einzelnen, sondern einem ganzen Volke als köstliche Naturgabe verliehen ist, unbewußt u. mit innerer Nothwendigkeit. Die Volkspoesie setzt mithin einen Stoff voraus, welcher nicht erfunden u. ersonnen, auch gar nicht ersinnbar u. ersinnbar, welcher vielmehr gegeben, mit den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innig verwachsen, welcher erlebt, von dem

ganzen Volke erlebt u. erfahren ist (z. B. das Nibelungenlied). Dieser Stoff, welcher eben nichts Anderes ist, als das volle reiche tiefempfundene Leben des Volkes selbst, wird in voller Wahrheit, u. da alles Wahre einfach ist, in der größten Einfachheit dargestellt. Wie in dem naturgemäßen, gesunden, in ruhigem festen u. gleichmäßigen Gange dahinschreitenden Leben selbst, folgt in dieser Darstellung raschen u. sicheren Schrittes Thatsache auf Thatsache, ohne müßiges Stillstehen, ohne nachsinnendes u. verweilendes Rückblicken. Niemals u. nirgends bedarf diese Darstellung fremder Hülfe, um sich selbst klar u. verständlich zu seyn; fremde Vermaße u. alles, was man Schmuck u. Effekt nennt, stößt sie mit Widerwillen zurück. Es ist die Freude und das Leid eines Volkes, welche sich selbst singen, dort in kräftigem, lautem, hallendem Jubel, hier in tiefen, rührenden Klage-tönen; in beiden Fällen scheinbar abgebrochen, pausierend, von Moment zu Moment rasch übergehend; eben wie Freude u. Leid unsere Pulse stoßweise bewegen, u. wie in der Erinnerung an erlebtes Leiden u. genossene Herzensfreude nur die bewegtesten Augenblicke gleich sonnebeglänzten Berggipfeln aus der Ferne zu uns herüberglänzen, während die Thäler mit den Schatten der Vergessenheit bedeckt sind. Wie das Leben unergründlich ist, so ist auch die Poesie des reinen u. wahren Lebens selbst unergründlich; wie die Natur ewig frisch u. ewig jung ist, so auch ihre Poesie. Die Naturpoesie ist, um mit den Worten des Meisters zu sprechen, der nächst Herder zumeist das Wesen der deutschen Volkspoesie aufgeschlossen hat, J. Grimms, die Naturpoesie ist ein lebendiges Buch wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatte mag anfangen zu lesen u. zu verstehen, nimmer aber ausliest, noch durch- versteht.

Die Kunstpoesie ist dagegen das Resultat der Betrachtung, des Sinnens, der Arbeit des einzelnen Dichters; nicht das Leben selbst, sondern der Widerschein des Lebens in dem Seelen- spiegel des Individuums; nicht das Erlebnis und die Erfahrung eines ganzen Volkes, sondern des Einzelnen; ja am öftesten nicht einmal das wirkliche Erlebnis des Dichters, sondern nur das durch die Gabe der poetischen Divination von ihm Errathene, das prophetisch Erschaute u. Vorweggenommene. Darum tritt die Individualität des Dichters, sey sie nun groß oder klein, gemein oder edel, in den Vordergrund. Für den Kunstdichter sind oft ausländische Stoffe die willkommensten, weil er an ihnen seine poetische Kraft üben u. in ihrem Glanze u. in ihrem überraschenden Eindruck zeigen kann.

Zu einer vollständigen Entfaltung des poetischen Vermögens einer Nation ist die Entfaltung der Volks- u. Kunstpoesie in gleichem Maß erforderlich. Ein Volk ohne Kunstpoesie könnte nur ein solches seyn, welches in seiner Entwicklung gewaltsam wäre gehemmt worden. Aber die Kunstpoesie muß immer wieder aus dem frischen Born der Volkspoesie schöpfen, wenn anders nicht Ueberfeinerung, Künstelei, Erstarrung u. zuletzt ein unschöner Tod der poetischen Kunst

erfolgen soll. † Das Weitere s. Kunstgeschichte.

Kunst (Geogr.), preuß. Domäne, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Wittgenstein; über 100 Einw.

Kunst (Biogr.), 1) Cornelis, Bruder des Lucas Cornelisz (s. d.), geb. 1493, lebte meist zu Leyden u. Brügge u. † 1544. Von seinen Bildern rühmte man besonders seine zahlreichen Kabinetsstücke prof. u. theil. Inhalts, von denen jedoch die meisten während der niederländ. Kriege zu Grunde gegangen sind. — 2) Wilhelm, bekannter Schauspieler, geb. 1798 zu Hamburg; bediente in seiner Jugend mehr Schauspieler u. wurde, von diesen protegirt, als Statist auf der Bühne beschäftigt; auch auf Liebhabertheatern trat er einige Male, wiewohl ohne besondern Erfolg, auf. Im J. 1815 nahm er Dienste bei den Hanseaten, machte einige Scharmügel mit, lehrte aber bald krank u. unglücklich nach Hamburg zurück. Darauf trat er in franz. Dienste, machte den Feldzug in Mecklenburg mit u. zog mit der franz. Armee bis nach Münster, von wo er abermals in seine Heimath zurückkehrte. Eine vermögende Tante wollte ihn studiren lassen; K. aber brauchte schon vor Beginn der Studien so viel Geld, daß die Tante ihre Hand zurückzog. Man brachte ihn zu einem Kaufmann in die Lehre, aber K. studirte Rollen statt des Geschäfts, u. der Kaufmann schickte ihn fort. Er spielte nun in einer Bude auf dem Pferdemarkt u. auf einem am grünen Teiche bei Hamburg errichteten Liebhabertheater. Der Beifall, den er da fand, führte ihn 1817 zu dem neu erbauten Theater in der Vorstadt St. Georg. Bald darauf erhielt er ein Engagement mit einer Wochengage von 1 Thlr. 12 Gr. in Mölten, von wo er bald den ersten Versuch machte, sich im Stillen zu entfernen. Er fand in preuß. Minden ein Engagement u. beim Publikum eine ehrenvolle Aufnahme, blieb den Winter dort u. lehrte im Frühjahr 1819 nach Hamburg zurück, nachdem er unterwegs von milden Gaben gelebt u. dem Fährmann an der Elbe sein Halstuch, das letzte Entbehrliche, für die Ueberfahrt gegeben hatte. Bald darauf wurde K. in Lübeck engagirt u. spielte daselbst zuerst Rollen wie Abellino, Ritter von Strahl u. dergl. Als jedoch das Unternehmen scheiterte, ging er zur schröderschen Gesellschaft nach Stettin u. Danzig, folgte dann 1821 einem Rufe nach Bremen zum Direktor Pichler u. bereiste mit dessen Gesellschaft Münster, Pyrmont, Osnabrück u. s. w., wo er sich überall der beifälligsten Anerkennung zu erfreuen hatte. Damals wagte er den ersten Ausflug nach Leipzig. Er nahm darauf ein Engagement in Köln, entfernte sich aber nach einiger Zeit im Stillen u. gastirte in Elberfeld, Koblenz, Mannheim u. Düsseldorf; in letzterer Stadt wurde er engagirt, sah sich aber gezwungen, noch vor Ablauf seines Vertrags abermals im Stillen abzureisen. Er kam nach Würzburg, dann an das Theater am Isarthore in München u. folgte dem Direktor desselben, Karl, 1828 nach Wien an das Theater an der Wien. Bei einem Feste, das der Direktor gab, lernte er (1829) daselbst die bekannte Sophie Schröder kennen u.



und den Genius wecken. Das Muster für alle nachfolgenden wurde die Kunstakademie zu Paris. Sie wurde als Akademie der Malerei von Ludwig XIV. 1648 gestiftet; Colbert fügte 1671 die Akademie der Baukunst hinzu, die noch jetzt den Namen *Ecole spéciale des beaux arts* führt. Zwar lebten auch die pariser Maler schon seit 1391 in einer gildenartigen Verbindung unter dem Namen der Bruderschaft des heiligen Lukas, die mehrere Könige mit Gnadenbriefen begabten; die erste Akademie in Frankreich aber war die zu Bordeaux. Eine Verzweigung der pariser Akademie ist die franz. Akademie zu Rom in der Villa Medici. In Deutschland wurde die erste Kunstakademie von Sandrart 1662 zu Nürnberg gestiftet. Sie gelangte durch die berühmte Künstlerfamilie Preißler (s. d.) zu neuem Aufse, erhielt sich aber aus Mangel an Mitteln nur mühsam und wurde deshalb 1818 in eine Provinzialkunstschule umgewandelt. Die Akademie zu Berlin wurde 1694 gestiftet und 1786 neu organisiert, die zu Dresden 1697 gestiftet und 1764 mit der zu Leipzig und zu Meissen vereinigt. Die Akademie zu Wien wurde von Kaiser Joseph I. begründet, aber erst durch Kaiser Karl VI. 1726 vollständig organisiert. Den bedeutendsten Einfluß erlangten die A. zu München und zu Düsseldorf, von denen die erste 1770 gestiftet und 1807 vom Könige Maximilian I. neu begründet, die andere von Friedrich Wilhelm III. 1821 errichtet wurde. Außerdem sind in Deutschland die Akademie in Mannheim, Weimar, Kassel, Frankfurt und Bonn zu erwähnen. Die Akademie der Malerei zu Madrid entstand 1732; London erhielt eine solche erst 1768, Edinburgh bereits 1754. Die Niederlande haben zu Brüssel, Antwerpen, Amsterdam und Brügge höhere Kunstakademi; Stockholm hat eine Akademie der schönen Künste seit 1730 durch den Grafen Tessin; Kopenhagen eine durch ihre Schulen, ihre Methode sicher wirksam gewordene seit 1738. Die zu Petersburg entstand 1757 und ward 1764 erweitert. A. für Musik heißen Konseruatorien (s. d.).

Kunstarbeiter (Bergb.), s. Bergleute.

Kunstausdruck, s. v. a. Kunstwort.

Kunstausstellung, s. Kunstgeschichte.

Kunstausstellungs- und Galleriegebäude. Die Werke der bildenden Kunst sind da, um gesehen zu werden. Es kommt aber bei der Placirung von Kunstwerken Alles darauf an, daß der Beschauer durch keine fremden Einflüsse gehindert werde, dieselben genügend zu übersehen, und daß namentlich für Gemälde eine Beleuchtung geschaffen werde, welche derjenigen möglichst gleich ist, unter welcher sie bei dem Künstler entstanden sind. Ein solches Lokal muß demnach nicht allein eine genügende helle Beleuchtung haben, sondern es muß dieselbe, um nicht auf ein und demselben Bilde Lichter und Schlagschatten abwechselnd zu zeigen, wo möglich nur durch ein Fenster einströmen, dessen Holzwerk nicht, wie es in der That bei den gewöhnlichen Wohnhausfenstern der Fall ist, durch überflüssige Breite das Licht vielfach zerknittert und zerklüftet. — Um auch für die fern vom Fenster aufgestellten Kunstwerke eine genügend

helle Beleuchtung zu erzielen und überhaupt dem Hintergrund des Zimmers noch eine genügende Helligkeit zu sichern, müssen die Fenster sich möglichst nahe bis unter die Decke erheben. Wo die Höhe des Zimmers zu gering oder seine Tiefe zu bedeutend ist, hat man mit sehr gutem Erfolge ein Fenster, nachdem ein oder zwei Balken, die auf seinem Bogen ruhten, ausgewechselt waren, 4 Fuß über die Decke hinaufgezogen. — In einem Bilderlokale muß man insbesondere darauf bedacht seyn, die Reflexe von Gebäuden, welche vor den Fenstern liegen, entfernt zu halten. Sowohl dieser Umstand, als die Nothwendigkeit, das Auge des Beschauers vor jeder Beleuchtung des Lichtes zu bewahren, nöthigt uns, die Fenster auf eine Höhe von 6 Fuß, vom Fußboden aus gerechnet, zu verhängen. — Dieser Umstand muß uns um so mehr veranlassen, die Fenster möglichst hoch zu machen, indem bei gewöhnlichen Fenstern schon hierdurch ein Dritttheil der ganzen Lichtfläche verdeckt wird. In Betracht dessen macht man bei Fenstern in einem alten Gebäude folgende Veränderung. Man läßt das Kreuzholz, aus dem Fensterfutter herausnehmen, fügt dagegen in das Fenster, 6 Fuß hoch über dem Fußboden, einen Quersprossen ein, unter welchem 2 kleine Fensterflügel behufs des Lüftens angebracht werden. Man benützt dieselben auf die einfachste Art als die nothwendigen Fenstervorsätze, indem man die Scheiben mit halb durchsichtiger Oelfarbe anstreichen läßt. — Endlich muß man den Abspiegelungen auf der glänzenden Oberfläche der Oelgemälde, oder der Kupfer unter Glas zu begegnen suchen, denn unter allen störenden Einflüssen, die uns bei Betrachtung von Gemälden belästigen, sind diese, und zumeist die Spiegelbilder der Fenster, die allerübelsten, aber auch diejenigen, welche sich am schwersten beseitigen lassen. — Stark aufgetragener Firniß, oder ein wirkliches unbelegtes Spiegelglas, wie eben die besten Gemälde der dresdner Gallerie durch solche geschützt werden, spotten freilich jedem Versuch, die störenden Spiegelbilder zu vermeiden; doch bei mäßig gefirnißten Bildern ist schon unendlich viel gewonnen, wenn nur die Spiegelungen der Fenster beseitigt sind. — Für den vorliegenden Gegenstand wird es genügen, zu erinnern, daß wir den abgesehenen Gegenstand scheinbar so weit hinter der Spiegelfläche sehen, als derselbe in Wirklichkeit vor derselben liegt. Macht man sich demnach von dem Bilderzimmer einen Grundriß und gibt sich an den Wänden die Breiten der Bilder an, so ermittelt man das Spiegelbild des Fensters dadurch, daß man aus dem wirklichen Fenster eine Linie zieht, welche die mit Bildern behängte Wand rechtwinklig durchschneidet und eben so lang hinter der Wand als vor derselben ist. Hier findet sich an ihrem Ende das wirkliche Fenster und an jenem Ende das Spiegelbild desselben, und leicht wird man nun, ehe man die Wand mit Nägeln und Haken verbahrt hat, schon im Grundriß beurtheilen, ob von den richtigen Standpunkten aus diese Spiegelung auf dem Gemälde gesehen werde oder nicht. Aus dieser Theorie ergibt sich, was man schon aus bitterer Erfahrung weiß, daß die Wände der



Oberes Stockwerk. h Treppentur. kkk Gallerie im großen Saale, an deren Wände Kupferstiche und Kunstwerke von der kleinsten Dimension. dAd Saal für die größten Gemälde. eeee Bilderkabinette. ll die Fenster über dem amphitheatralischen Dache der Kabinette s. gg vereint mit Oberlicht. Die Fenster der Kabinette eee gehen höher, als deren Decke, in der oberen Etage bedeckt ein Sopha auf einer Estrade die Schrägung. Ist dem Gebäude der Trockenheit wegen durchweg eine Kelleranlage nöthig, so können diejenigen Keller, welche von der Straße zugänglich sind, vermietet, dagegen die andern zur Aufbewahrung von Bilderrahmen, Heizmaterial und andern Utensilien dienen. — Das oberste Stockwerk enthält dieselben Abtheilungen als das Hauptgeschoß, nur daß dieselben nicht vom Fußboden des mittleren Saales, sondern von dessen Gallerie kk zugänglich sind. — Ueber dAd ein einziger Saal für die größten Gemälde, dessen passende Höhe, durch eine Ueberragung des rechtwinkligen Mittelbaues über die halbrunden Seitenflügel leicht zu erreichen ist. Die Dächer der beiden halbrunden Flügel sind so zu konstruiren, daß sie, vom äußeren Umfange amphitheatralisch sich vertiefend, nach der Rinne an der halbkreisförmigen Wand des großen Saales herabgehen; dadurch ist die Möglichkeit herbeigeführt, daß dieser große Saal, der mit dem Mittelbau gleich hoch und also höher als die Flügel ist, über dieser Rinne, den darunter liegenden Kabinettthüren entsprechend, auf jeder Seite 10 Fenster hat. Um die großen, im Saale aufgestellten Bilder und eingerahmten Kupfer auf der Gallerie vor Spiegelung zu bewahren, wird man nur die äußersten Fenster in jedem Halbkreise zuhängen dürfen. Weil aber die Kommunikation auf der Gallerie eine beschränkte ist, so müssen vom Treppentur aus links und rechts sogleich Thüren in die Räume über s. gg und von diesen eben so in die nächsten Kabinette führen. Eben so wird auch der über dAd liegende Saal noch Thüren nach den nächsten Kabinetten haben. In der Mitte des großen Saales sind Skulpturen und Tische mit kleineren Kunstwerken aufgestellt. Will man sich die Mühe geben, die Gesammtlänge aller für Bilder brauchbaren Wände zu suchen, so wird sich ergeben, daß ein solcher Bau eine außerordentlich große Anzahl von Gemälden fassen kann und gleichwohl verhältnißmäßig sehr wohlfeil wird. — Ein einziger Halbkreis in einer Etage kann mehr Bilder aufnehmen, als z. B. die ganze königberger Ausstellung zu haben pflegt. Die Ausstellungen, wie sie jetzt zu Berlin sind, würden noch nicht eine Etage ausfüllen. Wer die Gallerien von München, Venedig und andere besucht hat, wird wissen, wie arg man sich bestrügt, wenn man durch eine Beleuchtung aus der Mitte der Decke herab hofft, die Spiegellichter zu vermeiden, also ein Grund mehr für die Zweckmäßigkeit des hier vorgeschlagenen Plans. (Vgl. Kunstbl., Jahrgang 1851.)

Kunstbäcker, Verfertiger feiner Gebäde.

Kunstbau (Jagdsw.), s. Bau.

Kunstberg, österr.-böhm. Schloßchen, Kr.

Bunzlau, Herrsch. Kr. in e, auf dem gleichnamigen Hügel bei Kr. in e.

Kunstbock (Bergb.), s. Kunstgestänge.

Kunstdune, s. v. a. Bank.

Kunstfäustel (Bergb.), s. Fäustel.

Kunstfehler ärztlicher Personen überhaupt (gerichtl. Med.). Wird eine zur Ausübung eines oder mehrer Zweige der ärztlichen Kunst geprüfte und legitimierte Medicinalperson (Arzt, Geburtshelfer, Wundarzt, Hebamme, Apotheker, Thierarzt) deshalb, daß sie einem Individuum, welches zur Herstellung verlorener Gesundheit ihren Händen anvertraut worden war, statt demselben zu helfen, durch fehlerhafte oder mangelhafte Ausübung ihrer Kunst innerhalb der Grenzen des ihr angewiesenen Wirkungskreises an Leib oder Leben geschadet haben soll, gerichtl. belangt, so ist dieser Fall wohl von jenem zu trennen, wo wegen Verletzung der Gesundheit oder Tödtung durch ein Kurverfahren von Seiten einer Person Klage erhoben wird, welche entweder zur ärztlichen Praxis überhaupt gar nicht, oder wenigstens nicht zur Ausübung des Zweiges der Heilkunde berechtigt ist, für welchen der fragliche Fall eigentlich gehörte. In ersterer Beziehung handelt es sich um einen K., d. i. man machte dem vor Gerichte oder im großen Publikum durch Wort und Schrift Angeklagten den Vorwurf, er habe nicht so gehandelt, wie er nach den, bei ihm als bekannt vorauszusetzenden Regeln der ärztlichen Wissenschaft und Kunst in dem vorliegenden Falle hätte verfahren müssen, und schreibt dem von ihm eingeschlagenen Heilverfahren einzig und allein den übeln Ausgang der Kur zu. Im zweiten Falle betrifft es Puscherei, d. i. es kommt zu der Beschuldigung einer durch Anwendung einer falschen Heilmethode u. s. w. unglücklich beendeten Kur noch die einer gesegwidrigen Ausübung der Heilkunde überhaupt oder einer strafbaren Ueberschreitung des ärztlichen Wirkungskreises, welcher dem Beklagten durch seine vorgesetzte Behörde nach dem Stande seiner Kenntnisse und wissenschaftlichen Bildung angewiesen ist. Es ist also von einem ganz andern Gesichtspunkte aus zu betrachten, wenn z. B. ein zur inneren Praxis nicht berechtigter Wundarzt durch falsch angewendete Mittel einen am Nervenfieber leidenden Kranken dem Tode überliefert hat, als wenn derselbe wegen unglücklichen Ausganges einer rein chirurgischen Operation in Anspruch genommen wird; es ist etwas Anderes, wenn eine Hebamme einem Kinde mit Opiumtropfen zur ewigen Ruhe verschaffen hat, als wenn sie durch nachlässige Unterbindung des Nabelstranges Verblutung eines Neugeborenen herbeigeführt hat, etwas Anderes, wenn ein Apotheker durch Kuriren Schaden anrichtet, als wenn er die verordneten Mittel verwechselt. Daß man diesen Unterschied nicht überall beobachtet hat, davon liegt hauptsächlich der Grund in dem Schwanken der Grundsätze, nach welchen Gerichtsärzte und Rechtsgelahrte die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Medicinalpersonen beurtheilt und bestraft wissen wollen. Die Kriminaluntersuchung, in welche der geh. S. M.-R. Dr. Horn zu Berlin im J. 1811

the 1990s, the number of people in the world who are under 15 years of age is expected to increase from 1.1 billion to 1.5 billion.

As the world's population grows, the demand for food and other resources will increase. The world's population is expected to reach 6 billion by the year 2000, and to reach 9 billion by the year 2050. The world's population is expected to reach 10 billion by the year 2100. The world's population is expected to reach 12 billion by the year 2200.

The world's population is expected to reach 14 billion by the year 2300. The world's population is expected to reach 16 billion by the year 2400. The world's population is expected to reach 18 billion by the year 2500. The world's population is expected to reach 20 billion by the year 2600.

The world's population is expected to reach 22 billion by the year 2700. The world's population is expected to reach 24 billion by the year 2800. The world's population is expected to reach 26 billion by the year 2900. The world's population is expected to reach 28 billion by the year 3000.

The world's population is expected to reach 30 billion by the year 3100. The world's population is expected to reach 32 billion by the year 3200. The world's population is expected to reach 34 billion by the year 3300. The world's population is expected to reach 36 billion by the year 3400.

The world's population is expected to reach 38 billion by the year 3500. The world's population is expected to reach 40 billion by the year 3600. The world's population is expected to reach 42 billion by the year 3700. The world's population is expected to reach 44 billion by the year 3800.

The world's population is expected to reach 46 billion by the year 3900. The world's population is expected to reach 48 billion by the year 4000. The world's population is expected to reach 50 billion by the year 4100. The world's population is expected to reach 52 billion by the year 4200.

The world's population is expected to reach 54 billion by the year 4300. The world's population is expected to reach 56 billion by the year 4400. The world's population is expected to reach 58 billion by the year 4500. The world's population is expected to reach 60 billion by the year 4600.

The world's population is expected to reach 62 billion by the year 4700. The world's population is expected to reach 64 billion by the year 4800. The world's population is expected to reach 66 billion by the year 4900. The world's population is expected to reach 68 billion by the year 5000.

entschieden werden können, wenn aus der vorgenommenen Sektion, der Krankengeschichte, den Recepten, glaubenswürdigen Zeugenaussagen u. s. w. zu erweisen ist, daß er wirklich allgemein schädliche, giftige Mittel aus Unwissenheit, Nachlässigkeit, Dreistigkeit oder Experimentirfucht, in solchen Gaben verordnet hat, daß sie den Tod oder bedeutende Verschlimmerung des Krankheitszustandes herbeiführen mußten; wenn Mittel, die nicht unter die allgemein schädlichen zu rechnen sind, aus Versehen bei schriftlichen Verordnungen, in solchen Gaben oder Formen verordnet worden sind, daß sie nachtheilig wirken mußten, z. B. äußere Mittel statt innerer, Liquor ammon. caust. statt Liquor ammon. acet., Opium in Drachmen, statt in Granen u. dgl., auch dann noch, wenn der Arzt ein Heilverfahren gewählt hat, welches der Natur der Krankheit nach den allgemein gültigen Gesetzen der Kunst offenbar nicht entsprechen konnte und unter allen Verhältnissen nachtheilig seyn mußte, z. B. Wein in großen Quantitäten bei Gehirnentzündung. Schwieriger wird die Entscheidung, wenn es sich um die Beurtheilung eines Kurverfahrens handelt, bei welchem keine groben Irrthümer nachgewiesen werden können, wo die nachtheilige Wirkung der Mittel von Zufälligkeiten abhängig gewesen seyn konnte, wo die Krankengeschichte aus der Feder des Angeklagten der einzige Anhaltspunkt ist, wo die Ansichten der Ärzte überhaupt noch getheilt sind (Indikationen zum Aderlaß, Behandlung der Cholerafranken, Homöopathie, Kaltwasserkuren etc.). Hier wird oft der Fall eintreten, daß die begutachtende Behörde sich für inkompetent erklären muß und wenigstens einen durch den Arzt wirklich verursachten Schaden nicht erweisen kann. — Die Fälle, wo ein Arzt durch Unterlassung der ihm obliegenden Pflichten Leben und Gesundheit seiner Kranken gefährdete, lassen sich von einem doppelten Gesichtspunkte aus betrachten: einmal in Bezug auf Vernachlässigung der nöthigen Abwartung der Kranken, wenn er auf dringende Aufforderung, ohne gegründete Abhaltung zu haben, nicht erscheint, sey es aus Bequemlichkeit oder Vergesslichkeit, oder wegen Armuth des Kranken, den zum Helfen günstigen Zeitpunkt vorübergehen läßt, und, da man ihn erwartet, das Herbeirufen eines anderen Arztes verhindert; wenn er den einmal übernommenen Kranken nicht so oft besucht, als es die Dringlichkeit des Falles erfordert, oder ganz verläßt, indem er ihn ohne Grund für unrettbar verloren erklärt, die Verathung mit einem anderen Arzte hartnäckig verweigert etc., und zweitens, wenn er dasjenige aus Unwissenheit, Nachlässigkeit oder Bequemlichkeit unterläßt, was nach allgemein gültigen Grundsätzen und Erfahrungen zur Rettung des Lebens oder Abwendung der drohenden Gefahr für den Augenblick hätte gethan werden müssen: vorausgesetzt, daß dem Arzte der wirkliche Zustand des Kranken zu jener Zeit bekannt war und er nicht durch Zufälligkeiten an der Anwendung der zweckmäßigen und gebotenen Rettungsmittel behindert wurde (in Fällen von Vergiftung, Scheintod, Biß toller

Hunde etc.). Ob aber in einem weniger klaren Falle, in einer complicirten, zweifelhaften Krankheit dieses oder jenes Mittel (Emitiv, Aderlaß u. s. f.) hätte in Anwendung gezogen werden müssen, darüber dürfte wohl schwerlich eine Medicinalbehörde diktatorisch entscheiden, noch viel weniger die unterlassene Erfüllung gewisser Indikationen mit Bestimmtheit für Ursache des erfolgten Todes erklären können.

Kunstfehler der Geburtshelfer und Hebammen. Anschuldigungen von Kunstfehlern gegen Geburtshelfer und Hebammen kommen im Ganzen häufig genug vor. Der Grund hiervon mag zum Theil darin liegen, daß die Ausübung der Geburtshülfe in Beziehung auf die erstgenannten Personen zuweilen, in Bezug auf die letzteren dagegen größtentheils in schlimmen Händen befindlich ist, theils dürfte hier der Umstand in Anschlag zu bringen seyn, daß man von Seiten der Laien von der Anwendung der diätetischen sowohl, als der künstlichen Hülfe bei Geburten stets nur glänzende und sichere Resultate erwartet. Da nun aber häufig der Erfolg diesen Erwartungen nicht entspricht und Todesfälle oder bedeutendere Beeinträchtigungen der Gesundheit bei Gebärenden und ihren Kindern die Angehörigen um desto stärker afficiren, je unerwarteter und ohne vorhergegangenes längeres Krankseyn sie eintreten, so ist man insgesamt nur zu sehr geneigt, Geburtshelfern oder Hebammen, namentlich aber den letzteren, die ganze Schuld an solchen, oft nur zufälligen Ereignissen aufzubürden.

Im Allgemeinen gilt auch von den K. u. d. G. u. S. alles Das, was im vorstehenden Artikel über die Kunstfehler der Medicinalpersonen überhaupt beigebracht worden ist. Auch hier muß wohl zwischen eigentlichen Kunstfehlern u. Puscherei unterschieden werden. Kunstfehler können nur von approbirten Geburtshelfern und Hebammen begangen werden und bestehen darin, daß die genannten Personen in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise entweder aus Nachlässigkeit, Unvorsichtigkeit und Uebereilung, oder aus Unkenntniß der Lehren ihres Faches etwas begehren oder unterlassen, woraus Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen oder den Kindern derselben nachtheilige Folgen erwachsen. Der Puscherei dagegen machen sich solche Personen schuldig, welche entweder diätetische oder künstliche Hülfe bei Geburten leisten, ohne vom Staate zur Ausübung dieser Kunst ermächtigt zu seyn. Dergleichen Individuen können aber dann auch, eben wegen der bei ihnen nicht vorauszusetzenden Kenntnisse, nur in Betreff der unerlaubten Anwendung der Kunst, nicht aber wegen der etwa hieraus hervorgehenden übeln Folgen zur Verantwortung und Strafe gezogen werden. Aber auch approbirte Hebammen können Puscherei begehen, indem sie den ihnen angewiesenen Wirkungskreis durch Verordnung innerer Arzneien, wenn ihnen nicht deren Anwendung durch das Gesetz in dringenden Fällen gestattet ist, überschreiten. Namentlich kommt dies nicht selten bei Krankheiten der Kinder und bei gewissen Frauenkrankheiten vor, wo man oft durch unpassende Anwendung starkwirkender

Arzneikörper die nachtheiligsten Folgen für Gesundheit und Leben der Kranken entstehen sah. So werden ebenfalls bei Geburtshelfern, welche nicht zugleich zur Ausübung der inneren Heilkunde berechtigt sind, nicht selten dergleichen Vergehungen vergefunden. — Wahre Kunstfehler können übrigens in der geburtshülflichen Sphäre ebensowohl durch fehlerhaftes Handeln, als durch Unterlassung nothwendiger Anordnungen und Hülfseleistungen geschehen, was dann in Bezug auf Zurechnungsfähigkeit keinen wesentlichen Unterschied begründet.

Untersuchungen über von Hebammen oder Geburtshelfern begangene Kunstfehler sind in der Mehrzahl der Fälle sowohl für den untersuchenden Richter, als auch für den mit der Begutachtung beauftragten Arzt ein schwieriges Geschäft, indem zur Beurtheilung solcher Fälle nicht nur eine genaue Kenntniß des Geburtsverlaufes in seinen natürlichen und abweichenden Verhältnissen, sondern auch besondere Bekanntschaft mit den bei dem Geburtsgeschäfte Statt habenden Gewohnheiten und Gebräuchen, mit einem Worte, praktische Routine in den Angelegenheiten des Geburts- und Wochenbettes gehört. Daß der Richter diese in keinem Falle besigen könne, leuchtet ein, aber auch der Arzt wird, wenn er sich nicht selbst mit Ausübung der Geburtshülfe beschäftigt, oftmals seine Unkenntniß eingestehen müssen. Es scheint demnach nicht unpassend, hier wenigstens der Hauptrückichten, welche bei Beurtheilung zweifelhafter Fälle der vorliegenden Art zu nehmen sind, kürzlich zu gedenken. Bemerket sey hier nur noch, daß sich Anklagen gegen Geburtshelfer und Hebammen am besten für eine Medicinalbehörde zur Begutachtung eignen.

Jeder, der nur einigermaßen mit den Verhältnissen des Gebärfalles vertraut ist, weiß, daß der Geburtsverlauf an und für sich unter gewissen Verhältnissen, ohne Schuld und Zuthun irgend eines Menschen, von nachtheiligen Folgen für Mutter und Kind seyn und mehr oder minder bedeutende Verletzungen oder Beschädigungen beider veranlassen kann, ein Erfahrungssatz, auf welchen man zuvörderst bei allen dergleichen Untersuchungen die entsprechende Rücksicht zu nehmen hat. Wir erinnern hier nur an die auch bei natürlichem Geburtsverlaufe zuweilen vorkommenden bedeutenden Dammrisse, an Brüche der Knochen des Schädels und der Extremitäten bei Neugeborenen, anderer Zufälle und Verletzungen zu geschweigen, welche sich bei leicht beendeten Geburten erfahrungsgemäß ereignen. Ist es aber mit Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit nachgewiesen, daß wirklich ein Kunstfehler begangen worden sey, so kommt es noch immer darauf an, welche Ursachen demselben zum Grunde liegen, ob er nämlich durch Unwissenheit oder Fahrlässigkeit entstand, ob der Handelnde Zeit hatte, sich sein Verfahren zu überlegen, oder ob der Verstoß gegen die Regeln der Kunst im Drange des Augenblickes oder etwa unter Umständen geschah, welche die Aufmerksamkeit des Geburtshelfers oder der Hebammen anderweit sehr in Anspruch nahmen, — Alles Dinge, welche auf den Grad der Zurechnung von großem Ein-

flusse sind. Namentlich werden nach dem einstimmigen Urtheile der Schriftsteller Kunstfehler der Hebammen, wenn sie nicht grobe Fahrlässigkeit oder bösen Vorsatz verrathen, und wenn sie ohne bedeutenden Schaden für Mutter und Kind abgehen, nicht zu strenger Bestrafung, sondern vielmehr nur zur Warnung und Belehrung geeignet seyn. Jedoch dürfte es aber, unserer Ansicht nach, auf der andern Seite eben so wenig dem Zwecke entsprechen, Fehler der Hebammen, aus Unwissenheit begangen, wie namentlich Masius will, ganz ungestraft zu lassen und die Verantwortung dafür einzig und allein auf die Prüfungsbehörde, welche dergleichen unwissenden Personen die Ausübung der Hebammenkunst gestattete, zurückzuschieben. Denn eine Hebamme kann, wie sich dies oft ereignet, die Lehren ihres Faches zur Zeit der Prüfung recht wohl inne gehabt haben, dieselben aber später, im Drange der Geschäfte, zum großen Theile wieder vergessen und namentlich Repetitionen aus dem Lehrbuche gänzlich unterlassen haben, wenn sie dasselbe nicht etwa gar, wie es erweislich vorgekommen ist, verkauft oder verloren hat. Kunstfehler durch Unwissenheit, namentlich in den wichtigeren Lehren der Hebammenkunst veranlaßt, können und sollten auch jedesmal, und zwar durch Wiederholung des Unterrichtes auf längere oder kürzere Zeit, bestraft werden, eine Strafe, welche zugleich vor andern den Vorzug voraus hat, daß sie dem Rückfalle in solche Fehler am wirksamsten vorbeugt. Anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem Geburtshelfer, bei welchem man, wenn er auch außerdem nur Chirurg ist, doch eine höhere Bildung voraussetzt, als man sie billigerweise von einer Hebamme verlangen kann, — dies u. d. Umstand, daß er zu einer Art von Aufsicht über die Hebammen ermächtigt ist, erheben ihn in seiner Zurechnungsfähigkeit weit über dieselben.

Was zuvörderst die Geburtshelfer betrifft, so lassen sich die von diesen begangenen Kunstfehler unter drei Hauptklassen bringen: 1) Unterlassung einer durch die Umstände dringend gebotenen Hülfseistung; 2) Anwendung einer Art von Hülfseistung, welche im vorliegenden Falle entweder nicht an ihrem Plage, oder durch die obwaltenden Verhältnisse untersagt war; und 3) fehlerhafte, regelwidrige Ausübung eines indicirten Kunstverfahrens. Henke (Lehrbuch, 9. Aufl. S. 622) faßt die bei Anklagen gegen Geburtshelfer zu berücksichtigenden Momente unter folgenden drei Punkten zusammen: 1) ob der Angeschuldigte den Fall richtig erkannt und demgemäß die Indikationen richtig gestellt hatte; 2) ob er diesen Indikationen gemäß als Arzt und als Geburtshelfer handelte; und 3) ob er Manual- und Instrumentalhülfe mit der nöthigen Vorsicht für Mutter und Kind und mit der gebührenden Kunstfertigkeit anwendete? Eine dergleichen Fragestellung muß jeder über Kunstfehler der Geburtshelfer Statt findenden Untersuchung zum Grunde gelegt werden, weil nur auf diese Weise der Richter eine klare Einsicht in die Sache selbst und die bei der Untersuchung festzustellenden Umstände erhalten kann. — Die



sinnig erscheinen kann. Immer wird, wo nicht ganz offenbare Verstöße gegen alle Regeln der Kunst vorliegen, der Beschuldigte seinen Bericht über den Hergang der Sache, auf welchen doch begreiflicherweise sehr viel ankommt, so abzufassen im Stande seyn, daß aus demselben, namentlich bei mangelnden anderweitigen Indicien, eine Straffälligkeit für ihn nicht hervorgehn kann, was namentlich dann immer der Fall seyn wird, wo der ursächliche Zusammenhang des Todes oder der vorhandenen Verletzungen mit dem Verfahren des Geburtshelfers nicht mit völliger Gewißheit nachgewiesen werden kann.

Die Kunstfehler, welche von Hebammen begangen werden, sind viel mannigfacher u. häufiger, als die der Geburtshelfer, da die erstgenannten Personen in der Regel die diätetische Leitung der Geburt vom Anfange bis zu Ende über sich haben, und ihnen dabei unendlich viele Gelegenheiten zu Vergehungen und Fehlern gegeben ist. Vom Eintritt der ersten Wehe an bis zur Entfernung der Nachgeburt, ja im Wochenbette und weiter hinaus können die Hebammen durch unnütze und schädliche Rathschläge und Handlungen, so wie durch Unterlassung nöthiger Hülfe unendlich viel Schaden anrichten und das Wohl der ihrer Sorge anvertrauten Individuen gefährden. Daß dieses auch nicht selten geschehe, bezeugen die vielen von den Schriftstellern aufbewahrten Beispiele theils grober Unwissenheit, theils größerer od. geringerer Fahrlässigkeit, welche sich Hebammen in einzelnen Fällen zu Schulden kommen ließen. Dies verhältnißmäßig häufige Vorkommen von Kunstfehlern bei Hebammen muß man theils in der geringen Geistesbildung der sich diesem Geschäfte widmenden Personen, welche meist nur den niederen Klassen angehören und jeder höheren Intelligenz ermangeln, theils aber auch in der Unvollkommenheit des Unterrichts suchen, welchen sie noch an vielen Orten genießen. Namentlich scheint die Dauer desselben, welche selten mehr als ein halbes Jahr beträgt, zu kurz für eine gründliche Erlernung der Hebammenkunst und für die Erlangung bleibender Kenntnisse zu seyn. Doch kann man nicht leugnen, daß bei der größeren Sorge, welche die Regierungen in der neueren Zeit auch diesem Gegenstande zuzuwenden angefangen haben, sich hier und da schon Fortschritte zum Bessern zeigen, und daß man namentlich in größeren Städten und in der Umgebung derselben jetzt häufiger als sonst Hebammen findet, welche rücksichtlich ihrer Bildung und Geschicklichkeit billigen Anforderungen entsprechen.

Den Kunstfehlern, in welche Hebammen zu verfallen pflegen, liegen verschiedene Anlässe zum Grunde; wir nennen außer Unwissenheit und ungenauer Kenntniß der Lehren des Faches, welche sie zu mancherlei Vergehungen verleitet, besonders als hierher gehörig: Leichtsin, Eigendünkel, Habsucht, Reid, Vertrauen auf ihr Glück, wodurch Ueberschätzung der Kenntnisse und Fähigkeiten erzeugt und sie veranlaßt werden, sich Unternehmungen zu unterziehen, welchen sie nicht gewachsen sind, und wodurch sie sich bisweilen zu wahrhaft verwegenen Handlungen hinreißen lassen. Namentlich fehlen sie häufig

darin, daß sie die Herbeirufung eines Geburtshelfers zu rechter Zeit, theils aus Furcht, das Vertrauen ihrer Kunden zu verlieren, theils aus Besorgniß, dadurch an pekuniären Einkünften gekürzt zu werden, versäumen und wohl gar zu hintertreiben suchen. Oft ist es auch Eilfertigkeit, Geschäftsdrang und der Wunsch, recht vielen Gebärenden in möglichst kurzer Zeit beistehen zu können, wodurch sie bewogen werden, dieselben zu ungebührlichem Pressen und Verarbeiten der Wehen anzutreiben, welcher sie nicht auf die freiwillige Ablösung der Placenta von der Gebärmutter warten läßt, sondern die Herausbeförderung derselben sehr bald nach dem Austritte des Kindes durch unangemessenes starkes Ziehen am Nabelstrange zu beschleunigen veranlaßt u. s. w. Eine ins Einzelne gehende Aufzählung der Kunstfehler, welche von Hebammen gewöhnlich begangen werden, können wir hier übergehen, da, wie bereits bemerkt, jedes einzelne Moment der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes durch Schuld der Hebamme für Mutter oder Kind von nachtheiligem Einflusse werden kann. (S. Mende in Gemeinschaftl. Zeitschrift für Geburtsh. Bd. V. Hft. 1.) Bei gerichtsarztlicher Untersuchung und Beurtheilung von Kunstfehlern der Hebammen ist zuvörderst zu ermitteln, in welcher Weise die Beschuldigte gegen die Regeln der Kunst verstieß, ob sie nämlich das Wohl der ihr Anvertrauten dadurch störte oder gefährdete, daß sie eine ihr zustehende nöthige Hülfsleistung unterließ (wohin auch die versäumte Herbeirufung eines Geburtshelfers gehört), oder ob sie Hülfe zu leisten unternahm, welche entweder in vorliegendem Falle gar nicht paßte, oder wodurch sie den ihr angewiesenen Wirkungskreis überschritt, oder endlich, ob sie eine ihr zustehende oder nicht zukommende Hülfsleistung auf fehlerhafte u. rohe Weise ausübte und hierdurch zu Beschädigungen der Gebärenden oder des Kindes Veranlassung gab. Jeder dieser Fälle bedingt Verantwortlichkeit von Seiten der Hebamme, welche je nach den verschiedenen Anlässen, durch die der Kunstfehler veranlaßt wurde, verschieden ausfallen muß. Allemal hat man zu diesem Ende den Unterricht, dessen sie genoß und namentlich die Vorschriften, welche das Hebammenbuch, nach welchem sie unterrichtet wurde, für den vorliegenden Fall ertheilt, wohl zu beachten. War der erstere mangelhaft und unvollständig, oder findet es sich, daß die Lehren und Vorschriften der Kunst, gegen welche die Beklagte verstieß, in letzterem gar nicht, oder nur dunkel und zweideutig, oder der Fassungskraft der Hebamme unangemessen ausgedrückt enthalten sind, so müssen alle diese Umstände die Zurechnung bedeutend mindern oder wohl gar aufheben. Mehr eignen sich zur Bestrafung die Fälle, in denen das Vergehen aus Beweggründen, wie Habsucht, Leichtsin, Dreistigkeit u. s. w. hervorging, und man würde hierbei besonders auf den Grad des angerichteten Schadens Rücksicht zu nehmen und die Strafe hiernach einzurichten haben. Zuweilen entschuldigen sich Hebammen wegen begangener Kunstfehler u. namentlich wegen Ueberschreitung des ihnen angewiesenen Wir-



Kohle. Erfahrungsmäßig ist Fichten-, Tannen- oder Kieferkohle die beste, die der harten Hölzer ist untauglich. Man wählt von Weilerkohle diejenigen Stücke aus, welche keine Rinde und keine anhängende Rinde haben, glüht diese nochmals in einem irdenem Topfe aus, stößt und siebt sie. Hinsichtlich ihrer Zerkleinerung bedarf man, wie beim Pulver, zwei verschiedene Sorten. Die feinste „feine Kohle“ und die gröbere „grobe Kohle“. Letztere besteht aus einem Gemenge von feinem und grobem Pulver; ein nur aus groben Theilchen bestehendes Kohlenpulver ist unzuweckmäßig. — Kohle von harten Hölzern findet auch wohl Anwendung, doch nur in einzelnen Fällen, welche unten specieller erwähnt werden.

Das chlorsaure Kali liefert jede chemische Fabrik. Es muß wo möglich ganz frei von Chlorkalium seyn.

Schwefelantimon kommt im Handel so vor, wie es für den vorliegenden Zweck erforderlich ist. Es wird als feines Pulver angewendet.

Salpetersaurer Strontian ist zur Darstellung des rothen Lichtes fast unentbehrlich; man bezieht ihn aus chemischen Fabriken, hat aber sorgfältig darauf zu achten, daß das Salz rein und namentlich frei von Kalksalzen und Chlorsalzen sey.

Kohlensaurer Strontian wird auf die Weise bereitet, daß man salpetersauren Strontian in Wasser auflöst und diese Lösung so lange mit einer verdünnten Lösung von kohlensaurem Kali versetzt, als eine weiße Trübung entsteht. Der nach einiger Zeit sich abscheidende Niederschlag wird von der übrigen Flüssigkeit getrennt, ausgewaschen und getrocknet.

Kreide benutzt man zuweilen als Ersatzmittel für den kohlensaurer Strontian.

Salpetersaurer Baryt findet sich zwar im Handel, jedoch selten von der erforderlichen Reinheit; häufige Verunreinigungen sind Kalk- und Natronsalze, so wie salzsaurer Baryt, erstere besonders beeinträchtigen die Wirkung des salpetersauren Baryts bedeutend und müssen mit Sorgfalt entfernt werden.

Kohlensaurer Baryt wird durch Fällung von kalkfreiem Chlorbarium mittelst kohlensaurem Kali, Auswaschen und Trocknen erhalten.

Chlorsaure Baryt, durch Sättigen von Chlorsäure mit Barythydrat gewonnen, dient zu gleichen Zwecken, wie der salpetersaure Baryt, mit ausgezeichnete Wirkung, kann aber seines Preises wegen nur sparsam benutzt werden.

Salpetersaures Natron dient zur Darstellung des gelben Lichtes, ist in genügender Reinheit im Handel vorhanden und wird, wo es nöthig ist, wie der Salpeter gereinigt.

Doppelt kohlensaures Natron kommt allgemein im Handel vor und dient ebenfalls zur Darstellung von gelbem Lichte. Man wendet statt dessen zuweilen das

Kohlensaure Natron an, welches ebenfalls durch den Handel bezogen werden kann.

Kohlensaures Kupfer bereitet man durch Fällung mit kohlensaurem Kali aus einer wä-

serigen Kupfervitriollösung. Der aufs Sorgfältigste ausgesüßte Niederschlag wird getrocknet, dann zerrieben und in einer Schale so lange erhitzt, bis sich die grüne Farbe desselben in dunkelbraun verwandelt hat.

Bergblau wird nur als beste Qualität, die unter dem Namen englisches Bergblau im Handel ist, angewendet. Es stellt ein feines, zartes Pulver dar und bedarf keiner weitem Zubereitung.

Basisch-salzsaurer Kupfer wird aus neutralem Chlorkupfer auf die Weise bereitet, daß man dieses in Wasser löst und mit kohlensaurem Kupferoxyd digerirt. Das sich abscheidende blaßgrüne Pulver wird sorgfältig ausgesüßt und getrocknet.

Basisch-salpetersaurer Kupfer stellt man auf die Weise dar, daß man eine beliebige Menge Kupfervitriol in Wasser löst, die Lösung durch Kali oder Natron ausfällt, gut auswäscht und vom erhaltenen Kupferoxydhydrat den 5. Theil in der zur Lösung eben erforderlichen Menge Salpetersäure auflöst, die Flüssigkeit auf die noch übrigen $\frac{1}{2}$ Kupferoxydhydrat gießt, in einer Porzellanschale allmählig und so lange erhitzt, als noch Gasentwicklung statt findet, u. endlich das erzeugte basische Salz mit Wasser auswäscht und trocknet.

Basisch-schwefelsaurer Kupfer erhält man, indem man aus einer 3 Theile eisenfreien Kupfervitriol haltenden Lösung durch kohlensaures Kali das Kupfer fällt, den Niederschlag auswäscht, mit einer aus 1 Th. eisenfreiem Kupfervitriol bestehenden Lösung übergießt, in einer Porzellanschale während 2 Stunden unter Ersetzung des verdunsteten Wassers kocht, das ausgeschiedene basische Salz auf einem Filter sammelt, gut auswäscht und an der Luft trocknet.

Essigsaures Kupfer kommt als destillirter Grünspan im Handel vor und bedarf nur des feinen Zerreibens, um in Anwendung zu kommen, eben so auch:

Schwefelsaurer Ammoniak-Kupfer, welches wegen seiner Veränderlichkeit an der Luft in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden muß. (Die hier angegebenen Kupfersalze dienen in der Feuerwerkerei hauptsächlich zur Erzeugung eines blauen, mitunter auch eines grünen Lichtes).

Eisen gehört zu den in der Feuerwerkerei vielfältig angewandten Stoffen. Man benutzt es in seinen Verbindungen mit Kohlenstoff als Stahl und Gußeisen in mehr oder weniger zersplittertem Zustande. Stahl wendet man als Feilspäne an und erhält diese am leichtesten auf die Weise, daß man unbrauchbare Uhrfedern in Zoll lange Stücke bricht, diese in einem Schmelztiegel bis zum Weißglühen erhitzt und in Alaunwasser abkühlt. Die Uhrfedern werden hierdurch so spröde, daß man sie leicht stoßen kann; Stahlspäne mit Eisenfeile vermischt sind von schlechter Wirkung und daher nicht anzuwenden. — Gußeisen läßt sich ebenfalls leicht pulvern, wenn man mit diesem eben so wie mit dem Stahl verfährt. — Stahlspäne, gestoßene Uhrfedern und Gußeisen läßt man durch weitere

und engere Siebe ziehen, damit man gröbere und feinere Sorten erhält, die in der Wirkung verschieden sind.

Zink wird, wie das Eisen, im metallischen u. zerkleinerten Zustande angewendet.

Braunstein. Von diesem bekannten Mineral wählt man Stücke, welche möglichst rein sind und ein strahlig krystallinisches Gefüge haben; diese werden gestossen und von dem erhaltenen Pulver nur dasjenige in Gebrauch gezogen, welches die Zerkleinerung in der Größe von Feilspänen hat.

Quecksilberchlorür (Kalomel) wird als feines Pulver gebraucht und ist in diesem Zustande in Apotheken zu haben. Eben so auch der

Salmiak, den man in gereinigtem Zustande kauft und in der Feuerwerkerei als Zerlegungsmittel benützt. Zu gleichem Zwecke dient auch

Phosphorsaures Ammoniak, welches die Apotheken liefern.

Goldsand ist eine Art Glimmer von gelblicher Farbe, der als Streusand verkauft wird und aus kleinen durchsichtigen Blättchen, die mit feinem Quarzsand gemischt sind, besteht.

Stearin dient in der Feuerwerkerei als brennbare Substanz und hat vor andern ähnlichen Körpern, dem Talg z. B., den Vorzug, daß es sich leicht pulvern läßt.

Schwefelarsenik, rother, (Realgar) wird in Pulverform und früher mehr als jetzt angewendet; seiner giftigen Dämpfe wegen sucht man ihn entbehrlich zu machen.

Lykopodium, bedarf weiter keiner Zubereitung; dient als brennbare Substanz.

Mastixharz dient sowohl als Bindemittel, als auch als brennbarer Körper und findet in Pulverform Anwendung.

Arabisches Gummi wird als Bindemittel angewendet.

Milchzucker dient als brennbare Substanz, eben so wie der Rohrzucker, hat aber vor diesem den Vorzug, daß er weniger leicht Feuchtigkeit anzieht.

Schellack, in gleicher Absicht als wie Milchzucker angewendet, benützt man in Pulverform. Für raschere Säge eignet sich der gebleichte Schellack besser als der ungebleichte.

Kienruß, eine sowohl zerlegende, als auch Flammen gebende Substanz ist wegen ihrer großen Leichtigkeit schwer mit andern Körpern zu mischen. Um dies zu erleichtern, rührt man den Kienruß mit Weingeist zu einem steifen Teig an und trocknet diesen gut; hierbei verliert derselbe beinahe $\frac{1}{2}$ seines Volumens, läßt sich leicht zerreiben und mischen. Der Kienruß muß vor seiner Anwendung in der Feuerwerkerei nochmals ausgeglüht werden.

Kolophonium wendet man gleichfalls als Flammen gebenden Körper in Pulverform an.

Weingeist braucht man als Anfeuchtungsmittel da, wo Wasser nicht passend ist, und muß hierzu die erforderliche Stärke (80 %) haben. — In einigen Fällen gibt man als Anfeuchtungsmittel dem

Terpentinöl den Vorzug.

2. Säge, Feuerwerk mischungen.

Das bei einem Feuerwerk zur Anschauung kommende Feuer wird durch die verschiedenartigsten Mischungen der im vorhergehenden Abschnitt angegebenen Materialien hervorgebracht, und es zerfällt hinsichtlich seines Verhaltens in 2 Hauptgattungen, in: Funkenfeuer und Flammenfeuer. Ersteres entsteht durch die Mischung solcher Materialien, die während des Verbrennens gewisse Theilschen glühend auswerfen. Das Flammenfeuer hingegen wird durch eine solche Mischung hervorgebracht, die mit einer bald mehr, bald minder leuchtenden, dem Auge sichtbaren Flamme verbrennt, ohne einzelne glühende Theilschen auszuwerfen.

Jede in der Feuerwerkerei angewandte brennbare Mischung wird Säge genannt. Je nachdem ein Säge zu einem oder dem andern Zwecke besonders gebraucht wird, wird dieser verschieden bezeichnet, so hat man Schwärmer säge, Raketen säge, Leuchtkugeln säge. — Die Schnelligkeit, mit welcher die Säge verbrennen, ist verschieden nach ihren Bestandtheilen; einen schnell und heftig brennenden Säge nennt man einen raschen, einen langsamer verbrennenden dagegen einen faulen Säge. — Mit dem Sichtbarwerden des Feuers verbinden die Feuerwerkstücke in vielen Fällen auch noch den Zweck der Stoßbewegung, wie z. B. bei den Raketen und Feuerrädern. Alle sehr raschen Säge werden für den letzteren Zweck hauptsächlich gebraucht; doch können auch sehr faule Säge die Stoßkraft den Umständen nach ausüben, wie z. B. bei den Raketen. — Jedes, aus einem faulen oder einem raschen Säge bestehende Feuer, welches eine Bewegung des Feuerwerkstückes hervorbringt, heißt ein treibendes, und dasjenige, welches keine Bewegung hervorbringt, ein stilles Feuer. Die Wirkung eines Sages beruht hauptsächlich auf zwei Substanzen, welche bei einer gewissen Temperatur sich zersetzen und vermöge der sich dabei entwickelnden Gasarten eine erhöhte oder verminderte Kraft äußern. Diese Substanzen sind der Salpeter und das chlorsaure Kali. Beide Salze, eines oder das andere, bilden, gemischt mit brennbaren Stoffen, fast überall das Feuer des Feuerwerks; die anderweitigen Beimengungen dienen nur dazu, dem Feuer verschiedene Charaktere zu geben. Da, wo man ein kräftiges treibendes Feuer ohne Rücksicht auf die Art der Flammenbildung verlangt, ist der Salpeter ausreichend und der Wohlfeilheit und anderer Ursachen wegen am zweckmäßigsten. Will man dagegen eine energische leichte Entzündlichkeit oder eine besondere Flammenbildung bezwecken, so kommt größtentheils das chlorsaure Kali in Anwendung. — Der dem Salpeter sowohl, als dem chlorsauren Kali beizumischende, leicht brennbare Stoff ist fast immer der Schwefel, weil dieser Körper ohne Rückstand zu hinterlassen und wenig rauchend verbrennt. Da der Salpeter aber, wie erwähnt, erst bei einer gewissen Temperatur seine Wirkung äußern kann, so erfordert dieser noch den Zusatz eines leicht entzündlichen und Wärme entwickelnden Körpers; man wählt hierzu die Kohle oder einen an Kohlenstoff reichen Körper. Durch diesen













eine Bleikugel, aus dem Gewehr; zur Anfertigung ist die cylindrische Gestalt die bequemste, doch macht man sie auch rund oder würfelig; für's Auge bleibt sich bei allen Formen die Wirkung gleich.

Säge:

Nr. 34.	Ehlorsaures Kali	10 Theile
	Schwefel	3 "
	Mehlpulver	10 "
	Grobe Kohle	1 Theil
	Gepulvertes arabisches Gummi	1 "

Leuchtkugeln, welche mit Festigkeit in die Luft geworfen werden, müssen sehr gut und dick mit Anfeuerung überzogen seyn, wenn sie sicher anbrennen sollen; ist der Sagteig wenig feucht, so bleibt zu wenig Anfeuerung an der Leuchtkugel hängen, ist er sehr feucht, so verlieren die Leuchtkugeln durch das Herumwälzen leicht ihre Form. Daher verfährt man folgendermaßen: Der Leuchtkugelsag wird möglichst wenig angefeuchtet und die geformte Leuchtkugel vollkommen hart getrocknet; man macht dann mit Wasser einen ganz dünnen Brei in einer flachen Schüssel, rollt die Leuchtkugeln darin um, bis sie naß sind, wirft sie dann sogleich in trocknen Anfeuerungssag und rollt sie in diesem herum. Die so überzogenen Leuchtkugeln werden wieder getrocknet. Die Leuchtkugeln dürfen bloß nach mehrtägigem Austrocknen angewendet werden.

Weiß.

Nr. 35.	Salpeter	8 Theile
	Schwefel	3 "
	Antimon	2 "

Gelb.

Nr. 36.	Ehlorsaures Kali	6 Theile
	Schwefel	6 "
	Drahsaures Natron	1 Theil.

Blau.

Nr. 37.	Ehlorsaures Kali	3 Theile
	Schwefel	1 Theil
	Bergblau	1 "

Grün.

Nr. 38. a)	Salpetersaurer Baryt	40 Theile
	Ehlorsaures Kali	20 "
	Schwefel	10 "
	Kienruß	1 Theil
	Kalomel	1 "
b)	Salpetersaurer Baryt	120 Theile
	Ehlorsaures Kali	60 "
	Schwefel	32 "
	Kienruß	4 "
	Kalomel	4 "
	Bergblau	1 Theil.

Rot h.

Nr. 39.	Ehlorsaures Kali	3 Theile
	Schwefel	1 Theil
	Kohlensaurer Strontian	1 "

Sollen Leuchtkugeln aus dem Gewehre geschossen werden, so nimmt man ein möglichst kurzes u. formt die Leuchtkugeln so, daß sie in den Lauf des Gewehres gehen. Bei kurzem Gewehr

nimmt man zur Ladung $\frac{1}{3}$ der Schwere der Leuchtkugel Kornpulver, bei langen Gewehren $\frac{1}{4}$.

8) Goldregen, eine Art Leuchtkugeln oder Sterne, welche auf folgende Weise gefertigt werden:

Nr. 40.	Reines Mehlpulver	2 Theile.
	Salpeter	1 Theil
	Schwefel	1 "
	Fein zerschnittene, mit etwas Weinöl getränkte Baumwolle	1 "

mischt man mit Wasser zu einem Teige, formt aus diesem kleine dreieckige Pyramiden, in Form der Räucherkerzen, die in Mehlpulver gewälzt und dann getrocknet werden. Sie haben ein glanzloses, schwach rötliches Feuer und dienen zu denselben Zwecken, wie die Leuchtkugeln.

9) Theaterfeuer. Zur Beleuchtung von Dekorationen auf Theatern bedarf man sehr langsam brennender Flammenfeuersäge. Sie müssen starkes Licht entwickeln, ohne eine dem Zuschauer bemerkbare Flamme zu geben. Den Effekt muß erst das reflektirte Licht vom beleuchteten Gegenstande geben. Der anzuwendende Flammenfeuersag wird zwischen den Koulissen des Theaters, oder, dient er zur Beleuchtung eines Transparents, hinter demselben auf eine Blechtafel in beliebiger Quantität ganz lose aufgeschüttet und angezündet, oder auch in einem passenden Gefäße abgebrannt.

Die gebräuchlichen Säge sind folgende:

Weiß.

Nr. 41.	Salpeter	12 Theile
	Schwefel	4 "
	Antimon	1 Theil.

Rot h.

Nr. 42.	Salpeters. Strontian	20 Theile
	Ehlorsaures Kali	2 "
	Schwefel	6 "
	Antimon	2 "
	Feine Kohle	1 Theil.

Grün.

Nr. 43.	Salpetersaurer Baryt	8 Theile
	Ehlorsaures Kali	3 "
	Schwefel	3 "

Gelb.

Nr. 44.	Salpeters. Natron	48 Theile
	Schwefel	16 "
	Antimon	5 "

Die Farbe der Flammenfeuersäge ist am intensivsten, wenn die Säge möglichst faul sind.

Für die größte Theaterdekoration ist $\frac{1}{4}$ Pfd. Sag hinreichend. Bei zu viel Sag wird der Dampf den Zuschauern lästig. Die Darstellung eines Feuerregens auf dem Theater bewirkt man auf folgende Weise: Man lade Fontainenhälsen von 8 Linien Kaliber mit Brillantsag; diese Bränder sind in 8 Zoll breiter Entfernung von einander an einer Latte befestigt und mit einer Zündschnur unter einander verbunden, durch die sie alle zu gleicher Zeit Feuer fangen. Diese Latte wird hinter die erste Sinfite des Theaters so aufgehängt, daß die Köpfe der

Hülsen vertikal nach unten stehen. Diese werfen, vom Zuschauer nicht gesehen, ihr Feuer nach dem Fußboden des Theaters hin, welches, wenn der Feuerregen schön seyn soll, die ganze Quadratfläche des Bühnenraums ausfüllen muß.

Folgende Mischung ist empfehlenswerth.

Nr. 45. Mehlpulver	18 Theile
Salpeter	4 "
Schwefel	1 Theil
Eisenspäne	4 Theile
Stahlspäne	4 "
Grobe Kohle	4 "

Bei Ballett u. Zauberspielen bedient man sich häufig gefärbter Weingeistflammen, welche durch ein in Spiritus gelöstes Metallsalz hervorgebracht werden. Eine gelbe Farbe gibt salpeters. Natron, eine grüne salpeters. Kupfer und Borarsäure, eine rothe salzsaure Strontian, ein sehr schönes Kornblumenblau gibt salzsaures Kupfer, wenn der Weingeist beinahe verbrannt ist.

10. Bengalische Flammen. Will man mittelst Flammenfeuersäge eine Gegend, einen Garten, Gebäude u. s. w. beleuchten, so müssen die Säge von großer Lichtstärke seyn. Die anzuwendenden Säge sind die für die Theaterfeuer angegebenen. Da man für die Beleuchtung einer Gegend u. s. w. die Wirkung länger dauernd wünscht und im Freien der Rauch nicht belästigt, so schüttet man den Sag nicht lose auf, sondern macht Lichterhülsen von sehr großem Kaliber und ladet diese mit dem Sage, wie ein Lichtchen (s. II, 6). Ihrem eigentlichen Zwecke entsprechend sind die Theaterfeuersäge etwas faul, wenn sie in eine Hülse eingeschlossen werden sollen, sie müssen daher rascher gemacht werden. Die Hülse zu einer bengalischen Flamme muß im Durchmesser wenigstens 3 Zoll haben, die Länge ist gewöhnlich 8–12 Zoll. Die Hülse, von Papier gemacht, hat gerade die Stärke, daß sie den Sag eingeschlossen erhält, und wird horizontal an eine Stange befestigt. Es macht eine gute Wirkung, wenn man die Hülse mit verschiedenfarbig brennenden Sägen schichtweise über einander ladet, z. B. zuerst ein weißes Licht, dann ein rothes, grünes, gelbes u. wieder rothes.

Für große bengalische Flammen ist folgender Sag zu empfehlen:

Nr. 46. Salpeter	32 Theile
Schwefel	10 "
Antimon	3 "
Ungelöschter Kalk	4 "

11) Darstellung u. Anwendung der farbigen Flammenfeuersäge. In dem Vorhergegangenen ist für jede Farbe immer nur ein Sag angegeben worden, nämlich der, welcher für den vorliegenden Zweck unter allen äußern Verhältnissen der sicherste in seiner Wirkung war. Im Nachstehenden werden noch mannichfache Säge von dem verschiedenartigsten Flammenfeuer bezeichnet, welche alle brauchbar, mitunter ausgezeichnet sind, jedoch bei ihrer Anwendung größtentheils eine nähere Berücksichtigung der obwaltenden Umstände verlangen,

wenn sie von Wirkung seyn sollen. — Die Anwendung derjenigen Säge, welche chlorsaures Kali u. Schwefel gleichzeitig enthalten, machen die Besorgniß rege, daß unter gewissen Umständen ein Selbstentzünden des Sages entstehen könne. In den hier folgenden Sägen sind deshalb auch solche angegeben, welche keinen Schwefel enthalten und eben darum ganz gefahrlos sind; diese Mischungen ohne Schwefel sind nicht alle so glänzend und so rein von Farbe, als die meisten derer, welche Schwefel enthalten, aber sie sind bei ziemlichem Effekt gefahrlos, und dies muß jene Unvollkommenheit ausgleichen.

a) Weiße Farbe:

Nr. 47. Salpeter	4 Theile
Schwefel	1 Theil
Feines Mehlpulver	1 "

Das beste weiße Flammenfeuer ohne Schwefel ist:

Nr. 48. Chlorsaures Kali	12 Theile
Salpeter	4 "
Milchzucker	4 "
Eukopodium	1 Theil
Kohlensaures Baryt	1 "

Der Sag:

Nr. 49. Salpeter	24 Theile
Schwefel	7 "
Schwefelarsenik	2 "

gibt von einer gewissen Entfernung aus betrachtet ein vollkommen weißes Licht von der größten Lichtstärke.

b) Blaue Farbe: Zur Darstellung des blauen Lichtes dient das Kupfer, Zink und Schwefelspießglanz. Unter den Kupfersalzen geben die nachstehenden die besten Resultate hinsichtlich der Reinheit und Intensität ihrer Färbungsfähigkeit. Basisch salpetersaures Kupfer gibt ein sehr schönes glänzendes Blau und ist besonders in der Entfernung von schöner Wirkung. — Das neutrale Salz ist wegen seines Wassergehaltes nicht anwendbar. — Das kohlensaure Kupfer gibt eine noch sattere blaue Färbung, als das vorübergehende Salz, doch hat sie nur geringen Glanz und ist etwas grau. — Das Vergblau verhält sich wie das kohlensaure Kupfer, mit noch reinerer Färbung und ist besonders wegen seiner Festständigkeit anwendbar. — Das basisch schwefelsaure Kupfer kann die Stelle des kohlensauren Kupfers vertreten und scheint sogar in manchen Fällen besser als die ersteren Kupfersalze zu seyn. — Das basisch salzsaure Kupfer verhält sich dem basisch salpetersauren Kupfer sehr ähnlich, die Färbung desselben ist noch etwas tiefer, und es gibt einen schönen Glanz. — Das für die eben angeführten Kupfersalze zweckmäßigste Mischungsverhältniß des mit denselben darzustellenden Flammenfeuersages ist das in dem Sage Nr. 37 angegebene, sowohl für Lichtchen als für Leuchtugeln; eine größere oder kleinere Quantität des Kupfersalzes macht den Sag rascher oder fauler.

Säge:

Nr. 50. Chlorsaures Kali	4 Theile
Schwefel	2 "
Grünspan	3 "

Für Lichtchen von kleinem Kaliber:

Nr. 51.	Ehlorfaures Kali . . .	4 Theile
	Schwefelsaur. Ammon. .	
	Kupfer	2
	Schwefel	1 Theil.

Für Leuchtkugeln:

Nr. 52.	Ehlorfaures Kali . . .	12 Theile
	Schwefelsaur. Ammon. .	
	Kupfer	5 "
	Schwefel	3 "

Für Leuchtkugeln sind folgende Sätze als die besten und schönsten zu empfehlen:

Nr. 53. a)	Ehlorfaures Kali . . .	4 Theile
	Milchzucker	2
	Basisch salzsaur. Kupfer .	1 Theil
	Salmiak	1
b)	Ehlorfaures Kali . . .	16 Theile
	Schwefel	7 "
	Arseniksaures Kupfer . .	2 "
	Bergblau	5 "
	Kalomel	1 Theil,

Ist auch für Theaterfeuer zu gebrauchen.

c)	Ehlorfaures Kali . . .	16 Theile
	Bergblau	7 "
	Schwefel	7 "
	Kalomel	1 Theil.

Man setzt ein Procent Gummi als Bindungs-
mittel zu.

Nr. 54.	Ehlorfaures Kali . . .	24 Theile
	Stearin	4 "
	Ein beliebiges der oben angegebenen Kupfer- salze	3 "
Nr. 55.	Ehlorfaures Kali . . .	8 Theile
	Bergblau	2
	Salmiak	1 Theil
	Salpeter	2 Theile
	Milchzucker	4
Nr. 56.	Ehlorfaures Kali . . .	16 Theile
	Bergblau	7 "
	Schwefel	7 "
	Kalomel	1 Theil.

Man setzt 1 Proc. Gummi als Bindemittel zu.

Nr. 57.	Ehlorfaures Kali . . .	8 Theile
	Milchzucker	4 "
	Phosphorsaures Ammo- niak	2
	Grünspan	1 Theil.

Die beste Mischung für Lichtchen dürfte noch
diese seyn:

Nr. 58.	Salpeter	6 Theile
	Zink	9 "
	Schwefel	2 "
	Stearin oder Talg . . .	2 "
Nr. 59.	Salpeter	8 Theile
	Zink	6
	Keine Sägespäne . . .	1 Theil
	Keine Kohle	1 "
Nr. 60.	Salpeter	16 Theile
	Zink	24 "
	Realgar	3 "
	Sägespäne	2 "
Nr. 61.	Salpeter	40 Theile
	Schwefelspießglanz . .	30 "
	Keine Sägespäne von Tannenholz	5
	Stearin	1 Theil.

c) Gelbe Farbe: Sätze:

Nr. 62.	Salpeter	4 Theile
	Bernstein	1 Theil
	Mehlpulver	1
Nr. 63.	Salpetersaures Natron .	32 Theile
	Schwefel	8 "
	Antimon	9
	Keine Kohle	1 Theil
Nr. 64.	Salpetersaures Natron .	32 Theile
	Schwefel	8 "
	Keine Kohle	3 "
	Antimon	4
Nr. 65.	Salpeter	9 Theile
	Schwefel	3 "
	Dralsaures Natron . . .	2
Nr. 66.	Ehlorfaures Kali . . .	12 Theile
	Salpeter	6 "
	Milchzucker	4
	Phkopodium	1 Theil
	Dralsaures Natron . . .	1
Nr. 67.	Ehlorfaures Kali . . .	4 Theile
	Salpetersaurer Baryt . .	2 "
	Milchzucker	2 "
	Doppelt = kohlensaures Natron	1 Theil.

d) Grüne Farbe. Obgleich sich schon
Viele bemüht haben, ein grünes Feuer zu erfin-
den, so hat dies noch immer nicht recht gelingen
wollen, und die bis jetzt gebräuchlichen grünen
Flammenfeuersätze sind entweder zu wenig in-
tensiv, oder die Flamme ist nur theilweise grün.
Die besten Resultate haben bis jetzt das
Kupfer und das Baryum gegeben. Sätze:

Nr. 68.	Salpeter	12 Theile
	Schwefel	3 "
	Grünspan	3
	Talg oder Stearin . . .	1 Theil
Nr. 69.	Salpeter	10 Theile
	Schwefel	3 "
	Realgar	1 Theil
	Grünspan	5 Theile
	Ehlorfaures Kali . . .	3
	Phkopodium	1 Theil
Nr. 70.	Ehlorfaures Kali . . .	4 Theile
	Salpeter	3
	Milchzucker	2 "
	Basisch schwefelsaures Kupfer	2
	Phkopodium	1/10 Theil
Nr. 71.	Ehlorfaures Kali . . .	6 Theile
	Schwefel	2 "
	Mehlpulver	1 Theil
Nr. 72.	Salpetersaures Baryt . .	80 Theile
	Ehlorfaures Kali . . .	30 "
	Schwefel	15 "
	Keine Kohle	3 "
	Antimon	8 "
	Massir	6
Nr. 73.	Salpetersaurer Baryt . .	8 Theile
	Ehlorfaures Kali . . .	4
	Schwefel	2 "
	Antimon	1 Theil
Nr. 74.	Ehlorfaures Kali . . .	6 Theile
	Salpetersaurer Baryt . .	4 "
	Milchzucker	3
	Salmiak	1 Theil.

Für Lichtchen eignet sich folgende Mischung:

Nr. 75.	Chlorsaurer Baryt . . .	6 Theile
	Pyropodium . . .	1 Theil
Nr. 76.	Chlorsaurer Baryt . . .	24 Theile
	Stearin . . .	3 "
	Milchzucker . . .	1 Theil
Nr. 77.	Chlorsaurer Baryt . . .	4 Theile
	Schellack . . .	1 Theil.

Für Leuchtugeln:

Nr. 78.	Chlorsaurer Baryt . . .	3 Theile
	Milchzucker . . .	1 Theil.

e) Rothe Farbe. Säge:

Nr. 79.	Salpeter . . .	3 Theile
	Feine Sägespäne von Tannenholz . . .	1 Theil
Nr. 80.	Salpeter . . .	4 Theile
	Schellack . . .	1 Theil
Nr. 81.	Salpeter . . .	3 Theile
	Gepulvertes schwarzes Stegellack . . .	1 Theil
Nr. 82.	Salpeter . . .	4 Theile
	Mit Weingeist gedich- teter Kienruß . . .	1 Theil
Nr. 83.	Salpeter . . .	4 Theile
	Pyropodium . . .	1 Theil.

Für Leuchtugeln paßt:

Nr. 84.	Salpeter . . .	14 Theile
	Feine Kohle . . .	3 "
	Schellack . . .	1 Theil

Nr. 85.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	25 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	15 "
	Schwefel . . .	13 "
	Massir . . .	1 Theil
	Antimon . . .	4 Theile.

Für Leuchtugeln ist vollkommen schön:

Nr. 86.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	80 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	50 "
	Schwefel . . .	30 "
	Feine Kohle . . .	3 "
	Antimon . . .	10 "
	Massir . . .	6 "

Noch tiefer gefärbt, aber etwas faul ist:

Nr. 87.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	25 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	15 "
	Schwefel . . .	13 "
	Massir . . .	1 Theil
	Feine Kohle . . .	1 "
	Antimon . . .	4 Theile

Nr. 88.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	3 "
	Chlorsaures Kali . . .	1 Theil
	Schwefel . . .	1 "

Für Theaterbeleuchtungen:

Nr. 89.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	4 Theile
	Schellack . . .	1 Theil

Für Lichtchen:

Nr. 90.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	24 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	16 "
	Stearin . . .	4 "
	Milchzucker . . .	2 "

Für Leuchtugeln ist von sehr schöner Färbung und Glanz:

Nr. 91.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	4 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	13 "
	Milchzucker . . .	2 "

Für bengalische Flammen, lose aufgeschüttet:

Nr. 92.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	3 Theile
	Schwefel . . .	1 Theil
	Mehlpulver . . .	1 "

Ein schöner Leuchtugelsatz ist:

Nr. 93.	Salpetersaurer Stron- tian . . .	25 Theile
	Chlorsaures Kali . . .	25 "
	Milchzucker . . .	12 "
	Schwefelsaures Ammon.=	
	Kupfer . . .	3 "

Mischung ohne Schwefel:

Nr. 94.	Kohlensaurer Stron- tian . . .	1 Theil
	Chlorsaures Kali . . .	4 Theile
	Milchzucker . . .	2 "

h) Gemischte Farben. Durch Mischen zweier verschiedenfarbiger Flammenfeuersäge kann man verschiedene Farbennüancen hervorbringen, doch fast nie mit so vollkommenem Erfolge, wie in der Malerei, denn es entsteht in der Regel keine eigentliche Vermischung der Farben, sondern es brennt jede einzelne Farbe entweder für sich besonders, oder die eine Farbe bleibt dominirend, oder beide Farben verschwinden zugleich. Die Ursache dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß die Zerlegung des einen Flammenfeuersäges oder mit anderen Worten, das Entstehen seiner Färbung unter einer andern Temperatur, als die des andern Säges, oder beider, gehindert wird; es läßt sich daher in der Feuerwerkerei, mittelst Mischung eines roth brennenden Säges mit einem blau brennenden kein vollkommenes Violett, durch Mischung eines gelb brennenden Säges mit einem blau brennenden kein Grün u. s. w. erzeugen, man kann nur mittelst Beimengungen färbender Substanzen zu einem einfach farbig brennenden Säge der Farbe dieses Säges eine andere Nuance geben, aber auch dies nur bis zu einem gewissen Grade, und nur wenige Säges erlauben eine solche Abänderung ihrer Färbungen, niemals treten in einem Säge zweierlei Färbungen mit gleicher Intensität der Färbung auf, eine Färbung bleibt stets dominirend. Diese gemischten Farben sind auch im Allgemeinen nicht sehr effektiv, denn das Auge wird leicht verleitet, die gebotene Farbennüance nicht für eine solche, sondern nur für eine mißlungene einfache Farbe zu halten. Von allen dergleichen Farbungsmischen ist fast nur das Violett von Wirkung.

Säge dazu:

Nr. 95.	Chlorsaures Kali . . .	9 Theile
	Salpeters. Strontian . . .	4 "
	Schwefel . . .	6 "
	Bergblau . . .	1 Theil
	Kalomel . . .	1 "
Nr. 96.	Chlorsaures Kali . . .	17 Theile



Ist die Vorstellung so groß, daß ihre Zusammensetzung im Freien auf dem Feuerwerkplatze vielleicht einen Tag vor Abbrennung derselben geschehen muß, so ist es zweckmäßig, das Ganze mit einem Lack zu überstreichen, damit der Thau oder Regen nicht schade, und auch verhindert werde, daß die von den oberen Lichtchen auf die unteren herabfallenden glühenden Schlacken die Hülzen derselben nicht durchbrennen. Vortheilhaft benützt man zu einem solchen Ueberzuge Bernsteinlack oder eine weingeistige Schellacklösung. Enthält die Vorstellung Theile, welche mit Lichtchen aus Sägen, die die Feuchtigkeit anziehen, besetzt sind, so thut man gut, diese Theile so einzurichten, daß sie einzeln aus der Vorstellung herausgenommen, im Trocknen aufbewahrt und kurz vor der Abbrennung wieder an ihren Platz gebracht werden können; eben so ist es zweckmäßig, dergleichen Lichtchen nicht mit Leim, sondern mit geschmolzenem Siegelack in die Fatten einzusetzen, denn die Feuchtigkeit des Leims zieht durch die dünne Hülse in den Sack hinein, der feucht gewordene Sack macht das Papier der Hülse mürbe, und das Lichtchen bricht dann leicht unten ab; aus diesem Grunde laden manche Feuerwerker die Lichtchen zuerst, so weit ungefähr, wie sie in den Fatten stecken und in Leim getaucht werden, mit Thon und darauf erst mit dem Sack, was ganz zweckmäßig ist, aber das Laden der Lichtchen umständlich macht.

Durch eine geschickte und zweckmäßige Zusammenstellung verschiedenfarbig brennender Lichtchen kann der Effekt der verschiedenen Farben für das Auge ungemein erhöht werden, ja es beruht die Wirkung einer Färbung, wenn die Färbung schwach ist, oft nur allein darauf, daß eine andere Farbe neben ihr steht, die ihr gleichsam als Folie dienen muß. Sollen zwei oder mehrere verschiedene Farben neben einander zugleich brennen, so müssen die Farben so gewählt werden, daß sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung für das Auge unterstützen; hierauf hat der Feuerwerker ganz besonders sein Augenmerk zu richten, wie das Folgende noch mehr zeigen wird. Jede Farbe erzeugt in unserem Auge die Empfindung einer anderen Farbe oder vielmehr das Verlangen nach einer gewissen anderen; wird legiere dem Auge dargeboten, so wird die Empfindung derselben um so lebhafter seyn, je lebhafter das Verlangen nach derselben durch die erstere hervorgerufen war. Das Streben des Auges nach einer zweiten Farbe ist so stark, daß es die verlangte Farbe in einer ihm gegebenen nicht verlangten oftmals zu finden glaubt und eine und dieselbe Farbe, unter verschiedenen Umständen, für verschiedene Farben zu halten verführt werden kann. Man nennt diese vom Auge verlangte Farbe die Ergänzungsfarbe, Supplementfarbe. Die Ergänzungsfarben stehen in gegenseitigem gleichem Verhältniß unter einander. Die rothe Farbe verlangt die grüne als Ergänzungsfarbe, Grün verlangt Roth, Violett verlangt Gelb, Gelb verlangt Violett, Blau verlangt Orange, Orange verlangt Blau. Es können die den Ergänzungsfarben ähnlichen, verwandten Farben die wirklichen Ergänzungsfarben ersetzt

zen; so ersetzt Blau Grün und auch Violett, Violett ersetzt Roth, Roth ersetzt Orange u. s. w. Die weiße Farbe kann aus gleichem Grunde eine jede verlangte Supplementfarbe einigermaßen ergänzen, indem das Auge aus der weißen Farbe, als dem Zusammenfluß aller Farben, sich die verlangte Farbe selbst hervorrufft; daher erscheinen auch die farbigen Flammenfeuersäge, bei Tageslicht angezündet, weit intensiver gefärbt, als bei Nachtzeit.

Nicht minder wichtig, als die Erwägung der zweckmäßigen Zusammenstellung der verschiedenen Farben, ist die Erwägung ihrer verschiedenen Lichtstärken. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß diejenige Farbe, welche durch eine andere gehoben werden soll, immer der sie hebenden an Lichtstärke nachstehen, oder mindestens gleich seyn muß, wenn die Ergänzungsfarbe nicht ohne alle Wirkung bleiben soll; da, wo die Wahl der Farben sich nicht so treffen läßt, muß man durch größere Massen der Wirkung der Farben zu Hülfe kommen; so kann man z. B. die schwache Färbung der Barthsäge nur dadurch für das Auge intensiver machen, daß man sie entweder mit den rothen Strontiansägen, welche eine gleich starke Lichtentwicklung besitzen, zusammenstellt, oder sie nur höchst sparsam zusammengestellt mit einer überwiegenden Menge weißer, oder lichtschwacher rother Lichtchen, anbringt. Durch Zusammenstellung der lichtschwachen rothen Säge Nr. 79, 80, 81 mit Barthsägen wird die Färbung der ersteren ungemein erhöht; dagegen darf man die lichtschwachen, blau brennenden Säge nie mit Barthsägen zusammen bringen, weil weder die grüne Farbe die Ergänzungsfarbe der blauen, noch die blaue Farbe die Ergänzungsfarbe der grünen ist; es bleibt daher die grüne Farbe, als die lichtstärkere, überwiegend, und das Auge, nunmehr roth verlangend, sucht der ihr jetzt nicht zusagenden blauen Farbe auszuweichen, daher in dieser Zusammenstellung die Wirkung der blauen Farbe fast gänzlich verschwindet. Dagegen treten die lichtschwachen blauen Säge sehr deutlich und rein hervor, wenn man neben sie ein lichtstarkes Orange oder Roth stellt; weniger bedeutend erscheint das Blau neben einem lichtstarken gelben Lichte, obwohl das Blau die eigentliche Ergänzungsfarbe sowohl für das Roth als das Gelb vertreten kann. Hiernach wird die Farbe der lichtschwachen rothen Säge, Nr. 19, 20, 21, 22, 79, 80, 87 ungemein erhöht, wenn man ihnen das lichtstärkere Blau eines Zinksages entgegen stellt, und eben so gewinnen diese blauen Zinksäge ungemein an Intensität der Färbung, wenn sie neben den noch lichtstärkeren Strontiansägen brennen. Lichtchen, welche mit Sägen geladen sind, die keine starke Lichtentwicklung besitzen, darf man nie in geringer Menge anwenden und immer nur mit solchen lichtstärkeren Lichtchen zusammen bringen, welche ihre wirklichen Ergänzungsfarben haben.

Alles hier über die Zusammenstellung verschiedenfarbig brennender Lichtchen Erwähnte findet gleiche Anwendung und Berücksichtigung bei Benützung der Leuchtflugeln, Theaterfeuer, Doppelsäge, im Allgemeinen da, wo die Wir-









gener Defen in gleicher Entfernung von einander und in gehöriger Richtung erhalten werden. An der einen Seite der obersten Latte, da wo die Anzündungsstopinen der Raketen herabreichen, bringt man eine kleine Rinne an, in die eine starke Stopine mit Anfeuerung befestigt wird; man gibt den Stopinen, die aus den Seelen der Raketen hervorstehen, gleiche Längen, damit sie sämmtlich die in der Rinne liegenden Stopinen berühren. Es ist gut, die Stopine, welche in der Rinne liegt, mit Papier zu bedecken und nur da, wo die Stopinen aus den Röhren der Raketen herabreichen, kleine Oeffnungen in dem Papier zu lassen. Sind die Raketen so aufgestellt, daß sie alle perpendikulär aufsteigen müssen, so nennt man sie eine Girandole, steigen die Raketen aber von einander divergirend auf, so heißt das ein Pfauenschweif. Vgl. Girandole.

10) Schnurfeuer. Man nimmt eine Rakete beliebigen Kalibers und bindet oder leimt ein Stück einer Schwärmerhülse, die an beiden Seiten offen ist, ihrer Länge nach an dieselbe; durch diese Hülse zieht man eine Schnur, welche mit ihren beiden Enden irgendwo befestigt und stramm angespannt wird. Zündet man nun die Rakete an, so muß sie längs der Richtung der Schnur an derselben hinfahren. Man gebraucht dieses Feuerwerkstück, um entfernt oder sehr hoch stehende Darstellungen auf eine überraschende Art anzuzünden; zu dem Ende wird die Schnur so gespannt, daß die Rakete auf den Punkt hinläuft, wo die Anzündung geschehen soll. Die Rakete selbst bleibt über der Zehrung offen, und man richtet es so ein, daß sie dort, wo sie das Feuer hinbringen soll, ein Päckchen Stopinen antrifft, die mit dem zu entzündenden Feuerwerkstück in Verbindung stehen, u. welche durch das am hintern Theil der Rakete herausfahrende Feuer der Zehrung in Brand gerathen. Durch 2 entgegengesetzt angebrachte Raketen, von denen die eine die andere entzündet, wenn die erstere ausgebrannt ist, kann man das Schnurfeuer hin und her laufend machen; man kann ihm eine drehende Bewegung durch einen damit verbundenen umlaufenden Stab geben, oder es auch mit Schlägen versehen.

11) Bienenschwarm, s. Bienenschwarm 2).

12) Schlagleisten, eine dem Bienenschwarm ähnliche Vorrichtung, welche in folgender Arbeit besteht: Man nimmt eine hölzerne Leiste oder ein Bretchen von beliebiger Größe, schneidet auf der obern Fläche eine Rinne hinein, legt in diese die Stopine und leimt einen Papierstreifen darüber. Ferner fertigt man 8 Linien-Hülsen, die an beiden Enden offen sind u. leimt sie in beliebiger Entfernung von einander mit einem Ende auf der Linie, wo die Stopine liegt, aufrechtstehend auf. Da, wo die Stopine unter jeder Hülse fortläuft, sticht man ein Loch in den sie bedeckenden Papierstreifen, steckt ein kleines Stückchen Stopine hinein und klebt dies mit Anfeuerung fest. Diese Hülsen werden nun mit Leuchtugeln oder Schwärmern geladen. Wird nun diese verdeckte Stopine angezündet, so entzünden sich die Ladungen der kleinen Hülsen alle zugleich; sollen sie sich aber nach einan-

der einzeln entzünden, so füllt man die Rinne anstatt der Stopine mit einem beliebigen Funkenfeuerzage aus. Die Köpfe der Schwärmer versteht man für diesen Zweck mit recht steifen Stopinen, die 6 Linien lang vor dem Kopfe des Schwärmers vorstehen; der Schwärmer muß auf diesen Stopineneenden ruhen u. nicht direkt mit dem Kopfe auf der Pulverladung aufliegen, sonst rüttelt sich das Pulver zwischen dem Schwärmer und der ihn umgebenden Hülse leicht etwas herauf, und die Wirkung des Pulvers auf den Schwärmer wird unsicher und schwächer. Wird die Feuerleitungsrinne mit einem langsam brennenden Sage ausgefüllt, so macht man sie $\frac{1}{2}$ Zoll tief und breit und klebt einen Streifen starken Pappendeckel darüber, der dem Feuer in der Rinne den nöthigen Widerstand leistet, sonst werden die geladenen Hülsen leicht herabgeschleudert. Durch den Pappendeckelstreifen werden die Löcher zur Aufnahme der Kommunikationsstopinen gestochen. Als Versetzungsstücke für Schlagleisten, Bienenschwärme, Schwärmerfässer, große Raketen u. s. w. werden auch noch einige andere Abänderungen, welche man mit den Schwärmern vornehmen kann, angewendet, um mehr Mannichfaltigkeit hervorzubringen; man fertigt daraus nämlich noch Sternschlangen, Schwärmer, welche sich in Leuchtugeln verwandeln, Leuchtugeln, welche sich in Schwärmer verwandeln, Luftwirbel (umlaufende Stäbe, welche gleich andern Versetzungsstücken aus Hülsen in die Luft geworfen, oder von einer Rakete in der Luft ausgeworfen werden).

13. Feuerrad, jedes sich kreisförmig bewegendes Feuerwerkstück; dieser allgemeinen Bedeutung nach gehören hierher: der umlaufende Stab, Pastille und Tourbillon. Im engeren Sinne begreift man hierunter verschiedene mechanische Vorrichtungen, welche mittelst rückwirkender Kraft der dabei angebrachten Fontainenbränder im Kreise herumgedreht werden, wodurch das Feuer dieser Bränder dem Auge als ein feuriger Kreis erscheint; es beruht demnach das Wesentliche eines Feuerrades darauf, daß 3 bis 6 oder noch mehr Fontainenbränder um einen feststehenden Punkt beweglich, so angebracht werden, daß das aus den Hülsen austretende Feuer rückwirkend diese Hülsen um den feststehenden Punkt herumdreht. Diese Kreisbewegung muß eine gewisse Geschwindigkeit haben, wenn die Vorrichtung den verlangten Effekt machen soll. Wir geben die Beschreibung eines ganz einfachen Feuerrads, wie es die Grundlage aller übrigen zusammengesetzteren Vorrichtungen bildet. Man fertigt von leichtem Holze ein viereckiges Klößchen von zwei Zoll im Quadrat und einen Zoll dick, mit einer Oeffnung in der Mitte; auf die beiden großen Seitenflächen desselben nagelt man zwei Stückchen Weißblech und bohrt rechtwinklig mit dem Klößchen in der Mitte eine $\frac{1}{2}$ Zoll weite Oeffnung, die dazu bestimmt ist, einen eisernen Stab durchzustechen, um den sich das Rad bewegt. In die vier schmalen Seiten des Klößchens werden vier Speichen geleimt, einen Zoll breit, einen halben Zoll dick und vom Mittelpunkt des Klößchens an gerechnet 5 Zoll





beschränkt sich nicht nur auf das Reiben oder Stoßen, sondern es ist mitunter schon ein plötzliches Zusammentreffen oder dichtes Zusammenliegen gewisser Körper mit diesem Salze, wenn eine solche Mischung trocken und warm wird, hinreichend, eine Explosion zu erzeugen; hierher gehören die Schwefelsäure u. alle sauren u. neutralen schwefelsauren Salze; daß sich Mischungen, welche chlorsaures Kali, Schwefel und salpetersauren Strontian enthalten, zuweilen von selbst entzünden, ist schon erwähnt; sehr leicht geschieht dies, wenn sie Feuchtigkeit anziehen und dann wieder schnell trocknen, oder auch, wenn die Sonne darauf scheint. Beim Trocknen der Leuchtugeln, welche chlorsaures Kali enthalten, sey man ferner darauf bedacht, die Temperatur nicht sehr hoch werden zu lassen, denn alle Säge entzünden sich, wenn sie trocken sind und die Temperatur über 60° R. steigt. Bei der Abbrennung eines Feuerwerks hat man die Vorsicht zu beobachten, alle Mündungen der Feuerwerkstücke da, wo sie angezündet werden, mit einer Kappe von Papier so lange zu bedecken, bis sie eben angezündet werden sollen. Die Kappen bindet man mit einem Faden fest. — Diese Vorsichtsmaßregel ist ganz besonders für die Raketen zu empfehlen. Man verwahrt sie zweckmäßig auf folgende Weise: Sobald die Rakete mit der Entzündungstopine in der Kehle versehen ist, schiebe man ein Stopinenröhrchen über die hervorragende Stopine bis an die Kehle der Rakete hinein, welches sich an den Wänden der Kehle festklemmt; dies Stopinenröhrchen bleibt einige Zoll über dem Ende der Stopine vorstehen; soll nun die Rakete angezündet werden, so zieht man kurz vorher das Röhrchen wieder herunter, mit der Vorsicht, dasselbe an seinem unteren über die Stopine hinaus reichenden Ende anzufassen, sonst zieht man auch die Stopine aus der Röhre heraus. — Zum Anzünden der Feuerwerkstücke bediene man sich keiner Zündlichter, welche Funken auswerfen.

Kunstfleiß, 1) Fleiß in Ausübung irgend einer Kunst; — 2) besonders in der Ausübung mechanischer Künste; richtiger wäre wohl der Ausdruck **Erwerbsfleiß**.

Kunstförmerei, s. **Eisengießerei**, S. 249.

Kunstfuge (Mus.), s. v. a. **Meisterfuge**, s. **Fuge**, S. 519.

Kunstgärtner, s. **Gärtner**.

Kunstgehänge, s. v. a. **Hängewerk**.

Kunstgenie, 1) die Fähigkeit und schöpferische Kraft zum Hervorbringen von Kunstwerken, die angeboren ist, nicht erworben, wohl aber ausgebildet werden kann, in eigenthümlichen, noch nicht dagewesenen Verbindungen der Gedanken, Töne und Gestalten hervortritt und durch ihre Schöpfungen auf den empfänglichen Sinn (Kunstsinne) erregend wirkt. Etwas tiefer steht das Kunsttalent, welches jedoch nicht selten mit K. gleichbedeutend gebraucht wird. Vgl. **Genie** und **Talent**; — 2) ein Künstler, der dem Drange seiner Phantasie und seines erhöhten Gefühls in eigenthümlicher, oft bizarrer, regelloser Weise folgt.

Kunstgeschichte, die Darstellung des Lebens, d. h. der Erscheinung der Kunst bei den verschiedenen Völkern der Erde und nach bestimmten, die Stufen des Steigens, Blühens und Fallens bezeichnenden Zeitabschnitten (**Kunstepochen**). Gewöhnlich beschränkt man den Begriff auf die Geschichte der drei bildenden Künste und unterscheidet dann wieder allgemeine K., welche die Kunstbestrebungen aller Völker der Weltgeschichte umfaßt, und besondere K., welche entweder die Kunsterscheinungen einer bestimmten Zeit oder die eines bestimmten Volkes vorführt. Für die alte K. sind Pausanias und Plinius die Hauptschriftsteller; unter den Neueren hat Winkelmann den größten Namen. Eine allgemeine K. haben wir von Franz Kugler, dessen vortrefflichem Werke wir den folgenden Ueberblick des unermesslichen Feldes der K. entnehmen. Es ist bereits im Art. **Kunst** gesagt worden, daß der Ursprung der Kunst in dem Bedürfnis des Menschen liegt, seinen Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und dieser Gedächtnisstätte, diesem „Denkmal“ eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sey. Ueberall bedarf der Mensch in den Zeiten seiner Kindheit nur einfacher Zeichen zum Ausdruck seiner Begriffe, überall ist in den kindlichen Kulturverhältnissen des Geschlechts das Denkmal eben nichts weiter, als die einfache Bezeichnung einer besonderen ausgewählten Stätte. Von solchen Denkmälern der einfachsten Art berichten uns schon die ältesten Erzählungen der heiligen Schrift. An dem Orte, wo Jakob im Traume die Himmelsleiter gesehen und den Segen Jehovah's empfangen hatte, errichtete er einen Stein und weihte ihn zum Gedächtnis der Offenbarung, die ihm zu Theil geworden; ebenso ward ein Mal und ein Haufen von Steinen als heiliges Zeugnis des Bundes aufgerichtet, den Jakob mit Laban geschlossen hatte. Ein schlichter Stein bildet in jenen frühesten Tagen den Altar, auf den die Gottheit sich niederläßt, die Gaben und die Gebete der Sterblichen zu empfangen; ein Hügel von Erde thürmt sich über den Gebeinen des entschlafenen Helden empor, der sich zum Kreise der Unsterblichen aufgeschwungen, und dessen Großthaten an dem Orte seiner irdischen Rast durch Opfer gefeiert werden. Doch ist es schwer, in jene frühe Jugendzeit der Menschengeschichte hinauszusteigen. Wir wissen nicht, in welchem Lande wir die ersten, einfachsten Denkmäler, welche das menschliche Geschlecht aufgerichtet, zu suchen haben; wir können nur zu wohl vermuthen, daß die neuen Geschlechter, die an die Stelle der alten getreten sind, die von diesen hinterlassenen Werke nicht immer werden gepflegt und geschont haben; wir dürfen uns auch nicht einmal einer ausgebreiteten Kunde dessen, was die Oberfläche der Erde noch gegenwärtig bewahrt, rühmen. Uns genügt es, solche Denkmäler, gleichviel wo, aufzusuchen und an ihnen zu erforschen, wie sich die künstlerische Thätigkeit des Menschen in ihren ersten Ausprägungen verhalte. In Asien, das insgemein als die Wiege des menschlichen Geschlechts bezeichnet wird, kennen wir nur wenige Denkmäler



Völkern der Erde nur ein einzelnes bestimmtes Glied der allgemeinen Entwicklung der Kultur zugewiesen ist, oder daß es wenigstens einer vollkommenen Umgestaltung ihrer Lebensverhältnisse bedarf, um in einen neuen Kreis der Kultur eintreten zu können. Jene mächtigen Steindenkmalc aber sind unbedenklich als die Zeugnisse der ursprünglichen und eigenthümlichen Kultur des europäischen Nordens zu betrachten, bis hier, zum großen Theil wenigstens, durch die eindringende Römerherrschaft und mehr noch durch die Völkerwanderung, die Verhältnisse mannigfach getrübt und verwirrt wurden. Die spätern Denkmale des Nordens werden somit nur als die einer Nachblüthe der einheimischen Kultur, der es aber im Allgemeinen schon an der ursprünglichen Kraft zu fehlen begann, zu betrachten seyn. Die spätern Dichtungen des skandinavischen Alterthums, mehr aber noch die Berichte über die Einführung des Christenthums in den verschiedenen germanischen Ländern, führen häufig Tempel und Götterbilder auf, die in diesen Ländern vorhanden gewesen, während noch zur Blüthezeit der Römerherrschaft ausdrücklich versichert wird, daß Beides bei den Germanen ursprünglich nicht gefunden wurde. Ueber die Beschaffenheit dieser Tempel und dieser Bilder erhellt aber aus jenen Berichten nichts Näheres; einzelne besondere Züge sind zu phantastisch, um als die Ergebnisse eigener Anschauung gelten zu können. Nur daß die Tempel von Holz gebaut, somit vielleicht nicht von sonderlicher künstlerischer Bedeutung waren, geht aus den meisten näheren Angaben hervor. So konnten denn auch die Tempel leicht dem Eifer der Christenprediger erliegen, ebenso, wie diese vor Allem auf die Zerstörung der Götterbilder bedacht seyn mußten. In Deutschland haben sich hier und da kleine, aus Metall gefertigte Statuetten von ziemlich roher unförmlicher Arbeit gefunden, die man für Götterbilder, welche der häuslichen Andacht gewidmet waren und leichter der Zerstörung entgehen konnten, hält. Viele von diesen hat aber die heutige Forschung als Erzeugnisse neuerer Zeit bezeichnen müssen; auch an den meisten minder zweifelhaften hat man es nachgewiesen, daß sie unter dem Einfluß von Kunstwerken gebildeterer Völker entstanden sind. Sie können somit im Wesentlichen nicht als Zeugnisse einer nationalen Kunstentwicklung gelten. Was aber die besondere Form der Bildung, in der Architektur wie in der Skulptur, anbetrifft, so ist uns nichts für die eigene Anschauung erhalten. Wir wissen nur, daß monströse Bildungen, namentlich mehrköpfige Götterbilder, vorkommen, was überall das Kunstwerk noch als ein mehr oder weniger willkürliches Symbol für die Idee bezeichnet. Der leichte Holz- und Zeltbau für den Zweck der bedeutsamsten, der religiösen Denkmäler angewandt, scheint auch hier nicht auf eine tiefere künstlerische Sinesneorichtung hinzudeuten.

Aus unserm Norden wenden wir uns sogleich dem Orient zu, indem wir hinsichtlich der Kunstdenkmäler in der neuen Welt auf den Artikel Mexikanische Kunst verweisen.

Abgeschlossen durch seine geographische Lage, hatte das Leben des ägyptischen Volkes früh eine ganz eigenthümliche Gestaltung angenommen und dieselbe, wie eben schon angedeutet, bis an das Ende seiner Geschichte streng bewahrt. Alle Einrichtungen des Lebens erscheinen hier auf die bestimmteste Weise abgemessen. Eine streng geregelte Thätigkeit, dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Niles folgend, hatte das Land fruchtbar und reich gemacht; nur die stete Fortdauer einer solchen Thätigkeit konnte das Land in diesem Zustande erhalten. Ein jeder Einzelne war durch Geburt seinem besonderen Berufe angewiesen; festgezogene Schranken hielten die Geschäfte des Lebens und die Stände, denen die verschiedenen Geschäfte oblagen, von einander getrennt. Ueber der Aufrechterhaltung solcher Ordnung wachte der oberste, der eigentlich herrschende Stand, der der Priester, welcher den Stellvertreter der Gottheit ausmachte. Das feierliche Ceremoniel, aufs Mannichfaltigste ausgebildet, mit dem die Priester den heiligen Dienst verrichteten, sicherte ihnen ihre höhere Würde, und selbst die Könige waren durch die Geseze des Ceremoniels auf bestimmte Kreise hingewiesen. So war dem Leben eine feste Bahn vorgezeichnet, und so strebte man, selbst dem Tode eine feste Gestalt zu geben. Der Leichnam, der dereinst von der Seele des Abgeschiedenen neu belebt werden sollte, wurde unverweslich gemacht, und dem Todten nicht blos ein Denkmal seiner Ruhe gestiftet, sondern ihm eine Umgebung geschaffen, wie sie der Würde des Lebenden nur angemessen seyn konnte. Ueberhaupt war der Sinn des Ägypters dahin gerichtet, nichts Bedeutsames im Wechsel des Lebens vorüber-schwinden zu lassen, Alles vielmehr fest zu fassen und in unzerstörbarer Gestalt den kommenden Geschlechtern zu überliefern. Daher diese unübersehbare Menge von Monumenten, deren jedes einzelne seine Entstehung einem besonderen Anlasse verdankt, und die durchweg und in vollständigem Maße den Namen des Denkmals, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, verdienen. Die ägyptischen Monumente sind die mit Riesenschrift geschriebenen Bücher ihrer Geschichte, aber es ist nur ein äußerliches Thun, davon uns diese Schrift Kunde gibt; und der Grieche, der in den Gebilden der Kunst den Ausdruck eines inneren Seelenlebens suchte, hatte wohl Recht, wenn er den bedeutsamsten Theil dieser Denkmäler als das Werk eines „eiteln Strebens“ bezeichnete. So blieb, wie das ganze Leben des ägyptischen Volkes, auch ihre Kunst starr und keiner wahren innerlichen Entwicklung theilhaftig. Die ägyptischen Monumente sind Tempel, Grabmäler und Denkmäler des Glanzes der lebendigen Herrscher, — Paläste. In ihnen entfaltet sich ein vielgestaltiges Innere, namentlich ein ausgebildeter Säulenbau, was uns als das wesentlichste Moment einer neuen Entwicklungsstufe der architektonischen Kunst zunächst bedeutsam entgegentritt. Mit den Formen der Architektur verbinden sich im ausgedehntesten Umfange die Gestalten der bildenden Kunst, theils als Statuen, die freistehend ober

mit der Architektur verbunden und oft im kolossalsten Maßstabe ausgeführt sind, theils als flache Reliefs, welche die Wände u. nicht selten auch die übrigen Theile des architektonischen Ganzen bedecken. In diesen sind alle besondern Begebenheiten und Verhältnisse ausgedrückt, welche auf die Gründung der Monumente und auf die Personen der Stifter Bezug haben. Sie enthalten also eine höchst mannichfaltige Bildersprache. Doch konnte eine solche Sprache den Absichten des Aegypters, der in diesen Werken auch das ganz Besondere, z. B. den Namen des Stifters, für die Erinnerung bewahren wollte, nicht genügen; das Bedürfnis führte somit zu der Erfindung einer förmlichen Schrift, deren Zeichen zwar von den Bildern natürlicher Gegenstände hergenommen waren, aber ihre besondere, durch das Herkommen festgestellte Bedeutung hatten. Dies sind die hieroglyphen (i. d.), die gemeinsam mit jenen eigentlich künstlerischen Darstellungen und oft zu ihrer näheren Erläuterung angewandt erscheinen. — Architektur und Bildwerke waren durchweg durch einen heitern farbigen Anstrich belebt. So erscheinen endlich an der Stelle dieser farbigen Reliefs, besonders in den Räumen der Gräber, häufig auch wirkliche Malereien, die sich indeß der ganzen Auffassungsweise der Reliefs aufs Vollkommenste anschließen. Die Bildwerke der Aegypter, sowohl die frühesten als die spätesten, die wir kennen, sind im Wesentlichen in demselben Style ausgeführt; wenigstens machen sich an ihnen nur sehr vereinzelte Motive einer weiteren Umbildung bemerklich, die für das Ganze der Entwicklung von keinem erheblichen Belange zu seyn scheinen. Bei den Architekturen aber lassen sich gewisse Stylunterschiede wahrnehmen, welche bestimmter auf die verschiedenen Zeiten der Erbauung hindeuten; gleichwohl betreffen auch diese Unterschiede immer nur Einzelheiten der Anlage und der Ausführung, während die Fassung des Ganzen auch hier in frühester wie in spätester Zeit dieselbe bleibt. Die Größe und die Mängel der ägyptischen Kunst beruhen in ihrer äußeren Bestimmung. Indem überall zwar der Begriff des Denkmals in den Vordergrund tritt, indem dieser aber stets nur mit nüchternem Verstande aufgefaßt wird, hat das freie künstlerische Gefühl nicht eben häufig Gelegenheit, sich ungehindert zu entfalten. Doch zeigt sich in denjenigen Bildwerken, wo die naive Auffassung der Natur verstattet war, ein sehr lebendiger und feiner Sinn. Am klarsten tritt dieser auf einer, zwar noch mehr untergeordneten Stufe hervor, nämlich in den ornamentalischen Gebilden, die nur zum freien Schmucke bestimmt waren. Zuweilen macht sich zwar auch in diesen ein symbolisches Element, welches äußerlich konventionelle Formen erfordert, bemerklich; sehr häufig aber sind sie der freien Phantasie des Künstlers überlassen, die sich hier in der That dem Bereiche vollendeter Schönheit annähert, und die bei dem Reichthum der mannichfaltigsten Gebilde stets durch ein festes Maßhalten charakteristisch ist und erfreulich wirkt. In solcher Weise erscheinen z. B. die geschmackvollen Pflanzengierden an den Säulencapitalen der späteren

Architekturen. In solcher Weise die mannichfaltigsten Geräthe des Lebens, die wir auf den Reliefs und Malereien dargestellt sehen: Streitwagen, Thronen und Sessel, musikalische Geräthe, Gefäße der mannichfaltigsten Art, und dergl. m. So auch die Gefäße, die sich in den Gräbern der Aegypter erhalten haben, und die oft in dem Schwünge ihres Profils mit den besten griechischen Arbeiten auf gleicher Stufe stehen. Dasselbe gilt endlich von der Komposition der typischen Muster, die auf vielen dieser Gegenstände erscheinen und im Linien-, wie im Farbenspiele von sehr anmuthiger Wirkung sind. Was die technische Ausführung der ägyptischen Bildwerke anbetrifft, so zeigt sich darin durchweg die größte Meisterschaft des Handwerkes. Namentlich ist es bewunderungswürdig, wie bei ihren kolossalen Skulpturen oft die härtesten Stoffe überwunden und mit vollkommenster Eleganz und Präcision zu den beabsichtigten Formen ausgearbeitet sind. Ueber Alles, was den äußeren Betrieb in der Fertigung der ägyptischen Kunstwerke anbetrifft, geben die an den Wänden der Gräber enthaltenen Darstellungen des Lebens, wie sie den gesammten Verkehr des Lebens umfassen, eine höchst interessante und belehrende Auskunft.

Die Kunst bei den alten Völkern des westlichen Asiens. Ueber die Kunst der alten Völker des westlichen Asiens (dießseits des Indus) besitzen wir nur sehr fragmentarische Kenntnisse; es sind über sie nur ungenügende Berichte von Seiten der Schriftsteller des Alterthums und nur vereinzelte, zum Theil sehr geringfügige Reste ihrer Denkmäler auf unsre Zeit gekommen. Doch scheint es, daß wir nicht mit Unrecht die verschiedenen künstlerischen Bestrebungen, deren Andeutung uns hier begegnet, auf einen übereinstimmenden Grundcharakter zurückführen, sie als ein aus gemeinsamer Wurzel Entsprössenes betrachten können. Denn wir wissen, daß diese Völker zum Theil einem gemeinsamen Stamme (dem syrischen oder semitischen) angehörten, zum Theil das eine von dem andern die Elemente der äußeren Kultur, somit ohne Zweifel auch die künstlerischen Formen, angenommen hatten. Und ebenso wissen wir, daß es bei ihren Kunstwerken, in größerer oder geringerer Uebereinstimmung, vorzugsweise auf äußere Pracht und Luxus abgesehen war; daß man namentlich glänzende metallische Bierden, Bekleidung des Inneren der Architekturen und auch der Bildwerke durch kostbare Metallstoffe liebte; daß durchgehends der Schmuck prächtig gefärbter, kunstreich gewirkter Zeuche zur Ausstattung dieser Werke als nothwendig befunden ward. Ueber den wichtigeren Punkt der Uebereinstimmung der künstlerischen Formen fehlt es uns zwar an einer, irgendwie genügenden Anschauung; doch sind verschiedene Umstände vorhanden, die uns auch in diesen ein gemeinsames Grundelement voraussetzen lassen.

Die Kunst bei den alten Völkern des östlichen Asiens. Getrennt von dem Völkerleben des westlichen Asiens entwickelte sich der Osten dieses Welttheiles, als dessen Kulturstift vornehmlich Hindostan, — Ostindien, erscheint.





nische Anlage und die Anwendung reichschmückender Stoffe. Ein eigenthümlicher Theil dieser fürstlichen Anlagen besteht in den Thesauren oder Schatzhäusern. Dies sind gewölbartige, zumeist unterirdische Räume, welche, wie es scheint, vornehmlich zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten bestimmt waren. Die Sagen und die Berichte des griechischen Alterthums erwähnen dieser Bauwerke mehrfach, zum Theil in genauer Schilderung; mehrere von ihnen sind ganz oder in deutlichen Resten auf unsre Zeit gekommen. Als Schmuck der Herrenhäuser und des fürstlichen Lebens überhaupt werden sodann, vornehmlich wiederum in den Gesängen Homers, die mannichfaltigsten Prachtgeräthe angeführt. Auch sie deuten auf eine der asiatischen verwandte Richtung der Kunst. Theils sind es Arbeiten aus Holz, denen kunstreicher Schmuck an Gold, Silber, Elfenbein und Bernstein eingelegt war, theils Metallarbeiten verschiedener Art, theils Teppiche und Zeugnisse mit eingewirkten Figuren. Einzelne dieser Werke gehören geradezu der bildenden Kunst an, und wie viel man auch hier wiederum der willkürlich ausmalenden Phantasie des Dichters zuschreiben mag, so läßt sich immer nicht behaupten, daß dieselbe ohne eine vorhandene Kunstübung der entsprechenden Art zu jenen Erfindungen hätte kommen können. Unter diesen Arbeiten sind die goldenen Statuen im Saale des Alcinoos zu nennen, die als Fackelträger dienten, so wie die aus Silber getriebenen Hunde, die ebendasselbst als Wächter der Thüre aufgestellt waren (letztere möchte man etwa mit den Löwen an Salomons Thron vergleichen). Als das bedeutendste Werk aber erscheint der Schild, den Hephästos für Achill fertigte und der mit den mannichfaltigsten Relieffdarstellungen, zum Theil aus verschiedenen Metallen gearbeitet, versehen war, obgleich es sehr überflüssig seyn dürfte, nach der Schilderung des Dichters ein wirkliches Bild zu entwerfen. Im Uebrigen besitzen wir nur geringe Andeutungen über die bildende Kunst der heroischen Zeit. Die ältesten Kultusbilder der Griechen werden häufig noch, die niedrigste Kunststufe bezeichnend, als einfache Steinspieldarstellungen geschildert. Aus solchem Anfange entwickelt sich (ähnlich wie wir dies anderweitig auf den frühesten Stufen der Kunst bemerken) ein weiterer Fortschritt dadurch, daß man aus der rohen Masse die vorzüglich charakteristischen Theile der Gestalt, den Kopf und die Arme, welche die Attribute halten, hervortreten läßt. Doch fehlt es uns an aller Anschauung, wie weit sich in solchen Gebilden ein eigentlicher Kunstsinne bethätigt habe. Daß jedoch nicht, wie es nach den eben angeführten Bemerkungen scheinen dürfte, die bildende Kunst der heroischen Zeit Griechenlands auf den untersten Stufen der Entwicklung verharret sey, ergibt sich aus dem einzig erhaltenen bildnerischen Denkmal dieser Periode, dem schon erwähnten Relief des Löwenthores von Mycenä. Die beiden auf demselben enthaltenen Löwen (denen beiden die Köpfe fehlen) sind zwar durchaus schlicht und einfach gehalten, aber es zeigt sich an ihnen ein Sinn, der für die Beobachtung der Natur bereits geöffnet ist und der bei beschrän-

kenden äußeren Verhältnissen (bei dem gegebenen beengenden Raume) doch die allgemeinen Bedingungen der körperlichen Form sehr wohl aufzufassen und wiederzugeben vermag.

Die griechische Kunst in der historischen Zeit. Achtzig Jahre nach der Eroberung Troja's, im Jahre 1104 (der gewöhnlichen Zeitrechnung zufolge), begann jene merkwürdige Umwälzung des griechischen Lebens, welche fortan der ganzen Geschichte Griechenlands ein so eigenthümliches Gepräge geben sollte, durch welche überhaupt erst die historische Bedeutung des Volkes begründet ward. Aus den nordgriechischen Gebirgsländern stieg der Stamm der Dorier herab und setzte sich im Peloponnes fest; der größere Theil Griechenlands wurde von ihm unterworfen; über das ganze Volk der Griechen erstreckte sich der Einfluß seiner körperlichen Macht oder seiner geistigen Richtung. Vor ihm entwich aus dem Peloponnes der dort ansässige, den Urbewohnern des Landes angehörige Stamm der Jonier; dieser fand zuerst in Attika eine neue Heimath, breitete sich aber von da in zahlreichen Kolonien auch nach Kleinasien aus. Beide Stämme wurden die Hauptrepräsentanten des griechischen Geistes: die Dorier im Westen und im größeren Theile des eigentlichen Griechenlands vorherrschend, die Jonier im Osten, für Griechenland selbst aber zunächst nur in Attika bedeutend. War das heroische Zeitalter der griechischen Geschichte noch in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Orient erschienen, so entwickelte sich nun, durch die Dorier und durch den Einfluß, den sie ausübten, aufs Entschiedenste der Geist des europäischen Occidentals. Mit ihnen trat jenes freie, innerliche Bewußtseyn der Kraft, geleitet und zusammengehalten durch einen strengen Sinn für Maß und Gesetz, trat jene harmonische Verbindung von Verstand und Phantasie hervor, wodurch der Kunst das angemessenste Feld eröffnet, ihr die würdigste Bahn zur weiteren Entwicklung vorgezeichnet war. Fassen wir die Blüthezeit der griechischen Kunst ins Auge, so sehen wir eine mehr oder weniger einseitige Ausbildung der beiden verschiedenen Elemente eben nur in denjenigen Gegenden, wo die beiden Stämme einseitig vorherrschten, entschiedenem Dorismus in Sicilien und Großgriechenland, entschiedenem Jonismus in Kleinasien; im Peloponnes erscheint der dorische Charakter in einer schon mehr gemäßigten Weise und nicht ohne einseitige Einwirkung des jonischen; in Attika aber und vornehmlich in Athen finden wir, den Verhältnissen des Landes gemäß, die von den Doriern angenommenen Formen in anmuthvollster Ermäßigung, die jonischen in dem Gepräge der edelsten Kraft. Doch waren freilich auch noch andere Umstände wirksam, um Athen auf den Gipfel menschlicher Bildung zu erheben. Die früheren Zeiten des Entwicklungsganges der griechischen Kunst seit dem Auftreten der Dorier sind uns, was den näheren Einblick in ihre einzelnen Verhältnisse anbetrifft, nur wenig bekannt. Ueber ein halbes Jahrtausend verging, ohne daß uns über diese Periode eine nur einigermaßen umfassende Kunde zugekom-





zugeneigt und die Elemente derselben weiter ausgebildet haben; einzelne Züge wenigstens sprechen dafür. Nachmals dürfte eine gewisse Annäherung an die orientalische Kunst statt gefunden haben, was sich durch die Vermittelung ihres ausgebreiteten Handels leicht erklären läßt; wie weit aber ein solcher Einfluß sich erstreckt habe, möchte sehr schwer zu entscheiden seyn. In der jüngern Zeit der etruskischen Kunst, als die der Griechen ihrer Vollendung entgegenschritt und als sie auf dem Gipfel ihrer Blüthe stand, zeigt sich eine sehr entschiedene Aufnahme griechischer Bildungsweise, oft mit Glück, zumeist jedoch in einer vorherrschend handwerksmäßigen Auffassung. Dies ist namentlich seit den Zeiten einer mehr und mehr untergeordneten politischen Stellung (die Schwächung Etruriens beginnt nach der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr.) der Fall und dauert bis zu den letzten Zeiten etruskischer Kunstübung, bis in die ersten Jahrhunderte nach Chr. hinab. Immer aber und auch, wo die etruskischen Künstler sich der griechischen Kunst noch anzuschließen scheinen, und selbst in ihren spätesten Arbeiten ist zugleich ihr eigenthümlicher Charakter unverkennbar.

Die Kunst bei den Römern. Die Römer waren ein Volk ohne eigentliche künstlerische Anlage. Was zu Rom in den ersten Jahrhunderten des Staates an künstlerischen Werken ausgeführt ward, verdankte man wesentlich den benachbarten Etruskern, sey es, daß die Arbeiten von etruskischen Künstlern eigenhändig gearbeitet wurden, oder daß man der Lehre u. dem Beispiel, welches die letzteren gaben, folgte, wie dies im Vorigen dargelegt ist. Ueberhaupt tritt bei den Römern die ganze Entwicklungszeit ihres Staates hindurch kein sonderliches Bedürfnis nach höheren, bedeutsameren Kunstwerken hervor; ihr Sinn war vorzugsweise auf die äußerlich praktischen Interessen des Lebens gerichtet, und nur die Unternehmungen, welche dahin einschlugen, erfreuten sich einer höhern Theilnahme von ihrer Seite. Andere Erscheinungen aber treten uns in der spätern Geschichte der Römer, etwa seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr., entgegen. Von dieser Zeit ab breitete sich ihre Macht in raschem Flug gewaltig aus; ehe drei Jahrhunderte verflossen waren, hatten sie die Herrschaft fast über den ganzen damals bekannten Theil der Welt erworben. Rom ward der Sitz dieser Herrschaft; zum Zeugnis derselben bedurfte es nunmehr eines großartigen, in die Augen fallenden Schmuckes, wie solcher eben nur durch die Kunst beschaft werden kann. Dazu boten die Schätze der gesammten damaligen Welt, die in Rom zusammenfloßen, ein schier unversiegliches Mittel; dazu lieferte die hoch ausgebildete Kunst, die von Griechenland aus bereits weit umher verbreitet war, so würdige, als glanzvolle Formen. Und indem man diese Kunstformen und die Meister, welche dieselben darzustellen wußten, nach Rom hinüberzog, indem man ihren Bestrebungen, die jetzt dem eignen Ruhm galten, eine nähere Theilnahme schenkte, so entwickelte sich auch bei den Römern selbst Liebe zur Kunst, Rennerchaft und Ge-

schmack. Rom ward jetzt zugleich der Sitz der klass. Kunst; hierher gehörten fortan die merkwürdigsten eigenen Schöpfungen derselben; von hieraus breiten sie sich fortan über die anderen Gegenden der alten Welt aus. Freilich ist das innere Wesen der römischen Kunst gar ein anderes, als das der griechischen Kunst. Bei den Griechen war der unmittelbare Ausdruck des Lebens; mit voller, frischer und darum so tief ergreifender Naivität hatten sie in der Kunst den ganzen Reichthum ihres Gefühls und ihrer inneren Anschauungen zur Erscheinung gebracht. Bei den Römern war die Kunst ein fremdartiges Gewächs. Unvermögend, sie in das innere Gefühl aufzunehmen, sie aus solchem Grunde in neuer Selbstständigkeit emporzusproßen zu lassen, konnte man sie hier zunächst nur mit dem Verstand begreifen, zumeist nur äußerlich auffassen, nur nach willkürlich abgezogenen Regeln neu gestalten. Bei den Griechen war die Kunst, indem sie das Höchste unmittelbar ausdrückte, die Herrin des Lebens gewesen; bei den Römern ward sie eine Dienerin. Trotz alledem aber würde man sehr irren, wenn man die römische Kunst lediglich nur als einen schwächern Abglanz und Nachhall der griechischen betrachtete. Die Römer hatten die Kunst auf tausend neue Bedürfnisse anzuwenden. Sie gingen dabei vorzugsweise auf das Reale, auf das materiell Zweckmäßige, auf das unmittelbar Bezeichnende aus; und wenn sie somit auch nicht die höhere Freiheit der Kunst, die selbstständige Bedeutung der künstlerischen Form an sich erkannten, so schufen sie ihre Werke doch mit einer gewissen praktischen Naivität, der wiederum eine eigenthümliche Wirkung gesichert bleiben mußte. Da bei konnte es nicht fehlen, daß das Mächtige u. Gewaltige, was in der ganzen Erscheinung der Römerherrschaft lag, nicht auch auf ihre Werke überging, daß diese nicht auch ein eigenthümlich großartiges und mächtiges Gepräge erhielten. Und selbst da, wo ihre Kunst nur ein bloßer Schmuck, nur eine Dekoration war, mußte dies Gepräge in die Erscheinung treten. Für diese eigenthümliche Auffassung der Kunst hatte allerdings, wenn auch nur mehr im Einzelnen, die etruskische Schule, welche die Römer zu Anfang durchgemacht, bereits einen guten Grund gelegt. Das eben Gesagte findet seine vorzüglichste Anwendung in Bezug auf die römische Architektur; ihre Leistungen sind, der innern Bedeutsamkeit nach, bei Weitem die wichtigsten unter den Erscheinungen der römischen Kunst. In der römischen Architektur sind zunächst und vornehmlich zwei verschiedenartige Principien der Formation zu unterscheiden. Das eine ist das des griechischen Säulenhauses, das andere das des italischen Gewölbehauses, der zuerst von den Etruskern auf eine beachtenswerthe Weise zur Anwendung gebracht war. Der Gewölbebau wird von den Römern, wenn auch mehr oder weniger reich decorirt, doch durchgehend in seiner ursprünglichen Schlichtheit u. Massenhaftigkeit angewandt; er bildet gewissermaßen den Körper, die Masse der römischen Architektur; er ist es besonders, wodurch dieselbe ihr mächtiges, gewaltiges Gepräge erhielt. Der Säulen-





hätte hergeben können; auch ihnen blieb somit vorerst nichts übrig, als die Kunstformen, welche sie in den Ländern ihrer Herrschaft vorfanden und welche sich zur Zeit ihrer neuen künstlerischen Bestrebungen besonderer Gültigkeit erfreuten, für ihre Zwecke zu benutzen. Dies aber waren vornehmlich wiederum die Formen der späteren Römerzeit, und zwar in derjenigen Verwendung und theilweisen Umbildung, welche sie in den Werken der altchristlichen Kunst empfangen hatten; denn gerade die letzteren mußten dem Islam, der in ähnlicher Richtung, wie das Christenthum gegen die heidnische Weise, der Götterverehrung auftrat, als ein zunächst angemessenes Vorbild erscheinen. Damit verband sich sodann ein speciell orientalisches Kunst-Element; theils hatten bereits die Römerbauten in Asien (auch in Afrika) eine mehr oder weniger deutliche orientalische Färbung erhalten, — theils konnte es nicht fehlen, daß dies Element, bei der Ausbreitung der Araber-Herrschaft nach dem ferneren Osten, auch durch die unmittelbare Berührung mit den alten Kulturvölkern Asiens hinzutrat. Und wie sich im Verlaufe der Zeit die mohammedanischen Nationen eigenthümlich und selbstständig entwickelten, so ging aus diesen Grund-Elementen eine eigenthümliche Richtung der Kunst hervor, welche das gesammte Leben umfaßte, und welche besonders in denjenigen Gegenden, die sich einer edleren Kultur erfreuten, bedeutsame und interessante Erscheinungen hervorgebracht hat. Die Kunst des Islam steht somit, was ihre Ursprünge anbelangt, zu der des christlichen Alterthums in sehr nahem Verhältniß. Gleichwohl ist sie von der letzteren vornehmlich in einem Punkte unterschieden, und dieser eine Punkt ist so wichtig, daß gerade durch ihn alle höhere und wahrhafte Vollendung der mohammedanischen Kunst bereits im Keime unterdrückt ward. Dies ist der Mangel aller bildlichen Darstellung, vornehmlich der Darstellung menschlicher Figuren, welche in der Religion des Islam aufs Entschiedenste verboten war. Es war auch hier die Furcht vor einem Rückfall in das götzendienerische Heidenthum, was ein solches Verbot veranlaßt hatte. Aber während das Christenthum darauf ausging, den Schöpfungen des Künstlers einen neuen, tieferen Inhalt unterzulegen, sah der Islam in ihnen stets nur ein verdammungswürdiges Nachäffen der höchsten Schöpferkraft; zu dem Gedanken, daß das Einzel-Gebilde fähig sey, der unmittelbare Ausdruck des geistigen, des seinem göttlichen Ursprunge zugewandten Lebens zu werden, daß die Kunst es sey, die das irdische Leben verklärt, die im Irdischen das Göttliche offenbart, — zu solchem Gedanken vermochte der Islam sich nimmer zu erheben; und nur in sehr vereinzelt, für die weitere Entwicklung durchaus wirkungslosen Fällen (nie aber in seinen heiligen Monumenten) hat er sich der Aufnahme bildlicher Darstellung geneigt erwiesen. Der Islam kennt somit im Wesentlichen nur die Kunst der Architektur und das, was zu einer bildlosen Ausschmückung der letzteren gehört, d. h. es haben nur die Formen von allgemeiner Bedeutung Gültigkeit für ihn.

Die Blüthe der Kunst, wo sie sich frei zum individuellen Leben entfaltet, wo der besondere Gedanke sich verkörpert, sich ablöst von der Basis der Architektur, ist für ihn nicht vorhanden; an die Stelle des Bildwerkes, wie solches in der Kunst aller übrigen Völker und Religionen die besondere Bedeutung des Monumentes ausdrückt, tritt hier das unsinnlichste aller Embleme, ein durchaus abstraktes und unkünstlerisches Mittel, — die Schrift. Und wenn solcher Gestalt der mohammedanischen Kunst die individuell bedeutsame Blüthe fehlt, so mußte dieser Mangel auch auf die Architektur zurückwirken. Ohne ein solches Ziel vermochte die Architektur auch kein Streben nach individualisirender Gestaltung auszudrücken, d. h. sie vermochte sich nicht zu jener organischen Gliederung durchzubilden, welche die allgemeinen Kräfte, die in dem Werke der Architektur dargestellt sind, zugleich als Einzelkräfte gestaltet, in welcher überhaupt die Vollendung der architektonischen Kunst beruht. Die Kunst des Islam blieb somit im Wesentlichen an den Principien hängen, von denen sie ausgegangen war, eben so, wie der Islam selbst in sich zu keiner höheren Entwicklung gediehen ist.

Die Kunst des germanischen Styles. Die Kunst des romanischen Styles hatte sich um den Schluß des 12. und im Verlauf des 13. Jahrhunderts zu einer eigenthümlichen Vollendung entwickelt; die Ueberlieferungen aus der Zeit des klassischen Alterthums hatten sich mit der Anschauungsweise der christlich germanischen Welt zum schönsten Gleichmaße verschmolzen, und es waren in solcher Art wenigstens einzelne Werke geschaffen, welche wohl geeignet scheinen durften, dem neugestalteten Völkerleben und seinen künstlerischen Bedürfnissen fortan als feste und allgemein gültige Norm zu dienen. Dennoch hatte diese anmuthige Blüthe der Kunst in ihrer Besonderheit keinen Bestand. Es waren Richtungen und Bedürfnisse des Geistes vorhanden, denen jene Mittelstraße zwischen antiker Abgeschlossenheit und zwischen dem Streben der neuen Zeit nicht zu genügen vermochte; sie waren vielleicht für den Augenblick zurückgehalten, aber um so entschieden und kräftiger brachen sie alsbald hervor und führten, als den ihnen angemessenen Ausdruck, einen wesentlich neuen und eigenthümlichen Styl in die Kunst ein. Diese Erscheinung steht im engsten Zusammenhang mit den anderweitigen historischen Verhältnissen; sie beruht auf jener freien und kräftigen Entwicklung des volksthümlichen Sinnes, der, lang im Stillen genährt oder gewaltsam niedergehalten, in derselben Periode sich kräftig und entschieden betheiligte, und durch den ein vielgestaltiges, reiches und mächtiges Bürgerthum ins Leben gerufen ward. Der neue Styl der Kunst, welcher unmittelbar auf die vollendete Entfaltung des romanischen folgte und zum Theil sogar gleichzeitig mit ihr hervortrat, ist am schärflichsten mit dem Namen des germanischen Styles zu bezeichnen. Zwar gehört derselbe nicht ausschließlich den rein germanischen Nationen an; im Gegentheil sehen wir ihn — doch noch unentwickelt



durchzubilden bemüht war; statt der Gemeinsamkeit des Gefühles, welches die künstlerischen Leistungen erfüllt, welches mehr das Ganze und das Einzelne vorzugsweise nur in seinem Bezuge zum Ganzen berücksichtigt, welches somit die Formen der Architektur und die der bildenden Kunst als gegenseitig bedingte behandelt hatte, ward jetzt ein überwiegender Sinn für das Einzelne in seiner Abgeschlossenheit lebendig. Diese Vereinzelnung der künstlerischen Interessen bereitete aber der modernen Kunst einen Uebelstand, der sich gleich bei ihrem Beginne zeigt und der bis auf den heutigen Tag noch keineswegs gelöst ist, den nämlich, daß die Wechselwirkung der verschiedenen Kunstgattungen zertrüßten, daß fortan nicht mehr auf die eigentlich organische Gliederung des monumentalen Ganzen hingearbeitet, daß die Architektur ohne den innerlichen Bezug auf die bildende Kunst und diese ohne denselben Bezug auf jene behandelt ward. So hat man eigentlich nicht von einer modernen Kunst, sondern nur von den Künsten des modernen Zeitalters zu sprechen. Was diesen Uebelstand zunächst unheilbar machte, war besonders der Umstand, daß bei der veränderten Sinnesrichtung die germanischen Architekturformen nicht mehr passend seyn konnten, daß der eintretende Realismus wiederum mehr abgeschlossene Formen nöthig machte, und daß das Studium der Antike auch zu den Architekturen der antiken Zeit führte, deren gesegmäßige Konsequenz solchem Bedürfnis vorzüglich zu entsprechen schien. So schleppte man sich Jahrhunderte lang mit den Formen der antiken Architektur hin, ohne zu beachten (oder beachten zu wollen), daß diese zu den architektonischen Massen und Räumlichkeiten, welcher der Geist und die Bedürfnisse der Gegenwart erforderten, zumeist nur in einem dekorativen Verhältnis standen, und daß die Dekoration, als ein Aeußerliches, nimmer zu einer lebenvollen Kunst führen kann. Die Architektur nimmt demnach in der künstlerischen Entwicklung des modernen Zeitalters nur eine untergeordnete Stellung ein; das vorzüglichste Interesse beruht hier auf den Werken der bildenden Künste. Was die letzteren anbelangt, so könnte es zwar ebenfalls scheinen, als ob auch sie durch jenes realistische Streben und durch das Studium der Antike auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe seyn festgehalten worden. Dies war jedoch — ob im Einzelnen auch manche befangene und unselbstständige Richtung hervortreten mag — im Allgemeinen und Wesentlichen keinesweges der Fall. Jene beiden Elemente, welche die gesammte neuere Zeit so wesentlich von der alten unterscheiden, das Christenthum und der Germanismus, der das occidentalische Volkleben durchdrungen hatte, bewiesen auch hier ihre Kraft. War der Sinn auf das Einzelne der Erscheinung gerichtet, so lehrte das Christenthum, daß auch in der Brust des Einzelnen die Gottheit wohne, daß auch in der Beschränktheit der irdischen Existenz der Geist sich zu offenbaren vermöge; dem gemäß konnte sich mit einer sogenannten naturalistischen Durchbildung gar wohl aufs Neue ein geistig bedeutsamer Inhalt ver-

binden, und die Reinigung der Form, auf welche das Studium der Antike hinführte, konnte zu dem um so angemesseneren Ausdruck desselben dienen. Die Sinnigkeit des germanischen Volksgeistes aber lehrte auch die außermenschliche Natur als ein Verwandtes empfinden, auch hier das Schaffen und Wehen des Geistes erkennen, der die Gefühle und die Gedanken des Menschen bewegt. So war dem künstlerischen Streben wiederum ein vorzüglichst reicher Inhalt geboten, und mannichfaltige und ergreifende Werke entstanden, wie sie keine frühere Periode der Kunst gesehen hatte. Jene wissenschaftliche Richtung der Zeit brachte der bildenden Kunst zugleich einige äußere Fördernisse, welche auch auf deren innere Entwicklung wesentlich zurückwirken mußten. Hatte sich jene solide Technik der Wandmalerei, welche wir mit dem Namen der Freskomalerei bezeichnen, bereits am Ende der germanischen Kunstperiode ziemlich vollständig entwickelt, so ward jetzt eine solche Bereitung der Farben erfunden, daß diese für den künstlerischen Gebrauch nicht nur überhaupt anwendbar, sondern daß sie zugleich geeignet waren, die Form aufs Vollkommenste durchzubilden, die Effekte der Erscheinungen der Natur wirkungsreich wieder zu geben, und dies wenigstens mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, wie keine früher übliche Technik dazu die Gelegenheit geboten hatte. Dann ersand man verschiedene Arten einer künstlerischen Technik, welche die bildliche Darstellung durch rein mechanische Mittel zu vervielfältigen gestatten, — Holzschnitt und Kupferstich. Zwar gaben diese Künste nur eine mehr oder weniger ausgeführte Zeichnung wieder; aber sie erlaubten deren Verbreitung im weitesten Kreise, so daß fortan der Einfluß der künstlerischen Individualität nicht mehr auf die näheren Umgebungen derselben oder auf die Wirkung, die ein Einzelnes ihrer Werke ausübte, beschränkt blieb. Dies veranlaßte in einer Periode, in welcher die Bedeutung eines Individuums viel wichtiger war, als früher, eine Wechselwirkung zwischen den Individualitäten, welche die Einseitigkeit des künstlerischen Schaffens wiederum wesentlich beschränken mußte. Dazu kam aber auch, daß überhaupt der Verkehr der Menschen stets reger und lebendiger ward, und daß die Künstler dem gemäß, ungleich mehr als früher, darauf Bedacht nahmen, sich durch Studienreisen, oft in ferne Lande, zu bilden. Was den Entwicklungsengang der modernen Kunst anbelangt, so gestaltet sich derselbe, seinen allgemeinen Zügen nach, in folgender Weise. Die Zeit des 15. Jahrh. bezeichnet den Beginn der neuen Richtung, die Periode, in welcher alle Kräfte aufgeboten werden, um der neuen Elemente der künstlerischen Darstellung Herr zu werden; dabei aber sieht man häufig, bei aller als modern zu bezeichnenden Absicht im Einzelnen, in der Fassung des Ganzen noch den Geist der mittelalterlichen (romantischen) Zeit wirksam. Italiener, Niederländer und Deutsche erscheinen hier in reger und erfolgreicher Thätigkeit. Die frühere Zeit des 16. Jahrh. zeigt sodann die großartigen und vollendeten Resultate dieses Strebens, die

sich zugleich mit dem erhabensten geistigen Schwunge vereinigen; dies indeß nur bei den Italienern, während die nordische Kunst (aus Gründen, die unten dargelegt werden sollen) nicht zur vollkommenen und selbstständigen Entfaltung gelangt. Die zweite Hälfte des 16. Jahrh. bringt eine allgemeine Verbreitung jener gediegenen Darstellungsweise, doch zumeist nur ihrer äußerlichen Elemente, indem die hohe innere Kraft, die sich im Anfange des Jahrhunderts entwickelt hatte, plötzlich nachließ (was wiederum in den allgemeinen historischen Verhältnissen begründet war). Ein neuer Aufschwung beginnt mit dem 17. Jahrhundert, zwar auch nicht in der großartigen Idealität der eben genannten Zeit, wohl aber mit der umfassendsten Energie, welche alle Kreise des menschlichen Lebens, alle Interessen der Existenz, Alles, was zur Umgebung des Menschen gehört, zu durchdringen vermag. Den Niederländern und Italienern, die in dieser Zeit vorzüglich thätig sind, treten jetzt die Spanier als ebenbürtig zur Seite, während die Deutschen und die Franzosen nur eine geringere, doch wenigstens im Einzelnen nicht unbedeutende Theilnahme bezeugen. Von der späteren Zeit des 17. Jahrhunderts ab machen sich die Franzosen zu Herren des künstlerischen Geschmacks, verbreiten indeß ein manierirtes, unerfreuliches Wesen, das bis gegen das Ende des 18. Jahrh. anhält. Von dieser Zeit beginnt wiederum ein neues, ganz eigenthümliches Streben, das im Einzelnen Werke von erhabenster Bedeutung hervorgerufen hat und vielleicht auf eine noch schönere Zukunft deutet.

Die moderne Architektur beruht, wie im Vorigen bereits angedeutet worden, auf der Wiederaufnahme der antiken Bauformen, und zwar vorzugsweise der römischen Formen, welche sich der erwachenden historisch-wissenschaftlichen Richtung zunächst darbieten und welche mit den Bedürfnissen der neueren Zeit vorzugsweise übereinstimmen mußten, während man mit den Formen der griechischen Architektur erst seit wenigen Jahrzehnten näher bekannt geworden ist, diese auch, in ihrer einfachen Bestimmtheit, im Ganzen ungleich weniger anwendbar seyn konnten. Die moderne Architektur steht demnach (bis auf die Ausnahme der jüngsten Zeit) ziemlich auf gleicher Stufe mit der römischen, d. h. sie entäußerte sich aller derjenigen Vorzüge, welche in der romanischen und in der germanischen Periode durch das Streben nach einer gesetzmäßig organischen Durchbildung des innern Raumes, überhaupt des Gewölbes, errungen waren, und sie trat in den unentwickelten Zwitzerzustand zurück, welchen der rohe (ob auch reich dekorierte) Gewölbebau der Römer in Verbindung mit dem griechischen Säulenbau und die (für das Ganze zwar nothwendige) Barbarisirung der Detailformen des letzteren hervorbrachte hatten. Wo uns die moderne Architektur in edlerer Ausbildung erscheint, da ist es gleichwohl zumeist nicht eine organisch sich entfaltende Bewegung, die das Ganze durchdringt, vielmehr nur eine mehr oder weniger geistreich erdachte, mehr oder weniger harmonisch gestaltete

Dekoration, welche die architektonische Masse bedeckt. Wie in der Architektur, so fassen wir auch in der bildenden Kunst des modernen Zeitalters zunächst Italien ins Auge. Zwar ist nicht zu sagen, daß auch in diesem Bezuge die Richtungen der neuen Zeit durch die Italiener ausschließlich seyen vorgezeichnet worden; im Gegentheil sehen wir verwandte Bestrebungen gleichzeitig und unabhängig von jenen auch im Norden hervortreten, und es bleiben die letztern sogar, wie Aehnliches von den künstlerischen Verhältnissen der frühern Zeit bemerkt wurde, zunächst wiederum nicht ohne Einwirkung auf Italien (es sind gewisse Einflüsse der flandrischen Malerschule auf die von Venedig, Neapel u. selbst auf die florentinische Schule). Doch wird die Entwicklung der italienischen bildenden Kunst durch das Studium der Antike, welches dem Norden fehlt, von vorne herein wesentlich gefördert; noch mehr aber durch die allgemeinen historischen Verhältnisse, welche es gestatteten, daß in Italien diese Entwicklung ungestört zur Reife gedieh, während sie im Norden durch das rasche Hervorbrechen neuer und andern Richtungen des Geistes angehöriger Kulturmomente gehemmt werden mußte. So sahen sich die Meister der nordischen Kunst nachmals allerdings genöthigt, bei den Italienern förmlich in die Lehre zu gehen und von ihnen die ausgebildeten Kunstformen zu entlehnen. Es ist bereits früher bemerkt worden, daß das 15. Jahrh. diejenige Periode bezeichnet, in welcher man, mit zum Theil großer und bedeutender Kraftanstrengung, dahin strebte, für die neuerwachte Sinnesrichtung die entsprechende Form zu finden, d. h. überhaupt die körperliche Form — u. mit ihr zunächst alle diejenigen Interessen, die sich durch die körperliche Existenz und durch körperliches Handeln bethätigen — durchzubilden. Es hat somit diese Periode einen vorherrschend realistischen Charakter. Gleichwohl erscheint derselbe, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht einseitig vorherrschend. Schon die Emsigkeit u. Sorgfalt des künstlerischen Strebens, das in solcher Richtung auf die möglichste Vollendung hinausging, das also eine liebevolle Theilnahme von Seiten des schaffenden Künstlers voraussetzte, mußte auch auf das Werk selbst übergehen u. demselben ein mehr oder weniger sinniges Gepräge geben. Dann war, ob auch der architektonische Sinn bereits beträchtlich abgeschwächt erscheint, doch von demselben noch immer so viel erhalten, daß man dabei zugleich eine stylgemäße Behandlung erstrebte, welche ebenfalls das Kunstwerk mehr oder weniger über die Sphäre trivialer Naturnachahmung erhob; im Verlauf des 15. Jahrh. zeigt sich diese Stylstil oft sogar noch in ziemlich herber Weise. Endlich war es natürlich, daß der Realismus der Zeit in einzelnen Erscheinungen auch eine gewisse Opposition hervorrufen mußte; und wie wir z. B. in Florenz, während diese Richtung mit Entschiedenheit eintrat, den Fra Gio: vanni da Fiesole eben so entschieden an der ältern, mehr spiritualistischen Richtung festhalten sehen, so entwickelt sich auch im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts aus der allgemein vor-



nordischen Kunst mangelt in dieser Periode jene Größe und Würde der Formen, welche die italienische sich, unter dem Einfluß der Antike, in immer steigendem Grade anzueignen wußte. Dennoch ist diese Unbekanntheit mit den Werken der Antike nicht das einzige, auch nicht das wesentlichste unter den Verhältnissen, durch welche die Entwicklung der nordischen Kunst zurückgehalten wurde. Sahen wir hier doch bereits ungleich früher, um den Schluß des 12. Jahrhunderts, in den Skulpturen von Wechselburg und Freiberg Werke entstehen, die in dem Adel ihrer Erscheinung der durch die Antike bezeichneten Richtung entschieden gleichzustellen sind; und eben so finden wir in der Frühzeit des 16. Jahrhunderts einzelne deutsche Arbeiten, die sich, freilich Ausnahmen unter dem, was im Allgemeinen geleistet ward, aus der nationalen Richtung, in ihrer völlig unabhängigen Eigenthümlichkeit, zu einer hohen und eigenthümlich gediegenen Vollendung entfalten. Daß die nordische Kunst hinter der italienischen zurückblieb, beruht mehr, als auf dem Mangel jenes einen Förderungsmittels, auf den allgemeineren, das gesammte Leben umfassenden kulturhistorischen Verhältnissen. Im Norden — d. h. zunächst bei den Völkern deutscher Zunge — drang jene neue geistige Entwicklung, welche mit dem 15. Jahrhundert begann, ungleich tiefer, bis in das innerste Mark des Lebens; sie ward zum Keime eines wesentlich neuen und freieren Daseyns, welches sich zunächst in der kirchlichen Reformation offenkundig geltend machen sollte u. welches wiederum eine reich gestaltete Zukunft verhiess. Sie mußte somit, auf der einen Seite hemmend, beschränkend und unterdrückend auf die alten Lebens-Interessen wirken, und eben so wenig konnte sie sich auf der andern Seite gleich von vorn herein in bedeutsamer künstlerischer Produktion äußern. Sie mußte nothwendig den Geist zuvor auf das abstrakte Gebiet der Spekulation führen, solcher Gestalt gewissermaßen die Grenzen des neugewonnenen Reiches auszustrecken, ehe sie sich, mit unbefangener Lust, dem für Gemüth und Sinne erfreulichen Ausbau desselben hingeben konnte. Wenn man eine kleinere Phase in der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes mit einer großen vergleichen darf, so kann man diese neuen Verhältnisse zwischen dem gesteigerten geistigen Bewußtseyn und der künstlerischen Produktion denjenigen Erscheinungen zur Seite stellen, welche das erste Auftreten des Christenthums mit sich führte, und leider sollte auch hier die neue Kraft, welche in die Welt eingetreten war, erst durch verheerende Stürme erprobt werden. Die nordische Kunst bleibt demnach, was die in Rede stehende Periode anbetrifft, im Allgemeinen auf derselben Stufe der Entwicklung stehen, in welcher sie bereits mit dem Beginn derselben auftritt; die einzelnen Unterschiede, die wir in den Schulen der verschiedenen Gegenden und in dem Wechsel der Jahrzehnte bemerken, sind nicht so bedeutend, daß wir in diesen eine völlig neue Stufe der Entwicklung wahrnehmen könnten. Gegen den Schluß der Periode, d. h. namentlich im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts, tritt al-

lerdings ein abweichendes Verhältniß ein; man wird nunmehr auf die formale Ausbildung, welche die italienische Kunst erreicht hatte, aufmerksam, und man läßt es sich angelegen seyn, dieselbe mit der heimischen Darstellungsweise zu verschmelzen. Doch begreift man im Wesentlichen (was sich durch das vorher Gesagte zur Genüge erklärt) nur diese formale Seite der Ausbildung, nicht die inneren Gründe, aus denen dieselbe hervorgegangen war; es ist dies also zumeist nur eine äußere Annäherung an die Erscheinungen der italienischen Kunst. Dabei aber ist zu bemerken, daß sich in der nordischen und besonders in der eigentlich deutschen Kunst im weiteren Verlauf der in Rede stehenden Periode zugleich ein besonderes, sehr eigenthümliches Element geltend macht. Es ist das Phantastisch-Humoristische. Wir erkennen dazu überhaupt eine bestimmte Neigung in dem deutschen Volkscharakter; wie wir bei den Italienern schon im romantischen Zeitalter eine Neigung zur Plastik der Antike durchblicken sehen, so finden wir gleichzeitig jenes Element im Norden, wo es besonders in den Ornamenten der reichgestaltigen germanischen Architektur mehr oder weniger deutlich hervortritt. Ungleich bestimmter und folgenreicher jedoch erscheint dasselbe in der gegenwärtigen Periode. Indem jetzt die Spekulation und die künstlerisch unmittelbare Anschauung mehr und mehr auseinandergehen, entsteht gewissermaßen ein neutraler Zwischenraum, in den nunmehr die entfesselte Phantasie, ihn mit ihren willkürlich spielenden Gebilden bevölkernd, eindringt; oft erscheinen diese Gebilde in seltsam ungeheuren Weisen, oft aber auch, zumal in der spätern Zeit, gestalten sie sich zum anziehenden, gedankenvollen Märchen. Und wie durch jenes Licht des geistigen Bewußtseyns die Dämonenmacht und die Verkehrtheit der körperlichen Existenz und ihrer bunten Interessen offenbar ward, so erzeugte sich gleichzeitig ein verneinender Humor, der diese Widersprüche, bald in neckendem Spiele, bald mit verzehrender dämonischer Gewalt, anschaulich zu machen wußte. Gewöhnlich gehen hier Phantasie und Humor Hand in Hand; oft werfen sie nur über die, durch anderweitige Bestimmung gegebenen Darstellungen ein seltsames Streiflicht, oft auch erscheinen die Darstellungen als ihr selbstständiges Erzeugniß. Die großartigsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieser Art sind die sogenannten Todtentänze, in denen mit schauerlicher Lust vorgestellt wird, wie der Tod, eine abenteuerliche Knochengestalt, alle Geschlechter und Alter der Menschen, in der Freude und Blüthe ihres Daseyns, mit sich fortzieht.

Die bildende Kunst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Die hohe Ausbildung des künstlerischen Styles und der künstlerischen Darstellungsweise, welche durch die großen italienischen Meister der früheren Zeit des 16. Jahrhunderts gewonnen war, ward in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im weitesten Kreise umhergetragen, den verschiedenen, der künstlerischen Bildung geneigten Nationen mitgetheilt, bei den mannichfaltigsten einer künstlerischen Gestaltung fähigen Gegen-



machen. Es ist aber hierbei zu bemerken, daß die Kunst, in ihrer höheren Bedeutung, über den Zwiespalt der Meinung erhaben ist, daß sowohl Einflüsse von beiden Seiten sehr wohl auf einander wirken konnten, und daß gerade aus solcher Wechselwirkung einzelne der schönsten u. edelsten Leistungen dieser Zeit entstehen mußten. In der Kunst von Italien treten uns zunächst jene katholischen Elemente der Zeit entgegen; eben so, aber zu einer höheren Begeisterung entflammt, in der Kunst von Spanien, jenem Lande, welches dem Katholicismus durch Poyola's Stiftung die gewaltigste Schutzwehr gründete. In den Niederlanden sehen wir, in den südwestlichen Theilen (in Holland) das protestantische zum lebendigen und kräftigen Ausdruck kommen, in beiden nicht ohne wohlthätige Wechselwirkung aufeinander. Frankreich sendet für die frühere Zeit des Jahrhunderts nur einzelne Talente zur Theilnahme an diesem neuen Aufschwunge der Kunst; so auch Deutschland, das, von dem dreißigjährigen Kriege und seinen Folgen aufs Furchterlichste zerrissen, für die ganze in Rede stehende Periode der Kunst ohne erhebliche Bedeutung bleibt. — Was sodann das Verhältniß der Kunstgattungen für die Zeit dieses neuen Aufschwunges betrifft, so erscheint uns die Skulptur, zum Ausdruck jener ungezügelteren geistigen Bewegungen weniger geeignet, im Allgemeinen von geringerer Bedeutung. Die wichtigsten Kräfte concentriren sich jetzt völlig in der Malerei; aber jene sinnige Naturanschauung, die dem germanischen Volksgeiste von Hause aus eigen war und die durch die freien Elemente der jetzigen Zeit ihre vorzüglichste Nahrung fand, veranlaßte es, daß nunmehr diejenigen Gattungen, die man gewöhnlich als untergeordnet bezeichnet, Genre, Landschaft, Stillleben u., in einen oft gleichen Rang neben die ursprünglich vorherrschende Historienmalerei treten. Die vorzüglichste Blüthe dieses neuen Aufschwunges der Kunst fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts; nur die eben bezeichneten Nebengattungen der Malerei erscheinen auch in der zweiten Hälfte, zum Theil selbst noch im Anfange des folgenden Jahrhunderts in anziehender Frische und Anmuth. Im Uebrigen wird die Ermattung der Geister, die auf jenen gewaltigen Kampf folgen mußte, auch in der Kunst bald genug fühlbar. In den Zeiten dieser geistigen Ermattung aber tritt die weltliche Despotie mächtig hervor, die in Frankreich, unter Ludwig XIV., ihren glänzendsten Triumph feiert; sie begründet wiederum, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, eine neue Thätigkeit in den höhern Kächern der Kunst, aber eine solche, die dem Geiste und seinen Formen ihre Gesetze mit despotischer Willkür vorschreibt und die somit natürlich, ohne eine selbstständig neue Richtung zu bezeichnen, nur ein äußerlich konventionelles Wesen zur Folge hat. Auch sie dauert bis in das 18. Jahrhundert hinüber; aber auch sie erlischt bald, und fast nichts bleibt übrig, als eine allgemeine Schwäche, aus der nur hier und dort sich einzelne Erscheinungen, zum Theil nur durch einen krankhaften Reiz erweckt, emporzuheben versuchen. Die Kunst, die

aus den alten Lebensinteressen in ihrer letzten Umgestaltung hervorgegangen war, und diejenige, welche vornehmlich der Opposition ihr Daseyn verdankt, beide werden im 18. Jahrhundert zu Grabe getragen. Und um es mit Schneidender Bestimmtheit auszusprechen, daß hier wiederum ein großer Abschnitt der Zeit sey, so beginnt man — nicht im Fanatismus religiöser Begeisterung, nicht geleitet von dem Dämon des Krieges, und sogar nur selten für die Zwecke des sogenannten allgemeinen Nutzens, — in ekelhaft kindischem Irrsinn die herrlichsten Schöpfungen zu vertilgen, welche aus den großen Tagen der Vergangenheit dastanden.

Blick auf die Kunstbestrebungen der Gegenwart. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts hat ein neuer Aufschwung in dem gesammten Bereiche der Kunst begonnen, als ein leuchtender Widerschein derjenigen Bewegungen, welche den Zustand des europäischen Volkslebens so mächtig verändert, welche die Geister und Gemüther der Menschen aufs Tiefste durchdrungen, ein neues Leben der Wissenschaft, ein neues Gefühl des Daseyns und der persönlichen Geltung hervorgerufen haben. Was im 15. Jahrhundert begonnen ward und im 16. seine erste wundersame Blüthe erreichte, aber bald in sich zerfiel; was man im 17. Jahrhundert mit erneuten Kräften erfasste, wiederum zu eigenthümlichen Resultaten durchbildete und wiederum dem Verfall anheim geben mußte: dasselbe Streben, doch aufs Neue in veränderter Gestalt, tritt uns auch in den Kunstleistungen unserer Tage entgegen. Eine neue Epoche derjenigen Kunst, die wir als die moderne bezeichnen, hat begonnen; eine unzählige Menge von Werken, die zum großen Theil von denen der früheren Zeit charakteristisch verschieden sind, eine bedeutende Anzahl höchst werthvoller Leistungen bezeugt es uns, daß auch diese Epoche auf eigenthümliche Geltung ihren vollen Anspruch hat. Aber — ob auch bereits fünfzig Jahre, und mehr als fünfzig, seit ihrem Beginn verlossen sind — ein umfassendes und vollkommenes Urtheil über das künstlerische Streben dieser jüngsten Zeit auszusprechen, sind wir noch nicht im Stande; noch wissen wir nicht, ob etwa das Ziel desselben bereits erreicht seyn möchte, oder in wie weiter Ferne es noch vor uns liege; noch stehen wir mitten drinn in dem rührigen Treiben der mannichfaltigsten Kräfte, das unsern Blick eben so verwirrt, wie es unser Gemüth zur freudigsten Theilnahme anregt, noch fehlt uns der freie, entfernte Standpunkt, von dem aus wir dies bunte Getriebe überschauen; das Wesentliche und Bedeutsame von dem Vereinzeltsten und Zufälligen sondern, das Ganze als ein solches und das Einzelne in seiner Bedeutung zum Ganzen würdigen möchten. Wir dürfen es somit nicht wagen, die Kunstbestrebungen der Gegenwart zu einem umfassenden und in sich geschlossenen Bilde zu vereinigen; auf die einzelnen Leistungen aber in ihrer Besonderheit näher einzugehen, verbietet schon an sich der Zweck unseres Werkes. Dennoch bleibt uns der Zustand der heutigen Kunst wenigstens zu einigen allgemeinen Bemerkungen Gelegenheit, die uns auf einzelne





nichfaltigste Leben erblicken wir im Fache der Malerei. Wie die Historienmalerei, und diese zum Theil in den umfassendsten Werken, so erfreuen sich die verschiedenen Gattungen der Kabinetsmalerei, verschiedenartiger noch abgestuft, als bei den niederländischen Kabinetsmalern des 17. Jahrhunderts, der thätigsten und erfolgreichsten Theilnahme. In Deutschland unterscheiden sich in jüngster Zeit, neben vielen Leistungen von individueller Besonderheit, vornehmlich zwei Hauptrichtungen: die eine durch die münchener Schule vertreten, an deren Spitze bisher P. v. Cornelius stand (jetzt in Berlin), und die sich durch das Streben nach großartig stilistischer Auffassung auszeichnet; die andere vornehmlich durch die düsseldorfer Schule, welche einen freieren, aber auf gemüthlicher Auffassung beruhenden Naturalismus befolgt, ins Leben eingeführt. In Frankreich hat sich, als vorzüglich bezeichnend für die dortigen Leistungen, eine Geschichtsmalerei entwickelt, die im völligen Gegensatz gegen die einseitige Klassicität der david'schen Schule, auf die lebendigste Individualisirung ausgeht, dabei aber nicht selten an das Genre streift (H. Vernet, P. Delaroché, u. A. m.), zugleich aber auch eine Genremalerei, die das Leben des Tages so schlicht und doch so erhaben zu fassen weiß, daß sie der historischen Malerei ebenbürtig zur Seite steht (L. Robert). — Durch die großen Bauunternehmungen der Zeit ist auch die Glasmalerei wieder ins Leben gerufen und, namentlich in München unter dem Einfluß der bisherigen Fortschritte der Zeichnung und des Malens überhaupt, zu einer hohen Vollendung gefördert worden. Auch die Kabinets-Glasmalerei hat sich daneben wieder in überraschenden Leistungen ausgebildet. Nicht minder ist die Emailmalerei zu einer erfreulichen Höhe kunstmäßiger Behandlung gebracht. — Weiter in das Einzelne der heutigen Kunstleistungen einzugehen, ist hier nicht der Ort. An Büchern und Zeitschriften, in welchen die einzelnen Werke mehr oder weniger ausführlich charakterisirt werden, ist kein Mangel; eben so wenig an, zum Theil sehr meisterlichen Nachbildungen, durch welche das Wesentliche ihrer Komposition einer vielseitigen Anschauung anheimgegeben ist. Dies führt uns auf die nachbildenden und vervielfältigenden Künste unsrer Zeit. Auch in ihnen sehen wir die mannichfaltigste und umfassendste Thätigkeit vor uns, in vielen einzelnen Leistungen den besten Arbeiten früherer Zeit gleich, in der Masse bei Weitem ausgedehnter, als dies bisher der Fall war. Der Holzschnitt, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neu kultivirt, ist seitdem bei den Engländern, bei den Franzosen u. in jüngster Zeit auch bei den Deutschen mit glücklichstem Erfolge weiter gebildet worden; die Gediegenheit seiner Leistungen, die Verbreitung derselben stellt ihn mit den Holzschnitten der frühern Zeit des 16. Jahrhunderts auf eine völlig gleiche, zum Theil auf eine höhere Stufe. — Die Leistungen im Fache des Kupferstiches schließen sich dem würdig an, was in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten hierin geliefert worden ist. Italiener, Franzosen, Deutsche und

Engländer ringen wetteifernd um den Vorzug. Der Stahlstich verspricht dieser Kunstgattung eine noch ungleich größere Verbreitung, als bis dahin möglich war. — Als eine andere Kunst, die ausschließlich dem gegenwärtigen Zeitalter angehört, ist die Lithographie zu nennen, die in ihrer mehr populären Beschaffenheit nicht geringere Ansprüche auf unsre Aufmerksamkeit rücksichtlich ihrer Bedeutung zum Ganzen der Kunstentwicklung hat. — Endlich ist, als eine eigenthümlich bedeutsame Erscheinung, der Delfarbendruck anzuführen, der jüngst von Liepmann (s. d.) in Berlin erfunden u. durch sachverständige Untersuchung verbürgt ist; durch ihn werden nicht etwa kolorirte Blätter, sondern wirkliche, in allem Farbeneffekt ausgeführte Gemälde zu vervielfältigter Darstellung gebracht; für die Popularisirung der Kunst verheißt er somit noch ungleich bedeutendere Erfolge, als die vorgenannten Gattungen. — Es ist augenscheinlich, daß eine so bedeutende Mannichfaltigkeit, eine so vielseitige Ausübung der vervielfältigenden Kunstgattungen einen namhaften und von den frühern Epochen wiederum verschiedenen Einfluß auf die allgemeine Entwicklung der Kunst ausüben muß. Ohne diesen näher bestimmen zu wollen, ohne auch leugnen zu wollen, daß dieser Einfluß in manchen Beziehungen unvortheilhaft wirken könne, ist jedenfalls anzunehmen, daß dadurch eine, früher nie geahnte Verbreitung des Kunstsinnes u. der Freude an künstlerischer Darstellung hervorgerufen werden müßte. — In solchen Beziehungen ist hier auch auf die verschiedenen Instrumente hinzuweisen, die, in völlig maschinemäßiger Behandlung, zur Erzeugung selbstständig bedeutender bildnerischer Darstellungen dienen, und deren Erfindung ebenfalls unsrer Zeit angehört: so die collasche Reliefsopirmaschine, so die Wundererfindung unsrer Zeit, der Daguerreotypie, u. a. m. Es versteht sich von selbst, daß es bei Maschinenarbeiten sich nicht um geistig künstlerische Interessen handelt; eine mehrfach verschiedene Rückwirkung derselben auf den Kunstbetrieb kann jedoch ebenfalls nicht ausbleiben.

Die Literatur der K. ist, wie wir zu Anfang dieses Artikels bemerkten, noch kein stark angebautes Feld. Wie dort angedeutet ist, finden sich allerdings Keime einer K. bei Plinius und Pausanias, eben so bei Quintilian u. A. Im Mittelalter schwindet jede Spur einer historischen Betrachtungsweise der Kunst, so zahlreich auch die einzelnen Kunstnachrichten sind, wie z. B. in des Anastasius Presbyter „Liber pontificalis“. Erst, als das Humanistenzeitalter im 15. und 16. Jahrhundert den Gegensatz zwischen antiker u. christlicher Welt in allen übrigen Gebieten zum Bewußtseyn gebracht hatte, als das Alterthum als etwas Objektives, neu zu Erkennendes dem künstlerischen Geiste gegenüber stand, während zugleich die eigenen unsterblichen Leistungen der raphaelischen Zeit zur Vergleichung mit den mittelalterlichen wie mit den antiken Kunstwerken aufforderte, erst da entstand eine eigentliche K. Während Vasari diese große italienische Kunstperiode zu

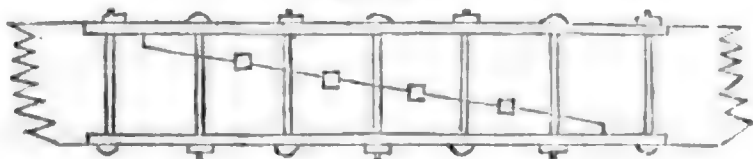


die Ausstellungen zu Dresden und zu Leipzig, wo ein lebendiger Verkehr der verschiedenen deutschen Schulen, ja selbst der französischen u. belgischen Kunst wahrgenommen wird; die zu Wien, in den Sälen des polytechnischen Instituts; die zu Prag, die des Albrecht-Dürervereins in Nürnberg, u. s. w. München hat eine fortwährende Kunstausstellung. Die westlich von der Elbe gelegenen Kunstvereine zu Münster, Halberstadt, Hannover, Magdeburg, Halle und Braunschweig sind zur abwechselnden Ausstellung von Kunstwerken in den betreffenden Städten verbunden; eben so die rheinischen Städte Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe und Straßburg, von denen jene im Jahr 1841 eine Summe von 27,800 Thaler, diese von 16,948 Gulden auf den Ankauf von Gemälden verwenden konnten, und dann die Städte Danzig, Königsberg, Stettin, Breslau und Posen. Gleichwie im Norden Deutschlands verschiedene Vereine, so veranstalten auch in der Schweiz die züricher Kunstgesellschaft und der berner und baseler Kunstverein Kunstausstellungen. In Brüssel findet eine Nationalkunstausstellung Statt; berühmt ist die zu Paris in den Sälen des Louvre, die aber nicht bloß im Werthe der ausgestellten Kunstwerke, sondern auch ihrer Zahl nach gesunken ist, indem im Jahr 1841 der Katalog 3050 Nummern, 1833 sogar 3318 Nummern, dagegen 1842 nur 2121 zur Anzeige brachte. Außerdem haben noch viele Provinzialstädte Frankreichs Kunstausstellungen, wie Nantes, Grenoble, Lyon, Besançon; doch können diese Provinzialausstellungen nicht geheißen, sondern sinken vielmehr tiefer und tiefer, da auch in dieser, wie in jeder andern Hinsicht Paris Alles verschlingt und an sich reißt. In London ist, außer der Ausstellung des britischen Instituts, noch die größere der königlichen Akademie und die der Gesellschaft der Aquarellmaler zu erwähnen; die Welt-Industrie-Ausstellung im Glaspalaste, 1851, schloß auch die Werke der Kunst in sich. Selbst in Italien,

besonders zu Rom, blühen die Ausstellungen oder fangen an zu blühen. Hieran schließt sich die Ausstellung von Kupferstichen und Radirungen in historischer Ueberschau, welche der Kunstverein zu Leipzig seit 1841 veranstaltet hat, so wie die Ausstellung typographischer Leistungen im Jahr 1840 und die in Folge der Versammlung der Architekten in Leipzig veranlaßte Ausstellung.

Kunstgestänge (Feldgestänge, Stangenkünste, Stangenwerk, Stangenleitung, Bergb.), Reihen von zusammenverbundenen, 4–7 Zoll starken, 5–9 Zoll breiten und 20–26 Fuß langen Holzstücken, welche dazu dienen, die Kraft von einer Umtriebsmaschine, einem Wasserrade, einer Wasserpumpen- oder Dampfmaschine, bis zu den ausübenden Maschinentheilen, hier den Wasserhebesägen, den Treibekörben u. s. w., fortzupflanzen und bis in das Tiefste der Gruben zu folgen, indem die Zugstangen an dem Gestänge befestigt sind. Man nennt die über Tage sich befindlichen Gestänge **Feldgestänge**, die in den Gruben vorhandenen **Strecken- und Schacht-Kunstgestänge**. — Die wichtigsten Theile eines Kunstgestänges sind die Holzstangen, aus denen es besteht; eiserne können nicht angewandt werden, weil sich dieselben in der Wärme sehr ausdehnen, in der Kälte aber zusammen ziehen, was höchst nachtheilig auf den Hub und die Pumpen-Säge einwirken würde; auch wäre bei ihnen die Belastung der Maschine zu groß. Man darf nur gerade gewachsenes, sich nicht windschief ziehendes Holz zu Gestängen verwenden, weil sie sonst schwer gehen und leicht zerbrechen. Die Verbindung der einzelnen Stangen mit einander nennt man **Schlösser**, und diese müssen so hergerichtet seyn, daß sie sich weder auseinander ziehen, noch beim Schieben des Gestänges biegen, oder gar brechen. Entweder werden 2 Stangen schräg in einander gezahnt und mit eisernen Reifen fest ineinander getrieben, od. man schneidet sie nach

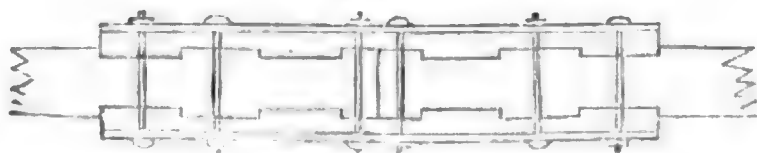
Fig. 1.



schief zusammen, treibt einige Döbel von hartem Holz durch, belegt, so weit die Verbindung geht, die zwei äußeren Seiten mit $\frac{1}{2}$ – $\frac{3}{4}$ Zoll starken gußeisernen Faschen und zieht diese, zugleich mit den beiden Gestängenhälften, mit Schrauben-

bolzen fest zusammen; oder man stößt die Stangen stumpf, und zwar so an einander, daß sie in einer ununterbrochenen Linie fortlaufen, zahnt dann auf dem Wechsel zwei eigends zu diesem Behufe hergestellte Backenstücke (Faschen)

Fig. 2.









pfundung, die That, das Ereigniß spricht zu uns; Eaft und Kraft der Natur glänzt uns entgegen; die Vergegenwärtigung, die Belebung gleicht einem Wunder; doch hat kein Meister alle Offenbarungen derselben in gleich hohem Grade darzustellen vermocht. — Panoramen, Polyoramen, Transparente nehmen gespanntes Tages- oder Lampenlicht zu Hülfe. Aber der von allen Banden freie Mensch hat ein Verlangen, sein eigenes körperliches Wesen im Behagen zum Gegenstande seiner Thätigkeit zu machen, die Schönheit seiner Gestalt in mannichfaltigen Bewegungen ausstrahlen zu lassen. Der Tanz umspielt das Geschlechtsverhältniß in mehr oder minder zarten Andeutungen. Die Kunst hat den methodischen Tanz daraus gestaltet. Man kann auch die gymnastischen Künste zu Draht, Seil und Pferd dazu zählen. Durch die Mimik neigt der Tanz zur Sprache hin. Die Tänze der Wilden sind meist charakteristischer, inhaltreicher, als die der Zahmen, deren beliebteste mitunter höchst einförmig, dazu oft ungeschüm sind. Diese Künste alle haben es nur mit dem Aeußerlichen, mit Massen, Körpern, körperlicher Erscheinung zu thun. Der Mensch hat aber ein Organ, ein Instrument, das Leben ohne wirklichen Aufbau, ohne Nachbildung, ohne täuschende Nachahmung, ohne Produktion seiner selbst darzustellen. Es ist die Sprache der Poesie, welche, statt zu bilden, schildert. Jeder trägt das Daseyn in seiner Seele; die Sprache weiß dessen Gestaltungen durch die Einbildungskraft zu erwecken. In der Lyrik ist das Gemüth selbst theilhaftig, selbst sprechend, und seine Theilnahme kann sich auf die ganze Welt, auf das Größte und Kleinste, auf Natur und Menschenleben in allen ihren Weiten und Tiefen erstrecken. In der epischen Poesie tritt weniger der subjektive Antheil, als das objektiv Geschehene vor; die Ereignisse und Gesinnungen rollen sich vor uns auseinander. — Im Drama läßt der Dichter die Menschen selbst auftreten. Die Gesinnung rundet und bestimmt sich zum Charakter, das Ereigniß wird durch die Handlung, die That herbeigeführt, der Zufall, als nicht aktiv, zurückgedrängt. Die Poesie hat Zwischengattungen, Spielarten; doch wird in jedem ihrer Erzeugnisse entweder das Moment des subjektiven, passiven Geschehenlassens, oder des objektiven Geschehens, oder der gegenwärtigen, zurrechnungsfähigen Handlung durch Wort und That überwiegend erscheinen. Durch Rhythmus, Reim und bildliche Sprache neigt die Poesie zur Musik hin; die Lyrik verbindet sich gern mit ihr. Das Drama ist aber die Unterlage einer eigenen, der dramatischen Kunst; denn warum sollten Menschen, deren Aeußerungen, deren Theilnahme bei interessanten Situationen, bei einem organisch abgeschlossenen Akt u. Geschick wir vernehmen, der Gestalt nach nur in unserer Imagination leben? Warum sollten sie nicht durch künstlerische Metamorphose lebhaft uns erscheinen? Warum sollte nicht auf eben solchem Wege die Handlung vor sich gehen? Wir wissen, auf welche Höhe die gebildeten Nationen auch diese Kunst gehoben. Nur nebenbei mag die Bemerkung gehen, daß die Scenerie

nie zu gut seyn kann, weil es doch immer nur eine gemalte Welt ist, daß aber ein glänzendes Kostüm leicht störend wirkt, weil es mit Ueberbietung der warmen Lokaltöne grell, schreiend, kalt wird und den Materialismus der prunkenden Hülle über den Idealismus der Hülle der Darstellung hebt. Wir wollen hier der „lebenden Bilder“ als einer Hinneigung der Dramatik zur Malerei erwähnen. — Wir sahen die vorgenannten Künste vom schönen Aufbau, Verschönerung der Umgebung, schöner Darstellung der Menschengestalt, ruhig und bewegt, dann der ganzen äußern Welt, hineindringen zum Menschenleben, wo in der täuschenden Vergegenwärtigung des Körperlichen das sittliche Innere durchblickte; wir sahen, wie dann mittelst der Sprache das Daseyn, sichtbares und unsichtbares, sich der Imagination ganz erschloß, wie das Gemüthleben sich aussprach und endlich in lebhafter Nachahmung geschichtliche Momente sich darstellten. Das herrliche Element des Lichts und seiner Farben war nicht hinreichend, dem Menschen Kunstorgan zu seyn; es mußte sich mit der Luft, dem Schalle verbinden, mußte die Sprache als Behikel sich beigesellen, um den Kreis des schönen Lebens weiter und tiefer aufzuschließen. Und doch fehlte dem Genius der Menschheit noch eine Kunstsprache. Er hatte einen ausgebreiteten Reichthum von Offenbarungen gewonnen, aber Eines hatte er noch nicht errungen, das Innerste aufs Innigste und ohne den Gedanken als Dolmetscher auszusprechen, in der Kunst unmittelbar die Seele hinzugeben. Hier mußte sich das Element des Tones selbstherrschend machen, mußte aus dem Innersten hervorquellen u. seine eigene Sprache ausbilden. Die Macht dieser Sprache ist zunächst auf den Wohlklang gegründet, der schon im einfachsten Akkorde liegt und in dessen Entwicklungen, Kombinationen und deren organischer Gestaltung sich zum Anmuthendsten, Anregendsten verstärkt. — Wenn der Ausdruck der innern Empfindung, die unmittelbare Mittheilung von Gemüth zu Gemüth am Ende doch das Höchste im Leben ist, weil sie ausspricht, wie der Mensch vom Leben bewegt wird, wie dessen Tiefen sein tiefstes Inneres berühren, so ist die Wortsprache, so innig sie seyn mag, so offenbarend sie sich erweisen will, doch immer nur andeutend, erzählend, schildernd. Empfindung, Affekt, Leidenschaft sprechen in der Regel nicht mit sich selbst, sind schweigend, stoßend, stumm sich selbst beschauend, die Anregung imaginativ wiederholend. An die Wortsprache gewiesen, fühlen sie das unbehülliche Behikel, theilen sich oft nur gezwungen mit, finden sich durch den Erfolg getäuscht, erkaltet. Der Andere muß den Zustand des Bewegten, Aufgeregten, Angefochtenen aus dem Wort in seine Imagination übertragen, in sein Mitgefühl übersetzen. Wenigen Menschen, selbst die Sprecher des Gefühls, die Dichter, nicht ausgenommen, will es gelingen, letzteres recht Herz in Herz sprechen zu lassen. Das Vermögen solcher unmittelbaren Mittheilung ist der Kunst der Töne vorbehalten. Der Gesang — wir wollen vor der Hand alle Musik so nennen —

spricht die Empfindung unmittelbar aus, sey er nun bloß melodisch, oder mit der Sprache verbunden. Die Wortsprache für sich ist kurz, kalt, trocken verbal, bloß hindeutend, den Namen für die Sache gebend. Leidenschaftliche Mittheilung ist schon verhüllte Musik. Mit Gesang verbunden, läßt sie, länger ausklingend im Wort, im Namen die Sache, den Antheil des Sängers an ihr, seinen Zustand vor dem Hörer erstehen. Der Singende bleibt in Tönen ruhend, sie wiederholend, wechselnd, auf seinem Gefühle beharrend, er bewegt sein Gemüth durch die Vibration der Töne; er durchlebt, durchfühlt sein Anliegen, süß oder bitter, noch und noch einmal u. läßt es sich im Wohlklange baden, erfrischen, abkühlen. Das, was ihn anfangs als ein ganz Besonderes, Einziges, Persönliches mit Lust oder Leid überdrängte, was in ihm stocken, ihn in seinem Schweigen verzehren wollte, das wird nun, in Töne aufgelöst, zu einem allgemein Menschlichen, das, wie schon so viele, nun auch ihn beglückt, bedrängt; es wird gleichsam in das Element des reinen Menschenlebens, in die Poesie des Daseyns hineingesungen. Wir thun wohl, uns alle Musik als Gesang zu denken und diesem Gemüthsbewegung als Text zu unterlegen. Die Instrumente haben zum Theil einen Beilaut, der an Töne der unbelebten oder der thierischen Natur erinnert; sie überbieten aber die Menschenstimme in Fertigkeit. Musik ist zuweilen ganz instrumental. Sie soll dann weder sprechen, noch malen; obwohl Ausnahmen bei der Durchbildung der Kunst und ihrer univervellen Anwendung, also bei charakteristischen Darstellungen, nicht ganz unzulässig seyn mögen. Der Instrumentalmusik aber einen bestimmten Text in Gedanken zu unterlegen, wirkt störend, indem er das freie Spiel derselben mit unserm Gemüthe auf ungeeignete, zweckwidrige Weise durchschneidet. Auch diese Kunst hat der Menscheng Geist auf eine eminente Höhe gesteigert, sie in Weite und Tiefe zu einem herrlichen organischen Aufbau durchgebildet. In den menschlichen Spielen waltet auch ein künstlerisches Element. Spiel ist ein konventionellbedingtes, abgeschlossenes Leben im Kleinen, worin körperliche Geschicklichkeit oder Verstand, Kombinationsgabe, List, Gedächtniß, Imagination zc., Aufgaben, Räthsel zu lösen, die Umstände zu benutzen, das Ungünstige abzulehnen, die Gesinnungen der Andern zu errathen, den Zufall zu ahnen haben. Sie halten sich zuweilen auf die gymnastische Seite, oder sie sind mimischer Natur. Die meisten erinnern an das Drama, sollte dieses auch bloß mit Karten, Schachfiguren, Steinen, Würfeln zc. aufgeführt werden. Wir glauben die Sphäre der Kunst, den Kreis der Künste umschrieben zu haben; — wir finden, daß der Mensch in ihnen ein Leben zweiter Potenz lebt, ein solches, in welchem dem Einzelnen, unendlich und allseitig Bedingten, im engen Kreise seiner persönlichen, zeitlichen und räumlichen Verhältnisse sich Bewegenden eine Theilnahme am allgemeinen Leben der Menschheit, ein Mitgenuß der Totalität des Reimenschlichen aller Zeiten und Räume, ein Mitfühlen des Ge-

samtmenschenthums vergönnt ist. Wenn nun aber, um die Kunst, dieses Leben höherer Potenz, zu schaffen, darzustellen, eine gereinigte Zubildung, eine gesteigerte Uebung erforderlich ist, so vermag auch nur eine erhöhte Bildung des Sinnes und Gemüths, eine liebedürftige Richtung des Interesses auf dasselbe es würdig zu genießen, so wie diese Richtung, in der Nation als Enthusiasmus rege, hinwieder jene schaffende Talente aus sich hervorruft. Wir werden uns im Hinblick auf dieses Kunstleben unserer Menschenwürde, unserer höhern Bestimmung bewußt, denn das Höchste, der religiöse Geist, das Erfassen des Menschlichen als göttlichen Geschicks, der Gottesdienst, wird erst durch die Kunst, der Bund der Künste auf seine erhabenste Stufe gehoben. Drei Fragen drängen sich uns nach dieser Kontemplation mehr zur Erwägung, als zur Beantwortung auf: Ist es wohl denkbar, daß im Verlaufe der Jahrhunderte noch eine specifisch neue Kunst erfunden wird? Wie die Künste zusammen die höchste Blüthe des Erdenlebens sind, mögen sie wohl für die Bewohner anderer Gebiete der Schöpfung dasselbe seyn? Und — aus der Weltenhöhe zur nächsten Erdenhöhe zurückkehrend — wird je der Tag kommen, wo auch der Arme nicht so arm ist, um zum Verständniß des Schönen sich emporführen zu lassen? Wird je der Tag kommen, wo die Begabten und Glücklichen es für ihre erste Pflicht halten, ihrem weniger begabten und weniger glücklichen Bruder zum Reiche der Schönheit alle Thore zu öffnen? Wird der K., den uns unser Art. gezeigt, je einmal der ganzen Menschheit offen stehen?

Kunstkreuz, s. Kunstgestänge.

Kunstleder, Leder, womit man einen Kolben belegt, liebert.

Kunstmeister, **Brunnenmeister**, Derjenige, welcher eine Wasserkunst anzulegen versteht, auch deren Beaufsichtigung führt.

Kunstpoesie, s. Poesie, vgl. Kunst, S. 438.

Kunstprodukte, mit Hülfe von Maschinen und Werkzeugen und unter Anwendung menschlicher Kraft so umgearbeitete Rohprodukte, daß diese in ihrer großen Verschiedenartigkeit als zur Nahrung, Kleidung, zu Luxusgegenständen entsprechend sind; sie werden je nach der Art und Weise, wie ihre Umgestaltung erfolgt, in mechanische Kunstprodukte, in chemische K. und in mechanisch-chemische K. eingetheilt.

Kunstrad, das Bergwerk-, Hütten- oder andere Fabrikmaschinen treibende unterschlächtige oder oberflächliche Wasserrad; meistens ist es oberflächlich, an dem einen Ende der Welle mit Krumm-, an der andern mit gewöhnlichen Zapfen versehen.

Kunstregeln, s. Kunst, S. 435.

Kunstreiter, meist zur Schaudarstellung herumreisende Künstler, welche durch kühne, groteske, graziose Stellungen und Wendungen auf dem Pferde, bald sitzend, bald auf einem od. beiden Beinen oder auf dem Kopfe stehend, bald liegend, od. auf einer Seite hängend, mit einem oder mehreren Pferden, entweder einzeln oder in Gruppen, im Kreise oder in gerader Linie, durch Darstellungen von Scheingefechten, bis-







und den Sinn für bildende Kunst zu bilden und allgemein zu verbreiten, und es bestehen nun bereits größere und kleinere K. in Augsburg, Berlin, Breslau, Bremen, Braunschweig, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt am M., Greifswald, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Kassel, Köln, Königsberg, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Potsdam, Posen, Prag, Rostock, Salzburg, Stettin, Stuttgart, Triest und Wien. Der erste der deutschen K. war der zu München, welcher 1823 von Stieler, Quaglio, Hefund Gartner gegründet wurde. Die Mitglieder desselben bestehen aus Künstlern und Kunstfreunden, aus welchen die Generalversammlung den Verwaltungsausschuß von 8 Künstlern u. Kunstfreunden u. das Schiedsgericht von 4 Künstlern und 7 Kunstfreunden wählt, welches letztere für die Wahl der anzukaufenden Kunstwerke bestimmt ist. Zum Ankauf von unter den Mitgliedern des Vereins zu verlosenden Kunstwerken werden $\frac{1}{3}$ der Gesamteinnahme des für jedes Mitglied 10 Gulden betragenden jährlichen Beitrages verwendet, $\frac{1}{3}$ aber zur Herstellung des aus einem Kupfer- oder Stahlstich bestehenden und an die Mitglieder zu vertheilenden Vereinsblattes. Dabei unterhält der Verein auch durch die Ausstellung von nicht verkäuflichen Bildern, deren Urheber Vereinsmitglieder sind, eine permanente Ausstellung, und er zählt jetzt weit über 2000 Mitglieder. Schnell folgte dem münchener der Kunstverein zu Berlin, der sich „Verein der Kunstfreunde im preussischen Staate“ nannte und von ersterem darin abwich, daß er das münchener Statut, nach welchem nur Werke von Vereinsmitgliedern angekauft werden sollten, verwarf. Von besonderem Gewicht und Einfluß wurde aber bei dem Aufschwunge, den die düsseldorfer Akademie unter Schadow nahm, der düsseldorfer Kunstverein, der sich „Verein für die Rheinlande u. Westphalen“ nannte, 1829 gestiftet wurde und bereits gegen 5000 Aktien zu 5 Thlrn. zählt. Ein beständiger Ausschuß von Mitgliedern trifft die Auswahl der zu erwerbenden Kunstwerke u. hat die zu machenden Bestellungen zu erwägen. 10 Mitglieder, die in Düsseldorf wohnhaft seyn müssen, bilden den Verwaltungsrath, dem die innere Verwaltung obliegt. Der Verein veranstaltet jährliche Ausstellungen und Verlosungen. Seine Einrichtungen haben sich viele andere Vereine zum Muster genommen. Die Anzahl der deutschen K. war schon 1834 so stark, daß im Okt. desselben Jahres eine Versammlung und Berathung von Kommissarien deutscher Kunstvereine zu Berlin Statt fand, um den Versuch zu machen, das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Gesellschaften unter einander zu ordnen und besonders auch einen Weg zu finden, auf welchem die Einrichtung von Kunstausstellungen auch in kleineren Städten, in welchen Vereine bestanden, zu ermöglichen wäre, wobei man dahin übereinkam, die einzelnen Städte nach ihrer geographischen Lage cyclusweise zu verbinden. Durch diese Ausstellungen wurde sehr viel gewirkt; denn abgesehen von allem Andern, stellte es sich her-

aus, daß sich die Anzahl der Mitglieder bei jedem Vereine unmittelbar nach der von ihm einzeln oder in Verbindung mit andern veranstalteten Ausstellung vermehrte. — Es ist viel über die Mängel und Schwächen gesagt worden, die sowohl das Institut der K. überhaupt, als insbesondere die Verwaltung derselben an sich und zur Folge hätten. In letzterer Beziehung hat man besonders gegen die Ausloosung und für die Errichtung öffentlicher Gallerien, so wie gegen die oft nur auf Effekt berechneten und das Urtheil bestechenden Vereinsblätter gesprochen. Allerdings ist die Zersplitterung im Privatbesitz durch die Ausloosung der Kunst wenig förderlich, aber die Ausloosung ist nun einmal das Hauptmittel, Viele zur Theilnahme heranzuziehen; der Vorwurf gegen die nur auf den Effekt berechneten Kunstblätter aber bleibt ein unter allen Umständen gerechtfertigter, und nur geistvolle Kompositionen sollten, und zwar in Umrissen, aber diese in gediegenster Weise verbreitet werden, wodurch nicht nur die bloße Wiedergabe des pittoresken Effekts, was nur vom Inhalt ablenkt, vermieden würde, sondern auch der geeignetste Weg eingeschlagen wäre, den Formensinn zu bilden. Was den Vorwurf betrifft, welchen man den K.n überhaupt darüber macht, daß sie die Mittelmäßigkeit beschützten, eine Menge geringer Talente lediglich zur Selbsttäuschung verleiteten und daher ein künstlerisches Proletariat erzeugten, ist den günstigen Resultaten ihrer Existenz gegenüber nicht stark genug; und wenn es auch wahr ist, daß manche Mißstände vorhanden sind, daß besonders der deutsche Partikularismus auch in dieser Sphäre national-deutschen Leistungen hemmend in den Weg tritt und vor Allem eine Vereinigung zu gemeinsamen Schritten aller K.n zu wünschen wäre, so bleibt es doch Thatsache, daß die Gesamtwirksamkeit der Vereine ein bedeutendes kulturhistorisches Moment bildet, und daß durch eine plötzliche Einstellung der Wirksamkeit derselben der jetzt lebenden und schaffenden Künstlerschaft ein durch nichts zu ersetzender Nachtheil erwachsen würde.

Kunstvermögen, s. Kunst, S. 435.

Kunstwärter, bei den Vergleuten s. v. a. Kunststeiger und Kunstmeister.

Kunstwehr, ein Wehr, welches so angelegt ist, daß noch für eine Wasserkunst u. s. w. Wasser abgeleitet werden kann.

Kunstwerk, Erzeugniß künstlerischer Kräfte; die K.e theilen sich in verschiedene Kunstgattungen: I. Werke der Baukunst: 1) der monumentalen, 2) der dem äußern Bedürfniß dienenden; II. Werke der Bildhauerei: 1) in Bezug auf Form: Statuen, Reliefs u. Hochreliefs, 2) in Beziehung auf Stoff: Holz-, Eisen-, Thon-, Steinarbeiten, Erzgießereien; 3) Münzen und Medaillen; 4) Vasen und Gefäße; III. Werke der Malerei: 1) Historien-, Genre-, Schlachten-, Konversationsbilder, Landschaften, Porträts, Architekturbilder, Thierstücke, Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben, Küchensücke; oder nach dem Material: Del-, Fresko-, enkaustische-, Mosaik-, Glas-, Emaille-,

Porzellan-, Tempera-, Wachs-, Harz-, Pastell-, Guache-, Pastell- Miniaturmalereien; dazu Zeichnungen, Kupferstiche, Lithographien, Galvanographien etc. Sämmtliche Kunstgattungen theilen sich wieder nach der Zeit ihrer Entstehung in antike, mittelalterliche, neue; die antiken in orientalische, ägyptische, griechische, etruskische, römische; die mittelalterlichen und neuen in römische, byzantinische, arabische, romanische, germanische etc.; oder nach den Völkern: in italienische, französische, deutsche, englische etc.; oder nach Schulen in: vitanische, florentinische, lombardische, schwäbische, kölnische etc. Vgl. Kunst und Kunstgeschichte.

Kunstwerk (in and. Bedeut.), 1) überhaupt jede einigermaßen künstliche Maschine, als Mühlen, Uhren etc.; — 2) insbesondere aber s. v. a. Wasserkunst.

Kunstwort (lat. *Terminus technicus*), s. Technischer Ausdruck.

Kunstzeug, s. v. a. Kunstzeug.

Kun-Szent (Geogr.), 1) K. = S. = Marton, ungar. Flecken, Groß-Kumanien, am Ródos; Acker- und Weinbau, Viehzucht; 5990 E.; — 2) K. = S. = Miklós, Flecken das., Klein-Kumanien, südl. von Pesth, am Baker; 4700 Einw.

Kuntcote, ostind. Stadt. Präs. Bombai, Prov. Gutsch, im Duagor-Geb., nordöstl. von Bhudsch, 23° 20' nördl. Br. u. 88° 17' östl. L.

Kunten (Künten), Schweiz. Dorf, Kanton Aargau, Bez. Baden; 550 Einw.

Kunterwang, bayer. Dorf, M. = B. Oberbayern, Lgr. Berchtesgaden; 230 Einw.

Kunth, Karl Sigismund, einer der gründlichsten Systematiker in der Pflanzenkunde, geboren am 18. Juni 1788 in Leipzig, wo sein Vater die englische Sprache lehrte. Der frühzeitige Tod desselben nöthigte K., die Thomasschule, die er 1800 bezogen hatte, um sich für die Universität auszubilden, aus Mangel wieder zu verlassen und eine durch Vermittelung seines Oheims, des geheimen Oberregierungs Rathes K., erhaltene Anstellung als Registraturassistent bei der Seehandlung in Berlin anzunehmen. Seine schon in der Jugend gezeigte lebhafteste Vorliebe für Naturwissenschaft verließ ihn auch in diesem Amte nicht, um so weniger, da er Gelegenheit fand, mit Alexander v. Humboldt bekannt zu werden. Sein Talent, wie sein Eifer hatten ihm bald die volle Gunst des großen Naturforschers erworben; zugleich erhielt er durch seine Vermittelung den Zutritt zu den Vorlesungen Hermbstädt's, Willdenow's, Karstens, Fischers, Vode's und Klaproth's. Chemie und Botanik zogen K. am meisten an; die nähere Bekanntschaft mit Willdenow, Flörke, Krennrad und Sprengel entschied ihn endlich abschließend für die letztere Wissenschaft. Sein erstes Werk war „*Flora berolinensis*“ (2 Bde., Berl. 1813, 2. Aufl. 1838). Willdenow's Tod gab seinem Leben eine neue Richtung, indem er statt desselben eintrat, um die großen Pflanzensätze zu ordnen und zu beschreiben, welche

Humboldt und Bonpland auf ihrer großen Reise gesammelt hatten. Um in Humboldt's unmittelbarer Nähe zu arbeiten, begab er sich im Frühjahr 1813 nach Paris. Hier gab er die „*Nova genera et species plantarum*“ (7 Bde., Par. 1815—1828) heraus, beendete die von Bonpland angefangene Monographie der Melostomen und Rhapien, so wie den 2. Bd. der „*Plantae equinoxiales*“ und unternahm außerdem noch 2 Monographien über die Mimosen von Südamerika (Par. 1819, Fol.) und über die Gräser (2 Bde., das. 1829—33). Diese Werke enthalten gegen 6000 Pflanzenbeschreibungen und über 1000 Kupferplatten, zu welchen K. die Zergliederungen der Blüthen- und Fruchttheile selbst gezeichnet hat. Während seines 17-jährigen Aufenthaltes in Paris kam er mit den ausgezeichnetsten französischen Botanikern in nähere Verbindung, wodurch er eins der reichsten und vollständigsten Herbarien zusammen brachte, das gegen 30,000 Arten enthält; einen bedeutenden Zuwachs bekam dasselbe durch die auf Desfontaine's Verwendung erfolgte Mittheilung von Doublerten aus der Sammlung des Jardin des plantes. K. ward 1816 Professor, sowie korrespondirendes Mitglied der Akademien in Paris und Berlin. Nachdem er in den folgenden Jahren England und die Schweiz bereist, vertauschte er 1819 Paris mit Berlin, wurde daselbst zum ordentlichen Professor an der Universität und zum Vicedirektor des botanischen Gartens, später (1829) zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften u. der medicinischen Oberexaminationskommission ernannt und reiste 1830 im Auftrag des Ministeriums nach London, um dort bei der Pflanzenvertheilung der ostindischen Kompagnie gegenwärtig zu sein und dabei das Interesse des königlichen Herbariums in Berlin zu vertreten. K. + den 22. März 1850. Außer den bereits erwähnten Schriften veröffentlichte er noch: „*Handbuch der Botanik*“ (Berl. 1831), „*Anleitung zur Kenntniß sämmtlicher in der Pharmacopoea borussica aufgeführten officinellen Gewächse nach natürlichen Familien*“ (das. 1834); „*Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum secundum familias naturales disposita etc.*“ (8 Bde., das. 1836—41); „*Lehrbuch der Botanik*“. Außerdem schrieb K. mehrere Abhandlungen und Aufsätze in französischen und deutschen Zeit- und Gesellschaftsschriften.

Kunthia (Bot.), 1) nach Humboldt und Bonpland, Gattung der Arecinac Mart. — Art: K. montana H. B. Baum in Neu-Granada. — 2) Nach Dennstedt, Pflanzengattung. Art: K. cochinchinensis Dennst., s. v. a. *Garruga pinnata* Roxb.

Kuntjes (Schiffsw.), 1) die verschiedenen Kelle, welche man im Schiffraum zur Befestigung der Waaren anwendet; indem man sie mit Gewalt unter sie treibt, damit sie feststehen und nicht, wenn das Schiff in starke Bewegung kommt, über den Haufen geworfen werden; — 2) Hölzer zur Verbindung der Deckbalken.









Kupay (peruan. Myth.), Name des bösen Geistes, bei dessen Nennung die Peruaner zum Zeichen ihrer Verachtung jedesmal ausspucken.

Kupe, Biermaß, s. v. a. Kufe.

Kupe (Entom.), Käfergatt., s. v. a. Cupes.

Kupelwieser, Leopold, berühmter Historienmaler der Gegenwart, 1798 zu Piesting in Niederösterreich geb., Zögling der wiener Akademie seit 1809, besuchte 1816 die dresdener Gallerie, begründete durch das lebensgroße Bildniß des Kaisers Franz (1824 für den Sitzungssaal des Appellationsgerichts zu Prag gemalt) seinen Ruf und sein Glück, da er dadurch in der vornehmen Welt empfohlen ward, und begleitete noch im selben Jahre den Russen Alexis von Berezin nach Italien, um Landschaften, Kostüme und Antiken für eine projektierte Reisebeschreibung zu zeichnen. Nachdem K. bereits gegen 40 treffliche Zeichnungen in Rom und Neapel vollendet, wurden in Messina beide Reisende vom Nervenfieber befallen, das den Russen hinraffte. K. genas und kehrte im August 1825 in die Heimath zurück. Im J. 1830 wurde K. Korrektor der Historienmalerei bei der k. k. Akademie. Die Zahl seiner Bilder (besonders Altarblätter und Porträts) ist sehr bedeutend. Im J. 1846 schmückte er das Presbyterium der neuen Kirche in der Jägerzeile mit einem Altarblatte, das die Glorifikation des Johannes Nepomuk darstellt. Auch in diesem Werke zeigte er sich als ein glücklicher Vertreter der neuen deutschen Kunstichtung in Oesterreich.

Kupensk (Kupansk, Kupiansk, Geogr.), 1) europ. = russ. Kreis, Gouv. Slobodsk-Ukraine oder Charkow, grenzt nördlich an das Gouv. Woronesch, östlich an den Kr. Starobjelsk, südlich an den Kr. Isjum und an das Gouv. Jekaterinoslaw, gegen welches der Donez die Grenze bildet, weatl. und nordwestl. an die Kreise Woltschanek und Isjum. Das Land wird vom Donez und dessen Nebenflüssen Dsokol und Scherebez bewässert. — 2) Kreisstadt das., am rechten Ufer des Dsokol; mehrere Kirchen, Handel; 1500 Einw.

Kuperan, Miese, s. Hörnen Sigfried.

Kuperose (Min.), s. v. a. 1) natürlicher Eisenvitriol; — 2) der künstliche Vitriol, welcher oben am Rande der Kufe angeschossen ist.

Kupetzingen, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Schachtenthurn; 110 Einw.

Kupeky, Johann, einer der ausgezeichnetsten deutschen Porträtmaler, geb. 1667 zu Pefing in Oberungarn, wo sein Vater ein armer Weber war, der ihn ebenfalls für den Webstuhl bestimmt hatte. K. entfloß jedoch in seinem 15. Jahre u. bettete sich bis nach Luzern durch, wo ein Maler Klaus sich seiner annahm. Hier entwickelte sich sein Talent außerordentlich rasch, so daß er in Kurzem seinen Meister und Wohlthäter übertraf. Vertrauens auf seine Kunstfertigkeit ging K. nach Wien, von da nach Venedig und Rom, wo er 22 Jahre lebte und viele Historienbilder, aber noch weit mehr Porträts vollendete. Fürst Adam von Liechtenstein bewog ihn, wieder nach Wien überzusiedeln. Hier war er bald der Günstling des Kaiserhofs und

aller Anhängsel desselben, war der gesuchteste Porträteur aller durchreisenden Fürsten und sollte dem Czar Peter auch nach Rußland folgen. Dem bescheidenen Künstler aber genügte der in seiner freien Beschäftigung zu erzielende Erwerb, und so folgte er auch der Einladung des Kaisers Karls VI. nicht an den Hof, sondern erbat nur von ihm freie Ausübung seines Glaubens (K. gehörte zur Sekte der böhmischen Brüder.) Die Furcht K.s, seines Glaubens wegen dennoch dem geistlichen Gericht übergeben zu werden, trieb ihn endlich aus Wien fort. Er ließ sich mit seiner Frau (der Tochter seines Wohlthäters Klaus) in Nürnberg nieder, schlug auch hier noch mehr Einladungen an Fürstenthöfe aus und †, nachdem der Tod seines einzigen Sohnes ihn dem Wahnsinn nahe gebracht, im Jahr 1740. Sein Vermögen hatte er den Armen, den salzburger Emigranten und den Schulen Nürnbergs vermacht; die nürnberg. Geistlichkeit gebot dagegen, seinen Leichnam in der Stille zu beerdigen, weil der böhmische Bruder nicht als Glied der Kirche gelten konnte. K. war einer der gewandtesten Porträtmaler seiner Zeit: er war im Stande, an einem Tage neun Köpfe zu malen. Dabei war er Meister in der Auffassung und der Aehnlichkeit seiner Porträts stets gewiß; nur vernachlässigte er die Draperie und ist in den Farbentinten übertrieben. Seine Bildnisse wurden gestochen von Bause, J. J. Haid, A. und J. Schmuizer, G. M. Preißler, J. A. Vogel, Kaupers, Westermayer, Balzer, Schaffhauer u. A. Bernhard Vogel gab eine ganze Sammlung derselben (Nürnberg 1745, Fol.) heraus und stellte K. selbst mit seinem Sohne sehr schön in Schabmanier dar. Eine Sammlung seiner historischen Blätter erschien von J. J. Haid.

Kupfer, I. (Min.) = Cu, Atomgewicht = 395,695 oder nach Wöhler = 395,70, Gediengenmetallgattung aus der Familie der dehnbaren Uedelmetalle, tesseral, ρ . = 3–4, σ . = 8,4–8,9, Bruch hakig, Strich glänzend. Einzige Spectes: Gediengen Kupfer, auch Cuprum, Cuivre (natif), Copper, besteht aus reinem Kupfer mit Spuren von Eisen und Gold, hat zur Grundform das regelmäßige Oktaeder ohne Spur von Spaltbarkeit, ist hakig im Bruch und dabei sehr geschmeidig, dehnbar (Streckbarkeit = 5, Hämmerbarkeit = 3, eine Stange von 1 Quadrat Zoll zerreißt nach Muschenbrock bei 19–37 Centner, ein Draht von 2 Millimeter Durchmesser bei 137,399 Kilogramm Last) und mit dem Messer schneidbar, ρ . = 2,5, σ . = 8,94 nach Marchand und Scheerer, = 8,96 nach Berzelius, = 9,0 nach Muschenbrock, gehämmert = 8,878, gegossen = 8,788, als Draht = 8,870. Es kommt meist an ästigen, zackigen, draht- und plattenförmig gruppirten oder derben Massen oder eingesprengt vor, findet sich selten krystallisirt in Würfeln, Oktaedern, Dodekaedern, Tetraedern und Zwillingen, welche aber fast nie rein ausgebildet, sondern immer sehr klein, zerfressen und verzerrt sind, ist ganz undurchsichtig, auf dem Bruche stark metallisch glänzend und von kupferrother Farbe, äußerlich



fernt, so ist ihr Gebrauch zwar nicht absolut gefährlich, doch thut man gut, sie entweder ganz aus den Röhren zu entfernen, oder, kann man dies nicht, sie nur gut verzinkt in Gebrauch zu nehmen.

Das im Handel vorkommende K. enthält, bevor es weiter verarbeitet ist, immer fremdartige Bestandtheile, und man kann, wie wir weiter oben sahen, wie beim Eisen roth- und kaltbrüchiges unterscheiden. Alle Metalle, welche in geringen Mengen dem K. beigemengt sind, machen dasselbe rothbrüchig oder vermindern mit andern Worten dessen Festigkeit bei erhöhter Temperatur; dagegen wirkt das Kupferorydul umgekehrt und macht das Metall bei gewöhnlicher Temperatur spröde oder kaltbrüchig. Wismuth, Antimon, Kobalt, Blei, Zinn, Zink, Arsenik machen das Metall nicht allein zum Verarbeiten unter Hämmern und Walzen untauglich, sondern sie wirken auch eben so nachtheilig auf die Legirungen, und hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit der Reinigung des K. durch das Garmachen. Allein bei letzterer Arbeit, die in Herden vorgenommen werden muß, um durch Oxydation die fremden Metalle zu verschlacken, wird natürlich ein nicht unbedeutender Antheil von Kupferorydul gebildet, welches sich leicht mit dem metallischen K. verbindet und es übergar, d. h. kaltbrüchig macht. Letzteren Uebelstand beseitigt man durch Umrühren der garen Kupfermasse mit Polen — birkenen Stäben —; allein bei diesem Prozesse nimmt das K. leicht wieder Kohlenstoff auf und geht in der Gase zurück, wodurch man zu junges K. erhält. Ein geringer Eisengehalt macht das K. roth und kaltbrüchig, doch machte Berthier bei der Analyse eines sehr weichen und dehnbaren K. aus der Schweiß die sehr beachtenswerthe Beobachtung, daß die Säuren demselben Eisensparten und etwas Kali und Kalisalze entzogen; er nimmt nun an, daß das Kali und der Kalk nicht als Dryde in ihm enthalten waren, sondern daß das K. eine Legirung von Eisen, Calcium u. Kalium in dem Verhältnisse von 99,12 K., 0,38 Kalium, 0,33 Calcium, 0,17 Eisen gewesen sey, u. er glaubt, daß, da das Eisen die Qualität des K. verringert, die große Dehnbarkeit der untersuchten Probe lediglich von den Alkalimetallen und vielleicht nur allein vom Kalium herrühren muß. Er ist auch der Ueberzeugung, daß man diese große Hämmerbarkeit vielleicht nach Belieben erzeugen könne, wenn man feines Garkupfer in Tiegeln mit etwas Weinstein oder Kohlen niederschmelzen würde, die vorher mit einer Auflösung von kohlensaurem Kali befeuchtet wurden, und führt hier beispielsweise zur Beglaubigung an, daß man bisher schon — um sich sehr weiches Kupfer zu verschaffen — dasselbe zwischen Kohlen in Tiegeln niedergeschmolzen habe. Bei einem Gehalte von 0,6 und mehr % Zink vermindert sich die Festigkeit des K. in der Dunkelrothglühhitze so, daß es nicht ohne Rantenrisse verarbeitet werden kann. 0,25 Zinn, 0,25 Wismuth, 0,8 % Silber wirken nicht nachtheilig ein, dagegen machen 0,15 Spießglanz, 0,15 Arsenik das K. schon bei gewöhnlicher Temperatur schwer verarbeitbar und erzeugen in der

Rohtglühhitze Rantenrisse. Bei Zusatz von 1 % Blei wird K. ganz unbrauchbar, 0,3 % verursacht noch starke Rantenrisse in der Hitze, ein geringerer Zusatz schadet jedoch nicht nur nicht, sondern wirkt günstig auf das Steigen ein; 0,2 % Kohlenstoff geben dem Kupfer eine gelbe Farbe, starken metallischen Glanz und machen es so brüchig, daß es in der Dunkelrothglühhitze zerbröckelt. 0,05 % desselben machen es in der Hitze schiefzig, geben ihm Rantenrisse und beim Erkalten eine gestrichelte Oberfläche. Bei gewöhnlicher Temperatur äußert der Kohlenstoffgehalt keinen merklichen Einfluß auf die Festigkeit, enthält aber das K. außer der Kohle noch andere Metalle, so wird es zur Verarbeitung bei allen Temperaturen unbrauchbar. Wie das Kupferorydul einwirkt, sahen wir bereits weiter oben, es scheint sich in der Schmelzhitze mit K. in allen Verhältnissen zu mischen. Karsten fand in einem absichtlich übergar gemachten K., das bei keiner Temperatur ohne zu zerbröckeln geschmiedet werden konnte, bei einem specifischen Gewichte von 8,75; 13,47 % Drydul. Ein Drydulgehalt macht K. zu allen polirten Arbeiten, wo eine vollkommen gleichartige Beschaffenheit verlangt wird, unbrauchbar z. B. zu Platten für den Kupferstich, indem dann weiche ungleiche Stellen — Achenflecke — vorkommen. Mit Ausnahme des Titans ist das K. das einzige Metall, welches eine rothe Farbe besitzt. Das Roth des reinen metallischen K. ist sehr hell, u. die dunkelbraunrothe Farbe, die in der Regel den kupfernen Geräthen eigenthümlich ist, rührt von Kupferorydul her. Man erzeugt diesen rothen Ueberzug — rothe Bronze — welcher der Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit besser widersteht, als das reine Metall, häufig auf den kupfernen Gefäßen dadurch künstlich, daß man dieselben mit einem Gemenge von Eisenoryd und Wasser überstreicht, darauf erhitzt und abwischt, oder dadurch, daß man sie mit einer Auflösung von 2 Theilen Grünspan und 1 Theil Salmiak in Essig, welche man mit so viel Wasser verdünnt hat, daß sie nur äußerst schwach nach dem Kupfersalze schmeckt, siedend heiß übergießt, oder damit einige Minuten kocht. Zum Bronziren der Medaillen wird eine Auflösung von 2 Theilen Salmiak, 1 Theil Kochsalz, 1 Theil Salpeter, 1 Theil Ammoniakflüssigkeit in 96 Theilen Essig angewandt.

Das K., welches sehr häufig gediegen vorkommt, zeigt als Grundkrystallgestalten den Würfel und das Oktaeder; ist im Bruche hakig, geschmeidig, besitzt ein specifisches Gewicht von 8,4 bis 8,9 und ist von kupferrother Farbe, die ins Braune und Schwärzliche verläuft. Vor dem Löthrobre schmilzt es nur bei anhaltender Hitze. Die Krystalle sind häufig verschoben und in die Länge gezogen. Häufig findet sich das gediegene K. in derben Massen, eingesprengt, drahtförmig, dendritisch, angelogen u. in Platten, es findet sich auf Gängen, seltener auf Lagern in sehr verschiedenen Gebirgsformationen. In großen Massen kommt es in Kanada, in Wisconsin, in Connecticut, an der Hudsonsbay, in Sibirien, in Schweden, Cornwall, Schottland, Spanien, Frankreich, bei Rheinbreitens





de. Hier kann nur durch Rösten abgeholfen werden.

Eine Gattirung der Kupfererze kann nur bei einer Verschiedenartigkeit der Gebirgsarten, in welcher die Erze einbrechen, Statt finden. Man beabsichtigt alsdann eine Ersparung unhaltiger Flußzuschläge und Schlacken. In anderen Fällen hat die Gattirung lediglich zum Zwecke, reichere und ärmere Erze gleichzeitig zu verschmelzen. Bei sehr armen oderigen Kupfererzen würde der zu gewinnende Kupfergehalt in der Schlacke verloren gehen. Man ist deshalb genöthigt, um denselben aufzusammeln, Kiese, seien es nun Kupferkiese oder auch reine Schwefelkiese, zuzuschlagen, welche etwas angeröstet sind; ist jedoch das Verhältniß der kieseligen Erze zu gering, so muß man das Rösten ganz unterlassen. In solchen Fällen ist der Schwefelkies als Zuschlag zu betrachten, welcher die Bestimmung hat, das K. in dem sich bildenden Stein aufzusammeln.

Bis jetzt sind das Gold und das Silber die einzigen Metalle, deren Bestimmung auf nassem Wege zugleich schnell und ganz genau möglich ist; außerordentlich viel werth wäre eine gleiche Probirmethode des K.s. Durch eine solche würde man nicht allein den Gehalt der Erze, sondern auch den der verschiedenen Kupferlegirungen, ja den des Kanonengutes auf der Stelle bestimmen und durch angemessenen Zusatz der fehlenden Metalle die Legirung vervollständigen können. Zwar hat man in neuerer Zeit ein sicheres Verfahren den Kupfergehalt genau zu bestimmen, so lange kein Kobalt und Nickel in der Legirung oder den Erzen vorhanden ist, allein man kennt aus Erfahrung, wie häufig beide mit dem K. verbunden sind. Das Verfahren ist nachstehendes: Man löst ein gegebenes Gewicht K., z. B. 1 Gramm, in Salzsäure, nach und nach werden der Flüssigkeit Lösungen von Weinstein säure und Kali zugesetzt; auf diese Weise erhält man eine tiefblaue Lösung, in welche man, während sie siedet, eine verdünnte Lösung von Zinnchlorür gießt. Das durch das Kali ausgeschiedene Zinnorydul nimmt die Hälfte des Sauerstoffes des Kupferoxydes auf und schlägt dieses Metall als unlösliches Drydul nieder. Die Entfärbung zeigt das Ende des Versuches an. Zinn, Zink, Blei, Arsenik, Antimon, welche sich in den Legirungen des K.s oder in den Erzen mit finden, ändern die beschriebene Reaktion nicht; sie bilden Dryde oder Säuren, welche in dem Kali gelöst bleiben, so daß, wenn man für einen Gramm reines K. 30 Cb. C der normalen Lösung verbraucht hat, eine gleiche Zahl der Maßtheile auch ein gleiches Gewicht K. in verschiedenen Legirungen anzeigt. Ein anderes Verfahren ist auf dasselbe Prinzip gegründet, die Auflösung des K.s wird aber mit Hilfe des Ammoniaks bewirkt, welches die Farbe desselben viel höher steigert als Weinstein säure und Kali. Statt des Zinnchlorürs wendet man Einfach-Schwefel-Alkalien an, besonders das Einfach-Schwefel-Natrium, wie es im Handel vorkommt. Man löst einen Gramm reines K. in 7 bis 8 Cb. C künftlicher Salpetersäure, verdünnt die Lösung wenig mit

Wasser und fügt ein Uebermaß von Ammoniak zu — 20 bis 25 Cb. C — und erhält auf diese Weise eine tiefblaue Lösung. Zugleich löst man Schwefelnatrium in Wasser und bringt diese Lösung in eine nach Zehntel Cb. C getheilte Bürette. Die ammoniakalische Flüssigkeit wird zum Sieden erhitzt, und man fügt dann nach und nach die Schwefelalkalilösung hinzu. Nehmen wir an, daß 31 Cb. C zur Entfärbung der Lösung von 1 Gramm K. nothwendig waren, so hat man auf diese Weise eine Normalflüssigkeit von bekanntem Gehalte. Man löst nun in Salpetersäure oder Salpetersalz säure ein bekanntes Gewicht (1,1 Gramm) eines zu untersuchenden Erzes oder einer Legirung auf, übersättigt die filtrirte Solution mit Ammoniak, erhitzt zum Sieden und fügt bis zur Entfärbung von obiger Probelösung zu, indem man zugleich von Zeit zu Zeit das verdampfende Ammoniak ersetzt. Das Blässerwerden der Flüssigkeit zeigt dem Probirer, daß das Ende der Operation mehr oder weniger nahe ist, in diesem Falle setzt man die Normalflüssigkeit nur noch tropfenweise zu. Wenn die Operation zu Ende, die Flüssigkeit also vollkommen entfärbt ist, liest man an der Proberöhre die Zahl der Theile ab. Hat man 31 Theile gebraucht, so enthielten 1,100 Gramm 1 Gramm K., hat man 24,8 verwendet, so dividirt man diese Zahl durch 31 und den Quotienten durch 1,100, wodurch sich der Gehalt der Legirung $= \frac{797}{1000}$ ergibt. Diese Methode genügt in den meisten Fällen, indem der dabei vorkommende Irrthum nur $\frac{1}{1000}$ beträgt.

Das Probiren der reinen Kupfererze auf dem trockenen Wege ist nicht schwer, erfordert aber viele Uebung und Aufmerksamkeit. Sind die zu probirenden Erze schwefelhaltig, so müssen sie sehr vorsichtig geröstet werden. Es geschieht dies auf einem Probirscherben unter der Muffel eines Probirrofens, wobei das Zusammenbacken durch zu starke und schnelle Hitze sorgfältig vermieden werden muß, die Röstzeit beträgt bei beständigem sorgfältigem Umrühren 3 bis 6 Stunden. Gegen Ende dieser Operation wird noch eine sehr starke Glüh Hitze gegeben, und die Probe zeigt sich dann als gut geröstet, wenn sie sich in Gestalt eines pulverigen Mehles befindet, an keiner Stelle zusammengebacken ist und keinen Geruch nach schwefeliger Säure mehr ausgiebt. Dryde und Karbonate bedürfen dieser Röstung nicht. Die abgerösteten Proben beschickt man nun mit 3 bis 4mal so viel schwarzem Fluß — welcher durch Verpuffung von $1\frac{1}{2}$ Pfd. Weinstein und 1 Pfd. Salpeter hergestellt ist — mengt die Probe gut mit demselben, gibt das Gemenge in eine Probirtute und bedeckt es $\frac{1}{2}$ Zoll hoch mit gewöhnlichem Kochsalze. Ist sie mit einem Deckel versehen, so wird sie in einen kleinen Ofen vor das Gebläse gebracht. Man umgibt sie nun mit Kohlen, zündet diese an und läßt das Feuer von oben allmählig nach unten fort brennen; wenn man keine Verknisterung des Kochsalzes mehr gewahrt, läßt man das Gebläse langsam an und verstärkt es nach und nach. Nach Verlauf von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden nimmt man die Tute heraus, setzt sie auf eine steinerne



Neben und vor dem Vorherde liegt tiefer der Stichherd in der Hüttensohle, welcher zuweilen auch eine gußeiserne Form ist.

Beim Zumachen der Kupferschmelzöfen mit offener Brust bleibt die geschmolzene Masse ganz oder zum Theil im Ofen stehen. Die Vorwand geht nur so weit nieder, daß noch Raum genug bleibt, um die Schlacken von Zeit zu Zeit abzulassen u. abzuheben. Die Gestübesohle wird noch mehre Fuß außerhalb des Ofens fort- u. festgeschlagen u. mit steinernen oder gußeisernen Platten umgeben. Diese Vorrichtung heißt der Vorherd, und man wendet sie namentlich bei den Krummöfen, in denen die Anreicher-lache u. das Schwarzkupfer geschmolzen werden, an. Zur bequemeren Ableitung der Schlacken geht von der einen Seite des Vorherdes eine aus Schlackenklein oder Gestübe geschlagene schiefe Ebene, die Schlackentrist, nieder. An der andern Seite liegt in der Hüttensohle der Stichherd, in welchen man durch das Stichloch die geschmolzenen Metallmassen von Zeit zu Zeit durch Oeffnung des ersteren abfließen läßt. In neuer Zeit hat man angefangen, auch Gestelle bei den Kupferschmelzöfen einzuführen u. diese Einrichtung sehr zweckmäßig befunden, weil man hierdurch im Stande ist, die Ofen lange Zeit fortgehen lassen zu können u. so viel Brennmaterial erspart. Die Ofen, welche beim Kupferschmelzen im Gange sind, haben je auch nach ihrem Gebrauche eine Höhe von 5 bis 20 Fuß.

Die Haupteinrichtung der beim Kupferschmelzen angewandten Flammöfen besteht darin, daß man auf einem gut ziehenden Roste rohe trockne u. feuchte Brennmaterialien verbrennt u. mittelst der dadurch hervorgerufenen Flamme die Beschickung auf zweckmäßig hergestellten Herden schmilzt. Schmelzraum u. Feuerraum sind überwölbt, weshalb die Flamme niedergedrückt u. die Hitze nach unten concentrirt wird. Aus diesem Grunde haben sie den Namen Res-verbiriröfen erhalten. Der größte Theil der Flammöfen wird ohne Gebläse zu allen Gattungen von Schmelzungen gebraucht; nur da, wo man die schmelzende Masse stark oxydiren will, führt man noch besonders durch Gebläse atmosphärische Luft auf die Oberfläche derselben. Für Steinkohlen sind die Flammöfen ganz besonders zu empfehlen u. hängt von deren Anwesenheit häufig die Wahl für sie, gegen die Schachtröfen ab. England gibt hierfür den schlagendsten Beweis; denn mit Ausnahme der Roheisenerzeugung werden dort fast alle anderen metallurgischen Prozesse in Flammöfen betrieben. Die Flammschmelzöfen bestehen ihren einzelnen Theilen nach aus dem Feuerraum, Feuerherde, aus einem eisernen oder gemauerten Roste mit dem Aschenfalle, dem Feuerkasten oder dem Raume, welcher das Brennmaterial umschließt. Letzterer liegt 1 oder mehre Fuß tiefer als der Schmelz- oder Feuerraum. Um den Zug herzustellen u. das Ueberspringen von Kohle oder Asche in den Schmelzraum zu vermeiden, bedient man sich der sogenannten Feuerbrücke. Der eigentliche Schmelzraum ist entweder muldenförmig oder kreisrund ausgekleidet, oder er besteht aus einer schräg niedergehenden Sohle, an deren Basis sich

das Geschmolzene in einer Grube sammelt, oder durch ein Auge in den Vorherd fließt. Der Stich ist demnach von der Mitte des Ofens nach vorne zu, oder am tiefsten Ende nach der Seite zu angelegt. Die heiße Luft zieht durch einen kleinen Kanal, den Fuchs, oder unmittelbar in die Esse. Je stärker der Ofen ziehen soll, um so höher muß die Esse gestellt werden. Sehr häufig benützt man die fortströmende Hitze der Flammöfen noch zur Entwicklung vom Dampf für Dampfmaschinen. Ein Flammofen hat im Allgemeinen 4 Oeffnungen, nämlich a) den Aschenfall; b) die Schüröffnung; c) die Arbeitsöffnung; d) die Essenmündung. Sie können, je nachdem es nothwendig ist, mit gußeisernen oder Blechthüren verschlossen werden. Außer diesen findet man auch noch kleinere, nach Belieben zu verschließende Oeffnungen zum Einlassen atmosphärischer Luft, zum Nachsehen, zum Umrühren u. s. w. Häufig ist es zweckmäßig, in den Feuerraum außer der Luft des Aschenalles noch frische Luft durch Röhren u. Oeffnungen besonders eintreten zu lassen. Beim Gebrauche eines jeden Flammofens zum Schmelzen ist es die Hauptaufgabe, einen dem Schmelzprozeß angemessenen Hitzegrad mit möglichster Ersparung an Brennmaterial hervorzubringen. Die Flammöfen zum Verschmelzen von Kupfererzen sind mit muldenförmig ausgekleideten Schmelzherden, aus feuerbeständigem Thon u. Kieselmassen geschlagen, versehen. Man verschmelzt auf ihnen in 24 Stunden 50 bis 70 Centner Beschickung in einzelnen Posten von 16 bis 24 Centner, fast immer mit Steinkohlen, sie sind in England sehr gebräuchlich u. werden oft auch zugleich als Röstöfen benützt.

Arme Kupfererze sind nicht vortheilhaft in Krummöfen zu verschmelzen, sie müssen durch Hohöfen gehen. Letztere haben dadurch eine wesentliche Verbesserung erhalten, daß man sie nach Art der Eisenhohöfen mit einem Kohlensack versah u. den Schacht vom Kohlensack nach der Gicht zusammenzog. Obschon man das Schmelzen mit Rase beibehält, so zieht man den Schmelzraum doch mehr zusammen. Das Rohschmelzen bei armen Erzen kann auf keine vortheilhaftere Art bewirkt werden, als in Schachtröfen, weil sich hier die Masse des einzuführenden Windes so bestimmen läßt, daß kein zu großer Hitzegrad (bei welchem das K. verbrennen wurde) entwickelt wird. Von der Lage der Form, wie hoch man dieselbe nämlich über das Auge legt, hängt beim Kupferschmelzprozeß sehr viel ab. Eine niedrige Formlage gibt zwar mehr, aber auch ein sehr unreines K., eine hohe bedingt zwar ein geringeres Ausbringen, aber auch ein viel reineres Metall. Bei ersterer geht mehr Brennmaterial auf, als bei letzterer. Beim Verschmelzen von Dryden u. Karbonaten legt man sie 10 bis 14 Zoll u. wagerecht über das Auge, bei kiesigen Beschickungen u. Schieferen 5 bis 7 Zoll. Man schmilzt mit einer Rase, d. h., man läßt an dem Formrüssel einen Ansaug von Schleim wachsen, damit das nach der Formseite hin aufgegebene Erz beim Niedergehen gleichsam einen Ruhepunkt finde. Diese Rase läßt man 6 bis 8 Zoll lang werden, sucht aber ein längeres An-

wachsen derselben zu vermeiden. Geschieht Letzteres dennoch, so ist dies ein Zeichen, daß der Ofen überseigt ist, u. es muß in diesem Falle entweder am Erz-Sage abgebrochen, oder der Rohlensag vergrößert werden. Schmilzt die Nase ganz weg, so ist dieß ein Zeichen, daß der Ofen zu heiß geht, oder zu wenig Beschickung aufgegeben ist. Durch die Nase regulirt also der Schmelzer den Sag. Die erste Verarbeitung der Kupfererze — das Rohschmelzen — geschieht bei sehr reichen Erzen wohl bei weitem zweckmäßiger in Flammöfen als in Schachtöfen, allein die armen sind, wie wir oben sahen, gar nicht mit Vortheil in ersteren zu verschmelzen; dagegen widerstreitet die weitere Bearbeitung des Steins, durch mehrmaliges Rösten u. Reduciren, unseren chem. Kenntnissen des Kupferhüttenprozesses u. erwartet deshalb bedeutende Reformen, namentlich in Bezug auf zweckmäßigere Verarbeitung des Rohsteins. Dieser muß nämlich durchaus in Flammöfen unter ganzlichem Ausschlusse der chemisch einwirkenden Kohle u. Zugabe von Kieselsäure sogleich auf Garkupfer benützt werden, u. man würde dies am leichtesten erlangen, wenn der rohe Stein zugleich mit vollkommen todgerösteten in bestimmten Verhältnissen geschmolzen würde. Die Bestandtheile des Steins bedingen das Auffinden des Verhältnisses, wobei außer dem Garkupfer immer noch etwas Kupferstein erhalten werden muß, denn wäre dies nicht der Fall, so ist das Verhältniß des gerösteten Steins zu groß, erhielte man aber nur geschwefeltes, oder doch nur wenig metallisches Kupfer, so ist das Verhältniß zu gering, und es müßte weniger roher Stein genommen werden.

Gehen wir nun zu den eigentlichen Kupferschmelzprozessen über, so finden wir, daß dieselben verschieden sind, je nachdem sich das Kupfer in den Erzen, aus denen es gewonnen wird, entweder im regulinischen, oder im oxydirten, oder im geschwefelten Zustande befindet. Im ersteren Falle bedarf es nur einer einfachen Einschmelzung, im zweiten aber eines reducirenden Schmelzens, und Beides kann in Schachtöfen geschehen, indem man die Erze mit Kohlen geschichtet niederschmilzt. Man hat also nur eine Abscheidung der erdigen Bestandtheile des Erzes, oder der dem Erze mechanisch beigemengten Gebirgsart, durch Verschlackung herbeizuführen, und dies wird mittelst zugeschlagerter Flüsse bewirkt, wobei die Hitze im Schmelzraum des Ofens nicht stärker seyn darf, als zur Reduktion des K. s. nothwendig ist, dabei würde die Verschlackung des Eisens, welches sich auch bei den reinsten oxydirten und gebiegenen Kupfererzen, und sollte es nur in der beibehaltenden Gebirgsart seyn, vorfindet, befördert. Weil durch eine solche zu kalte Schmelzung aber allemal ein großer Kupferverlust herbeigeführt werden würde, so ist man gezwungen, einen hitzigeren Schmelzgang herbeizuführen, wobei dann ein Theil des Eisens reducirt wird und sich mit dem gleichzeitig schmelzenden K. legirt. Deshalb fällt bei diesem Schmelzen in Schachtöfen fast niemals reines Kupfer (Garkupfer), sondern ein mehr oder weniger mit Eisen verunreinigtes,

das sogenannte Schwarzkupfer, das durch einen spätern Oxydationsprozeß erst gereinigt oder gar gemacht werden muß. In Gegenden, wo die oxydirten Kupfererze in solcher Reinheit und Reichhaltigkeit auftreten, daß sie unmittelbar auf Garkupfer benützt werden könnten, hat man die Anwendung und Zweckmäßigkeit der Flammöfen noch nicht genug erkannt. Wäre dies der Fall, so würden jene Erze mit bei weitem bessern Erfolge in Flammöfen, als in Schachtöfen verschmolzen werden. Diese Ofen sind ganz dazu geschaffen, die Temperatur so zu schaffen, daß sich das Kupferoxyd reduciren kann, während der Eisengehalt als Oxyd in die Schlacken gebracht wird. In den Schachtöfen, wo die einzelnen Erzstücke dieser Reduktionshöhe wegen des Nachrückens derselben nicht lange genug ausgesetzt sind, u. wo man deshalb eine höhere Temperatur, bei welcher sich das Eisenoxyd reducirt, zu geben gezwungen ist, ist dies nicht zu erreichen. Ueberdies ist bei den weiten und sich immer mehr erweiternden Schmelzräumen der Hitzgrad ungemein verschieden und deshalb die Verschlackung eines Theils vom Kupferoxyd unvermeidlich. Die Schachtöfen, welche man zur Verhüttung solcher oxydhaltigen Erze anwendet, sind, wie wir vorhin schon bemerkten, entweder sogenannte Brillenöfen, oder Ofen mit offener Brust von geringerer Höhe, sogenannte Krummöfen. Das Schmelzen mit offener Brust ist dem über das Auge vorzuziehen, obgleich das letztere in der Ausübung bequemer ist. Zu Chessy bei Lyon kommen solche oxydirte Kupfererze vor, und das dorten hauptsächlich zur Kupferproduktion benutzte Erz ist die Kupferlasur, welches erst im J. 1812 zufällig in großen Massen entdeckt wurde. Erst 13 Jahre später nahm man das gleichzeitig mit vorkommende Kupferoxyd — Rothkupfererz — mit zur Verhüttung. Der durchschnittliche mittlere Kupfergehalt der Erden gemischten Erzen 36, bei den armen 20 bis 25 Proc., der der Oxyde zwischen 40 und 67 Proc. Man schmilzt über Krummöfen von $5\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, 3 Fuß Tiefe und 22 Zoll Weite. Die Form liegt horizontal 14 Zoll über der Ofenbrust. Der Vorherd befindet sich 2 Fuß über der Hüttensohle, und in ihm ist ein Tiegel ausgeschnitten, welcher mit dem Spurtiegel durch die offene Brust zusammenhängt und mit schwerem Gestübe ausgeschlagen ist. An der einen Seite liegt der Abstich, und in die Hüttensohle ist der Stichherd, zu dem eine Spur führt, eingeschnitten. Die Gattirung des Erzes wird so gestellt, daß der Gehalt auf 27 Proc. steigt, als Flußmittel werden 20 Proc. Kalk u. 50 Proc. Schlacken zu 100 Proc. Erz gegeben. Die Rothkupfererzschliche bindet man mit gebranntem Kalk und Garschlacken zu Schmelzkuchen u. gibt der Beschickung einige Proc. mit bei. Auf eine Gicht von 150 Pfd. Roake werden 200 Pfd. Beschickung gesetzt. Ist der Ofen im guten Gange, so werden in 12 Stunden 10—14 Gichten durchgeseigt. Wenn der Vorherd, nach öfterem Abziehen der Schlacken, nach Verlauf von 12 Stunden voll Metall ist, so wird das Gebläse

abgefangen, abgestochen, die auf dem Schwarzkupfer schwimmende Steinschlacke mittelst Wasser gekühlt u. abgehoben, hierauf das Schwarzkupfer gleichfalls mit kaltem Wasser gekühlt u., in Scheiben gerissen, zum Garmachen aufbewahrt.

Außer Chessy gibt es jedoch nur wenig Gegenden, wo solche Karbonate und Dryde rein und unvermischt mit kiesigen Erzen einbrechen. Ist dies der Fall, so wird zugleich mit dem Schwarzkupfer auch Kupfersteingewonnen, welcher alsdann Zwischenprozesse nothwendig macht. Sehr häufig kommen die oxydirten und kohlenfauren Kupfererze in Gebirgsarten vor, welche beim Schmelzprozesse durch Schlackenbildung entfernt werden müssen. Solche arme Erze würden die Zugutemachungskosten in Flammöfen nicht tragen, sie sind deshalb nur in Hohöfen zu Gute zu machen. Ihr Kupfergehalt, welcher häufig weniger als 2%, beträgt, würde bei dem Uebermaße der zu verschlackenden Erden ganz verloren gehen, wenn man nicht einen Behälter hätte, denselben anzusammeln, es ist dies der Schwefel. Deshalb sind die armen Kupferoxyde und kohlenfauren Salze auch nur dann schmelzwürdig, wenn kiesige Erze gleichzeitig mit ihnen einbrechen, oder wenn man Gelegenheit hat, einen Zusatz von Schwefelkies zu geben. Im letzteren Falle bedarf es keiner Rösthung vor dem Rohschmelzen, weil man den Zusatz von Schwefelkies beliebig verringern oder erhöhen kann. Im ersteren Falle röstet man die Erze nur dann, wenn das Verhältniß der Kiese überwiegt und ein geringer Rohsteinausfall ein eben so reines Ausbringen gestattet. Hieraus ergibt sich, daß das K. bei der ersten Verschmelzung der Erze fast niemals sogleich als reines K., sondern, mit Ausnahme weniger Fälle, fast jederzeit erst als geschwefeltes, als sogenannter Rohstein, gewonnen wird. Das Verschmelzen der Kupfererze auf Rohstein nennt man das Rohschmelzen oder die Roharbeit. Dieser Arbeit werden die gediegenen, die oxydirten und kohlenfauren Kupfererze wegen ihrer Geringshaltigkeit, die kiesigen Kupfererze aber wegen ihres Schwefelgehaltes, welcher sich durch einmaliges Rösten und Schmelzen nicht entfernen läßt, unterworfen; deshalb findet auch bei allen Kupfererzen, mit wenigen Ausnahmen, ein und derselbe Gang der Arbeit Statt. Hieraus geht aber auch zugleich hervor, welche wichtige Rolle der Schwefel bei dem Kupferhüttenprozesse spielt. Er dient nicht allein als Ansammlungsmittel für das reducirte Kupfer und erhöht dadurch das Ausbringen, sondern er ist zugleich auch ein kräftiges Verschlackungsmittel und trägt dadurch wesentlich zur leichteren und reineren Darstellung des K.s bei. Aus diesem Grunde darf die Verflüchtigung des Schwefels aus dem Rohsteine, durch die Röstarbeit, bei eisenreichen, kobaltischen, arsenikalischen und antimonhaltigen Erzen und aus diesen erhaltenen Rohsteinen, nicht zu weit getrieben werden, damit das Resultat des darauf folgenden Schmelzprozesses nicht metallisches, sondern schwefelhaltiges K. — sogenannter Konzentrationsstein — sey, das von Neuem geröstet und

dann erst zu Schwarzkupfer verschmolzen wird. Bei der Rösthung der schwefelhaltigen Kupfersteine, des Rohsteines, oder auch des Konzentrationssteines in offenen Häufen oder Stadeln wird ein Theil Schwefel in gesäuertem Zustande verflüchtigt und hinterläßt die mit ihm in Verbindung gestandenen Metalle im oxydirten Zustande, ein Theil des geschwefelten K.s bleibt unzerlegt, und ein anderer verbindet sich mit der entstandenen Schwefelsäure. Bei dem Verschmelzen dieser Rösthposten kann das geschwefelte K. keine Veränderung erleiden, sondern wird als Spurrstein ausgebracht, und das oxydirte K. reducirt sich gleichzeitig. Durch die Rösthung soll also hauptsächlich eine Drydation der im Erze oder Steine befindlichen Metalle bewirkt werden, um bei der nächstfolgenden, durch das Schmelzen mit Kohlen bewirkten Reduction, das leichter verschlackbare von dem weniger verschlackbaren zu trennen. Die Drydation durch die Röstarbeit würde aber auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich und in besonders dazu konstruirten Defen ungemein schwierig, langsam und kostspielig seyn, wenn die Metalle im Erze oder Stein nicht mit mehr oder weniger Schwefel verbunden, sondern im regulinischen Zustande befindlich wären. Je öfter deshalb das geschwefelte K. abwechselnd geröstet und wieder im Schachtöfen reducirend geschmolzen wird, desto reiner und freier von andern Metallen muß es werden, namentlich wenn man Quarze als Zuschläge mit aufgibt, indem die Kieselsäure als kräftige Säure mit dem Eisenoxyde sehr schnell leichtflüchtige Schlackenverbindungen bildet. Aus diesem Grunde röstet man auch die Rohsteine, welche aus sehr arsenikalischen Erzen hervorgegangen sind, nicht so stark, daß man bei deren Verschmelzung Schwarz-K. erhält, sondern man benützt den Schwefelgehalt des Konzentrationssteines, um ein neues Rösthfeuer geben und die Verflüchtigung, so wie die beim nächsten Schwarzkupferschmelzen folgende Verschlackung des durch die Röstarbeit gesäuerten Arsens, vollständiger bewirken zu können. Nur die Unvollkommenheit, unter welcher die Schmelzung in den Schachtöfen vor sich geht, ist eigentlich die Ursache, warum man die erste Rösthung der kiesigen Kupfererze nicht gleich so weit treiben darf, daß aller Schwefel gänzlich entfernt und das K. im vollkommen reinem Zustande dargestellt wird; warum dies bei armen Kupferoxyd- und kohlenensäurehaltigen Erzen nicht geschehen darf, haben wir weiter oben zu sehen Gelegenheit gehabt; allein die kiesigen Erze könnten so angereichert werden, daß man sie völlig todtröstete, wenn nicht ein sehr unreines Schmelzprodukt befürchtet werden müßte. Die Behauptung der Hüttenleute, daß man nur aus geschwefelten Kupfererzen recht gute Gark. darstellen könne, ist deshalb nicht ohne Grund. Bei der Verschmelzung nickel-, kobalt-, antimon-, blei-, arsenikhaltiger, kiesiger Kupfererze bleibt beim Rohschmelzen nicht selten eine regulinische Masse im Herde, oder auch im Ericherde unter dem Rohsteine zurück, welche die genannten Metalle in Verbindung von Eisen und K. in sich schließt, es ist dies die sogenannte



stadeln, je zu 60 Centner, geschichtet und der Rost nach jedesmaligem Zubrennen von Neuem zerschlagen und aufs Neue gestürzt. Diese Operation wird 3mal wiederholt, worüber ein Zeitraum von 4 Wochen verstreicht. Bei diesem Prozesse bildet sich schwefelichte Säure, das Schwefel-K. geht in schwefelichtsaures Kupferorydul und nach und nach in schwefelsaures Drydul und Dryd über. Eisen, Zink, Kobalt, Nickel bilden ebenfalls schwefelsaure Salze. Dieser 3mal zugebrannte Stein, der Spurrrost, wird über denselben Schachtöfen, unter Zusatz von Schlacken, verschmolzen und gibt als Produkt den Spur- oder Konzentrationsstein, den Prozeß aber nennt man das Spuren oder das Konzentrationschmelzen. In 2 Schichten oder 24 Stunden werden 30 bis 40 Centner Spurrrost durchgeseigt und dabei 15 bis 20 Centner Spurstein erhalten, die dabei fallenden Schlacken gibt man beim Schieferschmelzen als Zuschlag bei. Der Gehalt des Spursteines ist 50 bis 60 Pfd. Gar-K. und einige Poth Silber, das Uebrige besteht aus Schwefel, Eisen und einigen andern Schwefelverbindungen. Dieser Spurstein wird nun zugleich mit dem beim Schwarzkupferschmelzen erhaltenen Dünnstein zu 50 bis 60 Centner Gewicht in denselben Röststätten auf einem Bette von Kohllösche und Reisig 6mal geröstet, wobei 7 bis 8 Wochen Zeit verstreichen. Nach beendigter 6maliger Röstung wird dieser Stein mit dem Namen Garrost belegt; er hat eine dem Rothkupfererze ganz gleiche Farbe, einen körnigen Bruch, enthält häufig schon metallisches Kupfer und kann nun auf Schwarz-K. verschmolzen werden, wenn man es an manchen Orten nicht vorzöge, aus diesem gerösteten Spursteine, nach jedesmaligem Rösten durchs Auslaugen in terrassenförmig über einander gestellten Kästen, welche 25 bis 30 Centner fassen, Kupfervitriollauge zu erzeugen, welche in bleiernen Siedepfannen concentrirt, geklärt und in kupfernen Pfannen krystallisirt wird. Die ausgelaugten Garroste werden hierauf mit $\frac{1}{4}$ abgelaugten Dünnsteinrosten und $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{7}$ Schieferschlacken geschmolzen, wobei in 24 Stunden 60 bis 80 Centner Beschickung durch den Ofen gehen. Das Produkt ist Schwarz-K. und Dünnstein; ersteres wird, wie wir weiter unten zu sehen Gelegenheit haben, auf Gar-K. verarbeitet, letzterer aber von Neuem geröstet und auf Schwarz-K. verschmolzen.

In England, wo die Kupferhüttenarbeit nicht in Schachtöfen, sondern in Flammöfen betrieben wird, befolgt man ganz dasselbe Princip, indem man die Erze schmilzt, den erhaltenen Stein durch Verflüchtigung des Schwefels oxydirt, von Neuem schmilzt und wieder röset, um zu oxydiren. In demselben Verhältnisse, als die Masse beim Fortschreiten des Processes im Flammofen schwefelärmer wird, sucht man die Oberfläche des erhaltenen Produktes auf mannichfache Weise zu vergrößern, um der Luft eine möglichst große Einwirkung zu verschaffen. Die gerösteten Erze werden mit Roaken beschickt, auf dem nicht schmelzbaren Herde des Flammofens aufgesetzt und mit circa 30% reinen

Schlacken von der vorigen Arbeit bedeckt und das Feuer stufenweise bis zur höchsten Schmelzhöhe verstärkt. Ist Alles in einen recht dünnen Fluß gerathen, so erfolgt der Abstich in einen Erieherd. Der Stein wird nach dem Erkalten von der über ihm liegenden Schlacke getrennt, zerschlagen, in einem andern, oder auch in demselben Flammofen erst geröstet, dann wieder mit einem Zusatz von Roaks geschmolzen, von Neuem geröstet, und so fortgefahren, bis endlich als letztes Produkt ziemlich reines K. verbleibt. Da in England sehr große Massen von K. gewonnen und bedeutende Erzmassen von Amerika und Australien zugeführt werden, so wollen wir das dortige Kupferhüttenwesen hier noch etwas genauer ins Auge fassen, denn es ist nicht zu leugnen, daß das Kupfer in der Höhe der Flammöfen reiner als in den Schachtöfen aus seinen Erzen ausgebracht werden muß, obschon entgegengesetzt auch nicht geleugnet werden kann, daß diese Prozesse bei weitem mehr Brennmaterial erfordern, weshalb man sie nur da mit Vortheil anwenden kann, wo man viele und billige Steinkohlen in der Nähe hat.

Die Kupfererzlagerstätten Großbritanniens finden sich einerseits im Ur- und Uebergangsgewirge, im Granit, Talk- und Thonschiefer so wie in Serpentinestein, in Cornwall, Devonshire, im Norden von Wales, auf der Insel Anglesea, in Westmoreland, Lancashire und Cumberland, im südwestlichen Theile von Schottland, der Insel Man und im südöstlichen Theile von Irland, weitläufiger in Gängen als in Lagern einbrechend, und wird auf ihnen bei weitem die größte Masse des Kupfers auf jenem Inselreiche gewonnen; theils kommt auch im Uebergangskalksteine Kupfererz vor, z. B. zu Ecton in Staffordshire, bei Alstonmoore in Cumberland u. s. w. Die Aufbereitung der Kupfererze geschieht theils durch die Klauarbeit, durch Zerpochen mit Handäusteln, durch Siebsegen und Waschen, theils durch Zerkleinern zwischen Walzen, Pochen mittelst Pochstempeln an Wasser- oder Dampfkraft und darauf erfolgendes Verwaschen auf Stoß- und anderen Herden. Die Zahl der Kupferhütten ist sehr groß, und allein zwischen Noath bis Swansea liegen 20 derselben an der Meeresküste, welche ihre Erze von Cornwall, wo keine Steinkohlengruben vorhanden sind, so wie aus anderen Theilen Englands, von Irland, Amerika, Australien u. s. w. durch Seetransport zum Verschmelzen zugeführt erhalten. Außer diesen sind noch Kupferhütten auf der Insel Anglesea und in Staffordshire. Wie wir bereits weiter oben bemerkten, sind die zum Gesamtkupferhüttenbetriebe angewandten Ofen Flammöfen, sie unterscheiden sich durch verschiedene Längen- u. Breitenmaße, so wie durch verschiedene Arten von Thüren, in Röstöfen, Schmelzöfen, Garherde und Glühöfen. Das Rösten der Kupfererze, welche außerdem noch Schwefelkies, Arsenikkies und etwas Zinnerz, bei einem durchschnittlichen Gehalte von $7\frac{1}{2}$ % K. enthalten, geschieht, nachdem die schwefelhaltigen Erze nach ihrer Reichhaltigkeit zusammengattirt sind, in den Röstöfen. Eine Röst-

post besteht aus 65 bis 80 Centr., und alle Stunden wird dieselbe gewendet. Binnen einer 12stündigen Schicht ist die Operation in der Regel beendigt. Hierauf wird das Erz in 4 Oeffnungen der Herdsohle, welche während des Rösthprozesses mit eisernen Platten verschlossen waren, in den Raum unter dem Herdgewölbe gebracht. Der Gewichtsverlust bei der Rösthung ist in der Regel = 0, indem das Gewicht des ausgetriebenen Schwefels durch den Zutretenden Sauerstoff ersetzt wird. Das erhaltene Rösthmehl ist schwarz von Farbe und besteht aus Schwefelmetallen und Oxiden und verschiedenen Erden; jene zerfallen sich beim nachfolgenden Schmelzen unter Abgabe von schwefelichtsaurem Gas und liefern wieder Schwefelmetalle, während ein großer Theil des Eisenoxydes mit der Kieselsäure, Thonerde und Kalk in die Schlacken eintritt. Der Schmelzofen ist wie der Rösthofen zwar auch eiförmig, aber kleiner. Mitteltst eines eisernen Trichters im Gewölbe wird der Ofen mit dem Rösthmehl besetzt; — eine Thür, der Feuerbrücke gegenüberliegend, dient dazu, das Erz zu bearbeiten u. die Schlacken abzuführen; eine zweite, an der Seite angebrachte, die Herdsohle zu reinigen und den Ofen auszubessern, beim Gebrauche des Ofens ist sie stets verschlossen. Unter ihr liegt der Abstich für den geschmolzenen Kupferstein, welcher in eine mit Wasser angefüllte Grube abgelassen wird, in welcher ein eiserner Kasten steht, der die im Wasser zerspringenden Theile des Kupfersteins aufnimmt. Beim Schmelzen des gerösteten Kupfererzes werden Schlacken vom Schmelzen des gerösteten Rohsteins, so wie nach Beschaffenheit des zu verschmelzenden Erzes entweder Sand oder Kalk und überdies noch Flußspath als Zuschläge gegeben. Ist die erste Post in Fluß gebracht, so wird eine 2. Portion des gerösteten Erzes in den Ofen gegeben, mit dieser eben so wie mit der ersten verfahren und diese Eingabe so lange fortgesetzt, bis sich eine hinlängliche Menge geschmolzenen Steins angesammelt hat, hierauf wird abgestochen und der Stein, indem er in das kalte Wasser niederfällt, granulirt. Die mit Stein gemengten Schlacken werden ausgelesen und einem neuen Schmelzen zugelegt, die andern aber auf die Halde geschafft, nicht selten formt man auch Backsteine zu Bauten aus ihnen. Der erhaltene Kupferstein hat einen Gehalt von 32 bis 34 Proc. K., außer diesem besteht er aus Schwefel u. Schwefeleisen. In 24 Stunden wird ein solcher Ofen 3mal gefüllt, und jede Schmelzpost enthält 30. Centner geröstetes Erz. Der granulirte Stein wird nun von Neuem in einem Ofen, demjenigen, in welchem das Erz geröstet wurde ganz ähnlich, unter ununterbrochenem Umrühren des Steins und langsam verstärktem Feuer geröstet, um das Zusammenbacken zu verhindern; ein solcher Rösthprozeß dauert für 60 bis 70 Centr. 24 Stunden. Der geröstete Stein wird nunmehr unter Zusatz von Schlacken aus dem Raffinirhofen, deren Kupfergehalt durch den Schwefel des Kupfersteins unter Bildung von schweflichter Säure reducirt wird, geschmolzen. Bemerkte man hierbei, daß der Stein überroäst sey,

so setzt man noch etwas ungerösteten zu. Während des Schmelzens zieht man die Schlacken, welche das Ansehen und die Eigenschaften der Eisenfrischschlacken haben und aus 30 Proc. Kieselerde, 34 Proc. Eisenorydul (Zinnoxid, Thonerde, Kalk, Magnesia) bestehen, ab. Das geschmolzene Produkt ist Konzentrationsstein und wird in eine mit kaltem Wasser gefüllte Grube gelassen und granulirt. Seine Farbe ist hellgrau, er läuft bräunlich an und enthält 60 Proc. K. Eine Schmelzpost besteht aus 20 Centr., u. die Schmelzzeit dauert 5 bis 6 Stunden. Die Rösthung desselben erfolgt genau so, wie die des Kupferrohsteins, und werden auch bei ihm 60 Centr. in 24 Stunden gut geröstet. Beim nachfolgenden Schmelzen fällt ein Produkt, welches man in England Schwarzkupfer nennt, welches aber besser mit dem Namen zweiter Konzentrationsstein belegt würde; es enthält 70—80 Proc. K.; man gießt es in Blöcke, um es später zu rösten. Die gefallenen Schlacken enthalten viel K., weshalb man sie beim Schmelzen des gerösteten Steins wieder mit zuschlägt. Nicht auf allen englischen Hütten wird ein zweiter Konzentrationsstein (Schwarzkupfer) dargestellt, man verhüttet vielmehr den Konzentrationsstein unmittelbar auf Rohkupfer. Durch das schwächere, aber öfter wiederholte Rösten nimmt, da durch dasselbe die fremden Metalle, namentlich aber das Eisen, möglichst vollständig abgeschieden werden, die Güte des K.s zu, und es findet deshalb eine reinere Ausscheidung desselben Statt. Der zweite Konzentrationsstein wird in einem von dem Schmelzofen nicht verschiedenen Ofen geröstet, man läßt dabei durch seitwärts angebrachte, nahe bei der Feuerbrücke gelegene Kanäle, einen Luftstrom über das glühende Schwarzkupfer streichen; man setzt 25 bis 30 Centr. Gußstücke auf die Herdsohle auf, läßt je nach der Reinheit derselben das Glühfeuer 12—24 Stunden wirken und führt den Ofen so, daß die Hitze anfangs nicht die der Schmelzhitze ist, und nur zu Ende des Prozesses diese erlangt wird. Durch diese Rösthung wird der Schwefel sammt den flüchtigen Metallen verbannt und verflüchtigt, das Eisen und andere nicht so flüchtige Metalle aber reducirt, es fallen hierbei zwar wenig Schlacken, allein sie enthalten viel Kupferorydul und selbst metallisches K. Das geröstete Metall wird in Sandformen abgestochen und heißt Rohkupfer, Blaskupfer, weil dasselbe schwarze Blasen auf der Oberfläche zeigt und selbst im Innern blasig ist. Dieses Blaskupfer ist ein ziemlich reines, von Schwefel, Eisen und anderen Metallen fast befreites K. Da die meisten K. noch mit anderen Metallen, namentlich aber mit Arsenik und Eisen, verunreinigt sind, so ist das nach der letzten Verschmelzung des gerösteten Konzentrations-, Spur- oder Dünnsteins erhaltene noch nicht rein, sondern mit jenen, so wie mit Nickel, Kobalt, Zink, Antimon, Zinn, zuweilen auch mit Blei verbunden, wodurch es an seiner Festigkeit verliert und sehr spröde wird. Die Abscheidung der genannten Metalle von dem Schwarzkupfer geschieht durch das Garmachen oder Spleißen, nämlich durch ein oxydirendes Schmelzen; bevor



von 124 Kubikfuß Kohlen und $\frac{1}{2}$ Klafter Holz, 83 Centr. Werkblei mit einem Silbergehalte von $7\frac{1}{2}$ Loth und $2\frac{1}{2}$ Pfd. Kupfer. Werden die Armfrischstücke gesaigert, so gewinnt man von 40 Stücken $66\frac{1}{2}$ Centr. Armfrischblei, welches 4—5 Loth Silber im Centner enthält und nicht zum Abtreiben kommt, sondern beim Reichfrischen genommen wird. Bei der Saigerarbeit muß die Temperatur nur sehr langsam gesteigert werden, weil nur dadurch ein reineres Absaigern möglich ist, ohne die Saigerstücke selbst in Fluß zu bringen. Aber auch beim vollkommensten Betriebe gewinnt man nur 0,85 des in den Saigerstücken enthaltenen Silbers und Bleies. Die auf dem Saigerherde zurückbleibende, schwerer schmelzbare Legirung von Kupfer, Blei und Silber hat eine löcherige, poröse Textur, sieht wie ausgefressen, hat eine röthlichgraue Farbe und heißt Riehnstock. Sie läßt sich durchs Saigern nicht wieder entbleien und entsilbern. Die Riehnstöcke enthalten mindestens $\frac{1}{4}$, meistens aber $\frac{1}{2}$ Blei oder vielmehr 0,15 ihres frühern Gehaltes an Silber und Blei. Man unterscheidet Reichfrisch-Riehnstöcke, welche beim Saigern der Reichfrischstücke fallen und etwa $3\frac{1}{2}$ Loth Silber im Centner enthalten, und Armfrisch-Riehnstöcke, von den Armfrischstücken fallend, welche noch $2\frac{1}{2}$ Loth Silber enthalten. Ein Nebenprodukt beim Saigern sind die Saigerdörner, Abgänge, welche dadurch entstehen, daß gegen das Ende des Saigerns eine sehr starke Hitze gegeben wird. Sie bestehen aus Kupferoxydul und Bleioxyd, enthalten im Centner $2\frac{1}{2}$ Loth Silber, sind durch Drydation eines Theils der Frischstücke entstanden und bleiben als erstarrte Massen in der Saigergasse liegen; von 40 Saigerstücken erhält man 5—15 Centr., welche man dem Dörnerschmelzen unterwirft. Das Reichblei, Treibblei, wird auf dem Silbertreibherde — s. Silber — abgetrieben, die dabei fallende Glätte wird theils beim Frischen wieder mit zugeschlagen, theils mit der Sohle des Treibherdes beim Dörnerschmelzen mit zu Gute gemacht. Die Riehnstöcke müssen nun durch das Darren so viel als möglich von den in ihm enthaltenen Metallen, namentlich dem Blei, befreit werden, bevor man sie dem Garmachen unterwerfen kann. Das Darren ist nichts weiter, als eine fortgesetzte Saigerarbeit, nur wird hier das Blei, sobald es auf der Oberfläche des Riehnstockes zum Vorschein kommt, durch die Luft oxydirt und zugleich auch die Drydation des Kupfers befördert, während beim Saigern, wo der Zutritt der Luft durch das Vorhandenseyn glühender Kohlen abgehalten wird, das Werkblei metallisch abfließt. Der Prozeß findet in einem eigens dazu konstruirten Ofen Statt, welcher Aehnlichkeit mit dem Saigerherde hat, aus einem länglich viereckigen, mit einem Gewölbe überspannten Raume besteht und an der vordern schmalen Seitenöffnung offen ist, welche Oeffnung nach der Füllung des Ofens mit einer großen gußeisernen Thüre verschlossen wird. Längs den längeren Seitenwänden sind niedrige, von einander absteigende parallele Mauern, sogen. Aufsammauern, auf welche die zu darrenden

Riehnstöcke aufgestellt werden, angebracht. Zwischen denselben befinden sich die Darrgassen, welche theils zum Einlegen des Brennmaterials dienen, theils zum Ausziehen der Darrschladen, welche auf einer schiefen Ebene herunterlaufen, benützt werden. An der Rückwand sind in verschiedenen Höhen zum Reguliren des Feuers u. zum Abzuge des Rauches Oeffnungen angebracht. An einer Seitenmauer befindet sich noch eine eiserne Thür, welche dazu benützt wird, um den Ofen leichter füllen und leeren zu können. Nachdem die Darrgassen mit Holz gefüllt und die Riehnstöcke so aufgestellt sind, daß die der einen Aufsammauer sich gegen die der andern lehnen, u. der ganze Ofen voll ist, wozu 150—250 Centner gehören, wird die eiserne Wand mit Lehm verstrichen, und man zündet durchgespaltenes Holz das Feuer in den Darrgassen an. Vom Anfange gibt man nur wenig Hitze, wodurch vorerst nur Werkblei abfließt, welches sich beim Erkalten des Riehnstockes beim Saigern auf den Scharten ausgesaigert hatte, aber nicht zum Abflusse gelangen konnte. Ist dieses abgelaufen, und es zeigt sich der Darrrost, ein Gemisch von Bleioxyd und Kupferoxydul, so wird nach Verlauf von 5—6 Stunden (nach dem Anfeuern) stärkere Hitze gegeben. Der Darrrost zeigt sich 10—15 Stunden, fließt in die Darrgasse nieder und wird alle 2 Stunden mittelst Krücken hervorgezogen und in Wasser abgelöscht. Nach Verlauf dieser Zeit fließt nur noch wenig mehr nieder, weil das Blei von der Oberfläche fast vollständig abgedarrt ist und erst von dem Blei aus den innern Schichten des Riehnstockes wieder erstet werden muß. Man mäsigt daher die Hitze, schließt die Zuglöcher, welche Dämpfung 3—4 Stunden andauert; sobald sich aber der Darrrost wieder reichlicher zeigt, werden die Zuglöcher geöffnet, die Hitze verstärkt und das Abfließen des Darrrostes vermehrt, bis nach Verlauf von 6 oder 8 Stunden die ganze Operation beendet wird. Man öffnet nun den Ofen, bricht die abgedarrten Riehnstöcke — Darrlinge — glühend aus und löscht sie in einem Sumpfe mittelst kalten Wassers ab, um dadurch die Ablösung des fast im verglasten Zustande befindlichen Pflatschiefers zu erleichtern, welcher dadurch eines Theils abspringt, sich andern Theils aber mit einem Spighammer besser abklopfen läßt. Derjenige Theil des Darrrostes, welcher mit der Sohle der Darrgasse, wenn diese nicht mit eisernen Platten belegt ist, sich vereinigt hat, heißt Darrsohle und wird wie der Darrrost in der Nacharbeit zu Gute gemacht. Man nimmt an, daß der Centner Riehnstöcke $66\frac{1}{2}$ Centr. Darrlinge, $33\frac{1}{2}$ Darrrost, 3 Darrsohle und $7\frac{1}{2}$ Pflatschiefer ausgibt. Zum Abdarren von 100 Centner Riehnstöcken bedarf man $1\frac{1}{2}$ Klafter Holz. Auf diesen Prozeß folgt nun das Garmachen der Darrlinge, theils in Herden, theils in Flammöfen. Wir werden diesen Prozeß weiter unten bei dem Garmachen des Schwarzkupfers kennen lernen und haben hier nur noch die Zugutemachung der beim Saigern gefallen Abfälle zu behandeln. Das Gekräg, die Schlacken u. s. w. wer-





diesen Sauerstoffantheil, welcher dem K. seine Dehnbarkeit benimmt; leicht nimmt es nun aber wieder Kohlenstoff auf, wird dadurch zung und durch denselben zu spröde. Hat es einmal Kohlenstoff aufgenommen, so oxydirt es sich nur sehr langsam an der Luft, indem der Kohlenstoffgehalt diesen Prozeß verhindert. Geht der Garprozeß in Folge der Beimischungen von Zinn, Wismuth, Antimon sehr schwer, so setzt man etwas Blei als Reinigungsmittel hinzu, denn dasselbe befördert dadurch, daß es selbst sehr leicht oxydirbar ist, auch die Drydation der andern das K. verunreinigenden Metalle. Hierbei muß das Metall beständig umgerührt werden, damit der Luft eine recht große Oberfläche dargeboten wird; sonst würde sich ein Theil des Bleies mit dem K. verbinden u. ein schlechtes Produkt geben.

In Deutschland macht man die Schwarz-K. und Darrlinge entweder auf dem großen oder dem kleinen Garherd gar. Der große deutsche Garherd gleicht im Wesentlichen dem Silberabtreibeherd, doch ist der stärkern Hitze wegen, welche zum Garmachen des K.s erforderlich ist, die Haube desselben stets aus Backsteinen gemauert und die Herdsohle, auf welcher man schmilzt, ist aus leichtem Gestübe geschlagen. Statt einer Schürgasse hat dieser Herd zwei Flammengassen von 2 Fuß Höhe und 8 Zoll Weite. Unter den Flammengassen stehen 2 Strichtiegel außerhalb des Ofens auf der Hüttensohle zur Aufnahme des gar gemachten K.s. Man setzt gegen 60 Centner auf einmal in einen solchen Ofen ein. Geschürt werden dieselben mit Holz- oder Steinkohlen; auch setzt man dem Schwarz-K. nicht selten Blei zu, damit es unter Einwirkung des Gebläses schneller gare u. ein reineres K. ausgebracht werde. In Chessy setzt man 60 Centner Schwarz-K. in einen Ofen ein. Sobald dasselbe eingeschmolzen, läßt man das Gebläse an, es bedeckt sich nun die Oberfläche des Metalls mit einer ziemlich starken Lage von Schlacken, welche abgezogen wird. Nach Verlauf von einigen Stunden ist wieder Schlacke vorhanden, welche im Augenblicke, wo sie sich zeigt, sogleich abgezogen werden muß, damit der einwirkende Wind die Oberfläche des flüssigen Metalls beständig bestreichen kann. Nach 4—5 Stunden hat die Schlackenbildung aufgehört, worauf das Feuer vermehrt wird. Nunmehr tritt ein heftiges Kochen des geschmolzenen K.s ein, welches zuweilen nur $\frac{1}{2}$ Stunde, zuweilen aber auch 1 Stunde anhält und endlich von selbst aufhört. Nach Verlauf von $\frac{3}{4}$ Stunden ist die Gare vorhanden, der Garspan wird genommen; ist derselbe genommen und die flüssige Garmasse wird in die Strichtiegel — Spleißherde — abgelassen, so erhebt sich von denselben aus ein röthlicher Dampf von unendlich feinen Kupferkörnern, welche mit einer Drydulrinde umgeben sind: dies ist das Spragen des K.s. Aus den Spleißherden wird das K. in Scheiben gerissen und dieselben in Wasser abgelöscht. In einem solchen Ofen dauert das Garmachen 16—17 Stunden, und der Abstich hat je nach der Reinheit der Schwarz-K. ein Gewicht von 48—50 Centner. Der Verlust beträgt 2—3 Cent-

ner, und an Garschlacken fallen gegen 11 Centner.

Eine der gewöhnlichsten Vorrichtungen zum Kupfergarmachen ist der sogenannte kleine Garherd. Es ist dies eine reine Esse mit einem Gebläse, welches mittelst einer Form auf den aus Thon und Kalk, oder aus schwerem Gestübe bestehenden Herd wirkt. Letzterer, welcher kugelförmig gebildet, aber unter der Form tiefer ist und sich dieser gegenüber verflacht, damit der Wind die flüssige Masse besser bestreichen könne, faßt nur 2—5 Centner. Der Herd wird abgewärmt und auf die brennenden Kohlen $\frac{1}{2}$ Centner Schwarz-K. oder Darrlinge aufgegeben und diese mit Kohlen überschüttet; ist diese Port eingeschmolzen, so trägt man so lange Kohlen und K. nach, bis der Herd voll ist. Die Gebläseluft oxydirt nun die Oberfläche des geschmolzenen Metalls und hauptsächlich zuerst die leicht oxydirbaren, als Blei, Eisen, Kobalt, Nickel, zugleich aber auch K., wodurch die Garschlacke entsteht, die anfangs reicher an Eisenoxyd und Bleioxyd ist — wenn es Darrlinge waren —, gegen Ende des Processes aber immer reicher an Kupferoxyd wird. Die erstere hat eine schwärzliche Farbe, welche nach u. nach aber roth wird. Die Schlacken werden abgezogen. Man probirt die Gare mittelst einer runden platten Eisenstange, dem Gareisen, welches durch die Form in die flüssige Kupfermasse eingeführt wird, und woran sich nach dem Garen das K. in gleichmäßiger Stärke, zellig und von schön kupferrother Farbe, anhängt, es darf sich nach dem Ab schlagen mit dem Hammer nicht leicht biegen lassen, sondern muß etwas spröde seyn. Das Gebläse wird nun abgehoben, die Kohle mit den das K. bedeckenden Schlacken abgezogen und das K. etwas erkalten lassen. Hierauf begießt man es mit kaltem Wasser, wodurch die Oberfläche erstarrt, reißt es mittelst Hülfe von Stacheln und Forkeln in Scheiben — Scheiben reißen — u. setzt dies so lange fort, bis das letzte Stück vom Boden des Herdes, der König, herausgenommen werden kann. Diese Scheiben werden unmittelbar vom Herde in einen Bottich voll kalten Wassers geworfen, um die Drydation zu verhindern; es läuft jedoch stets kochenroth an, bedeckt sich also mit einem Häutchen von Drydul. Auf der Oberfläche zeigt es ein zackiges, hackiges Ansehen, und dies ist eine Folge des Abreißen des durch Aufgabe von kaltem Wasser erstarrten, von der im Innern noch glühend flüssigen Metallmasse. Da es an den Außenflächen des Herdes immer schneller erkaltet und die Scheiben hier einen starken und rauhen Rand bekommen, so mag hiervon der Name Rosettenkupfer abstammen. Die abgehobenen Scheiben erscheinen desto dünner, je reiner das K. ist, und je weniger Drydul es enthält. Das Garmachen dauert je nach der Reinheit $\frac{3}{4}$ — 2 Stunden, u. man bringt 80 — 96 % aus. In der Regel ist das K. von kleinen Garherden übergar. Die Garschlacken werden in der Regel dem Schwarz-Kupferschmelzen wieder mit zugeschlagen. Außer diesem Garmachen des K.s ist übrigens das Hammergarmachen in allen den Fällen noch



den Spurstein 2 bis 3mal röstet, alsdann mit Schwefelantimon durch einen Krummofen setzt, wobei sich das Antimon mit dem Kobalt vereinigt und als Speise in dem Sticheerde unter dem Steine abfällt. Letzterer kann alsdann geröstet und zu Schwarzkupfer verschmolzen werden, während erstere auf den Garherd gebracht, eingeschmolzen und durch Drydation das Antimon und andere Metalle fortgeschafft werden, das Kobaltmetall aber ziemlich rein zurückbleibt.

In Kupfererzgruben, wo Kupferglanze und andere Schwefelkupfererze einbrechen, bildet sich vermöge einer langsamen Drydation durch die feuchte Grubenluft, oder auch in Folge des Feuersegens, wodurch der Prozeß beschleunigt wird, nach und nach Kupfervitriol, welcher sich in den Grubenwässern auflöst. Diese Wasser werden mit dem Namen *Cémentwasser* belegt, u. sie finden sich zu Neusohl und zu Schmöllnig in Ungarn, zu Kalun in Schweden, zu Chessy in Frankreich, auf der Kupfergrube Mona zu Amlwisch auf der Insel Anglesea, zu Altenberg in Sachsen, im Rammelsberge bei Seelitz und an mehreren anderen Orten. Man benützt diese Wasser entweder zur Gewinnung von Kupfervitriol, oder zur Darstellung von Cémentkupfer. Seither wandte man das Verfahren an, daß man Eisenstücke in denselben bis zur gänzlichen Ausfällung des Kupfers liegen und darauf das Wasser in Reservoiren laufen ließ, wobei durch Berührung mit der Luft ein Theil des Eisens als Drydhydrat — als *Eder* — niederschlug, den man sammelte, trocknete und verkaufte, das Uebrige aber weglassen ließ. Bei diesem Verfahren hat man nicht allein einen großen Verlust an Eisen, weil jene Wasser bereits einen Gehalt von etwas saurem schwefelsaurem Eisen besitzen, demnach mehr Eisen auflösen, als zur Fällung des Kupfers nothwendig wäre, sondern es wird das aufgelöste Dryd auch nur unvollständig wieder gewonnen und überdies nicht einmal alles Kupfer gefällt. Es handelt sich demnach darum, vorerst die vollständigste Fällung des Kupfers zu bewerkstelligen, und hierzu dient eine Absäuerung der Flüssigkeit mittelst freier Schwefelsäure, welche die Oberfläche des Eisens beständig rein erhält und einen Niederschlag von reinem K., zugleich aber auch eine Auflösung von Eisenvitriol bewirkt. Zur besseren Fällung des K.s muß man aber das etwa vorhandene schwefelsaure Eisenoxyd in schwefelsaures Eisenoxydul umändern, und dies geschieht am besten durch Eingabe einer wohlfeilen organischen Substanz. Man sammelt nun die Cémentwasser in Cümpfen an, setzt zu circa 1000 Quart 2 Pfund Schwefelsäure und etwa 2 Pfund Sägespäne, entfernt letztere, nachdem die Umwandlung in Drydulsatz vor sich gegangen ist, und legt alsdann Eisenstücke ein und zwar in solcher Menge, daß das Eisen das chemische Äquivalent des nach der Probe im Wasser enthaltenen K.s ist. Nach Verlauf einiger Stunden hat sich das K. vollkommen abgeschieden. Man läßt alsdann das Ganze durch ein Filter laufen, wobei das K. zurückbleibt. Durch Verdampfen der Flüssigkeit kann man dann den Eisenvitriol gewinnen.

Wir können nicht unterlassen, hier die kurze Beschreibung eines neuen Kupferhüttenprozesses, welcher zuerst in der Bergwerksschule zu Paris angewendet wurde, folgen zu lassen. Rivot und Phillips lernten auf einer hüttenmännischen Reise durch England die Versuche kennen, welche man in einer Kupferhütte angestellt hatte, um aus vorher gerösteten, geschwefelten Erzen durch galvanische Einwirkung metallisches K. darzustellen. Die Beobachtungen, welche sie darüber machten, stimmten mit den bekannten Bemerkungen Rapin's überein. Man röstete die geschwefelten Erze vollkommen ab, brachte sie in einen mit einer Graphitsohle versehenen Ofen in Fluß und reducirte das K., indem man durch das flüssige Metallsilikat einen starken galvanischen Strom gehen ließ, welchen einerseits die Graphitsohle, andererseits die gußeiserne Platte, welche über die Oberfläche der flüssigen Masse gehalten wurde, leitete. Die Genannten schlugen nun ein anderes Verfahren ein und wählten dazu ein Schmelzgut von geröstetem Kupferfies. In einem gehörig heißen Ofen wurde die Beschickung von 3 bis 3½ Centner geröstetem Erze mit Kalkstein oder Schlacken vom vorhergehenden Prozesse eingetragen. Die Zuschläge mußten solcher Art seyn, daß die Beschickung bald in Fluß kam. Hierauf wurde Kohlenstaub aufgegeben. Siehe man in der Beschickung nur das Eisenoxyd und den Kalk als Wasen an, so muß ein Doppelsilikat mit einem Kalkgehalte von 12 bis 15% gebildet werden. Die Erfahrung lehrte bei diesem Prozesse, daß ein Silikat, in welchem das Eisenoxydul die einzige Base war, zwar sehr schnell schmelze und flüssig werde, daß aber auch sehr leicht ein eisenhaltiges K. falle. Nach dem Eintragen der Beschickung werden einige Schaufeln Kohlenklein auf die Oberfläche der schmelzenden Masse geworfen, um dieselbe gegen die oxydierende Einwirkung der Ofenflamme zu schützen. Das Schmelzgut wird nun von Zeit zu Zeit umgerührt, wodurch eine gleichförmigere Erhitzung und raschere Schmelzung bewirkt wird. Nach 4 Stunden erfolgt die vollständige Schmelzung. Sobald das Schmelzgut anfängt zusammenzubacken, enthalten die Theilchen, welche sich an die Prechhänge anhängen, schon Kupferkörner, und bald wird man eine Ansammlung des K.s am tiefsten Punkte des Herdes mit dem eingeführten Gebläse gewahr. Nachdem Alles gehörig geschmolzen ist, werden 6 Eisenstäbe, welche zusammen 70 bis 90 Pfund wiegen, in Vertiefungen durch die hintere Ofenwand so eingelegt, daß sie ganz von der flüssigen Materie umgeben sind, hierauf wird von Neuem etwas Kohlenklein auf die Schlacke geworfen, um die fernere Drydation des in der Schlacke befindlichen Eisenoxyduls mittelst der Flamme zu bewirken, und hierauf die geschmolzene Masse mit einem zweizinkigen Krähle eine halbe Stunde lang umgerührt. Sobald die an Eisenoxydul sehr reiche Schlacke nur 1 bis 2 % Kupfer enthält, kann ihr Aussehen nicht mehr dazu dienen, den vorgerückten Stand der Reduktion zu erkennen. Eine gute Probe ist jedoch die, daß man eine kalte Prechhänge einen Augenblick in die Schmelzmasse steckt











Kupferoxyd bleibt zurück. Selbst bei längerem Erhitzen bis zum Rothglühen in Wasserdampf wird es nur theilweise zerlegt, beim Weißglühen aber bildet sich Schwefelwasserstoffgas, es sublimirt Schwefel, Wasserstoff wird frei, und Kupfer bleibt nach Regnault regulinisch zurück. Wasserstoffgas wirkt nicht darauf ein, Phosphorwasserstoff zerlegt es beim Glühen in Schwefelwasserstoff und Kupfersubphosphoret ($3 \text{ Cu}_2 \text{ S} + \text{P H}_3 = 3 \text{ H S} + \text{Cu}_3 \text{ P}$). Chlorgas wirkt in der Kälte nicht, in der Wärme sehr langsam darauf ein. Kalte Salpetersäure zieht die Hälfte des Kupfers aus und hinterläßt Kupfersulfuret, heiße Salpetersäure oxydirt es vollständig. In kochender concentrirter Salzsäure ist es schmierig, unter Schwefelwasserstoffgasentwicklung als Kupferchlorür löslich. 10 Theile Kupfersubulfuret, mit 7 Theilen Salpeter geschmolzen, liefern schwefelsaures Kali und metallisches Kupfer. Beim Schmelzen mit kohlensauren Alkalien wird es nicht verändert; wenn man aber Kohle od. kaustisches Alkali zusetzt, wird ein Theil des Kupfers reducirt. Mit Bleiorxyd zusammengeschmolzen, entweicht schwefelige Säure, und es entsteht eine rothe, Kupferoxydul und Bleiglätte enthaltende Schlacke, und metallisches Blei scheidet sich ab. Mit den die Stelle von Säuren übernehmenden Schwefelmetallen bildet es Schwefelsalze. In der Natur kommen häufig Verbindungen derselben mit anderen Schwefelmetallen vor, z. B. mit Schwefelsilber, Schwefelwismuth, am häufigsten mit Schwefeleisen, Kupferkies genannt.

12. Kupfersulfuret, Einfach-Schwefelkupfer: Cu S , wird durch Fällung von Kupferoxydsalzen mit Schwefelwasserstoff erhalten. In der Natur findet es sich als Kupferindig. Wenn man Kupferoxydsalzlösungen mit Schwefelwasserstoff behandelt, oder mit Schwefelammonium versetzt, so entsteht ein anfangs brauner, beim Ansammeln braunschwarz werdender Niederschlag, der beim Trocknen grünschwarz wird, sich sehr leicht an der Luft oxydirt, dann sauer reagirt und im feuchten Zustande ganz in schwefelsaures Kupferoxyd übergeht. Er muß daher bei möglichstem Luftabschluß mit schwefelwasserstoffhaltigem Wasser ausgewaschen werden.

Wenn man fein gepulvertes Kupfersubulfuret in einer Reibschale mit kalter starker Salpetersäure reibt, so zieht diese die Hälfte des Kupfers aus und hinterläßt das Sulfuret als grünschwarzes Pulver. Beim Behandeln des Sulfurets mit heißer Salpetersäure wird alles Kupfer oxydirt, Schwefelsäure gebildet und ein Theil des Schwefels abgeschieden. Heiße concentrirte Salzsäure bildet damit, obwohl langsam, Kupferchlorür unter Schwefelwasserstoffentwicklung und Abscheidung von Schwefel. Am besten gelingt diese Zerlegung bei dem frisch gefällten Sulfuret. Aus Silbersalzen fällt dieses Schwefelsilber, indem sich das Kupfer löst. Es ist unlöslich in Lösungen von schwefliger Säure, Kali und Schwefelalkalimetall. Das Sulfuret verbindet sich in mehrfachen Verhältnissen mit dem Kupferoxyd 13) zu Kupferoxydsulfuret. Wenn man in eine ammoniakalische, bis

zu 75 bis 80° erhitze Kupferoxydlösung Schwefelnatrium eintropft, bis die Farbe der Lösung eben verschwindet, und den Niederschlag rasch abfiltrirt und auswäscht, so erhält man eine Verbindung, die auf 5 Aeq. Kupfersulfuret 1 Aeq. Oxyd hat. — Wird die Temperatur während des Fällens bis auf 95 bis 100° gesteigert, so nimmt das Oxydsulfuret eine andere Zusammensetzung an, was leicht nachgewiesen werden kann, wenn man das Oxydsulfuret mit einer schwachen Kupferoxydsalzlösung in Ammoniak zum Kochen erhitze, wodurch diese entfärbt wird und nun Oxydsalz enthält. Nach Raoumérié besteht der bei Darstellung von schwefliger Säure durch Behandlung von Schwefelsäure mit Kupfer sich anfangs bildende, die Säure braun färbende Körper aus $2 \text{ Cu}_2 \text{ S} + \text{Cu O}$. Bei weiterer Einwirkung der Säure bildet sich durch Entziehen von Kupfer $2 \text{ Cu S} + \text{Cu O}$. Wenn diese Säure aus dem Rückstande kein Gas mehr entwickelt, so ist die Zusammensetzung des zurückbleibenden schwarzen Körpers $\text{Cu S} + \text{Cu O}$.

E. Kupfer und Selen verbinden sich in zwei, dem Oxydul und dem Oxyd entsprechenden Verhältnissen.

14. Kupfersubsele nit, $\text{Cu}_2 \text{ S}$, bildet sich, wenn Kupfer in Seldndampf erhitzt wird, oder wenn man auf glühendes Kupfer Selen wirft. Die Verbindung findet unter Feuererschweinung Statt. Es bildet eine unter der Glühhitze schmelzende, stahlgraue, spröde Masse von dickem Bruch. Beim Erhitzen an der Luft verbrennt ein Theil des Selen sehr rasch, aber selbst nach längerer Einwirkung bleibt das Kupfer spröde, gräulich, leicht schmelzbar.

15. Kupferselenit, Cu S , wird erhalten durch Fällen von Kupferoxydlösungen mit Selenwasserstoff als schwarze Flocken, die beim Trocknen stahlgrau werden und durch den Polir Stahl einen metallischen Strich annehmen. Beim Erhitzen in Destillationsgefäßen entweicht die Hälfte des Selen.

F. Kupfer und Phosphor. Kupferphosphorete. Nach P. Rose verbindet sich der Phosphor mit dem Kupfer in mehreren Verhältnissen. Die Vereinigung beider erfolgt auch unmittelbar durch Erhitzen, dies Produkt ist aber in seinen quantitativen Verhältnissen nicht bekannt. Bestimmte Verbindungen erhält man auf trockenem Wege durch Behandlung von Chlor- oder Schwefelkupfer mit Phosphorwasserstoff; dieselben sind entweder sehr ähnlich, grauschwarz, metallglänzend, wenn sie beim Ausschluß der Luft stärker erhitzt werden, sonst schwarz und pulverig, unlöslich in Salzsäure, löslich in Königswasser und in Salpetersäure.

16. Erstes Phosphorkupfer, mittelst Kupferchlorür oder Schwefelkupfer dargestellt, besteht aus: $3 \text{ Cu} + \text{P}$.

17. Zweites, mittelst Kupferchlorid erhalten, besteht aus: $3 \text{ Cu} + 2 \text{ P}$. Dieselbe Verbindung bekommt man auf nassem Wege, wenn man Phosphorwasserstoff in eine Auflösung von Kupfervitriol leitet; sie hat, so dargestellt, das Eigenthümliche, beim Erhitzen kupferroth zu werden.

18. Drittes, durch Behandeln von stark erdigtem, phosphorsaurem Kupferoxyd mit Wasserstoffgas, besteht aus: $\text{Cu} + \text{P}$. Dieselbe erhält man durch Hineinleiten von Phosphorwasserstoff in die Lösung eines Kupferoxydsalzes, als schwarzen Niederschlag, der beim Ausfluß der Luft zu einer rothgelben, metallisch-glänzenden Kugel geschmolzen werden kann.

Kupfer, verbunden mit Brom, Chlor, Jod, Cyan, Fluor, s. Kupfersalze.

Kupfer, in Verbindung mit anderen Metallen, vergl. Kupferlegierungen.

IV. (Handel.). In den Handel kommt das K. theils in Blöcken (Barren), theils in Platten u. runden Kuchen, endlich auch in Form von Münzen (namentlich russische Kopelen) u. altes Kupfergeschirr. Die wichtigsten Sorten sind: das japanische, das reinste und beste, man erhält es in den Siegestackstangen ähnlichen, kleinen Stäben von schöner rother Farbe, manches davon (z. B. das von Surango) soll goldhaltig seyn. Die japanischen Kupferminen sollen mit zu den reichsten der Welt gehören. Die Holländer führen von dort her jährlich gegen 14,000 Etr. K. nach Batavia und die Chinesen 16,000 bis 20,000 Etr. nach Canton und anderen ihrer Häfen. Es spielt in Ostindien eine wichtige Rolle und wird in den Preiskourants von Canton, Kalcutta, Singapore etc. regelmäßig notirt.

Persisches K. kommt von Abusdir und Bassorah aus in ziemlicher Quantität nach Kalcutta. Ein kleiner Theil von dem, was unter diesem Namen dorthin kommt, soll aber aus den russischen Minen in Georgien stammen. Cämentkupfer (franz. *cuiore de cémentation*, engl. *precipitated copper*), das aus den sogenannten Cämentwassern gezogene K. Die Grubenwasser in den Kupfergruben enthalten viel Kupfervitriol, welcher sich darin nach und nach aus den Erzen bildet. Diese Wasser werden besonders zu Neusohl und Schmöllnitz in Ungarn, zu Falun in Schweden, ferner auf der Insel Anglesea, bei Altenberg in Sachsen, bei Rammelsberg im Harz, gesammelt und entweder zur Darstellung von Kupfervitriol benutzt, oder aus ihnen durch Hineingestelltes blankes Eisen das Kupfer niedergeschlagen. Die Monagrube auf Anglesea liefert jährlich 1600 – 2000 Etr. u. Schmöllnitz in Ungarn an 4000 Etr. Cämentkupfer. Englisch es K. England ist das an Kupfer reichste Land der ganzen Erde. Die wichtigsten Minen sind in Cornwall, Wales, Derbyshire u. Devonshire; bis zum vorigen Jahrhundert wurden dieselben nur nachlässig gebaut. Von 1726–1735 gaben die Bergwerke von Cornwall im Durchschnitt jährlich etwa 700 Tons (à 20 Etr.); in den 10 Jahren von 1766 bis 1775 dagegen war die Ausbeute schon auf 2650 Tons jährlich gestiegen. Im J. 1773 wurden in Derbyshire neue Kupferbergwerke angebrochen und zu derselben Zeit auch die berühmten Gruben auf Anglesea entdeckt. In Folge des großen Zuwachses eignen K. kam England in den Fall, anstatt wie früher von der Zufuhr fremden K. abhängig zu seyn, schon von 1793 an einer der

vorzüglichsten Märkte für den Kupferhandel zu werden und solches an andere Länder abzulassen. Irland hat Kupferminen in den Grafschaften Wicklow und Cork, die reichsten Gruben von Cornwall liegen zwischen der Stadt Truro und der äußersten Südwestspitze von England, Landsend; das Erz wird aber nicht an Ort und Stelle, sondern zu Swansea, in der wälischen Grafschaft Glamorgan geschmolzen, wohin auch die irischen Erze geschafft werden. England erzeugte in den letzten Jahren über 15,000 Tonnen Garkupfer, es kommt entweder in Stücken oder gekörnt in den Handel. Ersteres wird unterschieden in *thougn cake* (große viereckige Tafeln) und in *tile copper* (dünne Tafeln) von geringerer Geschmeidigkeit. Vom gekörnten hat man eine Sorte in rauen und federförmigen Stücken (*feather shot*) und eine andere in glatten bohnenförmigen Stücken (*bean shot*). Das erstere erhält man durch Körnen im kalten Wasser und gebraucht es zur Messingfabrikation. Das zweite im heißen Wasser gekörnte wendet man zu Draht an. Das mit Blei versetzte Salzkupfer, welches zu Hähnen, Leuchtern, Lösfeln etc. dient, wird Potmetall genannt. Rußland liefert nächst England das meiste K., die Produktion der Privatwerke belief sich im Jahr 1836 auf 202,264 Pud; 1837 auf 226,736, und 1838 auf 235,934 Pud. Die meisten und ergiebigsten Kupferminen liegen im Ural, besonders im verchoturischen Theil, so wie im westlichen Permischen und ufaischen Vorgebirge. Die altaischen und olongschen Bergwerke liefern auch viel K. Das russische K. ist sehr rein und deshalb im Handel geschätzt, es kommt in Barren von verschiedener Größe und führt gewöhnlich die Namen der Hüttenbesitzer, z. B. Packhof, Gregori, Demidoff.

Das schwedische K. erscheint gewöhnlich als Rosettenkupfer in unregelmäßigen runden Platten, die geborsten, blasig und löcherig sind, 1–2 Fuß im Durchmesser und eine sehr ungleiche Dicke haben. Neu-Bergschlag heißt das aus den neuen Gruben gewonnene, es ist härter, schwerer zu bearbeiten und auch wohlfeiler, als das aus den älteren, welches den Namen Alt-Bergschlag führt. Schwedische Münzplatten sind kleine viereckige Kupferplatten von etwa 5½ Pfund Schwere, in jeder Ecke mit einer Krone gestempelt. Sie gehören zu den besten, weichsten und dehnbarsten Kupfersorten. Die reichsten Kupferbergwerke Schwedens sind die von Falun u. Garpenberg in Dalekarlien. Der reichhaltige Stora Kopparberg hat schon Privilegien seit dem 13. Jahrh. aufzuweisen. Im Jahr 1651 gaben die faluner Gruben einen jährlichen Ertrag von 20,321 Schiffspfund K., in späterer Zeit wurde die Ausbeute aber immer geringer u. sank bis unter 6000 Schiffspfd. herab. Man kann überhaupt jetzt nur etwas über 6000 Schiffspfund als Gesamtproduktion der schwedischen Kupferhütten annehmen, da die Minen von Westerås, Döfersund, Derebro und Lövping nur wenig K. liefern, was überdem von geringerer Güte als das faluner ist. Man glaubt, daß die faluner Gruben fast ganz er-



















Quarz einbrechen. Die Erze bilden Lager von einigen Zollen Stärke. An vielen Stellen finden sich die Kupfererze und Bleiglanze gesondert, und Kupferkies und Bleiglanzmachen jeder für sich allein beträchtliche Massen aus. Die Mächtigkeit des Lagers beträgt 40 Fachter und wächst an einigen Stellen selbst auf 60 an. Mit den Kalken wechseln Thon und Grauwalken-Schiefer. Mit zu den reichsten Bergwerken Ungarns, vielleicht Europa's, gehören gegenwärtig die Kupfergruben in dem kottenbacher Thale bei Göllnig. Die Gänge, welche bei Schmölzig im Thonschiefer aufsetzen und als Gangausfüllungsmasse Thone und Quarze besetzen, streichen Stunde 6. Man kennt 3 Hauptgänge, den mittleren, den liegenden und den hangenden, sie fallen unter 75° nach Süd ein. Sie streichen parallel mit einander fort und sind 20, bei Biegungen und Krümmungen aber weniger Fachter von einander entfernt. Zwischen diesen Gängen finden sich einzelne Klüfte, welche aber selten von besonderer Erzführung sind. Die Gänge setzen häufig ab, streichen öfters eine Zeit lang unedel fort und werden von jeder und selbst der geringsten Gesteinsabänderung verzückt oder verworfen. Diese Veränderungen durch Klüfte, welche in einer andern Stunde an das Gestein herankommen, bezeichnet man mit dem Namen Klein. Nach langjährigen Beobachtungen hat man über diese kleine folgende Erfahrungen gemacht. Wenn ein Klein von Morgen kommt, so stößt es den Gang ins Liegende, kommt es aber von Abend, so rückt es den Gang ins Hangende; auf diese Weise hat man ein leichtes Mittel, die verworfenen Gänge wieder auszurichten. Klüfte, welche zwischen 4 und 10 streichen, ihr Fallen aber nach Morgen oder Abend haben, werden widersinnige, diejenigen aber, welche das Streichen der Hauptgänge mit dem zugehörigen Fallen befolgen, rechtsfallende genannt. Letztere tragen den Gang ins Liegende, erstere aber ins Hangende. Die sogenannten kleine sind, obschon sie die Gänge so oft aus dem Streichen bringen, doch unumgänglich zur Veredelung derselben erforderlich. Man weiß aus Erfahrung, daß in den Gegenden, wo keine solche Veränderungen der Gangbegleitung vorkommen, der Gang vollkommen taub ist. Unter den 3 genannten Gängen verdient der mittlere, seiner Ergiebigkeit wegen, den Vorzug. Auf ihn folgt in Bezug auf die Reichhaltigkeit der hangende. Die Gangart ist außer Quarz ein dunkelgrauer Thon, welcher öfters mit Quarz vermengt ist. In der Regel macht der Quarz den Anfang und auch das Ende der im Gange befindlichen Erze aus, weshalb der Bergmann sagt, der Quarz nimmt und bringt das Erz.

Zwischen den Hauptgängen befinden sich in dem umgebenden Thonschiefer öfters beträchtliche Nester von Kiesen, welche noch 1 bis 2 % Kupfer enthalten. Die Kilder werden daselbst in das Morgen-, das mittlere und das Abendfeld abgetheilt. Die Arbeit auf diesen Gängen wird mit Reilhauen, Schlägel und Eisen, selten mittelst Bohren und Schießen betrieben. Zuweilen macht sich der Bergmann einen tiefen Einbruch, verschrämt

den Gang, um alsdann durch gut angelegte Schüsse große Massen des Gesteins und der Erze hereinzunehmen. Außer den Gedinghäusern, welche auf Stollen und Strecken, wo keine Erze einbrechen, arbeiten, sind hier meistens Erzhäuer auf den eingerichteten Straßenbauten angelegt. Die gewonnenen Erze werden in der Grube oberflächlich geschieden und dann durch Schächte oder Stollen zu Tage gefördert. Hier erfolgt die Reinscheidung in verschiedene Sorten. Die Erze werden monatlich an die kaiserliche Hütte geliefert. Die Erze sind entweder reine Kupferkiese und Buntkupferkiese od. Fahlerze und werden, je nachdem, ob sie silberhaltig oder silberfrei sind, entweder der königlichen Hütte zu Altwasser oder der Privathütte in Slovinta zur Einlösung übergeben.

Die kottenbacher Erze führen von dem nahe gelegenen Dorfe Poracz auch den Namen poracz'er Erze, und es werden von denselben monatlich allein über 3000 Etr. mit einem Gehalte von 1 Etr. Silber und 10 Pfd. Kupfer pro Etr. bei der Altwasserhütte eingelöst. Bei derselben theilt man die Erze a) in amalgamirwürdige, b. h. in solche, welche im Etr. $\frac{1}{2}$ Etr. Silber und $6\frac{1}{2}$ Pfd. Kupfer enthalten, b) in unamalgamirwürdige, deren Silbergehalt $\frac{1}{4}$ Etr. und 8 Pfd. Kupfer beträgt, c) in silberhaltige Golferze, von denen der fallende Stein amalgamirwürdig ist, und d) in reine Golferze, welche an die schmölzinger Kupferhütte abgegeben werden.

Oft werden in einem Quartale 21,600 Etr. amalgamirwürdige, 1044 Etr. unamalgamirwürdige, 500 Etr. silberhaltige Golferze und 400 Etr. reine Golferze von sämmtlichen Gewerken bei der Altwasserhütte eingeliefert. Die Zahlung stellt sich bei diesen Erzen um so vortheilhafter heraus, je geringer der Kupfergehalt und je größer der Silbergehalt im Etr. Erz ist, wobei der Gewerke für das Silber der unamalgamirwürdigen Erze nichts erhält, weil man das Silber für die aufgehenden Unkosten rechnet. An Schmelzkosten werden für das Rohschmelzen 29 kr. pro Etr., an Veröstungs- und Kupferschmelzkosten 2 fl. 58 kr. pro Etr. gezahlt, an Amalgamirkosten 4 fl. bei Opfindigem Schwarzkupfer oder 5 fl. für das Garkupfer. Da die kottenbacher Erze quecksilberhaltig sind, man die Ausbringung dieses bedeutenden Gehaltes aber noch nicht als alleinige Hauptsache in Betracht zieht, so begnügt man sich, das auf der Oberfläche der Rösthaufen sich ansammelnde Quecksilber durch Auswaschen zu gewinnen; aus diesem Grunde werden auch nur allein diese Erze geröstet, während man alle übrigen Kupfererze den Defen ungeröstet übergibt.

Die bei Göllnig aufsetzenden beiden Kupfergänge liegen im Diorit und verhalten sich auf eine Länge von 900 Fachter u. sehr beträchtlicher Teufe edel. Die Gangart ist Spatheisenstein und grauer Quarz. Außerdem finden sich noch reiche Kupfererzgänge bei Schwadler, bei Einsiedel, bei Krumbach, bei Wagendrussel bei Untermeyzenseifen, Zostau u. Obermeyzenseifen, bei Toppschau, bei Rosenau, bei Iglo u. Neudorf, so wie bei Wallendorf in Ungarn.

Bei Dognasjla im Banat setzen ebenfalls reiche Kupfererzgänge im Johanner-Gebirge

auf; aber auch im wolfganger Gebirge finden sich Kupfergänge, worauf die Maria Viktoria, Traugott, Christoph, Neu Glück auf, Eras-
mus 2c. niedergebracht sind. Im morawiger Gebirge war die Simon Judä Kupfergrube eine der beträchtlichsten, welche jemals in Europa bebaut wurden. Auf der Oberfläche dieser Feldmasse schürfte man schon vor langen Jahren, ging aber immer wieder ab; erst im Jahre 1740 trat eine Gewerkschaft zusammen, welche dem Oberstollen einer Kluft in der Hoffnung, auf Silbererze zu stoßen, nachbaute und von hier an Ausrichtungsbau ablenkte. Erst nachdem die Gewerkschaft der beständigen Zubußen müde und der Lehnträger in Armuth gesunken war, entblöhte man in einem nach Ost gemachten Auslenken eine reiche Kupferkluft, auf der man abzuteufen begann. Die hier von allen Seiten zusammenschaarenden Kupferklüfte bildeten einen außerordentlichen Erzstock. Die Sucht nach großer Ausbeute verleitete die Gewerke, auf ein starkes Kupferausbringen eine Belohnung zu setzen, deshalb bekam der Bergmeister so wie der Hüttenmeister von jedem gelieferten Etr. eine Tantieme, und die Folge davon war ein Raubbau. In kurzer Zeit entstanden schreckliche Weirungen, welche zu unterstützen keine Möglichkeit mehr war, und die täglich den Einsturz drohten, man war endlich genöthigt, die ausgehauenen Räume bis zur 9. Sohle mit tauben Bergen zu verstürzen, um nur die in der Teufe noch übrigen Abstämme zu retten.

Der Erzstock hat zu seinem Hangenden weissen körnigen Kalk und zum Liegenden Schiefer, das Stockwerk aber selbst sitzt auf Gneus auf. Die Gestalt desselben ist eiförmig, die oberste Sohle hat 3 Fachter in der Weite, breitet sich aber nach unten so aus, daß es auf der 9 Sohle 20 Fachter in der Länge und 20 Fachter in der Breite hat. Von dieser Sohle verkürzt sich die Mächtigkeit und Länge gegen den untern Theil in eben dem Verhältnisse. Da dieser Stock nur durch das Zusammenrammeln der Gänge entstanden ist, so hat er auch ein deutlich wahrzunehmendes Streichen vom Morgen gegen Abend und ein Fallen, welches von der ersten bis zur 9. Sohle von Mittag nach Mitternacht, von da bis zur 16. aber von Mitternacht gegen Mittag geht. Die Teufe des ganzen Stockwerks beträgt 40 Fachter, durch welche der Joseph-Schacht niedergebracht wurde. Der Reichtum dieser Grube ist jetzt vorüber. Die Erze lagen in ihr in einer solch dichten Masse beisammen, daß man dazwischen nur wenig taube Gangarten auszuhalten brauchte. Deshalb sind die übrig gebliebenen Bergresten und die Fahrten zum Ein- u. Aussteigen, von der 1. bis zur 9. Sohle, welche Räume versetzt wurden, in die schönsten Buntkupferkiese gehauen. Die dazwischen einbrechenden Gangarten sind steinkörniger u. auch schuppiger Marmor, Kalkspath, Agath weiß von Farbe mit rothen und schwarzen Flecken, auch saurer Granat kommt mit vor. Es ist bemerkenswerth, daß ungefähr 100 Fachter vom Liegenden dieses Stockes die Paulus-Bleigruben und in fast gleicher Entfernung im Hangen-

ben eine Eisensteingrube gebaut wurden. Jedemfalls setzten von hier aus Klüfte an den Erzstock und brachten die Erz- und Gangarten mit zu demselben.

Hier ist die Maria Viktoria Grube im wolfganger Gebirge. Die Gangart ist ein aufgelöster weißer Glimmer mit Talk, in welchem die Kupferkiese liegen.

Im Banat befinden sich eine Menge alter Kupfererzgruben, indem die dortigen Gebirge einen sehr großen Reichtum von diesen Lagerstätten enthalten; da die bergbaulichen Verhältnisse Serbiens ganz mit denen des Banats übereinstimmen, so wenden wir uns zunächst zu diesem Lande.

Serbien ist für die künftige Metallproduktion ein für Oesterreich, wenn auch nur kleiner, aber gewiß nicht unwichtiger Nachbar, welcher bis jetzt seinen Kupferbedarf aus dem österreichischen Kaiserstaat bezog. Wer Serbiens Metallreichtum kennen lernte, gesteht, daß die Wiederaufnahme der alten, bereits verschollenen Bergbaue die reichste Ausbeute von Metallen auf Jahrhunderte unter den günstigsten Verhältnissen in Aussicht stellt. Nach allen aufgefundenen Merkmalen hat der Bergbaubetrieb in diesem Fürstenthum schon zu der Zeit Statt gefunden, als die Römer jene Länder beherrschten, was die in den Gruben des Banats aufgefundenen römischen Inschriften bestätigen. Die Ueberreste eines Brückenkopfes bei Posa-Palanka, der sogenannten Trajans-Brücke über die Drau, lassen auf ein gleichzeitiges Alter des Bergbaues in Serbien und dem Banat schließen, und da gerade in dem Gebirgsthelle Serbiens die Bevölkerung zum größten Theile aus Romanen (Wallachen) besteht, so dürften auch diese als Herkömmlinge römischer Kolonisten zu betrachten seyn. Vom 11. bis zum 15. Jahrhundert soll der Bergbau im regeren Betriebe gewesen und von Venezianern aufgenommen gewesen seyn, welche die Metalle nach jener Inselstadt führten. Nach der Unterjochung des Landes durch die Türken verfiel der Bergbau. Als Serbien später wieder an Oesterreich kam, wurde auch der Bergbau wieder in Angriff genommen und namentlich Kupfer zu Maidanpek ausgebeutet; allein der nur zu frühzeitige Rückfall des Landes an die Türken brachte denselben wieder zum Erliegen.

Der maidanpecker Kupferbergbaubetrieb erstreckte sich auf mehr als eine deutsche Meile über die Gebirgszüge Stariga und Pomont-valalb, in einer 500- bis 600fachtigen Breitenausdehnung. Das Gebirg besteht aus Glimmerschiefer, welcher in Stunde 10,5 streicht und ein abwechselndes Fallen von 40 bis 50° in S.-West hat. Das Gefälle an der Lagerstätte selbst zeigt sich aber steiler und erreicht oft über 70°. Die eigentliche metallische Lagerstätte mit einem Hauptstreichen von Stunde 12, besteht aus einem mehr als 100 Fachter mächtigen Syenit-Porphyr-Gänge, welcher im Glimmerschiefer eingelagert und von Nebengesteintrümmern von Kalkstein und Glimmerschiefer begleitet ist. Auf den Gebirgshöhen zieht sich Kalk-



der Regel verfolgt und nachgewiesen werden kann. An der nordöstlichen Seite des Kap Cornwallis liegt eine sehr große Masse von Schörlfels zwischen dem Granit und Schiefer, während bei Pendun der Uebergang so allmählig Statt findet, daß man ihn kaum bemerkt. Der Granit wird quarziger und der Schiefer glimmerreicher, je mehr sie sich einander nähern, so daß da, wo die Gebirgsarten zusammenstoßen, keine andere Verschiedenheit der Masse besteht, als eine blaue Färbung auf der Seite des Schiefers und eine bläßblaue auf der Seite des Granits. Die Durchkreuzung der Gänge ist eben so, wie ihre Erzführung, in der Regel höchst unregelmäßig und verwickelt. Bei allen Gängen in diesem Bezirke ist das Vorkommen der metallischen Mineralien mit dem Granit abgeschnitten und die Lagerung desselben, sowie das Erreichen der Gänge führt manche Grubenbaue in der Richtung nach dem Meere hin, und einzelne Gruben werden bis zu einiger Ausdehnung unter dem atlantischen Ocean betrieben, so daß die in denselben arbeitenden Bergleute, während sie die Erze hereinhauen, das Brechen der Wellen deutlich vernehmen. In Little Bounds, Pottalack und Wheal Wood hat die Kühnheit, dem Erze zu folgen, bis hinauf zum Meere verleitet. Glücklicherweise waren die gemachten Oeffnungen sehr klein und das Gestein sehr fest, so daß es in den ersten beiden Gruben genügte, Holzzimmerung und Cäment, in der letzteren aber einen Holzpflöck anzubringen, um das Einstürzen des Meeres zu verhindern und so das Leben der Arbeiter zu schügen. In diesen Distrikten sind die Quantitäten der Grubenwasser sehr gering, und obgleich dasselbe wegen der Nähe des Meeres salzig ist, so ist es dennoch nicht häufiger, als in den weiter im Lande gelegenen Gruben. Die gewöhnlichsten, zu St. Just geförderten Erze sind Kupferglas, Kupferkies u. gediegen Kupfer, doch sind auch Karbonate und andere Erze dieses Metalls vorhanden. Von erdigen Mineralien kommen Granat, Axinit, Apatit, Hornblende, Schörl, Arragonit und Bitterspath vor. Viele Grubendistrikte Cornwallis haben einen größeren Betrieb, als der von St. Just; aber hinsichtlich der Verhältnisse, wie Granit und Schiefer zusammentreten, in seinen seltenen und bemerkenswerthen erdigen Mineralien, in seinen kühn und merkwürdig liegenden Gruben, in seinen Gefahren unter Tage und dem Oceane, in seinen pittoresken und romantischen Felsen wird er von keinem der übrigen an Interesse und Wichtigkeit übertroffen. Die Lage verschiedener Dampfmaschinen in ihm ist ungemein malerisch, sie stehen an steilen Abhängen, an der äußersten Grenze fürchterlicher Abgründe, man glaubt, der leiseste Wind müsse sie herabschleudern. Von unten gesehen, scheinen sie in der Luft zu schweben, und dabei haben die Arbeiter, namentlich zu Pottalack, um zum Stollenmundloche zu gelangen, noch auf Fahrten hinabzusteigen, welche an schroffen Felsen herabhängen.

Der Distrikt St. Ives wird im Norden vom Bristolkanale und im Osten durch den Fluß Hayle begrenzt, hat einen Flächengehalt von 9

□ M. und besteht meistens aus mit Haide bewachsenem Hochlande, sehr häufig mit sehr großen Granitblöcken bedeckt, welche vom anstehenden Gesteine durch eine viele Fuß starke Lage von Granit getrennt sind. Der ganze Distrikt besteht aus Granit, mit Ausnahme eines schmalen Schieferstreifens an der Meeresküste. Zu Bedlam Green findet sich eine Ablagerung von talkigem und chloritischem Granit — Protogin — in welchem Porzellanthon gewonnen wird. Der Uebergang aus dem Granit in den Schiefer erfolgt allmählig, so daß man die Ablagerung an der Oberfläche nirgends erkennt. Die im Granit einbrechenden Gänge sind meist zinnreich, während im Schiefer Kupfererze einbrechen. In den St. Ives Consolidated Gruben fällt ein Nebengang von Zinnstein, gemengt mit Quarz, Chlorit, Kupfer- und Schwefelkies von der Hauptlagerstätte auf eine im übrigen Cornwall sonst nirgends beobachtete Weise nach Süd ab. Die Erzeinlagerung in der Lagerstätte ist oft ungemein merkwürdig und wechselt von einigen Zollen bis zu 30 und 40 Fuß, ohne alle Verbindung mit Klüften und anderen Gängen und von allen Seiten mit sehr festem Granit umschlossen. Eine ganz besondere Ablagerung von Zinnstein nahm man auf der Grube Carbona wahr, dieselbe berührt den Standard ganz bei 87 Fachter Tiefe, wo er nur 4 bis 5 Zoll mächtig ist und veredelt nun den Gang bis zu 100 Fachter Tiefe und 12 Fuß Mächtigkeit auf eine Länge von 120 Fächtern. Sie ist von allen Seiten von Granit umschlossen, besteht aus Feldspath, Quarz und Zinnstein, welche sehr unregelmäßig vertheilt sind, und enthält an vielen Stellen Kupfer- u. Schwefelkies, etwas Kupferglas und Chlorit. An einer einzigen Stelle erreicht diese Masse 70 Fuß Höhe, Breite und Stärke, und hier gewähren die zur Unterstützung des Daches stehen gelassenen Pfeiler, das seltsame Aussehen der Bergleute und die flackernden Lichter derselben einen höchst fabelhaften Anblick.

Der Marazion-Distrikt umfaßt das Schiefergestein, welches im Westen und Norden durch den Granit in den Kirchspielen Paul, Mabron, Gulvas und Ludgoon und im Süden durch die Mounts-Bay begrenzt wird. In ihren verschiedenen Abtheilungen ist die Schieferformation gut entwickelt, und der Granit ist von gewöhnlicher Beschaffenheit, besteht aus Feldspath, Quarz und Glimmer, zuweilen mit Pinit und Schörl gemengt. Granit und Schiefer werden auf gleiche Weise durch verschiedene Züge von Eloan — Feldspathporphyr — durchsezt. Dieser Eloan hat eine mehr oder weniger feinkörnige Grundmasse von Feldspath und Quarz und enthält große Krystalle von Feldspath, vollkommen ausgebildete Quarzkrystalle und Nester von Schörl. In der Härte und Zusammenhäufung der Mineralien zeigen diese Züge häufige Unregelmäßigkeiten, indem sie alle südwestlich streichen. Das Aussehen dieses Kupfererzdistriktes ist den übrigen in Cornwall, welche gewöhnlich aus dürrer, unbebautem, rauhem Heidelande bestehen, durchaus nicht ähnlich, weshalb man

denselben auch ganz passend mit dem Namen „der Garten Cornwalls“ belegt hat. Der Gwinn- und Crowan-Distrikt wird im Norden durch den Bristol-Kanal, im Osten durch eine Linie, welche vom Meere nach dem östlichen Ende von Eloswance Wall gezogen wird, im Süden durch den Bach, welcher Breage von Crowan trennt, und im Westen durch den von Trelubbis nach Hayle laufenden Fluß begrenzt. Er besteht aus einer Gruppe Schiefergesteine, welche von einer Menge Züge von Feldspathzügen durchschnitten werden; der Küste entlang ist eine große Strecke mit Trieb sand bedeckt. Die Porphyryzüge sind sehr häufig, aber ihre Richtungen sind sehr verschieden. Auffallend ist hier übrigens noch, daß bei Melistian sowohl das geschichtete Gebirg, als auch die Gänge kugelförmige Konkretionen enthalten, von denen einige aus Thongallen, andere aus schiefrigen Massen und noch andere ganz aus Quarz bestehen. In Herland finden sich bei einer Leuse von 110 Fächern zahlreiche mandelförmige Granitmassen, welche aus einer Grundmasse von Feldspath mit etwas Quarz und Glimmer bestehen, sie sind feinkörnig und zersezt und variiren in ihrer Größe von einer Nuß bis zu 3 Fuß Durchmesser. Sie sind stets vom Schiefer umgeben und stehen unter einander in keiner Verbindung. Beim Zersprengen des Gesteins zeigt es sich aus einer Menge sphäroidaler Massen bestehend, welche durch ein mitunter quarziges, öfters aber thoniges Bindemittel zusammen verbunden sind. In diesem Bezirke sind die Abhänge und Hügel bebaut und hie und da mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt; das Hochland jedoch zeigt dieselbe unfruchtbare Beschaffenheit, wie die übrigen Grubendistrikte.

Der Camborne und Tlogan-Distrikt ist im Osten durch das Thal begrenzt, welches Tlogan von Redruth scheidet, im Süden durch eine Linie, welche durch die Höhe von Carn Brea, Carnathern Cairn, Cairn Central und Camborn Beacon-Hill geht, und im Norden durch eine der Landstraße von Camborne und Redruth parallel laufende Linie. Das Gestein besteht in diesem Distrikte im Süden aus einer Reihe ziemlich hoher Granitberge, deren nördlicher Abhang von verschiedenen Gesteinen der Schieferformation bedeckt ist und von verschiedenen Porphyryzügen, Gängen und Gangkreuzen durchschnitten wird. Die Mineralien, welche dieser Distrikt liefert, bestehen vorzugsweise aus Kupferkies, doch haben einige Gruben auch eine bedeutende Menge gediegen Kupfer und eine Menge seltener Verbindungen dieses Metalles geschüttet. In einem der Gänge zu Dolkoath ist viel gediegenes Silber gefunden worden, auch Glaserz und Rothgülden, sowie Kobalt und Wismuth-erze kommen auf dieser Grube vor. Der Distrikt enthält mehre Gangstöcke, welche jedoch nicht zu Tage ausgehen. Carn Brea liegt am höchsten indemselben, und nahe dem Gipfel entspringt eine Quelle des reinsten Wassers.

Bei weitem der reichste Kupfererz-Distrikt in Cornwall ist der von Redruth und Gwennap, derselbe hat zugleich auch die beiden einzigen

Anlagen zur Gewinnung des weißen Arsenikglases in England, von denen die eine zu Perran Well, die andere zu Bissoe Bridge liegt. Die geognostischen Verhältnisse, unter welchen hier die mächtigen Kupfererzgänge aufsetzen, sind genau dieselben, wie wir sie seither beschrieben haben.

Zu Paris Mountain bei Amlwch auf der Insel Anglesea setzen viele größere und kleinere Gänge, welche Kupferkies, Schwefelkies, Blende und wenig Bleiglanz mit Quarz führen, im Thonschiefer auf, welcher in Talkschiefer und in Kiesel-schiefer übergeht, und diese befinden sich so nahe bei einander, daß sie ein sogenanntes Erzlager, oder einen Stoc bilden. Im Kohlen-kalksteine kommt der Kupferkies auf wahren Gängen in der Nähe von Alson in Cumberland mit Bleiglanz, Blende, Kalkspath vor, in Massen und unregelmäßigen Spalten, welche hie und da gangartig werden. In einem dem Kohlengebirge zugehörigen Gebirgsgesteine kommen ebenfalls Kupfererze vor. Auf der Insel Ross in Irland findet sich eine verlassene Kupfererzgrube, deren frühesten Bearbeitern selbst die ersten Anfangsgründe des Bergbaues fremd gewesen seyn müssen. Abgesehen von der Art der Werkzeuge, welche aus dem Schutte hervorgegraben wurden, trifft man an den Felswänden Spuren von Feuer, durch die man augenscheinlich das Metall aus seinen Erzen herauszuschmelzen versucht hat.

Zunächst England bringt Rußland die größten Massen von Kupfer in den Handel, und die dortige Produktion übersteigt weit über 100,000 Centner. Die Kette des Uralgebirges ist Rußlands Peru, dort ist eine der großen Lagerplätze, welche die Natur für ihre Reichthümer aufreihen hat. Nichts ist dem Bergmann merkwürdiger, als in jene Schatzkammern einzudringen. Die Gewinnung des Goldes, des Platins und Kupfers ist großartig und zeigt in ihrer Ordnung und Regelmäßigkeit ganz die militärische Disciplin des russischen Staates-Kolosses. Die Berg- und Hüttenanlagen sind fast sämmtlich von derselben Größe, die Hohöfen ziehen sich in gerader Linie längs der Abhänge und Thäler des Gebirgs dahin und erleichtern dadurch die An- und Uebersicht.

Die größten Mengen der Kupfererze kommen von den Lagerstätten bei Bogoslofsk an der Turja und an der Polewaja; sie setzen im körnigen Kalkstein auf, und die Erze finden sich sehr häufig in großen unregelmäßigen Massen von Betten umgeben, aber auch gangförmig den Kalkstein durchsetzend und bestehen aus Kupferkies, Kupferglanz, gediegen Kupfer, Fahlerz. Am ausgezeichnetsten kommt der Malachit vor, von dem noch immer die schönsten und größten Stücke in jenen Gegenden gefunden werden. Die Sammlung des kaiserlichen Bergcorps in St. Petersburg besitzt eines der berühmtesten Prachtstücke, es ist dies ein schön smaragdgrüner, nierenförmiger Malachit aus der Grube Gumeschewsk und hat 3 Fuß 6 Zoll Höhe und beinahe dieselbe Breite. Man schätzt den Werth dieses Stücks auf 525,000 Rubel. Diese außerordentliche Masse wird jedoch bei weitem durch

einen Hund aus neuerer Zeit übertreffen. In einer der demselben schon Kupfergruben bei Nilsdals-Lagil lag ein bei 250 Fuß Tiefe auf ein 18¹/₂ Fuß langes, 8 Fuß breites und 3¹/₂ Fuß hohes Malachiterzstück, welches gegen 600 Centner wog. Man umgrab das Stück nach allen Seiten, testete einen besonderen Schacht ab u. förderte es seiner ganzen Größe nach zu Tage.

Im Vergleich zu den andern Kupfererzen gebührt dem Malachit besonders Interesse wegen seiner technischen Anwendung. Krüder der trachtete man das Mineral als Edelstein, und zur Zeit noch werden kleine Stücke zu Schmucksteinen für Nussnadeln und Ringe geschnitten. Aus diesem Malachit fertigt man Dosen, Messerhefte, Knöpfe, Platten auf Pfeilerköpfe und zur Täfelung von Prachtzimmern, Armleuchter und viele andere Luxusartikel, welche durch den Wechsellichter und dunkler Farbe Abänderungen, durch stark begrenzte wolflige, wellenähnliche und kreisförmige Zeichnungen ein besonders schönes Aussehen erlangen. Malachitstücke, solcher Bearbeitung fähig, sind nicht häufig und fast nur in Sibirien zu erhalten. In der Regel findet man größere Massen, wie bei der Mosait, mit einer Menge kleiner Platten ausgelegt. Die gewaltige Masse, von welcher so eben die Rede war, zeigte sich fest und unversehrt, so weit man durch von außen beurtheilen konnte. Kaiser-Malachite lassen sich ebenfalls schneiden und schleifen, denn nicht selten sind die Massen so geschlossen, so eng zusammengedrängt, daß die Substanz im Bruch dicht erscheint. Erdbenglanz und das in Würfeln oder Sternart aus einander laufende Gefüge verleihen dem bearbeiteten Kaiser-Malachit ein ungemein schönes Aussehen. Gleich auf den ersten Blick kann man übrigens den sibirischen Malachit von jenem anderer Länder unterscheiden. Am schönsten nehmen sich Säulen und Vasen aus, welche aus diesem Minerale geschnitten werden.

Im J. 1841 entdeckte man in der Nähe der bogoslawischen Kupfergruben, am östlichen Abhange des nördlichen Ural, 7 deutsche Meilen von der eigentlichen Gebirgskette entfernt, 2 kleine Goldsilberlager und bemerkte beim Verwaschen des Sandes erst einigen Kupferkies, dann größere Stücke Erz und fand endlich das Lager selbst, woraus man eine sehr große Menge Malachiterg ausbeutete.

Das sandomirer Uebergangsgebirg in Polen ist reich an untergeordneten erzführenden Lagern. Wenige von ihnen seien im Kalksteine oder im Quarzstein selbst auf, sondern sie liegen auf der Scheide beider Gesteine. Die Hauptmassen der Lager sind aus den sie umschließenden Gesteinen durch Umänderung entstanden. Man hat dasselbst zu unterscheiden: Kupfers- und bleierzführende Lager im Uebergangskalk, Bleierzlager auf der Scheide zwischen diesem Kalk u. dem rothen Sandstein, Eisenrein- u. Kupfererzlager auf der Scheide zwischen Kalk- und Quarzstein, und ähnliche Lager im Quarzstein selbst.

Der größte Nationalreichtum Schwedens besteht in seinen Wäldern, allein bei der schlechten Forthwirtschaft, die den von der Natur gegebenen Schatz nicht gehörig würdigt, ist dieser Zweig des Volkvermögens bei weitem nicht

so ergiebig, als es derselbe seyn könnte, und es steht zu fürchten, daß, wenn nicht eine gerodete Forthwirtschaft eingeführt wird, die Holzproduktion von Jahr zu Jahr mehr abnimmt. Dies wird nicht allein zum Nuzen desselben selbst, sondern auch anderer Volkswirtschaften, namentlich des Bergbaues, führen, auf welchem Schwedens Wohlstand fast lediglich beruht. Dieser letztere ist daher auch seit langen Zeiten ein Hauptgegenstand des besondern Schwerges u. der größten Aufmerksamkeit der Regierung gewesen und hat seine Schuld auch reichlich abgetragen, indem er den Wohlstand in den Bergwerksbezirken sehr gehoben und der Nation Mittel verschafft hat, sich alle fremdländischen Bedürfnisse zu verschaffen. Außer dem Eisen und den edlen Metallen ist es namentlich das Kupfer, welches jenen Wohlstand begründet, von welchem Metalle 70,000 Centn. ausgebeutet werden. Zu Kalum kommt Kupferstein in großen Massen in Glimmerbläse, welches im Gneus liegt, vor; er ist im Gemenge mit sehr vielen Mineralien umschlossen von Schalen, die wahre Gänge zu seyn scheinen und aus Glimmer, Chlorit, Talk, Epidotstein, Serpentin, Quarz und etwas Feldspat bestehen. Außerdem findet sich hier noch Magnetkies, Schwefelkies, Binnit, Bleiglanz, Blei, Magnetkies, Granat, Augit, Strahlstein, Gahnit, Kalkspat, Dolomit, Anhydrit, Euxenit, Wollastit. Ähnlich ist das Vorkommen zu Gärpenberg, Åwa Kopparberg, Nidaröppra, wo sich aus Wismuthglanz und Kobaltkies findet. Zu Kalum ist besonders der Bleiglanz silberhaltig, u. auch Gold findet sich im Erzgemenge. In neuester Zeit hat man zu Schiöberg in Schwedisch Pommern, Provinz Årener, Kupfererze entdeckt, sie liegen fast zu Tage, erstrecken sich über einen großen Flächenraum, und umgeben Buchenwälder, welche sich in ihrer Nachbarschaft befinden, werden einstens zu ihrer Ausbeutung wohlfeiles Brennmaterial liefern.

Von den Kupferbergwerken Norwegens ist Åråas noch immer von größter Wichtigkeit. Die Wirkksamkeit dieses bedeutenden Werkes ist über einen Flächenraum von circa 4¹/₂ norwegischen Meilen verbreitet, auf welchem eine Volksmenge von circa 12,000 Menschen ihre Hauptnahrung von dem Betriebe des Kupferwerkes findet. Es sind bei demselben 5 Hauptgruben und 4 Schmelzhütten dänisch, welche ziemlich weit von einander entfernt liegen. Die jährliche Durchschnittsproduktion beträgt 6500 Centner Garkupfer. Mehrere neue Anlagen sind in den letzten Jahren bei dem Werke gemacht worden, wozu hauptsächlich ein Stollen für die Königgrube gehört. Unter mehreren Verbesserungen beim Berg- und Hüttenwesen sind die Erbauung neuer Maschinen bei der Stromåra-grube, ein neues Hüttengebäude bei der Åråas-hütte mit Entleerungsbläse, so wie die Aufführung doppelter Hochöfen bei Åråas und Eidselshütte zu erwähnen.

Das Werk ist in 172 Ruxe vertheilt, die Ausbeute pro Akte beträgt jährlich über 200 Species. In früheren Jahren war dieselbe bedeutender und betrug in den Jahren 1803–1806 über 900 Species. Die übrigen Kupferberg-

werke in Norwegen sind ebenfalls sehr bedeutend; unter denselben zeichnet sich das von Kaasfjord oder Alten aus durch die Neuheit seiner Anlage am meisten aus. Jene Werke haben ihren Namen von dem Meerbusen Kaas u. dem Landguts Alten, so liegt schon unter 69° 55' n. Br., im nördlichsten Theile Norwegens und zwar am äußersten südwestlichen Ende des eigentlichen Finnmarken, dem am wenigsten unfruchtbaren Theile dieser sowohl an Metallen, als selbst an Nahrungsmitteln so armen Gegend. Die Kupfererzgruben erstreckten sich nordwestlich von Kaasfjord über eine Länge von ungefähr einer halben norwegischen Meile bis zu dem von mächtigen, mit Eisenschiefer und schiefbrigem Quarze, welche den größten Theil des bergigen Bodens um den Golf einnehmen, abwechselnden Kaalklagern gebildeten Vorgebirge von Diskarneen. Jene Schieferfelsen umgeben große Massen von Diorit, in denen bald die Hornblende, bald der Feldspath vorherrscht, und gerade diese Dioritmassen sind es, worin man jetzt die Kupfererze ausschließlich gefunden hat. Die ganz nahe bei Kaasfjord gelegenen Gruben führen die Namen Gamler, Michael-Moosfals, Warb- und Petteroh-Grube. Im J. 1837 entdeckte man zwischen dem Möller-Elv und Diskarneen 2 geringere Gänge und kam durch diese auf neue Kupferspuren in dem Berge Weipa, an dem östlichen Ufer des Flusses Alten, welche vortheilhaftere Resultate versprechen. Zu Anfang des Jahres 1839 fand man in der Umgegend von Hammerfest weitere Spuren desselben Erzes, wovon man sich gute Ausbeute verspricht. Man mußte schon lange, daß die Berge in der Umgegend von Kaasfjord und Altenfjord Kupfererze enthielten, und seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts hatte man nicht nur in dieser Gegend, sondern auch in der Gegend von Gouvenigen Nachgrabungen gemacht, von welchen Bruner erzählt. Man kam dabei auf Kupfererzestücken von 1 Kubikfuß und darüber. Diese Versuche hatte man aufgegeben, nicht wegen des zu wenig vorkommenden oder zu geringhaltigen Erzes, sondern vielmehr wegen Mangel an Holz und Lebensmitteln in jener so nördlich gelegenen kalten Gegend. Erst zu Anfang des Jahres 1827 beschloß man sich ernstlich mit dem Baue jener Gruben, nachdem Crowe im Winter 1826 eine kleine Probe von Kupfererz von der Grube Kaasfjord mit nach London genommen hatte. Zu jener Zeit gab man sich in England den abentheuerlichsten Spekulationen in Bezug auf Bergbau hin und her, und suchte sich um so mehr, einen Bergmann aus Cornwallis nach jener Gegend zu schicken, als man gefunden hatte, daß die von Crowe mitgebrachte Probe nach der Untersuchung ziemlich reich ausgefallen war. Als der Bergmann zurückkehrte und einen günstigen Bericht abstattete, schloß sich eine Gesellschaft zusammen, welche bei der norwegischen Regierung um Erlaubniß nachsuchte, die erwähnten etwa 5 Meilen von Hammerfest entfernten Kupfergruben für ihre Rechnung zu betreiben. Im Anfange waren große Schwierigkeiten zu überwinden, Alles mußte neu geschaffen und zu großen Entfernungen herbeigeschafft werden,

weil es an Allem fehlte. Die Umgegend von Kaasfjord war sehr dünn bevölkert, und diese dünne Bevölkerung, welche sich lediglich vom Fischfange ernährte, hatte keinen Begriff vom Bergbau, man mußte deshalb Arbeiter aus Cornwallis in England, Galun in Schweden, Helgal und Héraas in Norwegen kommen lassen und ihnen einen sehr hohen Lohn verstatten. Es gab weder Wege, noch Brücken, noch Hüttenwerke, noch Gebäude, noch Maschinen; Alles mußte mit vielen Kosten neu angelegt werden. Jetzt ist fast Alles anders. Die schwedischen Vorpänder, ja sogar die Einwohner der Umgegend von Alten, die keinen Begriff von solchen Arbeiten hatten, haben darin Übung erlangt, wodurch eine Konfurrenz in dieser Gegend entstand. Das Herbeiführen von Arbeitern aus der Ferne hörte dadurch auf, und der Arbeitslohn fiel in Folge dieser günstigen Umstände. Andererseits hat man außer den durchaus nothwendigen Straßen eine Eisenbahn zum Transporte der Erze erbaut, es sind 160 neue Gebäude zu Wohnhäusern und Magazinen, so wie sehr kostspielige Wasserleitungen für den Betrieb der Werke etc. errichtet, und man hat in neuerer Zeit das Erz, das seit Eröffnung der Gruben roh nach England zum Vertrieße geschafft wurde, an Ort und Stelle verschmolzen. Als der Bergbau im J. 1827 in der Umgegend von Kaasfjord begann, wohnte in dem ganzen Distrikte nur eine Familie, die in einer Hütte vom Ertrage des Fischfanges und einer kleinen Rennthierherde, die sie mit vieler Mühe erhielt, lebte; im Jahre 1829 war die Zahl der Personen, welche bei dem Bergwerke einen festen Wohnsitz hatten, mit Einschluß der Weiber und Kinder schon auf 240 gestiegen, welche 40 Häuser bewohnten. Nach der Zählung im Juni 1836 hatten 725 Individuen, welche ihren Lebensunterhalt theils direkt, theils indirekt von den Bergwerken bezogen, 80 hölzerne Häuser zu Hofstet inne und dieselben in den Grund von Altenfjord, in die Mitte eines Waldes von meistlich gewachsenen Tannen auf eine grüne Wiese verlegt, von wo der Blick zwischen den Bäumen und über den Golf bis zu den fernern Bergen von Seeland und Langsfjord reicht, die amphitheatralisch sich erhebend aus dem Wasser empor zu steigen scheinen. Im J. 1838 war die Zahl der fest bei dem Bergwerke angestellten Arbeiter schon auf 1000 gestiegen. Man sieht daraus, welche mächtigen Mittel der Bergbau ist, selbst die rauhsten, unkultivirtesten Gegenden zu beleben.

Die Verwaltung war gendörftig, Magazine von Lebensmitteln und andern nöthigen Vorräthen zu errichten, und sie erfüllte diese Pflicht ganz gewissenhaft. Die Arbeiter entnahmen ihre Bedürfnisse aus denselben zu mäßigen und festen Preisen, doch ist ein übler Umstand noch nicht beseitigt. Der Norweger und Lappe ist nämlich so an Milch gewöhnt, daß er sie fast zu jeder Mahlzeit zu genießen pflegt, und solche Quantitäten sind natürlich nicht herbei zu schaffen.

Die Erze in den Gruben werden mittelst Bohren und Schießen und Schlägel und Eisen

gewonnen, oberflächlich in der Grube geschleiden, zu Tage gefördert, daselbst einer nochmaligen Scheidung unterworfen, worauf sie zwischen 2 Walzen von Gußeisen zerquetscht u. so zur Größe einer Haselnuß gebracht werden. Damit diese Walzen nicht springen oder durch zu harte Erzstücke in ihrer Bewegung aufgehalten werden, ist der Zapfen der einen beweglich, und der Stoß auf diesen Zapfen wird durch ein Gewicht ausgeglichen. Die Erze enthalten im Durchschnitt 9 Proc. Kupfer, und man gewinnt jährlich circa 5000 Centner Garkupfer.

Im Verlaufe der Zeit ist die Lage der Bergwerke von Kaafjord blühender geworden, und dieser günstige Umstand scheint nachhaltig zu seyn, denn die hauptsächlichsten Ausgaben des Etablissements sind bestritten, die Unkosten jeder Art vermindern sich täglich, und die Erträgnisse nehmen zu. Das Kupfer von Kaafjord wird von den Norwegern für erste Qualität gehalten, es ist sehr gesucht, und der Etr. wird mit 50 fl. verkauft. Die seit einiger Zeit getroffene Einrichtung, das Erz an Ort und Stelle zu verschmelzen, ist bei weitem vortheilhafter, als die ursprünglich befolgte, es roh nach England zu verkaufen, denn da wirklich ein großer Theil der Erze geringhaltig ist, so ergab sich, daß der Verkaufsertrag die Schiffahrtskosten und andere dabei nöthige Ausgaben nicht deckte, während das nämliche Erz, welches circa 3 bis 4 Proc. Kupfer enthält, in der Nähe der Bergwerke selbst mit Vortheil verarbeitet werden kann.

Die übrigen Kupferbergwerke im nördl. Norwegen sind von geringerer Bedeutung. Fölkens Werk hat eine Hütte u. eine Grube mit 2 Beamten u. 115 Arbeiter; es liefert jährlich 500 Etr. Kupfer. Die Erze, welche verschmolzen werden, bestehen größtentheils aus Kupferkiesen; da das Werk stets mit Zubußen bebaut wird, so dürfte es wohl zum Erliegen kommen.

Idallens Werk, welches erst im Jahre 1835 begonnen wurde, liefert jährlich nur 275 Etr. Garkupfer und steht in bedeutender Zubuß. Sälbo-Werk hat 2 Gruben, 2 Hütten und 120 Mann Arbeiter. Die Jahresproduktion beträgt 1200 Etr. Garkupfer. Der Werth dieser Kupferproduktion steigt jährlich im Durchschnitte auf 20,000 Species, die Ausgaben dagegen betragen aber nur 15,000, weshalb jetzt ein Ruz mit 1000 Species bezahlt wird, welches vor einigen Jahren noch mit 500 zu haben war.

In Frankreich, wounur wenige Kupfergruben betrieben werden, welche circa 4000 Etr. Garkupfer liefern, ist gleichwohl der Kupferverbrauch ein sehr bedeutender, und es müssen daher über 140,000 Etr. aus England, Rußland, Schweden eingeführt werden. Das wichtigste Kupferbergwerk Frankreichs u. zugleich von besonderem geognostischem Interesse ist das von Chessy bei Lyon. Man hat auf demselben in verschiedenen Perioden gewonnen: Kupferschwärze innig gemengt mit Kupfer- und Schwefelkies, mit Quarz und andern Substanzen, Rothkupfererz, Kupferlasur und Malachit. Sehr berühmt sind die zu Chessy vorkommenden Krystalle von Rothkupfererz und Malachit wegen ihrer Größe und Schönheit.

Die Kupfererzgewinnung nahm ihren Anfang an der Grenze jüngerer Gebirgsformationen mit den alten Schiefergebilden. Der Aphanit, welcher hier zu Tage ausgeht, nimmt beträchtliche Räume ein, und die gesammten jüngern Gebirgsablagerungen sind demselben aufgelagert. Die Erden der Schichten vom bunten Sandsteine lehnen sich gegen diesen Aphanit, sie streichen von N. nach S.W. unter einem Fallwinkel von 45°, welches nach dem Tage zu aber geringer wird. Zwischen dem Sandsteine und dem Aphanit liegt mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 19 Fächtern ein Gestein von graulichweißer Farbe, jedenfalls ein zerfester umgewandelter Aphanit, welcher in seiner Masse Glimmerblättchen und Körner und Adern von Schwefelkies eingemengt enthält. Streifen weißen Thons treten zwischen den Lagern auf, und zwischen diesem Gesteine u. dem Aphanit findet man noch eine fast senkrecht niedergehende, in der Tiefe sich auskeilende Lage von 1–2 Fächter Mächtigkeit, welche aus röthlichem Thon besteht und mit erdigen Bruchstücken von Quarz und Aphanit gemengt ist. In allen diesen genannten Gesteinen wurden nach und nach Kupfererze gewonnen. Die Vertheilung derselben ist höchst merkwürdig. Das Gemenge von Kupferkies und Schwefelkies fand sich lediglich im Aphanit; es bildete hier eine einzige große Masse, welche einige Fächter unter der Oberfläche anfang und sich erst bei einigen 90 Fächter in der Tiefe auskeilte. Diese Masse war, ungefähr in der Richtung des Streichens der jüngern Gebirgschichten, plattgedrückt und neigte sich unter 60°, ihr größter horizontaler Durchmesser, bei 10 Fächter Tiefe, hatte 7 Fächter Breite und 57 Fächter Länge. Zwischen dem Tage derselben und dem bunten Sandsteine befand sich eine ziemlich mächtige Aphanitmasse, welche gegen die Tiefe hin nach und nach schwächer wurde, so daß da, wo die Arbeiten ihr Tiefstes erreichten, fast die oben erwähnte graue Felsart zur Grenze diente. Die Erzmasse erschien demnach von allen Seiten mit Aphanit umgeben. Von Sahlbändern findet sich keine Spur, sondern die Erzmasse und das Gebirgsgestein gingen allmählig in einander über. Eine ähnliche Mengung hatte oft im Innern der Masse selbst Statt, die Erze bildeten nur kleine, nach allen Richtungen hin einander durchkreuzende Gänge, zwischen welchen Aphanitparthien durchlaufen. Diese Erscheinung liefert den Beweis eines gleichzeitigen Emporretrens der Gesteins- mit der Erzmasse. Die Kupferschwärze mit ihren sie begleitenden Mineralien war in dem grauen Gebirgsgesteine, welche zwischen dem bunten Sandsteine und dem Aphanite abgelagert ist, eingeschoben; sie bildet hier, in der Nähe der Tagegesteine, mehrere Nieren, welche alle den bunten Sandsteinschichten parallel laufen. Die größte jener Nieren hatte 2 1/2 Fächter Breite, 2 1/2 Fächter Stärke und 5 1/2 Fächter Länge. In der senkrechten Schicht des röthlichen Thones sind die Rothkupfererze abgelagert. Kupferlasur und

Malachit dagegen finden sich nur in den Sandsteinschichten und in den mit denselben wechselnden, schwachen Thonlagen. Die kohlensauren Kupferoxyde füllen Drusenräume mit ihren Krystallen, sie bilden harte und dichte Kugeln, welche in der Mitte in der Regel mit einer kleinen Höhlung versehen sind, auch treten dieselben in verschiedenen Höhen als Adern u. dünne Lagen, parallel mit den Sandsteinschichten fortlaufend, auf. Die beträchtlichsten der letztern hatten circa 1/2 Fachter Mächtigkeit, setzten auf 15 Fachter Tiefe nieder und erstreckten sich auf 70 Fachter in die Länge. Diese schwachen Gänge bestehen keineswegs lediglich aus kohlensaurem Kupferoxyd, sie enthalten zugleich alle Theile des Sandsteins und lassen sich als mehr oder weniger mächtige Lagen der Gesteinsart betrachten, welche mit metallischen Substanzen im Gemenge liegen. Uebrigens ist hierbei noch zu bemerken, daß das kohlensaure Kupferoxyd um desto auffallender von den übrigen Kupfererzen geschieden erscheint, je weiter dasselbe von den ältern Gesteinen entfernt ist. Alle Malachits und Kupferlasur-Lagen endigen an der senkrechten Schicht röthlichen Thons. Der mit Sandstein erfüllte Raum, innerhalb welcher sie auftritt, hat eine Länge von 200 Fachter, eine Tiefe von 20 Fachter nach dem Fallen der Schichten u. eine Mächtigkeit von 9 1/2 Fächtern. Nach dem weiter oben Gesagten ist die Schicht röthlichen Thones als abgelagert zu betrachten, nach dem Entstehen der sie begrenzenden Sandsteinschichten; das von ihr umschlossene Rothkupfererz, so wie das kohlensaure Kupferoxyd, womit die Felsart fast stets gemengt erscheint, muß demnach neuern Ursprungs als der bunte Sandstein seyn. Ja, man nimmt in neuester Zeit an, daß diese Erze nach der Bildung der Liasformation erst gehoben worden seyen. Was die Entstehung des kohlensauren Kupferoxyds betrifft, so liegt derselben augenfällig eine Zersetzung u. Verrückung zu Grunde, und die Entstehung desselben ist jedenfalls den Kupferkiesen und dem Kupferoxyd zuzuschreiben. Wie die Kupferkiese abgebaut wurden, erscheinen sie mit vieler Zinkblende vermengt, das nämliche Metall findet sich als Galmei mit den kohlensauren Kupferoxyden. Schwefelkies begleitet stets den Kupferkies, das Eisenerz des erstern findet sich bis zu 30 Proc. in den Malachiten und der Kupferlasur des bunten Sandsteins. Hiernach sind gewisse Progressionen der Zersetzung, welche die Kupferoxyde u. geschwefelten Erze erlitten haben, unverkennbar. Von der großen in frühern Zeiten abgebauten Kupferkies-Masse stehen noch einzelne Pfeiler, an denen so wenig, als an dem sie umschließenden Aphanit, Spuren von Zersetzung wahrzunehmen sind, aber von hier bis zum kohlensauren Kupfer zeigen sich nach und nach die verschiedenen Stufen Statt gefundener Zersetzungen und Umwandlungen.

Von so hoher Wichtigkeit in Belgien der Steinkohlen- u. Eisensteinbergbau ist, so gering ist der auf Kupfererze, doch sind einige dieser Gruben im Hennegau und bei Lüttich im Betriebe.

Spanien ist reich an edlen u. unedlen Metallen, und obschon daselbst auch viele Kupfererzlagerstätten vorhanden sind, so werden dieselben bis jetzt doch nur wenig bebaut. Besonders ist es die Provinz Logronno, wo viele Kupfererzlagerstätten auffliegen. Portugal ist reich an Bergwerken aller Art, allein dennoch ist der Bergbau daselbst höchst unbedeutend, indem die Regierung keine Mittel hat, um Unternehmungen dieser Art zu fördern, u. die Kapitalisten den Wucher dem Bergbaue vorziehen.

Italien hatte in frühern Jahrhunderten nicht unbedeutenden Bergbau auf Kupfer- u. andere Erze, welcher aber nach und nach mehr verfiel. Neuerer Zeit wurde der schöne Gang von Monte Catini in Toscana wieder in Angriff genommen, und man fand unter der tiefen Stollensohle bei 40 Fachter einen sehr reichen Erzstock von Punktkupfererz und Kupferkies, wie ihn die Bergwerksgeschichte aller Länder nicht schöner aufzuweisen hat. Man bebaut das Erz nunmehr schon 10 Jahre, ohne eine Abnahme in der Erzführung zu verspüren, weshalb die Compagnie vertrauensvoll die größten Anlagen unternommen hat, wozu unter andern die Treibung eines 700 Fachter langen Stollens gehört, welcher die Verfolgung des Bergbaues in die Tiefe sichern soll. Auch bei Merienna in Sardinien bebaut man einen Kupfergang, gewinnt aber nur gegen 100 Centner dieses Metalls.

Die Türkei ist hinsichtlich des Mineralreichthums von der Natur auf das Allerreichste ausgestattet, allein der Bergbau lag daselbst noch vor 15 Jahren vollkommen darnieder. Der Bergkath Pauliny war es, welcher denselben wieder weckte, und dieser Mann würde noch viel mehr thun u. gethan haben, wäre seiner Thätigkeit, seinen Kenntnissen und gediegenen Erfahrungen ein freierer Spielraum gelassen, und genösse das Bergwesen in der Türkei das Ansehen wie im übrigen Europa. Unglücklicherweise steht der Mann isolirt u. muß eine Maschine leiten, deren Räderwerke Niemand versteht, noch zu begreifen im Stande ist. Trotz der Mühen, die er gehabt, ist es ihm dennoch nicht gelungen, das Bergwesen aus der tiefen Barbarei, in welcher es schmachtet, zu ziehen, allein einige schöne Anlagen hat er geschaffen, u. zu diesen gehört die Kupferhütte von Tokat. Das geräumige u. schöne Gebäude enthält 3 ungarische Flammöfen, in welchen das aus Arganamaden gelieferte Schwarzkupfer zu Garkupfer umgeändert wird. Das nach Tokat gelieferte Kupfer wird aus den Kupfererzen der Gruben um Arganamaden am Tigris erzeugt. Die Erze bestehen aus Kupferkiesen u. werden an Ort u. Stelle zu Rothkupfer verschmolzen. Die jährliche Lieferung des letztern nach Tokat beträgt durchschnittlich 15,384 Centner, aus welchem circa 11,538 Centner Garkupfer ausgebracht werden; sonach fallen also 75 Proc. Garkupfer aus dem Centner Rothkupfer. Der Verkauf dieses Kupfers gewährt der Regierung einen sehr bedeutenden Gewinn, indem sie den Batman Garkupfer mit 180 Piafter verkauft, während sie für dieselbe Quantität Rothkupfer nur 6

Piaſter 15 Para zahlt; derſelbe könnte aber bei weitem größer ſeyn, wenn die Erzreichthümer u. die Qualität der Erze von Arganamaden beſſer benugt u. ein beſſeres Roſchmelzen an Ort u. Stelle eingeführt würde.

Betrachtet man die Qualität jener Kupfererze, welche nur aus Kupfer- u. Schwefelkieſen beſtehen, ohne den geringſten Arſenik- u. Antimongehalt, welch letztere beiden Metalle unfere Kupferhüttenproceſſe ſo ſchwierig machen und die Koſten ſo bedeutend vermehren, u. zieht man ferner die ungeheure, beſpielloſe Entwidlung der dortigen Kupfererzlagerſtätten in Erwägung, welche einen Stock bildet, deſſen horizontale u. vertikale Mächtigkeit noch gar nicht ermittelt worden iſt, aber nach dem Wenigen, was man davon weiß, ſchon im Voraus auf die rieſenhafteten Proportionen ſchließen läßt, indem der ſchon bekannte Raum eine Ausdehnung von mehr als einer Meile von Oſt nach Weſt be trägt, ſo wird man alſobald die Ueberzeugung erlangen, daß Arganamaden die reichſte Kupfererzlagerſtätte der Welt iſt, welche allein ſo viel Kupfer liefern könnte, als ganz Deſterreich u. Rußland zuſammengenommen. Die Quantität des Erzes, welche man jezt jährlich aus dieſer Grube zu Tage fördert, iſt alſo nichts Anderes, als das Wegnehmen einiger kleinen Brocken von der Oberfläche dieſer koloffalen Maſſe, es iſt, als wenn man aus einem großen Ströme das Waſſer mittelſt eines Löffels ausſchöpfen wollte.

Die Grube wird von Griechen bebaut, welchen ſie von der Regierung verpachtet iſt, u. die gar keinen Begriff weder von Bergbaukunde noch von Metallurgie haben, ſie haben die Verpflchtung übernommen, das zu Tage geförderte Erz an Ort und Stelle auf Roſchkupfer zu verſchmelzen u. es in dieſem Zuſtande der Hütte zu Lokat zu überſchicken. Nun aber wird das Roſchmelzen zu Arganamaden auf die aller unvollkommenſte Art betrieben, u. die Regierung empfängt von dort ein Roſchkupfer, welches, anſtatt 94 Proc. Kupfer zu enthalten, wie es aus den gutartigen Erzen erfolgen müßte, nur 75 Proc. enthält. Dieſer Umſtand hat ſeinen Grund nicht allein in der hüttenmänniſchen Unkunde der Schmelzer, ſondern vielmehr darin, daß es der Vortheil derſelben iſt, das Roſchkupfer ſo unrein wie möglich darzuſtellen, weil ihnen daſſelbe nach dem Gewichte, nicht aber, wie es ſeyn ſollte, nach dem Kupfergehalte bezahlt wird. Deßhalb ſuchen ſie alles Eiſen, was durch einen Zuſchlag von Quarz beim Schmelzen größtentheils entfernt werden könnte, mit in das Roſchkupfer zu bringen. Aus dieſem unüberlegten Abſchluffe erwächſt der türkiſchen Regierung ein dreifacher Verluſt, nämlich erſtens ein vergeblicher Geldaufwand, welchen ſie den Schmelzern von Arganamaden ſtatt für den Kupfergehalt zugleich auch für eine Menge damit verbundenen Eiſens u. Schwefels zahlen müſſen, zweitens der Verluſt an Brennmaterial, weil dieſes ſo ſchlecht vollführte Schmelzen ein nochmaliges Umſchmelzen nothwendig macht, drittens der Verluſt an Transportkoſten für dieſes Eiſen, welches unnöthiger-

weiſe mit nach Lokat geſchleppt werden muß; daß dies bedeutend iſt, geht aus der weiten Entfernung u. den ſchlechten Wegen, die paſſirt werden müſſen, zur Genüge hervor. Es werden hierzu Maulſel verwendet, welche 14 Tage Zeit bedürfen, um bepackt dieſe Wegſtrecke zurückzulegen.

Ganz Aſien iſt reichlich mit Kupfererzlagerſtätten ausgestattet; auf engliſch-oſtindischem Grund u. Boden iſt es weit verbreitet, aber ſo große Vollkommenheit die Hindus in vielen techniſchen Gewerben ſeit den urälteſten Zeiten auch erlangt haben, ſo wenig iſt doch der Bergbau jemals von ihnen kultivirt worden. Erſt dem in der Präſidentſchaft Pengal die Kohlenflöze entdeckt ſind, welche über den untern Ganges ſehend eine eben ſo unermefliche Ausdehnung, als Kohlen von ganz vorzüglicher Qualität haben, hat ſich die Sache jedoch geändert, und die Erzlagerſtätten werden jezt mit Kraft und Ausdauer angegriffen.

Der unterirdiſche Reichthum von China iſt von den 7 Siegeln, durch welche er früher vor den Euroväern verſchloſſen war, nur in etwas gelüftet. In das Land des Confuſe und des Thees ſchauen wir nur erſt durch enge Spalten hinein, welche eben groß genug ſind, um die Neugierde zu ſteigern, nicht aber ſie zu befriedigen. Was wir von ſeinen Erzreichthümern wiſſen, iſt kaum mehr als ein merkwürdiger aber unausgefüllter Umriß.

Die Gold- u. Silberbergwerke geben in China reiche Ausbeute, allein man weiß nur ſo viel, daß in gewiſſen Gegenden, Kirrea, in der hiniſiſchen Tartarei, ſo wie in den Provinzen Iſche-Kiang und Yunnen einige Bergwerke im Betriebe ſind, und daß die Regierung ſich ſtreng das Monopol derſelben vorbehält. In gleicher Unwiſſenheit ſchwebt man über die Lage und Ausbeutung der Kupfererzlagerſtätten, obſchon über das Daſeyn und den Reichthum derſelben kein Zweifel obwaltet. Dieſes Metall ſpielt im Leben der Chineſen eine große Rolle und iſt zu einem billigen Preise zu haben. Eben ſo häufig und billig iſt das Weißkupfer (Petoung), welches von allen Reiſenden bewundert wird, und woraus man eine Menge von Hausgeräthen, ſo wie Schmuck für die Pagoden verfertigt. Indeffen iſt dieſes glänzende Metall nicht, wie die Miſſionäre von Peking und nach ihnen noch viele Andere glaubten, ein einfaches, ſondern es iſt aus Kupfer, Zink und Nickel zuſammengeſetzt.

Japan hat ſehr reiche Kupferbergwerke, und namentlich kommen dort große Maſſen gediegenen Kupfer vor.

In Perſien liegen die Kupferbergwerke zum größten Theile in der Provinz Aſerbeidſchan.

Die indiſchen Inſeln, namentlich Borneo, Celebes, Sumatra u. ſ. w. bergen große Kupferſchätze, und das Metall kommt auch hier ſehr häufig gediegen vor.

Afrika iſt in bergbaulicher Beziehung noch ſehr wenig bekannt, doch muß der Metallreichthum Südafrikas ſehr groß ſeyn. Außerordentlich reiche Kupfererze finden ſich in geringer Entfernung jenseits des Dranjesflusses, und es iſt

kaum zu bezweifeln, daß, wenn geschickte, dem Klima gewachsene Bergleute dorthin verpflanzt würden, die wichtigsten Bergwerke daselbst betrieben werden könnten.

Die Metallreichthümer Algiers sind noch wenig erforscht und deshalb auch weniger bekannt als die über Tage befindlichen Schätze, welche die großen Waldungen in sich bergen; indeß ist doch Manches geschehen, um wenigstens späteren Forschungen vorzuarbeiten.

Die 3 Provinzen Algiers sind in gleicher Weise mit Metallen versehen. Alle Berge, welche sich vom Mittelpunkte Drans bis zu dem von Konstantine erstrecken, alle Küsten, alle Meerbusen, alle jene großen Buchten, welche sich vom Hafen von Nemours bis zu dem von Calle hinziehen und den Schiffen treffliche Zufluchtsörter gewähren, sind größtentheils metallhaltig. An den beiden Ufern des Bab-Zidzajal und in den Umgebungen des Tenes finden sich zahlreiche Gänge von kohlensaurem Eisenoxydul, hie und da Kupferkiesen und auf dem Gebiete der Monjaia nicht weniger beträchtliche Kupfererzgänge. Die meisten dieser Gänge sind zwar schon früher, aber größtentheils nur auf der Oberfläche ausgebeutet worden, wovon die großen Massen von Schlacken, welche man an verschiedenen Stellen vorfindet, den Beweis liefern. In größeren Teufen ist man jedoch in den meisten Fällen nicht gegangen und es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn mit Ernst Hand ans Werk gelegt würde, um daselbst regelrechte Bergwerke anzulegen, bedeutende Massen von Mineralien zum Vorschein kommen dürften. Diese Gegend gehört zu den reichsten der Provinz Algier und zu denjenigen, deren Ausbeutung die geringsten Schwierigkeiten zu besiegen haben wird. Im Wod-Merdja setzt ein schöner Kupferkiesgang auf und bei Suma in der Umgegend von Milianah und Tenes ist man auf Kupferkiesgänge von solcher Stärke gestoßen, daß sie Gegenstand von Anträgen und Gewährung einer Koncession behufs ihrer Ausbeutung geworden sind.

In der Provinz Konstantine, in dem Gebölze von Edugh bei dem Mos-Tukuch, etwa $\frac{1}{2}$ Meile vom Meere entfernt, hat man bei Ain-Berber einen Gang von Malachit und Kupferlasur, so wie Kupferkies entdeckt.

Man hat in neuerer Zeit vor den übertriebenen Bergwerksspekulationen in Algerien gewarnt. Von den aufgefundenen Kupfer-, Eisen- und Bleierzzen dürften bei zweckmäßigen Vorrichtungen und Abbauen die beiden ersteren den Betrieb wohl lohnen, allein das Blei, wie reichlich es auch vorkommt, liegt zu entfernt von den Werkstätten der Industrie, um mit den spanischen und nordamerikanischen reichen Bleigruben konkurriren zu können. Bis her ist zur Bebauung der Kupfergrube Zeniah von Monjaia nur eine Koncession erteilt worden; die davon in Umlauf gebrachten Wunderdinge haben jedoch zahlreiches Anhalten um mehr zu Wege gebracht. Die Ausbeute erscheint übrigens keineswegs so groß, wie man vorgab. Das Erz von verschiedenem Gehalte gibt nur in geringer Quantität 25 Procent Metall,

während man dies im Publikum vom Ganzen behauptete. Um aber auch diese 25 Proc. aus den besten Erzen zu erhalten, bedarf es kostspieliger Klauarbeiten und ist der Transport über Belida nach Algier mit vielen Kosten verknüpft. Im Durchschnitt kann man nur auf einen Gehalt von 10 bis 12 Proc. Rechnung machen, wobei unter Berücksichtigung des kostspieligen Transports kein bedeutender Reinertrag verbleiben kann.

Die rüstigen Nordamerikaner werden der Bergwerks-Industrie, welche in den westlichen Theilen der neuen Welt weiter zurückgeblieben ist, als in den östlichen, einen neuen Impuls geben und nicht allein die mexikanischen Bergwerke werden unter nordamerikanischer Leitung, wie wir dies bereits an Kalifornien sehen, ihre Ausbeute vervielfachen, sondern auch die übrigen. Unter solchen Umständen muß sich natürlich die Produktion der Metalle in hohem Grade vermehren. Die Kette der Anden ist minder ausgezeichnet durch die Fülle von Erzlagerstätten, welche sie enthält, als durch ihre außerordentliche Ausdehnung in die Länge. Humboldt hat es vielfach auf die entschiedenste Weise ausgesprochen, wie groß das Vertrauen, welches ihm die Zukunft des Bergbaues in der neuen Welt einflöße, sey. Die in jenem Welttheile seit dreihundert Jahren bearbeiteten Erzlagerstätten sind nichts im Vergleich zu der Menge derjenigen, welche ihrer Entdeckung noch entgegen sehen.

In den englischen Besigungen Nordamerika's wird der Mineralreichthum nur wenig ausgebeutet, obwohl alle mehr oder weniger ergiebig an Metallen und namentlich an Kupfer sind. Hauptsächlich finden sich in Unter-Kanada, sowie in Neubraunschweig und Neuschottland eine Masse Kupfererz-lagerstätten in der Nähe ergiebiger und vorzüglicher Steinkohlenflöze. Es ist schade, daß die Spekulation in jenen Provinzen bis jetzt dadurch gehemmt ist, daß früher dem tiefverschuldeten Herzoge von York ein Privilegium erteilt wurde, welches nunmehr seine Gläubiger monopolistisch ausbeuten. Um so schrankenloser kann sich daher der Unternehmungsg Geist am obern See in Nordamerika entwickeln, wohin in den letzten Jahren eine Menge von Spekulanten aller Art gezogen sind. Diese reden alle von Millionen, welche sie dem Schooße der Erde entlocken wollen. Von allen Seiten drängen sich Kapital u. Unternehmungsg Geist in jene Wildniß, die einen Kupferreichthum birgt, welcher sich mit jenem von Australien messen kann und den von Cuba bei Weitem übertrifft. Das Athenäum gibt eine merkwürdige Beschreibung von einer solchen Kupferlagerstätte; sie liegt im sogenannten Adlerhafen u. Dr. Petit nennt einen dortigen Erzbloß den Ur-großvater aller kupferhaltigen Gesteine, dessen Gewicht man auf 2000 Etr. schätzt. Am Ufer des Sees hat man einen offenen Einschnitt in den Boden gemacht, 12 Fuß breit, 7 bis 8 Fuß tief u. 85 Fuß lang. Und hierinnen liegt die ungeheure Kupfermasse. Die Schicht, welche 90 Proc. reines Kupfer enthält, ist in der Mitte und durchläuft die ganze Länge des Einschnitts von verschied-

brener Stücke von 6 Zoll bis 2 Fuß mit Aemeln von 1 bis 2 Zoll Dide, welche nach Ost und West auslaufen und mehrer Fuß lang sind. Die Zwischenräume sind mit Sand und Trappgestein ausgefüllt, welches mit gediegenem Kupfer durchsetzt ist. Der Anblick ist ungemein fonderbar, indem das Gange, ähnlich dem gewachsenen (gediegenen) Silber, wie ein Baum aussieht, welcher umgefallen und in Kupfer verwandelt worden ist. Aehnliche kleinere Massen waren durch die ganze Lagerstätte verbreitet und man hat aus ihr schon viele 1000 Etr. Kupfer gewonnen.

Solche Funde mußten natürlich locken; überall im nördlichen und westlichen Theile der Vereinigten Staaten bildeten sich Vereine, um die ergiebigsten Stellen auszubenten. Es sind jetzt einige 20 Gesellschaften am Oberrhein thätig, und die Kupfergewinnung beschäftigte im Jahr 1851 bereits 2000 Bergleute und die Ausbeute im Jahr 1850 hat über 30,000 Etr. Garkupfer betragen. Für 1851 kalkult man auf 100,000 Centner. Das nördliche, zu Kanada gehörige Ufer des Sees ist ebenso metallreich als das südliche und ebenfalls Gegenstand eifriger Untersuchungen. Die zu Montreal gegründete Minen-Kompagnie, an deren Spitze Simpson steht, ist von aller Schwindelerei fern u. hat die beste Aussicht, ihre Auslagen reichlich vergolten zu sehen, da sie den Bergbau regelrecht betreiben läßt. Bestimmt wird sich der Schwinkel nach Verlauf einiger Jahre legen; die Genden am Oberrhein, welche zum Theil sehr fruchtbar und durchschnittlich sehr reich an Holz sind, werden fleißige Ackerbauer und Bergleute bewohnen u. Iowa wird einen der wohlhabendsten Staaten der nordamerikanischen Union bilden. Jetzt sind dort manche reiche Kupfer-Lagerstätten noch beinahe werthlos; aber dies waren die Länderzeiten, welche in Pennsylvanien die Anthracitkohle bergen, vor 25 Jahren gleichfalls und in welchem Wohlstande befinden sie sich jetzt! Auch in New-York u. in den westl. Freistaaten finden sich beträchtliche Kupfererz-Lagerstätten, die hauptsächlich Kupferkiese führen; so erlangt z. B. die Kupfergewinnung in Wisconsin eine außerordentliche Wichtigkeit. Schon im Jahre 1841 wurden bedeutende Massen nach dem Osten verschifft u. in den folgenden Jahren stieg die Gewinnung der Erze so, daß jetzt zu Cayville und Dodgeville bereits Schmelzen gebaut sind. Das nördliche Michigan wird in kurzer Zeit ein großer Bergwerkdistrikt werden, indem es eine außerordentliche Fülle wertvoller Mineralien umschließt. Bei einem einfachen Schurfe erbeutete man z. B. 40 Etr. reiche Kupfererze, welche zahlreiche Massen gediegenen Kupfer enthielten, welches vom Feineingefangenen bis zu 40 Pfd. im Gewichte stieg. Das Erz enthält 21 bis 51 Proc. Kupfer. — Die großen Kupfererzgruben Cornwells in England liefern seit 1771—1852 nur Erze von 12 Proc., von da aber nur solche zu 8 Proc. Das zu Wisconsin verschmolzene Erz dagegen hält durchschnittlich 25 Proc. im Centner.

Neu-Granada ist, mit Ausnahme von Silber, reich an allen Metallen, namentlich aber an

Kupfer. Die ergiebigen Minen werden aber noch nicht in der Art und Weise ausgebeutet, als sie es verdienen.

Es ist bekannt, daß schon längst Kupfer in Erzen nach Spania und Cornwall von Amerika ausgeschifft wurde. Der nördlichste der Häfen, welcher bis jetzt solche Erze ausfuhrte, ist Arica; auch die Küste Peru's im Norden von Arica hat viele Kupferführende Gänge, aber bis zum Jahre 1840 wurde keiner derselben bebaut. Um jene Zeit bildete sich eine Kompagnie von Deutschen und Eingebornen, welche beschloß, Erze aus solchen Gruben, die in der Nähe der Küste gelegen, auszuführen, von dem entfernteren aber Stein- oder Schwarzkupfer zu schmelzen. Am 1. Mai des Jahres 1842 trat 3° nördlich von Calao in einer sehr gut gelegenen Gegend an der Mündung von Bermojo eine Grube auf Kupferkiese und Malachit in Förderung und wurden nunmehr Erze von dort versandt. Die Kompagnie legte an 4 vertheilten Orten Hüttenwerke an und zwar die erste 3 Leguas westlich von Tauli del Tactu, die zweite 8 Leguas östlich von Tarma, die dritte im Cerro de Pasco und die vierte bei Huancaco.

In Chili werden außerordentlich mächtige Lager von Kupfererzen, in welchen namentlich Kupferkiese einbrechen, bebaut. Die Kupferproduktion steigt dort in manchem Jahre zu 9 Millionen Piaßter. Kupfer den goldhaltigen Kupferkiesen gewinnt man, namentlich in den südlichen Provinzen, fleißig Kupfererze, welche mit viel schwarzer Blende, die and da mit etwas Bleislanz und Arsenkies, gemengt sind. Ein großes Hinderniß für den häufigen Bergbau ist der schwierige Transport der Erze nach der Küste und ebenso auch der Transport der Bedenismittel von da nach den Gruben. Alles muß durch Maulthiere fortgeschafft werden. Hierdurch vergrößern sich die Produktionskosten, besonders in den nördlichen Provinzen, die zwar einen Ueberfluß an mineralischen Schätzen, aber auch einen sehr unfruchtbaren Boden haben; weshalb gibt es auch nur wenig Vieh dafelbst, indem das Futter für dasselbe, durch die Viehhäufung aus großen Entfernungen, zu theuer ist.

Die westindischen Inseln sind reich an Kupfererzen. Die bei St. Jago auf der Insel Cuba der südlichen Kupfererzgruben, welche im Jahre 1833 wieder aufgenommen wurden, versenden jährlich 800,000 Etr. Erze mit einem Kupfergehalte von 125,000 Etrn. nach Spania. Uebrigens sind noch Kupfererze im Süden des Distrikts von Cojimar entdeckt, welche durch eine Actiengesellschaft bebaut werden. Auch die Insel Jamaika hat bedeutende Lagerstätten von Kupfererzen.

Biemlich auf der Kuppe des höchsten Berges der Umgegend von Wainoa auf St. Domingo und beinahe in dem höchsten Niveau des Granits, durchziehen dieselbe eine oder mehrere Lagerstätten von Malachit, Kupferkies, Kupferglanz und Kupferkies, auf welchen früher ein wichtiger Kupferbergbau im Umfange war. Aus der Lage der alten Bane läßt sich deutlich erkennen, daß diese Erze Lager bilden, welche Stunde 10 Strel

den und unter einem Winkel von 30° in Süd-
einfallen. An der Nordostseite des Berges wen-
det sich das Gestein in die entgegengesetzte Rich-
tung, doch reichen die Lagerstätten anscheinend
nicht weit nach dieser Seite. Da die alten Wege
nicht mehr offen sind, so läßt sich über die Mäch-
tigkeit und die Einlagerung der Erze in der La-
gerstätte auch weiter nichts mehr sagen. Das
oberste Lager von weniger Bedeutung ist mit einer
dünnen Lage von Talkdieseler bedeckt, wogegen
das untere eine Decke von mehreren Fächern
hat. Am häufigsten scheint der Malachit als
Ueberzug, weniger häufig in blättriger Form
vorzukommen. Der Kupferkies zeigt sich nur
in kleinen Körnern, der Kupferglanz findet sich
theils in kleinen Punkten, theils in derberen
Partien mit erdigem Brauneisenstein. Er ist
stetig mit etwas Arsenik verunreinigt. Die
Kupferlaser erscheint bald in kugelförmiger und ein-
förmiger Gestalt, bald in unvollkommenen Kro-
nallen und ist der von Bleisulfat ähnlich. Sehr
häufig findet sich, gleich dem Kupferglanz, Ma-
lachit und Kupferlaser mit dem Eisensteine zu-
sammen.

Der bergmännische Angriff der Kupfererze
bei Malmon fällt schon in die neueste Zeit, und
die Kunstabrube liegt jedenfalls da, wo das Erz-
lager zu Tage ausgetrieben hat, nämlich auf der
Nordseite des Berges. Nach Salvo wurde
dieser Bergbau von seinem Vater mit bedeutendem
Ueberflusse und zwar noch im Jahre 1746
mit 6 Sklaven betrieben. Die Grube hatte er
von dem damaligen französischen Gouvernemen-
t in Pacht genommen. Von der Hütte aus wurde
das probucirte Metall durch Saumbiere nach
Dominao transportirt und dort verladen. Wenn
die jährliche Menge der Ueberreste der alten
Gruben schon eine Ausbaur im Betriebe ver-
rät, den man ohne damit verknüpfen direkten
Gewinn bestimmet unterlassen haben würde, so
wird man um so mehr für diesen verlassenen
Bergbau eingenommen, wenn man den Reich-
thum der Halben an Kupfererzen, so wie der
Schlacken an metallischen Kupferbleinen be-
trachtet, wenn man den sehr bedeutenden und
höchst beschwerlichen Transport des Kupfers,
so wie die damals theure Erzfahrt in Aufschlag
bringt, und wenn man sich das schlechte Betriebs-
system und die mühsame Gewinnung vor Augen
stellt.

Nördlich von St. Christoph kommen in amphi-
bolischen Gesteinen zwei Kupfererzlager vor.
Von geringer bergmännischer Wichtigkeit ist das
Vorkommen von Kupfererzen in der Gegend von
Carabona. Das Kupfererz, mit welchem der
Dioritdieseler daselbst in dünnen Blättchen und
ausnahmsweise nur bis zu 1 Zoll Stärke durch-
wachsen ist, beschränkt sich auf eine Mächtigkeit
von 1 bis 2 Fuß. Das Streichen dieses Erzla-
gers ist Stumbo 10. Westlich von dem zweiten noch
unbebauten Kupfererzlager zu halten, welches
1 Stunde aufwärts vom Rio Pizarro de Nigua
in dem Gekirco-District Roma de Nigua vor-
kommt. Es führt Kupferkies, Schwefelkies und
etwas Bleiglanz, welche Fossilien in der Regel
zusammen eintreten.

Die Resultate, welche in Australien bei dem
Kupferbergbau gemacht wurden, sind höchst
glänzend. Die Gegend um Adelaide ist unglaublich
reich an Kupfer. Durch Zufall wurden die
Minen entdeckt. Im Jahre 1842 fand der Sohn
eines Ansehlers, der Kapitän Bagot, beim Blum-
men pflücken einen schönen grünlich-schwarzen
Stein, welchen er seinem Vater brachte. An
demselben Tage ritt der Kolonist Dutton auf
einen Hügel, um seine während eines Gewitters
zersprengte Herde zu suchen; auf diesem fiel
ein ins Grünliche spielender Stein ins Auge.
Dutton hatte als Jägling der felsenbergischen
Anstalt in Hofswal bei seinen Wanderungen in
der Schweiz einige geognostische Kenntnisse ge-
sammelt, welche ihm sehr zu Statten kamen.
Er und Bagot kauften 50 Acres Land, fanden
einige als Hirten dienende Bergleute aus Corn-
wallis aus und nahmen unter der Leitung eines
fachverständigen Deutschen, Namens Menge,
die Kapunba-Mine in Angriff. Sie lieg 45
englische Meilen nördlich von Engländer und Nord-
amerikaner wurde zuerst eine Schmelze gebaut,
dann eine Kapelle, welche zugleich zur Schule
dient; hierauf folgten Häuser für die Bergleute
und die Anlage einer Straße über Bowlerston
nach dem Hafen bei Adelaide, wosin man den
reichen Ertrag zum Einschiffen bringt. Das Erz
hält bis zu 53 Proc. Kupfer, die Erzeingerte ge-
ben immer noch 22 Proc. aus. Die im ersten
Betriebsjahre 1844 gewonnenen 50,500 Centner
wurden in Swansea mit 74,000 Fl. bezahlt.
Dutton und Bagot kauften später noch 100 Acres
Landes, welche sie freiwillig wegen der Konkurrenz
mit 26,400 Fl. bezahlen mußten. Aber auch auf
diesem Lande liegt das Kupfer zu Tage und schon
nach einigen Wochen hatte man mehr Erz ge-
wonnen, als die Einkaufssumme betrug. Es war
sehr zweckmäßig, das Dutton drausche Bergleute
kommen ließ, welche für sich selbst in eine gün-
stige Lage versetzt wurden und mit derselben
vollkommen zufrieden sind. Der niedrigste
Wochenlohn für diese Arbeiter beträgt
25 Fl.

Die in der Kolonie nunmehr gebildete Ge-
sellschaft der Burra-Burrabergwerke hat die
sogenannte Monster-Copper-Mine eröffnet, und
den 16. October 1845 hielten die ersten Wagen
mit Kupfererzen aus dieser Mine ihren Ein-
zug in Adelaide. Der erste Wagen, mit
einer Flagge geschmückt, brachte eine 24 Er-
schwere Kupferstufe, welche 450 Fl. werth ge-
wesen seyn mag; man wollte sie erst dem briti-
schen Museum schenken, allein die Bergleute sa-
gen, daß sie schönere und größere Stücke in jene
Sammlung verschaffen würden. Man hatte die
Arbeiten bei dieser Mine an 3 Seiten des Berges
begonnen und überall einen Wall von Kupfer-
erzen gefunden, das nur mittelst Hauen und
Schaufeln vereinigenommen zu werden brauche,
um zum Verschicken vorbereitet zu seyn. Ein
erfahrener deutscher Bergmann erklärte, daß
20 Arbeiter im Laufe eines Jahres 50,000 Tonn-
en Erz gewinnen könnten, daß es aber sehr
zweckmäßig erschiene, Hütten anzulegen, um das

Schmelzen selbst zu verrichten, zumal in den umliegenden Wäldern Holz genug vorhanden sey und dies den Transport, das Verschiffen und den Verkauf außerordentlich erleichtern würde. Höchst wichtig ist für die ungeheure Masse der in Australien anfindenden Kupfererze die Aufhebung der Steinbohlen an der Südostküste, zwischen Point Urquhart und Kap Erway, wo ausgedehnte und mächtige Lager gefunden worden sind. Die Kohle brennt ebenso vortheilhaft, wie die einige Monate früher an der Westküste aufgefundenen. Sollten diese Gruben so nachtheilig verbleiben, als sie sich vom Anfang an zeigen, so werden sie einen beträchtlichen Einfluß auf die Preissteigerung des Kupfers auf den Märkten der Welt ausüben. Seitdem die Kapundamine und die Burra-Burra so bedeutende Erträge lieferten, suchte Alles nach Kupfererzen, und in diesem Augenblicke sind eine große Anzahl von Gruben im Betriebe, die alle mit Vortheil bearbeitet werden, v. B. die Montaguegrube, welche nur 16 englische Meilen vom Hafen entfernt liegt, aber nicht so reichhaltig ist, als Kapundamine, sojann die Murkura, die Vattogolingana, Encaparinga u. s. w. Sie nehmen jetzt schon einen Flächenraum von 20,000 Acres ein. Die Verwertung geschah in Folge der Auffindung großer Kupfermassen an den Grenzen der Grubenfelder. Die Besitzer desselben haben sich die volle Ausdehnung des ergiebigen Gebiets, in sofern die Gänge sich dem Streichen nach durch ihr Besitztum hinziehen, gesichert. Die Nachbarn aus Swansea sind sehr günstig, und man gibt dort dem Burra-Burra-Erze, wegen seiner Leichflüchtigkeit, den Vorzug. Uebrigens zeigt sich die Qualität der Erze sehr verschieden. Rothkupfererz, Kupferglanz, Kupferlasur und Malachit sind die Erze, welche am häufigsten auf den Lagerstätten einbrechen. Auch einige Proben von gebiegenem Kupfer haben sich in neuerer Zeit gezeigt. Da die Arbeiten in der südlichen Hälfte nicht so weit ausgedehnt sind, als in der nördlichen, so ist die Ausbeute dort auch noch nicht beträchtlich gewesen; alle Sachverständigen, welche diesen District besucht haben, schließen aus den Anzeichen der Oberfläche und aus den vielen nach Ost und nach West streichenden, mit dem Hauptgange sich verbindenden Klüften, deren einige 1 bis 2 Fuß mächtig sind und ein sehr reines Kupfer enthalten: daß derselbe der reichste ist, welcher bis jetzt entdeckt worden, und daß er der Burra- oder Menziesmine an Werth gleichkommen werde.

Im Jahre 1845 führte Südaustralien schon für 670,000 fl. Kupfer aus. Wie sehr der Grundbesitz in der Minenregion gestiegen ist, geht daraus hervor, daß im Juni 1846 eine Abtheilung von 50 Acres in der Nähe der Kapundamine für 85,000 fl. verkauft wurde. Der Transport an die Küste hat gar keine Schwierigkeiten. Der Minen-District zwischen Kap Jervis im Süden und Mount Brown im Norden, eine Strecke von circa 75 Meilen, ist von allen Seiten leicht zugänglich; die Anlage von Straßen, welche das ganze Jahr hindurch in fahrbarem Zustande bleiben, ist leicht und nicht sehr kostspielig; der Transport an die Küste wird in wenigen Tagen mittelst

Zugochsen bewirkt. Die Frachtnach England wird künftig dadurch billiger werden, daß man Erze statt des Ballastes einnimmt; übrigens hat auch seitdem die höchste direkte Fracht zwischen Adelaide und London nur 12 Schilling 6 Pence betragen. Jedenfalls hat Südaustralien, wenn die Kolonisten sich vor dem Schwindel hüten, welcher Neufiduales einmal an den Rand des Abgrundes gebracht hat, eine sehr glückliche Zukunft zu erwarten.

Auch Neuseeland und Westaustralien sind in neuester Zeit vom Grognoisten untersucht und reich an Kupfererzen befunden worden.

Kupferberge und Kupferfluß, f. Petentotten.

Kupferbeschlag (Min.), nach Plinius ein kleintraubiges und als Ueberzug vorkommendes, spangrünes, mattes Mineral von Schwarzenberg in Sachsen, welches arsenhaltiges Kupferoxyd seyn soll. Velleicht f. v. a. Calcopacit.

Kupferblattkäfer (Entom.), f. v. a. Chrysomela senex L.

Kupferblau (Min.), 1) f. v. a. erdige Kupferlasur, f. d. — 2) Nach Breithaupt, ein Mineral aus dem wilden Schappachthale in Baden, welches bis auf die etwas größere H. und G. = 2,5 gang, mit dem Kupferfinter (f. d.) übereinstimmt.

Kupferblausäure (Chem.), eine der Eisensblausäure analoge Verbindung, die Cendelle auf die Weise erhält, daß er in Wasser zertheiltes Spankupfer mit Schwefelwasserstoff bedandelt. Hierbei schlug sich Schwefelkupfer nieder, und die davon abfiltrirte gelbliche Flüssigkeit lieferte durch gelindes Verdunsten kleine Krystalle von schwach grüner Farbe, schwach saurem, aber widerigem und abdringendem Geschmacke, löslich in Wasser; die Lösung röthet Lackmus, wurde durch Ammoniak nicht zerlegt, auch durch Metallsalze nicht verändert, außer nach der Sättigung mit Kali, wodurch dann die Flüssigkeit alle Eigenschaften des Kaliumkupfercyanids zeigt.

Kupferblech, wird, wie Eisenblech (f. d.), entweder unter Wasserhämmern, oder unter Walzen dargestellt. Die zur Blechfabrication der Nimmten Kupfer (Sartstädte) werdend glühend unter dem Hammer mit einem Seggisen in mehre Theile (Schrote) getrennt, dann erst einzeln, bierauf, mehre auf einander liegen, ausge-schmiedet, indem man sie so oft wieder glühend macht, als sie während der Arbeit vollkommen erkaltet sind. Das Hämmern geschieht abwechselnd auf beiden Flächen und zwar so, daß die Hammerschläge bald nach der Länge, bald nach der Breite, reihenweise neben einander auf das Hartstück fallen; endlich gleicht der Hammer (schmied die sich vorfindenden Erhöhungen bei langsamem Gange des Hammers und aufmerksamer Hin- und Herbewegung des Bleches vollständig aus. Nach Verrückung des Ausbreitens werden die Bleche beschmittet. Die zur Darstellung von gewalzten K. n. erforderlichen Werke sind ganz denen ähnlich, welche zum Walzen

des Eisenbleches angewendet werden; ihre Größe ist verschieden, je nach der Größe der darzustellenden Kupferplatten. Die Hartstücke werden, bevor sie unter die Walzen gehen, zu bestimmter Länge und Breite unter dem Wasserhammer ausgereicht. Die Walzen sind gewöhnlich 3 Fuß lang und haben 15 Zoll im Durchmesser; die oberen sind mit Stellschrauben versehen, um sie den unteren nähern, oder sie von ihnen entfernen zu können. Die Oefen, welche zum Anwärmen des auszuwalzenden Kupfers dienen, sind viel länger, als breit; die Sohle ist horizontal und das Gewölbe ziemlich flach, nur an der Seite sind sie mit einer Thüre versehen, die fast so lang als der Ofen selbst ist; diese Thüre wird durch ein Gegengewicht in die Höhe gehoben. Die Kupferhartstücke werden kreuzweis übereinander auf die Sohle eines solchen Kammofens gelegt und dazwischen angewärmt. Während dieser Operation bleibt die Thüre geschlossen; sobald die Dunkelrothglühigkeit beim Kupfer eingetreten ist, hat es die zum Auswalzen nöthige Temperatur. Man läßt nunmehr die Platten zwischen den Walzen durchgehen; allein obgleich das Kupfer sehr dehnbar ist, so läßt es sich doch nicht ohne wiederholtes Anwärmen sorgfältig dünn auswalzen, indem es die Eigenschaft hat, schnell zu erkalten und durch den starken Druck eine Dichtigkeit und Härte zu erlangen, welche das öftere Durchgehen durch die Walzen, ohne vorausgegangenes Ausglühen, nicht erlauben. Das wiederholte Ausglühen geschieht in der Regel in denselben Kammofen; werden jedoch die Platten sehr groß verlangt, so sind anderns feinstreute Oefen erforderlich. Diese sind 12–15 Fuß lang und 3 Fuß breit; die Sohle ist nur 3 Fuß breit und auf jeder Seite befindet sich ein Feuerungsraum, der 1 Fuß breit und so lang als die Herdsohle ist. Die Feuerungsräume sind von der Sohle durch kleine, 2–3 Zoll hohe Brücken abgesondert. Das Gewölbe ist ziemlich flach und mit mehreren Röhren versehen, durch welche der Rauch in einem über dem Ofen befindlichen Rauchfang abzieht. Damit die heiße Luft zwischen den Platten durchstreichen kann, werden dieselben auf 2 parallel in den Ofen gesetzte eiserne Bänke gebracht und durch zwischen eingelagerte Blechabschnigel von einander getrennt. Durch das öftere Anwärmen und wiederholte Walzen überziehen sich die Platten mit einer Erdschmelze, welche die natürliche Farbe des Kupfers verhält und dessen Eigenschaften verändert. Um dieses Erd wegzuwaschen, legt man die Kupferplatten einige Tage in eine mit Urin gefüllte Grube und bringt sie dann auf den Herd des Glühofens. Es bildet sich Ammoniak, das auf das Kupferoxyd reagiert und sich schon in der Kälte mit ihm verbindet. Döcht wahrscheinlich zerlegt sich dasselbe nachher unter dem Einflusse der Wärme und das Kupfer erscheint nun wieder blank. Nunmehr reibt man die Tafeln mit einem Delze, taucht sie dann noch dreis in Wasser und verfährt hierdurch, daß das Erd abspült. Sie geben nun nochmals durch die Walzen, um sie gerade zu bringen; man beschneidet sie und bringt sie in den Bandel. Der Abgang ist nicht bedeutend; beim Kaltwal-

zen beträgt er nur $\frac{1}{4}$ Proc.; das Kupfererz, so wie die Abschnigel werden beim Kupfergarmachen wieder zugeschlagen. Häufig wird K. dargestellt, welches auf einer oder auf beiden Seiten mit einer dünnen Lage von Gold oder Silber überzogen ist — Gold- oder Silber-Plattirung. — Eine glatt und rein gefeilte, geklebte, durch Walzen verdichtete und nochmals abgeklebte Platte vom reinsten, weichsten Kupfer, 8–10 Zoll lang, 3–8 Zoll breit und $\frac{1}{16}$ – $\frac{1}{8}$ Zoll dick, wird für die einfache Plattirung auf der einen, für doppelte auf beiden Seiten mit einem gewalzten, glatt geklebten Eisenbleche überlegt, das man am Rande umlopfet und durch einen auf der Dicke des Kupfers herumgrundenden ausgeglühten Eisendraht befestigt. Beide Metalle müssen auf ihren Verbrüchungsflächen vollkommen frei von Schmutz sein und dürfen hier nicht mit den Fingern angefaßt werden, wenn die Vereinigung vollkommen vor sich gehen soll. Die Kupferfläche wird vor dem Auslegen des Silbers mit einer starken Auflösung von salpetersaurem Silber bestrichen, wodurch sie einen höchst dünnen Ueberzug von Silber erhält, und wieder sorgfältig abgetrocknet. Man bringt die belegte Platte nunmehr in einem Ofen oder in einer Esse auf Holzbohlen zum starken Rothglühen und reibt das Silber kräftig und anhaltend mit einem langstieligen eisernen, die Gestalt einer Krücke habenden Werkzeuge, sobald um die Luft zwischen Silber und Kupfer auszutreiben, als auch um beide Metalle in die genaueste Berührung mit einander zu bringen. Während herausgenommen, wird die Platte durch Anschlagen mit einem Hammer geprüft, und wenn man bemerkt, daß keine hohle Stelle mehr vorhanden ist, läßt man sie mehrmals schnell nach einander durch die jedesmal enger gestellten Walzen eines fräzigen Kaltwalzens gehen. Die Befähigung des Silbers auf dem Kupfer wird hierdurch so vollkommen bewirkt, daß, bei nachher fortgesetztem kalten Auswalzen, die beiden Metalle sich stets gleichmäßig strecken, so daß nie eine Trennung derselben erfolgt. Schwierige Stellen, an denen sich das Silber abblöst, kommen zwar zuweilen vor, sind dann aber immer die Folge von schlechter Arbeit. Die Operation des Plattirens beruht lediglich auf einer einzigen Abhäsion des Silbers mit dem Kupfer. Man bezeichnet die Stärke der Plattirung durch Angabe der Gewichtstheile, in welchen das Silber zum Kupfer genommen wurde. So hat man z. B. eine Plattirung von $\frac{1}{10}$, bis zu $\frac{1}{100}$. Ganz so, wie bei der Silberplattirung wird bei der Goldplattirung verfahren; des hohen Preises wegen ist diese aber stets schwächer. Der einzige Unterschied besteht darin, daß hier zum Bestreichen des Kupfers eine gefättigte Auflösung von Gold in Königswasser angewandt wird. Bei der Platinplattirung bedient man sich zu diesem Zwecke einer Auflösung des Platins in Königswasser; der Platinplattirung bedient man sich namentlich für Gefäße in chemischen Laboratorien. Die dünnsten gold- und silberplattirten Bleche sind die unächsten Folien. Unächte Silberfolle besteht nicht selten aus dünnem gewalztem Kupferbleche, welches kalt verfilzt wird, in

dem ein Arbeiter feines Silberpulver mit Weinstein und Kochsalz naß mit feiner Leinwand auf das Kupfer reibt.

Kupferblei, f. Kupferlegirungen.

Kupferbleispath (Min.), 1) f. v. a. Kaledonit; — 2) Erzspathgattung aus der Familie der Plumbocalcite, klinorhombisch, G. = 3,0, S. = 5,3–5,5, Strich blaßblau. Einzige Species: K. (Bleilasur, Kupferbleivitriol, diplogener Bleibaryt, Linarit, Cupreous Sulphate of Lead), besteht, nach Brooke, aus 74,4 schwefelsaurem Bleioryd, 18,0 Kupferoryd, 4,7 Wasser und hat zur Grundform eine klinorhombische Säule von 61° und 119°, die auch in die klinoblange Säule übergeht, die gewöhnlich vorkommt. Theilbarkeit vollkommen parallel der Abstumpfungsfäche der scharfen Seitenkanten; hoch lasurblau, Strich blaßblau, diamantglänzend, schwach durchscheinend. Mit Kohlenbleispath bei Leadhills in Schottland, angeblich auch in Cumberland und zu Linarces in Spanien.

Kupferbleivitriol (Min.), f. v. a. Kupferbleispath.

Kupferblende (Min.), nach Breithaupt, blendiges Fahlerz von Freiberg, ist schwärzlichbleigrau mit braunrothem Strich, S. = 4,2 bis 4,3, sonst fast ident mit dem Tennantit, f. d.

Kupferblick (Hüttenw.), der helle Schein, welchen das im Silber, wenn dieses auf dem Teste getrieben wird, um das Kupfer davon zu scheiden, und nicht genug Blei bei sich hat, zurückbleibende Kupfer beim Schmelzen zeigt.

Kupferblüthe (Min.), 1) f. v. a. Chalcotrichit; — 2) zu Rheinbreitbach bei Köln, f. v. a. das nierenförmige Rothkupfererz.

Kupferblume (Min.), f. v. a. die bunt angelaufene Oberfläche des Kupferkieses.

Kupferblumen (Chem.), veraltete Benennung für das sich bei Verbrennung des Kupfers in der Weißglühhitze bildende Kupferoryd.

Kupferbrand (Min.), auch Kupferbrandserz, f. v. a. die ehemals unter dem Ilmenauer Schieferflöz mit einbrechende Steinkohle, die kupferhaltig war.

Kupferbranderg (Min.), f. v. a. Kupferbrand, f. d.

Kupferbraun, 1) Malerfarbe, welche man dadurch erhält, daß man Auflösungen von salpetersaurem Kupferoryd und blausaurem Eisenkupfer so lange versetzt, als noch ein Niederschlag erscheint, den man dann auswäscht und trocknet; — 2) (Hüttenw.) rothe Kupferasche, ein rothbraunes, mit dünnen Blättchen oder Schuppen gemengtes Pulver; — 3) (Min.), f. v. a. Ziegelerz (f. d. und Rothkupfererz).

Kupferbrechen. Bevor man das Kupfer saigert, wird es gebrochen, indem man es hohl legt und mit dem Häufel zerschlägt oder mit dem Kupferbrecher, einer Maschine, die aus Stempeln besteht und am untern Theile mit einem stumpfspitzigen Eisen, der Kanne, beschlagen ist, welche in eine wie ein V ausgehauene Unterlage, den Sattel, fallen; eine Daumenwelle hebt dieselben und läßt sie wieder fallen. Ehe man die großen Kupferkönige zerschlägt, müssen sie

in den einem Saigerherde ähnlichen Kupferbrecherofen gebracht und gegläht werden.

Kupferbromid (Chem.), f. Kupfersalze A. 12).

Kupferbromid = Ammoniak (Chem.), f. Kupfersalze A. 13).

Kupferbromür (Chem.), f. Kupfersalze A. 11).

Kupferchlorid, 1) (Min.), auch Kupferhaloid, grünlichblaues Pulver, leicht in Wasser löslich, von widrigem, zusammenziehendem Geschmack. Wird in den Rauchsäulen der Vulkane ausgetrieben und färbt mitunter die anderen Salze, welche die Ränder der Spalten am Besuche bekleiden. — 2) (Chem.), f. Kupfersalze A. 1).

Kupferchlorid = Ammoniak (Chem.), f. Kupfersalze A. 8).

Kupferchlorid = Ammoniumchlorid (Chem.), f. Kupfersalze A. 9).

Kupferchlorür (Chem.), f. Kupfersalze A. 1).

Kupferchlorür = Chlorammonium (Chem.), f. Kupfersalze A. 2).

Kupferchromblei (Min.), f. v. a. Bauquellnit.

Kupfercyanid (Chem.), f. Kupfersalze A. 22).

Kupfercyanür (Chem.), f. Kupfersalze A. 21).

Kupfercyanür = Cyanwasserstoffsäure (Chem.), f. v. a. Kupferblausäure.

Kupfercyanür = Doppelsalze (Chem.), f. Kupfersalze A. 23).

Kupfercyanür = Kupfercyanid (Chem.), f. Kupfersalze A. 27).

Kupferdach (Bauw.), f. Dach, S. 600.

Kupferdaler, schwedische Münze, f. Daler.

Kupferdarre (Hüttenw.), f. v. a. Darrofen 2).

Kupferdörner, f. Dörner und Dörnerarbeit.

Kupferdraht, 1) der in besonderen Drahthämmern auf großen Ziehbänken verfertigte Kupferdraht, welcher vom feinsten bis zum größten Sortiment zu finden ist; — 2) der in Kupferwasser gelegte und camentirte Eisendraht.

Kupferdruck. Der Abdruck einer gestochenen Kupfertafel wird nicht, wie beim Buchdruck, durch senkrechten Druck von oben nach unten mittelst einer Schraube bewirkt, sondern dadurch, daß eine Tafel von Holz, worauf die Kupferplatte, und über dieser ein angefeuchteter, noch mit feinem Tuch bedeckter Papierbogen liegt, zwischen zwei übereinander liegenden Walzen gewaltsam hindurch geschoben wird. — Die Presse, gewöhnlich ganz von Eichenholz gefertigt, besteht aus zwei schmalen Wänden, welche ihrer Länge nach und in der Mitte einen, nach Verhältniß der Walzenzapfen, welche darin laufen, breiteren oder schmaleren Ausschnitt haben und auf einem dem Fußboden gleichliegenden Balken aufrufen. Diese Wände stehen genau so weit auseinander, als die beiden Walzen lang sind. Die Walzen sind gewöhnlich gleichstark im Durchmesser, und diese Stärke richtet sich nach dem Längenverhältniß der Walze und der Größe der Presse überhaupt, je nachdem derselbe

selbe zum Druck größerer oder kleinerer Platten bestimmt und eingerichtet ist. Auf dem untersten Boden des Durchschnits beider Wandungen liegt, dieselbe in der Breite und Dicke genau aufweisend, der halbe Durchschnitt eines hohlen Cyllinders von Metall oder hartem Holz mit Blech gefüttert, dessen Hohlung genau den Zapfen der untern Walze glatt umschließt; über dieser ruht die zweite Walze von genau gleicher Länge und über deren Zapfen der andere Theil des durchschnittenen Cyllinders zu gleichem Zwecke ebenso, nur oben auf. Derselbe Verriethung hat natürlich bei beiden Seitenwänden gleichmäßig Statt. Diese Halbcyliner oder Platten für die Walzenzapfen nennt man Sättel. Zwischen beiden Walzen wird das $\frac{1}{2}$ Zoll starke, völlig ebene u. glatte Bret von hartem Holze, dessen Breite sich nach der Länge der Walze richtet, und dessen Ränge etwa das drittel, oder vierfache Maß der Breite beträgt, eingelassen, welches der Drucktitel ist. — Der noch übrige Raum der Deckung der Seitenwände wurde sonst mit aufeinander liegenden Stücken von Pappdeckel ausgefüllt, um eine elastische Spannung der Walzen, nach der Dicke der zu druckenden Platte berechnet, auf einander hervorzubringen; in neuerer Zeit aber jog man vor, diese Spannung durch eine Schraube über jeden der obern Sättel zu bewirken. Die Walzen sind entweder von Buchholz (liganum sanctum), oder gegossenem Gießenmetall, oder auch von gegessenem Eisen und müssen höchst egal und glatt abgedreht seyn. An dem einen, bei Pressen von größerer Dimension auch an beiden Zapfen der obern Walze, ist ein starker Dassel mit 4, 6 oder auch 8, bei großen Pressen auch noch radförmig außen fest verbundenen Speichen befestigt, welcher das Kreuz heißt und durch den der Kupferdrucker, die obere Walze drehend, den Drucktitel durch beide Walzen gewaltsam durchzwängt. Der Drucktitel läuft in den Falzen zweier von der Mitte der Seitenwände vor- und hinterwärts fortlaufenden etwa 6 Zoll breiten Leisten, die Arme der Presse genannt werden und an jedem Ende mit einer kleinen Säule unterstügt sind. Der Drucktitel wird gewöhnlich von weißem Eichenholz gefertigt oder besteht noch besser aus einer glatt geschliffenen Eichenplatte von gehöriger Dicke, und zwar deswegen, weil durch die fortgesetzte Einwirkung des feuchten Papiers, aus welchem während des Druckes manchmal förmlich das Wasser abläuft, sich das Holz auslaugt, welche Lauge dann häufig das Papier mit gelben oder braunen Flecken verunfärbt.

Von England aus brachte man das Kreuz mit einer Waschinrie von einigen kleinen Rädern in Verbindung, deren eines, mit Kurbel versehen, leicht gedreht werden konnte und auch bei der stärksten Spannung das Kreuz gleichmäßig langsam und damit die Walze bewegte; aber die geschicktesten Drucker haben, durch Erfahrung belehrt, die Anwendung dieser Erfindung wieder aufgegeben und sind zu dem Gebrauch des einfachen Rades zurückgekehrt. Denn unter andern Nachtheilen hat die Waschinrie den, daß der Drucker bei dem Durchleiten die Stärke od. Schwäche der Spannung nicht mehr in den Ar-

menfüßt, bei gar zu starker Spannung und metallenen Walzen die Platte zwar dennoch fast eben so leicht durchgeht, aber länger herauskommt, als sie hinein kam und folglich zu Grunde gerichtet ist. Der Presse gegenüber, am Fenster, befindet sich der eigentliche Arbeitstisch des Druckers und darauf ein vierediger Kasten (das Wischbret genannt), unter welchem die Lumpen aufbewahrt werden und auf dessen glatter Oberfläche die Platte, nachdem sie durch das unter dem darüberstehenden Kiste von geschliffenen Eisenstäben befindliche Kohlenfeuer hineinwendend erwärmt und die Farbe eingewalzt worden, auf ihrer glatten Fläche theils durch Lumpen, theils mit der Hand rein abgewischt wird, so daß die Farbe nur die Striche noch füllt od. sonst nichts weiter sich zeigt. In einem hölzernen od. blechernen runden Käßchen befindet sich die fein geriebene, mit (von Lein-, Ruß- od. Mohnd. gekochtem) Firnis vermengte Druckfarbe zum Einreiben der Platte. Auf dem Wischbret liegt der Druckerballen (s. unten) bereit, zum Einballen der mit dem Finger in einzelnen Klümpchen überall auf dem getrockneten Theile vertheilten Farbe, so daß alle Striche völlig gefüllt werden. Außer diesem noch auf einem glatten Biegelstück ein Stück geschliffene oder feingekörnte, naß aufgelegte und wieder getrocknete weiße Kreide, um für das letzte Blankwischen der Platte mit der Hand den Ballen derselben unter dem kleinen Finger etwas zu färben, wodurch auch die letzten, leisesten, fast unsichtbaren Reste der Farbe auf der Plattenfläche vollends beseitigt werden. — Der Druckerballen ist ein rundes Polster von sehr fest über die Füllung von Rosshaaren gespanntem Kalbleder, in dessen Hinter- und Oberseite der Wölbung gegenüber, ein kurzer starker Griff mit Nägeln befestigt ist. Der Ballen muß jeden Abend rein abgewischt und in Papier gehüllt werden, damit kein Sandkörnchen oder sonst Staub daran komme, wie denn in der ganzen Druckerei überall die höchste Reinlichkeit gehalten werden soll. Die Wischlumpen oder Wischtücher sind von verwaschen, jedoch noch nicht gerissener Leinwand, einige auch von feinem Baumwollen- oder Seidenzeug, letztere zum Auftragen des schwachen Farbons für sogen. Londerdrucke.

Der Kupferdrucker bedarf außer diesem hauptsächlich noch eines großen Reibsteins, von einer starken Glastafel oder Porphyrr mit einem verhältnismäßig großen und schweren Käufer von selbstem Material, vieler Stücke feinen Ludes, je nach der verschiedenen Platten-Größe in ihrer Breite verschieden, u. mehrer Arten Pappdeckel, verschieden an Format, Dicke und Glätte, als 3. B. sogenannte Saugdeckel, um die Abdrücke dazwischen zu trocknen und sogenannten Glanzdeckel, um die völlig trockenen Abdrücke glatt zu pressen, und zu letzterer Procebur einer großen, gut konstruirten Presse von sehr starker Presskraft, mehrer Oele, Firnisse und Farben. Seine Hauptfarbe ist das aus gebrannten Weinschalen bereitete sogenannte frankfurter Schwarz; auch bedarf einer mit Papier überspannten Glanzdrahme, wie der Kupferstecher, u. wenn er nicht Nordlicht hat, auch noch eines

Papiervorhangs, dernach Belieben herabgelassen und aufgerollt werden kann, je nachdem die Sonne in das Zimmer scheint oder nicht.

Der Kupferdrucker beginnt seine Arbeit mit dem Schneiden des Papiers in die für die Platte angemessene Größe, feuchtet dann jedes Blatt einzeln mit dem Schwamm und reinem Wasser sanft so an, daß es ganz mit Feuchtigkeit durchdrungen wird, ohne aufzuerleben zu werden, immer das folgende noch trockene Blatt auf das vorhergehende nasse auslegend, bis es einen Haufen bildet, als Vorrath für zwei Tage wenigstens. Der erste Bogen liegt auf einem flachen, etwas größeren Bret auf und der letzte wird mit einem gleichen bedeckt und bis zum Druck mit einem Gewichtsteine beschwert. Das Papier muß im Winter mehre Tage lang und im Sommer wenigstens einen Tag vor dem Drucken gefeuchtet werden. Auch die verschiedene Dicke und sonstige Qualität des Papiers bedingt einen längeren oder kürzeren Zeitraum für's Feuchten. — Soll nun der Druck beginnen, so richtet der Drucker zuerst die Spannung der Presse nach der Dicke der Platte, spannt auf die Mitte des Drucktisches ein Papier von der Größe des zu druckenden Bogens mit Kleister auf und zeichnet mit Bleistift die genaue Plattengröße in gerader und überall abgemessener Lage darauf, damit er während der Ziehung Platte und Papier sogleich leicht in die richtige Lage auslegen kann. Nun werden die Drucktücher mit Schnüren um die obere Walze mittelst eines an den oberen Verbindungriegeln der Presse angebrachten beweglichen Röllchens ausgespannt, so daß während des Umdrehens der Walze durch das Kreuz das Drucktuch immer glatt ausgespannt über dem Papier aufliegt u. dieses in die Striche eindrückt. — Darauf wird die Platte auf den Rost über der Kohlenpfanne, mit glühenden harten Holzkohlen gefüllt, die mit Asche bedeckt sind, gelegt und zuerst mit Terpentinsel, dann mit Krume von Weißbrod oder mit Abschabsel von weichem weißem Schafleder ganz sauber gereinigt, welches, im Falle Farbe darin eingetrocknet seyn sollte, auch mit kausischer Lauge zu bewerkstelligen nöthig wird. — Sodann trägt man die jedesmal nach Maßgabe der Stechart der Platte vorher eigens hergerichtete Farbe mit dem Spatel oder dem Mittelfinger auf und ballt sie mit dem Druckballen ein. Ist dies geschehen, so wird mit dem größten Wischlumpen, d. h. mit einem vom weitesten Gewebe, angefangen, die Farbe von der Oberfläche größtentheils abzuwischen, indem man die Lumpen jedesmal zu einem Ballen zusammenlegt und das letzte Ende glatt darüber spannt und mit der Hand hinten festhält, damit erst etwas schief gegen sich von der Rechten zur Linken geradlinig reibt, dann mit dem zweiten feineren Lumpen mehr in Runde und andern Richtungen und zuletzt mit der Hand, an deren Ballen man zuerst einen Anflug von Druckerschwärze bringt, in mehren Richtungen noch reiner, dann nach Wiederreinigung des Handballens von Schwärze, diesen schwach mit Kreide betupfend, die Platte vollends blank wischt. Zuletzt wird mit einem in Salzwasser etwas angefeuchteten Lumpen der Spie-

gel, oder der glatte Rand um das Gestochene besonders ganz blank gewischt. Nun wird die Platte auf die bezeichnete Stelle des Drucktisches gelegt, der gefeuchtete Papierbogen darüber, über diesen noch ein anderer Papierbogen, die sogenannte Ueberlage, dann ergreift der Drucker mit einer Hand die am höchsten stehende Speiche des Kreuzes und drückt zugleich mit einem Fuß, wohl auch mit dem Knie, auf eine niedriger stehende und bewegt so möglichst gleichmäßig, ohne inne zu halten, immer mit Händen und Füßen abwechselnd, weiter greifend das Rad und dadurch die Walze, bis die Platte durch ist; dann hebt er mittelst eines zusammengebrochenen Kartenblattes an einem Eck das Papier langsam und vorsichtig, ebenfalls ohne anzuhalten oder es rückfallen zu lassen, auf und von der Platte ab, faßt dann in selbem Augenblicke den Abdruck mit der linken Hand am entgegenge- setzten Eck und legt ihn zuerst auf den noch übrigen Raum des Drucktisches zum Beschaun, und dann auf den bereit liegenden Pappendeckel auf einen andern Tisch. So lange die Ziehung des Tages dauert, werden die Abdrücke, jeder bloß mit einem feinen Seidenpapier belegt, auf einander liegen gelassen, Abends aber einzeln je zwischen zwei Saugdeckel gelegt, bis sie trocken sind. Die Saugdeckel müssen alle Paar Tage im Freien an der Sonne oder durch künstliche Wärme wieder völlig trocken gemacht werden, indem man sie in beiden Fällen aufrecht so gegen einander stellt, daß sie lauter viereckige Zellen bilden. Außer der genauen Kenntniß der nöthigen Oele und der sorgfamen Zubereitung seiner Firnisse und Farbe hat der Drucker seine besondere Aufmerksamkeit auf das für die vorhabende Platte jedesmal passende Papier zu richten, an dem die Gleichheit, die reine Weiße, die Bindung des Stoffes, ohne zu viel Leim zu haben, so wie dessen Reinheit von allen Knötchen, Sandkörnchen, Flecken u. dergl. zu beobachten ist. Nur wenige Papierfabrikanten haben wir bis jetzt in Deutschland, welche, trotz des großen Bedarfs und der Nachfrage, den englischen und französischen Papieren zu diesem Zwecke in ihrem Fabrikate nur nahe kämen. Vgl. K. Barth, Die Kupferstecherei, II. Theil, Hildburghausen 1837.

Kupferdrucker, s. Kupferdruck.

Kupferdruckerpresse, s. Kupferdruck.

Kupferdruckerschwärze, s. Kupferdruck.

Kupferdruse (Bergb.), eine Druse von Kupfererz.

Kupferdate (Hüttenw.), ein in der Mitte spitzig zulaufender Ziegel, in welchem die Kupferproben gemacht werden.

Kupfererzenerz (Min.), s. v. a. Biegeleierz, s. d. u. Rothkupfererz.

Kupferseifenkies (Min.), auch Weißkupfererz, nach Glocker, ein Xanthoppyrit, undeutlich krystallinisch, derb, eingesprengt, Struktur unvollkommen blätterig, Bruch uneben, zum Theil stängelig, H. = 5, 5–6, 0 spröde, G. = 4, 4–5, 0 weißlichspeisgelb, gibt beim Zerhschlagen Schwefelgeruch. Soll aus Kupfer, Eisen, Silber u. Schwefel bestehen. Gangartig im Gneiß bei

Freiberg und Annaberg, im Kupferschiefer von Kamdori, mit Malachit in Sibirien.

Kupferente (Dmit.), f. v. a. weißköpfige Ente, *Anas leucocephala* L., f. Ente.

Kupfererz (Min.), 1) nach Haidinger, Orogenidenfamilie aus der Ordnung der Erze, tessularisch, Strich bräunlichroth, $\rho = 3,5-4,0$, $\sigma = 5,6-6,1$. Einzige Gattung: Osträdrischer K. mit den Arien Kuprit (f. v. a. Nordkupfererz, f. d.) und Chalkotrichit, f. d. — 2) Gelbes K., f. v. a. Kupferkies, f. d.

Kupfererze, salinische (Min.), nach Walchner, Euphosphat der gesäuerten Erze mit den Beichlechtern Malachit, Nieselmalachit, Kupferamarag, Kupferlasur, Atakamit, Brochantit, Phosphormalachit, Olivenmalachit, Olivenerz, Einsenerz, Kupferit, Strablers, Erinit, Kupferglimmer, Kupferbaum, Konkurrut.

Kupferfarbig (bot. Term.), Species der Gatt. Fäbler, f. v. a. Tennantit.

Kupferfarbig (bot. Term.), Farbenbestimmung, f. v. a. Cupreus. — Kupfergrün, f. v. a. Aeruginosus. — Kupferroth, f. v. a. Cupreus.

Kupferseile, Kupferseilicht (cuprum limum), 1) Heilpflanze vom Kupfer; sie werden als Aufschlag beim Probiren der Goldseile gebraucht; — 2) (Med.), dieselben früher als Präservativ gegen Wasserseuche empfohlen. Sie wirken nur, indem sie sich im Magen oxydiren, sind daher unsicher und jetzt außer Gebrauch.

Kupferflügel (Entom.), *Noctua Chrysis* L. Nachtsalterart, rötlich, mit kupferfarbenen Flecken auf den Vorderflügeln.

Kupferfluorid (Chem.), f. Kupferfälsze A. 199.

Kupferfluorür (Chem.), f. Kupferfälsze A. 18).

Kupferfolie, f. Folie.

Kupferfischen, f. Fischen.

Kupferfrischhofen, f. v. a. Frischhofen.

Kupferfuch, f. Fuch und Equus.

Kupfergare, f. Kupfer (Metallurgie).

Kupfergeist, Kupferspiritus, hieß früher die durch trockne Destillation des Grünspans bereitete, mehr oder weniger mit dreynlichen Theilen verunreinigte Essigsäure.

Kupfergelb (Verg.), gelb angelauenes Kupfererz.

Kupfergeschirr, f. Kochgeschirr, vgl. Kupfer (Lexikolog.).

Kupfergiste, f. Kupfer (Lexikolog.).

Kupferglitzer, gelblicher Kupfererz.

Kupferglanz (Min.), nach Haidinger, Orogenidenfamilie aus der Ordnung der Glanze, orthorhomb, unvollkommen u. nicht arom. theilbar, schwärzlich bleigrau, Strich glänzend, sehr milde, $\rho = 2,5-3,0$, $\sigma = 5,5-6,3$. Gattungen: 1) Prismatischer K. mit der Species: a) K., auch Kupferglas, rhombischer K., Graukupfererz, Cuivre sulfure, best. nach Wilmann aus 79,50 Kupfer, 19,00 Schwefel, 0,75 Eisen, 1,00 Kiesel säure, hat zur Grundform eine rhombische Säule von $119^{\circ} 35'$ und $60^{\circ} 25'$, erscheint aber herrschend tafelförmig, aber nur selten und in kleinen Krystallen mit undeutlich lateraler

Theilbarkeit, gewöhnlich derb, eingesprengt, in Platten und als Verfeinerungsmittel (Frankenberger Kornähren); Bruch muschelig, ins Unebene, $\rho = 2,5-3,0$, $\sigma = 5,5-5,7$, schwärzlich bleigrau, zuweilen blauanlaufend, Strich unverändert. Vor dem Löthrohr in der äußeren Flamme leicht schmelzbar mit Knistern, in der innern unschmelzbar. Auf Gängen und Lagern im Gneis, Silimmerschiefer, körnigem Kalk, Kupferschiefer etc. in Cornwall, Yorksh., Schottland, Nassau, Frankreich in Bessin, Thalliter, Saalfeld, im Mansfeldischen, am Harz, in Sachsen, Ungarn, Schweden, Norwegen, Sibirien, Nordamerika etc. — 2) Isometrischer K. Species: a) Stromeierit, auch Stromeierine, Kupfer Silberglanz, Silberkupferglanz, nach Rose isomorph mit dem Kupferglanz, Bruch flachmuskelig bis eben, weich, milde, $\rho = 6,25$, schwärzlich bleigrau, wenig glänzend, Strich etwas glänzender, sonst unverändert, vor dem Löthrohr leicht schmelzbar unter Entwässerung von schwefeliger Säure. Nach Stromeier und Sander 52,272 oder 52,71 Silber, 30,478 oder 30,95 Kupfer, 15,782 oder 15,92 Schwefel, 0,333 oder 0,24 Eisen. Mit Kupferkies am Schlangenberg in Sibirien, Krystallisiert bei Rudolfst. in Schiefen. — b) Bergelin, auch Selentkupfer, Selentkupferglanz, nach Bergelin 64 Kupfer und 40 Selen, derb, silberweiß, weich, geschmeidig. Striktrum in Schweden, Verbach am Harz, sehr selten. — c) Enklaitit, derb, theilbar, bleigrau, weich, Trichterum in Schweden. — Auch der Platinglanz (f. d.) von Freiberg wird hierher gerechnet. — Dipyramatischer K., f. Bournonit; prismatoidischer K., f. Antimonkupferglanz; tetraëdrischer K., f. Fäbler.

Kupferglas, 1) (Min.), f. v. a. Kupferglanz. — 2) (Chem.), Verbindungen von Glasflüssen mit Kupferoxyden. Enthalten sie Oxidul, so sind sie rubinroth, enthalten sie dagegen Oxid, so erscheinen sie grün oder blaugrün.

Kupferglimmer (Min.), Erystallgattung aus der Familie der Phyllosalците, hexagonal, $\rho = 2,4$, $\sigma = 2,5-2,6$, Bruch unebenlich muschelig, Strich lichtgrün. Einzige Species: Rhomboëdrischer K. Rhomboëdrischer Eukaliglimmer, Kupferphyllit, Cuivre arsenié, lamelliforme, Chalkophyllit, rhomboëdrischer Eukalormalachit), best. nach Chevenix aus 55,0 Kupferoxyd, 21,0 Arsenik säure, 21,0 Wasser, hat zur Grundform ein spiges Rhomboëder von $65^{\circ} 41'$, stets mit vorherrschender gerade angesehener Endfläche, der die Quatbarkeit vollkommen parallel ist; milde, smaragdgrün, spangrün, auf den vollkommenen Theilungsflächen perlmutterglänzend, sonst glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend; vor dem Löthrohr stark verflüchtend und unter Arsenikgeruch zum spröden Metallhorn schmelzend. In Salpetersäure leicht löslich. Die Krystalle meist sehr klein, selten derb. Auf Gängen zu Reicht in Cornwall.

Kupferglucke (Entom.), f. v. a. *Gastropacha quercifolia* L.

Kupfergold, f. Kupferlegierungen.

Kupfergrösch, geringhaltige Silber

münze des Kaisers Ferdinand II. für Oesterreich, Böhmen und Schlesien, vom J. 1623.

Kupfergrün (Min.), 1) f. v. a. Kupferfinter, f. d.; — 2) f. v. a. erdiger Malachit, f. d. — 3) Eisenschüssiges K. od. Eisen-Kupfergrün, herb, als Ueberzug, muschelrig, erdig, weich, pistaciens- oder olivengrün, wenigglänzend, undurchsichtig. Eisenhaltiges Kupferfälskat. Saalfeld und Ramsdorf in Thüringen, Lautenberg am Harz, Schlesien, Tyrol, Ungarn etc.

Kupferhähnchen (Entom.), f. v. a. Chrysomela aenea L.

Kupferhärten, durch wiederholtes Schmelzen dem Kupfer mehr Dichtigkeit und Zähigkeit geben.

Kupferhaloid, f. v. a. Kupferchlorid.

Kupferhaltiger Uranglimmer (Min.), f. v. a. Chalcolith, f. Uranglimmer.

Kupferhammer (Hüttenw.), f. Hammerwerk u. Kupfer (Metallurg.).

Kupferhammer (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.=B. Posen, Kr. Meseritz; 180 Einw.; — 2) (Ober-K.), Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Neisse; 130 Einw.; — 3) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Ober-Barnim; über 100 Einw.

Kupferhammerschlag, bildet sich beim Glühen des Kupfers an der Luft und springt beim Behandeln des letzteren mit dem Hammer in dünnen Blättchen ab, welche ein schmutzig grauröthliches Ansehen haben und ein Gemenge von Oxidul und Oxid, mitunter auch wohl von metallischem Kupfer darstellen.

Kupferhandel (Med.), f. v. a. Kupferauschlag, f. Gutta rosacea.

Kupferkiefen (Bergw.), im Mansfeldischen f. v. a. die kleinen im Zechstein und im Schieferflöz liegenden Kupfererzpartien.

Kupferhydrophan (Min.), f. v. a. Kupferfinter.

Kupferhydrür, f. v. a. Kupferwasserstoff, f. Kupfer (Chemie) B. 9).

Kupferiges Silber, Silber, das in 1 Mark 15 Loth Kupfer enthält.

Kupfer im Gesicht (Med.), f. v. a. Kupferauschlag.

Kupfer-Indianer, nordamerikan. Indianerstamm, Hudsonsbai-Länder, um den Kupferminenfluß.

Kupferindig (Min.), nach Breithaupt, Covellin nach Beudant, wird unter die Blenden gerechnet und besteht nach Waldner aus 64,773 Kupfer, 32,64 Schwefel, 1,046 Blei und 0,462 Eisen; krystallisirt in rhomboëdrischen sechsseitigen Säulen mit vollkommen basischer Theilbarkeit, fettglänzend ins unvollkommen Metallische, indigblau mit schwarzem glänzendem Strich, dünne Blättchen biegsam, $\rho. = 1,5 - 2,0$, $\sigma. = 3,8 - 3,85$. Im Mergelschiefer bei Sangerhausen, bei Badenweiler u. Schoppach in Baden, bei Leogang in Salzburg.

Kupferinsel, f. Kamtschatkisches Meer.

Kupferjodid, f. Kupfersalze A. 16).

Kupferjodid-Ammoniak, f. Kupfersalze A. 17).

Kupferjodür, f. Kupfersalze A. 14).

Kupferjodür-Ammoniak, f. Kupfersalze A. 15).

Kupferkalche (Min.), nach Waldner Eippenschaft der Kalche mit den Geschlechtern Rothkupfererz, Kupferschwarze, Rothzinkerz.

Kupferkarburete, von Marchand durch Einwirkung von ölbildendem Gas auf glühendes Kupfer dargestellte lockere, schwarze Pulver, die 2,4 bis 12 Proc. metallisches Kupfer enthalten.

Kupferkies (Min.), 1) nach Mohs u. Pattinger Geogenidenfamilie aus der Ordnung der Kiese, tessularisch, pyramidal, messinggelb, kupferroth, $\rho. = 3,0 - 4,0$, $\sigma. = 4,1 - 5,1$. Gattungen: Oktaëdrischer K. (Bornit und Buntkupfererz); pyramidalen K. (Chalkopyrit, Kuban, Kryptit, Domeskit). — 2) Schwefelmetallgattung aus der Familie der Kiese, tetragonal, $\rho. = 3,5$, $\sigma. = 4,1 - 4,3$, Bruch muschelrig bis uneben, Strich grünlichgelb ins Schwärzliche. Einzige Species: Gemeiner K. (Selbes Kupfererz, Cuivre pyriteux, Copper pyrites, Pyrites aurifer coloris, Chalkopyrit, Nieserkit), besteht aus 34,81 Kupfer, 29,82 Eisen, 35,27 Schwefel, hat zur Grundform ein tetragonales Oktaëder mit einem Randkantenwinkel von $108^{\circ} 40'$, eine undeutliche, den Grundflächen parallele Spaltbarkeit, erscheint in der Grundform mit verschiedenen Abstumpfungen der Ecken und Kanten zum spitzen Oktaëder und zur quadratischen Säule, auch in quadratischen Tetraëdern (durch Herrschendwerden der 4 abwechselnden Flächen) und in Zwillingen, meist jedoch in derben kugelligen, knolligen und eingesprengten Massen, ist von gold- und messinggelber Farbe, häufig bunt angelassen, sonst schön metallisch glänzend, gibt am Stahl keine Funken (wodurch er leicht vom Schwefelkies zu unterscheiden ist), schmilzt vor dem Löthrohr leicht unter Entwicklung von schwefliger Säure zu einer magnetischen Kugel, gibt geröstet mit Borax ein Kupferkorn und mit Ammoniak eine lasurblaue Auflösung. Kommt auf Gängen und Lagern verschiedener Gebirgsarten vor, am häufigsten am Rammelsberg im Harz, Røraas in Norwegen u. Falun in Schweden, in ausgezeichneten Krystallen zu Freiburg und Klausthal. Wird vorzugsweise auf Kupfer benützt und gilt für das beste Kupfererz. — 3) Rhomboëdrischer K., f. v. a. Buntkupfererz.

Kupferkiesel (Min.), f. v. a. Kupferfinter.

Kupferkieserz (Min.), f. v. a. Kupferkies.

Kupferkniest (Bergw.), am Rammelsberg f. v. a. taube Gebirgsart mit eingemengten Kupfererzen.

Kupferkönig (Hüttenw.), 1) das beim Probiren der Kupfererze ausgebrachte Stück Kupfer; — 2) das beim Ausschöpfen des geschmolzenen Schwarzkupfers im Herd zuletzt zurückbleibende Kupfer.

Kupferkörnchen, f. v. a. Granuliren. Auf den Messinghütten wird hierzu eine besondere Vorrichtung angewendet. Ein 4—5 Fuß tiefes, hölzernes Gefäß mit einem zweiten blechernen, herausnehmbaren Boden hat einen Deckel von Kupferblech, in der Mitte mit einem Loch, in welches eine durchlöcherete Kelle paßt;

in letztere wird das geschmolzene Kupfer mit einer andern Kelle gegossen, welches durch die kleinen Löcher in das mit Wasser gefüllte Gefäß fällt. Da das Wasser sehr bald heiß werden würde, so ist die Einrichtung getroffen, daß es auf der einen Seite des Gefäßes abläuft, während auf der andern Seite immer frisches zufließt. Granslitzes Kupfer gibt den 4. bis 5. Theil mehr Neßling als bloß grob geschlagenes.

Kupfergräbe, Kupferfeilsäure, werden zur Reduktion auf Kupfer verwendet.

Kupferkristall, desillirter oder gereinigter Grünsap.

Kupferlack (Zäthpol.), f. v. a. Salmo hamatus Cuv.

Kupferlabe (Lehn.), f. Strumpfwirkerstuhl.

Kupferlasur (Min.), Erzspathgattung aus der Familie der Malachocalcite, Minoromorphisch, $\rho = 3,5$, $\sigma = 3,7 - 3,9$, Bruch muschelig bis uneben, Strich smaltblau. Einzelne Species: Prismatischer K. (prismat. Lasur malachit, Auri, Lasur, Cuivre carbonaté blanc, Cuivre saur), besteht aus 69,09 Kupferoxyd, 25,69 Kohlenäure, 5,22 Wasser, hat zur Grundform eine schiefe rhombische Säule von $99^{\circ} 32'$ u. einer der Seitenflächen u. den auf den scharfen Seitenkanten aufgesetzten Enzhäufungskanten ($91^{\circ} 47' 38''$) parallele Spaltbarkeit, muschelligen bis unebenen Bruch. Erscheint gewöhnlich in niedrigen dicken Säulen von mannichfaltiger Wänderung, aber auch in bröckl., traubigen, kugelligen und nierenförmigen Massen von blätteriger, strahliger und faseriger Textur, hat eine schöne lasur-, smalt- od. schwärzlichblau Farbe u. smaltblauen Strich, ist stark glasglänzend u. durchscheinend bis gänzlich undurchsichtig. Vor dem Löthrobre auf Kohle wird es leicht schwarz und zu einem Kupferstein reducirt, färbt in der Platinschale gehalten die Flamme der Löthrobrlampe schwach grün u. löst sich in Säuren unter Brausen auf. Varietäten: Blätteriger K., immer deutlich kristallin, glasglänzend und durchscheinend; Krabbliger K. in bröckl., traubigen u. nierenförmigen Massen mit büscheliger-faseriger Textur; — erbigter K. (Bergblau, Kupferblau), nur bröckl., eingesprenkt, erdig, als Lieberzug, matt, undurchsichtig, erdig im Bruch und zerreiblich. Auf Gängen und Lagern in den kristallinischen Schiefergesteinen, in der Grauwacke kr. gewöhnlich mit Malachit. So und zwar am schönsten zu Chisso bei Vico, Sjafoa und Schmöling in Ungarn, Drahovitz u. Moldawa im Banat, Schwag in Tyrol, Saalfeld und Rumbold in Thüringen. — Der Chanozschitz (Kupferhammer, Hammer) von Moldawa erscheint in haarförmigen Kristallen als sammtartiger Lieberzug von smaltblauer Farbe und soll, nach Brooke, Schwefelsäure, Kupfer, Zink u. Kieseltheile enthalten. — Der Wylorin aus Wylor, schwärzlichbraun, eckrig, dicht und weich, $\sigma = 2,62$, ist wohl Gemenge, nach Thomson 60,75 Kupferoxyd, 19,50 Eisenoxyd, 16,76 Kohlen- u. 2,10 Kieseläure.

Kupferlebererz (Min.), f. v. a. 1) Rothkupfererz; — 2) Buntkupfererz.

Kupferleg, Kupferlech, die beim Schmelzen des Schwarzkupfers unter der Schmelze schwimmende Metallmasse, zusammengepreßt aus Kupfer, Eisen und Arsenik. Sie wird abgenommen und als Roßstein behandelt.

Kupferlegirungen. Das Kupfer zeigt im Allgemeinen viel Reizung, sich mit andern Metallen zu verbinden. Mehrere dieser Verbindungen besitzen Eigenschaften, welche denselben eine ausgedehnte technische Anwendung verschafft haben.

Kupfer und Kalium. Nach Karstens Versuchen nimmt Kupfer 6,13 Proc. Kalium auf, welche geringe Quantität jedoch hinreicht, das Kupfer in der Hitze schon etwas weniger ductil zu machen. — Mit Natrium erzieht Clarke durch Erhitzen von dem Kalilaugebädern eine goldgelbe Verbindung. — Kupfer und Wolfram vereinigen sich zu einer kupferrothen, ziemlich dehnbaren Legirung. — Kupfer und Niohydraz bilden eine blaßkupferrothe, dehnbare Verbindung, wenn das Niohydraz nicht vorwaltet. — Kupfer und Wangan geben eine röthlichweiße und sehr dehnbare Legirung, welche durch Luft und Feuchtigkeits oxydirt wird.

— Kupfer und Arsenik. Werden 100 Theile Kupferfeile mit gleicher Menge Arsenik erhitzt, so erhält man dadurch 135,5 geschmolzenes Arsenikkupfer, nahe der Formel Cu_2As entsprechend. Es ist weißgrau, spröde und feinkörnig. Das sogenannte Weißkupfer (weißer Tombak) wird durch Glühen eines Gemenges von Kupfer, arseniger Säure und schwarzem Glas erhalten; es wurde früher, vor der Anwendung des Argentans, als silberähnliche Legirung benutzt. Ein anderes Arsenikkupfer, von der Formel Cu_2As , wird gebildet, wenn man Arsenikwasserstoffgas über trockenes Chlorkupfer leitet, wobei Chlorkupferstoff entsteht. Derselbe ist schwarz-er Farbe. Schon 6,15 Proc. Arsenik sind hinreichend, um das Kupfer etwas kaltbrüchig, zugleich aber sehr rothbrüchig zu machen. — Kupfer mit Antimon gibt eine kleinblättrige, spröde Legirung von violetter Farbe. Das Antimon äußert einen ganz ähnlichen Einfluß auf die Ductilität des Kupfers, wie der Arsenik. — Kupfer und Bismuth schmelzen schon unter dem Schmelzpunkte des Kupfers zusammen und geben, je nach der Menge des vorhandenen Kupfers, eine mehr oder weniger rothgefärbte Legirung. Ein Gewichttheil Kupfer mit dem vierfachen Bismuth gibt eine schön rothgefärbte Verbindung von blätterigem Bruch. — Kupfer und Zink geben die wichtigste Legirung des Kupfers, des Messings (s. d.) und dessen Varianten. — Kupfer und Cadmium. 34,29 Kupfer und 45,71 Cadmium bilden eine hellgelbweiße, sehr spröde Verbindung von feinkörnig schüppigem Gefüge, die bei der Schmelzbildung des Kupfers den Cadmiumgehalt wieder verliert. — Kupfer und Zinn, f. Bronze, Glockengut, Kanonengut, Spiegelmetall. — Kupfer und Blei. Schmilzt man beide Metalle bei starker Rothgluth zusammen und läßt das Gemisch langsam erkalten, so sonder es sich in zwei Schichten, von denen die untere aus einem

Kupferhaltigen Blei, die obere aus einem bleihaltigen Kupfer besteht. Durch rasches Abkühlen wird diese Sonderung verhindert. Erhitzt man aber das dadurch erhaltene, anscheinend homogene Gemisch, so fließt die bleireiche Verbindung aus, während die kupferreiche ungeschmolzen zurückbleibt. Hierauf beruht der Saigerprozeß. — Kupfer und Eisen lassen sich nur schwierig mit einander verbinden, woran hauptsächlich der gewöhnliche Kohlenstoffgehalt des Eisens Schuld zu seyn scheint. Daher kommt es, daß sich Roheisen gar nicht, wohl aber Stabeisen, und am besten sehr weiches Stabeisen und Kupfer zusammenschmelzen lassen. Die Intensität der Kupferfarbe wird durch einen Zusatz von Eisen, wenn derselbe das Verhältniß 1 : 1 nicht bedeutend überschreitet, kaum verringert, ja fast erhöht. 2 Theile Kupfer und 1 Theil Eisen geben eine Legirung von ausgezeichnete Festigkeit. Ein größerer Eisengehalt vermehrt die Härte, vermindert aber die Festigkeit, indem die Legirung ein blätteriges Gefüge erhält. — Kupfer und Nickel geben eine sehr dehnbare Legirung, welche um so weicher ist, je mehr sie Nickel enthält. Dieselbe ist jedoch dem Anlaufen an der Luft leichter ausgesetzt, als das Argentan. Nach Fried's Untersuchungen ist eine Legirung von 10 Theilen Kupfer und 1 Theil Nickel blaß kupferroth und völlig geschmeidig; von 10 Theilen Kupfer und 2 Theilen Nickel: röthlich weiß; von 10 Theilen Kupfer und 3 Theilen Nickel: fast ganz weiß; von 10 Theilen Kupfer und 4 Theilen Nickel: vollkommen silberweiß, auf dem Probirsteine nicht von Silber zu unterscheiden. — Kupfer, Nickel und Zink, s. Argentan. — Kupfer und Silber lassen sich in allen Verhältnissen zusammenschmelzen und geben eine mehr oder weniger röthlichweiße Legirung, welche, da sie härter als reines Silber und — bei nicht zu viel Kupfer — kaum merklich weniger weich ist, die ausgedehnteste Anwendung als Münz- und Luxusmetall gefunden hat. — Kupfer und Gold zeigen ganz analoge Verhältnisse wie Kupfer und Silber. Die Geschmeidigkeit des Goldes wird durch einen Zusatz von ganz reinem Kupfer nur wenig vermindert. — Kupfer und Platin. Clarke erhielt durch Zusammenschmelzen gleicher Gewichtsmengen beider Metalle vor dem Knallgasgebläse eine blaßgelbe, goldähnliche Legirung. — Kupfer und Palladium. 4 Theile Kupfer und 1 Theil Palladium geben, nach Coë, eine weiße, geschmeidige Verbindung, gleiche Theile beider Metalle, nach Chenevix, eine gelbgraue, spröde Legirung von 10,392 spec. Gewicht. Clarke erhielt durch Behandlung gleicher Volumtheile beider Metalle vor dem Knallgasgebläse ein sehr blaßes, politurfähiges, ziemlich leicht schmelzbares Metall. Kupfer und Iridium verbinden sich in der Weißglühhitze leicht mit einander. Bauquelin stellte aus 1 Theil Iridium und 4 Theilen Kupfer ein geschmeidiges, blaßrothes Metallgemisch dar, welches sich viel härter als Kupfer zeigte. — Kupfer und Selenium. Nach Tennant ist diese Verbindung sehr dehnbar und leicht in Salpetersäure löslich.

Kupfermangan (Min.), nach Werner, s. v. a. Kupfermanganerz.

Kupfermanganerz (Min.), ein hydrosiderischer Drydolith, unkrystallinisch, derb, traubig, nierenförmig, Bruch muschelig, $\rho = 6,0$, leicht zersprengbar, $G = 3,1 - 3,2$, bläulichschwarz, mit gleichem Strich, fettglänzend, undurchsichtig, vor dem Löthrohr braun werdend, aber unschmelzbar. Nach Karsten 74,10 Manganoryd, 20,10 Wasser, 4,80 Kupferoryd, 0,12 Eisenoryd, 0,30 Kieselersäure, 1,05 schwefelsaurer Kalk. Im Zinnstoßwerke bei Schlackenwalde in Böhmen. Höchst ähnlich ist der von Richter benannte Pelkonit von leberbraunem Striche, $\rho = 3,0$, $G = 2,5$, nach Karsten aus Manganorydhydrat, Kupferoryd und Eisenoryd bestehend. Mit Maslachit in Chili.

Kupfermarkasiten (Bergb.), viereckig oder auch rund unter einander gewachsene Kupferkiese von goldgelber Farbe; sie halten auf den Centner 6—8 Pfund Kupfer.

Kupferminenfluß, nordamerikanisch. Fluß, Hudsonsbai-Länder, führt das Wasser des Fellsensees in das Eismeer.

Kupfermünze. Diese ist zu betrachten: 1) als Scheidemünze; 2) als Nothmünze. — Im Allgemeinen hat man schon in den ältesten Zeiten Münzen aus Kupfer oder in dem Kupfer ähnlichen Metallkompositionen, wie sie von Plinius beschrieben werden, geprägt. Im Mittelalter kam man zwar davon zurück, u. prägte sogar die kleineren Münzen oder Billon, als Pfennige, Kreuzer u. a. von Silber, bis man, wegen der mit so kleinen Münzen verbundenen Unbequemlichkeiten, auf Prägung von Scheidemünzen in Kupfer (auch wohl Glockenmetall) verfiel. Zwar eignet sich dieses Metall wegen der großen Verschiedenheit seines Werthes in Zeit und Raum, und der Niedrigkeit dieses Werthes selbst weit weniger zu Geld, als Silber und Gold; dagegen ist es aber feuerfester als andere unedle Metalle und dem Unscheinbarwerden weniger ausgesetzt, als die Scheidemünzen von Billon. Wegen der hohen Prägekosten, die indeß damit verbunden sind, und weil der Staat in der Regel an den Scheidemünzen das Meiste verdienen will, haben sie einen verhältnismäßig nur sehr geringen Metallwerth. Im Königreiche Preußen z. B. wiegt der Kupferthaler $37\frac{1}{2}$ Loth; in Sachsen $35\frac{1}{2}$ Loth; in Frankreich berechnet man das kölnische Pfund auf 14 $\frac{1}{2}$ Gr. Konv.; woraus, wenn man den Werth eines Pfundes alten Kupfers zu 5 Gr. Konv. anschlägt, der ungefähre Schlagtag sich ermitteln läßt. Auch kommt so lange nichts auf den wahren Werth der Scheidemünzen an, als der Staat nicht mehr als zu Ausgleichungen des täglichen kleinen Verkehrs erforderlich sind, ausgibt, ja, er muß, um die Prägekosten nicht zu verlieren, die Verwendung derselben zu andern Zwecken (wie z. B. zu Kupfernieten) gesetzlich verbieten. Prägt aber ein Staat, vielleicht in Geldnöthen, mehr als die Circulation erheischt, so zeigt sich bald Ueberfluß an Kupfergeld, was von selbst ein Seitenwerden des Silbergeldes bedingt. Es dauert nicht lange, so gewinnt das Silbergeld ein Agio gegen Kupfer, und will der Staat eine durchgängige Annahme al puri er-

zwingen, so wird er dies doch nur im Inlande, nicht aber gegen das Ausland erreichen können, das bei Annahme fremder K.n. nur den Metallwerth ins Auge faßt und sie nur nach dem Gewichte abschätzt. Dann hören die K.n. auf, Scheidemünzen zu seyn, sie werden zur Nothmünze, die, wie die falsche Rußlands, Oesterreichs, Schwedens und mehrerer anderer Länder beweist, in der Regel später einer Devaluationsmaßregel unterliegen. Sie hören aber auch dann auf Scheidemünzen zu seyn, wenn ein Staat, wie es das kaiserliche Schweden im vorigen Jahrhunderte gethan, die größeren Münzeinheiten in Kupfer ausprägen läßt, was, wegen der Schwere und Größe solchen Geldes, natürlich mit großen Beschwernlichkeiten für den Verkehr verbunden ist. — Wir wollen nur die hinsichtlich ihres Kupfergehalts wichtigsten Länder kurz erwähnen.

Dänemark prägte seit Anfang des 17. Jahrhunderts sehr wenig K.n. im Jahre 1771 erschienen $\frac{1}{2}$ und 1 Schillingstücke, wo von den letztern 42 Stück 1 Pfund wiegen. Die in neuerer Zeit seit 1810 geprägten 1 Schilling Danske und 2 Schilling Kurant sind sehr leicht, ebenso die in den Jahren 1813–15 geprägten K.n., welche die Werthangabe von 1, 2, 3, 4, 6, 12 u. 16 Schilling Rigsbankstücken führen. Da von den letztern 34 Stück 1 Pfund wiegen, so ist dasselbe mit 4 Thlm. 6 Gr. ausgebracht. Die Schillingstücke von 1771 sind zu 12 Schilling umgeprägt worden. — Frankreich münzte sein noch jetzt gangbares Kupfergeld unter Ludwig XV. und XVI. in verschiedenen Münzkünten, in ganzen, halben und $\frac{1}{2}$ Sous, auch sehr verschieden aus. Von erstern geben durchschnittlich etwa 42 Stück auf 1 Pfund. Die nach der Revolution von 1789–93 in den Jahren der Freiheit und im zweiten Jahre der Republik geprägten 2 Sous und 12, 6, 3 Denierstücke sind theils von Kupfer, theils von Gledmetall; 38–40 Sous wiegen 1 Pfund. Laut Dekret vom dritten Jahre der Republik erschienen nun bloß reine K.n. und zwar 1796 2 und 1 Decimen- und 5 Centimenstücke; letztere sind den früheren Sous im Werthe gleich; da aber die von etwa 94 Stück 1 Pfund wiegen, so ist dasselbe zu 28 gGr. ausgebracht. Vom 5. bis 9. Jahre der Republik prägte man 1 Decimen- und 5 und 1 Centimenstücke, jedoch noch einmal so schwer als die vorigen. Da nun ungefähr 23 solcher Decimen 1 Pfund wiegen, so ist dasselbe im Werthe von 14 gGr. ausgeprägt. Seit dieser Zeit schlug man in Frankreich keine K.n. mehr, außer die von Strassburg 1808 ausgegangenen 5 Centimen- und die zu Anfange 1814 u. 15 gemünzten 1 Decimenstücke. — Oesterreich prägte im Jahr 1759 und 1760 das erste Kupfergeld in Pfennigen, $\frac{1}{2}$ u. 1 Kreuzern. Da von den letztern 60 einen Gulden betragen und 44 Stück 1 Pfund wiegen, so ist dasselbe zu 11 Gr. 9 Pfennigen ausgebracht. Im J. 1760 wurde das Gewicht des Kupfergeldes verringert und es wiegen von da an 60 Kreuzer 1 Pfund. Im Jahre 1800 erschienen $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, 1, 3 u. 6 Kreuzerstücke. Von den 3 Kreuzerstücken wiegen ungefähr 53 1 Pfund, und von den 6 Kreuzern, welche die Denennung erbländisch führen, gehen

im Durchschnitte 36 auf 1 Pfund. Das Jahr 1807 bringt Kupferstücke zu 15 und 30 Kreuzern als Bankojetztel Theilungsmünze; erstere wiegen ungefähr das Stück $\frac{1}{2}$ Loth, letztere 1 $\frac{1}{2}$ Loth. Ein Finanzpatent von 1811 reducirte jedoch die vorstehenden K.n. und zwar die 3 Kreuzer von 1800 auf 1 Kreuzer, die 15 Kreuzer von 1807 auf 3 Kreuzer und die 30 Kreuzerstücke auf 6 Kreuzer, die 6 Kreuzer erbländisch wurden ganz außer Kurs gesetzt, und man prägte nun 1812 Kupfer als Scheidemünze der wien. Währung, in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, 1 und 3 Kreuzerstücken, diese letztern wiegen 34 Stück 1 Pfund. Als die neueste Prägung erschienen im Jahre 1816 $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ u. 1 Kreuzerstücke im Konventionsfuße; da von den letztern 60 einen Gulden machen und ungefähr 54 1 Pfund wiegen, so ist dasselbe zu 14 $\frac{1}{2}$ gGr. ausgebracht. Die sämtlichen leichten und reducirten Münzen haben gegen letztere Ausmünzung den Kurs von 250, d. h. 5 reducirt. Kreuzer thun 2 Kreuzer Konventionsmünze. — Preußen hatte zu Anfange dieses Jahrhunderts in seinen verschiedenen Landesstellen auch sehr verschieden geprägte K.n.; so galten von den schlesischen Denaren 360, von den brandenburger Pfennigen 288, von den preussischen Schillingen 270, von den vesteren Kupfergroßen 180 und von den preussischen 90 einen Thaler Kurant. Seit dem Jahre 1821 aber prägt Preußen sein neues kursirendes Kupfergeld in 1, 2, 3 und 4 Pfennigstücken aus, 360 Pfennige auf 1 Thaler. Da nun geschloß 12 Pfennige 1 $\frac{1}{2}$ Loth wiegen müssen, so ist das Pfund mit 201 $\frac{1}{2}$ gGr. Kurant ausgebracht. — Rußland hatte vor Peter I. bereits K.n. als $\frac{1}{2}$ u. $\frac{1}{4}$ Kopelen. Dieser ließ zuerst 1 Kopelenstücke prägen, wovon 56 Stück 1 Pfund (d. h. 2 kölnisch. Mark) wiegen. In den Jahren 1723–30 erschienen leichte 5 Kopelenstücke, wovon 24 auf 1 Pfund gehen. Die Kaiserin Anna prägte von 1730–40 $\frac{1}{2}$ Kopelen von gleichem Gewichte, wie obige 1 Kopelen. Die Kaiserin Elisabeth ließ die obigen 5 Kopelen erst zu 1 und dann zu 2 Kopelen umprägen, auch neue 5 Kopelen ausgeben, wovon das Stück 3 $\frac{1}{2}$ Loth wiegt. Peter III. prägte 1762 die vorstehenden 5, 2 und 1 Kopelen zu 10, 4 und 2 Kopelen um, welche aber Katharina II. wieder auf 5, 2 und 1 Kopelen reducirte. Von diesen 5 Kopelenstücken gehen ungefähr 9 Stück auf das Pfund. Eine gleiche Ausmünzung erhielt sich unter Paul I. und Alexander bis zum Jahre 1810, seit welcher Zeit einem Münzgesetze zufolge bloß 2, 1 und $\frac{1}{2}$ Kopelenstücke geschlagen werden, von denen erstere 32 Stück 1 Pfund wiegen. Da nun der Rubel zu 370 Kopelen Kupfer durchschnittlich berechnet wird, so kommt das Pfund etwa 4 $\frac{1}{2}$ gGr. — Es ist zu bemerken, daß im J. 1772 seine ersten K.n. 284 Stück Pfennige auf 1 Thaler und 176 Stück aus dem Pfunde. Im Jahre 1778 erschienen die ersten Kupfer Heller, 352 Stück aus dem Pfunde, 1799 die ersten Kupferden 3 Pfenniger, wovon 57 1 Pfund wiegen. Das Ausprägen eines Pfundes Kupfer zu ungefähr 14 gGr. 6 Pfennigen erhielt sich bis ins Jahr 1804; von da an brachte man das Pfund Kupfer zu 21 gGr. 4 Pfennigen aus; Pfennige gehen hiernach 256, 3 Pfenniger 86 Stück und

4 Pfennigstücke 64 auf 1 Pfund. Gesehlich wird der Centner Kupfer zu 100 Thaler ausgeprägt, wonach sich auch die neuesten K. n. berechnen. — Schweden, das kupferreichste Land, prägte bereits seit dem 16. Jahrhundert K. n. Der genannte; das Gewicht derselben ist sehr verschieden; unter Gustav Adolf wiegt 1 Der $1\frac{3}{4}$ Loth, unter Christine $3\frac{1}{2}$ Loth, unter Karl XI. $2\frac{3}{4}$ Loth, und es läßt sich eine übereinstimmende Gewichtsbeziehung nicht treffen. Seit dem Jahre 1650 wurden große viereckige Kupferstücke (Platen) ausgegeben, welche verschieden gestempelt sind und den Werth nach Verhältniß von 4, 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Daler Silbermünze tragen. Das Gewicht einer 2 Dalerplatte war anfänglich 6 Pfund, wurde aber später verringert und hat vom Jahre 1733 nur 4 Pfd.; der Werth derselben beträgt nach unserem Gelde etwa 1 Thaler. Die in den Jahren 1715—19 unter Karl XII. nach Angabe des Ministers Görz geprägten 1 Daler Silbermünzstücke sind Nothmünzen, wovon das Stück durchschnittlich $\frac{1}{4}$ Loth wiegt. König Friedrich prägte 1 und 2 Derstücke, wovon 32 Der 1 Pfund wiegen und dem Werth nach zu 6 gr. ausgebracht sind. Von den in neuerer Zeit geprägten $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{3}$ und 1 Schillingstücken gehen von letztern 16 auf 1 Pfund.

Kupfermalm (Min.), s. v. a. Manganmalm.

Kupfernatter (Amphib.), s. v. a. Kupferotter.

Kupfernickel (Min.), s. v. a. Rothnickelies.

Kupferotter (Amphib.), s. v. a. Kreuzotter, *Vipera Berus* L. Daud.

Kupferoxyd (Min.), 1) rhombisches phosphorsaures, s. v. a. Phosphormalachit, s. d.; — 2) rhombisches phosphorsaures, s. v. a. Olivenmalachit, s. d.; — 3) schwefelsaures wasserhaltiges K., s. d.; — 4) Uranoxyd-K. oder basisch-schwefelsaures u. K., s. v. a. Urangrün, s. d.

Kupferoxyd (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 4).

Kupferoxydaluminat (Chem.), nach Mulder eine Verbindung, welche durch Versetzen frischen Eiweißes mit Kupfervitriol als ein hellbläulichgrüner, in Wasser unlöslicher, in saurem schwefelsaurem Kupferoxyd löslicher Niederschlag erhalten wird.

Kupferoxydammoniak (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 6).

Kupferoxydhydrat (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 5).

Kupferoxydsalze (Chem.), s. Kupferoxyd und Kupfersalze.

Kupferoxydul (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 1).

Kupferoxydulammoniak (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 3).

Kupferoxydulhydrat (Chem.), s. Kupfer (Chemie), A. 2).

Kupferoxydulsalze (Chem.), s. Kupferoxydul und Kupfersalze 13).

Kupferoxydulsurete (Chem.), s. Kupfer (Chemie) D. 13).

Kupferpapier (Kupferplattenpapier,

Papierm.), englische Papiersorte, $15\frac{1}{2}$ — $17\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und 20—22 Zoll Breite.

Kupfervecherz (Min.), s. v. a. Ziegelerz, s. Rothkupfererz.

Kupferphosphorete, s. Kupfer, (Chemie) F. 16).

Kupfer, phosphorsaures, von Ehl (Min.), s. v. a. Ehlit.

Kupferphyllit (Min.), nach Breithaupt s. v. a. Kupferglimmer.

Kupferpilz (Bot.), s. v. a. bronzirtter Löherschwamm, *Boletus aeneus* Bull. S. Löherschwamm.

Kupferplatten, die in den Kupferhämmeru verfertigten Kupferplatten von 9 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke bis zur Stärke eines starken Papiers herab. Erstere werden in die Flanelldruckereien geliefert und letztere kommen zu Pfannen in Zuckersiedereien, in Salzwerke, Brauereien etc. Die Anfertigung derselben geschieht durch den breiten Hammer, unter dem sie gestreckt werden, doch müssen die Schläge des Hammers ganz dicht neben einander in Reihen, sowohl der Länge als der Breite nach, zu liegen kommen, wobei natürlich bei den schwereren Platten mitunter 2—4 Mann zur Handhabung derselben vorhanden seyn und die Platten selbst häufig gegläht werden müssen. Dann kommen sie noch unter den Polirhammer, die Unebenheiten werden glatt geschlagen und die Ränder beschnitten. Auch der Kupferstecher bedarf solcher Platten.

Kupferpol, s. v. a. Negativer Pol, s. Galvanismus.

Kupferprobe (Hüttenw.), s. Kupfer (Vorkommen).

Kupferquarz (Min.), s. v. a. durch Kupferoxydhydrat spangrün gefärbter gemeiner Glasquarz, s. Quarz.

Kupferquellen (Geognos.), s. v. a. Cementquellen.

Kupferrauch, Kupferregen 1) (Hüttenw.), die beim Garmachen des Kupfers zuweilen eintretende eigenthümliche Erscheinung, daß von der Oberfläche des geschmolzenen Kupfers kleine flüssige Partikel desselben in großer Menge emporgeschleudert werden und als erstarrte Kügelchen wieder herabfallen. Es scheint dies eine ganz analoge Ursache zu haben, wie das Spritzen des Silbers; nämlich eine Absorption von Sauerstoff bei höherer Temperatur und darauf folgendes Entweichen dieses Gases bei eintretender Abkühlung. — 2) In der Bergmannssprache in einigen Gegenden Deutschlands eine Efflorescenz von Vitriolen, besonders von Eisenvitriol oder kupferhaltigem Eisenvitriol, wie sie in feuchten Kupfergruben vorzukommen pflegt.

Kupferreißen, die erkaltete Oberfläche beim Schwarz- und Garkupferschmelzen als Kupferscheiben abnehmen.

Kupferrhodanid, s. v. a. Kupfersulphochanid.

Kupferrost (Chem.), s. v. a. basisch kohlen-saures Kupferoxyd.

Kupferrost (Hüttenw.), Rohestein, welcher noch mehrmals geröstet werden muß; das davon geschmolzene Kupfer wird Kupferrost genannt.

Kupferroth (Win.), 1) f. v. a. Rothkupfererz; — 2) eine der metallischen Mineralfarben, roth mit etwas Gelb und einer Spur von Grau gemischt. 3. B. Nickelies, giebtigen Kupfer auf frischem Erdsche.

Kupferroth (Hüttew.), f. v. a. Kupferroth.

Kupferflaue, f. v. a. Kupferesquiorid.

Kupferfalgern, f. Kupfer (Metallurg.).
Kupferfällchül (Chem.), Salicylwasserstoff, worin 1 Aeq. Wasserstoff durch Kupfer ersetzt ist, erhält man durch Schütteln von frisch gefälltem Kupferoxydhydrat mit einer Auflösung von Salicylwasserstoff, und Waschen des Produkts mit Alkohol. Ein leichtes grünes Pulver, von metallischem, schwach aromatischem Geschmack, unlöslich in Wasser und Alkohol. Zusammensetzung: $C_{11}H_9O_4 + Cu$.

Kupferfalsalmat (Edem.), f. Kupferfalsale A. 91.

Kupferfalsale, A. Saltsalze. 1) **Kupferchlorid**, salzsaures Kupferoxyd, Resina Cupri Boyle, Cu. Cl. Wird am einfachsten erhalten durch Digestion einer Kupferchloridlösung mit Kupferblenden in einer verschlossenen Flasche. Erst man eine kleine Menge Salzsäure hinzu, so schmilzt das Chlorid allmählich in kleinen, weißen, körnigen Tetraedern an. Die Flüssigkeit enthält noch Chlorid, gelöst, welches daraus durch Wasserzusaß weiß und käsig gefällt wird. Ist man dieses Pulver in heißer Salzsäure, so erhält man daraus farblose Krystalle, die aber, selbst in verschlossenen Flaschen dem Sonnenlicht ausgesetzt, braun werden. Sie lassen sich nur im luftleeren Raume abtrocknen, indem sie sonst basisches Chlorid bilden, welches eine grüne Farbe besitzt. Die Verbindung wird auch erhalten durch Erhitzen von 1 Thl. Quecksilberchlorid mit 8 Thln. Kupfer in einer Retorte, wo es als eine bernsteingelbe geschmolzene Masse zurückbleibt und sich gleichfalls bildet, wenn man dünnes Kupferblech in Chlorgas bringt.

Das Kupferchlorid ist in Wasser und Alkohol unlöslich, löslich in Salzsäure, Kochsalz und Ammoniaklösung. Diese Lösungen ziehen rasch Sauerstoff aus der Luft an; setzt man kleine Mengen von Ammoniak zu der salzsauren Lösung, so bildet sich

2) **Kupferchlorid-Chlorammonium** in würfelförmigen Krystallen. Das Kupferchlorid ist schmelzbar und zerfällt sich dabei in geschlossenen Gefäßen nicht. Es erhärtet zu einer hellgelben, krystallinischen Masse; wenn es erd- oder chloridhaltig ist, färbt es sich beim Schmelzen braun. Durch Glühen in einem Strom von Wasserstoff wird es zu Metall reducirt und Salzsäure entweicht. Phosphorwasserstoff bildet unter gleichen Verhältnissen Schmelz-Phosphorkupfer und Salzsäure. Mit Kali behandelt entsteht Chloralkali und Kupferoxyd. Mit Eisenfelle gemengt und mit Wasser übergossen, scheidet sich metallisches Kupfer ab, während sich Eisenchlorid auflöst. Aus der salzsauren Lösung von Kupferchlorid fällt Eisennitrit Kupfer. Dieselbe Lösung färbt Molbdännsäure blau, fällt aus Goldchlorid metallisches Gold, aus Quecksilberchlorid Quecksilberchlorid.

Das Kupferchlorid verbindet sich mit den Chlorverbindungen der Alkalimetalle zu triatomistischen Doppelsalzen, welche 2 Aeq. der letzteren auf 1 Aeq. des ersteren enthalten.

3) **Kalium-Kupferchlorid**, $2KCl + CuCl$, erhält man, wenn Kupferchlorid, wie man es aus seiner salzsauren Lösung mit Wasser erhält, mit wenig Wasser zum Sieden erhitzt und so lange mit Chloralkali versetzt wird, als dieses sich löst. Beim Erkalten der Flüssigkeit schießen würfelförmige Krystalle an.

4) **Natrium-Kupferchlorid**. Das Kupferchlorid löst sich leicht in Kochsalzlösung; beim Verdampfen im luftleeren Raume krystallisiert die Verbindung, wegen ihrer Leichtlöslichkeit aber schwierig. Kallilauge fällt daraus Kupferoxyd, Ferrocyantalkali gibt einen weißen Niederschlag.

5) **Kupferchlorid, salzsaures Kupferoxyd**, $CuCl$, bildet sich als braunes Sublimat beim Verbrennen von dünnem Kupferblech in überschüssigem Chlorgas, oder wenn Kupferchlorid lange der Einwirkung von Chlor ausgesetzt wird. Leicht gewinnt man es durch Auflösen von Kupferoxyd in Salzsäure oder von Kupfer in Salzsäure, der man tropfenweise Salpetersäure zusetzt. Dampft man diese Lösung ab, so erhält man kleine blaugrüne Prismen, welche 2 Aeq. Wasser enthalten. Diese schmelzen beim Erwärmen, bei 100° verlieren sie den größten Theil des Wassers und werden braun, aber erst bei 200° den letzten Rest und hinterlassen dann eine gelbbraune pulverige Masse. Bei höherer Temperatur entweicht Chlor und Kupferchlorid bleibt zurück. Wird die wasserfreie Verbindung mit Phosphorwasserstoffgas erhitzt, so entweicht Salzsäure und Phosphorkupfer bleibt zurück. Beim Schmelzen mit Phosphor entsteht sich verdickender Chlorphosphor und Phosphorkupfer. In übelriechendem Gase erhitzt, gibt es ein Gemenge von Kupfer und Kupferchlorid. Der Dampf von wasserfreier Schwefelsäure zerlegt es in der Kälte nicht, auch Bismutlöl nicht, aber beim Erwärmen entweicht alles Chlor als Salzsäure und schwefelsaures Kupferoxyd bleibt zurück. Die wasserhaltigen grünen Krystalle, mit Bismutlöl übergossen, werden durch Wasserzerstörung braun, ohne dadurch zerlegt zu werden, sie zerfließen ander Lust, lösen sich in wenig Wasser mit grüner, in vielem mit blaßblauer Farbe. Auch in Weingeist und Aether ist das Kupferchlorid löslich. Die weingeistige Lösung, auf Baumwolle gegossen und angezündet, brennt mit prächtiger grüner Farbe. Schreibt man mit der verdünnten Lösung auf Papier, so erscheint die Schrift kaum sichtbar, wird aber beim Erwärmen durch Wasserverlust deutlich gelb.

6) **Basisches Kupferchlorid**. Kupferchlorid vereinigt sich mit Kupferoxyd oder mit dessen Hydrat in mehreren Verhältnissen. Die technisch wichtigste ist unter dem Namen braunschwarzes Grün bekannt; sie entspricht der Formel $CuCl + 3CuO + 4H_2O$. Der in Chili und Peru vorkommende Atacamit oder Smaragdchalzit ist dieselbe Verbindung. Durch Erwärmen verliert er sein Wasser und wird braun.

7) Zweifach basisches Kupferchlorid erhält man, wenn aus einer Kupferchloridlösung genau $\frac{1}{2}$ des Kupfers durch Arsenik gefällt werden; es bilden sich 2 Äq. Kupferchloridchlorid und 1 Äq. basisches wasserhaltiges Kupferchlorid: $2(\text{K.O. HO}) + 5\text{CuCl} + 2\text{HO} = 2(\text{KCl} + \text{CuCl}) + (\text{CuCl} + 2\text{CuO} + 4\text{HO})$, ein blaugrüner Niederschlag. Wird dieser bis 135° erhitzt, so verandert er sich in ein braunes Pulver, welches noch 1 Äq. Wasser enthält; beim Erhitzen bis zu 260° verliert es alles Wasser und wird schwarz. Befeuhtet man diesen Rückstand mit Wasser, so erwärmt er sich stark, nimmt 3 Äq. Wasser auf und erhält eine noch schönere grüne Farbe als das braunschwarze Grün.

Wird Kupferchlorid-Ammoniak mit vielem Wasser übergossen, so bleibt ein grünes Pulver zurück, welches nach der Formel: $\text{CuCl} + 4\text{CuO} + 6\text{HO}$ zusammengesetzt ist. Beim Erhitzen verliert es das Wasser und wird braun. Durch Uebersättigen einer concentrirten Lösung von Kupferoxyd mit Ammoniak und langsame Verdampfen hat man krystallinische Krusten, welche nach dem Trocknen zwischen Papier mit Wasser behandelt und getrocknet 55,7 Proc. eines grünen amorphen Pulvers zurücklassen, dessen Zusammensetzung durch die Formel: $\text{CuCl} + 6\text{CuO} + 9\text{HO}$ ausgedrückt wird. In dem fast farblosen Wasser ist nur Chlorammonium gelöst.

8) Kupferchlorid-Ammoniak. Leitet man über trockenes Kupferchlorid Ammoniakgas, so absorbiert es dasselbe und zerfällt dabei zu einem blauen Pulver, indem 100 Thle. Chlorid 73,7 Thle. Ammoniakgas verdrängen. An der Luft verliert diese Verbindung, welche der Formel: $\text{CuCl} \cdot 3\text{NH}_3$ entspricht, sehr leicht Ammoniak und wird grün. Bis zu 140° erhitzt entweichen 2 Äq. Ammoniak und ein aschgrünes Pulver, nach der Formel: $\text{CuCl} \cdot \text{NH}_3$ zusammengesetzt, bleibt zurück. Bei stärkerer Hitze entwickelt sich Salznähe, etwas Stickgas und Kupferchlorid bleibt zurück. In Verbindung mit Wasser ($\text{CuCl} \cdot 3\text{NH}_3 + \text{HO}$) erhält man Kupferchlorid-Ammoniak krystallin, wenn in eine gesättigte Lösung von Kupferchlorid Ammoniakgas geleitet wird, bis der anfangs entstandene Niederschlag sich völlig gelöst hat. Die Flüssigkeit erhitze sich dabei bis fast zum Sieden und beim Erkalten krystallisiert die Verbindung in Stäben und Prismen von tief dunkelblauer Farbe. — Auch das basische, durch Erwärmen von Wasser befreite, braune Kupferchlorid absorbiert unter schwacher Wärmeentwicklung Ammoniakgas, ohne dadurch seine Farbe zu verändern und gibt damit die Verbindung: $(\text{CuCl} + 2\text{CuO}) \cdot \text{NH}_3$.

Mit den Chlorverbindungen der Metalle bildet das Kupferchlorid die folgenden krystallisierenden Verbindungen.

9) Ammonium-Kupferchlorid (Kupfersalmiak): $\text{NH}_4\text{Cl} + \text{CuCl} + 2\text{Äq.}$ wird erhalten, wenn man 53,4 Thle. Salmiak und 67,4 Thle. wasserfreie oder 85,4 Thle. krystallisiertes Kupferchlorid in wenig Wasser gelöst durch Erhitzen zum Krystallisiren bringt. Bildet blaugrüne Quadratakräuter, ist völlig löslich in

Wasser und Weingeist, zerfällt sich leicht beim Erhitzen.

10) Kalium-Kupferchlorid, $\text{KCl} + \text{CuCl} + 2\text{Äq.}$ erhält man wie das entsprechende Ammoniumsalz in Form von Quadratakräutern, die in Wasser und Weingeist löslich sind.

11) Kupferbromid, CuBr , Erhält man in einer Miedre Kupfer-Dröpsel bis zum dunkeln Rothgähnen und leitet Bromdampf darüber, so bildet sich unter plötzlicher Feuererscheinung Kupferbromid. Durch Behandeln mit Wasser entzieht man demselben das gleichzeitig gebildete Bromid, löst dann das vorhandene Bromür in concentrirtem Bromwasserstoff und fällt es aus dieser Lösung durch viel Wasser als ein weißes Pulver. Einfach erhält man es durch Glühen von Bromid als eine dunkel grünlichbraune Masse. An der Luft wird es durch Glühen zerlegt, ist unlöslich in Wasser, löslich ohne Farbe in Bromwasserstoffsäure und Salzsäure. Salpetersäure zerlegt es unter Erdoxydentwicklung. Schwefelsäure und Essigsäure verändern es nicht beim Kochen nicht. In wässriger Ammoniak ist es löslich und liefert ammoniakhaltige Krystalle. — Die bromwasserstoffsäure Lösung fällt aus Eiseleisend salzsaures Gold, aus Quecksilberbromid Quecksilberbromür; mit schwefelsaurem Eisenoxydul versetzt bilden sich bläulichen metallischen Kupfer.

12) Kupferbromid, CuBr , bildet sich, wenn Kupferoxydhydrat in Bromwasserstoffsäure gelöst, oder wenn Kupferchlorid durch Bromkalium versetzt wird, oder gleichzeitig mit Bromür, wenn man Kupferdröpsel in einem Ueberschuß von Bromdampf erhitzt. Dampft man die wässrige Lösung unter dem Luftzuge neben Schwefelsäure ab, so erhält man eine dunkelgrüne Flüssigkeit, welche allmählich schwarz, glänzende, wasserfreie, dem Jod ähnliche schöne Krystalle liefert. — Basisches Kupferbromid erhält man als ein blaßgrünes Pulver, wenn die Bromidlösung mit einer unzureichenden Menge von Ammoniak versetzt wird.

13) Kupferbromid-Ammoniak, $2\text{CuBr} \cdot 5\text{NH}_3$, bildet sich, wenn Kupferbromid in trockenes Ammoniakgas gebracht wird. Es schmilzt darin auf und zerfällt zu einem bläulichen Pulver. Beim Erwärmen verliert es Ammoniak und Bromammonium. In wenig Wasser ist es mit intensiv blauer Farbe löslich. Beim Verdünnen aber trübt sich die Lösung, indem sich Kupferoxydhydrat abscheidet, welches durch Erhitzen in der Flüssigkeit schwarz wird. — Eine andere der Formel $2\text{CuBr} \cdot 3\text{NH}_3$ entsprechende, kleine dunkelgrüne Krystalle bildet, sich übrigens wie die vorhergehende verhaltende Verbindung entsteht, wenn man die concentrirte Lösung von Kupferbromid mit so viel concentrirtem Ammoniak versetzt, bis man eine klare Auflösung erhält, und dann Alkohol zusetzt.

14) Kupferjodür, Cu_2J_2 , bildet sich beim Erhitzen von Kupfer in Joddampf oder wenn Kupferchlorid in Salzsäure gelöst mit Jodkalium versetzt wird. Am besten gewinnt man

es, indem man eine Lösung von Kupfervitriol, in hinreichender wässriger, schwefliger Säure oder gleiche Aequivalente von Kupfervitriol und Essenvitriol zusammen aufgelöst, durch Jodkalium fällt. — Bildet ein weißes Pulver, welches, bei 40° getrocknet, 1 Aeq. Wasser halten soll; bei 100° getrocknet, ist es wasserfrei, in der Glühfuge schmilzt es zu einer braunen Masse, die ein grünes Pulver liefert. In Wasser ist es unlöslich, wässriges Ammoniak löst nur sehr wenig davon auf. Mit Eisenoryd, Kupferoryd, Manganoryd gemischt und erhitzt, wird das Kupfer oxydirt und alles Jod entweicht. Säuren zerlegen die Verbindung, kausische und kohlensaure Kali- od. Natronlauge nehmen Jod auf und hinterlassen Kupferorydul.

15) Kupferjodür-Ammoniak, $\text{Cu}_2 \text{J} \cdot 2\text{NH}_3$, bildet sich unter Wärmeentwicklung, wenn über Kupferjodür trockenes Ammoniakgas geleitet wird. Es nimmt dabei eine braune Farbe an. Schon gelindes Erhitzen treibt wieder alles Ammoniak aus.

16) Kupferjodid ist für sich unbekannt. Wenn Kupferchlorid oder Kupferorydsalze mit Jodkalimetallen in ihren Lösungen versetzt werden, so fällt Kupferjodür nieder und Jod wird frei. Das Kupferjodid ist aber in Verbindung mit Ammoniak dargestellt.

17) Kupferjodid-Ammoniak, $\text{Cu} \text{J} \cdot 2\text{NH}_3 + \text{HO}$. Wenn Kupferjodür mit Ammoniak befeuchtet einige Zeit der Luft ausgesetzt wird, so bildet sich eine blaue Lösung über einem schwarzen Pulver stehend. Wird jene abfiltrirt und mit Alkohol versetzt, so erhält man die Verbindung in kleinen blauen Krystallen; sie ist in Ammoniak und in wenig Wasser unzersezt löslich, viel Wasser, namentlich heißes, veranlaßt einen Niederschlag von grünem basischen Jodid. Kalter Weingeist und Aether wirken nicht darauf. Beim Erwärmen färben sie sich braun und hinterlassen basisches Jodid. An der Luft entweicht Ammoniak und basisches grünes Jodid bleibt zurück. Beim Erhitzen entweicht zuerst Jodammonium, dann verpufft die Masse und es bleibt ein braunrother kupferjodürhaltiger Rückstand.

18) Kupferfluorür, $\text{Cu}_2 \text{F}$, entsteht, wenn Kupferorydulhydrat mit concentrirter Flußsäure übergossen wird. Es wird augenblicklich roth. Man gießt die Flüssigkeit, aber in der kein Kupfer gelöst ist, da die Verbindung in überschüssiger Flußsäure unlöslich ist, wäscht den Rückstand rasch in Spiritus aus und trocknet ihn im luftleeren Raume. Feucht der Luft ausgesetzt, bildet sich Kupferorydul und Kupferfluorid, wodurch die Verbindung gelb wird; bei weiterer Oxydation des Dryduls zu Dryd bildet sich basisches Fluorid von grüner Farbe. Salzsäure löst das Fluorür mit schwarzer Farbe, Wasser fällt daraus als weißer, beim Anrühren rosenroth werdender Niederschlag. Beim Erhitzen schmilzt das Fluorür zu einer schwarzen, nach dem Erkalten zinnoberröth werdenden Masse.

19) Kupferfluorid, $\text{CuF} + 2 \text{aq}$. Wird kohlensaures Kupferoryd od. Kupferorydulhydrat

in concentrirte Flußsäure eingetragen, so löst es sich anfangs sehr leicht auf. Führt man aber damit fort, bis die Säure beinahe neutralisirt ist, so bleibt die Verbindung nicht mehr gelöst. Durch Abdampfen der sauren Lösung erhält man eine blaue Salzkruste, indem die freie Säure, wodurch das Salz gelöst erhalten wurde, entweicht. Das krystallisirte Salz, mit wenig Wasser übergossen, ist darin langsam, aber unzersezt löslich. Bei Zusatz von viel Wasser zerfällt es aber in ein saures, leicht lösliches, und ein grünes, unlösliches Salz. Mit den Fluorverbindungen der Alkalimetalle bilden die Krystalle leicht lösliche, schwachgefärbte Salze.

20) Basisches Kupferfluorid, $\text{CuF} + \text{CuO} + \text{aq}$, entsteht bei der Behandlung der vorhergehenden mit viel kochendem Wasser, oder wenn Flußsäure in der Wärme mit mehr als zu ihrer Sättigung hinreichendem kohlensauren Kupferoryd digerirt wird; sie stellt ein grünes, in Wasser unlösliches Pulver dar.

21) Kupfercyanür, $\text{Cu}_2 \text{Cy}$, bildet sich, wenn das Drydulhydrat mit Blausäure übergossen wird. Leicht wird es erhalten, wenn man in Kupferchloridlösung schwefelige Säure leitet und dann Blausäure zusetzt. Die Flüssigkeit gerinnt dabei durch Abscheidung eines weißen Niederschlages, der getrocknet ein weißes Pulver darstellt. Beim Erhitzen schmilzt es unter viel Wasserverlust zu einer bräunlichrothen, aufgeblähten Masse. Es löst sich in Salzsäure mit gelber Farbe u. wird daraus durch Wasser wieder niedergeschlagen. In wässrigem Ammoniak ist es ohne Farbenveränderung löslich.

22) Kupfercyanid, CuCy , wird als ein hochgelb gefärbtes Pulver erhalten, wenn man kohlensaures Kupferoryd oder Drydulhydrat mit wässriger Blausäure digerirt. Es enthält Wasser, ist darin unlöslich, ebenso in Blausäure, aber in Salzsäure mit brauner Farbe löslich und durch Wasser daraus fällbar. In Ammoniak löst es sich mit blauer Farbe. Kausisches Kali scheidet Kupferorydul ab und es bildet sich eine Lösung von Kalium-Kupfercyanür. Unter Wasser liegend entwickelt es Cyangas und wird dabei grün und krystallinisch.

Das Kupfercyanür wird von alkalischen Cyanüren aufgelöst und bildet damit

23) farblose Doppelcyanüre; die mit den Cyanüren der Alkali- u. alkalischen Erdmetalle sind löslich in Wasser, die mit den Cyanüren des Zinks, Mangans, Bleies, Bismuths etc. sind schwachgefärbte unlösliche Niederschläge, welche entstehen, wenn die neutralen Lösungen dieser Metallyde mit der Auflösung eines alkalischen Doppelcyanüres versetzt werden.

24) Baryum-Kupfercyanür ist ein farblofes Salz, welches erhalten wird, wenn man Baryterdehydrat und kohlensaures Kupferoryd in Blausäure löst. Unter heftigem Aufbrausen erhält man eine intensiv rothgefärbte Lösung, die sich beim Abdampfen wieder entfärbt. Der Rückstand wird mit Wasser ausgezogen, welches kohlensauren Baryt hinterläßt, während das Baryum-Kupfercyanür gelöst wird und durch

Abdampfen als farbloses Salz erhalten werden kann.

25) **Kadmium-Kupfercyanür**, entsteht beim Versetzen einer Lösung von Kupfervitriol mit Kalium-Kadmiumcyanür unter Cyangas-entwicklung und als bräunlichweißer Niederschlag.

26) **Kalkum-Kupfercyanür**, s. d.

27) **Kupfercyanür**=Kupfercyanid, $\text{Cu}_2\text{Cy} + \text{CuCy} + 5 \text{ aq.}$, wird erhalten durch Fällung von schwefelsaurem Kupferoxyd mit Kalium-Kupfercyanür oder Cyankalium. In dem letzten Falle verwandelt sich der anfangs entstehende braungelbe Niederschlag allmählig unter Cyanverlust in diese Verbindung. Setzt man zu Kupfervitriollösung Blausäure, so bilden sich allmählig durchsichtige hellgrüne Krystalle von Kupfercyanür-Cyanid. Beim Erwärmen bis 100° entweicht Wasser und Cyan und es bleibt weißes Cyanür in der ursprünglichen Gestalt der Verbindung zurück. Salzsäure entwickelt Cyan und löst in der Wärme das Kupfer als Chlorür und Chlorid auf. Concentrirte Salzsäure bewirkt auch in der Kälte die Lösung mit brauner Farbe, und Wasser scheidet Chlorür ab. Kalilauge scheidet Kupferoxyd ab und Kalium-Kupfercyanür wird aufgelöst. Ammoniak löst die Verbindung mit blauer Farbe theilweise auf und hinterläßt einen blauen Rückstand.

28) **Mangan-Kupfercyanür**. Aus Manganoxydulsalzen erhält man durch Fällung mit dem 1 Aeq. Cyankalium haltenden Kalium-Kupfercyanür einen gelben, mit dem 3 Aeq. Cyankalium enthaltenden einen weißen Niederschlag, die in Säuren unter Cyanstoffentwicklung löslich sind.

29) **Natrium-Kupfercyanür**. Fällt man aus der durch Behandlung von kohlensaurem Kupferoxyd u. Baryterdehydrat mit Blausäure erhaltenen rothen Lösung, durch Zusatz von schwefelsaurem Natron, genau allen Baryt, filtrirt und verdampft die Natrium-Kupfercyanür und purpursaures Natron enthaltende Lösung bei gewöhnlicher Temperatur, so bleiben auf dem Boden farblose Krystalle von Natrium-Kupfercyanür, während das purpursaure Natron an den Rand der Schale sich durch Efflorescenz erhebt und mechanisch entfernt werden kann.

Uran- u. Wismuth-Kupfercyanür sind gelbe, Zink- und Zinn-Kupfercyanür weiße Niederschläge.

B. Sauerstoffsalze — a) des Kupferoxyduls.

30) **Schwefelsaures Kupferoxydul**, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_3$. Löst man Kupfer in concentrirter Schwefelsäure auf, so bleibt ein schwarzes Pulver ungelöst zurück, welches mit Wasser gewaschen u. schnell getrocknet, unter Entwicklung von Stickstoffoxyd von Salpetersäure aufgelöst wird und das schwefelsaure Kupferoxydul zu fenn scheint.

31) **Schwefligsaures Kupferoxydul**, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_2 + \text{H}$. Uebergießt man Kupferoxyd mit schwefliger Säure, so entsteht schwefligsaures Kupferoxyd, welches sich auflöst, und

schwefligsaures Kupferoxydul, welches als ein schön rothes, krystallinisches Pulver ungelöst zurückbleibt. Man erhält es auch durch Schütteln von gepulvertem Kupfervitriol mit schwefliger Säure, oder durch Fällen von schwefligsaurem Alkali mit Kupfervitriol in der Eise.

32) **Schwefelsaures Kupferoxydul**. Ammoniumoxyd, $2 (\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_3)$, $\text{NH}_3\text{O} + \text{SO}_2$, 3 HO , wird nach Musgratt erhalten, wenn eine Auflösung von schwefligsaurem Kupferoxydul in Salzsäure mit überschüssigem schwefligsauren Ammoniak versetzt und bis 57° erwärmt wird. Das Doppelsalz scheidet sich in Silberweiß ab; beim Erhitzen mit Wasser zerfällt es sich und läßt rothes Kupfersalz fallen.

33) **Schwefligsaures Kupferoxydul**. Kali fällt nieder, wenn man nicht zu verdünnte Lösungen von schwefligsaurem Kali und salpetersaurem Kupferoxyd mit einander mengt. Bildet ein gelbes Pulver, wird durch längeres Waschen mit Wasser zerlegt, schneller noch beim Kochen, es löst sich schwefligsaures Kali auf und das Kupfersalz bleibt mit seiner rothen Farbe ungelöst zurück. Zusammensetzung: $2 (\text{KO} + \text{SO}_3)$, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_2$. — Die hiernach erhaltene Verbindung soll nach Rammelsberg rothes Kupfersalz beigemischt erhalten. Eine konstantere Verbindung wird erhalten, wenn man den Niederschlag noch feucht mit einer concentrirten Lösung von schwefligsaurem Kali schüttelt, die erhaltene farblose Lösung mit Alkohol schüttelt und die sich absondernde schwerere Flüssigkeitsschicht im luftleeren Raume verdunstet. Bildet farblose Krystalle, die sich an der Luft bald mit einer grünen Schicht von schwefelsaurem Kupferoxyd überziehen und aus 8. $(\text{KO} + \text{SO}_3)$, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_2 + 16 \text{ HO}$ bestehen.

34) **Schwefligsaures Kupferoxydul**. Natron, $5 (\text{NaO} + \text{SO}_3)$, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{SO}_2$, 38 HO , wird durch Vermischen der Lösungen der beiden Salze, Zusatz von absolutem Alkohol u. Verdunsten der schweren dunkelrothen Flüssigkeitsschicht im luftleeren Raume in feinen gelben Krystallen erhalten.

35) **Kohlensaures Kupferoxydul**, $\text{Cu}_2\text{O} + \text{CO}_2$, erhält man, wenn eine Auflösung von Kupferchlorür u. Salzsäure in eine Lösung von kohlensaurem Natron getropfelt wird, als gelben Niederschlag, der im luftleeren Raume getrocknet und in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann; an der Luft oxydirt er sich allmählig zu basischem kohlensauren Kupferoxyd.

36) **Essigsaures Kupferoxydul**, entsteht, wenn der Grünspan durch trockene Destillation zerlegt wird, wobei es als eine weiße, voluminöse, aus haarfeinen Krystallen bestehende Masse sublimirt. In feuchter Luft wird es grün; durch Wasser wird es in Drydsalz und gelbes Drydulhydrat zerlegt.

b) Des Kupferoxyds.

37) **Schwefelsaures Kupferoxyd**, neutrales (Kupfervitriol, blauer Vitriol, blauer Gallisenstein), $\text{CuO} + \text{SO}_3 + 5 \text{ HO}$, ein schon den Alten bekanntes Salz, dessen Bestandtheile Galenus bereits kannte, findet sich natürlich in Höhlungen, Klüften und alten Grubenbauen

aus Kupfererz entstanden, aber auch aufgelöst in Grubenwasser (Säurewasser) u. wird gebildet, wenn man Kupfer durch Kochen in mit dem gleichen Gewicht Wasser verdünnter Schwefelsäure löst. Die Hälfte der Säure wird zerlegt und es entwickelt sich schwefelwasserstoffgas. Das Ganze verwandelt sich, wenn hinreichend Säure vorhanden war, in eine weiße, wasserfreie Salzmasse. Während der fortschreitenden Auflösung schlägt sich das Salz krystallinisch aus der Säure nieder. War Säure im Ueberschuß vorhanden und ward sie noch heiß abgegossen, so schießen beim langsamen Erkalten wenig gefärbte Krystalle an, welche sich ins Blaugrüne ziehen und 1 Mt. Krystallwasser enthalten. Dieses und das gefällte wasserfreie Salz lösen sich beide in Wasser mit schön blauer Farbe auf u. aus der heiß gesättigten Lösung schießt das Salz beim Erkalten in dunkeln sapphirblauen Krystallen an, die 5 Mt. Krystallwasser enthalten. An einem lauwarmen Orte verwittert es und verliert $\frac{1}{2}$ seines Wassergehalts, wird unklar und hellblau. Bei $+40^\circ$ und darüber verliert es allmählich noch 2 Mt. Wasser, wird weiß und zerfällt. In stärkerer Hitze schmilzt es zuerst und verwandelt sich in eine weiße, wasserfreie Salzmasse. 100 Th. Wasser lösen 31,81 Th. krystallisiertes Salz bei 0° auf, bei $+40^\circ$ 77,39 Th. und bei $+100^\circ$ 203,32 Theile. In Alkohol, dessen spec. Gew. niedriger ist, als 0,89, ist es unlöslich. Das schwefelsaure Kupferoxyd wird wegen seiner vielfachen Anwendung zur Darstellung von Farben und in der Färberei u. fabrikmäßig bereitet. Es wird auf verschiedene Weise gewonnen, theils durch Rösten und Auslaugen von schwefelkupferhaltigen Kupfererzen, oder durch Rösten des beim Kupferschmelzen erhaltenen Schwefelkupfers, od. als Nebenprodukt bei der Silbercheidung. Am gewöhnlichsten fabricirt man es durch folgendes Verfahren: Alte Kupferbleche werden in einem Flammofen bis zum Glühen erhitzt, alsdann alle Laugen abgeseiht und nun eine gewisse Quantität Schwefel darauf gegeben; sobald das Kupfer sich mit dem Schwefel verbunden hat, werden die Lüge wieder geöffnet und die Masse bis zum Glühen erhitzt, wonach der Ofen unvollständig geschlossen und die Masse, bis sie mit dem Fein erkalte ist, liegen bleibt. Hierbei oxydiren sich der Schwefel und das Kupfer gemeinschaftlich bei einer Temperatur, welche die Schwefelsäure nicht austreibt. Die erhaltene Masse wird mit Wasser ausgelaugt, das Unauflöslige aufs Neue mit Schwefel behandelt und wie vorher geröstet, wonach man es mit demselben Wasser auslaugt und hiermit so oft fortfährt, bis die Flüssigkeit concentrirt genug ist, worauf sie in kleinen Gefäßen zur Krystallisation verdampft wird. Die unklare, warme Flüssigkeit gießt man in einen aus Holz ohne Nägel oder sonstiges Eisenwerk zusammengesetzten Kasten, um hinein sich zu klären, und läßt alsdann die klare blaue Flüssigkeit in andere Behälter ab, wo sie krystallisirt.

Der beim Kupferbütenproceß fallende Stein, welcher Schwefelkupfer und Schwefel-

eisen enthält, wird vor dem Verschmelzen zu Schwarzkupfer mehrmals geröstet, wobei sich das Schwefelkupfer und Schwefeleisen zum Theil zu schwefelsaurem Kupferoxyd und schwefelsaurem Eisenoxydul oxydiren, welche Salze durch Auslaugen aus dem gerösteten Steine entfernt werden. Die erhaltene Lauge gibt bei der ersten und zweiten Krystallisation ziemlich eisenfreien Kupfervitriol. Aus der Mutterlauge, welche einen sehr eisenhaltigen Vitriol geben würde, fällt man jetzt durch metallisches Eisen das Kupfer aus, während man in früheren Zeiten aus den Mutterlaugen erhaltenen sehr unreinen Vitriol als schwarzen Vitriol in den Handel brachte. Wie aus den Kupfersteinen läßt sich auch durch Rösten von Dunkelpulver, Kupferglanz u. s. w. Kupfervitriol darstellen, der aber meist sehr viel Eisenvitriol enthält.

Der Kupfervitriol kann, wo es die Verhältnisse gestatten, nämlich da, wo Schwefelsäure zu niedrigen Preisen zu haben ist, z. B. in Schwefelsäurefabriken, auch dadurch erhalten werden, daß man Kupferasche, kohlen saures Kupferoxyd (Malachit, Lasur), Ethern dem Kupfererschmelzen, von kalcinirtem Schwarzkupfer in schwacher Schwefelsäure löst, abdampft und krystallisiren läßt. Endlich gewinnt man dieses Salz auch beim Wässern von gäulichen Silbermengen, beim Scheiden des Goldes vom Silber und Kupfer durchs Kochen mit concentrirter Schwefelsäure, wobei sich Kupfer und Silber unter Entwicklung von schwefelsaurem Gas auflöst und das Gold zurückbleibt. Aus der Silber haltigen Lösung wird das Silber durch Kupfer gefällt und so eine Auflösung von Kupfervitriol erhalten, welche, zur Krystallisation gebracht, einen sehr reinen Kupfervitriol liefert.

Der Kupfervitriol kommt jetzt, bis auf einen geringen Gehalt an Eisen, sehr rein im Handel vor und kann von diesem geringen Eisen gebalte durch Umkrystallisiren gereinigt werden, besonders wenn man die Auflösung vor der Krystallisation mit etwas Salpetersäure erhitzt, auch wohl die Lösung noch mit Kupferoxyd digerirt, welches das Eisenoroxid färbt. — Im Großen reinigt man einen eisenhaltigen Kupfervitriol dadurch, daß man ihn vorzüglich in einem Kalcinirforn brennt und dabei mit kupfernen Haken umrührt, wodurch Schwefelsäure, schwefelige Säure und Wasser entweichen, Eisenoroxid gebildet wird, welches beim nochmaligen Auflösen zurückbleibt, während der hierdurch nicht zerlegte Kupfervitriol sich auflöst.

Gemische von Kupfervitriol und Eisenvitriol, welche von den Färbern gebraucht werden, kommen im Handel als gemischtes Vitriol vor. Man unterscheidet verschiedene Sorten, die auf einzelnen Werken in nicht immer übereinstimmenden Proportionen bereitet werden. Zu diesem Zweck bedient man sich der Vitriollaugen von bestimmtem Gehalt, welche gemischt, abdampft u. krystallisirt werden, od. man läßt auch wohl beide Vitriole in bestimmten Verhältnissen auf. So

hat man admonter Vitriol (nach Admont in Steiermark benannt), aus 5 Th. Eisen- u. 1 Th. Kupfervitriol; doppelten admonter 4 : 1; bairreuther Vitriol 7 : 1; salzbürger aus 17 : 5³/₄; letzterer führt den Namen doppelter Adlervitriol. — Sämmtliche gemischte Vitriole werden nur in guten Krystallen in den Handel gebracht, der Gries oder Schmutz wird wieder gelöst, so wie auch die Mutterlauge zum neuen Sud zugegeben wird.

Der Kupfervitriol findet ausgedehnte Anwendung; man benutz denselben zum Schwarzfärben von Tuch, Wollengarn, Filz, als Reservage in der kalten Küpe, zur Bereitung des neutralen, essigsauren, des arseniksauren Kupferoxyds, zu mannichfaltigen Farbewaaren, als Bremerblau u. Bremergrün, Braunschweigergrün, Mineralgrün, Bergblau u. s. w., zur Verkupferung von Eisen, zum Bruniren von Eisen, zum Färben des Goldes im Glühwachs der Goldarbeiter, in der Medicin u. dergl. m. In neuerer Zeit hat man auch den Kupfervitriol unter Mehl gemengt und zum Brodbacken benutzt, wodurch die Backwaare vergiftet wurde. Vgl. Brod, medicinisch-polizeilich.

38) Basisches schwefelsaures Kupferoxyd. Das schwefelsaure Kupferoxyd hat große Neigung, sich mit Kupferoxyd oder mit dessen Hydrat zu vereinigen und dadurch basische Salze in mehreren Verhältnissen zu bilden, die man bisweilen gemengt erhält. Die auf nassem Wege hervorgebrachten basischen Salze sind alle Verbindungen von Kupferoxydhydrat mit schwefelsaurem Kupferoxyd, welches letztere ebenfalls gewöhnlich Krystallwasser enthält. In dem letztern Falle zieht sich ihre Farbe ins Blaue; hat das Salz durch Erhitzen sein Wasser verloren, so wird die Farbe grün, und ist auch das Wasser des Hydrats ausgetrieben worden, so bekommt die Verbindung eine schwarze oder schwarzbraune Farbe. Ist dabei die Temperatur nicht gar zu hoch gestiegen, so behält die Verbindung ihr Vermögen, sich wieder mit Wasser zu vereinigen; sie erhitzt sich dann damit und nimmt wieder eine grüne Farbe an. Digerirt man Kupferoxydhydrat mit einer Auflösung von Kupfervitriol, so erhält man ein grünes Pulver, welches nach Berzelius die Formel: $3 \text{CuO}, \text{SO}_4 + 3 \text{HO}$ hat. Der blaugrüne Niederschlag, welcher entsteht, wenn man Ammoniakflüssigkeit od. Kalilauge in zur vollständigen Zersetzung unzureichender Menge zu einer Auflösung von Kupfervitriol setzt, ist nach Kane und Graham: $4 \text{CuO}, \text{SO}_4 + 4 \text{HO}$. Durch Zusatz einer größern Menge Kali erhielt Kane ein rein grasgrünes basisches Salz: $8 \text{CuO}, \text{SO}_4 + 12 \text{HO}$, welches bei 150°C. genau die Hälfte seines Wassers verlor.

39) Schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniak, $\text{CuO} + \text{SO}_4 + 2 \text{NH}_3 + \text{HO}$, wird erhalten, wenn man schwefelsaures Kupferoxyd in Aequammoniak auflöst und die Lösung mit Alkohol vermischt oder Alkohol auf ihre Oberfläche in der Weise gießt, daß letzterer auf der Kupferlösung geschichtet bleibt; im erstern Falle bildet sich ein dunkelbrauner krystallinischer Niederschlag, im letztern entstehen nach einiger

Zeit größere tiefblaue prismatische Krystalle. Diese Verbindung ist das in den Apotheken gebräuchliche *Cuprum sulphurico-ammoniatum*. — Erhitzt man dieses Salz in einem Destillirgeräthe bis zu $+150^\circ$, so geht das Wasseratom mit 1 Aequivalent Ammoniak weg, indem $\text{CuO} + \text{SO}_4 + \text{NH}_3$ als apfelgrünes Pulver zurückbleibt. Ubergießt man dasselbe mit Wasser, so entwickelt es Wärme und wird blau. Der Uberschuß an zugesetztem Wasser kann bei einer Temperatur, welche nicht $+25^\circ$ übersteigt, davon abgedunstet werden, worauf ein blaues Pulver zurückbleibt, welches dann $\text{CO} + \text{SO}_4 + \text{NH}_3 + 2 \text{HO}$ ist. Es wird an feuchter Luft, wiewohl langsam, blau. Aus der wasserfreien Verbindung kann das Ammoniak durch eine langsam bis zu $+200^\circ$ gesteigerte Hitze ausgetrieben werden, so daß schwefelsaures Kupferoxyd zurückbleibt. Wird sie aber rasch höher erhitzt, so sublimirt sich schwefelsaures Ammoniumoxyd, indem ein Gemenge von schwefelsaurem Kupferoxyd und Kupferoxydul zurückbleibt. Das durch Alkohol gefällte blaue schwefelsaure Kupferoxyd-Ammoniak wird, wenn es an der Luft liegen bleibt, zersetzt, es verliert Ammoniak, wird hellblau und endlich grün. Es löst sich leicht in Wasser auf, die Lösung wird aber durch starke Verdünnung zersetzt, wobei sich basisches schwefelsaures Kupferoxyd niederschlägt und schwefelsaures Ammoniak mit überschüssigem Ammoniak in der Flüssigkeit zurückbleibt.

40) Schwefelsaures Kupferoxyd-Ammoniumoxyd, $\text{NH}_4 + \text{SO}_4, \text{CuO} + \text{SO}_4, 7 \text{HO}$, scheidet aus der gemischten Lösung beider Salze beim Verdampfen in blauen, leicht löslichen Krystallen an.

41) Schwefelsaures Kupferoxyd-Kali, $\text{KO} + \text{SO}_4, \text{CuO}$, bildet große regelmäßige, blaue Krystalle, die sich in Wasser leicht lösen. Beim Erhitzen verliert es sein Wasser, schmilzt dann und krystallisirt beim Erkalten; aber im Momente des Erstarrens verwandelt es sich wie unter Aufkochen in ein feines Pulver. Erhitzt man eine Auflösung dieses Salzes über 60° , so trübt sie sich und setzt ein basisches Doppelsalz ab, welches aus: $[\text{KO} + \text{SO}_4, 3 (\text{CuO} + \text{SO}_4) 3 \text{HO}]$, $\text{CuO} + \text{HO}$ besteht. Kocht man dieses mit Wasser, so löst sich neutrales Doppelsalz auf und im Rückstande bleibt dasselbe basisch schwefelsaure Kupferoxyd, was aus dem Kupfervitriol durch Kali oder Ammoniak entsteht.

42) Schwefelsaures Kupferoxyd-Kobaltoxyd, stimmt in der Form mit dem einfachen Kobaltsalze überein.

43) Schwefelsaures Kupferoxyd-Natron, wird durch Auflösen gleicher Aeq. beider Salze und Abdampfen der Lösung bei $+55^\circ$ erhalten, ist luftbeständig, zersetzt sich noch nicht bei 100° , aber beim Kochen der Auflösung fällt ein grünes basisches Salz nieder. Ueberläßt man die Auflösung bei gewöhnlicher Temperatur sich selbst, so krystallisiren die einzelnen Salze heraus. Zusammensetzung: $\text{NaO} + \text{SO}_4, \text{CuO} + \text{SO}_4, 2 \text{HO}$.

44) Schwefelsaures Kupferoxyd-Ritz-
kryall. Kali, $2(\text{KO} + \text{SO}_2)$, $\text{NiO} + \text{SO}_2$,
 $\text{CuO} + \text{SO}_2$, 13HO, bildet bläuliche, schief-
rhombische, luftbeständige Kryalle.

45) Salpetersaures Kupferoxyd. a) Neutrale, durch Auflösen des Metalls oder
Droß in Salpetersäure u. Verdunsten erhalten,
bildet blaue rhombische Säulen und Tafeln oder
eingetrocknet ein blaßblaues krystallinisches Pul-
ver, riecht schwach nach der Säure, schmeckt
stechend und wirbt metallisch, reagirt stark
sauer, zerfällt an der Luft, löst sich leicht in
Wasser u. Weingeist. Zusammensetzung des ein-
getrockneten: $\text{CuO} + \text{NO}_3$, des prismatisch kry-
stallinischen: $\text{CuO} + \text{NO}_3 + 3\text{HO}$, das tafeln-
förmig kryallisierte enthält 6HO. — b) Bas-
sische. Erhitzt man das vorige Salz, so schmilzt
es unter Entbindung von Wasser und Salpeter-
säure und hinterläßt ein hellgrünes basisches
Salz = $3\text{CuO} + \text{NO}_3 + \text{HO}$, welches durch
stärkere Hitze reines Kupferoxyd gibt. Dieselbe
Verbindung entsteht auch als unlöslicher Nieder-
schlag, wenn man eine Auflösung des neutralen
Salzes mit Aetzkali unvollständig fällt, oder
mit metallischem Kupfer digerirt.

46) Salpetersaures Kupferoxyd-Am-
moniak, durch Auflösen des salpetersauren
Kupferoxyds in konzentriertem warmen Ammo-
niak und Erkaltenlassen bereitet, besteht nach
Kane aus: $(\text{CuO} + \text{NO}_3) + 2\text{NH}_3$.

47) Salpetersaures Kupferoxyd-Am-
moniumoxyd, $\text{NH}_4\text{O} + \text{NO}_3$, $\text{CuO} + \text{NO}_3$,
bildet ein sehr leicht lösliches Salz. Wird leicht
lösliches, krystallinisches Salz. Wird seine
Auflösung zu leicht verdunstet, so verbrennt es
mit Knall und zerstümmert das Gefäß. — Ein
basisches Doppelsalz wird erhalten, wenn man
unter einer Glasglocke in zwei offenen Gefäßen
eine konzentrierte Lösung von salpetersaurem
Kupferoxyd u. Ammoniak neben einander
stellt. Aus der Kupferlösung setzt sich nach eini-
gen Stunden das basische Salz als krystallinisches
Pulver ab, das nach dem Trocknen blau mit einem
Stich ins Purpurrothe ist. Es löst sich
in warmem Wasser und krystallisiert daraus
beim Erkalten.

48) Salpétrigsaures Kupferoxyd, $\text{CuO} + \text{NO}_2$, bildet sich, wenn man salpétrigsaures
Blei mit schwefelsaurem Kupferoxyd zerlegt,
u. stellt eine grüne Lösung dar, die sich an der Luft
leicht in salpetersaures Salz verwandelt.

49) Phosphorsaures Kupferoxyd fin-
det sich in der Natur in verschiedenen Verhält-
nissen, theils für sich und wasserhaltig (Liebster-
mit, Phosphorhalit), theils verbunden mit
anderen Basen od. Säuren (im Olivenit, Vinsene-
ra, Ebsalith). Künstlich erhält man es durch
Fällen einer Kupferlösung mit phosphor-
saurem Natron als grünen Niederschlag, der
durch Glühen sein Wasser verliert und braun
wird. Es ist nach Wirtschelich nach der For-
mel $3\text{CuO} + \text{S}_2\text{O}_5$ zusammengesetzt.

50) Bromsaures Kupferoxyd, $\text{CuO} + \text{BrO}_3$, wird erhalten, wenn bromsaure Bar-
t durch schwefelsaures Kupferoxyd zerlegt oder
kohlensaures Kupferoxyd in Bromsäure gelöst
wird. Es ist wegen seiner großen Löslichkeit

schwer in regelmäßigen Kryallen zu erhalten.
Diese sind bläulichgrün u. enthalten 5 At. Wasser. Sie
vermitteln im luftleeren Raum über Schwefel-
säure und zerfallen zu einem hellgrünen Pulver,
nach dem Glühen bleibt basisches Brombismut.

51) Jodsaures Kupferoxyd, $\text{CuO} + \text{JO}_3$,
fällt als grünblaues Pulver nieder, wenn man
eine Lösung von jodsaurem Natron mit schwefel-
saurem Kupferoxyd vermischt, aus verdünnten
Lösungen fällt es krystallinisch nieder. Es ent-
hält aus 2 At. Salz, 3 At. Wasser, ist in 302
Theilen kaltem und 154½ Theilen siedendem
Wasser löslich.

52) Kohlensaures Kupferoxyd. a) Neu-
trales, $\text{CuO} + \text{CO}_2$, ist für sich nicht bekannt.
— b) Zweitrittelkohlensaures Kupfer-
oxyd mit Wasser, $3\text{CuO} + 2\text{CO}_2 + \text{HO}$
oder $2(\text{CuO} + \text{CO}_2) + \text{CuO} + \text{HO}$, bildet
das Mineral, welches den Namen Kupferlasur
führt. Durch Erhitzen desselben gewinnt
man das als Farbe benutzte Bergblau, unter
welchem Namen jedoch oft ein künstlich nachge-
machtes Produkt vorkommt, welches auf die
Weise dargestellt werden soll, daß man eine ge-
mischte Lösung von Kupfervitriol und Kochsalz
mit Kaltmilch niederschlägt, und den grünen
Niederschlag, welcher basisches Kupferchlorid ist,
mit Kalilauge behandelt und dann, oder auch
ohne Behandlung mit Kali, mit Kaltbier ver-
mischt und an der Luft stehen läßt, wobei
die Masse blau wird. Zur künstlichen Dar-
stellung der reinen Verbindung scheint kein Ver-
fahren bekannt zu seyn. — c) Halb-
kohlensaures Kupferoxyd mit Wasser, $2\text{CuO} + \text{CO}_2 + \text{HO}$
oder $\text{CuO} + \text{CO}_2 + \text{CuO} + \text{HO}$, findet
sich natürlich als Malachit und bildet zum Theil
die Malerfarben, welche Berggrün u. Braun-
schweiger grün genannt werden, indem man
unter Berggrün ursprünglich gemahlene Mala-
chit versteht. Gegenwärtig kommen unter die-
sem Namen oft arsenikhaltige Farben vor. Das
wasserhaltige halbkohlensaure Kupferoxyd bildet
sich, wenn man ein aufgelöstes Kupferoxydial
mit kohlensaurem Alkali vermischt. Dabei ent-
wickelt sich Kohlensäure, und es entsteht in der
Kälte ein grünlichblauer Niederschlag. Wird
derselbe rasch abfiltrirt, mit kaltem Wasser ge-
waschen, ausgepreßt und ohne Erwärmen ge-
trocknet, so besteht er nach Brunner aus $\text{CuO} + \text{CO}_2 + \text{CuO} + \text{HO} + \text{aq}$. Wird er mit
der Flüssigkeit oder im feuchten Zustand erwärmt,
so verliert er das eine Wasseratom und seine
Farbe wird grün, indem er in die Verbindung
 $\text{CuO} + \text{CO}_2 + \text{CuO} + \text{HO}$ übergeht. Im
trocknen Zustand erleidet er diese Verände-
rung erst bei 110°. Man kann die Verbin-
dung mit 2 At. Wasser auch krystallinisch erhalten,
indem man die Flüssigkeit, aus welcher sich koh-
len-
saures Kupferoxyd-Ammoniak abgesetzt hat,
freiwillig verdunsten läßt; sie scheidet sich dabei
als grünblaue Krystallkruste aus. Das Salz,
mit 1 At. Wasser durch Fällung eines Kupfer-
salzes mit kohlensauren Alkalien in der Wärme
dargestellt, bildet einen spangrünen krystalli-
nischen Niederschlag, welchem vom Ueberschuß des
Alkalis (und auch von freier Kohlensäure) in
geringer Menge mit grüner Farbe gelöst wird.

Beim Kochen mit Wasser verliert es nach Brunner zuerst sein Wasser und verwandelt sich in die Verbindung $2 \text{CuO} + \text{CO}_2$, welche schwarz ist; aber bei fernerm Kochen verliert es auch Kohlensäure und nach 5 Tage lang fortgesetztem Kochen enthält es nur noch 1,88 Proc. Kohlensäure und 1,25 Proc. Wasser. Es entsteht auch, wenn man feuchtes Kupferoxydhydrat mit Kohlensäure in Berührung bringt, oder wenn man metallisches Kupfer der feuchten und kohlensäurehaltigen Luft aussetzt, wobei es den Kupferrost oder sogenannten Grünspan bildet. — d) Drittel-Kohlensaures Kupferoxyd mit Wasser, $3 \text{CuO} + \text{CO}_2 + 2 \text{HO}$ oder $\text{CuO} + \text{CO}_2 + 2 (\text{CuO} + \text{HO})$, erhält man, nach Favre, wenn man die Flüssigkeit, aus welcher sich das gleich anzuführende kohlensäure Kupferoxyd-Ammoniak abgeschiedet hat, mit vielem Wasser verdünnt. Es scheidet sich dabei als blauer Niederschlag ab, welcher nach dem Waschen bei 50° bis 60° getrocknet werden kann, ohne sich zu verändern. Bei 110° verliert er Wasser und wird grün, und beim Kochen mit Wasser wird er schwarz.

Eine Verbindung von kohlensaurem Kupferoxyd mit Ammoniak von der Zusammensetzung $\text{CuO} + \text{CO}_2 + \text{NH}_3$ erhält man, nach Favre, wenn man das halbsaure Salz in concentrirtem kohlensauren Ammoniak auflöst u. die tiefblaue Flüssigkeit mit ihrem doppelten Volum Alkohol vermischt. Bei 24stündigem Stehen scheidet sie sich in dunkelblauen, im durchfallenden Licht etwas violetten, nadelförmigen Krystallen aus, die oft 5 Centimeter lang werden. Diese Krystalle enthalten kein Wasser. Wasser zerlegt sie in kohlensaures Ammoniak u. grünes basisch kohlensaures Kupferoxyd, welches sich zum Theil im erstern auflöst. An der Luft zerlegt sich das Salz unter Abdunstung von Ammoniak und Kohlensäure und Zurücklassung von Kupferoxydul oder metallischem Kupfer. Das kohlensäure Ammoniak löst auch Kupferoxyd und, bei Luftzutritt, metallisches Kupfer auf, wahrscheinlich unter Bildung derselben Verbindung. Das kohlensäure Kupferoxyd bildet ein Doppelsalz mit kohlensaurem Kali, nach Berzelius, von der Zusammensetzung $\text{KO} \cdot \text{CO}_2 + \text{CuO} \cdot \text{CO}_2$, wenn man es in gelinder Wärme in zweifach-kohlensaurem Kali auflöst. Beim freiwilligen Verdunsten bildet es blaue Krystalle, die nach Döbereiner Placöder sind. Einfach-kohlensaures Kali löst das kohlensäure Kupferoxyd nur in geringerer Menge auf. Mit kohlensaurem Natron und Ammoniumoxyd bildet es nach Berzelius ähnliche Doppelsalze. Schmelzendes kohlensaures Natron löst das Kupferoxyd zu einer durchsichtigen grünen Masse auf, die beim Erkalten weiß und undurchsichtig wird.

53) Chromsaures Kupferoxyd. a) Neutrales, $\text{CuO} + \text{CrO}_3 + 5 \text{HO}$, wird durch Sättigen von kohlensaurem Kupferoxyd mit Chromsäure erhalten und bildet grüne Krystalle von der Form und Zusammensetzung des Kupfervitriols, die sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol lösen. — b) Basisches, fällt aus Kupferlösung durch Zusatz von neutralem chromsauren

Kali als chocoladebrauner Niederschlag heraus und hat nach Malaguti die Formel: $4 \text{CuO} + \text{CrO}_3 + \text{HO}$.

54) Essigsaures Kupferoxyd. a) Neutrales. Krystallisirter oder destillirter Grünspan, lat. *Cuprum aceticum cristallisatum*; franz. vert en grappes, vert distillé, wird fabrikmäßig, hauptsächlich in der Umgegend von Montpellier, dargestellt, und zwar entweder durch Auflösung des basischen Salzes in Essigsäure, oder durch Zersetzung von schwefelsaurem Kupferoxyd mit Bleizucker. Nach ersterem Verfahren, welches in Frankreich am häufigsten in Anwendung ist, wird 1 Theil trockener oder 2 Theile frisch bereiteter noch feuchter basischer Grünspan mit 4 Theilen gutem destillirten Essig oder einer entsprechenden Quantität aus Holzessig dargestellter Essigsäure in einem kupfernen Kessel unter häufigem Umrühren erwärmt, ohne jedoch die Temperatur bis zur Siedehitze zu steigern. Sobald sich nichts mehr auflöst, läßt man die Flüssigkeit sich klären, zieht sie dann in einen anderen Kessel ab, und verdampft sie bis zum Erscheinen einer Salzhaut, worauf sie in irdene Krystallisirgefäße geschöpft wird, die man in einem erwärmten Lokal stehen läßt, und in denen das Salz sich in großen grünen, rindenförmig vereinigten Krystallen an die in sie eingestellten Holzstäbe ansetzt. Ein geringer Ueberschuß von Säure soll die Krystallisation begünstigen. Die Mutterlauge wird einem folgenden Sud hinzugefügt. Der im Kessel gebliebene Rückstand besteht, wenn ihm durch Essigsäure alle löslichen Theile entzogen sind, theils aus Trebern und anderen Ueberresten der Trauben, theils aus Kupfer oder Kupferoxydul, von einem Gehalte des Grünspans an essigsaurem Kupferoxydul herrührend, welches Salz bei Behandlung mit Wasser oder verdünnter Essigsäure in Kupfer und essigsaures Kupferoxyd oder nach Berzelius in Kupferoxydul u. Essigsäure sich zerlegt. Er wird in dünnen Schichten und unter häufigem Umrühren und Befeuchten einige Zeit der Luft ausgesetzt, wodurch er sich wieder in eine grünspanartige Masse verwandelt, welche dann zum Auflösen in Essigsäure sich zerlegt. Nach der zweiten Darstellungsmethode werden Kupfervitriol und Bleizucker, jeder für sich und im Verhältniß ihrer Mischungsverhältnisse, in Wasser gelöst, und die Flüssigkeiten zusammengemischt. Nach dem Absetzen des entstandenen schwefelsauren Bleioxyds wird die Lösung des essigsauren Kupferoxyds dekantirt und dann zur Krystallisation befördert, indem man gegen das Ende der Abdampfung etwas destillirten Essig zusetzt. Statt Bleizucker kann auch essigsaurer Kalk zur Zersetzung des Kupfervitriols angewandt werden, dann bleibt aber mit dem essigsauren Kupferoxyd zugleich etwas Gyps gelöst, welcher beim Abdampfen sich zum Theil abscheidet, und den man dann erst sich absetzen läßt, bevor man die Flüssigkeit mit in die Krystallisirgefäße schöpft. Ein Ueberschuß von essigsaurem Kalk ist bei der Fällung zu vermeiden, weil dieses Salz mit dem essigsauren Kupferoxyd ein Doppelsalz bilden würde, welches in England statt Grünspan im

Handel vorgekommen seyn soll, jedoch schon durch seine blaue Farbe von denselben sich unterscheidet. Das neutrale Salz krystallisiert gewöhnlich in rhombischen Säulen mit schief angelegter Endfläche, die eine dunkelgrüne Farbe besitzen und 1 At. Krystallwasser enthalten. In der Luft erleiden sie an der Oberfläche eine Verwitterung und bedecken sich mit einem hellgrauen Pulver. Sie erfordern 13,4 kaltes u. 39 Th. kochendes Wasser zur Auflösung. Beim Erhitzen an der Luft verbrennen sie mit schöner intensiv grüner Farbe. Löst man sie in gelinder Wärme und bis zur Sättigung in mit etwas Essigsäure vermischtem Wasser, und läßt die Flüssigkeit an einem kühlen Orte stehen, so krystallisiert das Salz in großen durchsichtigen Rhombenoktaedern von blauer Farbe, die 5 At. Krystallwasser enthalten. In einer Temperatur von 30° bis 35° verlieren die Krystalle 4 At. Wasser, werden dabei, ohne ihren Zusammenhang zu verlieren, grün u. undurchsichtig und sind nun in Aetzerkrystalle verwandelt, die aus dem erst beschriebenen Salz mit 1 At. Wasser desstehen und bei gelindem Druck in lauter regelmäßige Krystalle dieses Salzes zerfallen, die um so größer sind, je langsamer die Erwärmung geschah.

b) Halbbaissiges oder zweidrittel-essigsäures Kupferoxyd, $\text{AcO}, + 3 \text{CuO} + 3 \text{aq}$, entsteht, wenn zu der concentrirten und siedend heißen Auflösung des neutralen Salzes Ammoniak in kleinen Theilen so lange hinzugefügt wird, als der beim Eintropfen des Ammoniaks entstehende Niederschlag sich beim Umrühren noch wieder auflöst. Beim Erkalten dieser Flüssigkeit scheidet es sich zum Theil als ein aufgeschwemmter, nicht krystallinischer Niederschlag aus, während ein anderer Theil gelöst bleibt, welcher durch Vermischen der abfiltrirten Flüssigkeit mit Weingeist in krystallinischen Schuppen gefällt wird. Das Salz wird durch Auspressen und Waschen mit Weingeist, in welchem es sich nicht auflöst, rein erhalten. Es ist in Wasser auflöslich und zerfällt sich beim Kochen dieser Auflösung in neutrales und braunes überbaissiges Salz. Es hat eine bläulichgrüne Farbe, die bei 100° mehr ins Grüne übergeht, wobei das Salz zugleich die Hälfte oder 3 At. seines Wassergehaltes verliert. Es scheint, gemengt mit drittel-essigsäurem Kupferoxyd, den Hauptbestandtheil des grünen Grünspanes auszumachen, wogegen der blaue Grünspan aus dem folgenden Salz besteht:

c) Einbaissiges oder halb-essigsäures Kupferoxyd, $\text{AcO}, 2 \text{CuO} + 6 \text{aq}$. Man erhält es nach Bergellius, wennman das neutrale Salz, mit Wasser zu einem Teig angerührt, auf Kupferplatten streicht und diese mehrere Monate lang einer feuchten Luft aussetzt, worauf man sie mit kleinen feidgelängenden blauen Krystallen von diesem Salze bedeckt findet. Bei 60° wird es grün, indem es 23,45 Proc. oder nahe 5 At. Wasser verliert und sich in ein Gemenge von neutralem und drittel-essigsäurem Kupferoxyd verwandelt. Der blaue Grünspan, welcher wesentlich aus diesem Salze besteht, zeigt dasselbe Verhalten. Bei Behand-

lung mit kaltem Wasser wird er zerlegt in neutrales und zweidrittel-essigsäures Salz, die sich auflösen, und von denen das letztere bei freiwilliger Verdunstung der Auflösung als eine blaue, nicht krystallinische Masse sich abscheidet, und in drittel-essigsäures Kupferoxyd, welches in Gestalt kleiner blauer Krystallschuppen ungelöst bleibt. 5 At. des Salzes zerfallen dabei in 1 At. neutrales, 1 At. zweidrittel-essigsäures und 2 At. drittel-essigsäures Kupferoxyd. Durch anhaltende Behandlung mit Wasser, so lange als dieses noch etwas auflöst, wird auch das drittel-essigsäure Kupferoxyd in neutrales und überbaissiges Salz zerlegt und nimmt durch die Bildung des letzteren eine dunklere und zuletzt schwarze Farbe an. Bei Behandlung des Grünspanes mit kochendem Wasser tritt sogleich diese Zerlegung ein. Mit Quecksilberchlorid bildet das halb-essigsäure Kupferoxyd ein Doppelsalz, welches man erhält, wenn man eine gesättigte Auflösung des neutralen Salzes mit Quecksilberchlorid mischt und die Flüssigkeit stehen läßt. Es bildet koncentrisch strahlige Halbkugeln von tief blauer Farbe, ist fast unlöslich in kaltem Wasser und wird durch siedendes Wasser zerlegt, indem ein grünes Pulver abgeschieden und Quecksilberchlorid aufgelöst wird. Nach Fütteroth ist es nach der Formel $\text{AcO}, 2 \text{CuO} + 2 \text{Cl}, \text{Hg}$, zusammengesetzt. — Zweibaissiges oder drittel-essigsäures Kupferoxyd, $\text{AcO} 3 \text{CuO} + 3 \text{aq}$. Bei Behandlung des blauen Grünspanes mit kaltem Wasser bleibt dieses Salz, als ein aus glänzenden hellblauen Krystallschuppen bestehender Brei ungelöst und kann mittelst Durchsiebens durch ein locker gewobenes Zeug von den beigemengten Unreinigkeiten des Grünspanes getrennt werden, worauf es durch Auspressen und Waschen mit Weingeist noch mehr gereinigt wird. Es entsteht auch, wenn die Auflösung des neutralen Salzes mit Kupferoxydhydrat digerirt wird, und bildet dann ein hellgrünes Pulver; oder indem man diese Auflösung mit so viel Ammoniak vermischt, daß der Niederschlag sich beim Umschütteln nicht wieder auflöst. Gekochtes dies bei gewöhnlicher Temperatur, so bildet es einen grünen, nicht krystallinischen Niederschlag, welcher beim Waschen mit Wasser blau wird. Bei Siedehitze von der concentrirten Lösung abgeschieden, erhält man es als einen schweren körnigen Niederschlag von schmutzig graugrüner Farbe, aber derselben Zusammenlegung. Um es rein zu erhalten, muß es durch Auswaschen von dem größten Theile der Flüssigkeit befreit und dann mit Weingeist gewaschen werden. Es verliert seinen Wassergehalt nicht bei 100° und ist in Wasser nicht auflöslich, wird aber durch Behandlung mit vielem Wasser in neutrales und überbaissiges Salz zerlegt.

Überbaissiges essigsäures Kupferoxyd, eine Masse von dunkelbrauner Farbe, die nach Bergellius auf 1 At. Essigsäure, 38 At. Kupferoxyd und 12 At. Wasser enthält. Sie entsteht aus dem drittel- und zweidrittel-essigsäuren Kupferoxyd und in geringerer Menge sogar aus dem neutralen Salz bei Behandlung mit vielem Wasser, namentlich in der

Wärme. Aus der verdünnten Lösung des zweidrittel-essigsäuren Salzes wird sie schon bei 20° — 30° abgeschieden. In der Flüssigkeit hat sie eine leberbraune Farbe, wird aber, wenn man sie abfiltrirt, schwarz, stark abfärbend, und geht als eine unklare Flüssigkeit mit durch das Filter. Von Wasser wird sie in geringer Menge aufgelöst und bleibt beim Verdampfen als eine klare, farblose, sirnigähnliche Materie zurück.

Grünspan, gemeiner od. basischer; franz. vert-de-gris, lat. Aërgo. Der Grünspan wird besonders in Frankreich, jedoch auch in England, Deutschland und andern Orten fabricirt. Das dabei befolgte Verfahren besteht immer wesentlich darin, daß man metallisches Kupfer gleichzeitig mit Essigsäure und Luft in Berührung bringt, wobei es sich mit dem Sauerstoff der letzteren verbindet und erst in neutrales, dann in basisch essigsäures Kupferoxyd übergeht. Im Einzelnen ist die Ausführung verschieden, je nachdem Essig oder sauer gewordene Weintreber dabei benutzt werden. Die Anwendung der letzteren bildet das ältere Verfahren, welches auch jetzt noch in der Umgegend von Montpellier, wo die Weinbauern die Grünspanbereitung treiben, allgemein üblich ist, und man gewinnt dadurch den blauen Grünspan (welcher daher auch französischer Grünspan heißt), während der grüne (englischer oder deutscher Grünspan) mit Essig erzeugt wird. Die Trauben, deren Treber dazu benutzt werden sollen, werden weniger stark gepreßt, so daß sie mehr Most zurückhalten, und die Treber, an einem kühlen Ort und in verschlossene Fässer eingestampft, bis nach der Weinlese aufbewahrt. Dann bringt man sie in stehende Fässer oder irdene Töpfe und breitet sie darin locker aus, so daß die Luft ins Innere der Masse Zutritt hat; die Gefäße werden mit Strohmatte bedeckt und stehen gelassen. Dabei geräth der in den Trebern zurückgebliebene Zucker in Gährung und zersetzt sich in Kohlensäure und Alkohol, welcher letztere in dem Maße, wie er sich bildet, durch den Sauerstoff der Luft in Essigsäure übergeführt wird, eine Umwandlung, die man durch öfteres Umwenden der Masse zu befördern sucht. Bei normalem Gange der Operation ist in 3—4 Tagen eine genügende Säurebildung eingetreten, wobei die Temperatur der Masse auf 35°—40° steigt. Nimmt die Gährung und Säurebildung einen langsameren Verlauf, so sucht man sie durch Heizung des Lokals zu befördern, ein rascheres Fortschreiten derselben sucht man andererseits zu verhindern, weil dabei viel Alkohol u. Säure durch Verdunstung verlorengehen würde. Den zum Einsetzen des Kupfers geeigneten Zeitpunkt erkennt man daran, daß ein in die glühende Masse gestecktes Kupferblech sich in 24 Stunden mit einem gleichförmigen grünen Ueberzug bedeckt und nicht schwimmt oder sich mit grünen Tropfen überzieht, in welchem Fall die Temperatur der Mischung zu hoch ist. Die Kupferbleche, welche man anwendet, gewöhnlich Reste von Schiffsbeschlägen, haben 12—18 Quadratzoll Fläche und etwa $\frac{1}{2}$ Linie Dicke, und werden durch Hämmern möglichst verdichtet. Benutzt man sie zum ersten Mal, so wer-

den sie vor der Operation mit einer Auflösung von Grünspan bestrichen und wieder getrocknet, weil sie ohne diese Vorbereitung nachher zwischen den Trebern leicht schwarz werden; schon zur Grünspanbereitung gebrauchte Platten bedürfen dagegen dieser Vorbereitung nicht. Vor dem Einsetzen werden die Platten über Kohlenfeuer erhitzt, so daß man sie nicht mehr in der Hand halten kann, und in diesem erhitzten Zustande mit den sauren Trebern in irdenen Töpfen lagenweise aufgeschichtet, so daß die zwischen zwei Lagen Kupfer befindliche Treberschicht wenigstens einen Zoll dick ist und in jeden Topf etwa 30—40 Pfund Kupfer kommen. Die so beschickten Gefäße werden mit Strohmatte lose bedeckt, so daß die Luft zu der porösen Masse genügend Zutritt hat, in einem feuchten Lokal, gewöhnlich einem Keller, dessen Temperatur 10°—12° beträgt, aufgestellt.

Nach einiger Zeit, in der Regel noch 2—3 Wochen, hat die Masse an der Oberfläche eine weißliche Farbe angenommen, und eine herausgenommene Platte zeigt sich mit einer dünnen grünen, aus seidenglänzenden Kryställchen bestehenden Kruste bedeckt. Dann nimmt man die Platten heraus, stellt sie, gegen Latten angelehnt, im Keller aufrecht hin, so daß sie trocknen, taucht sie darauf in Wasser, schwachen Essig od. Wein u. läßt sie wieder trocknen, u. wiederholt dies 6—8 mal, indem man sie jedes Mal etwa eine Woche lang trocknen läßt. Durch diese Behandlung wird die Grünspankruste merklich stärker und erreicht zuletzt die Dicke von $1\frac{1}{2}$ —2 Linien, zugleich ändert sich ihre Farbe in hellblau um. Wahrscheinlich beruht dieser Erfolg darauf, daß der in den Töpfen entstandene grüne Ueberzug neutrales essigsäures Kupferoxyd ist und daß dieses bei Gegenwart von Wasser und Luft das unterliegende metallische Kupfer zur Drysdation disponirt, um mit dem gebildeten Kupferoxyd das blaue basische Salz zu bilden. Die Grünspandecke, deren Gewicht von 100 Pfund Kupfer im feuchten Zustande etwa 12—15 Pfd. beträgt, wird endlich abgetragen, in einer hölzernen Wanne mit Wasser angeknetet und in Beutel von weißem Leder gebracht, denen man dann durch Pressen in viereckigen Formen eine würfelförmige Gestalt ertheilt, in welcher sie im Handel vorkommen. In den Beuteln trocknet der Grünspan allmählig aus. Die vom Grünspan befreiten Platten werden wieder benutzt, bis sie ganz zerfressen sind.

Nach dem zweiten Verfahren der Grünspanbereitung, wodurch der Grünspan entsteht, werden die Kupferplatten entweder, wie es z. B. in der Umgegend von Grenoble geschieht, mit Essig befeuchtet und auf geeignete Weise, dem freien Luftzutritt ausgesetzt, aufgestellt, und das Befeuchten und Hinstellen wiederholt, bis die Grünspandecke hinreichend dick geworden ist; oder sie werden, z. B. in Schweden, mit in Essig getränkten Flanelllappen zusammen geschichtet, die man von 3 zu 3 Tagen aufs Neue mit Essig tränkt, bis nach 14 Tagen die Platten sich mit einer grünen Kruste bedeckt haben, worauf man sie, durch Zwischenlegung kleiner Kupferstücke, so mit den Lappen schichtet, daß die Luft

frei zwischen ihnen cirkuliren kann, und sie alle 6 Tage mit Wasser befeuchtet, bis nach Verlauf von 6 Wochen die Grünspandecke die genügende Dicke erreicht hat. Ob und warum bei Anwendung von Essig nur grüner Grünspan entsteht, oder ob derselbe bei fortgesetzter Einwirkung der Luft auch in blauen übergeht, ist bis jetzt nicht ermittelt.

• Der blaue Grünspan bildet eine hellgrünlich blaue, aus feinen, ziemlich fest zusammenhängenden Krystallschuppen bestehende Masse, und gibt zerrieben ein hellblaues Pulver. Er entsteht, wie angeführt, wesentlich aus wasserhaltigem halb-essigsauren Kupferoxyd. Gewöhnlich enthält er Reste der Trauben und Kämme, oft auch metallisches Kupfer oder essigsaures Kupferoxydul, so wie kleine Mengen von wasserhaltigem halb-kohlensauren Kupferoxyd beige mengt, jedoch meist nur in geringer Menge. Nach Philipps besteht z. B. der französische Grünspan aus 43,5 Kupferoxyd, 29,3 Essigsäure, 25,2 Wasser und 2,0 fremdartigen Beimengungen. Zuweilen soll er mit Gyps vermengt vorkommen. Der grüne Grünspan hat gewöhnlich ein weniger krystallinisches Ansehen, wie der blaue. Er entsteht nach Berzelius aus wasserhaltigem zweidrittel-essigsauren Kupferoxyd, gemengt mit einer geringeren und veränderlichen Menge von neutralem und drittelsaurem Salz, und verhält sich daher bei Behandlung mit Wasser ähnlich wie der blaue, läßt dabei jedoch weniger drittelsaures Salz ungelöst zurück. Eine Sorte von sehr grüner Farbe fand Berzelius zusammengesetzt aus 49,86 Kupferoxyd, 36,66 Essigsäure und 13,48 Wasser und fremden Beimengungen. Er enthält hiernach im Allgemeinen mehr Kupferoxyd und Essigsäure, wie der blaue, besitzt jedoch keine konstante Zusammensetzung und enthält oft, wenn der Gehalt an drittelsaurem Salz geringer ist, nicht mehr Kupferoxyd, wie der blaue, während sein Gehalt an Essigsäure immer größer ist. Er ist in Folge seiner Bereitung frei von Traubenresten und überhaupt reiner, wie der blaue, enthält jedoch gewöhnlich auch etwas Kupferoxydul. Der Grünspan findet mannichfache Anwendung. Man benutzt ihn als Oel- und Wasserfarbe, zur Darstellung des schweinfurter Grüns und anderer Kupferfarben, in der Färberei, beim Zeuchdruck, in der Pharmacie, früher zur Darstellung der Essigsäure u. s. w. Der neutrale Grünspan wird vorzüglich in der Färberei und beim Zeuchdruck, so wie zur Bereitung des schweinfurter Grüns angewendet.

55) Arseniksaures Kupferoxyd, $2 \text{ Cu O} + \text{As}_2 \text{O}_3$, wird durch Fällung mit arseniksaurem Alkali als ein unlösliches grünes Pulver erhalten. In der Natur kommen mehrere basische Verbindungen von Arsenik- und Kupferoxyd vor, als Euchroit, Olivenit, Kupferschaum.

56) Arsenigsaures Kupferoxyd, $2 \text{ Cu O} + \text{As}_2 \text{O}_3$, entsteht, wenn kohlensaures Kupferoxyd mit Wasser und arseniger Säure digerirt wird. Die Auflösung wird weder von Alkalien, noch von Säuren niedergeschlagen. Abgedampft gibt es ein gelbgrünes Salz, wel-

ches einen Ueberschuß von Säure zu haben scheint. Eine neutrale Verbindung wird erhalten, wenn man schwefelsaures Kupferoxyd mit arsenigsaurem Kali niederschlägt. Der Niederschlag ist grün. Bei vorwaltendem Alkali bekommt der Niederschlag einen höhern Farbenton, aber er zerfällt sich von selbst nach einiger Zeit, wird dunkelbraun und enthält arseniksaures Kupferoxyd und arsenigsaures Kupferoxydul. Dieses Salz wird von kautistischem Ammoniak zu einer farblosen Flüssigkeit aufgelöst. Diunter dem Namen „Scheelsches Grün“ im Handel vorkommende Malerfarbe ist der Hauptsache nach diese Kupferverbindung.

C. Schwefelsalze.

Das dem Drydul entsprechende Schwefelkupfer ist bis jetzt nicht genauer untersucht worden, die bekannten gehören der höhern Schwefelungsstufe, dem Sulfurete an, welches dem Dryd proportional ist. Die Salze davon haben eine dunkelbraune Farbe, werden bei dem Trocknen schwarz und sind meist in Wasser unauflöslich.

Kupfersammterz (Min.), f. v. a. Cyanotrichit. S. Kupferlasur.

Kupfersand (Min.), f. v. a. pulverisirter Atacamit.

Kupfersanderz (Min.), f. v. a. Sanderz.

Kupfersandstein (Geognos.), ein lokales Glied des permischen Systems in Rußland, im Alter wahrscheinlich dem deutschen Rothliegenden entsprechend. Die Schichten, in denen bei Yugowsk und Motawilka Kupfergruben bis 130' tief niedergebracht sind, bestehen aus dicken plattenförmigen Sandsteinen von grauer, selbener grünlicher Farbe, und sie sind eisenschüssig, bisweilen kalkig mit Lagen roth- und grünger streifter Mergel und Schiefer. Durch alle Schichten sind die Kupfererze, hauptsächlich Malachit, vertheilt. Es sind an 20 Pflanzenarten darin gefunden worden, in einigen der unteren Bänke sogar 2—3' mächtige Kohlenschichten. Die Kupfererze haben sich besonders um die Pflanzenstengel herumconcentrirt. Vgl. Murchison, Verneuil u. Kaiserlingk, Geol. des europ. Rußlands.

Kupfersau (Hüttenw.), der beim Schwarzschnmelzen wieder entstehende Rohstein.

Kupfersauerhonig, f. v. a. Oxymel Aeruginis.

Kupferschaum (Min.), Erzspathgattung aus der Familie der Phyllochalcite, rhombisch, $\rho. = 1,5—2,0$, $G. = 3,09$. Strich licht spangrün, in dünnen Blättchen biegsam. Einzige Species: Prismatischer K. (Kupaphrit, prismatischer Euchlorglimmer, prism. Euchlor-malachit, Tirolit, Aurichalcit), besteht nach von Kobell aus 43,88 Kupferoxyd, 25,01 Arseniksäure, 17,46 Wasser, 13,65 kohlensaurem Kalk, hat zur Grundform sehr kleine rhombische und sechsseitige Tafeln mit vollkommener basischer Spaltbarkeit, erscheint in Form von schuppigen Blättchen, derb, eingesprengt, nierenförmig, traubig, spangrün ins Apfelgrüne, perlmutterglänzend, durchscheinend bis kantendurchscheinend, vor dem Löthrohre stark verknistern, auf Kohle leicht schmelzbar unter Arsenikgeruch, in Salpetersäure leicht löslich. Libethen in Un-

garn, Saalfeld in Thüringen, Falkenstein, Schwag, Ringenwechel, Kogel, Geyer in Tyrol, Campiglia in Italien, Matlock in Derbyshire, Brasilien.

Kupferscheiben (Hüttenw.), s. Kupferreiben.

Kupferschere (Technol.), die Schere, welche zum Zerschneiden der Kupferbleche gebraucht wird, sie ist 3—4 Ellen lang.

Kupferschiefer (Geognos.), ein bituminöser Mergelschiefer mit eingesprengten Kupfererzen, der nebst dem Weißliegenden die unterste Abtheilung der Zechsteinformation bildet und namentlich im Mansfeldischen Veranlassung zu sehr ausgebreitem Bergbau gegeben hat. Das Gestein ist stets ziemlich schwarz und enthält häufig Abdrücke von Fuloideen und Fischen, namentlich von *Palaeoniscus Freieslebenii*. Vgl. Zechsteinformation.

Kupferschiefergebirg (Geognos.), s. v. a. die Zechsteinformation.

Kupferschiefergruppe (Geognos.), nach Bronn aus dem Todtliegenden, dem Zechsteine und dem Kupferschiefer bestehend, bildet die oberste und jüngste Gruppe des Kohlengebirgs. S. Rothliegendes und Zechsteinformation.

Kupferschlacken, Schlacken, welche bei den verschiedenen Arten des Kupferschmelzens entstehen.

Kupferschlag, grober Hammerschlag, welcher in Hammerwerken und bei Kupferschmieden abfällt.

Kupferschlag, rothe Kupferasche, Kupferbraun, ein rothbraunes, mit dünnen Blättchen und Schuppen gemengtes Pulver. Das Kupfer erhält allmählig einen braunrothen Ueberzug (Kupferoxydul), der nach und nach ein schwarzer (Kupferoxyd) wird. Hämmt und glüht man solches Kupfer bei der nachfolgenden Bearbeitung, so springt die schuppige Haut beim Erkalten ab, da sich ihre Ausdehnung nur wenig verändert, während das Metall sich beträchtlich zusammenzieht. Im Durchschnitte hält sie, je nachdem sie rein vom Reibricht, Eisensinter, Lehm u. gehalten wird, 30—80% metallisches Kupfer, und ist bei hohem Gehalte meist rothbraun, bei geringem Gehalte grauröthlich.

Kupferschlang (Amphib.), s. v. a. *Pelias chersa* L. Merr.

Kupferschlich (Hüttenw.), das gepochte und geschlemmte Kupfererz.

Kupferschmelzofen, s. Kupfer (Metallurg.).

Kupferschmied, zünftige Handwerker, welche sich neben der Dacharbeit, d. h. dem Eindecken der Dächer mit Kupferblech, wobei die Blechtafeln an ihren Rändern durch den doppelten Falz vereinigt und mittelst Nägeln auf der hölzernen Verschalung befestigt werden, hauptsächlich in Gefäßen verschiedener Art u. Größe, für den Küchengebrauch, für Fabriken, Destillir-Anstalten u. beschäftigen. Die Hauptwerkzeuge des Kupferschmieds sind verschiedene Hämmer und Ambosse. Letztere sind theils gewöhnliche Schmiedeambasse mit oder ohne Hörner, theils Liegambosse. Hierzu kommt noch

der Stockamboss, auf welchem die runden Böden der Kessel u. anderer Gefäße ausgearbeitet werden, und das Sperrhorn. Die Hämmer bestehen theils aus Holz, theils aus Eisen, und haben verschiedene Formen. Die Bearbeitung des Kupfers geschieht zwar kalt, allein wenn sie so lange fortgesetzt werden muß, daß das Metall spröde werden und Risse erhalten könnte, so muß dies durch Ausglühen verhindert werden. Für die meisten Gegenstände wird dem Kupferschmied die Vorarbeit von den Kupferhämmern geliefert, wo unter dem vom Wasser getriebenen Schwanzhammer das Kupfer zu roh geformten Gefäßen, sog. Schalen, ausgeschmiedet wird. Solche Schalen bildet der Kupferschmied durch Treiben mit seinen Handhämmern weiter aus, indem er ihnen die Gestalt gibt, welche der Zweck verlangt. Manche Gegenstände, welche sich nicht aus dem Ganzen schlagen lassen, werden aus Blech gebogen oder aus mehreren Theilen zusammengesetzt und durch Falzen, durch Löthen oder durch kupferne Nieten verbunden. Letzteres ist z. B. bei allen sehr großen, sowohl runden, als viereckigen Kesseln der Fall. Das Löthen geschieht in der Regel mittelst Messing oder Messingschlagloth im Feuer; in manchen Fällen aber auch durch Weichloth mit dem Kolben. Viele kupferne Gefäße werden verzinnt; solche Gegenstände, welche Glanz haben müssen, werden mit polirten Hämmern auf ebenfalls polirten Ambossen glatt gehämmert, mit Bimsstein und Wasser und dann mit Holzkohle und Wasser geschliffen, endlich polirt. Das Poliren verrichtet man entweder mit dem Polirstahle, oder mit Tripel; letzterer wird auf einem wollenen Tuche, und zwar anfangs mit Baumöl, dann trocken angewendet. Das Bronziren oder Braunmachen der Kupferwaaren geschieht künstlich, indem man die Bildung einer dünnen Lage Kupferoxydul auf ihrer Oberfläche veranlaßt. Man nennt diese Art Bronzierung Patine, und das Verfahren, wodurch sie hervorgebracht wird, patiniren. Kupferne Gefäße werden oft auf diese Weise bronzirt oder patinirt, um ihnen eine gefällige rothbraune Farbe zu geben, welche leichter rein zu halten ist, als die blanke metallische Oberfläche. Da, wo Kupferhämmer sind, machen sie mit den Hammerschmieden eine Kunst aus und heißen im Gegensatz derselben Werkstätten. Sie gehören zu den ältesten Handwerkern und waren schon bei den alten Aegyptern und Israeliten um das Jahr 2452 v. Chr. gewöhnlich.

Kupferschmiedgare, s. Kupfer (Metallurgie).

Kupferschröter, die starke eiserne Klinge, mit welcher man ein Stück aus dem Schwarzkupfer haut, um es auf Garkupfer und Silber zu probiren.

Kupferschwärze (Min.), auch *Cuivre oxydé noir*, ein ockerartiger Drydolith, als Ueberzug, eingesprengt, derb vorkommend mit erdigem Bruch. Sehr weich bis zerreiblich, pechschwarz, bläulichschwarz, matt, Strich etwas glänzend, undurchsichtig. Vor dem Lothrohre leicht reducirbar. Kupferoxyd mit Mangan- und Eisenoxyd und etwas Wasser. Mit Kupferkies in

Schlesien, Sachsen, Thüringen, am Harz, in Baden, Tyrol, Ungarn, Sibirien etc.

Kupferschwefelcyanid, f. v. a. Kupfersulfocyanid.

Kupferfendso, Kupferthaler, f. Escudillo Vellon, f. Escudillo al Sol.

Kupferfelse (Chem.), der aus einer Verbindung von fetten Säuren mit Kupferoxyd bestehende grüne Niederschlag, welchen man durch Fällung einer Eisenlösung mit Kupferoxydsalz erhält. Er dient, mit Weinsäure angesäuert, als eine dauerhafte Delfarbe. Am besten verfertigt man zu diesem Zweck im Trocknen das Oel und fällt die Lösung der Seife mit Kupferoxydtrioxyd. Um eine Broncefarbe zu erhalten, vermischt man den zur Fällung anzuwendenden Kupferoxydtrioxyd mit Eisenoxydtrioxyd oder Eisenoxydsalz. Noch mehr zu empfehlen ist, beide Niederschläge getrennt darzustellen, sie einzeln in Weinsäure zu lösen und sie zur Erreichung der gewünschten Farbensättigung mit einander zu mengen.

Kupferfelenit, f. Kupfer (Chemie) K. 14).

Kupferfeloquio (Chemie), f. Kupfer A. 7).

Kupferfilber, f. Silber.

Kupferfilberglanz (Min.), f. v. a. Stroomerit. S. Kupferglanz.

Kupferfilitat (Min.), f. v. a. Kupferfinter.

Kupferfilitate (Min.), f. v. a. Chalcolitha.

Kupferfinter (Min.), auch Kupfergrün, Kieselkupfer, Kupferkiesel, Kieselmalachit, unzersehbare Staphylmalachit, Berggrün, Kupferfilitat, Kieselkupferhydrat, Kupferhydrophan, Chrysocola, Coivre hydrosiliceux, ein opaloidischer Kramit, amorph, besteht nach von Kobell und nach Berthier aus 36,54 oder 36,4 Kieselsäure, 40,0 oder 35,1 Kupferoxyd, 20,20 oder 28,5 Wasser, 1,00 Eisenoxyd, 2,10 Quarz, kieselartig, traubig, nierenförmig, dorb, eingesprengt, als Ueberzug, Bruch muschelig bis erdig, G. = 3,0, H. = 2,0 — 2,2, spangrün, himmelblau, manchmal mit grünlich-weißem Ueberzuge; Strich grünlichweiß, wenigglänzend bis matt, durchscheinend bis kantendurchscheinend, im Wasser unverändert; in Säuren löslich mit Auscheidung von Kieselsäure, aber nicht gelatinisierend, vor dem Lötlöhr unschmelzbar. Auf Lagern und Gängen mit Kupfererzen.

Kupferfimaragd (Min.), 1) Dioptas, Gattung des Kupfers; hat zum Korn ein Rhomboeder mit Endrandungen in den Nachformen, enthält kohlenfaures Kupfer (55), Kiesel (33), Wasser (12), wiegt 2/3, bis über 3, ist härter als Kalkspath, hat grünen Strich, knistert im Feuer, löset sich in Salzsäure ohne Brausen, hat muscheliges Bruch, Glas- und Perlmuttersglanz, smaragdgrüne Farbe; bloß im Lande der mittlesten Kirgisengründe; kam sonst als Emaragd durch die Wuharen in den Handel; ist dem Kieselkupfer nahe verwandt, steht bei Ofen unter der Zippfahst Kieselcer. — 2) f. Kramit.

Kupferfipath, heracridischer (Min.), nach Wob, f. v. a. Analzim.

Kupferfipiritus, f. v. a. Kupfergeist.

Kupferflecken, Kupferstecher, f. Kupferstecherkunst.

Kupferstecher (Entom.), Bostrichus chalcographus L., f. Wollenfäßer 12).

Kupferstecherkunst (bearbeitet von Carl P a r t h). Die K. ist dasjenige künstliche Verfahren, mittelst härterer oder schwächerer, enger oder weiter auseinander liegender, einfacher oder gekrümmter, in eingeschmelztes Metall eingetiefter Linien oder Punkte ein Bild darzustellen, welches abgedruckt, also vervielfältigt werden kann. Statt des obigen zu beschränkten, wieviel seit lange gemeinlich gebrauchlichen Wortes sagte man vielleicht Kupferstecherkunst, wie es auch bei mehreren Künsten und Kunstkreunden Gebrauch ist, denn nicht allein Kupfer, sondern jedes Jäde, geschmeidige und genügend harte Metall dient nicht nur dazu, sondern wird oder wurde bereits dazu benutzt, und gegenwärtig wird weit mehr auf Stahl, denn auf Kupfer zum Druck geschoben. Diese Kunst an sich ist sehr alt, so alt wohl als alle unsere geschichtlichen Nachrichten. Man könnte den, welcher zuerst auf den Einfall eines Baumes zu schneiden, oder zu graben, den eigentlichen Erfinder der Stechkunst nennen. Die Bibel enthält eine Menge Stellen, welche von Segen in eiserne oder bleierne Tafeln eingegraben, von Siegelringen mit eingeschnittenen Schriftzeichen u. s. w. sprechen. Der von Homer so schön beschriebene Schild des Achilles konnte seine vielen Bilder nur eingeschnitten haltend gedacht worden seyn, da erhaben geschriebene Arbeiten erst in ganz kultivirter Zeit als Goldschmiedearbeit hervortreten. Dessentliche und Privat-Sammungen enthalten, aus uralten Zeiten herrührend, mannichfache Wäfen, Wäfen, Opferthalen und andern Schmuck mit durch den Stichel eingetieften Bierathen und Wildern, in bloßen Umrissen, wie auch schattirt. Hieraus folgt nun, daß, wenn von Erfindung dieser Kunst die Rede ist, nicht der florentiner Goldschmied Gintiquerra das für gelten, sondern vielmehr als Erfinder der Kupferdruckerei genannt werden sollte (siehe Kupferstecher-Charakteristik, weiter unten). Mit der Erfindung dieser letzteren beginnt nun zugleich erst die Wichtigkeit der ersten Kunst, ihr Verdienst fürs ganze Leben, die Wissenschaft und alle übrigen Künste. Jedes andere Werk irgend eines bildenden Künstlers ist, wenn vollendet, eben nur einmal vorhanden, und erfreut nur den jemaligen Besizer zunächst; und stände es auch in seiner Wohnung oder einer öffentlichen Sammlung dem Publikum zur Beschaugung frei, so beschränkte sich diese Erlaubniß immer nur auf einen Ort, der von allen Fremden erst aufgesucht werden müßte. Durch die Vervielfältigungsfähigkeit unserer Kunst aber vermehrsacht sich auch ihre Wichtigkeit; erst durch ihre Begleitung gewinnt Gutenberg's Erfindung ihre ganze Kraftfülle und Bedeutung. Wie viele Verbesserungen würden ohne sie unzureichend, ungenüßbar, unsachlich bleiben; tritt nun aber das Wort hinzu, so gleich wirds Jedem klar, und es gibt nun fast nichts mehr, woran sich nicht die Beschrei-

bung wagen dürfte. Die seltensten Dinge, die irgend ein Reisender gesehen, alle Gegenden, Städte, Bildwerke, Sammlungen und merkwürdigen Stellen der Erde, die großen Menschen alle, die für Wit und Nachwelt wirkten, rangen, litten und starben, von den ältesten Zeiten herauf wie in die Gegenwart, stellen sich unserer Eire und Bewunderung vor Augen, und errögen unsern sterbenden Betreuer, wie die gewaltthätigen Quäler der Menschheit sich unserer Phantasie einprägen zu ewigem Abscheu. So auch, indem sie die seltensten, verborgenen, entlegenen, an weit entfernten Orten haftenden Kunstwerke uns in Begleitung der Schrift oder als selbstständige Kunstwerke und viel wohlfeiler vorführt, oder zu würdiger Zimmerverzierung dienend uns täglich erfreut, belehrt, erhebt, trägt sie wesentlich dazu bei, die Segnungen der Künste, der Wissenschaften und neuer Entdeckungen zu einem allgemeinen Eigenthum der Menschheit zu machen. So dient sie aber auch zur wirksamsten und furchtbaren Seigel der Schlechtigkeit, vom gekrönten Schurken an bis zum niedrigen Uebelthäter, den der Strick oder das Beil bestraft, in getreuen Abbildungen oder verhöhnenden Sportbildern, die oft mehr und länger nachwirken, als die längsten und künstlichsten Reden.

Gehen wir nun nach diesen einleitenden Worten zu näherer Betrachtung dieser Kunst über und beginnen mit ihren Stoffen, Mitteln und Instrumenten; wir verbinden damit naturgemäß einen kurzen Abriss ihrer Geschichte, da die Verbesserung, Vermehrung und Ausbildung der ersten gleichen Schritt hält mit dem Fortgang der zweiten, und durch diesen bedingt wurde.

Das ursprüngl. u. Hauptinstrument des Stechers ist der Grabstichel (s. Fig. 2-5) u. bis zu Dürer wurde kein anderes angewandt. Es besteht aus einem etwas mehr als fingerlangen, vierkantigen geraden, doch kaum merklich etwas aufwärts gebogenen Stückchen Stahl, mit einer schief niederwärts angeklüfften Fläche, wodurch es die scharfe, zugleich einschneidende Spitze erhält; ist mit einem hölzernen kurzen Hefte versehen, welches tellerartig wieder ausladend endigt. Diese Ausladung, bestimmt wider die Handwurzel zum Vorwärtsschieben gekemmt zu werden, ist aber unten mit der langen, schneidenden Kante des Stichels gleich, so abgekappt, daß das Ganze mit der Fläche der Kupferplatte eine Parallelebene bildet, um mit Leichtigkeit und ohne Anstoß geführt werden zu können.

Einfach und anspruchslos wie das Instrument waren die Arbeiten der ältesten Stecher, obgleich schon häufig ziemlich schattirt und zuweilen von großer Ausführung, Umriß der Form die Hauptsache ihres Strebens, ähnlich verkleinerten Cartons zu auszuführenden Gemälden.

Von dem Florentiner Goldschmiede Finiguerra wird hinsichtlich seiner Erfindung Folgendes erzählt: Er hatte eben eine gelochte Tafel, deren eingetiefte Linien mit Oel und Lampenröth eingetrichen waren, und die glatte Oberfläche rein abgewischt, um später mit andern

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.



Arbeiten zugleich niellirt zu werden (s. Nello), bei Seite gelegt, zum Schutze gegen Staub mit einem Papierbogen bedeckt, als ein Weib mit einem schweren Pack nasser Wäsche beladen herein kam und den Pack vom Kopfe ab unbedonnen darauf warf und dann irgend einer Bestellung wegen einige Zeit im Zimmer verweilte. Nach ihrem Weggange nahm Finiguerra

guerra, vielleicht um die Arbeit noch einmal prüfend zu betrachten, das Papier ab und entdeckte auf diesem zu seinem großen Erstaunen sein Werk abgedruckt, und damit sey der erste Anlaß zu weiterer Ausbildung des erfundenen Kupferdrucks (s. d.) gegeben gewesen. Ein Abdruck davon soll sich, nach Bani, in der königlichen Kupferstichsammlung zu Paris befinden; und die noch vorhandene Originalplatte von Silber in den Sammlungen des Großherzogs von Florenz trägt die Jahrzahl 1450.

Einige Forscher find der Meinung, daß die Entdeckung noch früher als 1450 in Deutschland gemacht worden sey, und führen als Beweisgrund mehr in der dresdener Kupferstichsammlung befindliche Abdrücke von noch höherem Alter, dem Stile nach, an.

Baccio Baldini und Sandro Botticelli werden als die ersten Stecher nach Künast genannt, erreichten aber den ersten mehr in Reinheit der Zeichnung, noch Sauerheit der Ausführung.

Andrea Mantegna, Schüler des Squarcione und Haupt der Paduaner-Schule, folgte zunächst. Dieser große Maler stach nach seinen eigenen Compositionen, mit derselben Strenge der Formengebung in den Umrissen (gleich seinen Malereien) nur wenig und ganz einfach mit meist wagrechter Schraffirung ohne Querlagen, so daß sie Federzeichnungen gleichen u. Longhi zu der tadellosen Bemerkung Anlaß gaben, „sie sähen aus, als ob er seine Platten auf den Tisch genagelt bearbeitet habe“, werden aber dennoch und mit Recht sehr hoch geschätzt. Uebrigens sind noch anzuführen Antonio Pollajuolo, Goldschmied, Maler und Stecher, geb. 1426, † 1498, Giovanni di Brescia, Benedetto Montagna, Nicoletto da Modena, Dominic Campagnolo und Robertta, alle im Anfange des 16. Jahrhunderts wirkend.

Während nun so die Fortschritte dieser Kunst in Italien nur langsam waren, erschienen nach einander eine große Reihe von auf Papier gedruckten Stichen des Meisters mit dem Monogramm E. S. in Deutschland, von denen 120 noch jetzt bekannt sind, (schon 1465, also fast gleichzeitig mit den italienischen, aber schon mehr Meisterhaft der Behandlung kundgebend, so daß es zweifelhaft wird, ob die Erfindung in Italien oder Deutschland zuerst, oder unabhängig von einander zugleich erfolgt sey. Ueberhaupt soll es bis zum Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland schon gegen 200 Kupferstecher gegeben haben, während bis zu der Zeit in Italien nur wenige bekannt sind. Wenigstens beweisen die deutschen Blätter der Zeit einen vollkommenern Aufstand ihres Druckverfahrens, ihrer Pressen und Farbe. Auch ist wohl der Erwähnung werth, daß ein Wagner a Swendheim, ein Deutscher, der sich seit 1467 zu Rom niedergelassen und dort Karten zu einer Ausgabe der Erdbeschreibung des Ptolemäus stach, sich in einer Aufschrift an Papst Sixtus V. rühmt: er habe den römischen Künstlern gelehrt, mit Kupfernen Platten zu drucken.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts aber steigt die Ausbildung der Kupferstecherkunst rasch zu bedeutender Höhe in beiden Ländern. In Italien durch Marc Antonio Raimondi, in Deutschland durch Martin Schöner, Dürer und Lucas von Leyden.

Marc Antonio Raimondi, zuerst Schüler und Gehülfe des berühmten Goldschmiedes und Malers Francesco Francia in Bologna (der, als er von Raphael selbst dazu beauftragt, dessen noch dort vorhandenes Bild, die heilige Cecilia, auszusuchen und aufzustellen, in die bekannten Worte, von seinem Selbstgefühl eingegeben, ausbrach: „anch' io sono pittore“) und dann Schüler Raphaels, für den er, unter dessen eigner Aufsicht und Correctur, viele Werke in Kupferstichen verewigte; seine Stichweise ist, obwohl einfach, doch wohl überdacht, die Tagelilien nach den Körperformen sich schmiegen angelegt, die Umrisse mit all ihren Feinheiten, doch bestimmt, felt u. wohl verstanden angegeben, so daß seine Stiche hinsichtlich der Zeichnung ewige Muster bleiben werden, mit Recht von allen Kennern im höchsten Grade geschätzt sind und in hohen Werthpreisen stehen. Er studirte in seiner ersten Zeit mit großer Aufmerksamkeit die Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers, von denen er die ganze Reihenfolge des Lebens der heiligen Maria in Kupfer nachstach. Die Originalholzschnitte und seine Nachstiche in Kupfer zu vergleichen ist für jeden Künstler und Kenner vom höchsten Interesse. Schüler von ihm oder in seiner Weise fortarbeitend waren die Ghisi, Giovanni Battista, Giorgio, Mamu, Diana Ghisi, sämmtlich mit dem Beinamen Mantuano, dann Agostino Veneziano, genannt di Musi, Marco di Ravenna, u. der Meister mit dem Würfel, dessen Name unbekannt ist, die sämmtlich nach Raphael, Michel Angelo, Giulio Romano, oder eigenen Compositionen arbeiteten.

Martin Schöner oder besser Schongauer, von Ulm stammend (geb. 1420, † 1488), lebte die Hauptzeit seines Lebens in Kolmar. Er war früher Goldschmied, dann Maler und Stecher; in jedem Fache ein Meister hohen Ranges, verband er die Vorzüge der Niederwürfen, Eycks und der Alöner (er soll ein Schüler Rogiers von der Weide gewesen seyn), mit denen der Oberdeutschen. Er mochte wohl schon als Goldschmied viel mit dem Stichel hantirt haben, denn seine frühesten Stiche tragen das Zeichen hoher Herrschaft über das Instrument. Er stach nur nach eigenen Compositionen, meist Darstellungen der Religion und heiligen Geschichte. Die Erfindung ist oft reich, die Gestalten sind voll inneren Lebens, ohne Gewaltsamkeit oder Uebermaß der Bewegung, die Gestichter voll Ausdruck und sinniger physiognomischer Schönheit. Seine Stiche sind höchst zart, sehr einfach in der Behandlung, meist nur mit einer Einlenze, deshalb etwas schwach im Ton. Es ist Alles, wie bei den meisten frühern altdeutschen Meistern, ohne gespanntes Bild u. Hell-dunkel, bei voller Tagesbeleuchtung genommen. Nur das Böse und Unheilliche tritt bei ihm ge-

mein oder häßlich auf, und er ist in dieser wie in mancher andern Hinsicht mit Fra Angelo Fiesole zu vergleichen. Gegen 116 Blätter sind von ihm bekannt. Mit ihm und etwas nach ihm machten sich rühmlich bekannt Israel von Mekenen und Martin Sengel, Albrecht Glockenton und der Meister mit dem Anker.

Lucas von Leyden (geb. 1494 zu Leyden, † daselbst 1533) wurde von seinem Vater Hugo Jacobso, einem geachteten Maler, schon in zartester Kindheit in der Malerei unterrichtet. Als eine Art Wunderkind zeichnete er sich schon in früher Jugend fast in allen Zweigen der Kunst aus, malte Historien, Porträte, Landschaften in Wasser, in Del, auch auf Glas, schnitt in Holz, stach auf Kupfer, zeichnete mit der Feder, Kohle und schwarzer Kreide. Er stach schon als neunjähriges Kind mehrere eigene Erfindungen in Kupfer, und zeigte eine Vollendung im Mechanischen, die in ihrer Art nicht höher getrieben werden kann. Seine Blätter tragen den Stempel eines originellen Geistes, der sich überall frei und leicht bewegt; und es scheint ihm besonderes Vergnügen gewährt zu haben, allerlei schon damals bekannte fremde Trachten anzubringen. Bei ihm ist daher das Seelenvolle der eydischen Schule verschwunden, und der niederländische Geist macht sich geltend. Auch kannte er schon den Gebrauch des Scheidewassers und der Radirnadel, welches er durch einen Künstler, Namens Garnaßen, erlernt haben soll. Er ist zugleich einer der ersten Künstler, der Luftperspektive anzudeuten eifrig bemüht war durch allmähliges Abschwächen der Schattentöne bis zum Hintergrunde. Auch humoristische Gegenstände behandelte er zuweilen und mit Vorliebe, wie der Bauer, dem von einem Quacksalber ein Zahn ausgerissen wird, und sein jezt fast unauffindbarer und unbezahlbarer Eulenspiegel beweisen. Sein Ruhm war so groß, daß er von Vielen dem Dürer gleich, als Stecher aber noch über ihn gestellt wurde, doch heutzutage ist man der Meinung, daß, wenn er Dürer auch in Freiheit der Hand und Marc Anton überhaupt an Stechgeschicklichkeit zu übertreffen scheine, er beiden doch an Richtigkeit der Zeichnung nachstehe. Er † schon im 39. Jahre seines Alters und wurde gegen sein Lebensende ein warnendes Vorbild für zu eifrige und viel sühende Kupferstecher, er wurde im hohen Grade grämlich mißtrauisch und ein unglücklicher Hypochonder. Albrecht Dürer trug einst bei Gelegenheit eines Gastmahles, dem beide bewohnten, den kleinen schwächlichen Mann auf seinen Armen wie ein Kind zu Tische, achtete u. verehrte ihn aber als Künstler überaus hoch.

Albrecht Dürer. Dieser in jeder Beziehung große Mensch und Künstler war auch, rein künstlerisch im wahren Sinn des Wortes erwogen, einer der größten Stecher, wo nicht der größte. Er, mit der unerschöpflichen Phantasie, der treuherzigen Gründlichkeit in Allem, was er unternahm, seiner anatomischen Perspectiv- und Proportionen-Kenntniß, schon als junger Knabe, Goldschmiedslehrling, mit dem Etichel vertraut, mußte wohl als Kupferstecher sich freier u. leichter bewegen, als irgend ein an-

derer. Gleichwie er die Umriffe seiner gemalten u. gezeichneten Gestalten in einem festen Zuge gleichsam nur hinschrieb, wie man ungezwungen Buchstaben mit der Schreibfeder zieht, so diente ihm der Etichel nur statt Zeichenfeder, Kohle, Stift und Pinsel. Alles nur ein aumuthig Spiel für ihn. Er würde sicher, hätte er in unseren Zeiten gelebt, wo man glänzendes Grabstichelhandwerk so über alles Maß und Ziel hoch stellt, und hätte gewollt, es möchte ihm ein Leichtes gewesen seyn, auch hierin unseren größten Virtuosen gleich zu kommen, ohne deshalb so ins Seelenlose zu versinken, wie nun gewöhnlich der Fall ist; aber er würde nicht gewollt haben, so wenig als er Alles so nach einer Façon und über einen Leisten geschlagen arbeiten möchte, wie viele Italiener seiner Zeit, wenigstens in Venedig, worüber er sich scharf in seinen Briefen an Birkheimer ausspricht. Aber um ihn wahrhaft kennen und richtig schätzen zu lernen, muß man alle seine Stiche und Holzschnitte, und zwar in den ersten Abdrücken gesehen haben.

Lucas Cranach rühmlich zu erwähnen dürfen wir nicht unterlassen, obgleich er den eben genannten Meistern als Stecher nicht völlig gleich kommt. Kühnheit des Vortrages zeichnet seine Blätter aus, deren er überhaupt nur sechs stach.

Kurz vor Dürer, mit ihm, vielleicht durch ihn, wurde die bekannte Kunst auch für die Kupferstecherei (jedemfalls schon früher für andere Zwecke) benutzt u. ein neues Instrument zu dem Zwecke mit angewendet: die Radirnadel (s. Fig. 1), ähnlich einem Bleistifte mit etwas lang angeschnittener Spitze. Jede starke Nähnadel von gutem Stahl od. sogen. Reißnadeln der Uhrmacher dienen dazu. Die Platte wird, nachdem sie glatt geschliffen und sauber, besonders von jedem Fettatom gereinigt worden, mit einem dem Scheidewasser widerstehenden Firniß überzogen, der aus Wachs, Asphalt u. Kolophonium oder Mastix besteht, und über gelindem Kohlenfeuer auf der Platte zerlassen, und mittelst eines kleinen mit Baumwolle gepolsterten, von feinem Damenhandschuh-Leder gemachten Ballen gleichmäßig eben und möglichst dünn vertrieben, dann mittelst einer aus mehreren Wachsstocksträngen zusammengedrehten und angezündeten kleinen Fackel geschwärzt, damit die in oder auf Kupfer gezeichneten Linien recht deutlich sichtbar werden. Ist die Radirung völlig ausgezeichnet und fürs Legen fertig, wird die Platte mit einem Wachsrande umgeben, damit das Legwasser nicht darüber hinaus fließen kann, jedoch mit einer in einer Ecke angebrachten Schnauze zum absichtlichen Ausgießen versehen, wenn es Zeit ist. Dann wird genau, hinsichtlich seiner Legkraft, abgemessenes Scheidewasser darauf gegossen, alle entstehenden Bläschen fortwährend mit einem großen weichen Malerpinsel abgekehrt und so lange darauf gelassen, bis die feinsten und schwächsten Töne der Zeichnung genügend tief eingedrückt sind; weshalb vorsichtige Stecher sich am Rande derselben Platte (denn nicht jedes Kupfer wird auf gleiche Weise vom Legwasser angegriffen) mit allen ihren an Stärke verschie-

denen Nadeln eine Nutenreife vorradiren und nach der Uhr auf die Minute hin vorrücken, vom schwächsten bis zum stärksten Tone, der bei der vorräthigen Arbeit vorkommt, um ihres Erfolges sicher zu seyn.

In Dürers Zeit aber, wo man viel weniger von Chemie wußte, wachte man solche Vorsicht noch nicht an, weshalb er seine Vorradierungen für den Stich auf Kupfer zu schwarz, dagegen seine bloßen Radierungen auf Eisenplatten viel zu stark ätzte; doch davon weiter unten am gehörigen Orte mehr und ausführlicher.

Viele seiner unmittelbaren und mittelbaren Schüler und Nachahmer, welche man gemeinlich die Kleinmeister nennt, als z. B. Eulendach, Georg Wenig, Aldegraver, Hans Sebaldus, Barthel Behaim, Lukas Krug, Albrecht, Hieronim, Job. Brosamer, Jakob Wink, Augustin Hirschvogel, arbeiteten meist in Kleinformaten in seiner oder ähnlicher Weise fort, nur meist schon mit mehr Hervorhebung des Grabschiffeschnittes und mehr Regelmäßigkeit der Linien und gleichmäßiger Breite derselben. Wink, Wenig u. Barthel Behaim studirten u. vermischten schon italienische Formreindeutigkeit mit deutscher Kunst. Beide letzteren arbeiteten bei M. Anton.

Wie dahin blieb diese Kunst eine Nebenbeschäftigung der Maler zur Verbedeutung ihrer eigenen Werke, eine Gehilfin derselben in richtigster geistlicher Zeichnung, und sollte eben nur vervielfältigungsfähige einfache cartonnartige Zeichnungen geben; bald aber, wie die Vertrautheit mit dem Instrumente, wie die Herrschaft über dasselbe, nebst der allgemeinen Nachahmung der Kunstler zunahm, suchte sie sich, von der Malerei abgesondert, als selbstständige Kunst zu geben und wurde von Vielen nur als kaufmännische Speculation behandelt, sowohl von einigen Künstlern selbst, als besonders Verlegern. Einer der Ersten der Art war Virgilius Solis, nicht ohne Talent, auch geschickter Maler, bei dem sich aber schon auffallend Ausartung in Manier und Fabrikmaß zeigt. Als Verlegeren gründsätzig kund gibt.

Mit den eben genannten Meistern beginnt nun die zweite Epoche der Kupferstecherei, in den Productionen einzelner Stecher ziemlich verwandt mit unserer gegenwärtigen Zeit, wo Alles in die Breite ohne besondere Tiefe geht, viel Hervorbringen eine Tugend ist, die ehrliche, treue, liebevolle Gründlichkeit wenig geschätzt wird und sich unter der Masse des Uebrigen verliert. Zuerst und hauptsächlich trug schon in der Epoche zur Einleitung auf Abwärt der feurigen Stecher und Maler Julius Bonasone bei, u. stieg bei Jul. Scanni in Eitelkeitigkeit der Erfindung, Verrenktheit der Zeichnung und Niederlichkeit des Stiches und im Manierirten bis zum Gipfel.

Zu den rühmlich in dieser Periode sich auszeichnenden gehören zuerst der treffliche Agostino Carracci, Maler, Kupferstecher, Anatomiker, Philosoph, Dichter u. edelgebildeter Weltmann; soll irre gemacht für eine Zeit lang durch den Spott seines gern in rohen Gesellschaften verweilenden Bruders Annibale Carracci über seine Neigung zu den Wissenschaften

ten und gebildeter Gesellschaft, zum Grabstichel gegriffen haben, um sich ungeachtet von jenem, mit dem er bis dahin gemeinsam gemalt hatte, bezogen und seinen Neigungen folgen zu können. Durch seinen Lehrer in der Kupferstecherei, den Niederländer Cornelius Cort, der den Grabstichel mit großer Leichtigkeit führte, wurde er mit den Fortschritten der Brust- und Niederländer in der Erfindung bekannt gemacht, und bald erreichte er nicht nur gleiche Leichtigkeit in der Handhabung des Instrumentes, sondern er übertraf bald den Lehrer, er bildete genau und mit anatomischem Verständniß die Strichlagen, nach dem Gange der Formen berechnet, kunstreich aus, und so wurde er, besonders für Italien, der Schöpfer einer neuen Stechweise im oben angegebenen Sinne. Seine besten Stiche sind die nach Tintoretto, Correggio u. eigenen Compositionen. Als Radierung ist nur ein einziges Blatt von ihm bekannt, die Jungfrau Maria mit dem Kinde, welches einen Apfel hält. Auch Neueren können seine einfachstvollsten Strichlagen zum Muster dienen.

Billamena, ebenfalls Schüler von Cort, zeigte in seinen Stichen leichte Kühnere Bewegungen in der Behandlung, ähnlich denen des Carracci, die Schnitte gleichweit, sauber u. überdacht. Er stach viel nach Raphael; ist übrigens einer von den Künstlern, denen man nachsehen kann: wenn man einen ihrer Stiche gesehen, habe man alle gesehen.

Pietro Sante Bartoli (geb. 1635, † 1700), der als kenntnißvoller Archäolog bei dem Papste, wie bei der Königin Christine von Schweden, die Stelle eines Antiquarius versah, stach meist antikalastische Werke, vorzüglich Vasoreliefs, und trug dadurch wesentlich zum Emporkommen ihres Studiums bei. Er verband Grabstichel und Radirnadel auf leichte, freie, würdige Weise, und ob er auch die antiken Formen in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe nicht erfaßte, so wußte er doch bestmüßig aus den allgemeinen Geist der Antike hin und verstand sie mit viel Effect darzustellen. Er war auch Schriftsteller, seine Schriften gingen im Dringnale verloren, finden sich aber gesammelt in Kea's Miscellanea I, 222—73. An ihn schloß sich Simon Cantarini da Pesarou. Pietro Testa an. Auch wurde Bartoli von Winkelmänn hochgeschätzt.

In freier Radierung ging Francesco Mazzuoli, genannt Parmigiano, voran; er radirte 15 Blätter, die in guten Abdrücken sehr selten geworden sind; die Zeichnung darin, obwohl er die eigenthümlichen Schönheiten Raphael's mit denen Correggio's zu verbinden suchte, ist manierirt, wie in den meisten seiner Gemälde, seine Nadel leicht und flüchtig geführt, und zeigt eine absichtliche Unordnung in den Strichen, welche zwar geistreich genannt werden kann, aber statt, wie er wollte, die übertrieben muskulösen und verrenkten Darstellungen der Nachahmer Michel Angelo's zu bannen, nur Anlaß zu einer anderen fehlerhaften Manier seiner eigenen Nachahmer führte. Viele Blätter, die für die seinigen gelten, sind von Andrea Meldolla; übrigens sind noch Bemolo, der

etwas gründlicher ist, u. Giovanni Battista Franco als Nachfolger von ihm zu nennen.

Ob, wie man lange glaubte, eigenhändige Radirungen von Titian und Paolo Veronese existiren, wird von neueren Forschern bezweifelt. Dagegen radirten Anton Tempesta und Giuseppe Ribeira, genannt Spanioletto, viel und verbanden auch häufig den Stichel mit der Nadel. Die Platten des ersteren nach eigenen Erfindungen, meist Schlachten, Reiterscharmügel und Jagden, sind stark vorgeätzt und deshalb etwas rauh, haben aber Sicherheit in den Umrissen und Effekt in der Haltung; er ist nicht immer korrekt, aber immer geistreich und voll Leben, mit großen Abwechselungen in den Stellungen und Bewegungen seiner Figuren.

Salvator Rosa radirte ebenfalls viel, in ähnlicher Weise oder Manier wie er malte, und immer nach eigenen, der Natur und der Mannichfaltigkeit eines zum Theil wilden Lebens abgelauchten Kompositionen.

Venedikt Castilione u. Stephan della Bella radirten spielend u. manierirt, nicht ohne Geist und Anmuth, aber mit viel Einerleiheit, mit scharfer, spitzer Nadel, und ägten sehr sauber, trugten auch schon mit der Nadel auf blankes Kupfer in den zartesten Partien.

Zu dieser Zeit arbeiteten in Deutschland und den Niederlanden als vorzügliche Stecher: Heinrich Golzius, verführt durch des damals hochberühmten Spranger Ansehen und Ruhm zu dessen ausschweifender Manier im Zeichnen der Formen, so wie durch seine eigene überaus große technische Geschicklichkeit; gefiel sich zwar im Grabstichelhandwerk, welches er meist mit Bravour hervorhob, und gab so zur Ueberschätzung desselben und zur Trennung der Stechkunst von der Malerei Anlaß, doch darf nicht unbeachtet bleiben, daß er erfindungs- u. phantasiereicher Maler und Zeichner gewesen und, wenn er wollte, auch einfach und frei von Manier arbeiten konnte, wie mehrere seiner Portraits, besonders sein eigenes und die des Sprangers und dessen Gemahlin auf einem Blatte bezeugen, welche voll Gefühl, korrekt und anspruchslos gezeichnet und gestochen sind. Auch ist wohl rühmlich für ihn zu erwähnen, daß der große Kupferstecher J. Gotthardt Müller aus Stuttgart seine guten Blätter als die besten Muster für angehende Schüler in dieser Kunst hielt, vorlegte und kopiren ließ. Nikolaus de Bruyn, mit dem Grabstichel reiche Landschaften mit vielen Figuren darstellend, ist einer von denen, die den Uebergang von der ersten zur zweiten Epoche machen. Er steht gleichsam zwischen L. v. Leyden und Gort mitten inne. Als sein bester Stich wird das goldene Zeitalter nach Abraham Bloemart genannt. Dann die Sadeler, Egidius, Joh. u. Raphael; sie arbeiteten mit dem Grabstichel, einfach, manchmal kühn, ähnlich der Weise des Golzius, im Ganzen aber korrekt und mit Liebe, so viel sie auch producirt; ihre Stiche, vor Allem mehrere ihrer Portraits mögen noch jetzt mit Nutzen studirt werden.

Die Kiliane, besonders Lucas, Philipp und Bartholome Kilian, waren fleißige und verdienstvolle Stecher, meist mit dem Stichel arbeitend, doch radirte der letztgenannte ebenfalls viel mit großer Gewandtheit. Schade, daß sie so häufig veranlaßt wurden, nach dem so verrenkt manierirten Spranger zu stechen.

Neben diesen ist der geschickte, fleißige und kenntnißreiche Matthäus Merian zu nennen, Maler, Zeichner und Kupferstecher, der die meisten seiner Stiche nach eigenen Erfindungen stach, mit der Nadel trefflich umzugehen verstand, in der Landschaft wie für Figuren gleich gut und die Luftperspektive richtig beobachtete, u. so überaus viel er auch producirt, doch Alles mit viel Geschmack, obwohl nicht frei von Manier vollbrachte.

Der berühmte Maler Joachim Sandrart ist besonders als Stecher mit der Radirnadel rühmlich zu erwähnen, und zuletzt als einleitend zum Uebergange in die dritte Epoche der Stechkunst Wenzel Hollar zu nennen, der seine zarte Nadel gleich einem Miniaturmalerpinsel zu brauchen verstand, in seinen vorzüglichsten Blättern die tiefste Naturbeobachtung mit liebevollem Eindringen in den Charakter seiner Vorlagen verband.

Heinrich v. Goudt (1585 geboren zu Utrecht) darf nicht übergangen werden, obgleich nur sieben von ihm herrührende Stiche bekannt sind; er stach auf eine ganz vermunderliche, ihm ganz eigene Weise, und wirklich Farbe des Gemäldes andeutend und mit unendlicher Sorgfalt und schon starkem Tone des Hellbunkels höchst vollendet in seiner Art, theils nach eigenen Kompositionen, theils nach Adam Elsheimer. Letzterer große, aber zu seiner Zeit verkannte Künstler radirte ebenfalls, es ist aber nur ein Blatt, der junge Tobias, der seinen blinden Vater führt, von ihm bekannt.

In dieser Zeit entstand auch eine neue Art des Kupferstiches, die Schabmanier oder Schwarzkunst genannt. Jahrhunderte lang wurde Prinz Rupert von der Pfalz als Erfinder derselben genannt, und eben so lange schrieb und sprach es ein Schriftsteller und Kunstfreund dem andern nach, obgleich schon Sandrart in seiner deutschen Akademie deutlich und ausführlich davon handelt und den v. Siegen als Erfinder nennt; in neuerer Zeit erst war Graf Laborde der Erste, welcher in seinem Werke *Histoire de la gravure en maniere noire*, Paris 1839, gr. 8., durch Dokumente belegt, den v. Siegen wieder in sein Recht als Erfinder einsetzt.

Ludwig v. Siegen war am Hofe zu Hesses-Kassel Kammerjunker, als er die Erfindung machte, hielt sie aber mehrere Jahre geheim. Er war guter Porträtzeichner und wandte seine neue Erfindung hauptsächlich zu solchen an. Doch stach er auch den heil. Hieronymus als Brustbild, dann den heil. Bruno in einer Grotte auf den Knien vor einem Kreuze, und eine heilige Familie nach Annibal Caracci. Im J. 1641 verließ Siegen Kassel u. lebte als Privatmann in Amsterdam, wo er seine erste Platte,

das Bildniß der Amalie Elisabetha, Landgräfin von Hessen, und mehre andere ausführte. Später ging er nach Köln, dann nach Brüssel, und †, nachdem er dem Prinzen Rupert von der Pfalz sein Geheimniß mitgetheilt hatte, als Oberstlieutenant in Hessen-Wolfenbüttel.

Der Instrumente für diese Stechweise sind nur drei nöthig. Der Gravirstahl oder die Wiege; die Franzosen nennen es *berceau*, weil es schwankend oder schaukelnd bewegt wird. Es hat die Form eines Stemmeisens, nur mit viel kürzerem Schaft oder Hest, auch ist dessen Schneide nicht horizontal flach, sondern ein Cirkelsegment von 6 Zoll Mittelpunkt, hat auf einer der Seitenflächen senkrecht nach der Schneide zulaufend eng an einander befindliche, verhältnismäßig tiefe und völlig parallel laufende Einschnitte, so daß nur die andere Seite angeschliffen zu werden braucht, um eine immer gleichartige scharfe Zähnung an der Schneide zu erhalten.

Das dreikantige Schabeisen, welches auch für die Arbeiten mit dem Grabstichel gebraucht wird, um dort den entstandenen Grat der Schnitte zu beseitigen, hier aber die Körnung ganz oder zum Theil wegzunehmen; es ist dieses im Ganzen dasselbe Instrument, wie es auch von Goldschmieden oder Gürtlern gebraucht wird, nur beim Stecher hohl geschliffen, um auf dem feinen Schleifsteine leichter scharfe Schneide zu erhalten.

Außer diesem gebraucht man zur Schabmanier noch eine andere Art Schabeisen, die im Allgemeinen wie ein Messer gestaltet sind, dessen Spitze so geformt ist \cup , mit dessen unterer schief angeschliffener Fläche man schabt. Auch gebraucht man noch kleinere Wiegen, um an Stellen, wo zu viel weggeschabt wurde, aufs Neue Schattentöne hin zu bringen.

Dann noch für die höchsten Lichter den bekanntesten Polirstahl, nur mit mehr abgerundeter Spitze, wie ihn ebenfalls Goldschmiede, Gürtler u. s. w. brauchen.

Die Behandlung besteht nun, im völligen Gegensatz zu dem Stiche mit dem Grabstichel und der Nadel, wo man auf weißer Fläche die Lichter auspart und nur die Schatten und Halbtöne hineinarbeitet, darin, daß die Platte zuerst durch die Wiege, durch schwankende Bewegung des Instrumentes nach allen Richtungen eng neben- und übereinander, während die Faust senkrecht sanft aufdrückt, mit Ausnahme des Randes oder sogenannten Spiegels, mit einem höchst engen Gewebe der feinsten punktartigen Kreuzstriche so bedeckt wird, daß, wenn man einen Abdruck davon machen läßt, derselbe einer völlig schwarzen Sammtfläche ähnlich sieht, in welche die Lichter hinein-, od. besser, herausgearbeitet werden. Man zeichnet den Umriss, der freilich oft aufzufrischen ist, mit Rothstein oder schnell trocknender Oelfarbe auf, roth oder weiß; dann beginnt der Künstler mit dem Schabeisen von den lichtesten Stellen des Bildes an den ursprünglich rauhen schwarzen Ton heller zu schaben. Je mehr Schatten jede Stelle haben darf, je weniger wird daran geschabt, je mehr

Licht, um so mehr, doch darf nicht jede Stelle gleich anfangs auf die nöthige Helle gebracht werden, sondern nach mehrfachem Durcharbeiten der ganzen Platte, nur allmählig.

Die Arbeit besteht also bloß im Vermindern des ursprünglichen Kornes durch Wegschaben, welches nur da, wo die stärksten Schattenmassen sich finden, in den tiefsten Druckern stehen bleibt, und nur an den reinsten Lichtstellen gänzlich beseitigt und glatt polirt wird.

Diese Stechweise eignet sich mehr für Gegenstände in größerem Maßstab, schon für mittlere Größe weniger, und für ganz kleine Blätter (Vignetten) gar nicht. Auch läßt sich eine für das Auge reizende Weichheit und harte Verschmelzung der Licht- und Schattentöne, aber nie völlig feste Bestimmtheit der Formen in der Weise wie mit dem Stichel erreichen, und verhält sich dazu wie die Pastellmalerei zur Oelmalerei. Auch sind die Platten sehr schwer gut zu drucken und halten nur wenige Abdrücke, etwa 300 in der Hand eines vorzüglichen Druckers. Daher der hohe Preis der besten Blätter und die immer seltener gewordene Anwendung dieser Stechweise.

Betrachten wir nun die Anfänge und den Fortschritt dieser unserer Kunst in Deutschlands und Italiens Nachbarländern, so bemerken wir, daß sie bei den Engländern nicht viel vor Ankunft Wenzel Hollars dorthin eingeführt wurde, wenn schon Einige behaupten einen englischen Stechversuch vom Jahre 1490 zu kennen oder gesehen zu haben.

Nach Spanien scheint sie noch später gelangt zu seyn, und von geborenen Spaniern ist nie Erhebliches darin geleistet worden.

Die Franzosen machten sich darin zuerst im Jahre 1488 bemerklich, als das Buch mit dem Titel: *Des saint peregrinations de iherusalem et des environs et des lieux prochains*, welches Kupferstiche, Land- und See-Karten enthielt, erschien. Der Verfasser war Nikolaus le Huen, Religieux du mont Carmel; gedruckt von Jacques Herembert (siehe Murr, *Journal zur Kunstgeschichte*, II. 248). Als der älteste französische Stecher wird Noel Garnier genannt, Goldschmied und Zeitgenosse Dürers; er gab Darstellungen von Goldschmiedearbeiten und Allegorien, auch ein Alphabet mit Figuren und Aehnliches heraus von sehr unvollkommener dürftiger Arbeit. Diesem zunächst folgte Stephan de Laune, auch Laune od. Losne, zuweilen bloß Karl Stephan genannt; er war 1518 zu Orleans geboren früher ebenfalls Goldschmied und stach zierlich, in Sebald Behaims Manier, nach Raphael, Michel Angelo und eigenen Erfindungen, in kleinem Formate; † zu Straßburg 1595.

Claudius Melan (geb. zu Abbeville 1601, nach Anderen schon 1594, † zu Paris 1688) folgt zunächst. Er ist des Stichels völlig mächtig, nicht mit Anmuth und Charakter, in einer originellen Weise, meist mit einer einzigen Strichlage, wohl überlegt bis zum höchsten Lichte fast ohne alle Punkte fortgeführt, die sich überall den Formen anschmiegt. Er ist, was Anlage

und Gang der Hauptlinie betrifft, musterhaft. Die Schlußseite mag von ihm angeführt werden, daß er den Kopf des Delaundos, in natürlicher Größe, aus dem sogenannten Veronika Schwitzkuchen, nach (vermuthlich im Selbstgrüßel seiner Grabstichelvirtuosität) mit einem einzigen, von der Nase ansetzenden, durchs Ganze ununterbrochen fortlaufenden Spiralszuge, mit so viel sich erweiternden und verengenden Ein- und Ausbügungen, als die abwechselnden Körperformen erzielten.

Jakob Callot (1691 geb., 1635 † zu Nancy) kann ein zweiter Goliath genannt werden, aber mit der Madonnenadel. Er schuf sich für seine vielen und mannichfaltigen Bilder eine ganz eigenthümliche Manier, mit einer einzigen, zwar nach den Formen bewegten, sich verkräufelnden und abschwächenden, aber immer senkrechten Zuglinie. Seine Darstellungen sind geistreich angefaßte Naturnachahmungen, nur oft mehr des Hässlichen und diebewegte Kontrastirungen, leider fast nie des Schönen. Er war in seinen dichterischen, aber fragenhaften Darstellungen ein Vorgänger des berliner Romanenschrifters F. A. v. Hoffmann, der auch mit ganz richtigem Gefühl eines seiner ersten Werke Phantasiestücke in Callots Manier nannte. Beide Humoristen ver ausschweifend, doch oft lustigen Art, legten der erstere mehr als der letztere. Die Salvoator Mosa unter Räuberbanden gerathen, durch diese mit ihrem Treiben, mit dicken Wäldern, Schluchten, Höhlen, Felsen und allen Schrecken des Menschen- und Naturstrebens brünnel geworden, um es dann auf erschlappende Weise in seinen Gemälden wiederzugeben, so gerieth Callot, seinen Jüngern entlaufen, um nach Rom zu pilgern, unter Jäger und Geitzhüter, schwelgte lange mit ihnen umher und gab später seine Erlebnisse und Anschauungen mit dem ergötzlichsten Humor in seinen vielen Stichen bildlich wieder. Er radirte auf sogenannten harten Grund, wodurch seine Schraffuren, die oft wie mit dem Grabstichel geschnitten schienen, allein nur möglich wurden, mit schneidenden Nadeln.

Diese zweite Epoche kann nicht abgeschlossen werden, ohne der zu dieser Zeit ebenfalls neu erfundenen Manier mittelst Goldschmiedes-Punzen und Hammer zu gedenken. Diese wird ohne Stillschweifung auf bloß Kupfer angewendet, nachdem die Linien leicht eingeätzt worden.

Die Punze besteht in einem gehärteten Stahls Nadelstich, etwa eine halbe Linie dick und 3 Zoll lang, an dem unteren Theil mit vielen dicht zusammenstehenden feinen Spizen versehen. Dazu gehört das Spitzhämmerchen, um die Punze damit im Metall zu schlagen. Es gibt dieselbe eine größere Art Punktmannier, die aber wenig Empfehlungswerthes an sich trägt; die Punkte erscheinen stumpf und wegen des Grades, der sich aufweist, unrein, Arschel, formlos und mühselig.

Hier endmte v. d. a. n. Goldschmied von Nürnberg (1553–1629), soll diese Manier erfunden haben. Andere halten ihn an Putzma. einen Goldschmied von Würzburgen, dafür, der aber erst 1600 geboren wurde. Von letzterem sind gegen 50 Blätter bekannt.

Kranz Agrup, Maier und Goldschmied, Daniel Kellertaler und Paul Hinz haben ebenfalls in dieser Manier.

In der nun folgenden dritten Kunstgattung, wo die Kupferstecherei auf ihren höchsten Gipfel stieg, zeichneten sich zuerst Franzosen und Niederländer aus.

Zuerst mag der große Landschaftsmaler Claude Lorraine, genannt Lorrain, erwähnt werden. Sein Vater war in einer kleinen Stadt bei Strassburg ein armer Postkutschknecht, mit seinem sich langsam und schwerfällig emporhebelnden Sohne, den er für seine Baderkünftigen wollte, sehr übel zufrühen war und behauptete, er werde nie einen Paktenteig einrühren und einen Ofen heizen lernen, und bestimmte ihn daher zum Blödsinn; da nützte der Knabe, kam zu einigen niederländischen Malern, die nach Rom reisten, und blieb bei ihnen als Bedienter und Farbentreiber. Zu Rom schwang er sich dann allmählich, langsam und mühsam, aber endlich mit dem herrlichsten Erfolge behut zum ersten Landschafts seiner Zeit und vortrefflich aller Zeiten empor. Zu seiner künstlerischen Entwicklung trug der berühmte Landarzt viel bei, dessen vertrauter Freund er wurde. Er radirte nun auch viel mit leichter, geistlicher Nadel, und seine Radirungen sind Bienen der besten Sammlungen und stehen in hohen Preisen.

Rembrandt van Rijn (1606–1674) ist als der Erste zu nennen, der die sogenannte freie Radirung aufbrachte, indem er bei seinen Radirungen mit derselben regellosen Willkür verfuhr wie in seinen Gemälden. Er erlaubte sich jede Richtung, Aetzung und Schneefestigkeit der Striche, und fragte mehr, als er suchte, mit Grabstichel und Nadel Nadel hinein, in voller Launenhaftigkeit, errichtete aber dadurch eine bewundernswürdige Kraft, Ausbruch und Wirkung des Hellbunkels, ließ auch beim Abdruck die Druckfarben an einzelnen Orten nicht völlig rein gewischt stehen, welches dann einer Art Insche gleich erscheint, und man könnte ihn in der Hinsicht den Erfinder des Tendrucks nennen. Seine Blätter sind unzahlige, werden aber alle zu enormen Preisen bezahlt.

Peter Paul Rubens radirte ebenfalls, jedoch nur wenig, es sind etwa 6 Blätter von ihm bekannt, nach aber nicht selbst mit dem Grabstichel, dessen ungeachtet bewirte er hauptsächlich die volle Ausbildung der Radirkunst durch mehr unter seiner Leitung sich herablassende Erzieher, die zugleich tüchtige Zeichner waren. Die vorzüglichsten dieser mit dem Namen der Rubenssches bezeichneten Meister sind Lucas Weyerermann, Schelte van Wolwert und Paul Pontius, sie haben fast ausschließlich nach Rubens oder dessen berühmtem Schüler Vandyck, und seine Blätter sind fast ganz und treu im Stiche wiedergegeben worden als diese, sowohl hinsichtlich der Zeichnung und im Druck, als auch von Seite des Hellbunkels und der Nachahmung des Kolorits. Sie fälschen gleichsam alle Fingelirer nach, bald mehr oder bestimmt, markig und kräftig, kräftig oder leicht hingelertend, fürs malten förmlich mit dem Strich und der Nadel. Sie haben daher sämmtlich

etwas unter sich Nüchternes und Gemeines in ihrem Vortrage, auch ist schwer zu entscheiden, welches der Vorzüglichsten unter ihnen gewesen, esdion manche Künstler und Kenner Vortreffliche als solchen nennen. Diese drei Künstler ziehen die Zeichnungen des Hellbunkels um einen bis dahin nicht gefassten Grad vorwärts, ohne so schleunig zu verfahren wie Rembrandt.

Cornelius Wiscer der Holländer, der um 1660 lebte, brachte es auf eine nur ihm eigenthümliche Weise zu solcher Höhe in der Stechekunst, daß er von Vielen eine Zeit lang noch über Ebelin gestellt und als der vorzüglichste aller Stecher geltend gemacht wurde. Wenn nun aber auch, Alles wohl ermoßen, dem nicht ganz beizustimmen ist, so bleibt er immer einer der Vorzüglichsten für alle Zeiten. Er verstand das Zeichnen sehr gut und brachte malerische Behandlung der Nadel mit der feinsten und reinsten Stadtscholarbeit in wunderbaren Einklang, fast kein anderer Stecher übertrifft ihn in dem, was der Maler Durchsichtigkeit der Farbe und Hellbunkel nennt, er malt mit dem Stadtschiel wie mit einem Pinsel, und Alles scheint mühselos von Schatten gegangen. Seine Schnittlagen mit dem Stadtschiel sind bei großer Einfachheit der Anlage von außerordentlicher Reinheit und Schärfe, leicht und breit. Seine beiden Bildnisse des Cellius de Bauma und Andreas Vinlius, mit dem gewöhnlichen Weinmann der Pilsolenmann, werden nebst der Kuchenscherin, dem Rattenfänger, Peyerwanz, Trinker und der großen Kage für seine vorzüglichsten Stiche gehalten. Das zweitgenannte Blatt wurde in Frankreich auf einer Auktion zu 1000 Fr. verkauft. Er war auch Maler und malte in Del; Gemälde von ihm sind aber sehr selten.

Franz de Poilly (1622—1693), früher Goldschmied, dann Schüler von G. Bloemart in der K., seine Behandlung wurde aber breiter, als die seines Meisters, doch freuzte die zweite Linie ebenfalls meist im rechten Winkel mit der ersten. Er suchte auch schon wie die Rubensstecher die Dekalogue anzuheften, und leistete mit einfachen Mitteln Treffliches. Mehrere hundert Blätter sind von ihm bekannt, die jedoch ungleich an Werth sind, da er sich schon früh viel von seinen Schülern helfen ließ.

Nikolaus Dorigny (geb. 1657, † 1746) studierte in Italien und glühte für die Kunst. Deshalb suchte er die Originalcartone Raphaels zu den berühmten Tapeten zu Hamptoncourt in England auf und erstarkte großartig ihren Geist. Er verweilte 15 Jahre in England und kehrte erst, als er alle Cartone gezeichnet und gestochen hatte, ins Vaterland zurück. Er verbindet eine feine geistreiche Behandlung mit Kraft und Schwung.

Robert Wanteuil, Maler und Kupferstecher (geb. zu Rheims 1630, † 1678), war Schüler von A. Wasse und Melan, übertraf aber weit beide Meister, da er den Vortrefflichen genöth, daß er sehr gut nach dem Leben zeichnete. Er ist unter die ersten Stecher zu zählen. Die vorzüglichsten seiner Arbeiten sind Bildnisse nach

dem Leben, deren er gegen 300 lieferte. Ludwig XIV. nach er, wie dessen Minister Mazarin, und Colbert, den großen Reichthümer und Förderer dieser Kunst, viele Male; und aus besonderer Beobachtung für ihn erließ der König das berühmte Edikt von St. Jean de Luz, datirt, in welchem die K. zuerst für eine besondere freie Kunst erklärt wird. Er nach mit einfachen Linienlagen, die er anzuwenden und in leichte, länglich geschwungene Punkte (wie schwimmen ließ. Er gilt als Muster einfacher anspruchsloser Arbeit, mit hoher Vollendung verbunden; seine Bildnisse haben Kraft und Farbe, sind ansprechend, oft höchst anmuthig und immer lebendig.

Neben diesen stellt sich würdig Peter van Schuppen, der ebenfalls nicht nur vollkommener Meister in der Stadtschielführung ist, sondern auch guter Zeichner nach dem Leben. Mehrere seiner Bildnisse, z. B. das des Kardinals Mazarin, sind den besten Bildnissen Ebelins fast gleich zu stellen, was Alles sagt.

Gerhard Audran (1640—1703) stammte aus einer Familie, in der fast alle Glieder dieser Kunst sich gewidmet hatten, doch strahlte er vor allen und erreichte neben Ebelin den Gipfel der Kunst. Er erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und ging dann nach Italien und studierte nach den Werken der größten Meister, wodurch er schon nach drei Jahren seinen Geschmack gebildet hatte. Er wäre vielleicht eben so ausgezeichnet als Maler geworden, aber Karl II. von Br., der berühmte Maler, fürchtete einen Nebenbuhler an ihm zu erhalten und beredete ihn deshalb sich der Kupferstecherei zuwenden; so trug Audran dann vornehmlich zum Ruhme des ersten bei, dessen Werke er oft mit mancher Verbesserung ihrer Inkorrektheiten mit dem Stadtschiel und der Nadel vortrefflich wiedergab und vervorgte. Auch er malte gleichsam mit Nadel und Stadtschiel, mit solcher Leichtigkeit, wie sie sonst nur mit dem Pinsel zu erreichen ist, und mit so wohl überlegten Strichen, wie man sie selten so reizend in den Werken Anderer antrifft. Seine Stiche sind deshalb Vorbilder für jeden genialen Stecher.

Gerhard Ebelin (geb. 1649, † 1707) war zuerst Schüler von G. Hallé, einem geschickten Stecher, dann von Franz de Poilly, übertraf aber bald beide Meister. Er allein bildet gewissermaßen eine eigene Epoche in der Geschichte der K. Er ragt über seine Vorgänger empor und seine Nachfolger bilden auf ihn zurück. Ebelins' einseitige kunstreiche Anwendung des Stadtschiels, Lessons Farböne und Franz Poilly's aus schließlichem Sinn für Form vereinigte er harmonisch zu einem Zweck mit Zuzugung höchster Lebendigkeit. Er hatte das feinste richtige Gefühl für Formgebung nicht nur im äußern Umriß, sondern auch für alle Theile innerhalb desselben befinnlich, und verfeigte es selbst richtig hinsichtlich der Formen der Schatten. Den Charakter aber des Vorbildes zu erreichen war ihm immer das Wichtigste. Seine Bildnisse scheinen wirklich zu leben. Er hatte den Ruhm als

Schluß und Gipfel zweier Nationen in Hinsicht dieser Kunst dazustehen, der Franzosen und Niederländer. In ihm vereinigten sich alle Manieren zu gänzlicher Manierlosigkeit in völliger Reinheit des Vortrags. Er suchte weder durch concentrirtes Licht, noch durch Schimmer seidener Stoffe oder Glanz von Metallen das Auge zu reizen und zu fesseln und dadurch den Beschauer zur Bewunderung gleichsam zu verführen, sondern bei ihm war Alles ächte Kunst, Leben, Schönheit, Gediegenheit und volle Harmonie.

Es sind von ihm mehr als 420 Blätter bekannt, worunter viele in ganz großem Format, aus zwei, ja drei Platten bestehend. Unter seine Hauptwerke im Porträtfache rechnet man die des Malers Philipp de Champagne, der Madame Helvet, des Martin van der Baugart, Bischof Huelius, J. Blanchard, Peter Carcary, Mansard, Cardinal d'Éstrées, P. de Lionne, Ch. d'Hosier, M. de Malezieu, wo besonders die Augen voll wunderbaren Lebens und Klarheit sind, Ferdinand, Erzbischof von Paderborn, und Eustachius Theissier. Als die vorzüglichsten seiner historischen Stiche mögen angeführt werden: die büßende Magdalena, das Porträt der La Valliere, das Zelt des Darius und das Crucifix von vielen anbetenden Engeln umgeben, deren Gesichter Porträts aus der königlichen Familie sind, und das berühmte Reitergefecht nach da Vinci.

Sonderbarer Weise geschah, daß gleichzeitig mit dem eben Erwähnten ein ähnlicher wirklich großer und vielseitig begabter Meister durch die glänzendsten Grabstichelkunststücke der Malerei nicht nur gleich zu kommen, sondern sie noch zu übertreffen suchte. Anton Masson, geb. zu Tours bei Orleans 1636, war der, welcher die K., die bis dahin trotz aller einzelnen Abirrungen auf Seitenwegen, doch immer die Malerei als Mutter anerkennend, mit ihr Hand in Hand ging, von der Mutter loszureißen strebte und selbstständig zu machen suchte. Er war der Erste, welcher glänzende Nebensachen mit besonderer Vorliebe behandelte, und darüber Hauptsachen und sogar den höchsten Gegenstand seelenvoller Kunst, das menschliche Angesicht, zuweilen mehr nur als Nebensache behandelte; ein damastnes Tischtuch, ein glänzender Harnisch, einzelne über die andern hervorspringende Haare reizten ihn mehr, als jenes. Wohl bemerkenswerth ist nebenbei, daß Masson und Wille, beide anfänglich als Verfertiger glänzender Waffen, dadurch ihre Vorliebe für den Stahlglanz ihrer Arbeiten eingefogen zu haben scheinen, indem der eine früher wirklich Waffenschmied, der andere Büchsenmacher war. Doch ist ungeachtet solcher einzelner Abirrungen A. Masson einer der größten Meister, den man anstaunen muß.

Zu der eben vorgeführten Kupferstechergruppe gehören noch Franz Chevaux (1697—1739) und Peter Drevet der Sohn, welche gewissermaßen zwischen Masson und Edelinck mitten inne stehen. Beide behandelten wohl einzelne Nebendinge, als Pelze, brüsseler Spitzen, glänzende vergoldete Meubles, Sammt und Seidenstoffe, mit Vorliebe und wunderbarem Erfolg,

doch wurde bei ihnen das Angesicht nie Nebensache. Das Porträt des Cardinals Polignac von ersterem und die des Cardinals Bossuet und Samuel Bernard vom zweiten werden immer als Kunstwerke ersten Ranges von Kennern bewundert werden.

Georg Friedrich Schmidt (1712—1775), ein geborner Berliner, hatte anfangs und lange, als der Sohn eines armen Tuchmachers, viel zu kämpfen, bis er sich zur Selbstständigkeit und verdienster Anerkennung emporrang. In ihm waren gleichsam zwei große Kupferstecher vereinigt, er war eben so großer Meister in regelmäßiger Linienmanier mit dem Grabstichel, als mit der Nadel in freier rembrandtartiger Radirung. Er vereinigte gleichsam Edelinck, Masson, Poilly's, Audrans, Dorigny's und Rantevils Genius in sich, verschmolzen mit deutscher Bescheidenheit, Treue, Sinn und Gemüth. Ponghi würdigt ihn am richtigsten, indem er von ihm sagt: „Alles zeuge bei ihm von Kenntniß, Alles sey Feuer, Alles trage dennoch das Gepräge der Wahrheit. Er sey immer origineel, behandle das Historische im großen Style, wie das Porträt; und bleibe einer der vorzüglichsten Meister und erfahrensten Stecher.“ Muster für jeden Stecher und Radirer.

Johann Jakob Walchau, seiner Zeit und noch jetzt von Vielen hochgestellt und bewundert, gefiel sich im glänzendsten Grabstichelwerk, und zeichnete sich noch dadurch aus, daß er mit ähnlicher Bravour auch Landschaften bewundernswürdig behandelte.

Johann Georg Wille (geb. in der Gegend von Gießen 1717 und † 1806) übertraf an Nettigkeit und gleichmäßiger Entfernung der Grabstichelschnitte von einander alle Stecher vor und lange nach ihm, und wurde nur erst in neuester Zeit darin fast überboten. Daher hat Niemand Gläser, Metall, Seidenstoffe u. Ähnliches bewundernswürdiger dargestellt, auch muß man ihm zum Ruhme nachsagen, daß er die für ihn passendsten Maler wohl auszuwählen verstand, indem er meist nach Netscher, Rieser, Terburg und andern niederländer Genremalern suchte. Er ist der größte Gebildsamann, ohne daß man die unsäglich verwendete Mühe im geringsten merke. Auch ist fast einer seiner Stiche wie der andere, mit Ausnahme der Cleopatra nach Netscher, worin er kund gab, daß er wohl abwechselnd arbeiten konnte, wenn er wollte, auch wohl die Kontraste durch Abwechselung des Radirens und Legens gegenüber der reinen Grabstichelarbeit anzuwenden wußte. Auch in seiner andern Cleopatra, im Tode des Marc Anton versuchte er eine neue, mehr der spätern des Morghen nähernde, aber stählern aussehend nehmliche Manier, die eben so sehr von Grabstichelvirtuosität als Geschmacklosigkeit zeugt. Aber er verstand wohl zu zeichnen, und einzelne Bildnisse, wie das des Friedrich II. von Preußen als Kronprinz, und das des Marquise Marigni und des Grafen von Florentin, werden immer herrliche, bewundernswürdige Stiche bleiben.

An Schmidt und Wille schlossen sich A. Gottshardt Müller von Stuttgart (geb. 1747,

† 1830) und Charles Element Berville unmittelbar an; beide Schüler von Wille, beide gleich große Stecher. Der zweite überbot fast seinen Lehrer an Grabstichelganz und Reinheit, und entschied im Geschmack und Adel seiner Stiche; der erstere, wie er auch glänzend genug sticht, wo er es passend findet, malt doch mehr mit dem Stichel, bringt mehr warme Farbtöne und harmonische Weichheit in seine Produktionen. Beide bedienen sich nur selten der Radirnadel und des Legens und dann noch sparsam und übervorsichtig. Die Schlacht von Bunlershill, Ludwig XVI. im Krönungsornate, die Bildnisse J. G. Wille's, der Madame Le Brün und Anton Graffs sind Müllers; und ebenfalls Ludwig XVI. im Krönungsornate, die Erziehung Achills, der Raub der Dejanira, Laocoon und das Bildniß des Gabriele de Senac nach Meilhan Bervies Hauptmeisterwerke; beide gleich gute Zeichner.

In England zeichnen sich als Stecher aus: Robert Strange (geb. auf einer der orkadischen Inseln 1723, † zu London 1795), studirte geraume Zeit in Italien die Meisterwerke der größten Maler, die er dann selbst für den Stich zeichnete. In London hatte er lange mit dem Reide des Bartolozzi und Sharp und der königlichen Ungunst sowohl, als mit der der Akademie zu kämpfen, bis endlich sein Genius Alles siegreich überwand; er wurde später selbst in die Akademie aufgenommen u. zum Ritter ernannt. Er, der kunstreich wohlüberlegt, u. doch mit Freiheit und Leichtigkeit, das Radiren und Legen mit der Grabstichelarbeit zu verbinden wußte, stellte, besser als irgend Einer vor und nach ihm, die poröse Weichheit des Fleisches dar. Daher von dieser Seite Niemand sizianische Werke besser übertrug. Er radirte viel vor, und zwar bis zu den hellsten Lichtpartien, dann vermalte er Alles mit Grabstichel und Schneidnadel. Dagegen kann seine Zeichnung nicht durchgängig gelobt werden, da er, wie die Engländer überhaupt alle, mehr das Gemalte, die Pinselführung und das Hell Dunkel, als die bestimmte und wohlverstandene Form darin erfaßte. Hauptwerke von ihm sind: die Liegende Venus, nach dem Bilde in der Rotunde der Stadtgalerie zu Florenz von Titian, die Danae nach demselben Meister in Neapel, und die heil. Cäcilia nach Raphael in Bologna, obschon letztere besonders an Zeichnung und Ausdruck dem Stiche Marc Antons nicht gleich kommt.

Bei Gelegenheit dieses Meisters müssen wir eines neu aufgekommenen Instruments, der Schneidnadel, gedenken, welches von da an eine große Rolle in der Kupferstecherei der Neuzeit zu spielen bestimmt war.

Jede nicht zu dünne Radirnadel von ziemlicher Härte kann als Schneidnadel benutzt werden, wenn sie nicht polirt worden; man sucht dann irgend ein scharf gebliebenes Eisen derselben auf, womit man ins blanke Kupfer einschneidet. Diese nennt man dann die runde Schneidnadel. Gewöhnlich aber wird sie oval geschliffen, und zwar indem man sie zuerst auf

einer, dann auf der andern Seite dem feinen Delschleifsteine entlang gleichmäßig nach der Spitze zu hinabgebeugt und rundlich, mit der Hand gleichsam rollend, hin- und herbewegt, wodurch sie ebensowohl eine scharfe Spitze, als zwei schneidende Kanten gewinnt. Einige Stecher schleifen diese Nadel erst vierkantig gleichzeitig spiz, dann die vier Ecken wieder zur Hälfte flach ab, so daß sie nach der Spitze zu achteckig abläuft, und suchen sich dann die am schärfsten schneidende Seite zur Arbeit aus. Man führt sie gewöhnlich steilrecht gegen die Platte gedrückt, sie läßt sich aber in fertiger Hand fast nach allen Richtungen führen, erfordert aber unter allen Kupferstecherinstrumenten die meiste Übung und setzt leichter Handhabung die meisten Schwierigkeiten entgegen. Auch ist nöthig ein Stückchen Kork an dieselbe so anzupassen, daß die Finger durch dessen Nachgiebigkeit den oft tagelang fortgesetzten starken Druck auszuhalten vermögen.

Unterdessen war auch wieder eine neue Manier des Stiches, die Punktirmanier, entstanden. Die Punkte werden mit der gewöhnlichen Radirnadel und in den breitem Schattenmassen mit der Doppelnadel bewirkt. Einige Künstler setzen in den stärksten Schatten Linienstrichungen hinzu. Wo das Geätzte nicht ausreicht, werden die Punkte hie und da mit dem Stichel, mit einfacher oder doppelter Spitze verbunden, vertieft und mit neu hinzugekommenen dicht ausgefüllt; und zuletzt wenden manche noch das Roulet zu gänzlicher Vollendung an.

Das Roulet besteht aus einem sehr kleinen, mit einer Menge unendlich kleiner Spitzen auf seiner rundlichen Oberfläche versehenen Nadelchen, welches an einem dünnen, vorn etwas aufwärts gebogenen runden Stahlstängelchen leicht sich rundum bewegt, so daß das Instrument ähnlich einem Bleistifte oder schwarzen Kreidestift wirkend aufs bloße Metall angewendet wird.

Dieses eben erwähnte Instrument, nur in verschiedenen Größen angewendet, wird zu einer ähnlichen zu gleicher Zeit entstandenen und besonders von Demarteau meisterhaft geübten Manier, der sogenannten Kreidemanier, gebraucht.

In England bildete sich der Maler Hogarth eine ebenso eigenthümliche Art des radirten Stiches, wie seine lebensvollen satyrisch-moralischen Kompositionen einzig für sich dastehen.

Kranz Bartolozzi, obschon geborner Portugiese, zählt doch zu den Engländern, da er den größten Theil seines Lebens von 1764—1807 in London lebte und ganz in englischer Weise arbeitete. Er arbeitete in ähnlicher Weise mit Grabstichel und Radirnadel im Verein, wie J. Strange, noch mehr aber in der damals hoch in die Mode gekommenen Punktirmanier. Viele seiner Blätter werden mit Recht theilweise hochgeschätzt, viele sind lange überschätzt worden. Zonghi, der ihn ziemlich richtig würdigt und keineswegs Alles von ihm lobenswerth findet, nennt ihn aber doch einen Kupferstecher der Grazien. Will man das auch gelten lassen, so sind seine Grazien eher französische, als die grie-

hischen Grazien. Einzelne Figuren aber und Theile in seinen größern Stichen und die meisten seiner miniaturnartigen kleinen Stiche in Punktirmanier sind von wunderbarem Reiz. Er arbeitete zwar nach mehreren großen italienischen Meistern, die er aber, wie das Porträt Raphael's und dessen Madonna della Sedia, unter der Mittelmäßigkeit verfehlte wieder gab, dagegen nach der süßlichen Angelika Kaufmann, dem Cyprian und englischen Malern mit besonderer Vorliebe und dem besten Erfolge nach. Longhi nennt als ausgezeichnete Stiche von ihm die Figuren zu Woolets Sturm, die Elytia nach F. Carracci und das akademische Diplom nach Cyprian. Als das Verdienstlichste, was er gemacht, möchten wir die 89 Porträtstichen nennen, die, von Holbein gezeichnet, im vorigen Jahrhundert zu Kennington aufgefunden, von ihm in gleichem Formate gestochen wurden.

William Sharp (1746 zu London geboren, † 1824 daselbst), studirte erst bei West und Bartolozzi, in der Folge aber mehr nach J. Reynolds und Woolet, und bildete sich dann einen ganz eigenthümlichen genialen Stechstyl. Er ist des Grabstichels, der Radirnadel und der kalten Nadel völlig Meister, das ganze kühne Nachwerk scheint ihm nur Spiel, er besitzt eine große Kenntniß des Hellsdunkels, viel Gefühl für Ausdruck und Farbe, zeigt große Kühnheit in seltsamen Taglienlagen und überhaupt viel Neues im Kupferstechermachwerk. Alle Richtungen, Züge und Drucke des Pinsels sucht er wiederzugeben, weshalb er auch Gemälde, mit freiem lecken Pinsel gemacht, für seine Stiche den fleißiger verschmolzenen vorzog. Hätte er sich bestrebt die Natur so gut nachzuahmen als die Gemälde, nach denen er stach, er würde vielleicht der größte Stecher genannt zu werden verdient haben.

William Woolet (geboren zu Maidstone 1735, † zu London 1785) stach, ein Schüler des Bivares, zuerst Landschaften, dann aber auch treffliche historische Blätter. Er schuf sich eine ganz neue Manier, leistete darin das Höchste, wurde gewissermaßen der Gesetzgeber für die modernen Stecher und vollendete gleichsam die Mechanik des Kupferstechermachwerks mit Vereinigung des Grabstichels und der beiden Nadeln, indem er jedem dieser Instrumente seine Grenze anwies und feststellte. Er besitzt bei der bewiesenen Meisterschaft in Allem, was er machte, so viel Feuer u. Dreistigkeit der Schnitte als Kraft und Harmonie des Hellsdunkels, bei der mannichfaltigsten Abwechselung der Farbtöne und wunderbarer Beobachtung der Luftperspektive Wahrheit und malerische Täuschung. Der Tod des Generals Wolf, die Seeschlacht von la Hogue, der Gewittersturm mit Aeneas u. Dido wurden allein schon ihn den ersten Stechern gleichstellen, und, Alles verglichen, im Nachwerk steht keiner über ihm.

Richard Carlom, ebenfalls einer der größten Stecher Englands, lieferte treffliche freie Radirungen, arbeitete in Tusch- und Punktirmanier; vor Allem aber strahlt er hervor in

der Schabmanier oder Schwarzkunst, worin er unübertroffen dasteht. Seiner Blätter sind viele, fast alle von gleicher Vortrefflichkeit. Ihm verdankt man auch das treffliche Werk nach Claude Lorrains Originalzeichnungen aus dem Cabinet des Herzogs von Devonshire: *Liber veritatis, or collection of two hundred prints after the original designs of Claude Lorrain*, London 1779. Blumen u. Früchte nach v. Huysum, die Versabea nach van der Werf, den Modellakt nach Boffani und das Porträt des Generals Elliot rechnet Longhi zu seinen vorzüglichsten Schwarzkunststichen.

Bei den Italienern bereiteten Wagner, Frei und dann Volpato die neuere gemischte Behandlungsweise, die Raphael Morghen und Longhi bis zum höchsten Reiz bei vieler Gründlichkeit im Zeichnen, besonders der letztere emportrieben, man darf nur das Abendmahl nach da Vinci und die Transfiguration nach Raphael vom ersten und die Grablegung nach Crespi, die Magdalena nach Correggio und das Spozalizio vom zweiten anführen, diese Blätter schon allein stellen sie unter die ersten Meister der Neuern. Longhi war in der reinen Grabstichelmanier und freier Radirung gleich groß, zeichnete auch treffliche Bildnisse nach dem Leben mit schwarzer Kreide (ebenso wie Gotthardt u. Friedr. Müller von Stuttgart) und schrieb auch eine Theorie der Kupferstecherkunst, welche von K. Barth ins Deutsche übersetzt nebst dem praktischen 2. Theil von letzterm selbst verfaßt, bei Kesselring, Hildburghausen 1837 erschien.

Karl Anton Porporati (geboren 1741, † 1816) bereitete den beiden hinsichtlich der Bestimmtheit, Nettigkeit, Schmelz und Durchsichtigkeit der Töne, Harmonie des Hellsdunkels u. Gleichgewicht im Nachwerk den Weg.

Das Kind mit dem Hunde und die Frau, die zu Bette geht, nach Greuze und letzteres nach Vanloo, gehören zu seinen besten Stichen.

Unter den Deutschen sind zum Abschluß dieser Epoche noch zu nennen: Friedr. Müller, Sohn des Gotthardt, dessen Johannes nach Dominichino, die Madonna di Sisto nach Raphael und la Jeunesse nach einer französischen Statue ihn allein schon den ersten Stechern gleichstellen. Auch sind wenig Kupferstiche so allgemein beliebt und so oft kopirt worden, als seine eben erstgenannten beiden Kunstwerke. Er war ein guter Zeichner, sein Grabstichelschnitt rein, vollkommen gleich weit und kräftig, seine Taglienlagen einfach und passend, körnig und saftig seine Behandlung des Fleisches, jedes seiner Werke gewissenhaft u. mit Liebe vollendet.

Als treffliche Landschaftstecher sind noch Friedrich Wilhelm Smelin u. Christian Haldenwang zu nennen. Beide schwächsten, jeder zehn schreckliche Lehrjahre lang, in der Kupferstichfabrik des Meißel zu Basel, ehe sie selbstständig sich zu bewegen anfangen konnten. Der Erstgenannte war zugleich trefflicher

Zeichner nach der Natur, doch früher auch mehrere Bildnisse, wählte sich aber später ausschließlich dem Landschaftlichen Gade. Er ging 1788 nach Rom und 4 Jaleit 1821, 76 Jahre alt. Obwohl Wolet's Stiche nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben seyn mögen, bildete er sich doch eine ihm eigenthümliche schöne Strehweise, viel vorrätig und sorgsam und kunstvoll mit Grabstichel und Schneidnadel vollendet, aus. Seine Ansichten der Wasserfälle des Vesuvio bei Terni und der Fall des Anio in Tivoli mit der Grotte des Neptun, Mare morto bei Neapel, der Albaner See, die Mühle des Claude Lorrain im Palast Doria zu Rom und der Tempel der Venus nach demselben Maler gehören zu seinen vorzüglichsten Werken.

Haldenwang behauptet als Landschaftsther ebenfalls einen hohen Rang. Wolet war sein Mäxter. Auch in der Zeichmanier lieferte er eine Reihe ausgezeichneter Werke u. nach zuletzt viel in kleinem Format für Taschenbücher u. die Graubergischen Ansichten von Heilberg, wo er die schlechten Zeichnungen erst verbessern mußte, um danach stechen zu können. Die Tageszeiten nach Claude Lorrain und die heimkehrende Heerde nach demselben, sowie der Seesturm in des Prinzen von Neuwied brasilianischer Reise gehören zu seinen vorzüglichsten Arbeiten, die sehr zahlreich sind.

Die eben erwähnte Zeichmanier erfordert folgenden Verfahren: Der Umriß wird auf die gewöhnliche beim Radiren gebräuchliche Art schwach eingeätzt, die Platte dann völlig wieder gereinigt und ein neuer ganz dünner und durchsichtiger Firnis aufgetragen auf die Platte gebracht, und während derselbe noch warm und im geschmolzenen Zustande befindlich, wohl gereinigtes und fein pulverisirtes Stein- od. Meersalz durch ein enges Haarsieb darüber verstreut u. die Platte dann noch einige Minuten über schwachem Kohlenfeuer gehalten, bis die Salzkröhen durch ihre Schwere auf den Grund des Kupfers hinabgesunken sind. Dann wird das überflüssige Salz abgerüttelt, die Platte abgetupft und in ein Gefäß mit Wasser gelegt, wodurch das Salz sich allmählich auflöst und den Firnis überall durch eine Menge der feinsten Punkte durchlöchernd zurückläßt, durch welche die Säure ins Kupfer eindringen kann. Hier man bereitet sich aus einem feinen Staub aus zu gleichen Theilen pulverisirtem Kolophonium und Gummi Sandarach, zu dem man noch etwas Schellack od. Pöpsel fügen kann, u. räubt dieses auf die Platte, so daß sie ganz gleichartig dünn damit bedeckt werde. Nun erwärmt man die Platte über Kohlenfeuer auf dem Kesse gerade so viel, daß der aufgetragene Staub nicht sowohl völlig geräucher, als sich an die Platte noch geklebt ansetzt, welches sich durch etwas gelbbraune Färbung des vorher weißen Staubes andeutet, worauf man die Platte schnell abkühlt. Nachher aber löst man diese Mischung in Weingeist auf und trägt sie nun auf die Platte, wodurch dann die Körnung, wenn der Weingeist verdunstet ist, von selbst

entsteht und festhält, ohne Anwendung von Feuer.

Ist die Körnung auf die eine oder andere Art auf die Platte gebracht, wird sie mit einem Wachstrande umgeben, dann zuerst der Rand u. hernach die höchsten Ränder mit dem gewöhnlichen Deckfirnis gedeckt, und nachdem es getrocknet, eine Mischung von mit Wasser verträumtem Scheidewasser aufgegossen und erst nur einige Minuten darauf gelassen, dann abgegossen, mit Wasser abgespült, getrocknet und die ersten Töne zugedeckt und so weiter fortgefahren bis zu den stärksten Tönen, wozu jedoch, wenn viele Tonabstufungen und starke Schattentöne im Bilde vorkommen, der gekörnte Grund mehrmals wiederholt aufzutragen ist, weil diese Art Grundirung überhaupt keine so starke Säure verträgt und nicht so lange widersteht, als der gewöhnliche Grundirnis.

Wenn dunkle, freie, enge bei einander befindliche Pinselstriche von sehr kleiner Form vorkommen, wie z. B. häufig bei Landschaften im Baumschlag, zwischen welchen bligende Ränder durchschimmern, die einzeln heraus zu decken, entweder nur zum Schaben der Arbeit od. gar nicht möglich wäre; dann bedient man sich einer Mischung von Krems- od. Bleiweiß, Gummiarabicum, Oefingalle u. Kanbisjucker, so zubereitet, daß das Weiß vorhergeröstet und noch als Deckfarbe wirkt, und anstatt die lichtern Stellen mit Deckfirnis zu decken, überfährt man mit einem passenden in die Mischung getauchten Pinsel die dunklern Stellen, die noch offen sollen, gerade so auf freie Weisse, als man sie mit Tuich auf Papier zeichnen würde, und wenn sie getrocknet sind, überfährt man die Stellen mit einem nassen Schwämmchen od. großen Daarpsinzel, wodurch sich die unter dem Firnis befindliche Wasserfarbe auflöst und den Deckfirnis, so weit er auf dieser ruht, mit wegnimmt, worauf diese Stellen dem Scheidewasser wieder zugänglich werden.

In dieser Manier wurden die ersten Versuche von J. A. Schwettpart, einem 1792 gebornen Nürnberger, zu Florenz 1799 gemacht, weiter ausgebildet aber von J. P. de Prince, geborn zu Paris 1733, einem Maler, der aber sein Verfahren bis zu seinem Tode 1781 geheim hielt; es wurde erst 1781 durch seinen Freund, den Abbé St. Ron, bekannt gemacht. Nach Deutschland kam die Kunst davon zuerst durch Strapp's Abhandlung „Kunst mit dem Pinsel in Kupfer zu stechen, Nürnberg bei Weigel“.

In Deutschland haben J. W. Preßel u. dessen Gattin, welche die Manier nach England verpflanzte, Kunze in Karlsruhe, Haldenwang, der Schwäbische Herzog und J. Friedrich Fried, geborn 1774, seit 1808 Professor der Akademie in Berlin, sich als die ausgezeichnetsten Aquatintamaler bekannt gemacht. Ausgezeichnet genial behandelt ist insbesondere das Schloß Marienburg in Preußen, von dem Eripgenannten in 19 großen Blättern, die 1799 in Berlin erschienen.

Als vorzügliche Künstler in freier Abdringung sind noch zu erwähnen: der vielseitige Maler

Dietrich, und als Neuerer vor allen Neureuther in München, der Illustrationen, zum Theil in großem Format, zu den vorzüglichsten deutschen Dichtern auf geniale Weise selbst inventirt, wunderschön radirt hat. Gleichweise radirte früher der Maler Adolf Schröder. Nahl in Wien, der Wächters Hiob in einem großen Blatte malerisch radirt sehr gelungen gab und sich in fast allen Gattungen der Kupferstecherei mit Glück versuchte. Der schweizer Dichter Gessner u. Kolbe, der nach Zeichnungen von Gessner herrliche frei radirte große Blätter fertigte. Christoph Hess, Professor in München, gleich vorzüglich als Stecher in regelmässiger Linienmanier, als freier Radirungen. Gutsenbergs und vor allen Albert Reindel, tüchtiger Zeichner und mit Grabstichel und Nadel gleich trefflicher Stecher. Ferdinand Kobell und J. Chr. Reinhardt möchten aber wohl die Palme für geniale und doch höchst vollendete malerische Radirung gebühren. Die meisten und Hauptwerke ihrer Nadel erschienen, die des erstern 1809 u. die des letztern 1799 bei Frauenholz in besondern Bänden edirt.

Dann verdient Klein in Nürnberg ehrenvoller Erwähnung wegen seiner Leistungen in derselben Manier und ebenfalls meist nach eignen Zeichnungen. Zuletzt dürfen wir den alten Chodowicki nicht vergessen, der besonders im Wignettensache einzig dasteht als Radirmeister, genialer Zeichner, Charaktermalers und Satyrer, ein wahrer deutscher Hogarth. Seine Physiognomien sind mit unnachahmlicher Laune aufgefaßt, voll Wahrheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, immer mit sittlichen Beziehungen, oft scharf beißend. Er radirte fast Alles, kaum mit einiger Nachhülfe des Stichels, auch im kleinsten Formate, und die so ausdrucksvollen Köpfe in solcher Kleinheit grenzen an das Unbegreifliche.

In der Schabmanier zeichneten sich in Deutschland besonders Pichler und Kinniger auf würdige Weise aus und gaben in ihren besten Blättern Carlom wenig nach.

Ebenso in der Punktirmanier Sinzenich u. John, die beiden Stöber und Fleischmann.

Mit dem Streben mehrerer, an verschiedenen Orten zu gleichem Ziele sich emporringenden deutschen Künstler, schon vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an bemerkbar, in ihrem Kunststudium und Produktionen wieder strengere Formen, tiefere, innige Befehlung mit unbefangener Natur u. Antiken-Anschauung verbunden aufzunehmen und als Hauptprincipia in der bildenden Kunst geltend zu machen, ging auch ein ähnliches Streben einiger Kupferstecher Hand in Hand. Cornelius wirkte in dieser Weise mit mehreren geistesverwandten Kunstjüngern schon von 1808 an in Düsseldorf und Köln, dann 1809, 1810 u. 1811 in Frankfurt a. M., Overbeck in ähnlicher Zeit und ähnlicher Weise, zuerst in Wien, dann in Rom, und 1811 trafen beide sich in Rom, wirkten lange Kampfend mit dem heftigen Gegendruck der viel zahlreichern übrigen meist ältern Künstler, des

ren Auf schon gegründet war, bis endlich Cornelius' Schöpfungen des Ribbelungen-Titelblatts und die im Verein mit Overbeck, Schabow und Ph. Veit gemalten Frescobilder, die Geschichten des ägyptisch-jüdischen Josephs darstellend, im Palazzo della Regina in der Viasistina für den preussischen Consul Bartoldi, nicht nur Aufsehen erregten, sondern den Sieg ihrer Sache entschieden, besonders als der damalige Kronprinz Ludwig von Bayern, durch den Anblick der schon erwähnten Bilder und der von Cornelius zu Dante's Divina Comedia für Marchese Mafsimi gezeichneten Cartons entflammt, Cornelius für München in Anspruch nahm, seine dort begonnene Glyptothek mit Fresken zu verzieren, während er zu gleicher Zeit als Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf berufen worden war.

Schon der Maler Joseph Koch, der Tyroler, hatte als einer der Bahnbrecher eines strengern Styles in den bildenden Künsten vor der Ankunft des Cornelius und Overbeck eine Reihe Landschaften in diesem Sinne mit Verschmähung aller verblasenen Weichheit mit besonderer Betonung des Linienganges im Umrisse der verschiedenen Gründe der Landschaft radirt und den Zeichner Kirchner von Nürnberg, während beide in Wien sich kennen gelernt, zum würdigen Schüler in der Weise herangebildet.

Kirchner gab, ganz im alten Geiste aufgefaßt, nur etwas übertrieben stylisirt, nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt Nürnberg mehrere Feste mit Ansichten der alterthümlichen Theile dieser Stadt nach eignen Zeichnungen radirt heraus, die geistreich und originell aufgefaßt, anspruchlos und höchst zart, verbunden mit Kraft, radirt sind. Zeichner und Stecher Muscheweiß, der Mecklenburger, traf in Wien mit Overbeck, und der Maler und Kupferstecher Barth (f. d.) aus Hildburghausen mit Cornelius in Frankfurt am Main zusammen, der erste 1809, der zweite 1810, und beide strebten von da an gemäß der Grundsätze beider Meister auch im Stich eine neue Bahn zu brechen. Als gegen Ende des Jahres 1811 Cornelius nach Rom kam, übertrug er dem dort anwesenden Muscheweiß den Stich der Zeichnungen zum Faust. Barth hatte dagegen im J. 1813 eine kleine Bleistiftzeichnung Overbecks, die Nachts spinnende häusliche Frau nach Strach 26, in der einfachen Weise Marc-Antons zu stechen angefangen, und im J. 1814 wurde ihm von derselben wenerschen Buchhandlung, für welche Muscheweiß den Faust stach, der Stich von 12 Zeichnungen (von C. Mosler nach altkölnischen Meistern, in großem Format mit der Feder gezeichnet) übertragen, von denen er bis 1817 zehn vollendete. Beide arbeiteten bis in die neueste Zeit in diesem Sinne fort, letzterer jedoch mit so viel Annäherung an die moderne glanzendere Weise, als sich mit dem aus den alten Italienern und Deutschen, besonders Dürer, geschöpften Studium vertrug. Schon 1814 in München hatte Barth, in Verbindung mit Mosler, C. Mosler für diese neue, auf dem

Alten fuchende Richtung zu gewinnen sich mit Erfolg befreit. S. Amöler, geb. 1790 zu Schinznach in der Schweiz, kam 1816 nach Rom und begann zuerst mehre einzelne Basreliefs und Statuen nach und für Thorwaldsen zu stechen, zu welcher Sammlung K. Barth, der 1817 nach Rom gekommen, den Ganymed und die drei Grazien zeichnete und erstereu stach. Im Jahr 1819 übertrug Cornelius an K. Barth den Stich seines Nibelungen-Titelblattes, welches er, mit Ausnahme zweier Stiche von H. Lips, mit den übrigen zu diesem Werke gestochenen Platten unzufrieden, unter seinen Augen und seinem leitenden Einflusse gestochen wissen wollte. Der, im Verhältniß zu Arbeit und Zeitaufwande äußerst niedrige Preis, den die Verlagshandlung, Reimer in Berlin, dafür zu zahlen unabänderlich beschlossen hatte, trieb Barth an, da er, für das Blatt und dessen Stich begeistert, es nicht aus den Händen lassen wollte, wenn auch mit ökonomischem Verluste verbunden, es dennoch zu übernehmen. Da aber die bis zur Vollendung nöthigen Geld-Zuschüsse aus eignen Mitteln die ihm zu Gebot stehenden Kräfte überstiegen, so wandte er alle Beredsamkeit auf, seinen Freund und Zimmergenossen Amöler zur Uebernahme der Hälfte des Stiches zu bewegen, was auch gelang. Da die Originalzeichnung des Meisters Cornelius mit der Feder gemacht war, die architektonische Einfassung aus acht Darstellungen bestand, und Amöler und Barth schon einige Jahre nach gleichen Grundsätzen gearbeitet hatten, so war dieses, vielleicht noch wenig in der Weise vorgekommene Wagestück ohne große Furcht des Mißlingens wohl zu unternehmen. An diesem Werke hat jeder der beiden Stecher vier Darstellungen zu stechen unternommen, die jeder neben dem ihm zugetheilten Stück Architektur allein vollendete. Da nun Recensionen des Stiches, ehe die Monogramme darauf gestochen waren, schon nach den einzelnen ins Publikum gekommenen Probedrucke vor der Schrift erschienen, und aus dem Stechvortrag nicht wohl zu ersehen war, was der Eine und was der Andere daran gestochen, so kamen damals, besonders im Morgenblatt, die seltsamsten, für die Künstler zum Theil ärgerlichsten Mißgriffe und Verwechslungen in diesen Beurtheilungen vor. Amöler, der nach einigen Jahren Professor an der Kunstakademie in München geworden, stach den Triumphzug Alexanders nach Thorwaldsen, die Grablegung u. eine kleine Madonna nach Raphael, das Bildniß des Papstes Pius VII., dann die heil. Familie nach Raphael aus der Pinakothek in München, die Christus statue vom Bildhauer Danneder in Stuttgart, Ritter Georg mit dem Lindwurm nach Schwanthalers Basrelief, die Traumauslegung Josephs nach Cornelius, und vieles Andere, worurcher sich als einen hervorzüglichsten Stecher und trefflichen Zeichner zu dauerndem Ruhme emporschwang. Barth, der dazwischen viel zeichnete und malte, besonders Bildnisse nach dem Leben, lieferte an Stichen des Erwähnens werth: die mageren Jahre nach Dverbeck, für das große Werk

über deutsche Kunst von Raczyński; einen Christuskopf und die Madonna, dessen Seitenstück nach K. Holbein d. J.; die Caritas, Deckenstück nach Vogel von Vogelsstein in Dresden; eine Madonna nach Andrea del Sarto; das Bildniß des Papstes Pius IX. 14" h. 10" br., und mehre gleich große und kleinere Bildnisse.

Stölzel jun., der etwas später nach Rom kam, zeichnete sich in eben dieser Kunstrichtung aus. Raphaels Krönung Maria's in Sala Borgia, von ihm gestochen, ist in Zeichnung, Stich, Auffassung der Charaktere und Zartheit der Behandlung ein vortreffliches Werk.

E. H. Merz, Julius Thäter, Hans Rudolph Rahn und E. Schäfer, sämmtlich ausgezeichnete Schüler Amölers, lieferten in gleicher Art des Stiches Vortreffliches. Das Narrenhaus nach Kaulbach von ersterm, die Illustrationen zu Göthe's und Schillers Werken, und die Stiche der Kompositionen zu Reinecke Fuchs von selbem Maler, von Rahn, dann die Arbeiten des Thäter nach Cornelius, Schnorr, Kaulbach und Carstens gehören zu den ausgezeichnetsten Werken der Neuzeit in dieser Kunstrichtung, besonders Thäters Punnen- und Sachsenschlachten nach Kaulbach; E. Schäfer, nun Prof. am Städtelchen Kunstinstitute zu Frankfurt a. M., stach unter Leitung des Cornelius und für ihn selbst in der früheren amölerschen Art die Unterwelt, oder Orpheus vor Pluto singend um die Rückgabe der Euridice, eines der großen Freskobilder in der Glyptothek zu München, dann begann er ein 2. aus derselben Bilderreihe, welches aber Merz vollendete, die Nacht, ebenso sehr schön, die Einführung der Künste durch das Christenthum, und dessen Flügelbilder, die italienische und die deutsche Kunst, nach dem Freskobild Philipp Veiths, des damaligen Direktors des Städtelchen Instituts; auch Romeo und Julie, nach einer Federzeichnung von Cornelius, sämmtlich rühmliche Werke in großem Format.

Denselben Pfad verfolgten ebenso rühmlich die Zöglinge der düsseldorfer Schule Joseph Keller von Linz am Rhein, der die Theologie nach Herrmann und die Philosophie nach Höpferberger, Freskobilder in der Aula zu Bonn; den Tod Kaiser Friedrichs II. nach Lessing, für Raczyński's Werk; den rasenden Roland nach Hübner u. s. w. vortrefflich vollführte. Pflugfelder stach die Kreuztragung nach Dverbeck, die sieben Werke der Barmherzigkeit nach Eduard Steinle, und den Heiland als guten Hirten nach demselben Meister, innig gefühlt, trefflich gezeichnet und aufs Zarteste ausgeführt. Steifesand fertigte ebenso rühmlich viele Blätter, nach Dverbeck, Lessing, Schrötter, J. Becker und Andern. Jansen stach meisterhaft wiedergegeben Hasenclevers Bilderreihe nach der Job'sade, voll des ergößlichsten Humors und lebendiger Auffassung, gleich Spiegelbildern der Natur. Zu den lezterwähnten sind noch anzuführen Knauth, der die Krippenfeier des h. Franz nach Steinle, und

Konst. Müller aus Darmstadt, der unter andern das Bildniß des Prof. Görres am Schreibische einfach und schön nach. Dann Eichens, der das Jahr sehr beschädigte, aber höchst merkwürdige, große, in Leinwand gemalte Bild Raphael im Museum zu Berlin sorgfältig ausgeführt nach; und Walthers der Meister in Nürnberg, der u. a. das Portal der Lorenz-Kirche darselbst nach selbstgefertigter Zeichnung vortrefflich ausführt.

Den Uebergang bilden, oder zwischen inne den eben erwähnten Künstlern und den ganz moderneren stehen Prof. Reindel und Prof. Wagner in Nürnberg; von den vielen, meist nach selbstgefertigten Zeichnungen vollführten Stichen des ersten genügt es, die zwölf Apostel nach P. Wischer am Sebaldusgrabmal, die vier großen Apostel Dürers auf zwei Blättern, die Bildnisse Karl des Großen und Sigmund, ebenfalls auf zwei Blättern nach Dürer, und das Bildniß Königs Ludwig von Bayern im Krönungsornate anzuführen, um ihn unter die ersten deutschen Künstler zu stellen.

Von Wagner, der sich zuerst hauptsächlich durch die, für das Bibliographische Institut von J. Neper in Silbburgshausen gefertigte Kopie des Sticks von Morghen, nach dem Abendmahl des Leonardo da Vinci zu Mailand, rühmlich bekannt machte, wollen wir nur den Stich nach dem berühmten Bildnisse Holzschnitzers von Dürer und die Sacentalia anführen, um ihn würdig Reindel an die Seite zu stellen.

Die eigentliche moderne Richtung wurde von Frankreich aus durch Wille bestimmt, wie durch Velasco und Morghen von Italien und Woollet und Sharp von England aus. Höchste Hervorhebung des Nachwerks, maschinelle Gleichheit und Kleinheit der Grabschnitte, Glanz und schlagende Effekte überwiegen Zeichnung und Ausdruck, und eine Einnahme der Verträge begann herrschende und bewundernde Mode zu werden.

Zu denjenigen, welche sich unter den Deutschen darin vortheilhafte hervorragend auszeichnen, als in Zeichnung und Ausdruck ihre Künstler würdig wiedergebend, sind zu nennen:

Christoph Sch. Prof. in München; dessen jüngeres Werk nach Rubens, zwei radierte große Blätter nach Hondorst, die drei Könige nach J. v. Eyck und das Bildniß des Königs Max I. von Bayern, ganze Figur im Krönungsornate, sind unter seinen vielen und mannichfaltigen Produktionen hervorzuheben.

Leipold, Schüler des alten Gottfried Müllers, der mehrere gute Blätter nach Wadeler nach, und G. Agricola in Wien, der lieblich, hart, korrekt und ausgeführt im Kleinen ist.

Schuler der Älteren und besten beide Edhne in Karlsruhe, ebenfalls in Rom, der als geschickter Zeichner im Kupferstich früher und wieder neuerlich trefflich gearbeitete italienische Gegenstände nach, nachdem er lange sich in England zum Muster genommen und viele Schüler zu Gehülfen in seiner gewinnreichen Bedeutungs-Habrit herangebildet, und dadurch das

Beispiel und den Anlaß zu ähnlichen Nachahmungen im übrigen Deutschland gegeben, zu großem Nachtheile echter Kunst und vieler Künstler.

E. Nahl, hing erst in seinen ersten Tagen an, mit bestem Erfolge und sogar Virtuosität in der breiten Manier zu arbeiten, J. B. Simon mit dem Christkinde auf den Armen nach J. a. Bartholomeo.

Als tüchtiger Zeichner und Stecher bewährte sich auch Steinmüller in Wien.

Schwerdtgeburth in Weimar nach ebenfalls viel und Gutes, zuletzt Scenen aus Rubens' Leben, nach eignen Kompositionen.

Hervorragend sich an die trefflichsten Meister anreihend steht J. Kessling, Prof. in Darmstadt, Schüler Longhi's, ein tüchtiger Zeichner, von welchem man nur seine Madonna del Trono, die Madonna am Brunnen, die Genovese, die h. Familie nach Dordrecht, die selige Jungfrau von Engeln zum Himmel getragen, zu erwähnen braucht, um es zu bewahrheiten.

Ernst und Karl Rauch in Darmstadt gehören ebenfalls als Zeichner und Stecher unter die vorzüglichsten Künstler, sowohl für Landschaft als Figuren und Porträts; Beweise dafür sind die Blätter zum großen Werk über den Kölner Dom und das Ave Maria, Gebet italienischer Bauern.

Gaspar in Berlin, Geisler in Nürnberg, Duttendorfer und Geisler in Stuttgart, die drei letztgenannten als Landschaftler.

Wandel in Berlin überbot in seinem Bildnisse des Banduch an Gleichheit und Glanz des Nachwerks fast alles nach je Dagewesene.

Die drei nun fast verflochtenen, zu ihrer Zeit aber berühmten Vignettenscher Kobl, Böhm und Jury, von denen besonders der erste zu Wielands Gedichten (Prachtausgabe) treffliche Stiche, alle aber viel Verdienstliches in die damals so häufigen Almanache lieferten, dürfen ebenfalls nicht übergangen werden.

Unter den jüngeren Stechern glänzt besonders schon jetzt hervor und berechtigt als gründlicher gefühlvoller Zeichner und glänzender Stecher Schilling, dessen Stich des Porträts von G. E. Lessing, der aller Pracht des Nachwerks, korrekt und fest in den Formen, das Fleisch weich und markig, das Ganze voll Leben und Geist, zu den allerbesten unter den gediegenen neueren Leistungen geachtet werden muß.

In Italien bemühten sich Lasinio und sein Sohn Paolo erstlich um das Studium der älteren italienischen Meister, deren Werke er in einfach behandelten Stichen wiedergab, J. B. In der Art Morghen und Longhi's arbeitend, gründen sich aus: Anderleni, Gandolfi, Garavaglio, Peretti, Teschi. Regieren könnte man den Vortönen des Tages nennen, so bewundert wurden seine Kreuzabspiegung nach Raphael und die Kreuztragung nach Daniel Polierri; für den unbedingten Kenner möchten aber mehrere seiner Bildnisse noch höher zu stellen sein.

In Frankreich begriff den ursprünglichen Zweck der Stechkunst unter den Neuern am besten

Donner. Desnoyers, dem die Form Haupt- sache blieb und der sich jener mehr anschie- genden engeren Manier beß, die in seinem Ge- lissar nach Gerard, dem großen Bilnisse Ra- polcons im Krönungsmorne, Vierge aux rochers nach da Vinci, der Madonna del yeste, und Vierge de la maison d'Albe, die Ur- bilder so würdig wiedergeben. Unter den Ma- drienstern in Frankreich sind B. Denon und J. de Woffize hervorzuheben.

Dann gehören Nidomme, Pignon, Giro- det, Jacot, Conquist (im Kleinen) und Mer- cur, welcher letztere einige hochbewunderte Bignitten in höchstmöglicher Vollendung u. Effect geliefert hat, zu den hervorragenden Stechern.

In England: A. Worilidge, W. S. Wail- lie, Smith, G. Smith, A. Landseer, J. Wil- kie, beide letzteren zugleich Maler, J. und G. Heath, Dixon, B. Green, Th. Watson und Halseam, der die Cartons zu den Tapeten von Raphael Nach, Wille an Glanz und ma- schinmäßiger Gleichweite noch überbietet, dem Gegenstände aber völlig unangemessen. Fin- den. Die übrigen und noch Reuten sind unter den Kritikern Stillsitzig zu suchen.

Da die Hauptinstrumente für alle Manieren des Kupferstichs von Beginn und während des Ganges dieser Kunst gemäß der Zeit ihrer Er- findung eben schon beschrieben worden, so be- darf es nun nur noch der Beschreibung der nöthigsten Hülfsinstrumente und noch einiger allgemeiner Bemerkungen über das Verfahren, die hier anzufügen sind.

Eine für den Stich bestimmte Kupferplatte soll ohne Fehlfäden, nicht schiefrig oder sonst unrein, möglichst fest gehämmert oder gewalzt und völlig gleich eben geschliffen seyn.

Der Kupferstecher bedarf zweierlei Arten von Schleifsteinen: einen runden Sandstein mit durchgehender Wre und der Kurbelbewegung, der für das Herrichten der Schabrid- und Radir- nadeln, sowie der Rückseite des Sticheis im Gro- den nöthig ist; dann zum eigentlichen Scharf- und Feinschleifen einen gelben Delfstein, wie ihn die Barbierer haben, nur von etwas weiche- rer und mehr angreifender Körnung und Wasse, oder einen sogenannten leopantischen Del- stein von graugrünllicher Masse.

Zum Stichtisch eignet sich im Nothfall schon jeder feststehende Tisch, dessen obere Platte pul- verartig aufsteht, zu größeren Platten aber muß die obere Platte flacheisartig aufgestellt u. in der Mitte mit hölzernen Vorrieten seyn, um den Zap- fen, der immer in einem derselben feststeht, in eines der Höcker des Restes, worauf die Platte befestigt ist, stecken zu können, um nach allen Richtungen beweglich zu seyn.

Der Rest besteht aus einem Brette mit vier- ten runden, in dem mittleren Theile desselben, in wagrechten und senkrechten Linien neben einan- der befindlichen hölzernen, weichen der Zapfen im Tische ganz genau bemaßen paßt, daß die Platte auf dem Reste mit demselben leicht mit einer Hand nach allen Richtungen gedreht werden kann, in jeder Richtung aber nach Belieben ste- hen bleibt.

Während der Handhabung der Schneidna- del ist ein Vergrößerungsglas (Lupe), mit der Linken gehalten, nöthig, weil des st. stark aufwerfenden Grates wegen unbemerkt auch ein scharfes Auge die wirkliche Größe nach dem Abschaben des Grates nicht richtig berechnen könnte. Doch darf die Lupe durchaus nicht zu stark vergrößern, weil sie dann bei an- haltend fortgesetztem Schneiden mit der kalten Nadel das Auge zu sehr angreifen und mit der Zeit die Sehkraft gefährden würde.

Auch eine passende Kollp fanne bedarf der Kupferstecher zum Plattengrundiren; für kleinere Platten ist schon jede gewöhnliche, mit darüber gestelltem Rückenbreisig anzuwenden; für große Platten aber bedarf er einer, wie in Ku- pferdruckereien gebräuchlichen. Deshalb ziehen viele Kupferstecher vor, bei irgend einem ge- lungen Drucker in dessen Arbeitszimmer das Plat- tengrundiren vorzunehmen.

Das Stichtischen, worauf man beim Arbei- ten kleinere Platten legt und dreht, ist ein auf seiner Oberseite von weichem Leder gefertigtes, plattes, mit seinem Rande gefülltes Kissen, rund und etwa $\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser. Die untere Seite ist von nicht zu starkem Sohlenleder, seine Höhe etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll.

Ein gut und richtig geschliffener, die Gegen- stände völlig unverzerrt zeigender Spiegel, um das Originalbild darin zu erkheben zu sehn, ist ebenfalls nöthig.

Da der natürlich Glanz der glatten Ober- fläche der Platte dienend auf das Auge wirkt, auch das Wiedererspiegeln der Zimmer, Wände und anderer in der Nähe befindlichen Gegenstände stören würde, braucht man eine, die ganze Fern- stärke ausfüllende, mit Papier, Baumwoll- oder Leinwand aus dem feinsten und dichten Gewebe überspannte Korbdradme, um das Licht ruhiger, milde und ganz weiß auf die Platte fallen zu machen, wodurch die Kupferfläche deli- ler und die mit Schwärze eingezeichneten Schmitte und Punkte dunkel erscheinen und die Arbeit im Ganzen wie im Einzelnen besser zu sehn ist.

Auch sind Schutzgläser zum Einschieben nicht mit Mahnen und Glas verschiedener Ori- ginalzeichnungen nöthig, um sie vor Zimmerhaub und andern Verfabren des Verderbens zu schüt- zen. Als Papier zum Durchzeichnen des Ori- ginals dient schon das dünnste Zellappapier, welches man während des Zeichnens von Stelle zu Stelle, nach der Verbindung berechnet, mit- telt eines kleinen feinen Schwammstons in re- sistirtes Terpentinöl getaucht, überfährt und dadurch noch durchdrückiger macht. Besser aber ist die feinste Gattung des sogenannten Krü- terpapiers, und am besten das Glaspapier (s. P a p i e r, V. Feinere Papierarten, S. 441).

In dieser letztere Papier muß der Umriß mit einer feinen, reinfadenen Nadel ganz zart einge- ritzt, dann mittelst eines reinen weichen Lappens, in Zim- merhaub rechen getaucht, einge- ritzt, dann mit den eingezeichneten Umriß auf die gekrümmte Platte gelegt und von der nun obliegenden Fläche aus mit einem Polirhabe nach allen Richtungen überfahren werden, wodurch dann



stand, den sie vors Auge stellt, ist irdisches Abbild eines Ueberirdischen.

Aber wie sich der Sinn des Mannes im Weltsieben erweitert, wie er das ideale Streben des Jünglings mit der Verfolgung positiver Zwecke verknüpft, so tritt auch die Kunst, das sie einmal ihre Blüthe erreicht, u. ist selbstständig geworden, in eine erweiterte Sphäre ein. Das gesammte Leben des Volkes nimmt sie in Anspruch, sie wird freie Kunst. Sie bedient sich nun ihrer Mittel nach Belieben zur Veranschaulichung jedes Gedankens, der im Bereiche menschlicher Empfindung sich darbietet.

Die bildende Kunst ist Kunst des Raumes, des Sichtbaren. Ihre Gestalten sind theils abstrakte, theils konkrete Naturgestalten. Jene erschafft sie frei, doch gemäß mathematischer Gesetze; diese durch Nachbildung körperlicher Natur in ihren mannichfachen Erscheinungen.

In der Kunst der abstrakten Gestaltung ist die Baukunst, die nachgebildeten Naturgestalten oder konkreten Formen, theils sich in Bild u. u. Kunst u. Malerei; die Produktionen dieser drei aller sammelt gibt die Streckunst mit völlig andern Mitteln zu tausendfacher Vervielfältigung wieder.

Die Baukunst entwickelt sich technisch an dem niebren Begriff des Bedürfnisses u. wird erst schöne Kunst, wo sie über dasselbe hinausgeht. Statistisches Geleien unterwerfen, fordert sie bis in ihre kleinsten Theile die genauesten Bestimmungen durch Zahl u. Maß; sie ist die positivste aller Künste. Jedes Werk der schönen Baukunst soll die Veranschaulichung eines Begriffs bewirken, der mit einer höhern Gedankenreihe in Verbindung steht. So wurde in der heidnischen Baukunst der Tempel als eine Wohnung der sichtbaren Gottheit, in der christlichen die Kirche als Versammlungsort der Gemeinde zur Andeutung des Unsichtbaren betrachtet. Man kann sagen, die Säulenstellungen u. Giebel des griechischen Tempels veranschaulichen die Ruhe u. das Gleichgewicht, welche die sichtbare Majestät der Gottheit über alles Irdische verbreitet, während die Rund- u. Spitzbogen des christlichen Kirchenbaues den erhabenen Flug der Andacht bezeichnen, welcher die Seele im Glauben an ihre Erlösung zu dem Unsichtbaren erhebt. Die Architektur wird daher mit Recht als die erste, als die Mutter der bildenden Künste betrachtet.

Malerei u. Malerei bedienen sich zur Veranschaulichung des Gedankens der Nachahmung natürlicher Gestalten u. sind der Baukunst, da auch diese Gestalten organisch sind, näher verwandt, als auf den ersten Anblick scheinen möchte; denn die mathematischen Formen, welche diese benützt, sind die Elemente aller u. jeder körperlichen Schönheit u. liegen allen Bildungen zu Grunde, in denen das Leben der Natur erscheint; aber während die Baukunst bei Darstellung allgemeiner Begriffe stehen bleibt, vermögen Malerei u. Malerei die komplizirtesten Gedanken, die zartesten Wirkungen des Phantases u. Gemüthslebens sinnlich zu vergegenwärtigen. Sie bilden das mannichfaltige Schöne als Abbild des geistigen Lebens. Daher ist hauptsächlich die menschliche Gestalt ihr Vor-

wurf, weil an dieser Geist u. Gemüth u. in ihr ein Abglanz des Göttlichen sich ausprägt. Deshalb ist eine, durch ausschöpfendes Studium nach den Erscheinungen des Lebens allein zu erzielende Kenntniß der Weisheit u. Seelenbewegungen überhaupt u. der mannichfachen menschlichen Charaktere insbesondere für den Bildhauer u. Maler unerlässlich, weil nur durch die mögliche vollkommenste Darstellung derselben die Veranschaulichung höherer Gedanken u. Begriffe möglich ist.

Die Bildnerei ist durch die von allen Seiten zur Gestaltung bildbare Masse ihres Stoffes hauptsächlich auf Nachahmung der Form angewiesen, die Farbe vermag sie nicht zu geben; viele andere Eigenthümlichkeiten der Naturgestalt, substantielle Verschiedenheiten, Textur, Dichtigkeit u. s. w., vermag sie nur anzudeuten; noch andere, wie Wolken u. Wasser, sollte sie ganz vermeiden. Hieraus ergibt sich als ihr vorzüglichster Verursacher: Denkmaler des Verdienstes zu errichten. Die Gestalt des ruhmwürdigen Mannes, in Stein oder Erz gebildet u. auf dem freien Markte vor die Augen der Menge gestellt, ruft sein Andenken den spätern Nachkommen zurück u. bezeugt die Beobachtung, die das Vaterland für ihn that.

Die Malerei bringt den Schein der Körperlichkeit auf einer Fläche hervor, u. zwar nach seiner ganzen Natürlichkeit, durch Form u. Farbe. Durch ihre Mittel vermag sie nicht bloß Gestalten der verschiedensten Art darzustellen, sondern eine Menge derselben in einem schmalen Raum zu großer Weite geöffneten Raum zu ver sammeln. Sie ist fähig, die Bewegungen des Geistes u. Gemüths in ihren zartesten sinnlichen Ausprägungen wiederzugeben; den Glanz des Auges u. die ganze Macht des Ausdrucks, die in dem Blick liegt, vermag Pinsel u. Farbe zu schildern. Mit unbeschränkter Freiheit u. Mannichfaltigkeit bringt sie alle körperlichen Bewegungen vor Augen; weit ausbreitende, fliegende, bän gende, stürzende Gestalten, die in der Bildnerei große Schwierigkeit finden, bringt sie mit Leichtigkeit auf ihre Fläche. Denn nicht bloß wirkliche Umgebungen, Landschaft u. Architektur, mit allem Poetischen, was in ihnen liegt, stehen ihr zu Gebote, auch Unkörperliches, wie Luft, Wolken u. ätherischer Glanz, mit dem vollen Konzert der Beleuchtung u. Färbung. In Bildnissen nach der Natur, die richtig charakteristisch u. lebendig aufgefaßt dargestellt sind, vermag sie sich zu gleicher Höhe mit der historischsten Komposition zu erheben; ja, da nicht in der ganzen Natur den göttlichen Strahl des Geistes u. der Seele reiner u. deutlicher widerspiegelt, als das menschliche Auge, u. ebenso das Satanische, Dämonische, so kann das Porträt, als Mittelpunkt malerischen Studiums, zur Vorbereitung geistiger Fassung für historische Bilder angesehen werden.

Die Gedanken, welche der Künstler darzustellen unternimmt, sind meist in ihrer Ursprünglichkeit nicht von ihm erdacht, sondern aus der Religion, Poesie, Geschichte u. der alltäglichen Gegenwart entnommen. Je edler u. bedeutender der Gedanke ist, welcher im Kunstwerke ausgebräut

werden soll, desto mehr verlangt er in seiner künstlerischen Fassung eine geschwungene, auf die Würde des Gedankens u. auf Einheit der Erscheinung gerichtete harmonische Schönheit. Die habituelle Erfüllung dieser Forderung, in Beziehung auf Formen, ist das, was mit dem Ausdruck *Styl* des Kunstwerks bezeichnet wird. Er gibt sich auf doppelte Weise kund: in der Kunst-Darstellungsart einer ganzen Nation, oder Kunstperiode; u. in der individuellen Risikiertheit des Künstlers. Dagegen wird die bloße Virtuosität in Handhabung des Materials u. konventionellen Vortrage, ohne Abgabe des Gedankens, Manier, die immer verwerflich u. verderblich ist.

Zur völligen Erleuchtung kommt aber die kunstgemäße Schönheit erst durch möglichste Ausföhrung u. Vollendung des Kunstwerks. Denn nur durch diese empfängt das Werk unter den Händen des Künstlers den vollen Hauch des Lebens, indem erst durch die Verbindung des hervortretenden Kunstlichen mit der natürlichen Schönheit, welche der Wahrheit u. dem Reize der Erscheinung angehört, im Kunstwerk derselbe Zauber, wie aus den Gebilden der Natur, uns spricht. Diese Wahrheit der Erscheinung u. mit all der Ebenheit wiederzugeben, welche die Beschränkung des todtten Stoffes gestattet, ist die Aufgabe des Künstlers, weshalb ihm ein unablässiges, gründliches Studium der Natur, ein unbesangenes Eingehen an dieselbe nöthig ist. Ihr Hervortreten an den Werken der Kunst bezeichnet stets die höchste Blüthe derselben, da vorzüglich, wo sie mit jenen höhern Bedingungen sich verbunden zeigt, ohne letztere ist das Kunstwerk bloß der Affe der Natur, es würdigt sich daher, wenn es überaus u. ohne Richtung auf höhere Schönheit nur nach sinnlichem Reize strebt, den es doch niemals in dem Grade, welcher dem Werke des Schöpfers eigen ist, erreichen kann. Diese harmonische Einheit macht erst das Kunstwerk selbstständig, schiebt es ab u. erhebt es zu einer Welt an sich.

Was bis dahin von den voranstehenden Künstlern gesagt wurde, ist auch dem Kupferstecher, gemäß den Anforderungen des gegenwärtigen Standpunktes u. der Zeit an diese Kunst, zu wissen, zu verstehen u. zu üben nöthig; denn wenn schon man dieselbe gewöhnlich nur als nachahmende Kunst zu betrachten gewohnt ist, so wird sie, um obigen Anforderungen mit ganz andern, bestimmteren, spröderen u. widerstrebenderen Stoffen u. Mitteln für ihre Arbeit zu genügen, zur vollständigsten selbstständigen Kunst.

Dieses näher ins Licht zu stellen, diene nun Folgendes: Die Uebersetzung des Stechers ist eingeschränkt in Bezug auf das Wesentliche, aber frei in ihrer Weise. Gleichwie bei literarischen Uebersetzungen die Wendungen, das treffend Entsprechende, die Anmuth der Sprache original u. dem Uebersetzer eigen sind, ebenso müssen bei der Kupferstecherei die unendlichen Modifikationen der Fehlbildung, welche der Stecher vorauswählt, festsetzt u. für jeden bestimmten Fall keineswegs gleichgültig anwendet, original seyn. Original ist gewiß der

Styl desjenigen Sticks, durch welchen man den Künstler erkennt, ehe man seinen Namen liest, original die schwere Invention der brechennden Bewegung der Schnitte, welche allein, unabhängig von Licht u. Schatten, schon so viel beiträgt zur Begründung der Form, der Muskelvorrichtungen, der Bewegungen der Gelenke, der Erhabenheit aller Theile; original die abwechselnde Zwischenarbeit, Breite u. Weite der Fehlbildung, durch welche diese Kunst, auf tausendfache Weise, die Furchen ihres Wertzuges mildern oder verhärten, abändern, so verschiedenartige Eindrücke auf die Sehnen hervorbringt, daß sie nicht allein das Unentschickte oder Durchscheinende, die Rauheit oder das Glänzende, die Härte oder Weichheit der Körper darstellt, sondern endlich bloß mittelst schwarzer Karbinte zum Uebersetzer mit der Farbe selbst gelangt. Der Stecher kann nicht für Lustspiele, für Erbsen, Waffengrößen oder Kräfte, Wasser, Feilen u. Baumstränke, für Atlas, Sammet oder weiches hängendes Haar, für das Poröse, Weiche, Schimmernde des Fleisches die gleiche Behandlung, gleiche Linien oder Punkte anwenden.

Um diese großen entgegenstehenden Schwierigkeiten deutlicher anzudeuten, wollen wir nur eine Art des Sticks, den wir oben genannter regelmäßigem Styl, zum Vorführen nehmen. Der Stecher bedarf hierzu vor Allem ein scharfes bauerhafteres Auge, eine feste Hand, eine harte Natur überhaupt; er bedarf einer gefunden Urtheilskraft, einiger Liebe zu unausföhrlichem Studium, beständiger scharfer Aufmerksamkeit u. unbeschränkter Geduld. Wie selten vereinigen sich diese unerläßlichen Vorzüge mit einer kräftigen Natur. Der Stecher hat unausföhrlich mit der Widerstandigkeit der Hand, des Stoffes, der Instrumente zu kämpfen, u. in solchem Grade, daß er nur zu oft veranlaßt wird, sich den von Adam aus über die ganze Menschheit verbreiteten Fluch ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Hand, der so schon Unwohlsein geworden, beim Zeichnen, Malen, Schreiben oder Ziehen länger ruhen sich von der Linken zur Rechten zu bewegen, zeigt sich gleich anfangs widerständig gegen die feste entgegengesetzte Bewegung des Grabstichels; dort hat man Heber, Kreiselstift oder Pinsel immer zwischen den Fingern u. Daumen, Zeige- u. Mittelfinger, sie geben die dazu nöthige Kraft her u. leiten die Bewegungen; aber hier geht der Druck für den Grabstichel von der Handfläche, etwas unter dem kleinen Finger, aus u. die anderen Finger helfen zu nichts, als um gut festzuhalten. Deswegen verursacht das Abreiben der Unterband und größtentheils des Vorderarms, die so oft einzig den Fingern zukommenden nöthigen Bewegungen nicht geringe Schwierigkeit im Anfang der Behandlung des Stiches. Geben wir über zum Widerstand der Materie, worauf man steht, u. wir wollen, da hier noch nicht vom nun mehrtheils gebräuchlichen Stahlstich die Rede ist, bloß von Kupferplatten reden. Erstickt ist es schwerer, als man glaubt, eine Platte von vollkommen guter Beschaffenheit zu finden, wo

gereinigt von Beimischung anderer Metalle, von ganz gleicher Dichte, sehr u. fest, ohne Poren, Risse, nicht abkalt, grünlid oder schwefelgr. Fehler, die oft, unter der Oberfläche verborgen, erst später während des Stiches zum Vorschein kommen u. manchmal den Künstler zwingen können, eine schon vorgerückte Arbeit wieder unvollendet aufzugeben. Dann bewirken die Feuchtigkeit des Hauchs u. die unmerkliche Ausdehnung der Hände eine Degradation der Plattenscheitel u. machen sie erst gelblich, dann röthlich, violett, blaugrünlich, endlich dunkelbraun, ja schwarz, was das Sehen der Wirkung der Arbeit verhindert, zum nachtheiligen, oft wiederholten, die Schärfe der Grabstichelschnitte schwächenden Pugen mit Feilschliff zwingt, die Zeit zur Vollendung des Werks verlängert u. später die mögliche Zahl guter Abdrücke vermindert. Wie oft bricht auch bei aller Vorkehrung die Grabstichel- oder Schneidnadelspitze ab u. nöthigt den Künstler, hundertmal des Tages seine Aufmerksamkeit zum Schleifstein zu nehmen, um sie wieder anzuschleifen. Ferner, wenn das Instrument nicht genug verjüngt vom Angel zur Spitze zuläuft, oder wenn das Best an seiner Ausmündung zu dick ist, bohrt sich der Stichel leicht tiefer ins Kupfer ein u. kann dann seinen Gang nicht fortsetzen, ohne Gefahr, daß die Spitze mit Unvorsichtigkeit abbricht u. unter der Hand ausfallend einen Riß über die schon gemachte Arbeit eine Strecke weit hinmacht. Den Stichel findet man in den Verkaufsläden selten dreieckig richtig geformt, muß also durch zeitraubendes u. mühsames Schleifen ihn erst bereichern. Auch ist der Stichel bald zu hart, bald zu weich; im ersten Fall muß man ihn erst über Licht od. Kohlenfeuer entlassen (die Härte brechen), im zweiten Falle ihn gar wegwerfen, nachdem man sich lange vergeblich, in der Hoffnung, er werde weiter ointen härter seyn, geplagt hat. Der blende Schimmer der Platte stört ebenfalls u. ist dem Auge schädlich. Welche Schwierigkeiten bildet das so häufige, nöthige u. doch oft nur so leise u. schwache Eingeben (Wiederholen) auch der feinsten Linien u. kleinsten Punkte, ohne daß die scharfe Schneide des Instruments den Rand des Schnittes verderbe durch Heben- u. Senken. Die Schneidnadel anzuschleifen, wie sie seyn soll, erfordert allein oft einen ganzen Tag, ebenso die Nadeln, deren auch feinste Spitze doch polier seyn muß, um nicht einzurissen, sondern leicht nach allen Richtungen hinlaufen sich bewegen soll. Endlich die vielen bedenklichen, anhaltend gefährlichen Schwierigkeiten, die beim Regreiffen vorzukommen, die bei dem geringsten Nachlassen gespannter Aufmerksamkeit nach allen Seiten, oft in einem Augenblicke, die Arbeit mehrer Monate vernichten, od. doch wenigstens beschädigen können. Zuletzt die manchmal unerlässliche, doch so vielerley Operation des Aufgrundirens, welches darin besteht, den Grundstein auf ganz Partien der Platte flach od. so wieder aufzutragen, daß alle, auch die feinsten Striche u. Punkte leer bleiben, um dem Schabwasser zugänglich werden u. etwas tiefer, aber gerade nur so viel als nöthig, nachhaken zu können.

Größer noch, als alle diese materiellen Schwierigkeiten, sind diejenigen, welche sich auf den geistigen Theil dieser Kunst beziehen. Der Maler oder Zeichner, hat er einmal den richtigen Umriss des Bildes auf seiner Einwand, Tafel oder Papier, kann sogleich frischweg zu malen oder zu zeichnen anfangen u. fortfahren; nicht so der Stecher, der weiß, daß ein Wiederaufschleifen einer fehlerhaft schon gemachten Stelle das Allerschlimmste ist, was ihm widerfahren kann: er darf keinen Fehler bei der seiner ganzen Arbeit begeben. Er muß also noch einen besonderen Umriss auf Papier machen, außer dem mühsam bereits auf die Platte gebrachten, um eine Mustervorzeichnung für Art und Gang, Weite u. Enge, jede Richtung aller Linien u. Ueberkreuzungsorte, der zweiten u. dritten Tagelagen u. sämtliche Entfernungsweiten der verschiedenen Linien unter sich, je nach den verschiedenartigen Oberflächen der darzustellenden Gegenstände abwechselnd, sich im Voraus planmäßig u. wohlüberlegt entwerfen. Diese Anordnung im Voraus ist zugleich immer in Harmonie mit dem ganzen von ihm angenommenen Stichesstyl zu berechnen. Größere Figuren erfordern einen breitem marginirten Strich, kleinere einen feineren; ein rauh entworfenes Gemälde von kräftigem Charakter, eine entsprechende Kubatur, und eine freie, mehr malerisch geätzte Behandlung, oft in scheinbar rücksichtslos unterbrochener Bewegung der Strichlagen (Tagen), wogegen ein zart ausgeführtes und sehr schmelziges Gemälde nur mäßige Bewegung und Breite der Strichlagen vorträgt. Ein festes fließendes Kolorit, wie in Bildern von Titian, Giorgione, Tintoret u. s. w., muß im Striche der Fleische mehr durch abgesetzten breiten Strich, mit länglichen und runden Punkten vermalend und vermischt erzielt werden, dagegen ein weiches durchsichtigeres, wie bei Gerbards, Daum, Terburg, Wegu und ähnlichen Malern der niederländischen Schulen, besser durch einen reinen glänzenden Grabstichelschnitt übertragen wird. Um dieses Alles gründlich zu wissen, wie viele Blätter der besten Meister muß er betrachten u. studiren, wie viele Vergleiche anstellen, wie viele Proben machen. Wohl gibt es, besonders heut zu Tage, Kupferstecher genug, deren ganze Sorge einzig auf genaueste Gleichweite der Tagelagen und deren exakte Kreuzung auf ihre einmal für immer angenommene Art der Vorrabirung, für die dunklern Partien, u. fort und fort unterbrochener Tagelagen bis zum Rande, mit der Schneidnadel ausgeführt, mit zwischengelegten länglichen Punkten gerichtet ist. Das sind aber einseitige, kalte, geistlose, handwerkemäßige Arbeiten, wie sehr sie auch das Auge des Laien oder Dilettanten befriedigen mögen. Der geist- und gefühlvolle Kenner wird sich nie davon angezogen fühlen, welchen Ruhm auch eine solche Glanz- und oberflächlichen Glücke allein bewirkende Schwärze deren Verrichter für eine Zeitlang bei einem Theile des Publikums möge verschaffen haben. Eine weitere große Schwierigkeit bietet für den Stecher die Nothwendigkeit, die Uebertragung, im Gegenfatz zum

Originals, verkehrt auf seine Platte zu bringen, damit sie im Druck wieder dem Original gleich erscheine. Wenn er sich schon dazu des Spiegels bedient, ist es immer un bequem u. für die treue Uebersetzung hinderlich. Dann bietet es noch ein großes Hinderniß und Schwierigkeiten für Vollendung des Werks, daß der Stich auf der Platte viel weicher, vermalter, wellenbeter aussieht, als im Abdruck, wegen des vermittelnden saften Hartens des Kupfers; während der nun umgekehrt erscheinende Abdruck auf dem ganz weißen Papier und schärferen Schwarz der Druckfarbe in den Strichen dagegen unarmberzig hart und scharf erscheint, und jeder, auch der leiseste Fehler in der Zeichnung u. im Tonverhältniß viel auffallender, was besonders beim ersten Probedruck junge Stecher wahrhaft entsetzlich erschreckt. Der Stecher hat deshalb ein neues ungemein schwieriges Studium, oft lebenslang nicht ganz zu erlangen, vor sich: die Arbeit auf der Platte nicht so zu sehen, wie sie auf der Platte zu sein scheint, sondern wie sie im Abdruck erscheinen wird. Zulezt noch die Sammlerlei, einen geschickten Drucker zu finden, der das Werk zu drucken versteht, wie es sein soll. Schlechte, den Künstler irre leitende und zu verschiedenen Zeiten ungleich gemachte Abdrücke machten einen unserer ersten deutschen Stecher erst wahrkönnig und führten in Folge davon seinen frühen Tod herbei. —

Und nach all diesen Schwierigkeiten kommt noch die: bei größeren Platten in der jahrelangen Arbeit auszubauern, Geist, Gefühl und Urtheil für sie bis zur Vollendung immer gesteigert lebendig u. wach zu erhalten, u. dies ist die größte und unerläßlich zu überwindende, als eine gna von des Heliogens.

Der ächte Stecher, der den Künstlernamen mit Recht verdienen will, muß, was den Bau der Komposition, die ganze Haltung des Werks, Formen, Proportionen, Linien- und Lustperspektive, Muskulatur und Knochenanatomie der organischen Körper, Schatten- und Lichtfall, Kaltentwurf, Ausdruck und Charakter der Gesichter betrifft, so gut theoretisch und praktisch verstehen, wie der Architekt, Bildhauer u. Maler, neben den für seine Kunst eigentümlichen Kenntnissen und Erfordernissen. Denn er hat die Werke aller bildenden Künste in gesamt wiederzugeben, wobei er nicht nur von ihrem geistigen Wesen, sondern durch ganz andere Mittel, auf ganz andere Weise, mit unendlich größeren Schwierigkeiten, bei Beherrschung der Instrumente und des Materials, fortwährend kämpfend. Und dennoch soll zuletzt in seinen Produktionen nichts von Mühe sichtbar bleiben und Alles gleich dem leichtesten Spiele des Pinsels erscheinen.

Die Werke der K. bilden eine Propaganda zur allmählichen Velehrung durch Anschauung u. Verbreitung des Schönen unter allen Völkern auf der ganzen Erde. Die K. ist Gehülfe, Begleiterin und Erklärerin für viele Wissenschaften. Sie ist neben den übrigen vervollständigenden Künsten eine der selten genug gewür-

digten Quellen des Wohlstandes mancher Städte, ja Staaten, sofern man ermagt und berechnet, welche großen Summen Selbes oft durch ein einziges vom Stecher illustriertes Werk, ja oft durch eine einzige Platte aus der Fremde herbeigeführt werden. Von Morabens's Genä u. E. wurden für 300,000 Scudi Abdrücke verkauft, von Wöllers's seltener Madonna nach Raphael für mehr als 160,000 Thaler, und das Institut, in dessen Verlag dieses Verken erscheint, hat in einem Zeitraum von 20 Jahren für Erzeugnisse des Kupfer- und Stahlstichs für mehr als zwei Millionen Gulden an das Ausland verschickt, u. allein an Künstleronorar und Druckerlohn weit über eine Million vorausgabt.

Diese Kunst und ihre Träger, die Kupferstecher, verdienen also mehr Achtung und Beachtung, als ihnen gewöhnlich zu Theil wird. Durch den geringfügigen Unbath, den sie den Rezensenten ersparen (die sich selten verabsäumen, die kupferstecherischen Illustrationen wissenschaftlicher Werke oder die selbstständigen Werke des Stahlstichs der Erwähnung werth zu halten, während den Sängern, Tänzern, Schauspielern und literarischen Werken, von wenigem Werthe oft die Spalten der Journale zerstückt sich öffnen, als wären es Dinge, woran das Heil der Welt hänge), durch das gedanklose Anstehen und Hin- u. Herblicken der Stichwerke, u. zwar nicht nur von dem großen Haufen, sondern auch von Anspruchs auf Bildung machenden Personen, wird der Stecher weit öfter ins Vergeßhoben, als er verdient. Besser und anders werden kann dies nicht eher, als bis wahre Kunsthildung auch durch die Schule erstrebt u. zum Gemeingut in weiten Kreisen gemacht wird. Aber die Gegenwart verweist solcher Wünsche, wie so viele andere, ad calendae graecas.

Kupferstein (Hüttenw.), s. Kupfer (Metallurg.).

Kupferstich, Abdruck eines in Kupfer gestochenen Bildes. Der Werth eines K. richtet sich zuerst nach dem Rufe des Stachers und, was damit zusammenhängt, nach der Feinheit, Reinheit, überhaupt die Vorzüge der Arbeit, dann nach der Größe des Formats, weil das Stachen wie das Abdrucken großer Platten mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Die besten und theuersten Abdrücke sind diejenigen, welche nach den 10 ersten, und zwar vor d. m. Eingaben der Unterschrift (avant la lettre, d. i.: vor dem Buchstaben) gemacht worden; die mit der Unterschrift versehenen Abdrücke bezeichnet man als K. avec la lettre (mit dem Buchstaben). Außerdem findet man auf den K. gewöhnlich noch folgende Angaben: a) den Namen desjenigen, welcher die Idee zum Bilde an gegeben (inv., d. h. invent, hat es erfunden), b) den Namen desjenigen, welcher die Zeichnung für den Stecher entworfen (del., d. h. delineavit, hat es gezeichnet) und c) den Namen des Stachers (sculpsit, d. h. sculpsit, hat es geschnitten). Auch werden K., wie Wälder und Ruinalen, häufig Andern beiehrigt. — In Kupferstichsammlungen, öffentliche und private, bringt man nur solche Blätter, welche entweder

als Nachahmungen merkwürdiger Originalgemälde, oder durch die Art ihrer Ausführung selbstständigen Kunstwerth erhalten haben. Man sondert die Blätter nach Kunstschulen, oder nach der Manier des Stiches, oder nach Gegenständen. Vgl. Kunstsammlungen. Die außerordentliche Vervollkommenung, welche in unseren Tagen der Xylographie sowie der Lithographie geworden ist, hat für viele Zwecke den K. entbehrlich gemacht; gleichwohl ist der Kupferstichhandel einer der wichtigsten des Kunst- und Buchladens geblieben. Vgl. Kupferstecherkunst (am Schluß). K.e werden bisweilen illuminirt, jedoch in der Regel nur fabrikmäßig.

Kupferstickstoff, s. Kupfer (Chemie III. 10).

Kupferstufe, 1) (Bergb.), Erzstufe, in welcher das Kupfer vorherrschend ist; — 2) Stück gediegenes Kupfer.

Kupfersubla, sachsen-weimar. Dorf, Kr. u. Amt Eisenach, an der Suhl; Gyps- und Mahlmühle und Ziegelei; 130 Einw.

Kupfersulfat (Min.), auch vitriolische K., s. v. a. Kupfervitriol, s. d.

Kupfersulfocyanid, **Kupferrhodanid**, **Kupferschwefelcyanid**, $\text{Cu} + \text{Cy S}_2$ wird erhalten, wenn man Kupferoxydhydrat oder kohlensaures Kupferoxyd mit überschüssiger Schwefelblausäure übergießt, oder durch Fällen eines Kupferoxydsalzes mittelst einer concentrirten Schwefelcyanalkaliumlösung, wobei ein Ueberschuß von letzterer zu vermeiden ist. Bildet ein sammet-schwarzes, nach dem Trocknen geruchloses Pulver, welches nicht ausgewaschen werden darf, da es durch Wasser zerlegt und grau wird, indem sich Sulfocyanür, etwas Blausäure und Schwefelsäure bildet. Selbst in getrocknetem Zustande, namentlich bei Erwärmung, findet dieselbe Zersetzung, wenn auch langsamer, Statt. Ueber 100° erhitzt entwickelt sich zuerst Schwefelblausäure, dann Schwefelkohlenstoff, dann Schwefel, und es bleibt ein brauner Rückstand, der, mit Salpetersäure behandelt, einen gelben mellanähnlichen Körper hinterläßt. Salpetersäure zersetzt das Kupfersulfocyanid sehr leicht, es entfärbt sich und löst sich dann in Schwefelsäureentwicklung auf. In warmer Salz- und Schwefelsäure wird es zuerst weiß und löst sich dann auf. Eine sehr concentrirte Lösung von Kaliumsulfocyanür löst das Salz zu einer braunen Flüssigkeit, indem Schwefelblausäure entweicht, auf Zusatz von Wasser wird Kupfersulfocyanür gefällt. Kalilauge zerlegt das Salz, indem sie Kupferoxydul und Oxydhydrat abscheidet. Ammoniak löst es mit dunkelblauer Farbe und Zurücklassung einer gelben basischen Verbindung.

Kupfersulfocyanid-Ammoniak, $\text{Cu} + \text{Cy S}_2 + \text{N H}_3$. Wenn man die durch Digestion von Kupfersulfocyanür oder Cyanid mit Ammoniak bei Luftzutritt erhaltene blaue Lösung unter öfterem Ersatz des Ammoniaks verdampft, zuletzt über concentrirte Schwefelsäure stellt oder mit Alkohol versetzt, so bilden sich kleine blaue Krystalle dieser Verbindung. Werden sie erhitzt,

so schmelzen sie unter Aufschäumen, und Ammoniumsulfocyanid sublimirt. Bei höherer Temperatur erhält man dieselben Zersetzungsprodukte, wie von Kupfersulfocyanid.

Kupfersulfocyanür, $\text{Cu} + \text{Cy S}_2 + \text{aq.}$ schlägt sich als rein weißes Pulver nieder, wenn Kupferoxydulhydrat mit Schwefelblausäure digerirt oder ein Kupferoxydulsalz mit Kaliumsulfocyanür versetzt wird. Bei 110° getrocknet, enthält die Verbindung noch Wasser; erwärmt man aber unter fleißigem Rühren, bis das Salz eben anfängt sich zu bräunen, so wird es wasserfrei. Bei der trockenen Destillation erhält man unter Entweichen von Schwefelkohlenstoff Mellan mit Schwefelkupfer gemengt, bei höherer Temperatur wirkt das Mellan auf das Schwefelkupfer, treibt den Schwefel aus, und es entsteht Mellankupfer, welches erst bei der Glühbirge zerlegt wird. Trägt man in bei schwacher Rothglühbirge schmelzendes Kaliumsulfocyanür K. ein, so geht dieselbe Zersetzung vor sich. Das gebildete Mellan wirkt auf das Schwefelcyanalkalium, wie es im reinen Zustande zugesetzt würde; es erzeugt sich Mellankalium u. Schwefelcyan; aus letzterem bildet sich dann eine neue Menge von Mellan. Vor dem Erhitzen mit seinem halben Gewicht Kupferseile gemengt, entwickelt es eine große Menge Gas, welches Cyan zu seyn scheint. An der Luft erhitzt, verbrennt es mit blauer Farbe. Mit dem fünffachen Gewicht an chlorsaurem Kali zusammengerieben, verpufft es durch Schlag, Wärme, Electricität oder Zusatz von concentrirter Schwefelsäure leicht. Salpetersäure zerlegt es unter Schwefelsäurebildung, indem sich anfangs Kupfersulfocyanid von schwarzer Farbe bildet. Schwefelsäure zerlegt es unter Abscheidung von etwas Schwefelkupfer, Schwefelwasserstoff wirkt auf das mit Wasser übergossene K. ein und färbt es braun; sobald aber etwas Schwefelblausäure in der Flüssigkeit vorhanden ist, hört die Zersetzung auf. Alkalische Lauge scheidet Kupferoxydulhydrat ab. In frisch gefälltem Zustande ist es in Ammoniak vollständig löslich, nach dem Trocknen bleibt ein unlösliches, gelbes basisches Salz zurück, während eine farblose Lösung gebildet wird.

Kupfersulfurete, s. Kupfer (Chemie, IV. 11).

Kupfersuperoxyd, s. Kupfer, (Chemie, I. 8).

Kupferthaler (Num.), schwedischer Thaler von Kupfer, seit 1777 nicht mehr geprägt; galt 4 Ggr. = 5 Sgr.

Kupfertiegel (Hüttenw.), s. v. a. Sticheherd an einem Sticheofen.

Kupfertinctur, flüchtige, Tinctura Veneris volatilis, eine Auflösung von Kupferoxyd in Ammoniak (s. Kupferoxyd-Ammoniak). Sie wird erhalten, wenn man Salmiakgeist in einer nur zu $\frac{1}{2}$ davon angefüllten Flasche mit Kupferstreifen schüttelt.

Kupferuranglimmer (Min.), s. v. a. Chalcolith, s. Uranglimmer, 1).

Kupfervergiftung, s. Kupfer (Toxikol).

Kupferverginnung (Kupferschm.), hauptsächlich bei hohen kupfernen Gefäßen angewendet, um das Ansehen des Grünspanns zu verbüßen. Die Mischung derselben besteht aus 2 Theilen Zinn und 1 Theil Blei, welche man in der Bergschmelze schmilzt, das zu verginnende Gefäß glüht und innen mit Weigenharz bestreicht, worauf man das geschmolzene Zinn hineingießt, es im ganzen Gefäß herumklopfen läßt u. es mit etwas Berg überall glatt wischt.

Kupfervitriol, 1) (Min.), Gallitgattung aus der Familie der Vitriolhalbidie, Monorhombisch, $\phi = 2,5$, $\psi = 1,19 - 2,3$, Bruch muschelig, Strich bläulichweiß, Farbe blau ins Spangrüne, Geschmack widerlich, zusammenziehend. Einzige Species: Kupfervitriol (Tetratoprismatisches Nitrielsalz, Kupfersulfat, Kupferer Vitriol, blauer Vitriol, Cuivre sulfate, Cuivre vitriole), besteht nach H. Rose aus 28,31 Kupferoxyd, 31,43 Schwefelsäure, 34,00 Wasser, 2,69 Eisenoxyd, 1,89 Kieselsäure, 0,90 Kalk, 0,80 Thonerde, 0,44 Talkerde, Grundform eine Monorhombische Säule von $124^{\circ} 2'$ und $55^{\circ} 58'$, sehr kleine Krystalle nur in Copiapu, sonst überall skalatitisch, nierenförmig, zellig, derb, eingesprengt, als Lieberaug, unvollkommen theilbar parallel den Seitenflächen, dunkel himmelblau, sapphirblau ins Spangrüne, glasglänzend, hell durchsichtig bis durchscheinend, im Wasser leicht löslich, vor dem Löthrobre unter Aufblähen schmelzbar und sich reducierend. Mit Kupfererzen aus Klüften und in alten Gruben, durch Zersetzung von Kupferkies und Kupferglanz entstehend. — 2) f. Kupferfälsche.

Kupfervitriolsalmiak, f. Schwefelsaures Kupferoxydsammium.

Kupferwagen, f. Strumpfwirkerstuhl.

Kupferwasser, 1) (Bergb.), f. v. a. Ementwasser; — 2) geringe Sorte Kupfervitriol, die man z. B. in der Lederfärberei u. anwendet.

Kupferwasserstoff, f. Kupfer (Chemie II. 9).

Kupferwismutherg (Min.), auch Wis-muthschiefer, diamuth aurifer cuprifera, ein wismuthiger Kalkschalzit, unbedeutlich krystallinisch, säulenförmig, derb, eingesprengt, Struktur strahlig, Bruch uneben, kugelig abgeflacht, weich, mild; Licht bleigrau ins Stahlgraue, gelblich anlaufend, Strich schwarz, wenig glänzend. Nach Klaproth 47,24 Wismuth, 34,66 Kupfer, 12,58 Schwefel. Ehemals auf einem Gange in Granit bei Wittichen und in Wellenbachthal in Baden.

Kupferwolle (Bergb.), haarförmig gediegenes Kupfer.

Kupferwurzel (Bot.), f. v. a. Asphodelus luteus L.

Kupferzell, württemberg. Pfarrdorf, Tartsch, Oberamt Dehringen; Marktgerichtsitz, schönes Schloß; 1290 Einw.

Kupferzieglerg, f. v. a. Zieglerg.

Kupferzinschlag (Hüttew.), f. Kupfer (Metallurgie).

Kupferige Nase (Med.), f. v. a. Kupferauschlag, f. Gutta rosacea.

Kupfervolit (Min.), f. v. a. der pyrenäische Feinschmelz (f. d.).

Kuphoner Afterglimmer (Min.), nach Breithaupt, f. v. a. Astrites levis, ein Theil des sonst sogenannten Chlorits.

Kuphonglimmer (Min.), nach Mohs und Haidinger, Gneisidienfamilie aus der Ordnung der Glimmer, rhombödrisch, $\phi = 2,0$, $\psi = 2,3 - 2,4$. Einzige Gattung: Rhombödrischer K. mit der Species Gypsicit (f. d.).

Kuphonhaloid (Min.), nach Mohs und Haidinger, Gneisidienfamilie aus der Ordnung der Haloid; augitisch, $\phi = 2,5$, $\psi = 1,9 - 1,95$. Einzige Gattung: Hemiprismatischer K. mit der Species Gypsicit (f. d.).

Kuphonspath (Min.), nach Mohs und Haidinger, Gneisidienfamilie aus der Ordnung der Epithe, tessularisch, rhombödrisch, pyramidal, orthoep, augitisch, $\phi = 3,5 - 5,5$, $\psi = 2,0 - 2,5$, tessularisch und rhombödrisch, $\psi = 2,2$ und weniger, pyramidal ausgezeichnet. Gattungen: Hexaödrischer K. (Kriten: Analzim, Stettalit); — Paratomer K. (Harmotom); — Trautwytter K. (Philipsit, Kaufasit); — Rhombödrischer K. (Chabasit, Haydenit); — Makrotyper K. (Zerph); — Heteromorpher K. (Welinitt, Berthellit); — Diatomer K. (Baumontit, Leonhardt); — Prismatischer K. (Barrothit, Harringtonit, Bergmannit); — Harmophaner K. (Stegit, Poonalit, Antrimolitt, Densit); — Peritomer K. (Thonolit); — Prismatischer K. (Stellit, Gopierianit, Zolitt neuerer Entstehung); — Hemiprismatischer K. (Sulandit); — Diplogener K. (Epistellit); — Megalogener K. (Brewsterit); — Pyramidaler K. (Wypollit); — Dodekaödrischer K. ist Sedalit; Orthotomer K., f. v. a. Thomsont; Trapezoidaler K., f. v. a. Prucit.

Kupinova, ungar. Flecken, slaven. Wollgränge, an der Save, südlich von Alenat.

Kupfa (Neu-Posten), preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R. v. Posen, Kr. Gerskow-Gorkow; über 100 Einw.

Kupo, griech. Ort, Megroponte, westlich vom Kap Cheronisi.

Kupo Korafos, griech. Ort, Livadien, nördlich von Amuran.

Kupoldfen (Hüttew.), Schachtöfen, welche zum Umformen des Eisens gebraucht werden, sind von sehr einfacher Form. Sie stehen auf einem 18—24 Zoll hohen Fundamente, auf welchem eine eiserne Bodenplatte liegt, die mit Ränderverfehen ist, um die Seitenplatten, oben den Cylinder fest zu halten. Die Bodenplatte bildet daher entweder ein Polygon, oder einen Kreis. Oben auf der Gicht liegt eine aus mehreren Stücken bestehende Deckplatte, um die Seitenplatten zusammenzubinden und die Schachtmauer zu bedecken. Um bequemsten ist es, die einzelnen eisernen Umfassungplatten auswendig durch Schrauben mit einander zu verbinden. In diese äußere eiserne Hülle baut man nun den eigentlichen Schacht von feuerfesten Steinen ein und füllt den Raum zwischen diesem

und der äußern eisernen Umgebung mit Asche aus. Die Herdsohle über der Bodenplatte bildet man aus feuerfestem, mit reinem Quarzsand gemengtem Thone und stampft dieselbe 6 — 8 Zoll hoch fest und zwar in der Art, daß nach der Abstichöffnung hin ein gewisser Fall verbleibt. Die Oeffnung für den Abstich ist 12 Zoll breit und 15 Zoll hoch, durch sie wird die Sohle des Ofens gestampft. Während des Schmelzens ist sie vermauert und nur im tiefsten Punkte ein kleines Loch zum Ablassen des geschmolzenen Eisens gelassen. Es wird zuweilen mit einer, zuweilen aber auch mit zwei Formen geschmolzen. Die Schachtform ist in der Regel konisch, oben etwas enger, als unten. Die K. für Holzkohlen müssen höher, als die für Roark seyn. Sie wechseln von 4 — 6 Fuß Höhe. In der Formhöhe sind sie 18—22 Zoll weit. Oft sind 2, 3 und 4 Formen über einander gelegt; wenn dann das geschmolzene Roheisen die unterste Form erreicht hat, wird die Oeffnung mit Thon geschlossen und der Windschlauch in eine höhere gelegt. Dadurch ist man im Stande, eine große Menge von Roheisen im Ofen anzusammeln und große Gußstücke zu fertigen. Die Menge des zuzuführenden Windes hängt von der Qualität der Kohlen, des Eisens und der Höhe des Schachtes ab; sie beträgt 250—500 Kubikfuß in der Minute. Man rechnet an Holzkohlen, mit Inbegriff der zur Füllung nothwendigen, auf 100 Pfund Roheisen 9 Kubikfuß; an Roark geben dabei 48 — 50 Pfund oder $1\frac{1}{2}$ Kubikfuß auf. Die Kohlen werden nach dem Maße, das Roheisen nach Gewicht aufgegeben; alle 8 — 10 Minuten findet das Aufgeben neuer Schichten Statt. Hat sich genug Roheisen im Herde angesammelt, so wird das Eisen in Gießkellen abgestochen, mittelst deren es nach den Formen hingetragen wird. Seltener bildet man einen Maffelgraben vom Abstiche nach der Form und läßt darin das Eisen unmittelbar nach der Form laufen; nur bei großen Gußstücken entschließt man sich hierzu. Nach und nach werden die Schachtsteine, indem sich Schlacke aus ihnen erzeugt, sehr angegriffen. Dies Abnugen vermindert man durch Zusatz von etwas Kalk, der eine leichtflüssigere Schlacke bedingt. Im geringsten Falle beträgt der Eisenverlust 5 Procent, steigt aber auf 7—9 Procent. Man stellt die K. unter eine Esse, welche sich in einem Mantel endigt, der über der Gicht beginnt. In neuester Zeit hat man begonnen, diese Ofen auch mit erhitztem Winde zu speisen und hat dadurch eine bedeutende Kohlenersparung bezweckt. Man erhält dabei ein weit besseres, dichteres, festeres und hitzigeres Eisen, welches bei kalter Luft durchaus nicht so der Fall ist.

Kupp (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Alt-K.), Dorf, Prov. Schlesien, K.=B. u. Kr. Oppeln; Unterförsterei, Wasser- und Windmühle; 320 Einw.; — 2) (Neu-K.), Kolonie das.; königl. Rent- und Domänenamt und königl. Domänen-Justizamt; Schloß; 200 Einw.

Kuppel, Kugel- oder Kesselgewölbe, ein polygones, gedrückt rundes oder halbkugelförmiges Gewölbe, das runden Gebäuden zur Decke

dient. Oben behält es gemeinlich eine runde Oeffnung, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht hinein fällt, und die entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen, Laterne genannt, überbaut wird. Die Griechen wandten nur in den frühesten Epochen ihres Baustyls eine Art von gespitzter Kuppel an und zwar beim Bau ihrer Vorrathshäuser (Thesauren); die Römer dagegen scheinen diese Bauform stets beibehalten und dieselbe auf die Römer vererbt zu haben. Das älteste Kuppelgebäude in Rom von monumentalem Charakter ist das berühmte Pantheon des Agrippa. In der Folge findet sich der Kuppelbau vorzüglich im oströmischen Reiche. Es wurden Halbkuppeln der bizarrsten Formen an die Kuppeln gelehnt und in den Kirchen bald gar keine andere Art von Bedachung mehr angewendet. Das berühmteste Denkmal dieser Gattung ist die unter Justinian erbaute Flachkuppel der Sophienkirche in Konstantinopel. Unter oströmischen Einflusse erhielt sich der Kuppelbau auch in einzelnen Gegenden Italiens, z. B. in Ravenna und später in Venedig und bahnte sich von da einen Weg nach dem Norden. In Verbindung mit der Basilika (s. d.) half er hier die ganze romanische Bauepoche über den Mittelpunkt des Kreuzes ziehen, bis das Erwachen des gothischen Styls in Deutschland den Kuppelthurm verdrängte, in den übrigen Ländern aber, freilich als widersprechendes Element, in sich aufnahm. Am höchsten ward die K. ausgebildet in der modernen italienischen Baukunst, welche darüber den Thurm ganz vernachlässigte. Brunelleschi's K. auf dem Dom zu Florenz gab die hauptsächlichste Anregung zum Kuppelbau der Peterskirche in Rom, die seitdem für die Kirchenbaukunst der ganzen katholischen Welt maßgebend wurde und sogar in dem protestantischen England Nachahmung (die Paulskirche in London) fand. Eine der schönsten modernen K. n ist der schlankte Dom der Invaliden in Paris. Die moderne italienische Kirchenkuppel seit Michel Angelo ruht meist auf einem sogenannten Cylinder oder Tambour, der eine Reihe Fenster enthält und von außen mit einer Kolonnade versehen ist. Das Innere der K. selbst ist in Felder oder Kassetten getheilt oder mit Fresken geschmückt und gewöhnlich die innere Schale der K. bedeutend niedriger, als die äußere. Ueber den architektonischen Werth der K., zumal in ihrer Verbindung mit einem Langhause, streitet man schon lange; großer maalerischer Werth und ein höchst bedeutender äußerer Umriss sind ihr jedenfalls nicht abzuspochen. Eine der schönsten neueren K. n in einem Profanbaue ist die K. im Museum zu Berlin, ein Werk Schinkels.

Kuppelberg, Berg bei Hameln (s. d.).

Kuppelrei (lenocinium), das Anlaßgeben und Gelegenheit verschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die K. wird an Denjenigen, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen, verschieden bestraft, am härtesten, wenn Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten gravirend hinzutreten,

oder gar Männer ihre Frauen, und Aeltern ihre Töchter fremder Wollust Preis geben. Das römische Recht geht hier bis zur Todesstrafe; im neuern deutschen Strafrecht ist Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen angedroht.

Kuppelförmig (bot. Term.), f. v. a. *Cupularis*, *Cupulaeformis*, *Cupuliformis*.

Kuppelgewölbe, f. Kuppel.

Kuppelmoos (Bot.), Moosgattung, f. v. a. *Cinclidium*.

Kuppeln, 1) eine Verbindung zwischen 2 Personen verschiedenen Geschlechts, namentlich eine Heirath, Nisten; daher Kuppelpelz; das für diese Vermählung von den Brautleuten gegebene Geschenk; — 2) vgl. Kuppelerei u. Unzuchtverbrechen.

Kuppen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Mohrungen; 400 Einw.

Kuppendorf (Krapundorf), österreich. siebenb. Ort, unter weissenburger Gespannschaft, nordwestl. von Karlsburg.

Kuppenheim, bad. Stadt, Mittelrheintr., Amt Rastadt, an der Murg; Hospital, große Tabakmühle; 1600 Einw. Hier Geschehe: 1) im franz. Revolutionskrieg, am 5. Juni 1796, zwischen 60,000 Franzosen unter Moreau und 20,000 Oesterreichern unter Latour; letztere zogen sich tapfer fechtend zurück; — 2) im deutschen Revolutionskrieg, am 28. Juni 1849, zwischen den Preußen unter dem Prinzen von Preußen und dem Volksheer; vgl. Pfälzisch-badische Revolution, S. 676.

Kuppenmeise (Ornith.), f. v. a. *Haubensmeise*, *Parus cristatus* L.

Kupper, **Kupperwagen**, f. *Strumpfwirkerstuhl*.

Kupperwunje, ostind. Stadt, Presbisch. Bombay, Prov. Guzerate, östl. von Ahmedabad; 10,000 Einw.

Kuppingen, württembergisch. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Herrenberg; 1270 Einw.

Kuppnägel (Handlungsw.), die zum Verschlagen der Affeten dienenden Nägel mit starren Köpfen.

Kupprichhausen, bad. Dorf, Unterhainkreis, Amt Borberg; 410 Einw.

Kuppritz, königl. sächs. Dorf, Kr. Baugen, Oberlausig, Bzgr. Löbau; Rittergut; 180 Ew.

Kuppssteine (Geogn.), f. v. a. *Kupfsteine*.

Kuppurkote, ostind. Stadt, Sikhs-Staaten, nordwestlich von Delhi.

Kupra (Myth.), Göttin der Etrusker, die Juno der Römer, zu den bligewerkenden Göttern gehörig, ward besonders in Veji, Perusia, in der etruskischen Kolonie des nachmal. Picenum und zu Falerii verehrt. An letzterem Orte hieß sie *K. Euritis* oder *Quiritis* (d. i. Lanzen-Juno) und hatte dazwischen Hain und Tempel. Ihr war der Neumond heilig; geopfert wurden ihr weiße Kühe, auch Kälber, Schweine u. Widder (Ziegen waren ausgeschlossen, wurden sogar an den Festen der *K.* mißhandelt). An den jährlichen großen Opfern war die Feststraße mit Teppichen belegt, und über sie zogen die Jungfrauen in langen, weißen Gewändern, die

Heiligtümer der Göttin in Körben auf den Köpfen tragend. Vergl. *Eupra* (a. Geogr.).

Kupres, europ. = türk. Flecken, Bosnien, Sandschat Travnik, mit altem Schlosse; Viehzucht.

Kuprowitz (Koparowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrschaft Kanig, an der Iglawa; Lustschloß, Mühle; 240 Einw.

Kupsal, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R. = B. Merseburg, Kr. Delitzsch; 110 Einw.

Kupfsteine (Geogn.), f. v. a. feste Kalkmergelsteine im Löß des Rheinthales.

Kupften, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Stals-Lupōhnen; über 100 Einw.

Kupui, europ. = russ. Ort, Gouv. Pskow, südlich von Welikie Luki.

Kur (Cura, Med.), die Sorge für die Heilung; — 2) Wiederherstellung eines Kranken; — 3) die dazu dienenden Mittel, z. B. Wasser-, Bades-, Mollens-, Traubenkur u. a.

Kur (vom altdeutschen *Küren*, *Kühren*, d. i. wählen), 1) ursprünglich die freie Wahl, Erwählung; — 2) insbesondere ehemals das Recht, das Oberhaupt des deutschen Reichs wählen zu dürfen; vergl. *Kurfürsten*; — 3) (Jadgw.), Anstand auf Hasen; daher *Kurzeit*.

Kur (Geogr.), 1) (*Kura*, *Mkvari*), asiat. Fluß, entspringt auf den Gebirgen des türkischen Armeniens, westlich im Paschalik Kars, an der Grenze des Paschaliks Erzerum, nordöstlich von der Stadt Erzerum, fließt nordöstlich und dringt in das Paschalik Akhalz, in Kartli u. Georgien ein, richtet sich dann südöstlich, scheidet die russ.-armenischen Provinzen Scheki und Schirwan von Karabagh und Talysch, wendet sich hierauf südlich und mündet in das kaspische Meer, und zwar in den Golf von Kifis-Agatsch, wo er in mehren Armen einfließt (die nördliche Mündung unter 39° 28' 50" nördl. Br. und 67° östl. L.). Die bedeutendsten Nebenflüsse sind: links der Alasani, rechts der Kram, Kurak, Terker und Aras oder Araxes. Der *K.* ist sehr reißend (bis zum Einfluß des Aras) und bildet die Insel Salkan (f. d.). Am *K.* vom 9.—12. Nov. 1578 Schlacht zwischen den (stehenden) Türken und den mit Persien verbündeten georgischen Fürsten; — 2) asiat. kl. Binnensee, Mongolei, Scharaigol = Mongolenland, nahe an der Nordgrenze.

Kura (Geogr.), 1) (kurinisches Gebiet, Gebiet des *Kura* = *Khamurat* = *Khan*), asiat.-russ. Provinz, Kaukasien, Daghestan, wird im Norden durch den Fluß Gurian von seinem Ursprung bis zum Eintritt in den Kreis Derbend von Tabasseran, im Westen durch den Gebirgsrücken Kodmadagh vom Khanat der Kaskumpfen, im Süden durch den Magin-Dagh und den Fluß Samur von den freien Genossenschaften Rutul, Aghri, Sergi und Dartschi geschieden und grenzt gegen Osten an den Kreis Derbend. Diese, in Tschigistan gehörige Provinz ist gegen Westen mit hohen Bergen, den Ausläufern des Salwat-Dagh bedeckt, die gegen Osten allmählig abfallen und in Ebenen übergehen, welche mit kleinen einzelnen Erhebungen übersät sind. Der Boden des östlichen Theils

Ist sehr fruchtbar und zum Land- und Gartenbau geeignet. Die bemerkenswertheften Orte sind: Kura (Kurak, Kurak), die Residenz des Khans, am Flusse Kuratschal, der in den Kurian fällt, liegt auf einem hohen Berge, von dem man die ganze Umgegend auf eine weite Entfernung bequem überblicken und die Etappe von Kuba beobachten kann; die Weste Tschirach, an einem der Arme des Kurian, an der Grenze von Tabassaran. Diese durch die Zeit halb zerstörte Festung verdient besondere Beachtung, theils wegen ihres Baues auf einem sehr gefährlichen Felsen, theils weil von ihr aus der einzig mögliche Weg über den Gebirgsgründen Komradab nach Kaschkum führt. Die Gesamtzahl der Einwohner, welche mohammedanische Keschler sind, einen eigenen Dialekt (Kura) reden, Ackerbau, mehr aber Viehzucht treiben und sich in zwei Stämme (Kurak und Kurakli) theilen, beträgt 150,000 (nach Andern nur 20,000) Seelen; sie sind vortrefliche Reiter und gelten für die ersten Krieger in Keschistan. Der Hauptverbindungsweg von Kuba durch die Provinz K. nach Kaschkum beginnt am Uebergang über den Samur, dem Dorf Kasire gegenüber in der Provinz Kuba und geht über Kabir, Kurak, Mirschu und Tschirach, wo eine mühselige Samurbrücke beginnt; bis Tschirach aber ist der Weg für Wagen fahrbar, und die einzige Unbequemlichkeit besteht in dem häufigen Ueberlegen über den reisenden Kuratschal. Diese Provinz regierte stets ein besonderer Khan (Kura-Khamutai), der in einiger Abhängigkeit von dem Khan der Kaschkumten steht; seit aber Aflan, Khan von K., zum Khan der Kaschkumten erhoben wurde, vereinigt er die Würden und den Titel eines Herrschers beider Länder in sich. — 2) Inseil, f. v. a. Galian; — 3) Blug, f. Koisu.

Kura-Abondon, kleine türk. Inseln, im schwarzen Meer, an der Küste von Anatolien, nahe dem Mündung des Kanals von Konstantinopel, 41° 34' nördl. Br. und 46° 54' östl. L.

Kura, asiat. Stadt, in der Chalkas-Mongolei.

Kura-Khamutai-Khan, Gebiet des, f. Kura.

Kurarin (Bogor.), 1) Boris, Fürst, russischer Diplomat, geb. 1675, unter Peter I. Minister und seit 1707 Gesandter in Rom, Wien, Hannover, London, Utrecht, Haag und Paris, wo er 1727 st. — 2) Alexander, Fürst, ebenfalls russischer Diplomat, 1752 geb., wurde mit Paul I. erjogen, begleitete denselben auf den Reisen nach Preußen und Frankreich, diente bis 1802, wo er seinen Abschied nahm, als Minister und Botschafter des Reichs, war dann als russ. Bevollmächtigter auf dem Friedenskongress zu Aistis, 1807, u. ging 1808, nachdem er geb. Karb geworden, als Großbotschafter nach Paris, wo ihm beim Ausbruch des franz. russ. Kriegs 1812 die Pässe verweigert wurden; er erhielt sie erst im Juni desselben Jahres. K. + auf einer Reise in Weimar 1818.

Kurari (Ernith.), f. v. a. Conrol Foill, Lep-tosoma Vieill., Untergattung von Cuculus L.

Kurand (v. Lat., Rektew.), f. v. a. Mün-dei; Kurandin, f. v. a. Mündelin.

Kuranko, afrikan. König, Senegambien, am Flusse Camaranca, westlich von Seimlan, sehr gebirgig und von Tomafes und Kurant es bewohnt.

Kurap (engl. the courap, Med.), chronisches Exanthem besonderer Art in Ostindien.

Kuraz, ostind. Ort, West-Indien, südlich von Catara.

Kurarin, organische Salzbasis. Formel u. Zusammensetzung sind unbekannt. Das K. wurde im Jahr 1828 von Boussingault und Koulin in einer von den Eingebornen des südlichen Amerika zum Vergiften der Pfeile benutzten Substanz entdeckt. Nach Humboldt wird dieses Pfeilgift aus einer zu der Familie der Euphoraceen gehörenden Pflanze, in Südamerika Navacure genannt, gewonnen, indem man das wässrige Extrakt dieser Pflanze mit dem gummiartigen Extrakt einer anderen Pflanze vermischt, um ihm dadurch Konsistenz zu ertheilen. Man kann das Kurara ohne schädliche Folgen in den Magen bringen; mit einer Wunde in Verbindung zieht es aber schon in wenigen Minuten den Tod nach sich. Man erhält das K., nach Boussingault und Koulin, indem man das gepulverte Kurara mit Alkohol heiß extrahirt, den Auszug mit Wasser vermischt, die Alkohol abdestillirt, die zurückbleibende wässrige Flüssigkeit von dem sich abscheidenden Darge abgibt, durch Thierkohle entfärbt und mit Gallussteinur fällt. Der braungelbe, bitter schmeckende Niederschlag ist K., verbunden mit Gerbstoff. Er wird, nach dem Auswaschen, mit wenig Wasser zum Sieden erhitzt u. so lange mit trocknender Draisäure versetzt, bis er vollständig aufgelöst ist. Die saure Flüssigkeit wird durch Behandeln mit Magnesia von Draisäure und Gerbstoff befreit, wo dann das K. in Auflösung bleibt. Die Auflösung wird eingedampft, nochmals in Alkohol gelöst und im luftleeren Raum verdunstet, wo das K. zurückbleibt. Nach Pelletier und Petroz befreit man den weingelblichen Auszug des Kurara durch Aether von Fett und Fett, schlägt durch Bleisäure fremde Materien nieder und entfärbt durch Thierkohle, nachdem das überschüssige Blei durch Schwefelwasserstoff aus der Auflösung entfernt ist. Das Filtrat versetzt man nach dem Verdunsten mit schwefelsaurehaltigem Alkohol (besser wässriger Schwefelsäure oder Phosphorsäure, Berzelius), um die Phosphorsäure auszutreiben, fällt die Schwefelsäure durch Barytwasser, den überschüssigen Baryt durch Kohlenwasser und verdunstet zur Trockne. Das K. bildet eine gelbliche, hornartige, nur in dünnen Lagen durchscheinende, durchaus nicht krystallinische Masse, die an der Luft zerfällt. Sie schmeckt sehr bitter, reagirt alkalisch, löst sich leicht in Wasser und in Alkohol, nicht in Aether und Terpentinöl und bildet mit Salzsäure, Schwefelsäure und Phosphorsäure unkrystallisirbare, neutrale, bitter schmeckende Salze. Von Gerbstoff wird es gefällt. Es wirkt noch giftiger als das Kurara, aus dem es erhalten worden ist.

Kuraschinsk, russ. Dorf, Gouv. Perm, südlich von Perm; Kupferwerke.

Kurasso (Ornith.), s. v. a. *Holko*, *Crax Alektor* L.

Kuratel (Rechtsw.), s. *Cura*, S. 429.

Kuraten, **Kuratsgeistliche**, **Kuratskerns**, **Kuratsfründen**, s. *Curati*, S. 434 und **Anglikanische Kirche**, S. 1014.

Kuratschi, ostind. Stadt, Sind, westlich von Latta, an der gleichn. Bucht, im Oman- Meer, mit der Rhede Kur - Ali und Hafen; Kameelucht, Ausfuhrhandel mit Reis, Baumwolle, Butter, Del, Salpeter, Pferden u. Waaren aus Afghanistan; 13,000 Einw.

Kurau (Geogr.), 1) (Korowe), holstein. Dorf, theils zum Amte Ahrensbohl, theils dem Heiliggeisthospital in Lübeck gehörig; 680 Einw.; — 2) (Kurohow), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Chrudim, Herrschaft Bistrau; 3 Mühlen, Bretsäge; 1120 Einw.; — 3) preuß. Erbpachthof, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 260 Einw.

Kurawas (ind. Myth.), s. v. a. *Kurus*.

Kurba, ostind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Sunduana, östlich von Kottonpur.

Kurban (Geogr.), asiat. Stadt, Mongolei, Scharaijol-Mongolen-Land, an der Ostgrenze, nahe an der großen Mauer.

Kurbari (Bot.), s. v. a. *Unimebaum*, *Hymenaea Coubaril* L.

Kurbeerbaum (Bot.), s. v. a. *gelber Hornstrauch*, *Cornus mascula* L.

Kurbel, s. v. a. *Krummzapfen*.

Kurbelarm (Maschinenw.), s. v. a. *Warze*, s. *Krummzapfen*.

Kurbelbug (Maschinenw.), s. *Krummzapfen*.

Kurbelbene, s. v. a. *Kurbelkreis*.

Kurbelhaspel, *Haspel*, welcher mit einer Kurbel herumgedreht wird.

Kurbelholz, **Kurbelknie**, s. *Krummzapfen*.

Kurbelkreis, der Kreis, den eine Kurbel beim Umdrehen in der Luft beschreibt.

Kurbelmaschine (Schiffb.), Maschine, mittelst welcher große Schiffe stromaufwärts getrieben werden können. Durch die Seitenwände in der Mitte des Schiffes gehen Wellen; an dem Theile der Welle, welcher außerhalb des Schiffes ist, sind Arme angebracht und an diesen hölzerne Schaufeln, von ca. 18' Länge und 3' Breite, befestigt, welche ungefähr 6' tief ins Wasser greifen. An dem inneren Ende der Welle ist ein Krummzapfen, welcher durch Hin- und Herschieben eines eisernen Gatters herumgedreht, und wodurch das Schiff in Bewegung gesetzt wird. Man trifft diese Maschine am häufigsten bei Dampfschiffen.

Kurbelscheibe (Maschinenw.), eine Scheibe, deren Mittelpunkt mit der Axe einer umlaufenden Welle verbunden ist, enthält auf ihrer einen Seitenfläche einen Stift oder Griff, an welchem die hin und her zu bewegende Stange hängt. Die Bewegung kommt dadurch zum Vorschein, daß der Griff um den Mittelpunkt der Scheibe od. um die Wellaxe herum einen Kreis beschreibt, folglich bald oben, bald unten, bald rechts, bald

links am Mittelpunkte ist. Eine solche Kurbelscheibe ist der Beschädigung weniger ausgesetzt, als die gewöhnliche Kurbel; auch befindet sie sich an jeder Stelle im Gleichgewichte. Ferner läßt sich der Griff oder Stift an verschiedene Abstände vom Mittelpunkte versetzen, wenn man will, daß er einen größeren oder kleineren Kreis beschreiben soll. Auch kann ihr einziger zerbrechlicher Theil, der Griff, leicht durch einen neuen ersetzt werden, wenn er schadhaft geworden ist. Selbst im Kleinen kommt die Kurbelscheibe bei einigen Arten von Thüreschlössern vor.

Kurbelwarze, s. v. a. *Warze*, s. *Krummzapfen*.

Kurbelzapfen, s. *Krummzapfen*.

Kurbenbaum (Bot.), s. v. a. *Cornelius-Hirschbaum*.

Kurbrief, s. v. a. *Innungsbrief*.

Kurbstenge (Bergb.), s. *Bläuel*.

Kurchewalok, asiat.-russ. Ort, Gouv. Tobolsk, am Einflusse des Kasum in einen Arm des Ob.

Kurcho (nord. Myth.), s. *Gurcho*.

Kurczentnik, s. v. a. *Kauernick*.

Kurczo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Pleschen; 200 Einw.

Kurd, ungar. Dorf, tolnaer Gesp., mit einem regulirten Kanal des Rapos = Flusses; Weinbau; 1080 Einw.

Kurdah (Geogr.), s. v. a. *Rhoordah*.

Kurden (bei den Alten *Korduani* oder *Karduchi* genannt), ein Volkstamm im türk. Asien und in Persien. Es dürfte ein vergebliches Bemühen seyn, die lange und dunkle Geschichte dieses Volkes aufhellen zu wollen. Auch ist es schwer, zu entscheiden, ob die K. ein eingewandter tatarischer Stamm oder vielmehr die Enkel der alten Meder und Chaldäer sind, deren Sprache sich in den Wäldern der christlich geblienen Dorfschaften an der persischen Grenze erhalten hat. Wenn je ein Volk, so sind die K. an die Scholle gebunden. Als Erben einer sehr alten Bodenkultur haufen sie in den Thälern des Kleinarmenischen Hochlandes, verabscheuen die Ebene, in welcher die klaren Bäche ihrer heimatlichen Gebirge versiegen, und erfreuen sich dort trotz eines strengen Winters eines langen und schönen Sommers. Nur sehr wenige von ihnen sind wandernde Hirten, fast alle ein wesentlich ackerbautreibendes Volk, und nur in so fern Nomaden, als sie, je nachdem die Hitze in den niedern Thälern drückend wird u. die Strahlen der Sonne die Alpenweiden vom Schnee entblößen, ihre Heerden eine Stufe höher hinaustreiben und dabei ihre Häuser einstweilen gegen Feste aus schwarzem Ziegenhaar vertauschen. Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Lebensweise ist, daß man innerhalb des von ihnen bewohnten Bezirks nur Dörfer, nirgends aber nur einzelne Gehöfte und eben so wenig größere Städte findet. Diese liegen nicht in, sondern um Kurdistän. Wenn man eine Linie über Diarbekir, Mardin, Nisibin, Dschesireh-Ibn-Dmar, Wan, Musch, Paluh, Derindeh, Marasch u. Andia man zieht, so umfaßt diese das eigentliche Kurdistän. Im Innern des so umgrenzten

Gebiets trifft man selbst kleine Städte, wie Sacho, Bitlis, Södi, Hagn-Kies, Schiro, Pertek, Zoglu u., welche überwiegend türkische Bevölkerung haben, nur selten und nur in den Ebenen von Harput u. Malatia die beiden Städte dieses Namens, welche von Bedeutung, aber auch entschieden nicht türkisch sind. In diesen wie in den zuvor genannten größeren Städten findet eine wunderbare Mischung von Volkstämmen, Sprachen und Religionen statt. Die Christen, der ältere Theil der Bevölkerung, sind die Enkel der alten Assyrer und Chaldäer, mit später eingewanderten Armeniern vermischt. Die ersten sind meist Jakobiten und Nestorianer, die unter sich durch Meinungszwiespalt scharf geschieden sind; die letztern, der griechischen Kirche angehörig, mit Ausnahme einiger Protestanten, welche die Propaganda zu Rom und St. Lazarus zu Venedig gemacht hat. Mit ihnen mischten sich die benachbarten K., über diese Bevölkerung zog die Fluth der Saracenen hin, welche die Kreuzfahrer dort zu bekämpfen hatten, und ließ einen größern oder geringern Niederschlag in allen zurück. Endlich nahmen die Türken Besitz von der Herrschaft, und auch die Juden, welche wie das Ciren im Weltall verbreitet sind, blieben nicht aus. Besonders gegen Süden ist die Heimath der K. scharf durch den Gebirgsfluß begrenzt. Ueber denselben hinaus streift schon der Araber; dort gibt es keine Dörfer, keinen Anbau mehr, und nur noch Städte mit Mauern gewähren die nöthige Sicherheit gegen die Streifereien des legern. Als ein isolirter Außenposten sind die türkischen Bewohner auf dem Sind-Schar-Gebirge anzusehen, welches sich scharf und mauerartig aus der unabhessbaren Steppe Mesopotamiens erhebt. Im Norden und Osten hingegen verfließt die türkische mit der armenischen Bevölkerung, und nur das hohe, ganz unzugängliche Waldgebirge nördlich von Palud, in welches bis jetzt weder ein türkisches Heer, noch ein wissbegieriger Reisender einbrang, ist ihr ausschließlicher Domainum. Die Unterwerfung dieses letzten Schlupfwinkels türkischer Unabhängigkeit war von Hasi Pascha beabsichtigt, eben als der Krieg der Aegypten den K. zu Hülfe kam und diesen Bezirk, wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus, der europäischen Forschung wider verschloß. Innerhalb der oben bezeichneten Raumausbildung bewohnen die K. die Höhenzone von der Region der Nichte u. Palamutische hinunter bis zu der des Oliven- und Granatbaums, von den Großen Gelowänden, aus deren Quellen und Schneedecken die Flüsse rauschend hervorbrechen, bis zu den grünen Thalgründen und Reisfeldern, die sie am Fuße der Berge in sanften Krümmungen durchziehen. Auf diesen Büttel ist der Anbau beschränkt, weil höher hinauf um eben die Zeit noch Eis und Schneemassen die Gipfel bedecken, wo abwärts in der wasser- und baumlosen Steppe die Sonne schon alle Vegetation versengt hat. Die Kurdenörter gewähren einen freundlichen Anblick. Wenn man sich ihnen nähert, so erblickt man schon aus der Ferne prächtige Gruppen von Rußbäumen, unter

deren breiten Schatten die Wohnungen verstreut liegen. An der Quelle oder dem Bach, welcher niemals fehlt, erhebt sich ein Hain von Pappeln, welche zum Bau der Hütten unentbehrlich sind. Reichlich getränkt und unter einer befruchtenden Sonne erröthen die in unglaublich kurzer Zeit eine außerordentliche Höhe, und eng an einander gedrängt, wie die Palme eines Kornfeldes, gedeihen die Stämme schlank und gerade, wie ein Schiffsbohr. Je nach der höheren oder niederen Lage der Ortschaft ist sie von Weinbergen, Olivenpflanzungen, Gärten oder Kornfeldern umgeben, aber äußerst selten erhebt sich ein Minaret, dessen selbst die kleinste türkische Dorfschaft nicht entbehrt. Die Seitenmauern der Wohnungen sind von einer Art Leuzigegel aus Lehm und zermaltem Stroh, ganz ohne Holz, erbaut und statt der Fenster nur mit wenigen engen Oeffnungen versehen, welche hoch angebracht und nicht verschlossen sind, weil weder die Erfindung des Glases, noch des Papiers bis in diese Berge vordrang. Der Eingang wird durch eine starke Thür aus Eichenholz geschlossen. Ueber diese Wand wird eine Lage von Pappelfaschinen gesteckt, in Entfernungen von 9 Zoll aus einander, mit Zweigen bedeckt, und über das Ganze eine Schicht Lehm und Kies, etwa 1 oder 1 1/2 Fuß dick, gestampft. Die so entstandene Plattform dient der Familie zum nächsten Aufenthalt während des Sommers und ist oft mit einer 4 Fuß hohen Wand als Brustwehr umgeben. Die Häuser der Vornehmern haben zwei solche Stockwerke und sind zuweilen von Stein und meist an einer Seite mit einem vieredigen Thurm versehen. Die ganze Einrichtung ist auf Verschheidung der heimatlichen Fehden berechnet. Im Innern der Wohnung findet man außer den kleinen Gemächern der streng abgesonderten Frauen ein größeres Gemach, das Selamluk der Türken. An dessen oberem Ende erblickt man den Kamin oder Herd zu ebener Erde, zu beiden Seiten auf einer niedrigen Estrade einige Kissen, und bei den Vornehmern bedeckt ein Teppich den Boden. Dies ist die ganze Ausstattung. Alle Dorfschaften sind unter sich nur durch die baldbrechenden Fußpfade verbunden, welche selbst auf Maulthierren nicht ohne Gefahr zu passiren sind und dem ungewohnten Reiter Entsetzen einflößen. Jede Gemeinde genügt sich selbst; sie braucht und will keinen Verkehr mit den übrigen. Die Frauen weben die baumwollenen oder halbseidenen Hemden, die roth- und schwarzgestreiften Stoffe zu den weiten Weinkleidern, die schwarzen Mäntel aus Ziegenhaar, welche nebst Handschuhen und einer weißen Filzkappe den Anzug der Männer ausmachen. Zwischen einigen in die Erde gepflanzten Stöcken weben sie die schönen und dauerhaften Teppiche, welche den Hauptluxus der Wohnungen ausmachen. Die Männer bestellen das Feld, warten ihre Heerden und rauchen Tabak oder ziehen auf Fehden aus. Die Zahl der türkischen Bevölkerung anzugeben, ist selbst annäherungsweise sehr schwer; jedenfalls übersteigt sie eine halbe Million. Die große Mehrzahl derselben besteht aus Moslemin, an der persischen

Grenze gibt es Christliche K., u. auf dem Sind-schar und am Südrande ihres Gebiets wohnen Daziden (Jeziden, Jesiden), von welchen die Türken annehmen, daß sie den Teufel anbeten, und die deshalb in Sklaverei verkauft werden dürfen. Die Armenter, welche in nicht geringer Zahl unter ihnen wohnen, sind sämtlich griechische Christen. Alle K. haben eine nationale Ähnlichkeit. Ihre Hautfarbe ist nicht gebräunter, als die der sie umgebenden Turkomanen und Armenier; sie sind meist von hohem, stämmigem Wuchs, die Nase ist gekrümmt, aber die Augen sitzen sehr nahe an einander und geben ihnen oft das Ansehen, als ob sie schielten. Eine besondere Gewandtheit und praktische Kenntniß beweist der Kurde in Anlegung von Wasserleitungen. Ohne alle Nivellirinstrumente ziehen sie die Wasserfäden von den hochliegenden Quellen und Bächen oft Stundenweit an den Gebirgswänden hin bis zu dem Punkt, wo sie das Element bedürfen, welches hier die Bedingung aller Vegetation ist. Die Berglehnen sind oft bis in erstaunliche Höhe terrassenförmig aufgebaut, wie in unsern kultivirtesten Weinländern, um eine Spanne tragfähigen Landes zu gewinnen, und Baumpflanzungen, Felder und Wasserleitungen bezeichnen vorzugsweise die kurdische Kultur. — So ist die Heimath und der heitere Himmel, an welchen das Volk mit ganzer Seele hängt. Als Hafiz Pascha im Jahre 1838 mit Feuer und Schwert die Bewohner des Karfann-Dagh bis in ihre höchsten und unersieglichsten Schlupfwinkel getrieben, und als ihnen, die rings umstellt waren, die Lebensmittel zu mangeln anfangen, erschienen die Aeltesten vor dem Zelt des Siegers, um seine Gnade anzusuchen. Der Pascha wußte kein anderes Mittel, dies Volk in treue Unterthanen der Pforte umzuwandeln, als sie aus ihren unzugänglichen Gebirgen in die Ebene zu verpflanzen. Dort versprach er ihnen den zehnfachen Grundbesitz (er konnte in dieser Beziehung von unbegrenzter Freigebigkeit seyn); er gelobte ihnen drei Jahre lang völlige Befreiung von allen Steuern und Aushebungen und schilderte ihnen die Reichthümer, die sie durch Seidenkultur und Pferdezuucht gewinnen könnten, statt Maulbeeren zu pflücken und Schafe zu hüten. Aber man konnte eben so gut einem Fisch vorschlagen, künftig ein Nest zu bauen. Die Greise blickten kummervoll zum Himmel und gelobten Alles, was man forderte. Reich beschenkt kehrten sie zu den Ihrigen zurück und erzählten, was sie erfahren. Da griffen Weiber und Kinder zu den Waffen, die Rebeleien mußten erneut werden und endigten erst mit der gänzlichen Befiegung der Widerspenstigen; aber das Projekt, die Kolonisirung in der Ebene, wurde als unausführbar aufgegeben. Kurdistan ist ein Aggregat von lauter einzelnen Dorfschaften ohne allen weiteren Verband. Nur sehr selten erblickt man ein altes Raubschloß auf hohen unersieghchen Berggipfeln aufgethürmt oder zwischen schroffe Felswände eingeklemmt. Sie dienen einigen wenigen Feys nicht als bleibende Wohnung, sondern als Zuflucht in Zeiten der Gefahr. Keiner dieser kleinen Fürsten übt eine

beständige Herrschaft über einen größern Theil des Landes, und nur in Zeiten der Noth und Bedrängniß vermochten Männer, wie Rewan duß-Bey, Bedehan-Bey und Sayd-Bey, eine beträchtliche Schaar ihrer Landsleute um ihre Fahnen zu versammeln. Diese fielen dann auch eben so schnell wieder von ihnen ab, und jeder vertheidigte ausschließlich nur seinen Herd. Hierin liegt die Schwäche des Volks. Sie würden unbezwinglich seyn, wären sie vereint, aber die Einen haben sich nie geregt, den Andern beizustehen, und während Reschid und Hafiz Pascha irgend einen Bezirk überzogen, freuten die übrigen sich ihrer einstweiligen Freiheit, bis auch sie an die Reihe kam. Gegen die Araber, die den völligen Ergensatz dieses Volkes bilden, haben die K., indem ihre letzten Ansiedelungen in der Ebene von den Reiter-schaaren der Wüste zerstört wurden, ihre natürliche Grenze erreicht. Der arabische Löwe kann dem kurdischen Falken in seinen Gebirgsklüften nichts mehr anhaben, und umgekehrt dieser jenem nicht, ohne aus seinem Element herauszutreten. Der gefährlichste Feind der K. mußte wegen seiner unmittelbaren Nähe Persien seyn, wenn dies Land nicht in gänzlicher Unmacht versunken wäre. Allerdings erlagen sie den Paschas von Bagdad und Diarbekir, aber hauptsächlich nur, weil zu jener Zeit die großen Hülfsmittel eines Heeres von 50,000 Mann gegen sie verwendet werden konnten, welches der Padischah zu ganz andern Zwecken in jenen fernen Gegenden zu unterhalten gezwungen war, nämlich zur Beobachtung Ibrahim's. Uebrigens weiß die Pforte am besten, welche Opfer an Menschen, Geld und Material die Gewalt ihr gekostet hat, Kurdistan einen Zeitraum von wenigen Jahren hindurch brandschlagen zu dürfen. Sie mußte diese Opfer freilich bringen, weil ohne die Hülfsmittel Kurdistan es ihr geradezu unmöglich gewesen wäre, die Last des Status quo 7 Jahre lang zu ertragen. Ihre Artillerie, wenn die Geschütze durch unsägliche Anstrengungen auf Kameelen oder durch Menschenhände in diese Gebirgsthäler geschafft waren, gewährte ihr eine Waffe, der die K. nichts Aequivalentes entgegensetzen konnten, u. doch widerstanden Schlösser mit 40 bis 80 Mann Besatzung 32, selbst 40 Tage lang allen ihren Anstrengungen. Mittlerweile raumten Hunger, Geronoth und Krankheit furchtbar unter den Belagerern auf, und wenn die letzte Expedition Hafiz Pascha's schnell zum Ziele führte, so lag dies größtentheils mit in dem Umstand, daß man hier K. gegen K. ins Gefecht brachte. Dieselben Männer, welche sich in der Ebene u. unter türkischen Fahnen so schlecht geschlagen, sah man damals mit der äußersten Verwegenheit verschanzte Höhlen, Dörfer und Schlupfwinkel erstürmen oder vertheidigen. Beute-lust u. Liebe zur Heimath waren die Motive, welche bei der einen Gelegenheit wirkten, bei der andern fehlten. Die Natur des Bodens erlaubt den K. nur selten, zu Pferd zu sechten. Ihre Reiter, auf trefflichen Rossen, sind meist noch mit Pfeil und Bogen oder mit langen Wambuslanzen bewaffnet, deren oberes Ende mit einem dicken Wulst von Straußfedern geschmückt ist;

auch führen sie noch den kleinen runden Schild aus Flechwerk und mit Häuten überzogen zu ihrem Schmuck. Dagegen ist das lange Gewehr, mit schönen persischen Läufen von damascirtem Eisen und oft noch mit Luntenschloßern versehen, eine furchtbare Waffe bei dem zu Fuß streitenden K., in einem so schwierigen, oft fast unerschließlichen Terrain. Es liegt nach all diesem ein sehr starkes defensive Element in der kurdischen Nation, u. man darf keineswegs glauben, daß die Kusten nicht einen äußerst hartnäckigen Widerstand finden würden, sollten sie je die Eroberung des Landes versuchen. Sie würden hier auf denselben Fanatismus und auf alle die Schwierigkeiten eines dem russischen Soldaten vorzugsweise nicht zuzugenden Gebirgskrieges stoßen, die sie schon seit langer Zeit vergeblich im Kaukasus zu bewältigen streben, wo doch die Nachbarschaft und die See ihnen sehr zu Hilfe kommen. Aus eben diesen Betrachtungen geht aber zugleich hervor, daß die K. in offener Dinsticht wenig zu fürchten sind. Die großen Städte zunächst außerhalb ihres Gebiets sind vielleicht eine Lockung für sie, um sie dann und wann zu plündern, nicht aber um sie zu besigen, und um sich in ihren von der Sonnenhitze glühenden Mauern einzuschließen. Mosul und Bagdad namentlich liegen ganz außer ihrer Wirkungssphäre. Wir möchten daher auch die neuerdings biweilen ausbrechenden Kuststöße keineswegs als eine Lebensfrage für die Fortdauer des türkischen Reichs ansehen. Kurdistan ist in diesem überhaupt nie chemisch verschmolzen gewesen, sondern es hing nur mechanisch mit den übrigen Provinzen eine Zeitlang zusammen. Es ist im gegenwärtigen Zustande nicht, wie Syegippen, als ein freifliegender Krebschaden, sondern als ein abgelöstes Glied des großen Staatskörpers anzusehen, von welchem schon so viele Extremitäten abgestorben sind. Es ist auch sehr wohl möglich, daß die türkische Heeremacht, indem sie diese schönen Thäler überzieht, die Dörfer verbrennt und die Laaten niederrückt, abermals einige kurdische Bezirke zum Gehorham gegen den Pashakah zwingt. Aber eben der Umstand, daß immer dieselbe Blutarbeit wieder nötig wird, und daß für jede Rekruutenabgabe oder Steuerforderung eine solche Wadentfaltung aufs Neue geboten ist, führt auf die ernsthaftesten Betrachtungen über den Zustand des Reichs, welches Euroya durch seine Flotten und Heere zu erhalten sich so angelegen spon läßt. Stämme der K. sind: Zekiden, Kuschowaner, Bilbaer, Mel, Dschaf, Gurar, Baras, Sunsur, Kel, Kortschanlu, Schafagis, Enbarlu etc. Vergl. Kurdistan.

Kurdische Gebirge, die Gebirge, welche als südwestliche Fortsetzung des Gebirgstocks in Armenien das Paschalik Diarbekir durchlaufen und den Gebirgen Sindzhar (dem Wohnsitz der Zekiden) und dem hohen Dschudi (bei den Alten Masius) die Hand bieten, während als südöstliche Fortsetzung von dem erwähnten Hauptstocke die eigentlichen kurdischen Gebirge abstreifen und unter verschiedenen Namen durch ganz Kurdistan bis an die Grenze

Persiens laufen, immer eine südöstliche Richtung verfolgend. Viele dieser Gebirge sind mit bestandigem Schnee bedekt und mögen also eine Höhe von 10,000—13,000' haben.

Kurdische Sprache, eine der persischen nahe verwandte Sprache, eigentlich ein Dialekt des Persischen, der wiederum in verschiedenen Mundarten gesprochen wird, von welchen die von Amadia den Vorzug der größten Reinheit hat. Die k. S. ist raub, arm und mit vielen fremdartigen, besonders türkischen und arabischen Bestandtheilen versehen. Ihre Schriftzeichen sind die persischen. Hinsichtlich des grammatical. Theils der k. S. sind die Nomina odne Biegung und Geschlecht, die Kasus werden durch vorgesetzte Partikeln bezeichnet: hab, der Vater; in hab, des Vaters; a hab, den Vater; ech hab, von dem Vater. Die Steigerung der Adjektive geschieht auf ähnliche Art, wie im Persischen: spei, schön; speiter, schöner. Die Zahlwörter heißen: jek (1), dah, zeh, tschahr, pentsch, schesch, ahst, ahst, nah, dah (10). Die Deklination der Pronomina ist unregelmäßig; das Possessivum wird durch Suffixe gebildet: babomem, mein Vater; babeta, dein Vater; babewi, sein Vater etc. Die Verba haben eigentlich nur 2 Tempora, deren eines aus dem Infinitiv mit vorgesetztem Pronomen ohne alle Biegung gebildet und als Präteritum gebraucht wird, während das andere, das Praesens, in der 1. Person Singularis und Pluralis auf m, 2. Person auf t (i), 3. Person auf t endigt. Man unterscheidet 3 Konjugationen. Der Anfang des Verbum fers lautet: babe ma ke derunt ar saman, makaddas bit aweta, d. h. Vater unser, welcher wohnt über Himmel, gebilligt sei Name dein. Eine Grammatik nebst Vocabular der k. S. hat man von Garzoni, Rom 1787; einige aufgezeichnete Volkslieder und Helbengedichte ausgenommen, gibt es keine kurdische Literatur. Vgl. kurdische Studien von Ködiger u. Pott in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. III und IV.

Kurdistan (Land der Kurden, Grog.), 1) (das alte Assyrien), ein ausgedehnter Landstrich in der asiat. Türkei, zwischen dem Tigris, dem See Wan und den armenisch-persischen Gebirgen, begreift die Paschaliks Schahrfor, Wan, Diarbekir und Bagdad, grenzt an die pers. Provinzen Aserbeidschan, Irak u. Khusistan u. an osmanisch Asten, doch ohne bestimmte Grenzen, und hat einen Flächenraum von etwa 600 Q. M. Es ist ein gebirgiges, zwischen 4—5000' hohes Land, auf welchem sich zahlreiche Gebirgsketten bis über die Schneelime erheben. Hauptgebirg ist der Zagros (13,000'); ven ihm geht der Elwind ab; andere Gebirge sind der Darnawend und Bisitun (1016'). Die Berge sind zum Theil gut bewaldet, die Thäler wasserreich und fruchtbar. Hauptfluß: Kerasch (Karasu), mit seinen Nebenflüssen Dinwer, Seilan, Kurremadab; andere Flüsse: Bab, Kammashkar, Harfan etc. Auch gibt es mehrere Seen. Das Klima ist im Ganzen mild und gesund, nur in den Thälern heiß; der Boden fruchtbar an Gerste, Reis, Baumwolle, Del, Wein, Tabak, Doh, Holz etc. Die Mehr-

zahl der Einwohner besteht aus Kurden (s. d.), unter welchen Armenier, chaldäische Christen, Araber, Kuren, Efscharen und viele andere Nomadenstämme wohnen. Die Viehzucht ist so bedeutend, daß jährlich mehr als eine Million Schafe und Ziegen ausgeführt werden. Nur einige Gegenden erkennen die Oberhoheit der türk. Regierung an; andere stehen unter unabhängigen Fürsten oder Emirs (s. Kurden). Hier: Ghulambar, Hauptstadt der Provinz Scherezur (Schehr sor), aber eine besondere Stadt Scherezur gibt es nicht; Arbil, Stadt von 6000 Einw., wo die große Schlacht zwischen Alexander und Darius vorfiel; Kerkuk, Stadt, sonst von 15,000 Einw., darunter viele Juden, am Kiff-Su oder Khash-Chai, jetzt sehr herabgekommen; Sulimaniyah, Stadt am Fuße der Noman-Gebirgsketten, seit 1788 erbaut, mit 10,000 Einw., Sitz eines Pascha's. Das Land der Hakari oder das Fürstenthum Dschulamerk ist das beträchtlichste aller Kurden-Fürstenthümer, mit dem Schlosse Dschulamerk, in einiger Entfernung vom großen Zab- oder Hakaristusse, wo der Fürst residirt. In der Nähe von Dschulamerk liegt an der andern Seite des Zabflusses das Gebirgsland der chaldäischen od. nestorianischen Christen, die von den 10 verlorenen Stämmen des Reiches Israel abstammen sollen, und deren Zahl sich auf 70—100,000 beläuft. Da sie meistens die unzugänglichen Wälder des Dschidda- oder Dschuwar-Tagh, eines 15,000 hohen Gebirges, bewohnen, so haben sie sich bis auf die neuesten Zeiten in Unabhängigkeit von der türk. Herrschaft erhalten. Die höchste geistliche Macht hat bei ihnen ein Patriarch, dessen Residenz von Einigen Johannes, von Andern Kotsch-Hannos genannt wird. Bitlis ist eine Stadt am Flusse gleichen Namens, mit 12,000 Einw.; Amadih, Hauptstadt eines kurdischen Fürstenthums gleich. Nam. und Festung auf dem Gipfel eines steilen Berges, jetzt mit türkischer Besatzung; Rewandoz, Festung im Lande eines wilden Kurdenstammes gl. Nam., unter einem Häuptling, der sich Emir von Rewandoz nennt. Dieser unabhängige Kurdenstaat liegt in dem wildesten Theile des Hoagebirges Bagros. — Geschichtlich e. Im Alterthum war K. das Land der Carduchi. Nach einheimischen Sagen stammten diese von Männern ab, welche sich vor Sohabs Grausamkeit hieher fluchteten, oder von den Dschin, oder von den Dewa, die sich mit menschlichen Weibern verbanden. Es war ein rohes und kriegerisches Volk, das unter einzelnen Stammfürsten stand, die wieder Einen aus ihrer Mitte als Oberhaupt anerkannten. Ihr gebirgiges, unwegsames Land schützte sie lange vor fremden Eroberungen, aber die Uneinigkeiten der einzelnen Fürsten zogen oft fremde Mächte als Helfer ins Land, die man dann als Oberherren anerkannte, und denen man Tribut zahlte od. Kriegsdienste leistete. Die 10,000 Griechen unter Xenophon zogen unter großen Mühseligkeiten durch K. Die persische Oberherrschaft über K. ging auch auf die Nachfolger Alexanders des Großen über, von welcher Unterthänigkeit sich jedoch die Fürsten K.s bald befreit zu haben

scheinen. Zur Zeit der römischen Herrschaft schwankten die Kurden in ihrer Unterthänigkeit zwischen den Römern und den persischen Sassaniden, wie noch jetzt zwischen dem türk. Padschah und dem persischen Schah, doch hielt sich der am Tigris und um Bagdad gelegene südliche Theil von K. mehr zu den Türken, dagegen der nordöstliche Theil mehr an Persien. Unter den Fürsten des letztgedachten Landstrichs ist der mächtigste der Waly von Ardelan, der mit seinen Mitfürsten von Saladin abzustammen behauptet. In der neueren Zeit war bei den Kämpfen des persischen Regenten Khusru Khan Waly von Ardelan und stand auf Kersim Khans Seite, entzog aber dessen Nachfolger seinen Schutz und wurde endlich Dschaffers offener Feind. Nach dessen Niederlage bei Hamadan schloß er sich an Mohammed Aga an, dessen Vater Mohammed Hussein, ihn der einst vertrieben war, wieder in sein Reich eingesetzt hatte. Seitdem Mohammed Aga 1795 die Zenddynastie gestürzt hat, steht dieser Theil von K. unter persischer Oberhoheit. — 2) Persische Provinz, an der Westgrenze, zwischen Irak Adschemi u. Khusistan und dem türk. Asien, gebirgig, mit fruchtbaren Thälern, von mehreren kurdischen Stämmen bewohnt. Darunter werden genannt: die Bilbaer, wild, kriegerisch, 15,000 Männer; Sunfur, 1200 Familien; Surar (Mekri), unabhängig, stellt 3000 Reiter Kontingent; Kotschanlu; 10,000 Männer. K. hat nur einen Statthalter, und zwar einen Prinzen, dessen Herrschaft auch Hamadan in Irak einschließt. Distrikte: Kermanschah, mit dergleichenam. Hauptstadt am Flusse Kerah, jetzt (nach Wuklingham) mit 40,000 Einw., die gute Waffen verfertigen; Rehawend (Mohaw), mit dergleichenam. Stadt; Kontowar, mit der gleichnam. Stadt und mit der Stadt Senna; Dinnewer, mit der gleichnam. Stadt. Schlösser u. Städte finden sich noch mehr im Gebirge. — Vgl. Kurden.

Kurdla, ostind. Stadt, Präs. Bombay, Prov. Aureng-Abad, südöstl. von Ahmed-Nagor.

Kure, Marktflecken, s. Karahissar 3).

Kuredschekli, Stamm der Turkmanen (s. d.).

Kurekdja-i Asab (türk. Seew.), seit 1501 errichtete rudernde Flotte, sind ausschließlich zum Dienst des Arsenal und der Flotte bestimmt und werden meistens aus Christen genommen.

Kureleh (Kerelu), asiat.-türk. Kap, im schwarzen Meer, westlich von Trebisond, 41° 50' 45" nördl. Br. und 56° 49' 5" östl. Länge.

Kurempur, ostind. Stadt, Sind, südl. von Jlab-Abad; Calicofabr.

Kuren, finnische Bewohner von Kurland.

Kuren und Kurenoi-Ataman, s. Kosaken.

Kureotis (Ant.), der dritte Tag der Apaturien (s. d.), weil an ihm die erwachsenen Jünglinge das Barthhaar zum ersten Male verloren; sie wurden hierauf als Bürger in die gehörige Phratie (s. d.) eingeschrieben, wobei man ein Opfer (Kurion, Kureion) brachte.

Kurerbe, 1) (Nektow.), s. v. a. Kurerbe; — 2) s. v. a. Kurprung.

Kurerzkanzler (Staatsgesch.), Titel der geistlichen Kurfürsten im deutschen Reich; der von Mainz war K. in Germanien, der von Köln K. in Italien, der von Trier K. in Arelat.

Kureten, 1) (a. Geogr.), ein wildes Volk, das zuerst die Insel Ehalcis oder Euböa bewohnte, von da nach Aetolien wanderte (daher dieses Land, besonders der südliche Theil, Kuretis genannt), und von hier vertrieben in Akarnanien sich festsetzte. Der Name K. soll sich herleiten von *κοῦρα*, Abschneiden der Haare, weil die K., als sie einst auf Euböa mit Feinden handgemein wurden, sich bei den langen Haaren faßten und dieselben dadurch verloren.

— 2) (von *κοῦρος*, der Jüngling, Myth.), Söhne des Apollo und der Thalia, die ersten Priester Jupiters auf Kreta, 3, nach Andern 9 anwer Zahl. Es waren bewaffnete Jünglinge, die bei feierlichen Gelegenheiten Opfertänze hielten. Früh schon wurden sie mit den Kabinen, Korymbanten und Daktyli Idbai verwechselt, und phrygische Fabeln in ihre Fabel eingemischt. Die spätere Sage macht die K. zu Wächtern des kleinen Zeus, die Rhea aus Phrygien kommen ließ, oder zu den Knaben, welche Amalthea um die Wiege des Zeus versammelt hatte; durch ihren Waffentanz sollen sie die Stimme des neugeborenen Zeus für dessen grausamen Vater Kronos unhörbar gemacht haben. Zeus erschlug die K. mit dem Bliß, wegen des Raubes des Eparkhos.

Kurfürsten, 1) (vom altheutschen kōren od. kōren, d. i. wählen, also Wahlfürsten, latein. Electores), diejenigen vornehmsten Fürsten des deutschen Reiches, welchen ausschließend das Recht zustand, den Kaiser oder König zu wählen. Ueber den Ursprung der K. haben lange Zeit irrige Meinungen geherrscht, unter andern die, welche sich auf eine untergeschobene Urkunde gründete, daß nämlich die K. vom Papst Gregor V. vermöge eines mit Kaiser Otto III. geschlossenen Vertrags, oder von Innocenz III., oder Gregor X. eingesetzt wären, oder daß sie nach dem großen Interregnum 1274 entstanden wären u. d. Beides, sowohl die Wahl als auch das ausschließliche Recht der Kurfürsten bei derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern war das deutsche Kaiserthum für die regierende Familie erblich. Nach Abgang der Karolinger, oder seit Konrad I., erwählt 911, war Deutschland ein förmliches Wahlreich. Das bei der Königswahl gegenwärtige Volk stimmte unter Vortritte der Fürsten, ihrer Führer, und begrüßte sodann den Gewählten als König. Die Wahl beschränkte sich aber anfangs auf eine Familie, so daß, sobald ein Sohn oder Bruder des früheren Königs vorhanden war, derselbe stets folgte. Die Herzöge, als die vornehmsten Fürsten, hatten bei den Wahlen die Hauptstimmen, u. diese nebst einigen andern machten schon zu Konrads II. Zeiten Anspruch auf eine Vorwahl (Praetaxatio). Die wichtigsten Geistlichen im Reich, die lothringischen mächtigen Bischöfe, die anfangs nicht mitstimmten, sondern nur den Neuwählten salbten, bekamen bald auch das Stimm-

recht. Bei Kaiser Lothars II. Wahl wurden aus den 4 Hauptnationen Deutschlands (den Franken, Sachsen, Schwaben und Bayern) 10 der angesehensten Fürsten ausgelesen, um den schicklichsten zu kōren, und die übrigen mußten sich verpflichten, keinen zuerkiesen, der nicht unter diesen Vorherbestimmten enthalten sey. Auch Friedrich I. wurde von 8 mächtigen Fürsten erwählt, denen dann die übrigen Stände beistimmten. Somit ruhte damals das Recht, den Kaiser zu wählen, weder auf einem Hause, noch auf einem Lande; auch leate man noch wenig Werth auf den Titel eines Erwählers (Electo). Zuerst ward derselbe von Friedrich I. 1156 dem Hause Oesterreich in dem Privilegium desselben gegeben; sonst hießen die Wahlfürsten Summi principum, Principes regni, Magnati, Imperii majores principes, Principes officii regni etc. Nach der Entsetzung Heinrichs des Löwen und durch die Abreißung Brandenburg von Sachsen und Oesterreich von Bayern scheint das Recht, den Kaiser zu wählen, besonders auf die Inhaber der geistlichen u. weltlichen Erzämter (s. d.) übergegangen zu seyn, welche ehemals wahrscheinlich einen Theil der Rechte der alten Herzöge ausmachten und nach Aufhören dieser vom Kaiser beliebig verliehen wurden. So entstanden die sieben K., welche Albrecht von Stade, Zeitgenosse Friedrichs II., zuerst als Wähler des Reiches erwähnt. Sie waren: der Erzbischof von Mainz, als des deutschen Reiches Erzkanzler; der von Trier, als Kanzler von Burgund; der von Köln, als Kanzler von Italien; der Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Erztruchseß, der beim Königszug den Reichsapfel trug und beim Wale die Schüffeln aufsetzte; der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte, und der König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher auftrug. Auf letztern war der Anspruch Bayerns auf die Kur übertragen worden, weil dieses mehrmals bei der Wahl nicht erschienen war, aber als nicht deutsch erhielt er sich anfangs der Wahl. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl, doch wußten sich die K. in ihrem Vorrechte zu behaupten. Zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts werden sie in Urkunden unter dem Titel Electores erwähnt; doch umschreibt der Papst noch 1263 diesen Titel. Im J. 1339 ertheilte Kaiser Ludwig der Bayer den K. auf dem Reichstage zu Frankfurt die erste schriftliche Bestätigung, und die vom Kaiser Karl IV. 1356 gegebene Goldene Bulle (s. d.) gab der ganzen Einrichtung die Gestalt eines Reichsgrundgesetzes. Dennoch wurde erst einige Jahre nachher der Gebrauch allgemein, daß sich auch die K. selbst in Urkunden Electores nannten. Durch die goldene Bulle wurde auch die Kurwürde immer nur einer Linie jedes Hauses zugesprochen und verordnet, daß der Besig dieser

Würde immer mit dem eines gewissen Kurlandes verbunden sein sollte. So bestanden nun die K. mehrer Jahrhunderte fort, nur daß man den König von Böhmen, dessen Land damals nicht zu dem engen Reichsverband gehörte, nach des Königs Befehl Befragung 1400, nicht zu den Versammlungen der K. — ohne ihn jedoch von den Wahlen ausschließen zu wollen — zuließ. Es kam darüber zu lebhaften Streitigkeiten, hauptsächlich 1489, als Maximilian I. zum Kaiser gewählt wurde. Nach Aussterben des Hauses Sachsen-Kauenberg-Wittenberg mit Albrecht III., der das Kurland (Wittenberg) besessen hatte u. zugleich Kurfürst gewesen war, übertrug Kaiser Sigismund dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, Wittenberg, und somit die Kurwürde, die er auch, umgeachtet aller Protestationen anderer Kurfürsten, behauptete (vgl. Sachsen, Geschichte). Der dreißigjährige Krieg veranlaßte die erste Veränderung unter den K. Friedrich von der Pfalz wurde nämlich wegen seiner Wahl zum König von Böhmen in der Reichsacht erklärt u. seine Kurwürde an das ihm verwandte Bader u. übertrugen. Als darauf 1648 im westphälischen Frieden die vollständige Wiedereinsetzung des pfälzischen Hauses festgestellt wurde, führte man für dasselbe eine achte Kurwürde ein. Pfalz führte nun, wie das Haus Bayern, den Reichsapfel als Reichserzkanzler, war aber eigentlich Erzschatzmeister; zugleich war festgesetzt, daß, unter dem Fall des Aussterbens der bayerischen Wilhelmschen Linie, die bayerische Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. Bald inessen (1692) kam noch eine neue Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob. Er wollte dadurch dem Hause Hannover, das Ausschüßten auf den englischen Thron hatte, schmeicheln, seinen Nachkommen eine Wahlstimme sichern und die Wiedereinführung des königlichen Böhmen in das Kurfürstenkollegium vorbereiten. Doch wurde erst 1710, nach langwierigen Widerständen der Reichshände, besonders der K., Braunschweig in das Kollegium eingeführt. Der neue Kurfürst war zugleich Erzbannerherr, und alle sich Sachsen und Würtemberg, welche den Reichsfahne von jeher geführt haben wollten, dem entgegengekehrten, Erzschatzmeister, welches Amt er mit Pfalz gemeinsam führte. Bischof Leopold I. 1700 versprochen hatte, seinen neuen K. ohne Zustimmung der K. einzuführen, setzte er dennoch die Wiedereinführung Böhmens 1705 durch, und zwar mit Hilfe Brandenburgs, welches dieses in dem Kontraktat versprochen hatte. Am 3. 1706 geriet Bayern wegen seiner Verbindung mit Frankreich in die Acht, u. Pfalz erhielt dessen Kur, das Erztruchseßamt u. dessen Stelle vor Sachsen, das kaiserliche Kollegium, mußte jedoch seine Rechte, vermög des saltschen und bader Friedens 1714 wieder aufgeben. Als 1777 das Haus Bayern mit Maximilian Joseph ausstarb und die bayerischen Kanten an Kurpfalz fielen, ging die bayerische Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und es gab fortan wieder nur acht K. — Bedeutende Veränderungen erlitt die Ver-

fassung der K. 1801 in Folge des Friedens von Lunéville. Durch denselben war nämlich mit dem linken Rheinufer den geistlichen K. der größte Theil ihres Gebietes genommen und zugleich (im §. 7) festgesetzt worden, daß nur erbliche Kurfürsten von dem deutschen Reiche Entschädigung erbalten sollten. Zwar wählten die Domkapitel zu Köln und Münster nach Aussterben des K. Maximilian zu Köln am 7. October 1801 den Erzherzog Anton Viktor von Oesterreich zum neuen K., dessen Wahl auch von Seiten Oesterreichs für glückl. und verfassungsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich schon vorher wider dieselbe protestirt worden war; allein es hatte diese Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserliches Rescript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigungen ernannte Reichsversammlung nach Regensburg zusammenberufen und dieser am 21. August ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nimmte nur noch ein geistlicher Kurfürst, nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst Reichserzkanzler sein, dagegen drei neue weltliche K., nämlich Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Oesterreich bereits am 31. August die dem Großherzog von Toskana durch Salzburg und Berchtsgaden zugesandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf am 28. December zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Uebereinkunft abgeschlossen hatte, so wurde außerdem Beschlüssen dem Großherzog von Toskana auch die Kurwürde zugesprochen. Nach dem von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichshände geschickten Bestätigung des Entschädigungsplanes, worin man zugleich dem noch lebenden K. von Trier, Clemens Wenzlaus, Herzog von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte schenkte, wurden die vier neuen Kurfürsten von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, sowie der neue Kurfürst Erzkanzler, am 22. August 1802, in das kurfürstliche Kollegium eingeführt. So gab es nun zehn K. und unter diesen sechs weltliche, so daß letztere Kirche dadurch, so wie durch 27 neue im Reichsfürstentum erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfassung, die Stimmeneinheit für sich hatte. Allein die Verfassung des Kurkollegiums eilte, wie die deutsche Reichsverfassung überhaupt, ihrem Ende entgegen. Schon durch den preßburger Frieden von 1806 wurde die salzburgische Kurwürde wieder aufgehoben, indem Oesterreich Salzburg und Berchtsgaden erhielt, dagegen gab man dem K. von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstenthums; Bayern u. Würtemberg erhielten die Königswürde, ohne deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis am 12. Juli 1806 in Paris der Abschluß der rheinischen Konföderationsakte erfolgte, worauf Bayern, Würtemberg, der Erzkanzler (der den Titel Kurfürst Primas erhielt) und Baden (dessen ein Großherzogthum) der deutschen Reichsverbundung entsagten und der französische Minister Bader auf dem Reichstage

zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protektors des Rheinbundes angenommen habe. In Folge dessen legte am 6. August der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die K. von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstlichen Titel; allein schon am 31. September trat Würzburg dem rheinischen Bunde bei und erhielt den Titel eines Großherzogthums; ihm folgte am 11. December Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hessischen Lande bemächtigte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon und erklärte den K. derselben für verlosch. Kurbrandenburg hatte schon länger als 100 Jahre vorher den Königtitel angenommen, und Kurbraunschweig war mit England vereinigt worden; somit gab es nur noch zwei Titularkurfürsten, den von Trier und den von Bessen. Ersterer starb 1812, letzterer, der nach dem Sturze Napoleons in sein Land zurückkehrte, behielt, wie sein Nachfolger Wilhelm II., den Kurfürstentitel, indem er ihn für werthvoller hielt, als den eines Großherzogs. Da indessen bekannterweise ein Bund deutscher souveräner Fürsten an die Stelle des deutschen Reiches trat, so hat dadurch die Kurfürstwürde ihrem Begriff und Wesen nach ihr Ende erreicht. — 2) (Deutsche Staaten.) Die K. bildeten zusammen auf dem Reichstage das kurfürstliche Collegium, in welchem sie abgeordnet für sich stimmten, und das sie laut den Kurverordnungen aufrecht zu erhalten versprachen. Es zerfiel dasselbe in das katholische und evangelische Collegium, je nachdem das Kurland eines Jeden katholisch oder evangelisch war. Der Kurfürst von Sachsen gehörte daher, obgleich für seine Person seit dem 18. Jahrhundert katholisch, doch wegen seines Landes dem evangelischen Collegium an. Ersterer waren bis 1803 fünf, nämlich Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Bayern; letzterer drei: Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die Stellungen derselben in der deutschen Reichsverfassung war eine ganz eigenenthümliche. Sie hatten vor den übrigen deutschen Reichsländern gewisse Vorrechte, die sie entweder alle gemeinschaftlich oder auch nur einer oder der andere für sich genossen. Sie waren nach der Goldenen Bulle des Kaisers innertst und vertrauteste Räte, die „sieben Säulen u. Stütze des heiligen Reiches“, ja „Mitglieder des Kaiserlichen Leibes“. Sie wurden daher von dem Kaiser bei wichtigen Reichsangelegenheiten um ihre Einwilligung befragt und gaben dieselbe durch Willkürbriefe. Sie konnten dem Kaiser auch unbenutzten Rath geben und ihm zusammen durch kurfürstliche Collegien schreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zukommende Entwerfung der Wahlkapitulation (s. d.). Weist hatten sie auch noch Stimmen im Reichsfürstenrathe. Sie fanden in einem befondern, zuerst 1358 zur Aufrechterhaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Vereine, den noch bis in die letzte Zeit jeder Kur-

fürst persönlich beschwer. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtbarkeit des Reichshofamtergerichts und des Reichshofraths; ihre Kurlande waren untheilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserliche Verleihung, und was jenen wurden sie mit zurückgelegtem 18. Jahre. (Vgl. Bulle, goldene.) Zudem genossen sie königliche Würden und Ehren, obgleich sie weder die Krone über ihrem Wappen, sondern nur den Kurbhut (eine rothsammetne, runde, bei den Geistlichen vieredrige Mütze), noch den Titel Majestät, sondern nur den kurfürstliche Durchlaucht führen durften und von niedern, besonders geistlichen Fürsten kurfürstliche Gnaden genannt wurden. Könige gaben ihnen dagegen den Bruderstitel, standen ihnen aber im Range zuvor. Ebenso verlangten dies die Republiken der Niederlande und Venedig, auch die Cardinale präcedirten den Vortrag und erhielten ihn wenigstens vor den geistlichen K. in Rom. Sämmtliche K. trugen, wenn sie in Person dem Reichstage beiwohnten, ein Kurabit, bestehend aus einem bis auf den Boden herabgehenden Rocke, bei den geistlichen K. aus scharlachrothem Tuche, bei den weltlichen von rothem Sammet, mit einem Kragen von Hermelin und Hermelinbesatz an den weiten Hermeln und vorne herunter, und aus dem Kurbut. Versondere Vorrechte einzelner Kurfürsten waren noch folgende: a) der Kurfürst von Mainz war Erzkämmerer in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Direktorat des ganzen Reichstages und des Kurfürstenrathes insbesondere, das Ausschreiben der Wahlstage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvizekanzlers, welcher am kaiserlichen Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Direktor des Corpus Catholicorum (s. d.). Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom Jahr 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Im Fürstenrathe hatte Mainz keine Stimme, führte aber das Direktoratium im kurrheinischen Kreise. b) Der Kurfürst von Trier war Erzkämmerer durch Gallien und Arelat, hatte die zweite Stelle im Kurcollegium und führte im Fürstenrathe die Stimme der Propstei von Prüm. c) Der Kurfürst von Köln, Erzkämmerer durch Italien, war Legatus natus, d. i. vermöge seines geistlichen Amtes Stellvertreter des Papstes und krönte, statt dessen von Mainz, den Kaiser, wenn die Krönung zu Bachen oder sonstwo in seinem Erzbisth. Sprengel vor sich ging. Köln hatte auch keine Stimme im Fürstenrathe. d) Der Kurfürst von Böhmen war Erzhoch, hatte den Vortrag vor den weltlichen K., war von dem Verband der Reichsteile frei, hatte nicht nöthig, auf den Reichstagen zu erscheinen, wenn sie nicht in Nürnberg, Bamberg oder Merseburg gehalten wurden, war, so viel Oesterreich betraf, den Reichsoberkämmerer nicht unterworfen und erkannte dieselben aus außerdem nicht in seinem Lande an. Vom Kurfürstencollegium war er bis 1708 ausgeschlossen. e) Der Kurfürst von der Pfalz war Reichserztruchseß

und bei Erledigung des kaiserlichen Thrones Reichsvikarius in Franken, Bayern, Schwaben und am Rhein. Er hatte im Fürstenrathe die 3 Vota von Lautern, Simmern und Neuburg (die von Veldenz und Lauterbach hatte die Nebenlinie Zweibrücken) und für Bayern, seit 1778 noch die Stimmen für Bayern und Leuchtenberg; übte das Wildfangsrecht, war Schutzherr der Reichsstädte Aachen, Worms und Speier und war Kreisauschreibender Fürst im bayrischen, mit dem Hochstift Worms im oberrheinischen, mit Münster und Brandenburg im westphälischen Kreise. f) Der Kurfürst von Sachsen war Erzmarschall, was nicht bloß in Verrichtung einiger Ceremonien bestand. Er hatte die Polizei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen, welche durch den sächsischen Erzmarschall ausgeübt wurde, und theilte mit Kurmainz mehrere Direktorialgeschäfte. Auch war er Reichsvikarius in den Landen sächsischen Rechts, erster evangelischer Reichsstand und Direktor des Corpus Evangelicorum. Er hatte bloß Antheil am hennebergischen Votum im Fürstenrathe. g) Der Kurfürst von Brandenburg war Erzkämmerer, führte abwechselnd das Kodirektorium des westphälischen Kreises für Kleve mit Pfalz und Münster, im niedersächsischen mit Magdeburg und Braunschweig-Lüneburg, und hatte für Magdeburg, Halberstadt, Hintervommern, Kammin, Ostfriesland, zuletzt auch für Ansbach und Kulmbach neun Stimmen im Fürstenrathe. h) Der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg endlich war (außer Erzbannerträger) Erzschatzmeister, Kodirektor des niedersächsischen Kreises, abwechselnd Bischof zu Osnabrück und hatte 3 Stimmen für Braunschweig, 1 für Bremen, 1 für Verden, 1 für Sachsen-Lauenburg, im Fürstenrathe. — Die Verhältnisse der 4 neuen K. (s. oben) hatten sich noch nicht geordnet, als das deutsche Reich aufgelöst wurde; doch hatte Württemberg sich bereits den Titel eines Erzbannerherrn beigelegt.

Kurfürstenhut, s. v. a. Kurhut, s. Fürstenhut.

Kurfürstentage (Staatsgesch.), s. Kurfürsten.

Kurfürstenverein, s. Kurfürsten.

Kurg (Kurga), Distrikt, s. v. a. Coorg. Die Kurgbewohner, ein schöner Menschengeschlag, weißer und größer, als die andern Hindus, stets bewaffnet, sind lauter Bauern, die zerstreut auf ihren Höfen im Lande umher wohnen und kaum Spuren von Götzendienste unter sich haben. Sie sprechen die kanaresische und Tulusprache. Ihre Zahl beträgt etwa 6000.

Kurgäste (Med.), Diejenigen, welche zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ein Bad oder eine ähnliche Heilanstalt besuchen.

Kurgau (Kurgau), (Geogr.), 1) asiat.-russ. Kreis, Sibirien, Gouv. Tobolsk, am Tobol, im Süden bis an die Kirgisensteppe, im Westen bis an Orenburg, fruchtbares Flachland mit viel Nadelwaldung, sehr wasserreich in Seen und Bächen, mit dem Tobol und seinen Nebenflüssen Uj, Kurgamysch, Tschernoi I, von Russen, Kolonisten, Kosaken und we-

nigen Verbannten bewohnt, übrigens einer der bevölkerteren Kreise. Die Festungen der Tschymkent gehören hieher; — 2) Kreisstadt daselbst, auf dem linken Ufer des Tobol, auf einem hohen, aber flachen Hügel; in der Umgegend guter Ackerbau und Jagd auf Wasservögel; 600 Einw. Früher war K. eine Slobode und hieß Zarew-Kurgan (d. i. Königsgrab), wahrscheinlich von einem Erbauwurfe, der nahe am Ufer des Flusses mitten im Orte liegt und etwa 240 Arschinen im Umkreise hat. Bei der Errichtung der Statthalterschaft Tobolsk im Jahre 1782 wurde der Ort in eine Stadt umgewandelt.

Kurgeld (Rechtsw.), 1) in Sachsen das Geld, welches der jüngere Sohn von dem ältern dafür empfängt, daß er diesem die Wahl der Grundgüter überläßt; — 2) die Summe, welche in der Lausitz ein Handwerksmeister dem Grundherrn zu entrichten schuldig ist.

Kurgericht (Rechtsw.), Gericht, welches aus Kurrichtern, nach Wahlrecht, gebildet wurde.

Kurghaldin, asiat.-russ. Stadt, westl. im Gouv. Dmsk.

Kurghe, asiat. Landsee, Thian-Schan-Pelu, im Bezirk Kurlara-ussu, westl. vom See Awar-noor.

Kurghommah, ostind. Stadt, Präsidentsch. Bengalen, Prov. Sunduana, nördl. von Kuttanpur.

Kurgonil (a. Geogr.), Volk in Spanien, wahrscheinlich gleichbedeutend mit Murbogl.

Kurhabit, s. Kurfürsten.

Kurberr (Rechtsw.), eine Person, der das Recht zusteht, einen Vorgesetzten zu wählen.

Kurbut, s. Fürstenhut.

Kuria, afrikan. Vorgebirg, Tripolis, am Mittelmeere, westl. vom Kap Lupo.

Kurialien (v. lat.), 1) Höflichkeiten, Feierlichkeiten bei einem Gerichtshof; — 2) (Kurialsystem), die Höflichkeiten der Kanzleischreibart, so wie die Anwendung der Titel. Vergl. Kanzleystyl, S. 523.

Kurialisten (Kircheng.), 1) die in den Tribunalen der römischen Kurie arbeitenden Beamten; — 2) Anhänger der römischen Kurie, besonders — 3) diejenigen, welche die Erweiterung der päpstlichen Macht wünschen und für dieselbe arbeiten.

Kuriatal, afrikan. kleine Insel, Tunis, nahe an der Ostküste.

Kuriatstimme (v. lat.), zur Zeit des deutschen Bundestages die Gesamtstimme, mit der mehrere kleine Staaten Deutschlands bei den engern Versammlungen in Gemeinschaft stimmten. S. Deutscher Bund, S. 334 f.

Kurie, römische, im weitesten Sinne die Gesamtheit der katholischen Kirchenbeamten, welche bei Verwaltung der hohen kirchlichen Aemter mitwirken, die in der Person des Papstes vereinigt sind, des bischöflichen, erzbischöflichen und päpstlichen. — Es ist ein erhabener und zugleich erhebender Gedanke, Diejenigen, die schon durch geistige Bande mit einander verknüpft sind, auch noch durch ein äußeres Band zu einer großen Einheit verbunden zu sehen. Dem Protestantismus fehlt diese Einheit, die katholische

Kirche hat sie seit vielen Jahrhunderten. Aber das Papstthum, in welchem sich dieselbe darstellt, hat mit jenem großen Gedanken Mißbrauch getrieben, zu seinem Vortheil ihn ausgebeutet. Das Papstthum sollte als nichts Anderes betrachtet werden, denn als ein menschliches Institut zur Realisirung der Einheitsidee, aber die Kurialisten haben seine Verechtigung als eine göttliche kempeln wollen; mit welchen Gründen und mit welchem Rechte, das ist bereits in dem Art. Papst, S. 472 ff. gezeigt worden. Dort hat ein Protestant gesprochen. Aber selbst im Katholicismus haben sich in neuerer Zeit gewichtige Stimmen gegen den Mißbrauch des päpstlichen Primats erhoben. Diese denkenden Katholiken unterscheiden wesentliche Vorrechte des Papstes und unwesentliche. Als wesentliche betrachten sie nur diejenigen, welche zur Erhaltung möglicher Einheit in den Hauptlehren des Glaubens, wie auch in Verfassung und Gesetzgebung nützlich sind. Sie rechnen dahin das Direktionsrecht, das jedoch nur durch unverbündliche Exhortationen auszuüben ist; nicht als Stellvertreter Gottes und Christi, sondern wie der älteste unter vielen Brüdern, ist der Papst nur beauftragt, etwa Verschiedenes oder Verärgertes durch Ermahnung an die kompetenten Diöcesane oder Provinzialbehörden zu verbessern. Unangenehm ist das Devolutionsrecht und das sogenannte Schug- u. Schirmrecht (s. d.). Als ein wesentliches Recht schreiben die besten Katholiken ferner dem Papst zu eine, jedoch nicht ausschließliche, Initiative, Vorschlagsrecht, welches sich äußern kann einmal bei neu entstandenen Glaubensfragen, welche die nöthige Einheit bedrohen. Der päpstliche Stuhl hat in diesem Falle das Recht, seine Meinung durch ein provisorisches Glaubensdekret auszusprechen, so hoch, daß abweichende Meinungen nicht verdammt werden, die entgegengesetzte Ansicht der kirchlichen Gesamtheit aber das päpstliche Dekret aufhebt. Die Vorschläge neuer Gesetze bedürfen ferner jedenfalls der Zustimmung der betreffenden Diöcesane u. der Genehmigung der Staatslegislatur, um zum wirklichen Gesetze zu werden. Weiterhin hat der Papst nach den Ansichten jener Schule das Recht, Kenntniß zu nehmen von den Ereignissen in jeder Diözese, zur Erhaltung der nöthigen Einheit; darum sind die Bischöfe zur Berichtserstattung und Erhaltung der Verbindung mit jener Centralbehörde verpflichtet, und der Papst kann Legaten zur Einsichtnahme an Ort und Stelle ernennen. Unwesentliche Vorrechte nennt jene Schule solche, deren Entstehung theils in Uebereinkunft von Seiten der andern Diöcesane, wie schon auf dem Concilium zu Sardica (im J. 344), theils darin zu finden ist, daß der Papst im Mittelalter, unumschränkte Alleinherrschaft sich zuschreibend, Rechte der Bischöfe, Erzbischöfe und Provinzialsynoden an sich zog. Zur Würdigung dieser später erworbenen Rechte stellen aber die Katholiken folgende Grundsätze auf: 1) Ihr Daseinbestand kann nur auf der unter Bestimmung der Staatsgewalt erfolgten ausdrücklichen oder stillschweigenden Genehmigung der Diöcesane beruhen, in welchen sie

ausgeübt werden. Denn aus der Einsetzung des Vorkathedrales in der Kirche durch Jesus selbst folgt nichts weiter als die Autonomie jeder Diözese und die höchste Gewalt der Gesamtkirchlichkeit über die ganze Kirche. Menschliche Einrichtung ist das heutige Episcopat, nämlich Höherstellung des einen der Vorsteher in einem größeren Bezirk. Die Gewalt aller Kirchenvorsteher ist aber keine unumschränkte, sondern sie bedürfen alle bei Ausübung derselben der Bestimmung sowohl des etwa bestehenden Presbyteriums, als auch der Laiengemeinde. Daraus folgt, daß alles in einer Diözese Bestehende seinen letzten Rechtsgrund in der vereinten Genehmigung des Bischofs, des Presbyteriums und der Laiengemeinde hat, und daher alles allgemein Bestehende in der Gesamtkirche. 2) Daraus folgt weiter, daß auch die Fortdauer jener päpstlichen Vorrechte in jeder Diözese von der Fortdauer der vereinten Genehmigung von Seiten der Diöcesane und Staatsgewalt abhängt, und 3) daß diese Genehmigung eigentlich ausdauern sollte, sobald erkannt würde, ihre Fortdauer sey der Kirche verderblich. 4) Auch die in vollständiger Einwohntheit liegende stillschweigende, so wie die ausdrückliche, etwa in Konkordaten ertheilte, Genehmigung kann nur unter der Bedingung gedacht werden, daß das Wohl der Kirche nicht gefährdet sey. Unter den nach diesen Grundsätzen dem päpstlichen Stuhle noch zugesandenen unwesentlichen Rechten pflegt man daher aufzuführen: 1) Die sogenannten Causae majores, d. h. a) die Angelegenheiten der Bischöfe und Bisthümer, d. h. das Recht, jeden Bischof zu befähigen, dem Bischof persönlich oder durch Stellvertreter die Weihe zu ertheilen, die Renunciation auf ein Bisthum zu genehmigen, in den nahe gelegenen Bisthümern nöthigenfalls Reajutoren aufzustellen, Bischöfe zu versetzen und abzusetzen, neue Bisthümer zu errichten, Bisthümer zu theilen und zu vereinigen, bischöfliche Sitze zu verlegen; b) das Recht, selbig und heilig zu sprechen; c) das Recht, Mönchsinstitute zu genehmigen und aufzuheben. 2) Das alsaffensburger Konkordat hat dem Papst noch folgende beide Rechte zugesandten: a) das Recht über solche Angelegenheiten auswärtiger Diöcesen, welche noch kirchlicher Gerichtsbarkeit unterworfen sind, entweder in erster Instanz — falls ein gesetzlicher Vorbehalt sich so weit erstreckt — oder doch in letzter kirchlicher Instanz — falls die Sache im Wege stufenweiser Appellation dahin gelangt — richterlich zu entscheiden, jedoch nur mittelst einer von der auswärtigen Diözese selbst und aus ihrer Mitte gewählten Gerichtsbeförde, die im päpstlichen Namen handelt (iudices in partibus); b) das Recht, gewisse vorbestimmte Kirchenämter zu besetzen und davon Gebühren zu ziehen, Val. Beneficien und Annaten. 3) Außerdem noch folgende Vorrechte: a) von vielen Sünden und Kirchenstrafen zu absolviren; b) gewisse Dispensationen zu ertheilen und davon Gebühren zu beziehen; c) den Bischöfen periodisch (alle 5 Jahre) gegen die Gebühre zu erneuernde sogenannte Facultates zu ertheilen, d. h. die Bewilligung zu gewissen, eigentlich in der

bischöflichen Amtsgewalt (schon begriffenen Suffraganen); ferner die Erlaubniß, verbotene Bücher zu haben und zu lesen, in der Abtheilung, die zu untergeordnet ist; d) das Recht, bei der Weihe sich einen Eid leisten zu lassen, der feierlich nur auf den Kanonischen Gehorsam gerichtet seyn sollte, d. h. auf Erfüllung der den sämtlichen noch zugehörenden Primatarchen entsprechenden Pflichten, der aber in der That einen wahren Gehorsam enthält. — Die Gesamtheit nun der Behörden und Beamten, welche dem Papste in Erhaltung und Ausübung der genannten Verrichte beistehen, heißt Kurie. Dem Papste zunächst stehen die Kardinäle (s. d.). Die Sitzung der in Rom anwesenden Kardinäle unter dem Vorstehe des Papstes wird Konfistorium genannt. Jeden Monat werden gewöhnlich zweimal ordentliche, geheime Konfisktionen gehalten, zur Entscheidung der wichtigsten Verabreichungsgegenstände der Kurie. Die Stimmen der Kardinäle gelten dabei nur für beratend. Bei der Ingressu eines Kardinals mit dem Bunde dagegen, bei Eintrittsaudienzen fremder Gesandten und von Missionen zurückkehrender Kardinäle, beim letzten Akt der Beistandsprechung werden öffentliche Konfisktionen gehalten, nicht zur Verabreichung, sondern nur der größern Feierlichkeit wegen, denen auch noch andere Prälaten und Bismarke beizuwohnen können. Diesem obersten Kollegium zunächst steht eine Reihe anderer Behörden, welche Kongregationen der Kardinäle genannt werden (s. d.). Die übrigen Behörden theilen sich in zwei Hauptabtheilungen: die Curia iustitiae für Justizsachen und die Curia gratiae für Regierungs- und Gnadensachen. Zur Curia iustitiae gehören: 1) die Rota romana, deren Ursprung in die ältesten Zeiten fällt; eine der ältesten Verordnungen über dieses Kollegium stammt von Johann XXII. († 1326). Der Name kommt wahrscheinlich von der Ordnung des Segens im Kreise her, welche auch im Fußboden durch Marmorplatten im Kreise liegend bezeichnet war und ihren natürlichen Grund darin hatte, daß den verschiedenen Nationen, aus welchen die Mitglieder des Kollegiums genommen werden, kein Vorrang vor einander gegeben werden sollte. Dieser Gerichtshof besteht ohne Präsidenten aus 12 Richtern (auditores rotores), welche in 3 Senaten arbeiten, die immer aus einem Referenten und 3 Botanten (correspondentes) bestehen. Von dem ersten Senat wird an den zweiten und von diesem an den dritten appellirt; 2) die Signatura iustitiae, ein aus einem Kardinalprälaten, 12 dotirten Prälaten und mehreren Referendarien bestehendes Tribunal für die Vorfrage, ob zur Entscheidung des Rechtsstreits die päpstliche Rota die geeignete Behörde und das ergreifende Rechtsmittel zulässig sei. Der Papst selbst unterzeichnet hier die Verfügungen. — Die Kollegen der Curia gratiae sind: 1) die Signatura gratiae, ein unter dem persönlichen Vorstehe des Papstes gebildeter Ausschuss für Ertheilung solcher Begünstigungen, welche dritten Personen nachtheilig sind oder seltener vorkommen; 2) die Pönitentiaris romana, bestehend aus einem

Kardinal als Pönitentiaris major und einigen Beisitzern. Sie ertheilt die dem Papste vorbehaltenen Absolutionen und solche Dispensationen, die zur Begünstigung des Gemeinens verlangt werden. Wände sind als Pönitentiaris minor in den drei Hauptkirchen Roms beauftragt, die hierbei gehörigen Bitten im Beistande zu gewähren. Sie sind an einer Mauer, welche sie halten zu erkennen. Andere Beamten ertheilen die schriftlichen Bitten der Bismessenden: 3) Datarius romanus, bestehend aus dem Kardinal Prodatarius und mehreren Offizianten, zur Beilegung der dem Papst reservirten Beneficien (s. d.), der Fakultäten, der gewöhnlichen Dispensationen und ähnlicher Begünstigungen. In diesem Kollegium werden Gebühren erhoben, während das vorige unentgeltlich sein muß verwaltet. Der Name Datarius rührt daher, daß der Beamte der Cancellaria, welcher zur Ertheilung dieser Behörde diesen Beschäftigten leistete, Datarius hieß, weil er besonders dazu verpflichtet war, Genauigkeit in das Datum der Beilegung von Beneficien zu bringen, da oft Mehrendas Räumliche verließen war, unter welchen das Alter entscheiden mußte. Vgl. Beneficien; 4) die Kanzlei, Cancellaria apostolica, an deren Spitze der Kardinal Vizekanzler steht. Sie besorgt mit einer großen Zahl Angestellten die Ausfertigung derjenigen Urtheile der Kurie, welche die Form von Bullen erhalten, vorzüglich der im Konfiskorium der Kardinäle beschlossenen Sachen (Konfiskatorialsachen); 5) die Secretaria apostolica für Ausfertigung der Breven unter dem Kardinal Staatssekretär.

Kurilen, eine lange Inselkette, welchertheils zu Rußland, theils zu Japan gehört, sich von der Südspitze von Kamtschatka bis zur Nordspitze der japanischen Insel Jesso erstreckt und das Meer von Ehorst von dem nördlichen großen Ocean scheidet, indem sie erhebt in einem Bogen umschließt. Es sind 25 Inseln, zusammen 1451 Meilen groß, die sich auf einer Strecke von 88 Meilen ausdehnen, und theilen sich in 2 Gruppen: 1) die nördlichen K. (Kurilski Serevi), die, 19 an der Zahl, in politischer Hinsicht zum asiatischen Rußland gehören, liegen zwischen 50° 56' nördlicher Br. um 4 Grade nach Süden und in einer Längenerstreckung von 5 Graden vom 169. Grade nach Osten. Sie sind wahrscheinlich die Ruppen eines von den Bogen gebrochenen Landes, alle klein und mehr 1000 Fuß hinanragend. Eine Gebirgskette (bis zu 3000' Höhe) zieht sich durch sie hindurch, größtentheils vulkanisch (man zählt von den 19 nördlichen K. 10 Vulkanen). Sie haben keine fluppenvolle Küsten, sind reich an Gemäthern u. Thälern, von Brandung umrauscht, die Strömung schießt heftig zwischen ihnen durch, und sie bilden daher eine von den Seefahrern gefürchtete Gegend des Meeres. Im Norden sind sie nach den klimatischen Verhältnissen nach Sibirien, im Süden schon der Wandkurei ähnlich. Produkte: Holz (Aabelholz), Beeren allerlei Art, Raubthiere (Bären, Wölfe, Sobel, Fischottern), Seethiere (Robben, viele Vögel),

Mineralien (Kupfer, Eisen, Schwefel). Zunächst am kamtschatkischen Kap Kopska liegt: a) Utschi, ein rauchender Bergkegel, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist (50° 56' nördl. Br. und 173° 14' Länge). Diesem folgt nach Süden das kleine Felsenland Schumtschu (Sumtschu), das bewohnt ist, einen See einschließt und nach dem allgemeinen Charakter der K. gleichfalls in einem Kegel ansteigt. Größer ist b) Paragumtschi, die größte der nördlichen K., ein von Brandung umflossenes, von Treibholz allseitig umgebenes Klippengebilde, schließt eine grasreiche, von Pelzthieren, Cetaceen, Vögeln und auch einigen 100 Menschen besetztes Land von ziemlicher Ausdehnung ein (40° 59' — 50° 42' nördl. Br. u. 172° 46' — 173° 54' Länge). Nach dieser Insel folgen die kleinen Eilande gegen Südwesten, nämlich Schiriniki und Monkontuschi, hierauf das größere c) Onkotan, dessen Kegel 3000' hoch ist, der natürlichen Beschaffenheit nach den bereits genannten ähnlich. Das Eiland d) Charamakotan (Charamakutan) ist ein bloßer Kegelberg, Charamakotan hat mehrere Gipfel; ganz geringe Eilande, wie die eben bezeichneten menschenleeren, führen die Namen e) Karma (Karma), f) Schirinikotan, die von Krukenstein entdeckte Gruppe der Halle (4 Eilande), f) Russir, g) Kaulok (Kaulok mit dem Vulkan Sarytschew). Dagegen ist h) Watua (Warama, zwischen den Straßen Kadschba und Selowin), so wie i) Kadscha (Kadscha, gebirgig), wieder bewohnt. Diesem Eiland folgt im Süden Srednoi, und diesem im Westen j) die bewohnte Insel Utschischir, von welcher südlich und südwestlich die unbewohnten Felseninseln k) Ketschi (Matschan, an der Dianenstraße) und Simusir liegen. Die nördlichen K. sind theils von Kamtschadalen, theils von Ainos od. Kurilen (s. unten) bevölkert. — 2) Die südlichen K. stehen unter japanischer Herrschaft, doch sind die meisten ganz unabhängig. Zu ihnen gehören: a) Urop od. Kompagnieinsel, behauptet die oben geschilderte Natur der kurilischen Eilande, ist felsig, raub, ein Bergland, nicht ohne vulkanische Spuren, streckt sich schmal und lang von Südwesten nach Nordosten und endet mit 2 Vorgebirgen, nämlich Kap Gaftricum (46° 18' nördl. Br.) im Norden und von der Lind im Süden. Jenes liegt an der Straße von Boussfort, dieses an der von Bries. Im Nordosten befinden sich noch das kleine Eiland Tschirpoi, im Nordwesten Broughtron. Die nächste russische Kurileninsel ist Simusir. b) Größer, aber von derselben natürlichen Beschaffenheit ist Strup oder Statzeninsel, auch Korku genannt, eine der größten K., länglich, schmal, mit dem Kap Bries (45° 26' nördl. Br. und 167° 22' 46" Länge) in die gleichnamige Straße vorspringend, nach Süden an den Psk-Kanal stoßend (44° 27' nördl. Br.) mit schroffen Ufern, um welche das Meer brandet, doch in vulkanischen Pits ansetzend, mit Waldungen aus Fichten und Kerkden. Ganz derselben Art ist c) Anna-Schi, im Süden des Psk-Kanals, von 43° 36' nördl. Br. in einer Er-

streckung von 55' nach Norden und zwischen 164° 10' — 166° 16' L., ebenfalls mit vulkanischen Kegeln. Im Süden befindet sich an der das Eiland von Jesso trennenden breiten Straße die durch Kapitän Selowins Leiden berühmte Berrathsbai (43° 44' 25" nördl. Br. u. 162° 49' 29" L.), mit hohem Gestade, nach dem innern Lande im Halbkreis von hohen Bergen umgeben; im Norden liegt der Berg Tschatschano-buri (Mantsepi); im Süden befindet sich das Eiland d) Schiforobol. Spang erg (43° 50' nördl. Br. und 164° 19' 45" L.) mit einem Vulkankegel in der Mitte, mit Gesträuch bewachsen, von Thieren bewohnt; e) die Insel f) Agafai (s. d.) oder Karafu, 125 deutsche Meilen lang, 10 — 12 R. breit, mit 20000 R. Flächenraum, aber nur zur Hälfte japanisch, indem die andere Hälfte zur Mandschurei gehört. — Die Bewohner, etwa 1000, welche Ainos od. Kurilen (Klatra) genannt werden, worunter man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küste Ahiens und des süblichen Kamtschatka versteht, sind schamanische Heiden; einige derselben kommen an Sprache, Gehalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtschadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamtschatka's durch die Russen, sich nach den kurilischen Inseln flüchteten. Auf der Insel Karafai sind die Ainos jetzt auf den nordwestlichen Theil beschränkt, seit die Japaner die südliche Hälfte und Latoren den östlichen Rand eingenommen haben. Man schildert sie als stark, unterseht, mittlerer Größe, dickhäutig, mit breitem Gesicht, vorspringenden Backenknochen, runder Nasenknuppe, lebhaften, nicht sehr großen, schwarzen Augen; Mund, Kinn und Ohren sind gut geformt, der Bart lang, die Haut dunkel, die Stimmkraft. Die Frauen haben rartere Formen. Im Ganzen sind sie ein wohlgebildeter Stamm. Sie nähren sich von Fischen, besonders Lachs und Hering, und einigen Wurzeln und sieben Bären zum Essen auf. Zur Kleidung bieten sich Helle von Bären, Hund und Seehunden, auch Weidenrinde, so wie blauer Kuning dar. Ein langer Rock ist das Hauptkleidungsstück; Unterkleider tragen nur Einige, Einzelne Wenige. Ein Gürtel mit Feuerzeug, Tabaksbeutel und Pfeife umgibt den Rock. Manche Kleiden sich auch den Mandschu oder Japanern ähnlich. Das Haar tragen die Männer in Fischen, die Frauen frei. Blau tätowirte Oberlippen, Ohringe von Silber oder Messing mit Glasperlen, um den Kopf eine Finde von Seehundsfell gelben als Schmuck. Als Wohnung dient eine aus Holz, Rinde und Gras nach europ. Weise gebaute Hütte, worin ein Herd, wenige eiserner und hölzerner Gefäße anzureichen sind. Im Süden von Karafai ist es besser, da japanische Geräthe und Sitten eingewandert scheinen. Die Bevölkerung ist sehr gering, in weiten Theilen und einsamen Dörfern zerstreut. Sie treiben Fischfang, der in den Meeren um die K. sehr ergiebig an Lachs, Heringen, Kabeljau etc. ist, und Vogelfang. — Die kurilischen Inseln

entdeckt, sind aber, was ihre Beschaffenheit anlangt, erst seit Krusensterns Reise genauer bekannt.

Kurilowschtschisna, russ. Ort, Gov. Witebsk, westl. von Witebsk.

Kurilok, asiat.-russ. Binnensee, Kamtschatka, an der Südspitze der Halbinsel.

Kurilokii, asiat.-russ. Kl. Insel, im kaspischen Meer, südlich von der Mündung des Kur.

Kurima, ungar. Flecken, saroser Gesp., südöstl. von Barsfeld; Leinwandhandel; 1300 E.

Kurimate (Zith.), Fischegat., s. v. a. Curimates.

Kurinnen, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin; Herrsch. Etzelna; 140 Einw.

Kurinsk, asiat. Stadt, Mongolei, Land der Chalkha, nahe an der Nordgrenze.

Kurion (a. Geogr.), Stadt auf der Südküste von Cypern, mit einem Altar des Apollo, der so heilig gehalten wurde, daß Jeder, der ihn berührte, ins Meer gestürzt wurde. Jetzt Piskopia.

Kurion (Hüttenk.), langgestielter eiserner Köffel zum Abschäumen des geschmolzenen Messings vor dem Ausgießen desselben.

Kuriosität (v. lat.), Neugierde; **Kuriositäten** (lat. Curiosa), 1) Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten; — 2) Titel mehrer Sammlungen von interessanten Nachrichten, z. B. aus der Naturkunde, Geschichte etc.

Kurir, ostind. inselartiger Bezirk, Cutch, im Rann.

Kuriren (v. lat.), 1) ärztlich behandeln; — 2) heilen.

Kurische Könige (Kurske Koninge), die Bewohner eines gewissen Landstrichs in der goldtingischen Hauptmannschaft des russ. Gov. Kurland, wo sie 7 besond. re sogenannte Dörfer (d. h. zerstreute Bauernhöfe „Gesinde“) bewohnen, nämlich Kohnin-Beems (Königsdorf), Pliksu-Beems (Plickendorf), Dragguhn, Kalleju-Beems (Kalleien), Seemelu-Beems (Semeln), Saugallen und Weesalgu-Beems (Weesalgen.) Sie sind eigentlich Freibauern lettischer Abkunft, deren Vorfahren, wahrscheinlich durch besondere, den Heermeistern geleistete Dienste sich vor ihren übrigen Mitbewohnern bedeutende Vorrechte erwarben, die fast denen des Adels gleichkommen, und die man ihnen seit dem Jahre 1320, wo die Ordensherrschaft in den Ostsee-Provinzen dominierte, zuschreibt. Ihr heutiger Name kommt zuerst in einer Urkunde des Ordensmeisters Plettenberg, die einem gewissen Andreas Pennede (oder Pannyken) diesen Titel beilegte, vor. Die ersten ausführlichen Nachrichten über diesen Volksstamm finden sich in der dem kurländischen Provinzial-Museum in Mitau einverleibten rocke'schen Urkundensammlung; ferner in Broge's Sylloge diplomatum Livoniam illustrantium und endlich, das Neueste und Beste, in Kruse's 1828 zu Mitau erschienenem Kalender. Zu den bedeutendsten ihrer noch geltenden Vorrechte gehört, daß sie, mit Ausnahme einer geringen Leistung von Frohnen und Arbeiten, die sie ihren Grundherren leisten müssen, unbeschränkte Herren des Bodens für immer sind, auf dem sie sich angesie-

delst haben. Stirbt der Vater, so erbt der Sohn seine Wohnung mit dem dazu gehörigen Land, ohne Konsens des Grundherrn. Ehemals führten sie ihr eigenes Wappen, welches Recht ihnen aber schon seit langer Zeit genommen ist. Sie besitzen ihre eigene Pfarrkirche, in der man dasselbe noch stehen sieht. Es stellt einen kurlischen König als Reiter zu Pferde dar, mit der Feder auf dem Hut, einen Degen an der Seite, ein Paar Pistolen vor dem Sattel, einer ausgebreiteten Standarte mit der Unterschrift: Wapen der kurlischen Könige, und die Jahreszahl 1644 darstellend. Man sieht hieraus, welche bedeutende Rolle sie in frühern Jahrhunderten in der Provinz müssen gespielt haben. Obgleich dieses Völkchen seinen Hauptsitz in den obgedachten 7 Dörfern der Oberhauptmannschaft Goldingen hat, so findet man es doch auch in den kurländischen Distrikten Frauenburg und Bauske zerstreut. Die k. n. K. bestehen jetzt aus etwa 25—30 Bauernfamilien, welche sämtlich unter einander verwandt sind. Unter ihnen besteht die Sage, daß sie alle aus einer Familie stammen, und dies ist mit der Entstehungsgeschichte ihrer politischen und sozialen Sonderstellung ganz wohl vereinbar. Es stimmt auch mit den lettischen Sitten überein, die einen sehr umfassenden Verwandtschaftskreis anerkennen. Die sonst arme lettische Sprache hat Worte für Verwandtschaftsgrade, die wir durchaus nicht mehr bezeichnen. Nach einer Notiz im „Ausland“ 1851 ist der oben (nach Vossart) erwähnte Freibrief Walther's von Plettenberg, worin Andreas Pennede zuerst als „Kurske Koningk“ bezeichnet wird, 4 Jahre jünger, als die erste Schenkungsurkunde, welche von Heinrich von Galen, Komthur zu Goldingen, ausgestellt war, und ist nur deren Bestätigung und Erweiterung. Heinrich von Galen schenkte dem Pennede ein Stück Landes gerade in der Gegend, wo bekanntlich die Kämpfe zwischen den Rittern und Ureinwohnern am längsten gewährt hatten, und es mag wohl seyn, daß Pennede's Vorfahren eine Art erblicher Heerführer oder Häuptlinge eines Stammes der Ureinwohner waren, gewiß aber Letzten, so gut wie Kaupé, der die Burg Terweeten (wahrscheinlich das heutige Hoff zum-Berge im Kirchspiel Grenzbof) so lange verteidigte und von der illustren Familie der Lieven als Stammvater betrachtet wird. Daß im Goldingischen und namentlich längs der Windau diese Kämpfe sich am längsten hingen, erklärt das Terrain und bestätigt der Umstand, daß sich fast ausschließlich in diesem und dem geographisch genau damit zusammenhängenden hafenvorhischen Kreise Ruinen alter fester Orte vorfinden. Hier also waren die gestrengen Schwertrichter wohl auch ausnahmsweise einmal dankbar gegen einen Verbündeten aus dem Geschlechte der Ureinwohner.

Kurisches Haff, das größte der drei preussischen Haffe, (s. d.), in Ostpreußen, reicht von Labiau bis Memel, 15 Meilen weit, ist in Bausch und Bogen 5 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 28 □ M. ein. Für große Schiffe nicht befahrbar. Die Kurische Nehrung, eine 13 Meilen lange und im Durchschnitt 1 bis 2 Meilen breite Landzunge, wurde schon im 17. Jahrh. durch die Holländer

1 Meile breite Kette von Sanddünen, trennt das L. S. von der Ostsee, mit welcher es nur durch das Tief, eine schmale, 18' tiefe Meerenge zusammenhängt. In das L. S. münden die Dange, Minge und Memel.

Kuriffima, japanische Stadt, Insel Sikoko, an der Nordwestküste.

Kurj, österr.-böhm. Dorf, Kr. Laurim, Herrsch. Aurinowes; 200 Einw.

Kurka, asiat. Stadt, Japan, Nipon, an der Südostküste, südöstlich von Miaco.

Kurka, Fluß, s. Masenderan.

Kur-kara-ussu, asiat. Stadt, Thian-Schan-Pelu, Hauptstadt der gleichn. Provinz, s. Songarei.

Kurkau (Kurkowo), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Riederung; 300 Einw.

Kurken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Mühle; 130 Einw.

Kurkenfeld, preuß. Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Serdauen, 180 Einw.

Kurki Nor, See, s. Songarei.

Kurkoczyn, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stralsburg; 280 Einw.

Kurkosten, der sämtliche zur Wiederherstellung eines Kranken nöthige Aufwand. Die K. kommen in rechtlicher Beziehung dann in Betracht, wenn Jemand durch die Schuld eines Anderen erkrankt ist; der letztere ist dann zur Entrichtung der K. verpflichtet, auch wenn die Verschuldung bloß in Nachlässigkeit bestand.

Kurkreis, ehemals einer der 7 Kreise des Kurfürstenthums Sachsen. Er gehörte keineswegs zum alten Herzogthum Sachsen, sondern war damals ein von Slaven besetztes Land, das Albrecht der Bär eroberte und auf seinen Sohn Bernhard von Askanien vererbte. Erst nach dem Tode der letzteren die Würde eines Herzogs von Sachsen erhalten, ging der Name des Herzogthums Sachsen auf diese Gegend über, und weil auf ihr nun die Kurwürde ruhte, wurde sie später der K. genannt. Derselbe umfaßte auf 74 □ M. etwa 150,000 Einw. und hatte Wittenberg zur Hauptstadt. Nach der Erhebung Sachsens zum Königreich wurde der Name K. in wittenberger Kreis verwandelt. Ein Theil davon, das Amt Gommern und die Grafschaft Parby, mußte 1808 zur Entschädigung für den im tilsiter Friedensgesprächen Kottbuser an das Königreich Westphalen abgetreten werden. Durch die Theilung Sachsens im J. 1815 kam der ganze Kreis an Preußen und gehört gegenwärtig zu den Regierungsbezirken Merseburg, Magdeburg und Potsdam.

Kurku, Vorgebirg, s. Tschil.

Kurkumb, ostind. Stadt, Distrikt Punab. Hier 1818 Sieg der Briten unter General Do-terlong über den maharattischen Prischwa von Punab. Letzterer wurde gefangen und sein Land den brit. Besigungen einverleibt.

Kurkume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Curcuma.

Kurkumhose, ostind. Stadt, Präsidensch. Bombay, Prov. Aurenghabad, nordwestl. von Beidsapur.

Kurkumin, Kurkumagelb (Chem.), in der Wurzel von Curcuma longa oder Amomum Curcuma erhaltener harziger Farbstoff. — Von Pelletier und Vogel untersucht. — Zur Darstellung des K. behandelt man die gepulverte Wurzel zuerst wiederholt mit kochendem Wasser, bis sich dieses nicht mehr färbt; den getrockneten Rückstand zieht man alsdann mit Alkohol von 0,80 specif. Gew. heiß aus, verdampft das klare, dunkel braunrothe Filtrat und behandelt den Rückstand in heißem Aether, der das K. auflöst. Es enthält aber alsdann noch flüchtiges Del und bisweilen Spuren von Chlorkalcium. Zur weiteren Reinigung verdampft man die ätherische Lösung zur Trockne, löst den Rückstand in Alkohol und fällt die Auflösung mit Bleizucker. Der ausgewaschene Niederschlag wird in Wasser zertheilt, mit Schwefelwasserstoff zerlegt und der abfiltrirte und getrocknete Niederschlag mit Aether behandelt, wo sich das K. auflöst, während Schwefelblei zurückbleibt. Beim Verdampfen des Aethers erhält man das K. rein, in geruchlosen, durchscheinenden, nicht krystallinischen Schuppen, die beim Zerreiben ein schön intensivgelbes Pulver liefern. In Masse ist das K. zimmetbraun, beim durchfallenden Lichte dunkelroth. Es schmilzt bei 40°, löst sich sehr wenig, selbst in siedendem Wasser, dagegen leicht in Alkohol, Aether, in flüchtigen und fetten Oelen. Die alkoholische Auflösung wird durch Fällung gefällt. Nach Vogel besteht das K. im Mittel von 4 Analysen, in 100 Thln. aus: 69,501 Kohlenstoff, 7,460 Wasserstoff und 23,039 Sauerstoff. Der Gehalt an Sauerstoff in der Bleiverbindung varirte zwischen 43,67 und 56,33 Proc. Am Sonnenlichte bleicht das K. nach und nach und wird gelblich weiß. In concentrirter Schwefel-, Salz- und Phosphorsäure löst es sich leicht mit karmoisinrother Farbe; bei Wasserzusatz verschwindet die Farbe, indem sich grünlichgelbe Flocken von unveränderten K. absetzen. Von concentrirter Essigsäure wird es ohne Farbenveränderung aufgelöst; Salpetersäure zerlegt es in nicht weiter untersuchte Produkte. Boraxsäure ändert die Farbe des in Weingeist gelösten K. nicht; beim Abdampfen setzt sich aber eine karmoisinrothe Verbindung ab. Kurkumapapier wird indessen von einer weingeistigen Boraxsäurelösung intensiv orangeroth gefärbt, welche Farbe durch Ammoniak schön blau wird. Die nämliche blaue Farbe zeigt sich auch, wenn man durch Boraxsäure gebräuntes Kurkumapapier mit anderen alkalischen Auflösungen in Berührung bringt. Durch Boraxlösung wird das Kurkumapapier schwärzlich grau gefärbt. In Alkalien ist das K. leicht mit rothbrauner Farbe löslich; die nämliche Farbenänderung veranlassen auch basische Bleioryd- und Uranoxydsalze, so wie Boraxsäure und boraxsaure Salze. Daher die Anwendung des Kurkumapapiers zur Erkennung des alkalischen Zustandes einer Flüssigkeit. Die im Handel auch unter dem

Namen Terra merita bekannte Kurkumawurzel, Turmeric, enthält nach Pelletier und Vogel ein stark riechendes flüchtiges Del, Gummi, gelben Farbstoff (Kurkumin), braunen Farbstoff, Stärkemehl, Holzfaser und etwas Chlorkalcium. Die Wurzel wird in der Wellen- und Seidenfärberei gebraucht; die Farbe ist aber, obwohl schön, nicht haltbar, sie dient ferner in der Pharmacie zum Gelbfärben gewisser Salben und, hauptsächlich in Indien, auch zum Würzen von Speisen. Das Kurkumapapier bereitet man leicht, indem man Streifen von feinem Filtrirpapier in die concentrirte Abkochung oder in die Tinktur der Wurzel taucht und trocknen läßt.

Kurl, s. v. a. Kräuselkrankheit.

Kurländer, Friedrich August von, dramatischer Schriftsteller, lebte als k. k. Landesrechtsekretär zu Wien und † das. 1836. Er machte sich besonders durch seine Lustspiele oder dram. Almanach, 26. Jahrg. (Wien und Leipzig 1611—1826), (von 1801—1818 unter dem Titel Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater) bei den Freunden der dramatischen Muse bekannt. Er schrieb die darin enthaltenen Stücke alle selbst, bearbeitete aber mit bequemer Behaglichkeit die meisten nach ausländischen Stücken, ohne immer seine Quelle zu nennen. Die meisten seiner zahlreichen Schau- und Lustspiele gehören zu dem Genre der Bagatelle. Viele sind aufgeführt worden; wir nennen „Der Oheim als Neffe“, „Der todt Ehemann“, „Der Bräutigam wider Willen“, „Der junge Husarenoberst“, „Die Heirath aus Vernunft“, „Sie ist wahnsinnig“, „Eine Hütte und sein Herz“ u. s. w. Auf eine kritische Beurtheilung haben K.'s Miniaturdramen, da sie von aller Poesie leer und für die Literatur ohne alle Bedeutung sind, keinen Anspruch.

Kurländische Sprache, s. Lettische Sprache.

Kurlan (Ornith.), s. v. a. Schnepfenteiher, *Grus scolopacea* Gmel.

Kurland (Geogr.), europ.-russ. Gouvernement, eine der deutschen Ostseeprovinzen Russlands, besteht aus dem eigentlichen K., Senegallen (d. h. das Ende des Landes, von dem lithauischen Schemi u. Galas), dem alten Bisthum Piltzen, wozu noch der Bezirk von Polangen, ein Theil von Samogitien, kommt, der im Jahr 1819 vom Gouvernement Wilna losgerissen, aber aufs Neue im Jahr 1827 damit vereinigt wurde. Grenzen u. Größe. K. grenzt im Norden an den rigaschen Meerbusen und an Livland, im Osten an das Gouvernement Witebsk und an das Gouv. Minsk, im Westen an das baltische Meer, im Süden an das Gouv. Wilna und das Königreich Preußen und bildet einen unregelmäßigen Triangel. Nach dem Pastor Watson beträgt die Ausdehnung des Landes 473 □ Meilen (Polangen nicht mit inbegriffen), oder nach Wieners Stamm 23,195 □ Werste, nach Bulgarsin 497 □ Meilen. Beschaffenheit des Landes. K. hat einen meist fruchtbaren Lehmboden und ist in der Gegend von Mitau sandig. Gegen das Meer zu wird das Land im Allgemeinen flach, und in vielen Gegenden findet man

bedeuteude Sandstellen, Moräste und Salben. An der Küste richtet der Flugsand oft Schaden an. Deshalb sind an der Westküste auf der Südseite des lithauischen Sees nach der preussischen Grenze zu seit dem Jahr 1835 gegen die immer weiter greifenden Verheerungen außerordentliche Arbeiten ausgeführt worden. Die Küste des Landes setzt hier den öden Charakter der kurlischen Nehrung fast ununterbrochen bis zu der gefährlichen Nordspitze Domnes-Räs fort, überall mehr oder weniger hohe Hügel vom lockersten Sand, nur von einzelnen Einsenkungen durchschnitten, da, wo etwa ein Waldwasser sich einen Durchgang ausgespült hat. Die Folgen solcher Beschaffenheit sind unter den entsprechenden Nebenumständen stets dieselben; der trockene Sand beginnt, von jedem günstigen Wind unterstützt, mit der angrenzenden Vegetation seinen eindringlichen Kampf, und mit Weichen der letztern muß sich auch der Mensch mit seiner Habe zurückziehen. Einen traurigen Eleg dieser Art hat auch die sogenannte niederbaltische Versandung davongetragen, in sofern an der bezeichneten Stelle nicht weniger als 17 Bauernhöfe vergraben liegen. Ein ähnliches Schicksal drohte in unserer Zeit den meilenlangen und einträglichen Wiesen, die sich unmittelbar hinter der Versandung in der Länge derselben hinziehen; man fand bereits eine Strecke von 972 Kossstellen oder von 1430 preuss. Morgen versandet, und dabei stand die „kleine Wüste“ fast allen Winden offen. Diese ganze Fläche wurde im Frühjahr 1835 binnen 6 Wochen mit Ausamungen und Anpflanzungen von Strauchwerk überdeckt; die Fuß- und Fahrwege, welche durch die Anlage nach dem Meer führen, wurden mit Porsch und Halde hoch belegt und diese, so wie die gesammte Anlage, mit Bäumen zum Schutz gegen das Vieh und dergleichen umgeben. Eine der vorzüglichsten Deckarbeiten wurde mit der fast senkrechten 20 bis 30 Fuß hohen flüchtigen Seite des Kuppe Kalne vorgenommen, eines Sandbergs, der auf den Seearten verzeichnet ist, weil er wegen seiner glänzenden Weiße weit über das Meer hinstrahlte. Seit Jahren ist auch dieses Merkzeichen für die Schiffer verschwunden, indem die steile, hohe Wand gleichfalls unter dem Schutz des mit Latten und Balken befestigten Strauchwerks, mit Strecklingen dicht besetzt wurde, deren Grund im Jahr 1838 schon durch die grauen Kiefernweige hervorbrach. Zur Wiederan siedelung dieser Gegend sind einzelnen Familien unter Begünstigungen passende Plätze angewiesen worden, u. es ist mit aller Zuversicht zu erwarten, daß dieses Werk den außerordentlichen Aufwand von Kraft und Mühe völlig belohnen wird. Außer von Sand und anderen Stellen, wird das Land auch von Höhen durchschnitten und zwar nach der Düna, also gegen Livland zu, und gegen Hasenpoch hin. Zu den letztern Höhen, die in mehrere Zweige auslaufen, gehören die von Zabeln, Tuckum, Sandau, Talsen und die blauen Berge, die sich beim Kap Domnes-Räs endigen. Die höchsten Spitzen sind: der Hümingberg, der etwa 400 Fuß hoch ist, u. der Silberberg. Zwei Hügel des Bodens werden von

Wäldern und Gesträuch bedeckt; 23 □ Meilen werden von den Wäldern, von mehr als 300 Seen und von 118 Flüssen eingenommen, von denen sich 42 in die A., 35 in die Windau, 6 in die Düna und 33 in das Meer ergießen. Gewässer. Die größten Flüsse A.s sind: 1) Die Aa. Sie bildet sich aus dem Njuss u. der Wemel, bei den Ruinen des Schlosses zu Banke, und ist durch ihren Arm Balderaa mit der Düna verbunden. Auf ihren Ufern wird im Frühjahr viel Holz gefloßt; kleine Boote gehen auch noch gegen 30 Werste oberhalb Mitau den Fluß herauf, die größern aber, Vording genannt, kommen nur bis zur letzten dachten Stadt, wo sie ziemlich breit ist. In die Aa ergießen sich folgende Flüsse: zur Rechten: die Ertau; zur Linken: der Iselug, die Gessau, die Würzan, der Platone-Bach, der Schwedt, der den Terpentins-Bach aufnimmt, und die Verfe, in welche der Schurts-Bach mündet. In die Wemel ergießt sich der Bach Essel. — 2) Die Windau. Sie kommt aus dem tiefsten Kreis des Govv. Wilna, bildet bei Goldingen einen Fall von fast 6 Fuß Höhe, die Mummel genannt, und hat mehrere Untiefen. Sie nimmt mehrere kleine Flüsse und Bäche auf, und zwar zur Rechten: die Bäche Salingen, Zeger und Welsche u. den Fluß Abau; zur Linken: die Bäche Lehnstings, Roje, Kunde und Ledes. Sie mündet bei Windau in das baltische Meer. — 3) Die Düna (s. d.). — 4) Die Gasau, welche den Franzosen-Bach aufnimmt und unweit Gasau in das baltische Meer fließt. — 5) Die heilige Aa, die aus Litthauen kommt, an der südl. Grenze fließt und sich in das baltische Meer ergießt. — 6) Die Wartau mit der Wartagge, die man breite zum libauschen Kanal zu benutzen gedachte, fließt in den libauschen See. — Von den Kanälen bemerken wir: 1) den Jakobs-Kanal bei Mitau. Er ward wahrsch. nach dem Frieden von Dülba, etwa zwischen den Jahren 1660 bis 1681 von dem Herzog Jakob von A. angelegt, ist gegen 4 Werste lang, 8 bis 24 Fuß breit u. 4 bis 10 Fuß tief. Er verbindet die Schwie mit dem Fläschken Drixe bei Mitau und ward im Jahr 1821 mit einem Kostenaufwand von 230,000 Rubel erneuert. In der Stadt legte man ein Bassin von 200 Fuß Länge und 50 Fuß Breite an, bis zu welchem der Kanal gegen 400 Fuß weit unter der Erde geführt ist. Die Drixe hat man im Jahr 1729 zu reinigen begonnen, wodurch die Stadt Mitau besseres Wasser erhält; — 2) den Mitau-Kanal, der die Flüsse Windau und Dubissa verbindet. — Seen gibt es in Menge; die größten sind: der libausche See bei Libau, der smaltensche See in der Oberhauptmannschaft Goldingen, der See bei Pussen, der Pajens-See u. der agernsche See. In A. befinden sich 2 schwefelhaltige Mineralquellen: Balboda u. Warbern. — Klima. Das Klima ist milder, als in Pöland, gesund, doch veränderlich und von vielen Nebeln begleitet. Januar und Februar sind meist anhaltend kalt. Außer dem kalten Nord- und Ostwinde pfeift vom baltischen Meer ein rauher Westwind

durch das Land. Nach angestellten Wetterbeobachtungen gab es in den Jahren 1823 bis 1828 mindestens 66, höchstens 133 Regentage, 45 bis 71 Schneetage und 6 bis 23 Gewitter. — Produkte. Außer den gewöhnlichen Wetterbeobachtungen liefert das Pflanzenreich viel Flach, Hanf und Lein, so wie auch sehr großes und schönes Obst, das Thierreich außer den gewöhnlichen Hausthieren viel Wild u. Fische, das Mineralreich Marmor und Kalk, Steinstein, Torf, Granitblöcke und Sandsteine.

Bewohner. Die Bevölkerung A.s besteht hauptsächlich aus Letten, deren man im Jahre 1828 332,200 beiderlei Geschlechts zählte. Sie bilden die Klasse der Bauern, sind frei, ohne ohne Eigenthum. Unter ihnen befinden sich einige 100,000 Liven und Kerevonen, die sich sowohl in Sprache, als Kleidung von den Letten unterscheiden. Die Städte werden von den Deutschen bewohnt, die aus Adeligen, Geistlichen, Kaufleuten oder Handwerkern bestehen; die ersten zählten im Jahr 1828 über 1100 Individuen. Derbär zählte man gegen 10,000 männliche Individuen. In der Gegend von Polangen wohnen Litthauer. Außerdem findet man noch eine kleine Anzahl Russen und Polen. Im Ganzen gab man 1846: 553,300 Eins. an. — Was den kurländischen Adel betrifft, so ist unter demselben viel Kenntniß und Bildung verbreitet. Die Wohnungen des Adels sind meistens massiv, der Stürme wegen nicht hoch gebaut, aber im Innern vortheilhaft eingerichtet. Gastfreundschaft ist in A., wie überall im Norden, zu Hause. Von einem sogenannten leeren Ahnenstolz, welcher, ohne eines Verdienstes, nur mit den Thaten seiner Vorfahren prahlt, wissen die kurländischen Edelleute nichts. — Eigentliche Dörfer gibt es in A. wenige, das gegen mehr Höfe, wie in Koeneggen. Die Wohnzimmer in denselben, so wie die Kirchen werden an Festtagen mit zerhackten Tannen zweigen bestreut. In Ermangelung dieser nimmt man Schilf, Laub, Röhren oder Wacholderbüsche und schneidet sie wie groben Häckerling auf der Futterlade. Die Kirchspiele A.s haben 4, 6 und mehr Meilen im Umfang, u. die Andächtigen kommen zur Kirche mit Weib und Kind auf ihren Pferden entweder gefahren oder im vollen Trab gestritten. Während der Sommerzeit binden sie die Pferde an einen Zaum, im Winter dagegen bringen sie dieselben in den Stall des nahen Kirchenfrugs. Diese Ställe heißen im Lettischen Steedleas, d. i. Norbhaus am Krug, wo die fremden Pferde stehen. Die Weggänger tragen auf dem Weg nach der Kirche die Schwade in der Hand, in der Kirche aber jochen sie sie an. Die Krüge gehören gewöhnlich dem nahe gelegenen Gütern, sind von Steinernen ein Stock hoch aufgeführt. In den Zimmern befinden sich wahre Riesentische, ferner Riesentische von etwa 10 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, welche einst den Brautstisch, jetzt Bische und Kleider enthalten. Die herrschende Religion ist die lutherische. A. hat zu Mitau ein besond. d. evangelisch-lutherisch. Provinzial-Konsistorium, welches aus einem Präsesidenten, zwei Vice-Präsesidenten, zwei weltlichen Vessigern, zwei

lichen Beisigern, einem Sekretär, einem Notar und einem Transkriber besteht. Direkt unter dem General-Superintendenten stehen: das deutsche Kronen-Kirchspiel-Pastorat u. deutsche Städte-Pastorat zu Mitau, so wie das lettische Kronen-Kirchspiel-Pastorat und lettische Diakonat zu Mitau. Zum kurländischen Konsistorialbezirk gehören außerdem: a) die selbständige Präpositur mit 16 Geistlichen; b) die baustädtische Präpositur mit 18 Geistlichen; c) die dolschenische Präpositur mit 17 Geistlichen; d) die goldingische Präpositur mit 15 Geistlichen; e) die piltenische Präpositur mit 15 Geistlichen; f) die grobinische Präpositur mit 16 Geistlichen; g) die candausche Präpositur mit 21 Geistlichen und h) die wilnische Präpositur mit den Amtstellern Wilna, Kowno, Medzan, Tauragien, Kottlingen, Schöden, Szabel, Jemel, Birsen, Gredno, Krudorf, Minsk, Elud, Bialostok, Mosilew, Polotsk mit 16 Geistlichen. Die Katholiken und Russen haben zusammen 19 Kirchen. Erstere stehen unter dem Bischof von Samogitien, letztere unter dem von Pskow; die Masse solinks haben eine Kapelle zu Jakobstadt. Rücksichtlich des öffentlichen Unterrichts gehört K. zum Erzbistum von Dorpat. Man zählte im Jahr 1832 59 Etablissements mit 144 Lehrern und Beamten u. 1643 Zöglinge, worunter 246 Mädchen; im Jahr 1835 betrug die Zahl der Zöglinge 1840. Uebrigens ist in K. noch Mangel an lettischen Volksschulen, und die wenigen werden in der Regel schlecht unterrichtet. Hin und wieder lernen einige Kinder bei dem deutschen Krüger lesen. Werbient um das Schulwesen macht sich der kurländische Adel; ein Herr v. Mantewel hat sogar auf seinem Gut Dierwen ein Schullehrer-Seminar (unter der Leitung des Andreas Bergmann) errichtet. Gegenwärtig darf kein Kind konfirmirt werden, bevor es nicht lettisch lesen und schreiben kann. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich wohl annehmen, daß gegenwärtig beinahe die Hälfte der lettischen Jugend lesen und ein Viertel schreiben lernt. Nahrungswege. Der Ackerbau bildet eine Hauptbeschäftigung der Einwohner und ist mehr vorgerückt, als in den benachbarten Provinzen. Der Acker fordert das ledere Vieh, so wegen keine sehr mühsame Bearbeitung. Nahe unter der Dorschade liegt an vielen Stellen Sand, daher der Acker nicht so tief einsinken kann. Roggen, Weizen und Hafer werden viel gebaut. 750 000 Loth jährliche Ausfuhr gehen das 6. — 12. Kern. In allen Ost- und Provinzen werden die Gerden, wenn sie vom Fröhe eingebracht sind, auf lange Strangen gelegt, vermittelst großer Oefen getrocknet und im Winter getrossen. Mehlmann wird das Korn nach den Dorschen gefahren, oder in großen Mälen aufgeschüttet. Durch das Dörrens schrumpft das Korn zwar ein, aber der Keim für die Saat geht nicht verloren. Es braucht nicht auf luftigen Boden umgeschoben zu werden und verdorrt selbst auf langen Strecken nicht. Vorzüglich holen die Holländer, auch Schweden u. Deutsche das kurl. und litauische Getreide. Kartoffeln baut man nicht genug. Fein und Hauf werden

weniger, als in Livland, gebaut. Die Kultur des Tabaks ist unbedeutend. Es gibt in K. Getreide-Magazine, in welche jeder Jahr nach der Ernte eine bestimmte Menge Getreide liefert, um es in kleinen Quantitäten in der Krählingszeit wieder zu bekommen. Gute Obstgärten findet man nur im Bezirk der Wälgien, die auch viele Gemüse bauen. Apfel- und Birnbäume müssen gegen die Winde geschützt und niedrig gehalten werden. Von den Wäldern gehören 371,099 Dessät. der Krone. Fischen sind nicht selten. Natürliche Fische findet man wenige, dagegen viele künstliche. Die Viehzucht hat sich in neuerer Zeit gehoben, doch könnte noch Manches verbessert werden. Die kleinen Pferde laufen schnell, sind ausdauernd, erhalten bei der Arbeit meistens den, manchmal auch etwas Wehl, nie Hafer, und werden schlecht gewartet. Ein solches Pferd zieht auf seinem Schritten im Winter 6 Loth Weizen oder 7 Loth Roggen oder 8 Loth Gerste, manchmal 10 Loth Hafer, und legt dabei in einem Tage 8 deutsche Meilen zurück. Würde man die Wälgier der Pferde mehr einschränken (manches Gemühe, d. h. dienstbare Gemüthe hat deren etwa 20 Stück und mehr), so wäre es für die Ökonomie weit besser. Das Rindvieh wird viel gemästet, doch schlecht gepflegt. Stallfütterung findet man nur auf wenigen Gütern. Bedeutender, als die Rindviehzucht, ist die Schafzucht. Man sucht die Schafe zu veredeln, auf dem Gute Piltzen findet man eine treffliche Stammzucht. Vierzugschicht wird ziemlich stark getrieben. Im Popenischen und in andern waldigen Gegenden hat mancher Bauer 30 Wälgierhöfe, die aus hohen, mit Rinde bedeckten Baumblöcken bestehen. Die Fischerei ist an der Küste nicht unbedeutend und soll sich im Werthe jährlich auf 8000 Rubel E. belaufen. Die Jagd gehört der Krone oder den Gutsoberigen. Hede und Fische findet man selten, wohl aber wilde Schweine, Wölfe, Elenthiere und Bären, letztere der Dondangen und Jakobstadt. Auch gibt es in K. eine Art weißer Hasen, die kleiner als die gewöhnlichen sind und immer in den Wäldern bleiben. — Die Industrie ist in K. unbedeutend; im Jahre 1831 hatte man nur eine größere Leinwand-, eine Kupfergeschloßfabrik und 3 Papierfabriken; aber Brannweinbrennereien sind in Menge vorhanden. Auch der Handel ist nicht sehr bedeutend, obgleich er durch die Häfen von Riga und Windau begünstigt wird. Die Hauptstadt Mitau kann kaum als eine Handelsstadt gelten. Ebenfalls ist Riga unschicklich, welches durch das neuerlich wieder aufgenommene Kanalprojekt anscheinlich gewinnen würde. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Fein-, Hauf-, Haussamen, Häuten, Butter, Holz und gefalzenem Fleisch und beläuft sich jährlich auf etwa 2,500,000 Rubel Papier, die Einfuhr auf 600,000 Rubel. Im Jahre 1846 wurden 20,579 Tschetwert Roggen, 13,126 Tschetwert Gerste und 380 Tschetwert Weizen, und zwar fast ausschließlich nach den Niederlanden verschifft. Der Handelsstand ist meistens in den Händen der Juden. Wenn auch im Allgemeinen eine Hauptursache aller Hindernisse freier

Bekehrs und der Annäherung an das Ausland, wie sie dem Geschäftsmann auf jedem Schritte begegnet, wie sie sogar dem Privatmanne sich entgegenstell, im russischen Principe der Abschließung begründet ist, so findet doch im Vergleich auf die Hafenstädte der Dnieperprovinzen ihre ganz vorzüglich starke Einwirkung noch einen zweiten nicht minder wichtigen Grund in der Schweißsucht, mit welcher Petersburg deren Aufstreben betrachtet. Das Konzentrationsssystem des Staates, welches alles Leben, alle Lebensursprünge seiner Provinzen in der Hauptstadt wurzelnd und dahin zurückkehrend wissen will, findet bezüglich des überseeischen Handels mit Deutschland einen mächtigen Genossen im petersburger Kaufmannshandel. Es ist ein unerschöpfbares, wenn auch in der pragmatischen Gestaltung des heutigen Russlands begründetes Unerbitt für allen Euerhandel der Dnieperprovinzen, daß die geldmächtigsten Kaufleute in Petersburg ihren Wohnsitz haben, daß sie den Staatsmächtigen persönlich nahe stehen, daß ihnen alle gesellschaftlichen und ungesellschaftlichen Wege zur Erreichung ihrer Absichten näher liegen und kürzer sind, als den in der fernern Provinz Ansässigen. Nur durch solche Lage der Dinge konnten die tausend und abertausend Ausnahmgesetze entstehen, welche in Petersburg jene Hemmnisse des Handels milderten, und dagegen die gewaltsamen Einschränkungen der Ein- und Ausfuhr hervorgerufen werden, wie sie den kleinen deutschen Dnieferhäfen ohne ihr Verschulden auferlegt wurden. Durch dieselben sanken die kleinen, aber thätigen Handelsplätze, welche trotz des unächtigen Herzogthums, dem sie ehemals angehört hatten, trotz der spärlichen Bevölkerung des Mutterlandes, trotz der geringen Unterthugung von Seiten dieser Bevölkerung, mit den Nord- und Ostseehäfen Deutschlands, Englands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens in eifrigem Wettstrete standen, selbst nach Guineas Küsten ihre Schiffe sandten — diese Städte sanken auf solche Weise urplötzlich zu unbedeutenden Flecken am Strande herab. Und doch wäre gerade Lissa zu einer sehr bedeutsamen Stellung unter den Dnieferhäfen berufen. Sein Hafen ist bereits im Frühjahre zugänglich, wenn Petersburg und selbst Riga noch einen Monat lang in Eis vergraben oder doch durch den Eisgang unzugänglich sind. Dies wissen die Petersburgers sehr gut; denn auf der Schanerbahn kommen ihnen im März von hier aus die ersten Aufschiffen zu, weil stets das erste Meissenschiff in Lissa Hafen seine Anker fallen läßt. Wie tief diese kleine Lissa aber von Ausland niedergedrückt war, erhellte daraus, daß vor dem Jahr 1851 selbst ein Schiff mit solcher Fracht nicht dort einlaufen durfte. Wie jedoch damals das kleine Städtchen seine oft bespöthelte, blaue, rothe und gelbe Bürgergarde, welche es mit manchen hantischen Institutionen noch aus alter Würdigkeit herübergebracht hat in die Gegenwart, aufwendete gegen die ausstehenden brandbrängenden Haufen, die östlichsten Ausläufer der polnischen Revolution, kam Lissa's Namen wieder dem Kaiser zu Ohren, u. dieser gab nun dem kleinen Hafen wenigstens einen Theil früher

entzogener Privilegien und Rechte zurück. Aber diese wieder erweiterte Handelsfreiheit erliefen wie ein Todeskreuz auf dem zertrüfften Noth eines Hungerbleichen. Die früher nach Lissa gerichteten Handelswege des Inlandes, wie der überseeischen Nachbarn hatten andere Ausgangspunkte gefunden; die geldmächtigen, die unternehmendsten Handelshäuser früherer Zeit hatten sich abgewendet; der eigentliche großartigere Handelsgeist war im Jammer der Zustände untergegangen. Man hat daran gedacht, der Stadt Lissa durch eine Eisenbahn nach Petersburg wieder aufzuheben; aber abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten, welche der Bau und die spätere Instandhaltung der Bahn aufstellen, würde das gelungene Unternehmen Lissa als deutsche Stadt vernichten; das mißlingende aber würde den pekuniären Ruin ihrer Handelswelt nach sich ziehen. Wünstiger noch, als Lissa, ist Windau am Meere, weil zugleich an der Mündung des Windaussees gelegen. Auf solche Weise mit dem innersten Theile von R., wie mit dem tiefsten Lissabau in direkter Verbindung stehend, bietet es den dänischen, schwedischen und selbst den Schiffen der westlichen hantischen Küste einen weit bequemern Hafenplatz, als Riga. Aber außerdem daß die durch die leichte Verbindung des Hafens fort und fort nöthig werdende Hafeneinrichtung neuerdings, seitdem Windau russisches Besitztum ist, nicht mehr durch die eigenen Kräfte der Stadt ins Werk gesetzt werden kann, ward auch dieser Stadt alle Einfuhr untersagt, außer jener von Salz, Ölingen, Apodiktoren und Materialwaaren; zur Ausfuhr blieb auch ihr nichts übrig, als Holz, Salz, Häute, Butter, Feinsaat und Getreide. Allerdings wurde der Stadt im Jahre 1824 Hoffnung gemacht, zu einem festen Dnieferhafen umgestaltet zu werden. Hunderte von russischen Beamten und Ingenieuren mit Tausenden von russischen Arbeitern erschienen an den Ufern der Windau und im Hafen Windaus, und sieben Jahre lang spendete der Staat Millionen von Silberrubeln zur Realisirung seiner schwindelnd weitläufigen Pläne. Allein, als die sieben Jahre um waren, jagten alle diese Menschenmassen eben so plötzlich wieder nach dem Innern des Reiches, wie sie von daher gekommen waren, und ließen nichts zurück als verfallene Dämmeüberbleibsel am Ufer der Windau, anstatt eines Kanals einen großen Morast in der lumpigen Umgebung des Flusses, unter dem letzten Wolfe aber einige russische Wohnstätten und traurige Krankenhäuser. Nur Riga hat seine Bedenklichkeit als Dnieferhafen bewahrt, würde aber ebenfalls noch größer dastehen, wenn nicht zum Vortheile Petersburgs auch hier die Einfuhr gewisser Artikel völlig verpönt worden wäre. Was von Petersburg und Lissa ist, was von Windau. Dem russischen Schicksal sind sie getroffen und sterben gleich Rival an St. Petersburgs Abte. Traurig erscheint nach dem Allen das Bild des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Häfen in den Dnieperprovinzen Russlands. Aber dieses Bild ist nicht nur für die Gegenwart ein Zeichen. Es ist die Vorherseher einer nicht fernem Zukunft.

der ganzen baltischen Halbinsel. Deutsches u. slawisches Wesen können nimmer Hand in Hand gehen. Wo das eine herrscht, erdichtet es das andere. Und die Macht ist hier auf Seiten der Slaven; slawische Bähigkeit hält länger aus, als deutsche Kraft. Nicht nur durch Massen und Machtüberlegenheit kämpft sie, sondern mit tausend heimlichen Bindungen schlingt sie und rankt sie sich überwuchernd empor. Die deutsche Art vermag nur zu kämpfen um ihr Bestehen bis zum letzten Lebenshauche. Allein der tödtlich umstrickten, den tödtlich getroffenen fehlt das Regenerationsvermögen kaltblütiger Geschöpfe. Sie verströmt ihr bestes Verzagblut für ihre Nationalität und siegt oder stirbt.

K. wird vom Civil-Gouverneur verwaltet u. von dem General-Gouverneur regiert, der in Riga residirt, und hat seine alte Einteilung in Oberhauptmannschaften und Hauptmannschaften, so wie seine gerichtliche Organisation erhalten. Außerdem gibt es in K. Landtage und Kreisstände; auch besitzt es das Privilegium, Branntwein zu destilliren. Die Kreise, deren man 5 zählt, entsprechen den Oberhauptmannschaften, und jeder Kreis zerfällt in 2 Hauptmannschaften. Diese Einteilung kann man auf folgende Weise verbinden: Mitau (Doblen und Bausse), Selburg (Jakobsstadt und Winbau), Tuckum (Tuckum und Talsen), Daksenport (Daksenport und Grobin). Die Russen zählen 8 Kreise. In denselben befinden sich: 11 Städte, 10 Flecken, 8 Eldobden (mit 30,000 Einn.) und 799 Güter (nach Andern 843, von denen 266 der Krone gehören). Nach Einnahme hat K. 172 Kron- und 520 Privatgüter, außer den dazu gehörigen 129 Kron- und 501 Privatbehörden. Hauptstadt: Mitau.

Vergleichung der Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland in socialer und historischer Hinsicht. K. und Livland grenzen breit an einander, von einem Urvolke sind sie bewohnt, von einer Schwermitterschaft wurden sie erobert, und es gab eine Zeit, da sie ungetrennt ein einziges großes Reich bildeten. Zu jener Zeit war der baltische Ritterstaat unter den nordischen Reichen Europas von hoher Bedeutung. Es war ein unglückseliges Ereignis, daß sie K. und Liv- und von einander schieben; die natürliche Folge dessen ward gegenseitiges Zerwürfniß. Der kurlische wie der livische Ritterstaat suchte sich selbständig zur Bedeutung heran zu kämpfen. Und der kleinere von ihnen wollte vor Allem unter den Diamanten eines Berges das seine Schwäche verthüllen. Aber beide sind auf solche Weise nach u. nach immer kräftiger geworden; in der Zeitwendigkeit des Ganges der Welt Ereignisse lag es begründet, daß sie mächtigen Nachbarn anheimfielen. So ward Livland sowohl und K. ein polnisches Leben. Unter dessen ward Rußland zu einer der Hordmächte emporgewachsen. Schwedens Bedeutung ging durch die eigenhändige Feldzügen abenteuerer Karls XII. verloren und Polen hatte sich bereits in sich zerpalten, ehe es von Rußland, Preußen und Österreich kassisch getheilt ward. Liv- und Kurland fanden auf solche

Weise schutzlos, baltisch; darum kamen sie unter eine dem Deutschen nicht nur fremde, sondern ihm auch feindliche Herrschaft. Alle diese Geschicke stürzten im Verlaufe weniger Jahrhunderte durch das Land hin zwischen der Ost- und dem Weipussee und gestalteten alte dundertjährige Verhältnisse um. Doch unbekümmert um den Gang der Welt Ereignisse floß die alte Duna wie in früheren Zeiten zwischen denselben Hauptbächen dem Meere zu; noch heute scheidet sie beide Ostseeprovinzen, wie sie diesfalls ebendem geschieden, da sie sich selbst geschieden hatten. Noch heute liegt an ihren Ufern mancher Stadt, die früher kriegerisch aus Livland herüber schaute nach K., die von hier aus dräuend über den Fluß hinüber blickte. Aber Friedrichstadt ist ein bedeutungsloser Flecken geworden, die Mauern der festen Schloßes am Klusse sind zerfallen, Jakobstadt ward eine Hochschule für Langbären, Alort verwirrte vollends, und Dünaburg allein blieb eine wichtige Festung — aber eine russische Wacht, neben Riga Zwinguri der Ostseeprovinzen. Dort und in Dünaburgs Kasematten können die baltischen Edelleute oftmals zu erkennen Gelegenheit finden, wie das freie Wort jetzt verpönt ist, und wie die alte adeliche Selbstliebe gegen Ehrverletzungen, für welche das Gesetz keine wahre Genugthuung schafft (weil die Welt, und vor Allem die aristokratische Adelswelt, keine andere anerkennt, als den Zweikampf), im Ehrenreiche schwerer Staatsverbrechen gleich geachtet und geachtet wird. Dies Alles wird gemeinsame Geschichte Ks. und Livlands. Darob hallen die Klagen der baltischen Bevölkerung einhellig darüber nach Deutschland. Und weil ihnen so Vieles gemeinsam, glauben wir, K. kennend oder Livland bereisend, den Charakter der gesammten Ostseeprovinzen aus einem ihrer Theile auffassen zu können. Aber hat man beide Provinzen und ihre Städte gesehen, hat man ihre Menschen kennen gelernt, so drängt sich uns überall die Wahrnehmung großer Verschiedenheit zwischen Liv- und Kurland selbst im alltäglichen Leben auf. Estland vollends scheidet sich wiederum wesentlich von beiden ab; selbst die Uebersiedlung ist hier eine andere, und das Wesen der Deutschen erscheint verändert durch St. Petersburgs Nähe. Solche Verschiedenheit in den Einstellungen der beiden Haupttheile des baltischen Landes mußte aus deren Hauptstädten eine völlig verschiedene Psychognomie aufrufen. Daher sind Mitau und Riga, obgleich nur 5 Meilen von einander entfernt, eben so verschieden bis in die kleinste Einzelheit ihrer äußern Erscheinung, wie bis in die tiefste Tiefe ihrer Innerlichkeit. Die neue gradlinige Schaulere, welche von der einen Hauptstadt zur anderen schnurgerade herüberläuft, gibt eben nur einen Wink ab; aber man fühlt es klar, sie verbindet K. nimmermehr mit Livland. Es ist die vom russischen Kaiser gebaute Vereinigungslinie zweier Provinzen Rußlands, welche der kurlische und livische Adel im gutem Stand erhalten muß. Ihr Verbandsfaden erscheint nur wie eine von unausweichbaren Rücksichten der Klugheit, des Staatsbaues, der Politik aufgedrungene Nothwendigkeit, und

ihr guter Zustand ist keine aus Vereinigungsdrang hervorgegangene Thatsache. Er ist eines der wenigen Zugeständnisse, welche der durch kaiserlichen Befehl gezwungene Adel dem gewerbes u. handeltreibenden Nichtadel beider Länder machte; und da nun der Adel nach und nach selbst aus seinen altirrtümlichen Zuständen herausging, und da er nun selbst kaufmännische Geschäfte begonnen mit den Produkten seines Eigenthums, ist sie auch ihm ein willkommenes Erleichterungsmittel merkantilen Verkehrs. Zudem hat sie es nicht vermocht, die ehemaligen Herrscher beider Lande einander auch innerlich anzunähern. Welcher wie ein sichtlich Wahrzeichen dieser aus der Vergangenheit in die Gegenwart übertragenen, einander gegenstrebenden Erkenntnissen stehen auch auf dem räumlichen Wege, da, wo die Grenzen beider Länder an einander treffen, die Wappen beider neben einander, einander gegenüber. Der livländische Greif streckt K. s. anspringendem Löwen und dem aus dem Schilde hervortretenden Flammhüner Kampfgerüstet seine Klauen entgegen, als gebärdete er großem feindlicher Zeiten. Ein Unglück war es, daß Kur- und Livland sich trennten; allein in der ersten Entwicklung jedes derselben, wie in ihren weitem Gestaltungen, lag die Nothwendigkeit solchen Ganges der Ereignisse dennoch begründet. Ihre Interessen mußten nothwendig aus einander weichen, sobald der Schwermittlerstaat nach außen hin gefestigt war, und nun alle bereits als Stände in das Land hereinzugewandert, die vom Urbeginne dieses Staatesgebildes vorhandenen Korporationen der Ritters-, Priester- und Bürgerchaft das innere gegenseitige politische Verhältniß fest zu gestalten und in bestimmten Formen zu regeln begannen. Denn in Livland war das Bürgerthum von Anfang an eine Macht, und die Priesterchaft hatte einen bedeutenden Einfluß. Eine Bürgerchaft hatte im Lande festen Fuß gefaßt ohne die Ritterschaft, und der Klerus nur neben ihr sich ein Terrain erworben. Als man genöthigt war, die Ritterschaft herbeizurufen, weil dem Raths- und Lehrstande die Wehr nach außen fehlte, hatte doch die deutsche Bürgerchaft sich fortwährend selbstständige Geltung erhalten und neben der Ritterschaft mit dem Klerus alles politische Verhältniß gestaltet. Dagegen waren die Schwermittler allein in K. ererbend eingedrungen, und allein herrschend hatten sie sich dort niedergelassen. Die Priester waren ihnen erst tausend nachgezogen und hatten so von allem Beginn an nur eine zweite Stimme im Staate. Politisch völlig bedeutungslos endlich erschienen die wenigen Handel- und Gewerbetreibenden, welche gleichsam als Diener der Bedürfnisse und des Luxus der vornehmten Stände nach und nach hierher gekommen waren, kleine Flecken gründeten und nur dem Broderwerb nachgingen. Weil nun die Verhältnisse also beschaffen waren, standen auch nur in Livland Ritter, Priester und Bürger, Geltung und Privilegien ansprechend, jeder in vollem Rechte, will gleichen Verdienste um die erwungene Herrschaft des Landes mit einander rivalisirend, einander gegenüber. In K. war

dagegen alles Recht zweifellos wie aller Grundbesitz einzig und allein in den Händen der Adelschaft; das ächte Bürgerthum vermochte sich nur schwache Kolonien am Meerestrand zu gründen; die Priesterchaft errichte einzig unter der Regide einzelner frommer Ordensherren, was sie zu erhaschen vermochte. In Livland hatte das ewige Ringen aller einzelnen Bevölkerungstheile nach außen die Kräfte gefählig, die gegenseitigen Oppositionen im Innern hatten feste Begriffe des Mein und Dein in politischer Hinsicht herausgebildet. Darum konnte die Ritterschaft unter den Heermeistern, die Priesterchaft unter den Erzbischöfen, die Bürgerchaft unter ihren Stadträthen, jede zu einem Stand emporwachsen, der machtvoll fechtete, was ihm gebührte, und dem andern Stande lassen mußte, was diesem zukam. Und weil dem also war, und weil trotzdem Alle zusammenhielten, wo es das ganze Livland galt, konnte Livland als integrierender Theil dem Ritterschaft einverleibt werden, konnte dieser selbst eine hochwichtige Stellung einnehmen im nordischen Staatenstern Europa's. Darin lag allerdings auch der Grund, daß dieses Reich bald nachher zum Bankapri der nordischen Großmächte, daß es so häufig zum Schauplatz blutiger Kriege wurde. Allein eben in diesen Kämpfen foht jeder Livländer nur für Livland, eben da lernte jeder Einzelne sich als nothwendige Individualität betrachten, eben damals reichten sich Ritters- und Bürgerchaft die Hand zu Schutz und Trutz. So wenigstens geschah es in früheren Zeiten. Erst die Reformation vernichtete dieses Verhältniß: denn der Priesterthum, wichtig als Mittelglied, verlor seine politische Existenz. Dem Bürgerthum entging mit ihm ein zwar zweideutiger, aber trotzdem ein Verbündeter; die neue selbstständige Priesterchaft ward abhängig vom Adel, und darum vermochte nun der Ritterstand übermächtig emporzuwuchern. Als jedoch endlich und vielleicht eben dadurch die Zeit des unaufhaltsamen Unglücks hereinbrach, als übermächtige Nachbarn vom Norden, dann vom Osten ererbend eingedrungen waren, behielten dennoch die Liv- u. Livländischen Ueberlegung genug, durch den nothdürftigen Frieden, wie durch die rigische Kapitulation ihre alt ansehnlichen Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Rechte, Sprache und Kultus zu sichern vor dem sich anwältigenden Wogendrange des Russollanismus und vor dem Salsbade der russisch-griechischen Kirche. K. dagegen war immer nur das Land eines nach Gütern und Ueberland strebenden Adels. Familienzwiste traten hier von allem Anbeginn an die Stelle der nothwendigen Kämpfe um die Rechte der Stände. K. s. größtes Unglück war das fraglose Bestehen nur eines Standes. Darum blieben alle Anfänge der Entstehung eines Bürgerstandes in den Seestädten unvollendet liegen, oder wurden vom ersten Moment an als störende Einschiebel in das gefloßte, wild freierliche Rittertriben schaelen Tages betrachtet. Die kleinen Städte inmitten des Landes aber hatten vollends nur immer um ihre Existenz zu kämpfen; weiter vermochten deren Bürger ihre Wünsche niemals,

selbst ihre Hoffnungen nicht auszudehnen. Und auch später, als einer der mächtigsten kurlischen Ritter den Heermeisterstuhl mit dem Herzogspurpur überhängt hatte, änderte sich solches Verhältniß in keiner Hinsicht. So lange die Nachkommen dieses Ritterfürsten regierten, ging auch mit wenigen unbedeutenden Aenderungen das frühere Wesen der ritterlichen Unterthanen fort. Dazu ragten versteckt und offen in die verworrenen Zustände des kleinen Staates die Einflüsse slavischer Nachbarn nach und nach immer verwirrender herein, bis endlich der kettlersche Mannstamm mit einem Herzog erlosch, dessen Wittwe, eine Moskowiterfürstin, dem versteckten Treiben ihres Mutterstaates dadurch in die Hände arbeitete, daß sie den Sohn eines Dienstbaren aus dem Marstall durch ihr Schlafgemach auf den Herzogsthron geleitete. Die kurlische Ritterschaft aber, eingeschreckt durch das Drängen des Ostens, litt es, daß dem neuen Herzoge Bieron (Viron), Sohn des Stallbedienten Bieron, Enkel des goldinger Försters Bieron, wie hohnweise zur Herzogskrone ein legitimer französischer Stammbaum angelogen wurde. Die Folge ward, daß sie es dulden mußte, als unter seinem Sohn und Enkel fremde Befehle, fremde Truppen, fremdes Geld in K. sich einnisteten. Und nachdem alle Verwirrung zum höchsten Gipfel gediehen war, schritt eine Deputation aus den Landboten dieses kurlischen Adels, eigenmächtig zwar und ohne allgemeine laute, doch nicht ohne das Bewußtseyn vielfacher verborgener Zustimmung nach dem Czarenhofe zu St. Petersburg. Als dies bereits geschah, war es zu spät, daß der Landtagsmarschall einem der aus dem Ständehaus Schreitenden den Wolfsruf Schabach nachrief. Der Wolf war entkommen mit seinen Genossen, und man hatte ihn nicht an der Flucht gehindert. **B e d i n g u n g s l o s** legten diese verrätherischen Deputirten das Land der Kaiserin Katharina zu Füßen, und verächtlich wandte sich diese von ihnen ab, eben dieser Bedingungslosigkeit halber. Auf solche Weise endete das kurlische Herzogthum. — Alle Geschicke und deren Gesche, wie sie im Laufe der Jahrhunderte je nach der Individualität jener beiden Länder einen Gesamtcharakter angenommen, sind der Physiognomie der Hauptstädte beider noch heute aufgeprägt. Riga, die alte Bürgerveste, ist jetzt noch eine Festung und hat dicht an die See, neben den Zusammenfluß der hier ausmündenden Düna mit der kurlischen Aa zwei Forts hingestellt, die Volderaa und Dünamünde, welche in frühern Zeiten ihre Feuer bald gegen das kurlische Land, bald gegen die vom Meere her drohenden Schiffe Schwedens lehrten. K. und seiner Verbündeten Angriffe wurden stets zurückgeschlagen; aber die blauegelbe Fahne wehte doch endlich auf diesen Wällen, bis auch sie vom russ. Adler herabgestoßen wurde, u. das grüne, orange u. weiße Banner flatterte. Mitau hat sich leichtsinnig auf ein offenes Feld eingelagert. Die vorbeifließende Aa benutzte es nur als angenehme Unterbrechung der Aussicht in die langweilige flache Umgebung. Riga's Inneres bietet noch heute den Anblick einer bürgerstolzen, handels-

reichen Hansastadt; seine Häuser haben sich frühe schon eng an einander gedrängt, um fester zu stehen gegen die Stürme, welche vom Meere her durch feindliche Geschwader erregt wurden, wie gegen jene des Flachlandes, das ein der Bürgermacht mißgünstiger Adel einnahm. Mitau's Straßen dagegen sind breit, die Häuser niedrig, bequem für frohe Gesellschaften. Denn die kurlischen Ritter, welche sie bauten, wollten nur einen Platz für ihre Wagen und Diener, für Feste und Tanz, wenn es ihnen einmal einfiele, hereinzukommen aus dem Edelhofe, um dem Herzog Hof zu machen, damit sie in Güte ihren Willen dem seinen entgegen durchsetzen könnten — falls ihnen nicht etwa beliebte, ihm offen zu widerstreben und recht unter seinen Augen darin nur zu gehorchen, worin ihnen beliebte. Und nun, da die Herzogskrone vom Wappen des Landes heruntergefallen, ist ihnen Mitau einzig noch Sammelplatz für das Winterleben und Börsenplatz für die Johannisgeschäfte. Darum bietet diese Stadt, außer in jenen Zeiten, recht eigentlich das Bild der pensionirten Residenz eines erstorbenen Staates. In Riga liegt das Schloß, die ehemalige Wohnung des Ordensmeisters, inmitten der Stadt; der Oberherr wohnte unter den Seinen. Jetzt freilich sitzt dort der baltische Generalgouverneur, umgeben von russischen Beamten; russische Wachen besetzen die Thore, und eine russische Hauptwacht hat sich daneben gelagert. Bei Mitau aber stand das Herzogschloß von jeher einsam auf einer von Nebenarmen der Aa gebildeten Insel; denn des Herzogs und der Ritter Interessen gingen nimmer Hand in Hand, und gut war es immer, wenn der Regent sein Schloß zu vertheidigen vermochte. So steht das Schloß auch jetzt noch, während drinnen der kurlische Gouverneur mit seinem Bureau sitzt. In Riga bewahrt das Schwarzhäupterhaus, der Sammelort eines kriegerischen Bürgerbundes, noch immer seinen alten ehrwürdigen Schmuck. In Mitau prangen die Wappen kurlischer Ritterschaft in derselben Reihe, wie ihre Träger auf der Adelsbank sitzen, als Wandornamente im Tanzsaale des Adels, und das nebenan liegende Trinkstübchen dient für die Versammlungen des selten Statt findenden Landtages. An der Brücke, welche Riga's Stadttheile diesseits und jenseits der Düna vereint, flattern die Flaggen aller Nationen, und kräftige Seemannsgestalten, frisches Leben, selbstbewußtes Handeln und Regieren belebt die Kaie, die Straßen der Stadt. Bei Mitau dehnt sich ebenfalls eine Brücke über die faul schleichende Aa, und litthauische Boote, kurlisch-oberländische Flußkähne lehnen sich träge daran. Aus den Fahrzeugen hervor aber kriechen schmutzige Litzhauer und graue Petteken, die einen den Zug trügerischer Verschmittheit, die andern den geistiger Gedrücktheit im Antlitz; alle aber warten gekrümmten Rückens und entblößten Hauptes der unbedingten Befehle des gnädigen Herrn, der sie hierher beordert. Dies Alles mußte eben also kommen. Denn Riga hatte sich durch Bürgersinn und Bürgertätigkeit aus einer kleinen bremser Kolonie zu bedeutender Selbstständigkeit aufgearbeitet und stand

nun im Bewußtsein des gelungenen Werkes. Die ernsten Kaufherren, der ehrbare Bürger, der betriebsame Handwerker, der fleißige Künstler schritten darum als Herren und schreiten heute noch stolz durch die Straßen. Nächst dem Rathhaus und dem Schwarzhäupterhause bauten sie darum die Börse als eines der solidesten Prachtgebäude der Stadt. Mitau aber wuchs durch die Befehle eines hoffähigen Adels an seine leibeigenen Arbeiter, in seinen Häusern nur für den augenblicklichen Bedarf berechnet, neben dem Hoflager empor. Und weil dieser Adel zu seinem öffentlichen Auftreten tausend Purpurartikel bedurfte, klebten Krämer ihre Buden ängstlich an die aristokratischen Häuser und bauten ringsum ärmliche Wohnplätze. Später kamen, mit Polens Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum, die Juden in das Land und seine Residenz. Weil aber durch solche Gestaltung der Dinge der Kaufmann eben nur als Diener der vornehmen Welt geachtet wird, hat selbst in neuerer Zeit Bürger- und Kaufmannschaft Mitau's nicht die mindeste politische Bedeutung erlangt. — Aus dieser Verschiedenheit in den Stellungen der handelnden und gewerbetreibenden Stände beider Städte ging noch ein anderer viel bedeutsamerer Unterschied hervor, welcher freilich beim äußern Anblicke nicht augenblicklich offenbar wird. In Riga nämlich lagern 20,000 Russen in den Vorstädten und vermögen trotz aller Machinationen nicht einzudringen in den von 30,000 Deutschen bevölkerten Stadtkern, vermögen nicht sich einzuschleichen in die städtischen Behörden, vermögen nicht einmal ihre Namen einzuschmuggeln in die Listen der Bürger — obgleich Riga bereits seit 1710 ein russisches Besitztum ist. Mitau gehört erst seit 1795 faktisch zum russischen Reiche; dennoch rissen 2000 Russen, gegenüber 10,000 Deutschen, einen großen Theil des Handels an sich, sind Bürger geworden und Hausbesitzer. R. freilich hat sich bedingungslos dem russischen Scepter ergeben; Livland schloß den nyssädter Frieden und die rigische Kapitulation. Die Aufzählung derartiger Verschiedenheiten zwischen den Hauptstädten beider Ostseeprovinzen ließe sich mit leichter Mühe noch weiter fortsetzen, und sie würden als immer neue Nachweise der innern Verschiedenheit der politischen Entwicklungen dienen; als immer neue Hinweise darauf würden sie betrachtet werden können, wie vor Allem der deutschen Kuren politisches Leben den Keim der Selbstvernichtung in sich trug. Aber warum — möchte man fragen — verschollene Vorzüge und vergessene Fehler beider aufzählen, da nunmehr beide vom einen Untergang im Russenthum, vom einen Unheil der Internationalisirung bedroht sind, und da nun beiden die Kraft der Erhebung zu freier Entfaltung ihrer Individualitäten gelähmt, da beiden die Möglichkeit der neuen Entwicklung einer Gesamtselbstständigkeit vernichtet ist? Wahr ist es allerdings, die Klauen des russischen Adlers halten diese deutschen Lande umklammert, und seine schwarzen Flügel verdecken ihnen den Blick nach der Sonne. Allein eben so wahr ist es auch, daß noch ein Ankämpfen möglich ist gegen die Russi-

ficirung; wenn kein offensives, doch ein streng defensives. Und eben in diesem letzten Moment, wo dieses Anhalten nicht nur, sondern ein Anklammern am deutschen angestammten Elemente dem Russoslavismus gegenüber vor Allem als Pflicht, als heiligste Sorge der Ostseeprovinzbewohner sich geltend macht, muß die Vergangenheit genau durchprüft werden, auf daß man dort die verborgenen Keime der Gegenwart, die guten wie die bösen, erkenne; damit nicht neue böse Saat ausgestreut werde und die nur schwachen Ueberbleibsel des Guten jener Zeiten ersticke. Denn K. und Livland sind noch deutsch. Aber der Samum des Slavismus trägt seinen Hauch herein bis in die innersten Familiengemächer der baltischen Halbinsel. Diese Dünste sind um so gefährlicher, je schmeichlerischer sie die Hoffnungen, Wünsche, Neigungen der baltischen Aristokratie umspielen. Dies aber eben ist es, was der kurlische wie livische Adel überall leugnet. Ueberall ist ihm Deutschthum ein Schlagwort geworden, hinter welchem er sein passives Dabingleben gegen die Mahnungen des deutschen Auslandes versteckt. Aber dies Schlagwort ward banal, wie in St. Petersburg der Name Peters des Großen. Man trägt das Wort im Munde, um nicht nach dem Worte handeln zu müssen. In Deutschland rechnen wir zu den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands K., Livland, — auch Estland. Die drei Namen wurden uns auf der Schule gelehrt, und sie fallen uns immer zusammen in den Mund. Aber seit wir die drei Namen lernten, ist die Geschichte nicht stehen geblieben, und Rußlands slavische Politik hat sich immer weiter zu einem konsequent durchgeführten Systeme entwickelt. Darum ist es nur ein alter Sprachgebrauch geblieben, wie der vom Auf- und Untergange der Sonne; wir wissen es auch wohl besser, aber das Bessere wissen ist uns noch nicht zu Fleisch und Blut geworden. Der Ostseeprovinzen, in denen das deutsche Element noch wirklich wirksam ist, gibt es in Wahrheit nur zwei: Liv- und Kurland. In Estland ist es bereits zum petersburger Zwitergeschöpfe heruntergesunken; der lutherische Glaube ist vom russischen Kultus bereits überwuchert und mit ihm die deutsche Sprache, voll russischer Einschleibsel, eine petersburger geworden. Estlands Adel hat die kurlischen und livischen Brüder schon größtentheils verlassen, um sich petersburger Einfluß und Lebensform anheimzugeben. Doch daß dem also, lag fast naturgemäß im Gange der Geschichte des kleinen Landes begründet, und die Estländer sind kaum anzuklagen, wenn sie solchem Geschick erlagen. Als kleiner Theil des livischen Ritterstaates nahm Estland Theil an dessen sämmtlichen Begehnissen, und jedes Unglück lastete doppelt schwer auf diesem Land ohne eigene Selbstständigkeit. Der slavische Einfluß war hier wegen größter Nähe russischer Nachbarschaft durch alle Jahrhunderte am bedeutsamsten. Und das Land ist so arm, seine Lage für alle industrielle Entwicklung so ungünstig. Darum konnten nicht einmal seine Seeplätze jemals eine wichtige selbstständige Bedeutung gewinnen. Wie hohnweise, trugen immer die Wellen alle Schiffe an

Sabfal vorüber. Reval aber, durch einen dänischen Königstraum entstanden, hatte sich träumerisch an einem schlechten Landungsplage hingelagert, während wenige Meilen westwärts Baltischport sicherer, den Schiffen bequemer, aus Mangel an Unterstützung nicht emporwuchs. So blieb es immer bedeutungslos, bedeutungsloser sogar, als Reval, das nun seit einem Jahrhundert langsam an Petersburgs Nähe dahinstirbt. Die ganze Stadt gleicht einem Bürgerhause, bequem und wehlich. Aber die Generation der Gegenwart hat die Kleinbürgerliche Heimath verlassen, um in der Nähe des Kaiserhofes die Jahrhunderte hindurch mühsam zusammengesparten Schätze der Vorfahren rascher zu verdoppeln oder — zu vergeuden. Und nunmehr, da die solide Behaglichkeit des Bürgerhauses verschwunden, haben die Revalenser für ihre petersburger Nachbarn eine Seebadeanstalt dort errichtet. Dann führt im Sommer allwöchentlich das Dampfboot deren Schaaren ab und zu; ein trügerisch lautes Leben durchläuft dann die Stadt. Aber mit dem Herbst verweht es, und das Bürgerhaus steht wieder einsam, verödet, vergessen — bis im Winter Einige vom esthnischen Adel hereinfahren, denen das petersburger Leben zu theuer, und die hier eine schwache Imitation der Residenzwelt aufführen. Dem Lande der Esthen, der Erkräftigung des deutschen Elementes kommt dadurch kein Nutzen. Esthland ist petersburgerisirt, und sein Adel hat aufgehört, sich in That und Wahrheit der baltisch-deutschen Aristokratie zuzuzählen. Nur wenn das russische Wesen einmal absonderlich schwer lastet, und der russische Adler seine Krallen fester zusammenzieht, schallen auch seine Klagen vereint mit denen Kurl- und Livlands nach dem Auslande herüber. Für Livland lag dagegen nicht nur in seiner Größe, sondern auch darin die größte Möglichkeit, seinem Charakter treu zu bleiben, daß ihm in Riga eine Berührung und eine Verknüpfung mit den Ländern deutschen Stammes geblieben. Außerdem besitzt es unter allen Ostseeprovinzen nicht verhältnißmäßig nur, sondern unbedingt die meisten Städte, welche als solche eine Geltung beanspruchen. Als mächtige Hülfsmittel dienen überdies dem Lande das Meer, seine fruchtbaren Felder, seine reichen Wälder und sein grundbesitzender Adel. In K. sind diese Hülfsmittel die einzigen Hauptmittel. Städte, als solche wichtig, besitzt es nicht; Mitau ist Gesellschafts- und Domestikenstube des Adels; Libau und Windau sind gestrandete Schiffe. Auf dem Adel allein beruht alle Hoffnung. Dieser Adel ist von einem, wenn auch im Einzelnen nicht ungemessenen, doch in der Allgemeinheit gleichmäßig verbreiteten Reichtume. Und obschon in Livland einige so reiche Aristokraten gefunden werden, daß einer von ihnen noch jüngst im Testamente eines seiner Güter völlig vergessen hatte, so ist doch die dauernde Sicherheit des Besizes durch Majorate weniger fest, als in K., an einzelne Familien gebunden. Daher hört man häufiger dort, als hier, glänzende Namen in glanzloser Umgebung. Gleichzeitig tritt beim kurlischen Adel noch eine Eigenschaft in jegiger Zeit als hochwichtig, wenn

selbst — wie häufig — bis zum Extrem gesteigert hervor: sein Zusammenhalten in sich. Dies ist in Livland weniger der Fall. Allein trotzdem herrscht dort, wie in K., jene unselige Rivalität der Adelschaft gegen jene der Nachbarprovinz, nach welcher sich jede einzelne derselben in aristokratischen und persönlichen Vorzügen über die andere erhaben glaubt. Dies gibt den Grund ab zu einem in aller Hinsicht nur provinziellen Bestreben — nach außen und nach innen. Erst im Auslande schwindet scheinbar solcher Fehler bei den Einzelnen. Ja, es ist unter ihnen sogar eine Mode geworden, sich sämtlich als Kurländer zu bezeichnen. Diese Mode hat ihre Entscheidungursache wohl nur darin, daß die Kurländer im Auslande am besten kannten und ihre Namen an den Höfen, wie in den Gesellschaftssälen von gutem Klange sind. Läge jener Mode doch ein tieferes Bewußtseyn zu Grunde, ein Bewußtseyn, daß die Ostseeprovinzen nur als baltische Halbinsel gegen russische Uebergriffe einhellig kämpfen müssen. Livland und K. werden, wenn einzeln stehend, zuerst dem petersburger Leben in seiner Aristokratie zugewendet werden, wie Esthland es zum größten Theile bereits ist. Später wird dann das unverhüllte Moskowitenthum mit Sprache und Sitte über die einzeln stehenden Provinzen hereinbrechen, und das Salböl der russischen Kirche wird über die lutherischen Altäre ausgegossen werden. Nur eine einige baltische Halbinsel würde solches Unheil abzuwenden vermögen.

Geschichte. In den frühesten Zeiten war K. zu Livland gehörig und theilte mit diesem bis ins 16. Jahrhundert alle Schicksale (s. Livland). Der deutsche Orden oder vielmehr die sogenannten Schwertbrüder, welche sich mit Anfang des 13. Jahrhunderts hier ansäßig machten und 1233 mit dem deutschen Orden verbunden, gründeten daselbst das große Guttensthum mit der Leibeigenschaft. Als nun 1560 die Russen in das Land einfielen und der Orden sich nicht mehr zu helfen wußte, trat der letzte Heermeister, Gottbard Kettler, Livland an den König von Polen, Sigismund August, ab. Dieser führte fortan den Titel: Großherzog von Litauen und belehnte den Heermeister Kettler mit K. und Semgallen, als weltlichen Herzogthümern. Der Herzog Gottbard führte die evangelische Religion ein, gründete mehre Kirchen und bekannte sich 1567 zur augsburgischen Konfession. Ihm folgte sein ältester Prinz, Friedrich, der aber 1589 das Land mit seinem Bruder Wilhelm theilte. Ersterer hatte nun zu Mitau seinen Sitz, während Letzterer in Goldingen residirte. Als beide in große Mißthelligkeiten mit ihren Ständen geriethen, kam es im Lande zu offenen Unruhen. Besonders machten zwei Brüder, Nolden, dem Herzog Wilhelm so viel Verdruß, daß sie, als sie mit königlich polnischem Geleitsbrief als königliche Kommissarien, um gewisse Handel der Jesuiten mit der Stadt Riga zu untersuchen, nach Mitau kamen, Wilhelm in ihrer Herberge tödten ließ. Der König verjagte darauf den Herzog und gab dessen Land dem Bruder desselben

hen, Friedrich. In Folge der Kriege mit Schweden, in denen K. viel gelitten hatte und Mitau zweimal, 1621 und 1625, von den Schweden erobert worden war, erhielt Wilhelm jedoch seinen Thron wieder, ja er wurde, als sein Bruder Friedrich 1639, ohne einen Erben zu hinterlassen, †, alleiniger Herzog von K. Nach seinem Tode, der schon 1642 erfolgte, erbte sein Sohn Jakob das Herzogthum. Dieser that viel für den überseeischen Handel K.s, erhielt 1647 von der Königin Christine von Schweden eine ewige Neutralität, brachte das Stift Piltten wieder an sich u. erwarb von England die Insel Labago. K. befand sich wohl unter ihm; ein Heer von 14,000 Mann stand auf den Weinen. Von den Schweden in Mitau überfallen, gerieth er in Gefangenschaft und wurde erst durch den oliväer Frieden, in welchem er die Insel Runen und einiges Gebiet jenseit der Düna abtrat, wieder frei; er † 1682. Sein ältester Sohn, Friedrich Kasimir, bekam wieder Handel mit Polen über den Besitz des Stiftes Piltten, behauptete aber dasselbe. Im folgte 1698 Friedrich Wilhelm (geb. 1692), über dessen Vormundschaft die verwittwete Herzogin mit ihrem Schwager Ferdinand in Streit gerieth, der auch, von Peter unterstützt, die Regierungsangelegenheiten größtentheils in seine Gewalt bekam. In dem nordischen Kriege trat der Vormund auf sächsischer Seite. In Folge desselben ward K. von Karl XII. (1701) besetzt u. der Herzog genöthigt, nach Deutschland zu seiner Schwester, der Landgräfin Maria Amalie von Hessen-Kassel, zu fliehen. Im J. 1705 mußten die Schweden K. zwar wieder räumen, aber dafür überschwenkten es 20,000 Russen. Neue Hoffnungen gingen dem Lande auf durch die Vermählung des Herzogs mit der russischen Prinzessin Anna, Tochter Iwans III., eines Bruders von Peter dem Großen (1710); aber der junge Herzog hatte kaum sein Land zurück erhalten, als er 1711 auf der Rückreise von Petersburg †. Die verwittwete Herzogin Anna blieb, unter dem Schutze ihres Oheims, Peters des Großen, noch einige Zeit Regentin und nahm ihren Wittwen sitz zu Mitau. Ihres Gemahls Oheim, Herzog Ferdinand trat zwar die Regierung an, doch lebte er fortwährend im Auslande. Als er die Gutsheerheit des kurländischen Adels verlegte, ordnete der polnische Oberlehnshof eine Landesverwaltung an, deren Endzweck war, K. nach dem Tode des kinderlosen Ferdinand als ein eröffnetes Lehen förmlich mit Polen zu vereinigen. Dies zu verhindern, hielten die kurländischen Stände 1726, gegen das Verbot der Regierung, einen Landtag und erwählten auf demselben den natürlichen Sohn des Königs von Polen, den Marschall Grafen Moriz von Sachsen, zum Herzoge. Diese Wahl blieb jedoch, da sie ohnehin wider die Verfassung war, ohne Wirkung. Auf dem Reichstage zu Grodno wurde die Vereinigung K.s mit Polen, sobald Ferdinand gestorben sey, von Neuem dekretirt, und der Graf Nedem, der nach Warschau geschickt worden war, um gegen diesen Beschluß zu protestiren, ward als Anführer verhaftet. Dies bewog den Marschall von

Sachsen, der mit geringer Mannschaft nach Mitau gekommen war, K. wieder zu verlassen. Dagegen vermählte sich der 75jährige Herzog Ferdinand 1730 mit einer Prinzessin von Sachsen-Weißenfels, Johanne Magdalene, und empfing um dieser Verbindung willen 1731 zu Warschau die förmliche Belehnung mit dem Herzogthum K. Um dieselbe Zeit aber hatte die verwittwete Herzogin Anna den russischen Thron bestiegen; sie ließ K. militärisch besetzen und erklärte dem polnischen Hofe, daß sie dasselbe bei seinem Verfassungsrecht als ein Lehn der Republik unter eigenen Herzögen beschützen werde. Als daher 1737 Herzog Ferdinand †, wählten die kurländischen Stände, auf Empfehlung der Kaiserin Anna, deren Oberkammerherrn, den Grafen Ernst Johann von Biron (s. d.), einen geborenen Kurländer, zu ihrem Herzoge, der aber fortwährend in Petersburg blieb und nach dem Tode seiner Beschützerin 1740 von der Kaiserin Elisabeth nach Sibirien verwiesen wurde. Die Stände wählten darauf 1741 den Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig und, als Polen hiezu seine Einwilligung nicht gab, nach verschiedenen andern projektirten Wahlen, den Prinzen Karl von Sachsen 1758 zum Herzoge, zu dessen Gunsten die Kaiserin allen Ansprüchen auf K. entsagte. Nach der Thronbesteigung Peters III. erhielt indessen Biron seine Freiheit wieder, und als Katharina II. zur Regierung gekommen war, wurde er von derselben wieder als Herzog von K. eingesetzt, und Karl mußte (1763) weichen. Thron wurde nun auf dem polnischen Konvokationsreichstage 1764 als einziger rechtmäßiger Herzog von K. anerkannt und mit demselben belehnt. Das J. 1768 brachte dem Lande eine neue Konstitution; zugleich wurden gewisse herzogliche Rechte, die von der Landschaft in Zweifel gezogen wurden, festgesetzt. Biron † 1772, nachdem er schon 1769 die Regierung seinem Erbprinzen, Peter, abgetreten hatte. Im J. 1774 ward zu Warschau von Neuem eine Konstitution entworfen. Auf dem Reichstage von 1776 bestätigte die Republik dem Herzog, der Ritterschaft, den Städten und allen Einwohnern von K. u. Zemgallen ihre Rechte und Freiheiten, besonders die Investitur des Herzogs, die Pacta subjectionis u. a. Im Lande selbst waren jedoch die Zerwürfnisse zwischen Adel und Bürgerstand nicht zu beseitigen, und beide suchten bald zu Petersburg, bald zu Warschau Schut. Gleiches that auch der Herzog, der sich 1792 mit der jungen und schönen Gräfin Anna Charlotte Dorothea von Nedem (s. Kurland, Biogr.) vermählt hatte. Endlich am 18. März 1795 beschloß der kurländische Landtag, K. unbedingt Rußland zu unterwerfen. Dieser Beschluß ward dem Herzog, der sich damals in Petersburg aufhielt, zur Bestätigung mitgetheilt und von demselben (er hatte keine Söhne) am 28. März zu Petersburg, gegen eine Pension für sich und seine Kinder, in einer besondern Abtretungsurkunde genehmigt. Dasselbe that auch die von dem Bruder des letzten Herzogs abstammende Linie Biron gegen eine jährliche Rente von 36,000 Thln. Im J. 1818 wurde die Letz-

eigenschaft in K. aufgehoben und die Verhältnisse der dortigen Guts Herrn durch eine Urkunde des Kaisers Alexander geordnet.

Kurland (Biogr.), 1) Viron, Herzöge von K., s. Viron; 2) Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von, eine in jeder Hinsicht treffliche Frau, ward am 3. Februar 1761 zu Resothen, einer herzogl. Domaine in Kurland, geboren, die jüngere Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem, aus dessen zweiter Ehe mit Charlotte von Nolde, geb. Wlanteuffel, genannt Späge. Bereits im dritten Jahre verlor sie ihre Mutter, und ihr Vater vermählte sich zum dritten Male, mit Elise von der Rede, geb. von Brücken, genannt Hock, einer Frau von ausgezeichnetem Verstand. Kaum hatte sie das 19. Jahr erreicht, als sie (6. Nov. 1779) der Herzog Peter von K., Reichsgraf von Viron, zu seiner dritten Gemahlin erkor. Bei der starren Unbiegsamkeit, mit welcher dieser Fürst sein Herrscherrecht gegen die Ansprüche des bevorrechteten Adels behauptete und die Klagen der Stände in Warschau durch Gegenklagen bekämpfte, hatte die Herzogin öfter Gelegenheit, ihre Gabe, Alles klug und sanft zu vermitteln, zur Ausöhnung der Parteien anzuwenden. Zugleich erheiterte sie durch Frohsinn und durch ihr musikalisches Talent die durch Mißheftigkeiten getrübbten Tage ihres Gemahls. Sie unternahm mit demselben 1784 eine Reise nach Italien und wußte sie zu ihrer geistigen Ausbildung trefflich zu benutzen. Als auf der Rückreise der Herzog ihre Entbindung in Deutschland abzuwarten entschlossen war, gab sie der Bitte der damit unzufriedenen Stände nach und reiste allein im December 1786 nach Mitau, wo sie am 23. Februar des folgenden Jahres einen Erbprinzen gebar. Die oberste Verwaltungsbehörde wünschte nun im Einverständniß mit der Landschaft, daß sie gemeinsam mit den Oberräthen als Vormünderin die Regierung übernehme; sie aber weigerte sich dessen und bewog im Frühjahr 1788 den Herzog zu schleuniger Rückkehr. Die Zwistigkeiten konnten indessen auch jetzt nicht beigelegt werden; zudem zerstörte der Tod des Erbprinzen (im März 1790) alle Hoffnungen der Herzogin. Mit ihrer Schwester, Elise von der Rede (s. d.), welche von der Kindheit bis an ihren Tod als treue Freundin ihr zur Seite stand, ging sie im Herbst 1790 nach Warschau, wo die Streitigkeiten des Herzogs mit den Ständen verhandelt wurden. Doch erst bei ihrer zweiten und dritten Anwesenheit, 1791 und 1792, gelang es ihr, eine Entscheidung der kurländischen Angelegenheiten zur scheinbaren Zufriedenstellung des Herzogs und des Landes zu erlangen. Nach seiner Abdankung 1791 lebte der Herzog bald auf seiner Allodialherrschaft Nachod in Böhmen, bald in dem von ihm 1786 erkauften Herzogthum Sagan in Schlesien u. + zu Golleron, unweit Nachod, am 12. Jan. 1800. Die Herzogin lebte hierauf mit ihren vier Töchtern theils auf der von ihr 1796 erkauften Herrschaft Löbichau im Altenburgischen, theils in Berlin. Im Jahr 1806 machte sie zum Besten ihrer Kinder eine Reise nach Petersburg

und blieb darauf bis zum Frieden von Tilfit in Mitau. Ihr jährliches Einkommen belief sich auf 105,000 Thlr., indem ihr Paul I. als Entschädigung ein Jahrgeld von 75,000 Thlr. bewilligt hatte, wozu noch 30,000 Thlr. jährlicher Renten aus der Allodialverlassenschaft ihres Gemahls kamen. Im Jahr 1809 verweilte sie einige Zeit in Paris, 1817 auf Alexanders Einladung wieder in Petersburg und darauf in Mitau, wo sie das Reformationsjubiläum mit der Gemeinde öffentlich feierte, eine Armenschule stiftete und das Fräuleinstift mit einem ansehnlichen Kapital ausstattete. In den letzten Jahren ihres Lebens brachte sie den Winter in Paris, den Sommer in Löbichau zu. Auch in Karlsbad erinnert mehr als eine Stelle, die sie verschönert, namentlich die Dorotheenau und der Freundschaftsfig, an ihren Aufenthalt daselbst. In Löbichau + sie am 20. August 1821. Ihre älteste Tochter Katharina, geb. 8. Febr. 1781, die als Herzogin von Sagan 1800 ihrem Vater in der Regierung folgte, 1819 (zum dritten Male) sich mit dem Grafen Karl Rudolf von der Schulenburg vermählte und 1827 zur katholischen Kirche übertrat, + am 29. Nov. 1839. — Die zweite Tochter Pauline, geb. am 19. Febr. 1782, Wittwe des 1838 verstorbenen Fürsten Friedrich Hermann Otto von Hohenzollern-Hechingen, wurde zufolge Testaments ihrer ältern Schwester deren Universalerin und + zu Wien im J. 1844. — Die dritte Tochter Johanne, geb. 24. Juni 1783, vermählt 1801 mit Franz, Fürsten Pignatelli de Belmonti, Herzog von Acerenza, ererbte von ihrer Mutter Löbichau. — Die vierte endlich, Dorothea, geb. 21. Aug. 1793, vermählte Gräfin von Taleyrand-Perigord und Herzogin von Dino, besitz die Herrschaft Deutsch-Wartenberg. Die beiden Brüder der Herzogin stifteten die Linien Alt-Auz u. Ellen; dieser jüngeren gehört der Graf Peter von Medem, der 1825 die Reise nach Jerusalem und Aegypten machte, nachmals russischer Botschafter in London war und 1825 als solcher nach Paris ging. Vgl. Schink, Gedächtnißfeier der verwitweten Herzogin Dorothea von K., (Altmb. 1821) und Tiebge, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von K. (Leipz. 1823.)

Kurlupp (Chrolon), österr. = mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Ungarisch; Mühle; 400 Einw.

Kurmann (Eivilrecht), der zur Wahl berechtigte Miterbe.

Kurmantel (Staatsgesch.), Schmuck der Kurfürsten bei der Kaiserkrönung, und heraldisch der Wappen der Regenten in den Kurfürstentümern und der Wahlkurfürsten.

Kurmark, hieß ehemals der Haupttheil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptstadt Stendal, die Barmark oder Priegnitz mit der Hauptstadt Perleburg, die Mittelmark mit der Hauptstadt Brandenburg, die Uckermark mit der Hauptstadt Prenzlau und die Herrschaften Breskow und Storkow oder den breskower und storkower Kreis und enthielt auf

447 □ M. 830,000 Einw. Der Name K., entstanden in Folge der Uebertragung der Kurwürde auf Brandenburg unter Ludwig II. aus dem Hause Wittelsbach (um 1360), verschwand mit dem Untergange der deutschen Reichsverfassung. Nach dem tilſiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreiche Westphalen, das für aber das rechts der Elbe gelegene Herzogthum Magdeburg mit der Mark verbunden, die demzufolge damals 418 □ M. mit 785,000 Einw. umfaßte. Im J. 1813 fiel die Altmark an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Eintheilung in K. und Neumark nicht wieder, sondern theilte die Altmark dem magdeburger, die Priegniz, Uckermark und den größern Theil der Mittelmark dem Potsdamer, die übrige Mittelmark und den beresow-sorower Kreis aber dem frankfurter Regierungsbezirke zu.

Kurm Avatar (ind. Myth.), die zweite Avatar des Wischnu, in welcher er bei Vereitung des Amrita den Berg Mandar oder Mera, der ins Meer gesunken war, wieder emporhob und stützte.

Kurmede, s. Baulebung.

Kurmedegüter, **Kurmedelehen** (Rechtswiss.), Besigungen, die der Baulebung unterworfen sind.

Kurmederecht, s. Baulebung.

Kurmen, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, an der Nordgrenze des Gouvernements.

Kurmethode (Med.), das überdachte und nach bestimmten Principien eingerichtete ärztliche Verfahren in Behandlung eines Kranken.

Kurmi (griech. κορμι), s. Bier, S. 946.

Kurmillä, ostind. Stadt, Präs. Bombay, Prov. Aurenghabad, östl. von Punah.

Kurmojarſkaia (Geogr.), 1) Nischnei K., russ. Flecken, Land der donſchen Kosaken, r. am Don, westl. von Nagawſkaia; — 2) Werkhne-K., Flecken das., nordöstl. von Nagawſkaia.

Kurmut, asiat. Ort, Beludschistan, Melan, nahe an der Südküste.

Kurmſch (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gouv. Simbirsk, grenzt nördlich und östlich an das Gouv. Kasan, südlich an die Kr. Urdatow und Alatur, westlich und nordwestlich an das Gouv. Nischgorod, und hat einen Flächenraum von 72 □ M. mit 80,000 Einw. Der Kreis ist gewellt und fruchtbar und hat viele Waldungen. Hauptfluß: Sura, die hier mehre kleine Flüsse und Bäche aufnimmt; mehre Seen. Die Bevölkerung besteht zum Theil aus Tataren und Mordwinen. — 2) Kreisstadt daselbst, auf dem linken Ufer der Sura, am Einfluß des Baches Kurmſchka; Kathedrale, 4 Pfarrkirchen; 3000 Einw. In der Umgegend Spuren alter Befestigungen; gehörte früher zum Gouv. Nischgorod, hatte ehemals eine Bezirkskanzlei, nach deren Aufhebung die Stadt im Jahre 1780 zum Gouv. Simbirsk geschlagen wurde.

Kurnal (Kurnaul), ostind. Stadt, Präs. Bengalen, Prov. Delhi, am westlichen Dschumna-Ufer und am alten Ferozefanal, ist sehr ungesund wegen der vielen Bewässerungskanäle, wodurch sich ungemein bössartige Fieber ent-

wickeln; Militär- und Missionsstation, protestantische Kirchen und Schulen.

Kurnatowice, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 200 Einw.

Kurnatowski, Sigismund, polnischer General der Kavalerie, geb. um 1778 im Großherzogthum Posen, erhielt seine Bildung in Berlin und trat frühzeitig als Page in preussische Dienste. Das Jahr 1806 rief ihn in die Reihen polnischer Krieger, welche, dem Aufrufe Dombrowski's und Wibidics folgend, sich zu Posen versammelten, um unter Frankreichs Adlern die Selbstständigkeit ihres Vaterlandes zu erkämpfen. Persönliche Tapferkeit und nie rastender Dienst-eifer beschleunigten seine Beförderung. Im Jahre 1814 hatte er es bis zum Brigadegeneral gebracht. Nach der Thronentsagung Napoleons kehrte er mit den polnischen Truppen unter Krasinski's Befehle in die Heimath zurück. Im folgenden Jahre erhielt er das Kommando über die Brigade der Garde zu Pferde und wurde bald darauf Divisionsgeneral und Adjutant des Kaisers. Diese schnelle Laufbahn erregte den Neid vieler minder edel gesinnter Waffenbrüder und machten sie ihm zu Feinden. Sein Dienst-eifer wurde von Manchen für Schmeichelei und knechtische Unterwürfigkeit unter die Laune des Großfürsten ausgelegt, wiewohl Andere sich erinnern, ihn eben so diensteifrig in Frankreich gesehen zu haben. Der 30. November 1830 beraubte indeß sein Haupt des Lorbeers. Er führte das Gardejägerregiment zum Schutze Konstantins nach Belvedere, ließ auf das Volk feuern, begleitete dann den Cäsarwitsch und kehrte erst am 3. December nach Warschau zurück. In dem Momente, als er an der Spitze seiner Truppen in die Stadt einritt, ward er von der wüthenden Volksmasse vom Pferde gerissen, und nur der allgemein beliebte, würdige General Szembek vermochte die Säbel abzuwenden, die über seinem Haupte schwebten. In den Palast des Finanzministers geschleppt, leistete er, als das Volk seinen Kopf verlangte, an der Seite Krasinski's im Angesichte der erzürnten Menge und der Soldaten, den Eid der Treue auf die Fahne des Aufstandes. Nichts desto weniger ward ihm allgemeine Verachtung zu Theil, und der Haß seiner Landleute folgte ihm selbst in seine ländliche Zurückgezogenheit nach. Ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruch der Revolution hatte er ein Bein gebrochen, und dies veranlaßte ihn, in den Tagen der Gefahr, als die Mannschaft gegen die Russen zu Felde zog, seinen Abschied zu nehmen, wiewohl er noch eine Zeit lang als gemeiner Soldat in der Nationalgarde von Warschau diente. Im Sommer 1831 verließ er Polen, um in den böhmischen Bädern seine Gesundheit wieder herzustellen und kehrte erst im November desselben Jahres in sein Vaterland zurück. Er nahm bei der neuen Regierung keine Dienste, bat um seine Entlassung und erhielt sie, nebst der Erlaubniß, sich auf seine Güter im Großherzogthum Posen zurückzuziehen. Wenn man die Verhältnisse, in denen er seit 1815 zu Rußland stand, ins Auge faßt, so verliert sein Benehmen viel von der Zweideutigkeit, die ihm der größte Theil der

polnischen Nation zum Vorwurfe machte. Es war seinem Gefühle und seiner Ueberzeugung zuwider, gegen den die Waffen zu führen, der ihn mit Wohlthaten überhäuft; allein er trat von jedem Amte zurück, als die Unabhängigkeit seines Vaterlandes vernichtet und die polnische Armee aufgelöst worden war.

Kurnehen (Perziken), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Golding; 140 Einw.

Kurnik, preuß. Stadt, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schrimm, an einem See; Tuch- und Feinwandweberei; 2670 Einw.

Kurnul, ostind. Stadt und Festung, Präs. Madras, Prov. Balaghat, am Zusammenfluß der Handerry und Lumbodra; 6000 Einw.

Kurokusi (japan. Myth.), Gott des Reichthums.

Kuroos, afrikan. Insel, Nubien, vom Nil gebildet, nordöstl. von Schendy.

Kurosaki, asiatische Stadt, auf der japan. Insel Kiou-Siou, unweit der Küste, nordöstlich von Nagasaki; 300 Häuser.

Kurow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; 400 Einw.; — 2) das., Kr. Lauenburg; 130 Einw.; — 3) das., R.-B. Stettin, Kr. Rantow, unweit der Dder; Gut, Wassermühle; 250 Einw.; — 3) russ.-poln. Stadt, Gouv. und Kr. Lublin, Schloß, Stahlbrunnen mit einem dem pyramonten ähnlichen Wasser, 1816 entdeckt, sehr großer engl. Garten, Lederfabrik; 2000 Einw., zur Hälfte Juden. Hier am 3. März 1831 Kampf zwischen den Russen unter Kreutz und den Polen unter Dwernicki, welcher siegte; Gefecht am 12. Sept. 1831.

Kurowitz (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Pradisch, umfaßt 1900 J. 1115 □ Kl. Areal; — 2) Dorf das.; Schloßchen; 450 Einw.

Kurowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.-B. Posen, Kr. Buk; Berwerk; 120 Einw.; — 2) das., Kr. Kosten; 190 Einw.

Kurowsky-Eichen, Friedrich von, deutscher Dichter, geb. 1780 auf dem Schlosse Eichen in Ostpreußen, trat als Offizier in russische Dienste, verließ sie aber wieder, hielt sich an verschiedenen Orten auf und ließ sich endlich im Kloster Saare bei Mühlheim als Kommissär der Gewehrfabrik nieder. Er schrieb: Die Zerstörung von Tantalus, ein Epos, Erfurt 1815; — Die Sonnentempel des alten europäischen Nordens und deren Kolonien u. a. m. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen Gotha 1830 in vier Bänden.

Kurozwaki, russ.-poln. Stadt, Gouv. Kraslau, rechts am Czarna; 720 Einw.

Kurpinski, Karl, polnischer Komponist. Sein Geburtsort und sein Geburtsjahr ist unbekannt. Seit 1811 fungirte er als Musikdirektor am Theater zu Warschau, wurde 1823 vom Kaiser Alexander zum Kapellmeister ernannt und leitete bis 1831, mit Ausnahme einer größeren Kunstreise, die er 1824 und 1825 machte, die Oper in Warschau. Seitdem ist er verschollen, und es scheint, als sey er in der glorreichen Erhebung seines Volkes untergegangen.

K. hat sich um die Veredlung der Musik in Polen große Verdienste erworben; die Bildung eines tüchtigen Orchesters in Warschau, so wie bedeutender Gesangstaleute ist sein Werk, und durch seine gediegenen Kompositionen sowohl, als durch musikalische Schriften und das 1821 von ihm begründete Konservatorium wirkte er mächtig auf den Geschmack seines Volkes. Für die Bühne schrieb er die Opern: „Des Teufels Lustschloß“, „Königin Edwiga“, „Der Charlatan“, „Alexander und Apollon“ und „Das Schloß Ezerstein“; auch das Melodram „Die Belagerung von Danzig.“ Diese Kompositionen sowohl, als seine zahlreichen Instrumentalsachen, sind reich an Erfindung, dramatischem Leben und schönen Melodien. Sie tragen sämmtlich das Gepräge polnischer Nationalität; daher sind sie auch in seinem Vaterlande, wie alles Polnische, verpönt und zu unverdienter Vergessenheit verdammt. Das Volk ehrte schon 1819 K. mit einer goldenen Medaille.

Kurprinz (Staatsgesch.), der nächste Thronerbe des Kurfürsten in unmittelbar niedersteigender Linie.

Kurra, ostind. Stadt, Präs. Bombay, Prov. Aureng-Abad, südöstl. von Ahmed-Nagor.

Kurrah (Geogr.), 1) ostind. befestigte Stadt, Präs. Bombay, Prov. Aureng-Abad, rechts am Kutra, nordöstlich von Punah; 16° 45' nördl. Br. und 92° 15' östl. L.; — 2) Stadt das., Prov. Allah-Abad, südwestlich von Manekpur, rechts am Ganges; mehrere Hindu-Tempel, Baumwollweberei.

Kurravara, schwed. Ort, Nor-Botten, nordwestl. von Jukkasjärvi.

Kurrecht, s. v. a. Kürrecht.

Kurrechane, Stadt, s. v. a. Kurrishane.

Kurrende, die Einrichtung, nach welcher in mehreren Orten Sachsens und Thüringens eine Anzahl Schüler auf den Straßen geistliche Lieder singen und dafür von den Einwohnern eine kleine Gabe empfangen. Diese Schüler werden Kurrendaner oder Kurrentschüler genannt. Die jetzt immer mehr abkommende Sitte stammt von den Bettelmönchen, ging dann zu den Bachanten (s. d.) und den fahrenden Schülern über und wurde später benützt, um ärmeren Schulknaben eine Unterstützung zu verschaffen.

Kurrentbuchstaben, s. Kursivschrift.

Kurrentgeld (Münzw.), das Geld und der Werth desselben, wie er an jedem Ort oder in jedem Land gebräuchlich ist.

Kurrentkonto, s. Kontokorrente.

Kurrentladung, s. Citation.

Kurrentschrift, s. Kursivschrift.

Kurrentschüler, s. Kurrende.

Kurrer, Wilhelm Heinrich von, ausgezeichnete Techniker, geb. am 8. Juni 1782 in einem Dorfe des Schwarzwaldes, der Sohn eines Landgeistlichen. In seinem 16. Jahre kam er auf das Komptoir der Bodemer'schen Raffinabfabrik zu Großenhain in Sachsen und brachte es durch eifriges Selbststudium bald zu einer solchen Einsicht in die chemischen Principien seiner Beschäftigung, daß er, kaum 21 Jahr alt,

den technischen Theil des bodenmässigen Fabrikgeschäfts allein zu leiten vermochte. Auf eine von ihm in Joidan für eigene Rechnung errichtete Kattunfabrik äusserten die Kriegszeit eine so unglückliche Rückwirkung, daß sie aufgelöst werden mußte. K. ging darauf im J. 1815 als Dirigent der schäpplerischen Kattunfabrik nach Augsburg, wo die zwischen ihm und J. G. Dingler entstandenen Beziehungen ihn zu einer vermehrten literarischen Thätigkeit veranlaßten. Besonders stützte er mit trefflichen und zahlreichen Beiträgen das 1816 begründete „Magazin für Druck- und Färbekunst“ aus, das später in mehr allgemeiner Richtung als „Polytechnisches Journal“ fortgeführt wurde. In Gemeinschaft mit Dingler überlegte er Bancrofts „Färbekunst“ (2Bde., Würn. 1818) u. Vitalis, „Grundriß der Färbekunst.“ (Stuttg. 1824). Im J. 1832 übernahm er die Leitung der Kattunfabrik der Brüder Porge in Prag, gab aber 1844 diese Stelle auf, um seine Zeit einem von ihm in Prag zu errichtenden technisch-wissenschaftlichen Lehrinstitut zu widmen. Von seinen Schriften erwähnen wir noch: „Die Kunst, vegetabilische, vegetabilisch-animalische und rein animalische Stoffe zu bleichen.“ (Würn. 1831); — „Die neuesten Erfahrungen in der Bleichkunst“ (das. 1838) und „Geschichte der Zeugdruckerei,“ (das. 1840, 2. Aufl. 1844).

Kurreinischer Kreis, ehemaliger Kreis des deutschen Reichs, an beiden Seiten des Rheins, erhielt die Unterpfalz, die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln und grenzte daher an den oberheinischen, westphälischen, fränkischen, schwäbischen Kreis und an Frankreich. Durch die Ohnmacht des Reichs verlor er von 950 q. M. nach und nach 670 an die Franzosen und ging endlich in den Rheinbund und dann in die Gebiete verschiedener Bundesfürsten auf.

Kurri, ostind. Ort, Suikowar, südlich von Summi.

Kurria (Bot.), nach Steudel, Gattung der Rubiaceae Steud. — Art: K. *horibunda* Steud. Strauch in Abyssinien.

Kurrichter (Rechtsw.), der Richter einer freigen. Erbsherrschaft.

Kurriana (Bot.), nach Wallis, Gattung der Convolvaceae Wall. — Von 5 Arten, Sträuchern und Bäumen in Hindien, sind zu nennen: 1) K. *macrophylla* Wall. — 2) K. *paniculata* Wall.

Kurrischane (Kurrischschane), afrikanische Stadt, Kaffern-Land, Hauptst. des Königs. Waruzet; an 16,000 Einn.; Kupferwaaren und Eisenhandel.

Kurruum, asiat. Fluss, Afghanistan, Kabul, entspringt in Kabul, durchfließt Peshawar und fällt in den Indus.

Kurruksaum, ostind. Stadt, Rizam-Staaten, nordöstl. von Utschpur.

Kurru (Geogr.), 1) ostind. Stadt, Prov. Sagarat, Suikowar, nordwestl. von Ahmedabad; — 2) Stadt das, Preßb. Bombay, Prov. Kurrana; — 3) Stadt, nordöstl. von Galliano.

Kurs, Kurs, Cours, der veränderliche Lagerwerth oder der Preis von Staatspapieren,

Aktien &c. Beim Waarenhandel wird dagegen das Wort nicht angewendet, um so viel als Preis auszudrücken. In der Regel sind nur Geld- und Wechselkurse, wie sie an den dazu gesetzlich bestimmten Tagen durch dazu befugte Personen, (Wechselmakler) notirt werden, officiell, d. h. als verbindlich für alle gesetzlich vorgegebenen Fälle zu betrachten, bei denen überhaupt Kurrechnungen vorkommen; alle anderen Kurrechnungen, wie mögen von Banquiers, Wechselmaklern oder sonst wem ausgehen, sind als Privatnotizen anzusehen. In London hat man noch eine anderweitige Unterscheidung, nämlich in gedruckte und gemachte Kurse. Letztere, d. h. die begabten, sind eigentlich die wirklich vorhandenen, denn die officiellen, welche man dort gedruckt nennt, werden jederzeit so außerordentlich hoch gestellt, daß sie nur für Ricambio und bei gerichtlichen Streitigkeiten Autorität haben. In dem Wechselverkehr zwischen zwei Plätzen wird der Kurs gewöhnlich so angegeben, daß die Geldwährung (Saluta) des einen Ortes zur beständigen oder unveränderlichen, die des anderen aber zur veränderlichen Richtschnur angenommen wird. Die feste Saluta ist die Quantität, wofür die veränderliche Saluta (der Preis) bezahlt wird. Die Zusammenstellung der laufenden Kurse an einem Plage bildet den Inhalt der Kurszettel. Sie geben, besonders die officiellen, gewöhnlich keine längere Erklärung, sondern hauptsächlich nur die Saluta, die Sicht und die Ziffer des Kurses. Doch sind auf den meisten zwei Rubriken befindlich, wovon die eine mit Briefe, die andere mit Geld bezeichnet ist. Briefe bedeutet: „Geber, Verkäufer, ausgeben, zu haben,“ Geld bedeutet: „Nehmer, Käufer, verbotten, verkaufen.“ Auf manchen Privatkurszetteln findet sich auch die Rubrik: „Bemerkungen.“ Diese enthält dann Berichte über den näheren Stand der einzelnen Kurse, die aber gewöhnlich sehr kurz gehalten werden.

Kursfall, ostind. Ort, auf dem Himalaya, einer der belebtesten Wallfahrtsorte der Hindus, mit vielen Tempeln. Dabei das Grabmal des 5 Pandus und eine heilige Quelle (39° 2' N.), die sich von dem Felsen herabstürzt. Für die Pilger sind dabei scharfliche Hindernisse angebracht; sie müssen über schwankende, zertrümmerte Felsen wegkriechen.

Kursan, afrikan. Stadt, Reich Bonu.

Kurschanch, osterr.-arier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Walde; 230 Einn.

Kurschen (Geogr.), preuß. Bauerndörfer: 1) Prov. Preußen (Est-Pr.), Kr. Gumbinnen, Kr. Darkehmen, 120 Einn.; — 2) das., Kr. Pilskeallen; 120 Einn.

Kursche Vorst. von der blaue Berg, Berggebirg, f. v. a. Domes Maß 2).

Kurschi, asiat. Stadt, Kuristan, Bonu.

Kurschin (Krschin, Krsin), osterr.-böhm. Ort mit Dorf, Kr. Pilsken; umfaßt 223 J. 697 q. M. Areal, Schloß, Papiermühle, andere Mühlen; 320 Einn.

Kurschmied, 1) Heiltschmied, Pferdearzt; — 2) der Fahrenschmied, welcher jeder Escadron

zum Beschlagen der Pferde, zur Heilung von Sattelbrüden u. s. w. beigegeben ist.

Kurschöffe, s. v. a. Kurrichter.

Kurschuntl, europ.-türk. Flecken, Serbien, an der Toplicza, südl. von Krushevacz.

Kurschwerter (Herald.), die kreuzweis über einander liegenden Schwerter, welche Kursachsen als Zeichen des Erzmarschallamtes im Wappen führte.

Kursdorf (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg; 220 Einw.; — b) Prov. und R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; 580 Einw.; — 2) sachs.-altenburg. Dorf, Amt Eisenberg; 130 Einw.; — 3) schwarzburg-rudolst. Dorf, Amt Oberweißbach; 840 Einw. In der Nähe die Kursdorfer oder Meuselbacher Kuppe, ein fast kegelförmiger Berggipfel des Thüringerwaldes, auf dem rechten Ufer der Schwarze.

Kursewan, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Fürstenthum; über 100 Einw.

Kurska, asiat.-russ. Fluß, Gouv. Jenissei, mündet in den Jenissei, rechts.

Kursiren (v. lat.), 1) (Med.), einen Kursus ablegen; **Kursist**, Derjenige, der dies thut; — 2) von Münzsorten, in Umlauf seyn.

Kursirseite (Handlungsw.), s. v. a. gedrehte Seide.

Kursivschrift, 1) (Diplom.), die liegende, mit einander verbundene Schrift in den alten Manuskripten; — 2) die noch jetzt gewöhnliche Schreibart, im Gegensatz zum Druck und zur Kanzleischrift; — 3) (Kurrentschrift, Buchdr.), die von der Linken zur Rechten liegende lateinische Schrift, zum Unterschied von der aufrechtstehenden Antiqua so genannt. Erfunden von Aldus Manutius.

Kursk (Geogr.), 1) europ.-russ. Gouvernment, ward auf Befehl der Kaiserin Katharina II. aus Theilen des bjelagorodischen und slobadischen Gouvernements errichtet, und ein Ukas Pauls I. vom 17. Dec. 1796 bestätigte die Statthaltertschaft als Gouvernment K. Dieses grenzt im Norden an das Gouv. Drel, im Osten an das Gouv. Woronesch, im Westen an die Gouv. Poltawa und Tschernigow und im Süden an das Gouv. Charkow. Nach Schubert, dem auch Vulgarin folgt, beträgt die Größe 701 geogr. □ Meilen oder 34,356 □ Werste, nach Arsenienow 740 □ Meilen. Nach der Generalmessung beträgt die Zahl der Ländereien 4,058,865 Dessätinen, wovon 2,504,662 Dessätinen Ackerland, 612,616 Dessätinen Wiesenland sind; 94,501 Dessätinen sind theils Triften, theils bebaut, 643,008 Dessätinen mit Wald und Strauchwerk bedeckt. Seitdem man jedoch angefangen hat, die Güter zu vermessen, und viele Wiesen u. Waldungen in Ackerland umgewandelt worden sind, kann man jetzt letzteres auf 3,000,000 Dessät. berechnen. Das Land ist im Allgemeinen flach, doch von Landrücken, einzelnen Höhen und Uferhügeln mitunter gewellt, hat meistens trockenen Boden, einige Sümpfe und Moore. Die Flußufer und Regenklüfte zeigen unter der Oberfläche Sand, Thon, Mergel, Sandstein, Kalk und vorzüglich Kreide und Kreidesteinlagen. Der Thon

hat sparsam Kies und thonigen Eisenstein. Die Kreide ist stellenweise reich an Horn- und Feuersteinen. Die Moräste und Flußgestade haben unter dem Rasen Modererde, stellenweise Torf auf Thon oder Sand. In der Modererde findet sich hie und da Morasteisenstein; mitunter trifft man auch zerstreute Steinbrocken von Granit, Kalk, Sand, Horn und dergleichen mehr. Der Boden gehört zu dem fruchtbarsten des Reichs und ist überaus ergiebig. Gewässer. Das Land ist wohl bewässert, wird aber selten überschwemmt. Man zählt gegen 13 mittlere und 495 kleine Flüsse. Die bedeutendsten sind folgende: 1) der Donez, der hier entspringt und dem Don zufließt, hat Ufer, die aus Kreidehöhen bestehen. Sein Lauf wird durch eine Menge Mühlen, Inseln und Sandbänke, auf denen im Sommer kaum 1½ Fuß Wasser ist, erschwert. Man geht damit um, ihn schiffbar zu machen. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind: a) die Korotscha, die sich mit dem Reschetschol verbindet; — b) der Dskol, der im Kreise von Starej-Dskol entspringt, und zwar in den Bergen beim Dorf Pusatschei, 1–5 Ellen Breite, gutes Wasser und Reichthum an Fischen hat, seine Richtung zuerst nach dem Gouv. Woronesch und dann nach dem Gouv. Charkow nimmt. — 2) Der Seim oder Sem, ein Nebenfluß der Desna, entspringt im Kreise von Dskol, nimmt zuerst eine nordwestliche, dann eine westliche und endlich eine südwestliche Richtung, worauf er dem Gouv. Tschernigow zufließt; ist am 1. Aug. 1838 auf eine Strecke von 580 Wersten der freien Beschiebung eröffnet worden. — 3) Der Tim, der im Kreise von Schischigrü entspringt und seinen Lauf nach dem Gouv. Drel nimmt, wo er der Sosna zufließt. — 4) Der Psjul oder Psol, nur im Frühjahr flößbar, ist ein Zufluß des Dniepr und nimmt seine Richtung nach dem Gouvernem. Poltawa. — 5) Die Worokla, entspringt im Kreise von Dbojan, ist ebenfalls ein Zufluß des Dniepr, kleiner, als der Psol, und nimmt ihre Richtung nach dem Gouv. Poltawa. Außer diesen Flüssen gibt es noch einige Uferseen. — Klima. Das Klima ist mild und gesund; doch glaubt man, daß es von dem schlechten Wasser herrührt, wenn die Menschen oft an Taenia und die Thiere an Fascia hepatica leiden. — Produkte. Das Pflanzgenreich liefert außer den gewöhnlichen Getreidearten: Erbsen, Hopfen, Hanf, Klee, Lein, Tabak, viele Gemüse, besonders Gurken, Melonen, viel Obst, mit Ausnahme von Birnen, viele Nüsse, Haselnüsse, Lannen, Fichten, Eichen, Linden, Ahorn, Birken und dergleichen mehr. Das Thierreich liefert von den Hausthieren gute Pferde, welche denen der Ukraine gleichkommen, gutes Rindvieh, Schafe, welche durch Merinos verebelt werden; Geflügel, Wild, Bienen u. s. w. An Fischen ist jedoch Mangel. Das Mineralreich liefert hauptsächlich Eisenstein, Kalk, Sandstein und Kreide. In neuerer Zeit hat man auch ergiebige Torflager gefunden.

Bewohner. Die Bewohner des Gouv. K. bestehen aus Groß- und Klein-Russen und Zigeunern. Erstere sind die ältesten Bewohner des Landes und machen die Mehrzahl aus.

Nach Săblowski belief sich vor mehreren Jahren die Bevölker. auf 1,424,000, nach Arsseniëw auf 1,500,000, nach Hassel auf 1,611,200 Seelen. Im Jahre 1846 zählte man 1,680,000 Einwohner. Was die Lehranstalten betrifft, so zählte man im Jahre 1837 Stadt- und Pfarrschulen 38, mit 95 Lehrern und 2464 Schülern; ferner geistliche Schulen 13, mit 38 Lehrern und 2058 Schülern. Dagegen zählte man im Jahre 1824 15 Etablissements mit 58 Lehrern und 1284 Zöglingen; im Jahre 1826 15 Etablissements mit 58 Lehrern und 1316 Zöglingen; im Jahre 1830 21 Etablissements mit 99 Lehrern und 1796 Zöglingen. Die 21 Etablissements des Jahres 1830 begriffen: 1 Gymnasium, 13 Kreisschulen, 5 Gemeindeschulen und 2 besondere Pensionate. Geistliche Schulen zählte man im Jahre 1831 14, mit 42 Lehrern und 2299 Zöglingen. Die 14 geistlichen Etablissements begriffen: 1 Seminar, 3 Kreiss- und 10 Kirchspielschulen. — Nahrungsbranche. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau, welcher nicht nur durch den fruchtbaren Boden, sondern auch durch die beständige Bitterung sehr begünstigt wird. In den fruchtbarsten Jahren beträgt die Ernte von den im Gouvernement besäeten 2 Millionen Dessjätinen jährlich 20 Mill. Tschetwert, also das 10. Korn; wird nun angenommen, daß in ungünstigen Jahren nur das 4. Korn gewonnen wird, so beläuft sich die mittlere Zahl der Ernte auf 14 Mill. Tschetwert. Hiervon verbraucht die Bevölkerung des Gouvernements, mit Einschluß des Invaliden- und Polizei-Kommandos u. der einquartierten Truppen, im Ganzen 3,100,000 Tschetwert; zur Ausfaat sind etwas über 2 Millionen Tschetwert erforderlich; für Pferdefutter 3,750,000 Tschetwert; für das übrige Vieh und Geflügel, für Branntweimbrennen und die übrigen Bedürfnisse 1 Mill. Tschetwert; es bleiben also gegen 4 Mill. übrig, die man ungefähr so vertheilen kann: 2 Million Tschetwert Roggen, 350,000 Tschetwert Weizen, 750,000 Tschetwert Hafer, 500,000 Tschetwert Buchweizen u. Hirse, 350,000 Tschetwert Hanfsaat und 50,000 Tschetwert Mohn und Leinsaat. In sehr günstigen Jahren beträgt die Hanfernte 2,500,000 Pud, und wenn man in ungünstigen Jahren 500,000 Pud rechnet, so gibt die mittlere Ernte 1,500,000 Pud; zieht man hiervon die Hälfte zum Bedarf des Gouvernements ab, so bleiben noch für den Verkauf 750,000 Pud übrig. Diese ganz ungeheure Masse von Korn und Hanf wird durch die dreifelderige Wechselwirthschaft gewonnen. Die vierfelderige Wechselwirthschaft ist nicht eingeführt; Grasaussaaten und vervollkommnete Ackerbaugeräthe sind wenig bekannt. Der Gartenbau gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der Einwohner und gewährte, als im Norden und Süden noch nicht so viele Fruchtgärten angelegt waren, früher bedeutende Einkünfte. In den westlichen und südlichen Theilen des Gouvernements werden von einigen Gartenliebhabern Weinreben, Maulbeer- und Nußbäume, weiße Akazien und mehrere andere zarte Gewächse gezogen. — Die Viehzucht könnte besser seyn.

Da Mangel an Winterstallung und Wiesen ist, so ist das Vieh klein und mager; doch bildet die Viehzucht den wesentlichen Reichtum der Landbewohner. Schafe werden viel gezogen und liefern die Winter- und Sommerkleidung. Im Jahre 1837 zählte man nach den durch die Landpolizei gesammelten Nachrichten im Gouvernement 613,880 Stück Hornvieh, 781,210 Schafe (wohl unrichtig, wahrscheinlich wenigstens 1,500,000 Stück) und 660,700 Pferde. — Die Bienenzucht war bis zum Jahr 1826 von bedeutendem Ertrage; da aber der Sommer jenes Jahre sehr ungünstig war, und viele Schwärme vernichtet wurden, so ist seit dieser Zeit der Ertrag sehr unbedeutend. Der Fischfang ist nur für einige Untbesitzer und Kronbauern einträglich, im Allgemeinen aber unbedeutend. Die Waldungen, in welchen man die schönsten Eichen, Ahorn- und Birkenbäume findet, haben in neuerer Zeit abgenommen. Die Preise des Brennholzes sind unbedeutend. Die Summe der Kronforsten belief sich nach Săblowski im Jahr 1831 auf 103,786 Dessjätinen 1376 Sassen. Die Jagd ist hier nur ein Vergnügen der reichen Leute. — Industrie. Die Einwohner auf dem Lande weben aus der Wolle ihrer Schafe sich alles Nöthige zu ihrer Kleidung und Fußbedeckung, und fast auf jedem Bauernhofe findet man ein oder zwei Webstühle, auf denen sie auch Leinwand weben, die theils für sich gebrauchen, theils verkaufen. Im Jahre 1786 zählte man 426 Fabriken, worunter jedoch Werkstätten aller Art begriffen waren; wirkliche Fabriken zählte man im Jahre 1808 nur 81, worunter 6 Tuchfabriken. Im Jahre 1830 belief sich die Zahl der Fabriken auf 181, mit 8466 Arbeitern. Jetzt zählt man 174, darunter befinden sich 8 Tuchfabriken, 2 Baumwollenmanufakturen, 30 Branntweimbrennereien, 7 Runkelrüben-Zuckersiedereien, 5 Bierbrauereien, 91 Talzsiedereien, 10 Wachs- und Seifensiedereien, 11 Talzlichtgießereien und 4 Seifensiedereien. Unter allen diesen Fabriken ist die dem Grafen Potjomkin (Potemkin) gehörige Tuchfabrik die bedeutendste; sie liefert jährlich 500,000 Arschinen Tuch, hauptsächlich für die Armee, und derselben gehören 9278 Bauern. — Handel. Dieser ist ziemlich bedeutend und besteht hauptsächlich, außer dem Getreide, in Wachs, Honig, Vorsten, Geflügel, Fischen, Früchten, Vieh und dergleichen mehr. Der Ertrag der Fabriken beläuft sich auf etwa eine Mill. Rubel. Im Jahre 1837 zählte man im Gouvernement 11 Kaufleute erster, 27 zweiter, 970 dritter Gilde und 22,509 Bürger. Die Zahl der großen und kleinen Jahrmärkte beträgt 256. Einer derselben, bekannt unter dem Namen Koreznaja, bildet einen bedeutenden Handelshof, zu welchem Verkäufer und Käufer aus verschiedenen Gouvernements und Provinzen des Reichs herbeiströmen, und wo für 20 bis 30 Mill. Waaren zugeführt werden. Hier finden alle Arten von Erzeugnissen ihren Absatz, mit Ausnahme des Korns, denn dieses geht theils in die südlich gelegenen kleinrussischen Gouvernements, wo man Branntwein daraus

brennt, oder es kommt in das Gouv. Drel, von wo es auf der Dka in den Osten und Norden des Reichs, jedoch größtentheils nach Moskau, befördert wird. Im Gouvernement befindet sich nur ein Kreditssystem, welches unter dem Namen des Kollegiums der allgemeinen Fürsorge bekannt ist. Das demselben eigenthümlich gehörige Kapital beträgt 700,000 Rubel, deponirte Privat-Kapitalien 1,300,000 Rubel, gerichtliche Appellationsgelder und andere 800,000 Rbl. Summa: 2,800,000 Rbl. Unter diesem Kollegium stehen: 1 Hospital, 1 Krankenhaus, 1 Irrenhaus, 1 Zucht- und 1 Arbeitshaus, die alle vortreflich eingerichtet sind. Außerdem befinden sich noch in jeder Kreisstadt ein besonderes Krankenhaus für unbemittelte Bewohner und bei vielen Kron-Hospitälern. — K. hat eine eigene Eparchie vom dritten Rang, deren Haupt Erzbischof oder Bischof von K. und Bjelgorod heißt. Früher war das Land in die Diöcesen Bjelgorod und Siemsk getheilt. In den Kreisen zählt man: 784 griechisch-russische Kirchen, 4 Mönchsklöster und 1 Nonnenkloster, in sämtlichen Städten: 75 griechisch-russische Kirchen, 2 Kirchen der Altgläubigen, 1 lutherische Kirche, 6 Mönchs- und 2 Nonnenklöster. Das Gouv. K. wird in 14 Kreise eingetheilt, nämlich in die von K., Igow, Mülsk, Putiw, Dmitriew, Katesh, Schtschigrü, Staroi-Dekol, Nowoi-Dekol, Korotsha, Dbojan, Sudsha, Schornuschek und Bjelgorod. In den Städten befinden sich 42 Krongebäude, 66 öffentliche Gebäude und 12,692 Privathäuser, in den Kreisen 2539 Dörfer und 152,909 Höfe. — 2) Kreis das., grenzt nördlich an den Kreis von Katesh, nordöstlich und östlich an den Kreis Schtschigrü, westlich an den Kreis von Igow und südlich an den Kreis von Dbojan, hat einen ziemlich fruchtbaren Boden, gegen 35 kleine Flüsse, von denen der Seim und die Tuskara die bedeutendsten sind, und meistens nur Birkengehölz. — 3) Hauptstadt des Gouvernements, am Seim und an der Tuskara, auf einem Hügel, auf welchem früher eine Citadelle stand, hat über 22,450 Einwohner, enge und krumme Straßen, meistens hölzerne Häuser, 12 Steinerne und 4 hölzerne Kirchen, 2 Klöster, 1 Seminar, 1 Gymnasium, 1 Kreisschule, 1 Hospital und dergleichen mehr. Die Stadt treibt einen bedeutenden Handel, und in der Umgegend werden in den Gärten viele Früchte, besonders Melonen und Arbusen, gezogen. K. war lange Zeit in der Gewalt der Nogay-Tataren, die es verbrannten; im Jahre 1507 ward die Stadt wieder aufgebaut und von Russen aus Moskau bevölkert.

Kurslak (Korslak), hamburg-lübische Landschaft, Amt Bergedorf; 950 Einw.; — die Landschaft, eine der Vierlande, wird in 3 Bauerschaften getheilt: hölzerne Klink, Achterslag und Eyeden.

Kurfürstliche Lektüre wird auf den gelehrten Schulen die Art, klass. Schriftsteller zu lesen, genannt, bei welcher man durch schnelleres Lesen eine größere Fertigkeit im Verständniß des Inhalts erstrebt u. nicht, wie bei der statarischen Lektüre, jede einzelne Stelle nach allen Rücksichten inter-

pretirt. Mehreres hierüber, namentlich auch über Werth und Nutzen der L. n. L. vergl. C. G. Bauer, Betrachtung der sogenannten Kurfürst. Lesung der Alten, Hirschberg 1793, 4.

Kurstein, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Marienwerder; 210 Einw.

Kurstimme (Staatsw.), Stimme eines Kurfürsten im Kurfürstenkollegium mit ihren gesetzlichen Berechtigungen.

Kursus (Cursus, Physiol.), der Abfluß. — **Cursus menstruus**, die Menstruation.

Kurszany, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, nordöstl. von Szawle.

Kurt, altdeutscher Name, s. v. a. Konrad oder Kunz.

Kurt (arab. Gesch.), Dynastie des Moluk Kurt, welche in Asien nach den Mohasseriern 130 Jahre unter 8 Fürsten geherrscht hat. Ihre Hauptstadt war Schiras in Persien; der Anfang ihrer Regierung fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. n. Chr.

Kurta, eine der Mündungen der Donau (s. d.).

Kurtag, s. Kurfürsten.

Kurtamisch, russ. Flecken, Gouv. Drenburg; am gleich n. Fluß; 3000 Einw.

Kurtatsch, österr. Pfarrdorf, Tyrol, Kr. Bogen, Idgr. Kaltern; dabei 5 Schloßruinen; 880 Einw.

Kurtea de Ardschisch, Marktflecken, s. v. a. Ardschisch 3).

Kurtese, griech. Ort, Morea, südwestl. von Korinth.

Kurtewo, europ.-russ. Ort, Gouv. Smolensk, östl. von Sütshewka.

Kurticz, ungar. Dorf, arader Gesp., an der Grenze des csanader Komitats; Tabakbau, bedeutende Schaf- und Rindviehzucht; 2400 E.

Kurtine u. Zusammenlegungen (Kriegsw.), s. Courtine 3), vergl. Kriegsbaukunst.

Kurtirung (Kurtirte Weite, lat. Curtatio) eines Planeten (Astron.), verkürzte Weite eines Planeten, oder diejenige Weite, die der Planet von der Sonne haben würde, wenn seine Bahn der Elliptik entspräche. Die Bahn eines jeden Planeten ist nämlich gegen die Erdbahn, die Elliptik, unter einem bestimmten Winkel geneigt. Man findet die kurtirte Weite durch trigonometrische Berechnung nach dem Satz: Wie sich der Sinus totus zu der gegebenen Weite des Planeten von der Sonne verhält, so verhält sich der Sinus des Neigungswinkels der Planetenbahn zu der kurtirten Weite. Es ist nöthig, dieselbe zu wissen, wenn man den Lauf und den jedesmaligen Stand eines Planeten, wie er von der Sonne aus würde gesehen werden, berechnen will. Man hat zu diesem Zweck besondere Tafeln, Tabulae curtationum.

Kurtowian, europ.-russ. Ort, Gouv. Wilna, südwestl. von Szawle.

Kurtsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Strehlen; Freischoltse, Windmühle; 220 Einw.

Kurtschau, russ.-greiz. Dorf, Amt Ober-Greiz; über 100 Einw.

Kurtscheid, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 270 Einw.

Kurtschi, persische Landmiliz, Infanterie und Kavalerie, deren Befehlshaber der K. = Baschi ist.

Kurtschlag, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R. = B. Potsdam, Kr. Templin; 220 E.

Kurtschow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Krossen; Windmühle; 460 Einw.

Kurtus (Ichthyl.), nach Bloch, Gatt. der Acanthopterygii Scomberoidei Cuv., der Ordn. der Brustfloßer und der Fische der Thunne nach Klein. Charakter: Rückenflosse gut entwickelt u. in die Länge ausgedehnt; Steißflosse lang; Schuppen so fein, daß man sie nicht leicht eher entdeckt, als wenn die Haut trocknet; sieben Kiemenstrahlen. — Einzige Art: K. indicus Bloch 169. In den indischen Meeren. Noch nicht genau beschrieben.

Kurtwig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Rimpstsch; Schloß, Vorwerk; 240 Einw.

Kurtha, ungar. Dorf, Krassóver Gesp.; am Flusse Bega; Maisbau; 930 Einw.

Kurzin, Georg, einer der Hauptlinge der insurgirten Servier, der sich durch Tapferkeit im Kampfe gegen die Türken auszeichnete und 1804 durch seine umsichtige Verteidigung den Großvezier Muß = Aga zwang, die Belagerung von Schabag aufzuheben. Da er jedoch in Verrückung des abziehenden Feindes zu langsam war, so nahm Czerny = Georg, der seinen Kriegsrath längst mit neidischen Augen betrachtet hatte, dies zum Grunde, ihn zu Schabag erschießen zu lassen.

Kurzwald, österr. = schles. Pfarrdorf, Kr. Leichen, Herrsch. Bielitz, an der Cassonica, 700 Einw.

Kurudu (Religionsw.), s. Pamaismus.

Kuruk (pers., d. i.: Entfernt euch!), das Gesetz, welches den Unterthanen verbietet, sich auf den Wegen bilden zu lassen, wo der Sultan mit seinem Serail zieht.

Kuruku (Ornith.), Vögelgattung, s. v. a. Trogon.

Kurulische Medilen (röm. Ant.), s. Medilen und Curulis sella.

Kurum, Fluß, s. Sind.

Kurun, asiat. = türk. Gebirg, zieht sich von Armenien nach Anatoli hinüber; der Taurus der Alten.

Kurungle, asiat. Ort, chines. Reich, Thian = Chan = Kanlu, nordwestlich vom Kobnoor = See.

Kurus (Kuruwas, ind. Myth.), berühmte Herrscherfamilie in Nordwest-Indien (s. Brahmarshi), die den Badus und Pandus erbfeindlich gegenüberstehen. Der erste Beherrscher von Brahmarshi war Dschudschad, der Erbauer der Hauptstadt Hastnapur, unter welcher man das spätere Delhi vermuthet. Dieser enterbte seinen Erstgeborenen, Iud, dessen Nachkommen nun in Mathra, im Süden vom Jumnafluß, ein eigenes Reich gründeten, während die Nachkommen von Dschudschads jüngstem Sohne, Kuru, sich in Hastnapur als Herrscher behaupteten. Einer von ihnen, Dritaraschtra oder Druba Rakschaden, zeugte 101 Sohn und

1 Tochter. Der älteste Sohn, Duryadun (oder Triotaren), sah sich, als sein Vater erblindet und ein Regentenwechsel nothwendig geworden war, anfangs übergegangen, indem sein jüngerer Bruder, Pandu, auf den Thron erhoben und Vater von fünf Söhnen (den sogen. Pandus) wurde; allein nach dessen baldigem Tode ward Duryadun König. Gleichwohl wuchs der Neid desselben gegen die Pandus jezt noch mehr, als er sah, daß sein blinder Vater sie und ihre Mutter zu sich nahm und gar wohl bei sich hielt. Auch vermehrten sie sich bedeutend. Da rieth Dritaraschtra, um alle Ursachen zu offener Uneinigkeit möglichst zu entfernen, seinem nunmehr regierenden Erstgeborenen, den Pandus einen Palast außerhalb Hastnapur zu bauen. Dies geschah; da aber Duryadun die Absicht verrathen hatte, den Palast in Brand zu stecken, um seine Feinde auf einmal zu verderben, so flohen die Pandus in die Wüste und hinterließen dem mordfüchtigen König den Glauben, daß sie Alle umgekommen seyen. Die Pandus hatten bei dem Radschah von Kumpala eine Freistätte gefunden und lebten hier bereits 17 Jahre, als Duryadun Kunde davon erhielt, sie bewog, in die Heimath zurückzukehren, und ihnen einen Theil des Reichs übergab. Ihre Hauptstadt wurde Endraprastam. Duryadun nährte aber seinen tückischen Sinn fort, sann fortwährend auf den Untergang der Pandus und suchte auch schlechte Mittel für seinen bösen Zweck nicht. Bei einem großen Opferfeste, wobei man, nach indischer Sitte, mit Würfeln zu spielen pflegte, begann er mit dem Haupte der Pandus, Dschudschitir (Judisther), ein Spiel und gewann mittelst falscher Würfel von diesem nicht bloß das ganze Reich desselben, sondern auch das Versprechen, daß er 12 Jahre sammt allen Pandus das Land Brahmarshi meiden wolle. Nach dieser Frist forderten sie durch Krischna ihr Land zurück und begannen, als Duryadun dies verweigerte, einen Krieg, der 18 Tage dauerte und ohne Entscheidung geblieben wäre, wenn nicht endlich die Pandus sich durch eine Kriegslust den Sieg verschafft hätten. Während des Kampfes rief nämlich Krischna dem Feldherrn der K., Dronatscheri zu, daß Assuthama getödtet sey. So hieß aber nicht nur ein großer herrlicher Elephant des Radschah Bagdud, sondern auch der Sohn des Feldherrn, der nun seinen El. bling getödtet glaubte, ohnmächtig niederstürzte und somit den Pandus die Gelegenheit bot, ihre Feinde zu überwältigen. Diese Begebenheiten sind der Stoff des großen indischen Epos „Mahabharata.“

Kurutscherma, europ. = türk. Ort, Rumelien, Sandschak Philippopol, östl. von Philippopol.

Kurutschesme (Geogr.), 1) europ. = türk. Ort, Vorstadt von Konstantinopel, wo sich die Griechen meist aufhalten und wo auch eine hohe Schule für Griechen ist; — 2) Marktflecken daselbst, Serbien, Distr. Semendria, an der Terentza und der Straße nach Belgrad; Cistabelle, Heilbad.

Kuruzzen (Coruzzen, ung., Kreuzbrüder), Name, den sich die ungarischen Maltkontenten

bei dem Ausstand gegen Joseph I. selbst beis-
legten.

Kurvaker (Kurtaker), ungar. Pfarrdorf,
araber Gesp., am Eger-Flusse; Rindvieh- u.
Biegenzucht; 1060 Einw.

Kurvatur (Curvatura, Curvamen, Corvatio,
Gbr.), f. Krümmung.

Kurverein (Weis.), gewisser, gemeinsamer
Beschluss des kurfürstlichen Collegiums außer
dem Reichstage und außer den Kaiserwahlen.
Man zählt deren 8 oder 9, nämlich: 1) zu
Mainz, 1336; 2) zu: die Wahlfreiheit der
Kurfürsten gegen den Papst zu behaupten und
unabhängig von ihm den Kaiser zu wählen; —
3) zu Frankfurt a. M., 1379; 4) zu: Ver-
bindung der Kurfürsten zum Vortheil des
Papstes Urban VI.; gilt nicht allgemein als K.;
— 5) zu Würzburg, 1399; 6) zu: Entsetzung
des Kaisers Wenzig; — 7) zu: Entsetzung
des Kaisers Maximilian; — 8) zu: Frankfurt a. M., 1488;
9) zu: Neutralitätsbeschließung im Streit zwi-
schen Papst Eugen IV. u. dem päpstl. Kollig;
— 10) das., 1490; 11) zu: Beobachtung guter
Ernährung und gegenseitiger Einverständnisse;
— 12) zu: Heilbrunn, 1502; 13) zu: derselbe u.
Abwendung der Ketzerei; ein K. der gegen den
Kaiser Maximilian I. gerichtet und ohne sein Wissen
abgehalten worden war und deshalb Veran-
lassung zu vielen Streitigkeiten gab; — 14) zu
Worms — und 15) das., 1558. Die beiden
letzten K. bestimmen und bekräftigen nur das
in den früheren K.-en festgesetzte u. wurden mehr-
mals, zuletzt 1764, bekräftigt. Böhmen nahm
an keinem K. Theil. Vgl. Kurfürsten.

Kurwa, ostind. Stadt, Präs. Bengalen,
Prov. Kissa; östl. von Ketch.

Kurwien (Groß-K. u. Kurwien), preuß.
Dorf, Prov. Preußen (D.-Pr.), R.-B. Gum-
binnen, Kr. Johannisburg; 270 Einw.

Kurwio, ostind. Festung, Scindia, westlich
von Kurpo.

Kurwio, ostind. Stadt, Präs. Bengalen,
Prov. Alia, rechts am Betwab.

Kurwio, ostind. Festung, Scindia, nördlich
von Margor.

Kurwio, 1) ein geringes Maß der Ausdehnung
in die Länge habend, im Gegenfatz von lang;

2) (Pferde), von Pferden, deren Ringe von
der Brust bis zum Gesäße geringer ist, als
ihre Höhe; solche Pferde haben einen weiten
Schritt und viel Kraft zum Tragen.

Kurz (lat. Term.), f. v. a. brevis. — **Kurz-
bälzig**, f. v. a. brevicollis. — **Kurzschädel-
lig**, f. v. a. brevicollis.

Kurz (Biogr.), franz. Curapalm, einer
der gebräuchlichsten Quellensorten u. Verursacher
stärklicher Geschäfte und überaus einer
der gründlichsten und unermüdeten Geschäfte-
freunde, regulierter Vorherr und Pfarrer in St.
Klodian. Mitglied mehrerer Akademien und ge-
lehrten G. Gesellschaften, geb. am 2. Juni 1771 zu
Käfermarkt im Nöbldorfer Lande ob der
Enns, eines vornehmen Schullehrers und Orga-
nisten Sohn, daher auch von frühester Jugend
an ein leidenschaftlicher Freund der Tonkunst.
Die Natur hatte den Jüngling überdies mit ein-

ner schönen Tenorstimme ausgestattet. Im Je-
brejahre Joseph II., 1790, trat K. in das re-
gulirte Katakomen- u. Chorherrenstift St. Florian.
Die erste der geschäftlichen Hülfswissenschaften,
zu welcher K. sich hingeeignet fand, war die Mu-
sikalik, vorzüglich durch die Vorliebe seines
Lehrers, des ehemaligen Dorotheer- u. Chorherrn
Franz Neumann, der dem großen Gehel als
Direktor des seit Rudolph II. hochberühmten
wiener Mus., u. Kammer- u. Antiken-Kabi-
nets folgte. Durch die lange Bahn von 40 Jah-
ren 1803—1843 weichte K. den Geschichtlichen
und Denkwürdigkeiten des Landes ob und unter
der Enns. Eben so lange und bis zu seinem
Tode (12. April 1843), währte seine Freundschaft
und sein literarischer Verkehr mit Hornauer,
damals Direktor des wiener Staatsarchivs,
und mit dem Orientalisten Hammer-Pur-
gast. K. begann jene gemeinnützigen und
ruhmvollen Arbeiten 1804 mit dem 1. und 2.
Theile seiner „Beiträge“, mit der Historie
der oberösterreichischen Bauernkriege unter
Stephan Fadinger und Adam Wellinger. —
Darauf edirte K. die „Geschichte der Land-
wehr von der Hussitenzeit an bis auf das J.
1809“. Unter denselben Gesichtspunkt gehört
auch seine Darlegung des Wehrlandes oder
„Des Reichs Militärführung in den
älteren Zeiten“, worin zugleich höchst schätzbare
Beiträge zur Geschichte vieler Adels- und Bür-
gersgeschlechter, des Heerbanes, des Lebnens
des, der Soldatentruppen und des in ein ordent-
liches System gebrachten Raubritterlebens sind.
Worthvoll ist ferner seine „Geschichte des öster-
reichischen Handels in den älteren Zeiten“,
die hinauf geht bis zu Karls des Großen bap-
tischen, fränkischen, sächsischen und slavischen An-
siedlungen an der Enns, Leitha, Murr u. March.
Das Werk: „Des Reichs unter den Königen
Otto Kar und Albrecht 1246—1308“ ist rich-
tig und völlig neuen Aufschüssen besonders zur Ge-
schichte des 3. Standes, aber auch der Sitten-
und Nationalbildung. Die darauf folgende
(Mannerts und Sternigels gekürzte Preis-
schriften trefflich ergänzende) „Geschichte Fried-
richs des Schönen“ liefert insbesondere unser
wartet reiche Beiträge zu den Verhandlungen
beider Gegenstände und zu gerechten Würdi-
gungen Ludwig des Bayern. Die Schrift:
„Des Reichs unter Albrecht dem Lahmen“
setzt diese wichtige Leistung fort.

Kurzach, murrenberg, Weiler, Niederösterreich,
Oberamt Marcha; über 100 Einw.

Kurzagora, preuß. Dorf, Prov. und R.-B.
Posen, Kr. Kosten; 340 Einw.

Kurzathet, bayer. Dorf, R.-B. Nieder-
bayern, Bez. Passau II., am Inn; 120 Einw.

Kurzau, russ. Helden, Gouv. Wilna.

Kurzarme (Säugeth.), nach Den, Abthei-
lung der schwanzlosen oder Geschlechts-Laffen,
die Gattung Simia umfassend.

Kurzastlocke (Bot.), Brachycladium Cordae,
Gattung der Nucorini Rhamodiaceae. K.
haben, Cryptogamia Mycetes L. Charak-
ter: Hölzer aufrecht, oben ästig und gegliedert;
Sporen endständig, vielzellig, länglich, mit
Querrändern. Art: Br. penicillatum Cordae.

Auf trockenen Stengeln verschiedener Kräuter. Corda Leon. II, 14. Taf. X., Fig. 63.

Kurzhmigkeit (Med.), f. Aßhma.

Kurjawfa (Geognos.), polnische Bezeichnung für den Schotwinnland, von Wasser durchdrungenen Sand, der in Polen in der Kohlenbrunnen- und zwischen Jura und Kreide vorkommt.

Kurjagig (Ditm.), f. v. a. brachyar, von Krotzallf. rmen, wenn, der Sinus des Neigungswinkels ihrer Flächen gegen die Hauptaxe = 1 gesetzt, der Kothaus kleiner als $\frac{1}{2}$ ist.

Kurjbein (Amphib.), Eidechzengatt., f. v. a. Chalcides.

Kurjbeine, 1) (Säugeth.), nach Dfen, Abtheilung der Affen, die Gattung Cercopithecus enthaltend. — 2) (Ornith.), nach Dfen, Abtheilung der Junst der Fühner oder Schwarzer, f. v. a. Pandion.

Kurjbeischlagen (Münzw.), den Schröflingen der Münze die erste Rundung geben.

Kurjbockkäfer (Entom.), Käfergattung, f. v. a. Palma.

Kurjdorf (Geogr.), österr. böhm. Dörfer: 1) (Kurj-) Langendorf, Kr. Ebnau, Gut Wels; 240 Eim.; — 2) (Kurj-) Langendorf, Kr. Karkau, Wels; 240 Eim.

Kurje Bräue (franz. Court-bouillon, Koch.), Bräue von starker Konsistenz, im Gegensatz einer langen Bräue, d. i. einer dünnen.

Kurje Wand, f. Traktion (Mechanik).

Kurjelow, russ.-poln. Stadt, Gov. Krasnau, westlich von Kielz; 930 Eim.

Kurjeauaruch (Kogenaurach), bayer. Dorf, Kr. v. B. Mittelfranken, Egr. Eridach; 140 Eim.

Kurjendorf, bayer. Dorf, Kr. v. B. Mittelfranken, Egr. Eridach; 140 Eim.

Kurjen-Tschow, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. und Amt Mecklenburg; Mühle; 250 Eim.

Kurje Olfave (Orgel.), f. Orgel.

Kurje Schicht (Bergb.), eine Schicht von 4 oder 6 Stunden, wodurch an einem Tag, anstatt der gewöhnlichen 3 Schichten, 4 oder 6 Schichten gemacht werden.

Kurjes Feld (Bergb.), wenn wenig Feld in der Mündung ist, wenig Arbeiter angelegt werden können und befähigt in die Tiefe gesunken werden muß.

Kurje Waaren (Bdglsw.), solche fabricirte Artikel, welche weder gemessen noch gemogen worden, z. B. Fabricate von Stahl, Messing, Eisen etc., die für den allgemeinen Gebrauch gemacht werden.

Kurje Wellen (Seem.), schnell auf einander folgende Wellen, welche nicht hoch gehen, sie sind gewöhnlich ein Zeichen von Unruhen.

Kurjfeffel (Zagw.), f. Falce, S. 719.

Kurjhaumbaarig (bot. Term.), auch kurzflaumig, f. v. a. puberulus.

Kurjflügel (Ornith.), 1) nach Dfen, Mägelunf., f. v. a. Trappen. — 2) nach Euvier, beagl. f. v. a. Brevipennis (f. d.).

Kurjflügel (Entom.), Käferfamilie, f. v. a. Brachyelytra Latr. S. Coleoptera.

Kurjflurter (Landwirthsch.), Kurzer, das Pferd und dem Rindvieh zu kräftigerer Nahrung

aus einem Gemenge von Getreidekörnern und klein geschnittenem Heu oder Strohbeschl, oder auch aus klein gedachten Wurzelgewächsen, mit Beschl oder Kleien vorgeschüttet wird; zum Unterschied von langem Futter, nämlich Heu und Stroh, wie es gewöhnlich gereicht wird.

Kurjgefeßel (Kurzdörzig, Pferdch.), f. v. a. Gesseltur.

Kurjgeschwäbel (bot. Term.), f. v. a. rotellatus.

Kurjgewehr, sonst ein dem Esoponten der Offiziere ähnliches Gewehr der Unteroffiziere; zuletzt noch bei der preussischen Armee, und bei dieser seit 1812 gegen Gewehre vertauscht.

Kurjhaarig (bot. Term.), auch kurzhaarsig, f. v. a. hirtus.

Kurjhälse (Ornith.), nach Dfen 1) Abtheilung der Junst der Schwimmvögel, (f. d.); — 2) Abtheilung der Junst der Sumpfvögel, (f. d.).

Kurjhängling (Pomol.), Apfelsorte, f. v. a. grauer Kurztel.

Kurjhafig (bot. Term.), f. v. a. hamulosus.

Kurjhals (Atracheus, Med.), f. Apoplexie.

Kurjheim (Unter-K.), österr.-steier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. Kr. Eisen; 100 Ew.

Kurjholz, f. v. a. Kasserholz, im Gegensatz zu Langholz, Baubolz.

Kurjhörnflügel (Entom.), Rüsselkäfergattung, f. v. a. Brachycerus.

Kurj (pers.), Bogenschützen; deren Befehle daher K. v. Bafch.

Kurja (Kurok), preuß. Pfarzdorf, Prov. und Kr. v. B. Posen, Kr. Meseritz; Forsthaus, Wassermühle; 280 Eim.

Kurjköpfe (Amphib.), nach Dfen, Abtheilung der Junst der Schuppen-Eidechsen und der Junst der Schienen-Eidechsen, (f. d.).

Kurjkopf (Amphib.), Froschgattung, f. v. a. Breviceps.

Kurjlipodorf, preuß. Pfarzdorf, Prov. Sachsen, Kr. v. B. Merseburg, Kr. Schwidnitz; Windmühle; 120 Eim.

Kurjohren (Säugeth.), nach Dfen, Abtheilung der Affen, die Gattung Haplorhina umfassend.

Kurjolari, griech. kleine Inselgruppe, Euboea, nahe an der Küste, um die Mündung des Ägäus.

Kurjontken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), Kr. v. B. Gumbinnen, Kr. Johannisburg; 220 Eim.

Kurjprennige (Numism.), Silberne Scheidemünze Kaiser Konrads IV. Sie wurden nach seinem Namen, Konrad's oder Kurjprennige genannt, woraus fälschlich der Name K. entstanden ist.

Kurjroth (Weinb.), eine Art Weinreben, welche kleine Beeren tragen.

Kurjrüssel (Entom.), nach Dfen, Cypid, aus der Junst der Rüsselkäfer. — Sie haben einen hinten verengerten, einziehbaren Kopf, gerade Fühler mit 11 Gliedern, einen runden, gebogenen Rüssel. Sie stehen die Blätter

und Früchte an, daß sie abfallen. — Gattungen: Involucrus, Rhynchites, Myion.

Kurzüßelkäfer (Entom.), Käfergattung, f. v. a. Brachyrhinus Latr.

Kurzschnattige (phys. Geogr.), f. v. a. Brachystioi.

Kurzschnabel (Ornith.), f. v. a. Eisente, Anas glacialis L. S. Ente.

Kurzschnabelwanze (Entom.), Wanzen-gatt., f. v. a. Leptopus.

Kurzschnäbler (Ornith.), nach Dken, 1) Abtheilung der Funft der Kolbenschnäbler. — 2) Abtheilung der Funft der Kielschnäbler.

Kurzschnauze (Ichthyl.), f. v. a. Xirichthys.

Kurzschnauzen (Säugeth.), nach Dken, Abtheilung der Funft der Affen, die Gattungen Cercopithecus und Semnopithecus enthaltend.

Kurzsichtig (bot. Term.), f. v. a. siliculosus.

Kurzschieb, f. Kegelspiel, S. 936.

Kurzschnäbze, 1) (Säugeth.), nach Dken, Abtheil. der Funft der Affen, die Gattung Inuus Cuv., Macacus Schinz umfassend. — 2) (Amphib.), nach Dken, Abtheilung der Ringel-Eidechsen oder Schleichen. — 3) (Krustac.), Decapodenabtheilung, f. v. a. Brachyura (f. d.), Krabben.

Kurzschnauze (Amphib.), f. v. a. Bastardnatter, Coluber Molurus L.

Kurzschnauzaffe (Säugeth.), f. v. a. Brachyurus Spix. — Arten unter Pithecia Cuv.

Kurzsichtige Wechsel, f. Wechselsicht.

Kurzsichtigkeit (Ophthalm.), f. Fernsichtigkeit.

Kurzsicht, Brühler grüner (Pomol.), f. Reinetten, 78. — Grauer Kurzsicht, f. Reinetten, 70. — Königl. rother Kurzsicht, f. Reinetten, 81. — Rosenfarbiger Kurzsicht, f. Reinetten 83.

Kurzweliger Rath, f. v. a. Hofnarr.

Kurzwildpret (Jagdsw.), die Foden bei den zur hohen Jagd gehörigen eßbaren vierfüßigen Thieren; es dient außer der Brunstzeit zum Essen.

Kurzwitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Dels; 160 Einw.

Kurzwolle, f. Baumwolle (Leban-tische), S. 973 f.

Kurzwollig (bot. Term.), f. v. a. lanuginosus.

Kurzzottig (bot. Term.), f. v. a. villosiusculus.

Kurzzüngler, 1) (Ornith.), Vögelabtheilung, f. v. a. Brevilingues (f. d.). — 2) (Amphib.), Brevilingua, Abtheilung der Squamata oder Schuppeneidechsen (f. d.).

Kusala (chines. Gesch.), f. v. a. Wingtung.

Kusawatschia, Fluß, f. Süd-Karolina.

Kusbah, Stadt, f. Purneah.

Kusch (Geogr.), 1) K.-Dagb, asiat.-türk. Bergkette, Anatolien, nördlich von Riankary; 34° 48' 50" n. Br. u. 28° 59' östl. L.; — 2) K.-Güfer (K.-Kizerd), pers. Fleden, Farsistan, südl. von Hezdisthast. Hier treffen die beiden Straßen von Isapahan wieder zusam-

men, und die Straße führt weiter nach Schiras.

Kuscha, afrikan. Insel, die östlichste der Kerkeni-Inseln, an der Küste von Tunis, im Eades-Golf.

Kusch Adassi (Geogr.), f. v. a. Kubadassi.

Kuscha Dwiw (ind. Myth.), das Nordland, f. Bal Es wara.

Kuscha Nischatajim (bibl. Gesch.), König von Syrien und Mesopotamien, der sich die Israeliten zinsbar machte, und von dem 8 Jahre später Athniel sie wieder frei machte, vgl. Richt. 3, 8—10.

Kuschdorf, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Reisse; Vorwerk, Wassermühle; 150 Einw.

Kuschdösch Aga (türk.), einer der Offiziere der Postandschi oder kaiserlichen Gartenbüter, welcher über die Lebensmittel und die nöthigen Geräthe des Sultans bei dessen Spaziergängen sorgt.

Kuschel, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Strehlen; 180 Einw.

Kuschelau (Kuzelowa), österr.-mähr. Dorf, Kr. Pradisch, Herrschaft Dstra; 590 Einw.

Kuschelowskaja, europ.-russ. Ort, Gouv. Tschernigow, nördl. von Njeschin.

Kuschen, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Kosten; 400 Einw.

Kuschern, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Guben; 2 Wasser- und 1 Windmühle; 270 Einw.

Kuschernig, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Pessinghofen; 110 Einw.

Kuschgüfer, pers. Ort, f. Kusch.

Kusch-Gundawa, Stadt, f. v. a. Kutsch-Gundawa.

Kuschka, pers. Ort, Farsistan, östl. von Penar.

Kuschkau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 410 Einw.

Kuscha-Khasip, asiat.-russ. Volk, in Abchasien.

Kuschko, europ.-russ. Fleden, Bosnien, Herzegowine, nördlich am gleichnamigen See.

Kuschta (Kosti, Religionsw.), f. Nazoräer.

Kuschten (Koscieszyn), preuß. Pfarrdorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 630 Einw.

Kuschwa, russ. Fluß, Gouv. Perm, mündet rechts in den Tura; Goldwäsche daran.

Kuschwarda, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; Kommerzialamt, Mühle, Brersäge; 630 Einw.

Kuschwinok, russ. Fleden, Gouv. Perm, Kr. Werchoturje, rechts an der Kuschwa; 1750 Einw. Dabel ein der Krone gehöriges, 1750 gegründetes Hüttenwerk, welches seine Entstehung dem in der Nähe befindlichen Magnerberge Gora Blagodat verdankt, mit welchem die Russen durch den Wogulen Stephan Tschumpin bekannt wurden, dem zum Andenken auf dem höchsten Punkte ein Monument errichtet worden ist. Die von K.

abhängigen Werte sind auf der Ostseite: Nischen- und Berchne-Turinsk, an der Tura, Barantinsk, an der Barantinka, einem Nebenflusse des Tagil; auf der Westseite: Serchjansk, an der Serchjanka, einem Nebenflusse der Tschudowaia, und Bozinsk u. Tschewsk, welche Gütenwerke im Gov. Wladika liegen. Zu K., Berchne-Turinsk und Barantinsk werden die Erze ausgeschmolzen; auf den übrigen Gütenwerken wird nur das auf den ersten genannten Robeisen weiter verarbeitet. In K. befindet sich auch eine Kanonengießerei. Die Hauptkette des Urala besteht in dem ganzen Geirte von K. aus Talkschiefer und Schistschiefer, dessen Schichten von Norden nach Süden streichen und ganz senkrecht stehen oder unter steilem Winkel nach Osten einfallen. Bald, Moräste und Dammerbe bedecken fast überall das Gestein, so daß es schwer hält, dasselbe entblößt zu sehen. Der Talkschiefer erstreckt sich aber noch weit nach Osten und Westen von der Hauptkette bis nach Serchjansk und ist hier überall in den Thälern zu finden, wo man ihn durch Schurfarbeiten, bedarfs der Auffindung von Goldsand, entblößt hat. In den meisten Thälern dieses Distrikts hat man Goldsand gefunden, besonders in dem Eisenwerke Jarowo-Alexandrowsk, welches in einem Thale des Gießens Uraliska liegt. Platina kommt hier nur in kleinen Stücken vor, hat gar kein Tribulum und enthält von allen bis jetzt bekannten Platinorten das meiste reine Platin, nämlich 86,5 Proc.

Kufchwig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. d. Breslau, Kr. Militsch; 2 Hammerwerke, Windmühle; 400 Einw.

Kudencast, europ.-russ. Ort, große Walsack, Ardisch, nördlich von Kurtea de Ardisch.

Kuseir, asiat. Ort, Syrien, östlich von Damascus.

Kusel (Geogr.), 1) bayer. Landgerichtskommissariat, Pfalz, umfaßt die Kantone K., Lauterbach und Weßlring; 39,000 Einw.; — 2) Kanton das, 16,400 Einw.; — 3) Stadt das, an der Elan; Friedensgericht, Landkommissariat, Zoll- und Rentamt; evangelische und katholische Pfarrei; Gerbereien, Bierbrauereien, Tuchmacherei, Vieh- und Schafzucht, Steinkohlengruben, Kalk- und Steinbrüche; 2300 Einw.

Kuseliowo, europ.-russ. Ort, Serbien, Distr. Semendria, östlich von Badana.

Kuseta, europ.-russ. Ort, Bosnien, Serbherz, an der Sava, östlich von der Mündung der Bosna.

Kusub, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R. d. Magdeburg, Kr. Gardelegen; 160 Einw.

Kusgun, europ.-russ. Ort, Bulgarien, Sandjak Silistria, nordöstlich von Silistria.

Kush, asiat. Gebirg, im nördlichen Theile von Kleinasien, im Gandschak Kanguhi.

Kuska (Bot.), f. v. a. bedelsfrüchtiger Balsampappel, Momordica operculata L.

Kusland, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Trient, Bzgo. Wale; 400 Einw.

Kuslar (Säugeth.), f. v. a. Mustelaavigula.

Kusliber, europ.-russ. Ort, Gov. Pskow, südwestlich von Porchow.

Kusich (Kusica), ungar. Pfandort, temesvarer Banat, deutsch-slaw. Grenzregimentsbezirk, bei Weiskirchen; Kloster; 2700 Einw.

Kusina (Geogr.), Vulkan im japanischen Inselmeer, 900 Klafter hoch, Zahl u. dunkelblau. In der Nähe ein zweiter, Ufima.

Kuska, nordamerikan.-russ. Katteninsel, Aleuten, westlich von Amstiffka.

Kusko (Geogr.), f. v. a. Cusco.

Kuskonin, Kusco-Ginchonca (Chem.), mit dem Aricin identische, von Pelletier u. Cahours, sowie auch von Leerköhn in der Kusco-China oder Aricarinde aufgefundenen organische Salzsäure.

Kuskowa, schönes europ.-russ. Lustschloß, Gov. u. Kr. Rostau.

Kuskus (Säugeth.), Beuteltiergatt., f. v. a. Phalanger, Phalangista (w.).

Kuskuoti, Fluss in Oregon (f. d.).

Kusku-Nanmi, das 3. Semmerfest in der peruanischen Religion.

Kuski, österr.-mähr. Dorf, Kr. Iglaun, Herrsch. Groß-Weßritsch; 120 Einw.

Kusla (Säugeth.), f. v. a. Zwergbale.

Kuslidsche, europ.-russ. Flecken, bei Barna, hier am 13. Jan. 1849 Sieg Ibrahim Pascha's über die Russen.

Kusma, arab. Stadt, Land Yemen, auf einem steilen Felsen.

Kuemina, europ.-russ. Ort, Gov. Winsk, südlich von Moskau.

Kuomino, europ.-russ. Ort, Gov. St. Petersburg, südlich von St. Petersburg.

Kuomodensjostoi, russ. Flecken, Gov. Twer.

Kuomodensjansk, Kreis u. Stadt, f. v. a. Kosmodemjansk.

Kuonerk (Geogr.), 1) russ. Kreis, Gov. Saratow, grenzt nördlich an die Gov. Simbirsk und Pensa, östlich an den Kr. Schwalnow, südlich an den Kr. Wolgsk, westlich an den Kr. Petrowitsch und nordwestlich an das Gov. Pensa und hat etwa 100,000 Einw.; liegt außer Westseite der Wolga, ist meist fruchtbar und hat gute Weiden und Wäldungen. Von den Flüssen ist die Sura bemerkenswert. Der Kreis wird von Russen, Werdwinen, Tschuwassen und Tataren bewohnt und treibt Handel mit Salz. Leder, Wolle, Pelzwert u. dgl. — 2) Kreis das, an der Trujewa; mehr Kirchen, Weberei, Schmiedearbeiten, Ackerbau und Holzhandel; über 7800 Einw. — 3) Kreis das, Sibirien, Gov. Tomsk, im Osten des Kreises Barnaul, südlich von Tomsk, umfaßt einen Theil der Terrasse des Erzgebirgs, steht im Süden im höchsten Uralai an eine Militärlinie, auf beiden Seiten des Irm, meist des Land, im Osten bergig, wenig angebaut, von wermothomatischen Türken, Teleuten und Abingen bewohnt. In diesem Kreis liegt die Eisenhütte Tomsk (Tomskoi Sawod) mit vielen Werken, am Tschumysch, das das Kupfers und Bleiwerk Cusums (Cusan), am Cusan,

mit dem Kupfermünzhoß, der jährlich 250,000 Rubel liefert. Der Kreis zählt 283 Dörfer. — 4) Kriestadt das, der Mündung der Kondoma in den Kom gegenüber, Hauptfestung in der Kusnegger Linie, mit 3500 Einw., darunter viele Schmiede. In der Nähe Steinkohlenslager.

Kuenik, europ.-türk. Stadt nebst Kastell, Serbien, südwestlich von Krushebag.

Kueniga (Weigr.), 1) europ.-russ. Kleben, nördlich von Dialsch; — 2) ungar. Pfarrdorf, marmaroscher Gesp., an der Tölhaz, 770 Einw.

Kusovina, europ.-türk. Ort, Albanien, Sandschal Delona, am Fluß Ergent, östlich von Berat.

Kusparin (Augusturin, Salizin, Chem.). In der Rinde von Bonplandia trifoliata oder wie Humboldt die Mutterpflanze der ächten Angusturarinde nannte, von Cusparin febriliter glaubte Brandes eine organische Salzbasis entdeckt zu haben. Pflanz, Geiger und Hesse gelang es nicht, diese Base zu erhalten. Saladin stellte inessen den darin enthaltenen krystallisierenden Stoff rein dar und zeigte, daß er keine Salzbasis sei. Er nannte ihn K. Man zieht 1 Theil ächte Angusturarinde mit 3 Theilen starkem Alkohol aus und überläßt den Auszug unter 0° der freiwilligen Verdunstung. Es bildet sich eine warzenartige, undeutliche Krystallisation in eine färbende, erbsenartige Masse eingehüllt. Durch Pressen, Waschen mit Wasser und Aether, Auflösen in Alkohol von 0,853 spec. Gewicht, Behandeln mit Aetheroxydhydrat und nochmalige Umkrystallisation wird das K. rein erhalten. Das in einer Temperatur von 6–8° krystallisirte K. bildet Nadeln und unregelmäßige Krystalle. Es schmilzt in gelinder Wärme, indem es 23,09 Proc. an seinem Gewicht verliert. Wasser löst davon bei 15° 0,54 Proc., bei 60° 0,71 Proc., bei 100° 1,1 Proc.; Alkohol von 0,853 spec. Gewicht löst bei 12° 37 Proc. auf; es ist unlöslich in Aether und ätherischen Oelen. Es kann bei 133° ohne Zersetzung erhitzt werden, in höherer Temperatur sublimirt es nicht, sondern liefert stofffreie Produkte. Durch Chlor wird es unter Zersetzung gelb, durch Jod und Brom braun, durch rauchende Salpetersäure grünlich, durch Schwefelsäure braunroth; durch Alkalien wird es nicht verändert. Die wässrige Auflösung wird durch Essenz, Blei- und Zinnsalze nicht gefällt; Galle-Inosin bringt in der wässrigen und alkoholischen Auflösung einen fahigen Niederschlag hervor.

Kuerud Imam, asiat. Ort, Turan, Khunduz, am Amur Deria, östlich von Khunduz.

Kuß (lat. oculus, franz. baizer, engl. kiss, deut.). Das Kußdrücken der Lippen auf irgend einen Gegenstand, ist das Zeichen der Freundschaft, Ehrung und Liebe, zu welchem die Natur in einem unwillkürlichen Verlangen den Menschen gleichsam von selbst antreibt. Inpötmäßig bewegt das Kind seinen Wohlgefallen an einem Gegenstande durch Küßen des-

selben, und mächtig wird bei erwachter Reizung zum andern Geleitet das Verlangen zum Kuße. Sey es auch, daß in letzterer Hinsicht mehr ein Trieb der Sinnlichkeit zum Grunde liege und deshalb der K. in diesem Falle für eine Befriedigung derselben gelte (weshalb ihn auch der Anstand Personen verschiedener Geschlechter nur unter gewissen Bedingungen erlaubt); so hat doch der Kuß zu allen Zeiten und bei allen Völkern für ein symbolisches Zeichen gegolten, um die engere Verbindung zweier Wesen zu bezeugen. Die Bande des Blutes, der Liebe und der Freundschaft suchen sich durch den K. fester zu knüpfen und Abschiednehmen und Wiederscheiden, Dank und Bitte, Ehrerbietung und Schmeichelei finden im K. das Symbol der zu erkennenden freundlichen Gesinnung. Daher findet man unter allen Völkern den K. bei einer Anzahl von Gebräuchen in Anwendung, wobei es aber sehr auf den Körperthell ankommt, welchen man küßt. Der K. der Liebe und Freundschaft ist der K. auf den Mund, der daher als Zeichen desselben überall unter Menschen gleichen Standes und gleichen Strebens Statt findet; mehr Zurückhaltung begleitet den K. der Wange, und mehr ernst ist der K. der Stirn. Die Ehrerbietung wählt die Hand u. die Finger, wobei die größere od. geringere Gradbezeugung die innere od. äußere Seite desselben küssen läßt. Die Unterwürfigkeit küßt den Saum des Kleides od. den Fuß oder gar die Erde vor dem zu ehrenden Gegenstande; die Vertraulichkeit gibt der eignen Hand den K. u. wirft ihn dem andern Gegenstande zu; die Freude bedeckt den erfreuenden Gegenstand mit Küßen. Die Eifersucht hat aber auch in dieser Hinsicht bei jedem Volke eine Menge Crementel eingeführt, so daß der K. häufig nur ein leerer Gebrauch ist (vgl. Begrüßungen). Bemerkten wollen wir noch, daß im deutschen Mittelalter der K. auch zur Bekräftigung eines Versaßs und Versprechens angewendet ward, so daß J. B. der Basal den Erbsöhnen bei Liebernahme eines Lehnz küßte (wobei vielleicht des Sprüchwort „mit Hand und Mund“ rühren mag), und daß nach römischem Recht die Braut ein Geschenk ihres Bräutigams nach seinem vor der Hochzeit erfolgten Tode zur Hälfte zu behalten besaß, wenn sie erweislich einen K. von ihm erhalten hat, während im Römischen die Schenkung für ungültig angesehen werden kann.

Kussa, Volkstamm der Kasseru.

Kussier (a. Geogr.), f. v. a. Kossier.

Kussai, Zsukonda, afrikan. Stadt, Senegambien, König. Walil, südöstlich von Medina, rechts am Gambia.

Kusschode, händel. Dorf, Lüneburg, Amt Wustrow; 140 Einw.

Kussel (Koslin.), f. v. a. Kollerbusch.

Kussel (Geogr.), f. v. a. Kusel.

Kusmet (debr., Bot.), f. v. a. geweine Ki-

cherre, Cicer arietinum L.

Küssen, preuß. Pfarzort, Prov. Preußen (Sch.Pr.), A.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; Windmühle; 650 Einw.

Kussenhorst, preuß. Gut, Prov. West-

phalen, R.-B. Münster, Kr. Rösfeld; 150 Einn.

Kuffer, preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Elzgnig, Kr. Freistadt; königl. Unterförsterei, 2 Windmühlen; 530 Einn.

Kufferow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schlawe; 240 Einn.

Kuffern, afrikan. Ort, Sudan, am Schari, im Lande der Bagharmi.

Kuffeld (Weegr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt, am Ostseestrande, auf Dünen gebaut; — 2) (Alt-K.), das. (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß. Holland; über 100 E.; — 3) (Neu-K.), das.; 200 Einn.

Kuffuran, pers. Ort, Prov. Kasendesran, nordöstlich von Aserk.

Kuffin (m. Geogr.), f. Dobritzen, S. 60.

Kuffnigte (Kuznitsa), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel; Wassermühle; über 100 Einn.

Kuffow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Neu-Stettin; 360 Einn.

Kupfthaler (Kupf.), Sportmünze, welche der Herzog Johann Kasimir von Koburg 1593 od. 1596 auf seine erste wegen Treubruch verlassene Gemahlin Anna von Sachsen prägen ließ. Der Avers zeigt zwei sich küssend Umarmende mit der Umschrift „wie küssen sich die zwei so sein“, der Avers eine tief verschleierte Nonne mit der Umschrift „Wer küßt mich armes Mägdlein!“

Kuffu (malayisch, Säugeth.), f. v. a. Kusfus, Phalangista (s. v.).

Kuffut, pers. Flecken, Kerman, Moghestan, an der Ostküste der Straße von Ormus, südlich von Minab.

Kuffur, osind. Stadt, Präsidentsch. Bombay, Prov. Kurenga-Abad, in einem Thal der West-Ghats.

Kuffurkund, Distrikt und Ort in Kaschan.

Kuffendje (Kuffendische), europ.-türk. Stadt, Bulgarien, nordöstlich von Silistra.

Kuffenlohe, bayer. Kirchdorf, R.-B. Wittelsfranken, Eger, Uffenheim; 210 Einn.

Kuffer, Johann Kaspar, schwed. Landschaftsmaler, 1747 zu Winterthur geb., Schüler seines Onkels Konrad K., den er bald überflügelte. Gleichwohl trieb er sich mit bloßer Handwerksarbeit und Gesehwindmalerei herum, bis er mit seinem Freund Huber nach Düsseldorf kam. Hier ging ihm in den Räumen der Gallerie das Auge für die Würde des Künstlerberufs auf. Die Bilder, welche er von jetzt an lieferte, fanden verbreiterten Beifall, besond. in Amsterdam und im Haag. Die niederländ. Unruhen bewogen ihn, 1784 in seine Primatizgründschule zu gehen, wo er 1818 f. Seine Werke sind noch immer beliebt, ebenso die Insekten-, Blumen- und Fruchtstücke seiner Gattin, Anna Maria, geb. Reinhard.

Kufferdingen, württemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen; Acker- und Flachsbau; 1120 Einn.

Kustodie (v. lat.), 1) die Verbindlichkeit zu Wachdiensten (z. B. der Wachen); — 2) die geistliche Würde eines Kustos; — 3) Kustodiali, eine der 6 Prälatenstellen bei den geistlichen Erbkirchen.

Kustos (lat. Custos), 1) Domkustos, C. altaris, C. ecclesiae, derjenige Domherr einer Kathedral- und Kollegiatkirche, dem die Kustodie des Kirchenschatzes und der kirchlichen Geräthe anvertraut war; jetzt nur noch ein Titel; — 2) Blattbüter, Blattzerger, Buchdr., das erste Wort der folgenden Seite, welches unten rechts unter die vorgehende Seite gesetzt wird; wird jetzt oft weggelassen. — 3) Custos oculi, Optiker, ein Werkzeug zum Schutze des Auges bei gewissen Operationen.

Kustrena, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Saalkreis; 140 Einn.

Kusturin, europ.-türk. Ort, Maccedonien, Sanjak Kosenbil, südl. von Ohridskia.

Kuszewo, preuß. Dorf, Provinz Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Bromberg; 120 Einn.

Kusulin, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Butz; 300 Einn.

Kutahi, austral. Insel, Tonga-Archipel (s. v.).

Kutahia, (Kutahie, Kuteia, Kuteia, Kutahia, Kutahie, Geogr.), 1) asiat.-türk. Sanjak, Ejalet Katalien, Pier: Bamsuk-Kaleffi, Stadt, unweit des Sees; Drinili (Denghien Kadakia), Stadt mit 30,000 Einn., vielleicht einst Laodicea ad Lycum. — 2) Hauptstadt des Ejalets Katalien und des Sanjaks Kermeian, links am Porsak, Residenz des Paschas und der oberrankeshöflichen, in romanischer Gegend; hat ein altes, verfallenes Schloß, 50 Moscheen, 4 armenische Kirchen, 1 griech. Kirche, 20 große Khans, 30 öffentliche Bäder, mehrere Dajars, Baumwollenzuckerwerk, Labakapfeisenwerke (aus weissem Eisen), Handel mit Gallaßeln, Früchten, Baumwolle, Kamelhaar, Wachs etc.; 60,000 Einn., darunter 5000 Griechen. Dabei im Dorfe Kundschi all warme Bäder, und im Dorfe Seidi Wazj (Docium) eines der ältesten Denkmalen, noch von den phrygischen Königen (nach Ptole). Hier 1833 Zeitfriede des Paschas von Aegaden mit der Pforte. Aufenthaltsort der ungarischen Flüchtlinge, namentlich Kossuths, Barthanyos, des Bräders Perczel, Meszaros, Wesselys und Arbetz's. Ende April 1851 wurde nach einer unter englischer Vermittlung mit der Pforte geschlossenen Uebereinkunft der „internirten“ Ungarn, bis auf die Genannten, die definitive Freilassung verkündigt, jene aber sollen noch bis zum September d. J. übernachtet werden.

Kutahun, osind. Stadt, Allah-Abad, Fischeatterpur.

Kutais, (Kutaisi, Kuteia), asiat.-russ. Stadt, Georgien, Hauptstadt von Imeretien, nordwestlich von Tiflis, am Fluss Rion, jetzt Hauptstadt des gleichnam. Kreises des georgisch-imeretischen Gouvernements; Garten- und Weinbau, Handel mit Getreide, Wachs, Früchten, Wein etc.; 2000 Einn. — Geographisch. Den Anfang der Bedeutung dieser

Stadt leiten die georgischen Chroniken von dem abachischen König Leon ab, der im Jahre 792 die seine Residenz aufschlug. Er soll auch auf einem hohen Berge eine Festung gebaut, auf steinernen Grundlagen eine Brücke über den Strom geschlagen und in der Stadt einen Palast gebaut haben. Später errichtete hier König Bagrat IV. (1027–1072), der mit Helena, einer Tochter des griech. Kaisers Romanus, vermählt war, eine prächtige Kirche zur Mutter Gottes, welche innen mit reichen Mosaiken geschmückt war. König Alexander umgab die Stadt mit einer steinernen Mauer. Die Türken bemächtigten sich der Stadt im Jahre 1692 und zerstörten die Werke und die Kirche, deren Marmormauern von dem Palast nach Achalzyk geschafft wurden. Zu bemerken ist, daß die beiden von Procop (de bello pers.) angeführten Namen Lechimerion und Kutafision nur eine und dieselbe Stadt bedeuten. Der erstere Name bezeichnet wahrscheinlich den höher gelegenen Theil von K., aus dem rechten Ufer des Kion, wo jetzt die Trümmer der Werke liegen; unter dem zweiten Namen ist augenscheinlich die jetzige untere Stadt verstanden, in welcher damals eine besondere Metropolis auf den östlichen Höhen sich befand. Man vermutet nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß die Stadt in ein noch höheres Alter hinaufreicht und Kiri (Kyrta) hier, nach der Familie des muthmaßl. Vaters, des Vaters der Kera.

Kutaf, District und Stadt, f. v. a. Cutrak.

Kutali, f. Warmorameer.

Kutao, chin. N. Insel, Korea, in der Bai von Wroghdon.

Kutor, hind. Stadt, Präs. Bengalen, Prov. Delhi, links am Gumbi, 28° 12' nördl. Br. und 97° 50' östl. L.

Kutas, ungar. Pfarrdorf, schmezzger Gesp., badoischer Bez., zwischen Waldungen; 770 Einn.

Kutafion (a. Geogr.), Stadt in der Landschaft Kolchis, am Palas; jetzt Kutale.

Kutag, asiat. Stadt, auf der japan. Insel Nipon, südöstl. von Wraeco; 560 Häuser.

Kutawon, arab. Ort, Afghanißtan, Kandahar, südöstl. von Konahar.

Kutaneh (Geogr.), f. v. a. Kutahia.

Kutb (arab.), f. v. a. Kutb.

Kutbud (oriental. Pers.), f. v. a. Kotsbud.

Kutubdā (Pers.), nach Hirsch, Gattung der Rubiaceae Gardeniaceae Dec., Octandria L. — Art: K. insignis Fisch. Strauch in Ostiana.

Kutreragummi (Kutiragummi), f. Gummi Kutera.

Kutenhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, M.-B. und Kr. Minden, 2 Windmühlen; 300 Einn.

Kutenholz, hannö. Dorf, Stade, Bremen, Amt Harfeld; 280 Einn.

Kutera-Gummi (pharm. Bot.), f. v. a. Kutreragummi, f. Gummi Kutera.

Kutje-Gebirg (Dmitb.), auf Spitzbergen f. v. a. Larus tridactylus C.

Kutha 1) (a. Geogr.), District Afiens, aus welchem Salmanaßar in das von ihm eroberte

Reich Israel Kolonisten versetzte. Durch Vermischung derselben mit den zurückgebliebenen Eingebornen entstanden später die Samaritaner, die daher im Chaldäischen und im Talmud Kuthim heißen; — 2) (n. Geogr.) hinterind. Stadt, Ava, am Irrawaddy, nördl. von Umapura.

Kuthäer, (bibl. Geogr.), f. Chutäer.

Kutheken (Bot.), f. v. a. Kausch-Feidelbeere, Vaccinium uliginosum L.

Kutheidenbeere (Bot.), f. v. a. gemeine Feidelbeere, Vaccinium Myrtillus L.

Kutheir, arabischer Dichter, f. Arabische Literatur.

Kuthy (Kutti), ungar. Dorf, neutraer Gesp., an der Waia und unweit der Warz; 2130 Einn.

Kuti, hind. Stadt, Insel Bornoe, an der südöstl. Küste, an der Mündung eines Flusses, mit Hafen, in der Landschaft Kuti Karia.

Kutich, europ.-russ. Stellung, Serbien, Semendria, an der Donau, nordöstl. von Semendria.

Kutja (Kirchenw.), bei den Russen das geweihte Brod, welches sie 8 Tage nach dem Genuß des Abendmahls in der Kirche von dem Priester zu essen bekommen, aus Zeichen und Wahrheitsgemeinschaftlichen christlichen Liebe.

Kutjewo, österr.-slavon. Herrschaft, posegauer Gesp., enthält den gleichnam. Marktflecken und 5 Dörfer, ehemals eine Abtei der Jesuiten.

Kutkehmen, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Dn.-Pr.), M.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 140 Einn.

Kutkubnen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Dn.-Pr.), M.-B. Gumbinnen, Kreis Ragant; Windmühlen; 200 Einn.

Kutmuß (Nahrungsm.), f. v. a. Kumbe.

Kutnia, europ.-russ. Ort, Sow. Woiw., südwestl. von Tschauß.

Kutno, russ.-poln. Kreisstadt, Sow. Woiw. (jetzt Warschau), Kr. Gostyn, westl. von Warschau; Friedensgericht, Leder- und Tuchfabrik, lebhafter Handel, 4000 Einn., meist Juden.

Kutofari, griech. Ort, Korea, an der Ostküste des Meeres von Korea.

Kutem, Stadt, f. v. a. Kutb.

Kutelloo (Bot.), in Indien f. v. a. breitjungliges Sonnenauge, Heliosia platyglossa Cass.

Kutri, afrikan. Ort, Sudan, Haussa, westl. von Katsina.

Kutrin, österr.-böhm. Dorf, Kr. Ehrudim, Herrschaft Richtenburg, 130 Einn.

Kutrosel, jonischer Ort, Cephalonia, an der südlichen Küste.

Kutich (Geogr.) 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Schwanenberg; Schaferei; 100 Einn. — 2) Provinz, f. v. a. Kutisch.

Kutichan, Stadt in Khotan.

Kutichan, preußisch. Dorf, Prov. Schlesien, M.-B. Oppeln, Kr. Liegnitz; 400 Einn.; hierzu die Pustkowitz Hagiana, Gatz, Gzostka, Zawozite, Wotusch und Neu-Georg oder Stahlhammer.

Kutsch Bahar, Fürstenthum, s. v. a. Kutsch Bahar.

Kutsche (Wagen), 1) im Allgemeinen jeder bedeckte Wagen; — 2) ein Wagen, auf welchem ein wenigstens hinten in der Schwelge hängender entwerher ganz oder nur zum Theil bedeckter Kasten angebracht ist. Man unterscheidet zwei Arten, die Karosse und die Chaise (s. d.). Beiden hat der Wechsel der Mode verschiedene Gestalten u. Namen gegeben; so hat man u. A. indereu landauer, englische, französische K. n. berliner, Phaeton, Caprioles (s. d.). Früher war es gebräuchlich, den Kutschkasten mit Gängelriemen an eisernen Stützen über dem Kutschgestell aufzuhängen, in neuerer Zeit hat man dafür Federn (Kutschfedern), welche aus mehreren eisernen über einander gelegten Schienen bestehen, die die Gestalt eines C (C-Federn) oder eines S (S-Federn) haben, eingeführt und dieselben auf der Hinten- und Vorderachse befestigt. Der Kutschkasten wird mit doppelten Riemen (Kargriemen) an diese Federn gehängt. Früher hatte man liegende Kutschfedern. Damit der Kutschkasten nicht so stark schwante, bringt man Schwanenriemen an, die unten an dem Kasten und an dem Wagenbaum befestigt sind. In vielen sowohl großen als mittleren Städten betrachtet man den Kutschbau als eine freie Kunst und hat Fabriken angelegt, in denen die verschiedenen Handwerker, welche am Bau einer K. beschäftigt werden, arbeiten. Hauptsächlich ist dies der Sattler, welcher am meisten an dieser Arbeit theilhaft ist, dann der Stellmacher, welcher den Kutschgestell, der Schmied, welcher den Kutschbeschlag liefert; das Auspolstern wird ebenfalls von den Sattlern besorgt. Es läßt sich nicht genau bestimmen, welcher Nation die Erfindung der K. n. zuzuschreiben ist, das hohe Alterthum derselben ist jedoch nicht in Zweifel zu setzen, denn schon in der Bibel werden deren zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. In Deutschland konnten sich der K. lange Zeit nur Frauenzimmer bedienen, denn in Folge des Feudalsystems war den Basallen, damit das Ritterthum nicht etwa durch Gemüthslichkeit und Weichlichkeit leide, der Gebrauch derselben untersagt. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts hielten es Männer für unanständig zu fahren. Später bedienten sich nur Fürsten bei Turnieren, Krönungen und anderen feierlichen Gelegenheiten der K. n. Noch im Jahr 1588 untersagte Herzog Julius von Braunschweig den Basallen das Fahren in K. n. in strengen Ausdrücken, eben so im Jahr 1607 der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, und in Ungarn suchte man durch ein Landesgesetz dem Gebrauche der K. n. Einhalt zu thun. In Italien scheinen die K. n. sehr früh bekannt gewesen zu seyn. Im Jahre 1266 hielt Heinrich, die Gemahlin Karls von Sizilien, ihren Einzug in Neapel in einem prächtigen, mit blauem Sammet beschlagenen Wagen. Noch jetzt noch vorhandenen Abbildungen aus jener Zeit waren damals die K. n. noch nicht hängend, jedoch durch einen Himmel über-

deckt, der auf zierlichen Säulen ruhte; dagegen waren die Hoches Etwas XIV. schon hängende Wagen. Das älteste in England gebräuchte Fuhrwerk dieser Art kommt unter dem Namen Whirligates vor, und als Richard II. sterben mußte, führte er seine fränkische Mutter in einem solchen Wagen mit sich. Um das Jahr 1600 kamen die eigenthümlichen K. n. aus Deutschland nach England. In Spanien wurde der erste K. n. im Jahr 1546 gebaut. Eben so sah man in Würzburg im Jahr 1670 die erste K. Ueber die Etymologie des Wortes K. läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen. Nach Zan. Cornutus ist das ungarische Kuti das echte Stammwort für K. und alle darnach gebildeten Wörter, abgeleitet von Koto, einem Helden im fomerer Bezirk. Auch das früher in Deutschland für K. gebräuchliche Wort Kutschwagen scheint darauf hinzuweisen.

Kutsche (Kutscha, Geogr.), 1) asiat. Khanat, Reich, d. h. Bucharei, an Altju. Turfan chin. im Westen und Osten, an die Wüste im Süden, an das Gebirg im Norden stoßend, reich an Fruchtfeldern und Viehweiden, von den Flüßchen Khaidu und Beigan durchzogen, von welchen ein Neg. von Kanien ausgeht, mit dem See Wabakheset im Südosten. Kupfer, Salpeter, Schwefel, Salmiak finden das Land als vulkanisch an. Denn dort findet sich etwa 9 deutsche Meilen nördl. von der Hauptstadt der Tschan (mont blanc), jetzt Chalar genannt (Tschitbasch, Tschan etc.), dessen viele Feuerhöhlen bei Nacht einen prächtigen Anblick darbieten, „als wäre das Gebirg von tausend Lampen erhellt“. Das Ammoniumsulfat wird in ungemeinem Reichthum dort gefunden. Zu dieser Provinz, unter einem Hakim Bei, gehört auch noch das Fürstenthum Schewar um den untern Lauf des Musurflusses bis zu seiner Mündung in den Ergake. Das Gebiet K. ist eins der größten, im Süden aus Steppen und noch weiter hin aus unbewohnten, an reisenden Thieren reichen Puszthären, endlich bis gegen den Kopnoor aus Wärdern bestehend; der Norden ist gebirgig. Der Einwohner, meist Nomaden, zehleu ehemals etwa 30,000 gewesen seyn. — 2) Stadtbasch, (Khuettu, Galtia), ein uralter Ort, Schlüssel der Hochbuharei für die Chinesen, im nördlichen Theile des Distrikts, am Khaidu gelegen (41° 37' nördl. Br. und 100° 32' L.), ist von Mauern umgeben, hat 4 Thore, rings fruchtbare Gärten, etwa 2000 Einwohner, eine Besatzung von 300 Mann unter einem Kriegsgouverneur; ein Hakim Bei verwaltet die Geschäfte. Die Industrie ist lebhaft. Handel mit Schwefel, Salpeter, Kupfer, Kampfer etc.; 1000 Cw. Die Stadt gehörte im 15. Jahrhundert zu dem Lande Tschikal oder Peking (5 Städte). Ueberbleibsel der Stadt dieses Namens sind vielleicht die Ruinen in der Nähe. Die nahen Gebirgsklüfte und Höhlen sollen noch Inschriften, Gegenbilder u. dergl. enthalten und von Eisensteinen bereichert seyn. Die Stadt Schewarom (Musur) liegt ist im Persien, (schwach bewohnt (etwa

700 Einw.), unter einem Bel, der von R. abhängt.

Rutseebornwig, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Wohlau; Schloss, 2 Vorwerke, Windmühle; 260 Einw.

Rutseef, asiat. Ort, Persien, Prov. Irak Adschemi, südwestlich von Teheran.

Rutseelbeeren (Bot.), f. v. a. Traubenkirschaum, *Cerasus Padus* Dec.

Rutche mit vier Pferden (Chir.), f. *Quadriga*.

Rutchenfackel (Wachlichtz.), f. Fackel.

Rutchengeschirr (Riemer), das für Rutschpferde bestimmte Geschirr (f. d.), gewöhnlich ist es von blankem Leder, mit metallenen Verzierungen versehen, dem Pferde genau angepaßt.

Rutchenhund (Säugeth.), f. v. a. großer dänischer Hund, *Canis familiaris danicus*.

Rutchenmotte (Entom.), f. v. a. Tapetenmotte, *Pinea tapetzella* L.

Rutschenschabe (Entom.), f. v. a. Rutschschnecke.

Rutcher (Ichthol.), Stachelstörergattung, f. v. a. *Henichus*.

Rutcher (Ruder, Geogr.), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Klingenberg; 440 Einw.

Rutcheran, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brunn, Herrsch. Bockdalitz; Mühle; 660 Einw.

Rutcherpeitsche, Peitsche mit langem Stiel, entweder bloß von Holz mit dem Riemen an dem schwächeren Ende, oder mit Leder überzogen oder mit Bindfaden übersponnen. Je nachdem man zweispännig oder vierspännig fährt, ist der Riemen länger oder kürzer.

Rutcheufu, Stadt, f. Tschekiang.

Rutsh Gundawa, Provinz, f. v. a. Eutsch Gundawa.

Rutshin, Land, f. v. a. Cochin.

Rutshitten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preußisch-Eilau; 130 Einw.

Rutshkau (Chodziszewo), preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Meseritz; 410 Einw.

Rutshlau, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Züllichau; Vorwerk; 390 Einw.

Rutshnai Serai, ostind. Ort, Scindiah, nordwestlich von Bhaderpur.

Rutshuk (türk., d. i. klein), oft mit andern Wörtern zusammengesetzt, um besonders Staatsämter 2. Ranges zu bezeichnen, als: R. Dda, kleine Kammer im Serail, R. Teskeredschi, der kleine Bittschriftmeister etc.

Rutshuk (Geogr.), 1) R.-Rainardschi, f. Rutshuk Rainardschi. — 2) R.-Tschelmedsche, Stadt daselbst, Rumelien, am gleichen See, nördlich am Marmora-Meer.

Rutshuk Bogasi, nördlicher Mündungsarm des Ramsin-Sees, in der europ. Türkei, Bulgarien, Sandschak Silistria.

Rutshuk Derbent, europ. türk. Ort, Rumelien, Sandschak Tschirmen, nordöstlich von Tschirmen.

Rutshuk Rainardschi, türk. Dorf, Sandsch. Silistria, an der Driftra. Hier am 21. Juli 1774 Friedensschluß zwischen Rußland und der Türkei.

Rutshuk Rumani, griech. Ort, Morea, Messenien, südwestlich von Andrussa.

Rutshingfu, chines. Stadt, Prov. Yunnan, nordöstlich von Yunnanfu.

Rutshuk, eine der Mündungen der Donau (f. d.).

Rutsh-Yellow (Bot.), in Indien f. v. a. breitjungliges Sonnenauge, *Heliopsis platyglossa* Cass.

Rutt (Ichthol.), f. v. a. gemeiner Kugelsbarsch (f. d.), *Acerina vulgaris* L.

Ruttagh, asiat.-türk. Gebirg, Armenien, Paschalik Erzerum.

Ruttal, Distrikt und Stadt, f. v. a. Euttal.

Ruttaria, ostind. Stadt, Radshestan, Prov. Rutsh, unweit des Meerb. von Rutsh.

Ruttan, österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Gut Umlowitz; 160 Einw.

Rutte, 1) die lange, mit einer Kappe versehene Kleidung der Mönche; — 2) ein schlechtes, abgetragenes, mantelartiges Kleidungsstück; — 3) (Bauw.), f. v. a. Rauchmantel.

Rutte (Bot.), f. v. a. gemeine Rutte, *Cydonia vulgaris Pers.*

Ruttel, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glog; 110 Einw.

Ruttelberg, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau, Herrsch. Gotschdorf; 3 Mühlen; 1530 E.

Ruttelfisch (Mollusk.), f. v. a. gemeiner Dintenfisch, *Sepia officinalis* L.

Ruttelfischbein (pharm. Zool.), *Ossa Sepiae*, f. *Sepia officinalis* L.

Ruttelflecke, Gedärme von Rindern, Kälbern und Schafen, nebst Magen und Bamme, die klein geschnitten, gekocht und gewöhnlich mit einer sauren Brühe, bei Schöpsen wohl auch mit Weißkraut, angerichtet werden.

Ruttelhemd, f. Hemd.

Ruttelhof, f. Fleischer, S. 507.

Ruttelkraut (Bot.), f. v. a. Stabwurz, *Artemisia Abrotanum* L. Welsches Ruttelkraut, f. v. a. gemeiner Thymian, *Thymus vulgaris* L.

Rutteln, die Eingeweide großer Thiere.

Ruttelwasser (Technol.), Wasser, in welchem Alaun gekocht ist, womit man nach dem Erkalten das gefärbte Papier überstreicht, damit es Glanz bekommt.

Rutten (Bergb.), alte Halben und taube Berge wieder durchsuchen, um das etwa darin noch enthaltene Gute herauszufinden.

Rutten (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 340 Einw.

Ruttenberg (Geogr.), 1) (böhm. Rutenberg), freie Bergstadt, Kr. Ejslau; 11 Kirchen, königl. Palast, Bergamt u. Berggericht, Bergbau auf Silber, Blei und Kupfer, Schmelzhütten, Fabriken in Wolle und Baumwollenwaaren; 8500 Einw. Das

des Kadettencorps zu Petersburg. Bei der Thronbesteigung Kaisers Paul I. übernahm er eine Sendung nach Berlin, u. nachdem er von dieser nach Finnland zurückgekehrt, eine zweite nach Holland, um den General Hermann im Kommando über das dortige russische Armeecorps zu ersetzen. In Folge des inzwischen geschlossenen Friedens ging er aber nicht dahin ab. Nach Pauls Ermordung erhielt K. 1801 den wegen der Kabalen der Großen damals schwierigen Posten eines Generalgouverneurs von Petersburg u. 4 Jahre später, bereits 60 Jahre alt, vom Kaiser Alexander den Oberbefehl des russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte dasselbe gegen den Inn, traf aber dort erst nach der Kapitulation von Ulm ein, worauf er das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich zog u. den ganzen Andrang des französischen Heeres aufhielt. Auf das linke Donauufer übergehend, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt, trug aber trotzdem am 18. u. 19 Nov. bei Dürrenstein einen Sieg über den Marschall Mortier davon. Darauf mit den andern russischen Corps vereinigt, befehligte er unter dem Kaiser Alexander das verbündete Heer am 2. Dec. 1805 in der Schlacht von Austerlitz, wo er leicht verwundet wurde. Von 1806—11 war er Generalgouverneur von Litthauen u. Kiew. Während seines damaligen Aufenthalts in Wilna war er eifrig mit Studien beschäftigt, um das nachzuholen, was er in seiner Jugend versäumt hatte. Im J. 1811 trat er in die Stelle des verstorbenen Grafen Kamensky II., als Oberbefehlshaber im Kriege gegen die Türken. Als denselben 1812 der Friede zu Bukarest endigte, löste er, der 70jährige Greis, in demselben Jahre Barclay de Tolly im Oberbefehl des russischen Heeres ab. Zur Verewigung seines Sieges bei Smolensk über Davoust u. Ney ertheilte ihm der Kaiser Alexander den Beinamen Smolenskoj. Wohl wissend, welches Schicksal seiner an den Ufern der Beresina erwartete, folgte K. nur langsam, u. der Feldzug war beendet, als er bei Wilna anlangte. Kaiser Alexander ertheilte ihm das. das Großkreuz des Georgenordens. Der letzte Feldzug hatte indeß K. s Kräfte erschöpft. Für das Ueberschreiten der Oder stimmte er nicht. Nachdem er darauf von Kalisch aus in einer Proclamation (25. März 1813) ganz Europa gegen die Franzosen aufgerufen hatte, † er zu Bunzlau am 28. (16.) April 1813. K. war ein Krieger aus der Schule Suworoffs u. Romanzoffs, in seiner Art Krieg zu führen mehr dem Letzteren, in seiner Art zu leben u. auf die Soldaten einzuwirken dem Ersteren ähnlich. Man macht ihm seine Bedächtigkeit zum Vorwurf; da er aber mit derselben so große Resultate erlangte, so mag er die Ueberzeugung gehabt haben, daß sie für das Heer, das er führte, für das Land, in dem er stritt, u. für die Jahreszeit, in welche der Kampf fiel, passend gewesen sein.

Kutuz (Mohbaffar Saif Eddin), 1259—1260 Sultan von Aegypten.

Kuty (Kutow), österr.-galiz. Stadt, Kr. Kolomea, südwestl. von Czernowitz; Salzwerk, Cassianbereitung (jährlich gegen 72,000 Felle),

Handel mit Cassianleder nach Ungarn, in die Moldau u. in andere Gegenden; 3600 (nach Andern 4100 oder 5300) Einw. Die Stadt liegt am linken Ufer der Czernemosz, die hier die Grenze gegen die Bukowina bildet.

Kuz (Zschyol.), s. v. a. Sträber, Aspro vulgaris (uv. S. Zinkel).

Kuzan (Kuzu), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrschaft Teinitzel; 150 Einw.

Kuzburg, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; Papiermühle; 440 Einw.

Kuzdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küstrin; 400 Einw.

Kuzdorfer Hammer, preuß. Eisenhammerwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Küstrin; 110 Einw.

Kuzen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Eyl; 100 Einw.; — 2) das., Kr. Dlesko; 150 E.

Kuzenhausen (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Lög. Zusmarshausen; 260 Einw.; — (Nieder-R.), franz. Dorf, Dep. Bas-Rhin, südwestl. von Weissenburg; 1280 Einw.

Kuger, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Regenwalde, unweit der Rega; 140 Einw.

Kugerow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Pommern, Kr. Prenzlau; Borwerk; 140 Einw.

Kuzleben, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Weissenfeld, am Bresbach; Rittergut, Borwerk, 2 Wassermühlen; 530 Einw.

Kuzoben (Kurzob), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Wassermühle, Sägemühle, Hockhofen, Frischfeuer; 280 Einw.

Kuzochero, europ.-türk. Ort, Thessalien, Sandschal Trikala, am Salambría, südwestl. von Larissa.

Kuzsamo, europ.-russ. Ort, Finnland, an einem Binnensee im Innern.

Kuwe, Vertiefung in Schiefersteinbrüchen, in welcher sich das Wasser ansammelt, um ausgepumpt werden zu können.

Kuventhal, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Norlingen-Hardeggen; 210 Einw.

Kuvera (Kuvera, ind. Myth.), Gott des Reichthums, einer der 8 Schuttgötter der Welt u. Beherrscher des nördlichen Theils, als Puslastya auch einer der 10 Bramabikas, Haupt der Jakschas u. Rakshas. Seine Wohnung ist Kuveraloga oder Alaka. Er fährt auf einem prächtigen Wagen, Puschkapa, durch die Luft oder reitet auf einem weißen, mit Federn geschmückten Pferde. Er wird gewöhnlich reitend abgebildet.

Kuverwasser (Deichb.), s. v. a. Köhrwasser.

Kuwada, asiat. Stadt auf der japanischen Insel Nipon, nordwestl. von Meaco.

Kuwätschen, Distrikt, s. v. a. Kubitschi.

Kuwan Deria, asiat. Arm des Sir Deria oder Sihon, Turan, Khlwa, der an der Nordgrenze von Khlwa in den Aral-See fällt.

Kuwafchir, Distrikt u. Stadt, f. Kerman.
Kuwud (Gäugeth.), auch **Kuwud**, f. v. a. Zwerglage, Fels munda Tem.

Kuz, auf Bergwerken der 128. Theil, nach welchem die Bechen oder Bergwerke eingetheilt sind. Man theilt eine solche Beche auch in Schichten u. rechnet 32 Kuz auf eine Schicht. Vier Kuz heißen ein Stamm od. ein Zweihund-dreißig-Theil, u. aus 32 Stämmen besteht eine ganze Beche oder aus 128 Kuzen. Die Ableitung des Namens ist ungewiß, bald leitet man ihn von einem gewissen Kuzus oder Kuz, einem Schnerberger, her, der diese Art der Becheinteilung zuerst erdacht haben soll, bald aus der slavonischen Sprache, wo Kuzus ein Theil u. Kuzen theilen heißt; Erb-Kuz, der demjenigen frei gebaut wird, auf dessen Grund u. Boden das Bergwerk liegt. Nach dem alten Bergrechte gehören dem Grundherren 4 Kuz, jedoch muß er zum Grubenbau das Holz umsonst liefern, zu Häusern, Schmeltz u. Kohlenhütten muß es jedoch bezahlt werden. An manchen Orten werden nebst der Kirche auch der Stadt od. Gemeinde, so wie auch der Schule u. den Armen ein oder mehrere Kuz freigegeben.

Kuzhaven, hamburg. Marktflecken u. Hafen, Amt Riegebüttel, an der Elbmündung; Leuchthurm, Quarantaineanstalt, 800 Einw. Das Seebad liegt auf einer, zwischen der Elbe u. offenen See befindlichen kleinen Anhöhe; gegründet wurde diese Anstalt im J. 1811 durch den Eifer des Rathsherrn Abendroth. In den Etablissements zu Bädern finden sich nicht bloß Vorrichtungen zu Wannenbädern, sondern auch kleine Bassins, welche mit kaltem Seewasser gefüllt u. bei ungünstigem Wetter statt der Bäder in der offenen See benutzt werden können. Der Badeplatz in der offenen See ist von dem Badehause eine halbe Stunde entfernt. Man badet hier, wie in den meisten deutschen u. englischen Seebädern, in Badewagen; Wohnungen finden die Kurgäste in den Privatlogirhäusern u. dem nahegelegenen K. u. Riegebüttel. Mit Wasser besteht ein sehr lebhafter u. ausgebreiteter Handel durch die zahlreichen nach Hamburg fahrenden englischen u. holländischen Dampfschiffe u. Packetböte. Eröffnet wird das Bad Ende Juni. Das Seewasser zu K. wurde zu verschiedenen Zeiten chemisch untersucht; sein Salzgehalt wechselt nach Verschiedenheit der Winde. Bei Fluth und Nordwestwind enthielten 16 Unzen Seewasser 240 Gran feste Bestandtheile. Die Wirkung und Anwendung des Seebades zu K. ist dieselbe wie die anderer Seebäder.

Kuz in das Metardat setzen (Bergb.), wenn ein Gewerke trotz der Erinnerung die Zubusse mehrer Quartale nicht zahlt, ihm noch ein Quartal Frist geben u. diese Frist im Gegenbuche eintragen; bezahlt er auch dann nicht, so hat er den Kuz verstehen lassen, d. h. er verliert den Besitz desselben.

Kuzküntzer, verpflichteter Bergdiener, welcher den Untehändler beim Kauf u. Verkauf der Kuzen macht.

Kuzortner, Einer, der betrügerischen Handel mit Kuzen treibt.

Kuzschicht, eine Arbeitszeit oder Schicht von 12 Stunden.

Kuz zu gewähren, den Namen desjenigen, der einen Kuz durch Kauf oder Erbschaft erworben hat, im Gegenbuche einschreiben u. einen Gewährschein darüber ausstellen.

Kuplenburg (Geogr.), afrikan. Ort, Kapland, nordöstl. von Roggevelsberg.

Kuplenburg (Biogr.), Abraham v., f. Euplenburg.

Kuzenelle (Entom.), f. v. a. Cactus-Schildlaus, Coccus Cacti L.

Kuzle, preuß. Dorf, Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Samter; 180 Einw.

Kuznica (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (K.=Hobrowska), Prov. u. R.=B. Posen, Kr. Schildberg; 200 Einw.; — 2) (K. myślniowska), das.; 290 Einw.; — 3) (K. fluska), das.; 130 Einw.; — 4) (K.=stara), das.; 230 Einw.; — 4) (K. trzciniecka), das.; 170 Einw.

Kuzmin, europ.-russ. Flecken, Gouv. Podoilien, südwestl. von Proskuraw.

Kuzopodi, griech. Ort, Morea, nördlich von Argos.

Kuzanec, irreguläre Reiter in Ostindien; sie tragen Lanzen u. stehen zum Theil im Dienste der ostindischen Kompagnie.

Kwasir (nord. Myth.), f. v. a. Quasir.

Kwiski, europ.-russ. Flecken, Gouv. Kiew, südöstl. von Boguslaw.

Kwabelen, austral. Inselgruppe, Mulgraves Archipel, zur Malik-Kette gehörig, niedrig, doch stark mit Bäumen bewachsen.

Kwala-Dai, ostind. Ort, Sumatra, Insel Pingin, an der Südküste derselben; Hauptort der Insel.

Kwan, Kuan, Täl, Münzeinheit in Cochinchina à 10 Mas (Tien) à 60 Sapets, Sapices oder Cäsch. Der K. wird nicht ausgeprägt. Sein Werth ist nicht genau ermittelt, scheint auch sehr zu schwanken. Nach Einigen ist derselbe c. 9 Sgr. Pr. Kur.

Kwangnang, chines. Stadt, Prov. Sutschuan, östl. von Tschangtufu.

Kwart, Kwart, f. v. a. Quart, Hohlmaß in Krakau, Galizien u. Polen. Hier dem franz. Liter gleich u. in 4 Kwaterki getheilt.

Kwas (Kwas), ein in ganz Rußland sehr beliebtes Getränk, das die Stelle des Biers vertritt u. selbst auf den Tafeln der Großen niemals fehlt. Bei den Bauern ist der K. nichts weiter als ein rührer, saurer, noch gährender Aufguss auf gebacktem Getreide, der nur das eine Angenehme hat, daß er kühlend ist. Die feineren Sorten K. dagegen, besonders der Apfels- u. Himbeerkwas, die in Petersburg u. Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sind sehr wohlfeil. K. u. haben mit den gewöhnlichen Getränken dieses Namens gar keine Ähnlichkeit. Das K. wird auf folgende Weise bereitet. 35—37 Pfund Gerstenmalz mit 3 Händen voll Roggenmalz u. eben so viel ungeheutetem Roggenmehl werden in irdenen Töpfen mit siedendem Wasser übergossen. so daß dieses handhoch darüber steht, u. umgerührt, daß es wie ein dünner Brei wird. Auf dieses werden

etwa daumenhoch Paserhülsen geschüttet; dann werden die Töpfe 24 Stunden lang in einen Ofen gesetzt, hierauf wieder mit siedendem Wasser bis an den Rand gefüllt. Nun bringt man es in hölzerne Gefäße, auf deren Boden Stroh liegt, u. die unten einen Zapfen haben, gießt wieder lauliches Wasser auf, läßt es stehen und zapft es endlich in Fässer ab. In jedes Faß wird ein Stück grobes Roggenbrod gelegt, damit der K. säure; endlich bringt man die Fässer 24 Stunden lang in den Keller, wo das Getränk fertig wird.

Kwaschniowig, (Kwassnowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Gut Laschan; Meierhof; 320 Einw.

Kwasegowig (Kwasowig), österr.-böhm. Dorf, Kr. Budweis, Gut Prehorow; Meierhof, 230 Einw.

Kwasetiz (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Eyslau, Gut Kwielenau; 250 Einw.; — 2) Kr. Klattau, Herrsch. Planitz; 320 E.

Kwaszkowig (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Prachin, Gut Niemtschitz; Jägerhaus; 170 Einw.; — 2) das., Gut Mladiegowig; Meierhof, Jägerhaus, Mühle; 250 Einw.

Kwasnen (Kwasiny), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Solnitz; Amt, Schloß, Brauhaus, Branntweimbrennerei, 5 Leinwandbleichen, Mühle, Bretsäge; 730 Einw.

Kwasnik (Geogr.), 1) österr.-mähr. Herrsch., Kr. Pradisch; umfaßt 9169 J. 391 □ Kl. Areal u. 4530 Einw.; — 2) Marktflecken das., am rechten Marchufer; Schloß, 2 Kirchen, 4 Jahrmärkte; 1160 Einw.

Kwasyn (Kwasyn, Kwaseny), österr.-böhm. Dorf, Kr. Chrudim, Herrsch. Rossitz; 120 Einw.

Kwaterck (Mätschen), polnisches Getreidemaß; 4 Kwaterci machen 1 Ktrert.

Kwatichitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Pradisch, Herrsch. Ostau; 470 Einw.

Kweichao, Provinz, s. v. a. Koritschau.

Kweite (Kweite), chines. Ort, Prov. Honan; südöstl. von Khaifung.

Kweß, ein in Negropen u. Abyssinien gebräuchliches oboeähnliches Instrument.

Kwehang (Geogr.), s. v. a. Kurihanfu.

Kwentschen, chines. Stadt, Prov. Sutschuan, am Jantschikiang, nordöstl. von von Tschangtsu-fu.

Kwi, chines. Stadt, Prov. Hupe, nordwestl. von Utschau-fu.

Kwiatkow, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Abelnau, 230 Einw.

Kwieciezewo, preuß. Stadt, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Mogilno, an der Rega; 4 Kram- u. Viehmärkte; 510 Einw.

Kwielenau (Geogr.), 1) böhm. Gut, Kr. Eyslau; umfaßt 3 Dörfer mit 1431 J. 25% □ Kl. Areal; — 2) Dorf, das.; Schloß, Mühle; 250 Einw.

Kwiетки, europ.-russ. Flecken, Gouv. Wilna, nordöstl. von Wilkomir.

Kwietnicz (Kweticnice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Sovorech; Meierhof, Schäferei, Mühle; 200 Einw.

Kwioletow (Kwetrw), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Klingenberg; Meierhof, Jägerwohnung; 300 Einw.

Kwietusch (Kwetus), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Madielkau; 2 Mühlen; 270 Einw.

Kwilez, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 370 Einw.

Kwitkowig (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Budweis, Gut Komaritz; 210 Einw.; — 2) Mähren, Kr. Pradisch, Herrsch. Mayagehl; 380 Einw.

Kwitschowig (Kwitschowig), österr.-böhm. Dorf, Kr. Klattau, Herrsch. Teinitzel; 320 Einw.

Kwitteim (Kwitjn, Kwetjna), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Märau; 360 Einw.

Kyahour, Stadt, s. Salun.

Kyanämochrosis (Cyanämochrosis, Cyanosis, Haemochrosis Cyanosis, Med.), die Blutblaufucht, Blaufucht.

Kyanäthin (Chem.), von Frankland und Kolbe entdeckte organische Salzbasis. Formel: $C_{10}H_8N_2$. — Wenn Cyanäthyl durch Kalium zerlegt wird, bleibt mit Cyankalium eine im Wasser unlösliche Substanz, das K., zurück. Man trennt es von dem Cyankalium und noch unzerlegten Cyanäthyl durch Auswaschen mit Wasser und reinigt es durch Umkrystallisiren aus siedendem Wasser. Es erscheint beim langsamen Erkalten der Flüssigkeit in irisirenden Krystallblättchen, bildet im getrockneten Zustande ein weißes, geruch- und beinahe geschmackloses Pulver, ist in kaltem Wasser unlöslich und auch in heißem Wasser nur wenig löslich, von Alkohol wird es fast in allen Verhältnissen aufgenommen; die gesättigte wässrige Lösung reagirt alkalisch. Das K. schmilzt bei 190° , siedet bei etwa 280° und wird hierbei theilweise zerlegt. Beim Kochen mit Kalilauge wird es nicht zerlegt; mit Kalihydrat im Silbertiegel geschmolzen, destillirt es größtentheils unverändert ab. — Das K. hat dieselbe Zusammensetzung, wie das Cyanäthyl, aber ein dreifaches Atomgewicht. Seine eigenthümliche Bildung beruht daher jedenfalls auf einer Umlagerung der Elemente des Cyanäthyls, über deren Ursache wir uns bis jetzt keine Rechenschaft zu geben vermögen. Es scheint nur dann zu entstehen, wenn man Cyanäthyl auf Kaliumstücke tropfen läßt, und dann auch immer nur in geringer Menge, aber nicht umgekehrt durch successives Eintragen von Kaliumkugeln in Cyanäthyl. Das K. löst sich leicht in Säuren und gibt damit neutrale, meist krystallisirbare in Wasser und Alkohol lösliche Salze von bitter herbem Geschmack. Salpetersaures K.: $C_{10}H_8N_2 \cdot HO \cdot NO_2$ wird durch Auflösen der Basis in verdünnter Salpetersäure erhalten; es krystallisirt beim freiwilligen Verdunsten der Lösung in großen, farblosen Prismen. Schwefelsaures und salpetersaures K. krystallisiren wahrscheinlich in Folge ihrer Leichtlöslichkeit sehr schwierig. — Das essigsaure Salz verliert beim Abdampfen im luftleeren Raume Essigsäure, hinterläßt eine unlösliche basische Verbindung. — Das oxalsaure

K. kann leicht in großen Kryſtallen erhalten werden. Am ausgezeichnetſten durch ſeine Kryſtalliſationsfähigkeit iſt das trichlormethylbithionſaure K. —

Kyanäthin-Platinchlorid: $C_2H_4N_2$, $HCl + PtCl_2$, ſcheidet ſich beim Vermiſchen concentrirter wäſſriger Löſungen von ſalzſaurem K. und Platinchlorid als ein gelblich rothes kryſtalliniſches Pulver aus; es iſt in Alkohol, auch in einer Miſchung von Alkohol und Aether ziemlich löslich, in Waſſer ſchwieriger löslich, und kryſtalliſirt daraus beim langſamen Verdunſten in großen rubinrothen Oktaëdern.

Kyanephidroſis (Cyanephidrosis, Ephidrosis caerulea, Sudor caeruleus, Med.), der blaue Schweiß.

Kyanifiren, das von einem Engländer, Kyan, zuerſt angewandte und nach ihm benannte Verfahren, Holz mit Queckſilberchloridlöſung zu tränken, um es gegen die Einwirkung der Feuchtigkeith und Fäulniß zu ſchützen. Meißtens pflegt man das Holz ganz einfach in lange wafferdichte, hölzerne Tröge, welche die Löſung enthalten, einzulegen und im Verhältniß zu ſeiner Dicke darin kürzere oder längere Zeit zu beſſen. Nach Erfahrungen bei der Kyanifirung von Eiſenbahnschwellen auf der Heidelberger-Mannheimer Bahn ſoll man

Hölzer von 0,25—0,35 Fuß Stärke 4 Tage

"	"	0,35—0,50	"	"	7
"	"	0,50—0,65	"	"	10
"	"	0,65—0,85	"	"	14
"	"	0,85	"	"	18

in eine Löſung einlegen, welche 1 Pfund Sublimat auf 200 Pfund Waſſer enthält. Die herausgenommenen Hölzer werden mit Waſſer abgewaſchen, mit Reiſerbüſen abgerieben und dann unter einem Wetterdache, vor Regen und Sonne geſchützt, zum Trocknen aufgebaut.

Trotz der größten Vorſicht, die man den Arbeitern anempfehl, wie ſorgfältiges Waſchen der Hände und des Geſichts gleich nach der Arbeit Verbinden von Mund und Naſe während derſelben u. ſ. w. konnte doch einzelnen Vergiftungsfällen nicht vorgebeugt werden, die man jedoch durch ſofortigen Genuß von viel Milch, am beſten von in Waſſer eingerührtem Eiweiß, unſchädlich machte. Nach Angaben des Mechanicus Magazin ſoll man Holzwerk, welches für den Bau von Treibhäuſern oder Wohnungen verwendet werden ſoll, nicht Kyanifiren dürfen, ſelbſt wenn es nachher mit Oelfarbe überſtrichen wird. Zuerſt kränkelten und ſtarben zum Theil alle unmittelbar mit dem Kyanifirten Holze in Berührung kommenden Pflanzen, ſpäter zeigte ſich an allen Pflanzen im ganzen Treibhauſe Jahre lang der nachtheilige Einfluß. — In England (vgl. Imperley im Mech. Magaz. und in Dingl. polytechn. Journal, Bd. LXXXV., S. 396) hat man verſucht, das K. weniger gefährlich und ſchneller zu verrichten, indem man das Holz in Luft- und wafferdichte Tröge einſchloß und die Flüſſigkeit durch Druck bis zu 100 Pfund auf den Quadrat Zoll einpreſte.

Kyanit (Min.), ſ. v. a. Cyanit.

Kyanfary (Kangbri, Gangra), aſiat. Sandſchat mit gleichnamiger Hauptſt., Kleinaſien, am Abhange des Gebirgs Kuch, ziemlich groß und lebhaft.

Kyanol (Chem.), nach Runge eine von ihm aus dem rohen Steinkohlentheeröle dargeſtellte ölige, baſiſche Subſtanz, wegen ihrer Eigenſchaft, ſich auf Zuſatz von Chlorkalklöſung dunkelweißenblau zu färben. Hoffmann weiſt die Identität derſelben mit dem Anilin nach.

Kyanometer (Optik), ſ. v. a. Cyanometer.

Kyanopyra (Cyanopyra, Febris caerulea, Bölls, Med.), das blaue Fieber, Blaufieber.

Kyanofiſ (Cyanosis, Med.), ſ. Perſcyanose.

Kyat, in Birma Namen eines Gewichtes und einer Münze.

Kyan (Biogr.), 1) Friedrich Wilhelm, Freiherr von, der bekannte Späsmacher, war in einer armen altadeligen Familie am 6. Mai 1654 zu Oberſtrohwalde im Brandenburgiſchen geboren und trat in ſeinem 18. Jahre als Gemeiner in kurbrandenburgiſche Kriegsdienſte. Noch war er nach 10 Jahren nicht weiter als zum Fähndrich avancirt, als er in Folge eines verunglückten Späſes nach Spandau kam. Ein wüthiger Einfall bei Ankunft der Kurfürſtin half ihm zwar aus dem Priſon, doch war er kaum wieder auf freien Fuß geſtellt, als ihn ein Zweikampfnöthigte (1693), nach Sachſen zu flüchten. Er nahm wiederum Kriegsdienſte, wurde durch Vermittlung des Feldmarſchall von Schönning, ſeines alten Gönners, ſofort als Lieutenant angeſtellt und rückte in kurzen Zwischenräumen mehrere Grade bis zum Generaladjutanten empor. Es iſt bekannt, wie ſehr er den Kurfürſten, Auguſt den Starke, durch ſeine ſtets frohe und ſatyriſche Laune an ſich feſſelte, wie ſehr er ſchöne Gewinnſucht hintertrieb und der Wahrheit die Ehre ließ. Sein Wiß verſchaffte ihm 1715 die Kommandantenſtelle auf dem Königſtein mit dem Charakter eines Generalleutenants, indem er nämlich den Kurfürſten, nachdem er ſich die Gnade ausgebeten, einige Minuten mit ihm zu tauschen, feierlich im pathetiſchen Tone zum Kommandanten kreirte. Dort lebte K. bis an ſeinen Tod, der am 19. Januar 1733 erfolgte. Er war nie verheirathet und nannte deshalb ſcherzhafter Weiſe den Königſtein ſeine ſteinerne Frau. Von Charakter brav, haßte er alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Späsmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Beluſtigung, behauptete aber deſſen ungeachtet ſeine Würde, indem er weniger ſich als Andere zum Gegenſtand des Gelächters machte. Die manchmal kindiſchen und unanſtändigen Scherze fallen zum Theil dem Zeitalter zur Laſt; niemand fühlte ſeine Geiſel mehr, als die adelſtolzen Höſlinge. Er war von ſtarkem Körperbau und blühender, männlich ſchöner Geſichtsbildung. Vgl. Wilhelm, K. s Leben und luſtige Einfälle (3 Bde., Freyſtadt 1796) und „K. s Leben u. Schwänke“ (Leipzig 1800); — 2) Friedrich Wilhelm v., des Vor. Neffe, 1705

wurde ein K. aus Gerstenmehl und Pölei getrunken, wahrscheinlich als Erinnerung an die frühere Frugalität (cerealische Gaben).

Klyfion (a. Geogr.), eine der 8 Städte von Pifatis.

Kyläos (Myth.), alter Held der Plataer, den ein Drazel als Heros zu verehren gebot.

Kylfio (Cyclois, Circulatio, Circumactio circularis), das Umtreiben im Kreise.

Kylfios (Cycliscus, Chir.) 1) Orbiculus, ein kleiner Kreis; — 2) ein kleines kreisförmiges chirurgisches Werkzeug oder dergl. Werkzeug, besonders zum Trepaniren.

Kylopanophthalmia (Cyclopanophthalmia, Anophthalmia cyclopica, Ophthalm.), die Kyklopie mit einer Orbita und vollkommenen oder unvollkommenen Augenlidern ohne Augapfel.

Kylophoria (Cyclophoria, Physiol.), der Kreislauf, eigentlich das Herumtragen im Kreise. — C. sanguinis, Circulus sanguinis, der Blutkreislauf.

Kyklopia (Cyclopia, Ophthalm.), Eindrigigkeit, so daß ein Auge ziemlich die Mitte der Stirne einnimmt.

Kyklops (Cyclops, Ophthalm.), ein Mensch oder Thier mit einem (großen runden) Auge mitten vor der Stirne; eigentlich Rundauge, Kreisauge.

Kyklosis (Cyclosis, Physiol.), 1) eigentlich die Kreisbildung, Beschreibung eines Kreises; daher — 2) der Kreislauf des Blutes; K. H. Schulz nennt so die von ihm nachgewiesene Kreisbewegung der Säfte in den Pflanzen.

Kyklosyphilidochthos (Cyclosyphilidochthos, Syphilidochthos circularis, Med.), das kreisförmige Knotensyphilid.

Kyklos (griech. Myth.), s. Cygnus.

Kyl, ostind. Vorgebirg, Celebes, an der Westküste.

Kyle, Distrikt, s. v. a. Kayle.

Kylia, Cylia (Anat.), s. v. a. Kyles.

Kylides (Cylides, Anat.), 1) wohl eigentlich die Augenlider überhaupt; — 2) bei den alten Perikographen: das untere Augenlid, Palpebra inferior.

Kylis (Cylis, Anat.), ein unteres Augenlid.

Kylisocelorrhaphia (Cylisocelorrhaphia, Sutura hernialis circumvoluta, Chir.), die unumwundene Bruchnaht, B. Signoroni's Chylisocelorrhaphia.

Kylix (griech.), Becher, Kelch.

Kyll (Geogr.) 1) preuß. Fluß, Rheinprov., R.-B. Aachen, wird flößbar u. mündet im Kr. Trier in die Mosel; — 2) Stadt K., preuß. Stadt, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Prüm, in der Eifel, am Kyll; 500 Einw.

Kyllburg, preuß. Marktflecken, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Wittlich, auf einem hohen Felsen gelegen, von der Kyll umflossen, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; altes Schloß; 4 Kram- und Viehmärkte; 860 Einw.

Kyllingia (Pot.), nach Rottb. II Gattung der Cyperoidae Juss., Triandria Trigynia L. Von über 30 Arten ausdauernden Gräsern, meistens in Südamerika, Südafrika und Ostindien, erwähnen wir: 1) K. aphylla Kunth. Süd-

amerika, Senegambien. Die Wurzel riecht sehr angenehm aromatisch und wird deshalb von den Eingeborenen sehr geschätzt. Sloan. 1, Taf. 81, Fig. 2. — 2) K. brevifolia Rottb. Ostindien. — 3) K. cruciformis Schrad. Südamerika. — 4) K. monocephala L. Ost- und Westindien, Neuholland. Die angenehm gewürzhaft riechende und etwas scharf schmeckende Wurzel wird bei Durchfällen, Nuhren, Harnruhr u. Fiebern angewendet; auch bereitet man aus ihnen ein ätherisches Del. Rheede, hort. mal. 12, T. 53. — 5) K. odorata Vahl. Südamerika. — 6) K. pumila Michx. Nordamerika. 7) K. triceps L. fil. Die Wurzel hat gleiche Anwendung und Eigenschaften wie K. monocephala L. — Rheede, hort. mal. 12, T. 52.

Kymäläinen, finnischer Runensänger der Gegenwart, Sohn eines armen Frohnens, wuchs in Dürftigkeit u. unter Mühsalen heran. Gerade unter den Sorgen der Armut entwickelte sich aber die poetische Anschauung des Lebens und der Natur, in welcher seine Seele Ersas und Trost für die herbe Wirklichkeit fand.

Trübsal ist ihr Ton und Wehmuth.
Sie umfaßt nur Kummernisse;
Welch! schneit ein böser Tag ihr,
Und der Kummer spannt ihr Saiten,
Widerwärtigkeit die Wirbel,

so besingt er seine „Kantele“, ein der liegenden Harfe ähnliches, mit 5 Metallsaiten bezogenes Instrument, auf welchem die Runensänger ihre Gesänge im 3 Takt begleiten. Sein Geist behielt bei allem Druck die hinreichende Spannkraft, um mit den Fesseln des Schicksals zu spielen, und sein von Natur aufgeräumtes und naives Naturel machte sich gern durch Schwänke Luft, die der lebhafteste Knabe seinen ernsthaften Gefährten spielte. K. lernte lesen, nicht aber schreiben. Er las oft in der Bibel, fleißiger noch in dem großen Buch der Natur. Er blieb arm, denn er verstand es nicht, mit praktischem Sinn wider die drückenden Umstände zu kämpfen, aber in seinem Innern fand er einen beständigen Frieden und Frohsinn, den er auch seiner Umgebung mittheilen wußte. So hatte er ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, und noch hatte die Welt — bis vor wenigen Jahren — nichts von seinem Talente erfahren. — Die Gemeinde zu Lepävieta, wo er geboren war und als Fröhner lebte, gerieth durch Diebstähle, welche sich einige der Gemeindeglieder hatten zu Schulden kommen lassen, bei den Bewohnern des benachbarten Kirchspiels in so übeln Ruf, daß auch die Rechtschaffenen den Schmähungen jener ausgesetzt waren. Da dichtete K. seine erste Rune, worin er den Nachbarn das ungerechte Verfahren schilderte, Alle über einen Keisten zu schlagen, ferner, daß Jeder seine Fehler hat, u. daß der Gerechte nicht mit dem Ungerechten leiden müsse etc. Hierdurch sich seines Talents bewußt geworden, fuhr er zu dichten eifrig fort. Seine Runen sind meist episch-lyrischen Inhalts, voll warmer und reiner Gefühle für die Schönheiten der Natur, voll naiver, ursprünglicher Ideen. K. ist gegenwärtig Müller, und seine Beschäftigung harmonirt mit seinem Gemüth. Das gleichmäßige Klappen der Mühle, das Rau-

glühend entgegenkam, höhrend erklärte, daß schon eine Andere sein Herz besitze. Auch soll einstmal auf diesem Schloß zu dem Grafen Schaffgotsch ein Wahrsager gekommen seyn und ihm den Tod durch Henkershand verkündigt haben, so gewiß als das Lamm, das vor ihm weidete, vom Wolf würde gefressen werden. Der Graf lachte und ließ das Lamm sogleich schlachten. Ein zahmer Wolf aber, der sonst nie etwas zu rauben pflegte, stahl den Braten weg und verzehrte ihn. Derselbe Schaffgotsch aber wurde, als ein Anhänger Wallensteins, 1633 zu Regensburg enthauptet.

Kynaston, Franz, engl. Dichter, geb. zu Otley in Shropshire 1587; wurde zum Ritter geschlagen von Karl I. und erhielt die Leitung des sogenannten „Museums der Minerva“, einer wissenschaftlichen Anstalt. Er übersetzte Chauciers „Troilus in Cressida“ ins Lateinische. Von seinen eigenen Gedichten nennen wir „Leoline und Syranis“. Er † 1642.

Kynau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Waldenberg; 530 Einw.

Kyndel (schwed., Bot.), s. v. a. gemeiner Saturei, *Satureja hortensis* L.

Kynea, **Kyne** (griech. Ant.), Mütze, Hut, Helm aus Hundsfellen.

Kynobata (*Kynobates*, *Cynobata*, *Cynobates*), ein Pferd, bei welchen die Verbindung des Hufes mit dem Schienbeine sehr kurz ist, und welches deshalb gleichsam einen Hundestritt hat.

Kynodesmestis (*Cynodesmesis*, *Infibulatio*, *Operatio infibulandi*, Ethr.), die Operation der Infibulation, das Infibuliren.

Kynodesmion (*Cynodesmion*, *Cynodesmion*, *Ligatura praeputii*, *Infibulatio*, Ethr.), die Infibulation.

Kynodesmos (*Cynodesmus*), 1) *Vinculum canis*, eine Hundskette; — 2) vielleicht auch gleichbedeutend mit *Kynodesmion*, aber nicht so bestimmt oder sogar ausschließlich, wie K. G. Kühn angibt.

Kynodontes (*Cynodontes*, *Dentes canini*, Anat.), die sogenannten Hundszähne.

Kynolopha (*Cynolopha*, Anat.), die (besonders merklich beimageren Hunden) vorstehenden Spitzen der Wirbelbeinfortsätze.

Kynopemphix (*Cynopemphix*, *Terminthus*, Med.), die Hundesblatter.

Kynophallos (*Cynophallus*, Anat.), der Hundes-Penis.

Kynopsora (*Cynopsora*, Thierheilk.), die Hunderaube.

Kynospasmus (*Cynospasmus*, *Spasmus cynicus*, Med.), der Hundekrampf.

Kyphoria (*Cyphoria*, Geburtsh.), die Schwangerschaft, eigentlich das Tragen der Leibesfrucht, deshalb bei Neueren auch die Dauer der Schwangerschaft.

Kyphorine (*Cyphorina*, Chem.), der Schwangerschaftsstoff, welchen Rouché (Froley's Notiz., Bd. 32, S. 64) im Harn schwangerer Frauen gefunden haben will und als Zeichen vorhandener Schwangerschaft „*Gravidina*“ benennen will.

Kyphorinostegoma (*Cyphorinostegoma*, *Concretum e cyphorina*, Chem.), der

verdichtete Schwangerschaftsstoff, la ciesténie (*cyosténie*) bei Rouché.

Kyotocia (*Cyotocia*, Geburtsh.), das Gebären.

Kyotrophie (*Cyotrophia*, Physiol.), das Ernähren der Leibesfrucht.

Kyowitz (Geogr.), 1) österr.-schles. Gut, Kr. Troppau; aus 3 Dörfern bestehend; — 2) Dorf das.; Schloß, 2 Mühlen; 500 Einw.

Kyparissia, griech. Ort, Morea, in Argadia, südl. von Karitene.

Kyparissoi (Myth.), des Eteokles Tochter, welche bei einem Tanze in einen Brunnen fielen und ertranken, aber von der Erde in Cypressenbäume verwandelt wurden. Auch die Chariten wurden K. genannt.

Kyphanta, griech. Flecken, Morea, am Golf von Nauplia.

Kyphoma (*Cyphoma*, Orthopäd.), der Buckel, Höcker.

Kyphon (*Klonton*, griech. Ant.), Werkzeug, womit Missethäter krumm geschlossen, auch gefoltert und gemartert wurden, bestehend aus einem hölzernen Halsband, welches das Haupt niederzog. Diese Strafe, welche Kybanismos hieß, wurde noch im 3. Jahrhundert in den Christenverfolgungen angewendet, wo sie dadurch noch erhöht ward, daß man die Unglücklichen mit Honig bestrich und so in der Sonnenhitze den Insektenstichen Preis gab.

Kyphortosis (*Cyphortosis*, Orthopäd.), die Geraderichtung eines Buckels.

Kyphos (a. Geogr.), 1) Stadt in Thessalien oder Epirus, im Gebiet der Perrhäbier; — 2) Berg dabei.

Kyphose (*Cyphosis*, Orthopäd.), s. Buckel und Orthopädie.

Kyphosus (Ichthol.), nach Lacépède, Höckerrücken, Stachelstörergatt. — Arten unter *Pimelopterus*. S. Schmalfsche.

Kypria (a. Geogr.), 3 unfruchtbare Eilande im lytischen Meer.

Kypripor (Myth.), Beinamen des Eros.

Kyproid (Min.), s. v. a. Trigonalbipyramide oder Pyramidentetraeder.

Kyraguth, ostind. Ort, nordwestl. von Kaspour.

Kyranth, asiat. Stadt, Butan, an der Grenze von Hindostan.

Kyree, afrikan. Land, Sudan, südlich von Gario oder Gago.

Kyrie eleison (griech., Herr, erbarme dich!), ein seit dem 4. Jahrhundert in der christlichen Kirche gebräuchliches, durch Sylvester I. in die abendländische Kirche eingeführtes, durch Gregor I. erneuertes Gebet. Auch in protestantischen Kirchen wird es zuweilen vom Chöre gesungen.

Kyrios (griech.), der Herr; symbolisches Wort bei den Freimaurern.

Kyris (a. Geogr.), s. v. a. Eurab.

Kyrith, preuß. Kreisstadt, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Prignitz, an der Jägelitz; Mauern, 3 Thore, Stadtgericht, Untersteueramt, Post, 3 Hospitäler, Tuchweberei, Brauerei, Branntweinbrennerei, 3 Jahrmärkte; 3500 Einw.

Kyrn-Sulzbach, oldenburg. Dorf, Fürstenthum Birkenfeld, Amt Oberstein; 250 Einw.

Kyrosit (Min.), nach Breithaupt, s. v. a. Kupfererzsilber.

Kyros-See, europ.-russ. Landsee, Finnland, westl. vom großen Bäl-See, an dessen südlichem Ende der Ort Kyro liegt.

Kyrenon, ostind. Stadt, Präsich. und Prov. Bengalen; Baumwollenweberei; 10,000 Ew.

Kyrsternia (Bot.), nach Recler, Untergattung von Eupatorium.

Kyrtanthus (Bot.), nach Smelin, Pflanzengatt. Art: K. longiflorus Gmel., s. v. a. Posoqueria longiflora Aubl.

Kyrtoma (Cyrtoma, Cyrtotes, Chir.), 1) s. v. a. Kyphoma, vielleicht ein Kyphoma mit rauheren Erhabenheiten; — 2) jede begrenzte Geschwulst, eine Beule, das begrenzte Emphysem.

Kyrtometer (Cyrtometrum, Med.), das Biegungs- (oder Wölbungs-) Maß (oder Ansaßmaß), empfohlen von Plorry u. A. zum Messen der Leber- oder Milzanschwellungen u. s. w.

Kyrtosis (Cyrtosis, Orthopäd.), die Bildung oder Entstehung eines Kyrtoma; bei den Meisten mit Unrecht s. v. a. Kyrtoma.

Kyrtus (Ichthyol.), nach Deen, Fischgatt., s. v. a. Kurtus.

Kysarieh, Ort in Palästina, s. v. a. Kaisarieh.

Kyrtotis (Cysaotis, Anat.), das untere Ende des Mastdarms; jedoch nur von R. A. Vogel gebraucht.

Kystanastrophe (Cystanastrophe, Chir.), die Umkehrung der Blase.

Kystanencephalie (Cystanencephalia, pathol. Anat.), das Blasengehirn, Anencephalie, wo statt des Gehirns eine Flüssigkeit enthaltende Blase vorhanden ist.

Kystauchen (Cystauchen, Collum vesicae, Anat.), der Blasenhalß.

Kystauchenitis (Cystauchenitis, Inflammatio colli vesicae, Med.), die Blasenhalßentzündung.

Kystauchenotomie (Cystauchenotomia, Chir.), der Blasenhalßschnitt.

Kystauxe (Cystauxe, Augmentum vesicae, Med.), die Blasenvergrößerung, Erweiterung, besonders Verdickung der Blasenhäute.

Kystektomie (Cystectomie, Ophthal.), Mognetas (in Paris) Kystotome emporte-pièce, rückwärtigwender Kapselschneider, ein neues Stearoperations-Hülfsinstrument, in Form der bekannten Lochseifen der Sattler.

Kystencephalie (Cystencephalia, path. Anat.), bei Geoffroy-St. Hilaire, der Zustand des:

Kystenkephalos (Cystencephalus, path. Anat.), der Blasenkopf, Mißgeburt mit einer Blase statt des Kopfes oder eigentlich statt des Gehirns.

Kysteogenese (Cysteogenesis, path. Anat.), die Blasenbildung.

Kystitis (Cystitis, Med.), eine Entzündung der Mutterscheide oder der äußeren weiblichen Schamtheile.

Kysthos (Cysthos, Anat.), die Höhle, etwas Hohles, besonders die weibliche Scham, der After u. s. w.

Kysthygroma (Cystygroma, Tumorcystico-lymphaticus, Chir.), eine Eadlymphgeschwulst. — K. patellare, Hygroma cysticum patellare Schregeri, Schreger's Lymphbalgeschwulst auf der Knie Scheibe.

Kysthyperfarkosis (Cysthypersarcosis, Escrecentia vesicae urinariae, Chir.), das Harnblasengewächs, fleischige Verdickung der Harnblasenhäute.

Kystidämorrhoides (Cystidaemorrhoides, Med.), die Blasenhämmorrhoiden.

Kystidalgia (Med.), s. v. a. Kystalgia.

Kystidanastrophe (Chir.), s. v. a. Kystanastrophe.

Kystidauchenotomia (Chir.), s. v. a. Kystauchenotomia.

Kystidelkosis (Cystidelcosis, Chir.), ein Harnblasengeschwür, eine Vereiterung in der Harnblase.

Kystidenkephaloma (Med.), s. v. a. Kystidomykloma.

Kystidenkephalosis (Med.), s. v. a. Kystidomykloma.

Kystidepatolithi (Cystidepatolithi, Med.), Gallensteine, welche zu gleicher Zeit in der Leber und in der Gallenblase gefunden werden.

Kystidepatolithiasis (Cystidepatolithiasis, Med.) die Gallensteinkrankheit, welche zugleich Leber und Gallenblase afficirt.

Kystidoblennorrhoea (Med.), s. v. a. Eystoblenorrhoea.

Kystidocatarrrhus (Med.), s. v. a. Kystokatarrrhus.

Kystidocele (Chir.), s. v. a. Kystocele.

Kystidocercus (Helmint.), s. Cysticercus.

Kystidodialysis (Chir.), s. v. a. Kystodialysis.

Kystidodunia (Med.), s. v. a. Kystodunia.

Kystidolaparotomia (Cystidolaparotomia, Chir.), besser Laparokystidotomia, da erst der Bauch eingeschnitten werden muß, ehe man zur Blase kommt.

Kystidomykloma (Cystidomyceloma, Fungus medullaris vesicae urinariae, Med.), der Harnblasenmarkschwamm.

Kystidomyklosis (Cystidomyclosis, Med.), 1) eigentlich die Bildung des Kystidomykloma; — 2) uneigentlich bei Einigen für Kystidomykloma.

Kystidophthisis (Cystidophthisis, Tabes vesicalis, Tabes vesicae urinariae, Med.), Harnblasenschwindsucht, Abzehrung wegen Eiterung oder eines andern unheilbaren Uebels in der Harnblase.

Kystidoplegia (Cystidoplexia, Med.), s. v. a. Eystoplegia.

Kystidoptosis (Chir.), s. v. a. Eystoptosis.

Kystidorrhagia (Med.), s. v. a. Eystorrhagia.

Kystidorrhoea (Med.), s. v. a. Kystorrhoea.

Kystidorrhonchus (Cystidorrhonchus, Cystorrhonchus, Rhonchus vesicularis, franz. le râle vésiculaire, engl. the vesicular rattle, blad-

der rattle, Med.), das Vesikular = Rasselgeräusch, Blasenrasselgeräusch.

Kystidosomatotomia (Chir.), s. v. a. **Cystosomatotomia**.

Kystidospasmus (Med.), s. v. a. **Cystospasmus**.

Kystidostenochoria (Med.), s. v. a. **Cystostenochoria**.

Kystidotomia (Chir.), Kürzer: **Cystotomia**.

Kystidotomus (Chir.), s. v. a. **Cystotomas**.

Kystidotrachelotomia (Chir.), s. v. a. **Kyst-auchenotomia**.

Kystidngroma (Chir.), s. v. a. **Kysthygroma**.

Kystidhyperfarkosis (Med.), s. v. a. **Kysthyperfarkosis**.

Kystingorrhonchus (*Cystingorrhonchus*, *Rhonchus vesicularis*, franz. le râle vésiculaire, Med.), das Knistergeräusch bei der Auskultation mittelst des Stethoskops.

Kystocephalus (path. Anat.), s. v. a. **Kyst-enkephalos**.

Kystocolpitis (Med.), s. v. a. **Kolpocystitis**; vgl. **Cystitis**.

Kystodialysis (*Cystodialysis*, Chir.), die Verlegung der Harnblase; besser: **Kystotrauma**.

Kystodynia (*Cystodynia*, path. Anat.), der Blasenschmerz.

Kystogenia (*Kystogenesis*, path. Anat.), die Balgbildung.

Kystolithiasis (*Cystolithiasis*, Med.), die Harnblasensteinkrankheit, Blasensteinkrankheit, Steinkrankheit.

Kystolithus (*Cystolithus*, Med.), der Blasenstein, der Stein.

Kystoneuralgie (*Cystoneuralgia*, Med.), die Neuralgie der Harnblase, der Harnröhre, des Blasenbalses u. s. w.

Kystoparalysis (*Cystoparalysis*, Med.), die Harnblasenlähmung.

Kystophthisis (Med.), so viel als: **Kystophthoe**.

Kystophthoe (*Cystophthoe*, *Phthisis vesicalis*, Med.), die Harnblasenschwindsucht, Auszehrung von Vereiterung der Harnblase.

Kystoplastik (*Cystoplastica*, *Cystoplastice*, franz. la cystoplastique, *Kystoplastik*, Chir.), nennt Robert (Froxy's Notiz. Nr. 1039 = 48. 5. 8. 75. 79.) eine ihm gelungene Operation, mittelst welcher ein Theil der Harnblase durch Theile aus der Nachbarschaft ersetzt wurde.

Kystorrhoea (*Cystorrhoea*, *Rheumatismus vesicae urinae*, Med.), der Harnblasenrheumatismus.

Kystorrhoea (*Cystorrhoea*, Med.), 1) so viel als: Harnruhr; — 2) bei Vielen so viel als: Blennuria; — 3) bei Einigen so viel als: **Cystorrhagia**.

Kystorrhoeis (*Cystorrhoeis*, Med.), nach einigen Neueren: die Blasenhämmorrhoiden.

Kystorrhonchus (Med.), so viel als: **Kystidorrhonchus**.

Kystoschisis (*Cystoschisis*, *Schistocystis*, path. Anat.), die Blasenspaltung, als angeborene Mißbildung.

Kystoscirrhus (*Scirrhus vesicae urinae*, Med.), der Harnblasenkirrhus, Blasenkrebs.

Kystosomatotomia (*Cystosomatotomia*, Chir.), der Blasenkörpersteinschnitt, der Steinschnitt in den Blasenkörper selbst.

Kystotom (*Cystotomum instrumentum*, Chirurgie), ein Werkzeug zum Blasensteinschnitt.

Kystotomus (*Cystotomus culter*, *Kystotom*, Chir.), ein Messer zum Harnblasenschnitt.

Kystotrauma (*Cystotrauma*, *Vulnus vesicae*, Chir.), die Blasenwunde, Blasenverletzung.

Kystrau, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Wrschowitz; Meierhof, Hegerhaus; 120 Einw.

Kythnos, griech. Insel mit gleichn. Stadt, westl. von Syro.

Kytilis (*Cytilis*, Med.), Hautentzündung.

Kytoblastem (*Cytoblastema*, *Cytoblasta*, *Cytoblastesis*, *Cytoblasti*, *Cytoblastus*, Physiol.), der Keimstoff, aus welchem sich bei der Bildung thierischer Gewebe die primären Kerne und Zellen bilden. Er ist entweder von vorn herein hell, durchsichtig und gleichartig, oder enthält festere und rundliche, oder selbst kristallinische Moleküle, die später entweder vor der Zellbildung aufgelöst, oder durch diese von der Zellmembran eingeschlossen werden. Das durchsichtige primäre K. kann nun entweder durch fortgesetzte Zellenbildung und andere Metamorphosen vollständig aufgezehrt werden, oder in nur vedimentärer Menge sich erhalten, oder vielleicht theilweise verbleiben und in Form einer gleichartigen Haut (in später verdichtetem Zustande) erscheinen. Die ersten Fälle treten bei den meisten Geweben ein.

Kyros (Myth.), Sohn des Zeus und der Nymphe Simalia auf Rhodos.

Kyzikenos (Numism.), Goldmünze der Kyzikener, galt 28 attische Drachmen und hatte einen Löwenkopf und die Kybele zum Gepräge.

Kyzikos (Myth.), nach Einigen Sohn Apollon, nach Andern des Aeneas aus Thessalien u. der Aenete, Tochter des thracischen Königs Eufor. Er beherrschte die Halbinsel Dolionis in Propontis, welche nach ihm den Namen Kyzikos erhielt. Er nahm die hier landenden Argonauten freundlich auf und entließ sie mit Geschenken. In der darauf folgenden Nacht jedoch, als ein Sturm das Schiff der Argonauten wieder an die Insel trieb, griff er sie an, weil er sie für Feinde hielt, und wurde von Jason erschlagen. Erst der Tag entdeckte den Irrthum. Jason ließ den Erschlagenen feierlich begraben, übertrug die Herrschaft der Insel K. 6 Söhnen und baute zur Ehre des Mordes der Mutter der Götter einen Tempel auf dem Berge Dindymos.

Kyzikos (a. Geogr.), 1) Halbinsel in Mysien, die sich in den Propontis neigte; — 2) Stadt daselbst, auf dem die Halbinsel mit dem Festlande verbindenden Isthmus, eine der schönsten und betriebsamsten Städte Kleinasiens, mit 2 Häfen, starkem Handel, berühmt durch ihre Goldmünzen (s. **Kyzikenos**), die in beiden Erdtheilen gangbar waren. In der Nähe von K. schlugen im J. 409 die Athener unter Alkibiades, Theramenes und Thrasybulos die spanische Land- und Seemacht, welche Mindaros

den Böhmen belagert, 1620 von den Mähren u. 1645 von den Schweden erobert, und noch im österr.-französl. Krieg, am 7. Juli 1809, war es der Schauplatz eines Arrieregardengefechts; — 4) Ober-S.), Dorf das., Steiermark, Kr. Grag, Bez. Premstätten; 190 Einw.

Laab 1) (Lab, Physiol.), f. v. a. Magenfaß; f. Magen, S. 146. — 2) f. Labmagen.

Laab (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Land unter der Enß, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Purkersdorf, 1350 Einw.; — 2) das., Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Skal, im im Iserthale; 180 Einw.

Laabach, österr. Häuser, Land unter der Enß, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Lilienfeld; über 100 Einw.

Laabe, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 160 Einw.

Laaber, österr. Dorf, Land unter der Enß, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Neulengbach; 210 Einw.

Laabia (Labia), europ.-türk. Stadt, Serbien, Kruschewacz, südwest. von Rissa.

Laabmagen (Anat. und Landw.), f. v. a. Labmagen.

Laach (Geogr. und Gesch.), 1) Abbazia Lacensis, ehemals Benediktinerabtei im Erzstift Trier, am laacher See, gestiftet 1093 vom Pfalzgrafen Heinrich, 1802 aufgehoben und in ein Gut verwandelt, das gegenwärtig zum Kr. Mayen des preuß. R.-B. Koblenz gehört. Auf der Klosterstelle soll vorher ein Schloß gestanden, und darin sollen die Pfalzgrafen bei Rhein oft Hof gehalten haben. — 2) (L. am Jauerling), österreich. Marktfl., Kr. ob den Manhartsberg, Herrsch. Spitz; Wallfahrtskirche; — 3) preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Grevenbroich; 170 Einw.

Laacher See, preuß. See, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Mayen, $1\frac{1}{4}$ Meile von Andernach. Der See ist 8422 Fuß lang, 7643 Fuß breit und 214 Fuß tief, hat ein helles bläuliches, kaltes, widerlich schmeckendes Wasser, das ihm von 40 Quellen zukommt, und wirft, vom Winde bewegt, eisenhaltigen Sand aus. Der Abfluß geht durch einen, $\frac{1}{2}$ Stunde langen, künstlichen Kanal. Am östl. Ufer des Sees ist ein Erdloch stets mit erstickender Luft gefüllt, weshalb wohl die Sage geht, daß kein Vogel über dieses Gewässer hinwegfliegen könne. In der Nähe findet sich eine sauerliche, wohl schmeckende Mineralquelle. Aus den angeführten Merkmalen des Sees schließt man, daß er der Krater eines erloschenen Vulkans sey.

Laack (Geogr.), 1) hannövr. Dorf, Stade, Bremen, Amt Neuhaus; 140 Einw.; — 2) (auch Laak), österr.-illyr. Stadt f. v. a. Bischofslaak (f. d.) L. wurde 974 an das Bisthum Freising geschenkt, 1558 geplündert und 1660 verbrannt. In der Nähe das Schloß Wildenlaak.

Laafeld, österr.-steier. Dorf, Kr. Grag, Bez. Neumarkt, an der Mur; 210 Einw.

Laag (Unter-L.), österr.-illyr. Dorf, Kr. Neustädte, Bez. Pölland, an der ungarischen Grenze; 150 Einw.

Laag Warsac (Weinh.), Sorte weißer Bordeauxweine, wird vorzüglich nach Holland ausgeführt.

Laak (Geogr.), österr.-steier. Befestigungen: 1) Bezirk, Kr. Eilli; umfaßt 14 Gemeinden und 2100 Einw.; — 2) Pfarrdorf das.; 230 Einw.; — 3) (Loke), das.; Ueberfuhrmann; 180 Einw.; — 4) Kr. Marburg, Bez. Laak; 130 Einw. — 3) f. v. a. Bischofslaak, vgl. Laak 3).

Laakdorf (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) (Laake), Kr. Eilli, Bez. Montpreis; 110 Einw.; — 2) (Loogaveß), das., Bez. Osterwitz; 200 Einw.; — 3) (Loka), Kr. Marburg, Bez. Ebenfeld, am Draufelde; 110 Einw.

Laake (Deichb.) f. v. a. Lake.

Laakendorf, preuß. Bauerndorf, Provinz Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Elbing, in der jungferschen Laake; Wassermühle; 720 Einw.

Laal, russ. Kreis, in Esthland.

Laaland (Looland, Geogr.), 1) Dän. Stift, besteht aus den Inseln L. und Falster, so wie den kleinen Eilanden Vaagøe, Fåmøe (Kemøe), Vairøe, Fagøe (Feyøe), Askøe, Sudebøe etc., sämtlich in der Ostsee, südlich von Seeland. Das Stift hat 30 □ Meilen Flächenraum, 7 Städte, 4 Grafschaften, 3 Baronien, 98 Kirchspiele, 380 Dörfer und 76,000 (nach Andern 60,000) Einw. und ist eine der furchtbarsten Provinzen Dänemarks. — 2) Insel daselbst, der westliche Theil des Stifts, liegt unter $53^{\circ} 38' 30''$ — $54^{\circ} 57' 30''$ nördl. Br. und $28^{\circ} 38' 30''$ — $29^{\circ} 31' 05''$ östl. L., wird durch den schmalen Guldborgsund (Guldborgsund) von Falster getrennt, $2\frac{1}{2}$ Meilen südlich von Seeland, 2 Meilen östlich von Langeland und 2 Meilen nördlich von Femern, ist von Osten nach Westen $7\frac{1}{2}$ Meilen lang und $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Meilen breit und hat mit Einschluß der kleinern Küsteneilande ein Areal von $21\frac{1}{2}$ □ Meilen. Die Insel ist sehr flach und niedrig, die Küste häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt und die Luft in der Regel feucht und neblig. L. leidet Mangel an Quellwasser. Der Boden ist der fruchtbarste in ganz Dänemark. Die Einwohner (40–50,000) treiben trefflichen Kornbau, mit einem jährlichen Ertrag von 300,000 Tonnen, von denen die Hälfte zur Ausfuhr kommt. Der Kartoffel-, Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Obstbau ist sehr bedeutend, und die Schweinezucht stärker, als die Rindviehzucht. Die Insel hat nur 2 gute Quellen und in der Mitte ein ansehnliches Binnenwasser, den Maribøer-See; Bufen von Nakskow und Rødbye. L. theilt sich in 4 Harden und hat 5 Städte, 4 Grafschaften, 3 Baronien, 24 Kirchspiele und 266 Dörfer. — Ortschaften: Maribøe, Hauptstadt der Insel und des ganzen Stifts, am See gleichen Namens, in einer anmuthigen Gegend, Sitz des Bischofs und Stiftsamtmanns, hat Kirche, Hospital, Branntweinbrennerei, Ackerbau, Kornhandel; 1300 Einw.; der Ladeplatz für die Stadt ist das eine Meile entfernte Dorf Vanholm, wohin die Verbindung durch den Abfluß des Sees führt, und von wo jährlich an 30,000 Tonnen Korn und 10,000 Tonnen Weizen ausgeführt werden. Hier war sonst ein berühmtes Nonnenkloster, dessen Einkünfte jetzt die Akademie zu Sorø hat. Nakskow, die ansehnlichste Stadt der Insel, an der gleichnamigen Bucht der Westküste, latein. und Bürgerschule, 2 Spitäler, Synagoge,

In der Grafschaft Derby soll man, um die Kraft des L. es zu verstärken, dasselbe in einer gesalznen Abkochung von Sahnensuß (*Ranunculus flammula*) weichen. Hier folgen mehre specielle Vorschriften. 1) Sehr einfach und ganz genügend ist folgende, häufig in Haushaltungen und auch bei Bereitung des Limburger Käse, übliche Methode. Die L.-Mägen, so wie sie der Mager abgibt, werden zuerst wohl ausgewaschen, dann eingesalzen, gut ausgetrocknet, dann je 2 Stück in 1 Maß Molken und 1 Maß Wasser, nebst 2 Eßlöffel Salz in einem steinernen Gefäße weichen lassen. In wenigen Tagen hat die Flüssigkeit die zum Gerinnen der Milch erforderliche Stärke erreicht, was vor Anwendung des L. es durch einen Versuch im Kleinen probirt werden kann. Auf 80 Maß Milch wird ungefähr ein Maß L.-Wasser gerechnet. 2) Nach einer anderen Angabe wird das L. für die Limburger Käse so bereitet: Der Magen wird sammt der darin enthaltenen geronnenen Milch gewaschen, letztere auf einen Teller gelegt, eine kleine Hand voll Salz hinzugegeben, 1 bis 2 Stunden damit stehen lassen, desgleichen eine Hand voll Salz in den gereinigten Magen gegeben und dieser damit in- und auswendig gerieben, dann die geronnene Milch sammt dem Salze wieder in den Magen gebracht, noch etwas Salz zugefügt, der Magen zugebunden, in den Rauch gehangen, und wenn er ein wenig geräuchert ist, unaufgeblasen auf einem Boden in der Luft aufgehangen. Zum Gebrauch wird 1 1/2 Pfd. Wasser mit einer Hand voll Salz versetzt, aufgekocht, diese Flüssigkeit noch warm in den Magen gegossen und noch etwas Salz zugefügt. Der so mit Salzwasser gefüllte Magen wird nun in ein Gefäß gelegt, wobei sich nach und nach das L.-Wasser in das Gefäß abzieht. Es ist so stark, daß 4 bis 6 Tropfen davon (oder, wenn die Milch fett ist, einige Tropfen mehr) hinreichen, 24 (berlin.) Quart gerinnen zu machen. Hat übrigens das Wasser sich einmal durch den Magen durchgezogen, so kann zum zweiten Male Salzwasser in denselben gegeben und so nochmals ein gutes L.-Wasser dadurch erhalten werden. 3) Parkinsons Methode. Der Magen oder Sack wird geöffnet, das Geronnene in ein Gefäß gethan, von allen Unreinigkeiten befreit, dann in kaltem Wasser gewaschen, so daß es ganz rein und weiß wird, auf ein reines Tuch zum Trocknen gelegt; dann in eine reine Schale geschüttet, hierin mit einer Hand voll Salz bestreut, das Salz mit der Hand wohl eingerieben und durch Bedeckung vor Staub geschützt. Der Magen selbst wird ebenfalls mit kaltem Wasser wohl ausgewaschen, mit Salz gerieben, dann das Geronnene mit dem Salze hinein gethan. Endlich wird auch die äußere Seite des Sacks gut mit Salz abgerieben. Hat man eine hinreichende Anzahl Säcke fertig, so legt man sie in einen Topf, den man sorgfältig zubindet. Die Säcke erhalten sich, ohne Gefahr der Verberbnis, und haben 1 Jahr nach ihrer Verfertigung ihre rechte Wirksamkeit. Zur Anwendung öffnet man einen Sack, schüttet das Geronnene und die Milchklößchen in einen steinernen Asch oder Mörtel,

zerreißt es wohl mit einem hölzernen Stößel, schlägt dann 3 frische Eidotter hinein, gießt ein preußisches Quart gute, fette, süße Sahne hinzu, reibt Alles wohl durch einander, trocknet dann am Feuer ein Blatt Muskatblüthe, eine Gewürznelke und ungefähr 8 Gran Safran, bis sie sich zerreiben lassen, pulvert sie dann, schüttet das Pulver zu den übrigen Ingredienzien, knetet es wohl damit durch; thut das Gemisch wieder in den Sack; bereitet dann eine starke Salzlauge aus Kochsalz und einer Hand voll Saffran, kocht sie, nachdem sie abgekühlt ist, in ein recht reines, irdenes Gefäß ab und setzt ihr 4 Löffel von der auf vorige Weise bereiteten, geronnenen Milch zu. Da dieses L. sehr stark ist, so reicht es hin, 50 Quart Milch zum Gerinnen zu bringen. Man muß dieses L., ehe man es anwendet, 14 Tage alt werden lassen. 4) Recht empfehlenswerth soll auch folgende Methode seyn: Der Magen, so wie die von Haaren gut befreite geronnene Milch daraus werden sauber ausgewaschen, der Magen eingesalzen, 3 Tage lang im Salze liegen lassen, dann 6 hartgekochte und kleingehackte Eier mit den Milchklößchen gemengt, wieder zusammen in den eingesalzenen Magen gefüllt, ungefähr 3 Wochen in den Rauch, dann an die Luft gehangen. Zum Gebrauch schneidet man ein wenig davon in einen Löffel voll Milch und gießt dies unter die zu labende Milch. 5) Zur Nachahmung der holländischen Grudakäse wird in Frankreich folgendes L. angewendet: Man weicht 6 Kalbermägen in 3 Pfd. Wasser, welches mit 5 Unzen feinem Kochsalz, 2 Unzen Salpeter und einer halben Unze Weinessig versetzt ist, ungefähr 3 Wochen lang ein u. d. gießt dann diese Flüssigkeit durch einen Trichter in sorgfältig verkopfte Flaschen, worin man sie zum Gebrauche verwahrt. — Verschiedene Ersahmittel des L. es. Die Juden sollen sich des L.-Krauts (*Galium verum*) als L. bedienen, was aber nur eine sehr schwache Kraft hat, die Milch zum Gerinnen zu bringen. Kräftiger wirken Säuren. So kann man sich einer kleinen Menge Salzsäure bedienen, und es soll hiervon in Holland Gebrauch gemacht werden. Hermbstadt versichert, es sey ihm gelungen, mit Weinsäure (1 Th. krystallisirte Säure in 12 Th. Wasser gelöst) sehr schönen Käse zu bereiten.

Lab (Marialab, Geogr.), österr. Dorf, Land ob der Enns, Mühlkreis, Distr. Schwertberg; 110 Einw.

Labia (Bot.), in Guiana s. v. a. *Qualen roaea* Aubl.

Labia (a. Geogr.), Ort im nordöstl. Theile von Arabia Felix, nicht weit vom Sinus Aelaniaticus (Ptol. VI, 1).

Labia, (n. Geogr.) europ.-russische Stadt, Gouv. St. Petersburg, am Loboga-See, östlich von Schlüsselburg.

Labab, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Angerburg; 130 Einw.

Labaca (a. Geogr.), Stadt in India intra Gangem in der Nähe von Tomusa, wahrscheinlich zwischen dem Indus und Hydaspes.

Labacco, Antonio, ital. Baumeister des 16. Jahrh., Schüler von San Gello und Bramante, bekannt als Herausgeber der ersten Sammlung von Plänen und Aufrißen antiker Gebäude Roms, deren erste Ausgabe (Tabulae nonnullae quibus repraesentantur aliquot vetusta aedificia Romana) sehr selten geworden ist. Ein späterer Abdruck mit italienischem Text, von G. Rossi, hat 36 Kupfertafeln, von denen einige die Jahrzahl 1568 tragen.

Labach (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R. = B. Pfalz, Kanton Zweibrücken; Mühle; 370 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R. = B. Trier, Kr. Saarlouis; Wassermühle; 440 Einw.

Labadie, Jean de, namhafter Mystiker u. Separatist des 17. Jahrh., geb. zu Bourg in Guienne 1610, gehörte anfangs dem Orden der Jesuiten an, trat aber 1650 zur reformirten Kirche über. Als er 300 Katholiken zu Montauban zu demselben Schritte bewog, wurde er verbannt. Er ging als Prediger zunächst nach Orange, dann nach Genf und 1669 nach Middelburg in Seeland. Hier seines Amtes entsetzt, weil er Spaltungen erregte, wendete er sich nach Amsterdam, wo er eine eigene Sekte, die der Labadisten, stiftete. Er † um 1674 zu Altona. L. polemisirte gegen die protestantische Lehre von der Rechtfertigung, über die er mehr katholisch dachte, und wollte Taufe und Abendmahl nur solchen ertheilt wissen, die Proben der erfolgten Wiedergeburt ablegen könnten. Maria Schumann, eine seiner Schülerinnen, die ihn auf seinen Zügen begleiteten, hat seine Grundsätze in der „Eucleria vel melioris partis electio“ (2 Bde. Altona 1672–84) dargestellt. — 2) Andreas, Bildhauer und Maler, 1731 zu Baugen geb., Schüler Schwanzenbergs in Leipzig, ging 1763 nach Berlin, wo er im Ornamenfache ausgezeichnete akademischer Künstler wurde und zu Anfang unseres Jahrh. †.

Labadue, Johann Baptist August, französ. Baumeister, 1777 zu Paris geb., Schüler von Desespine. L. gewann schon 1802 den später sog. Departementspreis durch seinen Entwurf eines Triumphbogens zum Andenken an den Frieden von Amiens. Sein Entwurf zum Monument des Desaix ist von Sibou gestochen. Später hielt er in Paris eine Schule und gab einen Kursus der Architektur.

Labagienen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Labiau; 250 Einw.

Labajos, span. Flecken, südwestlich von Segovia, Wollzeugweberei; 940 Einw.

Laban, (bibl. Geogr.), Ort, nach 5 B. Mos. im Süden Palästinas.

Laban, (d. i. der Weiße), war der Sohn Verhuels, Bruder der Rebecka, Vater der Lea und Rachel (1. Mos. 24, 29, 25, 20, 28, 5.); über sein Verhältniß zu Jacob s. d.

Laband, Labanae Aquae (a. Geogr.), kalte, mineralische Quellen im Gebiete von Romentum in Latium, unweit Cretum, die zum Trinken und zum Baden benutzt wurden; sie sind unter dem Namen Vagni di Grotta Marozza der momentanischen Straße noch jetzt vorhanden.

Laband, (Geogr.) 1) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Loß; Schloß, Vorwerk, Schleusenmeisterhaus an der Klobnikanalschleufe No. 15, Kalkofen, Sandsteinbrüche; 510 Einw.; hierzu Guron, etliche Häuser, Hammer (Kuznica), einzeln liegende Häuser und die Mahl- und Brettmühle Hammermühle; — 2) österr.-böhm. Gut, Kr. Pilsen; umfaßt 676 J. 873 □ Kl. Areal u. besteht nur aus dem Dorfe L.; Schloß, Försterei, 2 Mühlen; 650 Einw.

Labanoff, 1) Michael, russischer Lyriker und Elegiker, geb. 1787 zu Petersburg; übersetzte u. a. Racine's Iphigénie und Phèdre. — 2) Alexander, Fürst L. Rostoioki, Adjutant des Kaisers Alexander, war einer der Unterzeichner des tiltsirer Friedens; that sehr viel für Kunst und Wissenschaft. Er lebte längere Zeit in Paris und besaß eine der bedeutendsten Landkartensammlungen. Schrieb: Catalogue de cartes etc. de bibliothèque du prince A. Labanoff (Par. 1823); — Recueil de pièces histor., sur la Reine Agnes (das. 1826).

Labapi, Fluß in Chile.

Labaria, (Bot.), s. v. a. vielblättrige Drachenwurz, *Dracontium polyphyllum* L.

Labaris, (a. Gesch.), s. v. a. Labares.

Labarium (Dentium vacillatio, Zahnarznei.), das Wackeln und der drohende Ausfall der Zähne.

Labarraque, Antoine Germain, Chemiker, verdient um die medicinische Anwendung des Chlorkalks (L. s. Liquor) und Chlornatrons, geb. zu Cleron 1777, lebte als Pharmaceut in Paris und war Mitglied des Gesundheitsrathes. Er schrieb: L'art du boyaudier, (Par. 1822); De l'emploi des chlorures d'oxyde de sodium et de chaux (das. 1825); Maniere de se servir du chlorure d'oxyde de sodium soit pour panser les plaies etc. (das. 1825).

Labarraque'sches Wasser s. Bleichflüssigkeit.

Labarre (Geogr.), 1) Trille, Virtuos auf der Guitarre und gewandter Komponist für sein Instrument, blühte zu Anf. des jetzigen Jahrh. zu Paris. Von der großen Anzahl seiner Guitarresachen sind besonders hervorzuheben: seine Nouvelle méthode pour la Guitarre, à l'usage des personnes qui veulent apprendre sans maître, oeuv. 7, vielleicht das beste, ausführlichste und gründlichste Werk ihrer Art; Recueil pour la Guitarre ou Leçons graduées et faciles pour perfectionner les écoliers qui ne chantent pas, (oeuv. 8) und „Etrennes de Guitarre, ou Recueil des plus jolis romances et couplets etc.“ — 2) L., zu Anfange dieses Jahrhunderts einer der besten Violinvirtuosen, war erster Violinist beim Orchester der großen Oper zu Paris. Er war ein Schüler von Viotti und hat auch, neben manchen anderen schätzenswerthen Sachen, etwa ein Duzend Violinbüchlein herausgegeben, die ganz das Gepräge seiner vorzüglichen Schule an sich tragen.

Labarum, (lat. labarum, röm. Antiq.), als Name von Feldzeichen schon zur Zeit der Republik und der frühern Kaiser auf Münzen vor-

kommand, berühmt aber erst seit Konstantin, der in seinem Kampfe gegen Licinius eine günstige Wirkung davon erfahren haben wollte. Es war in der christlichen Zeit eine lange Lanze von einem Querbalken durchschnitten, an welchem ein seltener Schleier niederhing, worauf entweder die Bildnisse des Kaisers und seiner Familie in Gold eingewebt waren, (in diesem Fall war dann die Krone und das Monogramm, welches zugleich das Kreuz und die Anfangsbuchstaben vom Namen Christi darstellte, auf dem Gipfel der Pike angebracht), oder auf welchem das Bild Christi sich befand. Diese Fahne war die geachtteste von allen, sie wurde den übrigen vorangetragen, von dem christlichen Heere adorirt und ihre Bewachung war 25 der tapfersten Krieger anvertraut.

Labat, Jean Bapt., bekannt als Missionär und Reisender, geb. 1663 zu Paris, trat in seinem 19. Jahre in den Mönchstand, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy, zugleich die Stelle eines Predigers versehen, und kehrte 1693 nach Paris in das Dominikanerkloster in der Straße St. Honoré zurück. Ein bald darauf von dem Superior der Dominikaner auf den franz. Antillen eingegangener Brief, in welchem dieser seine Brüder in Europa aufforderte, zu seiner Unterstützung nach den Inseln zu kommen, weil eine ansteckende Krankheit viele Ordensglieder weggerafft habe, bestimmte L., seinen längst gehegten Plan auszuführen u. Missionär zu werden. Nach seiner Ankunft auf Martinique im Jahre 1694 erhielt er die Verwaltung des Kirchspiels Makuba. Nachdem er derselben zwei Jahre vorgestanden hatte, wurde er nach Guadeloupe gesendet, um dort auf einer Befestigung des Ordens eine Wassermühle erbauen zu lassen und später zum Generalprokurator der Mission ernannt. In dieser neuen Stellung fand er in vollem Maße Gelegenheit, seine Thätigkeit zu entwickeln und zugleich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung von Nutzen zu seyn. Auf seinen Missionsreisen untersuchte er die Inseln und bei dem Angriffe der Engländer auf Guadeloupe im Jahre 1703 erwies er seinen Landoleuten als erfahrener Ingenieur große Dienste. Auf einer Sendung, die er 1705 in Angelegenheiten des Ordens nach Europa erhielt, benutzte er die Gelegenheit, um die Umgegenden von Cadix, wo er landete, und die Küste Andalusiens bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Italien besuchte er in Angelegenheiten des Ordens. Von 1715 an, wo er aus Italien zurückkehrte, lebte er in Paris, wo er im Kloster Rue du Bac am 6. Jan. 1738 †. Von seinen Schriften nennen wir: „Nouveau voyage aux îles de l'Amérique“ (6 Bde., Amst. 1722, 4. und 8t.; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnberg 1782—88); — „Voyage en Espagne et l'Italie“ (8 Bde., Amst. 1730; deutsch von Tröltsche, Amst. 1738—62) u. „Nouvelle relation de l'Afrique occidentale“ (5 Bde., Amst. 1728); die von ihm nach den „Mémoires“ des Labrue herausgegebene „Voyage du chevalier Desmarchais en Guinée, aux îles voisines et à Cayenne“ (4 Bde., Amst. 1730) und „Réla-

tion historique de l'Ethiopie occidentale“ (5 Bde., Amst. 1732); ferner die aus dem Italienischen des Kapuciners Carazzi übersehten „Mémoires du chevalier d'Arvieux“ (5 Bde., Amst. 1705). Bemerkenswerth ist noch, daß ihm zu Ehren einige Bäume aus dem Fliedergeeschlechte auf der Insel Cuba und auf Cayenne nach seinem Namen benannt wurden.

Labata, span. Flecken, östlich von Hueaca; 380 Einw.

Labatanis (a. Geogr.), Insel des indischen Meeres vor der Küste von Arabia Felix (Plin. VI, 28, 32).

Labatia (Bot.), nach Swartz, Gattung der Sapotaceae R. Br., der Styraceae Spr., Tetrandria Monogynia L. Charakter: Kelch vierblättrig, unten; Blumenkrone fast glockenförmig, vierspaltig; Kapsel vierfächerig; Samen einzeln. Sträucher in Brasilien, von 11 Arten bekannteste: *L. pedunculata* Willd., *Pouteria guianensis* Aubl. Guia. I, T. 33 und *L. sessiliflora* Sw.

Labau (Labauhütten), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Stein; 2 Mühlen; 520 Einw.

Labau, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Gut Tur; 210 Einw.

Labana (a. Geogr.), Stadt in Mesopotamien am Ufer des Tigris, Ninive gegenüber; das nachherige Gestir Mesul.

Labbe (franz., Ornith.), s. v. a. Raubmöve, *Lestris* Ill. S. Larus.

Labbe (Thierarzneik.), bei Pferden eine mißfällig hängende Unterlippe, die sich gewöhnlich bei alten oder sehr trägen Pferden findet, erscheint zuweilen auch als ursprünglicher Bildungsfehler; damit behaftete Pferde werden zu seiner Zucht nicht gewählt.

Labbe (Biogr.), Philipp, französischer Gelehrter, geb. zu Bourges 1607, ein Jesuit; lehrte alte Sprache, Philosophie und Theologie; † zu Paris 1667. Er hinterließ: *De byzantinae historiae scriptoribus*, Paris 1648; — *Nova bibliotheca manuscriptorum*, das. 1653; — *Bibliotheca bibliothecarum*, das. 1664; — *Concordia chronol., technica et histor.*, das. 1670, 5 Bde., Fol.; — *Concilliorum collectio maxima*, das. 1672, 17 Bde., Fol.; Venedig 1728—32, 25 Bde.; — *Le chronologiste français*, das. 1665 5 Bde., u. a. m.

Labbeck, preuß. Bauernschaft, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; 2 Jahrmärkte; 560 Einw.

Labbehn, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Wassermühle; 160 Einw.

Labben, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Heidesrug; 130 Einw.

Labberdan (angew. Zool.), s. Faber dan.

Labberlot (Schiffsw.), s. Schaluppe.

Labben de Pompières, Wilhelm Fa-ver, geb. 1750; trat früh in Militärdienste. Beim Ausbruche der Revolution war er Hauptmann in der Artillerie, kam in Haft, wurde je-

doch freigesprochen und bekleidete mehre Civilstellen. Im J. 1813 war er Mitglied des Corps législatif, sprach 1814 in der Kammer über die Freiheit der Presse und das Budget etc., und kam 1815 und 1819 als Vertreter des Aiones Departements in die Deputirtenkammer. In letzterem Jahre schloß er sich besonders an Dupont de l'Eure, Lafayette und d'Argenson an, sprach gegen das neue Wahlgesetz, nahm 1822 sich der periodischen Presse an und erhob sich gegen die drückenden Salzauslagen und die geheimen Ausgaben der Regierung. Im J. 1827 trat er offen als Ankläger des villedeschen Ministeriums auf und trug dadurch nicht wenig zu dessen Sturz bei. Der Julirevolution schloß er sich an. Er † 1831 zu Paris.

Labbro, ital. Flecken, Kirchenstaat, nordwestlich von Nieti; Wein- u. Olivenbau; 2400 E.

Labbuhn, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R. = B. Stettin, Kr. Regenwalde; Borwerk, Höfchen; 400 Einw.

Labda, Tochter des Amphion aus dem Hause der Bacchiaden in Korinth, verheirathete sich, trotz des warnenden Ausspruchs eines Orakels, daß ihr Sohn die Tyrannis über Korinth erringen werde, mit Ction und ward von ihm Mutter des Cypselus.

Labdacus (griech. Sagensch.), Sohn des thebanischen Königs Polydorus, eines Sohnes von Cadmus und der Nycteis, welche spartanischen Geschlechts war. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er unter die Vormundschaft des Nycteus und nachher des Lycus, eines Bruders von Nycteus. Als L. erwachsen war, übergab ihm Lycus die Regierung, und als derselbe bald darauf starb, übernahm er wieder über dessen hinterlassenen Sohn Laius, den Vater des Oedipus, die Regierung.

Labdakismos (griech.), s. v. a. Labddacismus.

Labdalum, s. **Eyrakus** (a. Geogr.).

Labdanum (techn. Bot.), auch Labdanum resinense, s. **Labdanum**.

Labdeschah, afrik. Volksstamm, Sahara, an der Küste des atlantischen Oceans, östlich vom Kap Blanco, räuberisch und den Schiffbrüchigen höchst gefährlich.

Labe (Med.), 1) der Angriff, das Ergreifen, besonders des Fieberanfalls; — 2) s. v. a. **Lepsis**; — 3) s. v. a. **Labis**; — 4) der Penetral, Angriff, Eitel zum Fassen.

Labe (böhm., Geogr.), s. v. a. **Elbe**.

Labe (Biogr.), Louise Charly (Dame Perrin genannt), eine der hervorragendsten älteren Dichterinnen Frankreichs, wurde zu Lyon 1526 geboren und erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihr Talent für fremde Sprachen und ihr männliches Wesen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Sie hatte den Ruhm, besser Pferde zu bändigen und geschickter mit Lanze und Schwert umzugehen als mancher Ritter; aber nicht zufrieden damit, nahm sie, kaum 16 Jahre alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan Theil. Man nannte sie Kapitän Luns und ihr tapferes Benehmen erregte die Begeisterung mehrerer Dichter, die sie in feiernden Versen besangen. Als der Dauphin

die Belagerung von Perpignan aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an widmete sie sich ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Dichter, Gelehrten und Künstler, und noch jetzt heißt die Straße in Lyon, in der sie wohnte, Rue de belle cordière, ein Name, den dieselbe mit Anspielung auf ihres Mannes Gewerbe schon bei ihren Lebzeiten erhielt. Sie † zu Lyon im März 1566. Die Zeugnisse ihrer Zeitgenossen über sie, die im Uebrigen sehr von einander abweichen, kommen darin überein, daß sie als Künstlerin in hohem Ansehen stand, aber nach der allgemeinen Sitte ihres Landes und Jahrhunderts sehr leichtfertiger Natur war. Ihre Gedichte, bestehend aus drei Elegien, die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten, darunter eines in italienischer Sprache, und einer Allegorie „Débat de la folie et de l'amour“ erschienen zuerst 1555 zu Lyon (neueste Aufl., Lyon 1823).

Labeates (a. Geogr.), Völkerschaft nördlich von Macedonien, östlich von Illyricum, mit der Hauptstadt Scodra. Im Kriege mit Perseus vereinigte L. Anicius das Land mit Illyricum.

Labeck, österr.-steier. Herrschaft, Kr. Graz; umfaßt 1 Herrschaft und Bezirk von 13 Gemeinden; Schloß; 4100 Einw.

Labedonère, Charles Angélique Huchet, Graf v., ein Opfer der Reaction von 1815 in Frankreich, war der Sprosse einer alten Familie in der Bretagne und am 17. April 1786 zu Paris geboren. Im Alter von 20 Jahren trat er in die Gendarmerie der Armee und nahm Theil an den Feldzügen von 1806 und 1807. Als Adjutant des Marshalls Pannes befand er sich 1808 in Spanien und erhielt bei Tudela eine schwere Wunde. Nach seiner Heilung ging er im folgenden Jahre zum Heere nach Deutschland, that sich bei der Einnahme von Regensburg sehr hervor und wurde nach der Schlacht von Esslingen Adjutant des Königs Murat. In dieser Eigenschaft, mit dem Grade eines Eskadronchefs, wohnte er dem Feldzuge von 1812 bei. Am Abend der Schlacht bei Lützen erhielt er von Napoleon den Befehl über das 112. Infanterieregiment, an dessen Spitze er auch bei Baugen und im Gefechte bei Goldberg am 13. Aug. 1813 kämpfte. Mit Wunden bedeckt kam er nach Frankreich und wählte sich hier eine Frau aus einer den Bourbonen ergebenen Familie. Auf Betrieb derselben trat er nach der ersten Abdankung Napoleons in die Armee zurück und befand sich mit seinem Regimente in der Nähe von Bizelle, als der Kaiser von Elba zurückkehrte. L. stieß sogleich zu demselben, theilte sich bei dem Einzuge von Grenoble und erhielt einige Tage darauf den Grad eines Maréchal-de-Camp. Bald darauf wurde er zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. Nach der Schlacht von Waterloo, wo er mit seltener Bravour focht, eilte er nach Paris und sprach in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbonen. Nach der Kapitulation von Paris folgte er der Armee hinter die Loire.

Laberius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, welches erst gegen Ende der Republik erwähnt wird. Zu merken sind: 1) *L. Pteris*, von Sueton als Grammatiker genannt. — 2) *Quintus L. Durus*, Kriegstribun unter Julius Cäsar, der in dessen zweitem britannischen Feldzuge (54 v. Chr.) in einem Treffen fiel. — 3) *Decius L.*, Mimenmacher, geb. zu Rom (106 v. Chr.) und † um das J. 54, dem Ritterstande angehörig, von Cäsar aber gezwungen, in den von ihm gedichteten Mimen selbst aufzutreten. Da hiermit der Verlust der Ritterwürde verbunden war, so beklagte er sich darüber in einem Prolog, der bei Macrobius (Sat. II, 7) erhalten ist. Bruchstücke, die wir noch von seinen Mimen kennen, belehren uns, daß der Gegenstand derselben dem Leben entnommen war und die verschiedenen Richtungen desselben, die einzelnen Klassen und Stände der römischen Bevölkerung vorführte und nicht ohne einen gewissen Spott behandelte. — Der Kaiserzeit gehören an: 4) *L. Maximus*, Prokurator von Judäa unter Vespasian (71 n. Chr.), der ihm den Auftrag gab, alle Ländereien der Provinz, deren Besitzer todt oder in Gefangenschaft waren, zu verkaufen. — 5) *L. Maximus*, unter Trajan des Strebens nach der Herrschaft verdächtig und deswegen auf eine Insel verbannt.

Laberna (a. Geogr.), Stadt im Innern von Hibernia, bei der jetzigen Stadt Asterthee in Louth (Ptol. II, 2).

Laberweinting, bayer. Pfarrdorf, N.-B. Niederbayern, Pögr. Wallersdorf; 2 Brücken, Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, Mühle, große Dekonomie und Bierbrauerei; 300 Einw.

Labes (Med.), 1) der Fall, das Verderben, die ansteckende Krankheit, die Pest; — 2) der Hautfleck, *Macula Spilus*.

Labes (Geogr.), preuß. Orte: 1) Stadt, Prov. Pommern, N.-B. Stettin, Kr. Regenwalde, an der Rega; Stadtgericht, Steueramt, Post, Tuch- und Raschweberei, 5 Jahrmärkte; 3210 Einw.; — 2) Vorwerk das.; Wassermühle; 200 Einw.

Labetani (a. Geogr.), s. *Lacetani*.

Labet sehn (Labet werden, Spiel.), 1) in den Strichspielen nicht die zum Gewinnen des Spieles notwendige Zahl Striche machen, so daß der Spieler eine gewisse Summe als Strafe erlegen (Pöte legen) muß. — 2) (Figürlich), an Körperkräften abnehmen, matt, schwach werden; bisweilen auch — 3) das Vermögen verlieren.

Labezstein (Min.), s. v. a. *Lavezstein*.

Labhart, Christoph, Edelsteinschneider, 1741 in Kassel geb., Schüler von P. Hes, lebte von 1762—1780 in London, wurde 1782 Hofsteinschneider in Kassel, wo er zu Anfang dieses Jahrh. †. Von L. sind viele antike und moderne Köpfe geschnitten, u. A. die Bildnisse Josephs II. u. Friedrichs II.

Labhrang, Tempel zu Labassa.

Labl (hebr., Säugeth.), s. v. a. Löwe, Löwin, Felis Leo L.

Labla (lat.), 1) Lippen; — 2) Leffen.

Labia (Geogr.), europ.-türk. Stadt, Serbien,

Kruschewacz, an der Ost-Morawa, südl. von Nissa.

Labial (v. Lat., Anat.), was auf die Lippen (s. d.) Bezug hat, wie Labialarterien etc.

Labialbuchstaben, Labiallaute, s. Lippenbuchstaben etc.

Labiales nervi (Anat.), s. *Trigeminus*.

Labiale unguentum (Pharm.), die Lippenpomade.

Labialmensur (Orgelb.), s. *Labiren*.

Labialpfeife, Orgelpfeife, die über ihrem Ausschnitte eine eingedrückte Fläche hat. S. *Labium*.

Labialstimme, Orgelstimme, deren Pfeifen vom Winde vermöge ihres Labiums angeblasen werden.

Labialwand (Labienwand, Kernwand, Pfeifendecke, Orgelb.), diejenige Seite (Wand) einer hölzernen Pfeife, an welcher sich das Labium befindet. Kernwand heißt sie, weil der unter ihr liegende Kern nur von der Seite der Pfeifen, seiner Bestimmung gemäß, wirkt. Pfeifendecke, weil sie mit den übrigen Pfeifenwänden zuletzt verbunden wird und daher gleichsam die Decke der 3 andern Wände bildet.

Labia oris (Anat.), s. Lippen.

Labiar (el-Abiad=Fil-Naga), afrikan. Stadt, Tripoli, Barka, südöstl. von Bengasi; mit vielen tiefen Brunnen.

Labiata (Bot.), nach Jussieu, Reichenbach u. And., Lippenblüthler, dikotyledonische Pflanzenfamilie, Kräuter, seltner Halbsträucher von sehr übereinstimmendem Habitus enthaltend. Allgem. Charakter: Stengel und Aeste sind 4eckig, knotig gegliedert; Aeste u. Blätter gegenständig, selten zu dreien od. viereu wirtelförmig gestellt; Blätter einfach, ganz od. getheilt, meist gekerbt oder gesägt, auf der Unterseite mit zahlreichen punktförmigen Drüsen besetzt, nach oben allmählig in Deckblätter übergehend, Nebenblätter fehlen. Blüthen zwittrig, unregelmäßig, in gegenständigen, fast sitzenden, sehr verkürzten Trugdolden, und des halb gewöhnlich quirls- oder wirtelförmig genannt. Seltener sind diese Trugdolden deutlich gestielt und nur zuweilen finden sich 1 oder 2 einzelne Blüthen in den Blattachseln; nicht selten sind die achselständigen, kurzgestielten Trugdolden gegen das Ende des Stengels hin so nahe an einander gerückt, daß scheinbar Mehren oder Köpfchen entstehen. Kelch stehenbleibend, röhrig, bald regelmäßig 5spaltig, 5—10zählig, bald 2lippig, mit ganzen oder getheilten Lippen; der ungepaarte Lappen oder Zahn liegt an der Achse. Blumenkrone hinfällig, röhrig, mit 5spaltigem, 2lippigem Saume; die Abtheilungen des Saumes wechseln mit denen des Kelchs; die beiden obersten sind häufig in eine ganze oder 2spaltige Lippe verwachsen und bedecken vor der Entwicklung die Unterlippe; die 3 untern Abtheilungen bilden diese Unterlippe; sie sind fast gleich, oder die mittlere ist größer. Sie sind vor der Entwicklung einwärts gebogen. Staubgefäße der Röhre der Blumenkrone eingefügt, mit den Ripfeln derselben abwechselnd, das oberste Staubgefäß jedoch stets fehlend, daher nur vier zweimächtige vorhanden, oder es schlagen die 3 obern fehl, so daß nur noch 2 übrig bleiben. (Die

den Straße; wahrscheinlich das heutige Les Echelles.

Labissow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Stolpe; mit dem Vorwerk Birkhof 180 Einw.

Labiszynetz, preuß. Hauptgut und Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen; Vorwerk; 140 Einw.

Labitsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Glatz; Vorwerk, Schloß; 280 Einw.

Labitschberg (Lapitschberg), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Ehrenhausen; 230 Einw.

Labitzky, Joseph, Musikdirektor zu Karlsbad in Böhmen, wo er ein ähnliches Orchester dirigirt, wie die von Strauß und Lanner in Wien geschaffenen, gehört zu den besten Tanzkomponisten jetziger Zeit und ist ein ausgezeichnete Virtuos auf der Bratsche. Er wurde geboren 1810 und für die Musik förmlich junstmäßig erzogen, wirkte mehrere Jahre bei einer öffentlichen Musiktruppe mit, bis er sich die Stellung errang, in welcher er sich dann schnell einen ausgebreiteten Ruf erwarb. Seine Tänze werden beinahe durch ganz Europa gespielt; viele davon sind auch gedruckt und zeichnen sich durch eine gewisse Genialität in der melodischen und rhythmischen Haltung, sowie durch gute harmonische Behandlung aus. In dieser Beziehung möchten sie selbst den beliebtesten Strauss'schen Tänzen vorzuziehen seyn. Im Winter von 1838 auf 39 machte L. mit seiner Gesellschaft eine Reise nach Rußland.

Labium (Labrum, lateln., Anat.), Lippe. — **Labia ossia**, die Knochenträger.

Labium (bot. Term.), die Lippe, ein jeder der beiden Hauptzipfel eines zweilippigen Theiles. Man unterscheidet dabei die Oberlippe (*Labium superius*) und die Unterlippe (*Lab. inferius*), deren jede selbst wieder auf verschiedene Weise zertheilt seyn kann.

Labium (Pfeife, Lippe, Schild, Mund, Orgelb.), bei zinnernen Pfeifen der über und unter dem Aufschnitte der Pfeife flach eingebrückte Theil derselben; der Theil über dem Aufschnitte an dem Pfeifenkörper heißt **Oberlabium**, der Theil unter demselben an dem Pfeifenfuße, **Unterlabium**. Die Bestimmung des letzteren ist, dem aus dem Pfeifenfuße kommenden Wind nach dem Oberlabium hin eine solche Richtung zu geben, daß er sich an dessen Schärfe schneidet, es in Vibration setzt und so sich in dem Pfeifenkörper zur tönenden Luftsäule bildet. Wenn die Labien zugleich einer Pfeife zur Zierde dienen sollen, so wird das Oberlabium oben, das Unterlabium unten nach außen hin geschweift und beide als einzelne Platten erhoben aufgelöset, in welchem Falle sie aufgeworfene Labien heißen. Hölzerne Pfeifen erhalten statt eines Unterlabiums einen Vorschlag und ihr Oberlabium wird von oben herab scharf abgekantet. Je härter ein Oberlabium ist, desto edler und fester wird der Klang, weshalb die Oberlabien der Principalstimmen sämmtlich gehämmert werden sollten. Die Benennung **Mund** ist, wie aus vorstehendem zu ersehen ist,

falsch, da der Mund (Aufschnitt) einer Pfeife der Raum ist, welcher sich zwischen den beiden Labien befindet. Die Benennung **Schild** schreibt sich von den aufgeworfenen Labien her und hat eine doppelte Bedeutung, da damit auch diejenigen Platten benannt werden, auf welche die Namen der Orgelstimmen zu verzeichnen sind.

Labium leporinum (Chir.), f. Hasenscharte u. Spaltbildungen.

Labkäse, f. Käse.

Labkwo, europ.-russ. Stadt, östlich von Krasnoi.

Labkräuter, Pflanzenfamilie, f. v. a. *Rubiaceae*.

Labkraut (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Labium L.*

Labkrautschwärmer (Entom.), f. v. a. *Sphinx Galii L.*

Labkraut-Sommerwurz (Bot.), f. v. a. *Orobanche Galii Dury.*

Lablab (Bot.), nach Adanson, Pflanzengattung. Arten unter *Dolichos*. Typus: *Dolichos lablab L.*

Lablache, Luigi, der berühmte Sänger, über den sich alle Urtheile in eine so einstimmige Bewunderung ergossen haben, daß man ihn wohl dreist für den ausgezeichnetsten Bassisten seiner Zeit ausgeben darf, geboren am 6. December 1794 zu Neapel. Er war der Sohn eines Kaufmanns aus Marseille, der 1791 aber sein Vaterland verließ und in Neapel eine Insulanerin heirathete, ein Handlungshaus errichtete, jedoch schon 1799 ein Opfer der daselbst ausgebrochenen Revolution wurde. Joseph Napoleon wollte das vom Schicksale dem Franzosen zugefügte Unrecht wieder gut machen und verschaffte dem Sohne des Verbliebenen, der viel Lust und Talent zur Musik zeigte, einen Platz als Zögling im Konservatorium della Pietà de' turchini in Neapel. Hier studirte der 12jährige L. die Vokal- und Instrumentalmusik. Anfangs war er nachlässig und auch ungezogen; erst auf die Drohung, daß man ihn entlassen würde, fing er ernstlich an zu studiren. Sein musikalisches Talent war ein in der That nach allen Seiten hin außerordentliches. So erbot er sich einstmals, als ein Mitschüler, der sich auf dem Kontrabaß hören lassen wollte, plötzlich erkrankte, diesen zu ersetzen, und ob schon er vorher das Instrument niemals berührt hatte, trug er doch nach kaum dreitägiger Uebung die Partie mit bestem Erfolge vor. Gleichwohl, und ob schon er noch sehr jung war, wünschte er sich nicht der Musik ausschließlich u. namentlich der Instrumentalmusik, sondern der Bühne zu widmen. Fünf Mal entließ er heimlich aus dem Konservatorium, um an irgend einem Theater der Hauptstadt ein Engagement zu finden. Es hatte dieser Vorfall nachstehendes Gesetz zur Folge: daß jeder Theaterdirektor des ganzen Königreichs, der ohne Erlaubniß der Regierung einen Zögling des Konservatoriums engagire, 2000 Dukaten Strafe zu bezahlen und dann noch 14 Tage sein Theater zu schließen habe. Nun dachte L. nicht mehr an die Flucht und vollendete ruhig den ganzen Kurs

l'Espagne" heraus, das 1827 zum dritten Mal mit Zusätzen von Humboldt und Bory de St. Vincent in 6 Bänden aufgelegt wurde. Ein früher begonnenes Werk ist seine „Voyage pittoresque et historique de l'Espagne“ (4 Bde., Paris 1807–15) mit einer Menge meist sehr gut ausgeführter Kupferstiche. Außerdem gab er die Beschreibung eines bei Sevilla aufgefundenen Mosaikfußbodens („Description d'un pavé en mosaïque, découvert dans l'ancienne ville d'Italica“, Paris 1802, Fol.) heraus. Die Kenntnis, die er von dem innern Zustande Spaniens besaß, machte, daß ihn Napoleon auf seinem Zuge nach Madrid 1809 zu seinem Begleiter ernannte. Aus ähnlicher Ursache mußte L. mit dem Kaiser nach Oesterreich gehen und nach der Einnahme Wiens bekam er für die Dauer der Okkupation die Verwaltung der kaiserlichen Domänen. Später wurde er zum Requetenmeister beim kaiserlichen Staatsrathe zu Paris ernannt. Dann befand er sich bei der Gesandtschaft nach Wien, welche in Napoleons Namen um die Hand Marie Louises anhielt. Seine verschiedenen Reisen nach Oesterreich blieben nicht ohne Frucht für seinen Kunstgeschmack. Er gab in einem Prachtbände (1813) die dem Grafen von Lamberg zugehörnde Sammlung griechischer Vasen heraus, und späterhin eine pittoreske Reise nach Oesterreich, ebenfalls mit vielen Kupfern. Als Requetenmeister bekam er die Aufsicht über den Brücken- und Wegebau im Seinedepartement, d. h. im Umkreise von Paris. Bei seinen amtlichen Beschäftigungen setzte er noch ein 1808 begonnenes Prachtwerk fort, nämlich die Beschreibung der vorzüglichsten Lustgärten u. Lustschlösser Frankreichs („Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux“, Paris 1808, 2 Bde.) mit Kupfern. Beim Heranrücken der verbündeten Mächte gegen Paris 1814 wurde er zum Adjutanten im Generalstabe der Nationalgarde ernannt und bei der Einnahme von Paris begab er sich mit ins feindliche Lager, um wegen der Nationalgarde Unterhandlungen zu pflegen. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons verlor er seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte, war aber darum nicht minder thätig. Er führte die lancastersche Unterrichtsmethode in Frankreich ein oder war wenigstens einer der Verbreiter derselben. Er schrieb einen Erziehungsplan für arme Kinder, nach den vereinigten Methoden von Bell und Lancaster („Plan d'éducation“, 2. Aufl. 1816). Auch ließ er einige Flugschriften über die politischen Angelegenheiten Frankreichs drucken, wie auch ein sehr gutes Werk über den Associrungsgeist, zur Beförderung nützlicher Unternehmungen. Er besuchte England und erbte einige Jahre nachher ein beträchtliches Vermögen von seinem daselbst verstorbenen Bruder. Seit 1815 begann er ein neues Prachtwerk: „Les monuments de la France, classés chronologiquement“. Im J. 1819 wurde er abermals in den Staatsrath berufen, wegen Verdachts liberaler Gesinnungen aber sehr bald wieder daraus entfernt. Seit 1822 mehrmals zum Deputirten der Stadt Paris erwählt, zeichnete er sich auf der Tribüne durch freimüthige und geistreiche Reden aus.

Zur Vollendung der Erziehung seines Sohnes unternahm er mit demselben eine Reise nach Aegypten, Konstantinopel u. Kleinasien. Während der Julirevolution beförderte er die Staatsumwälzung mit gewohnter Thätigkeit, wie er auch die Protestation der Deputirten gegen die Unrechtmäßigkeit der Ordonnances Karls X. mit unterzeichnet hatte. Er bekleidete darauf eine Zeitlang den Posten eines Präsidenten des Seinedepartements und ward Adjutant bei Ludwig Philipp. Zwar verlor er diesen Posten, weil er die Akten eines politischen Vereins zur Vertheidigung des französischen Gebiets mit unterzeichnet hatte, wurde aber sehr bald wieder in die Nähe des Königs berufen. Im J. 1834 war er wieder Deputirter für Paris, 1837 und 1839 für Seine und Oise. Im Jahre 1841 nahm er seine Entlassung aus der Kammer. Er † zu Paris am 19. Okt. 1842. Von seinen Schriften haben wir noch zu erwähnen sein „Versailles ancien et moderne“ (Paris 1840). — 4) Leon Emanuel Simon Jos., Graf von, des Vorigen Sohn, geb. zu Paris d. 15. Juni 1807, studirte in Göttingen und machte 1825 mit seinem Vater die Reise nach dem Orient, über die er in der „Voyage dans l'Arabie Pétrée“ (Par. 1830, mit Atlas) berichtete. Er kam 1828 als Sekretär zur franz. Gesandtschaft nach Rom, nahm aber schon 1829 seine Entlassung. In der Julirevolution war er Adjutant des Generals Lafayette, 1831 Talleyrands Sekretär in London, 1832 in gleicher Eigenschaft bei der Gesandtschaft im Haag und 1834 zu Kassel. An seines Vaters Stelle wurde er 1841 in Etampes für das Departement Seine und Oise zum Deputirten und 1842 in die Akademie gewählt. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: Flore de l'Arabie Pétrée, Paris 1833; — Essay pour servir à l'histoire de la gravure sur bois, das. 1833; — Histoire de la découverte de l'imprimerie, das. 1836; — Debuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg etc., das. 1840; — Debuts de l'imprimerie à Strasbourg etc., das. 1840; — Voyage en Asie-Mineure, das. 1839; — Voyage en Syrie, das. 1839; — Commentaire géographique sur l'Exorde et les Nombres, das. 1841, Fol. II. Bildende Künstler: 5) Henri François, f. Delaborde; — 6) Leo, Graf von, berühmter Reisender und Kunstliebhaber, Sohn des ebenfalls als Reisender und Zeichner bekannten Alexander de L., Herausgeber einer Geschichte der Stechkunst und des Holzschnittes seit 1430 u. mehrerer illustirten Reisewerke. III. Tonkünstler: 7) Jean Benjamin de, einst Ancien premier volet de chambre, Gouverneur des Louvre und einer der reichsten Generalpächter zu Paris, geb. daselbst 1734, gehört, wenn auch nur Dilettant, zu den beliebtesten und fleißigsten französischen Komponisten und musikalischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Schon 1753 trat er mit einem kleinen Werk über den Generalbass: „Traité théorique et pratique de l'accompagnement de clavecin“ hervor, das selbst von Kennern beifällig aufgenommen und von den franz. Musiklehrern vielfältig benutzt wurde. Im Jahre 1758 wurde er auch als Opernkomp. bekannt. Im Ganzen sind 28 Opern von

ziehen, wo er im Nov. 1793 †. — 3) François Regis, der lauteste Wortführer des Ultraroyalismus in der franzöf. Wahlkammer seit 1815, war ein Verwandter des Vorigen, geb. den 19. März 1767 zu Angers und beim Ausbruch der Revolution Municipalbeamter seiner Vaterstadt. Im J. 1792 wanderte er aus, kämpfte unter dem Prinzen Condé, dann in der Vendée, unterwarf sich zur Zeit des Konsulats der neuen Ordnung und wurde Maire zu Angers. Nach dem Sturze Napoleons erwachte auch in ihm der Geist der alten Feudaloligarchie und als ihn das Departement Maine und Loire in die sogen. Chambre introuvable von 1815 wählte, war er eines der heftigsten Mitglieder derselben und schlug in dem Entwurfe des Amnestiegesetzes vom 11. Nov. die berücktigten Kategorien vor, nach welchen er alle Theilnahme an der Revolution vom 20. März zur Bestrafung Klassenweise vorschlug. Er bezeichnete darin vorzüglich „die zu Macht, Ehre und Reichthum gelangten Veteranen der Revolution“ als Opfer für den Royalismus, damit ihr Glücksstand nicht andere Ehrgeizige zu ähnlichen revolutionären Beginnen anreize. Er schlug der Kammer vor, zu erklären, daß die königlichen Truppen in der Vendée, im Westen und Süden Frankreichs, sich um das Vaterlandwohl verdient gemacht hätten. Bei mehreren Gelegenheiten griff er übrigens die verschiedenen Ministerien an; auch erklärte er sich mit großer Heftigkeit gegen jede Willkür der Polizei, gegen die Censur der Journale u. s. w. Man staunte, aus seinem Munde das Lob der Pressefreiheit zu hören. Allein eben so heftig widersetzte er sich dem trefflichen Rekrutirungsgesetze des Marschalls G. St.-Cyr in mehreren Vorschlägen, welche auf eine Annäherung der Liberalen und Ultras berechnet waren. Bei jeder Gelegenheit donnerte er gegen die revolutionären Reime, welche noch im Schooße Frankreichs wucherten. „Europa's Heil“, rief er, „hängt ab von Frankreichs Ruhe. Unser politischer Einfluß wird um so mehr zunehmen, je mehr bei uns die Herstellung der Ordnung, der Moral und der Religion sich befestigt“. So war L. beinahe 15 Jahre lang das Haupt der sogenannten Kontreopposition auf der äußersten Rechten. Selbst gegen die Kammer der Deputirten zeigte er bei mehreren Gelegenheiten eine verächtliche Gleichgültigkeit; während der letzten Sitzung (vor seiner Ernennung zum Minister) äußerte er sogar: „Le plus beau jour de ma vie sera celui, où je lirai sur cet édifice (er sprach vom Palast der Deputirtenkammer): Maison à louer“. Als am 8. August 1829 das von Talleyrand sogenannte Ministère impossible, das Ministerium Polignac, gebildet wurde, erhielt L. das Ministerium des Innern. Er stellte bei demselben den Baron Trouvé als Untersekretär an, der bei der Reaktion im südlichen Frankreich 1815 eine so blutige Rolle gespielt hatte. Mit Ausnahme der „Quotidienne“ und der „Gazette de France“ waren alle Journale gegen L. Man gedachte seiner Rede am 11. November 1815, wo er bei der Berathung über das Amnestiegesetz gesagt hatte: „Il faut des fers, des bourreaux, des supplices;

la mort, la mort seule peut effrayer leurs complices et mettre fin à leurs complots!“ Dies nannte er „quelques gouttes de sang“, um die Monarchie zu befestigen. Auch jetzt im Ministerrathe wollte er nichts von Mäßigung wissen. Sie wecke, rief er, nur die Frechheit der Aufrührer. Kühn müsse man fortschreiten, energische Männer in die Präfekturen setzen, mit der Schärfe des Schwertes durchfahren und sich auf Alles gefaßt halten. Dann werde der Lärm von selbst aufhören. Die gemäßigte Partei erhielt damals durch Polignacs Bemerkung, man setze sich sonst der Verweigerung des Budgets aus, den Sieg. Gleichwohl machte L. wiederholte Versuche, seine Ansicht zum System der Regierung zu erheben, freilich nie ohne Widerspruch der Minister, weshalb L. seine Entlassung nahm. Der König ernannte ihn darauf zum Staatsminister und zum Mitgliede des königlichen geheimen Raths. Im folgenden Jahre (27. Januar 1830) erhob er ihn zum Pair von Frankreich, doch konnte L. nicht eher Sig in der Pairskammer nehmen, als bis er ein Majorat gestiftet hatte. Später, nach der Julirevolution, am 7. Aug., erklärte die Deputirtenkammer alle unter Karl X. erfolgten Pairsernennungen (zusammen 14) für null und nichtig. Seitdem lebte Graf L. ohne Theilnahme an der Politik, auf seinem Schlosse Mesangeau bei Beaupreau und † daselbst am 28. Aug. 1839. — Der Marquis — 4) Arthur de L., geb. am 29. Jan. 1785, welcher einem anderen Zweige der Familie angehört, erhielt während der Restauration den Grad eines Maréchal de Camp, kam als Abgeordneter in die Kammer und war beim Ausbruche der Julirevolution Kammerherr des Königs. Nach der Sitzung von 1830 mußte er ausscheiden; doch traf ihn später die Wahl von Neuem.

Labouer, franz. Stadt, Depart. Landes, südöstlich von St. Sever.

Laboureur (franz.), der Ackermann, Bauer.

Laboureur (franz., Ornith.), f. v. a. brauner Specht, *Picus Arator* Cuv., *Colaptes Arator* Swains.

Laboureur (Biogr.), Franz Maximilian, genannt Cavaliere Massamiliano, italienischer Bildhauer, 1767 zu Rom geb., Schüler seines Vaters, ein strebsamer Künstler, wurde 1802 Mitglied der römischen Akademie, 1813 Professor und 1820 Präsident derselben und Ritter des goldenen Sporns, † 1831. Von ihm: Marmorstatue Napoleons in der Loggia, 13 röm. Palm. hoch; — Empfangniß der Maria, in der Kathedrale zu Lyon; — Statue des Endymion, in der Gallerie zu Wien; — Monument des Malakowski, in der heiligen Kreuzkirche zu Warschau; — die Thaten der Medicer, Baerelliess im Lutrinal; — der Friedensgenius, von Visconti beschrieben, 1832.

Labowischken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 140 Einw.

Labradia (Bot.), nach Sweet, Untergattung von *Mucuna*.

Labrador (Geogr.), s. Hudsonsbai-länder.

Labrador (Min.), nach Werner, s. v. a. Labradorit.

Labrador (Biogr.), 1) Johann, spanischer Frucht- und Blumenmaler, unter Philipp II., † 1660 zu Madrid. — 2) Don Pedro Gomez, spanischer Grand, war 1807 bevollmächtigter Minister Spaniens zu Florenz, 1808 Staatsrath Karls IV., begleitete Ferdinand VII. nach Bayonne und in die Gefangenschaft, aus welcher ihn erst das Jahr 1814 befreite, wohnte dann als spanischer Gesandter dem wiener Kongreß bei, auf welchem er harte Kämpfe für das Interesse seines Landes gegen die Ansprüche Englands zu bestehen hatte. Später war er noch Gesandter in Neapel und Rom. †?

Labradorit (Min.), Kieselspathgattung aus der Familie der Petrithe, Klinorhombisch (nach Einigen Klinorhomboidisch), $S. = 6,0$, $G. = 2,68 - 2,70$, Bruch uneben. Einzige Species: Labrador, Labradorit, Kalkfeldspath, polychromatischer Feldspath, Feldspath opalin, (Couseronit, u. nach v. Rebell auch Silicit u. Mournit oder Mornit), nach Le Hunt 54,674, Kieselsäure, 27,8-9 Thonerde, 10,600 Kalk, 5,050 Kali, 0,181 Talkerde, 0,309 Eisenoxydul, Grundform eine klinorhombische (klinorhomboidische, anorthische) Säule von fast 122° mit rechtsgeneigter, schiefangesepter Endfläche gegen die rechte scharfe Seitenkante unter $94^\circ 30'$, gegen die linke unter $85^\circ 30'$, gegen die erste Seitenfläche unter 115° geneigt (nach den Strukturfächern gemessen, da Krystalle außerordentlich selten sind), fast immer derb und in Geschieben, im Innern oft mit zwillingartigen Zusammensetzungen nach dem Albit- und nach dem Kalkspathgesehe, spaltbar vollkommen parallel der primitiven schiefen Endfläche, weniger nach den Abstumpfungsfächern der scharfen Seitenkanten, unvollkommen nach dem einen Seitenflächenpaar der Säule; körnig- und geradschalig abgesondert, spröde, rauchgrau, asch-, blaulich-, gelblich-, röthlichgrau, graulichweiß, auch ins Grüne und Röthliche, auf den Spaltungsfächern nach den Abstumpfungsfächern der scharfen Seitenkanten ausgezeichnete Farbenwandelung (lebhafte violette, blaue, grüne, gelbe und rothe Farbenreflexe, welche nach Brewster von kleinen vierseitigen Blättchen ausgehen, die man im Innern leicht durch das Mikroskop unterscheiden kann; oft wechseln die in der Reihe am nächsten gelegenen Farben nach der Richtung des Darauffehens; die Farbe hängt von der Dicke der Blättchen ab), in Fettglanz übergehender Glasglanz, auf den vollkommenen Spaltungsfächern perlmutterartig, durchscheinend. Vor dem Löthrohr wie Feldspath. Pulverisirt in concentrirter Salzsäure löslich. Mit Paulit u. schillerndem Augit verwachsen im Grünsteinporphyr, in Paven etc. Bei Kiglapp und auf der St. Paulinsinsel an der Küste von Labrador, bei Petersburg, Djann in Finnland, in Norwegen, Campsie und Milngewie in Schottland, Elke, Penitz in Sachsen, Neurode in Schlesien, als Geschiebe bei Berlin, am Aetna. Mournit und Indianit von Ceylon scheint auch La-

brador zu seyn. Der Mornit aus dem Grünstein von Mourne in Irland ist dem schottischen L. ganz ähnlich und nur durch den Mangel eines Alkali verschieden. — Zu Ring- und Nadelsteinen, zu Dosen und Vasen benugt.

Labradorporphyr (Geognos.), ein Porphyr, dessen Teig aus Labradormasse besteht, in welcher Labradorkrystalle liegen. Am Ural. Das ähnliche Gestein im südlichen Norwegen, in welchem aber die Labradorkrystalle parallel geordnet sind, heißt Nadelporphyr.

Labradorthee (angew. Bot.), s. *Ledum latifolium* Ait.

Labranda (a. Geogr.), Flecken Kariens, im Gebirg gelegen, 68 Stad. nördl. von Mylassa, von wo aus eine gepflasterte Straße dahin führte. Der Ort war berühmt durch einen Tempel des Zeus Stratios, der nach ihm auch den Beinamen Labrandeus führte. Als eine Merkwürdigkeit des Tempels nennt Aelian (V. H. XII, 30) ein Bassin, in welchem sich zahme Fische mit goldenen Halsketten und Ringen befanden. Die Ruinen dieses Tempels sind wahrscheinlich noch nicht aufgefunden; denn die beim Dorf Jakli (Dschäli) gefundenen scheinen nicht die des alten Zeus tempels zu seyn.

Labrandeus (griech. Mythol.), Beiname des Zeus Stratios, der zu Labrando einen Tempel hatte. Man leitet aber den Namen auch noch ab von der Streitart (*labron*), welche Hercules der Amazonenkönigin abnahm, der Omphale schenkte, von der sie dann an die Indischen Könige u. von diesen an den Arselis aus Karien kam. Dieser weihte sie dem Zeus.

Labrax (griech. Mythol.), der Reißendschnelle, Roß der Eos.

Labrax (Ichthjol.), nach Cuvier, Wolfsbarsch, Seebarsch, Gattung der Acanthopterygii Percoides Cuv., der Ordnung der Bruckflosser und der Zunft der Barsche nach Den, unter *Perca* L. Charakter: Kiemendeckel gehen in 2 Dornen aus und sind beschuppt; Zunge rauh. Sehr wohlschmeckende Meerfische, eine europäische und mehrere außereuropäische Arten; wichtigste: 1) L. *Lupus* Cuv., *Perca Labrax* L., *Sciaenidae canthia* Bl., der gemeine Seebarsch, Bar, franz. le Bar commune, Loup, Loubine; ital. Spigola, Lupasso, Cavalla. Mit grauem, stahlfarbig schillerndem Rücken, die Seiten blausilberig, der Bauch silberweiß. Ueber den Rücken viele schwarze Streifen. Jede Schuppe ist mit einem starken Silberpunkt geziert, welches die Zeichnung von etwa zwanzig glänzenden Längsschnüren gibt. Die Jungen haben auf dem Rücken schwärzlichbraune Flecken. Cuvier glaubt, daß nur die Weibchen gefleckt sind, die Männchen nicht. Er wird an zwei Fuß lang, bisweilen auch noch größer, und hat ein herrliches Fleisch. Die alten Griechen nannten ihn Labrax, die Römer *Lupus*, und schätzten ihn außerordentlich. Zur Zeit des Augustus sehten ihn die Römer noch über den Stör, doch nicht jederzeit und von jeder Stelle. So lobt z. B. Plinius die jungen in der Tiber, zwischen den beiden Brücken und sagt, daß man die feinsten wollige genannt habe. Cuvier citirt noch eine

Menge Stellen aus alten Schriftstellern, wo seiner gedacht wird. Er findet sich in großer Menge an allen Küsten des mittelländischen Meeres (bei Venedig soll er oftmals das Gewicht von zwanzig Pfund erreichen); wahrscheinlich auch im Nordmeer. Bloch 305. — 2) *L. lineatus* Cuv., *Sciaena lineata* Bl., *Perca Mitchellii* Trans. of Newyork. Einer der gemeinsten Fische an den Küsten von Newyork, und zugleich der delikateste und schmackhafteste in jener Gegend. Hat auf silberigem Grunde 7–8 Längsstreifen, vom Kopf bis zum Schwanz gehend. Wird in verschiedenen Größen, von einer Unze bis 70 Pfund schwer, zum Markt gebracht und erreicht eine Länge von 3 Fuß. Steigt im Winter in die Flüsse. Bloch, 304. — 3) *L. mucronatus* Cuv. Hat weder Streifen noch Bänder, und ist dicker, höher und kürzer, als vorige Art; auf den Kinnladenknochen mit Schuppen besetzt. An den Küsten der Vereinigten Staaten. Cuv. und Val. II, 2. 12. — Fossil erscheinen *L. lepidotus* und *L. schizurus* Ag., in den Schieferen des Monte Volca, *L. major* Ag. im Grobkalk von Passy.

Labraja, span. Fleder, südöstl. von Vittoria; 190 Einw.

Labrella (Bot.), I. nach Fries, Pflanzschorf, Gatt. der Sphaeriacei Sphaeronemaei Reichenb. Rabenh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Perithecie länglich, mit einer Längsspalte sich öffnend, umschließt spindelförmige Sporen und kurze, warzenförmige Basidien. Zwei Arten: *L. punctum* Corda, Icon. II, 25. T. XII, F. 93. u. *L. rosacearum* Corda, III, 30, T. V, F. 40. Auf modernenden, abgeschälten Rinden der Laubbölzer u. Rosen. — II. Nach Desmazieres, Gatt. der Sphaeriacei Cytioporei Rehb. Arten noch nicht hinlänglich bestimmt.

La Bresle, Schloss, s. v. a. Arbresle, P.
Labrisulcium, **Labrosulcium** (Chir.), die harte Rippengeschwulst.

Labrit, franz. Dorf mit Markt, Depart. Landes, südwestl. von Labras; 940 Einw.

Labro, ital. Berg, Toskana, an welchem der Trusubbio, Nebenfluß des Ombrone links, entspringt.

Labroides (Ichthysol.), nach Cuvier, Lippfische, Familie der Acanthopterygii Cuv., der Ordn. der Brustflosser und der Fische der Fische nach Dtn. Allgem. Charakter: Haut mit großen Schuppen; nur eine große Rückenflosse ohne Schuppen; Lippen groß und fleischig; Schlundknochen mit Zähnen; Körper zusammengedrückt, elliptisch, mit großer Schwimmblase. Meer- und Südwasserrische. Hauptgattungen: *Labrus* L., *Xirichthys* Cuv., *Chromis* Cuv., *Scarus* L.

Labrouste (Biogr.), 1) Franz Mar ia Theodor, französ. Baumeister, 1799 zu Paris geb., Schüler von Dubouy und Lebas, gewann 1827 den großen Preis der Architektur, ging nach Rom und zeichnete sich dann in Paris durch Leitung wichtiger Bauwerke aus, wie u. A. der Ecole des beaux arts, die zu den Zierden von Paris gehört. — 2) Peter Franz Hein-

rich, des Vor. Bruder und Mitschüler, 1800 zu Paris geboren, gewann 1821 den zweiten und 1824 den ersten großen Preis der Architektur u. kehrte 1830 nach Frankreich zurück.

Labrugénère, franz. Stadt, Depart. Tarn, südlich von Castres; 3740 Einw.

Labrum (lat.), 1) s. v. a. Labium; — 2) (röm. Antiq.) Name für geräumige Gefäße, die eine nach außen lippenartig sich wölbende Öffnung haben (Weinbehälter, Wasserbehälter etc.). Besonders häufig wurde es in Bädern angewendet, als Baderücken, aus Marmor, Granit, Basalt, Porphyre, Alabaster, ja sogar aus Glas. In Pompeji hat man eines aufgefunden, welches 8 Fuß im Durchmesser und nur 8 Zoll Tiefe hat. In der Mitte hat es eine Erhöhung, in deren Mittelpunkt das Wasser aus einer metallenen Röhre hervorsprudelte und sich auf den Kopf des Badenden ergoß.

Labrum cartilagineum acetabuli (Anat.), starker, faserknorpeliger Ring, welcher mit seiner Basis auf dem Supercilium acetabuli coxae festsetzt und über die Incisura acetabuli hingestreckt ist. S. Schenkelknochen.

Labrun, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R. B. Merseburg, Kr. Torgau; 180 Einw.

Labrus (Ichthysol.), nach Linne, Lippfisch, Gatt. der Acanthopterygii Labroides Cuv., der Ordnung der Brustflosser und der Fische der Fische nach Dtn. Charakter: Mit doppelten fleischigen Lippen und sehr verstrekbarem Maule, das wie ein Rohr hervorschnappt und wieder zurückschnellt; die vorderen Zähne länger, die hinteren am Schlunde cylindrisch und steinplasterähnlich stumpf; die oberen stehen auf 2 großen Platten, die unteren nur auf einer. Schon gefärbte Meerfische; die zahlreichen Arten zerfallen nach Cuvier in folgende Untergattungen: 1) *Labrus* Cuv., eigentliche Lippfische, franz. Vieilles de mer. Kiefern mit konischen Zähnen; Vorderdeckel u. Kiemenbedeckel ohne Stacheln und Zähne, aber mit Schuppen; Seitenlinie ziemlich gerade. Von 16 europäischen Arten bekannteste: 1) *L. maculatus* L., la Vieille tachetée. Einen Fuß bis 18 Zoll lang, mit 20–21 Rückenstrahlen; oben her blau oder grünlich, unten her weiß, über und über braungelb emailirt. Das Braungelb wird bisweilen die allgemeine Farbe. Im nordatlantischen und mittelländischen Meere. Bloch, 284. — 2) *L. variegatus* Gmel. Auf einem mehr oder minder rötlichen Grunde eine oder mehrere unregelmäßige, wellige, an den Seiten dunklere Bänder. Rückenflosse mit 16 oder 17 Stacheln, nach vorn mit einem dunklen Fleck gezeichnet. Penn. XLV. — 3) *L. carneus* Bl., 289, *L. trimaculatus* L. Rötlich, drei schwarze Flecken am Hinterrücken. Wehl-schmeckend. — 4) *L. Turdus* Gmel., la Vieille verte, Massot. Mehr oder minder entschieden grün, mit bald braunen, bald perlfarbenen zerstreuten Flecken und rother Iris; oft eine perl-mutterfarbige Binde längs der Seite. In den französischen Meeren. Salvian, 26. — 5) *L. Merula* Gmel., la Vieille noire. Schwarz, mehr oder minder ins Bläuliche. Im Mittel-

niemals ein dem ägyptischen ähnliches Gebäude auf Kreta gegeben zu haben, und es ist wahrscheinlich, daß man, weil man in Griechenland mit dem Namen L. überhaupt nur vielfach verschlungene unterirdische Gänge bezeichnete, diesen Namen anfangs bloß auf die Menge natürlicher Zerklüftungen und Kalkfelsen Kreta's übertragen und daraus erst ein späterer Mythos jenes dadalische L. geschaffen hat. Noch jetzt zeigen die Umgebungen von Gnosus mehrere solche Felsenkatakomben, und die unterirdischen Grotten bei Gortyna führen noch jetzt den Namen des L. Es sind sehr zahlreiche Grotten und Gänge, die mit ihren regellosen Wendungen den ganzen innern Theil des Hügels durchkreuzen, und welche hin und wieder größere Gemächer bilden. Der ursprüngliche Plan dieser Anlagen ging jedenfalls auf Gewinn von Bausteinen; später trat erst der der Herstellung eines L. hinzu. Erst ganz späte Schriftsteller weisen dem Minotaurus dort seinen Aufenthalt an. — 3) Das L. auf Samos. Dieses gehört zu den großartigsten Werken der ältern samischen Künstler Schule und war ebenfalls ein künstlicher Bau, bei dem die Natur jedoch vorgearbeitet hatte. Plinius erwähnt 150 Säulen, welche es gestützt, u. spricht von einer einfachen und sinnreichen Mechanik, welche die Künstler bei deren Ausführung angewendet hätten. — 4) Das italische L. Darunter versteht Plinius das riesenhafte Grabmal des Porosena bei Clusium, welches in seiner Basis ein besonders verwickelter System von Grabkammern enthielt. Auf dieser Basis standen 5 Pyramiden, über deren Gipfel ein eherner Kreis lag, welcher 4 Pyramiden trug, über welche sich abermals auf gemeinschaftlichem Boden 5 erhoben. Obwohl nur ein derartiger Pyramidenaufsatz wirklich etruskische Sitte ist, so hat sich doch in diesem Falle Uebertreibung eingeemischt. Man hat dieses Grab des Porosena neuerdings in einem der zahlreichen um Chiassi liegenden Grabhügel erkennen wollen (in der sogenannten Poggio Gajella), in dessen Innern sich viele Grabkammern befinden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser Rest auf das Grabmal Porosena's zu beziehen ist. Vergl. Müller, Etrusker II, S. 225.

Labyrinth des Ohres (Anat.), s. Ohr.

Labyrinth des Siebbeins (Anat.), s. Ethmoideum os.

Labyrinth, austral. Inselgruppe, im gefährlichen Archipel, nordöstlich von Laiki.

Labyrinthförmig (bot. Term.), auch Labyrinthisch, s. v. a. Labyrinthiformis, Maeandrisformis.

Labyrinthiformis (bot. Term.), labyrinthisch, wenn Theile, sehr unregelmäßig gebogen und gewunden, durch und in einander verlaufen, wie die Blättchen des Futes bei der Gattung Daedalia. (Wenig gebräuchlich, verwandt mit maeandrisformis).

Labyrinthische Tänze, s. Tanz.

Labyrinthkorall (Zoophyt.), s. v. a. Maeandrina labyrinthica Lam. Labyrinthkoral-

len, s. v. a. Daedalina Lam., Untergruppe der Phytocorallia polyaetinia.

Labyrinthodon (Foss. Amph.), nach Owen, s. v. a. Mastodonsaurus.

Labyrinthodonten (Foss. Amphib.), ausgestorbene Saurierfamilie mit Zähnen von priematischer Struktur (wie bei manchen Säugethieren), die im Querschnitt labyrinthartige Zeichnungen darstellten, woher der Name. Die bisher bekannten Gattungen sind Capitosaurus v. Münster, Mastodonsaurusäger, Metopius v. Meyer, Xestorhytius v. Meyer, Odontosaurus v. Meyer, Chiroosaurus Kaup. Nachdem Owen die Familie den Batrachiern zugewiesen hatte, zeigte H. v. Meyer, daß sie wegen der Gegenwart des Thränenbeins, des Ober- u. Unter-Hinterhauptbeins, des Schlafbeins, des hinteren Stirnbeins und des Jochbeins keine Batrachier seyn könnten, da diesen alle die genannten Skeletttheile abgehen, sondern daß sie wegen der Ähnlichkeit dieser Knochen mit denen der Krokodile und der älteren Saurier sich unmittelbar an diese anreihen müßten. Die aus einem Löcherpaare bestehende Nasenöffnung ist lacertenartig, ihre Lage auf der Oberseite aber wie beim Krokodil und den älteren Sauriern. Die relative Größe der Augenhöhlen, deren Begrenzung durch Knochenplatten und ihre Lage auf der Oberseite sind krokodilartig. Die Augengegend stimmt bei Capitosaurus mit der der Krokodile, bei Mastodonsaurus mit der der Lacertier, bei Metopias mit der der Schildkröten und älterer Saurier überein. Der Gelenkfortsatz des Hinterhauptbeins ist dem der Säugethiere und der Batrachier ähnlich. Die Gaumenzähne erinnern an Batrachier, die Struktur der Zähne an Saurier und Fische, ebenso die Befestigung der Zähne und die Beschaffenheit der Wirbel u. Rippen ebenfalls an Saurier, denen die L. auch an Körpergröße nahe stehen. Neuerlichst rechnet Auenstedt wenigstens Mastodonsaurus wieder zu den Batrachiern. Ausgezeichnet ist diese Familie noch durch die Skulptur der Oberfläche des Hauptstirnbeins. Sie besteht bei Mastodonsaurus aus mehreren längelaufenden Rinnen und Strahlen, bei Capitosaurus u. Metopias aus einer centralen grubenreichen Gegend, von welcher aus Strahlen oder Rinnen sich divergirend verbreiten. Auch andere flache Knochen, wie das Nasenbein, das Brustbein, das Schulterblatt sind mit ähnlichen Skulpturen versehen. Noch findet sich bei allen die sogen. Brille, ein leierförmiger Eindruck zwischen den Augenhöhlen, dessen Arme an das vordere innere Ende der Augenhöhlen stoßen. Spuren einer Schuppen- oder Schilderbedeckung sind nicht bekannt, so daß die L. nackte Amphibien gewesen zu seyn scheinen, und aus den Spuren von Fußtritten (Chiroosaurus) wird geschlossen, daß sie vorzugsweise Landthiere gewesen seyen. Aus der Größe dieser Fährten, deren Länge oft 12" übersteigt und aus 3' langen Schädeln läßt sich ein Schluß auf die ansehnliche Größe dieser Thiere machen. Sämmtliche L. gehören der Triasgruppe an, in welcher aber



derzeit zu frischem Gebrauch leicht wieder hergestellt.

Lachassaigne, Ludwig Ferdinand, franz. Porzellanmaler, 1790 zu Nîme geboren, gegenwärtig an der Manufaktur zu Serres beschäftigt, wo er auch ein Atelier hält. Er malte fast lauter historische Bilder nach Ducis, Raphael u. A.

Lachaup, franz. Stadt, Depart. Drome, nahe an der Grenze des Depart. Hautes-Alpes.

Lachaussee, Pierre Claude Rivelle de, franz. Schauspieldichter, s. Chaussee.

Lacha-y-Barria, span. Flecken, Prov. Alava, im Zadorra-Thal; Kloster; 50 Einw.

Lachbar (Forstw.), ein Baum, der stark genug zum Harzreißer (s. d.) ist. Die Stärke desselben wird mit einem eisernen, durch ein Gelenk beweglichen Ring, Lachring, gemessen.

Lachbaum, 1) s. v. a. Grenzbaum; — 2) ein Baum, an welchem Harzrisse gemacht sind.

Lache, 1) ein in einen Baum gehauenes Zeichen; — 2) s. v. a. Harzrisse; — 3) s. v. a. Grenzbaum; — 4) ein durch Buschholz gehauener Steig, um die einzelnen Hae dadurch abzutheilen; — 5) ein zusammengelaufenes Stehen des Wasser, auch Orte an Flüssen, wo das Wasser tiefer in das Land tritt und fast still steht.

Lache (Smieszlowo, Geogr.), preuß. Dorf, Prov. u. R.-V. Posen, Kr. Fraustadt; 350 Einw.

Lache (franz.), s. Hühnerhund.

Lachem (Geogr.), 1) ehemals hannöv. Amt, Fürstenth. Kalenberg; 3400 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., Amt Hameln; 370 Einw.

Lachen (lat. Risus, franz. Rire, engl. Laughing, Physiol.), eine der Menschenspecies ausschließlich zukommende Ausdrucksercheinung, die sehr complicirt ist, da sie sowohl den Vorrichtungen der Respiration und der Stimme, als dem Spiele des Gesichtes, d. h. der Mytose, der Phonation und dem Gesichtsausdruck angehört, indem sie sich zu gleicher Zeit an das Ohr und an das Gesicht wendet und besonders zur Aeußerung fröhlicher und angenehmer Empfindungen dient. Es nimmt unstreitig unter den Ausdrucksercheinungen des Menschen eine der ersten Stellen ein, und seine Geschichte muß daher sowohl den Moralisten, wie den Physiologen und Arzt interessieren.

1) Das L. ist, an und für sich selbst betrachtet, eine konvulsivische Bewegung der Respiration- und Stimmuskeln, die einen Laut zur Folge hat und von einem fröhlichen Gesichtsausdruck begleitet wird. Es besteht in einer Aufeinanderfolge kleiner, geräuschvoller, unterbrochener, verschiedenartig modularter Expirationen, bei denen beim Durchgange der expirirten Luft durch den Kehlkopf ein Laut entsteht, und die von einer ungewöhnlichen und gezwungenen Verziehung des Mundes mit allgemeiner Entfaltung der Gesichtszüge begleitet werden. Es ist also bei seinem Mechanismus zweierlei, die respiratorische und die Stimmthätigkeit und der Gesichtsausdruck zu berücksichtigen. In der erstern Hinsicht erfordert das L. zuerst, daß eine Inspiration die Lungen mit Luft erfüllt hat. Zweitens findet eine Reihe kleiner, stoßweiser

und unterbrochener Expirationen Statt, oder, richtiger gesagt, es ist nur eine und dieselbe Expiration, die aber durch eine kleine konvulsivische Zusammenziehung des Zwerchfelles in jedem Augenblicke unterbrochen, stoßweise geschieht. Endlich ziehen sich, während zu gleicher Zeit auf diese Weise die Bauchmuskeln, um die Expiration zu bewerkstelligen, und das Zwerchfell, um diese Expiration stoßweise vor sich gehen zu lassen, konvulsivisch thätig sind, auch gleichzeitig die Muskeln der Stimmröhre zusammen, so daß diese Oeffnung etwas verengert wird, daß vorzüglich ihre Ränder die nöthige Spannung haben, um der ausgeathmeten Luft sonore Vibrationen mitzutheilen, und daß ein Laut entsteht, dessen Ton und Kraft sehr veränderlich sind, dessen Ende aber in der Regel bei den Männern auf D und bei den Frauen auf J ausgeht. In der erstern Hinsicht ist also das L. eine expiratorische Erscheinung mit konvulsivischer Zusammenziehung der Stimmröhre und Erzeugung eines Lautes. Es gehen bloß die Expirationen, die es konstituiren, nicht in einem Zuge fort, sondern werden fortwährend durch kleine Zusammenziehungen des Zwerchfelles, die stoßweise konvulsivisch wiederkehren, unterbrochen. Während dieser Muskel bei den gewöhnlichen Expirationen passiv bleibt und entweder von selbst, oder durch die Baucheingeweide gedrängt, ins Innere des Brustkastens zurückkehrt, theilt er bei dem L. die Konvulsion, welche die expiratorischen Bauchmuskeln ergreift und die Expiration stoßweise macht. Demnach ist das Zwerchfell hier thätig, und es hat sogar, obschon das L. eine Expirationsbewegung ist, die konvulsivische Thätigkeit dieses Muskels den größten Antheil an der Erzeugung dieser Erscheinung; denn sie macht sie, wenn sie mäßig ist, ganz allein aus, und wenn sie sehr stark ist, und folglich die Bauchmuskeln als expiratorische Kräfte thätig sind, so ertheilt sie der Expiration jenen unterbrochenen, stoßweisen, spezifischen Charakter des L.s. Es findet in der That die nämliche Unterbrechung, welche in jeder Sekunde bei der Zusammenziehung des Zwerchfelles eintritt, auch bei der der Bauchmuskeln Statt, weil die nämliche konvulsivische Ursache über beide entscheidet. Dessen ungeachtet aber ist es vorzüglich die intervallenweise eintretende Zusammenziehung des Zwerchfelles, welche die Expiration unterbricht. Wir halten diesen Punkt fest, der in der Physiologie zu vielen Streitigkeiten Veranlassung gegeben hat, und der erklärt, weshalb das L. so oft auf eine Zwerchfellwunde folgt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Nerventhätigkeit, welche hier die expiratorischen und Stimmkräfte in Bewegung setzt, unwillkürlich unter dem Einflusse der Empfindung, welche das L. ausdrücken soll, vor sich geht und den Muskelzusammenziehungen vollständig den konvulsivischen Charakter ertheilt. Denn das L. ist, obschon der Wille es simuliren kann, eine ganz unwillkürliche Erscheinung.

Was nur den Gesichtsausdruck des L.s betrifft, so ist es die Steigerung des Lächelns, bei welchem sich das Gesicht in Falten zieht, und woran also das Athmen gar keinen Theil nimmt.

bewirkte, daß L. zurückgerufen wurde, und ihn anklagte, in Sicilien Unterschleife begangen zu haben. L. wurde zwar freigesprochen, erhielt aber kein Kommando und zog unter Hippocrates als Hoplit mit nach Boötien. Nach den Niederlagen der Athener daselbst und durch die glänzenden Erfolge des Brasidas in Thrazien, kam die konservative Partei, u. mit ihr auch L., wieder zu Ansehen und Einfluß. Er beantragte den Waffenstillstand, der im Jahre 423 auf ein Jahr mit den Lacedämoniern geschlossen wurde, und unterhandelte gemeinsam mit Nicias den Frieden, der im Frühjahr 421 zu Stande kam. Im Jahre 418 befehligte er mit Nicosstratus die Truppen, welche den Argivern zu Hülfe geschickt wurden; beide athenischen Heerführer blieben in der Schlacht von Mantinea. Nach L. ist der platonische Dialog benannt, in welchem L. und Nicias, Pythimachus und Melesias sich mit Socrates über die Frage, was Tapferkeit sei, besprechen. — 2) L., wollte im Jahre 363 den Epaminondas verhindern, mit der neu geschaffenen thebanischen Flotte auszulaufen. — 3) L., aus dem Demos Leuconon, a) Vater des Demochares, b) Sohn des Demochares.

Rachesis (Myth.), s. Parzen.

Rachesis (Amphib.), nach Daudin, Schlängengattung. — Arten unter *Trigonocephalus* Eryx: *Trigonocephalus rhombatus* Oppel. *S. Crocatus*.

Rachesis (pharmac. Zool.), Schlangengift, das aus den Giftzähnen des *Trigonocephalus rhombatus* Oppel ausgebrückte Gift; eines der wichtigsten homöopathischen Heilmittel, dem Speichel ähnlich, aber weniger zähe, ins Grünliche spielend; 10 Gran werden mit 100 Gran Milchsüßer verrieben und das Ganze wie andere homöopathische Mittel behandelt. Wird gegen Andrang des Blutes mit Kopsweh, besonders für Frauen zur Zeit der Katamenien, Gesichtsröthe, Zahnschmerzen, Magenschmerz, Asthma, Fußgeschwür, Lähmungen, Gelbsucht, veraltete Kräfte und Wechselstieber angewendet.

Rachfalke (Ornith.), s. v. a. Falco (Astur) *cachinnans* L.

Rachgans (Ornith.), s. v. a. Bläffengans, *Anas albifrons* L. *S. Gans*.

Rachia (ital., Ichthvol.), s. v. a. Clupea *Pinta* Cuv.

Rachlarella, österreich. Flecken, Lombardei, nördlich von Pavia.

Rachisa (a. Geogr.), sehr alte Stadt Palästina's im Distrikte Daromas, 7 Meilen südlich von Eleutheropolis. Sie war ein von Josua erobelter und dem Stamm Juda zugetheilte alter kananitische Königssitz.

Rachkukuf (Ornith.), s. v. a. gemeiner Kukuf.

Rachkrampf (Med.), s. Rachen.

Rachlan, beträchtlicher australischer Fluß, Neuholland, im Innern des Landes, entspringt in den blauen Bergen aus mehreren Quellsüßflüssen, die in der Barwickebene sich vereinigen (für den Hauptquellstrom gilt der Lorn, der in den Cullarinbergen entspringt), fließt südwestlich, bildet mehrere Sümpfe und löst sich endlich in einen großen Rohrsumpf auf, von welchem

aus ein Kanal in den Morumbidgee führt. Nahe an seinem Ursprung, etwas nördlicher, erhebt sich der Berg Panura oder L., an der Grenze von Bathurst.

Rachmann, Karl, am 4. März 1793 zu Braunschweig geboren. Er hatte zu Leipzig unter Hermann, zu Göttingen mit Bunsen und Ernst Schulze unter Vennede studirt; das griechische und das deutsche Alterthum, die Gebiete jener beiden Lehrer, hielt er gleich sehr umfaßt, und seine Arbeiten in beiden Feldern waren zum Theil epochemachende. Noch in Göttingen lieferte er seine Ausgabe des Properz. Nach Napoleons Rückkehr von Elba trat er in die Schaaren der freiwilligen Jäger, ward, nach dem Frieden, Gymnasiallehrer in Berlin, dann in Königsberg, wo er zur akademischen Thätigkeit überging, die er seit 1825 in Berlin fortsetzte. Göttingen ertheilte ihm bei der Jubelfeier die theologische und juristische Doktorwürde, gewissermaßen durch Anticipation, da er erst später durch seine Ausgabe des Neuen Testaments und des Gajus, und auch mehr als Philolog, denn als Kritiker des Sachgehaltes sich beide Würden wissenschaftlich verdiente. Er hielt fast so streng wie Gottfried Hermann die Aufgaben der Philologie auf dem Gebiete der Textuntersuchungen fest, während August Böckh in der Wortkritik nur die Vorstufe zur Kritik des sachlichen und ideellen Inhalts altklassischer Literatur sieht. Wo sich aber L. in einzelnen Arbeiten mit dem Sachgehalt der Wissenschaft befaßte, ergab er sich nicht minder als Meister der Untersuchung, so namentlich in seinen Abhandlungen: „Zu den Nibelungen und zur Klage“, letztere in zwei Heften der Abhandlungen der Akademie 1838 und 1841, „Ueber althochdeutsche Betonung u. Verskunst“, „Ueber das Hildebrandslied“, „Ueber Singen und Sagen“, „Ueber den Eingang des Perzival“ (im rhein. Museum und in den Abhandlungen der Akademie). Mit seiner Ausgabe des Nibelungenliedes (1826 u. 1841 aufgelegt) schlug er Hagen aus dem Felde; seine Ausgabe Walther's von der Vogelweide, des Zwein, des Eschenbach etc. sind die Grundtexte der altdeutschen Studien geworden. Vom Neuen Testamente stellte er den im 3. und 4. Jahrhundert von der orientalischen Kirche anerkannten Text wieder her. Lessing behandelte er wie einen alten Autor, in dessen Text sich mehr Lesarten als bedeutungsvoll und bezugreich fortpflanzen und fest halten lassen. Weniger glücklich war L. in seinen Uebersetzungen von Shakespeare's Macbeth u. Sonnetten. Die steife Ungelenkigkeit seiner Philologennatur versagte ihm Gabe, die, hätte er sie wie A. W. Schlegel im Verein mit seiner gewissenhaften Worttreue besessen, sein Wirken flüssiger und allgemein heilsamer gemacht haben würden. Die studirende Jugend verschiente er fast mehr, als er sie anlockte, durch seine trockene Unerbittlichkeit. Philosophischen Studien, namentlich der hegelischen Richtung, setzte er, ohne irgendwie darin den Beruf zur richterlichen Entscheidung zu haben, die ganze Unbuddsamkeit seiner Idiosynkrasien mit einer bissigen Heftigkeit entgegen, die sich

Versuche abgerechnet, folgende: 8 Symphonien (Nr. 1 in Es, Nr. 2 in F, Nr. 3 in D-moll, Nr. 4 in E, Nr. 5 die passionata in C-moll, Nr. 6 in D-dur, Nr. 7 Elegie in Form einer Symphonie); 1 großes Quintett für Streichinstrumente; 1 Ouvertüre; 1 Fuge in F; 1 Quartett für Streichinstrumente in Es; eine Serenade für 4 und eine Elegie (auf Beethoven's Tod) für 5 Violoncelle; ein großes Septett in Es; 2 Quintetten für Blasinstrumente, 2 Andante für 4 Hörner, 2 Trompeten und 3 Posaunen; 2 große Concerte für die Harfe; 1 Concertino und 1 Rondo für den Fagott; 12 Entreactes für das Burgthortheater; 3 Klaviertrios; 1 große Sonate und 1 Allegro mit Violoncell-Variationen und 1 Fantasie mit Hornbegleitung. Für das Pianoforte allein: Variationen, 2 Fantasien, 3 Rondo, 2 große Sonaten für das Pianoforte zu 4 H., 1 Krönungsmarsch, Momento capriccioso, 2 Notturmo, 3 große Sonaten und 2 Fugen. Für die Orgel: 3 Präludien, viele Fugen und Kanon. Kirchenmusik: 3 Messen, mehre Graduale, Offertorien, Psalmen u. Hymnen. Dann 3 Gelegenheitskantaten, 2 Chöre mit Orchester, Ouverturen, Tänze und Chöre zum Festspiele „Cadmus und Harmonia“ von Schenk; Ouverture und Entreactes und Chöre zum Schauspiel „Tanais“, 6 Arien als Einlagen in verschiedene Opern, über hundert Lieder und Gesänge, theils mit Klavier allein, theils auch noch mit Begleitung eines obligaten Instrumentes, von welcher jetzt so beliebten und so vielfältig nachgeahmten Gattung von Liederkompositionen L. der Urheber ist, darunter auch 3 Duette und 5 Gesänge für 4 Männerstimmen. Endlich: „die 4 Menschenalter“, große Kantate in 4 Abtheilungen, gedichtet von Seidl; „Moses“, Oratorium in 3 Abtheilungen, gedichtet von Bauernfeld; „Die Bürgschaft“, große Oper in 3 Akten und „Alibia“, große romantische Oper in 3 Akten (zum ersten Mal aufgeführt in München den 12. April 1839 und zwar mit dem allgemeinsten Beifall); „Moses“ und „Die vier Menschenalter“ sind außer München auch in Wien u. Mannheim mit größtem Beifalle gegeben worden. Hatte L. schon in seinen beiden letztgenannten Werken Proben von seinem verschiedenen Verufe für dramatische Musik gegeben, so sind die dadurch erregten Hoffnungen in der „Alibia“ reichlich erfüllt worden. Mit dieser Oper hat L. einen neuen Abschnitt in seiner künstlerischen Laufbahn begonnen, auf welcher bei der dem wahren Genie immer eigenen unermüdblichen Thätigkeit und Leichtigkeit, mit der er komponirt, und bei der ächt deutschen Gediegenheit und Melodienfülle, die er in der „Alibia“ an den Tag gelegt hat, noch zahlreiche und glänzende Triumphe seiner warten. Einen solchen erlebte er mit seiner jüngsten gr. Oper „Katharina Cornaro“, welche in München oftmals und auch auf anderen großen Bühnen Deutschlands mit außerordentlichem Beifalle aufgeführt wurde. — 3) Ignaz, dritter Bruder, jetzt königl. bayerischer Hofmusikdirector in München, am 11. Sept. 1807 in Raitz geboren. Sein Lieblingsinstrument war stets die Violine, obwohl er dabei den Gesang und das Klavier- und Orgelspiel nicht vernachlässigte. Auf der Violine erwarb

er sich bald eine solche Fertigkeit, daß er als sechsjähriger Knabe schon in den benachbarten Städten Neuenburg, Eichstädt, Ingolstadt etc. Concerte von Pleyel, Rode etc. öffentlich zu spielen vermochte. In seinem zwölften Jahr ging er nach Augsburg, um daselbst das Gymnasium zu besuchen, setzte jedoch mit großem Eifer seine Studien auf der Violine auch dort fort, und der Unterricht des rühmlich bekannten Violinspielers Neugebauer gab ihm dabei eine bestimmtere u. der neuern Schule entsprechendere Richtung. Er ging nach München und wurde als 15jähriger Knabe an dem Isarthor-Theater als Violinspieler angestellt. Der geringe Gehalt aber, der mit dieser Stelle verbunden war, und seine gänzliche Mittellosigkeit zwangen ihn, durch Lektionen seinen Unterhalt nothdürftig zu erwerben, eine Lage, in welcher es ihm an jeder zur fernern Ausbildung notwendigen Zeit fehlen mußte; doch hielt er 4 Jahre lang aus, und nachdem er so lange mit Kummer und Elend gekämpft hatte, folgte er den wiederholten Einladungen seines ältern Bruders Franz nach Wien. Sein ganzes Studium war von nun an der Composition zugewendet. Mehre glückliche Versuche verdoppelten seinen Eifer und bestärkten auch seinen Beruf zu dieser Kunst. Nach einem Jahr hatte er das Glück, die Organisten-Stelle an der reformirten Kirche in Wien zu erhalten, und wurde überdies bald darauf Orchestermitglied am k. k. Hofopertheater. In seinem 23. Jahr wurde er Vice-Kapellmeister und ein Jahr später wirklicher Kapellmeister. Im J. 1831 endlich folgte er dem ehrenhaften Ruf als Musikdirector an der königl. württembergischen Hofkapelle nach Stuttgart und bald darauf in derselben Eigenschaft nach München, wo er jetzt auch als Lehrer der Composition in hohem Ansehen steht und schon viele tüchtige Schüler gebildet hat. Seine größeren Werke sind die Opern: „der Geisterthurm“ (im J. 1837) und „die Regenbrüder“ (1839); ferner zwei Dramen, mehre Ballets, Entreactes und eine Symphonie etc. Dazu kommen dann auch noch mehre Sonaten für Pianoforte, Streichquartette, Concertpièces für verschiedene Instrumente, namentlich viele Lieder, zu deren Gestaltung L. ein eminentes Talent besitz. Wer kennt nicht sein herrliches Lied: „Ueberall Du“ mit Hornbegleitung? Es hat sich über fast ganz Europa verbreitet und ist ein Lieblingslied unserer Concertsänger geworden. Daß seine beiden Opern nicht aufgekomen sind, daran ist nur das Sujet und die Dichtung Schuld, die sowohl alles dramatischen wie alles lyrischen Elements entbehren. — 4) Vincenz L., vierter Bruder, großherzoglich badenscher Kapellmeister zu Mannheim, geb. 1811. Er kam in seinem 14. Jahr nach Augsburg, um das dortige Gymnasium zu besuchen, spielte sehr fertig Klavier und Violine und wurde daher bald zu den Quartett-Gesellschaften gezogen, die in einem angesehenen Privatirkel in Augsburg Statt hatten. 17 Jahre alt nahm er eine Art Hofmeisterstelle bei einer polnischen Grafenfamilie zu Kosceviz in Preussisch-Polen an, die ihm aber wohl mehr seiner ausgezeichneten musikalischen Talente und Fertigkeiten wegen angetragen wurde. Hier

bereitungen des frischen L. sind folgende: 1) **Einsfach gekocht.** Man schneidet dem L. den Kopf ab, doch so, daß das Eingeweide daran bleibt, welches man mit dem Kopfe herauszieht, schneidet dann das Eingeweide vom Kopfe und den Kopf mitten von einander. Den Körper schneidet man dann in halbe Fingers dicke Scheiben, thut sie in schon kochendes, gesalzenes Wasser, fügt, wenn der Fisch kocht und abgeschäumt ist, etwas ganzen Pfeffer, Lorbeerblätter und etliche Zwiebeln hinzu, läßt ihn nicht gar zu lange kochen und richtet ihn wo möglich gleich an, damit das Wasser nicht das Fett zu sehr anzieht. Das Wasser muß in diesem Falle etwas mehr gesalzen werden, als wenn das Fleisch in seiner Brühe liegen bleibt. Man richtet ihn dann mit Petersilie an und genießt ihn mit Citronensaft oder Essig. Nach etwas geänderter Vorschrift kann man auch beim Kochen so verfahren: man reißt den L. am Rücken der Länge nach auf, schneidet das Rückgrat heraus, befreit ihn von den Eingeweiden, schneidet ihn in beliebige Stücke, wäscht diese wohl ab, legt sie $\frac{1}{2}$ Stunde in Brunnenwasser, bis sie sich gekrümmt haben, setzt sie dann in einem Kessel mit Flußwasser, das scharf gesalzen seyn darf, auf, entfernt, wenn es aufgeköcht hat, das Feuer und schäumt rein ab, läßt dann noch $\frac{1}{2}$ Stunde sacht über Kohlen kochen, legt den L. in die Schüssel, püßt ihn mit grüner Petersilie aus, gießt etwas von der Brühe, in der er gekocht ist, darüber, und gibt ihn mit Citrone, geschärbter Petersilie u. Weinessig herum. — Statt der Säure kann man auch eine von den folgenden Saucen zum gekochten L. geben: Zwiebeln, Petersilie, rein gemachte Anjovis oder Sardellen u. Kapern, Alles klein gehackt, gestoßenen Pfeffer, weißes Provenceroil, Weinessig, etwas Senf u. Salz, dies Alles zusammengerührt. Oder: 3 bis 4 hartgekochte Eidotter mit Weinessig und Del abgerührt, gestoßenen Pfeffer u. etwas Salz dazu gefügt; dies durch einen feinen Durchschlag getrieben u. fein gehackte Petersilie hineingerhan. 2) **Kalter L.** Den L. in Stücke geschnitten, gewaschen, mit Essig gebläut, in einen Fischtiigel gelegt, kaltes Wasser darauf gegossen, so daß es über ihm steht, aber nicht stark gesalzen, über dem Feuer zum Aufkochen gebracht, dann bei Seite gesetzt, so daß es nur sacht und nicht überziehe. Nach fast $\frac{1}{2}$ stündigem Sieden ein wenig Wein zugefügt, mit aufkochen lassen; die Brühe dann zum Erkalten in ein Geschirr abgegossen, den Lachs auf ein Bret herausgelegt, mit einer Serviette zugedeckt, in ein Geschirr gethan, die Brühe darauf gegossen, so daß sie über dem Lachs steht, und so an einen kühlen Ort gesetzt, wo sich das Gericht 14 Tage hält. Zum Genuß gehackte Petersilie dazugeschüttet und guten Weinessig darauf gegossen. 3) **In kurzer Brühe.** a) Den Lachs ausgenommen, mit Salbei, Thymian, Petersilie, Lorbeerblättern und Rosmarin ausgestopft, in ein längliches Kasserol mit allerlei Gewürz und Salz gelegt, Wein, Wasser und Essig darauf gegossen und kochen lassen. Wenn er gar ist, auf einer Serviette angerichtet und die Brühe, in der er gekocht ist, daneben gegeben. b) Den ausgenommenen und abgepuhten L. hier und da etwas gerigt, damit er mehr Geschmack bekomme, auf

eine Serviette gelegt, mit Salz, Pfeffer, Nelken, Muskatnuß, großen und kleinen Zwiebeln, Petersilie, Citronenschale, Basilikum, Lorbeerblättern gewürzt, ein in Mehl gedrücktes Stück Butter mit in die Serviette gelegt, diese zugebunden und in den Fischkessel gelegt, so viel Wein, Weinessig und Wasser darauf gegossen, daß der L. gehörig kochen kann; bei starkem Feuer gekocht; wenn er gar ist, den Kessel abgenommen, auf Kohlen noch etwas gelinde kochen lassen; zum Anrichten den L. aus der Brühe genommen, die Serviette abgemacht, eine andere weiße zusammengeslagen und auf die Anrichtschüssel gelegt, den L. darauf und mit grüner Petersilie belegt. 4) **Gebraten.** Den L. in 2 oder 3 Finger breite Stücke geschnitten, ein wenig mit Salz besprengt, in eine Pfanne gelegt und unter fleißigem Begießen mit gischender Butter schön braun gebraten, dann in eine Schüssel gelegt, die übrige Butter darauf gegossen, Citronensaft darauf gedrückt u. mit ein wenig Semmelkrume bestreut. Auch kann man ihn etwas pfeffern. 5) **Auf dem Roste gebratene L.-Scheiben.** Den L. in Scheiben geschnitten, Butter in einem Kasserol zergehen lassen, ein wenig Salz dazu gefügt, die L.-Scheiben in der Butter umgewendet und auf dem Roste über gelindem Kohlenfeuer erst auf einer Seite, dann umgewendet auf der andern Seite gebraten. Hierzu folgende Sauce: frische Butter nebst etwas Mehl, ein Paar ausgegrätete und klein gehackte Sardellen, feine Kapern und eine kleine ganze Zwiebel in ein Kasserol gethan, mit Pfeffer, Salz und Muskatnuß gewürzt und ein wenig Wasser und einige Tropfen Weinessig daran gethan, dies dicklich gekocht u. mit den L.-Scheiben in einer Schüssel warm angerichtet, nachdem die Zwiebeln herausgenommen sind. 6) **L. mit Sahne:** Frischer L. in Scheiben geschnitten u. in Wasser und Salz abgekocht. Nachdem Sahne warm gemacht, Butter, Mehl, gehackte Petersilie und Muskatblume hinzugefügt und diese Sauce auf dem Feuer über dem L. abgerührt. II. **Eingesalzener L.** Mit diesem wird in den Seestätten ein bedeutender Handel getrieben. Die verschiedenen Verfahrungsweisen, die man beim Einsalzen der L. befolgt, finden sich ausführlich beschrieben in Krünig's Encycl. Art. Lachs. Der eingesalzene L. wird ausgewässert, dann mit Salbei und englischem Gewürz gekocht und entweder mit bloßem Essig, oder mit Del und Weinessig und etwas Pfeffer, oder mit einer sauren Butterbrühe gegessen. In Ostpreußen verkauft man unter dem Namen Striemel=L. solchen L., den man in schmale Stücke vom Kopf bis zum Schwanz der Länge nach zertheilt, eingesalzen, dann ein Paar Tage geräuchert hat. Diese langen Stücke, in kleinere gerheilt und mit Butter in einer Pfanne gebraten, geben eine gute Speise zu grünen Bohnen, Erbsen, Möhren etc.; halten sich übrigens nicht lange. III. **Marinirter oder in Essig eingelegter L.** Dieser ist in England und Schottland unter dem Namen pickled Salmon ein sehr gemeiner Handelsartikel. IV. **Geräucherter** wird bei uns von den sogenannten Italienern verkauft u. ist in schmale Querstreifen zerschnitten, die man wieder in mehrere Stücke theilt, als

Beikost zu Butterbrod oder Buttersemmeln bei kalten Abendtischen beliebt. Die Streifen aus der Mitte des Fisches sind am fleischigsten und fettsten und nehmen an Güte ab, je mehr man sich dem Kopf und vorzüglich dem Schwanz nähert. Die verschiedenen Verfärbungsarten zum Räuchern des L. siehe ebenfalls in Krünig's Encycl. Art. Lachs. Eine dieser Methoden ist folgende: man spaltet den L., entfernt Rücken und Kopf, läßt ihn 3 bis 4 Tage im Salz, welches mit ein wenig Salpeter vermengt worden ist, liegen; wäscht ihn dann rein ab, spannt ihn mittelst breiter, auf beiden Seiten spitziger Späne aus, hängt ihn so in den Rauch; bindet ihn, wenn er etliche Tage gehangen hat, in Papier ein und läßt ihn in einer Rauchkammer 14 Tage bis 3 Wochen hängen. Dann nimmt man ihn herunter und hängt ihn an einem lustigen Orte auf. Am besten zum Räuchern taugen diejenigen L., welche 18 bis 20 Pf. wiegen, weil die kleinen zu bald verderben, die zu großen aber selten recht durchgeräuchert werden.

Lachsa (Lachsa, el Haza, Geogr.), 1) asiat. Landschaft, Arabien, auf der Ostküste, am pers. Meerbusen, steigt allmählig bis zu der Hochebene von Aedschad an, sandig und zum Theil wasserlos, durch das Wehen des Samum über die glühenden innern Sandwüsten heißer, als das übrige Land; an den Küsten sind der Schifffahrt gefährliche Sandbänke und Korallenriffe; Busen: von Graen, von Katis etc.; Vorgebirge: Rhyma, Mekkan etc. Produkte: etwas Reis, Durrha, Baumwolle, Datteln, Kameele, vorzügl. Esel, Schafe, Ziegen, Pferde; Fisch- und Perlenfischerei, Wollenzeugweberei, Kupfergeräthe (aus Kupfer, das von Damask und Bassora kommt) etc. Ausgeführt werden jährlich einige 1000 Kameele nach Syrien. Die 100,000 Bewohner sind theils ansässig in Städten und Dörfern, theils Nomaden. L. theilt sich in viele Theile, deren jeder einen besondern Herrscher hat. Haupttheilung: in das Festland und die Inseln. — 2) Hauptstadt der Landschaft, auf dem Festlande, am Astran, soll sehr groß seyn, Residenz eines Scheikhs. Nach neuern Untersuchungen existirt diese Stadt nicht, sondern El Hofhub wird gegenwärtig als der Hauptort dieser Provinz genannt. Außerdem Graen oder Kurit, Stadt am pers. Meerbusen, mit starker Fischerei, Festung, Hafen (darin 3 Inseln), Handel, 15,000 (nach Andern 10,000) Einw.; el Katis (el Katis), See- und Handelsstadt am pers. Meerbusen, mit Kastell und gutem Hafen, Perlenfischerei, 6000 E.; Mas al Rhyma, Stadt am Vorgebirge gleichen Namens und am pers. Meerbusen, Hafen und ehemals große Magazine für die Seeräuber; die Briten zerstörten 1809 die Arsenale und Schiffe. Zu L. gehört auch die Inselgruppe Bahrin.

Lachsapfel (Pomol.), s. v. a. Hechtapfel.

Lachsbach, Nebenfluß der Elbe, s. Pölitz 3).

Lachsbarsch (Ichthol.), s. v. a. gemeiner Seebarsch, Labrax Labrus Cur.

Lachsburg (Geogr.), s. v. a. Larenburg.

Lachsang (angew. Zool.). Der Lachs, Salmo Salar L. (s. d.), ist ein bedeutender Gegenstand der Fischerei und des Fischhandels.

Der Fang desselben geschieht besonders bei kleinen Wasserfällen oder Wehren, die manchmal eigens dazu gebaut sind; ein ausgespanntes Rehen, an andern Stellen mit Reusen und des Nachts bei Licht mit Gabeln; Klobholz, Breter und rothe Farbe hält man fern von den Fangstätten, weil sie dadurch verschucht werden. An allen Orten hat man gefaßt, daß von Jahr zu Jahr der Lachsang an Ertragskraft abnehme, und mit Bestimmtheit kennt man die Ursachen davon noch nicht. In Schottland, wo er äußerst bedeutend ist, geschah es in einem solchen Grade, daß den Untersuchungen zufolge, die 1828 geführt wurden, strenge Verordnungen zum Schutze dieser Fischerei ergingen; denn der Umstand, daß man ihm früher das ganze Jahr hindurch keine Ruhe ließ, und daß man die kleinen eben so wegging, wie die großen, mag sie so vermindert haben. Vom 14. Septbr. bis zum 1. Februar darf seitdem bei hoher Strafe kein Lachs gefangen werden; auch müssen alle unter 6 Pfund schwere wieder in's Wasser geworfen werden. Vielleicht ist dies mit eine von den Ursachen, warum der dortige Lachsang in neuerer Zeit wieder reichlicher ausgefallen ist; der Lachs ist dadurch so wohlfeil geworden, daß er dort die Nachfrage nach Feringen bedeutend verringert hat. In der Nähe der Mündungen des Flusses Eden allein wurden innerhalb 72 Tagen 882,000 große Lachse gefangen. Jedoch schreibt man auch einen außerordentlich starken Fang einem Sturme zu, wie den zu Ende 1769 bei Ayr in der Düna, welcher bei heftigem Nordwestwinde erfolgte; kein Mensch wußte sich eines solchen ergiebigen L. es zu erinnern; in einem Netze wurden allein 47 große Lachse gefangen. Die Lachsfischereien sind in Großbritannien fast alle verpachtet und zum Theil Regal; mehre liefern den Eigenthümern einen jährlichen Pachtzins von 5000, 7000, ja 10,000 Pfd. Im Juni, Juli und August ist dort der Hauptfang. Gleich nachdem der Fisch das Meer verlassen hat, ist er vorzüglich gut; denn im Flusse frist er weniger, und sein Fleisch ist minder fest. Auch in der sächs. Schweiz ist der Lachsang Regal; der Pächter genießt daselbst den Titel eines Amtsfischers. — Für die nicht zu weit entfernten Orte wird der Lachs frisch (franz. frais, engl. fresh, ital. fresco) versandt; namentlich geschieht dies mit dem Rhein- und Elblachs in Deutschland und mit dem schottischen in England; Schnellsegler bringen sie hier in Eis gepackt nach London. Außerdem werden sie geräuchert (franz. fumé, engl. dried, ital. affumicato; holl. ge-rookt). In diesem Falle wird Kopf und Rückgrat weggenommen, das übrige drei Tage in Salz gelegt, dann abgetrocknet und geräuchert, was binnen drei Wochen geschieht; 20 pfündige sind dazu am tauglichsten. In England heißt der geräucherte Lachs kippered salmon, wenn er aus Schottland kommt, u. welch dried salmon, wenn er aus Wallis ist. Man hat den Lachs auch gesalzen (franz. salé, engl. pickled; ital. salato, holl. gezouten); in diesem Behufe nimmt man dem Lachse Rückgrat u. Eingeweide, spaltet den Kopf, legt den ganzen Fisch flach auseinander und läßt ihn eine Woche in Salzwasser liegen; dann trocknet man ihn an der Luft, packt

ihn mit Salz in abwechselnden Tagen in Tonnen, wobei 40 bis 50 Pfd. Salz auf die Tonne kommen, thut etwas Salpeter hinzu, schließt das Faß und gleßt durch das Spundloch so viel Lake hinein, als hinein geht. Der marinirte L. (franz. mariné, engl. spiced, ital. marinato oder carponato) wird so bereitet: Man schneidet ihn auf dem Rücken von einander, nimmt das Eingeweide weg, schneidet ihn in Stücke, welche man kocht (dies geschieht in besonderen Anstalten, die man Lachsfiedereien nennt); da er sich gekocht leicht aus einander blättert, bindet man ihn mit Bast zusammen, wässert u. wäscht ihn aus, legt ihn mit Salz in abwechselnden Tagen in einen Kessel, kocht ihn stark, wobei man ihn abschäumt, läßt ihn dann abkühlen und legt ihn mit Ingwer, Pfeffer, Lorbeerblättern und andern Gewürzen in gut ausgebrühten Kasser, schlägt diese zu und gleßt sie durch das Spundloch mit Lake, die man halb mit Essig versetzt hat, voll. — Im Fischhandel ist der Lachs einer der gesuchtesten Fische; der Rheinlachs wird allen übrigen vorgezogen. Unter den livländischen sind die rigaischen und narvaischen die besten; mit dem Räuchern verfährt man dort anders; man hängt sie nur 3 Tage u. 3 Nächte über brennendes Erlenholz; die gesalzenen gehen von da in kleinen Kässern. Die gesalzenen von Newfoundland kommen in Kässern von 360 — 490 Pfd.

Lachsforelle (Ichthyol.), s. v. a. *Salmo Trutta* L.

Lachslaus (Krustac.), s. v. a. *Caligus productus* Müll.

Lachsmuräne (Ichthyol.), s. v. a. *Munzelmund*, *Hypostoma plecostomus* Lacép., *Loricaria plecostomus* Bl.

Lachsradieschen (Bot.), s. v. a. hellrother runder Monatsrettig, s. *Raphanus sativus esculentus*.

Lachsfiedereien, s. *Lachsfana*.

Lachsför (Ichthyol.), s. v. a. *Stör*.

Lachsfeld, sachsen-weimar. Dorf, Kr. Weimar, Amt Dornburg; über 100 Einw.

Lachsumber (Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Seebarsch, *Labrax Lupus* Cuv.

Lachswurm (Krustac.), s. v. a. *Lachslaus*, *Caligus (Dinemura) productus* Müll.

Lacht (Hüttenw.), s. v. a. Frischschladen.

Lachta, europ. - russ. Fleder, Gouv. St. Petersburg, an der großen Newa, nordwestlich von St. Petersburg.

Lachtaube (Ornith.), s. v. a. *Columba risoria* L.

Lachte, hannöv. Fluß, Nebenfluß der Aller, Fürstenthum Lüneburg; entspringt bei Sprakenfeld, mündet bei Lachtenstein.

Lachter (Berglachter, Klafter), beim Bergbau übliches Längenmaß. Es zerfällt dasselbe in 8 Achtel zu 10 Lachterzoll à 10 Primen, die Prime zu 10 Sekunden, oder auch in 10 Fuß 10 Zoll und 10 Linien. Die Größe der Lachter ist nach den verschiedenen Plätzen abweichend. Die preussische L. ist = 80 preuss. Zoll = 2.0924 französ. Meter = 927, 53 französ. Linien = 6,441 pariser Fuß; die sächsische

= 7 breschner Fuß oder 878,976 franz. Linien = 3 1/2 Ellen = 6 Fuß 3 Zoll 10 1/2 Lin. rhein. = 1,982,330 Meter, seit dem 28. April 1830 genau = 2 Meter mit der Decimaleintheilung; die hannöv. L. (in Klauenthal) = 8 Spann à 10 L. Zoll = 6 F. 6 Z. 10,445 Lin. hannöv. Maß = 1,9189 franz. Meter; die braunschweig. L., mit derselben Eintheilung, = 1,91926 Meter; die badische L. ist = der 10theiligen Ruthe.

Lachterkette (Bergb.), s. Bergbau, S. 478.

Lachterlatte (Bergb.), s. v. a. Lachterstab.

Lachtermaß, ein hölzerner oder eiserner, 1/2 Lachter langer viereckiger Stab, auf welchem die Eintheilung der Lachter angegeben ist. Er ist beim Bergbau das Normalmaß für die übrigen Werkzeuge.

Lachterschnur (Bergb.), die Schnur von Hanf oder Bast, welche als Meßwerkzeug dient. Sie ist 10 — 12 Lachter lang, und jede einzelne Lachter ist durch Knoten oder Drahtringe angegeben. Damit die Schnur durch Witterungswechsel nicht verkürzt und verlängert werde, wird sie in Del gekocht und durch geschmolzenes Wachs gezogen.

Lachterstab (Lachterlatte), s. Bergbau, S. 478.

Lachweihe (Ornith.), s. v. a. *Thurmsfalk*, *Falco tinnunculus* L.

Lachweiler, württemberg. Weiler, Neckarkreis, Oberamt Weinsberg; 380 Einw.

Laciacum (a. Geogr.), Ort in Noricum Ripense, nach Rucher jetzt Frankenmarkt; nach Mannert Monsee, nach Reichard Walchen.

Laciano, ital. Fleden, Neapel, Prov. Terra di Otranto, südwestlich von Brindisi.

Lacibi (auch *Lacibis*, a. Geogr.), Ort in Hispania Baetica, der nach Plinius zum Gerichtsbezirk von Gades gehörte, nach Ptol. aber weiter östlich im Lande der Turduli und nordwestlich von Illiberis (Granada) lag (Ptol. II, 4, 2; Plin. III, 1, 3).

Laciburgium (a. Geogr.), Küstenstadt des nördlichen Germaniens, zwischen den Flüssen Ebalus (Trave?) und Suevus (Warne?), also westlich von Warnemünde, in der Gegend von Wismar. Einige halten es für Rapseburg, Andere für Lauenburg.

Lacidea (Bot.), nach Reichenbach, s. *Lacis*.

Lacina (lat.), 1) Zipfel, daher sprichwörtlich: mit dem Zipfel, d. i. mit genauer Noth (mit einem blauen Auge) davon kommen. — 2) (Anat.), der Zipfel, die Kranze, Frange. — *Laciniae tubarum Fallopie*, s. v. a. *Fimbriae tubarum Fallopii*, die Frangen der fallopiischen Röhren. S. Gebärmutter. — 3) (Bot. Term.), der Zipfel, der Fegen, jeder durch tiefere Einschnitte entstandene Zacken, der nicht sehr breit oder nicht stumpf zugerundet ist. Er findet sich bei getheilten, gespaltenen, zerrissenen und geschligten Theilen; wird auch zuweilen mit dem Lappen (s. Lobus) verwechselt.

Laciniatus (bot. Term.), geschieht, mit ungleichen Einschnitten u. Zacken, welche regelmäßiger und meist auch schmaler sind als

beim Zerfetzten (s. *Lacerna*), z. B. die Blätter von *Veronica austriaca* und *Crepis alpestris*, zum Theil die Blumen bei *Reseda*-Arten.

Lacinienfess (a. Geogr.), die Bewohner einer sonst unbekannten Stadt in Liburnien, höchst wahrscheinlich das heutige *Lacja* in Kroatien.

Lacinium (a. Geogr.), Vorgebirge an der Küste von Bruttium in Unteritalien, 100 Stadien südlich von Croton, die westlichste Spitze des tarentinischen Meerbusens, berühmt durch seinen alten und reichen Tempel der Juno Lacinia, in welchem Hannibal einen Altar mit einer punischen und griechischen Inschrift aufstellen ließ. Es sind von diesem Tempel noch bedeutende Ueberreste, namentlich eine große Säule, erhalten. Von dieser Säule führt das Vorgebirg jetzt den Namen *Capo di Colonna*, nach dem Tempel heisst es auch *Capo di Nau*. Auch von dem Flecken *Lacinium*, der nach und nach um den Tempel herum angebaut worden war, sind noch Ueberreste vorhanden.

Lacinula (bot. Term.), das Zipfelchen oder Ketzchen, ein kleiner Zipfel, oder auch ein an einem Zipfel selbst wieder vorkommender, durch tiefere Einschnitte entstandener Zaden. — *Lacinula inflexa*, das Umschlagläppchen an den Blumenblättern vieler Doldenpflanzen.

Lacinularia (Zoophyt.), nach Ehrenberg, Pappenthierchen, Gatt. der Infusoria rotifera *Floscularia Ehrenb.*, der Gattung der quallenartigen Infusorien nach Dkn. Charakter: Mit zwei Augen, haufenweise verschmolzenen Futteralen und einem zweiflappigen Räderorgan. Wichtigste Art: *L. socialis Ehrenb.*, Infus. XLIV. 4, *Vorticella socialis Lam.* Mit gelben, gallertigen, in eine Kugel gehäuften Futteralen; Räderorgan sehr breit, hufeisenförmig.

Lacinulatus (bot. Term.), feinschligig, feingeschligt, bei einer Zertheilung in schmälere und kürzere Zipfel als bei *Lacinatus*, oder auch bei kleinen geschligten Theilengebräuchlich.

Lacipea (a. Geogr.), Ort in Lusitanien an der Straße von Augusta Emerita nach Caesar-Augusta (in der jetzigen Prov. Extremadura).

Lacippo (a. Geogr.), Stadt in Hispania Baetica, nicht weit vom Meere, deren Ruinen sich beim heutigen Aleippo unweit Casares in Granada finden (Ptol. II, 4).

Lacis (Bot.), nach Schreber, Schlüßblatt, Borstenfarn nach Dkn, Gatt. der *Podostemonaceae Rich.*, *Polyandria Digynia L.* Charakter: Kelch und Krone fehlen; viele Staubfäden, in den Boden eingefügt; 2 Griffel; mehrere Samen in einem einfächerigen zweiflappigen Behälter. Kleine amerikanische Wasserpflanzen; von 14 Arten bekannteste: 1) *L. fluviatilis Willd.*, *Mourera fluviatilis Aubl.* Guian. I, T. 233. Wurzel kriechend, Stengel rauh. Blätter abwechselnd, ungestielt, auf beiden Seiten glatt. In den Bächen und Flüssen von Guiana. — 2) *L. foeniculacea Spr.*, *Maranthum foeniculaceum H.B.*, Plant. aequin., T. 114. Wurzel knollig, Blätter zusammengesetzt, gelappt, vielspaltig, borstenförmig. An Felsen in Flüssen von Neugranada. Die Gatt. ist der

Typus der *Lacideae Rich.*, welche eine Gruppe der *Podostemonaceae Rich.* ausmachen.

Lacise, österreich.-italien. Marktst., Benedig, Prov. Verona, am Gardasee; Hafen, Schifffahrt; 2700 Einw.

Lacistema (Bot.), nach Swartz, Gabelpfeffer, Gatt. der *Amentaceae Spr.*, der *Urticaceae Rich.*, der *Lacistemeae Mart.*, *Monandria Digynia L.* Charakter: Der Kelch bildet ein schuppiges Kägchen; Krone viertheilig; Staubfäden gespalten; zwei Griffel; Beere einsamig, gestielt. Fünf Arten, Sträucher in Westindien u. Brasilien; bekannteste: *L. myrtoides Sw.*, *Piper aggregatum Berg. Act. helv.* 7, T. 10, American Pepper. Auf Bergen *Jamaika's*, Surinams und Brasilens. Blätter eiförmig-lanzugespißt; Blüthenähren gehäuft, stiellos, kurz. Die Gatt. ist der Typus der *Lacistemeae Mart.* (s. d.).

Lacistemea (Bot.), nach Martius, Lacistemeen, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Perigon frei, tieftheilig. Staubgefäß 1; Staubfaden zweizellig, auf jedem Schenkel eine 1fächerige, querauspringende Anthere, (oder nur ein getrenntes Antherenfach) tragend. Eierstock (meist) auf einer unterweibigen Scheibe sitzend, 2-3fächerig, oft mit unvollständigen Scheidewänden, mehr eilig; Eichen hängend. Narben 2-3, pfriemlich, sitzend oder von einem sehr kurzen Griffel getragen. Kapsel 1fächerig, 2-3klappig, mit mittelflappigen 1- oder seltener mehrsamigen Samenträgern. Samen in einen fleischigen Mantel eingehüllt, eiweißhaltig. Keim gerade, achsenständig mit oberständigem Würzelchen und flachen, auf einander liegenden Keimblättern. Bäume oder Sträucher. Die Blätter wechselständig, einfach, ganzrandig oder gesägt, lederig, immergrün, mit häutigen, abfälligen Nebenblättern. Die Blüthen zwittrig oder einhäusig in winkelförmigen, deckblättrigen Aehren (Kägchen). Die Lacistemeen umfassen nur 6, in die zwei Gattungen *Lacistema Sw.* und *Nematospermum Rich.* vertheilt, im tropischen Amerika einheimische Arten und werden von den Botanikern bald in die Nähe der *Echloranthaceen* und *Piperaceen*, bald in die der *Urticeen* und *Salicaceen* gebracht, scheinen sich aber keiner dieser Familien naturgemäß anschließen zu wollen. Nach Reichenbach bilden sie eine Untergruppe der *Urticeae*, nach Dkn stehen sie unter den *Rufinae* oder *Böllen* (Bl. 13, Zunft 13). Ueber ihre Eigenschaften oder Benennung ist nichts bekannt. Vergl. Martius, *Nova genera* I, S. 154.

Lacius (griech. Myth.), attischer Heros, der ein Heron am heiligen Wege von Athen nach Eleusis hatte, und nach welchem die Gemeinde der *Laciaden* benannt war.

Lack (Bot.), auch Lack-Viole, s. v. a. *Cheiranthus Cheiri L.*

Lack (Pharmacie und Technologie). Mit diesem Namen pflegen drei ganz verschiedene Dinge bezeichnet zu werden: 1) das Harz, welches unter dem Namen *Gummilack* (s. d.) bekannt ist; — 2) diejenigen Firnisse, welche Harze als wesentliche Bestandtheile gelöst enthalten

und daher bezeichnender Lackfirnisse genannt werden; — 3) die eigentlichen Lackfarben, s. d.; — 4) (Hüttenw.), die sich über dem Kranz des Schmelzofens zeigende Flamme. Wenn sie weiß und hoch ist, so ist dies ein Zeichen, daß das Werk leicht fließt, ist sie gelb oder braunroth, so fließt es schwer.

Lack (Geogr.), 1) (Groß-L.), österr. = illyr. Dorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Treffen am Temainzbache; 500 Einw.; — 2) österr. Stadt, s. v. a. Bischofslaak; — 3) nordamerik. Flecken, B. St., Staat Pennsylvania, Grafschaft Juniata; 1840: 770 Einw.

Lackar, ostind. wasserlose Insel im Sundar Archipel, östlich von Moa; wird von Malaien bewohnt.

Lackawannok, nordamerik. Flecken, B. St., Staat Pennsylvania, Grafschaft Mercer; 1840: 2130 Einw.

Lackawagen, nordamerik. Flecken, B. St., Staat Pennsylvania, Grafschaft Pike; 1840: 760 Einw.

Lack-Croton (Bot.), s. v. a. Croton lacciferum L., Aleurites laccifera Willd. (s. d.).

Lack-dye, ein aus dem Gummilack gewonnenes Produkt, welches, wie das Lack-Lack, zum Rothfärben, vorzüglich der Wolle, verwandt wird. Stodlack, von den darin befindlichen Pflanzenstielen befreit, wird gepulvert und mit warmem Wasser ausgezogen. Der durch Abdampfen der Lösung erhaltene Farbstoff wird in quadratische Kuchen geformt und als L. in den Handel gebracht. Der Rückstand liefert den Körnerlack (Lac in granis), welcher zu Schellack verarbeitet wird. Die nähere Zusammensetzung des L. ist noch nicht genau bekannt; man weiß nur so viel, daß es eine bedeutende Menge Harz und einen rothen, von Schildläusen (Coccus laccas) herrührenden Farbstoff enthält, welcher theilweise durch Wasser, vollständiger durch Säuren, besonders durch Schwefel- und Salzsäure ausziehbar ist. Bei Anwendung des möglichst reinen Farbstoffs erhält man Farben, welche den durch Cochenille erhaltenen nicht nachstehen. Das rohe Lack wendet man jedoch vorzugsweise bei rothgelben Nuancen an, weil die zarteren, wie Rosa, durch die zur Auflösung des Lacks angewandten Säuren in Bezug auf Glanz leiden. Soll mit L. gefärbt werden, so bedarf es noch einiger Zubereitungen, um den Farbstoff aus seinen Verbindungen auszuscheiden. Bancroft wandte zu dem Zweck Schwefelsäure an, theils wegen der Wohlfeilheit derselben, theils weil der Farbstoff bei vorsichtiger Behandlung dadurch keine merklichen Veränderungen erleidet.

Vorschriften für die Zubereitung des L. behufs des Färbens sind folgende:

1) Ein Gemenge von 4 Theilen Lack mit concentrirter Schwefelsäure wird im Sommer 24, im Winter 48 Stunden stehen gelassen, darauf unter Umrühren mit 32 Pfund kochenden Wassers verdünnt und wieder zum Absiegen des Rückstandes hingestellt. Die klare Flüssigkeit wird in einen bleiernen Kessel gegossen und mit dem Waschwasser des vorhin gebliebenen Rückstan-

des gemischt. Alsdann wird die Lösung mit so viel Kalk gesättigt, daß $\frac{1}{2}$ der angewandten Schwefelsäure neutralisirt werden. Der Niederschlag von Gyps wird dann entfernt und die Flüssigkeit weiter zum Färben verwandt. Diese Behandlungsweise findet in England die meiste Anwendung.

2) 32 Theile L. werden mit 10 bis 12 Theilen Schwefelsäure von 1,85, oder Salzsäure von 1,13 spec. Gew., beide mit der dreifachen Gewichtsmenge Wassers verdünnt, angerieben. Das Gemenge wird im Winter 48, im Sommer 24 Stunden stehen gelassen und dann mit einer nöthigen Menge Flußwassers versetzt.

3) 32 Theile L. werden mit 12 Theilen Salzsäure von 1,148 spec. Gew., welche mit gleichem Gewichte Wasser verdünnt ist, angerührt. Das 24 Stunden stehen gelassene, öfters umgerührte Gemenge wird zuletzt mit Wasser versetzt.

Jetzt wird L. fast ausschließlich mit Salzsäure behandelt. Um damit zu färben, setzt man zu jedem Pfunde $\frac{1}{2}$ Pinte sog. Lackgeist (Lac spirit), eine Lösung von Zinnchlorür, welche durch Auflösung von 1 Pfund Zinn in 20 Pfund rauchender Salzsäure bereitet ist. Vor dem Gebrauche läßt man die Mischung 6 Stunden ruhig stehen.

Der L. bietet im Aeußeren kein sicheres Merkmal seiner Güte dar. Um daher in dieser Beziehung ein Urtheil fällen zu können, muß man zum Probefärben seine Zuflucht nehmen. Es geschieht dieses leicht auf folgende Weise: Man schneidet vom Walker für die Färberei vorbereitete Tuch in kleine, etwa dreißköllige Stücke, um für spätere vergleichende Proben dasselbe Material zu haben. Alsdann bringt man das Tuch in eine kochende Lösung von 5 Gran gereinigtem Weinstein in $\frac{1}{2}$ Pfund reinen Wassers. Hat das Tuch einige Zeit hindurch gekocht, so setzt man ein Gemenge von 5 Gran L. und 10 Gran frischbereitetem Zinnchlorür, mit Wasser zusammengerieben, hinzu und läßt, je nachdem der Lack von feinerer oder geringerer Qualität war, 10 bis 12 oder 15 bis 20 Minuten sieden. Das durch einen Faden in der Flüssigkeit suspendirte Tuch wird dann herausgezogen, mit kaltem Wasser gewaschen, langsam getrocknet und mäßig gepreßt. Gewöhnlich wird bei der Färberei zum L. nebst Weinstein noch Schmach gesetzt (auf 2 Theile Schmach etwa 5 Theile Weinstein). Dieses Verhältniß ist jedoch keineswegs ein konstantes; es muß vielmehr ein jeder Färber durch eigene Versuche die passenden Verhältnisse ausfindig machen. Diesem Uebelstande wird aber allmählig dadurch entgegengesteuert, daß die Färbereiwaarenhändler verschiedene Sorten in gewissen Proportionen im gepulverten Zustande mischen, so daß der Färber den auf diese Weise präparirten Lack in bekannten Verhältnissen anzuwenden im Stande ist.

Lackei (v. Lacken, s. d.), ein in Livree gekleideter Bedienter zu Fuß, der zum Aufwarten und Aufspicken gebraucht wird. Je nach ihrer verschiedenen Stellung werden Hof-, Kammer-, Leib-, Kohnlackei unterschieden.

b) Auf einem $1\frac{1}{2}$ Meter langen und ungefähr 1 Meter breiten, mit einem Kranze versehenen Tische von lackirtem Holze mischt man mit einem Reibkolben von Ebenholz Rinds- oder Schweinsgalle und sehr fein pulverisirten und durchgeseihten rothen Sandstein untereinander. Diese Operation muß sehr langsam vor sich gehen und dauert einen ganzen Tag, wobei sich ein ziemlich starker Ammoniakgeruch entwickelt; nun überstreicht man — c) das zu lackirende Gerath mit einer ziemlich dicken Lage dieser Mischung und bedient sich dazu eines großen breiten Pinsels (Lackirpinsel) von etwa 15 Centimeter Länge, wobei man darauf zu sehen hat, daß der Auftrag überall ziemlich gleichmäßig geschehe. Man läßt ihn dann an der Luft trocknen, wo er ein gekörntes Ansehen und eine braunrothe Farbe annimmt. Endlich — d) geschieht das Poliren des Ueberzuges auf eine leichte und rasche Weise; es genügt, wenn man mit einem Glätter von rothem Sandstein einige Male darauf hin und her fährt. Um das kleine Möbel bis zum Lackiren fertig zu machen, bedarf es nun weiter nichts, als daß man es mit Gummiwasser, vermengt mit gepulverter Kreide, überstreicht, oder, wie man es in Japan macht, mit Wachs abreibt, damit der Firniß nicht in das Holz eindringe. — Aus den übereinstimmenden Berichten unterrichteter Reisenden ist der chinesische Lack ein röthliches Harz, welches aus den Einschnitten herauschwitzt, die man einem Baume beibringt, welcher in den Provinzen So-tschuen, Kiang-si, Tschekiang, Ho-nann in China und in den Provinzen Istsoka, Figo und Yamatto in Japan heimisch ist. Der Baum heißt auf Chinesisch Tsi und auf Japanisch Sidschu und Urusi-no-ki. Der Vater d'Incarville hat ihn auf der ersten Kupfertafel seines Werkes abgebildet. Von welcher Art aber auch der Ursprung des Lacks seyn mag, so kommt er nach Kanton aus den Provinzen So-tschuen und Kiang-si, zum Austausch gegen Wollen- und Baumwollenzuche oder andere europäische Artikel. Es gibt verschiedene Qualitäten und der Preis variirt von 364 bis 864 Franken für 100 Kilogramm. Der Lack, welcher für den besten gilt, hat eine dunkle, ins Rothe spielende Milch-laffefarbe. Er ist etwas theurer, als der oben erwähnte, u. kommt gewöhnlich aus So-tschuen. Die zweite Qualität kommt ebendaher, sie hat eine etwas hellere Farbe; die dritte Qualität ist noch etwas blässer. Je mehr die Farbe ins Weiße spielt, desto weniger fein und theuer ist der Lack und um desto weniger schnell wird er an der Sonne schwarz. Die Tönnchen, in denen er versendet wird, sind klein und länglich rund und werden Tubs genannt; sie sind 37 Centimeter tief und haben einen Durchmesser von 31—47 Centimeter; mittelst eines einfachen Holzdeckels werden sie verschlossen, über welchen ein Blatt starkes Baumwollen- oder Bruffoneziapapier geklebt wird. Die Tönnchen enthalten ungefähr 24—30 Kilogramm. Man unterscheidet verschiedene Sorten; der Nien-tsi (Firniß von Yen-tschu-fu, Tschekiang) gibt ein glänzenderes Schwarz, als der Sit-si; das Kilo

kostet ungefähr $1\frac{1}{2}$ Thlr.; der Sit-si (Firniß von So-tschu-fu, Kunt-tschu) wird mit 25 Sgr. in Peking verkauft; Kuang-tsi (Firniß von Kuang-tschu-fu) spielt ins Gelbe und kostet in Peking über 2 Thlr.; er ist reiner als die beiden anderen Sorten. Auch hat er noch den Vorzug, daß man beim Gebrauche ungefähr die Hälfte Tong-pehu, ein in China sehr gewöhnliches Del, beimischen kann; Kuang-tsi (glänzender Firniß); um mit dem Nien-tsi in reinem Zustande oder mit $\frac{1}{4}$ Sit-si vermischt, den schönsten chinesischen Firniß zu machen, läßt man ihn verdunsten, setzt auf jedes Pfund Lack 4 oder 6 Quentchen an der Sonne verdichtete Schweinsgalle hinzu, sodann 4 Quentchen in ein wenig Wasser aufgelösten römischen Vitriol. Man rührt das Ganze tüchtig um, bis der Schaum eine violette Farbe annimmt. Der auf diese Weise bereitete Firniß heißt Kuang-tsi. Yang-tsi (Firniß von jenseits des Meeres); wenn der Kuang-tsi ganz ausgedunstet hat, setzt man auf jedes Pfund Firniß ein Quentchen fein pulverisirtes gebranntes Hirschhorn od. Elfenbein hinzu und eine Unze trockenes Theeröl. Auf diese Weise erhält man den Yang-tsi oder schwarzen Firniß der Japanesen; Tschav-tsi (Deckfirniß), ist durchsichtig gelb und besteht zur Hälfte aus Kuang-tsi und zur Hälfte aus trockenem Tong-pehu; man überstreicht beim Marmoriren den Goldstaub mit einer Lage dieses Firnisses; Kim-tsi (Goldfirniß), er ist goldgelb, und wird aus der Hälfte Sit-si und aus der Hälfte Tong-pehu bereitet. Um die Marmorirung nachzuahmen, streut man den Goldstaub auf eine Lage dieses Firnisses und bedeckt sie mit einer Lage Tschav-tsi; Hoa-kim-tsi (Goldfirniß für die Maler); es ist der Firniß, dessen sich die Lackmaler bedienen, um ihre Farben anzumachen; auch ist es eine Art Beize, um das Gold zu befestigen. Er besteht zur Hälfte aus Tschav-tsi und zur Hälfte aus Kim-tsi.

Nach diesen specielleren Angaben wollen wir uns in dem kleinen Laboratorium des Lackirers umsehen, wo der Firnißlack zum Gebrauche zubereitet wird. Man beginnt damit, daß man in jedes Tönnchen Lack erster Qualität die doppelte, oder bei Lack zweiter Qualität die einfache Quantität Wasser zugießt. Hierauf setzt man auf jedes Tönnchen Lack noch 37 Gramme Del von Camellia sesanqua oder oliefera, eine Schweinsgalle und 18 Gramme Reissessig zu. Hat sich der Lack verdickt, so gibt man ihm noch mehr Flüssigkeit durch das Hinzugießen von Weinessig, aber nicht von Wasser. Diese verschiedenen Substanzen werden aufs Genaueste durcheinander gemischt und dadurch ein sehr feiner, teigiger, glänzend-schwarzer Firniß erhalten. In einem von allen Seiten verschlossenen Alcohl streicht man mittelst eines flachen Pinsels (Tschat-schunn), von denen in Ping-po-höong in der Provinz Kuang-tong für 22 Sgr. das Duzend zu haben ist, den Lack in ganz dünnen Schichten auf die Möbel; dabei versteht sich von selbst, daß Sorge getragen werden muß, daß weder Staub, noch Fliegen, noch andere Insekten sich auf die Oberfläche niederlegen. Gleich nachdem

sich unterscheiden in solche von Blech, Holz, Papiermaché und Leder. Die lackirten Blechwaaren, denen man schöne Formen gegenwärtig durchs Prägen und Drücken auf der Drehbank gibt und später die Lackirung folgen läßt, werden vorzugswelse in Berlin, Koblenz, Barmen, Ludwigsburg, Esslingen, Kassel, Braunschweig, Göppingen etc. verfertigt. In allerlei Dosen, sogenannten Mülledosen aus Papiermaché, leisten vorzügliches Schmöln, Neutkirchen, Borna, Freiberg und Dresden.

Lackkraut (Bot.), s. v. a. Gartenbalsamine, *Impatiens balsamina* L.

Lack-Lack, ein aus Indien zu uns Kommendes, aus dem Gummilack gewonnenes Produkt, welches einem der Cochenille ähnlichen, färbenden Körper enthält. Es wird durch wiederholtes Auskochen des gepulverten Gummilacks mit barch kohlensaures Natron alkalisch gemachtem Wasser gewonnen. Die erhaltene Lösung von Farbstoff mit Harzen wird mit Alaun versetzt, wodurch ein Niederschlag entsteht, welcher aus gemengten Verbindungen von Thonerde mit Farbstoff und Harzen zusammengesetzt ist. Dieses Gemenge besteht etwa zu $\frac{2}{3}$ seines Gewichtes aus Harzen und aus $\frac{1}{3}$ Thonerde und kommt in Form kompakter harziger Massen von matt violetter Farbe in Stücken von etwa 3 Zoll Breite und 1 Zoll Dicke in den Handel. Nach Bancroft wird dem L. noch ein schleimiger Körper des indischen Rodus-Baumes als nützlich eingesetzt. Es hat jedoch diese Masse in Bezug auf Färberei keinen großen Beifall gefunden.

Lackleykoje (Bot.), s. v. a. gemeiner Lack, *Choisanthus Cheiri* L.

Lacktorfche (Bot.), nach Dlen, s. v. a. *Aleurites lacicifera* Willd.

Lackmoos (angew. Bot.), s. v. a. Lackmus.

Lackmus (angew. Bot. und Waarenkunde), auch *Lacmus*, *Lakmus*, *lacca musci* s. *lacca coerulea*, franz. *tournefol en pain*, *pâte*, *pietre* oder *d'Hollande*, engl. *litmus*, italien. *laccamuffa*, *lacca secca*, *lacca azurea*, holländ. *lakmoes* in *broodens*. Der deutsche Name ist aus dem holl. *lakmoes*, d. h. Lackmoos, entstanden; der französische daher, weil ihn die Holländer zuerst aus den Tournefolappen bereiteten; später brauchten sie dazu die Orseilleflechte, *Roccella tinctoria* Ach.; jetzt nehmen sie auch die Weinsteinflechte, *Lecanora tartarea* Ach. dazu. In der Auvergne um Saint-Flou und zu Rhon stellt man den L. aus der auf den auvergner Gebirgen häufig wachsenden Parellflechte, *Lecanora parella* Ach., her. Früher war die Bereitung ein Geheimniß der Holländer und daher der Handel mit L. bloß in ihren Händen. Gegenwärtig ist die Kenntniß der Bereitungsweise ein Gemeingut und es kommen nun unter dem Namen L. zwei wesentlich verschiedene Farbstoffe im Handel vor; nämlich L. in Flecken und L. in Stücken. Das eigentliche L. oder L. in Stücken wird aus *Roccella tinctoria*, einer aufrechten, cylindrischen, mit graugrünen Ästen und zerstreuten bläulichen Fruchtscheiben versehenen Flechte gewonnen, welche in Form satiger Rasen an den Klippen des südl. Europa, der kanarischen Inseln, der Azor-

ren, des grünen Vorgebirges, des Kap der guten Hoffnung und der Insel Bourbon vorkommt. Sie wird unter dem Namen „Arantorseille“ in Holland verarbeitet. Auch die *Lecanora tartarea*, eine in Schweden Felsen, Moose, Erdboden und Bäume überziehende Flechte mit rothgelben Fruchtlagern, wird zur Lackmusfabrikation verwandt. Die Flechten werden einige Tage lang in einer gleichen Gewichtsmenge mit $\frac{1}{10}$ gelächtem Kalk und eben so viel Alaun versetztem Urin eingeweicht, und etwa einen Monat der Gährung überlassen. Ueber die fernere Behandlung des L. ist nichts Bestimmtes bekannt, da sie sehr geheim gehalten wird. Das in Form quadratischer dunkelblauer Kuchen von mattem erdigen Bruch in den Handel kommende L. enthält eine große Menge Erden, welche zur Vermehrung der Masse hinzugesetzt werden. Außerdem fand Pereira in einer großen Anzahl verschiedener Proben aus Holland eine Beimengung von Indigo, welche sich dadurch zu erkennen gibt, daß der mit Wasser ausgezogene Rückstand stets eine blaue Farbe behält und durch Erhitzen Dämpfe entwickelt, welche in Krystallendem Indigo gleich sublimiren. Es enthält der L. außer diesen Stoffen organische Pflanzenüberreste und ein organisches, beim Erhitzen als kohlensaures Ammoniak sich verflüchtigendes Ammoniaksalz. Das kausliche L. besteht, nach Kane, aus vier an Ammoniak, Kalk u. s. w. gebundenen Farbstoffen, nämlich Erythrolein, Erythrolitmin, Azolitmin und Spaniolitmin. Diese Körper werden auf folgende Weise dargestellt. L., mit kochendem Wasser erschöpft, liefert eine blaue Lösung und einen helleren bläulichen Rückstand (vielleicht von Indigo herrührend). Die blaue Lösung wird mit Bleizucker gefällt und der gewaschene Niederschlag mit Schwefelwasserstoff zersetzt. Aus dem Niederschlage wird der Farbstoff durch Digestion mit Ammoniak ausgezogen, darauf die Lösung eingedampft, mit Salzsäure behandelt und mit Alkohol ausgewaschen. Der so erhaltene braunrothe Rückstand ist Azolitmin und Spaniolitmin. Wird der Rückstand des wässerigen Auszuges vom L. mit Wasser angerührt, darauf bis zur stark sauren Reaktion mit Salzsäure versetzt und die Flüssigkeit abfiltrirt, so bleibt auf dem Filter eine rothe Masse, welche man sorgfältig auswäscht, trocknet und darauf mit Alkohol erschöpft. Die verschiedenen Auszüge werden vereinigt, zur Trockne eingedampft und mit Aether behandelt, welcher beim Verdunsten das ölige, karmoisinrothe Erythrolein hinterläßt. Die in Aether unlösliche Masse, aus welcher das Erythrolein gewonnen ist, wird durch einen heißen trockenen Luftstrom vom Aether befreit, und stellt so das Erythrolitmin dar. Das L. wird gleich dem Indigo durch das oxydirende Mittel entfärbt. Schwefelammonium bringt diese Entfärbung schon in einigen Minuten hervor. Die grünlich gewordene Lösung wird in Berührung mit Sauerstoff unter einer Glocke oder an der atmosphärischen Luft bald wieder blau. Schwefelwasserstoff übt denselben Einfluß darauf aus, ohne Auscheidung von Schwefel. Die Entfärbung durch dieses Mittel scheint nicht Folge einer Verbindung

Berlegen des Niederschlags mit Schwefelwasserstoff. Sie krystallisiert in hellgelben Körnern, schmeckt sauer, zerfließt an der Luft, löst sich in Wasser, Alkohol und Aether, schlägt Kalk- und Waptsalze nicht nieder, färbt Blei, Quecksilber- u. Eisenoxydsalze weiß, gibt mit Alkalien u. Kalk zerfließliche, in Weingeist lösliche Salze.

Lack-Schildlaus (Entom.), s. v. a. *Coccus laeca* Kern.

Lackstoff (Chem.), im Gummilack eigen unterschiedener Stoff, gelblich, in Weingeist und Aether unlöslich.

Lacktinktur, wässerige und spirituose, s. Gummilack, S. 359.

Lackviole (Bot.), s. v. a. gemeiner Lack, *Cheiranthus Cheiri* L.

Lackwurm (Entom.), s. v. a. Lack-Schildlaus, *Coccus laeca* Kern.

Lackzinnober (Baarenk.), sehr feine Art Zinnober, kommt vorzüglich aus Wien und wird zu Siegelack gebraucht.

Lac Lemau (Geogr.), s. v. a. Genfersee.

Laclos, Pierre Amboise François Choberlos de, s. Clos.

Lac lunae (Min.), s. v. a. Bergmild.

Lacuze (Biogr.), s. v. a. Delacluze.

Lac mercuriale (lat.), weißes Quecksilberpräcipitat.

Lacmon (a. Geogr.), der nördliche Theil des Gebirges Pindus an der Grenze zwischen Thessalien und Aetolien, der die Quellen der Flüsse Neas und Inachus enthält; jetzt Liata, östlich vom heutigen Mezzoio.

Lacmus (angew. Bot. und Baarenk.), s. v. a. Lackmus.

Lac noir (franz.), s. Schwarzer See, vgl. Oberpyrenäen, S. 55.

Laco, aus Samos, ein Pythagoräer.

Lacobriga (a. Geogr.), 1) Stadt der Baccider im Norden von Hispania Tarraconensis am Flusse Pisuerga und an der Straße von Asturico nach Tarraco, jetzt Lobera (Ptol. II, 6); — 2) Stadt an der Südküste Lusitaniens, östlich vom Promontorium sacrum und dem Portus Hannibalis, jetzt Lagoa (Mela III, 1, 6).

Lacoma, Franz Joseph Paul, spanischer Genremaler, 1780 zu Barcelona geb., Schüler Roberts daselbst, gewann alle Aufmunterungspreise der königl. Akademie und zuletzt jenen, welcher ihm auf 5 Jahre eine Pension zusicherte. Mit dieser ging er nach Paris, studierte hier unter van Spaendonck, David und Gros und erhielt 1810 eine goldene Medaille bei der pariser Kunstausstellung. Im Jahre 1819 wurde er Hofmaler, Mitglied der Akademie von San Fernando zu Madrid, Ritter u. s. w. Neben trefflichen Frucht- und Blumenstücken, die in Paris, Madrid, Petersburg, Neapel, Florenz etc. zerstreut sind, malte er gute Bildnisse, von denen mehre gestochen oder lithographirt sind.

Laconcevan, hinterind. Stadt, Ober-Siam, s. Siam.

La Condamine (Biogr.), s. Condamine.

Laconi, ital. Flecken, Sardinien, Cagliari, nordwestlich von Jistiz; 1040 Einw.

Laconica (Geogr.), s. Lakonien.

Laconica (Antiq.), 1) s. Calceus; — 2)

eine kleine Art von Schiffen; — 3) eine Art der *Lactuca* (s. d.) mit distelartigem Blatt, hohem Wuchs, ohne Seitensprossen.

Laconicum (Antiq.), 1) kleiner Raum in den Palästen, Gymnasien und Bädern zum Behuf eines trockenen Schwigbades. Das L. war eine Art Dampfbad, findet sich aber in der älteren Zeit, z. B. in den Gymnasien Athens zur Zeit Plato's, nicht erwähnt; vgl. Bad (Geschichte der Bäder), S. 1111.

Laconicus Sinus (a. Geogr.), der mittlere der drei größeren, von der Südküste des Peloponnes gebildeten Meerbusen, zwischen dem messenischen und argolischen; in ihn mündet der Eurotas. Er beginnt westlich beim Vorgebirg Tanarum, endet östlich beim Vorgebirg Malea und wird ganz von der Landschaft Lakonien umschlossen. Strabo (VIII, S. 335) gibt seinen Umfang zu 670 Stab. (= 16 $\frac{3}{4}$ g. M.), Plinius (IV, 5, 8) zu 106 Mill. (= 21 g. Meil.) an. Jetzt heißt er Golf von Kolokithia oder Goloschina, an der Ostküste aber auch Golfo di Castel Rampano.

Lacoinmurgi (a. Geogr.), 1) Stadt der Bertonen in Hispania Tarraconensis, südwestl. von Mantiana; — 2) Stadt in Hispania Baetica, zwischen dem Bätis und Anas, von Plinius mit dem Beinamen Constantia Julia genannt; jetzt Constantina am Guadiana (Anas) in Alentejo (Ptol. II, 5).

Lacoste (Biogr.), 1) Louis Emil, franz. Formschneider, 1774 zu Castelnau d'Arge, autodidakt, erhielt in Paris den Titel eines Graveur breveté des Monus-Plaisirs du roi, du garde-meuble de la couronne etc., lieferte Arbeiten in Stahl, Kupfer und Holz; man findet Blätter von ihm in Norvins Histoire de Napoléon; — in des Grafen Raczyński's Geschichte der neuern deutschen Kunst; — in Daniels von Foë Robinson Crusoe's Leben und Abenteuer, Stuttgart 1837, gr. 8. u. s. w. — 2) F. E. G. de, Sohn des, nach dem Ausbruche der Unruhen in Belgien 1790 zu Furnes gestorbenen österreichischen Majors Alex. Augustin de L. de Torstraeten, wurde von seiner aus Mecheln stammenden Mutter sehr sorgfältig erzogen und noch sehr jung von Napoleon zum Staatsrathsauditor ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit dem Kaiserreich wurde L. als Unterpräfekt zu Appingadam im Departement der westlichen Ems angestellt und später in gleicher Eigenschaft zu Aachen. Nach der Trennung Belgiens von Frankreich ward er Divisionschef im Ministerium des Innern und behielt diesen Posten bis 1821, wo ihn der König zum Mitgliede des Staatsrathes ernannte; 1825 ward er Gouverneur der Provinz Antwerpen und im Jan. 1830 Gebbelschroys Nachfolger im Ministerium des Innern. Er war seinem Vorgänger an Talent ohne Zweifel weit überlegen, sein Scharfsinn, sein treffendes Urtheil, seine umfassenden Kenntnisse machten ihn zu einem der ausgezeichnetsten Mitglieder des Staatsrathes und wenn seine abstoßenden Formen ihn zu einem Provinzialvorstand oder einem Minister nicht eigneten, so wurde dieser Mangel durch seine Geschicklichkeit, ausgezeichneten Talente für die höhere Verwaltung

um das Jahr 330 in hohem Alter. Von seinen Schriften rhetorischen und grammatischen Inhalts hat sich nichts erhalten; dagegen besitzen wir von ihm noch ein Gedicht „Phönix“, enthaltend eine poetische Schilderung dieses Vogels und eine Zusammenstellung der betreffenden Mythen (Ausg. von Bernsdorf, Poett. Lat. min. III, S. 298–322; — von Martini, Lüneburg 1825). Ein dem L. ebenfalls zugeschriebenes Gedicht *Odoi noqunov* (Itinerarium de Africa usque Nicomediam) besitzen wir nicht mehr. Ob er auch der Verfasser einer Sammlung von 100 Räthseln in lateinischen Versen ist, welche die Aufschrift eines Cölius Firmianus Symposius führt, ist schwer zu entscheiden. Unter seinen spätern Schriften ist die bedeutendste *Divinarum Institutionum* Libb. VII, nicht bloß in apologetischer Absicht, sondern auch zu dem Zwecke geschrieben, die christliche Lehre bei den philosophischgebildeten Heiden zu empfehlen. Die Sprache dieser Schrift ist wahrhaft klassisch, so daß man ihm den Namen eines Cicero Christianus deshalb gegeben hat. Ausgaben der Werke des L.: Editio princeps, Rom 1465; Venedig 1471–1502; Walch, Leipzig 1715; — Chr. A. Heumann, Göttingen 1736; — D. F. Fritzsche, Leipzig. 1832. — 2) L. Placidus, lateinischer Grammatiker, etwa aus der Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr., bekannt durch eine noch vorhandene Schrift *Argumenta Metamorphoseon Ovidii*, welche über die von Ovid behandelten Mythen sich verbreitet und dieselben prosaisch umschreibt; abgedruckt in den *Mythograph.* Lat. von Th. Muncker, Amsterdam 1681, und von El. van Staveren, Leyden 1742.

Lactaria (Bot.), s. v. a. molukfischer Schellenbaum, *Cerbera lactaria* Hamilt.

Lactarin, Verdichtungsmittel aus Buttermilch, zum Aufdruck des Ultramarinblaus und anderer pulverförmiger Farben auf Zeuche. Es wurde von Robert Pattison verfertigt u. besteht aus einem feinen, zu Pulver gemahlenen Käsestoff. Mit Wasser und Salmiakgeist wird dasselbe aufgelöst, wodurch es gummiartige Konsistenz erhält. Schon seit einer Reihe von Jahren befestigte man Mineralfarben, künstliches Ultramarin, Sienna-Erde mittelst Eiweiß auf Zeuche, dann auch Eiweißstoff in Pulverform, den man aus dem Blute geschlachteter Thiere gewann. Am wohlfeilsten aber ist jedenfalls das Kasein, welches Pattison L. nennt und welches dürfte jedenfalls das Albumin, wenigstens für schwere Muster ersetzen.

Lactarius (Bot.), Untergatt. von *Agaricus* L., s. v. a. Milchblätterspilz (s. d.).

Lactate, s. v. a. milchsaure Salze.

Lactarius Mons od. **Lactis Mons** (a. Geogr.), Hügel in Kampanien, zu den Apenninen gehörig, 4 Mill. östlich von Stabia, seiner vorzüglichen Futterkräuter wegen einzig zur Viehzucht benutzt. Zahlreiche Kranke aus allen Gegenden kamen daselbst zusammen, um die Milchkur zu gebrauchen, indem die Milch der dortigen Kühe für besonders heilsam galt. Historisch merkwürdig ist der Hügel durch den entscheidenden Sieg, welchen im Jahr 563 an

seinem Fuße Marses über die Ostgothen unter Tejas erröth.

Lactatio, Lactatus (lat., Physiol.), das Säugen, Stillen.

Lactein (Lacteina, Lacteinum, Lactolina, franz. la lactéine, la lactoline, Chem.), der Milchstoff, die concentrirte Milch, ein von Gabriel Grimaud zu Gaur in Frankreich dargestelltes Präparat, *Extractum lactis e vaporazione parorum*, welches eigentlich nichts, als abgedampfte Milch ist. Er bereitet es dadurch, daß er Milch über eine geneigte Ebene fließen läßt, während ein steter Luftstrom über derselben erhalten wird. Eine schneeweiße rahmartige, sehr milde Substanz, die sich lange unzerseht hält u. durch Auflösen in Wasser eine Flüssigkeit gibt, die als Ersatzmittel für Milch dient (s. Erdmanns und Schweigger-Seidels Journ. f. pr. Chem. 4. 3. 4. = 1835, 3. 4, S. 245–7).

Lactens (lat., Physiol.) [Milch] saugend; der Säugling.

Lacter (a. Geogr.), Vorgeb. an der Südspitze der Insel Kos (Strabo XIV., S. 637).

Lac terrae (Chem.), s. v. a. Magnesia alba, s. Magnesit-Salze.

Lactes (lat., Anat.), 1) die dünnen Gedärme; — 2) die sogen. Milch der Fische, besonders der Muränen; — 3) s. v. a. Vasa lactea; — 4) s. v. a. Mesenterium.

Lactescens (bot. Term.), milchend, milchgebend, wenn eine Pflanze oder ein Pflanzentheil bei Verwundungen einen Milchsaft (s. Lacteus) ausfließen läßt, wie *Euphorbia*, *Lactuca Papaver somniferum* u. *Chelidonium*.

Lacteus, 1) (Med.), die Milch betreffend; — Vasa lactea, die Milchgefäße; — Crusta lactea, der Milchschorf; — Febris lactea, das Milchfieber; Antlia lactea, Amammaria, die Milchpumpe; — 2) (bot. Term.), a) milchweiß, mattschweiß, ins Bläuliche ziehend; — b) milchig, von milchähnlicher Konsistenz; *Succus lacteus*, der Milchsaft, welcher weiß (bei *Euphorbia*, *Lactuca* u. *Papaver*), gelb (bei *Chelidonium* u. *Glaucium*) oder roth (bei *Sanguinaria*) vorkommt.

Lacticinia (sc. nutrimenta, Diät.), im mittelalterlichen Ausdrucke diejenigen Nahrungsmittel, deren vorherrschenden Bestandtheil die Milch oder ihre wesentlichen Nährstoffe, namentlich der Käsestoff, bildet. Die näheren Bestandtheile der Milch sind bekanntlich Butter, Käsestoff, Milchsucker, Osmazon u. feuerbeständige Salze, welche alle in einer großen Menge Wassers theils gelöst, theils in Form von Kügelchen suspendirt sind. Die leichte Scheidbarkeit des milchigen Theils (der Butter) u. die Eigenschaft des Käsestoffs durch den sauren Verdauungsschleim, durch Säure u. s. w. gefällt zu werden, bietet ein Mittel, aus der an sich schon zur Vereitung u. Bildung von Speisen so fähigen Milch eine große Menge verschiedenartiger Nahrungsmittel anzufertigen, denen ein Theil des Menschengeschlechts — die Viehzucht treibenden Völker — seinen Unterhalt vorzugsweise verdankt. Die Milch an u. für sich wird, abgesehen von ihrer Bedeutung als Nahrungsmittel des Säuglings, theils zu Heilzwecken me-

rhodisch benutzte, theils im Verein mit andern Speisen zur Nahrung angewendet. Man bedient sich hierzu der rohen oder der gekochten Milch. Die rohe Milch einiger Wiederkäuer, der Kühe, Schafe u. Ziegen, wird von uns fast ausschließlich genossen. Ausnahmsweise bedient man sich, doch nicht sowohl zur Nahrung, als vielmehr zu Heilzwecken, der Eselsmilch. Stuten- u. Kameelmilch ist ein Hauptnahrungsmittel aller Viehzucht treibenden mittelasiatischen Völkerschaften. Im hohen Norden liefern die Rennthiere das gleiche Material. Im neuen Kontinente war der Gebrauch der Milch vor Ankunft der Europäer unbekannt, wie in Ermangelung geeigneter Heerden, mit Ausnahme der Lamas, überhaupt die Viehzucht. Die genannten Thiere gehören alle zu den rein pflanzenfressenden u. zu den beiden Ordnungen der Einhufer (Solidungula) u. Zweikläuer (Bisulca) oder Wiederkäuer. Die Milch anderer Thiere, der Affen, Raub-, Nagethiere u. s. w., wird nirgends als Nahrungsmittel benutzt. Sie scheint, nach den bekannten Angaben über die Hundemilch, sehr reich an Butter- u. Käsestoff zu seyn, obwohl sie nicht mehr Milchzucker als die Kuhmilch enthält, die hieran fast ein Drittel ärmer als die Menschenmilch ist. Die rohe, noch warme Milch der Thiere ist eine sehr nährnde, aber auch nach Maßgabe ihrer Fettigkeit und ihres Gehaltes an Käsestoff schwer verdauliche Speise, in deren Mischung sich alle Bestandtheile finden, die zur Zusammensetzung des thierischen Körpers nothwendig sind. Sie kann daher allerdings für sich allein als Nahrungsmittel bei Erwachsenen dienen, jedoch nur unter sehr günstigen Umständen für die Verdauung, bei kräftigen Körpern, angemessener Anstrengung, dem Aufenthalte in freier Luft u. s. w. Wenn sie in kleinen Quantitäten u. häufigen Mahlzeiten genossen wird, so wird sie leichter verdaut, u. der noch nicht ganz aus dem Magen entfernte Rest einer vorgängigen Mahlzeit scheint hauptsächlich die digestive Zersetzung zu erleichtern u. zu fördern. Aus den Versuchen Simons (Die Frauenmilch, Berl. 1838) scheint dagegen hervorzugehen, daß die jungen Thiere u. Kinder nur die Milch der eigenen Gattung leicht u. auf eine ganz angemessene Weise verdauen, wogegen die Verdauung von Milch anderer Thierarten stets schwieriger u. langsamer erfolgt. In dem Maße, als die rohe Milch abkühlt, heben sich die suspendirten Buttertheilchen in die Höhe, die Flüssigkeit beginnt zu rahmen u. wird schwerer verdaulich. Durch Sieden hält man diesen Prozeß auf, u. die abgesottene Milch scheint wiederum leichter, als die abgekühlte rohe verdaut werden zu können. Aus der rohen oder der abgekochten Milch bereitet man durch Einweichung u. Aufkochen mit mancherlei Pflanzensubstanzen flüssige u. breiige Speisen. Die mehlighaltigen Substanzen eignen sich am meisten zu dieser Verbindung, deren wesentliches Gewürz der Zucker ist. Fleisch sowohl als das grüne Gemüse sind nicht eben so geeignet, mit Milch zu Speisen verbunden zu werden; doch werden hier u. da wohl einige Gemüse, namentlich Kohlarten u. Bohnen, in Milch gekocht. Das Un-

passendseyn der Milch zu Fleischspeisen beruht wohl mit darauf, daß sie, bei einiger Concentration, so leicht verkohlt u. dabei einen höchst widerwärtigen Geruch entwickelt. Man gebraucht endlich Milch u. Rahm als Beisatz zu allerlei warmen u. kalten Getränken, zu Kaffee, Thee, zu verschiedenen alkoholhaltigen und Fruchtgetränken. Der Rahm ist ein vortreffliches Einhüllungsmittel des Alkohols u. steht, wo man ihn ohne Schwierigkeit haben kann, dem Eigelb, dessen man sich sonst zu diesem Zwecke bedient, eher vor als nach. Rothwein, Brak u. Rum eignen sich am besten zu solchen Verbindungen, die bei großen Erschöpfungen, Strapazen, auf Reisen u. im Felde, die trefflichsten Belebungsmittel bilden. Ueberhaupt wird der Militärarzt wohl thun, in Gegenden, wo der Soldat auf Milchkost angewiesen ist, stets den gleichzeitigen Genuß der gewöhnlichen Quantität Brantweins, als das beste Mittel zu empfehlen, die Schädlichkeit beider Stoffe gegen einander aufzuheben. Obst u. Rahm vertragen sich wohl, wenn sie mit Zucker gemischt sind u. bilden so allerhand angenehme Leckereien, Fruchtcreme's, Tortenaussagen u. dergl., aber sie sind doch schwer verdaulich. Erdbeeren u. Heidelbeeren, die man mit Milch in Suppenform zu genießen pflegt, sind hierzu wohl geeignet; es ist dies aber keine wahre Verbindung u. wird sich für schwache, zur Säurebildung geeignete Verdauungsorgane daher nicht gut eignen. Der Rahm enthält vorzugsweise die Butterkügelchen der Milch, gemischt mit den übrigen Bestandtheilen, deren Verhältniß aber weit geringer geworden ist. Durch heftiges Schütteln oder Umrühren bewirkt man, daß die getrennten Butterkügelchen sich an einander hängen, nach und nach zu immer größeren Klumpen ballen u. sich endlich von der Milch ganz abscheiden. So erhält man zwei Nahrungsmittel verschiedener Art: Butter u. Buttermilch. S. d. A. Die Butter gehört zu den am leichtesten verdaulichen Fettstoffen u. übertrifft hierin namentlich die fetten Oele bedeutend, vorausgesetzt, daß sie gut bereitet ist. Zurückbleibende Antheile von milchzuckerhaltiger Wässerigkeit verursachen leicht eine ranzige, schlechte Gährung in der Butter, wobei sie sehr schwer verdaulich wird. Eine gute Butter wird hauptsächlich an ihrer Fettigkeit, an ihrem Geschmack u. ihrer Dichtigkeit erkannt. Die Farbe thut hierbei weniger zur Sache u. kann leicht künstlich gegeben werden. Verfälschungen der Butter beziehen sich, je nachdem es Gebrauch ist, sie zu messen oder zu wägen, auf die Entwicklung von Gasen zur Vermehrung ihres Volumens, oder auf Zusatz schwer wiegender Stoffe, zur Vermehrung ihres Gewichts. Eine blasige, sehr lockere, undichte Butter ist durch Potasche aufgetrieben, wobei ein Antheil Butter verseift; das Gewicht pflegt man in der Regel durch einen zu reichlichen Zusatz an Salz zu vermehren. Bisweilen fügt man auch Kartoffelbrei zur Butter. Diese Verfälschungen geben sich theils durch den Geschmack, theils durch Schmelzen über dem Feuer zu erkennen. Mehlighaltige Substanzen werden durch die Jodreaktion sicher entdeckt. Verfälschungen mit Metallen

len, wie z. B. Blei, dessen P. Frank erwähnt, dürften so leicht nicht mehr vorkommen u. sind bald zu finden. An Geschmack muß die Butter den frisch bereiteten Oelen, namentlich dem Rapsöl, sehr nahe stehen, süß, mild u. fettig seyn, so daß sie die Zunge deckt. Alle ranzige Butter ist zu verwerfen. Doch gibt es eine gelinde Art der sauren Gährung, welche die reine u. ungesalzene Butter eingeht, u. in welcher sie in kalten Ländern, wohlverpackt, Jahre lang aufbewahrt werden u. als ein gesundes Nahrungsmittel dienen kann. So braucht man in Island eine solche gesäuerte Butter, die ihre natürliche Farbe einigermassen verloren hat, weißlich, im Uebrigen von angenehmem Geschmacke ist u. als sehr verdaulich gerühmt wird. Man zieht sie der eingeschlagenen Butter weit vor, was um so erklärlicher ist, als diese Insulaner, vorzugeweise auf salzige Speisen angewiesen, von einem säuerlichen Feste eine antiskorbutische Wirkung erwarten dürfen. Die Butter enthält keinen Stickstoff; bei der Verdauung scheint sie nach Simon einen Theil ihres Sauerstoffes zur Umbildung des Käsestoffes in Eiweiß abzugeben, um sich dagegen mit dem entbundenen Stickstoff zu vereinigen. Buttermilch ist der entbutterte Rahm, welcher jedoch noch einzeln schwimmende Butterklümpchen enthält. Sie faßt alle während der Scheidung der Butter gebildete Essigsäure in sich u. besitzt dadurch kühlende Eigenschaften. Sie nährt besser u. laxirt weniger als die Molken, ist aber auch wegen des Käsestoffes weniger verdaulich. Man benutzt sie zu Getränken, zu Suppen u. als Zusatz bei der Bereitung einiger Mehlsbacken. Bei längerem Stehen wird die Milch, nach Abscheidung des Rahms, sauer. Diese Säuerung geht auf Kosten des Milchpulvers vor sich, u. es bildet sich dabei eine der Essigsäure sehr nahe verwandte Säure, die Milchsäure ($60, 12 \text{ H } 6 \text{ C}$), wobei zugleich der Käsestoff unvollkommen gerinnt u. in einen gallertartigen Zustand übergeht. Diese Masse, welche eine sehr nährnde u. stark sättigende, gelind kühlende u. abführende, aber schwer verdauliche Nahrung abgibt, erhält den Namen der sauren oder Schlippermilch. Sie besitzt immer noch einen Gehalt an Buttertheilen, den sie allmählich abrahmt. Die Schlippermilch bildet eine sehr gewöhnliche Speise der Landleute, da sie, als Residuum der Butterbereitung, keiner bedeutenden Anwendung mehr fähig ist. Man isst sie mit Brod; die Zubereitung mit Zucker, geriebenem Schiffszwieback u. Ingwer macht sie verdaulicher, doch ist sie auch dann nur gesunden Personen zu empfehlen. Der in der Schlippermilch enthaltene Käsestoff ist noch keine weiteren Veränderungen eingegangen u. unterscheidet sich von dem des Käses dadurch, daß er noch alle Molken, dieser aber alle Butter der Milch insohlvt. Quark nennt man den Käsestoff der Milch, wenn er durch Filtriren von der molkigen Flüssigkeit befreit ist. Er wird in kleine Kuchen geballt, mit Salz u. Kümmel gewürzt u. geht allmählig, unter Aufnahme von Sauerstoffgas, in eine schmierig fettige Masse über, die viele freie Säure (Käsesäure) enthält, u. ein sehr

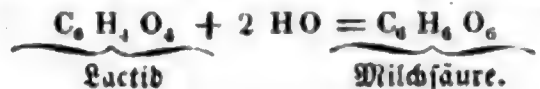
schwer verdauliches Nahrungsmittel abgibt. An sehr trockenen Orten aufbewahrt, wird der Quark durch Verdunsten des Wassers hart und trocken, er nähert sich dann mehr dem hornartigen (beinigen), als dem eiweißartigen Zustande u. ist so im Ganzen leicht verdaulich. Man isst den Quark frisch oder in den angegebenen Formen; er muß sehr stark gesalzen seyn, um einigermassen schwachhaft u. selbst starken Magen verdaulich zu werden. Die Veränderungen, welche die Milch durch den Zusatz von Säuren u. sauren Fermenten beim Kochen, unmittelbar aber durch den Zusatz von Kälberlab (oder durch den Magen der eigenen Species) erleidet, gehören in die Lehre von der Verdauung. In Folge jener scheiden sich aber zwei Körper; der gerinnende Käsestoff, welcher in seinem Gerinnen die Butterkügelchen der Milch mit einschließt, u. die Molke, welche den Milchsucker, den Extraktstoff (Demaum) u. die Salze der Milch aufgelöst enthält. Der abgeschiedene Käsestoff wird nun zur Bereitung des Käses verwendet u. auf die mannichfachste Art bearbeitet. Er ist um so fetter, je reicher die Milch an Buttertheilen war, also nach der Jahreszeit, Race u. Species der Thiere verschieden. Seine verschiedene Verdaulichkeit richtet sich jedoch weniger nach der Fettigkeit als nach der Würze u. dem Alter desselben. Wohlgesalzene Käse, die denjenigen Grad der Gährung eingegangen sind, wobei sich Käsesäure u. Käseoxd, so wie wahrscheinlich Buttersäure bilden, sind stets verdaulicher, als diejenigen, welche noch weiß sind, oder sich überhaupt aus Mangel an Würze nicht halten. Man hat auch Käse, welche sauer sind; diese sind sehr schwer verdaulich u. ungesund. Die Käse aus Ziegenmilch sind, als Landkäse, denen aus Kuhmilch vorzuziehen; unter den auswärtigen Sorten haben die englischen u. italienischen den Vorzug vor den holländischen, schweizerischen u. französischen Sorten. Bei der Fabrication der erstgenannten bedient man sich der Stutenmilch. Die Verdauung des Käsestoffes scheint in der Art vor sich zu gehen, daß er unter Aufnahme von Sauerstoff u. Abscheidung von Stickstoff in thierisches Eiweiß umbildet. Je älter u. vollständiger oxydirt der Käse ist, um so mehr wird diese Operation erleichtert; die Schwierigkeit der Verdauung scheint vornehmlich nur auf dem Uebergange in die Chylusgefäße zu beruhen. Die Chester-, Silken- u. Pineapple-Käse, die Parmesan- u. Florentinerkäse, die Käse von Brie u. Livarot, die appenzeller u. oberländer-, die limburgers- u. friesischen Käse, unterscheiden sich unter einander nicht allein durch die Beschaffenheit u. Art der Milch, so wie durch die Zubereitung, sondern auch durch die Zusätze, welche meist in Pflanzenextrakten bestehen u. alle darauf berechnet sind, den Käse für den Geschmack reizender u. angenehmer, so wie auch leichter verdaulich zu machen. Dieser Zweck wird aber nur zum Theil erreicht, in sofern die in den Käsen entwickelten Säuren u. scharfen Stoffe allerdings auf etwas abgestumpfte Nerven reizend wirken u. eine träge Verdauung fördern, bei reizbaren und jugendlichen Individuen aber auch

leicht überreizen. Zu dem entwickelt sich in den Gährungsprozessen bisweilen etwas höchst Differentes; denn abgesehen von dem Käsegifte (s. d. Art.) haben die meisten, vielleicht alle scharfen Käse, eine entschiedene Beziehung zu den Schleimhäuten u. dem vom Stropharyngeus versorgten Theilen, u. Personen, die zu Anginen des Schlundes geneigt sind, so wie solchen, bei denen die respiratorische Schleimhaut krank ist, muß man solche Käse durchaus versagen. Boerhaave beobachtete nach dem Genuß alten Käses Entzündung der Lippen, der Zunge und des Halses. Man bedient sich des Käses zu verschiedenen Gerichten; einige Arten werden gepulvert oder gerieben als Gewürz zu Mehlspeisen u. Frühen benutzt; andere gewöhnlich nur mit Brod u. Butter gegessen. Gebratener Käse ist eine höchst schwer verdauliche Speise. Die Benetzung zu Backwerken bildet ebenfalls wenig zuträgliche Nahrungsmittel. Ueberhaupt gilt mindestens die alte Regel: *Caseus ille bonus, quem dat avara manus*. Die Molken sind durch ihren Gehalt an Milchsüßer u. thierischem Extraktivstoff ebenfalls nährend; jedoch wird diese Flüssigkeit zweckmäßiger mit Rücksicht auf ihren medicinischen Gebrauch betrachtet. Die aus Milch bereiteten Spiritus haben ihren Charakter als Milchspeise ganz verloren.

Lacticum acidum (lat.), Milchsäure.

Lactid, Zersetzungsprodukt der Milchsäure, von Pelouze und J. Gay-Lussac entdeckt. Formel: $C_6H_4O_4$. Das Hydrat der Milchsäure ($H_2O, C_6H_4O_4$) verliert bei einer Temperatur von $130-140^\circ$ sein Hydratwasser, indem es in wasserfreie Milchsäure $C_6H_4O_4$ übergeht; wird diese einer Temperatur von 250° ausgesetzt, so zerfällt sie in verschiedene gasförmige, flüssige und feste Produkte, unter welchen das L. nie fehlt. Neben diesem hat man bei der Zersetzung stets Kohlenoxydgas und etwas Kohlenäure beobachtet; Pelouze fand außerdem in dem Destillat Lacton (s. d.) und Aceton, Engelhardt dagegen erhielt statt dieser Produkte Aldehyd und Citraconsäure. Zur Darstellung des L. setzt man möglichst entwässerte Milchsäure in einer Retorte so lange einer Temperatur von 140° aus, als noch Wasser überdestillirt, und erhöht hierauf die Wärme auf $250-260^\circ$. Erwärmt man anfangs zu stark, so destillirt viel unzersetzte Milchsäure über. Die in der Vorlage sich sammelnde Flüssigkeit wird im Wasserbade von den bei 100° flüchtigen Produkten befreit und erstarrt hierauf beim Erkalten zu einer Krystallmasse von L. Man wäscht die Krystalle mit kaltem absolutem Alkohol ab, bis sie farblos geworden sind, und löst sie endlich in möglichst wenig kochendem absolutem Alkohol auf, woraus beim Erkalten das L. in schönen Krystallen sich abscheidet. Das L. krystallisirt in glänzend weißen, rhombischen Tafeln (wahrscheinlich des zwei- und eingliedrigen Systems). Es ist geruch- und geschmacklos (Engelhardt). Nach der Angabe von Pelouze besitzt es, wahrscheinlich in Folge einer theilweisen Umwandlung in Milchsäure, einen etwas bitteren und säuerlichen Geschmack. Bei 120° sintert es etwas

zusammen (Engelhardt) und sublimirt in höherer Temperatur unzerseht. Nach der Angabe von Pelouze schmilzt es bei 107° . Wird es rasch auf 250° erhitzt, so zerseht es sich und liefert dabei dieselben Produkte, wie die wasserfreie Milchsäure. In warmem Alkohol ist es leichter löslich, als in kaltem; in kochendem Wasser löst es sich etwas auf und krystallisirt beim Erkalten zum Theil wieder heraus. Durch die Einwirkung des Wassers wird es allmählig in Milchsäure verwandelt, was weit rascher in Gegenwart von Alkalien und alkalischen Erden geschieht. Diese Rückverwandlung, sowie die Bildung aus Milchsäure wird durch folgende Gleichung dargestellt:



Mit trockenem Ammoniakgas verbindet sich das L. zu einer Amidverbindung Lactamid (s. d. A.)

Lactifer (bot. Term.), s. v. a. *Lactescens*, milchend, Milch habend.

Lactificantia (sc. nutrimenta s. medicamina Diat. u. Med.), milchmachende Mittel nannte man diejenigen Stoffe, denen man besonders wohlthätigen Einfluß auf die Milchabsonderung zuschrieb, wozu man nun insbesondere die thierische Milch, sowie die an öligen und eiweißstoffigen Bestandtheilen reichen, emulgirenden Pflanzenstoffe rechnete. Gegenwärtig ist erwiesen, daß die Qualität der Speise von keinem besonderen Einflusse auf die Milch ist, daß aber sparsame Nahrung besonders den Buttergehalt vermindert. Eine reichliche und gut nährnde Kost, sie bestehe nun aus feineren oder gröberen Speisen, ist das beste Mittel, den Milchabsonderungsproceß reichlich und in guter Mischung zu erhalten, und wenn schlecht ernährte Saugerinnen eine sehr sparsame oder eine sehr blaue Milch geben, so reichen einige gute Mahlzeiten hin, die Brüste stregend und überfließend zu machen, dergestalt, daß man glauben möchte, es werde aller Nahrungstoff nur zur Bereitung dieser Flüssigkeit verwendet; dasselbe gilt bei den Thieren. Gutes Heu giebt nur darum eine bessere Milch, als das Gras, weil dort in der zur Sättigung erforderlichen Quantität mehr nährnde Substanzen, Zucker, Eiweiß u. s. w. gefunden werden, als in den frischen grünen Blättern. Die Mittel, eine pathologische, zurückgehaltene Milchabsonderung hervorzurufen, gehören nicht hierher u. sind nach den ursächlichen Momenten u. veranlassenden Zuständen verschieden. Gewisse Arznei- u. Farbstoffe haben allerdings einen chemisch mehr oder weniger nachweisbaren Einfluß auf die Milch. Dahin gehören z. B. die Asphodeliaceen, welche ihren Geruch der Milch mittheilen; der Farbstoff der Rubia tinctorum, des Galium rubioides geht nach Hermstädt roth, der von Hedysarum Onobrychia, Anchusa officinalis, Equisetum arvense und anderen indigohaltigen Pflanzen, blau in die Milch über. Hierbei ist jedoch einerseits zu bemerken, daß man unter allen Stoffen solcher Art keinem einen entschiedenen Einfluß auf die Milchbereitung zuschreiben kann; andererseits möge gelegentlich nicht unerwähnt

bleiben, daß die Angaben der Schriftsteller über diese Gegenstände nicht immer ganz unbedingten Glauben verdienen. Nach Herr (über den Einfluß der Säfte auf die Entstehung der Krankheit. Freib. 1834) soll man in der Milch gefunden haben: blausaures Eisenkali, Dolbenpflanzen, Dreifaltigkeitskraut, Färberröthe, Fliegen-schwamm, Jod, isländisches Moos, Knoblauch und Zwiebeln, Liebstöckel, Münze, Opium, Scammonium, Tetradynamisten, Wermuth und Zimmt; was aber das Kaliumeisencyanür und das Jod betrifft, so haben Simon's Versuche („Die Frauenmilch“, Berlin 1835), jene Behauptungen nicht bestätigt, und zwar in einer Art, daß man sie durch das negative Ergebnis für widerlegt ansehen kann. Dagegen ist, wie bemerkt, der Einfluß guter Nahrung als des besten Lactificans entschieden.

Lactifluus (bot. Term.), milchfließend, f. v. a. Lactescens und Lactifer.

Lactisches Fieber (Med.), f. v. a. Milchfieber.

Lactisma (Lactismus, Geburtsh.), das Treten mit dem Fuße, z. B. die fühlbaren Bewegungen des Kindes im Mutterleibe oder das Hintenaustreten schreiender Säuglinge (wegen Magensäure u. s. w.).

Lactis mons (a. Geogr.), Berg in Campanien, bei Stabia; j. Monte Lattorio.

Lactisuglum (Geburtsh.), f. Milchsauger.

Lactodurum (a. Geogr.), Stadt der Caty-euchlani in Britannia Romana, an der Straße von Londinium nach Lindum; wahrscheinlich j. der Flecken Towcester in der Grafschaft Northampton.

Lactolina, Lactolinum (Chem.) f. Lactein.

Lactometer, f. v. a. Galactometer.

Lacton, Zersetzungprodukt der Milchsäure, von Pelouze entdeckt. Formel: $C_{10}H_8O_4$. Wenn man die durch trockene Destillation der Milchsäure erhaltenen flüssigen Produkte (vergl. d. Art. Lactid) bei gelinder Wärme destillirt und die bis zu 120° übergehende Flüssigkeit mit etwas Wasser vermischt, so scheidet sich ein leichtes Del ab, welches durch mehrtägiges Stehen über Chlorcalcium und Destillation von Wasser befreit wird. Das auf diese Weise erhaltene wasserfreie L. ist eine farblose oder schwach gelbliche Flüssigkeit, welche sich an der Luft allmählig dunkler färbt. Es besitzt einen brennenden Geschmack und eigenthümlichen aromatischen Geruch. Es ist leichter als Wasser und löst sich in bemerklicher Menge darin auf. Es läßt sich entzünden und brennt mit schön blauer Flamme, ohne Ausscheidung von Kohle. Sein Siedepunkt liegt bei 92° C. Nach der Angabe von Pelouze verbindet es sich mit 1 Aeq. Wasser, und dieses Hydrat kann mehrmals über Chlorcalcium destillirt werden, ohne das Wasser abzugeben, was erst nach mehrtägiger Berührung mit Chlorcalcium geschieht. Die Bildung des L. s. findet nach der Gleichung statt:



Milchsäure. Lacton.

Engelhardt konnte unter den Produkten der trockenen Destillation der Milchsäure kein L. finden; statt dessen erhielt er reichliche Mengen von Aldehyd.

Lactora (a. Geogr.), Stadt der Pectorates in Gallia Aquitania; jetzt Pectoure.

Lactuca (Bot.), nach Linné: Salat, Lactich, Gattung der Compositae Cichoraceae Spr., der Compositae Homoianthae Richb. Syngenesia aequalis L. Charakter: Fruchtboden nackt; Kelch cylindrisch, mit dachziegelig liegenden, am Rande häutigen Schuppen; Samen flach, zusammengebrückt, glatt; Samenkronen einfach, gestielt, haarig. Stark milchende, meist einjährige Kräuter, fast in allen Klimaten, doch meist in der nördlichen gemäßigten Zone; wir führen von 50 Arten nur diejenigen an, welche als Salats- und Gemüse, so wie als Arzneipflanzen bekannt sind: 1) *L. scariola* L. Lact. sylvestris Lam., wilder Salat, wilder oder Zaun-Lactich, Scariol, Leberdistel. Stengel rispig-ästig; Rispe pyramidal, mit traubigen Ästen; Blätter senkrecht stehend, auf den Kielnerven stachelborstig, oval, länglich, spitzig, pfelförmig, schrotsägeförmig, buchtig u. fieder-schnittig, feltner ganz, krautstachelspitzig gezähnt; Fruchtknoten auf beiden Seiten fünfstreifig, schmalgerändert, an der Spitze borstig, weichhaarig, mit einem weißen Schnabel von der Länge des Fruchtknotens. Auf wüsten Plätzen, Schutthausen, Mauern durch Mittel- und Südeuropa, einjährig. Variirt in der Farbe der Blätter, welche lauchgrün, hellgrün, roth und rothgefleckt vorkommen. Als Salat sind die Blätter völlig ungenießbar. Sie werden als Herba Lactucae sylvestris s. Herba Lact. Scariolae s. Herba Scariolae zur Blüthezeit gesammelt, um daraus Extrakt zu bereiten, das jedoch bedeutend schwächer wirken soll als das von *L. virosa* L. Flor. dan. Taf. 1227. Winkler, Arzneiw. Deutschlands, Taf. 127. Nach Reggers Beobachtungen (f. dessen landwirthschaftliche Pflanzenkunde, S. 624 u. f.) ist der wilde Salat die Stammform aller der Salatsorten, welche zum Küchengebrauch in den Gärten kultivirt werden. Wir führen dieselben in folgenden Abtheilungen an:

1. Schnittsalat. *Lactuca crispa* Roth. *L. laciniata* Roth. *L. quercina* L. Die jungen Blätter fest an den Boden gedrückt, in einer offenen lockern Rose beisammen stehend, tief eingeschnitten, mehr oder minder kraus und ungenießbar. Untervarietäten. A. Stengel und Blätter stachelig, etwas krautig. a) Dunkelgrüner Schnittsalat. Lact. sagittata Hort.; b) hellgrüner Schnittsalat. Lact. crispa Roth. B. Stengel und Blätter stachellos, krautig, mehr fleischig u. genießbar. a) Hellgrüner genießbarer Schnittsalat, Krusesalat, Lactuc. crispa Hort., franz.: Laitue frisée Dec. L. Epinard, L. attenible du chone. — b) Dunkelgrüner genießbarer Schnittsalat, Lact. laciniata Roth.; franz.: Laitue chicorée. c) Rothgefleckter genießbarer Schnittsalat. Lact. quercina L. d) Dunkelrother genießbarer Schnittsalat. Lact. quercina L.

II. Bindsalat. *Lactuca sativa longifolia* Lam. *Lactuca sativa romana* Gars. *Laitue chicon* Dec. *Laitue romaine*. Die jungen Blätter ganz, lang, in einer halb geschlossenen Rose aufrecht und locker beisammenstehend, meist stachellos, nur der Kiel bisweilen weichstachelig, schließen sich niemals von selbst in Köpfe zusammen, sondern werden gebunden. — Unter varietäten. a) Hellgrüner Bindsalat, grüner Latuck, großer Passauer, franz. *Romaine blonde*, *Romaine blonde de Bretagne*, span. *Leguca del Gramillo*. Blätter breit, zart, gelblichgrün. b) Dunkelgrüner Bindsalat, grüne Sommerendivie, franz. *Romaine native*, span. *Lechuga del Verdollo*. Blätter etwas schmal, aufrecht, sehr dickripplig. Gibt große Stöcke. c) Rothgefleckter Bindsalat, lange Sommerendivie, Forellenbindsalat, franz. *Romaine panachée*. Eine sehr beliebte Sorte. d) Blutrother Bindsalat, rother Bolognesersalat, franz. *Romaine d'hyver*, span. *Lechuguino negro*.

III. Kopfsalat, *Lactuca sativa* L. *Lact. sativa capitata* C. Bauh., franz. *Laitue pommée* Dec. Die jungen Blätter sehr breit, blasig an den Boden gedrückt, die untersten bisweilen am Kiel weichstachelig, in einer dichten Rose beisammenstehend, die sich später zu einem festen Kopfe ohne Hülse zusammenschließt; Blüthenrispe meist ebensündig. Mehrere Botaniker betrachten den Kopfsalat als besondere Species, welche er schon deswegen nicht zu seyn scheint, weil er durchaus nur im Zustand der Kultur gefunden wird. Einige Sorten desselben werden selbst im Norden von Europa noch mit Glück gezogen. Hayne Arzneigew. 7, Taf. 30. — Unter varietäten. — a) Großer krausblättriger Kopfsalat, franz. *Montreuil*, *Montreée*, span. *Lechuga escharolada*. Blätter sehr groß, breit, an der Spitze kraus und den Blättern der breitblättrigen Endivie ähnlich; Kopf sehr groß, locker, bildet den Uebergang zum Bindsalat. — b) Gelber großer Kopfsalat, berliner Kopfsalat, Prinzenkopf, asiatischer Salat, großer türkischer Salat, holländischer Salat, Prahlsalat, franz. *Laitue George*. Kopf gelblichgrün, groß. Eine vorzügliche Sorte, die nicht leicht in Samen schießt und allgemein verbreitet ist. c) Gelber kleiner Kopfsalat, Steinkopf, früher Schmalz- und Eiersalat, gelber Montrée, franz. *Laitue loquille*, *Lait. du mont de Caucase*, *Lait. Getta*. Kopf klein und fast geschlossen. Eine gute frühe Sorte. — d) Grüner großer Kopfsalat, früher Steinkopf. Kopf grün, groß, fest und frühreifend. e) Grüner großer Winterkopfsalat. Kopf groß, fest und weiß. Eine sehr gute Sorte, die in Süddeutschland allgemein über Winter gebaut wird. — f) Grüner kleiner Kopfsalat, früher kleiner Schmalzkopf, Steinsalat. Kopf sehr klein, fest und frühreifend. Eine beliebte Sorte. — g) Brauner Kopfsalat, brauner Salat, brauner Schmalzsalat, Champagner Salat, franz. *Salade suisse d'été coquée*. Kopf sehr groß, Blätter am Rand bräunlich oder zwiebelfarben, fettig glänzend. Sehr zart,

schießt nicht leicht, allgemein beliebt. — h) Gefleckter Kopfsalat, Forellensalat, Blutforellensalat. Eine sehr beliebte, zarte, kleine Sorte mit sehr festem Kopf. — i) Braunrother Kopfsalat, Negerkopf. Kopf rothbraun, groß. Schießt leicht und wird daher nicht häufig kultiviert. In den Verzeichnissen der Handelsgärtner kommen unter den verschiedensten Provinzialbenennungen noch viele andere Sorten Kopf- u. Bindsalat vor, die sich aber alle leicht unter die hier angegebenen Formen bringen lassen. — Kultur und Gebrauch als Salat- und Gemüsepflanze. Bei der Kultur der Salate theilt man dieselben ein: a) in Lattiche oder Rups-, b) in Schnitt- u. c) in Sommer- und d) Wintersalate. a) Lattich oder Rupsalat. Man sät von den früheren Kopfsalatsorten von Neujahr bis Anfang März alle 14 Tage in Mistbeete oder auch leichte Holzkästen, die man ins warme Haus oder in ein temperirtes Zimmer nahe ans Licht gestellt, sehr dicht und schneidet die Pflänzchen, wenn sie einige Blätter angelegt haben, zum Gebrauch als Salat ab, oder man rupft die stärksten Pflanzen im Mistbeet aus u. läßt die übrigen etwas kräftiger heranwachsen, Sodann sät man, wenn der Schnee abgeht, den Samen auf warm gelegene Rabatten, wo die Pflanzen frühzeitig keimen und bei günstiger Witterung schon Ende März zu Salat ausgezogen werden können. — b) Schnittsalat. Hierzu eignen sich die vier genießbaren Schnittsalatsorten, welche im Frühling, so wie man den Boden bearbeiten kann, in Reihen gesät werden. Man lockert den Boden fleißig und schneidet die Blätter, sobald die Pflanzen stark genug sind, mit dem Messer ab, um sie zu grünem Gemüse in der Küche zu benutzen. — c) Sommersalat. Hierzu benutzt man in Deutschland mehr die Kopf- als Bindsalate, und zwar deshalb, weil erstere mehr fleischiger und zarter sind, während letztere sehr dicke Rippen und häufig rauhere Blätter haben, die zusammengebunden werden müssen, wenn sie ordentlich genießbar werden sollen. Die früheren Kopfsalate werden vom December bis Anfang März in Mistbeete gesät und die Pflanzen, wenn sie stark genug sind, bis Anfang März im Mistbeet und später auf das freie Land versetzt, wo sie so lange gepflegt werden, bis die Köpfe gehörig ausgebildet sind. Um den ganzen Sommer über Kopfsalat zu haben, sät man von Anfang März bis Ende Juli alle 14 Tage die besseren Sorten aus und verpflanzt von jeder Ausaat die jungen Sesslinge, sowie sie stark genug sind, auf Beete 1 Fuß weit von einander entfernt und behandelt den Boden nach bekannter Art. Die Bindsalate sät man gewöhnlich erst im Mai oder Juni, um sie zur Zeit, wenn die Hitze eintritt, wo diese Salate nicht so leicht in Samen schießen, benutzen zu können. Die Bindsalate schließen sich nicht von selbst, und müssen deshalb gebunden werden, wenn die Blätter eine gehörige Zartheit erlangen sollen. — d) Wintersalat. Zu diesem eignet sich vorzüglich der grüne große Wintersalat. Man sät ihn von August bis Anfang September ins freie Land und verpflanzt die



Siegern im Wettlaufe zu Olympia, von denen der eine ein Lakone, der andere ein Achäer aus Megium war. Jener siegte im Dolichus, dieser im einfachen Stadium. Der Spartiate + bald nach dem Ringen; seine Siegerstatue war von Myron gearbeitet und stellte den Moment dar, wie der Kämpfer mit krampfhaft eingezogenen Weichen den entfliehenden Athem noch auf den Lippen festzuhalten schien.

Ladbergen (Geogr.), preuß. Orte: 1) Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg, Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Kram- u. Viehmarkt; 1350 E.; — 2) (Westf.), Bauernschaft das.; 540 E.

Ladberger Na, Fluß, s. Na.

Ladda, hinterind. kleine Insel in der Meerenge von Malakka.

Laddas, hinterind. kleine Inselgruppe an der Westküste der Halbinsel Malakka.

Lade, 1) ein länglich viereckiger Kasten, dessen flacher Deckel in Wänden hängt und der zum Aufbewahren von Wäsche zc. dient; — 2) (Handwerksb.), das Behältniß, in welchem die Innungen od. Zünfte Urkunden, ihre gemeinschaftliche Kasse zc. aufheben. Die Meister u. Gesellen haben gewöhnlich jede eine besondere Lade, die beim Obermeister, wo auch die Zusammenkünfte der Meister geschehen, aufbewahrt und bei jeder Verhandlung offen auf dem Tische steht; daher auch: Verhandlungen bei offener Lade halten; — 3) die Zusammenkunft der Meister eines Handwerkes; — 4) Weber.), der hölzerne Rahmen, welcher oben am Webstuhl beweglich befestigt ist und womit der Weber die Einschlagfäden dicht und gleichförmig zwischen die Kettenfäden legt. Zwischen dem Schäftler und der Brust des Webers hängt pendelartig nach der Breite des Stuhles und etwas schräg nach dem Weber zu der Rahmen herab, welcher unten und zwar da, wo er auf die Horizontalfläche der Kettenfäden trifft, nach der ganzen Breite der Kette, eine aus vielen dünnen glatten Blättern od. Riedten von Rohr od. polirtem Stahl bestehende kammartige Vorrichtung, das Riedtblatt, enthält. Zwischen den Riedten dieser Vorrichtung müssen die von den Augen der Schäfte herkommenden Kettenfäden gleichfalls erst hindurchgezogen werden, ehe man ihre Enden an den Zeugbaum befestigt. Vor letzterem sitzt der Weber auf einem Brete; er tritt die Pedale, wirft eben so abwechselnd die Schiffe hin und her durch die Oeffnung der Kettenfäden und schlägt die Einschlagfäden mit der Lade an; — 5) (Seifens.), ein viereckiger aus Bretern und Riegeln bestehender Kasten, in welchem der Seifensieder die gahr gewordene Seife schöpft, die, wenn sie kalt wird, verhärtet. Die Lade selbst kann man zerlegen und auf diese Weise die Seife herausnehmen. Der durchlöchernte Boden ist mit Leinwand bedeckt, damit die Lauge hindurchlaufe; — 6) (Tabakschneider), ein länglich viereckiger Kasten, auf dessen Boden der zu zerschneidende Tabak zu liegen kommt, mit der Lade herausgeschoben und auf der Unterlage geschnitten wird; — 7) Zwei mit Riegeln verbundene Hölzer, zwischen welchen die Wachstempel gehen; — 8) (Wollk.), s. v. a.

Kammlade, s. Kamm; — 9) (Maschin. u. Bergb.), ein Göpel und ein Stöckelkiel, ein daran gestemmes Holz, welches das Ausweichen desselben verhütet.

Lade (a. Geogr.), die größte unter den sogenannten tragaischen Inseln, hart vor der karischen Küste, der Stadt Miletus gegenüber. Sie diente den Häfen Miletus zum Schutz und war nach Strabo ein Schlupfwinkel für Seeräuber (Herod. VI, 8).

Ladebarte (Salzw.), eine Barte oder ein Beil, mit welchem die großen Stücke Salz vor dem Verladen zerschlagen werden.

Ladebrücke, an Landungsplätzen ein hölzernes Gerüst am Ufer, zum Ein- u. Ausladen der Schiffe.

Ladeburg (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; Windmühle; 380 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Oberbarnim; Wassermühle, Hellmühle genannt; 240 Einw.

Ladegeld, 1) das Geld, welches man für die Einhandigung einer gerichtlichen Citation bezahlen muß; — 2) (Bergb.), das Geld, welches für jedes verladene Fuder Eisensteine (auch wohl andere Mineralien) der Landesherrschaft zu erlegen ist; — 3) Geld, welches beim Beladen eines Wagens an die Aufläder entrichtet werden muß.

Ladehammer, kleiner hölzerner Hammer mit kurzem Stiel, dient dazu, die Kugel in den Lauf der Büchsen zc. einzuschlagen und so gleichsam dem Ladestock vorzuarbeiten; bisweilen vertritt ein Knopf von hartem Holze am obern Ende des Segstocks die Stelle des H.

Ladehof (Rechtsw.), s. v. a. Dinghof.

Lademoë-Hole, europ.-russ. Kreisstadt, Gov. Donez, östlich vom Ladoga-See, links am Swir; 518 Einw.; hier ließ Peter der Große die ersten russischen Schiffe für das baltische Meer bauen.

Ladefov, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Marienburg; 3 Windmühlen; 660 Einw.

Lademaschine (Techn.), eine zur leichteren Beladung größerer Frachtwägen dienende Maschine. Ihre Konstruktion ist folgende: Sie besteht aus einem hölzernen Gerüste, zwischen welchem der Wagen stehen kann; über diesem befindet sich ein aus Wellen, Stirnrädern u. Getrieben bestehender Hebezug. Nun werden Seile über die Wellen geschlungen, an denen die Last an Kloben in die Höhe gezogen wird. Die ganze Maschine steht auf Blockrädern, damit sie leicht von einem Ort zum andern gebracht werden kann. Auch den Krahn kann man als Lademaschine benutzen.

Lademaß (Ladmaß, Pulvermaß), kleiner hohler Cylinder, welcher das für die Ladung der Schützenbüchse nothwendige Pulverquantum hält; wird meistens an einem Ketten, an der Brust hängend, getragen.

Laden (Gewölbe, franz. Boutique, engl. Shop, holl. Winkel), der Raum, in welchem der Kleinhändler od. Krämer seine Waaren verkauft.

Laden (Kriegsw.), 1) Klappe der Geschüßpforten der mittleren Batterie eines Dreideckers, ein Viereck von Holz, welches die Stückpforte ausfüllt und welches in der Mitte eine Oeffnung hat, in welche das lange Feld der Kanonen gerichtet wird. — 2) (Blendladen), eine Vorrichtung von starkem Eichenholz vor einer Schießscharte, besonders bei den Breschebatterien, als Schugmittel gegen das Kleingewehrfeuer der Feinde.

Laden (Kriegsw.), 1) im Allgem. ein Feuergewehr oder ein Geschüß mit einer Menge Pulver versehen, welche die größte Schußweite hervorbringt. Ladet man beim Exerciren in der Art, daß man die einzelnen Bewegungen des Ladens bloß andeutet, so nennt man dies blind laden, ladet man mit Patronen, dann sagt man mit Patronen laden, und man nennt eine Patrone in dem Falle eine blinde, wenn ihr die Kugel fehlt, im Gegentheil eine scharfe, daher: scharf laden, wenn ein Gewehrod. Geschüß nebst der Pulverladung auch mit einem Geschosse versehen wird. — 2) Laden der Handfeuerwaffen. Das L. der Geschosse aller Art gehört zu den wesentlichsten Erfordernissen der Feuertaktik, weil eine genaue und sorgfältige Ladung von größtem Einflusse auf die Richtigkeit des Schusses ist. Die Ladeweise mittelst genauer Eintheilung in Tempo's wird für jede Waffenart durch die Exercierreglements bestimmt und hat in der neueren Zeit bei den verschiedenen Armeen sehr an Gleichförmigkeit gewonnen. Mehr als bei dem groben Geschüße hat sich das L. bei den Handfeuerwaffen geändert, ein Mal, weil die namentlich an den Schöffern vervollkommnete Konstruktion dieselbe nothwendig machte, außerdem aber, weil man jetzt von dem praktischen Gesichtspunkte ausgeht, daß weniger darauf ankommt, den Schuß schnell u. nach geregelten Tempo's in den Lauf zu bringen, als durch denselben eine sichere Wirkung zu erreichen, oder auch, weil man eingesehen hat, daß es besser ist, langsam und sicher, als schnell und absichtslos zuschießen. Abweichungen erleidet das L., je nachdem die Gewehre mit konischen, selbst aufschüttenden, oder mit cylindrischen Zündlöchern, mit cylinderförmigen oder konischen Ladestöcken versehen sind. In der neuesten Zeit hat die Einführung der schnelleren und sicherern Perkussionszündung einen wichtigen Einfluß auf die Ladung gehabt. — 3) L. der Geschüße, s. Artillerie, S. 579. — 4) L. der Minen, s. Minenkrieg.

Laden (Geogr.), 1) österreich.-böhm. Gut, Kr. Bunzlau; umfaßt 97 J. 10 □ Kl. Areal, ist mit der Herrschaft Gabel verbunden; — 2) Dorf das.; Ziegelhütte; 170 Einw.

Ladenbein, bei Pferden der Unterkiefer; daher **Ladenbeinfract**, s. **Ladenkrankheiten**.

Ladenberg (Geogr.), 1) Joh. Peter von, preuß. Staatsmann, geb. 15. Aug. 1768 zu Magdeburg, studirte seit 1787 in Halle die Rechte und Kameralwissenschaften und durchlief dann schnell die ersten Dienststufen. Als Kriegs- und Domänenrath in Ansbach, seit 1796 bewies er Gewandtheit, wurde 1806 zum Direktor der Kammern in Bialystock ernannt,

1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder versetzt und kam 1809 als Regiergungsdirektor nach Potsdam; 1810 wurde er Direktor der Sektion für direkte und indirekte Abgaben im Finanzministerium, 1817 der neu organisirten Generalkontrolle und 1820 des Schatzministeriums, nachdem er bereits einige Jahre zuvor war geadelt worden; 1823 ernannte man ihn zum Chef der Oberrechnungskammer, 1825 zum wirklichen Geh. Rath und selbständigen Chef der Generalkontrolle, bis zur Aufhebung dieser Behörde (1826), da ihr Zweck durch L.'s eiserne Arbeitsamkeit bereits erreicht war; 1837 wurde er zum geheimen Staatsminister erhoben und feierte 1839 sein Dienstjubiläum. Auf wiederholtes Ansuchen erhielt er am 14. Novbr. 1842 seine Entlassung und lebte seitdem in Berlin im Kreise seiner Familie. Seinen Namen wird die zur Feier seines Jubiläums von den Forstbeamten des Staates errichtete **Ladenberg'sche Stiftung** in dankbarem Andenken erhalten; sie ist zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten bestimmt und L. hat den Fond derselben durch eine namhafte Summe aus seinem Privatvermögen erhöht. — 2) Adelsb. v. von, preussischer Staatsmann, Sohn des Vor., geb. am 18. Februar 1798 zu Ansbach, besuchte von 1810 an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, und trat in Folge des bekannten Aufrufs des Königs von Preußen 1813 nach rasch bestandnem Abiturientenexamen als Freiwilliger in das Garderegiment, mit welchem er den Feldzug mitmachte. Erst 1815 trat er als Seconde-Lieutenant aus. Darauf studirte er in Berlin, Heidelberg und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften u. trat 1818 als Auskultator in den preussischen Staatsdienst. Nach verschiedenen Anstellungen wurde er 1824 Regierungsrath und Justitiarius in Köln und bekleidete dann von 1839 an die Stelle eines Oberregierungsrathes erst in Königsberg, dann in Merseburg, bis er 1834 als Präsident der Regierung nach Trier kam. Auf besonderen Wunsch des Ministers von Altenstein wurde L. 1839 zum Direktor in dessen Ministerium berufen, zum Wirkl. Geh. Oberregierungsrath befördert und auch zugleich zum Mitgliede des Staatsrathes ernannt. Nach Altensteins Tode verwaltete er das Ministerium desselben vom 14. Mai bis zum 22. Okt. 1840, wo dasselbe an Eichhorn überging. Seitdem dirigitte L. die Ministerialabtheilungen für die evangelisch-geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten im eichhorn'schen Ministerium und erhielt 1841 die Stelle eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei der Universität Berlin. Auch als anonymen Schriftsteller trat L. auf, mit „Uebersicht der französischen und preuss. Hypothekenverfassung“ (Köln 1829) und „Preussens gerichtliches Verfahren in Civil- u. Kriminalsachen.“ (3. Aufl. Köln 1842.).

Ladenbrillen (Handlw.), die in den Ladentischen befindlichen schmalen, langen Oeffnungen, durch welche man das Geld in den Kasten steckt.

Ladenburg (Geogr.), 1) bad. Amt, Unter- rheinkr.; umfaßt auf einem Areal von 2 $\frac{3}{4}$

Q., 1 Stadt, 1 Marktflecken, 8 Dörfern, 3 Weilern und 2 Höfen 15,270 Einw., worunter 510 Juden; — 2) Amtstadt das., am Neckar; alte Thürme, Holzschraube- und Metallfabrik, Mühlen; 2430 Einw. L. ist sehr alt u. markaiserl. Palatium. Von Worms kam L. an die Pfalz.

Ladendiener, berj. Handlungsgehilfe, welcher in einem Laden den Kleinverkauf besorgt.

Ladenfistel (Pferdew.), s. Ladenkrankheiten.

Ladengeschwür (Pferdew.), s. Ladenkrankheiten.

Ladengesell, s. Büchseugesellen.

Ladengewirk (Näther.), Art feiner Stücker, die auf einer, einem kleinen Webstuhl ähnlichen Lade verfertigt wird.

Ladenguß, s. Eisengießerei.

Ladenholz, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Wölpe; 140 Einw.

Ladenhüter, verlegene Waare, eine Waare, welche sich schon sehr lange auf dem Lager befindet und nach welcher sich kein Begehr zeigt, besonders von fabricirten Artikeln gebräuchlich, als Ausschnittwaaren, Modeartikeln, Galanterie- und kurzen Waaren.

Ladenkeil (Maschinenw. und Bergb.), hölzerne Querriegel, womit die Laden am Göpel und Pochwerke verbunden sind.

Ladenkrankheiten (Pferdew.), entstehen, wenn bei den Pferden die Gebisse schlecht oder falsch angelegt und eben so gehandhabt werden. Die L. erscheinen am häufigsten als Ladenschwiele, bei welcher sich Verdickung u. Verhärtung des Zahnfleisches der Laden in Verbindung mit Hartmäuligkeit zeigt, und die nur dadurch vermindert werden kann, daß man längere Zeit gar kein Gebiß auslegt und die kranken Stellen mit erweichenden Mitteln, z. B. Feinsamen, behandelt; sodann aber auch als Ladenuquetschung, bei welcher durch zu starken Druck des Gebisses, oder durch zu scharfes Gebiß Entzündung hervorgerufen ist. Es können daraus durch Schwären nach Innen leicht Ladengeschwüre und Ladenfisteln, od. auch, wenn der Knochen selbst angegriffen wird, Knochenfraß entstehen, der nur bei gänzlicher Schonung des Thieres, durch Ausbrennen und Reinigen des Geschwüres, bei Anwendung eines Kaugebisses langsam zu heilen ist.

Ladenmeister (Handwerksbr.), derjenige Meister aus der Zunft, welcher bei den Zusammenkünften der Gesellen gegenwärtig sein muß.

Ladenpreis, ordinärer Preis, in Deutschland derjenige Preis eines Buches, zu welchem dieses in jeder deutschen Buchhandlung abgesehen werden muß, im Gegensatz des Nettopreises, zu welchem der Verleger seine Verlagsartikel dem Sortimentshändler abläßt.

Ladenquetschung (Pferdew.), s. Ladenkrankheiten.

Ladenscheider (Maschinenw.), der Boden eines Wind- oder Wetterkastens (s. d.), welcher die Stelle eines Ventils an letzterem vertritt.

Ladenschwiele (Pferdew.), s. Ladenkrankheiten.

Ladenspelder, Hans, Maler und Kupferstecher von Essen (im Herzogth. Berg), jüngerer

Zeitgenosse Dürers, nach einer Inschrift auf seinem Bildniß 1511 geboren und um 1548 noch thätig. Bartsch (P. gr., IX, 57) beschreibt 20 Blätter von ihm, die auch Nagler, Bd. VII, S. 230 f. verzeichnet.

Ladenthin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 230 Einw.

Ladepforte (Schiffb.), eine an der Seite des Schiffes angebrachte Thür, welche zur leichtern Betrachtung desselben dient.

Ladern, franz. Dorf, Dep. Aude, nordöstlich von Limour; 540 Einw.

Ladeschaufel 1) (Artill.), eine kupferne, halb cylindrisch und in einem hölzernen Stiel befestigte Schaufel, mit welcher man ehemals, als der Gebrauch der Patronensäcke (Kartuschbeutel) noch nicht so allgemein war, die Pulverladungen der groben Geschütze aus den Pulverfässern abmaß und an den Boden des Rohres brachte. 2) (Feuerw.), eine ähnliche, an einem kurzen hölzernen Handgriff befestigte Schaufel, wird beim Schlagen der Raketen und mehrerer anderer Bränder gebraucht, um jedesmal eine dem Kaliber angemessene gleich große Portion Saß in die Hülse einzuführen.

Ladeschein, Ladungsbrief, s. Frachtbrief.

Ladestock (Waffent.), 1) Im Allgemeinen der konische oder cylindrische Stab genannt, mit welchem man die Ladung der Schießgewehre in den Lauf hinabstößt, so daß sie auf dem Boden fest aufsitzt. Bei gewöhnl. Gewehren ist derselbe meist von Holz. — 2) (Kriegsw.), a) L. für die Infanterie. Die L. waren bis in den siebenjährigen Krieg hinein von Holz; während des Krieges führte der alte Dessauer bei der preuß. Armee zuerst eiserne L. ein, von wo sie bald in alle andern Armeen übergingen. Man hat konische und cylindrische L. Die ersten haben nur einen einzigen breiten Kopf und an dem Ende des Stengels oder Kiels ein Schraubengewind für den Kugelzieher; die cylindrischen L. bestehen aus dem obern Kopf oder Cylinder mit seiner Schraubenmutter für den Kugelzieher, dem Stengel oder der Stange oder dem Kiel, nemlich jenem Theile zwischen dem obern und dem untern Kopf oder Cylinder, mit welchem die Ladung an- esetzt oder gestoßen wird und dem obern und dem unteren Hals, nemlich jenen kleinen Hohlkehlen zwischen dem Stengel und den beiden Cylindern. Die beiden Köpfe des L. sind gewöhnlich weich, der Stengel oder die Stange dagegen hart. Aus dieser Beschaffenheit der Ladestöcke, oder vielmehr deren Köpfe kann, wenn beim sogenannten Visiren der Gewehre der L., welchen man nach der Vorschrift mit Vorsicht in den Lauf nicht fallen, sondern nur hinein rutschen lassen darf, dennoch ohne Beachtung jeder Vorsicht in den Lauf gebracht wird, diesem sowohl als dem Schaftholze an dem untern Theile der Laufnuthe ein bedeutender Nachtheil erwachsen. Es soll nämlich durch das Reiben mit dem L. an den Laufwänden die Ueberzeugung gewonnen werden, ob der Lauf rein sei oder nicht. Ohne nun dieser durch eine lange Uebung gleichsam legitimirten, allein nichts weniger als sachgemäßen Gewohnheit den Krieg ankündigen zu

wollen, denn der Pustock ist das einzige zweckdienliche und sichere Mittel zur Erforschung der innern Reinlichkeit der Läufe, werden folgende Beobachtungen für die Schädlichkeit dieser Uebung sprechen. Bei Läufen, deren Schwanzschrauben weich sind — wie z. B. die der Steinfeuergewehre in der bayerischen Armee waren — erzeugt das Nehmen des L. in den Lauf keine Nachteile, denn es fällt Weiches auf Weiches. Anders gestaltet sich jedoch dieses Verhältniß bei den Zündbüchengewehren. Die Schwanzschrauben dieser Waffen haben eine Einsagbarte und diese ist die Ursache, daß der auf die Schwanzschraube fallende weiche Ladestockkopf zurückgeschneit wird. Wiederholt sich dieses öfter, so bildet sich an der untern Fläche des Kopfes ein Bart, und dieser ist es, welcher schädlich wird. Dieser Bart nämlich reißt durch das Reiben des L. an den Laufwänden anfänglich kleinere und leichtere, später aber größere und tiefere Furchen in dem Laufe und macht ihn vor der Zeit unbrauchbar. Die nachtheiligen Wirkungen dieses Bartes auf den Schaft dagegen bestehen darin, daß er einer Raspel ähnlich, das Holz an dem untern Theil der Ladestocknuthe hinwegnimmt und nach und nach den vorzeitigen Ruin des Schaftes herbeiführt. Diese nachtheiligen Einwirkungen auf den Schaft können leicht beobachtet werden und werden Niemand entgehen, welcher sie erkennen will. — b) L. der Schützenbüchse, wird von den Schützen gewöhnlich nicht in der Waffe, sondern in einer fleischledernen Röhre an der Kuppel des Seitengewehrs getragen und besteht dann aus dem hölzernen Knopf oder Ladhammer, der Stange, dem Kopf oder Stiefel mit seinem untern Ende, wo sich auch ein Schraubenloch für den Kugelbohrer und Wischer befindet. — c) L. für den Karabiner, besteht aus einem Ring zum Anhängen, der auch Riemenaug genannt wird und einer vom Ringe bis zum Kopfe dicker werdenden Stange. In dem Kopfe selbst befindet sich das Kugelziehschraubenloch; gewöhnlich wird vom Reiter der L. hinten durch die Kartusche gestützt getragen.

Ladestockbohrer (Büchsenfch.), der sehr lange Hohlbohrer, womit das Loch für den Ladestock in den Schaft eines Gewehres gebohrt wird.

Ladestockfeder oder **Speerfeder**, diejenige Feder im Mittelschafte eines Gewehres, welche den Ladestock festhält. Hat sie franz. Konstruktion, so unterscheidet man daran den Stift-einstich, durch welchen jener Vorsteckstift geht, der sie im Schafte festhält, und den Köffel oder die Hohlkehle, durch welche der Ladestock festgehalten wird. In Gewehren alter Art war die L. größtentheils im Oberringe angebracht, dann aber hatte sie weder einen Einstich, noch einen Stift.

Ladestockhobel, der Hobel, womit man die hölzernen Ladestöcke verfertigt; die Spinde des Hobeleisens ist halbrund ausgeschnitten und in der Bahn des Gehäuses ist eine halbrunde Rinne befindlich.

Ladestockholz (Bot.), s. v. a. Hartriegel, *Cornus sanguinea* L.

Ladestockmacher, die Klingenschmiedelnden

Gewerfabriken, welche sich mit der Verfertigung der eisernen Ladestöcke beschäftigen. Um sie rund und glatt zu schneiden, bedienen sie sich eines Gehenkes und Gehenkehammers. Die hölzernen Ladestöcke werden von dem Büchsenwärter verfertigt.

Ladestocknuthe (Ladestockkanal, auch der Ort genannt), der cylindrische Kanal oder die cylindrische Aushöhlung für den Ladestock im Ober- und Mittelschafte eines Gewehres. Man nennt diese Nuthe auch Hülse. Zur Verfertigung dieser L. bedient man sich theils der Hobel, theils der Meißel, theils der Ladestocknuthkolben.

Ladestocknutheschläge (Nuthschläge), die Deffnung längs der Ladestocknuthe vom Ober- bis zum Unterring mit den Nuthschlägwänden oder jenen Theilen des Schaftes, welche die Ladestocknuthe umgeben.

Ladestopfer (Bergb.), der Stab, womit man das Pulver im Bohrloche beim Sprengen der Steine, sowie den Pfropf darauf feststampft.

Ladestuhl, dreibeinige Bank, worauf der Salpetersieder die mit Lauge angefüllten Bütten stellt.

Ladewasserlinie (Schiffsw.), die Linie, bis zu welcher ein Schiff ohne Gefahr zu laufen unter das Wasser gehen kann; sie zeigt übrigens zugleich das Maß der größten Ladung an.

Ladezeug (Ladegeräthschaften, auch Geschüßgeräthschaften, Kriegsw.), alle Geräthschaften, deren man zum Laden und Abfeuern der Geschüße bedarf. Sie sind: der Luntentock (wenn man keine Perkussionszünder hat), die Raumnadel, das Fingerfutter, die Wischer und Seger mit Stangen und den Seg- und Wischerkolben, Ladefaulen und Dammzieher mit ihren Stangen, Hebel oder Hebebäumen für das Feldbatterie- oder Festungsgeschüß, Zündlichterkuppen, unter der bei dem Luntentock angegebenen Voraussetzung, Brandrohrtriebels, oder Brandrohrseger oder Brandrohrkapellen, Bombenhacken, Kräger oder Köffel zur Reinigung der Kammergeschüße, Bombens- oder Verteilspäne, Hacksterne, Brandrohre, Brandrohrhammer, Quadranten, Spachtel, Brandrohrzieher, Patronentornister oder Taschen für die Durchschlagbrändchen und Vernagelnägel.

Ladezeughacken (Kriegsw.), ein an der rechten Lasterwand angebrachter runder oder viereckiger offener Hacken, in welchen die Hebel, der Seger, Wischer u. s. w. angebracht werden.

Ladgin (Diogr.), s. v. a. Ladskin.

Ladha (muham. Religion), die 2. Abtheilung der Hölle bei den Mohammedanern, zur Qual der Christen bestimmt.

Ladhak (Leh, Leih), ostind. Hauptstadt des gleichnamigen Staats, der zu Tibet gehört, liegt im Thal des Flusses Indus; wird von Buddhisten bewohnt.

Ladhof, bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Waldkirch; 130 Einw.

Ladicus (a. Geogr.), Berg in Hispania Tarracon., der heutige Todus des Ladoco bei Montefurado am El.

Ladie (türk., Seew.), Donauschiff, welches 6 Ufern regelmäßige Abgaben zahlt.

in einen von einer schmalen Insel der Nema gebildeten Nebenarm gelangen, wodurch die Schiffe bei jedem Winde aus- und eingehen können. Das überflüssige Fahrwasser wird durch mehre steinerne und hölzerne Freischleusen von der Nordseite des Kanals abgeleitet. Ausgrabungen und Vertiefungen des Bettes fanden an mehren Stellen in den Jahren 1748—1757 und später 1775, 1817 und 1818 Statt. Auf Befehl des Herzogs Alexander von Württemberg wurden im J. 1826 bei den Reservoirs auf dem südlichen Ufer des Kanals die Dämme erhöht, wodurch man über 3 Millionen Kubik-Faden Wasser gewann, die durch 8, theils hölzerne, theils steinerne Schleusengänge in den Kanal geleitet werden können. Ferner hat man seit der im J. 1826 Statt gehabten Dürre noch besondere Dampfmaschinen angebracht, die nach einer gemachten Berechnung 15—18,000 Kubik-Faden Wasser binnen 24 Stunden in den Kanal bringen. Endlich wurde im J. 1829 die cirkulische Wasserleitung vollendet, wodurch der große See dieses Namens mit der Lawa verbunden ist. Hierdurch kann dem Kanal im Nothfall ein neuer Wasservorrath gegeben werden. Die ursprüngliche Mündung des L.-Kanals in die Nema versah man mit einer neuen, vierfachen steinernen Schleuse. Von diesen Schleusenkammern, deren jede 166 Fuß lang u. 29 Fuß breit ist, wurden 2 schon im J. 1823 zu bauen angefangen und im J. 1826, die übrigen 1832 vollendet. Unter dem Grundsteine ward eine mit einer Inschrift versehene Platte niedergelegt. Zu diesem Bau wurden anfänglich 3,693,126 Rubel Banco angewiesen; nachdem die Arbeiten angefangen und allmählig in Gang kamen, legte man zu den Steinarbeiten noch 372,072 Rubel, zum Bau der Seitenwände des Bassins 153,522 Rubel, zum Bau einer schönen steinernen Brücke, die zur Vereinigung beider Ufer dient, 18,834 Rubel, zu den Gestellen für die Rammmaschinen 5165 Rubel, u. noch zu andern Uferarbeiten ungefähr 10,000 Rubel zu, so daß der Bau bei seiner Vollendung gegen 4,250,000 Rubel kostete. — 3) S. v. a. Nowaja-u. Staraja-Ladoga.

Padon (a. Geogr.), 1) Fluß in Arkadien, entsprang in der Nähe von Elitor und fiel zwischen Heräa und Phrixa in den Alpheus. Man hielt ihn für einen Ausfluß des Sees im Thale von Pheneus, der aber eine Strecke unter der Erde hinfließt. Nach der mythologischen Darstellung ist er Gemahl der Stromphalis, Vater der Daphne; — 2) Flüsschen in Elis, das auf der Grenze in Achaja entspringt und bei Elis in den Peneus fällt; jetzt Wady; — 3) (griech. Myth.), der Drache, der die Äpfel der Hesperiden bewacht; — 4) der Hund des Actäon.

Padon (n. Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Loiret, westlich von Montargis, an der Besonde; Handel mit Honig, Wachs und Seife; 1150 Einw.; — 2) europ.-türk. Fluß, Morea, Nebenfluß des Rufia, rechts.

Ladong, ostind. Insel, Celebes, Küstenfluß, mündet in die Tomini-Bai.

Ladons (Spielw.), 1) die Karten im Tarokspiel, welche weder Taroks noch Bilder sind, und

die in andern Spielen leere oder ledigen Karten (Cartes fausses) genannt werden; — 2) in andern Spielen die Karten, welche nicht Figuren oder Trumpf sind.

Lados, Inseln, s. Mergui.

Ladowitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Dux; Potaschesiederei, Kalkbrennerei, Ziegelscheune, Mühle, Braunkohlenbrüche; 270 Einw.

Ladronen (Geogr.), 1) ostind. Inseln, an der Südküste von China, im Eingang der Bucht von Kanton (Konang-Toung). Die östliche und größere heißt Mansan; 21° 57' 10" n. Br. und 131° 23, 26" ö. L.; — 2) Los Ladrones, Gruppe von 3 Inseln, im großen Ocean, an der Küste von Istmö; — 3) s. Marianen.

Ladschin, Maschan Mansur, angeblich deutscher Abenteurer, der in Livland unter den deutschen Rittern gedient haben und in türkische Gefangenschaft gerathen seyn soll. Er wurde nun Mammeluck des Sultans Kelaun, und später Gouverneur des Schlosses von Damask. Auf diesem hohen Posten zog er die Ungnade des Sultans auf sich, sollte strangulirt werden, erhielt aber, weil der Strick riß, den Dienst eines Waffenträgers des Sultans. Im J. 1293 ermordete er den Sultan Khalil, wurde von Mohammed begnadigt und ward 1296 Kerboscha's Nachfolger als Sultan von Aegypten. Er † 1299.

Ladu, rother Champagner von den s. g. Berg- oder Gebirgsweinen; er ist in Gebinden von 220 — 225 Pinten.

Ladugards (Landet), schwed. Flecken, nördlich von Stockholm.

Ladulas, Beinamen des Königs Magnus I. von Schweden.

Ladung, 1) (Kriegsw.), die Handlung des Ladens (s. d.), wodurch Feuergewehre und Geschütze mit Kraut und Loth versehen werden. Diese L. der Feuergewehre zerfällt a) in eine zergliederte, nach einer gewissen Anzahl von Tempo's oder Zeiträumen eingetheilte zum ersten Unterrichte; b) in eine verkürzte, bei welcher mehre der erst angegebenen Tempo's bis zu einem weitem Kommandoworte durchgemacht werden und nach den einzelnen Kommandowörtern die L. ganz beendigt wird; c) in eine L., welche im Gefechte die einzige ist und hier und da Chargirladung genannt wird, bei welcher der Soldat auf das einzige Kommando „Ladt—s' Gewehr“ oder „Ladt!“ die ganze L. durchmacht und nach Beendigung derselben das Gewehr schultert, oder wenn er schon gefeuert hat, sich fertig macht. Die L. der Feldgeschütze kann ebenfalls entweder nur eine zergliederte, oder eine verkürzte, oder eine L. im Gefechte seyn. Die L. der Belagerungs- und Festungsgeschütze, besonders der Mörser, unterscheidet sich von der der Feldgeschütze wesentlich, welcher Unterschied durch die Eigenthümlichkeit dieser Geschütze selbst herbeigeführt wird. — 2) L. eines Schiffes oder einer Fähr, sind diejenigen Güter, welche mit demselben weiter verführt werden. Ein Schiff, eine Fähr, haben volle L., wenn sie Nichts mehr zu den bereits geladenen

nen Gütern annehmen können. Ein Schiffer liegt in L., so lange er Güter zum Weitertransport annimmt, und hat sodann zu diesem Zwecke in L. gelegt. — 3) (Fuhrw.), die L. eines Fuhrwerks muß sich nach der Größe und Tragkraft desselben, nach der Zahl und Kraft der angespannten Pferde, nach dem leichten oder schweren Gang des Fuhrwerks, nach der Ebenheit oder Unebenheit des Bodens und der guten oder schlechten Beschaffenheit der Straßen richten. Die Stärke der L. steht übrigens, wenn auch alles Andere gleich ist, nicht im genauen Verhältniß mit der Zahl der angespannten Pferde. Es muß darauf Rücksicht genommen werden, daß durch Vermehrung der Last die Reibung zwischen Axe und Rabe größer wird, und daß die Räder in weichem Boden tiefer einschneiden, daß also, neben der Last selbst, noch dieser zweifache Widerstand von den gleitenden Pferden zu überwinden ist. Rechnet man auf ein gewöhnliches Pferd 12—13 Centn., bei gutem Weg und leicht gehendem Fuhrwerk 14—15 Centn., so sind dennoch 60—70 Centn. schon eine volle L. für 6 Pferde. Durch zu starke L. werden die Pferde viel zu sehr abgenutzt und in Gefahr gebracht, als daß der Vortheil von der Verminderung der zum Zug dienenden Pferde in Anschlag kommen könnte. Vergl. Fracht. — 4) (Hüttenw.), die Masse Kohlen und Eisensteine, welche auf ein Mal aufgegeben wird; — 4) (Phys.), s. Elektrizität; — 5) (Maschinenw.), an Pochwerken s. v. a. Lade; — 6) (Mechanikw.), s. v. a. Vorladung, s. Citation.

Ladung (Geogr.), österr. = böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Dux; 300 Einw.

Ladung der Geschüge, s. Artillerie.

Ladungsbrief, s. v. a. Seefrachtbrief.

Ladungsflasche (Phys.), s. Leydner Flasche.

Ladungsgriffe (Kriegsw.), die verschiedenen Tempo's und die zu deren Ausführung durch den ladenden Soldaten zu machenden Bewegungen, wodurch, je nachdem der Soldat entweder nach einer ganz zergliederten oder mehr abgekürzten Art, oder durch ein einziges Kommandowort sein Gewehr ladet, die Ladung wirklich vorgenommen und vollendet wird. Diese L. bei Zündhütchengewehren sind: 1) das Bringen des Gewehrs zur Ladung, 2) das Ergreifen der Patrone, 3) das Öffnen derselben, 4) das Bringen derselben in den Lauf, 5) das Ausziehen des Ladestocks, 6) das Stoßen der Ladung, 7) das Versorgen des Ladestocks, 8) das Fertigmachen zur Zündung, 9) das Stellen des Hahnes in die Ruhe, 10) das Schultern des Gewehrs. Diese einzelnen Griffe zerfallen wieder besonders in sogenannte Bewegungen oder detaillirte Einzelgriffe. Die einzelnen Griffe, wodurch Feldgeschüge geladen werden, bestehen a) in dem Auswischen des Rohrs, b) in dem Einbringen der Ladung in das Rohr, c) in dem Ansetzen derselben auf dem Boden des Rohrs, d) in dem Aufstecken der Patrone und der Einsetzung des Zünders in das Zündloch, e) in der Höhe und Seitenrichtung des Geschüßes und f) in der Aufneuerung. Bei Haubizen und Mörsern ersetzt das Geben oder Grade die

Höherichtung des Geschüßes und bei Mörsern mit Zündpfannen, auf welche Pulver aufgeschüttet wird, ist dieses der Zünder.

Ladungsmanifest (Seew.), s. Manifest 2).

Ladungssäule (Phys.), s. Galvanismus.

Ladunowka, europ.-türk. Ort, Gouv. Mohilew, südöstlich von Tschaußu.

Ladurner (Biogr.), 1) altes schweiz. Geschlecht von gutem Namen; Hofers Frau war eine geborene L. — 2) Adolf, Maler zu Paris, wo er sich seit 1824 durch seine Genres- und Schlachtstücke bekannt gemacht hat.

Ladvocat, Jean Baptist, französischer Schriftsteller, 1709 zu Baucouleurs unweit Toul geb., † 1765 als Professor der hebräischen Sprache an der Sorbonne in Paris. Schrieb: Dictionnaire géogr. portatif, Paris 1747, fortgesetzt als Dictionnaire hist. portatif des grands hommes (unter dem Namen Vosgien), daselbst 1752, 1755, 1760, 2 Bde.; von Leclerc, 1777, 3 Bde., 1789, 4 Bde.; deutsch, von D. Eb. von Hohenfeld, 4 Bde., mit 5 Bde. Suppl. von J. S. Hayd und umgearbeitet von S. Baur, Ulm 1760—1803, Bde. Suppl., das. 1816.

Ladwa, Gebiet und Hauptstadt, s. Sirhind.

Ladwin, österr. = böhm. Dorf, Kr. Raurim, Herrschaft Manderscheid; 160 Einw.

Lady (engl.), Titel der Gemahlinnen englischer Lords, Barons und Ritter, der aber auch den Gattinnen und Töchtern der bloß im Oberhause Sitz habenden Staatsbeamten beigelegt wird.

Lady (Geogr.), 1) europ.-russ. Flecken, Gouv. Mohilew, nordöstlich von Droza; — 2) L. = Julia = Perch, austral. Insel, Neu-Holland, im großen Ocean, an der Südküste; — 3) L. = Ann, Bucht der Küste von Nord-Amerika, in der Vaffins = Straße; 75° 54' n. Br. und 102° 20' 15" w. L.

Ladychyn, europ.-russ. Flecken (Stadt), Gouv. Podolien, südwestlich von Gailim, rechts am Bug; stahlhaltige Quelle.

Lady Isle (sp. Lebt eil), brit. Insel, Schottland, Grafschaft Ayr; 2 Leuchthürme, im Clyde Frith.

Lady, painted (engl., Entom.), s. v. a. Distelfalter, Vanessa Cardui Ocksenh.

Ladziza, preuß. Vorwerk, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Militsch; Vorwerk; 250 Einw.

Läa (a. Geogr.), Insel bei Cyrenaica.

Läana (a. Geogr.), andere Form des Namens der Stadt Melana in Arabia Petraea (Plin. VI, 28, 32).

Läanites, s. v. a. Melanites oder Aelaniticus Sinus, die östliche Spitze des arabischen Meerbusens, j. Bachr el Akaba (Died. III, 43).

Läben (Läven), mecklenburg-strelitzer Hof, Kr. Stargard, Amt Feldberg; 120 Einw.

Läbern, schweiz. Amt, Kanton Solothurn, 6000 Einw. Darin: Grenchen (s. d.).

Lächeru, s. Lachen, vgl. Lächerlich.

Lächen, schweiz. Dorf, s. v. a. Lauffen 1).

Lächerlich (Aesthet.), ursprünglich Dasjenige, was unwillkürlich Lachen erregt. Man hat viele Erklärungen über das Wesen des L.

versucht. Aristoteles nimmt es, das Nichtige abnehmend, für einen Fehler oder eine Unschicklichkeit, die nicht schmerzlich oder verderblich sey; Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft erklärt es viel zu beschränkt als Das, was unsere gespannte Erwartung in Nichts verwandle. Jean Paul nennt es in seiner „Vorschule der Aesthetik“ etwas dunkel den sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand. Alle andern Erklärungen fügen sich mehr oder minder auf die beiden ersteren. Das Lachen ist eine konvulsivische Aeußerung des Menschen, welche im Zustande der Lust und Freude, wie in dem der Verzweiflung und des bitteren Spottes über menschliche Verhältnisse eintritt. Ersteres ist ihr naturgemäßer Ursprung, und auch das L. wird nur auf das Lachen der Lust und Freude bezogen. Indessen unterscheidet man noch das Belächte, oder Das, was Einem oder dem Andern lächerlich ist, von dem Belachenswerthen oder dem L. im engeren Sinne. Letzteres deutet auf eine besondere Beschaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unsern Verstand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener konvulsivischen Aeußerung entsprechend, in einem schnellen Zusammendenken und Zusammenwirken solcher Dinge seinen Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unschädlichen Widerspruche stehen, den man anschaulich wahrnimmt. Hieraus ist erklärbar, warum das L. nur am Menschen vorkommt, oder von diesem auf äußere Dinge übertragen wird; denn dem Menschen ist unter allen uns bekannten Geschöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das L. darf das sittliche Wesen des Menschen weder verlegen, noch schädlich seyn, weil in diesem Falle das reine Lustgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem L. in Verbindung stehen soll. Wo also das L. das Gebiet des Sittlichen berührt, muß vielmehr die Seite herausgehoben werden, wodurch die Handlung als unverständlich und ungereimt erscheint. Anschaulich aber, durch leicht aufzufassende Aeußerungen, muß sich jener Widerspruch des Ungereimten zeigen und auf Willkühr gegründet seyn, denn so tritt dann der Irrthum spielend hervor. Das L. ist endlich um so belustigender, je überraschender es hervortritt, weil es um so mehr und schneller den Geist thätig beschäftigt. Aber nicht immer und nicht bei jedem Individuum weckt das wahre L. das Lachen, oft nur das sanftere Lächeln der Fröhlichkeit oder die innere ungeäußerte Freude, je nachdem es in seiner Darstellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden ist, oder nicht. Shaftesbury meinte, das L. sey der Probestein der Wahrheit, aber der Vernunft bleibt die Prüfung überlassen, ob Etwas nicht bloß den Schein des Ungereimten hat. Drigineil und scharsinnig hat in neuerer Zeit Kuge den ästhetischen Begriff des L. entwickelt; seine Hauptsätze sind in Kürze folgende: Wenn man sich lächerlich macht, so hat man kein Bewußtseyn über sein Thun, da aber Jedermann das wirklich L. auch lächerlich findet, so ist es Gegenstand des gemeinsamen Bewußtseyns. Es zeigt sich also hier Bewußtlosigkeit des L. und

Bewußtseyn des Lachens oder das Bewußtseyn von Seite des Lachenden über den Zustand des Belachten und das Unbewußte von Seite des Belachten im Sträuben gegen das Belachen. Darum gehören zum L. immer zwei Personen; an sich existirt es gar nicht, vielmehr ist sein wirkliches Daseyn nur der Augenblick, in welchem es aufgefaßt und verwirklicht wird. Es hat nämlich sein Daseyn nur in der augenblicklichen Geistesbätigkeit des Lachenden und verschwindet, indem es ins Daseyn tritt. Da solchergestalt das L. lediglich ein Schein oder Verirdaseyn hat, so ergibt sich, daß der Zustand des Belachten ein Geisteszustand ist, welcher wieder im Geiste des Lachers bewegt wird, und dieses geistige Wesen in dieser seiner Modifikation und resp. Agitation ist das L. e. Daher kann man auch bloß jene Thiere lächerlich finden, welche auf irgend eine Weise in den Fall kommen, den Schein der Vernunft zu zeigen. Demnach wird aus dem Zustande des sich lächerlich Zeigenden das L. e erst durch die Thätigkeit der Lacher geschaffen. Jener Geisteszustand ist aber ein unbewußter, mithin ein nicht schöner (häßlicher), weil die Erscheinung des Geistes im Endlichen fehlt, oder das äußere Daseyn nicht vergeistigt ist, folglich auch der Unbewußte, der von sich Nichts weiß, im inneren Widerspruche steht. Dieser Widerspruch wird von Dem, welcher lachen will, angeschaut, und indem er das fehlende Bewußtseyn hervorhebt, zwingt er den im Widerspruch Stehenden zur Auflösung desselben, so daß dieser sein Selbstbewußtseyn annimmt, mislacht und selbst zum Gegenstande des Gelächters wird, oder dagegen sich sträubt und das Gelächter der Andern vermehrt, weil er den Widerspruch gegen sich festhält, oder gegen sein besseres Interesse seinen Zustand noch einmal wiederholt. Es ist demnach eine doppelte Phantasiebätigkeit vorhanden, nämlich die mit sich im Widerspruch gerathene, die nicht schöne, oder eigentlich hässliche und die durch das aufgenöthigte Selbstbewußtseyn davon befreiende und damit den Schöpfungsaft des Schönen vollziehende. Das L. e wäre mithin die flüchtigste Gestalt des Schönen, der Blitz des Geistes in dem Dunkel des Reiches der Hässlichkeit oder des Widerspruches, die Geburt des Schönen in der Anschauung, d. i. die angeschaute Geburt des Schönen. Die Thätigkeit aber, oder die Zeugung dieses Blitzes der Schönheit ist der Witz, nur unterscheidet sich der Witz vom L. e dadurch, daß der angeschaute Widerspruch mitgeschaffen und mit vor die Phantasie gestellt, sodann auch mit aufgelöst wird. — Vergl. Komisch, im Art. Aesthetik, S. 453 ff.

Lächow, Insel, s. v. a. Afrika.

Lächowischer Archipelagus, s. v. a. Neusibirien.

Lächowisches Elfenbein, s. Neusibirien.

Läcken (Lacken), ein veraltetes deutsches Zeitwort, das eine schnelle Bewegung bezeichnet, z. B. laufen, springen, hüpfen, mit den Hinterfüßen ausschlagen u. c.; kommt hauptsächlich in der Bibel vor; davon abstammend: Lackel.

Füllen nach der Geburt auf, zeigen aber sehr bald Kolikschmerzen, oft mit Verstopfung, oft auch wieder mit Durchfall, bei welchem letztern die Exkremente entweder weiß oder grau, zuweilen auch braun erscheinen; die Thiere werden schnell sehr matt, können mit dem Hintertheile nicht recht aufkommen, und bei genauer Beobachtung findet sich meist das Kapselband eines der Sprunggelenke bedeutend angefüllt. Nach Verlauf von 8–12 Stunden ist auch gewöhnlich ein Vorderfuß in der Schulter oder im Fußwurzelgelenk auf dieselbe Weise ergriffen. Das Füllen muß nun schon zum Saugen aufgehoben werden; es zeigt sich stets durstig, hat meist merkliches Fieber, sehr pochenden Herzschlag, schnellen Puls u. s. w. Endlich folgt Ausleerung einer Menge harten Füllenspecks und gleich darauf einer braunen, dem Kinderkoth ähnlichen Materie. Die Kolik hat ein Ende; aber die Anschwellungen der Kapselbänder sind stärker, runder geworden, u. es finden sich Ödeme hinzu; das Füllen wird nur mit Mühe noch auf die Beine gebracht, folgt der Mutter halb ohnmächtig, die Augen fallen ein, das Thier legt sich für immer und stirbt mehrentheils ganz ruhig, 4–8 Tage alt; und zuweilen haben die Krankheitserscheinungen nur 24–36 Stunden gedauert (Träger). In manchen Fällen tritt Verstopfung des Leibes oder der weiße Durchfall nur vorübergehend und ohne bedeutende andere Zufälle, gleichsam als eine gutartige Form der Krankheit ein; in andern Fällen dagegen nimmt sie die Gestalt der Hirn- oder Lungen-, Herz-, bisweilen Bauchfell- und Darmentzündung an. In noch andern Fällen kommen Krämpfe, selbst der Starrkrampf und andere Nerven zufälle hinzu, es treten namentlich epileptische Krämpfe, Schlafsucht u. Apoplexie ein. — Manche Füllen bleiben durch 2–3 Monate gesund, wechseln aber oft mit dem Appetit, zeigen etwas gelbe Färbung in der Bindehaut der Augen, gestörte Verdauung, bald mit Verstopfung, bald mit Diarrhöe. Hierzu finden sich endlich Steifigkeit oder schonender hinkender Gang in dem einen oder dem andern Fuße; es entwickeln sich die Geschwülste an den Gelenken u. s. w., wie bereits oben angegeben. Zuletzt gehen die Thiere an einem schleichenden abzehrenden Fieber, zuweilen aber auch schnell an einem oder dem andern mehr akuten Leiden zu Grunde.

Die Sektion der Kadaver zeigt, bei der großen Verschiedenheit der Krankheit, auch sehr verschiedene pathologische Veränderungen. In dem Gehirn findet man zuweilen unter der Spinnwebenhaut oder in den Hirnkammern Anhäufung von Serum, einzelne Partien des Gehirns, wie namentlich den Pons Varolii, die Medulla oblongata u. s. w. etwas derber als im gesunden Zustande; zuweilen auch die Arachnoidea des Rückenmarks an verschiedenen Stellen, oft dem Sitze der vorhanden gewesenen Lähmung entsprechend, etwas fester. An den Nerven ist nirgends etwas Krankhaftes zu entdecken. Das Herz erscheint zuweilen vergrößert und substantiell stärker, dabei etwas derber, gewöhnlich bleich, aber mit rothen Flecken in ver-

schiedener Form und Stärke versehen. Der Herzbeutel abhärirt zuweilen dem Herzen, er ist hin und wieder blutflüchtig, und enthält zuweilen eine größere, als die gewöhnliche Quantität Serum. Die Arterien bieten nirgends eine mit der Krankheit in Verbindung stehende Abnormität dar. Dagegen sind die Venen häufig, besonders im Hinterleibe, dunkler geröthet. In der Nähe der entzündeten Gelenke und an den entzündeten Knochenflächen war dies ganz besonders der Fall. Träger fand hier zuweilen Punkte und schmale Streifen, die unter dem Vergrößerungsglase wie wund erschienen. Auch glaubt derselbe in der Nähe von Abscessen oder ulcerirenden Stellen zuweilen Eiter in den Venen gefunden zu haben. — Die Lungen enthalten oft bedeutende Abscesse, Vereiterungen der Bronchialdrüsen u. oft auch die Veränderungen, die sonst durch Pneumonie und Pleuresie bewirkt werden. Zuweilen findet man sie aber auch blaß und welk. Die Leber ist fast ohne Ausnahme, in dem einen oder andern krankhaften Zustande, bald sehr blaß, weißlich, bald rosenroth, schmutzig gelb, selbst schwarzgrau, oft vergrößert, verhärtet, erweicht oder erweitert. An der Milz findet man gewöhnlich nichts Abnormes. Die Nieren dagegen sind mehrentheils vergrößert, dabei bald sehr blaß und hart, oder mehr dunkelroth, aufgelöst, selbst mit Abscessen versehen. Hoden und Samenstränge sind zuweilen durch und durch sulzig und blutig angeschwollen, die Häute verdickt u. s. w. Der Magen erscheint fast immer gesund; zuweilen enthält er bei Saugfüllen, die bloß Muttermilch zu sich nahmen, den Käsestoff der letzteren, coagulirt in einer gelblichen, bitterlichen, etwas scharf schmeckenden Flüssigkeit schwimmend. Träger beobachtete dies da, wo ein bisheriges Pariren einige Zeit vor dem Tode plötzlich inne hielt, die Thiere aber dennoch viel preßten und brängten; er hält daher diese Erscheinung für Folge einer antiperistaltischen Bewegung. — Der Darmkanal ist bald welk, bleich, bald mit Spuren einer geringen, bald dagegen mit denen einer heftigen, brandigen Entzündung versehen. Namentlich ist die Schleimhaut der Eiz der Entzündung. Bauchfell und Gekröse sind oft unverändert, in andern Fällen theilen sie die allgemeine Entzündung der Baucheingeweide, oder sie bewirken Auschwizung, Pseudomembranen, Verwachsungen und Bauchwassersucht. Das lymphatische System bietet mannichfache Erscheinungen dar, namentlich Entzündung, Anschwellung, Verhärtung, selbst Vereiterung an verschiedenen Stellen. Die Gekröse- und Bronchialdrüsen stehen hierin auffallend voran; doch finden sich dergleichen Veränderungen auch an andern Stellen des Körpers. Die Anschwellungen der Drüsen variiren von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Kinderkopfes. — Die Gelenke mit ihren Ligamenten, die Sehnen, Sehnencheiden, sehnigen Ausbreitungen, die Knochen und Knochenhaut, zeigen verschiedene Grade von Rötung und Injektion, von Verdickung und Auschwizung bis zu brandig braunrother Färbung, oft auch Eiterung und

statisches, schnell tödtendes Entzündungsleiden der Brust- oder Baucheingeweide ein.

Die Prophylaxis ist bei dieser Krankheit eine sehr schwierige Aufgabe, weil sie theils gegen einen unsichtbaren Feind gerichtet ist, theils auch große Geldopfer erfordern kann. Nach der bisherigen Kenntniß des Uebels muß die Haupttrübsicht bei der Verhütung desselben mehr auf die Aeltern des Füllens, als auf das Leptere selbst genommen werden, und namentlich hat man bei den ersteren darauf zu sehen, ob 1) eine Stute mehrentheils Füllen zur Welt bringt, die an irgend einer hierher gehörigen Krankheitsform leiden oder sterben; 2) ob an einem und demselben Orte die Krankheit unter verschiedenen Formen fast alljährlich mehr oder minder bedeutend vorkommt, und 3) ob die Füllenslähme an einem Orte, der sie sonst nicht kannte, oder wo sie nur zuweilen sporadisch auftrat, in immer kürzern Zwischenzeiten und häufiger erscheint, als sonst. In diesen 3 Punkten wird das vorherrschende individuelle (sporadische), das epizootische und das enzootische Causalverhältniß der Krankheit berücksichtigt.

Im Allgemeinen muß bei der Prophylaxis die über das Wesen der Krankheit von Träger ausgesprochene Ansicht über eine vorwaltende Venosität wieder zur Basis dienen. Demgemäß wendet man, neben einer mäßigen Fütterung der Stuten mit gesunden Nahrungsmitteln, neben reiner Luft und Trockenheit in den Ställen, und angemessener Bewegung in freier Luft, hauptsächlich die gelind laxirenden Neutral- und Mittelsalze in kleinen Gaben an, etwa täglich eine halbe Unze. Außerdem empfiehlt Träger in der zweiten Hälfte der Tragezeit, der Stute alle 4 Wochen eine mäßig wirkende Aloe-Purganz zu geben. Kommt es nun zur Abfohlung und erscheint die Krankheit unter den Füllen, so tritt ein streng diätisch-medicinisches Regimen allgemein ein; die Mütter erhalten reichliche Salzgaben, nur ein Dritteltheil ihrer Körnerration, wenig oder gar kein Heu, oder dasselbe mit Sommerstroh gemengt; den Füllen, die es nehmen wollen, gibt man im Futter od. Getränk etwas Glaubersalz, Salpeter od. Kochsalz. Drohen Fehlgeburten, so kann man außerdem den Stuten noch Aderlässe, ihrer Konstitution entsprechend, machen. Bei schon etwas kräftigeren Fohlen kann man bei eintretender Störung der Verdauung, und zwar bei Diarrhöe, bittere Stoffe mit absorbirenden Mitteln, und selbst die Aloe in kleinen Gaben, bei Verstopfung aber die Salze in größeren Gaben, und in Verbindung mit bittern Mitteln geben. In den oben bezeichneten Fällen der ersteren Art muß man, wenn die prophylaktische Behandlung nichts fruchtet, lieber die betreffende Stute von der Zucht ausschließen. — In Fällen der zweiten und dritten Art muß man, außer der unmittelbaren Einwirkung auf die Mutterthiere, auch noch alle übrigen Einflüsse, die in der Lokalität, in der Beschaffenheit der Weiden u. s. w. begründet seyn können, umzuändern suchen, so daß sie der oben angedeuteten Ansicht mehr entsprechend wirken.

Die Kur der Füllenslähme muß ebenfalls der ausgesprochenen Grundansicht entsprechen. Demgemäß steht nach Träger an der Spitze aller Heilmittel der Aderlaß, welcher, wenn er zeitig, ergibig und schnell auf einander folgend, in Anwendung gebracht wird, häufig einen sehr guten Erfolg herbeiführt. Ist jedoch die Krankheit schnell zu einem deutlich ausgebildeten Grade gediehen, und in demselben über 24 Stunden vorhanden, so leistet er nicht mehr Alles, doch aber oft noch das Beste. Träger empfiehlt außerdem da, wo die Krankheit minder bedeutend auftritt, und wo man im Zweifel ist, ob man Blut entziehen soll oder nicht, das Akonit, in Form der Tinktur zu 5–10 Tropfen, täglich 2–3 mal zu geben, und wo vorzugsweise gastrische Mischverhältnisse bestehen, die Bryonia, ebenfalls in der Tinktur zu 8–12 Tropfen. In den Fällen, wo nervöse Zufälle, epileptische Erscheinungen und Tetanus bestehen, ist die Aloe zu 5–10 Gran, und nach Umständen wiederholt, nützlich gewesen, und da, wo akute Wasserergießung im Gehirn und Rückenmark sich zu bilden scheinen, bei Drehen nach einer Seite, bei dem Ueberbiegen des Kopfes nach rückwärts, bei Schlassucht u. s. w., soll die Belladonna, das Kalomel, die Digitalis, das Chlorkwasser u. s. w. sich nützlich gezeigt haben. Der Brechweinstein hat sich, sowohl in den ersten Anfällen, wie auch da, wo bereits entzündliche, innere Leiden, oder wo rheumatische Steifigkeit und selbst wo bereits Gelenkgeschwülste bestanden, nach Hertwig's Beobachtungen über diese Krankheit wirksamer gezeigt, als jedes andere Arzneimittel; man gibt ihn, je nach der Konstitution und Größe des Füllens, zu 3–10 Gran täglich 3 mal. Andere rühmen bei der mehr vorgerückten Krankheit das Kalomel zu 3 Gran, Goldschwefel zu 6 Gran, mit bitteren u. bitteraromatischen Mitteln. Auch die Thierkohle, das Jod u. dergl. den Ernährungsproceß umstimmende Mittel können bei diesem langsamen Verlaufe des Uebels zur Anwendung kommen. — Außerlich werden bei bestehender Diarrhöe Einreibungen von Kampferspiritus oder von Terpentinöl mit Lein- oder Baumöl angewendet; ähnliche Einreibungen oder aromatische Bähungen kann man bei lähmungsartigen Zufällen an den leidenden Theilen anbringen. Auf die entzündeten Anschwellungen der Gelenke soll man nach Strauß (Die Darmsucht der Füllen und ihre symptomatischen Gelenkentzündungen, Wien 1831) anhaltend kalte Umschläge machen, nach Dieterichs (Gestütz- und Zuchtungskunde, Berlin 1824. — Derselb. Handbuch der spec. Pathologie u. Therapie, Berlin 1828, S. 446), die graue Merkurialsalbe einreiben. Abscesse und Knochengeschwülste werden nach allgemeinen Regeln behandelt.

Lähme der Kälber (Kälberlähme, Rha-chitis vitulorum Veith., Thierarzneik.), eine der Füllenslähme höchst ähnliche und ebenfalls erst in der neueren Zeit mehr beobachtete Krankheit der Kälber. Es gilt im Wesentlichen alles von der Füllenslähme Angegebene vergleichungsweise auch hier. S. Veith, Handbuch der Veterinärkunde, Bd. 2, 3. Aufl., S. 599. — Wirtz,

Versuch einer Beantwortung der Preisfrage über die Kälberlähme, im Archiv für Thierheilk., Bd. IV, Zürich 1829. — Encyclopädie der gesammten Pferde- und Rindviehheilkunde von Rychner und Jm. Thurn, Bd. 3., S. 343. — Rychner, Bujatrik, Bern 1835.

Lähme der Lämmer (Lämmerlähme, Starrkrampf der Lämmer, Tetanus agnorum Hofacker, Thierarzneik.). Diese Krankheit, welche vorzugweise die Merinoslämmer in ihren ersten 4–6 Wochen befällt, ist in neuerer Zeit sehr häufig vorgekommen, u. hat in vielen Schäfereien einen nicht geringen Theil der Lämmer weggerafft. In den älteren thierärztlichen und landwirthschaftlichen Schriften finden sich nur höchst dürftige Andeutungen in Bezug auf sie, und in den meisten ist sie gar nicht erwähnt. Sie gibt sich durch folgende Merkmale zu erkennen: die von der Krankheit ergriffenen Lämmer folgen ihren Müttern nur langsam, stehen mehr oder weniger traurig, springen nicht mehr munter umher, liegen viel und ihr Gang zeigt etwas Gespanntes. Diesem Zustande, der als Vorbote der Krankheit zu betrachten ist, folgt bald ein wirkliches Lahmgehen, das sich entweder über alle vier Schenkel zugleich, bald aber auch nur über die hinteren oder vorderen erstreckt; in einzelnen Fällen auch wohl nur auf einen Schenkel beschränkt bleibt. Sind alle vier Füße ergriffen, so liegen die Kranken fast beständig, und wenn sie aufstehen oder dazu veranlaßt werden, fürchten sie das Niederlegen und zaudern lange, ehe sie es thun. Bei weiterem Fortschreiten des Uebels können sie sich nicht mehr allein erheben und eben sowenig auf den Beinen erhalten. In diesem Falle ist in der Regel der Hals mit ergriffen, das Genick wird steif, und die Kranken sind unvermögend unter der Mutter zu saugen; leiden gleichzeitig Lippen, Zunge und Schlundkopf mit, so können sie gar nicht mehr saugen und es tritt dann leicht förmliche Lähmung des Schlundkopfes hinzu, wodurch, da alles Zusichnehmen von Nahrungsmitteln aufhört, die jungen Thiere dem Tode sehr bald verfallen. Das Mitergriffenseyn der Zunge und des Schlundkopfes gibt sich durch ein Speicheln zu erkennen und es dringt zwischen den Lippen ein Schaum hervor.

Nicht so heftig tritt die Krankheit auf, wenn sich die L. bloß auf die vorderen od. hinteren Extremitäten beschränkt; die Kranken können alsdann noch besser gehen und sich länger auf den Beinen erhalten; jedoch gesellen sich im weiteren Verlaufe, im ersten Falle leicht die vorhin beschriebenen Zufälle hinzu, so wie im letzteren oft Lähmung des ganzen Hintertheils erfolgt, wobei dieses, welches bis dahin nur ein Schwanken zeigte, ganz nachgeschleppt wird.

Ist nur ein Bein ergriffen, so bemerkt man außer einem Hinken auf demselben und einiger Niedergeschlagenheit des Thieres, keine auffallenden Symptome; wird aber die nöthige Hülfe verabsäumt, so pflegt es zu geschehen, daß bald darauf noch ein Bein ergriffen wird und dann die Krankheit ganz den Verlauf nimmt, wie bei den vorhin beschriebenen Zuständen; auch geschieht es wohl, daß das Lahmen auf dem zuerst

ergriffenen Schenkel aufhört, und auf einen anderen übergeht.

In den meisten Fällen bilden sich im Verlaufe der Krankheit Geschwülste aus, die an den Gelenken oder in der Nähe derselben vorzukommen pflegen, später (wenn die Thiere nicht schon früher sterben) oft in Eiterung übergehen, üble Geschwüre bilden und fast immer der Krankheit einen tödtlichen Ausgang geben. In anderen Fällen gehen die Geschwülste dem sichtbaren Lahmen vorher.

Neben genannten Zeichen leiden die Kranken auch an Appetitlosigkeit u. bald an Verstopfung, bald auch an Durchfällen, bei welchen zuerst gelbe, dann schwarze Excremente abgehen, und die Thiere in Zeit von 6–8 Tagen nach dem ersten Eintritt des Uebels sterben. Manche Lämmer zeigen auch Aufgetriebenheit und eine zusammengekrümmte Haltung des Leibes; die meisten magern sehr ab.

Die Krankheit erscheint am gewöhnlichsten gegen Ende des Winters und hört bei beginnendem Weidegange in der Regel wieder auf. Sie befällt meistens die zuletzt geborenen Lämmer und verschont oft diejenigen, die schon einige Wochen alt sind; nur selten wird die ganze Nachzucht von ihr ergriffen; unveredelte Heerden leiden weniger als veredelte, und bei dem Dausernvieh beobachtet man die Krankheit sehr selten.

Die Section der Kadaver zeigt, außer den Anschwellungen oder den Geschwüren der Gelenke, nur hochrothe Flecke und Streifen an den Gedärmen und am Sekrose; einige Klumpen einer butterähnlichen Substanz im vierten Magen u. im Duodenum; Leere des übrigen Darmkanals, etwas Aufreibung desselben durch Luft; alle übrigen Organe normal.

Die Ursachen dieser Krankheit werden sehr verschieden angegeben. Einige leiten sie von der Muttermilch, Andere von dem guten Gesnährseyn der Mütter her; von Vielen werden wieder gewisse Futterarten, als Roggen, Wicken, unverdünnte Branntweinschlampa u. s. w., so wie schlechte und verdorbene Futterstoffe, als: saure Weide, saures Heu, multrig riechendes u. schimmeliges Heu, erfrorene Kartoffeln u. s. w. angeklagt. Alle diese Umstände, so wie die zu späten Herbstwinde, können zwar zur prädisponirenden Ursache der Lämmerlähme werden, allein das häufig erfolgende plötzliche Eintreten der Krankheit, sowie auch genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß vorhergegangene Erkältung der Thiere die Krankheit ins Daseyn rufe und daß obige Ursachen nur von Einfluß auf den Charakter und den Verlauf derselben sind.

Die Prophylaxis verlangt, diesen Ursachen entsprechend, zunächst ein Verhalten der Lämmer und ihrer Mütter, welches sie gegen Erkältungen jeglicher Art schützt, so wie auch Vermeidung jeder anderweitigen von den genannten Ursachen, wodurch den Lämmern eine größere Disposition zu der Krankheit verliehen wird. Das Austreiben säugender Mütter bei kaltem und regnigem Wetter, jede Zugluft im Stalle, welche durch unzuweckmäßig angebrachte Fenster bei geöffneten Thüren leicht veranlaßt wird, sind vorzugs-

und Edgemühle, Kalkbrennerei; 120 Einw.; die Burg, welche auf der Höhe des Berges liegt, besteht nur aus Mauerwerk, einem Thurm und einer Treppe im Innern.

Caef, belg. Fluß, Antwerpen, Nebenfluß der großen Nethe, links.

Caeten (Geogr.), s. v. a. **Vaken**.

Cälapo (gr. Myth.), der Sturmwind, personifizirt in der Sage vom Hunde der Prokris, der diesen Namen führte. Prokris hatte dieses ungewöhnlich schnelle Thier von der Diana od. Minos geschenkt erhalten und es ihrem Gemahl Cephalus hinterlassen. Als der den Thebanern zur Strafe geschickte teumessische Fuchs alle Monat ein Kind zum Verschlängen erhalten mußte, schickte Cephalus seinen Hund gegen denselben aus. Der Hund holte den Fuchs glücklich ein, Jupiter aber verwandelte Beide in einen Stein, den man in der Nähe von Theben sah.

Cälia (Bot.). 1. nach Lindley, Cälie, Gatt. der Orchideae Epidendrea Lindl., Gynandria Monandria L. Charakter: Blütenhülle (Blumenkrone), ausgebreitet; die drei äußern Blätter derselben lanzettförmig, die innern breiter; Lippe dreilappig, um die Säule gerollt; Stempelsäule ungeflügelt, fleischig, nach vorn rinnenförmig; Anthere achtfächerig; acht Pollenmassen mit vier Schwänzchen. Sämmtliche 8 Arten, mexikanische Orchideen, sind herrliche Zierden der Gewächshäuser, besonders sind in dieser Beziehung zu bemerken: 1) *L. autumnalis* Lindl., Bot. Beg. 1839, Taf. 27. Schaft stielrund, meist öblumig, mit länglichen, häutigem, spigen Brakteen besetzt; Blütenhüllblätter weit absteehend, dunkelrosenroth; Lippe dreilappig, am Grunde weiß, in der Mitte purpurroth gestreift. Die ganze Blüthe sehr wohlriechend. — 2) *L. fursurea* Lindl., Bot. Beg. 1839, L. 26. Blütenhüllblätter und Lippe bläulich-rosenroth, in der Mitte gelb gefleckt; Blüthen sehr wohlriechend. — 3) *L. grandiflora* L. Blüthen sehr groß, etwa eine Spanne im Durchmesser, prachtvoll, purpurroth. — II. nach Persoon, Pflanzengattung. Arten unter *Calypina*.

Cälianus, Ulpius Cornelius, einer der 30 Tyrannen unter Gallienus, dessen Feldherr er früher war. Postumius der Jüngere besiegte ihn 267, 2 Monate nach seiner Erwählung.

Cälius, Laelia gens, plebejisches römisches Geschlecht, dessen Herkunft wir nicht mit Sicherheit kennen; doch scheinen sie aus dem Municipium Tibur zu stammen. Bemerkenswerth sind: 1) Cälius L., Freund des älteren Scipio Africanus, an dessen Feldzügen er von Jugend an Theil nahm. Nach Spanien begleitete er ihn als Befehlshaber der Flotte und trug zur Eroberung von Neukarthago wesentlich bei. Der Feldherr belohnte ihn dafür mit einer goldenen Kette und 30 Ochsen, dann gab er ihm den Auftrag, die Kunde von dem Siege nach Rom zu bringen. Wieder nach Spanien zurückgekehrt, kämpfte L. in der Schlacht bei Vercula (209) mit, 207 in der Schlacht bei Carmo, 206 in der Schlacht gegen Indibilis, und erhielt in demselben Jahre den Auftrag, mit Syphax, dem Könige der Massilier, zu unterhandeln. Im J.

205 folgte er seinem zum Konsul erwählten Freunde nach Sicilien und ward von hier aus mit einem Theil der Flotte nach Afrika gesendet, wo er, in der Gegend von Hippo Regius landend, die Küste weithin verheerte und reiche Beute machte. Auch im folgenden Jahr, als Scipio selbst nach Afrika übersegelte, leistete L. als Befehlshaber der Flotte ausgezeichnete Dienste. Im J. 203 kämpfte er gegen den zu den Punieren abgefallenen Syphax, eroberte und verbrannte dessen Lager, nahm den nach Numidien Fliehenden gefangen und besetzte Cirta, die Hauptstadt von Massilien, aus welcher Massinissa, Roms Verbündeter, vertrieben war. Als er darauf den gefangenen Syphax im Auftrag Scipio's nach Rom gebracht hatte, bewarb er sich um die Quästur, erhielt dieselbe und ward im J. 202 durch Senatsbeschuß dem Scipio in Afrika beigegeben. In der entscheidenden Schlacht bei Zama erwarb er sich als Befehlshaber der Reiterei ein großes Verdienst. Im J. 197 zum plebejischen Aedilen gewählt, erwarb er sich die Gunst des Volkes, indem er mit seinem Kollegen Aethius Clabrio die Bürgerspiele siebenmal wiederholte; im J. 196 ward er Prätor u. 190 zugleich mit Lucius Scipio Konsul. Zur Provinz erhielt er Italien und war hauptsächlich für die Kolonisirung des neuerobernten Gebietes in Gallia Cisalpina thätig. Im J. 174 wird er als Gesandter nach Macedonien u. 170 als Gesandter in das jenseitige Gallien genannt. L. war jedenfalls ein durch seine Bildung u. seinen Charakter höchst bedeutender Mann; besonders gerühmt wird seine Beredsamkeit auf dem Forum und in der Kurie, und seine Tapferkeit im Felde. Nach Polybius hatte sich des Umgangs mit ihm zu erfreuen. — 2) Cälius L., mit dem Beinamen der Weise (Sapiens), Sohn des Vorigen, Freund des Scipio Aemilianus, war etwa um 150 v. Chr. Volkstribun und beantragte als solcher ein Adergesetz, das er jedoch wegen des Widerstandes der Optimaten und aus Scheu vor Unruhen wieder zurückzog (daher der Beinamen Sapiens). Im dritten pun. Kriege begleitete er Scipio nach Afrika und erwarb sich bei der Eroberung des Kriegeshaufens der Stadt Karthago das Hauptverdienst. Als Prätor im J. 145 bekämpfte er mit Erfolg den Antrag des C. Licinius Crassus, daß sich die Priesterkollegen nicht mehr selbst ergänzen, sondern daß sie vom Volke gewählt werden sollten. In demselben Jahre noch nach Spanien gesandt, kämpfte er mit vielem Erfolge gegen Viriathus. In seiner Bewerbung um das Konsulat unterlag er zwar für das J. 141 dem M. Pompejus, erhielt aber diese Würde im folgenden Jahre. Vereint mit seinem Freunde zeigte er sich in der Folge als Gegner der Gracchen und zog sich dadurch, so wie überhaupt durch seine Opposition gegen die demokratische Partei eine Anklage zu, gegen die er sich jedoch vertheidigte. L. stand, und besonders bei Aemilianus, in großem Ansehen, der in allen Stücken dem Rathe desselben folgte. Seine Beredsamkeit zeigte L. in Staatsreden, Gerichtsreden und in Lobreden. Er war es hauptsächlich, der in Verbindung mit Scipio Aemilianus der griechischen Wissenschaft in Rom die Bahn brach. Phi-

entsprechende röm. L. findet sich ursprünglich nur als Priestergewand (purpurn); der weitere Gebrauch aber bei den Römern gehört erst der Zeit des Sittenverfalls an, als die Toga zu leicht und zu einfach erschien. Man trug sie gleich der Lacerna im Winter über der Toga, sogar bei Tische, und in auffallenden Farben.

Lana (Entom.), nach Megerle, Gatt. der Coleoptera heteromera *Stenelytra* Latr., der Horde der Moderfresser u. der Junst der Mulschler nach Den, unter *Helops* Fabr. — Charakter: Fühler gewöhnlich, wenigstens bei dem Weibchen, aus kurzen, kugelförmigen Gliedern zusammengesetzt; das letzte dicker als die vorhergehenden, eiförmig; Halschild fast abgestumpft herzförmig, oben erhaben oder rund konvex, von dem Hinterleibe durch einen merklichen Zwischenraum getrennt, mit stumpfen oder abgerundeten Wirbeln; Schenkel, hauptsächlich die vorderen, aufgetrieben. — Unter mehreren Arten sind zu bemerken: *L. pimelia* Dej. und *L. pulchella* Fisch. Entom. de la Russ. II, XXII, 8.

Lanaus, Beiname in der *Popilia* gens, und zwar s. M. *Popilius*, der sich als Flamen *Carmenalis* vom Opfer weg in seiner Purpurlana in die Volksversammlung begeben hatte. Auch bei der *Octavia* und *Vipsania* gens findet sich dieser Beiname.

Ländler (auch *Länderer* und *Dreher*), deutscher Tanz im $\frac{3}{4}$ Takte und von mäßig geschwinde Bewegung. Sein Charakter ist vorzugsweise unschuldige Freude, weshalb sich denn auch seine Melodien in den natürlichsten, leichtesten Tonarten und in gefälligster Tonfolge, gleichsam wie auf einer Welle sich wiegend, bewegen. Am häufigsten werden die L., die im Grunde nichts Anderes sind, als Walzer und Allemanden, noch im Baserischen getanz, auch im Oesterreichischen, und zwar von dem Landvolke, woher denn auch wohl der Name Ländler kommen mag, von dem dann wieder das Adjektiv ländlerisch gebildet ist, das man bisweilen auch über anderen Tänzen als gewöhnlichen Ländlern als Ueberschrift findet und das hier nichts bedeutet, als daß die so überschriebenen Tänze in mehr oder weniger geschwinde Bewegung und größerer Leichtigkeit vorgetragen werden sollen. Unsere jetzigen Tanzkomponisten beschäftigen sich wenig mit Ländlern; am häufigsten kamen die Ländler und die ländlerischen Tänze zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts vor, wo man noch nicht viel von Walzern wußte; da dieser Tanz den L. ziemlich ganz verdrängt und auch die meiste Ähnlichkeit mit demselben hat, so will unter Anderen auch Campe in seinem Wörterbuche das Adjektiv „ländlerisch“ durch „wiegend“ oder „drehend“ übersetzt wissen.

Laenen, Christoph Jakob, oder Jakob, van der, um 1570 — 1620 Maler zu Antwerpen, bekannt durch seine trefflich dargestellten Spiels- und Trinkgesellschaften, Tabagien und dergl. Bolwert stach nach ihm.

Längdorf, *Lengdorf* (Geogr.), bayerische Dörfer: 1) N. B. Oberbayern, Pegr. Erding; 200 Einw.; — 2) das., Bdgr. Wasserburg, links des Inns; gegen 100 Einw.

Länge 1) (Math.), eine der drei räumlichen Größen, bei welcher bloß der durch die Linie ausgedrückte Abstand eines Punktes von einem anderen berücksichtigt wird; — 2) (Chronol.), volle Dauer eines Zeitabschnitts; — 3) (Metr.), s. Prosodie; 4) (Schiffsw.), Stück Lau, das an jedem Ende ein Auge hat, um mittelst des Hindurchsteckens durch dasselbe es an ein Riß oder Kanonenrohr schleifen und dadurch diese Gegenstände an dem Haken einer Talle in das Schiff heben zu können.

Länge (mathem. Geogr.), derjenige Bogen des Aequators, welcher zwischen dem ersten Meridian und dem Meridian irgend eines Ortes liegt, bestimmt mit der Breite die Lage eines Ortes auf der Erdoberfläche. Als Theil eines Kreises wird die L. wie dieser in Grade, Minuten und Sekunden eingetheilt und entweder bis auf 180° oder auch, und zwar noch häufiger, bis auf 360° fortgezählt, der Unterschied zwischen den L. zweier Orte wird Meridianunterschied, Meridian differenz genannt. Für die Breite bilden die Pole der Erde, oder auch wohl der Aequator Ausgangspunkte, Nullpunkte, um von diesen aus die Grade fortgehend abzuführen, für die L. fehlt ein solcher Anhaltspunkt, und deswegen findet sich in der Wahl der Lage des ersten Meridians, somit des Nullpunktes der L., eine sehr große Verschiedenheit. Ptolemäus legte den ersten Meridian einen Grad westwärts von den glückseligen Inseln, also vielleicht durch die Kanarischen Inseln oder durch die Kap-Berdischen, während die arabischen Schriftsteller die Säulen des Herkules als Ausgangspunkt, die Geographen des Mittelalters abwechselnd die Azoren und die vorher erwähnten Inseln als Nullpunkt betrachteten, die Engländer neuerer Zeit London und noch später Greenwich, und die Franzosen Paris, die Holländer, auf den Math. ihres Mathematikers Stevin hin, den Pic von Teneriffa als solchen betrachteten. Durch Ludwig XIII. wurde, auf den Vorschlag des ersten damaligen Ministers Richelieu, ein besonderer Kongreß berühmter Mathematiker auf den 25. April 1630 zusammenberufen und nach langem Berathen endlich die Insel Ferro als diejenige Insel ausersuchen, durch welche der erste Meridian gelegt werden sollte, dabei nahm man die L. von Paris zu 20° also ungenau an, indem die genaue Lage dieses ersten Meridians darnach zwischen die Inseln Ferro und Somera fallen mußte. Es ist somit, wenn man Paris 20° östlich von Ferro betrachtet, in der That Paris selbst als Nullpunkt stillschweigend angenommen. Hätte man den Pic von Teneriffa, wie Stevin vorschlug, als den Punkt für den ersten Meridian hingestellt, so würde man auf diese Weise wirklich eine ziemlich runde Zahl für die L. von Paris erhalten haben, denn nach v. Humboldts Messung liegt diese Bergspitze etwa 19°, genauer 18° 39' 34" von jener Stadt ab, dazu kommt, daß eine Bergspitze, wie die eben erwähnte, die noch dazu 2 Grade weitr sichtbar ist, einen bei Weitem unveränderlichen Anfangspunkt darbietet, als jede Sternwarte und jedes andere, der Zerstörung unterworfenen Denkmal.

talrefraktion, die hier ganz unbedeutend ist, nicht mit in Anschlag gebracht wird. Wenn man aber bedenkt, daß die niedere Atmosphäre immer mit Dünsten geschwängert ist, und deshalb die in der Richtung der Tangenten nach der Erde zugehenden Lichtstrahlen sehr merklich geschwächt werden müssen und daß überdies einem Beobachter Sternschnuppen im Horizont, wegen ihrer größern Entfernung unter einem kleineren Sehwinkel erscheinen, so sieht man leicht, daß die Gränzen der deutlichen Sichtbarkeit einer Sternschnuppe gar sehr eingeschränkt werden müssen. Besonders würden die von geringer Größe, die dem Zenithe näher sehr deutlich erscheinen, im Horizont selbst sehr undeutlich bemerkt oder ganz übersehen oder überhaupt gar nicht gesehen werden können. Als die am weitesten von einander entfernten Erdorte, an welchen Sternschnuppen noch deutlich gesehen werden können, sind diejenigen anzunehmen, denen sie in einer Höhe von $10''$ über dem Horizont erscheinen. Denn diese Höhe scheint gerade hinreichend zu seyn, um Sternschnuppen noch so deutlich beobachten zu können, als zur Längenbestimmung erforderlich ist, und um mehre in kurzen Zwischenräumen auf einander folgend genau von einander zu unterscheiden. Die größte Breite der deutlichen Sichtbarkeit einer Sternschnuppe von 30 Meilen Höhe ist daher nur $15^{\circ} 48'$ oder 237 Meilen. Eine Sternschnuppe, 20 Meilen von der Erde entfernt, ist deutlich sichtbar $11^{\circ} 30'$ oder $172\frac{1}{2}$ Meile, eine von 10 Meilen ist deutlich sichtbar $6^{\circ} 14'$ oder 97 Meilen weit und die größte Längendifferenz zweier unter Koburgs Breitengrade liegender Orte ist $27^{\circ} 22'$, und endlich die niedrigste oben angeführte Sternschnuppe von 1,4 Meilen Höhe ist noch 15 Meilen weit und zwar $10''$ hoch sichtbar und setzt man die Gränze der deutlichen Sichtbarkeit bis auf 5° Höhe herunter, so wäre sie noch 29 Meilen weit, oder unter unserm Breitengrade $3^{\circ} 2' 40''$ weit ziemlich deutlich zu sehen. In Hinsicht der weitem Sichtbarkeit eignen sich daher Sternschnuppen sehr gut zur Längenbestimmung und die meisten verdienen noch den Vorzug vor dem von Herrn v. Zach vorgeschlagenen Blickfeuer oder Pulversignal, das wohl höchstens nur zwei Grade weit gesehen werden kann. Ein Phänomen über dem Horizont, das zur geographischen Längenbemessung gebraucht werden soll, muß entweder 1) von absolutmomentaner Dauer seyn z. B. Pulversignale, oder 2) entweder plötzlich beginnen oder plötzlich aufhören, wenn es von längerer Dauer ist, z. B. die plötzliche Berührung des Sonnen- und Mondrandes beim Anfang einer Sonnenfinsterniß, oder endlich 3) wenn es von längerer Dauer ist und allmählig entsteht und verschwindet, so muß es während seiner allmählichen Gestaltungsveränderungen zeigen, die absolut momentan sind und deutlich von entfernten Beobachtern in demselben Zeitmoment wahrgenommen werden können. Es wird daher zu zeigen seyn, daß auch in dieser Rücksicht Sternschnuppen zur Längenbestimmung tauglich sind. Von unzähligen von mir beobachteten Sternschnuppen erschien bei den meisten der Kern plötzlich und sogleich bei

seinem Entstehen in seiner ganzen Lichtstärke, die auch bis zu seinem plötzlichen Verschwinden gleich blieb. Bei vielen jedoch schien die Lichtstärke wirklich aber sehr schnell zuzunehmen, besonders bei solchen, deren Bahn nach dem Horizont zu ging. Gleichwohl schienen mir auch diese gleich bei ihrem Entstehen sichtbar gewesen zu seyn, indem sich noch kein Schweif hinter ihnen gebildet hatte, sondern derselbe erst bei ihrer weiteren Bewegung bemerkbar wurde. Demungeachtet läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, daß der Kern dieser letzteren nicht schon einige Augenblicke früher, als sie wirklich sichtbar wurden, entstanden ist, und daß nicht vielleicht der Schweif sich erst dann bildet, nachdem der Kern sich schon bis zu einem gewissen Grade entzündet hat. Man wird daher selten vollkommen überzeugt seyn können, daß man eine Sternschnuppe gleich im ersten Augenblicke ihres Entstehens bemerkt hat, besonders, wenn man das Auge nicht besonders nach der Stelle hingelenkt hatte, wo sie entstanden zu seyn schien. Es kann also leicht geschehen, daß von zweien Beobachtern der eine die nämliche Sternschnuppe erst dann gewahr wird, wenn sie der andere, dem sie näher ist, oder dem sie höher über dem Horizonte erscheint, schon einige Augenblicke gesehen hat. Obgleich die ganze Dauer der Sternschnuppen nicht leicht über 2 Sekunden beträgt, so würde es aus den angeführten Gründen doch öfters nicht die größte Genauigkeit gewähren, wenn man das Moment, in welchem die Sternschnuppe gesehen wird, an der Uhr bemerkte. Weit sicherer ist es daher, den Augenblick zur Zeitbestimmung zu wählen, in welchem der Kern der Sternschnuppe verschwindet. Denn bei den allermeisten erfolgt das Erlöschen des Kerns plötzlich, nachdem er unmittelbar vorher die größte Lichtstärke erlangt hat. Nur bei wenigen scheint der Kern kurz vor dem gänzlichen Verschwinden an Helligkeit zu verlieren. Aber auch in diesem Fall verschwindet der Kern immer augenblicklich. Die Zwischenzeit zwischen diesen beiden Momenten ist jedoch so unbedeutend, daß auch schon der Augenblick, in welchem der Kern an Lichtstärke zu verlieren scheint, ohne den mindesten Fehler für feingängliches Verlöschten genommen werden könnte. Bei solchen Sternschnuppen, bei welchen kein eigentlicher Kern oder eine Kugel zu unterscheiden ist und die bloß in einem schnell fortschreitenden Lichtstreifen bestehen, ist derjenige Augenblick zur Zeitbestimmung zu wählen, in welchem der Streifen aufhört fortzuschießen, welches immer auch plötzlich geschieht und worauf erst der Lichtstreifen vom andern Ende an allmählich zu verschwinden anfängt. — Also auch darum, weil während der ganzen Dauer ihrer Sichtbarkeit eine im kleinsten Zeitmomente erfolgende Erscheinung vorkommt, die überdies noch an verschiedenen Orten vollkommen gleichzeitig beobachtet werden kann, sind sie sehr gut zu Längenbestimmungen zu gebrauchen. Zeigen sie sich nicht in ganz ungewöhnlicher Menge, so hat es wenig Schwierigkeit, sich von der Identität einer an verschiedenen Orten beobachteten Sternschnuppe zu überzeugen. Bei aller an-

gewähren nicht alle die Uebereinstimmung, die man wünschen muß. Um durch sie die Längendifferenz mit einiger Schärfe zu erhalten, muß man auf folgende Vorschriften Rücksicht nehmen.

Man muß an beiden Orten so viel als möglich gleich starke Fernröhre brauchen; man muß eben so viele Eintritte, als Austritte unter einander vergleichen, und die 2 von Jupiter entferntesten Satelliten gänzlich, so wie alle Beobachtungen ausschließen, die zu nahe bei der Opposition Jupiters mit der Sonne gemacht worden sind.

Er. 1809, Oktober:

Beobachter.	Eintritt des 1. Satelliten.	
Paris mittl. Zeit	1 ^h 47' 5"	30 ^h 13' 30"
Krafsau mittl. Zeit	2 57 39	21 25 54
Längendifferenz	1 ^h 10' 33"	1 ^h 10' 24"
Beobachter.	Austritt.	
Paris mittl. Zeit	18 ^h 47' 32"	20 ^h 42' 37"
Krafsau mittl. Zeit	19 58 1	21 52 51
Längendifferenz	1 ^h 10' 29"	1 ^h 10' 14"

Da die vorhergehenden gleichzeitigen Erscheinungen des Himmels keiner großen Schärfe in der Beobachtung fähig sind, so hat man andere ähnliche Erscheinungen auf der Erde, welche dieser Vorwurf nicht trifft, zu demselben Zwecke zu benutzen gesucht: hierher gehören Signale, Blendungen von Flammen durch Fallthüren, das Zerplagen geworfener Raketen u. dgl. Das Einfachste und Beste sind die sogenannten Pulversignale. Drei bis vier Loth gemeines Schießpulver geben, wenn es angezündet wird, eine augenblickliche Flamme, die man mit Fernröhren von etwa zwanzigmaliger Vergrößerung selbst am hellen Tage 5–6 deutsche Meilen sehen kann. Bei Nachsignalen muß den Tag vorher das Rohr auf den bezeichneten Ort gestellt werden. Nach Zachs Versuchen kann man Nachsignale von 10–15 Loth Pulver bis auf 30 deutsche Meilen in die Runde sehen, wenn der Ort, an denen sie gegeben werden, hoch genug liegt.

Das Wesentlichste dabei ist eine scharfe Bestimmung des Standes und Ganges der Uhr, die man sich gewöhnlich durch korrespondirende Höhen des Mittags und der Mitternacht an den verschiedenen Beobachtungsorten verschafft. Da die Geschwindigkeit des Lichts für Beobachtungen dieser Art als unendlich groß angesehen werden kann, so kann man diese Erscheinungen als gleichartig betrachten.

Folgende Beobachtungen wurden im J. 1803, den 24. Juli angestellt.

Mittl. Zeit auf d. Sternberg bei Weimar.	M. Z. auf d. Sternwarte bei Seeberg.	Meridian-Differenz Seeberg westl.
8 ^h 26' 2"	5 ^h 23' 37"	0 ^h 2' 5"
8 30 30. 3	5 28 54. 8	0 2 4. 5
8 35 57. 6	5 33 33. 0	0 2 4. 6
9 11 8. 5	9 9 3. 6	0 2 4. 7
9 16 3. 6	9 13 58. 2	0 2 4. 4
9 21 2. 0	9 18 37. 3	0 2 4. 7
9 26 3. 2	9 23 58. 8	0 2 4. 4
9 31 4. 4	9 28 39. 7	0 2 4. 7
9 36 2. 7	9 33 59. 4	0 2 4. 3

Die große Vollkommenheit, mit welcher jetzt tragbare Uhren verfertigt werden, setzt uns in den Stand, die Zeit eines Ortes durch diese Uhren unmittelbar mit der Zeit eines andern Ortes zu vergleichen und so die Längendifferenz beider Orte zu bestimmen. Ein Beispiel wird das Verfahren, welches man zu beobachten hat, deutlich machen.

Im J. 1786 den 29. Mai fand Zach auf der Sternwarte des Grafen Brühl (London, Dowerstreet), daß sein Chronometer im Mittag dieses Tages 2" 1 zu wenig gegen die mittlere Zeit dieses Ortes gab, und aus vielen andern Tagen fand er, daß das Chronometer täglich 0",1715 gegen mittlere Zeit zurückblieb. Den 27. Juni, also 29 Tage später, kam er mit dieser Uhr auf seiner Sternwarte Seeberg an. Die mittlere Zeit im wahren Mittag Londons für den 27. Juni ist (aus den Ephemeriden)

$$0^h 2' 34'' 3.$$

Zieht man davon ab die erste Verspätung des 29. Mai's, oder 2" 1, und die Verspätung in 29 Tagen oder 29 (0.1715) = 4"97, so erhält man die Uhrzeit des Chronometers den 27. Juni im wahren Mittag Londons

$$t = 0^h 2' 27'' 23.$$

Alein an demselben Tage beobachtete Zach in Seeberg korrespondirende Höhen der Sonne u. fand daraus die Uhrzeit des Chronometers den 27. Juni im wahren Mittag Seebergs

$$t' = 1^h 19' 3'' 40,$$

daher ist die Längendifferenz beider Orte:

$$t - t' = 0^h 43' 23'' 83 \text{ Seeberg östl.}$$

Vergl. Berl. Jahrb., Jahrg. 1806, S. 210.

Wenn man an 2 Orten, die nicht in demselben Meridian liegen, die Differenz der Kulmination des Mondes und eines Fixsternes beobachtet, so werden diese Differenzen nicht gleich seyn, weil die gerade Aufsteigung des Mondes sich sehr schnell, oft bis 15 Grade in einem Tage ändert. Daraus folgt, daß man aus jenen Differenzen, wenn man die tägliche Aenderung der Rektascension des Mondes kennt, auch rückwärts auf die Längendifferenz der beiden Beobachtungsorte schließen kann. Ein Beispiel wird dieses deutlich machen.

Man beobachtet	Sternzeit.	Sternzeit.
die Kulm. d. C		
in Götta . . .	13 ^h 47' 32" 43	in Mannh. 13 ^h 47' 59" 0
der Epica . . .	13 14 17.87	13 14 17.3
	33 14.58	33 14.58
		33 14.58
		21" 22

$$\text{oder } 0^{\circ} 5' 18'' 3 = a.$$

Aus den Beobachtungen der vorhergehenden und nächstfolgenden Tage (oder aus den Ephemeriden durch Interpolation) fand sich die Aenderung (Rektascension) des Mondes in einer Stunde Sternzeit

$$0^{\circ} 34' 44'' 998 = 0^{\circ} 579166 = b.$$

Ist also x die Meridian-Differenz beider Orte, so ist:

$$b : a = 1 : x \text{ oder}$$

$$x = \frac{a}{b} = 0^h . 15266 = 0^h 9' 9'' 6.$$

Sucht man ebenso aus dem ersten der drei vorhergehenden Ausdrücke von $\cos \Delta$ die Werthe von

$$\sin^2 \frac{\Delta}{2} \text{ und } \cos^2 \frac{\Delta}{2},$$

so findet man auf gleiche Art

$$\left. \begin{aligned} \sin C &= \sec \left(\frac{H-h}{2} \right) \sqrt{M P} \text{ und } \cos \frac{\Delta}{2} = \cos \left(\frac{H-h}{2} \right) \cos C \\ \text{oder} \\ \operatorname{tg} D &= \operatorname{cosec} \left(\frac{H-h}{2} \right) \sqrt{M P} \text{ und } \sin \frac{\Delta}{2} = \sin \left(\frac{H-h}{2} \right) \sec D \end{aligned} \right\} \text{II.}$$

Ex. In Seeberg wurde am 9. September 1792 um 20^h 3' 29". 1 wahrer Zeit des Mergens die Distanz der beiden innern Ränder der Sonne und des Mondes

$$D = 67^\circ 36' 50''$$

beobachtet. Für dieselbe Zeit war die beobachtete Höhe des oberen Randes

der Sonne $h = 22^\circ 58' 34''.4$ und des Mondes $B = 55^\circ 38' 54''.0$.

Für dieselbe Zeit ist endlich aus den Ephemeriden

	Sonne	Mond
horizontaler Halbmesser	957".4	878".0
horizontale Parallaxe	7. 8	3250. 6
Refraktion	135. 0	37. 9,

also Höhenparallaxe

der Sonne $p' = 7.8 \cos b = 7''.2$

des Mondes $P' = 3250.6 \cos B = 1830''$

vergrößerter Halbmesser der Sonne

$$957.4 (1 + p \sin b \sin 1'') = 957''.4$$

des Mondes

$$878 (1 + P \sin B \sin 1'') = 900''.0.$$

Wir haben daher:

$$\Delta' = D + 957.4 + 900.0 = 68^\circ 7' 47''$$

$$h' = 22^\circ 42' 37'' \quad H' = 55^\circ 43' 54''$$

$$h = h' - \operatorname{Refr} + p' = 22^\circ 40' 29''$$

$$H = H' - \operatorname{Refr} + P' = 56^\circ 13' 45''.$$

Mit diesen fünf Größen findet man aus der ersten der Gleichungen I:

$$\log M = 9.9955246$$

$$\log N = 9.4570226$$

$$A = 43^\circ 31' 55'', \text{ und}$$

$$\Delta = 68^\circ 5' 11'' \text{ als}$$

gesuchte geocentrische Distanz der Mittelpunkte.

In den Ephemeriden findet man aber

wahre Zeit Paris Distanz der Mittelpunkte

$$18^\circ 0'$$

$$21 \quad 0$$

$$68^\circ 45' 50''$$

$$67 \quad 24 \quad 28.$$

$$20^h 3' 29''.2 = 300^\circ 52' 18'' = t$$

$$\operatorname{Rektascension} \odot = 169^\circ 9' 15'', \quad \operatorname{Poldistanz} \odot = 85^\circ 19' 45''$$

$$\operatorname{Rektascension} \text{ C } = 100^\circ 40' 30'', \quad \operatorname{Poldistanz} \text{ C } = 72^\circ 0' 10''$$

$$68 \quad 28 \quad 45$$

$$t = 300^\circ 52' 18''$$

$$\text{Stundenwinkel C} = 9^\circ 21' 3''.$$

Die Aequatorhöhe von Seeberg endlich ist

$\psi = 39^\circ 3' 43''$, also hat man für die Sonne

$x = 22^\circ 36' 30''$, $h = 22^\circ 40' 29''$, $h' = 22^\circ 42' 37''$,

und ebenso für den Mond

$x = 38^\circ 41' 15''$, $H = 56^\circ 13' 46''$, $H' = 55^\circ 43' 54''$

wie zuvor.

In dem Vorhergehenden wurden die beobachteten Distanzen des Mondes von andern Gestir-

$$\text{Daher ist } a = \frac{(0^\circ 40' 39'') 3h}{1^\circ 21' 22''}$$

$$= \frac{1^h 29' 55''.6}{18}$$

wahre Zeit Paris

$$19 \quad 29 \quad 55 \quad .6$$

wahre Zeit Seeberg

$$20 \quad 3 \quad 29 \quad .2$$

gesuchte Längendifferenz

$$0 \quad 33 \quad 33 \quad .6$$

III. Das vorhergehende Verfahren hat noch die Unbequemlichkeit, daß es nebst der Beobachtung der Distanz D auch noch wenigstens zwei beobachtete Höhen der Sonne und des Mondes voraussetzt. Man wird aber die vier letzten Beobachtungen umgehen, wenn man die Werthe von h h' und H H' unmittelbar durch Rechnung sucht, was um so leichter ist, da man diese Größen nicht mit der äußersten Schärfe braucht. Ist nämlich t der Stundenwinkel, p die Poldistanz, und ψ die Aequatorhöhe, so hat man

$$\operatorname{tg} x = \cos t \operatorname{tg} \psi, \text{ und}$$

$$\sin h = \frac{\cos \psi \cos (p - x)}{\cos x}$$

und wenn man so h kennt, so ist die scheinbare Höhe des Mittelpunktes der Sonne $h' = h + \operatorname{Refr} - p'$.

Ganz eben so wird man auch für den Mond verfahren. Der Stundenwinkel t der Sonne ist bekanntlich gleich der wahren Zeit der Beobachtung, und da man hat

$$t + \operatorname{Rectasc} \odot = \operatorname{Rectasc} \text{ C } + \text{Stundenw. C},$$

so ist auch der Stundenwinkel des Mondes bekannt. In unserm Beispiel ist für die wahre Zeit:

$$20^h 3' 29''.2 = 300^\circ 52' 18'' = t$$

$$\operatorname{Rektascension} \odot = 169^\circ 9' 15'', \quad \operatorname{Poldistanz} \odot = 85^\circ 19' 45''$$

$$\operatorname{Rektascension} \text{ C } = 100^\circ 40' 30'', \quad \operatorname{Poldistanz} \text{ C } = 72^\circ 0' 10''$$

$$68 \quad 28 \quad 45$$

$$t = 300^\circ 52' 18''$$

$$\text{Stundenwinkel C} = 9^\circ 21' 3''.$$

Die Aequatorhöhe von Seeberg endlich ist

$\psi = 39^\circ 3' 43''$, also hat man für die Sonne

$x = 22^\circ 36' 30''$, $h = 22^\circ 40' 29''$, $h' = 22^\circ 42' 37''$,

und ebenso für den Mond

$x = 38^\circ 41' 15''$, $H = 56^\circ 13' 46''$, $H' = 55^\circ 43' 54''$

wie zuvor.

In dem Vorhergehenden wurden die beobachteten Distanzen des Mondes von andern Gestir-

nen auf die aus dem Mittelpunkte der Erde gesehenen Distanzen reducirt, und mit den in den Mondetafeln durch Rechnung gefundenen, ebenfalls geocentrischen Distanzen verglichen, weil diese letzten, wenn sie anders beobachtet werden könnten, für alle Bewohner der Erde gleichzeitige Erscheinungen, die allein zu Längensbestimmungen geeignet sind, seyn würden. Die schnelle Bewegung des Mondes, und die dadurch

$M'' = A'' da + B'' dp + C'' dr$,
und aus den drei letzten Gleichungen findet man
die Werthe von da , dp und dr . Kennt man
aber diese Werthe, so gibt jede der Gleichungen
(1) den Werth dt für den einen, und dt' , dt''
für die beiden anderen Beobachtungsorte u. s. w.

Sollte der Fehler dt der vorausgesetzten Längendifferenz zu groß seyn, um die Quadrate desselben vernachlässigen zu können, so müßte man mit dem durch das Vorhergehende gefundenen verbesserten t die Rechnung wiederholen. Auch hat man, wenn man das Quadrat von dt noch berücksichtigen will, statt (1) folgende Bedingungsgleichung

$$\frac{\Delta^2 - (r \pm \varphi)^2}{2\Delta} + (f^2 \sin^2 P + g^2) \frac{d^2 1^2}{2\Delta} - (f \sin P \cos w + g \sin w) dt + da \sin P \cos w + dp \sin w - (r \pm \varphi) \frac{dr}{\Delta} = 0.$$

Exempel. Den 8. August 1798 wurde in Leipzig beobachtet

Zwillinge Eintritt in den Mondesrand
13^h 35' 17". 5
Austritt aus dem Mondesrand
14 19 31. 3

mittlerer Zeit zu Leipzig.

Die sonst schon sehr nahe bekannte Meridianendifferenz von Leipzig und Paris ist $t = 0^h 40' 7''. 5$.

Aus den Tafeln des Mondes und den Parallaxengleichungen findet man für die mittlere pariser Zeit

scheinbare φ . $\text{C } 96^\circ 51' 45''. 2 \quad 97^\circ 20' 1''. 0$
des $\text{C } 12^h 55' 10''. 0.. 13^h 39' 23''. 8$
scheinbare Pol-
distanz des $\text{C } 87 \quad 52 \quad 17. 5 \quad 87 \quad 47 \quad 27. 9$
scheinbarer
Halbmesser des $\text{C } 0 \quad 16 \quad 5. 8 \quad 0 \quad 16 \quad 7. 9$
wobei vorausgesetzt wurde Polhöhe: $51^\circ 10' 11''$,
und Horizontalparallaxe des C für Leipzig
 $0^\circ 58' 46''. 8.. 0^\circ 58' 48''. 4$

Aus der scheinbaren (durch Präcession, Aberration u. Mutation veränderten) Rektascension und Deklination des Sternes findet man für den Tag der Beobachtung dessen

unscheinbare φ . $\alpha = 97^\circ 7' 5''. 2$
unscheinbare Poldistanz $\pi = 87 \quad 57 \quad 11. 9$
Halbmesser $\varrho = 0.$

Die Differenz der zwei Poldistanzen des Mondes ist $-4' 49''. 6$, für die Zwischenzeit

$0^h 44' 13''. 8 = 0^h. 73717$,
also ist die stündliche Aenderung der scheinbaren Poldistanz

$$\text{des Mondes} = - \frac{289''. 6}{0.73717} = -393'',$$

und daher

$$g = - \frac{393}{3600} = -0.10916,$$

und ebenso

$$f = + \frac{2301}{3600} = +0.63916.$$

Wir haben daher für den Eintritt des Sternes, wenn $t = 0^h 40' 7''. 5$ gesetzt wird,

$$\alpha - \alpha = -920''. 0 \quad p - \pi = -294''. 4$$

$$P = 87^\circ 55', \quad w = 17^\circ 45' 20'', \quad \Delta = -965''. 4$$

$$r + \varphi = 965''. 8,$$

also auch die Gleichung (1), wenn man $dr = 0$ setzt,

$$0.4 = 0.59 dt - 0.95 da - 0.30 dp \dots (\alpha).$$

Ebenso ist für den Austritt

$$\alpha - \alpha = +775''. 8, \quad p - \pi = -584''. 0$$

$$P = 87^\circ 52', \quad w = -36^\circ 59' 31'', \quad \Delta = 970''. 6$$

$$r + \varphi = 967''. 9, \quad \text{u. daher die Gleichung (1)}$$

$$2.7 = 0.57 dt - 0.80 da + 0.60 dp \dots (b)$$

Hat man sonst keine anderen Beobachtungen, so kann man nebst dt nur noch eine der zwei Größen da und dp finden. Setzt man $da = 0$, so hat man

$$0.4 = 0.59 dt - 0.30 dp \}$$

$$2.7 = 0.57 dt + 0.60 dp \}$$

woraus folgt

$$dt = +2''. 0, \quad \text{und}$$

$$dp = +2''. 6,$$

oder die oben angenommene Poldistanz des Mondes muß um $2''. 6$ vergrößert werden, um die wahre Poldistanz des Mondes zu erhalten, und eben so muß die oben angenommene Längendifferenz $t = 0^h 40' 7''. 5$ um $2''. 0$ Zeitskunden vergrößert werden, so daß die wahre φ von Leipzig u. Paris gleich $0^h 40' 9''. 5$ ist. Hätte man dp und da gleich Null vorausgesetzt, so gäben jene beiden Bedingungsgleichungen

$$0.4 = 0.59 dt$$

$$2.7 = 0.57 dt$$

Im Mittel $1.5 = 0.58 dt$,

also $dt = 2''. 67$ nahe wie zuvor. (Littrow's Prakt. und theoret. Astronomie, Wien 1821).

Längenbestimmung durch das Chronometer. Ueber die Einrichtung eines Chronometers siehe den betreffenden Artikel, der Gebrauch dieses Instrumentes zu vorliegendem Zweck wird sich aber leicht auf folgende Weise verständlich machen lassen. Gesezt, man habe ein richtig gehendes Chronometer, welches also Wochen, ja Monate hindurch, in 24 Stunden Zeit seine 84,600 Sekunden einhielte, so würde dieses, wenn nur einmal richtig gestellt, Tag für Tag den Mittag angeben und eben so für jede andere Stunde die richtige Zeit bezeichnen. Ist man nun mit diesem Instrumente nach Westen, so muß der jedesmalige Mittag, den das Chronometer für den Ort angibt, an welchem man sich eben befindet, etwas früher eintreten, als der entsprechende astronomische Mittag. Diese Verschiedenheit zwischen dem Mittag des Ausgangsortes und des jedesmaligen Beobachtungsortes oder die durch die Uhr vorgeführte Verspätung ist nur der Meridianunterschied. Allein diese Verschiedenheiten können wegen der Veränderlichkeit der φ des Sonnentages nicht nach wahrer Zeit gegeben, sondern müssen erst auf mittlere Zeit gebracht werden. Giebt nun die Uhr um $12''$ täglich in 24 Stunden vor, so müßte man jeden Tag diese Zahl Sekunden von ihrer Angabe jedes Mal abziehen, um die richtige Zeit des Ortes zu bekommen. Eben so müßte

man jede andere Voreilung der Uhr von der betreffenden Angabe in Abzug bringen, und man nennt diese Abweichung den Uhrfehler, welcher mit dem täglichen Gang des Chronometers die zwei Elemente der Längenberechnung bildet. Namentlich hängt von der genauen Berechnung des letzteren die Genauigkeit der L. wesentlich ab. Zu Lande lassen sich desfalls leicht die nöthigen Observationen anstellen, nicht so zur See, wo dergleichen Operationen nicht allein unnöthige Säumnisse herbeiführen, sondern obendrein auch wegen Winde und Strömungen unausführbar werden; deswegen muß man sich hier mit Vermuthungen und wahrscheinlichen Annahmen behelfen. Gesezt nun, das Chronometer habe vom Ort der Abfahrt bis zum Orte der Ankunft während 50 Tagen seine tägliche Voreilung von: $-12'', 05$ auf: $-17'', 72$ geändert, so ist, sofern keine plötzlichen Störungen im Gang der Uhr denkbar sind, die Differenz zwischen jenen Zahlen durch 50 zu dividiren, um zu erfahren, wie viel täglich das Chronometer sich

änderte, was in unserem Fall: $\frac{17,72 - 12,05}{50}$

$= 0,1134''$ gibt. Diese täglichen Zunahmen bilden hier somit eine arithmetische Reihe von der Differenz: $0,11''$ und die Anzahl von Minuten und Sekunden, um welche die Uhr in einer gegebenen Anzahl von Tagen, z. B. in 25 Tagen, vorausgeht, ist somit: $35 + 12'', 05$, noch vermehrt um die Triangularzahl von 35, multipliziert mit: $0'', 113$ oder $630 \cdot 0,113 = 421'', 75 + 7'', 44 = 8', 13'', 20$. Dieses wäre also von der Uhrzeit abzuziehen, um die richtige Zeit des Ortes der Abfahrt zu finden. Aber auch ohne den Gang der Uhr am Ort der Ankunft zu kennen, kann man aus der bekannten L. derselben durch Vergleichung die Zeit bestimmen, welche die Uhr daselbst zeigen soll und sie mit der wirklichen Angabe vergleichen, wie Horner in einem Beispiele in Gehler's Lexikon auf folgende Weise klar macht. Gesezt, die Uhr, die am Orte der Abfahrt einen Fehler von $0^h 15' 24'', 3$ hatte, zeige nach 50 Tagen am Orte der Ankunft $2^h 51' 29'', 9$, der Meridianunterschied dieses Ortes von jenem betrage aber $2^h 25' 16'', 0$, wodurch ein Unterschied von $0^h 25' 13'', 9$ sich ergibt, von welchem noch der ursprüngliche Uhrfehler $0^h 15' 24'', 3$ abzuziehen ist, mithin bleiben als Voreilung der Uhr übrig: $12' 49'', 6$; mit dem früheren täglichen Gang der Uhr von $12'', 05$ wären es nur $10' 15'', 0$ geworden; es bleiben demnach nur: $2' 24'', 6$ als Folge der allmäligen Beschleunigung übrig. Nennt man diese kleine Voreilung: x , so hat man eine arithmetische Reihe von 50 Gliedern, deren Summe $2' 24'', 6$ beträgt, die sich in der Ordnung von $x, 2x, 3x, \dots$ folgen, deren Summe S (s. arithmet. Rechn.)

$$= \frac{x + 50x}{2} \cdot 50 = 1275x \text{ ist, woraus: } 1275x$$

$= 144'', 6$; $x = 0'', 1134$ folgt. In 50 Tagen würde dieses $5'', 67$ ausmachen und der Gang der Uhr am Schluß derselben betrüge: $-(12'', 05 + 5'', 67) = -17'', 72$. Hätte man die wäh-

rend 50 Tagen durch das Chronometer bestimmten L. nur mit dem anfänglichen Gange von $12'', 05$ berechnet, so würde man z. B. am 34sten Tage um $1', 11'', 44$ in Zeit oder $17' 51'', 5$ in Bogen gefehlt haben.

So vorzügliche Werkzeuge, d. h. Chronometer, zu diesem Zwecke man neuerer Zeit auch baute, so ist man dadurch doch keineswegs gänzlich gegen zufällige Störung, resp. Fehlgänge gesichert, wohin Temperaturwechsel und namentlich Stürme führen. In solchen Fällen bleibt als durchgreifendes Mittel nur der Gebrauch von Mondabständen übrig, wie dies oben gezeigt wurde. Zudem ist es namentlich für den Seefahrer sehr räthlich, nicht nur ein Chronometer, sondern, wo möglich, mehrere zu Rathe zu ziehen, um aus den Fehlern derselben sich zurecht zu finden. Diese Fehler bleiben, namentlich bei guten Instrumenten, in der Regel in gleichem Verhältniß zu einander. Ist z. B. die Abweichung der ersten Uhr A von der wahren L. ein gewisser aliquoter Theil derjenigen des Chronometers B und bezeichnet x den Fehler von A, so muß die von B etwa $n \cdot x$ seyn, wo n eine beliebige reelle Größe bedeutet. Der Unterschied dieser Angaben oder $A - B$ ist somit $nx - x = A$

$$- B, \text{ darum } x = \frac{A - B}{n - 1}. \text{ Daraus wird ferner}$$

ersichtlich, wie mit der Zahl der vorhandenen Chronometer die Sicherheit der Bestimmungen wächst. — Literat.: Bohnenberger, Anleit. zur geographischen Längenbestimmung, 1795; — Littrow, Theoretische u. praktische Astronomie, Wien 1821; — J. B. Wurm, Anleit. zur Parallaxenberechnung, 1804; — Delambre, Astronomie théorique et pratique, Par. 1814; — Bode's, Astronomische Jahrbücher, 1777, 1803, 1811 etc. Außerdem gibt jedes ausführliche Handbuch der Astronomie das Nöthige über unser Thema. Vergl. auch die Tabelle bei A. Breite.

Länge (Astron.), 1) Länge eines Gestirns (astronomische L.) die östliche Entfernung, in welcher der Breitenkreis eines Sternes, vom Frühlingspunkte aus gezählt, die Elliptik schneidet. Sie wird gemessen durch den Bogen der Elliptik, der zwischen dem Frühlingspunkte und dem Breitenkreise des Sterns enthalten ist. Sie dient in Verbindung mit der Breite (s. d. S. 732) des Gestirns dazu, den Ort zu bestimmen, welchen sie am Himmel einnimmt. In sofern dieser Ort geocentrisch oder heliocentrisch zu bestimmen ist, hat er auch eine geocentrische oder eine heliocentrische L. — Vergl. Geocentrisch. — 2) L. in der Bahn, bei einem Planeten (auch Kometen), dessen Bahn sich mit der Erdbahn schneidet, der Bogen seiner Bahn, welcher gleich ist dem Unterschiede der Länge ihres aufsteigenden Knotens vom Frühlingspunkte und des östlichen Abstandes des Gestirns in seiner Bahn von jenem Knoten. Sie dient dazu, den heliocentrischen Bahnort des Planeten zu bestimmen; — 3) selenographische L. ist für die Mondorte dasselbe, was die geographische L. für die Erdorte ist, nämlich die Entfernung des Meridians eines Ortes von dem als ersten

angenommenen Meridian. Der erste Mond-Meridian ist aber derjenige, welcher durch das Centrum der Mondscheibe gezogen gedacht wird. Von diesem die Mondscheibe in zwei Hälften theilenden Meridiane werden auf dem Mondäquator nach beiden Seiten hin 90° gezählt und darnach die östliche und westliche L. bestimmt.

Länge (bot. Term.), s. v. a. Longitudo. — Länger (als ein anderer Pflanzentheil), s. v. a. Superans. — Länglich, s. v. a. Oblongus. — Längs, s. v. a. Longitudinalis, Longitudinaliter.

Längeblattstück (Paut.), von den Blattstücken dasjenige, welches auf der Vorder- und Hinterfronte liegt. Vergl. Rahmenstücke.

Längen 1) (Bäcker.), mit einem runden Holze den Teig walzen und in die Länge ausdehnen; — 2) (Schiffw.), das aufgespannte Tauwerk lockerer machen; — 3) (Vergb.) s. v. a. Auslängen; — 4) in einer Grube eine Strecke ausmessen und ihre Grenzen durch einen Lechstein angeben; — 5) (Metallarb.), Metall hauptsächlich durch Walzen in die Länge dehnen; kleinere Gegenstände mit Hammerschlägen lang arbeiten.

Längenau (Ober- und Unter-L.), bayerisches Dorf, N.-B. Oberfranken, Pögr. Selb; Ruine, Mühle; 320 Einw.

Längenbinde, (Anat.) s. Wirbelsäulenbänder.

Längenblutleiter (Anat.), s. Einus.

Längenbruch (Chir.), s. Fraktur.

Längenbureau, zu Paris und London wissenschaftliche Anstalten, um die geograph. Lage wichtiger Orte, besonders die geograph. Längen, genau zu bestimmen. Vergl. Länge (mathem. Geogr.).

Längendeckung, ein besonderes Kohäsionsverhältniß, welches eintritt, bevor die Kohäsion eines Körpers durch Zerreißung völlig überwunden wird.

Längenfeld (Geogr.), 1) österreich. Marktflecken, Viert. ob d. Mannhartsberg; Schloß; 1400 Einw. — 2) bayerisches Dorf, N.-B. Oberpfalz und Reg., Pögr. Tirschenreuth; 120 Einw.

Längenkreis 1) (Astron.), die Ellipse als größter Kreis der Himmelskugel; ebenso jeder ihrer Polarkreise, insofern dadurch die astronomische Länge bestimmt wird. — 2) (math. Geogr.), der Äquator u. jeder seiner Polarkreise auf der Erdkugel, in Hinsicht auf die Bestimmung der geogr. Länge.

Längenmaß, s. Maße.

Längenmesser (Mecometrum, französ. le Mecomètre, Med.), ein im Lycée de la Maiternité zu Paris behufs der Messung der Ausdehnung des Körpers häufig gebräuchliches Instrument, das aus einem in Decimeter, Centi- und Millimeter eingetheilten, hölzernen Stabe besteht, der an einem Ende mit einer senkrecht stehenden Platte von Kupfer versehen ist, und auf welchem ein sogenannter Läufer von demselben Material hin- und hergeschoben werden kann.

Längenmoos (Lengenmoos), bayerisches Dorf, N.-B. Oberbayern, Pögr. Bruck; 160 Einw.

Längenpolarität (Phys.), s. Magnetismus.

Längenprofil (Wasserb.), die vertikalte Fläche, die mitten durch einen Kanal und mit seinen Ufern parallel läuft.

Längensäge, gebraucht der Tischler zum Einschneiden dünner Bretter; sie ist größer als die Quersäge.

Längenschnitt (Chir.), ein Schnitt mit dem Bistouri oder einem anderen chirurgischen Instrumente, der der Richtung der Muskeln folgt.

Längenschwingungen (Phys.), s. v. a. Longitudinalschwingungen; vergl. Akustik, S. 626.

Längenswalte (Thierarz.), s. Hernspalt.

Längentöne (Phys.), s. Akustik, S. 626.

Längenuhr (Uhrm.), s. v. a. Chronometer.

Längenschnitten (Chir.), s. Wunden.

Längfeld, bayer. Kirchdorf, N.-B. Niederbayern, Pögr. Kehlheim; 220 Einw.

Längfisch (Ichthvel.), s. v. a. Leng, Gadus Molva L.

Längarico (Lengries), bayer. Pfarrdorf, N.-B. Oberbayern, Pögr. Tölz; Dberzell-Kontrolle, Marmorbrücke; 620 Einw.; in der Nähe das Schloß Hohenburg.

Längbalken, See, s. Nyköpingslän.

Längholm, Insel bei Stockholm (s. d.).

Längliche Niesennuß (Pomel.), Zeller-nußsorte, s. Corylus Avellana L.

Längorike (bot. Term.), s. v. a. Rims longitudinalis.

Längostreifig (Miner.), s. Gestreift.

Längster Tag (Chron.), s. Kürzester Tag.

Längst Leib, längst Gut (Rechtsw.), deutsches Rechtspruchwort, bezeichnet, daß bei kinderloser Ehe der überlebende Ehegatte den ganzen Nachlaß des verstorbenen Ehegatten erbt. Doch findet auch die Modifikation Statt, daß der Überlebende sowohl mit Ascendenten als mit Kindern theilen muß und nur die Seitenverwandten ausschließt.

Längthal (Lengthal), bayer. Kirchdorf, N.-B. Niederb., Pögr. Dingolfingen; 190 E.

Lanius, Laenianens, dem Ritterstand angehörige, zu Brundisium ansässige Familie, von welcher genannt werden: 1) Marcus L. Flaccus, Gaiusfreund des Cicero, der den Verbannten auf dem Wege nach Griechenland zu Brundisium in seinen Gärten beherbergte und trotz des esdianischen Interdikts ihm jede Unterstützung angedeihen ließ. Zur Zeit der Statthalterschaft Cicero's in Cilicien hielt sich L. als Negotiator zu Paodicea auf; — 2) Marcus L. Strabo, von Varro und Plinius als Erfinder der Vogelshäuser genannt.

Laennec, René Thcopbile Hyacinth, frz. Arzt, berühmt als Erfinder d. Stethoskops (s. d.), am 17. Febr. 1781 zu Quimper geboren. Erzeugen von seines Vaters Bruder, einem Arzte, widmete er sich der Medicin und besand sich 1799 bei der Wesfarmee als Wundarzt dritter Klasse. 1800 studirte er unter Corvisart, gewann 1803 die ersten Preise in der Medicin und Chirurgie und wurde im folgenden Jahre Doctor der Medicin. Nachdem er sich als medicinischer Schriftsteller einen Ruf erworben hatte, wurde er 1816

Paskau, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Steinau; 230 Einw.

Pässig, preuß. Dörfer, 1) (Alt-L.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Waldenburg; Schloß, 2 Vorwerke, Frischoltrisei, Wassermühle; 400 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Zebus; 170 Einw.

Pässöe, dän. Insel, s. Hiörring.

Päst (Alt-L.), preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Liegnitz; 380 E.

Paeftadia (Bot.), nach Kunth, Gatt. der Compositae Asterioideae Less. — Einzige Art: *L. pinifolia* Kunth. Strauch in Südamerika.

Pästerer, s. v. a. Landfleischher.

Pästrgones (gr. Sagensch.), rohes und menschenfressendes Volk, wahrscheinlich an der Nordwestspitze Siciliens zu suchen. Ihre Könige waren Anthiphatos u. Lamus. Die späteren Griechen setzten den Wohnsitz der P. an die Ostküste unterhalb des Aetna in die fruchtbaren Gefilde der Stadt Leontini (daher diese Pästrgonii Campi heißen), die römischen Dichter aber glaubten sie an der südlichsten Küste von Latium in dem Gefilde von Formia wohnhaft. Neuere Gelehrte haben eine Auswanderung der P. aus Sicilien nach Italien angenommen (Hom. Od. X, 82–86; Paus. VIII, 29, 2).

Päswitz (Groß-L.), preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Liegnitz; Wassermühle; 470 Einw.

Pact, Jan de, holländ. Geograph des 17. Jahrh., geb. zu Antwerpen gegen Ende des 16. Jahrh., † als Direktor der holländ.-ostindischen Kompagnie 1649. Schr.: *Novus orbis, seu Descriptio Indiae occidentalis*, Leyden 1633, Fol.; — *Historia naturalis Brasiliae*, mit Kpf., das. 1641, 32.; — *Notae ad dissertationem Hugonis Grotii de origine gentium Americanarum*, das. 1643 u. A.

Pätare (Kirchenw.), der 4. Fastensonntag, so genannt von den Eingangsworten der Messe: „Laetare Jerusalem“ (Jes. 66, 10); heißt auch Rosenkranz, weil der Papst an diesem Tage die sog. goldenen Rosen zu weihen pflegte, oder Mitfastensonntag, weil er in die Mitte der 40tägigen Fasten fällt, oder Brodsonntag, weil an ihm über das Evangelium der Speisung der 6000 gepredigt wird, oder Maifastensonntag, weil er gewöhnlich anfangs Mai fällt, od. endlich Todrensonntag, weil an ihm in vielen Gegenden Deutschlands das Volk ein Strohbild, den Tod vorstellend, ins Wasser warf. Letzteres geschah in Nürnberg noch 1805.

Laete (bot. Term.), u. laetus, s. v. a. lebhaft, hell, glänzend, von der Farbe, z. B. laete virens, glänzend grün.

Pactia (Bot.), nach Linne, Gatt. der Bixaceae Kunth., der Tiliaceae Juss., Polyandria Monogynia L. — Charakter: Kelch fünftheilig od. fünfblättrig, meist gefärbt; Blumenkrone fünfblättrig; viele Staubfäden mit rundlichen Antheren; Frucht einsächerig, dreikantig, vielsamig; dann in einen markigen Umschlag gehüllt. — Unter 8 Arten (Bäumen in Südamerika u. Westindien) ist zu bemerken: *L. apetala* Jacq. Amer., Taf. 103. Westindien. Aus der Rinde

fließt ein weißes, balsamähnliches Harz, welches später trocknet u. dem Weihrauch oder Sandarak ähnlich seyn soll.

Laetificantia remedia (Arzneimittelt.), erheiternde Mittel.

Laetitia (röm. Alterth.), römische Personifikation der Freude; ein lächelndes Mädchen mit einem Kranz, einer Opferschale zum Dank für empfangene Freude u. einem Steuerruder, um die Mäßigung in der Freude auszudrücken. Das Bild findet sich auf Münzen.

Väritia, weibl. Name, durch Napoleons Mutter (s. Bonaparte, S. 142) weltbekannt geworden.

Pactji (Bot.), nach Debed, Pflanzengatt. — Art. *L. chinensis* Osb., s. v. a. *Euphoria punicea*.

Laetoria lex (röm. Rechtsw.), vom Tribun M. Laetorius Plancianus 264 v. Chr. gegen Betrug an Minderjährigen (d. h. noch nicht 25 Jahre alten, daher auch Quina vicenaria lex) u. daß kein Minderjähriger einen gesetzmäßigen Vertrag schließen dürfe.

Vätorius, Laetoria gens, römisches plebejisches Geschlecht, von welchem zu erwähnen sind: 1) Caius L., Volkstribun im J. 471 v. Chr., setzte den schon ein Jahr vorher von seinem Amtsgenossen Volero Publilius eingebrachten Gesetzesantrag, daß die Tribunen u. Aedilen in den Tribuskomitien gewählt werden sollten, durch die Kühnheit durch, mit welcher er dem Konsul Aepius Claudius entgegentrat. — 2) Caius L., kurlischer Aedile mit Tiberius Sempronius Gracchus (216 v. Chr.), ward im J. 212 nach den Niederlagen, welche der Centurio M. Centenius u. der Prätor En. Fulvius Flaccus durch Hannibal erlitten, vom Senate als Abgeordneter an die Konsuln App. Claudius u. M. Fulvius Flaccus gesendet u. bekleidete im J. 210 die Prätur mit dem Posten in Ariminum. — 3) Laetorius, Freund des C. Gracchus, opferte sich in dem Kampfe gegen denselben für ihn, indem er am Eingang der sublicischen Brücke die verfolgenden Feinde abhielt u. endlich, von der wachsenden Zahl der Feinde gedrängt, das Schwert gegen sich selbst lehrte u. in die Tiber hinabstürzte.

Vätische (Bot.), s. v. a. Zwergkiefer, *Pinus Pumilio* L.

Vättung, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 4 Wassermühlen, 1 Windmühle; 590 Einw.; hierzu das Vorwerk Doberau, auch Dober u. Doberitz genannt.

Laetus (lat.), fröhlich.

Vätus (Biogr.), 1) s. *Commodus*; — 2) s. *Pomponius*; — 3) einer der Siebenschläfer.

Väße (Herald.), die herabhängenden Theile der Turnierkragen u. Kirchenschnitten, deren Zahl bes. angegeben werden muß.

Väuchel (Bot.), s. v. a. Knoblauchsraut.

Väuse (Jagerspr.), s. v. a. Füße.

Päufer (Sittengesch.), die Hemerodromi der europäischen Völkzeit, Menschen, welche, in möglichst auffallender Tracht, vor den Wagen oder Reitpferden vornehmer Herrschaften herliefen. Gewöhnlich waren sie in gelbes reich mit Treppen besetztes Zeug bekleidet, u. zwar trugen

sie kurze Hosen, eine Jacke, die vorne offen, u. eine Mütze, die vorn gerade nach oben gerichtet war; dazu kam ein langer Stock mit Quasten u. verziertem Knopf. Von Jugend auf bloß für das Schnelllaufen erzogen u. abgerichtet, brachten es diese Leute oft zu der wahrhaft menschenunwürdigen Fertigkeit, es mit dem ersten besten Wagengaul oder Reitspferd eine Zeit lang in Schnelle u. Ausdauer aufnehmen zu können. Die Unsitte, derlei L. vor den Gallawägen herrennen zu lassen, ging durch die franz. Revolution unter. Dagegen wurde aus dem herrschaftlichen L. der öffentlich für Geld in einer bestimmten Frist nach einem bestimmten Ziele laufende Schnellläufer, der, leicht u. phantastisch aufgezupft, wie sein Vorsatz, mit Seiltänzern, Kunstbereitern, Herkulesen u. dergl. Zugvögeln in gleiche Rangstufe trat. Die L. genießen, so lange sie dienstfähig sind, zwar kräftige, jedoch keine fettmachenden Speisen; dagegen gehört die Nachricht, daß L. in die Milz ausgeschnitten worden sey oder werden müsse, ins Fabelreich.

Läufer (Kriegsw.), ehemals Name für die *Kasans perdus*.

Läufer (in and. Bedeut.), 1) (Mühlenw.), f. Mühle; — 2) (Deichb.), f. v. a. Karrengänger; — 3) (Tuchsch.), das obere Blatt der Tuchscher; — 4) (Zimmerm.), f. v. a. Dreher, f. Thor; — 5) (Seew.), das Tau eines Flaschenzuges, dasselbe führt über die Scheibe u. bildet, indem es die Blöcke verbindet, eine Tasse; — 6) (Metallarb.), an einem Bogenbohrer die hölzerne Rolle; — 7) (Seil.), das kleine Rad, an welchem die einzelnen Fäden der Stricke gesponnen werden; — 8) (Wödtcher), der eiserne Haken an dem Bandhaken (s. d.); — 9) (Deichb. u. Bauw.), f. v. a. Laufbrücke; — 10) (Maurer), Steine, welche nach der Länge der Mauer gehen; — 11) (Weber), die Spule von welcher das Garn früher abgewunden ist, als von den übrigen; — 12) ein Markzeichen zwischen zwei Gergrenzsteinen; — 13) (Gärtn.), f. v. a. Ausläufer; — 14) (Bot.), der weibl. Hopfen.

Läufer (Musik), geschwinde Folge neben einander oder sich nahe liegender Töne: a) diatonischer L., derj., welcher die Töne der Dur- u. Molltonleiter berührt; — b) chromatischer L., derj., welcher neben einander liegende halbe Töne berührt; — c) Akkordläufer, derj., welcher die Intervalle eines Akkords durch mehr Oktaven anschlägt.

Läufer, 1) (Ornith.), Sumpfvogelgatt., f. v. a. *Cursorius*. — 2) (Arachnid.), Spinnengatt., f. v. a. Lauffspinne, *Lycosa Latr.*, insbes. *Lycosa cursor Hahn*.

Läufersalk (Ornith.), f. v. a. Wespenbussard, *Falco (Pernis) apivorus L.*

Läuferplatz, **Läufervogel**, **Läuferzug**, f. Vogelherd.

Läufervogel (Ornith.), Vogelgatt., f. v. a. *Cursorius*.

Läufisch werden, von weibl. Hunden, so lange der Begattungstrieb sie beunruhigt.

Läugnen, f. Lüge.

Läuse (Entom.), 1) Insektenordn., f. v. a. Parasiten, *Parasita Latr.* — 2) Insektenfamilie, *Pediculina Leunis*.

Läuse (Baarenk.), die kleinen Knötchen in der Wolle.

Läusebaum (Bot.), 1) auch **Läuseholz**, f. v. a. Faulbaum, *Rhamnus Frangula L.*; — 2) f. v. a. gemeine Heckenkirsche, *Lonicera Xylosteum L.*

Läusefresser (Entom.), Fliegengatt., f. v. a. Perlfliege, *Perla Geoffr.*

Läusekamm, f. v. a. enger Kamm, f. Kamm.

Läusekörner (pharm. Bot.), 1) f. v. a. Samen *Staphidia agrariae*, f. *Delphinium Staphidia*; — 2) f. v. a. **Kokkelskörner**, *Semina Cocculi*, f. *Cocculus suberosus Dec.*; — 3) f. v. a. **Sabadillkörner**, *Grana Sabadillae*, f. *Veratrum officinale Schlecht.*

Läusekrankheit, f. v. a. **Läusesucht**.

Läusekraut (Bot.), 1) Pflanzengatt., f. v. a. *Pedicularis*; — 2) f. v. a. *Delphinium Staphidia* L. — 3) f. v. a. *Veratrum Sabadilla Retz*; — 4) f. v. a. Stinkende Nieswurz, *Helleborus foetidus L.*; — 5) f. v. a. gemeiner Kellersals, *Daphne mezereum L.*; — 6) f. v. a. Sumpfsport, *Ledum palustre L.*

Läusepelz, altes Schloß bei Reibnitz (s. d.) in Schlesien.

Läusepulver (Pharm.), pulverisirte **Stephanskörner**, f. **Kapuzinerpulver**.

Läusesalbe (*Unguentum contra pediculos a. pediculorum*), Salbe von Schweinfett u. Quecksilber mit Zusatz von Stephanskörnern oder Nieswurz, zur Tilgung von allerlei Läusen.

Läusesamen, **mexikanischer** (pharm. Bot.), f. v. a. *Grana Sabadillae*, f. *Veratrum officinale Schlecht.* und *Veratrum Sabadilla Retz*.

Läusesucht (Med), f. **Phthiriasis**.

Läusesucht (Pflanzenpathol.), eine Pflanzenkrankheit, welche in einer außerordentlichen Vermehrung der Blattläuse in Folge einer krankhaften Disposition der Gewächse besteht. Häufig ist das Uebel mit der Leucopathie (s. d.) verbunden; die Ursachen sind aber außerdem theils in klimatischen Einflüssen in manchen Jahren, theils in Kulturfehlern zu suchen.

Läuten, in den Ohren (Otiatr.), f. **Ohrklingen**.

Läuterhobel (Zinnb.), die beiden untereinander angebrachten Schlammgraben beim Zinnseufen; durch sie wird der aufgehobene Zwitter gelassen u. gereinigt.

Läuterkasten (Bitriolw.), Kasten von Holz, in welche die gewonnene Erzlauge gebracht wird, bevor man dieselbe versiedet. Die schlammigen Theile setzen sich darin ab, u. wenn dies geschehen ist, wird die Lauge in kleineren Pfannen eingekocht.

Läuterkeißel, f. **Schwefelhütte**.

Läuterkiste (Hüttenw.), f. v. a. Kiste.

Läuterkrug, f. **Schwefelhütte**.

Läutern, 1) (Hutm.), durch Klopfen und Schütteln die Wollereinigen; — 2) (Brantw.), den Brantwein nochmals abziehen u., wenn nöthig, nochmals seihen, filtriren u. eine Zeit lang ruhig stehen lassen; — 3) (Weißgerb.), die Felle, nachdem sie eine Zeit in der Kalkbrühe gelegen, mit Wasser mehrere Male einweichen u. auf dem Schabebaum ausdrücken, um sie vollkommen

vom Kalke zu reinigen; — 4) (Salpeters.), durch wiederholtes Auflösen u. Einsieden den Salpeter reinigen; — 5) (Zinnh.), den in den Seufswerken aufgehobenen Zwitter durch den Ofen gehen lassen; — 6) (Schmelzh.), die Fleischladen nochmals pochen, waschen u. wieder einsmelzen; — 7) (Forstw.), s. v. a. Lichten; — 8) Butter läutern, sie schmelzen, dabei abschäumen und von dem entstandenen Bodensatz abgießen; daher geläuterte Butter in Gegensatz zu „frische Butter“.

Läuterofen, s. Schwefel.

Läuterpfanne, s. v. a. Läuterkessel, s. Schwefel.

Läuterungspfanne, s. v. a. Klärkessel, s. Zuckersiederei.

Läutmaschine, 1) Einrichtung an Thurmuhrren, durch welche ohne Menschenhände das Morgen-, Mittag- u. Abendläuten besorgt werden kann; — 2) Becker, durch welchen man das Einschlagen der Diebe zu verhindern sucht; der Glockenhammer wird durch ein Rad u. ein Gewicht in Bewegung gesetzt u. an dem Einfall, welcher das Rad sperrt, wird ein Bindfaden befestigt, den man vor die Fenster und Thüren zieht.

La ves (foss. Brachioy.), d. i. Glatte, nach L. v. Buch, Unterabtheilung der Gattung *Terebratula*.

Lävi (a. Geogr.), alte ligurische Völkerschaft in Gallia Transpadana am Ticinus, die mit den Marici vereinigt die Stadt Ticinum baute. Sie verliert sich später unter den Insubres (Liv. V, 35).

Laevigatio (lat., Pharm.), die Zerreibung einer trockenen Masse zu höchst feinem Pulver.

Laevigatus (bot. Term.), geglättet, wenn bei einer ebenen oder glatten Oberfläche zugleich ein schwacher Glanz vorhanden ist, z. B. das Lager von *Parmelia tiliacea* u. *P. fahlunensis*.

Lävigiren (v. Lat.), 1) glätten; — 2) das Zerreiben fester Substanzen zu feinem Pulver, u. zwar auf einem Reibstein mittelst eines Läufers.

Lävinus, s. Valerius.

Laevia (bot. Term.), glatt, eben, was auf der Oberfläche keine Streifen, Höcker, Furchen oder sonstige Erhabenheiten u. Vertiefungen hat (wobei jedoch die Behaarung keineswegs ausgeschlossen ist).

Laevitas (Laeviludo, Laevor, Med.), die Glätte, Geschmeidigkeit an der Oberfläche, 1) s. v. a. Lienterie; — 2) die schlüpfrige Oberfläche der frischen Därme.

Lävinus (röm. Litter.), römischer Dichter, vor dem J. 114 v. Chr. geboren, also etwas älter als Cicero, Lucrez u. Catull. Er erhob sich als Dichter nicht über die Mittelmäßigkeit, weshalb auch von seinen Lebensverhältnissen nichts weiter bekannt ist. Die Gegenstände zu seinen Gedichten waren sämmtlich heiterer, leichter Art; die Sammlung derselben führte den Titel *Erotopaegnia* (*ἑρωτοπαίγνια*, Liebeschwänke). Das Werk ist vorzugsweise in jambischen Dimetern verfaßt u. in mehrer Bücher eingetheilt. Vergl. Weichert, Poett. lat., S. 31 ff.

Läwik, sachsen-weim. Dorf, Kr. u. Patrg. Neustadt; Mannlehn-Rittergut, 2 Mühlen; 140 Einw.

Lafage (Biogr.), s. Fage.

Lafare (Biogr.), 1) Charles August, Marquis de., ein geistreicher französischer Dichter, geb. 1644 im Schlosse Balcorge im Vivarais, diente als Kapitän in der Garde des Herzogs von Orleans, nachmaligen Regenten, und † 1712. Er gehörte zu der Schule der Mignon de l'Enclos, die gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. in ihrem Hause einen ausgewählten Kreis eleganter Libertins versammelte, und fing, wie Voltaire berichtet, erst in seinem 60. Jahre an, Verse zu machen. Seine Gedichte bestehen aus kleinen Liedern und Epigrammen, die in ihrer kunstlosen Natürlichkeit einen gefälligen Eindruck auf heitere Leser machen. Auch mehrer Gedichte römischer Klassiker übertrug er ins Französische und bewährte dabei eben so viel Geschmack als Kenntnisse. Seine Gedichte sind gewöhnlich den Werken seines Freundes Chaulieu (s. d.) beige druckt; einzeln wurden sie von St. Maré (Paris 1755) herausgegeben. Als prosaischer Schriftsteller machte er sich durch seine sehr freimüthigen „*Mémoires et réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV.*“ (Rotterdam 1715 und Amsterdam 1734) vorthailhaft bekannt. — 2) Anne Louis Henri de L., franz. Staatsmann, geb. 1752 zu Lugon, wurde 1778 Generalvikar von Dijon, 1784 Vertreter des Klerus bei den Ständen von Bourgoigne, und 1787 Bischof von Nancy. Im Jahre 1788 trat er als Mitglied in die Versammlung der Notabeln und ward ein Jahr später Deputirter des Klerus bei den Etats généraux. Er verlangte (1790), daß die katholische Religion zur Staatsreligion erhoben würde und widersezte sich dem Verkauf der Kirchengüter und der Judenemancipation. Im Jahre 1792 emigrierte er nach Wien, führte von hier aus diplomatische Verhandlungen für die Bourbons und vermittelte die Heirath der Tochter Ludwigs XVI. mit dem Herzog von Angoulême. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1814) wurde er Mitglied der Kommission für die Reorganisation des Klerus, 1815 Almosenier von Madame und Erzbischof von Sens, so wie Pair von Frankreich und Staatsminister und im J. 1823 Kardinal. Er † zu Paris 1829.

Lafarge, Marie geb. Capelle, geb. 1816 zu Paris, stammte aus einer alten bemittelten Familie, und wurde nach dem frühen Tod ihres Vaters, des Obersten Capelle und ihrer Mutter, von einem alten Oheim, Baron Gramat und dessen Frau sehr nachsichtig erzogen. Ihr feuriges Temperament und eine schlecht gewählte Lektüre verstrickte sie noch sehr jung in allerlei Liebeshändel und 1839 heirathete sie aus Aergerniß über die Untreue eines Liebhabers, durch Vermittelung eines Heirathsbureau's, Charles Pouché, einen Eisenwerkbesitzer in Le Mans (Depart. de la Lozère). Charles L., wenn auch von ihren Reizen entflammt, machte diese Partie im Grunde doch nur, um mit Mariens Vermögen seinem herabgekommenen Geschäfte aufzuhelfen. Indessen gestalteten sich Charles

L.'s Umstände immer schlechter und die junge Frau fand bald das Leben in einer abgelegenen Gegend der Provinz unerträglich. Sie beschwerte sich über die Nothheit ihres Gatten und hoffte auf eine romantische Errettung aus diesen Verhältnissen durch einen frühern Liebhaber. Ob sie wirklich mit diesem correspondirte, ist nicht klar geworden. Ein vertrauter Diener und die alte fanatisch-katholische Mutter des Gatten scheinen auch die Mißverständnisse zwischen den Eheleuten gefördert zu haben. Im Jahre 1840 reiste Charles L. nach Paris, um seine Geschäfte zu ordnen, besonders um Geld von den Verwandten seiner Frau zu erheben. Marie blieb in le Glandier zurück. Bald darauf erhielt er nebst einem Brief von ihr voll der zärtlichsten Ausdrücke, einen Kuchen, den, wie M. schrieb, sie selbst gebacken, und den er zu einer bestimmten Stunde verzehren sollte; auch sie wollte zu derselben Zeit dasselbe thun und seiner dabei gedenken. Bald nach Genuß des Kuchens erkrankte ihr Mann, ließ sich nach le Glandier bringen, um bei seiner Frau zu sehn, und † dort. Die Verwandten des Verstorbenen erhoben darauf im Juli 1840 gegen dessen Wittve die Anklage wegen Vergiftung. Die Verhandlungen begannen vor den Assisen zu Tulle; es wurden viele Zeugen abgehört, unter denen besonders die Aussagen einer Nichte Charles L.'s, die, eine Freundin von Marie L., den Verstorbenen in den letzten Tagen mit gepflegt hatte und die von der Mutter desselben, welche bewies, daß M. mehre kleine Kuchen in ihrer Gegenwart für ihren Sohn gebacken, dieser aber nur einen großen erhalten habe, die Angeschuldigte am meisten gravirten. Auch Gifft hatte Marie L. gekauft und konnte sich über die Absicht wozu nicht vollständig rechtfertigen, obgleich das Parquet noch unversehrt gefunden wurde. Während der Untersuchung aber wurde eine zweite, eine Diebstahlsanklage gegen Marie L. anhängig gemacht, und bald war sie geständig, ihrer Jugendfreundin, der Vicomtesse de Léantand einen Diamantenschmuck im Werthe von 8000 Frös. entwendet zu haben. Die Vergiftung dagegen läugnete sie beharrlich. So gestaltete sich der Lafayetsche Doppelprozeß. Viele Umstände blieben bei der Untersuchung unerklärt, selbst ob Ch. L. wirklich an Gift gestorben sey, konnte nicht mit Gewißheit vermittelt werden. Allerdings zog Professor Orfila Arsenik aus dem Leichnam heraus, doch behaupteten andere Chemiker, man könne aus jedem andern menschlichen Körper eben so viel Arsenik ziehen. Die Geschworenen erklärten die Angeklagte so wohl des Diamantendiebstahls, als auch des Giftmordes für schuldig, letzteres jedoch unter mildernden Umständen, und das Gericht verurtheilte sie im September 1840 wegen des ersten Verbrechens zu 2jähriger Gefängnißstrafe und in die Kosten; wegen Giftmordes aber zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Ihr Anwalt brachte für sie das Rechtsmittel der Kassation in Anwendung, doch bestätigte der Kassationshof das Urtheil. Krankheit, sey es vorgebliche, sey es wirklich, schützte Marie L. lange vor dem Antritt der Strafe, doch leidet sie jetzt dieselbe. Sie

schrieb ihre Memoiren, deutsch, Leipzig 1842. Vergl. Julian Ehomig, Marie Capelle, Leipzig 1840.

La Fayette (Geogr.), 1) nordamerik. Grafschaft, W. St., Staat Arkansas; 1260 □ M. mit 2200 Einw.; Hauptstadt: Lewisville; — 2) Kirchspiel das., Staat Louisiana; 1800 □ M. mit 7500 Einw.; Hauptstadt: Vermilionville; — 3) Grafschaft daselbst, Staat Mississippi; 790 □ M. mit 6550 Einw.; Hauptstadt: Oxford; — 4) Grafschaft das., Staat Missouri; 450 □ M. mit 6800 Einw.; Hauptstadt: Lexington; — 5) Stadtgebiet das., Staat Arkansas, Grafsch. Union; 347 Einw.; — 6) Stadtgebiet daselbst, Staat Indiana, Grafsch. Floyd; 930 Einw.; — 7) Stadtgebiet das., Staat Arkansas, Grafsch. Owen; 511 Einw.; — 8) Stadtgebiet daselbst, Staat Michigan, Grafsch. Van Buren; 337 Einw.; — 9) Stadtgebiet das., Staat Missouri, Grafsch. Livingston; 300 Einw.; — 10) Stadtgebiet das., Staat New-York, Grafschaft Onondaga; 3 Gerbereien, 6 Mühle, 8 Sägemühlen; bei 2600 Einw.; — 11) Stadtgebiet das., Staat Ohio, Grafsch. Coshocton; 850 Einw.; — 12) Stadtgebiet das., Staat Ohio, Grafsch. Medina; 940 Einw.; — 13) Ort das., Staat Arkansas, Hauptstadt der Grafschaft L.; — 14) Ort das., Staat Georgien, Hauptstadt der Grafsch. Walker, 199 Meilen nordwestl. von Milledgeville, 634 Meilen von Washington, auf dem westl. Ufer des Flusses Chattooga; Post, Gerichtshaus, Gefängniß, 1 Akademie, 2 Kirchen (1 baptist., 1 methodist.), 7 Kaufläden, 100 Häuser; — 15) Ort daselbst, Staat Indiana, Hauptstadt der Grafschaft Tippecanoe; 70 Meilen nordwestl. von Indianapolis, 628 Meilen von Wash., auf dem östl. Ufer des Flusses Wabash, 10 Meilen unterhalb der Mündung des Flusses Tippecanoe, am Beginn der Dampfschiffahrt; Post, Gerichtshaus, Gefängniß, Markthaus, Bank, 7 Kirchen (2 presbyterian., 1 baptist., 1 episcop., 1 method., 1 univers., 1 afrikan.), Akademie, Papier-, Walkmühle, Krempelmaschine; 400 Häuser, 1840: 2000, jetzt 2500 Einw. Der Wabash- und Erie-Kanal verbindet das Städtchen mit dem Erie-See. — 16) Stadt daselbst, Staat Louisiana, Hauptstadt des Kirchspiels Jefferson, 2 Meilen von New-Orleans, 1174 Meilen von Wash., eine Fortsetzung d. New-Orleans im Nordost., am Mississippi, über den die neue Dampffähre führt; Post, 1 Gerichtshaus, Bezirksgebäude, 3 Kirchen, Markthaus, Akademie; 3200 Einw. Wird von der New-Orleans u. Carrollton-Eisenbahn berührt. — 17) Ort das., Staat New-Jersey, Grafschaft Sussex; Stadtgebiet Newton; 75 Meil. nördl. von Trenton, 243 Meil. von Wash., am Paulinskill-Flusse, Post, baptist. Kirche, 1 Hofhofen, 14 Häuser.

Lafayette (Biogr.), altes französisches Geschlecht, das schon in den Kreuzzügen vorkommt. Seine Besigungen liegen in der Auvergne. Merkwürdig sind: 1) Louise Motier, Kräuslein de, Hofdame der Königin Anna von Oesterreich. Ludwig XIII. liebte sie und auch sie

Bein; doch hinderte ihn die Wunde nicht, die zerstreuten Truppen bei der Chesterbrücke wieder zu sammeln und der Sache der Unabhängigkeit dadurch einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sechs Wochen brachte er während der Heilung zu Verblehem, einer Kolonie der mährischen Brüder, zu. Washington hatte seinen eignen Chirurgen zu dem Verwundeten mit den Worten geschickt: „Behandeln Sie ihn wie meinen Sohn“. Kaum hergestellt begab er sich zu dem General Greene in den Jersey und schlug mit wenigen Milizen bei Gloucester ein starkes Corps von Engländern und Hessen. Der Sieg verschaffte ihm den Oberbefehl einer Division. Die ihm kurz darauf mit unumschränkter Vollmacht übergebene Oberbefehlshaberstelle im Norden nahm er nur unter der Bedingung an, Washington untergeordnet zu seyn. Aus Mangel an Hilfsmitteln mußte er den Angriff auf Kanada, den der Kongreß beschlossen, aufgeben, verdiente sich aber den Dank des Kongresses durch die geschickte Verteidigung einer weiten Grenze mit geringen Streitkräften, so wie dadurch, daß er mehrere Stämme der Wilden, denen er im Schlitten seinen Besuch abstattete, auf die Seite der Amerikaner brachte. Mit dem Frühling kehrte L. nach dem Süden zurück. Unterdessen hatte Frankreich mit den vereinigten Staaten einen Handelsvertrag abgeschlossen u. auf diese Weise die Unabhängigkeit Nordamerika's anerkannt. Zum Aerger der Engländer, die ihn auf seinem Marsche plötzlich umzingelt hatten u. ihres Fanges so gewiß waren, daß sie schon Einladungen an Damen nach Philadelphia zum Souper mit L. sandten, vollführte er den berühmten Rückzug von Barren-Hill (20. Mai). In der Schlacht bei Monmouth, wo er die Avantgarde befehligte, wie bei dem Angriffe auf Rhode-Island glänzte er eben so sehr durch Feldherrntalent, als durch persönliche Tapferkeit. Letztere Expedition scheiterte indessen durch den Rückzug der französischen Eskadre unter d'Estaing. Um die Sache des jungen Freistaates kräftiger zu fördern, begab er sich auf der „Alliance“, einem amerikanischen Schiffe von 36 Kanonen, das man ihm zur Verfügung stellte, in sein Vaterland zurück. Im Februar 1779 kam er zu Paris an und wurde vom Hofe mit Achtung, vom Volke mit Jubel empfangen. Durch unablässige Bemühungen brachte er eine Anleihe von mehreren Millionen zu Stande und bewog das französische Ministerium, ein Geschwader nach Rhode-Island zu senden, so wie ein von Rochambeau geführtes Corps unter Washingtons Oberbefehl zu stellen. Schon im April 1780 erschien L. wieder zu Boston und befehligte während des Feldzuges von 1780 die leichte Infanterie. Im folgenden Jahre übernahm er das Oberkommando in Virginien. Er rettete die Hauptstadt dieser Provinz, Richmond, von einem Ueberfalle des englischen General Philips. Sehr schwierig ward seine Stellung, als Lord Cornwallis mit mehr als 4000 Mann, unter denen sich 800 Reiter befanden, von Carolina her in Virginien einrückte: er selbst hatte nur 2500 Mann. Der Lord C. hatte in einem Briefe, der aufgefangen ward, von L. gesagt: „Dieser Knabe soll mir

nicht entwisphen“. Der Ausgang des Feldzuges machte das Gegentheil wahr. Es gelang L.'s geschickten Bewegungen, Cornwallis den Weg über Gloster und Williamsbourg abzuschneiden, so daß Washington mit dem vereinigten amerikanischen-französischen Heere herbei eilen und den zu Yorktown eingeschlossenen englischen General am 17. Oktober 1781 zur Kapitulation zwingen konnte. Dieser Erfolg bildet den Schlüsselpunkt in der amerikanischen Kriegslaufbahn des jungen Helden. Beim Eintritt des Winters kehrte er nach Europa zurück. Schon hatte er den spanischen Hof zur Kriegserklärung gegen England vermocht, schon war er im Begriffe, als Chef des Generalstabs der vereinigten französischen und spanischen Hülfsheere eine neue Expedition auszuführen, als die zu Paris eingeleiteten Friedensunterhandlungen (1783) seine Bemühungen unnütz machten. Der beschwerliche Kampf war durch den glänzendsten Sieg gekrönt. Ein Jahr später machte L. einen Besuch in den vereinigten Staaten; seine Reise durch Stadt und Land war ein Triumphzug, eine ununterbrochene Festlichkeit. Washington eilte ihm nach Richmond entgegen. L. verlebte einige Tage zu Mount-Vernon, dem einsamen Landgute seines Freundes. Man hat ihn, bei dem Abschlusse eines Bündnisses mit den Wilden zugegen zu seyn, da man seinen Einfluß auf sie kannte. Feierlich im Kongreßsaale empfangen, antwortete er mit einer Rede, die folgendermaßen schloß: „Möchte das Glück und die Blüthe der vereinigten Staaten die Vorzüge ihrer Regierung bezeugen! Möchte dieser ungeheure von uns der Freiheit errichtete Tempel auf ewig eine Lehre für die Unterdrückten, ein Beispiel für die Unterdrückten, eine Zuflucht für die Rechte des Menschengeschlechts und ein Wohnhaus für die Mäner der Begründer seyn!“ Von allen Seiten mit Ehren überhäuft (die verschiedenen Staaten gaben Städten und Grafschaften seinen Namen; die Hauptstädte ertheilten ihm das Bürgerrecht; er behielt für sich und seine Nachkommen den Titel eines Bürgers der vereinigten Staaten; der Staat Virginien stellte zu Richmond seine Büste auf u. s. w.) schiffte er sich dann in New-York ein und kam Ende Januar 1785 in der Heimath an.

Zwei große Pläne beschäftigten L. für die Zukunft. Der eine dieser Pläne war: die Befreiung der Negerklaven. In Amerika war ihm der Anblick dieser Elaverei ein Dorn im Auge gewesen. Er hatte oft mit Washington darüber gesprochen; aber der große Mann gestand seufzend, daß er die Abschaffung dieses scheußlichen Mißbrauches nicht erleben werde. Jetzt von Frankreich aus legte L. Hand ans Werk. Er kaufte in Cayenne eine Plantage für 120,000 Frcs. und beschloß, auf derselben den Versuch der Befreiung der Neger zu machen. Der andere Plan L.'s galt den französischen Protestanten. „Sie sind“, schreibt L. an Washington, „einem unerträglichen Drucke ausgesetzt. Zwar werden sie nicht öffentlich verfolgt, aber sie hängen von der Laune des Königs, der Königin, des Parlaments oder eines Ministers ab. Ihre Ehen sind ungeseglich, ihre

Testamente ungültig, ihre Kinder werden wie Bastarde betrachtet und sie selbst als Leute, die des Galgens würdig sind". L. suchte die edelsten Männer des Volkes für das Schicksal der armen Protestanten zu stimmen; er selbst reiste noch in diesem Jahre nach Nîmes, einem Hauptort des französischen Protestantismus. Aber der eben so freche als dumme Pfaffenbespottismus konnte erst durch die Revolution beseitigt werden. — Kurz darauf machte sich L. nach Deutschland auf, um die Höfe von Berlin und Wien zu besuchen und den militärischen Übungen in Schlessien beizuwohnen. Er fand bei Friedrich II. wie bei Joseph II. ehrenvolle Aufnahme; besonders aber fühlte er sich von dem Bruder des alten Preußenkönigs, dem Prinzen Heinrich, angezogen. Am französischen Hofe, wo man bereits den Sturm witterte, fanden seine republikanischen Grundsätze und sein Eifer, mit dem er auf durchgreifende Reformen drang, weniger Beifall.

Im J. 1787 zur Versammlung der Notabeln berufen, befand er sich im Bureau des Grafen von Artois. Mit Begeisterung und einer an dem bescheidenen Manne ungewohnten Entschiedenheit sprach er für Herstellung bürgerlicher und kirchlicher Freiheit. Zu den wichtigen Vorschlägen, die er machte, gehörte die bürgerliche Befreiung der Protestanten, die Reform des Kriminalkodex und die Zusammenberufung einer Nationalversammlung, auf deren Nothwendigkeit er zuerst hinwies. Mit gleichem Eifer betheiligte er sich an den Ereignissen, welche 1789 die Verwandlung der Stände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Von Riom in Auvergne zum Mitglied der Adelskammer in den Generalstaaten erwählt, trat er am 8. Juni zum ersten Male in der Versammlung auf, um den Antrag Mirabeau's zu unterstützen, daß die Truppen, welche die Versammlung umringten und Paris bedrohten, entfernt werden sollten. Am 11. Juni brachte er seine berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers vor die Versammlung und sprach offen den Grundsatz aus, daß Empörung gegen die Tyrannei die heiligste der Pflichten sey. Zugleich ward auf seinen Antrag die Verantwortlichkeit der Minister beschlossen. Zum Vicepräsidenten der Versammlung ernannt, leitete er die Verhandlungen während der denkwürdigen Nächte vom 13. u. 14. Juli und wurde am 15. Präsident der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris abschickte. Tags darauf zum Generalkommandanten der neu errichteten Bürgergarde ausgerufen, that er sich durch die Errichtung der Nationalgarde hervor, die sich in Kurzem über ganz Frankreich verbreitete u. welcher er die dreifarbigte Kokarde gab. „Meine Herren“, sagte er bei dieser Gelegenheit, „ich bringe Ihnen eine Kokarde, welche die Reise um die Welt machen wird.“ Eine jährliche Besoldung von 120,000 Fr. und eine vorläufige Schadloshaltung für seine vielfachen Opfer und Mühen von 100,000 Fr., welche ihm die Versammlung aussetzte, weigerte er sich standhaft anzunehmen. „Ich würde“, sagte er, „vom Volke eine Ent-

schädigung für meine Ausgaben annehmen, ja erbitten, wenn mich mein Vermögen nicht vor allem Mangel schützte. Es war bedeutend, es hat für zwei Revolutionen hingereicht und wäre eine dritte zum Wohle des Volkes nöthig, so würde es ihm ganz gewidmet seyn“. In diesen ersten Ereignissen der Revolution schien es, als müßte L. das Schicksal Frankreichs auf seine Schultern nehmen. Allein Redlichkeit, Begeisterung und Tapferkeit reichten nicht hin, um eine unermessliche Währung der Gemüther zu bewältigen. L., indem er den Ausschweifungen eben so kräftig entgegentrat, als der Politik des Hofes, gerieth bald in eine schiefe Stellung; er verscherzte das Vertrauen beider Parteien. Ungeachtet er am 6. Oktober die königliche Familie zu Versailles gerettet, so haßte ihn die Hofpartei wegen seines Eifers für die neue Ordnung der Dinge. Zugleich brach auch der Unwille derer hervor, welche sein republikanisches Königthum mit Jury, Aufhebung des Erbadeis und Volksvertretung nicht genügend fanden. Der Hof bet ihm um jene Zeit den Marschallstab, den Konnetablen und sogar die Generalschalterschaft des Königreichs an; allein er lehnte eine solche Gewalt entschieden ab, u. hintertrieb sogar seine Ernennung zum Oberbefehlshaber sammtlicher Nationalgarden. Desto eifriger drang er auf baldige Vollendung der Konstitution. In ihr sah er das Mittel, die Unruhen zu hemmen und Ruhe und Glück zu verbreiten. „Unsere Revolution“, schrieb er um diese Zeit (März 1790) an Washington, „geht so glücklich von Statten, als dies bei einem Volke möglich ist, das, indem es alle Freiheit auf einmal erhält, dieselbe leicht mit Unordnung verwechselt. Die Versammlung besigt mehr Haß gegen das alte System, als Geschick, die neue konstitutionelle Regierung zu organisiren“. Die Flucht des Königs (21. Juni 1791), für dessen Nichtabreise er sich bei der Versammlung mit seinem Kopfe verbürgt hatte, brachte ihn in arge Verlegenheit. „Eure“, sagte er zum König nach seiner Rückkehr, „Sie kennen meine Anhänglichkeit an Ihre Person. Ich habe Ihnen aber auch nicht verschwiegen, daß, wenn Sie sich vom Volke trennten, ich auf Seite des letztern bleiben würde“. In Gemeinschaft mit Bailly (s. d.) stiftete er den Klub der Feuillants (s. d.) und zerstreute (17. Juli 1791) mit eigener Lebensgefahr die Anführer, welche das Königthum zu stürzen beabsichtigten. Nach Feststellung und Annahme der Konstitution zog sich L., seinem frühern Vorsatz gemäß, in die heimischen Berge seines Geburtslandes zurück. Am 8. Okt. 1791 nahm er in einem langen Schreiben Abschied von der pariser Nationalgarde und gab der Gemeinde von Paris seine Vollmachten zurück. Seine 120stündige Reise nach Chavangac war ein großer Triumphzug. Der Gemeinderath von Paris bestimmte ihm eine Medaille mit Sinnbildern und Washingtons Bild in Marmer. Die Nationalgarde verehrte ihm einen Degen, der aus den Riegeln der Bastille geschmiedet war.

Schon nach 2 Monaten ward jedoch L. seiner Ruhe wieder entzissen, indem man ihm beim

Ausbrüche des Krieges mit den Verbündeten den Befehl über die Ardennenarmee übergab. Vor Allem suchte er strenge Mannszucht herzustellen u. den Muth der Truppen zu beleben; er brachte es dahin, daß Milde für aristokratische Schlassheit angesehen wurde und schaffte allen Luxus, besonders in den Equipagen, ab. Der Sommer verging übrigens ohne bedeutende Begebenheiten. Auf die Kunde hin von dem am 20. Juni 1792 zu Paris Statt gehaltenen Aufsitzen trieb es ihn nach der Hauptstadt, Mehrfach gewarnt vor diesem Schritte, reiste er dennoch ab, nur von einem Adjutanten begleitet, und erschien am 28. ganz unerwartet vor den Schranken der Nationalversammlung. Hier erklärte er sich in einer Rede gegen die Gewaltthaten, die am 20. in den Tuilleries Statt gefunden hatten und verlangte, daß die Anführer und Häupter dieser Gewaltthätigkeiten als Verbrecher gegen die Nation verfolgt und bestraft würden. Dann forderte er, daß man eine Sekte zerstöre, welche die Volksoberherrlichkeit beeinträchtigte, die Bürger tyrannisiere und mit der ausgelassensten Frechheit in ihren Debatten aufträte. „Endlich wage ich in meinem Namen und dem aller rechtlichen Leute des Königreichs die Bitte, wirksame Maßregeln zu ergreifen, um allen konstituirten Behörden, besonders der Ihrigen und der des Königs, Achtung zu verschaffen und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Konstitution keinem Angriff im Innern ausgesetzt seyn wird, während die braven Franzosen ihr Blut vergießen, um dieselbe an den Grenzen zu vertheidigen.“ — Von der Erfolglosigkeit seiner Reise und seiner Bestrebungen überzeugt, kehrte er traurig am 30. Juni zu seinem Heere zurück. Er faßte den Plan, die königliche Familie, auf deren Sicherheit er trotz der Kälte, mit welcher sie ihm begegnete, stets bedacht war, nach Compiegne in Sicherheit zu bringen. Aber die Unentschlossenheit des Königs, die Abneigung der Königin*) und die Hoffnung der blinden Hofleute, die Deutschen bald in Paris zu sehen, vereitelte den wohlüberlegten Plan. Die Volkswuth richtete sich jetzt gegen den Hof und gegen L. zugleich. Sein Bild wurde in den Straßen als das eines Verräthers zerrissen, er selbst des Verrathes beschuldigt und in Anklagestand versetzt, aber am 8. August von der Nationalversammlung frei gesprochen. Im Begriff, den Feind zu bekämpfen, erhielt er Nachricht von der Revolution des 10. August. Unerbrochen und entschieden sprach er gegen diese Ausschweifungen und ließ am 15. die Abgesandten der Nationalversammlung zu Sedan verhaften. Bald aber sah er die Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen ein; er erkannte, daß ein Marsch gegen Paris, wie er ihn anfangs beabsichtigte, die Verwirrung nur steigern und die Grenzen dem Feinde öffnen würde und hielt, um sein von den Republikanern bedrohtes Leben zu sichern,

die Flucht in ein neutrales Land in diesem Augenblick für das Nächstbeste.

Hiermit schließt L.'s Rolle in der franz. Revolution (vergl. darüber Franz. Revolution). Er entwich nach Flandern. Allein zu Rochefort, einem Dörfchen in der Nähe von Bouillon, ward er erkannt von den Oesterreichern mit seinen Begleitern, Latour Maubourg, Alex. Lameth u. Bureau de Pusy verhaftet und an den König von Preußen ausgeliefert. Nach Namur geschafft, besuchte ihn von Brüssel aus Karl von Rothringen, um ihn über den Zustand zu befragen, in welchem er Frankreich bei seiner Abreise verlassen habe. L. antwortete kurz: „er hätte nicht geglaubt, daß man sich erlauben werde, Fragen an ihn zu richten, die er nicht beantworten dürfe.“ L. machte darauf einen ganzen Euthus von Gefängnissen durch: Luxemburg, Wesel, Magdeburg, Meise und zuletzt von Preußen an Oesterreich abgegeben, nahm ihn Ollmütz zu entseßlicher Qual auf; Latour, Maubourg und Bureau de Pusy hatten dasselbe Schicksal. Von aller Bequemlichkeit getrennt, von verpesteter Luft fortwährend umgeben und auf das unmenschlichste behandelt, verfiel er in langwierige Krankheit. Mit vieler Mühe erlangte er endlich die Erlaubniß zu täglichem Spazierengehen unter Begleitung von Wächtern. Auf diese Spaziergänge hauten der Doktor Bollmann (s. d.) und Hunger aus Südcarolina, in dessen Vaterhaufe einst L. seine erste Nacht in Amerika zugebracht hatte, einen Plan zu dessen Befreiung. Der Versuch mißglückte und verursachte eine nur noch engere Haft, die erst auf die Bitten seiner, den Gefängnissen der Schreckensmänner entronnenen Gattin und Töchter bei dem Kaiser gemildert wurde. Letztere theilten fortan (1795) das Gefängniß L.'s freiwillig. Endlich in dem glücklichen Feldzuge gegen Oesterreich (1797) erwirkte Bonaparte in Folge der Verhandlungen zu Leoben, nach vierteljahriger Haft L.'s, dessen und seiner Gefährten Befreiung. Die Revolution am 18. Fructidor (s. d.), welche L. als eine die von ihm beschworene Konstitution zerstörende nicht billigen konnte, verleidete ihm die Rückkehr in sein Vaterland. Er begab sich nach Holstein, fand in Hamburg die freundlichste Aufnahme und an Archenholz einen neuen Freund und ging dann auf eine besondere Einladung dieser Republik nach Holland. Erst nach dem 18. Brumaire (s. d.), welcher ihm eine neue Bürgerschaft der Freiheit schenkte, eilte er nach Paris zurück. Er ward in alle bürgerlichen Rechte von Neuem eingesetzt, doch hatte kurz vorher das Direktorium sein ganzes Vermögen verkauft. Der erste Consul betrug sich sehr zuvorkommend gegen den Chef der Nationalgarde von 1789; beide sprachen oft und viel mit einander. Allein L. verleugnete weder sein Mißtrauen gegen Bonaparte, noch seine alten politischen Grundsätze, von denen ihn keine Rücksicht abzubringen vermochte und bei Gelegenheit der allgemeinen Volksabstimmung über das Konsulat auf Lebenszeit erklärte er: „er würde nur, wenn eine Konstitution gegeben werden sey, welche die Grundsätze bürgerlicher Freiheit und Gleichheit sicher stelle, für das Konsulat auf

*) Einst äußerte er: „es sey besser zu sterben, als durch L. und die Konstitutionellen gequält zu werden“. Ein andrer Mal auf die Ereignisse des 6. Okt. 1793 anspielend: „Es wäre schrecklich, wenn wir diesem Menschen (L.) zwei Mal das Leben verhaften sollten“.

Lebenszeit stimmen.“ Zugleich richtete er ein Schreiben an den ersten Konsul, worin er ihn dringend ans Herz legte, Frankreich die Güter zu ertheilen, die es im Jahre 1789 besessen habe, und nach denen das Herz jedes wahren Franzosen noch immer verlange. Dieses Schreiben ward zum Absagebrief zwischen dem Manne der Freiheit und dem Manne des Despotismus.

L.'s Name und Person verschwanden in den Tagen des Konsulats und des Kaiserreichs gänzlich aus der Geschichte. Er lebte diesen Zeitraum hindurch ruhig und zurückgezogen in seiner lieben Auvergne, wo ihm das Schicksal noch sein Gut, Lagrange, gelassen hatte. Er liebte die Natur, das Familienleben, den herzlichen Umgang mit Freunden, den Genuß der kleinen Freuden des Lebens. Er fühlte sich glücklich unter dem Volke und wußte sich Vertrauen bei ihm zu erwecken. Der Landbau machte ihm Vergnügen: er suchte durch geschickten Betrieb desselben den Werth und den Ertrag seines Gutes zu vermehren.

Endlich in den hundert Tagen erscheint L. wieder auf der Weltbühne. Es war freilich nicht mehr der jugendlich kräftige Mann von ehedem; die Jahre hatten ihr Recht an ihm ausgeübt; aber eins war ihm geblieben: das schöne Ideal eines auf den edelsten Grundsätzen beruhenden Menschenzustandes und das heiße Verlangen, an der Herbeiführung dieses Zustandes mit Beharrlichkeit, Aufopferung und der höchsten Kraftanstrengung zu arbeiten. L. glaubte den Augenblick günstig, etwas für Frankreichs Freiheit zu thun. Nicht der Adler des Kaiserthums hatte den Ex-Kaiser nach Paris gebracht, nein, es waren die Bevölkerungen der Landschaften, welche sich in Masse erhoben, es waren die rohen Fäuste der Arbeiter, welche verschlossene Stadthore ohne Schlüssel zu öffnen verstanden. Daher drang L. in der Deputirten-Kammer, zu deren Mitglied er sich hatte wählen lassen (die Pairswürde, die man ihm von kaiserlicher Seite angeboten, hatte er zurückgewiesen), auf eine neue Konstitution und auf allgemeine Volksbewaffnung. Doch der Korse verschmähte die Volksmacht und vertraute sich ganz der Militärgewalt. Waterloo zerstörte wie ein Donnerschlag dies einzige Schutzmittel des Kaisers. Um diese Zeit ward L. als Gesandter in das Hauptquartier der Verbündeten geschickt. Hier war es, wo er dem englischen Gesandten, der die Auslieferung Napoleons von ihm verlangte, die Antwort gab: „Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit diesem niederträchtigen Vorschlag an den Gefangenen von Olmütz wenden.“ Bei seiner Rückkunft nach Paris war die Kapitulation bereits abgeschlossen. Am 6. Juli erstattete er der Kammer über die zu Hagenau gepflogenen Verhandlungen Bericht und als die Deputirten am 8. Juli den Sitzungssaal verschlossen fanden, begab er sich an der Spitze der Gleichgesinnten zum Präsidenten Lanjuinais und legte gegen diesen Akt der Gewalt eine feierliche Protestation nieder. Betrübt zog er sich darauf in die Einsamkeit von Lagrange zurück.

Obgleich während der ersten Zeit der Restau-

ration einmal bei Hofe erschien u. von den Prinzen freundlich aufgenommen wurde, blieb seine Stellung gegen die Bourbonen seiner Ueberzeugung nach immer eine feindliche. Als ihn 1817 das Wahlkollegium von Paris zum Deputirten zu wählen beabsichtigte, wußte dies die Regierung zu verhindern. Im folgenden Jahre wählte ihn jedoch das Departement der Sarthe und L. nahm nun seinen Sitz auf der äußersten Linken. Mit Jugendeifer bekämpfte er das rückgängige Streben der Regierung und die geheimen schlechten Absichten der Hofpartei. Er verlangte eine vollkommnere Jury; er bringt auf die Rückkehr der Verbannten; er fordert die Verbesserung der Municipalverfassung und die Einrichtung der Nationalgarde. In den nächsten Jahren verteidigt er das Petitionsrecht, die persönliche Freiheit, die Pressfreiheit und das Wahlgesetz; er spricht gegen die Verschleuderung der Gelder und eifert gegen die Jurisprudenz des Strafgesetzbuches. Er greift die Absichten der Regierung gegen Spanien an, und als Manuel mit Gewalt aus der Kammer gestoßen wird, zieht er sich mit 60 seiner Kollegen zurück und spricht in einer Protestation nach dieser Verlegung der Freiheit der Kammer Steuerverweigerung aus. Dieser Schritt hatte indessen keinen Erfolg, und das Ministerium Villèle wußte den freimüthigen Redner (1824) von der Kammer zu entfernen. — Im Februar 1824 übersandte ihm der Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika einen einstimmigen Beschluß der beiden Kammern des Kongresses, welcher die „Anhänglichkeit der ganzen Nation, die ihn sehnlichst wieder zu sehen wünschte“, ausdrückte. L. nahm die Einladung freudig an, und schon am 25. Aug. landete er in Begleitung seines Sohnes zu New-York, wo er als „Gast der Nation“ würdig empfangen wurde. Er bereiste die vereinigten Staaten, und Städte, Flecken und Dörfer wetteiferten, den Helden der Freiheit zu ehren. Vgl. „Voyage du général L. aux Etats-Unis en 1824 — 1825“ (Paris 1825) und seines Sekretärs Levasseur „Journal d'un voyage aux Etats-Unis, ou L. en Amerique en 1824 — 25“ (das. 1829). — Bei seiner Rückkehr im September 1825 hatte Karl X. den Thron bestiegen. L. ließ sich nun wieder in die Kammer wählen und stand bis zur Revolution von 1830 in der ersten Reihe der Kämpfer. Er verlangte Abschaffung der Todesstrafe und des Brandmarkens; er sprach für eine tüchtige Unterstützung des Volksunterichts; er drang darauf, daß man den Regereibandel der Seeräuberei gleich stelle. Nach Schluß der Sitzung von 1829 kehrte er auf sein Landgut zurück. Hier befand sich der edle Veteran der Freiheit am Morgen des 27. Juli 1830, als man ihm den Moniteur vom vorigen Tage brachte. Sofort eilte er nach Paris, um sich den Patrioten ohne Rückhalt mit seinem Namen und seiner Person anzubieten. Er verband sich mit den übrigen Deputirten zu gemeinsamen Schritten. Am 20. übernahm er das Kommando der Pariser, das bisher Dubourg geführt hatte und verlegte sein Hauptquartier in das Stadthaus. Im Hotel Lafayette (s. d.)

hatte man die Blicke fest auf den Herzog von Orleans gerichtet; im Stadthause wollte man die Republik mit L. an der Spitze. Lafitte gewann L. für die Wahl des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen. Er verlangte jedoch einen auf Volkssouveränität gegründeten und mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron, und der Herzog von Orleans erklärte sich auch mit diesem am 31. Juli auf dem Stadthause entworfenen Programme einverstanden. Die Umarbeitung der Charte fiel indessen keineswegs nach L.'s Wunsch aus. Dessen ungeachtet entschloß er sich, nachdem er am 25. August zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reiches ernannt worden, im Interesse der Ordnung und Freiheit den neuen Thron gegen die Bewegungen der Republikaner zu schützen. In der Kammer aber stimmte er im Sinne der Bewegung gegen das System der Doktrinärs (vergl. über dies Alles Frankreich, S. 1089 ff.). Als die Kammer das Generalkommando über die Nationalgarden aufzuheben beschloß, nahm er sofort am 27. Sept. seine Entlassung. Auch als einfacher Deputirter fuhr er noch einige Zeit fort, das Palais Royal zu besuchen und erst sein Brief von Lagrange (vom 13. Juni 1831) an seine Wähler von Meaur brach sein Verhältniß mit dem Schlosse für immer ab. — Der Gegenstand, welcher ihn in seinen letzten Jahren am meisten fesselte, war die Sache der Polen. So lange Warschau stand, drang er mit Eifer auf schnelle Anerkennung der polnischen Unabhängigkeit, und als es gefallen war, ward er Rathgeber, Schützer und Versorger von Tausenden unglücklicher Verbannten. — Schmerzlich berührten ihn noch die Emeute vom 7. Juni 1832 und die Reaktion, welche darauf folgte. Er † am 20. Mai 1834 in Folge einer Erkältung, die er sich beim Begräbnisse des jungen Deputirten Dulong zugezogen hatte. Alle Parteien gestanden, daß Frankreich einen seiner edelsten Männer verloren habe. L. gehörte zu den seltenen Charakteren, welche gewaltsam in den Strudel der Leidenschaften und der Ereignisse hineingreifen, erst auf den Wogen der Volksgunst empor getragen, dann durch Parteisucht und Verfolgungen jeder Art verfehmt und herabgezogen, am Ende ohne Haß und Feindschaft, selbst nicht gegen ihre Verfolger, von dem Schauplatz abtreten und bei der Betrachtung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, im Festhalten an ihren Grundsätzen Trost und Beruhigung finden. Er ist vielleicht der einzige hervorleuchtende Charakter der französischen Revolution, bei dem Gedanken, Worte und Thaten beständig im Einklange waren und der nie daran gedacht hat, sich für sein Gewissen im Hinterhalte eine Zuflucht offen zu halten. Hierin liegt wohl mit die Größe, aber auch, wenn man will, die Schwäche seines Charakters, welche von erleuchteten Politikern nicht selten mittheilich belächelt worden ist. — Bezeichnend für die Zeit sind die Worte, welche der „National“ bei L.'s Tode sprach: „Welche seiner würdige Todtenfeier können wir ihm wohl halten? Man wird Kanonen im Zuge nachschleppen, man wird Alles,

was an Soldaten oder Nationalgardisten in Paris vorhanden ist, auf die Beine stellen, man wird den prächtigen Wagen, der die Hülle des edlen Gutsbesizers von Lagrange trägt, mit dreifarbigem Fahnen bewimpeln, Deputationen der beiden Kammern werden folgen, Equipagen mit Wagen des neuen Hofes werden vielleicht nur Schicklichkeit halber sich mit einfinden. Man wird vielleicht eine halboffizielle Rede halten dürfen, worin ein gebotener Scherz und eine triviale Bewunderung, vielleicht die Worte „großer Bürger, Held zweier Welten, berühmter Freund der Freiheit“ gewagt werden. Aber die Freiheit wird nicht bei dem Zuge seyn; man wird sie vergebens bei diesem heuchlerischen Pompe suchen, wo die Regierung, diese Feindin L.'s, ohne Zweifel den wahren und stillen Schmerz der Bürger überbieten möchte. Die Freiheit wird diesen Trauerzug nicht führen, wie sie die Züge Manuels und Roy's mit ganz volksthümlichem und nicht amtlichem Prunke geführt hat; wo das pariser Volk in der Berührung des Sarges dieser Helden eine Erneuerung der Hoffnung und der Energie zu schöpfen schien“. — — Vergl. Regnault Marin, „Mémoires pour servir à la vie du général L. et à l'histoire de l'assemblée constituante“ (Paris 1824); — Sarrans, „L. et la révolution de 1830“ (2 Bde., das. 1832) und „Mémoires, correspondance et manuscrits du général L.“ (6 Bde., das. 1836—37). — Sein einziger Sohn — 4) Georg Washington de L., geb. 1777, trat früh in das Heer, war Grouchy's Adjutant und zeichnete sich in den Feldzügen in Italien, Oesterreich, Preußen und Polen rühmlichst aus. Im J. 1825 zum ersten Mal in die Kammer gewählt, war er von 1827 ununterbrochen der Vertreter für Coulommiers im Depart. der Seine und Marne und hielt sich stets, ohne jedoch besonders hervorzuragen, auf der äußersten Linken.

Lafère (Geogr.), 1) franz. befestigte Stadt, Dep. Aisne, Bez. Laon, an der südlichen Spitze einer nach Norden hin in einer Länge von $\frac{3}{4}$ Meile und in größter Breite bis gegen $\frac{1}{2}$ Meile sich ausdehnenden Insel, die von der Dise (in welche oberhalb der Stadt die Serre mündet) gebildet wird und größtentheils aus sumpfigen Wiesenboden besteht; Zeughaus, Artillerieschule (die älteste in Frankreich, 1719 errichtet), Salpetersiederei, Sägemühlen, Fabriken für grüne Seife, Handel; 2600 Einwohner. Das bei der Kanal la Fère, welcher die Sambre und Dise verbindet.

Einnahme von L. am 27. Febr. 1814. Als Generalleutnant von Bülow, der in Eilmärschen aus der Gegend von Brüssel aufgebrochen war, um sich bei Laon mit der schlesischen Armee unter Blücher zu vereinigen, in dortiger Gegend angekommen war, hielt er es zur Sicherung der Kommunikation mit dem in den Niederlanden zurückgebliebenen Corps des Herzogs von Weimar für nothwendig, einen Angriff auf die nahe gelegene Festung L., welche die Chaussee nach St. Quentin beherrscht, zu unternehmen. Er entsendete daher am 26. Febr. 1814 von Chambry bei Laon aus den Bes

nerallieutenant von Thümen mit 2 Füsilierkompagnien, 2 Musketierbataillonen, 4 Schwadronen und 1 sechspfündigen Batterie zur Reconnaissance des Plazes ab. Thümen erhielt noch auf dem Marsche die Nachricht, daß der russische Oberst von Geismar mit einem Streifcorps bei Chauny auf dem rechten Ufer der Dise, 2 Meilen westl. von L., angekommen sey, setzte sich durch ein Reiterdetaschement mit ihm in Verbindung und traf hierauf am 27. Febr. Mittags in der Nähe der Festung ein. Nachdem er seine Truppen außer der Kanonenschußweite hatte aufmarschiren und, um stärker zu erscheinen, aus jedem Bataillone 2 Battaie formiren lassen, griffen die Füsilier sofort die Vorstadt an und drangen bis an die letzten Häuser am Festungsgraben vor, wo sie mit Kleingewehrfeuer und Kartätschen empfangen wurden. Thümen eröffnete nun ein lebhaftes Feuer aus einigen Kanonen und 2 zehnpfündigen, eben angekommenen russischen Haubitzen, hielt erst nach 2 Stunden damit ein und schickte hierauf den Rittmeister von Martens als Parlamentär an den Kommandanten, General Pommercin, um ihn zur Kapitulation aufzufordern, welche auch durch die Geschicklichkeit des Unterhändlers schon am Abend schnell u. unerwartet zu Stande kam. Noch am 27. wurde das an der Chaufsee von Laon gelegene Außenwerk und am Morgen des 28. die ganze Festung von den Preußen besetzt. Die französische Besatzung streckte das Gewehr; 9 Offiziere und ungefähr 200 Mann von der Linie wurden gegen das Versprechen, nicht mehr gegen die Allirten die Waffen zu tragen, nach Reyon geführt und ebenso viele Nationalgardes mit Pässen in die Heimath entlassen. In der Festung, wo sich damals die Artillerieschule der kaiserl. Garde und eine Stüßgießerei befanden, fielen den Preußen 60 metallene und 47 eiserne Geschütze, darunter 2 von ungewöhnlich großen Dimensionen, viele tausend Gewehre u. Säbel, ein sehr bedeutender Pulvervorrath, ein Pontontrain und eine Menge von Kriegsgeschätschaften aller Art, zusammen im Werth von mehreren Millionen in die Hände. Als Kommandant der Festung wurde der Major von Gagern mit einem Bataillon und 2 Schwadronen zurückgelassen, während Thümen sich mit den übrigen Truppen dem hülowischen Corps wieder anschloß. — Beschließung und Einschließung von L. 1815. Nach der Schlacht bei la Belle Alliance lagen nur die das nördliche Frankreich schützenden Festungen auf der Operationellinie der Allirten noch im Wege. Avesnes, Guise und St. Quentin fielen rasch nach einander in die Hände der Preußen, und Blücher beauftragte den das erste Armeeecorps kommandirenden Generallieutenant v. Zieten mit einem Versuch auf die ganz isolirte Festung la F. Dieser bestimmte dazu die als Avantgarde des Corps vorgeschobene 3. Brigade des Generals von Jagow, welche auf der Chaufsee von St. Quentin nach L. längs dem rechten Ufer der Dise dirigirt war. Jagow langte am Abend des 25. Juni 1815 bei Fagniers²⁾, Meile westl. von L., an, ließ sofort ein Beobach-

tungsdetaschement näher gegen die Festung vorrücken und überzeugte sich bald, daß derselben auf dem rechten Duseufer, wo weit ausgedehnte Ueberschwemmungen sie deckten und auch Geschütz nicht vortheilhaft aufgestellt werden konnte, nicht beizukommen sey. Er traf daher vor Altem Anstalten, die zum Theil zerstörten Brücken, welche südlich von L. über einen Kanal und die Dise zu einer zwischenliegenden kleinen Insel führen, wieder herzustellen. Dadurch wurde es möglich, das linke Ufer des Flusses und die Höhen von Charmes zu gewinnen, welche den Plaz von der Seite von Laon beherrschten. Am 26. Morgens schloß sich die Brigade dem Armeeecorps wieder an, nachdem sie durch die 3. des Generals v. Steinmetz abgelöst war. Dieser führte nun die anbefohlene Verrennung der Festung aus und ließ die letztere von den erwähnten Höhen aus lebhaft beschießen. Das Feuer wurde bis Mittag ununterbrochen fortgesetzt und das Bombardement war so wirksam, daß mehrere Gebäude in Brand geriethen, aber die Uebergabe konnte dadurch nicht erzwungen werden. Der Kommandant, General Berthier, war entschlossen, sich ernstlich zu vertheidigen und es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, die nicht in Blüchers Plane lag, welcher damals dem Hauptobjekte des Feldzugs, Paris, zueilte. Steinmetz rückte daher noch an demselben Tage dem ersten Armeeecorps über Chauny nach Reyon nach und ließ vor L. nur ein Bataillon und eine Eskadron auf dem linken Duseufer zurück. Die Festung wurde auch später nicht, wie die an der Sambre, Maas u. der östlichen Grenze Frankreichs gelegenen, belagert. Sie hatte seit 1814 an Stärke gewonnen; die mit Thürmen versehene kreuzförmige Mauer war ausgebessert, im Graben eine Kunette von 12 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe ausgehoben, der bedeckte Weg wieder hergestellt und in den Erdwerken vor den 2 Thoren waren Reduits angelegt worden; übrigens umgaben den Plaz jetzt noch weiter als früher verbreitete Ueberschwemmungen auf 3 Seiten. Nach der Besetzung von Paris durch die Verbündeten wurde L. am 26. Juli wiederum vom General von Steinmetz mit der ersten Brigade auf beiden Seiten der Dise förmlich eingeschlossen und blieb es, ohne daß es zu weiteren Feindseligkeiten kam, bis zum 30. Okt. 1815, wo Steinmetz mit seiner Brigade den in die Heimath zurückmarschirenden Truppen folgte. So war L. neben Charlemont von allen während des Feldzugs von 1815 eingeschlossenen oder belagerten franz. Festungen die einzige, welche nicht eingenommen ward. — 2) L.-Champenoise, s. Fère-Champenoise.

Paserronais, Graf von, französischer Staatsmann, in Frankreich geb., emigrierte, und befand sich in der Begleitung des Bourbons in England und Rußland. Im J. 1814 mit dem Herzog von Berry nach Frankreich zurückgekehrt, ward er Maréchal de Camp und nach den hundert Tagen Pair. Später bekleidete er den Posten eines Gesandten in Rußland, war darauf in gleicher Eigenschaft beim Kongreß zu Troppau, 1821 beim Kongreß zu Verona und 1822

zu Landbach, wo er über das türkische Reich in unangenehme Differenzen mit Metternich gerieth. Die große Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich war L.'s Werk. Im Jahre 1828, nach Villèle's Sturz, ernannte man ihn zum Minister des Auswärtigen, doch forderte er, wiederholt vom Schlagfluß getroffen, schon 1829 seine Entlassung und ging, ohne sie zu erhalten, nach Nizza. Nach der Julirevolution weigerte er Louis Philipp den Eid und zog sich auf seine Güter zurück, wo er †.

Laferte, Henri de Senneckerre, Herzog de L., tüchtiger Krieger, geb. 1600 zu Paris. Er zeichnete sich schon vor Rochelle aus u. wurde 1639 Maréchal de Camp. Bei Rocroi kommandirte er den linken Flügel und wurde 1651 Marshall von Frankreich. Im Kriege der Fronde befehligte er unter Turenne. Im J. 1656 wurde er bei Valenciennes gefangen und von Ludwig XIV. für 100,000 Frs. losgekauft. Er eroberte darauf Monmedy, 1657 Gravelingen und wurde 1661 zum Herzog und Pair von Frankreich ernannt. Er † 1681 auf seinem Schlosse Laferte bei Orleans.

Laffen, eiserne Pfannen ohne Stiel.

Laffeten (Artill.), Gestelle, auf denen die Geschüßrohre bei den Bewegungen und auf Marschen, wie beim Laden und Abfeuern der Geschüße ruhen; gewöhnlich von Holz und mit Eisen beschlagen, zuweilen auch ganz von Eisen. Sie werden entweder nach den in ihnen liegenden Geschüßrohren in Kanonen-, Haubiz- und Mörser=L., oder nach der Bestimmung der Geschüße in Feld=L., Belagerungs=L., Wall=L. (s. d.), Kasematten=L. (s. Kasemattengeschüß), Schiffs=L. (s. d.), od. auch wohl nach ihrer besonderen Einrichtung, z. B. die Feld- und Belagerungs=L. in Wand=L. und Block=L., eingetheilt. Die Haubiz=L. sind im Ganzen eben so wie die Kanonen=L. eingerichtet und unterscheiden sich von denselben hauptsächlich nur durch eine geringere Länge und größere Stärke; Ersteres, weil die Haubizröhre kürzer sind als Kanonenröhre, Letzteres, weil die Haubiz=L. wegen der bei den Wurfgeschüßen angewendeten höheren Richtungswinkel weit mehr als die Kanonen=L. zu leiden haben. Die Feld- und Belagerungs=L., die wir hier vorzugsweise besprechen, müssen so eingerichtet seyn, daß die Geschüße, in so weit es das von der Größe des Kalibers abhängige Gewicht derselben erlaubt, leicht und ohne Aufenthalt von dem Vordertheile, der Proze, getrennt (abgeprogt) werden können, weil sich vierräderige Fuhrwerke nur schwer, u. nicht mit der nöthigen Genauigkeit nach dem Ziel wenden lassen. Eben so schnell wie das Abprogen muß bei den Feldgeschüßen auch umgekehrt das Aufprogen, d. i. die Vereinigung des Vorder- und Hinterrwagens geschehen, damit die von feindlichen

Truppen angegriffenen Geschüße ihre Stellung bis auf das Aeußerste behaupten können. Die Wand=L. der Feld- und Belagerungskanonen und Haubizen haben demgemäß folgende Einrichtung. Die eigentliche L. besteht, ohne ihre beiden Räder, aus der Axt, welche am besten von Eisen, und zur Sicherung gegen das Verbiegen durch den Rückstoß bei dem Abfeuern in ein hölzernes Mittelaxfutter eingelassen ist, und aus 2 hölzernen Backen oder Wänden, welche nahe an ihrem oberem Ende (der Brust oder Stirn) auf der Mittelaxe befestigt sind, während das andere Ende derselben (der Laffeten-schwanz) bei abgeprogtm Geschüß auf der Erde aufruht. Das beste Holz zu den Laffetenwänden ist das der rauhen Ulme oder Rüster, weil es große Dauer mit der nöthigen Härte verbindet. Häufig bedient man sich auch des Eichenholzes dazu, welches wohl eben so dauerhaft, aber schwerer als Ulmenholz ist. Die Laffetenwände sind keine geraden Pfosten, sondern ihre oberen und unteren Kanten am Schwanz aufwärts gebrochen und abgerundet, damit derselbe bei den Bewegungen mit dem Ziehtau besser über den Erdboden hingeleitet. Außerdem haben jene Kanten häufig noch einen zweiten Bruch mehr nach der Stirne hin, und man theilt dann die Laffetenwände in das Bruststück, in das Mittelstück und in den Schwanz ein. Das Bruststück, auf welchem das Geschüßrohr mit dem Schildzapfen liegt, und in das auch die Verbindung der Axt mit der L. fällt, hat am meisten auszuhalten und ist daher am höchsten; dann nimmt die Höhe der Laffetenwände nach dem Schwanz hin allmählig ab. Auf den hohen Kanten sind die Laffetenwände gewöhnlich mit eisernen Umliegeschiene bedeckt, von denen die Axt einbindeschiene den größten Theil der unteren Fläche (Soole) und die in die Laffetenwände etwas eingelassene Axt nebst Axsfutter von unten umfaßt, das Pfannenstück hingegen den größten Theil der vorderen und oberen Fläche bedeckt und das halbcylindrische Pfannenlager für die Schildzapfen des Geschüßes enthält. Letzteres wird in diesen Lagern durch eiserne Pfannendeckel festgehalten. Die Befestigung der Schienen auf den Laffetenwänden geschieht durch Holzschrauben oder Nägel, durch eiserne, die ganze Laffetenwand umfassende Bänder, und insbesondere durch cylindrische eiserne Bolzen, welche, durch das Pfannenstück, durch das Bruststück der L. und durch die Axt einbindeschiene hindurch gehend, diese, der heftigsten Wirkung des Schusses ausgesetzten, Theile auf eine haltbare Weise mit einander verbinden. Die gegenseitige Lage der Laffetenwände wird einerseits durch einige, quer durch sie hindurch gehende (liegende) eiserne Bolzen, andererseits durch die zwischen ihnen befindlichen und in denselben verzapften eichenen Streben erhalten, welche der Stirnriegel, der Maschinenriegel und der Schwanzriegel heißen. In der Nähe des Maschinenriegels befindet sich die Richtmaschine, mit welcher man das Hinterrtheil des Geschüßrohres (das Bodenstück desselben) nach Erfordern höher oder tiefer stellt (s. Richt-

maschinen). Gestattet diese Maschine keine hinlängliche Erhebung des Bodestückes über die L., so müssen die Laffetenwände den oben bemerkten Bruch in ihrer Mitte erhalten, damit die Richtmaschine in Vergleich mit dem Schildzapfencentrum etwas höher zu stehen kommt. In dem Schwanzriegel ist ein rundes Prognloch, mit welchem die L. bei dem Ausprogen auf den an der Proge befindlichen eisernen Prognagel gehoben wird. Eine ebenfalls an der Proge befestigte Progkette wird mit einem Kumbel durch den hierzu am Schwanzriegel angebrachten eisernen Bügel gesteckt, damit der Laffetenschwanz nicht durch zufällige Größe bei dem Fahren von dem Prognagel herunterspringen könne. Noch wird bisweilen zwischen den Laffetenwänden ein bedeckter hölzerner Laffetenkasten mitgeführt, welcher einige Munition u. die zur Bedienung des Geschüßes erforderlichen Geräthschaften, ingleichen Schraubenzieher und andere kleine Vorrathsstücke enthält. Zum Einhängen des Ziehtaues, zum Aufheben und Wenden des Laffetenschwanzes, zur Befestigung des Ladezeuges u. s. w., sind die nöthigen Vorrichtungen, Haken, Handhaben, ingleichen eine Hemmkette oder ein Hemmschuh angebracht. — Der Vorderwagen oder die Proge hat dieselben Theile wie bei anderen Fuhrwerken, nämlich die Axc mit dem Mittelaxsfutter und dem darüber liegenden Arschemel, die zwischen diesen Stücken hindurch gehenden Deichselarme mit der Schere, zur Befestigung der Deichsel, den Scherenkeil mit dem Spannnagel, die Stangen- und Vorderwage und gewöhnlich ein Reibschel, in sofern nicht der Prognstock (Prognschemmel), auf dessen Mitte der Prognagel befestigt ist, und auf welchem der Laffetenschwanz des aufgerognen Geschüßes aufruhrt, die Stelle des Reibscheltes mit vertritt. Ist nämlich die Proge mit einem Munitionskasten versehen, welcher auf dem Arschemmel u. auf anderen, quer über die Deichselarme liegenden, hölzernen Trägern befestigt wird, so liegt der Prognschemmel hinter der Axc auf den Deichselarmen. Steht er weit genug von der Axc ab, so verhindert die Schwere des Laffetenschwanzes das Steigen der Deichselarme und mithin das Sinken der Deichsel. Da indessen dieses Gleichgewicht der Lasten vor und hinter der Proge durch die Größe im Fahren unaufhörlich gestört wird, mithin die Deichsel immer etwas auf und nieder schwankt, so hat man häufig den Prognschemmel der Axc näher, und hinter demselben noch ein besonderes Reibschel angebracht, so daß der Druck des Laffetenschwanzes gegen den Prognschemmel die Deichsel nicht zum Steigen bringen kann, während umgekehrt die Anstützung des Reibscheltes an die über ihr befindliche Laffetensohle das Sinken der Deichsel verhindert. Bei den Progen, welche keinen Prognkasten haben, steht der Prognschemmel über der Axc, und das Reibschel ist dann unentbehrlich, wenn man sich nicht der Gabeldeichsel oder einer andern Vorrichtung zur Tragung der Deichsel durch die Pferde bedienen will. — Die Konstruktion der L. ist von der größten Wichtigkeit für die Haltbarkeit derselben

und für die Leichtigkeit der Bedienung, wie für die Bewegung des Geschüßes.

Lafeuillade (Biogr.), s. Feuillade.

Laffitte, Jakob, franz. Staatsmann und Banquier, durch Talent und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichnet, wurde am 24. Okt. 1767 zu Bayonne geboren, der Sohn eines Zimmermanns, und trat im Alter von 20 Jahren als Kommis in das Wechselhaus des reichen Perregaur zu Paris. Dieser, die Tüchtigkeit L.'s erkennend und schägend, ernannte ihn 1805 zum Geschäftsnachfolger. Durch Fleiß und Geschick brachte L. sein Haus zu europäischem Rufe und bedeutendem Wohlstande. Die Regierung machte ihn 1809 zum Regens der Bank von Frankreich, darauf zum Mitglied des Handelsgerichts und Präsidenten der Handelskammer. Im J. 1814, als der Kredit des Landes erschüttert war, durch die provisorische Regierung zum Gouverneur der Bank ernannt (wobei er auf den bedeutenden Gehalt von 100,000 Francs verzichtete), schlug er zur Abhülfe der Staatsnoth eine Nationalsubskription vor und ging mit der Zeichnung einer großen Summe voran; Niemand aber folgte seinem Beispiele. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba legte Ludwig XVIII. 5 Millionen in L.'s Hände nieder und nach der Schlacht von Waterloo vertraute ihm Napoleon einige Millionen Frco. an, die er auch dem Kaiser erhielt, wie oft auch der Hof die Hand danach ausstreckte. Um beim Rückzug der Armee hinter die Loire einem Angriff auf die Bankkasse vorzubeugen, streckte L. dem Finanzminister 2 Millionen aus eigenen Mitteln vor. Schon während der Hundert Tage war L. in die Deputirtenkammer getreten; nach der zweiten Restauration wurde er wieder gewählt. Er stand auf Seite der Opposition, erhob sich gegen die politischen Fanatiker und ergriff besonders bei Finanzverhandlungen, oft aus dem Stregreif, mit Erfolg und Nachdruck das Wort. Durch die Wahl der Regierung wurde er Mitglied der zur Berathschlagung über die Hebung der Finanzen niedergesetzten Kommission. Hier nicht nur von Finanzstreichen zurückhaltend, gab er auch die Mittel an, wodurch der öffentliche Kredit wieder hergestellt werden konnte. Bei den Wahlen von 1817 wurde er von allen 20 Sektionen in Paris zugleich gewählt. Durch seinen Widerstand in der Kammer der Hofpartei verdächtig geworden, verlor er 1819 das Gouvernement der Bank, das der Herzog von Gaeta mit beträchtlichem Gehalt erhielt, bis ihm einstimmig als Régent de la banque später (1822) das Geschäft von Neuem übertragen wurde. Im Juli 1819 eiferte er auch von der Rednerbühne herab gegen die Gewaltthaten der Genod'armee, durch welche die Straße von Paris mit Blut besetzt worden waren. Bei Gelegenheit des spanischen Feldzugs 1823 stimmte er mit der Opposition, d. h. gegen die Intervention. Dagegen unterstützte er im folgenden Jahr das Ministerium Willé bei Gelegenheit der Rententribution (von 5 auf 3 Proc.), von deren Zweckmäßigkeit er überzeugt war. Er vertheidigte in seinen „*Reflexions sur la reduction de la rente et sur l'état du credit*“ (Par.

1824) die Maßregel als nothwendig für Staat und Volk, verdarb es aber trotzdem mit seinen Wählern, denen als Rentenbesitzern große Zinsen lieber waren als kleine, und verlor so seinen Sitz in der Kammer. Im J. 1827 von Neuem in die Kammer gewählt, erhob er sich gegen das Ministerium, das durch neue blutige Gewalt in den Straßen von Paris den höchsten Grad von Unpopularität erreicht hatte und forderte die Anklage der Minister. Damals schon sah er den Sturz der alten Bourbons voraus und warf seine Augen auf den Herzog von Orleans. Er unterzeichnete die berühmte Adresse der 221, die das „Mene Mene Tekel“ für Karl X. wurde. Nachdem endlich im Juli 1830 der Kampf losgebrochen, war sein Haus der Mittelpunkt aller einflußreicher Männer, die sich der Bewegung angeschlossen, und aus seiner Privatkasse flossen die Mittel, um die Revolution zu vollenden. Befürchtend, daß mit der Erklärung der Republik Frankreich in neue Zerrüttung gestürzt werde, machte er schon am 28. Juli dem Herzog von Orleans vertraute Mittheilungen. „Sie haben nur“ schrieb er, „zwischen einer Krone und dem Laufpaß zu wählen.“ „Ich danke Ihnen“, war die einzige Antwort. Der 29. Juli brachte den Kampf der Entscheidung; das Volk errang den Sieg. Auf L.'s Vorschlag wurde Tags darauf der Herzog zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Schon entwickelte sich auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung. Da bewog L. den Herzog v. Orleans, auf dem Stadthause das sogenannte Programm der Julirevolution anzuerkennen und das Schicksal Frankreichs war hiermit entschieden. Indessen führte der Julithron, an dessen Errichtung L. so wesentlich geholfen, und den zu stützen er aufs Eifrigste bemüht war, den Ruin seines Begründers herbei; L. verlor sein Vermögen, seinen Einfluß und die Popularität. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium, wo er sogleich mit den ihre Macht begründenden Doktrinärs zusammenstieß. Am 3. Nov. 1830 bildete er im Auftrag des Königs ein neues Kabinet und übernahm selbst das Portefeuille der Finanzen. Das Ministerium L. dauerte indessen nur kurze Zeit, aber lange genug, um das letzte Abendroth der Julisonne verglimmen zu sehen. Zufolge seines konservativen Charakters verlor er die Unterstützung der Linken, mithin die Majorität der Kammer. Lafayette dankte ab; Dupont de l'Eure legte sein Portefeuille nieder. Als darauf die Oesterreicher in Italien den Grundsatz der Nichteingreifung ohne Weiteres verlegten, nahm am 12. März 1831 auch L., allseitig enttäuscht, von den Emeuten und Intriguen der Parteien ermüdet, seine Entlassung. So war der Mann, der vor sieben Monaten die schönste Krone Europa's verschenkt hatte, wieder ein schlichter Bürger. Am 13. trat das Ministerium Perier ins Leben; mit ihm schließt die Geschichte der Julirevolution. (Vgl. über L.'s Antheil an derselben, Frankreich, S. 1089 ff.). Uebrigens forderten auch L.'s eigene Angelegenheiten dringend diese Resignation.

Beim Eintritt in das Ministerium genöthigt, sein Bankgeschäft aufzugeben, wurde hierdurch sein bereits wankend gemachter Kredit vollends zerrüttet. Von Gläubigern gedrängt, vom Hof vergessen und verlassen, sah er sich genöthigt, seine Besitzthümer zu veräußern, um 50 Millionen Schulden zu decken. Durch eine Nationalsubskription wurde ihm wenigstens sein Hôtel in Paris erhalten. Noch im J. 1831 trat L. wieder als Deputirter von Paris in die Kammer u. eröffnete eine scharfe Opposition. Die Täuschungen, die er erfahren, trieben ihn mehr und mehr in die Reihen der Republikaner. Welche Riesenschritte die Reaktion damals machte, beweist der Umstand, daß L. bei der Präsidentenwahl der Kammer vom Nov. 1832 189 Stimmen weniger erhielt, als Dupin, sein ministerieller Mitbewerber. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 in Form einer Gesellschaftsbank eine Diskontokasse, welche auf die Vereinigung der kleinen Kapitalisten zur Konkurrenz mit den großen berechnet war. Durch dieses Unternehmen in Stand gesetzt, erwarb er sich große Verdienste um die Gründung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen. Je mehr sich indessen Regierung u. Kammern von den Grundsätzen der Julirevolution entfernten, desto freimüthiger, herber und anklagender erhob er seine Stimme. Sein ganzer bitterer Schmerz über diese Enttäuschung sprach sich in den berühmt gewordenen Worten aus: „Ich bitte Gott und die Welt wegen meines Antheils an der Revolution um Verzeihung“, ein Ausspruch, den er mehrmals wiederholte. Kurz vor seinem Ende wählte ihn 1844, zum großen Verdruss der Regierung, die Kammer noch einmal zu ihrem Präsidenten. L. † am Pfingstabend (26. Mai) 1844 und hinterließ eine Tochter, die er in den Tagen seines Glücks (1827) mit dem Sohn des Marschalls Ney, den Fürsten von der Moskwa vermählt hatte. Bei seinem Leichenbegängniß gingen vier Leidtragende: Thiers, Arago, Dupin der Ältere und Beranger unmittelbar hinter dem Sarge, in welchem „der Sohn des Arbeiters, der Juliusmann, der Bürger, der Staatsmann ruhte, der groß war an Herzen, groß an Intelligenz, der den Samen der Zukunft in die Vergangenheit gelegt.“ Vgl. Souvenirs de Jacq. L., racontés par lui même et puisés aux sources les plus authentiques (Par. 1844.).

Laffrey, franz. Dorf mit Markt, Dep. Isère, südlich von Grenoble.

Lafitte, Louis, franz. Historienmaler und Zeichner, 1768 geb., Schüler von Vincent und Zögling der pariser Akademie, deren großen Preis er 1791 mit seinem „Letzten Abschied des Regulus von Rom“ gewann. Als Pensionär der Akademie ging L. nach Rom. Nach seiner Heimkehr ließ er sich in Paris nieder. Die Revolutions- und Napoleons-Thaten gaben ihm reichen Stoff zu Zeichnungen und Malereien; eben so diente er der Restauration und ihren Helfen mit Griffel und Pinsel, wurde Kabinetszeichner des Königs, Mitglied des Instituts von Frankreich, so wie der Akademien von Rom und Florenz. †?

Lafnitz, österr. Nebenfluß der Raab, fließt auf der Grenze zwischen Steiermark und Ungarn; mündet bei St. Gotthard, nimmt rechts die Keisrig auf.

Lafnitzdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Bärmed; 200 Einw.

Lafnitzviertel, österr.-steier. Dorf, Kr. Gratz, Bez. Reitenau; 300 Einw.

Lafonia (Bot.), nach Vandelli, Pflanzengattung, f. v. a. Calypseus.

Lafond (Biogr.), 1) Daniel, schweiz. Landschaftsmaler und Kupferstecher, 1760 zu Vern geb., bildete sich nach dem Beispiel von Lory, Zehender, König etc. und veröffentlichte Blätter, welche neben denen von Aberli, Biedermann und Winter stehen. †? — 2) Karl Nikolaus Raphael, französ. Historienmaler, 1774 zu Paris geb., einer der besten Schüler von Regnault, lieferte eine bedeutende Anzahl guter Bilder, die ihm goldene Ehrenmedaillen und auch den unvermeidlichen Orden der Ehrenlegion eintrugen, und † 1835. Bekannteste Werke: der Samariter, 1804; die Segnung Jakobs, 1808; — der westphälische Bauer vor Napoleon, 1812; — der Tod Jakobs, 1814; — die leusche Susanne, 6 Altarblätter in der Kirche des Temple, große Gemälde im Salon Barbiers, viele Porträts. — 3) Aurora Elienette de, franz. Malerin aus Kienon, Schülerin Regnaults, trat seit 1819 in den Ausstellungen auf mit Historien- und Familienstücken u. erwarb sich mehre Ehrenmedaillen. †?

Lafont (Biogr.), 1) Joseph de, französischer Lustspieldichter, 1686 zu Paris geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Studien dem Theater und trat schon vor seinem 19. Jahre mit dem Lustspiel: *Danaë ou Jupiter Crispin* (1707) hervor, ohne großen Beifall zu ernten. Er ließ diesem die Komödien: *Le naufrage ou la pompe funebre de Crispin* (1710), — *L'amour vengé* (1712) und — *Les trois frères rivaux* (1713) folgen, von denen sich aber nur die letzte auf dem Repertoire erhalten hat. L. war nicht ohne Talent für das Komische, besonders gelangen ihm Bedientenrollen. Seine Situationen sind wahr und überraschend und sein Dialog ist leicht und natürlich, doch ist Klüchtigkeit der Arbeit unverkennbar. Wein u. Spiel zogen ihn von jeder Arbeit ab und brachten ihn in schlechte Gesellschaft und große Armut. Er † 1725 zu Passy an den Folgen seiner Ausschweifungen. — 2) Karl Philipp, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler und Komponisten für sein Instrument, geb. den 1. Dec. 1781 zu Paris, wo sein Vater Johann L. an einem Postamt die Stellen eines Souschef bekleidete. Seine Stiefmutter, die Schwester Bertheaume's, ertheilte ihm den ersten Musik- u. Geigenunterricht. Später wurde er Bertheaume's Schüler und verbandte in der Folge seine weitere Ausbildung den berühmten Virtuosen Kreuzer und Rode. Harmonielehre erhielt er von Navoigille d. Aelteren u. Berton. Trop der Lehrer, die er gehabt hatte, brach er sich doch seine eigenthümliche Bahn, und bildete sich seine eigene Spielart. Er hatte nicht Kreuzers glänzende Fertigkeit, noch Rode's edle Erhabenheit,

sondern es war mehr die Grazie des Violinspiels, die er, ohne die anderen Eigenschaften ganz zu vernachlässigen, bis zum höchsten Grade ausbildete. So trat er eine Kunstreise durch Europa nach Petersburg an, auf welcher er überall den glänzendsten Beifall einerntete. In Petersburg ernannte ihn der Kaiser Alexander zu seinem ersten Violinisten und Konzertmeister. L. blieb 6 Jahre da, alsdann lehrte er nach Paris zurück, jedoch nicht ohne zuvor fast in allen größeren Städten Deutschlands Konzerte gegeben zu haben. Hier wurde er 1815 zum ersten Violinisten der königl. Kapelle und späterhin zum ersten Altkompagnisten der Herzogin von Berry ernannt. Im J. 1831 durchreiste er aufs Neue mit seinem Freunde, H. Herz, Deutschland und 1838 einen großen Theil Frankreichs. Im Sommer 1839 unternahm L. mit H. Herz eine Baderreise ins mittägliche Frankreich. Auf einer Fahrt von Vagnères nach Tarbes (d. 23. Aug. 1839) warf der Postwagen um, L. wurde zerquetscht, konnte nur noch die Worte rufen: „Ich bin verloren!“ und verschied. H. Herz war lange gegen diese Reise gewesen; aus Nachgiebigkeit für seinen Freund allein unternahm er es, L. zu begleiten. Vorher noch schrieb er in seine Agenda: „Départ pour Bordeaux“ und daneben: „Funeste pressentiment“. Hr. Fétis, der Vater, erhielt im Laufe des Jahres 1839 von L. einen Brief, worin es heißt: der Künstler wolle sich in diesem Jahr zum letzten Mal hören lassen, um sodann von dem Publikum Abschied zu nehmen!! — In L. verlor die Kunstwelt eines ihrer glänzendsten Mitglieder, seine Umgebung den wissenschaftlich gebildeten Menschen u. achtungswerthen Freund. — L. schrieb mit Umsicht und Sachkenntnis für sein Instrument 7 Konzerte, 15 *Airs variés*, 22 für Pianoforte und Violine und eine große Anzahl Romanzen, wovon nicht wenige fast in ganz Europa bekannt und beliebt geworden sind. Feines Gefühl und geläuterter Geschmack sind Merkmale, die wir bei diesen kleinen Erzeugnissen, wie bei jenen größeren in ungetheiltem Maße antreffen.

Lafontaine (Biogr.), 1. Dichter: 1) Jean de, Frankreichs größter Fabeldichter, dem seine Herzensgüte u. Einfachheit den Beinamen *le bon homme* gab, wurde zu Chateau Thierry in Champagne am 8. Juli 1621 geb. Er machte auf der Schule seiner Vaterstadt u. zu Rheims, wohin er später gebracht wurde, nur geringe Fortschritte u. trat in seinem 19. Jahre in die Kongregation des Dratorium, die er aber nach 10 Monaten wieder verließ. Er war 22 Jahr alt geworden, ohne eine Ahnung von seinem Talente zu haben, als, wie man erzählt, Malherbes' Ode auf die Ermordung Heinrichs IV., die er hörte, plötzlich den in ihm schlummernden Dichtersfunken weckte. Er lernte die Werke dieses Dichters auswendig, studirte dann auch andere französische Dichter, wie Mabelais, Marot, Voiture, deren naive Manier ihm zusagender war, als der Pomp des Odendichters und wandte sich endlich zu den klassischen Mustern des Alterthums. Sein erster schriftstellerischer Versuch war eine Bearbeitung des „Eunuchen“ von Terenz (1654). Großen Einfluß auf die Richtung seines Talentcs übte

dirte er in Helmstadt Theologie und nahm 1786 eine Hauslehrerstelle in Halle beim General von Thadden. Als Feldprediger ging er 1792 mit dem preussischen Heere nach der Champagne und kehrte nach dem baseler Frieden nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirte und am 20. April 1831 †. Die philosophische Fakultät zu Halle hatte ihm das Doktordiplom und der König von Preußen ein Kanonikat geschenkt. L. erregte bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller große Hoffnungen, doch hat er sie, da er zu viel und zu schnell schrieb, nicht erfüllt. Auf künstlerischen und poetischen Werth kann wohl keines seiner bürgerlichen Familiengemälde Anspruch machen. L. wollte auch nur angenehm und rührend unterhalten, und diesen Zweck erreichte er fast immer. Lebhaft, wenn auch nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Pläne, leicht gezeichnete, meist ansprechende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und eine redliche Gesinnung, verbunden mit gewandter Darstellung, zeichneten seine früheren Werke, wie „der Sonderling“ (1792), „Heimeran von Flaming“ (1795), die „Familiengeschichten“ (1797) u. A. aus. Minder glücklich war er mit seinen seit 1808 gelieferten Romanen, in denen oft eine bis zum Krampfhaften geschraubte Sentimentalität und die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Situationen die Kritik gegen ihn aufriefen und das Publikum ihm allmählig entfremdeten. Allerdings tritt schon in seinen frühern und bessern Leistungen überwiegend die Neigung hervor, den Menschen von Seiten seiner Schwäche zu schildern, worin er glücklicher war, als in der Darstellung der edlen Menschennatur. Seine Menschen sind ein Mitletschlag. Eine Scene des peinigenden Kampfes mit der Pflicht jagt die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und nicht selten mit entnervender Empfindsamkeit geschildert. Wohl bleibt die Tugend, trotz der ewigen Kämpfe und der stets drohenden Gefahr des Unterliegens, meist Siegerin; aber man kann dieses Sieges nicht recht froh werden, da die von dem Uebermaße des Grams und des Schmerzes zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Unter seinen zahlreichen Romanen erwähnen wir noch: Theodor (1800); die beiden Bräute (1800); das Testament (1809); der Hausvater (1810); Amalia Horst (1810); Tobias Hoppe (1812); Walther (1813); Eugenie (1814); die Pfarre an der See (1816); Agathe (1817); Reinhold (1818) und die Geschwister (1819), als die umfangreichsten und gelesensten. Durch seine Bearbeitung der Tragödie des Aeschylus mit Kommentar (2 Bde., Halle 1822) suchte er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen, fiel aber mit seinen allzukühnen Konjekturen einer scharfen Kritik in die Hände. Vergl. Gruber, L.'s Leben und Wirken (Halle 1833). — II. Bildende Künstler: 3) Ludolph, Bildnißmaler, ein für seine Zeit berühmter Künstler, 1705 zu Zelle geboren, Schüler seines Vaters, besuchte Holland und Eng-

land, genoss den Unterricht von Klet und Amigont, kam 1736 in Dienste des Herzogs von Braunschweig, und gründete nun als Porträtmaler seinen Ruf. Er † 1771. Daullé, Dupuis, J. de Gerth, Schmidt u. A. haben Bildnisse nach ihm gestochen. — 4) M. D. D., franz. Landschafts- und Architekturmalers, um 1770 zu Paris geboren, verfertigte das erste Panorama, das Aufsehen erregte; außerdem sind bekannt: das Innere einer Malerwerkstätte; die Kathedrale von Palermo, großes Bild. L. hielt ein Atelier. † ? — 5) Anton, Baumeister, 1782 zu Toulouse geboren, Zögling der Specialschule der schönen Künste daselbst, 1802 beim Chauffee- und Wasserbau, dann beim Bau des Kanals von Languedoc angestellt, 1818 Architekt der Präfektur, 1822 des Departements und später Direktor der Wasserleitungen, leitete Neubauten und Restaurationen von vielen Staats- und kirchlichen Gebäuden.

Laforchzen, Wasserfall, s. Ljusna.

Lafosse (Biogr.), 1) Philipp Etienne, verdienstvoller Schriftsteller im Fache der Thierheilkunde, war früher Maréchal ordinaire des écuries du Roi zu Paris, um 1777 mußte er sein Vaterland verlassen. Nach seiner Rückkehr (1781) ward er Oberveterinärarzt im königlichen Marstall und bei den Karabiniers, wie bei der Gensd'armie. Da er bei der Erstürmung der Bastille (am 14. Juli 1789) als einer der thätigsten sich bewies, erhielt er mehrer Stellen bei der Municipalverwaltung, bis er 1791 zum Inspektor der Kavalerie-Remonten und 1792 zum Oberaufseher über die Remonten ernannt wurde. Obschon thätig, wachsam und der Bestechung unzugänglich, konnte er dennoch der Verleumdung nicht entgehen und in Folge der wiederholten Anklagen ward ihm die Stelle entzogen. Er † 1820 zu Villeneuve sur Yonne im hohen Alter. Aus der Menge seiner geschätzten und vielfach aufgelegten Schriften über Thierheilkunde nennen wir: „Le guide de maréchal“, Paris 1766, und öfter, zuletzt Avignon 1803, deutsch, Hamburg 1785; — Cours d'hippiatrique etc., Par. 1774, fol., deutsch von Knobloch, Prag 1787; — Dictionnaire raisonné d'hippiatrique etc., Par. 1775 — 76, 2 Bde., Brüssel 1786, 4 Bde. — 2) s. Fosse.

Lafourche Interior (Geogr.), 1) nordamerikan. Kirchspiel, B. St., Staat Louisiana, Distrikt Eastern; — 2) Hauptort das.; 1840: 7310 Einw.

La France (franz.), 1) Frankreich; — 2) Zeitungstitel, s. Zeitungen.

Lafrenius, s. Afranius.

Lafreiri (auch Lafreiry), Anton, franz. Kupferstecher und Kunsthändler, um 1512 zu Salins (Franche-Comté) geboren, begleitete seinen Oheim Claude Duchet nach Rom, wurde Buchdrucker und legte eine große Gemälde- und Kartenhandlung an, die ihrer Zeit in ganz Europa berühmt war. Von seinen Verlagswerken ist das wichtigste: Speculum romanae magnitudinis, 118 Bl., Rom 1554—1573.

Laf-skrika (schwed., Ornith.), s. v. a. Unglücksvogel, Corvus infaustus L., Garrulus sibiricus (uv.

tung auf mehreren im Voraus bestimmten Wegen sicher und leicht vor sich gehen könne. Die Bequemlichkeit und die Erhaltung der Gesundheit der lagernden Truppen dagegen erfordern 1) einen trockenen und gesunden, Ueberschwemmungen nicht ausgesetzten, daher nicht tief liegenden und von Hindernissen, wie Hohlwegen, Schluchten, Abgründen, Sümpfen und Gewässern nicht durchschnittenen Lagerraum, 2) die Möglichkeit der Herstellung und Unterhaltung der Reinlichkeit in den Lagern, ohne zu große Anstrengung von Seite der Soldaten, 3) das allen Bedürfnissen entsprechende Vorhandenseyn von Holz und Stroh, von gesundem Wasser für Mann und Ross in der Nähe, und die Leichtigkeit, diese Bedürfnisse zu jeder Zeit erhalten zu können, 4) eine gesicherte Verpflegung für Mann und Ross, welche dadurch erreicht wird, wenn sich das L. in der Nähe einer Stadt oder von Dörfern befindet, welche Hülfsmittel darbieten. Eine nicht mindere Berücksichtigung verdienen die Hindernisse vor der Fronte und auf den Flügeln der L.; daher ist es nothwendig, der Mittel zu erwähnen, wie diese Hindernisse vermehrt und verstärkt werden können, sowie auch die Arbeiten anzugeben sind, wodurch dieses erreicht werden kann. Jeder Lagerung geht das Abstecken des L.s als Vorbedingung voraus. Dieses Abstecken des L.s oder die Vertheilung des Lagerraums unter die verschiedenen Abtheilungen und die einzelnen Unterabtheilungen eines taktischen Körpers, mit allem dem, was zu ihm gehört, wird durch Offiziere besorgt, welchen einzelne Soldaten beigegeben sind, die unter der Leitung eines zu diesem Geschäfte speciell beordneten Offiziers diese Arbeit dadurch vornehmen, daß sie nicht allein die End- oder Anlehnpunkte, sowie die Frontbreite der einzelnen Abtheilungen, sondern auch die verschiedenen Lagerplätze der Unterabtheilungen der Tiefe nach, mittelst Fahnen oder Stangen oder Pfählen theils selbst bezeichnen, theils bezeichnen lassen, hierbei aber Rücksicht auf die Truppengattungen nehmen, welche entweder mit Pferden und Fahrzeugen oder ohne diese lagern sollen. Daraus folgt nun, daß die Lagerabstecker den Stand an Mannschaft, Pferden und Fahrzeugen ihrer Arbeit zu Grunde legen, dabei aber auch die nothwendigen Zwischenräume (Gassen) und den Raum berücksichtigen müssen, welchen ein Mann zu Fuß oder zu Pferd in der Fronte und beim Liegen, welchen ein Pferd zum Liegen zc. nothwendig hat. In Beziehung auf die innere Einrichtung der L. oder auf die Art, wie die Zelte oder Baracken zu der Frontlinie des L.s stehen, unterscheidet man zwei Arten von Lagern, nämlich a) Linien- und b) Gassenlager. In den Linienlagern, welche wegen ihrer geringen Tiefe und wegen der Nähe der Truppen bei ihren Waffen im Felde vorzüglich anwendbar sind und auch Lager in Schlachtordnung genannt werden, stehen die Zelte oder die sonstigen Unterkunftslokale mit ihren Oeffnungen nach der Lagerfronte schauend und parallel mit der Frontlinie laufend, in zwei Linien schachbretförmig so hintereinander, daß die Unterkunfts-

lokale der zweiten Reihe oder des zweiten Treffens hinter den Zwischenräumen jener der ersten zu stehen kommen. Die Linien selbst, von dem Hintertheile der Unterkunftslokale (gewöhnlich Zelte) der ersten Reihe bis zum Vordertheile jener der hintern gerechnet, haben unter sich einen Abstand von 3—4 Schritten, welcher nach Umständen vergrößert werden kann, und die einzelnen Lagerhütten oder Zelte unter sich sind 6 bis 8 Schritte von einander entfernt. Bei Gassenlagern, welchen man auch die Benennung Parade Lager gibt, stehen die Unterkunftslokale auf der Lagerfronte senkrecht und laufen nach der Tiefe so, daß je zwei Reihen mit gegen einander gekehrten Oeffnungen eine Gasse bilden, welche bei der Infanterie Kompagniegasse, bei der Kavalerie und Artillerie die Stallgasse genannt wird und deren Breite von der Frontlänge der Truppenabtheilung abhängt. Diese L. bieten eine größere Bequemlichkeit, jede Kompagnie oder Eskadron hat einen für sich abgeschlossenen Lagerraum, daher sind sie für die Handhabung der Kriegszucht und Reinlichkeit geeigneter und werden besonders dann gewählt, wenn Truppen längere Zeit in ihnen verbleiben sollen. Bei Gassenlagern heißt die mittlere, zu keiner Kompagnie oder Eskadron, oder keinem einzelnen Geschütze oder Wagenzug gehörige Gasse bei der Infanterie die Fahnergasse, bei der Kavalerie die Standarten-, bei der Artillerie die Parkwachgasse deshalb, weil in dieser Gasse vorne die Fahnen und Standarten aufgepflanzt und dort die Fahnen-, Standarten- oder die Parkwachen aufgestellt werden. Die Breite dieser Gasse beträgt gewöhnlich 20 Schritte. Der zwischen den Kopfenden von zwei gegeneinander stehenden Reihen von Zelten der gemeinen Soldaten gebildete, 2 Schritte breite Raum erhält die Benennung Brandgasse. Jener Raum, welcher sich zwischen Regimentern, selbstständigen Bataillonen, einzelnen Batterien und kleinern Artillerieabtheilungen, ferner Ingenieurwagenkolonnen befindet, wird im Allgemeinen Regimentsgasse genannt und erhält eine Breite von 30 Schritten. Der zwischen Brigaden, einzelnen ganzen Artillerie- und Ingenieurabtheilungen entstehende Raum heißt die Brigadegasse und hat eine Breite von wenigstens 50 Schritten. Der zwischen Armeedivisionen befindliche gewöhnlich 100 Schritte breite Raum wird Divisionsgasse genannt. Stehen in einem Lager zwei oder mehrere Treffen hinter einander, so soll der Abstand des einen von dem andern 300 Schritte betragen, was auch bei dem Artilleriepark und dem Fuhrwesen seine Anwendung findet. Lagern endlich verschiedene Waffengattungen in einem Treffen neben einander, so sollen diese auf einer gleichen Linie stehen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen wollen wir auf die innere Einrichtung eines L.s übergehen und mit einem in Gassen aufgeschlagenen Standlager für die Infanterie beginnen. In der Regel zwischen 5 und 10 Schritten vor der ersten Reihe der Unterkunftslokale und parallel mit denselben werden die Gewehrparaden, auch Gewehrtragen oder Ge-

wehrrücken aufgestellt, welche, da sie gegen die Witterung durch mantelartige Ueberwürfe geschützt werden, auch die Benennung Gewehrmäntel erhalten. Auf dieser Linie werden in der Mitte der Fronte die Fahnen oder Standarten der einzelnen Bataillone oder Regimenter aufgestellt und neben diesen kommen rechts und links von ihnen die Trommeln in Pyramiden aufeinander zu liegen. Diese Linie wird die Linie der Gewehre genannt und jener Raum vorwärts dieser Linie, auf welchem die Truppen unter die Waffen treten und aufstellen, heißt der Waffenplatz, dessen Breite so beträchtlich wie möglich seyn soll. Hinter der Gewehrlinie mit dem oben angegebenen Abstände von derselben stehen die Unterkunftslöcher der einzelnen Kompagnieen in zwei Reihen, die Kompagniegasse zwischen sich habend, deren Breite von der Frontlinie der Truppen abhängig, indeß nie weniger als 5 Schritte betragen soll. Die Wohnung des Hauptmanns als des Kompagniekommandanten, welcher nach einer andern Einrichtung hinter den übrigen Kompagnieoffizieren (den Lieutenants) lagert, steht in der Mitte der Kompagnie, in die Kompagniegasse schauend, die des Oberlieutenants hinter der Mitte des ersten und die für die beiden Unterlieutenants hinter jener des zweiten Zuges. Hinter denselben lagern der Ober- und Mittelstab. Wohin die Kohlenlöcher, Abtritte, Marketenderzelte u. zu verlegen sind, wird durch die besondere Felddienstvorschriften bestimmt. In der Mitte der Fahnen- oder Standarten- oder Parkwachtgasse lagert die Brandwache und rechts und links von derselben kommen die Wagen zu stehen. — Bei der Kavalerie erhält jede Eskadron zwei Reihen Lagerhütten, welche senkrecht auf der Lagerfronte stehend, ihre Eingänge an der Seite der Feldställe haben. In einiger Entfernung davon kommt der Feldstall. Fünfzehn Schritte von den letzten Hüttenreihen der Mannschaft kommen die Kochherde, in gleicher Entfernung die Wohnungen der Offiziere; sodann der Ober-, Mittel- und Unterstab, Brigadier, wenn er sich im Lager befindet und die Brandwache. Rechts von derselben befindet sich der Arbeitsplatz der Feldschmiede und links das Fouragemagazin. Zwölf Schritte links des Arbeitsplatzes lagert der Marketender. Alle diese Wohnungen haben ihren Eingang von vorne. Fronte gegen dieselben machend, und fünf Schritte von ihnen entfernt kommt der Marodestall. Die Wohnung für die Stallwache kommt in die Mitte der Stallgasse, gleichlaufend mit den Wohnungen der Mannschaft. Die Dungstätten und die Abtritte schließen die Tiefe des Lagers. — Bei der Artillerie fahren die Geschütze und Wagen gewöhnlich auf halben Abstand und Zwischenraum so auf, daß die Deichselspitzen der die erste Linie bildenden Geschütze auf die Gewehrlinie eines Lagers für Infanterie oder auf die ersten Lagerhütten eines Kavalerielagers gerichtet sind. Jedes Geschütz erhält für seine Pferde einen Feldstall, welcher nach der Tiefe des Lagers laufend, von der letzten Wagenlinie 50 Schritte entfernt ist. Hinter den Feldställen,

zwischen welchen die Stallgassen sich befinden, lagert die Mannschaft in ihren Wohnungen oder Hütten, welche ihren Eingang von vorne haben, jede von der andern 3 Schritte entfernt sind. Hinter den Lagerhütten der Mannschaft kommen die Kochherde; hinter diesen die Wohnungen der Offiziere, noch weiter nach rückwärts die Hütten für die Lagerwache, die leicht Erkrankten und die Marketender. Hinter diesen befinden sich der Marodestall und der Arbeitsplatz; dann die Dungstätten und Abtritte.

Die bis jetzt beschriebene Lagerung kann in einzelnen Fällen einige Modifikationen erleiden, allein diese geben d. Lagerbilde keine Umgestaltung, sondern nur eine unwesentlich veränderte Form, denn es bleibt in rein taktischer Beziehung oberster Grundsatz der Lagerung, daß jede Abtheilung in derselben Ordnung lagert, in welcher sie in der Schlachtordnung steht oder von der Lagerordnung in die letzte schnell und leicht übergehen kann. Truppen, welche in ein Lager einrücken sollen, marschiren vor demselben auf. Bevor jedoch die Vorposten und Lagerwachen aufgestellt sind, darf weder die Infanterie ihre Gewehre ansetzen, noch die Kavalerie abzáumen. Haben die Truppen nach erhaltenem Befehle zum Einmarsch das L. vorschriftsmäßig bezogen, dann müssen zuerst die Fronte desselben und die Gassen gereinigt, die Verbindungswege nach allen Richtungen untersucht, und zur Ergreifung der allenfalls nothwendigen Sicherheitsmaßregeln die Umgegend genau rekonnostrirt werden. Mangeln die nothwendigen Verbindungswege, so muß deren Deffnung oder Ausbesserung die erste Arbeit sein.

Der Lagerkommandant leitet den Lagerdienst in seinen äußeren Formen. Dieser zerfällt hauptsächlich in die a) Lagerwachen, b) die Reserverepikete, c) die Lagersignale, d) die Lagerpolizei u. e) den Gottesdienst im L. — Die Lagerwachen zur Sicherung u. Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern eines L. aufgestellt, können in Vor- oder eigentliche Lagerwachen, deren Schildwachen vor den Fahnen oder Standarten, vor den Zelten der Abtheilungskommandanten, an den Flügeln und den Flanken der Abtheilungen aufgestellt werden, und in Polizei- oder Nach- od. Brandwachen eingetheilt werden, welchen die Sicherung des Eigenthums in dem L. und die Aufrechterhaltung der Polizei anvertraut ist. Die Stärke dieser Wachen hängt entweder von allgemeinen Bestimmungen oder von den Befehlen des Kommandirenden ab, kann daher nach Umständen Modifikationen erleiden. — Das Reserverepikete ist bestimmt, durch eine zum Dienste bereit gehaltene Mannschaft den Lagerwachen zur augenblicklichen Unterstützung zu dienen, bei einem entstehenden Alarm augenblicklich verwendbar zu seyn und alle nothwendigen Kommandos außerhalb des L. mit der größten Schnelligkeit zu geben. Daraus geht hervor, daß die Infanterie angekleidet und gerüstet seyn, die Kavalerie noch überdies gesattelt und in der Nähe des Feindes auch aufgezäumt, die Artillerie die Geschütze und Wagen eingespannt haben, wenigstens zum Einspannen

fertig seyn müsse. — Die Lager signale werden gewöhnlich von den Spielleuten geschlagen und geblasen. Beim dem Signal der Tagwache (Reveil), welches, wenn es Morgens hell zu werden anfängt, gegeben wird, geschieht dieses durch die im Wachdienste befindlichen Spielleute; das Retraite signal dagegen, welches zu der von dem Kommandirenden festgesetzten Zeit nach Sonnenuntergang ertönt und von der Fahnwache ausgeht, wird von den nicht im Dienste begriffenen Spielleuten der einzelnen Abtheilungen gegeben. Die sonstigen Benachrichtigungssignale werden bei Tage durch die Spielleute der Fahnen u. s. w. gegeben; indeß können in des Feindes Nähe alle Signale bei Tage durch besondere Befehle eingestellt und kann Alles, was zu geschehen hat, in der Stille befohlen werden. — Das Alarm signal soll in der Regel nur auf Befehl des Lagerkommandanten gegeben werden. Daß nach erfolgtem Alarm signal Alles in Kampfbereitschaft treten und Jeder an seinen Platz sich begeben müsse, bedarf keiner Erwähnung. — Die Lager polizei erstreckt sich nicht allein auf alle Individuen, welche zu dem L. gehören, sondern auch auf alle Fremden und solche Personen, welche das L. betreten. Die Aufrechterhaltung der Lager polizei erfordert demnach, daß Soldaten das L. ohne Urlaub nicht verlassen, auch in demselben nicht herumerschlendern und daß sie zur Zeit der Retraite zurückkehren. Da mit der Retraite die Polizeistunde im L. eintritt, so dürfen die Marktender von dieser Zeit an an keinen Soldaten oder Unteroffizier etwas mehr abgeben. Die Hütten der Marktender sind deswegen der fortwährenden Nachsicht der ausübenden Lager polizei unterworfen, sowie die Marktender in Hinsicht auf ihr Gewerbe ein Hauptgegenstand der polizeilichen Beaufsichtigung sind. Der freie Verkehr mit Lebensmitteln, als erste Rücksicht, wird daher unverdächtigen Landleuten und Händlern einen freien Markt öffnen und, um diesen zu unterhalten, müssen alle Lebensmittel an einen hierzu bestimmten Platz gebracht und dann öffentlich feil gehalten werden, wodurch den diesen Leuten entgegengehenden Unterkäuflern begegnet wird. — Die Gesundheits polizei in einem L. wird nur durch Reinlichkeit unterstützt und befördert. Diesem gemäß muß in den L. mit aller Strenge auf Reinlichkeit gehalten werden. Deshalb soll das Vieh außerhalb des L. geschlachtet, das Blut der geschlachteten Thiere soll aufgefangen und mit den Eingeweiden und den übrigen Abfällen tief in die Erde vergraben werden. Der Regimentsprofos oder ein mit der Aufsicht auf die Mehger beauftragtes Individuum hat die Vollziehung dieser Maßregel zu überwachen. Die Gassen des L., die Waffenplätze, wie überhaupt der ganze Raum innerhalb des Kordons müssen täglich gekehrt und das Kehricht muß außerhalb des Kordons gebracht werden. Die Sicherung eines hinlänglichen Bedarfs an Wasser und die Reinhaltung desselben ist eine weitere Anforderung, welche an die Lager polizei gemacht wird; allein eben so wichtig ist es auch, für gutes Wasser zu sorgen. Sind Brunnen

gegraben, oder diese, oder Quellen vorhanden, dann sollen sie, um das Wasser nicht zu trüben, nur in Pausen von einzelnen bestimmten Abtheilungen benutzt werden. Müssen Flüsse und Bäche für Trink- und Kochwasser benutzt werden, dann soll die Stelle bezeichnet werden, wo dieses zu schöpfen ist. Unterhalb dieser Stelle werden dann die Pferde getränkt und weiter unten darf gewaschen und gesubelt werden. Die Fremden polizei erfordert die unbedingte Hinwegweisung von als lüderlich bekannten oder als solche verdächtigen Weibspersonen, von Bettlern, Gauklern und solchen Personen, deren Thun Verdacht erregt; andere Fremde, welche mit Erlaubniß in das L. kommen, sind zu beobachten, solche aber, welche sich ohne Erlaubniß eingeschlichen haben, festzunehmen und dieses dem Lagerkommandanten, welchem die Verfügung hierüber zusteht, zu melden. — Um Feuergefahr zu beseitigen, darf nur an den zu Feuerstellen bestimmten Plätzen Feuer angemacht und muß dieses zu den anbefohlenen Stunden wieder ausgelöscht werden. Die Aufrechterhaltung dieser polizeilichen Maßregel wird von den Brandwachen überwacht. Zur Handhabung der Lager polizei sind beauftragt 1) die verschiedenen Wachen, 2) die Unteroffiziere und sämtliche Offiziere der verschiedenen Grade bei ihren Abtheilungen und in deren Bezirken, 3) die verschiedenen Offiziere der Lageraufsicht in dem Bezirke ihrer Wache, 4) der Lagerkommandant, dessen Lageradjutant und der Kommandant der Gené d'armes. — Die Abhaltung des Gottesdienstes an Sonn- oder hohen Festtagen der verschiedenen Religionskonfessionen hängt theils von speciellen Anordnungen, theils von den in den verschiedenen Armeen bestehenden Dienstvorschriften ab.

Geschichte. Moses, welcher uns in seinem 4. Buche (Numeri) mit der Lagerung der Hebräer bekannt macht, ließ sein Volk nach Stämmen und Geschlechtern um die Bundeslade lagern und dieses L. schaute nach den vier Himmelsgegenden. Gegen Morgen, wohin die Lagerfronte gerichtet war, schauten die Streithäufen des königlichen Stammes Juda unter ihrem Führer Nabassan; der Stamm Isaschar rechts, der Stamm Zabulon links lagerten mit Juda an dieser Seite. Die rechte Flanke des L., welche nach Mittag schaute, nahmen die Stämme Ruben, Simeon und Gad ein. Der Stamm Ruben lagerte unter seinem Führer Edissur in der Mitte, rechts von diesen der Stamm Simeon, links dagegen die Nachkommenschaft von Gad. An der Seite nach Abend oder in dem Rücken des L. lagerte, von Elisama geführt, der Stamm Joseph oder Ephraim in der Mitte; rechts von ihm der Stamm Manasse, links der Stamm Benjamin. An der Seite nach Mitternacht endlich oder an der linken Flanke des L. lagerten die Streithäufen des Stammes Dan unter Abiezer in der Mitte, rechts von diesen die Streiter des Stammes Aser, links dagegen jene des Stammes Naphtali (4 Mos. 2, 3–9). In dem Mittelpunkt des mit einem Thore oder mit Thoren versehenen viereckigen L. (2 Mos. 32, 26) stand die Bun-

deslade oder das heilige Gezelt des unsichtbaren Königs Jehova (4 Mos. 2, 1) und um dieses Zelt herum lagerten die Nachkommen des Levi oder die Leviten. Die Priester aus diesem Stamme lagerten als die vornehmsten Glieder an der Lagerfronte oder an der Ostseite vor dem Eingange in das Heiligthum, und die drei übrigen Seiten des Lagerraumes des unsichtbaren Kriegsherrn wurden von den übrigen drei Familien der Leviten, gleichsam als der Residenzwache oder der Wache des Hauptquartiers besetzt. Die Familie Gershom war an der rechten, die Familie Matari an der linken Flanke und die Familie Nahat (Kathath) im Rücken der Stiftshütte gelagert (4 Mos. 1, 52; 3, 7. 23. 29. 35). Die Streithaufen nach Stämmen lagerten, als der äußere Ring, um das Zeichen des Bundes. Die Entfernung von dem Heiligthum kann nicht unbeträchtlich gewesen seyn, denn in einem solchen Lager befanden sich nicht nur allein die kampffähigen Streiter, sondern es lagerte ganz Israel mit Allem, was es besaß und mit sich führte, auch erlaubte die heilige Scheu vor dem Heiligthume der Israeliten eben keine große Annäherung an das Gezelt ihres gefürchteten Herrschers. Wie die L. der Hebräer, welche bei ihrer ersten Lagerung wohl nur die Gewohnheiten der Ägypter nachgeahmt haben, bei ihren späteren Kriegszügen beschaffen gewesen, darüber finden sich nicht einmal Andeutungen, auch wird nicht einmal der Zelte erwähnt, welche besonders unter und nach David nicht mangelten. Die Madianiter, als Nomaden, bedienten sich der Zelte. Das kleine Heer des Saul hatte keine Zelte und die Soldaten lagerten wie ein Ring um den König, welcher in der Mitte seiner Offiziere schlief (1 Sam. 26, 5. 6). Man kann daher annehmen, daß die Hebräer bei ihrem Auszuge aus Aegypten bivoualirten, obgleich Josua (3, 14) von Hütten spricht, welche aber eben so gut Zelte als Bivoualhütten gewesen seyn können. Ob die Hebräer ihre L. durch Erdaufwürfe oder sonstige Befestigungsarbeiten gegen ihre Feinde schirmten, wird ebenfalls nirgends angegeben, läßt sich auch bei der Kunde derselben mit dem Kriegshandwerke nicht wohl annehmen, ja ihre Sorglosigkeit ging so weit, daß, wenn sie sich ganz sicher glaubten, sie unterließen, Nachtwachen aufzustellen. Ein Beispiel hiervon liefert das oben angeführte L. des Saul; denn David gelangte, ohne auf eine Wache zu stoßen, bis an die Schlafstelle des Königs. War indeß der Feind in der Nähe, oder fürchtete man denselben, dann wurden die Wachen sorgfältig aufgestellt und von Zeit zu Zeit abgelöst (Richter 7, 19; 1 Sam. 14, 16). Wie die Hebräer in den späteren Zeiten die Lagerpolizei handhabten, ist, wegen Mangels an allen Notizen hierüber, nicht anzugeben; Moses aber, der vortreffliche Gesetzgeber, sorgte für eine gute Lagerpolizei durch folgende Verordnungen: 1) die Unreinen sollen sich außerhalb des L.s aufhalten. 2) Jeder Hebräer soll, um den von den Aloststellen herrührenden üblen Geruch zu verschrecken, einen Spaten oder eine Schaufel mit sich führen, um die Exkremente sogleich verscharren zu können (4 Mos. 5, 1 — 4; 5 Mos.

23, 10 — 13). Die L. der Hebräer von ihrem Auszuge aus Aegypten bis an den Jordan sind 4 Mos. 33 verzeichnet. Die berühmtesten sind das L. am Fuße des Horeb, in welchem die Hebräer ihr Gesetz erhielten und jenes in den Gefilden von Moab, in welchem Moses sein fünftes Buch vorgelesen, das Bündniß mit Gott erneuert hat und gestorben ist. Diesseits des Jordan ist das L. von Gilgal berühmt. Dieses war ein Standlager u. blieb während der Eroberung von Kanaan das Hauptquartier des Heerführers Josua, welcher von diesem aus seine Operationen leitete; auch blieb in demselben das heilige Gezelt mit der Bundeslade stehen (Jos. 4, 19 u. a. D.).

Die L. der Griechen hatten keine bestimmte Figur. Polykurg hielt die viereckigen L., wegen der Beschränktheit ihrer Vertheidigung, für gefährlich und zog die Kreisform vor; indeß wurde auch diese nicht immer angenommen. Die Griechen, besonders in den ältesten Zeiten, verschanzten ihre L. in der Regel nicht und bedienten sich nur im Falle eines zu befürchtenden Ueberfalles oder Angriffes der Sperr- und Vertheidigungsmittel. Die Tapfersten standen auf den beiden Flügeln (Homer Il. VII, 233 u. f.) und die verschiedenen Völkerstämme lagerten unter Zelten um ihre Häuptlinge (Homer Il. X, 151.). Man stellte nicht allein Schildwachen aus, sondern schob Vorposten vor; man rekonoscirte die Gegend gegen den Feind hin und zündete, um sich gegen Ueberfälle zu schützen, bei Nacht große Feuer an (Homer Il. IX, 80. 88; X, 126. 202; XXII, 565). Nach der Beschreibung der L. von Xenophon (Cyropädie VIII, 5, 8) befand der König oder Strategie sich in der Mitte des L.s umgeben von den Reitern und Wagenführern. Zur Rechten und Linken dieser Abtheilungen lagerten die Pelastaken, und vor und hinter diesen Abtheilungen die Wurfschützen. Die Hopliten, d. i. alle mit dem großen Schilde Bewaffneten, insbesondere die Schwerbewaffneten genannt, waren, einer Mauer gleich, um Alle herumgestellt zum Schutz und Schirme des ganzen L.s. Die Verschanzungen, welche im Falle einer Gefahr aufgeworfen wurden, bestanden in Erdbällen, welche mit Schanzpfählen besetzt wurden. Vor dem Walle wurde ein Graben ausgehoben, u. auf die Verschanzungen wurden zu deren Vertheidigung hölzerne Thürme gesetzt; auch bediente man sich der Berrammlungen (Homer Il. VII, 436. 440; XII, 54. 63. 154; XV, 653 u. f.). So war das Lager der Griechen vor Troja beschaffen, welches der Umstände wegen verschanzt werden mußte; auch wissen wir, daß die Griechen aus ihren Schiffen eine Art von Wagenburg zu errichten gezwungen waren. Aus Arrian (I, 6) und vielen anderen Stellen geht übrigens hervor, daß die spätern Griechen regelmäßig verschanzter Lager sich bedienten. Die Disciplin in den griechischen Lagern war, jene der Spartaner ausgenommen, selten musterhaft. Die Lagerwachen der Griechen waren entweder Tag- oder Nachtwachen und wurden, wie bei den Römern, nach der Wasseruhr eingetheilt, nach welcher die verschiedenen Ablösungen der

ger aufgestellt, könnte ohne Zweifel im Anfange ihre ganze Artillerie in Bewegung setzen und diese spielen lassen; allein sie würde, wäre sie auch der Artillerie der Angreifer an Zahl gleich, bald in die Flanke genommen, zu Schanden geschossen. Nur ein Theil der Infanterie könnte feuern, allein sie könnte dieses nur auf einer nicht sehr ausgedehnten Linie und könnte bei Weitem nicht jene Wirkung hervorbringen, welche ihrem eigenen Verluste gleich käme. Eine neuere Armee in gleicher Stärke wie ein römisches Konsularheer bestände im Ganzen aus 22,840 Mann Infanterie, 5040 Pferden, und 90 Geschützen, mit einer Bedienung von 2500 Mann. Da nun die heutige Schlachtordnung ausgedehnter ist, so erfordert sie zur Anlehnung der Flügel und zur Erhaltung der Fronte eine zahlreichere Reiterei. Diese Armee in 3 Linien oder Treffen, von welchen die erste den beiden andern zusammen genommen an Stärke gleich wäre, aufgestellt, würde eine Fronte von 9000' und eine Tiefe von 3000' haben. Dieses Lager erforderte dreimal so viel Raum, als das eines Konsularheeres; es hätte auf einer Kastei des Umfangs nur 8 Mann, allein es enthielte auf einen M. 25 \square u. die ganze Armee wäre zur Bewachung des Lagers nothwendig. Eine so beträchtliche Ausdehnung wird sich aber schwerlich finden, ohne daß sie auf Kanonenschußweite nicht von einer Höhe beherrscht wird, und die Vereiningung des größten Theiles der belagernden Artillerie auf diesem Angriffspunkte würde die das Lager bildenden Feldverschanzungen bald zerstören. Diese Betrachtungen haben die neueren Generale vermocht, dem Systeme der verschanzten Lager zu entsagen und an deren Stelle das System der gut gewählten natürlichen Positionen zu setzen. Ein römisches Lager wurde ohne Rücksicht auf die Lokalverhältnisse gewählt. Sich gut zu lagern, bedurfte weder eines militärischen Blicks, noch eines militärischen Genie's. Die Auswahl der Positionen dagegen, die Art sie gut zu nehmen und, unter Benützung der verschiedenen Umstände des Terrains, die verschiedenen Waffengattungen dort aufzustellen, ist eine Kunst, welche einen Theil des Genie's eines heutigen Feldherrn ausmacht. Ueber die Einrichtung des römischen L. s. f. Rom, S. 170.

Die Gallier und Germanen bedienten sich der Lager in der Art, wie andere Völker, nicht. Sie lagerten nach Stämmen mit Weib und Kind und ihre um den ganzen Lagerraum zusammen gefahrenen Karren bildeten einen Wall um das Lager. Von diesem Verfahren wichen sie ab, wenn sie ihre Stellung an ein diese schützendes Terrain anlehnen konnten. So sagt Livius (V, 44) von jenen Galliern, welche unter Brennus Rom belagerten, daß sie, ohne einen Wall und ohne Wachen, an Flüssen gelagert hätten. Künstliche Erdwälle zum Schutze ihrer Lager lassen sich bei der Unbekanntschaft der Germanen und Gallier mit Arbeiten dieser Art und bei der, man möchte sagen, nomadischen Art ihrer Kriegsführung nicht voraussetzen. Wenn inzwischen Pirtius (v. gall. Kr. VII, 30) von den Galliern zu den Zeiten von Cäsar bemerkt, die Gallier hätten auf Anrathen des Verclingerorix, eines Häuptlings in

der Provinz Auvergne, angefangen, ihr Lager nach Art der Römer mit einem Erdwalle zu befestigen, so mag dieses wohl bei dem Lager dieses mit dem römischen Kriegswesen etwas bekannten Häuptlings vor Gergoria, im Angesichte des Feindes der Fall gewesen seyn; allein bei dem gänzlichen Stillstehen der spätern Geschichtschreiber über diesen Punkt und der jedesmaligen Erwähnung der Wagenburg, läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß eine Verschanzung des Lagers dieser Völker, hatte sie wirklich Statt gefunden, höchstens in einem Erdauswurfe gegen einen plötzlichen Angriff bestanden habe. Ob die Gallier und Germanen ihre Wagenburgen durch einen Graben und Wall schirmten, ob sie den Wall durch Pallisaden verstärkten, dürfte verneint werden, dagegen wissen wir aus Gregor von Tours (III, 44), daß die Franken manchmal unter Zelten lagerten, gewöhnlich aber der Hütten sich bedienten. Wie man sich nach dieser Zeit lagerte, ist unbekannt. Die Lagerung nach Haufen oder Treffen scheint aber durch die Marschordnung geboten gewesen zu seyn. — Von den Kreuzfahrern wissen wir mit Gewißheit, daß die einzelnen Schaaren gerade so lagerten, wie sie kämpften. Die Sicherungsmaßregeln für die Lager der Kreuzheere wurden anfänglich ganz vernachlässigt, bestanden aber später aus einigen Vorposten. Da nun die unermüdlichen Saracenen bald merkten, daß die verschiedenen Treffen nach der Reihe jeden Abend die Lagerwache zu Pferd hielten, so warteten sie so lange, bis das Geräusch der Waffen und Pferde verstummt war, schlichen sich dann heimlich heran u. mordeten, was sie trafen. Diesem Uebel zu begegnen, wurden Lagerwachen zu Fuß und zwar in einer geringen Entfernung von einander um das Lager gestellt. Durch die Gefahr gewarnt und durch die leichte Reiterei der Saracenen erschreckt, dachte man auch bald an Sperrmittel. So ließ Bohemund das Lager der Christen am rechten Ufer des Bathys (1. Juli 1097) mit einer Wagenburg umziehen. Auch bediente man sich hierzu der Verhaue, was 1148 vor Damascus geschah; auch umschloß man das Lager mit einem Graben und stellte da, wo dieses nicht möglich war, starke Feldwachen auf. Dieses thaten die Christen bei ihrem Lager auf dem Berge Toron vor Ptolomais bei der Belagerung dieser Stadt vom Ende August 1189 bis 12. Juli 1191, ehe sie den Kontravallationssgraben gegen die Saracenen zu vollenden im Stande waren; ebenso verschanzten sie ihr Lager auf dem linken Ufer des Nil bei der Belagerung von Damiette (1. Juni 1218) durch Wälle und Gräben, was sie auch im Jahre 1220 vor eben dieser Stadt thaten. Die Kreuzheere lagen unter Zelten, welche freilich manchmal nur nothdürftig vorhanden waren; allein bei der oben erwähnten Belagerung von Ptolomais traten an die Stelle der Zelte Hütten, ja förmliche Häuser, in welchen die Pilger sich dem Wohlleben überließen. Erscheinen diese Häuser gleich nur als eine Ausnahme, so beurkunden sie doch, daß man sich ihrer zu bedienen wußte. Zu den Eigenthümlichkeiten der Lages

Wagenburg, welche die Würtemberger schlugen, bestand aus 2075 Wagen. Diese Wagenburg war, wie die Urkunde besagt, umgeben mit einem Zaun und mit mancher hübschen Mauer versehen. Wie schon zu den Zeiten Friedrichs I., hatten auch die späteren Lager mehre Gassen. Drei davon, von welchen die oberste der Alarmplatz war, liefen von der Fronte gegen den hintern Theil des Lagers quer durch dasselbe; eine lief durch die Mitte der ganzen Länge des Lagers und eine lief um das ganze Lager zwischen der Wagenburg und den Zelten. Der Alarmplatz und diese beiden letzten Gassen waren ziemlich breit und scheinen die Hauptgassen gewesen zu seyn, während man die anderen Nebengassen nennen kann. Leonhard Kronsperger (2. Theil seines Kriegsbuchs LXXIX) drückt sich im Allgemeinen über die Lager also aus: Ein Lager soll in der Nähe von Wäldern, Hölzern, Gesträuch und fließenden Gewässern geschlagen und von einer Wagenburg (wozu er also auch die Geschütze rechnet) umschlossen werden. Die eigentlichen Wagen können durch das zwischen gestellte leichte Geschütze vertheidigt und auch verschanzt werden. Zur Sperrung des Lagers kann man sich auch der Sperr- oder übereinandergeschränkter Hölzer bedienen. In der Nähe des Lagers sollen sich Weiden und Pläge befinden, auf welchen nicht nur Vorwachen aufgestellt werden können, sondern deren man sich auch zur Aufstellung in Schlachtordnung bedienen kann. In dem Lager selbst sollen alle Quartiere so eingetheilt werden, daß Alles, was zu dem Stabe und zu der Suite des obersten Feldherrn gehört, in dessen Nähe sich befindet und daß alle Haufen zu Fuß und zu Ross, sowie das Geschütz so lagern, wie es nothwendig ist. Damit eine Abtheilung die andere nicht hindert, sollen die Lager Kreuzstraßen und Gassen haben. An der einen Seite soll des Feldmarschalls Quartier und die Quartiere jener Obersten, Wachtmeister und jener hohen Aemter, welche zu dem Feldmarschall gehören, angebracht seyn, auch soll der Zeugmeister in der Nähe des Feldmarschalls lagern. Die Munition aber, und was dazu gehört, soll mit ihren Wagen bei oder in der Wagenburg im hintern Theil des Lagers seyn. Der Schanzmeister mit seinem Volke (den Schanzbauern oder Pionnieren) soll bei der Artillerie untergebracht werden. An dem andern Ende des Lagers soll des obersten Profosen Quartier sich befinden, und der zwischen diesem und dem Kommandirenden offene gelassene Raum soll als Niederlage für das Proviant benutzt werden, welches an einem sichern Orte untergebracht werden muß. Der Galgen oder die Richtstätte soll sich in der Nähe des obersten Profosen befinden, und nach diesem mögen alle andern Haufen zu Fuß und zu Ross ausgetheilt und so bequartirt werden, wie dieses von ihren Quartiermeistern bestimmt wird. — Diese angegebene Lagerordnung, in welcher von den Lagerplätzen der Fußknechte, Reifigen u. s. w. gar nichts vorkommt, wurde sehr selten beobachtet. Nach einer (zu Seite LXII des Werkes gehörigen Zeichnung) eines Lagers standen

a) bei dem Geschütze zwei Fähnlein auf der Wache und vor den vier Ecken waren Reiterspitze aufgestellt. An den Thoren standen wahrscheinlich Wachen. b) Die Fuhrknechte und Packenschützen lagerten zunächst der Geschütze. c) Der große Alarmplatz befand sich in der Nähe der vordersten Pforte und man konnte zu diesem von allen Seiten gelangen. d) Die Regimenter in zwei Treffen, und zwar in der gevierten Ordnung, lagerten hinter dem Geschütze, Fronte gegen die Lagerfronte, in Gassen. Die Zelte der Fähnriche, vor denen die Fähnlein aufgestellt waren, bildeten die erste Linie; hinter diesen standen die Zelte der Mannschaft, und die Tiefe der Kompagniegassen wurde durch die Zelte der Hauptleute geschlossen, hinter welchen die Zelte des Obersten und seines Lieutenants, immer mehr gegen den rechten oder linken Flügel des Regiments und jene ihrer Stabspartheien angebracht waren. e) Das Hochgericht stand gewöhnlich in der Mitte des Lagers an der durch dessen ganze Tiefe laufenden Hauptgasse links. f) Die Zelte der höchsten Aemter, wie des obersten Feldherrn, des Feldmarschalls und obersten Zeugmeisters waren gewöhnlich in der Mitte des Lagers an der rechten Seite der Hauptgasse; die Zelte ihrer Stäbe und gefolgsreichen Suite waren in der Nähe derselben. g) Die Zelte der Markierenden jedes Regiments waren hinter jenen Regimentern, zu welchen sie gehörten. h) Das Proviant, wenn es nicht ganz unten im Lager war, hatte seinen Platz in der Nähe der obersten Aemter. i) Das Reservengeschütz, in einem Park aufgeföhren, stand in dem untern Theile des Lagers. In und um diesen Park befanden sich die Zelte des Zeugmeisters, seines Lieutenants, des Zeugwarts, der Zeugdiener, der Artilleristen und Schanzbauer. k) Die Zelte der Reifigen und aller jener Personen, welche zu der Wagenburg gehörten, befanden sich innerhalb derselben. l) Die Pferde der Fähnlein zu Pferd und alle jener Chargen, welche beritten waren, waren bei diesen Abtheilungen und jenen Personen untergebracht, welche sich deren bedienten, daher kam es auch, daß die höhern Offiziere, die obersten Aemter, die Reiterfähnlein und alle Berittene mitunter beträchtliche Lagerräume hatten. Ein solches Lager wurde nach allen Seiten von einer dreifachen Postenkette umgeben; die leichtesten Reiter und Arquebusiere zu Pferd bildeten die eigentlichen Vorposten und die hinter ihnen aufgestellten Schützen zu Fuß können als Aufnahmstruppen betrachtet werden. Auf diese Art war gegen einen Ueberfall oder plötzlichen Angriff von außen gesorgt. Die Lagerpolizei wurde von den Profosen und Rumormeistern besorgt. Daß es aber mit der Gesundheitspolizei nicht so genau genommen wurde, erhellt aus Leonhard Kronsperger (3. Theil CXIII), wo er, nachdem er die große Ordnung in dem Lager der Türken (1541 vor Ofen), die guten Verschanzungen desselben, die regelrechte Art der Lagerung der verschiedenen Waffengattungen, die Ruhe und Stille in demselben, so wie die Pracht der Zelte lobend anerkannt hat,

weiter, wie folgt, fortfährt: Man konnte bei einem jeden Zelt kleine Hütten wahrnehmen, welche ihre Abtritte waren. Diese wurden alle Tage mit Sand zugeschüttet und dann neue Gruben zu ähnlichem Zwecke gegraben. An jenen Plätzen, wo das Vieh geschlachtet wurde, waren noch tiefere Gruben angebracht, in welche die Eingeweide und Exkremente der Thiere sorgfältig vergraben wurden. Deshalb, fährt er fort, herrschte in dem Lager nicht der geringste Gestank und es war nicht allein gesund, sondern durch die Reinlichkeit der Straßen und Plätze sogar angenehm, und man hätte dieses Lager nicht für das Werk barbarischer, sondern für jenes solcher Völker halten sollen, welche sich einer besondern Ordnung im Kriege befleißigen. Uns sollten, so schließt er, unsere Lager billig unangenehm seyn; in ihnen herrscht nemlich unangenehmer Geruch und Unlust stellt sich allenthalben dem Auge dar; auch folgen unsern Lagern gemeinlich die Pest oder andere schädlichen Krankheiten. — Die Lagerung wurde von dem obersten Quartiermeister besorgt. Dieser wies jedem Quartiermeister den für seine Abtheilung nothwendigen Raum an, welcher dann von dieser eingenommen wurde. Eben dieser oberste Quartiermeister hatte für Proviant und die Zufuhren zu sorgen. Da der Troß der Karren und Wagen in einem Lager zu jenen Zeiten unzählig war, so wurde es nur durch diesen Uebelstand möglich, den größten Theil des Lagers mit einer Wagenburg zu umschließen.

In der folgenden Periode bis nach dem niederländischen Freiheitskampfe widmete man der Sicherheit in einem Lager eine vorzügliche Rücksicht; daher sollte es auf allen Seiten vor einem möglichen Ueberfalle gedeckt seyn. Man wählte daher gewöhnlich die gevierte oder jene Lagerordnung, welche darin bestand, daß die einzelnen Bataillone eine nach allen Seiten frontenmachende Schlachtordnung bildeten und in dieser Form lagerten. Künstliche Verstärkungen kamen nach u. nach in Aufnahme. War ein Lager, was wohl immer der Fall war, durch eine Wagenburg verschützt, dann begnügte man sich mit einer Reihe von doppelten Schildwachen; fehlte dagegen die Wagenburg, dann schirmte man das L. durch Lagerwachen, welche das ganze L. mit Schildwachen umziehend, die Lagerpolizei handhabten, wie dieses heute noch der Fall ist. Um das L. nach außen zu schützen, wurden Vorposten aufgestellt. Ihre Bestimmung war dieselbe, wie die unserer heutigen Vorposten, nämlich den Feind schon in einer gewissen Entfernung zu entdecken und ihn so lange aufzuhalten, bis die lagernde Truppe kampfbereit war. Sie wurden die äußersten Wachen genannt, bestanden zur möglichen Erreichung ihres Zweckes aus starken Trupps, stellten vor sich doppelte Schildwachen und, als äußerste Vorwachen gegen den Feind, einzelne Schildwachen aus. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges verschützten die Schweden (bei Stralsund, Nürnberg etc.) ihr L., welches sie nach einem vortheilhaften Terrain verlegten, beinahe auf die oben angegebene alt-

römische Art. Das Gepäck eines jeden Regiments lag bei ihnen hinter diesem und sie wurden von einem übermäßigen Troße nicht belästigt. Dagegen war der Troß bei den Kaiserlichen, welche immer in großen viereckigen Haufen lagerten, furchtbar übertrieben. Jeder Reiter hatte ein Packpferd und für dieses einen Jungen, jede Infanteriekompagnie führte einen Brodwagen und vier Gepäckwagen mit sich. In dem bekannten L. der Kaiserlichen bei Nürnberg befanden sich 30,000 Packpferde, 15,000 Soldatenweiber und eben so viele Bediente. — Nach dem dreißigjährigen Kriege befolgte man, die Lage des L. betreffend, (nach Montecuculi) den Grundsatz, ein solches Terrain zu wählen, welches wenigstens von einer Seite von der Natur geschützt und die umliegende Gegend beherrschend, keinen Wassermangel hatte. Die Deutschen lagerten in der Nähe des Feindes in Schlachtordnung, allein jede Wache für sich, entbehrten somit der wechselseitigen so nothwendigen Unterstützung. Die Gewohnheit, die L. zu verschützen, wurde allgemeiner. Diese Verschüttung bestand entweder aus einer Wagenburg, oder in einer Reihe Pallisaden, oder in einem Wall von 6' Höhe. Die äußeren Sicherheitsmaßregeln bestanden in Feldwachen, Schildwachen, Runden, Scharwachen, in Patrouillen der Reiterei und in Parteigängern. Der Sicherheitsdienst wurde noch eben so gehandhabt, wie weiter oben angegeben. Die L. bekamen um diese Zeit die heutzutage noch übliche Form der Gassenlager mit deren bekannten Einrichtung. P. Daniel (Geschichte des franz. Kriegswesens) sagt darüber Folgendes: Martinet, Oberstlieut. des Regiments König, habe in dem Feldzuge von 1667 angefangen, den Lagerraum dieses Regiments nach der Schnur abzutheilen, die einzelnen Unterabtheilungen nach der Schnur zu lagern, die Gewehrmäntel vor den Bataillonen aufzustellen, und der König habe diese Einrichtung so schön gefunden, daß er beschlossen habe, sie auf alle Truppen auszudehnen. In dieser Periode kam die Lagerung der Soldaten unter Zelten allenthalben in Gebrauch. Diese Zelte, bei den Türken allein aus Baumwollenzeug gefertigt, bestanden bei den übrigen Völkern aus grober Leinwand. Nach Montecuculi verschützten die Türken ihr L. nicht, allein sie ließen dasselbe von ihrer zahlreichen Reiterei bewachen, welche dasselbe von allen Seiten umschwärmte. Was die Form ihrer L. betrifft, so war dieselbe an gewisse Regeln nicht gebunden. Das Zelt des Großveziers oder des Seraskiers stand in der Mitte, von den Janitscharen umlagert, vor welchen das Geschütz aufgefahnen war. Die Artillerie lagerte an den Flügeln, die übrige Infanterie und die Sipahis vor dem Geschütze und die übrige Reiterei bildete eine Kette um das ganze Lager.

Zu den Zeiten Friedrichs II. bis zu dem Ausbruche der franz. Revolution wurde die frühere Lagerung in Kompagniegassen beibehalten. Die Lager in Linien oder in Schlachtordnung wurden von den Oesterreichern eingeführt. Nach dieser Lagerung standen die Zelte

3 Monaten einschließlich hat der Eigenthümer von solchen Waaren nichts zu zahlen, für das Lager von 1 Jahr vom ersten Tage des vierten Kalendermonats an, monatlich bei trockenen Waaren vom Centner 6 Pfennig, bei nasser Waare vom Centner 1 Groschen. Für das Lager bis zu zwei Jahren müssen entrichtet werden, für die zweiten 12 Monate, monatlich bei trockener Waare vom Centner 1 Groschen, bei nasser Waare vom Centner 2 Groschen. Bei Erhebung des Lagergeldes muß diejenige Zeit mit in Anschlag gebracht werden, welche eine Waare schon auf einer anderen, unter steueramtlichen Verschluss stehenden öffentlichen oder Privatniederlage gelagert hat, u. jeder Monat wird nach dem Kalender für voll gerechnet, wenn die Lagerfrist auch unter einem Monat gedauert hat. Kolli unter einem Centner werden gleich solchen von einem Centner geachtet, und Zwischensummen in Pfunden bei Kolli über einen Centner nicht in Rechnung gestellt. Die Erhebung des Lagergeldes unterbleibt dann gänzlich, sobald die Steuerverwaltung über geeignete Niederlagerräume nicht disponiren kann und die Waare deshalb in anderen, von der Kaufmannschaft hergestellten Lagerräumen aufbewahrt werden müssen. Die Niederlagen sind in solchen Fällen nur zur Tragung der Mehrkosten der steueramtlichen Aufsicht verbunden. Im Königreich Sachsen betragen die Niederlagengebühren von trockenen Waaren 8 Pfennig, von flüssigen Waaren 1 Groschen pro Centner, aber mit der Beschränkung, daß nur der erste Lagermonat gebührenfrei gelassen wird. In den übrigen Vereinsstaaten ist das L. für jede öffentliche Niederlage besonders, aber nach dem allgemeinen Princip festgestellt, daß dasselbe $\frac{1}{2}$ Kr. pro Centner und Tag nicht übersteige, und daß nur der erste Monat gebührenfrei gelassen wird. Im Uebrigen schließen sie sich den oben aufgeführten Bestimmungen, welche in Preußen Geltung haben, an.

Lagerhaft (Bauw.), die mit 2 platten Seiten versehenen Steine welche besonders gut zum Barmauern dienen.

Lagerhaus, Entrepot, das öffentliche Gebäude, in welchem Waaren geschützt gegen Einflüsse der Witterung und unter Aufsicht der Obrigkeit niedergelegt werden. Der Ausdruck L. wird auch für Packhof gebraucht.

Lagerholz, 1) (Bauw.), s. v. a. Lager; — 2) s. v. a. Lagerbalken.

Lagerkonto, die Rechnungen, welche ein Kaufmann über die einzelnen auf seinem Lager gehaltenen Artikel, gleichviel ob sie für eigene oder fremde Rechnung einz- oder ausgehen, führt, so wie das Aufzeichnen von Fracht, Unkosten und Provision.

Lagerkorn (Landw.). Im engern Sinn des Wortes versteht man darunter nur denjenigen Roggen, welcher sich vor der Ernte gelagert hat, im weitern sämtliche gelagerte Getreidefrüchte; im weitesten Sinn sogar alle gelagerten Feldfrüchte überhaupt, wiewohl hier die Benennung Lagerfrucht angemessener ist. Das Lagern, besonders der Palmfrüchte, ist stets nachtheilig, weil dadurch das Stroh schlechter wird

und die Samen sich nicht vollständig ausbilden, ihre Ausbildung wohl gargehindert wird. Das Lagern erfolgt manchmal schon nach der Blüthe und in diesem Fall ist es ganz besonders nachtheilig, weil die Befruchtung nur schwer oder gar nicht erfolgen kann, auch das Stroh um so unvollkommener wird. Das Lagern nach der Blüthe schadet zwar weniger, aber die Samen bleiben immer unvollkommen und dickschällig. Folgt das Lagern kurz vor der Ernte, so schadet es am wenigsten und hat dann nur zur Folge, daß das Erntegeschäft beschwerlicher wird. Die Ursachen des Lagerns sind verschiedenartig, indem sie theils im Boden, theils in der Witterung, theils in der Zurichtung des Bodens liegen. Zu starke Düngung erzeugt das meiste Lager, wenn nicht die Saaten durch zu trockene Witterung leiden. Es kann aber auch in einem minder kräftigen Boden L. entstehen, wenn nämlich die Witterung im ersten Frühjahr die Vegetation so sehr begünstigt, daß die Pflanzen, ohne sich gehörig bewurzelt zu haben, zu üppig und wenig kräftig emporkwachsen, wo sie dann durch einen Regenguß sehr bald niedergelegt werden und sich selten wieder aufrichten, vielmehr entweder größtentheils faulen, oder mit einem Knie aufwachsen, wobei viele Pflanzen zu Grunde gehen, die Aufrichtung derselben aber oft bis zur Blüthezeit noch nicht vollendet ist, wo dann die Befruchtung sehr unvollständig vor sich geht. Rührt das Lagern von zu starker Düngung her, so muß man bei der Fruchtfolge darauf Rücksicht nehmen, solche Früchte, welche durch das Lagern nicht leiden, in die Stelle des frischen Mistes, diejenigen aber, welche diesem unterworfen sind, nach jenen zu bringen. Auch ist es in dem Fall, daß man genöthigt ist, stark zu düngen, gerathen, den Mist in einem mehr zergangenen Zustande aufs Feld zu bringen, und lieber oft und schwächer, als stark auf einmal zu düngen. In diesem, obschon nur in wenigen Wirthschaften Statt findenden Fall ist es auch gerathen, sich weniger auf den Bau der gewöhnlichen Feldfrüchte, als auf den der Handelsgewächse zu legen. Findet der Umstand öfters Statt, daß durch einen zu üppigen Trieb im Frühjahr die Pflanzen schwächlich werden, so muß man im Herbst später, im Frühjahr zeitiger säen. Am häufigsten ist die Ursache des Lagerns in der Beschaffenheit des Bodens oder in einer fehlerhaften Bearbeitung zu suchen. Liegt die Ursache im Boden, daß die Früchte nach geschehenem Körneransatz bei einem mäßigen Regen, manchmal sogar auch ohne diesen, zum Lagern gelangen, so muß man besonders darauf Rücksicht nehmen, daß die Samen der Früchte möglichst tief untergebracht werden, damit sie einen festen Standpunkt bekommen, auch muß man die Walze in Anwendung bringen, damit der Boden mehr Konsistenz erlange, und überhaupt zu große Lockerung durch Bearbeitung vermeiden, weil in der Regel sich nur in einem zu losen Boden Lagerfrucht zeigt. Hat der Boden jedoch nur eine leichte Ackerkrume, die eine tiefe Bearbeitung und Unterbringung der Samen nicht gestattet, so muß man durch die Düngung mit solchen Düngungsmitteln, welche dem Stroh der Früchte eine größere Steifheit geben, als durch

reißt liegen haben; — 2) (Landw.), s. Lagerkorn.

Lagern-St., franz. Dorf mit Markt, Dep. Rhône, westlich von Belleville; vorzüglich rother Wein; 1170 Einw.

Lagerobst (Pomol.), diejenigen Äpfel u. Birnensorten, die sich den ganzen Winter hindurch auf dem Lager halten.

Lagerordnung (Kriegsw.), s. Lager,

Lagerpolizei (Kriegsw.), s. Lager.

Lagerpunkt (Kriegsw.), s. *Kanon*, S. 49, 3).

Lagerreben (Weinb.), Wein, dessen Reben gerne auf der Erde hinkriechen.

Lagerrechnung, s. Lagerkonto.

Lagerrohre (Leitungsrohren), Röhren, welche von einer Wasserkunst aus unter der Erde fortgehen und das Wasser in die verschiedenen Theile einer Stadt leiten.

Lagerscheite (Forstw.), s. Scheitholz.

Lagerschwelle (Bauw.), s. v. a. Fochträger.

Lagerstätte (Geognos.), s. Lagerung, D.

Lagerstange (Jagdw.), s. v. a. Grundstange, f. Schlagbaum 3).

Lagerström, Magnus von, schwedischer Staatsmann und Freund Linne's, geb. 1696 zu Stockholm, wurde von Karl XII. zu mehreren wichtigen Sendungen gebraucht, arbeitete später als Korrektor, ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm und † das. 1759. Nach ihm ist benannt die folgende Pflanze.

Lagerströmia (Bot.), nach Linne, Lagerströmie, Bakrose nach Dken, Gattung der Lythraceae Dec., Polynndria Monogynia L. — Charakter: Kelch sechspaltig, mit zwei Brakteen versehen; sechs genägelte Kronenblätter; 18–30 Staubgefäße; Kapsel vom Kelche umgeben, 3–6klappig, 3–6fächerig, vielstämig. Bäume u. Sträucher in Indien und China, mit viereckigen Zweigen, ganzen Gegenblättern und Rippen; von 12 Arten sind als Zierpflanzen und in der Heimath zum Theil als Arzneigewächse bekannt: 1) *L. indica* L. Bot. Mag. 405., in der Heimath Tsjinkin. Baum in China, Cochinchina und Japan. Blätter rundlich-eiförmig, zugespitzt, ganz randig; Blüthen zierlich, infarnatroph. Variirt mit scharlachpurpur- und rosenrothen Blüthen. Gedeiht vorzüglich gut im freien Bodeneines Winterhauses. — 2) *L. hirsuta* Willd., Rheede Hort. mal. 4. Taf., 22. Ein Baum Malabars, wo man die Rinde zu zertheilenden Pflastern gegen Bubanen und andere syphilitische Leiden anwendet. — 3) *L. reginae* Roxb. in Ostindien Adamboë, Bankroosen, Rheede Hort. mal., 4, T. 20. 21. Mittelmäßiger Baum in den Bergwäldern Ostindiens. Blätter länglich, langgespitzt, nach der Basis zu geschmälert, ganzrandig, kurzstielig, glatt; Blüthen sehr schön, groß, 2–3 Zoll im Durchmesser, anfangs rosen- dann purpurroth. Man gebraucht die Wurzel gegen verschiedene Wunden und Halskrankheiten und auch zu erweichenden und zertheilenden Breiumschlägen; eine Abkochung der Rinde, Blätter und Blumen wird angewendet bei Störungen im Unterleib und daher rührenden Krankheiten. Die Samen sollen fast narkotisch wirken. Die Gattung ist

der Typus der Lagerstroemiae Dec., welche eine Gruppe der Lythraceae Juss. bilden.

Lagerströmia (Bot.), nach Decandolle, s. Lagerströmia.

Lagerung (Med.). Fassen wir diesen Begriff im weitesten Sinne des Wortes und begreifen wir darunter alles Dasjenige, was in Betreff der Art der L. 1) eines Kranken überhaupt, 2) bei den einzelnen chirurgischen Krankheitszuständen insbesondere, und 3) zum Behufe einer zu unternehmenden Operation, dem Wundarzte zu beachten von Wichtigkeit ist, so gehört dieser Gegenstand gewiß zu einem der bedeutendsten der Chirurgie. Wie sehr erleichtert eine passende Lage die Ausführung schwieriger, an weniger zugänglichen Theilen zu unternehmender Operationen, die Einrichtung von Dielokationen, die Verhütung von Eiterentkungen, die Heilung flassender, auf andere Weise nicht zu vereinigender Wunden u. s. w., ja englische Aerzte haben in neuerer Zeit die Ansicht aufzustellen gewagt, man könne bei Weinbrüchen aller Bandagen und Schienen gänzlich entbehren und die bloße zweckentsprechende L. reiche völlig zur sicheren und vollständigen Heilung derselben hin. Freilich lassen sich die Regeln, welche man in Hinsicht der verschiedenen L. für alle jene einzelnen Fälle zu beobachten hat, nicht leicht unter allgemeine Principien zusammenfassen, ebenso wie es der Beurtheilung des Wundarztes anheim gestellt bleiben muß, sich hierbei von der jedesmaligen Individualität des Subjekts und der Umstände bestimmen zu lassen; indeß können doch einige Grundsätze aufgestellt werden, um als leitende Richtschnur zu dienen.

Bei der Bestimmung der L. eines Kindes überhaupt muß man besonders die Rücksicht im Auge behalten, daß dieselbe bequem und dem Kranken vollkommen behaglich sey, da letzterer dabei meistens von einem fast instinkartigen Gefühle geleitet wird, nur die Lage angenehmer zu finden, die zugleich auch die zweckmäßigste ist; nur selten kommen Fälle vor, wo man wegen einer besonderen Heilintention von diesem Grundsatz abweichen muß. Besonders zu beachtende Punkte nun sind die Wahl des Krankenzimmers und des Krankenzimmers. In ersterer Beziehung hat man allerdings nicht immer, namentlich bei der ärmeren Volksklasse und in der Privatpraxis freie Wahl; geht es aber an, so wähle man ein Zimmer, das von störendem Geräusche fern liegt, mit seinen Fenstern nach einer freien, gesunden Gegend blickt, mäßig hoch, und in seinem Raume nicht zu beengt ist. In öffentlichen Krankenanstalten erfordert es daher noch besondere Sorgfalt, daß nicht zu viele Kranke in einem beschränkten Raume zusammenliegen, wodurch am sichersten jenem Uebelstande, dessen Verhütung eine Hauptaufgabe der Krankenpflege ist, nämlich der Anfüllung der Luft mit schädlichen Gasarten, vorgebeugt wird. — Als Lagerstätte dient gewöhnlich das Bett, und nur in den seltenen Fällen, wo eine Ansammlung von Flüssigkeiten in der Brusthöhle, Aneurysmen der Aorta u. s. w. eine perpendikuläre Richtung des Körpers nöthig machen, auch der Stuhl. Das Bett darf weder zu hoch noch zu

niedrig seyn, damit der Wundarzt sich bequem mit dem Kranken beschäftigen könne; es muß festgebaut seyn, und in öffentlichen Krankenhäusern gebraucht man am zweckmäßigsten eiserne Bettstellen; es darf nicht zu breit seyn und muß frei dastehen, damit man es wenigstens von drei Seiten umgehen könne (s. Krankenbett u. Krankenstuhl). Die Unterlagen sind ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit; sie dürfen nicht zu erbigend, nicht zu weich und nachgiebig seyn, müssen dagegen eine gewisse Festigkeit u. Elasticität besigen, um stets eine gleichmäßig ebene Fläche zu bilden; am unpassendsten sind daher Federbetten, zweckmäßig dagegen Matratzen, namentlich die mit Kossbaaren ausgestopften. Die Decken müssen leicht seyn und ihre Zahl und Dicke der Temperatur des Zimmers entsprechen; Federbetten wären daher hier natürlich vollends unpaßend. Das Umjäumen der Krankenbetten mit Gardinen und sogenannten Wänden ist öfter in der Privat- als in der Hospitalpraxis anzurathen, weil bei letzterer der Kranke hierdurch der Beobachtung des meistens für mehrere Kranke gemeinschaftlich bestimmten Wärters zu sehr entzogen wird.

Die specielle L. des Körpers zur Erreichung irgend eines Heilzweckes muß natürlich verschieden seyn, je nach den verschiedenen Krankheitszuständen. Eine horizontale Lage des Rumpfes ist in allen den Fällen erforderlich, wo der Körper in einen möglichst unthätigen, erschlafften Zustand versetzt werden soll, sey es, um die Aktivität der Muskeln zu beschränken oder um den Kreislauf und die Gefäßthätigkeit zu schwächen. Aus letzterem Grunde ist die horizontale Lage, namentlich auf einer festen und ebenen Unterlage, ein so wichtiges Moment zur Heilung von Rückrathskrümmungen, und bei geringeren Graden von Lordosis reicht dieselbe, einige Zeit lang konsequent fortgesetzt, vollkommen zur Heilung aus. Dasselbe gilt bei der Kur von Prolapsen und Hernien, wo eine längere Zeit und ununterbrochen fortgesetzte horizontale Lage allein oft im Stande ist, radikale Heilung zu bewirken. Von nicht minderem Nutzen ist eine solche Körperhaltung bei Mutterblutflüssen, sowohl wegen der dadurch bewirkten allgemeinen Ruhe, als auch wegen des verminderten Blutzuflusses zu dem afficirten Organe, dergleichen bei großer Reizung zum Abortus oder zu übereilten Geburten, die ebenfalls durch eine länger oder kürzer andauernde, horizontale Lage bisweilen verhütet werden können. Ferner wird dieselbe, aber Monate lang fortgesetzt, von Cooper als wirksam erklärt zur Beseitigung von chronischer Orchitis, von Davis zur Heilung von Dysmenorrhoe, wenn gleichzeitig hin und wieder örtliche Blutentziehungen am Muttermunde vorgenommen werden, ferner bei Varikocelen, bei Varikus und varikösen Geschwüren an den unteren Extremitäten, bei ödematöser Anschwellung derselben, überhaupt so oft es darauf ankommt, den Säfteandrang nach der unteren Körperhälfte zu verringern. — Eine nach vorwärts geneigte Lage wird erforderlich bei allen bedeutenden Querschnitten an der Vorderfläche des Halses,

der Brust und des Unterleibes, umgekehrt aber eine möglichst nach rückwärts gebeugte Lage bei Längenschnitten jener Theile, so oft nämlich die schnelle Vereinigung beabsichtigt wird, weil auf diese Weise die Wundränder am natürlichsten einander genähert und in Kontakt erhalten werden. Dies findet namentlich seine Anwendung bei Wunden der Luftröhre, bei denen, mit Hintansetzung aller anderen Contentivmittel, lediglich durch Vorwärtseigen oder Zurückbeugen des Kopfes, je nachdem es eine Quers- oder Längenschnittwunde ist, das Zusammenhalten der Wundränder bewirkt wird. — Bisweilen ist eine seitliche Lage besonders wohlthätig und angenehm, so bei mehreren chronischen Krankheiten der Brust, bei schweren Geburten, bei entzündlichen Uebeln der entgegengesetzten Körperseite. Endlich kann noch irgend eine einzelne Körperstelle Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit werden, um dieselbe gegen Druck und Reibung zu schützen, Infiltrationen oder Ansammlungen von Eiter zu verhüten u. s. w., was durch eine passende L. häufig genug erreicht wird.

Noch besondere Erwähnung verdient die L. zum Behufe der Heilung von Frakturen. Hierbei wird stets das Princip in Anwendung gesetzt, nach geschehener Reaktion, das Glied in eine solche Lage zu bringen, in welcher die Muskeln, welche sich an die gebrochenen Knochenenden anheften, in möglichste Erschlaffung versetzt werden und daher dieselben durch ihre Aktionen wieder zu verrücken nicht im Stande sind. Darauf zielen auch größtentheils alle jene Vorrichtungen hin, die unter dem Namen der Schweben, Lagen, Hängeapparate u. s. w. bekannt sind; auch gibt es Frakturen, wo andere Retentionsmittel, als eben eine zweckmäßige L., anatomischer Verhältnisse wegen gar nicht möglich sind, so z. B. bei Brüchen des Hülshenbeins, des Sig- und Schambeins, der Fortsätze des Schulterblatts u. s. w. So einfach es nun beim ersten Anblick scheinen dürfte, für solche Fälle die anzuwendende Richtung des Gliedes zu bestimmen, indem man bloß die sich ansetzenden Muskeln und deren größte Erschlaffung zu berücksichtigen nöthig hat, so ist dies doch oft wegen der, obgleich antagonistisch wirkenden, sich dens noch gemeinsam an einen Knochen heftenden Muskeln, a priori kaum festzustellen möglich, und daher die sich oft widersprechende Angabe der Wundärzte erklärlich. So halten Einige beim Bruch des Olecranon die ganz ausgestreckte Lage des Vorderarms für die passendste, während Andere die stärker oder schwächer flektirte vorziehen; ähnliche Debatten erhoben sich in Betreff des Bruches des Schenkelhalses, überhaupt über die L. bei Brüchen der unteren Extremitäten. In früheren Zeiten wurde bei diesen allgemein die gerade ausgestreckte Richtung, wobei der Rumpf mit den unteren Extremitäten sich in einer Linie befindet, angewandt; dagegen machte sich später namentlich durch Pott die Ansicht geltend, daß vorzüglich die gebogene Lage der unteren Extremität, wobei der ganze Körper auf der Seite ruhen muß, diejenige ist, welche am vollkommensten eine Erschlaffung

sehr complicirten Frakturen, eingeklemmten Brüchen u. s. w., oder endlich, wenn die Operation an sich eine so leichte ist, daß sie auch im Bette sehr bequem ausgeführt werden kann; dagegen hat dies Verfahren allerdings die Nachteile, daß das Krankenbett selten eine solche Konstruktion hat, daß der Operateur und die Gehülfen bequem von allen Seiten zur Operationsstelle gelangen können, und daß ferner sehr leicht Unterlagen und Decken von Blut beschmutzt werden, was dann dennoch ein Umbetten nöthig macht. Deshalb wird es größtentheils zweckmäßig seyn, den Kranken wenigstens nicht in demselben Bette, in welchem er während der Dauer der Heilung bleiben soll, zu operiren, und muß doch einmal noch ein zweites Bett benutzt werden, so ist, wegen der meist unbequemen Konstruktion desselben, doch jedenfalls die L. auf einen Tisch vorzuziehen. Hierzu kann man sich eines jeden gewöhnlichen Tisches bedienen; nur muß derselbe fest und so hoch seyn, daß der Operateur sich weder zu stark über zu beugen, noch auch zu sehr hinauf zu langen nöthig hat, auch darf er nicht zu breit seyn. Zu umstellbaren, allen jenen Anforderungen am besten entsprechenden Operationstischen gab v. Gräfe (s. dessen Jour. Bd. I, S. 61, Taf. IV u. V) ein, nun schon seit vielen Jahren bewährtes und mehrfach nachgeahmtes Muster an. Ueber den Tisch wird, um ihn von Blut rein zu halten, eine Wachstuchdecke ausgebreitet, und der Kranke darauf, je nach der Operationsstelle, verschieden gelagert. Befindet sich dieselbe an der hinteren Fläche des Körpers, so muß der Kranke natürlich auf dem Bauche liegen, während er sich mit den beiden Füßen auf zweien, am Fußende des Tisches befindlichen, niedrigen Stühlen aufstützt; soll eine Operation an der vorderen Fläche des Körpers vorgenommen werden, so liegt der Kranke ganz horizontal auf dem Rücken, indem man bloß den Kopf durch ein Kissen unterstützt; der Operateur tritt als dann zur Seite des Tisches. Wird endlich am Perinäum oder After operirt, so lagere man den Kranken so, daß er mit dem Hinteren etwas über den Tischrand hervorragt, neige die im Knie flektirten unteren Extremitäten stark gegen den Bauch zurück, und lasse dieselben von zwei Gehülfen weit von einander halten. Individuelle Fälle können freilich sowohl ein Abweichen von den aufgestellten Principien, als auch die Anwendung ganz eigenthümlicher Attituden des zu Operirenden nöthig machen, z. B. die L. auf Ellenbogen und Kniee (position à la vache), zu mehreren geburtshülflichen Operationen, zur Reposition mancher Dislokationen des Uterus u. s. w., ferner die mannichfachen Körperstellungen zur Reduktion von Hernien und Luxationen, zur Exploration verschiedener Höhlen und dergl., wie es bei der speciellen Darstellung jener Operationen gelehrt wird.

Ein sehr zu beachtender Gegenstand bei der Bestimmung der L. eines zu Operirenden ist die Art der Befestigung desselben, da selbst bei der größten Besonnenheit und Kaltblütigkeit des Kranken, die Heftigkeit des Schmerzes ihn zu unwillkürlichen Bewegungen veranlassen

kann, die den Erfolg der Operation zu vereiteln oder bedeutende Nebenverletzungen zu erzeugen vermögen. Sonst bediente man sich hierzu vielfach der Laquen, in der Mehrzahl der Fälle indeß werden dergleichen todte Befestigungsmittel nicht nöthig seyn, und einige zweckmäßig angestellte Gehülfen, welche ihre Kräfteanwendung aber stets dem Widerstandsvermögen des Kranken ankommodiren müssen, werden hierzu vollkommen ausreichen. Die neuere Methode, die Kranken vor der Operation durch Chloroform für den Schmerz unempfindlich zu machen, läßt natürlich da, wo sie anwendbar ist, jede Befestigung entbehren. Operirt man junge Kinder, so kann man diese auf keine Weise sicherer lagern, als indem man sie von einer ihnen bekannten Person auf den Schoß nehmen läßt, oder sie total in ein Tuch einwickelt und auf den Tisch hinlegt.

Welches übrigens die L. sey, die man für eine Operation wählt, immer muß man mit Umsicht dafür sorgen, daß die Operationsstelle hinreichend beleuchtet werde, was am vollkommensten durch das Sonnenlicht geschieht. Kann dieses von oben herab in das Operationszimmer einfallen, so wird dies freilich die günstigste Beleuchtung gewähren; sonst muß man dies dadurch zu erreichen suchen, daß man den Lagerungsapparat möglichst dem Fenster nähert, eine jede Verdunkelung, sie geschehe durch Körpertheile des Kranken, durch die Assistenten od. durch den Operateur selbst, durch zweckmäßige Placirung verhindert, die zu operirenden Stelle durch untergeschobene Kissen und dergl., zum hervortretendsten Theil des Körpers macht, nöthigenfalls sich aber auch des Kerzenlichts bedient.

Lagerung (Geognos.), auch Stratifikation, ist das Verhältniß der Gebirgsmassen unter einander, soweit es sich auf ihre gegenseitige Lage bezieht. 1) Eine Gebirgsmasse von größerer Ausdehnung und einer ihr eigenen innern Beschaffenheit heißt ein Gebirgslager. Sobald ein solches Lager eigenthümlicher Natur u. von großer Verbreitung ist, heißt es Stückerbirge, führt es Erze, so heißt es Erzlager. Wenn ein Lager auf einem andern ruht, so findet Auflagerung Statt, u. in diesem Falle heißt die als Grundlage oder Ablagerungsboden dienende Masse das Liegende oder die Sohle des darauf ruhenden Gesteinskörpers, während dieser sich zu jenem als das Hangende oder das Dach verhält. Die Auflagerung ist eine gleichförmige, wenn Hangendes und Liegendes gleiches Streichen und Fallen zeigen oder einander parallel sind, eine ungleichförmige od. abweichende, wo dieser Parallelismus nicht Statt findet. Das letztere Verhältniß kann nur da eintreten, wo der liegende Gesteinskörper älter und vor der Auflagerung des Hangenden aus der horizontalen Lage in eine mehr oder minder aufgerichtete gebracht worden ist, oder der eine Gesteinskörper als Gang auftritt. In diesem Falle wird das später aufgelagerte Hangende nicht sowohl die Oberfläche als vielmehr das Ausgehende des Liegenden bedecken, und das nunmehr eingetretene Verhältniß wird Ueber-

tengänge, Lettenklüfte). Gänge, deren Ausfüllungsmaterial zu einem techn. Zweck abgebaut wird, sind edle, alle anderen taube. Aber dieses Material ist nicht immer in der ganzen Ausdehnung des Ganges gleich und namentlich ist der Erzgehalt sehr wechselnd, reich in den sogenannten Erzmitteln (Erzstöcken, Erznestern), gering im armen oder tauben Gestein. Die Anordnung des Ausfüllungsmaterials in den Gängen oder die Textur der Gänge ist eine höchst verschiedene. Massig heißt sie, wenn die einzelnen Gangtheile ohne bestimmte Form unter einander liegen oder der ganze Gang nur aus einem einzigen Mineral besteht. Die Lager-textur zeigt den breiten Seiten des Ganges parallele Lagen, die sich durch Farbe, Zusammensetzung u. von einander unterscheiden. Häufig sind diese Lagen symmetrisch von beiden Seiten her nach der Mitte geordnet und zwar einfach oder wiederholt; in andern Fällen dagegen ist die Anordnung unsymmetrisch. In den Gängen liegen auch oft Trümmer oder Brockengesteine, theils Trümmer des Nebengesteins, theils älterer Gangglieder. Sind sie von einer radial krystallisirten Rinde (von Quarz, Kalkspath u.) umgeben, so entsteht die von v. Weissbach so benannte Sphärentextur, zu der auch die Ringerze zu zählen seyn dürfen. Häufig enthalten die Gänge auch Drusenräume, die sich vorzugsweise im mittleren Theile des Ganges finden. Auch hier sind die Mineralien nicht selten in einer bestimmten Aufeinanderlagerung, deren Gesetz aber noch nicht ermittelt ist, zu finden, während andererseits die Aufeinanderhäufung der Krystalle in den Gangdrusen manchmal nur einseitig erfolgt ist. Selbst Stalaktiten kommen in den Gangdrusen vor. — Dieses Ausfüllungsmaterial oder die Gangmasse ist nun bald mit dem Nebengestein innigst verwachsen, bald davon noch durch ein besonderes Gestein, die Sohlbänder, geschieden. Wird die Trennung der Gangmasse vom Nebengestein durch eine Erds- oder Lettenschicht getrennt, so heißt diese Besteg, Lettenbesteg. — d) Das Nebengestein (die Wände der Gangspalte) erscheint zwar oft unverändert, wohl aber noch öfter mit Veränderung, die theils in Zerklüftung, oft mit Erzanflug der Klüfte (Imprägnation), theils in Zerfegung und Entfärbung, theils in Verhärtung durch eingedrungene Kieselerde (Imprägnation), theils in Färbung durch eingedrungene Metalloryde (Imprägnation), theils in Einsprengung krystallisirter Bestandtheile des Ganges (Imprägnation) besteht und meistens der Einwirkung des Ganges zugeschrieben wird. — e) Die Bildung der Gänge ist längst Gegenstand zahlreicher Untersuchungen und Diskussionen gewesen. a) Die Entstehung der Gangspalten, von denen die kleinen und engen Klüfte, die zwar oft auch ihre eigenthümliche Ausfüllung haben, aber mehr nur auf einzelne Schichten sich beschränken, wohl unterschieden werden müssen, wurde früher als etwas einmal Gegebenes nicht weiter erörtert, und nur erst Werner sprach es mit Klarheit aus, daß dieselben durch Zusammenpressen (Kontraktion) der Massen bei ihrer Festwerdung, durch Lostrennung bei einseitiger

Freilegung und wohl auch durch Erbeben entstanden seyen, worauf v. Beust zeigte, daß die letzte Ursache, die Erdererschütterungen, die Hauptursache der Aufreißung der Gangspalten (namentlich der Spalten der Erzgänge) seyen. — ß) Ueber die Ausfüllungsweise der Gänge sind desto mehr Theorien aufgestellt worden, und v. Herder hat dieselben unter folgende Rubriken gebracht: aa) Kongenerationstheorien, nach welchen die Gänge nicht Spaltenausfüllungen, sondern mit dem Nebengestein gleichzeitig entstandene Gesteinskörper sind. Dieser Meinung sind Stahl und einige Aeltere. bb) Lateralsekretionstheorien, nach welchen die Ausfüllungsmassen der Gänge schon im Nebengestein enthalten waren und sich nur in den Spalten concentrirten, wie schon Becker, Denckel, Zimmermann, Pryce u. A. annahmen und später Kesterstein, der die metall. Theile der Erzgänge durch einen galvan. Proceß in die Spalten gelangen läßt, während Andere wollen, daß viele Gänge durch eine Art von Auslaugung oder Auskrystallisation aus dem Nebengestein mit gewissen Mineralien erfüllt worden sind. Auf diesem Wege allein können aber nur wenig mächtige Gänge entstanden seyn, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß in vielen Fällen die Gangbildung nicht bloß nach einem Princip, sondern durch Kombination mehrerer von Statten gegangen ist. cc) Descensionstheorien, nach welchen die Gangspalten von oben nach unten, namentlich durch Ablager. aus Wasser ausgefüllt worden sind. Bergmann, Delius, Gerhard, Kirwan und endlich Werner waren dieser Meinung, die allerdings auf viele Gänge Anwendung findet, allein bes. in Bezug auf die Erzgänge meistens zurückgewiesen wird. dd) Ascensionstheorien, nach welchen die Gänge von unten nach oben ausgefüllt worden sind und zwar aa) durch Injektion der Gangmasse in heißflüssigem Zustande, wie nicht bloß die Gesteingänge (Granit u.), sondern auch Erzgänge und Lager, die oft mit plutonischen, also Eruptivgesteinen so innig verbunden sind, daß es scheint, als ob ihre Entstehung von der jener Massen nicht getrennt werden könnte. Fournet hielt fast alle Erzgänge für solche Injektionsgänge. ßß) Durch Infiltration von unten, d. h. durch Ablagerung aus aufsteigendem mineralischem und meist heißem Wasser, wie z. B. der Karlsbader Sprudel u. Sinter oder andere im Wasser enthaltene Mineralien ebensowohl an den Wänden der Spalten als auf anderen Oberflächen absetzen. Obgleich eine solche Bildung von Erzgängen noch nirgends beobachtet worden ist, so ist sie doch wahrscheinlich in Gängen, deren Gangart aus Mineralien von höchst verschiedener Schmelzbarkeit zusammengesetzt ist, um so mehr, als Fournets Ueberschmelzungshypothese weder zur Erklärung dieses Phänomens, noch auch zu der der Symmetrie der Ganglagen ausreicht. Endlich beweist auch Bischoff mit schlüssigen Gründen die Wahrscheinlichkeit einer solchen Infiltration. yy) Durch Sublimation, eine Ansicht, die schon der Meinung Dapels und Lehmanns, nach welcher die Gänge

Verzweigungen eines und desselben im Erbin-
nern befindlichen Stammes sind und von metals-
tischen Theilen in Gestalt von Dämpfen in ähn-
licher Weise, wie in den Pflanzen der Saft
aufsteigt, durchdrungen und erfüllt worden sind,
zu Grunde liegt. — 1) Das relative Alter
der Gänge bestimmt sich im Allgemeinen so, daß
zunächst alle Gänge jünger sind, als ihr Nebens-
gestein, ferner daß von zwei sich kreuzenden
Gängen der durchsetzte älter ist, als der durch-
setzende, im Specieellen für die Erzgänge so, daß
die ältesten Gesteine auch die ältesten Gänge
aufzuweisen haben und es den Anschein hat, als
ob jeder Eruptionsperiode auch gewisse Gänge
angehörten, wie nach Fournet die Gänge Süd-
frankreichs theils den dortigen Porphyrn, theils
den Grünsteinen und Serpentinien, nach Cotta
die Freiburger Gänge den Quarzporphyren, die
Harzer und Nassauer Gänge den Grünsteinen,
die Rothelfensteingänge der Ruhrgegend nach
v. Dechen den Dioriten, die Brauneisensteingänge
den Diabasen, die Schemnitzer Gänge den Tra-
chyten u. c. koordinirt seyn sollen. In Bezug auf
die Häufigkeit der Erzgänge, die in den älteren
Gesteinen so zahlreich sind, macht der Basalt
eine höchst auffallende Grenzscheide und mit
Ausnahme der Eisensteingänge gehören Erz-
gänge in jüngeren Bildungen zu den Seltens-
heiten, wie die Silber-, Kupfer- und Bleierz-
gänge von Soulobre im Muschelkalk, die blei-
glanzhaltigen Schwefspatthgänge im Muschel-
kalk von Bruchsal, die erzhaltigen Schwef-
spatthgänge im Basalt von Charolais, die Silber-
erzgänge in der Eifenischen Kreide u. c.

3) Literatur. Agricola, De ortu et causis
subterraneorum; De natura eorum, quae efflu-
unt e terra; De natura fossilium; De veteribus
et novis metallis; Bermannus; rec. et a scholiis
illustr. a Sigfrido, Wittenb. 1612; — Becher,
Physica subterranea, Frankf. 1664; — Henk-
el, Pyritologia oder Kieselhistorie, Leipz. 1725;
— Stahl, De ortu venarum metalliferarum,
Halle, 1700; — Zimmermann, Ober-sächsisches
Bergakademie, Dresden, 1746; — Delius,
Vom Ursprung der Gebirge und der Erzadern,
Berl. 1770; — Pryce, Mineralogia cornubien-
sis, Lond. 1778; — Kirwan, Geological essays,
Lond. 1779; — Werner, Neue Theorie von der
Entstehung der Gänge, Freib. 1794; — Char-
pentier, Beob. über die Lagerstätten der Erze,
Leipz. 1799; — Schmidt, Theorie der Verschie-
bungen älterer Gänge u. c., Frankf. 1810; —
Boase, Geology of Cornwall, 1833; — v.
Weissenbach, Abbild. merkwürdiger Gang-
verhältnisse. 1836; — v. Herder, Der tiefe
Meißner Erbstollen, 1838; — v. Beust, Kri-
stische Beleuchtung der wernerschen Gangtheorie,
1840; — Ders., Gangkarte der Freiburger Berg-
reviere, 1842; — Treibschleben, die sächsischen
Erzgänge, 1843; — Fournet, die Erzgänge,
übers. von Cotta, 1846; — Cotta, Gangstü-
dien, noch forterscheinend.

Lagerungsformeln (Geognos.), s. Lage-
rung, 2) A. c).

Lagerungslehre (Geognos.), s. v. a. die
Lehre von der Ordnung, in welcher die Gesteine,

aus denen die feste Erdrinde besteht, neben und
über einander vorkommen. S. Lagerung.

Lager, türkisches (Mollus.), Walzen-
schneckenart, s. v. a. *Oliva porphyria* Lam.

Lager von St. Roche, s. Roque 1) u.
Gibraltar (Gesch.).

Lagerwachen. s. Lager (Kriegsw.).

Lagerwand (Bergb.), 1) in einem Schacht
das feste Gestein, welches ein Auszimmern un-
nötig macht; — 2) das der Auszimierung zur
Unterlage dienende feste Gestein.

Lagerwarze (bot. Term.), s. v. a. Phyma;
Lagerwarzig, s. v. a. Phymatophorus.

Lagerwein, Wein, der die Eigenschaft hat,
sich lange auf dem Lager zu halten und durch
seine Güte die Kosten vieljähriger Pflege ers-
etzt. Schlechter Wein ist zum Lagern nicht
tauglich und muß so schnell als möglich an die
Weinflugfabriken u. c. verkauft werden.

Lagerzins, s. v. a. Lagergeld.

Lages, brasilian. Villa, Kapitanat St.
Paulo, Comarca Paranaguá, nahe an der
Bahara; 2000 Einw.

Lagesbüttel, hannöv. Dorf, Lüneburg,
Amt Sifhorn; 120 Einw.

Lagesch, Abtheilung der Zigeuner (s. b.).

Lagetta (Bot.), nach Ruffieu, Spigen-
baum, Spigenholz, Batt. der Daphnoi-
deae Cassel, der Onagraceae Richb., Octandria
Monogynia L. — Charakter: Kelch gefärbt,
röhrig, vierspaltig, bleibend, mit acht Schup-
pen am Grunde u. so viel Staubfäden; Pfau-
me zottig, mit 1–3 Rüssen und einer zweilap-
rigen Narbe am Gipfel; kein Eiweiß. Schrägliche
Sträucher und Bäume im heißen Amerika, mit
sehr zähem Saft, Gegen- und Wechselblättern
und Blüten in Endsträußern; 2 Arten: 1)
L. lintearia Lam., *Daphne Lagetto* Sw., franz.
Bois dentelle. Baumartiger Strauch auf hohen
Bergen Westindiens, der ganz die Eigenschaf-
ten von *Daphne mezereum* L. haben soll und
vorzüglich auf Jamaica bei Lues venerea, be-
sonders Knochenschmerzen und andern hartnäk-
tigen Krankheiten angewendet wird. Der Saft,
der aus 10–30 Schichten besteht, welche sich
leicht trennen und durch Auseinanderziehen in
ein spigenartiges Gewebe ausbreiten lassen,
wird zu Manschetten, Kokarden und andern
ähnlichen Dingen benutzt. Sloan, 2. Taf. 168,
Fig. 1–3. — 2) *L. lunifera* Mart. Brasilien.

Lagetto (span. Bot.), s. v. a. gemeines
Spigenholz, *Lagetta lintearia* Lam.

Laggan (Geogr.), 1) schott. Kirchspiel,
Graffsch. Inverness, am gleichn. See; 1290
Einw.; — 2) See daselbst; ist 15 engl. Meilen
lang und sehr fischreich.

Laggarden, preuß. Dorf, Prov. Preußen
(St.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdaun-
en; 250 Einw.

Laggenbeck, preuß. Bauernschaft, Prov.
Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklen-
burg; 310 Einw.

Laggera (Bot.), nach Schulp, Batt. der
Compositae Asteroidae Schultz. Ausdauernde
Kräuter und Halbsträucher in Abyssinien,
unter 3 Arten bekannteste: *L. purpurascens*
Schultz.

tor nebst einigen untergeordneten k. k. Beamten. Sehenswerth ist hier eine unweit des Kledens l. befindliche Stalaktitengrotte, deren größte Formationen das Auge sehr überraschen und der von Cervola bei Triest weder an Größe, noch an Schönheit nachstehen.

Pagostoma (Chir.), s. v. a. Pagochilus.

Pagostomi (Säugeth.), nach Leunis und Andern, Chinchillina Schinz, Hasenmäuse, Wollhasen, Gattung der Rosores Cuv., der Ordn. der Nagmäuse und der Zunft der Laufmäuse nach Dlen. — Allgem. Charakter: Ohren groß; Hinterschenkel doppelt so lang als die Vorderchenkel; Schwanz lang, oben und unten lang behaart; Pelz sehr weich; Backenzähne allenthalben 4, welche aus 2 oder 3 Parallelläutern zusammengesetzt sind. — Diese kleine Familie ist nur südamerikanisch. — Gattungen: Pagostomus, Criomys (Callomys), Pagotis.

Pagostomus (Säugeth.), nach Lesson, Hasenmäusegatt., s. v. a. Callomys. — Die Gatt. bildet nach den neuern Zoologen die Familie der Pagostomi, (s. d.). Die einzige fossile Art, *L. brasiliensis* Lund aus brasilianischen Knochenhöhlen ist der Bizcacha sehr ähnlich.

Pagothrix, (Säugeth.), nach Geoffroy, Wollaffe, Gattung der Quadrupeden Cuv. der Ordn. der Nagelschiere und der Zunft der Affen nach Dlen, unter Simia l. Gastrimargus Spir. — Charakter: Starkgebaute Thiere, mit weniger schlanken Gliedern und fünf Fingern an der Vorderhand. Die Nägel sind nicht platt, sondern zusammengebrückt und gebogen. Der Kopf rundlich. — Sie leben gesellig in Brasilien. Drei Arten: 1) *L. cana* Humb., grauer Wollaffe; in Brasilien: Caparro, Barigudo. *Gastrimargus olivaceus* Spir. Das Haar am ganzen Körper ist kurz, dicht, weich und wellig, auch am Bauche und am Schwanz. Die einzelnen Haare sind weiß und schwarzbraun geringelt, und dadurch entsteht die graue Farbe, welche auf dem Rücken heller ist, an den Händen und Füßen aber ins Schwarze übergeht. Die Kopfhaare um das Gesicht sind dunkel rothbraun; die längern Haare an der Bauchseite sind schwarz. Körperlänge 1 Fuß, 6 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 2 Zoll. Spir hat ihn am Flusse Tecantin und Colimeens, von Villa nova bis an die Grenzen von Peru gefunden. Sie verathen sich durch ihr Geschrei in den Wäldern, werden sehr zahm, setzen sich an den Tisch und warten geduldig, bis man ihnen gekochtes Fleisch oder Pomeranzon gibt, springen auf die Schultern, schnurren etwas und schmeicheln, indem sie den Kopf hin und her neigen. Sie haben Junge im November. Schreb. Taf. XXVI. — 2) *L. infumata* Spir. Rauchgrauer Wollaffe. Rücken hellbraun, am Kopf, den Seiten, Oberarmen und Schenkeln dunkler; Hände, innere Seite der Gliedmaßen und Unterleib fast schwarz; Schwanz schwarz. Körperlänge 1 Fuß, 5 Zoll; Schwanzlänge 2 Fuß, 1 1/2 Zoll. Spir, Sim. Bras. T. 20. — 3) *L. Pöppigii* Sch., Pöppigs Wollaffe; schwarzer Choro. Fell sehr dicht, fein, sammetartig, weich und glänzend, oben kastanienbraun, alle Haare an der Spitze aber grau,

Bauch und Brust glänzend schwarz mit langen seidenartigen Haaren bedeckt. Gesicht schwarz, nackt und sehr runzelig. Körperlänge 1 Fuß, 10 Zoll. Ist sehr selten und lebt einzeln in den Wäldern von Maynas.

Pagotis (Säugeth.), nach Schinz und And. Hasenohr, Bergviscacha, Gattung der Rosores Cuv., der Ordn. der Nagmäuse und der Zunft der Laufmäuse nach Dlen, Lagidium Meyen. Charakter: Vorderzähne zugespitzt, Backenzähne allenthalben 4, die einzelnen aus 3 Lamellen zusammengesetzt. Der Schädel nach hinten und oben gewölbt, die Gehörzellen nicht vorragend. Alle 4 Füße vierzehig und vorragend mit ganz fehlendem Daum; Nägel klein und etwas krallend, Ohren sehr lang; Schwanz lang; Lippen gespalten. — Felsenbewohner Peru's, unfern Kaninchen ähnlich; das Haar derselben wird zu Stoffen und Hüten verarbeitet. — Zwei Arten: 1) *Lag Cuvieri* Sch., cuvier'scher Bergviscacha. *Lagidium peruanum* Meyen. Gestalt eines Kaninchens, Schnauze ziemlich spitzig; Gesicht bei den Augen breit; Schnurrhaare, 12 auf jeder Seite, sehr steif und lang, ganz schwarz. Oberlippe tief gespalten. Augen nicht sehr groß, aber vorstehend; Ohren sehr lang, oben abgerundet, innen nicht behaart. Pelz dicht behaart, Haare sehr fein und weich, an der Wurzel dunkel, dann bis gegen die Spitze weiß, diese gelblich braun, die zahlreichen längeren Haare schwarz, dadurch bekommen die obern Theile ein schwärzlich graues Ansehen, rötlich überlaufen, die untern Theile etwas heller. Schwanz mit gröbern, steifen, langen Haaren besetzt, die obern braunen schwärzlich, die Seitenhaare dagegen schwarz, mit Weiß gemischt. Körperlänge 16 Zoll; Schwanzlänge ohne Haarbüschel 11 1/2 Zoll; Ohren 2 1/2 Zoll. Aufenthalt: die Hochebenen von Peru in Höhen von 12—13,000 Fuß, nahe am ewigen Schnee. Zool. Transact. 1. Thl. 1.—2.). *L. pallipes* Sch., blaßfüßiger Bergviscacha. Ohren kürzer als der Kopf, die Behaarung des Pelzes weniger lang, der Schwanz mit steifen rostrothen Haaren besetzt; Bauch und Füße rostgelb, letztere blässer. Körperlänge 15 Zoll; Schwanzlänge 11 Zoll; Ohren 2 1/2 Zoll. Bewohnt die chilianischen Anden. Zool. Transact. 1.

Pagotis (Bot.), nach Gärtner, Pflanzengatt. — Art: *L. glauca* Gaertn., s. v. a. *Gymnandra altaica*.

Pagow (Geogr.), preuß. Orte: 1) Stadt, Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Sternberg, an der Pleiße und einem See; Mauern, ehem. Johannitersloß, Oberförsterei, 3 Jahrmärkte; 420 Einw.; — 2) (Neu-L.), Dorf das.; 230 Einw.

Pagower Schloß, preuß. Amtsgebäude, Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 140 Einw.

Pagowitz (Pagowice), preuß. Pfarrdorf, Prov. und R. = B. Posen, Kr. Meserich; 440 Einw.

Pagowo, preuß. Dorf, Prov u. R. = B. Posen, Kr. Kosten; 200 Einw.

Lagria (Entom.), nach Fabricius, Wollkäfer, Gatt. Coleoptera heteromera Trachelida Latr., der Horde der Thierfresser und der Schmarogkäfer nach Den. Charakter: Kopfkugelig, herzförmig; Halschild cylindrisch; Leib flach gewölbt, sehr weich, vorn schmaler, langhaarig. — Unter 4 europäischen Arten bekannteste: *L. hirta* Fabr., gemeiner Wollkäfer. Lang behaart, schwarz; Halschild schmal, rund; Flügeldecken runzelig punktiert, blaß gelbroth, sehr weich; 4 Linien lang. Häufig, vorzüglich auf blühendem Weißdorn. Degeer, V, T. 2, S. 23, 24. Die Gattung bildet den Typus der Lagrida, einer Tribus der Trachelida, zu welcher außerdem noch die Gattungen Statyra und Hemipeplus gehören.

Lagrida (Entom.), nach Latreille, f. *Lagria*.

Lagrima de Gallitti (Lacrimae Christi), ein feiner, schwacher, am Fuß des Besuchs wachsender Wein, der weit versendet wird. Man unterscheidet ihn in *Lagrima fina* und in *mezza Lagrima*, einer Mittelsorte. Der erste ist 50 Proc. theurer, als der letztere. Beide sind roth.

Lagrimoso (ital.), f. v. a. Lamentoso, Lamentabile, bis zu Thränen rührend im Vortrag.

Lagischau, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Danzig, am Grinafluß; Wassermühle; 210 Einw.

Lagthing (Staatsw.), der gesetzgebende Körper der norwegischen Reichsversammlung od. des Storting (f. d.). Sobald vom König oder seinem Beauftragten die Verhandlungen eröffnet sind, erwählt das Storting unter seinen Mitgliedern ein Viertel, welches das L. ausmacht, die übrigen 3 Viertel bilden das Odelsthing, oder die Grundeigenthümer. Jede dieser beiden Abtheilungen hält ihre Versammlungen abgesondert und ernennt ihren eigenen Präsidenten und Sekretär. Jedes Gesetz wird in dem Odelsthing entweder von dessen Mitgliedern oder von der Regierung durch einen Staatsrath vorgeschlagen. Ist hier der Vorschlag angenommen worden, so wird er an das L. gesandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Falle die Ursache der Verwerfung angibt. Die Ursache erwägt nun der Odelsthing und gibt entweder seinen Vorschlag auf oder gibt ihn wieder mit oder ohne Veränderung an das L. Ist der Vorschlag von dem Odelsthing zweimal dem L. vorgelegt, und von diesem zum zweiten Male mit einer Zurückweisung zurückgesandt worden, so tritt das ganze Storting zusammen, u. es entscheiden dann 2 Dritttheile seiner Stimmen über den Vorschlag. Zwischen jeder solchen Berathschlagung müssen wenigstens 3 Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeschlagener Beschluß den Beifall des L. oder des versammelten Storting erhalten, so wird solcher durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storting an den anwesenden König, und wenn er abwesend ist, an den Vizekönig oder an die norwegische Regierung geschickt, mit dem Antrag auf die königliche Sanction. Das L. hält, gleich

dem Odelsthing, seine Sitzungen öffentlich, und die Verhandlungen werden in der Regel durch den Druck bekannt gemacht. Die Mitglieder des L. machen mit dem höchsten Gericht das Reichsgericht aus, welches vom Odelsthing eingeleitet worden, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths, oder des höchsten Gerichts, wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storting, wegen der Verbrechen, die sie als solche begangen möchten. Der Vorstand des L. hat den Vorsitz. Wider die Urtheile dieses Reichsgerichts findet keine Begnadigung Statt, jedoch Milde rung der erkannten Todesstrafe.

Laguada, eine der Fidji-Inseln.

Laguas, Insel, f. v. a. Ladronen.

Laguan, ostind. Stadt, auf der Nordküste der Philippinen-Insel-Samar.

La-Guayra, Münzen, Maße, Gewichte u. Zahlungswertb, f. Caracas.

La-Guayra = Baumwolle, f. Baumwolle, S. 969.

Lagudia, ital. Inselgruppe, Korfu, an der südwestl. Seite von Korfu.

Laguedo, afrik. Vorgebirg, Sahara, am atlantischen Ocean, südwestlich vom Kap Bojador.

Laguiolle, franz. Flecken, Dep. Aveyron, nördl. von Espalion; 2130 Einw.

Lagullas (Geogr.), f. v. a. Agulhas.

Lagunas (lat.), f. Lagunen.

Laguna (Geogr.), 1) span. Flecken, südlich von Valladolid, zwischen dem Duero und Pisuerga; 390 Einw.; — 2) ostind. Provinz auf der Philippinen-Insel, am gleichnam. See; gut bewässert und fruchtbar. Produkte: Reis, Indigo, Kakao, Campeche und Bauholz; Mineralquellen; 1825: 96,300 Einw.; — 3) S. Antonio de la Laguna, portug. südamerikan. Stadt, Brasilien, Prov. S. Catharina, auf einer schmalen Landzunge zwischen dem atlantischen Ocean und einem See; Ackerbau und Fischerei; — 4) la L., S. Christoval de la L., westafrikan. Stadt, Kanaria, nordöstl. auf der Insel Teneriffa; Bischofssitz, einige Klöster, unterirdische Wasserleitungen; 9000 Einw.; früher Hauptstadt und Handelsplatz, aber nicht mehr, seitdem durch Erdbeben der Hafen von Guarachio zerstört worden ist; — 5) L. de Cameros, span. Flecken, südl. von Logroño; 950 Einw.; — 6) L. de Contreras, Flecken daf., nordöstl. von Segovia, am Duraton; 300 Einw.; — 7) L. de la Somoza, Flecken daf., südwestl. von Leon, am Duerna; 320 Einw.; — 8) L. de Reguillos, Flecken daf., südlich von Leon; 890 Einw.; — 9) L. de Terminos, amerik. Hafl, Tabasco, östl. vom mexikanischen Staat Tabasco; 15 Leg. lang, 10 Leg. breit; steht mit dem Meer durch zwei Kanäle mit Schlammgrund in Verbindung, worin das Meer hoch geht.

Laguna (Bot.), 1) nach Cavanilles, Pflanzengattung, f. v. a. Lagunãa. — 2) Nach Michx., Pflanzengatt., f. v. a. Lagunea.

Lagunãa (Bot.), nach Schreber, Gatt. der Malvaceae Juss. — Unter 6 Arten — ausdauernden und einjährigen Halbsträuchern und

Kräutern in Australien, Ostindien und Senegambien — sind besonders zu bemerken: *L. lobata* Willd. und *L. sinuata* Hornem. — *L. Patersonia* Pers., f. v. a. *Hibiscus Patersonii*. — Die Gattung ist der Typus der Lagunäa, welche eine Untergruppe der Malvaceae Hibiscaceae Richb. u. A. bilden.

Lagunäa (Bot.), f. Lagunäa.

Lagunaria (Bot.), nach De Candolle, Untergattung von *Hibiscus*.

Laguncularia (Bot.), nach Gärtner b. Sohn, Gatt. der Onagraceae Myrobalanaceae Richb.

— Sträucher auf Timor und den Marianen, auch auf den Karainen; von 6 Arten ist zu bemerken: *L. racemosa* Gaertn. *Conocarpus racemosa* L.

Lagunea (Bot.), nach Loureiro, Gattung der Aroideae. — Einzige Art: *L. cochinchinensis* Lour. Ausdauernde Pflanze in Cochina.

Lagunen, Küstenstrecke am adriatischen Meer von der Mündung der Piave bis Ravenna, von der Meerfluth durchbrochen und im Sommer durch ihre Ausdünstung sehr ungesund. S. Benedig.

Lagunezia (Bot.), nach Scopoli, Pflanzengattung, f. v. a. *Pomalium*.

Lagunilla (Ventas = Blancas), span. Flecken, südlich von Logroño; 1000 Einw.

Lagurostemon (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. — Arten f. *Saussurea*.

Lagurus (Bot.), nach Linné, Sammetgras, Gattung der Gramina Avenaceae Adans. *Triandria Digynia* L. — Charakter: Aehre kopfförmig, Balgspitzen häutig, schmal, knorpelig, federig, länger als Kelch; dieser gestielt, leberig, untere Spelze zwei- bis vierborstig mit einer Rückengranne. — Einzige Art: *L. ovatus* L. Einjähriges Gras am Strand des Mittelmeeres, 1½ Fuß hoch, Blätter weichflaumig, Aehre oval, voll Grannen. — Schreber Taf. 19 Fig. 3.

Lagus (a. Gesch.), 1) Vater des Ptolemäus I. S. 2) Sohn des Ptolemäus I. von der Thais, Bruder des Leontiscus und der Irene, Gemahlin des Eunostus, Fürsten von Soli in Cyprien.

Lagusa (a. Geogr.), Insel im Sinus Tennesius, zu Cyprien gehörig, jetzt wahrscheinlich *Panagia di Cordialissa* (Plin. V, 31, 35).

Lagush, vorderindischer Ort, Bom bai, südöstlich von Bombai.

Lagustus, nannte sich, zufolge der alten Namensspielereien, der wiener Arzt Hasenöhrl.

Lagustä, (a. Geogr.) kleine Inseln des ägäischen Meeres an der Küste von Troas, nördlich von Tenedos, i. Laodan Adasfi (Plin. V. 31, 38)

Laguwan, südamerikanische Insel, an der Küste des englischen Guyana; im atlantischen Ocean, vor der Mündung des Essequilo.

Lagwy, preuß. Dorf, Prov. und R. B. Posen, Kr. But; 360 Einw.

Lagyniophoria (griech. Ant.), Trinkfest, zu welchem jeder seinen Becher mitbrachte.

Lagynos (gr.) f. v. a. *Lagena*, = 12 Kothylol.

Lagya, (a. Geogr.), Stadt der Chersonesus Taurica (Krim); zwischen den Vorgebirgen Krimetopon und Korax; jetzt das Dorf Jalta; nach Andern die kleine Stadt Welbel (Ptol. III, 6).

Lah (Marla-L.), österr. Pfarrdorf, Land ob der Enz, Traunkreis, Distrikt Rosenstein-leiten; 200 Einw.

Laha, Feldmaß auf Ceylon, dessen Umfang nach Quantität der Saatfrucht, d. h. also nach der Fruchtbarkeit des Bodens bestimmt wird.

Lahadi, asiatische Stadt, Arabien, Prov. Yemen, nordwestlich von Aden.

Lahaie (Biogr.) f. *Laye*, de la.

Lahana (Lonaha, Laugana, Lagano etc.), lat. Name der Lahn.

Lahar, ostindische Stadt und Festung, Agrah, südöstlich von Agrah.

Laharpe (Geogr.), australische Inselgruppe, Archip. der niedern Inseln.

Laharpe (Biogr.), 1) Johann Franz von, französ. Literat, mittelmäßig als Dichter, einseitig und anspruchsvoll als Kritiker, korrekt und elegant als Stylist, wurde am 20. Nov. 1739 von unbekannten Eltern, die ihn aussetzten, in Paris geboren. Als Findelkind erhielt er eine Einstellung auf dem Collège Harcourt, wo er sich durch Fleiß und Talent auszeichnete, weniger durch gute Eigenschaften des Gemüthes. Wegen eines Spottgedichtes auf den Direktor der Anstalt kam er in seinem 19. Jahre auf einige Monate nach Bicêtre; später läugnete er beharrlich, Verfasser desselben gewesen zu seyn. Die literarische Bahn betrat er mit einem didaktischen Gedichte über die Langeweile (1757), dem er eine Reihe von Heroiden folgen ließ, die damals nicht ungünstig aufgenommen wurden. In Folge der scharfen Kritik, die Fréron gegen ihn ausübte, begab er sich unter den mächtigen Schutz Voltaire's. Das erste seiner — durchaus schwachen — Theaterstücke erschien 1763; von der großen Anzahl derselben hat sich nur die Tragödie „Barwick“ (1763) auf den Bretern erhalten. Außer diesem ist noch das sogenannte rührende Drama „Melanie“ (1770) zu erwähnen. Mehr Glück als beim Theaterpublikum machte L. bei der Akademie, deren Mitglied er 1776 wurde. Er bemühte sich mehrere Jahre mit Erfolg um die akademischen Preise und seine Eloges, die wenigstens den Reiz einer schönen Diktion haben, wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. Als Kritiker führte er eine feste, scharfe Feder und erwarb sich einen bedeutenden Ruf. Bei der Stiftung des Lycée 1786 erhielt er die Professur der Literatur. Der Revolution schloß er sich mit einer solchen Exaltation an, daß selbst die Jakobiner meinten, er gehe in seinem Enthusiasmus zu weit. Seine Vorträge hielt er mit der rothen Mütze auf dem Kopfe u. die Vorlesung am 3. Sept. 1792 eröffnete er in Folge des Manifestes des Herzogs von Braunschweig mit einem Gedicht, das, ohne poetischen Gehalt, an Blutgier alle ähnlichen dieser Art weit übertraf. Eine gelegentliche Spötterei L.'s über Robespierre als Redner führte seine Verhaftung herbei. Während der 5 Monate, die er im Luxemburg schmachtete,

wurde er zum devoten Katholiken und erbitterten Feind der Revolution umgewandelt. Nachdem er mehrere Jahre mit wirklich staunenswerther Keckheit das Direktorium, sowie später die Konsularregierung angegriffen, beleidigt, wohl auch verleumdet hatte, † er am 11. Febr. 1803 zu Paris. Sein wichtigstes Werk ist das „*Lycée ou cours de littérature ancienne et moderne*“ (Paris, 1786, neueste und beste Ausgabe von Buchon, 18 Bde., das. 1830). Kein anderes Werk ist so geeignet, die gute und die schwache Seite der französischen klassischen Kritik und Aesthetik zu zeigen, und es ist ungeachtet seiner vielen plumpen Ungerechtigkeiten noch jetzt dem Literator unentbehrlich. Noch ungescheiter u. parteiischer, als in dieser Schrift, zeigt sich L. in seiner *Correspondance littéraire* (16 Bde. Paris 1801 — 1807). — 2) Amadée François de, franz. Feldherr, geb. 1754 auf dem Schlosse Lettins im Waadtlande, trat 1777 in holländische Dienste, verließ diese bald auf Veranlassung seines Vaters und lebte längere Zeit in Ruhe auf seinen Gütern. Der Ausbruch der franz. Revolution bewirkte auch in der Schweiz Unruhen. Die waadtländischen Städte lehnten sich gegen die Oberherrschaft Berns auf, und L., damals Grenadierhauptmann der waadtländischen Miliz, mußte in Folge der Verbindungen, in welche er sich eingelassen, flüchten. Er ging nach Frankreich, nahm dort Dienste, befehligte 1792 ein Bataillon Freiwilliger, ward zum Kommandanten des Schlosses Rodemachern ernannt, vertheidigte dieses mit seltener Unerbrockenheit und räumte es erst auf ausdrücklichen Befehl des Generals Luckner. Kurze Zeit den Befehl in Bitsch führend, verließ er dieses, um dem General Beurnonville auf dem Winterfeldzuge gegen Trer zu folgen. Die Belagerung von Toulon im Jahre 1793 bot ihm mehrfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen; bei Erstürmung des Forts Pharon ward er Brigadegeneral. Während der Feldzüge von 1794 — 95 in Italien focht L. unter Kellermann und deckte mit der Arrièregarde dessen Rückzug. Im Jahre 1796 zum Division-general ernannt, erhielt er von Bonaparte eine Division in der Avantgarde der Armee von Italien. Die franz. Truppen befanden sich damals in einem kläglichen Zustande. Der Mangel an Verpflegung und Material jeder Art hatte alle Bande der Disziplin gelöst; die Soldaten waren entmuthigt, es fehlte immer noch an Hülfsmitteln, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, und doch sollte der Feldzug eröffnet werden. L. wußte diese Hindernisse mit Glück zu besiegen; er besaß die Gabe, den gänzlich demoralisirten Truppen jenen Impuls zu geben, der die nachfolgenden Siege herbeiführte. Bonaparte übertrug ihm seitdem die schwierigsten Unternehmungen. Der König von Sardinien wurde zu einem Separatfrieden genöthigt, die Oesterreicher über den Po zurückgedrängt. L. kämpfte mit ausgezeichneten Tapferkeit an den Tagen von Montenotte und Millesimo; er befehligte die Avantgarde am 8. Mai beim Uebergange über den Po, die Oesterreicher zogen sich von Fombio nach Pizzighetone zurück. Er besetzte in

der Nacht noch Cobogno. Am 9. früh 9 Uhr wurden seine Vorposten mit Uebermacht angegriffen, zurückgedrängt und aus Cobogno herausgeworfen. L. eilte selbst dem bedrohten Punkte zu Hülfe, ward aber in dem Augenblicke, wo er die Seinigen sammeln wollte, von mehreren Kugeln niedergestreckt. Die Armee verlor in ihm einen ihrer besten Generale, geschmückt mit allen Tugenden eines guten Soldaten und eines achtungswerthen Menschen. Er war tapfer bis zur Verwegenheit, besonnen und beharrlich in der Ausführung, streng gegen seine Untergebenen, aber strenger noch gegen sich selbst. Daher fand er unter den schwierigsten Verhältnissen willigen Gehorsam. Napoleon ehrte dessen Andenken in seinem Sohne, indem er die Aufhebung der Konfiskation seiner Güter in der Schweiz bewirkte. — 2) Friedrich Casar, Direktor der helvetischen Republik von 1798 und Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, stammte aus einer Patrizierfamilie des Waadtlands und wurde 1754 zu Rolle geboren. Von Resemanns Seminarium zu Paldenstein, wo seine idealen Ansichten von Freiheit und Vaterland genährt und gestärkt wurden, kehrte er mit dem Rufe eines Halbwilden zurück und lebte einzig den Wissenschaften, unter denen er die Mathematik als die erste betrachtete. In Genf wurden Saussure und Bertrand seine Lehrer. Darauf studirte er zu Tübingen die Rechte und empfing in seinem 20. Jahre den Dokortitel. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm, aus seiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beschränkten Geschäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welschen Appellationskammer in Bern, gab aber diese Laufbahn bald wieder auf, begleitete einen angesehenen Russen nach Italien, und begab sich von Sicilien aus, auf des Baron Grimm Vorschlag, 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre der Lehrer des damals 7jährigen Großfürsten Alexander und dessen Bruders Konstantin ward. Die französische Revolution, die inzwischen ausbrach, wirkte mächtig auf ihn ein. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung seines Vaterlandes wirken und verfaßte unter Andern eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger an die berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll, aber freimüthig eine Zusammenberufung der Stände zu Abstellung der Mißbräuche forderte. Bald jedoch brachen in Bern Unruhen aus. Die Regierung, die ihn als Mitankstifter betrachtete, setzte ihn unter die Zahl der Geächteten und in Petersburg gelang es seinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu seiner Entfernung zu benutzen. Er ging nach Genf und als er erfuhr, daß er bei der Rückkehr in sein Vaterland verhaftet werden solle, 1796 nach Paris, wo er der Regierung ein Mémoire überreichte. In Folge desselben wurde, auf des französischen Gesandten Verwenden in Bern, allen Waadtländern Amnestie gewährt, jedoch mit Ausnahme Derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande gestiftet hatten. Dadurch blieb L. davon ausgeschlossen. Er ließ darauf neue Pamphlete im Druck erscheinen u. übergab endlich 1797 dem französischen Direkt-

ab. Pahmuri. Der Palast od. das Kloster des Dalai-Lama heißt *Pobrangmarbo*, d. i. *rothe Stadt*, weil seine Gebäude roth angestrichen sind. Er ist sehr schön u. besteht aus einer großen Menge Wohnungen von mehren Stockwerken. Das Hauptgebäude dieses Palastes, der überhaupt 10,000 Zimmer enthält, ist 367 chinesische Fuß hoch. Man erblickt hier eine Menge Götzenbilder u. Obelisken von Silber u. Gold, so wie auch das Dach vergoldet ist. Zwischen dem Marbo-ri-Gipfel u. dem Eisenberge, auf welchem 2 große Paläste stehen, wohnen die ausländischen Lamas, die daselbst ihre theologischen Studien vollenden wollen, erhebt sich eine Pyramide. Diese beiden Berggipfel gewähren einen majestätischen Anblick u. werden vom Volke als der Aufenthalt der lebenden Gottheit betrachtet u. überall verehrt, wohin der Buddhismus gedungen ist. Auf dem dritten Gipfel, dem Pahmuri, ist ein klarer See, $\frac{1}{2}$ Stunde im Umfange groß, mit einer Insel in seiner Mitte, worauf ein achteckiger, aus gefirnisten bunten Backsteinen erbauter Palast steht, den man das Schloß des süßen Wassers nennt, u. zu dem man nur mittelst eines Rahns gelangen kann. Man hat daselbst eine herrliche Aussicht. Ueberhaupt ist der Botala mit reizenden Anlagen umgeben. So liegt im Westen desselben, etwas über $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt, der kühle Sommerpark *Kadzi-rava* des Dalai-Lama, mit Fischteichen u. einer großen Menge seltener Blumen, daher auch *Blumengarten* genannt; nahe dabei ist ein anderer Garten *Choujigang* genannt, wo der Dalai-Lama den Winterschan- od. Bogdo-Lama (von Dschu-Lumbu) empfängt, um mit ihm Thee zu trinken; $\frac{1}{2}$ Stunde nördlich von Botala ist der Park *Dzumghio*, ein dichtes Wosket u. zur Sommererfrischung des Dalai-Lama in seinen Ruhestunden bestimmt. Weiter entfernt von L. liegen nach den 4 Weltgegenden 4 Haupttempel oder Klöster, als: 1) in im Westen der Tempel *Whrabung*, $1\frac{1}{2}$ Meile von L., an der großen, nach dem südlichen Tibet führenden Landstraße u. zwar an einem hohen Berge gelegen, welcher mit den Gebäuden u. den ihn umgebenden Wohnungen eine beträchtliche Stadt bildet, u. dessen Haupttempel von 4 andern umgeben ist. Hier befindet sich auch ein Palast, wo der Dalai-Lama während der heißesten Tage des Sommers wohnt. Er geht des Jahres ein Mal in den Haupttempel, um das göttliche Gesetz zu erklären. Sehr viele Einwohner von L. bewohnen Whrabung, um daselbst ihre theologischen Studien zu betreiben. In Whrabung sollen über 5000 Priester und andere dienende Personen wohnen. 2) Im Osten und $3\frac{1}{2}$ Meilen von L. der Tempel und das Kloster *Galdhan*, d. i. der himmlischen Glückseligkeit, auf einem Berge, ist die Residenz des Kambo-Lama von der gelben Sekte. 3) Im Norden, etwas über $\frac{1}{2}$ Meile von L. der Tempel u. das Kloster *Sera*, an einem Bergabhänge, wo man 3 vergoldete und sehr hohe Säle von mehren Stockwerken sieht. Hierher geht der Dalai-Lama jährlich einmal, um das Buddha-Gesetz zu erklären. In

diesem Kloster-Palaste bewahrt man den heiligen Stempel, der nach der Versicherung der Tibetier aus Indien durch die Luft nach Tibet flog und als ein großes Heiligthum verehrt wird. Er ist von Eisen, $\frac{1}{4}$ Ellen lang und von dreieckiger Gestalt. Alljährlich bringen ihn die Lamas aus ihrem Kloster in feierlicher Procession nach Botala, wo der Dalai-Lama ihm seine Verehrung beweist, so wie dies auch die übrigen Großen des Reichs thun. Darauf erhalten sie eine Geldsumme und tragen ihr Heiligthum wieder in ihr Kloster zurück, wo zu ihm häufige Wallfahrten von den Tibetern geschehen. 4) Im Süd-Osten von L. u. in der Nähe des Galdhan-Tempels der Tempel *Samie* oder *Samyei*, mit einer Druckerei, worin Bücher gravirt und gedruckt werden. Auch diesen Tempel besucht der Dalai-Lama jährlich einmal in feierlicher Procession. Ganz in der Nähe dieses Tempels liegt der sehr alte Tempel *Dordzibja*, auf dem Gipfel eines hohen Berges, zu dem man auf einer hölzernen Treppe hinaufsteigt. In einer Felsengrotte dieses Berges findet sich eine weiße Erde, die man essen kann, und die wieder nachwächst, wenn man sie hinweg nimmt. Hinter dem Berge breitet sich ein ziemlich großer See aus, von dem die Tibetier glauben, daß die Bösen, welche sich demselben nähern, unvermeidlich hineinfallen, daher die Tibetier sich scheuen, diesen See zu besuchen.

Lahausen, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Syke; 140 Einw.

Lahaya (Bot.), nach Schultes, Pflanzengattung. Arten: s. *Polycarpaa* und *Polycarpon*.

La Haye sainte, Meierei auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, den 18. Oktober 1815 von den Briten besetzt, Hauptangriffspunkt der Franzosen; vgl. *Waterloo*.

Lahdai (Geogr.), s. v. a. *Ladai*.

Lahde (Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Minden; mit dem Hof-Heckerhof; 430 Einw.

Lahde (Biogr.), Gerhard Ludwig, Kupferstecher, 1765 zu Bremen geboren, Zögling der kopenhagener Akademie, † als dänischer Hofkupferstecher um 1820. Lieferte viele geschätzte Blätter und ein „Systematisch-wissenschaftliches Lehrbuch der Zeichenkunst“.

Lahaina, Mission auf den Sandwichsinseln (s. d.).

Lahen, im Lamaismus die himmlischen Geister und Seelen.

Lahene, franz. Dorf mit Markt, Departement Saône-Loire, Arr. Chälons-sur-Saône, rechts an der Gröne; 640 Einw.

Lahhadsch, arabische Stadt, Landsch. Jemen, Distrikt Bellad el Uden, am Meidam, Hauptstadt des Distrikts, mit Fort.

Lahi (Lagh i), europ.-türk. Vorgebirg, an der Küste von Albanien, im adriat. Meer, südlich vom Durazzo, mit dem es den Eingang des Durazzo-Golfs bildet.

Lahidjan, asiat. Stadt, Persien, Prov. Ghilan, südöstlich von Rescht, unweit der Küste des kaspischen Meeres, an der großen

Gold- und Silberlahn, und levontischen oder unächten Lahn. Er wird von Augsburg, Wien, Berlin &c. in Röllchen von einer halben oder ganzen Unze im Gewicht verhandelt.

Lahn, Früher von der (Vomel.), Traubenforte, s. Früher von der Lahn.

Lahn (Geogr.) 1) Nebenfluß des Rheins, entspringt auf der sogen. kalten Eiche im nordöstlichen Theile des Westerwalbes (R.-V. Arnberg, Kr. Siegen) 1720 Fuß über dem Meer. Die L. durchläuft auf der Musterkarte deutscher Länder abwechselnd preussisches, großherzogl. und kurfürstl. hessisches Gebiet, nimmt auf diesem Wege die Ohm, Lunda und Wiesel auf, geht abermals durch preussisches (Weglar), wo die Dill in sie mündet, ins Nassau'sche über und läuft in bedeutenden Krümmungen u. nachdem sie durch die Weil, Ems, Elfe und Mar verstärkt worden, bei Niederlahnstein in den Rhein. Von Weilburg an, also 14 Stunden lang, ist sie für Fahrzeuge von 3 — 600 Etr. Tragbarkeit schiffbar. Ein kurhessischer Bergzug, das Lahngelberg, hat nach der L. den Namen; ebenso hieß nach ihr ehemals Oberhessen „das Fürstenthum an der Lahn.“ Vgl. J. J. v. Gering. Die L. und Rheingegenden von Ems bis Frankfurt, Wiesb. 1822.

— 2) hannov. Bauernschaften: a) Denabrück, Arnberg-Reppen, Amt Meppen; 370 Einw.; — b) das., Amt Grönenberg; 340 Einw.

Lahna (Geogr.), 1) (Lāna, Lann), österr.-böhm. Dorf, Kr. Rakonitz, Herrsch. Bürglig; Schloß, Meierhof; über 100 Einw.; — 2) (Linna), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; Mühle; 220 Einw.; in der Nähe des Dorfes entspringt die All.

Lahnbänder, arbeitet man noch in Annaberg; sie werden für gewisse Volkstrachten gebraucht.

Lahnberg (Geogr.), 1) schlesischer Berg des Riesengebirgs, im Kr. Hirschberg, nahe der böhmischen Grenze; 4513 Fuß hoch. Auf ihm die Teufelswiese mit dem Mittagstein, einer 40 Fuß hohen Felsenkuppe. — 2) Stadt, s. v. a. Löhnberg.

Lahneck, Burg, s. Oberlahnstein.

Lahnen (Lahnungen, Deichb.), niedrige, aber breite Dämme von Deichen, um Aufschüttung zu befördern und den angeschwemmten Boden gegen stürmische Fluthen zu sichern. Bestehen diese Dämme bloß aus Erde, so heißen sie Erdlahnen, ist aber die Erde so sandig und moorig, daß die L. mit Buschholz oder Stroh bekleidet werden müssen, Buschlahnen.

Lahnen (Bot.), auch Pflaumen, Samenpflanzen, nach dem olenschen Pflanzensysteme 14. Junkt der 10. Klasse oder der Samenpflanzen, die Menispermum anderer Systeme enthaltend. Allgem. Charakter: Blüthen meist zwittrig, dreizählig, kümmerlich und gedrängt; Beutel auswendig, aufrecht; mehrere pflaumenartige, meist einsamige Früchte; Keim gebogen, das Wurzelchen vom Nabel abgewendet. Kletternde Sträucher mit zähen, runden Zweigen und abwechselnden, meist einfachen und schubförmigen Blättern, ohne Mes-

senblätter, sämmtlich in heißen Ländern. Einteilung: A) Pflaumen mit mehreren Samen; Keim sehr klein, mit viel Eiweiß; Blätter zusammengelegt. Gatt.: *Parbizabala*. — B) Pflaumen einsamig; Keim mit wenig Eiweiß; Blätter einfach. Gattungen: *Cissampelos*, *Menispermum*.

Lahnhörner, s. v. a. Büffelhörner.

Lahnrad (Goldspinner), s. Spinnmühle.

Lahnriegel, beim Spinnen reicher Fäden, der sich um den Seidensaden wickelnde Lahn.

Lahnspule, Spule, auf welche der Lahn gewickelt wird.

Lahnstein (Geogr.), nassauische Ortschaften, Amt *Braubach*, 1) *Oberlahnstein* (s. d.); — 2) s. *Niederlahnstein*.

Lahntreffen, Treffen von Gold und Silber, zu deren Einschlag Lahn genommen wird.

La Hogue, französl. Borgeb., Depart. la Manche, die nordwestlichste Spitze der Halbinsel bei Cherbourg. Hier große Seeschlacht zwischen den verbündeten Engländern, Holländern, und den Franzosen, den 19. Mai 1692. — Unter den Schlachten, die in dem Kriege der europäischen Großmächte gegen Ludwig XIV. vorkommen, ist die Seeschlacht bei L.-H. eine der bedeutendsten, indem sie den Engländern das Uebergewicht zur See wiedergab, welches der französl. Admiral Tourville durch den Sieg bei Dieppe (s. d.), den 10. Juli 1690, ihnen zu entreißen versucht hatte. Am 18. Mai 1692 wendete sich der Admiral Ruffel, nachdem er durch die holländische Flotte unter Allemonde, Kalsenberg und Vandergoes verstärkt worden war, mit einer Macht von 99 Linien Schiffen und einer Anzahl Fregatten und Brander gegen die französlische Küste, um den Schimpf von Dieppe den Feinden zu vergelten. Am 19. früh 3 Uhr entdeckte der Admiral die ungefähr 63 Linien Schiffe zählende französl. Flotte unter dem Grafen Tourville und gab sogleich das Zeichen zur Schlachtorbnung; voran segelte das holländische Geschwader, ihm folgte die rothe, die Ordnung beschloß die blaue Division. War auch Graf Tourville weder an Stärke dem Gegner gewachsen, noch vom Winde begünstigt, so zögerte er doch nicht, die Schlacht anzunehmen, den Befehlen seines Königs gemäß, die freilich gegeben waren, ehe man die Vereinigung der Holländer mit den Engländern erfuhr. König Ludwig erhielt zwar noch zur rechten Zeit die Nachricht davon und säumte nicht, seinen Admiral davon zu unterrichten; aber das eine von een abgeschickten Schiffen fiel dem Feinde in die Hände, das andere kam zu spät. Tourville begann nach 8 Uhr das Gefecht und wendete sich in Person gegen das englische Admiralschiff; aber sein eigenes Schiff, die aufgehende Sonne, mit 104 Kanonen, hatte gegen 1 Uhr nach hitzigem Feuer fast alles Takelwerk verloren und war außer Gefecht gesetzt worden. Nichts destoweniger setzte die übrige Flotte den Kampf bis gegen 3 Uhr fort, und zog sich, von einem dicken Nebel begünstigt, der das Gefecht unterbrochen hatte, nordwärts weiter in den Kanal zurück. Kaum ward dies von Seiten der Engländer bemerkt, als ein Theil des blauen Ge-

schwaders unter Admiral Carter den Fliehenden folgte und ihnen Abends 8 Uhr noch $\frac{1}{2}$ Stunde hart zusetzte, wobei Carter seinen Tod fand, die Franzosen aber 4 Schiffe verloren. Am 20., als die französ. Flotte sich westwärts wendete, begann die Verfolgung auf's Neue; Tourville erreichte die Insel Alderney (Aurigny), und die englische Flotte ging bei Cap la Hogue vor Anker. Sobald aber Russell am 22. Mai Morgens einen Theil der französ. Flotte bei Alderney vor Anker liegen, den andern sich ostwärts wenden sah, eilte er, ihr auch hier keine Ruhe zu gönnen. Die königliche Sonne, welche nach Verlust der Maste bei Cherbourg ans Land getrieben war, wurde zugleich mit dem Admirable und dem Conquerant von Sir Ralph Delaval verbrannt, 18 andere Schiffe wurden bei L.-H. von Sir Georg Rooke zerstört, und eine große Anzahl Transportschiffe, mit Munition beladen, unter dem fürchterlichsten Feuer und im Angesichte des irländischen Lagers genommen. Den Rest der französ. Flotte verfolgte Sir John Ashby mit seinem Geschwader und einigen holländischen Schiffen bis an die Meerenge von Alderney, durch welche er ihr wegen der gefährlichen Fahrt nicht zu folgen sich getraute. Dieses großen Ereignisses hat sich auch die Kunst bemächtigt: „Die Seeschlacht“ ist der Titel eines großen Gemäldes von West, welches, im Auftrag des Bibliogr. Instituts von G. Döbler nach Wollet in Stahl gestochen, als Prämie zu Meyers Universum auch dem größten Publikum bekannt geworden ist.

Laholm (Geogr.), 1) schwed. Vogtel, Län Holmsted. Hier, außer Knäred (s. d.), — 2) Stadt, an der Mündung des Flusses Laga in die Laholms-Bucht; 1000 Einw.; Linnen u. Wollwaaren, Lachsang; Handel.

Lahor (Lahora, Geogr.), s. Lahore.

Lahora-Bender (Lary-Bender), ostind. Stadt und Hafen, Sindhy, südwestlich von Tatta, südöstlich von Kuratschy.

Lahore (Lahor, Lahur, bei den Alten Lahora, Geogr.), 1) vorderind. Reich, s. v. a. Sikhs, Reich der. — 2) Hauptstadt desselben, ehemalige Hauptstadt des Großmoguls, links am Ravi, hat 8 engl. Meilen im Umfange u. ist von einem schlecht bastionirten Wall u. breiten Gräben umgeben. Außer dem Palast Hasur-Bagh, dem Grabmal Semat u. den beiden schönen, aber sehr verfallenen u. schmutzigen Moscheen, Padisai u. Bezischan hat die Stadt wenig Merkwürdiges. Die Straßen sind eng, schmutzig, von hohen, aus Backsteinen erbauten Häusern mit flachen Dächern eingefast; nur die überaus zierlichen u. geschmackvollen Holzschnitzereien der Balkone u. Erker fallen in die Augen. Eine Gasse geht durch die Mitte der ungepflasterten Straßen u. macht dieselben bei Regenwetter beinahe ungangbar. Die Bazar sind der belebteste Stadtheil; indeß findet man in ihnen wenig ausgezeichneten Waaren meist Lebensbedürfnisse. Der Palast Hasur-Bagh war einst Sitz der Mogulkaiser u. besteht aus 3 großen Quadrathöfen; der erste, 500 Schritt lang, ist von gewölbten Gebäuden eingeschlossen (gegenwärtig zu Magazinen benutzt); die westliche Seite nimmt eine vom Kai-

ser Aurengzeb aus rothem Sandstein erbaute Moschee ein, u. 4 achtkantige, 150' hohe Minarets erheben sich über jede der Ecken. An diesen Hof schließt sich der Gartenhof oder der eigentliche Hasur-Bagh an, gleichfalls von gewölbten, aber verfallenen offenen Hallen umgeben, mit einem Pavillon von weißem Marmor in der Mitte. Ein mäßiges Thor führt in den 3. Hof oder die Citadelle, umschlossen von vielen Gebäuden, unter denen der nördlich gelegene u. stufenartig emporsteigende Winterpalast des Maharadscha, mit seiner über der höchsten Plattform sich erhebenden Wendeltreppe, sehr originell hervortritt. Die Sona oder goldene Moschee hat ihren Namen von den vergoldeten Kuppeln u. Minarets. Die Padisai oder Padshah, aus rothen Sandsteinquadern erbaut, gewährt durch ihre Größe, durch die Kühnheit ihrer gen Himmel strebenden Minarets u. durch den Umfang ihrer mächtigen Kuppeln einen großartigen Eindruck. Aurengzeb soll der Erbauer dieses merkwürdigen Tempels gewesen seyn. Die Moschee Bazier Khan ist von ungemein hohen Minarets umgeben u. die Außenseite mit farbigen Porcellansteinen besetzt, auf denen sich der ganze Koran in arabischen Lettern befinden soll. Jenseits des Ravi liegt das Grabmal Schahi Dera, wo Kaiser Jehangir (d. i. Erobrer der Welt) ruht. Dasselbe besteht eigentlich aus 3 großen Gebäuden. Das erste, das aus weißem Marmor u. rothem Sandstein erbaute Grabmal, liegt in der Mitte eines Gartens, welchen 4 gemauerte Kanäle, von dem Mittelpunkt ausgehend, durchschneiden, in denen unzählige Springbrunnen angebracht waren. Das Grabmal selbst ist ein großes viereckiges Gebäude, von einer Bogenhalle umgeben u. mit den schönsten Mosaikarbeiten aus Edelsteinen in weißem Marmor geschmückt, von denen sich die noch ganz erhaltenen Rosetten u. Arabesken über den Bogen kunst- u. geschmackvoll ausnehmen. Zwei in weißem Marmor eingelegte Reihen schwarzer Buchstaben über dem Eingange enthalten die Namen u. Titel des Kaisers, u. an vielen Stellen liest man in persischen u. arabischen Schriftzügen das Wort „Allah“. Der Sarg aus weißem Marmor, mit arabischen u. persischen Inschriften, steht in der Mitte unter einer Kuppel, welche Bahadur Shah zerstören ließ, damit Regen u. Thau auf das Grab seines Urgroßvaters falle. In unmittelbarer Verbindung mit dem Garten befindet sich die zu jedem Grabe eines Kaisers gehörige Karawanserai, ein Quadratgebäude von 500 Schritt Länge, mit einem Hofe von 400 Schritt im Innern u. mit 400 Wohnungen. An diese Karawanserai stößt ein von einer 20' hohen Mauer umgebener, eben so großer Quadrathof, welcher eine Moschee u. die Wohnungen der Priester umschließt. Unweit derselben liegt das Grabmal von Nurjehan (d. i. Licht der Welt), der Gemahlin Jehangirs. L. hat lebhafteste Industrie, besonders in Wollenzeugen, Gewehren etc., bedeutenden Handel zwischen Hindostan u. den Indusländern u. 80—100,000 Einw. Von hier aus führte sonst eine herrliche Kunststraße u. Allee nach dem 70 Meilen entfernten Delhi. — Geschichtliches.

schon Sammlungen und ausgezeichnetem Konchylienkabinet; eine große Anzahl besonderer Anstalten als: Sparkasse, Leihhaus, Krankenhaus mit Irren-, Gebär- und Findelanstalt, Rettungsanstalt für Scheintodte, Provinzialstrafhaus, Armeninstitut, Handlungskrankenkursus, 3 Buch- und 2 Kunsthandlungen, Leihbibliothek, 4 Buchdruckereien, Lesekabinet etc. Die Industrieanstalten d. S. beschränken sich zumeist auf die städtischen Gewerbe, neben welchen aber auch 2 Fayencegeschirrs- und mehrere Siebfabriken, so wie 2 Zuckerraffineries betrieben werden, welche letztere zu den bedeutendsten in der Monarchie gehören. Der Handel ist, wie es die Lage dieser Stadt mit sich bringt, sehr wichtig; besonders lebhaft und ausgebreitet sind die Kommissions- und Expeditionsgeschäfte über Triest, Fiume, Gratz, Klagenfurt, Villach, nach Tyrol, Salzburg, Wien, so wie auf der Save über Agram nach Kroatien und über Sissak nach Ungarn, nach Italien und der Levante; auch der Handel mit Landesprodukten ist sehr ansehnlich. — Ueber die Save führt in geringer Entfernung nördlich von der Stadt eine 540 Schritt lange steinerne Brücke, an der Hauptstraße nach Steiermark und Wien. Die Umgebungen d. S. bieten schöne Spaziergänge dar, z. B. am Rosenbach, die Lattermanns-Allee, der Stadtwald, die Gärten des Grafen von Auersperg und des Barons Zeis etc. — Geschichtliches. L. ist sehr alt und soll an der Stelle des von Attila und später von den Avarn zerstörten Amona unter Karl dem Großen von Franken wieder erbaut worden seyn. Es kam um 1200 an die Herzoge von Krain, wurde 1269 von König Ottokar von Böhmen eingenommen und brannte 1371 zum Theil ab. Von 1416 an wurde es mit Mauern versehen, 1440 von dem Grafen von Cilly belagert und 1475 und 1520 noch mehr befestigt. Die Errichtung des Bisthums erfolgte 1460 (1470). Im J. 1515 (in welchem Jahre man auch die Juden vertrieb, die schon 1213 eine Synagoge hier hatten) wurde L. von den aufständischen Bauern, 1584 von den Türken vergeblich belagert, und 1774 brannte die Krakauer Vorstadt ab. Am 1. April 1797 zogen die Franzosen hier ein (die im November 1805 und März 1806 wieder erschienen), 1798 brannte die Vorstadt Krakau und 1800 die Vorstadt Thyrnau nieder. In der neuern Zeit ist L. durch den Monarchenkongreß bekannt geworden, der im December 1820 von Troppau hierher verlegt wurde. Die in der Nähe liegenden Sümpfe wurden größtentheils ausgetrocknet. — 4) würtemb. Dorf, Jaxtr., Oberamt Künzelsau; 400 Einw.

Laibacher Erde, gelbbraune Erde, bei Laibach gefunden, wird anstatt der lemnischen Erde benutzt.

Laiberös (Leiberös), bayer. Dorf, N. = B. Oberfranken, Edgr. Hollfeld; 150 Einw.

Laibitz (Ceogr.), s. v. a. Leibitz.

Laiblach, österr. Dorf, Worarlberg, Edgr. Bregenz; 140 Einw.

Laiblustadt, bayer. Pfarrdorf, N. = B. Oberpfalz und Regensburg, Edgr. Hilpoltstein; 410 Einw.

Laich, Laichen (Ichthol.), die abgelegten Eier der Fische und das Ablegen derselben; s. Ichthyologie, S. 377.

Laiche (franz. Bot.), Grasgattung, s. v. a. Fieschgras, *Phleum* L.

Laichfäden (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Batrachosperma.

Laichingen, würtemb. Marktflecken, Donaukreis, Oberamt Münsingen; starke Leinweberei, Feldbau, Viehzucht; 2000 Einw.

Laichkarpfen, s. Cyprinus und Fischerei.

Laichkraut (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Potamogeton.

Laichling (Geogr.), bayerische Dörfer: 1) (Ober-L.), N. = B. Niederb., Edgr. Mallerodorf; 100 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; 220 Einwohner.

Laichjasel (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Batrachospermum.

Laichzeit, s. Ichthyologie, S. 377.

Laici majoris propositi (Mönchs w.), im Mittelalter Mönche, welche weder Orden noch Aemter hatten.

Laictoure (Geogr.), s. v. a. Lectoure.

Laie (v. Gr.), seit dem 3. Jahrh. jeder Nichtgeistliche, im Gegensatz zu den Geistlichen (κληρος, clericus), welcher die vorschriftsmäßigen Weihen empfangen hat.

Laitemu, ostind. Ort, Molukken, Ceram, an der Südküste, östlich von Amahai.

Laienabt (Abba Comes), s. Abt, S. 142.

Laienbrüder, s. Kloster, S. 138.

Laienpension, die durch einen Laien von einem Kirchengut bezogene Pension, wie sie z. B. den Nachkommen von Gründern frommer Stiftungen, verarmten Kirchenpatronen u. dgl. oft und meist vertragmäßig zukommt.

Laienpfründe, in der protestantischen Kirche eine geistliche Pfründe, in deren Besiz ein Laie gestellt ist, wie dies z. B. mit den Domherrenstellen in Sachsen etc. geschieht, wo meist Juristen zum Kapitel gelangen.

Laienpräbende, auf Lebenszeit ausgesetzte Unterstützungen für Hilfsbedürftige aus ehemaligen Klosterfonds.

Laienpriester, s. v. a. Weltgeistlicher.

Laienstein, s. v. a. Thonschiefer.

Laienzehnt, s. Zehnt.

Laigue, franz. Dorf, Dep. Mayenne, westlich von Chateau-Gotier; 1180 Einw.

Laiguelet, franz. Dorf, Dep. Ille-et-Vilaine, nordöstlich von Fougères; Glasfabrik; 1250 Einw.

Laignes (Geogr.), 1) franz. Fluß, Nebenfluß der Seine; entspringt westlich von Laignes und mündet von Polisy; — 2) Flecken das., Dep. Côte-d'Or, westlich von Châtillon-sur-Seine; Leinwand-, Hut- und Seltfabrik, Handel mit Vieh, Hanf und Holzwaaren; 1480 Einw.

Laigueville, franz. Flecken, Dep. Dise, südöstlich von Clermont; 630 Einw.

Laigonal, franz. Berg, Dep. Gard, nördlich von Nîmes, in den Cevennen.

Laigueglia, italienisch. Flecken, Sardinien, Genua, am mittelländ. Meer; Olivenöl; 2600 Einwohner.

Tode; nach diesem bereits historisch gewordenen Worte sprach er nicht mehr. Er † unverheirathet und arm am 17. Dec. 1835 an der Brustwassersucht. War L. auch kein großer Menschenkenner und Staatsmann, war an seinen blühenden Reden auch Mangel an logischer Schärfe zu tabeln, so stand er doch als Mensch wie als Bürger um so trefflicher da.

Lainet (Leinet), bayer. Dorf, M.-B. Oberfranken, Bdgr. Bairreth; Schloß, 2 Mühlen, Marmorbruch; 230 Einw.

Laing (Biogr.), 1) Jago, spanischer Jesuit, Schüler, Gefährte und Nachfolger Lovo-Ias, 1612 zu Almarcario bei Siguenca in Kastilien geb., wurde 1558 Ordensgeneral, wohnte dem tridentinischen Concil, später dem Kolloquium von Poissy bei und ist Verfasser der Jesuitenverfassung; † zu Rom 1655. — 2) Alexander, französischer Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiste in seiner Jugend Griechenland, die Levante, Aegypten, Italien, die Schweiz, und lebte nach seiner Rückkehr in Paris, wo er am 10. April 1710 †. L. war, gleich seinen Freunden Chapelle, Chaulieu, La Fare u. s. w. ein praktischer Epikuräer und besang wie sie den sinnlichen Lebensgenuß in eleganten, anmuthigen und geistreichen Versen. Ungeachtet seiner Scheu vor jeder Anstrengung, besaß er gründliche Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen. Seine Reisen hatten ihn zum trefflichen Geographen gemacht; doch wandte er nie diese Kenntnisse zu seinem Vortheile an. Die Ungebundenheit liebte er in einem solchen Grade, daß oft keiner seiner Bekannten seine Wohnung wußte u. daß er ansehnliche Aemter ausschlug. Er begnügte sich damit, daß ihn die sogenannte gute Gesellschaft von Paris nicht entbehren konnte. Sein Witz war unerschöpflich, seine frohe Laune unverwundlich; über die Beschränktheit seiner ökonomischen Verhältnisse wußte er sich zu trösten. Seine Gedichte entstanden meist bei Tische und wurden von seinen Freunden aufgeschrieben. L. selbst bekümmerte sich nicht darum; daher ist die Sammlung derselben (Paris 1733, neue Aufl. 1753) sehr unvollständig.

Laing, Alexander Gordon, britischer Reisender, der, ein Opfer seiner Wissbegierde, in Afrika's Sande ruht, wurde am 27. Dec. 1794 zu Edinburg geb. und erhielt unter der Leitung seines Vaters, der mehrere Jahre einer Lehranstalt in Edinburg vorstand und auch als Schriftsteller geachtet war, eine gründliche Vorbildung. Mit dem 13. Jahre besuchte er die Hochschule, um sich dem Erziehungsfache zu widmen, kam nach 2 Jahren als Unterlehrer in eine Erziehungsanstalt zu Newkastle am Tyne, kehrte aber bald wieder in seine Heimath zurück, um an seines Vaters Anstalt zu lehren. Verhältnisse halber verließ er indessen diese Laufbahn und trat als Fähnrich in das Corps der Edinburger Freiwilligen. Im J. 1811 ging er nach Barbados, wo sein Oheim, der nachmalige General Gordon, ein Regiment kommandirte, und kehrte erst 1819 nach mehrjähriger Dienstzeit auf den Antillen in sein Vaterland zurück. Er ging darauf als Lieutenant und Adjutant nach

Sierra Leona und erhielt von dem damaligen Befehlshaber Sir Charles M'Carthy den Auftrag, nach Cambia und Mandingo vorzudringen, um über die Lage und den Zustand jener Gegenden Bericht zu erstatten und die Gefinnungen der Herrscher in Bezug auf die Abschaffung des Sklavenhandels zu erforschen. Der Erfolg war glücklich. Der König der nördlichen Kurankos schloß einen Vertrag und gestattete freie Durchfuhr von europäischen Waaren gegen afrikanisches Gold und schöne Zenge. Bald nachher erhielt er einen Auftrag an den König von Sukima, und als er auf dieser Reise erfahren hatte, daß in jenem Lande ein ansehnlicher Handel mit Elfenbein getrieben werde, machte er nach seiner Rückkehr den Befehlshaber auf die Vortheile eines Verkehrs mit den Bewohnern jener Gegenden aufmerksam. Man gestattete ihm, einen Reiseplan nach seiner Absicht auszuführen. L. verfolgte den Lauf des stärksten Armes des Rokellefflusses bis zu dessen Quelle. Ebenso wurden der Mongo und Karamanka und einige andere Flüßenebste Timbo, der Hauptstadt der Kullahs, und die Lage und Höhe des Berges Loma, wo der Dscholiba entspringt, bestimmt und die Reiche Timmanich und Kuranko durchwandert. Während dieser Reise erwachte in ihm der Entschluß, das Binnenland von Afrika zum Ziele seiner Forschungen zu machen. Schon war es ihm gelungen, manche dunkle Stelle dieses Erdtheils aufzuhellen, als der Krieg mit den Ashantee ausbrach u. seinem Eifer Grenzen setzte. Er mußte zu seinem Regiment zurückkehren, das an der Goldküste stand, und befehligte als Kapitän einen ziemlichen Heerhaufen an der Grenze der Ashantee. Nach dem Tode des Befehlshabers M'Carthy 1824 wurde L. nach England gesendet, um der Regierung über die Lage der Angelegenheiten in Afrika Bericht zu erstatten. Als sich ihm bald nachher Gelegenheit darbot, unter der Begünstigung der Regierung eine Reise zur Erforschung des Nigers zu unternehmen, verließ er, zum Major befördert, im Febr. 1825 England, um über Tripolis, nicht durch Burnu, wie seine unmittelbaren Vorgänger, sondern auf geradem Wege über die Dase Ugably nach Timbuktu vorzudringen. In Tripolis vermählte sich L. am 14. Juli 1825 nach einer Bekanntschaft von wenigen Wochen mit der Tochter des dortigen britischen Konsuls Barrington, setzte aber schon am 2. Tage nach seiner Hochzeit, seine Gattin bei ihren Aeltern zurücklassend, seine Reise fort. Sein letztes Schreiben war von Tual, den 27. Dec. 1825, seinen 31. Geburtstag, datirt. Laut eines Briefes, den er am 21. Sept. 1826 an seinen Schwiegervater schrieb und in Timbuktu zurückließ, war er unter Begleitung eines Häuptlings, Namens Atilla, der in Cadames zu ihm gestoßen war, am 18. August desselben Jahres in Timbuktu angelangt. Er hatte seine Absicht, zu Wasser nach Djenne zu reisen, aufgegeben, weil die Kullahs den Weg unsicher machten und ihr Sultan Bello seine feindseligen Gefinnungen gegen ihn verrathen hatte. Caillé, der kurze Zeit nach L. in Timbuktu eintraf, erfuhr von den Einwohnern, daß die Karawane,

zu welcher der Major gehörte, drei Tagereisen nördlich von dieser Stadt durch die Tuareks, einen Nomadenstamm in der Nähe des Diskoliba, überfallen worden sey. In der europäischen Kleidung als Christ erkannt, wurde L. fürchterlich gemißhandelt. Die Mauren der Karavane hoben ihn auf u. führten den Erschöpften und seiner ganzen Habe beraubten auf ein Kameel gebunden nach Timbuktu, wo er unter dem Schutze eines Tripolitaners genas. Seine Abficht war, 5 — 6 Monate in dieser Märtselstadt zu verweilen und dann zwei andere Reisen, die eine nach dem See Debbi, die andere nach dem Lande Moili zu unternehmen, nachher aber den Lauf des Diskoliba bis zu seiner Mündung zu verfolgen. Obwohl sehr gut in Timbuktu aufgenommen, verließ L. nach zweimonatlichem Aufenthalte die Stadt, nur von einem Bedienten begleitet, und wählte den Weg über El-Alraun, wo er sich an eine Karavane maurischer Kaufleute anzuschließen gedachte, welche Salz nach Sanfanding führte. Nach fünfzigstägiger Reise nordwärts von Timbuktu fiel er dem fanatischen Scheikh Hamet ul d'Hadid in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte. Als L. unersütterlich in der Verweigerung dessen blieb, warf man ihm einen aufgewickelten Turban um den Hals und ließ ihn erdrosselt in der Wüste liegen, den Schakals u. Geiern zur Beute. Vergl. seine „Travels through Africa“ (Lond.)

Laini-Elf, schwed. Nebenfluß, Norr-Botten, des Muonio-Elf; fließt südöstlich.

Lainio, Fluß in Norrbotten (s. d.).

Lainsecq, franz. Dorf mit Markt, Depart. Yonne, südöstlich von St.-Sauveur; 1240 E. **Lainthal**, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Freudenstein; 470 Einw.

Laios (gr. Myth.), s. Laïos.

Lainp, Nebenfluß des Missouri (s. d.).

Lair, Jean Louis César, franz. Historienmaler, 1781 zu Janville geb., Schüler Regnaults und Davids in Paris, wo er 1828 †. Viele Portraits und Kirchenbilder und einige historische Kabinetsstücke.

Laird (Staatsw.), s. Elan.

Laitresse (Wogr.). 1) Erhard von, berühmter niederländischer Historienmaler, geb. zu Lüttich 1640, Schüler seines Vaters (Regnier L.) und Bertholet Klemmels. Audirte neben der Malerei und mit gleichem Eifer Geschichte, Musik und Theorie der Dichtkunst und arbeitete sich so zu einem der gebildetsten Künstler seiner Zeit heraus. Seine Landsleute und Zeitgenossen anerkannten das und beehrten ihn mit dem Namen des niederl. Raphaels. In L.'s sämtlichen Kompositionen offenbart sich ein Mann von vielem Wissen; seine Bilder sind sowohl in historischer, als in malerischer Hinsicht verständig, und in der Zeichnung ist er edler, als viele seiner Landsleute, obgleich auch bei ihm die niederländische Manier bemerkbar ist. Er sah Italien nicht, wurde durch das Studium der Antike nicht auf eine edlere Form hingewiesen. Seine Figuren entbehren der Grazie, der leichten Bewegung, wenn auch nicht des bezeichnenden Aus-

druckes. Wenn er im Grande Architektur anbrachte, war er nicht im Stande, dieser Großartigkeit zu verleihen. Seine Muster waren Poussin und P. Testa; er erreichte aber ersteren nicht, so daß Watelet ihn den durch schlechte Studien verbildeten Poussin nennen zu dürfen glaubt. Immerhin hat L. auch seine Verdienste, wie man sie in den Werken der ital.-franz. Schule findet. Er und Boucher ließen die Zeitsgenossen die Allegorie und Idylle bewundern, u. in diesem Gebiete verführten sie mit großer technischer Fertigkeit. Die Anzahl seiner Gemälde ist bedeutend; einige sind von großem Umfange, andere zur Zierde der Zimmer gemalt. Auch verschiedene Deckenstücke führte er aus. Sehr gerne malte er nach Art der Basreliefs. Seine Werke sind in Gallerien zerstreut, und ehemals wurden sie zu hohen Preisen erworben. Die meiste Zeit seines Lebens verlebte L. in Utrecht und dann in Amsterdam, wo er 1711 †. Er führte nicht den erbaulichsten Wandel, war schwelgerisch und in der Liebe ausschweifend, erhielt aber zuletzt doch noch eine Frau, weil ihm das Leben mit Rebweibern nicht mehr gerathen schien. Ein böser Mensch war er nicht, und was die Natur ihm vorenthielt, das ersetzte sein feiner Geist. Er war beständig froh und heiter, ein Mann von Energie. L. hat auch über Malerei geschrieben. In der spätern Zeit seines Lebens (1690) hatte er das Unglück, zu erblinden. In diesem Zustande hatte er wöchentlich eine Malergesellschaft um sich, in welcher er seine Ideen diktierte, die dann von seinem Sohne gesammelt, mit einer Menge von Kupferstichen begleitet u. nach seinem Tode in 2 Bänden herausgegeben wurden. Die 1. Ausgabe erschien 1707 zu Amsterdam, unter dem Titel: Het groot schilderboek door G. de L., 2 Deelen. Met print-verbeeldingen, in 4.; — die 2. Originalausgabe ist von 1712. Sein Zeichenbuch wurde in die deutsche, franz. und engl. Sprache übersetzt, und seine Werke und Schriften übten durch die Einführung in allen öffentlichen Kunstschulen einen großen Einfluß auf die Kunstweise. In Komposition, Zeichnung und Ausführung wurde lediglich nach gewissen Regeln verfahren, und in den nach diesen Principien angefertigten Bildern verschwand nun allmählig alles eigenthümliche Gefühl, so daß sie den Beschauer, trotz der großen technischen Verdienste, und einer gewissen Glätte und Eleganz in der ganzen Erscheinung innerlich kalt lassen. L. hat auch mehrer Blätter radirt, die theilweise sehr schätzbar sind. Wie in seinen Gemälden, so findet man auch hier Stoff zu Lob und Tadel, und Fuß'n geht zu weit, wenn er das Werk dieses Meisters den jungen, Audirenden Künstlern als etwas außersordentlich Lehrreiches empfiehlt. L.'s Bildniß wurde von J. E. Philips u. Peter Schenk gestochen. — 2) Ernst von, Thiermaler, des Vorigen Bruder, lebte einige Zeit in Italien, kam dann in die Dienste des Kurfürstbischofs von Lüttich, wo er †. — 3) L. Jakob von, der Vorigen Bruder, ebenfalls Thiermaler, lieferte auch Blumen und Früchte. — 4) Johann, der Vorigen Bruder, lebte und † zu Amsterdam. — 5)

P. Abraham und — 6) Johann, die Söhne und Schüler Gerhard's, sind nach ihren Leistungen weniger bekannt.

Paisvels, Servatius, bekannter Geistlicher des 17. Jahrhunderts, geb. zu Soignies im Hennegau 1560, Doctor der Sorbonne, trat 1621 als Reformator der Prämonstratenser-Ordens auf, wurde Generalvikar seines Ordens und Prior der Abtei St. Marie aux Bois; † 1631.

Pais (griech. Alterth.), Hetärenname. Besonders berühmt geworden sind 2 Buhlerinnen dieses Namens: 1) die ältere, zur Zeit des peloponnesischen Kriegs lebende, die schönste unter den Hetären ihrer Zeit. In ihrer Jugend war sie wäblerisch, schwer zugänglich u. theuer, und ihre Verehrer mußten sich viel von ihr gefallen lassen. Zu ihnen gehörte unter Andern der Philosoph Aristipp, der auch Schriften an sie richtete, aber erklärte, daß er nicht von ihr beherrscht werde (*ἔγω οὐκ ἔχουαι* — ich habe sie, aber sie hat mich nicht). In den Cyrenäer Eubatas, der in den olympischen Spielen gesiegt hatte, verliebte sie sich und trug ihm ihre Hand an; er nahm sie nach seinem Siege seinem Versprechen gemäß zwar mit sich, aber nur im Porträt. Im Alter gab sie sich um geringen Preis hin, trank gern und soll sogar das Gewerbe einer Kupplerin getrieben haben. Sie starb in Korinth, und zwar soll sie an einem Olivenkern erstickt seyn. Im Kranion zu Korinth hatte sie ein Denkmal: eine Löwin, die einen Widder zerriß; — 2) die jüngere P., die Tochter der Timandra, der treuen Gefährtin des Alcibiades, aus Sykkara in Sicilien, wo sie die P. geboren hatte. In einem Alter von 7 Jahren kam P. nach Korinth, der Sage nach von einem Korinther als Gefangene gekauft. Auf ihre Schönheit soll zuerst der Maler Apelles aufmerksam gemacht und sie zur Hetäre herangebildet haben. Jedenfalls ist es diese jüngere P., welcher Demosthenes nachreiste und die er zu theuer fand (10,000 Drachmen hatte sie von ihm verlangt, worauf er mit den Worten: „So theuer erkaufe ich meine Reue nicht“ sie verließ). Sie lebte gleichzeitig mit der Phryne, und um sich eben so vieler Liebhaber rühmen zu können, wie diese, nahm sie Arme wie Reiche an. Sie soll sich endlich in den Thessalier Hippolochus verliebt, Korinth heimlich verlassen und in Thessalien sich mit ihm verheirathet haben. Die dortigen Weiber aber, neidisch auf ihre Schönheit u. vielleicht auch eifersüchtig, lockten sie in das Heiligthum der Aphrodite, steinigten sie zu Tode und verstümmelten sie. Ihr Grab war am Peneus und hatte eine Inschrift, in der aber über ihre Todesart nichts erwähnt war.

Paisacker (Leisacker), bayer. Dorf, M.-B. Schwaben u. Neub., Edgr. Neuburg; 110 E.

Paisberg, österr.-steier. Dorf, Kr. u. Stadt Gills; 120 Einw.

Paisch (a. Geogr.), Stadt im äußersten Norden Galiläa's, nicht weit von den Quellen des Jordan, in einer sehr fruchtbaren Gegend, dem Stamme Naphtali gehörig. Sie hieß früher **Dan** und war ein alter Sitz des Göpendienstes; jetzt wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Hasbaya zu suchen.

Paischew (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouv. Kasan, bewässert von der Kama und Wolga, und von den Vorbergen des Ural durchzogen; — 2) Hauptstadt das., an der Kama, 1800 Einw.

Paisen, Gesänge der Flaggellanten (s. d.).
Paisopodias (griech. Gesch.), athenischer Feldherr im J. 414 und im J. 411 einer der Gesandten, welche von den Vierhundert nach Lacadamon geschickt wurden.

Pais, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Est-Pr.), M.-B. Königsberg, Kr. Neidenburg; 110 Einw.

Paisiac, franz. Dorf mit Markt, Depart. Aveyron, östlich von Rhodéz; 1700 Einw. In der Nähe, auf dem Montberle, die Ruinen eines römischen Lagers.

Paisire (Geogr.), s. Delaisire.

Paitte (Landw.), s. v. a. Leite, Lehte.

Paiter (Leiter), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Gut Dschelin, Meierhof, Jägerhaus, mehre Dominikalhäuschen, Schäferei; 290 Einw.

Pait, türkisches Räuber- u. Dynastengeschlecht, stammt von einem Kupferschmied her, der zu Ende des 8. Jahrhunderts lebte. Er hatte drei Söhne, Jakob, Amra und Ali; diese bewogen ihn, mit ihnen in den Kampf zu ziehen. So zogen sie denn nach Segestan und stellten sich an die Spitze von Straßenräuberbanden, die sie mit Tapferkeit führten und mit Großmuth regierten; der Ruf der Großthaten wie des Edelmuths der Räuber durchflog das Land und kam bis zum Sultan Darham von Segestan, der sie nun an seinen Hof zog und in hohe Staatswürden einsetzte. Jakob wurde der Stifter der nach dem ursprünglichen Stande seines Vaters (Soffan, der Kupferschmied) Soffaniden genannten Dynastie, die seit 826 n. Chr. blühte.

Paitié, Charles René, französischer Bildhauer, 1782 in Paris geb., Schüler von Dejourn, gewann 1804 den großen Preis des Instituts und lieferte seit dieser Zeit eine große Reihe von Werken, die ihn unter die guten Meister Frankreichs stellen.

Paitomba, Fluß in Benin.

Paitchern (Paintchern), österr.-steier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. Wolkenstein; 120 Einw.

Laitue (franz. Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. Salat, *Lactuca L.*

Paires (St. Martin-de-Paires), franz. Dorf mit Markt, Depart. Saône-Loire, südlich von Chalon-sur-Saône; 1230 Einw.

Pai, hohenzollern-sigmaring. Dorf, Oberamt Sigmaringen; 40 Einw.

Pajas, Ias, südamerikan. Ort, Staat Ecuador, am Japura.

Pajasch, Art der Zigeuner.

Pojatico, ital. Stadt, Toscana, nordwestlich von Volterra; Wein- u. Olivenbau; 1200 Einw.

Page (St. Maria-de-), span. Flecken, Galizien, nordwestlich von Santiago; kleinen Hafen in der gleichnam. Bucht; beträchtliche Fischerei; 500 Einw.

Lajis (hebr., Säugeth.), f. v. a. Löwe, *Felis Leo* L.

Lajja Banar (Säugeth.), in Ostindien f. v. a. großer Fohl, *Stenops tardigradus* Cuv.

Lajno, ital. Flecken, Königreich Neapel, Prov. Calabria cit er., nordwestlich von Cosromanno; 2350 Einw.

Lajus (griech. Sagenesch.), Sohn des thebanischen Königs Labdacus, Vater des Oedipus. Er war nur ein Jahr alt, als sein Vater †, und wuchs unter der Vormundschaft des Lycus (f. d.) auf. Als dieser aber von Amphion und Zethus getödtet war, mußte sich L. zu Pelops in den Peloponnes flüchten. Nachdem Amphion u. Zethus ums Leben gekommen waren, kehrte L. zurück, gelangte auf den thebanischen Königsthron, heirathete die Jokaste und zeugte mit ihr den Oedipus, von dem er, nach Delphi reisend, erschlagen wurde. Damastistratus, König von Plataä, ließ ihn begraben (f. Oedipus).

Lak, f. Lak.

Lak (Groß- u. Klein=L., Geogr.), 1) zwei österr.-ilhr. Dörfer, Kr. Neustädtl, Bez. Weizelburg; 270 Einw.; — 2) (Nagy=L.), ungar. großes Dorf, tsanader Gespsch.; 9780 Einw.

Laka (Lako), Nebenfluß des Kuban.

Lafanal (Biogr.), Joseph, französischer Naturhistoriker und Staatsmann, geboren 1761, wurde nach Vollendung seiner Studien bei der Kongregation der christlichen Lehre angestellt, bekleidete nach einander mehrere Aemter u. hatte bereits seit 4 Jahren einen Lehrstuhl der Philosophie in Moulins eingenommen, als die Revolution ausbrach. Den neuen Lehren mit Begeisterung zugethan, wurde er von dem Departement der Ardiége zum Abgeordneten für den Nationalkonvent ernannt. In jener furchtbaren Zeit war L. der Mäcen der Künstler u. Gelehrten. Unter den vielen der Letztern, die seine Hülfe in Anspruch nahmen, befand sich auch Chappe (f. d.) der Erfinder des Telegraphen. L. war gewöhnlich mit den Angelegenheiten der Wissenschaft u. der Literatur so sehr beschäftigt, daß er selten in den Sitzungen des Konvents erscheinen konnte. Auf Missionen war er dagegen mehrmals, verproviantirte die Rheinprovinzen, gründete in Bergerac eine Gewerfabrik, welche das Heer mit Massen von Waffen versorgte, leitete die Arbeiten für die Beschißung des Drot, errichtete in den Departements 19 Centralschulen u. besorgte noch viele andere Geschäfte, von denen mancher Andere mit bedeutenden Summen sich zurückgezogen haben würde. Dieser Ruhm war nicht sein einziger, größer zeigte er sich dadurch, daß er als allmächtiger Kommissär des Konvents nie eine Gefangenschaft verfügte. Diese Maßigung mußte ihn in der damaligen Zeit verdächtig machen. Er hatte sich überdies keiner der Parteien des Konvents angeschlossen u. ging ausschließlich mit Gelehrten, Schriftstellern u. Künstlern um, deren Opposition gegen das republikanische Regiment bekannt war. Am 31.

Mai stand auch sein Name neben denen der Girondisten auf der Proskriptionsliste. Da rettete ihn ein Mann, der sonst nur auf das Verderben Anderer sann, der blutige Marat; dieser strich seinen Namen mit den Worten: „L. ist kein Verschwörer, er liebt die Wissenschaften zu sehr.“ L. machte sich schon aufs Neue um sein Vaterland verdient, indem er einen Gesetzentwurf über Gründung einer Normalschule u. von Central- u. Primärschulen durchsetzte. Bei dem kläglichen Zustande des Unterrichts lag hierin ein großer Fortschritt. L.s schönste Schöpfung aber ist die des naturhistorischen Museums. Der königl. Garten, verhaßt durch seinen Namen, sollte untergehen, aber L. nahm sich seiner an, u. die Schule, die zum Demonstrieren der Naturwissenschaften bestimmt war, gewann, statt zu verschwinden, nur um so regeres frischeres Leben. Der Zweck des Instituts wurde nun im Sinne von Buffon erweitert, der verlangt hatte, daß der Pflanzengarten dazu diene, die Einheit in die Naturgeschichte einzuführen u. ein Miniaturbild des ganzen Erdkreises u. seiner Bewohner abzugeben. Sein Zweck wurde fortan Studium der Naturgeschichte in ihrer ganzen Ausdehnung. Das neue Reglement, am 10. Juni 1793 in einer Sitzung genehmigt, erwies sich als so ausgezeichnet, daß alle spätern Regierungen es geachtet haben. Die Gelehrten des neu gegründeten Museums wollten L. ihren Dank bezeigen u. überreichten ihm deshalb einen Schlüssel zu den Gewächshäusern als Geschenk. Dieses ausgezeichnete Vorrecht war das einzige, das L. jemals in seinem Leben anzunehmen sich entschloß. Nach der Auflösung des Konvents erhielt er im Rathe der Fünfhundert einen Platz u. wurde später zweimal in den gesetzgebenden Körper gewählt, lehnte aber beide Male ab. „So lange die feindlichen Heere vor den Thoren der Hauptstadt standen“ erklärte er, „habe ich die gefährlichen Funktionen eines Volksabgeordneten übernommen; jetzt ziehe ich mich zu meinen Büchern zurück u. zu einigen Freunden, dem einzigen Gute, wonach mein Herz begehrt. Der redliche Bürger eilt herbei, wenn das Vaterland in Gefahr ist; er tritt in die Menge zurück, wenn jene vorüber ist.“ Napoleon wollte ihn für seine Verdienste belohnen, aber er wies alle Auerbietungen zurück, obgleich er ohne Mittel war. Er wollte seinen Lebensunterhalt seiner Arbeit verdanken und nahm deswegen einen Lehrstuhl der alten Sprachen an der Centralschule der Straße Saint-Antoine an. Auch diesen verlor er im J. 1809. Die Restauration traf ihn am empfindlichsten. Man strich ihn von der Liste des Instituts, nahm ihm seine Rückzugspension — den Lohn des Arbeiters am Ende seines Tagewerkes, wie er selbst sagte — u. entthob ihn seiner Funktionen als Oberaufseher des neuen metrischen Systems. L. verbannte sich nun selbst u. wandte sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo Jefferson sich seiner auf das Wärmste annahm. Der Kongreß der Vereinigten Staaten bewilligte ihm Ländereien, u. er mit seiner unbe-

zählbaren Thätigkeit wurde Pflanzter, Dekorom, Ansiedler u. errichtete an den Ufern des Mobile eine Meierei, von wo er an seine Freunde in Frankreich schrieb: „Hier genieße ich der von Horaz so sehr gerühmten goldenen Mittelmäßigkeit.“ In der Zurückgezogenheit tröstete er sich über die Unbeständigkeit der Dinge u. streifte die letzten Erschütterungen des politischen Lebens von sich. In Frankreich wurde er vergessen, nur die Professoren des Pflanzengartens erinnerten sich seiner u. überschieden ihm die „Beschreibung des naturhistorischen Museums“ mit einer Widmung an ihn. Die Hochschule Louisiana's ernannte ihn zu gleicher Zeit zu ihrem Präsidenten, u. er hatte so wieder eine Beschäftigung, die seinen Neigungen ganz entsprach, als die Nachricht von der Julirevolution nach Nordamerika kam. L. erwartete jetzt mit Sicherheit seine Zurückberufung, u. daß man ihn abermals vergaß, kränkte ihn so sehr, daß er den Schlüssel des Pflanzengartens, das einzige Ehrengeschenk seines Lebens, zurücksandte. Auch als kraft königl. Ordonnanz vom 26. Oktober 1832 die Reorganisation der Akademie für moralische u. politische Wissenschaften Statt fand, schloß man ihn nicht ein. Erst die ernstesten Vorstellungen Geoffroy Saint-Hilaire's bewirkten, daß man dem Begründer des Museums seine Stelle am Institute zurückgab. Diese Nachricht bestimmte ihn sogleich zur Rückkehr nach Frankreich. Als er in Paris ankam, staunte Alles über die Frische und Energie des Greises. Unter seine reichen, schwarzen Locken hatten sich nur wenige weiße Haare gemischt, sein Gang war fest u. aufrecht. Einen Augenblick verfolgte er sogar die Idee, an der Politik wieder Theil zu nehmen, u. gab den Plan bloß deshalb auf, weil er den Verhältnissen u. den Menschen zu fremd geworden war. Auch seine finanziellen Verhältnisse nöthigten ihn zur Zurückgezogenheit, denn sein Vermögen in Amerika ließ sich nicht realisiren, u. er war mithin auf seinen Ruhegehalt angewiesen. Bei allen Arbeiten der Akademie der moralischen Wissenschaften zeigte er sich als ein eifriges u. ergebenes Mitglied. Diese wollte ihm noch ein Zeichen ihrer Achtung geben u. erwählte ihn am 6. December 1844 zu ihrem Präsidenten. L. lehnte indessen diese Ehre ab. „Wenn man mit 82 Jahren nach Repräsentation strebt“, sagte er, „so läuft man Gefahr, an Würde zu verlieren, was man an Titeln u. Ehre gewinnt.“ Parodiefoucauld hat gesagt: es gibt wenig Leute, welche alt zu seyn verstehen.“ Wenige Wochen später † er (16. Febr. 1845). Man wußte, daß er über seinen Aufenthalt in Amerika ein Werk in 3 Bänden geschrieben, fand aber dasselbe unter seinen Papieren nicht. Eben so wenig waren seine „Bemerkungen über die französische Revolution“ aufzufinden.

Lafazel, europ.-türk. Ort, Walachei, Ilfow, südöstlich von Bukarest.

Lake (Geogr.), 1) nordamerikan. Grafschaft, V.-St., St. Ohio, Hauptort: Painesville; 140: 9740 Einw.; — 2) Grafschaft das., V.-St., St. Indiana; 1840: 1470 Einw.; — 3) Graf-

schaft das., V.-St., St. Illinois; 1840: 2640 Einw.; — 4) Fluß in Bantiemensland.

Lake (Biogr.), Gerard, Lord Viscount, englischer General, 1744 geboren, stammte aus einer alten Familie und erhielt 1758 eine Fähnrichsstelle in einem Regimente der Fußgarden. Schon während des 7jährigen Krieges zeichnete er sich durch Kaltblütigkeit und Unererschrockenheit aus. Er wurde später Adjutant des Generals Pearson und ging unter Cornwallis nach Amerika, wo er königlicher Generaladjutant wurde. Als Brigadier focht er 1793 in Holland, und sein Name ward bei Willemstadt und Alkmaar rühmlichst genannt. Im J. 1797 nach Irland gesandt, ergriff er bei dem bald darauf durch französischen Einfluß und Beistand errögeten Aufstande strenge Maßregeln, schlug den 31. Juni 1798 die Insurgenten und den 8. September im Verein mit Lord Cornwallis die gelandeten Franzosen. Irland wurde dadurch beruhigt. Den größten Ruhm erwarb sich L. als Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte in Ostindien. Seine erste Sorge in dieser Stellung war, die Armee neu zu organisiren und zu discipliniren, und mit Zuversicht führte er sie gegen den Feind, als Dowlat Row Scindiah 1803 die Mahratten zu einem großen Bündniß vereinigt und feindselige Absichten gegen die Kompanie gezeigt hatte. Die Truppen der Mahratten waren durch französische Offiziere eingeebnet und zum Theil beschrift. Am 29. August 1803 griff L. das Lager des Generals Pearson bei Allyghur an, zwang ihn sich zurückzuziehen und erstürmte wenige Tage darauf (den 4. Septbr.) diesen mächtigen Platz. Er drang vor gegen Delhi, schlug die Feinde unter Bourquien am 11. September, u. zog in Delhi ein, wo er den blinden, in Dürftigkeit u. Gefangenschaft lebenden Großmogul Schah Aulum befreite. Hierauf zog der Obergeneral vor Agra u. zwang die Besatzung bald zum Kapituliren, 17. Oktober 1803. Der gedemüthigte Scindiah hatte noch eine nicht unbedeutende europäisch-organisirte Armee in Decan übrig, auch diese wollte Lord L. vernichten, um der britischen Macht die ganzen kaiserlichen Staaten zu unterwerfen. Nach einem beschwerlichen Zuge erreichte u. schlug er diese in der blutigen Schlacht bei Laswaren (1. November 1803). Während dem hatten auch die betaschirten Corps in den verschiedenen Provinzen mit gleichem Glück gefochten, u. namentlich hatte der Generalmajor Wellesley (der nachmalige Herzog von Wellington) in der Schlacht von Assyn (23. September) einen 3 Mal stärkern Feind besiegt. Scindiah u. sein mächtigster Anführer, der Radschah von Berar, mußte um Frieden bitten, und schöne Provinzen vergrößerten den Umfang der britischen Besitzungen in Indien. Nicht lange sollte indessen der Friede dauern. Jeswunt Row Holkar u. Meer Khan, 2 andere Mahrattensfürsten, begannen von Neuem die Feindseligkeiten, u. es gelang ihnen anfangs, obgleich sie mehrmals geschlagen wurden, den Briten mehrfachen Nachtheil zuzufügen. Lord L., nachdem er Kampur genommen, zwang Holkar, die Belagerung von Delhi, welches sich tapfer ver-

theidigt hatte, aufzuheben. Holkar suchte darauf den Krieg in die britischen Länder zu spielen, wurde jedoch mehrmals geschlagen. Auch die Festung Deng eroberten die Engländer, wandten sich darauf gegen den Radschah von Bhurtpur, den Bundesgenossen Holkar's, und zwangen denselben durch Belagerung seiner Hauptstadt Bhurtpur, einer der stärksten Festungen Indiens, zum Friedensschluß. Im J. 1805 baten auch Holkar und Meer Khan, die mit ihren leichten Truppen den Krieg noch einige Zeit fruchtlos fortgesetzt, endlich um Frieden. L. befestigte darauf durch einen Vertrag die Macht der ostindischen Kompagnie, traf Einrichtungen zur Verwaltung der eroberten Provinzen u. schiffte sich von Kalkutta aus 1807 nach England ein. Hier angekommen, ward er zum Viscount u. zum Gouverneur von Plymouth ernannt, † aber schon am 21. Februar 1808. Seine Unerschrockenheit, sein Feldherrnbild u. kühner Muth machten ihn zum Schrecken der Feinde; Gerechtigkeitsliebe u. Freundlichkeit zum Abgott der Soldaten u. des Volks, das sein Schwert unterworfen hatte.)

Lakediven (Lakkadiven), ostind. Inselgruppe, im indischen Ocean, an der Westküste von Malabar, zwischen 10 und 15° nördl. Br. u. 72 — 75° östl. L. von Gr. (89° 40' — 92° 40' v. G.). Die Gruppe der L., über die wir die neuesten Nachrichten einem Briten, Namens Werd, Lieutenant in der Marine der ostindischen Kompagnie, der sie 1835 besucht hat, verdanken, zerfällt in 15 kleinere Gruppen oder Atalls, im Ganzen 50 Inselchen, die alle sehr klein und zum Theil bloße Felsen sind. Die Bevölkerung beträgt nicht ganz 7000 Seelen, die auf den 8 größten vertheilt sind und wenig Verkehr mit der übrigen Welt haben, da man beim Mangel an guten Häfen sich ihnen beim Südwestmonsun nicht nähern kann u. sie überhaupt nicht sehr einladend sind. Die 3 Hauptinseln, Anderot, Cabarita und Alphalu, enthalten 1800, 1200 u. 1300 Seelen und sind etwas über 3 englische Meilen lang und 1 Meile breit. Sie sind alle von Korallenformation, und Anderot bietet den merkwürdigen Umstand dar, daß das Land windwärts, d. h. gegen Südwesten, am höchsten ist und sich fast senkrecht aus einer unergründlichen Tiefe erhebt, während alle andern windwärts durch abhängige Korallenbänke geschützt sind. Die mittlere Höhe von Anderot beträgt nur 9 Fuß und nirgends ist das Land höher, als 15 Fuß. Die größern Inseln sind mit Kokospalmen reich bepflanzt, und außer der Fischerei, dem Bau des Reises und einiger Gemüse, dem Sammeln von Kauri-Muscheln, die sich in Menge an den Küsten finden, bildet die Bearbeitung der Fasern der Kokusnuß eine Hauptbeschäftigung der Eingebornen. Nur für den Verbrauch von 20 Tagen wird Reis auf den Inseln gewonnen, der Ueberrest dagegen von dem Kontinent eingeführt. Ursache hiervon ist hauptsächlich der Mangel an Raum, denn den Einwohnern fehlt es nicht an Industrie, und süßes Wasser findet sich fast auf allen Inseln in Ueberfluß. Die Früchte, die auf denselben wachsen, sind Platanen, Drangen, Papanos, Limonen und eine unbekannte Gattung, die auf einem schönen, stacheligen Baume wächst, mit dunkelgrünen Blättern, nicht unähnlich dem breitblättrigen Ulmenbaume; auch sieht man Feselnüsse und 2 Arten Baumwollenbäume. Die Gemüse sind sehr schlechte, süße Pataten und eine rhabarberartige Pflanze (*tacca pinnatifida*) von säuerlichem, stechendem Geschmack, aber sehr beliebt bei den Einwohnern, die sie in Reihen pflanzen. — Die Bewohner sind arm und unkriegerisch und leben in steinernen, gedeckten Häusern, die sie wegen der heftigen Stürme sehr niedrig bauen. Die Kuh ist das einzige vierfüßige Hausthier. Von Vögeln sieht man außer den Hähnen nur den Brachvogel, die Krähe und einen langgeschwänzten schwarzen Papagei, alle sehr zahm. Die See liefert Fische und Schildkröten. Der einzige Ausfuhrhandel besteht in Kokosnußfasern (*coir*) und Kowries (*Kauris*), gegen welche sie Lebensmittel auf der gegenüberliegenden Küste eintauschen.

Lakellen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Dlegsko; 440 Einw.

Lakemzowa, europ.-russ. Ort, Gouv. Pskow, östl. von Noworosschew.

Laken (Waarenk.), 1) in den Niederlanden, einem großen Theil Norddeutschlands und am Niederrhein das wollene Tuch, daher auch Lakenmacher, Tuchmacher, u. Lakenhändler, Tuchhändler; — 2) in Niedersachsen s. v. a. Betttuch.

Laken (Laeken, Geogr.), belg. Schloss, Prov. Süd-Brabant, nördl. von Brüssel, auf einer Anhöhe, von Parkanlagen umgeben, im Innern sehr prächtig. Eine dreifache Allee führt von Brüssel hierher.

Lakendorf, preuß. Dorf, Prov. Preußen, (St.-Pr.); R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 100 Einw.

Lakenhof, österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Scheibbs, am Fuße des Dscherberges; 160 E.

Lakenfegel, Alpe, s. Flachau 2).

Lakerikhanda, brit.-ostind. Stadt, s. Birboom.

Lakeschool (engl.), Seeschule, Name einer engl. Dichterschule, s. Englische Literatur, S. 686.

Lakhtthijaaah, Name eines arabischen Herrschers, s. Arabien, S. 563.

Lakida, griech. Vorgebirg, Mito, nordwestl. an der Küste von Mito.

Lakka (Geogr.), s. v. a. Ceylon.

Lakkoplutoi (gr. λακκόπλουτοι, Grubenreiche), s. Callias 7)

Lakmon (a. Geogr.), Zweig des Pindus in Epirus.

Lakmus, Herrscher von Guzurate.

Lakmus (angew. Bot. und Waarenk.), s. Lakmus.

Lakodinioja, europ.-türk. Ort, gr. Walachei, Jalamiga, südwestl. von Braila.

Lakon, s. v. a. Lacedämonier.

Kap Kamilli), Epidaurus Limera (i. Palea Monembasia), Zarax (i. Zerafa), Eypbanta (beim Hafen Eyparissia), Prasiä, Polichna (bei Kunupia). b) Ortschaften im innern Lande: α) in der östlicheren Hälfte, links von Eurotas, in der Richtung von N. nach S. In dem nördlichsten an Eynuria grenzenden Distrikte Namens Sciritis das Kastell Zud, die Stadt Caryä, Sellasia, Denoe, oder Denuß, Pellana, Therapne, Glynpia oder Olympia, feiner Marius (i. Mari), Selinus (nördl. von Gheraki), Geronthä (i. Gheraki), Paläa (bei Aphidia), Leuce (in der Ebene von Finiki). β) In der westlichen Hälfte, rechts vom Eurotas, in der Richtung von S. nach N.: Arainus (i. Ageranos, nördlich vom Hafen Bathy und Kap Petali), Pyrrhichus, Megia, nördlich von Gythion, zwischen Marathoni und Trinisa; Trocea mit Steinbrüchen an der Straße von Gythion nach Sparta; Eleusinum, Papiteum und Darrhium (in der Ebene von Sparta), Bruseä, Pharis, Alagoria, Gerenia, Amyclä (bei Alia Kyriaki), Sparta (östlich vom heut. Mistra), Alisiä (westl. von Sparta an der Straße nach Pherä), Belemina, Megys (im nordwestlichsten Winkel des Landes bei Ghorghiza). Vergl. Leake, Morea Bd. I. S. 124 — 324; — Ross, Reisen in Griechenland I, S. 172 — 191. Ueber die Bevölkerung und die Geschichte des Landes s. Sparta.

Lakonika (a. Geogr. u. Gesch.), s. Sparta.

Lakonike, griech. Insel, Morea, Distrikt Nomos, aus dem nordöstlichen Theile der Halbinsel gebildet.

Lakonischer Meerbusen (Sinaus laconicus, a. Geogr.), Busen des Mittelmeers, zwischen den beiden Landspitzen Lakonika und den Kaps Malea und Tanarium; i. Busen von Kolophonia.

Lakonismus, 1) lakonische Lebens- und Sprachweise; — 2) lakonische Kürze, d. h. gedrängt im Ausdruck; daher lakonisch, s. v. a. kurz, gedrängt.

Lakontai, Prov. von Oberham, s. Siam.

Lakowa, europ.-russ. Flecken, Gouv. Minsk, nordöstlich von Pinsk.

Lakrigen (Succus liquiritiae, Lakrigen-saft), ein aus den Wurzeln der Süßholzpflanze (Glycyrrhiza glabra und Gl. echinata) in Kalabrien, Sicilien und Spanien bereitetes Extrakt. Die zerschnittenen frischen Wurzeln werden mit Wasser macerirt, dann damit gekocht und ausgepresst. Die ausgepresste Flüssigkeit dampft man in kupfernen Kesseln auf freiem Feuer zur Extraktstärke ein und formt dann den Extrakt zu Stangen von mehreren Zollen Länge und etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll Breite, die an der Luft völlig ausgetrocknet, mit einem Stempel, der den Fabrikort bezeichnet, versehen und dann zur Versendung zwischen Vorbeerblätter gepackt werden, wodurch man das Zusammenpacken derselben verhindert. Durch Ueberstreichen mit Wasser gibt man den Stangen eine blanke Oberfläche. Das L. ist schwarz oder tief dunkelbraun. In der Kälte ist es so spröde, daß sich die Stangen desselben leicht zerbrechen lassen. Auf dem Bruche ist es ebenfalls schwarz und glänzend.

In der Wärme erweicht es etwas und wird zähe. Gehörig ausgetrocknet läßt es sich pulvern. Von der Verpackung hat es gewöhnlich den Geruch nach Vorbeerblättern. Es schmeckt süß, hinterher aber kragend. Je nach seiner Güte löst es sich in Wasser mehr oder weniger vollkommen auf. Die Auflösung ist beinahe schwarz u. nur im verdünnten Zustande durchsichtig. Sie schmeckt süß und enthält hauptsächlich Glycyrrhizin, daneben andere im Wasser lösliche Stoffe aus der Süßholzwurzel: Asparagin, Stärkemehl und Salze. In der Rezeptur verwendet man gewöhnlich nur ein gereinigtes L. Die Extraktion des L. s. bewerkstelligt man auf die Art, daß man es, in halbzolllange Stücke zerschnitten, in einem passenden Gefäße mit Stroh- oder Weidengeflechte schichtet und mit kaltem Wasser übergießt. Nach 24 Stunden läßt man das Aufgelöste durch einen dicht über dem Boden des Gefäßes befindlichen Zapfen ablaufen und wiederholt den Aufguß, so lange es der Mühe werth ist. Das Ungelöste behält gemeinlich die Form der angewandten Stücke, es ist schmutzig braun, läßt sich leicht zu Brei zerreiben und enthält Stärke. Durch Abdampfen der Auflösung erhält man ein Extrakt, welches in Stangen geformt und völlig ausgetrocknet, den Succus liquiritiae deparatus darstellt. Dieser zieht leicht Feuchtigkeit an. Durch einen Zusatz von Milchsücker oder feinem Süßholzpulver soll dies verhindert werden. Nicht selten enthält das L. Kupfer, entweder so, daß es in die Auflösung mit übergeht, oder in kleinen Stückchen beigemischt ist, die von den Abdampfkeffeln herrühren. Das aus dem getrockneten Süßholz bereitete Extrakt ist nicht so dunkel gefärbt, als das L. Es schmeckt auch süß, hinterher kragend. Nach den Niederschlägen zu urtheilen, die es mit mehreren Salzen gibt, enthält es mehr Glycyrrhizin und ist weniger mit anderen Stoffen gemengt, als das L.

Lakrigenholz, **Lakrigenwurzel** (pharm. Bot.), s. Glycyrrhiza echinata und glabra L.

Lakshimi (d. i. die Schöne, ind. Myth.), 1) jede weibliche Gottheit; — bes. 2) Gattin des Wischnu. Bei der Hervorbringung des Amrita stieg sie aus dem Schaume des Meeres empor, und zwar als Sri (Syri), Göttin des Ueberflusses und Wohlstandes und als Geberin des Glücks (Wangola Deweta). Sie wird abgebildet mit 2 (zuweilen 4) Armen, in der einen Hand den Lotus, oder auch ein Kind auf dem Arm; mit Kronen, Armbändern u. s. w. von Gold u. Perlen geschmückt. Oft wird sie auch mit Wischnu ganz verschmolzen betrachtet und beide als ein Körper mit weibl. und männl. Kopfe abgebildet. Auf der Stirn trägt sie den Lingam. Zuweilen figt sie als schönes Mädchen in der Lotusblume, als Symbol der Alles empfangenden und gebährenden Naturkraft, und heißt daher auch Padma, die Lotusblume, und Loga-gani, die Siebärerin der Welt, Logamada, die Weltmutter. Der Mayabaum, der Lotus und die Kuh sind ihr heilig. Man zündet ihr zu Ehren einen Leuchter mit 7 Lichtern an.

Lakshmana (ind. Myth.), Sohn des Königs Dasaratha und der Keykeshi, eine Verkörperung des Wischnu, oder nach Anderen der

Schlange Adiffeschen, Bruder und Gefährte des Rama auf seinem Zuge gegen Ravana.

Lakhsate, europ.-türk. Ort, Albanien, Dchri, nordwestl. von Dchri.

Laktuke (Bot.), in Westdeutschland s. v. a. dunkelgrüner Bindsalat. *S. Lactuca Scariola L.*

Lala (türk.), Prinzenlehrer aus der Klasse der Muderisse (Rektoren); oft auch Ehrentitel anderer Personen, z. B. des Mufti.

Lala (a. Geogr.), Stadt in Armenia major, zwischen dem Arates und Cyrus (Ptol. V, 13).

Lala (n. Geogr.), griech. Stadtruine, Morea, am gleichnamigen Berge, nordöstlich von Pyrgos.

Lala (Biogr.), Malerin von Enzykus, fertigte in Rom unter Cäsar bes. Frauenbildnisse und schnitt in Eisenstein.

Lalage, (gr. Appellativum, Papelmäulchen), bei Horaz Bezeichnung für ein Mädchen.

Lalage (Bot.), nach Lindley, Gattung der Leguminosae *Lotus Dec.*, *Diadelphia Decandria L.* — Charakter: Blumen mit trocknen, abfallenden Brakteen versehen; Kelch zweilappig; Oberlippe zweilappig, Unterlippe dreitheilig, alle Einschnitte borstenförmig; Fächchen der Schmetterlingskorolle flach, rundlich, ausgerundet; Schiffchen stumpf; alle Staubfäden verbunden, der 10. nur zu Hälfte freistehend. — Einzige Art: *L. ornata Lindl.* Bot. Reg. 1722. Strauch auf der Südwestküste Neuholands. Blüthen schön, gelb, orangefarben, purpur- und karmoisinroth gemischt.

Lalain, franz. Dorf, Dep. Nord, östlich von Douai; 1560 Einw.

Laland, s. v. a. Laaland.

Lalande (Biogr.), 1) Jos. Jérôme Lefrançois de, einer der berühmtesten Astronomen der neuern Zeit, geb. zu Bourg im Departement de l'Ain am 11. Juli 1732, erhielt seine erste Bildung bei den Jesuiten in Lyon und studierte zu Paris die Rechte, zugleich aber, seiner natürlichen Neigung folgend, Mathematik und Astronomie unter Messier, mit solchem Eifer, daß die Akademie auf Lemoigniers Empfehlung, 1751 den kaum 19jährigen Advokaten zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes, d. h. der Entfernung desselben von der Erde, nach Berlin schickte, während Lacaille zu gleichem Zwecke nach dem Kap der guten Hoffnung ging. Friedrich der Große konnte beim Anblick eines so jungen Astronomen seine Verwunderung nicht verbergen; als dieser aber seine übrigens nicht schwere Aufgabe gelöst hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe gestattet, sondern er auch als Mitglied in die berliner Akademie aufgenommen. In Berlin brachte er die Nächte auf der Warte zu, des Morgens studierte er unter Euler die Analyse, Abends sah man ihn mit Mauvertuis, d'Argens, Lamettrie in den freundschaftlichen Zirkeln des Königs. Anfänglich überraschten den in den Regeln strenger Frömmigkeit erzogenen jungen Mann die sogenannten philosophischen Ansichten dieser Männer; er gewöhnte sich aber bald daran und ging allmählig zu einem entschieden ausgesprochenen Atheismus über. Nach seiner Rückkehr

nach Frankreich im J. 1752 übernahm er in Bourg, aus Liebe für seinen Vater, mehrere Prozesse und reiste dann nach Paris, um Lemoignier die von diesem geliehenen Instrumente zurückzubringen. Er blieb dort, ward 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und ihm zugleich die Stelle eines königlichen Astronomen gegeben. Von diesem Augenblick an beginnt L.'s eigentliche Wirksamkeit. Er wurde nach und nach Mitglied fast aller wissenschaftlichen Akademien Europa's und lieferte in die Jahresschriften einer jeden, besonders der pariser, die wichtigsten Beiträge. Seine Arbeiten über den Mond, dessen Diameter er mit Hülfe eines von ihm mit ängstlicher Genauigkeit konstruirten Sonnenmessers von 18 Fuß bestimmte, machten ihn mit Lacaille bekannt. Diese Verbindung raubte ihm die Freundschaft Lemoigniers. L. benahm sich in den dadurch veranlaßten Streitigkeiten, wenn auch nicht undankbar, doch unart, wie er denn überhaupt durch unbesonnene Freimüthigkeit und natürliche Verbtheit sich viele Feinde machte. Im J. 1761 war er seines Lehrers Nachfolger in der Professur am Collège de France und wußte seinen Vorlesungen einen seltenen Reiz zu geben. Sein Hörsaal ward gleichsam eine Pflanzschule, indem eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern von Observatorien berufen wurden. In den Jahren 1765—66 bereiste er Italien und schrieb sodann seine „Voyage d'Italie“ (9 Bde., Par. 1766, 12., nebst einem Atlas in 4.). Als Direktor der pariser Sternwarte + er am 4. April 1807. Sein ganzes Leben hindurch beschäftigte er sich mit der Theorie der Planeten. Es hat größere Astronomen gegeben, als L. war, seine Methoden sind veraltet u. darum aufgegeben, aber sicher gibt es wenige, die das Studium der Astronomie im Großen so gefördert haben, wie er. Sein Charakter war ein sonderbares Gemisch von großen empfehlenswerthen Eigenschaften und von abstoßenden Sonderbarkeiten. Eitelkeit und Ruhmsucht war der hervorstechende Zug seines Wesens und vielleicht war sein Arbeitsmus auch nur eine Art Eitelkeit. Die Franzosen verdanken ihm eine Ausgabe der hallenschen Tabellen, so wie die Geschichte des Kometen von 1759. Seit 1760 gab er die „Connaissances des temps“ heraus und 1761 lieferte er eine Karte, welche die Phasen des berühmten Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Sein Hauptwerk ist seine „Astronomie“ (2 Bde., Paris 1764, 4.), welcher er in der dritten Auflage (3 Bde., das. 1792, 4.) die „Tables astronomiques“ hinzufügte. Indem wir seine zahllosen astronomischen Abhandlungen übergehen, nennen wir von seinen Werken nur noch die „Bibliographie astronomique, avec l'histoire de l'astronomie depuis 1781—1802, avec une table des matières par Cotte“ (das. 1803, 4.), ein unentbehrliches Werk, das über 5000 Artikel enthält. Sein Werk: „Des canaux de navigation, et spécialement du canal de Languedoc“ (das. 1778, 8cl.), enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Kanäle und war den Ingenieuren von großem Vortheil gewesen. Gleich nützlich war

seine „*Abbrégé de navigation historique, théorique et pratique*“ (das. 1793, 4.), das besonders wegen der darin angegebenen Literatur werthvoll ist. Selbst der Industrie wurde er nützlich, indem er eine große Anzahl Schriften über technische Verrichtungen schrieb, z. B. „*L'art de faire le parchemin*“ u. s. w. Den Damen bestimmte er seine „*Astronomie des Dames*“ (das. 1785, u. öfter; neueste Aufl. 1824) u. den „*Abbrégé d'astronomie*“ (2. Aufl., das. 1795) für Liebhaber der Astronomie. Auch hat er „*Discours*“, „*Eloges*“ u. s. w. und sogar mit Sylvestre Maréchal ein „*Dictionnaire des athées anciens et modernes*“ (das. 1800) geschrieben. Durch seine Schriften, seine Arbeiten, seine Beispiele, seine Schüler, seinen Einfluß u. Briefwechsel schon im Leben der Astronomie überaus nützlich, ist er es noch nach seinem Tode durch einen von ihm gestifteten Preis, den die Akademie jährlich dem Verfasser der besten astronomischen Abhandlung oder der merkwürdigsten Beobachtung ertheilt. — 2) (Auch La Lande), Michael Richard de, berühmter französischer Musiker, einst Obertapellmeister des Königs von Frankreich und Ritter vom St. Michaelsorden, geb. zu Paris am 15. Decemb. 1657 als das 15. Kind eines Schneiders. Sein Vater brachte ihn sehr jung zu den Chorknaben bei der Stiftskirche St. Germain, und da er eine hübsche Stimme hatte, und überhaupt viel Talent zur Musik, so gab sich auch Chaperon, der damals gerade Musikmeister bei dieser Kirche war, viel Mühe mit ihm und unterrichtete ihn nicht allein im Gesange, sondern auch auf mehreren Instrumenten und in der Composition. Die Sorgfalt und die Liebe des Lehrers munterten den Knaben, und jenen wieder der unermüdlche Fleiß des Schülers auf. Ganze Nächte beschäftigte er sich mit Musik und was er von seinen kleinen Einnahmen ersparen konnte, das wandte er an Noten und musikalische Bücher. Auf diese Weise war er denn als er der Mutation seiner Stimme wegen St. Germain verlassen mußte, in allen Theilen der Kunst so weit vorgeschritten, daß er sich ziemlich selbst helfen konnte. Einer seiner Verwandten nahm ihn zu sich, der wöchentlich 2 Mal in seinem Hause Konzerte veranstaltete, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Talente als Komponist und als Virtuoso zu zeigen. Als ein fertiger Violinspieler suchte er nach der Zeit als Geiger bei der Oper unterzukommen; da aber Lully seine Bitte abschlug, ward er so böse, daß er augenblicklich seine Geige zerbrach und nie wieder eine andere anrührte, vielmehr das Klavier und die Orgel nun zu seinem Hauptinstrument machte. Auf letzterer besonders brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er an 4 Kirchen zugleich als Organist angestellt wurde. Mit Vorliebe versah er unter diesen die Stelle bei dem großen Kollegium der Jesuiten, weil die Sitte, daß die Schüler desselben verschiedene Tragödien aufzuführen pflegten, ihm Gelegenheit gab, sich auch als Komponist zu üben und als Direktor und Klavierspieler immer bekannter zu werden. Wirklich hatte auch dieser Umstand zur Folge, daß er der Klavierlehrer der Tochter des Herzogs von

Noailles und später auf des Herzogs Empfehlung selbst der Klavierlehrer der Prinzessin Königin Ludwigs XIV. wurde, u. dieser 1683 endlich ihn zum Kapellmeister ernannte. Nun verbethete er sich das Jahr darauf mit der Sängerin bei der königlichen Kapelle, Anna Röbel, einer Tochter von Jean Ferry Röbel. Die beiden Töchter, welche L. in dieser Ehe zeugte, hatten vortreffliche Stimmen und wurden daher auch von ihm zu Sängern auszubilden. Im J. 1704 ernannte sie der König mit einem ansehnlichen Gehalte zu Hofsängerinnen; aber schon 1711 starben Beide in einem Zeitraum von 12 Tagen an den Blattern, die ältere war erst 24 und die jüngere 23 Jahre alt. Im J. 1722 starb auch seine Frau, und dieser Verlust erschütterte ihn so sehr, daß man um seine Gesundheit besorgt seyn mußte. Der König beredete ihn zu einer zweiten Heirath. Er schritt zu dieser 1724, aber schon zu Anfang des J. 1726 + er. Unter seinen Compositionen waren von je her die Motetten die berühmtesten; er hat deren gegen 60 geschrieben. — 3) Michel Jean Jérôme de François L., Neffe von L. 1), Mitglied des Instituts, geb. zu Paris 1765, zeichnet sich unter den Astronomen seiner Zeit ebenfalls rühmlich aus und hat namentlich eine genaue Beschreibung des dem pariser Horizont sichtbaren Sternenhimmels geliefert. Auch die Gattin des Letztern ist gelehrte Kennerin der Mathematik und Astronomie und hat zu mehreren Werken ihres Oheims Rechnungen geliefert. — 4) Pierre Antoine, franz. Naturforscher, 27. März 1787 zu Versailles geboren; trat sehr jung in das Museum der Naturgeschichte, bei dem sein Vater angestellt war, wurde Gehülfe des Geoffroy-Saint-Hilaire, den er 1808 auf seiner Reise nach Portugal begleitete. Im J. 1816 begab er sich mit dem französischen Gesandten, dem Herzoge von Luxemburg, nach Brasilien, wo er auf seinen zahlreichen Ausflügen eine Menge interessanter und seltsamer Gegenstände sammelte. Im J. 1818 reiste er nach dem Kap der guten Hoffnung, durchkreuzte die Portentotenländer und drang bis in das Kaffernland vor, wo er glücklich der ihm von den Einwohnern drohenden Todesgefahr entging. Auf dieser Reise brachte er eine unermessliche Sammlung von Thieren, Mineralien und Pflanzen zusammen, mit welcher er das Museum bereicherte; selbst einige menschliche Skelette befanden sich darunter. Seine Verdienste wurden mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt, doch + er schon 2 Jahre nach seiner Rückkehr, 27. Juli 1823. Schrieb: *Précis d'un voyage au Cap de Bonne-Espérance, entrepris par ordre du gouvernement* im 8. Bd. der *Mémoires* des Museums, 1822.

Palang, ostind. Insel, im Sundas-Archipel, nordöstl. von Sumatra, in der Straße von Malakka.

Palanne, franz. Dorf, Dep. Hautes-Pyrénées, südwestl. von Trie; 1290 Einw.

Palarnholz (Bot.), s. v. a. Rhizophora gymnorhiza.

Palasis (a. Geogr.), 1) Landschaft im Innern Ciliciens, längs des Taurus, oberhalb des

habe, und 3 Tage später ward L. enthauptet. Nach 10 Jahren bewirkte L.'s Sohn, besonders von Voltaire unterstützt, daß der König die Revision des Prozesses befohl. Erklärte nun auch das Parlament zu Rouen das Urtheil formell richtig, so war doch die Unschuld des Verurtheilten so klar erwiesen, daß der König in einem Decret vom 21. Mai 1778 das Urtheil kassiren und die Ehre L. wiederherstellen mußte. L.'s Sohn, — 2) Theophile Gérard, Marquis von L., geb. am 5. März 1751 zu Paris, gehörte zu denen in den Generalstaaten, welche sich 1789 mit dem dritten Stande verbanden. Von den demokratischen Tendenzen der Nationalversammlung aber erschreckt, suchte er sich später dem Hofe wieder zu nähern. Als Berichterstatter des Verfassungscomités schlug er die Errichtung zweier Kammern vor, setzte auch seinen auf die Erhaltung der Aristokratie gegründeten Plan in der Schrift „Rapport sur le gouvernement, qui convient à la France“ (1789) auseinander. Schon nach den Ereignissen vom 5. und 6. Okt. zog er sich in die Schweiz zurück. Von hier aus machte er 1790 eine beißende, gegen die Unterdrückung der Adelsrechte gerichtete Satyre bekannt, hatte aber trotzdem den Muth, 1792 zum Schutze des Königs in Paris zu erscheinen. Die Katastrophe vom 10. Aug. führte seine Verhaftung herbei; den Septembermordegeleien entging er, indem seine Freunde ihn kurz vorher zur Flucht nach England verhalfen. Beim Prozesse des Königs bot er sich dem Konvente als Vertheidiger an, und als er ohne Antwort blieb, gab er seine Vertheidigung in den Druck. Einige Jahre später erschien von ihm „Defense des émigrés franc., adressée au peuple franc.“ (1794, neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825). Diese Schrift erlebte in zwei Monaten zehn Auflagen und machte großes Aufsehen. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er ins Vaterland zurück und lebte zu Bourdeaux, einzig mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Ludwig XVIII. ernannte ihn nach der ersten Restauration zum Staatsrath und im August 1815 zum Pair. Auch in der Pairskammer wich er nicht von seinen früher politischen Ansichten; er trat zum Verrath des Hofes als Vertheidiger der konstitutionellen Freiheiten auf, betrachtete aber als wesentliche Grundlage des Staates eine starke, privilegierte Aristokratie. Vom Schicksal getroffen, † er am 11. März 1830. Mit Uebergabe vieler andern, die Zeitereignisse betreffenden Schriften nennen wir noch seinen „Essai sur la vie de Thomas Wentworth, comte de Stratford“ (London 1795, 2. Aufl., Par. 1814).

Palo (angew. Bot.), die getrockneten Blätter des Affenbrodbaums, *Adansonia digitata* L., welche die Neger unter die meisten ihrer Speisen mischen.

Paloda, ostind. Ort, Molukken, Oschilolo, an der nordwestlichen Küste.

Palpur, ostind. Stadt, Staat Guicowar, Gujerat.

Palok, europ.-russ. Stadt, Gouv. Wologda, an der Luga; beträchtlicher Handelsverkehr mit Sibirien, Moskau, Archangel; 3000 Einw.

Palutaya, ostind. Insel, Philippinen-Insel, zwischen Parague und Panay.

Pam (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, M.-B. Niederbayern, Edg. Kelzting; 970 Einw.; — 2) österr. Orte: a) (Alt-L.), Böhmen, Kr. Budweis, Herrschaft Wittingau; 350 Einw.; — b) (Neu-L.), daselbst; 230 Einw.; — c) (Ober-L.), Steiermark, Kr. Graz, Bez. Hoschenbruck; 320 Einw.; — d) (Unter-L.), das.; 370 Einw.

Pama (Säugeth.), Wiederkäuergattung, f. v. a. Auchenia; f. Camelus.

Pama (Warent.), ganz wollener Neapolitanine.

Pama (a. Geogr.), Stadt der Vettones in Lusitanien, jetzt wahrscheinl. Almaraz am Tago in Estremadura (Ptol. 11, 5).

Pama (n. Geogr.), 1) ital. Flecken, Kirchenstaat, Delegat. Ascoli; 1060 Einw.; — 2) österr.-ital. Dorf mit Markt, Lombardei, südöstlich von Rovigo; — 3) ital. Dorf, Neapel, Prov. Abruzzo citer., östlich von Sulmona; Kloster, Tuchmanufaktur; 2000 Einw.; — 4) europ.-russ. Gouv. Moskau, Nebenfluß der Wolga, rechte.

Pama (ind. Religionsw.), f. Lamaismus.

Pama (Biogr.), 1) Giovanni Bernarbo, italienischer Maler, um 1605 zu Neapel geb., Schüler von Amati u. Andrea di Salerno, dem neapolitanischen Raphael, dessen Stelle er nachmals einnahm; er † 1579. Zeichnung und Färbung gut, die Gestalten von schöner Form und ausdrucksvoll in den Köpfen. — 2) Giovanni Battista, italienischer Maler, 1670 zu Neapel geb., Schüler von L. Giordano und P. de Matteis, malte die Gallerie des Herzogs S. Nicola Gaeta, viele Kirchen- und Staffeleibilder, auch mythologische Darstellungen; † um 1740. L. war stark im Heildunkel, hielt viel auf zarte Färbung und gab durch korrekte Zeichnung und gefällige Komposition seinen Bildern besondern Werth.

Pamacal, süd-amerikan. Ort, Brasilien, Goyaz, am Araguaya.

Pamachus (griech. Gesch.), Sohn des Xenophanes, athenischer Feldherr während des peloponnesischen Krieges, zeichnete sich durch ungesätzte Tapferkeit, furchtlose, keine Gefahr achtende Kühnheit u. durch die größte Uneigennützigkeit aus. Im J. 453 befreite er im Auftrage des Pericles Sinepe von dem Tyrannen Timaslaus; 424 scheiterte er mit 10 Schiffen in der Nähe von Ceraclea; 421 unterzeichnete er mit den Frieden des Nicias; 415 wurde er mit Alcibiades und Nicias als Feldherr für die sicilische Expedition gewählt. Als die drei Feldherren über ihren Kriegesplan sich nicht einigen konnten, machte L. den klugen und zweckmäßigen Vorschlag, sogleich die Eroberung von Syrakus zu versuchen, drang aber damit bei seinen Kollegen nicht durch. Er fiel im Sommer 414 vor Syrakus.

Pama Danera, Gebirgsreihe in Vorderindien, zwischen dem Ganga und dem Arun.

Lamadelaine (Rollingen), luxemburg. Dorf, Distrikt Luxemburg, Kanton Esch, an der Alzette; 250 Einw.

Lama-Grumbutsche, s. v. a. Dalai-Lama, s. Lamaismus.

Lamaismus, der eigenthümlich ausgebildete Buddhismus in China, der Mongolei, bei den Kirgisen und besonders in Tibet, benannt nach den Lamen, den Priestern dieser Religionsform (s. u.). Wenn der L. in einzelnen Lehren dem Christenthume nahe zu kommen scheint, so liegt dies nur selten in ihm selbst (wiewohl Einiges, besonders aus dem Christenthum der Manichäer und Nestorianer eingefflossen ist, wie Klöster, Menschwerdung Gottes in dem Erlöser, Rosenkränze etc.), sondern ist vielmehr erst durch christliche Missionäre in denselben hineingetragen worden, besonders um den Lamasiten die Identität ihrer Religion und des Christenthums aufzureden und sie desto leichter zu bekehren. Die Darstellung dieser Religion, besonders im System, ist sehr schwer, theils weil in die, an sich reine Religion, eine Menge polytheistischer Volksansichten gekommen sind und Plag gegrieffen haben, also eigentlich eine esoterische und exoterische zu unterscheiden ist, theils weil der L. unter den verschiedenen Völkern, wo er geglaubt wird, wieder verschieden ausgeprägt ist. A. Glaubenslehre. a) Götterlehre. An der Spitze der Götterwesen steht Concioa, der von Ewigkeit her gewesen, selbst heilig, unsichtbar, rein geistig, dem indischen Deem gleich; aus ihm emanirte Gio-Concioa, Personifikation des heiligen Gesetzes; er ward geboren durch die Nymphe Chamoghluapul, die eben dem Könige Sajan vermählt war und deren Leib vorher der Lame Chia cin mit der reinsten Lichtfülle überschüttet hatte, daß er ganz durchsichtig ward. Er war von Mutterleibe an in allen Wissenschaften unterrichtet; mit dem männlichen Alter nahm er zwei Weiber, Trazimo und Sajoma, begab sich dann als Einsiedler in die Wüste, unterrichtete Schüler, überwand die bösen Dämonen, predigte den Menschen den Weg des Heils, bekehrte unzählige Völker zu seinem Geseze und † 80 Jahre alt. Das 3. hebe Wesen, gleichsam die 3. Person einer Trinität, ist Kedun-Concioa, die Sammlung der Heiligen oder nach der von Missionären in den L. hineingetragenen christlichen Idee der heilige Geist. Fernere göttliche Wesen: Cenresi, Personifikation der Gestalt und Anordnung der Welt und die Vertheilung der göttlichen Substanz zur Hervorbringung der sichtbaren Dinge (s. u.); er entsprang aus der Blume Pemä (Kotos); er und die Göttin Kadrama, seine Gemahlin, nahmen Affengestalt an, lebten unter dem Namen Prasringo und Prasrinmo in Tibet und bevölkerten es, er war unter dem Namen Gnia-thrigthengo König daselbst, s. Tibet (Gesch.); abgebildet mit 11 pyramidenförmig über einander stehenden Menschenköpfen, der oberste von rother Farbe, mit himmelblauen Haaren, bedeckt mit einer Krone aus Hirnschädeln, die sich in goldne Kugeln endigen; die Brust ist weiblich; in der Rechten die Blume Pemä, sein Thron ebenfalls die weiße Pemablume; Ciamba (Tschamba), der Gott der Liebe, der gegen das Ende der Welt wieder erscheint, um das in Verfall gera-

thene Gesez wieder herzustellen; Eihana Torceh, der Gott der Sonne; dargestellt noch mit einem dritten Auge auf der Stirn, von Schlangen umgeben, mitten in Flammen stehend und mit drohendem Angesicht; Chiamciang, Gott der Weisheit, wohnt im Monde; abgebildet im Priestergewand, weiblich geschmückt, auf dem Mond sitzend; Dairsching (mongol. Arad-bha), Gott des Krieges; abgebildet besonders auf Fahnen und Flaggen, in völliger Rüstung, mit kriegerischen Symbolen und allerlei Trophäen, in Begleitung von 8 oder mehreren Trabanten; Dentschuk, Gott von unbestimmter Bedeutung, von Farbe blau mit weißem Gewand; vor sich trägt er eine rothfarbige Gestalt; unter seinen Füßen 2 Leichen, die eine roth, die andere schwarz (die Kalmücken erkennen diesen Gott nicht an); Dschamanduga (Dschikd-schik, Idom-dordschi-dschik, Dschik-golung-Uldürschik), Rächer und Bestrafer des Bösen, eine Emanation des Dschydsin-Dschombajan, der ihn in eine fürchterliche Gestalt verwandelte, damit er den Erlik-Khan (s. o.) bezwingen möchte; dargestellt von dunkelblauer Farbe, mit Flammen umgeben, mit Köpfen 3 mal 3 über einander, darunter ein Ziegen- und Ochsenkopf, darüber ein schöner weiblicher Kopf; auf jeder Seite 10 Arme, mit Waffen und Marterinstrumenten; unter seinen vielen, mit Krallen bewaffneten Füßen zertretene Menschen; Abida, im Himmel gen Morgen wohnend, nimmt die aus dem Körper scheitenden reinen Seelen zu sich, die sündigen verstoßt er und läßt sie die Wanderung von Neuem beginnen; der Gott der Unterwelt ist Erlik-Khan (s. o.). Göttingen (Magini) sind außer der obgenannten Kadrama: Dulma-Gardoschan und Dulma-Nyodschan (mongol. Dara Nekkā und Küllingtu Urrustu), d. i. die weiße und grüne Mutter (vergl. Dschäschik); beide sind schützende, aus Gefahren rettende Göttinnen; ihre Bilder stehen auf Thronen, von Löwen getragen; erstere wird dargestellt als weiße, schöne und geschmückte Jungfrau mit einem 3. Auge auf der Stirn und mit Augen in den flachen Händen und auf den Fußsohlen; die Dulma Nyodschan grün mit rothem Gewande und blauer Schärpe. Von ihr wird Maidari (s. u.) geboren werden. Die 8 Buddhas, hier Radman-Dobschet oder (bei den Kirgisen) Burchana, Wiedergeburten oder Inkarnaturen (Chubilgan, Chubilkhan) des höchsten Gottes, sind die Beschützer der Welt u. der Religion. Von ihnen sind die 5 Urbuddhas: Abidaba, Altschiba, Weroosunah, Nadasambawa und Amughi Siddibih; Esangdschai (Dschaldschamuni), als jünger Buddha, Maidari (Marminsan), geboren von Dulma-Nyodschan und reitend auf dem Pferde Morin (s. u.), des Vorigen Beisther und Regent der künftigen Periode, u. Divongaren, der Buddha der vorigen Weltperiode, bilden die Trinität Gurbano Sajan-Burchan (d. i. die 3 weißen Götter), oder tangut. Dsifum Sandschi (d. i. die 3 Herrlichkeiten). Dschaldschamunis Widersacher ist Dewahdet (s. d.). d) Geisterlehre: die Geister (Lans

ger, wie sie immer mehr von Heiligkeit abnahmen, gemindert hatte, nahm jetzt, nachdem die Erde ihre Gaben nicht mehr von selbst gab und sie die Acker zu bauen, Staaten zu gründen und Khanen zu gehorchen angefangen hatten, bis auf 100 Jahre ab. Während dieses Weltalters erschienen mehr von den 1000 in den früheren Zeiten dieses Weltalters aufgestiegenen Burhanen wieder auf der Erde und predigten das Gesetz, besonders Dschakdschamunc. Da aber ihre Lehren nichts fruchteten und das Verderben stieg, so werden von nun an die Menschen sowohl körperlich als geistig immer mehr herabsinken, bis zur Zwerggestalt von einer Elle und bis zur Lebensdauer von zehn Jahren. Dann tritt das zweite Weltalter (Ebdereku Galap) ein, in welchem das Weltgebäude zerstört und keine Seele mehr im Reiche der Creaturen geboren wird (vgl. ob.). Diesem folgt das dritte Weltalter (Toltohu Galab), in welchem alle Dinge wieder erneuert werden, der Burhan Maidari zur Welt niedersteigen und die Menschen sich allmählig zur ehemaligen Tugend, Schönheit und Lebensdauer von 80.000 Jahren wieder erheben werden. — C. Kulus. a) die Tempel (Shongba, mong. Kilt), sind von großem Umfang und ausgezeichneter Pracht. In ihnen eine Halle, wo die Götzenbilder und Bildsäulen der verstorbenen Lamen aufgestellt sind. Vor den Götzenbildern stehen Altäre, auf ihnen die Dolon-Erdeni (7 Kleinode), diese bestehen in hieroglyphischen Zeichnungen auf vergoldeten Scheiben und sind: San-Erdeni, ein weißer Elephant, Morin-E. (tangut. Damschuk), das grüne Pferd (des Maidari), Zirkan-Rojan-E., ein geharnischter Felsherr, blau von Gesicht, Chattrun-E. (Dso mo), eine weiße Jungfrau, Tuschimel-E., ein Abgesandter, Dschindemant-E. (Norbo), eine in der Tiefe des Weltmeers wachsende Frucht, mit großen Zauberkräften und Kurudu, das heilige Rad. b) Priester heißen Lamen (d. i. Mütter, weil sie für die Menschen geistig sorgen, wie Mütter für das leibliche Wohl ihrer Kinder; der Gesamtname für Geistlichkeit ist Chubarag. Tibet ist ein Priesterstaat, getrennt in mehrere Theile, deren jedem ein geistliches Oberhaupt vorsteht. Sie gelten als jedesmalige Wiedergeburten eines Burhan (Buddha). aa) Die beiden Großlamen sind: aaa) der Dalai-Lama (d. i. der meergleiche Lama od. die große Mutter der Seele, tangut. Lama-Erembutschee, Herrscher im nordöstlichen Tibet, eine Wiedergeburt der Dschakdschimuni; der Mittler zwischen Gott und den Sterblichen, allwissend, allgegenwärtig, höchst heilig und unbefleckt, immer seinen religiösen Pflichten obliegend und nur zuweilen auf menschliche Angelegenheiten sein Augenmerk richtend, um zu segnen, zu trösten und zu verzeihen. Seine Kleidung ist eine regendachförmige, gelbe, gestickte Mütze aus Tuch, Beinkleider, Weste und Mantel von demselben Stoff, letzterer oben mit einem Seidenband geknüpft und mit einem Gürtel gegürtet; die Schulter bleibt nackt. Er residirt nahe bei Lassa (Lassa), an der Grenze von China, in der schönsten der auf dem Berge Putala

erbauten Pagoden, in zwei bei Lassa gelegenen Klöstern, das eine Ssera-Goomba, oberhalb, das andere Bragun-Goomba, unterhalb der Stadt; zwischen beiden liegt das Kloster Buda-la, in dem er auch zuweilen, doch nur kurze Zeit, verweilt. Er genießt von den Eingebornen und Fremden, selbst von den mächtigsten Fürsten, die demüthigste Verehrung. Knieend empfängt man seinen Segen; er selbst sitzt auf einem Altar, der mit einem großen prächtigen Kissen bedeckt ist, mit untergeschlagenen Beinen; er grüßt Niemand, entblößt sein Haupt nicht u. legt bloß die Hand auf das Haupt des Knieenden, um ihm Vergebung der Sünden zu ertheilen. Der Dalai-Lama, seinem Ende nahe, bestimmt nicht sowohl die Person, in der er wiedergeboren seyn will, sondern die Stadt oder die Provinz, woher sein Nachfolger seyn soll; die Lamen erkennen ihn dann an gewissen Zeichen. Im Fall, daß er über die Succession keine Verfügung getroffen hat, so ist die Wahl den übrigen Lamen überlassen. In jedem Falle aber führt während des Zwischenreichs und der Minorjährigkeit des jungen L. der Tschoo-Lama (Taslu-Taischi-Taitshi-L.) die Regentschaft. bbb) Der Bogdo-Lama (d. i. Groß-Lama), auch Wandschün Erdeni, Regent in Südtibet, und von den Kalmücken, Mongolen, einem Theil der Mandschu anerkannt; residirt zu Tschil-Lumbo (Dhaschi-Lumpa), einem Kloster südlich von Lassa, nach Andern im Kloster Szaghia, er ist die Wiedergeburt des Dewahdet. Uebrigens gilt von ihm ganz, was von Dalai-Lama gesagt ist. Noch ist zu bemerken, daß die chinesische Politik den Dalai-Lama (in Peking Alesan-Lama genannt), zu Lassa besonders begünstigt, weshalb dieser und seine Anhänger die chinesische Hoffarbe (gelb) tragen u. daher Scharra-Malachi (Gelbmützen) genannt werden, während der Bogdo-Lama mit seinen Verehrern die rothe Farbe als eigenthümliche trägt, weshalb er und seine Anhänger Ulan-Sallatä oder Ulan-Malachi (Rothmützen), genannt werden. ccc) In Butan heißt der Groß-Lama Dharma-Lama, s. Butan. Auch gibt es im L. ddd) eine Groß-Lamaia, die auf der Insel Palte od. Schandro residirt; auch ist sie Verkörperung eines Burhan, die aber den Großlamas nachsteht, und deren Herrschaft sich auf die Klöster jener Insel beschränkt. Nächst den Großlamen kommen bb) die Kutuktus, auch Verkörperungen von den Burhanen, 7 derselben werden namentlich genannt, von ihnen wohnt einer in Peking, der zweite im Rang (Gegenu) zu Urga bei den Mongolen; in Tibet haben sie auch hohe Staatsämter, u. man wallfahrt zu ihnen jährlich mit Geschenken. Nach ihnen kommt cc) der Kambu, dann dd) die Gellongs, die wirklich geweihten Priester. Sie bilden die erste unter den drei niederen Klassen der Geistlichkeit. Nach Maßgabe ihrer Herkunft, ihres Vermögens, ihrer Gelehrsamkeit und Heiligkeit stehen sie in verschiedenem Range. Die vom ersten Range bekommen vom Lama den Titel Bakshi (Lehrer), welche nur geistliche Schulen und Versammlungen in ihren Rit-

Wensprengeln halten können und sehr reich sind, dann folgen die Sheplä, Aufseher und Anordner bei den großen Kirchenversammlungen; Burchatschi, Hüter der Götterbilder. Zu den Gellongs gehören auch die Dsurchatschi, (Kalendergelehrten), die Emtsch (Ärzte) u. dergl. Die Gellongs leben zerstreut unter den Kalmückenhorden, um den Laien desto leichter ihren geistlichen Beistand leisten zu können, die vornehmsten, aber auch die ärmsten, um sich von den Opfergaben zu nähren, bei den Fürsten ihrer Horden. Jeder Gellong erhält drei Einweihungen, als Manttschi (Schüler), als Gädfüll und dann als eigentlicher Priester. Die Gädfülls sind Gehülfen eines wirklich geweihten Priesters, werden vom obersten Lama geweiht, dürfen sich nicht verheirathen, keinen Segen ertheilen und tragen das priesterliche Untergewand, rothe Schärpe und spitze Mütze. Beim Gottesdienste sind sie Vorsänger und Vorspieler. Ist ein Gellong als Priester geweiht, so kann er ohne weitere Weihungen zu den höchsten Würden emporsteigen. Er kann alle geistliche Geschäfte verrichten und führt beim Gottesdienste den geistlichen Zepher (Dschir) und die Priesterkloche (Choncho); Kleidung: Ueberrock nach weiblichem Schnitt, ein um die Hüften befestigtes Tuch (Santschip) und ein Koller ohne Ärmel; Mützen mit großen Fuchsbrämen; in den Ohren einen Schmuck von Türkisen oder Korallen (Dschuri), der Kopf ist glatt geschoren. Der feierliche Ornat ist dem eines Lama ganz ähnlich, nur von schlechterem Stoffe. An gewöhnlichen Wettagen tragen sie nur die rothe Schärpe, bei Seelenmessen eine Art Messgewand, immer aber den Rosenkranz. Das Messgewand (Dagum, tangut. Tschöge, Kalmückisch Rhamtu Däbel) besteht aus einem l's, Elle langen Mantel von gelbem Taffet, mit rothen oder gelben Quadraten besetzt und einem großen viereckigen Stücke Tuch statt des Kragens. Nach den Gellongs gibt es noch mehrere Geistliche von niederem Range. Ihre Zahl ist sehr groß. Gewählt werden die Geistlichen von den Großlamen, ihr Gelübde ist die Erreichung der 6 Vollkommenheiten (Barrimitt), Absonderung von den Weltlichen, wahrer Eifer, Heiligkeit, Keuschheit (einige Sekten gestatten den Priestern die Ehe), Andacht, Weisheit; ihr Geschäft ist die Besorgung des Gottesdienstes und des Unterrichts theils in Schulen, theils in Klöstern, theils auf hohen Schulen; ihr Lohn sind Geschenke und große Verehrung. Zahlreich sind Klöster für Mönche u. Nonnen, zu ihnen gehören die meisten Lamen; denn aus jedem Hause tritt wenigstens ein Glied in den geistlichen Stand. c) Gottesdienst. Er besteht in der Weibung der Geistlichen, in Gebet, Gesang und Musik. Die gewöhnlichste Gebetsformel ist: Om ma ni pad mā chone, d. i. nach Einigen: Gott du weißt dies! nach Andern: Herr, erbarme dich unser! nach noch Andern: Anfang und Ende der Nacht des Miani. Besonders bei den Kalmücken sind die Gebetsmaschinen (Kurubu), eine Art Räder, in welchen die Gebete auf Papier geschrieben eingeschlossen sind, und die der Betende eine bestimmte An-

zahl mal herumdreht oder auch von Wasser oder Wind für sich herumdrehen läßt; ebenso die Seele nimmessen, wobei man in der Hütte des Verstorbenen einen Altar errichtet, 7 Verfaßnen um denselben stellt und sein Bild unter Gebet und Besprengen mit Weihwasser verbrennt. Bei fürstlichen Leichen dauert diese Ceremonie 49 Tage. Auch diese Besenkung der Lamen gilt für eine gottesdienstliche Handlung. d) Feste. Das Neujahrsfest (Sulla, Lastermafest), zum Gedächtniß des Sunkuba Burchan (der sich an diesem Tage in den Himmel erhoben hat), wo ein Gastmahl bei dem Dalai Lama ist, wobei Musik und Tanz, die Lamen besuchen ihr Oberhaupt, von dem ihnen das Gesetz ausgelegt und das Volk gesegnet wird; am 15. des ersten Monats wird der Tempel zu Hlassa erleuchtet und die Fruchtbarkeit des Jahres astrologisch bestimmt. Am 22. des ersten Monats wird zu Hlassa das Bild des Ciamba in feierlicher Prozession unter Absingung von Hymnen auf einem reich verzierten Wagen umhergefahren. Am 30. des zweiten Monats ist die Austreibung des obersten der bösen Geister; einer aus dem Volk stellt den Teufel vor, ein Lama als Dalai Lama gekleidet disputirt und würfelt mit ihm über die Wahrheit des Buddhismus, besiegt und vertreibt ihn mit Geschossen; den folgenden Tag ist Enthüllung des Schazes, wobei die Tempelschätze von Hlassa ausgestellt werden, und die Lamas, mit Thiermasken, tanzen unter Gesang um dieselben. Am 30. des 6. Monats werden die Götzenbilder der Klöster von Sfera u. Pragur ausgestellt. d) Religionschriften wie Moralsystem sind die des Buddhismus (s. b.). Sie haben 10 Hauptverbote: Mord, Diebstahl, Wollust, Verleumdung, böse Reden, Lügen, Tadelsucht, Reid, Zorn, Unwissenheit; ihr Hauptbestreben ist, möglichst frei von Leidenschaften zu werden und sich ganz dem beschaulichen Leben zu widmen. Vergl. Buddhismus, Bogdo Lama, Dalai Lama.

Pamalmon, afrikan. Berg, Habesch, nördlich von Amhara; darauf ein Plateau, über das die Karawanen-Straße von Maceua nach Gondar führt.

Pamanda (Amphib.), s. v. a. Abgottschlange, *Bon constrictor* L.

Pamanonia (Bot.), nach Arrabida, Pflanzengattung. — Art: *L. ternata* Arrab., s. v. a. *Belangera Lamanonia*.

Pamatina (Säugeth.), Säugethiergattung, s. v. a. *Manatus*.

Pamaquera, ostind. Ort, kleine Sundainsel, Solor, an der Nordküste.

Pamar, nordamerik. Ort, Verein. = St. Pennsylvania, Graffsch. Clinton; 1840: 1890 Einw.

Pamarche (Geogr.) 1) franz. Dorf, Depart. Vosges, südlich von Neuschâteau; 1630 Einw.; — 2) L. = für Saone, Dorf mit Markt das., Depart. Côte-d'Or, Arr. Dijon; 1150 Einw.

Pamarchen (Bot.), nach Gaudiquaud, Gart. der Myrtaceae — Einzige Art: *L. hackenefolia* Gaudich., Strauch in Neuholland.

Pamarck, Chevalier Jean Bapt. Ant. Pierre Monnet de, einer der berühmtesten

Naturforscher Frankreichs, geb. am 1. Aug. 1744 zu Bazentin in der Picardie, stammte aus einer adeligen Familie und trat 1760 in Kriegsdienste. Wegen einer in jugendlichem Leichtsinne erhaltenen Verletzung mußte er dieselbe bald wieder verlassen und widmete sich nun dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. Schon während seiner Universitätsjahre legte er sich auf selbstständige Beobachtungen, und da das Fenster seines Zimmers ihm nur den Blick gegen das Himmelsgewölbe vergönnte, so gerieth er auf Beobachtung der Wolkenbildung, in welcher er eine, mit den Veränderungen des Wetters zusammenhängende Regelmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit zu finden glaubte. Von der Akademie, welcher er seine Bemerkungen 1778 mittheilte, aufgemuntert, setzte er seine meteorologischen Studien fort. Zugleich wandte er einem neuen Gegenstande seine Thätigkeit zu, indem er in Folge einer Aeußerung B. de Jussieu's über die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Methoden der Klassifikation der alten Pflanzen die alten Methoden verglich, in einer Abhandlung ihre Mängel nachwies und eine neue, ihm eigenthümliche vorschlug, die man später die analytische genannt hat. Sie besteht darin, daß sie immer nur zwei entgegengesetzte Charaktere aufstellt, unter denen man zu wählen hat. So abwärts kommt der Suchende endlich durch eine Reihe solcher Gegensätze zu einem Charakter, der auf seine Pflanze paßt und dann hat er ihren Namen. Diese Methode war allerdings leicht, fand aber als langweilig und unwissenschaftlich keinen Beifall. Er selbst befolgte sie in seiner „*Flore franç. ou description succincte de toutes les plantes qui croissent en France*“, welche auf Kosten der Regierung zum Besten des Verfassers gedruckt, (3 Bde., Par. 1780; 2. Aufl. 1793), in der dritten Auflage (6 Bde., Par. 1805—15) von Decandolle auf Befehl des Kaisers gänzlich umgearbeitet wurde und mehr Ruf als Werth hat. Seit 1780 unternahm L. mehre botanische Reisen und besuchte mit Buffon unter anderm auch den Harz. Von Panchoude's „*Encyclopédie methodique*“ übernahm er den botanischen Theil, schrieb aber nur die ersten beiden Bände; der 3. und 4. Band ließ er meist von jüngern Freunden arbeiten. Als er sich gar mit dem Verleger der Anordnung der Kupfer wegen entzweit hatte, sagte er sich ganz von dem Werke los und übergab die Fortsetzung desselben Poiret, der auch zu L. „*Tableau encyclopédique et methodique de la botanique*“ (3 Bde., Par. 1791—1823, 4) den dritten Band hinzufügte. Mirbel setzte die *Historie naturelle des végétaux*“ (15 Bde.) fort, von der L. nur zwei Bände geliefert hatte. Der Botanik überdrüssig wandte sich L. nun der Zoologie zu. Er wurde 1792 zum Professor der Naturgeschichte der niedern Thiere am Jardin des plantes ernannt und erwarb sich nicht nur durch seine geistvollen Vorträge, sondern auch durch mehre klassische Schriften um diese Wissenschaft große unbestreitbare Verdienste, obgleich er deren speciellcs Studium erst mit dem 50. J. begann. Er wurde Mitglied des Instituts, später Professor am naturgeschichtlichen Museum,

Im Besitze eines großen Rufes als Forscher und Lehrer und ausgezeichnet durch die Regierung + er am 20. Decbr. 1829, nachdem er die letzten 17 Jahre seines Lebens in Folge einer Pockenkrankheit völlig erblindet zugebracht hatte. Mit Uebergang seiner zahlreichen Abhandlungen in den Schriften des Instituts erwähnen wir unter seinen zoologischen Schriften, die als systematische Aufzählung und Zusammenstellung einer unendlichen Menge von theils weniger bekannten Arten werthvoll sind, zuerst das „*Système des animaux sans vertèbres*“ (Par. 1809). Seine allgemeinen Ansichten vom Thierreiche, die aber viel Hypothetisches haben, setzte er auseinander in seiner „*Philosophie Zoologique*“ (2 Bde., Par. 1809), die viel Aufsehen machte und von L. allen seinen übrigen Schriften vorgezogen wurde. Sein Hauptwerk aber ist die „*Histoire des animaux sans vertèbres*“ (7 Bde., Par. 1815—22, 2. Aufl. von Deshayes u. Milne Edwards, Bd. 1—10 das. 1435—45), ein klassisches Werk, das jedem Zoologen unentbehrlich ist. Anders verhält es sich mit dem spekulativen Theil dieser Schriften. Theils aus einer Sucht originell zu seyn, theils wohl auch in Folge einer eigenthümlichen Geistesrichtung, hatte sich L. eine Philosophie geschaffen, die, meist auf unsicherer Grundlage ruhend, die wunderbarsten Hypothesen aufstellt, theilweise aus Mißverständniß der deutschen Naturphilosophie entstanden seyn mag, und am wenigsten in Frankreich Beifall gefunden hat, wo die Naturforschung einen ganz entgegengesetzten Weg befolgt. Hieher gehören die Schriften, in welchen er zwischen 1794 und 1805 die Lehrsätze der neuern Chemie und Physik angriff und den Resultaten der Forschung seine kühnen Spekulationen und Paradoxen entgegenzustellen versuchte: „*Recherches sur les causes des principaux faits physiques*“, 2 Bde., Par. 1794; — „*Refutations de la théorie pneumatique ou de la théorie nouvelle des chimistes modernes*“, das. 1706; — „*Mémoire sur la matière du son*“, das. 1796 u. A. Zur Bekanntmachung seiner Witterungsbeobachtungen stiftete er 1791 ein eigenes Journal, „*Annuaire météorologique*“, das er aber, als man seine Vermuthungen für Prophezeiungen ansah, was selbst Napoleon begegnete, der ihn deshalb öffentlich im Institut tadelte, eingehen ließ.

Lamarckia (Bot.), nach Persoon, Gatt. der Solanaceae Spr., Pentandria Monogynia L., *Marckea* Rich. Einzige Art: *L. coccinea* Rich. Ausdauernde krautartige Pflanze in Cayenne mit verkehrteiförmigen, glänzenden Blättern und scharlachrothen Blüten.

Lamarckia (Bot.), I. nach Mönch und Decandolle, Pflanzengatt. Art: *L. aurea* Mönch, f. v. a. *Chrysurus cynosuroides* L. — II. Nach Medicus, Pflanzengatt. Art: *L. morifolia* Med., f. v. a. *Sida morifolia*. — III. Nach Lamouroux, Pflanzengatt., f. v. a. *Codium*.

Lamarea, asiat.-türk. Ort, Syrien, südlich von Latakieh.

Lamarque, Maximilian, Graf, französischer General u. Deputirter, geb. am 22. Juli 1770 zu St. Sever im Departement Landes, wendete sich durch seinen Vater, ein Mitglied der konstituierenden Versammlung, zeitig der Revolution zu u. trat 1791 als gemeiner Soldat in das Heer. Schon einige Tage nachher stieg er zum Hauptmann in der sogen. hollischen Kolonne Latour d'Auvergne's. Im Vortrage der Pyrenäenarmee 1793 unter Moncey rückte er an der Spitze von 200 Grenadieren gegen Tunesien, stürzte sich in den Graben, riß die Zugbrücke nieder u. bemächtigte sich des Plazes, wo 80 Kanonen u. 1800 Gefangene seine Beute wurden. Zum Lohne für diese That wurde er Generaladjutant, diente nachher in Italien und am Rhein, wo er sich bei Hohenlinden auszeichnete. Nach dem Frieden von Lunéville befehligte er in Spanien unter Peclerc als Brigadegeneral; in gleicher Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1805 in Oesterreich bei. Nach dem Frieden erhielt er den Auftrag, sich mit Joseph Bonaparte nach Neapel zu begeben. Auf der Reise wurden er u. seine Begleiter in Tyrol von einer Lawine verschüttet, aber gerettet, u. in den Gebirgen an der Grenze von Neapel vertheidigte er sich mit seinen 8 Gefährten tapfer gegen Fra Diavolo's Bande von 50 Mann. Nach mehreren Siegen über die englischen Truppen kam er in's südliche Italien, wurde Adjutant des Königs Joseph, entsagte aber dieser Stelle, um nicht die Rechte eines französischen Bürgers zu verlieren. Als Joseph den spanischen Thron bestieg, war L. Chef des Generalstabes desselben. Mit dem Unternehmen gegen die Insel Capri, welche die Engländer 1805 in Besitz genommen u. stark befestigt hatten, beauftragt, verließ L. in der Nacht vom 4. zum 5. Oktober 1808 Neapel u. nahm unter dem hartnäckigsten Widerstande die Insel so schnell ein, daß die Nachricht von den Vorbereitungen zum Angriffe u. vom Siege zu gleicher Zeit in Paris eintraf. Darauf waren Villanuova, Pavia, Oberlois die Schauplätze der erneuerten Siege L.'s; zu Laibach nahm er dem Feinde 5000 Gefangene u. 65 Kanonen u. bei Wagram drang seine Heeresabtheilung ins Centrum der österreichischen Armee. Zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, diente er 1812 in Rußland, dann in Spanien, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Sturze Napoleons blieb u. eben so viel Menschlichkeit als Energie u. Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleons 1815 erhielt er anfangs das Kommando einer starken Division an der belgischen Grenze; bald aber mußte er den Oberbefehl in der Vendée übernehmen. Dort schrieb er den Hauptlingen der Auführer die rühmlichen Worte: „Ich erröthe nicht, euch um Frieden zu bitten, denn in Bürgerkriegen gibt es keinen andern Ruhm als den, ihnen ein Ende zu machen“. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo verließ L. die Gegend, deren Ruhe er hergestellt hatte. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde er auf die Liste der Geächteten gesetzt. L. floh nach Belgien, vertheidigte sich

in mehreren Flugschriften und erhielt im November 1818 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Als Patriot u. Krieger veröffentlichte er nun bis zum J. 1826 eine Reihe von Schriften, in denen er Vorschläge zur Reorganisation des verfallenen Heeres machte, die aber ohne Erfolg blieben. Im J. 1828 zum Deputirten ernannt, stimmte er fortwährend mit der linken Seite u. unterzeichnete 1830 die berühmte Adresse der 221. Indessen auch nach der Juli-revolution erhob er sich fortgesetzt gegen die Politik der Regierung. Er erhob sich gegen die Verträge von 1815, trat dem patriotischen Verein gegen die Invasion der Fremden u. gegen die Rückkehr der ältern Bourbons bei u. verlangte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich. Beim Ausbruche der Unruhen in der Vendée hatte er nochmals den Oberbefehl in den westlichen Departements erhalten, wurde aber wegen seines politischen Widerstandes durch das Ministerium Perier abberufen. In der Sitzung von 1831 zu 1832 gehörte L. zu den beredtesten Abgeordneten, die für Polens Nationalität u. Italiens Freiheit sprachen. Von der Cholera befallen, † er am 1. Juni 1832. Noch mit sterbender Hand unterzeichnete er mit den Führern der Opposition die Protestation gegen die Politik des Juste milieu. Bei dem feierlichen Leichenbegängniß am 5. folgten gegen 200,000 Menschen dem Todtenwagen, der von 150 Studirenden, Juluskämpfern und Invaliden, des Generals Waffengefährten, gezogen wurde. Flüchtlinge aus Polen, Portugal, Spanien, Italien schlossen sich dem Zuge mit Trauerbannern an der Seite ihrer Nationalfahnen an u. Clauzel, Lafayette u. Rouguin ehrten sein Andenken in Trauerreden. Wichtig für Frankreichs neueste Geschichte wurde diese großartige Feierlichkeit als die unmittelbare Veranlassung des blutigen Aufstandes, der die Niederlage der republikanischen Partei herbeiführte. (S. Frankreich, S. 1095). Von L.'s Schriften erwähnen wir: *Nécessité d'une armée permanente et projet d'une organisation de l'infanterie plus économique que celle, qui est adoptée en ce moment* (Par. 1820) u. „*De l'esprit militaire en France, des causes, qui contribuent à l'éteindre, de la nécessité et des moyens de le ramener*“ (das. 1826).

Lamartine, Alphonse von, einer der hervorragendsten Männer des neueren Frankreichs, ausgezeichnet als Dichter, Redner und Politiker, wurde am 21. Oktober 1790 zu Maçon im Departement der Saone und Loire geboren. Er hieß eigentlich de Prat, nach seinem Vater, einem Major in einem Reiterregiment, nahm aber später von einem Oheim mütterlicher Seite den Namen L. an. Seine Mutter war eine des Poets, Tochter einer Untergouvernante der Prinzen von Orleans. Der Stand der Aeltern verwickelte sie in die Verfolgung, welche mit der Revolution über Alle hereinbrach, die der früheren Ordnung der Dinge anzuhängen im Verdachte waren. Der Vater kam in das Gefängniß, eine Anklage auf Leben und Tod schwebte über ihm; die düsteren Wände des Kerkers bildeten den ersten Eindruck, den der kaum zum

Nachdenken erwachte Sohn empfing. Die Gefahrt ging vorüber, die befreite Familie verließ Macon und ließ sich bei Milly auf einem ihr zugehörigen Landgute nieder. Sie führte dort ein idyllisches Leben, das den Knaben ganz glücklich machte. Wie frisch diese Eindrücke in dem dichterischen Herzen sich bewahrt haben, zeigt die „Borrede zu der Reise in den Orient“, in welcher L. einige liebliche Scenen aus jener Zeit erzählt. Die Einsiedelei von Milly wurde mit einer noch größeren Abgeschlossenheit vertauscht, mit der Schule, welche die „Väter des Glaubens zu Velly“ hielten. L. blieb daselbst bis zum Jahre 1809, verweilte das nächste Jahr in Lyon und besuchte in den Jahren 1810 und 1811 zum ersten Male Italien. Von hier zurückgekehrt, begab er sich nach Paris, aber nicht zu seinem Glücke. Bisher nichts als das Kloster, das Landleben und die Natur kennend, ward der Jüngling jetzt mitten in die Strudel des großstädtischen Lebens gezogen; seine Leidenschaften erwachten und in seiner Unerfahrenheit sah er das Verderben nicht herannahen, bis es ihn faßte und auf das Krankenlager warf. An Geist, Körper und Vermögen zerrüttet, fand er zum Glück einen treuen Freund, der ihn pflegte und die Familie in Kenntniß setzte. Das Krankheitsübel hatte bereits so große Fortschritte gemacht, daß nur noch von einem Wechsel des Klima's Rettung erwartet werden konnte. Auf den Ufern, „an die das Meer von Sorrent seine blauen Wogen hinanrollt“, wurde ihm Genesung zu Theil, aber zugleich neuer Schmerz. Das schönste seiner Gedichte: „Le premier regret“, ist der Geliebten geweiht, die er in Neapel fand und verlor. Als L. zurückkehrte, war Napoleon gestürzt, Ludwig XVIII. auf dem Throne. Der junge Dichter folgte dem aristokratischen Zuge der Zeit und trat in die neuerrichtete adelige Leibwache. Die hundert Tage unterbrachen seine kriegerische Laufbahn; nach Napoleons zweitem Sturze legte er den Degen nicht wieder an. Seine Gedichte waren unterdessen zu einem Bande angewachsen, für den er lange umsonst einen Verleger suchte. Endlich nahm sich der Buchhändler Nicolle seiner an. Schon hatten Geister, wie Casimir Delavigne u. Beranger, die Sehnsucht der Nation nach einer neuen, von der Nachahmung, der Frivolität und dem Materialismus des 18. Jahrh. freien Poesie erweckt, als L.'s *Méditations poétiques* (Paris 1820) erschienen. Der religiös-schwärmerische Ton, die Richtung auf eine überirdische Welt und der erhabene Schwung, womit er den Gegenstand einer heftigen Reizung feierte, verschafften ihm einen seltenen Erfolg. Er, Chateaubriand und die Strael gestalteten nun nach und nach den Geist der Franzosen um. L. hat in einer spätern Arbeit (*Les destinées de la poésie*) die allgemeine Stimmung, die zu Anfang der Restauration herrschte, eben so wahr, als berechtigt geschildert. „Als ich in die Gesellschaft eintrat“, sagt er, „gab es nur eine Stimme über den unheilbaren Verfall, ja über den vollendeten Tod der Poesie, jene geheimnißvolle Fähigkeit des menschlichen Geistes. Es war

die Zeit des Kaiserreiches, es war die Stunde, als der Materialismus des 18. Jahrhunderts in der Regierung und den Charakteren gleichsam zu Fleisch und Blut geworden war. Alle jene mathematischen Männer, die damals allein das Wort hatten und die uns junge Leute unter der insolenten Tyrannei ihres Triumphes erdrückten, glaubten für immer in uns erstikt zu haben, was sie in der That mit dem besten Erfolge entblättert und getödtet hatten, nämlich das ganze sittliche, göttliche, melodische Element des menschlichen Gedankens. Die, welche nicht darunter aelitten, können sich unmöglich die hochmüthige Unfruchtbarkeit jener Zeit ausmalen. Es war wie das satanische Lächeln eines höllischen Geistes, wenn es ihm gelungen ist, eine Generation zu entwürdigen, eine nationale Begeisterung mit der Wurzel auszureißen, eine Jugend in der Welt zu vernichten. Jene Männer hatten ein Gefühl triumphirender Ohnmacht im Herzen und auf der Zunge, wenn sie uns sagten: Liebe, Philosophie, Religion, Enthusiasmus, Freiheit sind Träume, Udinge! Berechnung und Kraft, Zahlen und Schwerter, darum handelt es sich! Wir glauben nur, was bewiesen werden kann, wir fühlen nur, was sich greifen läßt, die Poesie ist gestorben mit ihrem Vater, dem Spiritualismus. Sie sagten damit etwas Wahres, denn die Poesie war gestorben in ihrer Seele, gestorben in ihrem Geiste, gestorben in ihnen und um sie her. In Folge einer sicheren und prophetischen Ahnung ihres eigenen Geschickes zitterten sie vor dem Gedanken, daß die Poesie in der Welt aufstehen könnte mit der Freiheit. Alles war aufs Verständigste organisiert gegen jene befürchtete Auferstehung des sittlichen und poetischen Gefühles, es war eine allgemeine Verschwörung der mathematischen Studien gegen den Gedanken und die Poesie. Die Zahl war allein erlaubt, geehrt, beschützt, bezahlt, die Zahl raisonnirt nicht, sie ist ein wunderbares passives Instrument der Tyrannei“. L.'s Genie zog die Aufmerksamkeit der Besseren auf sich; durch sie wurde er der Regierung empfohlen und erhielt eine Anstellung, die ihm nicht besser zusagen konnte. Man schickte ihn als französischen Gesandtschaftssekretär nach Florenz, später auf kürzere Zeit in demselben Charakter nach London, dann wieder nach Florenz. Auf einem Feste daselbst machte er die Bekanntschaft einer Engländerin, gewann ihr Herz und führte sie bald darauf zum Altar. Das von der Gattin zugebrachte Vermögen vermehrte sich durch die Erbschaft des oben erwähnten Oheims, dessen Namen er von da an führte. Es erschienen seine „*Nouvelles méditations poétiques*“ (Paris 1823), in denen neben der Ueberschwenglichkeit und Unbestimmtheit eines religiösen Gemüthes sich auch, wie in der Ode an Napoleon, eine etwas konkretere Richtung des Dichters geltend machte; — desgleichen noch in demselben Jahr das didaktische u. über das christl. Dogma hinausweisende Gedicht: „*La mort de Socrate*“ (das. 1823); die Dichtung: „*Le dernier chant du pèlerinage d'Harald*“, welche er zu Florenz nach Byrons Tode schrieb, verwickelte ihn in einen Streit

handel. Für Italien schwärmend klagte er, daß die Menschen des Landes so wenig würdig seyen, daß er nur Todtengrube, keine Männer in dem Lande der Römer finde. Andere Dichter hatten Aehnliches gesungen; L.'s Klage fachte den patriotischen Zorn eines neapolitanischen Edelmannes Pepe an. Es erfolgte eine Herausforderung, L. wurde schwer verwundet und genas nur langsam. Nach dem „Chant du sacre“, mit dem er Karls X. Krönung verherrlichte, feierte P.'s Muse längere Zeit. Erst 1830 erschienen seine „Harmonies politiques et religieuses“, die sich indeß ganz in dem früheren Kreise seiner religiösen Gefühle bewegen und den Fortschritt zum Objektiven vermissen ließen, den man von einem so bedeutenden Talente erwartete. Im J. 1830 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie. Die Rede, die er nach altbergebrachter Sitte bei seiner Aufnahme hielt, trägt einen politischen Charakter und ist eine Vertheidigung der Zeit und ihrer wichtigsten Erscheinung — der Presse. „Glücklich werden die seyn, welche nach uns kommen!“ rief der Poet den vierzig Unsterblichen zu. „Alles verkündet für sie ein großes Jahrhundert, eine der charakteristischen Epochen des menschlichen Geschlechtes. Der Fluß hat seinen Sturz überstanden, die Strudel beruhigen sich, das Geräusch verklingt in der Ferne, die Strömung der Geister findet ein breiteres und ruhigeres Bett. Sie hat fernerhin nur ihren eigenen Ungestüm zu fürchten, sie kann nur getrübt werden von ihrer eigenen Hefe. Würdige Zwecke tragen den Sieg davon und bestimmen die Richtung. Ein unerfättlicher Durst nach Vervollkommenheit, Sittlichkeit und Wahrheit verzehrt die Menschheit, und es ist ihr ein neuer Sinn, ein furchtbar mächtiger und dennoch heilsamer Sinn gegeben worden, um jenen Durst zu befriedigen. Dieser Sinn ist die Presse“. Drei Monate später floh Karl X. aus den Tuilleries und aus Frankreich. Durch seine Entthronung wurde eine Lieblingshoffnung des Dichters zerstört. Er hatte den Posten eines Gesandten für Griechenland gesucht und erhalten, er bereitete sich schon, nach der alten Heimath der Poesie zu wandern, als die Julirevolution ausbrach. Die neue Regierung wollte ihm dieselbe Stelle geben, er schlug sie aus, weil er Karl X. Treue schuldig zu seyn glaubte, und verließ den Staatsdienst. Die Stellung eines Abgeordneten erlaubte ihm, wenn nicht der Dynastie, doch dem Vaterlande zu dienen, und er suchte zweimal um dieselbe nach, in den Departements des Var und des Nordens. In beiden unterlag er. Barthélemy, der Sänger Napoleons, schlug ihn aus dem Felde, seine Anschuldigungen gegen den Dichter entzogen diesem alle Sympathien der Wähler. L. antwortete auf diese Anklagen in einer Ode, die zu seinen besten gehört.

Frankreich und die politische Laufbahn waren ihm so zuwider geworden, daß er sich von beiden lösmachte und eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande antrat. Seine Zurüstung zur Reise verrath den Dichter. Er mietete sich ein eigenes Fahrzeug, stattete es nach seinem Geschmack mit Büchern, Musikalien, Bequemlichkeiten, aber auch mit Enterpiken, Pistolen, vier Ge-

schüßen aus und stach mit Frau und Tochter in die See. Er besuchte Griechenland, die Türkei, Syrien und Judäa und machte den vielbesprochenen Besuch bei Lady Esther Stanhope (s. d.) im Libanon. Auf dieser Reise traf ihn ein schweres Unglück: seine Tochter Julia erkrankte in Beirut, des Klima's ungewohnt, und † ungeachtet aller Sorgfalt der Aerzte. Sein Werk über diese Reise: „Souvenirs, impressions, pensées et paysages, pendant un voyage en Orient“ (4 Bde., Paris 1835) ist unter seine schwächsten Leistungen zu zählen. Es ist nicht Poesie, nicht Wahrheit, nicht Reflexion, nicht objektive Beschreibung, sondern ein unerquickliches Gemisch von allem und noch vielem Anderen, auf die Länge tödtlich ermüdend durch die ewig wiederkehrenden Landschaftsbeschreibungen, die nicht den landschaftlichen Charakter im Ganzen und Großen, im geistigen Bilde wiedergeben, sondern eine Detailspinnelei von Wald und Busch, Feld und Auen, Luft und Wasser sind. Daß sich auch Stellen in dem Buche finden, in denen der Dichter in seiner ganzen Größe sich zeigt, braucht nicht gesagt zu werden. Aehnliches gilt auch von der späteren Dichtung L.'s „Jocelyn, journal trouvé chez un curé de village“ (2 Bde., das. 1836) und „La chute d'un ange“ (2 Bde., das. 1838). Das erste Werk, eine Idylle, der Vorläufer eines größeren Epos, sollte das praktische Christenthum, die Entsagung und die Tugend reiner und keuscher Menschlichkeit feiern, entfernte sich jedoch ganz aus dem Wirklichen in eine arkadische Welt. Es ist ein schwächlicher, tränkender Stoff, in den aller Glanz der Poesie keinen höheren Aufschwung zu bringen vermag. Die französische Kritik hat dieses Werk trotz aller Vorliebe für den Dichter entschieden verurtheilt. Nisard sagt über Jocelyn: „Es findet sich darin die Untugend auf die Spitze getrieben, unendliche Perioden zu spinnen, in denen die Phrase unaufhörlich anfängt und niemals endet. Das poetische Sogglied verschwindet fast gänzlich. Woist jene Mannichfaltigkeit der Wendungen geblieben, jene Säge von ungleicher Länge, die natürliche Bewegung des Gedankens nachahmend, der eilt oder weilt, bald sich unterbricht, bald sich entfaltet, und der gleichsam das Arhmenholen des Geistes darstellt? Eine unendliche und bodenlose Periode hat alle diese Schattirungen verwischt. Die Worte kommen, bevor der Gedanke da ist, oder man hört sie noch, wenn der Gedanke längst verschwunden ist“. Noch weniger Beifall und entschiedeneren Tadel erntete er durch die nach Form und Gehalt regellose phantastische Dichtung „Der Fall eines Engels“. Sie ist kolossal angelegt, besündet aber kaum etwas Anderes, als eine großartige Phantasie. Der Schauplatz derselben ist die vorsündfluthliche Welt, Titanen und Riesen die handelnden Personen. Trotz mehrer Auf lagen ist dieses Werk entschieden durchgefallen, worüber sich L. selbst keine Täuschungen macht, denn er nennt sich selbst einen ausgepiffenen Schriftsteller. Die politische Laufbahn L.'s begann nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande. Vergues im Norddepartement wählte ihn in die zweite Kammer. Die Parteien wetteiferten, ihn zu gewinnen; daß er sich keiner an-

schloß, zog ihm Angriffe auf Angriffe zu. Cor-
menin in seinem „Buch der Redner“ hat nur
Spott für ihn. L., sagt er, versteht den Jargon
der Geschäfte nicht, seine Musik ist keine Logik,
er will ein Pindar seyn, wenn er ein Bürger-
meister wäre, paßte er besser in die Kammer. L.
selbst gefiel sich anfangs in der neuen Umgebung
nicht besonders. In der Vorrede zu seinen An-
dachtsgedichten schildert er sein Dichterleben in
Saint-Point, seinen Schmerz, wenn der Post-
bote den Moniteur bringt, der die Kammer zu-
sammenruft. Bei den Konflikten in der Kam-
mer trat er oft der Regierung bei, so namentlich
bei der Verathung des berüchtigten Disjunktions-
gesetzes von 1836. Im J. 1837 wählten
ihn Bergues und seine Geburtsstadt Mâcon
gleichzeitig; er entschied sich für die Letztere und
hat sie seitdem in der Kammer beständig ver-
treten. Die gegen das Ministerium Molé zu-
sammengesetzte Koalition suchte ihn vergebens
für sich zu gewinnen, er fand es unmoralisch, daß
so verschiedene feindliche Parteien sich zur Er-
reichung persönlicher Zwecke, zur Befriedigung
ihres Ehrgeizes verbrüderten. Unter dem Mi-
nisterium des 13. Mai ergriff er in der orienta-
listischen Frage wiederholt das Wort u. entwickelte
die Ansichten, die er zum Theil schon in seiner
orientalistischen Reise niedergelegt hat. Der
Orient ist todt, führte er aus, kein Galvanisiren
durch europäische Kultur, keine Gewaltstur-
ägyptischer Despotie kann dem hingestorbenen
Körper neues Leben einhauchen. Die Türkei
zerfällt, russische Bajonnete, englische Schiffs-
karonaden können sie nicht zusammenhalten.
Darum trete ein europäischer Kongreß zusam-
men und theile jeder Großmacht ein Stück des
Reiches zu. Die Großmächte in ihrer Gesamts-
heit werden die Beschützer des Orients, sie grün-
den an den Küsten Musterstädte, welche Euro-
pa's verarmte Bevölkerung aufnehmen u. Chris-
tenthum und Civilisation bis tief in das Innere
des Festlandes verbreiten. Seine hervorragende
Stellung in der Kammer datirt vom J. 1843.
Schon sein früheres Auftreten hatte gezeigt,
daß er mit der gesammten politischen Richtung
Frankreichs unzufrieden, daß die Ueberzeugung
in ihm wach geworden sey, daß die politischen
Parteien, welche Fahne sie auch aufstecken möch-
ten, doch nur leeres Stroh drüschen. Die so-
genannten ministeriellen Fragen, die von den
Tagespolitikern für die Hauptsachen gehalten
wurden, ließen ihn kalt; wenn er mit Wärme
sprach, so geschah es immer für sogenannte offene
Fragen, für die Abschaffung der Todesstrafe,
die verlorenen und preisgegebenen Kinder, die
Emancipation der Sklaven, das literarische Ei-
genthum, die Verbesserung des Looses der arbei-
tenden Klassen. — Hierauf erschienen seine
„Recueils politiques“ (Paris 1839), in
denen er Abschied nimmt von der leeren Begei-
sterung und dem Individualismus seiner Jugend
und sich von nun an der „Poésie humanitaire“
oder den Interessen der Menschlichkeit widmet.
Er erkennt seine Aufgabe darin, die unterdrück-
ten Klassen der Gesellschaft im Namen der Frei-
heit, der Moral, des Christenthums gegen den
herrschenden Materialismus in Schutz zu neh-

men. Seine Stellung war jetzt wieder dieselbe
wie im Beginne seiner Laufbahn. Damals war
es der Materialismus der Zahlen, der Waffen-
gewalt, den er bekämpfte, jetzt der Materialis-
mus der Wählerschaft, des Besitzes, gegen den
sein besseres Gefühl ihn in die Schranken trieb.
Sein erstes Auftreten in der Kammer in diesem
Sinne war ein so bedeutendes, daß sich plötzlich
alle Parteien nach diesem halb unbeachteten
Manne kehrten, alle ihn zu gewinnen suchten.
Er trat zu keiner über, aber mit der Regierung,
deren ganze Politik um Verewigung der Herr-
schaft der Selbstsucht sich drehte, brach er un-
widerrüßlich. Er betrachtete sehr bald als das
Ziel seiner politischen Bestrebungen die orga-
nische Entfaltung der noch aufgelösten, durch die
Revolution von den alten Fesseln nur befreiten
gesellschaftlichen Ordnung und nannte sich des-
halb mit Recht einen „*Démocrate conservateur*“.
Je mehr er diese Richtung durch schlagende Be-
redsamkeit u. Festigkeit geltend machte, um so mehr
gewann er Einfluß u. Anhang. Seine Reden in
der Kammer sind bekannt; außerhalb des Parla-
ments wirkte er durch Sendschreiben, Manifesta-
tionen zc. auf die öffentliche Meinung ein. Sie sind
besonders dadurch beachtenswerth, daß er sich
nicht scheut, in ihnen den tiefgewurzeltesten und
einschmeichelndsten Volksvorurtheilen entgegen-
zutreten. Wir heben als besonders bezeichnend
einige Stellen des Sendschreibens aus, das er
von Saint-Point am 6. Juli 1843 an Chapuis
Montlaville, den Herausgeber eines französischen
Plutarch, richtete. L. sagt darin: „Bis jetzt
hat man dem Volke zu viel geschmeichelt, dadurch
zeigt man, daß man es nicht genug achtet, denn
nur dem schmeichelt man, den man verführen
will. Da heißt es: Das Recht ist bei der Zahl;
wo der Volkswille ist, fragt man nicht nach der
Gerechtigkeit, denn die Gunst des Himmels folgt
den starken Bataillonen. Der Ruhm ist die
Amnestie der Geschichte. Eine Volkssache zum
Siege zu führen, sind alle Mittel gut, selbst Ver-
brechen verschwinden vor der Größe und der
Heiligkeit der Resultate. Wenn das Volk uns
dann glaubt und seine materielle Kraft leiht,
und wenn wir mit Hülfe seiner Arme, seines
Blutes und selbst seiner Verbrechen die Tyran-
nei erdrückt und Europa überstürzt haben, ver-
abschieden wir es und sagen zu ihm: Schweig,
arbeite und gehorche! Was hat denn die Zahl
zu bedeuten? Nehmt die Individuen, welche
einen Volkshaufen ausmachen, eines um das an-
dere, vor — was findet ihr? Dieselben Unwis-
senheiten, dieselben Irrthümer, dieselben Lei-
denschaften, oft dieselben Laster, als anderswo.
Wer was soll man hier das Knie beugen? Mul-
tiplicirt so viel ihr wollt, alle diese Unwissen-
heiten, Laster, Leidenschaften, Noth und Elend
mit Millionen Menschen, ihr werdet ihre Natur
dadurch nicht verändern, und doch bloß einen
Volkshaufen haben. Darum lassen wir die
Zahl, und achten nur die Wahrheit. Vor die
Wahrheit allein muß treten, wer Geschichte zum
Volksgebrauche schreiben will, und er glaube ja
nicht, daß er darum weniger gehört, weniger
populär seyn werde. Das Volk hat einen dop-
pelten Geschmack — einen entarteten für die

Schmeichelei und die Lüge, aber auch einen natürlichen für die Wahrheit und den Muth. Es hat ebenso Respekt vor denen, die sich erkühnen, ihm zu trotzen, wie es die verachtet, die sich vor ihm fürchten. Das Volk ist wie ein Löwe, dem man nicht von der Seite nahen darf, sondern von Angesicht zu Angesicht, Aug in Auge, die Hand an seiner Wähne, mit jener festen und zuverlässlichen Vertraulichkeit, welche zeigt, daß man sich hingibt, aber auch, daß man sich selbst achtet. Wie soll man nun Volksgeschichte schreiben? Es gibt drei Hauptgesichtspunkte: den des Ruhmes, den des Patriotismus und den der Civilisation oder der moralischen Würdigung. Wer aus dem Gesichtspunkte des Ruhmes seine Aufgabe erfäßt, darf darauf rechnen, einer kriegerischen Nation zu gefallen, die geblendet wurde, ehe sie aufgeklärt war, und die sich durch die glänzenden Erscheinungen an ihrem Horizonte über den Werth der Menschen und Dinge so oft bestechen ließ. Oder man stellte sich auf den ausschließlichen Standpunkt des Patriotismus, — da kann man ein Volk leidenschaftlich aufregen, das, weil es sich groß und stark fühlte, zuweilen glauben konnte, daß es allein auf der Welt sey und Europa in ihm aufgehe. Aber die Wahrheit wird man ihm so nicht geben, es wird eine französische Wahrheit seyn, die nur wahr ist in Paris, und die zur Lüge wird, wenn man die Grenze passirt. Gilt es darum, die Handlungen der Menschen aus dem falschen konventionellen Lichte in die Helle des vollen, göttlichen Tages zu versetzen, die Ungewißheit des Urtheiles, durch das Gewirr der Meinungen, Leidenschaften, nationaler und persönlicher Befangenheit sicher hindurch zu leiten — mit einem Worte, gilt es, die Menge von der unsittlichen Bewunderung des Erfolges abzuführen, so gebe man der Geschichte ein Gewissen“. Als Beispiel dieser drei verschiedenen Betrachtungsweisen ist dann der 18. Brumaire angeführt, und hier entwirft er ein Bild von den Täuschungen der kaiserlichen Größe. Indem er vorausschickt, wie der Mann des Degens die Herrschaft an sich gerissen und die französische Fahne als Zeichen einer neuen Universalmonarchie aufgespizt, der französische Patriotismus in ihm sich selbst vergöttert hat, fragt er: „Was ist aber eine moralische Ansicht von diesem Ereigniß? Siehe, da stellt sich Alles anders dar. Da ist ein Mann, dem die freie Regierung seines Landes ein Heer anvertraut hat, um sie gegen die Faktionen zu vertheidigen, und der aus diesem Heere eine militärische Faktion gegen seine Regierung macht. Da ist eine furchtbare Revolution, welche durch die einzige Macht des öffentlichen Geistes und das freie Spiel der bürgerlichen Reaktionen die traurigsten Krisen durchlaufen hatte und jetzt erröthend ihre Hände von dem gehässigen vergossenen Blute abwusch, einen Schwerpunkt suchend zwischen dem Despotismus und der Demagogie, ihre ungeordneten Schwingungen zu mäßigen und zurechtanbringen, — was thut jener Mann? Er hemmt die Bewegung da, wo sie aufhört, krampfhaft zu seyn, um schöpferisch zu werden, er waffnet sich mit allen Reuen, Kränkungen, Abfällen, zermalmt

die junge Freiheit mit den Trümmerscherben alles dessen, was sie zerbrochen, um zur Welt geboren zu werden, schafft ein altes Regime aus Sachen und Namen von gestern, läßt die Presse zurückschreiten bis zur Censur, die Tribune bis zum Verstummen, die Gleichheit bis zu einem Adel von Plebejern, die Freiheit bis zu Staatsgefängnissen, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kulte bis zu einer Staatsreligion als Regierungswerkzeug, bis zur Unterdrückung und Gefangenhaltung eines Papstes. Und nachdem er allenthalben die Liebe zu den französischen Ideen und ihre friedliche Ausstrahlung erstickt hat, was ist die Folge dieses Drama's, wo nur eine handelnde Person auftritt, statt des großen nationalen und europäischen Drama's, welches die Neuheit, ihrer eigenen Bewegung überlassen, in den letzten dreißig Jahren abgetollt hätte? Ein Name mehr in der Geschichte, aber Europa zweimal in Paris, aber Frankreichs Grenze eingeengt durch die mißtrauische Eifersucht des abgestoßenen Auslandes, aber England im Besitze unbestrittener Meeresherrschaft, aber in Frankreich selbst Vernunft, Freiheit und Volk aufs Ungewisse zurückgeworfen, vielleicht im Falle, noch die Bahn eines Jahrhunderts durchwandeln zu müssen, um an Boden wieder zu gewinnen, was verloren worden an einem Tage“. Wenige Journale wagten dieses unerhörte Urtheil in ihre Spalten aufzunehmen.

Im Herbst 1843 entwarf L. das Programm der konservativen Demokraten u. sagte sich von der Juliregierung förmlich los. Er versprach, thätig zu seyn für die Abschaffung der industriellen Feudalität, für die Gründung der demokratischen Gesellschaft, aber mit Beibehaltung der konstitutionellen Monarchie. Sein Einfluß in Frankreich wuchs ungeheuer, in der Kammer fand er, so oft er sprach, athemlose Aufmerksamkeit, doch nicht Zustimmung der Mehrheit. Man stellte sich, als bewundere man in ihm den Schönredner, der auch dann Gehör verdiene, wenn er sich von dem Praktischen und Ausführbaren weit entferne. Die Erfolglosigkeit seiner Reden entfernte ihn nicht von der Rednerbühne, man sah ihn jedesmal darauf erscheinen, so oft eine Frage zur Berathung kam, die auf die Bildung, die Moral, den Fortschritt der Menschheit Einfluß übte. In der Sitzung von 1845, bei Gelegenheit des Armirungsgesetzes, schleuderte er von der Tribune seine beredte Prophezeiung vom Sturze der Julidynastie. Die Mehrheit gab sich umsonst das Ansehen, ihn zu verspotten; es überließ sie kalt als er von dem Schicksal sprach, das früher oder später jedes byzantinische System der Starrheit trifft. In den berühmten Debatten jener Sitzung über die Jesuiten sprach er gegen den Orden als solchen, nahm jedoch für ihn die Religionsfreiheit an. „Noch ist die Sache nicht von einer Seite besprochen“, warnte er, „von der Seite des religiösen Gewissens, und da mag man sich wohl hüten, die religiösen Gefühle zu beunruhigen, vielleicht Reime des Religionskrieges auszustreuen, hundertmal fürchterlicher, als Bürgerkrieg, denn das um Gottes Willen vergossene Blut hat tausendmal mehr Werth, als der Tod für das Vater-

tes, seines Ehrgeizes, seines Lebens u. seines Andenkens für sein Werk". Die Loyalen haben dieses u. andere Urtheile L.'s sehr übel aufgenommen; die gelehrte Kritik tadelt mit größerem Rechte die mannichfaltigen Verstöbe gegen die Chronologie u. s. w., die in dem Werke vorkommen. Flüchtigkeit ist allerdings an der Arbeit hier u. da nicht zu verkennen. Die neu erwachte Thätigkeit des Schriftstellers äußerte sich zugleich in mehreren Manifesten über Polen u. Italien. Ein politisches Programm, im Herbst 1847 veröffentlicht, lautet: „Wir sind Demokraten, wie die Natur und das Evangelium. Die Wahrheit ist für uns die zur bürgerlichen Gesellschaft und zur staatlichen Reglerung organisierte Volksherrschaft. Alles Andere ist Fiktion, Sophisma, Lüge, Tyrannei. Die Fiktion hat nur einen Schein, das Sophisma hat nur eine Seite, die Lüge hat nur eine Zeit, die Tyrannei hat nur eine Waffe, die man früher oder später in ihrer Hand zerbrechen wird; die Volksherrschaft ist die ewige Regierung der Zukunft, der wir entgegen gehen. Aber die Volksherrschaft schließt die Regierung nicht aus. Der Name und der Mechanismus einer Regierung machen nicht ihr Wesen aus: es gibt freie Monarchien und despotische Republiken. Die Souveränität des Volkes kann, ohne ihren Rechten zu entsagen, an der Spitze der durch Wahl zu ernennenden Verwaltungs-Pyramide eine erbliche Würde anerkennen. Wir verlangen also: Volks-Souveränität, allgemeines Wahlrecht, Urversammlungen, Besoldung der Deputirten durch das Volk, Ausschließung der Beamten aus der Kammer, Ernennung der Minister durch die Majoritäten, Trennung der Kirche vom Staate, Freiheit des Unterrichts, Freiheit der Presse durch Zurücknahme der September-Gesetze, Schutz gegen den Mißbrauch der pariser Festungswerke, Erhebung des friedlichen Frankreichs auf den Rang, den es im Kriege einnahm; Bündniß mit allen Freiheitsideen und allen Völkern der Welt; Abschaffung der Sklaverei überall, wo die französische Fahne weht, die entweder von einem Prinzip getragen wird, oder machtlos ist; Organisation des unentgeltlichen Unterrichtes; sociale Verbrüderung in Grundsätzen und Institutionen; fortschreitende Freiheit des Handels und Verkehrs; wohlfeiles Leben durch Verminderung der Steuern auf Lebensmittel, Armensteuer, Adoption der Findelkinder durch den Staat, die Ausrottung des Pauperismus durch Versorgungsanstalten für die Gebrechlichen u. öffentliche Werkstätten für die Arbeitsfähigen, sociale Wohlthätigkeit zur Unterstützung aller Bedürfnisse, aller Leiden, alles Elends, ein Ministerium der Wohlthätigkeit, ein Ministerium des Volkslebens u. s. w. Wir werden jede Regierung unterstützen, die diesen Weg einschlägt, gleichviel ob sie eine Krone, eine Tiara oder einen Hut trägt. Wir sind Spiritualisten in der Politik, d. h. wie wir im Individuum die geistigen Interessen weit über die körperlichen stellen, so geht uns die Seele der Völker weit über ihre materielle Organisation. Wir glauben, daß die Völker eine Seele haben, welche

die Civilisation und die Regierungen ausbilden sollen. Also: Emancipation des Menschengeschlechtes durch Denkfreiheit, Emancipation des individuellen Geistes durch Prüf- und Glaubensfreiheit, Ueberweisung des Gewissens an die göttliche Autorität, statt an die menschliche, Befreiung der Kirche vom Staate und des Staates von der Kirche, Abschaffung der Privilegien, Gleichheit der Menschenrechte, eine Volksfamilie ohne Erstgeburtensrecht, Abolition des ganzen Volkes durch den Bürgertitel, Souveränität jedes einzelnen Bürgers durch das Wahlrecht, einheitsvolle und allgemeine Vertretung, Königthum des Volkes, Herrschaft der öffentlichen Meinung, ausübende Macht des Königs, spiritualistische Politik, die, allen Eroberungen entsagend, auf den Frieden gebaut ist, Ehrfurcht vor Menschenblut, Verbrüderung der Völker, Eintritt des Menschengeschlechtes in das Alter der Vernunft, Macht der Gerechtigkeit, Würde der Tugend, Bethätigung des politischen Christenthums, — das ist die Philosophie, die euren Institutionen Leben und Seyn verleihen muß. Das ist der Jakobinismus Fénétons. Es ist der unsere. Nach diesem Muster werden wir die Juliregierung einrichten. Wenn sie sich demselben nähert: Unterstützung; wenn sie sich davon entfernt: Mahnung oder Widerstand; wenn sie es verleugnet: Krieg! Dies ist unser Glaube, dies sind unsere Grundsätze, dies werden unsere Thaten seyn!" In der letzten Kammer Sitzung, welche der Februarrevolution vorgeging, führte L. gewaltige Schläge gegen die Politik Guizots. Seine Rede für die Reformbankette brachte eine tiefe und lang andauernde Bewegung hervor. Jetzt verschwindet L.'s Name für einige Zeit; erst in der entscheidenden Kammer Sitzung des 24. Februar erscheint er von Neuem auf der Bühne. Ueber sein Wirken u. Gebaren seit jenem Umschwung verweisen wir auf den Artikel: Neueste Zeitereignisse u. Zustände. Was L.'s religiöse Ansichten und Gewohnheiten betrifft, so gehört er allerdings zu jenen aufgeklärten Männern, welche die religiöse Toleranz im weitesten Umfange des Wortes verstehen. Nichts desto weniger ist er nach dem Geiste des Evangeliums ein guter Katholik geblieben, und als solcher ehrt er seine Religion nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich. — Seine „Oeuvres complètes" wurden von G. Herwegh ins Deutsche überfetzt (12 B. c., Stuttg. 1839); eine Uebersetzung seiner ausgewählten Gedichte gab Gust. Schwab (Stuttg. 1826) heraus.

La Mar Zarah, Fluß, s. Timbuktü.

Lamas (jap. Religionsw.), s. Bonzen.

Lama's (Waarent.), in Italien glatte, reiche und halbreiche Seide, welche 4 Palms breit liegen. Der Aufzug ist von Organzinside, der Einschluß von Tramside, das Gold und Silber ist ächt. Man unterscheidet tutta lama, ganz reiche und mezza lama, halbreiche.

Lamas (Geogr.), 1) span.-süd-am. Stadt, Peru, Lima, am Mayobamba, oberhalb dessen Einschluß in den Huallaga; — 2) L. = de = Arelhae, portugies. Flecken, Prov. Tras-os-Montes, nordöstlich von Villa-Real.

Lamasba (a. Geogr.), Stadt im Innern von Numidia Masaylorum, unweit der Grenze von Mauritaniens; jetzt Ruinen, Namens Ain el Trab, 8 Meilen südlich von Constantine (?).

Lamasjenu (jap. Religionsw.), s. Bonzen.

Lamasgift (Chem.), von Pöppig aus Peru mitgebracht, wo es zur Vergiftung der Pfeile benutzt wird. Seine Bereitung ist nicht gehörig bekannt. Wahrscheinlich erhält man es durch Auskochen einer noch unbekannten Apocynacee, einer Taberna montana mit Zusatz von Capsicum und vielleicht einer Bauhinia. Nach v. Humboldt wird es aus dem Saft einer Pflanze (Bejuco de Ambihuasca) mit Zusatz von Capsicum, Tabak, Jacquinia arneillaris, einer Taberna montana u. dem Milchsafte mehrerer Apocynaceen bereitet. Die von Pöppig mitgebrachte Probe des Giftes hatte durch die Reise schon gelitten. Nach einer sehr ungenügenden Untersuchung von Meißel enthält es Harz, Wachs, Extrakt, verhärtetes Eiweiß, giftiges Alkaloid und Salze nebst Kieselsäure. Das Alkaloid ist nicht näher charakterisirt.

Lamata, ital. Flecken. Neapel, Prov. Casertabria ulter., westlich von Catanzaro; Schwefelquellen; 1410 Einw.

Lamatis (a. Geogr.), Stadt der Japyden im Nordost des Landes; jetzt Lamengrab.

Lamb (Biogr.), 1) Charles, bekannt unter dem Namen Elia als der vorzüglichste englische Essayist der neuern Zeit, wurde am 10. Febr. 1775 in der City London geb. u. von 1782 an im Christ's Hospital gleichzeitig mit Coleridge erzogen. Ein leichter Fehler an der Zunge verhin derte seine Wahl zu der Anzahl derjenigen, welche jährlich auf Kosten jener Schule zu Cambridge u. Oxford studiren. Er bekleidete darauf ein Amt bei dem South-Sea-House und wurde 1792 bei der ostindischen Kompagnie als Sekreär angestellt. Im J. 1825 versetzte man ihn mit einer ansehnlichen Pension in den Ruhestand. Er † am 27. Decbr. 1834. Als Schriftsteller trat er zuerst in „London magazine“ mit Essays auf, in denen er seine heitere Lebensphilosophie mit Humor und rührender Einfalt vortrug. Diese Essays welche er in zwei Sammlungen, zuerst unter dem Titel: „Essays which have appeared un der that signature in the London Magazine“ (Lond. 1823), und dann in einer zweiten Sammlung (das. 1831) kurz vor seinem Tode erscheinen ließ, reihen sich an das Beste, was die gerade in diesem Fache sehr reiche ältere englische Literatur besitzt, und übertreffen die addisson'schen, wenn auch nicht an Schärfe und Witz, doch an Gemüth, Wahrheit und Lebenswürdigkeit. Dieselbe reine Menschlichkeit spricht aus seinen Gedichten, welche in seinen „Works“ (2 Bde., das. 1818) sich finden. Sie sind meist lyrischen Inhalts, mehr tadelnd als begeistert, aber voll Barmherzigkeit und Anmuth, Beweise jener hohen Lebenswürdigkeit, welche von Allen, die je mit ihm in Berührung standen, auf das Lebhafteste gerühmt wird. Sprache und Weise derselben nähern sich mehr den Dichtern aus der Periode der Elisabeth, als denen der Gegenwart, aber gerade das verleiht den Poesien L. seinen besondern Reiz. Als Typus seiner Poesie kann das rührende Gedicht „The

old familiar faces“, das von F. Freiligrath übersezt wurde, gelten. Die ersten dieser Gedichte hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charl. Lloyd unter dem Titel „Blank verses“ (das. 1798) erscheinen lassen. Sein Lustspiel „Mr. H.“ (1800) und seine Tragödie „John Woodville“ (1802) verschwanden ohne Erfolg von der Bühne. Kostlich dagegen ist seine „Tale of Rosamond Gray and old blind Margarite“ (das. 1798), und seine Tales from Shakspeare“ (2 Bde., das. 1807) sind ein Gemeingut des Volks geworden. In seinen „Specimens of english dramatic poets who lived about the time of Shakspeare, with notes“ (das. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies er dringend auf die Einfachheit und Reinheit der Diktion der alten Dramatiker hin. Seine „Album verses with a few others“ (das. 1823) enthalten Gelegenheitsgedichte, die aber mehr als gewöhnliches Interesse haben, da sie die Freude seiner berühmten Donnerstagpartien und der gesellige Mittelpunkt beinahe aller seiner berühmten ältern und jüngern Zeitgenossen waren. Seine „Prose works“ erschienen 1835 (3 Bde.), seine „Poetical works“ 1836 gesammelt. Vgl. Talfourd, „Letters of Charles L. with sketch of his life“ (2 Bde., Lond. 1837), ein Buch von unschätzbarem Werth für die englische Literatur. — 2) Caroline, englische Schriftstellerin, bekannt durch ihr Liebesverhältniß mit Lord Byron, war die einzige Tochter des Grafen von Desborough, geb. am 13. Nov. 1785 und erhielt unter den Augen ihrer Großmutter, der hochgebildeten Gräfin Spencer, einen vielseitigen Unterricht, der selbst die Sprachen des klassischen Alterthums umfaßte. Sie las griechische Dden meisterhaft, ohne bei so vielen Kenntnissen einen Anstrich von Pedanterie zu verrathen. Schon früh entwarf sie in Versen und Prosa Zeichnungen, die den erwachenden Geist zeigten. Die Nachsicht einer zärtlichen Großmutter mochte dazu beigetragen haben, ihrem Charakter jene eigenthümlichen Züge zu geben, die früh hervortraten und ihr Zeit lebens eigen blieben: Hang zur Schwärmerie, Reizbarkeit des Gefühls, Strauben gegen den Zwang der Sitte, bei edler Gesinnung und großer Gutmüthigkeit. Bei ihrem Eintritt in die große Welt machte sie eben so sehr durch die Originalität als die Anmuth ihres Benehmens und ihrer glänzenden Umgangsarten aufsehen. Im J. 1805 vermählte sie sich mit William Lamb, nachmals Minister des Innern, (Lord Melbourne), der durch Neigung zur Literatur ihr befreundet geworden. Sie lernte Lord Byron kennen, als er von seiner ersten Reise zurückkehrte; ihre Phantasie und ihr Herz wurden von der Persönlichkeit und dem Geiste des Dichters hingerissen, dem eben Childe Harold den ersten Vorbeergewonnen hatte, und es bildete sich bald ein vertrauliches Verhältniß zwischen ihnen. Byron dachte an eine Entführung, welche die Lady abzulehnen das Verdienst hatte. Byron soll indeß, wie Medwin sagt, grausam mit ihren Gefühlen gescherzt haben. Nach drei Jahren wurde die Verbindung abgebrochen. Sie erholte sich nie von dem schmerzlichen Eindrucke und alle Beweglichkeit ihres Gemüthes vermochte

seitdem weder die Stimme des innern Vorwurfs, noch den hervortretenden Hang zur Schwermuth zu unterdrücken. Bald nach dem Bruche mit Byron erschien ihr Roman „Glenarvon“, in dessen Hauptcharakter man ein Bild des Dichters erkennen wollte. Er gibt eine Darstellung der Gefahren des Lebens der feinen Welt. Darauf erschien „Graham Hamilton“, wozu Ugo Foscolo der Verfasserin den Gedanken gegeben hatte. „Schreiben Sie ein Buch“, sagte er zu ihr „das Niemand beleidigt; Frauen dürfen nie so weit gehen, Anstoß zu erregen“. Sie wollte in diesem sorgfältiger und einfacher geschriebenen Romane zeigen, daß eine einnehmende Gefälligkeit, wenn sie nicht mit Festigkeit und Entschlossenheit gepaart ist, ihren Besizer und Andere oft unglücklicher macht als selbst entschiedene Verderbtheit. Ihr letztes Werk war „Ada Reis“ (3 Bde., Lond. 1822), ein Roman voll dunkler, satyrischer Anspielungen, der eben deshalb wenig ansprechen konnte. Viele andere Erzählungen, die sie schrieb, sind ungedruckt geblieben. Sie lebte mehrere Jahre ziemlich abgetrieben, meist auf dem Landgute ihres Schwiegervaters zu Brockets-Hall. Eines Sommertags 1824 machte sie mit ihrem Gemahl einen Spazierritt, als vor dem Thore des Parks ein Leichenzug ihnen begegnete; es war Byrons Leiche, die nach Newstead-Abtey gebracht wurde. Sie fiel in Ohnmacht; eine schwere Krankheit war die Folge dieses erschütternden Eindruckes. Die Aerzte schrieben die heftigen und lange dauernden Anfälle, welchen sie ausgesetzt war, einer Geisteszerrüttung zu, und obgleich sie, wenn man diese Vermuthung merken ließ, in bitterem Unwillen auffuhr, so war doch seit jenem unglücklichen Vorfall eine ganzliche Veränderung in ihrem Wesen sichtbar. Bald nachher trennte sie sich völlig von ihrem Gemahl, der jedoch bis an ihren Tod mit ihr in freundschaftlicher Verbindung blieb. Als die Zeichen der Wassersucht die Gefahr ihres Zustandes verriethen, ging sie 1827 nach London, um ärztlicher Hülfe näher zu seyn und † am 25. Jan. 1828 mit Seelenruhe und jener Selbstbeherrschung, die sie in der Theorie so gut gelernt und so beredt empfohlen, aber im Leben so wenig geübt hatte.

Lambach (Geogr.), 1) österr. Distrikt, Land ob der Enns, Hausruckkreis; umfaßt 1 Marktflecken, 69 Dörfer und 4900 Einw.; — 2) Marktflecken das., am linken Ufer der Traun; Post, schöne Stiftskirche, Hospitalkirche, Benediktiner-Kloster, Kalk- und Kohlenbrennerei. Das Kloster ist alt, und Graf Arnold von L. soll es im Jahre 1302 gestiftet haben. — 3) Dorf, Steiermark, Kr. Bruck, Bezirk Neuberg; 130 Einw.

Lamballe (Geogr.), franz. Stadt, Depart. Côtes-du-Nord, Arr. St.-Brieuc; vorzügliche Pergamentfabrik, Gerberei, Wollzeug- und Leinweberei, Handel mit Vieh und Honig; Mineralquellen; 4300 Einw.

Lamballe (Biogr.), Marie Therese Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von, ein Schlachtopfer der Revolutionsgruel, geb. zu Turin am 8. Sept. 1749, Tochter des Prinzen Ludwig Viktor Amadeus v.

Carignan u. der Prinzessin Kath. Henr. v. Hessen-Rheinfels-Rotenburg, war von ausgezeichnete Schönheit u. Liebenswürdigkeit. Ludwig XV. von Frankreich, der das Haus Savoyen begünstigte, vermählte sie 1767 mit dem Prinzen Louis Alex. Jos. Staniol. von Bourbon, Prinzen v. Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren 20jährigen, durch Ausschweifungen aller Art zerrütteten Gemahl. Als Maria Antoinette, die Gemahlin Ludwigs XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin lieb und ernannte dieselbe, nachdem sie Königin geworden, zur Intendantin ihres Hauses. Die Gefahren der Revolution, welche die königl. Familie bedrohten, machten dieses Freundschaftsbündniß der beiden Frauen noch enger. Bei dem Fluchtversuche des Königs am 20. Mai 1791 verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, um sich in England mit der Königin zu treffen. Auf die Kunde aber, daß die Flucht mißglückt und die Lage der königl. Familie übler sey, als je, beschloß sie, trotz der Warnungen ihrer Freunde und des Widerstands ihrer Familie, nach Frankreich zurückzukehren, und traf im Febr. 1792 in Paris wieder ein. Nach den Ereignissen des 10. August erhielt sie die Erlaubniß, die Gefangenschaft der Königin zu theilen. Kurze Zeit nachher wurde sie jedoch auf Befehl des Gemeinderaths von dieser getrennt und aus dem Tempel in das Gefängniß la Force gebracht. Auch dieses Gefängniß erreichten die Mörderbanden in den berühmten Septembertagen. Am Morgen des 3. September wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Ueberführung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie jedoch vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr zu schwören, daß sie die Freiheit u. Gleichheit liebe u. den König, die Königin u. das Königthum hasse. „Den ersten Eid,“ war ihre Antwort, „will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen“. Mehrere Umstehende, die sie retten wollten, redeten ihr zu; allein die unglückliche Frau sah und hörte nicht mehr. „Man lasse Madame frei!“ gebot der Präsident, und dieses Wort war die verabredete Lösung zum Tode. Als sie, von zwei Männern gestützt, an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf, daß das Blut hoch emporsprang und ihr reiches Haar herabfiel; ein zweiter Artz hieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen auf das Schrecklichste ihren Körper, steckten den Kopf und das Herz auf Piken, zogen durch die Stadt und erschienen so unter den Fenstern des Tempels, wo die königl. Familie gefangen saß. Die Gemeindebeamten suchten die Königin am Anblick dieser Scene zu verhindern und als dieselbe fragte, was vorginge, antwortete ein Nationalgardist: „Es ist der Kopf der L., den Sie nicht sehen sollen“. Bei diesen Worten fiel die Königin in Ohnmacht.

Lambath (Ober- und Unter-L.), österr. Pfarrdorf, Land ob der Enns, Traunkreis, Distr. Ebensee, am westlichen Ufer der Traun; einst hier ein Bad, Salzbadhäuser; 1560 Einw.

Lambay, irländ. Insel, im irländ. Meer, an der Ostküste von Irland, Prov. Leinster, nördlich der Halbinsel Howth; Kalkbrennerei, Hum-

mern, Krabben- und Austernfang, viel Seebögel darauf.

Lambane, afrik. Hauptstadt, Königreich Baol, südöstlich vom Kap Verde, in der Mitte des Landes.

Lambayque (Saüa), span.=südamerik. Hauptort, Peru, der gleichnamigen Provinz, nahe an der Ozeanküste, westlich von Truxillo; mit einigen Woll- und Baumwollwebereien; 8000 Einw.

Lambda (griech.), das griechische λ .

Lambda (Entom.), Nachtfalterart, f. v. a. *Plusia gamma* L. Hüb.

Lambdacismus (Labdacismus, Paellismus, lambdacismus, Med.), das Unvermögen, besondere Konsonanten, namentlich die Buchstaben λ und μ auszusprechen zu können, welches herrühren kann: 1) von einer fehlerhaften Bildung der Zunge, indem diese entweder zu kurz od. zu lang, od. ungewöhnlich dick ist; — 2) von einem fehlerhaften Stande der Zähne; — 3) endlich beobachtet man gewöhnlich bei solchen männlichen Individuen, bei welchen die Hoden noch im Unterleibe zurückgeblieben sind, daß sie das μ nicht aussprechen können.

Lambdanacht (Sutura lambdoides oder lambdodes, Anat.), die Nahtverbindung der Scheitelbeine und der Schuppe des Hinterhauptbeines.

Lambeek (Geogr.), 1) niederl. Ort, Südrabant, westlich von Brüssel; — 2) belg. Fluß, Limburg, Nebenfluß der Demer, rechts.

Lambeek (Biogr.), Peter (lat. Lambecius), deutscher Gelehrter, geb. 1628 zu Hamburg, erhielt, nachdem er in Holland, Frankreich und Italien seine Studien vollendet, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rektorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er in Folge ehelicher und kirchlicher Zwistigkeiten seine Stelle auf und wurde nach seinem vorher erfolgten Uebertritt zur katholischen Kirche zum Aufseher der kaiserlichen Bibliothek in Wien ernannt. Er machte sich um dieselbe verdient durch viele treffliche Einrichtungen und besonders durch die genaue Katalogisirung ihrer Schätze, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten „Commentarii de bibliotheca caesar. Vindobonensi“ (8 Bde., Wien 1665–79; 2. Auflage, von Kollar, 8 Bde., 1766–82, Fol.), veranstaltete. Er † zu Wien 1680. Seine sonstigen Schriften: *Prodromus lucubrationum crit. in A. Gellii noctes atticas*, Paris 1647; — *Origines hamburgenses ab anno 808 ad annum 1292*, das. 1710; — *Animadversiones ad Codini origines constantinopolitanas*, das. 1655 u. A. m.

Lamberg (Geogr.), 1) bayer. Dorf, N. B. Niederbayern, Idgr. Köppling; 150 Einw.; — 2) österr.-steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Horneck; 120 Einw.

Lamberg (Geneal.), fürstliche und gräfliche Familie, in Oesterreich ansässig, ehemals von Rittersberg, soll λ . heißen nach einem Vorfahren, der einen lahmen Fuß hatte. Der Erste, der aus diesem Geschlecht vorkommt, ist Bolrad I. 1161; † 1177. Bolrad II. † vor Ptolemais; 1282 war Rudolf v. λ . Hof-

marschall bei Kaiser Albrecht I. Wilhelm I. war erster Rath Friedrich des Schönen von Oesterreich, er † 1336; dessen Sohn Wilhelm II. † 1397; dessen Söhne stifteten folg. Linien: A. die ältere rottenbühlische Hauptlinie stiftete Jakob der Ältere; B. die mittlere schneebergische Hauptlinie stiftete Balthasar; diese zerfiel a) in die sauenstein-neutraburgische Nebenlinie, welche Andreas gründete, die 1546 freiherrlich wurde; b) die orteneggische Nebenlinie, von Georg gegründet; diese theilte sich wieder in aa) den johann-maximilianischen Ast, der fürstlich wurde; bb) den johann-wilhelmischen (bayerischen) Ast, welcher nach dem Aussterben jenes die Fürstenwürde erbt; cc) den springensteinischen Ast; daraus 1) Maximilian Joseph, Graf v., geboren 1730 zu Brünn, † daselbst 1792; Freund der Technologie, er schrieb: *Le mémorial d'un mondain*, London 1776, 2 Thle., 4., deutsch von F. L. Wagner, Frankfurt 1776; — *Lettres*, Amsterdam 1786, 2 Thle. und 1 Bd. Suppl.; — C. die jüngere guttenbergische Hauptlinie, gestiftet durch den dritten Sohn Wilhelms II., Georg; diese theilt sich a) in den stein- und guttenbergischen Ast und b) den ortenegg-ortensteinischen Ast. Merkwürdig sind aus der mittlern Hauptlinie: 2) Johann Max., Graf von λ ., geboren 1608 zu Steye, war 1642 Gesandter in Rom, 1644–47 kaiserlicher Bevollmächtigter beim westphälischen Frieden in Denabrück; † 1680. — 3) Johann Philipp, Neffe des Vor., geboren 1651; diente anfangs beim kaiserlichen Heere gegen die Türken, wurde 1682 Reichshofrath und nach und nach Gesandter zu Dresden, Berlin und Regensburg. Er ward hierauf Geistlicher, 1689 Bischof von Passau und 1700 Cardinal. Im J. 1697 ging er als kaiserlicher Gesandter nach Warschau und dann als Principalkommissär nach Regensburg und bewirkte hier beim Ausbruche des spanischen Successionskriegs 1708 die Kriegserklärung des deutschen Reichs gegen Frankreich und die Ahtserklärung gegen die Kurfürsten von Bayern und Köln. Auch war er bei der Kaiserwahl Josephs I. u. Karls VI. sehr thätig. Er † 1712. — 4) Leopold Matthias, Enkel von λ . 2), geboren 1667, k. k. geheimer Rath, erhielt 1704 das Erblandjägermeisteramt von Oesterreich und Erblandstallmeisteramt von Krain. Ein Günstling Josephs I., bekam er 1707 die Fürstenwürde und, während Bayern in der Aht war, 1709 die Belehnung mit der Landgrafschaft Leuchtenberg nebst Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Seine Nachkommen mußten aber, als 1714 die Aht von Bayern wieder aufgehoben wurde, weichen und vom Reichstage wieder abtreten. Er † 1711. Dieser Ast † 1794 aus, und die reichsfürstliche Würde ging über auf die verwandte bayerische Linie. Von dieser ist jetzt das Haupt — 5) Gustav Joachim, geboren 1812 zu Wien, Obersterblandkammerer und Obersterlandjägermeister im Lande ob der Ens, Obersterlandstallmeister in Krain und der wind. Mark, Grand von Spanien und Titulard von Kastilien 1. Klasse, so

wie ungarischer Magnat. Er succedirte seinem Vater (Karl Eugen, geboren 1764) 1831. — 6) Franz Philipp, Graf von L., Freiherr von Ortenegg und Ortenstein, geboren 1791, k. k. Kämmerer und Erblandstallmeister in Krain und der Wind. Mark, Haupt seiner Linie — 7) Anton Raimund, Graf v. L., Herr von Freistritz und Lidhof, geboren 1795, k. k. Kämmerer und Kreishauptmann zu Krems; Haupt seiner Linie.

Lambert (franz., Ichthyol.), s. v. a. gemeiner Eidechsenlachs, *Saurus vulgaris* L.

Lambert (Geogr.), 1) westind. Vorgebirg der kleinen Antilleninsel Barbada; — 2) austral. Vorgebirg, Witt's-Land, an der Westküste von Neu-Holland; — 3) St. L.=des=Les=Vées, franz. Flecken, Depart. Maine=Loire, nördlich von Saumur; 1650 Einw.; — 4) St. L.=du=Patay, frz. Flecken, Depart. Maine=Loire, südwestlich von Angers; Marmorbrüche; 1280 Einw.

Lambert (Biogr.), alldentscher Mannesname, s. v. a. der im Land Berühmte. I. Fürsten: A. König von Italien: 1) L., s. v. a. Lambert 3). — B. Herzöge von Spoleto: 2) L. I., Guido's I. Sohn, reg. (ungefähr) von 866—880 mit Unterbrechung, (s. Spoleto, Geschichte). — 3) L. II., Sohn Guido's II., war seit 892 Mitregent seines Vaters als Herzog von Spoleto (s. d.). Im Jahre 893 wurde er König von Italien, 894 Alleinherrscher und 898 (910) auf der Jagd von Hugo, Graf von Mailand (nach Anderen durch einen Sturz mit dem Pferde) getödtet (s. Italien, S. 995). — 4) L., Sohn Adalbert's II., erhielt in der Theilung des Erbes seines Vaters Spoleto, erbte nach seines Bruders Guido Tode 928 auch Toskana. Sein Stiefbruder Hugo gab aber vor, daß L. und Guido von ihrer gemeinschaftlichen Mutter untergeschobene Kinder Adalbert's wären; L. wollte seine Rechte im Zweikampf durch ein Gottesurtheil beweisen und siegte. Nichts desto weniger bemächtigte sich Hugo 931 L.'s Person, ließ ihm die Augen ausstechen und gab Boso die Regierung von Toskana. L. lebte noch lange in Blindheit. — C. Graf von Löwen: 5) L., mit Gerberga, einer Tochter Herz. Karls von Lothringen vermählt, wurde 1005 Graf von Brabant. — D. Herzog von Galurria: 6) L., ein Pisaner, von 1207—1212 Usurpator in Galurria, s. Sardinien (Gesch.). — E. Prinz von Bayern: 7) L., Prinz von Bayern, um 680; vgl. über ihn Emmeran. — II. Feldherr: 8) John, brit. Befehlshaber, focht als Oberst bei Marston-Moor (1644) und hatte ein Kommando bei Naseby. Bei Langdale und Musgrave erfocht er mehrere Vortheile über die Schotten, diente darauf in Schottland unter Cromwell und siegte in Fife mit und bei Worcester. Er schlug einen Protektor als Regierungsoberhaupt vor, was Cromwell wurde. Weil sich L. der Ertheilung des Königtitels an Cromwell entgegensetzte, so nahm dieser 1657 ihm alle Bedienungen, und L. zog sich mit einer Pension von 2000 Pfund Sterling nach Wimbletonhouse zurück. Erst nach Cromwells Tode trat er wieder öffentlich auf, als die Seele der

Unzufriedenen, die sich Richard Cromwells Protektorat widersetzten. Er bekam das Kommando der Truppen des Rumpfparlaments und schlug George Booth. Mit dem Parlament zweit, löste er dieses auf und konzentrierte die obere Gewalt in den Rath der Offiziere. Er marschirte 1660 gegen Monk nach Schottland, wurde aber von seinen Soldaten verlassen, verhaftet und in den Tower gebracht. Ein Fluchtversuch mißlang. Nach der Restauration begann der Prozeß L.'s, der namentlich von der Amnestie ausgeschlossen war. Im Jahre 1662 des Hochverrathes für schuldig erklärt, wurde er auf Lebenszeit nach Guernsey verwiesen, wo er, katholisch geworden, sich mit Blumenmalerei beschäftigte und in Vergessenheit starb. — III. Geistliche: 9) (Lambert, St.), Bischof von Tongern; bekehrte die unterhalb Maastricht längs der Maas bis an die Waal wohnenden Torandern. Gallus und Riold, welche die Güter des Stiftes beunruhigten, ließ er durch seine Leute erschlagen. Ihr Anverwandter Dado, Domesticus Pipins, tödtete aus Rache 707 zu Lüttich den Bischof. Die Verehrung seines von Maastricht nach Lüttich gebrachten Leichnams war der Keim zu Lüttichs Größe. — 10) L. le Begue (Le Begh), geboren in Lüttich, ein Schwärmer, wurde vom baskigen Bischof gefangen und nach Rom gesendet, von wo ihn indeß der Papst mit ausgedehnter Vollmacht zurückschickte. Er soll die Beguinen (s. d.) gestiftet und Nivelles zum ersten Beguinenhaus bestimmt haben. L. † 1177. — 11) S. v. a. Nicholson 1). — IV. Gelehrte u. Schriftsteller: 12) L. von Aschaffenburg (Lambertus Scassnaburgensis), ein Quellenschriftsteller für deutsche Geschichte, war aus Flandern oder Lothringen gebürtig, trat 1058 in den geistlichen Stand und ward Benediktinermönch in der Abtei Hersfeld. Im folgenden Jahre machte er eine Reise nach dem gelobten Lande und erwarb sich nach seiner Zurückkunft sowohl durch die Ausarbeitung seiner historischen Werke, als auch durch die Verbesserung der Disciplin seines Ordens großes Verdienst. Er † um das Jahr 1088 zu Hersfeld (nach Andern im Kloster Saalfeld). Sein „Chronicon sive historia rerum in Germania gestarum“, welches die Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis 1077 umfaßt, jedoch nur die Zeit von 1041—54 selbstständig darstellt, zeichnet sich durch Deutlichkeit und Anmuth der Schreibart, so wie durch Anordnung und Unparteilichkeit aus. Es wurde zuerst in Tübingen von Churrerus 1525, zuletzt von Krause (Halle 1797) herausgegeben und von F. C. v. Buchholz ins Deutsche übersezt (Frankfurt 1819). Nikolaus von Eyghen, ein Mönch zu Erfurt, hat es bis zum Jahre 1472 fortgesetzt. Von L.'s „Imperatorum ab Henrico Aucupe ad Henricum V. res praeclare gestae“ ist nur ein Auszug auf uns gekommen (bei Leibniz Script. I, S. 707—710). Auch schrieb er ein „Chronicon monasterii Hirschfeldensis“. Vgl. Piderit, „De L. Scassnaburgensi“ (Hersfeld 1828) und denselben „Denkwürdigkeiten von Hersfeld“ (das. 1820). — 13) Johann Heinrich, Philosoph und Mathematiker, geboren am 29. August 1728

zu Mühlhausen im Sundgau, war der Sohn eines armen Schneiders, der ihn für die Profession bestimmte. Doch hierzu war L. zu regem Geistes; seine Wißbegierde zu befriedigen, arbeitete er des Nachts, und lenkte und erweckte so die Aufmerksamkeit einiger biederer Menschen, die für einen ferneren Unterricht sorgten. Er machte bedeutende Fortschritte in der Mathematik, Philosophie u. den morgenländischen Sprachen; bald erhielt er, seiner zierlichen Handschrift wegen, eine Schreiberstelle, ward dann Buchhalter in einem Eisenwerke und kam in seinem 18. Jahre als Sekretär zu Iselin nach Basel, der damals eine Zeitung herausgab. Von diesem dem Präsidenten von Salis als Hauslehrer empfohlen, vervollkommnete er sich, dessen Bibliothek benutzend, in allen Wissenschaften, und entwickelte besonders sein mathematisches Genie. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Ebur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Korrespondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Ebur zurück. Hierauf lebte er in Augsburg, München, Erlangen, in der Schweiz und in Leipzig, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich II. zum Oberbaurath und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte. In Berlin † er am 25. September 1777. L. war dem Charakter nach ein redlicher Mann von geradem Wesen, in hohem Grade mittheilend, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend. Hatte er auch in einigen Wissenschaften nur mittelmäßige Kenntnisse, so war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphysik damals der größte Analytiker und unterstützte Talente durch seltenen Fleiß. Die Photometrie (s. d.) begründete er zuerst als Wissenschaft in seiner „Photometria seu de mensura et gradibus luminis calorem et umbrarum“ (Augsburg 1760). Auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Der Philosophie und besonders der analytischen Logik leistete er wesentliche Dienste durch sein „Neues Organ, oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren“ (2 Bde., Leipzig 1764), in welchem er eine bessere Methode der Philosophie, als er sie in der wolffschen Schule fand, mit Hülfe der Mathematik aufstellen wollte, und durch die „Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß“ (2 Bde., Riga 1771). Noch dürfen wir seine „Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ (Augsburg 1761) nicht vergessen, welche die Tiefe seines Geistes bezeugen. Seinen Briefwechsel mit Kant finden wir in dessen kleinen gesammelten Schriften. Im Jahre 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. Dan. Huber, „Joh. Heinr. L. nach seinem Leben und Wirken“ (Bas. 1829). — 14) Aylmer Bourke, Vicepräsident der Linneischen Gesellschaft zu London; schrieb: „Description of the genus cinchona“ (London 1697, 4.); — „Description of the genus pinus“ (das. 1805, Fol., 3. Aufl. 1833); — „Appendix“ (1807); — „Illustr. of the genus cinchona“ (das. 1821, 4.). — V. Bil-

denbe Künstler: 15) Georg, englischer Landschafts-maler, galt seiner Zeit als der beste Künstler seines Faches, 1710 in der Grafschaft Kent geboren, Schüler Haffels und Woottons, Nachahmer Poussins; † 1775. Seine Bilder sind reich und großartig in der Komposition, mit schönen Baumgruppen geziert und sonst gut ausgestattet.

Lamberti (St., Geogr.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R. u. Kr. Münster; mit dem Landgute Ludkenbeck, den Bauernschaften Meckenbeck, Delfstrup und Geist und dem Landhause Friedrichsburg 720 Einw.

Lamberti (Biogr.), 1) Nicolo di Piero, genannt Aretino, ital. Bildhauer, einer der besten Künstler seiner Zeit, 1350 zu Arezzo geb., Schüler von Moccio und J. della Guercia, arbeitete zu Florenz, Bergamo S. Sepolcro, Perugia und Rom, ward in Mailand Oberaufseher beim Tombau und führte das Grabmal Papst Alexanders zu Bologna aus, wo er 1417 †. Nach Baldinucci's Urtheil übertraf den L. Niemand in erhabenen Figuren, die er mit Zierlichkeit, damals ungewöhnlicher Leichtigkeit in der Gewandung und mit Genauigkeit hinsichtlich der Proportionen ausführte. — 2) Bonaventura, ital. Maler, 1651 zu Carpi geb., nach Mengs Urtheil einer der besten guten Anhänger der Schule Cignani's, arbeitete fleißig für Kirchen und Privathäuser und † 1721. Dorigny, Frezzi, Frey, Ottaviani u. A. haben nach ihm gestochen. — 3) Fulgi, ital. Philolog, geboren zu Reggio 1758; war anfangs Sekretär des päpstlichen Nuntius zu Bologna; nahm Theil an der Revolution in Mailand; wurde hierauf Mitglied des gesetzgebenden Corps der cisalpinischen Republik und später des Direktoriums; † 1813. Als Professor der schönen Wissenschaften (1803) verfertigte er mehrere Den auf Napoleon, der ihm auch für die Uebersetzung seiner Ausgabe des Homer 12,000 Franken schenkte. Man hat von ihm: Gedichte (Parma 1796); — Poesie di scrittori greci (Brescia 1808).

Lambertia (Pet.), nach Smith, Gatt. der Protaceae Smith, Tetrandria Monogynia L. Charakter: Eine gefärbte, 1–7blumige Hülle; Fruchtboden flach, nackt; Kelch röhrig, vierspaltig; vier Drüsen unterhalb des Fruchtknotens; eine holzige, einfächerige Balgkapsel mit geräusperten Samen. Immergrüne, neuholländische Sträucher; von 10 Arten kommen als Zierpflanzen in deutschen Gärten vor: 1) L. echinata R. Br. Blüthen roth; Balgkapseln 2hörig, von allen Seiten stachelig. — 2) L. ericaefolia R. Br. Blätter linsenförmig, heidenartig. — 3) L. formosa Sm., Linneé, Transact., L. 20; Cavan., Ic., L. 547. Blüthen schön, scharlachroth, etwa 1 Zoll lang. — 4) L. inermis R. Br. Blätter lanzettförmig, unbewehrt. — 5) L. propinqua R. Br. Blätter linsenförmig – länglich, stumpf; Balgkapseln 2hörig, von allen Seiten stachelig. Kultur wie bei Banksia.

Lambertini (Biogr.), 1) Prosper Laurentius, s. Benedikt XIV. — 2) Michel, genannt Michel di Matteo, um die Mitte des 15. Jahrhunderts einer der berühmtesten Maler Bologna's, † nach 1469.

Lambertskiefer (Bot.), f. v. a. *Pinus Lambertiana* Dougl.

Lambertsnuß (Bot. und Pomol.), f. v. a. *Corylus tubulosa* Willd.

Lambertsoliet, f. Sluys.

Lambertusdukaten, Lambertusthaler (Num.), mit dem Bilde des heiligen Lambert verfehene Gold- und Silbermünzen; es sind Sedesvokanzmünzen des Domkapitels Lüttich von verschiedenen Jahren.

Lambertushof, f. Auriß.

Lambertustag, der 17. September, zum Andenken an Lambert so genannt.

Lambesa (a. Geogr.), Stadt in Mauritania sitifensis, unter August Standquartier der 3. Legion; jetzt Trümmer bei Tazzoute.

Lambese (Geogr.), franz. Stadt, Depart. Bouche-du-Rhône, westl. von Aix; Wein- und Olivenbau; 3900 Einw.; hatte sonst den Titel eines Fürstenthums.

Lambesc (Biogr.), Karl Eugen von Rothringen, Prinz von, geb. am 25. September 1751, stammte aus einem Nebenweige des Hauses Rothringen und war der Sohn des Grafen von Brionne. Als Verwandter der Königin Antoinette dem Hofe sehr ergeben, wurde er 1789 Großstallmeister von Frankreich und Inhaber des Regiments Royal-Allemand, das man während der ersten Ereignisse der Revolution ganz besonders zum Schutze des Hofes bestimmt hatte. An der Spitze desselben drang er am 12. Juli 1789 über den Platz Ludwigs XV. in den Garten der Tuilleries ein und reinigte denselben von der Volksmenge, die sich täglich um die Volkorebner zu scharen pflegte. Es fielen dabei einige Verwundungen vor, und er selbst gab einem gebrechlichen Greis, der sich nicht schnell genug zurückziehen konnte, einen Säbelschrieb. Dieser Akt der Willkür und der Gewalt erbitterte alle Gemüther. Er wurde als royalistischer und vom Ausland erkaufter Verschwörer angeklagt, doch schlug der Gerichtshof Chaletet die Anklage als unbegründet nieder. Darauf ging er nach Deutschland zurück und wohnte 1793 im Heere der Verbündeten dem Feldzuge in der Champagne bei. Nach dem Rückzuge trat er in kaiserliche Dienste, wurde Generalmajor und 1796 Generalfeldmarschall. In dieser Eigenschaft nahm er mit seinem Bruder, dem Prinz Baudement, an allen Feldzügen gegen die französische Republik und das Kaiserreich Theil, ohne sich besonders auszuzeichnen. Von seiner Gemahlin, der Wittwe des verstorbenen Ministers Grafen von Colloredo, ließ er sich wenige Monate nach der Vermählung wieder scheiden (1812). Bei der Rückkehr der Bourbons erhielt er die Pairswürde und den Titel eines Herzogs von Elbeuf und hierauf auch den Marschallstab. Diese Verleihung von Würden an einen Fürsten und General, der dem Auslande angehörte und mehr als 20 Jahre gegen Frankreich gekämpft hatte, erregte mit Recht großen Unwillen. E. selbst machte nie von dem ihm dadurch zu Theil gewordenen Rechte Gebrauch. Er † zu Wien am 20. November 1825. Mit ihm

erlosch die Seitenlinie des Hauses Rothringen, welcher er angehörte.

Lambese (a. Geogr.), Stadt im Innern des massylischen Numidiens, nahe an der Grenze Mauritaniens am Fuße des Gebirges Aurafius, zwischen den Flüssen Rubricatus und Ampsaga. E. war Standquartier einer ganzen Legion und auch eine römische Kolonie. Beim heutigen Flecken Tazzoute finden sich noch äußerst merkwürdige, 3 Stunden im Umfang haltende Ruinen der alten Stadt (mehrere Thore, ein Amphitheater, ein Tempel des Aesculap, ein Triumphbogen u. s. w.).

Lambeth, f. London.

Lambeti, griech. Ort, Morea, nördlich von Purgos.

Lambazellec, franz. Dorf, Depart. Finistère, nördlich von Brest; Lebere, Tuch-, Dampffabrik, Gerberei, Weinhandel; 9550 Einw.

Lambin, Denis (Dionysius Lambinus), einer der zahlreichen ausgezeichnetsten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, ward 1516 zu Montrenil-sur-Mer in der Picardie geboren und widmete sich zu Amiens der klassischen Philologie; auch war er eine Zeit lang Lehrer das. Als Begleiter des Kardinal von Tournon lernte er noch in seinen frühen Jahren Italien kennen, besuchte die vorzüglichsten Bibliotheken dieses Landes und erhielt nach seiner Rückkehr nach Frankreich 1560 am Collège de France die Professur der Beredsamkeit, so wie im folgenden Jahre die der griechischen Literatur. In dieser Stellung wirkte er mit großem Nutzen, starb aber schon gegen Ende September 1572 einen Monat nach der Bartholomäusnacht. Die Greuel, die er mit angesehen, hatten seine Gesundheit angegriffen, und der gewaltsame Tod seines Freundes Ramus gab ihm den letzten Schlag. Gleich ausgezeichnet als gründlicher Philolog, wie als geistreicher und besonnener Kritiker und Interpret, verdienen seine mit trefflichen Commentaren ausgestatteten Ausgaben des Plautus, Cicero, Lucret, Horaz, Corn. Nepos eine ehrenvolle Erwähnung. Seine Gewandtheit in der lateinischen Sprache beweisen u. A. die lateinischen Uebersetzungen von des Aristoteles Ethik und Politik, so wie mehrere Schriften des Demosthenes und Aeschines.

Lamblash, brit. Dorf, Süd-Schottland, Bute, am Busen der Südküste.

Lamb-Lettuce (engl., Bot.), f. v. a. Feldsalat, *Valerianella carinata* Lois.

Lambone, amerik. Insel, Neu-Britannien; 4° 48' 25" südl. Br. u. 170° 25' 55" östl. L.

Lambourn, brit. Stadt, England, Graffsch. Berks, westlich von Newbury; jährl. Pferdewettrennen; 3200 Einw.

Lambouy, kaiserlicher General im 30jährigen Kriege, belagerte 1635 die Feste Koburg u. nahm sie durch Kapitulation, befehligte 1636 in Hessen, belagerte Hanau, bis es durch den Landgrafen Wilhelm von Kassel u. von Pöle entsetzt wurde, befehligte dann 1638 nach der Schlacht bei Rheinfelden gegen Bernhard von Weimar u. versuchte Dreifach mit General Göß zu entsetzen. In den Jahren 1640 und 1641 führte er die Riquisten in

Westphalen, und ward 1642 bei Kempten mit Mercei gefangen, aber ausgewechselt. Nachdem sich L. 1647 aus Ostfriesland vor Königsmark nach Köln gezogen hatte, ward er 1648 im Juni von den Hessen bei Gravenbrück geschlagen. Er + kurz nach dem Frieden, n. A. flog er mit einer Pulvertonne in die Luft.

Lambornwald, s. Hanau, S. 969.

Lambrate, österr. = ital. Dorf, Lombard, Mailand, am Lambro, rechts; Pulverfabrik; 620 Einw.

Lambre, Flüsschen, s. Lambriß (a. Geogr.).

Lambrecht (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R. = B. Pfalz, Idgr. Neustadt; Tuchweberei, Kupferhammer, Wappenschmiede, Mühle, Burgruinen; 1470 Einw.; — 2) österr. = steier. Bez., Kr. Judenburg; umfaßt 1 Marktflecken und in 8 Gemeinden 2800 Einw.; — 3) (St.), Marktflecken daselbst; Benediktinerstift, 2 Hofställe, Eisenwerke, 2 Mühlen, 5 Höfe, 4 Jahrmärkte; 520 Einw.; das Stift wurde 1060 gegründet, 1786 aufgehoben und 1802 wieder hergestellt.

Lambrecht (St.), österr. Pfarrdf., Land ob der Ens, Innkreis, Distr. Dornberg; 220 E.

Lambrechtshagen, mecklenburg = schwerin. Pfarrdorf, Kr. Mecklenburg, Amt Doberan; Hof; 250 Einw.

Lambres-les-Douai, franz. Dorf, Depart. Nord, südl. von Douai; Zuckerfabrik; 780 E.

Lambriaca, richtiger vielleicht **Lambria** (a. Geogr.), Stadt in Gallia, in Hispania Tarraconensis, am Zusammenfluß des Ebron und Ulla; an der Stelle des heutigen el Padron (Ptol. II, 6).

Lambriß oder **Flavia Lambriß** (a. Geogr.), Stadt der Bäder in Gallia in Hispania Tarraconensis, östlich von Lacus Augusti an der Grenze der Astures; jetzt Betanzos, bei welchem ein Flüsschen noch j. **Lambre** heißt.

Lambriß (v. Franz.), Bekleidung einer Mauer mit Holz oder Marmor, die 1—3' vom Boden in die Höhe reicht, und besonders dazu dient, daß die Wand von den daran stehenden Möbeln nicht beschädigt wird. Man unterscheidet Brust- und Fuß-L.; erstere reicht bis zur Höhe der Fensterbrüstung und ist wie das Tafelwerk eingerichtet, letztere ist nur 6—9" hoch. Ueber dem L. ist die Wand mit Tapeten bekleidet oder gemalt. Vergl. Fußlamperie.

Lambro, österr. = ital. Fluß, Lombard, Nebenfluß des Po, links; entspringt am Como-See, bei Magreglio, mündet bei Corte = E. = Andrea.

Lambrus (a. Geogr.), Fluß in Gallia Transpadana, der zwischen Ticinum und Placentia in den Padus mündete; jetzt Lambro.

Lambrus (Ichthyl.), nach Leach, Krabbengattung. Arten unter Parthenope Fabr. *Lypus*: P. longimana Fabr.

Lambrusca (Bot.), nach Bausin, s. v. a. *Vitis vinifera sylvestris* L. Scop.

Lamborn, bayer. Pfarrdorf, R. = B. Pfalz, Kanton Homburg; 490 Einw.

Lambsheim, bayer. Marktflecken, R. = B. Pfalz, Kant. Frankenthal; Mühle, Pferdezucht, Feld- u. Weinbau; 2630 Einw., darunter 150 Juden.

Lambton, Johann Georg, Baron Durham, bekannt als einer der Haupt-Stimmführer der Reformpartei in England, ist der Sprößling eines alten hochgeachteten Geschlechts in der Grafschaft Durham in Northumberland und wurde am 12. April 1792 geboren. Er erhielt eine, auf seine künftige Laufbahn als Staatsmann berechnete, höchst sorgfältige Erziehung und ward bald nach Vollendung seiner Studien von der Grafschaft Durham in das Haus der Gemeinen gewählt. Hier Mitglied der entschiedenen Opposition, erwarb er sich von seinem ersten Auftreten an im Jahre 1815, wo er heftig gegen die Einverleibung Genoa's mit Sardinien sprach, als Redner großes Ansehen. Das Ziel seiner fortwährenden Angriffe war insbesondere jene unendliche Masse von Mißbräuchen aller Art in der Verwaltung, deren Abschaffung durch zeitgemäße Reformen sich die Opposition zur Aufgabe gestellt hatte. So brachte er unter Anderem im April 1821 einen Plan zu einer gänzlichen Umgestaltung des Wahlsystems in das Unterhaus, in welchem er vorzüglich auf weitere Ausdehnung der Stimmfähigkeit drang; außerdem wollte er die Dauer eines Parlamentes auf 3 Jahre beschränkt wissen. Diesem von seiner Partei kräftig unterstützten, aber erfolglosen Antrage ließ er später mehrere andere folgen, alle im Sinne der Opposition. Als endlich die Wighs im Jahre 1830 an das Ruder gelangten, kam L. als Baron Durham in das Oberhaus und wurde als Großsiegelbewahrer Mitglied des vom Grafen Grey, seinem Schwiegervater, gebildeten Cabinets. Ob in dieser Stellung sein Antheil an der von der Regierung vorgelegten Reformbill ein wesentlicher gewesen sei, ist ungewiß, obschon es Viele behaupten; unbezweifelt aber hat er zur Annahme derselben durch sein siegreiches Auftreten im Oberhause das Meiste beigetragen. In den darüber Statt gefundenen Debatten gab er eine gründliche Darstellung der Umstände, welche die Annahme der Bill erheischten, und wies Alles, was die Tories gegen dieselbe vorbrachten, mit schlagenden Gründen und glänzender Beredsamkeit zurück. Nach Annahme der Bill ging er im Auftrage des Ministeriums im Juli 1832 nach Petersburg, wo er mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit aufgenommen ward. Der eigentliche Zweck dieser Sendung ist unbekannt geblieben; doch hat die Behauptung, daß es Polen gewesen sei, viel Wahrscheinliches. Nach England zurückgekehrt, wurde L. bei einer theilweisen Veränderung des Ministeriums im März 1833 durch Lord Goderich ersetzt, keineswegs aber dadurch den Interessen seiner Partei entfremdet. Zwei Sendungen nach Cherbourg und Paris im August 1833 und zu Anfang des J. 1834 bewiesen wenigstens, daß das Ministerium in seine diplomatischen Talente großes Vertrauen setzte. Während des kurzen Toryministeriums vom November 1834 unternahm L. Reisen in verschiedene Städte Englands und Schottlands, um den Muth der Wighs aufrecht zu erhalten und dieselben zum kräftigen Handeln aufzuregen. Später wurde er zum Gesandten am russischen Hofe ernannt.

helen, so lernte er die dumpfe Langeweile des Gymnasialunterrichts nicht kennen, und der elzige Preis, den er in seinem Leben errungen, war ein Marienbild, welches ihm ein Dorfschulmeister zur Belohnung schenkte, weil er als siebenjähriger Knabe seine Lektion ohne Anstoss hergesagt hatte. Seitdem floh er die Welt, sprach wenig und gefiel sich besonders in der Einsamkeit. So bildeten sich früh die Hauptelemente seines Charakters aus, als: brennende Liebe zur Unabhängigkeit, Abneigung vor Unterwürfigkeit, so weit getrieben, daß er zu lernen weigerte, was man ihm lehren wollte, unerschütterlicher Wille. Mißtrauen in die Menschen. Er hat nie lesen, noch schreiben gelernt. Eine gute alte Frau zeigte ihm eines Tages die Buchstaben, und indem er sie in seinem Geiste kombinierte und zusammenstellte, machte er sich spielend jene Wissenschaft zu eigen, die uns gewöhnlich zwei Thranenjahre kostet. Noch sehr jung verlor er seine Mutter. Sein Vater blieb allein übrig, um die letzten Trümmer eines unermesslichen Vermögens aufrecht zu erhalten, welches das gezwungene Ansehen und spanische Kaperschiffe fast gänzlich ruiniert hatten; die erste Erziehung L. ward daher der Fürsorge eines alten Oheims anvertraut. Nur mit Mühe erlangte der Lehrer Achtung und Gehorsam von seinem Zöglinge. Sehr häufig sperrte er ihn bei doppelt verschlossenen Thüren in sein Bibliothekszimmer ein, indem er ihm einen Horaz und Tacitus gab, die ersten Autoren, welche L. im Lateinischen las, das er nur auf diese Weise lernte. In der Bildung seiner religiösen Ansichten blieb L. sich selbst überlassen. Leidenschaftlich auf das Studiren verfallen, versäumte er Nichts zu lesen und zu prüfen. Wenn er Rousseau gern hatte, so fühlte er auch eine große Vorliebe für die Ideen von Malebranche, den Plato des Christenthums. So erreichte er sein funfzehntes Jahr, wunderbar viele Dinge wissend, aber schwankenden, unruhigen Geistes und in dem Chaos, welches die Wissenschaft um ihn herum verbreitet hatte, befrigt hin- und hergerüttelt. Damals gab es einen Augenblick, wo man irre an ihm werden konnte; es ist dies der Augenblick, wo die Stürme des Herzens sich zu denen des Geistes gesellen. Um sich aus den Wirren und Röthen, welche er in der Dunkelheit der Wissenschaft gefunden hatte, loszumachen, fing er ein gründliches Religionsstudium von vorne an. Er wollte Alles sehen, Alles sichten; Fuß für Fuß erstritt er seine Ueberzeugung; nur kämpfend gab er nach. Um diese Zeit war L. 22 Jahre alt und empfing seine erste Kommunion; zugleich war er Lehrer der Mathematik in St. Malo; aber schon hatte das Schauspiel der an inneren Leiden stehenden Gesellschaft schmerzlich seine Blicke gefesselt. Er stand nicht lange an, seine Stimme zu erheben und gab 1808 im Alter von 28 Jahren seine „Réflexions sur l'état de l'église en France“ heraus. Der Grundgedanke dieses Werkes ist, „daß die Gesetze der Religion und der Moral, in der besondern Sphäre der intelligenten Geschöpfe, die Gesetze des Lebens sind; daß sie folglich, wenn sie

sich auch dem Begriffe nach, den man sich davon gemacht und in ihrer praktischen Anwendung vervollkommen, an und für sich unveränderlich bleiben und daß also den Menschen die Entdeckung einer neuen Religion, einer neuen Moral, welche die fortan veraltete ersetzen soll, verflünden, so viel heiße, als ihnen die Entdeckung eines neuen Lebens und folglich einer neuen menschlichen Natur verkündigen; denn bei allen Menschen sagen die Gesetze des Lebens weiter nichts, als die Gesetze ihrer Natur selbst. Kein Wunder also, wenn das allgemeine Bewußtseyn sich gegen die Anerkennung dieser sonderbaren Entdeckung sträubte!“ Es wurde von der napoleonischen Polizei sofort mit Beschlag belegt.

Im J. 1814 kam L. nach Paris und miethete in der Rue St.-Jacques ein kleines Zimmer, wo er in ärmlichen Verhältnissen lebte. Die Bourbons hatten soeben wieder den französischen Thron bestiegen und der verbannte Napoleon warf von Neuem seine Blicke auf die verlorne Kaiserkrone. Gerade in diesem Augenblicke schwebte L. ein nicht sehr großmüthiges Manifest gegen die kaiserliche Universität und bei dieser Gelegenheit auch gegen Denjenigen, der sie gegründet hatte. Bonaparte hielt seinen Einzug in Paris. Nach Dem, was vorgefallen war, fand L. es für rathsam, Frankreich zu verlassen, und reiste nach England ab mit einem dringenden Empfehlungsschreiben an den Abbé Caron, welcher damals in der Nähe von London eine Erziehungsanstalt für die Kinder der franz. Emigrirten leitete. L. wurde bei seiner Ankunft in England mit freundschaftlichem Wohlwollen vom Abbé Caron aufgenommen. Er gab sich 3 Monate lang in dem Dorfe Kensington in Pension, um das Englische zu erlernen, und suchte, da er sich nach Verlauf dieser Zeit von Geldmitteln entblößt sah, eine Hauslehrerstelle bei einer englischen Familie. Während seines Aufenthalts in England hatte L. Gelegenheit, mit mehreren englischen Geistlichen Bekanntschaft anzuknüpfen und Umgang zu pflegen, welches auf sein Leben einen großen Einfluß gehabt hat. Bei den Kontroversen, welche er mit ihnen durchfocht, entwickelten und stärkten sich seine Ideen. Von der Ungewißheit des Protestantismus überrascht und von der Schwäche seiner Grundlagen überzeugt; nicht begreifend, daß die menschliche Individualität so dem umhertappenden Zweifel überlassen werden könnte; mit eigenen Augen sehend, welche Nation excentrischer und bizarrer Menschen der anglikanische Glaube geschaffen, und wie jene souveräne Emancipation der Partikularvernunft, welche im Anfange der Reformation eine heroische Prometheusstellung annehmen zu wollen schien; am Ende in einen Krämeregoismus ausgeartet; täglich im Schooße der großen englischen Sekte eine Menge anderer Sekten entdeckend, welche ihre Phantasien und Gebrechen vertausfältigten: alles dies erwägend, begriff L. die Macht der Einheitstheorie, welche der Katholicismus den Völkern darbot und bewies in den vertrauten Privatgesprächen, welche er mit seinen Begnern führte, daß die allgemeine Zustimmung

zugleich das Zeichen und die Bürgschaft der Wahrheit sey. — Im Nov. 1815, nach einem 7monatlichen Aufenthalt in England, kehrte L. in Gesellschaft Carons nach Frankreich zurück. Hier stellte eben, während der Restauration, der Kampf der alten Gerechtsame mit dem neuern Princip der erwachten Freiheit den katholischen Klerus mit seinem eisernen Dogma in die erste Reihe, voran die furchtbare Gewalt des Jesuitismus. In Masse kämpfte das Volk gegen diese Reaktion, es trat negirend von der Kirche und ihrem Glauben zurück und schien nahe daran, in seinem gerechten Hasse gegen die begonnene hierarchische Zerküftung und gegen die kirchlich-jesuitischen Gewaltmaßnahmen die Religion selbst verlassen zu wollen. L. sah diese Spaltung, er sah sie entstehen, wachsen, unausfüllbar weiter und weiter greifen. Alle diese Beobachtungen, verbunden mit den religiösen Resultaten, die er aus England mitgebracht, sowie mit eigenen Erlebnissen („Ich hatte die Religion auf einem Punkte in seiner Lebensgeschichte erfaßt, wo ihm seine schönste und höchste Hoffnung für dieses Leben plötzlich die lang ersehnte Erfüllung versagte. Verlassen von seiner theuern Braut und allen seinen Träumen stürzte er sich in die Arme des Glaubens“) ließen den Plan des berühmten Werkes über die Gleichgültigkeit in Sachen der Religion in seiner Seele entstehen und reifen. Er blieb zunächst bei Caron in dem Kloster der Bernhardinerinnen, und trat nach 4 Wochen auf Veranlassung des Abbé und auf Bitten seines Bruders in das Seminar St.-Eulpie ein. Die Herren Seminaristen verscrien ihn damals als einen Einfaltspinsel, wie sie ihn später als einen Narren verscrien haben. Schon nach 14 Tagen kehrte er unbefriedigt nach dem Kloster der Bernhardinerinnen zurück. Er hatte indessen ein für alle Mal auf die Welt verzichtet; sein Plan, sich dem kirchlichen Leben zu weihen, stand fest und im folgenden Jahre, 1816, wurde er zu Rennes in der Bretagne als Priester ordinirt. Er war damals 34 Jahre alt. Bald darnach kehrte er zum Abbé Caron in das Kloster der Bernhardinerinnen zurück u. legte die letzte Hand an den ersten Band seines großen Werks: „Essai sur l'indifférence en matière de religion“, welches 1817 erschien. Dieser erste Band erhob seinen Verf. mit einem Ansatze auf die höchste Stufe unter den Schriftstellern der Gegenwart. Klagend, warnend, drohend, rief er mit glühender Beredsamkeit die Verirrten zum ruhebringenden Glauben, zur allein seligmachenden Kirche zurück. Logiker, wie Pascal und leidenschaftlich, wie Rousseau, mißbraucht er bisweilen den Reichthum seiner Sprache; auch spielt seine Phantasie darin sehr mit Gräbern und Phantomen. Zwei Jahre verfloßen zwischen dem ersten u. zweiten Band des Werks. In diesem Zwischenraum kam L. mit allen royalistischen Notabilitäten jener Zeit in Verührung, mit Chateaubriand, von Bonald, Frassinous, Castelbajac, Fievey, Willèle u. s. w.

Die politische Presse hatte damals eine große Ausbreitung gewonnen. Die sich bekämpfenden Parteien, die Liberalen und die Anhänger der Restauration, hatten wenig ausgezeichnete Män-

ner, welche sich nicht dieser Waffe bedienten, um ihren Systemen den Sieg zu verschaffen. Die Partei der Restauration hatte damals durch die Gründung des „Conservateur“ einen großen Sieg errungen. Die liberale Opposition setzte diesem Organ die „Minerve“ gegenüber. Zwei Männer herrschten in beiden Feldlagern; dort Chateaubriand, hier Benjamin Constant. Da bemerkte man in dem „Conservateur“ hin und wieder Artikel eines jungen Priesters, welcher mit einer Energie des Styls auftrat, die selbst Denen, die seinen Lehren abhold waren, Bewunderung einflößen mußte. Das war der Abbé L., der katholische Uebersetzer des Protestantens Jean Jacques. Er moquirte sich sehr über die Literatur des Kaiserreichs und die liberalen Klopffechter. Daß L. sich den Herausgebern des „Conservateur“ angeschlossen, war natürlich; ihre Theorien beruhten wenigstens auf logischen Beweisgründen und strenger Dialektik, deren unerbittliche Deduktionen ihm allein behagten. Aber er bekümmerte sich wenig um die politischen Tagesdiskussionen; er wendete seine Blicke nach höheren Regionen, und indem er damals ebensowenig als in der Folge den Gläubigen hatte, daß die Völkervohlfahrt von der ungeordneten Einrichtung des Königthums abhängt, suchte er in den religiösen Principien und in der Macht des Glaubens die Grundlage einer festen, vollkommnen Ordnung der Dinge.

Mitten unter den täglichen Präoccupationen und unruhigen Diskussionen reifte bei L. der große und furchtbare Gedanke, welcher den Keim der später im „Avenir“ gezeigten socialen Theorie in sich trug; dieser Gedanke wurde in dem zweiten Band des „Essai sur l'indifférence etc.“, welcher 1820 erschien, abgehandelt. Ein Jahr lang hämmerte und pfuschte die Kritik der Sorbonne an diesem Buch herum, ohne daß sein Verfasser Notiz davon zu nehmen schien. Endlich jener unverständigen Angriffe müde, schrieb er binnen drei Tagen seine „Defense de l'Essai sur l'indifférence en matière de religion“, worin er die Verkehrtheiten der verschiedenen philosophischen Systeme auseinander setzte und den in seinem ersten Band aufgestellten Principien neue Entwicklungen hinzufügte. Im J. 1823 erschienen der dritte und vierte Band seines Werks. Die anhaltendste Gelehrsamkeit erschrickt über die unendliche Masse von Nachforschungen, welche der Verf. hat anstellen müssen, um den gewissermaßen wissenschaftlichen Beweis des Christenthums nach dem Autoritätsprincip zu führen. Es gibt so leicht kein Denkmal der indischen, römischen und griechischen Philosophie, keine Kontroverse der Kirchenväter, kein neues englisches, französisches und deutsches Werk über Religionsfragen und Religionsgeschichte, welche L. nicht sorgfältig erwogen u. verglichen hätte.

Aus jener Zeit datirt die Gründung des „Mémorial catholique“, und um dienämliche Epoche, im Juli 1824, machte L. seine erste Reise nach Rom unter dem Pontifikat Leo's XII. Die Art und Weise, wie er damals aufgenommen wurde, bildet einen schneidenden Kontrast mit der Bewillkommung, welche er in der Folge er-

fuhr. Bei seiner Rückkehr übersetzte L. während des Winters von 1825 die „*Imitation de Jésus-Christ*“. Indesß fühlte er mit jedem Tage lebhafter das Bedürfniß, sich seine socialen Theorien zu bilden, und gab im August desselben Jahres eine Broschüre heraus, unter dem Titel: „*La religion considérée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique*“, welche der erste Ausdruck jenes Bedürfnisses war. Die Fundamentalfragen dieses Buchs sind Erörterungen des Ultramontanismus und Gallikanismus und seine Lösung ist die Theokratie oder die sociale Organisation des Mittelalters. L. wurde vom Zuchtpolizeigericht citirt, um von seiner letzten Schrift Rechenschaft abzulegen. Von Berryer vertheidigt, wurde er in 36 Franken Geldbüße verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er, sich an seinen Richter wendend, eine kurze Anrede mit den Worten schloß: „Und ihr sollt es erfahren, was ein Priester ist!“ Der Priester hat Wort gehalten. Von jenem Zeitpunkt an erfuhr L. die Verfolgung des erzbischöflichen Stuhls auf Anstiften der Regierung. Er ließ die Sendschreiben und Hirtenbriefe ruhig über sich ergehen und kehrte in seine Heimath zurück, wo er während der Jahre 1827 u. 1828 die Betrachtungen zur „*Imitation de Jésus-Christ*“, ferner die „*Journées du Chrétien*“ und das vortreffliche Büchlein: „*Le guide du premier âge*“ verfaßte.

L. war von der Idee ausgegangen, daß etwas Gewisses nur in derjenigen Doktrin vorhanden sey, welche die allgemeine Zustimmung der Menschen in der Zeit und im Raum in sich vereinige; er hatte jenes große Princip auf die bestehenden Doktrinen u. Religionen angewandt und gefunden, daß der Katholicismus allein sichhaltig sey. Daraus hatte er geschlossen, daß der Katholicismus alle Elemente des Vertrauens und der Ruhe in sich fasse, welche das Menschengeschlecht wünschen könne. Aber sein Geist war zu scharf, um nicht entweder gleich von Anfang an, oder, was wahrscheinlicher ist, in der Folge einzusehen, daß der Katholicismus sich in der Nothwendigkeit befinde, um aufzuleben, sich zu verjüngen und durch Reformen oder jede andere Entwicklung seiner Macht handelnd hervorzutreten. Durch die politischen Theorien seiner Freunde und die Ehrfurcht vor der Vergangenheit in diesem Punkte getäuscht, hoffte er, daß die katholische Macht wiederum Leben in die religiöse Welt bringen werde. Indem er vergaß, daß seine Theorie der allgemeinen Zustimmung die Grundlage aller Wahrheit und Gerechtigkeit in die Masse gesetzt hatte, wandte er sich an das Papstthum und verlangte von ihm Wunder, die es zu vollbringen nicht im Stande war. Obschoner nur wenig ausrichtete, so beharrte er doch bei seiner Hoffnung und bei seinen Bitten; und das waren nicht die ersten Hindernisse, welche ihn abschreckten. Alle Feldzüge seiner großen Religionspolitik führte er mit offenem Freimuth; und während er an die Pforten des Vatikans klopfte, um den neueren Ideen Eingang zu verschaffen, fing er an, der Monarchie der Bourbons ihr nahe Ende zu weisen, wenn sie fortführe, einem unwissenden,

brutalen Materialismus zu huldigen und die Stimme des Gewissens und der Vernunft zu überhören.

Bald brachte die Monarchie die Prophezeiungen des großen Schriftstellers in Erfüllung; sie erlag unter den Schlägen des Gesamtwillens u. L. hatte plötzlich eine lebendige Anwendung seiner Theorie der allgemeinen Zustimmung vor Augen. Der Klerus war vernichtet; die Religion wollte nicht mehr eine geglaubte, sondern eine erkannte seyn. Die Bewegung war gewaltig; wer vermochte jetzt den Faden noch zu halten, der dieses Frankreich mit dem unbewegten Rom verband? Nur einen Weg gab es, und L. wagte ihn zu betreten. In der neuen Zeitschrift „*L'Avenir*“, mit dem Motto: „Gott und Freiheit“ begann er den noch unerschütterten Glauben in seiner Brust mit dem freien Gedanken zu versöhnen. Rom und seine Kirchen sollten sich die ewige Wahrheit ihrer Mission und ihres Dogma beweisen lassen. Die Julirevolution wurde in dem Journal gleich von Anfang an offen und ohne Hinterhalt angenommen u. um die socialen Ideen, welche fortan auf der neuen Bahn als Leitsterne dienen sollten, den Katholiken noch klarer zu machen, wählte man die beiden Worte: Gott und Freiheit zum Motto der Zeitschrift. Ihr Zweck war: ein Vorurtheil des vorigen Jahrhunderts zu zerstreuen, indem man bewies, daß die Religion, weit entfernt, der Freiheit befeindet zu seyn, die einzige feste und dauerhafte Grundlage; dann: die Katholiken zu beruhigen, sie für immer von der weltlichen Regierungsmacht zu emancipiren und sie aufzufordern, aus allen Kräften an der Wiedergeburt der Befreiung des Menschengeschlechts mitzuwirken. Ein mächtiger Aufschwung folgte diesem kühnen Schritt des Hauptvertreters der katholischen Lehre; das ganze junge Frankreich, so weit es nicht gleichgültig geworden gegen Höheres, stürzte sich freudig diesem Ausgang der inneren Widersprüche zu und die Brücke, die das todte Gebäude des Katholicismus mit dem frischen Leben verband, schien gefunden. Unbegreiflicher Irrthum! Ist es denn nun, nach dreihundert Jahren des Kampfes, noch immer nicht klar, daß dieses Rom oder die Freiheit selbst untergehen muß? Seht ihr noch immer nicht die Unmöglichkeit des Gedankens in einer katholischen Kirche? Noch immer geht ihr schweigend an der furchtbaren Wahrheit vorüber, daß euer eigenes Leben und dieser unbewegte Zwingger aller freien Bewegung in dem unendlichsten Widerspruch stehen?

Die Bulle des Papstes „*Mirari ars*“ vom 18. Sept. 1832 sprach die Verdammung über „die schamlose Frechheit“, den „verabscheuungswürdigen Uebermuth und die Bosheit“ L. aus. L. gab die Zeitschrift auf. Von allen Seiten geplagt, von seinem Bruder verlassen und von zahlreichen Freunden gebeten, hatte L. die Schwachheit, Ruhe und Gnade zu verlangen. Er ging nach Rom, wo er einen Pakt der absoluten Unterwerfung selbst seines innern Lebens unterzeichnete, 1833. Gleichwohl war damit der erwachte Gedanke in ihm nicht erloschen, vielmehr erweiterte sich sein Gesichtskreis und mit gleicher

Energie umfaßte er das Dogma und die Politik, Kirche und Staat, Religion und Leben. Mit der Idee der Liebe Gottes, dieser Vereinbarung von Kraft und Intelligenz, trat er in die politische Sphäre zum Kampf mit den staatlichen Gewalten über, um als Sachwalter des leidenden, schweigenden, gedrückten und doch so muthigen Volkstheils, den er unter dem Namen „Peuple“ zusammenfaßt, zu handeln. Für diese Klasse predigte er die Pflicht der Liebe; diese Pflicht stellt er vom höchsten Standpunkt der alten Religion aus als das Gesetz vor, wozu der Staat und die Reichen verpflichtet sind und bezeichnet es als ein Recht, das die Armen haben. Das Endresultat ist die Freiheit, welche die Liebe Gottes für den Menschen fordert, als Recht des duldbenden Volkes. Eine Reihe von Schriften, die er in der Zurückgezogenheit des Privatlebens schrieb, dienten ihm dazu, seine Untersuchungen und Gedanken in das Volk zu bringen: „Livre du peuple“; „Politique à l'usage du peuple“; „Servitude volontaire“; „Pays et gouvernements“; „De l'absolutisme et de la liberté“ — und immer tiefer gerieth er in den Radikalismus, so daß, während Chateaubriand aus einem Ritter der politischen Legitimität der Prophet einer republikanischen Monarchie ward, vom kirchlichen Monarchismus zur demokratischen Allbrüderschaft sich fortgerissen sah. Ihm kommt es nicht darauf an, die Form der Gewalt zu ändern, Verbesserungen einzuführen und einige Mißbräuche abzustellen, sondern in den Grundlagen der Gesellschaft ein Princip an die Stelle eines andern zu setzen, die Gleichheit der Natur an die der Ungleichheit der Geschlechter, die Freiheit Aller an die der geborenen und absoluten Herrschaft Einzelner. „Und was ist das anders — so ruft er selbst aus — als das Christenthum, das sich über die bloß religiöse Gesellschaft hinausverbreitet, die staatliche Welt mit seinem mächtigen Leben befeelend, nachdem es die intellektuelle und moralische auf die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit gebracht hat?“ In diesem Streben, die geschichtliche Religion mit dem Princip der neuesten Zeit zu verbinden, endete er bei einem Radikalismus, bei dem Princip der revolutionären Egalität, die, ein Räthsel für ihn, zuletzt ihn vor Gericht führte, das ihn zu einem Jahr Gefängniß und 2000 Fr. Buße verurtheilte (1841). Auf dem Gebiet des rein kirchlichen Lebens machte er dieselben Erfahrungen. Er, der einen Friedensvertrag mit dem Papste unterzeichnet hatte, den dieser als einen verirrten, geliebten und in den Schooß der wahren Kirche zurückgekehrten Sohn von sich in Gnaden entlassen, er unterwarf das Dogma der infallibeln Kirchentheorie und der absoluten Staatsherrschaft des Monarchismus in den „Paroles d'un Croyant“ der schneidendsten Kritik und das Buch mit seiner feurigen Rede ergoß sich wie der glühende Lavaström über ganz Europa. Es ist ein ergreifender Volkshymnus im erhabenen Bibelsyl, eine Predigt der politischen Freiheit im Heiligenscheine des Christenthums. Seit Bossuet ist die französische Sprache nicht wieder mit so ruhiger Gewalt, in so erhabener Reinheit gehandhabt

worden, als in dieser Schrift. Ueber den Verfasser dieses „in seinem Umfange einzigen, an Bosheit und Frechheit kolossalen Buches“ schleuderte der Papst seinen Bann. Aber mit dieser verbrauchten Waffe aus dem Zeughaufe der Gregore und Innocenze ist in unsern Tagen nur eine komische Scene aufzuführen. L. antwortete mit seinen „Affaires de Rome“ (Par. 1836), in denen er nachwies, daß die Tendenzen des heiligen Stuhles allen natürlichen u. christlichen Rechten widersprächen. Er schritt ungehindert weiter vor und das Resultat seiner grandiosen Geistesarbeit ist, daß er dem Proletariat das Bewußtseyn seiner Einheit gab und dieses Element der Gesellschaft aus dem tausendjährigen Schlummer weckte.

Bisher ausschließlich der theologischen Kontroverse und der Politik zugewandt, warf sich L. nun mit einem Male auf das Gebiet der spekulativen Wissenschaft. Sein erstes hieher gehöriges Werk ist „Esquisses d'une Philosophie“ (1841), wovon zugleich eine deutsche Uebersetzung erschien. Er ging allerdings auch hierin von Gott aus, und bezog Alles auf Gott, allein schon das Zulassen verschiedener Definitionen von Gott, die Auffassung seiner Trinität, die er physikalisch erklärte, so wie das Wegleugnen der Erbsünde errichtete eine unübersteigbare Scheidewand zwischen seinem und dem christlichen Glauben. Noch weiter ging er darin in seinen *Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie*“ (Par. 1841). Er zog darin nicht nur die geistliche und weltliche Autorität in Zweifel, indem er die Unhaltbarkeit ihrer Grundlagen zeigte, sondern er näherte sich auch den Principien des modernen Socialismus, der die Religion u. Politik in ein einziges, auf die reine Vernunft begründetes System zu verschmelzen suchte. Was er in diesem Buche hierüber nur andeutete, führte er mehr ins Einzelne aus in den Schriften: „De la religion“ (das. 1841) und „Du passé et de l'avenir du peuple“ (das. 1842). In dem letztern namentlich nahm er sich begeistert der Proletarier und ihrer ewigen Rechte an. — Eines seiner letzten Werke „Amaschaspands et Darvands“ (das. 1843) führt den Leser gleichsam zum Urquell alles Lebens zurück und enthält in Briefform den Kampf der guten und bösen Engel um den Menschen. Vieles darin ist mystisch und dunkel, das „Tagebuch eines Proletariers“ aber ist wahrhaft ergreifend und erinnert in mehr als einer Beziehung an die „Paroles d'un Croyant“.

Im Privatleben ist L. uneigennützig, anspruchslos, voll würdiger Heiligkeit und höchst lebenswürdig. Ein alleinstehendes Haus in einem Walde der Bretagne, unweit von St. Malo, Lachesnaye genannt, ist Alles, was L. von dem Erbtheil seiner Familie gerettet hat; das Uebrige ist die Beute habgieriger Interessen geworden, in deren Mitte der große Schriftsteller gelebt hat, ohne es zu ahnen. Das Haus liegt äußerst lieblich an einem See, den hundertjährige Eichen beschatten. Die Gestalt L.'s ist klein u. schwächlich, seine Haltung gebückt und leidend; seine Augen scheinen ihre Wimpern verzehren zu wollen, Seine Konversation ist frei und ungezwun-

gen, wie die eines Mannes, der alle Seiten des Geistes u. Herzens auf gleiche Weise anzuschlagen weiß. Das Unbedeutendste führt zu Allem, die Oberfläche des einfachsten Gegenstandes birgt schrankenlose Tiefen, welche sein Auge entdeckt. Nie mangelt der Schluß einem Raisonnement, ernst und streng spricht er sich über alle Gegenstände aus, die er zur Sprache bringt oder die man ihm darbietet. Die Hauptkraft seines Genies gibt sich kund in dem Gefühl fürs Rechte, und dieses schlummert nie, ist stets wach, stets aufmerksam, stets unversöhnlich. Seine Stimme, obschon nicht stark, kommt aus der Brust. Die Gedanken entwickeln sich bei ihm in ununterbrochener Fülle und sein scharfer Verstand findet sich mit erstaunlicher Leichtigkeit in den ungangbarsten Wirrnissen der Metaphysik zurecht.

Lamenstein, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 280 E.

Lamentation (v. Lat.), Klage, Klagelied; daher L'en, 3 Abschnitte der Klagel. Jer., die in der katholischen Kirche an den 3 letzten Tagen der Charwoche in dem ersten Nocturnus der Trauermetten abgesungen werden.

Lamentin (Säugeth.), s. v. a. Lamantin, Manatus (w).

Lamentin (Geogr.), 1) amerikan. Flecken, Westindien, Martinique, östlich von Fort-Royal, am Cul-de-sac-Royal, in ungesunder Lage; besuchter Markt; 8300 Einw.; — 2) Flecken das., Westindien, Guadeloupe, in einer kleinen Bucht, in sehr ungesunder, aber fruchtbarer Lage; Kaffee, Zucker, Manioc; warme Quellen; 3800 Einw.

Lamentiren (v. Lat.), wehklagen; daher Lamento (ital.) Klagelied, Lamentoso, klagende Musik.

Lamerden, kurheff. Dorf, Prov. Niederbessen, Kr. u. Amt Hofgeismar, an der Diemel; 4 Mühlen; 600 Einw.

Lamerom, preuß. Bauerschaft, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 110 E.

Lamersdorf (Geogr.), 1) österr.-illhr. Dorf, Kr. Willach, Bez. Millstadt, in einem Thälchen; 110 Ew.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Düren, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens, an der Inde; Papiermühle; 450 Einw.

Lamesley, engl. Dorf, nördlich von Durham; 1780 Einw.

Lameth, Graf von, Name dreier Brüder, die sich im Staats- und Kriegsdienste ausgezeichnet haben. 1) Theodore, geb. 1756 zu Paris, ging Anfangs in Seedienste; wurde dann Kavalerieoffizier und nahm als solcher 1778 Theil an dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward er Brigadegeneral. Im J. 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, hatte er besonders bei militärischen Diskussionen viel Einfluß. Die Einrichtung der Kavalerie der Republik war sein Werk. Während der Schreckenszeit lebte L. in der Schweiz und kehrte erst unter dem Konsulat zurück, ohne jedoch seine Zurückgezogenheit aufzugeben. Im J. 1815 war er Deputirter für das Departement

Somme. Er † bald darauf. Die beiden andern Brüder sind — 2) Charles und — 3) Alexander. Beide ihrem Bruder gleich, widmeten sich dem Kriegsdienste und fochten in Amerika für die Unabhängigkeit der englischen Kolonien. Alexander wurde Adjutant des Generals Rochambeau und nahm an dem Angriffe auf Jamaica Theil; seinem Bruder Charles wurde beim Angriffe von York-Town ein Bein zerschmettert. Beide wurden nach ihrer Rückkehr ins Vaterland zu Obersten befördert, und als 1789 die Reichsstände zusammen berufen wurden, ernannte man sie zu Deputirten. Hiermit begann ihre politische Laufbahn. Sie entsagten den Vorrechten des Adels, die sie genossen, gingen mit andern uneigennütigen und aufgeklärten Männern ihres Standes zu dem Tiers état oder den Gemeinden über und halfen an der Verbesserung der Staatseinrichtungen. Alexander widersetzte sich mehrmals dem gewaltigen Mirabeau; er sprach für das königliche Vorrecht des suspensiven Veto; in Rücksicht des Krieges und Friedens setzte er mit Barnave ein Dekret durch, kraft welchem die Nation bei so wichtigen Angelegenheiten mußte zu Rathe gezogen werden. Er lieferte 1790 vortreffliche Pläne zur Einrichtung des Kriegsheeres, sowie der Beförderung zu den Offizierstellen und trug nicht wenig dazu bei, Frankreich jener ruhmvollen und siegreichen Armee zu verschaffen, die bald darauf die Welt in Staunen versetzte. Er sowohl als sein Bruder Charles waren rüstige Vertheidiger der Pressfreiheit, und Beide drangen auf die Einführung der Geschwornengerichte. Nach der Flucht der königl. Familie drang Charles, welcher um jene Zeit den Vorsitz in der Nationalversammlung bekam, auf das Ergreifen schleuniger Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ruhe; sein Bruder verlangte, man solle die königl. Familie, als sie zurückgeführt wurde, gegen die Volkswuth schützen. In der That trug er zum Schutze der königl. Familie bei, weshalb Ludwig XVI., um ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen, einige Mal zu Rathe zog; freilich gab der Monarch den Eingebungen seiner Hofleute mehr Gehör, als dem Rathe aufgeklärter Staatsmänner. Beide Brüder begaben sich 1792 zu dem Heere im nördlichen Frankreich, welches von den allirten Mächten angegriffen werden sollte. Ihrer gemäßigten Gesinnung halber wurden sie aber bald den damaligen wüthenden Machthabern verdächtig u. mußten auf ihre Rettung bedacht seyn, wenn sie nicht das Opfer ihrer Mäßigung werden sollten. Alexander folgte seinem Obergeneral Lafayette über die Grenze, wurde mit diesem von den Preußen ins Gefängniß geworfen und mußte 3 Jahre mit ihm in der hülflosesten Lage bleiben. Als Lafayette vom König von Preußen an die Oesterreicher abgeliefert wurde, war Alexander krank. Seine Mutter flehte um seine Loslassung und erhielt dieselbe erst nach langen Bitten. Charles war vor seiner Flucht aus Frankreich angehalten und zu Rouen ins Gefängniß geworfen worden; doch setzte sein Bruder Theodor in der gesetzgebenden Versammlung Charles Freilassung durch. Alexan-

der begab sich nach England, wo er mit den ausgezeichnetsten Staatsbedienten in Verbindung trat. Dann legten die beiden Brüder zu Hamburg in Gesellschaft mit dem Herzoge von Aliguillon ein Handelshaus an und machten gute Geschäfte. Sobald jedoch die Rückkehr ins Vaterland gestattet war, eilte Alexander nach Frankreich. Hier aber von Neuem verdächtigt, mußte er, um der Verbannung nach Cayenne zu entgehen, abermals die Flucht ergreifen. Unter dem Konsulate endlich konnten die beiden Brüder ungestört nach Frankreich zurückkehren. Alexander wurde Präsekt und Reichsbaron. Charles, welcher erst mehrere Jahre als General außer Dienstthätigkeit lebte, wurde 1809 zur großen Armee in Deutschland berufen und von Napoleon zum Gouverneur vom Großherzogthum Würzburg ernannt. Im folgenden Jahre wieder in Frankreich, erhielt er das Militärgouvernement von Santona im nördlichen Spanien. Nach der Absetzung Napoleons ward Charles zum Generalleutnant befördert, kam jedoch wieder außer Dienstthätigkeit. Denselben Rang erhielt sein Bruder, der aber noch Präsekt blieb. In den hundert Tagen trat er in die Pairskammer und blieb hier seinen Grundsätzen treu, indem er sich der von Fouché verlangten außerordentlichen Macht der Polizei widersetzte. Nach seiner zweiten Rückkehr ließ ihn Ludwig XVIII. ohne Anstellung, das Departement der Unterseine ernannte ihn aber 1819 zu seinem Deputirten in der Repräsentantenkammer, wo er die konstitutionellen Grundsätze verteidigte und sich allen Maßregeln widersetzte, welche denselben zuwider liefen. Er blieb bis zu seinem Ende in jener Kammer und hielt mehrere merkwürdige Reden, unter andern im Jahr 1822 über die Legitimität und die Kolonien, nahm auch an mehreren nützlichen Vereinen Antheil, z. B. an dem Verein zur Beförderung des Volkunterrichts und an dem Griechenverein. Er † im März 1829. Unter seinen Schriften ist die vorzüglichste die „Histoire de l'assemblée constituante“, die aber unvollendet geblieben ist. Aufsätze von ihm befinden sich in der „Revue encyclopédique“ und in mehreren freisinnigen Tagesblättern. Charles wurde an seiner Statt zum Deputirten gewählt und verteidigte dieselben Grundsätze. Nach der Julirevolution neigte er sich der ministeriellen Seite zu und widersprach seinen unabhängigen Kollegen oft auf eine raue Art. Doch verlor er bald viel von seinem ehemaligen Ansehen. Er † 1832.

Lamey (Biogr.), 1) Andreas, Gelehrter, geb. 1726 zu Münster im Elsaß, war kurpfälzischer Hofrath und Bibliothekar zu Mannheim und † 1802. Schrieb: Geschichte der alten Grafen von Ravensberg, Mannh. 1779; — edirte den Codex principis olim Lansiskamensis Abbatiae diplomat., das. 1768, 3 Bde.; — Schöpslin, Alsatia diplomatica u. A. m. Auch war er Redakteur der ersten 7 Bände des Hist. comment. Acad. Theod. Palat., das. 1766–94. — 2) August, deutscher Dichter, zu Kehl 1772 geb., lebte in Straßburg. Er gab heraus: Cato's Tod, Trauerspiel, Straßb.

1799; — Marius zu Karthago, dramatisches Gemälde, das. 1799; — Gedichte, 2. Aufl., das. 1842. L. ist ein deutscher Dichter mit französischer Lebensansicht und Gesinnung, einst durch die Revolution republikanisch gebildet, dann unzufrieden mit dem Bestehenden, unzufrieden mit Deutschland, das kein Ohr für die Stimme der Freiheit hatte. Uebrigens ist sein poetischer Lieberstoff nicht gemacht, sondern ursprünglich; seinen Gedichten fehlt es daher keineswegs an Originalität, nur daß diese sich häufig schroff u. formlos äußert.

Lametherie, Jean Claude de, französischer Gelehrter, geboren zu Clayette 1743, war früher Geistlicher, wurde darauf Arzt u. begann seine Praxis in seiner Vaterstadt. In Paris, wo er später seinen Wohnsitz nahm, beschäftigte er sich jedoch ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Er † 1817. Seine Schriften: Essai sur les principes de la philosophie naturelle (Amst. 1777, 12., n. Aufl., 2 Bde.; Paris 1788, auch 1805); — Vues physiolog. sur l'organisation animale et végétale (das. 1780); — Hist. de la terre (das. 1791; n. Aufl., 1797, 5 Bde.; deutsch von Ch. S. Eschenbach, mit Anhang von J. A. Forster, Leipz. 1797, 2 Bde.); — De l'homme considéré moralement (Par. 1802, 2 Bde.); — Considérations sur les êtres organisés (das. 1804, 3 Bde.); — De la nature des êtres existans (das. 1803); — Leçons de minéralogie (das. 1812, 2 Bde.); — Leçons de géologie (das. 1816, 3 Bde.).

Lametia (a. Geogr.), Stadt der Prutlier in Kalabrien, Kolonie der Denotrer, jetzt (vielleicht) Eufemia; nach ihr hieß der jetzige Golf von Eufemia Lamentinus sinus.

Lametus (a. Geogr.), Fluß in Bruttium bei Ereton; jedenfalls der heutige Lamato; an ihm eine Stadt Lametini, jetzt St. Eufemia.

Lamgerberben, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Est-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Rastenburg; 180 Einw.

La mi (a. Musik), s. Solmisation.

Lami (Biogr.), auch Lamy, Eugen, belgischer Maler, Zeichner u. Lithograph der Gegenwart, Schüler von Navez und dann v. H. Versnet, trat seit 1824 in den pariser Ausstellungen auf, ist als Zeichner u. Kolorist, nach der gewöhnlichen französischen Weise, gut.

Lamia (griech. Myth.), 1) Tochter des Poseidon, von Zeus Mutter der Sibylle Herophyle. — 2) Schreckbild für Kinder; nach der Mythologie eine libysche Königin, Tochter des Belus, ursprünglich sehr schön u. von Zeus geliebt. Darum von der Juno ihrer Kinder beraubt, raubte auch sie aus Verzweiflung andere Kinder u. tödtete sie, wurde nun durch ihre Wildheit furchtbar häßlich u. bekam ein ganz verzerrtes Gesicht. Zeus verlieh ihr die Gabe, beliebig ihre Augen aus dem Kopf nehmen u. wieder einsetzen zu können. — 3) S. Lamiä.

Lamia (Biogr.), 1) eine der vier Hetären, mit welchen Themistocles am hellen Tage in Athen einfuhr. — 2) Flötenspielerin u. Hetäre zu Athen, von Demetrius Poliorcetes, der sie nebst ihrer Familie bei einem Seesieg über Ptolemäus erbeutet

The first part of the paper discusses the importance of the research and the objectives of the study. It then presents a literature review of the existing research on the topic. The methodology section describes the research design and the data collection process. The results section presents the findings of the study, and the conclusion section summarizes the main points and provides recommendations for future research.

The study was conducted in a laboratory setting. The participants were recruited from a local university and were assigned to two groups: the experimental group and the control group. The experimental group received the intervention, while the control group did not. The data were collected over a period of six weeks, and the results were analyzed using statistical software.

The findings of the study indicate that the intervention had a significant positive effect on the outcome variable. The experimental group showed a significant improvement in the outcome variable compared to the control group. These results suggest that the intervention is effective in improving the outcome variable.

The conclusion of the study is that the intervention is effective in improving the outcome variable. The results of the study provide evidence for the effectiveness of the intervention and suggest that it should be used in future research and practice.







the 1990s, the number of people in the world who are poor has increased by 1 billion, and the number of people who are hungry has increased by 1 billion.

There are many reasons for this. One of the main reasons is that the world's population has grown by 1 billion in the last 20 years.

Another reason is that the world's resources are being used up at an ever-increasing rate.

For example, the world's forests are being cut down at a rate of 100 million hectares per year.

This is a huge loss of natural resources, and it is leading to a decline in biodiversity.

Another problem is that the world's climate is changing, and this is leading to a rise in sea levels.

Sea levels are rising at a rate of 1 millimetre per year, and this is a worrying trend.

Finally, there is the problem of poverty. There are still 1 billion people in the world who live on less than \$1 a day.

This is a huge number of people, and it is a huge problem for the world.

There are many things that we can do to help solve these problems. One of the most important things is to reduce our consumption of resources.

We need to stop using so much energy, and we need to stop using so much land.

We also need to stop polluting the environment, and we need to stop cutting down the forests.

Finally, we need to help the poor. We need to give them access to education, and we need to give them access to healthcare.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.

There are many things that we can do to help solve these problems, and we need to start doing them now.

It is our responsibility to make sure that the world is a better place for everyone, and we need to start now.



schmuck zusammengesetzt, den sie bei Hofe anboten, der jedoch von der Königin ausgeschlagen wurde, weil er 1,800,000 Livres kosten sollte. Die Gräfin L. überredete den Kardinal, die Königin brenne vor Begierde, das Halsband zu besitzen; dieselbe sey entschlossen, die Juweliere terminweise von ihren Ersparnissen zu bezahlen, und gebe ihm als das erste Zeichen ihrer Gunst den Auftrag, den Schmuck in ihrem Namen zu kaufen. Ein Wille, das von einem gewissen Reteaux de Villette mit der Namenschrift der Königin versehen worden, mußte die Lüge bestätigen. Der Kardinal erhandelte den Schmuck für 1,600,000 Livres und versprach, die Summe in vier Terminen zu zahlen. Nachdem er denselben am 1. Febr. 1785 gegen ein angeblich von der Königin bestätigtes Dokument ausgeliefert erhalten, übergab er ihn der Gräfin L., die mit ihren Vertrauten sogleich die Steine ausbrach und nach England verkaufte. Entweder, um dem Kardinal jeden Argwohn zu benehmen, od. um ihn noch weiter zu pressen, machte ihm die Gräfin L. das Versprechen, daß sie zwischen ihm und der Königin eine nächtliche Zusammenkunft veranstalten werde. Eine junge Abenteurerin, Namens d'Olivia, die der Königin nicht unähnlich sah, wurde in einer Julinacht in ein Bosquet im Garten zu Versailles geführt und mußte hier die Rolle der Königin spielen. Der Kardinal ließ sich bei der Zusammenkunft auf das Knie nieder. Er hatte jedoch kaum die hingehauchte Versicherung vernommen, daß das Vergangene vergessen sey, als die Gestalt auf ein Geräusch wieder entschlüpfte und in seinen Händen eine Rose zurückließ. Es erschien ein Mann, der den Kardinal benachrichtigte, daß sich der Graf Artois mit seiner Gemahlin näherte. Diese Scene machte den Kardinal vor Glück trunken. Als der 13. Juli herannahte, an welchem die erste Zahlung für das Halsband geschehen sollte, erhielt er die Nachricht, daß die Königin nicht im Stande sey, den Termin zu halten. Dessenungeachtet bewog er die beiden Juweliere, der Königin am 12. Juli in einem Schreiben für den Kauf zu danken. Da aber den folgenden Tag keine Zahlung erfolgte, so sandten dieselben ein zweites Schreiben, in welchem sie das Geld forderten. Die Königin ließ hierauf die Juweliere kommen und erhielt die nöthige Aufklärung. Am 15. August wurde der Kardinal Rohan zu Versailles verhaftet und in die Bastille geführt; das Parlament aber erhielt vom Könige, der äußerst aufgebracht war, den Auftrag, den Prozeß gegen den Prinzen einzuleiten. Am 18. August nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube in Haft, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entflohen war; sie denuncierte Cagliostro, der ebenfalls mit mehreren andern Personen eingezogen wurde. Da die Schuldigen ihre Briefe vernichtet hatten, so war es anfangs nicht möglich, die Intrigue vollständig zu entwickeln. Indessen gerieth zufällig zu Venedig Reteaux de Villette wegen einer andern Gaunerei in die Hände der Justiz und gab bei dieser Gelegenheit freiwillig das Geständniß, daß er die Unterschrift der

Königin nachgemacht habe. Der Zusammenhang des ganzen Gewebes enthüllte sich nun. Das Parlament sah die Sache für nichts mehr als eine Gaunerei an und den Kardinal für einen Betrogenen. Durch einen Arrêt vom 31. Mai 1786 verurtheilte es den Grafen L. zum Staubbesen, zur Brandmarkung und zu den Galeeren auf Lebenszeit; Reteaux de Villette erhielt die Verbannung. Die Gräfin L. wurde ebenfalls zum Staubbesen, zur Brandmarkung durch den Henker auf beiden Schultern und zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt. Die d'Olivia, die man mit ihrem Geliebten in Belgien ergriffen, ging straflos aus, weil sie den Zusammenhang der Intrigue selbst nicht gewußt hatte. Auch die Uebrigen, die noch in den Prozeß verwickelt gewesen, wurden sämmtlich freigesprochen. Der Hof indessen, mit diesem Urtheil sehr unzufrieden, fand den Kardinal, der seine Augen zur Königin erhoben, zu gelind behandelt, die Gräfin L. zu hart bestraft, die Intrigue selbst nicht aufgeklärt genug. Trotzdem bestätigte der König den Arrêt, und die Strafe wurde einige Tage darauf an der L. vollzogen. Als man sie zur Prozedur schleppte, wehrte sie sich mit Händen und Zähnen und stürzte dann unter Kolbussionen zu Boden. Der Henker drückte ihr darauf die glühenden Eisen auf, verletzte sie aber mit dem einen am Busen. Man schaffte sie in die Salpetriere und suchte ihr Schicksal so viel als möglich zu lindern. Ihr Gemahl, den man noch fortwährend verfolgte, erklärte von England aus, er werde für die Königin keineswegs günstige Memoiren veröffentlichen, falls man gegen seine Frau mit Härte verfare. Wirklich erschienen die Memoiren, und der Hof ließ eine ganze Auflage davon auffauchen und verbrennen. Später erschien die Schrift unter dem Titel: „Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de L. etc. écrite par elle-même“ (2 Bde., Par. 1793). Schon nach 9 Monaten hatte die Gräfin Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängnisse nach England zu entkommen, wo sie mehrere Schriften zu ihrer Rechtfertigung veröffentlichte. Am 23. August 1791 fand man sie in London mit zerschmetterten Gliedmaßen auf der Straße liegen; sie war bei einer nächtlichen Orgie aus den Fenstern eines dritten Stockwerkes herabgestürzt u. hatte so ihr Leben beschlossen.

Lamoignon-le-Vayer, François de, Erzieher Ludwigs XIV., ein skeptischer Philosoph, wurde 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner akademischen Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprokurators substituten beim Parlament an, die er jedoch aus Neigung für seine Studien wieder aufgab. Mit Herausgabe seiner Schriften warrete er bis zu seinem 50. Jahre. Eine derselben: „De l'instruction de M. le Dauphin“ (1640), lenkte Richelieu's Aufmerksamkeit auf ihn. L. ward zuerst mit der Erziehung des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzog von Orleans, beauftragt; später vertraute man ihm die Erziehung des Dauphin, nachmals Ludwig XIV., an,

Als dieser sich verheirathet hatte, übergab man ihm dessen jüngern Bruder. L. † als Staatsrath und Mitglied der Akademie 1672. Grundsätze und umfassende Gelehrsamkeit ist L. nicht abzuspüren, doch führten ihn alle seine Studien zu keiner höhern Lebensanschauung, als zu derjenigen, nach welcher das menschliche Leben eine Farbe und die Jugend eine Chimaire ist. Sein Hauptwerk sind die „Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero“ (Frankf. 1606; neueste Ausgabe, 2 Bde., Frankfurt 1716). — Die beste Ausgabe seiner „Oeuvres“ erschien zu Dresden (7 Bde., 1736—39).

Ramotia (Entom.), nach Meigen, *Sauma* Schw. Weber, Gattung der Diptera Tanystomata Latr., s. v. a. *Stygides* Latr.

Ramotis (a. Geogr.), Distrikt an der östlichen Küste von Cilicia aspera, zwischen den Flüssen Casyadnus und Ramus; jetzt Ramuzo (Prol. V, 8).

Ramotte (Balneol.), französische Mineralquelle, Département de l'Isère, fünf Lieues von Grenoble, enthält nach einer ältern Analyse von Nikolas als vorwaltende, feste Bestandtheile Chlornatrium, schwefelsaure Kalk- und Talkerde, in geringerer Menge kohlensaure Kalkerde und eine geringe Beimischung von Extraktivstoff. Ihre Temperatur beträgt nach Patisier 45, nach Allbert 67, und nach Rivière 64° R. Getrunken wirkt sie auflösend, abführend und blutetisch und wird, ähnlich den Thermalquellen von Bourbon Lancy, als Getränk, Wasserbad und Douche bei Störungen im Unterleib, besonders im Leber- und Uterinsystem, Fluor albus, Amenorrhoe, Gelbsucht und bei rheumatischen Leiden gebraucht.

Ramotte (Biogr.), 1) Antoine Houdard de, geprüfener französischer Dichter, geb. am 17. Januar 1672 in Paris, war der Sohn eines reichen Hutmachers, erhielt eine sorgfältige Erziehung und studirte die Rechte. Bald fühlte er eine solche Abneigung gegen dieselbe, daß er sie gänzlich aufgab und als Schriftsteller sein Glück zu versuchen beschloß. Leider fiel sein erstes Theaterstück „Drignaux“ durch, und der Verfasser ging in einem Anfall von Schwermuth in ein Kloster des strengen Ordens de la Trappe. Nach einigen Monaten kehrte er indessen in die Welt zurück u. die gute Aufnahme einiger Opern entschädigte ihn bald für die frühere Gleichgültigkeit des Publikums. Unverdroßen versuchte er sich jetzt in allen Dichtungsarten. Der von ihm angeregte bestimmte Streit über den Vorzug der alten Klassiker vor den neueren Schriftstellern, worin er auf Seite der letzteren stand, hätte für die französische Literatur ersprießlich werden können, wenn er die Alten besser verstanden und den wahren Geist der modernen Poesie zu erfassen gewußt hätte. Wie wenig dies der Fall war, beweist seine Bearbeitung, od. vielmehr seine Verstümmelung der Iliad, wodurch er sich den Spott der geistreichsten seiner Zeitgenossen (z. B. der Madame Dacier) zuzog. Wegen seiner Ansichten ward er von vielen Seiten angefeindet, doch überschritt er seiner Seits nie die Grenzen der Mäßigung und wurde darum auch von seinen Gegnern geachtet. Er wurde

1710 Mitglied der Akademie und † am 26. Dec. 1731 zu Paris. L. war im Grunde nichts als ein Nachahmer, aber wenige Schriftsteller haben es so trefflich wie er verstanden, ihren Nachahmungen fremder Manieren einen so täuschenden Anstrich von Originalität zu geben und ihren Dichterruhm mit so systematischer Anstrengung zu gründen. Französische Kritiker nehmen seine Opern als seine gelungensten Versuche und nennen unter diesen: „Issé, Le triomphe des arts“ und „Géméle“ die bedeutendsten. Von seinen Komödien gilt für sein bestes Produkt: „Les de Castro“, auch seine Tragödie „Ines de Castro“ wird gepriesen. Unter seinen übrigen Leistungen haben besonders die Fabeln wirklichen Werth; affectirt und langweilig sind seine Oden. Die Bedeutung und den Werth der poetischen Sprache schlug er sehr gering an; daher ist seine Diction hart und ungelent. Seine „Oeuvres“ erschienen in 10 Bänden, Par. 1754 und seine „Oeuvres choisies“ öfters (am besten, 2 Bde., Par. 1811). — 2) S. Fouqué. — 3) S. Balois. — 4) S. Ramothé.

Ramotte's Goldtropfen, s. v. a. Eisenäther (Bastuscheff's Goldtropfen), s. Eisen (Chem.), S. 8.

Ramouroux, Jean Vincent Felix, französischer Naturforscher, geb. am 3. Mai 1779 zu Aachen, wurde 1808 Professor der Naturgeschichte an der Akademie zu Caen, wo er am 26. März 1825 †. Besonders beschäftigte er sich mit Untersuchung und Beschreibung gewisser Klassen von Seegeschöpfen, über deren eigentliche Stelle im System man noch immer zweifelhaft geblieben, nachdem die Organisation der Polypen (s. d.) bekannt und die thierische Natur derselben erkannt worden war. Solche waren zumal die mit kriechendem u. rankendem Stamm versehenen, auf den ersten Blick gewissen Seesalgen gleichenden Polypen, von welchen viele irrthümlich zu den Pflanzen gerechnet wurden. Die Resultate der ersten gründlichen Untersuchung dieser, gegenwärtig freilich ungleich genauer erforschten und sehr wunderbaren Thierklasse legte L. in seinem Hauptwerk, der „Histoire naturelle des polypiers coralligènes flexibles“ (2 Bde., Caen 1816) nieder, nachdem er bereits 1811 eine „Exposition méthodique des genres de l'ordre des polypiers“ gegeben hatte. Um die Botanik erwarb er sich Verdienste durch Untersuchungen und Schriften über die niederen Seepflanzen, die er zum Theil in einzelnen Abhandlungen beschrieb, vollständiger aber in seinem „Essai sur les genres de la famille des Thalassiophytes non articulées“ (Par. 1813, mit Kuspfern) zusammenstellte.

Ramourouxia (Bot.), nach Humboldt u. Bonpland, Gattung der Personatae Rhinanthaceae Rehb. Spr. Gegen 10 Arten, ausdauernde Kräuter und Halbsträucher in Mexiko; bekannteste: *L. rhinanthifolia* H. B. und *L. viscosa* H. B.

Ramoute, afrikan. Berg, Nubien, Bad nel Hadjar, an der Ostseite des Nil.

Ramow (Geogr.), 1) Nischni, asiat.-russ. Stadt, Gov. Pensa, am gleichnamigen Fluß, südöstlich von Kerensk; 4150 Einw.; —



solche, welche zum Erhitzen dienen müssen. Ueber diese einzelnen Apparate s. Beleuchtung, Argand'sche Lampe, Gaslampe, Weingeistlampe, Davy's Sicherheitslampe, Glühlampe oder Apylogistische Lampe, Döbereiners Platinf Feuerzeug, Strallampe, Ewige Lampe; vergl. auch Verbrennen, Wärme und Licht.

Lampe (alsdeutsch, Säugeth.), s. v. a. gemeiner Hase, *Lepus timidus* L.

Lampe (a. Geogr.), 1) Gebirg, s. Lampea; — 2) feste Stadt in der asiatischen Landschaft Phrygien; — 3) Flecken Arkadiens im nordwestl. Theile der Landschaft an dem Gebirge Lampea (Plin. III, 6, 10).

Lampe (n. Geogr.), s. v. a. Abampi.

Lampe (Mollusk.), 1) antike, s. v. a. *Caracolla Caracollus* Cuv.; — 2) gemeine, s. v. a. *Caracolla lapicida* Cuv.

Lampea (a. Geogr.), Theil des Erymanthus-Gebirgs in Arkadien, an der Grenze von Achaja u. Elis; j. Elanda (Paus. VIII, 24).

Lampeden, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R. B. und Kr. Erler; Mühle; 280 Einw.

Lampedula (Geogr.), s. v. a. Lampadusa.

Lampenbergr, Schweiz. Dorf, Kanton Basel, Bez. Waldenburg; 320 Einw.

Lampen, chemische. Bei der jetzigen Billigkeit des Spiritus ist die Anwendung von L., deren Flamme mit dieser Flüssigkeit gespeist wird, nicht allein in dem Laboratorium, sondern auch in dem Haushalte bereits so allgemein geworden, daß man nicht mehr auf ihre Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit aufmerksam zu machen braucht. Zwei wesentlich verschiedene Gattungen derselben sind in allgemeinem Gebrauch, die mit einfachem und die mit doppeltem Luftzuge. — Die L. mit vollem runden Dochte, welche nur für Erreichung geringerer Temperaturgrade, für die Erhaltung bereits erhitzter Flüssigkeiten im Kochen geeignet erscheinen, oder höchstens zum Erhitzen von geringen Mengen angewendet werden können, weil in einer gegebenen Zeit nur eine verhältnißmäßig geringe Menge von Spiritus zur Verbrennung gelangt, also auch nur eine geringe Menge von Wärme erzeugt wird, fertigt man mit besonderem Vortheil aus Glas, und zwar am besten in Form eines Gefäßes von 3 bis 3½ Zoll Weite und 2 bis 2½ Zoll Höhe, dessen obere Decke in einen Hals ausgezogen ist, in welchem der Docthalter angebracht wird. Zur Seite befindet sich eine zweite Oeffnung, durch welche die Lampe gespeist wird. In die Oeffnung auf der Mitte der Lampe wird ein kleines Blechrohr von 2 — 3 Linien Weite als Docthülse eingesetzt und durch eine vom oberen Ende 1 — 2 Linien entfernt befestigte Platte, deren Rand umgebogen sich fest über das Glas legt, getragen. Wenn man die Platte der Docthülse nach Außen umbiegt, so kann die Ausdehnung des Metalls durch die Erwärmung den Glashals nie sprengen, was leicht geschieht, wenn man die centrale Stellung des Dochtes durch Anlöthen eines Ringes, welcher in den Glashals paßt, sichert. Allerdings ist es nur möglich, wenn der Glashals kottisch geformt

ist, so daß die umgebogene Platte nicht verhindert, den aufgeschliffenen Glasdeckel aufzusehen. Das Glas hat den Vorzug, die Wärme schlecht zu leiten, daher selbst bei langem Brennen des Dochtes weder durch direkte Leitung die Wärme der Flamme fortzupflanzen, noch durch die Strahlung dieser, so wie der darüber aufgestellten erhitzten Gefäße stark erwärmt zu werden und zu Verbampfung von Spiritus Veranlassung zu geben, was bei Anwendung von metallenen Spiritusbehältern nicht allein großen Verlust, oft ½ des ganzen Verbrauchs veranlaßt, sondern auch leicht in solchem Maße eintritt, daß der Spiritus zu kochen beginnt, überläuft und Unglücksfälle veranlaßt. Die angegebene sehr flache Form hat den Vortheil, daß die Lampe kaum umgeworfen werden kann und daß der Docht den Spiritus möglichst wenig aufzusaugen braucht. Die zweite, mit einem Glasstöpsel verschlossene Oeffnung aber ist bequemer zum Nachgießen, weil man den Docht beim Füllen der Lampe nicht herausziehen braucht. Nicht anzurathen ist das Eingießen, so lange der Docht noch brennt. — Wo man einer stärkeren Wärmequelle bedarf, wendet man Spirituslampen mit doppeltem Luftzuge an. Man hat auch diese aus Glas verfertigt, die den Docht enthaltende Oeffnung aber etwa von 1 Zoll innerem Durchmesser gewählt und den Boden des Glases durchbohrt, dann eine Blechröhre eingesetzt, um welche man einen gewöhnlichen hohlen Docht gezogen hat. Das Glasgefäß wird von drei niedrigen Füßen, die an der durchgehenden Blechröhre befestigt sind, getragen, so daß die Luft, unten in die Röhre eintretend, in die Mitte der Flamme gelangen kann; von Außen vermehrt man den Luftzutritt durch einen kleinen, auf drei Füßen stehenden Cylinder von Schwarzblech, den man auf die Lampe stellt. Man hat diese Form von L. auch ganz aus Glas gefertigt, sie sind aber zu leicht dem Springen an der oberen Oeffnung ausgesetzt. Der Docht ist bei diesen L. schwierig weiter herauszuziehen und tiefer hineinzuschieben. Man fertigt deshalb die Spirituslampen mit doppeltem Luftzuge, um die Bewegung des Dochtes besser reguliren zu können, meist aus Messingblech, oder für Tafelzwecke aus Neusilber; Weißblech rostet zu leicht, auch Zink ist nicht zu empfehlen. Der Spiritusbehälter hat gewöhnlich die Form eines Ringes, in dessen Centrum sich der für Aufnahme des Dochtes bestimmte Doppelcylinder befindet, welcher mit jenem durch eine ganz unten mündende Röhre verbunden ist. Sollen auf der Lampe größere Gefäße erhitzt werden, so pflegt man sie jetzt häufig, namentlich für Haushaltungszwecke, gleich an drei Füße zu befestigen, welche sowohl sie selbst, wie die Gefäße in passendem Abstände von einander tragen. Ein kleiner Schornstein sichert gegen Zugwind und vermehrt den Zutritt der äußeren Luft. Der Docht wird auf einen Ring gebunden, der mitten zwischen die beiden, den Dochtraum bildenden, aus dünnem Messingblech gefertigten Cylindern paßt. Der Dochtring ist an einem horizontalen Arme befestigt, der an seinem anderen

Ende eine senkrechte Zahnstange trägt u. durch deren Bewegung mittelst eines eingreifenden Getriebes in den flachen, viereckigen Kasten leicht auf- und niedergeschoben wird, also auch den Docht mehr oder weniger emporhebt. Der viereckige Kasten darf keine andere Verbindung mit dem Spiritusbehälter haben, als die unten einmündende Röhre, sonst läuft man Gefahr, daß, wenn die Lampe theilweise ausgebrannt ist und sich Luft mit dem Spiritusdampfe in dem Behälter gemischt hat, die Flamme dieses explosive Gemisch entzündet und der Spiritus umhergeschleudert wird. Weit dauerhafter, als durch Zahnstange u. Getriebe, läßt sich die Bewegung des Dochtes herstellen, dadurch, daß man an der Stelle der Zahnstange eine recht steil geschnittene Schraube von der beabsichtigten Dochtlänge einsetzt und den Arm, statt ihn anzulöthen, in einer Mutter, welche auf der Schraube sitzt, endigen läßt. Dreht man die Schraube nach der einen oder anderen Seite, so steigt oder sinkt die Mutter auf der Schraube und somit auch der damit durch den Arm verbundene Dochtring. Die Schraube muß sehr steile Gänge haben, damit die Hebung und Senkung des Dochtes möglichst rasch Statt finde. Weder der Arm, noch der Dochtring, auch wenn der Docht darauf gebunden ist, dürfen die sie umgebenden Wände irgendwo berühren, sonst klemmen sie sich leicht fest u. werden verbogen. Je dünner man die Wände des Brenners wählt, desto größere Hitze wird die Lampe unter sonst gleichen Umständen geben, weil dann wenig Ableitung Statt findet. Deshalb sind Dochtbewegungsapparate, welche, von gegossenem Messing gefertigt, beträchtliche Metallmengen erfordern, Brenner mit Schnecke u. Gallerie u. s. w., noch viel verwerflicher, als bei Dellampen. Für andere Zwecke pflegt man solche Lampen ohne Füße auf eine Gabel zu setzen, die an einem senkrechten Metallstabe auf- und niedergeführt werden kann, der zugleich Ringe trägt, worauf die zu erhitzenden Gegenstände gestellt werden, um beide in beliebige Entfernung von einander zu bringen. Ohne Vergleich zweckmäßiger erscheint diejenige Anordnung der einzelnen Lampentheile, wie diese bei den sogenannten Del-Schiebelampen in Anwendung ist. Der aus dünnem Blech gefertigte Brenner nebst dem Dochtgetriebe sitzt an einer 3 — 4 Zoll langen Röhre, die ihn mit dem Spiritusbehälter verbindet und woran eine Hülse mit Schraube so befestigt ist, daß letzterer sich hinter, der Brenner vor der senkrechten Metallstange befindet und die Lampe beliebig hoch oder niedrig gestellt werden kann. Hier kann der Spiritus nie heiß werden und man kann die Flamme leicht überall hin bringen; die Wärmeableitung ist möglichst verringert. Den Fuß des Lampengestells pflegt man der Reinlichkeit wegen mit einer Porzellanplatte zu belegen. Diese L. lassen sich auch zum Glasblasen benutzen, wenn man das Mundstück eines mit dem Blasbalg verbundenen Rohres am unteren Ende des Brenners luftdicht mit einem Kork einsetzt, so daß die Spitze etwa $\frac{1}{2}$ Zoll unter dem oberen Ende desselben mündet. Je nachdem man den Docht mehr oder weniger heraus schraubt, kann

man eine große rauschende, oder eine kleine Spitzflamme erhalten. Die Lampe ist reinlich und jederzeit brauchbar, was mit den Dellampen nie der Fall ist, wenn man sie nur selten braucht. Mit einer Dellampe, die 6 Wochen unbenutzt geblieben, läßt sich nicht ordentlich arbeiten, wegen Verdickung des Oeles u.

L. der Art eignen sich besonders dann vortreflich für das Glasblasen, zum Aufschließen von Silikaten mit Natron im Platintiegel u. dergl., wenn sie dem den Docht einschließenden Cylinder einen guten Viertelzoll Raum zwischen einander lassen. Das innere Rohr ist etwas über einen halben Zoll im Durchmesser; das äußere hat 1 Zoll im Durchmesser. Bei solcher Konstruktion des Brenners kann man nämlich 3 — 4 cylindrische Dochte von abnehmender Weite übereinander schieben und dadurch einen sehr dicken Docht erhalten. Um eine große rauschende Flamme zu bekommen, muß der Docht mehr als $\frac{1}{2}$ Zoll herausgeschraubt werden. Ein etwa 2 Loth Wasser fassender Platintiegel wird darin ganz weißglühend, und Silber schmilzt leicht an der Flamme. Den Platintiegel setzt man bei allen Glühungen am besten auf einen Dreifuß von dünnem Platindrath, den man in einen Dreifuß von starkem Eisendraht gespannt hat. Selbst sehr dünner Platindrath kann auf diese Weise ziemlich schwere Tiegel tragen und hält jahrelang, ohne zu zerreißen.

Lampendocht, Kerzendocht (Technol.), bei Lampen und Kerzen derjenige Theil, welcher in seinen engen Zwischenräumen das schon ursprünglich flüssige, oder durch die Wärme der Flamme geschmolzene Brennmaterial (Öl, Talg, Wachs u. s. w.) in dem Maße aufsaugt u. der Flamme zuführt, als es von dieser verzehrt wird. Jeder Docht muß also aus einer porösen Substanz bestehen; daß diese verbrennlich sey, ist nur bei Kerzen (s. d.) ein nothwendiges Bedingniß, nicht so bei Lampen, wie die Lampendochte aus Aobest (s. d.) bezeugen. Da aber diese, so wie die Dochte von Holz (Tannen- oder Birkenholz), von Schilf, Stroh und Papier (Papiermaché), welche man ebenfalls vorgeschlagen hat, nur mit großer Beschränkung brauchbar sind, so bleiben gesponnene Fäden, insbesondere von Baumwolle, noch durchaus das gewöhnliche Material zu Dochten. Man unterscheidet die baumwollenen Dochte in 3 Arten: 1) solche aus parallel liegenden, unverbundenen Fäden; 2) platte gewebte oder geflochtene; 3) hohle.

1) Die Dochte, welche aus einem Büschel parallel liegender, unter einander nicht verbundener Fäden bestehen, sind die am längsten bekannten und werden noch immer bei Lichtern und Lampen am häufigsten gebraucht. Bei ihrer Verfertigung kommt es darauf an, sehr lockere, also wenig gedrehte Fäden auszuwählen, die frei von Unreinigkeiten und Knoten seyn müssen. Das weiche Gespinnst, welches die Vorspinnmaschinen liefern, ist für diesen Zweck, wenn keine große Feinheit der Fäden verlangt wird, sehr geeignet u. kommt auch daher als Dochtgarz in den Handel. Zuweilen wird den Baumwollfäden ein Theil Feingarn beigemischt. Die Dochte der Fackeln (s. d.) werden aus Fäden

gemacht, die der Selter von Berg spinnt. — Die Verfertigung der L.e ist eine höchst einfache Arbeit. Man bedient sich dazu der Dochtbank, eines kürzern oder längern Tisches, auf welchem ein aufrecht stehender runder eiserner Pflock von 12 Zoll Höhe (der Spieß od. die Dochtstange), und in gewissem Abstände davon eine ebenfalls aufrecht stehende, gleichhohe Messerklinge (das Dochtmesser) angebracht ist. Die Entfernung zwischen beiden läßt sich nach der beabsichtigten Länge der Döchte verändern, indem das Messer in einem Spalte des Tischblattes verschoben u. durch eine Schraube festgestellt werden kann. Man legt in einen Kasten unter der Dochtbank so viel Garnknäuel, als der halbe Docht Fäden enthalten soll, hält alle Fäden, deren Enden man mit der linken Hand zusammenfaßt, an das Dochtmesser, zieht sie nach der Dochtstange hin, leitet sie um dieselbe herum, nach der Messerklinge zurück, und schneidet sie an letzterer mit einem Male ab. Zwischen den flachen Händen wird hierauf der Docht ein wenig zusammengedreht, wobei das an der Dochtstange hängende Ende eine Schlinge bildet, welche man an jedem unangebrannten Lichte bemerkt. Die Drehung bewirkt, daß die Fäden im Brennen zusammenhalten und nicht sich garbenförmig ausbreiten. Für kurze Döchte wird manchmal die ganze beschriebene Vorrichtung in so kleinem Maßstabe ausgeführt, daß man sie bequem auf den Schooß nehmen kann, um damit zu arbeiten. — 2) Die platten Döchte sind fast nur bei Lampen gebräuchlich. Sie werden wie Bänder auf dem Handstuhle der Bortenwirker, mit mehr Vortheil aber auf dem Mühlstuhle verfertigt. Ihr Gewebe ist glatt oder geköpert, und ganz gleich dem eines einfachen Bandes. Die glatten erfordern 2 Schäfte und 2 Tritte; die geköperten werden z. B. mit 4 Schäften und eben so vielen Tritten gewebt. Die Kette ist vier- bis sechsfach locker gezwirntes, der Einschuß hingegen einfaches Baumwollengarn. Für Kerzen hat man in den letzten Jahren gleichfalls platte Döchte zu gebrauchen angefangen und dieselben auf der Döckenmaschine wie platte Schnüre (s. d.) geflochten. Wenn solche Döchte nur aus wenigen (z. B. drei) Fäden bestehen, so neigen sie sich, wegen ihrer geringen Dicke, sobald sie durch das Abbrennen des Lichtes eine gewisse Länge gewonnen haben; ihre Spitze kommt dadurch außerhalb der Flamme zu stehen, wo sie wegen des Luftzutrittes schnell zu Asche wird, und man erspart das Pugen. — 3) Hohle Döchte, welche die Gestalt eines cylindrischen Schlauchs besitzen, sind eine wesentliche Eigenthümlichkeit der Lampen mit doppeltem Luftzuge. Sie werden gewebt, und zwar, gleich den platten L.en, entweder auf Hand-, oder auf Mühlstühlen. Die Kette ist Baumwollengarn von der Feinheitsnummer 12 bis 20 und gewöhnlich sechsfach oder vierfach gezwirnt, der Einschuß aber feiner (Nr. 24 bis 30) und einfach. — Ueber das Weben selbst sind folgende Bemerkungen zu machen. Das hohle Gewebe entsteht auf dem Stuhle in der Gestalt, wie es im Handel zu sehen ist, d. h. nicht rund, sondern flach, indem

es gleichsam aus zwei auf einander liegenden Bändern gebildet wird, die an den Ranten durch den Einschußfaden zusammenhängen. Daher sind auch zwei Ketten nothwendig: eine für die untere, die andere für die obere Hälfte. Der Eintrag geht abwechselnd durch die obere und untere Kette, und durch diese z. B. immer von der linken nach der rechten Seite, wenn er durch jene von der rechten Seite gegen die linke läuft. Jede Kette ist für sich auf eine Spule gewickelt; jede hat ihre eigenen Schäfte und ihre eigenen Tritte. Da das Gewebe glatt (Leinwand- oder taffetartig) ist, so sind nur zwei Schäfte u. zwei Tritte für jede Kette, im Ganzen also vier Schäfte und eben so viel Tritte nothwendig. Die Gesamtzahl der Kettenfäden muß ungerade seyn (z. B. 63, 67 oder 75); man gibt daher der einen Kette um einen Faden weniger, als der andern. Wird diese Vorsicht versäumt, so läuft an einer Kante des Doppelgewebes der Eintrag um die äußersten zwei Fäden (nämlich um den letzten Faden der obern und der untern Kette) stets so herum, als seyen dieselben ein einziger Faden; d. h. diese zwei benachbarten Fäden gleichen einander vollkommen hinsichtlich ihrer Verschlingung mit dem Eintrage: eine Unregelmäßigkeit des Gewebes, die freilich nur bei aufmerksamer Betrachtung sichtbar und für die Brauchbarkeit des Döchtes ohne alle Folge ist, daher sie auch öfters geduldet wird. Jede Kette wird in ihre zwei Schäfte so eingezogen, als wenn sie nur allein vorhanden wäre und zu einem glatten Bande verwebt werden sollte. Zwischen je zwei Stiften des Rietblattes (in der Lade des Stuhls) werden 4 Fäden eingezogen, nämlich 2 von der obern und 2 von der untern Kette. Eine Ausnahme machen nur die äußersten Riete zu beiden Seiten, wo man die Fäden weniger dicht legt, weil sie dort durch die Spannung des Eintrages ohnedies enger zusammengedogen werden. Die Verbindung der Schäfte mit den Tritten ist dergestalt eingerichtet, daß jeder Tritt der oberen Kette nur einen Schaft dieser Kette, jeder Tritt der unteren Kette aber nebst einem Schafte dieser letztern auch beide Schäfte der obern Kette aufhebt od. ins Oberfach bringt. — Man hat Kerzen mit hohlen Döchten verfertigt, welche keineswegs, wie die hohlen Döchte der Lampen, den Zweck haben, in ihrem Innern einen Luftzug zu gestatten, wohl aber den Nutzen gewähren, daß sie nur am Umkreise Talg aufsaugen, wo dasselbe wirklich verbrennen kann, nicht aber im Mittelpunkte der Flamme, wo wegen Mangels an Luft keine Verbrennung vorgeht. Dadurch wird der Rauch, welchen gewöhnliche Döchte verursachen, indem sie durch die Flamme aufsteigen und dabei zum Theil verbrannt werden, wesentlich die Leuchtkraft vermehren. Diese hohlen Döchte werden, wegen ihres geringen Durchmessers, meist nicht gewebt, sondern geflochten, und zwar auf der Rundschnurmaschine, wo man die Garnfäden über einer aufgestellten eisernen oder messingernen Spindel sich verschlingen läßt, von welcher der Draht wieder abgezogen wird. Man steckt dann in jeden Docht, um ihn hohl und rund zu

erhalten, einen Draht; den man erst wieder herausnimmt, wenn die Lichte ganz vollendet sind. Die hohlen Kerzendochte, welche man durch Umwicklung eines Drahtes mit einem einzigen dicken Baumwollfaden und Herausziehen des Drahtes nach dem Gießen der Lichte zu erzeugen versuchte, sind ohne Brauchbarkeit, da die Windungen des Fadens sich beim Brennen auflösen. — Die platten Lampendochte werden mit einer geschmolzenen Mischung von Wachs und Talg getränkt, um etwas Steifigkeit zu erlangen, damit sie sich in ihrer Dille leicht auf- und niederschieben lassen. Bei den hohlen Dochten ist diese Zubereitung überflüssig, da sie schon durch ihre Gestalt mehr Steifigkeit haben. Kerzendochte macht man zuweilen durch ätherische Oele wohlriechend, oder taucht sie in Weingeist oder in Essig, in der Meinung, dadurch dem Rauchen der Lichte vorzubeugen. Alle diese Zubereitungen sind von keinem Werthe. Nach Murray's Bemerkung geben baumwollene Dochte, wenn man sie in Kaltwasser, worin Salpeter aufgelöst ist, taucht und wieder trocknet, ein stärkeres Licht und eine reinere Flamme, als gewöhnlich. Wenn dieser Erfolg wirklich bedeutend ist, so kann es nur dem Umstande zugeschrieben werden, daß der Salpeter, welcher in der Glühbige Sauerstoff entwickelt, hierdurch die Verbrennung im Innern der Flamme, wo die Luft nicht Zutritt hat, befördert. Chlorsaures Kali leistet daher den nämlichen Dienst wie Salpeter, ja in noch höherem Grade.

Lampenfeuer, s. Kunstfeuerwerk.

Lampenheim, bad. Weiler, Unterhainkreis, Amt Heidelberg; 150 Einw.

Lampenmikroskop (Phys.), s. Mikroskop.

Lampenofen (Chem.), kleiner Ofen oder ein auf Füßen erhöhter Cylinder von Blech, unter welchen eine Del-, Fett- oder Spirituslampe, und auf dessen obere Oeffnung ein Gefäß mit der zu kochenden Flüssigkeit gestellt wird; sehr bequem zu Arbeiten mit kleineren Mengen.

Lampenricht, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Edgr. Nabburg; 180 Einw.

Lampensäure (Chem.), s. v. a. Aethersäure.

Lampenschwarz, **Lampenruß** (Baarenk.), der von brennenden Lampen angelegte und gesammelte Ruß; wird zur Malerfarbe benutzt, so wie zur Kupferdruckschwärze.

Lampenspiegel (Technol.), s. v. a. Messerbere.

Lampenschwarze Knorpelkirsche (Pomol.), s. Knorpelkirschen 3).

Lampe ohne Flamme, s. Nachlicht.

Lampereau (franz., Säugeth.), s. v. a. gemeines Kaninchen, *Lepus Cuniculus* L.

Lampersdorf (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Schaglar; Glashütte; 860 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Ober- und Nieder-L.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Frankenstein; 900 E.; hierzu die Kolonie Brand oder Brandhäuser; — b) das., Kr. Neumarkt; Schloß, Waisenhaus, Windmühle; 230 E.; — c) das., Kr. Delo; Schloß, 2 Vorwerke, 2 Windmühlen, Ziegelei; 530 E.; — d) das., Kr. Steinau; Schloß, 2 Vorwerke, 2 Windmühlen, Ziegelei;

560 E.; — 3) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Leipzig, Amt Dschag; 210 E.; — b) Kr. Dresden, Amt Meissen; 2 Mühlen; 140 E.

Lamperstädten, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Baldfach; 130 Einw.

Lampert (Säugeth.), s. v. a. *Lepus Cuniculus* L., gemeines Kaninchen.

Lampertheim (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Marktflecken, Prov. Starkenburg, Kr. Heppenheim, Edgr. Vorsch, an der bad. Grenze; Steuereinnahme, Rentamt, Revierförsterei, Tabbakfabrik, Torfstiche, 3 Jahrmärkte; 4000 E.; — 2) französ. Dorf, Depart. Bas-Rhin, Bez. Straßburg; 750 Einw. Hier am 28. Jan. 1815 Gefecht zwischen Franzosen und Verbündeten.

Lampertshausen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Edgr. Kastl; Mühle; 100 Einw.

Lampertoloch, franz. Dorf, Depart. Bas-Rhin, südlich von Weissenbourg; ergiebige Bergeschgrube; 650 Einw.

Lampertonuß (Bot. u. Pom.), s. v. a. *Lampertonuß*, *Corylus tubulosa*.

Lampertswalde (Geogr.), königlich sächs. Dörfer: 1) Kr. Dresden, Amt Hain; 230 E.; — 2) Kr. Leipzig, Amt Dschag; Rittergut, 4 Mühlen, Steinbruch, Ziegelei; 630 E.

Lampertweiler, württemberg. Dorf, Donaukreis, Oberamt Saulgau; 190 Einw.

Lampertuoapfel (Pomol.), eine wenig bekannte Art der Streiflinge (s. d.).

Lampesch, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Eilau; 160 Einw. —

Lampetia (a. Geogr.), s. *Clampetia*.

Lampeter, nordamerikan. Ort, B. St., Pennsylvania, Grafsch. Lancaster, am Conestoga; 1840: 3270 Einw.

Lampetia (gr. Myth.), Tochter des Helios und der Nymphe Neära. Nach ihrer Geburt wurde sie mit ihrer Schwester Phaetusa nach Sicilien gebracht, um da die Heerden ihres Vaters zu hüten.

Lampetia (foss. Bot.), nach König, s. v. a. Juglans.

Lampetianer, kaiserliche Partei im 7. u. 8. Jahrhundert, Anhänger des Arianers Lampetius.

Lampetra (Ichthyl.), 1) s. v. a. Neunauge; — 2) s. v. a. Lamprete.

Lampetus (a. Geogr.), Berg in Arabien (Plin. IV, 6, 21).

Lampfel (Brauw.), provinzielle Bezeichnung für Halbbier oder Kovent.

Lampi (Geogr.), s. v. a. Adampi; vergl. Goldküste.

Lampi (Biogr.), 1) Johann Baptist, Mäster von, berühmter italienischer Historien- und Porträtmaler, geb. 1751 zu Romeno im Vale Danone, fünf Stunden von Trient. Bei seinem Vater, Matthias L., einem nicht ungeschickten Künstler, der sich aber nicht außer dem Orte seines Aufenthalts bekannt gemacht hatte, legte er den Grund zur Malerei, der er sich mit allem Eifer eines aufkeimenden Genies widmete. Im 17. Jahr kam er zu einem mittelmäßigen Maler, Namens König in Salzburg und malte daselbst nach den Skizzen seines Meisters Plafonds

mehre große Altarblätter und viele Porträte. Nur an Sonn- und Feiertagen konnte er sich mit Ausführung seiner eigenen Ideen in kleinen historischen Stücken und mit Porträtmalen beschäftigen. Später lernte er bei einem bessern Maler, Namens Ueberstreicher, die Freskomalerei. Nachdem er in seiner Heimath kurze Zeit gelebt und geheirathet hatte, zog er nach Verona, wo Lorenzi sein Freund und Lehrer wurde. Seine Arbeiten fingen nun an, in Italien geschätzt zu werden; er erhielt nach kurzer Zeit einen Ruf nach Trient, dem er folgte. Dort malte er große Altarblätter, Porträte (u. A. das der Fürsten Sizzo und Thun), und vollendete verschiedene große historische Gemälde nach seiner eigenen Idee. Nach abermaligem Aufenthalt in Verona, wo er Mitglied der Akademie wurde, zog er mit seiner Familie erst nach Trient und dann nach Roveredo. Hier verfertigte er ein großes Altarbild, die Marter des heiligen Aegidius, drei andere Altargemälde für Kirchen im trientinischen Gebiet, und unter einer großen Anzahl von Bildnissen das der Erzherzogin Elisabeth, welches ihm den Ruf nach Klagenfurt erwarb und ihm von da den Weg nach Wien öffnete. Hier traf er im J. 1783 ein und wurde, nachdem er den Kaiser Joseph in Lebensgröße für die Akademie gemalt hatte, 1786 Professor und Rath an der Kunstakademie. Um diese Zeit malte L. außer vielen anderen vornehmen Porträten die Familie des Grafen Potocki in 2 seiner besten Bilder. Im folgenden Jahr (1787) rief ihn der König von Polen, Stanislaus August II., nach Warschau, wo er diesen und dem zufolge einen großen Theil des reichen Adels zu porträtiren hatte. Durch diese Gemälde wurde er dem Fürsten Potemkin bekannt, der, an der Moldau kommandirend, den Künstler zu sich berief, um erst sich porträtiren zu lassen und dann L. der Kaiserin Katharina II. zu empfehlen. L. trat die Reise zu dem Fürsten an, traf jedoch gerade in Jassy ein, als dessen Leichenbegängniß gehalten wurde. Gleichwohl erhielt er daselbst viele andere Aufträge, malte u. A. die Fürstin Salizin und den Fürsten Wessorotko und ging im December 1791 nach Petersburg, wo sich ihm ein außerordentlich fruchtbares Feld der Thätigkeit öffnete. Seine erste Arbeit war das Bildniß der Kaiserin in Lebensgröße. Zwölftausend Rubel, dann jährlich tausend Rubel als Quartiergeld während seines Aufenthaltes in Petersburg, und eine Anweisung auf vierhundert Dukaten für die Hin- und Rückreise waren die Belohnung dafür. Dann malte L. das Bildniß der nachherigen Kaiserin Maria Federowna, und endlich die der ganzen kaiserlichen Familie und der meisten Großen der Residenz. Erst nach 6 Jahren verließ er, als Ehrenmitglied der Akademie, Petersburg und kam 1798 nach Wien zurück. Hier vollendete er theils früher angefangene und malte neue Porträte: den König von Schweden, den Herzog und die Herzogin von Südermannland, den Grafen Franz von Saurau, den Kaiser Franz I. als Brustbild und im Ornat des goldenen Bließes, in Lebensgröße und eine Menge anderer sogenannter Standespersonen. Im historischen Fach lieferte er hier

die Flucht der Vestalinnen aus Rom; — Amor und Psyche; — den kleinen Bruno. Im Jahr 1798 wurde L. in den Reichsritterstand versetzt, 1799 mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien beschenkt und 1800 zum Ehrenmitglied der schwedischen Kunstakademie ernannt. Bei der feindlichen Invasion 1805 hatte er als Hauptmann des akademischen Corps viel zur Rettung von Gemälden und anderen dem Kaiser gehörigen Sachen beigetragen. Wegen der trefflichen Organisation und Leitung des akademischen Corps wurde er 1806 zum Oberwachmeister desselben ernannt. Im J. 1822 wurde er in den Jubilationsstand versetzt, arbeitete noch 1825 mit seinem ältesten Sohn an einem Altarblatte: „Maria Himmelfahrt“ und † 1830. Vgl. Forrnayrs Archiv und die österr. National-Encyclopädie. — 2) Johann Baptist, geb. 1775 zu Trient, des Vor. Sohn und Schüler, Bögling der wiener Akademie, lebte 13 Jahre in Petersburg, wo er als Ehrenmitglied das Diplom der Akademie erhielt, wurde 1806 Oberlieutenant und 1809 Hauptmann der akademischen Legion, 1813 Mitglied der Akademie der vereinigten bildenden Künste und später Ehrenbürger von Wien, wo er 1837 †. Auch er malte vorzugweise die Porträte fürstlicher Personen. — 3) Franz, des Vor. Bruder, 1783 zu Klagenfurt geb., Schüler seines Vaters und, im Landschaftsmalen du Viviers, arbeitete 10 Jahre lang in Warschau, lehrte 1823 nach Wien, aber schon 1824 nach Polen zurück, wo er besonders als Porträt- und Schlachtenmaler beschäftigt wurde.

Campido, s. Peotychides.

Campidosa, afrikan. Insel, Tunis, in einiger Entfernung von der Ostküste.

Campione, afrikan. kleine Insel, Tunis, an der Ostküste, westlich von Campidosa.

Campocarya (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Cyperoidae R. Br., Triandria Monogynia L. Acht Arten, Cypergräser in Neuholland und auf Neuseeland, bekannteste: L. aspera, hexandra und schoenoides R. Br. Sprengel nennt die Gattung Sahnia.

Campodung, bayer. Dorf, N. B. Oberbayern, Edgr. Laufen; Schloß; 110 Einw.

Campoltshausen, württemberg. Pfarrdorf, Neckarkr., Oberamt Neckarsulm; Revierförster.; 660 Einw.

Lampon (Geogr.). ostind. Ort, Philippinen, Luzon, an der Ostküste, östlich von Manila.

Lampon (a. Gesch.), 1) der Aeginete, Sohn des Pytheas, wird mit seinem Rathe, an Mardonius' Leichnam die Beschimpfung des gefallenen Leonidas zu rächen, von Pausanias streng zurückgewiesen. — 2) Der Athener, Wahrsager und Orakeldeuter, der durch heuchlerische Orthodorie und pfäffisches Benehmen den Spott der Komödie sich zuzog. Im Auftrage des Perikles, dem er, als ihm einst ein Widderkopf mit einem Horn gebracht wurde, den Sieg über Thucydides prophezeiht hatte, führte er im J. 444 mit Xenokritus Ansiedler nach dem alten Sybaris zur Gründung von Thuril. Im J. 421 war er unter denen, die den Frieden des Nicias unterzeichneten.

Lampone (ital., Bot.), s. v. a. gemeine Himbeere, *Rubus idaeus* L.

Lampong, ostind. Landschaft, Sumatra; mit den Buchten Lampong und Kenjer in der Sunda-Straße.

Lamponia (a. Geogr.), äolische Stadt im Innern von Troas, an der Grenze Aeoliens (Strab. XIII, S. 160).

Lamponius, Marcus (röm. Gesch.), einer der Anführer der Italer im Bundesgenossenkriege und später Verbündeter des jüngern Marius. Er kämpfte an der Spitze der Eufanter, seiner Landsleute, unter dem Oberbefehl des Samniter Pontius Telesinus und siegte im J. 90 v. Chr. bei Grumentum über den Legaten des Konsul L. Julius Cäsar, P. Lic. Crassus, dessen Lager er anzündete. Nach Unterwerfung der meisten Bundesgenossen hielt er sich noch im Bruttischen und faßte den Plan, von Rhegium aus Sicilien zu unterwerfen. Im J. 82 erhob er sich mit Pontius Telesinus aufs Neue, verheerte mit ihm Kampanien und Bruttien, und zogen dann gegen Rom, wo sie durch Sulla ihren Untergang fanden.

Lamporechio, ital. Stadt, Toskana, südlich von Pistoja; Getreidebau, Seidenzucht; 2000 Einw.

Lampornis (Ornith.), nach Swainson, Untergattung von *Trochilus*.

Lampra (a. Geogr.), Stadt an der Westküste von Attika beim Vorgebirg Astypalaea. Man zeigte in ihr das Grab des von Amphiction hierher vertriebenen Königs Eranaus; jetzt *Lamprica*.

Lampra (Entom.), nach Geoffroy, Untergattung von *Buprestis*.

Lampra (Bot.), nach Lindley, Pflanzengattung, s. v. a. *Didisclus*.

Lampras (Entom.), nach Bonelli, Käfergattung, s. v. a. *Lebia*.

Lampre, niederländ. Ort, Namur, südwestlich von Rochefort.

Lamprecht, sachsen-meinung. Eisenhammer, Amt Saalfeld; gegen 100 Einw.

Lamprete (Ichthyl.), Knorpelfischgattung, s. v. a. *Petromyzon* L. Große *Lamprete*, s. v. a. *Petromyzon marinus* L.

Lamprey (engl., Ichthyl.), s. v. a. *Lamprete*, *Petromyzon marinus* L.

Lampria (Entom.), nach Bonelli, Käfergattung, s. v. a. *Lampras*.

Lamprias, gr. Name, der mehrfach in der Familie Plutarcho vorkommt: 1) L., Großvater Plutarcho; — 2) Bruder des Plutarcho und Peripatetiker; — 3) ein Sohn des Plutarcho, nach Suidas der Verfasser eines Verzeichnisses aller Schriften seines Vaters.

Lamprius (röm. Lit.), einer von den Scriptores histor. Augustae, dessen Lebensverhältnisse uns nicht näher bekannt sind. Gewöhnlich schreibt man ihm in jener Sammlung die *Vita Commodi*, *Diadumeni*, *Heliogabali* und *Alexandri Severi* zu.

Lamprisa, europ.-türk. Ort, Livadien, südöstlich von Athen.

Lamprillon (franz., Ichthyl.), s. v. a. *Myxine branchialis* L.

Lamprima (Entom.), nach Latreille, Goldschwärzer, Gatt. der Coleoptera pentamera *Lamellicornia* *Lucanida* Latr., der Horde der Modersfresser und der Junft der Erbkäfer nach Oken, unter *Lucanus*. — Charakter: Fühler gebrochen, mit dreiblättriger Keule; Kinnbacken bei den Männchen länger, als der Kopf, senkrecht; Leib eiförmig länglich, konvex, prächtig glänzend; Brustbein in ein Horn verlängert; Vorderfüße der Männchen schüsselförmig erweitert. Arten in Neuhoiland und auf den benachbarten Inseln; bekannteste: *L. aenea* Latr. Goldgrün, mit goldner Stirn und bärtigen Kinnbacken; Flügeldecken mit kleinen, vertieften Einnien. Einer der prachtvollsten Käfer. Man hat von ihm und einigen andern, eben so schönen Arten das Stück noch neuerlich mit vier Friedrichsdor bezahlt. — v. Schreibers in *Transact. of the Linn. Soc.*, Bd. VI, 1. —

Lampris (Ichthyl.), nach Regius, Untergatt. von *Zeus* (s. d.).

Lamprocarpus (Bot.), nach Blume, Pflanzengatt. — Art: *L. thyrsiflorus* Bl., s. v. a. *Pollia thyrsiflora*.

Lamprochalcite (Min.), nach Glocker, die 5. Mineralfamilie, s. v. a. die Glanze oder Glanzerze der Autoren. Glocker unterscheidet a) tellurische L. (Weißtellur, Schrottellur, Tellur Silber, Tellurblei, Tetradymit, Tellurwismuth); b) gallenische L. (Tellurglanz, Bleiglanz, Steinmannit, Molybdänglanz, Arseniglanz, Silberglanz, Selenbergglanz, Schwarzbergglanz, Polybasit, Eukairit, Kupferbergglanz, Kupferglanz, Schilfglaserz); c) fahlerzartige L. (Zinnkupferglanz, Fahlerz, Tennantit, Bournonit, Antimonkupferglanz, Kupferantimonglanz); d) antimonische L. (Plagionit, Zinkenit, Jamesonit, Plumbosit, Embrithit, Federerz, Antimonglanz); e) pyritoidische oder siderische L. (Berthierit, Sternbergit); f) wismuthige L. (Wismuthglanz, Nabelerz, Kupferwismutherz, Wismuthbleierz).

Lamprochromatischer Opalinallophan (Min.), nach Mohs, s. *Riemannit* d. Al-lophan.

Lamprocles (gr. Piter.), Sohn des Midon, attischer Dithyrambendichter aus der frühern, bessern Zeit, berühmt durch ein Lied auf die Pallas, die Schuggöttin Athens, aus welchem noch einige Verse vorhanden sind. Er nahm mit der molybdischen Tonart eine Aenderung vor, wodurch sie hellenisiert u. der dortigen näher gebracht wurde.

Lamproglena (Krustac.), nach Nordmann, Gattung der Poecilopoda *Caligida* Latr., der Ordnung der Krebse und der Junft der Schildkrebse nach Oken, unter *Caligus*. — Charakter: Körper langgestreckt, raupenförmig, aus vier Absätzen bestehend; Kopf fast viereckig, mit 4 Fühlern; erstes Fußpaar krumm, mit einem starken Haken bewaffnet, zweites mit drei Haken am Ende, beide Paare zweigliederig; außerdem noch vier Paar kleine Stummelfüße; Eierstöcke lange schmale Schnüre. — Arten: 1) *L. pulchella* Nordm. mikrophische Beiträge II, Taf. 1. Zwei Linien lang.

Lampung (Lampuhn, ostindisches Volk malayischen Ursprungs, Sumatra, im südlichen Theile der Insel, von $4\frac{1}{2}$ — 6° südl. Br. im Westen und von 3 — 6° südl. Br. im Osten, jedoch am zahlreichsten im innern Bergland, ein fast wildes Volk, den Chinesen sich in der äußern Bildung nähernd, besonders durch das runde Gesicht und die schiefen Augen; ihre Weiber sind die schlanksten und schönsten auf Sumatra. Sie unterscheiden sich durch den freien Verkehr der Geschlechter, so eifersüchtig sie auf die Weiber sind; Unkeuschheit ist gewöhnlich und hat bloß Heirath zur Folge; ihre öffentlichen Tänze sind unzuchtig; sie lieben Schmausereien und Feste, eben so Gesang und Musik; sie bemalen sich das Gesicht. Die Weiber werden gekauft, aber es wird nicht die ganze Kaufsumme bezahlt, wodurch die Frau mit ihrer Familie verbunden bleibt. Wodies nicht ist, erbt der Bruder des Verstorbenen auch die Weiber. Die Heirath durch Adoption des Schwiegersohns ist hier selten. Für Mord wird Geld bezahlt; fehlt dieses, so tödtet man den Mörder. Die Sprache der L. ist ein eigener Dialekt mit besondern Schriftzeichen. Sie liegen stets im Krieg mit den Javanern, die häufig Einfälle machen. Auch bei den L. werden die Geister der Vorfahren verehrt; der Glaube an eine Art Seelenwanderung läßt sie Thiere, Bäume etc. anbeten; selbst der See bringen sie Opfer. Die L. leben auf dem Gebirge unabhängig unter einem Fürsten (Dupatis); die am Meere wohnenden sind den Holländern unterworfen. Hauptorte: Magala, niederländ. Fort am Tulanghawang, Tulonghawang etc.

Lampung-Bai, afrik. Busen, an der Südküste, östlich vom Kap Tekus.

Lampurdan (Geogr.), s. v. a. Ampurdan 1).

Lampus (Myth.), 1) Sohn des Aegyptus; — 2) Sohn des Laomedon, einer der Ältesten in Troja und Vater des Polydorus; — 3) Name eines Hesses der Eos und des Hector.

Lampusta (Mollusk.), nach Lamarck, Untergattung von Murex.

Lampyrina (Entom.), nach Latreille, s. Lampyrus.

Lampyrus (Entom.), nach Linné, Leuchtkäfer, franz. Ver luisant, engl. Glow-worm, ital. Lucciola, Gatt. der Coleoptera pentamera Serricornia Malacodermata Cuv., der Horde der Thierfresser und der Junge der Schmarogkäfer nach Den. — Charakter: Fühler fadenförmig, zusammengebrückt, am Ende spitz; Kopf unter dem Halschilde versteckt; Leib flach, länglich. — Nachthiere, welche mit den 3 letzten Hinterleibsringen leuchten (Feuerwurm); die Männchen fliegen Nachts, vorzüglich um Johannis, leuchtend in der Luft umher (Stellae volantes Plin.) und heißen, wie die ungeflügelten Weibchen, Johanniswürmchen. Die ebenfalls leuchtenden Larven ähneln den Weibchen sehr, haben aber an den Hinterenden der ersten Ringe hellere Flecken. Das Leuchten kommt von einer phosphorartigen Substanz, welche sich von dem Thiere absondern läßt und dann, zumal mit warmem Wasser befeuchtet, noch längere Zeit fortleuchtet, dagegen sie in kaltem oder getrock-

net erlischt. Da der Käfer auch ohne sie fortlebt, so scheint sie nur eine Absonderungsmaterie zu seyn, dagegen allerdings, wie man bemerken kann, der Wille des Insektes einigen Einfluß auf dieselbe äußert. — Unter 8 europäischen Arten bekannteste: 1) *L. splendida* Fabr., gemeines Johanniswürmchen. Länglich, platt, obenher braun, das Halschilde oben mit zwei etwas durchsichtigen Mondflecken. Das Weibchen ungeflügelt. Etwa 4 Linien lang. Das Männchen deutlich durch die zwei halbmondförmigen Flecken vorn am Halschilde ausgezeichnet, hat die Beine und die zwei letzten Bauchringe gelb. Das Weibchen ist gelblich u. gestreift und findet sich im Grase, unter Gebüsch oder an den Zäunen, und leuchtet sehr stark. Es zeigt eine Spur von Flügeldecken. Panzer XLI, 8. — 2) *L. noctiluca* L., Leuchtkäferchen. Länglich, platt, obenher braun, der Rand des Halschildes aschgrau. Das Weibchen ungeflügelt. Länger und schmäler als die vorige Art, 6 Linien lang. Häufiger in Süd- als in Norddeutschland. Panzer XLI, 7. — 3) *L. italica* L. Das Halschilde den Kopf nicht ganz bedeckend, schwarz; beide Geschlechter geflügelt. Nur 4 Linien lang, das Halschilde ist röthlich. Sie leben auf Bäumen und leuchten sehr schön. In Frankreich und Italien. Olivier Col. II, T. XXVIII, F. 11. 12. Degeer IV, XVII, 9. — 4) *L. hemiptera* Latr. Mit ganz kurzen Flügeldecken. Im südlichen Frankreich und in der Rheinpfalz in Kartoffelfeldern. Olivier T. III, F. 25, a. b. — Die Gattung ist der Typus der Lampyrina Latr., welche eine Tribus der Serricornia Malacodermata bilden und durch die am Ende ungetheilten, aber am Innenrande mit einem Zahne versehenen Oberkiefer, durch das tief herzförmige vorletzte Fußglied und durch die Klauen ohne Auszeichnung charakterisirt werden. Wichtigste Gattungen außer Lampyrus: Telephorus Latr., (Cantharis L.), Malthinus Latr., Drilus Oliv.

Lamsaki (Geogr.), s. v. a. Pepsel.

Lamscheid, preuß. Dorf, Rheinpr., R. B. Koblenz, Kr. St. Goar, berühmt durch eine kalte, alkalisch-erdige Eisenquelle, welche dicht an der großen, von Koblenz über Poppard und Simmern nach Kreuznach führenden Landstraße in einem freundlichen Wiesenthale des Hundsrück entspringt. Analysirt wurde sie im Jahre 1808 von Funke u., im Jahre 1827 von G. Bischoff. Nach Leptherem beträgt die Temperatur des Wassers $14,5^\circ$ R., bei 25° R. der Atmosphäre, sein spec. Gewicht 1,0013986. — Innerlich und äußerlich wird es in allen den Fällen empfohlen, wo kräftige, alkalisch-erdige Eisenwasser indicirt sind, namentlich bei Schwäche des Muskels, Gefäß- und Nervensystems atonischer Art, Krankheiten der Verdauungswerkzeuge und des Uterinsystems von Schwäche, — Hypochondrie, Hysterie, Würmern, Unfruchtbarkeit, Impotenz, Bleichsucht, passiven Blut- und Schleimflüssen, besonders Fluor albus — ferner als Stärkung in dem Stadium der Reconvalescenz nach sehr schweren, akuten Krankheiten, so wie als stärkende Nachkur nach den von L. nur 10 Stunden entfernten Thermalquellen zu Bad Ems.

Lamsfeld (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Breslau; 120 Einw.; hierzu das Wirthshaus der Feldstraßen-Presscham; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; Vorwerk; 180 Einw.

Lamskoja (Waarenk.), s. Kitaila.

Lamspringe, hannöv. Markflecken, Hilsesheim, Amt Bilderlahe, an der Quelle der Lämme; Amtsig, Steuerreceptur, Klostersgut, Garnspinnerei, Feld- und Hopfenbau; 1200 E.; L. ist alt u. hatte eine Benediktinerabtei, welche von Herzog Julius aufgehoben, 1643 aber den vertriebenen englischen Benediktinern eingeräumt wurde.

Lamstedt, hannöv. Pfarrdorf, Stadt Bremen, Amt Brenner vörde; Garnhandel; 840 Einw.

Lamsveld, Jan, niederländ. Kupferstecher und Kunsthändler, 1660 zu Utrecht geb., lieferte viele Blätter in R. de Hooghe's Manier, nach J. de Veeuw die Blätter zu Levasseur's Histoire de Louis XIII., mehre für Marks Bibel und die „Gebouwen, Gezigten en Oudheden der Stad Amsterdam“, Harlem 1736, fl. 8. Er † zu Amsterdam, wo er die meiste Zeit gelebt hatte.

Lamu Darschu, Khan d. Kalmücken (s. d.).

Lamuniur (Geogr.), Insel aus der Gruppe Pelew (Australien).

Lamur, Volk, s. v. a. Inguschen.

Lamuriko, gr. Ort, das alte Lampra.

Lamurzel, s. v. a. Lamorsel.

Lamus (a. Geogr.), 1) Stadt Ciliciens an einem gleichnamigen Fluß in der Landschaft Lamotis; — 2) Bach Böotiens, auf dem höchsten Gipfel des Helikon entspringend u. in den Termessus mündend.

Lamus (gr. Myth.), 1) Sohn des Poseidon, König der Lästrygonen; — 2) s. Lamius.

Lammet, birmanisches Hohlmaß: 2 = 1 Lamé, 4 = 1 Salé, 16 = 1 Pyi, 32 = 1 Sarot, 64 = 1 Sait und 256 = 1 Ten. Dieser letztere wird gewöhnlich gleich $\frac{1}{4}$ Eutr. gerechnet. Ein Ten oder Korb Reis = 16 Bis oder ca. 58 Pfd. av.-du-poids.

Lampra (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Arten unter Chamäpeuce.

Lampron (a. Geogr.), großer Hafen am Vorgeb. Heraklium (s. Chasti Bournou) in der Nähe von Themischra in Pontus.

Lan (Bot.), 1) in China s. v. a. Farbenkötterig, Polygonum tinctorium L. — 2) chinesische Münze, s. v. a. Liang.

Lan (Geogr.), 1) (L. bei Datsig), österr.-böhm. Dorf, Kr. Ehrudim, Herrsch. Pardubitz; 200 Einw.; — 2) ostind. Stadt, China, Prov. Chan-Si, westl. von Chai-Youan; — 3) Stadt das., Prov. Chi-Si, östlich von Peking, am Ban-Ho, rechts; — 4) europ.-russ. Fluß, Winsk, Nebenfluß des Priwet, rechts.

Lana 1) (bot. Term.), die Wolle, eine Art der Haarbekleidung, aus langen, weichen, mehr oder weniger gebogenen, zwar dicht gedrängt stehenden, aber doch nur locker auf einander liegenden und noch einzeln unterscheidbaren Haaren bestehend; — 2) (Pharm.), L. succida, rohe,

ungewaschene Wolle, sonst ein beliebtes äußeres Heilmittel; L. philosophica, ehemals das beim Verbrennen des Zinks entstehende und in weißen Flocken in der Luft umherfliegende Zinkoryd.

Lana (Geogr.), 1) österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Bogen; umfaßt die brandischen Lehngerichte Nieder-L., Tisens, Mayenburg und Vorst, das Pfandgericht Stein unter Rabenberg u. das gräf. trappische Lehngericht Ulten mit 10,700 E.; — 2) Dorf und Landgerichtsig das., zerfällt in Ober-, Mittel- u. Unter-L.; adeliger Ansig mit dem Amtlokal, Wallfahrtskirche, Kapuzinerkloster; 2,700 E.

Lana (Biogr.), Ludovico, italien. Maler und Radirer, zu Ferrara, n. A. zu Modena 1597 geb., Schüler und Nachahmer von Guercino, gründete in Modena eine Akademie und † das. 1646. Nach Citarella war L.'s Nebenbuhler Pesari die Ursache seines Todes. In den besten Bildern des L. zählt man: die Darstellung der Pest und ein Christus am Kreuze, in B. Virgine del voto zu Modena; die heil. Jungfrau in der Glorie etc. Nach Lanzi erinnert L. in den Bewegungen hier und da an Tintoret und Scarcellini, ist aber im Kolorit und in den Gesichtern originell. L. hat auch sehr geistreich radirt.

Lana, russ. Gewicht = 8 Solotnik.

Lana caprina (lat.), Ziegenwolle; daher sprichw. de lana caprina riscari, um solche streiten, d. i. um einen nicht vorhandenen oder nichts bedeutenden Gegenstand streiten.

Vanach (Geogr.), 1) österr.-steier. Bezirk, Kr. Graz; umfaßt 16 Gemeinden u. 2,580 E.; — 2) Dorf das.; Schloß; 170 E.

Lana gossypina (pharm. Bot.), s. v. a. Baumwolle, s. Gossypium herbaceum L.

Vanai (Geogr.), slav. Volksstamm im nördl. Germanien, der zwischen den Wilzen u. Obotriten wohnte; wahrscheinlich in Mecklenburg-Schwerin.

Vanaja, span. Flecken, östl. von Saragossa; 850 Einw.

Vanaken, niederl. Dorf, Limburg, Maastricht; 1550 Einw.

Lana philosophica (Pharm.), s. Lana 2).

Vanaria (Bot.), nach Aiton, Filztufe nach Dken, Gatt. der Coronariae Liliaceae Spr., Hexandria monogynia L. — Charakter: Blüthe glockenförmig, mit wolligem Kelch; 6 kurze Staubfäden an den Lippen mit schwebenden Beuteln; Kapsel birnförmig, wollig, in jedem Fache 2—3 Samen. Einzige Art: L. plumosa Ait., Argolasia plumosa Juss., Hyacinthus lanatus L. Zwiebelgewächs am Vorgeb. der guten Hoffnung; Blüthe purpurroth, Kelch weißbehaart.

Vanarius (a. Geogr.), Fluß Siciliens, den man auf der Straße von Messina nach Libyabäum überschreiten mußte.

Vanarius (Ornith.), s. v. a. Schlachsfalke, Falco lanarius L.

Vanark (Lanark, Geogr.), 1) (Elydesdale), brit. Grafschaft, Schottland, grenzt nördlich an die Grafsch. Dumbarton, Stirling,

Pimlithgow und von Edinburgh, östlich an Peebles, südlich an Dumfries, westlich an Ayr und Renfrew, u. hat 40%, M. mit 1831: 376,820, 1841: 427,120 Einw. Nordwestlich um den Clyde sind schöne Ebenen, im Innern und nordöstlich Höhen, südlich steile Gebirge, darin die hohen Berge Lothier (an 500 Tois.), Tinto, Stuart und Hawkshaw. Das Land ist zum Theil mit den Zuflüssen des Forth gegen die Nordsee, zum Theil mit dem Clyde und dessen Zuflüssen (Dunetou, Douglas, Aron, links; Medwin, Mause, Calder und Kelvin, rechts) gegen den atlant. Ocean geneigt. Es hat viel Halde- und nasse Striche, ist holzarm und wenig fruchtbar; auf den Bergen Weide. Der karge Ackerbau beschäftigt Wenige, die Meisten die rege Industrie. Die Steinkohlengruben sind die reichsten in Schottland; im Süden ergiebige silberhaltige Bleiminen; auch Gold findet sich; Mineralquellen. Die Industrie schafft Baumwollenzuche aller Art (Musselin, Kattun etc.), vorzügliche Spiegel u. Krystall, Fayence, Bier etc., die ein lebhafter Handel vertreibt. Letzterer wird begünstigt durch die beiden Kanäle: Forth=Clyde, in Nordwesten, und Monkland=Kanal, zwischen Old-Monkland und Glasgow; — 2) Hauptstadt der Grafsch., rechts am Clyde, der in der Nähe einen schönen Wasserfall bildet; 8000 Einw.; Baumwollensmanufaktur, Handel; — 3) New=L., Dorf das., südlich von L.; hier entstand die erste Baumwollensspinnerei in Schottland, die noch sehr bedeutend ist. Unweit davon liegen die Lead-Hills mit sehr reichen Bleiminen.

Panarkit (Min.), nach Beudant f. v. a. Dioppsilith.

Panassa, 1) Enkelin des Herkules, von Pyrrhus, dem Sohne des Achilles, aus dem Tempel des Zeus zu Dodona geraubt; sie gebar diesem acht Kinder; — 2) Tochter des Agathokles von Syrakus, Gemahlin des Epiroten Pyrrhus, den sie verließ, um sich mit Demetrius Poliorcetes zu vermählen.

Lana succida (ital.), 1) (Waarenf.), wollenartige Fasern einer Muschel (wahrsch. der pinna marina), die an der Küste von Kalabrien etc. gefischt wird; wird zu Reggio zu Strümpfen u. Handschuhen verarbeitet. — 2) (Pharm.), f. Lana.

Lana Terzi, Franz., (lat. Tertii de Lanis), gelehrter Jesuit, geb. zu Brescia 1631. Er lehrte schöne Wissenschaft, Rhetorik und Philosophie in verschiedenen ital. Städten; fasste die erste Idee der Aeronautik, die er durch 4 große luftleere Hohlkugeln bewirken zu können glaubte; † 1687 als Prof. der Mathematik zu Brescia. Seine Schriften: Prodomo ovvero saggio di alcune inventioni nuove (Bresc., 1620); — Magisterium naturae et artis, in quo occultiora naturalis philosophiae principia manifestantur (das. 1684 — 92, 3 Bde.; unvollendet).

Panato (Geogr.), f. v. a. Ponato.

Panatus (Gesch.), f. Menenius.

Lanatus (bot. Term.), wollig, mit Wolle (f. Lana) überkleidet, z. B. Stengel, Blätter u. Kelche bei Stachys lanata, die Deckblätter und Kelche bei Stachys germanica.

Panca (ind.), 1) in Sanskrit so wie Ceylon; — 2) in der Hinduastronomie, eine der 4 eingebildeten Städte, die in S.=W. von Ceylon unter die Mittaglinie gesetzt werden, und wovon die 3 andern Pavacotti, Romaca und Sidhapuri heißen. Die Hinduer ziehen über Panca ihren ersten Meridian, 50° 53' 53" ö. von Greenwich.

Pangade, (nach dem franz. lancer, werfen, gebildetes, jedoch in der franz. Sprache nicht vorhandenes Wort, Bogensprung, Pferdew.), der Sprung eines Pferdes, bei welchem sich dasselbe mit den Vorderfüßen hebt und dann, mit den Hinterfüßen etwas ausschlagend, bogenförmig in die Luft springt. Da hierbei das Pferd mit den Vorderfüßen zuerst u. zwar heftig wieder zur Erde kommt, so sind die L. n dem Vorderteile desselben nachtheilig.

Pangadiren (v. Fr.), wiederholt Pangaden ausführen.

Pancarro, portugies. Seefahrer, errang 1447 als Befehlshaber einer Flotte von 28 Schiffen über die Mauren einige Siege und untersuchte dann den Senegal (Dodel) weiter. Vom Sturm verschlagen, entdeckte er in der Nähe des grünen Vorgebirges eine Insel und kehrte darauf nach Portugal zurück.

Lancaster (Geogr.), 1) (Lancashire, Lancas), brit. Grafschaft, England, grenzt westlich an die irländische See, nördlich an die Grafsch. Cumberland, östlich an die Grafsch. York und südlich an die Grafsch. Chester, davon durch den Mersey geschieden; 85½ M., mit 1831: 1,336,850, 1841: 1,667,070 Einw. Sie umfasst zwei durch die Mündung des Ken in die Morecambe-Bai geschiedene Theile, einen nördlichen und einen südlichen. Davon ist jener, zu dem die lange Insel von der Südwestspitze gehört, klein und sehr gebirgig, aber in den Thälern sehr feucht und sumpfig, mit den beiden großen Seen: Coniston u. Winander, welche durch den Leven in die Morecambe-Bai abfließen. Der südliche und bei Weitem größere Theil der Grafsch. ist im Osten durch Zweige des Dasynat-Gebirges bedeckt. Das Land ist zum irländischen Meer geneigt, in das auch die Flüsse strömen, welche buchtenartige Mündungen bilden. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Dee, Weaver mit dem Wheelock u. Grand-Trunk, der Mersey mit dem Volkin links u. Irwell rechts, der Douglas, der Ribble, der Wyre und der Lohne. Außerdem durchschneiden das Land einige bedeutende Kanäle. Der erste war der Sankey-Kanal; darauf entstanden: der große L-Kanal von Norden nach Süden, von Kendal in der Grafsch. Moreland an bis Preston, der große Leeds=Liverpool-Kanal, der Manchester=Botton=Bury-Kanal und der Haslingdon=Rockdale-Kanal. In der neueren Zeit sind auch beträchtliche Eisenbahnen zur Verbindung mit Manchester und der Nordwestküste, so wie der Westküste ausgeführt worden. Das Klima ist feucht und der Frühling tritt spät ein. Viehzucht ist der vorzüglichste Erwerbszweig; der Ackerbau ist zwar nicht vernachlässigt, aber sehr schwierig wegen der großen Feuchtigkeit des Landes. Korn und Gerste werden zwar in einigen

Distrikten gebaut, und auch Kartoffeln, so wie Hülsenfrüchte und Gemüse; Hafer ist jedoch das Hauptnahrungsmittel. Andere Produkte sind vorzüglich Fische und sehr viel Steinkohlen, wodurch die bedeutende Industrie der Grafsch. unterstützt wird. Die Baumwollenmanufaktur hat hier ihren Hauptsitz, u. zwar seit der Mitte des 18. Jahrh.; daneben blühen die Seiden-, Woll- und Linnenmanufaktur, die Tabak-, Rasdel-, Nagel-, Glas-, Spiegel, Porzellan-, Maschinen-, Eisen-, Kupferfabriken, und der Handel ist sehr lebhaft. — 2) Hauptstadt der Grafsch., links an der Mündung des Lohne in das irische Meer; Baumwollweberei, Bierbrauerei, Seilerei, Hut-, Meubles-, Wagenfabr., Bau von Kaufmannsschiffen, Handel. Der L.-Kanal geht östlich an der Stadt vorüber, durch eine schöne Aquaduktbrücke über den Fluß geführt; 12,620 Einw.; — 3) L.-Kanal, Kanal daselbst, beginnt südlich in der Grafsch. L., bei West-Houghdon, sendet einen Zweig nach Wigan, durchschneidet den Leeds-Liverpool-Kanal, wird von der Eisenbahn überschritten, durchschneidet den Chorley in einem Tunnel, überschreitet den Ribble in einem Aquadukt bei Preston, wo auch wiederholt die Eisenbahn darüber geht, bei Garstang überschreitet er den Wyre und bei L. den Lohne, bringt weiterhin in die Grafsch. Moreland bei Kendal. Er dient besonders zum Steinkohlen-Transport. — 4) L.-Sund, im nördlichen Amerika; führt aus der Bassins-Bai in die Barrow-Straße; — 5) nordamerikan. Distrikt, B.-St., Staat Süd-Carolina; 1820: 6320, 1830: 10,360, 1840: 9910 Einw.; gleichn. Hauptort (Court-House); — 6) Ort daselbst, Staat Kentucky, Grafsch. Garrard, Hauptort derselben; 1820: 260, 1840: 480 E.; — 7) Ort das., Staat New-Hampshire, Grafsch. Coos, Hauptort derselben, am Connecticut, links; 1820: 720, 1840: 1320 E.; — 8) Grafsch. das., Staat Pennsylvania, Eastern-Distrikt; 1820: 68,340, 1830: 76,560, 1840: 84,210 E.; fruchtbar; Eisenminen, Eisenwerke, Handel; — 9) Hauptstadt dieser Grafsch.; Gerberei, Brauerei, Nagel-, Hut-, Tabak- u. a. Fabriken, Del-, Mehl- u. a. Mühlen; 1800: 4290, 1810: 5410, 1820: 6660, 1830: 7710, 1840: 8420 E.; dabei ein gleichn. Ort; 1840: 810 E.; — 10) Grafsch. mit gleichn. Hauptort (Court-House), das., Staat Virginia, Eastern-Distrikt; 1820: 5520, 1830: 4800, 1840: 4630 E.; — 11) Ort das., Staat Ohio, Grafsch. Fairfield, am Hochhocking, links; 1820: 2200, 1840: 3270 E.

Lancaster (Genealog.) Den Titel eines Lords von L. führte zuerst, und zwar gleich zu Anfang der normännischen Regierung, Roger of Poicton ein Sohn Roger Montgomerys. Er verlor jedoch diesen Titel wegen seiner Felsenie und König Stephan verlieh ihn seinem eigenen Sohne, Wilhelm, Grafen of Mortton und Warren. Nach dessen Tode beschenkte König Richard I. seinen Bruder, Johann, der nachmals König wurde, damit; Heinrich III. erteilte seinem jüngsten Sohne, Edmund, den Namen eines Grafen von L. Dieser vererbte 1296 den Titel seinem ältesten Sohn

Thomas und nach dessen, an Eduard II. verübter Mißhandlung und darauf erfolgter Hinrichtung seinem zweiten Sohne Heinrich, Grafen von Monmouth († 1345). Dieser hinterließ einen Sohn Heinrich, den Eduard III. zum Herzog von L. ernannte. Da derselbe keine männlichen Erben, sondern nur zwei Töchter hinterließ, theilten sich beide in die natürliche Erbschaft; Maryb (Mathilde), an den Grafen Wilhelm von Holland vermählt, † ohne Erben, und Blanca ward die Gemahlin Johannis von Gaunt und vererbte die ganze Erbschaft wieder. Dieser Johann, der vierte Sohn Eduards III. (geb. zu Gent 1340), vermählte sich nach Blanca's Tode (1369) zum 2. Male mit Konstanz, einer natürlichen Tochter Königs Peter des Grausamen von Kastilien und Leon und suchte nach dessen Tode seine erheiratheten Rechte auf Kastilien geltend zu machen. Da er keinen Erfolg sah, übernahm er nach dem Tode seines Bruders, des schwarzen Prinzen, die Leitung der englischen Angelegenheiten in Frankreich. Unter Richard II. zog er sich von den Geschäften zurück, wurde aber, da er Wicless sich annahm, von der Geistlichkeit in viele Händel verwickelt. Zum 3. Male mit Katharina Schuiforth, Schwester des Dichters Chaucer, vermählt, † er 1399. Blanca's und Johannes' Kinder waren Heinrich von Bolingbroke, Philippa, König Johannis von Portugal Gemahlin († 1415), und Elisabeth, Gemahlin des Grafen von Hudington, dann Johannis von Cornwall († 1427). Heinrich von Bolingbroke wurde als Heinrich IV. König von England, und vereinte L. mit der Krone, ließ es aber durch eigne Beamte regieren. So blieb es auch unter Heinrich V. und VI., bis endlich Eduard IV. 1460 die Absetzung Heinrichs VI. durchsetzte und den Thron bestieg, wobei das Herzogthum L. seine eignen Beamten verlor. Unter Heinrich VII., der durch seine Vermählung mit Elisabeth den Zwist zwischen den Häusern York und L. oder zwischen der rothen und weißen Rose (s. England, Gesch.) endete, erhielt das Herzogthum die früheren Rechte zurück, so daß es seit dieser Zeit noch lange durch einen Kanzler und verschiedene andere Beamte regiert wurde.

Lancaster (Biogr.), James, der erste englische Seefahrer, welcher mit einer Flotte in den indischen Gewässern erschien. Er segelte am 10. April 1591 mit 3 Schiffen von Plymouth ab, landete auf Malakka und Ceylon und trat, nachdem er überall Handelsverbindungen anzuknüpfen versucht hatte, am 8. December 1592 die Rückreise nach Europa an. Unterwegs von einem Sturm bis nach den Bermudasinseln verschlagen, war er endlich genöthigt, an einem Eiland, unweit St. Domingo anzulegen. Indem er hier mit 21 seiner Gefährten an das Land ging, segelten die Andern treulos fort und überließen ihn und seine Begleiter ihrem Schicksal. Ein französisches Schiff fand die Unglücklichen, brachte sie nach St. Domingo, und L. traf am 24. Mai 1593 in England wieder ein. Im folgenden Jahre unternahm er eine Reise nach Brasilien. Im Jahre 1601 erhielt er das Kom-

mando einer neuen Expedition nach Ostindien, bei welcher ihn dies Mal der nachmals durch seine Entdeckungen bekannt gewordene John Davis als Steuermann begleitete. Die Erfolge derselben waren sehr wichtig und eröffneten dem englischen Handel die erfreulichsten Aussichten. Als ein Sturm, welcher ihn auf der Rückreise im Golf von Mozambique überfiel, seine Flotte trennte, übergab er einem minder beschädigten Schiffe Briefe für die ostindische Kampagne, in welchen er die Aufschlüsse mittheilte, die er sich von einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien verschafft hatte, und befahl dem Kapitäne, in der Stille weiter zu segeln, während er selbst Alles that, um die ihm anvertraute reiche Ladung zu retten. Es gelang, und nach manchen Gefahren lief er 1603 glücklich in die Dänen ein. Auf L.'s Angaben rüstete England unter den Kapitänen Weymouth und Hudson eine Expedition aus, die nordwestliche Durchfahrt zu versuchen. Man fand sie nicht, doch machte man andere bedeutende Entdeckungen. L. zu Ehren gab Baffin einer unter 74° liegenden Bai, die zwischen Norddevon und dem Baffinlande den Eingang zu dem westlichen Polarmeer bildet, den Namen *Lancaster Sund*. — L. selbst ward zur Belohnung seiner Verdienste in den Ritterstand erhoben und † 1620. — 2) Joseph, Begründer des nach ihm benannten Unterrichtssystems, geb. in England 1777, ein Quäker, hatte Bels Methode mit Eifer und Eifer aufgefaßt und ließ sie in seiner von ihm in der Vorstadt Londons St. Georgesfields 1798 errichteten Armenschule, die durch die Unterstützung seiner Freunde schnell gedieh und 1805 schon 800 Schüler zählte, ins Leben treten. Aufgemuntert bereiste er 1810 u. 1811 Großbritannien und bewirkte, von Hohen unterstützt, die Errichtung mehrerer solcher Schulen. Einen großen Fehler, der ihm den Untergang brachte, beging er dadurch, daß er nie Bels Verdienste anerkennend erwähnte und nie dessen Namen aussprach, wodurch dieser tief gekränkt sich entschloß, durch öffentliche Anstalten seine und andere Nebenbuhler zu erdrücken. L. erfreute sich der Volksgunst und glaubte sich durch eine großartige Anstalt, welche er 1812 zu Power-stooling errichtete, zu retten. Aber in kurzer Zeit war das Institut durch Bemühungen seiner Gegner, die ihm schon als Quäker abhold waren, ohne Schüler. L. hatte sein Vermögen zugelegt, und sah sich von seinen Gläubigern verfolgt. In den amerikanischen Freistaaten, wohin er sich 1820 gewendet hatte, glückten ihm seine Pläne, obschon Bolivar sie unterstützte, ebenso wenig; schon 1828 sah er sich genöthigt, die Mildthätigkeit der Amerikaner in Anspruch zu nehmen, und von 1833 an lebte er zu Montreal in Kanada von seiner Hände Arbeit. Er † in New-York 1838. Er hatte mehrere auf seine Methode Bezug habende Schriften in englischer Sprache herausgegeben. Ueber dieselben s. Wechselseitiger Unterricht.

Lancava (Langkavi), hinterind. Insel, Malakka; stark bevölkert und bewaldet,

Lancavh (Geogr.), Gruppe von Eilanden

auf der Westküste der malaischen Halbinsel, sonst zum Reiche Nueda gehörend. Das größte der Eilande mißt 3 $\frac{1}{2}$ Meilen im Umfange und hatte 3000 Einw. Im Jahre 1821 überfielen es aber die Siamesen und schleppten den größten Theil der Bewohner in die Sklaverei.

Lance (a. Geogr.), s. v. a. *Lancia*.

Lance (n. Geogr.), austral. Vorgeb., *Neu-Foundland*, an der Halbinsel Avalon, westlich am Eingang der St. Marys-Bai; 46° 47' n. Br. und 74° 4' w. L.

Lance (Biegr.), G., englischer Genremaler, um 1803 zu London geb., liefert Scenen, die durchweg charakteristisch, voll Natur und harmonisch in der Färbung sind.

Lance (Bot.), in Ostindien s. v. a. *Bambusa*, *Cookia punctata*.

Lancea (röm. Antiq.), schon früh auch bei den Römern als Waffe gebraucht; sie war länger als Pilum und Hasta und wurde mit der Hand geworfen. Bewaffnet war damit die kaiserliche Leibwache.

Lanceatus (bot. Term.), speerförmig, linienförmig, dann zugespitzt, an der Basis abgesehnitten oder sanft ausgebuchtet.

Lancedelli, Joseph, ital. Zeichner und Lithograph, 1774 zu Ampezzo geb., Zögling der Akademie von Venedig und Wien, wo er besonders die damals neue lithographische Kunst zu fördern suchte und wo er 1832 †. Beste Werke: Folge humoristischer Scenen aus dem wiener Volksleben, nach eigener Zeichnung; des Schausp. Etich Bildniß, nach Grellinger; das der Sängerin Borgondio.

Lancelin, austral. Insel, *Neu-Holland*, an der Nordseite der Bai Breton, nahe an der Küste.

Lancelot (Sagengesch.), 1) L. vom See, der letzte Ritter der Tafelrunde, mit dem sich dieser Fabelkreis schließt, war der Sage nach ein Sohn Panto (Pant von Venedig, Brucie), des Königs von Genua u. der Clarine, Schwester des Königs Artus. Bei einer Empörung seiner Unterthanen floh Pant mit Frau u. Kind u. starb an seinen Wunden. Clarine trug den Knaben in eine Felsenhöhle, wo ihn die Fee, Viviana, genannt die „Dame vom See“, (daher sein Name), entführte und ihn erzog. Herangewachsen, ward er entlassen und nachdem er sich in Ritterkämpfen auf einer Burg geübt, zog er auf Abenteuer aus. Er erschlug den Galagandries (Galagandruweiß), Herrscher auf der Burg Morens, als er diesen finstern Mann freundlicher gegen seine Tochter stimmen und dieser ihn tödten wollte, und bekam die Burg. Dann ward er von Limor gefangen, mußte mit Ries, Löwen und ihm selbst kämpfen, erschlug Limor, und verwundet, ward er von dessen Nichte Alde gepflegt. Thibald, ihr Bruder, ward nun L.'s Begleiter, so auch Walwein, ein Gesandter des Königs Artus, der ihn zum König einlud. Als er nach Schabilmort, der Burg Mabus' des Blöden, des Sohnes der Viviana, kam, wo der Zauber waltete, daß Feige mutzig, Muthige feig wurden, ward er feig und träge. König Mweret (Moret) griff die Burg an und

als L. hinausgetragen wurde, kehrte ihm seine alte Kraft wieder, er vertrieb den Yveret, erschlug ihn, heirathete seine Tochter Yblis und ward König. Um auch sein Erbreich dem Usurpator Claudas abzunehmen, ging er zu Artus und an dessen Hofe besiegte er den König Valerin im Kampfe um die Königin Geneva, des Artus Gemahlin, und ward so deren Ritter. Während er ein Abenteuer in Pluris bestand, hatte Valerin die Geneva geraubt, und um dessen Reich zu erobern, hatte Artus sich der Künste des Zauberers Maldud bedient, diesem dafür aber zwei seiner Ritter, Erek und Walwein, geben müssen. L. mit dem Riesen Eherald befreite sie. Nachdem er noch eine Prinzessin dadurch entzaubert hatte, daß er einen Drachen küßte, nahm er sein Erbland in Besitz, worauf ihm auch seines Schwiegervaters Lande und in Dodone und Behforet gehuldigt war. Von Dodone erhielt Yblis ein kostbares Reg mit dem edeln und wundervollen Steine Galazha zum Geschenk. Als er zuletzt auszog, um Mordeoroth (Mordrec), Ressen und Mörder des Artus zu bestrafen, ward er von diesem tödlich verwundet. Viviana nahm mit einem Kusse das Leben von seinen Lippen und sein Leichnam ward neben Geneva auf seinem Schloß Freudenwacht bestattet. Er war, wie bereits erwähnt, der letzte Ritter von der Tafelrunde. Die Geschichte L. weicht in ihren mehrfachen Bearbeitungen sehr ab, in der nordfranzösischen geht er wegen seines Ehebruches mit Geneva in ein Kloster und heißt Le chevalier à la charette (Ritter mit dem Karren). Der französische Roman „Lancelot du Lac“ (Par. 1494, 3 Theile; zuletzt, das. 1533) wurde seiner Zeit viel gelesen. Französische Originalen nachgebildet ist die deutsche Bearbeitung von Ulrich von Jagiowen, aus dem 12. oder 13. Jahrhundert, handschriftlich in Wien, und neu bearbeitet in Hoffstätters „Altdutschen Gedichten aus den Zeiten der Tafelrunde“ u. s. w. (1 Tbl. Wien 1811). — 2) (Spielk.), Name einer der 4 Buben in der französischen Karte.

Lancellotti, Giovanni Paolo, Jurist, geb. zu Perugia; starb das. 1591. Er machte sich bekannt durch Institutiones juris canonici, (beste Ausg. von Doujot, Par. 1685, 2 Bde., 12).

Lancelloto (Geogr.), s. v. a. Lancerota.

Lanceola, Lancette (Chir.), s. Lanzette.

Lanceolaria (Bot.), nach Dekandolle, Unterart von Heliophila.

Lanceolatus (bot. Term.), lanzettförmig, ein krummliniges Zweieck darstellend, welches drei bis viermal länger als breit ist, z. B. die Blätter von *Asperula odorata*, die Fiederblättchen von *Lathyrus palustris*.

Lancerota (Lanzarote) afrik. Insel, spanische Inseln, nördlich von Fuertaventura, 14^{te}. Meilen. Das Land ist 9 Monate lang dürr und verbrannt, die Westseite besonders durch einen Vulkan (Temanfaya) 1730 verwüstet; ohne Quellwasser; dennoch baut man in den letzten 3 Monaten des Jahres viel Weizen u. bereitet Barilla aus der häufig vorkommenden Eisopflanze; die Küsten sind fischreich.

Lancette (fr., Chir.), s. Lanzette.

Lancetti, Joachim, italienischer Bildhauer, um 1718 zu Verona thätig und namentl. durch seine Holzsulpturen, in welchen, besonders hinsichtlich der Figuren, Zeichnung, Haltung und Ausdruck gut sind, rühmlich bekannt.

Lan-Chan, ostindische Stadt, China, Prov. Hou-Nan, am Heng-Kiang, links.

Lanchares, Antonio de, spanischer Maler, 1586 in Madrid geboren, Schüler des P. Cares, † 1638. Werke: die heilige Jungfrau, mit Engeln den Mönchen hülfreiche Hand leistend, im Chore des Klosters de la Merced Calzada; die Himmelfahrt Christi und die Ausgießung des heiligen Geistes, in der Karthause del Paular zu Madrid. Die meisten Bilder L. sind untergegangen.

Lancia (a. Geogr.), bedeutende und sehr feste Stadt der Astures in Hispania Tarrae., von den Römern zerstört; jetzt Sollanco oder Sollancia bei Leon.

Lancia (Biogr.), Galvano, Oheim Manfreds, des Sohnes Kaisers Friedrich II., war eine Hauptstütze desselben, als er zum König von Neapel erwählt worden war. Als dieser bei Grandella gefallen war, rief L. Konradin von Hohenstaufen herbei; später ward er mit ihm hingerichtet.

Lanciano, italienische Stadt, Neapel, Prov. Abruzzo-citer., am gleichnamigen Fluß, südlich von Ortona; Erzbischofssitz, Kathedrale, Wein- und Getreidebau, Seidenzucht, Handel; 13,000 Einw.

Lancia Oppidana (a. Geogr.), Stadt der Vertones in Lusitanien, in der Nähe der Quellen des Flusses Munda; nördlich von Idanna bei Ciudad Rodrigo zu suchen (Ptol. II., 5).

Lanciarri (röm. Antiq.), die mit der Lancea (s. d.) bewaffnete kaiserliche Leibwache.

Lanciatum (a. Geogr.), s. Lancia.

Lanciego, span. Flecken, östlich von Vitoria; 500 Einw.

Lancierhund (Jagdw.), s. v. a. Leithund.

Lanciers (franz.), s. Lanze.

Lanciers, Lanzenreiter, Speerreiter (Milit.), die mit Lanzen bewaffneten Kavalleristen. Nach dem Untergange der Ritterschaft blieb die Lanze noch eine Zeit lang die Königin der Waffen, insbesondere bei den Spaniern, deren militärische Einrichtungen und Gebräuche, in Folge der hartnäckigen Kämpfe mit den ritterlichen und Kriegsgewandten Saracenen, bis zu Ende des 16. Jahrhunderts in ganz Europa für musterhaft galten. Die eigentlichen Lanzenreiter der Deutschen, Franzosen, Spanier u. Italiener glichen in jeder Hinsicht den Rittern, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Kompagnien formirt waren und bald gliederweise, bald in geschlossenen Massen zum Angriff vorrückten und sich gelegentlich auch der Pistolen bedienten. Die Schwierigkeit, sich mit tüchtigen Streithengsten zu versehen, vielleicht aber auch die Ueberzeugung, daß Gewandtheit im Kampfe noch mehr werth sey als physisches Uebergewicht, veranlaßte die Spanier zuerst, nach dem Muster der Saracenen sich eine leichtere, mit Speeren

bewaffnete Reiterei zu bilden, wozu meist Albaner gewählt wurden. Diese trugen statt des Harnisches bloß einen Panzer, statt des Ritterschwertes türkische Säbel, am Sattel jedoch noch eine Streikolbe. Ihr Schild war kleiner als das der schweren Lanzenreiter, ganz rund und auf der erhabenen Mitte mit einem großen eisernen Stachel versehen. Mendoza hatte noch 1598 sechs Kornetten solcher Albaner in den Niederlanden bei sich. Die Franzosen warben ebenfalls Albaner zu ihrem Dienste; sie sind unter dem Namen Stratioten bekannt geworden. — Zu Anfang des 16. Jahrhunderts legten die Lanzenreiter die Schilde ab; etwas später kamen sogar die Lanzen außer Brauch, weil es an Zeit und Gelegenheit zu ritterlichen Uebungen fehlte, und die Lanzenreiter verwandelten sich allmählig in Kürassiere (s. d.)

Lancierò (Geogr.), australische Insel, im gefährlichen Archipel, wird von Malaien bewohnt.

Lancilao, einer der besten italienischen Miniaturmaler des 16. Jahrhunderts, Schüler von B. della Gatta, lebte zu Padua.

Lancilotte, Jakob, genannt *Giacopiano*, ital. Gelehrter, Dichter, Redner, Astronom, Musiker, Del- und Miniaturmaler zu Modena, 1497 geb. und † 1554. Er stammte aus der Familie der *Vianchi* und stand bei Klemens VII. und Kaiser Karl V. in hohem Ansehen.

Lancinirend (Med.), sagt man von einem mit Bligesschnelle durchschießenden Schmerze, wie derselbe vorzüglich beim Stirn- u. Krebs, zuweilen auch bei Neuralgien vorkommt.

Lancio, Balthasar, ital. Baumeister des 16. Jahrh., im Zeichnen Schüler von B. Genga, warf sich später ganz auf die Kriegsbaukunst, die er zu Lucca, Siena und Florenz ausübte.

Lanciola (ital., Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Plantago*.

Lanciren (Jagdw.), einem Wild mit dem Hunde so lange auf der Fährte folgen, bis man es aufsprengt. Es geschieht dies meist zum Behufe einer Parforcejagd (s. d.) und zwar mit den sog. *Lancirhunden*, d. h. 2–6 aus der Meute ausgewählten eigentlichen Jagdhunden oder mit alten fermem Leirhunden.

Lancisi (Biogr.), 1) Tommaso, italien. Maler, 1603 zu Citta di S. Sepolcro geb., Schüler des Sciaminoffi, † 1682. Die Vorfahren, wie die Nachkommen des L. gehören zu den italien. Künstlern, deren Namen bisweilen genannt werden, deren Werke aber größtentheils untergegangen zu seyn scheinen. — 2) Johann Maria, berühmter italienischer Arzt, ward zu Rom am 26. Oktober 1654 geb. Er studirte daselbst zuerst Theologie, vertauschte sie aber später mit der Medicin, die er an der Sapienza unter Vitel Giordani trieb, erhielt hierauf 1672 die medicinische Doktormürde und wurde 1675 Arzt am Hospital di San Spirito in Sassia. Nach einigen Jahren verließ er diese Stelle und lebte 5 Jahre lang bloß den Studien als Domherr von S. Salvador in Lanua, bis er 1684 die Stelle als Professor der Anatomie an der Sapienza annahm. Auch diese vertauschte

er nach 13 Jahren mit der Professur der theoretischen und praktischen Medicin. Zugleich übernahm er mit dem Jahre 1686 die Stelle eines Leibarztes bei den Päpsten Innocenz XI. und Innocenz XII., der ihn zum Domherrn ernannte. Auch Klemens IX. machte ihn zu seinem Leibarzt, so wie zum geheimen Kämmerer und Professor der Medicin. Nachdem er seine über 20.000 Bände starke Bibliothek und sein physikalisches Cabinet seinem Hospitale geschenkt hatte, † er am 21. Januar 1720 mit Hinterlassung ansehnlicher Fonds für das Hospital. Trotz seiner Amtsgeschäfte und seiner ausgebreiteten Praxis gewann L. doch noch Zeit für seine gelehrten Arbeiten; er lebte dabei in enger Verbindung mit vielen italienischen und fremden Gelehrten, und selbst Ludwig XIV. erkannte seine Verdienste durch Uebersendung werthvoller Werke an. L. war berebt, freundlich im Umgange, freigebig; als Arzt neigte er sich zu sehr zum Systeme des Sylvius hin. Als Schriftsteller hat er sich einen bedeutenden Namen gemacht. Seine berühmtesten Werke sind: „*De subitaneis mortibus libr. duo*“ (Rom 1707), die vorzüglich der pathologischen Anatomie viele Bereicherungen darbieten; — „*De noxiis paludum effluviis*“ (das. 1717); — „*De motu cordis et aneurysmatibus*“ (daselbst 1728). Gesammelt erschienen seine Werke in Genf (2 Bde. 1718), vollständiger in Venedig (4 Bde., 1739) und zu Rom von Alfaldi herausgegeben. Eben so hat er sich ein großes Verdienst durch Herausgabe der anatomischen Abbildungen des Eustach (s. d.) erworben.

Lancisia (Bot.), I. nach Lamarck, Pflanzengattung. — Arten: 1) *L. bipinata* Pers., s. v. a. *Lasio spremum radiatum*; — 2) *L. lobata* Lam., s. v. a. *Lidbeckia lobata*. — II. Nach Adanson, Pflanzengattung. Art: *L. anthemoides* Moench., s. v. a. *Cotula anthemoides*.

Lanke, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Nieder-Barnim; Gut, Ziegelei; 230 Einw.

Lanken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Rügen; 130 Einw.; — 2) das.; über 100 Einw.; — 3) das.; 120 Einw.

Lankenow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Priegnitz; gegen 100 Einw.

Lankwitz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; schönes Landhaus; 190 Einw.

Lancobriga (a. Geogr.), nördlichste Stadt der Celtici in Lusitanien, am südlichen Ufer des Tagus, etwa in der Gegend des heutigen Benavente.

Lancon (franz., Ichthyol.), s. v. a. Sandfisch, *Anmodytes Tobianus* L.; s. Sandaal.

Lancon (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Bouches-du-Rhône, Arr. Aix, unweit dem Kanal von Graponne; Delfabr.; 2060 Einw.

Lanconello, Christoph, ital. Maler des 16. Jahrhunderts, aus Faenza, Schüler und eifriger Nachahmer des großen Baroccio (s. d.). Lanzi rühmt sein Gemälde mit Maria in der



tes Fürstenland in Deutschland bildete, mit Beamten, welche damals für ein Leben bei Hof u. Landesfeierlichkeiten ein Erbamt bekleideten. Solche Hofämter gaben in Halberstadt, Hoya, Hildesheim u. den Ämtern Landmarschall, Landhofmeister etc.

Laudantwachs, f. v. a. Alluvion.

Laudarzt, f. Arzt.

Laudas, franz. Dorf mit Viehmärkten, Depart. Nord, östlich von Dreux: 2370 Einw.

Laudassell (Krustae.), Affelgattung, f. v. a. Dnistus.

Laudau (Geogr.), 1) bayer. Besigungen: a) Landkommissariat, R. = B. Pfalz, 6 1/2 □ M. groß mit 57,500 Einw.; gebirgig und waldig; — b) Kanton daselbst, umfaßt 3 1/10 □ M. mit 33,000 Einw.; — c) Hauptstadt des gleichnamigen Kantons und Bundesfestung, an der Queich. L. ist Sitz eines Bezirksgerichts, Landkommissariats, Hypothekenamts, Friedensgerichts, Rentamts, Nebenzolamts, Polizeikommissariats, einer Post und Salzfactorei; hat eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Kollegiatkirche, ein Progymnasium, eine landwirthschaftliche und Gewerbschule, Garnison, Zeughaus, Militärkaserne, Hospital, bombenfeste Kasernen und einen schönen Paradeplatz. Einwohner: 8000. Besondere Industriezweige L.'s sind Fabriken in Leinen und Wollenwaaren und Waffenschmieden; außerdem ist die Putzmanufaktur, so wie auch des Tabaksbaues als einträglicher Nahrungsquellen zu gedenken. Die Bundesfestung, welche Bayern allein zu besetzen das Recht hat, besteht aus 8 abgerückten Bollwerken (Contregarden), und Tours bastionnés als Reduits mit 8 Ravelins; die 8. Bastion hat einen Abschnitt und einen Wall nach der Stadtseite zu, der sie zur Citadelle macht. Mittelft eines Kanals können alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden. — Geschichtliches. Nach den ältesten Nachrichten soll L. schon von Artila zerstört und 750 von Landfried, Herzog der Alemannen, wieder erbaut worden seyn; doch sind diese Angaben nicht zuverlässig. Später war L. eine Besingung der Grafen von Leiningen, von denen es Rudolf von Habsburg erwarb und zur freien Reichsstadt erhob. Unter Ludwig dem Bayer wurde es an die Stadt Speier, nachher an den Bischof von Speier versetzt, 1511 von Maximilian I. wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Während des 30jährigen Krieges wurde die Stadt sieben Mal von den Mansfeldern, Schweden, Kaiserlichen und Franzosen genommen. Ludwig XIV. nahm sie 1680 mit dem Elsaß in Besitz und ließ sie von Vauban nach einem neuen Systeme aus kleinen gemauerten und kasemattirten Bollwerken in der Mitte großer Erdbastionen besetzen. Im J. 1702 wurde L. nach 82 Tagen von den Deutschen, 1703 nach 58 Tagen von den Franzosen, 1704 nach 70 Tagen abermals von den Deutschen, jedoch 1713 von den Franzosen unter Villars nach 60 Tagen wieder erobert und 1714 im Frieden von Rastatt an Frankreich abgetreten. Nachdem im August 1793 die Verbündeten gegen das von den Fran-

zosen besetzte L. operirten und ein am 28. Oktober unter dem Kronprinzen von Preußen gegen die Festung unternommener förmlicher Angriff den Rückzug der Armee zur Folge hatte, versuchten 1814 auch russische Truppen, L. zu nehmen, jedoch ebenfalls vergeblich. In dem 2. pariser Frieden (1815) kam die Stadt wieder an Deutschland und durch den münchener Vertrag an Bayern. Vom Jahre 1840 an wurden die Festungswerke bedeutend verstärkt. Ueber die Belagerung L.'s in dem Kampfe für die deutsche Reichsverfassung (1849), f. das Nähere unter dem Art. Pfälzischer Revolutionskrieg. — d) Bayerisches Landgericht, R. = B. Niederbayern, 12 □ M., 21,990 Einw.; — e) Stadt das., Stadt- und Landgerichtssitz an der Isar; 1200 Einw.; Rentamt, Pfarrei, 4 Kirchen, Post, wahrscheinlich das alte Avonia; — 2) österr. steiermärk. Dorf, Kr. Grag, Bez. Birkenstein; 170 Einw.; — 3) preuß. Besigungen: a) Dorf, Prov. Preußen, R. = B. und Kr. Danzig; 275 Einw.; — b) Dorf das., R. = B. Königsberg, Kr. Kössel; 180 Einw.; — c) Dorf das., Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Neumarkt; 370 Einw.; — 4) waldeckische Stadt, Distrikt Twiste, auf einem hohen Berggipfel; Feldbau, Oberförsterei; 700 Einw. L. war 1360 schon besetzt und das Schloß bis 1713 häufig Wohnsitz der regierenden Fürsten von Waldeck; — 5) württemberg. Hof, Donaukreis, Oberamt Niedlingen; mit Ruine, dem Stammsitz der Grafen von L. oder Grünungen.

Laudau (Biogr.), Rabbi Samuel, Oberrabbiner von Böhmen und erster Oberjurist der israelitischen Gemeinden, † zu Prag 1834. Schrieb: Rabbinisch-aramäisch-deutsches Wörterbuch zur Kenntniß des Talmuds etc., Prag 1819—24, 2c.

Laudauer, viersitziger Reisewagen, dessen Verdeck sich in der Mitte theilt und daher nach vorn und nach hinten niederschlagen läßt; so benannt, weil Kaiser Joseph I., als er 1702 von Landau zog, in einem solchen Wagen fuhr.

Laudaul, franz. Dorf mit Markt, Depart. Morbihan, Arr. Lorient; 910 Einw.

Laudauschuß, 1) eine bestimmte Anzahl von Landtags-Deputirten, welche nach dem Schlusse oder bei Vertagung, oder nach der Auflösung eines Landtags zurückbleibt, um die laufenden Geschäfte zu besorgen; — 2) sonst f. v. a. Landmiliz.

Laudbär (Säugeth.), f. v. a. gemeiner brauner Bär, Ursus Arctos L.

Laudbau, 1) f. v. a. Ackerbau, die Bestellung, Bebauung des Feldes; — 2) f. v. a. Landwirthschaft (f. d.).

Laudbauer, 1) derjenige, welcher den Landbau versteht oder betreibt; — 2) in einigen Gegenden ein Bauer auf dem ebenen Lande, zum Unterschiede von einem Bergbauer.

Laud- oder Civilbauholz, vereinigt in sich alle Sortimente für Gebäude, welche über der Erde stehen, insonderheit das Zimmerholz. Solche Hölzer werden theils behauen, theils sind es Sägewaaren. Aufmerksamkeit ist zu

richten auf Auswahl der Holzart, Beschaffenheit und Dauerhaftigkeit des Holzes und die erforderlichen Maßverhältnisse. Die vorzüglich in Rede kommenden Hölzer sind: Einkämmiges Bauholz, wenn der Durchmesser der Stämme die Herstellung eines einzelnen Zimmerholzes von gewisser Stärke gestattet, wobei unter dem notwendigen Längenmaße das Beschlagen nach dem Durchmesser des Zapfendes geschehen kann, ohne daß dabei zu viel Abfall entsteht, wenn die Abnahme der Dicke des Stammes von unten nach oben zu stark ist. Schnittholz, oder geschnittenen Bauholz, Klöße von solcher Dicke, um sie nach dem Beschlagen der Länge nach in mehrere Stücke aufzuschneiden. Scharfkantig beschlagbares, die Querschnitte bilden Quadrate oder Oblonge, je nachdem alle vier oder zwei entgegen liegende Seiten gleich breit werden. Rindenkantig beschlagbares, bei welchem der Durchmesser geringer seyn kann, als beim vorhergehenden, weil weniger abgehauen wird und verloren geht. Glattes Bauholz, welches schön gewachsen ist, keine Astknoten hat, und wo sich nicht die Fasern winden. Grobes Bauholz, welches knotig, windschief u. wimmerig gewachsen seyn kann, sowohl Bäume als Klöße, die ihrer Bestimmung nach keiner geraden und glatten Flächen durch Bearbeitung bedürfen. Langes Zimmerholz, gerade gewachsen und von schwach abnehmendem Durchmesser, nach Länge und Dicke von der Bestimmung abhängig. Kurzes Zimmerholz, wozu die benutzbaren Stücke übrigens schlecht gewachsener Stämme verwendbar sind, der Abfall beim Behau ist unbedeutend, weil die Verschiedenheit des Durchmessers nicht groß ist. Die gewöhnlichen Holzarten sind Kärchen, Kiefern, Fichten und Tannen, außerdem noch Eichen und Ulmen, weniger Eichen — ausnahmsweise Kastanien — seltener Eichen, Birken und Buchen, je nach den Bauzwecken und je nachdem es die nothwendige Leichtigkeit zuläßt oder die Preise des Holzes es gestatten. Das Bauholz ist außer der Saftzeit zu fällen, vom November bis Februar, alsbald zu entäften, zu entrinden, zu bewaldröthen oder zu beschlagen; es muß an luftigen Orten zum Austrocknen untergebracht werden, um der Verderbniß vorzubeugen. — Gewöhnliche Sortimente des Landbauholzes sind: Grundschwelle, die auf das Mauerfundament gelegt werden und die Wände tragen, ihrer Länge nach von der Länge der Wand abhängig, an Höhe und Breite meistens 7—12 Zoll, wozu auch ganze, gerade und gesunde Eichen genommen werden. Brustschwelle, unter die Wände der Stockwerke; aus ganzen Hölzern, nach der Dicke der Wände, gewöhnlich 6—7 Zoll dick, von Eichen- oder Nadelholz. Dachswelle, unmittelbar unter das Dachgebälke und als Stützpunkte für die Sparren, 6—7 Zoll breit u. 1 Zoll höher; bei stehenden Dachstühlen vierkantig, bei liegenden drei- oder fünfkantig, gewöhnlich von Nadelholz. Wandrahmen oder Pfetten, horizontale, mit der Schwelle einer Wand parallel laufende Hölzer, worin der

obere Theil der Pfosten oder Säulen eingezapft wird. Durchschnittlich 7 Zoll breit und 10 Zoll hoch, aus ganzen oder einmal getrennten Eichen- oder Nadelholzstämmen. Pfosten oder Ständer, welche aufrecht in der Wand stehen, unter verschiedenen provinziellen Namen bekannt; Eichen- oder Nadelholz, in der Höhe vom Stockwerke des Gebäudes, etwa 6—8 Zoll dick, übrigens von der Dicke der Wand abhängig. Säulen, freistehende Ständer, aus geraden Stämmen in ihrer natürlichen Rundung; am besten Eichen, außerdem auch Ulmen oder Kastanien. Riegel, wagerecht zwischen die Pfosten der Wände kommend, von Laub- oder Nadelholz. Gewöhnliche Länge 2—6 Fuß, Dicke von der der Pfosten abhängig, besonders unterschieden in Block-, Wand-, Spann-, Brust- und Tragriegel. Balken, welche über den hohlen Raum des Gebäudes wagerecht auf den Mauern aufliegen. Träger oder Durchzüge, zur Unterstüßung der Balken unter diesen weg; meistens Nadelholz, 7—12 Zoll breit und 8—14 Zoll dick. Mauerlatten, auf der Vorder- und Hinterwand massiver Gebäude liegend. Gewöhnlich von ganzen oder geschnittenen und zusammengefügten Eichenhölzern, 4—5 Zoll dick und 6—7 Zoll breit. Dachstühle, aus Nadelhölzern, Ulmen oder Eichen. Sparren, die in schief zusammengefügt Lage die Bedeckung des Gebäudes tragen. Länge und Breite vom Gebäude selbst abhängig, die Stärke aber nach der Bedeckung sich richtend. Meistens einschäftige Stämme. Aufschieblinge oder Knaggen, werden auf den unteren Theil der Sparren aufgenagelt, kurze Hölzer von 4—6 Zoll Stärke, gewöhnlich Nadelholz. Schalhälzer, zwischen und in die Balken zur Herstellung der Decke eingelassen, Eichen- oder Nadelholz, 1 1/2—2 Zoll dick und 3 1/2 Zoll breit. Stühölzer, zum Auslegen der Wandfächer, 5—5 1/2 Fuß lang, Breite und Dicke wie Schalhälzer. Gerüst- oder Rüststangen für Baugerüste, aus besonders gesundem, nicht brechlichem Holze, 20—30 Fuß Länge und am Stammende 6—24 Zoll Stärke. Balkenschlotten, in Dekonomiegebäuden zur Herstellung des Bodens, anstatt der Dielen; runde oder gesplattene Hölzer von verschiedener Länge. Stangen verschiedener Holzarten von etwa 3—4 Zoll Stärke.

Landbaukunst, 1) s. v. a. bürgerliche Baukunst, zum Unterschied von der Festungs- und Wasserbaukunst, s. Baukunst; — 2) Zweig der bürgerlichen Baukunst, welche die Aufgabe hat, die zur Betreibung der Landwirthschaft nöthigen Gebäude, also Wohngebäude, Ställe, Scheuern, überhaupt das ganze Gehöfte, zweckmäßig anzulegen.

Landbaumeister, 1) der Vorgesetzte über das Bauwesen eines ganzen Landes oder einer größern Provinz; — 2) ein Baumeister, der sich nur mit Hochbau, im Gegensatz zu Straßen- u. Wasserbau, beschäftigt; — 3) ein Baumeister, der sich mit dem Bau von Dekonomiegebäuden beschäftigt und gewöhnlich auf dem Lande lebt; auch wohl der Vorgesetzte des Bauwesens auf dem Lande.

Landbede (L.-bete, Landw.), f. v. a. Grund- oder Hufensteuer; Gegensatz von Orbede (Orbete, Urbede), die nur in den Städten üblich ist.

Landberge, f. Gebirge.

Landbernstein (Min.), f. v. a. der gegrabene Bernstein; f. Bernstein.

Landbert, Name, f. v. a. Lambert.

Landbeschäler, f. Landgestüt.

Landbiber (Säugeth.), f. v. a. gemeiner Biber, Castor Fiber L.

Landbischöfe, f. v. a. Chorbischöfe.

Landbömsch, eine zum Fang von Ruffarden auf trockenem Lande gemachte, dem Wasserbömsch ganz ähnliche Vorrichtung. Etwa sechs Zoll vor der Stelljunge unter dem Schlagneze ist ein ungefähr 9 Zoll tiefer Kessel ausgegraben, woran der Köder angebunden wird.

Landboten, ehemals die auf den Landtagen erwählten Deputirten der polnischen Provinzen, welche als Bevollmächtigte auf den Reichstagen erschienen. Vgl. Polen (Gesch.).

Landbrand, f. Brandstiftung.

Landbuch, 1) Inbegriff der Provinzialgesetze eines Landes; — 2) Beschreibung der Besitzungen einer Gemeinde an Rechten, Pflichten, Dienstleistungen etc.

Landcharte, f. v. a. Landkarte.

Landchirurg, f. Chirurg.

Landdeich, 1) f. v. a. Winnendeich; — 2) f. v. a. Grobendeich, f. Deich.

Landdefau (Feldbewant, Kirchenw.), f. Defau.

Land der fünf Flüsse, 1) f. v. a. Lahore; — 2) insbesondere f. v. a. Pendschab.

Land der guten Menschen, f. v. a. Westmaffaras.

Land der Rothländer (Rothender), f. v. a. Betanimene.

Landding (Rechtsw.), f. Dingstuhl.

Landdragoner, f. Genéb'armes.

Landdrost, f. Hannover. S. 1115.

Landela (Geogr.). 1) d'Aliron, franz. Flecken, Depart. Manche, Arr. Avranches, am Aliron, rechts; 1200 Einw.; — 2) = Patry, Dorf das., Depart. Orne, nördlich von Domfront; Leinweberei; 2080 Einw.; — 3) = Bieille, Dorf das., Depart. Vendée, Arr. Sables-d'Alonne; 540 Einw.

Landean, franz. Dorf, Depart. Ille-et-Vilaine, östlich von Fougères; 1850 Einw.

Landeshow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bütow; Wassermühle; 140 Einw.

Landeck (Geogr.). 1) bad. Dorf, Oberrhein-Kreis, D.-M. Emmendingen; 181 Einw.; — 2) österreich. Besitzungen: a) Dorf, Böhmen, Kr. Pilsen; 3 Sauerbrunnen; 300 Einw.; — b) Landgericht, Tyrol, Kr. Imst, 14,23 Meilen umfassend mit ungefähr 14,000 Einw. in 14 Gemeinden; — c) Dorf das., liegt 2542' über dem Meere, am Inn, der es in die beiden Theile Angedair und Persfuchs, welche für sich besondere Gemeinden bilden, scheidet; mit schöner Innbrücke, Gefallenwache, Post, Bierbrauerei, 4 Jahrmärkten, gothischer Kirche, Kapelle und

Schloß; gegen 1500 Einw.; — 3) preuß. Besitzungen: a) Stadt, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Gabelschwerdt an der Biela, 13 Meilen von Breslau, 1048' über dem Meere, in einer schönen, nach Osten, Süden und Westen von hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen Gegend gelegen, besitzt ein etwas raubes, aber alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima, mit etwa 1600 Einw.; ist der Sitz eines Land- und Stadtgerichts und Nebenzollamts, hat 2 Kirchen, 2 Kapellen, evang. Betstall, Spital und 4 Jahrmärkte. Die Stadt verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon bei dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen, mit denen schöne Anlagen und große Badeanstalten verbunden sind. — Das Bad liegt in dem malerischen Thal der Biela, von sehr hohen Bergen im Süden, Osten und Westen umschlossen, 1398 Fuß nach Prudlo (Höhenmessungen in Schlesien u. s. w., Breslau 1837) über dem Meeresspiegel erhoben. Die bereits in früheren Zeiten, nach einigen Nachrichten schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts, nach Anderen des dreizehnten, benutzten, dann aber zuerst in Folge des Einfalls der Tataren in Schlesien und später der hussitischen Verwüstungen wieder vernachlässigten Quellen erfreuen sich bequemer Wohnungen für Kurgäste und guter Vorrichtungen zur Benützung der Quellen, wie denn L. schon im J. 1788 ein Douchebad besaß, das indessen wegen der sich mehrenden Zahl der Kurgäste im J. 1818 erweitert werden mußte. Eben so haben die von Alters her bestandenen Einrichtungen in der neuern Zeit zweckmäßige Umformungen erfahren, so daß gegenwärtig daselbst zweckmäßige Vorrichtungen zu Douche-, Dampf- und Schwigbädern (seit 1837), und zu Inhalations- oder Gasbädern (seit 1838) sich vorfinden. Hinsichtlich der Monographien über L. schließt sich an die älteren von Burghard, Megalla, Förster, die neueste, sehr umfassende von dem Badearzt D. Bannert. Die in einem Lager von Gneis entspringenden Mineralquellen gehören zu der Klasse der lauwarmen, erdig-salinischen Schwefelquellen. Ihr Wasser ist klar, durchsichtig, in den Bassins von bläulich-grünlicher Farbe und einem schwachen Schwefelgeruch und Geschmack. Man unterscheidet: 1) das St. Georgsbad od. das alte Bad; 2) das Marien- oder Unser lieben Frauen- oder das neue Bad, beide von 1000,102 spec. Gewicht, und einer Temperatur von 23° R. nach Fischer; 3) die Douchequelle, bei der im J. 1838 ein Bauernhaus mit Einrichtungen zu Inhalations- oder Gasbädern errichtet wurde; 4) der Marienbrunnen, nach der Prinzessin Albrecht von Preußen genannt, oder die Trinkquelle, von 1000,104 spec. Gewicht und einer Temperatur von 16° R.; 5) die Mühl- und 6) die Wiesenquelle, erstere von 14° R., letztere, die erst 1837 wieder aufgedigelt wurde, von 17,5° R. Temperatur. Chemisch analysirt wurden die Schwefelquellen von L. von Megalla und Günther im J. 1797, und von Fischer im J. 1834—1835. Die Mineralquellen von L. wirken, in Form von Bädern angewendet, ge-

sind reizend und stärkend auf das ganze Nervensystem, die äußere Haut und die Schleimhäute, — getrunken, gelind reizend auf alle Ex- und Sekretionen, namentlich den Darmkanal, das Leber-, Pfortader-, Lymph- und Drüsen-system. Man badet in dem alten und neuen Bad, gemeinschaftlich in den Bassins und in Wannen; — das Wasser wird aber auch häufig getrunken, sowohl allein, als auch mit Ziegenmilch oder Molken, die in der hier befindlichen Molkenanstalt frisch bereitet werden. Die Baderkur wird gewöhnlich mit einigen Wannenbädern begonnen, und dann in Bademänteln gemeinschaftlich, doch seit dem Jahr 1814 in dem Geschlechte nach gesonderten Bassins gebadet. Sehr hülfreich erweisen sich die Mineralquellen zu L. in allen den Fällen, wo mildere salinische Schwefelquellen indicirt sind, namentlich: 1) bei krankhaften Störungen des Uterinsystems, Neigung zu Frühgeburt, Fluor albus, Störungen der Menstruation, Bleichsucht; 2) bei chronischen Leiden der Verdauungswerkzeuge, besonders Verschleimungen; 3) Dyskrasien und Kachexien, Sicht und Rheumatismen, Plica polonica, Ectropheln, Lithiasis; 4) Verschleimungen und Blennorrhöen der Bronchien u. Lungen, u. endlich 5) chronischen Krankheiten der äußeren Haut, Hautausschlägen und Geschwüren. Wir führen schließlich noch die oben erwähnten Analysen an. Nach Mogalla und Gunt her enthält:

	Altes oder Georgenbad.	Neues oder Liebfrauenbad.
Schwefelsaures Natrium	0,218 Gr.	1,700 Gr.
Salzsaures Natrium	0,025 =	0,100 =
Schwefelsaure Kalkerde	0,406 =	0,300 =
Salzsaure Kalkerde	0,066 =	0,093 =
Kohlensaure Kalkerde	0,132 =	0,111 =
Eisenerde	0,100 =	0,033 =
Kieselerde	0,300 =	0,186 =
Extraktstoff	0,016 =	0,023 =
	1,897 Gr.	2,047 Gr.
Kohlensaures Gas	1,25 R. B.	2,223 R. B.
Schwefelwasserstoffgas	4,333 =	3,555 =
	5,388 R. B.	5,777 R. B.

Die kalte Schwefelquelle.

Schwefelsaures Natrium	1,030 Gr.
Salzsaures Natrium	0,935 =
Schwefelsaure Kalkerde	0,300 =
Salzsaure Kalkerde	0,100 =
Kohlensaure Kalkerde	0,033 =
Eisenerde	0,033 =
Kieselerde	0,166 =
Extraktstoff	0,004 =

Kohlensaures Gas	2,621 Gr.
Schwefelwasserstoffgas	1,000 R. B.
	4,333 =
	5,333 R. B.

Nach Fischer:

	Altes Bad.	Neues Bad.	Trinkquelle.
Schwefelsaures Natrium	0,246 Gr.	0,213 Gr.	0,224 Gr.
Kohlensaures Natrium	0,246 =	0,231 =	0,314 =
Quellsaures Natrium	0,165 =	0,231 =	0,239 =
Chlorkalium	0,081 =	0,029 =	0,081 =
Phosphorsaure Kalkerde	0,048 =	0,032 =	0,039 =
Schwefelsaure Kalkerde	0,008 =	0,029 =	—
Kohlensaure Kalkerde	0,091 =	0,009 =	0,089 =
Magnesia	0,009 =	0,018 =	0,009 =
Phosphorsaure Eisenerde	0,013 =	0,115 =	0,040 =
noch Eisen u. Mangan	0,013 =	0,115 =	0,040 =
Kieselerde	0,271 =	0,337 =	0,241 =

Schwefelwasserstoffgas	Sparen	Sparen	Sparen
Kohlensäure	0,26 Zoll	0,26 Zoll	0,26 Zoll
Eisendampf	0,62 =	0,62 =	0,44 =

Das Georgenbad war schon im 13. Jahrhundert bekannt, und gegen Ende des 17. fing man an, auch das Liebfrauenbad zu gebrauchen; nachher kamen aber die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als König Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolg gebrauchte. Auch in der Folge hatte L. das Glück, immer bedeutende Gönner zu finden, so daß es nach und nach in Hinsicht auf Frequenz der Gäste und Vortrefflichkeit seiner Anstalten immer höher stieg; doch ist es gegenwärtig wieder weniger besucht. (Vgl. Vannerth, die Heilquellen zu L., Bresl. 1838.) In der Nähe liegen die Ruinen der Burg Karpenstein; — h) Stadt, Prov. Preußen, R. B. Marienwerder, Kr. Schlochau, an der Knudde; 3 Jahrmärkte und Tuchmacherei; 850 Einw.; — c) Dorf, das, Kr. Flatow, mit ungefähr 280 Einw.

Landek (Biogr.), Konrad Schenke von, deutscher Minnesänger aus dem 13. Jahrhundert, war aus Thurgau und dichtete um das J. 1276, als Rudolf von Habsburg Wien belagerte. Seine noch übrigen Lieder (Maness. Samml. Bd. 1, S. 195—204) haben sämtlich die Liebe und ihre Freuden und Leiden zum Thema, versathen aber schon einen verderbten Geschmack. Verbraachte Gedanken und Bilder, kleinliche Reimkünsteleien und geschmacklose Wortspiele sind die Hauptfehler, die man ihnen mit Recht vorwirft.

Landefeld, kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Melsungen, an der Lande; 2 Mühlen; 310 Einw.

Landegem, niederländ. Dorf, Ostflandern, Gent; 1940 Einw.

Landegg, österr. Dorf, Land unter der Enz, Viertel unter dem Wienerwald, Bdgr. Pottendorf; 250 Einw.

Landegge, 3 hannöb. adelige Güter, Dönnabrück, Aremberg-Meppen, Amt Meppen, 170 Einw.

Landegode, schwed. Insel, Nordland, nahe an der Küste, westlich von Bodö.

Landesiger (Staatsw.), ein freier Bauer, der sein Land eigenthümlich besitzt.

Landek (Geogr.), 1) (Droschin, Droschin), österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Tepl; Mühle; 540 Einw. — 2) österr. Dorf, Graßsch. Tyrol, Ober-Innthal, westlich von Imst, an der Mündung der Trosana.

Landel, österr. Dorf, Steiermark, Kr. Brück, an der Enz, links; bedeutenden Viehhandel; 280 Einw.

Landeléau, franz. Dorf mit Markt, Depart. Finistère, Arr. Châteaulin; Papiermühle; 1150 Einw.

Landelin, franz. Stadt, s. v. a. Saugeur de L., St.

Landelles, franz. Flecken, Depart. Calvados, Arr. Vire; 1640 Einw.

Landely, niederländ. Dorf. Prov. Hennegau, westlich von Charleroy, an der Sambre; Bruch lithographischer Steine; 320 Einw.

Landemert, preuß. Bauerndorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Allen; 310 Einw.

Landen, belg. Stadt, Prov. Füttich, Bez. Waren, nordwestlich von Hub, am kleinen Fluß Bed; 900 Einw. L. war ehemals befestigt und Aufenthaltsort von Pipin von L. — Ueber den hier am 29. Juli 1693 vom Marschall von Luxemburg über die Verbündeten erfochtenen Sieg, s. Neerwinden.

Landenberg (Geogr.), 1) Schweiz, Schloß, jetzt Zeughaus, Kant. Unterwalden, über Earnen; seit 1646 Versammlungsort der Landsgemeinde Obwaldens. Am Fuß des Hügels, in der untern Burg, das Landesarchiv; — 2) drei Schlösser das., Kant. Zürich, im Taubenthal und dessen Nähe, von denen nur noch Breitenlandenberg bewohnt wird.

Landenge, schmaler, auf beiden Seiten vom Meer eingegengter Strich Landes, welcher zwei größere Landestheile mit einander verbindet, zugleich aber zwei Meere von einander trennt. Unter den L.n sind die von Suez, welche Asien und Afrika, und die von Panama oder Darien, welche Süd- und Nordamerika verbindet, die wichtigsten. Unter den europäischen verdient vorzugsweise der Isthmus oder die Landenge zwischen Morea u. Livadien erwähnt zu werden.

Landenhausen, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Landratsbez. u. Edgr. Lauterbach; Spinnerei, Weberei, Garn- und Feinwandhandel, 3 Mühlen; 800 Einw.

Landenne-sur-Meuse, belg. Dorf, Prov. Füttich, Arr. Huy; 760 Einw.

Landensberg, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Edgr. Burgau, in der Nähe des schweppacher Forstes; 200 Einw.

Landenulf, Fürsten von Capua: 1) Sohn Landenulfs und der Guastalda von Teano, reg. 855—86; — 2) Sohn Pandulfs I., reg. 981—992. Vgl. Capua.

Lander (Biogr.), 1) Richard, der Erforscher des Niger, wurde 1804 in Cornwall geb., in Truro erzogen und mit seinem jüngern Bruder John zum Buchdrucker bestimmt. Als er erfuhr, daß die britische Regierung eine neue Entdeckungsexpedition in das innere Afrika zu veranstalten beabsichtige, bot er dem zu diesem Unternehmen bestimmten Kapitän Clapperton seine Dienste an und schiffte sich 1825 mit ihm und den übrigen Reisegefährten nach dem Kap Coast-Castle ein. Bald nach der Ankunft in Afrika reiste er mit Clapperton aus der Bai von Benin in das Binnenland und begleitete ihn bis Sakkatub, wo dieser am 13. Apr. 1827 †. L. kam 1828 nach England zurück und ließ Clappertons Tagebücher mit Bemerkungen drucken, die eine feine Beobachtungsgabe verriethen. Die schriftlichen und mündlichen Nachrichten, die er mitbrachte, erweckten vom Neuem den Forschungsgeist der Gelehrten und erregten auch den Wunsch der Regierung, das alte Räthsel von dem Laufe des Niger gelöst zu sehen. Sie wählte L., dessen Entschlossenheit u. Erfahrung den Mangel gelehrter Kenntnisse ersetzten, zu dem großen Unternehmen, und sein ihm an Schulbildung überlegener Bruder erbot sich

freiwillig, ihn zu begleiten. Im März 1830 landeten sie auf der Westküste Afrika's und brachen bald nachher von Badagry auf, um den Strom bis zu seiner Mündung hinabzufahren. Sie fanden, daß der Fluß, der in seinem obern Theile Dscholiba, in dem untern Quorra heißt, seinen Weg nach Osten nahm, sich weiterhin mit einem andern Strom, der aus dem See Tsaad kommen soll, vereinigte, und es ergab sich, daß der Quorra, der sogenannte Niger, aus jenem See Zufluß erhält, nicht aber in denselben sich ergießt, wie früher angenommen wurde. Bald nach dieser Entdeckung wurden die Brüder L. von einem Negerhaufen verfolgt und gefangen. Die Neger verkauften sie an einen Sklavenhändler, der sie auf dem Flusse Non oder Nun nach Kap Formosa brachte, wo der Eigenthümer eines Schiffes aus Liverpool die Gefangenen auslöste. L. entließ einen seiner Diener, der nach Osten hin den Non aufwärts fuhr, um in seine Heimath zurückzukehren, erfuhr aber später, daß derselbe auf dem Flusse Saleber abermals die Küste erreicht habe. Es ging daraus hervor, daß der Benin, Non und Saleber Arme des großen Niger sind und mit dem Tsaad zusammenhängen. Die beiden Brüder kamen am 1. Dec. 1830 auf die Insel Fernando Po und reisten über Rio Janeiro nach England zurück, wo sie im Juni 1831 ankamen. Die Ergebnisse ihrer Reise sind erzählt in dem „Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger“ (3 Bde., Lond. 1832; deutsch, 3 Bde., Leipz. 1833). Von einigen Kaufleuten in Liverpool wurden nun 3 Dampfschiffe ausgerüstet, mit welchen L. und sein Bruder auf dem Quorra in das Innere des Landes dringen sollten. Sie kamen im Oktober 1832 in Kap Coast-Castle an und fanden die Eingebornen wieder, die auf der frühern Reise sie begleitet hatten und auch die neue Fahrt mit ihnen unternehmen wollten. Mit einem eisernen Dampfboote liefen sie darauf in die Mündung des Niger ein und fuhren den zum Stromgebiete desselben gehörenden Tschadda hinauf, wo sie erfuhren, daß dieser Fluß mit dem See zusammenhänge. Auf einer kleinen Insel, die L. von einem Negerfürsten kaufte und Englandsinsel nannte, legte er ein Fort von Lehmwänden an, das als bequemer Anknüpfungspunkt für den Handel mit dem Binnenlande eine Niederlage für britische Waaren werden sollte. L.s Begleiter, der Lieutenant Allen, machte während der Fahrt auf dem Tschadda mehrere wissenschaftliche Beobachtungen. Mangel an Lebensmitteln zwang die Reisenden, nach dem Niger zurückzukehren, und in Rahba, einer Stadt der Fellatah-Neger, ward ein freundschaftlicher Verkehr angeknüpft. Später wurden L.s Reiseunternehmungen durch Krankheit gehemmt. Gegen Anfang des Jan. 1834 reiste er zu einer abermaligen Beschiffung des Stromgebiets des Niger von Fernando Po ab, und fuhr in einem mit Waaren beladenen Boote den Fluß Non hinauf, in der Absicht, bis zu dem Fort auf Englandsinsel zu fahren. Die Reisenden waren bei starker Gegenströmung ungefähr 30 Meilen weit lang fortgesteuert, als plötzlich Schüsse aus dem Gebüsch fielen, die 3

fallenen Schoppen führt, welche zum Schutze der Heerden errichtet sind. Nach dem Meere hin findet man eine Menge Strandseen; dort sieht man auch Dörfer an den Ufern derselben vertheilt, und die starke Bewässerung macht das Land fähig, etwas mehr als schlechtes Haidegras, ja wohl gar Hafer und Kartoffeln zu tragen; hier findet man sogar Bäume, nämlich Eefichten und Korkeichen. Die Heerden sind zahlreich, in den Sümpfen wälzen sich schwarze Büffel, auf den Anhöhen weiden Pferde, wegen ihrer ungemeinen Genügsamkeit und großen Ausdauer gesucht, doch sind auch sie, gleich den Schafen, welche doch den Hauptnahrungsweig der Bewohner abwerfen, von schlechter Race u. nur durch den Mangel, den sie ertragen können, ausgezeichnet. Ob übrigens dieses Land nicht einer größern Kultur fähig wäre, ist ein Problem, welches vielleicht schon gelöst wäre, wenn nicht eine engherzige Politik das Unternehmen gehindert hätte. Als nämlich Philipp II. mit unumschlicher Härte die Mauren aus Spanien vertrieb, um nur rechtgläubige Christen in seinem Lande zu haben, erbot sich 900,000 derselben, die Haiden anzubauen. Entweder war es großer Glaubenseifer od. die Furcht vor dem mächtigen Philipp, was die französische Regierung hinderte, den guten Vorschlag anzunehmen. Die tapfern Mauren wanderten nach Afrika und bevölkerten die Raubstaaten. Noch trauriger ist der Anblick der Dünen. Diese Sandberge, welche von dem Meere herangespült werden, erheben sich bis zu 150 Fuß über die Oberfläche desselben; sie bestehen ganz aus beweglichem Flugande und würden fast ohne alle Vegetation seyn, wenn nicht in den Thälern, welche sie durchziehen, vom Meere aus Feuchtigkeit genug herbeigeführt würde, um Salzkräutern Nahrung zu geben, welche von dem Vieh mit Vergierde gefressen werden und demselben sowohl reichliche Milch, als seinem Fleische große Schmackhaftigkeit geben sollen. Doch ist es nicht ohne Gefahr, daß man das Vieh hier weiden läßt. Nach jedem Regengusse sammelt sich in den Vertiefungen Wasser an, der Wind führt Staub darüber hin, es bildet sich eine feste Kruste, welche durch neu hinzukommenden Staub und durch Sand verstärkt wird. Das Wasser verdunstet endlich von der Oberfläche, welche nunmehr vollkommen dem festern Lande der Dünen gleich ist. Geht man jedoch unvorsichtig, ohne Führer, in dieses Labyrinth von kleinen Thälern und Hügel, so trifft es sich häufig, daß man plötzlich bis an die Arme versinkt. In der Regel ist der Schrecken größer, als die Gefahr; gibt man dem Sande, dessen Zusammenhang man zerstört hat, Zeit, sich wieder zu setzen, so kann man ein Bein erheben; nach einiger Zeit, wenn der abermals verschobene Sand in Ruhe gekommen ist, zieht man das andere empor, und so hilft man sich durch Besonnenheit und Ruhe nach und nach heraus, während man sich immer tiefer hineinarbeitet, wenn man mit Hastigkeit und Ungeduld verfährt. Sehr viel schlimmer steht es mit dem Unglücklichen, der auf eine größere Vertiefung, auf einen bedeckten See geräth. Dort bilden sich nach lang anhaltendem

Regen oft Dämpfel, welche einige hundert Fuß Durchmesser und 12 — 15 Fuß Tiefe haben. Die große Sonnenhitze erweckt bald die kleinen Wasserpflanzen, die eine zusammenhängende Decke bilden, auf der sich dann Staub u. Sand in noch größerer Masse ansetzt, als dieses auf dem bloßen Wasser möglich ist. Die Feuchtigkeit, welche den Wanderer warmen könnte, verflüchtigt sich bald an der Sonne, und eine trügerisch leichte Decke verbüllt das weite Grab. Geräth man durch Zufall auf solch eine Vertiefung, so ist man fast immer verloren u. stirbt zwischen Sand und Wasser schwebend, eines langsamen qualvollen Todes. Die Dorfbewohner raten, niemals ohne Führer jene gefährlichen Dünen-gegenden zu besuchen, da sich aber dieselben immerfort verändern, so können sie im Grunde so wenig als der Fremde wissen, welcher Ort gefährlich ist. Ihr ganzes Geheimniß besteht darin, daß sie immer auf den Gipfeln oder Abhängen der Dünen bleiben, und niemals in die Vertiefungen gehen, wofolbst allein solch Unglück zu befürchten ist. Die Dünen sind, wie bereits bemerkt, immerfort beweglich; das Meer frucht den Sand in ungeheurer Menge heran. Man rechnet auf 35,000 Mill. Kubikfuß, welche jährlich von dem Meere an die Küsten geschwemmt werden. Dieser Sand ist so fein, daß er immer, selbst bei leisem Winde, Wellen zu schlagen scheint, also recht eigentlich dasjenige ist, was man Flugand nennt; er rückt immer weiter in das Land hinein, jeder Wind schiebt ihn um etwas vor, und man glaubt, vielleicht nicht mit Unrecht, annehmen zu dürfen, daß jährlich die Dünen um 60 Fuß weiter in das Land rücken. Dieses Vorschreiten scheint wirklich unaufhaltsam zu seyn; man hat Beispiele davon an mehreren Städten und Dörfern, welche früher weit von den Dünen entfernt waren und jetzt entweder von ihnen schon schwer bedroht oder gar erreicht, ja zum Theil schon völlig bedeckt sind, so daß sie von den Einwohnern haben verlassen werden müssen. In der Nähe von Nimizan, von Tese, Bielle und andern Orten sieht man auf den Höhen ganz kleine, scheinbar junge und im Entstehen begriffene Waldungen; sie sind schon sehr alt, der Fuß ihrer Stämme liegt 60 bis 70 Fuß unter den sichtbaren Gipfeln, und sie sind nahe daran, gänzlich zu verschwinden, denn der Zug dieser Sandhügel macht reisende und unaufhaltsame Fortschritte. Auf diese Weise ist ein Theil des Dorfes Nimizan wirklich begraben worden, auf diese Weise wurde die Kirche desselben Dorfes durch einen sich nähernden Sandhügel von 120 Fuß Höhe bedroht. Endlich ist man so verständig geworden, diesen Berg mit Fichtensamen zu besäen; dieses hat den Hügel befestigt, und sein Fuß, kaum 1 Ristr. weit von der Kirche entfernt, steht schon seit einer Reihe von Jahren unverrückt fest. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn nicht die Trägheit des Volkes jede größere Unternehmung hinderte, dem Fortschreiten der Dünen dadurch Einhalt gethan werden könnte, daß man die *Salix babylonica*, die Thränenweide (Trauerweide), welche einem wärmern Klima angehört, in großer Menge an das Meeresufer pflanzte. Gesähe dieses von





Landfarren (Bot.), nach Dken, Abtheilung der Klasse der Farren, f. v. a. Filices.

Landfaß, bremer Flüssigkeitsmaß à 6 Saum à 4 Brenten oder 100 Maß à 4 Viertel. 1 Saum = 167,12 Liter. Das bremer Stadifaß hat nur 4 Saum.

Landfedergras (Bot.), f. v. a. Calamagrostis epigeios Roth.

Landfeste, 1) (Wasserb.), f. v. a. Landjoch, f. Brücke; — 2) jede Uferbefestigung an Flüssen u. Kanälen.

Landflagge (Schiff.), die Flagge, welche der Schiffer aufsteckt, wenn er Land erblickt.

Landfleischer, f. Fleischer.

Landflohrliegen (Entom.), nach Dken, Kunst der Flohrliegen; f. Neuroptera.

Landfolge (Landeshrohen), die aus der Landesherrlichkeit fließende Pflicht der Unterthanen zu gewissen Diensten zum Besten des Staats. Dahin gehören: Kriegsdienste zur allgemeinen Landesverteidigung (Heeresfolge), Dienste zum Bau der Festungen und der Heerstraßen, zum Vorspann, insbesondere Kriegsführen, welche alle aus der Heerbannspflicht folgen. Ferner: zum Delinquententransport, zur Hülfe bei Vagabundenjagden, zur Hülfe bei Verfolgung der Verbrecher (Gerichtsfolge), zum Botengehn, zur Jagdfolge (bei Ausrottung gefährlicher Thiere). Alle diese Dienste kommen gewöhnlich als Reallasten vor. Von Alters her sind davon befreit Lehn- und Rittergüter. Nicht hierher gehören diejenigen Dienste, welche die Landesherrn wegen ihrer Domänen zu fordern berechtigt sind. Dies sind bloß gewöhnliche Frohnen; man hat sie uneigentliche Landfolgen genannt.

Landformationen (Gergnos.), f. Lagerung, 2) A. d) ß)

Landforst, f. v. a. Feldholz.

Landforstmeister, der Vorgesetzte über das Forstwesen eines ganzen Landes; zuweilen auch Landjägermeister; Oberlandjägermeister, wenn er einen oder mehrere Landjägermeister unter sich hat.

Landfrancus (Biogr.), f. Landfranc.

Landfreie, die Freigebornen unter den Deutschen, welche nach der Erbauung der Städte auf dem Lande blieben; sie halfen bei Errichtung der Landeshoheit den Adel bilden. Vgl. Adel.

Landfried (Biogr.), 1) Herzog der Alemannen, f. v. a. Landfried; — 2) fränkischer Baumeister des 9. Jahrhunderts, der Erbauer des berühmten Thurms zu Jory (Normandie), eines Meisterstücks jener Zeit; vgl. Vitalis' Histor. eccles. S. 3.

Landfriede. Die Gewohnheit der Selbsthülfe, oder die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf zu schlichten, ist uralte bei den Deutschen. Sie stammt wohl aus den Zeiten, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht bestand. Aber auch später, als innere und äußere Kriege und die Züge der Völkerwanderung den deutschen Stämmen eine Art von Staatsoverfassung aufnöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie

wurden, ließen sie nicht von jener tropigen Sitte und erachteten das Ansehen ritterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkischen Könige, die wohl einsahen, daß diese Gewohnheit nicht zu tilgen sey, bestreben sich, sie lieber zu mildern und verpönten die Gewaltthätigkeiten gegen den, der sich (ebenfalls nach alter deutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld, Buße zu bezahlen) bereit erklärte. Aus derselben Sitte schreiben sich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geschahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch diese mußten die Könige, als dem Geiste deutscher Nation zu wesentlich beizubehalten. — Die Priesterschaft an der gänzlichen Abschaffung der Privatfehden, die ihr ein heidnischer Greuel dünkte, ebenfalls verzweifeln, suchte sie durch die wohlthätige Macht des Christenthums zu mildern. Sie stellte es als sündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferstehung des Erlösers heiligt, unchristliche Gewalt zu üben. Zuerst, so viel wir wissen, gelang es in Sündfrankreich und Burgund, nach dem Jahre 1030, durch Vorgesung einer göttlichen Inspiration, die einem Bischof geschehen, dieser heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verschaffen und über ganz Europa verbreitete sich bald die Beschränkung der Fehden. Wer vom Donnerstag Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als Gottesloser in den Bann. Diese wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (f. d. Trenga Dei, Trêve de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Die übrigen Tage der Woche blieben für Ausübung des den germanischen Völkern so werthen Rechtes der Privatkriege frei. Erst durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfrieden auf den Concilien zu Narbonne 1054, Troyes 1093, Clermont 1095, Rouen 1096, Nordhausen 1105, Rheims 1136, St. Johann von Lateran 1139 u. 1179 u. Montpellier 1195 durch ausdrückliche Satzungen bestätigt u. eingeführt. Später wurde zu gewissen heiligen Zeiten des Jahres die Befehdung auf mehrere Wochen ganz verboten oder vielmehr verdammt. Auch wurden geweihte Orte und gewisse Personen, als Geistliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrlose, besonders aber zu Clermont 1095 die Kreuzfahrer durch Kirchengesetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigstens zum großen Theil der geistlichen Macht. Wurden auch diese geheiligten Schranken hin und wieder von der Leidenschaftlichkeit überschritten, so blieben dies doch immer allgemein verabscheute Ausnahmen. Mehr als diese, trieb wohl die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reiches zu sorgen und der Selbsthülfe wie dem sogenannten Faustrecht, in das sie ausarteten, Grenzen zu setzen. Die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art mißbraucht und Jedem galt für rechtmäßig, was er mit seiner Faust vermochte. Daher

allenthalben Räuberzügen und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs. Schon Konrad II. und Heinrich III. gaben Gesetze gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. Des Letztern Energie wußte seinen Gesetzen einen für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der daraus entspringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfassung wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unsicherer als je. Die hohenzollernschen Kaiser, zur Unterdrückung der Selbsthülfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1167, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden sollte. Dies nannte man absagen, widersagen (disfidare oder disfidciare, d. i. das Vertrauen auf den Feind benehmen). Das Absagen geschah durch den Fehdebrief (s. d. u. Kriegserklärung). Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang, der es ritterlich und edel schien, nur den zum Kampf Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem wurde, dem nicht vorher war abgesagt worden, nannte man den L. n. — Dies war Alles, was damals die deutschen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; selbst was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügellosen Deutschen nicht durchgesetzt werden; höchstens vermochte man die Fehden von kaiserlichen (und andern neutralen) Burgen fern zu halten (Burgfrieden), so wie von fremden Häusern (Hausfrieden). Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits. Manche Fürsten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberischen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese an sich wohlthätige Einrichtung zu einer schweren Last wurde. Ja selbst ohne sich die Mühe des Geleits zu geben, heischten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Eizen vorbeiführten, Zölle von Reisenden. Als König Philipp 1201 ein neues Gesetz gegen die Friedbrüche, d. h. gegen die unverkündeten Fehden gab, verbot er zugleich aufs Strengste jene Erpressungen. Ähnliche Verbote zur nothwendigen Einschränkung dieser Verfügungen erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhaunng der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte diese Kaiser, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben und in den stürmischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Da mußten

die Unterthanen selbst darauf bedacht seyn, diesem Uebel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraume zuerst durch den Handel zu blühendem Wohlstand u. achtungsgebietender Macht emporstiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten gelegen. Schon im Jahr 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte und viele benachbarte, mit den drei Erzbischofen und einigen Fürsten in den rheinischen Bund zusammen. Sie vereinigten sich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräuberzügen, Zöll- und Geleitsdrückungen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstreben, um den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachbarten Herren und Edeln zur Abschaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja sogar Viele zum Beitritt zu diesem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erst Hülfe bei ihm und seinen Richtern zu suchen, und nur, wenn diese verweigert würde oder unwirksam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis dahin unerhörten Frieden bewirkte; aber die Uneinigkeit der Reichsstände im Interregnum schwächte auch seine Wirksamkeit, und die Fehden der Faktionen gaben der Habsucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo Herzöge und Markgrafen schon damals mit Nachdruck herrschten, gelang es so ziemlich, die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen; so in Bayern, Meissen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachsen und am Rhein, wo mit der kaiserlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, stieg die Unordnung und die Unsicherheit aufs Aeußerste, so, daß viele hunderte Adelige nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des Reichs Wiederhersteller, suchte ihm auch den innern Frieden wieder zu geben. Die Deutschen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war damals nicht zu denken, doch gelang es ihm auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen L. auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu lassen. Diesen verlängerte er 1291 zu Speier auf sechs Jahre, aber mit seinem Tode war er vergessen. Sein Nachfolger Adolf befestigte ihn zu Köln von Neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein strenges Gesetz gegen die Friedensbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Sazzung König Albrechts bekannt ist. Ludwig der Bayer beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Sazung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von Neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieser Gesetze beweisen nur ihre schlechte Befolgung, wiewohl man von Karl IV. rühmt, daß es ihm so ziemlich gelungen sey, seinem 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten L. Gehorsam zu verschaffen. — Diese Gesetze mach-

ten sich nicht nur die Fürsten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthatigkeiten, zumal seit König Wenzel 1387 den Städten besonders seinen Schut gegen Jedermann, der sie kränken würde, versprach. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Weiskand, den der Schwab. Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Oesterreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus, die mit abwechselndem Glücke geführt wurden. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Unbeständige selbst seine Völker zum Fürstenheere stoßen. Die Städte wurden durch die Uebermacht und die Unerschwinglichkeit der Kriegskosten gezwungen nachzugeben. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der L. zu Eger auf sechs Jahre errichtet, wodurch alle städtische und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig seyn würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt wurden. Dieser L. erhielt aber, da die meisten Städte sich nicht fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg in demselben Jahre seine Wirkung. Für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Bayern, Franken und Elsaß oder Rheinland, wurden schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. So half man sich, wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung, zu deren Einführung es hier an Lust, dort an Kraft fehlte, ersetzen zu können. Nach Ablauf des egerischen L. kehrte, als die Städte und Fürsten sich wieder erholt hatten, die alte Zwietracht zurück, wenn sie auch nicht wieder in so lichte Flammen aufschlug. Oft versuchten die Städte im 15. Jahrh. sich von Neuem zu verbünden, aber die Fürsten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten untereinander und mit den Fürsten Bündnisse zur Erhaltung des L. geschlossen, wie auch von den Fürsten allein. So verbanden sich im Anfange des 15. Jahrh. die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Edlen in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgenschild genannt, und da Kaiser Siegmund 1422 Bündnisse für den L. zu schließen aufmunterte, so gewann dieser Bund so an Ausdehnung und Festigkeit, daß er in der ältesten, 1431 zum Hussitenkrieg gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinschaft gleichsam als Euerogate des Herzogthums Schwaben mit einem gemeinsamen Kontingent angesetzt wurde. Im J. 1431 ward er in 3 Theile getheilt, die Partei in Oberschwaben, Niderschwaben u. in Hegau. Anderserseits verbot Siegmund alle Bündnisse „ohne des Reichs Wissen, Gunst, Urlaub und Willen.“ Ueberhaupt aber waren die Städte in diesem Jahrhundert doch geneigter zum Frieden und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken erschien.

Kaiser Siegmund errichtete 1431 einen allgemeinen L. auf die Dauer des Hussitenkriegs, und 1433 ward zu Basel von Neuem über den L. gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Erst Albrecht II. gelang es 1438 dem Namen nach einen ewigen L. durchzusetzen, der aber bald übertritten und vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den L. wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah. Zwar hatte der Kaiser die Absicht, alle Verbindungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem wie mit so manchem andern Entwürfe zur Verbesserung der Verfassung nicht durchdringen; vielmehr vermochte er jene L. selbst nur in Form freier Bündnisse durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen auf Zeit errichteten L. wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergelegt, nicht sowohl zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zur Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und wo der Kaiser den Friede setzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Beisitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindung einzelner Stände wegen des L. ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann Obmann oder auch Mundmann (von Mund, Schut) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfesbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmklängen, die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahres, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche noch gewöhnlich den geistlichen Mann fügte, auch das Hundetragen. — Der letzte interimistische L. wurde zu Frankfurt 1486 auf zehn Jahre geschlossen, eine bisher unerhört lange Frist. In demselben wurde von Neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände geleitet; alle Befehdungen aber scharf verboten. Um diesem Frieden, besonders in Schwaben, das, ohne Herzog und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meisten Kriege war, Sicherung zu verschaffen, zugleich aber auch, um gegen die Herzoge von Bayern und gegen die Schwelzer nachdrücklich Hülf zu erhalten, veranlaßte Friedrich selbst die Wiederherstellung des schwäb. Bundes. Dieser wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft von St. Georgenschild auf acht Jahre in ein Bündniß traten, der Bund im L. und zu Schwaben, auch im folgenden Jahre; überhaupt die Gesellschaft von St. Georgenschild genannt. Zugleich verbot der Kaiser alle Bünd-

nisse der Reichsstände, worin der schwäb. Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten wurde. Durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzoge von Württemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach) und Baden, sowie der Löwengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundsatz desselben war die Festsetzung von Austrägen. Die St.-Georgenschilds-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in 4 Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgesetzt war, am Roder, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bodensee; der ganze Bund aber, die Städte inbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten und einen gemeinen Bundesrath von acht Räten. Diese bildeten die Austrägalobrigkeit und hatte eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1380 9000 Mann Fußvolk und 1280 M. Reiterei. Maximilian I. verlängerte den 10jährigen B. n 1494 erst auf 3 Jahre. Da jedoch die Erfahrung die Mäßigkeit und Unzulänglichkeit der zeitweiligen Landfrieden gezeigt hatte, und die im 16. Jahrh. in der Bildung mächtig fortgeschrittenen Nation das Bedürfnis einer fest verbürgten bürgerlichen Ordnung immer stärker empfand, so vermochte endlich Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Worms 1495 das Gesetz zu Stande zu bringen, das schlechtthin der Reichslandfriede genannt wird. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem mehr als der L. der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert war, Geld- und Waffenhilfe zu diesen Feldzügen verweigerten. Demnach wurde aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuss zur Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der diesen sehr geschwind vollendete, so daß nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedener königlicher und ständischer Erinnerungen das Gesetz am 25. Juli 1495 publicirt wurde. In demselben wurde jede Art der Selbsthilfe auf ewige Zeiten verboten bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7. August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung.“ Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfriedens Behauptung, so wie die etwa vorgefallene Uebertretung in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüssig zu machen, ward ein stehendes Gericht aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier und durch ein besonderes Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfassung und Verfahren derselben fest bestimmt. Kürzere Dauer als dieses hat das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, ein permanentes Kollegium oder

Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des L. n. im Namen des Kaisers anerkannt wurde. Theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung zerfiel es nach wenig Jahrzehnden. — Die nachdrücklichste Handhabung des L. n. mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Hand des Kaisers und Reichshänden war. Es dauerte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres theuern Faust- und Kolbenrechts ganz zu entslagen. Viele Bündnisse wurden daher für des L. n. Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle nach dem Gesetze Friedrichs III. mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 3 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, und endlich 1522 auf 11 Jahre. Im J. 1523 zerstörte er 23 Burgen von Rittersn, die den bloßen Verdacht des Friedensbruchs (da man die Thäter gewisser verübter Gewaltstreiche nicht kannte) eidlisch nicht ablehnen konnten oder wollten. Ums Jahr 1530 löste der Bund sich auf, trotz der Bemühungen des Kaisers ihn zu erneuern, da inzwischen der schmalcaldische Bund entstanden war, u. die protestantischen Fürsten, jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdies aber der Geist des Instituts ausgeartet war, und der Bund den Privatabsichten der Häupter dienen mußte; so daß die schweren Kosten, von denen nur die Fürsten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleiden. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 bestanden. — Vergl. die Schilderungen des Mittelalters in den Geschichtswerken von L. u. d. n., Rotted, Heinrich und Remers Umarbeitung von Robertsons Geschichte Kaiser Karls V., 1 Th.; — Abriß des gesellschaftlichen Lebens in Europa bis zu Anfang des 16. Jahrh. — Umfassend ist der Artikel „Landfriede“ im Brockh. Konv.-Lex., 8. Aufl., dem wir in der Hauptsache hier gefolgt sind.

Landfrosch (Amphib.), s. v. a. brauner Grasfrosch, *Rana temporaria* L.

Landgallus (pharm. u. techn. Bot.), s. Gallä.

Landgarbe (Landw.), eine in manchen Gegenden übliche, auf gewissen Grundstücken haftende Abgabe an den Grundherrn, welche in 3, 4 auch 5 Theilen der auf dem Grundstücke erwachsenen Früchte besteht; daher: 3, 4 oder 5theilige Landgarbengüter.

Landgarber, Besitzer von landgarbenpflichtigen Gütern.

Land-Gehäussschnecken (Mollusk.), *Helicina* Lam., Abtheilung der Lungen-schnecken, *Pulmonata* Cuv. (s. d.). — Allgem. Charakter: Gehäuse spiral gewunden, ohne äußere Erhabenheiten und Anhänge, ziemlich dünn, nicht perlmuttartig; Mündung weit, scharf-

randig, ober klein mit zurückgeschlagenem oder verdicktem, häufig gezähntem Rande. Leben an schattigen Orten auf dem Lande, unter Hecken, Laub, Blättern u. s. w. — Eintheilung: a) Gehäuse kurz, kreiselförmig bis scheibenförmig; Mündung rund, mit umgeschlagenem, meist zahnlosem Rande. Gattung: *Helix* L. b) Gehäuse lang, thurmformig; Mündung klein, mit umgeschlagenem, meist innen gefaltetem Rande. Gattungen: *Bulimus* Lam., *Clausilia* Drap., *Pupa* Drap. c) Gehäuse länglich; die weite Mündung weder mit umgeschlagenem noch mit gezähntem Rande. Gattungen: *Achatina* Lam., *Succinea* Drap., *Vitrea* Drap.

Landgeld, s. Zins.

Landgenoss'armenie, s. Genoss'armes.

Landgerichte (Staatsw.). 1) Kaiserliche Landgerichte. Während ehemals dem Kaiser durch ganz Deutschland die Gerichtsbarkeit zugestanden hatte, so hatte sich dies durch die Ausbildung der Landeshoheit, durch Verträge und Loskaufung so geändert, daß sich von der allgemeinen Jurisdiktion des Kaisers nur noch Spuren in den kaiserlichen Hof- und Landgerichten fanden, welche in Schwaben und Franken, sowohl über die Unmittelbaren ihres Sprengels die ausschließliche, als über Mittelbare eine mit den Territorialgerichten konkurrierende Gerichtsbarkeit in erster Instanz auszuüben hatten. Auch von diesen waren zuletzt nur noch übrig: das kaiserl. Hof- u. Landgericht zu Rothweil, die k. Landgerichte zu Würzburg, Bamberg, Ansbach, Weingarten u. Regensburg. Obwohl auch die Aufhebung dieser seit dem 17. Jahrhundert dringend von den Reichständen verlangt wurde, so erhielten sie sich doch bis zur Auflösung des Reiches selbst. — 2) Niedere Gerichtsbehörden, welche in den ihnen angewiesenen Landesbezirken die Civiljurisdiktion ausüben, außerdem aber nur für Untersuchung und Bestrafung geringerer Vergehen kompetent sind. — 3) In Bayern die Abtheilungen der Regierungsbezirke unter einem Landrichter.

Landgestüt, die zur Förderung der Pferdezucht eines Landes getroffene Einrichtung, nach welcher aus einem Haupt- oder Domänengestüt gute Hengste als Landbeschäler zu bestimmten Zeiten auf gewisse Distrikte des Landes vertheilt werden, um die sich vorfindenden Stuten damit zubelegen.

Landgraben, 1) Graben zur Bezeichnung einer Landes- oder Stadtgrenze (z. B. zwischen Halberstadt und Quedlinburg); diente im Mittelalter auch zur Verteidigung; — 2) Bach, s. Leibe; — 3) Kanal im Großherzogthum Hessen; läuft vom Schwarzenbach ab in gleicher Richtung mit dem Rhein, und mündet bei Ginosheim; — 4) s. Tollensee.

Landgraf (Gesch. u. Staatsw.), 1) ursprünglich s. v. a. Landpfleger (Prokurator) od. Landrichter, vom Kaiser zur Aufsicht über eine Provinz oder über ein ganzes Land bestellt (s. *Comes provinciae* s. *provincialis*). Ueber denselben standen die Herzöge, unter ihnen die Grafen. Zur Zeit der Karolinger erhoben sie sich zu Landesherrn, oder erlangten, wie im J.

1087 die Markgrafen in Thüringen, später auch die Grafen von Hessen die landgräfliche Würde, welcher Titel sich im hessischen Hause erblich erhalten, obgleich 2 Regenten desselben jetzt den Titel Kurfürst und Großherzog führen. In Thüringen nahmen zuerst Ludwig III. und dessen Bruder Hermann I. den Titel L. an. — 2) In manchen Gegenden der Richter oder Vorsteher eines Land- oder Feldgerichts.

Landgraf (Geogr.), Berg, bei Jena (s. d.).

Landgraf (Biogr.), H. van, s. v. a. Graf (Biogr.) 2).

Landgraf (Pomol.), großer, pyramidenförmiger Apfel mit goldgelber, auf der Sonnenseite rother, im Rothen graupunktirter und im Gelben grün punktirter Schale und weißem Fleische von gutem, doch nicht gewürzhaftem Geschmacke.

Landgrafroda, sachsen=weimar. Pfarrdorf, Kr. Weimar, Amt Allstädt; Försterei; 340 Einw.

Landgroschen (Num.), die seit 1691 geprägten bayerischen 3 Kreuzerstücke, welche an die Stelle der 10 Pfennige treten.

Landgrove, nordamerikan. Stadtgebiet, B. St., Staat Vermont, Grafschaft Bennington. Flüsse: die Nebenflüsse des West; Boden: erhaben und rauh. Die Poststraße über das grüne Gebirge von Manchester nach Chester geht durch; 350 Einw.

Landguard, brit. Fort, bei Harwich (s. d.).

Landgummi, von Kirsch-, Birn-, Pflaumen- und andern hierländischen Obstbäumen, wird in der Hutfabrikation gebraucht.

Landgut, eine Vereinigung von Feldern, Wiesen, Waldungen, Teichen, Gebäuden und gewissen Gerechtsamen oder Lasten, um darauf die Landwirtschaft zu betreiben. In so fern ein solches Gut in einer Vorstadt oder Stadt, oder in einem Dorf, oder in der Nähe desselben liegt, unterscheidet man Stadt- und Landgüter, Meierien und Vorwerke. Die ersteren sind in der Regel höher besteuert, gewähren dafür aber bei dem gesicherten Absatze zu höheren Preisen solcher landwirthschaftlichen Erzeugnisse, welche keinen weiten Transport zulassen, einen um so höheren Ertrag, so wie sie auch in dieser Berücksichtigung einen andern Wirtschaftsbetrieb erheischen. Es sind ferner die Besitzer der Stadtgüter Bürger und haben die Gerechtsamen dieser, während die Besitzer der Landgüter andere Gerechtsamen haben. In Betreff der meisten Umstände lassen indeß doch Stadt- und Landgüter eine gemeinschaftliche Betrachtung zu, die ihnen hier werden soll. Die Landgüter unterscheiden sich in Allodial-, Lehn-, Rittergüter, Erbgerichte, Freigüter, Gemeindesteuereins- und dienstpflichtige Güter. Die Rittergüter stammen aus frühern Zeiten, wo jede Besizung eines freien Mannes nur Freigut war. Dies war auch noch im Mittelalter, wo Lehn- und Ritterdienst an die Stelle des Heerbannes trat, und alle solche Besizungen, sie mochten groß oder klein seyn, hießen adelige, freie Rittergüter, weil sie nur von Adelligen besessen werden konnten. Sie unterscheiden sich



forderliches Betriebskapital ist die Seele des landwirthschaftlichen Betriebes, weil nur durch dasselbe die Ausführung des Nöthigen und Möglichen möglich wird. Fehlt es am Betriebskapital, so bleibt der Landwirth wie er ist, er möchte und könnte wohl vorwärts, aber er vermag nicht, weil ihm der Nervus rerum gerendarrum, Geld, fehlt. Auf die erforderlichen Betriebskapitale wird noch viel zu wenig geachtet. Man darf aber das Kapital, welches zu Spekulationen dient, keineswegs mit dem Betriebskapital verwechseln, beide sind unabhängig. Das Kapital zu Spekulationen ist willkürlich, der Erfolg seiner Verwendung ist dem Glück anheim gestellt, das wirkliche Betriebskapital aber ist auf einem festen Grunde nach der Berücksichtigung der Verhältnisse ruhend. Da aber selbst bei der bestmöglichen Verwendung das Betriebskapital manchen Fährlichkeiten unterworfen ist, so sind von ihm 12 — 15 Procent Zinsen in Anschlag zu bringen.

2) Das Gut. Der Erwerber eines Gutes kann, wenn er nicht mit einem großen Kapitalaufwande die Landwirthschaft nur zu seinem Vergnügen betreibt, bloß den Zweck haben, sich von seinem Kapitale den größten Gewinn zu verschaffen. Wer diese Rücksicht vor Augen hat, die ganz im gewerblichen Sinne liegt, muß sich an keine Gegend, an keine andern Rücksichten binden, als an diejenigen, welche mit seinen Kenntnissen und mit seinen Kräften im Einklange stehen. Bei der großen Mannichfaltigkeit der Güter, bei ihrer sehr verschiedenartigen Zusammensetzung in Hinsicht der Branchen, wird wohl Jeder das finden, was ihm angemessen ist. Es ist aber hierbei nöthig, sich viele Güter in verschiedenen Gegenden anzusehen, um ein um so besseres Urtheil in Beziehung auf die Wahl fällen zu können. — 3) Ackerboden ist bei einem Gute die Hauptsache, weil von seiner Beschaffenheit die Ertragsfähigkeit abhängt, die Ertragsfähigkeit aber wieder die Grundlage aller andern landwirthschaftlichen Branchen, oder der meisten derselben ist. Zuerst kommt es auf die Fläche desselben an, von der weiter unten gehandelt werden wird, sodann auf seine, aus den Mischungsverhältnissen, der Lage u. s. w. hervorgehende Beschaffenheit. Es wird zwar die Güte des Bodens am besten durch eine chemische Untersuchung desselben erkannt, diese aber ist wohl nicht Sache des Landwirthes, oder viel zu umständlich und weitläufig. Man verläßt sich daher bei der Werthschätzung desselben, behufs des Kaufes, mehr auf die äußern Erscheinungen, nach welchen man wohl auch mit einiger Sicherheit auf die Beschaffenheit des Bodens schließen kann, wie auf den Wuchs der Bäume und Sträucher auf einer Feldmark, ihre Stärke, Gesundheit, kräftigen Trieb, Verzweigung und Reinheit der Rinde, ferner auf die auf den Aekern wildwachsenden Pflanzen und Unkräuter und ihren üppigen Wuchs, die Farbe u. Lockerheit der Ackerkrume, das Gefühl beim Darübergehen u. s. w. Man betrachtet hierbei ferner die Lage der Felder gegen einander, ihre abhängige Richtung nach Morgen, Mittag, Abend u. Mitternacht, ihre Zerstückelung u. s. w.

Auf alles dies ist bei der Werthbestimmung besonders Rücksicht zu nehmen. — 4) Die Wiesen sind ein nicht minder wichtiger Gegenstand als das Ackerland, u. es würde in Beziehung auf die Ermittlung ihres Werthes, sollte diese ganz genau seyn, ebenfalls eine chemische Untersuchung des Bodens zur Grundlage dienen müssen; diese ist aber nicht minder weitläufig und umständlich wie beim Ackerlande, und man nimmt auch hier die oberflächlichen Anzeigen als Anhalt zur Werthbestimmung. Bei den Wiesen kommen aber andere Umstände in Betracht, als bei dem Ackerboden. Man betrachtet zuerst die Lage der Wiesen in Bezug auf Bewässerung, und sind sie zu naß, in Rücksicht auf Entwässerung, ferner ihre Lage an Seen, Teichen und Flüssen, welche einen vermehrten Niederschlag von Feuchtigkeit zur Folge haben, wodurch der Graswuchs befördert wird, wo aber auch die Gefahr der Ueberschwemmungen und die Ruinirung der Grasnarbe bei Eisgängen in Anschlag zu bringen ist. Endlich nimmt man auf den vorhandenen Graswuchs Rücksicht und hierbei namentlich auf die Beschaffenheit der Nahrhaftigkeit oder Schädlichkeit der Kräuter oder Gräser. Die Menge der Wiesen im Verhältniß zum Feldareal wird auch in Betracht gezogen, und ist die Fläche derselben im Vergleich zum letztern zu groß, so daß das Ackerland vielleicht einen größern Nutzen gewährt, so nimmt man auf die Beschaffenheit der Wiesen nach ihrer Bodenmischung und sonstigen Verhältnissen Rücksicht, in wiefern sie zum Ackerlande passen. Wiesen haben zwar im Allgemeinen einen großen Werth, wenn sie nur einen verhältnißmäßigen Ertrag geben, aber oft ist ihre Benugung zu Ackerland unbedingt vorzuziehen. Wie in allen Verhältnissen ein gewisses Gleichgewicht wünschenswerth ist, so ist es auch das zwischen Wiesen u. Ackerland. Ein Gut, welches erforderlichen Wiesenwuchs hat, ist stets nach Verhältniß mehr werth, als ein solches, welches die Wiesen ganz entbehren muß. Eine zu große Menge von Wiesen kann unter manchen Verhältnissen recht vortheilhaft seyn, wenn nämlich das Heu sehr hoch im Preise steht, ist dies aber nicht der Fall, so haben die Wiesen keinen hohen Werth. In flachen Gegenden mit einem warmen Klima und einem nur einigermaßen zum Futtergewächsbau geeigneten Boden, haben die Wiesen einen geringern Werth, als in höhern Gebirgsgegenden, wo der Ertrag der Futtergewächse gering ist u. die Winterfütterung lange dauert. Eben so ist es in trocknen Sandgegenden der Fall, wo der Ertrag der Wiesen die hauptsächlichste und die einzig sichere Basis der Viehhaltung ist. Der Ertrag der Wiesen wird gemeinlich nach Fudern angenommen, doch ist diese Annahme sehr ungewiß u. die nach Centnern viel sicherer. — 5) Hutungen. Bei diesen kommt es, wie bei den Wiesen, auf ihre Lage, die Beschaffenheit der Gräser, ihre größere oder geringere Schnellwüchsigkeit, besonders aber auf die Beschaffenheit des Bodens an, in sofern es beständige Hutungen sind, die zu Ackerland verwandelt werden können, indem in allen kultivirten Ländern die Sommerstallfütterung dem Weidengange

beim Rindvieh vorgezogen wird. Hutungen, die zu Ackerland taugen, haben demnach einen weit höhern Werth, als solche, wo dies nicht der Fall ist. Außer den Hutungen auf beständigem Weidelande kommen noch in Betracht: a) die Waldhutung. Es wird diese entweder in dem eigenen Walde, oder in fremdem Forstgrunde ausgeübt. In ersterem Falle ist sie der Werthschätzung des Forstgrundes zuzurechnen, im letzteren kommt sie allerdings in besondern Betracht, da es nicht unvortheilhaft ist, wenn sich eine gewisse Anzahl Vieh auf fremdem Territorium satt fressen kann. Man berechnet die Waldhutung nach der Menge des auf einer gewissen Fläche in einer gewissen Zeit wachsenden Grases, nimmt aber hierbei darauf Rücksicht, daß das im Schatten der Bäume wachsende Gras weniger nahrhaft ist, u. überhaupt in den Wäldern weniger gute Grasarten wachsen. — b) Die Vor- und Nachweide auf Wiesen. Behütet man die eignen Wiesen, so muß man den Ertrag der Hutung den Wiesen zuschreiben; hat man aber dieses Hutungsrecht auf fremden Wiesen auszuüben, so ist es ebenfalls nach dem Futterwerthe in Anschlag zu bringen, den eine gewisse Anzahl Vieh auf der Weide in einem gewissen Zeitraume findet. — c) Die Brach- oder Stoppelhutung, in sofern sie auf fremdem Grund und Boden ausgeübt wird, so wie die Behütung der Winterfaatfelder sind, besonders bei Schäferei, von welcher diese Hutung gebraucht wird, in Anschlag zu bringen, und unter vielen Verhältnissen von Wichtigkeit. Alle diese vorgenannten Hutungsarten sind übrigens in neuern Zeiten in vielen Staaten, wo sie noch Statt finden, der Ablosbarkeit unterworfen, u. es ist daher ihr Werth in diesem Falle nur nach der, durch das Gesetz festgesetzten Ablösungssumme anzurechnen. Im Uebrigen s. d. Art. Weiden. — 6) Holzungen. Das Holz hat in einigen Gegenden einen sehr hohen, in andern einen sehr geringen Werth. Bis in die neuesten Zeiten hat man den Werth der Waldungen nicht selten so gering gewürdigt, daß durch den Verkauf des Holzes mehr als der Grundwerth gelöst worden ist. Der erforderliche Bedarf von Holz, sowohl Brenn- als Bauholz, bei einem Gute, ist stets ein Gegenstand von Wichtigkeit, besonders das erstere, wenn nicht andere Brennmaterialien, Steinkohlen, Torf u. s. w. in der Nähe sind. Man theilt die Holzungen im Allgemeinen in Hoch- und Niederwald. Der erstere besteht aus ausgewachsenen Stämmen, liefert die Bau- und stärkeren Nutzholzer, meist Nadelholz, häufig Laub- und Nadelholz, seltner nur Laubholz enthaltend. Es kommt hierbei zuerst die Fläche in Betracht. Ist diese groß genug, so daß sie in hinlängliche, nicht zu kleine Flächen getheilt werden kann, auf denen das Holz erst nach vollendetem Wachsthum abgetrieben wird, was aber nur bei großen Gütern Statt finden kann, so kommt es zuvörderst darauf an, zu ermitteln, welchen Ertrag die Waldung gewährt u. welchen der Boden, als Feld benutzt, geben könnte, wobei aber allerdings die erforderlichen nicht unbeträchtlichen Kosten der Kultivierung

in Anschlag zu bringen sind. Fällt die Rechnung zu Gunsten des letztern aus, so ist der Werth des stehenden Holzes für sich, der des Bodens aber ebenfalls für sich nach den Grundsätzen der Berechnung des Feldnutzungsertrags in Anschlag zu bringen. Taugt aber der Waldboden nicht zur Feldnutzung, so muß der Holztertrag mit Inbegriff der Bodenrente in Anschlag gebracht werden, welches letztere um so nöthiger ist, da nach den neuen Finanzgrundsätzen der Forstgrund zur Besteuerung mit zugezogen wird. Kleine Stücken Hochwaldungen taugen nicht viel, und am wenigsten diejenigen, wo größeres und kleineres Holz unter einander steht, indem beim Fällen des ersteren das letzte niedergebrochen wird. Nur in dem Falle, daß der Boden auf keine andere Weise benutzt werden kann, haben solche kleine Waldgründe einigen Werth; es wird dann der Werth des Holzes nach einer bestimmten Tare angenommen und der muthmaßliche Zuwachs oder die Zunahme des Holzes nach einem gewissen mehrjährigen Jahresdurchschnitt ermittelt. Trägt diese Zunahme die Zinsen des berechneten Taxwerthes nicht, so ist das Holz abzutreiben und der Grund und Boden auf irgend eine andere Weise zu benutzen; beträgt die gedachte Zunahme aber mehr als die Zinsen, so ist diese nach Abzug jener nach dem Jahresdurchschnitt zu kapitalisiren bis zu dem Zeitpunkte, wo das Holz schlagbar wird. Der Grundsatz, daß Hochwald in kleinen Flächen keinen Gewinn gewährt, ist in neuern Zeiten immer mehr anerkannt, so daß dergleichen Waldungen immer seltener werden, wogegen sich die großen, geschlossenen Waldflächen mit Hochwaldbestand immer mehr ausdehnen und immer mehr das Eigenthum des Staates od. der Krone werden, indem der Privatmann nicht Auslagen machen kann, die sich erst nach etwas unter oder über 100 Jahren wiederbezahlen. Unter Niederwald versteht man solchen, wo das Holz gehauen wird, ehe es seine vollständige Größe erlangt hat, damit der Stamm frische Triebe treibe. Man läßt aber auch die kräftigsten Stämme stehen, um sich so weit auszubilden, daß von ihnen einiges Bau- und das nöthige Schirrholz zu gewinnen ist. Dergleichen Niederwaldungen haben besonders dann einen nicht unbeträchtlichen Werth, wenn die Holzpreise hoch sind, und wenn sie steile Abhänge oder andere Ländereien einnehmen, welche sich zu einer anderweitigen Benutzung nicht eignen. Ihre Werthbestimmung erfolgt nach den Holzarten, nach der Kräftigkeit und dem Alter der Stöcke und endlich nächst den Holzpreisen nach der Schnellwüchsigkeit des Holzes. Die Abhänge auf der West- und Mitternachtseite haben in dieser Beziehung stets einen größern Werth als die auf der Mittagsseite, wo der Nachwuchs viel geringer ist. Das Nähere unter dem Art. Waldungen. — 7) Gärten. Man hat deren mancherlei, als Gemüse-, Obst-, Hopfen-, Wein- u. s. w. Gärten. Das Bedürfniß, einen Lust- oder Biergarten oder auch einen englischen Garten zu haben, ist so allgemein, daß unter den gebildeten Völkern wohl fast Jeder darnach trachtet, eine



als auch behufs der Anlage von Fabriken und Manufakturen in Betracht. Oft ist auch aus den Waldungen sehr wohlfeile Nadelstreu oder die sogenannte Schneidelstreu zu erlangen, wodurch der Düngungszustand verbessert werden kann. Theures und oft kaum zu erlangendes Brennmaterial sind für den Landwirth ein eben so großer Uebelstand als Mangel an Bauholz. Es kommen demnach in Bezug auf das erstere die benachbarten Torf-, Braun- und Steinkohlentlager in Betracht. Die Nähe von Gyps- u. Kalkbrüchen und die theuern und geringern Preise derselben sind in Betreff der Bodenverbesserung von großem Belang. Die Nähe verschiedener Fabriken und ausgebreiteter Gewerbfleiß gewähren nicht nur den Vortheil eines gesicherten und bessern Absatzes der landwirthschaftlichen Produkte, sondern nicht selten auch noch den, daß mancherlei zum Betriebe der Landwirtschaft erforderliche Gegenstände, namentlich Eisen, wohlfeiler zu haben sind. In der Nähe großer Städte, oft aber auch der mittlern und kleinen, hat man nächst einem guten und gesicherten Absatz der Produkte auch noch den Vortheil, daß man Dünger zu kaufen bekommen kann. Die Nähe vorzüglich eingerichteter Wirthschaften, welche sich durch irgend eine oder alle Branchen auszeichnen, während der Kulturzustand im Allgemeinen noch zurück ist, gewährt nicht allein den Vortheil des Anhaltens an ein gegebenes und bewährtes Beispiel, sondern auch den, daß Mancherlei, was zur Verbesserung der Wirthschaft gereicht, wohlfeiler angeschafft werden kann. Endlich kommt in Betracht, wie die Statt findenden Gesetze in dem Lande, in welchem das Gut liegt, beschaffen sind. In dieser Beziehung findet man unter andern mangelhafte Bestimmungen über die Vorfluth, welche sehr störend auf die Förderung der Kultur in manchen Verhältnissen einwirken.

14) Das Inventarium. Dessen größere oder geringere Vollständigkeit ist ganz besonders in Betracht zu ziehen und zwar um so mehr, je schwieriger die Anschaffung desselben ist. Man muß sich aber hüten, wenn das Inventarium nach einer Taxe übergeben wird, um diese zu vermehren, eine Menge altes, sonst zu gar nichts zu gebrauchendes Zeug zu übernehmen, welches doch noch immer zu einigem Werthe taxirt wird. Geräumige und hinlängliche Gebäude haben einen großen Werth, überflüssige Gebäude sind aber eine Last. Sehr häufig findet man, besonders auf Rittergütern, eine so große Menge überflüssiger Gebäude, die dem Werthe nach so viel betragen, als fast das ganze Gut, daß die Erhaltungskosten einen nicht unbeträchtlichen Antheil der Revenüen in Anspruch nehmen. Sollen nun nach den neuern Grundsätzen die Gebäude mit besteuert werden, so wird durch solche überflüssige Gebäude, die keinen Nutzen gewähren, sondern noch obendrein Kosten verursachen, die Abgabenlast bedeutend vermehrt. Schöne Gebäude und besonders ein schönes, gut eingerichtetes und geräumiges Wohnhaus haben jedoch für Viele einen so großen Werth, daß sie deshalb eine verhältnißmäßig um so höhere Summe bezahlen. — 15) Gesinde

und Arbeiter. Wir wollen hier des Zwangs- gesindes und der Frohnarbeiter, wie sie in manchen Ländern noch die Rittergutsbesitzer zu fordern berechtigt sind, nicht gedenken, da diese auf die Dauer auch nicht mehr bestehen, sondern durch gesetzliche Bestimmungen und Ablösungen aufgehoben werden. In Beziehung auf die Wirthschaftsführung, so wie die Ausgaben, hat das Gesinde, in Berücksichtigung seiner moralischen und geistigen Bildung, der Arbeitsfähigkeit, der gebräuchlichen Kost und des Lohnes einen großen Einfluß. In bevölkerten Gegenden pflegt zwar im Allgemeinen die Klasse der dienenden Menschen sehr groß zu seyn; indessen können mancherlei sehr ausgebreitete Gewerbe der Einwohnerzahl so viele Arbeiten geben, die sie zu Hause verrichten können, daß sie, wenn auch in vielen Fällen bei einem geringen Verdienste, diese Arbeiten, wobei sie unbeschränkt bleiben, dem Dienst als Gesinde vorziehen, so daß häufig in solchen Gegenden, bei einer sonst starken Bevölkerung, Mangel an Gesinde ist, dasselbe seine Forderungen sehr hoch stellt und man dennoch nicht selten Gesinde bekommt, welches die landwirthschaftlichen Arbeiten nicht versteht. In weniger bevölkerten Gegenden ist, besonders wenn der Mangel der Bevölkerung von großen Waldungen herrührt, das Gesinde seltener, vorzüglich das männliche, weil dasselbe am Holzschlagen und manchen andern Arbeiten im Walde einen hinlänglichen Verdienst hat u. größtentheils diesen freien Verdienst dem wirklichen Dienen vorzieht. Als ein sicheres Zeichen, ob in einer Gegend genugsame Gesinde zu haben ist, kann man annehmen, wenn in den Dörfern viele Häuser sind, die, außer dem Hause und einem Gärtchen, entweder kein Feld, oder nur sehr wenig davon besizen. Die Kinder derselben sind, da sie selbst kein Gesinde bedürfen, genöthigt, in Dienst zu treten, weil, wenn nicht besondere Umstände Statt finden, sie im Tagelohn selten so viel verdienen, als zu ihrer Subsistenz nöthig ist. Es kann jedoch auch in diesem Falle das Gesinde seltner werden, wenn, wie dies in manchen Gegenden Statt findet, von größern Gütern Landstücke verpachtet werden, die solche Hausbesitzer pachten, und dann, weil sie selbst Gesinde bedürfen, als solches ihre Kinder verwenden. Ein wirklicher Mangel an Gesinde kann aber in diesem Falle nur dann entstehen, wenn auf den gepachteten Aekern der Anbau von mancherlei Handelsgewächsen betrieben wird, die sehr einträglich sind, aber viele Arbeiter bedürfen. Der Umstand, daß das Gesinde nicht in erforderlicher Masse zu haben ist, hat einen sehr großen Einfluß auf den Werth der Güter und ist häufig die Ursache, daß Güter unter andern günstigen Verhältnissen in ihrem Werthe sehr niedrig stehen. Es ist auch in der That unter allen landwirthschaftlichen Unannehmlichkeiten keine größer und fühlbarer, als der Mangel an Gesinde, und mit dem Mangel pflegt auch in der Regel Schlechtigkeit verbunden zu seyn. Der Lohn pflegt in jeder Gegend verschieden zu seyn und richtet sich nach den Preisen der landwirthschaftlichen Produkte, der zum menschlichen Leben erforderlichen anderwei-



sein Zugvieh und Gefinde entbehren muß, und dadurch nicht selten beträchtlichen Schaden erleidet. Obgleich dergleichen Güter stets in einem sehr niedrigen Preise stehen, so findet man doch nicht selten, daß dieser im Verhältniß gegen ein freies Eigenthum noch zu hoch ist, weil solche Dienstleistungen das größte Hemmnis fortschreitender Kultur sind. Minder drückend sind diejenigen gemessenen Dienste, wo man an gewissen Tagen in jeder Jahreszeit im Dienste erscheinen u. eine Arbeit von bestimmter Größe verrichten muß. In diesem Falle können zu einer Frohndienstleistung die Vorbereitungen so getroffen werden, daß dieselbe nicht störend einwirkt. Bei allen mit Frohndiensten, von welcher Art sie seyn mögen, behafteten Gütern ist die Gegenleistung für Frohnen in Betracht zu ziehen, d. h. derjenige Lohn, welcher von Seiten des Berechtigten für die Arbeit gewährt wird. Es gibt allerdings Frohnen ohne Gegenleistung, meistens findet sie aber Statt, und besteht theils in Geld, theils in Kost, die vorgeschrieben ist, theils endlich in Viehfutter, sei es Hafer, Heu oder Futung, u. in Holz. Diese Leistungen sind zwar für den Verpflichteten von keinem sehr großen Werthe, aber sie sind bei der Berechnung wegen Ablösung der Frohnen nicht unwichtig, ja oft findet der Umstand Statt, daß dergleichen Gegenleistungen dem Werth der Frohne selbst gleich kommen. Zu den nachtheiligsten Verpflichtungen und Lasten ist die Triftgerechtigkeit zu rechnen, welche die Grundherrschaft mit den Schafen auf den Feldern ausübt. Wo diese Statt findet, muß oft nicht nur ein bestimmter Theil des Feldes als Hutung liegen gelassen werden, sondern der Umbruch der Aecker darf auch nicht vor einem gewissen Termine erfolgen, und die Einführung einer vortheilhaften Bewirthschaftung ist durchaus gehindert. In vielen Dorfgemeinden ist auch die Einrichtung, daß ein bestimmter Theil des Feldes alljährlich zu Hutung liegen bleiben muß, wo das Vieh der ganzen Gemeinde gehütet wird. Obgleich diese Einrichtung, besonders dann, wenn sie in Betracht der Bewirthschaftungsart einer ganzen Dorfflur zweckmäßig bestimmt ist, oft von Vortheil seyn kann, so sind doch die Bestandtheile des Bodens auf einer ganzen Dorfflur oft so verschieden, daß die eine oder andere Wirthschaft darunter leidet, abgesehen davon, daß ein zweckmäßiger Wirthschaftsbetrieb gehindert ist. Diese Einrichtung beruht zwar größtentheils auf einem Uebereinkommen der sämtlichen Gemeindeglieder und kann daher aufgehoben werden, indessen kommt es sehr auf die allgemeine Stimmung an, gegen die für einen Einzelnen es nicht räthlich ist zu streiten. Es gibt noch mancherlei andere Verpflichtungen, oft ganz sonderbarer Art, die sich aus dem Feudalwesen herschreiben; es würde jedoch zu weitläufig seyn, diese hier alle anzuführen, aber erkundigen muß man sich danach. — 17) Gerechtfame. Diese sind verschiedener Art. Bei kleinern Gütern bestehen sie in freiem Rast- und Beschozge, in der Waldhutung in bestimmten Staats- oder Privatwaldungen, in der Hutung auf bestimmten Ängern oder Weiden, in dem Vorrecht, eine bestimmte

Quantität Brennholz zu einem festgesetzten mäßigen Preise jährlich erhalten zu müssen u. s. w. Manche kleine Güter haben auch das Recht der niedern Jagd. Die Vorrechte der Rittergüter bestehen in der Ausübung der Kriminal- und Patrimonialgerichtsbarkeit. Die erstere ist mit keinem Vortheil verbunden, die letztere aber oft um so einträglicher. Nach neuern Staatsgrundsätzen sollen beide, und zwar die letztere gegen Entschädigung, an den Staat abgegeben werden. Das Patronatrecht bei Besetzung der Pfarr- und Schullehrerstellen, so wie auch bei einer repräsentativen Verfassung das Vorrecht, Mitglied der Ständeversammlung zu seyn, gehört ebenfalls hierher. Viele legen auf dergleichen einen großen Werth, in Berücksichtigung auf den landwirthschaftlichen Betrieb haben sie ihn aber nicht. Es gehört ferner zu den Vorrechten der Rittergüter die Ausübung der hohen, mittlern und niedern Jagd, oder auch nur der beiden letztern auf gewissen Fluren. Die Jagdgerechtigkeit hat stets Werth und oft einen nicht unbeträchtlichen da, wo viele Jagdliebhaber sind, an welche sie hoch verpachtet werden kann. Die Frohnen, welche den Rittergütern geleistet werden müssen, haben einen verschiedenen Werth. Sie werden von Vielen weit höher geschätzt, als sie, besonders, wenn die Gegenleistung dafür hoch ist, verdienen. In diesem Falle sind sie oft eine Last und es sind Fälle vorgekommen, wo die Fröhner für die Gegenleistungen bei der Ablösung noch heraus haben wollten. Eine der nachtheiligsten Frohnen ist die, wo die Ernte um den Garbenschnitt gemacht wird, d. h. wo die Fröhner einen gewissen Theil der Ernte, den 10., 11. u. 12. u. s. w. gleich vom Felde weg erhalten. Der dadurch erfolgte Strohverlust ist für die Wirthschaft sehr empfindlich u. bei jeder Melioration wird für die Berechtigten mitmeliorirt, ihnen kommt der betreffende Profit nach Verhältniß ihres Antheils mit zu Gute. Dergleichen Frohndienste sind eine größere Last, als sie Vortheil gewähren. Es gibt allerdings Frohndienste, welche einen großen Vortheil gewähren, und zwar solche, die sich auf bestimmte Dienstleistungen erstrecken, ohne daß dafür eine Gegenleistung gewährt wird. Solche Frohndienste sind ganz besonders dann werthvoll, wenn sie in Führen solcher Gegenstände bestehen, bei denen es nur darauf ankommt, daß sie transportirt werden, dabei aber keinen Schaden leiden, der Transport möge erfolgen, wie es nur ist, wenn sie nur an Ort und Stelle geschafft werden. Bei der Ablösung geben diese Hofdienste eine ansehnliche Summe. Einen bedeutend geringern Werth haben die Ackerfrohn und den geringsten die Handdienste. Dadurch, daß man in Folge derselben an ein bestimmtes hergebrachtes Wirthschaftssystem gebunden ist, verursachen sie nicht selten einen größern Nachtheil, als ihr Vortheil angeschlagen ist. Das Recht, mit seinen Schafen auf fremden Feldern hüten zu dürfen, verbunden mit dem, daß von diesen Feldern eine bestimmte Anzahl zu Schafhutung liegen gelassen werden muß, ist unstreitig eines der wichtigsten für die Berechtigten. Möge die Ablösung dieser Ser-

vitut auch noch so günstig für den Berechtigten erfolgen, er kann dabei nur verlieren, und zwar um so mehr, je vollkommener die Schafzucht selbst und je ungesunder die Weide ist. Wenn bei dem Rindvieh die Weide durch Stallfütterung ersetzt werden kann, so kann dies zwar zum Theil bei den Schafen auch geschehen, aber die Haltung einer Schäferei bloß auf Stallfütterung scheint denn doch nach allen seither gemachten Erfahrungen von zu problematischem Erfolge zu seyn und es ist daher bei Ablösung der Schafhaltung stets auf Verlust zu rechnen, der nach Maßgabe der Verhältnisse zu veranschlagen ist. Außer diesen hier angeführten Gesichtspunkten gibt es deren noch mancherlei, die einen größern oder geringern Werth haben oder durch die Zeitverhältnisse wohl auch ganz beseitigt werden. — 18) Größe des Gutes. Diese richtet sich zwar hauptsächlich nach dem zum Ankauf bestimmten Kapital, doch können auch Umstände eintreten, welche es rathlich machen, mit demselben Kapital ein beträchtlich größeres Gut bei geringerer Anzahlung zu kaufen. Es bieten nämlich sehr viele Güter eine so große Menge nicht benutzter und nur dem rationellen Landwirth in die Augen fallender Hülfsmittel zur Verbesserung der Landwirthschaft dar, daß die, einen beträchtlich höhern Ertrag gewährenden Melioration mit geringen Kosten bewerkstelligt werden kann u. somit die Aussicht vorhanden ist, nicht nur die Zinsen regelmäßig abzuführen, sondern auch nach und nach Kapitalschulden zu tilgen. So sehr auch die Ansichten verschieden sind, so ist es doch eine unbestreitbare Thatsache, daß bei dem Kauf großer Güter stets eher auf eine richtige Verzinsung des Kapitals zu rechnen ist, als bei kleinen, zumal, wenn die Landesgesetze die Dismembration nicht hindern, welche in vielen Verhältnissen sehr vorteilhaft seyn kann. Allerdings läßt sich auch aus einem kleinen Gute bei einer intensiven Wirthschaft u. bei der Verwendung eines gehörigen Betriebskapitals viel machen, doch hat die große Fläche allemal den Vorzug vor der kleinen, weil sie im Verhältniß viel wohlfeiler ist und weil bei einer großen Fläche sich weit eher die Mittel, dieselbe in bessern Kulturzustand mit geringem Kostenaufwand zu versetzen, darbieten, als bei einer kleinen. Bei kleinen Gütern kommt in Beziehung auf die Größe hauptsächlich in Betracht, daß eine gewisse Anzahl von Zugvieh, die zum Betriebe des Ackerbaues nöthig ist, volle Beschäftigung findet. Das Zugvieh besteht entweder in Pferden oder Ochsen, oder in beiden vereinigt, oder auch in manchen Gegenden in der Verwendung der Kühe zu aller Arbeit, oder einem Theil derselben. Die eine wie die andere Art Zugvieh ist entweder nach herkömmlicher Gewohnheit, ohne besondere Berücksichtigung der Umstände, oder auch nach der Nothwendigkeit der Statt findenden Verhältnisse eingeführt. Pferde von starker Beschaffenheit verrichten mehr Arbeiten und können mannichfaltiger zur Arbeit benutzt werden, als Ochsen von gleicher Beschaffenheit, die nur zur Ackerarbeit und den nahen Fahren gebraucht werden können. Das gegen Kosten im Allgemeinen die Pferde in Hin-

sicht der Unterhaltung mehr als die Ochsen. In besondern Fällen sind jedoch in Rücksicht der durch die verschiedenen Verhältnisse bestimmten, mannichfaltigeren Arbeiten die Pferde, ungeachtet ihrer theuern Unterhaltung, wohlfeiler als die Ochsen, weil mit letzteren manche der vor kommenden Arbeiten gar nicht verrichtet werden können, und in Ermangelung der ersteren die Arbeiten durch Tagelöhner verrichtet werden müßten, die oft so hoch sind, daß, wenn auch das Futter der Ochsen wohlfeiler kommt, im Ganzen, mit jenem zusammengestellt, sie die Kosten der Haltung der Pferde überwiegen. Diejenigen Verhältnisse, unter denen Pferde vorteilhafter sind als Ochsen und nothwendig gehalten werden müssen, sind: große Entfernung der Felder vom Wirtschaftshofe, wodurch außer vermehrter Arbeit, in vielen Fällen, besonders in der Ernte, eine schnelle Förderung der Ernte nothwendig ist; Entfernung der Waldungen, so daß das nöthige Holz nur mit Pferden herbeigeschafft werden kann; ein erschwelter Absatz der Produkte, so daß dieselben weit versahren werden müssen u. s. w. Ochsen sind in den Fällen vorteilhafter, wo die Felder nahe beisammen liegen, der Absatz der Produkte leicht ist und, wie dies in manchen Gegenden Statt findet, die Käufer ins Haus kommen; ferner, wo hinlängliche Hutungen und viel Wiesen sind, die oft wegen ihrer bruchigen Beschaffenheit nur mit Ochsen, die besser darin fortkommen, befahren werden können. Kühe als Zugvieh zu gebrauchen, ist überall da, wo die Milchnutzung nicht einen sehr hohen Ertrag gewährt, wohl unstreitig das Vortheilhafteste; denn der Rückschlag in der Milch, welchen sie beim Anspannen verursachen, ist in keinem Vergleich zu stellen gegen die Arbeit, welche sie leisten. Hat man nun ermittelt, wie viel ein Zweigespann, oder wenn nach der Beschaffenheit des Bodens vier-spännig gearbeitet werden muß, ein Biergespann von Ochsen oder Pferden in einer bestimmten Arbeitszeit zu leisten vermag, so kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Größe des Gutes so viel betrage, daß eine bestimmte Anzahl Gespanne Beschäftigung hat. Hat man z. B. gefunden, daß ein Zweigespann zu 30 Morgen erforderlich ist, so muß, wenn zwei Gespanne gehalten werden müssen, die Größe des Gutes auch 60 Morgen betragen. Wäre die Größe jedoch nur 42 Morgen, so könnte ein Gespann die Arbeit nicht bestreiten und zwei Gespanne würden nicht hinlängliche Beschäftigung haben. Ein halbes Gespann ist da, wo im Acker zweispännig gearbeitet werden muß, nicht anwendbar, und ein Dreigespann verrichtet, außer beim Eggen u. manchem Fuhrwesen, nicht viel mehr, als ein Zweigespann. Man kann sich zwar in diesem Falle durch die Verwendung der Kühe, durch Haltung von Ochsen in der dringendsten Arbeitsperiode, die dann zur Mast aufgestellt und verkauft werden, helfen, doch gestatten dies die Verhältnisse nicht überall. Bei einem, in Bezug auf die Größe zum Zugvieh nicht im Verhältniß stehenden Gute findet außer dem, daß das Zugvieh nicht hinlängliche Beschäftigung hat, auch noch der Nachtheil Statt, daß

dasselbe Inventarium, dasselbe Gefinde gehalten werden muß, als auf einem solchen, wo ein gerechtes Verhältniß Statt findet. Es ist daher auf die zum Zugvieh im Verhältniß stehende Größe eines Gutes sehr Rücksicht zu nehmen, weil sie auf den Werth desselben einen nicht unwesentlichen Einfluß hat. — 19) Preis des Gutes. Hat man sich nun in Berücksichtigung aller zu beobachtenden Umstände für ein Gut entschieden, so kommt es auf den Hauptgegenstand, auf den Preis desselben nach seinem wirklichen Werthe, an. Eine erschöpfende Genauigkeit ist zwar bei der Werthbestimmung nicht erreichbar, doch kann man der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man Alles mit erforderlicher Vorsicht prüft. Es kommt zuvörderst der ortsübliche Werth in Betracht. In jeder Gegend findet eine allgemeine Bestimmung des Preises eines Morgens, Schefels, Ackers, oder wie das landesübliche Maß, nach welchem die Grundstücke angegeben werden, heißen mag, Statt. So verschieden auch die Preise sind, so stimmen sie doch im Ganzen mit der vorhandenen Kultur und den Verhältnissen ziemlich überein und geben wenigstens einen nicht abzuweisenden Maßstab. Man hat dann zuvörderst zu vergleichen, ob das Gut mit dem allgemeinen Kulturzustande übereinstimmt; nur wenn dies nicht der Fall ist, bestimmt der Werth desselben sich geringer, als der ortsübliche. Nur in den Fällen, wo viele Kapitalien zu Anlegung auf Landgüter disponirt sind, oder wo durch die Verhältnisse viele Grundstücke zum Verkauf gelangen, kann der Umstand eintreten, daß der Preis über oder unter den Werth fällt. Da jedoch der ortsübliche Werth immer nur eine Richtschnur, aber keine genauere Bestimmung des Preises geben kann, weil derselbe durch die besondern, auf jedem Gute verschiedenen, Statt findenden Verhältnisse sehr modificirt wird, so muß man, um sicher zu gehen, eine genaue Ertragsberechnung anlegen. Bei einer solchen Ertragsberechnung kommen alle die verschiedenen Zweige in Betracht, welche eine Nutzung gewähren, die jedoch nur nach den bestehenden Verhältnissen angenommen werden kann. Die Feldnutzung muß nach dem allgemein üblichen Fruchtbau, dem Stroh- u. Körnerertrage der verschiedenen Früchte, nach der Beschaffenheit des Bodens und des Düngungszustandes, nach einem Durchschnitt der verschiedenen Fruchtbarkeit der Jahre angenommen werden. Von dem Körnerertrage wird das zur Saat, zu Viehfutter, zu Brod, zu den Naturalzinsen u. s. w. erforderliche Getreide in Abzug gebracht u. sodann das Verbleibende nach einem mehrjährigen Durchschnitte der Getreidepreise zu Gelde angeschlagen, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, ob nicht darunter mehrere Jahre sind, wo die Getreidepreise durch außerordentliche Umstände sehr hoch gestanden haben, die man weglassen, oder auf gewöhnliche Preise reduciren muß, wenn dadurch nicht der Preis über das wirkliche Verhältniß erhöht werden soll. Der Ertrag der Wiesen und Hutungen wird bei der Viehnutzung berechnet, und derselbe ist nur nach der, in einem Durchschnitt der verschiedenen Jahre zu gewinnenden Anzahl von Centnern Heu und Grummet und dem auf den

Hutungen wachsenden Grase, wie viel dasselbe Vieh ernähren kann, anzunehmen. Bei der Gartennutzung ist der Ertrag nach der Tragfähigkeit und Beschaffenheit des Obstes, der Baumschulen, beim Hopfen des Hopfenertrages, bei Weinbergen der Weinutzung, nach mehrjährigen Erträgen zu berechnen und die erforderliche Ausgabe für dieselben in Abzug zu bringen. Eben so ist es bei den Teichen, bei der Waldnutzung, bei den verschiedenen Propagationen, als Ziegelei, Brennerei, Brauerei u. s. w. der Fall. Bei der Viehnutzung kann nur das Zugvieh in Betracht kommen, dessen Anzahl nach dem Futter bestimmt wird, welches nach Abzug des für das Zugvieh nothwendigen verbleibt. Man hat zwar in jeder Gegend gewisse allgemeine Grundsätze, nach welchen die, auf eine bestimmte Fläche zu haltende Anzahl Vieh bestimmt wird; dieselben sind indessen so schwankend, daß man danach keine genaue Bestimmung annehmen kann, die nur dadurch mit größerer Genauigkeit zu ermitteln ist, wenn man das nach dem allgemein gebräuchlichen Fruchtbau u. von den Wiesen gewonnene Futter und die Quantität der vorhandenen Weiden berechnet und darnach den Viehstand ermittelt. Bei dieser Futterberechnung muß diejenige Futterquantität für die vorhandene Viehart angenommen werden, die im Allgemeinen dem Vieh verabreicht wird. Ist diese karglich, so wird der Nugertrag geringer, ist sie reichlich, so wird er höher angenommen werden können. Von diesem Ertrage muß die zur Speisung des Gefindes erforderliche Milch, Butter, Käse, Speck u. s. w. in Abzug gebracht und der verbleibende Rest nach einem mehrjährigen Durchschnittspreise zu Gelde berechnet werden, wovon jedoch noch diejenigen Interessen in Abzug gebracht werden müssen, die das Zugvieh als Inventarium kostet. Alle andern Nutzungszweige werden nach ihrem Werthe berechnet und die Ausgabe, welche sie verursachen, davon in Abzug gebracht. Hat man nun die verschiedenen Nutzungszweige nach dem jährlichen Geldertrage ermittelt, so müssen die Ausgaben bestimmt werden. Zu diesen gehören alle landesherrlichen, grundherrlichen und sonstigen Abgaben, die Löhnung des Gefindes und der erforderliche Arbeitslohn, so wie die Instandhaltung des Inventariums. Bei den Gebäuden muß der Ertrag angenommen werden, den der Neubau kostet, und wie lange Gebäude stehen können. Die Summen des Neubaus und die erforderlichen Hauptreparaturen müssen in so viel Theile getheilt werden, als die Dauer der Gebäude in Jahren beträgt, wodurch man die, jährlich zur Instandhaltung der Gebäude erforderliche Summe ermitteln wird. Für die kleinen Reparaturen ist das alte Holzwerk der Gebäude, welches zu Brennholz zu benutzen, anzunehmen. Bei dem Zugvieh ist diejenige Summe in Ausgabe zu stellen, um die es sich durch die Arbeit und zunehmendes Alter jährlich verschlechtert. Bei dem andern Inventarium muß die jährliche Abnutzung desselben, wobei man auf die ungünstigsten Umstände rechnen muß, nach den verschiedenen Statt findenden Preisen berechnet

werden. Ferner sind zu den Ausgaben das in der Wirthschaft erforderliche Salz, Theer, Holz, das nach Umständen mehr oder weniger zu vermuthende Wirthschaftsunglück und die Viehpuren zu rechnen, auch alle Verpflichtungen in Ausgabe zu stellen. Die ermittelten Ausgaben bringt man von dem Ertrage in Abzug u. rechnet die verbleibende Summe nach landesüblichen Zinsen zum Kapital; dies gibt dann den Werth an, welchen das Gut nach den Statt findenden Zeitverhältnissen hat.

Landhäselein (Ichthol.), s. v. a. Hasel, *Cyprius dobula* L.

Landhäute, Häute, welche die Bauern (meist von gefallenem Vieh) zum Verkauf bringen.

Landhafer (schwed., Bot.), s. v. a. Flughafer, *Avena sativa* L. S. Hafer.

Landhaken (Schiff.), der einarmige Anker, welcher gewöhnlich auf Flußschiffen angebracht wird, um damit am Ufer anzulegen.

Land-Halali, Ausruf u. Kanfare beim Abfangen des Hirsches, wogegen unter Wasser-Halali verstanden wird, daß der Hirsch ins Wasser geht.

Landhandel, 1) Gegensatz zum Seehandel, s. Handel; — 2) s. v. a. Dorfhandel.

Landhandwerker, s. v. a. Dorfhandwerker, vgl. Kunst.

Landhaus (Bauk.), 1) das auf großen Landgütern für den Besitzer derselben gewöhnlich in einiger Entfernung von den Wirthschaftsgebäuden und dem Bleichhof erbaute Wohnhaus, bei dessen Anlage weniger auf die Führung der Landwirthschaft, hauptsächlich aber auf die Bequemlichkeit und Anständigkeit der Wohnung Bedacht genommen worden ist; — 2) andere Häuser, die entweder auf dem Lande, oder in den von Städten ziemlich entfernten Gärten angelegt sind, und gewöhnlich als Sommerwohnung für vornehme Familien dienen. Größe und innere Einrichtung derselben ist natürlich nach dem Stande und Vermögen des Besitzers verschieden. Doch gelten im Allgemeinen folgende Regeln: ein L. darf keine beschränkte Aussicht haben; es darf nicht prachtvoll verziert seyn, sondern muß sich durch edle Einfachheit, Nettigkeit und Freundlichkeit auszeichnen; ein niedriges deutsches Dach paßt dazu besser als ein gebrochenes französisches, die Außenseite darf nur durch schöne Fenstergevände verziert, Säulen und Statuen dürfen höchstens am Eingange angebracht seyn. Ein solches Gebäude hat gewöhnlich nur ein Stockwerk, weil man gern aus demselben unmittelbar ins Freie gelangt; ein lustiger, heller Gartensaal befindet sich, nebst den Wirthschaftsräumen, im Erdgeschos, während die Wohn- u. Schlafzimmer das Stockwerk einnehmen. Durch die Umgebung des Gebäudes, die nebst schöner Gegend in Gartenanlagen mit Baumgruppen, Terrassen, Brunnen zc. bestehen kann, und durch Balkone, thurmartige Aufbaue, Freitreppen, vorgebaute hölzerne Gallerien zc. kann man dem Gebäude den ihm zukommenden gefälligen, freundlichen Charakter verleihen. Die Italiener und Engländer haben sich vorzugs-

weise in Erbauung geschmackvoller Landhäuser ausgezeichnet. Unter den Deutschen hat Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst gute Vorschläge zur Erbauung der Landhäuser gegeben. Vgl. auch Menzel, Entwürfe zu Stadt- u. Landgebäuden, Berl. 1826 u. Fortf. — 3) S. v. a. Landschaftshaus.

Landhausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Iserlohn; 240 Einw.

Landhauswirthschaft, der Inbegriff der bei einer Landwirthschaft vorkommenden häuslichen Beschäftigungen, welche vorzugsweise dem weiblichen Personale zukommen. Es wird dazu vorzüglich gerechnet die Abwartung des Hausviehes, das Mästen desselben, die Bereitung von Käse und Butter, das Spinnen des Flachses, die Zurichtung und Aufbewahrung der für das Gefinde nöthigen Speisen, also das Kochen, das Einböckeln und Räuchern des Fleisches, das Einlegen mancher Gemüse, das Dörren des Obstes. Zumeilen schließt man auch den ganzen Gartenbau mit ein.

Landhecht (Amphib.), *Brochet de terra*, Glanzschleichenart auf den Antillen, wie es scheint, noch nicht speciell bestimmt. Rochefort, Antilles, Fig. 133.

Landherr, veraltete Benennung für Dynast oder Burgherr.

Landherrenschaft, s. Hamburg.

Landhirsch, ein Hirsch, der sich auf dem flachen Lande aufhält und daher auch Wald- od. Auhirsch heißt, zum Unterschiede von dem Burg- oder Gebirgshirsche und Sandhirsche.

Landhöhen, s. Berge u. Gebirge.

Landhofmeister (Staatsw.), adelige Würde des Oberpräsidenten der sonstigen Prov. Ostpreußen, aus der Periode des in Preußen vormals regierenden deutschen Ordens.

Landholz (Ober- u. Unter-L.), 2 bayer. Dörfer, R.-B. Schwaben u. Neub., Edgr. Grödenbach; 120 Einw.

Landhühner (Ornithol.), nach Dfen, Abtheilung der Kunst der Hühner, charakterisirt durch den kurzen und gewölbten Hühnerschnabel und durch die bis unter die Ferse besiederten Beine. Sie zerfallen in die Sippschaften der Hophühner u. der Wildhühner.

Landhufe, s. v. a. Hufe.

Landi (bildende Künstler), 1) Domenico, ital. Edelsteinschneider, aus Stiappa in Lucca, um 1720 in Rom einer der besten Künstler seines Faches, kopirte antike Köpfe, schnitt Bildnisse und Figuren und ägte auch einige Blätter mit Architektur. — 2) Gasparo Cav., berühmter italienischer Historienmaler, 1756 zu Piacenza geb. L., der mit Palagi, Sabatelli, Podesti, Renci, Cammuccini, Minardi, Sessa, de Vivo und de Laurentiis als Wiederhersteller der italienischen Malerei gilt, war Schüler der Manieristen Battoni und Corvi in Rom, wo er, wie früher Carracci's und Pordenone's, so jetzt Raphaels und Michel Angelo's Werke zu Mustern nahm. Diese großen Vorbilder halfen ihm, sich eine eigenthümliche Manier schaffen, in welcher er die pastose und breite Farbenge-

lung der Venetianer mit dem anmuthigen Hell-
dunkel der Lombarden verband. In seinem 25.
Jahre galt er bereits für einen vollendeten Ko-
loristen und gewann um diese Zeit den ersten
Preis der Akademie zu Parma. Von jetzt an
wurden seine Werke auch jenseits der Alpen ge-
sucht und verschafften ihm zugleich vielfache
äußere Zeichen der Anerkennung, wie Ordens-
bänder und Diplome von mehreren Akademien.
Die Akademie von St. Fucca, der er als Direktor
der Klasse der Malerei angehörte, erwählte ihn
1817 zu ihrem Präsidenten. L. † 1830 zu Pia-
cenza, vom Schlage gerührt, als er eben mit
der Vollendung einer Empfangnis Maria für
die Franz- und Paulskirche zu Neapel beschäf-
tigt war. Beste Werke: Sara; — die Beis-
etzung der heil. Jungfrau und die Apostel an
deren Grabe, beide im Dome von Piacenza; —
Abreise der Maria Stuart nach dem Tode Franz
II. von Frankreich; — Christus auf dem Wege
nach Golgatha den heil. Frauen begegnend; —
viele Porträte, besonders weibliche. L. hat
stets in Oel, nie in Fresco gemalt; auch Kar-
tons fertigte L. nicht, sondern er modellirte seine
Figuren oder ganze Gruppen in Thon, u. dar-
nach malte er. Im Kolorit scheint er mehr nach
dem Sanften und Lieblichen, als nach Kraft im
Ausdruck gestrebt zu haben, daher sein Fleisch
selbst bei Weibern viel zu rosig. Auf seine
Komposition hat die französische Weise zu viel
Einfluß gehabt, als daß L. alles Lob verdiente,
das ihm seine Landsleute zollen. Gleichwohl
ist er ein bedeutender Meister, und man erkennt
am besten nach einem Vergleich der Werke sei-
ner zahlreichen Schüler, die meist nur seine
schwachen Seiten nachzuahmen verstanden, mit
den seinen, wie viel Unmuthiges er geschaffen
hat. L.'s Porträt ist von C. Vogel in Dresden
veröffentlicht. Geschrieben wurde viel über L.,
auch von Göthe, Schlegel u. A.

Landia (Bot.), nach Commerson, Pflanz-
gattung. Arten f. Mussaenda.

Landin (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Ho-
hen-L.), Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam,
Kr. Angermünde; Wormerk; 250 Einw.; —
2) (Nieder-L.), das.; 300 Einw.; — 3) das.,
Kr. West-Havelland; Gut; 200 Einw.

Landini (Biogr.). I. Gelehrter: 1) Chris-
toph, italienischer Philolog, 1424 zu Florenz
geb., wurde 1457 Professor der schönen Wissen-
schaften und später Lehrer von Lorenzo und
Giuliano Medici, fungirte auch längere Zeit
als Schreiber der Republik; er † 1504 zu Bec-
chio. Schrieb: Commentare über Virgil, Ho-
raz und Dante; — eine italienische Uebersetzung
der Naturgeschichte des Plinius und lateinische
Gedichte. — II. Bildende Künstler: 2)
Laddeo, italienischer Bildhauer und Baumeis-
ter des 16. Jahrhunderts, geb. zu Florenz, ar-
beitete im Dienste der Päpste Gregor XIII., Six-
tus V. und Clemens VIII., fertigte viele Bild-
werke in Stein und Metall und war ein guter
Zeichner; er † 1594 als Oberaufseher aller
öffentlichen Gebäude in Rom. — 3) Camillo,
italienischer Bildhauer, um 1785 zu Carrara
geb., in Rom gebildet, arbeitete lange Zeit in
Thorwaldsens Atelier, erhielt 1820 einen Auf-

nach Petersburg und lieferte auch für Warschau
Werke von großen Dimensionen. Spätere
Nachrichten fehlen. — 4) Liborio, italienischer
Bildhauer der Gegenwart, bildete 1822 die Tra-
jans-Säule in Rom, mit ihren 2000 Figuren 6
Palmen hoch, in Marmor nach.

Landino (Biogr.), s. Organi.

Landinspektor (Landkircheninspektor),
in einigen Gegenden der geistliche Inspektor der
Landkirchen u. Landschulen.

Landirac (Landiras), weiße Sorte der
bordeauxer Weine, welche in Barriques von 110
Pors in den Handel kommt. Vgl. Bordeauxer
Weine und Weinhandel, S. 209.

Landiras, franz. Dorf, Depart. Gironde,
Arrond. Bordeaux; bedeutende Märkte;
2320 Einw.

Landisacq, franz. Dorf, Depart. Orne, Ar-
rond. Domfront; Nägelfabrik; 990 Einw.

Landisburg, nordamerikan. Ort, W. St.,
Staat Pennsylvanien, Grafsch. Perry;
Post, 1 presbyterianische Kirche, 4 Kaufäden;
400 Einw.

Landivi (Geogr.), s. v. a. Landivy.

Landivisiau, franz. Stadt, Depart. Finis-
tère, Arrond. Morlaix; Gerberei, Leinweberei;
2860 Einw.

Landivy (Geogr.), 1) franz. Kanton, Depart.
u. Arrond. Mayenne; — 2) Flecken das.,
westlich von Mayenne; Vieh-, Leinwand- und
Garnhandel; 1940 Einw.

Landjäger, s. Forst- u. Jagdbeamte.

Landjägererei, sämtliche Jagdbeamte (Jä-
ger) eines Landes, im Gegensatz zur Hof-
jägererei.

Landjägermeister, s. v. a. Landforstmeister,
s. Forst- u. Jagdbeamte.

Landjaad, Gesamtsbenennung für den An-
stand, die Bürsche, Streife, Hege, das einge-
stellte und Beuchjagen nach allen besondern Ar-
ten, das Treibjagen und Einfangen, jede Art
von Fang auf dem Trockenen, die Parforce-
jagd, den Vogelfang, das Erlegen aus Schieß-
hütten u. s. w., so wie alle dazu gehörigen An-
stalten.

Landjoch (Bauk.), s. Brücke.

Landjungfer (Entom.), Regflüglergatt., s.
v. a. Hemerobius.

Landjunfer, s. Adel.

Landkammerer, s. Landeskammerer.

Landkammerrath, Titel für Gutsbesitzer
u. Andere.

Landkarte (math. Geogr.), verfinbildl.
Darstellung der Oberfläche der ganzen Erde oder
eines größeren oder kleineren Theils derselben
durch Zeichnung. Am richtigsten und deutlich-
sten stellt man die Oberfläche der Erde, als
einer Kugel, dar durch den Globus (s. d.);
da aber große Globen kostbare und unbecueme
Instrumente sind und kleinere den Zweck der
Verständigung der Erdoberfläche nach ihren
speciellen Theilen nicht erreichen, so mußte man
sehr bald seine Zuflucht dazu nehmen, den
Globus und dessen Theile auf einer ebenen
Fläche darzustellen. So entstanden die geo-
graphischen Karten oder L.n., die nach der
Größe der Ländermasse, welche sie darstellen,

nach ihrem Gebrauch und besonderen Zweck, nach den Gegenständen, welche sie hauptsächlich dem Auge vorführen sollen u. s. w. verschiedene Benennungen erhalten haben. Nach der Größe der Länder theilt man die L.n in Universalkarten (Mappes mondes), die eine Halbkugel der Erde darstellen, Generalkarten, die einen ganzen Welttheil, z. B. Europa, Asien u. darstellen, Partikularkarten (auch wohl Generalländerkarten genannt), die ganze Länder, z. B. Frankreich, England u., abbilden, und Specialkarten (chorograph. Karten), die einen kleineren Theil der Erdoberfläche abbilden. Die Specialkarten zerfallen wieder in Provinzen-, Departements-, Bezirks-, Distrikts-, ja Städte- u. Dorfkarten; letztere, wenn sie sehr ins Detail gehen oder besonders für gewisse Zwecke bestimmt sind, nennt man Plane (Situationszeichnungen), wie Schlachtplane, Plane von Belagerungen u. dgl. Bei Specialkarten von nur einigen Meilen wird auf die Krümmung der Erdoberfläche keine Rücksicht genommen, da bei größeren, schon bei Provinzialkarten, sie genau beachtet werden muß. Nach den Gegenständen, die auf ihnen herausgehoben werden, zerfallen sie in folgende: eigentliche L.n (Angabe der Berg-, Flüsse, Straßen, Ortschaften u.), See- u. Küsten- (Angaben der vorzüglich merkwürdigen Punkte der Meere, als Sandbänke, Klippen, Inseln u.), Berg-, Höhen- (orograph.) Karten, mit den Zügen der Berge, welche oft zugleich Fluß- (hydrograph.) Karten (mit der Angabe der Gewässer) sind, ferner Produkten-, Kunst-, zoolog. Karten, botanische, mineralogische, geognostische, meteorologische, anthropologische, auf denen diese Gegenstände durch Zeichen und Farben angedeutet sind; ferner zu besonderem Gebrauch Posts (mit Angabe des Laufs der Posten), Reise-, Kriegs- u. militärische Karten, letztere für den Kriegszweck bestimmt, enthalten für den Soldaten wichtige Gegenstände, Engpässe, Berge, Thäler, Flüsse, Brücken u., Cabinetskarten, L.n mit allen auf das Land Bezug habenden Nachrichten. Eine Sammlung von L.n, die zusammengebunden sind, heißt Atlas, und zwar ein geograph. Atlas, wenn er bloß auf die Geographie bezügliche Karten enthält, ein histor. Atlas dagegen, wenn er die historischen Momente durch L.n veranschaulicht; eben so hat man Sprachatlanten (s. d.). Die beste Uebersicht über die Vielartigkeit der L.n erhält der Leser, wenn er den Atlas durchblättert, den die Verlagshandl. bis jetzt diesem Lexikon mit ihren Kunstbeilagen zugetheilt hat. Er findet dort, außer den Länder- und Geschichtskarten hydrohistorische Karten über die Zustände der bedeutendsten Ströme in gewissen Zeiträumen, Karten über die Luftströmungen auf dem Ocean, eine Karte über die Wärmeverbreitung in Europa, eine Windkarte der Erde, eine Karte der magnetischen Meridiane und Parallellkreise u. dazu eine Fortsetzung (wachsende Karte u., N. 659), eine Stromlängenkarte, eine Karte über

die mittlern Barometerstände am Meere u., eine Karte über Gabeltheilungen des strömenden Wassers, eine Karte über die Verbreitungsbezirke der wichtigsten Kulturgewächse, zwei Karten über die isodynamischen Linien, eine Karte über Strömungen, Handelsstraßen u. Wärmeverbreitung des atlantischen Ozeans, eine Regenkarte von Europa, mehr botanische Karten, eine hyetographische Karte der Erde, Wärmekarten von Berlin, Kopenhagen u. Stockholm, Karten der Vulkanzirkel der Erde, Bergkarten von Asien und Europa, eine Fluthwellenkarte, eine Karte über die vulkanischen Erscheinungen der alten Welt u. s. w.

Eine L. soll ein möglichst treues Bild eines Theiles oder der ganzen Erdoberfläche geben. Da solche Bilder von einer Kugel auf einer Ebene entworfen werden sollen, so können dieselben nicht die wahre Lage der einzelnen Orte, wie etwa eine mathematische Figur die berechnete Lage eines oder mehrerer Punkte derselben, sondern nur angenäherte oder ähnliche Darstellungen einzelner Theile der Erdoberfläche bringen. Hinsichtlich dieser Darstellungsweise unterscheidet man L. einzelner größerer oder kleinerer Länder von denen, die vielleicht die Halbkugel umfassen, und davon wieder solche, die zum Gebrauch der Seefahrer eingerichtet werden sollen.

1. Darstellung einzelner Länder. — Handelt es sich um die Darstellung eines kleinen Theiles der Erdoberfläche, so kann man diesen ohne großen Fehler als eben ansehen und in einer ähnlichen Figur darstellen. Nun verlangt man aber auf einer solchen Darstellung die Angabe von Längen- und Breitengraden, und da der Längengrad unter irgend einer Breite dem Produkt aus der Größe des Breitengrades in den Cosinus der Breite gleich ist, so theilt man die zu entwerfende Karte durch Parallellinien (die Parallellkreise) so ein, daß die Grade oder Minuten auf jenen oder diesen das angegebene Verhältnis haben und legt den Breitengrad des in der Mitte der Karte liegenden Punktes zu Grund. Dieses Verfahren läßt sich mit Sicherheit bis auf 1° gebrauchen, indem die wahre Größe der Parallellkreise selbst unter 60° Grad für jeden halben Grad doch nur wenig über $\frac{1}{70}$ ändert. Brandes beschreibt in *Gehler's Lexikon* ein solches Verfahren folgender Weise:

Da der Hauptfehler dieser Darstellungsart darin besteht, daß die Größe der Grade auf den meisten Parallellkreisen erheblich von der Wahrheit abweicht, so geht man von ihr am leichtesten zu folgender Konstruktion über. Man ziehe in der Mitte der Karte eine gerade Linie, die den Meridian des mittleren Ortes vorstellen soll; man trage auf sie die Grade des Meridians nach einem gegebenen Maßstabe auf u. ziehe durch die Theilungspunkte Linien auf den Meridian senkrecht, welche die Parallellkreise vorstellen. Auf den äußersten und nördlichen Parallellkreis trage man Grade auf, so groß als es der wahren Größe der Längengrade in dieser Breite angemessen ist, und eben so trage man auf den südlichsten Parallellkreis Längen-

grade der wahren Größe, für diese Breite angemessen, auf. Durch diese von der Mittellinie an aufgetragenen Punkte ziehe man gerade Linien durch die korrespondirenden Theilungspunkte, so daß die nächste Linie den um 1 Grad, die nächste den um 2 Grad von der Mitte liegenden Meridian vorstellt. Wie die einzelnen Orte in diese Vierecke eingetragen werden, läßt sich leicht übersehen und es erhehlt, daß diese Karte allerdings von der Ähnlichkeit mit dem Urbild abweicht, weil die Meridiane nicht, wie es auf der Kugel geschieht, die Parallelkreise senkrecht durchschneiden; in Hinsicht auf die Abstände aber werden die Fehler selbst bei ziemlich bedeutender Ausdehnung der Karte nicht sehr groß. Erstreckt sich die Karte von der Breite = b bis zur Breite = $b + \Delta b$ und von der Länge = $1 - \frac{1}{2} \Delta l$ bis zur Länge = $1 - \frac{1}{2} \Delta l$, so ist, wenn ich die Länge eines Breitengrades durch β , die Länge eines Längengrades durch $\alpha = \beta \cos. b$ bezeichne, der auf der Karte abgemessene Abstand der Orte, die unter den Längen = $1 - \frac{1}{2} \Delta l$ bis zur Länge = $1 - \frac{1}{2} \Delta l$ und unter den Breiten b und $b + \Delta b$ liegen, durch

$$\sqrt{[(\cos. b + \cos. (b + \Delta b))^2 \frac{1}{2} \beta^2 \Delta l^2 + \beta^2 \Delta b^2]}$$

ausgedrückt, so lange ist die Diagonale der Karte, wenn man diese durch die zwei letzten Meridiane begrenzt. Der wahre Abstand dieser Orte ist dagegen durch $\cos. c = \sin. b \sin. (b + \Delta b) + \cos. b \cos. (b + \Delta b) \cos. \Delta l$ gegeben. Diese Formel gibt, wenn man $b = 55^\circ$, $b + \Delta b = 63^\circ$ und $\Delta l = 12^\circ$ annimmt, und $\beta = 15$ Meilen setzt, den Abstand = 151,5 Meilen; diese gibt $c = 10^\circ 41' \frac{1}{2}$, also = 151,1 Meilen. Aber die vom mittleren Meridiane am meisten entfernten Meridiane würden auf dieser Karte schon Winkel von 5 Graden mit der Senkrechten machen u. daher leicht eine näher zu berechnende Unähnlichkeit hervorbringen.

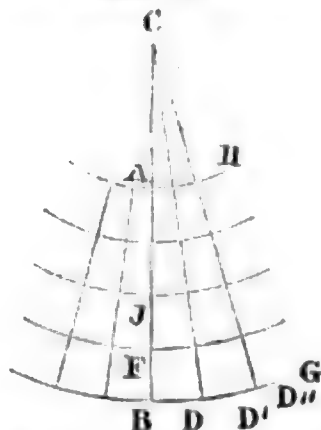
Eine Karte mit geraden Meridianen und geraden Parallelen reicht also für größere Länder nicht aus und wir suchen daher, was eine Karte leistet, auf welcher die eine Klasse dieser Linien gerade bleibt. Sollen nämlich die Meridiane gerade Linien bleiben und die nach richtigem Verhältnisse gegen die Pole kleiner werdenden Parallelkreise senkrecht durchschneiden, so ist es am besten, diese Parallelkreise als wirkliche Kreisbogen aufzutragen. Um hier das Verhältniß der Längengrade auf den äußersten Parallelkreisen, die den Breiten = b und = b' entsprechen, richtig zu erhalten, müssen sich die Halbmesser derjenigen Kreise, welche diese äußersten Parallelkreise vorstellen sollen, wie $\cos. b$ zu $\cos. b'$ verhalten. Soll also die Karte eine Höhe = a in irgend einem Maße, zwischen den Parallelkreisen in den Breiten b, b' bekommen, und soll r der Halbmesser des aufzuzeichnenden kleinern Parallelkreises seyn, so wird

$$\frac{r \cos. b}{\cos. b'}$$

der Halbmesser des größern Parallelkreises und da ihre Differenz = a seyn soll, so ist $r =$

$$\frac{a \cos. b'}{\cos. b - \cos. b'}$$

diese: Man ziehe in der Mitte der Karte eine gerade Linie (Fig. 1) AB als Meridian der Orte, Fig. 4.

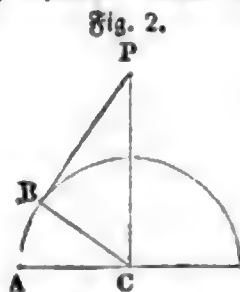


welche in der Mitte des aufzuzeichnenden Stückes der Erde liegen; man theile diese in gleiche Theile, die Grade des Meridians vorstellend, und verlängere sie gegen den Pol hin, bis $AC = r = a \cos. b'$

ist; den so gefundenen Punkt $\cos. b - \cos. b'$, C mache man zum gemeinschaftlichen Mittelpunkt der durch alle Theilungspunkte der AB zu ziehenden Kreise, nehme auf BG die Bögen $BD = DD' = D'D'' = BF$. $\cos. b$, wenn BF einen Grad des Meridians vorstellt, und ziehe durch D, D', D'' die geraden Linien DC, D'C als Meridiane. Es läßt sich leicht übersehen, daß die so hervorgehende Theilung der Parallelkreise nur für die beiden Kreise AH, BG in richtigem Verhältnisse ist, nicht aber für die zwischenliegenden Parallelkreise; der Fehler ist gegen die Mitte am größten. Um diesen Fehler zu vermindern, ist es gut, nicht die äußersten Parallelkreise zur Bestimmung des r zu gebrauchen, sondern zwei Parallelkreise, welche zwischen der Mitte und den beiden äußersten Grenzen liegen, damit die Fehler um die Mitte geringer werden und dagegen ein Theil der fehlerhaften Eintheilung auf die obere u. untere Grenzen der Karte komme. Eine Karte von Europa muß 30 Grade der Breite und 60 Grade der Länge umfassen; wäre hier der 45. Grad und 60. Grad zur Eintheilung zum Grunde gelegt, jener = $0,707 \cdot a$ und dieser = $0,5 \cdot a$, so würde der Längengrad in der Breite = $52 \frac{1}{2}$ Grad auf der Karte = 9,6035 seyn, statt daß er nach dem wahren Verhältnisse = $0,6088 \cdot a$ seyn sollte; ist also der Meridiangrad = $\alpha = 1$ Zoll, so macht dies für 30 Längengrade allerdings ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll aus, aber bei Karten, die so viel Raum umfassen, pflegt man sehr oft nur solche Bestimmungen zu verlangen, bei denen es auf kleine Fehler nicht ankommt; man will nur die Lage der Länder und Städte übersehen, ohne sich auf genaue Abmessungen einzulassen, und wenn dieses der Fall ist, so darf man sich selbst zu so großen Karten dieser Zeichnungsart bedienen. Diese Konstruktion hat den Vorzug, leicht ausführbar zu seyn und die Lage der Meridiane gegen die Parallelkreise als rechtwinklig richtig darzustellen, auch ist das Verhältniß der Seiten der Vierecke, worin die Karte getheilt ist, nur wenig von dem richtigen Verhältnisse abweichend.

Genauer erhält man allerdings die Darstellung, wenn man die Konstruktion noch etwas abändert und sich gefallen läßt, auch die Meridiane nicht alle gerade zu zeichnen. Man zeichne den Meridian für die Mitte der Karte als gerade Linie und bezeichne den Punkt J auf ihn, der in der Mitte der Karte liegen soll u. dessen geographische Breite ich $= b$ setze; man berechne, wenn α die Größe des Breitengrades bezeichnet, $\alpha \cdot 57,296 \cdot \text{Costang. } b$ und trage diese Linie von J nach C; um C als Mittelpunkt ziehe man durch J den Parallellkreis und auch durch die übrigen auf dem Meridiane AB aufgetragenen Theilungspunkte die übrigen Parallellkreise; dann aber trage man auf jedem der Parallellkreise besonders die Längengrade nach ihrem richtigen Maß $= \alpha \cdot \text{Cos. } b$ für die Breite $= b$, ferner $= \alpha \cdot \text{Cos. } b$ für die Breite $= b'$ und so ferner auf und ziehe die alsdann sich gekrümmt ergebenden Meridiane durch die so bestimmten zusammengehörenden Punkte.

Diese Konstruktion gibt alle auf einerlei Parallellkreise gemessenen Abstände in genau richtigem Verhältnisse; dieses findet dagegen nicht ganz strenge für die Meridiane Statt, indem die gekrümmten Meridiane für gleiche Breitenunterschiede nicht ganz gleiche Stücke geben, auch sind die Meridiane nicht ganz genau gegen die Parallellkreise rechtwinkelig, indeß betragen beide Abweichungen selbst bei einer großen Ausdehnung der Karte nicht sehr viel. Der Halbmesser $= \alpha \cdot 57,296 \cdot \text{Costang. } b$ wird durch folgende Ueberlegung bestimmt. Wenn B (Fig. 2) den



Ort vorstellt, der auf dem mittlern Parallellkreise der Karte liegt, so hat hier die Kugelfläche eben die Neigung gegen die Axe PC der Erde, wie die Seitenlinie der durch Umdrehung der PB u. PC entstandenen Kugelfläche, PB aber ist $= CB \cdot \text{Cotang. } ACB$, wo $ACB = b$ die geographische Breite dieses Ortes ist. Wenn man statt der Kugelzone, die sich in nicht zu großer Breite nach beiden Seiten von B erstreckt, die abgewinkelte Kugelzone nähme, so würde man die Meridiane als gerade Linien zeichnen müssen; man erhält aber noch etwas mehr Genauigkeit, wenn allen Parallellkreisen ihre richtige Einteilung gegeben wird. Daß diese Zeichnungsart, welche Bonne angegeben und bei mehreren Karten zuerst gebraucht hat, den Vorzug besitzt, den Flächenraum in jedem kleinen Theile getreu anzugeben, hat zuerst Albers bemerkt u. dann Mollweide umständlich gezeigt.

Alle diese Darstellungen haben den Zweck, die abzubildenden Theile der Kugel so ähnlich

als möglich darzustellen; sie sind also als besondere Fälle einer höchst allgemeinen Aufgabe anzusehen, die Gauss aufgelöst hat: die Theile einer gegebenen Fläche auf einer andern gegebenen Fläche so abzubilden, daß die Abbildung dem Abgebildeten in den kleinsten Theilen ähnlich wird. Die von Gauss gegebene Auflösung umfaßt nicht bloß die Fälle, wo das Verhältniß der Größe jedes Theils der Abbildung zu jedem Theil des Abgebildeten ein konstantes ist, sondern auch die, wo es nach bestimmten Gesetzen ein veränderliches ist, und die Untersuchung schließt sich sonach zwar an die unserer an, geht jedoch in mehr als einer Hinsicht viel weiter. Die von Gauss erwähnten Beispiele zeigen, in welcher Verbindung die Untersuchung mit dem Zeichnen der Landkarten steht.

Was den Gebrauch der Landkarten betrifft, so ist erstlich bei der Abmessung der Längen, wenn diese größere Entfernungen umfassen, auf die aus jeder Konstruktionsmethode unvermeidlich hervorgehenden Fehler, die gewöhnlich erst gegen die Grenzen der Karte zu erheblich werden, Rücksicht zu nehmen; zweitens auch die Richtung von einem Ort zum andern macht nicht genau auf der Karte den Winkel mit dem Meridiane, den die Abstandslinie auf der Kugel mit ihm macht, u. man muß den Statt findenden Fehler nach den Eigenthümlichkeiten jeder Konstruktion berechnen. Was drittens die Berechnung des Inhaltes der Länder betrifft, so ist bei den Entwerfungsarten, die nicht die einzelnen Theile der Kugel in richtiger proportionaler Größe darstellen, auf diese Ungleichheit Rücksicht zu nehmen, aber außerdem auch eine Schwierigkeit zu bemerken, die selbst bei einer ganz vollkommenen Darstellung Statt finden würde. Die genau gezeichneten Grenzen eines Staates nämlich bieten oft so unregelmäßige Krümmungen dar, daß eine nach der Landkarte vorzunehmende geometrische Ausmessung nicht wohl möglich ist, und in Beziehung auf diese Schwierigkeit hat v. Bach gezeigt, daß man bei einer genauen Abzeichnung der Grenzen auf sehr gleichförmigem Papier, durch ein Abwägen des begrenzten Theiles den Zweck, die Größe in Quadratmeilen zu finden, sehr genügend erreicht. Nachdem man nämlich den größten Theil des auszumessenden Landes, so weit es zwischen regelmäßig gezogenen Streifen auf der Kugel liegt, ausgerechnet hat, schneidet man die außerhalb dieser Kreise noch übrigen, mit unregelmäßigen Grenzen umgebenen Stücke aus, wägt diese Stücke ab und vergleicht ihr Gewicht mit dem Gewicht der in eben der Gegend der Karte liegenden Quadratgrade, wodurch man bei gehöriger Sorgfalt den Zweck so genau als es die Genauigkeit der Zeichnung erlaubt, erreichen kann. Von Bach bemerkt übrigens, daß man bei der Berechnung des Inhaltes nach geometrischen Regeln die sphäroidische Gestalt der Erde berücksichtigen müsse, deren Einfluß in Karten gewöhnlich nicht merklich ist. Bei Karten von erheblicher Größe kann indeß eine Rücksicht hierauf selbst bei der Zeichnung nöthig werden.

II. Abbildung einer ganzen Halbkugel.



der Zeichnung vom Pole an bis an den Parallelkreis der Oberfläche des darzustellenden Kugelabschnittes gleich sind. Da nun im Kreis der Inhalt des zwischen Parallelen enthaltenen Stückes $AHKB$

$= CB^2 \cdot \varphi + CB^2 \cdot \sin. \varphi \cos. \varphi = \frac{1}{2} CB^2 (2\varphi + \sin. 2\varphi)$ ist, wenn $BK = \varphi$, so muß, damit dieses Stück der Zone bis zur Breite $= \mu$ sey, $\frac{1}{2} CB^2 \cdot (2\varphi + \sin. 2\varphi) = r^2 \cdot \pi \cdot \sin. \mu$ seyn, weil nämlich auf der Kugel vom Halbmesser $= r$ die halbe Zone vom Aequator die zur Breite $= \mu$ durch $\pi \cdot r \cdot r \sin. \mu$ gegeben ist. Jene Gleichung ergibt, da $\frac{1}{2} CB^2 = r^2$ ist, den Werth von φ und man kann daher durch Eintheilung des Halbmessers CP die Lage der Parallelkreise finden; die Rechnung zeigt, daß die Theilungspunkte L folgenden Theilen des Halbmessers entsprechen:

für μ	ist CL	für μ	ist CL
10°	0,1368	60°	0,7624
20°	0,2720	70°	0,8619
30°	0,4040	80°	0,9454
40°	0,5309	90°	1,0000
50°	0,6512		

Diese Vorschrift scheint die angemessenste zu seyn, obgleich man, da die Verhältnisse der Distanzen nicht den wahren Verhältnissen angemessen sind, auch andere Vorschriften geben kann, je nachdem man sich vorsetzt, andere Bestimmungen zu erfüllen.

III. Seekarten. Was endlich die Seekarten anbelangt, so sind diese sogenannte Planarten, d. h. solche, bei welchen alle Meridiane, so wie alle Parallelkreise unter sich parallel sind, die Längengrade auf der ganzen Karte dasjenige Verhältniß zu den Breitengraden haben, was für die Mitte der Karte genau gilt. Die Schiffer sind gehalten, längere Zeit nach demselben Kompaßstrich zu segeln, dann auf der in die Karteeingezeichneten Richtung die durchlaufene Entfernung einzuzichnen und darum kann eine solche Karte nur auf eine sehr kleine Entfernung gültig seyn. Gingen nämlich unter dem 45° der Breite 3. B. zwei Schiffe von demselben Punkt, so daß das eine vollständig die Richtung Nordost, das andere aber die von Südost einhielte, so würden beide gewiß 60 Meilen in der Länge fortgekommen seyn, wenn sie in der Breite 60 Meilen vorgerückt sind oder um 4 Grade ihre Breite verändert haben. Es betragen nämlich 60 Meilen unter 45° der Breite fast 6° 40'. Nun kommt aber der nördliche Schiffer zu immer kleineren, der südliche zu immer größeren Längengraden, darum ändert der erste in der That seine Länge mehr als der zweite. Wollten sie diese Abänderung auf einer Karte abmessen, so würde diese ihnen ihre Länge um $\frac{1}{2}$ Grad unrichtig angeben. Eine andere Karte, worauf die Längengrade abnahmen, würde unbequem seyn, indem er hier nicht gerade den Richtungswinkel seines Kurses einzeichnen könnte, weil eine gekrümmte Linie sich nicht abmessen läßt, um seinem Kurs den stets gleichen Winkel gegen den Meridian zu geben. Die Kurve, welche ein Schiff beschreibt, das stets unter gleichem Winkel gegen den Meridian oder nach demselben Windstrich segelt, ist die loxodromische

Linie, die sich wie eine Spirale in unzähligen Windungen um den Pol der Erde windet, sobald die Richtung nicht genau mit dem Meridian übereinstimmt. Diese Linie verlangt der Schiffer in seiner Karte als gerade Linie zu sehen, damit er, wenn sein Lauf einen Winkel von 45 oder 60 Grad u. s. w. mit dem Meridian macht, auch diesen Winkel in seiner Karte auftragen könne. Darum müssen alle Meridiane parallel erscheinen und alle Längengrade in höherer u. niederer Breite gleich groß ausfallen. Damit aber dennoch überall das Verhältniß der Längengrade gegen die Breitengrade sich richtig darstelle, müssen die Breitengrade gegen die Pole immer größer werden. Solche Karten heißen merkatorische oder Karten mit wechselnden Breitengraden. Da in der Breite 25° 50' der Längengrade nur $\frac{1}{10}$ des Breitengrades ist, so muß hier der Breitengrad $\frac{10}{100}$ eines solchen unter dem Aequator, unter 36° 52' hingegen $\frac{1}{10}$, unter 45° 34' schon $\frac{1}{70}$, unter 53° 8' dagegen $\frac{1}{2}$ seyn. Zieht man in einer solchen Karte von einem Ort eine gerade Linie gegen den Meridian, so trifft diese alle jene Orte, welche der Schiffer, seinen Lauf stets unter demselben Winkel gegen den Meridian gerichtet, dann berühren würde. Das Eintragen der zurückgelegten Wege in eine solche Karte kann nicht immer nach demselben Maßstab geschehen, sondern je weiter man dem Pol sich nähert, desto größer wird ein auf der Kugel gleicher Raum dargestellt. Da aber der Schiffer seine geographische Breite oft und mit Leichtigkeit bestimmt, so bietet ihm diese Ungleichheit im Längenmaße keine Schwierigkeit, er weiß dann leicht denjenigen Punkt, wo die Richtung seines Laufes denjenigen Breitengrad trifft, auf welchem er sich seiner Beobachtung gemäß befindet. Die Zeichnung einer solchen Karte beginnt man damit, alle Meridiane parallel und gleich weit entfernt aufzutragen. Reicht die Karte bis zu dem Aequator, so zieht man an dessen Stelle eine gegen die Meridiane senkrechte Linie, trägt auf den Meridianen die Länge des ersten, zweiten, dritten Breitengrades u. s. w. nach reducirter Größe, die nahe genug = Sec. $\frac{1}{2}$; = Sec. $\frac{1}{3}$; = Sec. $\frac{1}{4}$ u. s. w. ist, auf, und erhält so das Netz der ganzen Karte. Bis nahe an den Pol läßt sich natürlich eine solche Zeichnung nicht fortsetzen, da die Grade der Breite für den 80. schon über 6mal die entsprechenden Längengrade übertreffen.

Die L. werden auf Zinn, Kupfer, Stahl u. a. Metalle gestochen (Landkartenstich), auch wohl in Holz geschnitten, in neueren Zeiten lithographirt. Ueber den Versuch, L. mit beweglichen Lettern herzustellen, s. d. A. Buchdruckerkunst, S. 385. Das jetzt gewöhnlichste Landkartenformat ist, wenigstens zu allen Handatlanten, großes Querfolio; ehemals war großes Royal- oder Imperialformat vorgezogen.

Geschichte und Literatur. Die Geschichte der L. läßt sich in vier Perioden theilen. Unter den Griechen sollen zuerst Anaximander u. nach seinem Beispiele dann Dicäarchus, Ephylos und Eratosthenes Landkarten gezeichnet haben. Wirklich historische Spuren davon finden

Parte", 1844). Als Atlanten der alten Welt sind zu nennen der von Richard, herausgegeben von Campe zu Nürnberg, u. Graff's „Schulatlas der alten Geographie" (2. Aufl., Halle 1846). Historisch-geographische Atlanten lieferten, wie früher Kruse (s. d.), über das Mittelalter J. B. Kutschelt (Berl. 1844), u. allgemeine Wedel (Berl. 1844) u. Spruner (Gotha 1844). Zu den großartigsten Unternehmungen in diesem Fache gehören die neuesten Landkarten-Ausgaben des bibliograph. Instituts, in dessen Verlag dieses Werk erscheint: „Der Zeitungs-, Auswanderungs- u. Kriegs- und Friedensatlas," die dem Publikum längst in den weitesten Kreisen bekannt sind. Vgl. Haubner, „Versuch einer umständlichen Historie der Landkarten" (Ulm 1727); Breitkopf, „Ueber den Druck der geographischen Karten" (Ep. 1777—79, 4.); Kobarsch, „Catalogue des cartes géographiques" (Par. 1823) und „Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde" (5 Bde., Berl. 1829 fg.).

Landkarte, 1) (Mollus.), Porzellanschneckenart, s. v. a. *Cypraea mappa* L. — 2) (Entom.), schwarze Landkarte, s. v. a. *Vanessa prorsa* Ochsenk.

Landkartenflechte (Bot.), s. v. a. *Lecidea geographica* L.

Landkartensteine (Petrif.), Schieferarten mit Zeichnungen, die den Landkarten ähnlich sind.

Landkartentute (Mollus.), Kegelschneckenart, s. v. a. *Conus geographus* L.

Landkern, preuss. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Rotherm; mit dem Espershof und Reubof 310 Einw.

Landkieser, virginische (Bot.), s. v. a. steife Kiefer, *Pinus rigida* L.

Landkircheninspektor, s. v. a. Landinspektor.

Landknecht, ein Gerichtsdiener, der zu gerichtlichen Angelegenheiten auf dem Lande gebraucht wird.

Landkneiper (Krustac.), s. v. a. *Squilla maculata* Fabr.

Landkrabbe (Krustac.), Krabbengattung, s. v. a. *Gecarcinus*.

Landkrebs (Krustac.), s. v. a. *Gecarcinus rusticola* L.

Landkreis Köln (Geogr.), s. Köln.

Landkriecher (Ichthys), Fischfamilie, s. v. a. *Echisobatrachus* (s. d.).

Landkröte (Amphib.), Batrachiergattung, s. v. a. *Bufo*.

Landkutschen, im Gegensatz zu dem öffentlichen Institut der Posten, privilegierte Fuhrwerke, die zu dem Transport der Personen, Effekten und Waaren von einem bestimmten Ort zu einem andern regelmäßig bereit sind. In der Regel befinden sich für sie zwischen den beiden Endpunkten ihrer Reiseroute keine Stationen. Sie dürfen unterwegs weder Briefe und Pakete, noch Personen mitnehmen oder absetzen, auch keine Pferde wechseln. — Das burlacher Landkutschenwerk, eine Art von Territorial-Postwagen, das Recht, von Durlach aus eine Landkutsche von Mannheim bis Straßburg zu unterhalten, hatte die Familie Herzog als Lehn von Baden. Die Ausübung

dieses Rechts wurde an das Haus Loris verkauft.

Landkutscher, der Besitzer einer Landkutsche, oder derjenige, welcher sie führt.

Landl (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Steiermark, Kr. Bruck, Bez. Gallenstein; 1310 Einw.; — 2) Beller, Tyrol, Kr. Schwaz, Bgr. Kufstein; 280 Einw.

Landläufer, s. v. a. Landstreicher.

Landlibelle (Entom.), s. v. a. Landjungfer, *Hemibotus* L.

Landmacht, s. v. a. Heer, im Gegensatz zur Seemacht.

Landmänner, 1) landtagsfähige ritterschaftliche Mitglieder einer Landschaft in Oesterreich; — 2) Besitzer eines Landgerichts in der Schweiz.

Landmann, 1) ein die Landwirtschaft praktisch ausübender Mann; daher — 2) gleichbedeutend mit Bauer.

Landmark (Wasserb.), s. v. a. Armschlag und Binnenteich.

Landmarke, 1) Grenze eines Landes oder Gerichts; — 2) die zur Erkennung der Grenze nöthigen äußeren Zeichen.

Landmarschall, in mehreren deutschen Staaten der bei Beginn des Landtages aus dessen Mitte gewählte Präsident, welcher die äußere Leitung der Angelegenheiten und die Geschäftsordnung während der Sitzungen hat. In Preussen heißt er Landtagsmarschall, in Holstein Präsident, in Mecklenburg, wo das Präsidium eine aus 12 Gliedern bestehende moralische Person hat, Direktorium. — Er wird in manchen Ländern aus der Ritterschaft gewählt, in anderen ist diese Würde in gewissen Familien erblich.

Landmesser (Feldmesser), ein zur richtigen Messung der Felder beeidigter Geometer.

Landmiliz (Kriegsw.), ehemals in Deutschland eine Wehranstalt, welche, neben den stehenden Heeren bestehend, die Verpflichtung hatte, als Besatzung in Städten u. s. w. Dienste zu leisten, ohne die Verbindlichkeit zu haben, gegen den Feind zu kämpfen. Der 30jährige Krieg war die Ursache der Errichtung der L.en in diesem Sinne, welche schon, ihrer mangelhaften Einrichtung wegen, selten Ersparniß leisteten, indessen bis zur Zeit der französischen Revolutionskriege und in verschiedenen Ländern, wie in England, obgleich seit 1815 nicht mehr geübt, noch bestehen. Die Nordamerikaner setzten während ihres Unabhängigkeitskrieges größtentheils mit L.en, in Mexiko bestehen deren noch, und die spanischen Milicianes können ebenfalls als L.en angesehen werden. Die Fortschritte des Kriegswesens bewirkten die Abschaffung dieser immer mangelhaften Wehranstalt und die Volksbewaffnung (s. d.) trat an die Stelle derselben. In neuerer Zeit nannte man in einigen Ländern die Nationaltruppen, welche über die Kontingente zu den Waffen gerufen wurden, ebenfalls L.

Landmoose (Bot.), nach Dken, Abtheilung der Klasse der Moose (s. d.).

Landmünze, für gewöhnlich der Name der kleineren Münzsorten oder auch geradezu der Scheidemünzen eines Staates, welche nur für dessen Binnenverkehr bestimmt sind. Es kommt

the information science community. The article is divided into three parts: a review of the literature, a discussion of the current state of the field and a discussion of the future of the field.

The first part of the article is a review of the literature. The author begins by discussing the history of the field, from its origins in the early 20th century to its current state. He then discusses the current state of the field, focusing on the challenges and opportunities that it faces. Finally, he discusses the future of the field, offering his own perspective on what the field might look like in the years to come.

The second part of the article is a discussion of the current state of the field. The author discusses the challenges that the field faces, such as the lack of a clear theoretical framework and the lack of a clear methodological approach. He also discusses the opportunities that the field faces, such as the growing interest in the field and the growing availability of data.

The third part of the article is a discussion of the future of the field. The author offers his own perspective on what the field might look like in the years to come. He discusses the challenges that the field will face and the opportunities that it will have. He also discusses the role that the field will play in the future of information science.

The author concludes the article by discussing the role that the field will play in the future of information science. He argues that the field will continue to play a central role in the field, and that it will continue to face both challenges and opportunities. He also argues that the field will continue to be a source of inspiration and innovation for the information science community.

The author's perspective on the future of the field is optimistic. He believes that the field will continue to grow and that it will continue to make important contributions to the information science community. He also believes that the field will continue to be a source of inspiration and innovation for the information science community.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

the information science community. The article is divided into three parts: a review of the literature, a discussion of the current state of the field and a discussion of the future of the field.

The first part of the article is a review of the literature. The author begins by discussing the history of the field, from its origins in the early 20th century to its current state. He then discusses the current state of the field, focusing on the challenges and opportunities that it faces. Finally, he discusses the future of the field, offering his own perspective on what the field might look like in the years to come.

The second part of the article is a discussion of the current state of the field. The author discusses the challenges that the field faces, such as the lack of a clear theoretical framework and the lack of a clear methodological approach. He also discusses the opportunities that the field faces, such as the growing interest in the field and the growing availability of data.

The third part of the article is a discussion of the future of the field. The author offers his own perspective on what the field might look like in the years to come. He discusses the challenges that the field will face and the opportunities that it will have. He also discusses the role that the field will play in the future of information science.

The author concludes the article by discussing the role that the field will play in the future of information science. He argues that the field will continue to play a central role in the field, and that it will continue to face both challenges and opportunities. He also argues that the field will continue to be a source of inspiration and innovation for the information science community.

The author's perspective on the future of the field is optimistic. He believes that the field will continue to grow and that it will continue to make important contributions to the information science community. He also believes that the field will continue to be a source of inspiration and innovation for the information science community.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

The author's perspective on the future of the field is based on a number of factors. First, he believes that the field is growing in popularity. Second, he believes that the field is becoming more interdisciplinary. Third, he believes that the field is becoming more data-driven. Finally, he believes that the field is becoming more focused on the user.

ober sie durchwachte die Nacht, indem sie laut ihre Verse hersagte. Ihr Vater + früh und ließ die Familie in solchen Umständen zurück, daß theils die Großmutter, theils sein Bruder, Dr. L. (+ 1838 als Dekan zu Exeter) die Erziehung der jungen L. übernehmen mußten. Sie besuchte dieselbe Schule, in welcher Mary Mitford und Karoline Lamb (s. d.) ihre Bildung erhalten hatten. Ihre frühesten poetischen Versuche fanden um das Jahr 1822 den Weg in die „Literary gazette“, deren Redakteur Jerdan ihr treuester literarischer Freund blieb und nicht wenig zur Anerkennung ihres dichterischen Ruhmes beigetragen hat. Die Umstände ihrer Familie führten sie zur Veröffentlichung der Erzeugnisse ihrer Feder, die längere Zeit in kleinern Liedern und größern episch-lyrischen Gedichten bestand, bis sie später auch in Romanen einen glänzenden Prosastyl entwickelte. Sie selbst urtheilt von sich folgendermaßen: „Ich schreibe viel leichter und schneller Poesie als Prosa; in der Prosa bleibe ich oft stecken und bin verlegen um ein Wort; in der Poesie niemals. Die Poesie trägt mich immer aus mir selbst heraus; ich vergesse Alles in der Welt, außer dem Gegenstand, der meine Phantasie angezogen hat. Es ist der feinste und einschmeichelndste Genuß, aber er ist auch wie alle Genuße theuer erkauft. Es folgt allemal eine ausnehmende Niedergedrückttheit und ein überwältigendes Gefühl körperlicher Erschöpfung darauf“. Sie schrieb stets unter der Namenschiffre L. E. L. Zur Ehre gereicht ihr, daß sie ihre mit der Zeit bedeutenden Einnahmen größtentheils auf die Erziehung ihres jüngern Bruders und zur Unterstützung ihrer Mutter verwendete. Vor allen andern englischen Dichterinnen stand ihr ein großer Reichthum poetischer Ideen zu Gebote, die in wissenschaftlichen Studien wurzelten und stets neue gesunde Nahrungstoffe aus dem Leben und der Geschichte zogen. Ihre Lieder zeichnen sich durch eine melancholische Grundstimmung aus, die sich jedoch nicht in trübe Resignation verliert, sondern vom Glauben, von der Treue und Liebe verklärt wird. Ihre Sprache ist blumenreich, duftig und doch bestimmt gehalten und wiegt sich musikalisch vollendet in den verschiedenartigsten Rhythmen, Weisen und Reimen. Ihren größern Gedichten hat man den Vorwurf gemacht, daß sie alle eine gewisse Familienähnlichkeit nicht verleugneten und daß die Dichterin stets nur das Leben Italiens und der Provence geschildert und die Klänge dieser Länder durch ihre Lieder habe zittern lassen. Beweist aber doch gerade diese Anklage die Lebendigkeit ihrer Poesie, die am liebsten auf dem Boden der romantischen Dichtung verweilt. Als romantisch muß daher auch ihre ganze dichterische Richtung bezeichnet werden; denn Ritterthum, Minne und Gesang bilden den Inhalt ihrer größern lyrischen epischen Dichtungen, der „Improvisatrice“ (1825), des „Troubadour“, „Golden Bracelet“, „Golden violet with its tales of romance and chivalry, and other poems“ (1827) und des „Vow of the peacock“ (1835), in welchem die Lyrik vorherrscht und die Epik nur wie ein goldner Rahmen das farbenreiche Gemälde umschließt. Sehr geschickt wußte sie aus Gemälden Stoffe

für Gelegenheitsgedichte zu ziehen. Die größte Meisterschaft in dieser improvisationsartigen Kunst bewies sie in ihren „Subjects for pictures“, worin sie umgekehrt der Malerei die schönsten Stoffe in plastischer Prägung bot, in den Gedichten zu Fischers „Drawing-room scrap-book“ (8 Bde.), zu den „Flowers of loveliness“ u. zu Schloß's niedlichem „English Bijou-Almanac“ (4. Jahrgang. London 1836—39). Erst später legte sie die gereiften Erfahrungen ihres Lebens in ihren Romanen nieder. Große Kenntniß des weiblichen Herzens und eine eben so große Vertrautheit mit den Heilmitteln der weiblichen Leiden, von denen ihr Leben nicht frei war, zeigte sie in den „Traits and trails“ (London 1837). Geistreiche Essays schrieb sie für viele periodische Blätter. Eine ihrer Erzählungen gibt die Geschichte ihrer Kindheit; es ist eine traurige und sie selbst betrachtete sie als den Schatten ihres spätern Lebens. Ihre Romane „Romance and reality“, „Francesca Carrara“ (1834) und „Ethel Churchill“ sind reich an lyrischem Gehalte, kräftig in der Charakterzeichnung und wirksam durch die Gruppierungen; die letztere wird von englischen Kunstkritikern für die gelungenste Dichtung der L. gehalten.

Ihr Schicksal schien eine glückliche, ja glänzende Wendung zu nehmen, als sie am 7. Juni 1838 dem Gouverneur von Kap Coast Castle, Georg Maclean, ihre Hand reichte. Aus Liebe zum Gatten schied sie von den Freunden und von der Heimath und hoffte im häuslichen Leben reichen Erfas zu finden. Ihre Phantasie nahm einen höhern Flug und ihr Schwanengesang, „The polar star“, den sie am Bord des Schiffes, das sie nach Südafrika trug, dichtete, athmete eine höhere Weihe. Aber sie hatte ihr Vaterland verlassen, nur um das Opfer eines tragischen Todes zu werden. Noch schwebt über ihrem Ende ein Geheimniß. Am 15. Oktober 1838 des Morgens ward sie von ihrer Dienerin, Emily Baily, todt in ihrem Zimmer gefunden. Sie lag ausgestreckt am Boden; ihre Hand hielt ein Fläschchen mit Blausäure. Ihr Gatte hatte früher in vertraulichen Verhältnissen mit einer Schwarzen gelebt. Diese, ein leidenschaftliches Weib, war zwar einige Zeit vor seiner Verheirathung entfernt worden, doch war sie bei der Ankunft des Gouverneurs und der schönen Dichterin wieder im Hause desselben anwesend. Eine zusammenberufene Jury schrieb die Ursache des Todes der Dichterin dem unvorsichtigen Gebrauche der Blausäure zu! — Die Gesichtszüge derselben waren lieblich; lebenswürdig war sie in hohem Grade, geistreich auch in der Gesellschaft, einfach in ihrem ganzen Wesen, treu und warm in der Freundschaft und bereit, mit ihrer Kunst zu helfen, wo sie konnte. Sehr interessante Briefe und Urkunden enthält das von dem Redakteur des Couriers, Blanchart, ihrem Freunde und literarischen Testamentsvollstrecker, herausgegebene Werk „The life and correspondence of L. E. L.“ (13 Bde., London 1839). — IV. Bildende Künstler: 5) Karl Paul, (s. L. 3). — 6) Karl Heinrich, franz. Baumeister, des Vorigen Sohn, 1791 zu Paris geboren, Zögling der Akademie, gewann 1813 den zweiten und 1814 den ersten großen Preis des Instituts und ging nach Rom. Dort stellte er den

Tempel der Vesta in einer ausführlichen Zeichnung her. Nach seiner Heimkehr wurde er Architekt des Departements de l'Yonne, baute 1827 das Hôtel-Dieu zu Beauvais u. kam 1828 als Architekt der königlichen Regierung und Kabinetszeichner des Dauphins nach Paris. Späteres unbekannt.

Londor, Walter Savage, englischer Dichter, aus einer alten angesehenen und wohlhabenden Familie, wurde am 30. Januar 1775 zu Ipsley-Court in Warwickshire auf dem väterlichen Landgute geboren. Er erhielt eine treffliche Erziehung, studierte zu Oxford, diente dann in Spanien und ließ sich zuletzt in Italien auf einer von ihm erkauften Villa bei Fiesole nieder, wo er noch vor wenigen Jahren lebte, nur selten sein Vaterland besuchend. Er hat viel in Prosa geschrieben, aber nur einen Band Poesien unter dem Titel: „Geber, Count Jacobson and other Poems“ herausgegeben, die zum Theil früher einzeln erschienen sind. Gedankenfülle, Phantasie, Kraft, ausgebreitetes Wissen und reiche Menschenkenntniß, verbunden mit Eleganz des Ausdrucks, weisen ihm einen hohen Rang unter seinen poetischen Zeitgenossen an; trotzdem genießt er wenig Popularität. Ursache dessen ist die Eigenthümlichkeit seiner Produktionen, die gewissermaßen am Uebermaß des Guten leiden; sie sind reich und voll bis zum Ueberströmen und man muß staunen über die unermesslichen Fundgruben von Gedanken, Beobachtungen und Gefühlen, von welchen sie Proben geben. Ein anderer Grund seiner geringen Popularität liegt in seinem persönlichen Charakter, der natürlich auch seinen Schriften sich mittheilt. Es ist in ihm ein seltsamer Kampf hochmüthiger Verachtung der Menschen mit einem von Natur wohlwollenden Gemüthe. Daher auch in seiner Poesie eine sonderbare Mischung des Edeln mit dem Hochmüthigen und Höhnischen, der Zartheit mit dem Troß und Ingrim, heftiger Neigung mit eben so heftiger Abneigung. Wie Burns und Byron ist auch L. eine sowohl social als psychologisch merkwürdige Erscheinung.

Londore, Distrikt, s. v. a. Lantoir, vgl. Banda, S. 356.

Londorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.=B. Niederbayern, Bdgr. Mitterfels; 140 Einw.; — 2) österr.=steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Weinburg; 230 Einw.

Londouzy-la-Ville, franz. Dorf, Departement Aisne, östlich von Ver vins; 1540 Einw.

Londovenec, franz. Ort, Departement Finistère, am Südufer des Busens von Brest, nördlich von Chateaulin.

Londoz, schweiz. Berg, Waadt, des südlichen Jura-Gebirges, an der Grenze von Frankreich; 4400 Fuß hoch.

Londpatrone (Kunstfeuernw.), cylindrische Büchse von Holz oder Pappe mit hölzernem Boden, mit Schwärmern oder Sternpugen versehen, in deren Mitte sich ein starker Brand befindet, welcher die von der Versetzung durch einen durchlöcherten Hebespiegel getrennte Ausladung entzündet, wo dann die ganze Versetzung gleichzeitig ausgestoßen wird. Die Büchse ist oben mit einem leichten Deckel verschlossen, über wel-

chen das zum Anzünden bestimmte Ende des Brandes etwas hervorsticht.

Londpfennig, 1) in manchen Gegenden für durch das ganze Land, besonders auf den Dörfern, eingeführte Grundbesteuerung; — 2) im Paderbornschen eine Abgabe von einem Grundstücke, welche der Käufer dem Verkäufer vergüten muß, weil sie nicht auf dem Grundstücke, sondern auf dem ursprünglichen Besitzer haftet.

Londpferd, 1) im Lande von einheimischen Hengsten und Stuten erzeugtes Pferd; — 2) Pferd, das in der Landwirtschaft gebraucht wird.

Londpflanzen (bot. Term.), s. v. a. Plantae terrestres.

Lond-Pflaumenzwetsche (Bot.), s. v. a. *Petrocarya campestris* Willd.

Londpfleger, nach Luther 1) im Alten Testament das hebräische *Pech a*, d. h. Oberbefehlshaber eines kleinern Ländtheils, im Chaldäischen und persischen Reiche. Später waren sie, wie Serubabel, Nehemia, den Satrapen, Oberstatthaltern untergeordnet; — 2) im Neuen Testament das griechische *Hege mon*, s. v. a. Prokurator oder Prokonsul, z. B. von Syrien.

Londplage, s. Plage, vgl. Aegypten und Joseph.

Londquart, schweiz. Fluß, Kant. Graubünden, Nebenfluß des Rhein, rechts; entspringt am Fuße des Silvretta, westlich von Marischling.

Landra (ital., Bot.), s. v. a. gemeine Fackelschote, *Bunias Erucago*.

Londrall (Ornith.), s. v. a. *Rallus virginianus* L.

Londramitti, Stadt, s. v. a. Edremid.

Londrasière, Maß, s. Rasière.

Londrath, 1) in den preussischen Staaten, in den Großherzogthümern Hessen und Sachsen-Weimar ein für Aufsicht und geregelte Einwirkung in Verwaltungsangelegenheiten in bestimmten Bezirken bestellter Oberbeamter. — 2) Die von der französischen Regierung als „Departementalräthe“ eingeführten und nach deren Muster in dem bayerischen Rheinkreis als „Londrath“ und in der großherzogl.-hessischen Provinz Rheinhessen als „Provinzialrath“ bestehenden eigenthümlichen Repräsentativkollegien, die, durch freie Wahl der Kreisbewohner gewählt, sich auf Einberufung der Regierung versammeln. Ihr Wirkungskreis besteht darin, daß sie die dem Kreis aufgelegten direkten Steuern unter die verschiedenen Bezirke desselben vertheilen, die für die Kreiskasse zur Bestreitung ihrer Ausgaben für besondere Bedürfnisse nöthigen Zuschlagsteuern festsetzen, die Rechnung der Kreiskasse über die Verwendung dieses Fonds abhören und genehmigen. Ueberdies dienen sie durch ihre Präsidenten als Organe des Kreises unmittelbar bei der obersten Behörde für Beschwerden, Wünsche und Bedürfnisse des Landes. — 3) Ist L. eine in den rein demokratischen Kantonen der Schweiz vorkommende vollziehende Behörde, bestehend aus den in der Landsgemeinde gewählten obersten Landesbeamten und den von den einzelnen Gemeinden aus ihrer Mitte gewählten Rathsherren.

Londrauch, s. v. a. Höhenrauch (Scerrauch).

Landrecht (Rechtsw.), 1) im Sinn des Mittelalters das gemeine Recht im Gegensatz zu den Stadt- und Hofrechten und den Lehnsgewohnheiten; es war dasjenige, welches in den Landgerichten, wo unter Königsbann gerichtet wurde, galt und auch Kaiserrecht genannt wurde, wie die wechselnden Ueberschriften des Schwabenspiegels „Kaiserrecht“ u. „Landrecht“ beweisen. Dieses Recht war theils geschriebenes, theils ungeschriebenes, aber da die Reichsgesetze selber das Privatrecht berührten, so bezugte es in Bezug auf letzteres vorzüglich auf dem Herkommen und wurde außer dem Landrecht der friesischen Seelände wenig fortgebildet. Daher wurden Rechtsbücher bringens des Bedürfnis, in welchen die Rechtsätze zusammengestellt waren, die für allgemein anwendbar galten, wo nicht besondere Gewohnheit entgegenstand. Solche sind der Sachsenspiegel mit seinem Landrecht von 3 Büchern nebst vielen Bearbeitungen und Abänderungen, der Schwabenspiegel und das sogenannte kleine Kaiserrecht aus dem 12. und 13. Jahrh. — 2) Mit der Ausbildung der Landeshoheit wurden verschiedene Partikulargesetzgebungen so genannt, wie das österreichische L. aus dem 13. Jahrh. u. die Sammlung der Landesgewohnheiten im bayerischen u. rheingauischen L., das württembergische etc. — 3) Landesgesetzgebungen, welche an die Stelle der Quellen des gemeinen Rechts getreten sind u. die fremden recipirten Rechte ausschließen.

a) Allgemeines Landrecht für die preussischen Staaten. Nachdem, durch eine Kabinettsordre Friedrichs des Großen veranlaßt, S. v. Cocceji den ersten Entwurf einer Sammlung allgemeiner, für den preussischen Staat gültiger Gesetze in dem Corpus juris Friedericianum aufgestellt hatte, welches in Berlin 1749—52 erschien, blieb dieser, ohne Gesetzeskraft zuerlangen, liegen, bis in Folge des Vorfalles in der Rechtsache des Müllers Arnold durch eine Kabinettsordre vom 14. April 1760 ein neuer Entwurf von v. Garmer und Suarez veranlaßt wurde. Er wurde 1784—88 bekannt gemacht und mit Rücksicht auf die Erinnerungen, welche von den Landständen, besonders aber von den Behörden und einzelnen Gelehrten, eingingen, zu einem Gesetzbuch umgearbeitet, das 1794 unter dem Titel: „Allgemeines L. für die preussischen Staaten“ Gesetzeskraft erhielt, deren Genehmigung schon 1791 erfolgt, aber 1792 auf Antrag des schlesischen Justizministers v. Danneberg wieder suspendirt war. — Das preuß. L. hatte die Aufgabe erhalten, das gemeine Recht in seiner Bedeutung als formelle Rechtsquelle zu beseitigen; es trat in die Stelle des römischen, des gemeinen Sachsens und andern fremden subsidiarischen Rechts, umfaßte alle Gegenstände, selbst des öffentlichen Rechts, soweit darüber ein Rechtsstreit entstehen kann, vorzüglich auch Kriminalrecht (enthalten im 20. Titel des zweiten Theils). — Es hat aber das preuß. L. nicht absolute Gültigkeit, sondern läßt neben sich die Partikularrechte noch bestehen, es hat nur subsidiarische Kraft, indem erst in Ermangelung von Lokalsatuten nach ihm entschieden wird. Jedoch sollten die Provinzialgesetze und Rechte innerhalb 2 Jahren gesammelt und

in den Provinzialgesetzbüchern Abweichungen vom L. nur aus erheblichen Gründen beibehalten werden, von welchen aber bis jetzt nur das ostpreussische Provinzialrecht, Berlin 1801, zu Stande gekommen ist. Diese Einschränkung der Gültigkeit findet aber nicht Statt in den Provinzen, welche 1807 von dem preussischen Staat getrennt und 1814 mit ihm wieder vereinigt wurden, da bei der Wiedereinführung des allgemeinen L. die Kraft der Gesetze, welche unter der vorigen Regierung aufgehoben worden waren, nicht wieder hergestellt worden ist. — Das Institut hatte gleich von Anfang an das allgemeine Urtheil für sich. Das Volk sollte unabhängig von den Juristen gemacht und der Bürger in den Stand gesetzt werden, seine Rechtsgeschäfte selbst zu besorgen. Wenn man auch hauptsächlich an ihm gerathelt hat, daß es zu viel ins Einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle, so daß einzelne Bestimmungen oft in ihren weiteren Folgen in Widersprüche gerietten und das Geschäft des Richters weniger zur Sache eines gereiften Denkers als einer mechanischen Anwendung des gesetzlichen Buchstabens machten, so wird doch dies von den großen Vortheilen, welche das Volk von dieser Gesetzgebung empfängt, vielfach wieder aufgehoben.

Lehrbücher über das L. haben Klein, Eggert, Werdemann u. A. geschrieben; unter den Commentatoren ist v. Strombeck (Ergänzungen des allg. L., enthaltend alle noch geltenden, das allg. L. abändernden Gesetze, Verordnungen, Ministerial-Verfügungen; 3. Auflage, 3 Bde., 1829, erster Nachtrag 1832, zweiter Nachtrag 1833) der wichtigste. Außerdem: Systematische Darstellung des preuß. Civilrechts von Bornemann. 2. Ausg., 6 Bde. 1842—45.

b) Das österreichische Gesetzbuch, dessen Vorarbeiten bereits unter Maria Theresia begonnen hatten, erhielt, nachdem schon unter Joseph II. 1786 ein theilweiser Entwurf erschienen war, 1811 Gesetzeskraft in den deutschen Erblanden der österreichischen Monarchie und gilt nicht als subsidiäre, sondern als alleinige Rechtsquelle. Die Kürze und Präcision seiner Bestimmungen lassen es zwar als empfehlenswerth erscheinen, aber der praktische Werth desselben wird bei seiner Unvollständigkeit bedingt werden durch die Förderung einer darauf gegründeten lebensvollen Rechtswissenschaft.

c) Das badische L. ist eine Uebersetzung des Code Napoleon mit Zusätzen und Handelsgesetzen für das Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1809. Erörterungen darüber von Brauer, 6 Bde., 1809—13.

Landrecht (Geogr.), holslein. Distrikt, Amt Steinburg; Mühle; 380 Einw.

Landrecy (Landrecies), franz. Stadt und Festung 3. Ranges, Depart. Nord, westlich von Avesnes, an der von hier aus schiffbaren Sambré; Brauereien, Tabak- und Stärkefabriken, Handel; 4000 Einw. Die Befestigung L.'s besteht aus 3 Bastionen und 3 Ravelins. Die Geschichte L.'s als Festung beginnt mit dem Jahre 1543, wo es der deutsche Kaiser Karl V. eroberte und besetzte. Nach dessen Tod blieb es spanische Besetzung bis 1607, in welcher Zeit es die Franzosen

bestimmtes oder Einkommens von bestimmter Größe als Staats- (Aktiv-) Bürger den Unterthanen schlechtweg (Passivbürgern) entgegen stehen, die von den politischen Rechten ausgeschlossen sind und nur an den Vortheilen der Gesetzgebung überhaupt Theilnehmen; — 3) zur Zeit des deutschen Reichs waren landfässige Unterthanen diejenigen, welche außer der Reichsgewalt noch der Staatsgewalt desjenigen Territorialherrn unterworfen waren, in dessen Gebiet sie sich befanden; sie standen gegenüber den Reichsunmittelbaren, welche keine andere Gewalt über sich zu erkennen hatten, als die Reichsgewalt. Dieses Unterworfenenseyn unter die Territorialhoheit eines Landesherren, worin hauptsächlich für Alle, die innerhalb eines landesherrlichen Gebiets entweder ihren Wohnsitz hatten, oder unbewegliche Güter besaßen, die Verpflichtung begriffen war, bei den landesherrlichen Gerichten zu Recht zu stehen, hieß Landfässigkeit; bezog sich diese Verpflichtung sowohl auf die den Güterbesitz betreffenden, als auch die rein persönlichen Verhältnisse der Unterthanen, so entstand der volle, vollständige Landfässigkeit (Landanastatus plenus); bezog sie sich aber in Betreff Derjenigen, die im Territorium Güter besaßen, ohne zugleich ihren Wohnsitz daselbst zu haben, nur auf die aus diesem Güterbesitz entstehenden, nicht aber sonstige rein persönliche Verhältnisse, so war der unvollständige (L. minus plenus) begründet. Natürlich waren Landesherren, die im Gebiete eines Andern unbewegliche Güter besaßen, der fremden Territorialgerichtsbarkeit nur in Bezug auf die den Güterbesitz oder Vasalleneigenschaften betreffenden Verhältnisse unterworfen. Der volle Landfässigkeit galt in Sachsen, Bayern, Preußen; gar nicht galt das Institut des Landfässigen in den Territorien der unmittelbaren freien Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein. — Da wir heutzutage nur noch geschlossene Staatsgebiete haben, so muß nach dem für solche geltenden Grundsatz „quidquid est in territorio, est etiam de territorio“ Jeder, der in einem deutschen Staat seinen Wohnsitz hat, oder nur innerhalb desselben unbewegliche Güter besitzt, im ersten Fall hinsichtlich seiner Verhältnisse überhaupt, im letzteren aber wenigstens hinsichtlich der aus diesem Güterbesitz entspringenden, als der Souveränität dieses Staats untergeben, folglich als verpflichtet betrachtet werden, bei dessen Gerichten zu Recht zu stehen. Jetzt wird voller Landfässigkeit ausschließlich Derjenige genannt, bei welchem ausländische Besizer inländischer Immobilien selbst in persönlichen Angelegenheiten vor den Gerichten des Staats, in dem ihre Grundstücke liegen, Recht zu nehmen haben. Der volle Landfässigkeit ist jetzt nur noch in den sächsischen Staaten gültig. Man hat dieses Institut als rechtswidrig angreifen wollen; jedoch da alles zum Staatsgebiet gehörige Grundeigenthum auch dann den Gesetzen des Staates unterworfen bleibt, wenn es von Auswärtigen besessen wird (aubditi forenses), so hängt es vom Staate ab, diesen Besitz mit gewissen Bedingungen, wie sie eben bei dem vollen Landfässigkeit Statt finden, zu verknüpfen, so wie auch dieser Besitz Auswärtigen ganz untersagt wer-

den kann, wie in England. — Landfässigkeitstaaten hießen im alten Staatsrecht diejenigen, deren Gebiet im freien Grundeigenthum der Unterthanen (Landfassen) bestand, über welche die Landeshoheit nach u. nach erworben wurde. Sie standen gegenüber den Patrimonialstaaten, deren Gebiet das erbliche Eigenthum und deren Unterthanen die Hinterfassen der regierenden Familie waren. Letztere gibt es in Deutschland nicht mehr; alle Bundesstaaten sind jetzt Landfässigkeitstaaten.

Landsberg (Geogr.), 1) bayer. Besitzungen: a) Landgericht, R.-V. Oberbayern; umfaßt 4 $\frac{1}{2}$ □ M. (wäldige und sumpfige Gegenden) mit 25,000 Einw.; — b) Stadt und Landgerichtsfassigkeit das., am Lech; Vorstadt (Spötting), altes Schloss, 12 Kirchen und Kapellen, Gymnasium, ehemals ein Jesuitenkloster, Spital, Waisenhhaus und 7 Beneficien. Einträglicher Hopfen- und Getreidebau, verschiedene Industriezweige, als: Bands, Decken, Teppich- und Papierfabriken, Glockengießerei, 16 Brauereien etc. Bevölkerung: 3250. L. ist alt, gehörte zur welfischen Grafschaft Lechrain und brannte 1316 ab; von hier beginnt das Lechfeld. In der Nähe eine alte Römerschanze. — 2) Oesterr. Besitzungen: a) (Landspark), Dorf, Böhmen, Kr. Ehrndorf, Herrsch. Landskrone; 300 Einw.; — b) Herrschaftsbezirk, Steiermark, Kr. Marburg; umfaßt in 1 Marktflecken und 10 Gemeinden 2000 Einw.; die Herrschaft besitzt viele Gefälle im marburger und grayer Kreise und gehört dem Fürsten von Liechtenstein; — c) (Deutsch- oder Neu-L.), Marktflecken das., an der Lausitz; Physikst., Spital, 4 Jahrmärkte, Schloss; 500 Einw.; gehört zu L. b); — d) Herrschaftsbezirk, Kr. Eyll, 42 Gemeinden mit 6400 Einw. umfassend und dem Grafen von Attems gehörig; — e) (Windisch-L.), Marktflecken das., an der Eyll, mit Schloss und Poststation; 250 Einw.; gehört zu L. d); — 3) Preuß. Besitzungen: a) Kreis, Prov. Brandenburg, R.-V. Frankfurt, zwischen Friedberg, Soldin, Sternberg, Küstrin und Posen gelegen, 22,51 □ M. groß, mit 61,350 Einw.; ist eben, besteht aus Bruch und Höhe, hat viele Waldungen und guten Feldbau. Die Viehzucht erstreckt sich auf 6850 Pferde, 23,000 Stück Rindvieh, 69,100 Schafe etc.; — b) (L. an der Warthe), Kreisstadt das., in einer fruchtbaren Gegend, liegt am rechten Ufer der niedern Warthe, über welche hier eine 400' lange, hölzerne Brücke führt, zerfällt in die Altstadt, die Neustadt und 5 Vorstädte, welche letztere größer sind, als die Stadt selbst; 3 Kirchen, eine höhere Bürgerschule, ein Land- und Stadtgericht, landrätthliches Amt, Hauptsteueramt, eine Forstinspektion, ein Armen- und Irrenhaus, eine Straf- und Zwangsarbeitsanstalt (mit Wollenmanufaktur), 2 Buchhandlungen; außerdem besitzt die Stadt Tuch- und Lederfabriken, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Kalkbrennerei, Papiermühlen und bedeutende Obstbaumschulen. Sehr wichtig sind die Woll- und Getreidemärkte, auf welchen besonders die im Warthebruche gewonnenen Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht abgesetzt werden; auch die Schifffahrt ist nicht unbedeutend. Einw.: 12,000. — Geschichtliches. L. wurde um das J. 1260 von

Ründigung und andere häufig damit verknüpfte Nachteile zu fürchten hat. Ob auch kleinere Grundeigenthümer bäuerlicher Besitzungen in diese Vereine aufzunehmen seyen, darüber hat man sich noch nicht einigen können.

Landschaftsachat (Min.), Varietät des Achat, s. Achat u. Quarz.

Landschaftsbischöfe, s. v. a. Ehorbischöfe.

Landschaftshaus (Landhaus, Landtagshaus), das Gebäude, in welchem die Landstände zusammen kommen und ihre Sitzungen halten. Solche den ständischen Korporationen mit Ausschließung der Regierung zustehende Güter werden „Landeseigenthum“ genannt, weil die landständischen Korporationen häufig „das Land“, „die Landschaft“ genannt wurden. Nur in diesem Sinne gibt es ein Landeseigenthum. Vgl. Landesherr.

Landschaftsmalerei, s. Malerei.

Landschafts-Polder, holländ. Pfarrdorf, Aurich, Ostfriesland, Amt Lemgum; Zollreceptur; 440 Einw.

Landschaftspräsident, s. Landtag.

Landschaftsteine, allerhand Steinarten (darunter besonders der florentiner Marmor), auf denen sich gemalten Landschaften ähnliche Zeichnungen vorfinden, bei denen freilich oft die Kunst nachgeholfen hat.

Landschaftssyndikus, s. Landtag.

Landschau (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Mähren, Kr. Znaim, Herrsch. Frain; 350 E.; — 2) Borsarlberg, Bdgr. Montafon; 110 Ew.

Landscheid (Geogr.), 1) luxemburg. Dorf, Distr. u. Kant. Diekirch; 120 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Wittlich, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; Jahrmkt; 580 Einw.

Landscheide, 1) die Grenze eines Landes, Grenzscheide; — 2) die Scheide der Feldmarkungsgründe.

Landscheider, Personen, welche für Regulirung der unrichtig gewordenen Abergrenzen zu sorgen haben.

Landschildkröte (Amphib.), Schildkröteggatt., s. v. a. Testudo. — Landschildkröten, s. v. a. Eversina. Vgl. Testudinata.

Landschnabelthier (Säugeth.), s. v. a. Echidna. S. Ameisenigel.

Landschneck (Biogr.), s. v. a. Glantschnig 1).

Landschnecken (Mollusk.), s. Pulmonata.

Landschöpfen, in manchen Ländern sächsischen Rechts die Beisitzer bei den Civiluntergerichten (s. Schöffen).

Landschreiber (Staatsw.), 1) in Böhmen u. der Schweiz der Landes Syndikus; — 2) bei manchen Landgerichten der Gerichtsschreiber.

Landschritt (Pferdew.), Schritt, in welchem andressirte Landpferde gehen, bei welchem das Thier sich nicht zusammennimmt, die Füße nicht hoch hebt, das Hintertheil nicht stüt hält; das Gegentheil vom Schulschritt.

Landschule (Vorschule), die zum Unterrichte der Kinder auf dem Lande bestimmten Elementarschulen, vergl. Volksschule.

Landschwalbe (Ornith.), s. v. a. Hausschwalbe, Hirundo urbea L.

Landseron, franz. Fort, Depart. Haut-Rhin, östl. von Altkirch.

Landsdorf, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Grimmen; 130 Einw.

Landsdorfer, s. v. a. Lindach (Groß-L.).

Landseegebilde (Geognos.), ein Theil der Süßwasserbildungen des Alluviums, wie Alluviallehm und Süßwasserschlamm, Süßwassersalk, Salzbildungen etc.

Landseer (Biogr.), 1) John, berühmter englischer Zeichner und Kupferstecher, um 1770 zu London geboren, wo er auch seine künstlerische Bildung erhielt. Sein Atelier wurde für die Illustrationen von Reisebeschreibungen eine Modestätte; daher die große Zahl seiner Kupfer- und Stahlstiche. Als Hauptwerke galten seine Blätter für Thornton's Tempel der Flora (1805 ff.), zu dem Hauptgalleriewerke des Marquis v. Stafford (1818); Bildnisse und Thierstücke nach West und Edw. L. Gab heraus: Lectures on the art of engraving, delivered at the royal Institution of Great Britain (1807) und A descriptive, explanatory and critical Catalogue of fifty of the earliest pictures contained in the National-Gallery of Gr. Britain (1834, groß 8.). — 2) Edwin, ausgezeichnete engl. Maler der Gegenwart, vorzüglich durch seine Thierstücke in ganz Europa bekannt, 1798 in London geboren. L. verdankt seine Kunstbildung größtentheils sich selbst und seinen unabhängigen Studien der Menschen- und Thierwelt. Seit 1831 ist er Mitglied der Akademie der Künste in London und seit 1846 der brüsseler Akademie der schönen Künste. L. malt Genrestücke, Landschaften, Blumen, Früchte, Stillleben, todte und lebende Thiere (worin Weenix ihm Vorbild war); und in der Auffassung und Darstellung dieser so verschiedenartigen Gegenstände ist sein Humor eben so zu bewundern, wie die Mannichfaltigkeit seiner Ideen und die technische Vollendung, welche seine Bilder zu Lieblingstücken seiner Landsleute machen. In welchem Grade er diese bezaubert, mag folgendes Urtheil eines derselben über ihn, das, bei manchem Uebertriebenen viel Wahres enthält, darthun. „Obgleich L. s. Gegenstände gewöhnlich aus unserm alltäglichen, häuslichen oder ländlichen Leben gewählt sind, so ist er doch ein poetischer Maler im wahren Sinne des Wortes; er liefert den Beweis — wenn es dessen noch bedürfte —, wie genau die reine, wirkliche Natur mit dem lauterem Ideal verbunden ist. Bei ihm ist jeder Gegenstand, wenn auch noch so gering, von einem Charakter und Gefühl durchdrungen, und ruft Gedanken hervor, die „oft zu tief für Thränen liegen“. Der Mann ist nicht nur ein Dichter — er ist ein Zauberer; nicht nur was er thut, sondern die Art, wie er es thut, ist wunderbar. Er malt nicht — er schafft; jeder Strich seines Pinsels redet und trifft unfehlbar in seiner Zartheit, Leichtigkeit und Festigkeit; er hat einen verschiedenen Auftrag für jede verschiedene Textur; nie vielleicht war so viel mechanische Gewandtheit im Gebrauch der Mittel mit so viel poetischem Gefühl, Verfeinerung und Kraft in Behandlung der Gegenstände verbunden. Er ist unser Nationalmaler — national in der Bildung seines Gemüths, in seinen Gewohnheiten und Gedan-

ten, in seinen Bestrebungen und Sympathien als Künstler: hauptsächlich national in der belustigenden, doch ernstesten Bedeutung seines Humors: er ist von Kopf bis zu Fuß ein Engländer, der ausländischem Einflusse und Erziehung nichts verdankt. Er ist kein Verehrer bewunderter Ideale gewesen, wie auch immer sie der Bewunderung werth sind — noch weniger ein Nachahmer. Auf die Natur allein hat er sein Auge gerichtet — sie hat er verehrt — ihr hat er sich unterworfen; und sie hat ihn reichlich mit dem vollen Maße ihrer Kraft und Zartheit belohnt. Ihm, wie einem Geliebten, hat sie sich offenbart durch alle konventionellen Verkleidungen, u. ist für ihn eben so sichtbar in den Staatszimmern von Yorkhouse oder in der Abtei zu Boburn, als unter den Hirschjägern in den Hochlanden. Nicht geringer, als sein wunderbares Talent, ist sein richtiger Verstand, die schlichte Einfachheit des Gemüths, mit der er seine eigene Kraft mißt und dem Gange seines eigenthümlichen Genius folgt. Seine Fortschritte sind ununterbrochen gewesen. Wir halten ihn für befähigt, ein großes historisches Gemälde von nationalem Interesse zu malen; er will es aber jetzt noch nicht und nicht eilig unternehmen; und wenn er es thut, will er seinen Gegenstand überdenken, bis er seine Seele davon erfüllt hat, und es dann auf die Leinwand mit einem einzigen Wurf seiner Einbildungskraft hinwerfen. Sein Farbenstyl ist klar und belebt; er liebt die Wirkungen des Tageslichts und der glänzenden Gegensätze. Wir erinnern uns, ihn bei einigen Gelegenheiten sehr rauh, und seine Fleischtinten sehr kreidig und der Abstufung ermangelnd gefunden zu haben; jedes Jahr aber sind diese Fehler weniger sichtbar gewesen. Wir betrachten ihn entschieden in seinem Fache als den besten Maler in Europa, den Ruhm unserer englischen Kunstschule, das Entzücken, das Wunder, die Verzweiflung seiner Kunstgenossen. Spätere und namentlich deutsche Kunstrichter urtheilen strenger, aber Anerkennung hat ihm noch keiner versagen können. — Sein Ideenreichtum blickt schon aus einer einfachen Namenangabe seiner zahlreichen Werke hervor; wir erinnern nur an folgende: Der Steinbrecher; die hochländischen Musikanten; die alte Hausfrau; die Dirne, welche Schafe hütet, mit dem Hund; zwei Hunde, als Repräsentanten des Aristokratismus und Demokratismus, und ein Gardeoffizier (Low life and high life); der Diebstahl in der Speisekammer, der Affe und die Kaze; der Löwe, beim Fressen von einer Schlange gestört; die Kinder des Herzogs von Sutherland, mit Hunden und Hirschen zusammengestellt; Lady Figharris, am Fenster sitzend und stehend; ein Neufundländer, am Ufer die Rückkehr des Bootes seines Herrn erwartend; der Königin Papagei und Lieblingshunde; große Gruppe von Hirschen und Hunden, die in einen Hohlweg heruntergefallen sind; van Amburgh in der Löwenhöhle und als Zuschauer, der königl. englisch. Hof, mit sprechenden Porträtähnlichkeiten; Heimkehr von der Jagd (1840 von Sam. Cousins in gr. Imp. Qu. Fol. gestochen); des Steinklopfers Tochter; ein zottiger, schottischer Hund vor der Hausthür

in einem Kasse stehend und, mit dem Ausdruck vollkommener Zufriedenheit gen Himmel blickend, mit der Unterschrift „Be it ever so humbl, there's no place like home!“ (beide gestochen von Burnet und B. P. Gibbon, 1844); die gespielte Fischeiter mit Graf Aberdeens Dittelhunden; das Innere einer Hufschmiede, in welcher ein Pferd beschlagen wird und wobei ein Esel und ein Hund müßige Zuschauer machen; des Herzogs von Beaufort große Löwendogge (the Sentinel), gest. v. Thomas Landseer, 1844. In der Londoner Ausstellung von 1846 sah man von ihm „Refreshment“, einen müden Schimmel, der vor einer auf dem Lande liegenden Schenke getränkt und gefüttert wird; ferner einen verwundeten Schleichhändler, zum ernstern Genre gehörend, von besonders ergreifendem Ausdruck in den Mienen und der Attitude der jungen Frau, welche mit tiefem Gram vor dem Lager des in aller Unordnung der Hast und des Leidens Hingeworfenen dasteht; einen Hirsch, zum Strand gebracht; die Friedenszeit, eine nahe am Strande gelagerte, von Kindern bewachte Schafheerde, idyllisches Leben, wo, wie man aus den Nesten eines Gesüßes sieht, einst Kriegslärm tobte; u. s. w. — Von nicht geringerem Werthe sind 2.6 Zeichnungen, nach welchen die besten englischen Stecher arbeiteten. Im J. 1832 erschien der 1. Bd. v. 2.6 Animals from the zoological gardens, mit 64 charakteristischen Skizzen in Quart (gestochen von Th. Landseer); Blätter nach 2. sind in den Portraits of the female characters etc. in the Waverley novels, London 1833; ferner in den Landscape, Portrait and historical illustrations of the poetical works of Sir W. Scott, das. 1833; in Finden's Royal gallery of british art, das. 1839 ff. u. s. w. — In neuester Zeit hat der berühmte Meister auch treffliche radirte Blätter geliefert. Seine „Etschings“, 17 Bl. auf gr. Fol. Papier in prachtvollen Drucken oder Proofs auf Seidenpapier (Preis 48 Thlr.), enthalten zum Theil Blätter, welche der Künstler bereits in verschiedenen Perioden einzeln veröffentlicht hat, zum Theile solche aus der neuern und neuesten Zeit. Unter den letztern befinden sich mehrere Skizzen von des Meisters größern Gemälden, wie die „Rückkehr von der Hirschjagd im schottischen Hochlande“, die „großen Hundegruppen“, der Kettenhund“, die „vier Hundebüsten“, der „aufwartende Hund beim Hasen“, die „zwei Hunde bei den beiden Hasen“, der „Adler auf dem todtten Hirsch“ und die zwei Platten mit dem „Jagd-almanach, wo in kleinen Abtheilungen die in den verschiedenen Monaten vorkommenden jagdbaren Thiere in sehr malerisch gewählten Gruppen enthalten und mit sehr zarter Nadel radirt sind. An diese Originalblätter 2.6 schließen sich an: „The mothers, a series of pen and ink sketches etched by Charles Lewis, kl. Qu. Fol. 8 Blätter und zwar: eine junge Frau sitzend und ihr Kind an der Brust; eine Hündin, an welcher die Kleinen saugen; eine Kuh mit einem Kalb in einem Stall; Gruppe von Schweinen; Pferd mit Füllen; Schaafe und Lämmer; Eselgruppe und Ziegen. — 3) Thomas, englischer Zeichner und Kupferstecher der Gegenwart, in London, machte sich zuerst 1827 durch Karrikatur

ren-Abdrungen bekannt in dem Werke: *Monkeyana, or men in miniature designed etc.*; ferner hat man von ihm: *Characteristic sketches of animals, drawn from the life and engraved etc.*, 8 Theile. 4., Lond. 1832 (Pr. 45 fl.); — *Tiger hunting, or a day's sport in the east*, das. 1836, Fol. Am bekanntesten machte ihn aber sein trefflicher Stich nach Edwin L. s. Bilde, das die Unterschrift trägt: „Ein ausgezeichnetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft“. Es ist dies ein prachtvoller neufundländer Hund, der, auf der äußersten Spitze eines schmalen Hafendammes liegend, fast von den Wellen umringt, scharf in das Wasser hinausblüht, um bei dem ersten Unglücksfall zur Hülfe bereit zu seyn. — 4) Charles, ein jüngerer Bruder Edwin's, engl. Maler und Zeichner der Gegenwart, zu London. In der london. Kunstausstellung von 1838 rühmte man seinen „Segen beim Abschiede“ und „Richard I. und Berengaria; im Jahre 1839 seine „Plünderung von Basinghouse, nach einer Stelle in Fume's Geschichte von England; gestochen von Murray 1840; im Jahre 1844 das Innere der Arche Noah's, durch einen verschwenderischen Reichtum an Details ausgezeichnet. Auch in den Berichten über die späteren londoner Ausstellungen wird seiner Arbeiten stets rühmend gedacht.

Landseide (Baarent.), die in Bayern, Brandenburg und anderen Gegenden Deutschlands gebaute Seide.

Landseil, in Böhmen gewöhnliches Längensmaß, wie das Waldseil = 52 prager Ellen, das Weinbergseil = 64 Ellen.

Land's-End (Geogr.), 1) engl. Vorgebirg, Graffsch. Cornwall, Nördspitze von England, südwestlich von Penzance; 50° 4' 7" nördl. Breite und 28° 1' 46" westl. Länge; — 2) s. v. a. Finistère.

Landseendorf, schwarzburg-rudolstäd. Dorf, Amt Leutenberg; 180 Einw.

Landser, franz. Flecken, Depart. Haut-Rhin, Arrond. Altkirch; 580 Einw.

Landshöfding (schwed., Landshauptmann), königl. Statthalter in den verschiedenen Län in Schweden (s. d.).

Landshag (Ober-L.), österr. Dorf, Land ob der Ens, Mühlkreis, Distr. Eschelberg; Donau-Überfahrt nach Aschach; 310 Einw.

Landsham (Stansheim), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberbayern, Pögr. Ebersberg; 160 Einw.

Landshausen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheintr., Amt Eppingen; 740 Einw.; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Pögr. Lauingen; 280 Einw.

Landshut (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Niederbayern, 10 1/2 □ Meilen mit 21,200 Einw.; ist häufig sumpfig; — 2) Hauptstadt das., an der Isar, die hier eine Insel bildet, auf welcher die Vorstadt liegt. Merkwürdige Gebäude sind das Bergschloß Trausnitz (welches 131 Zimmer enthält, ehemals Residenz der bayern. Herzöge und Gefangenschaftsort Friedrichs des Schönen von Oesterreich war), der königliche Palast, der neue Bau genannt, und mehre Kirchen, worunter die St. Marienkirche mit einem 422' hohen Thurm. Die

ganze Stadt macht durch ihre solide Bauart und breiten Straßen einen angenehmen Eindruck. An wissenschaftlichen Anstalten besitzet sie ein theologisches Seminar, eine chirurgische Schule, ein forst- und landwirtschaftliches Institut, ein Gymnasium, eine Sternwarte, 2 Seminarien. Die im J. 1800 von Ingolstadt hierher verlegte Universität mit einer Bibliothek von 100,000 Bänden, physikal. und naturhistor. Cabineten und Anstalten etc. kam 1826 nach München und das ehemals hier befindliche Lyceum 1834 nach Freising. Wohlthätigkeitsanstalten: Hospital und Armenhaus. Die Stadt zählt etwa 9500 E., welche neben Fabrikarbeiten einen ziemlich lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Vieh treiben. Die dasige Messe (Bartholomäusfest) ist sehr belebt. — Geschichtliches. L. entstand nach und nach, um das Bergschloß Trausnitz, welches 1204 von Otto von Wittelsbach erbaut worden war, vor Räuberhorden zu schützen, wurde von Herzog Ludwig I. zur Residenz gemacht und war von 1353—1506 Sitz einer eignen bayer. Linie, Bayern-L., die, von Stephan I. gestiftet, mit Georg dem Reichen ausstarb. In den Jahren 1632 und 1648 wurde die Stadt von den Schweden, 1705, 1740 u. 1743 von den Oesterreichern erobert und ist im Krieg 1809 durch die Gefechte über den Isarpass zwischen den Oesterreichern und Franzosen (am 16. und 21. April) merkwürdig geworden. Vgl. Meidinger, Beschreibung der Städte L. und Straubing, Landsh. 1817; — Derf., Beschreibung von L., das. 1805; — F. D. Reithofer, Gesch. der Stadt L. im 30jährigen Krieg, Landshut 1810; — Derf., Chronik von L., das. 1810; — Staudenraus, Chronik der Stadt L. in Bayern, 3 Bde., Landsh. 1832. — 3) (Langshut), österr.-mähr. Marktflecken, Kr. Brünn, an der Taja und March; Markt, Pfarrei, Kirche, Mühle und Brettsäge, mit 1950 Einw.; — 4) preuß. Kreis, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, liegt zwischen Bolkshain, Waldenburg, Hirschberg und Böhmen im schles.-böhm. Gebirge, wird vom Bober bewässert und hat nur geringen Feldbau; Größe: 7 1/2 □ Meilen, Bevölk.: 39,600 Einw. in 3 Städten, 36 Dörfern, 5 Kolonien und 2 Vorwerken. Die Viehzucht erstreckt sich auf 1610 Pferde, 11,280 Stück Rindvieh, 12,070 Schafe; bei den Dörfern Rohrau und Schönbad befindet sich das bedeutendste Schwefel- und Bitriolwerk im preuß. Staate; — 5) Kreisstadt das., am Fuß des Riesengebirgs und am Bober, der hier den Ziederbach aufnimmt, hat 3 Kirchen, darunter 1 evangelische mit Bibliothek und Naturaliensammlung, ein landrätthl. Amt, Steueramt, Postamt, Spital, eine Buchdruckerei. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 4000 beläuft, treiben einen beträchtlichen Handel mit Schleiern und Leinwand. — Geschichtliches. L. ist nach Einigen eine der ältesten Städte Schlesiens, Andere geben an, daß es erst zu Ende des 13. Jahrhunderts Herzog Bodo von Schweidnitz gegen die Böhmen angelegt habe. Im J. 1345 wurde es vom König Johann von Böhmen genommen, aber bald wieder von dem Herzog zu Schweidnitz zurückerobert; 1426 verbrannten es die Hussiten. Nicht dem Gefeht im 2. schles. Krieg am 23.

Mai 1745, wo Winterfeld 7000 Oesterreicher unter Raboski mit nur halb so viel Preußen schlug, wurde L. besonders durch den Ueberfall am 17. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Laudon den größten Theil des preussischen Heeres unter Fouqué aufrieb und diesen selbst gefangen nahm. Vgl. Perschke, Beschreibung und Geschichte der Stadt L., Bresl. 1829.

Landsöhuter Stamm, Vorberge des Riesengebirgs bei Landshut, im R.-B. Liegnitz; Spitze: Friesenstein, 2880' hoch.

Landsfideleien, Güter (in den Rheingegenden), die mittelst Lehnbriefs gegen einen jährlichen Zins als Besiz an Andere überlassen werden, jedoch ohne von diesen veräußert werden zu dürfen.

Landsiedler, Besizer von Landsfideleien.

Landsknecht (Spielk.), s. Lansquenett.

Landsknechte (Kriegsw.). Als der über ein Jahrhundert dauernde Streit zwischen Frankreich und den Fürsten von Habsburg begann, waren die beiden Gegner, obgleich Beherrscher zweier kampflustigen Völker, in großer Verlegenheit um Männer, mit denen sie ihren Streit ausführen konnten. Karl VII. von Frankreich, voll Verdruss über die Treulosigkeit seiner Vasallen, errichtete 1445 die bekannten Ordonnanz-Kompagnien und die Freischützen; Kaiser Maximilian I. dagegen, von dem Adel seiner Erbstaaten verlassen und von der ungebändigten, jede Abhängigkeit scheuenden Reichsritterschaft, welche er nicht wie sein königlicher Gegner als Kronsoldner in Kompagnien formiren und beliebig verwenden konnte, schlecht unterstützt, mußte sich eine andere Stütze des Thrones suchen. Die rebellischen Schweizer durfte Maximilian nicht in Sold nehmen; er mußte sich also eine ganz neue Kriegsmacht schaffen, und die, welche er schuf, mußte aus der Masse des Volks genommen werden, welche mit dem Monarchen stets dasselbe Interesse hat. Frankreichs Könige blieben noch lange dem Feudalsystem getreu und sahen sich oft in ihrer Bedrängniß genöthigt, das neue deutsche Fußvolk zu Hülfe zu rufen.

So brachte er zuerst rüstiges Land- u. Stadtvolk aus den österreichischen Erblanden unter seine Fahnen, 1487, gab ihnen Sold und bewaffnete sie nach Schweizerart ohne Schild mit 12—18 Fußlangen Spießen oder kürzeren Hellesbarden und mit Schlachtschwertern und lehrte sie Reihe und Glied halten, den Spieß fällen, einen Tzel bilden u. s. w. und führte sie unter ihren Hauptleuten gegen seine Feinde. Diese Mannschaften nannte er L. (unrichtig ist Landsknechte); denn es war meist Volk vom (flachen) Land, im Gegensatz des Gebirgs, woher die Schweizer kamen. Die aus Schwaben wurden „oberländische“, die aus den nördlichen Kreisen „niederländische Knechte“ genannt. Auf diese Weise wurde Maximilian der Schöpfer des deutschen Fußvolks u. des neuen Kriegshandwerks in Deutschland. Das Ritterthum ging zu Grabe und die Adeligen, unfähig, dem Geist der Zeit zu widerstreben, suchten Dienste unter den L. und bewarben sich um die Befehlshaberstellen, wozu sie durch Kriegskunde auch vorzugeweise befähigt waren. Ein großer Theil der Haupt-

mannsstellen war jedoch bereits durch Bürgerliche besetzt, welche sich bald durch Sachkenntniß und gute Zucht vor ihren Nebenbuhlern auszeichneten. Georg von Frundsberg (s. d.) stand dem Kaiser bei dieser neuen Schöpfung zur Seite. — War es nöthig, eine Waffenmacht zu errichten, so schickte der Kriegsherr einem berühmten Kriegsmann einen Bestallungsbrief als Kriegsobersten nebst einem offenen Patent, ein Regiment L. aufzustellen, und zugleich den Artikelbrief, d. i. den Rechtsbrauch und die Verfassung, in welcher der Fürst sein Kriegsvolk gehalten wissen wollte. Der Oberst beschickte darauf seine Gefreundeten und Waffengefährten, wählte seinen Stellvertreter als Oberstlieutenant und bestellte die Hauptleute über die Anzahl der Fähnlein, aus denen das Regiment bestehen sollte. Die Hauptleute ließen dann überall auf öffentlichen Plätzen durch Trommelschlag das Werbepatent ausschlagen, aber nur ehrliche und rüstige Gesellen, mit Ausnahme jeden Gefindels, zum Kriegsspiel laden. Nur wer mit Wamms und Schuhen bekleidet, mit einer Blechhaube, einem Harnisch, gutem Schwert und tüchtigem Spieß versehen war, oder statt dessen Geld zur Anschaffung mitbrachte, ward in die Musterrolle aufgenommen; denn von Ausrüstung mit Kleidern und Waffen von Seite der Kriegsherren war damals nicht die Rede. War nun ein Kriegsgesell in die Musterrolle eingetragen und mit dem Artikelbrief bekannt gemacht worden, so erhielt er ein Stück Geld auf den Lauf (Handgeld) und die Weisung, sich an einem bestimmten Tage auf dem Waffenplatz einzufinden; dort stellte sich der Musterherr ein, der ein vornehmer, aber erfahrener Kriegsmann seyn mußte; Kriegsräthe u. Muster-schreiber standen ihm zur Seite. Darauf wurde auf freiem Felde eine Pforte von Spießen, wie das römische Joch, erbaut; an demselben hielt der Oberste zu Ross und der Hauptmann des zu musternden Fähnleins; der Musterherr ließ darauf die Knechte einzeln zur Musterung durch das Joch gehen, und der Schreiber notirte die Beschaffenheit der Rüstung, wonach sich der Sold bestimmte. Wer ganz vollständig geharnischt war, erhielt Doppelsold. Die einfachen Soldner, auch einspännige Knechte genannt, mußten mit Panzerärmeln, Armzeug, Rücken, Krebs, Ringkragen und Sturmhaube versehen seyn. Zu Karls V. Zeiten wurden auf jedes Fähnlein 50 Hakensöhnen, mit Kraut und Loth für den Eintritt versehen, gerechnet, deren Zahl sich aber stets vermehrte, weil es wohlfeiler war, sich mit einem Feuergewehr, als mit kostbaren Schutzwaffen zu versehen, deren Last überdies Manchen abschreckte. — Nach der Musterung wurde noch im vollen Ring der Artikelbrief verlesen u. der Rechtsbrauch festgesetzt und durch den Schultheißen den Kriegern der Eid abgenommen. Zugleich stellte der Oberst seinen Lieutenanten vor, den Quartiermeister, den furchtbaren Profos, den Pfennigmeister und die übrigen zum Stab gehörigen Personen. Dem Fähndrich wurden die Fähnlein übergeben (in dem Haufen der L. eine neue Erscheinung, da bis zum Tage von Sempach, 9. Juli

1386 der Anführer das Banner selbst trug); es war in der Regel ein groß gewachsener, bewährter Kriegsgesell, der eidlich versprach, die Fahne lebend nicht in die Hände des Feindes gerathen zu lassen. Waren die allgemeinen Angelegenheiten geordnet, so zog jedes Fähnlein auf einen besondern Platz, und die kleinen Soldatenrepubliken begannen sich im Innern zu organisiren. Der Hauptmann stellte dem Fahnling seinen Stellvertreter (Lieutenant), den Feldweibel, den Schreiber, Kaplan und Feldscheerer vor, versicherte die Gemeinde, daß er sie vorsichtig und tapfer führen werde, und empfahl sich ihrem kameradschaftlichen Wohlwollen. Darauf wurden die Gemeindevägel erkoren, von diesen die Amtsgesellen, die Führer, Fouriere und die Rottmeister.

War auf diese Weise ein Regiment deutschen Fußvolks aus 10—16 Fähnlein, jedes zu 400 Mann, von oben herab formirt, so stand folgende Rangordnung fest. Der Oberst, der Diktator der Soldatenrepublik, war bei größeren Heerzügen nur dem Generalobersten über das sämtliche deutsche Fußvolk, so wie dem General-Feldobersten untergeordnet. Er erhielt zu den Zeiten Karls V. auf seinen Leib und für seine Tafel einen hundertfachen Mannsfold, d. i. 400 Gulden monatlich und außerdem für 8 Trabanten und gerüstete Pferde, seinen Schreiber, Dolmetscher, Kaplan und Herold noch 200 Gulden. Er erschien in ritterlicher Tracht zu Ross u. war von seinen abenteuerlich gekleideten Trabanten umgeben. Sein Stellvertreter, der Oberstlieutenant, befehligte in des Obersten Abwesenheit, trat aber bei der Anwesenheit desselben in das Verhältniß als Hauptmann zurück. Auch die Stellung der Hauptleute, mit zehnfachem Mannsfold, 40 Gulden monatlich, war ausgezeichnet. Sie legten sich, bei anderweitigem Mißbrauch, gewöhnlich einen Staat, d. h. Trabanten, Vuben, einen Kaplan, Schreiber bei, fochten zu Fuß in dem ersten Glied des Fähnleins mit Streitart, Hellebarde od. dem Schlachtschwert und waren stattdlicher gerüstet als die Knechte. Der Schultheiß oder Justizbeamte gehörte zu den oberen Aemtern oder dem Stabe des Obersten. Es wurde hierzu ein frommer und ehrbarer, des bürgerlichen und peinlichen Rechts wohl kundiger Mann in gereiftem Alter von dem Obersten gewählt und ihm der Gehalt und Rang eines Hauptmanns gegeben. Der Wachtmeister, ein erfahrener Krieger, welcher Hauptmannsstelle versehen konnte, hatte dafür zu sorgen, daß die Wachen gehörig bestellt, die Ronden richtig gemacht, die Losung gegeben wurde u. die Sicherheit des Lagers od. Heerzuges ungefährdet blieb. Der Proviantmeister mußte, da die Knechte in Freundesland oder in Besatzung sich selbst verköstigen mußten, für gehörigen Vorrath Fürsorge treffen und der Quartiermeister hatte die Obliegenheit eines Offiziers vom heutigen General-Quartiermeisterstab zu verrichten. Ihm war die Auswahl der Lagerplätze, das Bequartieren des Regiments aufgetragen. Der Profos, mit dem Rang eines Hauptmanns, stand in polizeilichen und leichten

Kriminalfällen als Richter da. Für dieses Amt erkor man einen ehrlichen, ernsthaften, kriegserfahrenen, sittlich guten Mann, der auf allen Unfug, Betrug und Dienstfreveln zu achten und die Kaufleute, Krämer und Marktender zu beaufsichtigen hatte. Verweilte das Feldlager länger an einem Orte, so schuf er auf des Quartiermeisters Angabe einen Markt, wozu, nach den damaligen Begriffen, vor allen Dingen ein Galgen gehörte. Seine wesentlichste Wirksamkeit war die Polizei und die Verfolgung peinlicher Verbrechen. Galt es aber einen heißen Tag, so war er so gut, wie jeder andere Landsknecht, zum Kampf verpflichtet, und ein Beispiel liefert der gestrenge Klaus Seidenstricker bei dem Sturm auf Rom (6. Mai 1527). In dem Gefolge des Profossen befanden sich der Stodmeister und dessen Gehülfsen, die Steckenknechte, welche die Uebelthäter einzufangen, in Eisen zu schlagen, in Gewahrsam zu behalten und Schelme über Nacht aus dem Lager zu weisen hatten. An diese reihte sich der freie Mann mit seiner Blutfeder auf dem Hüte, im rechten Wamme, das breite Richtschwert an der rechten Hüfte. Nächste diesem kam die lächerliche Erscheinung des mit aller kriegerischen Gravität daher ziehenden Hurenweibels, in dem Rang eines Hauptmanns. Dieser, ein tüchtiger, erfahrener Kriegsmann, hatte die Aufsicht auf die vielen Soldatenweiber u. Kinder und die den Regimentern nachziehenden insgesamt Huren benannten Weibspersonen; er mußte dieselben auf allen Märschen und bei Schlachten so führen, daß sie in der Truppe keine Unordnung erregen konnten, dennoch aber gesichert waren; im Lager wies er denselben ihre Plätze an. Zur Erhaltung der in einem solchen Troß so leicht zu unterbrechenden Ordnung war dem Hurenweibel zur Aufsicht ein Rumormeister beigegeben. Dieser führte einen Ausgleicher, ungefähr einen Arm lang, dessen er sich zum Friedenmachen eindringlich zu bedienen wußte. Wer diesen gestrengen, bärtigen Kriegsmann mit seinem seltsamen Kopfschmuck, aufgeschlitzten Ärmeln und Pluderhosen, den kurzen, breiten Landsknechtsdegen quer über den Magen geschnallt, in der rechten Hand den Federspieß, zu seinem Gefinde sprechend hören will, — schlage Leonh. Fronspergers Kriegsbuch (3. Theil, S. 81) nach. Die Bedeutung des Fähndrichs hat in den neueren Zeiten sich merklich verändert. Der Fähndrich der Landsknechte hatte auf die vornehme Kriegsmuthige Haltung des Haußens sein Absehen, während der Feldweibel, ein betagter, geübter Kriegsmann, für die taktische Ausbildung der Mannschaft zu sorgen hatte. Er verstand die gevierte Ordnung zu machen, die Hellebarden und kurzen Wehren vorthailhaft unter die Spieße zu mischen, und die Hackenschützen in wirksamer Stellung anzubringen. Er war Exerciermeister und bestimmte die Zugordnung. Er war bei Meutereien der Mittelsmann, zwischen dem Obersten, den Hauptleuten und Knechten, konnte einem Angeklagten bei dem Profossen das Wort reden, war Schiedsrichter unter uneinigen Knechten, Beisitzer im

Gericht über Kriminalfälle, und hielt Umfrage, so oft Gemeine gehalten wurde, holte vom Obersten die Losung und vertheilte die Schildwachen. Er hatte 4fachen Sold (16 Gulden). Die zwei Gemeinweibel waren die Sprecher für die Gemeinen bei den Hauptleuten bei anzubringenden Klagen, führten die Schild- und Schaarwachen auf, versorgten die Hackenschützen mit Munition und empfingen von dem Proviantmeister die Lebensmittel. Sie trugen nur kurze Wehre, Hellesbarde und Schlachtschwert und bezogen doppelte Löhnung (8 Fl.). Die Führer zogen vor der Ordnung her, kannten Wege und Stege und saßen in peinlichen Händen gewöhnlich den Gerichten bei. Die Fouriere waren keine Rechner, sondern wurden für das Quartiermachen verwendet und waren den eben angegebenen Quartiermeistern beigegeben. Bei einem Fähnlein befanden sich gewöhnlich zwei Spieler, ein Trommelschläger und ein Pfeifer, welche in der Nähe des Fähndrichs hielten, nebenbei aber, da sie Heroldsdienste versahen, auch helle Stimmen haben mußten. Im Zuge marschirte das eine Spiel beim Fähndrich, das andere zwischen den Schützen und langen Espiesen. Die Trommeln waren sehr groß. — Die Ambosaten (Gefreite) waren wohlbetraute Knechte, welche bei vorkommenden Irrungen und Zwistigkeiten ihre Kameraden vertraten und welche, da sie dieses der Ehre wegen thaten, nicht mehr Sold erhielten. Die L. hatten unter sich gar manchen Unterschied, je nachdem einer, wie bereits berührt, mit vollständiger Rüstung, oder mit der Hackenbüchse, oder mit dem langen Espieß, oder im leichten Wams mit Hellesbarde und Schlachtschwert unter die Fahne sich gestellt hatte, und dieser Umstand und die dadurch bedingte Verschiedenheit ihrer Leistungen bestimmte die Summe des Soldes. Doppelsold erhielten diesem gemäß die ganz Gerüsteten mit Pickelhauben, Ringkragen, Brust- und Rückenharnisch, Panzerärmeln, Schienen und Eisenschurz, ferner junge vornehme Gesellen und die mit Kraut und Loth versehenen Hackenschützen.

Von den Gebräuchen der L. sey noch bemerkt, daß sie vor jedem Gefecht niederfielen und ein Gebet verrichteten, dann den Staub abschüttelten, die Espieße senkten und stillschweigend, bisweilen aber auch mit Kriegsgeschrei, gegen den Feind rückten, der dem entschlossenen Andrang selten widerstand. Als besondere Eigenheit verdient die vorherrschende Neigung für den Gesang bemerkt zu werden. Durch den Dienst in fremdem Sold arteten die L. nach und nach sehr aus, auch sängen gewinnstüchtige Hauptleute an, Betrügereien zu treiben und mehr Knechte in den Musterrollen als in Reihe und Glied zu haben. Die Bequemlichkeitsliebe erzeugte einen sehr großen Troß von Weibern, Buben, Sudlern, Krämern und Marktendern, weshalb die nüchternen Schweizer stets die Oberhand behielten, wenn es auf schnelle Unternehmungen ankam. Vgl. außer dem schon erwähnten „Kriegsbuch“ Barthold, Georg von Freundsberg.

Landskron (Geogr.), 1) österr.-böhm. Fideikommissherrsch. Kr. Ehrudim; dem Fürsten von Liechtenstein gehörig, umfaßt 61,200 J. 376 □ Kl. Areal u. 53 Ortschaften; 43,630 Einw.; — 2) Schutzstadt das., an einem kleinen Bache; 2 Vorstädte, Schloß, Stempelamt, mehrere Kirchen, Armenanstalt, Zig-, Kattun- u. Leinwandfabrik mit Bleiche und Druckerei, Jahr- und Wochenmärkte; 4610 Einw.; L. ist sehr alt; — 3) Stadt das., Galizien, Kr. Wadowice; Felsenschloß; 1500 Einw.; — 4) Herrschaft und Schloß das., Illirien, Kr. Villach; Mustermirthschaft, Burgtrümmer; — 5) Burg in Steiermark, s. Bruck 2); — 6) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), Kr. B. Königsberg, Kr. Friedland; 470 Einw.; — b) Prov. Schlesien, Kr. B. Liegnitz, Kr. Freistadt; Vorwerk; 120 Einw.; — 7) Bergspize, s. Eifel; — 8) franz. Bergschloß, Depart. Oberrhein, Bez. Altkirch, an der Schweizergrenze, Staatsgefängniß.

Landskrona, schwed. Stadt und Festung, Schonen, Malmö-Län, auf einer Landspitze am Sund, hat einen guten Hafen, in welchem ein Theil der Scheerenzlotte stationirt ist; 4000 Einw., Schiffwerfte, Citadelle, 2 Armenschulen; etwas Handel, Schiffahrt, Tabakfabrikation, Zuckersiederei. 1 Meile nördlich davon ist die Insel Hyen (Ween), die der König Friedrich II. von Dänemark dem berühmten Luch de Brahe schenkte, welcher die prächtige Sternwarte Uraniborg darauf erbauen ließ. Hier lebte der große Astronom unter seinen Büchern und von zahlreichen Schülern umgeben, und häufig besucht, sogar von gekrönten Häuptern, unter andern von Jakob VI., König von Schottland, der im Jahre 1590 acht Stunden hier zubrachte. Ein mehr nach der Mitte der Insel zu gelegener Pavillon führte den Namen Stelleborg und diente zu solchen astronomischen Beobachtungen, die bei Tag angestellt wurden.

Landskrone (Geogr.), 1) freistehender Basalt- und Granitberg, Prov. Schlesien, Kr. B. Liegnitz, Kr. Görlitz, in der sog. preuß. Oberlausitz, eine Stunde südlich von Görlitz, 1304 F. hoch, mit einem 1797 erbauten steinernen Sommerhause auf der Spitze, gehört zu dem sogenannten Lausiger- oder Gabelgebirge und ist der höchste Punkt der in das Preussische sich ziehenden Ausläufer desselben. Bei seiner schönen und freien Lage gewährt er eine herrliche Aussicht über einen großen Theil der Oberlausitz und einzelne Punkte Schlesiens. Seit dem 10. Jahrhundert stand auf dem Berge ein Raubschloß, von dessen Ritzern Görlitz und die Umgrgend viel zu leiden hatten; Kaiser Sigismund ließ es 1422 zerstören. Im Sommer ist der Berg ein häufig besuchter Vergnügungsort der umliegenden Ortschaften. — 2) Berg und Burg, s. Hespingen.

Landsmann, Derjenige, der mit einem Andern ein gemeinschaftliches Vaterland hat; daher: Landsmannschaft, 1) das Verhältniß mehrerer Landleute, als solcher, zu einander; — 2) Vereinigung derselben im Ausland zu einer geschlossenen Gesellschaft. Ueber die studen-tische L. s. Studentenverbindungen.

Landsmierßz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel; Wassermühle, Ziegelei; 420 Einw.

Landfomharz, **Langonharz** (Chem.), auf den Philippinen ein von einer nicht gehörig bekannten Terebinthacee abstammendes Harz, welches, nach Bonastrea, ätherisches Del, zwei Harze und Extraktivstoff enthält.

Landort, schwed. Insel, Stockholm, an der östlichen Küste.

Landspaltschnecken (Mollusk.), nach Den, Sippschaft der Spaltschnecken (s. d.).

Landspitze, weit vorspringendes, sich in das Meer erstreckendes Stück Land, das, sobald es ein Gebirg ist, Vorgebirg genannt wird.

Landstände (Staatsw.), s. Volksvertretung; vgl. Konstitution und Landtag.

Landstein (Bergb.), ein Sumpferz.

Landstein (Geogr.), 1) österr.-böhm. Fideikommissherrsch. Kr. Tabor; umfaßt 7214 J. 1397 □ Kl. Areal; — 2) Dorf das.; über 100 Einw.; auf dem Berge sind die Ruinen der Burg L.

Landsteuer (Staatsw.), 1) eine das ganze Land treffende Steuer; — 2) s. v. a. Rustikalsteuer.

Landstraß (Geogr.), 1) (Landestrost), österr.-illyr. Stadt, Kr. Neustädte, am Fuße eines hohen Berges, auf einer Insel der Gurk; Bezirksobrigkeit, Wein-, Feld- und Kastanienbau; 380 Einw. Hier war 1786 das Cistercienserkloster Mariabrunn. — 2) Vorstadt von Wien (s. d.).

Landstraße, 1) jeder zur Verbindung zweier Orte dienende größere Fahrweg; — 2) s. v. a. Chaussee.

Landstraßen, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 280 Einw.

Landstreicher (Polizeiw.), Leute, die theils mit Küchengeräthschaften, Stöcken, hölzernen Löffeln u. s. w. hausirend umherziehen, theils, ohne einen solchen Vorwand, bloß bettelnd von Zeit zu Zeit im Lande die Runde machen, auch wohl keinen Anstand nehmen, den unzureichenden Lebensunterhalt durch Haus- und Felddiebstahl zu ergänzen, zu welchem besonders die mit einer kleinen Heerde meist verschiedenartiger Kinder umgebenen Weibspersonen zu rechnen sind. Betrachtet man unbefangen das Resultat des Verfahrens der meisten Sicherheitsbehörden gegen diese Klasse von Leuten, so wird man, nach dem ersten Anschein einer zweckentsprechenden Thätigkeit, doch finden, daß im Grunde zur Abhülfe dieses Unwesens wenig oder gar nichts geschieht. Das dienende Polizeipersonal greift die angehenden oder bereits bekannten L. auf und bringt sie an Amtsstelle; Ausländer, deren Heimathsverhältnisse bereits festgestellt sind, werden an die betr. Behörden des Auslandes mittelst Schubs gesendet, außerdem auch wohl, der Bequemlichkeit und einer mißkannten Ersparniß halber, mit oder ohne Zuchtigung entlassen oder nur über die nächste Grenze gewiesen; sind es Inländer, so wird Ver-

weis erteilt, gewarnt, mit Schlägen gedroht im Wiederbetretungsfalle werden letztere in Anwendung gebracht, in beiden Fällen aber meist die Ungerathenen mit einem Vorweis, resp. einer Aufforderung an die betr. Ortsbehörden, für des Inhabers Unterkommen zu sorgen, entlassen. Unsere Schultheißen zc. wissen aber schon, wie sie solches zu befolgen haben, und nichts kommt ihnen erwünschter, als wenn der Zugewiesene, stets als lästig Behandelte, je eher je lieber das Weite wieder sucht. Kommt ein solches Subjekt dem Beamten dann, wie nicht anders zu erwarten, wieder in die Hände, so wird nun Anstalt getroffen, den Unverbesserlichen in einem Korrekthaus zu bessern und als taugliches Glied der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben; er wird nach Jahr und Tag — der meist längsten Zeit der Detention — wieder mit dem gewöhnlichen Vorweis entlassen, aber Noth und lästige Aufsicht läßt ihn die alte Bahn bald wieder betreten! Der denkende Beamte wird den traurigen Nothbehelf solcher Mittel einsehen und beklagen, daß der Staat, resp. die vorgesetzten Behörden, theils aus Kostenscheu, seiner Thätigkeit nicht weiter zu Hülfe kommen, während der mechanische Polizist mit Selbstzufriedenheit beim Jahreschluß die geschehenen Abstrafungen zusammenaddirt, entzückt ist über die Stückzahl der gelieferten Korrekthäre und nun glaubt, die Behandlung der Sicherheitspolizei lasse nichts zu wünschen übrig. Mittel, welche allein im Stande seyn würden, diesem Unwesen zusteuern, werden nur selten ergriffen. Es gibt aber deren, und wir führen hier folgendes darüber an. Kein L., er mag gezüchtigt worden seyn oder nicht, werde vom Beamten entlassen, ohne daß der letztere ernstlich dafür besorgt wäre, jenem ein Mittel zum Unterhalt an die Hand zu geben. Hat er ein Handwerk erlernt, so werde für ihn ein Meister gesucht, wo nicht, so werde ihm Taglohn verschafft, und zwar wo möglich an dem Orte, wo er heimisch; die Ortsbehörde aber werde streng verantwortlich gemacht, daß der Konfinirte sich wöchentlich über sein Leben ausweise und den Ort nicht ohne Erlaubniß verlasse; geschieht solches mit oder ohne ihr Verschulden doch, so hat dieselbe sofort zur Ergreifung der geeigneten Maßregeln bei der vorgesetzten Behörde Anzeige zu machen. Dem Beamten stehe aber eine Kasse zur Disposition, aus welcher er bis zu 10 Gulden etwa für jedes Individuum ersten Unterhalt verwenden darf. Mit wenigen Kreuzern ist oft für den Augenblick viel gethan, da es meist nur darauf ankommt, den Vaganten in den ersten Tagen seiner Freiheit sich nicht wieder selbst zu überlassen, und es wird, zur Verwunderung, manches verloren geglaubte Subjekt der bürgerlichen Gesellschaft als ein brauchbares Glied zurück gegeben werden. Doch schmeichle man sich nicht, daß dieses, auch nicht in allen Fällen anwendbare, Mittel allenthalben ausreiche! Schlägen daher auch diese Bemühungen fehl, so bleibt nichts übrig, als solche arbeitsscheue Menschen, nach Befinden zeitlebens, in einem öffentlichen Arbeitshaus unterzubringen, und es gilt dies namentlich von den an ein va-



wählte Präsident (Landschaftsdirektor; Landtagsmarschall genannt, wo er erblich ist) zu leiten hat, deren Gegenstände bestimmt werden durch die landesherrlichen Propositionen (Postulate), durch ständische Anträge und Beschwerden. Nach Anhörung der Redner beginnt die Erörterung mit gesetzmäßiger Freimüthigkeit und Freiheit der Rede und die Berathschlagung, in Weisern landesherrlicher Kommissarien, öffentlich od. geschlossen. Dann folgt, wenn die Berathschlagung vom Präsidenten für geschlossen erklärt ist, die Abstimmung (mündliches oder schriftliches Votum) und die Fassung der Beschlüsse nach einfacher Stimmenmehrheit; wo verschiedene Abtheilungen der Ständeversammlung vorhanden sind, die Kommunikation unter diesen. Vom Landtagsyndicus wird das Protokoll über die Verhandlungen u. die Vota geführt; er ist zugleich ständischer Konsulent u. Fiskal, hat aber im L. selbst keine Stimme. — Es folgen dann die landesherrlichen Resolutionen auf die von den Ständen gefassten Beschlüsse, der Landtagsabschied (bei manchen Ständen wird jede Sache separat abgethan). Hat der Landtag seine Geschäfte beendet (über die Dauer desselben bestehen meist gesetzliche Bestimmungen), so wird er mit oder ohne Feier vom Landesherrn entlassen od. geschlossen. Auch hat der Landesherr das Recht, unter gesetzlich bestimmten Voraussetzungen die ständische Versammlung bis auf spätere Wiedereinberufung zu vertagen od. gar aufzulösen, jedoch soll sogleich bei Auflösung der vorigen Stände das Ausschreiben neuer Wahlen erfolgen. — Wichtig sind noch die ständischen Ausschüsse oder Deputationen, welche, aus selbstgewählten Mitgliedern des L. bestehend, den L. selbst vertreten, entweder zu gewissen Geschäften, besonders Rechnungsgeschäften als permanente ständische Behörden in der Zwischenzeit von der einen bis zur andern Zusammenberufung oder denselben gänzlich ersetzend, so daß statt seiner nur der Ausschuss zusammentritt. So werden z. B. schon seit undenklicher Zeit in den anhaltinischen Landen keine Landtage, sondern nur Deputationstage gehalten.

Landtage, die in Großbritannien 1693 eingeführte Grundsteuer von angeblich 20 Procenten des reinen Ertrags. Es betrug dieselbe aber niemals 2 Millionen Pfund Sterling und hat sich, seitdem der Ablauf derselben durch Tilgung eines Theils der Staatsschuld erlaubt wurde, jährlich immer mehr vermindert.

Landthierreste (foss. Zool.), s. Paläontologie u. Säugethiere.

Landthurm, württemberg. Dorf, Jarkreis, Oberamt Hall; 150 Einw.

Landtia (Bot.), nach Lessing, Gatt. der Compositae Cynareae Less. — Zwei Arten: *L. hirsuta* und *L. nervosa* Less., ausdauernde Kräuter auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Landtorf (Geognos.), nach Brongniart s. v. a. der ältere Torf. S. Torf C. c).

Landtrauer (Staatsw.), eine Auszeich-

nung, welche dem Landesherrn od. dessen Gemahlin und Wittve bei ihrem Tode zu Theil wird, indem das ganze Land nach ceremoniellen Vorschriften an der Trauer um die verstorbene Person Theil zu nehmen hat. Daher müssen während einer bestimmten, bald längern, bald kürzern Zeit alle rauschenden und lauten Vergnügungen, wie öffentliche Bälle und Tanzbelustigungen od. Konzerte, eingestellt, die Schauspielhäuser geschlossen werden, dagegen pflegt täglich feierliches Geläute der Kirchen des Landes der Stadt zu finden. Wenn Zeitungen und Zeitblätter, worin die Nachricht von dem Ableben der hohen Person mitgetheilt oder die Landestrauer ausgeschrieben wird, mit schwarzem Rande erscheinen und dies vielleicht auch längere Zeit fortsetzen, so ist dies weder allgemein, noch Vorschrift. Die auch in der Tracht sich zeigende Trauer war (natürlich außer den Hofdienern) nur bei Staats- und Gemeinbedienern vorgeschrieben, welchen überhaupt die Beobachtung des Landtrauerceremoniels speciell oblag.

Landtroß (Geogr.), s. v. a. Landstraß.

Landtrutteln (Amphib.), s. v. a. Landschildkröten, Ebersina.

Landtücher (Waarenk.), 1) im Allgemeinen die aus inländischer Wolle, als auch besonders die in den Landstädten verfertigten, wollenen Tücher. Sie standen sonst den niederländischen, englischen und spanischen Tüchern an Güte nach, können aber jetzt durch die veredelte Schafzucht, Einführung der Wollenspinnereien etc. mit allen ausländischen Tüchern den Vergleich aushalten. — 2) S. v. a. Grobes Tuch.

Landujan, franz. Dorf, Depart. Ille-et-Vilaine, nordöstlich von Montauban; 1230 Einwohner.

Landuldesdorf (mittl. Geogr.), Ort in Westdeutschland, Andernach am Rhein gegenüber; jetzt Leudesdorf.

Landulf (Biogr.), I. Grafen von Capua: 1) L. I., ausgezeichnete Kriegermann, wurde 815 Guastald von Capua, empörte sich 840 gegen Radelgis, Fürsten von Benevent, dessen Vasall er war, und hinterließ seinen 4 Söhnen ein unabhängiges Land. Landon folgte ihm; dann — 2) L. II., des Vor. 2. Sohn, erst Bischof, 862 Graf, ein höchst intriguanter Fürst, kriegte lange mit Salerno, das die Ansprüche seines Neffen auf Capua durchsetzen wollte, † 879. Als Feind der Mönche wurde er natürlich in deren Schriften noch schwarzer gemalt, als er war. — 3) L. IV., Sohn Landulfs V., beneventinischer Prinz, kam 999 durch einen Aufbruch der Einwohner von Capua zur Herrschaft, die dann Ademar mit Hilfe des Kaisers Otto III., der ihn gewaltsam eingefügt, behauptete. — 4) L. VIII., Sohn Landulfs, letzter Graf von Capua, bestieg 1050 den Thron als Mitregent seines Vaters, folgte diesem 1060, wurde aber schon 1062 von dem Normannen Richard, dem der Papst Capua geschenkt hatte, verdrängt. Nur Benevent scheint er noch länger als päpstliches Lehn besessen zu haben. Er † das. 1077. Mit diesem L. enden überhaupt die lombardischen Herrscher, welche 500 Jahre lang in Süd-

Italien ein Scepter führten. — 11. Fürsten von Benevent und Capua: 5) L. I. (als Graf von Capua L. III.), Sohn Athenulf's, seit 901 Mitregent seines Vaters, wurde 909 von diesem nach Konstantinopel gesandt, um die Hülfe des griechischen Kaisers gegen die Saracenen zu erflehen, erhielt hier die Nachricht von seines Vaters Tode (910) und kehrte, mit jedoch nur geringer Hülfe, in die Heimath zurück, wo er fortan mit seinem Bruder Athenulf gemeinsam regierte. Als die Griechen über Benevent und Capua das Lehnrecht geltend machen wollten, griff L. zu den Waffen, schlug sie bei Ascoli und eroberte 921 Apulien. Athenulf † 940, L. 943. — 6) L. II. (IV.), des Vor. Sohn, kam nach seines Oheims Tod (940) zur Mitregentschaft, nahm 943 seinen Sohn Pandulf Eisenkopf zum Mitregenten an, führte 959 Krieg mit Papst Johann XII.; † 961. — 7) L. III. (V.), des Vor. Sohn, regierte mit seinem Bruder Pandulf 961—968, wo er von den Griechen gefangen wurde. — 8) L. IV. (VI.), Sohn Pandulf's, wurde, nachdem sein Oheim in Gefangenschaft gefallen war, von seinem Vater zum Mitregenten erhoben, folgte ihm 981 und blieb 982 in einer Schlacht. Ihm folgte sein Bruder Pandulf II. — 9) L. V. (VII.), Sohn Pandulf's II., regierte 987—1033. — 10) L. VI., als Graf von Capua L. VIII., zugleich der letzte Fürst von Benevent, s. L. 4). — 11. Gelehrte: 11) Pandulfus Sagax, Geschichtschreiber wahrscheinlich des 9. Jahrh., schrieb eine Fortsetzung der Geschichte des Paulus Diaconus bis zum Jahr 806, die zuerst in Basel 1550, dann in Ingolstadt 1603 und mehrmals in den *Scriptores lat. historiae augustae* und in den *Script. rerum italicarum* in Druck erschienen. — Dieser L. ist häufig verwechselt worden mit — 12) L. de Columna, dem Verfasser eines *Breviarium historiale*, Poitiers 1479, und eines *Books De translatione imperii ad Graecos*, Basel 1566, Straßburg 1628.

Landung (Kriegsw.), Aussetzung von Truppen und Geschütz an ein feindliches Ufer. Sie gehört zu den schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen des Seekrieges, wenn der Feind sich in der Nähe hält, um es zu verhindern, und wenn ein flaches Ufer den größern Schiffen nicht erlaubt, sich nahe genug an den Strand zu legen, um ihn durch ihr überlegenes Feuer zu reinigen. In solchem Falle muß dieses durch Fahrzeuge und Kanonenschaluppen geschehen und zugleich damit der Gebrauch der Bomben und Granaten in Verbindung gebracht werden, um den Feind aus der Nähe des Landungsplatzes zu vertreiben. Gelingt dieses einigermaßen, so wird zuerst die Infanterie mit einigem leichtem Geschütz an das Land gesetzt, die sich in der Eile zu verschanzen sucht, bis sie stark genug ist, um selbst angriffsweise agiren zu können. Ist es möglich, den Gegner durch falsche Angriffe und andere Kriegslust zu täuschen und ihn von dem eigentlichen Punkte wegzuziehen, so ist es um so vortheilhafter, weil dann die L. mit größerer Ruhe und Ordnung bewerkstelligt werden kann. Die bedeutende Anzahl verschiedenartiger Gegenstände, welche zur Aus-

rüstung eines Armeecorps gehören, erfordern möglichste Sorgfalt und Genauigkeit beim Einschiffen, um alles Nothwendige und Zusammengehörige auf der Stelle zur Hand zu haben. Hieraus läßt sich erklären, warum L. en nur dann den gewünschten Erfolg haben, wenn man den Feind unvorbereitet überraschen kann und wenn man Zeit hat, Alles vorläufig in dienstfähigen Stand zu setzen, ehe die Möglichkeit eines Geschehens eintritt. Nicht zu übersehen ist der nachtheilige Umstand, daß nur schwächere Armeecorps von höchstens 24,000—30,000 M. zu übersseeischer Expedition angewendet werden können, die also eine überlegene feindliche Macht leicht zu erdrücken im Stande ist, selbst wenn es anfangs gelingt, die Truppen ohne Widerstand an das Land zu setzen und die erforderlichen Kriegsgeschäftsgegenstände auszuschießen. Hierin allein ist wohl der Grund zu suchen, daß Napoleon die vielbesprochene und lange gedrohte Landung in England, deren Schwierigkeiten er nur zu gut erkannte, nicht ausführte.

Landunum (a. Geogr.), Hauptstadt des Pagus Latiscensis. Der Name ist wahrscheinlich aus dem Celtischen latinisirt; durch Corruption ward *Lansuine* (*Lansuine la Grande*) daraus, wie die Stelle, auf der die Stadt stand, noch heißt. Alles beweist, daß L. eine der bedeutendsten Städte des celtischen Galliens war. Sie lag im Lande der Lingonen (im jetzigen Departement *Cote d'Or*, wo sie an die Departements des Aube und Yonne anstößt, auf dem rechten Ufer des Saigues). Von ihrer Bedeutung zeugt, daß eine Anzahl römischer Straßen nach derselben auslief. Der Pflug geht schon Jahrhunderte über diese Stätte; aber noch findet man viele Bruchstücke von Backsteinen und Töpfergeschirre.

Landusch, Mahrattenstaat in Indien, ehemals einem unabhängigen mahratt. Kronerbfeldherrn, der den Titel eines Scindiah führte, unterthänig, der 1828 den britischen Waffen erlag.

Landusse, la, franz. Dorf, Depart. Lot-Garonne, westlich von Castillonnes; 1240 Einwohner.

Landvidi (nord. Myth.), Vidars Wohnung in Asgard.

Landvogel (Terrestres, Ornith.), 1) alle Vögel im Gegensatz der Sumpf- und Wasservögel; — 2) Vögel ohne Schwimmsüße mit ganz gefiederten Beinen.

Landvogt, Landvogtei (Staatsw.). Landvogt hieß eine Person, welche vom Landesherren in einem bestimmten Landesbezirk eingesetzt wurde, um an seiner Statt zu regieren u. die Unterthanen zu schirmen, vorzüglich aber, um Recht zu sprechen. Daher Landvogtei, der District des L.s. In Deutschland gab es zwei Landvogteien, 1) zu Hagenau, bestehend in der Reichsstatthalterschaft und dem Schutrecht über die 10 elsässischen Reichsstädte: Landau, Weißenburg, Hagenau, Rosheim, Oberenheim, Kaisersberg, Türkheim, Colmar, Schlettstadt und Münster. Sie wurde schon im münsterschen Frieden (1648) von dem sie besitzenden Hause Oesterreich an Frankreich abgetreten. — 2) Zu

Altdorf oder die schwäbische, getheilt in die obere (vom Bodensee bis an die Abtei Weingarten) und die untere (die Gegend um Reutkirch zwischen der Abtei Kempten und der Grafschaft Waldburg umfassend). Sie stand unter Oesterreichs Landeshoheit bis 1803.

Landwanzen (Entom.), Hemipterenfamilie, s. v. a. Geocorisä.

Landwehr (Staats- u. Kriegsw.), s. Volksbewaffnung.

Landwehr (Geogr.), preussisches Dorf, Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Frankfurt, Kr. Luckau; 170 Einw.

Landwehren, werden noch jetzt die mehr oder weniger verfallenen Erdwälle und Graben genannt, welche man in der nächsten Umgebung alter Städte, so wie in der Nähe mancher Landesgrenzen findet. Sie stammen unstreitig aus jenen Zeiten, wo die barbarischen Völker des östlichen Europa's, meistens zu Pferde, ihre verheerenden Einfälle machten, sind aber auch in späteren Kriegen selbst von regulären Truppen mehrmals bei der Vertheidigung benutzt, und deshalb von Zeit zu Zeit wieder in brauchbaren Stand gesetzt worden. Daher 1) s. v. a. Damm, der die Landesgrenze bezeichnet; — 2) (Wasserb.), s. v. a. Armschlag und Binnenbeich; — 3) (Rechtsw.) s. v. a. Bauernfriede, d. h. in Westphalen der einer Gemeinde angewiesene Bezirk Holz, in welchem ihr Viehtritt, Beholzungsrecht, das Torfgraben, Steinbrechen u. dergl. zusteht.

Landwehrhagen, hannov. Pfarrdorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Minden; 680 Einwohner. Hier 1758 ein Treffen zwischen Preußen und den Franzosen und ihren Verbündeten.

Landweibel, vormalige Bezeichnung für den Fiscal in peinlichen Sachen.

Landwein, in Nord- und Mitteldeutschland die in diesen Gegenden gekelterten Weine.

Landwind, (Phys.), s. Wind.

Landwirth, 1) Derjenige, welcher sich mit dem Betriebe der Landwirtschaft, sey es im Großen oder im Kleinen, beschäftigt, dieselbe ordnet ob, leitet, oder durch richtige Anwendung der zu seinem eigenthümlichen oder erpachteten, oder zur Bewirthschaftung anvertrauten Landgute gehörigen Grundstücke und Zubehörungen, so wie der ihm zu Gebote stehenden Kräfte, den höchstmöglichen reinen Gewinn daraus zu ziehen sucht. Es ist sehr gebräuchlich geworden, daß sich die L. e in neuern Zeiten mit dem fremden Ausdrücke *Oekonomie* bezeichnen; es ist dies aber durchaus falsch, indem Oekonomie die weise Benützung einer Sache zu ihrem Zwecke, bei der Landwirtschaft also die Einrichtung, mit den geringsten Mitteln den höchsten Ertrag zu erzielen, bedeutet, mithin also wohl von einer Oekonomie der Landwirtschaft, nicht aber von der Oekonomie als Landwirtschaft die Rede seyn kann. Mit der Oekonomie der Landwirtschaft möchte es aber bei denen, welche sich Oekonomen nennen, oft mißlich aussehn. Die Eigenschaften, welche ein L. haben muß, bleiben zwar im Allgemeinen immer dieselben, doch können Umstände, als: der aus der Bildungsstufe der Be-

völkerung hervorgehende Charakter derselben, Lokalität, Größe und Umfang der Landwirtschaft, in Bezug auf die Eigenschaften des L. s mancherlei Modifikationen bedingen. Der L. z. B., welcher in dem civilisirten Sachsen alle Eigenschaften hat, um mit den Leuten gut auszukommen, wird in andern, minder civilisirten Ländern mit diesen nicht auskommen; er wird vielmehr ganz andere Eigenschaften haben müssen. Die Lokalität, Entfernung der Grundstücke und daraus hervorgehende Schwierigkeit der Bewirthschaftung, ferner die Zusammensetzung der Landwirtschaft aus sehr verschiedenen Branchen, die aber alle in einander greifen, Unsicherheit der Witterung in Folge klimatischer Verhältnisse, Mangel an Leuten, und verschiedene andere Umstände, besonders aber das Erforderniß, mit dem möglichsten Raffinement durch den Absatz der landwirthschaftlichen Erzeugnisse den möglichsten Ertrag der Landwirtschaft zu erreichen, können Eigenschaften und ganz besonders eine Energie und Thätigkeit des L. s erheischen, die er, um ein gleiches oder höheres Ziel unter andern Umständen zu erreichen, nicht nöthig hat. Der Unterschied, eine kleine Wirthschaft und eine große zu leiten, ist an und für sich schon sehr bedeutend, und man hat häufig Fälle, daß L. e, welche auf kleinen Wirthschaften außerordentliches leisteten, auf großen nicht fortkamen; noch mehr kommt es aber darauf an, ob der L. auf einer kleinen Wirthschaft zugleich anordnen und mitarbeiten muß, oder ob er in einer größern Wirthschaft nur mit der Anordnung und Aufsicht selbst zu thun hat. In beiden Fällen werden ganz verschiedene Eigenschaften erfordert, und der Eine kann in diesem Falle, der Andere in jenem ausgezeichnet seyn, beide Eigenschaften aber vereinigt, finden sich selten. Obschon diejenige Anzahl der L. e, welche selbst mit Hand anlegen muß, die Mehrzahl bildet, so wollen wir doch nur diejenigen L. e im Auge behalten, welche einer größeren Landwirtschaft vorstehen. Die verschiedenen Zweige und die dadurch begründeten mannichfaltigen Geschäfte einer bedeutenden Landwirtschaft erfordern die genaueste Aufsicht, sowohl auf dem Felde als auf dem Hofe und im Hause, wenn Alles in der zweckmäßig eingerichteten Ordnung bleiben und fortgehen soll. Die Bearbeitung des Acker, die Kultur der Wiesen, der verschiedenen Gärten und Obstanlagen, der Waldungen u. s. w. mit Rücksicht auf Fruchtbarkeit und Witterung; die Behandlung und Pflege während der Vegetationsperiode; die Ernte und alle, zur Gewinnung des Ertrags erforderlichen, mannichfaltigen Arbeiten; die Aufsicht über die Pflege des Viehes zur höchstmöglichen Zugbringung und Düngerproduktion; der Betrieb der Nebengewerbe, als Brennerei, Brauerei, Ziegelei, Kalkgräberei und Brennerei u. s. w., erfordern eben so viel Umsicht, als Thätigkeit von Seiten des L. s, erfordern, daß er eben so im Winter, wie im Sommer, von frühem Morgen bis spät des Abends auf dem Plage sey, wenn Alles richtig und zweckmäßig gehen soll. Es ist ein wahres Sprüchwort, daß der Tritt und das Auge des Herrn (des die Wirthschaft Beaufsichtigenden) mehr



ben, damit sie das auf das letztere zuströmende Wasser in sich aufnehmen, so daß es bis zum Grundstück nicht gelangen kann. Solche Abfangegräben sind anwendbar, wenn sich das Regenwasser von Anhöhen herunter über das tiefere Grundstück verbreitet, desgleichen auch gegen herabströmende Gießbäche. — bb) Dämme oder Wälle, welche von Mauerwerk oder thoniger Erde, entweder nur an der Seite, wo das Wasser auf das Grundstück zufließt, oder nach Umständen von mehreren Seiten, oder rings um das Grundstück aufgeführt werden. — cc) Wenn das Grundstück durch Wasser, welches unter der Oberfläche in der Erde sich zu demselben hinzieht, wassernöthig gemacht ist, z. B. durch Durchsinterungswasser von einem benachbarten Flusse, so kann man zuweilen durch Thonkammern abhelfen. — dd) Wenn Grundstücke in der Nachbarschaft eines Flusses von dessen Ueberschwemmungen und seinem Durchsinterungswasser leiden, so kann man dem oft dadurch abhelfen, daß man dem Flusse einen gradieren Lauf gibt, damit er sein Wasser schneller abführt, oder daß man einen Theil seines Wassers durch einen gemachten Seitenkanal ableitet und so in beiden Fällen eine zu große Anhäufung des Wassers, aus welcher jene nachtheiligen Folgen hervorgingen, verhütet. — Mittel, wodurch das auf den Grundstücken befindliche überflüssige Wasser abgeleitet wird. — aa) Gräben od. Abzüge, die das Wasser aufnehmen und von dem Grundstück hinweg, gewöhnlich nach tiefer liegenden Orten, abführen. Die Gräben müssen die nach Verhältniß der abzuführenden Wassermenge erforderliche Breite und Tiefe und ihre Ufer die nothwendige Abböschung und Befestigung erhalten. Eine genaue Abmessung und Vertheilung des Gefälles ist bei der Anlegung derselben ein wesentliches Erforderniß. Die Abzuggräben sind bestimmt, das Wasser aus den Auffangegräben und Wasserfurchen aufzunehmen und von dem Grundstück wegzuführen. In manchen Fällen, wo keine Auffangegräben nöthig sind, vertreten sie zugleich die Stelle derselben. Diese Abzuggräben brauchen auf 20 Ruthen ihrer Länge nur ungefähr 1 Zoll Gefälle zu erhalten. Ein starkes Gefälle hat den Nachtheil, daß sie leicht ausgerissen und schadhaft werden, daher darf man sie auch, wenn sie einen Abhang herunter geführt werden sollen, nicht in der geraden Richtung desselben, sondern man muß sie an dem Abhang schräg hinab mit mäßigem Gefälle anlegen. — bb) Die Abfangung der Quellen. Zweckmäßig angelegte, das Wasser gehörig abführende Gräben werden zwar die Trockenlegung der wassernöthigen Grundstücke in den meisten Fällen hinreichend bewirken, jedoch besonders dann nicht die erwünschte Wirkung hervorbringen, wenn die überflüssige Masse eines Grundstücks von einem unter demselben befindlichen Wasserbehälter herrührt, dessen Wasser durch eine über ihn gegen die Oberfläche des Grundstücks befindliche Thonlage heranstaut. Wenn diese Thonlage stark ist und der Graben nur in den obern Theil derselben, an der Oberfläche des Grundstücks zu liegen

kommt, so wird dadurch zwar ein Theil des Wassers von der Oberfläche abgefangen, der darunter liegende Wasserbehälter aber dennoch fortdauernd Wasser durch die Thonlage zur Oberfläche hinauftreiben und diese nicht ganz vollständig trocken gelegt werden. Um letzteres möglich zu machen, muß dem Wasser aus dem unterirdischen Behälter ein so starker Abzug verschafft werden, daß es nicht mehr gegen die Oberfläche des Grundstücks hinauf stauen kann. Im Fall die Thonschicht nicht sehr stark ist, erhält man die gewünschte Wirkung, wenn der Graben so tief ausgestochen wird, daß er die Thonschicht ganz durchdringt und bis zur Sands- oder andern Gebirgsschicht, welche den Wasserbehälter bildet, hinabreicht. Denn nun wird sich das anstauende Wasser aus letzteren in den Graben ergießen, durch diesen abgeführt u. das Grundstück trocken genug werden. Wenn aber die besagte Thonschicht zu stark und dick ist, wird ein so tiefer Graben, als zur Erreichung des Zweckes nöthig ist, nicht gut ausführbar und auch zu kostspielig seyn. Daher gewährt folgende einfache, sehr wenig kostspielige Methode große Vortheile. Es werden nämlich in die Sohle des auf gewöhnliche, mäßige Tiefe im Thonlager ausgestochenen Grabens Löcher mittelst des Grabseiles od. eines breiten Erdbohrers bis zur Tiefe des Wasserbehälters durch die ganze Dicke der Thonschicht hindurch gestochen od. gebohrt. Sobald dieses geschehen, wird das Wasser aus dem unterirdischen Wasserbehälter durch jene Löcher in die Höhe steigen, den Graben füllen, durch ihn abfließen und das Grundstück somit seiner überflüssigen Masse entledigt. Um die Operation des Abfangens aber mit glücklichem Erfolge auszuführen, muß man sich von der eigentlichen Beschaffenheit des Wasserbehälters oder der Lage der Quellen vorher gehörig zu unterrichten suchen, damit Gräben und Bohrlöcher an den zweckmäßigsten Stellen, wo die vollständigste Wirkung von ihnen zu erwarten ist, angelegt werden. — cc) Die Versenkung des Wassers in die Tiefe der Erde. Wenn die übermäßige Masse eines Grundstücks daher rührt, daß vermöge seiner vertieften Gestalt und thonigen Beschaffenheit der Oberfläche das hier zusammenlaufende Wasser keinen gehörigen Abzug hat, unter der oben befindlichen Thonschicht aber eine wasserleere Sand-, Kies oder andere poröse Gebirgsschicht sich vorfindet, so kann die Trockenlegung sehr leicht bewirkt werden, wenn man an den tiefsten Stellen durch den Obergrund u. die Thonschicht einen Schacht oder ein Sinkloch bis zu der Sandschicht u. s. w. macht, oder auch mit dem Erdborher mehrere Löcher bis dahin niederbohrt. Durch diese Oeffnungen wird sich das Wasser von der Oberfläche des Landes weg und in die Kies- oder Sandschicht hinab ziehen. Die Schächte oder Sinklöcher können entweder ausgehlet oder ausgemauert oder auch nur mit rauhen Steinen ausgefüllt werden, welche durch ihre Zwischenräume dem Wasser hinlänglichen Abzug verstaten. — Mittel, wodurch der Aufenthalt des Wassers auf den Grundstücken minder nachtheilig ge-

macht wird, daß letztere zur Pflanzkultur geschickter werden. Diese sind: aa) Tiefes Auflockern des Bodens durch Rajolen od. durch Minirpflüge, welches besonders Vortheil gewährt, wenn der Boden nur wenig naß ist und einen festen, thonigen, das Versinken der Feuchtigkeit verhindernden Untergrund hat. Durch das Auflockern in der Tiefe wird die Masse in den Stand gesetzt, sich von der Oberfläche mehr unterwärts in die Zwischenräume des gelockerten Bodens zu ziehen, wodurch alsdann die Ackerkrume trockner und zur Pflanzkultur mehr geeignet wird. — bb) Erhöhung des Bodens, wodurch die Pflanzen ebenfalls einen trockneren Standort erhalten. Man kann sie auf verschiedene Art bewerkstelligen. Häufig bedient man sich in dieser Absicht der erhöhten Ackerbeete mit dazwischen befindlichen Furchen, in welche das aus der Atmosphäre auf die Beete fallende Wasser sich hinabsenkt. Ist der Boden aber bedeutend naß oder gar sumpfig, so muß man, wenn das Wasser nicht abgeleitet werden kann, zwischen den Beeten mehr oder weniger breite, zur Aufnahme des Wassers bestimmte Gräben ausgraben und die aus diesen gewonnene Erde über das dazwischen gelegene Land schaffern und selbiges dadurch erhöhen. — cc) Wenn das Grundstück eine vertiefte Lage hat und nirgendshin eine Ableitung des überflüssigen Wassers zu bewirken ist, läßt sich die Trockenlegung desselben oft durch einen an der tiefsten Stelle ausgegrabenen Teich od. Pfuhl ausführen, in welchen sich das Wasser von dem umliegenden Lande hineinzieht, welches somit für den Pflanzenbau gewonnen wird. Nur muß der Nutzen davon mit der Aufopferung des zum Teiche verwendeten Flächenraums in gehörigem Verhältnisse stehen.

b) Von der Bewässerung. Eben so nachtheillich als ein Ueberfluß, kann ein Mangel an Wasser den zum Pflanzenbau bestimmten Grundstücken werden. Daher ist es nothwendig, die Mittel kennen zu lernen, wodurch man die Grundstücke und Pflanzen auf eine zweckmäßige Weise mit dem nöthigen Wasser versieht. Es geschieht dies entweder durchs Begießen, oder durch Bewässerung. Das Begießen unterscheidet sich vom Bewässern dadurch, daß es nur stellenweise und mit Menschenhänden u. verschiedenen Werkzeugen ausgeführt wird. Da es viel Aufwand von Zeit und Arbeit erfordert, so ist es nur im Kleinen und nur beim Gartenbau leicht ausführbar. Beim Bewässern hingegen wird die ganze Fläche eines Grundstücks auf einmal unter Wasser gesetzt und damit getränkt. Es ist daher vorzüglich im Großen beim Feldbau anwendbar. In Deutschland wird die Bewässerung zwar gemeinlich nur bei Wiesen in Ausführung gebracht; sie kann aber auch zuweilen beim Ackerbau sehr nützlich seyn, wie uns viele südliche Länder, die ein heißes, trockenes Klima genießen, z. B. Italien, beweisen. Zur Ausführung einer zweckmäßigen Bewässerung ist im Allgemeinen erforderlich, daß man im Stande sey, eine hinreichende Menge von gutem, brauchbarem Wasser zu gehöriger Zeit auf das Grundstück hinzuleiten u. selbiges,

wenn es seine Dienste gethan hat, wieder abzuführen und das Grundstück wiederum trocken zu legen. Die zur Bewässerung erforderliche Menge des Wassers läßt sich im Allgemeinen nicht gut genau bestimmen, indem sie von verschiedenen Umständen abhängt, vorzüglich von der Beschaffenheit des Bodens, von der verschiedenen Wärme, von der Witterung, vermöge welcher das Wasser stärker oder schwächer verdunstet, das Land früher oder später austrocknet, endlich von der Natur der Pflanzen, die man kultivirt, ob sie mehr oder weniger Wasser zu ihrem gedeihlichen Wachsthum bedürfen. Um einen hinreichenden Vorrath von Wasser zum Behuf der Bewässerung herbeizuschaffen, kann u. muß man nach den Lokalsumständen sich verschiedener Mittel bedienen. Bei einer überrieselten und anstauenden Bewässerung muß das Wasser von einem Orte, der höher als das zu bewässernde Grundstück liegt, herbeikommen, um sich über das letztere gehörig verbreiten zu können. Jene Bewässerungen sind sehr leicht zu veranstalten, wenn unmittelbar und ganz nahe oberhalb dem Grundstücke ein Fluß oder Bach vorbeifließt, oder ein Teich befindlich ist, der einen hinreichenden Wasserzufluß gewährt, indem das Wasser dieser natürlichen Wasserbehälter dann unmittelbar in die Bewässerungsgräben oder auf das Grundstück geleitet werden kann. Ist aber der höher liegende Fluß oder Teich vom Grundstücke entfernt, so muß man dessen Wasser mittelst eines Zuleitungsgrabens nach dem Grundstücke einführen. Damit dieser Zuleitungsgraben mit einer hinreichenden Menge Wasser versehen werde, ist es meistens nöthig, in dem Flusse oder Bache an der Stelle, wo der Graben anfängt, eine Schleuse anzulegen, durch welche das Wasser des Flusses in die Höhe gestemmt und dadurch genöthigt wird, in hinreichender Menge in den Zuleitungsgraben sich zu ergießen. Bei kleinen Bächen, wo man den ganzen Wasservorrath derselben zur Bewässerung benutzen will, kann statt der Schleuse auch eine Verdammlung von Falschinen, Rufen, Thon u. s. w. gemacht werden. Der Zuleitungsgraben wird mit mäßigem Gefälle nach dem Grundstücke, welches er bewässern soll, hingeführt. Wenn Erhöhungen oder Vertiefungen des Bodens, über welchen derselbe seinen Lauf nehmen soll, oder andere Hindernisse die Anlegung erschweren, so muß man sich hier derjenigen Aushülfsmittel bedienen, die für diese Fälle zweckentsprechend sind. Wenn man durch solche, den Wasserabfluß hemmende Dämme und Schleusen oberhalb derselben den Wasserstand des Flusses höher als die umgebenden Ufer und daran liegenden Ländereien treibt, so können diese leicht eine unmittelbare Bewässerung erhalten. In Ermangelung eines zur Bewässerung anwendbaren Flusses oder Baches läßt sich ein solcher nicht selten durch die Kunst herstellen, wenn man die im Boden befindlichen natürlichen Wasserbehälter oder Quellen aufsucht und ihnen neuen Abfluß nach dem zu bewässernden Grundstücke hin verschafft. Durch Entwässerung höher liegender, nasser od. morastiger Ländereien gelangt man mittelst des Ableitungsgrabens nicht selten zu einem

solchen künstlichen, beständig fließenden Bache. Im Fall gar kein fließendes Wasser vorhanden ist, oder die etwa oberhalb dem Grundstücke befindlichen Quellen zu wenig Wasser zuführen, so kann man sich oft dadurch helfen, daß man an schicklichen Stellen Vorrathsbehälter oder Sammelteiche anlegt, in welche man das von höheren Punkten zusammengelaufene Schnee- oder Regenwasser, Gießbäche, schwache Quellen hineinleitet. Der sich hier hinreichend gesammelte Wasservorrath wird benutzt, wenn der schickliche Zeitpunkt zur Bewässerung eintritt. Es gibt vorzüglich drei wesentlich von einander verschiedene Bewässerungsarten: die Ueberstauung, die Ueberrieselung und die Anstauung oder Durchsinterung. Bei der Ueberstauung wird ein Grundstück auf einmal unter Wasser gesetzt, so daß letzteres in etwas beträchtlicher Höhe eine Zeitlang darauf stehen bleibt od. doch nur ganz langsam abfließt. Die Bewässerung durch Ueberstauung kann eigentlich nur gut im Herbst, Winter und Frühjahr Statt finden, nicht wohl während der Wachstumsperiode der auf dem Grundstück befindlichen Pflanzen, weil diese sonst durch Verschlammung leicht Schaden leiden können. Sie gewährt also gerade während der trockensten Jahreszeit, wo die Gewächse des Wassers am meisten bedürfen, keine Ausbülfe. — Die überrieselnde Bewässerung besteht in einem langsamen, aber fortdauernden Ueberfließen einer ganz dünnen Wasserschicht über die Oberfläche des Grundstücks. Aus dem an der oberen Grenze des zu bewässernden Grundstücks hinlaufenden, fast horizontalen Wassergraben (der durch den Zuleitungsgraben mit Wasser versorgt wird, oder auch einen Theil des Zuleitungsgrabens selbst ausmacht), wird durch Einlässe das Wasser in die Wassergrippen, Rinnen (schmale Gräben) eingelassen, aus welchen es sich dann gemeiniglich durch Nebengrippen und Zungen über die zu bewässernde Fläche (den Wasserungsplan) gleichförmig verbreitet. — Die Wasserungsgrippen haben entweder eine mit dem Wasserungsgraben parallele Richtung, oder laufen unter einem vertikalen oder auch wohl unter einem stumpfen und spitzen Winkel von demselben aus. Die überrieselnde Bewässerung hat den Vorzug, daß sie zu jeder Jahreszeit u. auf jedem Grundstücke, nicht bloß auf Wiesen, sondern auch auf Aeckern angewendet werden kann. In heißen Tagen darf die Ueberrieselung nur des Nachts vorgenommen werden. Selbst ganz unfruchtbare Ländereien können durch diese Bewässerungsart in Kultur gesetzt werden. Wenn die Ueberrieselung eine Zeitlang fortgesetzt wird, bedeckt sich z. B. dürrer, unfruchtbarer Sand zuerst mit Wassermoosen und andern Wasserpflanzen, durch deren Absterben in dem Boden Humus gebildet wird, worauf sich nach einer Reihe von Jahren eine Grasnarbe erzeugt. — Die Bewässerung durch Anstauung oder Durchsinterung unterscheidet sich von den vorigen Bewässerungen dadurch, daß das Wasser nicht über die Oberfläche der Grundstücke verbreitet, sondern im Innern der Ackerkrume den Pflanzenwurzeln zugeführt wird. Sie kann auf verschiedene Art eingerichtet werden, am be-

sten, wenn man ein Grundstück mit vielen parallellaufenden oder auch sich rechtwinkelig durchkreuzenden Gräben durchschneidet u. diese durch zugeleitetes Wasser anfüllt, dem man nach Belieben an der tiefsten Stelle des Landes durch einen mit einer Schleuse versehenen Abzugskanal einen Abfluß verschaffen kann. Soll eine Bewässerung Statt finden, so wird die Schleuse geschlossen und dadurch der Abfluß des Wassers gehemmt, welches dann, in den Gräben höher steigend, in die Erde der zwischen denselben befindlichen Beete durchsickert u. die Pflanzenwurzeln mit Feuchtigkeit versieht.

c) Von der Düngung. In der Regel versteht man unter Dünger nur die gröbern vegetabilischen und animalischen Reste, welche in den Ställen oder sonst vorkommen, und von dem Fleiße der Erde wiedergegeben, in dieser zu Humus werden. Wenn man indessen die geringe Menge humoser Theilchen in einem gegebenen Felde mit der großen Masse der auf demselben erzeugten Produkte vergleicht, so wird man inne, daß der Vegetation noch auf ganz anderem Wege u. in viel reichlicherem Maße nährende und aufschließende Stoffe, und zwar einerseits aus der Atmosphäre, andererseits aus dem Gebiete des Mineralreichs zugeführt werden müssen. Am einleuchtendsten zeigt sich der Einfluß der Luft und Feuchtigkeit, des Lichtes und der Wärme auf die Humusvermehrung des Erdreichs beim Waldlande, das trotz der Erzeugung vieler hundert Tausende Centner Holz u. trotz dem, daß der Baum der Erde nichts zurückgab, als einen Theil seines Laubes, welches doch nur eben zureichen dürfte, um sich selbst zu reproduciren, aus einer früher unfruchtbaren Fläche in ein fruchtbares Gefilde umgeschaffen worden ist. Eben so gibt sich aus der Reigung einzelner Gewächse, tiefere Erdschichten zu durchdringen, an der Durcharbeitung der Esparsette durch felsige Schichten, an dem senkrechten Vordringen der Luzerne und anderer Pflanzen in Tiefen, wo keine atmosphärischen Einflüsse sie erreichen, kein Humus sich hin verlieren konnte, das Vermögen der Vegetabilien, mineralische Stoffe, wie namentlich den Kalk, zu zerlegen u. zum wirklichen Nahrungsmittel für sich zu machen, zu erkennen. Die Nahrungsfähigkeit kalkartiger Substanzen an sich dürfte um so weniger irgendeinem Zweifel unterliegen, als wir wissen, daß dieselben zum Theil animalischen Ursprungs sind, und so gewiß das Princip ein richtiges ist, daß Alles, was einmal dem Organen angehört hat, auch geeignet, ja nach seinem Wesen bestimmt sey, wieder dahin zurückzukehren. Diesem nach theilen wir die Lehre von den Düngungsmitteln in folgende Klassen: Atmosphärische Düngmittel, animalische Düngmittel, vegetabilische Düngmittel, vegetabilisch = animalische Düngmittel, flüssige Düngmittel, gemengte Düngmittel (Kompost), mineralische Düngmittel.

Atmosphärische Düngmittel. Obwohl die Chemie bis jetzt manche Bestandtheile der Luft noch nicht nachgewiesen hat, so ist sie doch ohne Frage ein vollständiges Reservoir aller gas- u. dampfförmig ausgebreiteten und verflüchtigten

Produkte der irdischen Körper, die hier vermengt und vermischt, durch einander bewegt und wieder abgesondert werden. Am überzeugendsten zeigt sich dies dadurch, daß manche Pflanzen in destillirtem Wasser groß wachsen, und eben dann jene mineralischen Theile, namentlich Eisen u. Erden, enthalten, welche sie auch beim Wachsen an ihrem naturgemäßen Standorte annehmen; sie müssen also wohl diese Bestandtheile aus der Luft nehmen. Nicht minder kommt das Wasser, dieses große Auflösungsmittel in der Natur, welches daher immer mit fremden Substanzen geschwängert ist, bei der Vegetation in Betracht. Aber beide, sowohl Luft und Wasser, sind in der veränderten Form ihrer Grundlage zugleich auch wirklicher Nahrungstoff der Pflanzen, insbesondere letzteres das Fundament ihrer Säfte. Deshalb muß die höchste Benützung der atmosphärischen Stoffe nach allen Kräften die Aufmerksamkeit des Landwirthes in Anspruch nehmen. Sie bethätigt sich durch umsichtige Wässerungen, zweckmäßiges Pflügen des Ackers, um die Verwitterung, Abtrocknung und Luftaussetzung der zähen Erdscholle zu fördern, Zerkrümmerung der durch Dürre entstandenen Vorke auf dem Fruchtfelde, damit dem sonst so schnell schwindenden Thau Eingang verschafft werde, Vertiefung des Ackers bis zu dem Grade, daß das bei langem Regenwetter aufgenommene Regenwasser sich zureichend versenken könne, Schließung des bei trockner Zeit gepflügten Bodens durch die Walze, damit nicht alle Feuchtigkeit sich aus der ackerbaren Krume verflüchtige, Förderung des Luftzuges in niedrig gelegenen Sumpfgenden, indem die Schläge möglichst groß, die nöthigen Einzäunungen niedrig gemacht werden, Absperrung der austrocknenden Winde durch kleine Landtheilung und hohe Befriedigung auf hochgelegenen Feldern, wobei indessen vermieden wird, den Vegetabilien den ihnen so nöthigen Kreislauf frischer Luft zu entziehen, Begräumung von der Verbreitung der alles belebenden Lichtwärme beschränkenden Gegenständen, dichte Pflanzung der Brachfrüchte, um dadurch die aus der Erde sich entwickelnden Gase unter dem Gewölbe ihres Geastes zurückzuhalten, endlich durch umsichtige Anwendung des Feuers, um die Temperatur der Atmosphäre und des Bodens zu erhöhen, z. B. durch das Räuchern gegen Nachtfrost, das Entsäuern des Moores durch Brennen u. s. f.

Animalische Düngmittel. Fleisch, Blut, Wolle, Borsten, Späne, Lumpen, Knochen u. s. w. gehören hierher. Es sind dies die wirksamsten, dennoch aber lange nicht genug beachteten und häufig unzweckmäßig behandelten Stoffe, welche sich als Belebungs mittel der Vegetation darbieten. Vor allen haben wir ein Augenmerk auf den Verlust zu werfen, welcher der Landwirthschaft durch die Abdeckerspläße (Schindanger), wo das gefallene Vieh, für die Gesundheit so benachtheiligend, als für den Landbau nutzlos, Preis gegeben wird, zu richten. Wo an Aufhebung jener seltsamen Gerechtigkeit nicht zu denken ist, da suche man ihr wenigstens die Beute dadurch, daß man dem von selbst ersolgenden Absterben kranker und hoffungsloser Thiere durch einen gewaltsamen Tod zuvor-

kommt, zu entreißen. So machen es die Welgen, welche das zum Sterben erkrankte Vieh auf das Feld geleiten, ihm die Adern öffnen und das Blut im Gehen verbreiten lassen. Das Fleisch wird mit Ausnahme der Haut in kurze Stücke zerhackt, zerstreut und sogleich mit Erde bedeckt. Der deutsche Landwirth wird am besten thun, die Kadaver, mit ungelöschtem Kalk bestreut, leicht zu vergraben, nach 14 Tagen die aufgelöste Masse auszuwerfen, von den Knochen zu sondern und sie mit einer fünf- bis sechsmal so großen Quantität Erde zu einem Komposthaufen zu vermengen, welcher vor dem Gebrauche umzustechen ist. — Auch Vegetabilien, wenn man sie in genügender Menge hergeben kann, sind ein sehr geeignetes Nahrungsmittel für diese kräftige Substanz, die überall nie für sich allein, dann aber, damit sie sich nicht fruchtlos verflüchtige, nur unmittelbar vor oder bei dem Säen auf das Feld zu bringen ist. — In Frankreich, wo man den Werth des Düngers zu würdigen weiß, sucht man die Thier-Kadaver noch zu vielseitigeren Zwecken zu nutzen. Ein Herr Payen zu Paris hat nebst noch einem andern Chemiker daselbst die Erfindung gemacht, das Fleisch der Kadaver, namentlich von Pferden, auszutrocknen. Es wird in Scheiben, den Delkuchen ähnlich, verwandelt, welche man nachher, zu Pulver gerieben, außer als Dünger, zur Nahrung der Thiere, oder für Fabrikzwecke u. chemische Produkte verwenden kann. Es wird versichert, daß der widrige Geruch ganz beseitigt werde. — Haare, Borsten, Federn enthalten Gallerte und dem Eiweiß ähnliche Stoffe; ihre Auflösung findet indessen sehr langsam Statt, wenn man sie nicht, gleich dem Abfalle von Häuten und Feder in Gerbereien, mit Kalk, Erden und Vegetabilien in Gährung bringt. Manches, was auf reichem und hoch kultivirtem Boden Effect hervorbringt, versagt auf dem armen, minder angebauten alle Wirkung. So mag es sich erklären, daß der Elsässer es vortheilhaft findet, mit schieren Federn zu düngen, wie er denn in der That deren 30–35 Sack voll auf den Hektar bringt und Weizen einsäet. — Mit den Abfällen von Horn, Klauen und Hufen verhält es sich beim Gebrauche ebenso, wie mit den übrigen; auch sie müssen zuvor in Fäulniß gesetzt werden; nur die Hornspäne werden ganz, dem Gypse gleich, mit Vortheil frisch und ungemischt bei seinem Staubregen über den Acker ausgestreut, u. s. w. Schwerz will die Klauen, in einiger Entfernung in den Boden eingedrückt, als treffliches Belebungs mittel des Graswuchses empfehlen. — Lumpen geben ein ganz vortreffliches Düngmittel, namentlich in trockenen Sommern, zu Kartoffeln, besonders wenn sie mit Stallmist vermischt, oder in Jauche getränkt sind, ab. — Außerordentlich wird die freilich sehr rasch wieder schwindende Wirkung der Leimabfälle gerühmt; man bildet an einigen Orten Massen oder Käse von 25–50 Pfund und verwendet 25–40 Stücke auf den Hektar. — Unter allen animalischen Düngungsmitteln hat aber kein einziges ein solches Aufsehen gemacht und so viele Kontroverse veranlaßt, als das Knochenmehl. Das Faktum, daß England fortwährend nicht nur Knochen aus ganz Europa,

sondern sich auch aus Amerika u. andern Welttheilen herbeiführt, und wenn auch theilweise zu Knochenkohle, Phosphor und Phosphorsäure, doch größtentheils zu Düngung verwendet, hat zu den ungeheuersten Beschuldigungen der fahrlässigen Landwirthe des Kontinents Veranlassung gegeben, obwohl zahllose Versuche und Erfahrungen die geringere Wirkung der Knochendüngung auf unsern weniger humosen, aber desto kalkreichern und mergelhaltigen Feldern im Ganzen zur Genüge erwiesen haben. Nirgends scheint uns die Ursache dieser seltsamen Erscheinung treffender definirt, als in einer im Jahrgange 1831 des Journals für technische und ökonomische Chemie Nr. 6 enthaltenen Abhandlung. Daß — heißt es dort — die Knochenerde oder der zweidrittelposphorsaure Kalk einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Pflanzenwachsthum ausübt, ist zur Genüge aus der Düngung mit Knochen bekannt, denn daß es größtentheils das Kalksalz ist, wodurch die Knochen die Vegetation befördern, erhellt daraus, daß auch diejenigen Knochen sehr kräftig das Wachsthum der Pflanzen befördern, welche durch vorhergegangenes Brennen ihrer Knorpelsubstanz beraubt worden sind. Wenn nun gleich auch die gebrannten Kohlen ein sehr gutes Düngmaterial liefern, so würde es doch sehr fehlerhaft seyn, wenn man sie aus dem Grunde brennte, daß sie sich dann leichter in Pulver verwandeln lassen. Durch das Brennen geht nämlich nicht nur ein kräftig düngender Theil, die Knorpel, verloren, sondern eben dieser Körper ist es auch, welcher die Auflösung des Kalksalzes in Wasser vermittelt und so den Wurzeln der Pflanzen zugänglicher macht; doch ist der letztere Grund weniger wichtig, da sich die Knochenerde auch etwas in flüssiger Humus- und Kohlensäure auflöst. Wo überhaupt die Knochen kräftig wirken sollen, da ist stets erforderlich, daß der Boden Humus enthalte, damit Kohlen- und Humussäure, ihre Auflösungsmitel, entstehen können. — Wenn in England sich nach der Düngung mit Knochen die Ernten verdoppelten, ja verdreifachten, so ist die Ursache hiervon wohl, daß der Boden daselbst durch den seit langer Zeit betriebenen Weizenbau beinahe gänzlich an phosphorsauren Kalkerde erschöpft seyn mag, statt daßer in manchen Theilen Deutschlands, weil man hier weniger Weizen baut, noch eine hinlängliche Menge enthält. Von den Halmgetreidefrüchten braucht der Roggen am wenigsten phosphorsaure Kalkerde, deshalb ist er auch dasjenige Gewächs, welches noch am ersten auf Sandboden, der gewöhnlich nur Spuren dieses Salzes enthält, gedeiht. Bodenarten, auf denen durch eine Düngung mit Knochen die Ernten ergiebiger ausfallen, werden aller Wahrscheinlichkeit nach auch durch eine Düngung mit phosphorsauren Kalkerde haltigen Mineralien an Fruchtbarkeit zunehmen. Daß wenigstens der Apatit die Vegetation sehr befördert, haben eigens darüber angestellte Versuche gezeigt, und eben so sah man immer, daß diejenigen Mergelarten am besten wirkten, welche phosphorsaure Kalkerde enthielten. Dieserhalb möchte man denn auch die an einigen Orten in großer Menge vorkommenden Fragmente fossiler Knochen zur

Düngung anwenden, denn sie enthalten nicht nur gleichfalls phosphorsaure Kalkerde, sondern auch oft noch Knorpelsubstanz. Wir können unbedenklich annehmen, daß die phosphorsaure Kalkerde den Pflanzen vorzüglich durch ihren Gehalt an Phosphor nützt; denn dieser Körper gehört sowohl zu den wesentlichen Bestandtheilen des Klebers, als auch zu mehreren andern Pflanzenbildungstheilen. In die Pflanzen gelangt die phosphorsaure Kalkerde dadurch, daß sie sich, wie wir schon früher gesehen haben, in der im Boden befindlichen flüssigen Humus- u. Kohlensäure auflöst. Wenn daher die Knochendüngung auf manchen Bodenarten nicht die erwartete Wirkung that, so rührte dies vielleicht nur daher, daß sie nicht genug Humus- und Kohlensäure enthielten. Die Düngung mit Knochen wirkt übrigens aus leicht zu entwickelnden Gründen um so schneller, je feiner sie gepulvert werden; dies ist indeß wegen ihrer Knorpelsubstanz schwer zu vollführen. In mehreren Gegenden Deutschlands hat man eigene Mühlen dazu errichtet, und hier ist das Knochenmehl bereits ein Handelsartikel geworden. — Man behauptet, daß eine vorläufige Zusammensetzung der Knochen mit ägendem Kalk deren Verkleinerung erleichtere. Ein vortreffliches animalisches Düngmittel endlich sind die Fische, wenn sie in solcher Menge vorhanden, daß sie den Konsum zur menschlichen Nahrung weit übersteigen. Das trifft sich in einzelnen Gegenden z. B. mit den Stickslingen, an den nördlichen Seeküstenländern mit den Häringen, wovon ein Fuder, frisch untergepflügt, die Wirkung von sechs Fuder Stallmist hervorbringt.

Vegetabilische Düngmittel. Wir verstehen darunter alle auf dem Acker entweder von selbst wachsenden, oder angesäeten, oder von anderen Orten herbeigeschaffte Pflanzen, die als Düngung untergepflügt werden. Die Anwendung derselben ist mehr zur Erhaltung der Fruchtbarkeit im Acker als zur ersten Begründung desselben nützlich. Grüne Düngung hat die Eigenschaft der Kühlung; deshalb gehört sie mehr auf leichten oder Sandboden, als in schweren Boden. Lokalpraktikabel sind Düngsaaten auf allen Aeckern, welche sehr entfernt vom Hofe liegen und, ihrer lokalen Beschaffenheit wegen, der Düngtheile leicht beraubt werden. Uebrigens läßt sich mit Recht auf dengeäußerten Zweifel, daß durch die Gründüngung schwerlich dem Acker viele Nahrungstheile gegeben werden könnten, weil bekanntlich vegetabilische Stoffe nach ihrer Zerlegung nur wenig Humus zurücklassen, erwidern, daß die Nützlichkeit der Gründüngung nicht allein von dem Quantum des gebildeten Humus abhängt, sondern von dessen Qualität und der durch die Pflanzen bewirkten Umänderung des Bodens. Die Bemerkung ist berücksichtigungswerth, daß der Humus der Gewächse am meisten säuerungsfähige Grundlagen, als Laugensalze und laugensalzige Erden enthalte, die nicht erst durch einen Gährungsprozeß, wie aus dem thierischen Dünger, entwickelt zu werden brauchen, sondern den Sauerstoff der Luft sogleich anziehen und unmittelbar der neuen Vegetation zu Gute kommen können. Ist die Gründüngung durch Gewächse mit lang-

und tieftreibenden Wurzeln geschehen, so bringen diese nicht nur die tiefer in der Erde liegenden nährenden Theile mehr in die Höhe, sondern lockern auch den Boden auf, und nützen auf diese Art zweifach dem neuen Gewächse. — Unter den gewöhnlich als Düngmittel vorkommenden Vegetabilien bemerken wir: Die Unkräuter. Ihre vortheilhafte Verwendung zur Kraftvermehrung des Ackers findet namentlich während der Brachbearbeitung Statt, wo zeitgemäße Ackerung und Düngung das Wachstum derselben auf übrigens unnachtheilige Weise fördern und den natürlichen grünen Zuwachs zu einer wirksamen Masse düngender Substanz vermehren kann. Eben so wird das ungesäumte Umpflügen des mit Kraut u. Rasen angefüllten frischen Stoppelfeldes eine vortheilhafte Gährung im Boden bewirken und die Fruchtbarkeit erhöhen. Vorsichtige Anwendung der ausgesäeten Unkräuter, d. h. nach ihrer Zersehung, verwandelt das Unheil, das diese rohen Kinder der Natur stiften, in Heil und Segen. — Rasen. Der reichlichste und kräftigste Düngstoff bildet sich in der Wiesenbede, dieser aus dem Rückstande der absterbenden Pflanzen, einer Menge Insekten, dem Weidemiste, Wasserschlamm u. s. w. entstandenen Humusschichte, deren Benützung für die Vegetation um so augenscheinlichere Wirkung zeigt, je freier der Boden an sich von Säure, und je mehr sie selbst zersezt ist. Jedenfalls hat der gewöhnliche Dreschrafen als Düngmittel einen viel geringeren Werth, in dessen wird dieser bedingt durch das Alter desselben und den mehr oder minder kraftvollen Zustand, in welchem der Acker zu Gras niedergelegt wurde. So unklug und wenig wirthschaftlich es seyn würde, den guten Rasen von Wiesen und Weiden abzuschälen, um andere Ländereien damit zu regaliren, so sehr empfiehlt es sich, den Rasen von verlorenen Plägen und Rainen, von Wegen oder solchen, den Bewässerungs- oder Entwässerungsgräben hergeben, Maulwurfshügel u. s. w. zu Komposten zu verwenden. Bei gutem Rasen bedarf es gar keines Zusatzes von Kalk, Mist u. dergl.; in Haufen aufgeschichtet ein halbes Jahr und länger der Luft ausgesetzt, werden sie hinreichend gähr zur Verwendung. Saure Rasen, wenn sie nicht mit Kalk versetzt und lange genug gelegen haben, wirken mehr nachtheilig als sie Gewinn bringen; besonders auf bündigem Boden ist ihre Benützung durchaus zu widerrathen. — Besonders angesäete Pflanzen. Unter welchen Umständen dieses Mittel zweckentsprechend sey, ist oben schon theilweise angedeutet. In großen Wirthschaften, die mit kleinen Mitteln betrieben werden, auf gebirgigen Aeckern, auf sehr weit entfernten Feldern, bei heillosen Wegen u. s. w.: da können sehr triftige Gründe für die Gründüngung obwalten. Aber selbst entgegengesetzt da, wo alle jene Umstände nicht Statt finden, bei höchster Intensivität, kann sie anwendbar und empfehlungswerth seyn. Wir hören im nördlichen Deutschland oft die Klage, daß bei fettem Acker nicht bloß Lagerkorn, sondern auch überhaupt lohnendes Korn erzeugt wird. Dieses treibe zu sehr und reizend, und erzeugt ein übernatürlich starkes Wachstum des Getreides ohne

Frucht, ebenso wie fettes Gartenland nicht sammentragende gefüllte Blumen hervorbringt. Soll man nun dieses durch tiefes Acker vermeiden, daß man seinen Dünger 6 — 10 Zoll unter die Krume vergräbt? Nein! Denn bei uns nützt eine sehr tiefe Ackerkrume weniger, weil nur die von den Sonnenstrahlen berührte und durchdrungene Krume fruchttugend wirkt. Die Gründüngung vorzüglich mit Spörgel, bewirkt mit halber Stalldüngung — wie die Erfahrung in Frankreich, Floßbeck und andern Orten beweist — nicht bloß das, was eine ganze Stalldüngung bewirkte, sondern erzeugt einen mildern, der Pflanze gedeihlicheren Humus, bringt gut lohnendes Korn hervor, verbietet das Lagern u. schont die Hälfte des Düngers zum Nachdüngen auf Klee- und Grasland zu Heu und zum Abweiden. Das zu fette Land wäre dann zu Delgewächsen zu benutzen. Bei allen Düngsaaten ist es Regel, dieselben etwas dichter als gewöhnlich zu machen. Höhere Pflanzen sind vor dem Untersäen niederzuwalzen oder niederzuschleifen. — Lupinen (Kreuzbohnen). Unter allen zur Gründüngung empfehlenswerthen Pflanzen hat man der Lupine den ersten Platz eingeräumt, weil sie eben so wohl auf dem schlechtesten Sandboden gedeiht, als mit einer bewundernswürdigen Keppigkeit wächst. In Deutschland hat sich der bekannte Agronom von Wulfsen um die Einführung der zu genanntem Zwecke schon im grauen Alterthume und noch jetzt besonders in Italien geschätzten Lupine ein besonderes Verdienst erworben; v. Boght folgte ihm im nördlichen Deutschland mit den ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über Lupinendüngsaat nach. Die bisherigen Resultate und eignen Erfahrungen berechnen zu dem Urtheil, daß die Lupine im nördlichen Deutschland andern vegetabilischen Düngmitteln nachsteht, indem sie in diesem rauhern Klima nicht schnell genug vegetirt, nicht üppig genug wächst und selten reifen Samen bringt. — Wicken, wovon besonders in der Pfalz Gebrauch gemacht wird, sind zwar auf bündigerem und kraftvollem Acker ein wirksames, aber, der Kostbarkeit der Saat halber, zu theures Düngmittel. — Spörgel. In Heide- u. Sandgegenden ein ganz vortreffliches Belebungsmittel der Vegetation, das besonders auf sehr verkrauteten Feldern, wo man den Spörgel auf die verlegte Furche säet und ihn mit der Saatsfurche zum Getreide unterbringt, oder häufiger zu Gunsten der zweiten Roggenfaat angewandt wird. In Piespubl erstreckte sich vor einigen Jahren die Spörgeldüngung auf 70 Morgen, eben so in Möglin, wo der selbige Thier alljährlich 70 — 80 Morgen mit Spörgel, dem er Buchweizen beigemengte, besäte. Von Boght verwandelte dadurch reinen Flugland zur Produktion von 4 Körnern schweren Kampines-Roggen. Bei den Lehmwirthen ist die Spörgeldüngung gänzlich unwirksam geblieben. — Buchweizen eignet sich in sofern auch als Düngsaat, da sein Same nicht kostbar ist; indeffen verlangt er schon einen bessern Boden als der Spörgel, und kommt diesem verhältnißmäßig in der Wirkung schwerlich gleich. — Rapssaat. Viel wohlfeiler ist die Ausfaat des Rapses zu Düng, welcher, vermöge seiner tieflaufenden



verbraucher Vegetabilien. Treber. Freilich eine seltene Art von Düngung, die sich aber doch auf sandigem Boden, bei der Unmöglichkeit, die Schlempe als Viehfutter zu benutzen, als außerordentlich wirksam erweisen hat. Die Obsttreber, überall nur ein schlechtes Gericht fürs Vieh, sind als Förderung des Graswuchses zu empfehlen. — Delkuchen. Englands und Flanderns Landwirthe verwenden diese schleimig-störrige Substanz vorzugsweise zur Düngung, am liebsten auf Sandboden, wo, wenn derselbe tief gearbeitet ist, die Wirkung davon die aller andern Dünger übertrifft. Da man sie zum Ueberstreuen der Saaten benutzt, so werden sie nur gepulvert, u. so viel als möglich bei regnerischer Witterung ausgestreut, das mit die schleimigen Theile sogleich aufgelöst werden und in die Pflanzen übergehen können. Feuchtes Wetter entscheidet überhaupt den Erfolg. Auf rhodngem Acker nimmt man zu 6 Theilen Kuchenmehl 1 Theil Kalkmehl, das 8 — 10 Tage vor dem Gebrauch zuzusetzen und täglich umzurühren ist. Zu einem Hektar Weizen bedarf es 28 Hektoliter Kuchenmehl, das in Norfoll, bei Rüben angewandt, zugleich mit dem Samen dieser mittelst eigens dazu eingerichteter Maschinen ausgestreut wird. Der flandernsche Landwirth löst die zermalnten Delkuchen in Jauche auf und schleudert diese Flüssigkeit mit einer an einer Stange befestigten hölzernen Schüssel so von sich weg, daß bis auf 40 — 50 Schritte Alles wie mit einem Tropfregen besprengt wird. — Kalzkeime. Auch ein treffliches Ueberdüngungsmittel, das durch die Schleim- und Zuckertheile, die in ihm enthalten sind, den wachsenden Pflanzen, wie Gerste, Hafer, Klee u. s. w., die schnelle Nahrung gewährt. — Selbst das Wasser, in welchem die Gerste zum Malzen eingeweicht worden, ist der ihm eigenen Schleimtheile wegen ein Beitrag zum Düngerkapitale. Vohre. Dieselbe hat, als eine völlig ausgewaschene Holzfasern, nur Düngewerth, wenn sie, mit Asche in Haufen zusammengeschlagen, zerlegt wird. Dem Gärtner aber ersetzt sie, wenn sie nicht alt, sondern erst kürzlich aus den Lohgruben gekommen, bei Treibbeeten den Mist. Zwar kommen die Lohbeete, in der Hitze, die sie geben, den Mistbeeten nicht gleich, behalten hingegen ihre Wärme desto länger, wenn die Vohre gut war, oft länger als vier Monate. — Ruß. Dieses sich in der Nähe von Städten dem Landwirthte anbietende, leicht auflöslliche und schnell wirkfame Düngmittel empfiehlt sich besonders für fleisigen, freidigen und kalkigen Boden. Seiner Natur nach eignet er sich nur und am zweckmäßigsten in der Vermischung mit gleichen Theilen feiner Erde und Weiskalk, zum Ueberstreuen der Getreidesaaten, da dann bis zu 50 Hektoliter mit Vortheil auf den Hektar verwendet werden können. In Flandern ist die Rußdüngung besonders zu Raps gebräuchlich, es gehören 80 Körbe zum Ueberdüngen eines Hektars. Der Altenburger schätzt zur Klee Düngung die Wirkung von 4 Hektoliter Ruß drei zweispännigen Fudern Mist gleich. Als Wiesendünger wird der Ruß am zweckmä-

ßigsten im Gemenge mit Erde und Dünger angewandt. Zwei Theile Erde und ein Theil Ruß bilden dazu das rechte Verhältniß. Kurzer Dung und Ruß, im Verhältniß wie 4 : 1 zusammengemischt, geben auf feuchtern moorigen Wiesen ein treffliches Belebungsmittel der Vegetation ab. Großen Erfolg auf das Graswachsthum hat schon das herbstliche Ueberstreuen des Strohes von abgedeckten Bauernhäusern ohne Schornsteine auf den Wiesen geäußert. Alles nach Rußdüngung gewachsene Futter wird von dem Vieh besonders schmackhaft gefunden. — Der Ruß von Steinkohlen soll den von Holz noch übertreffen. — Das Ruß des Rußbedarfes steigt mit der zunehmenden Schwere des Bodens. — Asche. Potasche. Dieselbe ist besonders als Auflösungsmittel schwer verwesbarer Stoffe von entschiedenem Werthe; aber ihre praktische Nützlichkeit wird eben so, wie die der Holzasche im unausgelaugten Zustande durch ihre Kostbarkeit mehr als jedes andere Düngmittel beschränkt. Dazu kommt, daß beide vorzugsweise auf Wiesen Anwendung finden, deren Rente einen solchen Aufwand noch minder rechtfertigt. Vor allen zeichnet sich übrigens, in Folge ihres Kaligehaltes, die Asche des Rapsstrohes unter den vegetabilischen Aschenarten in ihrer Wirkung aus. Will man davon für seine Wiesen Gebrauch machen, so läßt man das Stroh etwa drei Fuß, die Hülsen dagegen etwa einen Fuß hoch überfahren und dann verbrennen. Gleich nach dem Verbrennen saet man allerlei Grassämereien, rothen und weißen Klee saamen u. s. w. über die Asche und läßt alsdann alle mit der Egge überziehen. Auf einer so behandelten, vorher trocken gelegten Wiese wird der Graswuchs alle Erwartung übertreffen. Auch auf den Ackerklee wirkt die Asche des Rapsstrohes dem Gypse und der guten Torfasche gleich. — Ausgelaugte Asche (sogenannter Ascher). Darunter ist die Wirkung der Potasche und namentlich die der Seifensiederasche wegen des derselben beigemengten Kalks und unaufgelöster Fleischarteile am kräftigsten; auf gutem Boden zeigt sie sich 10 — 12 Jahre lang, sandigem nügt sie nur bei zugleich Statt findender Rasendüngung, durch Umackerung. — In den Gebirgsgegenden unterstügen sich Potasche und Dung auf den nahen Feldern; den entfernteren wird nichts als erstere, dann aber in dem Maße von 80 — 100 — 150 Hektoliter auf den Hektar geboten. Klaches Unterbringen und gleichmäßige Vertheilung der Asche sind die hauptsächlichsten Regeln bei dieser Düngung. Ohne Asche wäre auf Gebirgen die Erzeugung des Klees unmöglich. Auf Wiesen egalisiert die Wirkung der Potasche mit der der Seifensiederasche. — Braunkohlensasche. In mehreren Gegenden hat die Anwendung derselben die Verminderung der Brache und einen blühenden Kleebau zu Wege gebracht. Man wendet 50 Hektoliter auf dem Hektar an, und wenn gleich die Wirkung nicht so stark wie die des Gypses ist, so rühmt man doch ihre höhere Nachhaltigkeit. Ganz vortreflich gerathen gesähte Kartoffeln; mit Braunkohle gedüngter

Haberacker soll die folgende Rapsernte sichern u. s. w. Für Wiesen scheint dieses Düngmittel nur bei hoher Lage und sandiger Beschaffenheit beachtungswerth. — Steinkohlenasche. Bei dem stets zunehmenden Konsum Steinkohlen ist der Landwirth auf ein Düngmaterial hinzuweisen, das die besondere Eigenschaft hat, den schwersten Thon in ein lockeres leichtes Erdreich umzuwandeln. Man verwendet 44—50 Hektoliter auf den Hektar. Wir fügen aber die Warnung hinzu, daß ungesicherte Anwendung dieser Substanz bei trockener Jahreswitterung leicht Mißernten bewirken kann. v. Schwarz empfiehlt aus vielfacher Erfahrung eine Mischung von Taubenmist und Steinkohlenasche als ganz vorzüglich zur Ueberdüngung der Kleefelder. — Torfasche. Gute Torfasche, d. h. solche, welche vielen kohlensauren Kalk, Gyps oder Schwefel enthält, äußert ziemlich gleiche Wirkung mit dem Gypse, vorausgesetzt, daß man sie im trockenen Zustande benutzt. Um dies zu erreichen, muß man eigne Aufbewahrungsbehälter anlegen, wohin alle gewonnene Asche getragen wird. Die Wirkung der Asche beim Klee erstreckt sich auch auf die demselben folgenden Gewächse. Die Farbe beweist nicht geradezu ihre Güte; Schwarz hält die weiße Torfasche für die wirksamste; in Mecklenburg, wo man sehr stark äscht, hält man dafür, daß je röther die Asche ist, desto stärker und nachhaltiger werde sie wirken. Erwiesen scheint es, daß durch Düngen keine ähnliche, wenigstens so schnelle Verbesserung des Klees u. s. w., als durch Asche zu erlangen ist. Was der Torfasche an Güte abgeht, läßt sich durch Quantität ersetzen. Im ersten Jahre wirkt die Asche mit dem Gypse völlig gleich; für die folgenden Jahre hat man den Gyps in der Regel ausdauernder gefunden. Zu Cerealien muß man die Asche nicht aufs Blatt, sondern auf den Acker streuen. Als Wiesen Düngung hat die Torfasche besondern Werth; jedoch ist ihre reine Anwendung nur auf überkarrten Wiesen, die keine zu trockene Lage haben, rathlich; auch muß jene mehrre Jahre wiederholt werden, wenn der Heuertrag sich nachhaltig vermehren soll. Zwei Theile Torfasche und ein Theil Gyps, in wenig gemengt, geben einen wirksamern Dünger als der alleinige Gyps. — Vegetabilisch-animalische Düngmittel. Wenn man die bisher ausgeführten rein vegetabilischen oder rein animalischen Reste als eine nicht zu vernachlässigende Beihülfe beim Düngewesen zu betrachten hat, so bilden dahingegen die Auswürfe der Thiere den Hauptgegenstand und die einzig sichere Grundlage desselben. Quantität und Qualität des erzeugten Mistes hängen von der Masse und der Beschaffenheit des Futters und der Einstreu, namentlich aber auch von der Individualität der Konsumenten und der Behandlung des gewonnenen Dungs ab. Man unterscheidet bei dem Mist zwischen Rindmist, Pferdemit, Schweinemit, Schafmist, Tauben- und Hühnermist, menschlichen Excrementen, Pferde- oder Hündendung. — Rindmist. Vor allen andern Düngmitteln zeichnet der Rindmist sich durch seine Dauerhaftigkeit im Acker, seine

Anwendbarkeit auf jedem Boden und zu allen Gegenständen, die Leichtigkeit, mit welcher er sich, seiner Flüssigkeit wegen, mit der Streu verbindet, weshalb er in Volumen den Pferde- und Schafmist übertrifft, endlich aber durch die Gleichförmigkeit seiner Wirkung aus. Seit dem man angefangen hat, weniger Rindvieh zu halten und dieses besser zu füttern, ist der von demselben gewonnene Mist auch bedeutend kräftiger geworden, obwohl Pferde- u. Schafmist ihn in dieser Hinsicht stets übertrifft. Da die Fettigkeit der Auswürfe sich nach den verwendeten Futtersubstanzen richtet, so folgt, daß die Auswürfe der Ochsen die der Kühe, die Auswürfe des Mastviehes die der arbeitenden Thiere übertreffen, und daß auch unter jenen wieder ein besonderes Werthverhältniß nach Maßgabe der verschiedenen Futtermaterialien Statt findet. — Pferdemit. Die Auswürfe der Pferde müssen schon an sich von kräftigerer Wirkung seyn, als das Futter derselben zum größten Theil aus Körnern besteht. Ihres mehrten Zusammenhanges wegen, lassen sie sich nicht so leicht mit der Streu mischen, wie der Kuhmist. Aber ihre Lockerheit, ihre anpassende Feuchtigkeit und die ihnen beigemengte angemessene Menge Stroh bringen sie viel rascher und mit der Entwicklung von sehr vieler Wärme in Gährung. Die schnelle Fäulniß der in dem Pferdemit enthaltenen Vegetabilien bewirkt einen raschen Uebergang seiner kräftigen Nahrungssubstanz in die Pflanzen. Thoniger und kalter Boden müssen mit Pferdemit, Sand- und Kalkboden dagegen mit Hornviehdung gespeist werden. Auf trockengelegten Moormiesen, frisch und bei feuchter Witterung aufgebracht, gewährt der viel Ammonium enthaltende Pferdemit eine ausgezeichnete Wirkung. Er ist vorzüglich geeignet, die Auflösung des sauren Humus zu fördern und dem Obergrunde eine wärmere Temperatur zu geben. — Schafmist. Der Schafmist hat mit dem Pferdemit ähnliche Eigenschaften, übertrifft diesen aber in seiner auflösenden Kraft. Sich sehr schwer mit der Streu vermischend, muß er lange in den Ställen liegen, bevor er abgefahren werden kann. In höchstens 2 Jahren ist seiner schnellen Gährung wegen seine Wirkung vorbei. Seiner Vige halber taugt er unvermischt auch mehr für kalte, träge schwere Thonboden; zu Raps und Rüben bleibt er allen andern Düngarten vorzuziehen. — Schweinemit. Wird von dem deutschen Landwirthe am wenigsten unter den thierischen Excrementen geschätzt, und dies hat seinen guten Grund darin, weil die Futtermittel, aus welchen er entsteht, in der Regel eben so gehaltlos sind, als Koth und Harn wässerig und substanzleer. Wenn wir, gleich den Engländern, mit kräftigerem Mastfutter regaliren, anstatt mit allerhand Abfall, in Folge dessen der gewonnene Mist nur in unsere Acker noch Unkräuter und Ungeziefer bringt; wenn wir unsern Ställen Abfluß des häufigen Urins verschaffen, so würden auch wir die Erfahrung machen können, daß der Schweinemit eine ganz gleiche Wirkung mit dem Kuhdung zu äußern vermag. In seiner

jetzigen gewöhnlichen Verfassung eignet er sich am Besten auf Wiesen; insbesondere hat er sich zur Vertilgung des Unkrauts wirksam gezeigt. — Menschliche Auswürfe. Diese kräftige Substanz äußert eine sehr rasche, aber auch schnell vorübergehende Wirkung. Dessenungeachtet bildet sie in vielen Gegenden des Auslandes, in Toskana, in Flandern, im mit-tägigen Frankreich, in England, in China eine hochwichtige Branche des Düngewesens und gewissermaßen den Grundpfeiler einer verfeinerten hochgeschraubten ländlichen Industrie. Ihr mit jener Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, ist ein Sophisma, das ihren eigenthümlichen Werth durchaus nicht herabsetzt; denn „das schnelle Vorübergehen einer Kraft (wie Schwarz so wahr sagt) bringt keinen Nachtheil, wenn aus ihrem Erlöschen eine neue und zwar größere Kraft hervorgeht; es bringt vielmehr Gewinn. Je schneller das Schwungrad sich herumwirft, desto rascher Umschwingung theilt es der ganzen Maschine mit. In einem Jahre wird das Kapital umgesetzt, daher an Kraft gewonnen.“ Am geeignetsten wird der Menschendünger mit Mergel- und Rasenerde zum Kompost bereitet. Auch die Vermengung von Torfasche und Hofschrott damit empfiehlt sich; weniger rathsam ist die Vermischung mit Kalk. Der in Haufen ausgeschlagene Mengedünger muß jedenfalls nicht so lange ungenutzt liegen bleiben. Der bei Benutzung der Abtritte lästig werdende Geruch läßt sich zweckmäßiger als durch das Einwerfen von Kalk durch allmähliges Eingießen von schwefelsaurem Wasser, das man durch Versetzung von 20–30 Pfund gewöhnlichem Wasser mit 1 Pfund Bitriolöl anfertigt, heben. Nach wenig Minuten wird der in die Augen stehende Ammoniak daraus gänzlich verschwunden seyn und nicht eher wiederkehren, als bis alle Schwefelsäure von dem durch die faulen Exkremente producirten Ammoniak neutralisirt worden ist, worauf man das Begießen wiederholen muß. Man gibt sich in Frankreich die Mühe, den Menschendünger in ein Pulver, *Poudrette* genannt, zu verwandeln. Der deutsche Landwirth kann kein Interesse haben, die Kraft desselben auf Kosten der Quantität so unpraktisch zu konzentriren. Versuche mit der *Poudrette* haben übrigens, namentlich auf Wiesen, eine bedeutende Steigerung der Vegetation resultirt. — Taubenmist. Schwarz hat ganz Recht, wenn er auf die ziemlich allgemeine Vergeudung, die mit dieser kräftigen Substanz getrieben wird, aufmerksam macht. In der Individualität und Ernährungsweise des Federviehs liegt der Grund, daß aller Geflügelmist an sich ein geringes Quantum ausmacht; deshalb ist auch für eine zweckmäßige Vermischung des Taubenmistes mit passenden Materialien um so mehr Sorge zu tragen, als seine natürliche hitzige Beschaffenheit seine Aufzehrung nur zu sehr begünstigt. Abfälle von Hanf und Flachs, schlechtes Kaff, Holzspäne, Sandmergel u. dgl. eignen sich zu Komposten dieser Art, welche auf Klee- und Leinfelder angewandt, die Wir-

kung des Gypses weit übertreffen. Besonders liebt der flandernsche Landwirth die Taubenmistdüngung der Flachsäcker. Man zählt den Mist von einem Fluge von 4–500 Tauben zu 35–40 Gulden, und ob dieser Mist gleich nur zur Ausdüngung von 65–79 Acres bei dem Feine hinreicht, so scheut man sich doch nicht, ihn zu jenem Preise aus der Entfernung von vielen Meilen weit beizuholen. Vor dem Gebrauche zerkleinert man die Klumpen auf einer Obstmühle oder zerdrückt sie mit Flegeln. Das Streuen geschieht bei windstillem, etwas feuchtem, nicht nassem Wetter. — Als trefflichen Moosvertreiber auf Wiesen haben wir den Hühnermist kennen gelernt. Eine mehrfach Statt gefundene Beobachtung, nämlich die, daß die Schafe, wenn sie zufällig auf mit Hühnermist bestreute Fläche kommen, jenen begierig verzehren, mag hier beiläufig bestätigt werden. — Der Auswurf der Gänse und Enten, als halbe Wasservögel, ist dem des andern Geflügels nicht gleichzusetzen. Nichts wirkt tödtlicher auf das Wachsthum der Wiesengräser ein, als frischer, ungegohrener Gänsemist; alle gute Pflanzen verschwinden darnach, und selbst die schlechteren werden nur dürftig vegetiren. — Hürden dünger. Dieser entsteht bekanntlich durch das Liegen des Viehes in befriedigten Räumen unter freiem Himmel, und hat in sofern im Allgemeinen Vorzüge vor dem Stallmiste, als die Masse seiner animalischen Theile größer ist; besondere und mittelbare Vortheile des Hürdens aber sind die: daß man dadurch einer zurückgebliebenen Saat plötzlich, einer schwächlichen kräftig aufzuhelfen vermag, andererseits aber dadurch die Ausfuhr oder der Transport des Mistes von dem Stalle nach dem Acker erspart wird. Zugleich dient das Hürden zum Verscheuchen des Ungeziefers, zum Festtreten des schwammigen und sandigen Bodens. Wird auf unbesäetem Boden gepfercht, so hat man für schnelles und leichtes Unterbringen des Pferchs Sorge zu tragen. Besäetes Land darf nie bei regnerischer Bitterung und im nassen Zustande gehürdet werden. Zweckmäßige Vertheilung des Hürdendüngers ist *conditio sine qua non*; diese aber kann nur durch eine zweckmäßige Größe des Hürdenraums erreicht werden. In der Regel rechnet man auf jedes Schaf 10 Fuß Raum. Bodenbeschaffenheit, Natur der Kultur, Größe und Nahrung der Schafe müssen über das Maß der Pferd düngung entscheiden. „Ein thoniger, zäher, kalter, bergiger, nach Westen und Norden abhängiger Boden“, sagt Thaer, „wird einen stärkern Hürdenschlag ertragen, seiner Zersetzung mehr widerstehen, eine minder plötzliche, aber mehr nachhaltige Wirkung davon haben, als ein mergelicher, sandiger, lockerer und warmer Boden, den man nur schwach behürden darf, es sey denn, daß er zu Gras liege.“ — Cerealien und Hülsenfrüchte können des Guten zu viel bekommen, die sogenannten Handelsgewächse vertragen auch die stärkste Pferd düngung. Die Größe derselben muß nach der Zeit bestimmt werden, während welcher der Pferd auf derselben

Table 1. The mean (SD) age, height, weight, and body mass index (BMI) of the 100 children in the study

Measure	Mean (SD)
Age (years)	10.2 (0.5)
Height (cm)	145.2 (10.1)
Weight (kg)	38.5 (10.2)
BMI (kg m ⁻²)	18.6 (3.2)

the children were asked to perform the following tasks:

1. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
2. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
3. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
4. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.

The children were then asked to perform the following tasks:

5. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
6. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
7. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
8. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.

The children were then asked to perform the following tasks:

9. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
10. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
11. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
12. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.

The children were then asked to perform the following tasks:

13. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
14. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
15. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
16. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.

The children were then asked to perform the following tasks:

17. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
18. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
19. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.
20. To perform a series of 10 sprints (10 m) over a 100 m track, with 1 min rest between sprints.

fährt. Der auf dem Dungpfahl ausgebrachte Heidemist wird unmittelbar darauf niedergeritten. Der reichlicher Stroh bauende Bauer, streut Morgens eine Schicht Heide und Abends eine Schicht Stroh, wodurch die Dungmasse gewinnt. Auf dem leichtesten Sandfelde ist der reine Heidebäcker weniger an seinem Plage, als der Plaggemist; aber den lehmigen Acker lockert jener trefflich. — Dung auffassende Mittel. Da das Stroh allein nicht geeignet ist, alle flüssigen Theile des Düngers ungeschmälert aufzunehmen, sondern unlängbar bei der gewöhnlichen Art zu streuen die Hälfte jener verschluckt und verdunstet, so hat man sich noch nach andern Auffassmitteln umgesehen, unter welchen neuerlich besonders die Erde, als das angemessenste zur Bereicherung des Dungpfahls empfohlen worden ist. Es versteht sich von selbst, daß im Falle seiner Anwendung die Stallung so eingerichtet seyn muß, daß der Dünger wenigstens 4 Wochen lang unter dem Viehe liegen bleiben kann. Es ist dies Verfahren ein ähnliches, wie das oben beschriebene des Heidebauers; man rechnet, daß, wenn man neben 3—4 Pfund Stroh täglich $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Kubfuß trockene Erde einstreut, der jährliche Mehrgewinn an gutem Dünger auf mindestens 8—10 Fuhren, à 40 Kubfuß pr. Stük zu berechnen sey. Zugleich bietet diese Methode die Vortheile eines nicht erhitzten, an Wirksamkeit ungeschmälerten Mistes, einer höhern Reinlichkeit der Thiere und einer gesündern Luft in den Stallungen dar. Den Arbeitsaufwand des Erdefahrens anlangend, so stellt der berühmte Apologet desselben, der Amtsrath Bloß zu Schierau, verschiedene Berechnungen auf, woraus unter andern hervorzieht, daß bei einer Entfernung der Erde von 100 Ruthen der Wagen voll Erdedünger auf 3 Sgr. 7 Pf. (ungefähr 12 kr.), bei einer Entfernung von 1000 Ruthen aber 11 Sgr. 4 Pf. (ungefähr 40 kr.) an Arbeit und Beifuhr koste, freilich bei den niedrigen Lohnsätzen von 4 Sgr. (14 kr.) für den Arbeiter, und 25 Sgr. (1 fl. 27 kr.) für ein Gespann mit 2 Pferden incl. Knecht täglich. Bloß sagt aber, daß auch selbst dann noch, wenn sich die Produktionskosten des Erdedüngers auf das Doppelte erhöhen sollten, er die Anwendung der Erde als Einstreu für eine so einträgliche Melioration halte, die wohl nur selten bei der Landwirthschaft auf irgend anderem Wege zu erreichen sey. Sämmtlich jedoch wird darin die Mehrzahl unserer Landwirthe einstimmen und es gewiß in der Regel ihrem Interesse angemessener finden, ihren Stallungen und Miststätten eine solche Einrichtung zu geben, daß dem vorläufigen Verluste an Jauche nach Möglichkeit vorgebeugt werde und dann das, was Bloß in der Ställe thut, auf dem Dungpfahle vorzunehmen. Von Zeit zu Zeit möchten wir indeß die Anwendung des Erdestreuens in gemäßigter Quantität in die Schafstallungen empfehlen, da die Erde hier insbesondere den allzusehrenden Geruch des Harns mildert, auch unstreittig die gleichförmigere Gährung des Mistes sehr befördert wird. — Sand. Der Gesundheit der Schafe noch angemessener ist das Einstreuen

des Sandes in die Ställe, dergestalt, daß der Boden derselben einen halben Fuß hoch mit Sand überfahren, und hierauf mit Stroh bedeckt wird, welches letztere man 2—3 Monate lang täglich mit frischem vermehrt, um die Wolle möglichst rein zu halten. Es ist außerordentlich, welches Verbesserungsmittel ein so erzeugter Dung auf Wiesen und kalten Feldern abgibt. Der berühmte Agronom Pictet spricht sich als ein großer Verehrer dieses Verfahrens aus; in der holländischen Provinz Trente wird man durch Befolgung desselben in den Stand gesetzt, den schlechtesten, schwammigen, moosigen Wiesen eine üppige Vegetation abzugewinnen. Wir selbst haben den Sand als Streumittel in den Pferdeställen benutzt, wohin er aber, da die Reinhaltung derselben von Mist das Hauptaugenmerk jedes guten Wirthes seyn muß, weniger paßt. Kalk- oder mergelhaltiger Sand eignet sich zur Streuung am besten. Zum Düngen thoniger Felder ist der Sandmist aus den Schafställen allen andern Düngmitteln vorzuziehen. — Flüssige Düngmittel. So wenig es selbst den ungebildeten Landwirthe einfallen wird, den großen Werth der flüssigen Auswürfe für den Landbau zu bestreiten, so unverzeihlich sieht man in den meisten, namentlich in den Bauerwirthschaften die umsichtige Sammlung und Behandlung dieser köstlichen Substanz vernachlässigt. Man unterscheidet zwischen Harn, Pfluß (Jauche, Uhl, Mistjauche) und Gülle, wozu noch, als die Grundlage dieser Pflanzennahrungsmittel, das Wasser kommt. — Wasser. Schon die Verwesungsfähigkeit des Wassers genügt zum Beweise seiner Nahrungsfähigkeit. Jeder Landwirth kennt die großen Wirkungen, welche, durch Anwendung von Vegetabilien, in faulen Zustand übergegangenes Wasser, z. B. das der Gänse und Flachsgruben auf Wiesen hervorbringt, wie es die schädlichen Pflanzen tilgt und sie durch ein ganz vorzügliches Futter ersetzt. Dies leitet darauf, das, schon in seinem natürlichen Zustande wegen des der Vegetation ganz unentbehrlichen Wasserstoffes, dann aber der ihm beigemischten fremdartigen Stoffe wegen, den Pflanzen als Nahrungsmittel dienende Wasser durch Speisung mit Unkräutern, Kartoffellaub u. s. w. in die wirksamere Fäulniß zu versetzen. Man gewahrt bald, daß man diesen Zweck noch rascher, vollständiger durch eine Mischung des Wassers mit ganz frischen thierischen Auswürfen erreichen kann. — Harn. Nach den Untersuchungen unserer Agrikultur-Chemiker enthält freilich der Harn der Kühe und Pferde feste düngende Substanz; deshalb läßt sich aber nicht annehmen, daß nur diese allein die Düngungsfähigkeit desselben bedingt. Auf der andern Seite meine man aber nicht, einen Vogel abzuschießen, wenn man Harn und festen Mist separat sammelt. Je mehr dieser von erstern aufzunehmen vermag, desto besser ist es. Bierbrauende oder branntweinmachende Landwirthe haben schon besonders für eine eigene Vorrichtung zum Einsammeln des häufigeren Harns, welche, da die frische Verwendung desselben seiner ägenden Beschaffenheit wegen unräthlich,



nige Aecker bauen; deren Wirthschaft mehr auf Getreidebau, als auf sonst was berechnet ist; die keine Stallfütterung treiben und ihr Vieh im Winter größtentheils mit Stroh od. sonst schlecht füttern. Daraus folgt aber keineswegs, daß Letztere darum auch Harn und Pfluß unnützer Weise auf die Straße laufen lassen sollen, zu deren Verwendung es in jeder Wirthschaft noch häufig Gelegenheit gibt. — Behandlung u. Verwendung des Düngers. Wenn Thierart, Beschaffenheit des Futters, Kraftzustand des Dung producirenden Viehes, endlich das Streumittel die Qualität des Düngers bestimmen, so hat nicht minder die Behandlung desselben in und außer dem Stalle entschiedenen Einfluß darauf. 1) Behandlung des Strohdüngers. a) Einstreuung. In der Regel darf und soll die Strohverwendung zu diesem Zwecke nicht stärker seyn, als erfordert wird, um die thierischen Auswürfe, die festeren alle u. von den flüssigen soviel als möglich aufzufangen; Größe des Viehes, Saftigkeit der Nahrungsmittel, Einrichtung der Ställe u. s. w. reguliren also das Maß der aufzuwendenden Streu. Wo das Vieh lange auf dem Miststeht, zersetzt sich das Stroh natürlich um so leichter; je geringer das Verhältniß desselben zu den Excrementen ist, desto schneller geht die Fäulung desselben vor sich. Das Ausbringen des Strohdüngers geschieht entweder auf Schleifen, Karren od. Bahren; durchaus fehlerhaft ist die in einigen Wirthschaften Statt findende Ausschleifung des Mistes mittelst des Greifes (Misthakens), wodurch die bessern Exkremente an Holz und Steinen hängen bleiben, und da man sich selten die Mühe gibt, den auf den Pfahl gebrachten Mistwulst zu entrollen, eine ebene Vertheilung, Festlegung und Gährung aller Theile verhindert wird. b) Miststätten. Beim ganzen Düngerwesen leidet dieser Gegenstand die heftigste Ausstellung. Wenn zwar die Regierungen im südlichen Deutschland für die zweckmäßigen Anlagen der Düngerstätten Interesse an den Tag gelegt, namentlich der König von Württemberg Preise für diejenigen Ortsvorsteher aussetzte, welche für Beförderung der Reinlichkeit und Anlegung der bezeichneten Gruben in ihrem Wohnorte am meisten gewirkt haben würden; wenn gleich die Erfolge solcher Anregungen und das begeisterte Wort hochherziger Patrioten, wie z. B. eines Mazzini, Spuren höherer Sorgfalt bei einer für die Erhaltung der Gesundheit, für den Feldbau und die Landesverschönerung gleich wichtigen Sache in jenen Gegenden hinterlassen haben, so bleibt doch im Allgemeinen in dieser Rücksicht noch Vieles zu wünschen übrig, besonders aber im nördlichen Theile unseres Vaterlandes, wo die mehr extensive Wirthschaftsweise die Aufmerksamkeit von scheinbar geringfügigeren Bestandtheilen des Düngerwesens mehr ableitet. Häufig wird der herrlichste Dung verschleppt, schwimmt stets in Wasser, od. die kostbare Jauche läuft in einen nahen Teich od. Bach. In den Bauer- und Städtewirthschaften wird nicht selten durch den Mangel an zweckmäßigen Dünger-Reservoirs die Hälfte des gewonnenen

Mistes vergeudet. Ueber die Anlage der Düngerstätten ist keine allgemein gültige Regel zu geben; nur daß der Abfluß dunghaltender Substanzen, der Zufluß von Wasser, die zu hohe Aufstümpfung des Mistlagers und zu große Anstrengung bei der Ausfuhr nach Kräften vermieden werde. Gewiß ist es am zweckmäßigsten, größere Stätten keine Vertiefung bilden zu lassen, Pflasterung wird immer das Beste seyn; hat die Miststelle einen sandigen oder kieseligen Grund, so muß sie jeden Falls mit Lehm od. Thon überfahren und von diesen festen Erdarthen eine Sohle geschlagen werden, damit die beste Jauche des Mistes nicht in die sandige Erdschichte einziehe. Ein Fanggraben theile die Düngerstätte in zwei, gelinde nach demselben abschließende Hälften, die sämtlichen Endseiten des Pfahls aber, wohin sich ebenfalls die dem Haufen ent quellende Brühe hinzieht, sind mittelst einer gepflasterten Rinne zu bilden, welche den Pfluß nach dem Fanggraben leitet. An dem einen Ende des letztern stehe fest eine Pumpe, mittelst welcher die Jauche auf den Misthaufen zurückgebracht, od. wenn sie da nöthig ist, in den angeschobenen Güllenkarren, od. ein Pflußfaß übergepumpt werden kann. Nothwendig ist die Mauerung od. Holzbekleidung der Wände, des in seiner Sohle mit fettem Thone ausgeschlagenen 4—5 Fuß tiefen Fanggrabens. Derselbe kann füglich, ohne jedoch die Durchsickerung der Flüssigkeit zu hindern, überdeckt werden, wodurch nicht nur Raum für Mist gewonnen, sondern auch dem Verdunsten und Frieren der Feuchtigkeit vorgebeugt wird. In kleinen Wirthschaften empfiehlt sich die folgende Einrichtung. Die ganze Miststätte, auch wohl nur ein Theil derselben, bildet eine lange nicht allzu breite Grube. Ueber der Breite dieser Grube liegen nahe neben einander leichte Balken od. Holzstämmen, bildend eine Art von Korb, über welchen der Mist aufgeschichtet wird. Die Flüssigkeit, welche sich aus dem Mist zieht, fließt zwischen den Balken durch in die Grube. An dem einen Ende der Grube bleibt das Gehölz, also auch der Mist weg, damit man zu der Flüssigkeit gelangen, und diese ausschöpfen und zurück über den Dunghaufen, od. sonst wohin bringen kann. Ueberdies zieht sich auch noch der Harn aus den Ställen dahin. c) Mistbearbeitung. Um eine gleichmäßige Gährung zu unterhalten und dem schädlichen Zerstörer, dem Schimmel, vorzubeugen, muß der ausgebrachte Stallmist stets ebenmäßig gebreitet und von Zeit zu Zeit nach Maßgabe der Witterung mit der gesammelten Jauche begossen werden. d) Im Stalle gehaltener Mist. Selbst wenn die eben genannten Bedingungen erfüllt u. man zur Winterszeit, wenn stärker eingestreut wird, darauf hält, daß das zur Tränke ausgelassene Rindvieh, die dahin gerittenen Pferde ihren Weg über den Mistpfahl nehmen, so wird hier doch nicht eine solche innige Mischung der Streu mit den Excrementen bewirkt werden können, wie im Stalle, wo der Mist durch das Liegen und Treten der Pferde, durch den vollständigeren Auffang des Urins schon an sich zu

einer viel gleichartigeren Masse wird, auf deren Gährungsprozeß keine äußere ungünstige Umstände, z. B. Wind, Sonne, Regen u. s. w. einwirken, welcher vielmehr durch eine egale gelinde Wärme der ihn umgebenden Atmosphäre außerordentlich begünstigt wird; nicht zu gedenken des wohlthätigen Einflusses, den der Niederschlag der thierischen Ausscheidungen auf die Qualität des Mistes äußert und der erwachsenden Zersetzung, indem letzterer, zum Gebrauche fertig, unmittelbar aus dem Stalle auf das Feld geführt werden kann. Die etwa gegen diese Einrichtung zu machenden Einwürfe sind durch zweckmäßige Einrichtungen der Stallungen und Reinlichkeit in denselben zu entkräften. Zu erstern gehört besonders hinreichende Größe und Breite des Stallgebäudes, das mit hinreichenden Dunstlöchern versehen seyn muß. Zur Unterhaltung letzterer bedarf es fleißigen Einstreuens fester Substanzen, oder, wo man mit solchen nicht versehen ist, erhöhter fester Viehstände, von denen der Mist alle 2—3 Tage auf das Mistlager geworfen wird. e) Behandlung des Pferdemist, Schaf- und Schweinemistes. Im Allgemeinen ist es am zweckmäßigsten, die Auswürfe der Pferde regels- und ebenmäßig mit denen des Hornviehes zu vermengen. Hat man Ursache, den Pferdemist besonders zu bewahren, so muß derselbe, um seine Zersetzung zurückzuhalten, möglichst naß gelegt und nicht zu hoch aufgeschichtet werden. Es ist schon erwähnt, daß, wie und warum man den Schafmist länger als jeden andern in dem Stalle zusammenkommen läßt. Es ist diese Methode um so mehr die allgemeinste, als das Princip der vorläufigen Gährung des Düngers immer weniger Anhänger findet. Jedenfalls ist bei nicht zu knapper Einstreu das Begießen des Schafmistes in dem Stalle, besonders in den letzten Monaten seines Liegens, sehr zu empfehlen. Aufrichtig gesagt, ist man noch nicht darüber im Klaren: ob eine besondere Behandlung des Schafdüngers erforderlich ist, um ihn in qualitativer Hinsicht dem Rindviehdung gleichstellen zu können. Man ist mit sich nicht einig, ob der Unterschied beider Düngarten in einem größern Gehalte von freiem Ammonium und alkalischem Salze läge, welche der Schafdung wahrscheinlich enthält, und welches Verfahren rathsamerscheine, um diese flüchtigen, für die Pflanzennahrung wichtigen Potenzen festzuhalten. Desto weniger Zweifel unterliegt es, daß der Schweinemist vor seiner Benützung auf Haufen gähren müsse, zu welchem Zwecke eine Zugabe von Pferdemist nicht unvortheilhaft ist. — 2) Behandlung des Plaggenbüngrs. Bei der Einstreuung der Plaggen wird der Boden des vertieften Kuhstalles mit einer 8—10 Zoll hohen Schichte von diesen belegt und darüber Stroh gestreut. Mit dieser Strohhinstreuung wird so lange fortgefahren, bis der aufgeschauelte Mist seine Wegschaffung fordert. Man schafft aber dann bloß den Strohdung fort, streut abermals neu ein auf eine über die alte Schichte gebrachte neue Plaggenlage, mistet zur erforderlichen Zeit wieder aus, bringt eine dritte Plaggen-schichte auf u. fährt mit diesen Vorrichtungen

fort, bis das Plaggenlager die Höhe erreicht hat, über welche nichts mehr zugelegt werden kann. Der nun ausgeleerte Erdbügel, der alle Jauche in sich aufgenommen hat, wird locker aufgeschürmt und von Zeit zu Zeit begossen, während der tempestive gewonnene Strohmist mit Pferdemist zu versetzen und insofern er noch längere Zeit unbenutzt liegen soll, mit trocknen Plaggen oder mit Sand zu durchschichten ist, damit er sich nicht zu stark verzehre. Die Plaggenstreu ist besonders für die Schafställe vortrefflich. Die Anfertigung des Plaggenbüngrs, wovon die Plaggen nicht eingestreut worden sind, geschieht in der trenten Wirthschaft auf folgende Weise: Ganz unten kommen zuerst alle langsam verwesende Sachen, besonders das Kartoffelstroh, das vor ihrer Ernte abgemäht und nach Hause gebracht wird. Darüber wird nun eine mäßige Lage Mist, frisch aus dem Stalle, ausgebreitet, und sobald als möglich mit einer Lage Heideplaggen gedeckt, in dem Verhältnisse, daß man auf 1 Fuder Stallmist 6—7 Fuder dieser Plaggen rechnet. Auf diese Art wird nun hiermit den ganzen Winter hindurch fortgefahren, so oft hinreichender Stallmist vorrätig ist und die wenigstens ein halbes Jahr zuvor gestochenen Plaggen nicht zu fest angefroren sind. Ein und das andere Mal nimmt man auch statt der Plaggen schwarze Erde von abzutragendem urbarem Boden, niemals aber weißen Sand. Gegen die Frühjahrbestellung hält man mit dieser Arbeit etwa zwei Monate lang ein, um den nöthigen Bedarf an Stallmist für diese Bestellung aufzusparen; fängt damit aber gleich wieder an und der sogenannte Baalt ist spätestens bis Mitte Juni fertig. Zu der obersten Lage nimmt man keine Heideplaggen, weil diese nicht gehörig zergehen würden, sondern Marschplaggen, d. h. schlechte Grünplaggen, die man, wie auch bei den andern geschieht, mit der Grasseite nach unten kehrt. Der Baalt ist einzig für das Roggenland bestimmt und bleibt bis zum Herbst ununterbrochen liegen, wo er sich dann in einem für den Sandboden sehr günstigen Zustande befindet. Eine besondere, aber auf langjährige und allgemeine Erfahrung begründete Regel ist, daß der Baalmist wenigstens fünf Tage in Häufchen, wie er vom Wagen gestossen ist, auf dem Felde liegen muß, um, wie man sich ausdrückt, seine Säure ausziehen zu lassen. — 3) Behandlung des Mengedüngers oder Komposts. Eine Hauptregel bei der Anfertigung von Mengedünger ist und bleibt es, gute Dungs-substanzen nicht auf Kosten ihrer Qualität zu vermehren. Es gab eine Zeit, wo die Anglomanie des deutschen Landwirths, welche auch die Fehler seines Vorbilds nachahmungswerth fand, jene nothwendige Rücksicht vernachlässigte. Wir wollen die Hauptmaterialien, die bei der Bildung von Komposten (deren, beiläufig gesagt, jeder Landwirth alljährlich mehr anlegen können) in Betracht kommen, aufzählen. Nr. 1. Die Vorräthe der Kloake. Diese sind mit guter Erde zu durchschichten; demnächst in Haufen zu schlagen, und nachdem solche nach 6—8 Wochen umgelegt, zum Verbräuche fertig. Nr. 2. Unkraut, Kehlricht, Späne, Schutt u. s. w.,



nen und die Pferde werden im Winter beschäftigt. Der größte Verlust bei der Mistbehandlung geht wohl da hervor, wo man denselben, wie an einigen Orten der Schweiz, in 10–12 Fuß hohe Lager aufstürmt und ihn 6–9 ja 12 Monate, auch länger, darin liegen läßt, bevor man ihn abfährt. So geschieht auch immer die senkrechten Wände dieser Lager aufgethürmt sind, und mit so viel Geschmack der Mist darin versflochten ist, so daß mancher Küher, außer der Jahreszahl, auch wohl den Namen seiner Geliebten in die stattliche Mistwand zu flechten weiß, so entspricht das Innere des Haufens seinem ästhetischen Aeußern nicht immer. Wie in einem Backofen hat die Hitze Alles zu Asche, (hier Schimmel) verbrannt oder in einem schwarzen Teig zusammengebacken. Gut mag eine solche Methode da seyn, wo man Mist und Geld zu viel hat, aber nirgends anders. — Mineralische oder erdige Düngmittel. Diese, wie bereits bemerkt, gleichzeitig auflösenden u. anziehenden, als auch, freilich nicht vorherrschend, nährenden Stoffe, welche die lehtere Wirkung vorzugsweise bei den Schotenfrüchten und Kleearten bethätigen, sollen hier nun ganz im Allgemeinen besprochen werden. 1) Kalk. Bindiger und saurer, dabei gehörig entwässerter Boden ist der Kalldüngung am entsprechendsten. Außerordentlich besonders ist ihre Wirkung auf moorigen und einschüffigen Feldern, und seltsam der Umstand, daß sie häufig die geeignetste Vorbereitung ist, ganz verwilderte, ausgesogene Ländereien durch folgende Mistdüngungen wieder in Etat zu setzen. Die Erfahrung lehrt, daß der Kalk hauptsächlich in gebirgigen Gegenden Anwendung findet, mehr auf schwerem und benarbttem, als auf leichtem unberastem, vortheilhafter (im Allgemeinen) auf kultivirtem als lange müßig gelegnem Boden. Uebrigens erlangt der Kalk, wenn er in der Wirkung dem Mist gleich kommen soll, seiner großen Thätigkeit wegen, noch unaufgelöste Nahrungstoffe in dem damit regalirten Boden. Man verwendet ihn in allerhand Zustände. Der milde oder kohlensaure Kalk ist seiner langsamen Zerlegung und schwierigen Verpflanzung wegen als Düngungsmittel am wenigsten geeignet, und wird auch selten zur Düngung benutzt. Frischgebrannter ägender Kalk zeigt sich auf von vegetabilischen Stoffen entblößtem Thonboden der Vegetation keineswegs günstig, indem er den Zusammenhang desselben dann aufsehrnachtheilige Weise vermehrt; Moorboden, Neubruch dagegen ist sein Element, aber oft darf man nicht damit kommen, welches auch schon von selbst wegfällt, da der schwer zu vermeidende Einfluß der Feuchtigkeit so leicht seine Lösung zur Folge hat. — Gelöschter Kalk, Mehlkalk ist nicht vortheilhafter anzuwenden, als im Komposte mit Geflügel- und kurzen Pferdegedung, wenn er damit 14 Tage in einem Haufen zusammengelegt hat. Aber auch seine Vermengung mit Asche verbessert ihn beträchtlich. Auch alter Mauerkalk ist, namentlich auf Wiesen, von unschätzbarem Werthe. Man kalkt und düngt zugleich, zu Kartoffeln, Roggen, Erbsen, Rüben, Raps, Klee und Brache. Kartoffeln gibt man den Kalk unmittelbar vor den

Haufeln, Rüben und dem Raps vor der Einsaat, Erbsen, wenn sie schon etwas herangewachsen, auch kalkt man mit Erfolg die unbefäete Brache und hat eine ganz besonders günstige Wirkung von dem Kalle auf dem Klee beobachtet, wenn der Boden dazu vorläufig damit gespeist ward. Auf Getreide und Wiesen ist das Kalken im Allgemeinen wenig vortheilhaft. Eine innige Verbindung des Kalks mit der Erdrume ist *conditio sine qua non* seiner Kraftäußerung; deshalb eignet sich die Brache so sehr zu dieser Düngungsart und ist es nothwendiges Erforderniß, daß bei ihrer Anwendung kein Regen einfällt, damit der Kalk nicht teige. Begünstigen die Umstände ein richtiges Verfahren, so thut der früh aufgebrauchte Kalk schon im ersten Jahre Wirkung, die sich besonders auch auf die Zerstörung ölhaltender Unkrautsamen, die Tilgung der Schnecken u. s. w. erstreckt. Schwaches Kalken bringt in der Regel wenig Nutzen, indessen wird die anzuwendende Quantität natürlich von der Güte des Materials und der eigenthümlichen Beschaffenheit des Bodens bedingt. Magere gewöhnliche Felder und hohe Landstriche bedürfen viel weniger, als tiefe thonige, terfartige, saure Aecker und Senken. Jedemfalls berücksichtige man stets, daß Kalk ohne alle Mistdüngung und in einem stets mit dem Pfluge gerührten Boden ein gefährliches Meliorationsmittel ist. — Der Rheinländer bringt 53–63, der Schlesier 32–38, der Engländer wohl 4–5 Mal soviel Hektoliter auf den Hektar. — 2) Kreide. Die Zusammensetzung dieses Kossils ergibt eine gleiche Wirkung der des kohlensauren Kalks; jedoch an der Luft leicht zerfallend, bedarf es keines vorläufigen Brennens, und man kann dasselbe dem Mergel gleich (auf kalklosen Thonboden) im reinen Zustande (nur nicht in gleicher Quantität, wie der Kalk angewandt) zur Herbstzeit frisch auf dem Felde vertheilen. Auf leichtem und schon hinreichend gekreidetem Boden empfiehlt sich die Anwendung der Kreide nur in der Vermengung mit Erde und Mist; besonders auf sauern Wiesen äußert dieser Kompost eine treffliche Wirkung. — 3) Mergel. Eine innige oder chemische Mischung von Thon und kohlensaurerem Kalk, welche chemische Vereinigung die Kunst nicht hervorzu bringen vermag. Die Wirkung des Mergels auf den Boden ist ebensowohl mechanisch als chemisch. Den sandigen Acker macht der reichlich aufgefahrene Thonmergel bindiger, wo hingegen die Textur der schweren Krume durch den sandigen Mergel gemildert wird. Auf der andern Seite bereitet der Mergel die unwirksam geblichen Nahrungstoffe im Boden zur Pflanzenspeise, und reinigt diesen von manchen Unkrautern. Die Art seiner Zusammensetzung, die vorherrschenden Bestandtheile an Kalk, Thon, Eisen, Humus, Ort und Einflüsse seiner Bildung entscheiden über seine mannichfach varitrende Farbe und Gestalt. Charakteristische Merkmale jeglicher Art Mergels aber sind seine Verwitterung an der Luft, sein lebhaftes Zerfallen im Wasser und das Aufbrausen mit Säuren. Der Standort des Mergels ist von größter Verschiedenheit; oft liegt er ganz flach unter der

Krume, oft 4—6 Fuß und tiefer, man findet ihn häufig in der abweichendsten Zusammensetzung abgelagert, nicht selten zwischen unterirdischen Wasserbehältern. Die Natur des Mergels muß über die zweckmäßige Anwendung desselben entscheiden; je heterogener die Mergel- und Bodensstoffe sich zu einander verhalten, desto wirksamer wird sich in der Regel eine gegenseitige Vermischung zeigen. Sandland, Wildland und sehr heruntergekommene Acker werden verhältnißmäßig von der Mergelung am meisten profitieren und diese am höchsten ausbringen. Nirgends äußert sich der Einfluß des Mergels auffallender als beim Hafer; sonst ist der Kleebau besonders seit der Mergelung in höhere Aufnahme gekommen. Die Wirkung der Mergelung ist nach Maßgabe ihrer entsprechenden Vellführung u. s. w. verschieden; im Ganzen ist nach 16—20 Jahren keine Spur mehr davon da. In manchen Gegenden, wie z. B. in dem Münsterlande, in dem Elbischen, Jülichischen, in der Grafschaft Mark, meint man, das Mergeln müsse nach den Umständen alle 10, 15, 20 Jahre Statt haben, wenn man das Land im gleichmäßigen Zustande der Fruchtbarkeit erhalten wolle. Wo man mit Verstand gemergelt, die gewonnene größere Strohmenge umsichtig zur Vermehrung des Düngers benugt, statt eines ausaugenden Cerealienbaues, Futtergewächse und edle Viehzucht zusehens kultivirt hat, die Lehren eines verbesserten Fruchtwechsels nicht unberücksichtigt ließ: da mag jenes Princip kein unredliches seyn und die Erfahrung das Vortheilhafte seiner Anwendung bestätigen. Anderswo hat es sich von problematischem Werthe gezeigt. Wir selbst haben auf sandigem Boden nach wiederholtem Mergeln allerdings mehr Futter gewonnen, aber die großen Kosten dieser Operation machten sich im Ganzen nie bezahlt. Ueberall ist es so in den eigentlichen Vaterländern des Mergelungswesens, in Holstein und Mecklenburg. Als direktes Nahrungsmittel scheint der geröstete Mergel unstreitig zur wiederholten Auffuhr viel geeigneter. Das Maß des aufzuführenden Mergels ist im Allgemeinen nicht zu bestimmen; eigenthümliche Beschaffenheit des angewandten Mergels und der Bodenart, so wie die beabsichtigte Dauer der Wirkung müssen darüber entscheiden. Im Allgemeinen gilt der Grundsatz, den armen Boden stärker, den an sich reichen Boden schwächer zu mergeln. Die mittlere und gewöhnliche Auffuhr ist jedoch für jede □ Ruthe eine 10 Kubikfuß haltende Karre. Das Aufbringen des Mergels geschieht zwar zu sehr verschiedenen Zeiten; indessen hat man immer die folgenden Regeln zu beobachten: 1) nur gehörig trocken, an der Luft zerfallenen Mergel unterzubringen; 2) denselben möglichst nahe an der Oberfläche zu halten, um seine Einwirkung auf den Humus und seine stärkere Zersetzung selbst nicht zu behindern. In der Regel fährt man den Mergel auf den Dresch und die reine Brache. Auf reichem Boden bringe man Dung und Mergel nicht zusammen, da hingegen wird sich im enträsteten Acker eine außerordentliche Wirkung von der gleichzeitigen Auffuhr beider ergeben. — 4) Gyps. Die nährenden Eigenschaften dieser kalk-

artigen Substanz läßt sich schwerlich verleugnen; dieselbe rührt gewiß hauptsächlich von ihrem Schwefelgehalte her. Im Allgemeinen hat die Erfahrung ergeben, daß kalter, feuchter Boden der Anwendung des Gypses unangemessen ist. Zu warm und trocken kann der Acker niemals seyn, gemergelt und ungemergelt ist er gleich geeignet für diese Manipulation; indessen muß er, behufs derselben, einen gewissen Grad von Kultur u. Reichtum haben. Es gibt ein Mischungsverhältniß der Bodenbestandtheile, welches der Natur des Gypses durchaus heterogen entgegenarbeitet. Die Wirkung des ungebrannten Gypses ist sicherer und gleichmäßiger, als die des gebrannten, welcher vielleicht unter günstigen Umständen schneller wirkt, aber, wenn bald nach seinem Ausstreuen ein sanfter Regen folgt, zu festem Mörtel wird. Je reiner der Gyps ist, je mehr er sich dem Alabaster nähert, desto weniger braucht man von ihm und desto wirksamer zeigt er sich. Das Ausstreuen von mehr als einem Pfunde auf die □ Ruthe wird im Allgemeinen den Zweck bessern Erfolgs verfehlen, $\frac{1}{2}$ Pfund auf die □ Ruthe für eine einmalige Wirkung in den meisten Fällen wohl genügen, die doppelte Portion aber sich nachhaltiger darin zeigen. Eine Wiederholung des Gypses erhöht die Wirkung. Der Gyps wirkt auf den Klee und andere ähnliche Gewächse am schnellsten und auffallendsten, wenn sie schon so weit erwachsen sind, daß ihre Blätter den Boden ziemlich bedecken und daher von dem ausgestreuten Düngepulver das Meiste auf sich aufnehmen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Ertrag des Klees, der Luzerne und Esparsette durch das Gypsen wenigstens um $\frac{1}{2}$ gesteigert wird. Auf Widen angewandt, ist der Erfolg nicht minder günstig; auf Erbsen, Raps, Kohl schon mißlicher, auf Palmfrüchten wohl ziemlich = 0. Auf Wiesen muß der Gyps jedenfalls in bedeutender Quantität angewandt werden, wenn er Wirkung äußern soll. In Mecklenburg hat das Gypsen auf die Furche vielfältigen Erfolg gezeigt. Ein warmer stiller Abend, der eine ähnliche Nacht erwarten läßt, dürfte zum Ausstreuen des Gypses der günstigere Zeitpunkt seyn. Nach den sehr interessanten Erfahrungen des Dr. Schwegler über das Gypsen der Felder, welche wir hier mit benugen, tritt die Wirkung des Gypses bei dauernd kalter und nasser oder auch kalter und trockener Witterung nicht merklich hervor, besonders jedoch im ersten Falle; noch unerheblicher wird sie, wenn zu gleicher Zeit auch der Boden naß und kalt ist. Bei trockenem Wetter sagt Sch., zeigt er sich ungleich wirksamer. Am allerwirksamsten jedoch bei feuchtwarmer Witterung, ohne zahlreiche große Regengüsse, die also nicht in Rässe ausarten darf. Nothwendig ist aber dabei, daß nicht zu bald nach dem Ausstreuen ein starker Regen falle, der den Gyps von den Blättern wäscht; wenn er einige Tage ruhig darauf liegen kann und während dieser Zeit nur mäßig angefeuchtet wird, scheint seine Wirkung auffallend gesteigert zu werden. Ist dem Ausstreuen ein milder Regen vorausgegangen und folgen demselben einige warme, stille, graue Tage, bei denen sich die Luft



den dagegen obige 125 Pfd. frischer Schafmist bloß der Luft ausgesetzt, so bleiben in derselben Zeit 64 $\frac{1}{2}$ Pfd. übrig. Mit dem Kuhmist sind dieserhalb keine speciellen Versuche angestellt worden; Albertsglaube jedoch nach dem, was aus seinen Experimenten über die Reduktion des Kuhmistes an Gewicht und Volumen hervorgegangen ist, auf ein ähnliches Resultat schließen zu dürfen. Vor dem Fährungsproceß, sagt Albert, fällt er allerdings mehr ins Gewicht; indessen verflüchtigen sich die wässerigen Stoffe desselben nachher auch um so mehr. Daß bei dieser großen Verminderung des Mistes sich viel Pflanzen-Nahrungstoffe verflüchtigen müssen, möchte wohl nicht bezweifelt werden können. Wie viel dieß jedoch beträgt, ist noch nirgends ausgemittelt worden. Albert hat verheißt, desfallige comparative Versuche anzustellen. Wir fügen noch einen kurzen Vergleich der Mistproduktion in verschiedenen Gegenden Deutschlands hinzu. Schmalz erzählt, daß in Altenburg 12 Fuder auf jede Kuh (à 12 Ctr.) kommen, so wie er von jedem Schaf ein Fuder und von jedem Arbeitspferd 10 Fuder veranschlagt. In Belgien gibt, nach Schwarz, eine auf dem Stalle gefütterte Kuh, 65 einspännige Fuder Mist. In Ostfriesland nimmt man an, daß, so viel Fuder Heu und Stroh man einführt, so viel Fuder Mist auch ausgefahren werden. Das trifft nach Arendt aber nur zu, wenn es sehr große Mistfuder sind. Im Durchschnitt lassen sich dort von einer Kuh, die halb Heu, halb Stroh bekommt, 6 Fuder Mist à 24 Kubikfuß annehmen, bei besserer Heufütterung 4—5, und wenn des Strohes zu viel ist, wie in den Baugenden, 7—10 Fuder, die jedoch leichter sind, als bei stärkerer Heufütterung. Die Kühe und Pferde des Arendt haben im Durchschnitt von 5 Jahren jedes jährlich 1 $\frac{1}{2}$ Fuder Heu und 2 $\frac{1}{2}$ Fuder Stroh bekommen und 7 $\frac{1}{2}$ Fuder Mist gegeben. Im Holsteinischen macht, nach Beschaffenheit des Futters und der Einstreu, 1 Kuh 4—5 Fuder Dünger. In Mecklenburg hat man nach mehrjähriger Erfahrung bei gewöhnlich guter Fütterung der Kühe, d. h. genügendem Sommerstroh, etwa 1000—1200 Pfd. Heu und

500—600 Pfd. Körner pr. Kopf, letztere theils im Stroh, theils in Garben zu Häcksel geschnitten, verfüttert, endlich bei ordentlicher Streuung im Durchschnitt 4 $\frac{1}{2}$ Fuder Winterdung pr. Kuh gehabt. Dieser Dung wird in der Regel zu $\frac{1}{2}$ im Februar, $\frac{1}{2}$ im Maimonde zu Felde gebracht, und ist bei trockener Witterung wiederholt mit Jauche begossen worden. Die Kühe hatten im Durchschnitt 90 Kubikfuß, deren Gewicht man auf 3000 Pfd. schätzt. Im Sommer und Winter auf dem Stalle gefütterte Pferde liefern ungefähr 8 Fuder Mist. Die Düngproduktion einer sehr gut unterhaltenen Schäferei von 1000 Schafen und 300 Lämmern wird zusammen auf 393 Fuder von circa 2000 Pfd. Gewicht berechnet. Der kubische Inhalt mehrerer gemessenen Fuder war 108 Kubikfuß u. s. w. — Düngeruntersuchung in Bezug auf den Kleber- und Amylon-Gehalt der thierischen Auswürfe, des Rindsbutes und der Pflanzenerde. Wir verdanken dieselben zuerst dem verstorbenen Geheimrath Dr. Hermstädt. Seine lehrreichen Versuche ergaben, daß die verschiedenen Düngerarten einen entschiedenen Einfluß auf den vermehrten Ertrag der Fruchtkörner und auf die Erzeugung der nähern Gemengtheile derselben haben; daß die Masse dieser wieder im Verhältniß mit der Masse der Fruchtkörner stehen, welche aus einem gegebenen Gewichte Ausfaat producirt worden sind, und daß die gegebenen Bestandtheile der Düngerarten mit den elementaren Bestandtheilen der producirten Fruchtkörner, so wie mit denen ihrer einzelnen Gemengtheile im Verhältniß stehen. Die Hermstädt'schen Versuche beziehen sich hauptsächlich auf Roggen, Gerste und Hafer; später hat der als technologischer, vorzüglich um die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben sehr verdiente französische Schriftsteller, Dubrunfaut, gleiche Experimente angestellt, und die Resultate derselben mit besonderer Bezugnahme auf Weizen veröffentlicht. Dem Prof. A. ö r t e verdanken wir eine tabellarische Uebersicht der Ergebnisse der von beiden Gelehrten angestellten Versuche, nach Procenten zusammengestellt.

Namen der Düngerarten.	Nach Dubrunfaut.		Nach Hermstädt.					
	Weizen.		Roggen.		Gerste.		Hafer.	
	Amylon.	Kleber.	Amylon.	Kleber.	Amylon.	Kleber.	Amylon.	Kleber.
	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.	Proc.
1. Rodende Rindsbint . . .	41,30	30,24	52,24	12,00	50,94	5,72	53,10	5,00
2. Weizenstroh . . .	41,44	33,14	52,40	11,96	50,10	5,00	53,30	4,00
3. Schafmist . . .	32,80	32,90	52,32	11,96	50,90	5,70	54,00	4,00
4. Biogenmist . . .	47,43	3, 8	57,94	11,98	50,08	5,76	53,28	4,30
5. Rodende Menschenbint . . .	30,30	25,10	50,70	10,00	50,08	5,00	53,10	4,10
6. Ferkelmist . . .	61,64	13,69	51,20	11,98	50,70	5,70	54,52	4,00
7. Taubenmist . . .	63,18	12,20	52,30	11,90	50,00	5,00	53,19	2,20
8. Kuhmist . . .	67,74	11,95	54,30	10,00	61,04	3,33	60,00	3,10
9. Pflanzenerde . . .	—	—	55,12	8,50	62,34	2,92	60,02	2,00
10. Boden ohne Düngung . . .	60,69	9,20	56,28	8,60	62,48	2,88	60,98	1,94
11. Abgeschwemmte Erde . . .	65,94	9,60						



damit sich der Boden nicht ungleich senke. Wenn man bloß die Absicht hat, den Boden auf eine größere Tiefe aufzulockern, um den Pflanzen die Vortheile einer tiefern Ackerkrume zu verschaffen, so kann man, wenn der Untergrund von guter Beschaffenheit ist, ganz auf die vorgeschriebene Art verfahren. Ist aber der Untergrund von geringerer Qualität, so muß die Einrichtung so getroffen werden, daß die gute Erde der Ackerkrume beim Grabenmachen erst bei Seite gelegt, der untere Theil jedes Grabens mit Erde vom Untergrund ausgefüllt und dann über diese die bei Seite gelegte Ackerkrume wieder aufgetragen wird. Gerade umgekehrt hingegen muß verfahren werden, wenn man beim Rejolen einen geruhten oder bessern Untergrund herauf und die bisherige Ackerkrume hinunter in die Tiefe bringen will. Dann muß die obere Ackerkrume in den untern Theil der Gräben geworfen, der Untergrund aber über diese verbreitet werden. Soll durch das Rejolen zugleich eine Mischung verschiedener Erdarten, z. B. eines sandigen Obergrundes mit einem thonigen Untergrund bewirkt werden, so muß beim Ausfüllen der Gräben dahin gesehen werden, daß die verschiedenen Erdarten nicht in abgesonderten Klumpen neben einander zu liegen kommen, sondern diese müssen gleichmäßig zertheilt werden, so daß eine genaue Mengung in verschiedenen Erdarten erfolgt. Will man beim Rejolen zugleich die im Boden befindlichen Steine wegschaffen, so wird die Erde, ehe sie wieder in die Gräben gefüllt wird, vorher durch eine Horde oder Erdrolle geworfen, damit die Steine zurückbleiben. Auch zur Vertilgung des Unkrauts und mancher schädlichen, in der Ackerkrume sich aufhaltenden Würmer und Insekten kann das Rejolen gute Dienste leisten, wenn man dabei die obere Ackerkrume in die untere Tiefe der Gräben schüttet und sie mit der aus dem Untergrund geholten Erde bedeckt. Durch eine hinlänglich hohe Bedeckung werden jene Feinde des Pflanzenbaues größtentheils erstickt und der Boden davon befreit. Jedoch war es zuweilen der Fall, daß man mit dem Untergrund andere Unkrautsamen heraufbrachte, die den Boden mit ganz andern Arten von Unkräutern verunreinigten. Viele Unkrautsamen behalten 100 und mehr Jahre in der Tiefe der Erde ihre Keimungskraft und treiben dann, an die Oberfläche gebracht, ihre Keime. — Die Urbarmachung der Sümpfe und Moore. Ihr Obergrund, oft auch ihr Untergrund besteht entweder aus einem modrigen Schlamm oder aus Torf. Im letztern Fall tragen sie gemeinlich nur Winen, Riedgräser und andere unbrauchbare Torfpflanzen; im ersten Fall trifft man zwar oft ziemlich hoch wachsende, aber doch dem Vieh nur wenig Nahrung gebende Gräser darauf an. Im ersten Jahr zieht man den Hauptabzugsgraben eine Strecke in den Moorboden hinein und sticht ihn einige Fuß tief aus. Im folgenden Jahr, wo sich die Masse schon etwas verloren zu haben pflegt, sticht man ihn tiefer aus und führt seitwärts Nebengräben. Nun zieht das Wasser immer mehr ab und die Arbeit kann von Jahr zu Jahr bis zur völligen Abwässerung des Moors weiter fortgesetzt werden.

Da, wo derselbe bereits abgetrocknet ist, wird die Oberfläche mit Pflug, Grabescheit oder Hacke aufgebrochen, getrocknet und dann an der Windseite in Brand gesetzt, eingäschert und die Asche sogleich unterpflügt, worauf man Buchweizen einsäet, auch wohl Kartoffeln, Rüben u. Sommerrüben anbaut. Enthält der Boden zu viel Humus oder zu wenig Erde, so wird er durch Aufführung von Lehm, Mergel und Sand sehr verbessert, auch eine Mistdüngung bekömmt solchem Boden wohl. Enthaltendie abgewässerten Moore Torf, so kann man diesen erst austechen und dann die unter dem Torf liegende Erdschicht mit Torfabgängen und Kalk oder Mergel vermischen und verbessern u. so in Kultur setzen. — Die Leiden u. Weideanger sind meist mit etnerzähnen Grasnarbe bedeckt. Diefes muß man, um dieselben in Kultur zu bringen, aufreißen und umlegen, damit der Rasen vermodere. Wenn dieses erfolgt ist, wird die Oberfläche von Neuem umgepflügt und stark beeggt, so daß die etwa noch vorhandenen Grasmurzeln zerrissen werden. Wenn man hierauf das Grundstück nochmals, und zwar der Quere nach pflügt und beeggt, so wird der Boden gehörig vorbereitet seyn zur Saatfrucht; ist er noch zu gebunden und fest, so wählt man am liebsten eine Hackfrucht. — Ein Heideboden, der mit Heidekraut bewachsen ist und meistens viel Heidehumus enthält, wird am besten in urbaren Stand gesetzt, wenn, nach Abräumung des Heidekrauts, das Land sogleich umgepflügt und gedüngt wird, am besten mit Schafmist, oder mit Asche, Mergel u. thierischem Dünger überhaupt, wodurch man die abstringirend „saure Beschaffenheit des Heidehumus“ bald verbessert. Man pflegt das Land dann gemeinlich zuerst mit Buchweizen zu bestellen, nach welchem Roggen sehr gut gedeiht. Wenn man ihn hierauf mit weißem Klee bestellt und einige Jahre als Weide benugt, gewinnt dieser Boden außerordentlich; fortgesetzte Getreideernten würden hingegen seine noch nicht gehörig entwickelten Kräfte sehr schwächen. — Alter Forstgrund enthält gemeinlich einen großen Vorrath von Humus und kann, wenn er gehörig bei der Urbarmachung behandelt wird, eine Reihe ergiebiger Ernten liefern. Die erste und schwierigste Arbeit bei der Zubereitung dieses Bodens ist das Ausrotten der Wurzelstöcke. Unter allen, für diesen Zweck vorgeschlagenen und angewendeten Maschinen bewährt sich die Wasserpresse am meisten, besonders was die Ausrodung starker Wurzelstöcke betrifft. Kleinere können auch ziemlich schnell mit einem gegen 20 Fuß langen, an einem Ende mit einer dreizackigen, eisernen Gabel versehenen Hebebaum aufgehoben werden. Diese Gabel wird mit ihren 20 Zoll langen und eingekerbten Zacken schräg unter den Wurzelstock geschoben, dann ein Klotz unter das an der Gabel befindliche Ende des Hebebaums gebracht oder das andere Ende des letztern mit Seilen u. s. w. stark niedergezogen. Die Gabel hebt alsdann den Wurzelstock, zumal wenn die größeren Wurzeln vorher durchgehauen wurden, leicht aus der Erde heraus. Das Strauchwerk läßt sich am besten vertilgen, wenn man die aus

den Wurzelstöcken desselben austreibenden Schößlinge wiederholt abschneidet. Manche verbrennen auch, um den Boden recht bald in urbaren Stand zu bringen, nach Ausrodung der Wurzelstöcke das Reisigholz der darauf gestandenen Bäume zu Asche, die dann sogleich untergepflügt wird. Ein so behandeltes Land trägt hernach oft außerordentlich ergiebige Getreidernten. — Ein steiniger Boden, d. i. ein solcher, dessen Ackerkrume mit vielen größeren oder kleineren losen Steinen stark vermischt ist, kann am besten durch tiefes Pflügen in kulturfähigen Stand gesetzt werden. Die vom Pflug (der für diese Arbeit vorzüglich stark gebaut und zahlreich bespannt werden muß) an die Oberfläche gebrachten Steine werden sorgfältig abgelesen und bei Seite geschafft. Durch fleißiges Wiederholen dieser Arbeit erhält der Acker nach und nach die gehörige Reinheit. Durch das Rejolen und durch Horden kann dieser Zweck zwar ebenfalls und noch vollständiger, aber mit weit mehr Kostenaufwand, erreicht werden. Große Steine, die der Pflug nicht in Bewegung zu setzen vermag, können entweder ausgegraben, oder durch Zerschlagen, durch Zersprengen mit Pulver, durch Zerspalten nach der Richtung der Steinschichten vermittelst Keilen, durch Erhitzen mittelst eines angebrachten Feuers und darauf folgendes Benetzen mit Wasser gesprengt, zerkleinert und stückweise vom Lande geschafft werden. Liegen große, schwer zu bewegende Steine über einem nicht zu schwierig zu bearbeitenden Untergrund, so kann man sie auch in die Tiefe desselben versenken, indem man neben jedem Stein ein hinlänglich tiefes Loch ausgräbt, den Stein hineinwälzt und mit Erde bedeckt. — Felsige Grundstücke, deren Boden aus zusammenhängenden Steinschichten, oder aus großen über und an einander liegenden Steinen besteht, die wenig oder gar keine Erde zwischen sich haben, können zum Feldbau nur durch Auftragen oder Aufschwemmen einer guten Erde tauglich gemacht werden. Zum Obst- und Weinbau ist es zuweilen hinreichend, wenn man in den felsigen Boden etwa 4 bis 6 Fuß breite und tiefe Löcher in schicklichen Entfernungen ausarbeitet, diese mit Erde füllt und in jedes Loch hierauf einen Baum u. s. w. setzt. Jedoch muß man solche Obst- und Baumarten wählen, die keinen zu mächtigen Wuchs haben und sich mit den Wurzeln nicht zu stark ausbreiten. Statt der Löcher kann man auch Graben von der nämlichen Breite und Tiefe in gehörigen Entfernungen von einander machen. — Die zu schrägen und steilen Bergabhänge besigen viele Fehler, wodurch sie zum Pflanzenbau wenig geschickt oder ganz untauglich gemacht werden. Das beste Mittel zu ihrer Verbesserung ist, daß man den Abhang herunter breite und hohe Stufen oder Terrassen ausarbeitet. Der obere Theil einer solchen Stufe bildet dann eine horizontale oder nur wenig geneigte Fläche und kann, wenn er mit guter Erde hinreichend bedeckt ist, besonders gut zum Obst- und Weinbau, oder auch zu manchen Feld- und Gartengewächsen benutzt werden. Bei Urbarmachung und Verbes-

serung eines wassertriffligen Bodens sind nach Umständen verschiedene Einrichtungen und Anstalten zu treffen. Wasser wirkt in größeren oder kleineren Massen durch Fall und Andrang oft sehr nachtheilig auf die Grundstücke, mit denen es in Berührung kommt. Flüsse, Bäche und Gießbäche zerreißen nicht nur das Land, welches an ihren Ufern liegt oder worüber sie sich einen Weg bahnen, sondern überschütten es auch oft noch mit Kies, Sand und Steinen und versetzen dasselbe in den Zustand der Unfruchtbarkeit. Die Ausführung der Mittel, um solchen Verwüstungen vorzubeugen und die verwüsteten Grundstücke wieder herzustellen, reicht zwar sehr oft über die Kräfte eines Privatmannes und erfordert Kenntnisse im Wasserbau; indessen kann doch in weniger schwierigen Fällen ein Landwirth mit einfachen, aber zweckmäßig und zur gehörigen Zeit ausgeführten Hülfsmitteln entstandenen Verwüstungen der Art abhelfen und größerem Schaden vorbeugen. Um die von Gießbächen herrührenden Wasserrisse und Schluchten zu bessern und den Schaden, den das von daher herabstürzende Wasser an der Anhöhe und in der tiefern Gegend verursacht, zu verhüten, ist es sehr zweckmäßig, wenn man in dem Wasserriss quer nach der Breite mehrere Fackinengebäude, oder auch nur Flechtzäune (die an beiden Seitenwänden des Wasserrisses gehörig in der Erde eingelassen und befestigt werden) terrassenartig über einander anlegt. Durch diese wird dann zur Fluthzeit die durch den Fall beschleunigte Gewalt des Wassers beständig gebrochen, so daß es nun nicht mehr so verwüstend in den Boden eingreift. Zugleich setzt der Gießbach die oberhalb mitgebrachte Erde, Sand und Steine hinter den Flechtwerken ab, wodurch nach und nach die Vertiefungen ausgefüllt und der ganze Bau ein terrassenartiges Ansehen erhält und dann oft wieder zur Kultur brauchbar wird, besonders wenn man im Grunde ist, dem Gießbach oberhalb der Anlage eine andere unschädlichere Richtung zu geben, oder die zerstörende Gewalt der Wassermasse durch Zertheilung zu schwächen. Statt der Flechtzäune werden auch steinerne Verbaue angewendet, die aber meist kostspieliger sind und oft nicht einmal so lange sich erhalten, als jene aus Fackinen und Flechtwerk verfertigten Baue, denen man oft dadurch noch eine größere Dauer u. Wirkung verschaffen kann, wenn man die Pfähle, wodurch das Flechtwerk und die Fackinen am Boden befestigt werden, von Weiden oder andern leicht wurzelschlagenden Holzarten nimmt. Die aus diesen entstehenden Bäume und Sträucher befestigen dann nicht nur den Boden und den ganzen Flechtbau, sondern brechen auch noch besser die Gewalt des herabströmenden Wassers. Auf eine einfache Weise bewirkt man auch in manchen Gegenden, z. B. im Thüringer Wald eine Ausbesserung der Wasserrisse, indem man in dieselben gefällte ganze Bäume, besonders Fichten, Tannen und Kiefern so einlegt, daß sie mit ihren Gipfeln im Wasserriss aufwärts zu liegen kommen und sie dann durch Pfähle und durch Beschwerung mit Steinen in ihrer Lage befestigt. Das dem Was-

ferriß herabströmende Wasser bricht sich an den Zweigen, setzt dazwischen die mitgebrachte Erde, Sand und Steine ab, wodurch nach und nach dessen Ausfüllung erfolgt. Um bei Grundstücken, die an Flüssen liegen, das Zerreißen ihrer Ufer zu verhüten, oder entstandene Verwüstungen wieder gut zu machen, legt man Abweiser in schräger Richtung gegen den Strom an, wodurch die Gewalt desselben gebrochen und das dahinter befindliche Ufer geschützt wird. Diese Abweiser werden in bedeutlicheren Fällen mittelst eines ordentlichen, regelmäßigen Faschinenbaues angelegt. In leichteren Fällen ist es auch schon hinreichend, wenn man an den Ufern etwa alle 3 Fuß Pfähle einschlägt und diese mit zusammengebandenem Weidenreisig umflechtet. Hinter einen solchen Flechtzaun kommt dann Erde zu liegen, in welche Weidenstangen gesetzt werden, durch deren Heranwachsen zu Bäumen und Sträuchern das Ufer für die Zukunft mehr geschützt wird. Ueberhaupt ist eine ganz dichte Bepflanzung der Ufer mit Strauch- u. Baumweiden, Erlen u. s. w. das beste u. wohlfeilste Mittel zu deren Befestigung.

e) Von der Befriedigung der Grundstücke. Durch die Befriedigung (Umfriedigung, Einhägung) der Grundstücke mit Mauern, Zäunen, Wällen, Gräben sucht man verschiedene Zwecke zu erreichen, als: Sicherstellung der Grenzen gegen Verrückung, z. B. durch Abpfügen, durch Erweiterung anstoßender Wege u. s. w.; Sicherung der Gewächse gegen Beschädigung von Thieren (Wild, Fasan u. s. w.) und bösen Menschen; Beschütung der Pflanzen gegen rauhe, schädliche, austrocknende Winde, zerstörende Stürme und Nachfröste; Erhaltung der Feuchtigkeit in einem das Wasser zu wenig anhaltenden Erdboden, z. B. in Sandland. Aber auch manche Nachteile haben die Befriedigungen der Grundstücke. Sie nehmen vielen Raum weg; erschweren oft die Bearbeitung des Bodens u. andere landwirthschaftliche Arbeiten; verbreiten viel Schatten; veranlassen um sich herum im Winter starke Anhäufungen des Schnees, die im Frühjahr zum Nachtheil einer baldigen Bearbeitung und Benutzung des Bodens zu spät wegzuhauen, und verhindern auch das schnelle Abtrocknen des Bodens, welches nachtheilig ist, wenn dieser ohnedies von bindender wasserhaltender Beschaffenheit ist. — Die Zäune oder lebendigen Hecken geben eine wohlfeile und doch in vielen Fällen sehr zweckmäßige Befriedigung ab. Den Raum, den sie einnehmen, bezahlen sie gemeinlich durch das Holz, welches sie liefern, und bei guter Aufsicht werden sie auch von dem Vorwurf befreit, eine Herberge für Unkräuter und schädliche Thiere zu seyn. Die in Deutschland am häufigsten gebräuchlichen Heckensträucher sind: der Weißdorn (*Crataegus oxycantha*), der Schlehdorn (*Prunus spinosa*), der Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica*), die Rheinweide (*Ligustrum vulgare*), die Haselnuß (*Corylus avellana*), die wilden Rosen (*Rosa canina*, *rubiginosa* u. s. w.), die Hainbuche (*Carpinus betulus*), der Mascholder (*Acer campestre*), der Holunder (*Sambucus nigra*), die Birke (*Betula alba*), die Ulme (*Ulmus campestris* und *sativa*), die Akacie (*Robinia pseudacacia*), der Dultenstrauch (*Pyrus cydonia*), die Weidenarten (*Salix*), der Ginster (*Genista germanica*). — Ein guter Heckenstrauch muß eine gehörig dichte, nicht leicht zu durchbrechende Verjüngung bilden, welches dann der Fall ist, wenn er von der Wurzel an bis oben viele und dicht wachsende, leicht zu verflechtende und sich lange erhaltende Zweige bildet (wie z. B. der Weißdorn); derselbe darf nicht zu viel Wurzeln und Ausläuferlinge um sich herum austreiben, wodurch der benachbarte Boden zum Nachtheil der Kulturgewächse ausgefaugt und verunreinigt wird; ferner darf er dem Erfrieren, dem baldigen Absterben, oder anderen Zufällen, die sein Aufkommen unterdrücken, nicht zu sehr ausgesetzt seyn. Wünschenswerth ist es noch, wenn der Heckenstrauch in der Jugend schnell heranwächst, damit die bewusste Verjüngung in kurzer Zeit hergestellt werden kann, welche gute Eigenschaft der Haselstrauch, der Kreuzdorn, die Akacie und die Weidenarten besitzen. Endlich muß auch ein Heckenstrauch für den Boden und die Lage, wohin er zur Bildung eines Zauns gesetzt werden soll, gut passen. Die meisten der angeführten Bäume gedeihen nicht gut, wenn der Boden gar zu schlecht, sandig oder naß ist. — Für schlechten sandigen Boden paßt noch am besten die Birke; für nassen sauren nur die Weiden und Erlen gut. Um reehr dichte Hecken zu erhalten, ist es zweckmäßig, die Stämme den im folgenden oder zweiten Jahr dicht an oder einige Zoll über der Erde wegzuhauen. Alsdann treiben sie unten mehrere Schäfte, die man frei heranwachsen läßt, bis sie groß genug sind, daß man sie kreuzweise an einander binden und gleichförmig verflechten kann. Indem sie beständig nach mehr horizontaler Richtung niedergebogen werden, treiben sie an ihrem Obertheile wieder immer viele senkrechte Lohden empor, die in der Folge ebenfalls niedergebogen werden. Bei Fortsetzung dieser Behandlung erhält man in Kurzem einen hinlänglich hohen und dichten Zaun. — Jeder gut angelegte und herangewachsene Zaun muß aber in zweckmäßigem Zustand erhalten werden. Man muß ihn in dieser Hinsicht alle 2 bis 3 Jahre umbinden, indem man das abgestorbene Holz herausnimmt und die jungen emporgeschossenen Lohden umbiegt und verflechtet und, wenn einzelne Sträucher eingegangen sind, ihre Stelle durch frisch gepflanzte ersetzt. Ferner müssen die den Heckensträuchern nachtheiligen Unkräuter vertilgt werden, indem diese sich um die Zweige der Sträucher herum winden, sie überziehen, ihnen Luft und Sonne nehmen und sie in ihrem Wachsthum hindern. — Die todtten Befriedigungen von Holz empfehlen sich zwar dadurch, daß sie sehr wenig Raum einnehmen, haben aber im Allgemeinen Kostspieligkeit und kurze Dauer gegen sich. Die von Eichenholz sind noch die dauerhaftesten. Sie werden auf sehr verschiedene Art verfertigt. Die breiteren Wände gewähren bei Umfriedigung der Gärten manchen Nutzen. — Die Lehm- und Erdwände dauern, wenn sie gut verfertigt werden, ziemlich lange. Sie

61

müssen ein aus Steinen mit Kalk oder Lehm aufgemauertes Fundament erhalten, das 2 Schuh dick ist und $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch über der Erde hervorragt. Auf dieses wird der zu steifem Leige angelnetete, mit zerhacktem Roggenstroh vermischte Lehm oder andere bindende Erde schichtweise aufgetragen. Jede Schicht wird einige Fuß hoch gemacht und muß gehörig abgetrocknet und fest geworden seyn, ehe die folgende Schicht aufgelegt wird. Oben erhält die Lehmwand ein kleines Dach von Ziegeln oder Schindeln, um sie gegen den Regen zu verwahren. In die äußere Oberfläche der Lehmwände kann man auch, wenn sie halb trocken geworden, 3 bis 4 Zoll lange Ziegelfstückchen einschlagen. Die Mauer gewinnt dadurch nicht nur an Festigkeit, sondern sie läßt sich dann auch mit Kalk und Sand gut verappen, und dieser Kalküberzug hält vermöge der Ziegelfstückchen sehr fest an der Wand, die dadurch auch das Ansehen einer ordentlichen Mauer erhält. — Man macht auch Umfassungswände von Fachwerk, die aber, wo das Bauholz nicht wohlfeil ist, ziemlich kostspielig sind. — Steinernen Mauern werden entweder mit Bruch- und Feldsteinen, oder mit Ziegeln aufgeführt, die man mit Kalk oder Lehm verbindet. Bei Feldsteinen bedient man sich auch des zwischen die Steine gelegten Mooses und Rasens als Verbindungsmittels. Oben ist die Mauer entweder platt, oder sie erhält eine Abdachung, deren Tropfenfall aber bei Gartenmauern nicht in den Garten gehen darf, weil sonst die daran gepflanzten Spalierbäume und andere Gewächse leicht durch Glätteis leiden. — Steinwälle sind unten breiter und laufen oben schmaler und rundlich zu. Sie werden aus unregelmäßigen Steinen verfertigt, deren Zwischenräume man mit Rasen oder Erde ausfüllt. Die Oberfläche wird gleichfalls oft mit Rasen belegt und mit Stachelbeerbüschen und mit Himbeers- und Brombeersträuchern besetzt, die nicht nur das Uebersteigen der Wälle erschweren, sondern auch mit ihren Wurzeln die Steine zusammenhalten. Ihre Anlage kostet wenig, wenn man die Steine in der Nähe, vielleicht auf den Feldern selbst hat. Die Kosten des Zusammenlesens der Steine werden oft durch die Verbesserung des Landes vergütet. — Erdwälle haben an den Seiten gemeinlich zugleich Gräben, aus denen die Erde zur Aufführung derselben genommen wurde. Wenn die Erde von bindender Art ist, belegt man die Oberfläche des Walles bloß mit abgeschältem Rasen, oder sät auch nur Grassamen darüber. Bei lockerem Erdreich werden die Abdachungen des Walles am besten mit quadratisch ausgestochenen Rasenstücken verfertigt, die schichtweise wie Ziegelfsteine in einer Mauer über einander gelegt werden. Den Raum zwischen den beiden Abdachungen füllt man mit der losen Erde aus. Oft legt man auf den Rücken dieser Erdwälle, auch wohl an ihren Anhängen noch Hecken an. Erd- und Steinwälle geben Füchsen, Mardern, Wiesel, Kaninchen, Feldmäusen einen bequemen Aufenthalt zum Nachtheil der Feld- u. Gartengewächse. — Auch Gräben, besonders Wasser enthaltende, machen eine gute Befriedigung. Sie müssen aber 6 bis 8 Fuß breit seyn. Man kann sie an

den Ufern mit Weiden und Erlen bepflanzen u., wenn das Wasser hinreichenden Abzug hat, auch mit Fischen besetzen.

f) Die Vertilgung der Unkräuter, s. Ackerbau, S. 236f.

g) Von der Abhaltung u. Vertilgung des Ungeziefers u. anderer dem Pflanzenbau schädlicher Thiere. Das Thierreich steht in wichtigster Beziehung zum Pflanzenbau. Manche Thiere unterstützen die Bemühungen des Landwirths, viele hingegen wirken den Absichten desselben entgegen, thun an den erbauten Früchten Schaden und vernichten nicht selten ganze Ernten. Diesen Nachtheilen sucht man theils durch Abhaltung, theils durch Vertilgung solcher schädlichen Geschöpfe zuvorzukommen. Schädliche Vögel sind: die Sperlinge durch den Schaden, den sie an reifen Samen und manchen jungen Pflanzen, z. B. an Salat, thun. Die Verseuchung durch aufgehängte todte oder auf Reimruthen gesetzte lebendige Sperlinge, durch ausgestopfte Raubvögel, Kagen, Stroh männer, durch Knistergold und Federn, die an Faden gereiht über die Beete gezogen werden, durch Klappern u. s. w. hilft gewöhnlich nur einige Zeit. Schlingen und Fallen weiß dieser kluge Vogel, wenn sie nicht recht vorsichtig angelegt werden, zu vermeiden. Durch Schießen und Vergiften schafft man sie noch am besten bei Seite. Zu letzterem Zweck macht man eine starke Abkochung von geraspelten Krähenaugen (oder von Arsenik, welches aber bedenklicher ist) mit Wasser, weicht Hafer oder Buchweizen, Grütze darin eine Zeit lang ein, trocknet sie dann und streut sie an diejenigen Orte aus, wo sich die Sperlinge gewöhnlich aufzuhalten pflegen. Die Elstern, die den Erbsen und andern Früchten nachstellen, kann man ebenfalls durch Krähenaugen, die man in kleine Erüßchen Rindergalle oder Schweinsgaldauen steckt und im Garten aufhängt und austreut, vertilgen. Die Tauben thun großen Schaden an den Körnerfrüchten. Ausgestopfte Raubvögel möchten sie wohl noch am besten verschrecken. Die Hühner richten zwar durch ihr Krähen und Scharren im Garten Schaden an, fressen dabei aber auch manches den Gewächsen schädliche Gewürme. Durch Beschneiden der Flügel sind sie leicht in ihren Grenzen zu halten. Zu einer Zeit, wo sie in Gärten keinen Schaden thun können, z. B. wenn vor Winters gegraben wird, kann man sie absichtlich hinein lassen, wo sie dann Würmer und Schnecken auffuchen und vermindern. Zu den dem Landbau schädlichen vierfüßigen Thieren gehören: die Hasen, die Hamster, die Ratten und Mäuse u. die Maulwürfe. Die Hasen gehen nicht nur dem Kohl und andern krautartigen Gewächsen nach, sondern schälen auch die Rinde junger Bäume und fressen die Spitzen derselben ab. Der Geruch des Ibrans und des Hirschhornöls ist ihnen zuwider, und Bäume, deren Rinde damit bestrichen wird, werden von diesen Thieren nicht besucht. Da aber dieser fettige Ueberzug, unmittelbar auf die Rinde gebracht, den Bäumen leicht nachtheilig wird, so thut man besser, wenn man Strohseile oder andere Dinge um den Stamm windet und die Oberfläche der

selben mit jenen fettigen Substanzen bestreicht. Manche behaupten, es sey zur Abhaltung der Hasen schon hinreichend, wenn man auch nur alle 10 Schritte Sträbchen mit Hirschhornöl bestreicht in die Erde steckt. — Die Hamster, die sich sehr stark vermehren, thun in manchen Gegenden an den Kornfrüchten großen Schaden, indem sie sich davon große Vorräthe in ihren Gruben zusammentragen. Die Vertilgung geschieht: durch Ausgraben ihrer Vorrathskammern, wo man sie bei einiger Vorsicht leicht tödten kann; durch Köllen, wozu man sich eines alten, bis über den Rand in die Erde eingegrabenen Topfes bedient, über welchen mit einer hölzernen Gabel ein breiter Stein aufgestellt wird, welcher zufällt, wenn sich der Hamster in den Topf begibt, um das hineingelegte Brod oder andere Lockspeise sich zuzueignen; ferner durch mit Arsenik vergiftete ausgestreute Brodwürfel; durch Angeln mit Ködern, die man mit Schnuren an kleine Pfähle befestigt. Eine sehr einfache, im Halberstädtschen und Göttingischen gebräuchliche Hamsterfalle hat folgende Einrichtung: Sie besteht aus einem länglichen Bret, etwas über eine Spanne lang und breit. In der Mitte befindet sich ein rundes Loch, etwa 4 Finger breit im Durchmesser. Zwei gekrümmte, oberwärts und unterwärts des Lochs eingeschlagene Nägel, deren gekrümmte Spizen sich in der Entfernung von 2 Zollern nähern, sind die Hauptsache. Weht der Hamster aus der Höhle hervor, so läßt ihn der untere, nach oben aufwärts gekrümmte Nagel passiren, aber der obere, nach dem Loch hin einwärts gekrümmte Nagel versezt ihm einen Strich. Vergesslich prallt der leicht erzürnte Hamster zurück und spießt sich nun auf den ihm jetzt verderblichen Unterhaken, neben welchem kurz zuvor unbeschädigt hinweggläpft. An beiden Enden des Brets befinden sich Schleifen, durch welche Plöcke geschlagen werden und wodurch die Falle über der Höhle befestigt wird. — Die Mäusen u. Mäuse sind den Kuchengärten und Feldern sehr schädlich, besonders stellen sie den süßen Wurzelgewächsen nach und fressen aus den Kohlstrieken das Mark, so daß die Kohlgeschosse alsdann verderben. Die Feld- oder Erdmäuse können durch mit Arsenik oder Nieswurz vergiftete Möhren und andere von Mäusen gegessen Speisen, die man in die Löcher derselben steckt, getödtet, oder durch große irdene Töpfe, die man bis an den Rand in die Erde gräbt und auf deren Boden man eine Lockspeise legt, gefangen werden. Die Erdratten sind schwieriger zu vertilgen, da sie Gift und Fallen vorsichtiger vermeiden. Die Wassermäuse kommen häufiger in Gärten vor, die mit Wassergräben durchschnitten sind. Sie lassen sich zwar durch gewöhnliche Mausefallen auch wegfangen, schneller aber geht dieses vermittelt der von Weiden verfertigten Fischkreusen von Statten, in welche sie hineinkriechen und dann bald ersaufen. — Die Maulwürfe tragen zwar viel zur Verminderung der Regenwürmer, Engerlinge und anderer den Gärten schädlicher Würmer bei; aber sie thun dabei auch durch ihr Wühlen in der Erde den Pflanzenbeeten viel Schaden. Am häufigsten kommen sie in fettem und gut be-

arbeitetem Boden, in Gärten und auf Wiesen vor. Um sie zu fangen und zu tödten, muß man vor allen Dingen die Hauptgänge der Maulwürfe in der Erde aufzufinden suchen, welches man dadurch erreicht, daß man ihre auf der Oberfläche der Erde bemerklichen Fährten mit den Füßen niedertritt. Werden dieselben von dem Maulwurf wieder aufgewühlt und thut er dieses zwei oder mehr Male, wenn man die Fährten immer wieder niedergetreten hat, so hat man einen Hauptgang entdeckt. An diesen Pässen kann man ihnen auslauern und sie, wenn sie erscheinen, mit einer Hacke oder einem Grabescheit tödten, oder man kann auch eine Maulwurfefalle hinstellen. Es gibt sehr verschiedene Arten von Maulwurfefallen, z. B. mit Schlingen, Springeisen, Deckelfallen u. s. w. Es ist aber schon hinreichend, wenn man gut glasirte Töpfe mit einigen Regenwürmern bis an den Rand in die Fährten eingräbt und die Deckungen mit Strohhalmen und Gras belegt. Indem die Maulwürfe aus dem einen Theile des Pässes in den andern wollen, fallen sie in einen solchen Topf. Ihr Pfeifen und Bischen zieht noch mehr herbei, die dann gleiches Schicksal haben. Ein gutes Vertilgungsmittel ist auch der durch Besprengen mit Wasser zu Pulver zerfallene gebrannte Kalk. Von demselben thut man in jeden Maulwurfeshaufen einen Löffel voll. Beim Aufwühlen kommt der Kalk dem Maulwurf in die Nase, woran dieser gewöhnlich stirbt. Man wendet auch Morlanderkraut, todte Krebse, Knoblauch und verschiedene andere stinkende Dinge an, um sie zu verschrecken, die aber ihre Wirkung nur für einige Zeit thun. — Zahlreich ist das Heer von Wärmern und Insekten, die bei allen Zweigen des Pflanzenbaues große Verheerungen anrichten. Die Maulwurfgrillen (Werren, Reitwürmer) durchwühlen die Erde und fressen die zarten Wurzeln der Küchengewächse ab. Die besten Vertilgungsmittel sind, daß man im Herbst in den Gärten hin und wieder einige Fuß breite und tiefe Gräben macht, diese mit Pferdemist anfüllt und Erde darüber deckt. Durch den Geruch und die Wärme herbeigeloct, ziehen sich die Werren im Winter in großer Menge dahin. Deffnet man im Frühlinge beim ersten Aufthauen der Erde diese Gruben, so findet man jene Thiere hier beisammen und kann sie leicht tödten. Oder man kann auch im Sommer ihre Nester aufsuchen, welche man am besten nach einem Regen durch die neu gemachten Gänge entdeckt. Da, wo sich die Löcher in die Tiefe der Erde verflüchten, gleißt man nun Wasser und Del nach und nach hinein, wodurch sie entweder ersticken, oder sie kommen hervor und werden dann leicht getödtet. Auch in glasirten Töpfen, die vor ihren Gängen eingegraben werden, können sie leicht gefangen werden. — Die Regenwürmer ziehen häufig die jungen Pflanzen in ihre Löcher hinab, und thun, wenn sie in Menge vorhanden sind, bedeutenden Schaden. Man muß daher beim Umgraben des Landes sie aus den Erdklumpen herausziehen und entfernen. In großer Anzahl lassen sie sich vertilgen, wenn man sie des Nachts oder in der Morgendämmerung, besonders nach einem Re-

gen, wo sie aus ihren Löchern heraus und sich auf die Oberfläche des Landes begeben, mit Hülfe einer Laterne zusammensucht und sie tödtet, oder durch Enten verzehren läßt. Wenn man grüne Walnußschalen, Hanfblätter oder Hanfsamen in Wasser kocht und damit die Beete besprengt, so kommen sie aus der Erde hervor und können leicht abgelesen werden. — Die Schnecken thun den Rüchengewächsen und der jungen Saat auf den Feldern durch Abfressen vielen Schaden, und in den Baumschulen werden sie durch Abnagen der aufbrechenden Augen den jungen Bäumchen nachtheilig. Die nackenden oder sogenannten Rognschnecken sind weit gefährlicher, als die mit Häusern versehenen, indem sie nicht so leicht aufgefunden und abgelesen werden können, weil sie nur von Abend bis Morgen auf den Pflanzen anzutreffen sind, während des Tags hingegen, besonders wenn es warm ist, sich unter Steine, Erdklumpen und Blätter verkriechen. Man legt daher hin und wieder Breter oder Strohbüschel auf das Land, unter welche sie sich verstecken und dann leicht getödtet werden. Durch Festreuen des Landes mit Asche, Kalk, Gyps oder Spreu von Leinoknoten kommen sie auch um, weil ihnen diese Substanzen das Fortkriechen erschweren, oder durch ihre Schärfe ihrer empfindlichen Haut nachtheilig sind. Auf Saatsfeldern vertilgt man die Schnecken am besten mit der Walze, wodurch sie größtentheils zerquetscht werden. — Die Ameisen fressen die jungen Knospen der Bäumchen, wodurch auch viele Pfropfreiser und Okulirungen eingehen; den ersten und schönsten reifen Früchten stellen sie auch sehr nach. Man entledigt sich derselben oft schon durch Zerstörung ihrer Wohnungen; auch durch Fischthran, dessen Geruch ihnen zuwider ist, soll man sie vertreiben können. Auch fängt und tödtet man sie, indem man mit Zucker und Honig Breter, Rohrstäbchen, Stroh u. s. w. bestreicht. Die Ameisen kommen haufenweise herbei und können leicht getödtet werden. Das Hinaufsteigen auf die Bäume wehrt man diesen Thieren dadurch, daß man den Stamm mit einem Ringe von Papier, welcher mit Terpentin oder Theer bestrichen wird, umgibt. — Wespen und Hornissen, welche vorzüglich nur den süßen Früchten der Bäume schaden, sucht man am besten im Herbst auf, wo sie sich in einem betäubten Zustande befinden, und tödtet sie durch Schwefeldampf. Durch ausgespannte Netze sucht man ihnen den Zugang zu den Weintrauben und edlern Obstarten zu erschweren, was jedoch nur im Kleinen ausführbar ist. — Die Dohrlinge, Ohrwürmer thun nicht nur an Blumen, sondern auch an Kohlpflanzen großen Schaden. Von letzteren fressen sie das Herz aus, so daß nichts Ordentliches daraus wird. Das beste im Großen auszuführende Mittel dagegen ist: Man bindet kleine Strohwische (das Kummelstroh soll besonders dazu geeignet seyn) an Pfähle, die man hin und wieder auf das Land bei den Pflanzen hinsteckt, so daß die Wische nicht höher als 6 Zoll über der Erde sich befinden. Wenn des Morgens die Sonne herankommt, verbergen sich die Dohrlinge in diese Strohwische, die man dann etwa um Mittag

zusammenbrückt. Sie laufen schnell heraus und müssen behende getödtet werden. — Der Maikäfer bringt in einer doppelten Gestalt dem Pflanzenbau Schaden, als Käfer und als Larve. Wenn die Käfer in Menge vorhanden sind, fressen sie zuweilen die Obstbäume ganz kahl, so daß die Bäume im Wachsthum zurückgesetzt werden und ihre Obsternte zu Grunde geht. Man vertilgt sie am besten, wenn man die Bäume stark schüttelt und die herunterfallenden Käfer tödtet, oder wenn man Schwefel unter den Bäumen anzündet, wodurch dieses Ungeziefer erstickt. Die Bäume leiden nur aber leicht selbst Schaden durch den Schwefeldampf. Die Larve dieses Käfers (die sogenannten Engerlinge) hält sich mehre Jahre in der Erde auf und zerstört nicht nur die Wurzeln kleiner Pflanzen, sondern selbst junger Bäume, welches sich oft dadurch zu erkennen gibt, daß die Blätter der letztern auf einmal anfangen gelb zu werden. Um sie auszurotten, muß man die Engerlinge beim Umgraben oder Umackern des Landes entweder auslesen, oder durch Enten fressen lassen. Auch Krähen, Maulwürfe und Mäuse verzehren viele von diesen Würmern. — Einige Arten von kleinen Rüsselkäfern stechen die jungen Triebe der Obstbäume mit den Früchten an und werden dadurch sehr verderblich. Der sogenannte Nebensticker vernichtet auf diese Weise zuweilen ganze Weinernten. — Die Erdflöhe, die vielen Gewächsen, so lange sie noch ganz zart sind, großen Schaden, ja nicht selten den gänzlichen Untergang zuziehen, werden am besten vermieden, wenn man die Samenbeete an schattigen Stellen anlegt, oder zwischen Grassland und an solchen Orten, wo keine junge Brut der Erdflöhe vorhanden zu seyn pflegt. Stellt sich dieses Ungeziefer aber ein, so ist das beste Gegenmittel ein mehrmaliges Besprengen mit Wasser, besonders an trocknen und warmen Tagen, welches so lange fortgesetzt wird, bis die Blätter der Pflanzen erstarrt sind, daß ihnen die Erdflöhe nichts mehr anhaben können. Um sich die Mühe des öftern Besprengens zu erleichtern, kann man auch das Samenbeet platt mit Reisern bedecken und 1 Zoll hoch Stroh darüber legen, welches durch Begießen immer feucht erhalten werden muß. Andere wollen es noch wirksamer finden, wenn die Pflanzen mit andern Flüssigkeiten, z. B. mit Wasser, worin Mistjauche, Gerberlohe, Hopfen u. s. w. gekocht oder eingeweicht wurden, begossen werden. Allein manche dieser Stoffe können den jungen Pflanzen selbst nachtheilig werden, welches auch vom Ueberstreuen derselben mit Asche gilt. Da die Erdflöhe gewisse Gewächse (z. B. Kresse, Salat) manchen andern vorziehen, so säet man von solchen Lieblingsgewächsen zwischen andere Saaten an, die man vor dem Angriff dieser Thiere schützen will. Sie halten sich dann bloß an ihre Lieblingspeise und verschonen die übrige Saat. — Die Raupen thun nicht nur in Obst- und Rüchengärten, sondern oft auch auf den Aedern großen Schaden. Sie gehören sehr verschiedenen Schmetterlingen an, und nach ihrer besondern Natur müssen auch die Mittel zu ihrer Vertilgung gewählt werden. Ein gutes Mit-

tel, um großen Raupenschäden in Küchengarten vorzubeugen, ist das weiltläufige Pflanzen der Gewächse, denn an dampfigen Orten und wo die Gewächse zu dicht zusammen stehen und zu wenig Luft und Sonne haben, wird man fast immer die meisten Raupen bemerken. Wird man an den Blättern der Küchengewächse, besonders der Kohlarten, Eier oder junge Raupen gewahr, so breche man solche Blätter bei Zeiten ab und schaffe sie bei Seite. Das Ablefen der Raupen ist wohl überhaupt wirksam, aber im Großen nicht gut ausführbar. Hier kann man sich oft dadurch dieser bössartigen Gäste entledigen, wenn man bei bevorstehenden kalten Nächten im Herbst z. B. die Kohlfelder mit einer von zwei Personen gehaltenen Schnur überstreichen läßt; dadurch werden die Raupen von den Pflanzen abgeschüttelt, fallen auf die Erde und werden durch die Nachtfälle getödtet oder beschädigt. Man hat zur Vertreibung der Raupen auch das Besprengen der Pflanzen mit dem Aufsud von Sinesier, das Räuchern mit Asa, das Umsäen der Felder mit Hanf empfohlen, wovon der Nutzen aber sehr zweifelhaft und ungewiß ist. Durch das zeitige Wegfangen der Schmetterlinge, aus deren Eiern die schwächlichen Raupen entstehen, erhält man auch eine sichere Hilfe. Um sich dieses bei dem Kohlweßling, dessen Raupe für Gemüsegärten eine der schädlichsten ist, zu erleichtern, ist ein gutes Hülfsmittel, Rittersporn und Schnittlauch in die Nähe der Krautfelder zu säen, an deren Blumen sich die Schmetterlinge gern des Abends ansetzen und dann leicht abgenommen und getödtet werden können. Die verschiedenartigen Raupen in Obstgärten werden vertilgt durch fleißiges Aufsuchen und Zerstören der Raupennester, wobei die Raupen schwere gute Dienste thun; durch Abschütteln der Raupen von den Bäumen; durch Räucherung mit Schwefel, mit Hornspanen u. andern Substanzen, die einen stinkenden oder den Raupen tödtlichen Dampf verbreiten. Sie fallen dann von den Bäumen und können leicht aufgelesen und vollends getödtet werden. Wenn man an eine lange dünne Stange einen Lappen oder Schwamm befestigt, diesen in Seifenwasser taucht und damit die in ihren Nestern befindlichen Raupen bestreicht, so sterben alle, die davon berührt werden, in kurzer Zeit. Die Spannraupen, besonders die sogenannten Spaniolraupen, die unter allen fast den meisten Schaden an den Obstbäumen thun und in ihrem Raupenzustande nicht leicht zu vertilgen sind, kann man am besten dadurch hinwegchaffen, wenn man im November, wo die Begattungszeit des Schmetterlings ist, die Baumstämme mit einem breiten Streifen Leinwand, Papier oder Wachstuch umgibt und denselben mit Theer überstreicht. Dadurch wird das flüchtige Weibchen gehindert, den Baum hinauf zu kriechen und seine Eier in die Knospen der Bäume zu legen. Sie bleiben auf jenem klebrigen Ueberzuge in großer Menge hängen und können dann leicht getödtet werden. Die Blattläuse (Nesseln) können, so klein sie sind, doch großen Schaden thun, da sie sich in ungeheurer Anzahl vermehren. Sie saugen den Saft der Blätter aus, so daß diese zu Grunde

gehen und mit ihnen die ganze Pflanze kümmernd und schlechte oder gar keine Früchte bringt. Das beste Mittel ist, an den Spigen der Zweige nachzusehen und diese abzubreaken, oder in eine Abkochung von Tabaksblättern zu tauchen, sobald sich Blattläuse daran sehen lassen. Auch das Räuchern mit Tabak u. s. w. tödtet dieses Ungeziefer.

Von den Wiesen u. ihrer Behandlung.

Außer den künstlichen Futterfeldern gibt es auch noch viele natürliche, auf welchen Gras und andere Futterkräuter, von der Natur freiwillig hervorgebracht, wachsen. Diese letztern Grundstücke theilt man in Wiesen und Weiden (Putungen, Anger) ein. Jene unterscheiden sich von diesen dadurch, daß die auf den Wiesen wachsende Gräseret vorzüglich zu Heu gemacht wird; wogegen die auf Weiden wachsenden Pflanzen grün vom Vieh unmittelbar abgefressen oder abgeweidet werden.

So viel auch ein richtig geleiteter künstlicher Futterbau auf Feldern zum höhern Flor der Landwirthschaft beiträgt, so werden dadurch doch die natürlichen Futterfelder, besonders die Wiesen, keineswegs ganz entbehrlich; vielmehr gewahren sie unter manchen Verhältnissen gar wichtige Vortheile, und viele Grundstücke (z. B. die zu nassen, die den Ueberschwemmungen von Flüssen ausgesetzt u. s. w.) lassen sich durch keine Art von Kultur so vortheilhaft benützen, als durch gut angelegte und zweckmäßig behandelte Wiesen.

Wir wollen zuerst von diesen und dann auch von den Weiden handeln. Was den zum Wiesenbau passenden Grund und Boden anbelangt, so kommt es dabei weniger auf die Beschaffenheit der Erdart, woraus er besteht, als auf den gehörigen Feuchtigkeitsgrad desselben an; denn die meisten auf Wiesen vorkommenden guten Futtergräser und Kräuter bedürfen, um zu gedeihen und reichliche Ernten zu liefern, beständig eine hinreichende Menge von Feuchtigkeit, deren Daseyn entweder von der Wasser haltenden, bindenden Beschaffenheit des Erdreichs und von der tiefen Lage, oder von dem Zuflusse des Wassers auf der Oberfläche des Landes, oder in dessen Untergrunde abhängt. — Ist der Boden zu trocken, so erhält man nur kärgliche Genuernten, wenn man nicht durch künstliche Bewässerung den Mangel an natürlicher Feuchtigkeit ersetzen kann. Ist aber dagegen wieder von stochendem Wasser das Land zu naß, moorig und sumpfig, so finden sich meist darauf nur schlechte, sogenannte saure Gräser und andere, dem Vieh ungenießbare oder nachtheilige Pflanzen. Vortheilhaft, in Rücksicht des Ertrags des Wiesenlandes, ist es auch, wenn selbiges eine bedeutende Menge gutartiger Dammerde enthält, oder wenn es durch das Ueberretten der Flüsse oder durch Ueberströmung von andern Gewässern, die mit schlammigen kühnenden Theilen geschwängert sind, zu gehöriger Zeit gedüngt wird. Nur ist es freilich nicht erwünscht, wenn der gleichen Ueberschwemmungen zu einer Zeit erfolgt, wo das Gras im schönsten Wachsthum steht, weil es dann verschlammmt oder oft die ganze Heuernte vernichtet wird. — Wiesen, die













hat, zu ihrer Erhaltung täglich 10 Kilogr. Heu oder anderes Futter, das an Nahrungskraft dieser Quantität Heu gleich kommt. Nur was über das Erhaltungsfutter gereicht wird, das sogenannte Nahrungsfutter, kommt dem Landwirthe zu Gut und verwandelt sich in Arbeit, Milch und andere Dinge. — Die Kuh, die als Beispiel angenommen wurde, kann bei 10 Kilogr. Heu täglich zwar etwas weniger, magern Mist, allein weder Milch geben, noch Arbeit leisten, ohne abzumagern. Nur was sie mehr erhält, als 10 Kilogr. Heuwerth, wird sich in Milch und Arbeitskraft verwandeln, und es ist daher leicht einzusehen, daß die Kuh um so einträglicher werden wird, als die Masse des Futters, das sie über das Erhaltungsfutter verzehrt, größer ist, da dieses, das Erhaltungsfutter, stets das nämliche bleibt. Dieser Grundsatz ist in der Viehhucht von der höchsten Wichtigkeit. Eine Viehrace ist desto besser, je mehr nughare Dinge sie dem Landwirthe aus dem Nahrungsfutter liefert. Die Racen sind dadurch sehr von einander verschieden, daß eine Race das Nahrungsfutter in Milch, die andere in Fleisch, die dritte in Arbeitskräfte u. s. w. verwandelt. Es ist eine bei den Landwirthen häufig anzutreffende Sitte, nach großem und schwerem Viehe zu trachten. Diese Sitte ist nicht immer vortheilhaft; denn das Erhaltungsfutter bleibt sich in seinem Verhältnisse zum lebenden Gewichte gleich, und eine große Viehrace verzehrt verhältnißmäßig mehr Futter, als eine kleinere, ohne immer in demselben Verhältnisse an Ertrag über dieser zu stehen. Einen Unterschied, der für den Landwirth sehr erheblich ist, findet man bei den verschiedenen Viehracen in dem Verhältnisse des lebenden Gewichts (lebendig gewogen) zu dem Fleischergewichte oder zu den nugharen Theilen der Thiere. Es gibt z. B. Viehracen, welche auf 100 Kilogr. lebendes Gewicht 60 Kilogr. Fleischergewicht, andere, die nur 47 liefern. Da die Production des Fleisches bei den meisten Hausthieren eine Hauptspeculation ausmacht, so verdient dieses Verhältniß des lebenden Gewichts zum Fleischergewicht in den meisten Fällen die größte Berücksichtigung.

Obgleich reichliche Nahrung eine unerlässliche Bedingung zum Gedeihen jeder Art von Thieren überhaupt ist, und mancher Viehschlag, der durch Mangel an Nahrung und Sorgfalt herabgekommen und angeartet ist, durch bessere Fütterung zu einer vorzüglichen Race ausgebildet werden kann, so ist es doch auch möglich, in ein Uebermaß zu verfallen, das hier, wie in jeder andern Beziehung, schädlich ist. Eine zu reichliche Fütterung können die Verdauungswerkzeuge nicht gehörig verarbeiten; sie bringt eine Störung in der Lebensothätigkeit des Thieres hervor, welche der Entwicklung desselben hinderlich ist. Die Futterstoffe sollen den Bestimmungen der Thiere gemäß eingerichtet und vorbereitet werden; so soll das Arbeitsvieh z. B. kräftiges und ziemlich trockenes Futter, die Milchkühe dagegen dünnes, wässriges Futter oder Tränke erhalten; dem Mastviehe sind nahrhafte, unter einer kleinen Masse viel Nahrungskraft enthaltende Futterstoffe, die zugleich leicht zu verdauen sind, am

zuträglichsten. Jedoch muß das trockene und flüssige Futter immer ein gewisses Verhältniß gegen einander bewahren, das ohne Nachtheil nicht sehr bedeutend verändert werden darf. Man rechnet, daß ein Viertel des Futters in flüssigem Futter oder Getränken bestehen soll; bei Mastvieh natürlich etwas mehr, bei Arbeitsvieh etwas weniger. Auch muß der Magen der Thiere gehörig angefüllt seyn; deswegen ist bei kräftigen Nahrungsmitteln, z. B. Körnern, Stroh eine notwendige Zugabe, weil die Körner zwar Nahrungskraft genug besigen, jedoch den Magen nicht hinlänglich ausfüllen, um eine vollständige Verdauung zu erleiden.

Bei der Fütterung ist Regelmäßigkeit und besonders Regelmäßigkeit ein dringendes Erforderniß. Die Thiere gewöhnen sich leicht an regelmäßige Futterzeiten; ihr Appetit stellt sich zur gewohnten Zeit ein, und wenn sie alsdann auf ihre Mahlzeit bald längere, bald kürzere Zeit warten müssen, werden sie in ihrer Lebensweise gestört; sie fressen alsdann entweder schlecht, oder allzu gierig, woraus Unverdaulichkeiten, Koliken und Verstopfungen entstehen. Ein Thier, das stets regelmäßig gefüttert wird, frißt nie zu viel; sobald der Appetit gestillt ist, hört es auf zu fressen. Nur mageres und ausgehungertes Vieh ist geneigt, sich den Magen mit Futter zu überladen und sich dadurch Unfälle und Krankheiten zuzuziehen.

Um die Regelmäßigkeit der Fütterung herzustellen und zu erhalten, pflegt man überall die Körnergaben und das Wurzelwerk zu messen, das Heu wird gewöhnlich nach dem Augenmaße oder nach dem Appetit der Thiere vertheilt. In kleinen Wirtschaften, wo der Landwirth oder Hausvater selbst füttert und sich durch Erfahrung ein sicheres Augenmaß erworben hat, mag dieses angehen; allein sobald die Fütterung Diensthoten anvertraut werden muß, ist das Wiegen des Heus und Grummets eine sehr zu empfehlende Maßregel.

Bei dem Binden wird das Heu gewöhnlich oben vom Stocke weggenommen, weil durch das Herausziehen aus demselben nicht nur verloren geht, sondern auch die besseren Theile, Blätter und Blüthen, abgestreift werden, wodurch das Futter an Werth verliert. Sehr zweckmäßig ist der Gebrauch des Heuspatens, eines sehr einfachen Werkzeuges, das jeder gute Schmied anzufertigen im Stande ist, und mit welchem das Heu in senkrechten Streifen von beliebiger Breite von oben bis unten abgestochen werden kann, wodurch das Heu in seinem vollkommenen Zustande erhalten und zugleich Ordnung auf dem Heuboden bezweckt wird.

In der Regel fressen die Thiere das Grünfütter im Anfange mit allzu großer Gierigkeit, daher ist es gut, dasselbe erst dann zu reichen, wenn sie mit trockenem Futter halb gesättigt sind, welche Vorsicht jedoch überflüssig wird, sobald die Grünfütterung im Gange ist.

Die Futterstoffe gewinnen bedeutend an Nahrungskraft durch eine gehörige und zweckmäßige Zubereitung, ja, es gibt Futterstoffe, die ohne wohlverstandene Zubereitung nicht ohne Nachtheil gefüttert werden könnten. Das Wur-

zelwerk ist am besten gekocht oder gedämpft. Stroh, Heu, Grummet kann auf dem Strohschuble geschnitten und alsdann mit Eyren und andern Scheuerabfällen vermengt, mittelst heißen Wassers in einer Bütte, welche nach dem Aufgessen des Wassers gut zugedeckt wird, gebrüht werden. Durch das Anbrühen des dünnen Futters werden die hölzigen Theile desselben erweicht; es wird der Verdauung dadurch vorgearbeitet, und manche nährrende Theile erhalten eine Löslichkeit, ohne welche sie nutzlos durch den Magen der Thiere gegangen wären. — Man nimmt an, das Eyren, Häckerling u. dgl. durch Brühen ein Viertel an Nahrungskraft gewinnen.

Wo das Brennmaterial nicht theuer ist, sollte man das Kochen oder Dämpfen des Wurzelwerks niemals versäumen. Wenn keine Branntweinbrennerei mit der Wirthschaft verbunden ist, kann mit dem Wurzelwerk, das zuerst zerkleinert wird, zugleich das mit demselben zu vermengende Häckerling gedämpft werden. Dieses wird zu diesem Ende schichtenweise mit dem Wurzelwerke in ein Faß, das mit einem verschiebbaren, genau schließenden Deckel versehen ist, gebracht, oder in einen ähnlich eingerichteten Kasten, und das Rohr eines Dampfkessels darunter geleitet. In Gegenden, die Mangel an Brennmaterial leiden, kann die Selbstverhigung des Futters gute Ausbülfe zur Vorbereitung desselben gewähren. Das zerkleinerte Wurzelwerk wird mit Eyren und Häckerling lagenweise zusammengeschichtet, mit Wasser durch und durch befeuchtet und fest zusammengetreten. Nach Verlauf von drei Tagen ist der ganze Haufen in Hitze gerathen, das Stroh erweicht und das Wurzelwerk gekocht. Sobald sich das Vieh an dieses so gegohrene, etwas saure Futter gewöhnt hat, frist es dasselbe sehr gierig auf. — In Wirthschaften, in denen Branntweinbrennereien bestehen, leistet die heiße Schlempe zum Anbrühen des Futters vortreffliche Dienste. Die Körner sollen zum Füttern so möglich geschrotet werden, weil sie alsdann von den Thieren besser verdaut und alle nährbaren Stoffe reiner ausgesogen werden. Delsuchen werden am besten in lauem Wasser eingeweicht und die Brühe alsdann verfüttert. Wurzelöluchen sind den Pferden tödtlich, bilden das gegen eine gute Nahrung für Rindvieh und Schafe. Den Schafen kann man die Delsuchen trocken und klein zerstoßen in die Tröge mit od. ohne Zusatz von Wurzelwerk geben. Die besten Delsuchen sind die Flachs- oder Leinöluchen, welche namentlich bei der Aufzucht junger Kälber od. bei kranken Vieh empfehlenswerth sind.

Das Salz ist eine Zugabe, welche man dem Vieh nicht vorenthalten sollte; Vieh, das lange Zeit kein Salz erhalten hat, zeigt eine große Regierde danach, die sich durch Lecken an Steinen und Wänden, selbst durch Verschlingen von Grund äußert; es scheint also von der Natur selbst gefordert zu werden. Das Salz befördert die Verdauung und dadurch die Freßlust. Diese Wirkung des Salzes wird häufig von Landwirthern mißverstanden und hat zu dem Miß-

brauche Anlaß gegeben, dem Vieh, das seinen Appetit zeigt, das Innere des Maules mit Salz auszureiben. Wer schon bemerkt hat, mit welcher Gier gesundes Vieh über eine mäßige Salzgabe herfällt, wird das Unnütze einer solchen unbarmherzigen Operation leicht begreifen. Bei Mastvieh, das nahrungreiches Futter erhält, ist das Salz unentbehrlich, weil die Thiere das bei gern die Freßlust verlieren und durch eine angemessene Salzgabe der Fleisch- und Fettsatz befördert wird. Gleich nothwendig ist es bei Vieh, das mit schlechtem, verdorbenem Futter genährt wird, wo es zuweilen Krankheiten zu verhindern im Stande ist. Es darf jedoch überhaupt nur in kleinen Gaben gereicht werden, weil starke Portionen die Verdauungswerkzeuge angreifen und den Durchfall veranlassen. Man rechnet auf einen mittleren Ochsen jährlich 5—6 Kilogramm und auf ein Schaf $\frac{1}{2}$ bis 1 Kilogramm; Pferde erhalten verhältnißmäßig weniger.

Ueber den Gehalt der verschiedenen Futterstoffe an Nahrungskraft, welcher Gehalt den Werth des Futters bestimmt und ausmacht, sind vergleichende Versuche angestellt worden. Als Basis der Vergleichung hat gutes Wiesenheu gebient, ein Futterstoff, der in jeder Gegend in größerer oder geringerer Menge vorhanden und jedem Landwirth bekannt ist. Obgleich diese Werthe nicht als sehr genau gelten können, da sie nach dem jedesmaligen Zustande des Futters eine Aenderung erleiden und das Wiesenheu selbst keine ganz bestimmte Basis abzugeben vermag, so können sie doch hinlänglich dem praktischen Landwirth als Anhaltspunkt dienen, nach dem er seinen Futterbedarf billäufig berechnen kann.

Es sind 100 Kilogramm gewöhnlichen guten Wiesenheues an Nahrungskraft gleich:

Alleg.

1) Vortreffliches Wiesenheu, von Brauereien, sehr gut getrocknet und mit vielen Pflanzenblättern zerschnitten, welche die Mähe des Grases erhöhen, ferner gutes Kleber, von jungem Aie bereitet, Luzerne und Espargletteheu	93
2) Gewöhnliches saures Heu, härter, von älterem Grase, aber nicht sehr gut getrocknet	150
3) Erbsen- und Wickenstroh	125
4) Gerstestroh	100
5) Haferstroh	125
6) Weizenstroh	275
7) Roggenstroh	300
(Es stellt vorausgesetzt, daß die Früchte, von denen das Stroh herkommt, gut und trocken nach Hause gebracht wurden. Natürlich mag das Stroh um so mehr an Werth verlieren, als es schlechter nach Hause kam oder verderben ist.)	
8) Grünes Gras, Aie, Luzerne, Esparglette und Wickenmenge	400
(Man nimmt an, daß 5 Alleg. grünes Gras, Aie, Heu u. dgl. 1 Alleg. Heu geben.)	
9) Die vorübergehenden Futterstoffe, wenn sie (pat gewöhnt werden, nachdem die Stengel schon hart sind)	450
10) Kartoffeln	200
11) Runkelrüben	200
12) Rübren, Rutabaga	200
13) Wurzeln oder gelbe Rüben	275
14) Mörrerüben	450
15) Kohl	200
16) Knapfgrün	200
17) Rapen-Grün	50

(Kartoffeln geben etwas höher an Werth.)

	Kilogr.
18) Ruchhände aus Weizenstricken nach dem Gewichte des verbrauchten Weizens; d. h. 100 Kilogr. Heu sind an Nahrungskraft gleich die Ruchhände von 100 Kilogr. Weiz.	110
19) Ruchhände (Schilwe) aus Kartoffelstreuereien (nach dem Gewichte der Kartoffeln)	350
20) Ruchhände aus Gerstestreuereihen nach dem Gewichte der verwendeten Frucht	100
21) Hafer oder Buchweizen (Halbeter)	50
22) Gerste	54
23) Weizen oder Weizen (Weiz)	50
24) Weizen oder Weizen	42
25) Weizen oder Weizen	40
26) Weizen oder Weizen	33
27) Weizen	70
28) Weizen	60
29) Spreu von Weizen, Weizen, Weizen, Hafer, Halbeter u. s. w.	100
30) Baumblätter vom Pappeln, mit Sorgfalt getrocknet	90

Die Anwendung vorstehender Tabelle ist leicht zu machen. Je weniger man von einem Futtergegenstande bedarf, um 100 Kilogramm Heuwerth zu besigen, desto mehr Werth hat derselbe, und umgekehrt um so weniger, je mehr man von demselben haben muß, um die Nahrungskraft von 100 Kilogramm zu erreichen. So braucht man z. B. an Delsuchen nur die Hälfte des Gewichts, oder mit andern Worten: 50 Kilogramm Delsuchen haben so viel Nahrungskraft, als 100 Kilogr. Heu, oder die Delsuchen besigen doppelt so viel Nahrungskraft, als das Heu u. s. w. Auf die nämliche Art folgt, daß die Kartoffeln nur halb so viel Nahrungskraft dem Gewichte nach besigen, als das Heu u. s. w.

Die Ernährung findet entweder auf der Weide, oder im Stalle Statt; häufig ist auch Weidegang mit Stallfütterung verbunden; reiner Weidegang ist unter dem Klima Deutschlands, wo der Schnee zuweilen lange Zeit die Felder deckt, nicht mehr möglich.

So lange die Bevölkerung nicht sehr zahlreich war und große Strecken fruchtbarer Landes öde lagen, war natürlich der Weidegang des Viehes die beste, bequemste und wohlfeilste Ernährung desselben. Die Felder, welche vom Getreidebau erschöpft waren, wurden eine Reihe von Jahren hindurch als Viehweide benutzt, während welcher Zeit sie durch die Ruhe und die Exkremente des Viehes wieder Kraft gewannen. Sobald jedoch die Menschenmenge zunahm und das Verhältniß des Bodens zu den Bewohnern kleiner wurde, mußten alle Strecken Landes dem Pfluge unterworfen und besonders auf Erzeugung einer großen Masse Mist gesehen werden. Die Stallfütterung ist daher als die erste Bedingung der vervollkommenen Kultur anzusehen, und in allen Ländern, in denen der Ackerbau auf einer hohen Stufe steht, ist die Stallfütterung eingeführt. Jedoch hat diese Regel auch ihre Ausnahmen; in sehr vervollkommenen Wirtschaften trifft man bereits den Weidegang in Verbindung mit der Stallfütterung an, und in Ländern, wo der Boden und das Klima dem natürlichen Graswuchs besonders günstig sind, war dieses System von jeher in Gebrauch. Beim Weidegang wird das Vieh unter die Obhut eines Hirten gestellt, oder, wie in England u. Norddeutschland, in geschlossene Gehäze, Felder, die mit lebendigen Hecken umjäumt sind, gebracht. Eine

besondere Art der Weide ist im westlichen Frankreich üblich. Sie besteht darin, daß jedes Stück Vieh an einen Pfahl, der auf der Weide in den Boden geschlagen wird, angebunden ist und es so nur einen gewissen Raum um den Pfahl herum abweiden kann. Sobald dieser Raum abgeweidet ist, wird der Pfahl weiter geschlagen. Durch diese Art der Weide verhindert man das Verderben der Weide durch das Vieh und beugt den Unfällen vor, die durch das allzu gierige Fressen der Thiere zuweilen vorkommen. Eine ähnliche Art der Weide findet man in einigen Gegenden Norddeutschlands und Dänemarks; sie wird allda das Tüderu genannt.

Im Allgemeinen wird das Arbeitsvieh nicht auf die Weide getrieben, sondern hauptsächlich überläßt man da, wo die Gegend nicht besondere Vortheile des Weideganges darbietet, den Schafen und dem jungen Vieh die Weide und nährt die übrigen Thiere im Stalle. Bewegung in freier Luft ist den Thieren, wo nicht gerade unentbehrlich, doch wenigstens sehr heilsam, und selbst bei der Stallfütterung soll man dem Vieh wenigstens einmal des Tages Bewegung im Freien verschaffen. Den jungen Thieren ist vollständige Ruhe im Stalle in ihrer Ausbildung hinderlich, und man sollte überall, wo Pferde- und Rindviehzucht getrieben wird, einen Tummelplatz einrichten, auf dem die jungen Thiere eine Zeit lang des Tages über zubringen könnten.

Die jungen Thiere müssen im Ganzen besser genährt werden, als die erwachsenen. Eine Vernachlässigung der Thiere in ihrer Jugend verhindert ihre Ausbildung und veranlaßt man gelbaste Thiere, die zu keinem Gedeihen mehr gebracht werden können, selbst mit dem größten Aufwande von Futter und der unermüdetsten Sorgfalt.

Die Thiere, welche in ihrer natürlichen Freiheit leben, sind wenig Krankheiten unterworfen. Sie gewöhnen sich an Entbehrung, an Ermüdung, ihr Körper härtet sich ab und wird unempfindlich gegen den Wechsel der Witterung u. der Jahreszeiten, sie ertragen die größten Abwechslungen: Hitze und Kälte, Trockenheit u. Nässe; Ueberfluß und Mangel an Nahrungsmitteln bringen bloß Wirkungen auf ihren fetten oder mageren Zustand hervor, allein selten sind sie die Veranlassung zu Krankheiten. Die Hausstiere sind dagegen durch die ihnen angediehene Behandlung und Pflege zarter, weichlicher und gegen die Einflüsse von Störungen der Temperatur oder der Ernährung empfindlicher geworden, mit ihrer äußern Form hat sich, so zu sagen, unter der Hand des Menschen auch ihre Natur verändert: mit den Vortheilen, welche ihnen die Kultur überhaupt gewährt, müssen sie auch die Nachteile derselben, Verweichlichung, Anlage zu Krankheiten u. dgl. theilen.

Verschiedene Weise, wie die L. betrieben werden kann. Die L. kann handwerksmäßig, od. kunstmäßig, oder wissenschaftlich erlernt u. betrieben werden. Der handwerksmäßige od. mechanische Betrieb der L. gründet sich auf bloß nachahmende Uebung der Handgriffe, des Augenmaßes und der Zeitwahrneh-

tet hat, so wird er mit Nutzen zum wissenschaftlichen Unterricht der L. übergeben können. Dieser kann auf verschiedene Weise erfolgen. Die erste Weise ist der Selbstunterricht durch Lesung nützlicher landwirthschaftlicher Schriften. Es ist dies der einfachste Weg, der jedoch einerseits mit Vorsicht betreten werden muß, auf der andern Seite aber schon einen nicht unbeträchtlichen Grad von wissenschaftlicher Bildung voraussetzt, wenn nicht durch Mißverständnisse Verwirrung entstehen soll. Vorsicht bei Betretung dieses Weges ist aus dem Grunde nöthig, weil, so reichhaltig auch unsere Literatur an gediegenen Schriften ist, doch eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher vorhanden ist, welche Irrthümer darstellen und einseitig aufgefaßte Ideen über einen Gegenstand mit einem falschen Enthusiasmus verfolgen und durch Scheingründe beweisen. Es ist daher, bevor der Landwirth nicht zu einem sichern Urtheil gereift ist, in Bezug auf den Selbstunterricht durch landwirthschaftliche Schriften große Vorsicht bei der Auswahl derselben nöthig, und es ist hier ganz besonders das Urtheil Sachverständiger zu Rathe zu ziehen. Ein zweiter Weg der wissenschaftlichen Ausbildung ist der auf Universitäten, wo besondere Lehrstühle für die L. errichtet sind, welche jedoch dieselbe mehr im Allgemeinen vortragen und nur Anleitungen geben, die hauptsächlich die Bildung künftiger Staatsbeamten, Kameralisten und Rechtsgelahrten bezwecken, damit sie befähigt sind, bei streitigen Meinungen in diesem Gebiete richtige Entscheidungen zu fällen. Für den wirklichen Landwirth ist daher im Allgemeinen kein Nutzen von dem Studium der L. auf Universitäten zu erwarten, und deren Besuch sogar zu widerrathen. Auf einigen Universitäten sind jedoch die landwirthschaftlichen Lehrstühle durch ausgezeichnete Männer besetzt, welche sich durch eine große wissenschaftliche Bildung auszeichnen; wo dies der Fall ist, wird allerdings der Landwirth einen nützlichen Unterricht erhalten können, aber immer mehr durch Privatcollegien, als durch die öffentlichen Vorlesungen. Ein dritter Weg zur wissenschaftlichen Ausbildung der L. ist das Studium derselben auf besonders, nur zu diesem Behufe errichteten Lehranstalten. Sind sie zweckmäßig eingerichtet, so tragen sie zum Studium der L. am meisten bei, und der mit der mechanischen L. bereits bekannte Landwirth wird sich hier am besten fort- und ausbilden. Sie haben vor den landwirthschaftlichen Lehrstühlen auf Universitäten einen unbedingten Vorzug, weil auf diesen die Theorie der L. nur im Allgemeinen gelehrt wird, in den landwirthschaftlichen Lehranstalten dagegen die Theorie nicht nur specieller vorgetragen, sondern auch meist mit der Praxis verbunden wird. Es haben sich in neuern Zeiten mehrere vorzügliche dergleichen Lehranstalten gebildet; die vorzüglichsten sind unter andern die, wo der praktische Betrieb der L. mit dem theoretischen Unterrichte verbunden ist. Ein vierter Weg zur Ausbildung in der L. ist der, in solchen Ländern zu reisen, welche sich in landwirthschaftlicher Hinsicht auszeichnen, wozu jedoch, um davon den gehörigen Nutzen

ziehen zu können, eine Menge Vorkenntnisse, ein ausgebildeter Verstand, Scharfsinn, vorurtheilsfreie Unparteilichkeit, Beobachtungsgedult und Ausdauer erforderlich sind. Unstreitig trägt zur vielseitigen Bildung eines Landwirths nichts so sehr bei, als das Reisen. Die Gebräuche ganzer Provinzen und Nationen, in den allgemeinen Wirthschaftsformen sowohl, als in den Betrieben jedes Geschäftes, der Behandlung und Benützung jedes Productes, haben für den denkenden Mann die Bedeutung von Versuchen im Großen, wenn er sie mit recht vielseitiger Vergleichung der Resultate gehörig neben einander zu stellen weiß. Selbst für den kunstmäßigen Landwirth ist das Reisen von größtem Nutzen und hauptsächlich geeignet, ihn für die wissenschaftliche Bildung zu gewinnen; denn die Beobachtung der mannichfaltigen Methoden und Einrichtungen verschiedener Völker zerstört am besten die eingefogenen Vorurtheile, als könne es nicht anders seyn, als wie man es zehrer kennen gelernt hat. Dieses hat sich hauptsächlich durch die Kriege bestätigt, welche Reis im Allgemeinen mehr oder weniger zur Vervollkommenung der L. beigetragen haben, indem der heimgekehrte Soldat durch die Ausübung des Aufgefaßten, welche sehr oft durch einen Erfolg belohnt wurde, zu allgemeiner Nachahmung des Bessern Veranlassung gegeben hat. Allerdings ist aber allen denen, welche reisen, um sich in der L. zu vervollkommen, zu empfehlen, sich vor Exaltation zu hüten. Nun gibt es aber auch noch mancherlei allgemeine Mittel, welche zum Studium der L. gehören; hierher sind zu zählen eine angemessene Korrespondenz und die landwirthschaftlichen Gesellschaften. Ueber letztere siehe diesen Artikel. Darüber, ob es zweckmäßig sey, den Anfang mit der wissenschaftlichen Erlernung der L. zu machen, oder die Erlernung der handwerkmäßigen und kunstmäßigen Theile der L. voranziehen zu lassen, und die Meinungen getheilt. Für diejenigen, welche sich der L. mit allen den Vorkenntnissen widmen, die vorausgesetzt werden, um einen festen Standpunkt unter gebildeten Menschen zu behaupten, ist es wohl am zweckmäßigsten, mit der wissenschaftlichen Kenntniß derselben den Anfang zu machen und auf das Studium der Theorie die Praxis folgen zu lassen; denn sie fangen gewissermaßen schon da an, wohin der kunstmäßige Landwirth gebracht hat. Doch sind immer jüngere Lebensjahre dazu erforderlich, damit die Erlernung des mechanischen Theiles der L. nicht zu schwierig werde. Bei jungen Leuten, welche für das landwirthschaftliche Gewerbe von Jugend an bestimmt sind, wird es, wenn sie mit den Kenntnissen, die man von jedem verlangt, welcher für die Universität vorbereitet seyn soll, versehen sind, am zweckmäßigsten seyn, sich vorher mit der mechanischen und kunstmäßigen L. bekannt zu machen und hierauf zur Theorie überzugehen, indem die Jugend für alle diejenigen Eigenschaften, welche dem Landwirth eigen seyn müssen, empfänglicher ist, als das reifere Alter, u. auch in Folge der mechanischen und kunstmäßigen Erlernung



schaffliche Viehzucht, Hannover 1803; — Balch, Ansichten über das Viehzuchtwesen, Marburg 1830; — Franz, Praktische Anweisung zur Vollkommenheit der Viehzucht, Dresden 1824; — Schmalz, Thierverehrungskunde, Königsberg 1832; — Sturm, Ueber Racen, Kreuzung und Züchtung der landwirthschaftlichen Hausthiere, Elberfeld 1825; — Kreyßig, Die Sommer- und Winterfütterung, so wie die Weidenpflanzung der landwirthschaftlichen Hausthiere, Prag 1836. — VI) Schriften über die Landhaushaltungskunst: Angewandte, Oekonomie der L., oder Grundsätze zur Verwaltung der Landgüter, Pesth 1823 u. 1825, 2 Thle.; — London, Wirthschaftseinrichtungen, übersetzt von Biersack, Berlin 1819; — Riehe, Anleitung zu Fertigung der Grundansätze, Leipzig 1823; — v. Flotow, Versuch einer Anleitung zur Fertigung der Ertragsansätze der Landgüter, daselbst 1820 u. 1821; — Thier, Versuch einer Ausmittlung des Reinertrages der Grundstücke, Berlin 1813; — Schmalz, Versuch einer Anleitung zu Veranschlagung landwirthschaftlicher Grundstücke, Königsberg 1829; — Kreyßig, Berichtigung und naturgemäße Begründung der landwirthschaftlichen Ertragsberechnungen, Güter-Veranschlagungen und Werthtaxen, Prag 1836; — v. Wallfen, Die Vorschule der Statistik des Landbaues; — Hermbstädt, Gemeinnütziges Handbuch zu landwirthschaftlicher Benutzung für städtische und ländliche Haushaltungen, Berlin 1827; — Gerike, Die Hausmutter in allen ihren Geschäften, Hannover 1808—1815, 4 Bde. nebst Sachregister; — Dietrich, Allgemeiner Haus- und Wirthschaftsplan u. s. w., Meissen 1827; — Röver, Die Hausfrau auf dem Lande, Magdeburg 1822, 3 Bde. — Für Thierheilkunde, Vieh- und Pferdeheilkunde. a) Archiv für Thierheilkunde von der Gesellschaft Schweizer Thierärzte, Bern 1835; — b) Magazin für die gesammte Thierheilkunde, von Gurle und Hartwig, Berlin, Girschwald; — c) Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde u. Viehzucht von Urbel u. Bir, Gießen, Nicker; — d) Jahrbuch für Pferdeheilkunde, Pferdekenntniß, Pferdehandel, die militärische Campagne, Schul- und Kunstreiterei, und Rosarzneikunst in Deutschland und den angrenzenden Ländern, von Tennecker, Weimar. Vgl. Dorfzeitung, S. 1036.

Landwirthschaftliche Buchhaltung, s. Buchhaltung, S. 555 ff.

Landwirthschaftliche Geräthe, s. v. a. Ackerbauwerkzeuge, s. Ackerbau, S. 237.

Landwirthschaftliche Gesellschaften, s. v. a. Ackerbaugesellschaften. Gegenwärtig bestehen folgende l. G. und Vereine: A) in Deutschland: Die l. l. l. G. in Wien, die l. l. böhmische patriotisch-ökonomische G. in Prag, die l. l. G. in Steiermark, die märkisch-ökonom. G. zu Potsdam, die pommersche ökonom. G., die l. G. in Pommersalz, der l. Verein in der goldenen Aue, die schles. G. für vaterländ. Cultur, der westpreuß. l. V. in Marienwer-

der, der l. V. der Rhein- u. Moselgegend, die leipz. ökonom. G., die ökonom. G. des Königr. Sachsen zu Dresden, der l. V. in Altenburg, der l. V. in Koburg, die hannö. l. G. zu Zelle, der land- und forstwirthsch. V. in Braunschweig, der mecklenburg. patriot. V., der hess. l. Verein in Kassel, der hessens-darmstädt. l. V., der bayerische l. V., der l. V. des Großherzogth. Baden, der schleswig-holstein. l. V., die schleswig-holstein. patriot. G., der l. V. in Weimar, die l. G. zu Rastatt, der württemberg. l. V. Neuerdings sind mehrere Bauernvereine, nach dem Vorbild des Vereins deutscher Land- und Forstwirthe in Mecklenburg, Preußen und Sachsen entstanden; — B) in der Schweiz: die genfer ökonom. Societät; — C) in Rußland: die ökonom. G. zu Petersburg und Moskau, der l. V. für Lithauen u. Mit diesen Vereinen sind gewöhnlich Ausstellungen landwirthschaftlicher Produkte und Preisvertheilungen für vorzügliche ausgestellte Gegenstände verbunden. Zuweilen sind mit diesen Vereinen auch andere, die eine gewisse nähere oder entferntere Beziehung zur Landwirthschaft haben, vereint, zuweilen aber getrennt, so Garten- und Blumenvereine (s. d.), forstwirthschaftl. Gesellschaften u. dgl. Besonders gehört die wandernde Versammlung d. deutsch. Land- u. Forstwirthe, welche nach dem Vorbild der naturwissenschaftl. ähnliche Versammlungen stets an einem andern Ort hält und, nachdem sie seit 1837 ihre Sitzungen zu Dresd., Laorl., Potsd., Brünn, Dobberan, Stuttg. u. Altenburg gehalten hat, 1844 in München, 1845 in Liegnitz, 1846 in Strg. zusammentrat, hierher. Sie theilt sich bei ihrem Zusammentreten in Sektionen (Ackerbau, Forstwesen, Viehzucht, Wein- und Obstbau, landwirthschaftliche Technik) und discutirt und erörtert hier zur Sprache gebrachte Gegenstände, ohne eigentliche Vorlesungen zu halten, hält täglich eine Generalversammlung, gibt Ausstellungen von landwirthschaftlichen Gegenständen, Ackergeräthen, Wollstücken u. dgl., endet nach 8 Tagen, und hat, da sich die verschiedenartigsten Personen vereinen und sehen, ihre Ideen austauschen, nicht nur höchst segensreich auf die Ausbildung der Landwirthschaft im Allgemeinen und namentlich der Bauernschaft der Umgegend der Städte, wo sie war, gewirkt, sondern verspricht auch sehr wohlthätig auf die polit.-ökonomischen Verhältnisse der Staaten einzuwirken.

Landwirthschaftliche Institute, 1) s. v. a. Landwirthschaftsschulen oder Akademien, s. Ackerbauinstitute; — 2) s. v. a. Landwirthschaftliche Gesellschaften.

Landwirthschaftliche Maschinen, gegenwärtig ein Gegenstand von nicht unbedeutendem Handels- und Gewerbsverkehr. Vorzüglich sind es außer den Schrot- und Salzquetschmühlen beim Brau- und Brennerbetrieb und der kostspieligen Maschine für die Munkelrübenzuckerfabrikation, für die eigene große Werkstätten in Magdeburg, in Budau bei Mag-

deburg, Prag bestehen, Pflüge, Drillmaschinen, Dreschmaschinen, Häckselmaschinen, Säe-, Reib- und Stampfmaschinen, welche von einzelnen Fabrikanten; so wie auch in Schmiedewerkstätten verfertigt werden.

Land-Würden, oldenburgischer Amtsbezirk, Kr. Ovelgönne, am rechten Weserufer, südlich von Bremerhaven; umfaßt ein Areal von 10 QM. und erhielt verschiedene Rechte; 1720 Einw.

Landwüst, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Boitzberg; 2 Mühlen; 540 Einw.

Landzoll, Abgabe, welche bei der Einfuhr in ein Land, oder beim bloßen Durchgang durch das Gebiet eines andern Landes entrichtet werden muß.

Landzunge, ein schmaler Strich Landes, der sich weit ins Meer erstreckt, z. B. die frische und kurische Nehrung in Preußen.

Landzwang (*Obsessio viarum*), besteht darin, daß ein unruhiger oder zankfüchtiger Unterthan sich von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsort entfernt, an verdächtige Orte begibt und mit Verdächtigen oder anerkannten Verbrechern vereinigt, dann einzelne Mitbürger oder ganze Gemeinheiten auffordert, sich mit ihm nach seinem Gefallen wegen dessen, was er ihnen schuldet oder wegen seiner angeblichen Ansprüche abzuhandeln, für den Unterlassungsfall aber durch Fehde- oder Brandbriefe die Personen oder Güter der Aufgeforderten zu mißhandeln und zu beschädigen droht. Die Strafe der Landzwinger ist nach Patr.-Ger.-Ordn., Art. 128, das Schwert.

Lane (Biogr.), 1) Theodor, engl. Maler, bekannt durch humoristische Bilder, † 1828 in Folge eines Sturzes. Als sein bestes Bild gilt „der Enthusiast“, einen alten Herrn darstellend, welcher an der Wicht leidend im Sessel sitzt und mit der Angel im Zuber fischt, umgeben von Allem, was seine Leidenschaft erfordert; gestochen v. K. Graves. — 2) Richard, engl. Kupferstecher u. Lithograph, seit 1833 Mitgl. der Akademie der Künste in London. Seine lithographischen Nachbildungen von Gemälden neuerer ausgeführt; außerdem Blätter zu Lewis' Skizzen-engl. Meister sind mit großer Geschicklichkeit *etches and Drawings of the Alhambra*, London 1835; ebenso zu Donaldsons Skizzen mexikanischer Landschaften, das. 1827; *The rivals*, nach Leslie, ein Hauptwerk des engl. Stein-drucks; Bl. nach Hayter, Beaden u. Erw. Landseer. — 3) Heinrich, niederländ. Historien- und Genremaler der Gegenwart, dessen Werke großen Beifall finden.

Lanebourg, s. v. a. **Lans-le-Bourg**.

Lane End, engl. Stadt, Stafford, östlich von Newcastle unter Linc; 1490 Einw.

Lanen (mittl. Geogr.), slavischer Volksstamm in Nordgermanien, im heutigen Mecklenburg-Schwerin.

Lanepag, französ. Stadt, Depart. Gers, Arrond. Condom; 1240 Einw.

Lanerk (Geogr.), s. v. a. **Lanark**.

Lancoborough (Geogr.), 1) nordam. Stadt, B. S., Staat Massachusetts, Grafsch. Berkshire, Auf 2 sanftwelligen Hügeln, zwischen

denen sich ein fruchtbares Thal befindet. Boden: fruchtbar, gut zur Weide. Flüsse: die Hauptnebenflüsse des Housatonic und Housatonic. 2) Stad., 6 Schul.; 1840: 1140 Einw. — 2) Dist. Stadt, Irland, Prov. Leinster, Grafschaft Longford, am Einfluß des Shannon in den Rheeffer; 350 Einw.

Lanestosa, span. Flecken, südwestlich von Bilbao; 410 Einw.

Lanette (franz. Ornith.), s. v. a. **Schlachtfalk**, *Falco lanarius* L.

Laneus (bot. Term.), wellähnlich, z. B. das Schwammgewebe (*Mycelium*) bei *Spermatium*.

Lanfains, franz. Dorf mit Markt, Depart. Côte-d'Or, Nord, Arrond. St. Brice; 220 Einw.

Lanfranchi, oder **Lanfranco**, berühmter Arzt und Wundarzt des Mittelalters, nach der Mitte des 13. Jahrhunderts zu Mailand geboren, war ein Schüler Wilhelms von Saliceto. Er wurde aus seiner Vaterstadt durch Matthias Visconti vertrieben, worauf er nach Lyon und 1295 nach Paris ging. Hier schloß er sich ans Kollegium der Wundärzte an und that sehr viel zur Aufnahme desselben, indem er durch seine Vorlesungen eine Menge junger Wundärzte nach Paris zog. In seinem Werke: „*Practica*“ und „*Chirurgia parva*“ zeigte er sich äußerst vorsichtig und furchtsam in der Anwendung der Operationen; dagegen sind seine Rathschläge in Behandlung der Wunden sehr erfahrungsgemäß. Die Zeit seines Todes, der zu Paris erfolgte, ist nicht bekannt.

Lanfranco (Biogr.), 1) italien. Baumeister, zu Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts, begann den Bau des Doms von Viterbo. — 2) Giovanni, berühmter italien. Maler, 1581 zu Parma geboren, Erbstöbling einer edlen Familie, in welcher er eine treffliche Erziehung genoss. Er wurde Page des Grafen Scotti in Piacenza, der dem Künstler talent, welches er in L. an Kohlenzeichnungen, die dieser auf die Wand geworfen, entdeckt hatte, zur Ausbildung verhalf. L. wurde Schüler des Agostino Carracci, kam nach dessen Tod zu Ludovico und endlich zu Annibale Carracci, und brachte es unter der Leitung dieser Meister so weit, daß schon seine ersten öffentlichen Arbeiten im Palaste des Kardinals Odoardo Farnese ihm die Gunst der Kunstsinigen italien. Großen erwarben. Neben trefflichen Wandverzierungen malte er damals auch viele Kabinetebilder, in denen allen sich die Gründlichkeit der carraccischen Schule offenbart. Fest begründet und über die Grenzen seiner Heimath hinaus getragen wurde sein Ruf jedoch erst durch sein großes Kuppelgemälde: „*Himmelfahrt Mariä mit der Glorie*“ in S. Andrea della Valle in Rom, das nach jenem des Correggio in Parma den Preis erhielt, aber ihm auch seines Nebenbuhlers Dominichino unversöhnlichen Haß zuzog. Dieses Kuppelgemälde stellt einen unermesslichen Raum des Himmels dar und endigt mit einer Glorie, deren Licht sich von der Hauptfigur, dem ewigen Vater, ergießt. Die Figuren dieses Bildes sind oft 30 Palmen hoch, die Gatz

den mit Schwämmen aufgetragen, so daß ein Auge in der Nähe wie ein großes Fleck aussieht; aber von unten erscheint Alles in natürlicher Größe und in seiner wahren Gestalt. L. pflegte deshalb zu sagen: „Die Luft malt für mich.“ Daß er, nennt L. bei der Betrachtung dieses Werkes den Ersten, der den Aufgang einer Himmelsglorie durch den lebendigen Ausdruck eines unermesslichen Glanzmeeres darstellte, ohne früher ein Vorbild davon gesehen zu haben; L. rühmt besonders den Einklang des Ganzen, die Vertheilung der Farben, die Kraft des Helldunkels, und behauptet sogar, L. habe durch dieses Bild in dem, was die Himmelsideen betrifft, alles Höchste geleistet. Mit dem Glanz des Ruhmes war für ihn auch der Strahl des Glücks verbunden. Er arbeitete viel und für ungeheure Summen; es wurde eine Art Ehrensache der Großen und Reichen, ein Werk von L. zu besitzen, und wie seine Bilder fast mit Gold aufgezogen wurden, so war für jedes jüngere und aufstrebende Talent sein Lob goldwerth. Nach jener Kuppel malte L. viele Bilder für verschiedene Kabinette, und nachdem er auch seine Mosaiktafel auf dem Altare della Navicella in der Peterskirche, die Petrus mit Christus auf dem Meere wandelnd vorstellt und die noch mehr als jene Kuppel der Vergänglichkeit trogt, vollendet hatte, folgte er einem Rufe der Väter der Gesellschaft Jesu nach Neapel, wo sie ihm die Ausmalung ihrer Kirche übertrugen. Alle neapolitanischen Künstler versammelten sich unter der Kuppel, wo L. auf hohem Gerüste seine Vision des Paradieses schuf; alle waren bemüht, die Aufmerksamkeit des gefeierten Meisters auf sich zu ziehen, alle suchten seinen Beifall, bewarben sich um ein Belohnungsdekret für ihre besondere Manier; nur Einer stand fern, aus Armuth und aus Stolz, der damals noch, halb mitleidig, „il Salvatorello“ genannte große Salvatore Rosa. — Jene Kapelle wurde überhaupt für viele Künstler ein verhängnißvoller Ort: Annibale Carracci, Arpino und Guido Reni mußten fliehen, ein Schüler des letzteren (Gessi?) wurde auf eine Galeere gelockt und entführt, Dominichino floh, kehrte zurück und starb vor Aerger oder an Gift; von den Anstiftern jener Kabinen, denen die Genannten zum Opfer fielen, Belisario und Spagnoletto, stürzte jener vom Gerüst und starb, und diesem wurde die Tochter entehrt, ein Unglück, das ihn übers Meer trieb. L. war der Erbe Aller. Nachdem er in Neapel noch einige Tribünen geschmückt, kehrte er nach Rom zurück, wo Paul V. und Urban VIII. ihn mit Ehren und Gütern überhäuften; letzterer ertheilte ihm auch den Erisorden. Sein letztes Werk war die Kapelle St. Carlo Catenari. L. † 1627 und wurde bei St. Maria in Trastevere begraben.

Außer den genannten Werken müssen hier noch aufgeführt werden: Polyphem, im Hause Borghese; — die Götterversammlung, in der Villa Borghese; — die Geburt des Heilandes, im Palast Sancessi, wo er zuerst nach Correggio's Weise das Licht vom Antlitz des Kindes ausgehen ließ; — Bilder aus der heil. Geschichte, in S. Callisto; — der heil. Andrea Avellino;

— der todt Christus mit dem ewigen Vater; — der Tod der Maria in Macerata, St. Rochus und Konrad zu Piacenza, zu den vollendetsten und berühmtesten Werken L.'s. gehörig.

Nach L. wurde eine bedeutende Anzahl von Blättern gestochen, u. a. das Kuppelgemälde der Himmelfahrt, 8 Blätter von C. Gessio, gr. Fol.; — die vier Propheten der Kapelle Sacchetti in St. Johann der Florentiner zu Rom, v. D. Cunego; — die 12 Apostel, nach Fresken, von H. Leuvenmont, geschabt von D. Herz; — die vier Evangelisten an der Kuppel der Jesuitenkirche zu Neapel von J. L. Moullet, später von Leuvenmont; — die Geschichte St. Peters und Pauls in der Loggia del Benedizione im Vatikan, 21 Bl., von S. Bartoli; — die Kapelle Bongiovanni in St. Agostino zu Rom, die Himmelfahrt Maria darstellend, 9 Blätter, gr. Folio, von Gessio, dann von Sandrart; — das Leben St. Bruno's, 20 Bl., von Th. Krüger; — Christus, das Kreuz tragend, links Maria ohnmächtig, Hauptbild in der Sakristei der Johanniskirche der Florentiner, v. J. Perini, gr. Folio; — die Barke Petri, merkwürdige Komposition in der Peterskirche, v. G. Audran, dann von N. Dortguy, F. Karaon Aquila, Hauptblatt, gr. Fol.; — die Verkündigung der Maria, von Bloemaert, gr. Fol.; — Maria in himmlischer Betrachtung, v. Trouvin; — der heilige Anton vom Teufel geplagt und von der Religion unterstützt, von J. Sandrart, u. s. w. Viele andere Bilder L.'s, die Eigenthum öffentlicher Sammlungen sind, erschienen mit in den betreffenden Galleriewerken, u. a.: im franzöj. Museum (J. B. Hagar in der Wüste; Petrus und Paulus auf dem Wege zum Tode von einander Abschied nehmend; die Krönung der Maria etc.); die dresdener Gallerie besitzt einen reinigen Petrus, gest. v. J. Daullé, die florentiner Aehnliches, gest. v. Le Villain; außerdem sind Werke von L. in der Pinakothek zu München (Christus am Delberge, Lithographie), in der Eremitage zu St. Petersburg (Verkündigung und zwei Apostelköpfe, in Labenski's Galleriewerk erwähnt), in der Stiftskirche zum h. Leodegar zu Luzern (Christus im Garten, nach Fiorillo eines der schönsten Bilder L.'s), Mehres in den Kunstsammlungen von Wien und Berlin. Außerdem haben nach L. gestochen: J. Perini, Cunego, Chamberlano, Paras, B. M. Massaro, St. Picart, Villamena, Fragonard, S. Goppa, E. Gaucher, F. Lorenzini, J. F. Pellegrini, M. Natalis, B. Oppl. L.'s Bildniß ist gest. von P. A. Pazzi. — L. hat selbst einige Blätter geätzt; sie sind mit einer leichten Nadel fast nachlässig behandelt; — gemeinschaftlich mit S. Badalocchio radirte L. biblische Darstellungen Raphaels in den vatikanischen Loggien, im Ganzen 57 Bl., wovon 25 v. L. sind; eine zweite Ausgabe erschien durch Mich. Colna 1614 zu Amsterdam. — Die Urtheile über L. sind sehr verschieden: die Aelteren übertreiben das Lob, wie vielleicht die Neuern bisweilen den Tadel. Nach von Quandt zeigt sich in L.'s Werken schon wieder der Rückschritt der Kunst zu einem bloß handwerksmäßigen Streben, durch Geschicklichkeit und



igen Fürsten von Hardenberg wurde er in Folge dessen beauftragt, das hardenbergische Familienarchiv zu ordnen, und bekleidete von 1793 an das Amt des geh. Archivars zu Pflaßenburg. Als preuß. Legationssekretär wohnte er dem Kongresse zu Massadr bei, und nach der Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domainenrath zu Ansbach ein. Nach Uebergabe der Provinz Ansbach an Bayern wurde er 1806 Direktor des provisorischen Kammertollgremiums und 1811 Direktor des Reichsarchivs in München. Zugleich erhielt er das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsektion des Reichshofrathsamtes. Die Rekerien, die er als Neubauer von den Altbayern zu erdulden hatte, konnte er indessen nicht so ruhig ertragen, daß er sich glücklich in dieser Stellung gefühlt hätte. Mit Freuden nahm er daher das Amt eines Kreisdirektors in Ansbach wieder an, das aber 1817, als Montgelas aus dem Ministerium trat, um seine Entlassung, und lebte seitdem, ausschließlich literarisch beschäftigt, auf seinem Landgute bei Ansbach. Von seinem äußern Leben bemerkten wir noch, daß er sich anfangs aus reiner Humanität des Schicksals des unglücklichen Kasper Hauser annahm, nachmals aber, nach dessen Tode, fast von allen zuerst ihn als einen Betrüger darzustellen bemüht war. Erst nach die Akten dafür und davor geschlossen werden konnten, † L. am 26. März 1833. Seine Schriften bestehen außer den oben erwähnten in folgenden: Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände, Götting. 1796; — Neuere Geschichte des Fürstenthums Gureuth, 3 Bde., das. 1798—1811; — Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung, Frankfurt. 1806; — Bayerische Jahrbücher von 1179—1294, Augsburg. 1816, 2 Aufl., 1824; — Adelsbuch des Königreichs Bayern, München 1816, 2. Aufl. 1820; — Geschichte der Jesuiten in Bayern, Nürnberg. 1819, wozu die Amores patrie Morelli einen Vorläufer bildeten; — Geschichte des bayern. Herzogs Ludwig des Bärtigen, das. 1821; — Regesta bav. seu Rerum boic. autographa, 4 Bde., München 1822—1828, ein chronologisch-syn-chronistisches Verzeichniß aller alt- und neubayerischen Originalurkunden bis 1300, ein Unternehmen, wozu die Regierung alle Kosten des Drucks und Verlags darreichte; — Bayerns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bajuaren, Nürnberg. 1830; — Bayerns alte Grafschaften, das. 1831; — endlich seine humoristischen Sammelbücher Reisen, 11 Hefen, das. 1818—1833, Aufzählungen von Dingen, die ernstlich Noth thun. Vergl. Memoiren des Karl Heinrich Mitters von L. (2 Bde., Braunschweig 1841). — 3) Friedrich Karl, rühmlich bekannter Erziehungschriftsteller, 1766 zu Heilbronn geboren. Nachdem er längere Zeit Senator in Heilbronn gewesen, dann (seit 1798) privatistirt, widmete er sich ganz der pädagogischen Wirkungszeit, besuchte die Institute von Altona, Berlin, Leipzig und Dresden, und gründete 1810 ein Erziehungsinstitut zu Tharandt, das 1816 von

ihm nach Wackerbarthstraße verlegt wurde, wo L. 1822 †. Schr. u. A.: Ulrich v. Hutten, Erlangen 1787; — Erhebungen, Frankfurt a. M. 1791, 2 Bde.; — Histor. Almanach, das. 1792 bis 1794, 3 Jahrg.; — Kleine Bibliothek für junge Deutsche, das. 1793—1794, 8 Hefen; — Menschenwerth und Menschenglück, Altona 1799; — Die Kolonie an der Donau, das. 1799; — Tempel der Natur und Kunst, Leipzig 1802, 2 Bde.; — Marienthals Nebenlaube, das. 1803, 2 Bde.; — Sommerblumen, das. 1803; — Die Haushaltung des Menschen unter allen Himmelsstrichen, das. 1806, 3 Hefen; — Titania, das. 1806; — Die Nationen der Vorzeit, das. 1808; — Welt- und Wundermagazin, daselbst 1809—1811, 3 Hefen; — Gallerie kleiner Fabeln und Erzählungen, Dresden 1812; — Neue Bildergallerie, Berlin 1812, 15 Bde., u. s. f. Alle Werke L.s sind mit Kupfertafeln geschmückt, deren Gesamtzahl nahe an 1000 reicht; übrigens nannte er auf den wenigsten seiner Werke seinen Namen, sondern schrieb sich bald August Lindemann, bald Karl Aug. Firschwann, hier und da auch Karl Rang. — 4) Friedrich, Doktor der Rechte, bekannt durch seine Theilnahme für Aufrechterhaltung des bannverfälschten Staatsgrundgesetzes von 1833 gegen Kabinettswillkür, wurde in Paderborn, wo sein Vater Kaufmann war, am 24. Jan. 1778 geboren. Er studirte in Göttingen die Rechte und promovirte 1798. Bald darauf verheiratete er sich und betrieß die Wirtschafterei sein in Pöhlstein von seinem Oheim mütterlicherseits ererbtes Gut bis 1807. Um diese Zeit ward er Syndikus in Verden u. ging in gleicher Eigenschaft nach Bremen, als Verden und Umgegend mit Frankreich vereinigt wurde. Zugleich prakticirte er als Advokat mit dem glänzendsten Beifall, indem er kein Bedenken trug, den französischen Beamten unbefangenen und energisch die Spitze zu bieten und das Recht gegen Gewalt zu verteidigen. Nach Vertreibung der Franzosen in sein Amt nach Verden zurückgekehrt, wirkte er sehr vortheilhaft in den städtischen Angelegenheiten. Daneben setzte er seine Thätigkeit als Advokat fort, ohne direkten Antheil an den politischen Gestaltungen Hannover's zu nehmen. Erst nachdem das Staatsgrundgesetz von 1833 in Wirksamkeit trat, gelangte er als Deputirter der Stadt Verden in die zweite Kammer, in welcher er weder denen angehörte, die aus Grundsatz jede Handlung der Regierung tadelten, noch denen, die engherzig genug waren, der Regierung gegenüber aufreizende Einsicht zu resigniren und alles von den Behörden Angegangene zu billigen. Weder von der Opposition, noch von dem Kabinet Uebergriffe kuldend, nahm er seine Stellung mitten im Staatsgrundgesetz, das ihm zwar nicht genügte, aber doch als der Anfang eines Rechtes für das Land galt, welches einmal ausgesprochen und durch Gesetzkraft geheiligt sey. Von anti-aristokratischen Grundsätzen geleitet, bekämpfte er die Regierung, wo diese dem Geburtsadel u. der Beamtenwillkür sich günstig zeigte, dagegen war er ministeriell, wo dieselben aristokratischen Grundsätzen entsagte. In vielen Kommissionen und in den allgemeinen Sitzungen der Kammer







dann abermals als russ. Resident nach Peking. Er † als Statthalter zu Irkutsk. Schrieb: *Relation de l'ambassade envoyée à l'empereur de la Chine en 1719*, Püb. 1727; — *Journal de Sieur L. contenant ses négociations à la cour de Chine en 1721 et 1722*, Leyd. 1726, 12.; — *Journal de voyage d'une caravane de Kinkha à Peking, en 1727 et 1728*, das. 1730. — 4) Samuel Gotthold, mittelmäßiger deutscher Dichter, Sohn von L. 2), wurde 1711 zu Halle geboren und widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Theologie. Im J. 1737 ward er Prediger in dem Dorfe Laublingen bei Halle, wo er, in treuer Erfüllung seines Berufs, im Umgange mit geistreichen Freunden und mit literarischen Arbeiten beschäftigt, ein stilles und zufriedenes Leben führte. Zur Belohnung seiner Verdienste ertheilte ihm 1755 der König von Preußen die Stelle eines geistlichen Inspektors im Saalkreise. Mit Pyra, seinem vertrautesten Freunde, stiftete er eine gegen Gottscheds Schule gerichtete Privatgesellschaft, zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Verebfamkeit, die jedoch viel zu wenig geistige Kraft in sich trug, als daß sie die deutsche Literatur wirklich hätte befördern können. L. † am 25. Juni 1781. Seine Gedichte, welche theils mit denen seines Freundes Pyra unter dem Titel: „*Ähyris und Damons freundschaftliche Lieder*“ (Zürich 1745, 8.), theils einzeln („*Horazische Oden*“, Halle 1747, 8.; „*Die besiegten Heere, Ode*“, das. 1758, u. „*Der Kosmet*“, das. 1770, 8.) erschienen, sind trocken, ideenarm und nicht besser als Gottscheds Nachwerke. Er verachtet darin den Reim. Am bekanntesten ist L.'s Uebersetzung der Oden des Horaz (Halle 1752) geworden, doch nicht durch ihre Vortrefflichkeit, sondern durch die schonungslose, aber verdiente Kritik Lessings, der sie dem allgemeinen Spotte preisgab. Nicht besser ist seine Uebersetzung der Psalmen („*Oden Davids*“, das. 1760, 4 Thle.) gerathen, nur hat sie keinen so geistreichen Gegner gefunden, der ihr zu einigem Ruhme verholfen hätte. Seine „*Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe*“ (das. 1769—70, 2 Thle.), durch deren Herausgabe er seinen sehr gefährdeten Schriftstellerhuhm aufrecht zu erhalten suchte, läßt uns einen Blick in das literarische Treiben seiner Zeit werfen. — 5) Adolf Gottlob, ehemal. Rektor der preussischen Landeschule Pforte, ausgezeichnet als Pädagog und Schulmann, wurde am 12. April 1778 zu Wetzensee in Thüringen geboren. Er erhielt seine Bildung in Pforte und studirte 1795 zu Leipzig Theologie u. Philologie. Nachdem er von 1801—4 in Berlin als Hülfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster gearbeitet hatte, wurde er als drüster ordentlicher Lehrer nach Pforte berufen, wo er 1825 in die Stelle des 2. Professors aufrückte u. 1831 nach dem Tode Igens das Rektorat erhielt, aber schon am 9. Juli 1831 †. L. zeichnete sich aus als Lehrer und Erzieher durch strenge Wahrheitsliebe, ächte Religiosität und einen lebendigen Sinn für alles Gute u. Schöne, unter welchen Formen es sich auch zeigte. Sein Unterricht war gründlich, geistreich und anre-

gend. Die klassische Literatur betrachtete er als die Grundlage aller Jugendberziehung in gelehrten Schulen, und in ihr fand er die ewigen Muster alles Wahren und Schönen. Seine Schriften sind, da er die meiste Zeit der Sorge für die Anstalt zuwendete, zwar nicht zahlreich, aber was er geschrieben hat, zeugt von seiner gründlichen Gelehrsamkeit, von der Tiefe seines Geistes und von seinem gebiegenen Geschmacke. Im archäologischen Fache zeichnen sich besonders aus seine Anmerkungen zu der Uebersetzung von Panzi's Schrift: „*Ueber die Skulptur der Alten*“ (Leipz. 1816) und unter seinen philologischen Schriften das Programm „*Vindiciae tragodiae rom.*“ (das. 1822). Eine Auswahl aus seinen Schriften, unter Hinzufügung mehrerer ungedruckter Abhandlungen und Reden und einer Biographie des Verfassers besorgte Jakob (Leipz. 1832).

11. Bildende Künstler: 6) Joseph, Maler und Schauspieler, s. L. (Schauspieler) 12). — 7) Soeren Laessoe, dänischer Landschaftsmaler und Radirer, 1760 zu Faaborg in Finnland geboren, seit 1781 Bögling der Akademie zu Kopenhagen, gewann 1787 die erste silberne Medaille, lieferte eine bedeutende Anzahl von schönen Landschaften und Porträten, agte auch Landschaften in Kupfer; † um 1812. — 8) L., franz. Bildhauer, geboren zu Toulouse 1775, Bögling der pariser Akademie; trat 1810 in Dienste des Musée royal zur Restaurirung von Antiken und lebte noch 1830. Von ihm: Marmorbüste Colberts, Statue des Aesculap, 1804 in Marmor ausgeführt, Marmorstatue des Bacchus, Anacreon mit Amor, Statue des Frühlings; außerdem auch Büsten. — 9) Ludwig, Baumeister, zu Darmstadt geboren, zeichnete mehrerwürdige Bauwerke, welche von Borum und andern Künstlern lithographirt wurden, unter dem Titel: *Malerische Ansichten der merkwürdigsten und schönsten Kathedralen, Kirchen und Monumente der gothischen Baukunst am Rhein, Main und an der Lahn*. Nach der Natur aufgenommen und gezeichnet von L. Lange etc. Der erklärende Text ist in deutscher und in französischer Sprache (Frankf. 1833 u. 34). Im J. 1832 verband sich L. mit dem Kupferstecher E. Rauch zur Herausgabe eines schönen Werkes, welches nach den Zeichnungen dieses Architekten Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und sonstigen Baudenkmäler im Stahlstiche darstellt, nebst Beschreibung von Dr. G. Lange. In diesem Werke vereinigt L. die Talente des wissenschaftlich gebildeten Architekten mit denen des Malers. Die Blätter geben durch die Wahl eines schönen und zweckmäßigen Standpunktes ein wohlgeordnetes Bild. — Im J. 1835 wurde L. Professor der zeichnenden Künste am Gymnasium zu Athen. — 10) Joh. Gustav von, geboren zu Mülheim am Rhein, Schüler der düsseldorfer Akademie, lebt in Düsseldorf und malt sehr schöne Landschaften mit Figuren u. anderer Staffage. — 11) Konrad, geschickter Medailleur der Gegenwart, längere Zeit königl. griechischer Hofmedailleur und Münzgraveur. Eine seiner



geschützt, auch nach der von Klemens XIV. ausgesprochenen Aufhebung ihres Ordens noch fort existierten, die Mähr, der Schneider Joh. P. von Bunzlau sey nicht gestorben; sondern sey forben als Papst Klemens XIV. auf dem römischen Stuhl. Diese Jesuitenlüge hat den Schneider unsterblich gemacht.

Langeac, franz. Stadt, Depart. Haute-Volte, Arrond. Troyes, am Ailler, links; Kohlenminen, Mühlstein- und Weizenbrüche; Mineralquelle; Hospital; 3230 Einw. Die Umgegend heißt *Langeadols*.

Langeacker (Lienwe-Schanz), niederländ. Festung, Gröningen, Bez. Winschoten, unweit der Mündung der Westerwalder-Aa in den Dollart.

Langeais, franz. Stadt, Depart. Indre-Loire, Bez. Châteauneuf, südwestl. von Tours, an der Loire, rechts; Flußhafen, dabei gotisches Schloß; Ziegeifabrik, Spinnerei; Melonenzucht (beste in Frankreich); Handel mit Del, Wein, Getreide, Wolle; 3140 Einw.

Langebek, Jakob, ein um die dänische Geschichte und Literatur verdienster Mann, geb. 1710 in Jütland, studierte seit 1728 in Kopenhagen, wo er dann zuerst im Hause des Philologen und Historikers Gram als dessen Freund und Mitarbeiter Beschäftigung fand, nachher bei der königl. Bibliothek angestellt, 1748 zum geheimen Archivar und später zum Etatsrath ernannt wurde. Er stiftete 1744 die Gesellschaft für nordische Geschichte und Sprache, machte 1753 und 1754 eine antiquarische Reise nach Schweden und längs den gesammten Küsten der Ostsee, um alle daselbst befindlichen Erläuterungen in den nordischen Alterthümern aufzusuchen und zu sammeln, und † 1775. Sein Hauptwerk sind des von ihm herausgegebenen „*Scriptores rerum danicar. medii aevi*“, deren Herausgabe Eubm besorgte. Er redigirte die ersten 6 Bände des „*Danske Magazin*“, welches noch fortgesetzt wird; auch schrieb er mit dem seeländischen Bischof Harboe vereint in deutscher Sprache die drei ersten Bände der „*Dänischen Bibliothek od. Sammlung von alten und neuen gelehrten Sachen aus Dänemark*“ (Kopenh. u. Leipzig. 1734-39), welche später der Medler Möller in Flensburg fortsetzte.

Langeberg, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Grünhain; 200 Einw.

Lang Bransche (Weber.), ein bei einem Kegelschuhle vorkommendes, an einen Kegel gebundenes Branschenbündel.

Lang Briefe, f. v. a. langlichtige Wechsel; f. Wechselst.

Langbruck, königl. sächs. Dorf, Kr. und Amt Dresden; 2 Güter, Jagdhaus, Mühle; 691 Einw.

Lang Brüder (Kirchenw.), 4 leibliche Brüder und Mönche aus der nitrischen Einöde in Aegypten, Dioscurus, Ammonius, Eusebius und Euthymius; so genannt wegen ihrer Leibeslänge. Sie zeichneten sich aus durch Gelehrsamkeit und Mönchstugend, genossen daher die Gunst des Patriarchen Theophilus zu Alexandrien, der im letzten Jahrzehnt des 4. Jahrhunderts den Dioscurus zum Bis-

chof von Hermopolis, Eusebius u. Euthymius aber zu Verwaltern der Kirchenkasse in Alexandrien ernannte. Ammonius ist vorzüglich durch seine ascetische Selbstquälerei berühmt geworden, in welcher er so weit ging, daß er sich ein Ohr abschchnitt, um der Wahl zum Bischof zu entgehen. Als die Brüder aus Unwillen über die Habsucht des Patriarchen ihre Einside aufsuchten, wurden sie von diesem wegen ihrer reinen, nach Origenes gebildeten Vorstellungen von Gott, als Origenisten und Feinde der damals mächtigen Anthropomorphiten, exkommunicirt; auch verwüstete Theophilus ihr Kloster und entsetzte den Dioscurus seines Bischofsamtes. Im Jahre 399 flohen sie mit 80 gleichgesinnten Mönchen zuerst nach Palästina, und von da nach Konstantinopel, wo Eusebius sie unter seinen Schutz nahm. Die deshalb gegen diesen von Theophilus erhobenen Forderungen die Entscheidung ihrer Sache auf und sie in Konstantinopel zurück, wo während dem Dioscurus u. Ammonius starben. Im J. 403 bewirkte Theophilus die Verbannung des Eusebius, nahm Eusebius und Euthymius nebst ihren Gefährten wieder in die Gemeinschaft der alexandrinischen Kirche auf, wozu auf sie in die nitrischen Klöster zurückkehrten. Ihr Origenismus war schändlicher Weise nur als Vorwand zur Verdrängung ihres Beschüßers Eusebius benutzt worden.

Langeck (Geogr.), österr. Meier. Dörfer: 1) Kreis Graz, Bezirk Vasoldoberg; Mühle; 540 Einw.; — 2) Kr. Marburg, Bez. Frauenthal; 180 Einwohner.

Lang Dame (Pomol.), Citrussorte, f. v. a. Claro Birne.

Langfeld (Artill.), f. Kanone.

Langfeldia (Bot.), nach Gaudichaud, Pflanzengatt. Art: 1. *acuminata* Gaud., f. v. a. *Procris acuminata*.

Langfeld, Gebirg in Norwegen, das sich auf der Grenze der Stifter Agderhus und Bergen hin zieht, verzweigt sich auf 60 Meilen weit in die Zweige: Soagne-, Fille-, Hardangerfeld u. a.; endigt sich im Kap Hindes an der Nordsee. Seine Mittelhöhe ist 4-5000 Fuß, es hat gute Weiden, auch Moore u. Seen. Spizen sind: Rodals-Kaabe (6096 Fuß), Sneedræn (7000 Fuß), Loms Egg (6240 Fuß), Sulettind (5520 Fuß), Slagesstöldind (2 Gipfel zu 7602 und 7098 Fuß), Fillefeld (Gebirgszug 5600 Fuß), Hardangerfeld (mit Spizen von 5400, 5346 und 4602 Fuß), Guterfeld (4776 Fuß), Gallingelkarven (5600 Fuß), Gaustafeld (5648 Fuß), Bleefeld (4600 Fuß), Skogeborn (6498 Fuß), Felgesond (Fuglesang, 4572 und 5136 Fuß).

Langegasse, preuß. Vorstadt von Jülichau, Prov. Brandenburg, N.-N. Frankfurt, Kr. Jülichau; mit einzelnen Weinbergshäusern 170 Einw.

Langegg (Geogr.), österreichische Dörfer: 1) Land unter der Enns, Viertel ob dem Mannhardtsberg, Idgr. Seidenreichstein; 200 Einwohner; — 2) (Mitteregg und Aßschlag), das, Land unter dem Wienerwald, Landgericht Aspang; 170 Einw.

Lange Hand, s. Tradition.

Lange Handschuhe (Waarenf.), s. Handschuhe.

Langehorst (Neu-L.), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (West-Preußen), R.-B. Danzig, Kr. Elbing, an der jungfernschen Saale; Windmühle; 140 Einw.

Lange Insel, s. v. a. Lewis.

Lange Kloof, afrikanisch. Landstrich, Kap-Kolonie, an der Südküste, zwischen der Muschel- und Plettenberg-Bai.

Langel (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rheinprov., Kr. Mühlheim; 540 Einw.; — 2) das., Kr. Köln; 350 Einw.

Langelage, hannöv. Dorf, Donabrück, Amt Wittlage-Hunteburg; adeliges Gut, schöne Sammlungen; 250 Einw.

Langeland (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Provinz Westphalen, R.-B. Minden, Kr. Höreter, am Ursprung der Emmer; 130 Einw.; — 2) dänische Insel, Stift Fünen, zwischen Laland und Fünen, im großen Belt, 1 Meile breit, fast 7 lang, 5 □ Meilen mit 16,000 Einwohnern; meist ebenes Land (Fackebierg höchste Anhöhe); fruchtbar und gesund; Getreide, Holz, Bleh, Wild, Fische sind Hauptprodukte, deren Ausfuhr beträchtlich ist. Hauptstadt Ludiöbing mit 1200 Einw., Handel, Schiffahrt, Befestigung. Anderer Ort: Tra nettar, Schloß, sonst bedeutende Festung.

Langelande, Robert, englischer Dichter, einer der ältesten Englands und Schüler Wic-
leffs. Von ihm hat man noch: The visions of Pierre Plow-man, 1369, eine Satyre auf verschiedene Strände, besonders die Geistlichkeit.

Lange Latten (Seidenw.), die Latten am Seidenweberstuhle, welche quer durch den Stuhl gehen; mit dem einen Ende sind sie unten am Gestelle festgemacht, nach unten durch Schnuren mit einem Fußtritte verbunden, nach oben dagegen mit dem Tummel verbunden, so daß, wenn man den Fußtritt tritt, der Tummel einen Schacht hebt.

Langeleben, braunschweig. fürstliches Jagdschloß, Kr. Helmstädt, Amt Königslutter; gegen 100 Einw.

Langelingen, s. v. a. Langlingen.

Langelmäveit, bedeutender See im Kreise Helsingfors der Statthalterschaft Finnland (europ. Rußland); ist 8 Meilen lang, 4 Meilen breit; steht mit mehreren andern Seen in Verbindung.

Langeln (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Grafschaft Ranzau; 220 Einw.; — 2) preußisches Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wernigerode; mit Domänengut, 2 adeligen Gütern und Ackerhof 790 Einw.

Langelohe (Geogr.), holstein. Dörfer: 1) Herrschaft und Landdrostei Pinneberg; 350 Einw.; — 2) Amt Reinbeck; 180 Einw.

Langelsheim, braunschweig. Marktflecken, Kr. Gandersheim, Amt Lutter am Barenberge, an der Innerste; Post, Försterel, Leinwandweberei, Mühlen, Potaschhütte und mehre Silberhütten; 1460 Einw.

Lange Maschen (Strumpfw.), die bei den

Zwickeln der Strümpfe gewöhnlichen, sehr langen Maschen.

Langen.... Die so anfangenden geographischen Namen, wenn sie hier nicht zu finden sind, s. unter den Hauptnamen.

Langen (Geogr.), 1) hannöv. Dörfer: a) Stade, Bremen, Amt Bederkesa; 260 Einw.; — b) (L. mit Espel und Kentrug), Donabrück, Pingen, Amt Freeren; 1150 Einw.; — c) das., Amt Bersenbrück; 570 Einw.; — c) (Nieder- u. Ober-L.), das., Amt Arneberg-Reppen; 750 Einw.; — 2) hessischer Marktflecken, Provinz Starkenburg, Kreis Großgerau; Landgericht, Steuerkommissariat, Steuereinnahme, Forstinspektion, Salzverwaltung, Rathhaus, Bezirksgefängniß, Post, Apotheke, 6 Mühlen, 7 Ziegeleien, 3 Jahrmärkte; 2550 Einw.; — 3) österreich. Orte: a) Dorf, Borsarlberg, Edgr. Bregenz; als Gemeinde 830 Einw.; — b) Weiler, Edgr. Sonnenberg; 120 Einw.; — 4) preuß. Dörfer: a) Provinz Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Belgard; mit dem Vorwerk Eichhof 260 Einw.; — b) (Langenau), Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Sprottau; 2 Wassermühlen; 450 Einw.; hierzu die Kolonien Reichardt und Eichhäuser; — c) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ruppin; Gut; 400 Einw.

Lange Nacht (jüdisch. Rel.), s. Versöhnungsfest.

Langenacker (Geogr.), österreich. Dörfer: 1) Illyrten, Kr. Neustadt, Bez. Treffen; 220 Einw.; — 2) Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Wurmberg; 120 Einw.

Langenäs, eine der nordstrandischen Inseln (Dänemark), ganz nahe bei Nordmarsch; gehört zur Landschaft Pelworm; 400 Einw.

Langenalb, badisches Dorf, Mittelhelmskreis, Oberamt Pforzheim, am Weisenbach und der württemberg. Grenze; 520 Einw.

Langenammung, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Edgr. Osterhofen; 140 Einw.

Langenapel, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Salzwedel, an der Dumme; Rittergut, Wassermühle; 150 Einw.

Langenargen, württemberg. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Tettnang, am Bodensee; Schloßruinen, Bleistiftfabrik, ehemal. Kapuzinerkloster, Marktgerechtigkeit, Schiffahrt; 1100 Einw.; das Schloß rührt von den Grafen von Montfort her.

Langenau (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Schopfheim; 560 Einw.; — 2) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberfranken, Edgr. Ludwigstadt; Floßhandel, Mineralquelle, Blaufarben- und Porzellanfabrik, Holzwaaren- und Kinderspielzeugverfertigung, Mahl- und Schneidemühle; 400 Einw.; — 3) österr.-böhm. Dörfer: a) (Mittel-L.), Kr. Bidschow, Herrsch. Hohenelbe; Mühle, Fleiche; 760 Einw.; — b) (Klein-L.); das.; 200 Einw.; — c) (Nieder-L.), das.; 2 Meierhöfe, Mühle; 1440 Einwohner; — d) (Ober-L.), das.; Hospital, Papierfabrik; 950 Einw.; — e) (Stalice), Kr. Leitmeritz, Herrsch. Burgstein; 650 Einw.; —









L. bekannt durch einige Blätter, welche er meist mit seinem Freund Hendrik Kobel jun. radirte, namentlich: der Reiter vor der Schenke am Ufer der See 1777; — eine Landschaft mit Figuren und Thieren 1777; — die Landung und Einschiffung der Russen und Engländer bei Felsder 1799, unvollendet; — die Bettler von Amsterdam nach P. Barbiers. Nach ihm gestochen haben R. Vinkles und J. Bemme. In L.s Schlachten und Kriegsszenen herrscht ungemeine Lebendigkeit und Abwechslung in den Gruppierungen, seine Fertigkeit und Sorgfalt erstreckt sich bis ins kleinste Detail. Figuren u. Thiere sind gut gezeichnet, schön gruppiert mit gefälligen Licht- und Schattenmassen; auch beobachtete er das Kostüm sehr genau. — 3) Jan Anstony, Sohn des Vorigen, Zeichner und Maler, geboren 1780 zu Rotterdam, Schüler seines Vaters, machte in seiner Jugend mit dem Vice-Admiral Barstnik eine Reise nach St. Domingo, lebte dann zu Amsterdam, Rotterdam, Brüssel, in Haag und wieder Amsterdam, wo er 1818 †. L. war, wie sein Vater, Schlachtenmaler, besonders aber werden seine Pferde gelobt; bei oberflächlicher Betrachtung können viele seiner Werke für die des Vaters genommen werden. In Kupfer hat er geätzt: die Schlacht von Waterloo, in Farben abgedruckt, 1817; — das Aufsteigen eines Luftballons bei Rotterdam, 1804, unvollendet.

Langeneck (Geogr.), bayer. Dörfer, 1) R.-B. Niederbayern, Ldgr. Eggenfelden; 150 Einw.; — 2) das., Ldgr. Pfarrkirchen; 120 Einw.

Langeneck (Geogr.), österr. Dörfer, Worarlberg, 1) (Ober-L.), Ldgr. Bregenzerwald; 540 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; 480 Einw.

Langeneck, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Olpe; Eisenhammer; 240 Einw.

Langenecke, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Lippstadt; 580 Einw.

Langeneisnach (Langenneufnach), bay. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Krumbach und Maßhausen; 880 Einw.

Langenelz, bad. Dorf, Unterthierkr., Amt Buchen; 270 Einw.

Langenerling, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Reg., Ldgr. Stadthaus; 420 Einw.

Langenerringen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Schwabmünchen; 1180 Einw.

Langensfeld (Geogr.), 1) bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Bibart; steinerne Brücke über die Ohr, Schloß, Postexpedition, Mühle; 490 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Grafschaft Schaumburg, Amt Obernkirchen; Mühle; 160 Einw.; — 3) österr.-illyr. Dorf, Kr. Adelsberg, Bez. Wipbach; 130 Einw.; — 4) preuß. Dörfer: a) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Gerdauen; 140 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; Wassermühle (Neumühle); 250 Einw.; — c) Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Aidenau;

360 Einw.; hierzu die Weiler Acht, Aest, Langscheid und Ober- u. Nieder-Weilschenbach, die Fadockenmühle und die Netterhöfe; — d) (Groß-L.), das., R.-B. Arier, Kr. Prüm; 2 Mühlen; 120 Einw.; — e) (Klein-L.), das.; 120 Einw.; — 5) sachsenmeining. Dorf, Amt Salungen; Försterei; 460 Einw.

Langensfelde (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Danzig, im Werder an der Weichsel; 220 Einw.; — 2) Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Grimmen; 120 Einw.

Langensforth, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Langenhagen; 120 Einw.

Langensfuhr (Geogr.), 1) preuß. Koloniesdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Arnswalde; 300 Einw.; — 2) Vorstadt von Danzig (s. d.).

Langengeißling, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Erding; 460 Einw.

Langengraßau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Schweinitz; 2 Windmühlen, Ziegelei; 400 Einw.

Langengrün (Langgrün), reuß.-lobenst.-ebersdorf. Dorf, Amt Hirschberg, am Saalwalde; 370 Einw.

Langengrund, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Hainspach; 3 Mühlen, Bretsäge, 5 Bleichen; 390 Einw.

Langenhagen (Geogr.), 1) hannöv. Orte: a) Dorf, Hildesheim, Grubenhagen, Amt Duderstadt; 400 Einw.; — b) Dorf und 2 adelige Güter, bestehend aus 5 Bauernschaften, Brink, Langensforth, Kirchen-Bauernschaft, Krähwinkel, Kaltenweide; 1410 Einw.; — 2) holst. Dorf, Gut Röndsch-Reveredorf; Försterhaus, Ziegelei; 400 Einw.; — 3) mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Goldberg; 230 Einw.; — 4) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenhagen, an der Ostsee; Wassermühle; 670 Einw.; — b) das.; Windmühle; 200 Einw.; — c) das., Kr. Saargig; Wassermühle; 490 Einw.

Langenhahn, nassau. Dorf, Amt Marienberg; 140 Einw.

Langenhain (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. Friedberg, Ldgr. Bugbach; 440 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Eschwege II.; 370 Einw.; — 3) nassau. Dorf, Amt Hochheim, am Lannus; 430 Einw.; — 4) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Pegau; 120 Einw.; — 5) sachsen-koburg. Dorf, Fürstenthum Gotha, Amt Lennenberg, an der Laucha; Land-Armen- und Arbeitshaus seit 1831, starker Obstbau, 3 Mühlen; 540 Einw.

Langenhals, holst. Distrikt, Gut Groß- u. Klein-Kollmar; umfaßt 6 Höfe und 13 Rathen; 120 Einw.

Langenhard (Geogr.), bad. Dörfer: 1) Mittelrheinkreis, Amt Lahr; 150 Einw.; — 2) Seckr., Amt Mößkirch; 200 Einw.

Langenhart, österr. Dorf, Land unter der

End, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Burg Enns; 150 Einw.

Langenhaslach, bayer. Pfarrdorf, N.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Krumbach; 540 Einw.

Langenhansen, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Bremervörde; 190 Einw.

Langenheide, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg; 200 E.

Langenhennersdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; Flachs- und Obstbau, Mühle, Quaderbrüche; 580 Einw.

Langenhessen, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Werdau; Spinnerei, 3 Mühlen; 1070 Einw.

Langenhettenbach, bayer. Kirchdorf, N.-B. Niederbayern, Edgr. Mallerdorf; Schloß; 160 Einw.

Langenhöfel, Joh. Joseph, deutscher Maler, geboren 1750 zu Düsseldorf, 1782 Hofmaler zu Mannheim, später Galleriedirektor zu Wien, † 1805 das. L. malte verschiedene historische Bilder heiligen und profanen Inhalts, die vollen Beifall fanden, obgleich man bei aller Anerkennung seines fleißigen u. redlichen Strebens nicht sagen kann, daß er der Kunst wesentlichen Vorschub geleistet habe. Auch als Radirer hat sich L. versucht und seine größtentheils nach italienischen Meistern gestochenen 53 Blätter unter dem Titel: „Recueil des dessins, gravées d'après les fameux maîtres, tirées de la collection de l'academie electorale Palatine des beaux arts à Düsseldorf“ herausgegeben.

Langenhof, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, N.-B. Breslau, Kr. Del.; 2 Vorwerke, Windmühle; 350 Einw.

Langenholdinghausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, N.-B. Arnberg, Kr. Siegen; 320 Einw.

Langenholthausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, N.-B. Arnberg, Kr. Iserlohn; 420 Einw.

Langenholzen, hannöv. Hildesheim, Amt Bilderlahe; 370 Einw.

Langenholzhausen, lippe-detmold. Dorf, Amt Warenholz; 930 Einw.

Langenhorn, hamburg. Dorf, Landprätur der See-Islande; 670 Einw.

Langenhorst (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Westphalen, N.-B. Münster, Kr. Rössfeld; 150 Einw.; — 2) das., Kr. Steinfurt; 280 Einw.

Langenich, preuß. Dorf, Rheinprovinz, N.-B. Köln, Kr. Bergheim; 160 Einw.

Langen-Jarchow, mecklenburg-schwerin. Dorf, Fürstenthum Schwerin, Amt Tempzin; 200 Einw.

Langenkandel (Geogr.), s. Kandel 2).

Langenkern (Geogr.), schleswig. Dorf, Zütland, Amt Fredstede, das größte Dorf in Zütland, mit 400 Häusern und 2400 Einw.

Langenkreit, bayer. Dorf, N.-B. Oberpfalz und Regensb., Edgr. Gemau; 170 Einw.

Langenleubarn (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Oberaigen), Land unter der Enns, Viertel ob dem Wienerwald, Edgr. Königstetten;

310 Einw.; — 2) (Unteraigen), das., an der Donau; 260 Einw.

Langenleichen, lauenburg. Dorf, Pgr. Sudow; 110 Einw.

Langenleichen, bayer. Pfarrdorf, N.-B. Unterfranken und Nsch., Edgr. Bischofsheim; Delhandel, Flachsbaum; 640 Einw.

Langenleuba-Niederhain, sachsen-altenburg. Pfarrdorf, Amt Altenburg; Rittergut, 5 Mühlen; 1640 Einw.

Langenleuba-Oberhain, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Berna; Lebngericht, Bleiche, Fabrikation, Viehzucht, 4 Mühlen; 1160 Einw.

Langenlohe, bayer. Dorf, N.-B. Oberfranken, Edgr. Pottenstein; 110 Einw.

Langenlois, österr. Landesfestung und Marktflecken, Land unter der Enns, Viertel ob dem Mannhartsberg, Edgr. Krems; 3150 Einw.; brannte 1846 größtentheils ab.

Langenlorsheim, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, N.-B. Koblenz, Kr. Kreuznach, am Einflusse des Guldenbaches in die Nahe; Hauptort der Bürgermeisterei gl. N.; Gemeindemühle; 1060 Einw.

Langenmoosen, bayer. Pfarrdorf, N.-B. Oberbayern, Edgr. Schrebenhausen; 670 E.

Langenn, Friedrich Albert von, sächs. Staatsmann, geboren zu Merseburg am 26. Jan. 1798, bildete sich auf der Schule zu Zeitz und studierte mit einem damals unter seinen Staatsgenossen seltenen Eifer in Leipzig die Rechte u. Geschichte, las 1820 als Docent daselbst über das römische Recht, wurde 1822 Oberhofgerichtsrath in Dresden, 1823 Appellationsrath u. 1829 Hof- und Justizrath. Nach den Ereignissen von 1830 war er in mehreren Kommissionen, namentlich für die Organisation der Kommunalgarden, für das Ablosungsgesetz und in Untersuchungskommissionen thätig, bis er 1831 als provisorischer Regierungskommissar der Stadt und Universität Leipzig dahin gesandt wurde. In der schwierigen Stellung mitten in der Aufregung der Gemüther nahm er den aufrichtigsten Antheil an Allem, was die Wünsche der Aufgeklärten zu befriedigen geeignet war. Unter seiner Mitwirkung wurde die Stadtverfassung und das Polizeiwesen regulirt, die Handels- und Gewerboverhältnisse fanden billigere Berücksichtigung und bei der Universität traten manche neue Einrichtungen an die Stelle alter, unbrauchbar gewordenen; dahin gehört namentlich der Entwurf neuer akademischer Gesetze. Zum Kreisdirektor für Leipzig 1834 bestimmt, wurde er 1835 als Erzieher des Prinzen Albert, ältesten Sohnes des Prinzen Johann, nach Dresden berufen, und wie ihm bei seinem Weggange Stadt und Universität das Ehrenbürger- und Ehrendoktoratdiplom überreichten, so erhielt er vom Könige die gewöhnlichen Zufriedenheitsbezeugungen: Titel und Orden. Von ihm ist der Gesetzentwurf über das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe. Außerdem trat er 1837 als Mitglied in die erste Kammer. Die Literatur hat L. mit zwei werthvollen historischen Monographien „Leben Herzog Albrechts des Beherzten“ (Leipz. 1838) und „Leben des Kurfürsten Wie-

rig" (2 Bde., Epj. 1841) bereichert, so wie er mehrere Aufsätze für Pölig's „Jahrbücher“ geschrieben und mit Kori „Praktische Erörterungen aus dem Civilrecht und Prozeß“, 2 Bde., 1829—30, herausgegeben.

Langenneundorf, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Liebenwerda, unweit der schwarzen Elster; 270 Einw.

Langenöls (Geogr.), 1) (Oels bei Arnau), österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrsch. Arnau; Mühle, besteht aus Ober-, Mittel- und Nieder-Oels mit 1200 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Nimptsch; 3 Freischoltseien, Wasser- und Windmühle; 900 Einw.; — b) (Mittel- u. Nieder-O.), das., R.-B. Plesch, Kr. Pausbau; besteht aus 2 Theilen, dem Eichgut ob. Eichvorwerk, dem Mittel- und Schloßgut, 3 Wassermühlen, 1 Delmühle, Biegelei; 2680 Einw.; hierzu das Freigut Rostig'sche-Freiheit u. das Vorwerk Tschirnhauserhof; — c) (Ober-O.), das.; 370 Einw.

Langen-Ordnach, bad. Dorf, Seckr., Amt Reustadt; Feld- und Wiesenbau, Viehzucht, große Waldungen; 300 Einw.

Langenortla, sachsen-altenburg. Pfarrdorf, Amt Altenburg; Rittergut; 340 Einw.

Langenpfehl, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 360 Einw.

Langenpreising, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberbayern, Ldgr. Erding; 740 Einw.

Langenprodselten, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken und Nsch., Ldgr. Lohr; Mainüberfahrt, Mahl- und Delmühle, 2 Lohmühlen; 1000 Einw.

Langenrade, holstein. Dorf, Gut Ascheberg; Armenhaus; 140 Einw.

Langenradisch, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Gut Zebau; 180 Einw.

Langenrain, bad. Dorf, Seckr., Amt Konstantz; Schloß; 160 Einw.

Langenreichen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Wertingen; Branntweinbrennerei, Mühle; 390 Einw.

Langenreichenbach, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau, an der Lissa; Rittergut; 770 Einw.

Langenreinsdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Werdau; Spinnerei, starke Viehzucht; 730 Einw.

Langenried, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Ldgr. Weiler; 110 Einw.

Langenrieth, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; Vorwerk; 150 Einw.

Langenroda, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Ebertsherga, in einem engen Thale; 400 Einw.

Langenroth, hannöb. Insel, Aurich, Harlingen, Amt Esens; 110 Einw.; ist seit 1825 fast ganz verlassen worden, weil die Stürme das Land wegreißen.

Langensal, württemberg. Weiler, Tarkr., Oberamt Dehringen; 170 Einw.

Langensalza (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, eine der fruchtbarsten Gegenden Thüringens, $7\frac{3}{4}$ □ M.,

28,000 Einw.; — 2) Kreisstadt das., an der Salza; altes Schloß, lat. Schule, Armen- und Waisenhaus; thüringische Landwirtschaftsgesellschaft, Baumwollenspinnerei, Färberei und Fabriken in Seiden-, Halbselden-, Wollen und Leinwaaren, Stärke und Puder; 7000 Einw. L. ist Hufelands Geburtsort. Einige hundert Schritte von der Stadt entspringt eine Salzquelle, die, erst seit 1811 bekannt, gut gefaßt, mit einem Badehaufe versehen ist, und zur Klasse der kalten salinischen-Schwefelquellen gehört. Das klare Wasser derselben wird beim Zutritte der atmosphärischen Luft trübe milchig, besigt einen starken Schwefelgeruch, einen schwefeligsalzig-bitterlichen Geschmack und hat eine Temperatur von 10 bei 15° R. der Atmosphäre. Analysirt wurde es im Jahre 1812 von Trommsdorff, und dessen Analyse später von Brockmann bestätigt. Das Mineralwasser, in Form von Bädern angewendet, wirkt vorzugsweise auf die äußere Haut reizend, belebend, diaphoretisch, ihre Absonderung verbessernd, dann auf die Schleimhäute, und erwies sich hülfreich bei hartnäckigen, rheumatischen und gichtischen Leiden, chronischen Hautausschlägen, namentlich herpetischer und scabioser Art, und bei durch rheumatische Ursachen veranlaßten Lähmungen. — Geschichtlich merkwürdig ist L. durch den Stieg, welchen am 15. Febr. 1761 die vereinigten Preußen und Engländer unter dem hannöb. General Spörcken über die Sachsen und die Reichsarmee erfochten (vgl. Siebenjähriger Krieg), ingl. durch den Ueberfall der Bayern unter General Taglowitz durch den preuß. Major Helwig, am 17. April 1813. — Eine Chronik von L. erschien von K. F. Göschel, Epj. 1818 und 1820, 2 Bde.

Langensalzwedel, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Stendal; Rittergut, Windmühle; 180 Einw.

Langenschade, sachsen-meining. Pfarrdorf, Amt Saalfeld; 2 Mühlen; 250 Einw.

Langenscheid, nassau. Dorf, Amt Diez; 3 Mühlen; 370 Einw.

Langenschemmern, württemberg. Pfarrdorf, Donaukr., Oberamt Biberach; Burgruine; 440 Einw.

Langen-Schiltach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkr., Amt Hornberg; besteht aus den zerstreuten Höfen, Vogte, Krum- und Langen-S., Föhrenbächle, Bohenlohr und Ruppertsberg; 530 Einw.; — 2) zerstreute Höfe das.; 310 Einw.

Langenschlag, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. Rappottenstein; 110 Einw.

Langenschwalbach (Geogr.), 1) nassau. Amt von 9000 Einw.; — 2) Hauptstadt das., am Münzenbach, zerfällt in Ober- und Nieder-Schwalbach; 3 Kirchen für 3 Konfessionen, Synagoge, sehr besuchten Partikularablaß; 1600 Einw. Bei L. entspringen 16 Sauerbrunnen mit perlendem, wohlschmeckendem Wasser, von welchem aus dem Weinbrunn jährlich 250,000 und aus dem Stahlbrunn 150,000 Krüge versendet werden; der Lindenbrunn entspringt mitten in der Stadt; außerdem besteht noch der







und der geldernschen Geschichte auf dem Stadthaus zu Rimmwegen.

Langeweile (Psych.), jenes lästige Gefühl, welches entsteht, wenn wir wahrnehmen, daß unser Geist nicht hinlänglich beschäftigt ist. Ein auf sehr niedriger Bildungsstufe stehender oder wenig geistig begabter Mensch wird deshalb sehr rasch L. verspüren als ein anderer, dessen Geist geweckter und gebildeter ist. Thätigkeit ist stets das beste Mittel gegen L. Mit ihr verwandt ist der Ueberdruß, der aus Eintönigkeit und zu langer Dauer einer sonst zusagenden Thätigkeit entsteht.

Langeweineberg (L. beim düsteren Keller), preuß. Häuser, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Teltow; über 100 Einw.

Langewerth, oldenburg. Dorf, Herrsch. Kniphausen; 180 Einw.

Langewiese (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Dux; Jäger- und Hegerhaus, Mühle; 260 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Fürstlich-L.), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Detsch; Freischoltseiz; 260 Einw.; — b) (Königl.-L.), das., 170 Einw.

Langewiesen, schwarzburg-sonderhäus. Marktsteden, Amt Gehren, am Fuße des Ehrenberg; Rathhaus, Kienruthhütten, Zinn-, Erbsen- und Reckhammer, 4 Jahrmärkte, Viehmarkt; 1290 Einw.

Langepappel, österr.-böhm. Häuser, Kr. Buzlau, Herrsch. Reichenberg; 130 Einw.

Langewang, niederländ. Dorf, Prov. Friesland, Bez. Herrenvveen; 5100 Einw.

Langfeld, österr. Häuser, Land unter der Eise, Viertel ob dem Mannhartsberg, Bzgr. Weitra; über 100 Einw.

Langfield (Geogr.), f. v. a. Langesfeld.

Langfinner (Ichthyl.), Thunfischart, f. v. a. Scomber Alalunga.

Langfjorden, f. Nordland.

Langfisch (Ichthyl.), f. v. a. Lenz, Gadus Molva L., Lota Molva Cuv.; f. Gadus.

Langfische (Ichthyl.), nach Dken, f. v. a. Dnufloffer.

Langflosser (Ichthyl.), f. v. a. Scomber (Oreus) Alalunga Gm.

Langflugler (Ornith.), Abthl. der Schwimmvögel, f. v. a. Longipennes.

Langföörden, oldenburg. Dorf, Kr. u. Amt Wechta; 330 Einw.

Langfolioformat (Buchdr.), f. Folioformat.

Langfühler (Entom.), Käferfamilie, f. v. a. Palpicornia.

Langfurth, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Bzgr. Wassertrüdingen; 250 Einw.

Langfuß (Ornith.), f. v. a. Strandreiter, Himantopus atropterus Hris.

Langfüßwanze (Entom.), Wanzenart, f. v. a. Zelus.

Langgans, bess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Stadtger. Gießen; 1150 Einw.

Langgass, österr.-mähr. Dorf, Kr. Dimüz, Herrsch. Sternberg; 970 Einw.

Langglied (Exoter), das an der linken Seite der Stange eines Pferdezaumens krumm

gelegene Glied, in welches man die Rinneleite hängt.

Langgliedriger Bandwurm (Zool.), f. Bandwurm.

Langgond (Geogr.), f. Hüttenberg.

Langgoolin (Dlugagoolina), preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Dobornik; 250 Einw.

Langgut, preuß. Borwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Mühle; 160 Einw.

Langhaar, 1) das lange Haar an Menschen und Thieren; — 2) (Perrückenm.), das lange glatt-abgezogene Haar, welches zu Beuteln, Zöpf- und Damenperrücken oder zu falschen Zöpfen gebraucht wird, um Frisuren verschiedener Art daraus zu bilden.

Langhälse (Ornith.), nach Dken, 1) Abtheilung der Junge der Schwimmvögel. — 2) Abtheilung der Junge der Sumpfvögel.

Langhänder (Ornith.), Longimanä, Familie der sperlingsartigen Vögel, f. Fisirosfres.

Langhagen, mecklenburg-schwerin. Bese, wendischer Kreis, Amt Goldberg; 170 Einw.

Langhals (Säugeth.), f. v. a. Camelus Lama, Auchenia Llama M.; f. Camelus.

Langhals (Molluscl.), Acepbalengatt., f. v. a. Union.

Langhalsjungfer (Entom.), f. v. a. Kasmeelstiege, Raphidia.

Langhalskäfer (Entom.), Käfergatt., f. v. a. Colluris.

Langhaus (Biogr.), 1) Karl Gottward, berühmter deutscher Baumeister, 1733 zu Landshut in Schlesien geb. Durch Privatstudien und auf Reisen (1759—75) gebildet, wurde er 1775 Kriegs- und Oberbaurath bei der Kammer zu Breslau u. kam 1785 als Geh. Kriegs- und Direktor des Oberhofbauamtes nach Berlin. Er starb 1808 zu Grunewald bei Breslau. Bekannteste Werke: in Breslau das fürstl. Hagfeldsche Palais, die Kirche der 11,000 Jungfrauen, die Börse; in Landshut das große Armenhaus; mehrere Dorfkirchen in Schlesien; — in Berlin: das (1817 abgebrannte) Schauspielhaus und das brandenburger Thor. Auch schrieb er mehrere Abhandlungen über sein Fach. — 2) L., des Vor. Sohn, Schüler und Nachfolger, leitete 1844 den Wiederaufbau des in der Nacht vom 18.—19. August 1843 abgebrannten berliner Opernhauses (vgl. L. Schneider, Geschichte der Oper und des königl. Opernhauses in Berlin. Mit architektonischen Beiträgen von L., Berl. 1846); vorher hatte er das neue Museum zu Berlin gebaut und das Palais des Prinzen v. Preußen restaurirt. Er ist königl. Oberbaurath.

Langhaus (Pomol.), guter Wirtschaftsherbstapfel mit anfänglich grüngelber, später citronengelber Schale mit Karminstreifen, weißem, zuweilen etwas rosenrothem, saftigem Fleische und weinsäuerlichem, etwas gewürzhafem Geschmack; reift Ende Octobers, hält sich bis Weihnachten.

Langhecke, nass. Ort, Amt Runkel, bei



Bekanntheit mit orientalischer Literatur und Geschichte und Geographie des Orients zu verbreiten. Er benutzte dazu vorzüglich die in Indien und England erscheinenden Werke und Reisebeschreibungen, von denen er eine auserlesene Sammlung zu erwerben wußte; schrieb Anmerkungen und Zusätze zu denselben, machte Auszüge aus ihnen bekannt, oder lieferte neue Ausgaben derselben. Auch lieferte er in Zeitschriften eine große Menge kleiner Artikel und Notizen über orientalische Gegenstände. Zuerst machte er sich bekannt durch die „Instituts politiques et militaires de Tamerlan“ (Paris 1787), welches Werk er nach einer englischen Uebersetzung des persischen Originals bearbeitete. Etwas später ließ er das vom Missionär Amiot verfaßte Wörterbuch der Wandschusprache drucken. Im J. 1795 bewirkte er die Errichtung der Ecole des langues orientales vivantes d'une utilité reconnue pour la politique et la commerce zu Paris, bei welcher er Professor der persischen Sprache wurde. Auch ward er Mitglied der Akademie der Inscriptions und Konservateur der orientalischen Handschriften der Nationalbibliothek. Er lieferte Beiträge für die große Sammlung „Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale“ und das „Magasin encyclopédique“, begann eine französische Ausgabe der zu Kalkutta erschienenen „Asiatic researches“ und lieferte neue Ausgaben der Reisen von Thunberg, Pallas, Norden, Forster, Chardier und unter dem Titel „Monumens de l'Hindostan“ eine neue Ausgabe des großen Kupferwerkes über Indien von Daniell.

Lang-Phota (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Dlauha Phota), Kr. Bunzlau, Herrschaft Brezno; Jägerhaus, Mleierhof, Schäferei; 440 Einw.; — 2) (Dlauha Phota), Kr. Labor, Herrschaft Proby; Mleierhof, Mühle; 320 Einw.

Langlieben (Lugo Mielowic), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel; Wassermühle; 180 Einw.

Langlingen, hannöb. Pfarrdorf, Amt Elbingen; adeliges Gut, Försterei, Post; 600 E.

Langlois (bildende Künstler), 1) L., französischer Blumenmaler und Illuminirer, gab 1580 ein Blumenbuch in Kupfer heraus, dessen Titelblatt von L. Gaultier gestochen ist. — 2) Jean, Zeichner und Kupferstecher, 1649 zu Paris geb., lebte lange in Rom und † um 1712. Etach u. A. Architekturstücke nach Palladio, ferner viele Blätter nach G. Reni, P. da Cortona, L. Boullogne, Le Brun, A. Carracci, Raphael, L. Lombart u. A., meist in großem Format. — 3) Peter Gabriel, 1754 zu Paris geb., Schüler Simonets, lieferte, außer vielen und zum Theil guten selbstständigen Blättern nach Titian, Teniers, Pellegrini, P. Veronese, Ostade u. A., Etiche für literarische und belletristische Werke, wie zu Beaumarchais' Ausgabe der Werke Voltaire's, zu Le noir's Musée des monumens français. Er † um 1800. — 4) Vincenz Maria, Kupferstecher, des Vorigen Bruder und Schüler, 1756 zu Paris geb., † ?; nach Moreau, Lebar-

bier, Rubens, Wandyk, L. Carracci, L. Dolce, Titian, Lesueur u. A. — 5) L. de Séjanne, Claude Louis, Porträtmaler, 1757 zu Séjanne geb., Schüler von Beaufort, wurde Direktor der Zeichenschule zu Sens, hielt später in Paris ein Atelier; † nach 1830. Geschichtlichen Werth haben seine zahlreichen Bildnisse berühmter französischer Feldherren. — 6) Etach Hyacinth, Zeichner und Kupferstecher zu Rouen, 1777 zu Pont-de-l'Arche geb., Davids Schüler, lieferte viele Blätter in literarische und archäologische Werke, wurde Mitglied der Akademie zu Rouen und mehrerer anderer Akademien. Werke von ihm sind: Notices sur les manuscrits du moyen-âge; — Histoire monumentale de la cathédrale de Rouen; — Essai de la peinture sur verre; — Notice sur les tombeaux gallo-romains découverts à Rouen etc. Noch im Jahre 1839 erschien von ihm Essai sur les Enervés de Jumièges et sur quelques décorations singulières de cette abbaye, mit 5 Kupfern. Eigene Blätter: Frieze mit allegorischen und philosophischen Darstellungen im Geschmacke des Th. de Bry. Viele Landschaften und gothische Monumente, in Crayon und mit der Feder ausgeführt. — 7) Jérôme Martin, Historienmaler, 1779 zu Paris geb., Schüler Davids, setzte, nachdem er 1809 den ersten Preis gewonnen, seine Studien in Rom fort und lieferte nach seiner Heimkehr in die pariser Ausstellungen viele treffliche Werke, die ihn auch im Ausland bekannt machten und ihm während der Restaurationszeit den unvermeidlichen Orden der Ehrenlegion zuzogen. Er †, als Mitglied des Instituts, am 28. December 1839. — 8) Charles, Schlachtenmaler, 1789 zu Beaumont (Calvados) geb., Zögling der polytechnischen Schule, später Schüler von Girodet und S. Bernet, brachte es im Kriegsdienst bis zum Bataillonschef und außerdem zum Inhaber des Ehrenlegionsordens. Bekannteste Bilder: Schlacht von Sednam; — Erstigung der großen Redoute von Moskau; — Uebergang über den Lek; — Uebergang über die Beresina, gest. von Vict. Adam; — Treffen von Benouth, Lithograph. von M. Lavigne; — mehrer Ansichten um Algier. Noch mehr Aufsehen aber erregten L.' Schlachten-Panoramen, wie das Panorama von Navarin, und das noch berühmtere des Brandes von Moskau (von 1839). Der Beschauer wird durch dieses Stück auf einen Thurm des Kremls versetzt, von wo man den untern Stadtheil fast niedergebrannt sieht, während Napoleon mit einem Theil der Garde die Burg verläßt; von der dem Brande entgegengesetzten Seite des Horizonts tritt dem Beschauer ein ruhiger Sonnenuntergang bei heiterem Himmel entgegen. — 9) L. de Chevreuille, Lucien Theophile Ange Sotheine, Historienmaler, 1803 zu Mortin (Depart. Manche) geb., Schüler des Barons Gros, wollte längere Zeit in Rom, Pompeji und Genf und ließ sich dann in Rouen nieder, wo er ein Atelier für Malerei und Perspektive eröffnete; später wurde er Konservator des Museums von Cherbourg und Professor des Zeichnens am Kollegium zu Paris, wo er 1843 †. Außer mehreren vortreffli-

der Marne, mit Briangon die höchstgelegene Stadt Frankreichs; Bischofssitz, Ober- und Handels-Tribunal, schöne Kathedrale, 2 Hospitäler, großes und kleines Seminar, öffentliche Bibliothek, Fabriken von chemischen Waaren, vorzügliche Messerfabriken, Fanence, Leder (besonders Maroquin), Färbereien, Brauereien, Essigkudereien, Handel mit Getreide, Mehl, Wein, Hanf, Flachs, Käse etc.; 8300 Einw. Vaterstadt von Julius Cäsar und Diderot. Auf den Höhen südlich von P. (Plateau de P.) und in der Nähe ist die Theilung zwischen dem Mittel-, atlantischen und deutschen Meere. Zur Rhone gehen von hier: Tille, Vingeanne, Saolong u. a. Zuflüsse; zur Seine: Marne, Aube; zum Rhein: die Maas. — Geschichtliches. Im Alterthum hieß E. Andomatunum; es lag im belgischen Gallien und war die Hauptstadt der Lingonen. Hier erlitten die Alemannen im Anfang des 4. Jahrhunderts eine Niederlage durch die Römer. Dann wurde die Stadt von Attila und den Vandalen verbrannt. Später kam sie an Burgund und 843 nach der Ländertheilung an Karl den Kahlen. E. wurde frühzeitig der Sitz eines Bischofs. Ehemals hatte die Stadt eigene Grafen; aber im J. 1179 kam sie durch Herzog Hugo III. von Burgund an die Bischöfe, welche als Besizer derselben zu Herzogen von E. erhoben wurden.

Langres Weine, gehören zu den Champagnerweinen und werden im Bezirk Langres (Haut Marne) gewonnen, sie sind roth von feinem Bouquet.

Langrois, vorzügliche Gattung französischer Käse, die um Langres an den Grenzen von Champagne erzeugt werden.

Langroiva, portug. Flecken, Weira, nördlich von Guarda; in niedriger und ungesunder Gegend; warme Schwefelquellen, Bleiminen.

Langrüssel (Entom.), nach Dken, Sippschaft der Kunst der Rüsselkäfer, diejenigen Gattungen enthaltend, bei denen der rüsselförmige Kopf länger als der Hals ist; vergl. *Eucullonina*.

Langrüßler (Entom.), Rüsselkäfergattung, s. v. a. *Rhynchänus*.

Langrune, franz. Dorf, Depart. Calvados, nördlich von Caen; 2280 Einw.

Langsahlingen (Seew.), unter den Marsen eines großen Schiffes diejenigen Theile des sich kreuzenden Gerüsts, die nach der Länge des Schiffes liegen. Sie sind an den Mast mit Bolzen befestigt und tragen den Fuß der Stange, oder vielmehr das durch dieselbe geschobene Schlotholz.

Langschede, preuß. Bauernschaft, Provinz Westphalen, M. = B. Arnsberg, Kr. Hamm, an der Ruhr; Jahrmarkt, Wochenmarkt; 230 E.

Langscheid, preuß. Dorf, Rheinprovinz, M. B. Koblenz, Kr. Coar; 220 Einw.

Langscheider (Pamol.), kleiner, aber guter Wirtschaftsapfel, von platter Form mit kurzem Stiel; Schale blaßgelb, rothgestreift, sparsam punktiert; Fleisch weiß, etwas röthlich, fein, saftig, süß; zeitigt im December und Januar, hält sich gegen ein Jahr. Der Baum gedeiht auch in rauheren Gegenden.

Langscheidt, preuß. Freiheit, Prov. Westphalen, M. = B. und Kr. Arnsberg, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 390 E.

Langscheid (Stellm.), das Querholz auf den Deichselarmen der Wagen, welches unter dem Langwagen hindurch geht.

Langscherbe (Seew.), die Zusammenfügung zweier Planken, so daß sie mit ihren schräg zugeschnittenen Enden neben einander liegen und beide die Breite einer Plank haben; werden sie aber mit den nach der Dicke keilförmig abgeflachten Enden über einander geschoben, daß sie hier nur die Stärke einer Plank behalten, so heißt es eine **Plattscherbe** oder **Lesch**.

Langslicht (Bergb.), eine Schicht von 12 Stunden.

Langschieb, nassau. Dorf, Amt Langenschwalbach; 110 Einw.

Langschläger = **Baldhäuseln**, österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Edgr. Weitra; 240 Einw.

Langschlag, österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Edgr. Weitra, an der Zwettl; 320 Einw.

Langschnabel, I. (Ornith.), s. v. a. *langschnäbliger Säger*, *Mergus serrator* L. — II. (Ichthol.), Fischgattung, s. v. a. *Ehelmo*.

Langschnäbler (Ornith.), nach Dken, 1) Sippschaft der Kunst der Kelschnäbler oder Ruckenfresser. — 2) Sippschaft der Kolbenschnäbler oder Gackler.

Langschnauzen (Säugeth.), nach Dken, Abtheilung der Schnauzenaffen, die Gattungen *Inuus* und *Macaco* enthaltend.

Langschotige Pflanzen (bot. Term.), s. v. a. *Plantae siliquosae*.

Langschub (Regelspiel), s. **Regelspiel**.

Langschubbauen, s. **Straßenbau**.

Langschwanz (Ichthol.), 1) Bitteraalart, s. v. a. *Gymnotus macrourus* Bl., *Carapus carapo* Cuv. (s. d.); — 2) Kehlflößergattung, s. *Macrourus*. — **Langschwänze**, I. (Krustac.), s. v. a. *Krebse*, *Macroura* Latr.; s. *Decapoda*. — II. (Amphib.), nach Dken, Abtheilung der Ringel-Eidechsen oder Schleichen.

Langsdorf (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Marktflecken, Prov. Oberhessen, Kr. und Edgr. Hungen; Rathhaus, Ziegelei, Branntweinsbrennerei, Leinweberei, 3 Jahrmärkte; 830 Einw.

Langsdorf (Biogr.), Karl Christian, Mathematiker und Technolog, geb. 1757 zu Rauheim bei Friedeberg, war erst Landrichter der Herrschaft Broitz bei Düsseldorf, dann Salineninspektor zu Gersbronn bei Anspach, wurde 1796 ordentlicher Professor der Technologie zu Erlangen, 1804 Professor der Mathematik und Technologie in Wilna und 1806 geheimer Hofrath und Professor der Mathematik zu Heidelberg, wo er †. Unter seine wichtigsten Schriften gehören: *Grundlehre der mechanischen Wissenschaften*, Erlangen 1802; — *Erläuterungen höchst wichtiger Lehren der Technologie*, das. 1807, 2 Bde.; — *Vollständige Anwendung der Salzwetzkunde*, Altenburg 1784–96, 6 Bde.; — *Lehrbuch der Hydraulik*, das. 1794–97; — *Neue Erweiterungen der mechanischen Wissenschaften*, besonders zur Vervollkommenung der



Langtenne, f. Scheune.

Lang-tsu (Langzhing), asiat. Flecken, China, Tibet, fällt in den Landsee Kuwan Nad Langa.

Vanguard, engl. Fort, Suffolk, auf einer Landspitze, an der Mündung des Stour, Harwich gegenüber.

Vanguas (Bot.), nach König, Pflanzengatt. Arten: f. Hellenia.

Languedoc (Geogr.), ehemalige Provinz in Frankreich, grenzte nordöstlich an die Rhone u. Garonne und an Lyonnais, westl. an Auvergne, Guienne und Gascogne, südlich an die Grafsch. Foix und Roussillon, südöstl. an das mittelländ. Meer und östlich an die Provence, Comtat-Venaissin und Dauphiné. In früherer Zeit hatte die Provinz noch größern Umfang, indem auch Guienne, Limousin und Auvergne dazu gehörten. Ihren Namen hatte die Landschaft davon, daß die Einwohner in ihrem Provinzialdialekt oc statt oui sagten, weshalb man auch das übrige Frankreich Langued'oui nannte. L. hatte sonst seine eigenen Landstände und theilte sich in die 3 Theile: Haut-L. (Ober-L.), Bas-L. (Nieder-L.) und die Ebenen (Ebenennen). Toulouse war die Hauptstadt überhaupt und insbesondere von Ober-L., Montpellier von Nieder-L. Jetzt ist die Provinz in die Departements Ardèche, Aude, Gard, Ober-Garonne, Hérault, Ober-Loire, Lozère und Tarn getheilt. — Geschichtliches, f. Aquitanien und Toulouse.

Languedoc (Pomol.), Traubensorte, f. v. a. Fleischtraube (f. d.).

Languedoc-Kanal (Canal du midi, Süd-Kanal), einer der ältesten u. größten Kanäle Frankreichs, im Süden desselben, u. überhaupt einer der berühmtesten der Welt, entworfen von Andréossin, angefangen 1666 u. vollendet 1680 von P. P. Riquet, mit einem Kostenaufwande von 17½ Mill. Livres. Er setzt vermittelst der Garonne das mittelländ. Meer in Verbindung mit dem atlant. Ocean. Unterhalb Toulouse, dessen Mauern er bespült, beginnend, geht er über Castelnau-dary bei Carcassonne nördlich, bespült Beziers u. tritt in den Strandsee von Thau, welchen der Hafen von Cette mit dem mittelländ. Meere verbindet. Der Kanal hat auf solche Weise eine Länge von 32 Meilen, bei einer Breite oben von 60 u. unten 32, u. bei einer Tiefe von wenigstens 6 Fuß. An 55 Stellen ruht er brückenartig auf Arkaden, unter welchen Flüsse u. Bäche ungehindert in den alten Betten fließen. Er trägt Barken von 1200—2000 Ctr. Ladung u. ist mit 113 Schleusen versehen. Eine Meile von Beziers läuft er 600 Fuß lang unter einem Berge (Malpas) hin, in einem Gewölbe, das zum Theil gemauert, zum Theil bloß in den Felsen gehauen ist. Auf dem höchsten Punkte des Kanals, 600' über dem mittelländ. Meere u. 126' über der Garonne, ist das Bassin von Narrouse, woraus das Wasser für den östlichen u. westlichen Theil des Kanals vertheilt wird. Dieses Bassin erhält sein Wasser aus dem weit größern Basin von St Ferréol, dem der ganze Kanal seine Fortdauer verdankt. Dasselbe befindet sich zwischen zwei Bergen des schwarzen

Gebirges, empfängt das Wasser eines Baldbaches, hat eine Stunde im Umfange u. wird von diesen beiden Bergen u. einem kolossalen, gemauerten, 216 F. dicken, 2400 F. langen u. 160 Fuß hohen Damme gebildet. Dieser Damm hält die 99 F. tiefe, gegen 900,000 Kubiktoisen oder etwa ¼ mehr als der ganze Kanal enthaltende Wassermasse auf u. hat tief unten 2 übereinander befindliche Gewölbe. Am Ende des höhern Gewölbes sind drei große messingene Cylinder angebracht, mit 3 Hähnen verschlossen. Öffnet man diese, so stürzt das Wasser mit furchtbarem Geräusch in das untere Gewölbe u. gelangt so weiter in das Bassin von Narrouse, wo sich das Wasser nach Osten u. nach Westen zur Speisung des Kanals vertheilt. Der L.-K. gibt Wasser ab an die Kanäle der Pyrenäen u. von Robine (Lunel). 8—10,000 Menschen arbeiteten an diesem Kanale, den Ludwig XIV. erbauen ließ.

Languedocweine, die in der französischen Provinz Languedoc erzeugten Weine. Sie wachsen vorzüglich in der Gegend von Montpellier bis nahe an die spanische Grenze. Sie werden von Cette bezogen und seawärts zu und verladen; tritt indeß für diesen Weg ein Hinderniß ein, so kommen sie auch mittelst des Kanals von Languedoc und der Gironde zu und über Bordeaux; doch ist dieser Transport kostspieliger. Die vorzüglichsten Sorten sind: a) der Muskat-Rivesaltes und Muskat-Lunel. Ersterer besitzt ein eigenthümliches aromatisches Gewürz und einen ähnlichen edeln Geruch, so wie eine edle Geistigkeit und Süßigkeit. Der zweite enthält zwar viel Arom und edeln Geist, doch nicht so concentrirt und von etwas anderer Art. Ist er indeß noch süßer und milder und milder erdigend. b) Diesen Sorten folgen Muskats-Fontignan, Beziers und Montbazin. Sie alle besitzen große Ähnlichkeit mit dem Lunel, doch scheint der Fontignan sich dem Rivesaltes zu nähern, den er gleichwohl in Güte nicht erreicht. Sind diese 3 Sorten von einem guten Jahrgang erzeugt, so erhalten sie im zweiten, höchstens dritten Jahre viel Delikatesse, und sollen ihrer Süßigkeit und nährenden Bestandtheile wegen mageren, mit Husten befallenen Personen besonders dienlich seyn. Sie werden stark nach allen Ländern versandt. Die rothen Sorten sind unter dem Namen Muskat de Clermont bekannt, bekannt, werden aber wegen ihrer geringen Haltbarkeit selten weit versandt. c) Demnächst folgen die Weine Piccardin und Côte de Cette, wovon die besten Sorten unter den Namen Vin du Gres und Vin de Cailloux versandt werden. Der erste ist in der Jugend oft sehr fett und süß, aber von wenig Gewürz und Feingeruch, und wird daher, so lange er seine Süßigkeit behält, mit anderen süßen Weinen vermischt; ist er aber durch Zerlegung des Zuckersstoffes mittelst der allmählichen Gährung kräftiger und trockener geworden, so läßt er sich wieder zur Veredlung anderer geringerer, säuerlich geistiger Weine mit Nutzen anwenden, und wird in diesem Zustand unter dem Namen „trockner Piccardin“ oft versandt. Der Côte de Cette ist eigentlich kein süßer Wein; denn, wenn er auch beim Absenden

noch viel Lieblichkeit besitzt, verliert er diese doch bald und wird kräftiger. Er ist ebenfalls arm an Gewürz und überhaupt an Feinheit, u. wird daher oft durch Versehung mit anderen Weinen zu seinem Vortheil veredelt.

Languiglia (spr. Langbellia), Stadt in der Riviera di Ponente der sardinischen Prov. Genua; am Meer unweit des Vorgebirgs Nelle; bedeutender Handel und Schifffahrt.

Languenane od. **Bourriere**, eine aus dem besten und reinsten Flachsgewebte französische Leinwand, die ihrer Güte und Dauer halber sehr gesucht wird und die meist nach Biskaya und Navarra geht. Vorzüglich schön macht man sie im Departement der Nordküsten, zu Dinan, St. Brieux und den umliegenden Dörfern.

Languente (Languito, franz. Languissant, Russl.), s. v. a. seufzend, sehnsuchtsvoll, schmachtend.

Languet, Hubert, kühner und geistvoller politischer Schriftsteller, zu Bleanx in Bourgoigne 1518 geboren, studirte in Frankreich und ging dann nach Deutschland, wo ihn Camerarius mit der Lehre der Reformatoren bekannt machte. Die Unruhe in Deutschland trieb ihn nach Italien; daselbst studirte er in Padua die Rechte, erhielt 1548 den Doktorgrad und lehrte 1549 nach Wittenberg zurück, um in Melanchthons Nähe zu leben. Nachdem er das nördliche Europa besucht, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten August von Sachsen, war 1568 auf dem Reichstag zu Speyer zugegen und wurde vom Kurfürsten in wichtigen Geschäften, besonders bei Karl IX., gebraucht. L. befand sich während der Bartholomäusnacht in Paris, rettete mehre seiner Freunde, mußte aber darauf sich selber verbergen. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Dranien, dem er sehr nützlich war. Er † zu Antwerpen am 30. September 1581. Mit Uebergabe mehrerer für die damalige Zeitgeschichte wichtiger Schriften nennen wir nur sein berühmtes Werk: *Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate*, Ebdinb. und Basel 1579, das er unter dem Namen Junius Brutus herausgab.

Languette, 1) feines weißes Zwirnband; — 2) (Näht.), eine gezackte Besehung.

Languetia (ital., Moellusl.), s. v. a. Hülsenförmige Meeresschelde, *Solen siliqua* L.

Languettiren, Weißzeug am Rand mit Zacken verzieren.

Langueng, franz. Dorf, Depart. Côtes-du-Nord, Arr. St.-Brieux; 2600 Einw.

Languidie, franz. Flecken, Dep. Morbihan, Arr. Lorient; 6070 Einw.

Langula, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Mühlhausen; 850 Einw.; vgl. Dorla.

Languor (lat., Med.), 1) das Schwächten; — 2) die Mattigkeit, Schwäche; — 3) L. lymphaticus, die Wassersucht von allgemeiner Schwäche.

Languria (Entom.), nach Latreille, Gattung der Coleoptera tetramera Clavipalpi Latr., der Horde der Moderfresser und der Zunft der

Pilzkäfer nach Den, unter Krotulus Fabr. — Charakter: Fühlerkeule fünfgliederig; Kiefertasten fadenförmig, am Ende verdidet; Körper linienförmig; Halschild länglich viereckig. Arten sämtlich außereuropäisch, bekannteste: 1) *L. bicolor* Latr. Rothbraun, mit schwarzen Flügeldecken und einem gleichfarbigen Flecken auf dem Halschild. Aus Amerika. — 2) *L. orientalis* Latr. Aus Syrien, Vgl. Olivier, Coleopt. V, 88.

Languasco, Philipp, Graf v., zu Anfang des 14. Jahrh. Herr von Pavia, † 1315 in Gefangenschaft zu Mailand.

Langusten (Krustac.), s. v. a. Locustina, Abtheilung der Macroura; s. Decapoda.

Langvand, schwed. Berg, Normland, östlich von Sjonen-Fjord.

Langwaaren, alle Gewebe, welche im Kleinhandel mit der Elle gemessen werden.

Langwaden (Geogr.), 1) großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Kr. Bensheim, Edgr. Zwingenberg; 220 Einw.; — 2) preuß. Weiler, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Grevenbroich; 300 Einw.

Langwagen (Stellm.), 1) das lange Stück Holz an Rüst- und Bauernwagen, das über der Achse des Hinterwagens befestigt ist und zur Verbindung desselben mit dem Vorderwagen dient; — 2) s. v. a. Fuhelwagen; — 3) s. v. a. Hinterwagen.

Langwald (Geogr.), bayer. Orte: 1) (Langquaid), Marktflecken, R.-B. Niederbayern, Edgr. Rottenburg; 5 Brauhäuser, Schleiße und Gypsmühle; 700 Einw.; — 2) (Ober- u. Unter-L.), R.-B. Oberbayern, Edgr. Pfaffenhofen; 160 Ein.

Langwalde (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Braunsberg; 460 Einw.; — 2) (Groß-L.), das., Kr. Rastenburg; Wormerk; 180 E.

Langwanze (Bot.), WanzenGattung, s. v. a. Miris.

Langwanzen (Entom.), s. v. a. Lygodes, Abtheilung der L., Geocorisae (s. d.).

Langwarden, oldenburg. Pfarrdorf, Kr. Ovelgönne, Amt Burhave; Postexpedition; 180 Einw.

Langwart, bayer. Marktflecken, R.-B. Niederbayern, Edgr. Kellheim, am Isar; 550 E.

Langwasser (Geogr.), 1) (Alt-L.), österr. schles. Dorf, Kr. Troppau, Herrsch. Obergendorf; Mühle; 120 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Löwenberg; 2 Wassermühlen; 1480 Einw.

Langwede, oldenburg. Dorf, Kr. Becht, Amt Steinfeld; mit dem Gute Diek oder Detch; 760 Einw.

Langwedel (Geogr.), 1) hannöv. Marktflecken, Stade, Verden, Amt Verden; Steuerbinnenreceptur, früher eine Burg; 610 Einw.; — 2) hollstein. Dorf, Klostergericht Isehoe; Mühle, Ziegelei; 460 Einw.

Langweid, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Edgr. Göggingen; Brauhaus, Brantweinbrennerei; 280 Einw.

Langweiler (Geogr.), preuß. Dörfer: 1)





keilförmig abgestuft. Er ist von der Größe unseres großen Würgers, aber schlanker. Am Kop. Der Junge ist bräunlich. Baill., Afr. 61 u. 62. — 7) *L. lactuosus* Licht. Schwarz, die Schulterfedern am äußeren Rande, die Schwanzfedern an der Spitze weiß. Mit einem Federbusch. Brasilien. — 8) *L. ferrugineus* Lath. Obenher dunkelkastanienbraun, untenher heller, Kehle weiß, der abgestufte Schwanz mit weißgelblichen Erdflecken. Auf Isle de France. Vog. de Fraycinet, Taf. 17. — 9) *L. Bulbul* Sh., der Bubu. Obenher bis zum Schwanz schwarz, untenher rein weiß, Streiffedern gelbrothlich, ein schneeweißer Streif über die Flügel. Das Weibchen ist obenher blässer, am Bauche mehr rotgelb. Die Flügel sind sehr kurz. Im ganzen südlichen Afrika. Baill., Afr. 68. — 10) *L. Cuhlan* Sh. Obenher schwarz, der Unterrücken weiß, die Schulterfedern halb weiß, die Schwingen weiß gerandet, untenher weißlich, alle Schwanzfedern schwarz, weiß gefranzt. Beim Männchen ist der ganze Rücken schwarz. Kafferland. Baill., Afr. 72. — 11) *L. Karu* Less. Schwächling; Oberseite glänzend schwarz und grünlich. Die Schwanzfedern weiß gesäumt. Die drei äußeren Schwanzfedern am Ende weiß. Ein weißer Strich über dem Auge zum Schnabel. Unterseite weißlich. Vog. de la Coq. pl. 12. — 12) *L. Capensis* Sh., der Brubru, *L. Brubru* Licht. Scheitel und Nacken schwarz; über dem Auge läuft nach hinten ein weißer Streif. Brust, Kehle, Hals und Bauch weiß, der Bauch zur Seite rothrot. Flügel und Schwanz schwarz; mit Weiß melirt. Der Schwanz mit weißen Spitzen. Dem Weibchen fehlt das reine Weiß. Am Vorgebirge der guten Hoffnung, weit landeinwärts. Baill., Afr. 71. — 13) *L. madagascariensis* Daub. Aschgrau, untenher weißlich, die Deckfedern rothbraun, der Schwanz zum Theil eben so. Ein schwarzer Bügel zwischen Schnabel und Auge. Kehle schwarz. Von der Größe eines Sperlings. Madagaskar. Daub., enl. 299. — 14) *L. naevius* L. Das Männchen grau, auf der Mitte des Scheitels schwarz, Flügel u. Schwanz schwarz, weiß gefleckt. Die Schwingen außen weiß gerandet. Das Weibchen obenher olivenbraun, der Scheitel rothbraun, Bauch aschgrau. Cayenne, Brasilien. Daub., enl. 377. — 15) *L. bicolor* Gm. Blau, mit schwarzen Schwingen. Schwanzende u. Stirn um den Schnabel herum auch schwarz. Untenher weiß. Auf Madagaskar. Daub., enl. 298, Fig. 1. — 16) *L. americanus* Daub. Schwanz, Kehle und Nacken weiß, Brust und Bauch aschgrau. Auf den ersten Schwanzfedern ein weißer Fleck, die mittleren Schwanzfedern schwarz, die Seitenfedern an der Spitze weiß, die äußeren fast gänzlich. Nordamerika. Daub., enl. 397. — 17) *L. pyrrhonotos* Vieill. Stirn schwarz; von da durchs Auge bis zur Schulter herab ebenfalls, Hinterkopf und Nacken grau, Kehle und Brust weiß, Flügel und Schwanz schwarz, Unterrücken und Bauch gelbroth; der Schwanz sehr abgestuft. In Ostindien. Vieill., Gal. 135. — 18) *L. caesius* Licht. Das Männchen dunkel aschblau.

Das Weibchen oben olivenbraun, mit röthlichen Schwingen, weißer Kehle, brauner Brust, rothrothem Bauch, am Steiß zimmetroth. Cayenne, Brasilien. Temm. pl. col. 17. — Arten, bei denen die Ranten des Oberschnabels etwas eckig sind, *Lanio Vieill.* — 19) *L. tamnophiloides* Sp. Bismlich groß; obenher hell kastanienbraun, unten ockergelb, der Schwanz braunroth, die Schwingen schwarzbraun. Brasilien. Spir. 26, 1. — 20) *L. Domicella* Licht. Schwarz, mit weißen Schultern, die Schwingen an der Spitze weiß. Das Weibchen braun. Brasilien. — 21) *L. Oliva* Sh. Obenher olivengrün, ins Gelbliche ziehend; untenher ockergelb, wie auch die Seitenfedern des Schwanzes und ein Stirnband. Vom Auge herabwärts nach den Schultern ein breiter schwarzer Streif oder Fleck, der dem Weibchen fehlt; das junge Männchen hat einen weißen Bauch. An der Algoabat. Baill. 75. 76. — 22) *L. barbarus* Cuv., der Bonolek. Schwarz, untenher feuerroth, Scheitel, Nacken und Füße nebst Streiffedern gelb. Am Senegal und Kap. Etwa 9 Zoll lang. Das Weibchen ist matter von Farbe, sein Oberkopf olivengrün. Baill. 69. — 23) *L. atrococcineus* Lurch., *Malacococcyus atrococcineus* Burchell. Obenher schwarz, untenher feuerroth. Die Flügel mit einer weißen Längsbinde. Am Gariep in Südafrika. Zool. Journ. V, 1, nr. 4, Taf. 18. — 24) *L. erythrogaster* Rüpp. Ganz dem Vorigen gleich, nur daß er nichts Weißes hat. Vielleicht doch mit ihm eins. In Senaar. Rüppel Taf. 29. — 25) *L. gutturalis* Cuv., la pie-grièche Perrin. Oberseite grün, ins Grauliche; über dem Auge und an der Schulter ein gelber Streif. Kehle, Brust und Bauch purpurroth, ein schwarzer Streif vom Schnabelwinkel durchs Auge den Hals herabgehend und sich mit einem schwarzen Querband auf der Brust verbindend. Unterseite des Schwanzes schwarz. Afrika. Baill. 286. — 26) *L. Bachakiri* Sh. Scheitel und Nacken grau, ein gelber Streif als Augenbraun über dem Auge, vom Schnabelwinkel bis auf die Brust ein schwarzer Streif, der eine goldgelbe Kehle einfaßt. Bauch und Schenkel ebenfalls gelb. Rücken, Flügel und Schwanz olivengrün, ins Gelbliche, der Schwanz und die Schwingen an den Seiten schwarz und gelb. Gleicht völlig dem Vorigen, außer daß er gelb statt roth hat. Am Kap. Baill. 67. — 27) *L. dubius* Sh., *Motacilla dubia* Sh., la cravatte blanche. Kopf, Brust, Schwingen und Schwanz schwarz, die Kehle rein weiß, Körper gelb, Flügel und Schwanzbaß berggrün. Auf Java. Baill. 115. — Arten, die sich durch etwas kürzern und zarteren Schnabel unterscheiden, *Vireo Vieill.* — 28) *L. poliocephalus* Lichtenst. Obenher papageizgrün, der Kopf grau, Bügel, Bauchseite und lange Schenkel gelb, Deck- und Steuerfedern mit gelben Spitzen. Senegambien. — 29) *L. flavifrons* Vieill. Kopf und Vorderrücken gelb, ins Olivengrüne; Augenkreis, Kehle und Brust schön citronengelb. Schultern und Unterrücken aschgrau. Schwingen schwarzbraun mit zwei weißer Querbinden, die längeren Federn



und Steißfedern rostgelb. In den Wäldern von St. Paul. Spix 35. — Arten mit dünnem, geradem Schnabel und mit aufgerichteten Federbüsch, *Prionops Geoffr.* — 55) *L. plumatus* Sh., la Bagadai. Federbüsch, Rücken und die ganze Unterseite des Körpers weiß; Hinterkopf aschgrau; Flügel schwarz mit einem weißen Längsstreif, die äußern Schwanzfedern und das Ende des schwarzen Schwanzes gleichfalls weiß; der Federbüsch ist nach vorn gerichtet, und die hintern längern Federn können sich aufrichten und zurückschlagen. Vom Senegal. Vieill., Gal. 142. — 56) *L. albifrons* Vieill. Klein, kurzschwänzig, der Körper braunroth (zimmetroth) mit schwarzem Rücken, Flügeln und Kopf. Hinter dem Auge ein kleiner weißer Streif. Der weiße Federbüsch besteht aus schmalen spizen Federn, und ähnliche bilden die Kehle. Cayenne. Vieill., Gal. 129.

II. *Vanga* Buff., Sperberwürger. Schnabel groß, überall sehr zusammengedrückt; Spitze des Oberschnabels sehr scharfkantig, die des Unterschnabels nach oben gerichtet. — 57) *L. curvirostris* L., der Vanga. Oben schwarz, mit grünlichem Hinterkopf; unten weiß, die ersten fünf Schwanzfedern mit einem weißen Fleck. Der Schwanz ist keilförmig, der Unterschnabel mit gekrümmter Spitze wie der Oberschnabel. Auf Madagaskar. Daub., enl. 228. — 58) *L. destructor* Temm., Fleischervogel, Regenvogel, Butcher-bird, Rain-bird. Oberkopf und ein Backenbart schwarz, Rücken und Schulterfedern schiefergrau, Schwingen schwarzbraun, mit weißem Längsstreif, Nase, Kinn, Kehle, Seitenhals und Bürzel weiß, Brust u. Bauch weißlichgrau. Schwanz schwarz mit weißen Spizen. Neuholland. Er lebt einsam auf Bäumen in der Nähe der Wohnungen, und macht bei Regenwetter viel Lärm. Temm., pl. col. 273. — 59) *L. kirhocephalus* Less. et Gorn. Mit Federbüsch; Kopf und Hals grau, Schwingen und Schwanz braun, Rücken orange, Bauch orange. Schnabel weißlich. Auf Neuguinea, auch Neuholland. Vog. de la Coquille de Duperrey pl. 11. — 60) *L. Vigorii* Cuv. Das Männchen unten blau, oben aber vom Rücken an schön schwarz und weiß gebändert; ein schwarzer Federbüsch bedeckt den Kopf. Das Weibchen ist am Kopf, Hals, Rücken u. unten schmutzigbraun, oben schwarz und rostgelb gebändert, der Federbüsch mehr braun. Große Vögel mit langem Schwanz und kurzen Flügeln. Neuholland. Vog. de Freycinet pl. 18 et 19.

III. *Ocypterus* Cuv., Schwalbenwürger, Longrayen. Schnabel kegelförmig, überall gerundet, ohne Firste, kaum am Ende etwas gebogen, mit sehr feiner, zur Seite leicht eingetriebener Spitze, Füße ziemlich kurz, Schwingen so lang und länger als der Schwanz, was ihnen selbst den Flug unserer Schwalben gibt; aber sie verbinden damit den Muth der Würger und scheuen sich selbst nicht, Raben anzugreifen. — Die Arten an den Küsten und auf den Inseln des indischen Oceans ziemlich zahlreich, wo sie unaufhörlich und rasch im Verfolg der Insekten herumfliegen. — Vergleichs über diese Untergat-

tung Valenciennes, Monographie in den Mém. du Muséum Taf. VI, p. 20, pl. 7. 8. 9. — 61) *L. sanguinolentus* Cuv. Schwarz, mit purpurrothem Bauchfleck und einem kleinen Fleckchen gleicher Farbe am Flügel. Die Schnabelspitze weiß. Temm., pl. col. 499. — 62) *L. leucorhynchus* L. Obenher nebst Flügeln und Schwanz schwarz, Schnabel, Brust, Bauch und Steiß ganz weiß. Sonnerat, l. voyage, pl. 25. — 63) *L. viridis* Cuv., der grüne Würger. Kopf, Oberkörper und Schwingen dunkelgrün, der Schwanz schwarz, die Unterseite weiß. Die zwei mittleren Schwanzfedern spielen auch ins Dunkelgrüne wie die äußeren Ränder der übrigen. Auf Madagaskar. Daub., enl. 32, 1 u. 2.

IV. *Barita* Cuv., Krähenwürger, Casslean. — 64) *L. varius* Cuv.; — 65) *L. tibicen* Cuv.; — 66) *L. streperus* Cuv., f. *Barita*.

V. *Chalybaeus* Cuv., Stahlwürger; — 67) *L. parateneus* Cuv.; — 68) *L. cornutus* Cuv., f. *Chalybaeus*.

VI. *Parus* Cuv., Sperlingwürger, Bécarde Buff. Schnabel kegelförmig, sehr dick, an der Basis rund, die Stirn nicht einschneidend; Schnabelspitze hakig, leicht zusammengedrückt. Sämmtliche Arten leben in Südamerika. — 69) *L. cayanus* L., la Bécarde, Pachyrhynchus cayanus Spix. Hell aschgrau, Kopf, Schwingen und Schwanz schwarz. Der Schnabel an der Basis fleischfarbig. Seine Lebensart ist die unserer Würger. Vieillot, Gal. 134. — 70) *L. inquisitor* Off., *L. cayanus* 7. Lath. Mit ganz schwarzem Schnabel, besteserten Zügeln; die innere Fahne der Schwanzfedern an der Basis weiß. — 71) *L. Vieillotii* Cuv. Obenher olivengrün, mit schmutzigweißer Kehle und Hals und gelber Brust. Jardine u. Selby, Ill., Taf. 10, Fig. 1. — 72) *L. castaneus* Cuv. Kastanienbraun; etwas gehaubt. Jardine u. Selby, Ill., Taf. 10, Fig. 2. — 73) *L. Cuvieri* Swains. Aschgrau, auf dem Rücken dunkler, Stirn, Backen, Schwingen und ein großer Fleck auf dem Schwanz schwarz. Spix, Taf. 44, Fig. 2.

VII. *Graculus* Cuv., Rabenwürger, Choucaris Buff. — 74) *L. papuensis* Gmel.; — 75) *L. novae Guineae* Cuv.; — 76) *L. melanops* Cuv.; — 77) *L. viridis* Cuv.; — 78) *L. puella* Cuv., f. *Graculus*.

VIII. *Bethylus* Cuv., Eiferwürger. — 79) *L. picatus* Lath.; — 80) *L. corvinus* Sh., f. *Bethylus*.

IX. *Falcunculus* Vieill., Reissenwürger. — 81) *L. frontatus* Lath.; — 82) *L. gutturalis* Vieill., f. *Falcunculus*.

X. *Pardalotus* Vieill., Sautkönigwürger. Schnabel kurz, wenig zusammengedrückt; obere Firste zusammengedrückt; Spitze mit einer Kerbe. Sehr kleine Vögel mit kurzem Schwanz. — 83) *L. punctatus* Sh., *Pardalote pointillé* Vieill. Auf dem Scheitel einen Federbüsch, von dem jede Feder einen weißen Punkt zeigt; Rücken schmutzigbraun, Bürzel rothbraun, Flügel und Schwanz schwarz, jede Feder am Ende mit einem rein weißen Perlfleck. Seiten des Kopfes grau, schwarz punkirt, Kehle und Brust

Fantasprache, s. v. a. **Malisprache**.

Fankat, ostind. Fleden, Sumatra, an der Ostküste, der Insel Lampir gegenüber in die Straße von Malakka.

Fankau, preuß. Dorf, Prov. Schl.-hen, R.-B. Breslau, Kr. Rastlau; Vorwerk, Ziegel; 120 Einw.

Fanke, 1) die Seite des Baues, die Weiche; — 2) bei den brandenburgischen Fischern die Seite des Wassers, auf welcher gefischt wird; — 3) der Schenkel eines Thieres; — 4) bei den Wirtchern eine fehlerhafte Krümmung oder ein Knoten im Reife, auch eine Grube in einer Daube, welche das Schließen des Reifs verhindert; — 5) die Lache.

Fanke (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Ramin; Gut, Windmühle; 120 Einw.; — 2) Fluß, s. **Nau-gardt**.

Fanken (Geogr.), 1) lauenburg. Dorf, mit Gut 490 Einw.; — 2) mecklenburg.-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Lub.; Mühle; 230 Einw.; — 3) preuß. Dörfer: a) Prov. Schl.-hen, R.-B. Breslau, Kr. Gubrau; Vorwerk, Kreisholzerei, 4 Windmühlen; 570 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Büllschau; 180 Einw.; — c) Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Klatow; 400 Einw.; — d) das., Kr. Schlawau; Mühle; 240 Einw.

Fankeningen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Riedesung; 150 Einw.

Fankensperger, in München, der Erfinder der beweglichen Aeren.

Fankern, preuß. Bauerschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Dörken; 520 E.

Fanketten (Seew.), starke Hebelbäume, an dem einen Ende spiz, an dem andern mit einem Kopfe versehen, und zum Zusammenpressen der Wollfäden dienend; beim Gebrauch werden die Enden der F. durch Seile scharf zusammengezogen.

Fanki, asiat. Stadt, China, Prov. Tsch.-Kiang, am Tschien-Tang-Kiang, rechts.

Fankou-Tou, asiat. Stadt, China, Prov. Yun-Nan.

Fankow (Geogr.), 1) lauenburg. Dorf, Amt Rastburg; 150 Einw.; — 2) mecklenburg. Dörfer: a) Schwerin, Fürstenthum und Stiftsamt Schwerin; Schule; 170 Einw.; — b) Stralsund, Fürstenthum Rastburg, Amt u. Lan-vogel Schönberg; 120 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Schiefelbein; 200 Einw.

Fankowice, preuß. Dorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Schubin; Vorwerk, über 100 Einw.

Fankowitz (Geogr.), 1) österr.-steier. Standsbesitzung und Bezirk, Kr. Graz; umfaßt 18 Gemeinden mit 3580 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., Schloß, ehemal. Franciskanerkloster, Armenanstalt, Steinkohlengruben (auf dem Breynas-fogel, wahrscheinlich einst Baisan); 300 E.

Fankrink, Prosper Heinrich, holländ. Landschaftsmaler, Sohn eines deutschen Solda-

ten, 1628 geb., wurde von seiner Mutter zum Mönch bestimmt, bezog aber, statt des Klosters, die antwerpener Akademie, wo er mit besonderm Fleiß die Gemälde- und Handzeichnungen des S. Rosa studirte. Später ging er nach England, wo er mit Peter Vely in enge Verbindung kam, dessen Werken er häufig die landschaftlichen Gründe beifügte. F. † 1692. J. Smith nach ihm.

Fanksa, ostind. Ort, Sumatra, an der nordöstlichen Küste, südöstlich von der Diamant-Spize.

Fankum, oldenburg. Dorf, Kr. und Amt Kloppenburg; Gut; 130 Einw.

Fankuppen (Stanz F. u. John Knoten), 2 vereinigte preuß. Dörfer, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Memel; 310 Einw.

Faulum, europ.-asiat. Stadt, Präsidentschaft Bengalen, westlich von Calcutta.

Faunmour, französ. Stadt, Depart. Finistère; 2600 E.; dabei St. Jean du Doigt, ein viel besuchter Wallfahrtsort.

Faunarvilly, franz. Dorf, Depart. Finistère Arr. Brest; Mineralquellen.

Faune, franz. Dorf, Depart. Basses-Pyrénées, westlich von Cleron; 970 Einw.

Fannica (Bot.), nach Richard, Gattung der Terebinthaceae Spondiaceae Rich. Zwei Arten: L. acida u. velutina Rich., Bäume in Senegambien.

Faunemegau, franz. Stadt, Depart. Hautes-Pyrénées, Arr. Bagnères-de-Bigorre, am Baïse-Dechant, mitten in der gleichnamigen Heide; 1240 Einw.

Fannen, luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kant. Redingen; 200 Einw.

Fannepax, franz. Stadt, Depart. Gers; südlich von Contem.

Vanner, Joseph Franz Karl, deutscher Komponist, der ältere Kompanion der berühmten Walzerfirma Strauß und Vanner, der sich später noch ein dritter Name Labiggi zugesellte. F. geb. am 11. Apr. 1803 zu Wien, verließ schon in früherer Jugend ein ausgezeichnetes musikalisches Talent; er spielte Violine und brachte es auf diesem Instrumente zu einer bedeutenden Fertigkeit. Ausdendglänzenden Koncertsälen, wo in unserer Zeit, wie er bald tance ward, die Kunst vergebens nach Brod geht, wandte er sich bald hinweg und suchte ein bezugs-lückeres Leben in einer niedern Sphäre; er wandte seine Virtuosität der Tanzmusik zu. Anfangs mit seinen Freunden ein Quinett und Sextett bildend, übte er größtentheils eigen komponirte Tanzstücke, auch Arrangements beliebiger Kompositionen ein, die ungemessenen Beifall fanden. Es dör übte sich inzwischen, sein Geschmak für den Vortrag, wie für die Kompositionen solcher Musikstücke ward geläutert, und als er sein Orchester vergrößern mußte, wandte er seine Erfindungskraft auch auf die Instrumentation, bei deren Behandlung er in der That schaffend zu Werke ging. Die Hauptfache blieb jedoch die meisterhafte Exekution. Das ganze öffentliche Leben Wiens gestaltete sich durch F.'s Musik um; die Orte, wo er und sein später hinzugegetretener

Schüler u. Kollege Strauß mit ihrem Tanzorchester sich hören ließen, anders; sie zogen das ganze Publikum Wiens an und brachten so eine Vermischung der Stände hervor, die in diesem Grade sonst nie eingetreten wäre. Strauß trennte sich später von L., und beiderivalisirten nun. Beide machten auch mit ihren Orchestern förmliche Musikreisen, namentlich durchzog Strauß (i. d.) später ganz Deutschland, Frankreich und England, während L. Wien allein behauptete und nur Streifzüge in die Nachbarländer unternahm. Die Zahl der Kompositionen L.'s geht weit über hundert hinaus; es sind meist Walzer, aber größere, vieltheiliger als man sie früher hatte; außerdem Märsche, Galops, Kontretänze, auch einige Ouvertüren und andere Balletstücke. Alle verrathen Erfindung, Humor und oft eine gewisse Sentimentalität, ein schwachtendes Element, wie es Tanz mitunter liebt und dadurch einen gefährlichen, fast wollüstig zu nennenden Reiz auf die Nerven ausübt. Im Besiz eines ansehnlichen Vermögens u. auf der Höhe des Ruhms und des Lebens überraschte den heitern Mann 1843 ein plötzlicher Tod.

Lannes (Geogr.), austral. Vorgebirg, Neuholland, an der Südküste, westlich vom Kap Montaigne,

Lannes (Biogr.), 1) Johann, Herzog von Montebello, berühmter Feldherr der französischen Kaiserzeit, wurde am 11. April 1771 zu Lectoure im Gersdepartement geboren und genoss auf der dortigen Stadtschule den ersten Unterricht, bis seinen Vater das Unglück traf, einer Bürgschaft wegen, eine Meieret, den Hauptbestandtheil seines Vermögens, verkaufen zu müssen. Der junge L. trat hierauf bei einem Kürbier in die Lehre, und befand sich dort, als im J. 1792 das allgemeine Aufgebot zu den Waffen rief. L. trat als Feldwebel ein, diente in der Armee der Syrriden u. bewies so viel Muth, Einsicht und Eifer, daß man ihn 1795 schon an die Spitze eines Bataillons stellte. Gleichwohl war er unter den Offizieren, die nach dem Frieden von Basel (9. Thermidor) von den Konventsdeputirten wegen Unfähigkeit entlassen wurden. Ohne Anstellung in dem Heere, beschloß L., als Freiwilliger zu dienen, und ging 1796 zur Armee von Italien, deren Oberbefehlshaber ihn bald bemerkte und sich auch erinnerte, daß derselbe am 18. Oktober 1795 in Paris unter ihm gedient habe, als der Nationalkonvent von den pariser Sektionen angegriffen ward. Das Gefecht von Millesimo erhob den Bataillonschef L. zum Obersten des 25. Regiments. Ebenso fand der Uebergang über den Po, die Brücke von Kobl und das Gefecht bei Bassano Tage des Glanzes für L., der beim Sturm von Pavia zum Brigadegeneral ernannt wurde, und erneuerte Beweise seiner Tapferkeit bei der Belagerung von Mantua, in den Gefechten von Gombio und Governolo, so wie in der Schlacht von Arcole gab. Beim Einrücken der franz. Armee ins päpstliche Gebiet, nahm L. Imola und dieser Gewinn allein reichte hin, den Papst zum Frieden zu bewegen, den L. darauf abschloß. Nach dem Frieden von Campo Formio sollte L. eine Anstellung bei der sogenannten Armee von England erhalten; aus Un-

hänglichkeit aber für Bonaparte folgte er diesem mit nach Aegypten, wo er abermals unter den Mauern von Alexandrien, bei den der Einnahme von Kairo vorhergehenden Gefechten, bei der Belagerung von St. Jean d'Acre und in der Schlacht von Abukir sich auszeichnete. Bei Belagerung des letztgenannten Ortes, die er leitete, wurde er sehr schwer verwundet. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, leistete er dem Obergeneral in den Tagen des 18. Brumaire wesentliche Dienste u. übernahm dann als Divisionsgeneral den Befehl über die 9. und 10. Militärdivision zu Toulouse. Obschon ein besserer Krieger als Unterhändler, wußte er dennoch durch Festigkeit alle Unruhen zu unterdrücken, welche von einer der neuen Regierungsforn, der Konsularregierung, feindlichen Partei angestiftet werden sollten, ging aber bald wieder nach Paris. Am 16. Apr. 1800 zum Chef der Konsulargarde ernannt, folgte er dem ersten Konsul zu dem in Italien wieder beginnenden Feldzuge. Er führte die Vorhut der Armee über den Bernhard, dann über Turin vor, nahm die Stellungen von Estradella und Casteggio u. schlug den Feind am 9. Mai bei dem Flecken Montebello. Für sein Benehmen in letzter Schlacht erhielt er einen Ehrensäbel. Bei Marengo kommandirte er als Generalleutnant des ersten Konsuls 2 Divisionen, und trug sehr viel zum Erfolg des Tages bei. Im J. 1801 ernannte ihn Bonaparte zum bevollmächtigten Minister in Lissabon, wo sein Benehmen dem französischen Namen Achtung verschaffte. Später gerieth er in Zwist, weil er seine Forderungen zu weit ausdehnte, für Schiffe, die mit Waaren beladen in den Tago einlaufen wollten, völlige Abgabefreiheit verlangte, und wurde zurück gerufen. Bei Errichtung des Kaisertroones erfolgte seine Ernennung zum Marschall und zum Herzog von Montebello, bald darauf die zum Großadler der Ehrenlegion und Chef der 9. Kohorte dieses Ordens. Im Feldzuge gegen Oesterreich (1805) erhielt L. den Befehl über die Vorhut der großen Armee. Er ging am 25. Sept. über den Rhein, am 8. Okt. über die Donau, nahm wesentlichen Theil an dem Gefecht von Wertingen, u. bemächtigte sich der Städte Ulm, Braunau und Linz. Nach seiner Ankunft in Wien ging er der russischen Armee entgegen und lieferte derselben am 16. Okt. das heftige Treffen bei Hollabrunn. Bei Austerlitz befehligte er den linken Flügel und trug viel zum Gewinn der Schlacht bei. Er nahm den fliehenden Russen die Bagage und besetzte nach dem Waffenstillstand (7. Dec.) Mähren. In dem nächsten Feldzug von 1806 führte er abermals den linken Flügel. Er schlug am 9. Okt. den Fürsten Hohenlohe, befehligte am 14. in der Schlacht von Jena das Centrum und nahm am 21. die Festung Spandau. Als sich die Russen zur Unterstützung Preußens in Bewegung setzten, drang er in Polen ein und schlug, nachdem er am 30. Nov. in Warschau eingerückt, am 26. Dec. den Feind bei Pultusk. Eine schwere Wunde zwang ihn, einige Zeit unthätig zu bleiben. Im Mai 1807 jedoch übernahm er das Kommando über das Reservecorps und zwang am 24. Dan-

zig zur Kapitulation. Nach seiner Vereinigung mit der Armee betheiligte er sich am 10. Juni am Treffen bei Heilsberg und am 14. bei Friedland. Zum Generaloberst der Schweizer ernannt, begleitete er 1808 den Kaiser nach Spanien, wo er am 22. Nov. 1808 den General Castaños in der Schlacht von Tudela schlug und darauf die berühmte Belagerung von Saragossa leitete. Im Feldzug von 1809 gegen Oesterreich befehligte er am 22. Apr. zwei Divisionen in dem Treffen von Eckmühl und am folgenden Tage bei der Einnahme von Regensburg. An der Spitze des Vortrabs begab er sich darauf nach Wien und zog daselbst nach einer 2tägigen Beschießung am 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Esslingen, am 21. Mai, führte er den Befehl im Centrum. Als er bei der Gefahr, in welcher sich die Franzosen am 22. befanden, die Linien durchritt, um den Soldaten Muth zuzusprechen, riß eine Kanone ihm beide Beine hinweg. Man trug ihn zu dem Kaiser, der über die Verwundung L. tief erschüttert war. L. ergriff Napoleons Hand und sagte: „In einer Stunde werden Sie den verloren haben, der mit dem Ruhm und der Ueberzeugung stirbt, Ihr bester Freund gewesen zu seyn.“ Kurze Zeit darauf (31. Mai) † er zu Wien. Die Leiche wurde nach Strassburg geschafft und 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt. L.' ältester Sohn — 2) Napoleon August, Herzog von Montebello, geb. 1802, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Seebienste. Er ging als bevollmächtigter Minister nach Schweden, später in gleicher Eigenschaft nach der Schweiz, wo er sich besonders durch die Note vom Juli 1836, welche die Entfernung der politischen Flüchtlinge forderte, berüchtigt machte. Am 1. April 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, trat es aber schon am 12. April dem Marschall Soult ab. Nachdem ging L. als Gesandter nach Neapel.

Lannesdorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Bonn; 480 Einw.

Lanneur, franz. Stadt, Depart. Finistère, nordöstlich von Morlaix; ungesund, Handel mit Pferden, Vieh und Getreide; 2630 Einw. Dabei sehr besuchter Wallfahrtsort St. Jean du Doigt.

Lannilis, franz. Flecken, Dep. Finistère, Arr. Brest; Töpferei; 3180 Einw.

Lannion (Geogr.), 1) franz. Bezirk im Depart. Nordküsten; 19 □ Meilen mit 94,000 E.; — 2) Hauptstadt das., am Guer, rechts, mit einem leicht zugänglichen und dem atlantischen Ocean nahen Hafen, westlich von Brieuc; Ober-Tribunal; Papierfabrik, Mineralquellen, Handel mit Wein, Hanf, Flach, Butter, Vieh; 40 Schiffe; 5630 Einw.

Lannoy (Geogr.), franz. Stadt, Dep. Nord, Bezirk Lille; Baumwollspinnerei, Baumwollzeug, Del, Zuckerfabrik, Gerberei, Färberei; 1600 Einw. Geburtsort des Orientalisten Franz Raybeling.

Lannoy (Waarenk.), Gattung Tripp, die in der Gegend bei Lille, an dem gleichnamigen Orte, gewebt wird.

Lannoy (Biogr.), 1) Karl von, Fürst von Sulmona, Vizekönig von Neapel, geb. um 1470, aus einem der ältesten flandrischen Geschlechter, diente unter Maximilian I. in den niederländischen und venetianischen Kriegen, und war 1521 Gouverneur von Tournay. Nach dem Tode Prosper Colonna's, 1523, erhielt er von Karl V. das Kommando über die in dem Mailändischen stehenden Truppen. In der denkwürdigen Schlacht bei Pavia, 1525, war er es, der aus den Händen Franz' I. dessen Degen empfing, da sich der Fürst an Niemand anderes ergeben wollte. L. führte den gefangenen König zuerst nach dem festen Schloß Pizzighitone und von da nach Spanien, für welchen Dienst ihn Karl V. mit dem Fürstenthum Sulmona und den Herrschaften Astu und de la Roche belohnte. Er † 1527 zu Gaeta an der damals im Neapolitanischen herrschenden Pest. Ueber seine Verdienste als Feldherr sind die Geschichtsschreiber verschiedener Meinung. Die Einen schildern ihn als einen umsichtigen und talentvollen General, während ihm die Andern alle Fähigkeiten, und selbst persönliche Tapferkeit absprechen; doch gestehen die Letzteren, daß L. in allen ritterlichen Spielen sich stets hervorgethan, die Gunst des Kaisers aber und der Umstand, daß er ein Niederländer von Geburt war, viel dazu beigetragen habe, ihm Neider und Feinde zu erwecken.

— 2) Ferdinand von, geb. in Italien 1510, Sohn des Vorigen, zeichnete sich in kaiserlichen Diensten in den italienischen, deutschen und flandrischen Feldzügen aus, ward nach und nach Statthalter von Holland, Artois u. Grave, welches letztere er befestigen ließ. Er † 1579.

3) Juliane Kornelie, Baronesse von, holländische Dichterin, geb. zu Breda 1738, stammte aus einer vornehmen sehr alten Familie und trug nicht wenig bei zum Wiederaufblühen der holländischen Dichtkunst. Von der Natur mit trefflichen Anlagen ausgerüstet, machte sie einen hohen Grad der Bildung sich zu eigen und lebte dann, entfernt von dem Treiben der großen Welt, den Musen. Sie † 1782. Für die Bühne schrieb sie: „Leo de Groote“ (1767), „De belagering van Harlem“ (1770) und „Cleopatra“ (1776). Ihre „Dichtkundige Werke“ erschienen zu Leyden 1780 (2 Bde.) u. ihre „Nagelaten dichtwerken“ gab Bilderdijske (1783) heraus. — 4) Eduard, Freiherr von, Dichter und Komponist, geb. zu Brüssel 1785, kam durch die französische Revolution nach Deutschland und lebte wechselnd in Wien und auf seinen Gütern in Steyermark. Von 1830 — 1835 ward er Vorsteher des Konservatoriums in Wien. Er komponirte die Operetten: die Räuber, die Morlacken, Tibussa und Kätki, so wie die Melodramen: Ein Uhr, der Mörder, Emmy Teels, die Galeerenklaven, der Löwe von Florenz und der schwarze Alba, die auf vielen deutschen Bühnen den verdienten Beifall fanden. Auch als Dichter und als Instrumental-Komponist hat L. manches Treffliche geleistet.

Lano, Stadt, s. Maule.

Vanobre, franz. Dorf, Depart. Cantal, nördlich von Bart; 1720 Einw.

Lanosa (Bot.), nach Fries, Wollfadens



folgte, stand noch vor ihm und zog täglich Verstärkungen an sich. Eine zweite Schlacht konnte er jetzt nicht wagen. Er marschirte deshalb nach Devizes, ließ hier sein Fußvolk unter dem Ritter Hopton stehen und begab sich mit dem Reste seiner Kavalerie nach Oxford, um dort Verstärkungen zu erwarten und sich dann wieder bei Devizes mit seiner Infanterie zu vereinigen. Inzwischen wurde Devizes belagert, durch den Lord Wilmot aber entsezt und die Parlements-truppen den 13. Juli bei Roundway abermals geschlagen.

Landdown (Biogr.). 1) William Petty, Graf Schelburne, Marquis von, britisch. Staatsmann, geb. 1737, stammte väterlicherseits aus der alten Familie der Hig-Maurice. Von Seiten der Mutter war er ein Enkel des berühmten, 1685 verstorbenen Doktors Sir Will. Petty. Nach des Vaters Tode erhielt er 1761 den Titel eines Grafen von Schelburne und unter diesem Namen trat er, nachdem er mehre Jahre an der Spitze der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Cbatam ins Ministerium, aus dem er bei dessen Auflösung im J. 1768 ebenfalls seinen Rückzug nehmen mußte. Seitdem zeigte er sich als der beständige Gegner der ministeriellen Politik hinsichtlich der Maßregeln u. des Krieges gegen die nordamerikanischen Kolonien. Im J. 1782 wurde er endlich Staatssekretär des Auswärtigen, und als solcher leitete er sogleich die Friedensunterhandlungen mit den vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Kabinetts, legte aber, durch die Verbindung zwischen Fox und North gezwungen, schon 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt mit dem 24-jährigen Pitt eröffnete, kürzte auch das Koalitioneministerium. Pitt jedoch wußte, wahrscheinlich aus Eifersucht, ihn vom Eintritt ins Kabinet abzuhalten. Um ihn jedoch im freundlichen Verhältnisse zur Regierung zu erhalten, wurde derselbe 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre darauf zog er sich auf seine Güter zurück und lebte als eifriger Beschützer der Gelehrten und Künstler. Er † am 7. Mai 1805; seine bedeutende Bibliothek kaufte das britische Museum. — 2) Henry Higmaurice Petty, Marquis von, einziger Sohn des Vorigen, aus dessen zweiter Ehe mit Louisa Hig-Patrick, der Tochter des Grafen von Upper Osery, wurde am 2. Juli 1780 geboren. Nachdem er in der westminster Schule, dann zu Edinburg, unter der Aufsicht u. Pflege des Philosophen Dugald Stewart, und endlich zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung vollendet, bereiste er den Kontinent u. trat nach erlangter Volljährigkeit in das Unterhaus. An den heftigen Verhandlungen des Revolutionskrieges nahm Lord Henry Petty, wie er damals hieß, selten Antheil; seine Thätigkeit widmete er hauptsächlich den irischen Angelegenheiten und zeigte trotz seiner Jugend bedeutende Gewandtheit. Nach Pitts Tode ward er Abgeordneter für die Universität Cambridge und kam als Kanzler der Schatzkammer auf kurze Zeit in das von Fox und Grenville ge-

bildete Koalitions-Ministerium. Seine Stellung war in sofern höchst schwierig, als er die ungeheuren Auflagen vor dem Unterhause rechtfertigen sollte, die der Krieg erforderte. Als sein älterer Bruder 1809 ohne Erben starb, erhielt er mit der Adelswürde und den Stammgütern seiner Familie den Sitz im Oberhause. Er vertrat das Interesse des Prinz-Regenten bei den Verhandlungen über die Regenschastsbill und hatte nach Percevals Tode Hoffnung, mit Grey und andern gemäßigten Anhängern der Whigpartei wieder in das Ministerium zu kommen, bis die Forderungen dieser Partei die Unterhandlungen vereitelten. Unter Liverpool's Ministerium, dem er feindlich gegenüberstand, war er nie ein heftiger, selbst nicht ein thätiger Gegner, aber ein standhafter Befürworter der Emancipation der Katholiken. Schon 1824 machte er einen kräftig unterstützten Antrag auf die unmittelbare Anerkennung der sudamerikanischen Staaten, indem er vorzüglich auf den Grund sich stützte, daß sich die Unabhängigkeit der Kolonien nicht verhindern lasse, u. Spanien nicht im Stande sey, die abgefallenen Länder wieder zu unterwerfen. Im J. 1827 übernahm er auf Connings dringendes Bitten das Ministerium des Innern, dann unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Mipon) die auswärtigen Angelegenheiten. Als jedoch Wellington in die Verwaltung trat, zog er sich zurück und griff wieder zur Opposition. Wiederum erhob er seine Stimme gegen die Bedrückungen der Katholiken und in den irischen Verhältnissen. Eben so arbeitete er für Verbesserung der Kriminaljustiz und setzte eine Akte (Landown-Akte) durch, welche alte, harte Strafbestimmungen abschaffte. Im J. 1830 trat er in das Reformministerium Grey's, und übernahm das Amt eines Präsidenten im Ministerrathe. Auch unter der Verwaltung Melbourne's behielt er diese Stellung bis zum Austritt der Whigs am 28. August 1841. Bei allen wichtigen Fragen dieser langen Verwaltungsepoche zeigte er sich gemäßigt und den Tories näher, als die meisten seiner übrigen Kollegen. — Durch wissenschaftliche und umfassende Kenntnisse ausgezeichnet, steht er auch in hohem Ansehen in den gelehrten Kreisen der Hauptstadt, nimmt thätigen Antheil an mehren Anstalten für Wissenschaft u. Kunst und ist Vorstand der British institution, der Akademie der Musik und der zoologischen Gesellschaft.

Lausen, mecklenburg-schwerin. Pfarrdorf, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; Mühle; 240 Einw.

Lansing, nordamerikan. Stadtgebiet, W. St., Staat New-York, Grafschaft Tompkins, 175 Meilen westl. von Albany, 300 Meilen von Washington; Boden: hügelig, fruchtbarer tiefer Lehm. Flüsse: der Salmon und dessen Nebenflüsse. 3 Säuhäuser, 1 Hochofen 3 Walkmühlen, 3 Gerbereien, 1 Brennerei, 6 Mähl-, 11 Sägemühlen, 1 Seelmühle, 24 Schulen mit 1307 Schülern; 3670 Einw.

Lansingburg (Geogr.). 1) nordam. Stadtgebiet, W. St., Staat New-York, Grafschaft Rensselaer; 10 Meil. nordöstl. von Albany, 380

Meil. von Washington; Boden: am Fluß Hudson, der das Stadtgebiet im Westen begrenzt, eben, im Osten hügelig, kiefiger und thoniger Lehm. Post, 47 Kaufläden, 1 Gerberei, 1 Brauerei, 2 Druckereien, 1 wöchentl. Zeitung, 1 Mahlmühle, 1 Akademie mit 100 Zöglingen, 9 Schulen mit 550 Schülern; 3330 Einw.; — 2) Ort das. Stadtgebiet Lansingburg, auf dem östl. Ufer des Hudson, am Beginn der Sloop-Schiffahrt; hat 7 Kirchen (2 presbyterian., 1 episcop., 1 bapt., 2 methodist., 1 univers.), 37 Kaufläden, 1 Kupfer- u. Eisengießerei, 2 Wachs- tuch-, 3 Würstfabriken, 1 Gypsmühle, 1 Mahlmühle, 2 Gewehrfabriken, 6 Malzhäuser, 2 Druckereien, 1 Akademie; 3000 Einw. — Auf dem Flusse nicht unbedeutender Handel. In der Nähe befindet sich ein 1100' langer und 9' hoher Damm.

Lansig (Geogr.), 1) (Lansig), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 560 Einw.; hierzu die Walkmühle, Leichmühle, Leichvorwerk, Vorwerk und Tuchwalke; — 2) Marktflecken, s. Eschlesz.

Lansiu (Lanthfangki), ostind. Fluß, Labet, Nebenfluß des Menam.

Lansium (Bot.), 1) nach Blume, Lansbaum, Obsthefe nach Den, Gattung der Meliaceae Blum., Decandria Monogynia L. — Charakter: Kelch und Blume fünfblätterig; Staubfadenröhre krugförmig, mit 10 Beuteln; Narbe strahlig; Beere schalig, fünffächerig, mit je einem Samen in beerenartiger Hülle, ohne Eiweiß. — Einzige Art: *L. domesticum* Bl. Blätter gefiedert; Blüthen weiß, in Trauben. B ziemlich großer Baum mit gefurtem Stamm, ursprünglich auf Java, der zwetschenartigen, wohltschmeckenden Früchte wegen häufig in Ostindien angebaut. Das Holz fest und dauerhaft. — Rumph l., T. 54. — 2) nach Correa u. Jack, Pflanzengatt. — Arten: *L. domesticum* Jack, f. v. a. *Cookia punctata*. — *L. montanum* Jack, f. v. a. *Milnea montana*.

Lanskoj (Biogr.), 1) Alexander Dementriewitsch, Fürst von, Günstling der russisch. Kaiserin Katharina II., erst Generaladjutant des Fürsten Potemkin, später zum Obersten ernannt und mit Reichthümern überschüttet. Er starb 1784. — 2) Russ. Geheimrath, Mitglied des Reichsrath, 1823, nach dem Tode des Barons v. Kamphausen, Minister des Innern.

Lans le Bourg, sardin. Marktflecken, Prov. Savoyen, Bez. Maurienne, am Mont-Cenis, 4140 F. hoch; 1160 Einw., meist, Mauleseltreiber, Träger u. dgl., die sich mit Transportiren der Waaren über den Mont-Cenis beschäftigen. Man sieht hier 3 Monate lang die Sonne nicht.

Lansquenet (Spielw.), ein französisches Hazardspiel mit unbeschränkter Zahl der Spieler. Einer der Spieler hat die Vorhand, ist Bankhalter, Banquier, die übrigen werden Coupeurs genannt. Das Spiel beginnt damit, daß der die Vorhand habende Spieler den gegen ihn Spielenden, nach der rechten Hand zu, eine Karte gibt, worauf dieser eine beliebige Summe setzen, sodann zieht er eine Karte für sich herunter. Die auf diese folgende Karte

heißt *réjouissance*; darauf kann jeder Coupeur setzen, so viel er will, doch ist der, welcher die Vorhand hat, nicht verbunden, Alles, was die Coupeurs darauf setzen wollen, zu halten, kann vielmehr die Summe, die er halten will, selbst bestimmen; er muß dies aber bestimmt erklären, ehe das Spiel seinen Fortgang nimmt, im Gegentheil wird sein Stillschweigen als Befahrung angesehen. Hierauf fährt er fort, die Karten abziehen und gewinnt den auf der Karte eines Coupeur stehenden Betrag dann, wenn dessen Karte eher erscheint als die seinige; verliert aber Alles, was auf den Karten sämmtlicher Coupeurs steht, wenn die seinige umschlägt. Kommen alle Karten der Coupeurs eher zum Vorschein, als die seinige, so beginnt das Spiel von Neuem und die Vorhand verbleibt ihm. Ist die *réjouissance* nicht mit unter den herausgekommenen Karten, so ist sie weder gewonnen noch verloren. Bekommt ein Coupeur eine Karte, die vor ihm schon ein anderer hatte (*carte double*), so gewinnt der die Vorhand habende den Satz des Coupeur, der sie zuerst bekommen hatte, muß jedoch den doppelten Betrag auf die *carte double* setzen. Gibt er einem Coupeur eine Karte, die schon zweimal erschienen ist (*carte triple*), so gewinnt er ebenfalls den auf der gleichen Karte stehenden Satz, ist aber gehalten, das Vierfache auf die *carte triple* zu setzen. Wenn ein Coupeur eine Karte erhält, die schon dreimal heraus ist (*carte quadruple*), so zieht derjenige, welcher die Vorhand hat, Alles das ein, was auf den einfachen Karten und den *cartes doubles* steht, verliert aber Alles, was er auf die *cartes triples* gesetzt hat, und damit zugleich die Vorhand. Bekommt er selbst eine *carte quadruple*, so zieht er Alles ein, was auf den Karten der Coupeurs steht, und fängt das Spiel von Neuem an. Außerdem zahlen gewöhnlich die Coupeurs, deren Karte verloren hat, den Satz an diejenigen, deren Karte noch nicht herausgekommen ist. Zuweilen finden unter den Coupeurs auch Wettten auf ihre Karten Statt; keiner derselben ist übrigens verpflichtet, die Vorhand zu nehmen, sondern kann sie auf den folgenden Spieler übergehen lassen.

Lanstrop, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Dortmund; 410 Einw.

Lansuine (L. la Grande), s. Landunum.

Lanta, franz. Flecken, Dep. Haute-Saône, südöstl. von Douloise; 1540 Einw.

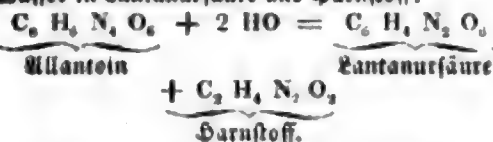
Lantadilla, span. Flecken, Leon, Prov. Palencia; 850 Einw.

Lantana (Bot.), nach Pinné, Bergsalbei, Gattung der Labintae Verbenaceae Koch., der Verbenaceae Juss., *Didynamia Angiospermia* L. — Charakter: Kelch undeutlich vierzählig, sehr kurz; Korolle röhrig, mit ungleich vierlappigem Rande; Staubgefäße eingeschlossen; Steinfrucht beerenförmig, einkernig, mit zweifächeriger, zweisamiger Ruß. Dornige oder unbewehrte, fast sämmtlich dem tropischen Amerika angehörende Sträucher; mehr von ihnen haben starkriechende aromatische Blätter, welche als Thee bei schlechter Verdauung und bei katarrhalischen Leiden, wie auch zu Gurgelwässern und aromatischen Bädern in der Heimath

häufig gebraucht werden; mehrere Arten werden in europäischen Gärten als Zierpflanzen gehalten; 60 Arten, bekannteste: 1) *L. aculeata* L. Bot. Mag. T. 96. Der 4—10 Fuß hohe Stamm ist mit vielen zurückgekrümmten Stacheln bewehrt; Blätter eiförmig, vorn langgespitzt, aromatisch; Blüten schön, orangefarbig oder gelb, dann scharlachroth, in gestielten, kopfförmigen Aehren. — 2) *L. Camara* L., gemeine Bergsalbei. Ein unbewehrter, 4—6 Fuß hoher Strauch in Westindien und Südamerika, mit goldgelben, später fast scharlachrothen Blütenköpfchen. Blätter sehr aromatisch. Dill., Eth. T. 56, F. 65. — 3) *L. lucida* Kern. Bot. Reg. T. 798. Blätter eiförmig, stumpflich, gekerbt; Blüten erst rosensroth, dann blässer werdend. — 4) *L. involucrata* L. Stengel wehrlos, ästig; Aeste und Blätter filzig; Blüten blafsrothlich, im Schlunde goldgelb. Liefert einen schweißtreibenden Thee. Bot. Cab. 1997. — 5) *L. nivea* Vent. Malin. t. 8. Ein 8—10 Fuß hoher Strauch Ostindiens, dessen Stamm und Aeste mit vielen starken, gekrümmten Stacheln besetzt sind. Blätter eiförmig, lanzettförmig; Blüten weiß, im Schlunde gelb, wohlriechend. — 6) *L. Odorata* Ait. Plum. Icon. 71, f. 2. Stengel unbewehrt; Blätter elliptisch, fast stiellos; Blüten wohlriechend, weiß oder blafsroth. — 7) *L. Pseudo Thea* Sch. Hil. t. 70. Ein 5 Fuß hoher, unbewehrter, sehr flehriger und dicht mit dicken Haaren besetzter Strauch in Brasilien. Die aromatischen Blätter werden in der Heimath als Thee sehr geschätzt. — Die Lantane verlangen eine fette, mit $\frac{1}{2}$ Sand vermischte Mißbeeterde und lassen sich bei mäßiger Befruchtung im Winter und reichlicher im Sommer, wo sie im Freien stehen können, sehr leicht kultiviren. Fortpflanzung durch Stecklinge.

Lantanenschneeball (Bot.), s. v. a. Schlingstrauch, *Viburnum Lantana* L.

Lantanursäure (Allantursäure, Disfluan) wurde zuerst von Pelouze durch Zersetzung von Allantoin erhalten und unter dem Namen Allantursäure beschrieben. Sie bildet sich nach seiner Angabe, wenn Allantoin mit Wasser in einer verschlossenen Glasröhre bis 140° erhitzt wird, oder wenn stärkere Säuren, Salzsäure oder Salpetersäure, darauf einwirken. Später hat Schlieper dieselbe Säure unter den Zersetzungsprodukten des Allantoins durch Kali gefunden (vgl. d. H. Hydantoinensäure); er berichtete dabei die von Pelouze aufgestellte Formel und schlug für die Säure den Namen Lantanursäure vor. Das Allantoin zerfällt unter den genannten Einflüssen durch Assimilation von 2 At. Wasser in Lantanursäure und Harnstoff:



Doch erleidet der letztere beim starken Erhitzen der Lösung noch eine weitere Zersetzung, indem er mit 2 At. Wasser in Kohlensäure und Ammoniak zerfällt. Die Zusammensetzung der wasser-

haltigen Lantanursäure wird nach Schlieper durch die Formel: $\text{HO} \cdot \text{C}_6 \text{H}_8 \text{N}_4 \text{O}_8$ ausgedrückt.

Schlieper hat ferner beobachtet, daß sich beim Erhitzen einer sirupförmigen Lösung von Allantursäure unter starker Kohlensäure-Entwicklung ein Körper bildet, den er Disfluan nennt, für welchen er die Formel $\text{C}_6 \text{H}_8 \text{N}_4 \text{O}_8$ aufstellt. Die Eigenschaften sowohl wie die Bildungsweise dieses Körpers sprechen aber dafür, daß derselbe nichts anderes als Lantanursäure ist, verunreinigt durch ein Zersetzungsprodukt der Leucotursäure, welche unter den angeführten Umständen ebenfalls aus der Allantursäure entspringen kann (s. Leucotursäure).



Allantursäure Lantanursäure.

Zur Darstellung der Lantanursäure aus Allantoin verfährt man, nach Schlieper, am besten auf folgende Weise: Allantoin wird in kalter Kalilauge gelöst, und die Lösung nach kurzer Zeit mit Essigsäure bis zur schwach sauren Reaktion vermischt, wobei sich ein kleiner Theil des Allantoins als unzerlegt abscheidet. Die davon getrennte Flüssigkeit wird im Wasserbade bis zur Syrupkonsistenz abgedampft und so lange absoluter Alkohol zugemischt, als dadurch ein dicker flockiger Niederschlag entsteht. Er ist im Wesentlichen ein Gemenge von saurem und neutralem lantanursaurem Kali und kann durch Waschen mit Alkohol von anhängendem essigsaurem Kali befreit werden. Man löst ihn darauf in ganz wenig Wasser und vermischt die Lösung mit Weingeist bis zur schwachen Trübung, worauf sich nach einiger Zeit saures lantanursaures Kali in kristallinischen Krusten abscheidet, die sich durch allmählichen Zusatz von Alkohol noch vermehren. Die zurückbleibende Mutterlauge enthält unreines neutrales lantanursaures Kali. Zur Abscheidung der Säure kann das Bleisalz durch Zersetzung des Kalisalzes mit basisch essigsaurem Bleioxyd dargestellt und dieses durch vorsichtigen Zusatz von Schwefelsäure oder Schwefelwasserstoff zerlegt werden. Die Lösung wird darauf im Wasserbade concentrirt und die Säure durch eine hinreichende Menge von absolutem Alkohol gefällt. Sie bildet nach dem Trocknen im luftleeren Raum eine amorphe, rein weiße, leicht zerfließliche Masse, die sich nicht in Alkohol, aber sehr leicht in Wasser auflöst. Die Lösung reagirt schwach sauer. Beim Erhitzen derselben mit etwas verdünnter Schwefelsäure findet eine rasche, aber nicht näher untersuchte Zersetzung statt, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß der Säure 4 At. Wasser assimiliert und damit in Ammoniak und Mesorallsäure zerfällt: $\text{C}_6 \text{H}_8 \text{N}_4 \text{O}_8 + 4 \text{H}_2\text{O} = 2 (\text{NH}_3 + \text{HO} \cdot \text{C}_2 \text{O}_3)$. Eine Angabe von Schlieper, daß die Lantanursäure (Disfluan) sich durch Einwirkung von Salpetersäure unter Kohlensäure-Entwicklung in Alloran verwandelt, bedarf der Bestätigung. Durch trockene Destillation erhält man ein blausäurehaltiges Produkt, wobei eine voluminöse Kohle zurückbleibt. Von den Salzen der Lantanursäure sind



Didymoxyd zu befreien, kennt man keinen andern Weg, als wiederholtes Umkrystallisiren der schwefelsauren Salze. Es scheidet sich nämlich zuerst das schwefelsaure Ranthanornd, als das schwerer lösliche aus. Zu dem Ende erhit man die schwefelsauren Salze bis zur Austreibung des Krystallwassers, trägt die gepulverte Masse in Wasser von 0° in kleinen Portionen, damit jede Temperaturerhöhung vermieden wird, filtrirt und erhält die Lösung während einiger Stunden bei einer Temperatur von 30–35°. Die schwefelsauren Salze sind in warmem Wasser weniger löslich, als in kaltem, weshalb sich dieselben, und zwar zuerst vorzugsweise das Ranthansalz, in Form kleiner Krystalle niederschlagen. Die Krystalle sind farblos, die darüber stehende Flüssigkeit rosenroth gefärbt, welche Farbe den Didymsalzen eigenthümlich ist. Die Krystalle werden gesammelt, vom Krystallwasser befreit und nochmals, wie eben beschrieben, behandelt und dieses so oft wiederholt, als die darüber stehende Flüssigkeit beim Abdampfen zur Trockne noch einen rothen Rückstand hinterläßt; ist das nicht mehr der Fall, so kann man sicher seyn, ein reines Ranthansalz zu haben. Aus den Lösungen der Ranthansalze läßt sich das Ranthanornd wohl am besten dadurch fällen, daß man in dieselbe eine Krystallkruste von schwefelsaurem Kali stellt; in dem Maße, als diese sich auflöst, wird das Doppelsalz ausgeschieden. Da der Niederschlag aber nicht immer gleiche Zusammensetzung zu haben scheint, so muß er noch durch Glühen mit kohlensaurem Kali oder Kohle zersezt werden; nach dem Auslaugen des dabei gebildeten schwefelsauren Kali's oder Schwefelsäure bleibt reines Ranthanornd zurück, welches getrocknet und gewogen wird. Das salpetersaure und kohlensaure Salz, so wie die Salze mit organischen Säuren, hinterlassen nach dem Glühen reines Ranthanornd, dasselbe kann daher auf diese Weise in ihnen bestimmt werden.

Ranthanbromür: La Br , erhielt Ramsberg mit Ranthanornd gemengt, als weißes Pulver durch Erhitzen des bromsauren (didymhaltigen) Ranthanornds.

Ranthanchlorür: La Cl (didymhaltig). Die wasserfreie Verbindung wird erhalten durch Erhitzen des Dryds in Chlornwasserstoffgas oder durch Lösen des kohlensauren Salzes in Salzsäure, Verdunsten der Lösung und Erhitzen des Rückstandes in Chlornwasserstoffgas. Das Ranthanornd löst sich leicht in Chlornwasserstoffsäure, beim Verdunsten der Lösung über Schwefelsäure schießen strahlenförmig gruppierte Prismen an. Diese zerfließen in der Luft und lösen sich auch in Weingeist, ohne der Flamme desselben eine Färbung zu ertheilen. Beim Erhitzen schmilzt das Salz in seinem Krystallwasser, verliert Chlornwasserstoffsäure und hinterläßt beim Behandeln mit Wasser ein weißes Pulver, welches basisches L. ist.

Ranthanornd: La O . Seine Darstellung s. Ranthan. Ganz frei von Didymornd ist es wahrscheinlich vollkommen weiß. Mosander erhielt es bei seinen Versuchen nur von heller Fuchsfarbe, die es unverändert behält, es mag in offenen oder verschlossenen Gefäßen geätzt

werden. Im Wasser verändert es sein Ansehen bald, wird schneeweiß, voluminöser und geht in 24 Stunden in ein leichtes, im Wasser Schwebendes Drydhydrat über; in siedendem Wasser geschieht die Umwandlung noch rascher. Das Ranthanorndhydrat wird aus den Salzen durch fixe, ägende Alkalien als weißer, schleimiger Niederschlag gefällt; es zieht an der Luft rasch Kohlensäure an. Das frisch geätzte Dryd und das Hydrat stellen die blaue Farbe des gerötherten Papierspapiers sogleich wieder her. Das L. löst sich leicht in Säuren, selbst in sehr verdünnten, auch in Salmiak unter Austreibung von Ammoniak.

Ranthansalze (Chem.). Das Ranthanornd bildet farblose Salze von zusammenziehendem, schwach süßlichem Geschmacke. Sie werden nicht durch Schwefelwasserstoff gefällt. Schwefelammonium scheidet Ranthanorndhydrat ab; Kali und Natron bringen einen weißen, voluminösen Niederschlag von Ranthanorndhydrat vor, der im Ueberschusse des Fällungsmittels unlöslich ist. Ammoniak scheidet basische Ranthanorndsalze ab. Bei Gegenwart einer organischen Säure, z. B. Weinsäure, löst sich der Niederschlag in einem Ueberschuß von Ammoniak wieder auf. Kohlensäure Alkalien fällen im Ueberschusse des Fällungsmittels unlösliches kohlensaures Ranthanornd; Phosphorsäure und Dralsäure fällen phosphorsaures und dralsäures Ranthanornd, die im Ueberschuß der Säure wenig löslich sind. Krystalle von schwefelsaurem Kali in die Lösung eines L. gestellt, bringen einen krystallinischen Niederschlag hervor, der ein Doppelsalz von schwefelsaurem Ranthanornd mit schwefelsaurem Kali ist und in einer gesättigten Lösung des letzteren sich nicht löst.

Das Ranthanornd hat eine besondere Neigung, basische Salze zu bilden. Mehrere derselben, wie das basisch salpetersaure Ranthanornd, das basische Ranthanchlorür zeichnen sich dadurch aus, daß sie auf dem Filter nicht ausgewaschen werden können, sondern mit dem Wasser mildig durchgehen. Kocht man den erhaltenen Niederschlag, so läuft das Ganze sogleich durchs Filter; läßt man einige Tage feucht daraufstehen, so verändert er sich in ein neutrales Salz, welches sich in Wasser löst, während kohlensaures Ranthanornd auf dem Filter zurückbleibt.

Ranthansulphuret: L.S (didymhaltig). Man erhält es durch Glühen des Metalls in Dämpfen von Schwefelkohlenstoff. Es ist ein gelbes Pulver, welches kaltes Wasser unter Entwicklung von Schwefelwasserstoff und Bildung von welchem Hydrat zersezt. Auch durch Glühen des Dryds in Schwefelkohlenstoff oder durch Schmelzen desselben mit Schwefelnatrium kann es erhalten werden; auf diese letzte Art dargestellt, ist es feurig gelb und zeigt sich unter dem Mikroskop als aus kleinen Krystallen bestehend.

Rantinga, hinterind. Insel, Malakka, an der Küste zwischen den Inseln Printian und Gr. Redang.

Rantione (Schiff.), s. v. a. Ranteas.

Rantoin, Esprit Bernard, französ. Baumeister, 1787 zu Aix geboren, Schüler des M.

P. Coste, wurde 1820 Architect des Departements du Var. Unter seiner Leitung wurden gebaut: der Justizpalast und das Gefängniß in Draguignan, das Hospiz und der bischöfl. Palast zu Frejus, die Kirche zu Nans, das Justizgebäude sammt Gefängniß zu Toulon.

Lantoir, f. B anda.

Lantoca, ital. Flecken, Sardinien, Prov. Nizza; Wein-, Del- und Käsehandel; 2000 Einw. Geburtsort von Torriani.

Lantow (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Lauenburg: Bütow; 180 E.; — 2) das., Kr. Schlawe; Bormerk; 200 Einw.

Lantra, Fluß, f. B alkan.

Lantras (Schiffb.), große chinesische Rudersfahrzeuge von 7—800 Tonnen und mit 8 Ruderbänken auf jeder Seite. Auf den L. treiben die Portugiesen von Macao mit Canton Handel, wohnen auch während des Marktes auf denselben, da es ihnen nicht erlaubt ist, auf dem Lande zu schlafen.

Lantrial, franz. Dorf, Depart. Haute-Loire, Arr. Puy; 1180 Einw.

Lantjanghai, Fluß, f. M ankaung.

Lantsch, österr.=steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Bürened; 280 Einw.

Lantschang, Stadt, f. v. a. Hanniah.

Lantschau, ostind. Hauptstadt, China, Prov. Kansu, am Hoang-po, treibt beträchtlichen Handel mit den Mongolen.

Lange, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Lüneburg; 160 Einw.

Lanucris, f. L ondobris.

Lanuginosus (bot. Term.), wollig, meist gleichbedeutend mit Lanatus, wird aber auch durch „kurzwollig“ und von Manchen sogar durch „flaumig und flaumhaarig“ (f. pubescens) übersetzt, wodurch dieser Ausdruck ziemlich unsicher wird.

Lanugo (lat.), 1) (Physiol.), das erste ausbrechende Flaumhaar am Bart u. s. w., der Milchbart, der Flaum. — 2) (bot. Term.), die Wolle, f. v. a. Lana; wird auch für eine kurze Wolle und selbst für Flaum (Pubes) genommen.

Lanugo Siliquae hirsutae (pharm. Bot.), f. u. Mucuna pruriens Dec.

Lanun, Volk, f. B orneo.

Lanusei, ital. Flecken, Sardinien, Cagari; Bischofssitz; 1390 Einw.

Lanusse (Biogr.), 1) Franz, franz. General zu Habas (Departement des Landes), 1762 geb., verließ seinen bisherigen Stand als Kaufmann und trat 1792 als gemeiner Soldat in die Armee der Ostpyrenäen. Seine militärischen Talente und seine Unerblichkeit verschafften ihm ein schnelles Avancement. Zum Brigadeführer ernannt, wurde er mit seinem Regiment zu der Armee der Alpen beordert, wo er sich hervorthat und kurze Zeit vor der Ankunft Bonaparte's daselbst zum Generaladjutanten avancirt war. Der neue General en chef verwandte ihn zu mehreren wichtigen Unternehmungen, welche L. mit ebenso viel Kühnheit als Geschicklichkeit ausführte. In den Gefechten bei Dego, den 15. April 1796, und bei Fombio, den 8.

Mai d. J. trug er viel, besonders in dem Letztern, zur Erlangung des Sieges bei, und wurde hierauf zum Brigadegeneral ernannt. Nach dem Frieden von Campo Formio folgte er dem General Bonaparte nach Aegypten, wo er an allen Siegen der Franzosen thätigen Antheil nahm. Vor Abukir mehrmals schwer verwundet, † er bald darauf, 37 Jahr alt, zu Alexandrien an seinen Wunden. — 2) Peter Robert, Baron von, franz. General, am 2. November 1768 geb. Vom Anfange der Revolution Soldat, machte er sich bald durch Muth und Talent seinen Vorgesetzten bemerkbar. General Murat nahm ihn zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft er sich in den Feldzügen in Deutschland bei mehreren Gelegenheiten sehr hervorthat und 1805 zum Obersten u. Chef des 17. Linienregiments, 1808 aber zum Brigadegeneral befördert wurde. Hierauf trat er in neapolitanische Dienste über, wo ihn sein ehemaliger General, nunmehriger König von Neapel, zum Großwürdenträger beider Sicilien erhob. Im J. 1812 machte er den Krieg in Rußland als Divisionsgeneral mit. Nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. ernannte ihn dieser zum Ludwigsritter, und übertrug ihm 1815 das Kommando einer Militärdivision. Nach dieser Zeit befand er sich noch unter der Zahl der Generalleutenants in Aktivität.

Lannivium (a. Geogr.), uralte Stadt in Latium, südöstlich von Rom. In späterer Zeit war sie ein römisches Municipium mit einem alten berühmten Tempel der Juno Sospita, u. noch später erhielt sie als Stammort der antoninischen Familie eine neue Wichtigkeit. Jetzt Lavigna auf dem vom Krater des Nemesis's gegen die südliche Ebene vorspringenden Berg rücken mit alten quadratischen Aufmauern und den Substruktionen des Junotempels.

Lanvallan, franz. Dorf, Depart. Côtes-du-Nord, südöstlich von Dinan; 1750 Einw.

Lanvellec, franz. Dorf, Depart. Côtes-du-Nord, südöstlich von Plestin; 1770 Einw.

Lanvenegen, franz. Dorf, Depart. Morbihan, südwestlich von Faouet; 1670 Einw.

Lanville, franz. Dorf, Depart. Charente, nordöstlich von Rouillac; 1660 Einw.

Lanvollon, franz. Flecken, Depart. Côtes-du-Nord, Arr. St. Briec; Wachsbleiche; 1470 Einw.

Lanx (röm. Antiq.), die Schüssel, worin die Speisen aufgetragen wurden. Sie waren von verschiedener Größe, meist aus edelm Metall, u. die Arbeit hatte oft Kunstwerth.

Lany, österr.=böhm. Vorstadt von Leitomischel, Kr. Chrudim, Herrsch. Leitomischel; 580 Einw.

Lan-Hang, ostind. Stadt, China, Prov. Ho-Nan, östlich von Khai-Foung, am Hoang-Ho rechts.

Lanz (Geogr.): 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Lauenburg: Bütow, an der Peba; 200 Einw.; — b) Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 300 Einw. — 2) span. Ort, Navarra, nördlich von Pamplona.

Lanza (Geogr.), 1) Fluß, s. Modena; — 2) span. Flecken, nördlich von Pamplona; 390 Einw.; — 3) L. Sita, Flecken das., westlich von Avila; 360 Einw.

Lanzani (bildende Künstler), 1) Polidoro, bekannter unter dem Namen Polidoro Veneziano, 1515 zu Venedig geb., Schüler Titians und selbst geschickter Meister, der nur durch die Nähe des Größern so sehr in Schatten gestellt wurde, daß man ihn fast vergessen hätte. Er † 1565. Von ihm viele heilige Bilder, besonders Madonna und heil. Familien. Eisenstich, J. Tropyen und Sabeler stachen nach ihm. — 2) Andre ag, ital. Maler, zu Mailand geb., Schüler von Scaramuzza, Maratti u. Panfranco, wurde an den Wiener Hof berufen und zum Ritter geschlagen; † 1712. Hauptbilder: der heil. Karl in der Glorie, im Dome, u. die Thaten des Kardinals Federigo, auf der Ambrosiana zu Mailand. Sein Hauptverdienst war seine technische Fertigkeit.

Lanzardo (ital., Ichthyl.), s. v. a. Rastrele, Scomber Scombrus L.

Lanzarotta, Insel, s. v. a. Lancerota.

Lanze, 1) Angriffs- und Abwehrwaffe, aus einem langen, dünnen Stab mit Spitze von Eisen bestehend, besonders vor Erfindung des Schießpulvers gebräuchlich. Die L. war durch das ganze Alterthum eine Hauptwaffe. Schon bei den Hebräern führten die Schwerebewaffneten L. (Romach). Bei den Griechen, unter denen die Lacedämonier die L. erfunden haben sollten, war die L. im homerischen Zeitalter die edelste Waffe, mit welcher Führer und Fürsten kämpften; sie hieß Enchos, bestand aus einem eisernen, bis 11 Ellen langen Schaft (Dorn, Xyston), oben mit einer doppelschneidigen ehernen Spitze (Machme, Akolē), unten mit einer eisernen Zwinde (Saurōter). Man brauchte die L. zum Stoß und Wurf, obwohl man andern Akon (Akōntion) noch eine besondere leichtere Wurfwaffe hatte, s. Wurfspieß. Später gab es bei den Griechen auch Lanzenreiter (Konstophoroi). Die Römer anerkannten das Wort Lancea nicht als lateinisch, sondern als spanisch und erklärten die L. als einen Spieß mit einem Riemen in der Mitte. Die römische Waffe war die Hasta; die der Beliten (h. vellitaria) bestand aus einem 1 Zoll dicken, 4 Fuß langen Schaft (hastile) und einer Eisenspitze (cuspis); die der Triarii war länger u. stärker, auch hatte man ganz große L., die durch Wurfmaschinen geschleudert wurden. Die L. der alten Deutschen waren lang, stark, mit meist über 6 Zoll langer eiserner Spitze, welche mit einem Nagel auf dem Schaft befestigt war. Im Mittelalter war die L. noch mehr Hauptwaffe, als im Alterthum. Die Ritter bedienten sich ihrer neben dem großen Schlachtschwert und dem Streitkolben; die Knappen führten keine. Sie war ungefähr 18–21 Fuß lang, stark genug, um bei leichten Stößen nicht zu zerbrechen, u. vorn mit einer scharfen, nicht allzugroßen stählernen Spitze, so wie hinter derselben zuweilen mit einem kleinen spizen Fähnchen (Penon, lat. pendo) versehen, dessen Form

zugleich anzeigte, ob der Ritter als Vasall unter einem Reichern und Mächtigen, od. als selbstständiger Bannerherr kämpfte. Der Schaft dieser L. wurde gewöhnlich aus leichtem, trockenem Buchen-, Linden- od. vorzugsweise Eschenholze gearbeitet und hatte unweit des nach unten zu stärker werdenden Theils einen besonders, etwas tief eingeschnittenen u. dadurch gewissermaßen die Hand deckenden Griff, dessen mäßig spitz zulaufendes Ende oft an einem an der rechten Seite des Kürasses angebrachten Haken ruhte, um der mit einer Hand eingelegten, manchmal sehr gewichtigen L. einen Haltepunkt zu geben und so zur Sicherheit der Führung derselben beizutragen. Die Spitze ging zur bessern Befestigung und zur Verhütung der leichten Zersplitterung od. des Abhauens in der Regel in zwei oder mehre Schienen aus. Der Gebrauch dieser L. erhielt sich verschiedene Jahrhunderte, verschwand aber nach u. nach mit dem Verfall der Ritterschaft, so wie gänzlich in der Mitte des 16. Jahrh. mit der vollen Rüstung, und zwar zuerst in dem vom Prinzen von Oranien im Unabhängigkeitskriege der Niederlande gebildeten Heere, welchem Beispiele bald darauf die Franzosen unter Heinrich IV. und beinahe alle übrigen südlich-europäischen Völker folgten. Nur einzelne Abtheilungen Speereiter (s. Lanciers) verblieben noch. Die nördlichen Nationen, als: Schweden, Dänen u., welche in frühern Zeiten durch die größten und schwersten L. sich auszeichneten, bedienten sich ihrer am längsten; erst Gustav Adolf verbannte solche aus den Reihen der schwedischen Reiterei, weil er sich von den Feuerwaffen eine bedeutendere Wirkung versprach. Bei den Polen hingegen sehen wir sie, jedoch in etwas veränderter Gestalt, noch bis in die neueste Zeit als Nationalwaffe. Die Gewandtheit und Tapferkeit, welche eben diese leichte, mit L. ausgerüstete polnische, sowie auch russische, den Preußen zu Anfange des 17jährigen Krieges gegenüberstehende Kavallerie entwickelte, veranlaßte Friedrich II., 1745 unter dem Namen Bosniaken eine ähnliche Truppengattung zu schaffen, nachdem ihm bereits Montecuculi, Turpin, Wernery, Elshy, Pigne u. der Marschall von Sachsen mit dieser Idee vorausgegangen waren; nur der Tod des letztern unterbrach die Ausführung derselben bei den Franzosen. Die Oesterreicher verabsäumten gleichfalls nicht, die Bewaffnung mit der L. in ihrer Armee aufzunehmen, und errichteten zu diesem Zwecke die in unsern Tagen noch bestehenden Uhlanenregimenter. Selbst Napoleon fand sich in der spätern Periode durch den russischen Feldzug von 1812 bewogen, seine Lanciers zu vermehren, u. in den meisten Heeren ist jetzt ein Theil der Reiterei mit L. bewaffnet. Die gegenwärtig übliche L. erscheint indes keineswegs in übereinstimmender Form mit jener der Ritter, sondern gleicht vielmehr der ehemaligen Pike des Fußvolkes. Sie ist, ähnlich dieser, aus der stählernen, zwei-, drei- od. vierschnedigen Spitze (Bajonnet) und dem runden, hölzernen, in gleichmäßiger Stärke von 1 1/2 Zoll fortgehenden Schaft

zusammengesetzt; erstere hat eine Länge von 8–12, sowie eine Breite von 1–1½ Zoll. Zur Verhinderung des allzu weiten Eindringens bei einm kräftigen Stöße wird oft am Ende der Bajonnetklinge ein runder Knopf od. eine Kugel angebracht. Die Befestigung des Lanzen eisens an den Schaft erfolgt mittelst einer am untern Theile desselben befindlichen Ausbuchtung, mehr aber noch durch 2, ungefähr 15–20 Zoll lange eiserne Schienen od. Federn, welche zugleich einem etwaigen Abhauen der Spitze vorbeugen, sowie auch der ganzen Waffe mehr Dauer geben sollen. Zu den Schäften selbst muß vorzüglich ausgetrocknetes, gut gewachsenes, astfreies und zwar gespaltenes Ruchbaum-, Rüstern-, Buchen-, Eschen-, Jung-eichen- od. Tannenholz genommen werden, da diese Holzarten vermöge ihrer natürlichen, mit Dieglsamkeit verbundenen Festigkeit eine größere Haltbarkeit versprechen. Das untere Ende des Schaftes schützt überdies noch ein eiserner, ein wenig zugespitzter, gegen 6 Zoll langer Beschlag od. Schuh. Die Länge der ganzen Waffe bleibt sich in den verschiedenen Armeen nicht gleich, sondern richtet sich darnach, ob dieselbe mehr zum Massen-, od. mehr zum Einzelgefecht bestimmt ist; sie steigt daher von 7½ bis auf 12, ja sogar 16 Fuß, und so hält z. B. die österreichische L. 7–8 Fuß, die preussische und französische aber beinahe 11 Fuß. An einigen befindet sich oben kurz unter dem Bajonnet ein Fähnchen, das theils die Nationalfarbe, theils auch die Schwadron bezeichnet, eigentlich aber den Zweck hat, während des Gefechts die Pferde der feindlichen Reiter sehen zu machen. Außer dem Gefechte, z. B. auf Marschen, ruht die L. mit ihrem untern Beschlage in einem der an jedem Streigbügel vorhandenen ledernen Schuhe und wird oben von einer im Schwerpunkte um den Schaft geschlungenen Riemenschleife gehalten, so daß also der Lancier sie nach Belieben an den rechten, od. beim Gebrauch des Säbels an den linken Arm hängen kann. Zum Gefechte mit ihr ergreift der Reiter solche mit der rechten Hand in der Mitte des Schaftes, fällt sie und bringt nun seine Stöße mit dem Bajonnet nach allen Seiten an, od. deckt sich durch Schlagen rechts und links (Paraden), durch Drehungen und Schwingungen aber rückwärts gegen die Angriffe des Feindes, wobei er sich nach Verhältniß der Umstände zur Benutzung der Blößen des Gegners im Sattel erhebt, auf die Seite od. niederbiegt. Ob übrigens die L. im Allgemeinen sich besser zum Angriff in geschlossenen Reihen, od. zum Blänkergefecht und zur Verfolgung des Feindes eignet, od. ob sie überhaupt dem Sabel vorzuziehen sey, darüber sind die Meinungen verschieden. Jeden Falls gewährt sie über die andern Nahewaffen ein besonderes Uebergewicht, sobald sie von einem geübten, gewandten und geschickten Lancier geführt wird; allein in der Hand eines Ungeübten bringt sie, hauptsächlich im Einzelkampfe gegen Infanterie, nur Nachtheil, wie die praktischen Lehren der neuern Bajonnettschulung hinlänglich dargethan haben. — Die Benennung L. erstreckte sich vorzüglich im 15. Jahrhunderte nicht jederzeit auf die Waffe selbst, sondern man

verstand auch zuweilen — 2) die schweren Reiterhaufen darunter, od. häufiger noch — 3) eine kleine aus 1 Ritter (homme d'armes, gendarme), 3 Bogenschützen (archers), einem Knappen (continueur genannt nach seinem kurzen breiten Seitengewehr) und einem Pagen od. Knecht (valet) bestehende Abtheilung Gewaffneter, die dann den eigenthümlichen Namen volle L. (lance garine od. fournie) erhielt. Die 1445 von Karl VII. in Frankreich errichteten Ordenskapagnien zählten eine jede außer ihrem Hauptmann, Fähndrich od. Führer (guidon) 100 L. n. od. Glaiven (zusammen also 600 Mann). — 4) Kleine Spieße mit langen Stielen, die beim Saubehen die Reiter führen.

Lanze (Staarlanze, Ophthalm.), eine lanzenförmige, von Beer zur Operation der Katarakt angegebene Staarnadel.

Lanze (auch Lantsage, Geogr.), Lauenburg. Dorf, Amt Lauenburg; über 100 Einw.

Lanze, heilige (Religionsgesch.), die L. (Speer), mit welcher Christus nach seinem Verschneiden am Kreuze in die Seite gestochen worden seyn soll; wird als Reliquie aufbewahrt.

Lanzelot, s. v. a. Lancelot.

Lanzenbach, preuss. Dorf, Rheinprov., R. B. Köln, Kr. Sieg; 130 Einw.

Lanzenbrechen, s. Turnier.

Lanzendorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R. B. Oberfranken, Ldgr. Bernel; 470 Einw.;

— 2) österr. Dörfer: a) Land unter der End, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Wilfersdorf, an der Jaja; 450 Einw.; — b) das, Viertel ob dem Wienerwald, Ldgr. Neulengbach; über 100 Einw.; — c) (Maria), das, Viertel unter dem Wienerwald, Staatsberrsch. Eberstorf, am Schwedathbach; 180 Em.; — d) (Ober-L.), das; 130 Einw.; — e) (Unter-L.), das; 110 Einw.; — f) Land ob der End, Mühlkreis, Distr. Zellhof; Hospital; 180 E.; — g) (Lanzawasse), Steiermark, Kr. Marburg, Bez. Thurnisch; 280 Einw.

Lanzenfest (Religionsgesch.), Fest der katholischen Kirche zum Andenken an die heil. Lanze, welches am Freitag nach Ostern gefeiert wird; auf Verlangen Kaiser Karls IV. von Papst Innocenz VI. im J. 1354 eingeführt.

Lanzenhain, bess. Dorf, Prov. Oberhessen, Landratsbez. u. Ldgr. Lauterbach; 2 Mühlen; 500 Einw.

Lanzeni, Giovanni Battista, ital. Maler und Radirer, Schüler von Volturno und F. Barbieri, malte zu Verona in Del und Fresko für Kirchen u. Privathäuser. † ?

Lanzenkirchen, österr. Pfarrdorf, Land unter der End, Viertel unter dem Wienerwald, Magistr. Wiener-Neustadt, an der Leitha; 240 Einw.

Lanzennase (Säugeth.), Fledermausart, s. v. a. Phyllostoma hastatum Geoffr.

Lanzenratte (Stachelratte, Säugeth.), Nagethiergattung, Echimys Geoffr., Loncheres Ill., Rosores Cuv., der Ordnung der Nagmäuse und der Kunst der Wühlmäuse nach Dlen,

unter Mus L. Charakter: Vorderzähne $\frac{2}{2}$, an der vordern Seite glatt, die Schneide keil-

förmig, die untern etwas zusammengebrückt, Backenzähne allenthalben 4, es sind absteigende, zusammengesetzte Mahlzähne. Die Schnauze ist zusammengebrückt, etwas spizig; die Ohren kurz, abgerundet, fast nackt. Der Körper ist mit Borsten besetzt, zwischen welchen längere, blätterige, schmal lanzettförmige, gerandete Stacheln stehen. Die Beine entwickelt, die Zehen gespalten, die Tarsen lang. Die Vorderfüße mit 4 Zehen und einer Daumwarze mit einem Kuppennagel, die hintern fünfzehig. Die Klauen krallend, an den Vorderfüßen etwas kuppig. Der Schwanz lang, schuppig, behaart. Mattenartige Thiere Amerika's; Lebensart der Mäuse. 19 Arten: 1) *Echim. cristatus* Lichtenst., *Nelomys cristatus* Jourdan, die gehaubte Stachelratte. Obere Theile stachelig, braunroth, unten heller; Scheitel schwarz, über die Mitte ein weißer Streif; Schwanz länger als der Körper, kurz behaart, Endhälfte weiß. Da die Spizen der Stacheln braunroth sind, so erscheint die Färbung unter gewissem Lichte purpurrothlich. Schnurrhaare schwarz. Körperlänge 5 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Bewohnt Guiana. Schreber, Säugethiere, Taf. 170. — 2) *Echim. palacens* Kuhl, *Nelomys palacens* Jourdan, strohgelbe Stachelratte, *Echim. à queue dorée* Cuv. Oben und unten bräunlich ockergelb, der Kopf schwarz, in der Mitte mit einem weißen Längsstreif, der bis zum Scheitel läuft; Schnurrhaare weiß, der Schwanz so lang als der Körper, die hintere Hälfte braun, die Endhälfte weiß, stark behaart. Der Körper ist stärker als bei andern Arten; die Stacheln sind 12–16 Linien lang und 1 Linie breit, lanzettförmig; sie bedecken den ganzen Rücken und die Seiten, sind aber am Nacken und Hals, auch an den Schenkeln kürzer und schmäler, die Zwischenhaare feiner. Die Zehen der Hinterfüße sind fast gleich lang. Körperlänge 11 $\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 11 $\frac{1}{2}$ Zoll. Heimath die Provinz Groß-Para in Brasilien. — 3) *Echim. didelphoides* Geoffr. St. Hilaire, beutelrattenähnliche Stachelratte. Rücken braun, Seiten heller, Bauch gelblich weiß; Schwanz so lang als der Körper, ungefähr $\frac{1}{2}$, feiner Länge behaart, dann ganz nackt. Die Zehen der Vorderfüße sind sehr kurz, mit kurzen, aber starken und spizigen Nägeln, die Daumwarze kaum sichtbar. Die Stacheln sind platt, an der Wurzel graubraun, dann dunkelbraun und rostroth geringelt, Spitze braun. Körperlänge 5 Zoll; Schwanzlänge 5 Zoll. Heimath Südamerika. Guerin, Magazin 1840, Mamm., T. 34. — 4) *Echim. cayennensis* Geoffr. St. Hilaire, cayennische Stachelratte, *M. cinnamomens* Licht. Der Schwanz ist schuppig, mit weißen Haaren besetzt, welche am Ende einen Büschel bilden. Die obern Theile des Körpers wechseln mit dem Alter von braungrau auf braunroth, die Seiten heller; untere Theile des Körpers, die innern Theile der Schenkel und Füße rein weiß, von der Farbe der obern Theile durch eine deutliche Linie getrennt. Die Tarsen der hintern Extremitäten sind lang. Körperlänge 9 Zoll, Schwanzlänge 8 Zoll. Be-

wohnt Guiana, Brasilien und Paraguan. Lichtenstein, Darst., Taf. 35 und 36. — 5) *Echim. hispidus* Geoffroy, rothbraune Stachelratte. Der Körper ist oben mit langen und starken Stacheln besetzt, welche an der Wurzel weißlich, dann grauviollet und an der Spitze lebhaft fahl sind. Sie decken alle Theile vom Nacken bis zum Schwanz. Zwischen ihnen stehen wenige Haare; am Kopf und Hals sind sie kürzer und mehr mit Haaren gemischt. Die Gesamtfarbe auf den obern Theilen ist kastanienbraun; Kopf aber und Lippen braun. An den Seiten des Körpers geht die Farbe nach und nach in die falbe des Bauches und der untern Theile über, die zuweilen fast weißgelb ist. Die Vorderfüße sind inwendig weiß; Kehle und Unterlippe weiß, Schnurrhaare schwarz. Der Schwanz schuppig und mit dunkeln Haaren besetzt, nur am Anfang des Schwanzes sind sie unten weißlich, sie lassen das Schuppige durchschimmern, werden gegen das Ende häufiger und bilden einen kleinen Büschel. Körperlänge 7 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Heimath Brasilien. Guerin, Magazin 1840, S. 9, Mamm., Taf. 17. — 6) *Echim. albispinis* Geoffr. St. Hilaire, weißstachelige Stachelratte. Die Farbe ist oben braunroth, unten rein weiß, aber die Stacheln sind an der Wurzel weiß, an der Spitze braunroth, wie das Haar, welches ziemlich dicht zwischen den Stacheln steht. Die Glieder sind auswendig mehr graubraun und werden an den Füßen weißlich. Die Stacheln finden sich an allen obern und Seitentheilen bis zum Weissen der untern Theile, besonders stark sind sie auf dem Kreuz. Die Ohren sind eiförmig, nackt, ziemlich groß. Der Schwanz ist oben schwärzlich, unten weißlich; die Haare bilden an der Spitze einen kleinen Pinsel. Körperlänge 8 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Heimath die Insel Deos an der brasilischen Küste bei Bahia. Guerin, Magazin 1840, Taf. 26. — 7) *Echim. blainvillii* Jourd., Blainville's Stachelratte. Der Schwanz stark behaart und, an der Wurzel ausgenommen, ganz schwarz; Kopf und Körper oben rothbraun, unten weiß; Schwanz etwas länger als der Körper. Körperlänge 8 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Heimath die Insel Deos bei Bahia. Guerin, Mag., S. 49 u. T. XXII, Zähne T. XXVIII, Fig. 10, 11 u. 12. — 8) *Echim. semivillosus* Jourdan, halbbeharte Stachelratte. Der Schwanz ist, außer an der Wurzel, schuppig, mit fahlen Haaren bedeckt; die Farbe ist oben braunrothlich, gelb gesprenkelt, die untern Theile heller, fast weiß. Die Stacheln sind schwach und mit vielen Borsten gemischt, am Kopfe sehr platt. Körperlänge 7 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Bewohnt Neu-Granada. Guerin, Magazin 1840, S. 50, Taf. XXIII. — 9) *Echim. armatus* Lichtenstein, bewaffnete Stachelratte. Der Schwanz schuppig, mit einigen weißen Haaren; die obern Theile des Körpers braun, gelb gesprenkelt, die untern Theile weiß; Seite des Kopfs rothbraun, Stacheln des Rückens sehr breit und stark. Körperlänge 7 Zoll; Schwanzlänge 7 Zoll. Bewohnt Guiana. — 10) *Echim.*

brachyurus Rengger, kurzschwänzige Stachelratte. Die Kürze des Schwanzes zeichnet diese Stachelmaus hinlänglich aus. Die Farbe ist an allen obern Theilen des Körpers braun, oder, wo Stacheln vorhanden sind, braun mit braunröthlich gemischt, da die Stacheln eine bräunlichrothe Spitze haben. Kehle, Brust, Bauch und die innern Schenkel graulich weiß, Schwanz bräunlich schwarz, Ohren und Fußsohlen graulich schwarz, nackt, Schnurrhaare schwarz. Stacheln zahlreich, aber schwach. Körperlänge $7\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 2 Zoll 9 Linien. Heimath Paraguay. — 11) *Echim. obscurus Wagner*, dunkle Stachelratte. Die Hauptfarbe ist tief braun, gelblich gemischt an den obern Theilen, an den untern gelblich, die Stacheln sind abgeplattet. Körperlänge $6\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 6 Zoll 5 Linien. In Brasilien. — 12) *Echim. pictus Pictet*, gefleckte Stachelratte. Die Ohren sind abgerundet, eben so breit als lang; die Füße stark, die Nägel zusammengedrückt und spizig, der Schwanz lang, stark beschuppt, aber dicht mit ziemlich sanftem Haar bedeckt. Fast der ganze Kopf, Nacken und Hals sind mit langen Haaren bedeckt und schmutzig weiß, an der Wurzel sind die Haare braun. Diese Farbe ist nach hinten durch eine Linie geschieden, welche am vordern Rand der Schulter anfängt und sich dann halbmondförmig gegen den Rücken biegt, an welchem sie vorwärts sich endigt, von den Schultern an aber einen Streif gegen den Vorderhals schickt, der fast bis auf die Füße reicht. Diese Theile des Rückens und der Scheitel sind rothbraun. Seiten des Körpers, Bauch, Füße und untere Seite des Schwanzes weiß. Der Schwanz oben anfangs rothbraun, dann dunkelbraun, am Ende oben weiß, unten goldgelb. Körperlänge 10 Zoll; Schwanzlänge 12 Zoll. Bewohnt Bahia. Pictet, Anim. nouv. ou peu connu du Musée de Genève, T. II, 1843, Taf. 7 und 8. — 13) *Echim. inermis Pictet*, stachellose Stachelratte. Die Ohren sind ziemlich groß, an der Außenseite etwas ausgeschweift und nackt, Füße mittelmäßig, Schwanz ungefähr von Körperlänge und schuppig, aber stark behaart. Die Haare sind zum Theil rund, zum Theil platt, aber gar nicht stachelig, an der Wurzelhälfte grau, dann braun und hellgelb geringelt, mit dunkelbrauner Spitze. Dies bringt eine braunfahle, dunkelbraun gedüpfelte Färbung hervor. Die Schnauze ist etwas heller, ein Kreis um den Mund etwas gelblich. Die untern Theile und innern Schenkel weißgelblich. Schwanz schwarz, nur an der Wurzel etwas weißlich. Schnurrhaare zum Theil schwarz, zum Theil weiß. Körperlänge 7 Zoll 6 Linien; Schwanzlänge 6 Zoll 6 Linien. Bewohnt Bahia. Pictet, Anim. nouv. T. II, T. 9. — 14) *Echim. macrourus Natterer*, langschwänzige Stachelratte. Oben fahlröthlich, Seiten blasser, unten gelblich; Schwanz fast von der Länge des Körpers, beinahe nackt, nur mit wenigen, sehr kurzen weißen Härchen bedeckt. Körperlänge $10\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 10 Zoll. Bewohnt Brasilien (Borba). — 15) *Echim. nigripinis Natterer*, schwarzstachelige Stachelratte.

Oben schön braunfahl, schwarz gemischt, unten und an den Füßen blaß oder gelblich; an den Seiten der Schnauze graugelb; der Schwanz, die dicke Wurzel ausgenommen, dicht und gleichförmig, braun behaart, aber ohne Pinsel. Körperlänge $9\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanzlänge 6 Zoll. Bewohnt Brasilien (Piranema). — 16) *Echim. unicolor Rüppel*, einfarbige Stachelratte. Einfarbig hell rothbraun, unten und an den Füßen blasser; der Schwanz lang behaart; der Pelz trocken und die Haare steif mit einigen schmalen, platten, gefurchten Stacheln auf dem Rücken gemischt. Körperlänge 10 Zoll 9 Linien; Schwanzlänge 7 Zoll 9 Linien. Bewohnt Brasilien. — 17) *Echim. fuliginosus Wagner*, rußige Stachelratte. Sie steht der cayennischen nahe, unterscheidet sich aber durch die dunkle Färbung, welcher das Roth an den Seiten ganz abgeht. Der Rücken ist mit langen schmalen, 10 Linien langen Stacheln besetzt, zwischen welchen nur spärlich einzelne dünne Härchen zum Vorschein kommen. Kruppe, Schenkel und Leibeseiten sind ebenfalls mit Stacheln versehen, welche aber schmäler, weicher und ganz biegsam sind; auf dem Widerrist hören die Stacheln auf und fehlen am Kopf und Hals gänzlich. Der Schwanz ist wirbelförmig geschuppt, anfangs mit sehr kurzen, dann aber allmählig länger werdenden und an der Spitze einen Pinsel bildenden Haaren bekleidet. Die Ohren sind lang und schmal; die Schnurrhaare lang und zahlreich. Die Farbe der obern Theile ist fast schwarz mit fahlbraun gemengt; die Seiten fahlbraun; die Stacheln unten weißlich, oben schwarzbraun; die Haare an den Seiten sind unten weißlich, oben fahlbraun mit schwarzer Spitze, die untern Theile scharf abgeschnitten, rein weiß; äußere Schenkel dunkelbraun; Füße weiß; Schwanz oben dunkelbraun, unten schmutzig weiß. Körperlänge 8 Zoll 5 Linien; Schwanzlänge 7 Zoll 8 Linien. Bewohnt Brasilien. — 18) *Echim. elegans Lund*, schöne Stachelratte. Körper schlank, oben schön rostgelbbraun, unten rein weiß, beide Farben scharf geschieden; Schwanz beschuppt, dünn behaart; gegen das Ende bilden längere Haare einen dünnen Pinsel. Körperlänge 8 Zoll; Schwanzlänge $8\frac{1}{2}$ Zoll. In Minas Geraes (vielleicht nicht verschieden von *Echim. cayennensis Geoffr.*). — 19) *Echim. anticola Lund*, Höhlenstachelratte. Pelz ohne Spur von Stacheln. Körper plump, Schnauze dick, Ohren kurz, Schwanz stark behaart. Farbe oben graubraun, aus einer Mischung von rostgelb und schwarzbraun bestehend, Unterseite weiß. Körperlänge 10 Zoll; Schwanzlänge $7\frac{1}{2}$ Zoll (nahe verwandt mit *Echim. unicolor Rüppel*). — Vgl. Lichtenstein in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1818; — Geoffroy St. Hilatre in *Guerins Magazin*, 1840; — Jourdan in *Guerins Magazin*, 1840, theilt die Gattung in die Untergattungen *Nelomys*, *Echims* und *Dactylomys*.

Lanzenschlange (Amphib.), Schlängengattung, s. v. a. *Trigonocephalus*.

Lanzenstich (Lanzenstoß), 1) Stich oder Stoß mit einer Lanze; — 2) (Pferdek.), eine

bei den Pferden am Halse, zuweilen auch unten bei der Schulter sich vorfindende und einer Narbe gleichende Vertiefung, welche für eine besondere Schönheit gehalten wird.

Lanzenthier (Säugeth.), s. v. a. **Lanzerratte**, *Echimys Geoffr.*, *Loncheres Ill.* (s. d.).

Lanzenträger (Sig der 10 L.), ungar. **Distrikt**, zipser Gespanschaft, besteht aus 14 zerstreut liegenden Dörfern. Die Bewohner sind meist Edelleute, ehemals Leibwache der ungarischen Könige, besonders im Kriege, wo ihrer 10 mit Lanzen bewaffnet seyn mußten. Sie sind steuerfrei, aber seit 1802 der Gespanschaft unterworfen. Hauptorte: Betsdorf mit dem Komitatschause; Hadersdorf u. a.

Lanzenviper (Amphib.), s. v. a. *Trigonoccephalus lanceolatus* Oppel.

Lanzenvogel (Ornith.), s. v. a. *Chauna chavaria Ill.*

Lanzenwurm (Zoophyt.), Eingeweidewürmergattung, s. v. a. *Phonicurus*.

Lanzette (Lafseisen, Wundnadel, *Lanceola*, *Phlebotomum*, franz. *Lancette*, engl. *Lancet*, Chir.). Dieses bekannte chirurgische Instrument, dessen nächste Bestimmung die der Aderöffnung (Aderlaßlanzette) ist, welches man aber auch zu verschiedenen anderen Zwecken benutzen kann, wie z. B. zur Eröffnung von Abscessen, zur Lustringenkopferöffnung, zur Trennung von Altessen, zur Kuhpockenimpfung, zum Skarificiren u. s. w., besteht aus einer sehr dünnen, zweischneidigen Klinge mit scharfer Spitze, welche zwischen zwei kleine, sehr dünne Schalen befestigt ist und sowohl durch Stich, als auch durch Schnitt wirkt. Die Geschichte der L. n. überhaupt fällt mit der der Aderlaßlanzetten zusammen, da der ursprüngliche Zweck der L. n. nur der der Aderöffnung gewesen ist (s. Aderlaßlanzette). Ob dieses Instrument den Alten wirklich bekannt gewesen ist, hat nach Krombholz (Abhandl. aus dem Gebiete der Aekologie, Prag 1825, S. 124) bis jetzt nicht ermittelt werden können, indem die Geschichte nur so viel berichtet, daß Podalirius und Aeskulap der Aeltere den Aderlaß mittelst eines scharfspitzigen Messers verrichtet hätten, daß Aeskulap von einem spitzigen Messer spricht, *μαχαίριον ὄξύ* od. *σιδήριον ὄξύτατον*, dessen er sich zum Skarificiren von Geschwülsten bedient habe. Eben solche unbestimmte und unvollständige Nachrichten haben wir von der Gestalt des Instruments, welches Celsus u. Galen zur Aderöffnung gebraucht hatten. Paul von Aegina soll sich beim Aderlaß, so wie bei Eröffnung von Abscessen eines lanzettförmigen Instrumentes bedient, auch einen Skarifikator mit drei L. n. besessen, so wie Avicenna ein Instrument gehabt haben, welches er bei der Venäsektion gebrauchte, und zwar mit und ohne Pilum, d. h. mit und ohne ein Schweichen, welches an dem Instrumente angebracht werden konnte und den Zweck hatte, das zu tiefe Eindringen des Messers zu verhindern. Bestimmter spricht sich schon Albucasis über mehrere lanzettförmige Instrumente aus, die in seinem Werke (Buch II, Kap. 95, Basel 1681) abgezeichnet sind und die er *Fossorium*, *Alnessil*,

Phlebotonus myrtinus und *olivaris* nennt, alles Instrumente zur Aderöffnung bestimmt, so wie Magdabam ein Instrument zur Staaroperation und endlich Spatumile ein lanzettförmiges Messerchen zur Eröffnung von Abscessen. Im 12. Jahrhunderte konstruirte Flint ein Instrument, welches nach ihm Flinte genannt wurde, und das man bis zu Heisters Zeiten im Gebrauch hatte. Nach Krombholz fällt die Erfindung und Bestimmung der L. n. wie sie jetzt gebraucht werden, ins 13. Jahrhundert, und es wurden nun viele dergleichen Instrumente, wie wir unten sehen werden, von verschiedenen Formen konstruirt. — Man theilt (Krombholz) die L. n. ein in: A. einfache; diese sind nun wiederum: a) gerstenkorngestaltige; b) haferkornförmige; c) Pyramidenlanzette; d) Absceßlanzette; e) spanische L.; f) säbelförmige; g) englische Absceßlanzette mit halbrunder Spitze; h) Solingens L. mit ganz runder Spitze, u. i) die Flinte. B. Zusammengesetzte L. n. — A. Die einfachen L. n. Eine jede L. besteht aus der Klinge und der Schale. 1) Die aus gut gehärtetem Stahl gearbeitete, äußerst dünne, platte, vollkommengerade Klinge ist pyramidenförmig gestaltet; gewöhnlich unterscheidet man davon: a) die Basis (Kerfe, Talon). Sie ist 3—4 Linien breit, 4—6 Linien lang, in der Regel der breiteste und dickste Theil der Klinge, besigt ein Loch, worin sich ein Niet frei bewegen kann, vermittelt dessen die Klinge an der Schale befestigt wird, und geht über in b) den Mitteltheil (Körper). An der Uebergangsstelle ist dieser Lanzettentheil weniger polirt, an beiden Seiten nicht schneidend, weil man sich an ihm, woran das Instrument gehalten wird, sonst schneiden würde, etwas gewölbt (bikonvex), nicht so dick wie die Basis, entweder weniger oder mehr breit als die oben gedachte, 7—14 Linien lang und matt geschliffen; c) der Borderrheil (Schneidetheil, Spitze) ist in der Mitte etwas dicker, hat sehr scharf schneidende Ränder, ist spiegelblank polirt, 7—8 Linien lang, nimmt allmählig an Breite ab und endet sich in eine scharf stehende Spitze. Die Länge einer Lanzettenklinge würde demnach zwischen 18—24 Linien betragen; sie richtet sich nach dem Zwecke, den man durch sie erreichen will; denn zur Venäsektion z. B. braucht man nicht eine so lange L. als zur Eröffnung von Abscessen u. s. w. 2) Die Schale (Heft, Fassung, Chasse), besteht aus zwei sehr dünnen, an ihrer inneren Fläche ebenen, an der äußeren dagegen gewölbten Platten, die gewöhnlich aus Horn, Schildkrötenchalen oder Perlmutter gearbeitet sind und dieselbe Gestalt wie die Klinge haben, nur daß sie die letztere, zum Behuf sicherer Bewahrung, an Breite und Länge etwas übertreffen; an dem Hinterende sind sie entweder quer abgeschnitten od. geschlossen; am vorderen dagegen ist die Klinge an beiden Schalen mittelst Niets u. Rosettchen befestigt, so daß sich die Klinge leicht um das Niet bewegen läßt. Eine Art von L., *Scultet's Seton-L.*, läßt sich an einem breiten Stifte, welcher in einer der, durch ein besonderes Niet zusammengefügte Schalen befindlich und mit einem starken Vorsprunge versehen ist, einlegen

und gänzlich abnehmen, und ohne Beihülfe der Schalen handhaben. — Will man mit der L. operiren, so öffnet man sie zuvor dergestalt, daß die Klinge mit der Schale in einen Winkel zu stehen komme, der den eines rechten etwas überschreitet, faßt dann die Klinge an ihrem Spigtheile zwischen Daumen und Zeigefinger der freien Hand dermaßen, daß von dem Schneidtheile nur so viel vor den Fingern vorsteht, als die beabsichtigte Kontinuitätstrennung tief gehen soll, spannt nun mit den Fingern der andern Hand die betreffende Hautstelle fest an, stützt die drei übrigen Finger der Hand, mit der man die L. gefaßt hat, setzt die Spitze derselben auf die zu öffnende Hautstelle und verfährt darauf nach den Regeln der Kunst. Das Verfahren bei der Impfung der Schutzpockenlymphe weicht in etwas von dem eben beschriebenen ab. — Immer muß man, ehe man sich einer L. bedient, nachsehen, ob sie auch ganz rein, nicht rostig, und ob sie gut geschliffen, abgezogen ist. Zum letzteren Behufe prüft man sie auf dem Canepin, sogenannten Hühnerleder (die Epidermis vom Rehfell, oder auch statt dessen weiß gegerbtes Schaf- oder Ziegenfell), indem man dasselbe anspannt und die Spitze der L. darauf perpendicular aufsetzt; dringt sie nun leicht und ohne Widerstand ein, so ist sie gut beschaffen. — Zu den einfachen L.n gehören, wie wir bereits gesehen haben, mehrere Unterarten, nämlich: a) die gerstenkorngestaltige englische L. (*Lancette à grain d'orge*); sie zerfällt wiederum in zwei Species: α) gerstenkorngestaltige L. nach Garengeot; sie hat eine breite Klinge, mäßige Spitze, an der sie beinahe erst ihre Breite verliert, und eine fast ovale Gestalt; diese Konstruktion macht, daß die L. gleich bei ihrem Eindringen eine breite Wunde bewirkt, daher sie sich zur Eröffnung großer, voller und oberflächlich liegender Venen eignet. Es gehören hierher die L.n von Garengeot, Brambilla, Bell, Köhler, Knauer, Rudtorffer und Savigny (s. Krombholz a. a. O., S. 130); β) gerstenkorngestaltige L. nach Perret; sie hat eine bis zu ihrer Mitte gleich breite Klinge, welche von da aus in eine fast gerade, durch scharfe Ränder gebildete Spitze übergeht. Langenbeck empfiehlt diese Art L.n vorzüglich zum Aderlaß. Es gehören hierher die L.n von Perret, Heister, la Fave, Köhler, Brambilla, Rudtorffer und Langer. b) Die haferkornförmigen oder deutschen L.n (*Lancettes à grain d'avoine*), unterscheiden sich von den vorherigen durch eine längere Spitze. Es gehören hierher die L.n von Dryander, Paré, Botalli, Scultet, Cron, Garengeot, Petit, Heister, la Fave, Perret, Brambilla, Bell, Knauer, Savigny, Rudtorffer und Scultet's zur Hornhauteröffnung bestimmte L. mit einer Gräte längs der Mitte beider Ränder versehen. c) Die pyramidenförmige, alt-italienische L., Schlangenzunge (*Lancette à langue de serpent*), verliert an oder nahe der Basis ihre Breite, geht allmählig in eine sehr lange, feine Spitze über, welche pyramidenförmig ist, und wird zur Eröffnung tief

liegender Venen empfohlen, öffnet sie aber zuweilen nicht hinreichend, und verletzt dieselben sehr leicht. Es gehören hierher die L.n von Albucasis, Dryander, Paré, Garengeot, Petit, Perret und Knauer. d) Die Abscesslanzetten (*Lancettes à abscess*), sind länger, stärker und gewölbter, auch nicht so fein polirt, als die bisher erwähnten. Vergleichen L.n haben angegeben Petit und Perret. e) Die spanischen L.n unterscheiden sich dadurch, daß die Klingen, in ihrem Verlaufe von der Basis schmaler werdend, eine Lanzettengestalt annehmen und sich in eine sehr feine Spitze endigen, daß sie ferner an der Basis abgerundet, durchbohrt und mit einem stumpfen Schnabel, zur Bewegung und Haltung der Klinge bestimmt, versehen sind. Man bedient sich ihrer zum Impfen, und es gehören hierher v. Rudtorffer's und Hußon's Impflanzen. f) Die säbelförmigen L.n (*Lancettes à sabre*), haben einen konvexen und konkaven Rand und werden da gebraucht, wo man auf einer Haut operiren will, welche größeren Widerstand leistet. Es haben dergleichen Gestalt das myrtenförmige Messer von Albucasis, Solingens Abscesslanzette, die säbelförmigen L.n von Petit, Brambilla und Savigny. g) Die englische L. mit halbrunder Spitze, wozu la Fave's L. gehört, und welche in den Fällen wie die säbelförmigen gebraucht wird. h) Die L. mit ganz runder Spitze, nach Solingen, bestimmt zur Trennung der Adhäsionen der Augenlider. i) Die Flinte (*Phlebotomum Germanorum*), welche lange Zeit bei verschiedenen Nationen zum Aderlaß sowohl, als zur Skarifikation im Gebrauche war und heute noch in der Veterinärpraxis angewendet wird. Die Benennung soll das Instrument nach einem Wundarzte des 12. Jahrhunderts führen. Im Allgemeinen besteht dasselbe aus einem Stahlstab, welcher etwa 3 Zoll lang ist, an dem einen Ende unter einem rechten Winkel einen dünnen, dreieckigen, schneidigen Vorsprung von einigen Linien hat, dessen Spitze bald halbkreisförmig, bald spitzig ist. Es gehören hierher die Flinten von Vesal, Dryander, Vidus Vidius, L. Botalli, Heister, Brambilla und Daniel Major. — B. Zusammengelegte L.n. Es gehören hierher die zur Venäsektion bestimmten und die fünffache L. Dryander's, Hußon's *Aiguilles cannelées*, eine zweifache, zur Pockenimpfung bestimmte, so wie Marchetti's Impflanzenlanzette.

Lanzettfedermesser (Handlungsw.), Federmesser in lanzettähnlicher Form.

Lanzettförmig (bot. Term.), auch **lanzettlich**, s. v. a. *Lanceolatus*.

Lanzettgrundel (Ichth. uol.), s. v. a. *Gobius lanceolatus* Cuv.

Lanzettschwanz (Ichth. uol.), Fischgattung, s. v. a. *Xonchurus*, s. *Sciæna*.

Lanzetttroikart (Chir.), s. **Troikart**.

Lanzi, Luigi, bekannt als Wiedererwecker der altetrurischen Sprache, wie als geistreicher Erklärer der Ueberbleibsel des klassischen Alterthums, geb. zu Monte dell' Olmo bei Macerata im Juni 1732, An Zögling der Jesuiten und in

ihren Orden aufgenommen, umfasste mit warmer Neigung den ganzen Kreis der klassischen Studien und entwickelte zu Rom seinen Sinn unter den sprechenden Denkmälern der Vorwelt, bei deren Erklärung er Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn bewährte. Von Rom kam L. nach Florenz, wo er 1782 den „Guida della galleria di Firenze“ herausgab, ein Werk, das, durch reges Interesse entstanden, der Gegenstand seiner Verbesserung bis an seinen Tod war. Dabei befeßigte er sich einer reinen Schreibart im ächt toskanischen und wurde deshalb 1806 Präsident der Academia della Crusca. Als solcher † er am 30. März 1810 und ward in der Kirche Sta. = Croce beigesetzt. Onofrio Boni schrieb ein „Elogio dell' Abbate L.“, und J. V. Zannoni eine Biographie desselben. Seine beiden durch streng sichtende Methodik und gründliche Gelehrsamkeit klassischen Hauptwerke sind: „Saggio di lingua etrusca e di altra antiche d'Italia, per servire alla storia de' popoli, delle lingue e delle belle arti“ (3 Bde., Rom 1789), worin er gegen die durch die toskanischen Gelehrten geltend gemachte Annahme öffentlich den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etruskische Bildung bekannte, und „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine de XVIII. secolo“ (Casano 1795; 3. vervollständigte Auflage, 6 Bde., 1809; 4. Aufl. 1815), welche bei manchen hartgerügten Mängeln, z. B. der Eintheilung der Künstler nach Schulen, die bloß durch die Dertlichkeit unter einander zusammenhängen, nicht ohne großes Verdienst war, u. durch viele Berichtigungen, welche die neuere Forschung gegeben, in der deutschen Uebersetzung von A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt (3 Bde., Leipzig 1830—33) bereichert wurde. Wichtig sind auch L.'s Untersuchungen „Dei vasi antichi volgarmente chiamati etruschi“ (Florenz 1806), ein Werk voll gediegener Gelehrsamkeit, und die „Notizie della scultura degli antichi“ (neue Auflage von Inghirami, Florenz 1824; deutsch von Lange, Leipzig 1816). Seine „Opere postume“ wurden von Onofrio Boni (2 Bde., Florenz 1817, 4.) herausgegeben.

Lanzig, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R. = B. Köslin, Kr. Schlamm, unweit des pöger Sees; 330 Einw.

Lanzingen, kurbess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. Selmbausen, Amt Bieber; Mühle; 240 E.

Lanzirhund (Säugeth.), *Canis familiaris lagax*, s. v. a. Lancirhund, s. Lanciren.

Lanzist (Biogr.), s. Lancist.

Lanzknecht, s. v. a. Landsknecht.

Lanzo, ital. Stadt, Sardinien, Turin, am Stura, links; Eisenwaaren, Fabrik für Tuch u. seidene Zeuche; in der Nähe eine Mineralquelle; 6400 Einw.

Lanzpassaten (Lanzia spezzata, zerbrochene Waffe), ehemals in Frankreich leichte Reiter, welche im Gefecht Pferd und Waffen verloren hatten und deshalb in die Reihen des Fußvolks eintraten. Gewöhnlich avancirten sie sogleich zu Gefreiten, wurden mit den gefährlichsten Posten vertraut und später auch als Exercirmeister verwendet.

Laos (Geogr.), 1) Reich in Hinterindien, s. Laos; — 2) ital. Fluß, Neapel, Calabria citer., entspringt auf dem Gebirg an der Grenze von Basilicata, fließt westl. in das tyrrhenische Meer.

Laobes, Volk, s. Dschaloser.

Laocoöja (griech. Sagenfesch.), Gemahlin des Apollon und Mutter des Iphig.

Laodamas (griech. Sagenfesch.), 1) Sohn des Alcinous, des Königs der Phäaken, und der Arete, der Liebling seines Vaters; — 2) Sohn des Antenor, von Iliox erlegt; — 3) Sohn des Ereocles, König in Theben, nachdem er in seiner Jugend unter Vormundschaft des Creon gestanden. Da die Epigonen sein Land anfielen, lieferte er ihnen ein Treffen und tödtete ihren Anführer Megaleus, wurde aber selbst von Alcmaon erschlagen. Nach Andern floh er nach verlornen Schlacht mit dem Rest seines Heeres zu den Encheleern in Illyrien.

Laodamia (griech. Sagenfesch.), Tochter des Bellerophon, von Zeus Mutter des Sarpedon; Artemis tödtete sie plötzlich am Webstuhl; — 2) Tochter des Acastus und Gemahlin des Proteus. Da dieser, kaum mit ihr verlobt, nach Troja zog u. als der Erste dort fiel, so bat sie sich von den Göttern die Gnade aus, mit dem Abgeschiedenen nur noch 3 Stunden sich zu unterreden. Dies geschah, Hermes führte den Proteus zurück, und als derselbe zum zweiten Mal starb, verschied L. mit ihm. Nach dem 2. Tod des Proteus fertigte L. ein Bild von ihm und erwies demselben göttliche Verehrung. Acastus, ihr Vater, gebot es zu verbrennen, worauf sich L. in den Scheiterhaufen stürzte. — 3) Tochter des Amyclas und der Diomedes, Mutter des Triphylus, sonst auch Leaira genannt; — 4) Amme von Drestes, sonst Arsinöe genannt; — 5) Tochter des Alcmaon, Gemahlin des Peleus.

Laodice (griech. Sagenfesch.), 1) hyperboreische Jungfrau, mit Hyperoch nach Delos gesendet; — 2) eine Nymphe; — 3) Tochter des Cinyras, Mutter des Stryphalus und Pereus; — 4) Tochter des Priamus und der Hecuba, Gemahlin des Heliakon; früher war sie Geliebte des Alcama, Sohns des Theseus, der mit Diomedes als Gesandter nach Troja kam und dem sie vom Munitus gebat. Bei dem Tode ihres Sohnes Munitus stürzte sie sich im Schmerz von einer Anhöhe herab oder wurde von einem Erdschlunde verschlungen. — 5) Tochter des Agamemnon und der Clytemnestra, bei den Tragikern Electra genannt; — 6) Tochter des Agapenor, die der Aphrodite zu Tegea einen Tempel baute; — 7) (a. Gesch.) Tochter des Achäus, Gemahlin des Antiochus II.; — 8) Tochter des Andromachus, Enkelin des Achäus, Nichte der Vorigen, Gemahlin des Seleucus II.; — 9) Tochter des Antiochus II. und der Laodice, an Mithridates vermählt; — 10) Tochter des Bor., Gemahlin des Antiochus III.; — 11) eine 2. Tochter des Mithridates IV., als Kind dem Antiochus Hierax verlobt, später an Achäus vermählt; — 12) 2 Töchter des Antiochus Sidetes, welche frühzeitig starben; — 13) Schwester u. Gemahlin des Mithridates VI.; — 14) Gemahlin des Ariarathes VI.; — 15) Schwester d. s. Mithridates VI. u. Gemahlin des Ariarathes VII.

Laodicea (a. Geogr.), Name mehrerer, größtentheils von Seleucus gegründeter Städte. Zu bemerken sind: 1) L. „am Meere“, auf einer hohen Landzunge, dem nördlichen Ende des Kap Siaret, gelegen. Es war auf die Unterlage einer ältern, in der Landessprache Ramitha, später *Λευκή Ακρη* genannten Niederlassung in einer höchst günstigen Umgebung gegründet. Mit der See durch einen großartig angelegten Hafen verbunden, hatte es an der Landseite unter dem besten Himmelsstrich eine an Südfrüchten u. and. Produkten, besonders an Wein (einst einem bedeutenden Ausfuhrartikel nach dem äg. Alexandrien, ja nach dem indischen Barygaza) sehr fruchtbare, gartenähnliche Umgegend, ein flaches, welliges Hügelland, durch das sich der Dschebel Nossairich an die Küste erstreckt. In Syriens bester Landschaft, Seleucia, mit seinen drei Schwesterstädten gelegen, durch das Zusammentreffen der obigen günstigen Umstände und die Regsamkeit seiner wenigstens dem Kern nach griechischen Einwohner, reich, stark, auch wohl üppig geworden, in Folge der die Königsmacht der Seleuciden schwächenden Bruderkriege, vielleicht unter Antiochus VIII., gleich andern griechischen Städten zur Autonomie gelangt, und von Pompejus oder jedenfalls doch von Julius Cäsar, dem großen Wohltäter der syrischen Städte, wiederum damit beschenkt, weshalb sich seine Einwohner Iulianer nannten und mit dem Jahr seines dortigen Aufenthalts 48 v. Chr. ihre Zeitrechnung begannen, nahm es deshalb seinen Anhänger Dolabella willig auf, wurde aber dafür von seinem Besieger Cassius empfindlich gestraft. Die durch Syriens Besetzung von den Parthern gesteigerte Noth der Stadt suchte Antoninus durch Ertheilung von bürgerlicher und von Abgabefreiheit zu heben, auch Herodes der Gr. bedachte Syriens erste Seestadt mit einer Wasserleitung. In der nun folgenden Kaiserzeit wird L. nur dreimal, aber jedes Mal als bedeutende Stadt aufgeführt: a) vier Winter hindurch als Aufenthaltsort des L. Verus, während des von Andern für ihn geführten parthischen Kriegs; b) im Thronstreit des Pesc. Niger und Sept. Severus, welcher letztere Stadt und Einwohner für die Mißhandlungen durch erstern reichlich entschädigte, namentlich durch Ertheilung der Vorzüge einer Kolonie mit ital. Rechte. Die Stadt erhob sich dadurch wieder zur alten Blüthe, so daß c) Theodosius I. ihr noch einmal das Principat Syriens übertragen wollte. Allein noch von den syrischen Seestädten im 11. Jahrhundert den Nachfolgern dieses Kaisers gehörig u. von Christen bewohnt, die dort, wie in neuester Zeit, einen Bischof hatten, während die übrigen bis nach Aegypten hin dem dortigen Khalifen gehorchten, hatte es noch wohl erhaltene Kunst- und Befestigungswerke des Alterthums, die aber ein gewaltiges Erdbeben 1170 n. Chr., so wie die letztern Saladin, in dessen Hände es 1183 fiel, auf die Nachricht von Friedrich Barbarossa's Annäherung, wenigstens großen Theils zerstörte. Von den spätern Römern wurde die Stadt Laudicia oder Ladicia genannt; im Mittelalter hieß sie Laodicia; jetzt Ladikieh. An den

alten Glanz von L. erinnern noch ein Triumphbogen, die Felsensfundamente seiner Hafendämmung, marmorne und granitene Pfeiler- und Säulenteile eines nach dem Hafen hinziehenden Porticus, Ueberreste einer Wasserleitung, eine lange Reihe von Karakomben am Meere hin, Eisternen und Säulentrümmer auf der Anhöhe im Osten der Stadt u. s. w. — 2) L. am Libanus (ad Libanum), von Seleucus I. gegründet, an einem sehr günstigen Punkte, dem nordöstlichsten Abhange des Antilibanon, am östlichsten Eingange in die vom Libanon und Antilibanon umschlossene Tiefebene, in einer von zwei Flüssen bewässerten Gegend, wo die südlich von Damascus, südwestlich von Heliopolis herabziehenden Straßen sich nördlich nach dem 18 M. entfernten Emesa, einer bedeutenden Karawanenstation, und den übrigen Handelsplätzen im Drontesthale nach Palmyra fortsetzten. Eine Zeit lang war sie syr. Grenzfestung gegen das äg. Coelefyrien. In der durch den Frieden mit den Parthern für den arab.-indischen Handel so günstigen Zeit des Antoninus Pius gleich andern syr. Städten zu hoher Blüthe gekommen, erscheint es bei Ptolemäus (V, 14) als Hauptort des Bezirks Laodicea, wozu noch zwei Städten Paradiisos und Zabudra gehörten, und deshalb auch wohl später als Sitz eines Bischofs. Von Theodosius dem Gr. mit Emesa und andern Städten zur neu gebildeten Provinz Phoenice Libaneria geschlagen, scheint es vielleicht unter räuberischen Anläufen benachbarter Araber und Ituräer frühe gesunken oder untergegangen zu seyn, ohne viel Spuren seiner frühern Bedeutung zu hinterlassen. — 3) L. (jetzt Esli Hissar), von Antiochus II. zu Ehren seiner Gemahlin und nachherigen Mörderin Laodice auf einem Bergrücken zwischen den schmalen Thälern der Flüsse Asepus und Kaprus gegründet, wurde es bald zu Lydien, bald zu Phrygia Pacatiana gerechnet. Anfangs nicht bedeutend, von den Drangsalen des mithr. Kriegs, wohl auch schon von den dort häufigen Erdbeben heimgesucht, hob es sich dagegen am Ende der römischen Republik und unter den ersten Kaisern unter den kleinasiatischen Städten zu der zweiten Rangstufe. Die Güte des Bodens in dem durch Getreidebau altberühmten Phrygien, der Reichthum der Umgegend an feinwolligen Schafen von rabeuschwarzer, aus dem dortigen Wasser erflärten Farbe, die patriotische Freigebigkeit mehrerer ihrer Bürger, die große Westostbahn des arabischen Handels, die durch die gewerthätige Stadt ging, brachten bedeutenden Wohlstand, in Folge dessen sich hier Sinn für Kunst und Wissenschaft erhob, repräsentirt durch die Skeptiker Antiochus und Theiodas unter Menesidem's Nachfolgern, und durch die an diese skeptische Richtung, so wie an einen Tempel des karischen Men geknüpften große herophilitische Arzneyschule zwischen L. und Karura. Anfangs zum syrischen, dann wohl zum pergamenischen Reich gehörig, wird sie mit diesem Erbtheil von Rom u. eine Zeit lang von einheimischen Vasallenkönigen desselben regiert; erscheint in der republikanischen und Kaiserzeit als Hauptort eines röm. Gerichtsbezirks. Von Erdbeben wurde sie

wiederholt heimgesucht, erholte sich aber immer wieder durch eigene Kraft. Bei dieser großen Bedeutung und auch, weil sie von Juden bewohnt war, wurde sie frühe schon einer der Hauptorte des Christenthums, das dort einen vielgestaltigen Kultus, besonders den in den Nachbarprovinzen verbreiteten des Jupiter Laod. zu bekämpfen hatte, und sofort ein Bischofsitz. Von den Ueberresten sind merkwürdig: Trümmer einer Wasserleitung mit eigenthümlich überkrusteten Bögen und Röhren, ein Gymnasium, mehrere Theater, ein Stadium mit fast vollständig bewahrten Stufen, eine mit den Ruinen einer Kolonnade und vielen Piedestals eingefasste Straße, unzählige Ueberbleibsel von Säulen u. s. w. — 4) L., mit dem Beinamen *κατακαυμένη* (niedergebrannt), an der großen, nach dem Euphrat ziehenden Straße gelegen, an der auch das phrygische L. lag, wird von einigen Reisenden mit großer Wahrscheinlichkeit in dem heutigen Torgban Patik wiedergefunden. — 5) L., an Mediens fernster, mit Persien zusammenstoßender Südostgrenze etwa im Südosten des heutigen Teheran gelegen. — 6) Stadt in Mesopotamien, am untern Lauf des Tigris gesucht; wahrscheinlich von Seleucus I. gegründet.

Laodicene (u. Geogr.), Landschaft Syriens, nach der Stadt Laodicea benannt, westlich von Palmyrene und südlich von Apamene.

Laodiceus (griech. Sagenesch.), hyperborischer Heros, der den Delphiern gegen die Gallier zu Hülfe kam.

Laodocus (griech. Sagenesch.), 1) Sohn des Apollo und der Phthia; — 2) Sohn des Bias, Argonaut und Theilnehmer am Zug der Sieben gegen Theben; — 3) Sohn des Antenor; — 4) Wagenlenker des Antilochus.

Laosen, Volk, s. Laos.

Laogoras (griech. Sagenesch.), König der Dryoper, Bundesgenosse der Lapithen gegen Aegineus, von Hercules getödtet.

Laoho, s. v. a. Loaho, s. Mandchurie.

Laokün, ein chinesischer Philosoph, dessen Geschichte und Lehre jedoch gleich dunkel, unsicher und durch Fabeln entstellt ist. Seine Geburt setzt man ziemlich einstimmig in das Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr., also vor der des Konfucius, welcher bei ihm sich Rath geholt haben soll. Seine Lehre, die er in seinem zwar erhaltenen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach sehr verfälschten Werke „*Tao-king*“ od. „*Lao-tzu-tin*“ niedergelegt hat, ist im Wesentlichen folgende: Das Grundprincip aller Dinge ist Tao (oder Dao), von dem es aber nicht recht ausgesprochen ist, ob L. darunter ein geistiges Wesen, die Vernunft, oder eine Urmaterie, ein Chaos, verstanden habe; ersteres ist fast wahrscheinlicher. Dies Tao hat die Einheit, den Tai-tien oder Li hervorgebracht — ebenfalls ein räthselhaftes Wesen, das zwischen Materie und Geist zu schwanken scheint, — diese die Zweiheit, Liang und Yin, diese die Dreiheit, Tien-Li, Gi-San und Jai, d. h. den Himmel, die Erde und den Menschen. Diese drei haben alles Weitere erschaffen. — Diese Lehren, die allerdings mehr das mystisch-poetische Element der orientalischen Religionen als ein wissenschaftliches Denken

bekunden und auf eine Art pantheistischer Emanationslehre hinauslaufen, wurden von seinen zahlreichen Anhängern vielfach modificirt, theils dem herrschenden Volksglauben angepaßt, theils auch zu Alchymisterei, Gaukelei und allerhand Aberglauben gemißbraucht. Ob sie auch einem gewissen behaglichen Eudämonismus zum Ausgangspunkte dienten, scheint schwer zu ermitteln. Jene Anhänger des L. nannten sich Taosu, auch wohl Ju Fe-Tao, d. h. die Gelehrten, lebten nach einer gemeinschaftlichen Regel Tao-tao, d. h. Gesetz der Vernunft, und behaupteten, die Erkenntniß der Vernunft gebe ein allgemeines Wissen, allgemeine Heilmittel und Tugend, mache unsterblich und verleihe übernatürliche Gewalt. Die Sekte der Taosu hat sich bis auf die neuesten Zeiten erhalten, ist aber größtentheils zu gemeinen Gauklern herabgesunken. Vergl. Leibniz in seinem „Briefwechsel“, herausgegeben von Kortholt, Bd. II., u. „*Journal asiatique*“, Juli 1823, I.

Laokoon (griech. Name), 1) (gr. Myth.), a) Sohn Parthaons und einer Sklavin, Halbbruder des Deneus, Begleiter des Meleager auf dem Argonautenzug. — 2) Priester des Neptun, der sammt seinen beiden Söhnen von 2 Schlangen getödtet wurde, eine Sage, welche von mehreren klassischen Schriftstellern erzählt wird und welche der Gegenstand wurde eines der herrlichsten Werke der bildenden Kunst des Alterthums: der Gruppe des Laokoon. Nach Virgil (Aen. II, 201 ff.) war L. ein Sohn des Aeötes (Aioites) und Bruder des Anchises (nach And. des Antenor), Vater des Antiphias und des Ithymbräus. Nach Virgils Schilderung von L.s Schicksal stand L. auf einem am Meere bei Troja errichteten Altar, um dem Neptun einen Stier zu opfern, als plötzlich von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen durch das Meer gezogen kamen, ans Land krochen und sich unaufhaltsam gegen den Altar heranzuwälzten. Die erschrockenen Zuschauer fliehen, L. u. seine Söhne, die zu ihm eilten, werden ihre Opfer. Zuerst umschlingen sie die Söhne und versetzen ihnen tödtliche Wisse, ergreifen dann den Vater, der mit einem Pfeile zur Wehr steht, schlingen sich in mehreren Windungen um seinen Leib und strecken die Köpfe töddrohend über das Haupt des Gemarterten empor. Vergeblich ringt L. mit aller Manneskraft mit seinen scheußlichen Feinden, vergeblich sucht er ihre Mächte von sich abzuwehren und brüllt dabei vor Angst und Entsetzen wie ein vom Opferbeil verwundeter Stier, — er erliegt dem tödtlichen Biß und die Schlangen entfliehen in den Tempel der Pallas, wo sie, gleichsam auf der Göttin Schutz vertrauend, sich zu ihren Füßen hinlagern und unter ihrem Schilde verbergen. Bei diesem Anblick wich in der Volksmenge das Mitleid dem Abscheu vor dem von der Gottheit Gestraften, weil er das Heiligthum der Pallas, das hölzerne Pferd, zu dessen Aufnahme in ihre Stadt die Troer sich durch Sinon bereits hatten bereiten lassen, als ein Werk des Betrugs verlästert und einen Speer gegen den Bauch desselben geschleudert habe. — Nach Quintus Calaber (XII, 388 — 409) erbeute schon in dem Augenblick,

wo L. den Speer gegen das Ross geschleudert, auf Befehl der erzürnten Pallas, unter ihm die Erde und er ward von dem gewaltigen Schrecken so ergriffen, daß es ihm schwarz vor den Augen wurde und ein brennender Schmerz im Gehirn ihm Thränenströme auspreßte. Dennoch beharrte L. bei seiner Meinung, ermahnte die Troer zur Vorsicht und rieth ihnen, das unheilvolle Pferd den Flammen zu übergeben. Da entsendete Minerva von der Insel Calydnä die 2 großen Schlangen, welche über L.'s Söhne herfielen und sie erwürgten, ohne daß den Hülferufenden der Vater hatte rettend beispringen können. L. selbst aber blieb am Leben, von den Göttern doppelt hart, mit dem Vaterschmerz und mit Blindheit gestraft. Die Schlangen verkrochen sich in der Nähe des Apollotempels, auf der Burg Pergamus vor Troja, in die Erde; an jener Stelle wurde ihnen ein Cenotaphium errichtet. — Nach Hygin (135) ist L. ein Priester des Apollo, der ihn durch seinen und seiner Söhne Tod bestraft, weil er gegen den Willen des Gottes geheirathet habe. Die Söhne nennt er wie Virgil, während sie bei Servius (Ad Virg. Aen. II, 211) Erichon und Melanthus heißen. Die beiden Schlangen Porces und Chariböa gehörten zu dem Geschlecht des Typhon.

2) (a. Literatur). Außer Virgil und Servius haben noch andere Dichter und Schriftsteller der Alten sich des gewaltigen Stoffes, welchen L.'s Schicksal der Kunst bietet, bemächtigt. Servius schon beruft sich auf einen Ihesandrus (vielleicht Pisandrus) u. auf den Alexandriner Eysimachus. Ferner berührte die Fabel des L. Lycophron zu Alexandrien (zur Zeit des Ptolem. Philadelphus) in seiner *Cassandra*, B. 347; Euphorion, ebenfalls alexandrinisch. Dichter, behandelte die Sage vollständig und scheint auch von Virgil, der ihn hoch schätzte, benutzt worden zu seyn. Höchst wahrscheinlich ist die Sage von L. auch öfter dramatisch behandelt und mit Stücken, welche den Untergang Troja's zum Gegenstand hatten, verbunden worden. So theilen uns Dionys v. Halicarnas (I, 48) und Harpocration mehrere Verse von einem besonderen sophocleischen Trauerspiel „Laokoön“ mit, das verloren gegangen ist. Aber als Urquelle aller dieser Bearbeitungen gilt einer der cyclischen Dichter, Lesches, welchem zunächst Quintus Calaber gefolgt zu seyn scheint; Bacchylides hat nach Servius gearbeitet. Petronius erzählt die Fabel in einer Weise, daß die Nachahmung Virgils klar vorliegt; die eigenen Zugaben, vielleicht aus damals noch vorhandenen Gemälden geschöpft, sind an sich ohne Belang.

3) (a. Kunst). Die Gruppe des L., sagt Winkelmann (Gesch. der Kunst des Alterthums, Wien 1771, S. 696 ff.), ist, nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus der Zeit der höchsten Blüthe derselben, unter denen, die sich gänzlich erhalten haben, das schätzbarste Denkmal; Plinius gibt dieselbe als ein Werk an, welches allen andern, sowohl der Malerei als der Bildhauerei vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus

und Athenodorus aus Rhodus; die beiden letztern waren aller Wahrscheinlichkeit nach Söhne des erstern; von Athenodorus ist es aus der Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani erwiesen. Die Gruppe ist aus weißem, grobkörnigem Marmor (Salino), über Lebensgröße, gearbeitet. Sie stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und hier wurde sie unter dem Schutte des Jahrhunderts alten Trümmerwerks in dem Gewölbe eines Saals entdeckt, welcher ein Theil der Bäder des Titus gewesen zu seyn scheint. Hier stand L. in einer großen Nische an dem Ende des Saals, der ausgemalt war, u. von dessen Bilderschmuck sich noch jetzt ein (irrig so gen.) Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat. Ueber jenen Bädern und auf den Trümmern des Kaiserhauses, jetzt bei Sette Sale, gedieh längst ein Weinberg, dessen Besitzer, Felix de Fredis, der glückliche Finder des L. wurde. Diesem kaufte Papst Julius II. das Kunstwerk gegen ein Jahrgeld ab und stellte es im Belvedere des Vatikans auf. Von hier wanderte die Gruppe 1796 als ein Triumphstück Bonaparte's nach Paris, kehrte aber 1815 nach Rom zurück. — Uebrigens besteht das Ganze weder, wie Plinius berichtet, aus einem Stein, noch, wie Winkelmann bemerkt, aus 2, sondern, wie neuere Forschungen dargethan haben, aus 3 Stücken. Der rechte Arm des L. fehlt; Michel Angelo entwarf das zu ergänzende Stück und hatte es in Marmor bereits aus dem Größten gehauen, als er davon gerissen wurde; dieser Marmor liegt zu den Füßen der Statue; einstweilen ist durch Bernini ein Arm von gebrannter Erde gemacht und angefügt worden. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzt, deuten die Stufen des Altars an, auf welchem L. seinem Gotte das Opfer bereitete.

Wielgerühmt ist Winkelmanns Schilderung dieser Gruppe; wir geben sie unsern Lesern hier vollständig: „L. ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und wie er den Athem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten höhl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höheren Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Ober-

lippe aber ist derselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinaustritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Rüssen offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkt vereinigt, mit großer Weisheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrongter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am bestigsten zu leiden scheint, u. dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Veine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entriunen: kein Theil ist in Ruhe: ja, die Meißelstrelche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.“ —

Ueber die Entstehungszeit der Gruppe des L. sind noch bis diesen Tag die Kunstgelehrten verschiedener Ansicht. Während Winkelmann dieselbe wegen der Vollkommenheit des Werks in die Zeit Alexanders des Großen setzt, glaubte Lessing sie in die Zeit der römischen Kaiser setzen zu müssen. Winkelmanns Urtheil ist auf das System gegründet, das er sich von der Entwicklung der Kunst mit genialem Kennerblick gebildet hatte: Lessing, dem E. D. Visconti und Fr. Thiersch beitraten, hielt sich an den Bericht des Plinius, den wir beifügen müssen, um unsern Lesern den Stand der Frage vor Augen zu führen. Plinius durchläuft (N. G. XXXVI, 4 u. 5) die Geschichte der Skulptur von Dipoenus und Scyllis an und sagt, nachdem er die berühmtesten Meister nebst ihren Werken aufgeführt, bei Einigen habe die Mehrzahl der Künstler, welche an einem Werke gearbeitet haben, ihrem Ruhme entgegengestanden, wie dies beim L. der Fall gewesen: *ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domas Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polyctes cum Hermelao, Pythodorus alius cum Artemone: etsingularis Aphrodisius Trallianus* (Ihn und die Kinder und die wunderbaren Bindungen der Schlangen fertigten nach dem verabredeten Plane aus einem Steinblock die berühmten rhodischen Künstler Agesander, Polydorus und Athenodorus. Eben so schmückten den palatinischen Kaiserpalast mit ausgezeichneten Bildsäulen Craterus mit dem Pythodorus, Polyctes mit dem Hermelao, ein anderer Pythodorus mit dem Artemon und einzeln Aphrodisius aus Tralles). Da nun diese letztgenannten Künstler unstreitig in der Kaiserzeit gearbeitet haben, so schließt

Lessing, daß dies auch mit den drei Rhodiern der Fall seyn müsse, indem es unschicklich wäre, wenn der Schriftsteller von alten Meistern auf einmal auf die allerneuesten mit einem gleichergestalt überspringen wollte. Dazu fügt er weiter, daß in dem Fall, daß die Gruppe in Alexanders Zeit gearbeitet worden wäre, oder gar in Griechenland ehemals gestanden hätte, das tiefe Stillschweigen der Schriftsteller über ein so ausgezeichnetes Werk im höchsten Grad auffallen müßte. „Es müßte äußerst befremden, wenn so große Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland eben so wenig wie von dem L. zu sehen bekommen hätte.“ Daß diese Raisonnements nicht entscheidend sind, ist leicht einzusehen. Das inhaltschwere Wörtchen *similiter* kann eben so gut auf die gemeinschaftliche Arbeit gehen, der Beweis aus dem Stillschweigen der Schriftsteller aber wird nirgends als geltend anerkannt, und läßt sich nirgends schlagender als bei Pausanias widerlegen. Setzen wir einen Augenblick mit Lessing, der L. habe in Griechenland gestanden: wie kann doch ein vernünftiger Mensch verlangen, Pausanias, der im Zeitalter der Antoninereiste, hätte ihn sehen sollen, während er jedenfalls zur Zeit des Plinius im Palaste des Titus in Rom stand? Er hätte aber wenigstens andere Arbeiten dieser berühmten Meister finden und darüber berichten sollen. Wenn man so argumentirt, so bedenkt man gar nicht, in welche Konsequenzen man sich verliert. Wie stünde es da mit den edelsten Ueberresten griechischer Kunst, die wir kennen? Wo spricht Pausanias von den äginetischen und phigalischen Bildwerken, wo von dem Friesen u. Metopen des Parthenon, von den Bildwerken am Tempel der Nike Apteros, am Theseustempel und so vielen andern, die er gesehen haben mußte? Wir können nur so viel sagen, daß er über der Menge des Sehens u. Auszeichnungswerthen Vieles mit Stillschweigen überging: ob mit Recht oder Unrecht, darüber zu rechten, können sich nur müßige Köpfe erlauben. Allein ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Kunst wird uns zeigen, daß wir gar keinen Beruf haben, den L. in Griechenland zu suchen. Die Meister des L. waren aus Rhodus, dessen Kunstschule durch den Lieblingsschüler des Pygmaeus, Chares aus Lindus, gegründet wurde und in der Zeit nach Alexander dem Großen blühte. In diese Periode setzt D. Müller (Kunstarchäologie S. 136) den L., und zieht dabei die sinnvolle Parallele zwischen redender und bildender Kunst: „wie die rhodische Beredsamkeit prunkvoller als die attische und dem Geist der asiatischen verwandter war, so ist glaublich, daß auch die bildende Kunst in Rhodus durch das Streben nach glänzendem Effect sich von der attischen unterschieden habe“. Adoptiren wir aber diese nahegelegene Modifikation der Winkelmannschen Zeitbestimmung, so ist der Schauplatz für die Arbeiten dieser Schule nicht in Griechenland zu suchen. Mit dem Verlust der politischen Freiheit war auch die Blüthezeit der Kunst in Griechenland abgelaufen, und Künstler, welche Ruhm und Geld verdienen wollten, wendeten sich an

die neuen Herrscherfige, welche von den Diabochen prachtvoll ausgeschmückt wurden, um so mehr, wenn sie durch die geographische Lage ihres Vaterlandes so natürlich dahin gewiesen waren, wie die Rhodier. So nahe gelegen diese Einwendungen gegen die Lessingschen Gründe sind, so werden diese doch immer wieder von Neuem vorgebracht. Dies geschah u. A. neuerdings von dem Engländer L. J. H. Janssen (*Over de vaticaanse Groep van L. Eine archäologische Voorlezing*, Leyden 1840), so wie von dem Franzosen M. Rollevaut (*Mémoire sur la statue de L., mise en parallèle avec le L. de Virgile*), eine Abhandlung, welche ihre unverdiente Stelle in dem Band XV. der *Mémoires de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres* 1842, S. 215—223, gefunden hat. Auf diese Lessingsche Seite trat auch Preller in der *Real-Encyclopädie der Alterthumswissenschaft*. Wenn aber die Stimmen gezählt werden, so darf nicht verschwiegen werden, daß außer dem bereits genannten D. Müller auch F. G. Welcker (*Das akadem. Kunstmuseum zu Bonn*, 1827, S. 30, und in der 2. Ausg., 1841, S. 13) die Windelmannsche Ansicht festhält. — Diese Streitfrage ist abermals angeregt, aber eben so wenig zur Erledigung gebracht worden auf der 8. Versammlung der deutschen Philologen u. Schulmänner zu Darmstadt im J. 1845. Der göttinger Professor K. Fr. Hermann warf einige Lessings Ansicht beitreten, „Thesen, die zum Disputiren auffordern sollten“, hin. Von dem langen Faden, der von diesem Knoten auslief, ist ein Stück der Aufbewahrung werth. Walz aus Tübingen verfocht Windelmanns Ansicht. Nachdem er das von Hermann aufgestellte Argument, daß man in der früheren Zeit keine bildlichen Darstellungen des L. finde, einen Zirkel genannt, weil das, daß die vorhandene Gruppe nicht in jene Zeit gehöre, erst bewiesen werden solle, fährt er fort: „In diesem Zirkel befindet man sich zwar auch, wenn man diese Gruppe geradezu in das nachalexandrinische Zeitalter setzt, aber man kommt aus demselben hinaus, wenn man den Geist und das gegenseitige Verhältniß der plastischen und dramatischen Kunst genauer ins Auge faßt. Schon Aeschylus hat eine Niobe auf die Bühne gebracht, Praxiteles und Scopas, welche Zeitgenossen waren und auf dem Höhepunkt der plastischen Kunst stehen, haben denselben Gegenstand in ihr Gebiet gezogen. Euripides hat eine Antiope gedichtet, und derselbe Gegenstand ist in der Gruppe des farnesischen Stiers durch zwei Künstler aus Tralles ausgeführt worden; Sophocles hat den L. bearbeitet, und somit liegt es sehr nahe, daß dieses Vorbild von einigen Künstlern der nach Alexanders Tod vorzüglich blühenden rhodischen Schule aufgegriffen worden ist. Durch diese Verbindung mit der alten Tragödie kommt man allein zur richtigen Auffassung der Gruppe. Mag man auch zugeben, daß die virgilische Darstellung, nach welcher L. ein Opfer seines Patriotismus wurde, sich dadurch rechtfertigt, weil er gegen den Sinn der Minerva handelte, so bleibt das sittliche Gefühl

doch dadurch verletzt, daß auch die unschuldigen Kinder in die Strafe verwickelt werden; ganz anders gestaltet sich dies bei der Auffassung des Mythus, nach welcher L. Priester des thymbräischen Apollo war und gegen das Verbot des Gottes heirathete, ja, im Angesicht desselben der Liebe pflog: hier entspricht es ganz dem Geist der alten Tragödie, wenn auch die im Frevel erzeugten Kinder mit dem Vater sterben müssen. Zum Schluß seines gediegenen Vortrags wies Walz, wie schon früher D. Müller, nach, daß der Lieblingsschüler des Pysippus, welcher an der Grenze der großartigen Periode der Kunst steht, Chares aus Lindus, die Kunst von Griechenland nach Rhodus verpflanzt u. dort eine Schule gestiftet habe, deren Meister uns durch Inschriften auf ihren Werken erst in unsern Tagen mehr u. mehr bekannt werden, und daß dem Geist dieser Periode auch ganz der Styl in der Gruppe des L. entspreche. Vergl. hierüber und überhaupt hinsichtlich der Entstehungszeit der Gruppe das *Kunstblatt*, Jahrg. 1846, N. 40.

Nachbildungen der Gruppe sind in Marmor, Bronze, Gyps, in geschnittenen Steinen, Pasten und Kupferstichen vorhanden. Die Nachahmung von Baccio Bandinelli in Marmor steht in der florentiner Gallerie. Eine Karrikatur derselben existirt von Tizians Hand, der, weil Baccio sich rühmte, er wolle einen weit bessern L. machen, als das Original sey, dieser Prahlerei zum Hohn eine häßliche Affenfamilie in derselben Gruppe darstellte. Von Bronze hat man die Gruppe nach einem Modell des Jacopo Tatti od. Sansuvino. Die besten Kupferstiche nach derselben bewahrt das Museum Pio-Clement., Bd. II., Taf. 39, u. die Sammlung antiker Statuen von Piranesi. — Geschrieben haben über den L., außer den oben Genannten, Heyne (in einem bes. Aufsatz u. in seinem *Excursus ad Virg. Aen.*), Hirt, Herder, Göthe (*Propylaen*), L. Feuerbach u. A.

Laokratie (v. Gr.), unregelmäßige Demokratie.

Laoskyun (chin. Relig.), s. v. a. Laokium.

Laomedea (Zoophyt.), nach Lamouroux, Polypengatt.; s. *Ectularia*.

Laomedon (griech. Sagenesch.), 1) Sohn des Ilios und der Eurydice, Gemahl der Erymo, Vater des Priamus, Tithonus, Lampus, Klytius, Hikoraon und des unehelichen Bukolion, König von Ilios; als seine Töchter werden genannt Hestione und Antioche. Bei dem Bau der Mauern von Troja mußten ihm, wegen einer Empörung gegen Zeus verurtheilt, Poseidon u. Apollo um Lohn dienen. L. aber gab ihnen den ausbedungenen Lohn nicht und jagte sie fort. In einer Nachricht heißt es, beide Götter haben an der Mauer gearbeitet, in einer andern nur Poseidon. Nach späterer Sage riefen sie bei dem Bau den Aeacus zu Hülfe, und da, wo dieser Sterbliche baute, war die Mauer erstürmbar. Zur Strafe sandte (nach homerischer Sage zufolge) Poseidon ein Seeungeheuer, welches das ganze Land verwüstete. Diesem mußte dem Spruch des Orakels gemäß von Zeit zu Zeit eine Jungfrau zum Verschlucken gegeben werden. Das Loos traf auch Hestione, die Tochter des L. Da Lam Pericles eben von seinem Zug

gegen die Amazonen zurück und versprach, die Jungfrau zu retten, wenn ihm L. die Rösse gebe, die einst Zeus dem Troos für den geraubten Ganymedes geschenkt hatte. L. versprach sie, brach aber sein Wort, als Hercules die Hesione gerettet u. das Ungeheuer getödtet hatte, worauf der Held mit einem Geschwader von sechs Schiffen gegen Troja zu Felde zog und den L. mit allen seinen Söhnen, den Podarkes (Priamus) ausgenommen, tödtete, die Hesione aber dem Telamon gab. Diese kaufte mit ihrem Schleier ihren Bruder Priamus los. Von seinem Grabmal am städischen Thore ging die Sage, daß, so lange es unzerstört bleibe, auch Troja sicher sey.

— 2) Ein Sohn des Hercules und der Melina.
— 3) L. von Mytilene, des Larichus Sohn, Bruder des Eriginius, mit welchem und andern Freunden Alexanders er vom König Philipp im Anfange des Jahres 236 in Folge von Mißthelligkeiten, die zwischen dem König und seinem Sohne herrschten, aus Macedonien verbannt wurde. Nach Alexanders Thronbesteigung kehrten sie nach Macedonien zurück. Im persischen Kriege leistete L. als Dolmetscher Dienste und erhielt die Beaufsichtigung und Versorgung der Kriegsgefangenen. Bei Vertheilung der Satrapien im Jahre 323 fiel ihm Syrien zu, das ihm in der Theilung von Triparadisus im Jahre 321 von Antipater bestätigt wurde; im folgenden Jahre aber besetzte Aleanor, ein Freund des Ptolemäus, Syrien, nahm den L. gefangen und brachte ihn nach Aegypten; L. befiel die Wachen und entflieht zu Alceas nach Karien.

Laon (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Aisne, 43 $\frac{7}{10}$ □ M., 143,000 Einw. Hier Anizy le Chateau, Marktsteden, 1200 E.; Blerancourt, Marktsteden, Schloß, Waisenhaus, 1000 Einw.; Marle, Stadt an der Serre, 1800 Einw.; Montcornet, Stadt an der Serre, Weberei, 1600 Einw.; Notre Dame de Pi esse, Marktsteden, Uhrenfabrik, 1200 Einw. — 2) Hauptstadt des Bezirks u. Depart.; alte Kathedrale, deren Bischof den Titel eines Herzogs führte, schiefer Thurm, Hospital, Krankenhaus, Fabriken und Handel mit Baumwollenwaaren, Leder, Wein, Getreide, liegt in einer Ebene auf einem 300' hohen Berge, daher ringsum weit sichtbar; 8500 Einw. Die Umgegend heißt Laonnais. — Geschichtliches. L., sonst Landunum oder Lugdunum clavatum, war früher ein bloßer Flecken, 515 wurde es zum Bisthum erhoben u. hatte Gensebald zum ersten Bischof. Im J. 1594 wurde es von Heinrich dem Gr. eingenommen. Hier Schlacht am 9. u. 10. März 1814, zwischen den Preußen-Russen unter Blücher u. den Franzosen unter Napoleon. Napoleon hatte sich nach der Schlacht bei Brienne oder Parothiere am 8. Febr. über Troyes nach Nogent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurückgezogen. Von Seiten der Verbündeten war in einem Kriegsrathe beschloffen worden, die französische Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für zwei Heere auf einer Straße nicht hinreichende Versorgungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten sich also, um auf Paris loszumarschiren, jener über Troyes, das er am 7.

Febr., Napoleons Heer zurückdrängend, an beiden Ufern der Seine besetzte, dieser über Arcis und Chalons, um sich hier mit den Heertheilen von York, Kleist und Sangeron zu vereinigen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Blücher aber, ohne erst die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, drang, den Marschall Macdonald verfolgend, zu rasch und noch dazu in einzelnen Abtheilungen, wodurch er seine Kräfte zersplitterte, durch die Champagne vor. Zwischen ihm und der Hauptarmee blieb daher ein leerer Raum von drei bis vier Märschen, den Napoleon trotz der schlechten Wege mit Kühnheit und Schnelligkeit zum größten Nachtheile für die Verbündeten benutzte. Kaum hatte nämlich Napoleon diese Lücke bemerkt, als er sogleich den Plan faßte, durch einen Seitenmarsch die Mitte der Linie, auf welcher die durch starke Zwischenräume getrennten Abtheilungen des schlesischen Heeres sich befanden, senkrecht zu durchschneiden und so in den Rücken und in die linke Flanke der Verbündeten zu gelangen. Zu dem Zwecke ließ er 36,000 M. unter Victor, Dubinot und zwei Meiterabtheilungen unter Milhaut und Pajol an den Uebergangspunkten der Seine u. Yonne gegen Schwarzenberg zurück, eilte von Nogent aus mit dem Corps unter Ney u. Mortier, 30,000 M. stark, am 9. Febr. über die Seine nach Sezanne und warf sich am 10. bei Champ-Aubert mit 6000 M. Kavalerie auf die Russen unter dem General Aljusiow, der mit 5000 M. Fußvolk und 24 Kanonen hinter Sacken herzog. Dieser, vereinzelt, ohne Hülfe, mußte sich mit 2000 M. ergeben, während sich eine etwa gleich große Anzahl Russen in kleinen Abtheilungen durch den nahen Wald rettete und zum Hauptheer begab. Napoleon stand jetzt im Rücken der unter Sacken u. York vorgeschobenen Truppenmassen. Zwar ertheilte Blücher auf die Nachricht von Napoleons Anzuge an die beiden letztgenannten Generale sogleich den Befehl, sich über Montmirail zurückzuziehen, auch marschirte Sacken, 20,000 M. stark, sofort in aller Eile von Laferte nach Montmirail, fand dasselbe aber schon von Napoleon weggenommen. Mittelfst eines blutigen Kampfes am 11. Febr. in den Dörfern L'Epine und Marchais, der ihm 2400 M. an Todten, 1000 Gefangene und 9 Kanonen kostete und wobei ihn ein während der Zeit angekommenen Theil des Corps unter York unterstützte, gelang es Sacken endlich doch, sich durchzuschlagen. In der Nacht zog er sich darauf nach Chateau Thierry zurück, das er, nachdem sein Nachtrab auf den Höhen von Reble am 12. nochmals geschlagen worden war und über 2000 Mann verloren hatte, fliehend erreichte. Hier deckte der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 M. den Uebergang auf das rechte Ufer der Marne, und Sacken und auch York, der indessen von Meaux zurückgewichen war, zogen sich, von Macdonald verfolgt, nach Rheims zurück. Unerdessen hatte Blücher das Corps des Generalleutenants von Kleist und die Abtheilung des Generals Kapzewitsch am 12. in der Stellung bei Vergères zusammengezogen und war, in der Meinung, Napoleon sey von den Generalen

York und Sacken zurückgewiesen, mit 20,000 M. nach Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegengesandt hatte, am 13. angriff und ihn, um sich mit Sacken und York zu vereinigen, nach Montmirail hin bis Vau-champ zurücktrieb. Als Napoleon diese vorgängige Bewegung Blüchers erfuhr, wandte er sich sogleich um, um auch diesen anzugreifen. Schon am 14. ereilte er bei Vauchamp den preussischen Vortrab, gegen den Marmont auf seinen Befehl bereits Stand hielt, und griff denselben, von starker Kavallerie unterstützt, von allen Seiten so heftig an, daß Blücher ohne Weiteres auf den Rückzug denken mußte. Indes wiesen trotz ihrer ungünstigen Lage die Preußen und Russen, in Vierecke zusammengedrängt, sich dicht an einanderhaltend, an ihrer Spitze Blücher, Sneysenau, Kleist und Prinz August, die Angriffe der feindlichen Reiteret kräftig zurück, und Grouchy bemühte sich umsonst, indem er mit 6000 M. die Straße nach Etoges besetzt hielt. Blücher den Rückzug abzuschneiden. Vom Feinde beinahe schon umzingelt und durch erneute Flankenangriffe beunruhigt, erreichten sie tapfer fechtend den Wald von Etoges. Als sie sich auch hier durch die Massen des feindlichen Fußvolks, das ihnen dahin zuvorgekommen war, durchschlagen mußten, wurde die Nachhut unter dem russischen General Urusow, von Grouchy's Reiteret in den Flanken und von Marmont's Fußvolk von vorn angegriffen, größtentheils zerstreut und gefangen. Erst in der Nacht gelangte Blücher, mit einem Verluste von 5000 M. und 15 Kanonen, in die Stellung bei Vergères, worauf er am 16., ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons an der Marne zurückging, um sich mit York und Sacken und mit den herbeieilenden Truppen von Winzingerode und von Langeren zu vereinigen. Das schlesische Heer hatte in diesen sechs Tagen über 15,000 M. verloren, war aber jetzt von Neuem über 60,000 M. stark.

Unterdessen waren Wittgenstein und Prede über die Seine in Napoleons Rücken vorgedrungen, und Fürst Schwarzenberg, lange unthätig, hatte in Folge der Benachrichtigung Blüchers über Napoleons Seitenbewegung endlich die an der Seine stehenden Corps aus Sens am 11., aus Regent am 12., aus Montereau am 13., so wie aus Provins und aus andern Orten vertrieben, so daß das Hauptquartier der Verbündeten am 16. bis Bray vorgerückt war. In Folge dessen ließ Napoleon am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blüchers ab und zog in Eilmärschen mit seinem jetzt auf 100,000 M. verstärkten Heere von Montmirail am 16. bis Meaux; von hier aus wollte er sich auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheeres werfen. Schwarzenberg ließ sofort drei auf dem rechten Seineufer vorrückende Corps in der Angriffsbewegung einhalten; Wittgenstein allein rückte diesem Befehle zuwider bei Verfolgung der vor ihm sich zurückziehenden Franzosen auf der großen Straße von Paris nach Nanais noch weiter vor. Die Folge war, daß sein Vortrab unter Pahlen mit Verlust einiger 1000 Mann und 10

Kanonen von dem General Gerard bei Mor-mant und Rangis am 17. geschlagen wurde und auch am 18. bei Montereau, am linken Ufer der Seine, wo die Yonne in die Seine fällt, von Seiten des Kronprinzen von Württemberg, der an der Spitze des vierten Armeecorps etwa 10,000 M. mit 38 Kanonen befehligte, ein langer blutiger Kampf gegen den an Victors Stelle getretenen General Gerard und gegen den Kaiser Napoleon selbst, die ihn mit 30,000 M. und 60 Kanonen angriffen, bestanden werden mußte. Der Kronprinz vertheidigte indessen Montereau und den Uebergang über die Seine aufs Hartnäckigste bis zum Abend des 18., worauf er sich mit Verlust von 2000 M., ohne die Gefangenen und das unbrauchbar gemachte Geschütz, ungehindert auf das Hauptheer zurückzog. Dadurch gelang es dem Fürsten Schwarzenberg, alle Theile seines Heeres am 19. wieder bei Troyes vereinigt zu sehen. Jetzt, wo Alles ihm den entscheidendsten Erfolg versprach, suchte Napoleon den Fürsten Schwarzenberg zu einer Schlacht zu zwingen. Allein dieser ging noch in der Nacht vom 19. durch Troyes über die Seine und stellte sich am 21., mit Blücher verbunden, längs dem rechten Ufer dieses Flusses bei Mory auf. Unterdeß war Napoleon unter beständigen Gefechten der Hauptarmee nachgerückt, hatte am 25. Febr. Troyes besetzt und diese glücklichen Erfolge sogleich benutzt, um bei den zwischen ihm und den Verbündeten bei Chatillon (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen seine Anforderungen höher zu spannen. Da nun Schwarzenberg auch jetzt, da alle Kräfte der Verbündeten vereinigt waren, zu einer entscheidenden Schlacht gegen Napoleon nicht geneigt schien, vielmehr zum Rückzug sich anschickte, trotz dem in der Armee darüber hervorbrechenden Unwillen, trennte Blücher, von den verbündeten Monarchen dazu autorisirt, sich wieder von Schwarzenberg, ging am 24. bei Vaudemont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen und sich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog sich bis auf seine zu Langres befindlichen Unterstützungen zurück u. Napoleon drang, was gerade bezweckt war, sofort mit ganzer Macht in der Richtung von Arcis sur Aube über Jère Champenoise und Sezanne nach Jouarre gegen Blücher vor. Auf die Meldung von dieser Bewegung Napoleons stellte Schwarzenberg sogleich seinen Rückzug ein, schlug die ihm gegenüberstehenden feindlichen Corps unter Macdonald, Dubinet und Gerard zurück und zwang am 27. Febr. im Sturm auf Bar den Uebergang über die Aube. Aber erst am Tage nach dem Gefechte bei Vaubressel, am 4. März, besetzte er das nur 11 Stunden von Bar sur Aube entfernte Troyes, nahm darauf seine frühere Stellung wieder ein und fiel in seine frühere Unthätigkeit zurück. Unterdeß suchte Blücher, nachdem er den Marschall Marmont bis auf wenige Meilen vor Paris zurückgedrängt hatte, um dem Hauptheere mehr Freiheit zu verschaffen, über die

Aisne der Nordarmee entgegenzuziehen, bei welcher Gelegenheit die am 3. März erfolgte Uebergabe von Soissons seine Bewegung, wie die Vereinigung der Nordarmee unter Winzingerode und Bülow erleichterte. Bülow war nämlich aus Flandern über Wesnes in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. Lafere, wo sich beträchtliche Kriegsvorräthe und 100 Kanonen befanden, durch den General Thümen wegnehmen lassen, sich hierauf mit Winzingerode vereinigt und war von L. her am 2. März gegen Soissons vorgerückt. Blücher nahm jetzt mit dem ungefähr 100.000 M. starken Heere am 4. März eine Stellung bei Craone und hielt Soissons besetzt, wo General Radzewitz mit 5000 Russen den von Mortier am 5. März versuchten Sturm zurückwies. Napoleon mußte daher oberhalb Soissons über die Aisne gehen, was am 6. März geschah, nachdem er von Fismes aus am 5. Rheims genommen und sich der Aisnebrücke bei Berny au Bac bemächtigt hatte. Hierauf griff er am 7. die Generale Sacken und Woronzow auf den Höhen von Craone mit größter Heftigkeit an. Die Franzosen verloren gegen 8000, die Russen gegen 5000 M. und der Erfolg des Treffens entschied sich bloß dadurch günstig für die Franzosen, daß Woronzow mitten im Kampfe von Blücher Befehl zum Rückzug erhielt. Auch die Besatzung von Soissons erhielt Befehl, dem Feinde die Stadt einzuräumen u. auf die Stellung von L. zurückzugehen. Diese Unsicherheit in den Bewegungen Blüchers glaubte Napoleon benutzen zu müssen, um durch ein schleuniges Vordringen sich rasch in den Besitz der Stellung von L. zu setzen. Die Stadt L. ist der Vereinigungspunkt von vier Heerstraßen und diente den Verbündeten wegen ihrer vortheilhaften Lage als Waffenplatz. Hieher hatten sich am 8. die verschiedenen Truppenabtheilungen des schlesischen Heeres, etwa 90.000 M. stark, zusammengedrängt. Bülow hielt die Anhöhe von L. besetzt, Kleist und York standen auf dem linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meisten bedrohten linken Flügel wurden als Unterstützung noch die Corps unter Sacken und Langeron zugewiesen. Am Morgen des 8. setzten sich von der Aisne her in zwei Heerzügen die Schaaren Napoleons, etwa 30.000 M., gegen L. in Bewegung, Ney drang bis Arcis gegen die Russen vor, Mortier nahm bei Chavignon Stellung; zugleich versuchten Beide, in der Frühe des nächsten Tages, des 9., unter dem Schutze eines dichten Nebels die Dörfer Semilly und Ardon den Preußen zu entreißen. Als dies mit Ardon gelang, begannen die französischen Truppen in einer Stellung zwischen Leully und dem Hügel bei Elacy zur Schlachtordnung sich so zu entwickeln, daß das Corps von Mortier den rechten, das von Ney den linken Flügel einnahm. Mit Sehnsucht erwartete indeß Napoleon, der vor der Hand nur in kleinere Gefechte sich einließ, die Ankunft des auf der Straße von Rheims heranziehenden Marshalls Marmont, welcher, durch verdorbene Wege aufgehalten, nur langsam heranzuziehen vermochte. Nachmittags endlich erschien er in der Ferne bei Feteleur, ließ durch den Herzog

von Padua sogleich das Dorf Athies angreifen und wegnehmen und schob einen Theil seiner Reiterei gegen Alippe vor. Da führte gegen 7 Uhr Abends General York nebst Kleist, dem Prinzen Wilhelm von Preußen und der Reiterei, welche unter dem General Blethen in die rechte Flanke des Feindes einbrach, einen raschen Ueberfall in dem Dorfe Athies aus, den gleichzeitig von vorn ein Angriff mit dem Bataillon so kräftig unterstützte, daß die im Rücken und auf beiden Flügeln angegriffenen Franzosen nach kurzem Widerstande aus dem Dorfe getrieben und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Sie hatten 46 Kanonen und mehr als 4000 M. eingebüßt; Marmonts Corps und die Reiterei unter Arrighi waren zum Theil aufgerieben und beinahe ganz zerstreut. Trotzdem griff Napoleon am 10. früh, statt sich sogleich zurückzuziehen, mit seiner geringen Macht den rechten Flügel Blüchers und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, bis er sich am Abend nach einem hartnäckigen Kampfe und beträchtlichen Verluste gezwungen sah, nach Chavignon und Soissons zurückzuweichen. Langsam rückte ihm Blücher nach und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer stehen. Das 15.000 M. starke russische Armeecorps des Grafen St.-Priest hatte inzwischen mit dem Corps des preussischen Generals Jagow, der aus den Ardennen herab über Vitry heranzog, am 12. März das schwach besetzte Rheims erstürmt. Napoleon bahnte sich daher sofort durch Wiedereroberung von Rheims den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der schon am 14., als er die Nachricht von Blüchers Sieg bei L. erhalten, seine Truppen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung gesetzt hatte. — Während der hundert Tage wurde L. provisorisch befestigt und erst in Folge des Friedens den Preußen übergeben.

Laonica (cura, Med.), im Mittelalter eine bloß durch Einreibungen, Räucherungen u. s. w., ohne alle damals viel gebräuchlichen Drastica, versuchte mildere Kurart der Gicht.

Laonome (griech. Sagenesch.), Gemahlin des Alcäus und Mutter des Amphitryo.

Laond, franz. Dorf, Depart. Eure-Loire, Arrond. Dreux; 1080 Einw.

Laonweine, roth, leicht und angenehm, an der Stadt Laon, Depart. der Aisne.

Laophonte (griech. Sagenesch.), Tochter des Pleuron und Gemahlin des Thestius, dem sie die Althäa und Leda gebär.

Laorca, österr.-ital. Dorf, Lombardei, nordöstl. von Como; Eisenhammer, Eisengießerei, Seidenspinnerei; 630 Einw.

Laortoläetä (a. Geogr.), Völkerschaft im Nordosten von Hispania Tarracon., neben den Laetanern (Strabo III, S. 159).

Laos (Ant.), s. Laos.

Laos (Laos, Geogr.), hinterind. Reich, grenzt an Anam, Birma und Siam, gebirgig, bewaldet, vom Manlang durchflossen, nur an den Flüssen angebaut, liefert Rindvieh, Elephanten, Eisen, Moschus, Teakholz etc. Die Einwohner stehen mit China (woher Handelskarawanen kommen) und mit den Hauptreichen Hinterind.

diens im Verkehr. Der Flächenraum beträgt 2763 QM., die Zahl der Einwohner 1,400,000. L. ist in mehre kleine Königreiche eingetheilt, in denen man drei sehr verschiedene Rassen von Einwohnern findet; die eine derselben wird Phungk hao (weißer Mann), die andere Phung dam (schwarzer Mann) und die dritte Phung-knis (grüner Mann) genannt. Die erste Race tättowirt sich nicht, die zweite aber Arme und Schenkel mit schwarzer und die dritte dieselben Körpertheile mit grüner Farbe. Diese Tättowirung besteht in nichts, als dem Eingraben einiger Figuren von Bären, Elephanten, Tigern oder einem fabelhaften Drachen ins Fleisch. Der Ursprung der Laocier (Laocesen) verliert sich ziemlich ins Dunkel und ist um so schwieriger zu entziffern, als sie keine Archive und keine Geschichtsschreiber haben, und alle ihre Traditionen mit Wundern aufgestützt und in Fabeln verwandelt sind. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung der tättowirten und nicht tättowirten Race führt jedoch zu der Ueberszeugung, daß jene Stämme, welche sich tättowiren, von den Birmanen, und der, welcher sich nicht tättowirt, von den Siamesen abstammt, die ebenfalls einen Abscheu vor dem Tättowiren haben. Jede dieser beiden Rassen hat ihre besondere Sprache. — Folgendes sind die Namen der bedeutendsten Staaten, aus denen L. besteht; sie tragen sämmtlich die Namen ihrer Hauptstädte: Müang-Com oder Lum, Müang-Bien-Tian, Müang-Luang, Phobang, Müang-Phuene. Diese 4 Staaten werden von der weißen Race bewohnt. Drei andere, nämlich: Müang-Phle, Müang-Nan, Müang-Keung-Maie, werden von den tättowirten Rassen bewohnt. Alle diese Staaten liegen östlich von Siam, Müang-Phuene ausgenommen, welches gegen Nordost, und Müang-Keung-Maie, welches gegen Norden liegt. Mit Unrecht hat man Bien-Tan als die Hauptstadt von ganz L. angegeben, denn alle diese Staaten sind unabhängig von einander, und ein Theil ist dem König von Siam, ein anderer aber dem König von Cochinchina unterthanig. Langlois, vormaliger Missionär von Tunkin, sagt in den Notizen, mit denen er eine Denkschrift des Hrn. Pallegoix (ebenfalls Missionär von Tunkin) begleitet, daß das Wort Müang, das in der laocischen Sprache Königreich od. Stadt bedeute, unbestreitbar das anamitische Wort Menong sey, das in derselben Sprache zur Bezeichnung der Stämme diene, welche die westlich und nördlich von Tunkin gelegenen Gebirge bewohnen, und die von den Tong-Chinesen als Barbaren betrachtet werden. Das Wort Menong, welches in der Sprache von Anam eine verächtliche Bedeutung hat und dem Wort wild entspricht, hat in der laocischen Sprache einen ehrenvollen Sinn. Man darf die Menongs nicht mit andern ganz wilden, Moï genannten Völkern verwechseln; diese letztern bewohnen die Gebirge, welche Cochinchina von Cambodschia scheiden; sie sind schwarz und bei Weitem nicht so civilisirt, als die Menongs. Mehre ihrer Storden sind sogar noch Menschen-

fresser. Die Menongs dagegen haben dieselbe Hautfarbe, wie die Tong-Chinesen, sind sanft, einfach, aufrichtig und gastfrei gegen Jedermann, ihre Feinde ausgenommen, gegen die sie sich sehr rachsüchtig zeigen. — L. hatte sonst einen eigenen König, später bemächtigten sich die Amanesen des Reichs und ließen es durch Mandarinen regieren, deren Einfluß jedoch nur gering gewesen zu seyn scheint. Jetzt besteht es aus mehren Königreichen, s. oben.

Laosthenides (griech. Liter.), Verfasser einer Schrift über Kreta.

Laothoë (griech. Sagenesch.), Tochter des Altes, Königs der Leleger; mit ihr erzeugte Priamus den Polydorus und Polydorus.

Laothoë (Entom.), Schmetterling, s. Zafenschwärmer.

Laothoes, Sohn d. Hercules (Apollod. II, 78).

Lao-Ting, ostind. Stadt, China, Prov. Tschili, am Tan-Ho, oberhalb dessen Mündung in den Golf von Tschili.

Laotse (chin. Rel.), s. v. a. Laotium.

Laounhonah, hinterind. Stadt, Birman, südwestlich von Pagahm-Miou, am Irawaddy.

Lapageria (Bot.), nach Ruiz und Pavon, Schlingspargel nach Dken, Gatt. der Coronarieae Richb., der Sarmenaceae Spr. Charakter: Kelch und Blumen dreiblättrig, glockenförmig, ohne Drüsen, die Blumenblätter breiter, 6 Staubfäden, abwechselnd länger, an ihrem Grunde; Beere länglich, dreieckig, einsächerig, mit vielen Samen in 3 Reihen an den Wänden. Einzige Art: L. rosea Ruiz et Pavon, Fl. per. L. 297. Schlingstrauch in Chili mit rosenrothen, weiß gedüpfelten Blüten u. Beeren von der Größe eines Hühneries, deren süßliches Mus gegessen wird. Die faden- und büschelförmige, sehr lange Wurzel wird in der Heimath wie Saffaparille gebraucht.

Lapagma (Lapagmus, Med.), die Ausleerung.

Lapaix (franz., der Friede), s. Pharaos.

Lapaf, ostind. Insel, Sulu-Inseln, zwischen Lawitawi und Sulu; hoch und waldig.

Lapaktisch (v. Griech.), gelind abführend.

Lapalice, Jakob de, Marquis v. Chabannes, s. v. a. Chabannes 3).

Lapalisse, franz. Stadt, Allier, östl. von Moulins, mit altem Schlosse; Baumwollenspinnerei, Handel; 2270 Einw.

Lapancsa, ungar. Ort, Baranya, südöstl. von Fünfkirchen.

Lapanow, österr. Flecken, Galizien, südwestlich von Bochnia, an der Radomka, rechts.

Lapara (Med.), ein weicher (leerer, hohler) Seitenheil des Unterleibes.

Laparectomie (Chir.), unrichtig statt: Colectomie oder Enterectomie, da nicht ein Theil des sogenannten Bauches (Lapara), sondern eines Darms ausgeschnitten werden soll.

Laparelli, Francesco, italien. Kriegsbaumeister, 1521 zu Cortona geboren. Er befestigte den Hafen von Civita Vecchia, dessen Kommandant er war; dann übertrug Michel Angelo ihm die Aufsicht beim Bau der Peterskirche. Als Soliman II. 1565 zur Belagerung

Malta's heranzog, eilte L. dorthin und entwarf den Plan zu der Festung La Vallette. Später bot er den Venetianern seine Dienste an, als die Türken die Eroberung von Cypern unternahmen, † jedoch, bald nach seiner Ankunft auf Kandia, 1570 an der Pest.

Laparelytrotomie (Chir.), s. v. a. **Laparocolpotomie**.

Lapareuterotomie (Chir.), richtiger als **Großheims Laparoenterotomie**, besser bloß **Enterotomie**.

Laparocatarrhus (Catarrhus abdominalis, Med.), s. v. a. **Enterocatarrhus**.

Laparocoele (Chir.), der Bauchbruch, eigentlich der Bruch an einer Seite des Bauches; s. **Bruch**.

Laparocholechyteotomie (Chirurgie), bei **Großheim**; richtiger und kürzer:

Laparocholechyotomie (Chir.), der Gallenblasenschnitt.

Laparocollectome (Chir.), zu weitläufig statt: **Colectome**, da diese nicht geschehen kann ohne **Laparotomie**, letztere sich also bei **Colectomie** von selbst versteht.

Laparocolpotomie (Chir.), der Bauchmutterseidenschnitt, würde nach **Ritgen** und **K. G. Kühn** der richtige Ausdruck seyn für des jüngern **Baudeoque's** sogenannte **Gastroelytrotomie**, oder die Methode, die Mutterseide vom Bauche her zu öffnen, um so weiter zum Uterus zu gelangen.

Laparocolpotomus (lat., Chir.), 1) die **Laparocolpotomie** verrichtend; — 2) ein dergleichen Geburtshelfer; — 3) ein Werkzeug zu solchem Behuf u. s. w.

Laparochnstetomie, **Laparochnstidotomie** (Chir.), der Bauchblasenschnitt, der Blasenschnitt über dem Schambeinhogen, der sogen. **Apparatus altus**; s. **Steinschnitt**.

Laparelytrotomie, besser: **Laparelytrotomie** (Geburtsh.), s. **Kaiserschnitt**.

Laparoenterotomia (Bauchdarmschnitt, **Laparoenterotomie**, besser: **Lapareuterotomia**, Chir.), die künstliche Eröffnung der Stelle des Darmkanals, nach geschehener Incision der Bauchwandungen. Daß diese Operation zu den sehr gefährlichen gehört, und daher nur in den verzweifeltsten Fällen vorgenommen werden muß, versteht sich von selbst; daß sie aber in letzteren nicht ohne Hoffnung auf Erfolg ausgeführt wird, zeigen die nicht gar zu seltenen Beispiele von glücklicher Heilung bedeutender Unterleibswunden mit Darmverletzung. Als Indikationen zur Operation sind alle die Bedingungen zu betrachten, welche die Permeabilität der Därme auf eine solche Weise stören, daß dadurch lebensgefährliche Zufälle eintreten. Dies geschieht entweder aus mechanischen Ursachen, z. B. durch Verschlucken eines fremden Körpers, der sich an irgend einer Stelle des Darmkanals festgesetzt hat und denselben versperert, durch Geschwülste, die sich zwischen den Häuten des Darmes oder in dessen Nähe entwickelt haben, und ihn comprimiren, durch ligamentöse Stränge, die bisweilen über eine Stelle des Darmkanals hinweglaufen und diese gleich-

sam stranguliren, oder es kann die untere Mündung des Darmkanals, sey es als Bildungsfehler oder in Folge späterer Krankheiten organisch verschlossen, und dadurch der Austritt der Exkremente verhindert seyn; was beides den unausbleiblichen Tod zur Folge hat. Mehrere der hier bezeichneten Umstände erzeugen die unter dem Namen von **Ileus** bekannte Krankheit und würden gewiß nicht selten zur Ausführung jener Operation Veranlassung geben, wenn die Diagnose, namentlich in Betreff des Sitzes derselben nicht so äußerst schwierig wäre. Die Operation bleibt daher nur auf jene Fälle beschränkt, wo bei Erscheinungen des **Ileus** sich an irgend einer Stelle des Unterleibes, eine durch das Gesicht oder Gefühl erkennbare Aufreibung zeigt, die mit einem fixen, anhaltenden Schmerze verbunden ist, und deren Grund in einem der früher angeführten Umstände zu vermuthen man berechtigt ist, beim **Anus imperforatus** od. **clausus**.

Der zu Operirende wird wie zur **Bauchöf-**nung überhaupt gelagert, und die Operation alsdann, je nach der Verschiedenheit des Falles, verschieden ausgeführt. Ist es eine bestimmte Stelle des Darms, die zur Entfernung eines fremden Körpers u. dgl. incidirt werden soll, so ist die Stelle der Incision hierbei schon von selbst gegeben. Man führt einen Längenschnitt, der ungefähr 2 Zoll beträgt und dessen Mitte der stärksten Hervorragung entspricht, durch die Bauchdecken, läßt die Wundränder mit stumpfen Haken auseinanderhalten u. eröffnet das Bauchfell in derselben Richtung, wie die Bauchdecken. Nun geht man mit dem linken Zeigefinger in die Unterleibshöhle bis zu der Stelle, wo der Darm incidirt werden soll, ein, und führt auf demselben ein spitziges Bistouri bis zu jener hin, sticht damit die vordere Wand des Darms vorsichtig an, führt in die Stichwunde, unter steter Leitung des linken Zeigefingers, ein geknüpft-tes Bistouri ein, und erweitert mit demselben die Wunde in der Längenseite des Darms bis zur erforderlichen Größe. Alsdann wird eine gerade oder gekrümmte Zange, wenn nämlich ein fremder Körper zu extrahiren ist, in den Darm eingebracht und die Extraktion vollzogen. Ist der Zweck der Operation erfüllt, so kommt es besonders darauf an, zu verhüten, daß aus der Darmwunde kein Extravasat in die Bauchhöhle erfolge, dem man am besten dadurch begegnet, daß man eine Gefäßschlinge durch das Mesenterium an der der Darmwunde entsprechenden Stelle hindurch führt, dieselbe durch die Bauchwunde nach Außen leitet, und daselbst befestigt, wodurch die Darmwunde der äußeren Wunde genähert wird, u. deshalb die Kontenta des Darms nur nach Außen ausgeleert werden können (s. **Sutura**). Der weitere Verband ist wie der zur **Laparogastrotomie**. — Wird die Operation wegen **Aftersperre** unternommen, wo also die Aufgabe darin besteht, einen künstlichen After zu bilden, so ist die Stelle der Incision nicht durch die Krankheit selbst gegeben, sondern hängt von der Wahl des Wundarztes ab. Die Ansichten über die geeignetste Stelle für dieselbe sind indeß getheilt, indem Einige

den Einschnitt in der rechten Hüftegegend zu machen und das Cöcum zu öffnen rathen, während Andere den Einschnitt in der linken Bauchseite gemacht wissen wollen, um die Eröffnung des Colon descendens od. der Flexura sigmoidea vornehmen zu können. In der That ist es oft schwer zu bestimmen, an welcher Stelle am besten die Eröffnung des Darmes vorzunehmen sey, dabei der Verschiebung des Afters oft gleichzeitig ein Mangel des unteren Theils des Darmkanals mit zugegen ist, dessen geringere oder größere Ausdehnung sich vorher nicht bestimmen läßt. Der günstigste Fall ist der, wenn in Folge der Anhäufung der Fäces am unteren blinden Ende des Darms, eine von Außen sichtbare Hervorstreibung gebildet wird; alsdann wird man natürlich diese zur Leitschnur nehmen, die Weichtheile über derselben in der Länge von ohngefähr 2 Zoll incidiren, den Darm vermittelst des linken Zeigefingers aus der Wunde hervorziehen, ihn an der Stelle, wo die Kothanhäufung Statt findet, anstecken, und die Stichwunde nach oben zu ohngefähr bis zu einem Zoll verlängern, worauf man die Darmwunde vermittelst der Gekröschlinge, wie oben beschrieben worden ist, der Bauchwunde genähert hält. Wird man dagegen von keiner solchen Austreibung geleitet, so soll, wie die Meisten anrathen, ein Längseinschnitt in der Ausdehnung von 2 Zoll, der einen Zoll oberhalb der Spina anterior superior beginnen, und ohngefähr einen Zoll vor ihr herablaufen, in der Regio iliaca sinistra durch die Bauchdecken geführt werden, wodurch man auf die Flexura sigmoidea gelangt, die man hervorzieht, incidirt, und weiter in der eben beschriebenen Weise verfährt. Da es hier Aufgabe ist, die Darmwunde für immer offen zu erhalten, so muß man ihre spontane Heilung durch eingeführte Bourdonnets zu verhüten suchen, und diese zur jedesmaligen Korbentleerung entfernen; der übrige Verband besteht in Pflasterstreifen zur Vereinigung der Bauchwunde und in einer Bauchbinde.

Die Nachbehandlung bei der L. ist ähnlich wie die bei der Laparogastrotomie. Berücksichtigung der eintretenden Entzündung und Verhütung derselben durch kräftige Blutentziehungen sind die Hauptaufgabe, desgleichen muß der Operirte die höchste Ruhe beobachten und seine Diät aufs möglichste beschränkt werden. Wenn auch kein so völliges Enthalten aller Speisen und Getränke, wie bei der Incision des Magens erforderlich ist, indem ein Austritt derselben durch die Darmwunde in die Unterleibshöhle weniger zu besorgen steht, so ist doch schon die bloße Verstärkung der peristaltischen Bewegung zur Verdauung des Genossenen von so nachtheiligen Folgen für die Konglutination der Wundränder, daß man sie schon deshalb möglichst vermeiden muß. Letztere ist in der Regel nach 48—72 Stunden vollendet, nach welcher Zeit auch die Adhäsion des Darmes an der Bauchwand erfolgt ist, weshalb nun die Gekröschlinge entfernt werden kann. Unter ungünstigen Umständen kann freilich auch in jenen Fällen, wo es nicht Zweck der Operation ist, ein ganzes oder theilweises Offenbleiben der Darmwunde fortbestehen,

wo alsdann später die Operation des künstlichen Afters vorgenommen werden muß.

Laparogastrotomie (*Bauchmagenschnitt*, *Laparogastrotomia*, *Chir.*), diejenige Operation, wo nach Eröffnung der Bauchdecken vermittelst der Incision ein Einschnitt in die vordere Wand des Magens gemacht wird. Die Gefahren derselben sind außer denen, welche bei Eröffnung der Bauchhöhle überhaupt in Betracht kommen, noch die bei Magenwunden insbesondere zu berücksichtigenden, nämlich der Austritt von Speisen in die Unterleibshöhle, u. die bedeutende entzündliche Reaction nach Verletzung eines so wichtigen Organs. Indirect ist dieselbe daher nur dann, wenn sie wirklich als einziges Mittel zur Lebensrettung betrachtet werden muß, namentlich in den Fällen, wo fremde, in den Magen gedrungene Körper, die wegen ihrer Gestalt und Oberfläche nicht die Entfernung durch den Darmkanal gestatten, dringende Erscheinungen veranlassen. Allerdings muß man sich hierbei nicht übereilen, indem nicht selten, selbst unter den unwahrscheinlichsten Umständen, dennoch ein Abgang jenes Körpers durch den After erfolgt ist; indeß darf sie ebenfalls auch nicht so lange verschoben werden, bis bereits heftige Entzündung oder gar exulcerative Zerstörung des Magens eingetreten ist. Die gewöhnliche Veranlassung zum Eindringen eines solchen Körpers in den Magen, ist das Verschlucken derselben, insbesondere bei dem Versuche, sich vermittelst einer Gabel, eines Messers u. dgl., die man an den Gaumen u. Schlund führt, künstlich zum Brechen zu reizen, in welchem Falle die Operation auch bereits mehrmals mit günstigem Erfolge vollführt worden ist, so von Schwabe in Königsberg, von Hübner in Rastenburg (*Hévin in Mém. de l'Acad. de Chir.*, Bd. IV, S. 597), von Geyroch, Renaud u. A. Ob auch in den Magen gedrungene, od. vielmehr in denselben zur Entwickelung gekommene Thiere, so z. B. Kröte u. dgl., wie es zum öftern behauptet worden ist, die Operation erforderlich machen können, ist noch sehr ungewiß, obgleich der bei Richerond vorgekommene Fall, wo einem Bauer, durch einen Einschnitt in den Magen, eine $2\frac{1}{2}$ Fuß lange und 18 Linien im Umfange haltende Schlange entfernt worden seyn soll, dafür zu sprechen scheint. — Die Operation an sich hat durchaus keine Schwierigkeit, indem der Magen dicht hinter den Bauchwandungen liegt und daher keine Verletzung anderer bedeutender Organe zu besorgen steht. Die Stelle, wo die Incision gemacht werden soll, ist fast stets durch den hervorragenden Theil des fremden Körpers geboten; nur hat man darauf zu achten, daß man die Kurvaturen vermeide, weil an diesen sich die großen Gefäßstränge befinden. Da nun aber während der Anfüllung des Magens mit Speisen und Getränken, derselbe bekanntlich eine solche Richtung annimmt, daß seine große Kurvature sich gerade nach vorne richtet, bei völliger Leere dagegen er so zusammenfällt, daß seine Incision sehr schwierig werden würde, so scheint ein Mittelzustand, nämlich eine mäßige Anfüllung, für die Operation die geeignetste.

Man läßt daher den Kranken, ehe man zu derselben schreitet, einiges schleimige Getränk zu sich nehmen, lagert ihn alsdann auf einen Tisch mit fester Unterlage, und macht einen Hautschnitt von ungefähr 3 Zoll Länge. Die Richtung desselben muß der Hervorragung des fremden Körpers entsprechen; findet sich aber eine solche nicht vor, so führt man denselben parallel mit der *Linea alba*, $1\frac{1}{2}$ Zoll links von ihr entfernt, 1 Zoll unterhalb des Schwertfortsatzes beginnend und bis $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll oberhalb des Nabels hinabreichend. Nach Durchschneidung der Bauchwandungen incidirt man in derselben Richtung das Peritonäum, unterbinde blutende Gefäße, und schreite alsdann zur Eröffnung des Magens. Schwabe verfuhr dabei auf die Weise, daß er den Magen mittelst einer krummen Nadel in die äußere Wunde hervorzog; in den neuerlich bekannt gewordenen Fällen zeigte sich dieses indeß unnöthig, indem man vollkommen zum Ziele gelangte, wenn man den linken Zeigefinger in die Wunde bis zur vordern Magenwand einführte, auf dessen Volarfläche ein spitziges Bistouri bis zu der Stelle, wo der fremde Körper zu fühlen war, hinstellte, und gerade auf denselben einstieß, die gebildete Stichwunde hierauf mittelst des geknüpften Bistouri's nach einer oder nach beiden Seiten hin, je nach dem Umfange des zu entfernenden Körpers erweiterte, und leßtern alsdann, mittelst einer geraden od. gekrümmten Zange, durch vorsichtige Traktionen auszog. Wäre eine durch den fremden Körper gebildete, besonders prominirende Stelle an der vordern Magenwand nicht zu fühlen, der Magen im Gegentheil sehr kollabirt, so müßte man denselben entweder, wie Schwabe es that, mit einer gekrümmten Nadel hervorziehen, od. mit einer Pincette fassen, ein kleines Stückchen ausschneiden und dann die Wunde erweitern. — Hat man den Zweck der Operation erfüllt, so kommt es nur darauf an, die, wenn man die Kurvaturen sorgfältig vermieden hat, stets nur unbedeutende Blutung zu stillen, um sogleich zum Verbande zu schreiten. Die Magennaht anzuwenden, ist in keinem Falle rathlich, da die Konglutination der Wundränder ganz von selbst erfolgt, im Gegentheil durch die von den Suturen angeregte Entzündung gestört würde; man läßt daher die Magenwunde ganz unberücksichtigt, vereinigt die Bauchwunde, deren unterer Winkel jedoch zum freien Abfluß der Wundsekrete durch ein kleines Bourdonnet offen erhalten werden muß, mittelst langer Heftpflasterstreifen, u. legt darüber eine Bauchbinde an. Die nächste Sorge bezieht sich nun auf die in der Regel eintretende lebhafteste Gastritis, die sich durch bedeutenden Schmerz in der Magenegend, Uebelkeit, wiederholtes oft blutig gefärbtes Erbrechen, Singultus u. s. w. dokumentirt. Alsdann sind kräftige Blutentziehungen, gewöhnlich reichliche Aderlässe nöthig, desgleichen Fomente über den Unterleib, ableitende Klystiere; innere Arzneien sind, wegen des steten Erbrechens und des zu besorgenden Austrittes derselben in die Unterleibshöhle, nicht anwendbar. Aus letzterem

Grunde muß der Operirte ferner sich in den ersten Tagen aller Nahrung und Getränke möglichst enthalten; den gewöhnlich sehr heftigen Durst lindere man durch hin und wider gereichte Citronenscheiben mit Zucker, die der Kranke in den Mund nimmt, durch einige Tropfen säuerlichen Getränks, mit denen man ihm die Mundhöhle befeuchtet, durch Umschläge von Wasser u. Milch über verschiedene Körperstellen; die Ernährung bewirkt man durch Lavements mit Bouillon und Eigelb, Halbbäder mit Milch u. dgl. Spätestens nach drei Tagen ist in der Regel die Magenwunde geschlossen, wo alsdann schon einiges Breiige, Gallerten gereicht werden können, worauf man allmählig wieder zur gewöhnlichen Nahrung übergeht; die Wunde der Bauchwandungen ist gewöhnlich nach 2—3 Wochen ebenfalls geschlossen. Ein nicht immer zu vermeidendes Nachübel ist das Zurückbleiben einer Magenfistel od. eines Magenbruchs, gegen welche später kunstgemäß verfahren werden muß.

Laparohysterotomie (Chir.), grammatisch richtiger: **Laparysterotomie**.

Laparomonodidymi (Monodidymi abdominales, lat., path. Anat.), mit dem Unterleibe verwachsene Zwillinge.

Laparomyitis (Myitis abdominalis, Med.), eine Bauchmuskellentzündung.

Laparonephrotomie (Laparonephrotomia, Chir.), die künstliche Eröffnung der Niere, nach Einscheiden der Bauchdecken, welches stets die Entfernung eines in jenem Organe haftenden Krankheitsproduktes zum Zweck hat. Vorzüglich sind es Steine, die sich in den Nieren bilden, und wenn sie wegen ihrer Größe durch die Ureteren nicht entfernt werden können, Erscheinungen erzeugen, welche die Operation erfordern, die deshalb oft auch κατ' ἐξοχήν mit dem Namen Nephrolithotomie bezeichnet wird. Auch Nierenabscesse, die in Folge einer einfachen Entzündung entstanden sind, können die Operation nöthig machen; dieselbe besteht aber alsdann bloß in einer einfachen Punktion der Geschwulst mit der Lanzette, wenn nicht etwa, was häufig der Fall ist, der Absceßbildung dennoch ein Stein zu Grunde liegt. — Schon in den hippokratischen Schriften findet sich die Operation angerathen; der erste Fall von wirklicher Ausführung derselben, über dessen Auslegung jedoch die Schriftsteller nicht einerlei Ansicht sind, scheint in das letzte Dritttheil des 15. Jahrhunderts zu fallen, wo die Fakultät zu Paris sie, mit Erlaubniß Karls VIII., an einem zum Tode verurtheilten Missethäter ausführen ließ. Namentlich aber war es Roussel, der die Operation dringend empfahl, hierin jedoch viele Gegner fand, welche dieselbe absolut verwarfen. Betrachtet man die anatomische Lage der Niere, die von allen Seiten von so wichtigen, der Verlegung ausgesetzten Organen umgeben ist, die ferner so weit von den Bauchwandungen entfernt liegt, um zu ihr zu gelangen, sehr tiefe Incisionen gemacht werden müssen, die man fast im Dunkeln zu führen genöthigt ist, daher man eine Verlegung der Därme durchaus nicht

mit Sicherheit vermeiden kann, eben so wenig, wie sich auch der Austritt von Blut und Harn in die Unterleibshöhle sicher verhüten läßt, so geht daraus allerdings die große Gefahr und wirkliche Unausführbarkeit der Operation für jene Fälle, wo die Niere sich in ihren normalen Verhältnissen befindet, deutlich hervor. Ein Nierenstein als solcher daher, dessen Symptome zudem immer zweifelhaft und trügerisch sind, kann noch keine Indikation zur Nephrotomie geben; ganz anders dagegen verhält sich die Sache, wenn derselbe bereits organische Veränderungen veranlaßt hat. Diese bestehen bisweilen in einer Verhärtung, die sich durch entzündliche, albuminöse Auschwüzung ringsum den Stein bildet; häufiger jedoch tritt Suppuration als Ausgang des durch den fremden Körper erzeugten Entzündungsreizes ein; es bildet sich ein Absceß, der unter glücklichen Umständen von selbst nach Außen ausbricht und das Streben der Natur, den Stein auf diese Weise zu entfernen, hierdurch deutlich zu erkennen gibt. Dies gelingt indeß meistens, ohne Hinzuthun der Kunst, nicht; es findet aus der kleinen Fistelwunde Monate, selbst Jahre lang ein Eiterausfluß Statt; bisweilen schließt sich auch jene, um später wieder aufzubrechen. Unter diesen Umständen daher, wenn nämlich entweder ein deutlich fluktuirender Nierenabsceß vorhanden ist, dessen Aufbruch sich verzögert, od. wenn sich in der Nierengegend eine Fistelöffnung zeigt, welche die eingeführte Sonde auf einen Stein leitet, od. endlich, wenn bei vorhandenen urgirenden Symptomen eines Nierensteins, sich eine Narbe in der Nierengegend an den Bauchwandungen vorfindet, die auf eine dagewesene Absceßöffnung hindeutet, muß die in Rede stehende Operation unternommen werden, und die oben geschilderten Gefahren werden deshalb hierbei weniger in Anschlag kommen, weil bei der vorangegangenen Entzündung sich eine Verwachsung der vordern Fläche der Niere mit den Bauchwandungen voraussetzen läßt. — Die Vorschriften zur Ausführung der Operation sind sehr einfach, indem hierbei bloß die Principien, welche bei Eröffnung von Abscessen und Behandlung von Fistelgeschwüren überhaupt leiten müssen, in Betracht kommen. Zeigt sich nämlich ein deutlich fluktuirender Absceß, so wird dieser einfach mit der Lanzette od. dem konvergen Bistouri geöffnet; dann wird mit der Sonde eingegangen und die Anwesenheit nebst dem Sitze des Steins explorirt; hierauf wird die Wunde bis zur nöthigen Größe erweitert, wobei man es vorzieht, Querwunden der Niere zu bilden, da diese weniger bluten als Längsschnitte, und entfernt den Stein vermittelst einer eingeführten Zange. Besteht hingegen bereits eine Fistelöffnung in der Nierengegend, und läßt sich zwar durch die Sonde kein Nierenstein entdecken, ist dessen Anwesenheit indeß durch die fortwauernde Eiterabsonderung und andere Symptome wahrscheinlich, so muß man die Fistel mit Preßschwamm od. Bougies allmählig erweitern und dann, wie oben angeführt worden, weiter verfahren; findet sich die Narbe einer früher dagewesenen Absceßöffnung vor, so wird der

Schnitt gerade durch dieselbe hindurchgeführt. In allen Fällen muß man sehr ruhig u. bedächtig, niemals aber sehr gewaltsam verfahren. Die Steine sind bisweilen von so unregelmäßiger Gestalt und zackiger Oberfläche, oft auch mit der Nierensubstanz so innig verwachsen, daß die vehemente Extraktion derselben ein sehr gefährlicher Eingriff wäre, der heftige Nierenentzündung und deren Ausgänge zur Folge hätte; gerathener ist es daher, wenn bei leichtern Extraktionsversuchen der Stein nicht folgt, die Austreibung desselben der doch bald eintretenden Eiterung zu überlassen, wobei man die Wunde bloß vorläufig mit etwas Charpie ausfüllt. Hat man den Stein entfernt, soll man sich damit noch nicht begnügen, sondern wiederholt u. vorsichtig untersuchen, ob nicht vielleicht noch mehrere dergleichen vorhanden sind, die bisweilen selbst in verschiedenen Höhlen eingesackt sind, deren Zwischenwände durchschnitten werden müssen. — Der Verband ist wie bei einer einfachen Absceßöffnung; die schnelle Vereinigung ist bei dem fast immer gegenwärtigen krampfhaften Zustande der Niere nicht gut möglich; man fülle daher die Wunde mit etwas Charpie aus, und bedecke diese mit Heftpflasterstreifen und einer Kompressen. Zeigt sich in den folgenden Tagen beim Verbands, daß kein fremder Körper mehr zugegen ist, so setzt man dem Schließen der Wunde keine Hindernisse entgegen; sind dagegen Gründe da, die noch einen zweiten Stein besorgen lassen, od. war es bei der Operation unzulässig, den Stein sogleich zu extrahiren, so muß die Wunde so lange durch Dilatationsmittel offen erhalten werden, bis dieses gelungen ist. Bei der Nachbehandlung ist besondere Sorgfalt für den gehörigen Abfluß der Wundsekrete, besonders auch des aus der Wunde ausfließenden Harns, durch eine zweckmäßige Lage und reinigende Injektionen zu sorgen. Das Regimen muß allerdings anfangs stets antiphlogistisch seyn, um der zu besorgenden Unterleibsentzündung vorzubeugen; sehr häufig in dem wird man, wegen der durch die vorangegangene meist langjährige Krankheit sehr erschöpften Kräfte des Operirten, bald zur stärkenden Methode übergehen müssen, auch nachher das gegen die Bildung von Harnsteinen überhaupt einzuleitende Verfahren nicht verabsäumen dürfen.

Laparos (Anat.), s. **Lapara.**

Laparoscopium (lat., Med.), ein Werkzeug zur Untersuchung des Unterleibes (bei Schwangeren, Leber- od. Darmkrankheit), namentlich auch durch das Pleßimeter und das Stethoskop.

Laparoscopus (lat., Med.), 1) einer, der den Unterleib untersucht; — 2) s. **Laparoscopium.**

Laparoskopie (Laparoscopia, Laparaskopia, Med.). Die Untersuchung des Unterleibes ist ein sehr wichtiger Gegenstand für die Diagnostik, und hat von jeher als solcher die Aufmerksamkeit der besten Ärzte beschäftigt. Der Zustand des Unterleibes bietet eine Menge Zeichen dar, welche theils über vorgängige und gegenwärtige Gesundheitsverhältnisse Aufschluß ge-

ken, theils uns über bevorstehende belehren. Die Beschaffenheit seiner Bedeckungen macht ihn mehr, als irgend eine andere Höhle des Körpers, der Untersuchung mittelst des Tastsinnes zugänglich, aber auch Auge und Ohr sind nicht ausgeschlossen von seiner Erforschung. — Um den Unterleib mit Nutzen zu untersuchen, muß man die normale Beschaffenheit desselben in den verschiedenen Lebensaltern und bei beiden Geschlechtern durch fleißige Beschauung todter und lebender Körper sich zu eigen machen. Manigfaltig sind die Veränderungen, welche dieser Theil von der Geburt an bis zum Aufhören der Zeugungsfähigkeit bei beiden Geschlechtern physiologisch erleidet. — Der Unterleib des Neugeborenen ist rund, erhaben, fett, verhältnismäßig weit stärker als die knöchernen Höhlen der Brust und des Beckens entwickelt. Die Nabelscheide umgibt noch den kindlichen Theil der Nabelschnur als ein hervorragender Ring, und verwandelt sich später in eine glatte, mäßig eingezogene Narbe, welche tiefer abwärts, als beim Erwachsenen sitzt. Die Präfordrien sind weich, aber erhaben, die Leber reicht weit und tief nach der linken Seite und unten. Beim männlichen Geschlecht sind die Hoden durch den Leistenkanal und Bauchring aus dem Unterleibe getreten, letzterer geschlossen; eben so der Nabelring. Der Unterleib fühlt sich gleichmäßig weich an, ohne daß das Kind schreit. — Mögliche Abweichungen bieten hier der angeborne Leisten- und Nabelbruch. Eine bedeutendere Volumvermehrung in der Lebergegend und stärkeres Hervortreten dieses Organs deutet auf Ueberfüllung desselben, und läßt Ikterus vorherrschen; rothe, rosenartige, mehr od. weniger verbreitete Flecken um die Nabelgegend bezeichnen oft zuerst den Eintritt des Erysipelas neophytorum. Ein sehr hoch aufgetriebener Unterleib, bei Knaben mit gleichzeitiger Anschwellung des Hodensackes, deutet eine rasch tödtliche, gelatinöse Bauchwassersucht an; im Uebrigen hat man bei Meteorismus mögliche Atresien zu berücksichtigen. — Die bedeutenderen Hemmungsbildungen, wie Umstülpung der Blase, Mangel einzelner Darmtheile u. dgl. m. sind mehr Gegenstände der physiologischen Wissenschaften, und werden von dieser Seite her besser behandelt. S. Mißgeburt u. s. w. Bei den Erwachsenen rückt der Nabel in seiner verhältnismäßigen Lage immer höher gegen die Brust, der Unterleib wird graciler, verhältnismäßig kleiner, Becken und Brust treten mehr hervor, und die mesogastrische Gegend nimmt zwischen den untersten Rippen und dem Darmbeine eine mehr ausgeschweifte Gestalt an. Das Fett ist weniger bedeutend, die Leber, der Magen, die vorliegenden Theile der Därme lassen sich durch die dünnen Bedeckungen hindurch leicht fühlen, ohne an einzelnen Stellen Hervorragungen, Knoten, Geschwülste u. s. w. zu bilden. Die Haut hat ein gesundes, weißes Ansehen, ist glatt und fest, die Narbe des Nabels ist wenig vertieft. Die Hautnerven sind gegen leise Berührung leicht empfindlich (figlich); stärkerer Druck wird ohne Schmerz ertragen. Die Elasticität der Bedeckungen ist groß, ohne Spannung. — Ein aufgetriebener, um die

Nabel- und Präorbitalgegend besonders hervorstehender, gespannter Unterleib, welcher das Eingreifen mit der Hand unter die Rippen nicht gestattet, ist Zeichen einer krankhaften Ernährung, der Säurebildung, krankhafter Gasentwickelungen, der Strophulösen Diathese, abdomineller Anschwellungen. Bedeutende Fettdilung um diesen Theil ist bei Jüngern widernatürlich, und zeigt ebenfalls ein Leiden der Ernährung an. Sind die übrigen Theile gleichzeitig abgemagert, die Hautfarbe erdfahle, die Hals-, Achsel- und Leistenrücken strangartig angeschwollen, so spricht dies für höhere Grade der Atrophie. Eine eingezogene Stelle um den Nabel deutet auf häufige Schmerzen, gewöhnlich auf vorherrschendes Darmleiden. Bei Erwachsenen männlichen Geschlechts erstreckt sich die Fortsetzung des Haarwuchses vom Schambeuge die weiße Linie aufwärts. Ein schwacher, gleichsam abgeschnittener Haarwuchs, deutet auf Effeminität und schlaffe Faser. Bemerkbare, strangartige Venen sprechen bei Männern für einen hohen Grad der Venosität; eine lappige, schlaffe Oberhaut auf vorgängige Wassersucht od. bedeutende Fettsucht, od. große Hernien. Gelbe, verbreitete Hautflecken deuten auf abdominelle Störungen; auch ist der Unterleib nicht selten der Sitz von Flechten, deren Charakter stets aus einer venösen Konstitution hervorgeht. Eingesunkene Narbenstellen machen auf vorgängige Geschwüre mit Substanzverlust, in der Lebergegend auf Leberabscesse aufmerksam. Hypertrophien der Leber, der Milz, bedeutende Anhäufungen von Darmkoth in den Colis, Wasseransammlungen im Zellgewebe und der Höhle des Bauchfelles, Gasauftreibungen u. s. w. lassen sich durch das Gefühl, durch Succussion und Auskultation mit mehr od. weniger Sicherheit, je nach der Fettigkeit und Spannung der Decken, zum Theil auch sichtbar wahrnehmen. — Bei Frauen wird der Umfang des Unterleibes und seine Gestalt durch die Schwangerschaft wesentlich verändert. Zurückbleibende Quersalten, und weiße, narbenähnliche Striche, eine schlaffe, von strangartigen Venen durchzogene Haut sprechen, je nach ihrer Beschaffenheit für einmalige od. wiederholte, längere od. kürzere Schwangerschaft. Jedoch können ähnliche Zufälle auch, wie bei Männern, durch andere, die allgemeinen Bedeckungen stark ausdehnende Ursachen hervorgerufen werden. Ein mäßig fester, mehr od. weniger glatter, vom Schambeuge ohne bemerklichen Abfall od. Ueberhang aufsteigender Unterleib spricht für eine wohlorganisirte, normal elastische Faserung, u. für kräftig kontrahirte Muskeln. Das Ueberhängen des Leibes ist Folge vieler Schwangerschaften od. abnormer Fetterzeugung. Harter, zusammengezogene Stellen an verschiedenen Theilen des Unterleibes begleiten, eben so wie Auftreibungen und Meteorismus die höheren Grade der Hysterie. Ueber die Zeichen aus dem Unterleibe bei Extrauterinschwangerschaften, bei eingeschlossenen Wassersuchten, Verhärtungen der Ovarien u. s. w. vergleiche die betreffenden Artikel. — Je älter die Individuen werden, desto schlaffer, runzeliger, welker stellt sich

normal der Unterleib dar. Ausnahmen hiervon sind Folge abweichender Ernährung oder der genannten krankhaften Zustände. Dagegen gibt es Personen, welche bis ins hohe Alter gleichmäßig gespannte, gesunde u. glatte Bauchdecken bewahren, woraus dann zu schließen, daß sie niemals sich in Zuständen befunden haben, welche eine starke Ausdehnung dieser Theile bedingen; daß sie niemals an übermäßiger Fetterzeugung, den größern Brüchen, Wassertucht od. chronischer Flatulenz gelitten; bei Frauen, daß sie nie od. doch selten, und vor langer Zeit schwanger waren. Je später im Alter die erste Schwangerschaft eintritt, desto deutlichere und unüberwindlichere Spuren pfllegt sie in dieser Beziehung zu hinterlassen.

Art der Untersuchung des Unterleibes. Wir übergehen hier sowohl die obstetrischen Anweisungen, als diejenigen, welche rücksichtlich der Hernien bereits früher gegeben worden sind.

Eine der wichtigsten Untersuchungen ist die in Bezug auf die Empfindlichkeit des Unterleibes. Es ist hier zu unterscheiden: 1) ein ohne äußern Einfluß empfundener, mehr od. weniger lebhafter Schmerz. Ist ein solcher vorhanden, so dient die Untersuchung des Unterleibes zur genauern Erforschung seines Sitzes und zur Erkenntniß seines Verhaltens gegen Druck. Bei Bauchfell- und heftigen, allgemeinen Unterleibs-entzündungen ist der Schmerz bisweilen so groß, daß der Kranke kaum die gelindeste Berührung und den Druck der leichtesten Bedeckung erträgt. Daher ist es Regel der Wohlfart und Humanität, jede Untersuchung in Bezug auf Schmerz im Unterleibe mit Vorsicht und gelind zu beginnen. Steigert sich der Schmerz unter gelindem Drucke lebhaft, so schließt man, nach Ausmittlung der schmerzhaften Lokalität, die Untersuchung. Nimmt er ab, so verstärkt man den Druck, um sich zu überzeugen, daß die Verminderung nicht zufällig oder scheinbar sey. Man findet durch begränztes Tasten, ob der Schmerz flüchtig od. auf einen bestimmten Ort beschränkt, mit Anschwellung, Volumvergrößerung od. auch mit Einziehung, Verkleinerung des Umfangs der Bauchhöhle verbunden sey. Diese verschiedenen Formen des Schmerzes werden nun zu diagnostischen Mitteln bei Entzündungen, chronischen Ueberfüllungen von Milz und Leber, bei Krankheiten krampfhafter Art und denen einzelner Theile des Unterleibes. — 2) Ein nicht ohne äußern Einfluß empfundener, mehr od. weniger wahrnehmbarer und lebhafter Schmerz. Dieses Zeichen ist von Wichtigkeit, sowohl überhaupt in Bezug auf die Natur des Schmerzes, als insbesondere in gewissen Fällen rücksichtlich dessen, daß er nicht von selbst zum Bewußtseyn kommt. Bei allen Krankheiten der Kinder und Geisteskranken, wo die Empfindung, auch wenn sie deutlich wäre, sich doch oft nicht in deutlichen Zeichen auszusprechen vermag, muß man auf ähnliche Weise verfahren; am wichtigsten aber ist die Untersuchung des Unterleibes immer bei Typhomanie und fieberhaftem Stupor. Man muß hier mit der Hand kräftig und rasch auf die

Bauchdecken drücken, indem man zugleich die Gesichtszüge des Kranken beobachtet, und aus diesen über Art und Grad der erregten Empfindung urtheilt. — 3) Ein Schmerz, der sich beim äußern Drucke vermindert, kann im Allgemeinen nur so gedeutet werden, daß eine von Innen nach Außen wirkende Gewalt nachgiebige Theile in dieser Richtung bewegt, und so durch Zerren, Spannung u. dgl. beleidigt; wogegen dann der äußere Druck einen Theil jener innern Gewalt aufhebt. Die daraus zu gewinnenden Schlüsse beziehen sich meist auf Krampfkrankheiten; aber auch auf Lageveränderungen, Vergrößerungen einzelner Theile u. s. w. Die Entzündung od. entzündliche Ausprägung im organischen Muskelgewebe ist ebenfalls nicht immer gegen Druck in höherm Grade empfindlich; wo der Druck eine organische Bewegung vermindert od. aufhebt, kann er ganz schmerzstillend wirken, und wir sehen dies am deutlichsten bei der Peritonitis. — Nebst der Empfindlichkeit ist nun das Volumen des Unterleibes im Allgemeinen und das seiner einzelnen Theile zu berücksichtigen. Der Kranke wird zu diesem Zwecke in die verschiedenen, der muthmaßlichen Abweichung entsprechenden Lagen u. Stellungen gebracht, wobei vornehmlich das mechanische Gesetz, die Schwere, berücksichtigt wird. Ueber die Untersuchung in Bezug auf den Inhalt, s. Succussion, Perkussion, Auskultation. Bewegliche Theile werden am besten bei vor- und abwärts gebeugtem Unterleibe, in stehender Stellung untersucht; um sich von der Beschaffenheit der Leber zu überzeugen, läßt man den Kranken ausgestreckt auf dem Rücken liegen, und dringt in der Lebergegend mit der Hand so tief als möglich unter die Rippen ein, sucht den Rand der Leber zu umfassen, die gleichmäßige Rundung ihrer obern Fläche zu erkennen u. s. w. Auf ähnliche Weise verfährt man in Bezug auf Magen und Milz, und wählt bei chronischen Leiden die Zeit nach vollbrachter Digestion. Bei Skrophulösen beachte man besonders den Gesamthabitus des Unterleibes, seine Aufgetriebenheit; auch die Anwesenheit geschwollener Drüsen in den Weichen.

Vorgebliche u. versteckte Leiden, worüber die Untersuchung des Unterleibes Aufschluß gewährt, sind in mancher Beziehung von Wichtigkeit. Erstere dürften selten auf etwas Anderes als auf Krämpfe u. krampfhaftes Schmerzen sich beziehen, wo dann, bei einigermaßen Geübten die Erkenntniß nicht immer leicht ist. Der Ausdruck des Gesichts und die Zusammensetzung der Bauchwandungen ist von Wichtigkeit. Ist der Nabel eingezogen, sind einzelne Muskeln in wulstiger Zusammenziehung, finden die Kranken sich durch Druck erleichtert, so läßt sich im Allgemeinen auf ein wahres Leiden schließen; beim Gegentheile müssen die speciellen Umstände berücksichtigt werden. Versteckte Leiden und Veränderungen sind in Bezug auf L. von größerer Wichtigkeit. Dahin gehören insbesondere die Brüche, die Schwangerschaft (s. d. Art.) und die Pestbeulen. Bei letzteren ist aber, selbst wo noch keine wahrnehmbare Ge-

schwulst vorhanden ist, der Schmerz so bedeutend, daß mäßiger Stoß fast unmöglich ohne deutliche Zeichen des Schmerzes ausgehalten werden kann. In den Quarantänen verläßt man sich in hohem Grade auf dieses Zeichen. — Die Untersuchung des Unterleibes muß immer mit Achtung vor dem Schamgeföhle, besonders bei Frauen und jungen Leuten, mit Rücksicht auf die individuelle Lage des Kranken, mit warmer Hand, im Uebrigen mit Festigkeit und ohne schwankendes Hin- u. Hertasten ausgeführt werden.

Laparotomie (Chir.), die Deffnung des Unterleibes; s. Sectio caesarea.

Laparotomus (lat., Chir.), 1) den Bauchschnitt machend; — 2) ein besonderes Werkzeug, ein Messer u. s. w. dazu.

Laparozoster (*Zoster vulgaris*, *Uredo Zoster abdominalis*, Med.), s. Gürtel.

Laparysterotomie (Geburtsh.), der (Unterleibs-) Mutterschnitt.

Lapatar, europ.-türk. Ort, Balasch, Busso, westlich von Buso.

Lapathin (Chem.), nach Herberger ein dem Rhabarberbitter ähnlicher Stoff, welcher sich in der Grindwurzel (*Radix lapathi acuti*) findet. Wahrscheinlich ist das L. ein Gemenge mehrerer Substanzen. Im trocknen Zustande ist es hart, firnisartig, schmeckt bitter und färbt den Speichel gelb. Es ist etwas hygroskopisch, im Wasser und Alkohol leicht löslich, unlöslich in Aether und ätherischen Oelen. Gallusaufguß und Chlor schlagen aus der wässerigen Lösung braune Flocken nieder. Von Alkalien wird sie braun, Säuren stellen die gelbe Farbe wieder her. Riegel hat aus der Grindwurzel außerdem noch einen krystallinischen Stoff dargestellt, den er Rumicin nennt.

Lapathum (Bot.), nach Mönch und Scopoli, Pflanzengattung. — Arten: s. *Rumex*. L. *digynum* Lam., s. v. a. *Oxyria digyna*; *Lapathi acuti Radix* (pharm. Bot.), s. *Rumex Hydrolapathum* Huds., *R. nemorosus* Schrad. u. *Rum. obtusi folius* L.; *Lapathi aquatici Radix*, s. *Rumex aquaticus* L.; *Lapathi crispi Radix*, s. *Rumex crispus* L.; *Lapathi unctuosi* Herba, s. *Chenopodium bonus Henricus* L.

Lapathus (a. Geogr.), Flecken in Pieria (Macedonien) am Pässe Tempe neben dem Kastell Ebarax, in welchem wir das heutige Carriso auf einem Vorsprung des Gebirgs auf der Südseite und schmalsten Stelle des PASSES leicht wieder erkennen. — 2) s. *Lapethus*.

Lapatia (a. Geogr.), s. *Trileucum*.

Lapaxis (Physiol.), bei den Alten die Ausleerung, besonders des Magens, des Unterleibes u. s. w.; Leibesöffnung.

Lapaz, Stadt, s. Paz, Ia.

Lape (Physiol.), der Schleim.

Lapell, Getränk, s. Pflirsche.

Laveniga, europ.-russ. Ort, Gouv. Grodno, südlich von Lida.

Laventis, franz. Dorf, Depart. Manche, Arr. Mortain; 1180 Einw.

Laperou (franz., Säugeth.), s. v. a. junges Kaninchen, *Lepus Cuniculus* L.

Laperouse (*Lapeyrouse*, Biogr.), 1) Jean François Galaup de, berühmter französischer Seefahrer, 1741 zu Albi im Departement Tarn geboren, kam sehr jung in die Marineschule und diente schon 1756 auf dem Geschwader des Marschalls von Coeßlans, das auf der Höhe von Belle Isle nach hartnäckigem Widerstande von den Engländern geschlagen ward. L. erhielt eine schwere Wunde und wurde zum Gefangenen gemacht. Nach seiner Zurückkunft ins Vaterland widmete er sich mit erneuerter Anstrengung dem Seewesen und besuchte die entlegensten Theile der Erde. Nach dem Ausbruch des Krieges mit England (1778) diente er mit Auszeichnung unter d'Estaing, wurde zum Schiffskapitän ernannt (1780) und erhielt den schwierigen Auftrag, die englischen Ansiedlungen an der Hudsonsbay zu zerstören. L. entledigte sich dieses Auftrages mit großem Glücke und zugleich mit möglichster Schonung der unglücklichen Kolonisten. Nach dem Frieden von 1783 ward er von Ludwig XVI. ausersehen, eine Entdeckungsexpedition um die Welt zu machen. Seine Kenntnisse und seine Erfahrungen kamen bei dieser Wahl eben so sehr in Betracht als seine Humanität. Die Hauptzwecke der Regierung bei diesem Unternehmen waren die Förderung des Walfischfanges in der Südsee, des Pelzhandels an der Nordwestküste von Amerika und die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit China und Japan. In wissenschaftlicher Hinsicht ward eine genaue Untersuchung der Nordwestküste von Amerika, der japanischen Gewässer, der Salomoinselfn im Südmeere und der Südwestküste von Neuholland zur Aufgabe gestellt, zu deren Lösung viele ausgezeichnete Männer im Fache der Mathematik und Naturkunde mit eingeschifft wurden. Am 1. August 1785 ging L. mit zwei Fregatten, der *Bouffole* und dem *Astrolabe*, jede mit 100 Matrosen bemannt, zu Brest unter Segel. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Madeira und der Insel Santa-Catarina, an der Küste Südamerikas, umsegelten sie das Kap Horn u. erreichten im Februar 1786 die Bai de la Concepcion an der Küste des Südmeers. L. richtete darauf seinen Lauf nördlich, berührte die von Cook entdeckten Oster- und Sandwichsinseln und ging unweit Mount St.-Elias, ungefähr unter dem 60. Grad Breite, ans Land. Er hatte diese Fahrt in weniger als 3 Monaten zurückgelegt, fand einen von Cook übersehenen Hafen, den er Port des Français nannte, untersuchte vorher Punkte, die dem englischen Seefahrer entgangen waren, konnte aber in der ihm vergönnten kurzen Zeit keine genauen Nachforschungen an der Küste anstellen. Nach kurzer Rast in Monterey bereiteten sich die Seefahrer, das stille Meer zu durchschiffen, um die zweite Hauptaufgabe, die Untersuchung der japanischen Gewässer zu lösen. Sie gingen im September 1786 unter Segel und entdeckten nördlich von den Sandwichsinseln, eine unfruchtbare kleine Insel, die den Namen Recker erhielt. Darauf erreichten sie die marianischen Inseln und landeten im Februar 1787 zu Manila, dem Hauptorte der philippinischen Inseln. Im April desselben Jahres rich-

tete L. seine Fahrt nach den Küsten der Tatarei und den japanischen Inseln, Gegenden, die man bis dahin bloß aus den verwerrenen Nachrichten der Missionäre kannte, fand unter Anderm eine schöne Bucht an der Küste der Tatarei, die er Castris nannte, südlich vom Vorgebirge Crillon die Meerenge, die nach ihm Laperousestraße genannt wurde, und berichtigte die fälschliche Annahme, daß alle Länder nördlich von Japan unter dem Namen Jesso begriffen würden, dahin, daß sie zwei Inseln bilden, wovon die eine Sachalin, die andere Tschika heißt. Darauf steuerte er zwischen den kurilischen Inseln hinauf nach Kamtschatka und landete im September 1787 im Peter-Paulshafen. Gegen Ende desselben Monats steuerte er südlich längs den Schiffer- und Freundschaftsinseln und kam 1788 in Botanybai an. Auf dem Wege daher waren an der Nordwestküste Amerika's die Brüder Delaborde mit 26 andern Seeleuten in einem Kanot, später der Befehlshaber der Fregatte Astrolabe und der Naturforscher Lamanon in einem Gefecht mit den Wilden auf einer der Schifferinseln umgekommen. Von Botanybai aus meldete L. im Februar 1788 dem Seeminister, daß er die Absicht habe, nach den Freundschaftsinseln zu steuern, dem südlichen Theil von Neukaledonien, die Insel Santa Cruz de Mandana, Surville's Ursaciden-Land (den südöstlichen Theil der Insel Neugeorgien in Australien) und Bougainvilles Pusiada zu untersuchen und zu erforschen, ob dieses Land mit Neuguinea zusammenhänge, dann eine neue Straße zwischen Neuguinea und Neuholland aufzusuchen, nach dem Meerbusen von Carpentaria zu steuern, die ganze westliche Küste von Neuholland bis Van Diemens-Land zu befahren und endlich auf Isle de France zu landen. Dies war die letzte Nachricht die man von L. erhielt; er segelte ab und war bald spurlos verschwunden. Die beiden Fregatten aufzusuchen, ward 1791 d'Entrecasteaux von der französischen Nationalversammlung ausgesandt, aber alle Nachforschungen waren fruchtlos. Auch als die Regierung einen Preis von 10,000 Francs für den ausgesetzt, welcher die erste sichere Nachricht über L. brächte, verlauteten nur unsichere Schifferjagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie auf dem Wege von Botanybai nach den Freundschaftsinseln untergegangen. Erst durch den britischen Seekapitän Peter Dillon, der 1826 auf einer Fahrt nach Pondichery bei der Insel Ducopia, auf der er 13 Jahre vorher einen Matrosen, Martin Buchert aus Stettin in Preußen, und einen indischen Lootsen zurückgelassen hatte, landete, wurden durch folgenden Zufall die Vermuthungen über L.'s Schicksal zur Gewißheit. Der Lootse trug einen französischen Degen und der Preuße hatte den Stiel eines silbernen Löffels mit den Wappen eines der jungen Edelleute, welche L. begleiteten, als Bierde in den Ohren. Beide erzählten, diese Gegenstände von Bewohnern der Insel Malicolo erhalten zu haben. Auf diese Nachricht schickte die englisch-ostindische Compagnie ein Schiff unter Dillon nach dieser Insel ab, welches im Oktober 1827 dort landete. Hier erfuhr man von alten Leuten, die sich dessen noch ganz gut

erinnerten, daß L.'s Schiffe an dem südwestlichen Ufer der Insel bei den Dörfern Wanno und Prio gescheitert seien. Hierauf untersuchte im Februar 1828 der französische Kapitän Dumont d'Urville jene Gegend, fand daselbst noch fünf metallene Kronen, einen silbernen Degengriff nebst andern mit dem französischen Wappen bezeichneten Gegenständen, u. errichtete seinen unglücklichen Landsleuten auf einer Klippe bei jener Insel ein einfaches Denkmal. Kapitän Dillon machte auf den ausgelegten Preis Anspruch und erhielt ihn 1829 ausgezahlt. Für die Fortschritte der nautischen Geographie ist L.'s Expedition von großem Nutzen gewesen, weniger für die Naturgeschichte, indem die wichtigsten Nachrichten und Sammlungen mit den Naturforschern selbst untergegangen seyn mögen. L. war nicht allein ein geübter und muthiger Seefahrer, sondern auch ein kenntnißreicher Mann und bei seinen Untergebenen geachtet und geliebt; sein Tod wurde daher von den Zeitgenossen mit Recht einem Verluste für die Wissenschaft gleichgeschägt. Nach den von L. aus Kamtschatka und Botanybai eingesendeten Tagebüchern ließ die französische Regierung durch Milet de Mureau zum Besten der Wittwe L.'s eine Beschreibung der Reise verfassen, die unter dem Titel: „Voyage autour du monde pendant les années 1785 — 88“ (Paris 1797, 4 Bde., 4., 1798, 4 Bde. 8. mit Atlas; deutsch von J. R. Forster und M. C. Sprengel, Berl. 1799 — 1800, 2 Bde.) erschien. — Vgl. außerdem Dumont d'Urville „Voyage autour du monde et à la recherche de Lapeyrouse, Paris 1832, 5 Th.; deutsch von A. Diezmann, Lpz. 1834). — 2) Phil. Picot de, französischer Naturforscher, geboren zu Toulouse 1744, war 1768 Advocat-général bei dem Parlament zu Toulouse, gab 1771 diese Stelle auf und widmete sich den Wissenschaften. Zu Anfang der Revolutionszeit bis 1791 nahm er Theil an öffentlichen Geschäften, wurde verhaftet aber bald wieder befreit. Er † als Inspektor des Bergwesens und Professor der Naturgeschichte 1818 zu Toulouse. Schriften: Description de plusieurs nouvelles espèces d'orthocératites et d'ostracites, auch lat., Erl. 1781; — Traité des mines et forges à fer du comté de Foix, Toulouse 1786, deutsch von Karsten, Halle 1789; — Monographie des saxifrages, Toulouse 1801; — Hist. des plantes des Pyrénées, das. 1813.

Laperousia (Bot.), 1) nach Thunberg, Pflanzengattung, s. v. a. Penrousea; — 2) nach Pourret u. Ker, Pflanzengattung. Arten: s. Meristostigma u. Anomatheca.

Lapersä (griech. Kelg.), Beiname der Dioskuren, sogenannt nach dem attischen Demos Lapersä oder nach einem Berg in Lakonien.

Lapersius (gr. Mythol.), Beiname des Zeus, nach dem attischen Demos Lapersä.

Lapethus (a. Geogr.), eine der bedeutendsten Städte der Insel Cyprus an der Nordküste derselben, an einem gleichnamigen Flüßchen, etwas östlich vom Vorgebirge Krommyon, früher hauptsächlich eines eigenen Reiches und unter den Römern die Hauptstadt des nördlichen Viertels

der Insel. Sie hatte eine gute und sichere Rhede. (Plin. V, 31, 35).

Lapezade, europ.-türk. Ort, Macedonien, Salonik, am Busen von Orfano.

Laphae Radix (pharm. Bot.), s. v. a. *Arimaculati Radix*; s. *Arum maculatum* L.

Laphaës (griech. Antiq.), einer der ältesten Bildschnitzer aus Phlius, von dem Pausanias ein Schnigbild des Herkules in dessen Tempel zu Sicyon sah. Vermöge der Aehnlichkeit des Styls schreibt Pausanias demselben Künstler ein kolossales Schnigbild des Apollo in dessen Tempel zu Megira in Achaja zu, über dessen Meister er bei den Eingeborenen keine Nachricht erhalten konnte.

Laphria (Entom.), nach Meigen, Mordfliege, Gattung der Diptera Tanystomata Latr., der Ordnung der Mücken und der Gattung der Schnabelmücken nach Dlen, s. *Asilus*. — Charakter: Fühler dreigliederig, aufwärts gerichtet, etwas divergirend; das dritte Glied stumpf, ohne Endgriffel; Schienbeine krumm. — Gegen 32, meist seltene europäische Arten; bekannteste: 1) *L. flava* Meig. Schwarz, Hinterleib und Rückenschild hinten rothgelbbraun; 10 Linien lang; — 2) *L. nigra* Meig.; — 3) *L. Ephippium* Meig.

Laphria (Myth.), 1) Beinamen der Artemis von einer Bildsäule aus Gold und Elfenbein, die ihr zu Calydon von Laphrios, dem Sohn des Castalius aus Phocis, errichtet worden. Davon — 2) zweitägiges Fest der Artemis zu Achaja, Messenien etc., mit Aufzügen und Opfern gefeiert. — 3) s. *Britomartis*.

Laphyra (griech.), Beute; daher — *Laphyropoloï*, bei den spartanischen Heeren Männer, welche mit den Ephoren die gemachte Beute in Empfang nahmen.

Laphystia (griech. Rel.), s. v. a. Klodonen und Mimalonnen.

Laphystion (a. Geogr.), Bergspitze in Böotien, bei Coronea; hier wurde der Zeus = *Laphystios* verehrt.

Laphystius, 1) (a. Geogr.), Berg in Böotien, nordwestlich von Coronea, zwischen diesem, Lebadia und Orchomnus, auf dem das in den Copais-See fallende Flüsschen Phalarus entsprang, und der einen Tempel des Zeus (der von ihm den Beinamen L. führte), so wie einen andern, der Athene Itonia, trug. Nächst dem uralten Kultus des Zeus war auch der des Herkules auf ihm heimisch. — 2) (gr. Mythol.), Beinamen des Zeus (von *λαφύσσειν*, fliehen), s. v. a. *Z. φύγιος*, oder von dem böotischen Berge, oder s. v. a. der Gehässige, mit Beziehung auf frühere Menschenopfer. — 3) Beinamen des Dionysus nach dem böotischen Berge.

Lapi, Nicolo, italienischer Maler geboren 1661 zu Florenz, † 1732, Schüler Giordano's, malte häufig Madonnen, auch findet sich in der florentinischen Gallerie eine Verklärung von demselben. Von seinen Werken, die sehr an den Styl seines Meisters erinnern, wurde von F. Gregori für Castracci Nr. 117 schön gestochen: Der heil. Laurentius, welcher die See von dem Fegfeuer erlöst.

Lapicidina, s. *Lantumiä*.

Lapicini (a. Geogr.), Ort und Volk in Ligurien; jetzt Bucona.

Lapicze, europ.-russ. Flecken, Gouv. Minsk, südlich von Igumen.

Lapidaria (a. Geogr.), Ort in Rhätien an der Straße von Brigantium nach Mediolanum, nördlich von Clavenna (dem heutigen Chiavenna); die Stelle an der Straße über den Splügen, die jetzt den Namen Via Mala führt, wo der Wanderer drei Mal zwischen sich eng zusammengedrängenden Felsen über den Hinterrhein zu setzen gezwungen ist.

Lapidarschrift, die Schrift auf steinernen Denkmälern; die derselben eigenthümliche Ausdrucksweise wird der Lapidarstyl genannt, dessen Charakter abgemessene Kürze ohne Nachtheil der Deutlichkeit und Bestimmtheit ist. Die Griechen und Römer bedienten sich bei solchen Inschriften der Majuskel oder der Kapitalschrift; auf großen Denkmälern trifft man Buchstaben von der Größe eines Fußes und darüber an, in den gewöhnlichen haben sie ungefähr die Größe einer Unze oder eines halben römischen Fußes. Interpunktion, Wortscheidung, Absetzen der Zeilen nach Beschaffenheit des Inhalts finden in der alten L. nicht Statt. — Abgeleitet versteht man unter L. und Lapidarstyl überhaupt eine kurze, bündige Schreibart. Es ist bekannt, daß sich neuerdings König Ludwig von Bayern vielfach derselben bedient.

Lapidatio (röm. Antiq.), das Werfen mit Steinen überhaupt. Der rohe Haufen des Volks machte davon Gebrauch, um seinen Haß oder Verachtung auszudrücken, auch wurde das Grabmal verhaßter oder verächtlicher Menschen vom Volk mit Steinen beworfen. Oft kamen bei Volksaufständen Steinwürfe vor und die Verhafteten wurden verwundet oder fielen als unglückliche Opfer der wilden Leidenschaften ihrer Gegner, z. B. L. Appul. Saturninus. Eine gesetzliche Strafe war aber das zu Tode Steinigen bei den Römern (wie bei den Juden und Macedoniern); nur der strenge Kaiser Severus wandte diese Strafe außerordentlicher Weise bei zwei strafbaren Offizieren an. Auf Gebot des Fürsten scheint die Steinigung vollzogen worden zu seyn im heroischen Zeitalter; als Akt der Volksjustiz fand sie Statt, wo die offizielle Gerechtigkeit zu langsam, unsicher oder mild war. Besonders häufig aber wurden im Theater, wie gute Schauspieler u. dgl., mit Blumen, so schlechte, mit Steinen belohnt.

Lapidei Campi (a. Geogr.), Steinfeld an der Südküste Galliens zwischen Massilia und den Mündungen des Rhodanus, an der Ostseite des marianischen Kanals, das schon den ältesten Griechen bekannt war. Eine Mythe erzählt, daß Zeus diese Steine habe regnen lassen, um den Herkules in seinem Kampfe mit den Tygiern, nachdem er alle seine Pfeile verschossen, nicht wehrlos zu lassen. Zwischen den Steinen wuchsen gute Futterkräuter, namentlich Thymus, und man trieb daher die Heerden, selbst aus entfernten Gegenden, dahin und ließ sie für Geld dort weiden.



(S. v. Gräfe's Bericht über das Klinische chirurgisch-äugenärztliche Institut der Universität zu Berlin für das Jahr 1822, Berlin 1823, u. desselben u. v. Walther's Journ. Bd. IV, S. 586).

Lapis numularis, f. v. a. Lentikulith.

Lapis ollaris, f. v. a. Topfstein (f. d. und Talt).

Lapis ophthalmicus, f. Augenstein.

Lapis ossifragus, osteocollae, f. v. a. Weinbrech.

Lapis philosophicus (L. philosophorum), f. v. a. Stein der Weisen.

Lapis porcinus (Med.), f. v. a. Lapis malucensis.

Lapis prunellae (Nitrum tabulatum, Pharm.), f. Prunellsalz.

Lapis quadratus (Geognos.), wahrscheinlich der Steintuff vom capitolinischen Berge.

Lapis reticularis, f. v. a. Reteporit.

Lapis ruber (antil. Geognos.), nach Wistrup f. v. a. vulkanischer Tuff, der an den Ufern des Anio im Großen abgebaut wurde. Er diente zu Fundamenten, aber auch der Tempel der Fortuna virilis, die Wasserleitung des Claudius u. sind davon gebaut.

Lapis sardius (Min.), Karneol.

Lapis septicus, f. Aepstein.

Lapis specularis, Spiegelstein, f. v. a. Gypsopath, von den Römern statt des Glases benutzt.)

Lapis suillus, f. v. a. Stinkstein.

Lapis trinucleus, f. v. a. Trilobit.

Lapis variolites, f. v. a. Warzenstein.

Lapithä (Gesch.), rohes Bergvolk in Thessalien, um den Ossa und Peneus her, (daher in der Mythe Enkel des Peneus). Ihr mythischer Stammherr war Lapithes, Sohn des Apollo und der Stilbe, Bruder des Centaurus, Gemahl der Drisnome, Vater des Phorbas, Triopas und Periphas, und ihr Fürst war Pirithous, der als Sohn des Ixion Halbbruder der Centauren war. Diese verlangten daher einen Theil des väterlichen Erbes, und als ihnen dieser nicht gewährt wurde, entstand ein Krieg, der jedoch mit Friedensschluß endigte. Bei der Hochzeit des Pirithous mit Hippodame aber, zu welcher er die Centauren auch lud, brach, durch den erzürnten Ares herbeigeführt, wegen der Frauen ein blutiger Kampf zwischen Lapithen und Centauren aus, in welchem die Letzteren den Kürzeren zogen. Aber auch die Lapithen wurden von Hercules gedemüthigt. Historisch gedeutet, bezeichnete der Mythos, daß die Lapithen ein mit den Phlegynern und Minyern verwandter pelasgischer Volksstamm, als ein etwas gebildeteres Volk, als Städtebauer, über das rohere nomadische Reitervolk der Centauren einen vollständigen Sieg davon trugen und sie nöthigten, ihnen das Land am Pelion zu überlassen. Ebenso verdrängten sie dann auch die Perrhäer aus den Gefilden des Peneus und zwangen sie, sich ins nördliche Gebirg zurückzuziehen, oder sich ihnen zu unterwerfen. Mit dem zurückgebliebenen Theile der Perrhäer vermischt, führten sie dann den allgemeinen Namen Pelasger und

verloren sich so nach und nach unter den andern pelasgischen Thessaliern.

Lapithäum (a. Geogr.), Flecken Lakoniens am Taygetus, 15 Stad. von Eleusinium und in der Nähe von Derrium. (Paus. III, 20).

Lapithas (a. Geogr.), Berg in Arkadien auf der Grenze von Elis; aus ihm entspringt der Anigrus. (Paus. V, 5, 8).

Lapithes (Myth.), f. Lapithä.

Lapito, Louis Auguste, französischer Maler, 1805 zu St. Maur bei Paris geboren, Schüler Batalets. Er liefert Genrestücke, Landschaften in Del und in Pavismanier, Ansichten von Brücken und andern Bauten u., und ertheilt Unterricht im Malen und Zeichnen.

Lapitschi, europ.-russ. Ort. Gouv. Minsk, am Sawislotzsch, südlich von Igumen.

Lapiz, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kreis, Amt Stavenhagen; Stuterei, Schäferei, Mühle; 190 Einw.

Laplace (Geogr.), 1) Inselgruppe, f. Flandersland; — 2) f. Wittsland.

Laplace, (Biogr.) Pierre Simon, Graf, einer der größten Mathematiker u. Astronomen aller Zeiten, wurde am 28. März 1749 zu Beaumont en Auge, im Departement Calvados, geboren. Nachdem er einige Zeit an der Militärschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, ging er nach Paris und machte sich hier bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und höhern Geometrie bekannt. Er erhielt die Stelle eines Examinators beim königlichen Artilleriecorps und war Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Später ging er, einer der Ersten, ins Institut über; auch war er eines der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längensbureaus. Obgleich er vor dem 18. Brumaire kein eigentliches Staatsamt bekleidete, so war er doch der Politik nicht fremd geblieben, und wurde deshalb von Bonaparte gleich beim Beginn der Konsularregierung zum Minister des Innern ernannt. Er war indessen dazu so wenig befähigt, daß schon nach 6 Wochen, im December 1799, Lucian Bonaparte ihn ersetzen mußte. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vicepräsidenten, im September zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaisers thrones zum Grafen. Er war es, der im Sept. 1805 in einem Berichte an den Senat zuerst auf die Nothwendigkeit hinwies, die revolutionäre Zeitrechnung aufzugeben und den gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Im Jahre 1814 stimmte er für die Einrichtung der provisorischen Regierung, für Napoleons Entsetzung und die Wiederherstellung der Bourbonen. Während der Hundert Tage nahm er kein Amt an; Ludwig XVIII. ernannte ihn dafür zum Pair und 1817 bei der neuen Klassifikation der Pairs zum Marquis. Auch wurde er 1816 in die französische Akademie gewählt, und in demselben Jahre Präsident der Kommission für Reorganisation der polytechnischen Schule. Wie unter der Kaiserregierung, so zeigte er auch als Mitglied der Pairskammer einen gänzlichen Mangel an politischer Bildung und grenzenlose Eersivilität. Als die Mitglieder des Instituts 1825



Kelchblättchen besetzt ist, für beständige und hinreichende Unterschiede. Bei *L. major* sind sie nämlich spreublattartig, bei *L. minor* walzenrundlich, kurz zugespitzt und bei *L. tomentosa* kegelförmig. — Hinsichtlich der medicinischen Benutzung ist es gleichgültig, von welcher Art man die Klettenwurzel, Großdocken-Krautwurzel, *Radix Bardanae* s. *Lappae majoris* s. *Arctii*, s. *Arctii Bardanae* s. *Arctii Lappae* s. *Radix personatae* s. *Personariae* s. *Prosopis*, sammelt. Sie ist äußerlich schwarzbraun, inwendig weiß, und hat einem schleimigen bitterlich-süßen Geschmack und schwachen, besonders in frischen Zustande bemerkbaren eigenthümlichen Geruch. Man muß sie im Herbst von den 1jährigen Pflanzen oder im zweiten Frühjahre sammeln, ehe die Stengel emporwachsen. Durchs Trocknen verliert sie $\frac{1}{2}$ an Gewicht. Eine Unze mit Weingeist digerirt gibt gegen 50 Gran harziges, bräunliches, unangenehm süßlich riechendes und salzig, scharf bitterlich schmeckendes Extrakt. Sie enthält viel Inulie, bittern Extraktivstoff, Schleimzucker und wenig Tannin. Sie wirkt schweiß- und harntreibend, auflösend und einhüllend, auch den Stoffwechsel befördernd, doch soll ihr anhaltender Gebrauch die Verdauung schwächen. Man wendet sie vorzüglich an bei Unterleibs-Stockungen, veralteten Rheumatismen und Gicht, Steinkrankheiten, u. s. w., äußerlich auch bei alten schlaffen, skrophulösen und atonischen Geschwüren, chronischen Hautausschlägen und endlich als den Haarrwuchs beförderndes Mittel. Außerlich bedient man sich auch der frischen Blätter bei gichtischen und rosenartigen Entzündungen. Mit dem frischen Saft bereitet man eine Salbe (*Unguentum Bardanae*), die mit einem Zusatz von Honig besonders bei Verbrennungen gerühmt wird. Auch die Früchte, Samen *Bardanae*, waren ehemals gebräuchlich.

Lappaceus (bot. Termin.), mit hakenförmigen Vorsten versehen; Klettenborstig, oder hakenborstig, wie die obere Kelchklappe bei *Tragus racemosus*.

Lappach (Geogr.), 1) (Ober- u. Unter-L.), bayer. Dorf, R.-B. Oberbayern, Edgr. Bruck; 120 Einw.; — 2) österr. Dorf, Tyrol: a) Kr. Bruneck, Edgr. Taufers; über 100 Einw.; — b) (Ober-L.), das.; 460 Einw.

Lappaemajoris Radix (pharm. Bot.), f. *Lappa*. — *Lappae minoris Herba*, f. *Xanthium strumarium* L.

Lappago (Bot.), 1) nach Schreber, Klettengras, Gatt. der Gramina Panicea Kunth, Triandria Digynia L., *Tragus Hall.* — Charakter: Aehren traubensförmig; Aehrchen einblüthig zu dreien beisammen, mittleres taub; äußere Balgspelze sehr klein, obere harsch und bornig, umschließt die häutigen Kelchspelzen; Narben federig. — Vier Arten, einjährige Gräser in warmen Ländern, bekannteste: *L. racemosa Willd.*, *Cenchrus racemosus* L. Aehren voll Hälken; Vorsten gewimpert. Auf Sandboden, Schutt und Mauern, von Südeuropa an bis nach Arabien und Indien. Die Samen hängen sich an die Kleider. — Schrebers Gräser, Taf. 4. — 2) nach Rumph, Pflan-

zengatt. — Art: *L. amboinica Rumph.*, f. v. a. *Urena Lappago Sm.*

Lappajärvi, europ.-russ. Ort, Finnland, Gov. Wasa, am gleichnamigen See.

Lappalie, unbedeutende Kleinigkeit.

Lappalis, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Preußen), R.-B. Danzig, Kr. Kartaus; mit Rasse und Wiese 130 Einw.

Lappe, Bezeichnung einer Art Eretins, f. *Eretinismus*.

Lappe, (Biogr.) Karl, einer der vorzüglichsten deutschen Volksdichter, ist der Sohn eines Landpredigers zu Wusterhausen bei Wolgast, geb. 1774. Er war Hofgartens Schüler und später der Lehrer seiner Kinder; darauf seit 1801 Lehrer am Gymnasium zu Stralsund. Schulmann aus Neigung, mußte er doch endlich, da eine schwache Brust sein Leben bedrohte, 1817 seine Dienstentlassung nehmen, um aufs Land zu gehen. Er wohnte in Steinhagen, bis er zu Pütte, unweit Stralsund, ein kleines ländliches Eigenthum sich erwarb, wo er als Gärtner und Ackersmann lebte, seine neun Kinder unterrichtete und zu Zeiten die Feder in die Hand nahm. Am 10. März 1823 verlor er durch Brandstiftung, Haus, Scheune und Vorräthe. Er rettete aus den Flammen nur seine Kinder, wenige Sachen und seinen freudigen Lebensmuth. Die Vorräthe seiner im Selbstverlage erschienenen Schriften verbrannten. Unter dem Geretteten war auch die Handschrift seiner Gedichte, welche unter dem Titel „Vermischte Schriften“ (2 Bde.) oder „Blätter“ (3 Bde., Stralsf. 1824–29) erschienen. Als Dichter zeichnet sich L. durch eigenthümliche Kraft, Innigkeit, poetische Fülle und Sprachwohlklang aus. Man erkennt in seinen Gedichten, in den prosaischen Aufsätzen und Apologenen den einfachen Gang seines Lebens, eine stillfreudige Beschränkung auf sich selbst, gepaart mit hohem Lebensmuth und echten Kindesinn, ein gemüthliches Anschmiegen an Natur und Häuslichkeit, eine höhere Ansicht von Welt und Leben in ruhiger Betrachtung, oft mit feiner Ironie; selbst in das Komische streift er zuweilen mit Glück hinüber. Im September 1824 hatte der Dichter seine „Hütte zu Pütte“ wieder aufgebaut. Als das neue Haus fertig war, rief er seine Kinder zu sich mit dem schönen Gedichte: „Heimruf.“ Seitdem sind von ihm erschienen: „Friedhofsfränze“ (Stralsf. 1831), eine Zusammenstellung des Innigsten und Schönsten, das deutsche Dichter über Tod, Grab und Ewigkeit sangen; ferner: „Klins und Gullivers wunderbare Reisen, in einem Auszuge für Jung und Alt“ (das. 1832); „Die Insel Felsenburg, eine Robinsonade für die Jugend“ (Nürnb. 1834); die Ausgabe letzter Hand seiner sämtlichen poetischen Werke“ (5 Bde., Rost. 1836.), und „Blüthen des Alters“ (Stralsund, 1841).

Lappe und **L. de paroli** (Spielk.) f. *Pharao*.

Lappen (in versch. Bedeut.), 1) ein Stück Zeug oder Leder von unbestimmter Gestalt und Größe, besonders wenn es alt und von geringem Werthe ist; — 2) (Schiff.), auf den Rheinschiffen, f. v. a. Segel; daher derjenige, welcher

die Aufsicht darüber führt, Lappennann genannt wird; — 3) (Jagdzw.), f. v. a. Flitter-, Feder- und Tuchlappen; — 4) die lang herabhängenden Ohren der Hunde, besonders der Jagdhunde; — 5) die fleischige Haut des Wanstes beim Rindvieh, auch die dünnen Stücke Fleisch in der Bauchgegend desselben; — 6) derjenige Theil der Thurbänder, welcher in das Holz eingelassen wird; — 7) die vorspringenden, meist verzierten Stücke eines Kofferbeschlages; — 8) (Maschinenw.), die beim Beschlage eines Radrades an den Armen desselben hervorragenden Stücke, welche zur Befestigung des Kranzes dienen; — 9) (Wasserb.), die hervorragenden Ränder an eisernen Wasserrohren, in welchen 4 Löcher sind, wodurch die Schrauben gehen, welche je 2 Röhren mit einander verbinden; — 10) ein einem Lappen ähnliches Stück Eisen an der Stange eines Pferdzaumes; — 11) (Uhrm.), f. v. a. Spindellappen; — 12) Stiefeln aus Renntierhäuten; — 13) die aus zusammengewachsenen Drüsen bestehenden Transen an der Leber; — 14) f. Schloß.

Lappen, 1) (Lobus, bot. Term.), etwas breiter, durch Bogenlinien, die aber nicht über die Mitte eindringen, begrenzter Pflanzentheil; — 2) (zool. Term.), Lobi, fleischige Anhängsel, welche sich am Kopfe und Halse verschiedener Vögel befinden.

Lappen, (Lappländer, Same), ein schwaches Volk, welches den nördlichsten innerhalb des Polarkreises gelegenen Theil des europ. Festlands bewohnt, und dessen Land, eines der traurigsten und ärmsten unseres Erdtheils, theils zu Norwegen, theils zu Schweden, theils zum europäischen Rußland gehört und sich gegen Osten bis zum weißen Meer erstreckt. Auf diesem großen Raum, welchen das unter 3 Reiche vertheilte Lappland einnimmt, ist die Bevölkerung sehr dünn gesät, und außer den L. gibt es darin Norweger, Schweden, Finnen und Russen, die entweder Kolonisten oder Beamte und Handelsleute sind. Der Lappländer flößt in seinem eigenen Lande Mißleid ein. Der schroffe Gegensatz dieser schwarzhaarigen, gelbhäutigen Pygmäen mit den hochgewachsenen, blonden, rothwangigen Norwegern, oder mit den kräftigen, athletischen Schweden, die gänzliche Verschiedenheit in Sprache, Gewohnheiten und Lebensart, mit einem Wort in ihrem ganzen physischen und moralischen Wesen, im Vergleich mit andern nördlichen Völkern — alles dieß macht die L. zu einem der merkwürdigsten Mitglieder der großen europäischen Völkerfamilie. In ihnen fließt das reinste Blut der Ureinwohner; weder Eroberung, noch Handel, noch Civilisation hatten Einfluß auf sie. Bei den L. gibt es keine Geschichte, keine andere gesellschaftliche Verbindung, als die Ehe und die Vereinigung der Kinder um Vater und Mutter, d. h. sie leben in einem Zustande, dessen Schranken der Mensch, welcher sich mit Jagd, Fischfang und Viehzucht beschäftigt, nur schwer überschreitet. Diese drei Lebensweisen fordern allenthalben weiten Raum und Vereinzelung: dem Jäger und Hirten sind Berge nöthig, ihnen, wie dem Fischer, ist jeder

Nachbar ein Feind, der ihre Unterhaltsmittel beeinträchtigen kann. Der ursprüngliche Zustand des zur Geselligkeit bestimmten Menschen war niemals dieser Art. Die Theorie von drei Stufen, der des Jägers, Hirten und Ackerbauers, welche der Mensch durchlaufen haben soll, ehe Gesetze und eine Staatseinrichtung sich ergaben, diese Theorie ist eine reine Chimäre der Philosophen, welche ganze Bände darüber geschrieben haben. Da, wo die Menschen die Mittel zum Leben in dem Fange der wilden Thiere oder in der Zucht der Heerden fanden, blieben sie von ihrem ersten Auftreten an in einem und demselben Zustande bis auf die jetzige Zeit, wenn auch unter ihnen in Folge von Eroberungen oder sonstigen äußern Umständen Veränderungen oder Verbesserungen desselben eintreten. Dies beweisen außer so manchen andern Völkern auch die L., diese Ueberreste der Ureinwohner Europa's. In ihrem Hirtenleben, unbekannt mit den Bedürfnissen, welche an andern Orten die Bildung bürgerlicher Gesellschaften begünstigten, gelangten die L. niemals zu einer politischen Verbindung unter einander. Jede Familie blieb abgesondert mit ihren Beschäftigungen und beschränkte sich auf die Zucht ihrer Renntierherden in ihrem kahlen, von unbedeutenden Bergrücken durchschnittenen Lande. Wenn man bei dem Mangel historischer Ueberlieferungen sich auf die Ähnlichkeit der Namen und der Sprache stützen kann, so haben wenige Völker eine so große Strecke des Erdreiches eingenommen, als dieser Stamm in frühern Zeiten. Einige glaubten, die Sprache der L. habe Ähnlichkeit mit der madscharischen in Ungarn, aber es ist viel gewisser, daß von der Weichsel bis zum weißen Meer die finnische Sprache mehr oder minder mit den andern Mundarten gemischt, und daß sie mit der lappländischen dieselbe ist. Lappland, Lappmark, Lappländer ist nur die schwedische, völlig lokale Benennung von Land und Volk, das sich selbst Suomi oder Sumi (Same) nennt. Eben so nennen sich auch die Bewohner Finnlands. Die Kenntn. des Tacitus und die Finnen der neuern deutschen Schriftsteller sind ein nur aus der Uebersetzung des Wortes Suomi abgeleiteter Name. Abgesehen von den Samen, welche vom weißen Meere bis nach Älien hinein verbreitet sind, umfaßt, wenn Hautfarbe, Gestalt und Bildung des Körpers, so wie ein besonderer Bau des Auges unterscheidende Kennzeichen der Herkunft sind, der Stamm der Suomi, Finnen oder Fennen, in einem seiner Zweige auch die Eskimos, welche von den übrigen Stämmen Nordamerika's bedeutend verschieden sind. — Die Lappen sind kurze Menschen, vier Fuß hoch oder ein wenig darunter und darüber, meistens breitschulterig und unterlegt, mit kleinen feinen Füßen und Händen. Doch findet man einige, die bei dieser Kurzboldigkeit schlank und hager sind. Schwarzes, schlicht herabhängendes Haar, schwarze blinzelnnde Augen, zuweilen auch graue und graugelbe, und eine gelblich braune Gesichtsfarbe. Diese gelblich-braune Farbe und die oft triefenden Augen sind wohl

etwas zufälliges und entstanden durch den plötzlichen Wechsel zwischen der grimmigen Kälte und dem Feuer und Rauch ihrer Hütten. Der Kopf tritt oben an beiden Seiten meistens edigt vor, ist auf dem Scheitel flach und nach hinten gewöhnlich nicht gewölbt, sondern gespißt. Die Stirn ist breit, die Nase bei den meisten fein geschnitten und wohlgestaltet, und geht bei vielen fast römisch und griechisch, d. h. ohne Einsenkung von der Stirn ab, bei wenigen ist sie mongolisch oder kalmückisch geplattet; die Backenknochen ragen hervor, und von ihnen laufen Wangen und Kinn sehr spitz aus, und hier und in dem Oberkopfe findet sich das eigentlich Charakteristische der lappischen Gesichter. Diese eingefallenen Backen, der kleine kümmerlich und scharf geschnittene Mund, das lange krumme, hakenförmige Kinn mit wenig Bart finden sich fast bei allen und sind ächt lappisch. Sie zeichnen den Naturmangel und das Zuwenig des Volkes am sichtbarsten; denn in dem breiten, frei gewölbten Kinn und der nicht schlaff hangenden Fülle der Lippen offenbart sich die Mänerkraft und Empfindungs- und Genussesfülle am auffallendsten. Die Brust dagegen bei Männern und Weibern hat volle Rundung und Fülle. Arme und Schenkel sind durch ihre Lebensweise, durch das viele Sitzen, Hocken und Kriechen in den Hütten und Zelten etwas verschränkt und bei manchen rückwärts gebogen. Die Natur macht sich aus solcher, bei einem Volke lange bestandenen Gewohnheit endlich oft auch von der Geburt an ein Recht. Solcher Gewöhnung von Kind auf, solcher Geschmeidigung der Glieder für alle Stellungen, und dem Leben unter freiem Himmel ohne schwere Arbeit, haben es die Lappen wohl zu danken, daß sie äußerst gewandt und flink sind und mit einer Behendigkeit springen, hüpfen und klettern, mit einer fagenartigen Zusammenrollung sich schmiegen und hinwerfen, die in Erstaunen setzen. Für eine kurze Anstrengung im Laufen und Springen hält kein Schwede es mit ihnen aus, aber Stärke und Ausdauer fehlen; sie sind bald matt und werfen sich wie müde Jagdhunde hin und schnarchen nach jeder bedeutenden Anstrengung. Faulheit ist wohl eigentlich der Charakter aller Barbaren; aber die L. darf man nicht mehr Barbaren nennen, und faul würde man sie mit Unrecht schelten. Sie sind wirklich ein schwaches Volk. Bei Weitem anziehender und charakteristischer als alles Vorige ist die Haltung und Geberde des kleinen Menschen, welche sich auch fast bei einem jeden gleich ist. Sie stehen am liebsten auf etwas gestützt oder an etwas gelehnt — und das ist wohl überhaupt die Stellung des Hirten — mit gesenktem Kopfe und offenen Augen starr vor sich hin guckend, mit einer seltsamen Mischung von Aufmerksamkeit und Gleichgültigkeit, doch so, daß die Aufmerksamkeit vorherrscht. In dieser Stellung erscheint auch die einzige Spannung im Gesicht, der untere Theil des Leibes von den Hüften an hängt gleichsam nur so nach. Sobald sie aber von irgend etwas bewegt oder gereizt werden, beginnt das lebendigste Spiel der Gesichtsmuskeln, sowie denn auch der ganze Leib nicht als

Gestalt, sondern als Bewegung mitspielt. In der Spannung ihrer Mienen liegt dann etwas Wildes, wie es an Thieren zu bemerken ist, wenn sie eben sich aufmachen und fortfliegen oder fortlaufen wollen. Man sieht dies Wilde und Unstäte nicht besser als an den Kindern. Es liegt zugleich etwas verzerrtes und thierartiges in ihren weichen Zügen, was sich bei den Erwachsenen im Zorn und bei heftiger Aufregung ganz thierisch ausdrückt. Doch ist das Heftige und Zornige, das Muthvolle, es mag sich thierisch oder menschlich ausdrücken, nicht das Herrschende bei den Lappen. Deswegen und auch wohl wegen ihrer Kürze und Kleinheit hat man sie nie zum Kriege ausgehoben. Doch sind sie gute Schützen und knallen manchen Wolf und Bären, und auf schleichender verbotener Jagd auch wohl zuweilen ein edles Elenthier nieder. Sie sind, vorzüglich wenn man sie in Gruppen sieht, das größte menschliche Trauerspiel. Schon das Gestaltlose und Berfließende ohne den Ausdruck von Kraft hat etwas sehr Tragisches, sobald es das Bild eines Menschen trägt; wenn aber in dem Dedern und Dampfen, womit es austritt, ein tiefes Gefühl der Hilflosigkeit und der mühseligen Beschränktheit liegt, so ist der Anblick beinahe thränenreich. Wüst und starr, ganz die ewigen Plagen des Klima's und die öde Wüste ihres Lebens aussprechend, stehen die Armseligen vor dem Blick. Daher ist ein lauerns des Verstummen und eine in sich selbst zurückgekrochene Schwermuth der höhere Schatten, der über der bisher gezeichneten Physiognomie dieses Volkes schwebt; und zugleich glaubt man ihre große Empfänglichkeit für einen trüben und finstern Aberglauben zu sehen, der auch ihre Geisterwelt nicht mit leichten Bildern und Gestalten bevölkern wird. Ihre alten Zaubereien und Hexereien und ihre schamanisch angeschlagenen Zaubertrommeln sind wohl lange verschwunden, und sie haben dafür allgemein das christliche Licht empfangen; aber das Heitere der göttlichen Lehre, die lichte und freundlichste Ansicht des Lebens, die goldenen und grünen Hoffnungen der Zukunft werden ihnen gewiß auch oft mit den trüben Nebeln umzogen, welche ihre Fjäll und ihre Seelen umhüllen. Die eigentlich sogenannten L. bilden nur eine Handvoll Leute, die nicht über 8000 ausmachen. Sie allein verwenden die Rennthiere im häuslichen Leben und zum Ziehen; Samojeden und Eskimos halten Hunde, obgleich auch bei ihnen die Rennthiere sich in wildem Zustande finden. Ein Theil der L. gehört, wie erwähnt, Norwegen, ein anderer Schweden, ein dritter Rußland an, und sie bezahlen diesen Mächten Tribut. Vermuthlich war dieser besondere Zweig der Finnen niemals sehr zahlreich, da wohl die Mittel ihres Unterhalts im Laufe der Jahrhunderte nicht wuchsen. Ueber den alten Göddienst der L. haben wir keine sichern Nachrichten; hatten sie eine besondere Religion, wie eine besondere Sprache? Oder nahmen sie die Religion Odins und Thors an? Hierüber wissen wir nichts Zuverlässiges; die Skandinavier kümmerten sich nicht um die Ausbreitung ihres Glaubens. Doch geben wir das, was die Ge-



Moos- und Flechtenarten und einige essbare Beeren. Die Wäldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Kolonisten in diesem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei dem L. vertritt das Rennthier nebst dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse,arder, Hermeline, Fischottern, Hasen etc. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel, so wie an Fischen, ist Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. — Nach den Flüssen und Gebirgsarmen richten sich die L. auf ihren Zügen, welche stets denselben entlang, nie quer durch dieselben gehen. Im Herbst und Frühjahr haufen die L. in den Querarmen der großen Kette und haben hier ihre Hauptlager; das Frühlingsstandlager heißt „Ejakt-jasseve“, d. h. da, wo die Bäume zu wachsen aufhören, zwischen Wald und Fielde. Die Seitenzweige der Hauptkette sind bis zu einer gewissen Höhe mit Wald bedeckt; im Herbststandlager hat der Lappe sein Vorrathsmagazin (vjalla) in einer großen Kiste, die an einer Stange befestigt ist, deren eines Ende in den Boden gestossen wird. In dieser luftigen Kiste werden die Esmaaren vor dem zerstörenden Zahn des Fahlthiers gesichert; dies zernagt das Dach und die Thüren der Hütten, verschlingt Alles, was es findet, trägt fort oder verdirbt, was es nicht fressen kann, bis zur Kiste kann es aber nicht hinauf kommen. Der Zufluchtsort des L. ist häufig in der Nähe dieses Magazins, ein Dach ohne Mauern, nur von 4 Stangen gestützt. Hier hängt er seine Kleider, seine Fische oder sein Fleisch zum Trocknen auf, so wie Alles, was er nur im Winter braucht, Schlitten, Schneeschuhe, Rennthiergeschirre u. dgl. Am Ende des Herbstes zieht der Lappe gegen Osten nach dem Meeresufer und läßt die Frühlingsvorräthe, d. h. das für den künftigen Frühling, wo man keine Rennthiere schlachten kann, bestimmte Fleisch in der Kiste zurück. Im Frühjahr sind nämlich die Rennthiere sehr mager, und selbst ihr Fell taugt nichts, da es mit einer zahllosen Menge kleiner runder Löcher besät ist, die von einem Insekt hineingestossen werden, das den ganzen Winter unter dem Felle des Thieres lebt, im Frühjahr aber herauskommt und sich in eine Fliege verwandelt. Ein Rennthierfell gleicht dann einem Siebe. Auf lappländisch heißt dann die Larve des Insekts Kurbma, das Insekt selbst Slauga oder Sunpok, welche Worte vermutlich verschiedene Arten bezeichnen. Am Ende Juni's zieht der Lappe auf die hohen Berge, theils um die Rennthiere gegen die Fliegen zu schützen, theils um der Weide selbst willen. Hier haust er den Juli und halben August hindurch und geht oft nach Norwegen hinüber. Während dieser Zeit melkt der Lappe die Rennthiertähe und bereitet Käse aus der Milch, theils zum eigenen Gebrauch, theils zum Austausch in Norwegen gegen Wadmal (eine Art grobes Tuch), Schaffelle und Branntwein. In der Mitte oder Ende Augusts beginnt er

wieder gegen Osten zu rücken, in kleinen Märschen mit Unterbrechungen, je nach den Umständen; in den ersten Tagen Septembers ist er schon im Herbststandlager, wo sich sein Vorrathsmagazin befindet. Hier überläßt der Lappe, wenn Friede herrscht, d. h. wenn keine Wölfe in der Nähe sind, seine Rennthiere sich selbst; bei dieser freien Weide werden sie fett, mißbrauchen aber nie ihre Freiheit und entfernen sich nicht weit von den gewöhnlichen Weiden. Im Oktober treibt sie der Lappe wieder zusammen, und dabei hilft ihm der Instinkt der Thiere selbst, die von freien Stücken herbeilaufen. Auf dem Herbstlagerplatz bleibt er bis in die Mitte Novembers, wo die Seen gefrieren, und dann steigt er rascher oder langsamer nach den niedrigen Gegenden an die Ufer des baltischen Meeres hinab. Die Uebersiedelung in dieser Zeit hängt sehr von den Wölfen ab; zeigen sie sich früh, so beeilt sich der Lappe mit dem Umzug und begibt sich an einen Ort, wo er die unfreundlichen Nachbarn nicht zu treffen hofft. Im April beginnt wieder der Umzug nach Westen. Wenn die Sonnenstrahlen den Schnee geschmolzen haben, reist der Lappe bei Nacht und schläft bei Tag. Im Mai begibt er sich zu seinem Vorrathsmagazin oder Hauptlagerplatz, und so beendet er wieder seine Reise. Dies ist der Kreis, den jährlich die Berglappen zurücklegen; dies ihre Lebensweise, allein mit ihren Rennthiern, ohne Jagd, ohne Fischfang. Indes haben diejenigen, welche in der Nähe eines Sees zurückbleiben, vielleicht einige Fischerwerkzeuge, und geben sich hin und wieder mit der Fischerei ab (Fischer-L., See-L.). Was die Jagd betrifft, so ist auf den Bergen nichts zu erlegen, als ein paar ärmliche Vorkühner. Die armen L. mögen Fische fangen in den Flüssen, oder Vögeln Schlingen stellen, die Bergbewohner im Ganzen jedoch beschäftigen sich lieber mit ihren Rennthiern (Rennthier-L.). — Wir kommen jetzt zu dem Leben der Waldlappen, die den ganzen Sommer über in den Wäldern haufen und keine weiten Uebersiedelungen unternehmen. Jeder Lappe hat seinen Antheil, auf dem seine zahlreichen hölzernen Hütten stehen, oft eine Meile auseinander. Bei jeder Hütte ist ein Schuppen und ein geschlossener Raum, wohin man die Rennthiere im Sommer treibt, um sie zu melken. In den Schuppen wird der Käse getrocknet. Außerdem befindet sich an vielen Lagerplätzen, namentlich an den hauptsächlichen, ein Vorrathsmagazin. Wir beginnen die Geschichte des Waldlappen mit dem Frühjahr, wo er aus den niedrigen Gegenden am Meeresgestade zurückkehrt. Wenn er am Ende April oder in den ersten Tagen Mai's in seinen Antheil zurückgekehrt ist, so läßt er seine Rennthiere frei laufen bis zum Juli oder Mitte Sommers. In dieser Zeit beschäftigt er sich mit der Jagd wilder Thiere oder mit dem Fischfang, welche die regelmäßigen Beschäftigungen der Waldlappen bilden. Am Ende Juli's erscheinen die Fliegen in Menge, ein Zeichen, daß man die Rennthiere zusammentreiben muß, welche sich dann stets an den Stellen, wo der Schnee weg-



beide in Zelten leben, nur mit dem Unterschied, daß die letzteren an dem ersten besten Orte ihre Wohnungen aufschlagen, indem sie einige Baumäste in den Boden stecken, sie mit einem Rennthierfell bedecken und unter diesem Schuppen sich niederlegen. Der Berglappe räumt zuvor an einem sorgfältig gewählten Orte den Schnee weg, sucht alle möglichen Bequemlichkeiten zusammen, und die Spuren seines Lagers bleiben lange sichtbar. Die Gesamtzahl der L. ist, wie gesagt, unbedeutend. Die Masse des ganzen Volks unter schwedischer Herrschaft, mit Ausnahme des norwegischen Theils, beträgt nicht über 4000 Menschen. Davon wohnen 300 in Asele, 400 in Viksele, 500 in Arwidssjur, 2000 im westbottnischen Kirchspiel, das den ganzen schwedischen Theil des bottnischen Meerbusens in sich faßt. In der Provinz Jemtland und in den Kirchspielen Solmo, Gellivara, Jukastorpe und Karesuando zählt man zusammen nicht so viel. Im Allgemeinen haben die Missionsversuche wenig Fortschritte gehabt; man rottete zwar allmählig den Götzendienst aus, aber eine ächte Sittlichkeit ward nicht erreicht. Indes sind noch immer die beiden Brüder Pestadius und im norwegischen Lappland der würdige Pastor Stockfleth eifrig mit der Unterweisung der L. beschäftigt und verschmähen es nicht, mit ihrer Herde unter Zelten zu leben. Der Pastor Stockfleth besorgte in Christiania den Druck einer lappländischen Bibelübersetzung. Leider aber sind diese drei Männer die einzigen, welche das Christenthum in lappländischer Sprache verkünden. In Norwegen und Schweden sind die L. Lutheraner, in Rußland Griechische.

Die L. sind in gewisse Ortschaften (schwed. Byalag) vertheilt; diese haben ihren besondern Vorsteher (Lapplandsmann), der geringere Streitigkeiten schlichtet, die größeren an den Chäradschöding zu übergeben hat. Wenigstens ist diese Einrichtung noch im schwed. Lappland. Das schwed. Lappland hat einen Flächenraum von 2412 □ Meilen mit 53,000 Einw., darunter etwa 4000 L.; es stellt keine Soldaten und gibt ungefähr 600 Thlr. Steuern; hatte sonst (vor 1810) einen größern Umfang u. wurde eingetheilt in Jemtlands-, Asele-, Umeå-, Piteå-, Uleå- und Tornea-Lappland; letzteres ist zum Theil an Rußland gekommen. Es wird jetzt, mit Ausnahme von Jemtlands-Lappland, zu Wester- und Norbottens-Län gerechnet und zählt 670 Rennthierheerden. Das norwegische Lappland, Theil des Stiftes Drontheim, wurde früher zu 1260 □ Meilen mit ungefähr 6000 Einw. gerechnet. Das russische Lappland gehört zu dem Gouv. Archangel (Kreis Kola) und dem Großfürstenthum Finnland (ganz Kemi-Lappland und ein Theil von Tornea-Lappland, zusammen 537 □ Meilen mit 6000 Einw., darunter 1100 von Schweden überkommene L. in den Kreisen Tornea und Uleåborg.

Geschichtliches. Das Wort Lappe, welches die L. selbst für ein Schimpfwort halten, scheint ein schwedischer oder finnischer Beiname

zu seyn, der anfangs eine gewisse verächtliche Bedeutung hatte und ihnen im 11. — 12. Jahrhundert beigelegt wurde. Die jetzigen schwed. L. kamen seit dem König Magnus (1275) unter die Herrschaft der schwed. Krone, und seitdem arbeitete man an der Ausbreitung des Christenthums unter ihnen, ohne es jedoch weiter, als zur Annahme von Taufe und Trauung zu bringen. Seit 1524 machte König Gustav I. sehr nachdrückliche Versuche, die L. in der evangel. lutherischen Lehre unterrichten zu lassen; auch legte er in der Stadt Piteå die erste lapplische Schule an. Die Kirchen, welche sich unter Karl IX. (gegen 1600) erhielten, gehörten anfangs als Filiale zu den benachbarten schwedischen Gemeinden; aber die Königin Christina ließ sie mit ordentlichen Predigern versehen. Seitdem suchte Schweden die allmähliche Civilisirung der L. durch Errichtung von Pastoraten, Schulen und Kolonien zu befördern. In dem finnmarkischen, vormals dänischen Lappland rottete König Christian IV. von Dänemark (gegen 1600) das Heidenthum mit unnachlässlicher Strenge aus. Der Bischof von Drontheim, Erik Bredahl (1643—72), und seine Nachfolger arbeiteten vergebens an der religiösen Aufklärung der L. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts brachte Isak Olsen, ein armer Mann, 14 Jahre auf den Gebirgen (Kjölenfelsen) zu, um die L. zu bekehren, und König Friedrich IV. faßte den Beschluß, zu diesem Zweck eine eigene Mission anzulegen; nach manchen Vorbereitungen wurde zu Kopenhagen und Drontheim ein Seminar errichtet und dotirt (1715 und 1717); die Missionsanstalt selbst aber dehnte man über sämtliche Finnmarken nach 13 Distrikten aus (1720). Auch König Friedrich I. von Schweden (1748) und seine Nachfolger waren eifrig bemüht, das Christenthum unter den L. zu verbreiten, doch hatten ihre Bemühungen nur geringen Erfolg. Schweden mußte 1809 im Frieden zu Friedrichsham seinen Antheil an Lappland an Rußland abtreten. Dagegen erhielt es 1814 im Kieler Frieden mit dem von Dänemark abgetretenen Norwegen den Theil von Lappland, welcher bis dahin den Dänen gehört hatte. Die besten Nachrichten über Lappland verdankt man dem Italiener Acerbi, dem Schweden Skölddebrand, dem Engländer Cappel-Brooke, dem Deutschen Leopold von Buch, vor Allen aber dem Norweger Andr. Joh. Sjögren und dem oben angeführten Missionär Peter Pestadius.

Lappen-Alcyonie (Zooph.), Alcyonium lobatum L., Korfschwamm, s. Alcyonium.

Lappenamputation (Chir.), s. Amputation.

Lappenberg, Johann Martin, deutscher Geschichtsforscher, wurde am 30. Juli 1794 zu Hamburg geboren, der Sohn eines geschickten Arztes. Als er seinen Entschluß, bei der hanseatischen Legion unter dem General Tettenborn Dienste zu nehmen, aus Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand aufgegeben hatte, ging er nach Edinburg, um dort, nach des Vaters Wunsche, Medicin zu studiren. Der Umstand, daß seit



Lappenquallen (Zooth.), nach Dken, Sippenschaft der Junst der rippen- oder polypenartigen Quallen. Sie haben an den Seiten zwei föhlige Lappen, welche vom Wirbel oder dem hintern Ende des Thieres ausgehen; keine Fühlfäden. Einige haben außerdem noch Lappen um den Mund, anderen fehlen diese. Gattungen: *Arctotima*, *Calymma*, *Alcinoë*, *Diphyrroë*.

Lappenschlange (Amphib.), Schlängengattung, f. v. a. *Cerberus*.

Lappenschnecke (Mollusk.), Schneckengattung, f. v. a. *Delpchinula*.

Lappenschuld (Hdlgsw.), unbedeutende und unsichere Schuld.

Lappenschwänze (Entom.), Insektenordnung, f. v. a. *Thysanoura*.

Lappenfölle (Bot.), nach Dken, Langgattung, f. v. a. *Halymenia*.

Lappenstäbe (L.-Stangen), die Stäbe oder Stangen, welche man beim Verlappen gebraucht, um die Tuch- oder Federlappen in der Höhe zu erhalten.

Lappenstendel (Bot.), nach Dken, Orchideengattung, f. v. a. *Calypso*.

Lappenstreuling (Bot.), Pilzgattung, f. v. a. *Bovist*, *Bovista*.

Lappentaube (Ornith.), f. v. a. *Fahntaube*, *Columba carunculata* Temm.

Lappentaucher (Ornith.), Schwimmvögelgattung, f. v. a. *Colymbus*.

Lappenthierchen (Zooth.), Infusorien-gattung, f. v. a. *Facinularia*.

Lappenträger (Bot.), Pilzgattung, f. v. a. *Sparassis* Fr.

Lappentreibjagd. Bei Feldtreiben werden die Treiber sämmtlich von Knoten zu Knoten an eine Leine gestellt, welche sie halten müssen. Hierdurch sind die Treiber genöthigt, immer in einer gewissen Distanz zu bleiben. An der Leine werden zwischen zwei Treibern immer 1 bis 2 Federlappen befestigt, damit die Hasen nicht durchbrechen, sondern entweder vorwärts gegen die Schützenwehre fliehen oder im Kessel den Schützen anlaufen. Bei einem solchen Kesseljagen lasse man den Schützen nicht etwa zwischen den Treibern an den Lappen, sondern unmittelbar bei den Treibern gehen. Hunde dürfen niemals in den Trieb.

Lappenvogel (Ornith.), Vögelgattung, f. v. a. *Glaucopsis* Forst., *Callaëus* Bechst. (f. d.).

Lappenholz (Bot.), nach Dken, Pilzgattung, f. v. a. *Rhacodium*.

Lappenweide (Bot.), auch Sandweide, *Salix arenaria* L., eine auf den Alpen in der Schweiz und in Deutschland, so wie in Tyrol einheimische, unbedeutende Art, deren Blätter zum Gerben gebraucht werden können.

Lappenzeher (Amphib.), Eidechsegattung, f. v. a. *Hemidactylus*.

Lappenzumpfe (Bot.), nach Dken, Pflanzengattung, f. v. a. *Calanchoë*.

Lappenziere (Bot.), nach Dken, Pflanzengattung, f. v. a. *Peucedra*.

Lapperodorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Niederbayern, Edgr. Landau; 140 E.;

— 2) R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Edgr. Regensburg; 240 Einw.

Lappets-Mouffeline, die auf beiden Seiten rechts broschirten od. figurirten Mouffeline, deren Kette Muletwiß und der Einschlag Westgarn ist. Man webt sie auf einem besonders dazu eingerichteten Stuhle (Lappet-Stuhl). Die L. kamen zuerst aus den englischen Fabriken in Stücken von 10 Yards Länge und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Breite, jetzt wird dieser Artikel auch in Deutschland gemacht (besonders in Plauen, Reichenbach und Vengelsfeld) in einfachen Stücken von 10 und in doppelten von 20 Ellen Länge. Die Schweiz und Oesterreich liefern ebenfalls Lappetsmouffeline.

Lapphorn (Mollusk.), f. v. a. *Nidacohr*, *Strombus Gigas* L.

Lappienen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; über 100 Einw.; — 2) das.; 270 Einw.

Lappig (bot. Term., als Anhängesylbe), f. v. a. = lobus, z. B. dreilappig, trilobus.

Lappin, preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Danzig, Kr. Karthaus; Unterförsterei, Papiermühle; 130 Einw.

Lappio (ital. Bot.), f. v. a. *Ader-Fahnenfuß*, *Ranunculus arvensis* L.

Lappische Religion. Es gab bei den Lappen weniger Nationals-, sondern mehr Hausgötter. Die Hauptgöttheit war Tiermes, er führte den Hammer (*Aijekewetschera*) u. sein Bogen (*Aijek Douge*) war der Regenbogen; er waltete über Heil und Gesundheit, er schlug auch die bösen Geister. Er hatte hinter den Hütten einen mit grünen Zweigen umsteckten Tisch, auf dem sein Bild, ein roher Birkenkloß, stand. Diesem Heiligthum durfte kein mannbares Weib nahen. Man opferte ihm jeden Herbst ein Rennthier. Ein anderer Hauptgott war Storkunkare (Seite, mit dem Beinamen Stourra passe, d. i. der Heilige), Beschützer des Thierreichs, der gesegnete Jagd und Fischerei gab, groß, schwarz mit Vogelfüßen u. Klinte. Verehrt wurde er in unbearbeiteten Steinen, in denen man ein Menschen-, Vogel- oder anderes Thierbild fand. Geopfert wurden ihm alte männliche Rennthiere, Kagen, Hunde, Schafe, Hühner. Der Baiwe war die Sonne, Alles Befruchterin, Mutter und Schützerin der Thiere, besonders Rennthiere, deren Gatte der Mond war, auch ihm war ein Tisch hinter dem Hause geweiht, man opferte weibliche Rennthiere und legte die Knochen kreisförmig um den Tisch. Verwandt dem Tiermes scheint Aghie-godje (*Toratus-Bodue*, Donner des Himmels) gewesen zu seyn; er wohnte in der mittlern Luftregion und war der besondere Schutzgeist der Rennthiere; auch kämpfte er gegen die Feinde der Lappen. Man brachte ihm viele Opfer. Begleiter der Sonne waren Ailek's-Dimal, 3 Festtagsgötter, sie waren: Fried-Ailek, dem der Freitag, Pav-Ailek, dem der Sonnabend, u. Buorres (*Sodnabritwes*) Ailek, dem der Sonntag geheiligt war. Wenn man diese Tage durch profane Arbeiten, z. B. Sonnabend und Freitag durch Holz-



trifft, so wird der Komparativ gebildet, wenn man dem Positiv die Endung *sub*, und der Superlativ, indem man die Endung *umus* oder *emus* anhängt. Die auf einen Vokal endigenden Adjektiva hängen an den Positiv ein *b* an u. bilden den Superlativ auf *emus* od. *imus*, z. B. *kukke*, lang, *kukkeb*, länger, *kukkemus*, längste. Die Substantiva erhalten auch Pronominal-Suffixa, z. B. *atjam*, mein Vater. Die Zahlwörter sind: 1 *akta*, 2 *kwakte*, 3 *kolm*, 4 *uelje*, 5 *wita*, 6 *kota*, 7 *kjetja*, 8 *kakte*, 9 *akte*, 10 *lokke*; die Endung *at* bildet Ordinalia. Das Pronomen personale hat einen Singular, Dual und Plural, z. B. *mon* ich, *mal* wir beide, *mije* wir. Ihre Deklination hat einige Unregelmäßigkeiten. Das Verbum hat viele Modifikationen. Es endigt im Infinitiv auf *t*, hat ebenfalls einen Dual und viele Formen, um Kaufativa, Diminutiva, Intensiva, Inchoativa u. dgl. zu bilden. Die negative Form der Verba ist wie im Finnischen, z. B. *ihle*, ich bin nicht, *ihle*, du bist nicht, *ihle*, er ist nicht. In den übrigen Rebertheilen ist ebenfalls eine Uebereinstimmung mit dem Finnischen. z. B. *nal* oder *nama*, auf, *lokativ* *nama* oder *namtae*. Viele Adverbien erhalten Kasusendungen, z. B. *lokke*, weit, *kukket*, von Weitem. Statt der Präpositionen gibt es Postpositionen, welche meist den Genitiv vor sich haben, oder die Pronominal-Suffixa annehmen. Grammatiken der L. S. gibt es von Hiellström, Stockholm 1738; Lee m., Kopenh. 1743; Rasil, ebendas. 1832; Possart, Stuttg. 1840; — Wörterbücher von Hiellström, Stockh. 1738; von Lindahl u. Dehrling, ebendas. 1780.

Lappischken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 130 Einw.

Lappjagen, ein mit Federn od. Tuchlappen zugestelltes Jagen.

Lappland, s. Lappen.

Lappmark, einzelner Theil von Lappland; man unterscheidet: Jemtlands-L. in Jemtland; Åfseles, Umeå- (Lysseles-) u. Piteå-L. in Westerbotten; Luleå- und Torneå-L. in Norrbotten.

Lappöhnen (Alt-L.), preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 130 Einw.

Lappoli (Biogr.), 1) Matteo, italienischer Maler, geb. 1465 zu Arezzo, Schüler des Bart. della Gatta, ein Künstler von Bedeutung und fruchtbar, da in den meisten Kirchen seines Vaterlandes Bilder von ihm waren. Lanzi rühmt besonders eines seiner Gemälde in der Pfarrkirche zu Arezzo, welches die Madonna vorstellt, wie sie das ihrem Schutze empfehlene Volk von Arezzo unter ihren Mantel nimmt. Das Todesjahr ist unbekannt. — 2) Giovanni Antonio, des Vorigen Sohn, geboren 1492, Schüler des Pintorino, Freund Perino's und Rosso's, mit welchen er in Toskana und Rom lebte, malte in ihrem Style, besonders Straßenebilder, weniger für Kirchen. Im Jahre 1527, bei der Plünderung Roms, verließ er fast nackt die Stadt und mußte von Neuem nach seiner Ankunft in Arezzo

vor der Pest fliehen. Er kam endlich wieder dahin zurück und starb 1552.

Lappreiser (Jagdzw.), 1) $\frac{1}{4}$ Ellen lange Stücker, woran beim Verlappen die Federlappen gehängt werden; — 2) (Spielen, Spillen), die kleinen, dünnen, mit Hasen versehenen Strangen, womit die Lappen gestellt werden.

Lappstatt (Jagdzw.), ein mit Federn und Tuchlappen umzogener Distrikt, um sich der Hasen und Füchse zu bemächtigen. Man verlappt Felder im Herbst und Winter (Verlappen) und gebraucht dazu die Federlappen, und zwar um die Hasen und Füchse vom Zurückgehen ins Holz abzuhalten od. zu verhindern, daß sie aus dem Holze nach dem Felde gehen. Sie gehen gewöhnlich nach Sonnenuntergang aus dem Walde ins Feld und kehren erst des Morgens vor Sonnenaufgang wieder zurück. Um die Hasen od. Füchse auf dem Felde zu behalten, werden die Lappen des Nachts, auf 10 bis 15 Schritte vom Walde entfernt, um den ganzen Felddistrikt herum gezogen, und zwar durch revierkundige Leute erst dann verlappt, nachdem es ganz Nacht geworden, um gewiß zu seyn, daß auch die Hasen alle ins Feld gerückt sind; beendet muß das Verlappen vor der Morgendämmerung seyn. Sollen die Hasen oder Füchse vom Ausrücken aus dem Walde abgehalten werden, um ein Waldtreiben anzustellen, so wird am Nachmittage vor dem Tage des Treibens das Feld beunruhigt, damit die etwa dort befindlichen Hasen ins Holz ziehen, und des Abends vor 10 Uhr werden auf etwa 10—15 Schritte vom Walde die Lappen gezogen. Nebstdem gebraucht man auch die Lappen, um an Jagdgrenzen zu verhindern, daß die Hasen od. Füchse in ein anderes Revier ziehen. Mit einem Bunde Lappen kann in der Regel auf 150 Schritte weit gestellt werden, daher die Quantität der Lappen nach der Größe des Reviers zu bemessen ist. Beim Verlappen selbst muß eine große Stille beobachtet werden; man läßt die Lappen von zwei Klügeln ablaufen, und hängt sie entweder nur auf kleine Reiser od. besondere Stelzlätze in einer solchen Höhe vom Boden auf, daß die Federn durch die Luft bewegt werden können. Zum Abjagen des verlappten Reviers werden vor Tagesanbruch um die Lappen herum an solche Stellen Schügen gestellt, wo das Zurückgehen der Hasen od. Füchse nach dem Walde zu vermuten ist. Um mit Windhunden zu jagen, kann ebenfalls verlappt, und auch bei großen Jagen können Feder- und Tuchlappen angewendet werden.

Lappula (Bot.), nach Rösch, Pflanzengatt. — Art.: *L. Myosotis Moench*, s. v. a. *Myosotis Lappula* L.

Lappulae hepaticae Herba (Pharm. Bot.), s. v. a. *Herba Agrimonias*; s. Odersmannig.

Laprauga (Geogr.), asiat. Stadt, Reich des Dalai Lama, chinesisches Schanghaai Tibet; hat eine angesehenere hohe Schule.

Laprius (röm. Relig.), Beiname des Jupiter.

Lapsana (Bot.), nach Linneé *Mainkohl*, Gatt. der *Compositae homioanthae* Koch,



ihrer fruchtbaren Gegend wegen ein Sitz der isaurischen Seeräuber; jetzt Larenda,

Laranjeiro do Mato (pharm. Bot.), in Brasilien s. v. a. die Rinde von Esenbeckia febrifuga Mart.

Varantes, europ.-türk. Ort, Regroponte, auf der Nordküste.

Varantula, ostind. Ort, Flores, Il. Sunda Insel, auf der Ostküste, an der Flores-Straße.

Varasch (el Arasch, Parasch, el Arasch, el Arasch), afrik. Stadt, Marokko, südlich von Arzila, hat bei einem Umfang von einer halben Meile eine Bevölkerung von 8000 Einw. Sie ist von Drangenhainen und gubewässerten Anpflanzungen umgeben. In den Gärten von V. sieht man ungepfropfte Obstbäume von allen Arten, um deren Fuß Melonen, Gurken, Wassermelonen kriechen; hier und dort befindet sich ein Beet mit einigen wenigen Arten von Gemüsen. Die Kaktus, die Aloë und die Schmarogerpflanzen haben den übrigen Raum eingenommen, durch den sich schlecht gebahnte Pfade winden. Die Stadt liegt am Ausfluß des Luccos, 100 Fuß über dem Meere, auf dem nördlichen Abhang eines steilen Hügels, von wo die Häuser sich bis an das Ufer des Flusses erstrecken, der den Hafen bildet. Sie hat 8 Moscheen, von denen die größte eine schöne Architektur zeigt. Zu den Merkwürdigkeiten gehört außerdem noch die Alkasseria oder der Markt. Er ist von bedeckten Gallerien umgeben, die auf eleganten Säulen ruhen — ein Werk der Portugiesen aus dem 16. Jahrh. Auch enthält V. eine Art von Seearsenal, nebst einer kleinen Fregatte von 36 Kanonen, 2 Korvetten von 26 und 4 Briggs von 16, die niemals in See gehen. V. war ehemals sehr stark besetzt, und könnte noch jetzt Widerstand leisten. Die Kasbah auf dem höchsten Punkt der Stadt ist maurischer Bauart; sie dient als Rückenschanze einem mit Bastionen versehenen Fort, auf das sich der Wall gegen Westen stützt, der ebenfalls bis ans Meer mit Bastionen versehen ist. Im Osten steigt die Mauer von der Kasbah bis zum Fluß nieder. Der Platz leidet an Wassermangel; die Brunnen sind schlecht. Die Portugiesen hatten eine ungeheure Eiserne gebaut, welche die Mauern haben zerfallen lassen. In geringer Entfernung von der Kasbah erhebt sich außerhalb der Stadt eine Kobah, zu gleicher Zeit Kapelle und Grabmal der Heiligen, Lalla-Menana. V. hat im Herbst eine ungesunde Lage, weil Moräste von einer halben Meile Breite, die in der Nähe liegen, Fieber verursachen. Das Terrain ist abschüssig und uneben. Der Luccos, der den Seehafen bildet, hat 140 Meter Breite und eine Tiefe von 26 Fuß bei hoher Fluth und 18 Fuß während der Ebbe. Mit hin könnten große Fregatten und im Nothfall auch Linienfahrer dort ankern. Aber dieser schöne Hafen ist vollständig unbrauchbar geworden durch die Anhäufung des Sandes bei der Einfahrt in den Fluß, ohne daß jemals die marokkanische Regierung daran dachte, die nöthigen Arbeiten zur Wegschaffung des Sandes und zur Unterhaltung einer Kille (Fahrstraße) zu veranlassen. Die Sandbank ist sehr gefährlich; sie hat nur 5 Fuß Wasser bei der Ebbe und 15 bei

vollen Meer, was einen durchschnittlichen Stand von 10 Fuß gibt. Auch kann der Hafen nur Schiffe von 3 bis 400 Tonnen aufnehmen. Die Ebbe jenseits der Sandbank ist tief und gut geschützt. Der Fahrpaß dazu führt an der Batterie von 12 Geschützen vorbei, welche die Flußmündung bestreicht. Die marokkanischen Korvetten können über die Sandbank nur bei Tagen der höchsten Fluth fort, wenn man sie nicht jedesmal durch Schaluppen u. Rähne ausladen will; auch haben diese Fahrzeuge seit etwa 20 Jahren den Hafen nicht verlassen. V. treibt einigen Handel mit Marseille und Gibraltar; etwa 30 Schiffe laufen jährlich ein, und seine Zölle tragen der kaiserlichen Kasse jährlich etwa 200,000 Fr. Revenüen. Es ist die Residenz eines Pascha's, unter dem der Raïd von Tanger steht. Im J. 1765, unter Ludwig XV., beschloß eine französische Escadre 2. Kanonierschaluppen und Schebeden (Fahrzeuge von der Stärke einer Brigg) drängen in den Fluß und verbrannten die Schiffe, die sie dort fanden; aber in Folge von Mißverständnissen und schlecht ausgeführten Befehlen, verlor man 200 Mann und 45 Gefangene, die mit schweren Summen ausgelöst werden mußten. Der letzte Angriff wurde 1828 durch den österreichischen Admiral Baudier gegen V. gerichtet. Ein venetianisches Kaufahrtschiff war nach Rabath gekommen; hier wurde es ausgeraubt und die Mannschaft in Ketten gelegt, weil der Kaiser von Oesterreich sich weigerte, den Tribut von 100,000 Fr. zu zahlen, den Venedig ehemals an Marokko zahlte, und den man sich wohl gehütet hatte, Napoleon abzuverlangen, als er König von Italien war. Das österreichische Geschwader legte sich V. gegenüber und fing sogleich an, die Stadt zu beschießen. Man bewerkstelligte eine Bresche in dem, dem Meer gegenüber liegenden Theil der Ringmauer, landete und wollte nun stürmen. Plötzlich aber bedeckte sich der Strand mit einer Menge Reiter; die Oesterreicher mußten Karrée bilden und den Rückzug antreten; unterdessen aber war die Ebbe gekommen, die Rähne lagen auf dem Trocknen, und so mußten sich die Soldaten durch Schwimmen retten; etwa 20 wurden gefangen genommen, getödtet und ihre Köpfe nach Fez und Marokko gebracht. Das österreichische Geschwader segelte nun vor Rabath und Arzila, wo der Kommandant eine Landung versuchen wollte, aber die zahlreiche Kavallerie, die er am Strand aufgestellt fand, hinderte ihn an der Ausführung. Doch fand sich die marokkanische Regierung bewogen, Frieden mit Oesterreich zu machen; sie gab das genommene Schiff wieder heraus und verzichtete auf den alten Tribut.

Varassa (a. Geogr.), Stadt in Medien, nicht weit von Ekbatana, gegen S. W.

Varbach, s. v. a. Larbach.

Varbert, brit. Dorf und Kirchspiel, Schottland, Grafsch. Stirling, westlich von Falkirk; Steinkohlengruben; 4060 Einw.

Larbrea (Bot.), nach St. Hilatre, Gatt. der Caryophyllaceae Dec., der Portulacaceae Richb., unter Stellaria L. — Drei Arten: 1) L. aquatica St. Hil., Stellaria graminea γ) L. Sommergewächs in Mitteleuropa. — 2) L. brac-



vornehmlich in Cincinnati, dem großen Schweine-
markte ist; an diesem Orte bestehen allein mehr
als 30 Etablissements für die Lard-oilgewin-
nung aus dem Schweinefett. Das bedeutendste
bereitete allein bisher an solchem Del (Olein)
und Stearin monatlich 140,000 Pfd. Dieses
Quantum hat sich in den letzten Jahren noch ge-
steigert, $\frac{2}{3}$ desselben sind Stearin. In Frank-
reich verfälscht man das Olivenöl mit diesem
L.; man erkennt aber die Verfälschung leicht
durch die Ablagerung von Stearin in den Glas-
schen und Gefäßen. In Deutschland wird das
Specköl auch schon eingeführt, es ist klar und
weiß. Man hat mehrere Sorten vom L., die sich
in Bezug auf die Farbe unterscheiden. Es dient
zum Fabrikgebrauch, Schmieren von Maschinen,
auch zum Brennen.

Lardv, franz. Dorf, Depart. Seine-Dise,
Arr. Etampes; 750 Einw.

Laredo (Geogr.), 1) span. Stadt, Prov.
Burgos, südöstlich von Santander, am atlant.
Meer, an der Mündung des Uson, rechts; Ha-
fen, nautische Schule, Fischeret; 3200 Einw.; —
2) amerik. Ort, Mexiko, Tamaulipas, am
Rio del Norte.

Laregovi, europ.-türk. Ort, Makedonien,
Salonik, südöstlich von Salonik; in der Nähe
die Ruinen von Apollonia.

Larek (Laredsje), asiat. Il. Insel, Kar-
sistan, östlich von der Insel Kriskma; un-
fruchtbar und unbewohnt.

Laren (Lares, röm. Rel.). Das Wort Lar
stammt aus Etrurien und bedeutet s. v. a. He-
ros. Man unterschied Lares domestici und
publici (Haus- und Staatslaren). Die Haus-
laren sind die als Heroen verehrten Manen des
Hauses und erscheinen als Schutzgeister des
Heerdes und von da aus des ganzen Hauses.
Nur die guten und verdienstreichen Glieder der
Familie wurden als Laren verehrt. An ihrer
Spitze steht der Lar familiaris, die Personifi-
kation des Ursprungs der Familie, an die er ge-
bunden ist und mit der er deshalb das Haus
wechselt. In Rom wird Servius Tullius
als Begründer des Larenkultus genannt. Die
öffentlichen L. heißen als Schutzgeister der
Stadt vorzugsweise Lares praestites; sie hatten
nur eine Kapelle, und nur durch den Ort der Ver-
ehrung von ihnen verschieden sind die L. compita-
les (die auf den Kreuzwegen befindlichen). Auf
den die Straßenquartiere abschneidenden Kreuz-
wegen (compita) standen kleine Kapellen, worin
die L. compitales verehrt wurden. Dergleichen
Kapellen gab es in Rom sehr viele, und in allen
wurden dieselben Laren verehrt. Auf dem Lande
war der Dienst der L. rurales (der ländlichen
L.) heimisch; außerdem gab es L. marini, hosti-
lii, salutares, victores, militares. Die Haus-
laren haben ihre gemeinschaftliche Stätte mit
den Penaten, und der Heerd des Hauses ist der
Mittelpunkt ihres Kultus. Ihre Bilder befan-
den sich gewöhnlich in den sogenannten Lararien,
die sinnig ausgeschmückt zu werden pflegten.
Ihre Verehrung war einfach, besonders in alter
Zeit und auf dem Lande. Recht fromme Mit-
glieder der Familie opferten ihnen täglich; und
besonders Veranlassung dazu gaben in der Res-

gel die Monattstage, die einen Abschnitt machten.
Bei den Mahlzeiten erhalten die L. Spenden
und Erstlinge, bei jeder Familienfeier und freu-
digen Begebenheit werden sie bekränzt, an Fest-
tagen werden die Lararien geöffnet. An Ge-
burtstagen, an Vermählungen, wenn der Sohn
die männliche Toga anlegt und bei ähnlichen
Gelegenheiten gedachte man stets der Schutz-
geister des Hauses. Am Tage nach den Ferialien
wurden die Charakterien gefeiert, gewisserma-
ßen ein häusliches Ausöhnungsfest, indem die
Verwandten im Angesicht der L. ein Mahl hiel-
ten und Uneinigkeiten ausglichen. Zu den öf-
fentlichen Larenfesten gehörten besonders die
Larentalien, am 23. December gefeiert. Das
Fest der Kompitalien war den Gottheiten
der Kreuzwege geweiht. Nach Dionysius soll
Servius Tullius die Kompitalien gestiftet ha-
ben; die Sklaven hätten dabei den Dienst ver-
richtet und volle Freiheit gehabt. Die Zeit der
Feier ist nicht bestimmt angegeben, und erst in
späterer Zeit scheint sie auf gewisse Tage fixirt
worden zu seyn. In gewissen Sühnopfern,
symbolischen Menschenopfern u. s. w. tritt der
ursprüngliche Charakter eines Todtenfestes noch
hervor.

Laren (Geogr.), niederl. Schout-Amt, östlich
von Zutphen; 2750 Einw.; — 2) Gemeinde
das., Nord-Holland, östlich von Naardens;
1530 Einw.

Larendani (a. Geogr.), Volk im Westen
von Arabia Felix (Plin. VI, 28).

Larentalia (röm. Rel.), s. Lares.

Larentia (Entom.), nach Dufschneimer,
Gattung der Lepidoptera, Nocturna Phalaeno-
dea (Geometrae) Latr., der Ordnung der Falter
und der Zunft der Nachtfalter nach Dfn, unter
Phalaena L. — Charakter: Flügel mit vielen
parallelen, wellenförmigen Querlinien, die in
der Mitte näher stehen und ein gleichbreites
Band bilden. Runkelraupen, d. h. kurz, dick,
mit runzlicher, gefalteter Haut. Von 45 euro-
päischen Arten ist besonders zu bemerken: L.
psittacata Fabr. Grünlich, schwärzlich und
weißlich marmorirt; Vorderflügel mit zwei
weißlichen, rostroth gemischten Querbinden und
schwarzen Strichen vor den Franzen; Hinter-
flügel aschgrau, mit dunklerem Mittelpunkt
und einigen helleren Streifen; 5 Linien lang,
12 Linien breit. Vom Mai bis August häufig
auf Linden, Eichen, Aepfelbäumen, Kirschen u.
Rosen.

Lares (a. Geogr.), Stadt Numidiens, im
jugurth. Kriege noch bedeutend, später aber ge-
sunken; sie lag westlich von Zama noch diesseits
des Bagradas.

Lares (n. Geogr.), 1) südamerikanischer
Flecken, Peru, Cuzco, nördlich von Cuzco; —
2) Hauptort das., im gleichnam. Distrikt.

Laret (Min.), nach Gerhardt s. v. a. Speck-
stein.

Laretia (Bot.), nach Gillies und Hooker,
Pflanzengattung. — Art: L. acaulis Gill. et
Hook., s. v. a. *Mulinum acaule*.

Lareum syriacum (pharm. Bot.), s. v.
a. *Asa foetida* (s. d.).

Lareveilliére Lepéaux, bekannt aus der

französischen Revolution, geb. 1753 zu Montaigny, vollendete seine Studien in Angers und wählte darauf Paris zu seinem Aufenthaltsorte, um daselbst die Rechtswissenschaft auszuüben. Seine gesteigerte Liebe zum Studium der Botanik führte ihn aber bald nach Angers zurück, wo er bald darauf Vorlesungen darüber erhielt. Zum Deputirten bei der Generalständeverammlung erwählt, legte er dieses Amt nach dem Sturze der Gironde, der er angehörte, nieder; doch trat er am 8. März 1795 wieder in dieselbe ein und wirkte jetzt mit größerem Erfolge als früher. Bald zum Mitgliede der Kommission für Aufstellung der Grundsätze zur Konstitution ernannt, kam er in den Rath der Alten und endlich in das Direktorium. In diesem arbeitete der der Republik eifrigst zugethane Mann mit unermüdeter Thätigkeit, ohne dabei seinen milden Sinn ganz zu verläugnen. Er würde jedoch jetzt mit noch mehr Beifall und größerem Erfolge gewirkt haben, wenn ihn nicht sein oft schwärmerischer Charakter, der ihn zum Stifter der Theophilanthropen machte, hierin hinderlich gewesen wäre. Doch war er es, der durch seine heftigen Schmähungen der Rätthe zu den Ereignissen am 18. Fructidor (4. Sept.) beitrug, und zu derselben Zeit selbst im Direktorium präsidirte. Zwar zog er dadurch die Elischipartei auf seine Seite; allein durch seinen Beiritt zu Barras und Rewbell gab er diesen die Oberhand und das Triumvirat entstand. Nach Rewbells Austritte aus demselben sah er sich durch die Drohungen von Seiten der Rätthe ebenfalls genöthigt, seinen Posten (den 18. Juni 1799) zu verlassen. Er zog sich von dieser Zeit an wieder von dem öffentlichen Leben zurück, einzig seinen Wissenschaften lebend. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Larg, Lairg (Geogr.), 1) brit. Kirchspiel und Ort, Schottland, Sutherland, an der Ostseite des L. Schins; — 2) ostind. Insel, Sumatra, an der Westküste von Sumatra, südlich von Nassau.

Larga (a. Geogr.), Ortschaft der Mauraci in Gallia Lugdunensis, an der Straße von Mediolanum nach Argentoratum; jetzt Largigen im Elsaß.

Larga (n. Geogr.), nordamerik. Landspitze, B. St., Staat Ost-Florida, an der Westküste von Ost-Florida.

Larga aselpao oder Bayetas de pellow grober haariger Körperknanell, den man in England Bajze nennt, ein Artikel für die Westküste von Südamerika. Ist jener Knanell nicht haarig (stark geraucht), so nennt man ihn Bayetillas oder Kajuelas, doppelt geraucht heißt er Bayetas de dos frians.

Large Ambre (engl., Pomol.), große bernsteinfarbige Stachelbeere, zu den englischen Sorten gehörig. Frucht sehr groß, rund, goldgelb, weiß punkirt, glatt und durchsichtig.

Largeasse, franz. Dorf, Depart. Deux-Sèvres, Arr. Parthenay; 420 Einw.

Large Butche bean (engl., Bot.), s. v. a. weiße, breithülfige Stangenbohne, s. unter *Phaseolus vulgaris*. — **Large leaved Lime**, s.

v. a. großblättrige Linde, *Tilia grandifolia* Ehrh.

Large Fan, englisches Papier zum Kupferdruck, 23 1/2 Zoll breit und 20 1/2 Zoll hoch.

Large red Oval (engl., Pomol.), engl. Stachelbeersorte. Frucht groß, oval, roth, stark behaart, sehr gut.

Large-thick-Post, feines englisches Schreibpapier, 16 1/2 Zoll breit und 21 Zoll hoch.

Large-thin-Post, dünneres und gröberes Papier, als das Large-thick-Post.

Larghetto (ital., Mus.), der mindere Grad des Largo, in der Bewegung des Andantino; die Tonstücke mit dieser Ueberschrift beschreiben meistens den Charakter des Sanft dahinfließenden, ruhiger und angenehmer Empfindungen.

Larghizza (ital.), 1) Ueberfluß; — 2) ein von den Kaufleuten gebrauchter Ausdruck, wenn viel Geld am Plage ist.

Largii (röm. Gesch.), s. Partii.

Largillière, Nikolaus de, französischer Bildnißmaler, 1656 zu Beauvais geb., Schüler von A. Gobeau zu Antwerpen, erlangte durch seine Bambocciaden, Landschaften, Thiere, Stillleben, Blumen ic. bald großen Ruf, wandte sich dann der Historien- und Bildnißmalerei zu und fand hierin zuerst in England, wo man ihn sehr geblich für immer zu fesseln suchte, Anerkennung. Er wählte, von Lebrun dazu beredet, Paris zum bleibenden Wohnort, wurde besonders 1680 als Geschichtsmaler in die Akademie aufgenommen, besuchte nur noch einmal England, um Jakob II. und seine Gemahlin zu malen, und † zu Paris 1746. Beste Werke, außer wenigen Historien im Rathhause und in St. Geneviève zu Paris: die Bildnisse des Kardinals Noailles, des Bischofs Huët von Avranches, des Malers Lebrun, der Sauspielerin Duclos, seines Schwiegervaters la Forrest und sein eigenes, gestochen von C. Vermeulen, Edelink, F. Chereau, Ch. Dupuis, J. G. Wille; außerdem stachen nach L.: F. Roetierts (eine Kreuztragung und Kreuzerhöhung), Jantrel, J. Smith, Drevet, v. Schuppen, M. Pitau, Rouillet, Duflos, J. Tardieu, J. Andran, S. Thomassin, L. Surrugue, Lépicié, L. Desplaces, Chateau, Sarabat, Desroches und viele A.

Largo (ital., Mus.), 1) wörtlich: weit, ge-
dehnt; ist die langsamste Bewegung des Taktes (feierlich, langsam), in ernstem und gemessenem Styl. Die Vortragweise des L. ist genau dieselbe wie die des Adagio (s. d.); — 2) ein Tonstück im Tempo des L..

Largo (Geogr.), 1) brit. Bucht, Grafschaft Fife, Forth-Golf, an der Südküste; — 2) Kirchspiel das., mit zwei gleichnamigen Dörfern (Upper-L., Rether-L.), letzteres an der Mündung des Keil in die gleichn. Bucht; sicherer Hafen; 2500 Einw.; Geburtsort von Alexander Selkirk, der Held des Robinson Crusoe; — 2) Cayo-L., nordamerik. Insel, an der Ostküste von Florida.

Largo, brit. Flecken, Schottland, Grafschaft Argyr, am Clyde-Golf, östlich von Ringarth; Seebäder, Leinweberei, Fischerei; 2500 Einw.

Larque, französ. Fluß, Basses-Alpes, Nebenfluß der Durance, rechts.

Largus (Entom.), eine von Fahn aufgestellte Langwanzenart, die Laporte Coryophthalmus nennt (Aetema Koe. méth.); s. den Art. Pygæodes. Fühler, die halbe Körperlänge überragend, in der Nähe des Schnabels eingelenkt, das erste Glied am längsten, keulenförmig, das zweite etwas länger als das dritte, das vierte fast so lang, als beide zusammen. Augen stark hervorstehend, oft gestielt. Vorderfüße trapezisch, an den Rändern abgerundet, in der Mitte mit fechter Quereinschnürung. Hinterleib gestreckt oder eiförmig, oben flach, nach unten kahnförmig, von den Flügeln ganz bedeckt; die obere am Grunde hornig, Haut sehr fein, die Adern in ihr kaum hervorstehend, unregelmäßig verzweigt, am Umfange viele parallelogrammatische Zellen bildend. Alle wohnen im mittlern Amerika und Brasilien. A. Augen deutlich gestielt, weit hervorstehend; Leib schmal mit parallelen Seitenrändern; 3. B. L. lunulatus, schwarz, 5 Linien lang, überall silbergrau behaart. — B. Augen ungestielt, weit hervorstehend. a) Körper schmal, langgestreckt, mit parallelen Seitenrändern; 3. B. L. globicolis, schwarz, 7 Linien lang; — b) Leib eiförmig, dessen größter Querdurchmesser in die Mitte der Flügeldecken fällt. L. humilis, rostbraun-schwarz, 6 Linien lang, mit zwei Abarten; L. rufipennis, schwarz, 6 Linien lang. Es gehören noch hieher: Cimex lineola L.; Cimex punctatus de Geer; Cimex succinatus L.; Lygaeus succinatus Fabr. u. A. m.

Lari (Geogr.), 1) afrik. Ort, Sudan, Bornu, an der Westküste des See Tschad; Baumwollenbau und Spinnerei, Fischerei; — 2) ital. Stadt, Toskana, östl. von Pisa; 2000 E.

Laria (Entom.), nach Schrank, Nachtsaltergattung, s. v. a. Liparis.

Lariagara (a. Geogr.), Stadt in India extra Gangem am Flusse Daena; jetzt Caracaran im Reiche Aracan.

Larica (a. Geogr.), mächtiger Handelsstaat in Vorderindien zwischen dem Staate Ariaca u. und dem Meerbusen von Barygaza mit den großen Handelsstädten Barygaza, Mumagara und Dyene. Die Europäer führten hier unfärbte Wollenzeuge, Kupfer, Blei, Korallen, Glas, griechische u. italienische Weine, Schmuckfachen u. s. w. ein und kauften dagegen Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Schildkrot, rohe Seide, seidene und baumwollene Stoffe, Pfeffer und andere indische Gewächse u. s. f. Für die Erlaubniß, Handel zu treiben, mußten die Kaufleute fein gearbeitetes ausländisches Silbergeschirr, musikalische Instrumente, ausgesuchte Weine, köstliche Salben und schöne Mädchen für das Heum als Tribut für die Könige liefern.

Larlee (Ital., Bot.), s. v. a. Lärchenbaum, Pinus Larix L.

Laricin (Chem.), Formel: C₁₂H₂₂O₁₁. Ist nach Martius der wirksame Bestandtheil des Lärchenschwammes, Agaricus albus. Ein weißes, amorphes Pulver, von bitterem Geschmack, in Alkohol und Terpentinöl leicht auflöslich, mit kochendem Wasser einen Kleister gebend.

Laridä (Ornith.), nach Biegmann, Möven, und And., Familie der Palmipedes Luv., der Ordnung der Stumpfschnäbler und der Junst der Schwimmvögel nach Oken, Longipennes Illig. — Charakter: Nasenlöcher öffnen sich seitlich in freistehende Nasengruben; Schnabel stark seitlich zusammengebrückt; Flügel lang, spitz, schmal. Stofstraucher, welche an Küsten von Fischen und Mollusken leben, gut, aber selten schwimmen, meist fliegen und im Aeußern den Schwalben ähneln. — Gattungen: Larus L., Lestris Illig. (s. Larus), Sterna L., Rhynchops L., Vaginalis Gm.

Larin (Num.), neuere arabische Münze, die im größten Theile des Orients gangbar ist, nur daß sie in einigen Gegenden in Silber kursirt, in andern bloß als Rechnungsmünze. In einem wie in dem andern Falle ist sie ungefähr 5 Gr. Konv. werth. Sie besteht aus einem in der Mitte gebogenen und am Bruch gestempelten Silberdraht von Lederdicke und 4 Zoll Länge, und wird daher auch Drahtmünze genannt. Das Silber ist 14 Loth 9 Grän fein, 18¹/₁₀ auf die rauhe Mark; 5 werden für einen Pfister gegeben.

Larino, ital. Stadt, Neapel, Prov. Sannio, südwestlich von Termoli; 4000 Einw.

Larinum (a. Geogr.), Stadt der Frentaner in Unteritalien, später röm. Municipium mit einem bis zum adriatischen Meere reichenden Gebiete, zu dem auch Aliternia gehörte. Sie lag am Fluß Tifernus; jetzt Larino. Die Einw. hießen Frentani Larinates.

Larinus (Entom.), nach Germar, Käfigergattung. Arten unter Lixus Fabr.

Lario, ehemaliges italienisches Departement, umfaßte auf 58 QM. einen Theil von Mailand, Bellin, die Distrikte Como, Varese, Sondrio, Lecco, mit der Hauptstadt Como und hatte 317,000 Einw.; wurde benannt nach Larius (sc. lacus), römischer Name des Comer-Sees.

Larisch (el Arisch, el Arische), afrik. Stadt, Kaiserth. Marokko, im nördlichen Theile desselben, am Otkos und dem Meere; hat Hafen, Kastell, sonst bedeutenden Handel; 3000 E.

Larischau, österr.-schles. Gut, Kr. Troppau, Gut Brandsdorf; 120 Einw.

Larischhof (Larischow), preuß. Kolonie, Prov. Schlesien, R. B. Oppeln, Kr. Beuthen; 240 Einw.

Larissa (bei den Türken Zenischehr, n. Geogr.), europ.-türk. Stadt, die größte, reichste u. bevölkerteste Thessaliens, im Sandschat Trikala od. Tirhala, rechts am Salembria, in schöner Gegend, 9 Stunden vom Meere gegen Platara hin, 12 Stunden vom Hafen von Volo, 32 Stunden von Salonichi, 54 Stunden von Athen, 50 Stunden von Janina und 114 Stunden von Konstantinopel entfernt. In der Ferne sieht man das Amphitheater des Bergwalls, welcher die Ebene einschließt, in der L. liegt. Die Stadt ist schlecht gebaut, man findet einzelne große Häuser unter kleinen Hütten und statt öffentlichen Plätze nur offene Räume, die mit Unrath und übelriechenden Fäcken ausgefüllt sind. Handel und Gewerbe machten L., das von Larissos, einem Sohne des Pelagos, erbaut worden seyn

soß, zur blühendsten Stadt des alten Thessaliens; auch unter der Römer Herrschaft blühte sie fröhlich fort. Aber unter den byzantinischen Kaisern sank sie, und unter den Türken kam sie in Verfall. P. ist Sitz eines griechischen Erzbischofs und hat mehre Kirchen, 24 Moscheen und 25—30,000 Einw., die zwar immer noch Handel und Gewerbe treiben, die aber mit dem frühern Verkehr und mit dem Handel und Fabrikfleiß, welchen die Stadt vermöge ihrer vortheilhaften Lage noch jetzt haben könnte, nicht zu vergleichen sind. Die Straßen von den Gewerbes- und Handelsstädten Volo, Karfa, Trikala, Ambelakia u. vereinigen sich hier; der Peneus trägt auf leichten Fahrzeugen die Handelswaaren bis ans Meer; die Umgegend der Stadt ist ausnehmend schön und sehr fruchtbar an Getreide, Seide, Baumwolle, Tabak, Rosinen und Feigen. Alles dieses zusammen genommen könnte die Stadt zur ersten Handels- und Fabrikstadt der Türkei machen. Aber der Handel geht nur bis Janina, Salonichi und nach Griechenland, und von Fabriken sind nur die Seiden- und Baumwollenwebereien, Türkischgarnfärbereien, Saffiangerbereien und Tabakfabriken bemerkenswerth. Schneider und Schuster sind meistens Juden, Schmiede die Zigeuner; auch sind die Juden häufig Pächter und Einnehmer von Steuern. Die Hauptmasse der Bevölkerung machen die Türken aus, und bei diesen geht es hier, wie überall, still u. ernst zu. Aus früherer Zeit steht noch eine schöne römische Brücke mit 12 steinernen Bogen über den Salambria. Der Bazar steht in der Mitte der Stadt und ist wenig belebt. Nur in großartigen Trümmern bezeugt sich noch die Herrlichkeit der Vorzeit, und in einzelnen schönen Palästen und großen Häusern, die aber dem Verfall preisgegeben sind, der Wohlstand früherer Jahrhunderte. Sogar die Umgebung der Stadt leidet unter dem Drucke der schlimmen Gegenwart. Der Pflug ruht, und mancher Acker liegt wüst. Desto schöner sind die Spaziergänge und Gärten, welche die Stadt mit Feigen, Granatäpfeln und andern köstlichen Obst versehen; die Hügel um P. tragen Reben, die trefflichen Wein und schmackhafte Rosinen liefern. P. war eine der ersten thessalischen Städte, welche das Christenthum annahmen. Im 5. Jahrhundert wurde es zur Metropolis erhoben, und sein Erzbischof, mit dem Titel eines Exarchen beehrt, hatte 15 Suffraganbischöfe unter sich. „Umgeben von den üppigsten Fluren der Erde“, sagt Pouqueville, „unter dem schönsten Himmel Europa's, vom Olympus gekühlt, vom Ossa beschattet, von Fruchthügeln umgeben, durch eine klassische Vorzeit geadelt, welchen Rang könnte P. unter den Städten der Erde einnehmen!“

Pariffa (a. Geogr.), Name vieler pelasgischer Städte, von denen zu merken sind: 1) P. in Thessalien (in Pelasgiotis), angeblich von Acrisius erbaut, in der fruchtbaren Ebene am südlichen Ufer des Peneus gelegen und durch eine feste Citadelle geschützt; war einst die allgemeine Hauptstadt der Pelasger und hatte eine

demokratische Verfassung, kam dann unter macedonische Oberherrschaft und war zur Zeit der Römer noch immer bedeutend. Jetzt Pariffa od. Parza, mit Ruinen; — 2) P. Cremaste, eine zweite Stadt Thessaliens in Phthiotis, auf einer Anhöhe, mit einer Citadelle, beim heutigen Garabiti zu suchen; — 3) P. in Kampanien, von pelasgischen Tyrrhenern gegründet, aber frühzeitig zerstört; — 4) P. in Troas, schon seit den Perserkriegen verödet; — 5) P. Phriconis, ursprünglich pelasgisch, später aber von den Aetoliern durch allmähliche Ansiedelung in Besitz genommen und zur ätolischen Bundesstadt gemacht, an der Küste von Mysien zwischen Neontichus und Enme gelegen; — 6) P. Ephesia, in Lydien, auf der Nordseite des Messogis und in der Nähe des Imolus, in dem fruchtbaren und weinreichen Iapyrischen Gefilde, nordöstl. von Ephesus, mit einem Tempel des Pariffäus; — 7) P. in Assyrien, einige Meilen nördlich von der Mündung des Euphrat in den Tigris; hatte 60 Stadien im Umfang und eine 100 Fuß hohe und 25 Fuß breite Mauer, war aber zu Xenophons Zeit schon verfallen; — 8) P. in Syrien, im Distrikt Apamene am Orontes, nordwestlich von Epiphania; jetzt Saidjar; — 9) P., auf Kreta am östlicheren Theil der Südküste.

Pariffäa (a. Geogr.), s. Parissus.

Pariffäus (griech. Myth.), Beinamen des Zeus und des Apollo.

Parissus (a. Geogr.), Flüsschen im Nordw. von Achaja an der Grenze von Elis, mit einer Insel der Athene Lariassaea. Es entspringt auf dem Gebirge Skollis und ist wahrscheinlich der heutige Rizzo.

Paristan, asiat. Distrikt, Persien, südöstlicher Theil der Provinz Karsistan, am persischen Meerbusen, vom Kap Rabend bis zur Mündung des Kor, mit allen vorliegenden Inseln; im Allgemeinen dürr und unfruchtbar, mit vielen Salzsteppen und wasserarm; Produkte sind: Salz, Seide, die Kameelzucht bedeutend; Bergbalsam; von Araberstämmen bewohnt, Sitz eines Beglerbegs, hat Kastel (das sonst für unbesiegbar gehalten, jetzt in Trümmern), reichen Bazar, schlechte Häuser, vielfache Gewerbe (Waffen, Töpferwaaren), ansehnlichen Handel; 12,000 Einw.

Larius Lacus (a. Geogr.), See in Gallia Transpadana, von dem durch ihn fließenden Addua gebildet, nach Strabo $7\frac{1}{2}$ geogr. Meilen lang und $\frac{1}{4}$ M. breit. Er enthielt die bewohnte befestigte Insel Commacina. Plinius der J. rühmt die reizenden Ufer dieses Sees und erwähnt in seiner Nähe eine merkwürdige Quelle, die zu bestimmten Stunden wuchs und fiel; jetzt Lago di Como.

Parive (Biogr.), 1) Jean Maubuit de, neben Lekain und Talma einer der berühmtesten Schauspieler der Franzosen, zu Rochelle 1749 geb. Er debutirte in Lyon u. kam 1771 nach Paris, wo er die Bühne als der Schügel der berühmten Clairon betrat. Er glänzte vorzüglich in den Rollen als Warwick, Drossman, Philoktet und Spartakus, die seiner körperlichen Schönheit u.

seinem wohlklingenden, vollen und Alles durchdringenden Organ am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als klassisches Vorbild betrachtet wird. Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution mußte er in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre français ins Gefängniß wandern. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit, der die großen Talente L.'s, Dazincourts, Previlles, Mole's, der Contat, Baussove u. A., die sämmtlich mit L. zur Guillotine bestimmt waren, zu würdigen wußte, rettete sie, indem er sämmtliche Papiere, die auf den ihnen zu machenden Prozeß Bezug hatten, heimlich bei Seite schaffte. Ehe man neue Beweismittel gegen sie gesammelt, erschien mit dem 9. Thermidor auch für sie die Stunde der Rettung. Nach den Revolutionstürmen zog sich L., gereizt durch Geoffroy's oft boschafte Kritiken und eifersüchtig auf Talma's stets wachsenden Ruhm, von der Bühne zurück. Er kaufte sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, baute hier mehre schöne Häuser, wurde Maire der Gemeinde und wirkte auf das öffentliche Wohl auf das Vortheilhafteste ein. Jos. Bonaparte zog ihn 1806 aus seiner philosophischen Ruhe, indem er ihn nach Neapel lud, um daselbst ein französisches Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er zu einem wohlthätigen Zweck noch einmal als Lantred im Théâtre français auf und erntete reichen Beifall. Er † am 1. Mai 1827 auf seinem Landgut. Sein „Cours de declamation“ (3 Bde., Paris 1804—10) ist nicht ohne Verdienste. Außerdem schrieb er: „Pyrame et Thisbé, scène lyrique“, Paris 1784, 2. Aufl. 1791; — „Réflexions sur l'art théâtral“, das. 1801. — 2) L. (de), Professor der Physik in Genf, machte seine Studien in Paris u. arbeitete früher vorzüglich mit Marcet gemeinschaftlich. Er ist eingewidmeter Experimentator und geistreicher Mann, und ein Hauptvertheidiger der chemischen Ansicht vom Galvanismus. Seine Abhandlungen stehen theils in den „Annales de chimie et de physique“, theils in der „Bibliothèque universelle de Genève“.

Larive-Godefroy, Peter Ludwig de, schweiz. Landschaftsmaler, 1753 in Genf geboren, Schüler Fassins in Rom, lebte lange in München, Dresden und Mannheim und zog später in das Dorf Presingue bei Genf, wo er 1814 †. L. war ebenso eitel, als geschickt; den Vergleich mit Ruysdael und Berghem nahm er höchstens als schuldigen Tribut auf. In vielen seiner Landschaften bewunderten seine Zeitgenossen die gefällige Komposition, die Luftperspektive, die magische Beleuchtung und die Ausstaffirung mit Menschen und Vieh, die man allerdings eines Berghem würdig erklärte. Auch hat L. mehre Blätter auf sehr geistreiche Weise radirt.

Larivière, Karl Philipp de, französischer Historien- und Porträtmaler, 1798 in Paris geb., Schüler von Girodet und Gros, gewann 1824 den großen Preis des Instituts und ging nach Rom, von wo er 1830 zurückkehrte. Beste Bilder: ein römischer Gefangener, von seiner Familie besucht; — die Pest in Rom; — die

Schlacht von Ascalon (1177); — das Gebet am Delberg. Letzteres ist sehr gelungen von P. R. Roussel auf Glas gemalt, mit dreifacher Beleuchtung.

Larix (Bot.), nach Recler und Decandolle, Untergattung von Pinus L. (s. d.). Typus: Larix europaea Dec., s. v. a. Pinus Larix L.

Larix (a. Geogr.), Ort an der südlichen Grenze von Pannonien, am Fuße der norischen Alpen und an der Straße von Aquileja nach Lauriacum, zwischen Idria und Krainburg im heutigen Illyrien zu suchen.

Lark (engl., Ornith.), s. v. a. Feldlerche, Alauda arvensis L.; s. Lerche.

Lark (Geogr.), brit. Fluß, Suffol., Nebenfluß der Duse, rechts.

Larke traed (schwed., Bot.), s. v. a. Gemeiner Färchenbaum, Pinus Larix L.

Larkhan, asiat. Ort, Persien, Chusistan, östlich von Schuster.

Larkinting, asiat. Ort, Tibet, Kham, im südlichen Theile der Provinz, am Westabhange des Duntung.

Larmanus, Joh. Marius, soll, nach der Behauptung der modernen Tempelherrn in Frankreich, vom Großmeister Jakob Molay, während dessen Gefangenschaft in der Bastille, zu seinem unmittelbaren Nachfolger ernannt worden und 1314 — 34 Großmeister gewesen seyn.

Larnaca (Larnica), asiat. — türk. Stadt, Cypern, an der südöstlichen Küste, westlich vom Kap Greco; Salzwerke, Handel; 3000 Einw.

Larnage, franz. Dorf, Depart. Drôme, Arr. Valence; Pfeifenthon; 530 Einw.

Larne, brit. Stadt, Irland, Ulster, Graffsch. Antrim, westlich von Fough-Larne, der mit dem irländ. Meer in Verbindung steht; Salzhandel.

Larnum (a. Geogr.), Küstenfluß im nördlichen Theile von Hispania Tarraconensis, der zwischen den Städten Iliuro und Blanda im Gebiet der Paletaner ins Meer fällt; j. Tordera.

Laroche (Biogr.), 1) Maria Sophie, geistreiche deutsche Schriftstellerin, geb. zu Kaufbeuren am 6. Dec. 1731, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann, Edlen von Guttershofen, fand in Augsburg, wohin ihr Vater versetzt ward, Gelegenheit zu höherer Ausbildung und wurde darauf mit dem Leibarzt des Fürstbischofs, Bianconi aus Bologna, verlobt. Die Verbindung kam indeß nicht zu Stande, weil Bianconi darauf bestand, daß alle seine Kinder katholisch werden sollten. Sophie zog sich zurück u. widmete ihr Leben einzig den Künsten u. Wissenschaften. Mit zwei ihrer Schwestern u. ihrem einzigen Bruder kam sie nach Wiberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben führte sie mit ihren Schwestern eine Zeit lang ihre eigene Oekonomie und bezog dann das Haus des mit ihr verwandten dortigen Predigers Wieland. Hier wurde sie 1750 mit dem Sohne des Hauses, dem wenig jüngern Dichter Wieland bekannt, und durch ihn mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur. Sie

sollte Wielands Gattin werden; Mißverhältnisse trennten indeß diese Liebe, obschon ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden bis ins hohe Alter bestand. Das Schicksal hatte Laroche, der damals mainzischer Hofrath und Oberaufseher der stadionschen Güter war, für Sophiens Hand bestimmt. Sie lernte ihn während Wielands Abwesenheit kennen und heirathete ihn (1760) aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung. L. war ein edel- und freidenkender und zugleich ein ausgezeichnete Welt- und Geschäftsmann; durch ihn kam seine Gattin in die Familien des deutschen Adels und lernte die Angelegenheiten der großen Welt, wie die des gemeinen Mannes kennen. Noch schöner waltete sie, nachdem ihr Mann als geheimer Konferenzrath an den kurtzrierer Hof gekommen, in dem Kreise der ausgezeichnetsten deutschen Männer, welcher sich damals in Ehrenbreitstein um sie und ihre Töchter versammelte. Als L. in Folge der von ihm verfaßten „Briefe über das Mönchswesen“ seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gemahlin am 18. Februar 1807 †. Ueber Sophiens Charakter und Lebenswandel ist bei Allen, die sie näher kennen lernten, nur Eine Stimme. Die seltensten Vorzüge, körperliche wie geistige, fanden sich in ihr vereinigt. Ihre Lieblingsstudien waren Naturgeschichte, Geschichte, schöne Künste u. Wissenschaften, Moral, Erziehungswissenschaft. Wie einerseits diese Studien zur Ausschmückung ihrer Werke dienten, so waren andererseits die in denselben gezeichneten Charaktere aus ihren eigenen Lebensverhältnissen gegriffen. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten richardson'schen Manier. Es fehlt ihnen an Phantasie und wahrhaft poetischer Kraft; aber fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des Herzens gehalten. Ton und Styl sind einfach, edel und lebhaft. Ihre erste Arbeit war die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, herausgegeben von Wieland (Leipzig 1771). Außerdem nennen wir: Rosaliens Briefe (das. 1779); Moralische Erzählungen (das. 1782); Schönes Bild der Resignation (das. 1795) und: Melusinen's Sommerlieder, herausgegeben von Wieland (Halle 1806). — Ueber ihr Leben s. „Neuer deutscher Merkur“, 1808, Heft 10; Allgemeine Zeitung, 1807, Nro. 75. 76; Morgenblatt, 1808, Nro. 149. 314. — 2) Karl, bedeut. Schauspieler, geb. 1796 zu Berlin. Nach mehrern bei der secondaschen Gesellschaft in Dresden gemachten Versuchen, fand er Engagement beim Theater in Danzig, ging dann nach Lemberg und Königsberg und folgte 1822 einem Rufe nach Weimar. Hier erst fand sein Talent das zur Entwicklung passende Klima und sein künstlerisches Streben die wahre Richtung. Von Weimar aus besuchte L. Hannover, Hamburg, Berlin u. mit glänzendem Erfolge. Nach Göthe's Tode wurde ihm in Wien ein lebenslängliches Engagement angeboten; auch Berlin lud ihn ein unter brillanten Versprechungen; doch zog L. das

Hofburgtheater zu Wien vor und trat 1833 in das Engagement. L. rühmt sich eines so vielfach bezweigten Repertoires, wie vielleicht kein Schauspieler Deutschlands; als Franz Moor und König Lear, als Ehyloß und Klingsberg Vater, als Cromwell und Bäcker Ehlers, als Hofrath Wacker und Malvolio, als Held, Intrigant, zärtlicher Vater, Gek, Lebemann oder Dummling, überall weiß L. eine Kunstleistung zu bieten, die ihres Sieges gewiß ist. Natur ist das Erste und Letzte, wonach L. in allen Darstellungen strebt und wozu ihm die Mittel sowohl in glücklicher Außerlichkeit, als Erfassung des Dichtergenius, in Verständniß der Charaktere, in geistreichem Wiederbeleben des vom Dichter Gegebenen, mit seltner Liberalität zugemessen sind.

Larochea (Bot.), nach Haworth, Pflanzengattung, s. v. a. *Roehea*.

Larochefoucauld, ein altes berühmtes, viel verzweigtes französisches Geschlecht, das bis in das 11. Jahrhundert hinaufreicht und dessen Stammvater die kleine Stadt Rochefoucauld (s. d.) unweit Angoulême ist. — 1) Foucauld, Baron de Laroche, lebte um das Jahr 1026 und wird als der Stammvater des Geschlechts betrachtet. Ein Nachkomme desselben — 2) Franz von Laroche, der Kammerherr Ludwigs XII. war, hob 1494 den spätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und † 1517. Sein Sohn — 3) Franz von Laroche.... führte zuerst den Titel eines Prinzen von Marsillac. In den Religionskriegen standen seine Nachkommen auf Seiten der Protestanten und erduldeten darum mancherlei Schicksale. — 4) Franz, Herzog von L., klassischer Prosaist, und bekannt als Theilnehmer an den Unruhen der Fronde (s. d.), geb. am 15. Dec. 1613; † 17. März 1680. Ueber seine Lebensverhältnisse s. *Rochefoucauld* 1). Als Verfasser der berühmten „Réflexions, ou sentences et maximes morales“ liefert er kostbare, obgleich traurige Ergebnisse scharfer Beobachtung; er stellt mit unübertrefflicher Bestimmtheit des Ausdrucks den Menschen dar, wie derselbe in großstädtischer vornehmer Verdorbenheit und kultivirter Lasterhaftigkeit gesinnt ist und demgemäß sein Handeln einrichtet. Das absolute Unrecht dieser Schrift ist aber, daß sie das Resultat einer einseitigen, wenn auch in dieser Einseitigkeit richtigen Beobachtung für die eigentliche und allgemeine Natur des Menschen den Eigennuß als die Haupttriebfeder aller menschlichen Handlungen ausgibt und auf diese Weise die Menschheit verleumdet. Daß eine Philosophie, welche die Verdorbenheit nicht dem Individuum, sondern der Menschheit überhaupt aufbürdet, bei der Verdorbenheit selbst Weisheit findet, ist erklärlich; im Namen der Wahrheit aber ist die unverkämte Zumuthung, daß Jeder in den eigenen Bufen greife und sich da ebenso schlecht und erbärmlich finde, wie jene. mit gebührender Verachtung zurück zuweisen. — 5) Franz, Herzog von L., Graf von Laroche-Guyon, Marquis von Liancourt,

der Sohn des Vorigen, geb. 1634, focht sehr tapfer im Feldzuge in Flandern, erhielt beim Rheinübergange 1672 eine schwere Wunde und † als Gouverneur von Poitou 1714. — 6) Alexander, Herzog von E., der Enkel des Vorigen, vor dem Tode seines Vaters, Prinz von Montignac, zeichnete sich in den Kriegen Ludwigs XIV., namentlich als Flottenkapitän aus und befehligte während des Krieges in Spanien unter der Regentschaft als Brigadegeneral. Sein großer Eifer, den er 1744 bei dem Einfall in die Niederlande bewies, erregte den Neid der Hofleute. Er wurde vom Hofe verbannt, und † bald darauf in unverschuldeter Ungnade. — 7) Ludwig Alexander, Herzog von Baroche-Guyon u. von Baroche-foucauld d'Enville, vor der Revolution Pair von Frankreich, trat zeitig in die Armee und wurde 1789 von dem Adel der Hauptstadt zu der Versammlung der Generalstaaten geschickt, wo er sich sogleich mit dem dritten Stande vereinigte. Er beintragte die Abschaffung der Regersklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Herstellung der Pressfreiheit. Als er jedoch 1792 seine Stimme gegen die Aufführung Petions und Manuels bei den Ereignissen vom 20. Juni erhob, mußte er als Gegenstand des Volkshaßes aus Paris entfliehen. Er wurde zu Forges verhaftet und † im Sept. 1793, ungefähr 60 Jahre alt, an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt Eisors von der wüthenden Menge erhielt. — 8) Franz Joseph von Baroche-foucauld-Bavero, geb. 1753 zu Angoulême, wurde 1772 Bischof von Beauvais und vertrat als Mitglied der Generalstaaten und der konstituierenden Versammlung sehr lebhaft das Interesse des Klerus und des Hofes. Wie seinen Bruder, Peter Ludwig, der seit 1782 Bischof von Saintes war, klagte ihn Chabot bei der gesetzgebenden Versammlung als Verschwörer gegen die konstitutionelle Monarchie an. Beide Brüder entflohen, wurden aber zu Carmes ergriffen und daselbst am 2. September 1792 niedergemetelt. — 9) Dominique von E., aus dem Seitenzweige der Grafen von St.-Elys, geb. 1713, erhielt 1747 das Erzbischofthum Alby, später den Bischofsitz zu Rouen und 1778 die Kardinalwürde. Als Abgeordneter der Generalstaaten widersezte er sich jeder Reform, schloß sich den Emigranten an u. † 1800 zu Münster. — 10) Franz Alexander Friedrich, Herzog v. Baroche-foucauld-Liancourt, bekannt als warmer Menschenfreund, geb. am 11. Jannuar 1747, † 27. März 1827; s. Rochefoucauld 2). — 11) Franz, Herzog von E., Pair von Frankreich, der älteste Sohn des Vorigen, geb. am 8. September 1765, war während der Kaiserzeit *Maréchal-de-Camp*. Sein ältester Sohn — 12) Franz, Herzog von Liancourt, ist gegenwärtig Generalinspektor der Hospitaler, der zweite aber — 13) Hippolyt, Graf von E., geb. 1814, franz. Ministerresident am Hofe zu Darmstadt. — 14) Alexander, Graf von E., der zweite Sohn des Herzogs von E.-Liancourt, wurde

1767 geboren. Er trat 1792 in die Armee Lasfayette's, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater an der Entweichung des Königs gearbeitet hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon, der ihn schätzte, suchte ihn an seine Regierung zu fesseln, erob später dessen Gemahlin zur Ehrendame der Kaiserin und verheirathete die junge Gräfin von E. mit dem Prinzen Aldobrandini Borghese, dessen Bruder Pauline, die Schwester des Kaisers, zur Gemahlin besaß. Im J. 1802 wurde der Graf Geschäftsträger am sächsischen Hofe, 1805 Gesandter zu Wien u. 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputirtenkammer. Auch 1831 trat er als Deputirter ein; 1833 erhielt er die Pairswürde zurück, die ihm Napoleon schon während der Hundert Tage verliehen hatte. Er † am 2. März 1841. Der älteste Sohn des Vorigen — 15) Julius, Graf von E., geb. 1796, trat 1812 in die Armee. Der Kriegsminister Gouvion Saint Cyr trug ihm 1819 die Abfassung der Geschichte des Kriegs in Deutschland für das Kriegsdepot auf. Im J. 1828 wurde er Adjutant des Herzogs von Orleans, und dieselbe Stellung behielt er auch nach der Julirevolution. Im J. 1830 schickte ihn das Wahlkollegium von Orleans in die Kammer, 1831 und 1837 war er jedoch Abgeordneter des Arrondissements von Vitthiviers. Die Pairswürde erhielt er im November 1839. Sein Bruder — 16) Polydor, Graf von, befand sich bis in die jüngste Zeit als franz. Ministerresident am Hofe zu Weimar. — 17) Friedrich Gaetan, Graf von, der jüngste Sohn des Herzogs von E.-Liancourt, wurde um 1780 zu Paris geb. Er bekleidete unter der Kaiserregierung mehrere Präfectenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und trat 1827 als Abgeordneter des Departement Cher in die Kammer. Während der Restauration zeichnete er sich als heftiger Verteidiger der konstitutionellen Freiheit aus. Unter Anderm erschienen von ihm: „L'esprit des écrivains du XVIII. siècle“ (Par. 1809). Auch gab er 1825 die „Oeuvres complètes“ seines Vaters, so wie 1827 „La vie du duc de la R.-Liancourt“ heraus. — 18) Michael von, Herzog von Doudeauville, einem Seitenzweige angehörig, war 1824 Minister des königl. Hauses, 1827 Abgeordneter des Departements Marne in der Kammer u. † am 3. Juni 1841. Sein Sohn — 19) Eosthènes, Vicomte de, nach des Vaters Tod Herzog von Doudeauville, geb. um 1782, war 1814 Adjutant des Generals Desolles u. dann des Grafen von Artois. Nach der 2. Restauration wurde er eifriges Mitglied der *Chambre introuvable* u. bewahrte seitdem die polit. Grundsätze derselben. Er veröffentlichte seine „Mémoires“, in welchen er seine Wallfahrt nach Göry beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann „Pensées“ (das. 1835) und eine politische Flugtschrift „La vérité à tous“ (das. 1839). Baroche-Jacquelin, alte franz. Familie aus Poitou und Vendée, berühmt durch ihre

Anhänglichkeit an die Bourbons ältern Zweiges. Merkwürdig aus derselben sind: 1) Henri Duverger, Graf von, Häuptling der Royalisten in der Vendée während der französischen Revolution, wurde am 30. August 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou geboren und trat 1791 als Offizier in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI. Nach den Ereignissen des 10. August 1792 verließ er Paris, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Am 5. Mai 1793 nahm er Theil an der Eroberung von Thouars und am 25. führte er im Treffen bei Fontenay mit seltenem Heldenthum den linken Flügel der Royalisten. Hierauf trug er am 14. Juli zur Einnahme von Châtillon wesentlich bei u. nach der Niederlage bei Lugo, am 12. August, rettete er das Heer durch Deckung des Rückzuges und rächte die Seinen bei Chantonay. Nach dem Verlust von Chollet wurde er am 9. Oktober von den Vendéern zum Generalissimus ernannt. Er siegte bei Conde und Chateau-Gonthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und kämpfte die Generale Westermann und Léchelle zu Etrasme und zu Fougeres. Ein Sieg, den er bei Antrain erfocht, bahnte ihm den Weg nach Angers, das er jedoch vergebens zu erobern sich anstrebte. Dafür gelang ihm die Wegnahme von Laflèche. Die Schlacht jedoch, die er hier am 21. December 1793 den Generalen Westermann, Müller und Lilly lieferte, mußte für die schwachen Royalisten unglücklich ausfallen. Beim Uebergange über die Loire von den Seinen abgeschnitten, rettete er sich durch die Republikaner in die kleine Stadt St. Aubin, wo er sich kurze Zeit verborgen hielt. Da indessen eine Verbindung mit Charette, der noch eine Armee besaß, unausführbar war, so entwich er in das obere Poitou, wo er neue Insurgentenhausen sammelte. Am 4. März 1794, als er bei Nouaillé in der Gegend von Chollet ein Treffen geliefert, schoß ihn ein republikanischer Grenadier, der sich ihm ergeben sollte, plötzlich nieder. Er wurde von seinen Anhängern „Held der Vendée“ genannt und sein Name, von ihnen in kriegerischen Gesängen gefeiert, durfte nur genannt werden, um sie zu entflammern. — 2) Louis Duverger, Marquis de, Bruder des Vorigen, geb. 1777 zu St. Aubin, wanderte beim Ausbruche der Revolution mit seinem Vater aus, focht zuerst am Rhein im Heere Conde's und trat dann in britische Dienste. Im J. 1801 benutzte er die vom ersten Consul gebotene Amnestie, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete die Wittwe des Royalisten Les cure, seines Freundes u. Psthen. Vergebens suchte ihn Napoleon zu gewinnen. Im J. 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. belohnte ihn dafür mit einem Regimente der königl. Garde. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, am 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St. Gilles, wurde aber von dem General Travot zurückgeschlagen. Erst in den ersten Tagen des Juni gelang es ihm, mit einer neuen Verstärkung auf der Küste Fuß zu fassen.

Schon am 4. Juni fiel er jedoch, unweit St. Gilles im Kampf mit den Generalen Travot und Esteve. — 3) August, Graf von, Bruder des Vorigen, wurde um 1783 in Poitou geboren; wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus und kehrte unter dem Consulat zurück. Von Napoleons Polizei als verdächtig eingesperrt und gezwungen, Dienste zu nehmen, trat er 1809 als Offizier in die kais. Armee. Im J. 1812 fiel er in der Schlacht an der Moskwa, schwer verwundet (daher sein Beinamen „Balafre“ d. h. der Zerfetzte), in die Hände der Russen, die ihn jedoch auf Empfehlung Ludwigs XVIII. mit Auszeichnung behandelten. Nach der ersten Restauration trat er in die königl. Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde in dem Augenblicke, als derselbe fiel, sehr gefährlich verwundet. Im J. 1822 erhielt er den Grad eines *Maréchal-de-Camp*, und wohnte in dieser Eigenschaft 1823 dem Feldzuge in Spanien bei. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Kavallerie der Gardes befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er wurde deshalb vor Gericht beschieden, wurde aber gleich seiner ebenfalls konpromittirten Gattin (der Tochter des Herzogs von Duras, Wittve des Prinzen von Talmont, einer durch großartigen Charakter ausgezeichneten Frau), von den Geschwornen freigesprochen. — 4) Marie Louise Klotilde Viktorie, geb. de Donnisan, ebenfalls berühmte als royalistische Heldin, wurde am 25. Oktober 1772 zu Versailles geboren. Sie heirathete im Alter von 17 Jahren den Marquis von Les cure, ihren Cousin, der nach der Katastrophe vom 10. August in der Vendée die Fahne der Insurrection erhob. Mit ihm nahm sie an allen Gefahren und Kriegszügen Theil und bewies dabei ebenso viel Besonnenheit u. Ausdauer, als Muth und Begeisterung. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber in Folge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. Die Ereignisse vom 18. Fructidor trieben sie wieder auf kurze Zeit aus ihrem Vaterlande. Im J. 1801 heirathete sie den Marquis de L., dessen Tod sie beweinte, als sie 1815 zum dritten Mal nach Frankreich zurückkehrte. Ihre „Mémoires“ (Bordeaux 1815 u. ö.) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution. Ihr ältester Sohn — 5) Henri II. Duverger, Marquis de, wurde von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben u. heirathete später eine Pariserin von bürgerlicher Familie, aber ungeheuerem Vermögen. Bei der Julirevolution hielt er sich anfangs ganz leidenschaftslos; als aber die Erbschaft der Pairie abgeschafft wurde, wogegen er gestimmt, schied er aus der Pairskammer und ging auf seine Güter. Er lebt seitdem zu Nantes und zu Orléans, ganz industriellen Unternehmungen gewidmet. — 6) Louis Duverger, der jüngere Bruder des Vorigen, versuchte 1832 die Insurrection in der Vendée wieder zu beleben, wurde aber verwundet und ging nach Portugal, wo er für die

Sache Don Miguel's †. Die Offiziere der preussischen Armee zeichneten 1815 die Familie L. sehr aus, indem sie dem ältesten Sohn der Marquise 1817 auf Veranlassung des Generals Zietzen durch den preussischen Gesandten einen prächtigen Degen, als Zeichen der Bewunderung dieser Heldenfamilie, überreichen ließen u. dem Andenken von L. 1) zwei Kandelaber von kararischem Marmor weihten.

Paromiguière, Peter, franz. Philosoph, geb. zu Lébignac in Rouergue im J. 1756. Nachdem er im Collège von Villefranche studirt hatte, trat er in die Kongregation der Pères de la doctrine chrétienne, in deren Händen ein großer Theil des öffentlichen Unterrichts sich befand. Daher erhielt er nach einander verschiedene Lehrstellen, über die seine Kongregation zu verfügen hatte. Während dieser Zeit wurde die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe. Durch die Revolution aus seiner Thätigkeit als Lehrer gerissen, entwarf er das „*Projet d'éléments de métaphysique*“ (Toulouse 1793). Sièyes, der zufällig mit dieser Schrift bekannt geworden war, interessirte sich für den Verfasser und berief ihn 1795 nach Paris. L. trat als Zögling in die Ecole normale ein, wurde aber bereits 1796 zum Mitglied des Instituts ernannt. Als 1797 die Ecoles centrales gegründet wurden, erhielt er die Stelle eines Professors der Logik. Drei Jahre hindurch war er auch Tribun, doch scheuchte ihn das Geräusch der Welt bald wieder in seine philosophische Einsamkeit zurück. In der Folge wurde er am Prytanée français als Professor und später als Konservator der Bibliothek angestellt. Sein wirklicher Ruhm begann aber mit dem Augenblicke, wo er zum Professor der Philosophie an der Faculté des lettres zu Paris ernannt wurde. Indessen leistete er bereits 1812 auf seine Professur Verzicht und benutzte nun seine Muße zur Bearbeitung und Herausgabe seiner Vorlesungen, welche unter dem Titel: *Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence ou sur les causes et les origines des idées*“ (2 Bde., Paris 1815—18; 5. Aufl., 1833) erschienen. Er † am 12. August 1837 zu Paris. Seine philosophische Richtung wird am besten als die eines gemäßigten Sensualismus bezeichnet.

Paroncière, Emilie de, bekannt durch den gegen ihn anhängig gemachten Prozeß, wurde 1804 zu Breda in Holland geboren, wo sein Vater als Lieutenant in einem Lancierregerimente diente. L. kam 1833 auf die Ecole de cavalerie zu Raumur, deren Kommandant der General v. Morell war; seine Fähigkeiten wurden sehr bald anerkannt, doch war sein moralischer Ruf nicht der beste. Da wurde L. angeklagt, in der Nacht vom 23.—24. September 1834 mittelst einer Strickleiter in das Fenster des 16jährigen Fräulein Augustine Marie von Morell eingestiegen, das junge Mädchen gemißhandelt und den Versuch sie zu nothzüchtigen gemacht zu haben. Die Beweggründe dazu, wie überhaupt der ganze faktisch ermittelte Thatbestand der Klage ist sehr dunkel und ge-

ring. Anonyme Briefe kamen der Familie Morell vorher zu, doch sind sie von L. abgeläugnet worden, und die Erklärung der Schreibversändigen hat ihn unterstützt. Die ganze Anklage beruht überdies allein auf der Aussage der Marie v. Morell und wird durch nichts befestigt; es waren an dem Hause keine Spuren von einer Strickleiter zu sehen, die Fensterscheibe, die L. eingedrückt haben sollte, um das Fenster aufzuwirbeln, zeigte nach Erklärung des Glasers ein Loch, das nicht groß genug war, um hindurch zu fassen; das irländische Kammermädchen der Marie v. Morell, Miss Allen, hörte nichts von der ganzen Scene, obgleich man annehmen muß, daß Marie v. Morell bei solch einer Behandlung doch wohl um Hülfe gerufen, od. vor Schmerz geschrien haben würde. Ärztliche Untersuchung ergab allerdings, daß M. v. Morell noch im jungfräulichen Zustande sey, und also L.'s Vermuthung, sie sei schwanger u. habe ihn durch dieses Manövre zur Heirath zwingen wollen, unbegründet war. M. v. Morell war seit jener Zeit in einer Art somnambulen Zustandes, der nicht wenig dazu beitrug, die Sache noch räthselhafter zu machen. Zahllose Gerüchte cirkulirten, doch ist dadurch nur klar geworden, daß M. v. Morell in einem nicht sicher zu ermittelnden Verhältniß mit einem Herrn v. Estouilly stand, den sie gleich nach Beendigung des Prozesses auch heirathete. Am 29. Juni 1835 nahmen die Verhandlungen zu Paris über diesen Paroncière-Morell'schen Prozeß den Anfang. Odilon Barrot sprach für die Familie Morell; er behauptete, den höhern moralischen Standpunkt festhaltend, an eine falsche Anklage in dieser Weise seitens eines 16jährigen Mädchens sey nicht zu denken. Der Advokat L.'s, Chaux d'Est-Ange, entwickelte alle Widersprüche in den Aussagen M. v. Morells; auch Berryer sprach, doch zeigte Fernex, als Präsident, wie viel Dunkles und Unsicheres noch auf beiden Seiten sey. Am 4. Juli 1835 erklärten die Geschwornen mit einer Majorität von 7 Stimmen, daß L. des Versuchs der Nothzucht und der vorsätzlichen Verwundung schuldig befunden sey; daß der Versuch der Nothzucht nur durch Umstände, die nicht im Willen des Thäters ihren Grund hatten, verhindert sey; daß mildernde Umstände vorhanden seyen. Der Gerichtshof erkannte auf 10jähriges Gefängniß ohne Ausstellung; ein Kassationsgesuch wurde verworfen und das Urtheil bestätigt. Marie v. Morell wurde bald darauf gesund, L. aber von Louis Philipp 1843 begnadigt.

Paronen (Geogr.), 1) s. v. a. Labronen; — 2) s. Parronen.

Paronius (röm. Gesch.), Unterbefehlshaber des M. Agrippa im sicilischen Kriege gegen S. Pompejus (36 v. Chr.), wurde dem von S. Pompejus bedrängten Cornificius zu Hülfe gesandt u. erschien noch zur rechten Zeit, um den Anführer u. sein Heer zu retten.

Paroon, Marcel, holländ. Maler u. Kupferstecher, 1653 im Haag geb., Schüler von Lazoon u. Flethier in London, wo er, nachdem

er längere Zeit auch in Yorkshire gewohnt u. allerlei Draperien und Kopien geliefert hatte, 1702 †. Von seinen Historien, Landschaften u. Genrebildern haben J. Smith, J. Beckers u. A. Mehres gestochen; von V. selbst hat man Blätter in Mezzotinto u. radirt.

Varos, asiat.-türk. Ort, Kleinasien, am schwarzen Meer, südwestlich von Günüch.

Varose (spr. Varos), Insel, s. Kulla.

Varoveni, europ.-türk. Ort, Bornien, Travnik, ander Drinna, südöstlich von Bosna-Seraj.

Varona, span. Flecken, nordöstlich von Almeria; 730 Einw.

Varpe, preuß. Fluß, Prov. Pommern, M.-P. Stettin, Kr. Randow; ist für Kahne schiffbar, geht bei Politz vorbei u. vereinigt sich unweit davon mit der pöliger oder jaseriger Fahrt, einem Arme der Oder.

Varra (Entom.), nach Fabricius, Drehwesppe, Gattung der Hymenoptera aculeata Larrata Latr., der Ordnung der Immen u. der Junst der Wespen nach Dken. — Charakter: Oberflügel haben drei geschlossene Kubitalzellen, von denen die zweite die beiden rücklaufenden Nerven aufnimmt; Kinnbäden an der Innenseite zahnlos; Augen gleichweit von einander entfernt; Mittelbrustkasten u. Hinterleib ziemlich lang. Unter mehreren Arten sind zu bemerken: 1) *L. ichneumoniformis* Fabr. Schwarz, mit zwei rothen Bauchringen; — 2) *L. etrusca* Fabr. In Oberitalien. Die Gattung ist der Typus der Larrata oder Larratae Latr., einer Familie der Hymenoptera aculeata. — Charakter: Fühler gerade oder gebrochen, fadenförmig, gegen die Spitze verdickt; Oberlippe ganz od. größtentheils verborgen; Kinnbäden an der Unterseite nahe bei der Basis mit einer tiefen Ausrandung; Hinterleib eiförmig. Die nicht sehr zahlreichen Arten bauen ihre Nester in Sand. — Gattungen: *Palarus* Latr., *Lyrops* Illig. (*Liris* Fabr.), *Larra* Fabr., *Dinetus* Jurine, *Miscophus* Jur. (s. d.).

Varra (Biogr.), Don Mariano José de, span. Dichter, wurde zu Madrid am 26. März 1809 geb., u. zog 1813 mit seinen Aeltern nach Frankreich. Schon ein Jahr darauf sprach u. schrieb er das Französische und Spanische gleich gelaufig. Mit 9 Jahren lehrte er nach Spanien zurück, wo er in die klassischen Sprachen eingeführt wurde. In seinem 18. Jahre trat er zuerst als Dichter mit der „Oda en alabanza de los artistas españoles mas distinguidos“ auf. Ein Jahr später gab er die satyrische Zeitschrift „El duende satirico“ (Der satyrische Kobold) heraus, worin er mit beißendem Witze sich über die lächerlichen Sitten der Residenz lustig macht, so daß schon nach anderthalb Jahren die Zeitschrift auf Befehl der Regierung aufhören mußte. Als im J. 1830 die ausgezeichnetsten Dichter Spaniens vom dem Herzoge von Frias aufgefordert wurden, Gedichte auf den Tod seiner früh verbliebenen, ebenso schönen als liebenswürdigen Gemahlin einzusenden, um zu ihrem Andenken die besten derselben in einer eigenen Sammlung zu vereinen, geschah auch an V. die Aufforderung, und sein Beitrag ers-

schien in der so berühmt gewordenen „Corona sinebre en honor de la excelentissima senora dona Maria de la Piedad Roca de Tagores, duquesa de Frins“ (Madr. 1830) mit denen eines Quintana, Lista, Mart'nez de la Rosa u. anderer gleich namhafter Dichter des neuern Spaniens. Im darauf folgenden Jahre begann er abermals eine satyrische Zeitschrift: *El pobrecito hablador* (Der armselige Schwätzer) herauszugeben, worin er nicht nur die übeln Gewohnheiten und Untugenden seiner Landsleute geißelte, sondern selbst den Mißbrauch der Amtsgewalt von Seiten der Regierung mit großer Freimüthigkeit rügte. Zwei Jahre später trat er als Hauptredakteur bei der „Revista española“ ein und führte dieses Geschäft bis zum Antritt seiner Reise nach Lissabon, London, Paris, Brüssel u. andern Residenzen Europa's. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Redaktion der Zeitschrift „El Mundo“ Theil, bis er sein Leben freiwillig durch einen Schuß endete, wie man sagte aus unglücklicher Liebe (13. Februar 1837). Für die spanische Bühne schrieb er zwei Originalstücke, das Lustspiel in Prosa: „*Nomas mostrador*“ (Madr. 1831), dem jedoch das Beaudeville von Escribe: „*Les adieux au comptoir*“ zu Grunde liegt, und das Trauerspiel: „*Macias drama histórico en cuatro actos y en verso*“ (das. 1834), welches das tragische Ende des berühmten galicischen Troubadors „*Macias el enamorado*“ zum Gegenstand hat, nachdem er kurz zuvor denselben Gegenstand in einem Originalroman: *El Doncel de don Enrique el Doliente*“ (4 Bde., das. 1834) bearbeitet hatte. Auch hat er viele Stücke aus dem Französischen des Escribe, Viktor Hugo, Ducange u. A. übersetzt, oder für die spanische Bühne zurechtgerichtet, und mehr davon unter dem angenommenen Namen Ramon Arriola (Anagramm von Mariano Varra) herausgegeben. In der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines „*Diccionario de sinonimos de la lengua castellana*“, der aber bis jetzt noch nicht erschienen ist. Seine Theilnahme an den politischen-religiösen Verhandlungen unserer Zeit hat er nicht blos als Journalist und Uebersetzer, sondern auch durch selbstandige Werk bestätigt: „*De 1830 á 1835 ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal*“ (Madr. 1836). Seine in der „*Revista española*“ meist mit Figaro unterzeichneten Artikel erschienen unter dem Titel: „*Figaro. Coleccion de articulos dramaticos, literarios, politicos y de costumbres*“ (5 Bde., das. 1837); auch erschienen eine „*Coleccion de todas sus obras*“ (13 Bde., das. 1837). Wie wohl in allen Werken V.'s der Einfluß der neuesten französischen Literatur unverkennbar ist, tragen sie doch sämtlich das Gepräge des echt spanischen Nationalcharakters, vorzüglich jener Mischung von melancholisch-gravitätischem Ernste, leidenschaftlicher Glut, wehmüthiger Ironie und tief sinnigem Eudwig. Wenn daher auch V., im Gefühl der Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung der vaterländischen Literatur, zum Theil einen falschen Weg einschlug, zum Theil zu früh seinen Lebensfaden zerschchnitt, um in reiferer Durch-

Bildung die erregten Hoffnungen zu realisiren, so bleibt er doch als einer der talentvollsten Repräsentanten des neuern Spaniens eine merkwürdige Erscheinung. E. zeichnete sich übrigens durch eine bedeutende Sprachgewandtheit und einen kraftvollen, edlen Styl aus.

Varrabegua, span. Flecken, östlich von Bilbao; 810 Einw.

Varraga, span. Stadt, südwestlich von Pampluna, am Unga, rechts; 2000 Einw.

Varrasón, span. Flecken, östlich von Pampluna, am Unga, rechts; 230 Einw.

Varrata (Entom.), nach Latreille, Drehwespen, s. u. Lerra Kabr.

Varran, franz. Dorf, Dep. Basses-Pyrénées, Arrond. Mauléon; Eisenwerk, Eisengruben; 1200 Einw.

Varren (Bot.), L. nach Cavanilles, Gattung der Sapindaceae Rich., der Rutaceae Apr., Decandria monogynia L. — Charakter: Kelch unten, fünfblättrig, abfallend; Blumentrone fünfblättrig, Blätter mit Nägeln versehen; 10 Staubfäden; 1 Griffel mit einfacher Narbe; fünf einsamige Kapseln; Fruchthülle fleischig. — Drei Arten, Sträucher in Buenos Ayres: 1) L. divaricata Cavan. Icon. VI, Taf. 360, Fig. 1; — 2) L. nitida Cav. VI, Taf. 359; — 3) L. cuneifolia Cav. — II. Nach Ruiz u. Pavon, Pflanzengattung. — Art: L. gracilis R. P., s. v. a. Hoffmannseggia gracilis.

Varrelt, händov. Pfarrdorf, Zurich, Ostfriesland, Amt Emden; Zoll- u. Grenzreceptur, Ziel u. Kleiner Hafen; 480 Einw.

Varren (Biogr.), Dominique Jean, Baron, ausgezeichneter franz. Wundarzt, geb. 1766 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre im Departement der Oberpyrenäen, studirte in Toulouse unter seines Oheims Leitung, trat vor der Revolution als Wundarzt bei der französischen Armee ein u. machte als solcher seinen ersten Feldzug auf der Fregatte La Vigilante, die 1787 nach Nordamerika abging. Nach seiner Rückkehr verließ er den Felddienst und begab sich nach Paris, wo er unter Sabatier seine medicinischen Studien erweiterte, und dann als zweiter Arzt am Invaliden-Hotel angestellt wurde. Im J. 1793 zur Armee berufen, kam er als Chirurg erster Klasse unter Luckners Heer. Der Anblick so vieler Unglücklichen, die bloß verwundet, dennoch auf dem Schlachtfelde umkommen mußten, weil es an schneller Hülfe gebrach, brachte E. auf den Gedanken der sogenannten ambulances volantes; er führte diese heilsame Erfindung nach der Einnahme von Speyer und Mainz ein und erhielt den Titel eines Chirurgen principal. Von nun an stand er den ambulanten Lazarethen bei der Avantgarde vor u. bewies bei allen Gelegenheiten seltene Unerschrockenheit und Berufstreue. Damals erwarb er sich auch die Freundschaft des edlen Desaix. Nachdem die Unternehmung der Armee gegen Korfika, bei welcher er 1794 die Stelle eines Chirurgen en chef erhielt, zweimal gescheitert, ließ er sich in Toulon nieder, bildete daselbst eine Lehranstalt für Chirurgen, ging aber schon 1796 als Professor an eine andere Schule über. Von Bonaparte nach Italien berufen, war er

kaum angelangt, als der Friede von Campo Formio geschlossen wurde; nichts destoweniger aber machte er sich sehr nützlich, indem er eine Menge Lazarethe und in den meisten derselben chirurgische Schulen einrichtete. Im J. 1798 ging E. mit nach Aegypten und leistete hier, oft unter den schwierigsten Umständen und mehrmals selbst verwundet, der Armee die größten Dienste. Vgl. seine „Relation historique et chirurgicale de l'expédition de l'armée d'Orient“ (Par. 1803). Von dort zurückgekehrt, st. ihm Bonaparte 1802 als Chirurgen en chef des Hospitals und der Konsulgarde an, und ernannte ihn 1805 zum Generalinspektor des Militär-Medicinalwesens. In dieser Eigenschaft hat E., hochgeehrt von Napoleon, der ihn nach der Schlacht von Eylau zum Kommandanten der Ehrenlegion, bei Wagram zum Baron ernannte, und ihm eine Dotation von 5000 Franken gab, dabei von der Armee mit vollem Rechte vergöttert, allen heldtugigen Napoleons bis zur Schlacht bei Waterloo beigezogen; in letzterer wurde er zum Gefangenen gemacht. Nach der Restauration verlor E. seine lebenslängliche Pension von 3000 Franken, die ihm der Kaiser während des sächsischen Feldzuges bestimmt hatte; ein Specialgesetz der Kammer gab sie ihm jedoch wieder. Napoleon vermachte ihm in seinem Testamente 100,000 Franken und nannte ihn bei dieser Gelegenheit den tugendhaftesten Mann, den er je kennen gelernt. Auch die Monarchen von Rußland, Preußen u. Sachsen hatten E. früher manche Beweise ihrer Hochachtung gegeben. Im J. 1820 trat er als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften. Im J. 1836 wurde er als Oberchirurg des Invalidenhauses verabschiedet; † 1842. Seine Schriften stehen in hoher Achtung und sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Mehrere seiner „Mémoires“ übergehend, nennen wir nur: Mémoires sur les amputations etc. (Par. 1797, neue Aufl. 1808); — Mémoires de médecine et de chirurgie militaire (3 Bde., das. 1812; 4. Aufl. 1818); — Clinique chirurgicale, exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 (3 Bde., das. 1829).

Varrieden, bayer. Pfarrdorf, N.-O. Mistelfranken, Edgr. Feuchtwangen; 240 Einw.

Varronen, asiat. Inseln, China, Prov. Canton; liegen in und vor der Bucht Cantons; sind unfruchtbar, jedoch reich an Schildkröten, Muscheln u. dgl., ungefähr 40,000 Einw., die Schleichhandel, Seeräubererei (nur gegen Chinesen) treiben, haben eigene Anführer und finden in ihren von Natur festen Inseln sichere Zuflucht. Vorzüglichste: Schangtschuen (mit Begräbniß des Märtyrers Franz Xaver), Tichouimen, Luovan etc. Mit diesen Bewohnern sind die Räuber auf Haynau, Formosa etc. verbunden.

Varroque, franz. Dorf, Dep. Ariège, östlich von Foix; 800 Einw.

Varry St., franz. Dorf, Dep. Ariège, Arrond. St. Girons; 1100 Einw.

Varsan, Japan, in Bantam eine Reich-



mit blaugrauem Rücken und eben so gefärbter Wurzelhälfte der Schwingen. Im Sommer der Kopf und Oberhals schwarz, untenher rosenroth. Schnabel und Füße roth.

11. Mauves oder Mouettes Bouffon, kleinere Möven. — 5) *L. fuscus* L., *L. flavipes* Meyer, Haringmöve. Ist über 1 1/2 Fuß lang, weiß, Rücken u. Flügel bräunlich schwarz, Schwungfedern schwarz, vor der Spitze der zwei äußern ein weißer Flecken, Schnabel und Füße gelb. Sie findet sich häufig im Nordmeer, kommt auch in die Nord- und Ostsee, geht aber, wie es scheint, nicht bis Island; des Winters ist sie häufig an Nordamerika, in der Nähe von New-York, und selbst bis Jamaika; auch ist sie häufig im Mittelmeer. Sie legt ihre 2 oder 3 Eier in den Sand zwischen die Dünen und auch auf Felsen. Frisch, Taf. 218. — 6) *L. eburneus* Gmel., weiße Möve, Mathshetr. Sie wohnt im höchsten Norden von Spitzbergen und Grönland, ist 15 Zoll lang, schneeweiß, Schnabel und Füße schwarz. Die Flügel länger als der Schwanz; die Jungen schwarz gefleckt. Sie fliegt, wie die Krähen, mit ausgebreiteten Flügeln, schreit larr, ruht nicht gern auf dem Wasser und macht die Füße nicht gern naß, frist aber doch gern Fische, läßt sich auf dem Eis schwer vom Schnee unterscheidn, setzt sich auf die Wallrosse, frist ihren Unrath und fliegt meist allein; beim Raube aber versammeln sie sich häufig. Cook fand sie in Norkasund unterm 60. Grad. Verirrt sich bisweilen nach Europa. Daubent., pl. enl. 994. — 7) *L. cyanorhynchus* Meyer, *L. canus* L., die Sturmmöve, die blaufüßige Möve. Gegen 15 Zoll lang, ganz weiß, Rücken und Flügel hellgrau; an der Spitze der zwei äußern Schwungfedern 2 weiße Flecken; Schnabel und Füße gelb. Sie lebt von Fischen, Schnecken und Würmern, welche sie vom Strand und von den Feldern abliest. An den Küsten der Ost- und Nordsee. Des Winters kommt sie bisweilen auf deutsche Seen. Daub., pl. enl. 977. — 8) *L. ridibundus* L., *L. hybernus* et *L. erythropus* Gmel., die Lachmöve, die rothfüßige Möve; in Schwaben Allenbock. Flügel unten heller als oben; ihre Schäfte rein weiß. Ende der großen Schwungfedern dunkelbraunschwarz; Füße roth; Schnabel roth, in der Jugend mit schwarzer Spitze. Die Schwungfedern überragen den Schwanz um mehr als 2 Zoll. Kopf im Sommer schwarz. Länge 16 Zoll. Sie bewohnt schaarenweis die nordischen und norddeutschen Küsten, Flußmündungen, großen Landseen, legt 2—4 gelbliche oder grauliche, dunkler gefleckte Eier, vertreibt Feinde durch vereintes Geschrei, macht überhaupt viel Lärm, frist Fische, Insekten, sucht auch auf dem Lande Regenwürmer und Engerlinge. Schießt man eine, so kommen sogleich die andern mit großem Lärme herbei und man kann einen zweiten Schuß anbringen. Daub., pl. enl. 969. 970. — 9) *L. atricilla* Cuv. Weiß, mit grauem Rücken und Flügeln, und schwarzem Kopf und Schwanz. Schnabel und Füße dunkel blutroth. Nordamerika. Wilson, Am. IX, 74, 4. — 10) *L. maculipennis* Licht, Der vorherge-

henden ähnlich, hat aber eine breite schwarze Binde auf der Unterseite der Flügel. Bei Montevideo. — 11) *L. leucopterus* Faber. Mit aschblauem Mantel und silbergrauen Schwungfedern mit weißen Spitzen, die über den Schwanz hinausragen. Schnabel und Füße citronengelb. Im hohen Norden. — 12) *L. cirrocephalus* Vieill. Kopf und Mantel blaulich- aschgrau, Hals, Brust, Bauch, Schwanz und kleinere Schwungfedern weiß; die großen Schwingen bis zur Spitze schwarz, Schnabel und Füße roth. Brasilien. Vieill., Gal. 289. — 13) *L. Ichthyætos* Pall. Weiß, mit ganz schwarzem Kopf bis zur Mitte des Halses; die Augenlider weiß, der Rücken aschgrau, die Schwingenspitzen schwarz; der Schnabel rothgelb. Im Ganges, dem rothen und dem kaspischen Meer. Rüppell, Atlas, Taf. 17. — 14) *L. leucophthalmus* L. Der Kopf bis zur Kehle herab schwarz; der Hinterhals, die Brust, der Bauch und der Schwanz rein weiß; im Nacken ist sie aschblau, welches auf dem Rücken und den Flügeln in Graubraun übergeht; Schwungfedern schwarz; am Flügelgelenk und dem Ende der großen Flügeldeckfedern weiß. Der Schnabel korallenroth mit schwarzer Spitze, um das Auge ein weißer Kreis, die Füße orangegeb. An den Ufern des rothen Meeres. Temm., col. 366. — 15) *L. Sabini* Leach. Weiß, mit blaßgrauem Mantel und bleifarbigem Kopf und Oberhals, mit einem schwarzen Ring eingefaßt. Schwingen und Schnabel schwarz, letzterer mit gelber Spitze. Füße schwärzlich, der Schwanz gebogen, kürzer als die Schwingen. In den Polarregionen. Ross, Vog. to Baffinsbay pl. 15. — 16) *L. melanorhynchus* Temm. Untenher weiß, ins Rosenrothe, mit blaugrauem Kopf, blaßgrauem Mantel, weißen Schwingen mit schwarzem Ende und weißer Spitze, rothen Füßen und ganz schwarzem Schnabel. Südamerikanische Küsten. Giff., Temm., col. 504. — 17) *L. minutus* L., Zwergmöve. Nicht größer als die Misteldrossel, weiß mit schwarzem Kopf und rostrothem Schnabel, Rücken und Flügel bläulichgrau, Spitzen weiß, Füße hochroth. Ihre Heimath ist eigentlich Sibirien, in Seen und Flüssen, wo sie schwimmt, sich auch auf Bäume setzt, und wie die Meerschwalbe schreit; das Ei ist blaßolivengrün mit dunkeln Flecken. Sie lebt von Würmern und Insekten; sehr selten verirrt sie sich nach Deutschland, kam indeffen schon bis auf den Bodensee. Sie kommt bis in die Ostsee und brütet auf den dortigen Inseln, geht aber im Winter fort. Naumann, 36, Fig. 71. — 18) *L. Audouini* Payraudvau. Weiß, mit aschblauem Rücken und Flügeln; die Schwungfedern schwarz, jede Feder am Ende mit einem weißen Fleck geziert. Iris u. Schnabel roth und mit zwei schwarzen Querstrichen, Füße schwarz. An den Küsten von Sardinien, zumal aber von Korsika. Temm., col. 480. — 19) *L. melanurus* Temm. Kopf, Hals, Wurzel und Unterseite weiß. Mantel, Rücken u. Flügel hellschiefergrau; die Deckfedern mit weißer Spitze; Schwingen schwarz, ebenfalls mit weißer Spitze; der Schwanz schwarz mit weißem Einsatz; Augenkreise und Schnabel gelb, letzter



Larve, 1) (röm. Alterth.), f. *Persona* 1); — 2) (röm. Relig.), Spulgeist, abgeschiedene Seele böser Menschen, die sowohl Gestorbene als Lebende quält. Bei Lebenden gelten sie als Ursachen des Wahnsinns. Die Bilder, die man sich von ihnen machte, waren häßlich: es waren Popanze, Skelete od. Gliedermänner, die allerlei verrenkte Stellungen annahmen. Vorzüglich waren diese Gestalten auf der Volksbühne der Atellanen heimisch.

Larve (in and. Bedeut.), 1) (Jagdw.), die eingeschnittene Kerbe oben auf der Forkel, in die die obere Linie des Jagdzeugs zu liegen kommt; — 2) ein eingeschnittenes Gewinde an den Gesteln der Vogelsteller, od. mit einer Kerbe versehene Hölzer, die Schlagstecken mittelsteines Nagels in der Kerbe zu befestigen und sie mit den Vogelwänden auf- und niederzuziehen; — 3) die Fleder, wo Nester von den Bäumen gehauen, und die nun wieder verwachsen sind; — 4) (Maschinenw.), an Treträdern die Einschnitte, in welche die Schaufeln geschoben werden.

Larvenaffe (Säugeth.), f. v. a. *Callithrix personata* (uv.).

Larvenblüthler (Bot.), natürl. Pflanzenfamilie, f. v. a. *Personata*.

Larvenfresser (Ornith.), f. v. a. Dünnschnäbler, *Tenuirostres* (f. d.).

Larvenmolch (Amphib.), Batrachiergatt., f. v. a. *Siren* 1..

Larvenpore (foss. Zool.), f. v. a. *Larvaria* (f. d.).

Larvenschwein (Säugeth.), f. v. a. *Mastenschwein*, *Sus larvatus* (uv.).

Larventaucher (Ornith.), Schwimmvögeltgatt., f. v. a. *Mormon* (uv.). Gemeiner Larventaucher, f. v. a. *Mormon Fratercula Temm.*

Larvicida (Entom.), f. v. a. *Mordraupen* (f. d.).

Larvig (bot. Term.), f. v. a. *Larvatus*.

Lary (Säugeth.), f. v. a. *Sciurus insignis Horsf.*

Lary (Geogr.), franz. Fluß, *Charente* infer., Nebenfluß der Dordogne, mündet bei Goutres.

Larymna (a. Geogr.), 1) zwei Orte am Fluß *Cephissus*, Ober- u. Unter-L., früher beide den opuntischen Lokern gehörig, von denen sich aber Ober-L. freiwillig zum böotischen Bunde bezug und seitdem als eine Stadt Böotiens erscheint. Unter-L. ist das heutige *Kastri* am linken Ufer des *Cephissus*. — 2) L. in *Karien* (*Mela* I, 16, 2).

Larynchitis (Med.), wird öfters falsch für *Laryngitis* gebraucht.

Laryngea arteria inferior, untere Kehlkopfschlagader (*Anat.*), $\frac{1}{2}$ '' dick, entspringt aus der *Art. thyreoidea inferior*, durchbohrt die Seitenwand des Pharynx unter dem *Musc. cricopharyngeus*, steigt zu der hintern Wand des Kehlkopfes auf, und vertheilt sich an die untern Muskeln desselben u. an die Schleimhaut des Larynx u. Pharynx; anastomosirt auch mit der *Art. laryngea superior*.

Laryngea arteria superior, obere Kehlkopfschlagader (*Anat.*), $1\frac{1}{2}$ '' dick, entspringt aus der *Art. thyreoidea superior*, ganz nahe über der Theilungsstelle der *Art. carotis communis*, läuft im *Trigonum cervicale* bogenförmig nach vorn und oben; alsdann, vom obern Bauche des *Musc. omohyoideus* bedeckt, geschlängelt nach vorn u. unten.

Laryngeche, **Laryngechos** (Med.), der Kehlschall, der mittelst des Stethoskops vom Respiriren u. Sprechen beobachtet wird.

Laryngeus nervus (*Anat.*), f. *Vagus*.

Laryngismus (lat., Med.), 1) das heisere Rufen mit ausgedehneter Luftröhre, wie bei den Raben, oft bei den Papageien u. s. w.; — 2) bei den Neuern f. v. a. *Asthma acutum periodicum Millari*.

Laryngitis (Luftröhrenentzündung, Med.). Sie zerfällt in die akute und chronische. Zu den akuten Formen gehören:

1) Die akute, einfache L. und *Trachetis* (die katarrhalische, erythematöse, erysipelätöse L.). Die Ausdrücke katarrhalische L. (*Laryngealkatarrh*), erythematöse, erysipelätöse L. bezeichnen krankhafte Verhältnisse, die nur durch den Grad der Heftigkeit, Entwicklung und Akuität verschieden sind. Es sind *Laryngentzündungen*, wie sie, ohne durch besondere konstitutionelle Veränderungen bestimmt zu werden, je nach dem Grade der Einwirkung, zu niederen, mäßigeren Stufen, oder zu höheren, heftigeren sich entwickeln.

Die einfache L. ist eine primäre oder konsekutive Affektion. Die primäre steigt sich verhältnißmäßig viel seltener zu den höheren Graden. Sie wird am häufigsten hervorgebracht durch Einathmen kalter Luft, durch Erkältung der Halshaut, der Röhre, durch übermäßige Anstrengung der Stimme, durch Einathmen reizender Substanzen oder gar, was stets höhere Grade veranlaßt, durch Eindringen flüssiger und fester, heißer, brennender, kaustischer Gegenstände in den Larynx. Auch Trinken von siedend heißem Wasser kann, ohne daß etwas in den Larynx selbst eindringt, heftige L. hervorrufen (*Marshall Hall* in *Med. chir. transact.* XII, 1 und *Hyland*, S. 263—277). Im Allgemeinen kommt die primäre L. häufiger bei Kindern und überhaupt bei jüngeren Individuen als bei älteren vor. Bei Weibern erreicht sie leicht höhere Grade, als bei Männern.

Die konsekutive L. entsteht im Verlaufe anderer Krankheiten. Ihre leichtesten Formen kommen im Gefolge von Nasen- und Bronchialkatarrhen vor, leicht und schwere Formen treten auf während des Verlaufs von Typhus, Sepsis, Erysipel, Variolen, Scharlach, Masern, zuweilen auch Enteriten, Pneumonien und andern epidemisch herrschenden Krankheiten. In manchen Epidemien der genannten Krankheiten kommen die Laryngiten in besonderer Häufigkeit oder Bösartigkeit vor.

Pathologische Anatomie. Die anatomischen Veränderungen der leichteren Fälle (*Laryngealkatarrh*) bestehen ohne Zweifel in Hyperämie und mäßiger Wulstung der Schleim-



durch Krottonöl einen Ausschlag machen und reizende Klystiere (Essig) anwenden. Ist der soporöse Zustand schon eingetreten, so versucht man neben den angegebenen Mitteln noch stark rothmachende Hand- und Fußkataplasmen, innerlich Kampher, und als letztes, aber unter diesen Umständen sehr zweifelhaftes Mittel, kann man die Tracheotomie vornehmen. Bei großer Neigung zur Wiederkehr, auch der leichteren Formen, ist es nützlich, den Hals durch Flanell, Wachsrasset, Seide zu schützen oder aber durch methodische kalte Waschungen die Empfindlichkeit der Haut gegen Temperaturwechsel abzustumpfen.

2) Croupöse Laryngotracheitis, s. Croup.

3) Diphtheritische L. Es kann noch als fraglich angesehen werden, ob die croupösen Affektionen, welche man vorzugsweise im Larynx und gewöhnlich im geringeren Maße auch auf den Tonsillen und ihrer Umgegend wahrnimmt (Croup in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes), von jenen wesentlich verschieden seyen, welche man früher als Angina maligna bezeichnete, bei welchen Bretonneau das Vorhandenseyn einer pseudomembranösen Ausschüßung auf den Mandeln nachwies und die er darum gemeinschaftlich mit dem Croup unter dem Namen Diphtheritis zusammenfaßte. Indessen muß das Studium jener Epidemien vorzugsweise, bei welchen die diphtheritische Angina verheerend unter Erwachsenen herrschte, Zweifel erregen, ob die Zusammenfassung derselben mit dem Croup gerechtfertigt sey. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auf den Mandeln und der Rachenschleimhaut dieselben Prozesse vorkommen können, wie auf der Larynx- und Trachealschleimhaut, und es kann sogar als ausgemacht angesehen werden, daß der Croup der letzteren auf jene sich gewöhnlich ausbreitet, selbst auf jenen oft beginnt und vorzugsweise sich entwickelt. Dagegen aber scheint es fast unerläßlich anzunehmen, daß auf allen diesen Schleimhäuten außer den einfachen Entzündungen, die zuweilen schwache Pseudomembrane liefern, außer dem Croup, der in mehr oder weniger dicken und reichlichen, aber zur Organisation nicht von vorn herein unfähigen Abscheidungen auf der Schleimhaut besteht, noch weitere eigenthümliche Affektionen vorkommen, bei welchen ein in Fäden und Häuten koagulirtes Exsudat erscheint. Diese Affektionen scheinen in der Mund- und Rachenhöhle ungleich häufiger vorzukommen und bestimmter charakterisirt zu seyn, als im Larynx, und in diesen sowohl ihrer Seltenheit als der geringen Aufmerksamkeit wegen, welche die Beobachter dem Unterschiede geschenkt haben, vor der Hand nicht scharf gezeichnet werden zu können. Die der sogenannten Angina maligna analoge Affektion des Larynx soll hier nach dem Vorgange Rylands (on the diseases and injuries of the larynx and trachea, S. 160—175) mit dem Namen diphtheritische L. bezeichnet werden, obgleich Rylands Auffassungsweise nicht durchaus adoptirt werden kann.

Die Krankheit wurde vorzugsweise in böartigen Epidemien unter Erwachsenen wie unter Kindern, zuweilen in Heeren beobachtet. Die meist gleichzeitigen Erscheinungen in der Rachenhöhle (Angina maligna) ließen jedoch das Larynxleiden übersehen oder gering achten. Ob die Affektion auch sporadisch vorkomme, kann zweifelhaft seyn; jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, daß manche der als Croup der Erwachsenen bezeichnete Fälle hierher zu rechnen sind.

Die Sektionen zeigen geronnenes Exsudat im Pharynx, in den Choanen und in mehr oder weniger großer Ausdehnung in den Luftwegen, in diesen jedoch gewöhnlich mächtiger entwickelt, als in jenen. Das Exsudat kann grauweiß seyn, ist öfter gelblich, bräunlich, schwärzlich und unter ihm befindet sich die Schleimhaut in einem gerötheten oder mißfarbenen, meist erweichten Zustand.

Die Erscheinungen sind die eines böartigen, tödtlichen Fiebers, meist mit Brustbeklemmung, Schlingbeschwerden, zuweilen mit bedeutender Dyspnoe. Die Krankheit scheint besonders bei epidemischem Vorkommen oft außerordentlich rasch tödtlich zu werden, selbst ehe noch die örtlichen Veränderungen sich beträchtlicher entwickelt haben, jedenfalls ehe diese so weit gediehen sind, daß sie ein mechanisches Hinderniß für das Athmen werden könnten.

4) Aphthöse L. Es ist sehr selten, die aphthöse Affektion, die in der Mund- und Rachenhöhle so gewöhnlich ist, in den Larynx eindringen zu sehen. Der letztere scheint fast immer frei zu bleiben, wenn auch rings um seinen Eingang herum reichliche aphthöse Koagula sitzen. Doch hat Cruveilhier (Anat. pathol. XV, Taf. 3, Fig. 2) einen Fall abgebildet, in welchem die Larynxventrikel mit aphthösen Ablagerungen gefüllt waren, und (ibid. XXXV, Taf. 4) zwei weitere Fälle als Beispiele aphthöser Tracheitis erklärt.

5) Pustulöse L. Sie kommt nur bei Variolen eruption vor und besteht in einer Ausbreitung des Pockenausfalls auf die Epiglottis, den Kehlkopf, die Trachea, ja selbst die Bronchien. Die Pusteln zeichnen sich durch Weichheit aus, können konfluiren und Geschwüre, die unter Umständen tiefer greifen, hinterlassen. Zugleich sind die Luftwege mit schleimigem, eiterigem, plastischem Exsudate ausgefüllt und der submuköse Zellstoff serös infiltrirt.

6) Septische L. Porter (Uebers. S. 155) erzählt, daß im Winter 1835—36, als das Erysipelas in den Hospitälern von Dublin herrschte, in einzelnen Fällen dasselbe den Larynx und die Luftröhre ergriffen und Dyspnoe von eigenthümlich furchtbarem Charakter nebst asthenischem Fieber hervorgerufen habe. In keinem solcher Fälle sey Herstellung erfolgt und in der Leiche habe man das unter der Schleimhaut gelegene Zellgewebe in einer großen Ausdehnung von einer brandigen und fauligen Tauche infiltrirt gefunden. Obgleich Porter von einem „Erysipelas“ spricht, das auf den Kehlkopf sich ausgebreitet habe, so waren doch offenbar die von ihm gemeinten Fälle von jenen, bei welchen

Die Krankheit wurde vorzugsweise in bösar-

ein gewöhnliches Gesichtserysipelas eine wenn auch tödliche L. oder ein Dedem der Glottis herbeiführte, durch den septischen Charakter der Epidemie wesentlich verschieden.

Unter den chronischen Formen der L. zeichnet sich zuvörderst aus: 1) die einfache chronische Entzündung des Larynx und der Trachea, chronische katarrhalische Laryngotracheitis (Kehlkopfschwindsucht zuweilen genannt). Nachdem schon die alten Aerzte (Galen) mehr oder weniger deutlich von Larynxgeschwüren gesprochen, Morgagni die anatomischen Veränderungen bei chronischer L. genauer beschrieben und sogar einzelne Erscheinungen (Erlöschen der Stimme, Dyspnoe), auf sie bezogen, war es zuerst Borstert (Institut. med. pract. IV, §. 57 u. 62), welcher eine Laryngeal- und Trachealphthisis aufstellte. Wenn dieselbe auch im Allgemeinen in die Kompensdieu und in die geläufigen Ansichten der Aerzte übergieng, so fehlten doch genauere Untersuchungen über sie durchaus. Solche wurden versucht besonders in einigen geschägten französischen Dissertationen von Sauvée (Phthisie laryngée 1806), Cayol (Phthisie trachéale 1810), Praval (Rech. pour servir à l'hist. de la phthisie laryngée 1824), in Deutschland vorzugsweise von Sachsé (Beitr. zur genaueren Kenntniss und Unterscheidung der Kehlkopf- und Luftröhrenschwindsucht 1821), und Albers (Pathologie und Therapie der Kehlkopfkrankheiten 1829). Im J. 1836 rief der Preiskonturs die wichtige Arbeit von Trousseau u. Belloc (Mém. de l'acad. VI, S. 1–312) hervor, in welcher mit großer Genauigkeit die ätiologischen, anatomischen, symptomatischen und therapeutischen Beziehungen solcher Affektionen des Larynx, welche Phthisis zur Folge haben, auseinandergesetzt wurden. Seither hat es nicht an Arbeiten gefehlt, welche einzelne Punkte noch näher aufklärten.

Ätiologie. Die chronische L. und Tracheitis ist eine der häufigsten Luftwegekrankheiten, die jedoch wohl nie primär sich entwickelt u. höchst selten für sich allein besteht. Sie kommt nur selten in der frühen Kindheit, verhältnissmäßig sparsam in der Jugend vor; am häufigsten ist sie in dem mittlern Lebensalter, nach dem 50. Jahre wird sie wiederum seltener. Sie scheint im Allgemeinen häufiger bei den Männern zu seyn, unter Individuen weiblichen Geschlechts hauptsächlich nur bei solchen vorzukommen, die ein ungebundenes, ungeordnetes Leben führen (Dirnen, öffentliche Verkäuferinnen, Bettlerinnen von Profession u. dgl.). Man will sie am häufigsten bei öffentlichen Rednern, Ausserfern, Gassenkomödianten u. dgl., ferner bei Fäekern, Müllern, Maurern, Farbenreibern, bei Arbeitern in Porzellanfabriken, Baumwollenmanufakturen, chemischen Fabriken und ähnlichen beobachtet haben.

Die chronische Entzündung der Laryngeal- u. Trachealschleimhaut wird entweder hervorgerufen durch vorausgegangene örtliche Prozesse, oder durch Leiden anderer Theile, neben welchen die Larynxaffektion fortbesteht und oft, als das

beschwerlichste Uebel, die übrigen Erscheinungen verdeckt und verkennt lässt.

Unter den örtlichen Processen, welche zur chronischen Schleimhautentzündung des Larynx und der Trachea Veranlassung geben, sind die am häufigsten wirkenden oft sich wiederholende akute Katarrhe des Theils. Uebrigens kann jede chronische Veränderung am Larynx (Krankheiten des Perichondriums, Polypenbildungen, Krebs, Strikturen, Fistein, zurückgehaltene fremde Körper u. s. w.) eine lentescirende Entzündung seiner Schleimhaut zur Folge haben. Seltener bleibt eine solche nach einer schweren akuten Affektion (heftiger L., Croup, Dedem der Glottis, Laryngotracheitis) zurück. Noch viel häufiger als durch örtliche Prozesse wird die chronische Laryngotracheitis durch Affektionen in anderen Theilen unterhalten, und zwar ist die überwiegendste Ursache derselben die Lungentuberkulose, so sehr, daß bei jeder sehr hartnäckigen und nicht durch andere bestimmte Ursachen genügend begründeten Laryngotracheitis der dringende Verdacht einer Lungentuberkulose entstehen darf. Wie es scheint, rührt die Laryngeal- und Trachealaffektion, sofern sie nicht selbst (was ungewöhnlich) von Tuberkelinfiltration der dortigen Follikel abhängig ist, von dem reichlichen Auswurfe her, der fortwährend die Schleimhaut passiert, und findet sich daher auch vorzugsweise bei Lungenphthisen mit reichlicher Expektoratien. Auch bei chronischen Bronchien mit abundantem Sekrete stellt sich, wohl aus demselben Grunde, bei längerer Dauer ein Larynxkatarrh her. Außer der Tuberkulose und chronischen Bronchitis scheint noch die konstitutionell gewordene Syphilis nicht ganz selten chronische Laryngitis hervorzurufen, bei welchen aber zunächst noch zweifelhaft ist, ob solche wirklich von der Schleimhaut ausgehen.

Pathologische Anatomie. Die Schleimhaut kann verschiedene Farbennuancen zeigen, bleich, graulich, gleichmäßig roth oder gefleckt roth, braun oder schwarz seyn. Häufig bemerkt man auf ihr zahlreiche weiße Flecken, die mit einem gerötheten Hofe umgeben sind, vorstehende geschwollene und mit Sekret verpfropfte Follikel. Gewöhnlich sind zahlreiche variköse Ueberhöhen in der Schleimhaut sichtbar, die Schleimhaut ist verdickt oder brüchig und morsch geworden, zuweilen auch auffallend weich. Nicht selten geschehen die Verdickungen der Schleimhaut zu einzelnen oder zahlreichen hypertrophischen und polypösen Wucherungen und Vegetationen. Sehr häufig bilden sich auf der Schleimhaut oberflächliche Geschwüre, die an allen Theilen der Luftröhre und des Kehlkopfs vorkommen können, anfangs oft nur ganz oberflächliche Erosionen mit scharfem rothem Saume darstellen oder aus den afficirten Follikeln entstehen. Sie zeigen vielfache verschiedene Formen, die aber vorzugsweise von ihrem Sitz, wohl auch von ihrem Alter abhängen. Linienförmige Geschwüre finden sich in reichlicher Zahl besonders in der Trachea, rubren von den Follikeln her und nehmen, wenn sie wachsen, eine längliche Form an, in der Regel jedoch, ohne eine solche Größe zu erreichen, daß sich mehrere in ein Geschwür vereinigen. Eine

regelmäßige oder unregelmäßige rundliche Form bei verschiedenster Größe behalten die Erosionen, die, wenn sie länger anhalten, wohl auch die tieferen Partien der Schleimhaut ergreifen können, alsdann in Geschwüre mit aufgeworfenen Rändern übergehen und große Strecken überziehen können. Tief, hohl und sinuös sind besonders die Geschwüre, die sich in der Nähe der Stimmbänder, in den morgagnischen Taschen bilden. Außer den letzteren haben die Geschwüre der katarrhalischen L. wenig Neigung in die Tiefe zu greifen, und können viele Jahre bestehen, ohne die unterliegenden Gewebe zu ergreifen. Ein Fortschreiten auf letztern geschieht um so eher, je mehr in Folge der chronischen Schleimhautentzündung selbst allmählig diese untergelegenen Theile Veränderungen eingegangen haben, welche ihr ulceröses Zugrundegehen befördern. Das submuköse Zellgewebe zeigt bei lange bestehenden Laryngo-katarrhen meist Infiltration, Verdickung und Verhärtung. Die Bänder des Kehlkopfs und der Trachea sind oft zäh, verdickt, verkürzt, die Faserknorpel (Epiglottis) unförmlich, dick und starr, die Muskeln verdickt u. kontrahirt, die Knorpel, besonders die Cartilago cricoides afficirt, ihre fibröse Haut verdickt u. mit einzelnen knöchernen Inkrustationen besetzt. Sind solche Veränderungen vorausgegangen, so überträgt sich der Geschwürsproceß um so leichter auf diese Theile. Die Muskeln, die von dem Verschwärungsproceß erreicht werden, findet man sofort erbleicht, verdünnt, brüchig, mit einer faniösen Flüssigkeit getränkt, wohl selbst Abscesse enthaltend, die Bänder, am häufigsten die Ligamenta thyroarytaenoidea, verdünnt, erweicht, zerstört; dadurch sind zuweilen Luxationen der Knorpel herbeigeführt; das Perichondrium ist unterminirt, brüchig, zerrissen u. zerstört, die Faserknorpel zeigen sich wie zerfressen, die afficirten Knorpel kariös, nekrotisch, die nicht afficirten (z. B. sehr gewöhnlich die Gießkannenknorpel) zerbröckelt, ganz oder theilweise aufgelöst. Bei dem Fortschreiten der Ulcerationen treten manchmal schlimme und sogar schnell tödtliche konsekutive Veränderungen und Ereignisse auf: Infiltration der Glottis mit Serum oder Eiter, Hämorrhagie aus angefrassenen Gefäßen, Vorragen eines unvollständig abgelösten Knorpelstückchens in den Laryngealkanal, Durchbruch des Geschwürbodens nach Außen in das subkutane Zellgewebe oder gar auf die Oberfläche der Haut des Halses.

Symptome. Die chronische L. und Tracheitis, selbst sehr vorgeschrittene Grade derselben, können bestehen ohne alle Symptome, um so mehr, wenn der Körper der Sitz eines andern Leidens ist, dessen Erscheinungen die der Larynxaffektion verdecken. So wird namentlich von der Mehrzahl der Phthisiker, bei denen die chronische L. eine höchst gewöhnliche Erscheinung ist, niemals oder kaum je über den Larynx geklagt. Auch manche Andere, in deren Leichen man Laryngiten und Geschwüre von offenbar langem Datum findet, hatten von dieser Affektion, die vielleicht Jahre lang bestand, nicht das geringste Merkmal. Andererseits aber erreichen die Symptome der Larynxaffektionen in manchen Fällen einen solchen Grad, daß dadurch alle übrigen

Krankheitssymptome, die oft an sich von weit bedeutenderem Belange sind, ganz oder doch für den Unaufmerksamen zurücktreten. Dieser Unterschied hängt theils von dem Grade der Mächtigkeit der Entwicklung, theils von der Stelle der Affektion, theils von ihrem Grade, theils von den konsekutiven Veränderungen (Geschwüren, Schwellung des submukösen Zellstoffs, Luxationen der Knorpel u. s. w.) ab.

Die einzelnen Erscheinungen, die in den mannichfachen Kombinationen in den Einzelfällen vereinigt seyn oder auch zum Theil isolirt bestehen können, sind: Der Schmerz ist meist nur bei höheren Graden der chronischen L., tiefgehenden Ulcerationen anhaltend, gewöhnlich tritt er nur bei zufälligen Exacerbationen, bei stärkeren Anstrengungen des Organs durch Sprechen, Husten ein. Häufig wird er durch Druck auf den Larynx oder die Trachea, durch Bewegungen des Halses, durch Schlingen hervorgerufen oder gesteigert. Er ist bald fix an einer Stelle, bald verbreitet, bald wechselnd, er besteht bald mehr nur in einem Gefühl von Wundseyn, von Zusammenziehen, leisem Kitzeln, Weisen, bald ist er stechend, brennend, bohrend. Zuweilen erscheint der Schmerz, als wäre er im Oesophagus, ruft Schlingbeschwerden hervor, das Gefühl, als stecke ein fremder Körper in der Speiseröhre, als sey diese verengt und kann dadurch Irrthümer in der Diagnose veranlassen. Die Schwierigkeit und Ungeschicklichkeit zu schlingen ist zuweilen so groß, daß fast bei jedem Bissen, daß namentlich von allem Getränke stets etwas in den Larynx fällt, Husten hervorruft und die Stoffe durch die Nase fortgeschleudert werden, und zwar geschieht dies bei vollkommen unversehrter Epiglottis.

Durch objektive Untersuchung des Larynx mittelst Betasten entdeckt man eine Verminderung seiner Elasticität, wenn in Folge der L. die Knorpel verknöchert sind, Geschwulst einer Seite des Halses, ein Krepitiiren beim Drücken, wenn Theile abgelöst und abnorm beweglich geworden sind. Alle diese Erscheinungen geben jedoch nur über konsekutive Veränderungen Aufschluß. Führt man den Finger tief in die Mundhöhle ein, so kann man die Epiglottis erreichen und, wiewohl nur in seltenen Fällen, Verschwärungen an ihrem Rande durch leichtes Betasten derselben entdecken.

Die Stimme ist bei der chronischen Laryngotracheitis sehr gewöhnlich verändert, um so mehr, wenn die Glottisgegend afficirt ist. Schon eine einfache Hyperämie der Schleimhaut der Glottis, bestehe sie chronisch oder trete sie interkurrirend auf, ändert und mindert den Klang der Stimme und macht diese heiser. Eine mächtige Ulceration des Stimmbänderandes, eine Ulceration der morgagnischen Bänder hat meist dieselbe Wirkung. Ulcerationen der Stimmbänder mit tieferem Substanzverlust bringen Stimmlosigkeit zuwege, um so sicherer, wenn beide Stimmbänder afficirt oder die Cricoarythaenoidei postici verändert sind. Ulcerationen dagegen zwischen den vordern und hintern Ansatzpunkten der Stimmbänder haben oft keinen Einfluß auf die Stimme. Die Stimme wird höchst rauh, wenn eine Wucherung oder dergl.,



spirationsorgane, 1836) beschrieb eine chronische Entzündung der Epiglottis, bei welcher auf dem Kehlkopf von Zeit zu Zeit Krusten u. Schrunden abgesetzt werden, die ganz die Form der Epiglottis haben. Die Symptome sollen seyn: zeitweises Eintreten von Raubheit u. Schwere im Halse, die sich bis zu heftiger Beengung und Angst steigern, bis endlich unter starkem Räuspern und Husten, auch wohl unter Brechbewegungen eine sattelartige, mehr od. weniger harte Kruste ausgeworfen wird. Indessen, obgleich der Recensent des Buches in Schmidts Jahrbüchern XXVII, 246, Schneider in Gulda einen ähnlichen Fall beobachtet und selbst in der Leiche noch die Kruste auf dem Kehlkopf gesehen haben will, ist die Krankheit doch noch eine zweifelhafte, und namentlich suchte Sachs (Musk's Magazin LV, 562) den Ursprung der ausgeworfenen Krusten vom Kehlkopf zu widerlegen. S. auch Brück (Helfcher's Annalen, neue Folge, Bd. I, Heft 1).

Entzündungen im submukösen Zellgewebe des Larynx.

a) Oedema glottidis, L. oedematosa, L. seropurulenta, L. submucosa. Seröse od. eiterige Infiltration des submukösen Zellgewebes des Larynx. Boerhaave beschreibt (Aphor. 791—796) eine Angina aquosa, scheint jedoch einen andern Zustand als das Oedema glottidis darunter verstanden zu haben. Dagegen paßt seine Beschreibung der Entzündung der „weißen Muskeln der Glottis“ (802) besser auf unsere Krankheit. — Einige Andeutungen finden sich auch bei Morgagni (de sedibus etc., Epist. IV, 27); aber sie sind unsicher und dunkel. Mit größerer Bestimmtheit bezeichnet Viehat (Anat. descript. II, 339 u. 404) das Vorkommen und die Tödtlichkeit des submukösen Oedems des Larynx, welches aber erst Bayle (in einem Memoire gelesen vor der Société de l'école de méd. 1807, publicirt 1809 im Journ. de Médecine) als eine eigene Krankheit aufstellte (S. auch dessen Darstellung im Dict. des scienc. méd. Art. Glotte 1817, XVIII, 505). Schon vor Bayle's Publikationen hatte übrigens Farre (Medico-chir. transact. 1812, III, 82) einen Fall von Oedem der Glottis erzählt und Thullier (Essai sur l'angine laryngée oedémateuse 1816) nachgewiesen, daß der unewartete Tod mancher Reconvalescenten seinen Grund in einer ödematösen Anschwellung der Glottis habe.

Bouillaud suchte (Arch. gén. VII, 174) 1825 durch mehrere Beobachtungen zu beweisen, daß die in Rede stehende Krankheit nicht bloß Oedem, sondern Entzündung und submuköser Absceß sey, u. Cruveilhier (1834 im Dict. en XXVI, 37 und Anat. pathol. du corps hum. Livr V), Trousseau und Belloe (1837 traité de la phthisie laryngée, S. 16 u. 252) entschieden sich für dieselbe Ansicht. Sofort war es unzweifelhaft, daß Abscesse im submukösen Zellgewebe des Larynx mit den Symptomen des bayerischen Oedema glottidis vorkommen und es entstand nur die Frage, ob Bayle überhaupt sich getäuscht habe und nur die submuköse L. anzunehmen sey, oder ob sowohl das Oedem als der Absceß vorkommende und getrennt zu haf-

tende Krankheitszustände seyen, und in welchem Verhältnisse sie in diesem Falle zu einander stehen. Mehrere, namentlich Blache (Dict. en XXX, XVII, 568) entschieden sich für die Nichtexistenz des Oedems und derselbe behauptete, daß kein unzweifelhafter Fall von Oedem in der Literatur vorhanden sey. Andere dagegen, mit mehr oder weniger Auedrücklichkeit ließen das Vorkommen des Oedems gelten, wie Legroux (Journ. des connoiss. méd. chir. VII, 100); Albers (1839, Erläuterungen zum Atlas, zweite Abth., S. 20); Bricheteau (Arch. gén. C. XII, 314); Rokitsansky (path. Anat. III, 29.; Fleury (der mit der meisten Bestimmtheit die bloß hydropische Natur der Anschwellung aufrecht zu erhalten sucht im Journ. de médecine II, 12). Vgl. auch Albers (Kehlkopfkrankheiten S. 100); Porter (Beobacht. über die chirurg. Krankheiten des Kehlkopfs, übersetzt von Runae 1838, S. 130); Ryland (S. 50); Gasse (path. Anat. I, S. 355); namentlich aber Valleix (1845 Mémoires de l'académ. de médecine XII, 82, Zusammenstellung der Mehrzahl der bekannt gewordenen Fälle).

Ätiologie u. Pathogenie. Das Oedem der Glottis ist bei Kindern weit seltener als bei Erwachsenen, bei Männern häufiger als bei Weibern. Die meisten Individuen, die davon befallen werden, sind durch Krankheit oder sonstiges Misere heruntergekommen. Nur selten werden vollkommen Gesunde befallen: meist sind es Leute, die schon an schweren Krankheiten, wie Typhus, Exantheme, Tonsillarangine, Pneumonie, Leberabsceß (Louis) erkrankt sind oder noch gewöhnlicher, die in der Reconvalescenz von solchen sich befinden. Außerdem kann die Glottisinfiltration im Verlauf anderer Erkrankungen des Larynx selbst, namentlich der Verschwärungen, seltener im Verlauf akuter Affektionen des Larynx und seiner Nachbarschaft (Absceß am Halse) plötzlich auftreten. Die gewöhnlichste Art der Genese der submukösen Glottisinfiltration ist die durch eine mehr oder weniger heftige Hyperämie. In der Reconvalescenz typhöser und exanthematischer Fieber scheint jedoch zuweilen auch ohne alle Hyperämie eine seröse Anschwellung in das Zellgewebe unter der Glottisschleimhaut entstehen zu können. Auch bei allgemeiner Wassersucht wird zuweilen das submuköse Zellgewebe des Larynx infiltrirt. Dann aber bildet sich das Oedem ohne Zweifel langsam aus (wahrscheinlich Rokitsansky's chronisches Oedem der Glottis).

Unter den 40 Fällen von Valleix betrafen 2 Kinder unter 10 Jahren, die übrigen Leute zwischen 18 und 71; 29 kamen bei Männern, 11 bei Weibern vor. Nur 4 traten bei Individuen ein, die zuvor gesund waren, 12 im Verlauf einer schweren Larynxkrankheit, 10 im Verlauf oder in der Reconvalescenz typhöser Fieber, 4 in der Reconvalescenz von Pneumonie, 2 nach akuten Hautausschlägen, 2 nach Verletzungen (Fraktur und Steinschnitt). In manchen Fällen, wo die Infiltration bei heruntergekommenen, geschwächten und kachektischen Subjekten vorkam, hat man aus diesen Umständen etwas zu vor schnell den Schluß gezogen, es könne solche nicht wohl



fast plötzlich tödtende Fälle, als ganz schleichende und chronische vorkommen können.

Bleibt die Affektion auf diffeminirte Abscesse unter der Glottis Schleimhaut beschränkt, so sollen nach Willer die Erscheinungen etwas anders sich gestalten und vorzüglich dadurch sich charakterisiren, daß nicht nur die Inspiration überwiegend erschwert, sondern der ganze Respirationstrakt gehindert und tumultuos ist: es soll dem Kranken seyn, als würde ihm mit einem Bande langsam der Hals zugeschnürt.

Der Uebergang in Genesung ohne operative Hülfe ist fast nur zu hoffen, wenn gleich nach den ersten Tagen die Geschwulst wieder sich senkt, oder wenn sich dieselbe nur langsam und nur zu mäßigen Graden entwickelt. Zumeist heftige Dyspnoe und cyanotische Färbung des Gesichts eingetreten, so ist eine spontane glückliche Recrudescenz nicht zu erwarten. Je rascher und stürmischer überdies von Anfang an die Affektion verläuft, um so wahrcheinlicher ist ein ungünstlicher Ausgang. Erfolgt in solchen Fällen der Tod nicht außerst rasch, so bilden sich bald in den Lungen Emphyseme, Hyperämien, Infiltrationen aus, die sofort selbst nach gehobenem Hinderniß in der Glottis noch tödtlich werden können.

Therapie. Hat man es mit einem kräftigen Individuum zu thun und vermuthet man, daß die Geschwulst durch eine Hyperämie entstanden sey, so muß ein starker Aderlaß vorgenommen, eine große Menge Blutegel an den Hals applicirt und sogleich nach diesen Blutentziehungen eine starke Ableitung auf den Darm durch ein Brechmittel oder drastisches Purgier gemacht werden. Diese Behandlungsmethode muß wiederholt und in den ersten Tagen, bis das Hinderniß im Halse anfangt geringer zu werden, fortgesetzt werden. Wo die Kranken durch früher durchgemachte Leiden (Reconvalescenten, Phtisische) sehr geschwächt sind, oder wo man aus irgend einem Grunde nur einen serösen Erguß vermuthet, kann man im Anfang versuchen, durch starkes Ziehen von Blasen mittelst siedenden Wassers, warmer Cantharidentinktur u. dgl. abzuleiten. Auch starke Emetica (Zink- und Kupfervitriol) und drastische Purganzen sind unter diesen Umständen indicirt. Werden die Geschwülste hinter der Epiglottis sichtbar, so kann man versuchen, sie mit der Lanzette anzustechen oder mit dem spitz zugeschnittenen Nagel des Fingers aufzureißen. Sobald aber die Erstickungsgefahr ernstlicher wird, die vesikuläre Respiration schwach oder stellenweise gar nicht zu vernehmen ist, und das Gesicht eine rothe oder gar blauerthe Farbe angenommen hat, so darf mit der Eröffnung eines neuen Wegs für die Respiration unterhalb dem Hinderniß nicht gezögert werden. Am besten durchschneidet man einige Ringe der Trachea unterhalb der Cartilago cricoiden. Wo dies nicht thunlich ist, wählt man den Raum zwischen Cartilago cricoiden und thyreoiden. Man legt eine Kanüle ein, die das Athmen durch den Larynx wieder möglich wird.

2) Chronische Infiltration des submukösen Zellgewebes. Verhärtung und Ver-

dickung des submukösen Zellgewebes, in chronischer Weise entstanden und meist wohl andere Larynxaffectationen begleitend oder nach ihnen zurückgeblieben, können eine dauernde Verengerung des Kanals bedingen, Athmen u. Stimme in verschiedenen Graden beeinträchtigen, in der Nähe der Epiglottis gelegen zu Verschrumpfungen und Verkrüppelungen derselben Veranlassung geben.

Epiglottitis. Die Schleimhaut und der submuköse Zellstoff auf der Epiglottis nehmen wenig Theil an den Affektionen der benachbarten Partien, und wenn sie Theil nehmen, so ist ihres straffen Gewebes, der festen Anheftung der Schleimhaut wegen auf ihr die Affektion (z. B. Oedem, Group) immer mäßiger, als auf den Nachbarteilen. Noch viel seltener zeigt die Epiglottis eine selbstständige akute oder chronische Erkrankung. — Die Ursache der akuten Epiglottitis soll vornehmlich Erkältung seyn, außerdem Verwundungen (z. B. bei Selbstmördern). Die Kranken waren Leute mittleren Alters, meist von guter Konstitution. Die pathologische Anatomie der Krankheit ist höchst unvollständig bekannt, da nur in einem Fall von Burne der Tod eintrat, wo die Epiglottis steif und verdickt und mit Spuren von Eiter gefunden wurde. — Die Krankheit war immer von kurzer Dauer. Unter allgemein lebhafter Fieberbewegung und sehr geröthetem Gesicht traten heftige Schmerzen beim Schlingen und zeitweise Anfälle von Dyspnoe, namentlich bei horizontaler Lage ein. Niederdrücken der Zunge erregte lebhaften Schmerz und convulsivische Bewegungen der Muskeln, das Sprechen dagegen war weder gehemmt, noch schmerzhaft. Schleim sammelte sich in großer Menge im Munde an, und bei Untersuchung mit dem Finger fühlte man deutlich die harte, straff in die Höhe stehende schmerzhaft und geschwollene Epiglottis. Die Zufälle nahmen in den ersten Tagen zu, die Schlingbeschwerden steigerten sich bis zur Wasserstiche, mit Eintritt von Krampf bei jedem Versuch zum Schlingen; die Dyspnoe wird anhaltend und kann zur wahren Erstickungsnoth werden. Aber schon nach wenigen Tagen (am 3. — 7. Tag) zeigte sich die Geschwulst weniger hart und unbeweglich, etwas runzlich, die Fiebersymptome nahmen ab und die vollkommene Genesung erfolgte bald sehr rasch, bald zog sie sich etwas länger hinaus. Bei unvollkommener Heilung kann die Entzündung in Verhärtung, Verschrumpfung oder Verschwärung übergehen. — Als chronische Formen der Epiglottitis hat man die klumpigen Entartungen des Knorpels angesehen. — Albers führt eine Angabe von Babinson an, daß man bei einem an Syndrophosie verstorbenen Mann den Kehlkopf allein entzündet fand.

Kur. Blutegel an den obern Hals, warme Aromente, Quecksilber innerlich und noch mehr als Einreibungen. Schwerstreibende, namentlich äußere Mittel (Wassungen, Reibungen). Bei großer Aufregung Opium. Man muß innerliche Mittel so viel wie möglich vermeiden, da das Schlingen außerordentlich beschwerlich

ist, und für Reinigung der Mundhöhle von dem Schleime Sorge tragen. Bei äußerster Erstickungsgefahr: Tracheotomie.

Ueber die akute Epiglottitis ohne Ausbreitung der Affektion auf Nachbartheile existiren nur sehr wenige Erfahrungen; die wichtigsten darunter sind zwei Beobachtungen von Burne (London medical Gazette VI. 313) u. drei von Marsch (Dublin Journal XIII. 1). Zweifelhafter sind einzelne ältere Beobachtungen, die Marsch zusammengestellt, von Mainwaring, Ev. Pomeu. A. — Eine besondere Art von Epiglottiserkrankung, blattartige Ausdehnung derselben, will Stokes (368) mehrere Male beobachtet haben.

Perichondritis laryngea. Die frühere Zeit, welcher das Verhältniß des Perichondriums in Entzündungen unbekannt war, übersah auch die Entzündung der Knorpelhaut des Larynx und warf sie mit den Kehlkopfabscessen zusammen, ohne sich zu fragen, wo der Eiter herrührt. Albers (1840 in v. Gräfe und v. Walther's Journal XXIX. 6) war der Erste, welcher die Knorpelhautentzündung als eigene Krankheitsform auffaßte. Nach ihm wurde die Krankheit von Rokitsansky (III. 32) und Hase (I. 361) anerkannt und beschrieben. Beobachtungen finden sich bei Porter und Nyland.

Ätiologie. Die Perichondritis laryngea gehört zu den seltenen Krankheiten, sie scheint öfter beim Manne, als beim Weibe (nach Albers in 13 Fällen 11mal beim Manne) vorzukommen. Die häufigsten Fälle kommen (nach demselben) ums 30. Jahr vor. Selten tritt sie primär und idiopathisch auf, in Folge von Erkältungen, Verletzungen; in akuter Weise kommt sie bei Pocken und im Typhus vor. Bei der chronischen, häufigern Form ist meist allgemeine Tuberkulose, doch soll sie auch als Folge der chronischen Merkurialvergiftung vorkommen. Vielleicht ist diese Perichondritis laryngea in manchen Fällen identisch mit Cruveilhier's Laryngite sous muqueuse sous glottique (Dict. XV, XI. 41).

Pathologische Anatomie. Die Entzündung hat meist ihren Sitz im Perichondrium des Ringknorpels; von dort aus kann sie sich aber auch auf den Schildknorpel verbreiten. Dort bildet sich ein Abscess, der die Größe eines Apfels erreichen kann, und durch den, je nachdem er langsamer sich entwickelt, oder schneller ausbricht, der benachbarte Knorpel selbst mehr oder weniger angegriffen und theilweise gelöst und zerstört wird. Im Umkreis des Abscesses ist das Zellgewebe härtlich infiltrirt, weiterhin ist seröse Infiltration, die Muskeln der Nachbarschaft sind misfarbig und gelbgrau, und in dem Eiter liegen theils weiche und schwärzliche, theils harnartige, verschrumpte Knorpelstücke. Der Abscess öffnet sich nun, wofern nicht der Tod zu früh erfolgt, entweder in den Kehlkopf oder die Trachea, oder in den Pharynx oder Oesophagus, oder nach außen mit Durchbrechung des Knorpels und der Haut, oder endlich können auch Eiterversenkungen im verbindenden Zellgewebe der Halsorgane geschehen. Hat der Abscess sich vollständig entleert, ohne daß das Individuum darüber zu

Grunde ging, und sind die abgestorbenen Knorpelstücke entfernt, so ist Herstellung des entstandenen Substanzverlustes durch Knochenmassen möglich. Bei der chronischen Form verdichtet sich das Perichondrium sehr stark, und es wird nur theilweise oder gar kein Eiter abgesetzt, sondern nur der unterliegende Knorpel verknöchert.

Symptome. A. Akute Form. Sie beginnt als eine mäßige L. mit geringem, brennendem Schmerz in der Kehlkopfgegend, aber bald sich einstellenden Schlingbeschwerden u. Athmungsnoth. Der hintere Theil des Rachens ist geröthet, Husten mit schleimigem, oft blutgestreitem Auswurf, lebhafteste Fieberbewegungen. Erselzt der Ausbruch des Abscesses in die Luftwege, so kann unter Husten und Brechen viel Eiter mit Blut ausgeworfen werden. Die Athmungsbeschwerden können nun nachlassen und geschieht dies wirklich gewöhnlich unmittelbar nach der Entleerung, sie steigern sich aber oft später wieder durch das fortdauernde Ausfließen aus dem Abscess und können noch nach mehreren Tagen zum Tode führen. Der Ausgang in den Tod kann durch Verschuß der Luftwege durch den Abscess, durch Erguß von Eiter und Eindringen von Knorpelstücken in die Luftwege, durch hinzutretendes Oedem der Glottis oder dadurch geschehen, daß durch fortgeschrittene Auflösung am Knorpelgerüste des Kehlkopfs dieser endlich zusammenbricht und den Kanal erdrückt.

B. Die chronische Form kommt nur neben Verschwärungen der Schleimhaut des Kehlkopfs vor und ihr Anfang ist unter den Symptomen der letzteren (Heiserkeit, Stimmlosigkeit, tragender Schmerz im Kehlkopf u. s. w.) verdeckt. Nur zuweilen verräth ein empfindlicher Schmerz bei Berührung einer Stelle das Leiden des Perichondriums. Erst wenn sich in der Kehlkopfgegend eine Geschwulst, eine Fluktuation zu bilden beginnt, ist die Diagnose zu machen. Gewöhnlich schwellen bei der chronischen Perichondritis die dem Kehlkopf zunächst liegenden lymphatischen Drüsen an (Albers). Der Ausgang der chronischen Perichondritis kann derselbe seyn, wie der der akuten; gemeinlich aber geht der Kranke früher, als es zum Ausbruch kommt, an seinem Lungenleiden zu Grunde.

Die Therapie muß bei dem akuten Leiden streng örtlich antiphlogistisch seyn: starke örtliche Blutentziehung, Quecksilbersalbe, innerlich Quecksilber und andere Purganzen. Bei der chronischen: Behandlung der Dyskrasie, starke Segenreize am Halse.

Chondritis laryngea. Das Vorkommen einer Knorpelentzündung überhaupt und daher auch der des Kehlkopfs ist noch im höchsten Grade zweifelhaft. Indessen nahm Albers (v. Gräfe und v. Walther's Journ. XXIX, 4) eine solche, auf zwei Präparate sich stützend, im Ringknorpel an. Der Knorpel soll roth, blut- und gefäßreich werden, ein kleiner Abscess in seiner Mitte sich bilden, dem bei seinem Vorschreiten ein zweiter vom Perichondrium entgegenkommen soll. In symptomatischer u. therapeutischer Beziehung kann sich diese Form nicht von der Perichondritis unterscheiden.

Perilaryngealabscesse. Ohne bekannte

Ursachen zu haben, kommen dieselben nicht ganz selten vorn oder an den Seiten des Halses vor, bald oberhalb der Cartilago thyreoides, bald zwischen dieser und Cartilago cricoidea, namentlich am hintern breiteren Theile der letzteren. Der Absceß liegt unter der Fascia des Halses und hat daher Schwierigkeit, nach außen sich zu entwickeln; um so mehr drückt er nach innen und ruft oft höchst bedeutende Beschwerden hervor, die ein inneres Larynxleiden vermuthen lassen können. Fast immer ist Dyspnoe in hohem Grade vorhanden, der Kranke ist unruhig und von Angst gequält, höchst aufgeregte und von Konvulsionen und sehr lebhaftem Fieber befallen. Zugleich bezeichnet er den Kehlkopf als Sitz des belästigenden Gefühls und zeigt dabei nicht selten einen hartnäckigen Husten. Bei Abscessen am hintern Theile der Cartilago cricoidea ist zugleich das Schlingen schmerzhaft. Der ganze Hals ist ödematös angeschwollen, bei gehöriger Verastung findet sich jedoch eine einzelne schmerzhafteste und meist harte Stelle, die dem Sitz des Abscesses entspricht, an der jedoch keine Fluktuation wahrzunehmen ist. Ist der Absceß an der Cartilago cricoidea, so macht ein Zurückweichen derselben gegen die Wirbelsäule einen lebhaften Schmerz. Bei der Untersuchung der Kehlkopforespiration findet man diese weder pfeifend, noch zischend, noch keuchend. Doch ist oft die Stimme (besonders bei Abscessen des Ringknorpels) matt und erloschen. — Alle diese Erscheinungen können sehr langsam und chronisch sich ausbilden, oder aber auch rasch und mit drohenden Fortschritten sich entwickeln. — Der Absceß kann nach außen, nach dem Larynxkanal oder in die Speiseröhre ausbrechen. Im letztern Fall ist eine Kommunikation des Oesophagus mit dem Larynx zu erwarten. Bricht der Absceß in den Larynx auf, so wird unter mäßigem Husten und mit Erleichterung Eiter ausgeworfen, der anfangs blutig, später rein ist. Meist erkrankt dann nachträglich die Laryngealschleimhaut in der Form chronischer L., wodurch in Verbindung mit dem fortdauernden Eiterauswurf eine täuschende Ähnlichkeit mit Lungentuberkulose entsteht.

Therapie. Tritt der Absceß mit akuten Erscheinungen auf, so ist das gewöhnliche antiphlogistische Verfahren anzuwenden: allgemeine Blutentziehungen bei kräftigen Subjekten, Blutegel in reichlichem Maße, laxirende Mittelsalze, oder Kalomel, Quecksilbersalbe. Später kann man, wenn es ertragen wird, Kataplasmen machen. — Bei langsamerer Entstehung versucht man anfangs durch Jodsalbe die Infiltration rückgängig zu machen. — Treten drohende Anfälle, suffokatorische Erscheinungen oder doch große Unruhe und Angst ein, so darf man in akuten wie in chronischen Fällen nicht zögern, einen Einschnitt am Halse auf die schmerzhafteste Stelle zu machen. Fließt auch nicht unmittelbar darauf Eiter aus, so darf man fast sicher seyn, daß sich bald der Absceß in die Schnittwunde ergießen wird. Nur muß man stets eingedenk seyn, daß alle Einschnitte am Halse mit der nöthigen Vorsicht und mit Berücksichtigung

der anatomischen Verhältnisse (Gefäße) zu machen sind, eine Vorsicht, welche bei der ödematösen Anschwellung des ganzen Halses doppelt notwendig ist.

Laryngocatarrrhus (Catarrrhus laryngis, Med.), der Katarrh des Luftröhrenkopfs.

Laryngophthisis (Phthisis laryngea, Med.), die Kehlkopfschwindsucht. S. Phthisis u. Laryngitis.

Laryngorrhagia (Med.), s. Hämorrhagie.

Laryngorrhoea (Fluxus laryngis serosus oder pituitosus, franz. Flux séreux pur le larynx bei Piorry, Med.), der Kehlkopfschleimfluß.

Laryngospasmopsellismus (Med.), s. Laryngotetanopsellismus.

Laryngospasmus (Med.), der Luftröhrenkrampf.

Laryngostenosis (Med.), die Verengerung der Luftröhre.

Laryngosylinx (franz. la pompe laryngicienne, Chir.), die Laryngensprige.

Laryngotetanopsellismus (franz. le begaiement gutturotétanique bei Colombat, Med.), das schwere, hintere, tiefe Stottern, das Starrkrampfähnliche Kehlstottern, wobei der Stotterer aus weit geöffnetem Munde kein Wort vorbringen kann.

Laryngotomie (Laryngotomia, Chir.), Luftröhrenschnitt, s. Bronchotomia.

Laryngotomus (Chir.), 1) wer den Kehlkopfschnitt verrichtet; — 2) ein dazu dienendes Werkzeug.

Laryngotracheitis (Med.), die Entzündung des Kehlkopfs und der Luftröhre.

Laryngo-tracheopyra (Med.), bei Eisenmann: der Croup.

Laryngotracheotomia (Chir.), s. Bronchotomia.

Laryngydrops (Hydrops laryngis, Med.), die Wassersucht des Kehlkopfs.

Larynx (Anat.), Kehlkopf, ein ungleich vierseitiger, aus Knorpeln, Bändern, Muskeln und einer Schleimhaut gebildeter, ziemlich reich mit Gefäßen und Nerven versehener, hohler Körper, welcher zum Durchgange der Luft zu den eigentlichen Respirationsorganen, vorzüglich aber zur Hervorbringung der Stimme, als Stimmorgan, Organon vocis, dient. Er liegt in der Mitte des vorderen Theiles des Halses, unter der Zungenwurzel und dem Zungenbeine, hängt unten mit der Luftröhre ununterbrochen zusammen; seine vordere sehr schmale Fläche in der Mittellinie des Halses ist nur von den allgemeinen Bedeckungen und von dem oberflächlichen Blatt der Fascia cervicalis überzogen; die Seitenflächen, welche in ihrem oberen Theile schräg nach vorn gerichtet sind, werden auch von den Musc. sternohyoidei, sternothyreoidei, thyreohyoidei und omohyoidei, von der Schilddrüse und den Ursprüngen der Musc. constrictores pharyngis inferiores bedeckt; die hintere quergelegte Fläche grenzt an den Pharynx, die vordere Wand des untersten Theiles desselben bildend. Beim männlichen Geschlecht



Zellstoffs, welche zwischen der Basis und den Cornua majora ossis hyoidei und den oberen Rändern der Seitenplatten des Schildknorpels ausgespannt ist. In der Mittellinie ist in diese Membrana thyreohyoides das dickere, länglich glatte, aus elastischen Fasern bestehende Ligamentum thyreohyoides s. hyothyreoideum medium eingewebt, welches an die Incisura thyreoides superior und den oberen Rand der Basis des Zungenbeins geheftet ist, so daß sein oberes Ende hinter der Basis des Zungenbeins sich befindet. An dem rechten und linken Ende jener Membran finden sich die rundlichen, elastisch fibrösen, beinahe 1" langen Ligamenta thyreohyoides lateralia, welche zwischen den Spitzen der Cornua majora des Zungenbeins und der Cornua superiora cartilaginosa thyreoides ausgespannt sind und gewöhnlich einen oder mehrere kleine rundliche Fasernknorpel oder Knochen enthalten.

Zwischen der Incisura thyreoides inferior media am untern Rande des Schildknorpels und dem vorderen Bogen der Cartilago cricoidea befindet sich das starke, breite, von kleinen Löchern durchbohrte Ligamentum cricothyreoideum medium s. conoideum, welches aus elastischen Fasern besteht. Die Cornua inferiora des Schildknorpels werden an die Seiten des Arcus cartilaginosa cricoideae durch Synovial- und Faserkapseln, Ligamenta cricothyreoidea lateralia, geheftet; hinterwärts werden diese Gelenke durch starke fibrös elastische Ligamenta cricothyreoidea posteriora bedeckt, welche eine zu starke Annäherung des Bogens der Cart. cricoideae und des unteren Randes der thyreoides beschränken. — Die Gelenkflächen der Basis der Cartilagineae arytaenoides verbinden sich durch Kapselbänder, Ligamenta cricoarytaenoides capsularia, mit den Gelenkflächen des oberen Randes der hinteren Platte des Ringknorpels; außerdem werden sie durch ziemlich starke elastische Ligg. cricoarytaenoides posteriora an den oberen Rand der Lamina cart. cricoideae, nach innen von den Gelenkflächen derselben befestigt; jedes dieser Bänder ist an den inneren Rand und die innere hintere Ecke der Basis cart. arytaenoides geheftet und bildet eine Art von Angel, um welche der Stiefbeckenknorpel nicht allein nach vorn und hinten bewegt, sondern auch nach außen od. innen gedreht werden kann, so daß die Proc. glottidis mehr nach außen oder innen, die Proc. musculares mehr nach hinten oder vorn sich wenden. — Die Spitzen der Cart. arytaenoides verbinden sich mit den Cart. Santoriniana nicht durch Gelenke, sondern durch schlaffe elastische Bänder. — Die Epiglottis steht weder mit den anderen Kehlkopfknorpeln, noch mit dem Zungenbeine in unmittelbarer Gelenkverbindung; ihre vordere Fläche wird durch das Ligamentum hyoepiglotticum, ein kurzes, breites, aus elastischen Fasern gewebtes Band, an den oberen Rand der Basis ossis hyoidei geheftet; ihre Spitze verbindet sich durch ein starkes, länglich dreieckiges, elastisches Band, Ligamentum thyreoepiglotticum, mit der Incisura thyreoides superior.

Im Inneren des Kehlkopfes, zwischen den

Schild-, Ring- und Stiefbeckenknorpeln, sind mehrere Paare von Bändern ausgespannt, welche im Allgemeinen die Richtung von vorn nach hinten nehmen und die Höhle des Kehlkopfes von beiden Seiten her beträchtlich verengen. Die untersten derselben, Ligg. cricothyreoarytaenoides, aus Zellstoff und elastischen Fasern gewebt, sind an den oberen Rand des Annulus cart. cricoideae, an das Lig. cricothyreoideum medium, den inneren Winkel des Schildknorpels und den unteren Rand des Proc. glottidis cart. arytaenoides geheftet, erstrecken sich in der Richtung von vorn nach hinten und von außen nach innen und oben, und schließen größtentheils den vom oberen Rande des Ringknorpels umgebenen Raum von beiden Seiten her. Unmittelbar über diesen Bändern und innig mit ihnen verwebt liegen die eigentlichen Stimmbänder oder Stimmriemenbänder, Ligg. thyreoarytaenoides inferiora s. glottidis s. Chordae vocales; sie entspringen nahe neben einander im inneren Winkel der Cart. thyreoides, laufen rückwärts und heften sich an die Proc. glottidis und vor deren Ränder der Cart. arytaenoides, bestehen ganz aus elastischen Fasern und sind im schlaffen ungespannten Zustande, vom Ursprungspunkte bis zur Spitze des Proc. glottidis, in männlichen Kehlköpfen 6" bis 7", in weiblichen 4" bis 4½" lang, ihre oberen Ränder aber um 1½" bis 2" länger; 1" breit und ¼" dick. Der längliche Raum oder Spalte, welchen die Ligg. thyreoarytaenoides inferiora zwischen sich lassen, wird die Stimmrinne, Glottis s. Rima glottidis, genannt; sie wird vorn durch den Winkel des Schildknorpels, seitwärts durch die Ligg. thyreoarytaenoides inferiora, die Proc. glottidis und die inneren Flächen der Cartilagineae arytaenoides begrenzt, hinten aber durch den Musc. arytaenoides transversus geschlossen. — Die Taschenbänder oder oberen Stimmbänder, Ligg. thyreoarytaenoides superiora, liegen oberhalb der Stimmriemenbänder, sind schwächer, schlaffer und etwas länger als jene, aus Zellstoff und elastischen Fasern gewebt; entspringen im inneren Winkel der Cart. thyreoides nahe oberhalb der vorigen und unter dem Ursprunge des Lig. thyreoepiglotticum, laufen leicht nach oben gebogen rückwärts, und heften sich an den vorderen Rand der Cart. arytaenoides, unmittelbar oberhalb der Insertion der Stimmbänder, 2½" unterhalb der Spitzen der Cart. arytaenoides.

Muskeln des L. Außer den Muskeln, welche den ganzen Kehlkopf bewegen (Mm. sternothyreoides und thyreohyoides) besitzt derselbe kleinere eigenthümliche Muskeln, fünf beständig vorhandene Paare und einen unpaaren, welche die einzelnen Knorpel von einander entfernen oder annähern; und zwar dem Willen unterworfen sind, aber auch ohne Einfluß desselben ihre Thätigkeit ausüben können.

Musc. cricothyreoideus, Ring-Schildmuskel; ungleich viereckig und platt, oben dicker u. breiter als unten, von dem M. sternothyreoideus und der Schilddrüse bedeckt; entspringt vom unteren Rande und der äußeren Fläche des vorderen Bogens der Cart. cricoideae, läuft

aufwärts und rückwärts und befestigt sich an dem unteren Rande und der inneren Fläche der Seitenplatte der Cart. thyreoidea, indem er die Incisura thyreoidea inferior lateralis ausfüllt. Sein vorderer Rand grenzt an das Lig. cricothyreoideum medium, der hintere an das Cornu inferius des Schildknorpels, an dessen vorderem Rande seine hinteren Bündel sich inseriren. Meistens ist er in eine vordere und hintere Portion getheilt. Näher die vorderen Hälften des Schild- und Ringknorpels einander, zieht den Schildknorpel herab oder richtet die hintere Platte des Ringknorpels, vermittelt Erhebung des vorderen Bogens, weiter nach hinten; entfernt daher den inneren Winkel des Schildknorpels von den Cart. arytaenoidae, spannt die Lig. thyreoarytaenoidae inferiora.

Musc. cricoarytaenoidae posticus, hinterer Ring-Gießbeckenmuskel, ist rautenförmig und platt, entspringt in den Gruben an der hinteren Fläche der Lamina cartilaginea cricoideae und setzt sich sehnig an die Basis cartilaginis arytaenoidae, an die hintere Fläche und die äußere Ecke ihres Proc. muscularis. Zieht die Cart. arytaenoidae nach hinten und dreht sie nach außen, so daß die Proc. glottidis sich von einander entfernen, und spannt die Lig. thyreoarytaenoidae inferiora.

Musc. cricoarytaenoidae lateralis, seitlicher Ring-Gießbeckenmuskel, ungefähr dreieckig, kurz, aber ziemlich stark; entspringt breit vom oberen Rande des Bogens der Cart. cricoidea und vom Lig. cricothyreoideum medium, läuft schräg nach hinten, innen und oben; befestigt sich an die vordere Fläche und den unteren Rand des Proc. muscularis cart. arytaenoidae. Dreht die Cart. arytaenoidae nach vorn und innen, so daß die Proc. glottidis sich einander nähern.

Musc. thyreoarytaenoidae inferior (major); Schild-Gießbeckenmuskel; länglich platt, länger und dünner als der vorige, über welchem er liegt und sehr genau mit ihm verwachsen ist; entspringt von der inneren Fläche der Seitenplatte des Schildknorpels, an deren unterem und vorderem Theile, unweit des Winkels; läuft rückwärts und etwas nach innen und oben, und befestigt sich an der äußeren Fläche des Proc. glottidis, in der unteren Grube u. an der Leiste der äußeren Fläche der Cart. arytaenoidae; liegt genau, aber locker, an der äußeren Fläche des Lig. cricothyreoarytaenoidum, ist aber sehr fest an die äußere Fläche des Lig. thyreoarytaenoidum inferius geheftet. Er zieht die Cart. arytaenoidae nach vorn, drängt die Lig. cricothyreoarytaenoidae gegeneinander und erschläßt das Lig. thyreoarytaenoidum inferius. — Meistens ist noch ein Musc. thyreoarytaenoidae superior (minor) vorhanden; dieser ist platt länglich u. dünn, entspringt oberhalb des vorigen von der Seitenplatte des Schildknorpels nahe unter der Incisura thyreoidea superior, läuft bogenförmig an der äußeren Seite des Lig. thyreoarytaenoidum superius nach hinten und befestigt sich an den äußeren Rand der Cart. arytaenoidae, oft auch noch an den Proc. muscularis. Zieht die Cart. arytaenoidae nach vorn und innen (Antagonist des Musc. cricoarytaenoidae po-

sterior), erschläßt das Lig. cricoarytaenoidum superius.

Musc. thyreoepiglotticus, Schild-Kehlschließmuskel; ist platt, länglich und dünn; entspringt unmittelbar über dem Musc. thyreoarytaenoidum, von der inneren Fläche der Seitenplatte der Cart. thyreoidea, größtentheils aber vom oberen Rande des Musc. thyreoarytaenoidum selbst; läuft mit nach hinten gekrümmten Fasern aufwärts und bildet, mit dem Musc. aryepiglotticus u. mit Fasern von Musc. thyreoarytaenoidum superior sich verwebend, eine dünne, 4" bis 5" breite Muskelschicht, Stratum thyreoaryepiglotticum, welche an den Seitenrand der unteren Hälfte des Kehlschließes geht und diesen herabzieht, öfters aber ihn nicht völlig erreicht, sondern nur in der Schleimhaut neben dem Eingange (Ostium pharyngeum) des Kehlkopfes sich ausbreitet. Ein oberes und ein unteres Ursprungsbündel, welche man zuweilen findet, hat man als Musc. thyreoepiglotticus minor und major unterschieden. Öfters findet sich noch ein langer, dünner, 2" breiter Musc. thyreoepiglotticus longus, welcher von der Innenfläche der Lamina cart. thyreoideae, nahe über der Incisura thyreoidea inferior lateralis, oder vom Bogen des Ringknorpels entspringt, aufwärts steigend mit den Mm. thyreoarytaenoidae sich kreuzt und vom Musc. thyreoarytaenoidum superior bedeckt wird, und mit dem Stratum thyreoaryepiglotticum zum Kehlschließ gelangt.

Musc. arytaenoidae transversus, quere Gießbeckenmuskel; ein unpaarer Muskel, länglich viereckig, kurz und verhältnismäßig sehr dick und stark; ist in quere Richtung an die äußeren Ränder und die hinteren Flächen der Cartilaginea arytaenoidae befestigt und füllt die Konkavität dieser Flächen aus. Die hinteren oberflächlichen Schichten des Muskels, Mm. arytaenoidae obliqui genannt, laufen schräg einander durchkreuzend von der Basis der einen Cart. arytaenoidae zur Spitze der anderen. Alle queren und schrägen Fasern des Muskels nähern die Cartilaginea arytaenoidae einander. Von den Spitzen dieser Knorpel, an welche sie zuweilen nur locker geheftet sind, zuweilen aber auch an die Cart. Santorininae sich inseriren, sehen sich die Mm. arytaenoidae obliqui ununterbrochen als sehr dünne Bündel, Mm. aryepiglottici genannt, nach vorn und oben f. rt, umfassen die Cart. Wrisbergianae und bilden den hinteren Theil des Stratum thyreoaryepiglotticum, welches, von den Mm. thyreoepiglottici ausgehend, zu den Seitenrändern der Epiglottis aufsteigt. Außerdem daß sie die Ränder des Kehlschließes herabziehen helfen, nähern sie die Cartilaginea Santorininae einander und verengen den Eingang des Kehlkopfes. — Nicht selten fehlt einer, zuweilen beide Mm. arytaenoidae obliqui und werden durch transversale, vom M. arytaenoidae transversus ausgehende Bündel ersetzt, die in das Stratum thyreoaryepiglotticum übergehen.

Durch die Knorpel, Bänder und Muskeln werden die Wände des P., welche die Höhle desselben begrenzen, beinahe vollständig gebildet; und zwar die vordere Wand durch die

Epiglottis, die Ligg. thyreoideum medium und thyroepiglotticum, den vorderen Winkel der Cart. thyreoidae, das Lig. cricothyreoideum medium und den vorderen Theil des Arcus cartilagineus cricoideae. Jede der beiden dicken Seitenwände besteht aus der Seitenplatte der Cart. thyreoidae, den Mm. aryepiglotticus, thyroepiglotticus, thyroarytaenoides und cricoarytaenoides lateralis, den Ligg. thyroarytaenoidae, dem Seitentheile des Arcus cartilagineus cricoideae, dem Lig. cricothyreoideum laterale und dem M. cricothyreoides. In der ziemlich geraden hinteren Wand findet man die Cartilaginee Santoriniae und arytaenoides, die Mm. arytaenoides obliqui und transversus, die Lamina cartilaginea cricoideae, die Ligg. cricoarytaenoidae posteriora und cricothyreoidae posteriora, und die Mm. cricoarytaenoides postici; diese Wand bildet zugleich die vordere Wand des unteren Theils des Pharynx, und die Schleimhaut des letzteren überzieht hinterwärts sowohl diese Wand, als sie auch in den Raum zwischen ihr und den hinteren Rändern der Seitenplatten des Schildknorpels sich einbiegt, und hier die Mm. cricoarytaenoides laterales, thyroarytaenoides und thyroepiglottici theilweise bekleidet.

Die von diesen Wänden eingeschlossene Höhle des Kehlkopfes, Cavum laryngis, ist beträchtlich kleiner, als der äußere Umfang des Kehlkopfes, und wird inwendig von der Schleimhaut, Membrana mucosa laryngis, überzogen. Letztere nimmt ihren Anfang an der Zungenwurzel, indem sie von dieser an die vordere Fläche des Kehlkopfes übergeht und daselbst in der Mitte eine longitudinale Falte, Frenulum epiglottidis s. Lig. glossoepiglotticum, und zu beiden Seiten desselben die Plicae glossoepiglotticae bildet. Sodann überzieht sie die hintere Fläche der Epiglottis und erstreckt sich von den Seitenrändern derselben schräg rückwärts und abwärts zu den Cartilaginee Santoriniae in Gestalt zweier, 6'' bis 9'' langer Falten, Frenula aryepiglottica, in welchen, von den Platten der Schleimhaut eingeschlossen, das Stratum thyroaryepiglotticum und die Cartilaginee Wrisbergianae, wenn diese vorhanden, liegen. Am hinteren Ende der Frenula aryepiglottica hängen die Schleimhaut des L. und Pharynx zunächst zusammen. Von der hinteren Fläche des Kehlkopfes und von den Frenula aryepiglottica an erstreckt sich sodann die Schleimhaut des Kehlkopfes nach unten in die Höhle desselben, bekleidet unmittelbar die hinteren Flächen des Lig. thyroepiglotticum, des inneren Winkels des Schildknorpels, des Lig. cricothyreoideum medium und des Bogens des Ringknorpels; ferner die vorderen Flächen des M. arytaenoides transversus und der Platte des Ringknorpels, und die inneren Flächen der Cartilaginee arytaenoides, der Ligg. arytaenoidae und cricothyroarytaenoidae; macht aber an der rechten und linken Seite, zwischen dem Lig. thyroarytaenoides superius und inferius, eine schmale, von vorn nach hinten längliche Ausbuchtung oder Tasche, Ventriculus laryngis

s. Morgagnii, deren Außenfläche die Mm. thyroarytaenoides berührt. Vom inneren Umfang der Cartilago cricoidea aus geht die Schleimhaut in die Luftröhre über. — Innerhalb der Höhle des L. ist die Schleimhaut weißröthlich, im Allgemeinen straff und glatt, nicht faltig, indem sie durch kurzen Zellstoff genau an die Knorpel, Bänder und Muskeln geheftet ist; im Mittel $\frac{1}{6}$ '' dick, von einem Klimmerepithelium bekleidet; ihre Schleimdrüsen sind meistens klein; stärkere Anhäufungen größerer Schleimdrüsen finden sich vorzüglich in dem Raum zwischen den Ligg. hyoepiglotticum, thyroepiglotticum und thyrohyoideum medium, — an der hinteren Fläche der Spitze des Kehlkopfes, in dem hinteren Theile der Frenula aryepiglottica, hinter den Cart. Santoriniae über der Kreuzungsstelle der Mm. arytaenoides obliqui, am Ventriculus Morgagnii, und an dem vorderen und hinteren Ende der Stimmrinne.

Der Eingang zur Höhle des Kehlkopfes, Ostium pharyngeum laryngis (von Einigen Glottis genannt), ist von abgerundet dreieckiger Gestalt, vorn 6'' bis 7'' breit; er wird von der Spitze des Kehlkopfes, welcher noch oberhalb dieses Einganges und des hintersten Theils der Zungenwurzel hervorragt, begrenzt; seitwärts aber von den Frenula aryepiglottica, hinten von den Cartilaginee Santoriniae eingefasst (der schmale Raum zwischen diesen Knorpeln ist auch Rimula glottidis genannt worden, aber nicht mit der eigentlichen Stimmrinne zu verwechseln). Der obere Theil der Höhle ist oval; der untere, von dem Ringknorpel eingeschlossene und durch das Ostium tracheale laryngis in die Luftröhre übergehende Theil mehr kreisrund. Etwas unterhalb der Mitte der Höhe des Cavum laryngis findet sich die engste Stelle, die Stimmrinne, Glottis s. Rima glottidis s. Rima glottidis interna; sie wird vorn von dem Winkel der Cart. thyreoidae, hinten von dem M. arytaenoides transversus, seitwärts von den Ligg. thyroarytaenoidae inferiora, den Proc. glottidis und den inneren Flächen der Cartilaginee arytaenoidae begrenzt und von der Schleimhaut bekleidet, welche an den Stimmbändern und Proc. glottidis glatt und fest angeheftet, zwischen den Cart. arytaenoidae aber schlaffer und locker befestigt ist. Diese von vorn nach hinten gerichtete Spalte hat im ruhigen Zustande eine ungefähr lanzenförmige Gestalt; ihr vorderer Theil zwischen den Ligg. thyroarytaenoidae, vom Schildknorpel bis zu den Proc. glottidis, ist länglich-dreieckig, vorn spitz, die Seitenwände leicht nach außen gebogen; ihr hinterer Theil zwischen den Cart. arytaenoidae ist dagegen länglich viereckig. Ihre ganze Länge beträgt $8\frac{1}{2}$ '' bis 11'' bei Männern, 6'' bis $7\frac{1}{2}$ '' bei Weibern; die des vorderen Theils richtet sich nach der Länge der Stimmbänder; die Breite desselben an seinem hinteren Ende beträgt $1\frac{1}{2}$ '' bis 2'', die des hinteren Theils 1'' bis $1\frac{1}{2}$ ''.

Der Theil der Höhle des Kehlkopfes unmittelbar über der Stimmrinne ist der Aditus glottidis superior; er wird seitwärts von den Ligg. thyroarytaenoidae superiora eingefasst und verengert, ist jedoch weiter als die Stimmrinne selbst und erweitert

sich unter jenen Bändern zu den Taschen oder Seitenwinkeln, so daß die Stimmbänder an ihrer oberen und inneren Fläche vollkommen frei und nur von dünner Schleimhaut überzogen liegen. Der unmittelbar unter der Stimmrinne liegende Theil der Höhle des L., *Aditus glottidis inferior*, ist nicht rund, sondern von beiden Seiten her durch die *Ligg. cricothyreoarytaenoides* und die an diesen liegenden *Mm. thyreoarytaenoides inferiores* eingeengt.

Die Bewegungen des ganzen Kehlkopfes und seiner einzelnen Knorpel beziehen sich theils und vorzugsweise auf eine Veränderung der Gestalt und Durchmesser der Stimmrinne, theils aber auf eine Bedeckung und Verengerung des *Ostium pharyngeum* des Kehlkopfes. Die Stimmrinne wird verlängert und die Stimmbänder gespannt durch die *Mm. thyreohyoidei*, indem diese den Schildknorpel nach vorn heranziehen (wobei das Zungenbein durch die *Mm. digastrici maxillae inferioris, stylohyoidei, mylohyoidei* und *geniohyoidei* fixirt seyn muß); vorzüglich aber durch die *Mm. cricothyreoidei* und *cricoarytaenoides postici*, welche einerseits den Winkel der *Cart. thyreoideae*, andererseits die *Lamina cart. cricoideae* und die *Cart. arytaenoides* von einander entfernen; — verkürzt wird sie und die Stimmbänder erschlafft durch die *Mm. sternothyreoidei*, welche den Schildknorpel herabziehen, und vorzüglich durch die *Mm. thyreoarytaenoides*, welche die Gießbeckenknorpel dem Schildknorpel nähern. Die Verengerung in querrer Richtung geschieht durch die *Mm. arytaenoides transversus* und *obliqui* und *cricoarytaenoides laterales*; — durch die *Mm. cricoarytaenoides postici* erfolgt die Erweiterung in die Breite, welche zwischen dem *Proc. glottidis* am beträchtlichsten ist.

Bei der Bildung der Stimme verhält sich der Kehlkopf wie eine Zungenpfeife mit doppelten elastisch-membranösen Zungen (Stimmbänder), welche in verschiedene Grade der Spannung versetzt werden können. Zunächst wird die Stimmrinne in transversaler Richtung verengert und in der Regel ihr hinterer Theil gänzlich verschlossen, durch Annäherung der *Cart. arytaenoides* überhaupt vermittelt des *M. arytaenoides transversus*, und durch Drehung dieser Knorpel vermittelt der *Mm. cricoarytaenoides laterales*, wodurch die *Proc. glottidis* und selbst die hinteren Enden der Stimmbänder sich genau an einander legen; auf diese Weise erhält der vordere Theil der Stimmrinne die Gestalt einer sehr schmalen, vorn und hinten spitzigen Spalte von $4\frac{1}{2}$ '' bis 6'' Länge, welche man als Stimmtheil der Stimmrinne oder als Stimmspalte bezeichnen kann. In diesem Zustande, in welchem die Stimmbänder nur durch die Elasticität des *Lig. cricothyreoideum medium* leicht gespannt sind, erregt die zwischen ihnen hindurchstreichende Luftsäule tönende Schwingungen dieser Bänder, und zwar Töne von mittlerer Tiefe. Zur Hervorbringung der tiefsten Töne werden die Stimmbänder durch Vorwärtsbewegung der *Cart. arytaenoides* vermittelt der *Mm. thyreoarytaenoides* überhaupt erschlafft und die Stimmspalte noch verkürzt, aber durch die an die Stimmbänder

befestigten oberen innern Fasern der *Mm. thyreoarytaenoides* in transversaler Richtung etwas erweitert und vermuthlich den Stimmbändern derjenige geringe Grad von Spannung ertheilt, ohne welchen sie zu Tonschwingungen nicht geschickt sind. Bei der Bildung höherer Töne wird die Stimmspalte, durch Herabziehen des Schildknorpels gegen den Bogen der *Cart. cricoideae* (*Mm. cricothyreoidei*), und Rückwärtsziehen der *Cart. arytaenoides* (*Mm. cricoarytaenoides postici*) um $1\frac{1}{2}$ '' bis 2'' verlängert und die Stimmbänder (nach Maßgabe der geringeren oder größeren Höhe des Tons) schwächer oder stärker ausgedehnt und gespannt (nach J. Müller beträgt die Länge der oberen Ränder der Stimmbänder bei der stärksten Spannung derselben im Mittel bei Männern 10'', bei Weibern 7''). Eine Erhöhung des Tons kann auch durch feisliche Verengerung des *Aditus glottidis inferior*, vermittelt der an den *Ligg. cricothyreoarytaenoides* liegenden unteren Bündel der *Mm. cricothyreoidei* und durch Verstärkung des Luftstroms bewirkt werden. Bei den sogenannten Falschrönen gerathen nur allein die oberen Ränder der gespannten Stimmbänder in Schwingungen. Die *Mm. thyreoarytaenoides superiores*, wenn sie vorhanden sind, bewirken eine vollkommene Verschiebung des hinteren Theiles der Stimmrinne, Erschlaffung der *Ligg. thyreoarytaenoides superiora* und Erweiterung des *Aditus glottidis superior*, welche die freieste Schwingung der Stimmbänder befördert.

Beim lautlosen Einathmen öffnet sich das *Ostium pharyngeum* und *Aditus glottidis superior*, sowie die ganze Stimmrinne (letztere zwischen den *Proc. glottidis* auf mehr als 3''), wobei sie eine ziemlich regelmäßige, länglich dreieckige Gestalt annimmt, durch Wirkung der *Mm. cricoarytaenoides postici*; beim Ausathmen verengen sich diese Räume wieder auf ihre natürliche Breite; beim Anhalten des Athems verengert (oder verschließt?) sie sich durch Wirkung der *Mm. arytaenoides transversus* und *obliqui* und der *Mm. cricoarytaenoides laterales*.

Um während des Schlingens das Eindringen der Nahrungsmittel in den Kehlkopf zu verhüten, begibt sich der Kehlkopf in eine horizontale Stellung, so daß er das *Ostium pharyngeum* des Kehlkopfes bedeckt; wobei sein oberer Rand zwar die *Cartilagineae Santorinianae* nicht völlig berührt, jedoch die Nahrungsmittel eine Richtung gegen die hintere Wand des unteren Theils des Pharynx erhalten. Diese Veränderung der Richtung des Kehlkopfes wird dadurch bewirkt, daß die Zungenwurzel (bei Verkürzung der Zunge durch die *Mm. hyoglossi* und *linguales*) ihn rückwärts drängt; zugleich erheben die *Mm. thyreohyoidei, stylopharyngei* und *constrictores pharyngis inferiores* den Pharynx und L., nähern das *Ostium pharyngeum* des letzteren dem Kehlkopf, und die *Mm. thyroepiglottici* und *aryepiglottici* ziehen die Seitenränder der *Epiglottis* genauer an die *Frenula aryepiglottica*. Letztere werden durch das Herabsteigen des Kehlkopfes und Erheben des Kehlkopfes verkürzt und erschlafft; daher können nunmehr die Kon-

traktionen der genannten Muskeln und der Strata thyreoaryepiglottica überhaupt, die Cartilaginee Santoriniana und Wrisbergiana und die Frenula aryepiglottica von beiden Seiten und von hinten her einander mehr nähern und das Ostium pharyngeum des L. verengern. Wahrscheinlich wird auch die Stimmröhre, durch die Mm. arytaenoideus transversus, obliqui, cricoarytaenoidei laterales und thyreoarytaenoidei superiores, gleichzeitig in allen Richtungen verengt oder geschlossen. Diese Bewegungen dauern nur einen Augenblick; bei dem darauf folgenden Herabsinken des L. u. Pharynx schnellst der Kehlkopf in seine aufrechte Stellung zurück und das Ostium pharyngeum laryngis nimmt wieder seine natürliche Weite an.

Larzac, le, Ebene im franz. Depart. Aveyron, ist 17 □ Meilen groß und enthält Kalkstein.

Las (a. Geogr.), uralte Stadt Lakoniens an der Küste des lakonischen Meerbusens, südwestl. von der Insel Cranae. Sie sollte einst von den Dioskuren zerstört worden seyn, die daher den Beinamen Kapersä (d. i. Lasvernichter) erhielten. Sie hatte mehre Tempel, ein Gymnasium u. s. w. und war in früherer Zeit nicht unbedeutend, in der römischen Zeit aber nur ein offener Flecken. Ihre Ruinen finden sich beim heutigen Passava (Hom., II. II, 585).

Lasä (a. Geogr.), Ort in Palästina, in Pnää, östlich vom Lacus Asphaltites, mit warmen Quellen, die der König Herodes gebrauchte und die Legh zwei Stunden vom todten Meere fand, unstreitig dieselben, die sonst den Namen Callirhoe führen.

Lasaca (a. Geogr.), Ort im Osten von Kreta unweit des Vorgebirgs Samonium.

Lasagne, zu Genua, Neapel und anderen Gegenden Italiens die Bandnudeln oder plattgeformte Pasta.

Lasalle, Antoine Charles Louis, Graf von, franz. Feldherr, geb. am 10. Mai 1775 zu Metz, erhielt durch den Einfluß seines Vaters, eines hohen Militärbeamten, schon in seinem 11. Jahre eine Lieutenantsstelle im Regiment Elisa. Beim Ausbruch der Revolution trat er als Gemeiner in ein Regiment, wurde bald Unteroffizier und sollte nach dem Feldzuge von 1792 zum Lieutenant befördert werden. L. aber, der diese Auszeichnung noch nicht verdient zu haben glaubte, blieb in seiner untergeordneten Stellung bis zum J. 1794. Zwei Jahre später befand er sich als Schwadronschef in der Schlacht bei Rivoli in der Nähe Bonaparte's gerade in dem Augenblicke, wo mehre österr. Kolonnen in ziemlich schwankender Ordnung auf der Hochebene vorrückten. Die franz. Infanterie war auf vielen Punkten in nachtheilige Gefechte verwickelt, die Kavalerie wenig zahlreich, der Sieg überhaupt sehr zweifelhaft. Doch konnte die österreichische Kavalerie und selbst der größte Theil der Artillerie am Kampfe noch nicht Theil nehmen. Bonaparte erkannte die Wichtigkeit dieses Augenblicks, er befahl L. mit seinen 200 Chasseuren vorzurücken, sich auf die in langen und dichten Plänklerlinien mühsam über die beschneite Ebene marschirenden Oesterreicher zu

werfen, die nachfolgenden Kolonnen dadurch am Vorschreiten zu hindern und der geschlagenen Brigade Bial auf diese Weise Zeit zu verschaffen, sich wieder zu ordnen. L. führte diesen inhaltsschweren Befehl pünktlich aus, ging anfangs mit der nöthigen Vorsicht, dann mit großer Kühnheit zu Werke, und bewirkte durch seine rastlose Thätigkeit einen gänzlichen Umschwung in den Gefechtsverhältnissen. Als L. mit eroberten Fahnen beladen am Abend wiederkehrte, sagte Bonaparte zu ihm: „Reposez vous sur ces drapeaux, L., vous l'avez bien mérité“. Er wurde kurz darauf zu den Guiden versetzt und war in allen folgenden Gefechten der Kühnste unter den Kühnen. — Als Bonaparte nach Aegypten zog, folgte ihm L. ebenfalls dahin und wurde nach der Schlacht bei den Pyramiden zum Obersten befördert. Im Gefechte bei Salahieh befehligte er ein Kavalerieregiment. Zu Anfang einer Attacke gegen die Mamelucken fiel ihm zufällig der Säbel aus der Hand; doch raffte er ihn mit Geschicklichkeit vom Boden auf und stürzte sich auf einen der verwegensten feindlichen Anführer. Fortwährend bei der Avantgarde, leistete L. durch Unerschrockenheit und Umsicht die wesentlichsten Dienste und stößte in allen Schlachten und Gefechten den Mamelucken Achtung vor der französischen Kavalerie ein. In einer Schlacht zerrieb L. 7 Säbelklingen an seinen Gegnern und verlor 3 Pferde im Getümmel. Aus Aegypten zurückgekehrt, benutzte er die Ruhe des Friedens zu militärischen Studien. Auf dem Schlachtfelde von Austerlitz wurde L. zum Brigadegeneral ernannt; 1806 überfiel er Stettin, machte die Besatzung zu Gefangenen und bemächtigte sich eines bedeutenden Artilleriematerials. In der Schlacht bei Heilsberg focht seine Brigade mit der gewöhnlichen Tapferkeit. In den heißesten Momenten der Schlacht wurde Murat von 12 russischen Dragonern umringt; L. tödtete den einen, verjagte die andern und befreite Murat, der ihm in wenig Stunden einen ähnlichen Rittersdienst erwies. Ein Beleg zu L.'s Thätigkeit ist, daß er am Morgen des 14. Mai unter den Mauern von Königsberg und noch denselben Abend auf dem Schlachtfelde von Friedland kämpfte. Im Laufe dieses Feldzuges glänzte L.'s Name in mehren Tagesbefehlen; auch wurde er zum Divisionsgeneral befördert. — Der Krieg in Spanien öffnete L. eine neue Laufbahn des Ruhmes. Seine Division gehörte zum Corps des Herzogs Istrien, wurde nach Leon und Asturien entsendet und zerstreute hier die Volksbewaffnungen; er schlug ein spanisches Corps bei Placencia und hielt dann die dortige Bevölkerung eine Zeit lang in Unthätigkeit. In der Schlacht bei Medina-del-Rio-Seco durchbrach L. an der Spitze einer Brigade das Vordertreffen der Spanier; schon früher mit mehren Orden geschmückt, erhielt er für diese That das Großkreuz der Ehrenlegion. Als der Kaiser selbst in Spanien einrückte, hatte L. noch mehr Gelegenheit, sich auszuzeichnen; bei Burgoa griff er eine spanische Division in ihren Verschanzungen an, eroberte 12 Kanonen und 17 Fahnen; bei Villartejo nahm er den Spaniern

17 Kanonen und 4 Fahnen. Die Schlacht bei Wödelin soll hauptsächlich durch eine Attacke gewonnen worden seyn, welche L. an der Spitze eines Kürassierregiments ausführte. — Beim Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich rief ihn der Kaiser zur großen Armee ab, wo ihm der Befehl über ein Kavaleriecorps anvertraut wurde; er marschirte damit nach Pressburg; bald darauf wurde von ihm die Festung Raab belagert und erobert. Die Gefilde von Bagram und Eplingen waren die letzten Zeugen seines Ruhms; gegen Ende der letztern Schlacht traf ihn eine Kugel in die Stirn; er starb in derselben Nacht. Der Kaiser und die ganze Armee betrauereten den jungen Helden, der auch als Mensch, Staatsbürger, Gatte und Vater die Achtung Aller besaß, die ihn näher kannten. Seine Vaterstadt benannte eine Straße nach seinem Namen und hing sein Bildniß im Rathshause auf.

Fasalle von Luifenthal, Wilhelm Albert, geb. am 2. Juni 1768 zu Dillingen in Nassau-Saarbrücken, verrieth eine so überwiegende Neigung zum Soldatenstande, daß ihm sein Vater im 13. Jahre eine Unterleutenantsstelle im Regiment Elßaß kaufte. Er war erster Lieutenant, als die Revolution begann. Die revolutionären Grundsätze griffen auch in den Reihen der Soldaten bald so sehr um sich, daß die Regierung die unzuverlässigen Truppen von der Grenze zurückrufen zu müssen glaubte. L. verlebte jetzt die traurigste Zeit; denn gegen die neue Ordnung der Dinge eingenommen, hatte er viele Anfeindungen zu erleiden. Er schwankte längere Zeit, ob er den Auswanderern sich anschließen solle oder nicht. Er glaubte nach seinem eignen Geständniß seine geschworene Pflicht als Soldat nur dann erfüllen zu können, wenn er gegen Frankreich die Waffen ergreife. Nachdem er seinen Vater mit seinem Entschlusse bekannt gemacht und dessen Billigung erlangt hatte, trat er in das Regiment Royal Allemand, das im nächsten Jahre den traurigen Feldzug der Preußen nach der Champagne mitmachte. Nach diesem Feldzuge wurde das Regiment der österreichischen Armee einverleibt und nahm an den meisten Gefechten und Belagerungen der J. 1793 und 1794 Theil. Im Sommer 1794 erhielt L. Aufforderungen, in den französischen Dienst zu treten, wies aber dieselben mit Abscheu zurück. Sein Großvater war auf dem Blutgerüste gefallen, sein Vater hatte drei Jahre im Gefängniß zugebracht und sein eigner Haß gegen die Revolution hatte nicht abgenommen, wenn auch die Schreckensherrschaft inzwischen gestürzt worden war. Er gab dem holländischen Dienst den Vorzug, für den der Prinz von Löwenstein-Wertheim eben ein Jägercorps warb. In diesem Dienst war er nicht glücklich. Es war die Zeit von Pichegru's Einfall und alle Tapferkeit der Einzelnen konnte gegen die Uebermacht nichts ausrichten. L.'s Corps mußte die Insel Bommel nach tapferer Vertheidigung räumen, ebenso Narden und Ems. Was das Schwert des Feindes und die Desertion übrig gelassen, trat im März 1795 in englischen Sold und wurde im nächsten Jahre nach Westindien

geschickt. Es handelte sich hier um die Wiederoberung der Insel St. Laurien, deren Besitz von dem Fort Morne Fortune abhing. Dasselbe bestand aus mehreren, auf schwer zugänglichen Bergspitzen aufgeworfenen Verschanzungen u. unter den englischen Landungstruppen zeigte sich wenig Lust zum Sturm. Da erbot sich L. mit 200 seiner Jäger und 100 Engländern, den Angriff zu unternehmen, ließ die Hirschkänger auf die Gewehre setzen und die Schanze dann im Laufe nehmen. Aber die Engländer ließen die tapfern Stürmenden ohne Unterstützung und die kleine Schaar litt unter dem Feuer aus den höher liegenden Schanzen sehr. L. selbst erhielt zwei Kugeln in den Oberschenkel und mußte sich zurücktragen lassen. Der General Abercromby, dem er unten auf der Ebene begegnete, glaubte ihn mit der Zusage zu trösten, daß seine Wunden ihn pensionsfähig machten. L. erklärte ihm aber, daß er nur für die Ehre fechte, und bat dringend um Unterstützung seiner hart bedrängten Jäger. Sein Wunsch wurde erfüllt und die Einnahme des Forts war die Folge. Kaum wieder hergestellt, wurde er zu einem Kreuzzuge gegen die Seeräuber commandirt und nahm darauf an dem Angriff gegen die spanische Insel Trinidad Theil. Bei der Erstürmung der Stadt Spanishtown befiel er in einem von Engländern bedrohten Hause eine Dame um Hülfe rufen, nahm sich ihrer an, erhielt dabei einen Bajonnetstich in das Kinn und wurde von der zuchellosen Schaar jedenfalls ermordet worden seyn, wenn ihm nicht Jäger seines Bataillons zu Hülfe gekommen wären. Im nächsten Jahre ging er mit seinem Corps nach England zurück und nahm 1800 an dem Kriege gegen Frankreich Theil. Es war ihm die Aufgabe geworden, das augereau'sche Armee-corps durch sein Vordringen in die Thäler des Schwarzwaldes so viel als möglich abzuhalten, doch versagte er zu diesem Behufe über viel zu geringe Streitmacht und es war schon viel, daß er seine Truppe vor gänzlicher Vernichtung bewahrte. Dieser Feldzug war der letzte L.'s; erschöpft durch Wunden, Strapazen und das westindische Fieber, nahm er seinen Abschied und ging mit seiner Frau, einer Kreolin von der Insel St. Vincent, nach Baireuth, wo er von dem Kurfürsten Maximilian von Bayern, seinem ehmaligen Obristen vom Regiment Elßaß, zum Major à la suite ernannt wurde. Bei einer Reise zu seinen Aeltern nach Frankreich vielfach von Gefahren bedroht, machte er Westindien einen letzten Besuch, um die Angelegenheiten seiner Gattin dort zu ordnen, u. kaufte sich dann in der Gegend von Trier an, wo seine Tage fortan in Ruhe verfloßen. Sein Franzosenhaß verließ ihn auch jetzt noch nicht. Aller Zureden ungeachtet war er nie zu bewegen, sich in Paris zu melden, um den auf ihn fallenden Antheil der Entschädigung der Emigranten in Empfang zu nehmen. Den Ludwigorden, den Ludwig XVIII. ihm verliehen hatte, trug er nie. Von 1819 an nach Zweibrücken übergesiedelt, verließ er diesen ihm lieb gewordenen Wohnort auf der Stelle, als es 1830 dort zu einigen Unruhen kam, verkaufte sein Haus und alles sonstige Eigenthum und

kehrte nach seinem Landgute zurück. Seine Wunden machten sich immer fühlbarer; er † am 27. September 1845.

Vasaneti (Geogr.), s. v. a. Vassen.

Vasanon (Med.), bei Hippocrates ein Becken zur Entleerung des Unterleibes, ein Streckbecken; auch ein Stuhl für Kreißende oder vielleicht auch nur ein Nachstuhl für Kindbettenrinnen.

Vasareff, Inselgruppe, s. Niedrige Inseln.

Vasbeck (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R. = B. Köslin, Kr. Belgard; 200 Einw.; — 2) das., R. = B. Stettin, Kr. Regenwalde, an der Urkelei; 2 Vorwerke, Ziegelei, 250 Einw.; hierzu das Vorwerk Neukrug und das Etablissement Seiksdorf; — 3) Provinz Westphalen, R. = B. und Kr. Münster; mit dem Landhaus Harixbeck 260 Einw.

Vasbek, holstein. Dorf, Amt Tremsebüttel; Mühle; 430 Einw.

Vasberg, österr. Marktflecken, Land ob der Enns, Muhlkreis, Distr. Weinberg; Hospital, Zwirnhandel; 350 Einw.

Vasceadium (Bot.), nach Rafinesque, Gattung der Euphorbiaceae Rafin. Einzige Art: *L. lanuginosum* Rafin. In Louisiana.

Vascati, ital. Stadt, Sicilien, Palermo, südwestlich von Cefatu; 300 Einw.

Las Casas (Biogr.), 1) Fray Bartolomé de, der unermüdete Verteidiger der Menschenrechte der Indianer gegen spanische Grausamkeit, wurde zu Sevilla 1474 geb. Sein Vater Francisco hatte Columbus auf seiner zweiten Reise nach der neu entdeckten Welt begleitet und dadurch die Mittel erworben, seinen Sohn in Salamanca studiren zu lassen. Im J. 1498 hatte dieser den juristischen und theologischen Studentenkursus durchgemacht und begleitete 1502 den zum Gouverneur von San-Domingo ernannten Don Nicolas de Orando nach der neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Durch den Eifer, womit er seinem Berufe oblag, insbesondere aber durch den Einfluß, den er durch Milde und Wohlwollen auf die Indianer ausübte, machte er sich bald dem Gouverneur Velazquez bemerkbar. Um der durch das Gesetz gebotenen Vertheilung der Eingeborenen an die Eroberer entgegenzuwirken, ging er nach Spanien, und wirklich gelang es ihm, den Cardinal Ximenes zur Absendung einer Kommission von drei Hieronymiten-Mönchen zu bestimmen, die mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet wurden, diese Mißbräuche zu untersuchen und abzustellen. Da jedoch das allzu vorsichtige und rücksichtsvolle Venehmen der Kommission seinem Feuereifer durchaus nicht genügte, begab er sich abermals nach Spanien, um die Anordnung durchgreifenderer Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen nachzusuchen. Um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, machte er den Vorschlag, kastilianische Bauern als Kolonisten hinzusenden und die dort ansässigen Spanier zu befugen, für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerpflanzagen Negerflaven anzukaufen. Daher

ist es gekommen, daß man L. beschuldigt hat, der Urheber des Negerhandels gewesen zu seyn, während es doch erwiesen ist, daß dieser Handel schon lange vorher betrieben wurde. Die Regierung ließ in der That den Versuch machen, diese Vorschläge auszuführen. Bei dem unredlichen Willen jedoch, mit dem man an das Werk ging, konnte es nicht anders als mißlingen. Da faßte L. den kühnen Entschluß, unter seiner alleinigen Leitung einen solchen Kolonisationsversuch anzustellen, erlangte vom Kaiser Karl V. die Erlaubniß und die Mittel zur Ausführung desselben und ging um 1520 wiederum nach Amerika unter Segel. Aber auch diese Unternehmung scheiterte, und gebeugt von dem Verdruß über dieses Mißlingen flüchtete sich L. in das Dominikanerkloster auf Hispaniola. Eingetreten in diesen Orden, widmete er sich dem Missionsgeschäfte; auch begann er seine „Historia general de las Indias“, woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tode arbeitete. Im J. 1539 reiste er abermals nach Spanien, zunächst im Auftrage seines Ordens, aber zugleich mit der Absicht, dort Hülfe und Anhänger zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu suchen. In der That fand er die dortigen Verhältnisse günstiger als je zur Ausführung seiner Lieblingspläne, zu deren Unterstützung er auch noch seine „Brevisima relacion de la destruction de las Indias“ schrieb, die in der That eine solche Sensation machte, daß sie fast in alle Sprachen Europa's überging (deutsch von Andrea, Berlin 1790). Zur Belohnung seines edlen Eifers wurde ihm das reiche Bisthum von Cuzco angetragen; doch zog er diesem das Bisthum Chiapa in einer armen, von noch ganz unwissenden Wilden bewohnten Gegend vor. Im J. 1544 schiffte er sich darauf zum fünften Male nach Amerika ein. Sein Ruf war ihm vorausgegangen. Die spanischen Kolonisten aber, die in ihm den Urheber neuer Gesetze sahen, empfingen ihn mit Kälte und feindlichen Gesinnungen, und als er vollends so weit ging, denen, welche noch nach Bekanntmachung der neuen Gesetze die Indianer als Sklaven behandelten, den Trost der Sakramente zu verweigern, zog er sich nicht nur den Zorn der Pflanzern, sondern sogar die Mißbilligung der Kirche zu. Selbst von seinen Standesgenossen verlassen und von den Pflanzern immer heftiger angefeindet, kehrte er nach drei Jahren nach Spanien und in sein Kloster zurück, wo er bald wieder als Verteidiger der Menschenrechte gegen den Chronisten Juan Ginés de Sepulveda auftrat und dessen zu Gunsten der grassirenden Unterwerfungstheorie geschriebenen „*Democrates secundus*“ durch seine „*Apologie*“ und seine „*Treinta proposiciones juridicas*“ widerlegte. Die noch übrigen Tage seines hohen Alters widmete er ausschließlich der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und der Ausarbeitung seiner Werke, besonders seiner „*Historia general de las Indias*“. Er † im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. L. war in seinen Ansichten seiner Zeit weit vorausgeeilt und so durchdrungen von der Wahrheit derselben, daß er sein ganzes Leben in That, Wort und Schrift der

Realisirung derselben wollte, und mit der ganzen Energie seines Charakters trotz allen Gefahren und Hindernissen, aber auch mit Starrsinn und oft mit zu rücksichtslosem Eifer und nicht frei von Uebertreibung das durchsetzte, was er als recht erkannt. Seine Werke wurden noch bei seinen Lebzeiten gesammelt und erschienen zu Sevilla, 1852, 4. Von seinen handschriftlich hinterlassenen und bis jetzt ungedruckt gebliebenen Werken ist die angeführte „Historia general de las Indias“ das interessanteste. Florentie hat mehrere seiner gedruckten und ungedruckten Werke in französ. Uebersetzung herausgegeben (2 Bde., Paris 1822). Vergl. Quintano, „Vidas de Españoles célebres“ (Ed. 3, Madrid 1833).

Las Cases (Biogr.), 1) Emmanuel Auguste Dieudonné, Graf, Marquis de la Caussade, berühmt durch seine Treue gegen Napoleon, wurde 1766 auf dem Schlosse Las Cases bei Gordje im Departement der Dordogne geboren. Vor der Revolution diente er als Lieutenant in der Marine, war bei der Belagerung von Gibraltar, sowie am 20. Okt. 1782 bei dem Seetreffen auf der Höhe von Cadix und bereiste nach dem Frieden zu seiner weitem Ausbildung Ost- und Westindien und die meisten übrigen französischen Kolonien. Ein Anhänger des Hofes, wanderte er 1791 aus, machte 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit u. flüchtete dann nach England. Von hier aus machte er noch einen Zug gegen Frankreich mit; als aber auch dieser mißlungen und er selbst nur wie durch ein Wunder dem Tode bei Quiberon 1795 entronnen war, ließ er die kriegerischen Hoffnungen fahren u. ernährte sich in England vom Privatunterricht; daselbst gab er auch die Skizze zu seinem historischen Atlas heraus. Als darauf der erste Konsul den Emigranten die Heimkehr gestattete, kehrte er nach Paris zurück, hielt sich indeß, noch immer royalistisch gesinnt, von öffentlichen Angelegenheiten fern und lebte als Buchhändler. Unter dem Namen Lesage gab er jetzt seinen „Atlas historique, chronol., geogr. et geneal. etc.“ (Par. 1803—4; neueste Auflage 1826, Fol.) heraus, der außerordentlichen Beifall fand. Derselbe ist weniger für den eigentlichen Gelehrten bestimmt, sondern soll dem Bedürfnisse des gebildeten Mannes abheften; eine Aufgabe, die vollkommen gelöst ist. Unterdeß ging in L. E. Innerem eine leicht erklärliche Veränderung vor; Frankreichs Macht stieg zu einer glänzenden Höhe, der Zustand des Landes ließ wenig zu wünschen übrig und es war schwer, den Mann nicht zu bewundern, der dies Alles vollbrachte. L. schloß sich daher Napoleon an, der ihn 1808 zum Reichsbaron und nach dem Angriffe der Engländer auf Bloisingen, bei welcher Gelegenheit L. als Freiwilliger gedient hatte, zum Kammerherrn und Requietenmeister in der Marinesektion des Staatsraths ernannte. Seit dieser Zeit mit verschiedenen Missionen beauftragt, bereiste er unter Anderm die Hälfte sämmtlicher französ. Departements, um die Gefängnisse, Hospitäler u. s. w. zu besichtigen. Bei der ersten Invasion der Verbündeten kommandirte er eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach Napoleons Abdankung weigerte er sich, die Beitritts-

akte des Staatsraths mit zu unterzeichnen, besuchte, um nicht Zeuge der Vorfälle in Paris zu seyn, England und lebte nach seiner baldigen Rückkehr in Zurückgezogenheit. Als Napoleon von Elba zurückkam, trat L. wieder in den Staatsrath. Nach der Schlacht bei Waterloo, die Napoleons zweite Abdankung herbeiführte, erbat L. sich von demselben die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Er begleitete den Kaiser nach St. Helena und theilte, von seiner Familie getrennt und nur von seinem ältesten Sohne begleitet, freiwillig das Schicksal des Verbannten mit Hingebung und Selbstaufopferung. Napoleon diktierte ihm einen Theil seiner „Mémoires“ und ließ sich auch von ihm im Englischen unterweisen. Da er aber wider das Verbot des engl. Kommandanten einen freimüthig geschriebenen Brief an Lucien Bonaparte heimlich nach Europa zu schaffen versucht hatte, wurde er am 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt, nach sechs wöchentlich Haft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht, wo er gegen acht Monate in harter Gefangenschaft schmachtete, und dann schickte man ihn nach Europa. Bei seiner Ankunft auf der Insel wurden ihm seine Papiere genommen; er selbst durfte gar nicht aus Land steigen, sondern ward nach Ostende übergeschifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt und fand erst in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen sichern Aufenthalt, indem er sich unter österreichischen Schutz stellte. Er schrieb an Marie Louise, schilderte den Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland die unangemessene Lage des Gefangenen, wandte sich an dieselben Monarchen während des sächsischen Kongresses, wo er auch einen Brief von der Mutter Napoleons überreichte, und zuletzt an den englischen Minister Lord Bathurst — doch Alles vergeblich. Unterdeß + Napoleon und L. gab nun sein viel gelehenes: „Mémorial de Sainte Hélène“ (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Auflage 1824; neueste Aufl., 2 Bde., 1830—31) heraus, wozu D'Neara's „Napoleon in exile“ (franz., 5 Bde., Par. 1831—32) die Fortsetzung bildet. Dasselbe ist eine allerdings wichtige Quelle für Napoleons Gesichte und enthält schätzbare Nachrichten. Doch muß man es mit Kritik gebrauchen, da L. den Inhalt der mitgebrachten Materialien theils sehr erweitert, und überdies seine Darstellung mit Berücksichtigung der Verhältnisse nochmals überarbeitet hat. Vgl. Grille und Musset-Paschay, „La suite au Mémorial“ (2 Bde., Paris 1824). Da L. darin die Häßlichkeit des Kommandanten von St. Helena, Hudson Lowe, zu schildern nicht veräuht hatte, ließ dieser in London eine heftige Gegenschrift drucken. Darauf begab sich L. E. Sohn nach London u. forcierte Sir Hudson Lowe; dieser aber gab die verlangte Genugthuung nicht, sondern bewirkte die Entfernung seines Gegners aus England. Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter des Arrondissements von St. Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er + am 13. Mai 1842. Sein Sohn, — 2) Emmanuel Pons Dieudonné, Baron de, geb. am 8. Juni 1800 zu Vieux-Châtel bei

Brest, diente auf St.-Helena dem Kaiser Napoleon als Sekretär. Als konstitutionell Gesinnter nahm er an der Julirevolution lebhaften Antheil und trat dann als Abgeordneter des Departements Finistère in die Kammer, wo er sich der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte. Im J. 1837 erhielt er eine Sendung an die Republik Haiti und begleitete 1840 den Prinzen von Joinville zur Abholung der Ueberreste des Kaisers nach St.-Helena, worauf er das „Journal écrit à bord de la Frégate la Belle Poule“ (Paris 1841) herausgab.

Tabcelle, franz. Flecken, Depart. Cantal, wehl. von Aurillac; 2040 Einw.

Taschan (Geogr.), österr. Besitzungen: 1) (Pazan), Dorf, Böhmen, Kr. Chrudim, Herrschaft Ritschenburg; 160 Einw.; — 2) (Pazan), Dorfbef., Herrsch. Leitomischel; 170 Einw.; — 3) Gut, Kr. Prachin; umfaßt 778 J. 814 \square Al. Areal und 470 Einw.; — 4) (Miletschig), Dorfbef.; Schloß, Mühle; 260 E.; — 5) Gutdaf., umfaßt 4647 J. 1210 \square Al. Areal u. 2320 Einw.; — 6) Dorf, Kr. Labor, Herrsch. Jung-Bo-schig; 120 Einw.; — 7) (Desfoura), Dorfbef.; Schloß, Mühle; 310 E.; — 8) (Pazany), Dorf, Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Czernahoraz; 210 Einw.

Taschauek (Pazaneck), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrschaft Schlüsselburg; 160 Einw.

Taschanke (Pazanku), österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Gurein; 500 Einw.

Tasche (Zithyol.), s. v. a. Alse, Clapen alona l.

Tasche (Technol.), s. Taschen.

Tasche (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: 1) (Ober-L., Egorn-L.), Kr. Gilt, Bez. Planckenstein; 150 Einw.; — 2) (Unter-L., Spodne-L.), das.; 150 Einw.

Tascheid (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Rhein-provinz, R.-B. Aachen, Kr. Malmedy; 160 Einw.; — 2) (Ober-L.), das., R.-B. Trier, Kr. Prüm; Mühle; 110 Einw.

Taschen (Hauptw.), 1) (Schneider), Streifen oder Zwickel, welche an den Kleidungsstücken angeheftet werden; — 2) s. v. a. Taschenklappen; — 3) (Schuhm.), die auf dem Oberleder der Schuhe angenähten Stücke Leder, an welchen die Schnallen oder Bänder angebracht werden; — 4) (Maschinenw.), 3 Zoll starke Pfosten, die am Kranz- oder Kranstrade, wo die Kranzstücke in einander greifen, aufgenagelt werden; — 5) (Zimmerm.), ein Einschnitt in ein Stück Paulholz, vermittelst dessen es in einen ähnlichen Einschnitt eines andern Stückes eingefügt werden kann; — 6) (Schleusenb.), eichene Bohlen, welche unter jedes Paar Thüren vor u. an dem Grundbalken befestigt werden, um das Durchdringen des Wassers zu verhüten; — 7) (Leutler), zwei Stücke Leder so zusammennähen, daß der Durch-schnitt des Randes beider Stücke an einander gelegt wird; — 8) Verzierungen beim Nähen in Leder anbringen, wobei aber nicht durch, sondern nur bis auf die Mitte des Leders gestochen wird; — 9) (Zeltw.), L. ansetzen, mit L. versehen, durch L. verbinden u.

Taschen (Bot.), auch **Rußmoose**, 13. Junst

der 2. Klasse des oken'schen Pflanzensystems, s. v. a. Lebermoose, Hepaticæ (s. l.).

Taschenbreter, die 3 Fuß langen Breter, die nach dem Zirkel eines Mühlrades ausgeschnitten u. von beiden Seiten, wo zwei Kränze oder Felgen eines Rades zusammengezapft sind, aufgenagelt werden, die Verzäpfung zu befestigen.

Taschenhütte, preuß. Bauernschaft, Rhein-provinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Kempen; 110 Einw.

Taschine (Taschyn), preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kröben; 200 E.

Taschische, österr.-steier. Dorf, Kr. Gilt, Bez. Montpreis; 130 Einw.

Taschitsch (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Steiermark, Kr. Gilt, Bez. Tüffer; 130 Einw.; — 2) (Groß-L.), Thyrrien, Kr. Neustädtl, Bez. Auersperg; 700 Einw.; — 3) das., Bez. Seisenberg; 100 Einw.

Taschig (Tasistie), österr.-böhm. Pfarr-dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; 330 Einw.

Taschkau (Geogr.), 1) österr.-mähr. Allo-dialgut, Kr. Olmütz; umfaßt 3533 J. 167 \square Al. Areal; — 2) Dorfbef.; Schloß; 370 Einw.

Taschkertampe (Haus-L.), 3 erbliche Besitzungen, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. u. Kr. Danzig, in der Nehrung an der eibinger Weichsel; 140 Einw.

Taschna (Pazan), österr.-böhm. Dorf, Kr. Labor, Herrsch. Grobu; Mühle; 130 Einw.

Taschoweg, österr.-steier. Dorf, Kr. Mar-sburg, Bez. Friedau; 110 Einw.

Taschtian (Tashtany), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Gradisch; 530 Einw.

Taschung (Schiffb.), die Art, 2 in einer Linie fortlaufende Stücke Holz zu verbinden; die einfache L. ist die Bladung. Fester aber ist der spanische Haken oder die doppelte L., bei diesem sind die Enden der beiden Stücke Holz, welche man verbinden will, sägen- oder treppenförmig ausgeschnitten.

Tascuare, span. Flecken, Isl. von Poesca; 980 Einw.

Tasch (Biogr.), 1) Peter, Graf von, ein in der russischen Kriegsgeschichte bekannter Feldherr, stammte aus einer normannischen, mit Wilhelm dem Eroberer nach Irland gekommenen Familie und ward 1678 in der Grafschaft Limerik geboren. Er begann seine militärische Laufbahn unter Catinat in einem italienischen Feldzuge, nachdem er sich mit seinem Onkel nach Frankreich begeben und dort Dienste genommen hatte. Als inzwischen das irländische Regiment, in welchem er diente, nach dem rymwider Frieden 1697 aufgelöst ward, suchte der junge L. eine Anstellung in Oesterreich, verließ dieses Land jedoch bald wieder, trat unter das polnische Heer, gab aber auch diesen Dienst auf und empfing endlich von Peter dem Großen ein Regiments-kommando in Rußland. Der damalige Krieg mit Schweden bot reichliche Gelegenheit, sich auszuzeichnen. L. focht 1709 bei Pultawa, wo er verwundet ward, erhielt 1719 den Oberbefehl der Landungstruppen, welche zu einer Expe-dition nach Stockholm bestimmt waren, und bes

schleunigte durch seine energischen Maßregeln den 1720 erfolgenden nystädter Frieden. Der polnische Successionskrieg rief ihn 1734 auf einen andern Schauplag. Als General en chef der russischen Armee begann er die Belagerung von Danzig, ward aber später durch den Feldmarschall Münnich abgelöst. Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich für L. während des Türkenkrieges von 1735–1738, wo er Aſow eroberte und wesentliche Theile in der Krim erfocht. Im neu ausbrechenden Kriege mit Schweden erhielt L. den Oberbefehl des russischen Heeres. Er eroberte Finnland u. bewirkte dadurch den Frieden zu Åbo 1743. L. erhielt für seine vielfachen Verdienste das Gouvernement von Livland und † 1751 zu Riga. — 2) Franz Moriz, Graf von, österr. Feldmarschall, geb. am 21. Oktbr. 1725 zu Petersburg, Sohn des Vorigen, erhielt seine Erziehung zu Piegny und zu Wien. Seine militärische Laufbahn begann er als Fähnrich in österreichischen Diensten. In dem Erbfolgekriege der Maria Theresia in Deutschland, Italien und den Niederlanden zum Obersten des Infanterieregiments Alt-Colloredo befördert, zog er durch die Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu Schaden bemüht war, allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht bei Lowositz mit seinem Regimente die Armee und wurde darauf zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Raasdorf, Prag, Breslau und Leuthen, wo er noch rettete, was zu retten war. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisirte er die Armee in der kürzesten Zeit und leitete sodann 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Ueberfalle bei Hochkirch und führte die Unternehmung bei Maxen, worauf ihn Maria Theresia zum Feldzeugmeister ernannte. Im Feldzuge von 1760 befehligte er ein besonderes Corps, das nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen bei Dresden die Reichsarmee rettete. Nach der Schlacht bei Torgau drang er mit seinem Corps bis in die Nähe von Berlin vor u. wurde dafür zum Feldmarschall erhoben. Nach dem hubertusbürger Frieden wurde er 1765 Generalinspektor der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsraths, in welcher Stellung er eine bis dahin beispiellose Thätigkeit entfaltete. Im bayerischen Erbfolgekriege wählte er 1778 die fein berechnete Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Josephs, was er bis zu dessen Tode blieb. Nach dem teschener Frieden trat er wieder in das Kriegeministerium. Mit dem Kaiser Joseph nahm er 1788 Theil an dem Türkenkriege, doch fiel sein Kordon für Oesterreich sehr unglücklich aus. Dagegen unterstützte er kräftig die Eroberung von Sabacz. Krank kehrte L. nach Wien zurück, wo er nun in der Zurückgezogenheit lebte und am 24. Nov. 1801 †. Kaiser Joseph ließ ihm im Innern der Festung Josephstadt eine Statue errichten mit einer latein. Inschrift.

Lasdehnen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen,

Kr. Piltkallen; Mühlen; 700 Einw.; — 2) das., R.-B. Tilsit; 420 Einw.

Lasdiehnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Darkehmen; 170 Einw.

Las (Laze), österr.-mähr. Dorf, Kr. Pressau, Gut Lautschka; Schäferei; 200 Einw.

Lasini, Inselgruppe, s. Louistade.

Lasick, preuß. Hauland, Prov., R.-B. und Kr. Posen; 210 Einw.

Lasel, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R.-B. Trier, Kr. Prüm; Mühle; 190 Einw.

Lasenberg (Lasendorf), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Baldfach; 200 Einw.

Lasenitz (Wasenitz), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Kamenz; 210 Einw.

Lasen (Pot.), nach Roehling, Pflanzengatt. Zwei Arten: *L. aquilegifolium* Roehl. und *L. trilobum* Roehl., s. v. a. *Laserpitium aquilegifolium* und *Siler trilobum*. — *Laser foetidum* (pharm. Pot.), s. v. a. *Asa foetida*, s. *Ferula Asa foetida* L.

Lasersbach, österr.-slavr. Kirchdorf, Kr. Neustädtl, Bez. Reifnitz; gegen 100 Einw.

Laserskraut (Bot.), Pflanzengatt., s. v. a. *Laserpitium*.

Laserpitii germanici Radix (pharm. Bot.), s. *Levisticum officinale* Koch.

Laserpitium (Bot.), nach Linné, Laserskraut, Bergkummel, Gatt. der Umbellatae Thapsiaeae Dec., Pentandria Dyzia L. Charakter: Dolden groß u. vielstrahlig; Hüllblätter klein und vielblätterig; Kelch fünfzählig; Blumenblätter oval, ausgerandet, mit ausge schlagenen Züngelchen; alle vier Nebenrippen geflügelt und mit einer Netzhöhre, nehm acht flügelig. Ausdauernde Kräuter mit zwei bis dreifiederigen Blättern, meist in Europa, Sibirien und auf dem Kaukasus; unter 26 Arten sind als Arzneipflanzen zu bemerken: 1) *L. latifolium* L., *L. glabrum* (Cantz., breits blättriges od. großes Laserskraut, weiße Hirschwurzel, weißer Enzian. Stengel stielrund, sehr feingerillt, kahl; Blätter dreizählig, doppelt zusammengesetzt; Blättchen eiförmig, am Grunde herzförmig, gesägt; Blüten weiß oder röthlich; Früchte breit-oval, oft platt oder wellig geflügelt. Variirt hier und da mit unten raubhaarigen und scharfen Blättern, *L. asperum* (Cantz.). Auf Alpen und Boralpen, besonders auf Kalkgebirgen, in Waldungen, durch ganz Europa, mit Ausnahme Englands. Die Wurzel, Hirsch- od. weiße Enzianwurzel, *Radix Gentianae albae* s. *Laserpitii albi* s. *Laserpitii latifolii* s. *Cervariae albae*, hat einen bitteren und scharf aromatischen Geschmack, einen der Angelikwurzel ähnlichen Geruch, und ist ein sehr kräftiges, tonisch-reizendes Heilmittel, das jetzt jedoch nur noch in wenig Ländern officinell ist und leider nicht so angewendet wird, wie es wohl verdient. In der Heilarkneikunde macht man häufigen Gebrauch von derselben. Auch die Samen sind angenehm u. stark gewürzhalt. Jacq. Austr. Taf. 146. Schkuhr, Bot. Handb. Taf. 67. — 2) *L. Siler* L.,

Laserpitium montanum Lam., *Siler montanum* Crantz, gebräuchliches Laserkraut, Roskümme!, Bergsiler, Berglaser. Stengel stielrund, feingerillt; Blätter dreizählig-doppelt zusammengesetzt; Blättchen lanzettlich oder fast linealisch, ungetheilt oder dreispaltig, ganzrandig; die Hauptadern schief; Blüthen weiß; Früchte lineal-länglich, schmal geflügelt; Griffel zurückgekrümmt, angebrückt. Zwischen Gesträuch auf Kalkgebirgen und Boralpen in Südeuropa, bis Süddeutschland. Die Früchte, Samen *Sileris* s. *Sileris montani* s. *Semen Seseli* s. *Seseli Massiliensis* s. *Seseleos*, Lasersamen, großer Roskümme!, Bergkümme!. Seselsamen, riechen stark gewürzhaft, doch etwas unangenehm wanzenartig; sie schmecken stark aromatisch, etwas scharf u. bitterlich und geben bei der Destillation ein blaues ätherisches Del. Hinsichtlich ihrer Kräfte stimmen sie mit dem Kümme! überein und werden jetzt nur noch von den Gebirgsbewohnern angewendet. Nach einigen Botanikern ist diese Pflanze das *Agasticum*, dessen Früchte die alten Römer an alle Speisen thaten. Jacq. Austr. Taf. 145. Hayne, Arzneigew. 7. Taf. 7. — 3) *L. aquilegifolium* Willd. Auf steilen Hügeln in Oesterreich. Jacq., Austr. 2. T. 147. — 4) *L. trilobum* L. Blätter gefiedert; Blättchen dreilappig. Auf Bergen in Oesterreich und in der Schweiz.

Lasersamen (pharm. Bot.), s. *Laserpitium Siler* L.

Laserum foetidum (pharm. Bot.), s. v. a. *Asa foetida* (s. d.).

Lasertwig, preuß. Vorwerk, Prov. Schlesien, M.-B. Breslau, Kr. Wehlau; Vorwerk, Windmühle; gegen 100 Einw.

Laschar, asiat. Ebene, Beludschistan, Prov. Kohistan, an der Grenze von Mekran.

Laschari, Volk, s. Beludschien.

Laschen (Lashier, Lasaneti), kaukasischer Volksstamm, einerlei Ursprungs mit den Georgiern (s. d.).

Laschinit, europ.-russ. Ort, Gouv. Nowgorod, westlich von Krestzju, an der Ostseite.

Laschorst, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, M.-B. Minden, Kr. Lübbecke; mit der Ortschaft Laschorster-Buchholz als Gemeinde 440 Einw.

Lasia (a. Geogr.), 1) Eiland des Sines Saronicus, zwischen den Inseln Peloponnes und Peloponnes, der Stadt Trözene in Argolis gegenüber; — 2) Insel vor der Küste Lyciens; — 3) s. Lesbos.

Lasia (Bot.), 1) nach Ponceiro, Pflanzengatt. Zwei Arten: *L. aculeata* Lour. u. *L. heterophylla* Schott, s. v. a. *Pothos Lasia* und *Pothos heterophylla*; — 2) nach Bridel, Moosgatt., s. v. a. *Leptodon* Web. et Mohr; — 3) nach Palisot-Beauvais, Moosgatt. Arten ausländisch.

Lasinagrostis (Bot.), nach Link, Rauegras, Graegatt. Arten s. *Stipa* u. *Melica*.

Lasiantra (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Melastomaceae Dec., der Lythraeae Rehb., Decandria Monogynia L. Charakter: Kelch mit eiförmiger Röhre und fünf schmalen

langgespizten Einschnitten; fünfverleht-eirunde Kronenblätter; 10 behaarte Staubfäden mit verlängerten, kurz geschnäbelten Antheren, die am Grunde angeschwollen und mit zwei Dehnschen oder Anhängseln versehen sind. Trockene, fünffächerige Kapself. Gegen 40 Arten, Sträucher in Brasilien; als Zierpflanzen zeichnen sich aus: 1) *L. argentea* Dec., *Melastoma argentea* Desv., *Rhexia alata* Paddi, *Pleroma granulosum* Don. Bis 10 Fuß hoch; Aeste gestülpt, 4kantig; Blätter gestielt, länglich zugespitzt, 3rippig; Blüthen schön, groß, rosig-purpurroth, in Endtrauben. Bot. Mag. 214. — 2) *L. Fontanesiana* Dec., *Rhexia Fontanesii* Horpl. Blüthen schön, groß, dunkel-violet, in Endrispen. Bot. Reg. T. 323. — Die Lasianthren verlangen einen Stand im Warmhause bei 10 — 15° Wärme, eine sandige Torf- und Heideerde, im Winter mäßiges, im Sommer reichliches Begießen und vom Frühling bis Herbst eine ziemlich feuchte Atmosphäre. Vermehrung durch Stecklinge im Frühling unter einer Glocke im Warmbeete.

Lasiantha (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Compositae Senecionideae Dec. Einzige Art: *L. helianthoides* Dec., *Lasianthus helianthoides* Zucc. Halbstrauch in Mexiko.

Lasianthera (Bot.), nach Beauvais, Gatt. der Ampelideae Dec., der Hesperideae Rehb. Einzige Art: *L. africana* Beauv. Strauch in Dware.

Lasianthus (Bot.), 1) nach Jacq. u. Blume, Pflanzengatt. Arten zahlreich, unter Melastomaceae; — 2) nach Linné, Pflanzengattung, s. v. a. *Gordonia*; — 3) nach Zuccarini, Pflanzengattung. Art: *L. helianthoides* Zucc., s. v. a. *Lasiantha helianthoides* Dec.

Lasinio, Carlo, ital. Zeichner und Kupferstecher, der sich durch die Erhaltung und Nachbildung von Kunstwerken älterer Zeit einen guten Namen in der Kunstgeschichte gemacht hat; er war Konservator der Kunstschätze in Pisa. Seine Hauptwerke sind die Blätter nach den Wandmalereien des Camposanto in Pisa, die 1812 in gr. Fol. erschienen; ferner 32 Bl., von L. u. seinem Sohne Paolo gestochen u. herausgeg. unt. dem Tit. der Quattrocentisti, nach den Wandgemälden des L. Gaddi in St. Croce zu Florenz; ferner dergleichen nach Gemälden des Dom. Ghirlandajo, Masaccio, Masolino, Filippino, endlich nach den Fresken des L. Roselli u. s. w. Verschiedenes, namentlich aus früherer Zeit, findet man in *Ritratti degli Archivi e Vescovi di Toscana*, Florenz 1787; — in M. Pagni's und G. Bardi's *Etruria pittrice, ovvero storia della pittura toscana*, das 1791, so wie in Ornati presi da graffiti et pitture antiche esistenti in Firenze, das 1789, 40 Bl. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Hauptarbeiten gibt Nagler's Künstlerlex., Bd. VII, S. 314 ff. — 2) Giov. Paolo, des Vor. Sohn, Schüler u. Mitarbeiter, besonders bekannt durch seine Stiche für die *Pittura a fresco del Campo Santo di Pisa* (46 Bl., erschienen 1832—34, mit italien. und französl. Text), und die großen Kupferstafeln zu Rosellini's Beschreibung der Aesthetiker Aegyptens und Nubiens.

Lasius (Biogr.), 1) Johann Adolf, deutscher Landschaftsmaler, zu Koblenz 1810 geb., Zögling der düsseldorfer Akademie, ein guter Künstler seines Faches. Seine landschaftlichen Darstellungen zeigen sich stets mit bedeutungsvoller Staffage und mit Beleuchtung jeder Tageszeit; er hat Ansichten von alten Burgen, Schlössern, Dörfern, Weibern, Waldgebirge, Felsenstürze, Marinen, Seestürme, landliche Hütten an Bergen und Flüssen u. dgl. gemalt, und stellt die Natur bald in Ruhe, bald in Aufregung dar, bald im vollen Schmuck, bald im Winterkleid. Meisterrhaft ist sein Schloß Pyrmont im Frühling; ferner die Burg Oberstein an der Nahe; 1844 entwarf er ein großes Panorama von Köln, das seiner Zeit Aufsehen erregt. — 2) August Gustav, des Vor. Bruder, 1812 zu Koblenz geb., ebenfalls Zögling der düsseldorfer Akademie, wandte sich dem historischen Fach zu und hat in diesem wie im Genre seit 1832 manches Ausgezeichnete auf die deutschen Kunstausstellungen geliefert.

Lasio (a. Geogr.), befestigtes Städtchen in Elis unweit der Vereinigung des Erymanthus mit dem Alpheus und nahe an der Grenze von Arkadien, ein beständiger Bunkapfel zwischen beiden Völkern, und bald von der einen, bald von der andern erobert; beim heutigen Pala zu suchen (Xen. Hell. VII, 4, 12).

Lasiobotrys (Bot.), nach Sprengel und Kunze, Haartraube, Traubenbaugling, Strahlentrüffel, Gattung der Lycopodiaceae Sclerotiaceae Rehb., Rabenh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Peridien entwickelt klein unter der Oberhaut der Blätter, zerfallen am Scheitel, ruhen auf einem strahligen Träger und enthalten einen kernig-gallertartigen Kern. Einzige Art: *L. Lonicerae* Kunze, *Xyloma Lonicerae* Fries, Obs. I. 198, T. IV, F. 7. Häufig in Süddeutschland an noch lebenden Blättern von *Lonicera Xylosteum*.

Lasiocampa (Entom.) nach Schrank, Nachtfaltergattung, Eichenblatt, *Phalaena bombyx quercifolia* L. Schr., *Gasteropacha quercifolia* Hüb., nach Dken unter die schmetterlingsartigen Spinner gehörig, deren Raupen halb behaart sind. Er ist ziemlich groß, hat keine schöne Färbung, sondern sieht ganz braun aus und ist dadurch merkwürdig, daß er in der Ruhe wie ein Bündel dürrer Rätter- od. Eichenblätter aussieht. Die nachförmigen Flügel haben Rippen, wie die der Blätter und sind am Hinterrand eben so gezähnt; vor dem Kopfe stehen die zwei Schnurren dicht aneinander hervor, wie ein Blattstiel; die Fühlhörner liegen an den Seiten des Kopfes nach hinten, als wenn sie die Seitenränder des Stiels wären. Ein nicht seltener Nachtfalter, der sich den Tag über ganz ruhig verhält. Die Raupe ist eine der größten in Europa, 4 Zoll lang, 7 Linien dick, leckt von den Blättern des Eichen- und des Kirschaums, sieht matschig, unten braunroth mit dunkeln Flecken, hat auf dem vorletzten Ringel ein kurzes, weißliches Horn. Zwischen den Ringeln stehen Haare von schöner blauer Farbe, wie Falebanen, welche der Raupe ein schönes Ansehen ge-

ben. Der Falter schlüpft im Julius aus, die seidenhaarige Puppe überwintert.

Lasiocephalon (Lasiocephalus, Helminth.), nach Schlechtendal, eine Bandwurmart mit rauhem Kopfe.

Lasiocloa (Bot.), nach Kunth, Gattung der Gramineae Festucaceae Kunth. Einjährige und ausdauernde Gräser auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung. Unter 12 Arten bekannteste: 1) *L. hirta* Kunth, *Dactylis hirta* Schrad. — 2) *L. laevis* Kunth, *Dactylis capitata* L. fil.

Lasiocornis (Bot.), nach Benth, Gattung der Labintae stachydeae Benth. Zwei Arten: *L. abyssinica* Benth. u. *L. capensis* Benth. Sträucher in Abyssinien u. Südafrika.

Lasion (Med.), nach Hippocrates: das grobe (rauhe?) Finnen.

Lasionema (Bot.), nach Don, Pflanzengattung. Art: *L. roseum* Don, f. v. a. *Cinchona rosea*.

Lasionit (Min.), f. v. a. *Mavallit*.

Lasiovera (Bot.), nach Hoffmannsegg, Pflanzengattung. Arten, f. *Euphrasia* und *Barbisia*.

Lasiopetalea (Bot.), nach Sprengel, f. *Lasiopetalum*.

Lasiopetalum (Bot.), nach Smith, Gattung der Geraniaceae Byttneriaceae Rehb., *Pentandria Monogynia* L. Drei Arten: *L. ferrugineum* Sm., *L. parviflorum* Rudge u. *L. rubiginosum* Cunningham, Sträucher in Neuholland. Mehrere Arten, die früher unter *Lasiopetalum* standen, stehen jetzt unter *Thomasia* Gay. Die Gattung ist der Typus der *Lasiopetaleae* Spr. u. A., welche eine Untergruppe der Geraniaceae Byttneriaceae Rehb. bilden.

Lasiopogon (Bot.), nach Cassini, Gattung der Compositae Senecionidene Dec. Drei Arten: *L. micropoides*, *L. molluginoides* und *L. muscoides* Dec. Einjährige Kräuter in Südafrika und (die letzte Art) in Tunis.

Lasioptera (Entom.), nach Meigen, Saummücke, Gattung der Diptera Nemocera *Tipularia* Latr., der Ordnung der Mücken und der Junie der Fadenmücken nach Dken. Charakter: Flügel behaart, haben nur zwei Nerven. Als Typus mehrerer Arten kann gelten: *L. picta* Meig.

Lasioptera (Bot.), nach Andrieuxsky, UnterGattung von *Lepidium*.

Lasiopus (Bot.), 1) nach Cassini, Gattung der Compositae Mutisaceae Less. Fünf Arten, ausdauernde Kräuter in Südafrika u. auf Madagaskar; bekannteste: *L. Bojeri* Dec. und *L. viridifolius* Dec. — 2) Nach Don, Pflanzengattung. Art: *L. sonchoides* Don, f. v. a. *Dubya sonchoides*.

Lasiopyga (Säugeth.), nach Illiger, Haaraffe, Affengattung, Arten unter *Semnopithecus* Fr. Cuv.

Lasiorrhama (Bot.), nach Vogel, UnterGattung von *Cassia*.

Lasiorrhiza (Bot.), nach Lagasca, Pflanzengattung, f. v. a. *Chabraa*.

Lasiosiphon (Bot.), nach Fresenius, Gatt.

der Thymelaeaceae Fres. Einzige Art: *L. glaucus* Fres. Strauch in Abyssinien. S. Flora 1838, S. 602.

Lasioospermum (Bot.), I. nach Lagasca, Gattung der Compositae Eupatorineae Spr., unter *Santolina* L. Fünf Arten, ausdauernde Kräuter in Italien und Griechenland; bekannteste: *L. pedunculare* Lagasc., *Santolina alpina* Bertol. — II. Nach Fischer, Pflanzengattung. Arten unter *Scorzonera*.

Lasioospora (Bot.), nach Cassini, Unterattung von *Scorzonera* L.

Lasioospron (Bot.), nach Benthams, Unterattung von *Phaseolus* L.

Lasioostemum (Bot.), nach Nees u. Martius, Pflanzengattung. Art: *L. sylvestre* Mart. Nees, f. v. a. *Bonplandia Lasioostemum*.

Lasioostoma (Bot.), nach Schreber, Gattung der Contortae Apocynaceae Richb. Charakter: Kelch vierzählig; Blume trichterförmig mit sehr langer Röhre; Beere trocken, mit eckigen Samen. Unter 6 Arten, Sträuchern in Brasilien und am Drinoko, sind zu bemerken: 1) *L. cirrhosa* Willd., *L. Rouhamon* Gmel., *Bejuco do Mavacuré*. Rankender Strauch am Drinoko, der voll eines gelben, sehr giftigen Milchsaftes ist und das Curare-Gift liefern soll. Aublet T. 36. — 2) *L. Curare* H. B. Strauch am obern Drinoko, dessen Milchsaft ebenfalls Pfeilgift liefern soll.

Lasiotrichos (Bot.), nach Lehmann, Pflanzengattung, f. v. a. *Fingerhuthia* Nees.

Lasiren (Maler.), das Auftragen einer durchsichtigen Farbe bei Vollendung eines Gemäldes, welche die mit derselben bedeckten Gegenstände durchscheinen läßt.

Lasirfarbe, 1) eine Farbe, mit der lasirt wird; — 2) f. v. a. Glasir- oder Töpfersfarbe.

Lasistan, asiat.-türk. Küstenlandstrich, am schwarzen Meer, Paschalik Trapezunt, von dem Volk der Lasen bewohnt, mit den Distrikten Zomarab, Sirmenab, Rizah, dem eigentlichen L. ic. Die malerische Schönheit der Küste ist sehr anziehend. Die Berge erheben sich unmittelbar von der See an auf 4000 bis 5000 Fuß und sind mit dichten Wäldern bekleidet, welche hauptsächlich aus Kastanienbäumen, Buchen, Walnußbäumen, Erlen, Pappeln, Weiden, hier und da auch aus kleinen Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn u. Buchsbaum bestehen; die höheren Theile sind mit Föhren bedeckt. An diesem Theil der Küste werden keine Schiffe gebaut, auch wird kein Holz ausgeführt, was in der Türkei überhaupt verboten ist, so daß die Wälder nur Kohlen, Brennholz und Zimmerholz für den Bau der Häuser und der Boote liefern, welche zum Küstenhandel und zu den Fischereien gebraucht werden. Das Land ist sehr bewaldet und bergig, so daß es nicht hinreichend Korn für den Verbrauch der Bevölkerung erzeugt, und doch findet man keinen anbaufähigen Fleck unbebaut. Man sieht Kornfelder an den schroffen Seiten der Berge hängen, wohin kein Pflug gelangen kann; der Boden wird mit einer zweizackigen, dem Lande eigenthümlichen Gabel umgegraben. Mais ist die gewöhnliche Frucht,

und selten nimmt das Volk eine andere zum Backen. Was das Land selbst nicht liefert, verschafft man sich aus Guriel und Mingrelieu. Das Volk der Lasen ist arbeitsam, abgehärtet und kühn, sehr gewandt im Gebrauch einer kurzen Büchse, welche jeder auf den Rücken geschlungen trägt, wo er auch hingehen mag; sie haben einen guten Ruf als Soldaten, und die Pforte verlangt von diesem Lande stets eine gewisse Anzahl Leute für das Arsenal von Konstantinopel. Ein allgemeiner Census der erwachsenen und waffenfähigen Männer im Reich wurde in der neuesten Zeit aufgenommen und ergab für den Distrikt Df (der von den Dflis bewohnt wird, und den man zuweilen auch zu L. rechnet) 24 000, für L. 18 000 Mann. Df hat nur einen sehr kleinen Küstenstrich, landeinwärts aber erstreckt es sich sehr weit, zum Theil bis zum Tschorok, welcher es nebst L. begrenzt. Die Dflis gleichen in vielen ihrer Gewohnheiten den Einwohnern der Maina in Morea; sehr viele Blutsfeinden gehen vom Vater auf den Sohn fort, außerhalb ihres Landes aber sind sie friedliche Leute und treiben Handel. Sie gelten für reich, haben gute Städte und besser gebaute Häuser, als man sonst in diesen Gegenden findet. Ihr Land ist sehr gebirgig und unzugänglich namentlich im Winter. Ihres Charakters wegen wagen sich selten Fremde unter sie, und man weiß daher wenig von ihnen, als daß sie ein wilder, unabhängiger Stamm sind. In L. gibt es keine Städte; in Sirmenab, Rizah, Atenab, Rhopah und Batum, lauter Küstenorten, sind Bazar, welche aus einer Reihe Buden bestehen, nebst einigen Kaffeehäusern und einem oder zwei Khans. In diesen Bazar wird wöchentlich ein Markt gehalten. Die Einwohner leben in Hütten, welche einzeln im Lande zerstreut sind. Sirmenab und Zomarab, welche an Trapezunt stoßen, kann man ganz zu dieser Stadt rechnen; ihre Bewohner sind in steter Berührung mit den Städtern und etwas civilisirter, als die Lasen sonst gewöhnlich sind. Rizah ist ein wichtiger und fruchtbarer Distrikt mit einem bedeutenden Bazar an der Küste; das Klima ist milder, als in anderen Strichen, denn Limonen und Drangen gedeihen in freier Luft, und man braucht nicht, wie in Trapezunt, die Bäume im Winter zu bedecken. Rizah ist berühmt wegen seiner Hanfleinwand, welche in der ganzen Türkei zu Hemden genommen wird. Atenab ist ein sehr unbedeutender Platz mit einem kleinen Bazar. Zwischen Rhopah und Trapezunt sind keine Orte, welche von der Küste aus mit dem Innern verkehren. Von Sirmenab, Df und Rizah gibt es Pässe ins Innere, welche jedoch nur im Sommer gangbar sind; aber auch dann werden wohl schwerlich Waaren auf denselben transportirt. Rhopah ist eine offene Rheide, wo Waaren gelandet werden, welche nach Arvin bestimmt sind, einer kleinen Manufakturstadt, 3 Tagereisen von der Küste entfernt. Manchmal werden auch Waaren für Aktsebah zu Rhopah gelandet und durch Arvin hindurch geführt; gewöhnlicher aber werden diese zu Batum gelandet, längs der Küste von Trapezunt an sind

zahlreiche Sommerankerplätze, von denen einige auch im Winter für sicher gelten; ein eigentlicher Hafen findet sich aber nur zu Batum. Die Bai an dieser Stadt kann eine große Anzahl Schiffe aufnehmen, ist aber ungesund, und wer vom Juli bis Oktober sich dort aufhält, setzt sich Fieberanfällen aus. Der Hafen dankt sein Daseyn dem Fluß Ischorok, welcher etwas über eine Stunde westlich von Batum ins Meer fällt und zwischen seinem jetzigen Bett und der Stadt einen breiten Strich Alluvialboden angelegt hat, welcher den westlichen Theil der Bai bildet. Auch die See hat eine Bank aufgeworfen, welche den Rand dieser Halbinsel bildet, so daß das Land innerhalb etwas über dem Meerespiegel liegt, aber sumpfig und mit Gestrüpp bedeckt ist. Diese Sümpfe machen den Platz ungesund. Der Bazar liegt an der Westseite der Bai hart an der See, enthält etwa 60 Buden, mehrere Kaffeehäuser und Khans und eine Moschee, Alles von Holz erbaut. Viele Gebäude werden aufgeführt, u. der Platz hat das Ansehen einer neu angelegten Kolonie. In dem Gestrüpp hinter dem Bazar sind einige kleine Häuser aufgeführt und Gärten angelegt. Die Ostseite der Bai, dem Bazar gegenüber, ist gesund, und würde eine Stadt hier auf dem ansteigenden Boden erbaut, so könnte sie zu allen Jahreszeiten sicher bewohnt werden, da die Breite der Bai hier über eine Stunde beträgt und man deshalb vor dem Einfluß der Sümpfe geschützt wäre; jetzt ist Jedermann genöthigt, während der ungesunden Jahreszeit seinen Laden zu schließen und den Ort zu verlassen.

Lafius (Entom.), 1) nach Wiedemann, Gattung der Diptera Tanytomata Latr., der Ordnung der Mücken und der Junft der Lippenmücken nach Den, s. Bombylius. Charakter: Kopf fast ganz von den Augen eingenommen; letztes Fühlerglied sehr lang, fast linienförmig, zusammengedrückt, ohne bemerkbaren Dolk am Ende; Leib groß; Lippe groß, an ihrer Basis höckerig und am Ende abgestutzt. Arten außereuropäisch. — 2) Nach Latreille, Ameisengattung. Arten, s. Formica. Typus: Form. nigerrima L.; s. Ameise.

Laok (Лок), russ.-poln. Ort, Gouv. Kaschisch, Kr. Schiradz, an der Niewolka; Tuchweberei; 2000 Einw.

Laokaf, österr.-ungar. Ort, Nieder-Ungarn, Baranya, südöstlich von Fünfkirchen.

Laokauzew, russ.-poln. Stadt, Gouv. Podlachien, Siedlec, östlich von Radem, im Walde.

Laokarinen (Seew.), s. v. a. Laokaris, s. Laokaro.

Laokaris (Seew.), s. v. a. Laokaro.

Laokaris (Biogr.), 1) Konstantin, einer der berühmtesten unter den griechischen Gelehrten, die, wie Theodoros Gaza, Manuel Chrysoloras u. Demetrius Chalkondylas, im 15 Jahrh. bei Eroberung ihres Vaterlandes nach Europa flüchteten und, die Ueberreste ihrer alten Kultur dahin verpflanzend, eine neue Epoche der Kunst und Wissenschaft begründeten, kam um 1454 nach Italien, wo Franz Esforza, Herzog von Mailand, ihn aufnahm und zum Lehrer seiner Tochter Hippolyta in der griechischen Sprache und Rite-

ratur ernannte. In der Folge lebte er zu Rom unter dem Schutze des Kardinals Bessarion und zu Neapel, wo er öffentlicher Lehrer wurde. Gegen Ende seines Lebens wollte er in sein Vaterland zurückkehren, ließ sich aber in Messina festhalten und lehrte daselbst bis zu seinem Tode 1493 mit dem glänzendsten Beifall. Unter seinen Schriften ist die „Griechische Grammatik“, auch „Erotemeta“ (d. h. Fragen) betitelt, die er für seine Schülerin aufsehte, die berühmteste. Sie ist das erste griechische Buch, das gedruckt worden ist, zuerst in Mailand 1476 und später mit den grammatischen Sammlungen des Ald. Manutius und Junta. Die reiche und werthvolle Bibliothek L. kam von Messina nach Spanien und wurde im Escorial aufgestellt. Aus derselben Familie stammte auch — 2) Andr. Johannes oder Janos L., mit dem Beinamen Rhynbaccenus, den er vielleicht von seiner Vaterstadt erhielt. Er lebte am Hofe des Lorenzo von Medici, der ihn in der Folge nach Griechenland schickte, um alte griechische Handschriften und Kunstwerke für die medicische Bibliothek zu kaufen. Von seiner zweiten Reise in sein Vaterland brachte er gegen 200 Manuscripte, größtentheils vom Berg Athos, mit, die jedoch erst nach Lorenzo's Tode in Italien ankamen und theils in der öffentlichen Sammlung, theils in der Privatbibliothek der Mediceer aufgestellt wurden. Seines Gönners beraubt, folgte er einer Einladung des Königs Karl VIII. nach Paris, wo er die griechische Sprache lehrte und später von Ludwig XII. zweimal als Gesandter nach Venedig geschickt wurde. Papst Leo X. zog ihn nach Rom und stellte ihn an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griechischen Druckerei. Eine Gesandtschaft brachte ihn 1515 an den Hof des Königs Franz I. in Fontainebleau. Dieser schickte ihn in gleicher Eigenschaft nach Venedig, wo er sich niederließ, bis Papst Paul III. ihn wieder nach Rom zu kommen einlud. Auf der Reise dahin schon erkrankt, † er bald nach seiner Ankunft im J. 1535, im hohen Alter. Außer manchen Angaben und Erläuterungen griechischer Schriftsteller, namentlich der Anthologie, der Scholien zur Ilias und zum Sophocles, so wie der „Quaestiones homericae“ des Porphyrius verdanken wir ihm mehrere grammatische Abhandlungen, darunter eine über die Form der griechischen Buchstaben und einige epigrammatische Gedichte; auch stand er der Herausgabe der fünf berühmten „Editiones principes“ vor. Vgl. Willemain, Laokaris, Par. 1825.

Laokaro (Seew.), die indischen Ruderknechte im Dienst der englischen Kompagnie.

Laokarowka, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost; Vorwerk, Zainshütte; 320 Einw.

Laokaw, preuß. Dorf, Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Pleschen; gegen 100 Einw.

Laoken (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Lyk; 190 Einw.; — 2) (Klein-L.), das.; 170 Einw.

Laokow (Laokowec), österr.-mähr. Dorf,

Kr. Iglau, Herrsch. Böhmisches-Rudolfs; 200 Einw.

Paßki (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. u. R. = B. Posen, Kr. Schildberg; Kolonie; 640 E.

Paßki (Waarenk.), im russischen Pelzhandel die Felle des Schneewiefels.

Paßki (Geneal. u. Biogr.), eine adeliche polnische Familie, der mehrere merkwürdige Männer angehören: 1) Jan L. oder a Losco, geb. 1457, war Großkanzler bei dem König v. Polen, Kasimir IV., und dessen Nachfolgern, wurde 1510 Erzbischof von Gnesen und als solcher vom König Sigismund I. an das lateranensische Concilgesandt, so wie zu mehreren diplomatischen Missionen benutz, durch die er sich großen Ruhm erwarb. Später als ein Gegner Oesterreichs vom Papst in den Bann gethan, wußte er doch die Veröffentlichung des Bannfluchs zu verhindern und † in seiner Würde im J. 1531. Er war Herausgeber der für die polnische Rechtsgeschichte überaus wichtigen Sammlung der ältesten polnischen Gesetze: *Commune ineluti Poloniae regni privilegium* (Kraß. 1508) und kirchlicher Statuten. — 2) Jan L., Neffe des Vorigen, war ein Hauptbeförderer der Reformation in Polen. Geboren 1499, widmete er sich dem geistlichen Stande und erhielt 1529 das Bisthum Wosprim in Ungarn. Später bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich. Zwingli weckte zuerst Zweifel gegen die römische Kirche in ihm, dann schloß er sich aufs innigste an Erasmus an. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Propst in Gnesen und Bischof von Kujawien; seine religiöse Ueberzeugung bewog ihn jedoch bald, diese Ämter aufzugeben und Polen wieder zu verlassen. Er trat nun offen dem Glaubensbekenntniß der schweizer Reformatoren bei. Im J. 1543 berief ihn die Gräfin von Ostfriesland nach Emden, wodurch er der Gründer der protestantischen Kirche in jenen Gegenden wurde. Als später der Einfluß der Lutheraner seine Wirksamkeit hemmte, folgte er einer Einladung Cranmers (s. d.) nach England und wurde Vorsteher der protestantischen Fremden-gemeinde in London. Maria's Thronbesteigung nöthigte ihn, 1553 England zu verlassen. Nachdem er in Deutschland viele Verfolgungen von Seiten der protestantischen Prediger erduldet hatte, begab er sich 1550 nach Polen, wo sich unter der Regierung Sigismund Augusts die Verhältnisse der Reformation günstig gestaltet hatten. Er wurde Vorsteher der protestantischen Kirchen in Klempnen und sein Hauptbestreben ging nun dahin, die verschiedenen Kirchenparteien in Polen mit einander zu vereinigen. Zu dem Vergleich zu Sandomir legte er den Grund. Er † 1560. Gelehrsamkeit vereinte sich in L. mit Milde und Mäßigung. An Schriften hinterließ er: *De sacramento eccles. Christ.*, Lond. 1552; — *De praesentia Christi Domini in coena sua*. Sein Bruder — 3) Jaroslaw war ebenfalls für die Reformation sehr thätig und hatte an den diplomatischen Verhandlungen seiner Zeit bedeutenden Antheil. Als Zapolha's (s. d.) Gesandter schloß er in Konstantinopel ein Bündniß gegen

Ferdinand von Oesterreich, wodurch dessen Vertreibung aus Ungarn bewirkt wurde. Unter Zapolha's Regierung gewann er großen Einfluß; später aber von Zapolha der Verrätheret beschuldigt, mußte er ins Gefängniß wandern. Nach seiner Freilassung ging er zu Ferdinand über und † als dessen Gesandter in Konstantinopel im J. 1542. — 4) Stanislaw, ein Günstling König Franz' I., begleitete diesen in die Schlacht bei Pavia und bestrich dessen Feldzug.

Paßko, österr.-böhm. Lehn- u. Kr. Prachin; umfaßt 642 J. 138 1/2 □ Kl. Areal und besteht bloß aus dem Dorf L. mit 180 Einw.

Paßkon, preuß. Dorf, Prov. u. R. = B. Posen, Kr. Dobornik; 110 Einw.

Paßkowitz (Geogr.), preuß. Orte: 1) Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Ohlau; Schloß, Vorwerk, 2 Windmühlen; 850 Einw.; hierzu Grundvorwerk, Vorwerk und Mäsciolek; — 2) Dorf das., R. = B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Hölzerei, Vorwerk, Potaschbrennerei, Schäferei, Sägemühle, Pechhütte, Ziegelei; 630 Einw.; — 3) Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R. = B. Marienwerder, Kr. Rosenberg; 500 Einw.; — 4) Hauptgut das., Kr. Schweig; 130 Einw.

Paßkowiza, europ.-türk. Ort, Bulgarien, Nikopolis, östlich von Tirnava.

Paßkowica (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R. = B. Bromberg, Kr. Schubin; 160 Einw.; — 2) (Groß-L.), das., Kr. Wongrowiec; Vorwerk; 120 Einw.; — 3) (Klein-L.), das.; Vorwerk; 110 Einw.

Paßkowo (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Posen, R. = B. Bromberg, Kr. Chodziesen; Vorwerk; 350 Einw.; — 2) das., Kr. Wongrowiec; Vorwerk; 110 Einw.

Paßlich, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R. = B. Potsdam, Kr. West-Prignitz; 270 E.

Paßne, Michel, s. Aßne.

Paßnebourg (Geogr.), s. v. a. Passlebourg.

Paßnik (Groß- und Klein-L., hruhy Pazník, malý Pazník), 2 österr.-mähr. Dörfer, Kr. Prerau, Gut Wesselschitz; Meierhof, Mühle; zusammen 680 Einw.

Paßnik (Geogr.), österr.-steierm. Dörfer: 1) (Mitter-L.), Kr. Graz, Bez. Vasoldsberg; Mühle; 180 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; 220 Einw.; — 3) Kr. Judenburg, Bez. Lambricht; 10 Mühlen; 230 Einw.; — 4) das., Bez. Murau; 6 Mühlen; 200 Einw.; — 5) (Paßnige), Kr. Marburg, Bez. Rothwein; 120 Einw.; — 6) das., Bez. Feilhofen; 330 E.

Paßnon, franz. Marktflecken, Dep. Rhodanemündungen, Bez. Aix; 2500 Einw.

Paßoa, ostind. Vorgebirg, Celebes, die südöstlichste Spitze der Insel bildend.

Paßocin, russ.-poln. Stadt, nördlich vom Gouv. Sandomir.

Paßochy, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Oppeln, Kr. Ratibor; 170 Einw.

Paßowka, europ.-russ. Ort, Gouv. Witebsk, nordwestlich von Polozk.

Paßpi, europ.-türk. Ort, Livadien, nordwestlich von Karpenize.

Laequarre, spanischer Flecken, Kragonien, f. Lascuarre.

Laso (Bot.), nach Adanson, Unterartung von Pavonia.

Laß- und Gütergüter, den Majoritätsgütern ähnliche landwirtschaftliche Besitzungen, die nach Verkommen unvertheilt an einen Erben übergehen, während die andern Familienglieder mit Geld abgesondert werden. In diesen Verhältnissen liegt die sogenannte Gütergebundenheit, durch welche größere Besitz-Komplexe erhalten, zu sehr ins Kleine gehende Subsidiaritäten verhütet und im Allgemeinen manche Zwecke für Aufschwung und geregelten Betrieb der Landwirtschaft besser erreicht werden, als dies mit kleinen Besitzungen möglich ist. In das Für und Wider der Gütergebundenheit einzugehen, kann hier nicht in Absicht liegen. Fassen wir den Gegenstand von rein forstlichem Gesichtspunkte auf, so müssen wir bemerken, daß die Parcellirung zu bedeutenden Nachtheilen führt, wenn die Waldungen Bestandtheile von Bauerngütern sind, oder wenn das Holz eine Hauptnutzung des Bodens ausmacht. Diese Waldungen lösen sich endlich in ertraglose sogenannte Privatwälder auf, welche eine nur einigermaßen regelmäßige nachhaltige Nutzung eben so unmöglich, als jede forstpolizeiliche Einschränkung schwierig machen.

Laß, f. v. a. Laßaffa.

Laßach (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Illert, Kr. Willach, Bez. Oberveitsch; mehrere Mühlen am Mainbach; 140 Einw.; — 2) (Loffane), Steiermark, Kr. Warburg, Bez. Oberrutenbach; über 100 Einw.

Laßactsch, europ.-türk. Stadt, Bulgarien, östlich von Pischowa, an der Donau, rechts.

Laßabu, lauenburg. Pfarrdorf, Patgr. Erntenburg; 150 Einw.

Laßan, preuß. Stadt, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Greifswald, an der Peene und dem Laßanischen See; Vorwerk, Stadtgericht, Briefsammlung, 3 Jahr- und Viehmärkte; 1900 Einw.

Laßau, K. B. J. von, deutscher Baumeister der Gegenwart, zu Koblenz geboren, wo er als königl. preuß. Baubeamter lebt, ist besonders im romanischen Baustyl ausgezeichnet.

Laßay, franz. Stadt, Depart. und Arrond. Mavennes; altes Schloß, Kaufhalle; 2350 Einw.

Laßbecken, Laßbecken (Chir.), f. Aderlaß, Aderlaßinstrumente und Aderlaßschnäpper.

Laßbrief (Rechtsw.), 1) die Urkunde über die Freilassung eines Leibeigenen oder Sklaven; — 2) f. v. a. Schreibbrief.

Laßbruch, lipperdetmold. Dorf, Amt Sternberg; 600 Einw.

Laße, der Besitzer eines Laßgutes.

Laße (Geogr.), österr.-steir. Dorf, Kr. Elb, Bez. Leitz; 100 Einw.

Laße (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. Maine-et-Loire, Arrond. Saumur; 730 Einw.; — 2) L. Merea, europ.-türk. Insel, Kandia, im mittelländischen Meer; Südostspitze 35° 15' 25" nördl. Br. u. 47° 1' 20" östl. L.

Laße, österr. Pfarrdorf, Land unter der Enns, Viertel unter dem Mannhartenberg, Bdg. Stebenbrunn; 130 Einw.

Laßehue, preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Rügen, an der Ostsee; 450 Einw.; hierzu die Kolonien Neue Häuser und Kossäten und das Vorwerk Ritterland.

Laßein, österr. Dorf, Illert, Kr. Klagenfurt, Bez. Graßenein; gegen 100 Einw.

Laßeisen, 1) (Pferdw.), das Instrument zum Aderlassen bei Pferden, bestehend aus einem ledigen Blech, an dessen einem Ende eine herzförmig geschliffene Schneide in Form eines Halbkreises angebracht ist. Beim Gebrauch legt man das L. mit der Schneide an der Stelle, wo die Ader geöffnet werden soll, locker auf die Haut und schlägt dann mit der nöthigen Stärke auf das Blech gerade über der Schneide. Durch den Schnäpper ist das L. entbehrlich geworden.

— 2) (Laßlaßeisen, Laßspieß, Gürtelw.), rundes, kegelförmiges, an einem Ende durchloches, an dem andern zur Aufnahme einer wohl abgerundeten 12" langen Stange mit einer Dille oder Hülse versehenes Stück Eisen, welches zum Aufstoßen des Gürtelgarns in einem Hochofen dient. Ein anderes, Aufstecheisen genanntes, L. dient zum Aufstecken der Form, um das flüssige Metall aus derselben laufen zu lassen.

Laßelodorf, österr.-steir. Dorf, Kr. Graz, Bez. Steier; 210 Einw.

Laßem, ostind. Dorf, Java, auf der Nordküste, am gleichn. Fluße, östlich vom gleichn. Kap.; bedeutender Handel.

Laßen, Christian, einer der umfassendsten und gründlichsten Kenner des indischen Alterthums auf dem Kontinente, am 22. Okt. 1800 zu Bergen in Norwegen geboren, wurde von seinem Vater, einem Zollinspektor, in den Elementarwissenschaften unterrichtet, bezog darauf, 14 Jahre alt, die Kathedralschule seiner Vaterstadt und nach Vollendung eines vierjährigen Kurses die Universität zu Christiania. Während dieser Zeit starb sein Vater, und seine Mutter, deren schwächliche Konstitution das nördliche Klima nicht vertragen konnte, ließ sich in Altona nieder, wo L. sechs Monate hindurch verweilte, um in dem praktischen Gebrauch der deutschen Sprache sich zu vervollkommen. Im J. 1822 bezog er die Universität zu Heidelberg und später die zu Bonn, wo er durch H. W. von Schlegel den indischen Studien zugeführt wurde. Schlegel hatte damals den Plan gefaßt, eine kritische Ausgabe des indischen Epos „Rāmāyana“ zu veranstalten, und bedurfte zu dieser schwierigen und weitausgehenden Arbeit der rüstigen Thätigkeit eines jungen Mannes; durch seine Verwendung bewilligte das preussische Ministerium L. ein Reisestipendium, wodurch unterstützt er sich 2 Jahre lang in Paris und London aufhielt, um den Text des „Rāmāyana“ abzuschreiben und die Lesarten der verschiedenen Handschriften zu vergleichen. Nebenbei fand er hier Gelegenheit, aus den übrigen Zweigen der indischen Literatur einzelne bedeutende Fragmente zu sammeln, die er allmählig dem Publico

kum bekannt gemacht hat; auch knüpfte er persönliche Beziehungen zu den bedeutendsten Orientalisten Englands und Frankreichs an, die fördernd und helfend seine Studien begünstigten. In Paris vereinigte er sich mit Eugène Burnouf zu der Erforschung der dort seit langer Zeit aufbewahrten Handschriften in der Pali-Sprache, einer dem Sanskrit nahe verwandten Sprache, die bei den buddhistischen Völkern Sinderindiens als heilige Sprache zur Abfassung der religiösen Bücher gebraucht wird. Außer dem Namen war bis dahin nichts von dieser Sprache bekannt, ja selbst die Alphabete, in denen die Werke geschrieben werden und die nach den verschiedenen Provinzen, aus denen sie abstammen, sehr von einander abweichen, waren noch unbekannt und mußten erst mit großem Scharfsinn entziffert werden. Die asiatische Gesellschaft zu Paris übernahm den Druck der vereinten Arbeit beider Gelehrten, die unter dem Titel: „Essai sur le Pali“ (Paris 1826) erschien und außer einer grammatischen Uebersicht der Sprache viele interessante Forschungen über die Kultur und Religionsgeschichte enthält. Nach Bonn zurückgekehrt, begann L. noch das Studium der arabischen und persischen Sprache, und habilitirte sich daselbst 1827 als Privatdocent durch die Vertheidigung seiner Dissertation „Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia indica“ (Bonn 1827), in welcher er die verschiedenen Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller mit den Angaben, wie sie in den epischen Gedichten der Inder sich finden, zu vereinigen suchte, und mehrere dunkle Punkte in der Landeskunde dieser Gegend mit großem Glücke aufhellte. Im J. 1830 zum Professor ernannt, hat er seitdem als Lehrer anregend vielfach gewirkt und tüchtige Schüler gebildet. Im Verein mit A. W. von Schlegel gab er den „Rāmāyana“ und die Fabelsammlung „Hitopadesa“ (2 Bde., Bonn 1829—31) heraus, deren zweiter Theil fast ganz von ihm herrührt und vorzugsweise kritischen Inhalts ist. Durch Th. Colebrooke's Arbeiten angeregt, unternahm es L., die Grundwerke der Hauptschulen der indischen Philosophie, welche einen der wichtigsten, aber auch schwierigsten Theile der indischen Literatur bilden, im Originaltext mit lateinischer Uebersetzung und exegetischem Commentare bekannt zu machen; das erste Heft dieser Sammlung führt den Titel: „Gymnosophista, sive indicae philosophiae documenta“ (Bonn 1832) und enthält ein kurzes Lehrgedicht über die sogenannte Saichya-Philosophie. Später besorgte er die Ausgabe der Gesänge des Jayadeva über die Liebe des Gottes Krishna zu der Schäserin Rādhā, die zu den herrlichsten Proben der indischen Lyrik gehören, unter dem Titel: „Gitagovinda, Jayadevae poetae indici drama lyricum“ (Bonn 1837). Diese Ausgabe beruht auf einer sorgfältigen Kollation vieler Handschriften und enthält vortreffliche Einleitungen, die zu dem wahren Verständniß u. Genuß dieser eigenthümlichen Dichtung wesentlich beitragen. In einer Anthologia sanscritica, glossario instructa (Bonn 1838) suchte L. einem Bedürfnisse des ersten akademischen Unterrichts

abzuhelfen. Dieselbe enthält meist ungedruckte Stücke, die für den Forscher der indischen Literaturgeschichte von großem Werthe sind. In den Dramen der Inder werden verschiedene Dialekte des Sanskrit angewendet, um auch in sprachlicher Rücksicht den Unterschied der Geschlechter und Stände scharf zu markiren; alle diese mannichfachen Formen werden unter dem Namen Prakrit zusammengefaßt (vgl. Sanskrit). Die Handschriften und bisherigen gedruckten Ausgaben indischer Schauspiele sind in der Behandlung der Prakritstellen, die oft mehr als die Hälfte des ganzen Dialogs einnehmen, ziemlich unsicher und inkonsequent. L. verdankt man die ersten genauen Untersuchungen über diese Dialektformen, die unter dem Titel: „Institutiones linguae praeiticae“ (Bonn 1837) Alles enthalten, was die einheimischen Grammatiker über dieselben in ihren Lehrbüchern niedergelegt haben, verglichen mit zahlreichen Beispielen aus den zugänglichen Dramas. Das Werk ist nicht bloß unentbehrlich für den Forscher der indischen Sprache, sondern auch für den Sprachforscher im Allgemeinen von dem größten Werthe. Auch in paläographischen Studien ist L.'s Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu bewundern; es gehören hierher zwei Abhandlungen, die als Beiträge zur Erklärung der „Eugubischen Tafeln“ in dem „Rheinischen Museum“ erschienen und wenigstens Einiges zur Aufhellung dieser räthselhaften Sprachdenkmäler beitragen. Glücklicher war L. in seinen Versuchen zur Erklärung der sogenannten Keilinschriften („Die Altperischen Inschriften zu Persopolis“, Bonn 1836), die, nach dem Georg Friedr. Grotefend (s. d.) schon vor 30 Jahren die Grundzüge des Alphabets entdeckt, erst durch die genauere Bekanntheit mit den Denkmälern der Zendsprache eine sichere Lösung erwarten ließen. Gleichzeitig mit L., aber ganz unabhängig von diesem, machte auch Eugène Burnouf in Paris eine Abhandlung über die Inschriften zu Persopolis bekannt, die in vielen Punkten mit L.'s Forschungen übereinstimmt, doch verdient L. den Vorzug der Gründlichkeit und Genauigkeit; außer der Lösung der interessanten Hauptfrage hat L. daran die schätzbarsten Untersuchungen über die alte Geographie Persiens geknüpft. Alexander Burnes und andere neuere Reisende waren so glücklich, eine große Anzahl bisher völlig unbekannter Münzen in den Ländern jenseits des Indus und im Pendschab zu finden, durch deren Erklärung und Ordnung eine Geschichte jener weiten Länderstriche von Alexander dem Großen an bis auf die Herrschaft der Mohammedaner herab möglich wurde. L. stellte Alles, was vor ihm darin geleistet worden, in dem Werke „Zur Geschichte der griechischen und indoscythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien“ (Bonn 1838) kritisch zusammen, und nachdem er die auf den Münzen befindlichen Alphabete genauer entziffert, suchte er an diesem Faden eine Geschichte der dortigen Länder zu entwerfen, die uns die verschiedensten Volksstämme bald mit vorherrschender griechischer, bald mit indischer Bildung vorführt. Außer diesen größern Arbeiten hat L. zu der

„Indischen Bibliothek“, dem „Abeintischen Museum“ und der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ mehrere schätzbare Beiträge geliefert. Vgl. sein Hauptwerk „Indische Alterthumskunde“ (erschien Bonn 1844 der 1. Band).

Lassen, sich, von raffinirtem Zucker, wenn er in Folge eingeseigener Feuchtigkeit unhaltbar wird.

Lassenitz (Pachetice), österr.-böhm. Dorf, Kr. Tabor, Herrsch. Nerchau; Mellerhof, Schäferei, Hegerhaus; 530 Einw.

Lassenius, war um 1610 ein berühmter Komiker der treußchen Truppe in Süddeutschland, dann verließ er das Theater und wurde Doktor der Theologie und dänischer Hofprediger. Um seinem neuen Stande Ehre zu machen, donnerte er von der Kanzel gegen einen ehemaligen Erand, schimpfte auf alle Histrionen und schrieb sogar ein Buch: „Die große rosenfarbene babylonische Thure in der Gestalt der deutschen Schaubühne aus Licht gezogen und kommentirt von L.“

Lassentin, preuß. Hof, Prov. Pommern, R.-B. Stralsund, Kr. Franzburg; 110 Einw.

Lasserg, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Mayen; 230 Einw.; in der Nähe die Ruine der Burg Bischofsstein.

Lassenbe, franz. Dorf mit Markt, Depart. Basses-Pyrénées, Arrond. Cléron; 2890 Einw.

Lasselde, hannöv. Dorf, Hildesheim, Grubenhagen, Amt Osterode; Steuerreceptur; 380 Einw.

Lassgut (bonum lassicum, Rechtsw.), ein zur Ausnützung unter gewissen Bedingungen und Lasten übernommenes Gut. An einigen Orten werden diese Güter für ein gewisses Pachtgeld überlassen, der Verpachter kann aber den Pacht zu jeder Zeit wieder aufheben, dem Pächter auch Steuern und Dienste auflegen und an einen Theil seiner Hinterlassenschaft Anspruch machen. An andern Orten hat der Inhaber solcher Güter ein Eigenthumsrecht an denselben, so daß er sie nicht nur seinen Intestaterben, sondern durch Testament auch seiner Frau vermachend kann. An noch andern nähern sie sich den eigentlichen Pachtgütern noch mehr, indem sie auf gewisse Jahre verpachtet werden. Ursprünglich waren die Besitzer solcher Güter, welche Pächter oder Pachtbauern genannt werden, Leibeigener; späterhin haben sich die Verhältnisse auf sehr verschiedene Weise geändert und es finden sich auch Freie als Besitzer von Lassgütern.

Lassigny, franz. Dorf mit Markt, Depart. Dife, Arrond. Compiègne; 900 Einw.

Lassing (Geogr.), österr. Orte: 1) Rott, Land unter der Enns, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Lilienfeld; 250 Einw.; — 2) Rott das., Bdgr. Waidhofen, an der Ybbs; 190 Einw.; — 3) (L. = Schattseite), Dorf, Steiermark, Kr. Judenburg, Bez. Strehau; Armeninstitut; 710 Einw.; — 4) (L. = Sonnseite), Dorf das., in einem Thale; 210 Einw.

Lassini, Insel, f. Quarnary.

Lassira (a. Geogr.), Stadt der Ehetant in Hispan. Tarrac., nordöstlich von Ebeta und Sa-

guntum, angeblich das heutige Sarrone (Ptol. II., 6).

Lassiti, europ.-türk. Flecken, Kandia, am gleichnamigen Gebirge.

Lassitudo (Defatigatio, Med.), die Müdigkeit, Erschöpfung. S. Mattigkeit.

Lasskau, sachsen-weimar. Dorf, Kr. und Pirgr. Neustadt; gegen 1100 Einw.

Lasskow, f. v. a. Laschkau.

Lassmännchen (Kalenderw.), die in alten Volkskalendern häufig abgebildete Figur, woran die verschiedenen Arten des Überlassens gezeigt werden.

Lasso (Waarent.), ein lederner Riemen, dessen sich die Südamerikaner beim Einfangen der wilden Pferde, Büffel etc. bedienen; wurde in dem südamerikanischen Befreiungskriege auch häufig als Waffe gebraucht.

Lasso (Biogr.), f. Orlando Lasso.

Lassva, Berggebirg. f. Celebes.

Lassö, dänische Insel, Walsborg, im Kattegat, 2 1/2 M. von der Küste; 2 M.; von Sandbänken und Untiefen umgeben, baumlos, wenig fruchtbar; 2000 Einw.

Lassouderfeld, preuß. Hofstatt, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 260 E.

Lassora (a. Geogr.), Stadt der Trokmer in Galatien, östlich von Ecobriga.

Lassoth (Nieder- u. Ober- L.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Reisse; Wassermühle; 510 Einw.

Lassowitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Beuthen; Vorwerk, Schäferei, Wassermühle; 220 Einw.; — 2) (Groß-L., wießte Lassowice), das., Kr. Rosenberg; Schloß, Vorwerk, Schäferei; 700 Einw.; — 3) (Klein-L., male Lassowice), das.; Schloß, Vorwerk, Oberförsterei, Potaschensiederei, Schäferei, Wassermühle, Sägemühle; 720 Einw.

Lasspreiser (Forstsw.), f. v. a. Hagerreiser.

Lassronne, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Wilsen, an der L.; 130 Einw.

Lassünde (Kath.), eine Sünde, welche leicht erlassen oder vergeben werden kann.

Lassitany, f. v. a. Laschian.

Lassur, ostind. Stadt, Prov. Aureng-Abad, Präsid. Bombai.

Lassus (Biogr.), 1) L., Orlandus, f. Orlando Lasso; — 2) Alexander Victor de, französischer Historienmaler, 1781 zu Toulouse geboren, Davids Schüler, erwarb sich mehrere hohe Preise und vollendete treffliche Wandgemälde in den Schlössern von Paris und Versailles.

Last Wilajeti, f. v. a. Servien.

Lastwitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Grottkau; Windmühle; 450 Einw.; — 2) das., Kr. Neustadt; Vorwerk; 180 Einw.; — 3) (Lassowice), Prov. u. R.-B. Posen, Kr. Graustadt; 660 Einw.

Lastzapfen, ein Zapfen in einem Fasse, die darin befindliche Flüssigkeit vermittelst Herausziehen desselben abzulassen.

Last, 1) (Mechan.), Alles, was durch eine Kraft gehoben, gehalten oder bewegt werden

sohl; — 2) s. v. a. Ladung; — 3) (Landw.), um Lübeck ein Flächenmaß von 60—80 □ Ruthen. — 4) Die Abgaben an die Obrigkeit. — 5) Die auf einem Grundstücke haftenden Abgaben und Verbindlichkeiten. — 6) (Deichb.), einen Deich aus der L. bringen, d. h. ihn, ist er beschädigt, so ausbessern, daß die Fluthen nicht darüber gehen können. — 7) (Holgsw.), Maß für trockene oder flüssige Dinge. In Europa wird eine L. = 2 Tonnen = 20 Centner oder 2000 Pfund gerechnet, also L. = 4000 Pfund und Kommerzlast = 6000 Pfd. — 8) Ein größeres Getreidemaß. a) Nach einer gewissen Anzahl Himten: in Braunschweig 101½ Himten (gleich 1 L. in Hamburg); — im Hadelerland 144 Himten à 1125 par. Kubitzoll; — in Celle 100 Himten; — in Hamburg 120 Himten à 1328 par. Kubitzoll; — in Hannover 96 Himten — b) Eine Anzahl von Lof: in Riga 45 Lof bei Roggen, jedes Lof zu 3255 par. Kubitzoll; bei Gerste 48, und bei Malz, Erbsen, Hafer 60 Lof. — c) Eine Anzahl von Scheffeln, wovon jeder so viel par. Kubitzoll hält, als die beigefügte Zahl besagt: in Bentheim 144 Scheffel à 1089; — Bremen 40 Scheffel à 355½; — Danzig, die große L. 90 Scheffel, die Bäckerlast 80 Scheffel, die Getreidelast 60 Scheffel à 2666½, nach Andern 2452 par. Kubitzoll; — in Lübeck 96 Scheffel, bei Weizen und Roggen 1684, bei Hafer 1978, bei Malz 1964 par. Kubitzoll; — in Osnabrück 100 Scheffel à 1447 par. Kubitzoll. — d) Eine gewisse Anzahl von Tonnen: in Emden 15 Tonnen à 9583; — in Neval 24 Tonnen à 5964, und in Stralsund 32 Tonnen à 5892 par. Kubitzoll. — In London hält 1 L. 10 Quarters; s. Himten, Lof, Scheffel, Tonne, Quarter.

Rasta, afrikan. Provinz, Habesch, am Abhangs-See, zwischen Samen und Angote; südwestlich davon die Quelle des Ticazza.

Rastau, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt. Kolditz; 300 Einw.

Rastbalken (Schiffb.), Balken, welche 3½ Fuß tief unter dem ersten Verdecke liegen.

Raster (Moral), ein eingewurzelter, d. h. mit Neigung wiederholter sittlicher Fehler. Der Zustand der Unlust und Verdrossenheit, sittlich gut und gesegmäßig zu handeln, steigert sich zum R., und die sittliche Haltungslosigkeit wird zur Rasterhaftigkeit, wenn die Sünde zur stetigen Maxime erhoben wird und gleichmäßig das innere Leben beherrscht; es schlägt die Willkür um in jenen Indifferentismus, der Alles für erlaubt hält; in Hinsicht auf die Erkenntniß äußert sich das R. theils als brutale Unvernunft, theils als regelloses Denken, theils als sophistische Klugheit, welche schändliche Zwecke durch raffinierte Mittel mit Beharrlichkeit verfolgt. Die Regungen des Gewissens verschwinden zuletzt, und es tritt der Zustand der Bosheit und Verworfenheit ein, der sich eben sowohl hinter schlauer und berechneter Heuchelei verbergen kann, als sich zu Tage legen mit Frechheit.

Rasterstein, der Stein, auf oder mit welchem Verbrecher öffentlich zur Schau ausgestellt werden; an manchen Orten Schandstein genannt.

Rasteyria-Dufailant, Charles Phil-

bert, Graf von, bekannt durch industrielle Thätigkeit, geboren am 14. Nov. 1759 zu Brive la Gaillarde (Corrèze), wurde in Limoges erzogen und studirte in Paris Landwirthschaft. Zu seiner weitem Ausbildung bereiste er England, Italien und die Schweiz, kam zur Zeit des Terrorismus nach Frankreich zurück, reiste nach dem 9. Thermidor nach Spanien und führte von da Merinoschafe in Frankreich ein, die er daselbst einheimisch machte. Im J. 1799 durchreiste er Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und einen Theil Deutschlands, ging 1803 wieder nach Spanien, 1809 nach der Schweiz und Italien und stellte überall sehr nützliche Beobachtungen an. Als Sennefelder den Stein- druck erfand, eilte L. 1812 nach München, um sich in der neuen Kunst unterrichten zu lassen. In Folge des russischen Feldzuges nach Frankreich zurückzukehren genöthigt, begab er sich 1814 wieder nach Bayern, nahm Arbeiter in seine Dienste, kaufte Vorrichtungen zum Stein- druck, kam 1815 nach Frankreich zurück und errichtete dort die erste lithographische Anstalt. Man gebrauchte in Paris den Stein- druck Anfangs nur zur Bekanntmachung der Umlauf- schreiben des Polizeiministeriums, bald aber zu Zeichnungen aller Art. L. gehört außerdem zu den Gründern der Aufmunterungsgesellschaft, der philanthropischen Gesellschaft und des Vereins für Verbreitung des gegenseitigen Un- terrichts. Weniger glücklich war er in seinem Vorhaben, dürftige altersschwache Gelehrte und junge für die Wissenschaft empfängliche Männer durch Beitrag des Publikums unterstützen zu lassen; schon hatte die Gesellschaft Geld zusam- mengebracht und ihre Reglements drucken lassen, als die kaiserliche Regierung, ohne daß man den Grund davon wußte, die Mitglieder auseinander treten ließ. Stets auf das allge- meine Wohl bedacht, hatte L. ein Cabinet und eine Bibliothek geildet, worin sämmtliche auf die Landwirthschaft bezügliche Hauptgegenstände und Elementarwerke vereinigt waren; er bot dieses Institut unter der einzigen Bedingung, daß es allgemein zugänglich werde, der Regie- rung an und erhielt eine abschlägliche Antwort. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vorzüglich mit dem Unterrichtswesen und errichtete in Paris eine Anstalt, wo die neuern Sprachen nach einer der jacototschen verwand- ten Methode unentgeltlich gelehrt wurden. Er † 1826. Von seinen Schriften nennen wir: *Traité sur les bêtes à laine d'Espagne* (Paris 1799); — *Traité des constructions rurales* (aus dem Englischen, mit Anmerkungen u. Zusätzen, das. 1802, mit einem Atlas); — *Histoire de l'introduction des moutons à laine fine d'Es- pagne dans les divers états de l'Europe et au Cap de Bonne-Espérance* (das. 1802); — *De l'engraissement des bestiaux* (das. 1804); — *Du cotonnier et de sa culture* (das. 1805); — *Du pastel, de l'indogotier et des autres végétaux dont on peut extraire une couleur bleue* (das. 1811); — *Nouveau système d'éducation pour les écoles primaires, adopté dans les quatre parties du monde* (das. 1815 u. 1819); — *Col- lection de machines, d'instrumens etc. employés*

dans l'économie rurale, domestique et industrielle (2 Vde., das. 1820—25); — Méthode naturelle de l'enseignement des langues, instruction pour les maîtres et élèves (das. 1826). L. ist Herausgeber folgender Schriften, deren Ausführung seiner lithographischen Presse große Ehre macht: „Histoire naturelle des mammifères“, von Saint-Hilaire und Cuvier (40 Lieferungen in Folio, Paris 1819—20); — „Anatomie de l'homme“, von Declard u. Eloquet (140 Holzschnitten, 1821 f.); — Planches anatomiques du corps humain, von Anatomomarchi (15 Lieferungen in Folio, 1823 f.). Zu dem „Dictionnaire d'agriculture“ hat L. mehrere Artikel geliefert.

Lastgeld (Rechtsw.), 1) die Summe, welche ein Leibeigener zur Erlangung seiner Freiheit gibt; — 2) (Tonnengeld, Hölzgew.), Abgabe, welche in den meisten Häfen von allen Schiffen bezahlt werden muß, welche in dieselben einlaufen, und die sich nach der Lastigkeit der Fahrzeuge bestimmt.

Lasthenes, angesehener Dichtkünstler, der mit Eurhucrates von dem macedon. Könige Philipp erkaufte an der Spitze der Verräther seiner Vaterstadt stand. L. und Eurhucrates blieben nach der Zerstörung Smyrns in Philipps Umgebung. Zwar gab Philipp dem L., als er sich einst beschränkte, daß einige Lacedämonier ihn Verräther nannten, zu verstehen, dieselben haben Recht; allein er ließ ihn immer noch etwas bei sich gelten.

Lasthenia (Biogr.), Griechin von Mantinea, Schülerin des Plato, dessen Unterricht sie in Männertracht besucht haben soll.

Lasthenia (Bot.), nach Cassini, Gatt. der Compositae Senecionideae Dec., Syngenesia superflua L. Charakter: Gestrahlte Blumenköpfchen; Fruchtboden konisch, nackt, blätterig; Kelch aus einer Reihe zusammengewachsener Schuppen bestehend, die zusammen ein 5—15zähliges Näpfchen bilden, Zähne spitz und gewimpert; Samen zusammengedrückt, angebrüht-weichhaarig; Samenkronen aus 5—10, an der Spitze zerstückelt-gezähnten, spitzigen Spreublättern bestehend oder fehlend. Kleine Sommergewächse in Chili und Kalifornien; von vier Arten können L. glaberrima Dec., Bot. Reg. 1823, und L. glabrata Lindl., Bot. Reg. 1780, beide mit niedlichen goldgelben Blüten, zu Einfassungen in Blumenärten benutzt werden.

Lastibi, Berg, s. v. a. Setia.

Lastholz (Bot.), s. v. a. Sommerlinde, Tilia grandifolia Ehrh.

Lastibor (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Budweis, Herrsch. Bittlingau; 270 Einw.; — 2) Kr. Bunzlau, Gut Rawarow; Meierhof; 490 Einw.

Lastiboritz, österr.-böhm. Pfarrdorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Ewigau; 170 Einw.

Lastig, 1) in der Schifffahrt s. v. a. trächtig, d. h. so und so viel Lasten, Tonnen u. haltend; — 2) vom Tabak gesagt, bezeichnet, daß derselbe ein mittelst öliger Theile besonders schweres Blatt habe. Für Schnupftabak ist dies ein Vorzug, für Rauchtobak aber ein Nachtheil

in der Fabrikation, da ein solcher Tabak herbe schmeckt.

Lastigi (a. Geogr.), Stadt, zum Gerichtsbezirk von Hispalis gehörig, in Hispania Baetica, welche Münzen schlug; das heutige noch auf einem Berge am Guadalete gelegene Zahara in der Sierra de Ronda (Plin. III, 1, 3).

Lastigkeit, die Tonnentaft, Gehalt, Tonnengehalt, Träglichkeit der Schiffe. Dieselbe wird gewöhnlich ermittelt, indem man den Raum des Casco bis zur Wasserlinie berechnet, dessen Umfang sich hauptsächlich nach der Bauart des Schiffes richtet; daß man hierauf das Gewicht des Wassers sucht, welches erfordert wird, jenen Raum auszufüllen, und daß man von diesem Gewichte dasjenige des Schiffes selbst abzieht. In England steht es den Rhedern frei, die L. der ihnen zugehörigen Schiffe entweder nach dem Gewichte od. nach dem Maße zu berechnen, und man rechnet in letzterem Falle 40 Kubikfuß = 1 Ton, während bei Befrachtungen erst 42 Kubikfuß = 1 Ton sind. Die obrigkeitliche bestätigte Angabe über die L. eines Schiffes bildet den Inhalt des Maßbriefes. Ueber die Schwere der hauptsächlichsten Schiffslasten, s. Last.

Lastmann (Biogr.), 1) Pieter, niederländ. Maler und Radierer, 1562 zu Harlem geb., Schüler von Cornelis und Lehrer Rembrandts, lebte um 1604 zu Rom, arbeitete 1619—1620 zu Kopenhagen und erfand 1626 die Kunst, Kupferstiche zu illuminiren. Man hat noch von 1645 Bilder von ihm. — 2) Nikolaus, Maler und Kupferstecher, des Vor. Sohn und Schüler, gegen Ende des 16. Jahrh. geb.; er nahm L. Pinax zum Muster und ahmt bisweilen auch Guido Reni nach; † ?

Lastomerzen, österr.-steierm. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Oberradkersburg; 110 Einw.

Lastoviza (ital., Ichthyol.), Meeresschwalbenart, s. v. a. Trigla lineata L.

Lastpferd, ein zum Ziehen und Tragen beträchtlicher Lasten bestimmtes Pferd; das zum Tragen bestimmte muß besonders von starkem Rücken seyn, das zum Ziehen bestimmte muß viel Kraft in der Brust, im Kreuz und in den Füßen haben. Kurzfüßige sind zum Ziehen, kurzleibige zum Tragen vorzugsweise tauglich.

Lastra (Geogr.), 1) ital. Dorf, Losana, westlich von Florenz, am Arno, links; Mittelpunkt der Strohhutfabrik; 1400 Einw.; — 2) la Lastra, span. Flecken, Prov. Palencia, östlich von Camporeddondo; 130 Einw.

Lastrea (Bot.), nach Dory St. Vincent, Untergatt. von Polypodium.

Lastres, span. Flecken, Asturia, nordöstlich von Oviedo, am gleichen Berge; sicherer und bequemer Hafen; 700 Einw.

Lastrup (Geogr.), 1) hannöv. Bauernschaft, Donabrud, Bremberg-Weppen, Amt Weppen; 170 Einw.; — 2) oldenburg. Dorf, Kr. Klopsenburg, Amt Lönningen; 300 Einw.

Lastsand, der grobe Sand, welcher als Ballast in das Schiff gebracht wird.

Lastschiff (Schiffb.), diejenigen Kauffahrtsschiffe, welche im Verhältnis zu ihrer Größe eine sehr starke Ladung fassen, aber schlechte Segler sind.

Lasträger (Lasträgerinnen, Archt.), f. Karyatiden.

Lasträger (Entom.), 1) Nachtfalterart, f. v. a. *Orgyia antiqua* Ochsenh.; — 2) f. v. a. *Callidium bajulus* Fabr.

Lasttragung (Rechtsw.), f. Bürdetragung.

Lastua, europ.-türk. Ort, Albanien, Skutari, nordwestlich von Anivari.

Lastwagen, f. v. a. Frachtwagen.

Lastzins (Rechtsw.), die Abgabe von einem Lastgut.

Lasur (Min.), nach Breithaupt, f. v. a. Kupferlasur.

Lasur (Lasurblau, Maler.), schöne blaue Farbe, aus dem Lasurstein gewonnen. Unächte L. wird von blauem Glase verfertigt, welches, recht fein gepulvert, Email, gröber aber Lasurpulver heißt. Außerdem wird L. auch aus Bergblau, mit Steinöl angerieben, bereitet.

Lasurblau (bot. Term.), Farbenbestimmung, f. v. a. *Azureus*.

Lasurgrün, angenehme grüne Wasserfarbe, gewöhnlich aus Smalte bereitet, steht zwischen Saffr. und Spangrün.

Lasurkorall, nach Oken, f. v. a. Kalkkorall.

Lasurmalachit (Min.), nach Haidinger Geogenidenfamilie aus der Ordnung der Kerate, augitisch, Farbe und Strich blau, $\rho. = 2,5 - 4,0$, $G. = 3,7 - 5,5$. Gattungen: Hemiprismatischer L. (Kupferlasur), Diplogener L. (Linarit, Kupfersammetz).

Lasurmalachit, diplogener (Min.), f. v. a. Linarit od. Bleilasur.

Lasurmeise (Ornith.), f. v. a. *Parus cyanus* Pall.

Lasurpulver, f. Lasur (Maler.).

Lasurquarz (Min.), f. v. a. Siderit oder Sapphirquarz. S. Quarz.

Lasurspath (Min.), nach Haidinger Geogenidenfamilie aus der Ordnung der Spathe, orthotyp, amorph, unvollkommen spaltbar, blau bis grün, $\rho. = 5,0 - 6,0$, $G. = 2,75 - 3,1$. Gattungen: Prismatischer L. (Lazulith); Untheilbarer L. (Türkis). — Prismatoidischer L. ist f. v. a. Lazulith, dodekaëdrischer L. ist f. v. a. Lasurstein.

Lasurstein (Min.), Species der Petrillithgattung Hauyn, auch Lapis Lazuli, Lazulithe, Armenischer Stein, Dodekaëdrischer Lasurspath genannt, hat zur Grund- und einzigen Krystallform das Granatoëder, ist aber gewöhnlich derb und eingesprengt und Geschiebe unvollkommen spaltbar, Bruch uneben, feinkörnig abgesondert, $\rho. = 5,8$, spröde, $G. = 2,38 - 2,4$, lasur- bis schwärzlichblau, wenigglänzend bis schimmernd, kantendurchscheinend, vor dem Löthrohr schwierig zu weißem Glase schmelzend, in Salzsäure unter Entfärbung gelatinirend. Nach Smelin 49,0 Kieselerde, 16,0 Kalk, 11,0 Thonerde, 2,0 Talkerde, 8,0 Natrum, 4,0 Eisenoxydul, 2,0 Schwefelsäure. Auf Gängen im Granit. Am Ufer der Sjudanten in Sibirien, in der kleinen Bucharei, Persien, Tibet, China. Schmuckstein und zu Ultramarin.

Lasus (a. Geogr.), Stadt auf Kreta; f. Lasäa.

Lasus (griech. Literat.), Lyriker, Sohn des Chabrinus oder Charminus, nach Athen nebst Anakreon u. Simonides vielleicht durch Hipparch berufen, nach dessen Tode er noch in Athen verweilt, den Pindar unterrichtet und in den von ihm eingeführten dithyrambischen Wettkämpfen selbst mit dem jüngeren Simonides gestritten haben soll. Chamäleon von Heraclea schrieb eine Schrift über ihn. Als lyrischer Dichter hatte L. auch einen Hymnus auf die zu Hermione verehrte Demeter in dorischer Mundart nach äolischer Harmonie gedichtet, von welchem noch einige Verse vorhanden sind; insbesondere aber wird er als dithyrambischer Dichter unmittelbar nach Arion genannt. Er hat in Athen diese Dichtungsart zum Gegenstand von Wettkämpfen, ähnlich den tragischen Chören, erhoben. Vergl. Schneidewin, *De Laso Hermionensi Comment.* vor dem Göttinger Index Scholar. vom Winter 1842—43.

Laswade, brit. Dorf u. Kirchspiel, Schottland, südöstlich von Edinburg; Papierfabrik; 4800 Einw.

Laswarce (Laswari), brit.-ostind. Dorf, Radschastan, Agra, am gleichn. Fluß; merkwürdig durch den Sieg der Engländer 1803, 1. Novb.

Laszeningen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 610 Einw.; — 2) (Klein-L.), das.; 160 Einw.

Laszewo (Groß-L.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg; 190 Einw.

Laszina, österreich. Dorf, Militärgr., Kroa-tien, östlich von Karlstadt, an der Kulpa, rechts; vorzüglichste Mineralquellen, werden als Getränk bei Verschleimungen und Säure des Magens empfohlen.

Laszki-Murowane, österreich. Flecken, Galizien, Kr. Sambor, am Strwiaz, rechts.

Laszkowo, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Dobornik; 120 Einw.

Laszow (Lasow), russ.-poln. Stadt, Lublin, südöstlich von Zamosz.

Lata, Provinz in Tibet, f. d. (Gesch.).

Latacoo (Lataku, Neul.), Stadt, f. Beetsjuanen.

Latak, f. v. a. Kleintübet.

Latakieh, f. v. a. Labikieh.

Lataku, f. v. a. Latacoe.

Latalice, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Schroda; 110 Einw.

Latana (Geogr.), preuß. Bauerndörfer: 1) (Groß-L.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 210 Einw.; — 2) (Klein-L.), das.; 230 Einw.

Latania (Bot.), nach Commerson, *Sametpalme*, Gatt. der *Palmae* Juss., der *Borassinae* Mart., Polyandria Trigynia (Dioecia Monadelphica) L. Charakter: Blüten mit getrennten Geschlechtern, mit Scheiden versehen; Kelch und Krone dreitheilig; Beere dreikernig;

Embryo vertikal. Unter 4 Arten sind zu bemerken: 1) *L. borbonica* Lam., *L. chinensis* Jacq., *Fragm. bot. 1.*, Nr. 58, T. 11, F. 1. Palme auf der Insel Bourbon, die in ihrer Heimath über 30 Fuß hoch wird und eine Blätterkrone von 20–25 Fuß im Durchmesser hat. Wedel langgestielt, gefaltet, fächerförmig, ausgebreitet, in der Mitte verlängert, dunkelgrün, an der Mittelrippe filzig. Strunk dornig. — 2) *L. rubra* Jacq., *Fragm. bot. 1.*, Nr. 49, T. 8. Auf der Insel Mauritius. Wedel langstielig, gefaltet, fächerförmig, bleifarbig-roth. Strunk ohne Dornen. Ist, wie die erste Art, ausgezeichnet schön und eine prachtvolle Zierde hoher und großer Warmhäuser.

Latapie, Jean, franz. Baumeister, 1784 zu Turançon geb., Schüler von Percier, baute zu Urdos und Bayonne Lazareth, entwarf den Plan zur Ludwigskirche in Pau, wo er als Stadt-Architekt und Schloßbaumeister eine feste Stellung einnimmt.

Latara (a. Geogr.), s. v. a. Patara.

Latavia (röm. Top.), 1) s. v. a. Flaminia via; — 2) in der 7. Region der breite Weg vom heutigen Thale Piazza de Sclara nach dem Kapitol, von wo er Flaminia via im engeren Sinn hieß; — 3) die 7. Region selbst; vgl. Rom (S. 152).

Latag (griech.), s. Cottabus.

Late (Wasserb.), s. v. a. Schlammbrücke.

Late (Geogr.), austral. Insel im Freundschafts-Archipel.

Lateas (a. Geogr.), Stadt im Binnenlande von Bithynien, am Lacus Sumonensis; in Trümmern.

Lateln, s. v. a. Lateinische Sprache.

Lateln (Geogr.), österr.-mähr. Besitzungen: 1) (Slatina), Kr. Brünn, Herrsch. Bösch; 440 Einw.; — 2) (Unter-L.), Allodialgut, Kr. Znaim; umfaßt 1216 J. 1192¹/₂, \square Kl. Areal; — 3) (Unter-L., Slatina dohnj), Dorf das.; 290 Einw.; — 4) (Ober-L.), Allodialgut das.; umfaßt 951 J. 789 \square Kl. Areal; — 5) (Ober-L., Slatina hornj), Dorf das.; 320 Einw.; — 6) (Klein-L., Slatinka), Kr. Olmütz, Herrsch. Plumenau; 140 Einw.

Latiner (a. Geogr.), s. v. a. Latini, s. Latium.

Latinerfest (röm. Ant.), s. Latinae seriae.

Lateinisch, 1) was die alten Latiner betrifft; — 2) s. v. a. römisch; — 3) was in lateinischer Sprache abgefaßt oder von ihr hergenommen ist.

Lateinisch (Seew.), heißt nicht viereckiges, sondern nur dreieckiges, in weite Spitzen auslaufendes Segel, wie solche besonders auf dem Mittelmeere geführt werden.

Lateinische Geistlichkeit, s. Clerus.

Lateinische Handschriften, s. Handschriften.

Lateinische Kirche, s. v. a. Römisch-kathol. Kirche.

Lateinische Ordnung, L. Säule, s. Säule und Säulenordnung, vgl. Architektur.

Lateinisches Kaiserthum, das 1204 von den Kreuzfahrern zu Konstantinopel errichtete abendländische Kaiserthum, ging 1261 wieder unter, s. Byzantinisches Reich.

Lateinische Sprache (Philol.), die Sprache der alten Römer, einer der reichsten und kräftigsten Aeste an dem großen indogermanischen Sprachstamm, der weithin seine Zweige ausbreitete und die schönsten und üppigsten Blüthen entfaltet und herrliche Früchte getragen hat. Zwei verschiedene Sprachdome pflegt man als die Grundbestandtheile der lateinischen Sprache anzunehmen, ein nicht griechisches Element, welches bei den von Norden her über die Alpen eingedrungenen und in Italien ansäßig gewordenen Völkern zu suchen ist, und ein griechisches Element, welches jedoch nicht von Griechenland entlehnt, sondern nur die Folge der gemeinsamen Verwandtschaft des Griechischen und Lateinischen mit dem Sanskrit ist. Die lateinische und griechische Sprache sind Schwestern. Auf welche Weise nun diese Bestandtheile sich vermischt haben mögen, ist natürlich nicht anzugeben, und die Versuche, es möglich zu machen, beruhen alle auf mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen. V. D. Müller (Etrusk. I, S. 18, 19 ff.) nimmt an, daß das griechische Element durch die Siculer, die eine dem Griechischen verwandte Sprache geredet, in die I. S. gekommen, das ungrische Element aber ein raues Idiom der sogenannten Aboriginer gewesen sey; beide aber fanden sich auf gleiche Weise in der Sprache der Osker vor, die mit den Latinen ein großes Volk gebildet hätten. Andere Forscher lassen den griechischen Bestandtheil durch die Umbrier, deren Sprache große Verwandtschaft mit der griechischen zeige, in die lateinische Sprache gebracht werden. Das Land, in welchem die verschiedenen Elemente, aus denen die I. S. entstanden ist, zusammentrafen, war Latium (s. d.), von verschiedenen, von einander unabhängigen Völkern bewohnt, an deren Spitze später Rom trat, dessen Mundart bald auch über die verschiedenen anderen Mundarten des Landes die Oberhand bekam. Aus dem Umstand, daß in Rom noch in späteren Zeiten die oskischen Spiele aufgeführt und verstanden wurden, läßt sich wohl mit ziemlicher Sicherheit auf eine Verwandtschaft des römischen und des oskischen Dialektes schließen. Auch ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch volscische, sabinnische, samnitische und namentlich etruskische Wörter finden. Eine Umgestaltung der römischen Sprache scheint seit der Bekanntheit mit der griechischen vor sich gegangen zu seyn, ohne daß jedoch von dieser Veränderung die eigentliche Volkssprache berührt worden wäre. Vielmehr erhielt sich, während in den höheren Ständen Roms griechische Bildung Eingang fand und vorherrschenden Einfluß gewann und als Folge davon man an der Sprache feilte und sorgfältig alle harten Laute u. s. w. zu entfernen suchte, in den unteren Schichten des römischen Volks fortwährend die ältere, rauhe und härtere, mit altitalischen Lauten angefüllte Ausdrucksweise, deren Eindringen in die gebildete Schriftsprache aber zu verhüten man eifrig bemüht war. Die Lingua nobilis und plebeja, classica oder urbana und vulgaris oder rustica sind die Bezeichnungen für die beiden Sprachweisen. Wichtig

ist besonders die *Lingua rustica Romana*, da sie als Gegensatz der Schriftsprache zu Rom besonders in ihrer allgemeinen Verbreitung in den dem römischen Reich unterworfenen Provinzen durch zahlreiche Kolonisten und Soldaten hervortritt und den Uebergang zu den neuen Sprachen vermittelte, die sich in jenen Ländern später durch die Vermischung dieser Sprache mit der Sprache der Eingebornen od. anderer Einwanderer gebildet haben. In Frankreich läßt sich diese *Lingua rustica Rom.* schon vor dem 8. Jahrh. v. Chr. nachweisen; sie erhielt bald als Volkssprache das Uebergewicht über das Lateinische (wozu, als zu der reinern Sprache, sie in einem Gegensatz stand) und gewann bald darauf als Sprache der Troubadours noch größere Bedeutung. Auch die italienische Sprache leitet man von jener altrömischen *Lingua rustica* her, welche sich unter dem Volke fortgepflanzt habe und im 12. und 13. Jahrh. zuerst für die Poesie, dann für die Prosa benutzt und in Folge dessen zur Schriftsprache erhoben worden sey. Außer den beiden genannten Sprachen hat das Spanische, Portugiesische und Englische so viel lateinische Elemente in sich, daß eine gründliche historische Kenntniß dieser Sprachen ohne gründliches Studium der römischen gar nicht möglich ist. Die merkwürdigsten Ueberreste der *Lingua rustica* übrigens haben sich in einem Theil des Kantons Graubünden erhalten, in der noch jetzt so genannten romanischen Sprache, die man sogar für einen Rest der Ursprache hält, welche durch die aus jenen Gebirgsgegenden ausgewanderten Stämme frühzeitig nach Mittelitalien gebracht worden sey. — In den östlichen Theilen des römischen Reichs, in den Küstländern des adriatischen Meeres bis an die Donau hin, entwickelten sich ebenfalls besondere Sprachen aus der Verbindung der durch Kolonisten und Soldaten dahin gebrachten römischen und der vorhandenen Landessprache: so die walachische Sprache, welche von den Bewohnern des ehemaligen Daciens, d. h. der heutigen Walachei nebst einigen Theilen von Siebenbürgen und der Moldau, so wie des ehemaligen Thraciens Macedoniens und Thessaliens geredet wird und deren Ursprung bis in die Zeit zurückgeht, wo die Römer zuerst an der Ostküste des mittelländischen Meeres sich festsetzten. (Ueber den Gebrauch der l. n. S. in Ungarn u. den slavischen Grenzländern, s. Ungarn). Ihr Alphabet haben die Römer wahrscheinlich von den Griechen erhalten. Ursprünglich bestand es aus 16 Buchstaben (A B C D E J K L M N O P Q R S T); später kam hinzu das G, wofür ursprünglich das C gebraucht worden zu seyn scheint, dann, entsprechend dem äolischen Digamma, das F und H, der griechische Spiritus asper, ferner das V und X. Y und Z wurden erst in den letzten Zeiten der Republik eingeführt. So bildete sich ein Alphabet von 23 Buchstaben, in welchem aber schon frühe das C an die Stelle des K getreten war. In das siebente Jahrh. ungefähr fällt die Unterscheidung zwischen I u. J, so wie zwischen V u. U. Die Aussprache anlangend, so war die der Vokale wohl im Ganzen und Wesentlichen dieselbe, wie jetzt; über die Diphthonge

läßt sich mit Sicherheit nichts bestimmen. Groß ist die Verschiedenheit bei den Konsonanten, sowohl in Bezug auf die Aussprache, als wie auf die vielfachen Veränderungen, die sie erleiden. — Die Verschiedenheit der l. n. S. nach den verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung hat schon früh darauf geführt, Perioden ihrer Entwicklung zu unterscheiden. Man nannte *Prisca lingua* die Sprache der ältesten Bewohner Italiens, *Latina* die im Latium unter *Latinus* geredete, *Romana* die in Rom seit der Vertreibung der Könige in Gebrauch gekommene, und endlich *Mixta* die, welche sich seit der Ausbreitung der römischen Herrschaft und dem Eindringen fremder Elemente gebildet hatte (Isidor. Orig. IX, 9). Eine andere Einteilung unterscheidet in der Geschichte der l. n. Sprache 5 Perioden und bezeichnet die erste als die Kindheit, *Infantia* (von Erbauung der Stadt bis auf den ersten punischen Krieg), die zweite die *Adolescentia*, das Jünglingsalter (bis auf die Zerstörung von Karthago und Korinth); die dritte als das männliche Alter, *Aetas virilis* (bis auf Trajan und Hadrian), die vierte Periode als noch kräftiges Greisenalter, *Senectus viridis* (bis auf Honorius und Arcadius), die fünfte endlich als abgelebtes Greisenalter, *Senectus decrepita* (bis auf die Einfälle der Barbaren in die Provinzen des römischen Reichs und bis zu dessen Untergang). S. M. S. Antonius Sabellicus: *De Linguae latin. reparatione Dialogus* nebst einer Diss. de *periodis litterarum et de quinque aetatibus Romanae linguae*, Neustadt a. d. S. 1671. Ausbildung der Sprache und Entwicklung der Literatur gehen Hand in Hand; wir verweisen deshalb in Bezug auf die Charakteristik der einzelnen Perioden auf das in dem Artikel „Römische Literatur“ Gesagte. Ueber die Formenlehre und die Syntax der römischen Sprache gibt jede lateinische Grammatik Aufschluß.

Das römische Weltreich ist zerfallen und auf seinen Trümmern sind neue Reiche gegründet worden; die einst weithin herrschende Roma ist kaum noch ein Schatten ihrer ehemaligen politischen Größe — und doch reicht der Einfluß der alten Römer noch weit und wirkt tief und mächtig, wie durch das ganze Mittelalter, so auch jetzt noch in der ganzen gebildeten Welt. Römisches Recht, römische Literatur, römische Sprache — sie sind es, wodurch das alte Rom einflußreich geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Nach dem Untergang des römischen Reichs erhielt sich natürlich die römische Sprache noch fort im Munde der Besiegten und ging auch auf die Sieger über, schon durch die Nothwendigkeit, die Verbindungen mit den Besiegten zu unterhalten; aber bei den Veränderungen, welchen sie ausgesetzt war, wurde ihr Verfall immer mehr beschleunigt. Sie blieb immer noch Sprache der Regierung, weil sie die Sprache der Geistlichkeit war. Schon im sechsten Jahrh. finden wir jedoch die l. S. in einem Zustand gänzlichen Verfalles. Es zeigt sich dies in der Aufnahme vieler fremder Worte, welche man oft nicht ohne große Schwierigkeit zu lateinischen umgestaltete, in Vertauschung der Vokale, in Verlegung der

Regeln der Grammatik, in verändertem Gebrauch der Präpositionen, in Vernachlässigung der Regeln der Flexion u. dgl. m., wodurch zugleich der Uebergang in andere Sprachen vermittelt wurde. Durch die Bemühungen des Boethius u. Cassiodorus wurde im 6. Jahrh. das Studium der römischen Literatur noch erhalten, und einzelne Grammatiker bemühten sich, dem gänzlichen Verfall der Sprache entgegen zu arbeiten. Mehrere Bischöfe aber verwarfen das Studium der Alten, und namentlich soll Gregor der Große sich bemüht haben, den Christlichen Geistlichen seiner Zeit Verachtung gegen die heidnische Literatur einzufößen. Desto wirksamer für die klassische Literatur und deren Erhaltung waren die Bemühungen Karls des Großen (768—814). In den von ihm gegründeten Schulen wurde durch das Lesen römischer Schriftsteller die Kenntniß der römischen Sprache gewonnen. In der Zeit nach ihm verfiel nun die klassische Literatur gänzlich; doch durch den theilweisen Gebrauch in der Kirche, durch das latein. Kirchenlied, durch das in einzelnen Klöstern und Klosterschulen nicht unterbrochene Studium der Alten wurde in den Zeiten der Karolinger und unmittelbar nach ihnen eine Kenntniß der röm. Sprache wenigstens nothdürftig bei den Geistlichen und solchen, die von ihnen Unterricht empfangen, erhalten. Mit der Ausbildung der Scholastik, der Gründung von Universitäten und mit den beginnenden theologisch-philosophischen Streitigkeiten begann eine vermehrte Anwendung der l. n. S., indem sie zur schriftlichen Mittheilung der Gedanken benutzt wurde. Sie gewann so nach und nach in Schule, Staat und Kirche immer weitere Verbreitung, und als vollends nach der Zerstörung Konstantinopels (1453) die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften eintrat und der beste Theil der bis dahin verborgenen Schätze des Alterthums ans Licht gezogen wurde, gewann auch das Studium der l. n. S. neues Leben (s. Philologie, S. 911). Sie wurde Sprache der Gelehrten und der Staatsmänner; an den Höfen und in den Schulen, auf dem Katheder und bei diplomatischen Unterhandlungen bediente man sich ihrer in Wort und Schrift; ja, sie drang ein auch in die Schulen, deren Zweck nicht war, zu einem gelehrten Studium vorzubereiten, und hat sich lange genug in denselben erhalten (s. Pädagogik, Gymnasium). Im diplomatischen Verkehr hat seit Ludwigs XIV. Regierung die französische Sprache die Stelle der lateinischen eingenommen; zu wissenschaftlichen Zwecken aber und als Unterrichtsmittel hat man auch ferner noch sich ihrer in einer Ausdehnung bedient, wogegen eine Reaktion, wie sie besonders seit Gründung der Realschulen eingetreten ist, zeitgemäß und heilsam war. Doch wird sie immer noch gebraucht in Scherz und Ernst: Im Scherz als sogenanntes Küchenlatein (s. Epistolae obscurorum virorum), ein Gemisch von ächten lateinischen Ausdrücken und von neu gemachten, aus der Muttersprache genommenen und durch irgend eine Veränderung (besonders durch Anfügung römisch klingender Endungen), latinisirten Wörtern, die noch obendrein oft nicht nach den Gesetzen der lateinischen, sondern nach

den Regeln der Muttersprache verbunden werden, wodurch in vielen Fällen eine höchst komische Wirkung entsteht. Als Beispiel diene der bekannte Vers:

Horschi gasvatim lausant et scandalum agunt;
Nachtwächter! couinat cum spiesibus atque reclamant:
Ite domum, domini; scilicet agunt zwoelftia hora.

Es ist dies eine artige Spielerei ohne Bedeutung. Aber bedeutsam ist es, daß in der katholischen Kirche die l. S. auch jetzt noch eine Rolle spielt; bedeutsam ist es, daß die Wissenschaft sie nicht entbehren kann, u. wichtig ist es, zu wissen, daß sie aus den Schulen nicht zu verbannen seyn wird, welche zu einer höhern und gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung vorbereiten. Es ist durch die politische und religiöse Verbindung, in welche das Mittelalter mit Rom getreten ist, zunächst die christlich-germanische Kultur und, von dieser angeregt und befruchtet, auch die der slavischen Stämme so mit dem römischen Alterthum in Wissenschaft, Recht, Kunst u. s. w. verwachsen, daß es gar nicht möglich ist, die vielfach verschlungenen Bände zu lösen.

Lateinisches Segel (Schiffb.), jedes dreieckige Segel; vgl. Lateinisch.

La Tellère, französische Papiersorte, 16 Zoll und 12 Zoll und 3 Linien; 11 1/2 Pfd.

Latendorf, holstein. Dorf, Amt Neumünster; 160 Einw.

Latens (bot. Term.), s. v. a. verborgen, versteckt; gleichbedeutend mit Occultus.

Late Observanz (Freim.), s. Strikte Observanz.

Later (lat.), die Ziegel.

Later (Biogr.), Jakob de, niederländ. Maler, Zeichner und Kupferstecher, blühte um 1690—1710. Stach Platten für van der Waerde Bibel und einzelne Blätter nach Penen, Dstade, Rademaker und A.

Latere (lat., Mehrz. von Latere), die Seiten.

Latere (n. Geogr.), ital. Flecken, Kirchenstaat, Deleg. Viterbo, westlich von Vagnarea; 1050 Einw.

Lateral (foss. Cephalop.), s. v. a. Lateralis lobus.

Laterale Krystallisationstheile (Min.), od. Seitentheile, nach Breithaupt die Theile der Krystallgestalten, welche der Hauptaxe parallel sind und keine Neigung gegen dieselbe haben (Seitenflächen, Seitenkanten etc.). S. Krystallographie.

Lateralraben (L. Verwandte, Rechtsw.), Seitenerben, Seitenverwandte.

Laterale Theilgestalten (Min.), s. Theilgestalten.

Lateralis (lat., zu einer Seite gehörig). 1) (Med.), Morbus lateralis, s. v. a. Pleuritis. — Apparatus lateralis, die chirurgische Vorrichtung und Ausführung des Steinschnitts. S. Steinschnitt. — 2) (Bot. Term.), seitständig, seitlich, 1) neben einem andern Theile stehend, z. B. die Zwiebel neben dem Stengel bei Colechicum autumnale u. Allium Ampeloprasum; — 2) aus der Seite (unter der Spitze und über dem Grunde) eines Organes entspringend, od. an derselben aufgewachsen, z. B.

der Griffel am Stiel bei *Tragaria*, die Narbe am Griffel von *Lychnis* und an der Griffel auf der Orchideen, der Staubbeutel bei *Paris* und *Asarum*; — 3) unterhalb des Gipfels eines Stammes oder Astes befindlich (als Gegensatz von terminalis, gipfelständig), wie die Dolden bei *Apium graveolens* und *Anthriscus Cerefolium*; alsdann bald gleichbedeutend mit oppositifolius, blattgegenständig, bald mit axillaris, winkelfständig, besonders wenn Theile, namentlich Blüten an ältern Trieben aus den Winkeln abgefallener Blätter (über den Blattnarben) entspringen, wie bei *Cercis canadensis* u. *Daphne Mezereum*; aber auch zuweilen synonym mit extraaxillaris, außerwinkelfständig, z. B. die Trugdolde bei *Solanum nigrum* und *S. Dulcamara*.

Laterallobus (foss. Cephalop.), auch **Lateral** schlechthin od. Seitenlappen, ist an den Septenträndern der Cephalopoden diejenige nach hinten gewendete Einsenkung, welche unmittelbar unter dem Dorsalsattel sich befindet. Manchmal sind zwei Lateralloben vorhanden und es wird dann ein oberer od. erster und ein unterer od. zweiter Lateral unterschieden. Die nach der Wohnkammer hin erhabenen Falten des Septentrandes, die unter jedem Seitenlobus liegen, heißen (oberer od. erster und unterer od. zweiter) Lateral sattel.

Lateral sattel (foss. Cephalop.), s. **Laterallobus**.

Lateralsekretion (Geognos.), s. **Lagerung** 2) D. e)) bb.

Lateral spaltbar (Min.), sind die krystallinischen od. auch krystallinischen Mineralien, deren Spaltungsflächen der Hauptaxe parallel liegen. S. **Krystallographie**.

Lateran (röm. Top. und Gesch.), 1) Platz in Rom, so genannt von einer römischen Familie **Lateranus**, welcher der Platz mit seinen Gebäuden zu eigen gehörte; Nero ließ den letzten Besitzer, **Plautius Lateranus**, hinrichten u. nahm dessen Eigenthum in Beschlag. Dieses ging von den Kaisern endlich an die Päpste über, die neben dem — 2) **Palast des P.** (s. Rom, S. 229) — 3) die Kirche des h. Johannes vom L. (s. Rom, S. 225) erbauten u. beide mit allerlei Kunstwerken, Kapellen, Sammlungen etc. ausschmückten.

Lateranische Hofpfalzgrafen (Ordnw.), s. **Goldner Sporn**.

Lateranische Concilien (Kirchengesch.), die im Lateran gehaltenen und von der römischen Kirche als ökumenische Concilien betrachteten Kirchenversammlungen. Es sind folgende: 1) 1123, vom Papste **Calixtus II.** berufen und von 300 Prälaten besucht. Gegenstände: Vergleich **Heinrichs V.** mit dem Papste wegen der Investitur der Bischöfe von **Worms**, die der Papst mit dem Stab, der Kaiser aber mit dem Scepter belehnen sollte; Verbot der Simonie; Geistliche sollten weder Weiber noch Konkubinen haben; Laien sollten die kirchlichen Güter nicht verwalten; Mönche und Aebte keine Pfarrverrichtungen übernehmen, und mehrere andere Bestimmungen. 2) **Im Innocenz** bei seinem Regierungsantritt berufen, von mehr als 1000 Prälaten besucht.

Alle Handlungen des vorübergehenden Papstes, **Anaklets II.**, wurden für ungültig erklärt, **Peter Bruy** und **Arnold von Brescia** als Keger verdammt, das Verbot der Simonie geschärft; es wurde den Geistlichen verboten, Jurisprudenz und Medicin zu erlernen, der Wucher untersagt, Kirchen und Kirchhöfen das Recht von Freistätten verliehen; die Nonnen sollten nicht mehr in Privathäusern wohnen, u. s. w. 3) 1179, von Papst **Alexander** berufen, um die Kirche von eingeschlichenen Mißbräuchen zu reinigen. Es wurde festgesetzt, daß bei Papstwahlen zwei Dritttheile der Stimmenden Ausschlag geben und die dagegen sich Auflehrenden so wie der etwa erwählte Gegenpapst in den Bann gethan, alle Handlungen der Gegenpäpste ungültig seyn, Niemand vor zurückgelegtem 25. Jahr ein Beneficium erhalten und vor dem 30. Jahr zum Bischof ordinirt, für Ertheilung der Beneficien keine Gebühren gefordert, Keiner, der nicht die Nothwendigkeit des Lebens bestreiten könnte, ordinirt, den Geistlichen jeder außeramtliche Umgang mit dem weiblichen Geschlecht untersagt, zu geistlichen Aemtern nur den Würdigsten der Vorzug gegeben, den Kirchen ohne der Bischöfe Genehmigung von Laien keine Abgaben auferlegt, die Albigenser mit gewaffneter Hand unterdrückt, ihre Güter eingezogen, sie selbst aber zu Sklaven gemacht werden sollten. 4) 1216, von **Innocenz III.** berufen, von den Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, einem Abgeordneten von Antiochien, einem Diakonus von Alexandrien, 412 Bischöfen, mehreren Gesandten des Kaisers von Konstantinopel, den Königen von Frankreich, England, Ungarn, Sicilien, Aragonien, Jerusalem besucht; die wichtigste von allen. Zunächst wurde die Verbesserung der Kirchenzucht vorgenommen und in 70 Canones unter Anderem festgesetzt: die Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines im Abendmahl (das Wort Transsubstantiation wurde hier zum ersten Male gebraucht); das Verfahren gegen Keger (Geistliche sollten degradirt, die Güter der Laien eingezogen, der Kegerlei Verdächtige, welche ohne Erlaubniß des Bischofs predigten, in den Bann verfallen); der Rang der Patriarchen (der römische, der konstantinopolitanische, der alexandrinische, der antiochinische und der hierosolymitanische); jährliche Provinzialconcilien; die Untersuchungen gegen Geistliche; Sorge der Bischöfe für Einheit des Glaubens und der Kultur und für Einsetzung tüchtiger Prediger; Unterbleiben der Stiftung neuer Orden; die Geistlichen sollten sich vor Unkeuschheit, Trunkenheit und Einmischung in weltliche Händel hüten; die Gläubigen jährlich wenigstens einmal beichten; Kathedra len und andere Kirchen sollen nicht länger als 3 Monate unbesezt bleiben; ein Geistlicher soll nicht mehr Pfründen zugleich inne haben. Außerdem wurde der kanonische Prozeß vorgeschrieben, die Immunität der Geistlichen bestätigt, die verbotenen Grade der Heirathen bestimmt, das Aufgebot angeordnet u. s. w. Zuletzt machte der Papst die Kreuzbulle (s. d.) bekannt.

Laterankirche (röm. Top.), s. **Lateran**.

Lateranus (röm. Myth.), 1) die Schutzgotttheit der aus Backsteinen erbauten Feuers

herde (von Lateres). Hartung (Rel. der Röm. II, 109) hält den Gott für identisch mit Vulkan. — 2) (Gesch.), Plautius L., s. Lateran.

Latera Stagnum (a. Geogr.), fischreicher See im Gebiete von Nemausus in Gallia Narbonensis, der durch einen Kanal mit dem Meer in Verbindung steht; jetzt Etang de Maguelone et de Perols. An ihm lag unstreitig auch das gleichnamige, von Mela II, 5, 6 erwähnte Kastell (jetzt Chateau de la Ratte an dem genannten See).

Laterculus (lat., Ant.), 1) kleine Ziegel; — 2) s. v. a. Plinthes; — 3) eine gewisse Anzahl von Ader-Zuckarten.

Latere dehiscens anthera, capsula (bot. Term.), an einer Seite aufspringende, ihren Inhalt ausschüttende Anthere od. Kapsel.

Laterensis, M. Juvenius, Römer, Cicero's Freund, ein Patriot und eifriger Republikaner, wurde Prätor, Augur, Legat des M. Lepidus und tödtete sich selbst, um seiner republ. Meinung nicht untreu werden zu müssen.

Laterisfolius (bot. Term.), neben dem Blatt stehend, nebenblattständig, eigentlich nebenwinkelständig, z. B. der Blüthenstiel bei Eathyrus und Tillia.

Laterina, ital. Dorf, Toscana, nordwestl. von Arez. o., am Arno; 1000 Einw.

Laterinervius (bot. Term.), s. v. a. seitennervig oder federnervig.

Lateriren (v. Lat.), das seltenweise Zusammenrechnen der einzelnen Posten in Rechnungsbüchern, Tabellen etc., um die einzelnen Summen auf die folgende Seite überzutragen und auf diese Weise die Totalsumme zu gewinnen.

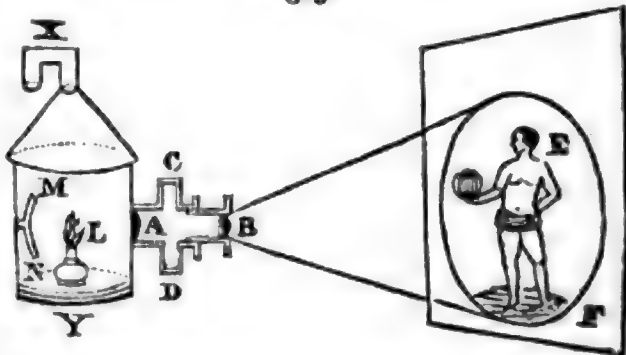
Laterit (Min.), s. v. a. ein eisenhaltiger Thon vom Himalaya, s. Thon.

Lateritius (lat., 1) (Med.), ziegelartig, ziegelroth; — Sedimentum urinae lateritium, der ziegelmehlartige Harnsatz; — 2) (bot. Term.), Farbenbestimmung, ziegelroth, ein helles, aber mattes Roth, durch eine Beimischung von Obergelb getrübt.

Laterna (röm. Alterth.), das durchsichtige Gehäuse, worin bei den Römern das Licht gegen den Wind geschützt wurde. In Ermangelung von Glas war die L. meist aus dünnem Horn verfertigt, ohne daß auf die Form eine besondere Kunst verwendet worden wäre. Bei nächtlichen Ausgängen wurde die L. vorausgetragen, und der Sklave, der dies that, hieß Laternarius. Vgl. Laterne.

Laterna magica (lat., Zauberlaterne, Phys.), ein von Kircher (Ars magna lucis et umbrae, 1646) erfundener physikalischer Apparat, kleinere auf Glas transparent gemalte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand oder einem Schirm darzustellen. Hat folgende Einrichtung. (Fig. 1). XY ist eine Art Laterne, L eine darin aufgestellte Lampe, MN ein Konkavspiegel, dessen Mittelpunkt gegenüber die Flamme der Lampe im Brennpunkt des Spiegels steht. AB ist eine Röhre, welche erleuchtende kugelförmige Linsen in A und in B hat.

Fig.



Zwischen A und B befindet sich eine Spalte DC, in welche die transparent auf Glas gezeichneten Bilder eingeschoben werden können. Schiebt man sie dann durch jene Spalte, so befindet sich jedes der dargestellten Objekte in der Axe der Röhre und zwischen den zwei Linsen A und B. Das Licht der Lampe L, welches von dem Spiegel verstärkt zurückkehrt, fällt auf die Linse A, dann konzentriert auf das gemalte Objekt in CD. Steht dann das letztere in einem der konjugirten Brennpunkte der Linse B, so zeigt sich ein vergrößertes Bild auf einem lothrecht herabhängenden Schirm in E. Die Linse B kann A näher gebracht werden, indem das Rohr ausziehbar und zusammenschiebbar ist; dadurch erhält man leicht ein hinlänglich großes deutliches Bild durch Versuche. Besteht der Schirm aus halbdurchsichtigem Silberpapier oder einem dazu bereiteten feinen Messeluch, so wird ein hinter dem Schirm befindlicher Zuschauer das Bild genau sehen; diese letztere Abänderung der Zauberlaterne heißt gewöhnlich eine Phantasmagorie. Dabei steht die Laterne oft auf Rädern und kann dadurch dem Schirm näher od. ferner gebracht, die Größe der Bilder beliebig erweitert und auch so verkleinert werden, daß sie endlich in einen leuchtenden Punkt zusammenfließen. Die Linse B ist so eingerichtet, daß sie sich von der Spalte CD entfernt, wenn die Laterne dem Schirm näher rückt, sich aber jener nähert, wofern die Laterne von dem Schirm entfernt wird, damit das Bild stets deutlich erscheine. Nach Young's Vorschlag bewirkt man diese doppelte Bewegung durch einfache Stäbe oder Hebel, die sich gegen den Schirm stützen und die Röhre B einschieben oder ausziehen. — Merkwürdig bleibt unser Apparat noch deswegen, weil er Veranlassung zur Erfindung des wissenschaftlich so geschätzten Sonnenmikroskops gab. Euler wies auf diesen Apparat als einen der geeignetsten hin, undurchsichtige Gegenstände von der Vorderseite zu beleuchten, und stellte deshalb einen Hohlspiegel, welcher in der Mitte ein Loch besaß, wie solcher bei den Spiegelteleskopen zu finden ist, vor den Gegenstand, dabei mehrere Lichter zwischen beide so, daß der Spiegel die Erleuchtung auf den Gegenstand wirft, dessen einzelne Theile Strahlen durch das Loch des Spiegels auf die Gläser senden. Freilich müssen dann die Lichter nahe an der Fläche des Spiegels und nicht vor dem Loch stehen, damit von ihnen keine geraden Strahlen durch das Loch auf die Gläser fallen, indem sonst die Licht-

flammen umgekehrt abgebildet würden. — Den Namen einer Zauberlaterne hat der Apparat wohl deswegen erhalten, weil er früher nicht allein zu Belustigungen, sondern auch zu Betrügereien der Unkundigen beitragen mußte.

Latern=Anemone (Zoophyt.), Polypengatt., s. v. a. Lacernaria.

Laternen, 1) (Hausw.), ein Behältniß, dessen Wände aus einer durchscheinenden Materie verfertigt sind, um ein brennendes Licht od. eine Lampe darin gegen Wind u. Regen zu schügen, od. das Herabfallen eines Funkens zu verhindern, so daß man mittelst der L. n an freien u. feuergefährlichen Orten sich Erleuchtung verschaffen kann. Die Erfindung der L. n schreibt Clemens Alexandrinus den Aegyptern zu. Unter den Griechen erwähnt Hippocrates zuerst die L. n, Alexander u. Cäsar bedienten sich ihrer bei Nachmärschen. Die ersten römischen L. n bestanden aus eisernen oder blechernen, mit durchsichtiger Thierhaut bezogenen Rahmen. Größe und Gestalt der L. n sind sehr verschieden. Zu den größern gehören die, welche an einem Orte fest aufgehängt sind, z. B. in Hausfluren, über Treppen u. s. w., vorzüglich die Gassenlaternen (s. Straßenbeleuchtung). Zu den kleinen oder Handlaternen, welche man bei sich trägt, gehören vorzüglich die Blendlaternen (s. d.). Der Gestalt nach sind die L. n dreieckig, vier- od. vielseitig, oder rund; eine besondere Art davon sind die Feuerlaternen, welche oben weiter als unten sind, oder bei welchen gewöhnlich auch der Boden aus einer Glascheibe besteht. Zu der durchsichtigen Materie nimmt man Glas-, Hornplatten oder Papier, man unterscheidet daher auch Glas-, Horn- u. Papierlaternen. Eine besondere Art sind die Stalllaternen, welche ganz von durchlöcherter Blech verfertigt sind. In der obern Seite muß ein größeres Loch seyn, durch welches der Rauch oder die erwärmte Luft abzieht; bei blechernen L. n ist gewöhnlich eine durchbrochene Esse darauf gesetzt. Bei kleinern L. n, in welchen Wachs- oder Unschlittlicht gebrannt wird, befindet sich das Licht in einem unter der L. angebrachten Cylinder, in welchem auch eine Drahtfeder angebracht ist, die das Licht nach und nach in die L. schiebt. L. n, deren Gestelle von Holz oder Fensterblei gemacht ist, verfertigt der Glaser; diejenigen, deren Gestelle von Blech ist, der Klempner. — 2) (Maschinenw.), s. Getriebe. — 3) (Bauwesen), das bei Kuppeldächern auf Thürmen oder bei solchen Gebäuden, die durch eine oben angebrachte Oeffnung ihr Licht erhalten, angebrachte Säulenwerk, welches wieder die kleine Kuppel trägt u. dessen Zwischenräume entweder ganz offen gelassen, oder mit Glasfenstern ausgefüllt sind; — 4) ein blecherner durchbrochener Aufsatz auf der obern Oeffnung der Schornsteine, um zu verhindern, daß der Wind den Rauch in die Esse zurücktreibe. — 5) (Jagdw.), großer Leinwand mit rundem oder viereckigem Boden, von steifem Leder, mit Lustlöchern, zu sicherem und nicht beschädigendem Transport lebendig gefangenen Federwildes. — 6) (Pferdw.), auch Laternenkopff, ein Pferd, welches eine ganz starke oder durchgehende Blässe hat.

Laternen (Bot.), nach Turpin, Untergatt. von Elathrus.

Laternen des Aristoteles (Zoophyt.), die laternenförmige Mundöffnung mit dem fünfzähligen Kauapparate der Seeigel, Echinodermata (s. d.).

Laternen des Demosthenes (Bauk.), s. Choragische Monumente.

Laternenfest, chinesisches Fest, über dessen Ursprung selbst Meinungsverschiedenheit herrscht. Von Einigen wird behauptet, daß es zum Andenken eines Mandarin erster Klasse, der einst seine verlorne Tochter bei Nacht mit vielen Laternen gesucht, gefeiert werde. Andere, u. zwar die Gelehrten, sagen, daß es von dem letzten Kaiser aus dem Hause Kya, Namens Kye, eingeführt worden sey, der einst in einem Palaste ohne Fenster die ärgsten Orgien bei Lampenschein gefeiert habe, um sich durch den Wechsel des Tages und der Nacht in denselben nicht stören zu lassen. Das Fest beginnt am 15. des ersten Monats und dauert bis zum 17. Während desselben wird von den Chinesen großer Aufwand gemacht; Reiche und Arme, Bürger u. Bauern zünden künstlich bemalte Laternen an und hängen sie auf die Gasse, vor die Hausthüren, Fenster und Zimmer. Die Gerichtsstuben sind mit kostbaren Stoffen ausge schlagen, von einer großen Zahl Laternen erleuchtet, und dem gemeinen Mann ist es erlaubt, einzutreten und sich umzusehen. Einige dieser Laternen sind sehr groß, bedig, mit vergoldeten Füßen oder Stützen versehen, aus seidnem Zeug verfertigt und sehr künstlich gemalt; andere sind rund und von blauem durchsichtigen Horn. Vergl. China, S. 251.

Laternenfisch (Ichthyl.), s. v. a. Bonit (s. d.), Scomber Sarda L.

Laternenträger (Entom.), Hemipterengatt., s. v. a. Fulgora.

Laternenfieren, nannte man die in den ersten Zeiten der französischen Revolution von den aufgeregten Volkshaufen an ihnen verhafteten Personen durch Aufhängung derselben an Laternenpfähle augenblicklich vollzogenen Exekutionen.

Laterns, österr. Kirchdorf, Borsarlberg, Edgr. Feldkirch; Schwefelquelle; 750 Einw.

Laterza, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra di Otranto, nordwestl. von Tarent; 3300 E.

Lates (Ichthyl.), nach Cuvier, Stachelstossfischgatt. Arten: L. niloticus Cuv. und L. nobilis (uv., s. v. a. Centropomus niloticus u. C. nobilis Lacép. — Fossil erscheinen L. gracilis, L. gibbus und L. notaeus Ag. in den Schieferen des Monte Bolca, L. macrurus Ag. im Grobkalk von Eored.

Latet anguis in herba (lat. Sprüchw.), es liegt eine Schlange im Grase verborgen; verborgene Gefahr.

Latex (lat.), die Feuchtigkeits, Flüssigkeit.

1) (Med.), L. salivialis, der Speichel; — Latitices lactei, s. v. a. Receptaculum chyli; —

2) (bot. Term.), die Flüssigkeit oder Feuchtigkeit, eine meist dickflüssige Substanz, welche hauptsächlich an Fortpflanzungsorganen vorkommt, z. B. auf der Narbe, besonders der Drü-

chleiden (Marbenfeuchtigkeit), auf dem kopfförmigen Sporenschichtträger (s. *Hymenophorum*), bei *Phallus*, wo diese zähe Feuchtigkeit zuletzt mit den Sporen abfließt (Sporenschleim). — K. S. Schulz gebraucht diesen Ausdruck für den Milchsafft und überhaupt für den eigenen Saft der Pflanzen, und übersetzt ihn mit „Lebenssaft“.

Latterde, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Grohnde-Ohfen; Steuerreceptur, Försterei; 180 Einw.

Latham, Johann, geb. 1740, practisirte als Arzt zu London, war Präsident des königl. medicinischen Collegiums und machte sich besonders als Ornitholog bekannt. Er † (†). Schriften: *General synopsis of birds*, London 1782–1801, 5 Bde.; deutsch von Bechstein, Nürnberg 1792–98; — *Index ornithologicus*, Lond. 1790–1802, 4., 2 Bde.

Lathen, hannöv. Pfarrdorf, Osnabrück, Bremberg-Meyen, Amt Meyen; Steuerreceptur, Post, Salzfaktorei; 480 Einw.

Latheron, europ.-türk. Kirchspiel, Graßsch. Gaitzhess; auf der Ostküste; 6800 Einw.

Lathira (foss. Konchif.), nach Andrzejewski, ausgestorbenes Muschelgeschlecht, dessen einzige Art, *L. Puschii* aus dem Tegel von Warowen, ident mit *Buccinum baccatum* ist.

Lathom, brit. Gemeinde, England, Graßsch. Lancaster, nordwestl. von Liverpool; Mineralquelle; 3210 Einw.

Lathon (a. Geogr.), der einzige Fluß der Provinz Cyrenatica, im Westen derselben, der mit einem See in Verbindung stand, welcher nach Strabo höchst wahrscheinlich See der Hesperiden hieß. In diesem Fluße und See aber glaubte man später den alten, fabelhaften Triton und Tritonis in Libyen wiederzufinden, da man die gesegneten Fluren Cyrenatica's für die gepriesenen Gärten der Hesperiden hielt.

Lathon (Geognos.), nach Reichenbach, s. v. a. der alte rothe Sandstein, s. Old red.

Lathraea (Bot.), nach Linné, Schuppenwurz, Ohnblatt, Gatt. der Orobanchoidae Lent., der Personatae Rhinanthae Rehb., Didynamia Angiospermia L. Charakter: Kelch glockenförmig, vierspaltig; Blume rachenförmig; Beutel zweispitzig und gewimpert; unten an der Kapsel eine dreilappige Drüse; die Samen bedecken die Wand. Europäische Gewächse, die parasitisch auf Wurzeln von Bäumen und Sträuchern vorkommen; 3 Arten: 1) *L. Squamaria* L., *Squamaria Orobanche* Scop., gemeine Schuppenwurz, Maierwurz, Bahnwurz. Stengel einfach; Blüthen hängend, einseitigwendig, deckblätterig; Unterlippe der Blumenkrone leicht dreispaltig. Ausdauernd, an schattigen, feuchten Stellen der Laubwälder, schon im ersten Frühling blühend. Alle Theile der Pflanze, so wie die Blüthe blausenroth oder gelblich. Die Wurzeln oder vielmehr die unterirdischen Stengel waren sonst als *Radix Squamariae* vel *Dentariae majoris* vel *Anblati officinell.* Frisch riechen sie schwach weichenartig und schmecken bitterlich-herb. Man

wendete sie besonders gegen Koliken u. Krämpfe der Kinder an. Schkuhr, Bot. Handb. Taf. 170. Fl. dan. Taf. 136. — 2) *L. clandestina* L., *Clandestina rectiflora* Lam. In Südeuropa, ausdauernd. Die ganze Pflanze schmeckt scharf-bitter und wurde sonst für ein kräftiges Mittel gegen Sterilität gehalten. Lam., Illustr. Taf. 551, F. 1. — 3) *L. Anblatum* L. In Südeuropa, ausdauernd.

Lathraeus (a. Geogr.), s. Lathraeus.

Lathridius (Entom.), nach Herbst, Schimmelpfäfer, Gatt. der Coleoptera tetramera Xylophaga Latr., der Horde der Moderfresser und der Junft der Pilzpäfer nach Dken, unter *Tenebrio* L. Charakter: Leib elliptisch; Knopf dreigliederig; Oberkiefer wenig hervorragend; Halsschild herzförmig; Füße viergliederig. Gegen 40 europäische, meist nicht über 1 Linie lange Arten; bekannteste: 1) *L. porceus* Herbst. Pechschwarz, Fühler und Beine gelbreich; Halsschild fast herzförmig, Bordereden rundlich erweitert, hinten mit einem Quereindruck; Flügeldecken tief punktiert, gestreift; $\frac{1}{2}$ Linie lang. Ueberall häufig in Häusern an altem Holzwerke, auch im Freien an Schwämmen u. unter Baumrinden. Die Larve schadet an den Wurzeln von *Raphanus sativus*. — Herbst, Käfer, V, T. 44. — 2) *L. fenestralis* Herbst. Eine der größten und gemeinsten Arten, braunroth, flaumig; Halerand gekerbt; Rücken voll Stichreihen. Ueberall im Reichthum, an Wänden und Fenstern, auf Speien in Gewölben. Panzer 23, F. 10. — 3) *L. acuminatus* Herbst. Nicht größer als ein Floh, länglich, gelblichbraun, mit schwarzen Augen, auf den Flügeldecken Etiche in Längslinien. Auf schimmeligen Gegenständen, in Schwämmen. Herbst, V, T. 44, F. 6.

Lathriognua (Bot.), nach Edlson u. Zeyher, Gatt. der Leguminosae Loteae Eckl. Zeyh. Zwei Arten: *L. candicans* Eckl. Zeyh. und *L. parvifolia* Eckl. Zeyh. Sträucher auf dem Kap.

Lathriypa (a. Geogr.), s. Lathriypa.

Lathrobium (Entom.), nach Gravenhorst, Gatt. der Coleoptera pentamera Brachyelytra Staphylinia Latr., der Horde der Thierfresser u. der Junft der Mordkäfer nach Dken, unter *Paederus* Fabr. Charakter: Fühler gerade; Oberlippe zweilappig; Körper sehr schmal. Unter 22 europäischen Arten bekannteste: 1) *L. elongatum* L. Gr. Schwarz, glänzend punktiert; Kopf fast quadratisch; Halsschild länglich, kürzer als die rothen, am Grunde schwarzen Flügeldecken; Fühler und Beine roth; 4 Linien lang. Panzer IX, 12. — 2) *L. cordatum* Gr. — 3) *L. depressum* Gr.

Lathyridis majoris Semen (pharm. Bot.), s. *Euphorbia Lathyrus* L.

Lathyrus (Mollusk.), nach Montfort, Stachelnackengatt. Arten s. *Pyrrula*. Typus: *Pyrrula Verperrilio* L.

Lathyrus (Bot.), nach Linné, Plattserbse, Gatt. der Leguminosae Viceae Dec., der Papilionaceae Fabaceae Rehb., *Diadelphina* Decandria L. Charakter: Kelch glockenförmig, fünfspaltig, die obern zwei Einschnitte

kürzer; Griffel flach, oben zottig und breiter; Hülse länglich, vielstamig, zweiklappig, einfachstübig; Samen kugelförmig oder eiförmig. Krautartige, rankende, ausdauernde oder einjährige Pflanzen, in den gemäßigten Zonen aller Erdtheile; von den 90 bekannten Arten kommen einige als (weniger wichtige) Nahrungs- und Gemüse-, mehrere als Zierpflanzen vor: 1) *L. sativus* L., essbare Platterbse, Kicher, deutsche Kicher, spanische Kicher, ital. Cesarella. Blütenstiele einblüthig, kürzer als das Blatt, oberwärts gegliedert, mit kleinen Deckblättchen; Blüten groß, blau; Blätter einpaarig; Hülsen elliptisch, länglich, flach zusammengedrückt, netzig-aderig, kahl, meist vierstamig, der obere Rand gekrümmt, zweiflügelig; Samen kantig, glatt, bildet nach der Farbe: dunkelgrau, gefleckt oder weiß, dreier verschiedene, durch die Kultur entstandene Spielarten. Sommergewächs, im südlichen Europa einheimisch, das aber als Futter- und Gemüsepflanze in Frankreich, Italien und in einigen Gegenden von Deutschland auch wie die gemeine Erbse kultivirt wird. Als Futterpflanze stehen die Kichern den Erbsen und Wicken nach. Die Spielart mit weißen Samen wird besonders in Rheinbayern, in Gärten und auf Feldern gebaut. Man genießt die Früchte als Gemüse grün und reif, besonders sind sie in Suppen gesucht und beliebt. Dürre Kichern sind sehr unverdaulich, wenn man sie nicht so stark kocht, daß sich die Hülsen abtrennen und beseitigt werden können; geschieht dieses, so schmecken sie gut und sind eine kräftige Nahrung. Auch zur Viehmastung sind sie gut zu gebrauchen. Jacq. d. S., Eccl. I. 116. — 2) *L. sylvestris* L., *L. heterophyllus* Rehb., Wald-Platterbse. Stengel geflügelt, 6—8 Fuß lang, glatt; Ranken zweiblätterig; Blätter schwertlanceförmig, langgespißt, glatt; Blütenstiele vielblüthig; Blüten hellroth. In Wäldern und an schattigen Stellen durch ganz Europa; ausdauernd. Flor. dan. 325. — 3) *L. pratensis* L., Wiesenplatterbse, Wiesenkicher, Honigwicke, gelbe Wicke, gelbe Vogelwicke, franz. Gesse sauvage, engl. Meadow vetch, schwed. Gigals Aelter, Wial. Blattstiele reichblüthig, länger als das Blatt; Blüten allseitig abstehend, goldgelb; Blätter einpaarig, die Nebenblätter pfeilförmig; Hülsen linealisch-länglich, schiefaderig, Aehren hervorspringend; Samen kugelig, glatt. Ausdauernd, auf feuchten Wiesen und an Zäunen durch ganz Europa. Als Futterpflanze scheint diese Art bis jetzt noch gar nicht beachtet worden zu seyn, obgleich sie auf unsern guten Wiesen, woselbst sie nicht selten erscheint, nicht allein vieles, sondern auch sehr gutes Futter hervorbringt. Sie kommt selbst an etwas trocknen Orten fort, und es wäre wünschenswerth, daß man sie als Mischung bei Wiesenanlagen benutzte. Flor. dan. 527. — 4) *L. tuberosus* L., knollige Platterbse, Acker- oder Erdbaß, Erdmandel, Erdeichel. Stengel schwach, vierkantig, ungeflügelt, 1—2 Fuß hoch; Ranken 2—3spaltig, mit 2 ovalen Blättchen; Akerblät-

ter halb-pfeilförmig, schmal, spitz, mit dem Blätterstiel gleich; Blütenstiele 3—öblüthig, länger als die Blätter; Blüten schön, roth, wohlriechend; Samen rund. In Mitteleuropa und Westasien unter dem Getreide, ausdauernd. Die knollige Wurzel wuchert stark, liefert ein Kaffeesurrogat und wird besonders in Holland gekocht und geschält gegessen; der Geschmack ist süßlich, wie Kastanien. Sie kann auch zum Brode verbacken werden und liefert beim Destilliren ein wohlriechendes Wasser, welches dem Rosenwasser gleicht. An einigen Orten benutzt man sie auch zur Viehmastung. Sonst war sie auch als Glandes terrae officinell und wird noch zuweilen als Hausmittel von Landleuten gegen Durchfälle u. Ruhren angewendet. Auf dem Felde ist diese Art ein lästiges Unkraut, auf Wiesen aber ein nütliches Futter. Sie liebt lehmigen Sandboden und eine sonnige Lage. Bot. Mag. T. 311. — 5) *L. Ochrus* Dec., *Pisum Ochrus* L., Ochererbse, bleichgelbe Platterbse. Blattstiele breitgefleugelt, herablaufend, wovon die meisten blattlos in dreieinfache Ranken ausgehen und einfachen Blättern ähnlich sind, während die Nebenblätter an den untern Blättern ganz verschwunden oder nur noch durch kleine zahnartige Spizzen angedeutet sind. Sommergewächs mit bleichgelben Blüten in Südeuropa. Die Samen sind reich an Mehl u. werden in einigen Gegenden gegessen. — 6) *L. Cicera* L., rothe Platterbse. Blütenstiele und Hülsen kurz; Rücken der Hülsen rinnenförmig; Blüten groß, purpurroth. Sommergewächs in Südeuropa, wo sie bisweilen auch kultivirt wird. Die Angabe, daß ihre Samen, dem Mehl beigemischt, Krämpfe und Lähmung verursachen, bedarf noch der Bestätigung. Jacq., Eccl. T. 15. — 7) *L. Aphaca* L., Akerplatterbse, mit sehr großen, dreieckig-eirunden, am Grunde geöhrt-pfeiligen Nebenblättern u. völlig blattlosen, zu einfachen Wickelranken umgeänderten Blättern. Einjährig, unter der Saat im südlichen u. mittleren Europa. Engl. bot. 1167. — 8) *L. odoratus* L., wohlriechende Platterbse, spanische Wicke. Zwei Blättchen länglich; Hülsen rauh. Sommergewächs in Sicilien und Ostindien. Eine wegen ihrer zahlreichen, schönen und wohlriechenden Blüten beliebte und bekannte Zierpflanze. Blüten groß, von verschiedenen Farben, weiß, roth und weiß (*L. zeylanicus* Burm.), dunkelviolett und purpurroth (*L. siculus* Rupp., blaupurpurroth, roth und weiß gestreift. Bot. Mag. 60. — 9) *L. californicus* Dougl. Ausdauernd, in Kalifornien, Blüten blau und violett. Bot. Reg. 1144. — 10) *L. Clymenum* L. Sommergewächs in Mauritanien. Blüten roth und weißlich, auch blau. — 11) *L. grandiflorus* Sims. Ausdauernd, in Südeuropa. Eine der schönsten Arten. Blüten groß, Fäbchen purpurroth, Flügel schwarzpurpurroth. Bot. Mag. 1938. — 12) *L. Nissolia* L. Sommergewächs in Süd- und Mitteleuropa. Blüten purpurroth. Engl. bot. T. 122. — 13) *L. tingitanus* L. Sommergewächs in Mauritanien. Blüten groß, dunkelpurpurroth. Bot. Mag. 100. — Die Sa-

men der einjährigen Platterbsen, welche als Stierpflanzen vorkommen, werden im April ins freie Land gesät.

Latialis (Latialis, röm. Myth.), Beinamen Jupiters als Beschützer von Latium. Vergl. dieses und Latinae seriae.

Latialithe (franz., Min.), nach Haüy, f. v. a. edler Hauhn.

Latialis Mons (a. Geogr.), f. Latium.

Latias (a. Geogr.), Ort in Bithynien an der von Nicomedien nach dem Hals führenden Straße, an einem See, unstreitig dem Lacus Sinonensis (jetzt Sagandsche).

Latia febris (Med.), ein Ausdruck, der nach Sauvages für Febris quotidiana continua exquisita Johnston, als eine Species des verlängerten Quotidianfiebers mit anhaltendem Typus (Amphimerina) gebraucht wird. Die Amphimerina latia des Sauvages ist ein Fieber mit sehr langen, bis 18stündigen Paroxysmen, abendlichen Exacerbationen, meist leichterem Froste der Glieder und gelinder, aber anhaltender Hitze. Es ist so hartnäckig, daß es sich selbst überlassen, länger als 2 Monate anhält. Der Name Latia ist barbarisch a calore latente genommen, zuerst von de Calderia (Opp. I. 284, ff.) gebraucht worden. Name u. Begriff sind Denkmale scholastischer Auffassungen der Natur.

Latilavii (röm. Ant.), diejenigen, welche die Tunica (Latilavia tunica) mit dem breiten Purpurstreif (Latus clavus) besetzt trugen; anfänglich bloß die römischen Senatoren, zur Kaiserzeit auch ein großer Theil der Ritter. Uebrigens trugen den Latus clavus schon die Söhne der Vornehmen als Kinder als Auszeichnung, bis sie die weiße Toga erhielten. Vgl. Augustus clavus.

Latierbaum (Pferdew.), f. v. a. Standbaum, f. Pferde stall.

Latifolius (bot. Term.), breitblättrig, im Gegensatz von Angustifolius, schmalblättrig.

Latifundium (lat.), bezeichnet ein Landgut von größerem Umfang, wie dergleichen durch die patricischen Okkupationen des Ager publicus in Menge entstanden waren, obwohl die Römer recht gut erkannten, daß die Bildung solcher größerer Güterkomplexe weder in politisch-finanzieller Beziehung, noch von dem Standpunkt des praktischen Landwirths zu billigen sey. Je mehr nämlich Latifundia wurden, um so mehr entbehrte der ärmere Bürger des Grundbesitzes, was für Rom die nachtheiligsten Folgen hatte (s. die auf Beseitigung dieses Uebelstandes abzielenden Leges agrariae), und der Anbau der Latifundia selbst wurde gewöhnlich sehr vernachlässigt.

Latil jus (röm. Ant.), f. v. a. Jus Latii, vgl. Latium u. Rom (Gesch.).

Latikia (Geogr.), f. v. a. Labikie.

Latil, Jean Baptiste Marie de L., geb. 1761 auf der Insel St. Marguerite, wurde 1787 Almosenier von St. Sulpice und 1789 Mitglied der Generalstaaten für das Bisthum Vence. Im J. 1791 weigerte er den Eid u. verließ Frankreich, begab sich nach Düsseldorf, später nach

England, wo er als Beichtvater der Emigranten fungirte; 1800 wurde er Almosenier, 1805 Beichtvater des Grafen von Artois, steter Begleiter dieses Fürsten, 1814 Großalmosenier, 1816 Bischof von Amplea in part., hatte viel Antheil am Konkordat von 1817, und wurde Bischof von Chartres, 1822 Pair von Frankreich u. 1824 Erzbischof von Rheims. Im J. 1825 krönte er Karl X. zu Rheims und ward 1826 Kardinal. Mit dem Abbé Lamennais hatte er einen Streit über die Unabhängigkeit der Könige und war 1829 beim Konklave in Rom. Er galt mehrfach als Chef der sogenannten Kamarilla. Ausgemacht ist, daß er den Juliorbannonen fremd war. Er begab sich zu seinem König ins Exil und † 1839.

Latilla, Gaetano, Musiker, geb. zu Neapel 1710, war Kapellmeister zu Venedig, besonders als Kontrapunktist ausgezeichnet und † zu Venedig 1770.

Latille, franz. Flecken, Depart. Vienne, Arrond. Poitiers, am Auzance, rechts; Papiermühle; 1180 Einw.

Latilus (Ichthyl.), nach Cuvier, Gatt. der Acanthopterygii Sciaenoides (u. v.), der Ordnung der Bruckflosser und der Fische der Bärse nach Dkn. Charakter: noch nicht vollständig bestimmt. Arten: 1) L. argentatus Cuv. u. — 2) L. dollatus C. et Val. L. 130. Beide in Ostindien.

Latimer, Hugh, einer der thätigsten Beförderer der Reformation in England, wurde zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester um 1470 geboren und machte sich schon, während er in Cambridge studirte, den Widersachern kirchlicher Neuerungen durch seine aufgeklärten Predigten verhaßt. Der Bischof von Ely, unter dessen Sprengel die Universität gehörte, verbot ihm das Predigen. Als die Fortschritte der Lehren der Reformatoren die Mächte beunruhigten, ward auch L. vor das geistliche Gericht geladen, das der Cardinal Wolsey eingesetzt hatte, um die Gesetze gegen die Ketzerei zur Vollziehung zu bringen. L. aber ließ sich weder durch Verfolgungen, noch durch Gefahren abschrecken, seine Grundsätze zu bekennen, bis endlich unter dem Schutze der Königin Anna Boleyn (s. d.) und Thom. Cromwells die Reformation sich verbreitete, worauf er 1535 Bischof von Worcester wurde. Als er mit den übrigen Bischöfen bei Hofe erschien, um nach damaliger Sitte dem Könige ein Neujahrsgeßent zu überreichen, gab er ihm, statt eines gefüllten Beutels, ein neues Testament, in welchem die umgebogene Stelle eines Blattes auf die Stelle wies: „Kuppler u. Ehebrecher wird Gott richten“. Heinrich VIII. nahm es ihm nicht übel, und als L. später wegen einiger Stellen in einer vor dem Hofe gehaltenen freimüthigen Predigt zur Verantwortung gezogen wurde, vertheidigte er sich so offen, daß der König ihn freundlich entließ. Mit neuen Widerwärtigkeiten hatte er zu kämpfen, als Anna und Cromwell gefallen waren. Standhaft weigerte er sich, die vom Parlamente vorgeschriebenen sechs Glaubensartikel zu unterschreiben, gab sein Bisthum auf und lebte in ländlicher Zurückgezogenheit. Als er einst nach

London kam, um ärztliche Hülfe zu suchen, wurde er auf Gardiners Befehl eingesperrt und blieb in Haft, so lange Heinrich VIII. lebte. Nach Edwards VI. Thronbesteigung erhielt er seine Freiheit, ließ sich aber nicht bewegen, die bischöfliche Würde wieder anzunehmen. Kaum war Maria zur Regierung gekommen, als L. vor den Staatsrath geladen wurde. Obschon man ihm Gelegenheit gab, aus dem Lande zu fliehen, folgte er bereitwillig dem Befehle. Zugleich mit Cranmer (s. d.) und dem Bischof Ridley wurde er in den Tower eingesperrt und dann mit jenen nach Oxford geführt. Während seiner Gefangenschaft weigerte er sich entschlossen, irgend ein anderes Geständniß abzulegen, als das freimüthige Bekenntniß seiner Meinungen. Eben so standhaft blieb er vor der von dem päpstlichen Legaten, Cardinal Pole, eingesetzten Behörde, die ihn und Ridley als Keger richten sollte. Beide wurden, wie viele andere der ehrenhaftesten Männer, zum Feuertode verurtheilt. Als sie am 16. Febr. 1555 auf dem Scheiterhaufen standen und ein brennender Holzstoß zu Riddels Füßen gelegt wurde, rief L. ihm zu: „Seid gutes Muths, Ridley, und zeigt euch als Mann. Wir werden heute ein Licht in England anzünden, das nie verlöschen wird“. Sie starben mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit.

Latimore, nordamerikan. Stadtgebiet, B. St., Staat Pennsylvanien, Grafschaft Adams, 115 Meil. nordöstl. von Gettysburg; Boden: eben, rother Schiefer; Flüsse: der Vermudian und dessen Seitenflüsse; Kaufladen, Walkmühle, Wollensfabriken, Brennerei, Löfferei, 4 Mahl-, 6 Säge-, 2 Delmühlen, 6 Schulen; 1010 Einw. 2 Meilen südlich von dem Städtchen befinden sich die York-Schwefelquellen.

Latina, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra di Lavoro, nördlich von Formicola, unweit dem Volturno; 510 Einw.

Latinae feriae (röm. Alterth.). Schon in uralter Zeit feierten die Latiner dem Jupiter Latialis auf dem albanischen Berge, an dessen Fuß der Bain der Ferentina lag, ein gemeinsames Fest, welches eine größere Bedeutung gewann, als nach der innigern Vereinigung der Römer mit dem Latinerbund Jupiter Latialis zum Schutzgott des nun erweiterten Bundes und die Opfer zu gemeinsamen Bundesopfern erhoben wurden. Das gemeinsame Fest wurde jährlich im Anfange des Jahres an einem von dem Bundesvorstand zu bestimmenden Tage (Feriae conceptivae) gefeiert. Bald aber wurde die Feier auf mehrere Tage ausgedehnt. Von allen lateinischen Städten kamen Gesandte und brachten allerlei Erzeugnisse der Landwirtschaft für den gemeinsamen Festschmaus mit, welcher nach dem Opfern eines weißen Stieres erfolgte, von dem der Abgesandte jeder Stadt ein Stück bekam. War bei dem Feste überhaupt oder speciell bei der Wertheilung ein Fehler vorgefallen, so mußte die Feier noch einmal begangen werden. Während des Festes ruhten in Rom die Geschäfte, vor Allem aber der Krieg; dagegen wurden Gladiatorenspiele u. Wettkämpfe gehalten. Nach Vertreibung der Könige wur-

den die L. s. unter Vorfig der Konsuln an den von ihnen bestimmten Tagen gefeiert, und die Aedilen besorgten die nöthigen äußeren Vorberreitungen. Der Consul hatte während des Festes auf dem Albanerberge eine Wohnung, und in der Stadt fungirte einstweilen als oberster Magistrat ein Praefectus Urbi seriarum Latinarum.

Latini (a. Geogr.), s. Latium.

Latini, Brunetto (Biogr.), s. Brunetto Latini.

Latini Colonarii (röm. Alterth.), die Einwohner der neulatinischen Kolonien, welche nach der Unterwerfung Latiums unter Roms Oberherrschaft aus Latium ausgeführt worden waren u. an denen öfter ärmere Bürger Antheil nahmen. Sie bildeten, wie die Latini selbst, einen Mittelstand zwischen den Bürgern und Peregrinen und hatten commercium, aber weder connubium, noch suffragium. Auch hießen L. C. die Einwohner solcher Städte, welche nur den Titel einer lateinischen Kolonie erhielten, ohne daß eine Kolonie hingeführt worden wäre.

Latini Juniani (röm. Staatsalterth.). In der Lex Junia Norbana unter Tiberius wurde für einige Klassen von Freigelassenen ein besonderes Rechtsverhältniß eingeführt, welches mit dem Recht der lateinischen Kolonien große Ähnlichkeit hatte, weshalb diese Freigelassenen L. J. hießen. Diese Latinität erhielten solche Freigelassene, 1) welche nur unfreiwillig freigelassen worden waren, 2) welche nur im bonitarischen Eigenthum ihres Herrn gestanden hatten, 3) welche bei ihrer Freilassung noch nicht 30 Jahre gewesen waren. Der Hauptnachtheil der L. J. bestand darin, daß sie der aktiven Testamenti factio ermangelten und nicht Testamentserben werden, sondern nur Fideikommissen erwerben konnten. Sie wurden im Augenblicke ihres Todes wieder Sklaven, und ihr Vermögen fiel als Peculium wieder an ihren ehemaligen Herrn zurück. Doch hatten sie commercium und konnten das Bürgerrecht leichter erlangen, als andere. S. Latium.

Latinitas, s. Gracismus.

Latinitas (lat.), 1) s. v. a. Jus Latii; — 2) Latinität, s. Lateinische Sprache.

Latinobarbari (lat.), s. Arabisten 2).

Latinius (röm. Sagenesch.), Sohn des Raunus und der Nymphe Marcla zu Minturnä, Bruder des Lavinius, Gemahl der Amata, König von Latium. Nach andern Angaben erscheint L. als Sohn des Odyseus und der Circe oder des Telemach und der Circe oder des Hercules und einer hyperboreischen Jungfrau zc.

Latinius (a. Liter.), 1) Grammatiker aus ungewisser Zeit, Verfasser einer verlorenen Schrift *Περὶ τῶν οὐκ ἰδιῶν Μενάνδρου*. — 2) L. Aelcius Aethius, s. Aelcius 5).

Latipennes (Entom.), nach Meigen, Abtheilung der Diptera Nemocera Tipularia Latr., die einzige Gattung Simulium Latr., Meig. enthaltend.

Latipes (Bot.), nach Kunth, Pflanzengatt.

tung. Art: *L. senegalensis* Kunth, f. v. a. *Lappago latipes*.

Latirostres (Druth.), f. v. a. Breitschnäbler (f. d.).

Latia (a. Geogr.), südlicher Nebenfluß des Padus in Gallia Cisalpina, vom Anfang des Apennins (bei den Seealpen) herabkommend.

Latifana, österr.-ital. Flecken, Lombardien, Prov. Friaul, südwestlich von Udine, am Tagliamento, links, mit vielen Landhäusern der Venetianer; 4000 Einw.

Latiseptus (bot. Term.), breitwandig, mit einer Scheidewand versehen, welche dem breitem Durchmesser der Frucht gleichkommt; besonders bei Schotenfrüchten gebräuchlich, z. B. bei den Schötchen von *Alhissum* und *Lunaria*; der Gegensatz von *angustiseptus*, schmalwandig.

Latissimus (lat.), 1) (bot. Term.), f. *Latius*; — 2) (Anat.), *L. colli*, f. Halsmuskeln; — *L. dorsi*, f. Rückenmuskeln.

Latitudinärer (Kirchenw.), 1) die gemäßigste Partei der englischen Hochkirche, welche in den Streitigkeiten zwischen dieser und den Presbyterianern den Mittelweg zu halten und eine Vermittelung herbeizuführen suchten; — 2) dann überhaupt im Gegensatz zu den Rigoristen diejenigen Morallehrer, welche schlaffen Grundsätze über Sittlichkeit und Unsitlichkeit zugethan sind; endlich auch — 3) Diejenigen, welche einer freien Erklärungsart mancher Dogmen geneigt sind.

Latitudo (lat., Med.), die Breite; — *L. sanitatis*, die relative Gesundheit; — *L. humeri*, f. v. a. *Omus*, *Scapula*.

Latium, Latiner (a. Geogr. u. Gesch.). I. Neben den Sabinern und Etruskern werden als das dritte älteste Hauptvolk Italiens die Latiner genannt, welche dem großen pelasgisch-tyrrhenischen Volksstamme angehörten. Ursprünglich um Reate im Sabinerlande sesshaft und *Aborigines* geheißen, hatten sie sich später, aus ihren Wohnsitzen vertrieben, in dem Landstriche um die Mündung des Tiber angesiedelt und den Namen *Latini* angenommen. In ihren neuen Wohnsitzen nun (zwischen dem Tiber, dem Fluß Numicius, dem albanischen Berge und dem Meere) gründeten sie einen Städtebund, dessen Geschichte in sagenhaftes Dunkel gehüllt ist. Dieser erste, alte, schon vor der Gründung Alba Longa's bestehende Städtebund ist es, auf den der Name *Prisci Latini* hinweist. Als Städte dieser „alten Latiner“ nennt Livius (I, 38) *Corniculum*, *Ficulea Vetus*, *Cammeria*, *Crustumertum*, *Ameriola*, *Medullia* und *Romentum*; wahrscheinlich gehören aber auch noch *Tibur*, *Antemna*, *Aricia*, *Präneste* unter diese Zahl. In *Laurentum* war die Residenz der Könige, von denen die Sage den *Janus*, *Saturnus*, *Pleus*, *Faucus* (unter welchem Evandrus [etwa 60 Jahre vor dem trojanischen Kriege] mit einer arkadischen Kolonie nach Latium gekommen seyn, an der Stelle des spätern Roms die Stadt *Pallantium* gegründet und den ersten Grund zur Kultur des Volkes gelegt haben soll), den *Latinus* nennt, unter dessen Regierung eine

trojanische Kolonie unter *Aeneas* eingewandert ist. *Aeneas*, Schwiegersohn des *Latinus* geworden, gründet *Lavinium*, sein Sohn *Iulus* oder *Ascanius* aber etwa 30 Jahre darauf *Alba Longa*, welche nun die Hauptstadt des Bundes, der Sitz der latinischen Könige und die Gründerin von 30 Pflanzstädten wurde, unter denen *Aricia*, *Präneste*, *Gabil*, *Tusculum* u. *Rom* als die bedeutendsten genannt werden. Unter den Gebräuchen und Einrichtungen der *Prisci Latini* sind folgende am merkwürdigsten. Die einzelnen, von einander unabhängigen Städte *Latium*s bildeten zusammen einen Bund, der wahrscheinlich in 30 *Civitates* oder Stadtgebiete getheilt war und diese Zahl nicht überschreiten durfte. Alle sendeten ihre Abgeordneten zu den Bundesversammlungen od. Tagfahrungen; doch scheinen auch von den größern Städten je zehn abwechselnd einen Ausschuß oder kleinern Rath gebildet zu haben, damit nicht jedesmal gerade die Abgeordneten von allen 30 Städten zusammenzukommen brauchten. Diese Bundesversammlungen wurden anfangs zu *Alba*, nach dessen Zerstörung aber in einem heiligen Haine am *Albanerberge* (in der Nähe einer Quelle bei *Ferentium*) unter freiem Himmel gehalten, dauerten in der Regel mehrere Tage und dienten theils zur Darbringung feierlicher Opfer, theils zur Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten. In den einzelnen Städten bestand anfangs ein Erbkönigthum in der Weise, daß selbst das weibliche Geschlecht auf die Thronfolge ein Recht hatte. Seit der Ermordung des Königs *Amulius* in *Alba* aber finden sich keine Könige mehr in den latinischen Städten, sondern es treten neue Diktatoren an deren Stelle, die nur auf ein Jahr gewählt wurden, jedoch fürs nächste Jahr wieder wählbar waren und vom Senat weit mehr überwacht und in ihrer Gewalt beschränkt wurden, als früher die Könige. Den Königen und später den Diktatoren stand nämlich in jeder Stadt ein Senat mit Kriminaljustiz und dem Rechte der Vorberathung bei Gesetzesvorschlägen zur Seite; die letzte Instanz in legislativer Hinsicht aber war die Volksversammlung, welcher jedes vom Senate vorläufig beschlossene Gesetz zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden mußte. Dadurch bildete sich in allen latein. Städten schon frühzeitig ein Adel. Das Verhältniß der Klientel aber (eine sabinische Einrichtung) findet sich in den latein. Städten nicht; selbst die albanischen Hirten sind freie Leute. Alle latein. Städte hatten unter einander das *Ius connubii* und *commercii*, und in Folge des erstern fanden feierliche *Sponsalia* bei ihnen Statt; hinsichtlich des allgemeinen Völkerrechtes war die Aussendung von *Fetialen*, um Rechenschaft und Genugthuung wegen Verletzung desselben und politischer Beeinträchtigungen zu fordern (*res repetere*) oder, wenn diese nicht erfolgte, Krieg anzukündigen. Die Aussendung von Kolonien betrieben sie systematisch, weshalb auch später die Römer, sobald sie sich den latein. Bund unterworfen, dieses Kolonisationssystem sogleich nach weit größerem Maßstabe betreiben, als früher, und weit mehr lateinische, als römische Kolonien aussenden.

Endlich hatten die Lateiner auch in ihrer eigenthümlichen literarischen und religiösen Kultur einen wesentlichen Vorzug vor den nicht pelagischen Stämmen Italiens, namentlich den achaischen Sabinern. Sie bedienten sich der altgriechischen Schrift von der Linken zur Rechten, ihre Sprache war eine Tochter der griechischen, und ihre Mythologie, ihr Kultus war ebenfalls der altgriechische, so wie auch ihr Kalender auf griechische Weise nach den Festen der von einer jeden Stadt oder jedem Stamme verehrten Hauptgöttheit geordnet war. In ihrer Baukunst ist ebenfalls der altgriechische oder pelagische Charakter nicht zu verkennen. Dies beweisen die Ueberreste cyclopischer Mauern, deren Bauart überall, wo sie sich finden, auf Pelasger hindeutet. Sie umschließen gewöhnlich in quadratischer Form ein viereckiges *Pomörium*. Zur Gründung der Städte wählte man gewöhnlich solche Punkte, wo sich eine Burg, das wesentlichste Erforderniß alter Städte, auf einer Höhe anbringen ließ, am liebsten isolirt stehende Tuffhügel, die man durch nachhelfende Kunst noch steiler und unzugänglicher zu machen suchte. Auch suchte man gern solche Hügel aus, die am Zusammenflusse zweier Gewässer lagen (wie in *Lavinium*, *Antemnä*, *Satricum* u. s. w.). Erlaubte es der Raum, so legte man auch die übrige Stadt auf dem Tuffhügel mit an; ging das nicht, so baute man sie am Fuß derselben und umschloß sie mit besondern Mauern, die man mit der Burg in Verbindung setzte. Hinsichtlich der übrigen Künste scheinen die Latiner nicht viel Eigenthümliches gehabt zu haben; was ihnen aber von den übrigen Einrichtungen charakteristisch war, scheint ihnen auch nach der Unterwerfung durch die Römer (s. *Latium* und *Rom*) größtentheils geblieben zu seyn. — Die geographische Beschaffenheit L. anlangend, so muß man drei Perioden unterscheiden. Das älteste L. (*Latium antiquissimum*) oder das Land des *Latinius* zur Zeit der trojanischen Einwanderung erstreckte sich vom Tiber im Norden bis zum *Nimicus* und der Stadt *Ardea* im Süden und von der Küste im Westen bis zum Albanerberge im Osten. Bald aber durch Eroberungen nach Süden hin erweitert, reichte es zur Zeit der Unterwerfung unter Rom schon bis zum Vorgebirge *Circeji* (*Latium vetus* oder *antiquum*); unter der römischen Oberhoheit durch Besiegung mehrerer Nachbarvölker (der *Herniker*, *Sabiner*, *Aequer*, *Marser*, *Volcker* u. s. w.) vergrößert, umfaßte es das Land im Osten und Süden bis zum Fluß *Liris*, ja erstreckte sich südlich selbst noch bis zur Stadt *Sinuessä* (*Latium novum* oder *adjectum*). Im Norden blieb die beständige Grenze der *Tiberis*. L. bildete eine große vulkanische, höchst fruchtbare Ebene, in deren Mitte sich der *Mons Albanus*, ein sehr wasserreiches Gebirg, erhebt. Die Alten unterschieden aber drei Theile dieses Gebirges — den eigentlichen *Mons Albanus*, jetzt *Monte Cavo*, worauf die *Feriae Latinae* gehalten wurden u. der Tempel des *Jupiter Latiaris* stand, den *Mons Algidus*, jetzt *Monte Ariano* (mit einem berühmten Heiligtum der *Diana*), und die *Montes Tusculani*, noch jetzt *Monti Tuscolani* oder *Monte di*

Frascati, *Monte Porcia*, *Rocca Priore* u. s. w., nach der darauf gelegenen Stadt *Tusculum* benannt. Andere Berge waren: die *Montes Aequorum*, nordöstlich vom Albanergebirge zwischen *Tibur* und *Präneste* (jetzt *Latium Monti d'Olevano*), die *Montes Volscorum*, noch weiter gegen Nordosten, zwischen *Ortona* und *Privernum* (noch jetzt *Montagne Volsci*) und der *Mons sacer*, ein einzeln stehender Hügel am rechten Ufer des *Anio* (noch jetzt *Monte Santo*). Die sämtlich ins tyrrhenische Meer mündenden Flüsse L. waren in der Richtung von Norden nach Süden der nördliche Grenzfluß *Tiberis* (jetzt *Tevere*) mit dem Nebenflusse *Anio* oder *Anien* (j. *Leverone*), der von dem Gebirge der *Aequer* herabkommend oberhalb *Roms* bei *Antemnä* den *Tiber* erreicht; der *Nimicus* oder *Nimicius* (jetzt *Nimico* oder *Rivo di Nemi*), der südliche Grenzfluß des ältesten L., der *Astura* (jetzt *Stura*, welcher seine Quellen bei *Velitrida* auf dem Albanergebirge hat und bei der gleichnamigen Stadt das Meer erreicht; der *Amasenus* (jetzt *Amaseno*), der auf dem *Volckergebirge* oberhalb *Privernum* entspringt, den von *Serica* herabkommenden *Ufens* (jetzt *Ufenta*) als nördlichen Nebenfluß in sich aufnimmt, und durch die pontinischen Sümpfe, die er bilden hilft, zwischen *Circeji* und *Terracina* seinen Ausfluß ins Meer nimmt; der *Nymphäus* (jetzt *Ninfa*), östlich von *Astura* und westlich von vom *Ufens*, der gleichfalls die pontinischen Sümpfe durchfließt und bilden hilft, und der *Liris* (jetzt *Gargigliano*, Quelle beim *Lacus Fucinus*, Mündung bei *Minturnä*) mit dem nördlichen Nebenflusse *Trerus* (jetzt *Sacco*), der auf dem Albanergebirge entspringt, das vulkanische Thal des südlichen L. bewässert und bei *Fregellä* in den *Liris* fällt. Die Seen des Landes, zum Theil durch den Einsturz ehemaliger Krater gebildet, sind der *Lacus Albanus* (jetzt *Lago d'Albano* oder *di Castello*), ferner (nicht weit davon bei *Aricia*) der *Lacus Nemorensis* (jetzt *Lago di Nemi*), von herrlichen Waldungen umgeben, ebenfalls ein alter Krater mit einem *Emissarium*, der *Lacus Gabinus* (der seit dem Jahre 1838 trocken gelegte *Lago Gabii*) bei der gleichnamigen Stadt, der historisch merkwürdige *Lacus Regillus* in der Nähe von *Tusculum* (Schlacht im J. 496 v. Chr. gegen die Latiner), und die *Pomptinae Paludae* an der Küste zwischen *Antium* und *Terracina*, einst eine blühende, mit 23 Städten u. Flecken bedeckte Ebene, später aber, als die Flüsse *Nymphäus*, *Ufens* und *Amasenus* aus Mangel an Gefäll keinen Ausweg in die See mehr fanden, in einen schädlichen Dünste verbreitenden Morast verwandelt, durch welchen jedoch nicht nur die *Via Appia*, sondern auch neben ihr ein Kanal geführt war. — Städte: 1) *Latium antiquum*: a) in dem Küstenlande von der nördlichen Grenze bis *Circeji*: *Osia*, die von *Ancus Marcius* gegründete Hafenstadt *Roms* am Ausflusse des *Tiber*; *Laurentum* (an der Stelle des heutigen *Casale* von *Capocotto*) auf einem niedrigen Hügel; *Lavinium*, *Ardea*, die alte Hauptstadt der *Mutuler*, *Antium*, *Satricum*, nahe bei *Antium* selbst (jetzt *Casale di Conca*), *Longula* (jetzt *Buon Riposo*) und *Pollusca*

(heut Casal della Mantua). Etwas südlich von Antium lag Anxura (heut Torre d'Anxura) an der Mündung des gleichnamigen Flusses, und endlich, durch die pontinische später in einen großen Morast verwandelte Ebene davon getrennt, Circeji, auf einem ganz isolirten, von der Kette des Volskergebirges losgerissenen, als Vorgebirg der Circe ins Meer herausragenden Felsen, mit kolossalen Ueberresten der von Tarquinius Superbus angelegten Befestigungen. b) Städte im innern Lande in der Richtung von Nordwesten nach Nordosten. In dem Lande zwischen dem Anio und Tiber, folglich längs des sabinischen Gebiets, fanden sich folgende, später zum Theil von den Sabinern in Besitz genommene Ortschaften der Prisci Latini: Cameria, eine untergegangene Stadt der Aboriginer, Corniculum; Medullia, gleich neben der vorigen; Ameriola; Eatinna; Nomentum (das heutige Mentana); Ficulea (heut della Cesarina auf dem Monte della Ereta); Crustumium; Fidena (in der Nähe des M. Sacer), Antennia, beim Zusammenflusse des Anio und Tiber. Südlich vom Anio folgt Roma selbst und in seiner Nähe mehrere kleine Orte: Bovillae; Ardea; Ardea (heut Tenuta di Dragoncella), Politorium u. Tellenae (auf dem Hügel der Giostra). Die wichtigste Stadt des Albanergebirges war Alba Longa (s. d.). Südlich von ihr lag Aricia; ferner sind zu merken: Lanuvium (heut Civita Lavigna), Corioli auf dem Monte di Giove, Tusculum (heut Frascati), Labium (s. Colonna), Corbione (an der Stelle von Rocca Priore), Algidum, und endlich Velitrae (heut Velletri). In der Ebene vom Anio bis zum Thale des Tiberis und dem Saum des Nequergebirges lagen: Collatia (s. Castellaccio), Tibur (s. Tivoli), Ardea, Empulum (s. Ampigione), Cassula, Pedum (s. wahrscheinlich Galliano), Präneste, Vols, Tolerium. Im Tiberisthale selbst und am Abhange des Volsker- und Hernikergebirges lagen: Signina (heut Segni), Verulanum oder Verulanum, Anagnina (heut Anagni), Ferentinum (heut Ferentino), Fundanum, Ardea (sehr früh zerstört), Corbione, Cora (heut Cori), Norba (heut Norma), Sulmo (s. Serraneta), Setia (heut Sezze), und Privernum (heut Piperno am Amasenus). In Latium novum: a) im Küstenstriche von Circeji bis Sinuessa od. am südlichen Abhange des Aurunckergebirges: Anxur, später Terracina genannt, Fundi (heut Fondi), Caecubum (heut Castell Vetere), Formia, Cajeta (heut Gaeta), Minturnae (heut Trajetto), Sinuessa (heut Mondragone); b) im innern Gebirgslande der Volsker und Aurunker: Interamna, Aquinum (heut Aquino), Casinum, Ardea, Arpinum (heut Arpino), Cora, Fregellae. Vgl. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft; nach seinen Denkmälern dargestellt, Stuttg. u. Tüb. 1843.

II. 2. und sein Verhältniß zu Rom. Schon die ältesten Könige Roms hatten mit dem latinischen Bunde ein gegenseitiges Rechtsver-

hältniß eingegangen, welches zwar durch öftere Kriege unterbrochen, aber immer wieder von Neuem durch Vertrag festgestellt worden war (so unter Romulus, Tullus Hostilius, Anc. Marcius, Tarquinius Priscus). Durch Servius Tullius wurde die Aufnahme Roms in den latinischen Bund bewirkt und der Dianentempel auf dem Aventinus als gemeinsames Heiligthum für Römer und Latiner anerkannt. Tarquinius Superbus setzte es durch, daß Rom zum Haupt des Bundes erhoben und die übrigen Städte in eine gewisse Abhängigkeit herabgedrückt wurden. Die Truppen wurden vereinigt, und zwar zu jeder Manipel eine römische und eine latinische Centurie genommen. Bundesfest waren die Latinae feriae (s. d.). Nach Vertreibung des Tarquinius traten die verbündeten latinischen Städte wieder in feindseliges Verhältniß zu Rom, doch nachdem die Römer in der Schlacht am Regillussee (496 v. Chr.) Sieger geblieben waren, wurde ein neues Bündniß unter der Bedingung gegenseitiger Civilität (Isopolitie) geschlossen und das alte Connubium erneuert. Außerdem wurde festgesetzt, daß im Kriege der Oberbefehl abwechseln und die Beute in zwei gleiche Theile getheilt werden sollte. Doch bei dem Einbruch der Gallier zeigte sich L. feindselig gegen Rom (388 v. Chr.), erneuerte aber 358 v. Chr. den Bund wieder. Doch konnten sich beide Völker auf die Dauer nicht mehr friedlich gegen einander verhalten: die Latiner strebten ihre Unabhängigkeit u. Selbstständigkeit zu behaupten, Rom trachtete nach der Herrschaft über Italien, u. unter solchen Umständen konnte ein letzter, entscheidender Kampf nicht ausbleiben. Als aber die Latiner, nachdem sie die Römer in dem gefährlichen Kriege gegen die Samniten getreulich unterstützt hatten, zur Belohnung dafür völlige Gleichstellung mit Rom forderten und verlangten, daß immer der eine Consul und die Hälfte der Senatoren Latiner seyn sollten (341 v. Chr.), so begannen die Römer, statt diese rechtmäßigen Forderungen zu bewilligen, Krieg. Im J. 340 zogen die Consuln L. Manlius Torquatus und P. Decius Mus aus und siegten in den Schlachten am Vesuv und bei Ardea unweit Minturnae. Die geschwächten Latiner mußten sich im J. 338 unterwerfen. Der ganze Bund wurde aufgelöst und die schlaue römische Staatskunst wußte es trefflich einzurichten, daß die einzelnen latinischen Städte sich entfremdet wurden. Einige erhielten das römische Bürgerrecht mit größerer oder geringerer Berechtigung (s. Municipium), Tibur und Präneste verloren einen Theil ihres Grundeigenthums, behielten aber ihre Freiheit, den andern wurde Commercium und Connubium unter einander verboten und gemeinschaftliche Versammlungen durften nicht gehalten werden. Alle latinischen Städte ohne römisches Bürgerrecht blieben römische Bundesgenossen in abhängigem Verhältniß (sie wurden mit der Benennung Nomen Latinum bezeichnet). Unter sich also getrennt, mußten sich die Latiner nur um so enger an Rom anschließen, und damit sie dies um so lieber thäten, wurden sie von den Römern vor den übrigen Bundesgenossen vielfach bevorzugt. Zahlreiche

Kolonisten wurden aus ihnen nach den Gegenden Italiens geschickt und übten daselbst im Namen Roms eine Art Beaufsichtigung aus. So entstanden die vielen lateinischen Kolonien, die ebenfalls unter dem Nomen Latinum mitverstanden waren. Dieses Nomen Latinum bildete bald eine Mittelstufe zwischen Bürgern und Peregrinen, und erhielt wahrscheinlich bald das Connubium unter sich wieder. Ein Stimmrecht bei den römischen Komitien aber haben die Latiner nicht gehabt, dagegen aber gestattete man ihnen das commercium wieder und erleichterte ihnen den Weg zum vollen römischen Bürgerrecht. Denn 1) konnte jeder Latiner nach Rom ziehen und dort Bürger werden, sobald er in seiner Heimath einen Sprößling hinterließ, u. 2) wurde jeder, der in seiner Heimath eine Magistratur bekleidet hatte, dadurch römischer Bürger. — Nach dem Bundesgenossenkrieg wurden durch die Lex Innia (90 v. Chr.) alle lateinischen Städte zu Municipien mit voller römischer Civität erhoben. Das Jus Latii verschwand nunmehr, als nicht mehr nothwendig, in Italien gänzlich, ward aber auf solche Gemeinden übertragen, welchen man außerhalb Italiens eine nur einigermaßen bevorzugte Stellung einräumen wollte. Mit Caracalla hörten alle lateinischen Gemeinden im römischen Reiche auf; jedoch entstanden stets wieder von Neuem Latini, nämlich durch Freilassung von Sklaven, deren Herren selbst Latini waren. S. Latini Juniani. Diesen Latinen war der Weg, zur Civität zu gelangen, ebenfalls geebnet. Caracalla machte mit einem Male alle Latinen zu Bürgern, ohne jedoch dadurch den Stand derselben abzuschaffen. Erst Justinianus hob die Mittelstufe der Latinität ganz auf.

Latmicius Sinus (a. Geogr.), Meerbusen an der Westküste Kariens, der von der Mündung des Mäander gebildet wurde und seinen Namen von dem benachbarten Berge Cadmus hatte. Seine Breite zwischen Milet und Pyrrha betrug 30 Stadien. Jetzt ist er, vom Mäander umflossen, zu einem von der Küste getrennten Landsee, Namens Ufa Bassi, bei der Stadt Bassi, geworden (Strabo XIV, S. 535).

Latmin, asiat.-türk. Ort, Syrien, südlich von Aleppo.

Latmus (a. Geogr.), 1) Fluß, s. Lamus; — 2) Berg in Karien bei der Stadt Milet und dem nach ihm benannten Meerbusen, eigentlich das westliche Ende des Gebirges Albanus oder Albacus, das sich vom Cadmus aus in westlicher Richtung durch das nördliche Karien hinzieht. Nach Strabo's Vermuthung hält Decatäus den Latmus für den Berg der Phthirer. In der Mythologie spielt er eine nicht unbedeutende Rolle, weil hier Luna (Diana) den schlafenden Endymion küßte. Man zeigte auch später noch auf ihm ein Heiligtum des Endymion u. sein Grabmal in einer Höhle des Berges. Jetzt soll er il Monte di Palatichia heißen.

Lato oder **Latopolis** (a. Geogr.), Stadt in Thebais oder Ober-Aegypten, am westlichen Ufer des Nils, südlich von Hermonthis und nordwestlich von Apollinopolis Magna, die ihr

ren Namen von Laton, dem größten der Nilfische, hatte, dem sie geweiht war. Die heutige Stadt Esneh oder Assua zeigt noch Trümmer von zwei Tempeln derselben, namentlich einen halbverschütteten Ammonstempel mit einem später hinzugefügten herrlichen Portikus aus der Römerzeit.

Lato brigi (a. Geogr.), eine Völkerschaft in Gallia Belgica, die als Nachbarn der Helvetier neben Tulingern und Raurakern genannt wurden. Sie zogen 14,000 Mann stark aus, wurden aber von Cäsar genöthigt, in ihre Heimath zurückzukehren. Wahrscheinlich sind ihre Wohnsitze um die Quellen des Rheins her zu suchen.

Lato Ideo, **Latonigena**, **Lato Is**, Kind der Leto, von Apollo und Artemis, häufig bei römischen Dichtern genannt.

Latojo (ital.), s. v. a. Kranzleisten.

Lato - lanceolatum folium (bot. Term.), breit-lanzettförmiges Blatt, das sich mehr der elliptischen Form nähert, an beiden Enden aber spitz zuläuft.

Latomagus (a. Geogr.), Stadt in Gallia Lugdunensis, nach Antonins Itinerarium 13 Milliarum von Lotus, 9 von Rotomagus.

Latomia (griech.), Steinbruch; daher **Latominae**, 1) steinerne Gefängnisse zu Syracus u. Rom; — 2) kleine Eilande am Sinus arabicus und sabaticus.

Latomos (griech.), Steinbrecher, Steinhauer; — daher **Latomia**, s. v. a. Freimaurerei.

Latona (griech. Mythol.), s. Leto.

Latoniae civitas (a. Geogr.), s. v. a. Letus.

Latoniae lucus (a. Geogr.), Hain in der Peraea Rhodiorum an der Küste Kariens, unweit der Stadt Phrycus, nordwestlich von Rannus (Strabo XIV, S. 651).

Latonia (Entom.), s. v. a. Perlmutterschale (s. d.), Argynnis Latonia L.

Latonia (foss. Amphib.), nach H. v. Meyer fossiles Batrachiergeschlecht aus der Familie der Caudata mit einer genau bestimmten Species L. (Ceratophrys) Seisriedii H. v. Meyer aus dem östlicher Schiefer von der Größe der amerikanischen Hornkröte. Ein Exemplar dieses Frosches wurde lange Zeit für einen Vogel gehalten. Nach Cantor gehören hierher auch die von Lartet im Sandstein von Rabun (Wers) gefundenen Fragmente eines Schädels von 10" Länge.

Latonia (a. Geogr.), s. Lautumia.

Latopolis (a. Geogr.), s. Lato.

Lator (Anat.), s. v. a. Nervus.

Latorca, ungar. Fluß, Kom. Beregh, Nebenfluß des Bodrog, links, entspringt in den Karpathen, fließt westlich in das Kom. Ungvár u. Semplin.

Latorre, Don Carlos de, Schauspieler, geb. um 1790 in Madrid, ist von vornehmer Familie und war in der Jugend Page beim König Joseph, dann Offizier in der französischen Armee. Nach dem Frieden führte ihn die Reise zum Theater, welches er mit dem glänzendsten Erfolge betrat und sich bald den Ruhm

des ersten tragischen Schauspielers Spaniens erwarb. Im J. 1838 spielte L. auch am Théâtre français in Paris mit großer Anerkennung. Die Natur verlieh L. die schönsten Mittel; das Feuer, die Leidenschaft seines Spieles ist hinreißend.

Latouche de Treville, Louis René Maximilien de Vassor, Graf von, geb. 1745 zu Rochefort, widmete sich zuerst dem Seewesen, machte darauf in einem Kavalerieregiment die letzten Feldzüge des 7jährigen Krieges mit und kehrte dann zum Marinedienst zurück. Im J. 1782 führte er Geld und Depeschen nach Amerika, wurde 1787 Kanzler des Herzogs von Orleans und 1789 Abgeordneter bei den États généraux. Er schloß sich sehr bald dem dritten Stande an und wurde ein leidenschaftlicher Vertreter der Interessen des Hauses Orleans. Im J. 1794 segelte er vor Neapel, um dem französischen Gesandten, der vom neapolitanischen Minister Acton beleidigt war, Genugthuung zu verschaffen, was ihm auch gelang. Im J. 1795 zum Kontreadmiral befördert, wurde er dann abgesetzt, leitete aber seit 1799 die Schiffsbauten in Boulogne und kommandierte 1802 eine Escadre nach St. Domingo. Er † 1804 am Bord seines Admiralschiffes auf der Rhede von Toulon.

Latour (Biogr.), 1) Graf Batilly de, österreichischer Feldherr, geb. in Belgien, trat jung in österreichische Kriegsdienste, focht 1789 und 1790 als Generalmajor gegen die Brabanter und befehligte 1792 zu Tournay, das er nach der Schlacht von Jemappes räumte. Als Feldmarschall-Lieutenant trug er 1793 viel zum Sieg von Famars bei, und erhielt 1794 einige Vortheile gegen Landrecy. Als Feldzeugmeister bekam er 1796 an Wormsers Stelle das Kommando der Armee am Niederrhein, lieferte einige unglückliche Gefechte gegen den vordringenden Moreau und zog mit dem Erzherzog Karl nach Schwaben, von da hinter den Ried und dann an das rechte Ufer der Donau zurück. Nach einem bedeutenden Verlust, den er bei Friedberg erlitt, nahm er, durch einige österreichische Bataillone und das Corps des Prinzen Condé verstärkt, eine Position hinter München, verfolgte später, als die Franzosen sich nach dem Rhein zurückzogen, dieselben u. griff bei Wiberach Moreau's Arrieregarde an. Von letzterem geschlagen, verlor einige er die Trümmer seines Corps in der Drenau mit der Armee des Erzherzogs Karl, erhielt nach der Uebergabe des Forts Kehl u. des Brückenkopfes von Hünningen von Erzherzog Karl den Oberbefehl der Rheinarmee u. kehrte nach dem Abschluß des Waffenstillstandes nach Wien zurück. Hier † er 1806, nachdem er vorher zum Generalgouverneur von Steiermark ernannt worden war. — 2) Louis François, franz. Schriftsteller, d. 6. April 1727 zu Paris geb., war lange Zeit Buchhändler und Buchdrucker daselbst, zog sich dann von den Geschäften zurück und widmete seine Zeit und sein Vermögen der Literatur und den Künsten; er hatte eine besondere Vorliebe für chinesische Produkte und erhielt durch seine Korrespondenten eine Menge dergleichen Gegenstände aus China; † d.

9. November 1807. **Schrieb:** *Petites Nouvelles Parisiennes*, 1750; — *Suits et arrangement des volumes d'estampes connues sous le nom de Cabinet du roi*, Paris; — *Essais sur l'architecture des Chinois, sur leurs jardins, leurs principes de médecine et leurs moeurs et usages*, avec des notes, das. XI (1803).

Latour d'Auvergne-Corret, Theophile Malo de, genannt der „erste Grenadier von Frankreich“, geb. am 25. December 1743 zu Carhair in der Nieder-Bretagne, stammte aus einer alten berühmten Familie derselben, der auch Turenne angehörte. Das Studium der alten Sprachen, dem er auf der Schule zu Quimper oblag, zog ihn mächtig an; dennoch trat er 1767 als Musketier in die französische Armee. Bald zum Souslieutenant im Regimente von Angoumois befördert, erwarb ihm sein Benehmen in Kurzem die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden. Der Friede ließ ihm Zeit, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Eifrig las er den Polybius und Veget, und die Schriften von Felsard und Montecuculi; am meisten aber interessirten ihn die Commentarien des Cäsar, weil er hier genaue Nachrichten über sein Vaterland fand, dessen ältere Geschichte seine Aufmerksamkeit fesselte. Sein rühriger Geist sehnte sich indessen nach Waffenthaten; er trat, nachdem er versgebens gebeten hatte, in amerikanischen Diensten gegen die Engländer zu sechten, als Volontair in die vom Herzog von Crillon befehligte spanische Armee. Ganz besonders zeichnete er sich in diesem Feldzuge bei der Belagerung von Mahon aus, bohrte unter dem Feuer der Festung eine englische Fregatte in den Grund, und trieb die Feinde bei wehren Ausfällen mit Erfolg zurück. Als Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der Herzog von Crillon zu seinem Adjutanten, nachdem er den Oberbefehl über die Volontairs ausgeschlagen hatte; der König von Spanien verlieh ihm den Orden Karls III. Nach dem Frieden von 1763 ergriff L. mit neuem Eifer das Studium der gallischen Alterthümer, und wollte eben, von Le Brigant unterstützt, die Resultate seiner Forschungen veröffentlichen, als ihn der Ausbruch der Revolution daran verhinderte. Noch immer war er, weil er mit seltener Bescheidenheit jedes Anerbieten zum Avancement ausgeschlagen hatte, Grenadierhauptmann; auch wohnte er in dieser Eigenschaft dem Feldzuge der Alpenarmee unter Montesquiou 1792 bei. Der Kriegsschauplatz wendete sich gegen die Pyrenäen; L. drang mit seiner Compagnie in das Thal Aran, ging über die Bidassoa und erstürmte alle Verschanzungen der Spanier. Man wollte ihn zum General erheben; er schlug den Titel aus und begnügte sich mit dem Kommando sämtlicher Grenadierkompagnien, welche die Avantgarde bildeten. Mit diesen nahm er die Festung St. Sebastian durch Kapitulation. Ob er gleich nur einen Achtpfünder mit sich führte, erzwang er den Eingang in das Thal Basken und bemächtigte sich der auf 32 Millionen geschätzten Schmelzhütten Eguay und Oberretie. Selbst mit dem rühmlichsten Beispiele der Entfagung

seinen Untergebenen, welche ihn ihren Vater nannten, vorangehend, suchte er ihnen jede Erleichterung zu verschaffen, nur duldete er nicht, daß sie über Politik sprachen. „Wir wissen“, sagte er dann, „der Feind ist vor uns; mehr brauchen wir nicht zu wissen“. Nach dem Frieden bat L. um Urlaub in seine Heimath; aber das Schiff, auf welchem er den 5. Juni 1795 zu Bordeaux unter Segel gegangen war, fiel in die Hände eines englischen Kapers, und L. wurde nebst mehreren andern seiner Landsleute nach Cornwallis gebracht. Gern benutzte er die Zeit seiner Gefangenschaft zu Untersuchung der Landessprache und deren Vergleichung mit der gallischen und bretonischen, indem er sich zugleich die Achtung seiner Feinde erworb, als er, wie man die Gefangenen zwingen wollte, ihre Kokarden abzulegen, denjenigen zu durchbohren drohte, der Gewalt brauchen würde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich setzte man ihn in Pension. Er beklagte sich nicht, eine Anstellung zu verlieren, die er sich durch 40jährige Dienstzeit verdient hatte, und sagte: „Die Summe von 800 Livres ist viel für einen Grenadier unter den Waffen, und genug für einen Pensionär, der sich nicht vermögen hat“. Zuvrieden, für seine Studien mehr Ruhe gewonnen zu haben, lebte er zu Paris, noch die Armen von seinen Ersparnissen unterstützend. Als jedoch die Assignaten fielen, sah er sich gezwungen, um Unterstützung nachzusuchen, die ihm der Kriegsminister mit 400 Thalern zu Theil werden ließ. L. nahm indessen nur 120 Franken davon als die Summe seines augenblicklichen Bedarfs, ebenso wie er sich standhaft weigerte, ein Landgut, das ihm sein Verwandter, der Herzog von Bouillon, zur Verfügung stellte, anzunehmen. Als er erfuhr, daß sein 20jähriger Freund Le Frigant durch die Konfiskation seinen einzigen Sohn und somit seine größte Stütze verloren hatte, trat er für den jungen Krieger mit Erlaubniß des Direktoriums als Gemeiner ein, ging zur Rheinarmee und wohnte dann unter Massena dem Feldzuge in der Schweiz 1799 bei. Mit neuer Auszeichnung focht er bei Zürich, brachte aber auch Münzen und Inschriften mit, die er in den Ruinen des alten Windonissa aufgefunden hatte. Im Jahr 1800 beschenkte ihn der erste Konsul mit einem Ehrensäbel und ernannte ihn auf Antrag Carnots zum ersten Grenadier der franz. Republik. L. weigerte sich, den Säbel zu tragen, ehe er ihn gegen den Feind versucht hätte. Er trat, nachdem er sein Testament gemacht und alle seine Habseligkeiten verschenkt hatte, unter die Grenadiere der 46. Halbbrigade bei der Rheinarmee, in deren ersten Reihem er am 27. Juni 1800 in dem Treffen bei Neuburg, auf der Anhöhe hinter Oberhausen, von einem Uhlanen durch einen Lanzenstich in den Herz getödtet ward. L. hatte nie eine Wunde erhalten, obgleich sein Hut und Mantel, den er stets beim Gefechte unter dem linken Arme trug, zwanzigmal von Kugeln durchlöchert worden waren. Man begrub ihn, in Eisen- u. Vorbeerblätter gehüllt, auf dem Schlachtfelde; ein Grenadier wendete den Leichnam um. „Man muß ihn in das Grab legen, sagte er, wie er bei

Lebzeiten pflegte, immer Front machend gegen den Feind“. Sein Herz bewahrte in einer silbernen Kapsel seine Kompagnie, in deren Rücken man auch seinen Namen beibehielt. Beim jedesmaligen Vorlesen desselben antwortete der bravste Grenadier: „Geblieben auf dem Felde der Ehre!“. Ein steinerner Sarkophag bezeichnet den Ort, wo er fiel; darauf steht die Inschrift: A la mémoire de Latour d' Auvergne, premier grenadier de France, tué le 8 Messidor an VIII de l'ère républicaine. Auf der Rückseite des Denkmals liest man eine ähnliche Inschrift zu Ehren des Brigadeführers Fortin, der an seiner Seite getödtet wurde. L. hinterließ ein Werk: *Nov. recherches sur la langue, l'origine et les antiquités des Bretons etc.* (Bayonne 1792, 3. Aufl., Hamburg 1801). Der Verfasser zeigt darin, daß die Gallier unter dem Namen Celten und Scythen früher bekannt gewesen sind, daß man in allen Sprachen Europas Spuren ihrer Sprache entdecke und daß sich diese in Britannia armorica ziemlich noch erhalten habe. Auch fugt er einen polyglottischen Glossar hinzu.

Latouria (Bot.), nach Endlicher, Pflanzengattung. Arten s. *Lechenaultia*.

Latour Maubourg (Biogr.), 1) Marla Viktor de Fay, Marquis de, franz. General, geb. am 11. Februar 1756, stammte aus einem Seitenzweige des uralten Geschlechts de Fay. Er stand beim Ausbruch der Revolution als Lieutenant in den Gardes du Corps und rettete als solcher am 6. Oktober 1789 das Leben der Königin Marie Antoinette. Im Feldzuge von 1792 befehligte er ein Kavallerieregiment unter Lafayette. Mit letzterem trat er, gleich seinem Bruder, auf österreichisches Gebiet über, durfte aber dessen Gefangenschaft zu Umzug nicht theilen, sondern erhielt nach einem Monat die Erlaubniß, sich auf neutralem Boden aufzuhalten. Im J. 1797 kehrte er nach Frankreich zurück und nahm als Adjutant Klebers Theil an der Expedition nach Aegypten, wo er bei der Vertreibung von Alexandrien eine gefährliche Wunde erhielt. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. Er focht hierauf in dem Feldzuge gegen Preußen u. Rußland und wurde in der Schlacht bei Friedland aufs Neue verwundet. Im J. 1808 befehligte er in Spanien die Kavalerie beim Armeecorps im Süden und zeichnete sich bei Gueneca, Badajoz und an andern Orten rühmlichst aus. Ebenso tapfer focht er als Divisionsgeneral in den Feldzügen von 1812 und 1813. In der Schlacht bei Leipzig riß eine Kugel ihm ein Bein weg. Während der ersten Restauration wurde er in die zur Reorganisation des Heeres niedergesetzte Kommission berufen und zum Pair erhoben. Im J. 1817 ernannte ihn der König zum Marquis; 1819 mußte er das Kriegsministerium übernehmen, das er bis zum 14. December 1821 behielt. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut Melun zurück. Den ältern Bourbonn in die Verbannung folgend, wurde er 1836 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. —

2) Marie Charles César de Fay, Graf de L., französischer Generallieutenant, Bruder des Vorigen, geb. am 22. Mai 1758, befehligte zu Anfang der Revolution als Oberst ein Regiment. Der Adel von Puy schickte ihn zur Versammlung der Generalstaaten, wo er sich sogleich mit dem dritten Stand verband. In der Nationalversammlung bewies er viel Eifer für politische Reformen und legte freiwillig die Privilegien seiner Baronie in Languedoc nieder. Im J. 1791 war er einer der Kommissäre, die den entflohenen König nach Paris zurückführten. Als *Maréchal-de-Camp* übernahm er hierauf ein Kommando im Armeecorps *Lafayette's* und trat mit diesem auf österreichisches Gebiet. Er theilte die lange Gefangenschaft desselben zu Olmütz. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des gesetzgebenden Körpers, 1806 Senator; zugleich hatte er das Kommando der Militärdivision von Cherbourg, wo er die Hafenwerke herzustellen suchte. Im J. 1814, bei der Abdankung des Kaisers, befehligte er zu Caen, da er jedoch von der provisorischen Regierung keine Befehle empfing, legte er seine Stelle bald nieder. Der Graf Artois schickte ihn hierauf nach Montpellier, um daselbst die Bevölkerung für die Bourbonen zu stimmen. Ludwig XVIII. erhob ihn während der ersten Restauration zum Pair; in dieser Eigenschaft wirkte er muthig im Interesse der konstitutionellen Freiheiten. Weil er jedoch in den hundert Tagen ebenfalls die Pairwürde angenommen hatte, blieb er nach der zweiten Restauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeschlossen. Er † am 28. Mai 1831, vom öffentlichen Leben gänzlich zurückgezogen, und hinterließ 7 Söhne. Der älteste davon, — 3) Just Pons Florimont de Fay, Marquis de L., war seit 1806 französischer Gesandter an vielen europäischen Höfen und † am 24. Mai 1837 als solcher zu Rom. Dessen Bruder, — 4) Rodolphe, Vicomte de L., trat 1806 in die französische Armee, bewies sich tapfer in Spanien, wurde während der Restauration *Maréchal-de-Camp* und späterhin Generallieutenant. — 5) Armand Charles Seytime de Fay, Graf de L., Bruder des Vorigen, war nach der Revolution von 1830 französischer Gesandter zu Brüssel, 1836 zu Madrid und nach dem Tode seines Bruders zu Rom. Im J. 1841 erhielt er die Pairwürde. Dessen jüngerer Bruder, — 6) Charles de Fay, Graf de L., wanderte in der Revolution freiwillig aus und kehrte erst 1800 in das Vaterland zurück. Bei dem Vordringen der Verbündeten im J. 1813 ergriff er die Waffen, und nach der Restauration diente er als Lieutenant in der königl. Garde.

Latovici (a. Geogr.), wahrscheinlich celtische Völkerschaft im südwestlichen Theile von Pannonien, am Fluß *Savus* oder im heutigen Illyrien und Kroatien. Bei ihnen erscheint auch ein *Praetorium Latovicorum*, welches an der Straße von *Almona* über *Siscia* nach *Sirmi* südöstlich von *Almona* lag; etwa an der Stelle

des heutigen Neustädtl in Illyrien (*Ptol.* II, 15).

Latowice, preuß. Kolonie, Prov. u. R. V. Posen, Kr. *Abelna*; 580 Einw.

Latowicz, russ.-poln. Stadt, Masowien, südöstlich von *Stanislawow*; 1120 Einw.

Latrappe, franz. Cistercienserkloster, Depart. Orne, Bez. *Mortagne*; Stiftungsort des Trappistenordens (s. d.).

Latrecen, franz. Dorf, Depart. *Haute-Marne*, Arrond. *Chaumont*; 980 Einw.

Latreille, *Pierre André*, berühmter Zoolog, geb. 1762 zu *Brives* im Depart. *Corrèze*, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeschichte zugeführt, erhielt später die Professur der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er † am 6. Februar 1833. L. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, dem wir eine große Anzahl geschätzter naturhistorischer, besonders entomologischer Schriften verdanken. Unter ihnen erwähnen wir die *Histoire des salamandres* (Paris 1800); — *Histoire naturelle des insectes* (2 Bde., das. 1801); — *Essai sur l'histoire des fourmis* (das. 1802); — *Histoire naturelle des reptiles* (4 Bde., das. 1802); — *Généra crustaceorum et insectorum* (4 Bde., das. 1806–9); — *Considerations sur l'ordre naturel de animaux etc.* (das. 1810); — *Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie* (das. 1819); — *Familles naturelles du règne animal* (das. 1825; deutsch von *Berthold*, Weimar 1827) — u. *Cours d'entomologie* (2 Bde., Paris 1831–33).

Latreillea (Bot.), nach *Decandolle*, Gattung der *Compositae Senecionideae* *Dec.* Zwei Arten: *L. integrifolia* und *serrata* *Dec.* Ausdauernde Kräuter in Brasilien.

Latreus (griech. Sagenesch.), ein Centaur, welchen *Pirithous* erlegte.

Latvia, *Latvia* (Dogm.), s. *Duleia* 2).

La-Trimouille (Geneal. u. Biogr.), s. *Trémouille*.

Latrina (auch *Lavatrina*, röm. Antiq.), ursprünglich s. v. a. *Balneum* (Bad), später die Bezeichnung für Abtritt in den Gemächern, die zum öffentlichen Gebrauche bestimmt waren.

Latrine (v. Lat.), s. v. a. Abtritt.

Latris (a. Geogr.), Insel an der Nordküste Germaniens vor dem cyprienischen Meerbusen in der Nähe der *Vistula* (Weichsel). Man hält wohl diesen Meerbusen am richtigsten mit *Harduin*, *Wilhelmi* u. A. für den rigaischen und daher L. für die Insel *Desel* vor der Mündung desselben.

Latris (röm. Antiq.), die Sklavin, welche ihrer Gebieterin bei der Toilette den Spiegel vorhielt.

Latro, *M. Porcius*, berühmter römischer Redner, um 8 v. Chr., *Seneca's* Freund; seine „*Deklamationen*“ werden gewöhnlich dem *Callist* beigegeben.

Latrobe, *Karl Jakob*, Vorsteher der Bräderunität in England, ein Mann von Charakter

festigkeit u. Umsicht bei großer Menschenkenntnis und großer Ueberredungsgabe, erhielt seine Bildung zum Theil in Deutschland. Er ist nicht allein mit der deutschen, sondern auch mit andern europäischen Sprachen vertraut. Als Vorsteher der Brüderunität hält er zuweilen Vorträge in den Kapellen der Brüdergemeinden in Revitscourt Fetterlane und in Chelsea u. hat die Hauptgemeinden in den Grafschaften York, Lancaster und Derby zu bereisen. Ein Kenner der Musik, erwarb sich L. durch eine von ihm herausgegebene Sammlung kirchlicher Gesangscompositionen der berühmtesten Meister um die Verbreitung des Geschmacks an klassischen Werken dieser Gattung und namentlich um die Verbreitung der besten deutschen kirchlichen Compositionen in England nicht unbedeutende Verdienste. Im J. 1814 war er eines der thätigsten Mitglieder der in London gestifteten Hülfsgesellschaft „For the distres in Germany“, und auch Sachsen hat seinen damaligen Bemühungen Vieles zu danken. Sein größtes Verdienst erwarb er sich um die Unität durch die Stiftung der Kolonie Enou, 180 Meilen östlich von der Hauptstadt zwischen dem Sonntagsfluß und dem großen Fischfluß, an den Grenzen des Kaffernlandes. Als die englische Regierung den dortigen Brüdern an 18,000 Acres Land schenkte, wo diese durch christliche Hottentotten eine Missionsanstalt stifteten, reiste L. 1815 selbst nach dem Kap. Nach seiner Rückkehr gab er die auf dieser Reise gemachten Bemerkungen (Lond. 1818, 4.) heraus; sie enthalten interessante Beiträge zur Länder- und Menschenkunde und wurden von Hesse unter dem Titel: „L.'s Tagebuch einer Reise nach Südamerika 1815 und 1816“ (Halle 1820) ins Deutsche übersetzt. Als die Brüdergemeinde zu Herrnhut 1822 das hundertjährige Jubiläum ihrer Gründung feierte, kam L. nebst seinem Sohne nach Sachsen u. wohnte den Feierlichkeiten bei. — Einer seiner Verwandten, Benj. Heinr. L., ausgezeichnet als Architekt und Ingenieur, geb. in England 1762, erzogen in Rlesch, † in Neuorleans 1820.

Latrobit (Min.), Kieselspathgattung aus der Familie der Petrilithe, klinorhombisch, $H. = 5,5$, $G. = 2,7$, Bruch uneben. Einzige Specie: L. nach Brooke, Dyploit nach Breithaupt, Grundform eine klinorhombische Säule von $93^{\circ} 30'$, die Krystalle sehr undeutlich, derb, eingesprengt, unvollkommen lateral spaltbar, rosenroth, pfirsichblüthroth, röthlichweiß, glasglänzend, durchscheinend. Vor dem Löthrohr weiß werdend und unter Aufblähen an den Kanten schmelzend. Nach Gmelin 44,653 Kieselsäure, 36,814 Thonerde, 8,291 Kalk, 6,575 Kalk, 3,788 Manganoxyd mit etwas Talkerde, 2,041 Wasser. Mit Feldspath und Glimmer auf der Insel Amitot an Labrador, Bolton in Massachusetts.

Latrocinium (röm. Rechtsalterth.), das Verbrechen derjenigen, welche bewaffnet auf Raub ausgehen. Mord gehört nicht zum Thatbestand des Verbrechens. In der republikanischen Zeiten wurden die Räuber (Latrones) von den Konsuln und Prätores, in den Provinzen von den Statthaltern bestraft und gewöhnlich

hingerichtet. Die Lex Cornelia de sicariis stellte die Latrones unter die Kategorie der Mörder, und dies galt die ganze Kaiserzeit hindurch. Unter Umständen konnte die Todesstrafe auch geschärft werden.

Latronen, Inseln, s. v. a. Latronen.

Latronico, ital. Stadt, Neapel, Prov. Basilicata, östlich von Lagonegro; Heilquellen; Schloß; 3340 Einw.

Latrop, preuß. Domäne, Prov. Pommern, R.-B. Arnberg, Kr. Meschede; gegen 100 Einw.

Latru, europ.-türk. Fluß, kleine Balachel, Gory, Nebenfluß der Aluta, links.

Latrum od. **Latra** (a. Geogr.), Kastell in Moesia inferior an der längs der Donau hin von Descus nach Triopolis führenden Straße, östlich von ad Novae. Es hatte ein Reitergeschwader zur Garnison.

Latrunculator (lat.), Untersuchungsrichter über Straßenräuber (Latroneuli).

Latrunculum ludus (röm. Antiq.), s. Ludus u. Spiele der Römer.

Latsh, österr. Dorf, Throl, Kr. Bogen, Bdgr. Schlander; Schloß des Grafen von Mohr, Ruine, Post, Weggeleamt; 650 Einw.

Latsha (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Losz; Vorwerk, Forsterei; 350 Einw.; — 2) europ.-russ. See, Gov. Olonez, an der südlichen Grenze, aus welchem der Dnega fließt.

Latshach (Geogr.), österr.-illyr. Dörfer: 1) Kr. Villach, Bez. Grünberg; 110 Einw.; — 2) das., Bez. Finkenstein, beim saaler See; 170 Einw.; — 3) Kr. Klagenfurt, Bez. Döberitz; 2 Mühlen; über 100 Einw.

Latse (Bot.), s. v. a. Zwergkiefer, Pinus Pumilio L.

Latzen (Term.), 1) Stellen auf den Hödern oder Köpfen der Berge, welche mit Krummholz bewachsen sind. Dieses Krummholz, dessen einzelne Stämme 5–6' hoch sind, verschlingt sich mit seinen Kronen nicht selten so, daß ein Durchkommen durch dasselbe nicht wohl möglich ist, hindert daher jede Bewegung absolut. Dieser Ausdruck kommt von dem Rittelgebirge her, wo derlei L. häufig sind, ist jedoch auch in andern Gegenden von Bayern gebräuchlich. — 2) Auch Latzen, die Füße der Wildgänse.

Latchnau (Lacnow), österr.-böhm. Dorf, Chrudim, Kr. Bratish, Herrschaft Brumow 1; Meierhof; 850 Einw.

Latstaupe (Ornith.), s. v. a. Trommeltaube, Columba livia Dasypus.

Latta, ostind. Inselgruppe im Molukken-Archipel, westlich von Oschilo.

Lattaignant, Gabriel Charles de, beliebter französischer Dichter, 1697 zu Paris geb., wurde zum geistlichen Stande bestimmt u. erhielt sehr jung ein Kanonikat zu Rheims. Ohne sich indessen um seine Stelle zu kümmern, wählte er Paris zu seinem Aufenthalt, wo er gute und schlechte Gesellschaften besuchte und, wie er selbst sagte, „sein Genie an der Sonne erwärmte und im Keth erstickte“. Seine Dons mots, Impromptus und satirischen Couplets machten ihn zum Liebling der höhern Gesells-

schaft. Nachdem er die Freuden des Lebens genossen, zog er sich in ein Kloster zurück und + bußfertig am 10. Januar 1779. Seine Dichtungen sind ohne Ausnahme gering an poetischem Gehalt, empfehlen sich aber durch großen Witz und Leichtigkeit der Darstellung. Eine Auswahl derselben besorgte der Abbé de la Porte (4 Bde, Paris 1757, 12.), der später noch die „Chansons et poésies fugitives“ (das. 1779) als fünfter Band sich anschlossen; das Beste aus dieser Sammlung gab Millevoye (das. 1810) heraus. Kogebue's komische Oper „Fanchon“ ist einem von den Dichtern L. und Fleury gemeinschaftlich gearbeiteten Original nachgebildet.

Latta-Latta, ostind. bewohnte Insel im Molukken-Archipel, südwestl. von Oschilolo.

Lattarico, ital. Flecken, Neapel, Provinz Calabria-citer., nordwestlich von Cosenza; 860 Einw.

Lattarina (ital., Ichthyl.), f. v. a. Solet, *Atherina Hepsetus* L.

Latte (Geogr.), 1) austral. kleine Insel, Freundschafts=Ins., nördl. von den Papai-Inseln; — 2) la L., franz. Fort, Depart. Côte-d'Or, auf einem unzugänglichen, aber von der Landseite beherrschten Felsen, an der Küste; zur Vertheidigung der Rhete von Fresnaye (s. d.).

Latté (Ichthyl.), nach Russel, f. v. a. *Drepane punctata* (uv).

Latte de Gallina (ital., Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. Hühnermilch, Sternlauch, *Ornithogalum* L.

Lattin (Geogr.), österr.=mähr. Dörfer: 1) (Groß=L., Slatentz), Kr. Olmütz, Herrsch. Plumenau; Mineralquelle und Bad; 580 Einw.; — 2) (Klein=L.), das.; 340 Einw.

Latten (Techn.), 1) lange, schmale, edige Stangen aus Tannen-, Fichten-, Kiefern-, Lärchen- und Eichenholz, welche breiter als dick, theils gerissen, theils aus Bohlen nach einem vorgeschriebenen Maße gesägt oder geschnitten werden. Man gebraucht sie gerissen auf den Dächern zum Belegen derselben mit Schiefer, Dachziegeln 2c., die geschnittenen aber zu mancherlei anderen Zimmer- und Tischlerarbeiten. Die L. werden durch die Lattenhauer und Lattenreißer verfertigt. Gerissene L. werden auch bei Stroh- und Schilfdächern gebraucht und heißen daher auch Strohlatten. — 2) (Forstw.), junge schlank aufgewachsene Bäume oder Ruthen. Daber Sommerlatten, das einjährige Buschwerk auf einem Hau.

Latten (Bauw.), auf ein neues Dach Latten aufnageln.

Lattenarrest, f. Lattenprison.

Lattenbruch, bayer. Dorf, N.=B. Mittelfranken, Ldgr. Feuchtwang; 160 Einw.

Lattenbüschel (Maldörfer), österr.=böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Gut Klein=Marersdorf; 140 Einw.

Lattenholz (Forstw.), gerade und astlose junge Holzstämme, gewöhnlich Fichtenstämme, die sich eignen, Latten daraus zu sägen oder zu reißen.

Lattennägel, flache, etwa 4 Zoll lange Nä-

gel mit zugespitzten Köpfen, mit denen die Dachlatten auf das Gesparre genagelt werden.

Lattenprison, Lattenkammer, ehem. Strafort, dessen Ruhestätte (Pritsche) aus dreiseitigen Latten bestand, so daß der Verhaftete nur mit Schmerzen auf dieselbe sich legen konnte.

Lattenreißer, f. Latten.

Lattenspieler, f. v. a. Brettspieler.

Lattenwerk (Bauk.), f. v. a. Bindewerk.

Lattenzaun, f. Staket.

Lattero (ital., Mollusk.), f. v. a. Tunkensmuschel, *Tellina gari* L. — **Lattero di scoglio**, f. v. a. Steindattel, *Mytilus lithophagus* L.

Lattbah, afrik. Ort, Tripolis, südwestlich von Augila.

Latthammer (Zimmerm.), f. Hammer.

Lattich (Bot.), auch Lattig, Pflanzengatt., f. v. a. *Lactuca*.

Latticheule (Entom.), Nachtfalterart, f. v. a. *Cucullia lactucae* Fabr.

Lattichfliege (Entom.), f. v. a. *Anthomyia lactucarum* Houché.

Lattich-Watt (Bot.), f. v. a. Meerlattich, *Uva Lactuca* L.

Lattier, St., franz. Dorf, Depart. Isère, Arr. St. Marcellin, am Isère, rechts; 1280 E.

Lattkloß, ein Klotz, astfrei und gerade gewachsen, woraus Latten geschnitten werden.

Lattknüppel, ein Nadelholzstamm von 10–12 Fuß Länge und 5–6 Zoll Dicke, woraus Latten geschnitten werden.

Lattorf, anhalt.=köth. Dorf, Amt Niemburg; 400 Einw.

Lattre (Biogr.), f. Delatre.

Lattstämme, f. Bauholz, S. 918.

Lattstangen (Dachlatten), Stangen von 3–4 Zoll Dicke, um entweder bei Strohdächern das Stroh darauf anzubinden, oder sie zu spalten und Dachziegel daran zu hängen.

Lattun (Latun), f. v. a. Messingblech (s. d.); daher Lattunhütte, Lattunschläger, Lattunwerk, f. v. a. Messinghütte 2c.

Latude, Henri Maser's de, bekannt wegen der Verfolgungen und der Haft, die er um der Pompadour, der Maitresse Ludwigs XV., willen dulden mußte, war am 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc geboren. Nach dem Frieden kam er 1748 als Lieutenant vom Geniecorps nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Begierig irgendetwas sein Glück zu machen, ging er am 28. April 1749 nach Versailles und überredete die Pompadour, daß ein furchtbares Attentat gegen sie im Werke sey. Wirklich erhielt die Marquise durch die Post eine Schachtel zugesandt, die das feinste Gift enthalten sollte, in welche L. jedoch nur Asche gethan hatte. Die Intrigue wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern, wo er Alles gestand. Nach Vincennes versetzt, entfloß er zwar, wurde indeß ergriffen und in die Bastille zurückgeführt, aus welcher er am 25. Februar 1756 abermals sehr geschickt entslüpfte. In Amsterdam von Neuem aufgegriffen, kam er wieder in die Bastille und auch der Tod der Pompadour befreite ihn nicht. Später nach Vincennes versetzt, fand er hier Gelegenheit, 1765 nochmals die Flucht

zu ergreifen. Wieder eingebracht, wurde er 1775 nach Charenton versetzt und 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verliesse. Da er sich nichts desto weniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicêtre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 durch die Bemühungen einer pariser Kaufmannsfrau, Namens Legros, die Freiheit erhielt. Obschon ein Mensch ohne alles Verdienst, wurde L. doch beim Ausbruche der Revolution, als ein Opfer des Despotismus, der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot verurtheilte das Gericht zu einer Entschädigungssumme von 60,000 Livres, wovon L. jedoch nur einen geringen Theil erhielt. Er † am 1. Januar 1805 in gänzlicher Vergessenheit. Vom Advokaten Thierry wurde „Le despotisme dévoilé, ou Mémoires de L., rédigés sur les pièces originales“ (3 Bde., Paris 1791–92; 2 Bde. 1793) veröffentlicht, ein Werk, das insbesondere dem Volke als Waffe diente gegen den Hof und das Ancien régime.

Latuk (Bot.), in einigen Gegenden Deutschlands s. v. a. Windsalat, s. *Lactuca sativa* L.

Latun, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Düsseldorf, Kr. Krefeld; 740 Einw.

Latun (Messinable), s. v. a. Lattun.

Latur (Geogr.), 1) ostind. Stadt, Nizam-Staat, Aureng-Abad, nordwestlich von Beider; — 2) brit. Hafen, Neu-Schottland, östlich von der Parrington-Bucht; 43° 35' n. Br. und 87° 42' w. L.

Laturus Sinus (a. Geogr.), Busen an der Küste von Mauritania Caesariensis, südwestl. von der Stadt Guiza (jetzt Giza bei Dran). An ihm lag wahrscheinlich der Portus magnus, der noch jetzt Mars el Ribir heißt.

Latus (lat.), 1) Seite; — 2) (Rechnungsw.), in größeren Rechnungen die Summe einer Seite, die dann auf die folgende Seite übergetragen und hier gewöhnlich als erste Post behandelt wird; — 3) (Anat.), a) die Seite; — b) die eine Hälfte des Körpers od. eines einzelnen Organs; — 4) (bot. Term.), die Seite, die zwischen Spitze und Grund oder auch zwischen Vorder- und Rückenfläche liegende Fläche eines Theiles.

Latus (lat.), 1) breit; — 2) (Anat.), Fascia lata, die breite Sehnenbinde des Oberschenkels. — Taenia lata, der breite Bandwurm. — (Musculus) Latissimus dorsi, Aniscolptor, der breite Rückenmuskel; — 3) (bot. Term.), breit, von flachen Theilen, die einen bedeutenden Querdurchmesser (im Verhältniß zu ihrem Längendurchmesser) haben; der Gegensatz von angustus, schmal.

Latufates (a. Geogr.), Stadt in Gallia Narbonensis, jetzt Bezat; auf dem Wege von Tolosa zu den Pyrenäen (Plin. III, 4).

Latus clavus (lat.), s. Laticlavil.

Latus per se (lat.), gewöhnlicher, in Rechnungen vorkommender Ausdruck, wenn nur eine Post auf einer Seite oder in einem Kapitel derselben enthalten ist, der dann anstatt der wiederholten Post gesetzt wird.

Latwehren, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Blumenau; 200 Einw.

Latwerge (Parm.), das veränderte *Electuarium* (s. d.).

Latymnus (a. Geogr.), Berg in Bruttium bei Kroton (Theokr. IV, 9).

Laß (Kleidungsw.), 1) s. v. a. Brustlaß; — 2) der obere, die Brust bedeckende Theil einer Schärpe; — 3) die Klappe, mit welcher die vordere Oeffnung der Beinkleider bedeckt wird; — 4) (Hüttenw.), das ungefähr 3 Zoll breite Stück Zwillisch, das bei Planherden unter das Gefälle gesteckt wird, damit das Erz nicht mit dem Wasser fortgeschwemmt werde.

Lagen u. Zusammensetzungen, s. Lagen.

Lagenmütze, eine Kapuze, od. ein Reisehut mit Klappen; in Oberdeutschland gebräuchlich.

Lagsonö, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bogen, Bdr. Klausen; Schloßruine; 1200 Einw.

Laghaza, Dorf, s. v. a. Laczhaza.

Lagig (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Pommern, R.=B. Köslin, Kr. Belgard, am Nonnenbache; Wassermühle; 200 E.; — 2) das., Kr. Dramburg; Försterhaus; 170 E.; — 3) das., Kr. Fürstenthum; 200 Einw.; — 4) das., Kr. Schlawe; Vorwerk; 110 E.; — 5) Prov. Preußen (West-Pr.), R.=B. Marienwerder, Kr. Deutsch-Krone; 140 Einw.

Lagina (Lacina), österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Drachenitz; Mühle; 140 E.

Laglow (Groß-L.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Pyritz, unweit der Plöne; Wassermühle; Abbau; 210 E.; hierzu das Vorwerk Waldowsaue.

Lagow, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stralsund, Kr. Greifswald; über 100 Einw.

Lau, s. Laugigkeit.

Laub (bot. Term.), s. v. a. Frons. — Laubansatz, s. v. a. Phyllopodium. — Laubartig, s. v. a. Frondosus. — Laubbasis, s. v. a. Phyllopodium. — Laubfall, s. v. a. Defoliatio. — Laubförmig, s. v. a. Frondiformis. — Laubholzäpfen, s. v. a. Julus. — Laubig, s. v. a. Frondosus. — Laubstiel, s. v. a. Stipes. — Laubstielbasis, s. v. a. Phyllopodium. — Laubwald, s. v. a. Nemus, Sylva frondosa.

Laub (system. Bot.), Folium. Nach Deless Pflanzensysteme wird nach dem Laube, welches zu den organischen Theilen gehört, aus welchen die Pflanze besteht (s. Botanik, S. 336), nicht nur die 9. Klasse die der Laubpflanzen oder Lauber (s. d.) genannt, sondern dieses Organ dient auch zur Bestimmung und Bezeichnung der 9. Junft in sämtlichen 16 Klassen. Wir führen hier die Benennungen dieser 16 Junfte an, indem wir auf die besondern Namen verweisen, die denselben beigegeben sind:

- | | |
|-----------------|------------------------------------|
| Kl. 1, Junft 9, | Laubzeller, s. v. a. Buße. |
| " 2, " | 9, Laubaderer, s. v. a. Klöder. |
| " 3, " | 9, Laubdröfler, s. v. a. Spannen. |
| " 4, " | 9, Laubrinder, s. v. a. Schnöten. |
| " 5, " | 9, Laubbaster, s. v. a. Bananen. |
| " 6, " | 9, Laubholzer, s. v. a. Einbeeren. |
| " 7, " | 9, Laubwurzler, s. v. a. Kölsen. |
| " 8, " | 9, Laubstengler, s. v. a. Gadeln. |
| " 9, " | 9, Laublauber, s. v. a. Spargeln. |
| " 10, " | 9, Laubsamer, s. v. a. Schoben. |
| " 11, " | 9, Laubgröbßer, s. v. a. Raden. |

- Kl. 12, Junst 9, Laubblumer, f. v. a. Kohle.
 „ 13, „ 9, Laubnuffer, f. v. a. Felben.
 „ 14, „ 9, Laubpflaumer, f. v. a. Kuhnien.
 „ 15, „ 9, Laubbeerer, f. v. a. Görden.
 „ 16, „ 9, Laubäpfler, f. v. a. Klammen.

Laub (Forstw.). Die Blätter stellen die Athmungswerkzeuge der Bäume vor, und es ist daher im Allgemeinen zum Nachtheil der letzteren, ihnen das L. abzustreifen; die jungen Triebreifer werden dadurch verdorben und die Bäume im Wachsthum gehindert. Nur wenn man mit Maß und Vorsicht dabei zu Werke geht, kann es gefahrlos geschehen. Man muß demnach die Gipfel verschonen und das L. nur von den Seitenästen nehmen, auch das L.=Streichen nicht im Frühlinge, sondern etwa im August und Sept. vornehmen, wo die Blätter schon ihre meisten Dienste gethan haben. In sofern aber eine solche Vorsicht im Allgemeinen nicht vorausgesetzt werden kann, ist das L.=Streichen in den meisten Forstordnungen verboten.

Laub (in and. Bed.); 1) (Maler.), f. v. a. Baumschlag; — 2) (Bauw.), f. v. a. Blätterwerk; — 3) (Forstw.), 2., 3., 4. L. ein Hau, der vor 2, 3, 4 Jahren geschlagen worden ist; — 4) in manchen Gegenden das Recht gewisser Güter, an dem Abwurf eines Waldes Antheil zu nehmen; größere Güter haben ein ganzes L. (ungefähr 5—6 Klaster), kleinere nur das halbe; — 5) (Kartensp.), f. v. a. Grün; — 6) (Waa-rentl.), bei roher Baumwolle, die unter derselben sich vorfindenden Blätter und Samenkörner; — 7) (Waffenk.), a) die Feder oder Schiene an der Dille der Lanzenblätter; — b) bei Steinfeurgewehren der schief emporstehende Theil der Batterie oder des Pfannendeckels; es sind daran die Anschlagfläche oder Stahlseite mit dem Daumeneinschnitt, der Bogen, der Rücken, die innere und äußere Kante und der Absatz zu bemerken; — 8) L. des Bügels, der Bügel hat zwei Laube, das vordere oder kurze L., welches vorwärts unter dem Schlosse liegt, mit dem Einschnitte für den untern Riemenbügel, und das hintere oder lange, welches sich unter den Kolben erstreckt, mit den beiden Wulsten und dem Dehre; — 9) L. der Kappe oder des Kolbenbleches, deren zwei sind; das obere L., welches die obere Seite des Kolbens, des Schaftes, und das untere, welches die untere Fläche desselben bedeckt; — e) L. der Kappe der Pistolen, der Beschlägetheil, welcher oben über die Austiefung der Kappe sich erstreckt und für die zwei Kappenschrauben mit zwei Löchern versehen ist.

Laub (Geogr.), bayern. Dörfer: 1) R.=B. Schwaben und Neub., Idgr. Wemding; 460 E.; — 2) R.=B. Oberpfalz und Regensb., Idgr. Oberdiechtach; 100 Ew.; — 3) das., Herrsch. Winklarn; über 100 Ew.; — 4) R.=B. Unterfranken und Asch., Idgr. Wolfach; Schloß, Kalksteinbruch, 2 Mühlen mit Guß- und Gyps-gängen; 260 Ew.

Laub (bild. Künstl.), 1) auch Lauber, A., Kupferstecher des 16. Jahrhunderts, nach, nach Wartsch (P. gr. IX, 38), mehrmals das Bildniß des Herzogs Georg von Sachsen etc.; — 2) Lo-

bias, Maler und Stecher in schwarzer Manier, 1685 geb., Schüler J. Hirschers in Augsburg, wo er sich niederließ, in späteren Jahren erblindete und 1761 †. Probst, Heiß, Haib, Cervinus etc. nach ihm.

Laubabfall, f. v. a. Blattfall, f. Botanik, (Pflanzenpathologie), S. 320 f.

Laubach (Solms=L., Geogr.), 1) großherzogl. hessisch. mediatisirte Standesherrschaft der Grafen von Solms=L., in der Prov. Oberhessen, Landrathshbez. Hungen, umfaßt die Aemter L. und Ulphe und einen Antheil an der Stadt Münzenberg; — 2) Amt das., welches die Stadt L., den Flecken Freienseen und 5 Dörfer in sich begreift; — 3) Stadt das., an der Wetter, Amtssitz und Residenz des Grafen von Solms=L., hat 2 Kirchen, eine Bibliothek von 45,000 Bänden, ein Waisen- und Armenhaus, Post, Forstinspektion und Steuereinnahme. Von den Industriezweigen L.s sind zu erwähnen: das Eisenwerk Friedrichshütte mit Eisenschmelze, eine Steingutfabrik, Ziegelei und Barchentweberei. Die Stadt hält 5 Jahrmärkte. Das gräfliche Schloß Friedrichsburg ist mit einem schönen Park umgeben. Bevölkerung 2050. L. gehört seit 1419 den Grafen von Solms=L., von welchen es auch in demselben Jahre die Rechte als Stadt erhielt, und kam 1806 an Hessen; — 4) f. v. a. Laibach; — 5) (Ober=L., im Alterthum Nemoma oder Colonia Tauriscorum), österreich.-ilhr. Marktflecken, Kr. Adelsberg, an der Quelle der Laibach, hat ansehnlichen Expeditions- und Holzhandel; 1400 Ew.

Laubach (Geneal.), f. Solms.

Lauban (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, umfaßt den südlichen Theil der ehemaligen sächsischen Oberlausitz und ist nördlich von dem rothenburger und bunzlauer, östlich von dem legrern und dem löwenberger Kreise, südlich von Böhmen und dem königreiche Sachsen und westlich von dem görlitzer Kreise begrenzt. Der Flächeninhalt desselben beträgt 10 $\frac{1}{2}$ QM., auf denen sich 4 Städte, 2 Marktflecken, 96 Dörfer befinden. Bodengestalt: Im Norden ist die Landschaft von Anhöhen durchzogen, aber fruchtbar; im Süden erscheinen die Vorberge der Sudeten, die in den Thälern einen schweren, fruchtbaren, auf den Höhen aber mehr steinigten Boden enthalten. Im Vordergrunde dieser Vorberge steht der wohlische Kamm und in dem südöstlichen Winkel beginnt mit dem Tafelsteine (dem Punkte, wo die Grenzen der Lausitz, Böhmens und Schlesiens zusammentreffen) das Tafelsichtengebirg mit der 3379' hohen Tafelsichte. Der nördliche Theil des Kreises ist der Anfang der langen Queisebene; der östliche ist Gebirgsebene (an der löwenberger Grenze), die im Süden mit den wellersdorfer Höhen in Verbindung steht. Bemerkenswerthe Berge des Kreises sind noch: der Goldberg, der Riststein, der Klingen-, Vogel- und Stephansberg bei Wiesa, der Knappen- oder Jangenberg und der weiße Stein bei Marklissa, der Steinberg und der Hochwald bei L. etc. Die Gebirge sind mit Wald bedeckt.

— Von den Flüssen des Kreises ist nur der Queis von Bedeutung; er tritt südlich von Greifenstein in den Kreis und durchströmt ihn zuerst in der Richtung von Osten nach Westen, und von Marklissa aus von Süden nach Norden, auf eine Länge von 6 Meilen. Zu seinem Gebiete gehören nur einzelne Bäche, von denen die Laußigbach sich innerhalb des Kreises mit ihm vereinigt; der größte Bach des Kreises, die Rothbach, gehört zum Gebiet der Reisse. Die Kappbach (welche nicht mit der zum Odergebiet gehörigen zu verwechseln ist) gehört zum Gebiet der Witzig; außerdem sind noch zu erwähnen das rothe Wasser und der Schöps. Seen und größere Teiche gibt es hier nicht. — Die Ergiebigkeit des Bodens ist unerheblich. Nur einzelne Güter im westlichen und östlichen Theile haben fruchtbaren Boden; Ackerbau und Viehzucht sind im Ganzen unbedeutend, obwohl man alle Arten von Getreide und auch Flachs baut. Nur an Schafen, besonders veredelten, besitzet der Kreis, namentlich in der Gegend von Friedersdorf und Baroldsdorf einen Reichthum. Der Viehstand beläuft sich ungefähr auf 2000 Pferde, 13,000 Stück Rindvieh, 32,000 Schafe, 2400 Ziegen und 950 Schweine. Sonst gewinnt man noch Färberröthe und Obst; an Fischen mangelt es in den meisten Gegenden. Das Mineralreich liefert Thon, Walkerde, Kalk und Mergel; auch eine Mineralquelle ist vorhanden. In den Städten und einigen Dörfern liefert der Gewerbfleiß Tuch, Leinwand, Wollenzeug und Band; außerdem finden sich im Kreise einige Papiermühlen und eine Granatschleiferei, die aber in Verfall gerathen ist. Eine von Görlitz nach Löwenberg führende und die Stadt L. berührende Kunststraße durchschneidet den Kreis. Die Bevölkerung beläuft sich über 65,000 Seelen, so daß circa 6000 auf die □ M. kommen. — 2) (Wend. Lu ban), Kreisstadt das., in einem anmuthigen Thale am linken Ufer des Queis, der hier den durch die Stadt fließenden Bach, Altelauben genannt, aufnimmt, hat doppelte Mauern, Gräben, Thürme und Vorstadt, und ist der Sitz des landrätlichen Amtes, des Kreissteueramtes, eines Postamtes, eines Untersteueramtes des Hauptzollamtes Reichenbach, eines Gerichtsamtes und eines Archipresbyteriats. Neben 3 evangelischen Kirchen besitzet L. eine katholische Kirche und ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, sowie eine Stadtbibliothek, ein Naturalien-, Kunst- und Münzkabinet, 2 Spitäler und eine Buchdruckerei. L. ist Fabrikstadt; die dasigen Leinens-, Baumwollens- und Tuchwebereien beschäftigen allein gegen 700 Stühle, dazu kommen beträchtliche Leinwand- und Rattundruckereien und Färbereien, große Garn- und Leinwandbleichen, eine Anzahl Spinnmaschinen zu Streichgarn, Bierbrauerei mit Dampfmaschine, Ziegelei, Gießerei, Wall-, Del- und Lohmühlen, Jahrmärkte und Wochenmärkte. Die Stadt hob sich zu Ende des vorigen und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts besonders auch durch ihren Grenzhandel in Garn und Leinwand. Besondere Erwähnung verdient noch der stark

betriebene Flachsbaue. Die Bevölkerung L. zählt gegen 7000.

Geschichtliches. L. kommt schon im 10. Jahrhundert vor, war 1180 aber noch ein offener Flecken, der 1264 erweitert und von dem Markgrafen Otto I. mit einem Graben umgeben wurde. Woldemar I. befestigte es stark, zum Schutze gegen die Schlesier. In den Jahren 1427 und 1431 wurde die Stadt von den Hussiten so verwüstet, daß man erst 1435 wieder an ihren Aufbau dachte. Im Jahre 1469 wurde sie vom Herzog von Münsterberg beschossen und ihre Festungswerke 1640 von den Schweden geschleift. Im Jahre 1761 war hier das Hauptquartier Friedrichs des Großen. L. ist mehrfach von großen Feuersbrünsten heimgesucht worden, z. B. 1487, 1554, 1659, 1670, 1696, 1760; zum Andenken an letztere wird jährlich am 14. Juli das sogenannte Brandfest gefeiert. Bis zum Jahre 1814 war L. die 4. der Sechsstädte der sächsischen Oberlausitz.

Laubband (Schlösser.) ein Thürband, dessen Blech nach Art des Laubes ausgeschnitten ist.

Laubbaum (Bot.), s. v. a. Masholder, *Acer campestre* L.

Laubbeet (Gartenb.), ähnlich angelegt und behandelt wie das Mistbeet (s. d.), unterscheidet sich von diesem nur dadurch, daß man anstatt des Düngers Eichen- oder Buchenlaub gebraucht, welches zu dem Zwecke im Herbst gesammelt und bis zum Gebrauche gegen Mäuse bewahrt wird, damit es nicht vor der Zeit fermentirt. Andere Laubarten können auch dazu dienen, sind aber minder gut, da sie weicher und leichter zur Fäulniß geneigt sind. Das L. kann für alle Pflanzen und Samen benutzt werden, die eine mäßige Wärme lieben und für ein lauwarmes Mistbeet sich eignen. Setzt man auf ein 2 $\frac{1}{2}$ — 3 Fuß hohes L. einen Kasten (Rahmen), welcher hinten 4—6, vorn 2 Fuß hoch ist, mit Fenstern bedeckt und zur Hälfte mit einem Laubumsatz versehen wird, und bringt in denselben 12—14 Zoll hoch fette Mistbeeterde, so kann man im April viele zarte Gewächse (besonders feine tropische Samenblumen) hineinpflanzen. *Passiflora kermesina* u. a. m. wachsen darin vortreflich und blühen lange und reichlich. Der Rahmen muß für Samen und niedrige Pflanzen die angemessene Höhe haben. Ein freies L. ist ein solches, das nicht mit Fenstern, sondern in kalten Nächten nur mit Matten bedeckt wird. Es wird gleich dem bedeckten L. bei trockenem Boden in einer Grube von beliebiger Form und Länge, 4—5 Fuß weit angelegt. Vergl. Mistbeet.

Laube (Gartenb.), 1) eine von Lattenwerk oder Stangen gebaute, mit dazu geeigneten Gewächsen überzogene und mit deren Laub bedeckte, zu einem schattigen Ruhepunkte bestimmte Hütte. Das Gerüst dazu wird gewöhnlich in gewölbter Form aus gekrümmten Stangen oder aus Lattenwerk gemacht, an welche die Zweige der daran gesetzten Pflanzen regelmäßig zur möglichst dichten Beschattung geordnet, angebunden und durch den Schnitt zum Wuchs in einer angenehmen, runden Form bestimmt werden. Zur Erlangung eines vollständigen Schattens dient die Anlegung des Einganges der L.

auf der Mitternachtsseite. Gartenlauben müssen alle 2 oder wenigstens alle 3 und 4 Jahre eingebunden, von dürrer Holz gereinigt und beschnitten werden, damit sie nicht verwildern. Sie lassen sich aus Blumen, aus Gemüsepflanzen und Sträuchern, aus wilden und aus Obstbäumen bilden, doch müssen die dazu passenden Arten und Sorten gewählt werden. Die zu L. n geschickten Gewächse müssen nämlich breite und dichtblättrige, hochwachsende, biegsame seyn und den Schnitt vertragen. Will man von einem in demselben Jahre gepflanzten Gewächse schnell Schatten in der erst errichteten L. haben, so ist dieses nur durch die Ansetzung von Laubbohnen und Kürbissen möglich. Verlangt man dichte Beschattung von wilden Bäumen, so eignet sich am besten die Weißbuche, die Linde und der wilde Cernus, doch lassen sich auch die Eiche als Busch, die Fichte, die Kiefer, die Birke, der kleine Ahorn, der Faulbaum, *Prunus padus* dazu anwenden. Soll die Gartenlaube schön blühen und zwar wohlriechend, so fällt die Wahl am schicklichsten auf das so angenehmduftende Geisblatt, Zeltängerjelleber (*Lonicera caprifolium*); dieser gewährt in warmen Sommernächten den Liebhabern zugleich einen bequemen, reichlichen Nachtpavilionenfang. Auch die andern Sorten des Geisblattes oder Zeltängerjelleber, als das frühblühende *Lon. italicum*, das weiße *flore alba*, das scharlachrothe *sempervirens* sind zum Ueberzug der L. geschickt. Der wohlriechende Jasmin, *Philadelphus coronarius* (auch der gefüllte, *flore pleno*), bildet zwar eine schöne, dichte L., doch ist der nicht unangenehme Geruch in der L. davon zu stark u. für schwache Nerven kaum erträglich. Auch die wohlriechende Clematis, *Clem. fl.*, die weiße, rankende Rose, Baumrose, *Rosa capriolata*, die weißblühende Akazie, *Robinia alba*, der türkische Holunder, *Syringa Phil.* a) mit blauen, b) mit weißen Blumen, gewähren duftende L. n. Von den rankenden Gewächsen eignen sich zu Gartenlauben folgende Gewächse mit Blüthen von nicht besonderem Geruch: die scharlachrothe Trompetenblume, *Bignonia radicans*, der wilde Wein, *Vitis hederacea* (zu sehr großen und hohen L. n), die großblättrige Fuchsebe, *V. vulpina*, der großblättrige Jungfernein, *hirtata Ampelopsis*, der hellgrüne, großblättrige Epheu, *Hedera hibernica*, die sehr großblättrige Haberblume, *Aristolochia Siph.*, und vorzüglich das blaublühende *Lycium europaeum*, welches Gewächs ungemein wuchert und seine hängenden Zweige voll blauer Blüthen guirlandenartig angenehm herabsinken läßt. In Betreff zu erlangender Früchte sind die Weinlauben etwas sehr Angenehmes, sie erfordern aber eine offene warme Sommerlage und man muß dazu nur die frühzeitigen Sorten wählen, z. B. den Frühleipziger, die Jakobs- traube, den kleinen, schwarzen Burgunder. Zugleich eine schöne Blüthe und Frucht gewährt die Korneliuskirsche; man bringt aber die L. wegen ihres swärlichen Wuchses nur langsam in die Höhe. Vorzüglich eignet sich auch zu L. n die Haselnuß und unter die nutzbarsten L. n gehören besonders die von Lambertsnüssen (weißen oder rothen), die bei dichtem Schatten zugleich

eine Menge trefflicher Früchte liefern. Von Kirschen schicken sich zu L. n nur die ostheimer, die spanische Herzkirsche und die gewöhnliche Sauerkirsche, nebst den schwachtreibenden Weichselsorten, die den Schnitt vertragen. Von Pflaumen paßt allein die kleine Nitrabelle. Von Birnen sind nur anwendbar: die große, lange Sommer-Muskatellerbirne (die gewöhnliche Muskatbirne), Bon Christien panachée und mehre Bergamotten. Von Äpfeln eignen sich am besten der kleine englische Goldpepping, Duhamels Goldreinette, die Genouillen, Pigeons und der Pomme d'apis. Von Aprikosen, Quitten und Mispeln müssen sich ihrer Natur und ihrem Gewächs nach auch fruchttragende L. n bilden lassen, obgleich dieses noch wenig oder gar nicht versucht worden ist. Es lassen sich noch weit mehr etwas hochwachsende schöne Blumen und fruchttragende Sträucher, welche eine dichte Beschattung geben, an die L. bringen, wenn man sie nämlich nur an den Ecken und einzeln auf den Seiten pflanzt und als Stamm hoch zieht, so daß sie das obere Dach der L. bilden. Solchergehalt kann man mehre schöne, dichtblättrige Rosenarten, Johannis-Verberisbeeren, Feigen u. zur Bildung der Seitenwände brauchen. Dieses ist auch der Fall, wenn ein Lusthaus ein von anderem Baumaterial gefertigtes Dach hat und nur die Seiten desselben zur Bekleidung mit Pflanzen offen sind. Vergl. Garten, S. 968. — 2) Ein mit Laternenwerk überbauter u. mit grünen Sträuchern überzogener Gang, Laubgang; — 3) ein an manchen Häusern nach der einen Seite hin offener Vorbau, der von Säulen oder Bogen getragen wird; daher Bogenlaube, Säulenlaube.

Laube (Geogr.), 1) österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Lettschen; Lustgarten, Mühle; 120 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) (Alt-L., Dlagiestare), Prov. und R.-B. Posen, Kr. Fraustadt; 520 Einw.; — b) (Neu-L., Dlugie nowe), das; 300 Einw.

Laube (Biogr.), Heinrich, deutscher Schriftsteller und Dichter, zu Eprottau in Schlesien am 18. Sept. 1806 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Glogau und Schweidnitz und studirte darauf in Halle und Breslau seit 1820 Theologie, bis er sich der Belletristik ganz in die Arme warf. Später war er einige Zeit Hauslehrer bei dem Landesältesten von Nimptsch auf Jäschkowitz bei Breslau und begab sich 1832 nach Leipzig, um als Literat ein unabhängiges Leben führen zu können. Seine Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen zog ihm eine Untersuchung zu, in Folge deren er, als er eben von einer Reise aus Oberitalien zurückgekehrt war, 1834 aus Sachsen verwiesen und in Berlin festgenommen wurde. 9 Monate lang saß er daselbst, der Demagogie angeklagt, in der Hausvogtei. In Freiheit gesetzt, traf auch seine Schriften, als dem „Jungen Deutschland“ angehörig, der Bann. Er lebte meistens in Kösen bei Naumburg und in Berlin, machte mehre kleinere und größere Reisen, und verheirathete sich darauf 1837 mit der jungen Wittve des Professors Hänel in Leipzig. Unterdeß erfolgte das Erkenntniß über seine burs-

senschaftlichen Bestrebungen und er mußte, verurtheilt, die Verirrungen seiner Jugend in dem Amtshause zu Muskau abbüßen. Seine geistvolle und hochgebildete Gattin begleitete ihn in die Gefangenschaft. Im Jahre 1839 machte er mit derselben eine Reise durch Frankreich und nach Algier und wählte nach der Rückkehr Leipzig zum Aufenthaltsort. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Kleinigkeiten u. A., mit der durch Paganini's Anwesenheit veranlaßten Farce „Zaganini“ und dem Drama „Gustav Adolf“ auf, die indessen unberücksichtigt vorübergingen. Um so mehr wußte er sich (1833) als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ durch Mittheilung verschiedenartiger Aufsätze, die sich durch gefällige Form, lebhafte, sinnliche Darstellung und freisinnige, völlig rücksichtslose Ansichten auszeichneten, bemerkbar zu machen. Bald darauf ließ er eine Reihe eigener Schriften folgen: „Das neue Jahrhundert“ (2 Bde., 1832); ein Roman, worin er alles, was er auf dem Herzen hatte, aussprudelte; — „Das junge Europa“ (4 Bde., 1833–37), ein Roman, der den nämlichen Gedankenstoff, aber geordneter und künstlicher entwickelt, als das vorige Werk; er umfaßt 3 Abtheilungen: „Die Poeten“, „Die Krieger“, welche besonders in Polenspielen u. „Die Bürger“, deren Hauptlokal das Gefängniß und Nordamerika ist. Ferner schrieb er: „Die Liebesbriefe“ (1835) und zwei Novellen, „Die Schauspielerin“ und „Das Glück“ (1837). Von dieser poetischen Thätigkeit L.'s muß man seine kritischen Genrebilder der Zeit und Literatur wohl unterscheiden. In den „Reisenovellen“ (6 Bde., Mannheim 1834–37) ahmte er allerdings Heine nach, doch sind sie in sofern eigenthümlich, als sie ein Totalbild von Deutschland geben, das voll der treffendsten Beobachtungen ist. Vorzüglich sind die kleineren mitteldeutschen und norddeutschen Lokalphysiognomien u. die Dialektverschiedenheiten gut gefaßt. Die italienische Partie im 2. Bande ist am unwahrsten und phrasenvollsten; auf Wien und Berlin, auf Schwaben und Pommern verstreut L. sich, bei aller Einseitigkeit, besser. Politische, sociale u. literarische Porträts sammelte er in seinen „Modernen Charakteristiken“ (2 Bde., Mannheim 1835), welche ihm viel Freunde erwarben. Ohne sich zu nennen, redigirte er auf einige Zeit „Die Mitternachtszeitung“ und später (von 1842–44) wieder die „Elegante Zeitung“. Anonym gab er unter dem Titel „Görres und Athanasius“ (Leipzig 1838) eine Broschüre über die kölner Sache heraus, worin er die Behauptung aufstellte, daß die Nachlässigkeit der hegelschen Schule in Vertretung der protestantischen Denkfreiheit u. ein Mangel an energischem Entgegenwirken derselben gegen den in Süddeutschland grassirenden somnambulen Roschellingianismus an den Verirrungen der Zeit viel verschuldet habe. Nächstdem gab er Heine's sämtliche Schriften (Leipzig 1838), mit einer Vorrede begleitet, heraus. Später erschien seine „Geschichte der deutschen Literatur“ (4 Bde., Stuttgart 1840), zu deren Abfassung der Aufenthalt in Muskau ihm ausreichende Muße ge-

währte. Er hatte sich indeß mit diesem Werke an eine Aufgabe gewagt, der er nicht gewachsen war und lenkte deshalb mit seiner literarischen Thätigkeit auch wieder in die frühere Laufbahn ein. In rascher Folge erschienen jetzt: „Französische Lustschlösser“ (3 Bde., Mannheim 1840); — „Das Jagdbrevier“ (Leipzig 1841), eine Nachahmung von L. Schefers Kalenbrevier, worin ihm die Sitten der Thiere Gelegenheit zu allerhand scherzhaften, satyrischen und ersten Reflexionen, namentlich über Rosallianen u. Adelsunterschiede gaben; — „Die Bantomire, eine kurische Erzählung“ (2 Bde., Mitau 1842); — „Der Prätendent“ (Leipzig 1842), eine Novelle, die den bekannten Raundorf, den sogenannten Herzog von der Normandie, zum Gegenstand hat; — „Gräfin Chateaubriant“ (3 Bde., das. 1843); — „George Sands Traumbilder“ (Brüssel, 1844 ff.) und „Drei Königstädte im Norden“ (2 Bde., Leipzig 1845). Sein Lustspiel „Kokoko“ und die Tragödien „Monaldeschi“ und „Struensee“ fanden nur getheilten Beifall, und die von ihm nach dem gleichnamigen Roman auf das Theater gebrachte „Bernsteinherz“ war ein arger Mißgriff. Mit „Monaldeschi“ begann L. 1845 eine Sammlung seiner „Dramatischen Werke“. Die letzten dramatischen Produktionen L.'s waren „Gottsched und Gellert“ und „Die Karlschüler“. Erst diese beiden Stücke machten den Dichter populär. Beide gehören zu einer Gattung von Dramen, die ein Gemisch aus Scribe und Raupach, aus dem „Glas Wasser“ und „Vor hundert Jahren“, aus Lustspiel und ernstem Drama sind. Durch die fürstlichen Personen aus der Kokokozeit, die man darin auftreten läßt, erhält das Gebilde den Anstrich eines geschichtlichen Drama's, ein Tendenzstück wird es durch geschickt angebrachte Stichwörter der Zeit, die das Publikum zu reichlichem Beifall auffordern. Aber erst in den „Karlschülern“ dokumentirt sich ein großer Fortschritt L.'s in der einfachen, warmen und natürlichen Sprache, in der Charakteristik, die mit Ausnahme weniger Inkonssequenzen vorzüglich gelungen ist. — Die Unterbrechung seiner Thätigkeit als Bühnendichter durch die Ereignisse von 1848 ist eine so natürliche, daß man sich sogar wundern müßte, wenn ein so lebendiger und nach vielen Richtungen hin thätiger Geist mitten im Strudel ein künstlerisches Schaffen hätte fortsetzen können. In Böhmen durch einen mehrjährigen Badeaufenthalt bekannt, stellte er sich im Juli 1848 der Wählerschaft von Ebnbogen vor, hielt in einer Volksversammlung eine mit rauschendem Beifall aufgenommene Rede und wurde mit einer glänzenden Stimmenmehrheit für die Paulskirche gewählt. Dort ist er allerdings nur durch sein Schweigen aufgefallen; er blieb der für neuen Schreibstoff arbeitende, „interessantes Material sammelnde“ Schriftsteller u. gab, als die Tage von Frankfurt vorüber waren, ein Werk „Das deutsche Parlament“ (Leipzig 1849, 2 Bde.) heraus, das nur durch die — natürlich oft einseitigen — Schilderungen der hervorragenderen Persönlichkeiten des Reichstags Werth hat; der politische Theil desselben ist sehr schwach und

bildet gleichsam den Uebergang zu L.'s späterer Hofstellung. Noch von Frankfurt aus knüpfte nämlich L. Unterhandlungen in Wien an, welche den Erfolg hatten, daß er zu Anfang des Jahres 1850 provisorisch und im August 1851 zum wirklichen artistischen Direktor des wiener Hofburgtheaters ernannt wurde. Auf diesem Posten befindet er sich noch jetzt und hat dort allerdings für die dramatische Kunst schon manches Gute gewirkt, besonders dadurch, daß er junge Talente unterstützt und klassische Werke, denen früher der Eingang in Wien für immer verschlossen schien, auf die Breiter bringt.

Man kann, sagt ein Kritiker, über L. nicht ohne Heiterkeit berichten. Das „Leben und Lebenlassen“, welches alle seine Schriften predigen, muß zu versöhnlicher Laune stimmen. Eine burschikose Unbefangenheit schlenkert ursprünglich durch jede Zeile, die er schreibt. Eine rege Sinnlichkeit gibt unmittelbar seinem Style eine reizende Beimischung. Freiheitsdrang, Lebenslust, behagliches Genießen, Schalkheit, einejokose Renommisterei, dazwischen momentane tiefe Empfindungen, lebenswürdige Plauderhaftigkeit, Empfänglichkeit für hohe Entwürfe, Abnung der Ideen, das sind die Elemente seiner Darstellungen. Man muß bei L. verschiedene Perioden unterscheiden. Zuerst überschagte sich L. Mit einer oft rücksichtslosen Ungenirttheit, mit halb unschuldiger Nacktheit und einem zukunftsvollen Tone warf er seine Gedanken und Situationen hin. Hierauf kam eine Periode der Selbstkritik; er fing an sich zu zügeln. Selbst wo er in üppigen Scenen noch chagirt malte, trat allmählig eine innere Gleichgültigkeit dagegen ein. Sie geht nicht so weit, daß nicht der Reiz nach Genuß fortbauerte, aber, weil die Frische des ersten Uberschwanges schon untergegangen ist, beginnt das Forcirt, Pikante, Gesuchte. Auch in seinen politischen Erwartungen und Ansichten stimmte er sich in dieser Zeit zu einem gefahrlosen Moderantismus herunter, der von der Wägelust der frühern Zeit und dem revolutionären Ungestüm nur noch ein poetisches Ergögen sich bewahrte. L. hatte Talleyrand, hatte Mirabeau zu zeichnen versucht, aber der Bon vivant Schall, der mit unnachahmlicher Virtuosität aß, trank und Schauspielerinnen protegirte, gelang ihm doch besser. Der Roman „Das junge Europa“, stellt uns von den Excentricitäten Hippolyts in dem phantastischen Grünschoß bis zur Kartoffelprosa des zum honesten Beamten metamorphosirten Exdemagogen Valerius diesen ganzen Verlauf dar; es ist der Verlauf der Zeit selbst von der Aufregung der Julirevolution an bis zur menzelschen Denunciation des jungen Deutschland. Man hat bei diesem Roman immer eine getheilte Empfindung. Er könnte und sollte die Forderungen des Ideals befriedigen und immer bleibt er darunter und läßt sich leichtsinnig, bequem, mitunter sogar gedankenlos in eine schon traditionell gewordene Novellistik fallen. Das Glänzendste darin ist das Einfachste, das Tagebuch aus dem Gefängniß. In eine dritte Phase trat L. mit seinen spätern Novellen, die keinen höhern Gehalt darbieten, sondern bloße Kunststücke des

Styless sind. Er hat an seiner Leichtigkeit der Produktion eine eben so gefährliche Klippe, als an seiner Sinnlichkeit. Eine vollendete „Idylle“ kann ihn mit dem größten Ernste beschäftigen. Postwagenabenteuer, Ballscenen, Badesaisons, Koulissenliebschaften, Wirthshausgesellschaft etc. nehmen bei ihm einen unverhältnißmäßigen Raum ein und im Gegensatz zu einem geistigen Egoismus liebt er den Toilettenparfüm der aristokratischen Tournüre eben so verhältnißlos. Der „Anzug“ ist ebenfalls etwas Unendliches für ihn, sogar wenn er einen Philosophen wie Hegel beurtheilt.

Laubegast (Geogr.), 1) (Lobegast), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Freistadt; 2) Windmühlen; 200 Einw.; hierzu die Kolonie Eichberg; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Pirna; 840 Einw.

Lauben, 1) das Ausschlagen des Laubes bei den Bäumen; — 2) s. v. a. Laubstreifen.

Lauben (Ichthyol.), Karpfenart, s. v. a. Cyprinus Leuciscus L.

Lauben (Geogr.), 1) (Ober = L.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Ottobeuren; Messing-, Blech- und Drahtfabrik; 420 Einw.; — 2) österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Neuschloß; 330 Einw.

Laubender, Bernhard, thierärztlicher und landwirthschaftlicher Schriftsteller und Arzt, geboren zu Unsleben im Würzburg., war früher Arzt zu Wurzen, dann zu Rotenburg an der Tauber. Im Jahre 1810 wurde er zum Professor an der Centralveterinärsschule zu München ernannt und † 1815. Schrieb: Das Ganze der Rindviehpest (Leipzig 1800, 2. Aufl. 1802); — Darstellungen aller ansteckenden Krankheiten (das. 1803, 1. Bd.); — Handbuch der Thierheilkunde (Erfurt 1803—7, 4 Bde.); — Erkenntniß u. Heilung der Engbrüstigkeit der Pferde (Münchberg 1804); — Grundsätze und Erfahrungen zu einer reichen Milchwirthschaft (das. 1804); — Ideen zur Organisation einer Veterinärpolizei (das. 1805); — Handbuch des Neuesten und Wissenswertesten aus der Haus- und Landwirthschaft (das. 1805, 1. Bd.); — Der Kaffee und seine Surrogate (das. 1806); — Miasmatologie (das. 1811); — Lehrbuch der gerichtlichen Thierarzneikunde (das. 1812, 2. Aufl. 1827); — Der Milzbrand der Hausthiere (das. 1815).

Laubendorf (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) R.-B. Oberfranken, Edgr. Scheßlig; gegen 100 Einw.; — b) R.-B. Mittelfranken, Edgr. Kadelzburg; 230 Einw.; — 2) österr. Dörfer: a) (Limberg), Böhmen, Kr. Chrudim, Herrsch. Bistrau; Schloß, Meierhof; 1420 Einw.; — b) (Wodrowice), Böhmen, Kr. Kaurim, Herrsch. Brandeis; 140 Einw.; — c) Jlyrien, Kr. Villach, Bez. Millstadt; 100 E.

Laubengericht (Rechtsw.), ein im Mittelalter übliches Gericht, das unter freiem Himmel gehalten wurde, bei welchem für die zu Gericht Sitzenden Lauben erbaut waren.

Laubenheim (Geogr.), 1) großherzogth. heff. Pfarrdorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Mainz, Kanton Niederolm; berühmt durch seinen Wein: den Laubenheimer (vgl. Rheinweine); 760 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Rhein-

provinz, R.=B. Koblenz, Kr. Kreuznach, an der Nahe; Jägersmühle; 410 Einw.

Laubenschwalbe (Ornith.), f. v. a. Haus-
schwalbe, *Hirundo urbica* L.

Laubenzedel, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Mit-
telfranken, Idgr. Gunzenhausen; Mühle;
390 Einw.

Lauber (Bot.), f. v. a. Laubpflanzen (f. d.).

Lauberhüttenfest (jüd. Religion), f. Feste,
S. 60.

Lauberhuhn (Landw.), ein an den Grund-
herrs zu entrichtendes Zinshuhn.

Lauberzug (Schloss.), eine in Blech gear-
beitete Verzierung von Blätterwerk.

Laubfarren (Bot.), 1) nach Dken, f. v. a.
Laubdroßler, Spaunen; — 2) überhaupt f. v. a.
Farrenkräuter, Filices.

Laubfink (Ornith.), 1) f. v. a. Sempel, *Fringilla*
Pyrrhula L.; — 2) f. v. a. Bergfink, *Fringilla*
montifringilla L.

Laubfleck (*Chloasma*, *Cloasma*, Med.), ein
Eranthem, welches in einem bald kleineren, bald
größeren, bisweilen Hand breiten, schmerzlosen,
flachen, bald gelblichen, röthlichen, grünlichen,
bald bräunlichen oder schwärzlichen Fleck besteht,
der an Stirn, Wangen, Händen und am Halse
vorkommt und aus inneren Ursachen entsteht.
Nicht selten kommt es bei Schwangeren vor und
wird dann *Chloasma gravidarum* genannt oder
begleitet auch die Menestafie, *Chloasma ame-*
norrhoeum.

Laubfresser (Entom.), f. v. a. *Phyllophagi*
Latr., Abtheilung der *Coleoptera pentamera*
Lamellicornia Scarabaeida Latr.

Laubfrosch (Amphib.), Froschgatt., f. v. a.
Hyla Laur. — Gemeiner Laubfrosch, f. v. a.
Hyla arborea Laur.

Laubgräser (Bot.), nach Dken, f. v. a.
Laubrinder, Schnöten.

Laubheide (Bot.), nach Dken, Pflanzen-
gatt., f. v. a. *Clethra*.

Laubheim (Groß- und Klein-L.), wür-
temberg. Markflecken, Donaukreis, Oberamt
Wieblingen; 2 Schlösser, Revierförsterei,
Post, Hospital; 3100 Einw., worunter 700 Je-
raeliten.

Laubheuschrecken (Entom.), f. v. a. *Lo-*
custina.

Laubholz (Forstbot.), diejenigen Forstbäume,
welche, im Gegensatz zu dem Nadelholze, wirk-
liche, meistens im Herbst welkende und abfal-
lende Blätter haben. Sie liefern vieles Bau-
und Brennholz und bilden einen großen Theil
der Wälder der nördlichen Erdhälfte, Laubwälder.

Laubhütte, 1) f. v. a. Laube 1) u. 2); — 2)
(Geogr.), f. Grund.

Laubhuhn (Ornith.), f. v. a. Birkhuhn,
Tetrao Tetrix L.

Laubias, österr.-schles. Dorf, Kr. Troppau,
Herrsch. Wagstadt; 2 Mühlen; 320 Einw.

Laubies, les, franz. Dorf, Depart. Vozère,
nördlich von Mende; Bollzénche (Serges de
Mende); 810 Einw.

Laubig (Gärtn. u. Forstw.), wird von Bäu-
men gesagt, die große und viele Blätter haben,
z. B. die Eiche, Linde, Kastanie.

Laubkäfer (Entom.), 1) Käfergatt., f. v. a.
Melolontha; — 2) f. v. a. gemeiner Pflasterkä-
fer, *Lytta vesicatoria Fabr.*; — 3) Käfergruppe,
f. v. a. *Melolonthida*.

Laubkleber (Amphib.), f. v. a. gemeiner
Laubfrosch, *Hyla arborea Laur.*

Laubknöde (Bot.), nach Dken, Pflanzen-
gatt., f. v. a. *Perescia*.

Laubkohle (Min.), Varietät der Braun-
kohle, f. v. a. Papierkohle.

Laublager (Gewehr.), ein Einschnitt in et-
was, um ein Laub in demselben aufzunehmen.
Die wesentlichsten an den Feuergeehren sind
das Hinterlaublager an dem Halse oder der
Dämmung oder dem Griffe der Feuergeehre, das
Oberlaublager an der Ferse oder hintern
Endung der Kolbenleiste und das Unterlaub-
lager oder jener Theil am Kolben, zwischen der
Ferse und dem Vordertheile am äußersten Ende
des Kolbens.

Laublilien (Bot.), nach Dken, f. v. a. Laub-
baster, Bananen.

Laublorsche (Bot.), nach Dken, Pflanzen-
gatt., f. v. a. *Siphonia*.

Laubmoose (Bot.), f. v. a. *Musci frondosi*
(f. d.).

Laubmücken (Entom.), nach Dken, Abthei-
lung der Junst der Lippenmücken (f. d.).

Laubnis (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov.
Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Frankenstein;
610 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.=B.
Frankfurt, Kr. Sorau; Wassermühle; 800 E.

Laubnutzung, kann Statt finden zur Vieh-
fütterung od. zur Stallstreu. 1) Zu Vieh-
futter (Futterlaub, Laubstreifen), als ein Be-
helf der Fütterung für Rindvieh, Schafe und
Ziegen, in Waldgegenden, besonders in Jahren,
wo an Futter Mangel ist, sehr selten wohl als
Servitut auf Privatwaldungen lastend, gewöhn-
lich vergünstigungs- aber auch frevelhafter Weise
ausgeübt. Benutzt wird grünes Laub von Ahor-
nen, Alazien, Buchen, Erlen, Eschen, Hainbu-
chen, Pappeln, Rüstern und Eichen, entweder
frisch gefüttert, oder getrocknet; letzteres beson-
ders von Eichen. Das Laub der Pappeln, be-
sonders der kanadischen, gilt für sehr nahrhaft,
so daß ein Pfund trockenen Laubes einem halben
Pfund Hafer gleichgeachtet wird. Alazienlaub
soll dem Klee gleichstehen und Eschen-, Rüstern-
und Lindenlaub ist sehr gutes Kuhfutter; vors-
züglich gern aber fressen Schafe und Ziegen
Laubfutter, sowohl frisch als getrocknet. Das
grüne Laub wird dem Vieh in abgestreiften Blät-
tern oder auch in kleinen abgeschnittenen Zwei-
gen vorgeworfen. Zum trockenen Futter werden
die Zweige Ausgangs August und Anfangs
September gehauen, in Wellen gebunden, zum
Abtrocknen in einer Scheune aufgestellt und im
Winter dem Vieh als Futter vorgeworfen, die
davon übrig bleibenden Reiser aber zur Feuer-
ung benutzt. Das grüne Laub wird auch ein-
gefalzen und in Kässern und Gruben verwahrt.
Das Laub ist zum Futter um so besser und nähr-
render, je saftvoller es ist; abgefallenes Laub hat
wenig nährnde Bestandtheile. — Nur unter

sorgsamer forstlicher Aufsicht und unter wirthschaftlichen Rücksichten kann das Laubstreifen unschädlich und der ärmeren Klasse des Volks zu einer wohlthätigen Nahrung werden, so z. B. in Vorhölzern und Niederwalddistrikten, die in dem nächsten Jahre zum Fieße kommen, und zwar an den untersten Aesten. Auch Kopfholzstämmen können auf Laub benutzt werden. Ebenso läßt man zur L. bestimmte Stämme im Spätsommer fällen. Das Ueble bei der L. ist indessen, daß der Futtermangel, folglich auch der Bedarf, am meisten im Frühlinge eintritt und dadurch der Frevler an Ausdehnung und intensiver Schädlichkeit zunimmt. — 2) Zur Stallstreu. Dürres Laub, sehr häufig in Folge hergebrachter Berechtigungen aus den Waldungen bezogen, ein zwar geringhaltiges Düngersurrogat, nach dem alten Spruche: „Laub macht den Acker raub“, aber in Gebirgsgegenden dem Landmanne, der das Getreidestroh im Winter verfüttern muß, eben so unentbehrlich, als nur mit genügender Umsicht und unter anhaltender forstlicher Aufsicht, waldunschädlich. Laub, daher auch Nadeln, sind des Waldbodens natürlicher Dünger und die Waldbäume, wenn auch nach dem Verhältnisse ihrer Größe und Ausbreitung eines geringeren Nahrungszuschusses, als die krautartigen Gewächse bedürftig, darin doch von der Natur auf den Laubabfall hingewiesen. Die Folgen der übermäßigen Streuwegnahme können daher für die Holzvegetation nur empfindlich seyn, abgesehen davon, daß durch die Manipulation des Streusammelns, z. B. mit eisernen Rechen, den Holzpflanzen noch ein anderer Nachtheil durch Bloßlegung und Verletzung der Wurzeln zugeht. Ueber die zulässige L. entscheiden übrigens Bodenbeschaffenheit und Alter der Holzbestände. Es gibt in den Waldungen viele Stellen, Holzwege, Blößen an dem Saume der Bestände u. s. w., denen das Laub ohne nachtheilige wirthschaftliche Einflüsse entzogen werden kann. Grundsatz muß seyn, jugendliche Bestände mit der Belaubung ganz zu verschonen, diese nur in Beständen zu gestatten, welche in der zweiten Hälfte ihrer Laubarkeitsperiode stehen. Fünf bis sechs Jahre vor der Föhrung der Holzhiebe muß die Belaubung ganz eingestellt werden. Einen Laubnuthungsplan für jeden Wald aufzustellen, ist unerläßlich, wodurch eine solche Periodenbestimmung der L. gemacht wird, daß dieselbe in je nach den Umständen längeren und kürzeren Zwischenräumen mindestens alle 5—6 Jahre wiederkehrt. Forstliche Anweisung muß der Laubsammlung, die nur im Herbst zu gestatten ist, vorangehen, und die Forstverwaltung darauf Bedacht nehmen, die Streubedürftigen auf andere Surrogate aus dem Walde, insbesondere auf Forstunkräuter, hinzuweisen.

Laubober (Epielw.), ein scherzhaftes Kartenspiel, bei dem viel gesungen wird und der am Ende Verlierende die Beche bezahlen muß.

Laubow, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; 200 Elnw.

Laubpalmen (Bot.), nach Dken, s. v. a. Laubhölzer, Einbeeren.

Laubpflanzen (Bot.), auch Lauber, Fo-

liariae, 9. Klasse des oken'schen Pflanzensystems, die hypognischen Monopetalen anderer natürlicher Systeme enthaltend. Allgemeiner Charakter: Blume röhrig und unten fünfzählig, oft zweilippig; Staubfadenzahl einfach; Gröps zweizählig. Diese Pflanzen wachsen größtentheils im Trocknen, in Feldern, Wiesen und Wäldern und in allen Klimaten, häufig in den gemäßigten. Sind größtentheils Kräuter, doch auch Sträucher und bisweilen Bäume; der Stengel oder wenigstens die Zweige häufig vieredig, die Blätter ganz und gegenüber. Die Blume ist röhrförmig und fünfspaltig mit eben so viel Staubfäden, durch Verkümmern sehr oft zweilippig, wobei der fünfte Staubfaden verkümmert, aber oft noch als Stummel vorhanden ist, und zwar gewöhnlich der an der Oberlippe; die 4 andern bilden 2 ungleiche Paare, selten nur eines. Sie hängen an der Blume selbst und zwar unter den Spalten, abwechselnd mit den Lappen, sehr selten an den Lappen selbst. Der Gröps besteht wesentlich aus 2 Bälgen, meist zu einer Kapsel verwachsen, bald mit vielen, bald nur mit 4 Samen. Manchmal wird dieser Gröps nuß-, pflaumen- oder beerenartig. Bei den Enzianen und Kontorten liegen die Bälge nur los aneinander, trennen sich bei der Reife und öffnen sich an der innern Naht, woran die Samen hängen. Bei den andern, besonders den zweilippigen, sind die Bälge dicht mit einander verwachsen, und zwar so, daß der eine an der obern, der andere an der untern Lippe liegt und die Scheidewand mithin quer durch die Blume läuft. Bei der Reife trennen sich diese Bälge von einander in der Naht, so daß der eine nach oben, der andere nach unten zu liegen kommt und die Scheidewand mithin am Rande des Balges liegt (Capsula septicida). Oft aber bleiben beide Bälge miteinander verwachsen und trennen sich in ihrer Mittelrippe oder dem Rücken, so daß die zwei Hälften der Kapsel rechts und links fallen und die Scheidewand in die Mitte der Klappen zu stehen kommt, also eine Rippenscheidewand ist (Capsula loculicida). Jede Klappe besteht mithin aus einer Hälfte von beiden Bälgen. Manchmal trennt sich auch die Scheidewand von den Klappen u. bleibt als Säulchen stehen. Manchmal verlängern sich auch die innern Ränder der Bälge in den Kapselraum hinein und bilden Flügel, woran die Samen hängen. Trennen sich davon die Klappen, so bleiben die Flügel als ein kegelförmiger Fruchtboden zurück, welcher Kuchen (Placenta) heißt. In diesem Falle ist die Kapsel scheinbar einfächerig. Bei denjenigen, wo in jedem Balg nur 2 Samen sind, legt sich jede Balghälfte so dicht um den Samen an, daß 4 Nüsse vorhanden zu seyn scheinen, wie bei den Lippenblumen und den Raubblütterigen. Sehr selten ist eine drei- oder vierfächerige Kapsel vorhanden. Die Kraft dieser Pflanzen liegt in den Blättern. Sie haben entweder einen starken Geruch von ätherischem Del, welches bald angenehm riecht, bald stinkend und betäubend ist; oder sie haben einen scharfen, nicht selten giftigen Milchsaft. Die meisten sind daher vortreffliche Arzneimittel; als Gemüse sind wenige zu brauchen, dagegen haben einige sehr mehltreiche

Wurzelknollen wie die Erdäpfel und die Winden.

Eintheilung. A. Stock=L. Kapsel zweifächerig und vielkammerig.

1. Ordnung. Mark=L. Samen an einem Mittelfaden.

1. Junft. Zellen=L., Primulaceae, f. v. a. Dratteln.

2. " Ader=L., Scrophularinae, f. v. a. Schraden.

3. " Drossel=L., Solaneae, f. v. a. Schlutten.

2. Ordnung. Schaft=L. Samen an zwei Rippenscheidewänden; nur 4 Staubfäden.

4. Junft. Rinden=L., Gesneriaceae, f. v. a. Klurren.

5. " Wast=L., Rhinanthaceae, Acanthaceae, f. v. a. Rodel.

6. " Holz=L., Bignoniaceae, f. v. a. Lingen.

3. Ordnung. Stamm=L. Blumen regelmäsig und gedreht; zwei Bälge mit Randsamen; 5 Staubfäden.

7. Junft. Wurzel=L., Gentianeae, f. v. a. Hullen.

8. " Stengel=L., Asclepiadaceae, Apocynaceae, f. v. a. Sungen.

9. " Laub=L., Carissaceae, Rauwolfiaceae, f. v. a. Sporkeln.

B. Strauß=L. Gröps mit wenig Samen, nur einer oder zwei in jedem Fache.

4. Ordnung. Blüten=L. Gröps kapselartig.

10. Junft. Samen=L., Labiatae, f. v. a. Schnepfen.

11. " Gröps=L., Hydroleae, Polemoniaceae, f. v. a. Lode.

12. " Blumen=L., Convolvulaceae, f. v. a. Winden.

5. Ordnung. Frucht=L. Nüsse, Pflaumen od. Beeren.

13. Junft. Nuß=L., Asperifoliaceae, f. v. a. Mullen.

14. " Pflaumen=L., Verbenaceae, f. v. a. Mullen.

15. " Beeren=L., Ligustrineae, f. v. a. Flieder.

16. " Apfel=L., Myrsineae, f. v. a. Gumpeln.

Vgl. Dken, Allgemeine Naturgeschichte, Bd. III, S. 951 ff.

Laubpilze (Bot.), nach Dken, f. v. a. Laubzeller, Basse.

Laubrechen (Forstw.), f. v. a. Laubharken.

Laubreis, Bett Karl, Zeichner und Maler, 1769 zu Würzburg geboren, Schüler A. H. Köhlers daselbst und Zögling der mannheimer Akademie, welche ihm 1790 die Preismedaille übergab. Zu arm, um die Heimath wieder verlassen zu können, blieb er in Würzburg, lieferte viele Porträts und einige Historien, machte sich aber hauptsächlich verdient durch seine trefflichen anatomischen Zeichnungen für medicinische und chirurgische Werke. L. † um 1806.

Laubrollen (Buchb.), f. Rollen.

Laubrüst, f. v. a. Lauberhüttenfest.

Laubsäge (Metall- u. Holzarb.), kleine, aus

einem schmalen Uhrblatt verfertigte Säge. Dieselbe sitzt in einem stählernen Bogen, der einen geraden Griff hat, welcher mit dem Blatte in einer geraden Linie liegt. So kann der Griff recht gut zum Anspannen des Blattes dienen. Das Blatt ist nämlich mit seinem oberen Ende durch einen Stift in eine am oberen Ende des stählernen Bogens befindliche Spalte befestigt, mit seinem unteren Ende geht es nach dem oberen Theile des Griffes hin, und zwar nach einem solchen beweglichen Theile, welcher mittelst einer durch den Griff gehenden Schraube herunterswärts oder hinaufwärts bewegt werden kann. In diesem beweglichen Theile wird das ebengenannte Ende des Sägeblattes gleichfalls in einer Spalte festgeklemmt. Auch kann dies durch eine Seitenschraube geschehen, wenn die Spalte ein Maul bildet, das sich mehr oder weniger öffnen läßt. Durch das Anziehen oder Nachlassen der Schraube in dem Griffes kann das Sägeblatt bequem mehr oder weniger straff gespannt oder schlaff gemacht werden.

Laubsänger (Ornith.), auch Laubvogel, f. v. a. Motacilla (Regulus) sibilatrix Cuv. — Grauer Laubsänger, Weidensänger, f. v. a. Motacilla (Regulus) rufa Gmel. — Gelbbäuchiger oder großschnäbeliger Laubsänger, f. v. a. Motacilla (Regulus) Hypoleia Cuv.

Laubschrecke (Entom.), Orthopterengatt., f. v. a. Phyllium.

Laubschwanz (Amphib.), Eidechsegatt., f. v. a. Phyllurus.

Laubsdorf, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kottbus; 180 E.

Laubskn, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Dels; Schloß, 2 Vorwerke, Wassermühle; 200 Einw.

Laubst, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Kalau; Mühle, Biegelei; 200 Einw.

Laubstreifeln (Forstw.), das im Frühjahr und Sommer hie und da Statt findende, den Bäumen und Sträuchern sehr schädliche Abstreifen des Laubes; f. Laubnugung.

Laubthaler (Sechsilivresthaler, Neuthaler, auch Federthaler), eine französische Silbermünze im Werthe von 6 Livres Tourn.; sie wurden zuerst im Jahre 1726 u. bis 1794 in ganzen, halben, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{10}$ u. $\frac{1}{20}$ Stücken ausgeprägt. In Deutschland erhielten sie den Namen L. wegen der belaubten Lorbeerzweige, welche auf der Rückseite das ovale Lilienbild umkränzen. Seit einigen Jahren wurden sie von der französischen Regierung einberufen, um in der Münze eingeschmolzen und in neuere Sorten umgeprägt zu werden; indessen sind doch in Deutschland noch viele L. in Umlauf und besonders in Frankfurt a. M., in Köln ic. fortwährend in Kurs, aber nicht mehr in dem Werthe von $2\frac{3}{4}$ fl. rhein., sondern zu abweichenden Preisen, etwa zu 2 fl. 43 $\frac{1}{2}$ kr. im 24-fl.-Fuß die ganzen Stücke, denn die halben sind meistens so abgeschliffen und leicht von Gewicht, daß sie nur nach der Mark behandelt werden. Eine franz. Verordnung vom 12. September 1810 nahm den

Feingehalt der L. zu 14 $\frac{1}{2}$ Loth an, von anderen wurde er früher zu 14 Loth 10 Grän angenommen. Am richtigsten kann man ihn durchschnittlich zu 14 Loth 6 Grän bei einem Gewicht von 614 holländischen As annehmen, wonach 7,923 Stück auf die raube u. 8,84428 Stück auf die feine kölnische Mark gehen und der Werth eines Stückes 1 Thlr. 17 Sgr. 5 $\frac{1}{2}$ Pf. preuß. Kur. oder 1 Thlr. 12 Sgr. 2 $\frac{1}{2}$ Pf. Konv. = 2 fl. 15 $\frac{3}{4}$ fr. im Konventions=20-fl.=Fuß = 2 fl. 42 $\frac{1}{2}$ fr. im 24-fl.=Fuß oder rhein. beträgt. Gegenwärtig sind die L. fast ganz aus dem Verkehr verschwunden. Wer sich über diesen Gegenstand speciell unterrichten will, dem empfehlen wir die trefflichen Abhandlungen in (Eleymanns) „Aphorismen aus dem Fache der Münzgesetzgebung und des Münzwezens“, Frankfurt a. M. 1817.

Laubtrüffel (Bot.), 1) Pilzgatt., f. v. a. Mehlthau, Erysibe Reben.; — 2) Pilzgatt., f. v. a. Anixia Fr. Arten unter Sclerotium Tode.

Laubusch (Lubusch), preuß. Amtsdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Hoyerswerda; Schäferei; 200 Einw.

Laubus-Eschbach, nass. Dorf, Amt Runkel; 640 Einw.

Laubvogel (Ornith.), f. v. a. Motacilla (Regulus) sibilatrix Cuv., Laubvögel, nach Bechstein, auch Weidenzeisige, Abtheilung der Untergatt. Regulus Cuv., f. Motacilla. Charakter: Einzelne Borsten ragen über die Nasenlöcher hin. Der Schnabel vor den Nasenlöchern breiter als hoch. Obere Schwanzdeckfedern und untere Flügeldeckfedern grüngelblich. Die erste Schwungfeder sehr klein. Alt und Jung hat gleiche Farbe. Diese zarten, grünlichen, sich sehr ähnlichen Vögelchen leben während der warmen Jahreszeit bei uns zwischen den Zweigen der Bäume, kommen fast nie auf die Erde, fressen nur Insekten. Für die Gefangenschaft passen sie nicht. Sie machen keine auffallende Bewegung mit dem Schwanz. Lauter Zugvögel. Hierher gehören: M. Trochilus L., Hypolais L., M. Sibilatrix Cuv. u. M. rufa Gm.

Laubwälder, f. Laubholz.

Laubwerk, 1) f. v. a. Laub; — 2) (Bauw.), f. v. a. Blätterwerk; — 3) (Schlosser.), f. v. a. Laubzug.

Lauch (Bot.), Allium L., Gattung der Coronariae Anthericeae Rehb., der Coronariae Spatulaceae Spr., der Alliaceae Presl, Hexandria Monogynia L. Charakter: Perigon sechsblättrig, glodig oder ausgebreitet; Blättchen ohne Honiggefäß; Staubgefäße 6, mehr oder minder dem Grunde der Perigonblätter angewachsen und unter einander durch ein kurzes Häutchen verbunden; Antheren ausliegend; Griffel ungetheilt; Narbe stumpf; Samen kantig; Blüthen in eine Dolde oder in ein Köpfchen gehäuft, vor dem Aufblühen in eine ein- oder zweiblättrige Scheide eingeschlossen. Ueber 200 Arten, meist ausdauernde Zwiebelgewächse, besonders in Europa und Nordwest-Asien. Die Gattung zerfällt in der neuern Botanik in eine Menge Untergattungen, welche hauptsächlich nach der Bildung des Zwiebelstocks, der Blätter und Staubfäden bestimmt werden. Wir geben, ohne auf diese Eintheilung Rücksicht zu nehmen,

nur diejenigen Arten an, welche als Arznei-, Küchen- oder Ziergewächse wichtig oder bekannt sind: I. Arznei- u. Küchengewächse. 1) A. sativum L., Knoblauch, Knoblich, Gartenlauch, franz. Ail commun, ital. Aglio, engl. Common garlic, schwed. Hvit-lök. Stengel stielrund, bis zur Mitte beblättert; Blätter breitlinealisch, flach, etwas rinnig; Blüthenscheide einklappig, sehr langgeschnäbelt, hinfällig; Dolde zwiebeltragend; Staubgefäße abwechselnd an der Basis beiderseits einzigig; Zähne viel kürzer als der Staubfaden; Zwiebel gehäuft; Zwiebelchen eiförmlich-länglich, in eine Haut eingewickelt. Im Orient und Südeuropa einheimisch; in ganz Europa, am häufigsten in Italien, kultivirt und hie und da verwildert. — Kultur u. Gebrauch. Der Knoblauch verlangt durchaus einen leichten, sandigen, nahrhaften, warmen Boden. Er trägt keinen Samen, weil die Blüthe sich meistens in kleine Zwiebelchen verwandelt, die zur Fortpflanzung gebraucht werden können, allein erst im zweiten Jahre schöne Bollen (Brutzwiebeln) bringen. In der Regel geschieht die Fortpflanzung durch Theilung der Zwiebel, welche aus mehreren kleinen zusammengefasst ist, die man Zehen nennt. Diese Zehen werden Ende März oder Anfangs April 6–8 Zoll weit von einander in Reihen auf Gartenbeete oder auch als Einfassung auf Rabatten gelegt, den Sommer über aufgelockert und von Unkraut rein gehalten. In trockenem Boden bedeckt man die Brutzwiebel 2 Zoll, und im feuchten oder schweren so leicht wie möglich, um dadurch das Faulen zu verhindern. Das Gelbwerden der Blätter verkündet die Reife der Zwiebel, welche man sodann heraushebt und zur Nachreife einem trockenen, luftigen Raum aussetzt. Sind die Zwiebeln einige Zeit abgetrocknet und eigentlich nachgereift, so werden sie gereinigt, in Büschel gebunden und an einem trockenen, frostfreien Orte, häufig in den Küchen am Schornsteinbrusen, aufgehängt. — Italien treibt mit dem Knoblauch einen bedeutenden Handel nach der Türkei und andern Ländern. Man braucht die Zwiebeln für Ragouts, Saucen, hauptsächlich aber als Würze beim eingesalzenen Fleische, Hammels- und andern Braten, so wie auch bei Bereitung der Fische, Würste u. dergl. Der Genuß des Knoblauchs ist sehr gesund, allein da er sehr aufstößt und einen unangenehmen Geruch beim Athmen verursacht, so darf er nur mäßig bei Speisen angewendet werden. So z. B. weicht man ihn in Wasser ein und benugt bei feinen Würsten nur den Wasserabguß, welcher hinreichend ist, einen angenehmen Geschmack zu geben. Die Russen, Türken, Juden und das gemeine Volk vieler Länder lieben den Knoblauch sehr, während der Geruch vielen Leuten zuwider ist. — Medicinisches. Der Knoblauch, Radix Allii sativi s. Allii vulgaris, Scordion Hipp., Scorodon Diosc., gibt den gebräuchlichen Succus Allii sativi der Officinen und ist reizend, magenstärkend, die Verdauung befördernd, wurm-, schweiß- und harntreibend; äußerlich dient er als Rubrifaciens, zur Zeitigung und Erweichung von Geschwüren und dergl. Auch die Homöopathie benugt ihn als Heilmittel.

oder zwiebeltragende Dolbe; Staubgefäße etwas länger als das Perigon, abwechselnd an der Basis beiderseits kurz-einzählig. In Palästina (bei Ascalon, woher der Name), einheimisch, durch die Kreuzfahrer nach Europa gebracht; in dem größten Theile von Europa in den Gärten kultivirt. — Kultur u. Gebrauch. Man kann die Schalotte nur in einen leichten, nahrhaften und warmen Boden pflanzen, weil sie gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich ist und leicht fault. Sie wird durch Brutzwiebeln fortgepflanzt, die im März und April und zuweilen auch vor dem Winter, jedoch nur in solchen Ländern, wo die Kälte wenig zu fürchten ist, ausgesteckt werden. Man nimmt die dünnsten und längsten Brutzwiebeln, pflanzt sie in Beete oder als Einfassung 5–6 Zoll von einander entfernt, und deckt sie mit sehr wenig Erde, um die Feuchtigkeit zu vermeiden, von der sie unfehlbar faulen würden. Die Schalotte muß sogar, wenn die Jahreszeit feucht ist, zumal gegen die Reifezeit hin, etwas von der Erde entblößt werden, wenn sie nicht der Gefahr des Verfaulens ausgesetzt seyn soll. Hat man keinen geeigneten Boden für die Schalotten, so kann derselbe durch Mischung von Sand leicht dazu vorbereitet werden. Die Reifezeit wird durch das Gelbwerden der Blätter angezeigt, wo dann, wenn die Blätter etwas trocken sind, die Zwiebeln herausgenommen, an einem luftigen Orte aufbewahrt, gereinigt und in einem frostfreien, trockenen Raume aufgestellt werden. — Weil der Geschmack milder und der Geruch weniger stark als bei andern Zwiebeln ist, so wird die Schalotte in der Küche allen Zwiebelarten vorgezogen. Die Zwiebeln werden roh oder gekocht auf vielfache Art in der Küche gebraucht, besonders aber zu den feinsten Ragouts und Saucen verwendet. Auch werden sie mit Essig und Gewürzen gleich den Gurken eingemacht und als Zuthat zum Rindfleisch auf die Tafel gegeben. Sonst war die Schalotte als *Radix Cepae ascalonicae officinell*. Die Gärtner ziehen unter dem Namen große Schalotte, eine Abart, die sich durch größere Zwiebeln auszeichnet. Kerner, Taf. 307, Morris, 2, Taf. 14, Fig. 3. — 5) *A. Cepa L.*, Zwiebelllauch, Sommerzwiebel, gemeine Zwiebel, Zippollen, Zippel, Ziwefel, franz. Oignon, engl. Onion, ital. Cepola, Ceole, schwed. Rödlok. Stengel an der Basis beblättert, unterhalb der Mitte bauchig-aufgeblasen; Blätter vollkommen röhrig, stielrund, bauchig; Dolbe kapseltragend; kugelig; Staubgefäße länger als die Blumenkrone, wechselweise an der Basis beiderseits kurz-einzählig. Das eigentliche Vaterland dieser zweijährigen Pflanze ist unbekannt, einige halten Afrika und besonders Aegypten dafür. Man kultivirt sie seit undenklichen Zeiten, wie auch noch jetzt in allen Ländern, so weit kultivirte Völker wohnen, in Gärten und in vielen Gegenden im Großen auf Feldern. — Wichtigste Varietäten: A. Pange oder birnförmige Zwiebeln. Zwiebel lang und birnförmig. a) Gelbe lange Zwiebel, Birnzwiebel. Zwiebel röthlich, gelb, lang, artet gern aus, bekommt lockeres Fleisch und ist nicht sehr beliebt. — b) Weiße lange Zwiebel. Zwiebel weiß,

länglich. Kommt sehr selten vor. Wird beim Gebrauch in der Medicin vorgezogen. — B. Runde Zwiebeln. Zwiebel platt oder rundlich. — c) Dunkelrothe platte Zwiebel. Zwiebel ganz platt, tellerförmig, sehr fest, dunkelroth. Eine der besten Spielarten, die besonders in Süddeutschland häufig gezogen wird, aber leicht ausartet. — d) Hellrothe Zwiebel. Zwiebel weniger platt, mehr rund, fest, hellroth. Die beliebteste Sorte, die allgemein in Deutschland gebaut wird. In Rheinbayern, besonders bei Frankenthal, wird sie im Großen auf den Feldern gebaut und weit und breit auf die Märkte verführt. Zur Aussaat sind auf einen Morgen Feld 4–5 Pfund Samen erforderlich. Der Ertrag ist per Morgen 50–70 Centner. — e) Gelbrothe Zwiebel. Zwiebel rund, gelbröthlich, mit festem Fleisch. Ist eine der beliebtesten, dauerhaftesten Sorten, die nicht leicht fault. Man findet sie in den Gärten durch ganz Deutschland. — f) Weiße runde Zwiebel, weiße spanische, italienische, provencer, seeländische, silberweiße, holländische Zwiebel. Zwiebel ganz weiß, rundlich, mit etwas lockerem Fleische. Eignet sich besonders für warme sandige Gegenden und wird vorzüglich in Südeuropa kultivirt. — C. Bulbenzwiebeln, *Allium cepa vivipara*. Die Dolbe bringt statt Blüthen kleine Zwiebeln hervor. — g) Rothe Bulbenzwiebel, amerikanische, ägyptische Zwiebel. Die Zwiebel im Boden rundlich, ohne besonderen Werth; die Doldenzwiebeln dagegen stehen zu 6–10 zusammen, sind klein, hart und rund. Wird mehr der Sondernbarkeit als der Güte wegen bisweilen in Gärten gezogen. — Kultur u. Gebrauch. Die Zwiebeln wachsen am besten in einer guten, fetten, mittelmäßig lockern, aber nicht frisch gedüngten Erde und in einer freien, warmen Lage. Der Zwiebelsamen wird, wenn man fürs künftige Jahr Steckzwiebeln erhalten will, dick gesät; sollen aber die Zwiebeln größer werden und zum Küchengebrauch dienen, so muß derselbe möglichst dünn ausgestreut werden. Gehen die Samen gegen Erwarten zu dicht auf, so werden die zu dicht stehenden Pflanzen ausgezogen und nöthigenfalls auf frische Beete ausgepflanzt. Zwiebelbeete müssen den Sommer über fleißig gejätet und gelockert werden. Wenn die Zwiebelröhrchen der Steckzwiebeln am Halse der Zwiebel weich werden und umfallen, was gewöhnlich im Juli und August erfolgt, so sind die Zwiebeln reif und müssen dann aufgehoben werden. Einige Zeit vor der Reife der größeren Zwiebeln drückt man gewöhnlich die röhrigen Blätter entweder mit dem Fuße, oder bei großen Pflanzungen mit einer Walze nieder, um dadurch den Gang des Saftes zu unterbrechen und denselben in der Zwiebel zurückzuhalten. Diese Verrichtung ist jedoch nicht absolut notwendig. Man hebt die Zwiebeln, wenn das Kraut abstirbt, aus, und läßt sie an einem luftigen Orte so lange liegen, bis Kraut und Zwiebeln genügend trocken sind. Sodann werden diese gereinigt, die kleinen Steckzwiebeln, von den größern gesondert und erstere zur Fortpflanzung im Frühling, und letztere zum Küchengebrauch an einem

trockenen Orte bis zum Eintritt des Frostes aufbewahrt. Wenn man anfängt einzuheizen, so werden die Zwiebeln in einer Kammer, welche von dem Wohnzimmer Wärme erhält, oder sonst an einem trockenen, frostfreien Orte den Winter über aufbewahrt. Im folgenden Jahre werden die Steckzwiebeln Ende März oder Anfangs April auf ein frisch gegrabenes Beet 1—1½ Zoll tief und 5—6 Zoll weit von einander in die Erde gesteckt, welche sodann bei einfacher Pflege fortwachsen und eine bedeutende Größe erreichen. Zu merken ist, daß man zu Steckzwiebeln nur kleine und recht feste Zwiebelchen wähle, indem größere Exemplare in Blüthen schießen und dann nichts mehr taugen. Die aus Steckzwiebeln erwachsenen großen Zwiebeln werden im Juni und August reif, wo man sie aushebt, trocknet, reinigt und zum Küchengebrauch wie auch zur Samenzucht verwendet. Zur Samenzucht werden große, schöngeformte Zwiebeln im Oktober an einen trockenen, sonnenreichen Ort verpflanzt und mit Sägspänen oder trockenem Laub und Stroh gegen den Frost geschützt; oder man versetzt dieselben im März in 5—6 Zoll tiefe Grübchen und scharrt sie mit Erde zu. Durch das erste Verfahren soll man mehr und bessere Samen erhalten. Liegen die Zwiebeln zu tief, so geben sie wenig Samen, und liegen sie dagegen zu flach, so wirft sie der Wind leicht um, was durch das Anbinden der Stengel verhindert werden muß. Im August, auch oft im September, wird der Same schwarz und reif; man sammelt denselben in ein Säckchen, da er leicht ausfällt, läßt ihn, unter fleißigem Umrühren der Samenhüllen, auf einem luftigen Boden trocknen und klopft ihn im Winter aus. Der Samen bleibt 3 Jahre keimfähig. Obgleich der Geruch der Zwiebeln einen langdauernden, stinkenden Athem und eine ähnliche Ausdünstung verursacht, wahrscheinlich wegen des ätherischen Oels, welches sie enthalten und wodurch sie reizend auf den Magen wirken, so sind sie doch als Gewürz in der Küche allgemein im Gebrauch. Man macht auch die kleinen Zwiebeln vor der Reife mit Essig ein u. genießt sie als Salat. In Süd- und Osteuropa werden sie roh oder geröstet mit Salz, Pfeffer und Brod häufig als wirkliche Mahlzeit genossen. Die weißen Zwiebeln vor der völligen Reife zu einem breiartigen Gerichte bereitet, dienen den meisten Südländern als eine nahrhafte, feine Speise, die von denselben sehr gern genossen wird. Bei den alten Aegyptiern waren sie ein gewöhnliches Nahrungsmittel und daher sehnten sich die Juden in der Wüste nach den Zwiebeln Aegyptens zurück; sie sind noch jetzt ihre Lieblingspeise. — In der Medicin wird die Zwiebel, *Radix s. Bulbus Cepae*, *Krommyon Hipp. Diosc.*, gewöhnlich nur äußerlich zur Zeitigung und Erweichung von Geschwüren angewendet; innerlich wirkt sie ähnlich, aber schwächer, als Knoblauch. *Plenck*, Taf. 255. — 6) *A. fistulosum L.*, Schnittzwiebel, Winterzwiebel, Fleischlauch, Hohllauch, Röhrenlauch, Bollen, Schloten, franz. Oignon oblongue, Ciboules oder Siboule de Sch. Jacque, Oignette, Oignon d'Espagne, Oignon fissile, engl. Welch-Onion, Ciboule, schwed. Piplök. Stengel

an der Basis beblättert, in der Mitte aufgeblasen; Blätter vollkommen röhrig, stielrund, bauchig; Dolde kapseltragend, kugelig; Staubgefäße zahllos, länger als das Perigon. Ausdauernd, in Sibirien einheimisch, häufig in den europäischen Gärten kultivirt. — Kultur und Gebrauch. Die Schnittzwiebel kommt in jedem Boden und Klima sehr leicht fort; sie wird durch Samen, besser aber durch Theilung der Stöcke fortgepflanzt und meist in Gärten zur Einfassung von Beeten und Rabatten benutzt. Die Aussaat geschieht im Frühling und das Verpflanzen den ganzen Sommer hindurch. Die Samengewinnung geschieht ohne Mühe und der Samen bleibt einige Jahre keimfähig. — Man benützt lediglich nur die röhrigen grünen Blätter als Zuthat zu Salat, jedoch meist nur so lange, bis die eigentlichen gemeinen Zwiebeln herangewachsen sind. Die Blätter erscheinen sehr früh und zur Zeit, wo man noch nichts Grünes hat, was dieser Zwiebel den eigentlichen Werth gibt. Im Herbst setzt man die Pflanzen in Kästen oder Töpfe, bringt sie im Winter an einen temperirten Ort im Zimmer oder in ein Glashaus, wodurch die Küche den ganzen Winter über mit frischen Blättern versorgt werden kann. Die Schnittzwiebel wird in der Medicin als *Radix s. Bulbus Cepae oblongae* wie die gemeine Zwiebel angewendet. Den jungen Truthühnern dienen diese Zwiebelröhrchen, mit abgekochten Eiern zusammengebackt, als eine sehr gesunde Nahrung. *Bot. Mag., Taf. 1230.* — 7) *A. Ampeloprasum L.*, Sommerlauch. Zwiebel aus mehreren Zwiebelchen zusammengesetzt; Stengel bis zur Mitte beblättert, gerade; Blätter lineal-lanzettlich, verlängert, flach; Dolde vielblüthig, kugelig, dicht; Staubgefäße länger als das Perigon. Ausdauernd im Orient und Südeuropa. Diese Art, das *Ampeloprasum Diosc.*, soll noch stärker als der Knoblauch, *Allium sativum L.*, wirken, mehr erhitzen, kräftiger harn- und menstruationstreibend seyn und ist daher im Oriente sehr geschätzt. *Bot. Mag., T. 1385.* — 8) *A. canadense L.* Auf sandigen Aedern Nordamerika's, ausdauernd. Der geistige Aufguß soll gegen Steinbeschwerden heilsam seyn. — 9) *A. Moly L.*, goldgelber L. Stengel am Grunde beblättert, rundlich; Blätter länglich-lanzettlich, flach, stengelumfassend; Dolde flach, Staubgefäße kürzer als das Perigon; Blüthen groß, schön gelb. Ausdauernd in Südeuropa u. Nordafrika. Die Zwiebel, *Radix Moly lutei*, riecht stark knoblauchartig und wurde sonst wie Knoblauch angewendet. *Bot. Mag., T. 499.* — 10) *A. nigrum L.*, schwarzgrüner L. Blätter zwiebelständig, sitzend, breit, lanzettlich, zugespitzt, flach; Schaft stielrund; Dolde halbkugelig; Staubgefäße kürzer als das Perigon; Blüthen weißlich, mit grünen Kielen, Fruchtknoten schwarzgrün. Ausdauernd, auf Bergen des südlichen Europa. Die Zwiebel, *Radix Moly latifolii*, von widrigem Geruche und Geschmacke, wurde äußerlich als scharfes, zusammenziehendes Heilmittel, häufiger aber noch als Zaubermittel angewendet. Man hält sie für das *Moly Hom. et Diosc.* *Bot. Mag., T. 1148.* *Jacq., Austr. 1, T. 10.* — 11) *A. ursinum L.*, Bärens

Lauch, **Waldknoblauch**. Blätter zwiebelständig, lang, gestielt, elliptisch-lanzettlich, flach; Schaft halb walzenförmig, beinahe dreikantig; Dolde gleich hoch; Staubgefäße kürzer als das Perigon; Blüten schneeweiß. Ausdauernd, in den Laubwäldern Europa's. Zwiebel u. Kraut, *Radix et Herba Allii ursini latifolii*, waren sonst gebräuchlich und zwar als harntreibende und scorbutwidrige Mittel. Russen und Tataren speisen die Blätter; auch die Bären sollen sie fressen, daher der Name. Engl. Bot., T. 122; Fl. dan., 757. — 12) *A. Victorialis* L., wegbreitblättriger L., lange Siegwurz, Allermannsharnisch. Stengel bis zur Mitte beblättert, oberwärts kantig; Blätter kurz gestielt, lanzettlich oder elliptisch, flach; Dolde kugelig; Staubgefäße länger als die Blüthenhülle; Blüten klein, schmutzig-grünlichweiß. Auf den Boralpen u. Alpen Mitteleuropa's, ausdauernd. Die Zwiebel, *Radix Victorialis longae* u. *Victorialis maris* s. *Allii alpini* s. *Allii montani*, langer Allermannsharnisch, lange Siegmarswurzel, Siegwurzmännlein, war ehemals officinell und ward im frischen Zustande wie der Knoblauch angewendet; getrocknet, wie sie im Handel vorkommt, ist sie ganz unwirksam. Nur der Aberglaube bediente und bedient sich ihrer noch zuweilen. Wer sie bei sich trägt, soll unverwundbar seyn, daher der Name Allermannsharnisch. Der Name *Victorialis* bedeutet *Montis Victorialis*, weil die Pflanze auf dem Mont St. Victoire in der Provence sehr häufig ist, darf daher nicht in *Allium victorale* umgeändert werden. Plenk, T. 260; Jacq., Austr., T. 216. — Es finden sich noch viele andere Arten, die in ihrer Heimath als Arzneipflanzen oder in der Küche angewendet werden, die wir aber, da sie weniger wichtig sind, der Kürze wegen hier übergehen.

II. Zierpflanzen. 13) *A. Cowani* Lindl. In Peru. Blüten ziemlich groß, weiß, zierlich. Bot. Mag., T. 3531. — 14) *A. descendens* L. Ausdauernd, in der Schweiz. Blüten purpurroth, in einer dichten Dolde. — 15) *A. flavum* L. Ausdauernd, in Südfrankreich. Dolde gelb, Blüten hängend. — 16) *A. fragrans* Vent. Ausdauernd, in Nordamerika. Blüten zierlich, weiß, roth gestreift, auswendig grünlich, nach Vanille duftend. — 17) *A. moschatum* L. Ausdauernd, in Südeuropa. Dolde mit wenigen, weißen, nach Bisam duftenden Blüten. — 18) *A. odorum* L. Ausdauernd, in Südeuropa. Blüten zahlreich, in gleich hoher, ausgebreiteter Dolde, weißlich, wohlriechend. — 19) *A. roseum* L., Rosenlauch. Ausdauernd, in Frankreich, in Weinbergen; Blüten zierlich, rosenroth. — 20) *A. suaveolens* Jacq., lc. rar. 2, T. 364. Ausdauernd, in Oesterreich. Blüten weißröthlich, angenehm riechend, in kugelförmiger Dolde. Die europäischen Arten dauern im Freien und lieben einen fetten, lockern, etwas kieseligen Boden; die außereuropäischen werden wie die Kapzwiebeln behandelt. Die Gattung ist der Typus der Alliaceae Presl., welche eine Untergruppe der Coronariae Anthericeae Rehb. ausmachen.

Lauch (Geogr.), franz. Fluss, Depart. Haut-

Rhin, Nebenfluß des Ill, links; entspringt in den Vogesen und fließt östlich.

Lauch (Biogr.), Christoph, Maler zu Wien, Gallerieinspektor u. Kammermaler der Kaiserin Eleonore, † um 1730; von ihm das Bildniß der Kaiserinnen Eleonore und Maria, gestochen von Böner und Küsel; begann die Herausgabe des Galleriewerks der ihm anvertrauten Sammlung gemeinschaftlich mit dem Kupferstecher J. Mannl, führte es aber nur bis zum 30. Blatt (Bildniß Karls VI.) fort.

Vaucha (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Querfurt, am rechten Unstrutufer; Siegelei, Wein- und Feldbau, Esfigsiederei, Leinweberei, Mühle, 2 Jahrmärkte; 1660 Einw.; — 2) sachsen-koburgisches Dorf, Fürstenthum und Patr.=Ger. Gotha; Rittergut; 340 Einw.

Vauchart, württemberg. Fluß, entspringt aus 2 Quellen bei Willmandingen und Erpfingen. Nachdem sich die beiden dadurch entstehenden Aeste bei Stetten vereinigt haben, nimmt er die Steckach auf, bildet bei Gernsbach das Lauchartthal und mündet bei Sigmaringendorf in die Donau.

Vauchdistel (Bot.), f. v. a. *Eryngium vulgare* L.

Vauchdorf, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben u. Neub., Edgr. Kaufbeuren; 360 Einw.

Vauche (Bot.), nach Dken, 15. Junft der 5. Klasse seines Pflanzensystems, f. v. a. Beerenlilien, Beerenbaster (f. d.).

Vauchel (Bot.), f. v. a. *Vauchhederich*, *Sisymbrium Alliaria*.

Vauchgrün, 1) Gemisch aus Dunkel- und Dunkelmaragdgrün, etwas Braun und Grau; findet sich z. B. am Nephrit, Turmalin etc.; — 2) (bot. Term.), Farbenbestimmung, f. v. a. *Prasinus*.

Vauchhammer, preuß. bedeutendes Hammerwerk, Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; besteht aus 2 Hochöfen, 6 Hütten mit 5 Frischfeuern, 1 Blech- u. Schanfeldfeuer und 2 Eisenhämmern. Zu den Werken gehören noch die Gebäude und Wohnungen der Beamten und Arbeiter, Gießhäuser, Eisenmagazine und mehrere andere Gebäude; außer dem Beamtenpersonal finden täglich mehr als 200 Menschen Brod und Arbeit. Die dasige Eisengießerei liefert sehr schöne Gießwaaren, z. B. Kochgeschirre, deren Innenseite mit einer emailleähnlichen Masse glasirt ist; ferner Kugeln, Kessel, Röhren, Geländer, Gitterthore, Tafeln, Platten, Defen aller Art, besonders in antiker Form, Urnen, Vasen, Statuen, Büsten, Granznen und überhaupt viele Kunstgüsse, sowohl in einzelnen Figuren, als ganzen Gruppen, nach den besten Antiken gegossen. Merkwürdig ist der seit 1825 hier errichtete 67 Fuß hohe eiserne Obelisk. L. ist eine Besizung des Grafen von Einsiedel.

Vauchhederich (Bot.), f. v. a. *Sisymbrium Alliaria*.

Vauchheim, württemberg. Stadt, Jartkreis, Oberamt Ellwangen, an der Jart; mehre Mühlen; 760 Einw., worunter 110 Juden.

Vauchröden, sachsen-weimar. Dorf, Kr. u.

Patr.=Ger. Eisenach, an der Ausmündung der Elbe in die Werra; 1 Kammergut, 4 Mannlehn-Rittergüter, Unterförsterei, Dorf-, Rimbachs- und Schloßmühle; 700 Einw.

Lauchapfel (Pomol.), mittelgroßer, länglich runder, gerippter Wirthschaftsapfel; Schale anfangs grün, später weißlich gelb, weiß punktiert; Fleisch wenig, etwas hart. Dauert ein ganzes Jahr.

Lauchstädt (Geogr.), preuß. Stadt, Prov. Sachsen, R.-B. u. Kr. Merseburg, an der Laucha, zwischen Merseburg und Halle, mit Schloß, Domäne, Kirche, Theater, Post und einigen Jahrmärkten, mit ungefähr 1400 Einw.; bildete früher mit Einschluß von 29 Dörfern und mehren Rittergütern einen Amtsbezirk des Bisthums Merseburg und war auch die Sommerresidenz der Herzöge von Sachsen-Merseburg; ist jetzt der Sitz eines Gerichtsamtes und eines Rentamtes. Das Städtchen besitz in seiner Nähe eine erdigsalinische Eisenquelle, die zuerst im J. 1710 gefast und durch die Empfehlung F. Hoffmanns bald bekannt u. benutzt wurde. Seit dem J. 1837 besteht hier auch eine Anstalt künstlicher Mineralwasser nach Struve. Das Mineralwasser ist klar, durchsichtig, perlt wenig, hat einen säuerlich zusammenziehenden Geschmack und bildet, der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, einen ockerartigen Niederschlag; seine Wassermenge beträgt in einer Minute 3343 Pfund Wasser, seine Temperatur 4° R., sein spec. Gewicht 1,001. Nach Stolpe enthält es in 16 Unzen:

Kohlensaure Kalkerde . . .	0,459 Gran.
" Kalkerde . . .	0,932 "
Schwefelsaure Kalkerde . . .	2,340 "
" Kalkerde . . .	1,982 "
Salzsaure Kalkerde . . .	0,242 "
Schwefelsaures Natron . . .	0,932 "
Eisen	0,283 "
	7,170 Gran.
Kohlensaures Gas	3,862 R.=3.

Das vorzugsweise als Wasserbad, auch als Wasserdouche, in dem mit Badezellen versehenen Badehause benutzte Mineralwasser wirkt stärkend, zusammenziehend, weniger die Se- und Exkremente befördernd, als die an auflösenden Salzen und freier Kohlensäure reicheren Mineralquellen dieser Klasse, und wird daher vorzugsweise benutzt gegen allgemeine Abspannung, Zittern der Glieder, Lähmungen, Schleim- und Blutflüsse passiver Art, rheumatische und gichtische Leiden nervöser Art, Krankheiten des Uterinsystems durch allgem. oder örtliche Schwäche bedingt, Bleichsucht, Unfruchtbarkeit, Kachexien, Rhachitis (s. Osann, Phys.-med. Darstellung der vorzüglichsten Heilquellen Europa's, Band 2, S. 484). — Geschichtliches. L. ist ohne Zweifel sehr frühen Ursprungs, gehörte im 13. Jahrh. zur Pfalz Thüringen, dann zur Mark Landsberg, kam mit derselben an das Erzstift Magdeburg und 1444 an das Stift Merseburg. Herzog Christian I. erbaute das Schloß, in welchem die Herzöge von Sachsen-Merseburg zeitweilig sich aufhielten. Im J. 1631 wurde die Stadt von den Kaiserlichen sehr verwüstet

und erlitt 1651 und 1701 durch Feuersbrünste wiederum großen Schaden. Die Mineralquelle, welche im Jahre 1697 entdeckt wurde, hätte für das Städtchen eine reiche Erwerbsquelle werden können, wenn zu rechter Zeit die rechten Einrichtungen und in einer auch die Fremden anlockenden Weise hätten getroffen werden können. Nur einmal half die Gunst des Zufalls; denn zu einer verhältnißmäßig hohen Blüthe gelangte der Badeort, als der weimarische Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Göthe u. die weimarische Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren nach einander zum Sommeraufenthaltsort wählte. Als dieser Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen und nur in der neuern Zeit, nachdem die Anstalten wieder verbessert, namentlich die Mineralschlamm-bäder angelegt worden sind und 1837 die Struve'sche Trinkanstalt ins Leben getreten ist, hat es sich wieder gehoben.

Lauchwarze (Verruca rhagoidea, Med.), Warze, welche, gewöhnlich sehr groß und viele Jahre vorhanden, durch Spalten, Risse in mehre Theile getrennt ist, s. Warze.

Lauck, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Preuß.-Holl-land; 320 Einw.

Lauchnura, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Bidschew, Herrsch. Smidar; 300 Einw.

Lauczka, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Raigern; 190 Einw.

Laud, William, Erzbischof von Canterbury unter Karl I., geb. 1573, äußerte gleich bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand große Abneigung gegen die freiere Kirchenverfassung der schottischen Presbyterianer und die Reformbestrebungen der Puritaner in England. Jakob I. betrachtete ihn deshalb als eine Stütze seiner Politik und der bischöflichen Kirche und gab ihm 1621 einen Bischofsstich. Als der König um dieselbe Zeit gegen die Einführung einiger calvinistischen Lehren Vorkehrungen traf, wurde L. für den Urheber dieser Maßregeln gehalten. Sein Einfluß wurde noch größer unter Karl I., der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der 11 Jahre, wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. forderte mit unzeitiger Strenge die genaueste Beobachtung der alten Gebräuche beim Gottesdienste, führte allmählig neue ein, die dem katholischen Ritus nahe kamen und suchte überhaupt den Willen und die Ideen des Königs auf dem kirchlichen Gebiete durchzuführen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury im J. 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaktion zu betreiben und die bischöfliche Glaubenslehre und Kirchendisziplin mit größter Strenge zu behaupten. Er modificirte die englische Liturgie und versuchte sein Nachwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders, in welcher die katholische Partei die Herstellung des Papismus erblickte, führte zum Aufstande der Schotten und der Entwicklung der britischen Revolution. Als Mitglied der berichtigten Sternkammer setzte er die Beschränkung der Buchdrucker und die Einrichtung

eines von ihm geleiteten Censurkollegiums durch, dem die aus dem Auslande eingeführten Bücher vorgelegt werden mußten. Als der Kampf unvermeidlich und das 1640 berufene Parlament wieder aufgelöst worden war, versammelten sich die Bischöfe unter L.'s Vorfige u. bewilligten nicht nur dem Könige Gelder, sondern erließen auch kön. Verordnungen, welche vom Staatsrath genehmigt u. bekannt gemacht wurden, aber den entschiedensten Widerwillen der Gemäßigten unter allen Parteien erregten. Das „lange Parlament“ verwarf sogleich nach seiner Eröffnung jene Verordnungen als Eingriff in die Rechte des Volkes; L. wurde vor dem Oberhause als Hochverräter angeklagt. Nachdem er mehrere Jahre im Tower gefangen gesessen, begannen 1644 die richterlichen Verhandlungen. Mehrere Anklagen waren wenig begründet und obgleich er willkürlicher und gesegwidriger Handlungen schuldig zu seyn schien, so vertheidigte er sich geschickt und lehnte die ausschließende Verantwortlichkeit für den gesammten Staatsrath von sich ab. Als das Oberhaus mit dem Ausspruch zögerte, wurde L. von den Gemeinen vermöge einer sogenannten Ordonnanz des Parlaments als Hochverräter zum Tode verurtheilt und am 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Seine eifrigsten Vertheidiger haben seine Unbesonnenheit nicht entschuldigen können und seine Gewaltthaten läßt sich nur durch die Vermuthung mildern, daß er aus Ueberzeugung handelte. Er war tugendhaft, sagt Bume, wenn strenge Enthaltensamkeit von Vergnügungen diesen Namen verdient, und gelehrt, wenn polemische Geschicklichkeit auf diesen Namen Anspruch gibt. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig.

Lauda, badische Stadt, Unterhainkreis, Amt Gerlachsheim, an der Tauber; Mauern, 5 Thürme, Vorstadt; 1080 Einw.

Laudanum (pharm. Bot.), bei den Ärzten des Mittelalters jedes Beruhigungsmittel (besonders aus Opium), so wie eine jede Zubereitung, worin sie das Wirksame einer Substanz vereinigt glaubten. Von diesen Laudanis hat sich bis auf unsere Zeit nur noch das sogen. flüssige L. Sydenhams (L. liquidum Sydenhami), nach dem englischen Arzte Sydenham (s. d.) benannt, erhalten, welches ein weiniger Auszug von Opium und Safran ist und jetzt noch unter dem Namen Tinctura opii crocata in Gebrauch kommt.

Laudanum liquidum Sydenhami (Pharm.), s. Laudanum.

Laudati (Biogr.), s. v. a. Laudatti.

Laudatio (röm. Ant.), 1) Dankadresse der Bewohner einer Provinz, welche man nach dem Abgange eines Statthalters, mit dessen Verwaltung man zufrieden war, in der Form eines lobenden Berichts an den Senat in Rom einsandte. Nero hob diese Sitte auf. — 2) Schriftliches Zeugniß zu Gunsten des Angeklagten, sowohl von ganzen Korporationen, als auch von

Einzelnen abgefaßt und abgegeben. — 3) L. funebris, s. Leichentede (bei den Alten).

Laudator (lat.), 1) Lobredner; — 2) Derjenige, welcher, neben dem Vertheidiger, einem Angeklagten zu Gunsten sprach.

Laudatti, Gioseffo, italienischer Maler, 1672 zu Perugia geboren, Schüler von P. Montanini das. und von E. Maratti in Rom; malte gute Historien und Bildnisse und suchte (nach Lanzi) der gesunkenen Malerei, wo er wirkte, so viel wie möglich aufzuhelfen. Dasselbe berichten Pascoli und Orlandi. L. † nach 1718.

Laude, franz. Ort, Depart. Loiret, nördl. v. Montargis.

Laudeah (Geogr.), s. v. a. Kennzeichensee.

Lauden (Geogr.), 1) s. v. a. Lauda; — 2) preuß. Dörfer: a) (Deutsch=L.), Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Strehlen; Schloß, Vorwerk, 2 Windmühlen, Forstschere; 590 E.; hierzu das Vorwerk Karolinenvorwerk; — b) (Klein=L.), das.; Schloß, Vorwerk; 190 E.

Laudenau, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Landgerichtsbez. Erbach, Edgr. Michelstadt; Mahl-, Del-, Schneide- und Pappendeckelmühle, 2 Jahrmärkte; 290 Einw.

Laudenbach (Geogr.), 1) bad. Dorf, Unterhainkreis, Amt. Weinheim; 3 Wirthshäuser, Feld- und Weinbau; 1520 Ew.; auf dem nahen Kreuzberge liegt eine Wallfahrtskapelle; — 2) bayer. Dörfer: a) (Groß=L.), R.=B. Unterfranken und Aschaffenburg, Edgr. Alzenau; 2 Mühlen, Brücke; 300 Ew.; — b) (Klein=L.), das.; Mühle; 170 Einw.; — c) das., Edgr. Karlstadt; Schloß, Mainüberfahrt, Ruinen von 2 Thürmen, 9 Mahl-, 1 Holz-, 2 Oelmühlen, Obst-, vorzüglich Kirschbau; 870 Einw.; — d) (Lautenbach), das., Edgr. Klingenberg; Kirche, Schloß mit Kapelle und Gärten, Mainüberfahrt, 2 Mühlen, Obstbau, Baumschule, Holzhandel; 630 Einw.; — e) (L.=Schönborn), s. Groß=L.; — 3) kurhess. Dörfer: a) Prov. Fulda, Kr. Schmalkalden, Amt Brotterode; 120 Einw.; — b) Prov. Niederhessen, Kr. Wigenhausen, Amt Lichtenau; 3 Mühlen am gleichnam. Bache; 670 Einw.; — 4) württemberg. Pfarrdorf, Jarkreis, Oberamt Mergentheim; Schloß, Kapelle, Synagoge; 980 Einw.; darunter 150 Juden.

Laudenberg, bad. Dorf, Unterhainkreis, Amt Buchen; 340 Einw.

Lauder, brit. Stadt, Northumberland, Berwick, westlich von Greenlaw.

Lauderdale (Geogr.), nordamerikan. Grafschaften: 1) B. St., Staat Alabama; Flächeninhalt: 672 □ Meilen; Flüsse: der Tennessee an der südlichen Grenze, welcher den Blackwater, Shoal, Cypress und Second aufnimmt; Boden: gebrochen, sehr fruchtbar; ein Kanal geht durch den Muscle Shoals in den Tennessee; Hauptstadt: Florence, hatte 1840 23 Kaufläden, 1 Handels- und 2 Kommissionshäuser, Baumwollenspinnerei mit 288 Spindeln, 6 Gerbereien, 15 Brennerien, 48 Mahl-, 21 Sägemühlen, 2 Druckereien, 2 wöchentliche Zeitungen, 2 Akademien und 17 Schulen; Bevölkerung: 14,500; — 2) das., Staat Mississippi; Flächeninhalt: 700 □ M.; Flüsse:

der Oxtibbeha und dessen Nebenflüsse; Hauptstadt: Marion; Bevölkerung: 5500; — 3) das., Staat Tennessee; Flächeninhalt: 375 □ M.; Flüsse: an der westlichen Grenze der Mississippi, im Norden der Forkedbeer, im Süden der Big Hatchee und der kleine Fluß Coal; Boden: sehr fruchtbar; Bevölkerung: 3500.

Lauderdale (Geneal. und Biogr.), alte schottische Familie, die ursprünglich den Namen Maitland führte und dann den Titel Thirlestane, Lethington und endlich L. erhielt. Merkwürdig aus derselben sind: 1) William Maitland von Lethington, schott. Staatssekretär unter der Königin Maria Stuart. Er nahm lebhaften Antheil an den Wirren seiner Zeit und wurde 1573 ermordet. Ein Nachkomme desselben — 2) John Maitland, erhielt 1624 die Würde eines Grafen von L., welchen Titel sein Sohn gleichen Namens erbte. Derselbe, erst ein eifriger Presbyterianer, wurde dann Royalist und trat unter Karl II. in das berühmte Ministerium, die Kabale. Er † 1682. — 3) James Maitland, Graf von L., ein berühmter brit. Staatsmann und ökonomischer Schriftsteller, geboren 1759, studierte zu Glasgow. Er trat unter dem Namen Maitland 1778 schon ins Parlament, machte sich als Redner und Oppositionsmann bemerkbar und wurde 1787 in die Kommission berufen, welche die Anklage gegen Warren Hastings leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters ererbte, kam er in das Oberhaus und wurde gegen die Absichten der Minister unter die Reihe der 16 schottischen Peers aufgenommen. Mit Erfolg bekämpfte er 1791 das Ministerium, als dasselbe wegen der Einnahme von Dejakow an Rußland den Krieg erklären wollte. Ebenso tabelte er die gegen Tipoo Sahib ergriffenen Maßregeln und erklärte sich gleich anfangs für die franz. Revolution. Im Jahre 1792 unternahm er sogar eine Reise nach Paris, wo er den Gang dieser Begebenheit mit seinem Freunde Moore beobachtete und sich vorzüglich an die talentvollen Girondisten angeschlossen. Er wurde ein Freund Brissots. L. widersetzte sich dem Kriege Englands gegen Frankreich und tabelte mehrere deshalb von Pitt getroffenen Maßregeln, wie die Suspension der Habeas-Corpusakte und ähnliche, welche der Regierung Gelegenheit zur Willkür geben konnten. Als endlich Pitt L.s Wahl zu einem schottischen Pair und die Bildung eines neuen Parlaments zu verhindern wußte, schrieb er 1794 „Briefe an die schottischen Peers“, die den damaligen Geist der Opposition stark aussprachen. Um für das Unterhaus gewählt werden zu können, wurde er Bürger von London und gründete ein Scheingeschäft, fiel aber bei der Sheriffwahl durch. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Pair von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland, welche Aemter er jedoch bei der Veränderung des Ministeriums wieder verlor. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Seitdem war

er nur im Oberhause als ein sehr eifriger Oppositionsmann thätig. Er erhob sich gegen die Ausnahmsgesetze, gegen die Kriege mit Frankreich, 1808 gegen die Expedition auf Kopenhagen u. unterstützte auch am 8. April 1816 den Antrag des Lord Holland gegen die Gefangenhaltung Napoleons auf St. Helena. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländischen und die indischen Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen u. s. w., ist „An inquiry into the nature and origin of public wealth“ (Edinburg 1804), worin er als Gegner der ökonomischen Theorien Adam Smiths auftritt, die wichtigste.

Laudert, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Koblenz, Kr. Soar; 400 Einw.

Laudes episcopi (a. Musik), alte französische Kirchenmelodien, die in den Kathedralkirchen von den Kanonikern an hohen Festen vor der Epistel abgesungen wurden.

Laudia oder **Laddia** (a. Geogr.), Stadt im Innern von Mauritania Caesariensis zwischen den Flüssen Savus und Serbes, westlich von Dpidium (Ptol. IV, 2).

Laudicoeni (lat.), f. Mancipes.

Laudier, Therese, geb. Garnier, franz. Malerin, 1776 zu Paris geboren, Schülerin von Vestier; lieferte Porträts und Genrestücke, auch einige Historien und 1809 für die Schlosskapelle von Masino in Piemont das Bild der Madonna mit dem Kind, so wie später für den Aßissensaal zu Raon einen Christus. Sie arbeitete noch 1830.

Laudike (Myth. u. a. Gesch.), f. v. a. Laodice.

Laudiren (Zuchm.), das betrügerische Verfälschen, schwarzem Tuche dadurch ein gutes Ansehen zu geben, daß man es ganz dünn mit Baumöl bestreicht, welches man sich erst auf die flache Hand aufgetragen hat.

Laudmer (Lubomier), österr.-mähr. Dorf, Kr. Prerau, Gut Sponau; Schule und Meierhof; 640 Einw.

Laudohn, russ. Dorf, Gouvern. Livland, Kr. Wenden; Stammort der Familie des österr. Generals Laudon.

Laudon, Sideon Ernst, Freiherr von, berühmter österr. Feldherr, geb. 1716. Aus einer in Livland ansässigen, ursprünglich schottischen Familie entsprossen, trat er, 15 Jahre alt, als Junker in russische Dienste. Etwas Geographie und Geometrie war Alles, was er dahin mitbrachte; reiche Naturgabe und stets rege Wißbegierde ersetzten den Mangel an Bildung. Dem ersten Feldzuge wohnte L. 1733 in Polen bei, ging 1735 mit den russischen Hülfstruppen an den Rhein und von da zurück an den Dnieper, wo er in den glänzendsten Feldzügen Münichs 1736—1739 gegen die Türken, die ersten wichtigen militärischen Erfahrungen sammelte. Nach dem Frieden kam er als Oberstlieutenant nach Petersburg, nahm jedoch bald seine Entlassung und reiste über Berlin, wo er eine freundliche Aufnahme fand, nach Schönbrunn bei Wien. In den österr. Dienst getreten, wurde er Hauptmann im slavonischen Freicorps, dessen

Ruhm er theilte, ohne sich durch die darin herrschende Grausamkeit und Plünderungssucht hinreißen zu lassen. Beim Rheinübergang bei Schreck war L. mit seiner Kompagnie in dem vordersten Schiffe, erhielt bei weiterem Vorrücken bei einem Vorpostengefecht einen Schuß durch den Leib, die einzige Verwundung in seinem Leben, ward als Blessirter von den Franzosen gefangen, bei diesen geheilt und von seinen eigenen Leuten bei einem Ueberfalle wieder befreit. Nach dem Rückzuge aus dem Elsass ward das slavische Freicorps in ein regulirtes ungarisches Infanterieregiment umgeformt; doch der Geist ihres Führers Trenk war immer derselbe. L. konnte sich mit einem solchen Manne nicht vertragen, er verließ die Truppe und suchte nach der Schlacht von Trautenau in Wien um eine andere Anstellung nach. In den Trenk'schen Prozeß mit verwickelt, rechtfertigte er sich durch die erhaltenen Befehle. Er erhielt darauf eine Majorstelle bei den Piccanern, wo er bei der Gährung, welche die neuen Einrichtungen 1754 bei den Grenztruppen veranlaßten, wesentlich zur Herstellung der Ordnung beitrug. Die Muße, die ihm blieb, verwendete er zu militärischen Studien, besonders machte er sich mit Karten und Plänen bekannt. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges fehlte L.'s Name unter der Zahl derjenigen, die zum Ausrücken bestimmt waren; darüber empfindlich, reiste er nach der Hauptstadt, ward bei dem Staatskanzler eingeführt und fand in diesem einen thätigen Beschützer, später einen warmen Freund. Er ging als Oberstlieutenant nach Böhmen zum Feldmarschall Browne, kam aber erst nach der Schlacht von Lowositz an. Bei dem Versuche zur Befreiung der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen war er in Thätigkeit; beim Rückzug führte er einen glücklichen Coup auf Tetschen aus und ward nun zu dem Kordon an der Lausitz beordert. Hier war er mit seinen Kroaten unermüdet; bei dem Ueberfalle von Hirschfeld im Februar 1757 hatte er die schwerste Rolle; er wurde dafür zum Obersten befördert. Der Schlacht von Prag und der Einschließung dieser Stadt wohnte er bei, dann führte er mehrere Monate an der Elbe den kleinen Krieg. Mit 4000 Mann stieß er zur Reichsarmee, hielt während der Schlacht von Rossbach die Schölze an der Saale besetzt, kam nicht zum Schlagen und zog sich durch das Erzgebirge nach Böhmen. Der Kurier, der ihm das Generalpatent mitbrachte, war bei Gotha von den Preußen aufgefangen worden; der König sendete es ihm eigenhändig und dazu einige Orden. Bis zur Belagerung von Olmütz führte er den kleinen Krieg mit abwechselndem Glücke; die Aufhebung der Belagerung ist allein ihm zuzuschreiben, da er in dem Gefechte bei Donestädte einen preussischen großen Transport von allen Arten Bedürfnissen theils wegnahm, theils zerstörte. Bis zur Schlacht von Hochkirch führte er den kleinen Krieg fort. Eine Krankheit nöthigte L., das Heer zu verlassen und eine Reise nach Wien zu unternehmen, wo er zum Freiherrn ernannt wurde. Im Frühjahr 1759 befehligte er ein Corps an der schlesischen Grenze und bewerkstelligte eine Ver-

einigung mit den Russen. Am Tage der Schlacht bei Kunnersdorf entriß er seinem Gegner den schon erkämpften Sieg, der indessen die Folgen nicht hatte, die der kaiserliche General hoffen durfte. Er trennte sich von den unthätigen Verbündeten und zog in beschwerlichen Märschen nach dem österreichischen Schlessien und nach Mähren. Maria Theresia ernannte ihn zum Feldzeugmeister; die russische Kaiserin beschenkte ihn mit einem reich besetzten Degen. Im Jahr 1760 eilte er nach Prag, Böhmen gegen einen von Kommothau her erwarteten Einbruch zu schütten; hierauf legte er in Wien einen Plan zum Feldzuge vor, und begab sich dann zu Daun nach Dresden, von da aber wieder nach Schlessien. Hier schlug er am 23. Juni den General Fouqué bei Landsbut, erstürmte Glatz, belagerte aber vergeblich Breslau. Friedrich II. eilte nach Schlessien, L. ihm entgegen; am 15. August verlor er die Schlacht bei Liegnitz, so wie auch das Unternehmen auf Kosel scheiterte. Im März 1761 eilte L., nachdem die Kriegskonferenzen in Wien beendet waren, nach Schlessien, wo er unabhängig vom Hauptheere Dauns ein Corps führte, doch erst im Herbst thätig seyn konnte, indem er durch Ueberfall Schweidnitz in seine Gewalt bekam. Bis zum Frieden zeichneten weiter keine wichtigen Ereignisse sich in L.'s Leben aus; nach dem Frieden war er meistens auf seinem Gute in Böhmen; 1766 aber wurde er in den Hofkriegsrath, 1769 zu dem Generalkommando in Mähren berufen. Bei dem Besuche, den Joseph II. dem Könige von Preußen machte, war L. zugegen, eben so im folgenden Jahre, als der König diesen Besuch zu Mährisch-Neustadt erwiderte; Friedrich nannte ihn stets Feldmarschall, was er noch nicht war; auch fällt in diese Zeit die bekannte Aeußerung des Königs: „daß er L. lieber neben sich, als gegenüber sehe“. Beim Ausbruch des bayerischen Erbfolgekrieges stand L. im März 1778 in Böhmen dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber, doch kam es, wie bekannt, zu keiner großartigen Begebenheit. Noch einmal, 1788, erschien der greise Held, 72 Jahre alt, auf dem Kriegsschauplatz als Befehlshaber in Kroatien. Er schlug im August die Türken bei Dubicza und eroberte diesen festen Platz; auch erstürmte er Novi. Im Feldzuge von 1789 an der Spitze des kroatisch-slavonischen Heeres eroberte er Neu-Pradioka und übernahm, wegen der Krankheit des Feldmarschalls Haddik, auch den Oberbefehl des Hauptheeres. Belgrad und Semendria fielen in seine Gewalt; der Feind wurde bis hinter Nissa geworfen und der Feldzug glorreich beendet. Nach Wien zurückgekehrt, † L. am 14. Juli 1790.

Laudon (Pomol.), Kl. 1, Ordn. 1, Rang 1, nach Die l. Vortreffl. Pfirsichensorte. Die Frucht ist ansehnlich groß, hochaussehend und hat eine tiefe Furche auf der Backenseite. Die Haut ist grünlich-gelb, an der Sonnenseite hochroth gefärbt und mit kurzen, purpurrothen Streifen gezeichnet; nach der Schattenseite ist sie rosenroth punktiert. Das Fleisch ist weiß und von einem sehr angenehmen, weinsäuerlichen Geschmacke. Die Frucht reift Ende August. Der Baum

wächst lebhaft und trägt sehr reichlich. Die Blüthe ist groß und von bleichrothen Farbe.

Landum (lat., Rechtsw.), der Ausspruch eines Schiedsrichters.

Pandun, franz. Flecken, Depart. Gard, Bez. U; 28; 2030 Einw.

Panduni, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra di Lavoro, südöstlich von Piedimonte.

Pane, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; Rittergut, Windmühle; 290 Einw.

Paue (Ichthyl.), s. v. a. Lauben, *Cyprinus Leuciscus* L.

Pauen (sonst Lewen), mecklenburg-strelig. Dorf, Fürstenth. Ragueburg, Landvogtei Schönborg; Meierei; 100 Einw.

Pauenau (Geogr.), 1) hannöv. Amt, Fürstenthum Kalenberg; umfaßt 5530 Einw.; gehörte früher zur Grafschaft Schauenburg; — 2) Marktflecken und Amtsort das., an der Kassau; Zoll- und Steuerreceptur, 2 Färbereien, 2 Rittergüter, Kirche; 760 Einw.

Pauenbach, bad. Zinken, Mittelrheinkreis, Amt Achern; 180 Einw.

Pauenberg, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Erichsburg-Hunnesrück; Holzhandel, Leinweberei; 570 Einw.

Pauenbruch, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Harburg; Zollreceptur, Schleuse, Mühle; 330 Einw.

Lauenburg (Geogr.), deutsches Herzogthum in Niedersachsen und Theil der dänischen Monarchie, vom eigentlichen Dänemark jedoch durch Geseze und Sprache getrennt, grenzt östlich an das mecklenburg-streligische Fürstenthum Ragueburg und Mecklenburg-Schwerin, südlich an Hannover, südwestlich an das Gebiet der freien Stadt Hamburg, westlich an Holstein und nördlich an das Gebiet der freien Stadt Lübeck, umschließt mehrere mecklenburg-streligische (3), lübeckische (5) und hamburgische Parzellen, und hat 19,05 □ Meilen Flächeninhalt. Das Herzogthum ist fast durchgängig ebenes Land, mit wenigen Hügeln und Erhebungen und hat im Allgemeinen denselben Bodenscharakter wie Holstein (s. d.), längs der Elbe Marschland, im Innern Geseeboden abwechselnd mit einigen Heides- und Moorstrichen. Gewässer: Im Süden fließt von der Stadt L. bis Eschburg die Elbe vorüber, in welche die von Siebeneichen und Büchen kommende Delsenau, Lüneburg gegenüber, mündet; an der westlichen Grenze fließt die Bille, welche die Schteebe- nung aufnimmt und ebenfalls zum Elbegebiete gehört; nordwärts geht mitten durch das Herzogthum die schiffbare Steckenig, welche durch einen Kanal mit der Delsenau verbunden ist u. in die Ostsee fällt; die Wackenig kommt aus dem Ragueburgersee, ist gleichfalls schiffbar und geht nach Lübeck in die Trave. Die größten Landseen sind der eben genannte Ragueburgersee und der Schallsee, von welchem letzterem die nördliche Spitze zum Fürstenthum Ragueburg und die südliche zu Mecklenburg-Schwerin gehört; außer diesen beiden größern gibt es aber noch viele kleinere Seen, als: der Lüschen-

becker-, Weidendorfer-, Behlendorfer-, Anker-, Bodens-, Möllners-, Lüttaners-, Dräseners-, Nidendorfer-, Salemers-, Peyer-, Küchen-, Prins- stern-, Seedorfer-, Becherer-, Stintenburgers-, Golden-, Rögelliner, Kulpiners-, Gram-, Dug- auers-, Niendorfer, Bernstorfers-, Sarnelowers-, Gudowers-, Neuentkener- und Krebssee. Ein bedeut. Wald ist der sogenannte Sachsenwald zwischen Rasseburg, Wohldorf, Hohenhorn, Brunstorf, Schwarzenbeck und Davelost. — L. hat dasselbe Küstentlima wie Holstein, daher im Allgemeinen milde Winter, deren mittlere Temperatur auf 0,5° über dem Gefrierpunkt an- zunehmen ist, und kühle Sommer mit einer Mit- telwärme von etwa 17°—18°; die mittlere Tem- peratur des Jahres beträgt ungefähr 8,5°. — Die vorzüglichsten Produkte des Landes sind: Getreide, Gemüse, Flachs, Hanf, Obst, Holz; Ackerbau und Viehzucht, auch Gartenbau bilden daher die Hauptbeschäftigungen der Bewohner, denen sich durch die Fischerei in den Seen u. Flüs- sen, durch den beträchtlichen Fracht- und Schiff- fahrtsverkehr und durch den ergiebigen Torfstich weitere Nahrungsquellen eröffnen. Von der Industrie L. ist wenig zu sagen, 2 Kupfer- hämmer, 1 Eisenhütte und 1 Pulvermühle sind Alles, was erwähnt werden kann. Desto er- heblicher ist dagegen der Handel; der Binnens- handel wird durch gute Straßen, die von Ham- burg und L. nach Schwarzenbeck und von da über Mölle nach Ragueburg führen und durch die hamburg-berliner Eisenbahn, welche den südlichen Theil des Landes durchschneidet, ge- fördert, und auch der Transitverkehr auf der Steckentig und der Elbe wirft einen nicht unbe- trächtlichen Gewinn ab. Die wichtigsten Aus- fuhrartikel sind: Getreide, Butter, Käse, Wolle, Bau- und Brennholz und Fische. — Für die geistige Bildung der Bewohner ist durch gute niedere Schulen in den Städten und Dör- fern nach Kräften gesorgt; hinsichtlich der hö- hern Bildungsanstalten: Seminar, Gymnasien und Universität ist L. auf das Herzogthum Hol- stein hingewiesen. Für gemeinnützige und wis- senschaftliche Zwecke wirken die schleswig-hol- stein-lauenburgische Gesellschaft für die vater- ländische Geschichte, errichtet 1833, und die schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für die Aufbewahrung der alten Sagen, errich- tet 1834. — Staatsverfassung und Ver- waltung. Die lauenburgische Verfassung be- ruht auf verschiedenen alten Verträgen, na- mentlich auf der 1585 zwischen der Ritter- und Landschaft und dem Herzoge Franz, dem Jün- gern errichteten Union, die jedoch nicht mehr in allen Punkten gilt. Die Stände sind die Rit- ters- und Landschaft; jede Stadt sendet einen Deputirten, ebenso haben die Gutsbesitzer das Recht der Landschaft, doch ist unentschieden, ob der Gutsbesitzer von Adel seyn muß. Den en- gern Ausschuss bilden 4 aus der Ritterschaft gewählte Landrätthe. Das Landmarschall- amt besizt die Familie v. Bülow wegen des Lehnguts Gudow, auf welchem es haftet. Der Landmarschall ist zugleich erster Landrath. Rechtskonsulent der Stände ist der Landsyn- dikus. Ein weiteres wichtiges Dokument für die

lauenburgische Verfassung ist der Landesrecess vom 15. Sept. 1702, von Frederik VI. am 6. Dec. 1815 bestätigt. Besondere Versammlungen der Stände behufs Regulirung des Steuerwesens finden jährl. zu Rageburg Statt, feierliche Landtage, die zu Büchen gehalten werden, aber selten; überhaupt existirt die Verfassung nur dem Namen nach. — Die Regierung des Herzogthums führt ein Gouverneur oder Landdrost, der unter der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei und mittelst dieser unter dem geheimen Staatsrath zu Kopenhagen steht. Der höchste Gerichtshof ist das Oberappellationsgericht zu Kiel; in 2. Instanz fungiren das Hofgericht und das Konsistorium, die niedere Gerichtsbarkeit wird von den Magistraten, Aemtern und Patrimonialgerichten ausgeübt. An der Spitze der geistlichen Angelegenheiten steht ein Superintendent für ganz L. Für das Forstwesen bestehen 2 Forstinspektionen zu Schwarzenbeck u. Rageburg; das Finanzwesen besorgt die Centralcasse zu Rageburg und für den Elbzoll zu L. ist das Amt L. als Gerichtsbehörde aufgestellt. Beim deutschen Bunde besitz L. mit Holstein die 10. Stimme, und trägt auch mit diesem gemeinschaftlich alle Lasten und Verpflichtungen gegen denselben. — Landesbevölkerung: 160,000 Thl. — Einwohnerzahl: circ. 46,000. — Das Herzogthum hat 3 Städte, 1 Flecken, 126 Dörfer, 37 Weiler, 6 Höfe und wird eingetheilt in die 4 Aemter: Rageburg, L., Schwarzenbeck und Steinhorst; die Hauptstadt und der Sitz der Behörden ist Rageburg. — Geschichte des Herzogthums. In frühester Zeit ist dieses Land ein Theil von Slavia transalpina, und von dem wendischen Stamme der Polaben bewohnt gewesen. Heinrich der Löwe, Herzog zu Sachsen und Bayern, unterjochte diese; ob er aber ihr Land als ein Reichslehn oder als völliges Eigenthum besessen habe, ist ungewiß. Der neuverordnete Sachsenherzog Bernhard I. suchte jedoch sich auch dieses Land unterthänig zu machen und erbaute zu dem Zwecke, als Herzog Heinrich gerade in England abwesend war, 1182 das feste Schloß L. aus den Steinen des von Heinrich verwüsteten Schlosses Erteneburg. Das neue Schloß L. zerstörten zwar die Grafen von Holstein, Schwerin und Rageburg, mußten es aber auf den Befehl des Kaisers wieder aufbauen. Hierauf nahm es Heinrich der Löwe in Besiz und behauptete dieses, so wie auch das ganze Land gegen den Herzog Bernhard. Als Heinrichs Söhne die väterlichen Besitzungen theilten, kam L. an Wilhelm, der auch Lüneburg besaß; in dessen scheint dieser nicht zum wirklichen Besitze gelangt zu seyn, denn Graf Adolf von Holstein eroberte es und wurde 1197 damit belehnt. Im J. 1203 mußte es dieser aber schon wieder an den König Waldemar II. von Dänemark abtreten, der seiner Schwester Sohn, den Grafen Albrecht von Drlamünde, zum Statthalter von L. machte. Dieser wurde aber in der Schlacht bei Bornhöved von dem Grafen von Schwerin gefangen genommen, gab dem Letztern 1227 L. als Lösegeld, und der Graf von

Schwerin überließ es wieder an den Herzog Albrecht I. von Sachsen (aus askanischem Stamme), für den ihm in diesem Kriege geleisteten Beistand. Das Haus Braunschweig-Lüneburg protestirte jedoch dagegen und machte seine Ansprüche auf dieses alte Eigenthum Heinrichs des Löwen fort und soß geltend. Albrecht I. Söhne theilten 1620 ihre Besitzungen. Der jüngere Albrecht II. erhielt das erst erworbene Wittenberg nebst der Herzogswürde von Sachsen (Sachsen-Wittenberg), der ältere, Johann I., erhielt L. nebst Niedersachsen und stiftete die Linie Sachsen-L., beanspruchte auch die Kurwürde von Sachsen, welche sein Bruder Albrecht bald darauf erhielt, als ihm, dem ältern, zukommend. Zugleich führten beide, wegen ihrer Abstammung von den alten Herzögen von Sachsen, den Titel: Herzog von Engern. Als Johann I. 1285 †, folgte sein ältester Sohn Johann II. bis 1313. Dessen Bruder, Albrecht II. genannt, † schon 1314 und hinterließ Albrecht (III.) und Erich (II.), welche zur Nachfolge berechtigt gewesen wären. Trotzdem ergriff ein dritter Bruder Johanns II., Erich I., die Regierung, kämpfte mit dem Kurfürsten Waldemar von Brandenburg gegen Erich VII., König von Dänemark, wurde aber zu Stralsund gefangen und † 1360. Es wird auch behauptet, daß dies der oben erwähnte Erich (II.) gewesen sey, was, nach dem Todesjahre zu schließen, wahrscheinlich ist. Dieser Annahme widerspricht jedoch der Umstand, daß bei einem Regierungswechsel nicht allemal der Sohn, sondern der Älteste der Familie folgte. Der Sohn eines von Beiden war Erich II. (nach Andern Erich III.), der nach Palästina wallfahrte; er war auch in eine Fehde mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg verwickelt, die den Erbvergleich von 1369 zur Folge hatte, dem zufolge das Herzogthum Sachsen-L. beim Erlöschen des lauenburgischen Stammes an die Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg fallen sollte. Erich II. † 1376 und Erich III., gewöhnlich aber Erich IV. genannt (da zuweilen auch ein Enkel Albrechts II. mitgezählt wird), war sein Nachfolger. Er hatte Fehden mit Hamburg u. Lünebeck und † 1411 od. 1419. Ihn beerbte sein Sohn Erich V. Um diese Zeit blühten noch mehrere Seitenlinien von L., die wahrscheinlich alle von Albrecht II. od. von Albrecht III. abstammten. Außer Johann III. und Albrechts III. Sohn Rudolf werden Otto, dessen jüngerer Sohn, Albrecht IV., Rudolf und Johann IV., dessen Enkel, und Johann V., Erich VI. und Georg genannt. Mit dem Letzteren starben die Nebenlinien in dem ersten Drittheil des 15. Jahrhunderts wieder aus. Doch ist ihre Geschichte, so wie die des ganzen lauenburgischen Hauses sehr dunkel u. unsicher. Wie oben bereits erwähnt, hatte schon Johann I. Ansprüche auf die dem Hause Sachsen verlebene Kurwürde erhoben; seine Nachfolger und Stammesältesten erneuerten diese auch jederzeit, erschienen auch fast bei jeder neuen Kaiserwahl und gaben ihre Stimme ab, obgleich nie von den Kurfürsten darauf Rücksicht genommen wurde. Die Kaiser hatten sich

je nach den politischen Verhältnissen mehr oder minder günstig vernehmen lassen; 1356 aber übergang Karl IV. in der goldenen Bulle diese Streitfrage gänzlich, was kein gutes Zeichen war, denn im folgenden Jahre sprach er sich gegen die Herzöge von L. aus. Dasselbe geschah 1376 von Wenzel und 1414, so wie 1420 von Sigismund. Auch als im J. 1422 das Haus Sachsen-Wittenberg mit Albrecht III. ausstarb, konnte Erich V. von Sachsen-L. nichts gegen die Verleihung der sächsischen Kurwürde und des wittenberger Landes an Friedrich den Streitbaren, Markgrafen von Meissen, ausrichten. Sigismund belehnte diesen 1423 vollständig mit der Kurwürde und Wittenberg, trotzdem, daß Erich V. Titel und Wappen eines Kurfürsten angenommen hatte; selbst die Verwendung des Papstes für ihn blieb erfolglos. Er † 1435 ohne Erben und sein Bruder Bernhard II. wurde sein Nachfolger, der nicht die Kur, sondern die Grafschaft Brehna und die Pfalz Sachsen prätendirte; auch führte er Wappen und Titel eines Kurfürsten fort und ließ sich darin eben so wenig wie sein Sohn Johann IV., der ihm 1463 folgte, durch die Verbote und Drohungen des Kaisers irre machen; letzterer wollte sich sogar vom Kaiser nicht mit L. belehnen lassen, wenn das Lehn nicht zugleich Kursachsen umfassen sollte. Er † indeß 1507, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Sein Sohn Magnus II. (als Magnus I. wird der Herzog Magnus von Sachsen von 1071—1106 angeführt) führte den Titel eines Kurfürsten nicht mehr u. nahm die Kurschwärze nur umgekehrt in sein Wappen auf. Magnus II. hatte Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Bremen und mit Magdeburg, wurde 1517 von dem Papste in den Bann gethan, durch Dazwischentreten des Bischofs von Lübeck 1519 davon befreit, nahm später noch die Reformation an und † 1543. Nach ihm regierte Franz I. Dieser hatte zwei Söhne, Magnus u. Franz. Da Magnus, der ältere, eine schwedische Prinzessin geheirathet hatte und in Schweden lebte, so nahm Franz bei zunehmender Altersschwäche des Vaters an der Regierung Theil; dies rief jedoch eine solche Feindseligkeit zwischen beiden Brüdern hervor, daß Franz I. auf ein Dorf flüchten mußte, wo er 1581, 83 Jahre alt, †. Auch nach dem Tode des Vaters hörten die Zwistigkeiten der Brüder nicht auf, Franz II. behauptete sich in der Regierung, nahm seinen Bruder Magnus gefangen und behielt ihn in Haft, bis er 1603 †. Als Franz II. 1619 ebenfalls mit Tod abging, folgte ihm sein Sohn August. Von seinen 19 Kindern ging Franz Karl zum Katholicismus über, und Franz Albrecht ist derjenige, auf dem der Verdacht ruht, Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen erschossen zu haben. Augusts treffliche Regierung konnte dem Lande die Wunden nicht heilen, die der 30jährige Krieg schlug; er † 1656. Julius Heinrich, sein Bruder und Nachfolger, war anfangs schwedischer, dann kaiserlicher General und 1620 Gesandter in Kopenhagen; er zeichnete sich im 30jährigen Kriege aus, wurde später katholisch und † 1665 zu Prag. Mit

dessen Sohn Julius Franz † 1687 der lauenburgische Herzogstamm aus. Einer Erbverbrüderung dieses Herzogs mit dem Kurfürsten von Sachsen, nach welcher sich beide gegenseitig die Nachfolge zusicherten im Falle das eine od. das andere Haus im Mannesstamme aussterben sollte, hatte der Kaiser seine Bestätigung versagt; eben so ist ein 1678 mit Anhalt geschlossener neuer Erbvertrag ohne Erfolg geblieben. Es traten nunmehr 8 Prätendenten für L. auf. Der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen stützte sich auf die im J. 1671 mit dem Herzoge Julius Franz geschlossene Erbverbrüderung, noch mehr aber auf eine Expektanzverschreibung durch Maximilian I. vom J. 1507, bestätigt durch Karl I. und Leopold I.; er ließ daher zu Magdeburg, Otterndorf und im Lande Hadeln von L. Besitz ergreifen. Die sächsische Armee stritt aber damals gerade gegen Frankreich; diese Gelegenheit benutzte der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle, der kreisansprechender Fürst u. Oberster des niedersächsischen Kreises war, um Kursachsen wieder zu verdrängen, angeblich um zu verhindern, daß nicht unter den Kompetenten ein Krieg im Kreise entstehe; berief sich aber zugleich auf die Erbverbrüderung Braunschweigs mit L. vom J. 1369. Auch die ernestinische (herzoglich)-sächsische Linie machte Ansprüche, und hielt dieselben um so begründeter, weil sie in der erwähnten Expektanzverschreibung vor der albertinischen genannt werde. Anhalt behauptete, Herzog Bernhard I., dessen Sohn Heinrich I. der Stammvater der anhaltinischen Linie geworden, sey vom Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachsen, wozu auch Lauenburg gehöre, belehnt worden; übers dies sey auch 1678 ein besonderer Erbvertrag zwischen Anhalt und L. geschlossen worden. Christian Adolf, Herzog von Holstein u. Sonderburg, dessen Gemahlin Eleonore Charlotte eine lauenburgische Prinzessin war, führte an, daß L. nie ein Mannslehn des römischen Reichs gewesen, sondern auch in weiblicher Linie vererbt worden sey und daher ihm mit Recht gehöre. Holstein-Gottorp beanspruchte bloß 8 lauenburgische Dörfer, die zum Amte Rheinbeck gehörten und nun als vermannete, heimfällige Lehen zu betrachten wären. Schweden verlangte das Land Hadeln, das ein Pertinenzstück des Stiftes Bremen gewesen sey. Endlich glaubte der kaiserliche Hof selbst sich der beiden hinterlassenen Töchter des letzten Herzogs annehmen zu müssen, indem er Hadeln besetzte und sequestriren ließ. Unter allen diesen Konkurrenten, zu welchen auch noch die Herzöge von Mecklenburg und das Kurhaus Brandenburg kamen, behielt Braunschweig-Celle den Vorrang und nahm von L. Besitz. Jedoch mußte Kursachsen mit einer Summe von 1.100.000 Gulden und durch den Vorbehalt des Rückfalls nach Abgang des gesamten Hauses Braunschweig-Lüneburg und des Titels von Engern und Westphalen abgefunden werden. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm fiel das Herzogthum an die kurfürstliche Linie des

Hauses Braunschweig und König Georg I. erhielt 1716, weil jetzt erst alle Ansprüche der übrigen Bewerber beseitigt worden waren, zum erstenmal die kaiserliche Belehnung über das Herzogthum nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Die Aufhebung der kaiserlichen Sequestration des Landes Hadeln verzögerte sich aber bis 1731. Im J. 1803 kam L. zugleich mit Hannover unter französische Herrschaft. Zwar fiel es 1813 wieder an seine frühere Dynastie zurück, doch laut Patent vom 16. Juli 1816 wurde es mit Ausschluss des Landes Hadeln am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstrichs am linken Ufer der Elbe und des auf dem rechten Ufer dieses Stromes abge sondert liegenden Amtes Neuhaus, das bei Hannover blieb, an Preußen und von diesem wieder an Dänemark abgetreten, dabei jedoch die Aufrechterhaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, so wie die Uebernahme der Landesschulden zur Bedingung gemacht. Der von 1848 an geführte schleswig-holsteinische Kampf hat das Herzogthum L. als solches weniger berührt. Eine von der ehemaligen Reichsoberverweserschaft auch für L. eingesetzte provisorische Regierung hat nach ratificirtem Friedensschluß ganz stillschweigend ihre Autorität ab- und ihre Befugnisse in die Hände eines dänischen Kommissärs niedergelegt. — 2) Amtsbezirk daselbst, an der Elbe, ungefähr 3 Meilen lang und breit, mit 32 Dörfern und einigen Vorwerken und ungefähr 8000 E.; — 3) Stadt daselbst, am Einfluß der Delvenau in die Elbe, mit drei Vorstädten und dem alten Schlosse L., von dem die Stadt und das L. seinen Namen hat und in dessen Resten der Sitz des Amtes L. ist, besitzt eine Bürgerschule, ein Spital und Armenhaus, ein Justizamt, die Post, die Elbzollennahme und das Elbzollgericht, eine Windmühle, eine Buchdruckerlei und eine Zuckerriederei. Die Stadt treibt Ackerbau und Viehzucht. Die vorzüglichsten Nahrungsquellen sind aber die Schifffahrt und der damit verbundene lebhafteste Transitohandel mit Holz und Getreide, die Elbe auf- und abwärts, so wie auf dem Eckenigkanal nach Lübeck. Einwohnerzahl: 3500. — Geschichtlich merkwürdig ist die Stadt durch die im J. 1803 hier abgeschlossene Konvention, durch welche Hannover den Franzosen übergeben wurde; so wie auch durch das Gefecht vom 17.—19. August 1813, zwischen den Allirten unter Tottenborn und den Franzosen, in welchem die erstern nach hartnäckiger Vertheidigung genöthigt wurden, sich zurückzuziehen.

Lauenburg, preussische Besitzungen: 1) Burgruine, Provinz Sachsen, Regier.-Bezirk Magdeburg, Kreis **Alsfeld**, im Harz bei Steckenburg. Von ihr geht die Sage von einer blauen Blume und einem Schäfer, die Liede besungen hat. — 2) Herrschaft, Prov. Pommern, seit 1460 mit Bütow ein freies polnisches Lehen der Herzöge von Pommern. Als diese 1637 mit Bogislaw XIV. ausstarben, zog Polen L. als eröffnetes Lehen ein, wurde jedoch durch den Vertrag zu Wehlau 1637, wie früher Pommern von Polen, dem Kurhause Brandenburg als freies Lehen gegeben u. 1773

ganz an dieses abgetreten. Im Jahre 1777 wurde L. als besonderer Kreis zu Hinterepommern geschlagen und die Verbindung aufgehoben, in der sie bisher, mit Ausnahme der Finanzsachen, zu Westpreußen gestanden hatte. — 3) (L.=Bütow), Kreis das., R.=B. Köslin, ist durch den Kreis Stolpe in 2 nicht zusammenhängende Theile, den bütow'schen und lauenburgischen Theil, getrennt. Nur der letztere liegt an der Ostsee, die ihn nördlich begrenzt; östlich grenzt dieser Theil an den R.=B. Danzig, südlich und westlich an den Kreis Stolpe. Der bütow'sche Theil wird nördlich vom Kreis Stolpe, östlich vom R.=B. Danzig, südlich vom R.=B. Marienwerder und westlich vom Kreise Rummelsburg begrenzt. Der ganze Kreis umfaßt ein Areal von 33,95 QM. und hat 3 Städte, 175 Dörfer, 116 Vorwerke und 3 Kolonien mit vielleicht 50,000 Einw. Außer einer Menge von Seen, deren Zahl sich über 70 belaufen mag, finden wir hier von Gewässern die Leba mit der Fischitz und Liesentz und die Stolpe mit der Bütow und Kamenz. Die Oberfläche der Landschaft ist eine zum Theil mit Hügeln, Moränen und Waldungen erfüllte, zum Theil sandige und unfruchtbare, zum Theil lehmige aber fruchtbare Ebene. Man beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht, mit Verrfertigung von Tüchern, Hüten und Leinwand; treibt Poh- und Weißgerberei, Brauerei und Branntweinbrennerei, auch einigen Handel mit Malz, Holz und Salz. Der Viehstand beträgt circa 5350 Pferde, 18,400 Stück Rindvieh, 70,000 Schafe, 180 Ziegen und 6100 Schweine. Eine Kunststraße führt durch den Kreis. Die geistlichen Angelegenheiten stehen mit 16 Pfarreien unter der Aufsicht von 2 Superintendenten. — 4) Kreisstadt das., an der Leba, hat Mauern, 2 Thore, ein Schloß, 3 Kirchen, Spital und Armenhaus, ist der Sitz eines Kreisamtes, einer Kreiscommission, eines Kreis- und Stadtgerichts, Untersteueramts, Kreisphysikats, Domänenamtes und einer Superintendentur. Tuch-, Hut- und Leinwandmanufakturen, Poh- und Weißgerberei, Lackfabrikation, Brauerei und Brennerei sind die Nahrungsweige der Stadt. Bevölkerung: 3000.

Lauenburg (Biogr.), Prinzen von Sachsen=L., s. die Einzelnamen, besonders Albrecht und Franz.

Lauenen, Schweiz. Pfarrdorf, Kanton Bern, Bezirk Saanen, im gleichnamigen Thal mit Mlettschern, Wasserfällen und kleinen Seen, häufigen Schneestürzen ausgesetzt; 620 Einw.

Lauenförde, hannöv. Flecken, Hildesheim, Göttingen, Amt Nienover=Lauenförde; Zoll- und Steuerreceptur; früher ein Amtsort; 630 Einw.

Lauenhagen (Geogr.), 1) Lippe-schaumburg. Dorf, Amt Stadthagen; 400 Einw.; — 2) preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 120 Einw.

Lauenhain (Geogr.), 1) (Lauenheim), bayer. Kirchdorf, R.=B. Oberfranken, Pdg. Ludwigstadt; Mühle, Bierbrauerei, Klosterei, Holzhandel; 210 Einw.; — 2) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Zwickau, Amt Frankenberg;

2 Bleichen, mehre Fabriken, Mühle; 370 Einw.; — b) das.; 180 Einw.

Lauenstein (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R.-B. Oberfranken, 2 $\frac{1}{2}$ QM., 4500 Ew.; — 2) Pfarrdorf das., an der Loquis; Schloß (Leutwein'sche); Kobaltgrube, Silber- und Kupferbergwerke, Porzellanfabrik; Papiermühlfabrik, Mühle; 400 Einw.; — 3) hannövr. Amt, Fürstenthum Kalenberg, umfaßt 6 Marktflecken, 23 Dörfer, 11 kleinere Orte und 13,050 Einw.; — 4) Marktflecken und Amtssitz das., mit dem Vorort Damm; Forstinspektion, Nebenzollreceptur, Kirche und Kapelle; Papiermühle, Brauerei, Brennerei; Bevölkerung: 1050; liegt an der braunschweigischen Grenze und kam 1495 an Kalenberg; in der Nähe die Trümmer der Burgen L., Homburg und Spiegelberg. Davon benannt werden die Lauensteiner Berge, ein geringer Höhenzug im Fürstenthum Kalenberg. — 5) Königl. sächs. Herrschaft, Kr. Dresden, Amt Pirna, umfaßt die gleichnamige Stadt, den Flecken Zinnwald, 13 Dörfer mit mehr als 6000 Einw.; gehört dem Grafen v. Bünaus; — 6) Stadt das.; an der Mügltz, auf einer felsigen Bergzunge, mit doppeltem Schlosse, einer Kirche, die schöne Denkmäler enthält, und einem Rittergut. L. hält 3 Jahrmärkte, hat 3 Mühlen, 2 Breitmühlen, treibt Strohflechterei, Landhandel, Klöppelei und Brauerei; sonst waren auch Zinnwerke hier; Bevolk.: 670.

Lauer, 1) der Zustand gespannten Wartens auf das Erscheinen eines Gegenstandes; — 2) ein Getränk, welches man dadurch bereitet, daß man auf Weintrestern oder Obst, woraus der Saft gepreßt ist, Wasser gießt, es eine Nacht stehen läßt, nochmals auspreßt und dann wie guten Most behandelt. Man unterscheidet deshalb auch Wein-L. (Lauerwein) und Obst-L.

Lauer (Geogr.), (Nieder-L.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Nsch., Ldgr. Rensstadt a. d. S.; 2 Mühlen, weißer Sandsteinbruch, der Steine von ausgezeichnete Größe und Güte liefert; 340 Einw.

Lauer (Entom.), s. v. a. blutrothe Cicade, *Cicada sanguinea* Fabr.

Lauer (Biogr.), 1) Franz, einer der ausgezeichnetsten österreichischen Generale, trat 1755 in kaiserliche Dienste und zeichnete sich bereits im 7jährigen Kriege bei Kollin, Gabel, Bittau, Schweidnitz, Breslau u. Leuthen rühmlich aus. Nach dem Frieden zum Hauptmann befördert, machte er 1771 eine Visitationsreise mit dem Generaldirektor Grafen Pellegrini durch Ungarn, Slavonien, das Banat und Siebenbürgen und wurde hierauf zum Ingenieurmajor befördert. In den Jahren 1775 und 1782 machte er militärisch-wissenschaftliche Reisen durch ganz Italien. Inzwischen während des bayerischen Erbfolgekriegs zum Oberleutnant befördert, entwarf er die Pläne zur Festung Theresienstadt; auch leitete er den Bau der Festung Pless-Josephstadt und wurde dafür 1783 zum Obersten ernannt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen die Türkei 1788 machte er die Disposition zur Belagerung der Festungen Dubitza und Belgrad und wurde dafür 1789 zum Generalmajor

und 1790 vom Kaiser Leopold II. in den Freiberrenstand erhoben. Im J. 1795 zum Feldmarschalllieutenant befördert, hatte er wesentlich Antheil an der schnellen Einnahme der Festung Mannheim. Er wurde nun 1797 Generalges-niedirektor, 1800 Feldzeugmeister und † als solcher am 12. September 1803. — 2) Joseph, Freiherr von L., Sohn des Borizien, geboren zu Gräg 1769, begann 1787 als Ingenieurunterleutnant seine militärische Laufbahn und zeichnete sich im Türkenkriege von 1787 und 1788, vorzüglich beim Uebergange über die Donau und bei der Belagerung von Belgrad aus. Im französischen Feldzuge von 1793 waren die Festungen Lequesnoi, Maubeuge, Fort-Louis, die Rheinschanze bei Mannheim, der Hartenberg bei Mainz die sichersten Zeugen seines Muthes; auch in den folgenden französischen Revolutionskriegen zeichnete er sich rühmlichst aus und wurde 1806 Fortifikationslokal-direktor zu Königgrätz, 1811 zu Ofen und 1813 zu Temeswar. Im J. 1814 zum Generalmajor befördert, erhielt er eine Anstellung bei der italienischen Armee und wirkte in der Schlacht am Mincio und bei der Verrennung Mantua's thätig mit. Im J. 1815 verteidigte er Ferrara gegen 50,000 Neapolitaner. Seine glänzendste Thaten aber war die Eroberung der Festung Gaeta, zu deren Gouverneur er hierauf ernannt wurde. Im J. 1817 erhielt er das provisorische Kommando der Truppen in Neapel, wurde 1826 Feldmarschalllieutenant, 1831 Festungskommandant zu Königgrätz, 1832 zu Olmütz u. 1841 zum wirklichen Geheim-Rath ernannt. Er lieferte eine ausführliche Schilderung der Belagerung von Gaeta in die wiener militärische Zeitschrift (1823). — 3) Name mehrerer fränkischer Maler; am bekanntesten: Nikolaus, Hofmaler des Herzogs von Zweibrücken, arbeitete 1793 bis 1802 in Berlin, lieferte noch 1810 gute Bildnisse in Pastell; B. Salomon hat nach ihm gestochen.

Lauerbach, großherzogl. hess. Dorf, Prov. Starkenburg, Ldgr. Erbach, Ldgr. Michelstadt; 130 Einw.

Lauerbrück, hannövr. Dorf, Lüneburg, Amt Harburg; adeliges Gut; 330 Einw.

Lauergalerie od. **Lorrigang** (Kriegsw.), eine über die Einfassungsgalerie hinaustretende Gallerie, um den Feind, d. i. dessen Arbeiten, zu behorchen.

Lauergrube (Jagdsw.), eine in die Erde gemachte Grube mit einer Decke von Reißig, in welcher ein Loch gelassen, um durch dasselbe von der Grube aus auf das in die Nähe gelockte Wild zu schießen.

Lauringen (Geogr.), s. v. a. Lauringen.

Lauermanns Kirsche (Pomol.), s. Knorpelkirschen, Nr. 16.

Lauer's Butterbirne (Pomol.), Klasse 1, Ordn. 2, Rang 1, nach Die l. Eine ungemein schöne, große, ziemlich eiförmige, vortreffliche Frucht, die drei Zoll hoch und breit ist. Die Schale ist grasgrün, wird aber nach und nach hellgelb, hat einzelne hellbraune Rostflecken und Rostfiguren und sehr viele feine Punkte. Das

Fleisch ist schön weiß, etwas körnig von Ansehen, sehr saftreich, ganz schmelzend und von einem sehr angenehmen, feinen, bergamottartigen Zuckergeschmack, der mit dem der grauen Deschampsbirne, in deren Familie sie gehört, viel Aehnlichkeit hat. Die Frucht zeitigt im Januar und hält sich, kühl aufbewahrt, bis in den März. Der Baum wächst mäßig, setzt bald Fruchtholz an und ist sehr tragbar. Verdient als späte Winterbirne die häufigste Anpflanzung. In Zwerg auf Wildling.

Lauerfisch (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Herrenlauerfisch, vulgo Lorsch), Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Gubrau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 240 Einw.; hierzu ein Schäferrevorwerk; — 2) (Klein-L.), das.; Vorwerk, Windmühle, Schäferrevorwerk; 120 Einw.

Lauerfispinnen (Arachnid.), nach Den, Abtheilung der achten Spinnen, s. v. a. Zellenfispinnen.

Lauerstechen (Vergb.), mit Bezahlung der Zubuße warten, um zu sehen, ob die Zeche in bessere Umstände kommt.

Lauerwein (Getränke), s. Lauer 2).

Lauerz, s. v. a. Lowerz.

Lauf (Schießgew.), die cylindrische Röhre, in welche die Ladung der Feuerwaffen gebracht wird; s. Büchsenmacherkunst, S. 715 f. u. Stückgießerei.

Lauf (Jägerspr.), Wein von jedem vierfüßigen Jagdthiere.

Lauf (in and. Bed.), 1) (Mühlenw.), die hölzerne Einfassung um die Mühlsteine; sie wird vom Böttcher verfertigt; — 2) (Wasserb.), der hohle Theil einer Wassertröhre oder eines Stiefels; — 3) s. Eleblauf; — 4) (auch Lauf od. Auslauf, Jagdw.), lichter, mit hohen Luchern umstellter Platz bei einem eingestellten Jagen, wohin man der Jagdherrschaft das Wild aus den Kammern vorjagt, um aus dem Schirm geschossen, gehegt und gefangen zu werden. Er fängt gewöhnlich bei dem Luer- oder Laufstuche an, ist auf beiden Seiten mit Luchern eingestellt u. dem Schirme gegenüber mit einem Bogen — die kleine Rundung genannt — halbmondförmig geschlossen, 300—500 Schritte lang, vor dem Quertuch 100—150 Schritte breit. In der Mitte steht der Schirm. Zur Sauhege legt man die Lucher innen, mit großen Netzen aufgespannt, auf die Forkeln; grüne Reiser auf Stangen bezeichnen links und rechts den Zuschauern den Raum der kleinen Rundung, wohin zu treten verboten ist, weil aus dem Schirme dahin geschossen wird. Im Laufe selbst errichtet man oft, größerer Ergögnlichkeit wegen, sogenannte Uebersprünge, d. h. kleine Wälle, Gräben, Reifgelande, Bäume u. s. w., worüber das Wild springen muß, mitunter sehr hohe Wälle, von deren Kamm es herabgeschossen wird. Die Form des L., d. h. die Figur des Platzes, welche ihren Umriß durch das Stellen des Zuges erhält, ist beliebig und hängt von dem disponiblen Plage ab, so wie davon, ob bloß geschossen oder bloß gehegt, oder beides zugleich geschehen, und ob auch darauf parforce gejagt werden soll. — Vom L. gibt es mehrer Arten:

a) Mit geraden Flügeln und einer Rundung; — b) mit geraden Flügeln, die sich nach der Rundung zu erweitern; — c) mit einem gebrochenen Flügel, mit zwei Krummruthen, dem Schirme gegenüber, welche die Schußlinie bezeichnen, hinten mit einer Rundung; — d) mit gebrochenem Flügel, nur einer Krummruthe auf jeder Seite, dem Schirme gegenüber, hinten mit einer Rundung; — e) eckige, mit gebrochenen Flügeln, hinten mit einer Schnappe; — f) eckige, mit geraden Flügeln; — g) runde; — h) Kontralauf, lang und schmal, vorne und hinten ein gleichwölbiger Bogen, die Seiten ebenfalls ausgeschweift. (Zeichnungen dieser verschiedenen Arten des L. s. in Becksteins Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, Bd. II, Taf. 1, dann Bd. IV, Taf. 2; in Döbels Jägerpraktik und im Atlas zum Dictionnaire de chasses). — 5) (Instrum.), s. v. a. Schnecke.

Lauf (Geogr.), 1) bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Bühl, Pfarrkirche; 1000 Einw.; — 2) bayer. Besitzungen: a) Landgericht, R.-B. Mittelfranken; umfaßt $3\frac{1}{4}$ □ M. Areal u. 14,150 Einw.; — b) Stadt das.; an der Pegnitz; Vorstadt, Schloß, Dekanat, Landgerichtsfisch, Stahldrahtfabriken, Hopfenbau; 3 Eisen-, 1 Nadel-, 1 Spiegel-, 2 Messingdrahtfabriken, Folienhammer, 3 Eisenwerke, Schleif- und Sägemühle, 4 Mahlmühlen, Leinöl-, Gerberlohr, Weißgerber- und Stampfmühle; 3010 Einw.; — c) Dorf das., Edgr. Nürnberg; Schloß, Raufgoldschlägerei, Drahtzieherei, Messingschmelze, Tabaksbau; 330 Einw.; — d) Dorf, R.-B. Oberfranken, Edgr. Forchheim; 120 Einw.; — e) Dorf das., Edgr. Scheßlig; Mühle; 330 Einw.

Laufach, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Unterfranken u. Nsch., Edgr. Rothenburg; liegt am Borspessart; Eisenwerke, Mühle, Kalksteingruben; 1040 Ew.; zu der Gemeinde gehören die schönbornschen Höfe Wendelstein u. Bispling.

Laufacher Eisenwerke, bayer. Eisenfabrik, R.-B. Unterfranken u. Nsch., Edgr. Rothenburg, am laufacher Bache; Hochofen, Kupol-Ofen u. 2 Frischfeuer; die Eisenschmelze liefert jährlich 900 Etr. Gänzeisen u. 4330 Etr. Gußwaaren.

Laufadern, s. Anatomie, S. 798.

Laufangel, eine Hechtangel, an welche man einen lebendigen Fisch als Köder gebracht hat.

Laufband, 1) (Pferdew.), ein Band, an welchem man ein Pferd auf der Reitbahn den Rundlauf machen läßt; es besteht aus einer zollbreiten, ansehnlich langen, daumendicken Schnur, aus Hanf oder Flachsgestochten (L. = Leine), oder aus einem, aus mehreren Stücken zusammengefügt Riemen (L. = Riemen); an dem einen Ende ist eine Schnalle angebracht, womit es an den hohlliegenden eisernen Nasenbügel des Kappzaumes befestigt wird, doch so, daß es an demselben, so wie das Pferd wechselt, hin- und herschlüpfen kann; — 2) s. v. a. Gänzelband, s. Gängel.

Laufbank, s. v. a. Gängelwagen, s. Gängel.

Laufbret, 1) s. Buchdruckerkunst, S. 335;

folgenden Vorwärtsschreiten von Neuem fortgeschwelligt werden. Daß aber die Schwere dabei vermindert ist, erfieht man aus dem geringen Eindruck, den die Füße im Laufen auf einem nachgiebigen Boden machen, wie auch daran, daß man in einmal angehobenem raschen L. leicht über ein morsches Bret, oder über brüchiges Eis wegkommt, das im langsamen Schreiten darüber einbrechen würde. Das Vorwärtsschnellen des Körpers geschieht besonders durch die das Knie streckenden Muskeln. Da nun, um eine stärkere Wurfkraft beim L. in Anwendung zu bringen, die Kniegelenke beim Aufsetzen jedes Fußes auf die Erde in einem größeren Winkel als beim Gehen gebogen werden müssen, so ist der ganze Körper im L. verkürzt; mit steifem Knie ist es eben so unmöglich, einen Lauf zu beginnen, als ihn fortzusetzen. Die Senkung des Oberkörpers durch die Kniebeugung wird gestillt durch noch dadurch erhöht, daß der in Lauf sich Begende auch den Kumpf gegen die Schenkel biegt. Indem nun auch zugleich der Kopf vorwärts hängt, gelangt der Schwerpunkt des Körpers über die Füße hinaus. Während nun dadurch der Körper im Fallen begriffen ist, wird der andere Fuß, auf dem der Körper nicht aufruhet, von dem sich vorwärts bewegenden Körper mit nachgezogen, zugleich aber durch Muskelthätigkeit schnell vorwärts gebracht. Schon durch jenes Nachziehen tritt die Ferse in die Höhe, der Plattfuß bleibt nur mit dem Vordertheil und zuletzt nur mit den Zehen in Berührung mit dem Boden; aber um unter dem schnellen Vorwärtsobringen des völlig beweglich gewordenen Fußes den Boden nicht zu berühren und also anzustoßen, und auch damit er zur Ausübung der vollen Wurfkraft, wenn er seinerseits den fallenden Körper aufhängt, also im Aufstehen auf den Boden, sich im Knie gebogen darbiete, gewöhnen wir uns von Kindheit an, im L. den Unterschenkel, während dieses Vorwärtziehens des Oberschenkels, so viel als möglich gebogen zu halten; die Fußsohle bekommt also in diesem Momente eine perpendikuläre Richtung; der ganze Plattfuß wird hoch vom Boden erhoben. Wenn nun der Unterschenkel mit dem sich streckenden Plattfuß so weit vorwärts gelangt, um den fallenden Oberkörper aufzufangen, kommen die Zehen zuerst in Berührung mit dem Boden. Da aber während dessen auch schon der Schwerpunkt des Körpers bis zu den Fußspitzen und über sie hinaus mit fortbewegt wird, so bleibt in dem angefangenen Laufe auch der Vordertheil des Plattfußes der unterstützende Punkt und die Ferse gelangt beim gleichmäßigen L. nie auf den Boden. Hierdurch wird die momentane Unterstützungsfläche beim L. auf den möglich kleinsten Theil beschränkt und das L. durch die Friktion um so weniger aufgehalten, also um so freier fortgesetzt. Während dieses abwechselnden Vorsetzens der Füße wird der Oberkörper zwar auch, wie beim Gehen, etwas gehoben; der Körper bewegt sich in Wogenlinien vorwärts, wegen der gebogen bleibenden Kniee und der Krümmung des Körpers aber nicht um so viel, als die Höhe des Körpers in gerader Stellung beträgt. Der wechselnd schnell vorwärts gezogene

Fuß fügt dem Körper selbst jedesmal einen Schwung hinzu, der durch die im natürlichen L. auch immer schlenkernden Arme, und zwar bei jedem Schritte durch den Arm der entgegengesetzten Seite, unterstützt wird. Für das Schnell- und Leichtlaufen sind, außer der Höhe des Schenkels und Kleinheit des Plattfußes, Beweglichkeit der Fußgelenke überhaupt, Ausbildung des muskulösen Apparats, der zur Fußbewegung dient, Kräftigkeit und Gesundheit, überhaupt ein leichter Oberkörper, daher schlanker Körperbau, Befreiung aller fremden Belästigung des Körpers und viele Uebung Hauptbedingungen. Die Ueberlegenheit im Wettlauf galt daher zu aller Zeit als ein körperlicher Vorzug. Kinder laufen, wiewohl unsicher, schwankend, mit ganzer Fußsohle auftretend, also tapfend, noch eher, als sie gehen lernen, bringen es aber erst in späteren Jahren zu einiger Fertigkeit, weil ihre Schenkel verhältnißmäßig weit kürzer sind, als bei Erwachsenen. Wäre dies nicht, so würden sie noch weit häufiger im L. fallen, als schon wegen der verhältnißmäßig bedeutenden Schwere ihres Oberkörpers ohnedies geschieht. L. hat, wie alle körperlichen Anstrengungen, eine Vermehrung des Herz- und Pulschlags, Beschleunigung des Blutumschlags, dadurch vermehrte Wärme, Schweiß und ängstliches Athmen zur Folge. Um letzterer Ursache willen ist der Mensch, in Bezug auf Thiere, ein schlechter Läufer. Wilde nehmen es zwar hinsichtlich der Schnelligkeit wohl auch mit den schnellfüßigen Thieren auf, aber nicht in der Dauer. Die Athmungsbeschwerden steigern sich bald bis zur Athemlosigkeit (daher die Redensart: „sich außer Athem laufen“). Dieser Zustand ist einem vorübergehenden Fieber gleich; würde er nicht unterbrochen, so würde er tödtliche Folgen wie ein Fieber haben, mit dem eine gänzliche Auflösung und Verderbniß der Säfte verbunden ist, wie wir dasselbe auch bei zu Tode gehegten Thieren beobachten. Die Fähigkeit, L. lange auszuhalten, ohne daß dieser exaltirte und dadurch zu baldiger Erschöpfung führende Zustand eintritt, ist ein Zeichen voller Lebenskräftigkeit; daher man auf Sklavensmärkten die zum Verkauf gebrachten Neger eine Strecke laufen läßt und dann nach der mindern oder mehrern Häufigkeit der Pulsschläge ihre kräftigere oder schwächere Konstitution schätzt. Was nun den Körper an sich beengt, wie große Fertigkeit, auch abgesehen von der dadurch bewirkten Vermehrung der Körperlast, oder in einen Schwächezustand versetzt und sonst Kräfte in Anspruch nimmt, wie die Verdauung einer reichlichen Mahlzeit, besonders auch Beengung der Brust durch Krankheitsanlagen, hindert das L. und nöthigt in kurzer Zeit davon abzustehen. — Zu den durch das L. angeregten Beschwerden gehört auch das sogenannte Milzstechen, indem das Blut im Unterleibe, namentlich im Pfortadersystem, durch den beschleunigten Umlauf in den nicht entsprechend nachgebenden Gefäßen der Milz eben so einen Widerstand findet, als das durch die Lungen strömende Blut in diesen Organen und jenes schmerzhaftes Gefühl hier so lange anregt, bis unter der dem

Körper vergönnten Ruhe, zu der es auffordert, eine Ausgleichung bewirkt wird. — Nach dem Bau der Füße ist eigentlich nur ein L. vorwärts möglich; das L. zur Seite, oder gar rückwärts, ist nur eine Art von Springen und bei weit größerer Anstrengung für das rasche Fortkommen doch nur wenig förderlich. Vgl. Schrittschuhlaufen u. Turnen. — 2) Sich überhaupt schnell bewegen; — 3) sich verbreiten, ausbreiten; — 4) sich erstrecken, eine gewisse Richtung haben; — 5) schmelzen; — 6) (Bergb.), in Karren oder Hundten Erz u. dergl. wegfahren; — 7) (Jagdsw.), von weiblichen Hunden und Dachsen, den Trieb zur Begattung fühlen und zu befriedigen suchen; — 8) (Fischer.), von den Aalen, Junge gebären; — 9) (Jagdsw.), bei allem Raubzeug, wenn es auf das Anlocken und Reizen durch Nachahmung der Stimme eines gefangenen oder kranken Wildes herankommt und oft sehr begierig zu Schuss tragt oder rennt; — 10) (Hdlgszw.), wird von einem Wechsel, von dem gegenwärtigen bis zum Verfalltage gesagt, er hat so und so lange zu laufen; — 11) Preise, auch Waaren, laufen auf einem gewissen Standpunkt, indem sie um so viel theurer werden; — 12) L. lassen (Hüttenzw.), s. Ablassen.

Laufen (Geogr.), 1) bayer. Besitzungen: a) Landgericht, N.-B. Oberbayern, umfaßt 6 □ M. und 16,070 Einw.; — b) Stadt das., am linken Ufer der Salzach; 2) Vorstädte (Dbrain- und Dbslaufen), Schloß, hölzerne Brücke, 2 Hospitäler, Landgericht, Neben Zollamt, Post, Dekanat, Schiffbauerei, Brauerei, Gerberei, Schifffahrt, Wollstickerei, Buchhandel, Gyps- und andere Mühlen, Kupferschmiede, Salzhandel; 1800 Einw.; — 2) österr. Orte: a) Marktflecken, Land ob der Ens, Traunkreis, Distr. Fischel, an der Traun; gothische Kirche; 420 Einw.; — b) Pfarrdorf, Illyrrien, Kr. Laybach, Bez. Radmannsdorf, unweit der Würzner Sau; 330 Einw.; — c) (Lubno), Marktflecken, Steiermark, Kr. Gili, Bez. Altenburg, an der Sau; 410 Einw.; — 3) (L. am Kocher), württemberg. Dorf, Jartkreis, Oberamt Seilsdorf; Kirche; 300 Einw.

Laufenbach, österr. Dorf, Land ob der Ens, Innkreis, Distr. Schärding; Schloß; 260 E.

Laufenburg (Geogr.), 1) Schweiz. Bezirk im Kanton Aargau; 1100 Einw.; vergl. Fritthal; — 2) (Groß-L.), Stadt das., am Rhein, der hier einen nicht hohen, aber schönen Fall oder Strudel bildet, durch den die Schiffe an Seilen herabgelassen werden; Fachsang; 1000 Ew. Gegenüber, durch eine Brücke verbunden, liegt — 3) Klein-L., badische Stadt, Ober-Rheinkreis, Amt Säckingen; 400 Einw.

Laufend (Herald.), ein vierfüßiges Thier im Wappen, welches die Vorderfüße von sich streckt.

Laufende Klafter (Meßl.), s. v. a. Klafter, bloß als Längenmaß gebraucht.

Laufende Kugel (Feuerm.), eine hohle Kugel, in welcher man 2 — 4 kleine Raketen befestigt, die so zusammen gebunden sind, daß die Kette der folgenden Rakete an dem Hinterteile der vorhergehenden liegt. Zündet man die erste Rakete an, so läuft die Kugel fort; entzündet

sich dann die folgende Rakete, so läuft sie wieder zurück.

Laufende Preise, solche, die den veränderlichen Tageswerth der Waaren ic. darstellen.

Laufende Rechnung (ital. Conto corrente), eine Rechnung, die der Kaufmann bis zum Jahreschluß oder zum Abschluß der Bücher ununterbrochen fortführt. Einen Schuldposten auf laufende Rechnung bringen, heißt: ihn dem Schuldner einstweilen zur Last schreiben, aber erst deswegen mit diesem beim Rechnungschluß abrechnen, s. Kontokorrent.

Laufender Hund, s. Verzierungen (architektonische).

Laufende Schulden, die Schulden, welche bis zum nächsten Bücherschluß fortlaufen, d. h. unabgerechnet bleiben.

Laufende Sonne, s. Kunstfeuerwerk.

Laufendes Tauwerk (Schiffb.), sämtliches auf einem Schiffe befindliches Tauwerk, welches beweglich ist oder aufgezoogen wird.

Laufende Wechsel, solche Wechselbriefe, welche noch nicht verfallen, also noch im Umlaufe sind.

Laufen durch den Wind (vom Schiffe), s. Wind.

Laufeneck (Geogr.), österr.-steier. Dörfer: a) (Ober-L.), Kr. Marburg, Bez. Landesberg; 160 Einw.; — b) (Unter-L.), das.; über 100 Einw.

Laufenfelden, nassau. Dorf, Amt Langenschwalbach; 2 Mühlen; 390 Einw.

Laufenthal, bayer. Dorf, N.-B. Oberpfalz und Reg., Lgr. Gemau; Schloß; 140 Einw.

Lauser, 1) (Vogelf.), auch Vorläufer, ein auf dem Vogelherde so angefillter Lockvogel, daß er darauf herum laufen kann, um andere Vögel zum Einfall zu ermuntern. Als größere L. benutzt man besonders gern Drosseln, gräbt jedem einen kleinen Trog in den Boden, mit Futter (Milch mit Hirsenkleien u. s. w. gefüllt); zu kleineren L.n, denen man nur ein Saufgeschirr aufstellt und etwas Futter umherstreut, nimmt man Gimpel, Finken ic. — 2) S. v. a. Läufer.

Lauserzeuch, die Vorrichtung, wodurch Lockvögel, auf dem Herde angefillt, zum Flattern gebracht werden.

Lausespe (Bot.), s. v. a. Bitterpappel, *Populus tremula* L.

Lauffaden (Vogelf.), Zwirnsfaden, womit ein spiegeliges Garn mit einem Ingarn oder Busen eingebunden wird, damit der Busen an demselben sich hin- und herziehen kann.

Lauffen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkreis, Amt Mülheim; Weinbau (Markgräfler); 450 Einw.; — 2) württemberg. Orte: a) Stadt und Dorf, Neckarkreis, Oberamt Besigheim; Hofkammeramt, Amtnotar, lateinische Schule, gothische Kirche, Weinbau; 4000 Einw.; wird durch den Neckar in Stadt und Dorf geschieden, ist alt; am 13. Mai 1534 hier Sieg des Herzogs Ulrich von Württemberg über den schwäbischen Bund; — b) Dorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Balingen, an der Eybach; 820 Einw.; — c) Dorf daselbst, Oberamt Rottweil, am Neckar; 590 Einw.; — 3) österr. Marktflecken, im Salzkammergut des österr. Traunkreises, an der Traun, die

hier einen schönen Wasserfall bildet; Salzwerke, Steinkohlen- und Alabasterbrüche; 400 Einw.; — 4) Schweiz. Orte: a) Dorf, Kanton Zürich, am Rhein; 1600 Einw.; Schloß und Rheinfall (Fall von Schaffhausen), s. Rhein. Hier am 2. November 1799 Sieg des Fürsten Hohenlohe mit einem Corps Oesterreicher über den französischen General Rey. — b) Stadt, Kant. Bern, Amt Delsberg, an der Aare (die hier einen Fall macht), Trümmer des Schlosses Zwingen; 1650 Einw.

Lauffer, Karl Gottlieb, Medailleur zu Nürnberg um 1748 — 1754, war früher (1720) Inspektor der Münze zu Mainz, von wo er Peter d. Gr. von Rußland 151 päpstliche Medaillen sandte, ging später nach Berlin, wo er wahrscheinlich um 1770 †.

Lauffeuer, 1) (Forstw.), das Feuer, welches sich bei einem entstandenen Waldbrande nur über den Boden hinzieht und die darauf befindlichen Gräser, Moos und sonstige Forstunkräuter mit dem auf dem Boden liegenden Laube und dürrer Holz verzehrt; s. Waldbrand; — 2) (Kriegsw.), das rothenweise, abwechselnd von den einzelnen Flügeln ausgeführte Feuer.

Lauffüße (zool. Term.), *Pedes cursorii*, s. Ornithologie, S. 762.

Lauffgerüst (Baul.), s. Gerüst.

Laufgraben, 1) s. Festungskrieg; — 2) in Schiffen ein etwa 3 Fuß breiter Gang auf der Kibbrücke, im Raume rund an den inneren Seiten des Schiffes herumlaufend, wo sich während eines Gefechtes der Zimmermann mit seinen Gehülfen befindet, um entstehende Lecke zu verstopfen; — 3) L. eines Bränders, Leitlinien desselben; — 4) s. Orgel.

Laufgrabenkappe, s. v. a. *Tranchéecavalier*.

Laufgrabenschlag, 1) s. v. a. *Boyau*; — 2) s. Festungskrieg.

Laufgrabewache, s. v. a. *Tranchéewache*.

Laufhuhn (Ornith.), Hühnergattung, s. v. a. *Ortyx*; s. *Hemipodius*. — **Laufhühner**, nach Goldfuß, Abtheilung der hühnerartigen Vögel, s. v. a. *Tachydromi*.

Laufhund, 1) s. v. a. *Jagdhund*; — 2) s. v. a. *Parforcehund*; — 3) s. v. a. *Schweißhund*; — 4) s. v. a. *Weghund*. Vergl. *Canis* und die betreff. Jagdartikel.

Lauffagen (Jagdw.), 1) Art der Treibjagd, zu welchem Art. wir das Folgende nachtragen. Nachdem der ganze Lauf (s. d.) und alles dazu Nothwendige in Ordnung gebracht ist, versammelt sich am Tage des Abjagens die gesammte Jägerei, und zwar bei einem Hauptjagen in Gallauniform, wenn die Hirsche geschlagen haben, mit geschälten Stöcken, wenn sie aber noch nicht geschlagen haben, mit ungeschälten. Das Rolltuch wird gehörig befestigt, und die Einfahrt auf den Lauf hergestellt. Sobald die Jagdherrschaft sich dem Laufe nähert, stellt sich die Jägerei in Reihen, mit der Fronte nach dem Rolltuche zu, dahinter die Jägerbursche mit Schweißhunden und die Rüdenknechte mit den Jagdhunden. Nachdem die Einfahrt wieder zugedeckt ist, zieht die Jägerei zu Holze. Die Jäger theilen sich in der Mitte, der Chef mit der rechten Hälfte, der ihm im Range nächste mit

der linken, vom Jagen aus unter dem gewöhnlichen Jagdschrei: Ho, ho, ho, ho! so wie unter abwechselndem Blasen des Hifthornes. Indem sich die Jägerei der Kammer nähert, wird das Rolltuch aufgerollt und geöffnet, um freien Durchzug zu verstaten. Rüdenmeister und Jagdhelfen mit den Schweiß- und Jagdhunden ziehen dem Zuge bis an das Rolltuch nach, und an der andern Seite des Hauptschirmes nach den Pundschirmen. Nachdem die Jägerei sich unter die Treibwehre vertheilt hat und beide Flügel in der Mitte der Kammer zusammenkommen, gibt der Anführer in der Mitte des Treibens dem Chef davon Nachricht, und darnach dieser den Befehl zum Abgehen. Das Jagdgeschrei wird wiederholt, die Jagd angeblasen, und Jäger u. Treiber gehen langsam nach dem Rolltuche zu vorwärts, um das Wild zu suchen und auf den Lauf zu jagen. Sind einige Stücke Wild auf dem Laufe, so wird das dafür bestimmte Signal gegeben und das Tuch zugerollt, und man läßt das Treiben halt machen. Wenn das auf den Lauf gekommene Wild erlegt ist, wird la mort geblasen und hierauf wieder die Jagd angeblasen, das Rolltuch wieder geöffnet und das Treiben beginnt abermals, in dieser Weise fortfahrend, bis alles Wild auf den Lauf gejagt und erlegt ist. Sind Jägerbursche mit Jagdhunden oder Bracken im Triebe, so können beim Abgehen des Treibens auch einige Hunde gelöst werden, was aber nur dann rathsam ist, wenn die Treibleute das Wild nicht allein heraustreiben können; Jäger und Jagdleute müssen vorsichtig seyn, um nicht von Hirschen geforkelt oder von Sauen geschlagen zu werden. (Um sich gegen Rothwild oder Hirsche zu schützen, ist am besten, sich schnell auf die Erde zu werfen, um diese über sich hinwegsetzen zu lassen; gegen Sauen hilft schnelles Steigen auf Bäume, oder rasche Flucht hinter starke Bäume). Das auf dem Laufe zusammengestürzte, aber nicht verendete Wild wird abgefangen, so wie auch das auf dem Laufe durch Hunde gefangene; jagdbare Roth- und Damhirsche, so wie Sauen, werden mit dem Hirschfänger hinter das Blatt abgefangen; geringen Roth- und Damhirschen, so wie alten Thieren und Rehen, gibt man den Genickfang. Das verendete Wild wird auf der rechten Seite des Jagdschirmes, nach dem Rolltuche zu, hingestreckt, nach den Arten in Reihen, die Rothhirsche, Roththiere, Damhirsche und Thiere, Sauen und Rehe nach ihrer Stärke; dann die Raubthiere. Nachdem alles Wild erlegt, treibt die ganze Jagdmannschaft durch die Kammer bis ans Rolltuch und bleibt, wenn sich wirklich nichts mehr findet, am Rolltuche stehen; die gesammte Jägerei, am linken Flügel sich versammelnd, steckt Brüche auf und zieht wieder in derselben Ordnung von Holz, wie sie hinzog. Vom Rolltuche nach dem Schirme hin erschallt dreimal das Jagdgeschrei, und jedesmal wird dazwischen mit den Hüften und Flügelhörnern die Jagd abgeblasen. Die Jägerei stellt sich bei der Ankunft am Jagdschirme wieder in derselben Ordnung auf, wie vorher bei Ankunft der Jagdherrschaft, aber auf der rechten Seite, wo das erlegte Wild sich befindet, nimmt die Hute ab, den Jagdherr-

schaften vom hohen Range übergibt der Chef die Brücke, die andern im Jagdschirme befindlichen Jagdtheilnehmer aber erhalten sie durch Jäger. Hiernach erfolgt die Ceremonie des Blattschlagens. Ueber das Kontrajagen ist noch Einiges zu bemerken. Ist Roth- und Schwarzwild im Jagen, so kann am Abende vor dem Abjagen das Schwarzwild durch Aufheben des Quertuches auf $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe Gabeln aus der Jagdkammer nach der Kammer des Kontrajagens über den Lauf getrieben und separirt werden. Am andern Tage werden beide Kammern mit Rolltüchern versehen, und beim Abjagen aus der einen Kammer Roth- und aus der andern Schwarzwild, nach Belieben des Jagdherrn, auf den Lauf gejagt. Ist bloß Rothwild im Jagen, so kann am Abende oder früh Morgens vor dem Abjagen einiges Wild aus der Kammer des Jagens nach dem Kontrajagen getrieben werden. Ist das Wild sowohl in der Kammer als im Kontrajagen, so müssen in der Kammer und im Kontrajagen Wehre und Treibleute angestellt werden. Schon bei Ankunft der Jagdherrschaft zieht die Jägerei in 2 Abtheilungen zu Hölze. Jeder Zug vertheilt sich unter die Treibleute nach Nummern, und, wenn das Wild abgesondert werden soll, fängt das Treiben gewöhnlich in der Kammer des Jagens zuerst an; jedoch kann es in beiden Kammern zugleich geschehen, und wenn dann das Wild nicht zu zahlreich ist, so können beide Rolltücher weggelassen und durch einige Jagdhunde das Wild über den Lauf weg aus einer Kammer in die andere gejagt werden, um es beim Passiren der Schusslinie zu erlegen. — 2) Bisweilen auch s. v. a. Parforcerjagd. Vergl. Jagd, S. 1101 f.

Laufkäfer (Entom.), 1) Käfergattung, s. v. a. *Carabus L., Fabr.* — 2) Käferfamilie, s. v. a. *Carabici Latr.*

Laufkarren, s. Karren.

Laufklaue, beim Wild s. v. a. Austerklaue.

Laufkopper, s. v. a. Lufkopper.

Laufkrabbe (Krustac.), Decapodengattung, s. v. a. *Decapode*.

Laufkugeln, Büchsenkugeln, die etwas kleiner sind als die Seele des zu ladenden Gewehres, die also zum Laden gebraucht werden können.

Laufplatte (Maschinenw.), die einarmige Leiter an Hammmaschinen mit Sprossen, auf denen man zum obersten Theile der Maschine steigen kann.

Laufleine (Pferbew.), s. Laufband.

Laufleiter (Jagdsw.), s. Geleiter 3).

Laufmäuse (Säugeth.), nach Dken, 3. Punkt der Ordnung der Nagmäuse. Allgem. Charakter: Hinterleib dicker; Hinterfüße länger, zum Hüpfen, mit stumpfen Klauen; Blätter oder Faltenzähne. — Kleine Thiere, welche größtentheils von weichen Kräutern leben, besonders Kohl und Salat, sehr schnell laufen, meistens hüpfend oder galoppirend, selten eine Stimme hören lassen, wenig graben und wenig Junge werfen. Ihre Ohren sind meistens sehr lang, der Schwanz dagegen kurz. Sie sind sehr friedlich und furchsam und wissen sich durch nichts als durch die Flucht zu verthei-

bigen. Außer den Hasen leben alle andern nur in warmen und selbst heißen Ländern, was um so merkwürdiger ist, da sie einen sehr dichten u. linden Balg haben, der vor der Kälte schützt. Er wird indessen fast nur zu Hutfilz gebraucht, kommt aber als solcher in großer Menge in den Handel. — Eintheilung. A. Hüpfende: Vorderbeine sehr kurz; Hinterbeine u. Schwanz sehr lang. Gattungen: *Dipus*, *Helomys*. — B. Gehende: Hinterbeine nicht unverhältnißmäßig länger; Schwanz meist kurz. Gattungen: *Lagostomus*, *Calomys*, *Lepus*, *Lagomys*, *Cavia*, *Hydrochærus*. Vergl. Dken, Allgemeine Naturgeschichte, Band VII, S. 785 f.

Laufuitz, Fluß, s. Raab.

Laufnitzdorf, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Weyer; 160 Einw.

Laufnitigraben, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Weyer; 300 Einw.

Laufpfanne (Zuckerraff.), Damit sich der Zucker abkühle und in festen Körnern anschieße, läßt man ihn, wenn er gekocht und geläutert ist, in diese Pfanne laufen; woraus er später genommen und in die Formen gebracht wird.

Laufplatz (Jagdsw.), s. v. a. Lauf.

Lauftrad (vertikales Tretrad), s. v. a. Gangrad und Tretrad.

Laufresweiler, preuß. Pfarrdorf, Rheinprovinz, R. = B. Koblenz, Kr. Simmern; Bezirks-, Strücker-, Tornichs-, 1 Papiers- und 1 Schneidemühle; 680 Einw.

Laufriemen, s. Laufband.

Laufschicht (Bauk.), s. Binder.

Laufschlange (Amphib.), s. v. a. *Coluber Cursor Lacépède*, *Couresse*, eine 3 — 4 Fuß lange, schwarzlichbraune Schlange auf den Antillen, welche, sobald sie Gefahr merkt, außerordentlich schnell entflieht. *Lacépède* IV, 55, T. 6, F. 2.

Laufschlingen, **Laufschneisen** (Vogelf.), s. v. a. Laufdohnen.

Laufspiel (Spielw.), s. v. a. Mail.

Laufspinne (Arachnid.), Spinnengattung, s. v. a. *Dolomedes*; s. Wolfspinne.

Laufstege (Laufplanken, Schiffsw.), die an den beiden Seiten des Schiffes befindlichen Gänge, um vom Vordertheile nach dem Hintertheile zu kommen. Sie liegen auf kleinen, an den Bord gespickerten Knien und sind 14—16 Zoll breit.

Laufstock (Seidenw.), an der Seidenhaspel eine Art Lineal, welches an dem einen Ende in dem Laufträbchen steckt, an dem andern beweglich ist und bewirkt, daß die Fäden auf der Haspel neben, nicht über einander kommen.

Laufthier (Säugeth.), s. v. a. Dromedar, *Camelus Dromedarius L.*

Lauftuch (Jagdsw.), s. Treibjad.

Laufvögel (Ornith.), 1) Vögelordnung, s. v. a. *Cursores*; — 2) nach Dken, Abtheilung der Vögel der Ahlenschnäbler oder Wadenfresser, die Sippschaften der Baumläufer und der Erdläufer enthaltend.

Laufwagen, s. v. a. Laufbank.

Laufwerk (Uhrm.), die Räder des Geh- und Schlagwerkes einer Uhr, im Gegensatz zu den

jenigen, welche zur Hemmung und zum Weiswerke gehören.

Laufzeit, die Zeit, während welcher Hunde und Dachse läufig sind.

Laufzettel, s. Post.

Laufzirkel (Bindenn.), Zirkel, dessen Schenkel an den Spitzen in einen rechten Winkel umgebogen sind.

Laug, sumpfige Gegend, wo sich gewöhnlich wilde Schweine aufhalten.

Laugallen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (L. mit Neu-L.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. und Kr. Gumbinnen; 140 Einw.; — 2) das., Kr. Insterburg; 180 Einw.; — 3) das., Kr. Tilsit; 260 Einw.

Laugasä (a. Geogr.), Ort Kappadociens in der Nähe des Euphrat (Ptol. V, 7).

Lauge (techn. Chem.), 1) im allgemeinsten Sinne des Wortes bezeichnet man damit die Lösungen, welche man durch Behandlung gemischter Substanzen mit Wasser erhält, wenn nicht die ganze Masse von dem Wasser aufgelöst, sondern nur einzelne Bestandtheile ausgezogen, ausgelaugt werden können. Bisweilen wendet man den Ausdruck auch auf alle Salzlösungen, Salzlauge, ohne Rücksicht auf obige Einschränkung an. Speciell genommen versteht man unter L. gewöhnlich nur die Lösungen der fixen Alkalien in Wasser und nennt die kaustischen, Kali oder Natronhydrat enthaltende Lösung Aeglaug, die Lösung der kohlensauren Salze der Alkalien aber milde L. Ueber die Bereitung der Auflösung von reinem Aegkali finden sich die Angaben im Art. Kali, S. 342. — 2) Die von Holzasche gewonnene Aschenlauge; sie wird bereitet, indem man warmes oder kaltes Wasser auf Holzasche gießt, welches das in derselben enthaltene Kali auszieht und in Haushaltungen zum Scheuern der metallenen Gefäße, zum Waschen oder Bleichen des leinenen Zeuges gebraucht. Das Verfahren bei der Bereitung der Aschenlauge ist sehr einfach; in einen Korb von starken Holzstäben (Laugenkorb), dessen Boden mit etwas Stroh bedeckt und worauf ein grobes leinenes Tuch (Laugentuch) gelegt ist, wird eine Quantität Asche gebracht und darauf Wasser geschüttet, welches nach und nach in ein untergeschobenes Gefäß träufelt. Zuweilen wird auch die Holzasche bloß in einem metallenen Topfe (Laugentopf) abgekocht. Das specifische Gewicht der L. (Laugengewicht) erforscht man dadurch, daß man eine Quantität L. gegen eine gleiche Quantität Wasser auf einer gewöhnlichen Wage oder auch mittelst eines Aerometers abwägt. In Salzwerken, Potaschensiedereien und von Seifensiedern wendet man dazu gewöhnlich Eier an; schwimmen diese auf der L., so ist sie gut, im Gegentheil schlecht. — 3) (Arme L.), s. Seife; — 4) (Salzw.), s. v. a. Soole; — 5) die salzige Brühe, welche beim Einpökeln des Fleisches entsteht; — 6) (Färber), die Brühe der Pflaumpfe; — 7) (Saffianb.), die Brühe von gebochten Feigen, in welcher die Felle einen Tag gebeizt werden, bevor man sie roth färbt; — 8) (Kupferst.), das mit Asche und Schmelzglas zubereitete Wasser, in welchem die Kupferplatte

gekocht wird, um die Schraffirungen von der Druckerschwärze zu reinigen.

Lauge, iarellische, s. Bleichflüssigkeit.

Laugel (Ichthyol.), auch Lauglein, Laugelen, s. v. a. Lauben, *Cyprius Leuciscus* L.

Laugeli, Fisch, s. v. a. Altelei.

Laugenasche, ausgelaugte Holzasche, die als Düngungsmittel gebraucht wird.

Laugenbad (Med.), s. Bad.

Laugenblume (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Corula*.

Laugenfaß, 1) (Seifens.), s. v. a. Mächer; — 2) s. Potaschensiederet; — 3) s. v. a. Bruchfaß.

Laugenhütte, der Theil des Hüttenwerkes, in welchem die Lauge bereitet wird, im Gegensatz zur Siebhütte.

Laugenkasten, s. Alaunhütte u. Alaun.

Laugensalz (Chem.), das anderthalb kohlensaure Ammoniak wurde früher häufig mit dem Namen trockenes flüchtiges Laugensalz belegt, das kohlensaure Kali wurde vegetabilisches und das kohlensaure Natron mineralisches Laugensalz genannt, weil man glaubte, ersteres sey vorzüglich nur in dem Pflanzenreiche, letzteres in dem Mineralreiche zu finden.

Laugensalze (Min.), nach Wächner Ordnung der Salze mit den Eigenschaftensalzen, Soda, Salpeter und Glaubersalz.

Laugenstuhl, s. Salpeter.

Laugensümpfe, s. Alaun.

Laugenwasser, s. Mineralwasser.

Laugeria (Bot.), nach Jussieu und Jacquin, Pflanzengattung. Arten s. *Guettarda* und *Stenostomum*.

Laugharne (Larharn), brit. Stadt, England, Süd-Wales, Graffsch. Caermarthen, an der Tarn, rechts; 1440 Einw.

Vaughern, nordamerikan. Stadtgebiet, V. St., Staat Indiana, Graffschaft Dearborn; 1 Akademie und 4 Schulen; 3500 Einw.

Vaughlans-Inseln, austral. Inselgruppe im Salomons-Archipel; 9° 19' 15" südl. B. u. 171° 17' 4" östl. L.

Vaughmut, afrik. Ort, Tripolis, Fezzan, westlich von Murzuk.

Vaugier, Jean Nicolas, französischer Kupferstecher, 1785 zu Toulon geb., Schüler von Girodet, war als historischer Stecher bedeutend; er ließ sich später in Cormeille-en-Parisis nieder. Von seinen zahlreichen Blättern sind die besten nach Baron Gros (das berühmte Bild von der Pest zu Jaffa), nach David (Leonidas bei den Thermopylen, sehr gr. Qu.-Fol., eines der preiswürdigsten Blätter der neuern französischen Chalcographie, avant la lettre auf chines. Pap. 280 Fr.), nach Proudhon, Girodet, Persent, Delorme, N. Poussin, nach L. da Vinci, P. Danlour (Delille diktiert der Haushälterin seine Gedichte, treffliches Bl.), nach Antiken.

Vauringen, Stadt, s. v. a. Lauingen.

Vauna, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Wertingen; 500 Einw.

Vaungold, s. v. a. Glittergold.

Vaugona (a. Geogr.), Fluß in Germanien, in den Rhein sich ergießend, jetzt Lahn.

Laugr, Rune L., f. Runen.

Laugsjargen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; über 100 Einw.

Laugwitz, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Brieg; Freischoltse, Wasser- und Windmühle; 440 Einw.

Laugkeit (von lau), 1) mäßige Wärme, besonders von Flüssigkeiten; — 2) niedriger Grad des Gefühls oder Strebens, wo ein höherer erwartet oder gefordert wird, besonders in der Liebe, Religiosität, Berufspflicht etc.

Lauringen (Geogr.), 1) bayer. Landgericht, R. = B. Schwaben und Neuburg; umfaßt ein Areal von 4 □ M. und 15,570 Einw.; theils moosig, theils fruchtbar; — 2) Stadt daselbst, an der Donau; 6 Kirchen, Donaubrücke, Schloß, Rathhaus, Zollamt, Hospital, Briefsammlung, Getreideschranne, mehre Mühlen, Kavaleriekaserne, Jahrmärkte, Handel mit Salz und Wein, Schifffahrt; 3820 Einw. L. war früher Sitz der Herzöge von Pfalzneuburg und erhielt ein Augustiner- und Cistercienser-Frauenkloster; im J. 1632 wurde L. von den Schweden besetzt; ist auch der Geburtsort des Albertus Magnus. In der Nähe finden sich römische Alterthümer. — 3) Braunschweig. Pfarrdorf, Kr. Helmstädt, Amt Königslutter; Rittergut; 400 Einw.

Lauro (Geogr.), f. Lugano.

Launar, span. Flecken, westlich von Almeria, am Süden der Sierra Nevada; 3400 E.

Lauf (Ichthyol.), f. v. a. Lauben, Cyprinus Leuciscus L.

Laufa (Geogr.), österr. Orte: 1) Dorf, Böhmen, Kr. Prachin, Gut Roth-Augezd; über 100 Einw.; — 2) Dorf, Mähren, Kr. Pradisch, Herrsch. Ungarisch-Strau; Schule, Meierhof; 680 Einw.; — 3) (Laucka), Kr. Znaim, Herrsch. Jamnig; Meierhof; 190 E.

Laufanten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Tilsit; 140 Einw.

Laufau (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, Kr. Czaslau, im südöstlichen Theile desselben; vereinigt mit Groß-Lupnig besteht es aus 9 Dörfern; — 2) Dorf das.; Glashütte, Mühle; 180 Einw.

Laufelschken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Piltkallen; 110 Einw.

Laufen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Stallupönen; 130 Einw.

Laufhard, Friedrich Christ., bekannt als Abenteurer und Schriftsteller, geb. 1758 zu Wendelsheim in der Pfalz, studirte zu Greifen und Halle Theologie. Ausschweifung und Trunksucht brachten ihn so weit, daß er unter die Soldaten ging. Im preußischen Regiment von Thadden machte er 1792 als Gemeiner den Feldzug in der Champagne mit. Bei der Blockade von Landau ließ er sich als Emissär brauchen, um den Kommandanten, den Konventodeputirten Drozel, einen Universitätsfreund von ihm, zur Uebergabe zu bewegen, erreichte jedoch seine Absicht nicht. Unter die franzöf. Armee gerathen,

kam er durch eine, im Duell erhaltene Wunde ins Lazareth zu Dijon, ward daselbst Krankenwärter und nährte sich später als Sprachmeister, bis er arretirt wurde. Mancherlei Schicksale führten ihn endlich wieder nach Halle. Dort wurde er 1806 als Lehrer der ältern und neuern Sprachen, darauf als Pfarrer zu Weitzrodt im Saardepartement angestellt, aber schon im folgenden Jahr seiner Stelle wieder entsezt. Nachdem er sich an mehreren Orten herum getrieben, ließ er sich 1811 in Trier nieder und † um 1827. Er schrieb: L. s. merkw. Leben und Schicksale (Halle 1792—1802, 5 Thle.); — Die Reichsarmee (Leipzig 1796); — Annalen der Universität zu Schilda (das. 1798—99, 3 Thle.); — Erzählungen und Novellen (das. 1800, 2 Bde.); — Marquis von Guebrian (das. 1800); — Wilhelm Steins Abenteuer (Altenburg 1810); — Vertraute Briefe eines alten Landpredigers (das. 1811) u. a.

Laufischen (Geogr.), preuß. Orte: 1) Gut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Labiau; 110 Einw.; — 2) (Laufisch), Dorf das.; Amtssitz, Mutterkirche; 290 Einw.

Laufnen (Laufnos), preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Labiau; 320 Einw.

Laufonos, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bidschow, Herrschaft Ehlumeg; 220 Einw.

Lauforan, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrschaft Liboschowitz; 110 Einw.

Laufow (Geogr.), österr. Dörfer: 1) Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrschaft Semil, an der Iser; Kirche, Schule, Mühle; 290 Einw.; — 2) das., Herrsch. Swigan; Schule; 260 Einw.; — 3) Mähren, Kr. Prerau, Herrsch. Bistritz; Kirche, Schule, große Gefchirrfabrik; 640 Einw.

Laufowec, f. Laufoweg.

Laufoweg (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft des Fürsten von Rohan, Kr. Bunzlau; mit Swigan vereinigt, besteht es aus 16 Dörfern; — 2) Dorf das.; Schloß, Kirche; 380 Einw.

Laufowig (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) (Laufowice, Lowkowice), Kr. Znaim, Gut Sadek; 190 Einw.; — 2) (Slawicowice), das., Herrschaft Budlau; Meierhof, Mühle; 230 Einw.

Laufupöhnen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Stallupönen; 330 Einw.

Paul Bang, Palast, f. Seringapatam.

Paulne (auch Laune, Losne geschrieben), Stephan de, f. v. a. Delaune.

Paumellina, Landschaft, f. v. a. Lumellina.

Paumellum (a. Geogr.); Stadt der Libici in Gallia Transpadana, in den Itinerarien deswegen so oft genannt, weil sich hier die beiden, von Ticinum aus durch die westlichen Theile Italiens nach Gallien führenden Hauptstraßen trennten, so daß die nördlichere von da aus über die gralschen, die südlichere über die cortischen Alpen führte. Jetzt Lumello.

Paumersheim, bayer. Pfarrdorf, R. = B. Pfalz, Idgr. Grünstadt; Schloß, Mühle; 80 Einw.

Paumonit (Min.), f. v. a. Paumontit.

Paumont, franz. Bergkette, Depart. Doubs;

beginnt östlich von Besançon und erstreckt sich zwischen dem Doubs bis zum Einfluß des Ar-doux und der Loue.

Laumontit (Min.), Kieselspathgattung aus der Familie der Zeolithe, Klinorhombisch (schiefe rhombische Säule von $93^{\circ} 45'$), $\rho. = 3,5$, $G. = 2,27$, Bruch uneben, Strich weiß. Einzige Species: L., auch Lomontit, diatomer Kuphouspath, Eutomzeolith, erscheint in der Grundform und einigen Nachformen derselben, ist gewöhnlich etwas verwittert und zerbrechlich, gelblichweiß, schneeweiß, auf den lateralen Spaltungsflächen perlmutterglänzend, sonst glasglänzend, durchscheinend bis undurchsichtig. Vor dem Löthrohr zu weißem Glase schmelzend, mit Salzsäure vollkommen gelatinirend. Nach Dufrenoy 50,38 Kiesel säure, 21,43 Thonerde, 11,14 Kalk, 16,15 Wasser. Die Säulen erscheinen durch vertikale Streifung oft schiffartig, sonst derb und eingesprengt in Thonschiefer, Granit, Glimmerschiefer, Porphyr u. bei Huelzot (Bretagne), St. Gotthard, Savoyen, Monzoni, Schemnis, Antrim, Dumbarton, Ekye, Karöer, Fahlun, Rongsberg, Newhaven (Konnectikut), Phis-lippoburg (Maine).

Laumühlen, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Hacht hausen; adeliges Gut; 120 Einw.

Laun (Geogr.), 1) österr.-böhm. Stadt, Kr. Saaz, an der sächs. Straße und Eger mit Brücke, Post, Decanatskirche, schönem Rathhaus; gute Perken und Schnepfen, Weinbau; 2000 Einw.; L. ist alt und wurde im J. 1010 von Bozena, Gemahlin des Herzogs Adalrich mit Mauern umgeben und zur Stadt erhoben. Dabei der Berg Obliz. — 2) Ostind. Insel, Mol-lucken, östlich von Dby.

Laun (Biogr.), 1) Benedikt von, böhmischer Baumeister, s. Beneß. — 2) Friedrich, s. Schulz 6).

Launa (Myth.), s. Anios 1).

Launäa (Bot.), nach Cassini, Pflanzengattung. Arten s. Microrhynchus.

Launau, preuß. Bauerndorf, Prov. Preussen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 400 Einw.

Launawatar, Göttin, s. Finnische Mythologie.

Launceston (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Cornwall, am Tamer; Wollspinnerei, Wollzeuche; 2230 Einw.; — 2) austral. Stadt, Neuholland, Van-Diemensland; 1200 Einw.

Laune (Psych.). Das Wort L., sagt Garve, ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, das wahrscheinlich von Lana herkommt und auf solche Gemüthsstimmungen hinweist, die entweder so wandelbar als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt sich die älteste und allgemeinste Bedeutung des Wortes L., nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Disposition des Gemüthes in seinem denkenden sowohl, als empfindenden Theile bedeutet. Sie ist zwei andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen und solchen,

die auf begreifliche oder sichtbare Entzwecke hinzielen. Die L. nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Ursachen, noch aus den Absichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich physischen Einflüssen zugeschrieben: der Deutsche dem Mond, andere europäische Nationen dem Laune oder der Beschaffenheit der Säfte; letztere haben sie daher humores genannt. Das französische humeur und das englische humour waren daher in ihrer Bedeutung ursprünglich bei Westem nicht so verschieden, als sie es jetzt, besonders im ästhetischen Sinne, sind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Gemüthsstimmung an, die von dem Laune und der Beschaffenheit der Säfte oder von einem Uebermaß der Trockenheit und Feuchtig-keit des Körpers, oder von irgend einem, in die Blutmasse sich mischenden unbekannten Stoffe abhingen. In sofern waren also beide Wörter mit dem deutschen Worte L. auch gleichbedeutend und noch jetzt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. Etre de bonne ou de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als wohl- oder übel-launig seyn. Eben so das englische To be in good or bad humour. Die Umori der Italiener sagen etwas Aehnliches und selbst umorista ist ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Worte humeur und humour, absolut und ohne Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten, humeur für sich heißt immer üble L. od. vielmehr Unwille, Anfall von Born; humour hingegen wird in diesem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an Andern oder zu einer naiven Darstellung seiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten, Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sicher auch mit etwas Schmerz od. Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht, sagt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von dem französischen humour unterschreibt sich die deutsche L. darin, daß sie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet (l'humeur, sagt Troubles, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und sonderbarer Weise haben die Franzosen für die gute L. keinen eigenen Ausdruck), sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, die sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, od. den unwillkürlichen (unbewußten) regellosen Wechsel angenehmer u. unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Wer sich von den Gefühlen beherrschen läßt, ändert dieselben leicht. Garus sagt daher: im allgemeinsten Sinne würde L. überhaupt das unwillkürliche Spiel der noch unbestimmten Triebe seyn, sofern man sich ihm überläßt; dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung, von der wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel

ist zwar immer in den Gefühlen, aber zur L. wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidendlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte feste Richtung mangelt und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbar Uebergänge erscheint. Natürlich ist die L. noch im Kinde, so lange die Periode des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der L. kann so weit gehen, daß man sich über sich selbst ärgert und doch der L. folgt; doch trifft dies vorzüglich nur die üble L., weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Wir unterscheiden übrigens im Deutschen nicht nur durch den Beisatz, wir besäßen auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Bezeichnungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, die denen beigelegt werden, bei welchen diese Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen und urtheilt anders über sie, milder oder schärfer, heiterer oder düsterer. Der Uebelgelaunte deutet Alles übel und fällt dadurch sich selbst und Andern zur Last. Die üble L. ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objektiven Grund hat oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und betrügt sich auch gegen den unschuldigen Gegenstand so, als wäre durch diesen seine unangenehme Stimmung bewirkt worden. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit dem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse L., besonders in sofern sie herrschend ist, heist bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere L., der gute Humor ist die subjektive Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heist gut gelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; so redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nöthig, welcher sich in einer Kunst der komischen Darstellung widmet und in sofern gehört sie zum komischen Talente. Sie ist ferner zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkürlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig seyn muß, um ein freies und harmonisches Produkt der Kunst aufzustellen, aber keineswegs hinreichend, um ein solches Produkt hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft ins Bizarre und Barocke und kann Gegenständen durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber selbst die L. mit Witz verbunden, ist noch nicht zur komischen Produktion hinreichend. Der bloß witzigen L. ist es nur um Zufall zu thun, daher sind ihre Produkte momentan. Die komische Produktion verlangt Phantasie zur Ausführung eines Ganzen. Die L. ist daher auch noch nicht der Humor im ästhetischen Sinne,

oder die humoristische L. der Engländer, besonders wo er sich als Persiflage oder seine satyrische Laune zeigt; sie ist vom Humor nicht bloß dadurch verschieden, daß dieser gern mit Gefühl, Rührung verbunden ist u. mithin anzieht u. erwärmt, während jene oft beleidigt, abstößt u. erkälte, sondern hat noch mehr eigenthümliche Züge, z. B. daß er mit Gutmüthigkeit u. Naivetät u. einer ungereimten Verliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß der Ernst oft dazwischen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber daß der Humor mit Phantasie verschmolzen, weniger beschränkt, nicht auf einzelne Gegenstände, sondern immer auf das Ganze sich richtet, lebendig individualisirt u. s. w. Vergl. hierüber den Art. Humor. In den antiken Darstellungen, welche mehr nach Objektivität hinstreben, findet sich der Humor, d. i. der ästhetische, individualisirende Humor, nur in einzelnen Anklängen. In der neuern Zeit ist die Laune in den komischen Darstellungen vorherrschend, daher auch Jean Paul das humoristische das Romantisch-Komische nennt. Von dem Launigen und Launischen ist noch zu unterscheiden der Launenhafte, oder Der, welcher der L. im ersten Sinne, d. i. dem Launenwechsel unterworfen ist, der, sich selbst zu beherrschen unfähig, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, unstat wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung seines Gemüthes folgt. Da sich ein solcher Charakter von einer sehr lächerlichen Seite betrachten läßt, so hat man auch die L. als verwandt mit dem Komischen oder als eine Unterart des Lächerlichen angesehen.

Laune (Thierarznei.), s. Staup e.

Laune (auch Lanicwo, Geogr.), preuss. Dorf, Prov. und R. = B. Posen, Kr. Frau-stadt; 240 Einw.

Laune (Mühlw.), Balken über den Decken des Mühlgerüsts.

Launen (Gedwilt Rauffeden), preuss. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Memel; über 100 Einw.

Launi (auch Leuni, a. Geogr.), Volksstamm in Bindeclia, zwischen Lech und Amber.

Launiawa (Launawa), österr. = böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Bradisch; 320 E. Launig und Launisch, s. Laune.

Launiken, preuss. Hauptgut, Prov. Preussen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Dar-lehmen; 150 Einw.

Launowitz (Geogr.), österr. = böhm. Orte, 1) Gut, Kr. Rauszim, im südl. Theile desselben, dem prager Erzbisthum gehörig; umfaßt 3672 J. 218 □ Kl. Areal und 1550 Einw.; — 2) Marktflecken das.; Schloß, Mühle, Potasche-siederei; 680 Einw.; — 3) Dorf das., Herrsch. Schwarzkosteletz; 150 Einw.

Launig, Eduard von, berühmter Bildhauer der Gegenwart, um 1795 zu Grölin in Kurland geboren, genoss eine tüchtige Jugendbildung und ward dann in Rom Thorwaldsens Schüler. Später ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, wo seine kunstwissenschaftliche und künstlerische Tüchtigkeit ihn bald zu einem der

geachteten Männer der Stadt erhoben. Seit 1836 hielt L. Vorlesungen über die Geschichte der bildenden Künste, die dadurch doppeltes Interesse gewannen, daß L. aus seinen reichen Sammlungen viele Nachbildungen der Hauptkunstwerke dabei vorzeigen konnte. Diese Vorträge setzte L. bisweilen im Bade Ems fort, wo u. A. der Großfürst-Thronfolger von Rußland sein Zuhörer war, der ihn im December 1838 zu sich nach Italien berief. Hier vollendete L. die Büste des Großfürsten, die er im Mai 1839 der frankfurter Kunstausstellung übergab. Von den frühern Arbeiten L.s wurden besonders ausgezeichnet: Merkur, sich die Flügelschuhe anschnallend; — Venus; — die Muse, die Leier stimmend; — Justus Mölers Büste, 1821 für die Walhalla gefertigt; — die Statuen der Russen Kutusow u. Barclay de Tolly, 1823 für den Kaiser von Rußland ausgeführt; — das Denkmal seines bei Leipzig gefallenen Bruders; — ein großes Basrelief in karrarischem Marmor zum Denkmal des Obersten Nagay im Haag; — das Denkmal Guibetts, mit der kolossalen Büste desselben, von Beyer in Bronze gegossen. Im November 1839 sandte er seine Statue (Genius der Kunst) für das neue Akademiegebäude im Haag ab; für die Buchdruckerfestfeier von 1840 lieferte er die monumentale Dekoration, die dem Fest zum Schmuck und zur Ehre gereicht. (Vergl. darüber Buchdruckerkunst, S. 513). Wohl im Andenken an dieses, wie manches andere Verdienst L.s hatte ein großer Theil der frankfurter Kunstfreunde sich für ihn entschieden, als es galt, Göthe ein Denkmal zu setzen. Ein Streit, der endlich von Thorwaldsen auf Schwanthaler führte, brachte zwar das Werk an seinen Ort, zeugte aber eben so von spießphilistischer oder stiefväterlicher oder gar börne'scher Gesinnung des Senats für den Dichter. Für das neue Börsengebäude fertigten, nach den Berichten des Kunstbl., 1844, die Professoren v. L. u. Zwerger 7 Statuen, den Handel, die Industrie und die Welttheile darstellend. In demselben Jahre legte L. eine Sammlung von Bildnißbüsten verschiedener Nationen an und eröffnete dieselbe mit der Aufstellung von den Köpfen eines armenischen Juden, einer Zigeunerin, eines marokkanischen Beduinen, eines Nubiers, eines Mohren etc.; sein treffliches Monument der Buchdruckerkunstfindung kam im J. 1847 seiner Vollendung in der Ausführung nahe. Sein Buch ist noch nicht geschlossen.

Launfen (Launel), österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Brozan; 350 Einw.

Launec, franz. Dorf mit Markt, Depart. Haute-Garonne, Arrond. Toulouse; 850 E.

Launoy (auch Launois, Geogr.), franz. Flecken, Depart. Ardennes; 520 Einw.

Launoy (Biogr.), 1) (Launojus), Johann von, Berühmter der Rechte des Königs und der gallikanischen Kirche und Bekämpfer des Aberglaubens, geb. in Valdesia in der Normandie, war Mitglied der Sorbonne und † 1678. Seine Schriften erschienen zu Genf 1731 ff. in 5 Bdn.; vgl. Röser, Launojus testis et confessor veritatis evangelico-cath. (Amsterd. 1683). — 2) **Bernard = René = Jourdan**, Marquis

von, geb. 1740 in der Bastille zu Paris, war Gouverneur der Bastille und wurde 1789 bei Erstürmung derselben ermordet (s. Bastille).

Launsbach, preuß. Dorf, Rheinprov., Kr. B. Koblenz, Kr. Wehlar, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 360 Einw.

Launsdorf, österr.-illhr. Dorf, Kr. Klagenfurt, Bez. St. Georgen; über 100 Einw.

Launston, Stadt, s. v. a. Launceston.

Laupen (Geogr.), 1) schweizer. Amt, Kanton Bern; 7400 Einw.; — 2) Stadt das., am Einfluß der Sense in die Saane; Schloß, Schiffbrücke, Ackerbau und Viehzucht; 900 Einw. —

Berühmt durch die Schlacht zwischen den Schweizern unter Rudolf von Erlach und dem verbündeten helvetischen, elsassischen und savonischen Adel, den 21. Juni 1339. Die Erbitterung des Adels gegen die freien Schweizer, insbesondere die Berner, war endlich 1338 in einem Bunde der Grafen und Freiherren von Nuchland, Argau und Kleinburgund zu Zerstörung der berner Republik ans Licht getreten (vgl. Schweiz, Gesch.). Unter den Herren vom welschneuburger Stamme zeichneten sich die Grafen Eberhard von Kyburg und Peter von Greperz aus; zu ihnen traten der kaiserliche Landvogt, Graf Gerhard von Balengin, Graf Rudolf von Nidau, Heinrich von Fürstenberg, die von Narburg und Montemach, die Bischöfe von Basel, Lausanne u. Sitten und die Stadt Freiburg. Auch Johann von Savoyen, der gekommen war, die Fehde zu vermitteln, blieb, als er seinen Auftrag nicht erfüllen konnte, mit seinem Gefolge bei dem verbündeten Adel. So waren denn aus der Schweiz, dem Elß, aus Schwaben, Burgund und Savoyen gegen 3000 Reiter, worunter 700 Herren mit gekrönten Helmen und 1500 Edelleute, und 15,000 M. zu Fuß versammelt in dem Streite wider Bern. Schien auch Berns Untergang nahe, da es weder Schirmherren, noch mächtige Bundesgenossen hatte, so wußte doch der Schutzherr Johann von Bubenberg in den mit den Verbündeten gepflogenen Unterhandlungen die Ehre der Stadt aufrecht zu erhalten u. durch Beispiel und Wort seine Landleute zu dem Entschlusse zu bewegen, in dem ungleichen Kampfe Gut und Leben willig zu opfern. Der Adel näherte sich L. Dorthin eilte Johann von Bubenberg der Jüngere mit 840 M., durch Eid verpflichtet, in diesem Orte sich zu halten bis auf den letzten Tropfen Bluts. Während das Hauptheer des Adels auf den Höhen vor L. gegen Bern bei Wyden und Oberwyl ein Lager bezog, belagerte der Graf Nidau die Stadt L. Aber vergebens forderte er sie zur Uebergabe auf, vergebens erschütterte er die Mauern mit Sturmböcken, vergebens beschloß er sie mit gewaltigen Steinen. Bei Verzug der Hülfe mußte indessen seine Mannschaft geschwächt, sein Vorrath erschöpft werden. Daher sammelte Bern ein Heer zum Entsatz, dessen Fähnlein am 20. Juni vor der Hauptstadt zusammenstießen. Unter ihnen zählte man gegen 4000 Bürger und Ausbürger von Bern, 900 (800) M. aus den Waldstädten unter Johann von Attinghausen, 300 M. aus den obern Thälern u. von Hasli unter Bogt Kuno von

Klinkenberg, eben so viel von Siebenthal u. der Mark Weissenau unter dem Freiherrn Johann von Weissenburg und 80 Reitern von Solothurn. An der Spitze des eidgenössischen Heeres stand Ritter Rudolf, Kastellan von Erlach, unter dessen Vater Ulrich die Berner vor 41 Jahren am Donnersbüel einen wichtigen Sieg erröchten hatten. Erlach, vom ältesten bernischen Adel, zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau und Bürger zu Bern, hatte im kaiserlichen Heere bereits mehren Feldzügen beigezogen, hatte sich die Ritterwürde erworben und war jetzt von der Partei des Adels auf die seiner Vaterstadt übergetreten. — Am Mitternacht des 20. Juni brachen die Eidgenossen gegen L. auf, durchzogen ruhig das wohlaußgekauftete Land und erschienen gegen Mittag des 21. auf einer Höhe diesseits des bramerger Waldes, von wo sie, selbst unbemerkt, das Lager des Feindes überschauten. Sorglos und unbekümmert überließ sich der Adel seinem Vergnügen und den ritterlichen Spielen, ohne zu ahnen, daß die Strafe für seinen Uebermuth ihm so nahe sey. Zwischen Wyden und Oberwyl, an dem Abhänge, der sich vom bramerger Walde herabzieht, stand das Lager des Fußvolks (11,000 M.), weiter vor nach dem Walde zu, rechts zur Seite, befand sich das Lager der Reiterei (2200 M.); zwischen beiden, weiter zurück, stand Peter von Warberg mit einer Reserve von 4000 M. zu Fuß u. 800 Reitern. Das Gepäck war noch hinter der Reserve in einer Wagenburg aufgeföhren. — Den Vortheil erkennend, der ihm durch sein unerwartetes Erscheinen u. auch noch dadurch wurde, daß er von der Höhe herab auf den Gegner eindringen konnte, nahm Erlach sofort seine Aufstellung zur Schlacht. Die Mitte der Berner führte er selbst, den rechten Flügel der Freiherr von Weissenburg, den linken die Waldstädter und Solothurner, der Freiherr von Attinghausen. Die rüstigsten Jünglinge von Bern, aus den Zünften der Gerber und Fleischer, bildeten den Kern der Eidgenossen und scharten sich um das Banner von Bern. Kaum hatten die Verbündeten den Schweizern in Eile sich gegenüber gestellt, so gab Erlach des Nachmittags 2 Uhr das Zeichen zum Angriff. Zuörderst rückten die zweiersten Glieder der Schweizer vor, suchten durch dreimaliges Werfen großer Steine die feindlichen Reihen zu brechen und zogen sich darauf in das Hintertreffen zurück. Einige der Hintersten, unerfahren mit dieser Kampfsart, hielten dies für den Anfang der Flucht und flohen in den Wald; aber Erlach stellte mit Geistesgegenwart die Ordnung her und rief den Seinigen Muth mit den Worten zu: „Freunde, wir siegen, laßt die Furchtsamen von Euch; also muß auch die Spreu von den Körnern gesondert werden!“ Inzwischen waren auch die vor der Fronte der Schweizer aufgestellten Senseswagen in das feindliche Fußvolk eingedrungen; ihnen folgten die Berner. Der Widerstand der Verbündeten, besonders der Freiburger, war vergeblich. Das Fußvolk wurde getrennt und stürzte sich in wilder Flucht, voran die aus dem Welschland, auf zwei Straßen die steilen Abhänge hinab in die Saone, um das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Hätte Peter von Warberg mit der Reserve das Mitteltreffen unterstützt, so konnte die Unordnung nicht so allgemein werden; vielleicht hätten sich die Weichenden wieder sehen können. Statt dessen wartete jener den Angriff der Berner gar nicht ab und folgte den Fliehenden nach der Saone. Besser waren die Sachen auf dem rechten Flügel gegangen; die Reiterei des Adels hatte bereits die Waldstädter auf beiden Seiten überflügelt, als Erlach gegen Abend noch zur rechten Zeit ihnen Hülfe brachte und die feindliche Reiterei im Rücken angriff, worauf auch diese sich zur Flucht über die Saone wendete. Der Adel hatte 4000 Tödt verloren, darunter die Grafen von Nidau und von Valengin, 3 Grafen Greherz, Johann von Savoyen, 11 andere Grafen u. gegen 80 gekrönte Helme. Die Sieger eroberten das feindliche Lager, alle Waffen und 27 Paniere. Ihr Verlust betrug 38 M. Am folgenden Tage vereinigten sich die Befreier von L. mit ihren Landeuten in der Stadt. — Nahe bei der Siegestätte, am Bramberge (1/2 Stunde östl. von L.) befindet sich ein einfaches, am 21. Juni 1829 errichtetes Denkmal. Auch fiel hier im Jahre 1798 ein lebhaftes Gefecht zwischen den Bernern und den Franzosen vor, in welchem die letztern weichen mußten. — Von L. gelangt man über Mageried durch eine zum Theil mit schönem Wald bedeckte Gegend nach Bümplig, wo ein Schloß steht, und wo man früher viele Spuren römischer Niederlassungen fand.

Laupendahlergemark, preuß. Häuser, Rheinprov., R.-B. und Kr. Düsseldorf; 430 Einw.

Laupersdorf, Schweiz. Pfarrdorf, Kant. Solothurn, Bez. Bahlsthal; 670 Einw.

Laupersweil, Schweiz. Pfarrdorf, Kant. Bern, Bez. Signau; 2500 Einw.

Lauperswyl, Schweiz. Dorf, Kant. Bern, an der Emme; 300 Einw.

Laupert, Fluß, s. Hohenzollern (Geogr.).

Laupertshausen, würtemb. Pfarrdorf, Donaukreis, Oberamt Ulberach, am Laubache; 210 Einw.

Laupheim (Groß- und Klein-L.), würtemb. Marktflecken, Donaukreis, an der Mottum; 2 Schlösser, 2 Kirchen mit Wallfahrt, Hospital; 3000 Einw.

Laupie, la, franz. Dorf mit Markt, Depart. Drôme, Arrond. Montélimart; 320 Einw.

Laupin, mecklenburg.-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Dömitz, an der Rönig; 190 Einw.

Laur, brit.-ostind. Stadt, Prov. u. Präsidensch. Bengalen, nordöstlich von Dacca; beträchtl. Handel.

Laura, weibl. Name, n. E. f. v. a. Forbeers befränzte, n. A. synonym mit Eleonore; davon das Diminutiv Lauretta. Am berühmtesten machte den Namen Petrarca (s. d.).

Laura (griech.), 1) eine mit Häusern besetzte Straße, Gasse, Quartier; — 2) in der orientalischen Kirche eine Art Kloster, bestehend aus einer Anzahl kleiner, enger Zellen in Wüsten, deren Bewohner schon Glieder eines Klosters gewesen seyn und sich durch Frömmigkeit aus-

zeichnen mußten. Sie nährten sich von Brod, Wasser und Datteln, kamen 4—5 Tage nicht aus der Zelle und lagen bloß der Kontemplation und dem Gebet ob. Des Sonnabends und Sonntags besuchten sie die Klosterkirche, genossen das Abendmahl, auch etwas warme Speise und Wein. Noch finden sich 2 große L. bei Jerusalem und Pharan an der Grenze von Aegypten.

Laura (a. Geogr.), 1) Stadt im Gebiete Kroton oder Krotou selbst, nach der Tochter des Lacinus, Frau des Kroton, so benannt; — 2) Theil von der Stadt Samos, für die sinnlichen Genüsse von Polykrates im Wettstreit mit dem *Ἀγχιόγλονος* in Sardes eingerichtet. (Athen. XII, S. 540 ff.).

Laura (Monte, n. Geogr.), ital. Berg, Sicilien, westlich von Syracus.

Laurac, franz. Flecken, Depart. Aude, Arrond. Castelnaudary; 600 Einw.

Lauradia (Bot.), nach Steudel, Pflanzengatt., s. v. a. *Lavradia*.

Lauräus, Alexander, geschickter schwedischer Pferdemaier. † 1823 in Rom.

Lauragais (Lauragnais), franz. Landschaft, Languedoc; Hauptort war Castelnaudary.

Laurain (Biogr.), s. v. a. *Lorrain*.

Laurana, österr.-illyrische Stadt, Kr. Istria, Handel, Hafen; 600 Einw.

Laurat, ostind. Inselgruppe, Borneo, an der Südküste von Borneo.

Lauratum (röm. Ant.), das mit Lorbeer befränzte Brustbild des Kaisers, welches nach der Thronbesteigung desselben in die Provinzen geschickt wurde.

Laurdal, norweg. Ort, Bratsberg, nordwestlich von Steen.

Lauré, franz. Dorf, Depart. Aude, Arrond. Carcassonne; 1040 Einw.

Laurea (Bot.), nach Gaudichaud, Gatt. der Piperaceä. Einzige Art: *L. tiliaefolia* Gaudich., *Piper tiliaefolium* Desv. Strauch in Guyana.

Laureacum (*Lauriacum*, a. Geogr.), Stadt und Festung in Noricum Ripense, wohin sowohl von Sirmium als von Laurinum in Pannonien Heerstraßen führten. Sie lag am rechten Ufer des Danubius, nordöstl. von Drelaba und südöstl. von Lentia, und war das Hauptquartier der zweiten Legion, so wie Stationsort der Donauflotte und ihres Präfecten, und enthielt eine kaiserliche Schildmanufaktur. Sie ist wahrscheinlich erst unter Marc. Aurel entstanden oder bedeutender geworden. Im sechsten Jahrh. wurde sie durch die Awaren zerstört und, obgleich als Grenzfestung wieder hergestellt, verfiel sie doch immer mehr. Im heut. Dorfe Lorch, eine Viertelstunde nördlich von Ens und der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Donau, hat sich ihr Name erhalten und Spuren der alten Stadt reichen bis nach Ens hin.

Laureana, ital. Flecken, Neapel, Prov. Casertina, nördlich von Palmi; 1900 Einw.

Laureas, Tullius, wahrscheinlich Freigeistlicher des Redners L. Cicero; von ihm 3 Epigramme in der griech. Anthologie.

Laureata (a. Geogr.), Küstenort Dalmatiens

am Meerb. von Salona, vielleicht an der Stelle des damals schon verfallenen Sicum.

Laurentae litterae (röm. Ant.), die mit Lorbeer umwundenen Siegesbülletins, welche die siegreichen Feldherren nach Rom an den Senat und später an den Kaiser schickten.

Laurenti fasces (röm. Antiq.), die nach einem erkämpften Sieg mit Lorbeer bekränzten Fasces der Dictoren.

Laurel (Geogr.), 1) nordamerik. Grafschaft, W. St., im S. von Kentucky; Flächeninhalt: 400 QM. Flüsse: an der westl. Grenze der Rockcastle, ein Nebenfluß des Cumberland, der South Fork, Little Rockcastle und Laurel; Hauptstadt: London; Bevölk: 3100; — 2) Stadt das., Staat Ohio, Grafschaft Hamilton; Bevölk: 900; — 3) Ort das., Staat Indiana, Grafschaft Franklin, auf dem westl. Ufer des westl. Nebenflusses des Whitewater. Der Whitewater-Kanal geht durch. Post.

Laurel (Münzw.), Münze, s. v. a. Broad piece.

Laurel (engl. Bot.), 1) s. v. a. Lorbeerbaum, *Laurus nobilis* L.; — 2) s. v. a. *Kalmia latifolia* L.

Laurelia (Bot.), nach Jussieu, Lorbeer-Göhre nach Plen, Gatt. der Atherospermene R. Br., der Urticeae Monimieae Richb., *Pavonia Ruiz*. Charakter: Einhäusig; Kelch glockenförmig, beschuppt, 7—14 Lappen in drei Reihen, wovon die 6 innern Schuppen blumenartig; 6—12 kurze Staubfäden an der innern Wand zwischen 3 Schuppen; Beutel öffnen sich mit zwei Klappen von unten nach oben; viele behaarte Nüsschen auf einer Scheibe, nebst vielen stieligen Schuppen, wahrscheinlich verkümmerte Staubfäden, in dem vergrößerten, rindenartigen Kelch, der sich bei der Reife in 4 Lappen theilt und umschlägt. Zwei Arten, Bäume in Chili: 1) *L. aromatica* Juss., *Thiga chilensis* Mol. Die lanzettförmigen, $\frac{3}{4}$ Zoll breiten Blätter sind wohlriechend, besonders wenn man sie reibt, so daß sie wie die Lorbeerblätter als Gewürz gebraucht werden. Ruiz u. Pavon, Prodröm., T. 28. — 2) *L. serrata* Bert.

Laurel Mountains, nordamerik. Gebirgskette, westlich von dem Hauptzweig der Alleghany, erstreckt sich von Pennsylvania durch Virginien bis Kentucky, bildet unter dem Namen Cumberland Mountains die Grenze zwischen Virginien und Kentucky und durchkreuzt Tennessee bis an dessen nördliche Grenze.

Lauremberg (Laurenberg), Johann Wilhelm, einer der ersten Begründer einer wahrhaft nationalen didaktischen Satire, geb. zu Rostock 1591, war früher Professor der Mathematik und der Dichtkunst in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soroe, wo er 1659 †. Seine in plattdeutscher Mundart geschriebene „Beer olde beröhmte Schergedichte, geymet durch Hans Wilmsen L. Rost; gedruckt in diesem 1654. Jahr (1654; neue Ausgabe, Kassel 1750), empfehlen sich durch gesunden Verstand und Wig, kräftige und treffende Darstellung und nationale Farben. Auch hat man von ihm einige komische Erzählungen.

Er war der Mitarbeiter und der Vollender des Musée français. Sein eigenes Unternehmen ist die Herausgabe der 22 Bl. aus dem Leben des h. Bruno nach Vesneur, lithogr. v. M. Frazenard, 1822. Im J. 1823 mußte er Ritter der Ehrenlegion werden und übernahm 1825 die Leitung des „Sacre de Charles X.“ — 4) Jean Antoine, franz. Maler, um 1775 zu Vaccarat (Départ. Meurthe) geb.; Schüler von Duract in Nancy, lieferte erst Miniaturen, dann Delgemälde in bedeutender Zahl und von großer technischer Meisterhaft. Später wurde er Konservator des Musée des Vosges u. Professor an der Duvrierschule zu Epinal. Von seinen Bildern gingen viele in öffentliche Sammlungen über und viele wurden durch den Grabstichel weiteren Kreisen bekannt. Sein und seiner Söhne gemeinschaftliches Werk ist: Cours de dessin linéaire etc., Par. 1827 f. — 5) Paul, des Vor. Sohn und Schüler, liefert gute Genres, Architekturstücke und Landschaften und ist Prof. der Zeichenkunst an der Fortschule zu Epinal. Er gab einen Cours de la peinture, 1830 f., in 5 Bänden heraus. — 6) Jules, des Vor. Bruder, Bildhauer, Mitherausgeber des Cours de dessin und ein geschickter Künstler seines Faches. — 7) P. M., französischer Schriftsteller der Gegenwart, Verfasser einer Lebensgeschichte Napoleons (deutsch, Prag. 1840), mit trefflichen Illustrationen nach Horaz Vernet.

Laurentalia (röm. Ant.), s. v. a. Laurentalia.

Laurenti, Naturforscher; s. Zoologische Systeme.

Laurentia (Bot.), 1) nach Necker, Gatt. der Lobeliaceae Presl. Gegen 10 Arten, meistens einjährige Gewächse in Südafrika und Australien, nur eine ausdauernde europäische Art: *L. tenella* Dec., *Lobelia cretica* Juss. In Italien und Griechenland. — 2) Nach Ortega, Pflanzengatt. Art: *L. atropurpurea* Ortega, s. v. a. *Sanvitalia procumbens*.

Laurentia Acca (röm. Gesch.), s. Acca Laurentia.

Laurentii (St.), Insel im stillen Ocean, zu Sibirien gehörig, vor dem Rufen gleiches Namens, im Lande der Tschuktschen und am Eingange der Beringsstraße; ist niedrig, gebirgig, hat viele Einschnitte, niedriges Gesträuch und nur wenig Bewohner (Tschuktschen oder Korsaken).

Laurentinalia (röm. Ant.), s. v. a. Laurentinalia.

Laurentina via (a. Geogr.), italische Straße, s. Via.

Laurentines (Waarenf.), halb seidener, halb baumwollener Stoff mit Blumenwerk von Ziegenwolle, von Laurent in Amiens erfunden, Wird zu Möbeln und Tapeten gebraucht.

Laurentius (St., Geogr.), asiat. bewohnte Insel, östlich vom Kap Tschukotek, am Eingange der Beringsstraße; 63° 18' n. Br. und 21° 25' w. L. Grw.

Laurentius (lateinisch für Lorenz), 1) (St.), ein Spanier, ward 257 Diakon und Schatzmeister in Rom. Als während der Christenverfolgung unter Valerian 258 Papst Sixtus II.

hingerichtet wurde, verkündete dieser vom Kreuze herab, daß ihm L. binnen 3 Tagen folgen werde. L. theilte sogleich das Kirchengut unter die Armen; darüber ward er vom Richter gezeißelt und auf einem Roste lebendig gebraten. Tag: der 10. August. — 2) Johannes Lydos, geb. 490 zu Philadelphia in Kleinasien, war erster Archipar des Kaisers Justinian. Er schrieb: *Περὶ ἡμῶν*, herausgegeben von Schen, Prag. 1794 mit der Schrift *Περὶ αἰετικῶν*; — *Περὶ ἀρχαῶν τῆς Ῥωμαίων πόλεως*, herausgegeben von Hofe, Par. 1812; — *Περὶ διοικήσεων* herausgegeben von Hofe, das. 1823, u. A. m. — 3) Archidiacon zu Rom, 498 Gegenpapst des Symmachos, dann Bischof von Nocera. Im J. 205 wurde er als Unruhstifter verjagt. — 4) L. von Verona, Diakon zu Pisa. Er schrieb 1315: *Rerum in Majorica Placidiorum* II. VIII., herausgegeben im 3. Th. v. Ughelli's *Italia sacra* und im 10. Th. der 2. Ausg. von Nikol. Celetus. — 5) Andreas, s. Dulaurens; — 6) s. v. a. Lorenzi.

Laurentiusbirne (Pomol.), s. v. a. Erlenbirne.

Laurentiusgulden (Num.), nürnbergische Goldgulden aus dem 15., 16. und 17. Jahrh. mit dem Bilde des Laurentius, 41 Sorten, theils mit, theils ohne Jahrszahl.

Laurentiuskapelle, s. Riesengebirg.

Laurentius Lydos, s. Lydos.

Laurentiusmesse, s. Braunschweig.

Laurentiusmücke (Entom.), s. v. a. Eintagsfliege, *Ephemera* L.

Laurentum (a. Geogr.), uralte Stadt Latiums u. der Sage nach die Residenz des Königs Latinus, bei welcher Aeneas landete, gewiß aber schon unter den römischen Königen ein wichtiger Handelsplatz, da sie in dem ersten, mit Karthago im J. 509 v. Chr. abgeschlossenen Handelsvertrage namentlich aufgeführt wird. Sie lag unweit der Küste, südwestl. von Rom, von wo aus eine eigene Straße dahin führte, und südöstl. von Ostia, in einer an Vorberewäldern reichen und gesunden Gegend, in der sowohl der jüngere Plinius, als der Kaiser Commodus Landhäuser hatten. Man hält sie gewöhnlich für das heut. Torre Paterno, richtiger aber sucht man sie an der Stelle des Casale von Capoceto, 2 Migl. vom Meere auf einer kleinen Anhöhe (Polyb. III, 22).

Laurenz (L. am Wasserloos, St.), österr. Dorf, Land ob der Ens, Hausrückreis, Distr. Mondsee; Kirche, Mühle; 350 Einw.

Laurenzana, ital. Flecken, Neapel, Prov. Basilicata, südöstlich von Potenza; 7200 Einw.

Laurenzberg (Geogr.), s. Karlsbad.

Laurenzi, um 1706 berühmter ital. Impresario.

Laurenz-Schwalbenwurz (Bot.), s. v. a. *Vincetoxicum officinale* Moench; *Asclepias Vincetoxicum* L., *Cynanchum Vincetoxicum* Pers. (s. d.).

Laureolaceus (bot. Term.), Farbenbestimmung, s. v. a. gelbgrünlich.

Laureolae Cortex (pharm. Bot.), s. *Daphne Laureola* L. und *D. Genkium* L.

Laureole (franz., Bot.), s. v. a. immergrün.

ner Seidelbast, *Daphne Laureola* L. — Laureole des Alpes, f. v. a. Alpen-Seidelbast, *Daphne alpina* L. — Laureole odorante, f. v. a. rosmarinblättriger Seidelbast, *Daphne Cneorum* L.

Laureolus, berühmtester Räuber, endlich gekreuzigt und am Kreuze wilden Thieren preisgegeben. Er wurde Gegenstand dramatischer Behandlung, besonders durch den Mimographen Castulus. Domitian ließ einmal einen verurtheilten Verbrecher die Rollespielen und dabei mit Kreuzen u. s. f. Ernst machen.

Laureria (Bot.), nach Schlechtendal, Gatt. der Solanaceae Schlecht. Einzige Art: *L. mexicana* Schlecht., Strauch in Mexiko.

Lauresgebirge, f. Apallachen.

Lauretanus Portus (a. Geogr.), Hafen Etruriens an der Straße von Populonium nach Cosa.

Laurette (Name), f. Laura.

Lauretti, Tomaso, ital. Maler und Baumeister um 1580, aus Palermo, deshalb oft T. Sicilianogenannt, nach Vasari Seb. del Piombo's Schüler, wurde von Gregor XIII. von Bologna nach Rom berufen, wo er im Vatikan und Campidoglio viele figurenreiche, aber auch wunderliche Kompositionen hinterließ. Er † als Direktor der Malerakademie zu Bologna, 80 Jahre alt.

Lauretum, 1) (Topogr.), Gasse in Rom, f. d. (a. Geogr.); — 2) lat. Name für Loreto.

Lauri (a. Geogr.), Ort in Gallia Belgica an der durch die Insel der Bataver von Noriomagus nach Lugdunum führenden Straße.

Lauri (Biogr.), 1) Baldassaro, niederländ. Landschaftsmaler, um 1570 in Antwerpen geb., Schüler von P. Brill, lebte viel auf Reisen, zuletzt in Rom, wo er 1642 †. — 2) Francesco, des Vor. Sohn, zählt zu den italienischen Künstlern und wurde 1610 in Rom geboren. Sacchi ward sein Lehrer und glaubte (wie Lanzi erzählt) einen zweiten Raphael aus ihm herauszubilden. Nach einer Reise durch Deutschland, Holland und Flandern blieb er ein Jahr in Paris und eröffnete dann eine Schule in Rom. Hier † er schon 1633. In mehre von Claude Lorrains Landschaften soll er die Figuren gemalt haben. — 3) Filippo, des Vor. Bruder und Schüler, 1620 in Rom geb., malte gewöhnlich im Kleinen und namentlich am liebsten Geschichten, Verwandlungen und Bacchanalien mit landschaftlichen Gründen, bisweilen auch heil. Darstellungen; nur in alla Pace zu Rom sieht man von ihm Adam und Eva in Ueberlebensgröße. Feste Zeichnung, aber unsicheres Kolorit. Gestochen haben nach ihm: S. Bale, Guttentberg (der d. Franz. im pariser Museum), W. Byrne (Apollo als Hüter des Admet, Hauptblatt), W. Walder, Bondell (Magdalena), Chr. Levasseur, J. Wright, Mason u. A.

Lauria (Geogr.), ital. Stadt, Neapel, Prov. Basilicata, südöstlich von Lagonegro; Tuchweberei; 7750 Einw.

Lauria (Biogr.), neapolitan. Familie nach der Stadt benannt, daraus: Roger de L., geb. 1236 zu Lauria, Seneschall von Apulien u. Admiral

Peters III. von Aragon, schlug 1233 den Gegenkönig Karl von Anjou bei Neapel in einer Seeschlacht und ebenso 1255 bei Rosas.

Lauriacum, f. Laureacum.

Lauri Alexandrinae Herba (pharm. Bot.), f. *Ruscus Hypoglossum* L.

Lauriano, ital. Flecken, Neapel, Prov. Principato citter., nordwestlich von M. Ballo; vorzügl. Olivenöl; 720 Einw.

Laurich (Bot.), f. v. a. Frühstorchel, *Helvella esculenta* Pers.

Lauricocha, Südamerik. See, Peru, nordöstlich von Lima, in den Anden.

Lauridia (Bot.), nach Ellon und Zeyher, Gatt. der Celastrinae Eckl. Zeyh. Zwei Arten: *L. reticulata* und *L. rupicola* Eckl. Zeyh. Sträucher in Südafrika.

Laurie (auch Lawrie und Laorie), Robert, engl. Kupferstecher, um 1740 geb., † zu London 1804; lieferte eine bedeutende Anzahl Blätter in schwarzer Manier nach Rembrandt, Bernet, Barret, A. Gajali, Bandyk, Rubens, Ostade, Dobb u. A.

Laurier (franz., Bot.), f. v. a. Lorbeerbaum, *Laurus nobilis* L. — Laurier alexandrine, f. v. a. breitblättriger Mäusedorn, *Ruscus hypophyllum* L. — Laurier cerise, f. v. a. Kirschlorbeer, *Cerasus Lauro-Cerasus* Dec. — Laurier à languette, f. v. a. zungenförmiger Mäusedorn, *Ruscus Hypoglossum* L. — Laurier rose, f. v. a. rothfarbige Alpenrose, *Rhododendrum ferrugineum* L.

Laurière, franz. Flecken, Depart. Haute-Bienne, Arrond. Limoges, am Ardour; Papierfabrik; 1250 Einw.

Laurige, Kluß, f. Arridge 2).

Lauria (Chem.). Durch Ausziehen der Lorbeeren (der Früchte von *Laurus nobilis*) mit siedendem Alkohol und Abdestilliren der größten Menge desselben erhielt Bonastre beim Erkalten der rückständigen Flüssigkeit daraus krystallisirende, lange, gelbliche Nadeln, während sich auf der Oberfläche eine Fettschicht, Laureostearin, (f. d.) aussonderte. Die gelben nadelförmigen Krystalle schmeckten scharf, bitter, rochen wie Lorbeeröl, waren unlöslich in Wasser, sehr schwer löslich in kaltem Alkohol. In der Wärme nimmt dieser dagegen, sowie Aether, viel davon auf. Beim Erkalten scheidet sich die Substanz, das Laurin, absehtartig krystallisirend, wieder aus, hart und spröde, zwischen den Zähnen knirschend. In kleiner Menge erhitzt soll es vollständig verdampfen, in größerer Menge der trockenen Destillation unterworfen, sich zersehen. Auf Lackmus reagirt es nicht. In kalter Salpetersäure wird es flüssig und schwimmt obenauf, von concentrirter Schwefelsäure wird es mit gelber Farbe gelöst. Marsson versuchte mehrmals L. darzustellen, fand aber nur das ätherische Lorbeeröl u. Laureostearin. Er vermuthet, daß sich vielleicht aus ersterem unter besonderen Verhältnissen oder durch Alter ein Stearopten bilde, für welches das Laurin gehalten werden kann, und daß es sich daher nicht an allen Lorbeeren finde.

Laurin (Zweig L., Sagengesch.), f. Rosengarten, Kleiner.

Laurin (Biogr.), Heinrich Friedrich, Zeichner und Kupferstecher, 1756 zu Dresden geb., Schüler von Bingg, † um 1830; lieferte viele und gute Landschaften, Prospekt und Bignetten nach Klengel, Bingg, van der Velde etc. und viele sehr gesuchte Handzeichnungen.

Laurineä (Bot.), nach Ventenat, Laurineen, Lorbeergewächse, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Perigon frei, 4–6spaltig; Zipfel im Blüthenknospe dachig, abfällig oder selten bleibend. Staubgefäße im Grunde befestigt, in gleicher bis 4facher (zuweilen auch 5- u. 6facher) Zahl der Perigonzipfel und im ersten Falle vor dieselben gestellt, bei mehrfacher Zahl die innersten oft verkümmert; Antheren 2–4fächerig, die Fächer mit einem Klappchen vom Grunde nach oben aufspringend. Eierstock 1fächerig, leilig; Eichen hängend. Griffel 1, mit einer stumpfen Narbe. Steinfrucht oder Beere einsamig. Same einweißlos. Keim gerade, mit oberständigen Wurzelschen. Bäume oder Sträucher. Die Blätter meist wechselständig, leberig und immergrün, einfach, ganzrandig, ungetheilt, sehr selten handspaltig, ohne Nebenblätter. Die Blüthen regelmäßig, zwittrig oder eingeschlechtig, in Trauben, trugoldigen Rispen, Büscheln oder Dolden. — Diese Familie enthält gegen 250 bekannte Arten, welche früher in 12, in neuester Zeit aber in 31 und sogar in 44 Gattungen getheilt wurden, und die, außer einigen wenigen über die gemäßigten Zonen der verschiedenen Welttheile vertheilten Arten, den Tropenländern Asiens und Amerika's angehören. Sie zeichnen sich durch einen großen Gehalt an ätherischem Oele aus, welches in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Samen, vorkommt und oft im festen Zustande als Kampher auftritt. Die Samen enthalten außerdem besonders noch fettes Oel, welches häufig reich an Talg und daher von dicker Konsistenz ist, und einen eigenthümlichen, flüchtigen, aber krystallisirbaren Stoff (Laurin). In Folge dieser vorwaltenden Bestandtheile stehen die Laurineen theils als Arzneigewächse, theils als Gewürzpflanzen in Ansehen, u. von manchen sind die Produkte sehr wichtige Handelsartikel. — Nach Reichenbach's natürl. Pflanzensysteme haben die Laurineen einen größern Umfang, indem sie auch die Familien der Menispermee und der Hamamelideae umfassen. Nach Klein bilden die Laurineae 1 ent. die zweite Abtheilung der Junft der Blumennasser oder Loren (Kl. 13, Junft 12). — Eine vortreffliche monographische Bearbeitung hat Nees v. Esenbeck geliefert: *Systema Laurinarum*, Berlin 1836. — Die wichtigsten Gattungen der Familie sind: *Laurus L.*, *Tetranthera Jacq.*, *Sassafras Nees*, *Nectandra Nees*, *Camphora Nees*, *Cinnamomum Burm.*, *Persa Gaertn.*

Laurinen (Bot.), auch Laurineen, s. v. a. Laurineä.

Lauringen (Geogr.), bayer. Orte: 1) (Stadt) Lauringen), Stadt, R.-B. Unterfranken u. Wsch., Edgr. Hofheim an der Lauer; Schloß, Apotheke, 3 Mahlmühlen, 1 Schneid-, Del- und Lohgang, Schaf- und Schweinezucht,

Feld- u. Obstbau, 6 Jahrmärkte; 670 Einw.; 2) (Ober-L.), Pfarrdorf das., Edgr. Hofheim; Schloß, Sandsteinbruch, 2 Mühlen, 5 Viehmärkte, Obstbau und Schäferei; 750 Einw.

Laurinium (foss. Bot.), nach Unger fossiles Laurineengeschlecht mit undeutlichen Jahresringen, einförmigen, gedrängten, dünnen aus ein- bis zweireihigen Zellen bestehenden Markstrahlen. Poröse Gefäße eng, leer, zu mehreren verwachsen. Holzzellen eng und dünnwandig. Eine Art: *L. xiloides Ung.* (*Chloris prolog.*), von Castulo Xyloide arenazeo genannt, vllocän im Laverdathale im Vicentinischen.

Laurinfrant (pharm. Bot.), s. unter *Erythraea Centaurium Pers.*

Laurino, neapol. Marktflecken, Provinz Principato citeriore; 2200 Einw.

Laurinsäure (Chem.), s. *Laurostearinsäure*.

Laurion (Lauris, a. Geogr.), s. v. a. Laurium.

Lauris, franz. Flecken, Depart. Vaucluse, Arrond. Apt, an der Durance; Seidenhaspelt; 1620 Einw.

Laurishelm, Flecken, s. v. a. Lorsch.

Lauriston, Alexander Jakob Bernhard Law, Marquis von, wurde am 1. Febr. 1768 zu Pondichery geb. Auf der Militärschule zu Paris machte er in den Kriegswissenschaften so bedeutende Fortschritte, daß er schon mit 16 Jahren zum Offizier der Artillerie und mit 25 Jahren zum Obersten der reitenden Artillerie befördert wurde. Als solcher wohnte er den Feldzügen des ersten Revolutionskrieges bei, zog sich darauf eine Zeit lang vom aktiven Dienst zurück, wurde aber wenige Tage nach dem 18. Brumaire vom ersten Konsul aufs Neue in der Artillerie angestellt und zum Generalstabe genommen. Im J. 1803 wurde er Brigadegeneral und 1806 Divisionsgeneral. Bonaparte vertraute ihm während dieser Zeit wichtige Aufträge an, unter welche z. B. Mitwirkung bei der Vertheidigung von Kopenhagen und seine Sendung nach England gehört, wohin er im Oktober 1801 die Ratifikation des Friedenstraktates brachte. Daß 1805 die Einigkeit zwischen den beiden mächtigen Staaten im Norden und Süden Europa's so lange erhalten ward, war z. B. Werk. Ende des Jahres 1804 wurde L. Befehlshaber der Expeditionsarmee, die sich auf dem Geschwader zu Toulon unter Admiral Villeneuve einschiffte, die französischen Kolonien verproviantirte und nach einem Siege gegen den englischen Gegenadmiral Sir Robert Calder bis Cadix vorbrang. Wenige Wochen vor der Schlacht von Trafalgar rief ihn der Kaiser zurück. Im J. 1805 wurde L. Gouverneur zu Braunau u. erhielt den Auftrag, im Namen des Kaisers Venedig, Dalmatien und die Küsten von Cattaro in Besitz zu nehmen und sich jedenfalls in Ragusa aufzuhalten. Mit 1200 Mann behauptete er gegen 1500 Russen und 3000 Montenegriner 25 Tage lang das freie Feld und zog sich erst dann in die Stadt zurück, als eine Uebermacht von 12,000 Türken, Montenegrinern und Russen ihn dazu nöthigte. Auf der Insel Croma, die Ragusa beherrscht, ließ er Retranchements auf-

werfen und vertheidigte mit 1800 M. die Stadt gegen die wiederholten Stürme der Belagerer und zugleich gegen den Angriff von 6 russischen Linienschiffen, 3 Fregatten und 18 Kanonierschaluppen. Schon war nach zwoͤhentlichem Bombardement die Stadt ein Schutthaufen, als General Molitor seinen Waffengenossen entsetzte. L. behauptete sich in Ragusa, nahm das Land in Besitz und wurde nach dem tilfiter Frieden Generalgouverneur von Venedig. Im J. 1808 begleitete er als Adjutant den Kaiser nach Erfurt, begab sich dann zur Armee nach Spanien, wohnte aber bereits im folgenden Jahre der Schlacht bei Landshut bei, zerstreute bei Zelmerringberg ein österr. Corps und bewirkte daselbst nach der Schlacht von Esslingen die Vereinigung der großen Armee mit der von Italien. Darauf ging er nach Ungarn, vereinigte sich mit dem Prinzen Eugen, nahm Theil an der Schlacht von Raab und eroberte, von Pasalle unterstützt, nach 10tägiger Belagerung mit einem schwachen Corps das stark befestigte Raab. Als Kommandant der Gardeartillerie wirkte er einflußreich in der Schlacht von Wagram, stürzte sich im entscheidenden Augenblicke auf die österr. Armee und verhinderte sie durch günstig angebrachte Salven, den Bewegungen des Feldmarschalls Bellegarde zu folgen. Nach dem Feldzug erhielt L. eine Sendung an den Kaiser von Oesterreich, begleitete nach 6 Monaten die Erzherzogin Maria Louise nach Frankreich und wurde später außerordentlicher Gesandter in Petersburg. Nach dem Ausbruche des Krieges vereinigte er sich in Smolensk mit der französischen Armee. Später ward er Befehlshaber des Observationscorps an der Elbe, an dessen Spitze er den Feldzug von 1813 machte. Ueberall zeigte er, besonders auf dem Schlachtfelde, den entschiedensten Muth und eine unerschütterliche Festigkeit des Willens. An dem Schlachttage von Lützen bemächtigte er sich Leipzigs, schlug die Russen und Preußen später bei Weißig, führte Tags darauf bei Bautzen den linken Flügel und drang mit der Avantgarde bis Breslau vor, das nach einem hitzigen Gefechte in seine Hände fiel. Am 18. Aug. 1813 schlug er Blücher bei Goldberg, siegte in den Gefechten bei Jauer und Bachau, fiel aber nach der Schlacht von Leipzig, als er nach Sprengung der Pleißenbrücke durch den Fluß geschwommen war, am anderen Ufer dem Feinde in die Hände. Er wurde als Gefangener nach Berlin gebracht u. blieb daselbst bis zur Restauration. Nach Frankreich zurückgekehrt, huldigte er Ludwig XVIII. und wurde dafür mit Orden behängt, sowie zum Kapitanlieutenant der Musquetaires gris ernannt. Während der 100 Tage zog er sich auf seine Güter zurück, wurde nach Rückkehr des Königs Präsident eines Wahlkollegiums, Kommandant der ersten Division der Gardeinfanterie, Mitglied der Kommission zur Prüfung des Benehmens der Offiziere während des 20. März und 8. Juli und Vorsitzender mehrerer wichtiger Kriegsgerichte. Im J. 1823 führte er als Marschall das 2. Reservecorps nach Spanien, wurde in demselben Jahre zum Minister des königlichen Hauses und 1824 zum Großjägermeister ernannt. Er † am 10.

Juni 1828 zu Paris am Schlagflusse, nachdem er sich in den letzten Jahren seines Lebens von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte.

Laurito, Ital. Stadt, Neapel, Prov. Principato cit., nördlich von Camarota; 1750 E.

Laurium (a. Geogr.), 1) Berg im südlichsten Theile Attica's, nördlich vom Vorgebirg Sunion, reich an Silbergruben, die sich von der Südküste ein Paar Meilen nördlich bis gegen Thoricus hin verbreiteten und früher so ergiebig waren, daß von ihrer Ausbeute (nach Xenoph. *περί πόρων*, K. 4, jährlich 100 Talente) an jeden Bürger jährlich 10 Drachmen vertheilt und vor dem Einfall des Xerxes eine Flotte von 200 Triremen hergestellt werden konnte. Ihre Ergiebigkeit aber nahm nach und nach immer mehr ab, und zu Strabo's Zeiten hatte der Betrieb derselben schon gänzlich aufgehört. — 2) L. in Etrurien, s. **Lorium**, der Dichtung angehörig, von den Eindl, den Nachbarn der Thracier, bewohnte Ebene, bei welcher sich nach Apoll. Rhod. IV, 321 und 326, der aus weiter Ferne von den Rhypäen herkommende Strom Ister in zwei Hauptarme theilt, einen nördlichen, der in den Pontus Euxinus, und einen südlichen, der wieder getheilt mit einem Arm ins adriatische, mit dem andern ins thyrrenische Meer strömt.

Lauro (ital., Bot.), s. v. a. Lorbeerbaum, *Laurus nobilis* L.

Lauro (Geogr.), 1) ital. Dorf, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, westlich von Sessa; 1050 Einw.; — 2) Flecken das., östlich von Nola; 1920 Ew.

Lauro-Cerasi Folia (pharm. Bot.), s. *Cerasus Lauro-Cerasus* Dec.

Laurocerasus (Bot.), s. v. a. *Cerasus Lauro-Cerasus* Dec.

Lauron (a. Geogr.), Flecken im östlichen Theile von Hispania Tarracon., unweit des Meeres und in der Nähe des Sucro; in der Geschichte berühmt durch die Belagerung des Sertorius und als der Ort, bei welchem En. Pompejus, der Sohn, nach der Schlacht bei Munda auf der Flucht seinen Tod fand. Die Umgegend brachte guten Wein hervor; jetzt Lauron westl. von Xucar in Valencia.

Lauron (n. Geogr.), franz. Hafen, Depart. Bouches-du-Rhône, am mittelländischen Meer, südwestlich von Martigues.

Laurop, Christian, bekannt als Forstmann, geb. am 1. April 1772 zu Schleswig, wo sein Vater Oberförster war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und bildete sich für das Forstfach theils praktisch bei dem Oberförster zu Steinau im Hanauischen und theils theoretisch durch Selbststudium. Nachdem er 1790 einige Zeit zu Ilfenburg am Harze zugebracht hatte, trat er in die mit dem Feldjägercorps verbundene Forstlehranstalt zu Kiel als Eleve ein. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst erhielt er die Stelle als Sekretär bei dem Jägermeisteramt und 1798 auf Verwendung des Grafen Reventlow vom König von Dänemark ein Reisestipendium auf zwei Jahre, um zu seiner weitem Ausbildung Deutschland in forstmännischer Hinsicht zu bereisen. Nach seiner Rückkehr wurde

er nach Kopenhagen berufen, um bei dem Forstdepartement der Rentkammer an der neuen Forsteinrichtung zu arbeiten. Ohne Hoffnung, Forstmeister zu werden, weil er nicht von Adel war, folgte er 1802 dem Ruf als Lehrer der Forstwissenschaft und als Assessor des Oberforstkollegiums nach Dreißigacker und wurde 1802 Forstsrath und Mitglied des Kammerkollegiums. Bereits 1805 ging er als Forstdepartementsrath und Direktor des gesammten Forstwesens nach Leiningen, und nach der Medlaffirung dieses Fürstenthums kam er 1807 als Oberforstsrath und Mitglied des Oberforstdepartements nach Karlsruhe. Im J. 1809 errichtete er eine Privatforstlehranstalt, welche von In- u. Ausländern stark besucht wurde, 1820 aber einging. Auch als Schriftsteller trat er frühzeitig auf. Sein erstes größeres Werk: „Ueber Forstwissenschaft“ (Lpz. 1796) wurde mit Beifall aufgenommen. Später kamen seine „Kreimüthigen Gedanken über die Ursachen des Holzmangels in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (Altona 1798). Im J. 1801 verband er sich mit Hartmann in Stuttgart zur Herausgabe der „Zeitschrift für Forstwissenschaft“ (Kopenh. 1801–2). Unter seinen folgenden Schriften sind hervorzuheben: Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmanns (5 Hfte., Tüb. 1802–3); — Grundlage der Holzzucht (Hildburgh. 1801); — Grundsätze des Forstschutzes (Heidelb. 1810; 2. Aufl. 1833) u. — Handbuch der Forst- u. Jagdliteratur (Frankf. 1844).

Laurophyllus (Bot.), nach Thunberg, Gattung der Santalaceae Rich., der Urticeae Lindl., Polygamia Dioecia L. Charakter: Zwitterblüthen haben einen vierblättrigen Kelch, keine Krone, 4 Staubfäden, einen obern Fruchtknoten mit einem Griffel; männliche Blüthen wie die weiblichen gebildet, aber ohne Stempel. Einzige Art: *L. capensis* Thunb., Prodr. 31, Papscher Porbeerling, *Amyris novae Hollandiae* Hort. Strauch in Südafrika und Neuholland. Aeste walzenrund, braun, glänzend; Blätter länglich, gesägt, lederartig; Blüthen klein in gipfelständigen, drei Zoll langen Rispen.

Laurostearin (Chem.), Pichurimalg, Laurinsäures Lixyloxyd, Laurostearinsäures Lixyloxyd. Formel: $C_{17}H_{33}O_4 = C_{17}H_{31}O_2 \cdot C_2H_5O_2$. Zuerst von Marsön in den Früchten von *Laurus nobilis* entdeckt, dann von Etthamer in den Pichurimbohnen und später von Görgen in dem Kokosnußöl nachgewiesen. Aus den Porbeeren stellt man es, nach Marsön, dar, indem man die zerstoßenen Früchte 3–4mal mit kochendem Alkohol auszieht, heiß auspresst und die Lösung möglichst heiß filtrirt. Nach 24 Stunden hat sich alles Laurostearin als weißgelber käsiger Niederschlag ausgeschieden. Durch sorgfältiges Auswaschen mit kaltem Alkohol und 3–4maliges Umkrystallisiren erhält man es als eine farblose Krystallmasse, worin man nur hier und da gelbe Flecke bemerkt, herrührend von einem gelben Harz, welches sich in dem heißen Alkohol löst und beim Erkalten ebenfalls ausscheidet; man kann das L. davon befreien, indem man es, nachdem der den Krystallen anhängende Alkohol an der Luft verdampft ist,

im Wasserbad schmilzt und durch einen doppelten, mit siedendem Wasser umgebenen Trichter filtrirt, wobei das Harz auf dem Filter zurückbleibt. Hat man anfangs nicht gut ausgewaschen, so muß man viel öfter umkrystallisiren, um nachher die Ausscheidung des Harzes zu bewirken und ein Präparat von konstantem Schmelzpunkt zu erhalten. Früher darf die Filtration des geschmolzenen L. nicht vorgenommen werden, weil sonst das Harz nicht zurückbleibt. Vermuthlich würde die Reinigung sehr erleichtert, wenn man die Beeren erst mit kaltem Alkohol erschöpfte, der kein L. löst. Aus dem Porbeeröl (*Ol. Laurinum unguinos.*), wie es im Handel vorkommt, hat Marsön das L. nicht im reinen Zustand darzustellen vermocht. Etthamer schreibt vor, die Pichurimbohnen durch 3– bis 4malige Behandlung mit starkem Weingeist möglichst von ihrem Gehalt an Farbstoff, ätherischen Oelen und butterartigem Fett zu befreien, sie dann mit Alkohol von 0,81 spec. Gewicht anzukochen u. noch heiß auszupressen. Beim Erkalten scheidet sich alles L. als gelblich gefärbtes Del ab, welches man in siedendem Alkohol löst und dann noch mehrmals aus einem Gemisch von Alkohol und Aether umkrystallisirt. Nur die Laurostearinsäure hat Görgen aus dem Kokosnußöldargestellt; es ist aber nicht zu zweifeln, daß sie ursprünglich darin mit Lixyloxyd verbunden vorhanden ist. — Das L. bildet im reinen Zustande, aus Alkohol krystallisirt, einen blendend weißen, lockern, häufig aus sternförmig zusammengruppirten, feinen Nadeln bestehenden Körper. Es ist in siedendem Alkohol ziemlich leicht löslich, scheidet sich aber beim Erkalten fast vollständig aus, da es in kaltem Alkohol beinahe unlöslich ist. Von Aether wird es auch kalt leicht gelöst und krystallisirt deshalb daraus schwierig, sehr leicht u. schön aber, wenn man etwas Alkohol zusetzt u. den Aether langsam verdampfen läßt. Es schmilzt bei 45° bis 46° C. und erstarrt bei 23°. Die geschmolzene u. wieder erstarrte weiße Masse zeigt eine unebene Oberfläche, von kleinen concentrischen, mikroskopischen Krystallisationen bedingt. In diesem Zustand ist es brüchig und zerreiblich. Durch Kalilauge wird es leicht verseift. Bei trockener Destillation liefert es Acrolein. Wenn man es mit einer Lösung von basisch-essigsäurem Bleioxyd digerirt, das überschüssige Bleioxyd aus der abgenommenen wässerigen Lösung durch Schwefelwasserstoff fällt und sie nach dem Filtriren verdampft, so erhält man einen Syrup von Glycerin (Marsön und Etthamer).

Laurostearinsäure (Chem.), Laurinsäure, Pichurimtsäure. Von Marsön entdeckt, der Reihe der fetten Säuren angehörende Säure, s. Laurostearin. Formel: $HO \cdot C_{17}H_{31}O_2$. Die S. erhält man am zweckmäßigsten durch Kochen des reinen Laurostearins aus Porbeeren oder Pichurimbohnen mit Kalilauge, bis sich ein völlig klarer Seifenleim gebildet hat, und durch Verseifung desselben mit Weinsäure. Görgen verseifte Kokosnußöl, zerlegte die Seife mit Schwefelsäure und destillirte das Gemisch der ausgeschiedenen fetten Säure mit Wasser, bis letzteres nicht mehr trübe, sondern klar, jedoch

sie im Alter gelblich oder bräunlich und verlieren zum Theil den Geruch. Sie enthalten ein leichtes ätherisches Del und bitt. rn. Extraktivstoff. Man wendete sie früher als magenstärkendes und Blähungen treibendes Mittel und vorzüglich bei Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane häufig an. Fruchtag brauchte man sie mehr als Gewürz an die Speisen. Die Früchte sind getrocknet dunkelbraun, etwas glänzend, runzelig und haben eine dünne, zerbrechliche Schale, welche einen gelblich-braunen öligen Kern, der sich leicht in seine 2 Samenanlagen theilen läßt, umschließt. Sie enthalten außer ätherischem Oele das Laurin oder den Lorbeerlambher (einen eigenthümlichen, flüchtigen und bitter schmeckenden, harzartig klebrigen Stoff), und ein doppeltes fettes Del, Stärkmehl, Gummi und Basserin. Sie wirken stark reizend und etwas tonisch. Jetzt wendet man gewöhnlich nur das ausgepresste, butterähnliche, grüne, mit den ätherischen Oelen vermischte Lor-*Del*, *Oleum laurinum*, *aethereum* et *unguinatum*, äußerlich an. Als Zierpflanze in deutschen Gärten wird der Lorbeerbaum in lockere, fetter Mißbeeterde gepflanzt und im frostfreien Zimmer, Orangeriehaus oder Keller durchwintert. Gelinde Winter hält er unter sorgfältiger Bedeckung an geschützten Orten in Süd-Deutschland im Freien aus. In England ist dies noch häufiger der Fall. Das Verpflanzen geschieht auf gleiche Art, wie bei den Orangeriebäumen. Vermehrung durch Sprößlinge und Ableger. — Geschichtliches. Der Lorbeerbaum gehört zu den gefeiertesten Bäumen des Alterthums, besonders als Symbol der Dichterweihe, der Begeisterung, des Siegs. Er war dem Apollo heilig (vgl. *Daphne*) und wuchs häufig auf dessen Berg Parnassus. Kränze von Lorbeerzweigen schmückten Dichter, Sieger, Triumphirende (vgl. *Corona triumphalis*); Lorbeerzweige durchrankten die Fescen (vgl. *bas.*). Auch schrieben die Alten dem Lorbeer eine begeistrende und die Gabeder Weissagung weckende und befördernde Kraft zu, wie denn die *Pythia* ihren Zustand durch Kaueu von Lorbeerblättern zu erhöhen sucht (vgl. *Daphnephagos*). Bei vielen festlichen Aufzügen spielte der Lorbeer eine Rolle (vgl. *Daphnephoria*). Mit ihm, als dem Symbol der Freude und des Glücks, schmückten die Römer Thüren, Penaten und Ahnenbilder. — Auch in späterer Zeit blieb ein Lorbeerkranz für Dichter und Sieger ein Symbol des Ruhms. Junge Doktoren wurden damit geschmückt, daher der Name *Baccalaureatus*, *Baccalaureus*. Schkuhr, *Bot. Handb.* I. 110. Hayne, *Arzneigew.* 12, I. 18. — *L. Camphora* L., f. *Camphora officinarum* Bauh., *Camphora officinalis* Nees. — *L. Cassia* L., f. *Cinnamomum zeylanicum* Breyer. — *L. Cinnamomum* L., f. *Cinnamomum zeylanicum* Lreyn. — *L. C. litawan* + *oxb.*, f. *Cinnamomum Culilawan* Nees. — *L. indica* L., f. *Persia indica* Spr. — *L. Malabathrum* L., f. *Cinnamomum obtusifolium* Nees. — *L. Persia* Jacq., f. *Persia gratissima* Gaertn. — *L. Pseudo-Sassafras* Blume, f. *Sassafras Parthenoxylon* Nees. — *L. Sassafras* L., f. *Sassafras officinale* Nees. — *L. Ta-*

mala Hamilt., f. *Cinnamomum Tamala* Nees. — Die Gattung ist der Typus der Laurineae Vent. (f. d.). — Nach Croizet (*Bull. géol.* 1836, VII, S. 216) finden sich von *L. Camphora* fossile Reste in der Braunkohle von Rombach bei Mainz und bei Clermont. Eine andere fossile Art ist *L. dulcis* Lindley (*Murch. und Lepell.* Edinb. new philos. Journ. 14, 1829) aus dem Eupsvon Aix in der Provence.

Laurus-Zinus (Bot.), f. v. a. *Viburnum Tians* L.

Laurvig (Geogr.), 1) norweg. Grafschaft, Stift Aggerhus, zwischen Brabobergs-Amt und Jarlsberg-Grafsch.; wird vom Laaven-Elf bis zu dessen Mündung in das Meer durchflossen; — 2) Hauptstadt der gleichn. Grafsch. *bas.*, an der Mündung des Laaven-Elf, rechts; Tabakfabr., Eisen- und Holzwaarenh., Handel; Hafen (Station eines Theils der norwegischen Flotte); 3400 Einw.

Laus (Entom.), Parasitengattung, f. v. a. *Pediculus* L. — **Läuse**, Insektenfamilie, f. v. a. *Pediculina*.

Laus (a. Geogr.), 1) Grenzfluß zwischen Eutanten und Brutium in Unteritalien (j. *Laino*), an dessen rechtem Ufer unweit seiner Mündung die Ueberreste der aus ihrer Vaterstadt vertriebenen Sybariten auch eine gleichnamige Stadt gegründet hatten, die aber zu Plinius' Zeiten schon wieder verschwunden war. Von ihr und dem Fluß führte auch der kleine Meerbusen, in welchen sich dieser ergießt (j. *Golfo di Policastro*), denselben Namen (*Prot.* III, 1). — 2) Anderer Name von Iligula (*Plin.* III, 1, 3).

Lausa (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Torgau, am Lausa- u. Scholzbach; 130 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. u. Amt Dresden; 400 Einw.

Lausacbirne (Pomol.), f. v. a. *Dauphine*.

Lausach, österr.-illhr. Pfarrdorf, Kr. Laubach, Bez. Mischelstetten; 2 Kirchen; 320 E.

Lausanne (Geogr.), 1) Schweiz. Bezirk, Kant. Waadt, 19,000 Einw.; — 2) Hauptstadt des Schweiz. Kantons Waadt, unweit vom Nordufer des Genfersees, am Wald Sauvabelin und am Jorat, in herrlicher Lage, auf drei Hügeln und den dazwischen liegenden Thälchen, am Zusammenfluß des Flon und der Louve, 534' über dem Genfersee und 1582' über der Meereshöhe. L. ist zum Theil aus den Ueberresten des alten Lausonium, das bei Widu gestanden zu haben scheint, und nach und nach aus verschiedenen Stadtheilen oder Städtchen entstanden, die alle ihre verschiedenen Sagenungen hatten, bis sie sich im 14. Jahrhundert zu einem gemeinsamen Gemeinheitsrechte vereinigten. Zur Zeit der bernischen Eroberung war L. noch mit Ringmauern, Thürmen und 15 Thoren umgeben; jetzt ist es eine offene Stadt, die nach einem von Adrian Pichard entworfenen Plane sich mit jedem Jahre verschönert, indem die alten steilen Gassen verebnet und neue Verbindungen geöffnet werden. Ein schöner Viadukt aus zwei über einander stehenden Bogenreihen verbindet den St. Lorenz- und St. Franzenshügel, während in entgegengesetzter Richtung ein Tunnel dieselben Hügel verbind-

bet. L. wird in 6 Quartiere getheilt: die Gite, die Palud, die Brücke, St. Lorenz, St. Franz, die Burg. Sehenswerthe Gebäude sind in der Gite das Münster oder die Kathedrale, in gothischem Style erbaut, das schönste Bauwerk dieser Art in der Schweiz. Von der Palud aus steigt man eine unansehnliche Treppe von 164 Stufen zu der Terrasse an, auf welcher sich die Kirche erhebt. Sie hat eine Länge von 333' und eine Breite von 143', das Gewölbe des 61' hohen Schiffes ruht auf den schönen Kapitälern von 20 auf verschiedene Weise zusammengesetzten Säulenbündeln u. ist 75' lang, wie die beiden Nebenschiffe. Die Zahl der einzelnen Säulen beläuft sich über 1000, meist mit verschiedenen gestalteten Kapitälern und in mannichfaltiger Zusammenstellung. Auf beiden Seiten des Schiffes sind zwei übereinander stehende Gallerien; von kleinen Säulen getragen. Am Gewölbe verschränken sich die Gurten der Spitzbögen auf mannichfaltige und doch harmonische Weise. Der Chor stellt das Haupt des Kreuzes vor, und die Flügel bilden die Arme desselben. Prächtig ist bei guter Beleuchtung die Wirkung des Lichtes durch die gemalten Scheiben der großen, 30' im Durchmesser haltenden Rose. Unter den vielen Grabmälern, welche die Kirche enthält, sind bemerkenswerth: dasjenige von Otto, dem letzten Freiherrn von Grandson, der in gerichtlichem Zweikampfe fiel (fast in der Mitte des Chors), dasjenige des Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, später als Papst Felix V. († 1461) bekannt, des Bischofs Wilhelm von Montlhéry († 1406), Gründers des Hospizes auf dem großen St. Bernhard u. s. w., so wie mehre neuere, besonders von Ausländern, die sich in L. aufhielten, namentlich das einer Herzogin von Kurland, einer russischen Prinzessin Dross, der Gemahlin des englischen Botschafters Stratford Canning (v. Bartolini) u. A. Auch dem, wegen eines Versuches, die Waadt von berner Herrschaft zu befreien, am 24. April 1723 hingerichteten Major Davel ist ein Denkmal errichtet; dagegen findet man kein Anzeichen der Stätte, wo Bischof Heinrich, der Gründer dieses Gebäudes, noch wo Rudolf III., der Gemahl der Königin Bertha, welche hier beigesetzt sind, ruhen. Die kostbaren Zierden und Geräthschaften des katholischen Ritus wurden 1636 fortgebracht, u. der Tempel dem reformirten Gottesdienst überlassen. Nach verschiedenen, zum Theil verunstaltenden Restaurationen wurde vor einigen Jahren die Kirche mit Glück und Geschick durch den Architekten Perrégaux neu hergestellt, so daß der Eindruck, den sie auf den Beschauer in ihrer jetzigen Gestalt macht, ein großartiger und doch wohlthuender ist. Die beiden Hauptportale u. dasjenige mit der Bildsäule des heil. Sebastian, so wie das Apostelthor mit den Bildnissen der Apostel, Propheten und Märtyrer sind ebenfalls bemerkenswerth. Von den zwei Thürmen zur Seite des Eingangs ist nur der eine vollendet, doch fehlt auf diesem das 3. Stockwerk nach dem Plane des Baumeisters. Zu diesem Thurme führt eine Wendeltreppe von 245 Stufen. Er mißt bis zur Gallerie 154', bis zur Spitze

234'. Im Innern hängen 5 Glocken. Derselbe wurde wiederholt 1657, 1674 und 1823 vom Blitze getroffen und brannte ab, wurde aber wieder neu aufgebaut. Der Bau der Kirche begann im J. 1000, und im J. 1275 wurde sie vom Papst Gregor X. in Gegenwart Graf Rudolfs von Sababurg und vieler erlauchter Personen eingeweiht. In derselben wurde im Oktober 1536 die denkwürdige Disputation abgehalten, welcher Calvin, Farel und Viret bewohnten, u. welche die Reformation der von den Bernern eroberten Landschaft zur Folge hatte. — Unmittelbar an die mit Moskaskantien besetzte Terrasse stößt die ehemalige Bischofswohnung (Evêché), jetzt als Gerichtssaal und Gefängniß dienend. Unweit davon ist das große, schöne Krankenhaus. Um das Schloß herum, wo die obersten Staatsbehörden ihre Sitzungen halten, sind noch einige andere obrigkeitliche Gebäude, gegenüber die Kaserne, einst Kirche, später Kornhaus. Vor dem St. Mairethor steigt man zur Barre (Schlagbaum) hinunter, und durch den Tunnel in die lieblichen Thäler, od. aufsteigend zu den schönen Landhäusern/Hermitage le Jardin (mit einer von Aventhes hergebrachten, dem Kaiser Titus errichteten Ehrensäule), le Petit Château, la Borde und Bellevaux (der Ueberrest eines Klosters, in welchem Karl der Kühne, vom Fieber gepeinigt, nach der Schlacht bei Grandson drei Wochen verweilte, und von wo er kaum genesen nach Murten aufbrach). Höher liegt das Signal und Sauvabelin. Auf dem neuen Weg gelangt man an dem reichhaltigen Bazar vaudois vorbei auf den schönen Riponne- oder neuen Marktplatz, welcher sich über einen kostbaren und großartigen Grundbau ausbreitet. Denselben schmücken die Kornhalle und das Museum der schönen Künste oder Musée Arland, so wie mehre Schulgebäude. In St. Lorenz ist die Fagade der St. Lorenzkirche bemerkenswerth, auf den anstoßenden Abhängen sind eine Menge schöner Landhäuser (Beaulieu, einst Reders Zufluchtsstätte nach seiner Vertreibung aus Frankreich, Beaussollet, wo Benjamin Constant lebte, u. A.), weiterhin ein schöner Begräbnißplatz und das durch großmüthige Schenkungen entstandene Gebäude der Blindenanstalt, dann das Landhaus Violette, Wohnung Roverraz', Napoleons einstigen Kammerdieners auf St. Helena. In St. Franz, dem lebhaftesten Stadtviertel, verdient die oben erwähnte große Brücke, welche den tiefen Thalgrund überschreitet, den der Flon durchfließt, alle Beachtung. Sie ist 79' hoch, 33' breit und 582' lang. Auf dem Platz St. François ist die alterthümliche, von Papst Felix V. erbaute Kirche gleichen Namens, in welche sich das baseler Concil 1449 geflüchtet hatte. Nebenan ist das Kaufhaus und gegenüber die Gesellschaftshäuser des Cercle du Commerce und des Cercle littéraire, wo Fremde, durch Mitglieder eingeführt, Zutritt haben. Ueber dem herrlichen, mit prächtigen Linden besetzten Montbenon, an dem Gesellschaftshause der Bogenschützen vorbei, erblickt man wieder eine Menge schöner Landhäuser u. herr-

licher Gärten. Eben so an der Straße von Duchy (la Grotte, einst Gibbons Wohnung, Montrion, einst Eigenthum des berühmten Arztes Tissot, u. Voltaire's Wohnung). Im Burgquartier ist das Kasino u. die Burgstraße, deren Bewohner bis zum J. 1798 das Richteramt über Hauptverbrechen ausübten, jetzt der Mittelpunkt der eleganten Gesellschaft. Die Vorstädte zeigen eine Menge niedlicher Landhüser. Dann auf dem Karolinenplatz das Theater und die Reitschule, und an der Straße nach Chailly die große, 1822 nach dem amerikanischen Pönitentiar-System erbaute Strafs- u. Besserungsanstalt. Auf dem Kirchhof Pierre Plan sind eine Menge schöner Grabmäler. In dem Quartier le Pont ist der Brückenplatz auf den über den Flon erbauten Gewölben bemerkenswerth, und im Quartier le Palud steht auf dem Paludplatz das hübsche, im J. 1454 erbaute Stadthaus, in welchem auch das Polizeibureau sich befindet. Historisch bemerkenswerth ist auch der Platz in der Magdalenenstraße, wo das Haus des Bürgermeisters Isbrand von Nur stand, der das Waadtland wieder unter die Herrschaft der Herzöge von Savoyen bringen wollte. Es wurde im J. 1588 geschleift. An wissenschaftlichen u. gemeinnützigen Anstalten besitzt L. eine Akademie, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, eine Zeichnungs-, Turn- u. Reitschule, so wie gute städtische Elementar- u. Realschulen; eine wohlthätige Armen- und viele wohlthätige Institute und die schon erwähnte Blindenanstalt. Mehrere Epitäl und Versorgungshäuser, die Irrenanstalt im Champ de l'airc., Freimaurerlogen (l'espérance et cordialité). Von Sammlungen sind bemerkenswerth: das Kantonsmuseum, in welchem außer dem Naturalienkabinett auch eine interessante Sammlung von Alterthümern sich befindet, das Musée Arlaud, welches eine Sammlung von Gypsabgüssen u. Gemälden besitzt (unter denen besonders zwei Landschaften, der Brienzersee von Calame u. die Gegend von Diday zu beachten sind), das physikal. Kabinett, die Kantonsbibliothek (40,000 bis 50,000 Bände) u. Die Industrie ist nicht sehr bedeutend, und mehrere früher berühmte Gewerbezweige haben beträchtlich abgenommen, wie die Gerbereien, Rattendruckerien und Bijouteriegewerbe. Dagegen sind Bierbrauereien, Steindruckerien, Baumwollen- und Wollenspinnereien u. neu entstanden. Lebhafter ist der Handel mit Landesprodukten, namentlich den vortrefflichen Weinen der Umgegend, und der Expeditions-Handel, welcher durch die Dampfschiffahrt auf dem Genfersee begünstigt wird. L. hat 18,000 Einw. — Rechnungsart u. Zahlwerth. Hier, wie im ganzen Waadt, wird gerechnet: nach Schweizer-Livres od. Franken, entweder eingetheilt in 20 Sous à 12 Deniers, od. in 10 Bagen à 10 Rappen, wobei man häufig den Schweizer-Livre oder Franken geradezu in 100 Rappen abtheilt. Der Zahlwerth, welcher bisher im Allgemeinen in neuen

Louisd'or zu 16 Schweizer-Franken, den Neuthaler zu 4 Schweizer-Franken oder zu 40 Schweizer-Bagen gerechnet wurde, läßt sich für diesen Kanton, wie so ziemlich für die ganze Schweiz, jetzt nur aus der theils gesetzlichen, theils durch den Verkehr bestimmten Annahme der gröbern, hier im Umlauf befindlichen fremden Silbermünzen angeben, und die Hauptsorten dieser fremden Silbermünze bestehen vornehmlich in den französischen 5-Frankenthalern und den brabantischen und deutschen ganzen Kronenthalern, da seit 1837 die halben und Viertel-Kronenthaler außer Kurs gekommen sind. — Seit einigen Jahren kommen hier auch die neuen süddeutschen ganzen und halben Guldenstücke im Kronthaler- oder 24 $\frac{1}{2}$ -Guldenfuß häufiger vor, im verhältnißmäßigen Preise der Kronenthaler zu 2 $\frac{1}{10}$ Gulden (zu 14 $\frac{1}{2}$ bis 14 $\frac{1}{4}$ Bagen die ganzen, und zu 7 $\frac{1}{10}$ bis 7 $\frac{1}{4}$ Bagen die halben Gulden). Die gesetzliche Werthung der 5-Frankenthaler in den Kantonen Bern, Freiburg u. Waadt ist zu 34 $\frac{1}{2}$, die der Kronenthaler zu 39 $\frac{1}{2}$ Schweizer-Bagen, oder erstere Sorte zu 3 Franken 45 Rappen, letztere zu 3 Franken 95 Rappen Schweizer Währung; obschon im gemeinen Verkehr bereits eine höhere Annahme der 5-Frankenthaler zu 35, und der Kronenthaler zu 40 Bagen Platz zu greifen scheint. — Nach dieser gesetzlichen Annahme der 5-Frankenthaler ist der Silber- und Zahlwerth des Schweizer-Franken, 36 $\frac{1}{10}$ Schweizer-Franken auf die kölnische Mark fein Silber gerechnet, wie folgt: a) im 14-Linienfuß od. in preuß. Kur.: 0,38647343 Thlr. = 11 Sgr. 7,130 Pf.; b) im 24 $\frac{1}{2}$ -Guldenfuß: 0,67632850 Fl. = 40 Kr. 2319 Pf.; c) in franz. Währung: 1 $\frac{1}{10}$ — 1,44927536 Gros. = 1 Fr. 45 Centim. ca. Rechnet man den 5-Frankenthaler zu 35 Schweizer-Bagen = 3 $\frac{1}{2}$ Schweizer-Franken, so kommt der Schweizer-Franken auf 1 $\frac{1}{2}$ franz. Franken = 1 Fr. 42 $\frac{1}{2}$ Centim. Ueberhaupt vergleichen sich in ganzen Zahlen, die französischen 5-Frankenstücke zu 34 $\frac{1}{2}$ Schweizer-Bagen gerechnet: 100 franz. Franken mit 69 Schweizer-Franken, und dasselbe 5-Frankenstück zu 35 Schweizer-Bagen gerechnet: 10 franz. Franken mit 7 Schweizer-Franken. Im großen Verkehr und im Wechselgeschäft rechnet man jetzt nach der ersten Art (100 = 69). — Wirklich geprägte Münzen dieses Kantons sind nur in 10-, 5-, 1- und $\frac{1}{2}$ -Bagenstücken vorhanden, meist aber Silber-Scheidmünzen in ganzen u. halben Bagenstücken. a) Die Stücke zu 1 Bagen hat man befunden: 89,0435 Stück auf die köln. Bruttomark zu 2 $\frac{1}{2}$ Loth fein und auch gegen 92 $\frac{1}{2}$ Stück zu demselben Gehalt auf die rauhe Mark; so daß davon 569,8763 — 591,91 Stück auf die köln. Mark fein Silber gehören, ein solcher Bagen also 8 $\frac{1}{2}$ — 8 $\frac{1}{4}$ Pfennige preuß. = 2 Kr. 2,32 Pf. bis 2 Kr. 1,94 Pf. im 24 $\frac{1}{2}$ -Guldenfuß werth ist. b) Die Stücke zu $\frac{1}{2}$ Bagen sind befunden worden: 113 $\frac{1}{2}$ Stück auf die Bruttomark zu 1 $\frac{1}{2}$ Loth fein, wonach 1365 $\frac{1}{2}$ Stück auf die köln. Mark fein Silber gehen.

= 1329,888 parisi. Linien = 9,23333 parisi. Fuß.
 — Flächenmaß. Die Toise carrée od. das Quadrat-Klafter hat 100 Quadrat-Fuß od. 9 Quadrat-Meter. — Feldmaß. Der Fossorier hat 50 Quadrat-Klafter, also 450 Quadrat-Meter od. 4 $\frac{1}{2}$ franz. Aren. Die Pose (Zuchart) hat 10 Fossoriers, mithin 4500 Quadrat-Meter oder 45 franz. Aren = 1 $\frac{1}{2}$ Schweizer-Zuchart od. badische Morgen. — Körpermaß. Die Toise cube od. das Kubik-Klafter hat 1000 Kubik-Fuß od. 27 Kubik-Meter, und dient zu den technischen Ausmessungen (bei Bauten, Steinbrüchen etc.). — Brennholz- u. Futtermass. Brennholz, Heu u. dgl. werden nach dem Moulz gemessen, welcher 5 Fuß Höhe, eben diese Breite und eben dieselbe Länge hat, so daß er 12 $\frac{1}{2}$ Kubikfuß enthält, also 3 $\frac{3}{4}$ oder 3,375 Kubik-Meter od. Steren. — Getreidemaß. Die Einheit ist der Quarteron od. das Viertel, im Inhalt von 500 Kubik-Zoll oder $\frac{1}{2}$ Kubikfuß = 13 $\frac{1}{2}$ Liter = 680,5679 parisi. Kubikzoll = 9 Schweizer-Immi od. $\frac{1}{10}$ Schweizer-Viertel. Der Muib (Müdd od. Zuber) hat 10 Sacs (Sack) zu 10 Quarterons (Viertel) à 10 Mines od. Mines (Immi) à 10 Copets (Becher). 1 Muib = 9 Schweizer- od. badische Malter. 1 Sac = 9 Schweizer-Viertel. 1 Mine = $\frac{1}{10}$ Schweizer-Immi. — Flüssigkeitsmaß. Die Einheit ist der Pot oder die Maß, im Inhalt von 50 Kubikzoll oder $\frac{1}{20}$ Kubikfuß = 135 Centiliter oder 1,35 ($\frac{1}{20}$) Liter = 68,05679 parisi. Kubikzoll = $\frac{1}{10}$ Schweizer- od. badische Maß. Der Char (das Fuder) hat 16 Setiers (Eimer) zu 3 Brocs (Stüben) à 10 Pots (Maß) à 10 Verres (Gläser). Im gemeinen Verkehr wird der Pot gewöhnlich in Halbe und Viertel getheilt. 1 Broc = 9 Schweizer- od. badische Maß. — Gewicht. Der Centner (Quintal) hat 100 Pfund (Livres). Das Pfund (Livre) hat 16 Unzen (Onces) zu 8 Gros (Quentchen) à 72 Grän (Grains), mithin 9216 Grän. Das Pfund (Livre) ist gleich dem Gewicht des 54. Theiles von einem Kubikfuß des stillirten Wassers bei seiner größten Dichtigkeit, und ist also das französische halbe Kilogramm = 500 Gramm = 10402,96 holländ. As. Der Centner also = 50 Kilogramm. Das waadtländische Pfund kommt daher mit dem schweizer, dem badischen, dem großherzoglich-hessischen, dem neuen sächsischen und dem deutschen Zollvereins-Pfunde überein, und man sehe seine Vergleichung mit fremden Gewichten unter dem Art. Darmstadt. — Vergnügungen u. Volkseste. Neben der herrlichen Lage von L. ziehen auch die feinen Sitten, der gesellige Ton und die wissenschaftliche Bildung vieler Einwohner stets eine Menge Fremder zu längerem Aufenthalte an. Zu den öffentlichen Vereinigungen und selbst zu Privatgesellschaften findet der anständige Fremde, wenn er sich einmal einige Bekanntschaft erworben hat, leicht Zutritt. Außer den gewöhnlichen Vergnügungen versammeln sich alljährlich verschiedene gesellige Vereine in L., auch ist das im Juni in dem Walde von Sauvabelin gefeierte Jugendfest der Erwähnungwerth. — Schöne Standpunkte u. Spaziergänge. Die Umgegend von L.

ist so reizend und mannichfaltig, daß fast jeder Schritt dem Wanderer ganz andere Ansichten vor die Augen führt. Ueberall stellt sich die Kathedrale und die Stadt von einer neuen malerischen Seite dar, und anmuthige Hügel wechseln mit lieblichen Thälchen. — Die wegen schöner Ansichten bemerkenswerthe Standpunkte sind: auf der Terrasse des Münsters, noch schöner auf der Gallerie des Thurmes; auf dem Belvedere des Montbenon an der Genferstraße; der Platz dient als Spaziergang, Exercirplatz und Schauplatz der Volksergnügungen; auch fand hier im Februar 1845 die große Volksversammlung Statt, welche die damalige Verfassung und Regierung stürzte; daselbst wird auch am 9. u. 10. August das Konstitutionsfest gefeiert. Berühmt ist die Aussicht beim Signal, $\frac{1}{2}$ Stunde oberhalb der Stadt auf der Anhöhe zwischen den Thälern des Flon und der Louve. Der Weg dahin führt oberhalb der Vorstadt de la Barre an den Landhäusern Petit Chateau und l'Hermitage vorbei, wo man einem angenehmen Fußpfade folgt. Man übersieht hier den ganzen Genfersee und seine beiden Ufer. Höher hinauf erstreckt sich der schöne Eichenwald von Sauvabelin (Sylvia Bellini), in dessen Schatten einst die Druiden ihre Mysterien feierten. Die Straße, welche denselben durchschneidet, führt zu mehreren Mühlen am Flon, und auf der jenseitigen Anhöhe gelangt man zu den Landhäusern aux Vennes und auf die Bernerstraße. Angenehme Fußsteige führen von einer schönen Aussicht zur andern, zu einem kleinen Wasserfalle und zu der romantischen Stelle „Ende der Welt“; von da kann man wieder nach der Stadt zurückkehren, wenn man bei der Speisewirtschaft Montmellian vorbeigeht und den Fußweg einschlägt, der in halber Höhe durch das Flonthälchen sich windet. Im Grunde des Felsenthälchens ist die Promenade des Eaux, wo eine eisenhaltige Quelle zu einer Badeanstalt benutzt wird. Einer der schönsten Standpunkte findet sich unweit von der Straße nach Chailly bei dem Landhause Bellevue, von wo man über Roverez zurückkehren kann. Eine schöne Ansicht des Montblanc genießt man bei les belles roches, einer Felsenpartie $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt rechts von der Straße nach Yverdon. Man steigt zwischen den Landhäusern Clomont und Miantmont zu der Plaine de Loop auf (wo Karl der Kühne nach der Niederlage bei Grandson von Neuem seine Streitkräfte sammelte, um nach Murten zu ziehen) an dem Landhause „des Bergères“ vorbei. Einen schönen Spaziergang bietet auch die Promenade de Verrière-Bourg. Anmuthige Fußwege ziehen sich gegen den See hin u. führen längs demselben durch schöne Landgüter in die Vivifer-Straße nach Duchy, dem Seehafen von L. und Landungsplatz der Dampfschiffe von Genf nach Villeneuve. — In dem Gasthose zum Anker dichtete Lord Byron im J. 1816, von schlechtem Wetter zurückgehalten, seinen berühmten „Gefangenen von Chillon“. Der alte Thurm wurde im J. 1200 von Bischof Roger erbaut. Ein lieblicher Weg führt von der Vorstadt Etraz, bei den Landhäusern von

felsäure, schwefelsaures Eisenorydul und Kieselsäure. Nach Uhlisch's Erfahrungen hat sich dasselbe hülfreich erwiesen bei Gicht, Lähmungen, Hämorrhoidalbeschwerden, chronischen Hautkrankheiten und Nervenkrankheiten krampfhafter Art. (S. E. Osann, Phys.-medizinische Darstellung der vorzüglichsten Heilquellen Europa's, Th. II., S. 733).

Lausitz (Geogr.), 1) ein jetzt theils zu Sachsen, theils zu Preußen gehöriger, von Südosten nach Nordwesten sich erstreckender Landstrich, wurde gegen Süden von Böhmen, gegen Westen von Meissen und dem ehemaligen sächsischen Kurkreise, gegen Norden von Brandenburg und gegen Osten von Schlesien begrenzt, und von der Spree und Neiße von Süden nach Norden durchschnitten. Der Flächeninhalt betrug 200 (n. A 224) □ M., auf denen ungefähr 500,000 Einwohner lebten, wovon vielleicht der 6. Theil dem wendischen Stamme angehörig. Die L. war von jeher in 2 Markgrasthümer, die Ober- und Nieder-L., geschieden, welche zur Zeit der Eintheilung des deutschen Reiches in die bekannten 10 Kreise, wie Böhmen und Mähren, keinem derselben angehörten. Nachdem sie ein Theil von Sachsen geworden waren, hatten die Stände das Recht, zu höhern Landesämtern Personen zu wählen oder vorzuschlagen, sich nach eigenen Gesetzen zu richten, und waren dem geheimen Conseil untergeben. Die slavische Benennung *Luzice* bedeutet ein morastiges, waldiges oder wässeriges Land. — a) Die Ober-L., begrenzt von der Nieder-L., Schlesien, Böhmen und dem meißner Kreise, umfaßt etwa 108 □ M., zum Theil Gebirgsgegenden, zum Theil ebenes Land. Die im nördlichen Theile der Ober-L. gelegenen Niederungen sind günstig für Ackerbau und Viehzucht, doch wird lange nicht genug Getreide für die starke Bevölkerung erzeugt; auch sind sie reich an Holz und Fischen. Die Bienenzucht ist sehr bedeutend; der daselbst häufige Maseneisenstein beschäftigt einige Hochöfen und Hammerwerke, in der muskauer Heide wird viel Alaun gewonnen, in den südlicheren Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Hin und wieder findet man eine weiße, weißgraue und röthliche Thonerde, die zu allerhand Geschirren und Tabakspfeifen verwendet wird, und auch Edelsteine kommen an manchen Orten vor. Doch die meisten Hände beschäftigen der Gewerbefleiß, und zwar in den Städten die Tuch- u. Strumpf-fabrikation, in den südlichen Gebirgsdörfern, welche zuweilen 3000—5000 Einwohner zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte. Es werden z. B. von den Damastwebern in dem 4000 Einwohner zählenden Dorfe Großschönau Tafelzeuge gefertigt, die an Glanz und Feinheit den Fabrikaten keiner andern Damastfabrik nachstehen. Mit diesen Fabrikaten wurde früher von den oberlausitzer Kaufleuten ein sehr bedeutender Großhandel getrieben, der jedoch in neuerer Zeit abgenommen hat, nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. An dieser Gewerthätigkeit haben übrigens bloß die deutschen Bewohner der

L. Antheil; die Wenden, etwa 30,000 an der Zahl, treiben ausschließlich Ackerbau und Viehzucht. — Die Ober-L. wurde eingetheilt in den görlitzischen und budissinischen Kreis, welche beide wieder in Nebenkreise zerfielen. — Die Verfassung war eigenthümlicher Art. Die Stände theilten sich ein in die vom Lande und in die der Städte. Zu denen vom Lande gehörten die Standesherrn (die Besitzer der Standesherrschaften Königsbrück, Bayerswerda, Muskau und Seidenberg), die Prälaten (die Vertreter der Stifte Baugen, Marienstern, Marienthal und Lauban) und die Ritterschaft (die gräflichen, freiherrlichen, adeligen und bürgerlichen Besitzer der Ritter- und Lehngüter). Die Stände der Städte bildeten die Abgeordneten der sogenannten Sechsstädte; diese waren: Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau, von denen die 3 ersten die vorhergehenden Städte genannt wurden. Diese 2 Stände des Markgrasthums vereinigten sich bei allen Berathungen über allgemeine Landesangelegenheiten zu 2 Stimmen, wovon die eine die Stände vom Lande, die andere die Sechsstädte besaßen. Ohne eingeholte Meinung und freie Bewilligung der Stände konnte keine neue Steuer aufgelegt, noch sonst etwas geschehen, was der Verfassung des Markgrasthums entgegen gewesen wäre. Die Landtage waren theils gewöhnliche oder ordentliche, theils außerordentliche. Der ordentlichen wurden jährlich 3 zu Budissin gehalten, auf denen die Stände unaufgefordert erscheinen mußten und die man willkürliche nannte; zu einem vierten wurden die Stände durch offenes Ausschreiben nach Görlitz eingeladen. Die Zahl der außerordentlichen Landtage war nicht bestimmt. Beide Stände hatten auch ihren eigenen und weitem Ausschuß, die sich wieder zu besondern Ausschuß-Versammlungen vereinigten. An der Spitze der Regierung stand der Landvogt, der seinen Sitz zu Budissin hatte. Er erhielt vom Landesfürsten eine Anweisung, wie er sich zu verhalten habe, und wurde auf einem nach Budissin ausgeschriebenen Landtag eingeführt, nachdem er vorher den Ständen einen besiegelten Revers ausgestellt hatte, „daß er alle ihre Rechte, Briefe, Privilegien, Handfesten, Gnaden, Gerichte, Freiheiten und guten Gewohnheiten, die sie von Alters her von Kaisern, Königen, Fürsten und Herren wohl erworben, hergebracht und gebraucht hätten, fästiglich erhalten, Land, Städte und Straßen schützen, und die Stände nach ihrem Rath mit Hauptleuten versorgen wolle“. Der Landeshauptmann wurde vom Landesfürsten aus 6 tüchtigen Personen des Herren- und Ritterstandes, welche die Landstände vorschlugen, gewählt. Der Kammerprokurator wurde vom Landesherrn eingesetzt. Dem budissinischen Kreise stand der Ober-Amts-hauptmann, dem görlitzer Kreise der Amtshauptmann vor. Ein jeder Kreis hatte ferner 2 Landesälteste, die auf den Landtagen von der Ritterschaft erwählt und von dem Landvogt bestätigt wurden. Ein Landesbestallter führte auf den allgemeinen Landtagen im Namen der Stände das Wort und die Feder. Der Landyndikus, oder der

Konsulent der Stände, war ein Rechtsgelehrter bürgerlichen Standes. Richterliche Behörden waren in oberster Instanz die Kreisämter zu Budissa und Görlitz. Außerdem bestand nach altem Gebrauche ein Hofgericht, das jährlich 3mal um die Zeit der willkürlichen Landtage gehalten wurde, und vor welches Berufsmährnisse, Verzichte, Aufgebote und andere gerichtliche Sachen gehörten. Das Oberamt, ebenfalls des Jahres 3mal, und zwar nach beendigten willkürlichen Landtagen, unter Vorsitz des Landvogts gehalten, eröffnete den Verordnungen von Land und Städten die Urtheile und gerichtlichen Bescheide und fertigte dieselben aus; war auch zugleich Lehnhof des Markgrafthums. Die Ober-L. zählte, außer den Sechstädten, noch 16 Landstädten, 7 Marktflecken und eine große Anzahl Dörfer, worunter 449 wendische. Die Bevölkerung mag ungefähr 300,000 Seelen betragen haben. — Bei der Theilung Sachsens wurde auch die Ober-L. zerstückelt, so daß es jetzt eine sächsische und eine preussische Ober-L. gibt. Die sächsische Ober-L. hat mit Einschluß der früher böhmischen Parzellen und der 1845 von Oesterreich an Sachsen abgetretenen Enklaven Schirgiswalde u. einen Flächenraum von 41 QM. und umfaßt 4 der Sechstädte (nun Vierstädte), nämlich: Baugen, Zittau, Kamenz, Löbau (s. d.); die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf; das katholische Domstift St. Petri zu Baugen, die Klöster Marienstern und Marienthal; und die Landstädte und Rittergüter der nach den vier Städten benannten Distrikte. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 266 000, darunter ungefähr 18,000 Katholiken. Eine besondere Verwaltungsform erhielt die sächsische Ober-L. am 12. März 1821. Die Stände, wie früher zusammengesetzt aus dem Stande vom Lande (den Standesherrn, den Vertretern der Eifer und den Rittergutsbesitzern) und dem Städtestand (den Deputirten der Räte der Vierstädte), halten eigene Landtage zu Baugen, und zwar jährlich 3. Schon seit 1817 nahmen sie auch Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen des Königreichs Sachsen, und 1820 wurden überdies von den in der Ober-L. nicht landtagfähigen Rittergutsbesitzern 11 Stände durch Wahl für die erblandständische Versammlung ernannt. In Folge der Konstitution wurde eine Abänderung der bisherigen Partikularverfassung der Ober-L. nothwendig, welche, durch eine Uebereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. Dec. 1832 und durch die Urkunde vom 17. Nov. 1834 festgesetzt, am 1. Januar 1835 in Kraft trat. Es wurde hierbei der Ober-L. verbitrat, daß in ihrer Religions- und kirchlichen Verfassung, welche durch den Traditionsrecess vom 30. Mai 1835 und den Traditionsabschied vom 24. April 1836 vertragsmäßig feststeht, nichts ohne Einverständnis der oberlausitzischen Provinzialstände geändert werden darf. Die Centralbehörden des Königreichs sind gegenwärtig den Erblanden und der Ober-L. gemeinschaftlich. Hinsichtlich der Abgaben ist die Ober-L. den Erblanden gleichgestellt und das Schuldenwesen beider

Landestheile in der Staatsschuldenkasse vereinigt worden. Die innere Verwaltung dagegen ist durch ein Provinzialstatut geordnet worden. — Der an Flächenraum größere, hinsichtlich der Bevölkerung aber geringere Theil der Ober-L., die preussische Ober-L. (er umfaßt 63 QM. mit 170,000 Einw.), ist mit der Provinz Schlesien verbunden und in die Kreise Görlitz, Roschenburg, Hoyerswerda und Lauban eingetheilt. — Das Wappen der Ober-L. ist eine goldene Mauer mit schwarzen Mauerstrichen, im blauen Felde; der Wappenschild trägt einen gekrönten Helm, auf welchem die goldene Mauer nebst 2 lasurblauen Adlersflügeln steht. — b) Die Nieder-L., begrenzt von Brandenburg, Schlesien, Sachsen und der Ober-L., mit einem Flächeninhalt von 80 QM., hat fast durchaus flaches Land, mit sandigem Boden, der jedoch nicht unergiebig ist. Korn und Weizen wird für den Bedarf hinreichend gebaut; Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse wachsen im Ueberfluß; auch der Tabakbau und die Bieneuzucht sind bedeutend; der Spreewald und die Wälder an der schlesischen Grenze liefern Holz u. Wild. und die zahlreichen Flüsse Fische in Menge. Mit Ausnahme von Korn und Weizen gehen alle genannten Produkte zum Theil ins Ausland, wie denn überhaupt der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien der Nieder-L. viele Handelsvorteile bringt. — Eintheilung: Die Nieder-L. zerfiel nicht, wie die Ober-L., in 2, sondern in 5 Kreise; diese waren der Luckaufsche, gubenische, lübbensche, Kalauische und sprebergische Kreis. Die Verfassung war ähnlich der schon beschriebenen in der Ober-L. Die Stände waren wie dort zusammengesetzt aus denen vom Lande und denen von den Städten. Die Stände vom Lande bestanden aus dem Prälatenstand, Herrenstand und Ritterstand, die Stände der Städte machten die Abgeordneten der 4 Kreisstädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau aus. Jeder Kreis hielt in seiner Kreisstadt unter der Aufsicht der Landesältesten eine Kreisversammlung. Die Stände vom Lande bildeten den engern und größern Ausschuß. Hinsichtlich der Landtage bestand aber in der Nieder-L. eine andere Einrichtung wie in der Ober-L. Sogenannte willkürliche Landtage wurden 2 gehalten, auf denen der Oberamtspräsident den Vorsitz führte. Außerdem konnte aber auch der Landesfürst die Stände nach Gefallen zusammenberufen lassen; geschah dies, so nannte man eine solche Versammlung den großen Landtag. Die Regierung des Markgrafthums führte der Oberamtspräsident. Unter diesem standen der Landeshauptmann, der Kammerprokurator, die Landesältesten (3 adelige, 2 bürgerliche), der Obersteuereinnnehmer, der Landesbestallte und der Landsyndikus. Besondere Behörden waren: die Gerichte der Stifte, Ordensämter, Standesherrschaften, Rittergüter und Städte, das Landgericht, die Oberamtsregierung, das geheime Rathskollegium. Zur Besorgung der geistlichen Angelegenheiten bestand ein eigenes Konsistorium, das die Ober-L. nicht hatte.

— Die Nieder-L. zählte außer den Kreisstädten 12 Landstädte, 4 Marktflecken und eine ansehnliche Anzahl Dörfer mit vielleicht 200,000 Seelen. — Seit 1815 gehört dieses Markgrathum ganz zum Königreich Preußen, ist in die 7 Kreise Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus eingetheilt und zur Provinz Brandenburg geschlagen. Die alte Verfassung der Nieder-L. ist, wie die der preussischen Ober-L., seit der Abtrennung von Sachsen dadurch fast ganz vernichtet worden, daß die preussische Regierung die Eigenthümlichkeit der L. als einer für sich bestehenden Provinz größtentheils aufgehoben hat. Mit Hinzuziehung der ehemals meißnischen Ämter Senftenberg und Finsterwalde beträgt der Flächenraum der Nieder-L. jetzt etwa 134 □ M., während die Einwohnerzahl sich über 230,000 belaufen mag. — Das Wappen der Nieder-L. zeigt einen rothen Löwen im weißen Felde, von der linken zur Rechten gewendet. — Geschichte. Die ältesten Bewohner des lausiger Landes, über die mit Bestimmtheit berichtet wird, waren die Semnoner, Senoner, ein suevischer Volksstamm, welche während der Völkerwanderung von den Vandalen verdrängt wurden, welche wiederum slavischen Völkerstämmen Platz machten, die wir im 7. Jahrhunderte hier antreffen. Von diesen werden uns die Milziener als Bewohner der Ober-L., und die Lusitzer, die mit den Wilsen, deren Stige sich bis an die Ostsee erstreckten, einerlei Stammes gewesen seyn sollen, als Bewohner der Nieder-L. genannt. Beide Stämme, von denen die heutigen Wenden der L. abstammen, und die zu jener Zeit unter eigenen freien Häuptlingen standen, wurden vom deutschen König Heinrich I. 929 zinsbar gemacht und von dessen Sohn, dem Kaiser Otto I., im Jahre 968 gänzlich unterworfen und mit Gewalt zum Christenthum bekehrt. Heinrich I. gründete in den Wohnsitzen der Lausiger eine Mark, die Ostmark, Marchia orientalis, und setzte einen gewissen Gero, der ein vornehmer Sachse und aus der Gegend des Harzes gebürtig gewesen seyn soll, als Markgrafen in die Ostmark oder die Nieder-L. ein. (Die Benennungen Nieder- und Ober-L. werden hier der Kürze wegen angewendet, doch wurden sie erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts allgemein üblich.) Auch Kaiser Otto I. (der Große) bestätigte Gero als Markgrafen. Gero unterwarf den polnischen Herzog Miecislav I. dem deutschen Reiche und † 965. Er wurde ersetzt durch seinen Schwager Dittmar, der bis 978 regierte, worauf diesem sein minderjähriger Sohn Gero II. folgte, unter welchem 1015 die Nieder-L. von Boleslav II., Herzog von Polen, erobert wurde. Gero II. selbst fiel in der Schlacht im Gane Döbel gegen Miecislav, den Sohn Boleslavs II. Kaiser Heinrich II. schlug sich darauf ins Mittel und bewirkte, daß der Sohn Gero's II., Dittmar II., die Nieder-L. wieder erhielt. Mit dessen 2. Sohn Otto erlosch jedoch dieses Geschlecht 1031. Es wird auch angegeben, daß Heinrich I. die Nieder-L. den Markgrafen von Meissen gleich anfangs übergeben habe, allein mit größerer Gewißheit wird be-

hauptet, daß jetzt erst Graf Dedo von Wettin damit belehnt wurde; auch scheint dieser noch die Oberhoheit Polens anerkannt zu haben. Nach dem Tode Dedo's übertrug Kaiser Heinrich IV. die Nieder-L., aus Dankbarkeit für geleistete Kriegsdienste gegen die Sachsen und Thüringer, an den Herzog Bratislaw von Böhmen, der jedoch in dem Besitze derselben fortwährend angefochten wurde; auch ging sie, als Bratislaw 1092 †, wieder auf den Sohn Dedo's, Heinrich den Ältern von Wettin, über. Heinrich der Ältere † 1103, hinterließ eine schwangere Gemahlin, die den Posthumus Heinrich den Jüngern gebor. Bratislaw's Schwiegersohn, Graf Wiprecht von Groitzsch, hielt diese Zeit für günstig, sich in den Besitz der Nieder-L. zu setzen, was ihm auch im Jahre 1123 gelang. Auf Wiprecht folgte sein Sohn, Helaticus von Groitzsch, der bis 1131 mit dem Grafen Adalbert von Sachsen der Nieder-L. wegen in Streit lag. Nach seinem Tode fiel sie an den Markgrafen Konrad von Meissen, bei dessen Hause sie blieb, bis sie von Markgraf Dietrich dem Jüngern an den Markgrafen von Brandenburg verkauft wurde. Zwar suchte sie der meißnische Markgraf Friedrich der Gebissene später wieder zu gewinnen, allein er gerieth dabei in die Gefangenschaft des Grafen Waldemar I., und war genöthigt, 1312 zu Langenmünde auf alle Ansprüche auf die L. zu verzichten. — Die Ober-L. gehörte ursprünglich zu Böhmen und ist auch von dessen Herzögen und Königen beherrscht worden. Nur einzelne Theile waren von Zeit zu Zeit in andere Hände gekommen. So hat die Stadt Budissin nebst dem Landstriche von da bis Rossen (Rissen genannt) eine Zeit lang, nämlich in der letzten Hälfte des 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dem Grafen v. Groitzsch gehört. Der König Wenzeslaw Ottokar von Böhmen gab seiner Tochter Beatrice, als dieselbe 1231 den Markgrafen von Brandenburg, Otto den Frommen, heirathete, die Städte Budissin, Görlitz, Lauban und Löbau nebst den dazu gehörigen Distrikten als Mitgift, und als Reichthum, die Gemahlin des Kurfürsten Alberts II. von Brandenburg, starb, kamen dazu auch noch Kamenz und Ruhland, welche Besitzungen Reichthum schon 1206 ihrem Gemahl zugebracht hatte. Nur die Stadt Zittau mit Gebiet blieb mit Böhmen vereinigt. So besaß nun Markgraf Waldemar I. von Brandenburg nicht nur die Nieder-L., sondern auch fast die ganze Ober-L. Als aber mit ihm im Jahre 1319 der germanische Stamm des Hauses Brandenburg erlosch, fielen sowohl die beiden L., als auch Brandenburg an die wittelsbachische Familie. Kaiser Ludwig der Bayer gab 1320 die Nieder-L. nebst Brandenburg seinem Sohne Ludwig, während die Stände von Ober-L. sich freiwillig unter böhmischen Schutz stellten, worauf Ludwig der Bayer auch den böhmischen König Johann von Luxemburg damit belehnte. Die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pfründen erhielt Herzog Heinrich von Görlitz wegen Verwandtschaft seiner Mutter, trat sie jedoch 1329 gegen eine anderweitige Entschädigung wieder an Böh-

ihres Talents, besonders reizende Kinderköpfe, Genrestücke und heilige Darstellungen.

Lauske (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Diusti), Prov. und R.-B. Posen, Kr. Birnbaum; 190 Einw.; — b) (Neu-L.), das.; 120 Einw.; — 2) königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Baugen, Oberlausig, Edgr. Löbau; Rittergut; 300 Einw.; — b) das.; Rittergut; 100 Einw.

Lauskow, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Militsch; Freischoltsei, Windmühle; 310 Einw.

Lauskrebs (Krustac.), s. v. a. *Ranina dorsipes*.

Lausnig (Geogr.), 1) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Radeberg, mit L.; Jagdschloß, Staatsgut, Forsthaus, mehrere Teiche; 520 Einw.; bildet einen abgesonderten Theil des Amtes Radeberg; — 2) sächs.-meining. Dorf, Amt Saalfeld; Rittergut; 110 Einw.; — 3) sachsen-weim. Dorf, Kr. Neustadt, Patr.-Ger. des Ritterguts Dbern- und Unterntheils; 2 Rittergüter, Eisenhammer, Mühle, Bergbau auf Kupfer bei Neustadt a. d. D.; 450 Einw.; — 4) s. Kloster-Lausnig.

Lausonia (a. Geogr.), Stadt der Helvetier in Gallia Belgica.

Lausonia (Bot.), nach Jussieu u. Hooker, s. v. a. *Lawsonia* L.

Lausonius Lacus, s. *Lemanus Lacus* und *Lousonna*.

Laus Pompeji (a. Geogr.), Stadt in Gallia Cisalpina, von den Belgiern angelegt, die später von L. Pompejus Strabe, dem Vater Pompejus des Gr., in ein Municipium verwandelt wurde und seitdem ihren spätern Namen führte. Sie lag nordwestlich von Placentia und südöstlich von Mediolanum an der Stelle des heut. Padeve od. Alt-Lodi, einige Mill. westl. von Lodi.

Lausus (röm. Sagenesch.), 1) Sohn des Mezentius, in dessen Verteidigung gegen Aeneas er fiel (Virg. VII, 609; X, 790); — 2) Sohn des Numitor, Bruder der Ilia, von Amulius hinterlistig getödtet.

Laussac, franz. Flecken, Depart. Aveyron, Arrond. Espalion; Mineralquellen; 140 E.

Lausseignan, franz. Flecken, Depart. Lot-Garonne, Arrond. Nérac; 1300 Einw.

Lausig, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, an der Mulde; 350 Einw.

Laussonne, franz. Dorf, Depart. Haute-Loire, Arrond. Puy; 2810 Einw.

Laut, 1) s. v. a. Schall; — 2) Unterabtheilung des Schalls, dem Klang ähnlich, nur wenige Schwingungen habend, s. Schall; — 3) in der Stimme von Thieren unterscheidbare Laute; — 4) das Gebell der Jagdbunde, wenn sie jagen oder ein Thier stellen, daher laut seyn, laut geben, s. v. a. bellen; — 5) (er ist laut), der Schnee, wenn er eine gefrorene Kruste hat; — 6) l. von Horn und Hals ist ein Jäger, der gehörig schreien und auf dem Horn blasen kann; — 7) s. Laute.

Laut (Geogr.), 1) Kap, die südöstlichste Spitze der Insel Borneo; — 2) eine Insel in der Nähe.

Laut Danaub, See, s. *Menangkabo*.

Laute (Sprachlaute), die einfachsten Bestandtheile der Sprache, welche sichtbar durch die Buchstaben angedeutet werden. Man unterscheidet Grund- oder Selbst-L. (Vokale) und Mit-L. (Konsonanten). Jene (auch Klänge genannt, weil sie einen bestimmten Klang haben) entstehen, wenn man die Luft (Luftsäule) frei durch den geöffneten Mund ausströmen läßt. Die verschiedene Klangfarbe derselben wird durch die größere oder geringere Oeffnung und Verengerung des Lippen- und Gaumenkanals hervorgebracht, wobei der Mund eine breite, oder runde, oder spitze Gestalt annimmt. Bei der Aussprache der Mitlaute hingegen werden der ausströmenden Luft durch die verschiedenartigsten Stellungen des Mundes und Gaumens und hauptsächlich der Zähne und der Zunge Hindernisse in den Weg gelegt, oder es wird dieselbe bei gänzlicher Schließung des Mundes durch die Nase gedrängt, oder auch herausgestoßen u. s. w. Die Vokale sind theils einfache, theils zusammengesetzte, oder auch theils kurze (Vocales breves), theils lange (Vocales longae), doch läßt sich das Zeitmaß derselben erst bei der Aussprache der Wörter, in denen sie vorkommen, bestimmen. Die Konsonanten werden eingetheilt: a) nach dem Organ, welches bei ihrer Aussprache hauptsächlich thätig ist: aa) in Labiales (Lippen-L.), b, p, m, f; — bb) Linguales (Zungen-L.), d, t, n, l, r; — cc) Palatinae (Gaumen-L.), c, g, k, q (x); — dd) Gutturales (Rohr-L.), h; — b) nach ihrer Eigenschaft in: aa) Semivocales (Halbvokale), welche ohne beigefügtem Vokal schon deutlicher zu vernehmen sind, und zwar α) Liquidae: l, m, n, r; — β) der einfache Zischlaut s; — bb) Mutae (Stumme), ohne Hülfe eines Vokals weniger deutlich zu vernehmen, nämlich: α) Tenues, p, c, q (k), t; — β) Mediae, b, g, d; dazu im Griechischen — γ) Adspiratae, φ, χ, θ (ph, ch, th). Die Eintheilung der Lippenlaute b und p und der Zungenlaute d und t in harte und weiche ist an und für sich ungehörig, übrigens auch nur provinziell. Die Laute h, s, v bezeichnet man auch mit dem gemeinschaftlichen Namen Spiranten, und zwar nennt man h den Hauch-L., s den Sauch-L., v den Blase- (Wehe-)L. Im Griechischen kommen noch 3 Doppelkonsonanten hinzu: ψ (ph, bs, pbs), ξ (ks, gs, ks (cs), z (ds). Außerdem werden auch die Konsonanten noch eingetheilt wie folgt: a) Verschließ-L. (Stumme Konsonanten), durch Schließung des Mundes und der Nase gebildet; — b) Nasen-L., durch Verschließung des Mundes bei offener Nase gebildet; — c) Stemm-L., durch Anstemmen eines Theils der Sprachorgane an einen andern hervorgebracht; — d) Zisch-L., bei deren Aussprache verschiedene Theile der Sprachorgane sich nur nähern, aber nicht berühren; — e) Zitter-L., wie die vorigen gebildet, nur daß noch eine Bewegung hinzutritt. Je nach den verschiedenen Stellungen, welche ein Laut in einer Sylbe oder in einem Worte einnimmt, wird er auch verschieden

benannt; Anlaut, wenn er am Anfang, Inlaut, wenn er in der Mitte, Auslaut, wenn er am Ende steht. Ueber Umlaut u. Ablaut u. L.-Verschiebungen s. Germanische Sprachen.

Laute (Mus., Flute, auch Testudo bezüg- lich ihrer schildkrötenartigen Form so genannt), galt vormals für das beliebteste u. angenehmste aller Saiteninstrumente. Sie ist mit 24 Darm- saiten bezogen, deren einige im Basse auch über- spannen und in 13 Chöre abgetheilt sind, 11 Saiten zweichörig, die beiden obersten aber nur einfach, 14 derselben ruhen auf dem Sattel des Griffbrets und sind, wie gewöhnlich, am Wirbel- kasten befestigt; diese werden mit den Fingern der linken Hand gegriffen, mit denen der rechten aber pizzicato angeschlagen. Die übrigen, merklich längeren 10 Saiten laufen nebenher in gleicher Richtung, können durch den Druck nicht verkürzt werden, bilden die Grundstimme und dienen zum Wechsel der Tonarten. Für jeden Halbton ist ein eigener Bund, der mit einem Buchstaben bezeichnet wird; das System, aus 6 Linien bestehend, hat weder Schlüssel, noch Ver- sehnungszeichen, bloß die Taktart muß bemerkt werden. Alle 6 Linien heißen A, wiewohl in Wirklichkeit nur 3 leere Saiten dieses Namens vorkommen; die tiefsten Bassnoten werden durch die Zahlen 6, 5, 4 angezeigt, die nächsten 4 aber- mals mit A und geraden Strichen, nämlich a, b, c, d, e, f, g. — Da nun jeder Ton, nach Be- quemlichkeit der Applikatur, wenigstens auf 3 Saiten genommen werden kann, so beweist solches den seltenen Tonreichtum der L. Die Haupt- stimmung ist D-Moll, nach dieser Skala: a, b, c, d, e, f, g; bei allen andern Tonarten müssen die erforderlichen Erhöhungs- und Erniedri- gungszeichen schon vorher in die Bassoktave hineingestimmt werden. Der erste Bund auf jeder Saite heißt immer b, der zweite c, der dritte d u. s. w., und indem eben durch deren Anwendung die Chromat. Fortschreitung erzielt wird, bedürfen auch die übrigen Chöre einer Stimmung. Eine Anleitung zur Behandlung dies- ses merkwürdigen Instrumentes hat C. G. Ba- ron 1727 in Nürnberg drucken lassen. Als be- rühmte Lautenvirtuosen haben ihrer Zeit Epoche gemacht; Galilei, Gauthier, Seele, Ho- fer, Rohaut, Vogt, Marion de Lorme, Martin, Reggio, Roy, Scheidler, Schind- ler, Sepborn, Straube, Weiß, Walther. — Das Alter der L. läßt sich nicht ermitteln. Sie soll von einem persischen Philosophen Na- mens Manes oder Manichäus (dem Stifter der Sekte der Manichäer) ums Jahr Christi 270 erfunden worden seyn. Daher leitet man denn auch den Ursprung des deutschen Namens Laute von dem arabischen Worte oud, welches Schale, Schildkröte bedeutet, und dem dann der arabi- sche Artikel al vorgesetzt ist, also al oud, abge- kürzt loud und im Deutschen dann endlich Laute. Frisch, in seinem Wörterbuche, will dieses Wort herleiten von dem lateinischen ludere, spielen, oder von laudare, loben. Das Gesuchte dieser Ableitung fällt sofort in die Augen. Woher dann der spanische Name laoud, der italienische linto und der französische luth, die alle dem

deutschen Laute so ähnlich klingen? Und daß die L. wirklich orientalischen Ursprungs ist, be- weist auch ihre Verbreitungsgeschichte. Die Mauren brachten sie zuerst nach Europa, und zwar nach Spanien; von da kam sie nach Ita- lien, und von da nach Deutschland. Ferner war sie in ihrer Urgestalt wirklich der Schale einer Schildkröte ähnlich, nämlich gewölbt. Später verfertigte man sie, jedoch in ähnlicher Gestalt, aus dünnen Spänen von Ahornholz, die so zusammengeleimt wurden, daß sie einen Bauch bildeten, der oben etwas oval zulief. Der Resonanzboden ist flach, von Lannenhholz, und hat nahe am Griffbrette ein rundes, meist künstlich verziertes Schalloch. Griffbret und Saitenhalter sind wie bei der Gitarre.

Laute (Amphib.), s. v. a. Lederschildkröte, Sphargis coriacea.

Laute (Geogr.), 1) preuß. Dorf, Provinz Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kallau; mit Kolonie gl. Namens; 300 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Lauter- stein; Lehngut, Leich, Bergbau, Klöppelei; 320 Einw.

Lautenbach (Geogr.), 1) bad. Dörfer: a) Mittelrheinkreis, Amt Gehrensbach; 390 Einw.; — b) das., Amt Oberkirch; 2 Wirtsch- häuser, eine besonders schöne Kirche, weshalb der Ort berühmt ist, Feld-, Wiesen-, Weinbau und Viehzucht, Handel mit Holz, Obst u. Kirsch- wasser; 850 Einw.; — 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Summerts- bach; 230 Einw.; — b) das., R.-B. Trier, Kr. Ottweiler; Mühle; 330 Einw.; — 3) württemberg. Dorf, Landkreis, Oberamt Krails- heim; 480 Einw.

Lautenburg (Lidborg und Lachborg), preuß. Stadt, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg, an der Welle; Nebenzollamt, Post, Papiermühle, Tuch- und Leinweberei, Töpferei, Landwirthschaft, 8 Jahr- märkte; 2040 Einw.

Lautendorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Dres- den, Amt Hain; 100 Einw.

Lautenhauseu, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Friedewald; 2 Mühlen; 300 Einw.

Lautenist (Lautenschläger), s. Laute (Mus.).

Lautenflavichymbal (Musik), ein veralte- tes, von J. S. Bach erfundenes Klavierin- strument.

Lautenmacher, s. v. a. Geigenmacher, über- haupt s. v. a. Instrumentenmacher.

Lautens (Lutynow o), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; 130 Einw.

Lautensack (bildende Künstler), 1) Paul, ein zu wenig bekannter Meister der fränkischen Schule, wird als Maler, Formschneider und Musiker aufgeführt und ist jedenfalls eine inter- essante Erscheinung seiner bewegten Zeit. Er wurde 1478 in Bamberg geboren und hatte be- reits manches treffliche Bild vollendet, als der biblische Geist jener Tage ihn ergriff u. ihn an

die Offenbarung Johannis fesselte. Natürlich waren fortan apokalyptische Figuren die Hauptgegenstände seiner Darstellung, ja zu Zeiten warf er den Pinsel ganz weg und schrieb Abhandlungen über die religiösen Wirren, die ihm das Haupt einnahmen. Auf diese Weise entstand sein Werk „Offenbarung J. E., das ist ein Beweis, durch den Titel über das Kreuz Christi und die drei Alphabeth, wie auch etliche wunderbare Figuren, welcher Gestalt der einige Gott auf verschiedene Art u. endlich ohne einige Figur, wahrhaft und vollkommentlich in der Person J. E. sich geoffenbaret habe“, Nürnberg. 1519. Die Figuren dazu sind von L. gezeichnet und wahrscheinlich auch geschnitten. Zwischen 1524 u. 28 zog er nach Nürnberg, des dort eingeführten protestantischen Glaubens wegen, erfuhr aber auch hier von 1542 an Verfolgungen, so daß er sich lange Zeit verborgen hielt. Diese, jedenfalls von Geistlichkeit und Stadtrath gemeinsam ausgehenden Bedrückungen L.s, über die man sich in Nürnberg zu keiner Zeit zu wundern brauchte, mögen auch daran Schuld seyn, daß L. als Künstler fast in Vergessenheit gerieth. Der wahre Künstler hat stets in Nürnberg die Ehre seines Andenkens gewahrt gefunden. L. † 1558. Zeltner schrieb ein Schediasma de Pauli L. Fanatici Nor. satis et placidis, Altdorf 1716, 4. Als Künstler steht L. hoch unter den Malern der fränkischen Schule; viele seiner Werke gingen ins Ausland. Erst neuerdings (im Kunstbl. 1847) ist wieder auf L.s Werke hingewiesen worden. v. Kettberg (Nürnberger Briefe, S. 175) gedenkt seiner und eines Bildes: „Joachim und Anna unter der goldenen Pforte von Jerusalem“ (nach einer Darstellung aus dem Leben der Maria) in der Sammlung des Herrn v. Reider in Bamberg, auf welchem u. A. acht Engel beschäftigt sind, Laubwerk in Form eines birnförmigen Spigbogens zusammenzubiegen und zu binden, während ein neunster, wahrscheinlich von eifrig betriebener Arbeit ruhend, — Eins trinkt. Die obige Holztafel mißt 3 Fuß 8 Zoll in der Höhe und 3 Fuß in der Breite. Außerdem sind in demselben Besig: eine Gefesselung Christi (nach M. Schongauer), 3 Fuß 6 Zoll hoch, 2 Fuß 11 Zoll breit; die Blutstropfen sind zu je dreien, wie in einem modernen Kattunmuster, regelmäßig über den ganzen Körper vertheilt; auf der Rückseite: ein Engel (in derselben Weise behandelt, wie der Engel der Verkündigung Mariens zu erscheinen pflegt, jedoch ohne Lilienstengel) bringt der heil. Anna, deren altlicher Kopf schön gezeichnet ist, und deren Name an ihrem Bettvorhange geschrieben steht, einen Brief mit drei herabhängenden Siegeln; — Christi Einzug in Jerusalem (4 Fuß 7½ Zoll hoch, 2 Fuß 1½ Zoll breit; (Christi Haupt umstrahlt ein eigenthümlich gebildeter Stern mit drei umgebogenen Strahlenbündeln und je einem Pfeil in der Mitte. Das Gewand, wie auch in den übrigen Bildern, wo Christus dargestellt ist, graugrünlich, ebenso ist auch überall das Bauliche im Rundbogenstyl gezeichnet); auf der Rückseite: die Erschaffung Evens im Paradiese aus der Rippe des schlummernden Adam durch Gott Vater, dessen Haupt

wieder jener Strahlenstern umgibt. Im Hintergrunde ein Springbrunnen mit monstranzartig gebildetem Fuß; — Christi Abendmahl, 4 Fuß 8½ Zoll hoch, 2 Fuß 1½ Zoll breit; die Rückseite leer; — Christi Abschied von der Mutter (nach Dürers Leben der Maria), welche bei einer hölzernen Pforte in Gegenwart zweier heiligen Frauen vor Schmerz niederfällt. Im Hintergrunde Jerusalem. 4 Fuß 9 Zoll hoch, 2 Fuß 1 Zoll breit. Rückseite leer; — Christus in die Vorhölle zu den Vätern hinabsteigend, 3 Fuß 7 Zoll hoch, 2 Fuß 1 Zoll breit; Rückseite leer; — das Pfingstfest (der heilige Geist in Form einer gelben Flamme über den Häuptern schwebend; darüber die Erscheinung der Taube, und ganz oben Moses; 3 Fuß 5 Zoll hoch, 2 Fuß 1 Zoll breit); — endlich besigt Hauptmann Müller in Bamberg drei Bilder von L., nämlich: eine Kreuztragung nach Martin Schongauer, 3 Fuß 1 Zoll hoch, 2 Fuß 6 Zoll breit (die Blutstropfen auf der Stirn und ebenso auf dem Schweitruche der Veronika nebartig gebildet); — Christus vor Pilatus, 3 Fuß 1 Zoll hoch, 2 Fuß 6 Zoll breit; u. — die Auferstehung, 3 Fuß hoch, 1 Fuß 9 Zoll breit. Früher kannte man von L. schon das große Altarbild in der Wallfahrtskirche Grimmenthal, an dem er mehrere Jahre gearbeitet hatte. L.s Bild ist von dem Folgenden (1552) gestochen. — 2) Hans Sebald, Maler, Kupferstecher und Formschneider, ebenfalls seiner Zeit berühmt, um 1507 oder 1508 zu Bamberg geboren und wahrscheinlich Sohn des Vorigen, arbeitete noch 1560 in Kupfer, wird aber später auf Blättern nicht mehr erwähnt. Im J. 1552 vollendete er eine Folge von 6 Prospekten der Stadt Nürnberg und der Vorstädte und verehrte dem Rath ein zierlich kolorirtes Exemplar, wofür ihm (unterm 21. März) ein Geschenk von 50 Fl. bewilligt wurde. Um 1554–1560 mag seine Reise nach Wien Statt gefunden haben, wenn er überhaupt Nürnberg je verlassen hat. Vom Jahre 1560 bewahrte man noch 1824 eine reiche bildliche Darstellung des Vaterunsers in 12 leicht mit Braun und Schwarz lavirten Blättern. Ausführliche Verzeichnisse der zahlreichen Stiche u. Holzschnitte L.s geben Bartsch (P. gr. IX, 208 ff.) und Naglers Künstlerlex. (Bd. VII, S. 343 ff.). — 3) Heinrich, Maler und Goldschmied, den 3. Febr. 1522 in Bamberg geboren, wahrscheinlich des Vor. Bruder, nach Hüsgen aber der Sohn einer Gräfin, wurde 1532 Lehrling bei Melchior Bayer in Nürnberg, zog von da nach Frankfurt a. M., wo er sich 1550 verheirathete, siedelte dann nach Nürnberg über u. † 1590. Außer vielen Kupferstichen und Holzschnitten, welche Bartsch und Nagler (a. a. D.) von L. verzeichnen, hat man von ihm ein Buch „Vom Winkelmaß und Richtscheit und dem Perspective, von der Proportion der Menschen und Rosse“, Frankfurt a. M. 1553, mit Holzschn.

Lautensee, preuß. Gut, Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Stuhm; 120 Einw.

Lautenthal, hannöv. Stadt, Berghauptm. Klausthal, Berg- u. Stadtgericht Zellerfeld

Lauterbrunn, bayer. Pfarrdorf, *N. u. B.* Schwaben und Neub., *Edgr.* Wertingen; 290 Einw.

Lauterbrunnen (Geogr.), 1) Schweiz. Pfarrdorf, *Kant.* Bern, *Bez.* Interlaken; — 2) Thal, worin das Dorf liegt, ist 5 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ Stunde breit, mit dem Jungfrau-, Gross- u. Breithorn, Mönch, verschied. Gletschern, dem Staubbach, mehreren Höhlen (Ehor- und Balmhöhle) u. a. Merkwürdigkeiten.

Lauterburg (Geogr.), 1) sachsenloburg. Bergschloßruine, Fürstenth. und Amt Koburg, bei Wohlshausen, gehört zum Schmuck der Gegend um das Lustschloß Rosenau. Dabei Kammergut Ludwigsburg. — 2) Württemberg. Pfarrdorf, *Justizkreis*, *Oberamt* Aalen; Burg- ruine; 530 Einw.

Lauterecken (Geogr.), 1) bayer. *Kanton*, *N. u. B.* Pfalz, *Landkomm.* Kusel; umfaßt $1\frac{1}{2}$ *Q. M.* mit 21 Gemeinden u. 9,030 Einw.; — 2) Stadt das., an der Mündung der Lauter in die Glan; Schloß, Friedensgericht, *Ober-Forst-* u. *Reutamt*, Steinkohlengruben, Vieh- und Schafzucht, Weinbau, Burgruine; 1160 Einw.; sonst Residenz der Pfalzgrafen von Beldenz.

Lauteres Maß, lautere Niche, in der Schweiz und in einigen Gegenden Süddeutschlands ein Weinmaß im Gegensatz zum trüben Maß, zur Trübaiche. Nach der lauteren Niche wird der alte, so wie auch solcher neuer Wein, bei welchem die stärkste Gährung vorüber ist, gemessen; nach der Trübaiche aber der Most unter der Kelter und der noch in starker Gährung stehende Wein, so lange er sich noch nicht abgeklärt hat. Im *Kanton* Aargau hält der Saum vom lauteren Maße 100, vom trüben Maße aber 108 Maß.

Lauterhagen, preuß. Dorf, *Prov.* Preußen (*Ost-Pr.*), *N. u. B.* Königsberg, *Kr.* Heilsberg; 360 Einw.

Lauterhofen (Geogr.), 1) bayer. Markt- steden, *N. u. B.* Oberpfalz und Regensb., *Edgr.* Kastl, an der Lauter; Marmorbruch; 760 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, *Kr.* Zwickau, *Amt* Kirchberg; 3 Mühlen; 140 Einw.

Lauterkeit, die Aufrichtigkeit der Gesinnung, der jede Heuchelei fremd ist.

Lautern (Branntweinb.), *f.* Branntwein- brennerei.

Lautern (Geogr.), 1) großherzogl. heß. Dorf, *Prov.* Starkenburg, *Kr.* Benzheim, *Edgr.* Zwingenberg; 3 Mahl- und 2 Oelmühlen, Schneidemühle; 210 Einw.; — 2) preuß. Dorf, *Prov.* Preußen (*Ost-Pr.*), *N. u. B.* Königsberg, *Kr.* Rößel, am See gl. N.; 460 Einw.; — 3) württemberg. Dörfer: a) Neckarkreis, *Ober-* amt Badnang; 160 Einw.; — b) *Justizkreis*, *Oberamt* Gmünd, an der kleinen Lauter; 450 Einw.

Lauterseifen, preuß. Dorf, *Prov.* Schlesien, *N. u. B.* Liegnitz, *Kr.* Löwenberg; Wasser- mühle; 510 Einw.

Lautersheim, bayer. Dorf, *N. u. B.* Pfalz, *Edgr.* Göllheim; 500 Einw.

Lauterstall (Viehartzneik.), Krankheit der Pferde, darin bestehend, daß Wasser, hell und laut, wie es gegossen worden, durch den Harn

wieder abgeht; häufig ist damit ein fieberhafter Zustand verbunden und rührt gewöhnlich von einem Gefäß harten kalthaltigen Wassers her. Man mischt den kranken Thieren Gerstenmehl unter das Getränk und verfährt sonst nach An- deutung der begleitenden Zufälle.

Lauterstein, königl. sächs. Amt, *Kr.* Zwickau; umfaßt 4 *Q. M.* Areal, 1 Stadt, 33 Dör- fer, 18,770 Einw.; Serpentinsteindrücke; in dem Amte 2 Burgruinen, von denen dasselbe seinen Namen ableitet.

Lautert, nassau. Dorf, *Amt* St. Goarshausen; 180 Einw.

Lauterwald, preuß. Bauerndorf, *Prov.* Preußen (*Ost-Pr.*), *N. u. B.* Königsberg, *Kr.* Heilsberg; 180 Einw.

Lauterwasser, österr.-böhm. Dorf, *Kr.* Bistchof, Lehn- und Forst; Meierhof, Brannt- weinbrennerei, Papiersfabrik, Kalksteinbruch; 850 Einw.

Lautewerk, *f. v. a.* Lautemaschine.

Laut geben, *f.* Laut 4).

Lanth, preuß. Dorf, *Prov.* Preußen (*Ost-Pr.*), *N. u. B.* und *Kr.* Königsberg; 319 Einw.

Lanthain, St., franz. Dorf, *Depart.* Jura, östl. von Cellières; Marmorbruch; 1146 Einw.

Lauthant (Min.), nach Haidinger Species des pyramidalen Gererbarysts, pyramidal- quadratische Tafeln, vollkommen basisch spalt- bar. *H.* = 2,5 — 3,0. Kohlensaures Lauthan- oxydul. Riddarhytta in Schweden.

Lauthausen, preuß. Weiler, Rheinprovinz, *N. u. B.* Köln, *Kr.* Siegen, Hauptort der Bür- germeisterei gl. N.; 210 Einw.; hierzu die Höfe Umschloß und Zur-Mühlen.

Lautia (röm. Ant.), *f.* Legatus.

Lautiren (Tuchm.). Um dem schwarzen Tuche ein hübsches Aeußere zu geben, bestreichen es die Tuchfabrikanten mit Baumöl, welches sie sich vorher dünn auf die Hand schmieren.

Lautirmethode, *f.* Lesen.

Lautitz, königl. sächs. Dorf, *Kr.* Bautzen, *Oberlausitz*, *Edgr.* Bautzen; Rittergut, Mühle; 210 Einw.

Lautkan (Geogr.), 1) österr.-böhm. Gut, *Kr.* Tabor, im nordöstl. Theile desselben; um- faßt mit dem Gute Horepnitz ein Areal von 4273 J. 884 *Q. M.* und 1220 Einw.; — 2) Dorf das.; Amtshaus, Mühle; 260 Einw.

Lautlingen, württemberg. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, *Oberamt* Balingen; Schloßruine an der Egbach; 760 Einw.

Lautmaschine, *f. v. a.* Lautemaschine.

Lautrach, bayer. Pfarrdorf, *N. u. B.* Schwaben und Neub., *Edgr.* Grönenbach; Schloß, ehemal. fürstl. kemptische Propstei; starker Holz- handel auf der Iller; 430 Einw.

Lautrec (Geogr.), franz. Stadt, *Depart.* Tarn, *Arrond.* Castres; vorzügl. Wein u. Re- lonen; 3470 Einw.

Lautrec (Biogr.), Ddet de Foix, Vic- comte de, berühmter französischer Feldherr des 16. Jahrhunderts, von frühester Jugend an zum Kriegerstande bestimmt und einer der vor- nehmsten Familien Frankreichs entsprossen, er- hielt er schon frühzeitig Gelegenheit sich aus- zuzeichnen und wurde Marschall von Frankreich

so wie Gouverneur von Gubenne, in einem Alter, wo andere Krieger erst ihre Laufbahn beginnen. Unter Ludwig XII. zog er 1499 zum ersten Male nach Italien und wohnte mit dessen Heere der Eroberung von Neapel und Mailand bei. Das erste ihm übertragene selbstständige Kommando, weniger jedoch von militärischer, wie von politischer Wichtigkeit, war 1511 mit 300 Reitern u. 150 Bogenschützen die Beschützung des Konciliums zu Pisa, welches auf Veranlassung des Königs von Frankreich, aber gegen den Willen des Papstes Julius zusammengetreten war, daher von dem Volke für gottlos gehalten und nur mit Waffengewalt vor Belästigungen geschützt werden konnte. Kurz darauf führte er mit Yves d'Aligre den Oberbefehl in Bologna, welches vom 20. Jan. 1512 an von den Spaniern belagert wurde, bis Gaston de Foix es am 7. Febr. entsetzte. Er begleitete darauf diesen jungen Helden bei seinen Siegen von Verona und Brescia bis nach Ravenna, wo dieser am 11. April †, während der Marschall L. ebenfalls für todt auf dem Schlachtfelde liegen blieb. Bald wieder hergestellt, war er 1515 bei dem Zuge Königs Franz I. über den Gold/Argentidre nach Italien und kommandirte die Ritterschaft des Mittelrheins, welches persönlich vom Könige angeführt wurde. L. leitete die Verhandlungen mit den bei Galerata, über die zu ergreifende Partei, lagernden Eidgenossen, die er für Franz I. zu gewinnen suchte. Wirklich schienen sie sich Frankreich anschließen zu wollen, und L. erhielt den Auftrag, ihnen die für den erkaufren Beistand bedungenen Geldsummen nach Bufalora zu überbringen. Ehe er dieselben jedoch ablieferte, erfuhr er, daß die Schweizer sich des Geldes bemächtigen und dann doch die Franzosen angreifen wollten. Eiligst kehrte er daher ins Lager des Königs zurück. Die Schlacht von Marignano (am 13. Septbr.) erfolgte. Nach der Eroberung von Mailand blieb L. als Befehlshaber der französischen Hülstruppen für Venedig in Italien zurück, um den Venetianern ihre an die Spanier verloren gegangenen festländischen Besitzungen wieder erobern zu helfen. Die Belagerung von Brescia mußte jedoch bei Annäherung des Kaisers Maximilian aufgegeben werden und L. sich über den Oglio ins Cremonesische zurückziehen, um sich mit dem Rest der französischen Armee unter dem Connetable von Bourbon zu vereinigen. Vereint hielten sie den König von Mailand ab. Nach dessen Heimkehr nach Deutschland u. der Rückkehr des Connetable nach Frankreich blieb L. als königlicher Statthalter des Herzogthums Mailand und Generalissimus in Italien. Als solcher unterstützte er die aufs Neue vor Brescia gerückten Venetianer und zwang diese Stadt, sich der Republik am 24. Mai 1516 zu übergeben. Auf Befehl des Königs zog er darauf im August vor Verona, um durch Bedrängung dieser Stadt den Abschluß des Friedens zu beschleunigen. Dieser kam auch bald darauf zu Stande. Verona ward an die Spanier, von diesen an die Franzosen und von diesen endlich an die Venetianer übergeben. L. zog am 23. Jan. 1517 daselbst ein und übergab noch den-

selben Tag die Schlüssel dieser Stadt dem venetianischen Proveditore Andrea Gritti. L. beherrschte auf Befehl des Königs Mailand mit eisernem Scepter. Bedrückungen aller Art, Verbannung der reichsten Einwohner und Eingziehung ihres Vermögens brachten die Einwohner aufs Aeußerste gegen die Franzosen auf. Als daher L. 1521, um sich zu vermählen, nach Frankreich zurückgegangen war und die Statthalterschaft einstweilen seinem Bruder, dem Marschall de Foix, Herrn von Lesduns, übergeben hatte, nahm die gegen die Franzosen gebildete Liga einen Zug des letztern gegen Reggion gern zum Vorwande, um die Feindseligkeiten gegen Frankreich zu beginnen. Lesduns sah die drohenden Anstalten der Verbündeten und bestürmte seinen Bruder zurückzukommen. Dieser aber durfte den französischen Hof nicht ohne Geld verlassen, um schweizerische Truppen anwerben zu können. Man versprach ihm 400,000 Thaler, die er bei seiner Ankunft in Mailand vorfinden sollte; er fand aber nichts, da die von ihm beleidigte Königin Mutter durch Ränke aller Art die Absendung des Geldes zu verhindern gewußt hatte. Um die Schweizer nur einigermaßen zu befriedigen, mußte sich L. zu neuen, außerordentlichen Bedrückungen entschließen. Auf diese Weise brachte er mit Mühe 500 Slevven, 7000 Schweizer und 4000 Franzosen zu Fuß zusammen und vereinigte sich im Cremonesischen mit den Venetianern unter A. Gritti und Teodoro Trivulzi. Mit diesem Heere gelang es ihm, die Verbündeten im Sept. 1521 von Parma zu vertreiben, obschon sie den Lattiponte genannten Theil dieser Stadt bereits erobert hatten. Inzwischen vernachlässigte er bei dieser Gelegenheit, den Feind auf dem Rückzuge nach Reggio anzugreifen, den Uebergang über den Po streitig zu machen und ihn vor seinem Einrücken ins Mantuanische, als er sich in einer sehr ungünstigen Stellung befand, zu schlagen. Diese drei Fehler waren größtentheils Ursache von dem nochmaligen Mißlingen der weitem Unternehmungen L.s. Das Glück, das er nicht zu benutzen wußte, war ihm untreu geworden. Die Anzahl seiner Schweizertruppen war während der Waffenruhe, die diesen ersten Vorfällen folgte, bis auf 20,000 gestiegen. Mangel an Geld und die Bestrebungen des der päpstlichen Partei ergebenen Kardinals Selimner, welcher die im französischen Dienst befindlichen Eidgenossen zum Abfall beredete und die Tagsatzung veranlaßte, dieselben zurückzuberufen, lichteteten aber die Reihen seiner Krieger. Er mußte sich über den Adda zurückziehen und konnte es trotz tapferer Gegenwehr nicht verhindern, daß Prospero della Colonna denselben bei Bayrio überschritt. Mit nur noch 4000 Schweizern kam er nach Mailand, und auch dieses ging ohne Vertheidigung durch Verrath der mailändischen Ghibellinen am 19. November an die Spanier über. L. warf sich nach Como und bezog im Brescianischen Winterquartiere, während er seinen Bruder Lesduns nach Frankreich schickte, um die Absendung von Hülstruppen nach Kräften zu betreiben. Fast die ganze Lombardie fiel während dieser Zeit in die Hände

der Verbündeten. Leo's X. Tod raubte der Liga ein Haupt und hatte die Auflösung des Heeres unter Colonna zur Folge. L. konnte wieder angreifswiese zu Werke gehen. René, Bastard von Savoyen, in Galeazzo da Severino hatten ihm 16,000 Schweizer zugeführt; die Venetianer waren bei Cremona zu ihm gestoßen und Giovanni de Medici hatte mit den schwarzen Banden sich mit ihm vereinigt. Mailand, das Colonna zu gut befestigt hatte, konnte er nicht erobern; man mußte sich mit einer Blockade dieser Stadt begnügen. Zwischen Mailand und Pavia gelagert, erwartete er nun die Hülfs- truppen, die ihm sein Bruder Pescara über Genua her zuführte. Die Vereinigung war glücklich bewerkstelligt, dagegen konnte es nicht verhindert werden, daß Francesco Sforza, Herzog von Mailand, 6000 deutsche Landsknechte als Verstärkung nach Mailand selbst brachte. Ein Sturm auf Pavia schlug darauf ebenfalls fehl, und L. versuchte nun, sich Krona zu nähern, bis wohin ihm von Frankreich aus Geld entgegengeschickt war, um die Schweizer zu befriedigen. Allein noch ehe er bis dorthin kommen konnte, zwangen ihn die Schweizer zur Schlacht von Bicocca am 22. April 1522. Der Verlust derselben zog den der ganzen Lombardei, bis auf wenige Schlösser, nach sich. L. ließ seinen Bruder zur Beschützung der letztern zurück und ging nach Frankreich, um sich bei Franz I. über die Ursachen seiner Niederlagen zu rechtfertigen. Es ward ihm bei den Rabalen seiner Feinde, und namentlich denen der Königin Mutter, schwer, den König zu überzeugen, daß Mangel an Geld und Widersetzlichkeit der Schweizer der eigentliche Grund seiner Unfälle gewesen wäre. Franz I., welcher einsah, daß der Marschall seine Schuldigkeit gethan hatte, überließ ihm das Gouvernement Guyenne, und obgleich dieser Wirkungskreis viel beschränkter war, fand er doch auch dort während des Krieges gegen Spanien Gelegenheit, seinem Vaterlande zu nützen. Daß der König nicht ganz mit ihm versöhnt war, beweist, daß er ihn 1524, als er selbst nach Italien zog, in Frankreich zurückließ, um ihn an den gehofften Siegen nicht Theil nehmen zu lassen. Nach der Gefangennehmung des Königs erhielt L. den Auftrag, die französischen Prinzen, die als Geiseln für Franz nach Spanien gingen, an die Grenze zu geleiten. Am 18. März 1526 übergab er dieselben auf der Bissasoa an die spanischen Bevollmächtigten. Die heilige Liga hatte bald darauf Franz I. in ihren Bund gegen den Kaiser gezogen, und ihn die Versprechungen des madrider Friedens vergessen gemacht. Auch Heinrich VIII. von England war am 30. April 1527 zu Westminster dem Bündniß gegen den Kaiser beigetreten u. hatte in einem zweiten Vertrage vom 29. Mai verlangt, daß der Oberbefehl über die nach Italien bestimmte Armee dem Marschall L. übergeben werde. Weder Franz I., noch auch L. selbst, der die Rabalen der Königin Mutter kannte u. sie fürchtete, waren mit diesem Vorschlag zufrieden. L. mußte jedoch die auf ihn gefallene Wahl annehmen, indem er dadurch die Möglichkeit voraussetzte, die Erinnerungen an den Verlust

von Bicocca durch neue Siege zu verdrängen. Noch vor völligem Abschluß der Verhandlungen am 30. Juni 1527 hatte L. den Hof verlassen u. im Adriatischen ein Heer gesammelt, mit welchem er im Juli Italien betrat. Es bestand aus 900 Gensdarmen, 200 leichten Reitern u. 26,000 M. zu Fuß, worunter 6000 deutsche Landsknechte, 600 Gasconner, 4000 Franzosen und 10,000 Schweizer. Keines dieser Corps war jedoch ganz vollzählig. Anfangs waren die Waffen der Franzosen glücklich. L. eroberte nach einer zehntägigen Belagerung das Schloß von Bosco, zwang Alessandria zur Uebergabe und nahm am 2. Okt. Pavia mit Sturm, während Genoa der französischen Partei freiwillig die Thore geöffnet hatte. L. hatte Befehl, ganz langsam vorwärts zu gehen, um nicht die Venetianer zu sicher zu stellen und sie dadurch abzuhalten, auch ihrer Seite gegen den Kaiser aufzutreten. Deshalb ließ er auch Mailand unerobert und zog südlich, um wo möglich den Papst zu befreien. In Piacenza nahm er den Markgrafen von Mantua und den Herzog von Ferrara in die Liga auf, auch Florenz trat bei, und L., als Feldherr derselben, zog am 9. Jan. 1528 von Bologna aus durch die Romagna und die ankonitanische Mark gegen Neapel. Am 10. Febr. überschritt er den Tarento. Die Abruzzen waren schnell erobert. Aber mitten im Siegerlauf hielt wieder Geldmangel die Fortschritte der Franzosen auf. L. mußte in den Grenzprovinzen verweilen und dort Abgaben eintreiben, und konnte es nicht verhindern, daß Philibert von Dranien und der Marschall del Guasto die Reste der kaiserlichen Armee von Rom nach Neapel führten. Zwischen Luceria und Troja erwartete er, verstärkt durch ein durch die Abruzzen ihm nachgezogenes Corps unter Pedro Navarra, das viel schwächere kaiserliche Heer, das nur ein Bach von ihm trennte. Der Prinz von Dranien wich jedoch einer Schlacht aus und zog unbemerkt ab. L. nahm darauf die Städte Melfi, Barletta, Venosa und mehrere Orte an der Ostküste ein, hatte jedoch die Gelegenheit versäumen müssen, den Prinzen von Dranien von Neapel abzuschneiden. Gegen Mitte April endlich zog er vor Neapel und fing vom 1. Mai an, es zu blockiren, nachdem er vorher noch Capua, Nola u. s. w. erobert hatte. Obgleich nun fast das ganze Königreich den Franzosen unterworfen war, auch in der Hauptstadt unter den Befehlshabern Uneinigkeit herrschte, das Meer durch Andreas Doria den Spaniern verschlossen blieb, konnte L. doch nichts mit Ernst unternehmen, da Franz I. ihn ohne Unterstützung ließ u. dadurch Mangel und Seuchen aller Art im französischen Lager heimisch wurden. Zudem ging Doria, beleidigt vom König Frankreichs, zu den Spaniern über, wodurch dieselben freie Zufuhr zur See erhielten, während die Franzosen jede Aussicht auf Unterstützung verloren. Das Wasser, was L. den Belagerten abgeschnitten hatte, überschwemmte das französische Lager selbst und erzeugte giftige Dünste und Nebel, so daß die Krankheiten so furchtbar überhandnahmen, daß von 25,000 M., die im Juli dienstfähig waren, am 2. August nur noch 4000 unter den Waf-

fen standen. L. suchte durch sein Beispiel die Soldaten aufzumuntern und ihren Muth aufrecht zu erhalten. Endlich warf ihn aber die Seuche selbst aufs Lager. Er unterlag ihr in der Nacht vom 15. zum 16. Aug. Wenige Tage nach seinem Tode wurde die Belagerung von Neapel aufgehoben. L. war von seinen Zeitgenossen als ein vortrefflicher Feldherr geschätzt, dessen einziger Fehler in zu großem Eigensinn und Selbstvertrauen bestand, weshalb er alle Rathschläge seiner Mitfeldherren verachtete und dadurch oft zu Mißgriffen verleitet wurde. Auch beschuldigte man ihn der — in damaliger Zeit freilich den meisten Generalen eigenthümlichen — Grausamkeit. — L.'s Brüder, Thomas de Foix, Freih. von Escuns, und André de Foix, Freih. von Esparre, sind ebenfalls als Generale bekannt. Der Erstere blieb 1525 in der Schlacht von Pavla, der Letztere † 1547.

Lautsch (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Mladen), Mähren, Kr. Olmütz, Herrsch. Aussere; 420 Einw.; — 2) Schlesien, Kr. Troppau, Herrschaft Odera, an der Oder; 2 Mühlen; 640 Einw.

Lautschau (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Olmütz, umfaßt 908 J. 720 □ Kl. Areal und 760 Einw. in 3 Dörfern; — 2) (Laucan), Dorf das.; Schlossruine; 530 Einw.

Lautsche, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Friedland; 250 Einw.

Lautschel (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) (Hinter-L.), Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Rohoseh; 330 Einw.; — 2) (Lauzel), Kr. Königgrätz; 110 Einw.; — 3) (Lauzel sekyrkowa), Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Skal; Meierhof, Jägerhaus, Schäferei; 140 E.

Lautschin (Geogr.), 1) österr.-böhm. Allobatherrschaft, Kr. Bunzlau, dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörig, umfaßt 7034 J. 1003 □ Kl. Areal und besteht aus 11 Dörfern und 4 Dorfanteilen; — 2) Dorf das.; Schloß, Schloßkirche, Schule, Meierhof, Park, Thiergarten u. Augenheilquelle Boznowoda; 610 Einw.

Lautschitz (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Lau-cice), Böhmen, Kr. Eyzlau, Herrsch. Schusschitz; Meierhof, Schäferei; 320 Einw.; — 2) (Blucina), Mähren, Kr. Brünn, Herrsch. Seelowitz; Mühle, 3 Jahrmärkte; 1040 Einw.

Lautschka (Geogr.), österr.-mähr. Besizungen: 1) (Birkensdorf, Laucka), Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Eudwein; 310 Einw.; — 2) (Laucka), Kr. Grabisch, Gut Brumow II.; Mühle; 420 Einw.; — 3) (Ober-L., Laucka Horn), Kr. Brünn, Herrsch. Tschnowitz; Mühle, Bretsäge, Schindelmachine; 470 Ew.; — 4) Lehngut, Kr. Prerau, im östl. Theile desselben, dem Grafen von Lamberg gehörig, umfaßt 2175 J. 1318 □ Kl. Areal und 800 Einw.; — 5) Dorf das.; Mühle; 500 Einw.

Lautschne, österr.-böhm. Dorf, Kr. Bunzlau, Herrsch. Klein-Skal; Mühle; 300 Einw.

Lautse, s. v. a. Laotun.

Lautulá (a. Geogr.), 1) Flecken der Voloker in Latium novum zwischen Terracina u. Fundi, an einem waldigen Pässe zwischen dem Gebirge und dem nahen Meere und dabei am Abhange des Gebirgs die Villa, in welcher der Kaiser

Galba geboren wurde; — 2) Ort in Rom beim Janus geminus mit einer heißen Quelle.

Lautumiae od. **Latomiae** (röm. Antiq.), ein am Forum gelegener Stadttheil Roms, nach dem daselbst befindlichen Gefängniß (Lautumiae oder Lautumiarum Carcer) genannt. Das Gefängniß war verschieden von dem Carcer Mamertinus und hat seinen Namen von dem gleichnamigen Gefängniß in Syracus erhalten. Dem Wortsinne nach sind L. Steinbrüche, in denen man die Sklaven arbeiten ließ.

Lautverschiebung (Gramm.), s. Germanische Sprachen.

Lauhenbrücken, nassau. Dorf, Amt Hasenburger; Braunkohlen- u. Eisensteingrube; 160 Einw.

Lauhenhausen, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Zell; 270 Einw.

Lautkirchen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Pfalz, Edgr. Bliestal; Mühlen, Ackerbau, Viehzucht; 660 Einw.

Lautschen, königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Meissen; 130 Einw.

Lauven, Fluß, s. v. a. Louven.

Lauwarmes Bad, s. Bad.

Lauwe, s. v. a. Lawine.

Lauweil, schweiz. Dorf, Kant. Basel-Landsch., Bez. Waldenburg; 410 Einw.

Lauwers (Geogr.), s. Friesland.

Lauwers (Biogr.), 1) Nikolaus, niederländ. Kupferstecher, um 1620 zu Leusegeb., Schüler von P. Pontius, einer der besseren Stecher, die an Rubens' Werken ihre Kräfte versuchten. Er † (?) wahrscheinlich zu Antwerpen. — 2) Konrad, des Vor. jüngerer Bruder, nach zu Antwerpen viele Historien und Bildnisse nach Schiavono, Rubens, Quellinus, J. Coessers u. A. — 3) Jakob, Maler, zu Brügge 1754 geb. u. das. in der Kunst gebildet, bereiste Italien und ließ sich dann in Amsterdam nieder, wo er 1800 †. Malte Landschaften, häusliche Gegenstände („eine Frau mit dem Kinde auf dem Balkon sitzend“ kostete 300 Fl.), von gefälliger Anordnung und kräftiger Färbung, u. lieferte schöne Zeichnungen in Saftfarben.

Lauwerz (Lauwer-See), 1) Meerbusen in den niederländ. Prov. Friesland und Grönningen; — 2) s. v. a. Lauts; — 3) Ort und See, s. Goldan.

Lauwinen, s. Lavinen.

Lauwanja (Entom.), nach Latreille und Meigen, Schmalfliege, Gatt. der Diptera Athericera Muscida Latr., der Ordn. der Rucken und der Junst der Tippenmücken nach Oken, unter Musca L. Charakter: Untergesicht senkrecht, eingebrückt, borstenlos; Augen rund, getrennt; Fühler vorgestreckt, mit kurz gefiederter Rückenborste; Hinterleib eiförmig; Flügel parallel auslegend. Unter mehreren Arten kann als Typus gelten: L. cylindricornis Meig.

Lauzan, französ. Bergsee, Depart. der obern Alpen, 6372 F. hoch, auf dem Berge Dian.

Lauzen, europ.-russ. Ort, Gubern. Kurland, südl. von Dünaburg.

Lauzert, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Neuwied; 130 Einw.

Lauzerte, franz. Stadt, Depart. Tarn-Garonne, Arrond. Moissac; auf einem Felsen; 3690 Einw.

Lauzes, franz. Dorf, Depart. Lot, Arrond. Cahors; 430 Einw.

Lauzet, le, franz. Dorf, Depart. Basses-Alpes, Arrond. Barcelonnette; 1020 Ew.

Lauzun (Geogr.), franz. Stadt, Depart. Lot-Garonne, Arrond. Marmande, am Drot, links; Weberei; 1390 Einw.

Lauzun (Biogr.), 1) Antonin Rompar de Caumont, Graf u. später Herzog von, geb. in Gascogne um 1632, der jüngste seines Hauses, hieß früher Marquis von Puygailhem. Ludwig XIV., der ihn anfangs sehr liebte, später aber, da L. glänzender Wig und sein beständiges Glück in zahllosen Liebesabenteuern ihn selbst verdunkelte, eifersüchtig auf ihn ward, ernannte ihn nach u. nach zum Gouverneur von Berry, Maréchal de Camp, Generaloberst der Dragoner und 1669 zum Oberbefehlshaber der Artillerie. Sein Feind Louvois stellte dem König vor, daß diese Stelle einem erfahrenen Offizier gebühre; Ludwig XIV. wankte in seinem Entschlusse; da zerbrach L. in des Königs Gegenwart seinen Degen und schwur, nie einem Fürsten zu dienen, der sein Wort bräche. Der König schickte ihn in die Bastille; doch erhielt er bald seine Freiheit wieder. Im J. 1669 verliebte sich die Prinzessin von Bourbon-Montpensier, Tochter des großen Condé, in ihn und erhielt die Erlaubniß, ihn zu ehelichen. Später ward diese Erlaubniß widerrufen, L. vermählte sich aber doch insgeheim mit derselben und führte 1671 mit Glück den Oberbefehl über die Armee in Flandern. Die Montespan versprach ihm, für ihn zu reden, um sich zu überzeugen, ob dies geschehe, verbarg sich L. unter dem Bette, worin die Montespan mit dem König schlief, und hörte gerade das Gegentheil. Er stellte die Montespan deshalb zur Rede und wurde für seine Frechheit nach Pignerol in strenge Haft geschickt. In derselben blieb er 10 Jahre und ward endlich nur befreit, als seine Gemahlin dem natürlichen Sohn des Königs und der Montespan, dem Herzog von Maine, das Fürstenthum Dombes und die Grafschaft Eu abtrat. Bald gerieth L. mit seiner Gemahlin in Zwist und trennte sich von ihr. Im J. 1688 ging er nach England, rettete die Königin, Jakobs II. Gemahlin, und die Prinzen bei Vertreibung des Königs von Frankreich und leitete 1689 eine Expedition nach Irland. Im J. 1695 heirathete er, noch in voller Kraft, die 16jährige sehr reiche Marie deorges und † 1726 im Besitze eines ungeheuern Vermögens. — 2) Armand Louis de Constaunt Biron, Herzog von L., f. Biron (Biogr.) 3).

Lava (Geognos.), franz. Lave, Tephrine, Basanite lavique und scoriacée, Leucostine compacte, auch Graustein (Werner), ist kein besonderes Gestein, sondern zunächst jede geschmolzene Masse, die bei einer vulkanischen Eruption ausfließt u. sodann erkaltend erstarrt. — A. Immer das Gepräge einer in Fluß erstarrten Masse an

sich tragend, von fester, dichter und poröser Beschaffenheit, besteht sie vorzugsweise aus einem feldspathigen Gemengtheil (nach G. Rose Labrador oder Rhopalolith) und aus Augit mit Magneteisenerz, Leucit, Glimmer, Olivin etc., ist von splittertigem, muscheligem, unebenem oder erdigem Bruche, feinkörnig (Befuv), krystallinisch-körnig (Somme) etc., von grauer, schwarzer, brauner, rother, bunter Färbung, massig, selten plattenförmig abgesondert. Eingemengt finden sich oft Krystalle und Körner von Rhopalolith, Augit, Hornblende, Glimmer, Leucit, Olivin, Hauyn, Magnet Eisen, Eisenglimmer, Schwefelkies, Schwefel etc. Man unterscheidet als Varietäten: 1) Glasartige L., muschelrig im Bruche, glänzend, dem Obsidian oder dem Bimsstein ähnlich, meist porphyrtartig durch eingewachsene Krystalle; in der Regel neuerer Entstehung, aber die seltener Varietät, bald dicht, bald schlackenartig, porös und schaumig. — 2) Steinartige L., dach, blasig, dicht oder feinkörnig, Bruch splittertig od. uneben, wenig glänzend oder schimmernd, oft porphyrtartig. Sie macht den größten Theil der alten Laven aus und ist nach den vorherrschenden Gemengtheilen oder nach ihrer Ähnlichkeit mit andern Gesteinen a) Doleritlava od. Augitlava, b) Basaltlava (porös Basanite scoriacée Brong.), c) Leucitlava (Leucomelean, Leucophor, Lave amphigénique), d) Trachytlava oder Feldspathlava (Porphyrlava), e) Pignero (grau, braun und schwarz gestammte basaltische L.), f) Lava-negro (mit schwarzen Streifen auf dunkelbraunem Grunde), g) Biterbo-Lava (mit Leucit u. Feldspathkrystallen), h) Punktlava (mit Leucitpunkten) etc. — 3) Erdige L., durch Gaseinwirkung od. durch Verwitterung zerfetzte L., erdig, weich, matt. Eine solche L. vom Befuv mit Hornblendengehalt ist von Hauyn Lava genannt worden. — Die Laven, als Hauptprodukt der Vulkane, finden sich überall in der Nähe solcher noch thätiger oder auch erloschener Berge. Ueberall aber sind sie verschieden, und selbst die von demselben Vulkan zu verschiedenen Zeiten ergossenen Laven zeigen meist eine so bedeutende Verschiedenheit, daß sie genau unterschieden und mit Sicherheit nach ihrem Alter erkannt werden können. Nur das Produkt einer und der nämlichen Eruption zeigt in der Regel größere Gleichförmigkeit in Bezug auf die Grundmasse oder auf die eingemengten Mineralien, doch sind auch hier das Korn des zuerst geflossenen Theiles feiner und die Dimensionen der fremden Einschlüsse kleiner, als in dem zuletzt geflossenen. Auch nächstgelegene Vulkane zeigen meist eine sehr auffallende Differenz in ihren Produkten, wie die vesuvischen Laven; besonders die älteren, außerordentlich reich an Leucit sind, während die L. von Ischia keinen einzigen Leucit enthält und die L. des Aetna charakteristisch reich an Feldspath od. Labradoreinschlüssen ist. — Die Benutzung der L. ist uralte: die Lapidés molares, die Mühlsteine, wurden nach Strabo aus erhärteter Leucitlava gehauen, und die nämlichen Lapidés molares dienten nach Procop zur Pflasterung der Via Appia. In Rom selbst und sonst bestand das Pflaster aus der L. vom

Capo di Bove, von deren ausgebreitetem Abbau noch heute die Spuren sichtbar sind, und die Bausteine in Pompeji und Herculaneum sind meistens L. Ähnliche Verwendung findet die L. noch heute, und die gestraumten u. gestreiften Varietäten dienen selbst zur Ausarbeitung von Ornamenten etc.

B. Das Auftreten der L. geschieht in der Regel in der zweiten Periode der vulkanischen Eruption. 1) Während der gewaltigen Erschütterungen, die der Vulkan in der ersten Eruptionsperiode erleidet, werden die geschmolzenen Massen aus dem Erdbinnern durch hebende Dämpfe in der Spalte, deren Mündung der Krater ist, emporgeschoben, aber vermöge ihres Gewichtes gewöhnlich nicht über den Kraterand gehoben. Die Expansion der unter der L. befindlichen Dämpfe drängt gegen die Wände des Berges, bis endlich am Abhange oder am Fuße des Kegels sich eine Spalte aufthut, die aber immer eine mehr oder minder vertikale, nie eine horizontale Richtung nimmt, und die L. gleich einem glühenden Ströme unter Dampfswolken, denen manchmal schwefelichte Säure und Salzsäure beigemischt sind, ausfließen läßt. Der Lavaström, von der Ausbruchsspalte an sich verbreiternd u. oft verästelnd, befindet sich im Zustande unvollkommener Schmelzung, u. obgleich er bei seinem Austritte dem Anscheine nach in glänzender Weißglühtheit sich befindet, so kann doch nur mit einiger Mühe ein Stab in denselben gestossen werden. Beinahe augenblicklich bedeckt sich die L. bei der Berührung mit der Atmosphäre mit einer Erstarrungsrinde, die aber durch die Bewegung des Fließens wieder mit großem Ungestüm und Geräusch und unter Dampfentwicklung zerbröckelt, wobei die Hitze schnell abnimmt, die Farbe durchs Roth ins Schwarze übergeht, und Glas, das in unmittelbarer Berührung gebracht wird, nur schwierig schmilzt und Eisen kaum rothglühend wird. Hiergegen freilich behaupten Monticelli und Corelli, daß bei der Eruption des Vesuvius von 1832 der Thermometer in 3' Entfernung vom Lavaströme den Hitze grad nicht mehr gemessen habe, und pulverisirter Salpeter, in die Risse gebracht, schmolz, ohne zu verpuffen. Die Fortbewegung der L. oder ihr Fließen ist völlig abhängig von den Bodenverhältnissen. Nach Elie de Beaumont fließt die L. auf Abhängen von 18–40° rasch, „wie ein Gießbach (torrent)“, wobei die zerborstene Erstarrungsrinde unregelmäßige Stücke bildet, welche nach Abfluß der L. als eine fest unzusammenhängende Schlackenslage zurückbleiben. Auf weniger steilen Gehängen nimmt die Geschwindigkeit des Stromes ab und umgibt sich mit einer festen Rinde, während das Innere noch zähe und dehnbar bleibt und sich langsam vorwärts drängt. Hierbei zerbricht endlich die Rinde und ihre Trümmer werden übereinander geschoben oder von der noch weichen L. umhüllt. Dadurch entsteht das zerrißene Aussehen der Oberflächen, namentlich solcher Lavaströme, die auf einem Boden von 3–5° Neigung liegen. Wird endlich die Rinde noch dicker, so wird die Weiterbewegung gehemmt und die L. erkaltet, wobei sie meist eine

basaltartige Beschaffenheit annimmt. Doch sind auch auf einem Boden von weniger als 2° Neigung Lavaströme in sehr schneller Bewegung beobachtet worden (Island). Im J. 1776 floß ein Strom vom Vesuv in 14 Minuten 1 1/2 italienische Meilen weit und 1803 erreichte ein Strom vom Gipfel des Berges an das Meer in 3 Stunden. Die Stärke der Lavaströme erreicht manchmal eine Höhe von 30' und dabei eine äußerst beträchtliche Länge, wie nach Hamilton der Strom, der 1669 Catania zerstörte, 14 italienische Meilen lang und 6 Meilen breit war, u. auf Island ein Strom von 20 Meilen Länge und 8 Meilen Breite (aus dem Jahre 1783) bekannt ist. Uebrigens bewegen sich die Ströme, selbst wenn sie völlig erkaltet zu seyn scheinen, doch noch langsam vorwärts, wie Poulett Scrope 1819 am Aetna einen Strom fand, der vor 9 Monaten ausgebrochen war u. dennoch täglich noch ungefähr eine Elle weit vorrückte. Bei diesem langsamen Fließen kann oft selbst ein unbedeutender Gegenstand ein großes Hinderniß werden, wie denn Ströme schon von geringen Unebenheiten des Bodens, von Felsblöcken, sogar von starken Baumstämmen und dichten Buschwerke aufgehalten worden sind, so daß sie sich theilten oder auch sich aufeinander häuften bis zu einer Höhe, welche das Ueberschreiten des Gegenstandes möglich machte. Viel länger noch als die weiche Beschaffenheit erhält sich im Innern der Ströme eine hohe Temperatur, wie die L., welche Pompeji 1669 zerstörte, noch 8 Jahre später so heiß war, daß Niemand was gen durfte, die Hand in eine der Spalten zu bringen. Im Gegensatz hierzu erkaltete nach Breislak die vesuvische L. 1794, durch welche Torre del Greco zerstört wurde, so schnell, daß schon nach Jahresfrist Anstalt zum Wiederaufbau der Stadt gemacht wurde. Tritt L. mit dem Wasser in Berührung, so wird allerdings im ersten Augenblicke das berührende Wasser in Dampf umgewandelt und die Temperatur des umgebenden Wassers so bedeutend erhöht, so daß die Fische sterben müssen (Lancarote 1730–1736, Island 1783, Vesuv 1794 etc.), aber die augenblicklich sich bildende Rinde ist so wenig wärmeleitend, daß diese Erscheinungen sehr bald ein Ende nehmen. Wegen der größern Dichtigkeit des Mediums können im Wasser die Ströme auch nicht so breit werden, als auf dem Lande. Merkwürdig ist, daß Gemellaro 1828 eine mächtige von einem erstarrten Lavaström überdeckte Eismasse am Fuße des obersten Aetna Kegels entdeckte. Eine schlecht wärmeleitende Lage Lapilli (Kopilli) hatte das Eis vor der Gluth der L. geschützt. — 2) Neben diesen Produkten noch thätiger oder erst seit Menschengedenken erloschener Vulkane, den neuen Laven, erscheinen auch noch alte Laven. Die Benennung ist allerdings auch relativ auf ältere Lavaströme der noch thätigen Vulkane angewendet worden, bezieht sich aber vorzugsweise auf die Produkte der erloschenen Feuerberge, die namentlich in der Eifel, im Vesuv, in Katalonien, am Altai etc. in ausgezeichnetster Weise auftreten. Diese alten Laven zeigen in ihrer äußern Erscheinung die größte Ana-

logie mit den neueren. Sie sind in Strömen geflossen, die von ihrem Ursprunge an sich verbreiten und oft auch verzweigen; sie sind mit den Trümmern der schlackigen Erstarrungsrinde oft in den wildesten und bizarrsten Formen bedeckt und endigen gewöhnlich mit einem Schlackenäuel. Auch sie sind nicht aus Kratern geflossen, sondern augenscheinlich aus Spalten, die in größerer oder geringerer Entfernung von jenen sich geöffnet haben. Ihrer Zusammensetzung und Verwandtschaft nach sind diese älteren Laven vorzugswelse doleritische, basaltische und trachytische, und die Uebergänge aus der L. in die verwandten Gesteine sind oft der Art, daß eine bestimmte Grenze, von welcher an das Gestein L. genannt werden müßte, kaum aufzufinden ist.

C. Im Allgemeinen wird diese Grenze gezogen nach der freilich auch nicht überall durchführbaren Unterscheidung zwischen plutonischer und vulkanischer Thätigkeit. Nach Lyell sind die plutonischen (hypogenen) Gesteine auch vulkanische Produkte, die sich von denen der Neuzeit nur dadurch unterscheiden, daß ihr ursprünglich Ausgehendes von vulkanischer Natur zerstört worden ist, während die im Innern der Erdrinde zurückgebliebene Masse des Eruptionssprodukts erst durch spätere Hebungen an die Oberfläche gebracht worden sey und daselbst als plutonisches Massengestein erscheine. Dagegen wird namentlich und vorzüglich eingewendet, daß in allen Sedimentbildungen plutonische Gesteine als Geschiebe auftreten, dagegen durchaus keine ächten vulkanischen über das Alter der Kreidegruppe hinaufreichen. Der Begriff der plutonischen Thätigkeit wird nun so festgestellt, daß ihr alle wahren Krater und Lavaströme fehlen und sie nirgends an eine Lokalität so gebunden gewesen sey, wie die vulkanische. Hiermit fallen auch alle Auswurfprodukte weg, welche nur durch die erste Reinigung des verrosteten alten Kraters bedingt werden. Von dieser plutonischen Thätigkeit, die sich allerorts äußerte und ihr Produkt in den Eruptionsspalten erstarren ließ, so daß dieser einmal geöffnete Weg nun für immer wieder verschlossen ward, bilden die sogenannten erloschenen Vulkane, die zwar wahre Krater und Lavaströme besaßen, aber augenscheinlich auch nur eine einzige und doch äußerst wenige Eruptionen gehabt haben, den Uebergang zu den ächten Vulkanen, deren Produkt, die L., immer durch eine und dieselbe Spalte emporgetrieben wird und nur aus verschiedenen Öffnungen der Bergseite hervortritt. — Nach einer älteren Anschauungsweise ist die L. als Ergebnis der Umwandlung und Schmelzung anderer Felsarten, namentlich der sogen. Treppgesteine (Basalte, Basen etc.) angesehen worden. Später (Poulett Scrope) modifizierte sich diese Ansicht so, daß überhaupt die schon vorhandenen Gesteine als Urmasse der L. galten, weshalb auch die petrographische Verschiedenheit der Laven so groß sey, die noch vermehrt worden seyn müsse dadurch, daß wahrscheinlich wiederholte Schmelzungen und Wiedererstarrungen Statt gefunden hätten. Gegenwärtig wird die Meinung festgehalten, daß die Laven

eben so wie früher die plutonischen Gesteine dem feurig-flüssigen Erdinnern entstammen u. (nach Bischof) vorzugswelse durch Wasserdämpfe emporgetrieben werden. Die erstere Annahme ruht auf denselben Gründen, welche für die Selbstständigkeit und für die Abstammung der Basaltgebilde (s. Basalt) aus dem Erdinnern gelten, die zweite auf Folgendem. In vollkommen flüssiger L. schmelzen Silbermünzen, dagegen Kupfermünzen nicht. Kupfer schmilzt bei $+ 1118^{\circ}$ R., Silber bei $+ 975^{\circ}$ R., also dürfte die Temperatur der flüssigen L. auf das Mittel, nämlich ungefähr $+ 1000^{\circ}$ R. anzuschlagen seyn. Diese Temperatur wird, wenn die Temperaturzunahme des Erdinnern auf $115-116^{\circ}$ Tiefe um $+ 1^{\circ}$ zunimmt, in einer Tiefe von $115,000'$ gefunden werden. Wenn Spalten der Erdrinde, aus denen die Eruptionen erfolgen, bis in diese Tiefe hinabreichen müssen, so können gewiß auch andere Spalten eben so tief reichen. Alle Spalten der Erdrinde aber, die nicht anderweitig ausgefüllt sind, leiten die Gewässer abwärts. In der Tiefe werden diese in Wasserdampf umgewandelt, der seine größte Spannung bei einer Temperatur von $+ 1224^{\circ}$ R., also in einer Tiefe von $139,840'$ erreicht und bei dieser Tension eine Lavasäule von $88,747'$ tragen kann. Also auch beim Maximum der Tension würde der Dampf die L. noch nicht bis an die Oberfläche der Erdrinde emporheben können. Aber eine Luftblase, welche man in den Barometer eintreten läßt, hebt das Quecksilber weit über den wahren Barometerstand. So muß wohl auch Wasserdampf, der in die Lavasäule (von den Seiten her) eintritt u. ihre Kontinuität unterbricht, eine seiner Spannung entsprechende Lavamasse in den Kanälen, welche zum Krater führen, heben können. Demnach müssen Lavasäulen und Dampfsäulen in den vulkanischen Kanälen mit einander abwechseln, wie denn auch in der That die Eruptionen einen solchen Wechsel ausgestoßener Dampfsäulen und Lavasäulen zeigen. Treten die Gewässer bis zum vulkanischen Herde, so liegt der Punkt, wo die Spannkraft der Dämpfe mit dem hydrostatischen Drucke des nachdringenden Wassers im Gleichgewichte steht, in $88,044'$ Tiefe, und es können demnach, da die L. dreimal schwerer ist, als das Wasser, Lavasäulen von $29,000'$ aus Tiefen von $88,000'$ emporgetrieben werden. — Bisher galt es für ausgemacht, daß die Gemengtheile der L. und auch ihre unwesentlichen Beimengungen während des flüssigen Zustandes der L. eine homogene Masse bildeten, aus der im Verlaufe der langsamen Abkühlung und Erstarrung sich alle die besonders unterscheidbaren Mineralien, die sich sowohl im Teige der L., als auch in ihren Blasenräumen vorfinden, gebildet u. auskristallisiert hätten. Hierauf gründete sich die Theorie von der feurigen Entstehung vieler Mineralien. Dagegen zeigen neuere Beobachtungen u. Untersuchungen, daß Augit (der in wohl ausgebildeten Krystallen vom Stromboli ausgeworfen wird u. eben so sich unter der vesuvischen Kapilli findet), Olivin (der ungefähr eine um 300° R. höhere Temperatur als die der L. zum Schmelzen bedarf) und Magneteisen präexistirten, und da sie

In den Teig der Laven eingeknetet erscheinen, mit den geschmolzenen Massen zugleich emporgerissen und dann von denselben umhüllt wurden. Alle andern Mineralien, die in den Blasenräumen der Laven oder auch an solchen Stellen sich finden, die durch Verwitterung angegriffen sind, haben sich auf nassem Wege, theils durch einfache Infiltration, theils durch pseudomorphische Prozesse gebildet.

D. Die Verfestigung der L. geht sehr langsam von Statten. Geschieht sie aber, so bildet sich eine Grundmasse, aus welcher ein äußerst fruchtbarer Boden entsteht, der dem Getreide u. Obstbau, vorzüglich aber dem Weinbau höchst günstig ist. Er ist reich an Thonerde, Kalk- und Bittererde, Kalk und Natron, stets locker und wegen seiner meist dunkeln Farbe sehr warm. Einen ähnlichen Boden geben auch die zerfallenen Lavastümmelgesteine, Leuckbreccie, Peperin, Pausilypstuf, vulkanischer Tuff u. Trass, welche allesamt aus mehr oder minder zerkleinertem L. bestehen. Namentlich die Tuffe sind aus den bei der Eruption zu Staub zerriebenen Lavastücken durch Wasser zusammengeführt und niedergeschlagen worden. Die Terra di Lavoro gibt Zeugniß von der Güte aller dieser versetzten Arten von Lavaboden.

Vgl. Delesse, Arch. des sc. phys. et nat. supplém. à la bibl. univ. de Genève, 1847, N 22. Bischof, Die Wärmelehre, u. d. s., Lehrb. der chem. und physikal. Geologie, 1850. Die übrige Literatur s. unter Vulkane — 2) L. vom Capo di Bove, auch Selce Romano, s. v. a. Nephelindolerit, s. Dolerit.

Lava (Geogr.), österr.-steier. Dorf, Kr. und Magistrat Ellitz; 110 Einw.

Lava-Milek, s. Lappländische Religion.

Lavaboden (Geognos.), s. Lava, D.

Lavacra (röm. Antiq.), Name der großen Badeanstalten bei den Römern in späterer Zeit.

Lavacrum hippopus (Mollusk.), alte Benennung für Pferdefußmuschel, Hippopus maculatus Lam.

Lavaerguß (Geognos.), eines der Stadien der vulkanischen Eruptionen, durch das Ausströmen der Lava (s. d.) charakterisirt. Nach Einigen ist dieses Stadium das zweite, nach Andern das dritte und letzte oder vorletzte, s. Vulkane.

Lavaglas (Min.), s. v. a. durchscheinender gemeiner Obsidian, s. d.

Lavagna (Geogr.), 1) italien. Marktflecken, Sardinien, in der Riviera di Levante der Prov. Genua, am Busen von Rapallo; berühmte Schieferbrüche (L.-Schiefer); 1000 Einw.; — 2) Fluß dabel.

Lavagna (Graf v.), s. Kiesel.

Lavagna (Waarenk.), die dicke u. schwere Steinart, welche im Großherzogthum Toscana in großer Menge bricht. Sie ist braun von Farbe und wird zu Gebäuden, Delssteinen, Mosaikarbeiten, Fontainenbecken u. angewendet.

Val (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Mayenne, in der Mitte desselben, 32 □ Meil., 110,000 Einw.; zerfällt in 9 Kantone; — 2) Kanton das.; — 3) Hauptstadt das. und des

Depart. Mayenne, an der Mayenne; altes und großes Schloß, Trappistenkloster, 3 Hospitäler, Handelstribunal, Waisenhof, Ackerbaugesellschaft, Leinwandhalle, Marmorbruch, beträchtliche Leinweberei, Fabriken in Serfische u. Standsbild des Ambroise Paré; 20,000 Einw. — Geschichtl. Schon unter Hugo Capet gab es Seigneurs de L., die meist Guy hießen. Seit 1271, wo Clement, die Erbtöchter des letzten Barons (Guy VI.) von L., Matthieu II., Baron v. Montmorency, heirathete, ist L. Titel und Besitz der Montmorency. Bei L. am 25. und 27. Oktbr. 1793. Gefecht der Vendéer gegen die Republikaner unter Westermann; welche aufs Haupt geschlagen wurden. — 2) franz. Dorf, Depart. Vojère; Arrond. Marvéjols, mit einer warmen Quelle; 420 Einw.; — 3) Dorf das., Pyrénées-orient.; Arrond. Céret, mit Kupferminen; 430 Einw.; — 4) L.-Etienne, Depart. Isère, Arrond. Grenoble; 1090 Einw.; 5) Notre-Dame-de-L., Depart. Gard, Arrond. Alais; 1360 Einw.; — 6) L.-Roguecôzières, Klecken das., Depart. Aveyron; östlich von St.-Bernin; 2820 Einw.

Val (Biogr.), 1) Stiles de L., Seigneur de Reç; geb. 1400, zeichnete sich in den Kriegen Karls VII. sehr aus. Im J. 1429 zum Marschall von Frankreich ernannt, verjagte er 1431 die Engländer aus Lugny. Sein Aufwand und seine Grausamkeit wurde sprichwörtlich. Im J. 1440 ließ ihn sein Lehnsherr, Herzog Johann VI. von Bretagne, wegen Hochverrathes hängen und verbrennen. — 2) Historienmaler, s. Delaval. — 3) Madame, Virtuosi auf der Pedalharfe gegen Ende des vor. Jahrhunderts, in welcher Zeit sie sich in London aufhielt. Als Komponistin zeigte sie sich durch „Les Adieux de l'infortuné Louis XVI à son peuple“, dessen im Journal des Luxus (Julih. 1794, S. 344) rühmlichst gedacht wird.

Valalabr, August v., Schauspieler, geb. zu Berlin um 1818. Ueber seine frühere Laufbahn ist uns nichts bekannt; als Schauspieler zog er zuerst die Aufmerksamkeit in Frankfurt a. M. auf sich, wo er geraume Zeit als jugendlicher Liebhaber engagirt war und unter beständigem rüstigen Fortschreiten in seiner Kunst sich immer mehr in der Gunst des Publikums festsetzte. Entscheidend für seinen Künstleruf war ein Gastspiel am Hoftheater in Berlin im Sommer 1841, welches ein Engagement dahin zur Folge hatte. L. besitz für das Fach eines ersten jugendlichen Liebhabers die reichsten Naturmittel: schöne Gestalt, klangvolles Organ, Feinheit der Manieren, verbunden mit Feuer, glücklicher Auffassungsgabe und unverkennbarem Talent.

Valalée, Jakob, franz. Kupferstecher, aus Toulouse, Schüler von Beauvalet, arbeitete noch 1830 in Paris, besonders bekannt durch seine Stiche für das Prachtwerk über Aegypten, für Didots Prachtausgabe des Racine, für die Vues des salles du Musée des Petits-Augustins etc.

Va Valetta (Geogr.), Stadt, s. Malta.

Vavalette (Biogr.), altes französisches Geschlecht; 1) Jean de L. Parisot, aus provençalischem Geschlecht, war Großmeister von

Malta seit 1557, schlug Solymanns Angriff auf Malta ab, baute die Stadt Lavalletta und † 1568. — 2) Kardinal und franzöf. General im 30jährigen Kriege, ward 1634 nach der Schlacht von Nördlingen dem Herzog Bernhard von Weimar zu Hülfe geschickt, kommandirte 1635—36 am Rhein. — 3) Maria Chamaud, Graf von, Staatsrath und Generalpostdirektor des französischen Kaiserreichs, ein eben so achtungswerther als wichtiger und einflußreicher Mann, wurde im Jahre 1769 zu Paris geb. u. erhielt seine erste Bildung im Kollegium Harcourt. Von seinem Vater, einem achtbaren Kaufmanne, für die geistliche Laufbahn bestimmt, lebte er unter Büchern vergraben ein stilles anspruchsloses Leben und ward bereits in seinem 18. Jahre Unterbibliothekar zu St. Genoveva. Doch die Revolution weckte den tief in ihm schlummern den Ehrgeiz. Sich fähig zu Großem fühlend, ergriff er unaufgefordert nach der ersten Volksbewegung die Musketen und trat in die Reihen der Nationalgarde. Bald ward er Offizier und kommandirte als solcher am 10. Aug. 1792 einen Posten in den Tuileries, vergebens zwar, doch mit Muth und ehrenvoller Aufopferung. Dadurch und weil er auch die royalistischen Bittschriften der 2000 unterzeichnet hatte, verdächtig geworden, verließ er Paris und ging als Freiwilliger zur Alpenlegion, trat hierauf in das Geniecorps und ward zuletzt Adjutant des Generals Baraguay d'Hilliers. Als indeß Letzter in Paris eingekerkert wurde, gerieth auch L. in Vergeffenheit, bis er bei dem Auftreten Napoleons in Italien eine Anstellung in dessen Generalstabe fand. Hier erwarb er sich durch Tapferkeit sowohl als durch seine gebiegenen Kenntnisse, seine Gewandtheit und Verschwiegenheit in Geschäften die Bewogenheit Napoleons in so hohem Grade, daß er zum Adjutanten ernannt und nach Paris gesandt wurde, um dort die wahre Lage der Dinge und das Walten der Parteien zu erforschen. Er erledigte sich dieses Auftrages mit eben so viel Klugheit als Festigkeit. Durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beaubarnais, der Richts Josephinens, trat er Bonaparte noch näher. In dessen nächster Umgebung nahm er Theil an dem ägyptischen Feldzuge u. unterstützte nach seiner Rückkehr den Coup de main vom 18. Brumaire. Mit einer bald darauf erfolgten Sendung nach Dresden endete L.'s militärisch-diplomatische Laufbahn. Napoleon, von der Ergebenheit und dem Talente L.'s überzeugt, glaubte ihm in der Administration einen seiner würdigen Standpunkt anweisen zu können und ernannte ihn zum Generalkommissär und nach Errichtung des Kaiserreichs zum Generaldirektor der Post. In dieser Stellung leistete L. dem Kaiser ununterbrochen bis zum Jahre 1814 die wesentlichsten Dienste, ohne daß je eine seiner Handlungen einen Schatten auf seinen Charakter geworfen hätte. Die erste Restauration führte ihn in das Privatleben zurück; Ferrand trat an L.'s Stelle. Als aber Ludwig XVIII. am 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleons Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sebastiani vor Ferrand und nahm denselben im

Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Dieser kühne Streich trug sehr viel zur Herstellung der napoleonschen Herrschaft bei. Auch nach der Niederlage bei Waterloo blieb L. in Paris. Allein kaum waren die Bourbons von Gent zurückgekehrt, als L. (am 18. Juli 1815) verhaftet, am 19. Nov. vor die Assisen gestellt und nach zweitägiger männlicher Vertheidigung als des Hochverrathes schuldig zum Tode verurtheilt wurde. Vergebens bat er um Soldatentod durch die Kugel; man war unerbittlich. Da faßte seine Gemahlin den heldenmüthigen Entschluß, ihn zu retten. Dieselbe wirkte sich die Erlaubniß aus, den Unglücklichen am 23. Decbr. dem Vorabende vor seiner Hinrichtung, mit ihrer Tochter zu besuchen. Im Kerker angelangt, wechselte sie mit dem Delinquenten die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in dem Gewande seiner Frau nebst der Tochter in einer Sänfte unbemerkt davon getragen wurde. Nachdem er 14 Tage in der Mansarde des Hotels, welches sein Feind, der Minister und Herzog Richelieu, bewohnte, verborgen gelebt, brachten ihn 3 Engländer, der General Wilson, der Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines englischen Obersten über die Grenze nach Monz, wo er den Weg nach München einschlug. Die drei hochherzigen Männer wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Prozeß verwickelt, in welchem sich Dupin der Ältere als Vertheidiger großen Ruhm erwarb. L.'s heldenmüthige Frau wurde eine Zeitlang im Gefängniß behalten; ihr Geist unterlag den heftigen Gemüthsbewegungen. — Endlich im J. 1822 wurde L. begnadigt und erhielt die Erlaubniß, sein Vaterland wiederzusehen. Er lebte seitdem in Einsamkeit der Erinnerung und der Pflege seiner Gemahlin bis zu seinem Tode, den 25. Febr. 1830. — Aus seinen Papieren sammelte seine Familie das Wichtigste und gab es in Druck. Deutschersch. dies Werk unter dem Titel: „Memoiren u. geschichtliche Erinnerungen des Grafen Lavallette“ (Leipz. 1832, 2 Bde.). Es enthält dies Aufschlüsse und interessante Notizen und ist als Quelle für die Geschichte des Kaiserreichs von Bedeutung.

Lavalische Leinen (franz. Toiles de Laval, Waarent.), mehre Sorten, sowohl graue, rohe, ungebleichte, als auch feine weiße Leinen, die im Depart. de Mayenne gewebt werden und für welche Laval der Markt ist. Der Absatz ist nicht nur in Frankreich sehr stark, sondern sie gehen auch in Menge über Troyes, Beaavais und Lyon nach Spanien und Italien etc.

Lavalischer Stab, Maß, nach dem die lavalischen Leinen gemessen werden, ist $\frac{1}{4}$ länger, als der pariser Stab.

Lavallière (Biogr.), 1) François de La Baume le Blanc de, Malteserritter und französischer Minister, zeichnete sich bei mehren Belagerungen und Schlachten aus und fiel als Generallieutenant 1644. Er schrieb: *Pratiques et maximes de la guerre* und — *Le général d'armée*. — 2) Louise Franç. de La Baume le Blanc de, eine Geliebte Ludwigs XIV., geb. 1644 aus einer altadeligen angesehenen

Familie in Toulon, verlor frühzeitig ihren Vater. Ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron St. Remi verheirathete, brachte sie an den Hof des Herzogs von Orleans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine hervorragende Schönheit war und sogar ein wenig hinkte, bezauberte sie doch unbewußt durch Anmuth, Bescheidenheit und liebenswürdiges Wesen. Sie liebte den König schon längere Zeit und suchte diese Neigung zu bekämpfen, als sich derselbe gegen 1661 ebenfalls von ihr angezogen fühlte. Auch der Finanzintendant Fouquet hatte sich in sie verliebt und sie zu verführen gesucht, wodurch er den Haß Ludwigs XIV. rege gemacht haben soll. Sie gebar dem Könige, dem sie sich nach langem Widerstreben endlich unter glänzenden Festen zu Fontainebleau ergab, vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anna von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, u. der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Baujour und die Baronie St.-Christophe zum Herzogthum und zur Pairie. Inmitten des Glücks u. des Glanzes verbarg sie sich keineswegs ihre wahre Stellung; auch wollte sie die Legitimierung ihrer Kinder, deren sie sich eigentlich schämte, nicht dulden. Ihre Leiden begannen, als sie sah, wie ihr die Montespan das Herz des Königs entriß. Sie entfloß deshalb 1674 förmlich vom Hofe in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris und nahm im folgenden Jahre unter dem Namen der Louise de la Misericorde den Schleier. Die Königin, welche sie liebte und schätzte, machte ihr öfters Besuche; auch mußte sie auf des Königs Befehl ihre Kinder sehen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Conti im Jahre 1679 erregte ihren Stolz nicht; die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes nahm sie mit den Worten hin: „Ich muß ja seine Geburt mehr, als seinen Tod beweinen“. Als die Montespan die Liebe des Königs verloren, erschien sie ebenfalls bei den Karmeliterinnen, und nun suchte die L. diese Frau, durch die sie verfolgt und in Verzweiflung gestürzt worden war, zu trösten. Nach langen Jahren der Buße und der härtesten Arbeit, in welcher sie ihre Ruhe wiedergefunden, † sie am 6. Juni 1710. Man hält sie für die Verfasserin der „Réflexions sur la miséricorde de Dieu par une dame pénitente“ (Paris 1685). Frau von Genlis, welche diese Schrift herausgab, machte sie zum Gegenstande des Romans „Mademoiselle de Lavallière“, und der berühmte Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vergl. „Mémoires de Mad. la duchesse de L.“ (2 Bde., Paris 1829) und Quatremere de Rosny, „Histoire de Mad. de L., duchesse et carmelite“ (das. 1828). — 3) Jean Florentin de L., geb. 1667, trat früh, 1685, als Kadet in die Artillerie und machte alle Kampagnen in der letzten Zeit Ludwigs XIV. mit. Im Jahre 1713 befehligte er die Artillerie vor le Quenoi und ward deshalb Brigadier. Mit der Reorganisation der französischen Artillerie beauftragt, führte er nur 5 Kaliber ein, war aber

für die langen Kanonen. Er kalkülirte zuerst die Wirkung des Pulvers in den Minen. Im Jahre 1719 zum Marschal de Camp und 1720 zum Direktor der Artillerie ernannt, ward er später Generallieutenant. Im J. 1733 zeichnete er sich in der Schlacht von Dettingen aus; † 1759. Er war der Schöpfer der französischen Artillerieschule. — 4) Joseph Florentin, Marquis de L., geb. 1717 zu Paris, Sohn des Vorigen, trat in die Artillerie, war in der Schlacht von Dettingen einer seiner Adjutanten und ersehte bei der Belagerung von Freiburg seinen Vater. Im Jahre 1745 kommandirte er en second die Artillerie in Flandern und 1746 bei allen Belagerungen. Der Marschall Löwenthal schreibt ihm großen Antheil an den Siegen zu. Er folgte seinem Vater 1747 in der Direktion der Militärschulen und der Artillerie; zu der Einnahme von Bergen op Zoom trug er viel bei. Im Jahre 1748 war er mit vor Maastricht, wurde Generallieutenant, darauf 1755 Generaldirektor des Geniecorps und der Artillerie. Im 7jährigen Kriege befehligte er die Artillerie unter d'Errees, Richelieu, Clermont und Contades. Im Jahre 1761 u. 62 reorganisirte er die spanische Artillerie und nahm dafür nur den Titel eines Marquis und ein Porträt Karls III. an; das selbe that er später in Neapel. Er †, in Ungnade gefallen, 1776. — 5) Louis Cesar de Labaume le Blanc de la L., der letzte männliche Sprößling seines Hauses, geb. 1708, ein gelehrter Bibliothekar. Er gab die Bibliothèque du Théâtre français (Paris 1777, 3 Bde.) heraus; eine Uebersicht der französischen Stücke, welche von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1767 gegeben wurden. L. † 1780.

Lavamentum (Med.), 1) das Waschmittel; — 2) das Klystier, Lavement.

Lavomünde, österr. = illyr. Marktflecken, Kr. Klagenfurt; 300 Einw.

Lavandara, ital. Fluß, Neapel, Terra d'Otranto, mündet bei Taranto in den Busen von Taranto.

Lavande Aspic (franz., Bot.), s. v. a. Lavendel, *Lavandula vera* Dec.

Lavander (Baarent.), damastenes Leinwand, kommt aus Flandern und dient als Taschentuch.

Lavandière (franz., Ornith.), s. v. a. gemeine Bachstelze, *Motacilla alba* L.

Lavandula (Bot.), nach Linné, Lavendel, Gattung der Labiatae Nepeteae Rich., Didynamia Angiospermia L. Charakter: Kelch eiförmig, etwas gezähnt, von einem Deckblatt unterstügt; Korolle umgekehrt, zweilappig, die Oberlippe zwei-, die Unterlippe dreilappig; Staubgefäße in der Röhre befestigt und eingeschlossen. Niedrige, sehr aromatische Sträucher oder Halbsträucher, die meistens in den Ländern um das mittelländische Meer einheimisch, wo sie hier und da meist gefellig meilenlange Strecken überziehen; von 18 Arten sind als Arznei- und Bierpflanzen zu bemerken: 1) L. *spica* Dec., L. *spica* var. *β*. L., L. *latifolia* Will., gemeiner oder breitblättriger Lavendel, Spide. Blätter länglich, lanzettlich, fast spatelförmig, ganzrandig, am Grunde lang

verschmälert, am Rande fast zurückgerollt, auf beiden Seiten weißgrau; Aehren fast unterbrochen; Blütenquirle 6—10blüthig; blüthenständige Blätter lanzettlich oder linealisch, bei den sämtlich fruchtbaren obern Blüten kürzer als der Kelch; Deckblätter linealisch-pfriemenförmig, kürzer als der Kelch. Halbstrauch in Südeuropa und Nordafrika, mit *L. vera* Dec. nahe verwandt, die *Nardus italica* der alten Botaniker. Der Geruch dieser Art ist noch stärker, als bei *Lavandula vera*, mit welcher sie gleiche Kräfte und Anwendung hat. Im südlichen Frankreich wird aus ihr das ätherische Del, Spicköl, Spicköl, *Oleum spicae*, *Oleum Florum Spicae* (*Huile d'Aspie*), im Großen und zwar gleich auf freiem Felde durch Hirten bereitet. Es soll einen weniger angenehmen Geruch, eine mehr gelbe Farbe und eine bedeutendere spec. Schwere besigen, als das weiter unten angeführte ächte Lavendelöl. Im Handel soll es bei uns entweder gar nicht, od. doch nie rein vorkommen. Es ist nämlich mit Terpentinöl gemischt, od. besteht gänzlich aus andern Oelen, so besonders aus einer Mischung von Lavendel-, Rosmarin- und Terpentinöl. Hayne, Arzneigew., 8, T. 38. — 2) *L. Stoechas* L., Schopflavendel, schopfiger Lavendel. Blätter länglich linealisch, ganzrandig, am Rande zurückgerollt, auf beiden Seiten weißgrauflüßig; Aehren gedrängt, ziegeldachartig, geschöpft; Blütenquirle 6—10blüthig; Kelche eiförmig, weißlich, kürzer als die Röhre der Blumentrone; Blüten schwarz-purpurfarbig. Kleiner, 2—3 Fuß hoher, sehr ästiger Strauch auf trocknen, sandigen und steinigten Hügeln aller Küstenländer des mittelländischen Meeres. Der Geruch ist stark aromatisch, etwas kampferartig. Man benutzte in Südeuropa die Blütenähren, welche sonst allgemein unter den Namen: Arabischer Stöchas, Stöchasblumen, welsche Lavendelblumen, *Flores Stoechadis* s. *Stoechadis arabicae* s. *Stoechadis purpureae* s. *Spica florida*, gebräuchlich waren. Der Name arabischer Stöchas war deshalb sehr gebräuchlich, weil diese Blumen in Arabien gesammelt und über Kairo, Alexandria und Venedig nach Europa gebracht wurden. *Stoechas* Diosc. Sibth., Fl. gr. 6, T. 549. — 3) *L. vera* Dec., *L. Spica* var. *α. L.*, *L. angustifolia* Moench, ächter oder schmalblättriger Lavendel, gemeine Spicke, Gartenspicke, Spickenarde, Spickenarius in Thüringen, franz. Aspie, Lavande Aspie, Lavende, ital. Lavandula, engl. Lavender. Blätter länglich linealisch oder lineal-lanzettlich, ganzrandig, die jüngern weißgrau, am Rande zurückgerollt; Aehren unterbrochen; Blütenquirle 6—10blüthig; blüthenständige Blätter rhombisch-eiförmig, zugespitzt, häutig, sämtlich Blüten tragend, die obersten kürzer als der Kelch; Deckblätter fast fehlend; Blüten eigenthümlich blau, lavendelblau. Ästiger, 1—2 Fuß hoher Strauch auf sonnigen Hügeln von Tyrol an durch ganz Südeuropa bis Nordafrika, auch auf dem Lavendelberge bei Kreuznach in der Rheinpfalz. Die Blätter und Blütenähren, *Herba et Flores Lavandulae* s. *Lavandulae angustifoliae* s. *L. seminae*, Spickenblumen, Spickenblüthen, Spicke, Spick, sind officinell. Der Geruch ist eigenthümlich, stark und nicht unangenehm balsamisch; der Geschmack gewürzhaft bitter, etwas kampferartig. Die vorwaltenden Bestandtheile sind ätherisches Del, nebst etwas Bitter- und Gerbestoff. Sie wirken, namentlich die Blumen, flüchtig erregend und belebend, und wurden sonst auch wohl innerlich, wenigstens in Präparaten, jetzt aber nur äußerlich zu Kräuterkissen und in wässerigen oder weinigen Aufgüssen zu Umschlägen und Bädern bei Nervenschwäche, Bittern der Glieder, Ohnmachten und Lähmungen angewendet. Von der schon bei den Römern und Griechen gewöhnlichen Benennung zu Bädern und Waschungen rührt der Name *Lavandula* (*lavo*, ich wasche, bade, *Lavandria*, Wasche) her. Aus der *Lavandula vera* wird in Südfrankreich das Lavendelöl (*Oleum Lavandulae* s. *Lavandulae destillatum* vel *aethereum*), s. d., bereitet. — Kultur. Der Lavendel verlangt einen warmen Standort u. einen mehr trocknen als feuchten Boden. Er dauert auch in Norddeutschland gut im Freien aus und kann bis gegen 20° Kälte ertragen. Man benutzte ihn des angenehmen Geruchs wegen zu Einfassungen der Gartenbeete, doch müssen die Stöcke alle drei Jahre umgepflanzt werden, wenn sie nicht zu hoch und buschig werden sollen. Fortpflanzung durch Zertheilung der Stöcke im Frühling oder August. Wenn man getrocknete Zweige in die Kleiderschränke legt, sollen die Motten vertrieben werden. Plend., T. 471. Hayne, 8, T. 37. — 4) *L. abrotanoides* Lam. Kleiner zierlicher Strauch auf den Kanarischen Inseln. Blüten blau in ästigen, viereckigen, unterbrochenen Aehren. Plut., Amalth., T. 303, F. 5. — 5) *L. dentata* L. In Spanien und Nordafrika. Blätter stiellos, liniensförmig, kammförmig-gefiedert; Blüten blau, in geschöpften, gedrängten Aehren. Bot. Mag. T. 400. — 6) *L. multifida* L. In Spanien u. Nordafrika. Blätter gestielt, gefiedert, grau weichhaarig; Blättchen herablaufend, fiederspalzig; Aehren einfach, blaublüthig. Fobell., Ic., T. 432. — 7) *L. pinnata* L. In Madera. Blätter gestielt, gefiedert; Blättchen keilförmig; Aehren dachziegelig, blaublüthig. Bot. Mag. T. 401.

Lava-neufro (Geogr.), s. Lava, A. 2) f).

Lavanga (Bot.), nach Meißner, Pflanzengattung, s. v. a. Lavunga.

Lavansari, europ.-russ. Insel, im finnisch. Meerbusen; mit drei Häfen; fruchtbar, gut bewässert und bewaldet, Ackerbau, Viehzucht, Fischerei; 400 Einw.

Lavant (Geogr.), 1) österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Bdgr. Linz, an der Donau; 210 Einw.; — 2) (St. André, St. Andrästaße), österr.-illyr. Stadt, Kr. Klagenfurt; Sitz des Bischofs von E. zu St. Andrä, sonst Reichsfürsten, Schloß, Kathedrale; Propstei, theolog. Lehranstalt; 700 Einw.; — 3) österr.-illyr. Fluß, entspringt auf den steier. Alpen, bildet das 7 Meilen lange, sehr fruchtbare Lavantthal und fällt bei Lavamünde in die Drau.

Lavantec, österr.-steier. Dorf, Kr. Judenburg, Bez. Admontbühel; 280 Einw.

Lavaos, portug. Ort, Beira, südöstlich von Figueira.

Lavara (a. Geogr.), Ort in Lusitanien am Durus, unweit seiner Mündung (Ptol. II, 5).

Lavardac, franz. Stadt, Depart. Lot-Garonne, Arrond. Nérac, an der schiffbaren Vaise; 1740 Einw.

Lavardens, franz. Flecken, Depart. Gers, Arrond. Auch; warme Quellen; 1280 Einw.

Lavardin (Marquis de), f. Beaumanoir.

Lavardus (Ichthol.), f. v. a. Schnäpel, Salmo Wartmanni.

Lavaret (franz., Ichthol.), f. v. a. Schnäpel, Salmo Wartmanni.

Lavarigo, österr.-illhr. Kirchdorf, Istrien, Bez. Dignano, am Bosco Monischa; 160 E.

Lavarone (Geogr.), österr. Dorf, Tyrol, Kr. Trient, Bgr. Ledico; 930 Einw.

Lavarone (ital., Ichthol.), f. v. a. *Atherina hepsetus* L.

Lavastrom (Geognos.), f. Lava, B.

Lavater, Johann Kaspar, ragt unter den Männern, die in der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts Epoche machten, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er wurde den 15. November 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Ruf, hielt das ohnehin mehr zarte, als kräftige Naturell ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtsamer Knabe, der, blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einsamen Spiele mit allerlei Wachsputzen, die er sich selbst gestaltete, Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm sein Hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfnisse, und schon als Schüler der untern Gymnasialklassen fingen seine Erfahrungen von der Erhöhung seiner bestimmtesten Wirtgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. Wirklicher gedieh die Entwicklung seines Geistes in den höheren Klassen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigne Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tieferen Eindringen in philologische Studien freilich nicht kommen, und seine Kenntniß des klassischen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorragend war aber seine Reizung und Fertigkeit, sich, der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß, über alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und reißfelig mitzutheilen. Er nährte und übte sie in den ersten Freundschaftsbündnissen, die er um diese Zeit mit mehreren edlen Jünglingen aus den berühmten zürichschen Familien Hess und Füßli anknüpfte. Menschen beobachten, in sich gehen, über seinen und Anderer Seelenzustand wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern,

wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen Freunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindungen geschützten Beamten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten Niemand zu rügen gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordenen Maler, erst anonym, dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu diesem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Uebervorthellen wurden vermöge eines Beschlusses der Regierung von Grebel entschädigt, und die müßigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Gesellschaft dieses Füßli reiste L. 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses, von ihm vor andern geachteten, Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien sehr genussreich, u. konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf sein feuriges Wesen übergehen, so verdankte er doch diesem Aufenthalte manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes und dieser Reise überhaupt eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Dies zeigte sich bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, wo er nun seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen theilte. Klopstocks und Böhmers Mufen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die erste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen Schweizerlieder, die 1767, und die Ausfluchten in die Ewigkeit, die 1768 zuerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die, hingerissen von dem Zauber seiner phantasiereichen Darstellung, ihm nachsahen, daß er in den letztern sich oft in kühne Muthmaßungen verlor und die Aufschlüsse über das Jenseits schuldig blieb, die sein zuverlässlicher Ton zu versprechen schien. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1776 war er mit der bescheidenen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diakon an der Waisenhauskirche zu Zürich getreten, in Anspruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu seyn, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung seiner Predigten, die voll Geist, Leben und Glaubenszuversicht durch eine starke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauschendsten Beifall fanden, die anziehende Kraft seines Umgangs, durch welchen er Menschen aus allen Ständen zu genügen und sich zugleich lehrreich und angenehm zu machen

wußte, die sittliche Reinheit und Einfachheit seines Lebenswandels, durch den er sein Christenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei praktisch bewährte, so wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen suchte und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und Liebling seiner Gemeinde machte; gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Pläne und Projekte auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald ein großes Publikum; sein Sittenbüchlein für Diensthöfen füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnigen Simplicität und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und vielversprechendsten seiner Unternehmungen wich er, ohne es zu wissen, von der Bahn seines sonst rein religiösen Wissens: wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in den Stand gesetzt, sich von Personen nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dies Bild in seinem Alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so war es kein Wunder, daß er sich allmählig von einer nothwendigeren Uebereinstimmung des äußern Menschen mit dem innern überzeugte, als die behutame Menschenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagte. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, seinen Schluß von dem ersten Anblicke einer Person oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenrisses auf ihre geistige und moralische Individualität bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden. Ueberall gewohnt, vom Einzelnen schnell aufs Allgemeine zu schließen und jede Erscheinung so viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, wo sie auch noch ist, nur ein Aggregat bescheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Seit 1770 hing L. an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die seine ausgebreitete, Alles, was damals berühmte war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehende Korrespondenz erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisröhren seiner psychologischen Analyse des Menschengesichts. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein selbsterfundenes Christusprofil liefern. Denn mit der christlichen Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing

in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigen Einwirkung auf die Gemüther, eng zusammen. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise ins emser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthe's Leben (3. Band) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Korrespondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutendern Genien Deutschlands befreundete sich L. auf der emser Reise näher, und nicht anders, als man großen Virtuosen zu thun pflegt, wurde er schon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, wie wenig deutsche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutschland, als die Frucht seiner physiognomischen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem bescheidenen Titel: „*Physiognomische Fragmente*“, 1775 und in den folgenden Jahren ans Licht kam. Eine Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künstlern, denen er dadurch Brod und Aufmunterung verschaffte, nett gestochener und meist wohl getroffener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl dieses Werk, und wie eine Göttersprache imponirte der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und enthusiastischen Exclamationen hinrollenden Style, in welchem L. diese Bilder kommentirte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Eine französische Uebersetzung wurde bald nöthig, und was in jener für geheime Wissenschaften noch sehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geschmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres, als ein Stein der Weisen für das gesellige Leben zu werden versprach. Denn wenn sie Probe hielt, so konnten ihre Eingeweibten das Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, in seinen Zügen ohne große Mühe lesen. Besonders erregte sie die Aufmerksamkeit der Großen, denen freilich ein Arkanaum zur Enträthsclung der Charaktere ihrer Gesellschafter und Subalternen am nöthigsten seyn mochte. Spuren des Genies, Scharfsinn, Kombinationsgabe und tiefe Blicke ins menschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was L. schrieb, auch seiner Physiognomik nicht abzusprechen; nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denselben Linien des Profils gefunden hätte, an die sie L. band (wie denn aus seinen künstlerischen Studien über die Schönheitslinien, die den campe'schen jedoch an Gründlichkeit nachstehen, die Zeichnenkunst wirklich einigen Vortheil zog): so wurde doch die voreilige Erhebung der Hypothese, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Ausdruck der innern sey, zur physiognomischen Regel durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verächtlich. Wo man ihn aber dennoch gläubig nachging, da gab sie zu so vielen, theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der lavater'sche Empfehlungsbrief

zu lesen war, und mißgebildete Unschuldige, denen er fehlte, Unlaß, daß Lichtenberg (im göttin-ger Taschenkalender auf das Jahr 1778) und andere Gegner der Physiognomik sie leicht als eine Modethorheit angreifen und ihr den Anspruch auf die schöne Firma: „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“, unter der sie aufgetreten war, absprechen konnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literarischen Fehde trug der hannoversche Leibarzt Zimmermann, der deutsche Bewunderer L.'s, der sich mit mehr Eifer und Zuversicht als Geschick zum Retter seiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden und der unbefangene Theil des Publikums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menschliches begegnet, und das Princip seiner Physiognomik nur in seinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er seine Regeln von den Gesichtszügen einzelner Menschen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu suchen sey. L. selbst scheint später von dem starken Glauben daran zurückgekommen zu seyn und, während er die Heilkunde des inneren Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äußeren in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. Unerfütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr, als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophisches Raisonnement mit Aberglauben wunderbar vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine philosophische Verwandtschaft war, von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Erklärung der heil. Schrift erlaubt; und auf Voraussetzungen hin, die sein, von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verständniß biblischer Aussprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dies zeigte sich am auffallendsten in seinen größeren Epopöen „Jesus Messias“ und „Pontius Pilatus“ (1781—1786), worin er sich am getreuesten ausspricht, und in den „Erzählungen eines christlichen Dichters“ (1795), die insgesamt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatist, deutlich beweisen, daß er als Theolog zu sehr Dichter und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte, wie geduldig und unverdrossen er auch

bei seinen Bemühungen, Andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltthätiges und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, anders Denkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen, oder seinen Glauben annehmen sollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des großen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der natürlich fehl schlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn jedoch von ähnlichen mißlichen Unternehmungen abzuhalten. Ausweichende oder derbe Replikten hatten Verhethen auch von seiner Seite zur Folge, und mancher ihm sonst gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigene Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische und seine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutsamer sein Geist, Ansehen und Anspruch waren, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzuugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen u. Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, streifte er oft nahe an das Abenteuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den gäbnerschen Teufelsbeschwörungen Kenntniß nahm und ihnen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit einigen katholischen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination für den Katholicismus, den L. doch nur von seinen löblichen Seiten anerkannte, ohne sich durch die Zumuthungen katholischer Eiferer, die ihn zu gewinnen hofften, wie Sulzer in Konstanz, zu der mindesten Annäherung bewegen zu lassen: ja Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Und als er gar von der mesmerschen Entdeckung des Magnetismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen und Erklärungen der Wunderkuren Jesu erwartete, mußte er über seinen ernstlichen Antheil an dieser Sache Vorwürfe hören, mit denen Manche gegenwärtig ihn gewiß verschonen würden. Denn die Beschaffenheit der Zeit, in die sein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit sich, daß man bei einem Manne, wie L., Lob und Tadel übertrieb. Sein theosophischer und poetischer Dogmatismus war, im grellsten Kontraste mit der Skepsis, der sich die Theologie damals, 1770—1790, mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, so wie die Reichthümer, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- u. Freiheitsgeistes jener Zeit ergriffen, sich doch auch wieder manche neue Gestaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während dagegen eine große Schaar unkritischer und wohlgesinnter Laien, die nur ihr Gefühl beschwichigt wissen wollten, gerade in seinem humanen, das

menschliche Herz, so vertraulich ansprechenden Christenthume die vollkommenste Schutzwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben fand. Mit fast unbedingtem Vertrauen überließen sich außer seiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, trostbedürftige Weltleute und zart sinnige Frauen, die ihn eigentlich am besten verstanden, seiner geistlichen Leitung. Ein lebhafter Briefwechsel in Gewissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands, und seine Reisen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten, um das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen; denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen Höfen, die ihn günstig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden gerietzen ihm immer besonders wohl. Kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrh. hat mehr Verehrung genossen, als L. auf seiner Reise nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diakonat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche und 1778 Diakonus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge u., wie sich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch sein Einrücken in das Pfarramt bei seiner Kirche zeigte, auch nicht zu seinem Nachtheile eben ausgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondere Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen, Obrigkeit und Bürgerschaft beeiferten sich, ihn mit Beweisen von Hochachtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort gesagt und nicht gesagt haben sollte. In der That hatte auch seine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerstand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe. Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blicks, die ausgezeichnete Amuth und Liebllichkeit seiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit u. Güte, die die Uebergewalt seines Geistes minderte, ohne sie zu verleugnen, die jungfräuliche Keuschheit u. Zartheit seines ganzen Wesens gaben seiner persönlichen Erscheinung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltene Faßlichkeit und Popularität im Gespräche, eine geistliche Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte und, selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte u. jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich die Originalität der Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend u. immer anregend u. erwärmend auf seine Umgebungen wirkte; Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu

machen. Seine Ansichten von der Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen ascetischen Schriften waltete, neben dieser Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine „Predigten über das Buch Jonas“ und „über die Liebe“, die „Handbibel“ und „Kleider für Leidende“, die „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen in dem Evangelium“ gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein „Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst“ hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, mit der er es ins Publikum gehen ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden seyn, wenn er nicht zu viele Partikularitäten seines eignen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstände und der Verleumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienender Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Doffenherzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, welche die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Aeußerung von ihm unter die Leute, ja die Aufmerksamkeit des Publikums erstreckte sich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des lavaterschen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klatschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn seine durch allzu großen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten u. einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf eine Einladung des Ministers Bernstorff 1793 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfang. Knigge machte sich sogleich in der „Reise nach Friglar“, und ein Ungenannter in dem satirischen „Freudenliede der Jünger L.“ darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser späteren Periode sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten gelehrten Bildung, wie sonst, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesie entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Unklugheiten, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszusaugen beliebte, wollte neben der Präcision neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen. Dem Kinderstamme seines Glaubens war die Zeit nun erwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Rathschläge, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieser Art wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins

Publikum gehen ließ, hörten auf interessant zu seyn. Die Welt war bald mit einem allgemeineren Interesse beschäftigt. Auch L. erfüllte die Revolution, die Alles entzündete, anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und Greuel Stoff zuwuchs, sein ganzes Wesen in eine steigende Thätigkeit setzte und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weisen und Edeln, die den Ausgang ahneten und sich im Gedränge streitender Faktionen frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthusiasmus für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geistesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Momenten die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht schon unter dem Kaiser Urubien 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und seine unerschrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädesführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele stand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der franz. Tyrannei hatte er 1797 für alle seine Mitbürger den Muth, den Direktor Roubel in seinem „Worte eines freien Schweizlers an die große Nation“, mit Unterschrift seines Namens, wegen Frankreichs schändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine vornehme Antwort, aber sonst nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlands für Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkür der Machthaber öffentlich zu tadeln; und als er endlich, auf den Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, während einer schmerzhaften Krankheit im Mai 1796 nach Basel deportirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher gesehen war. Die Direktoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgends bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlassen, durch die französischen Vorposten glücklich nach Zürich gekommen war, fuhr er in seiner Amtsthätigkeit mit demselben patriotischen Eifer fort, bis sie endlich auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde. Als nämlich am 26. September 1799 Massena Zürich wieder einnahm, und L. eben auf der Straße beschäftigt war, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen, schoß ein französischer Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlicheren Befindens, die er den Amtsgeschäften widmete, an dieser Wunde, und schrieb auf dem Krankenlager seine „Deportationsgeschichte“, eine nachdrückliche Vorstellung an die revolutionäre Regierung; „Saulus und

Paulus“, eine christliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stolberg über dessen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts“, die zu den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört und seine früheren Poesien weit hinter sich läßt. Die nicht minder ausgezeichnete Ode „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts“ war sein Schwanengesang. Gegen Ende des J. 1800 wurden seine Schmerzen an der noch offen stehenden Wunde immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, sein Rücken war wund und gekrümmt, aber die heftigsten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die auch seine Feinde zur Bewunderung hinriß. So † L. am 2. Januar 1801 im 60. Lebensjahre. Ein Christ zu seyn war seine Wissenschaft und sein Ruhm. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Sein sittlicher Charakter war edel und redlich, nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, u. er vergab gern, anstatt zu vergelten. Johannes Müller konnte mit Recht sagen, er kenne kaum Einen, der so forsche und stärker glaube, tiefer fühle und inniger umfasse, als L. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, oft von zu starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen.

Lavatera (Bot.), nach Linné, *Lavatera*, *Staudenpappel*, Gatt. der *Malvaceae* Jus., *Monadelphia Polyandria* L. Charakter: Kelch doppelt, der äußere dreispaltig; viele im Kreise zusammengestellte einsamige Samenbehalter. Von 30 Arten, einjährigen, zweijährigen oder ausdauernden Kräutern und Halbsträuchern, meist in Südeuropa, sind als Zierpflanzen zu bemerken: 1) *L. acerifolia* (av. Halbstrauch auf den kanarischen Inseln. Blüten bläulich-blaßrosenroth oder röthlichweiß, am Grunde purpurroth gestreift. Lof. Herb. amat. S. 322. — 2) *L. arborea* L. Zweijähriger Halbstrauch in den Ländern am mittelländ. Meere. Stamm baumartig, 6–12 Fuß hoch, dick, ästig; Blüten schön, purpurroth, dunkel geädert. Dient in der Heilmath als schleimiges Mittel. Wenn man durchwinterte Exemplare im Mai aus den Töpfen auf Rasenplätze ins freie Land pflanzt, so wachsen sie sehr rasch und üppig und gewähren mit den großen Blättern und zahlreichen Blumen einen schönen Anblick. Cav. Diss. 2, T. 139, F. 2. — 3) *L. hispidula* Desf.; Atl. 2, Taf. 171. In Algier in Hecken. Blüten purpurroth; äußerer Kelch sehr groß, raubhaarig. — 4) *L. Olbia* L. Schöner 6–8 Fuß hoher Halbstrauch in Hecken auf den Inseln Südfrankreichs, wo er zur Umzäunung der Gärten benutzt wird. Blüten roth. Lof. Icon. Taf. 653, F. 2. — 5) *L. phoenicea* Fenten., Malm. Taf. 120. In Madera. Blüten hochroth. — 6) *L. thuringiaca* L. Die einzige deutsche Art, die aber durch ganz Mittel- und Südeuropa vorkommt. Ausdauernd; Stengel 4–6 Fuß hoch, ästig, filzig; Blüten schön, hellrosenroth. In verschiedenen Ländern benutzt man die Blät-

ter und Blumen statt deren von *Althaea officinalis* L., Eibisch, und in Rußland auch die starke weifliche Wurzel wie die Eibischwurzel. Jacq. Austr. Taf. 311. — 7) *L. trimestris* L., Gartenlavatera, Samenpappel, Pappelrose. Sommergewächs in Südeuropa. Eine bekannte, schöne, 4—6 Fuß hohe, krautartige Pflanze mit rosenrothen und weissen Blüten. Sie läßt sich sehr leicht ziehen; der Samen wird im April an bestimmter Stelle gesät. Bot. Mag. 109. — Die Gatt. ist der Typus der *Lavatera*, einer Untergruppe der *Malvaceae* *Malvaceae* Juss. Richb.

Lavatera (Bot.), nach Jussieu u. Reichenbach, s. *Lavatera*.

Lavatio, (Lotio, Med.), die Waschung, das Bad, s. d.

Lavatio matris Decm (Myth.), s. *Arhea*, S. 1032.

Lavatorium (lat.), Waschbecken.

Lavatia (a. Geogr.), Flecken der Brigantes in römischen Britannien, an der Straße von Londinium nach Eboracum und südöstl. von Eboracum; etwa an der Stelle des heut. Boves unweit der Nordwestgrenze von Yorkshire.

Lavatriumergesteine (Geognos.), sind Leucitbreccie, Peperin, Pausilipptuff, vulkanischer Tuff u. Trach. S. d. u. *Bullane*.

Lavan, franz. Dorf, Depart. Loire-infér., Arrond. Savenay, an der Loire, rechts; 810 Ew.

Lavant, franz. Bez., Depart. Tarn, 14¹/₁₀ □ M., 50,000 Ew. Hieraußer L.: Graulhet, 4000 Ew.; Puy-Laurens, 3600 Ew., Städte. — 2) Hauptst. das., am Aigent; Tribunal; Seiden-spinerei, Möbelzuchweberei; Ackerbaugesellschaft; 7200 Ew.

Lavaugia (Bot.), nach Spach, Untergatt. von *Lencithera*.

Lave (franz., Geognos.), s. v. a. *Lava*, s. d. — *L. amphigénique*, *Leucitlava*, *L. petrosiliceuse*, *Trachyt*, *L. vitreuse*, *Obsidian*, *L. v. perlée*, *Perlstein*, *L. v. pumicee*, *Bimsstein*.

Laveau, franz. Dorf, Depart. Yonne, Arrond. Joigny; 1050 Ew.

Lavedan, franz. Thal, Depart. Hautes-Pyrénées, Arrond. Argelès.

Lavega, span. Stadt, Alt-Kastilien, Burgos, südlich von Santander.

Lavel (Ichthyl.), s. v. a. *Lauben*, *Cyprinus Leuciscus* L.

Lavelaue, franz. Flecken, Depart. Ariège, Arrond. Foix; Wollspinnerei, Fabriken für Luche, Kasimirs, Kasiers etc.; 3200 Ew.

Laveline, franz. Nebenfluß der *Lave* und Nebenfluß der *Meurthe*, Depart. Vooges, Arrond. St. Diey; Breter-Transport nach Paris.

Lavella, ital. Ort, Neapel, *Basilicata*, an der Grenze von *Terra di Bari*.

Lavello, ital. Stadt, Neapel, Prov. *Basilicata*, östlich von *Melfi*; Bischofsh., Kathedrale; 2300 Ew.; Sterbeort des deutschen Königs Konrad IV.

Lavrelöh, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Dieppenau; 640 Ew.

Lavement (franz.), s. v. a. *Klystier*.

Lavende (franz., Bot.), s. v. a. *Lavendel*, *Lavandula vera* Dec.

Lavendel (Bot.), 1) Pflanzengattung, s. v. a. *Lavandula*; — 2) wilder L., s. v. a. *Polci*.

Lavendelblau, **Wellchenblau** mit vielem Grau, z. B. *Porzellanjaspis*.

Lavendelblumen, **welsche** (pharm. Bot.), s. v. a. *Flores Stoechadis*, s. *Lavandula Stoechas* L.

Lavendelgeist (**Lavendelwasser**), s. *Spiritus lavandulae*.

Lavendelgras (Bot.), s. v. a. *Ruchgras*, *Anthoxanthum odoratum* L.

Lavendelgrau, **Gräu**, ähnlich der *Epickblüthe*; entsteht aus **Blau**, **Galb** und etwas **Roth**.

Lavendelheide (Bot.), s. v. a. *Andromeda polifolia* L.

Lavendelkampher (Pharm.), s. *Lavendelöl*.

Lavendelöl (*Essence de lavende*, *Huile d'aspic*), im südlichen Frankreich vorzüglich aus zwei kultivirten Arten des *Lavendels* (*Lavandula spica*, *angustifolia* und *latifolia*, *Gartenslavendel*) durch Destillation mit Wasser gewonnen. Van-Beß erhielt aus 12¹/₂ Pfund getrockneten Blumen 2 Unzen eines Oeles von 0,892 spec. Gewicht, während er bei im Handel vorkommenden das spec. Gewicht = 0,917 fand. J. Bell erhielt bei der Destillation der von den Stengeln abgestreiften Blüten ein wohlriechendes Oel und bei 13 Destillationen durchschnittlich aus 100 Pfund derselben 23 Unzen. Aus den Stielen, die ärmer an Oel sind, erhielt er ein unangenehm riechendes Destillat. Das O. ist gelb, dünnflüssig, schmeckt brennend. An der Luft wird es leicht dick und fest, nach Proust, in der Kälte bisweilen Stearopten ab, das, nach ihm und Dumas, dieselbe Zusammensetzung wie der gewöhnliche Kampher besitzen soll. Mit Alkohol von 0,83 spec. Gewicht läßt es sich in allen Verhältnissen mischen, Alkohol von 0,888 spec. Gewicht löst nur $\frac{1}{10}$ seines Gewichtes davon auf. Das Oel verbindet sich mit Essigsäurehydrat, Wasser zieht aber alle Säure aus; schüttelt man es mit concentrirter wasserhaltiger Essigsäure, so trennt sich die Flüssigkeit in zwei Schichten; die oclartige ist eine Verbindung der reinen Säure mit dem Oel, die andere eine Lösung von wenig Oel in verdünnter Säure. Destillirt man das käufliche Oel mit Wasser, so erhält man es sehr dünnflüssig von 0,877 spec. Gewicht. Es verpufft mit Jed zusammengebracht und gibt eine salzhaltige Masse. Salpetersäure zerlegt es unter Bildung von *Kleesäure*, *Schwefelsäure* löst es mit orangegelber Farbe. Es absorbt große Mengen von *Salzsäure* und *Ammoniakgas*. Kane hat den bis zu 203° übergehenden Theil aus 75,7 Kohlenstoff, 11,7 Wasserstoff und 12,5 Sauerstoff bestehend gefunden (C₁₁, H₁₄, O₂). Das bei höherer Temperatur Destillirende enthält 79,5 Kohlenstoff, 11,3 Wasserstoff, 9,2 Sauerstoff. Unter dem Namen *Epicköl* (*Huile d'aspic*) kommt ein von den Landleuten im südlichen Frankreich

aus dem wilden Lavendel gewonnenes Del in den Handel, welches dem Terpentinsöl ähnlicher riecht u. zu ähnlichen Zwecken gebraucht wird, da es sehr billig ist.

Lavender (engl., Bot.), f. v. a. Lavendel, *Lavandula vera* Dec. — L.-cotton, f. v. a. Cyperessens-Stabwurz, *Santolina Chamae-Cybarissus* L.

Lavendulan (Min.), Erzspathgattung aus der Familie der Belonochalcite, amorph, Härte = 2,5, Gew. = 3,01, Bruch muschelig. Einzige Species: Lavendulan (Breithaupt). Opalartig, nierenförmig, krummschalig abgesetzt, leicht zersprengbar, lavendelsblau, wachsbis glasglänzend, durchscheinend, vor dem Löthrohr in der Pincette sehr leicht schmelzbar u. die äußere Flamme hellblau färbend, beim Erkalten krystallisirend, auf Kohle schmelzend mit Arsenikgeruch. Nach Platner arseniksaures Kobaltoryd mit arseniksaurem Nickel u. Kupferoxyd und etwas Wasser. Gangartig mit Speiskobalt in der Grube Salilaische Wirthschaft bei Annaberg.

Lavenham, Panham, brit. Stadt, England, Graffsch. Suffolk, nordöstlich von Sudbury, am Bret; Leinen- und Wollweberei, besonders Fabriken in Trauer- u. Flaggentuch; 2400 Einw.

Lavenia (Bot.), nach Swartz, Gattung der Compositae Eupatorinae Spr., *Adenostemma* Forsk. Meist einjährige Gewächse in den Tropenländern aller Welttheile; von 30 Arten sind zu bemerken: *L. biflora* Less. und *L. erecta* Sw., Gaud., beide in Ostindien. Wurzel, Blätter und Blüthen derselben haben aromatischen Geruch und Geschmack und werden in der Heimath innerlich gegen Kolik angewendet. Rheede, Hort. mal. 10, Taf. 40 u. Taf. 63.

Lavenna, europ.-russ. Fluß, Wilna, bildet mit der Musza und Nemel die Vulsderaa.

Laveno, ital.-östr. Flecken, Lombardel, Como, an der Mündung der Tresa in den Lago Maggiore; Seidenzucht; 1100 Einw.

Lavenza, ital. Flecken im Herzogthum Massa-Carrara, an der Mündung des gleichnam. Flusses in den Meerbusen von Genua; Hafen u. Fort; 1290 Einw.

Lavercantière, franz. Flecken, Depart. Lot, Arrond. Gourdon; 550 Einw.

Laverna (röm. Relig.), Schutzgöttin der Diebe in Rom, die an der Via Salaria einen Hain u. an der nach ihr benannten Porta Lavernalis einen Altar hatte.

Lavernium (a. Geogr.), Ort in Latium novum in der Nähe von Sormia, wo P. Scipio Afric. ein Landgut hatte.

Lavernisse, rother Franzwein, der in der Nähe von Berry wächst u. dem Burgunder ziemlich nahe kommt.

Laves, Georg Ludwig Fr., deutscher Architekt, am 17. December 1788 zu Uslar geboren, kam 1804 zu seinem Oheim, dem kurhessischen Oberbaudirektor Jussow in Kassel, wo er die Akademie der bildenden Künste mit gutem Erfolg besuchte. Zu weiterer Ausbildung bezog er 1807 die Universität zu Göttingen und

blieb daselbst drei Jahre. Im J. 1809 wurde er als Baulehre in dem damaligen Fulda-Departement, so wie später unter Jussows Oberleitung bei den Kronbauten des Königreichs Westphalen beschäftigt. An Gelegenheit, sich praktisch auszubilden, konnte es ihm daher, besonders nachdem er zum Bauinspektor ernannt worden war, hier nicht fehlen, und die Vorliebe für den zu jener Zeit dort herrschenden griechisch-römischen Baustyl, die sich damals in ihm festsetzte, bestimmte auch seine nachmalige baukünstlerische Richtung. Nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover erhielt er die Stelle eines Hofbauperwalters. Nachdem er inzwischen eine zweijährige Reise durch Deutschland nach Wien und durch Oberitalien nach Rom, Neapel, Sicilien und Paris vollendet hatte, schien sich ihm die Aussicht zur Ausführung eines bedeutenden Bauwerks darzubieten, indem ein von ihm herrührender Plan zu einem neuen königl. Residenzschloß in Hannover, den er selbst nach London überbrachte, bei dem damaligen Prinz-Regenten Beifall fand. Jedoch kam dieser nicht, sondern ein bereits früher schon von Jussow entworfener und von L. völlig umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schloßes zur Ausführung. Dieser gesammte Um- und Neubau ist im griechisch-römischen Styl, und selbst die Schloßkirche, deren Inneres der Spitzbogenbildung angehört, ist von außen mit einer Fassade in jenem Styl umkleidet, was durchaus als eine arge Versündigung gegen den rohen Geist der Baukunst anzusehen ist. Der mit korinthischen Säulen gezierte Portalbau der Vorderseite des neuen Schloßes hat, wiewohl auch hier die Zerschneidung der Säulenküble gegen den reinen Geschmack läuft, viel Schönes und macht einen großartigen Eindruck, der in dessen mehr seiner räumlichen Größe im Verhältniß zu den kleinlichen Umgebungen beizumessen seyn möchte. Reichthum und Abwechslung bestimmten die architektonische Ausschmückung des Innern. Griechisches sieht man neben Pompejanischem, Byzantinisches neben Gothischem auftreten, während der höchste Aufwand von Pracht, Vergoldungen, bunte Farben, so wie malerische und plastische Zierrathen der verschiedensten Art im Tanzsaal aufgehäuft sind. Auch hier zeigt es sich offenbar, in welche Widersprüche mit sich selbst, wie mit einem consequent durchgebildeten edlen Geschmack diese Richtung verfallen muß, wenn sie die dekorativen Elemente abgefordert für sich und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Konstruktion auszubilden sucht, wogegen um so mehr zu warnen ist, je imponirender die aus dieser falschen Richtung hervorgegangenen Werke durch ihre äußere Bedeutsamkeit auf den Beschauer wirken. Die Konsequenz in der Durchführung der Details kann nicht außer der Konsequenz der konstruktiven Durchbildung des Bauwerks bestehen. L. hat namentlich als Mitglied der Baukommission bedeutenden Einfluß auf die Verschönerung der Stadt und den Charakter der Privatbauten ausgeübt; die letztern zeigen jedoch durchaus nichts Eigenthümliches, da sie sämmtlich in dem eines nationalen Charakters entbehrenden, griechisch-

jene großen Schneemassen, welche von den Bergen herabrollen, durch ihren Sturz furchtbare Verstörungen in den Thälern herbeiführen. Man unterscheidet in der Regel nach den Jahreszeiten Wind- oder Staublawinen von Berg-, Schnee-, Schloß- und Schlag- oder Schundlawinen und davon wieder die Erdlawinen. Jene ersteren sind zwar die schnellsten und in dieser Hinsicht furchtbar, dagegen aber von so losem und lockerem Gehalt, daß sich leicht Menschen daraus emporarbeiten können; Windlawinen helfen sie, weil häufig Winde ihre Veranlassung geben, indem diese das erste Schneeelement in Bewegung setzen und dieses über die Schneefläche des Berges hinrollend zu jener riesenhaften Körpermasse anwächst. Die zweite, aus dichtem Schnee bestehende Art werden nicht gerade vom Wind, sondern durch andere Zufälligkeiten, Thiere, Regen u. dgl., veranlaßt, stürzen dann durch die eigene Schwere getrieben die jähen Abhänge der Gebirge hinab, nehmen die ganze Unterlage, so weit diese beweglich gemacht werden kann, mit, also Bäume, Steine, Erdschichten, und fallen besonders um die Frühlingszeit, weshalb sie auch oft Frühlinglawinen heißen. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern, da der sie erfüllende Schnee in der Regel schwer, von der Wärme halb aufgethaut oft naß ist. Die Erdlawinen gleichen den vorigen darum weniger, weil bei ihnen nicht eine drehende Bewegung Grund zu ihrem Entstehen und ihrer Fortbildung wird, sondern häufig die Oberfläche eines steilen Abhanges mit allem darauf Befindlichen in die Tiefe hinabrutscht; wodurch dann gleitend Häuser, Bäume, ganze Wälder in die Thäler hinabfallen. Eine eigene Gefahr bereitet der durch den Fall der Lawine entstehende Wind, welcher durch den Sturz dieser ungeheuern Schneemassen zu wahren Draken umgeschaffen wird und Häuser, Bäume u. A. umstürzen kann. Frühlinglawinen kommen nur auf sehr hohen Bergen, als dem Montblanc, Belaus, Rosa, Bernhard, auch mitten im Sommer vor, indem hier das Wegschmelzen des unteren als Stützpunkt dienenden Schnees eben so gut wie im Frühling eintreten kann. Dabei werden nicht selten Flüsse abgedämmt und die die Orte in Verbindung bringenden Wege überschüttet. Sonst unterscheidet man in der Schweiz noch Staub-L., Grund-L., Gletscher-L. und Suoggi-L., weil die ersteren über die harte Kruste der untern Schneeschichten staubartig als lockerer Schnee herabrollen, während die zweiten von weniger steilen Bergen kommen und, wie oben schon angegeben wurde, Grund und Boden mitnehmen. Die Gletscherlawinen verdanken ihr Entstehen und Wachsen dem sich fortschiebenden Gletscher-Eis, sie sind nur gefährlich, wenn sie aus größerer Höhe kommen. Suoggen heißt im Schweizerdeutsch langsam fortschreiten, u. entstehen diese ziemlich wie die vorigen. Der Terel wurde im J. 1766 durch eine Lavine so abgesperrt, daß das Wasser 258 engl. Fuß hoch stieg, u. eine 1814 herabfallende Lavine bedeckte einen Raum von 4 Quadratmeilen mit Schnee, der an manchen Stellen gegen 200 Fuß Tiefe hatte. Die Verheerungen dieser Naturereignisse sind allzu bekannt, um eine Beschreibung

derselben hier anzuführen, ohne doch ein Mittel dagegen angeben zu können.

Lavington (East-*Market*), brit. Stadt, England, Graffsch. Wilts, südöstlich von Bradford; 1440 Einw.

Lavinia (röm. Sagen-gesch.), Tochter des Latinus, nach einer Tradition Tochter eines Priesterkönigs auf Delos, Anius. Anfangs dem Turnus versprochen, wurde sie dem Aeneas nach hartem Kampf zu Theil. Sie gebar demselben den Aeneas Silvius, der ihrem Stiefsohn Ascanius in der Regierung folgte. Nach Andern war sie auch Mutter des Ascanius.

Lavinia (Civita, Geogr.), ital. Flecken, Kirchenstaat, Rom, westlich von Velletri.

Lavinianesine, s. *Lavianesine*.

Lavinium (a. Geogr.), alte, der gewöhnlichen Annahme nach von Aeneas, nach Strabo aber von Latinus selbst gegründete und seiner Tochter Lavinia zu Ehren benannte Stadt in Latium, der heilige Mittelpunkt des lateinischen Staates mit einem allen Lateinern gemeinschaftlichen, aber unter Aufsicht der Ardeaten stehenden Tempel der Venus, auch der Ort, wo der Sage nach der König Titus Tatius ermordet wurde. Sie lag 6 Mill. östlich von Laurentum, mit dem sie stets in der genauesten Verbindung stand, an der später angelegten Via Appia und in der Nähe des Flusses Numicus, der ihr Gebiet von dem der Stadt Ardea schied. Der heutige Luffhügel von Pratica mit Resten der alten quadratischen Mauer bezeichnet die Stelle, wo das alte L. stand.

Lavinus (griech. *Λαβινος*, a. Geogr.), Fluß in Gallia Cispadana, noch jetzt Lavino. Nach Appian (B. Civ. IV, 2) ist auf einer Insel desselben das Triumvirat zwischen Octavian, Antonius und Lepidus geschlossen worden.

Lavipedium (lat., Med.), Fußbad, s. *Bad*.

Laviren (v. Holländ.), 1) (Seew.), eigentlich gegen den Strich des Windes segeln, indem die Schiffe sich bald nach der Rechten, bald nach der Linken wenden, um nur vorwärts zu kommen, wenn dies auch nur sehr langsam der Fall ist. Liegt der Ort, wohin man segeln will, in gerader Richtung vom Schiff gegen den Wind, so werden die Gänge desselben zu beiden Seiten gleich lang seyn; ist jedoch diese Richtung schief, so können auch die Gänge beim Wind nicht einerlei Länge haben, während zugleich der schräg in die Segel stoßende Wind die Geschwindigkeit des Schiffes verringert. — 2) (Handelsw.), bei Konjunkturern sich nicht in gewagte Geschäfte einlassen, sondern nur das Sichere suchen; man hat das Wort der Schiffersprache entlehnt, weil man bei solchem L. zwar gewöhnlich keine glänzenden Gewinne macht, aber doch auch nicht durch die Ereignisse zurückgebracht wird; — 3) (v. Franz.), eine Zeichnung, die gewöhnlich schon getuschelt ist mit Farben leicht umgeben.

Lavis (franz.), gewaschene Zeichnung; — au l., farbiger Kupferstich.

Lavis (Revis, Geogr.), österr. Marktflecken, Tyrol, Kr. Trient, Edgr. Cembra, an der Mündung des Avisio in die Etsch; Gericht, Post; 200 Einw.

Lavit-de-Romagna, franz. Stadt, Depart.

folia Dec., *Rhexia linifolia Mart.* — Die Gattung ist der Typus der Lavoisieriae Dec. (f. d.).

Lavoisieria (Bot.), nach Decandolle, Untergruppe der *Lythraeae Melastomeae Richb.*, f. v. a. *Merianieae Richb.*

Lavoncourt, franz. Dorf, Depart. Hautes-Saône, Arrond. Gray; beträchtliche Märkte; 360 Einw.

Lavoro, *Terra di* (Geogr.), Ital. Landschaft, Königreich Neapel, bildet den nordwestlichen Theil des neapolitanischen Festlandes und den fruchtbarsten und bewohnten des ganzen Reichs. Die Südgrenze bildet der höchste Kamm der Apenninen, die nach dem Meere zu herrliche Thäler bilden, die sich zum Theil in die herrlichsten, in üppiger Fruchtbarkeit prangenden Ebenen verlieren. Die größten Flüsse des Landes, der Garigliano und Volturno, die von Nordwesten und Nordosten herfließen, und der Sele, der von Osten herkommt, bewässern dieses Landesgebiet. Die merkwürdigste Erscheinung aber ist der Vesuv, der, ganz getrennt von den Apenninen südöstlich von der Stadt Neapel und 2½ Stunden davon entfernt, in schiefer Fläche unmittelbar vom Meere bis zu einer Höhe von 3639' sich erhebt. Nordwestlich von Neapel über Puzzuoli hinaus liegt die berühmte Solfatara, ein kleines, enges Thal, ungefähr 300 Schritt breit u. 800 Schritt lang, zwischen schroffen Klippen, welches ohne Zweifel durch einen eingesunkenen Vulkan entstanden ist. In der Nähe, Neapel zu, liegt das liebliche Thal Atruni, eine kesselartige Vertiefung, die von oben bis unten mit Blumen dicht bewachsen ist. In der Tiefe befindet sich ein tiefer See; hier hauste früher eine Menge wilder Schweine. Es ist offenbar nichts Anderes, als ein gänzlich ausgebrannter Krater. An der Nordseite des Trichters von Atruni findet man noch Spuren von Lava, und in demselben steht ein königliches Jagdschloß. Der Lago d' Agnano ist ein paar hundert Schritt entfernt, der oft aufbraust, und in dessen Nähe die 10' lange und 9' hohe Sundogrotte zu sehen ist, in der sich kohlensäure Stickluft wie ein Gewölke gewöhnlich 6 bis 8 Zoll hoch vom Boden erhebt. In der Nähe sind ferner die Schwigbäder von S. Germano, Höhlen mit 40° Wärme. Merkwürdige Zeugen des vulkanischen Feuerherdes sind noch der Avernische mit der dunkeln Sibyllenhöhle, die kochenden Wasser des alten Pyriphlegeton, der alte Acheron, jetzt See von Fusaro oder Colluccio, die Umgebungen des alten Bajä, die Schwigbäder Nero's, das sogenannte todte Meer, die reizenden elisäischen Felder und die fruchtbaren phlegäischen Felder, um welche Wüste sich wieder eine paradiesische Gegend erhebt, wo Nebenhügel, Delphylungen und Kornfelder das Auge erquicken. Unweit des Avernischen Sees ist der merkwürdige neue Berg, der sich auf den Trümmern eines durch ein Erdbeben (im J. 1538) eingestürzten Dorfes erhob (300' hoch) und noch jetzt warme Dünste aushaucht. Die Landschaft zerfällt jetzt in die Provinzen Neapel, L. di L. (im engern Sinn), Principato citeriore und Principato ul-

teriore. — 2) Provinz daselbst, grenzt nördlich an die Provinz Abruzzo ulteriore II., nördöstlich an die Provinz Samio, östlich an die Provinz Principato ulteriore, südlich an die Provinzen Principato citeriore und Neapel, südwestlich an das tyrrhenische Meer und nordwestlich an den Kirchenstaat, und hat einen Flächenraum von 110' $\frac{1}{2}$ Meilen mit 713,200 E. L. di L. ist der nordwestliche Theil des glücklichen Kampaniens, liegt von Neapel gegen Rom zu, ist sehr kultivirt und gleicht einem großen Baumgarten; zwischen Pappeln und Maulbeerbäumen rankt die Rebe, und die Vegetation entwickelt eine üppige Farbenpracht. Auf der Nord- und Nordostgrenze stehen die Apenninen, die einige Zweige in das Land strecken. Namentlich ist der östlichste Theil sehr gebirgig und hat mehrere hervorstehende Gipfel, wie Lefata, Cecubo, Massico &c.; die berühmtesten Berge sind indeß der Vesuv und der Monte Casino. Zwei Einbuchten sind besonders merkwürdig: der Busen von Gaeta und der Busen von Neapel. Die bedeutendsten Flüsse sind der Garigliano und der Volturno mit den Nebenflüssen Calore u. Lagni-Negui; die Seen: Fondi, Luno und Carinola. Das Klima ist vortreflich. Der fruchtbare Boden gewährt viel Getreide, Wein (*Laerymae Christi*), Oliven, Südfrüchte aller Art, Hanf, Flachs; man zieht viele Büffel, und das Meer ist ungemein fischreich. Außer Ackerbau, Viehzucht und Fischerei treiben die Einw. wenig Fabriken. Seide und Del sind Ausfuhrartikel. Die Provinz theilt sich in die Distrikte: Capua, Gaeta, Nola und Sora. Jetztige Hauptstadt ist: Caserta nova (Neu-Caserta). Außerdem hier noch: Capua, am Volturno, Hauptort des alten herrlichen Kampaniens, noch jetzt Campagna felice genannt. Zu dieser Provinz gehören auch die vor dem Meerbusen von Gaeta liegenden pontischen Inseln, welche vulkanischen Ursprungs sind, und unter welchen Ponza die Hauptinsel ist, mit einem Hafen, einem Flecken und 1000 Einw., wovon der größte Theil in natürlichen oder künstlich ausgearbeiteten Höhlen wohnt. Zwischen Ponza und Ischia liegt die von 500 Menschen bewohnte Insel Ventotiene, in deren Nähe das Felsenland San Stefano aus den Meeresfluthen hervorragt, welches durch Bastionen, die in den Felsen gehauen sind, u. durch eine kleine Besatzung vertheidigt wird und zu einem sichern Aufbewahrungsort für schwere Verbrecher dient.

Lavoro composto (ital.), f. Mosaik.

Lavot (Handelsw.), Getreidemaß in Cambray; 4 = 1 Magiere zu 7½ pariser Boisseaux.

Lavradia (Bot.), nach Wandell, Gattung der *Violariae Vand.*, der *Sauvagesiae Karst.* Sträucher in Brasilien, 6 Arten; bekannteste: *L. ericoides St. Hil.* — Die Gattung ist der Typus der *Lavradiaceae Richb.* und *And.*, einer Untergruppe der *Violaceae Sauvagesiae Richb.*

Lavradia (Bot.), nach Reichenbach, f. *Lavradio*.

Lavradio, portug. Flecken, Estremadura,

südöstlich von Lissabon, am Tago, links; vorzüglicher rother Wein; 600 Einw.

Livre, portug. Flecken, Alentejo, westlich von Evora; 1030 Einw.

Loutagi (Säugeth.), in Kamtschatka s. v. a. Bartrobbe, Phoca barbata.

Law, Johann, der Urheber des berühmtesten nach ihm benannten Finanzsystems, das Frankreich an den Rand des Verderbens brachte, wurde 1671 zu Edinburgh in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Banquier, kaufte das Landgut Lauriston, von dem sich seine Nachkommen (s. Lauriston, Biogr.) den Titel beilegte. L. verrieth früher viel Neigung und Talent zur Mathematik. Im Alter von 20 Jahren ging er nach London, wo er als Spieler auftrat, um sich im Geld- und Handelswesen Einsicht zu verschaffen. Ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete, nöthigte ihn zur Flucht. Er begab sich nach Amsterdam und trat als Kommiss in ein Komtor, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen das J. 1700 kehrte er als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papierkredits nach Schottland zurück. Er machte dem schott. Parlament den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, welche Papiergeld bis zum Betrag des Werthes alles liegenden Grundeigenthums des Königreichs ausgeben sollte. Da der Vorschlag abgelehnt wurde, entwarf er den Plan zu einer großartigen Kreditanstalt, mit welcher er auf den Kontinent ging. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland, gewann als Spieler ein Vermögen von 2 Mill. Livres; bot aber vergebens den Höfen seine Kreditpläne an. Als sich in den letzten Jahren Ludwigs XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.s am Hof zu Versailles Eingang. L. versprach mittelst einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallkapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof wie das Volk in Ueberfluß zu versetzen. Die Idee, von welcher L. hierbei ausging, war, daß der Privatbanquier einen zehnmal größern Kredit genieße, als sein Grundkapital ist, und daß ein Fürst, wenn er das Geld des Landes zu einem Bankfonds vereinige, nun das Zehnfache dieser ungeheuren Summe an Kreditzetteln ausgeben könne. Zu dieser Verwechselung des Staats- mit dem Handelskredit gesellte sich bei L. noch ein anderer Irrthum. Er meinte, eine solche ungeheure Masse von Kreditzetteln würde sich weder entwerthen, noch in die Bank zurückströmen, sondern nur den Nationalverkehr, mithin den Nationalreichtum in gleichem Maßstab steigern. Eben sollte die Bank ins Leben treten, als Ludwig XIV. †. Der Adel und das Parlament widersehten sich dieser Neuerung weniger aus Einsicht, als aus Eifersucht, und die Sache blieb liegen. Erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats und des Volks noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Aktien, deren realer Fonds nur 3,300,000 Livres betrug. Der Kredit, den

das Bankpapier gegenüber den entwertheten Staatseffekten genoss, bestimmte endlich den Herzog von Orleans als Regenten, den vollen Plan L.s aufzunehmen. Ein Edikt vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank und L. blieb Direktor derselben. Sogleich begann eine ungeheure Ausgabe von Bankzetteln, die sonderbarer Weise das nämliche Vertrauen wie die früheren genossen, obschon der diskreditirte Staat hiermit nur eine Anleihe machte. Unterdeß hatte L. auch eine Handelskompagnie auf Aktien unter dem Namen „Compagnie d'Occident“ gegründet, welche die Ausbeutung und Kolonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. Dieses Privatinstitut sollte ebenfalls in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. L. wollte die Kompagnie zum Mittelpunkt des französischen Handels machen. Ihre Aktien, die als Waare galten, sollten den Spekulationsgeist entflammen und die Cirkulation und Verwendung unermesslicher Summen von Bankzetteln befördern. Zuvörderst vereinigte man die alten privilegierten Handelsgesellschaften mit der Mississippikompagnie und gab ihr den Namen „Compagnie des Indes“. Zur Steigerung des Ansehens und des Gewinnes dieser Kompagnie überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmählig das Tabaksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaats-einnahme. Gegen Anfang des J. 1710 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sogenannten Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstab einführte. Eine seltsame Spekulationswuth, in der jedes Nachdenken erlosch, bemächtigte sich hiermit des Volks. Man trug das Geld in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Aktien auf dem Platz reißend stiegen, folgte eine Aktienkreation u. eine Fabrikation von Bankzetteln der andern. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier zehn Proc. und zu Ende wurde die Aktie, die den Nominalwerth von 300 Livres besaß und zwölf Proc. Dividende gab, auf dem Platz mit 18—20,000 Livres verkauft. Handel und Industrie nahmen bei der Fülle der Kapitale den schnellsten Aufschwung, und die Konsumtion stieg, besonders durch das Zusammenströmen der Fremden aller Länder, um das Doppelte. Inmitten des Glücks und des Ueberflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Aktien nieder, die nie ausgegeben worden, und nahm dafür Bankzettel. Die Kompagnie ließ dann diese Zettel der Regierung zu drei Proc., und letztere zahlte damit die vierprocentigen Renten zurück. L. selbst behielt, obschon er durch das Börsenspiel ungeheuern Reichtum erwarb, seine einfache Lebensweise bei. Sein Glück theilte eine geschiedene Engländerin, Katharine Knovel, mit der er einen Sohn und eine Tochter zeugte. Die Gesamtzahl der Aktien, die er in kurzen Zwischenräumen kreirte, belief sich auf 625,000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der

Kompagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man fabricirte und auch ausstreute, betrug mehr als $3\frac{1}{2}$ Milliarden. Diese ungeheure Papiermasse, ohne Pfand und nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Spekulantⁿ von Fach, welche dieses Mißverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten des Jahres 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markt zurückließen. Dieses Verfahren öffnete dem Publikum sehr bald die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mißtrauen gewann die Oberhand und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Baues zu bekennen, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalkontrolleur der Finanzen, wobei L. zugleich zum Katholicismus übertrat. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Kurses die Aktien dividende auf 40 Proc. und griff, da dies der Wuth, die Aktien abzusetzen und die Mittel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreich^e, welche die Konversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt; die Ablieferung alles Goldes u. Silbers bei Strafe der Konfiskation befohlen; das Tragen und der Besiz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. am 22. Febr. die Bank mit der Kompagnie und spiegelte dabei den Aktionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankrott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß Niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen, daß die Fabrication von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an die barbarischen Gesetze nicht lehrte und die Realisirung der Effekten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Kurs der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen herstellen, und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er am 5. März 1720 die Aktie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres gesetzt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Die Maßregel, unter den Umständen die einzig vernünftige, brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L. und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden, L. legte das Ministerium nieder und sah zu, wie die Männer des alten Systems auch jede Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Im Juli

stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil herab; die Aktie, die kurz vorher 20,000 Livres gekostet, wurde aber zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisd'or bezahlt. L. überließ dem Staat sein großes Vermögen und floh vom Volkshaß und seinen Feinden verfolgt in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun sofort die Finanzen von der Kompagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effekten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Dem Publikum wurde gestattet, den Rest in einprocentigen Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuch zur Einführung des öffentlichen Credits durch die Unwissenheit und den Leichtsinⁿ des Unternehmers und der Machthaber unermeslich verloren; Handel und Industrie lagen auf Jahre darnieder und auch die Finanzen des Staats blieben in trauriger Zerrüttung. Aus den glücklichen Tagen des Systems war dem Volk nur ein verzehrender Durst nach Luxus und Genuß geblieben. L. ließ sich nachher in Venedig nieder. Hier verfiel er bald in große Dürftigkeit und mußte seine Zuflucht wieder zum Spiel nehmen. Bei seinem Tode, der im Mai 1729 erfolgte, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40,000 Livres, den er, wenn ihn der Mangel drückte, auf dem Leihhaus zu versetzen pflegte. Er war, wie Montesquieu, der ihn in Venedig sah, versichert, bis an sein Ende mit großen Finanzplänen beschäftigt u. vollkommen von der Richtigkeit seines Systems überzeugt gewesen, dessen Wirkungen in Frankreich er bloß den Gegenwirkungen seiner Feinde zuschrieb.

Lawaß, Heinrich Wilhelm, geboren zu Rendsburg 1748, war dänischer Justizrath und Stiftssyndicus zu Untersⁿ im Holsteinischen, wurde dann Administrator des dän. Leihinstituts zu Altona und † 1823. Er schrieb: Handb. für Bücherfreunde und Bibliothekare (Halle 1788—90, 4 Bde.); dazu Nachträge (1791—94), nebst Registerband.

Lawaik, Stadt, s. v. a. Cambodscha.

Lawalldau, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Grünberg; 4 Wassermühlen und 1 Delmühle; 660 Einw.; hierzu die Kolonie Neawalldau oder Hopfenvorwerk und die Wassermühlen Busch- und Krampfmühle.

Lawang, ostind. Insel, Banda-Inseln; westl. von Serwatta, zur Gruppe der Serwattinseln gehörig.

Lawanfari (Geogr.), s. v. a. Lavansari.

Lawaryski, europ.-russ. Flecken, östlich von Wilna.

Lawan (Lower- und Upper-L.), nordamerik. Flüsse, s. Mississippi.

Lawden, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Heilsberg; 130 Einw.

Laweck, Längenmaß in Polen, 10 = 1 Ruthen (Precikow) und 100 = 1 Ruthe (Pret).

Lawele (Bot.), 1) s. v. a. Silberpappel, *Populus alba* L.; — 2) s. v. a. Graupappel, *Populus canescens* L.



ihn vor einem Gemälde von Rubens wie festgewurzelt. „Ach, ich werde nie im Stande seyn, etwas Aehnliches zu machen!“ sagte er, als man ihn aus dem Gemache brachte. In seinem zehnten Jahre begann er, ohne eine bekannte Anregung von Außen, Gegenstände aus der heil. Schrift zu behandeln. Er malte Christus, wie er Petrus tadelte, ihn vor Pilatus verleugnet zu haben, und Ruben, wie er den Vater bat, Benjamin mit den Brüdern nach Aegypten ziehen zu lassen. Durch diese Versuche ermuthigt, wählte er zum nächsten Gegenstand „Haman und Marsdacha“, und vollendete das Gemälde in kurzer Zeit. Der Ruf des jungen Künstlers verbreitete sich im Kreise der reichern Familien von Wiltshire und den benachbarten Grafschaften, und er durfte die Landsitze des Grafen von Pembroke und anderer Edelleute besuchen, die im Besitze von Gemäldegalerien waren. Um diese Zeit versuchte sich L. auch in der Dichtkunst. Von 1780–87 gab er viele Gedichte in das *European* u. in das *Ladies-Magazine*. Manche dieser Erzeugnisse tragen das Gepräge eines ächt poetischen Gefühls. L.'s Vater war in seinem Geschäfte zu Devizes nicht glücklicher, als zu Bristol; er begab sich daher nach Bath. Der Sohn hatte hier eine Zeit lang Unterricht bei Hoare, einem trefflichen Schriftzeichner, und unter der Leitung dieses geistreichen Mannes fing L. an, sich jene Anmuth, jene Zierlichkeit, jenen geistvollen Styl anzueignen, der ihn später in so hohem Grade auszeichnete. Anfangs führte er in der Weise seines Lehrers Portraits in Schriftzeichnung aus; einige weibliche Bildnisse sind noch vorhanden, und man bewundert die Zartheit der Behandlung und die elegante Ausführung, so wenig anmuthsvoll auch die damalige Mode von Bath war. Er erhielt für ein solches Porträt 10 *s*, Schilling. Einer seiner frühesten Gönner war Sir Henry Harpur, der den jungen Künstler auf seine Kosten nach Italien reisen lassen und 1000 Pfd. zu diesem Zwecke hergeben wollte. L.'s Vater lehnte aber den Antrag ab, indem er sagte: „Thomasens Genie bedarf einer solchen Unterstützung nicht“. Der wahre Grund dieser Entscheidung soll jedoch der gewesen seyn, daß das Talent des jungen Thomas die Hauptstütze der ganzen Familie war. Während seines Aufenthaltes zu Bath fand er eine Ermunterung, deren er noch in seinem letzten Lebensjahre öffentlich mit warmer Dankbarkeit gedachte. Im J. 1782 hatte er eine Kopie von Raphaels *Verkündigung* in Schriftzeichnung vollendet, und diese gab er im folgenden Jahre in die Ausstellung der Gesellschaft der Künstler zu Bath. Dafür nun erhielt er die große Silberpalette und 5 Guineen, als Beweis der Zufriedenheit der Gesellschaft der Künstler zu Bath. Der berühmte Kupferstecher Valentin Green war damals Präsident jener Gesellschaft. Hierauf machte L., von seinem Vater begleitet, Ausflüge nach Oxford, Salisbury und Weymouth, wo seine Porträtzzeichnungen vielen Beifall fanden, deren er in der Regel täglich eine fertigte. Seine Kunst nährte ihn also schon reichlich, aber im Winter 1785 wandelte den jungen L. doch die Lust an, sich der Bühne zu widmen. Mit seinem

17. Jahre machte er seinen ersten Versuch in Delfarben. Der Gegenstand, den er zuerst behandelte, war Christus, das Kreuz tragend, in einem 8 Fuß hohen Gemälde. Als er diese Arbeit vollendet hatte, malte er sein eigenes Porträt in Oel. Er ahmte in diesem sichtbar den Styl Rembrandts in dessen mittleren Jahren nach, wo Rembrandt seine sorgfältige Ausführung vernachlässigte und sich der ganzen Fülle des Pinsels mit tiefen Kontrasten und raschen Uebergängen und einer großen Breite von Lust und Schatten bediente. In den ersten Monaten des Jahres 1787 kam L. nach London, um die öffentlichen Kunstanstalten zu benutzen und die Laufbahn zu betreten, auf der er so glänzend fortschritt. Sir Joshua Reynolds war damals auf dem Gipfel seines Ruhms u. Glanzes; sein Urtheil war so gewichtig, wie der Einfluß als Präsident der Akademie. L. fand Gelegenheit, sich dem Präsidenten zu nähern. Dieser war überrascht von der Schönheit und der hübschen Gestalt und dem anmuthigen Benehmen des Jünglings und nahm ihn mit einer Aufmerksamkeit u. einem Wohlwollen auf, das dessen Furcht verschweckte. L. wurde Zögling der königlichen Akademie; er begann damit, kleine, aber höchst sorgfältig ausgeführte Zeichnungen zu machen. Auf diese Weise zeichnete er den Apollo von allen Seiten. Mit seinem 20. Jahre erlaubte man ihm, nach lebenden Gegenständen zu zeichnen, eine Erlaubniß, welche damals nicht in der Ausdehnung wie jetzt gegeben ward. Im J. 1787 erschien er zum ersten Mal in der Ausstellung von Somerset-House mit 5 weibl. Porträts, einer Vestalin und einem wahnsinnigen Mädchen. Im nächsten Jahre gab er 6, 1789 dreizehn, 1790 zwölf Porträts in die Ausstellungen, unter den letztern waren die Porträts der Königin, der Prinzessin Amalie und der Schauspielerin Miss Warren. Im J. 1791 eröffnete sein „Homer, der den Griechen seine Gedichte vorliest“ den Katalog. Dieses Gemälde war für Payne Knight gemalt, und es ist jetzt im Besitze des Andrew Knight von Downton Castle. Man betrachtet es als eine außerordentliche Leistung für einen so jungen Mann und lobte ebenso sehr die Eleganz als die reife Umsicht des Künstlers. Im J. 1791 wurde er in die Zahl der Associates der königl. Akademie aufgenommen. L. war jetzt in London bekannt und gesucht, aber obgleich er mit Aufträgen überhäuft wurde, lebte er keineswegs im Ueberfluß. Die Bedürfnisse seiner Familie forderten stets Zuschüsse aus seiner Kasse. Während seines ersten Aufenthaltes in London verkaufte der Vater seine Schriftzeichnungen, welche mit der Leichtigkeit des Genies u. der Raschheit langer Uebung gefertigt wurden, oft zu dem geringen Preis einer halben Guinee. In der neueren Zeit kaufte Sir Thomas selbst diese Zeichnungen, wo er sie auffand, um bedeutende Preise zurück. Er sprach mit Freuden oft von seinen bedrängten Umständen, in welche ihn die Armuth der Seinigen brachte, ohne sich deshalb zu beklagen. Nach Sir Joshua's Tod wählte ihn die Gesellschaft der Dilettanten zu ihrem Maler; auch erhielt er jenes Meisters Stelle bei Georg III. als erster Maler. In der Ausstellung von 1792 gab

er das Porträt dieses Monarchen u. jenes einer vornehmen Dame als *Penelope*. Man kann indessen unmöglich aller seiner Porträte gedenken; was man von Sir Joshua sagt, gilt auch von L., er malte drei Generationen von Schönheiten. Doch nicht allein Bildnisse von Damen malte er, auch solche von Männern finden sich in großer Anzahl, gelobte und getadelte Werke, da der Meister anfangs viele Feinde hatte. Im Februar 1794 wurde er zum Akademiker gewählt. Drei Jahre später malte er seinen *Satan*. Die Vorstudien zu diesem edlen Werke hatten ihn lange beschäftigt, besonders in den Nachtstunden, wenn er seinen übrigen Arbeiten Genüge geleistet hatte. An dem Gemälde selbst arbeitete er nur 6 Wochen, und er erklärte oft, diese Stunden seyen seine glücklichsten gewesen. Unter den Freunden, die L. zu jener Zeit hatte, muß Angerstein genannt werden, der durch den Rath dieses Künstlers vorzüglich bei dem Ankauf seiner berühmten Gallerie, die jetzt eine Zierde der National-Gallerie ist, geleitet wurde. Der Marquis von Londonderry gehörte ebenfalls zu den einflussreichen Gönnern des Künstlers. Später genoß er auch den wärmsten Schutz des Prinz-Regenten, der ihm eines Vorfalls wegen abgeneigt war. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß, während L. die Prinzessin von Wales und die Prinzessin Charlotte malte, die königliche Hoheit den Maler, der eine Nacht in Montague-House zugebracht, zu gnädig behandelt habe. Im Jahre 1818 erhielt L. von dem Prinz-Regenten, der ihn 3 Jahre früher zum Ritter schlug, den Auftrag, nach Aachen, wo der Kongreß sich versammelte, und an die verschiedenen Höfe des Kontinents zu gehen, um die Porträts der hohen Herrschaften zu malen. Nachdem er seinem Auftrag zu Wien u. zu Aachen entsprochen hatte, ging er nach Italien und 1819 auch nach Rom, wo ihn der römische Hof und die italienischen und fremden Künstler mit Ehren u. Aufmerksamkeiten überhäufte. Am 10. März 1829 starb West, der bisherige Präsident der Akademie; am folgenden Tag wurde nun L. einstimmig an dessen Stelle gewählt. Einige Wochen später kam er selbst nach einer Abwesenheit von 18 Monaten nach England zurück und brachte 8 Porträts in Lebensgröße für Georg IV. mit. Der König ließ ihm eine goldene Kette mit einer Medaille überreichen, auf welcher das Bildniß des Monarchen und die Umschrift sich befindet: „Von Er. Maj. Georg IV. dem Präsidenten der königl. Akademie“. Im Jahre 1825 ging er nach Paris, um das Porträt Karls X. und das des Dauphins zu malen; hier erhielt er das Kreuz vom Orden der Ehrenlegion. Die Universität zu Oxford kreirte ihn zum Doktor der Rechte, u. mehre auswärtige Akademien wählten ihn zu ihrem Mitglied. Ueberhäuft mit Glück und Ehre † er 1830 in London.

Ein bedeutendes Meisterwerk in seiner Art u. L.'s bestes Werk ist sein Porträt Georgs IV. im Carlton-Palast. Es vereinigt alle Vollkommenheiten, die Aehnlichkeit setzt in Erstaunen und der Ausdruck des Charakters ist mit strenger Treue wiedergegeben. Man erzählt, der

König habe, als er ihm sein Bild zu malen auftrug, gesagt: „*Point me as I am*“ (malt mich wie ich bin). L. entsprach der Aufforderung, nur soll die Zeichnung nicht genug studirt und die Thelle nicht genugsam durchdacht, dasjenige, was die Franzosen *les dessous* nennen, nicht genug angedeutet seyn; ein Fehler, den sich die englische Schule im allgemeinen zu Schulden kommen läßt, der seinen Grund in der Nachlässigkeit der Ausführung hat, um einer zu ausschließlichen Bemühung willen den Ausdruck der Idee hervorzuheben. Der Reichtum und Glanz der Gewänder aber und die verschiedenen Orden sind in aller ihrer Pracht gegeben, und dabei alles, was dem Schimmer gleicht, durch die reine Harmonie der Tinten u. die geschmackvolle Sorgfalt der Zusammenstellung vermieden. Höchst gelungen ist auch das Bildniß des Herzogs von Reichstadt, welches er in Wien malte, wo er auch eine Sammlung von Porträts der regierenden Häupter und der vorzüglichsten Minister zusammenbrachte. Er malte den Kaiser, den Erzherzog Karl, den Fürsten Metternich, den Fürsten Schwarzenberg, die Gemahlin des Erzherzogs Karl. Ein vorzügliches früheres Gemälde ist das des Schauspielers Kemble in der Rolle des Cato. Von seinen Hauptwerken in England nennt Waagen u. Passavant folgende: In der Sammlung der königlichen Akademie ist das Bildniß des William Lindley, ein überaus schönes Jugendwerk des Meisters. In Buckingham-House (Waterloo-Hall) sind sämmtliche Bildnisse, welche L. für den König gemalt, und für die vorzüglichsten hält Passavant jenes von Pius VII. u. des Staatssekretärs Consalvi, ganze lebensgroße Figuren mit weichem Hintergrunde, Bilder von großer Pracht und Farbe. Dann sieht man hier Franz I., Alexander I., den Fürsten Schwarzenberg neben seinem Pferde auf dem Schlachtfelde, den Herzog von Wellington in einfacher Größe dargestellt, das interessante Brustbild Canning's. Diese Bilder scheinen Passavant die besten zu seyn; man sieht aber deren hier noch viele andere, von: Blücher, Platon, Erzherzog Karl, König von Preußen, Fürst Hardenberg, Graf Nesselrode, Fürst Metternich, Graf Kapo d'Istria, General Tschernicheff, Minister von Humboldt &c. In der Grosvenor-Gallerie ist das schöne Bildniß der Tochter des Marquis von Stafford; in der Sammlung des Herzogs von Graffen: König Georg IV. in Uniform, der Herzog von Wellington in grauem Rocke, der Marquis Londonderry und seine Gemahlin, zwei große Bilder; der jetzt lebende Marquis Londonderry zu Pferde, und seine Gemahlin, ebenfalls große Bilder; in Queen-College in Oxford das Bildniß des Prinz-Regenten; zu Chateworth das schöne Antefstück Georg IV.; in der Sammlung des Robert Peel: der Herzog von Wellington, Canning, Huskisson und das des Sir Robert selbst; in Staffordhouse die Herzogin von Sutherland mit dem blondgelockten Kinde, Lord Clanwilliam, von höchst lebendiger Auffassung, und in der Färbung eines der kräftigsten Bilder des Meisters; in Castle Howard der Herzog von Devonshire,

zu roth in der Farbe. Dieses Bild wurde über die Maßen gerühmt. Mit L. ging für die englische Kunst ein neuer Stern auf. Man bewundert in seinen Werken die feine Auffassung der Natur, die in seinen Porträten so sehr anspricht. Dann hatte er einen außerordentlich feinen Sinn für zarte, schöne Formen, und wie sehr er es verstand, das recht vornehme Wesen, jene Eleganz, jene heitere Lebensweise der englischen Großen wiederzugeben, lieferte nach Waagens Bemerkung das Bildniß der Herzogin von Sutherland in Staffordhouse einen Beweis. Seine frühern Werke sind jedoch sehr ungleich; öfters verließ er das strenge Studium u. die Einfachheit der Natur und verfiel in eine etwas französische Manier. Als sein Ruf stieg und er mit Poppner, dem angesehensten Porträtmaler in London, um den Vorrang stritt, glaubte L. diesen nicht anders, als durch eine gewisse Manier erhalten zu können. Seine Werke aus dieser Periode verdienen daher keine besondere Auszeichnung. Nach dem 1810 erfolgten Tode Poppners kehrte er, jetzt ohne Nebenbuhler, zu einer einfacheren Auffassung der Natur zurück u. hat von da an so ausgezeichnete Porträte geliefert, daß er nach Reynolds die erste Stelle unter den Porträtmalern einnimmt. Für das Historische oder die Komposition hatte L. wenig Geschick. Er versuchte sich in seiner Jugend viel darin, aber, wie Passavant sagt, er kam niemals weiter, als die Manier des H. Füßli nachzuahmen, und zwar so sehr, daß bei einer Versteigerung von Handzeichnungen mehr von L. für solche von Füßli gehalten wurden, bis ersterer sie selbst als seine Arbeit erklärte. Dennoch schätzte er die Historienmalerei, u. so wirkte er, nach dem 1820 erfolgten Tode des Präsidenten W. West, als solcher gewählt, allenthalben sehr viel. Seine Kreidezeichnungen bezeugen die Größe seines Styls im Zeichnen. Sie sind eben so frei als kräftig angelegt, doch war seine Weise im Allgemeinen weniger großartig, als zart, fest und den Ausdruck der Idee zu ausschließend hervorhebend. In der zweiten Zeit seiner künstlerischen Laufbahn ließ sich L. für ein Porträt je nach der Größe 200—700 Pfd. St. bezahlen, und seine Einnahme belief sich in seinen spätern Jahren auf 10,000 Pfd. St. Es ist daher auffallend, daß er zuweilen in großer Geldverlegenheit war und verhältnismäßig arm starb. Man wollte den Grund in seiner Leidenschaft für das Spiel suchen; dies ist jedoch eine Verleumdung. Unermeßliche Summen kosteten ihm aber die Ermunterung schöner Anlagen u. der Ankauf von Werken erster Meister. Seine Sammlung wurde von der National-Gallerie angekauft, und sie macht die größte Zierde derselben aus. Der bekannte Dichter Thomas Campbell hatte bald nach L.'s Tod eine Lebensgeschichte des berühmten Malers angekündigt und sich eine Zeit lang mit der Bearbeitung derselben beschäftigt. Er entsagte aus unbekannten Gründen dem ehrenvollen Beruf, L.'s Biograph zu werden, und übergab die Materialien einem gewissen D. C. Williams, welcher sie unter dem Titel: „The Life and Correspondence

of Sir Th. Lawrence“ 1831 in 2 starken Oktavbänden herausgab. Das Beste in diesem geschmacklosen verwirrten Buche sind L.'s Briefe, in welchen sich die Wärme seines Gefühls, der Adel seines Charakters und seine Begeisterung für die Kunst auf das lebendigste und anziehendste ausdrückt. Nach seinem Tode bemächtigte sich die englische Kupferstecherkunst der ausgezeichneteren Arbeiten von L. So stach J. Bromley das Gemälde: „Rural amusement“, das Seitenstück zu dem bekannten und gleichfalls im Stich erschienenen jungen Lambton. F. C. Lewis hat das Porträt Wilhelms IV., Cousins das Bildniß der Miß Peel und das Bild der Lady Dower, und Turner das charaktervolle Bildniß von Thomas Young gestochen. Die Stiche nach seinen Werken bilden eine eigene Sammlung unter dem Titel: Engravings from the works of the late Sir Thomas Lawrence by Cousins, S. Lucas, Th. Lupton, Ch. Turner, W. Ward etc., London 1836 f. Seine hinterlassene Kunstsammlung wurde ebenfalls dem Inhalte nach bekannt gemacht, unter dem Titel: The Lawrence Gallery. Catalogue of the choicest specimens of original drawings by the great masters of the Italian, German, Dutch, French and Flamish Schools. Die Kunsthändler Wooburn kauften diese berühmte Sammlung von Handzeichnungen, und die rätsonnirenden Kataloge enthalten die Beschreibung der Blätter. Im ersten Hefte ist die Biographie des Künstlers und mit dem zehnten schließt das Ganze, 1835—1836. Das Bildniß des Künstlers, im kleinen Formate, ist in den Percy anecdotes, dann in einer Sammlung von Blättern von Westall. — 2) William, einer der berühmtesten Wundärzte Londens u. Englands überhaupt, wurde 1816 Professor der Anatomie und Chirurgie am königlichen Kollegium der Wundärzte und 1837 außerordentlicher Leibarzt der Königin u. Wundarzt am St. Bartholomäushospital, sowie Operateur an der Augenhellanstalt. Von seinen Schriften, die in großem Rufe stehen, führen wir an: A treatise on ruptures (5. Aufl. Lond. 1838; deutsch von dem Busch, Brem. 1819); — Lectures on physiology, zoology and the natural history of man (7. Aufl. Lond. 1839); — A treatise on the venereal diseases of the eye (das. 1830); — Eighty nine lectures on surgery (das. 1831); — Lectures on surgery (das. 1832), welche beide Werke zusammen von Behrends übersetzt wurden (3 Bde., Leipz. 1833—35); — Anatomico-surgical views of the nose, mouth, larynx and fauces (2. Aufl. Lond. 1831, Fol.), u. viele Aufsätze in den „Medico-surgical transactions“ der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, deren Präsident er ist. — 3) S. v. a. Laurent.

Lawrenceburg (Geogr.), nordamerikan. Orte, W. St.: 1) Staat Indiana, Hauptstadt der Grafschaft Dea born, auf dem nördlichen Ufer des Ohio, 1 Meile unterhalb der Mündung des Great Miami und des Whitewater-Kanals in den Ohio; Post, Gerichtshaus, 4 Kirchen, Seminar; 1600 Einw.; — 2) Stadt, Staat Kentucky, Hauptstadt der Grafschaft Anderson,

auf dem westlichen Ufer des Kentucky; Post, Gerichtshaus; — 3) Dorf, Staat Pennsylvanien, Grafschaft Armstrong, Stadtgebiet Perry, auf dem westlichen Ufer des Alleghany; Kirche; — 4) Dorf, Staat Tennessee, Hauptstadt der Grafschaft Lawrence, auf dem östlichen Ufer des Shoal; Post, Gerichtshaus, 1 methodist. Kirche; 350 Einw.

Lawrencetown, brit.-nordamerikan. Ort, Neu-Schottland, Grafsch. Halifax, östlich von Halifax; mit dem Hafen Coal.

Lawrenceville (Geogr.), nordamerikan. Orte, V. St.: 1) Dorf, Staat Arkansas, Grafschaft Monroe, Hauptort darin, an einem kleinen Fluß, 5 M. östlich von dem White; Post, Gerichtshaus; — 2) Dorf, Staat Georgien, Grafschaft Gwinnett, Hauptort darin, an dem Nebenflusse des Yellow; Post, Gerichtshaus, Gefängniß, 1 methodist. Kirche, presbyterian. und baptist. Kirche in der Nachbarschaft, 1 Akademie, 10 Kaufläden, 60 Häuser; — 3) Dorf, Staat Illinois, Grafschaft Lawrence, Hauptort darin, auf dem westlichen Ufer des Embarras; Post, Gerichtshaus, 70 Häuser; — 4) Dorf, Staat Nord-Carolina, Grafschaft Montgomery, Hauptort darin, auf einer fruchtbaren Ebene; Post, 1 presbyterian. Kirche, blühende Akademie; — 5) Landstadt, Staat Pennsylvanien, Grafschaft Alleghany, Stadtgebiet Pitt, 2 1/2 M. oberhalb Pittsburg, am Flusse Alleghany. Gegenüber dem Städtchen befindet sich die Mainwrights-Insel, auf welche Washington bei seinem ersten Besuche dieser Gegend von Pittsburg durch Sturm verschlagen wurde; 3 Kirchen, 1 Akademie; auch befindet sich hier das Alleghany V. St. Arsenal, von wo aus Waffen nach den südlichen u. westl. militärischen Posten versendet werden; 870 E.; — 6) Dorf, Staat Pennsylvanien, Grafschaft Lawrence, Stadtgebiet Loga; Boden hügelig und gebrochen, kieselig und thonig; Flüsse: der Loga und dessen Nebenflüsse; inkorporirt 1831; Post; — 7) Dorf, Staat Virginien, Grafschaft Brunswick, Hauptort darin, an einem Nebenfluß des Meherrin; Post, Gerichtshaus, Gefängniß, 1 schöne Freimaurerloge, episkopaltische Kirche, Kaufläden, Gerbereien, 30 Häuser; 350 Einw.

Lawrence, nordamerikan. Fort, V. St., Ohio, am Muskingum, östlich von Columbus.

Lawrowo, europ.-russ. Ort, Gouv. Iwer, nordöstlich von Bjehezk.

Lawoken, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-V. u. Kr. Königsberg; 140 Einw.

Lawson (Geogr.), austral. Fluß, Neu-Holland, Roxburgh, von unbekanntem Laufe.

Lawson (Biogr.), Thom., Arzt zu Grand-Erridland, sehr verdient um die Bereicherung der englischen Flora.

Lawsonia (Bot.), nach Linné, Lawsonie, Farb = Göde nach Deen, Gattung der Lythraeae Dec., der Salicariae Jus., Octandria Monogynia L. Charakter: Kelch viertheilig abstechend, bleibend; Blumenblätter 4; Staubgefäße 8, paarweise genähert; Kapsel 4fächerig, kaum aufspringend oder fast beerig,

Blatte Sträucher im Orient mit ganzen gegen- und Wechselfolliern und weißen Blüten in Sträußern; 3 Arten: 1) *L. alba* Lam., *Alcanna spinosa* Gaertn., weiße Lawsonie, ächte Alkanna, Gennastrauch, rothes ägyptisches Farbekraut, indianische Ochsenzunge, indisches Mundholz. Blätter gegenüberstehend, fast elliptisch, ganzrandig; Blätter riepig. Ein sehr ästiger, 8—12 Fuß hoher Strauch (bisweilen auch baumartig und dann bis gegen 20 Fuß hoch) in Nordafrika, im Orient und in Südastien, wo er, so wie in Westindien, kultivirt wird. Früher soll die braunrothe, etwas zusammenziehende Wurzel, ächte orientalische oder morgenländische Alkanna, Alhenna-Wurzel, *Radix Alcannae verae* s. *Alcannae orientalis*, *Radix Alhennae* s. *Al Henna*, *Radix Lawsoniae* s. *Lawsoniae inermis*, *Radix Ligustri aegyptiaci* (weil der Strauch Ähnlichkeit mit *Ligustrum vulgare* L. hat), *Radix Cypri antiquorum*, *Kypros Diosc.*, als Arznei im Gebrauche gewesen seyn und wird jetzt noch in Ostindien als ein gelind abstringirendes Mittel bei Hautkrankheiten innerlich und äußerlich, am häufigsten aber zum Gelbfärben gebraucht. Die Blätter machen einen wichtigen Handelsartikel aus, weil man sich ihrer im Orient und Afrika häufig zum Färben der Haut, vorzüglich aber der Nägel an Händen und Füßen, die dadurch eine längere Zeit hindurch bleibende safran- oder pomeranzengelbe Farbe erhalten, bedient. Als Arzneimitteln benutzt man sie in jenen Gegenden auch zuweilen besonders gegen Gelbsucht, Hautausschläge, Blasenkatarrh u. s. w. Beide, Wurzel und Blätter, sind schon sonst selten nach Europa gekommen und werden jetzt gar nicht mehr zu uns gebracht, deshalb ist es schwer zu erklären, wie besonders von der Wurzel häufig erwähnt wird, daß man sich ihrer, um Arzneien zu färben, bediene. Vgl. Alkannawurzel. Rheede, Hort. mal. 1, Taf. 40. — 2) *L. coccinea* Sm. In Banda. — 3) *L. salcata* Lour. in Cochindina.

Lawton, brit. Stadt, England, Cheshire, berühmt durch seine großen Salzsalinen.

Lawu (Geogr.), s. v. a. Lubu.

Lawtheroville, nordamerikan. Ort, V. St., Staat New-York, Grafschaft Schoharie, Stadtgebiet Cobleskill; Post, holländisch-reform. und universalist. Kirche, Kaufläden, Mabl-, Sägemühlen, Krempelmaschine u. Tuchmacherswerkstatt.

Lax (v. Lat.), schlaff, besonders von solchen gebraucht, die es in der Sittlichkeit nicht so genau nehmen (*laxe Moral*); daher *Laxität*, *Laxismus*.

Lax (Geburtsb.), mit dem Fuße anschlagend, stoßend, besonders von Leibschmerzen in der letzten Hälfte der Schwangerschaft.

Lax (Geogr.), Schweiz. Pfarrdorf, Kant. Wallis, Bez. Goms; 200 Einw.

Lax (Biogr.), Louis, ein im Felde der Novellistik und Politik mit Achtung genannter Mann, wurde am 1. Nov. 1805 zu Dessau geboren. Sein Vater, ein Mann von vielseitigem Wissen, durch viele und große Reisen gebildet und bekannt durch eine Menge grammatischer

scher Schriften, ließ ihm eine treffliche Erziehung geben und that ihn darauf auf das Gymnasium zu Dessau. Schon in früher Jugend regte sich in ihm der Funke der Poesie, so wie die Liebe zu Sprachstudien, die in Berlin, während seiner Universitätsjahre, wo er unter Wolf und Hegel Philologie und Philosophie studirte, bei Fleiß und Ausdauer kräftige Nahrung und Unterstützung fanden. Eine vorherrschende Neigung zum Theater gab die erste Veranlassung zu kleinen dramatischen Arbeiten für das königstädtische Theater in Berlin. Nachdem er nach vollendeten Universitätsstudien Deutschland und Frankreich bereist, ließ er sich in Aachen nieder. Wenn ein ernstes Studium der jean-paulschen Schriften den Einfluß auf die seinigen deutlich zu erkennen gibt, so daß man in diesen, besonders in humoristischer Beziehung, oft an Jean Paul selbst erinnert wird, ohne L. einer geistlichen Nachahmung zeihen zu können, so tritt die Berührung mit der französischen Literatur und ihren Literaten, deren rhapsodisch-pikante Manier er sich besonders zu eigen gemacht, in seinen schriftstellerischen Arbeiten noch deutlicher und entschiedener hervor. In ihnen spricht sich die Neigung und das Gelingen zu kürzeren Aufzügen und Genrebildern klar aus und bezeugt sein Talent darin bei Weitem mehr, als in seinen durchgeführten größern Phantasiewerken. L. besitzt mehr Beobachtungsgabe, Reflexion und Humor, als Einbildungskraft, in Verbindung mit genauer Kenntniß der Geschichte, besonders der neuern, und einen gewandten geblättern Styl. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Memoiren eines Schornsteinschneiders“, 3 Bde., Aachen 1830; — „Die Bekehrten“, Novelle, das. 1830, beide jean-paulisch und doch voll humoristischer Eigenthümlichkeit; — „Chevalier Reynaud“, Roman, 2 Bde., das. 1835; — „Die Reisekur“, 3 Bde., das. 1835, eine sentimental-launige Tour, mit der trefflichen Erzählung „Der Rächer“; — „Der Abfall der belgischen Provinzen von Oesterreich“, das. 1836; — und ein Roman: „Van der Werf“, das. 1839. Außerdem hat er mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, z. B. Bulwers, der Lady Morgan u. s. w., und in Verbindung mit Andern von Molière's „Sämmtlichen Lustspielen“ (Aachen 1838), auch eine große Anzahl politische, literarische und künstlerische Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Journalen geliefert. Eine von ihm im Jahre 1837 gegründete Zeitschrift: „Westliche Blätter“, war nur von einer halbjährigen Dauer.

Vaga, Fluß in Chile (s. d.).

Vagal-Bucht (Geogr.), s. Man.

Laxamentum (lat.), Krift von 2 Monaten, binnen welcher die Vormünder die Mündelsgelder ausgeliehen haben müssen.

Vagan (Münzw.), s. Parsan.

Luxantia (medicamenta, abführende Mittel, Med.), werden entweder diejenigen genannt, welche vermehrte peristaltische Bewegungen mit Ausscheidung des Darminhalts hervorbringen (Cathartica im Allgemeinen), oder, zum Unterschiede von den Purgantibus (Dra-

sticis), die gelind ausleerenden Mittel (Eccoproctica). Alles, was auf den Darmkanal einen gelind erregenden Einfluß ausübt, gehört im Grunde zu die letztere Kategorie, andererseits aber wirken auch manche direkt schwächenden Einflüsse auf ähnliche Weise. Die äußere Kälte, besonders Erkältung des Unterleibes, wirkt als Vaxanz durch die erregte Gegeneinströmung in der Schleimhaut; kaltes Wasser als Getränk, besonders am Morgen genossen, bringt leicht eine entgegengesetzte, mehr auf Herabstimmung der Muskelkontraktion beruhende Abführung hervor. Der Tabak führt ab, das Opium hält an; Schreck bewirkt Laxiren, geistige Beschäftigung, Blödsinn hemmt den Stuhlgang. Die Verschiedenartigkeit des Ursächlichen in den Mitteln und Einflüssen, die Abführen hervorrufen, ist noch bei Weitem nicht hinreichend erschöpft; bald, wie bei den Salzen und Säuren, ist es eine chemische Wirkung auf die Schleimhaut und deren dadurch gesteigerte Absonderung; bald, wie bei manchen Narcoticis, eine eigenthümliche Erregung (Schwächung, Lähmung) in den Muskelfasern des Darms, welche das Laxiren erzeugt; in vielen Fällen aber können wir nur im Allgemeinen medikamentöse Eigenschaften der laxirenden Stoffe als Ursache des Abführens angeben, und ist es hierbei bekannt, daß die individuelle Erregbarkeit des Darms, rücksichtlich der qualitativen wie der quantitativen Wirksamkeit, von größtem Gewichte ist.

Laxas (span., Geognos.), am oberen Drenoko s. v. a. Granit und Spenit, die plattenförmig und höhlig oft auf mehrere tausend Fuß Erstreckung ganz nackt zu Tage anstehen. Es sind die Lym im Schamo. Die Mönche am oberen Drenoko halten diese L. für fiebererregend, und manche Missionen sind um dieser Meinung willen verlegt worden.

Laxatio (lat., Med.), 1) die Erschlaffung; — 2) das Laxiren, die Beförderung eines weichen Stuhlgangs.

Laxativisch (Zthovol.), s. v. a. Laxirisch, Maena vulgaris Cur.

Laxator tympani (Anat.), s. Ohr.

Laxdalasaga, s. Skandinavische Literatur.

Laxe-Fjord, norweg. tiefer Meerbusen, Amt Finnmarkens, an der Nordküste, östlich vom Vorsanger-Fjord.

Vaxenburg, österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wiener-Wald; Papiermühle; 700 Ew. Dasselbst das kaiserliche Lustschloß L. in höchst anmuthiger Gegend, 1 1/2 Stunden südlich von Wien, abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie, ist im einfachen Style erbaut und hat einen herrlichen Park. In letzterem befindet sich die Franzensburg, eine nachgebildete Ritterburg im gothischen Style mit werthvollen Sammlungen von Alterthümern. Das Lustschloß steht mit der Hauptstadt durch schöne Alleen in Verbindung. Am 15. Juli 1682 wurde hier das Bündniß des Kaisers von Oesterreich und mehrerer deutscher und auswärtiger Fürsten gegen Ludwig XIV. von Frankreich,

und im Jahre 1725 der Friedens- und Handels-
tractat zwischen Spanien und Oesterreich abge-
schlossen.

Laren, brit. Dorf, England, an der Ostküste
der Insel Man, an der gleichn. Bai; Lachs-
und Haringfang.

Laxford, brit. Einbucht, Schottland, Su-
therland, an der Westküste, südlich von dem
Busen Incharb.

Laxiren (v. Lat.), 1) erschlagen; — 2) als
ein Laxirmittel wirken.

Laxirfisch (Ichthyol.), s. v. a. *Maena vul-*
garis Cuv.

Laxirflachs (Bot.), s. v. a. *Purgirlein*,
Linum catharticum L.

Laxirmittel, s. *Laxantia*.

Laxiflorus (bot. Term.), lockerblüthig,
mit weitläufig gestellten Blüthen. Vgl. *Laxus*.

Laxität (*Laxitas*, Schlassheit, Med.), nennt
man in der Pathologie diejenige Beschaffenheit
des Gewebes, bei welcher seine einzelnen Fasern
nicht hinreichend fest mit einander verbunden,
oder ihrerseits selbst zu weich, nachgiebig und
durchdringbar seyn sollen, eine Vorstellung,
welcher diejenige der Sprödigkeit gegenüber
steht. Die L. ist eine Eigenschaft, die wir recht
wohl überall anzunehmen berechtigt sind, wo
Thatsachen, wie die reichliche Absonderung von
Schleim, die leichte Blutunterlaufung, die ge-
ringe Energie in den Muskelzusammenziehun-
gen, große Neigung zu wässerigen Ausschwitzun-
gen, zu Fetsbildung und nicht entzündlichen
Anschwellungen angetroffen werden. Sie kommt
vorzugsweise dem frühesten Lebensalter und
dem weiblichen Geschlechte zu. — L. alvi, der
dünne und häufige Stuhlgang. — L. intestino-
rum, s. v. a. *Diarrhœe*. — L. ventriculi, s. v. a.
Gastronoxia.

Laxmannia (Bot.), 1) nach R. Brown,
Gattung der *Asphodelaceae* R. Br., der *Commeli-*
aceae Rehb. Drei Arten: L. *gracilis* und
L. *minor* R. Br., ausdauernde Kräuter in Neu-
holland; L. *sessiliflora* Decaisn., auf der Insel
Timor. — 2) Nach Fischer, Pflanzengattung.
Art: L. *potentilloides* Fisch., s. v. a. *Geum*
potentilloides. — 3) Nach Forster, Pflanzeng-
Gatt. Art: L. *arborescens* Forst., s. v. a. *Petrobium*
arborescens. — 4) Nach Smelin, Pflanzengatt.
Art: L. *fasciculata* Gmel., s. v. a. *Crucianella*
stylosa. — 5) Nach Schreber, Pflanzengatt.
Art: L. *Ankenda* Raeusch., s. v. a. *Jamboli-*
fera pedunculata. — Benannt ist diese Pflanzeng-
Gattung nach Erich Laxmann, geboren 1730
zu Abo, † als Landeshauptmann unweit To-
bolsk 1786.

Laxta (a. Geogr.), Stadt im südlichen Theile
des Landes der Celtiberer in Hispania Tarra-
con., am westlichen Abhange des Iudeda (Ptol.
II, 6).

Laxten, hannöv. Bauernschaft, Dönabrück,
Lingen, Amt Lingen; 380 Einw.

Laxus (bot. Term.), locker, 1) weitläu-
fig gestellt, als Gegensatz von *approximatus*,
consertus, *compactus* et *densus*, z. B. die Mehr-
chen in der Rispe von *Melica uniflora*, die
Blüthen bei *Delphinium Consolida*; — 2) s. v.
a. lockerblüthig (s. *Laxiflorus*), z. B. die

Traube von *Myosotis palustris* u. *Convallaria*
majalis, und dann verwandt oder auch gleichbe-
deutend mit *rarus*; — 3) locker oder lose um-
gebend, lose anliegend, als Gegensatz von *ar-*
ctus, z. B. die Blattscheide von *Phalaris cana-*
riensis, der Samenmantel von *Passiflora edulis*.
— Dieser Ausdruck wird oft mit schlapp (s.
Flaccidus) verwechselt.

Lay (Geogr.), 1) bayer. Dorf, N.-B. Ober-
pfalz u. Reg., Edgr. Hilpoltstein; 110 Einw.; —
— 2) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, N.-B.
u. Kr. Koblenz, an der Mosel; 600 Einw.; —
b) (Alt-L.), das., Kr. Zell; mit der Josters-
Klappels-, Krebsen-, Linken- und Ochsenmühle
550 Einw.; — 3) franz. Stadt, Depart. Loire,
Arrond. Roanne; Musselin; 3300 Einw.; —
4) Fluß das., Depart. Vendée, bildet sich aus
dem Kleinen und großen L. bei St. Vincent, wird
schiffbar bei Mareuil, fällt in den Ocean bei
l'Aiguillon; Lauf 20 lieues.

Laya, Jean Louis, französischer Schrift-
steller, geboren 1761 zu Paris. Er trat 1785
zuerst als Schriftsteller auf; sein „Jean Calas“
(ein Trauerspiel, 1789) brachte eine gewaltige
Bewegung hervor, seine Komödie *Ami des lois*,
dargestellt am Tage vor der Hinrichtung Lu-
wigs XVI., setzte die Masse in eine aufgeregte
Stimmung zu Gunsten des Königs. L. mußte
darauf flüchten und saß lange gefangen; später
wurde er Professor am Collège Napoleon
(Henri IV). Er schrieb: *Essais de deux amis*
(Paris 1786); — *Voltaire aux français* (das.
1789); — *Régénération des comédiens en*
France (das. 1789); — *Les dangers de l'opinion*,
ein Drama (das. 1790); — *Les derniers momens*
de la présidente Tourvel, eine Heroide (das.
1799); — *Essai sur la satire* (das. 1801); —
Eusebe, eine Heroide (das. 1807, 3. Ausg. 1815);
— *Abus de la censure théâtrale* (das. 1819); —
Falkland, ein Drama (das. 1821).

Laxard, Augustin Henry, bekannter eng-
lischer Reisender, stammt von einer seit vielen
Jahren in England ansässigen französischen
Familie protestantischer Konfession und wurde
am 5. März 1817 zu Paris geboren, wo damals
seine Aeltern temporär sich aufhielten. Sein
Vater, welcher in den Jahren 1820–30 eine an-
gesehene Stelle bei der Elviladministration auf
der Insel Ceylon begleitete, ein Mann von
vieler Gelehrsamkeit und Kunstliebend, lebte
später etliche Jahre mit dem Sohne in Italien,
namentlich in Florenz, wo der junge L. ältere
und neuere Sprachen erlernte und eine tüchtige
gelehrte Bildung erhielt. Daneben beschäf-
tigte er sich viel mit der Kunst und lernte rasch
und gut zeichnen. Nachdem L. 1833 nach Eng-
land zurückgekehrt war, besuchte er die Univer-
sität, um nach dem Wunsche seines Vaters sich
dem Rechtsstudium zu widmen; er wurde Doktor
der Rechte und begann seine praktische Laufbahn
als Jurist. Schon im Sommer 1839 gab er
jedoch das trockene Fuß für immer auf und be-
reiste, ohne einen bestimmten Zweck vor Augen
zu haben, einen Theil von Rußland, Schweden
und Dänemark, hielt sich einige Zeit in Deutsch-
land, dann in Siebenbürgen und den Donau-
ländern auf, und erlernte sowohl deutsche, als

verschiedene slavische Dialekte. Von Dalmatien ging er nach Montenegro, wo er bei dem damals jungen Vladika mehrere Wochen verweilte und in hohem Ansehen stand. Von dort reiste er unter vielen Abenteuern durch Albanien und Rumelien, u. kam im Anfange des J. 1840 nach Konstantinopel. Nach kurzem Aufenthalte ging er nach Kleinasien, und durchreiste theils allein, theils mit seinem Freunde W. F. Ainsworth dieses so wie verschiedene andere interessante Länder Asiens, wo er, gekleidet und lebend wie ein Araber in der Wüste, die Sprache und die Sitten der Eingebornen sich aneignete. Im J. 1841 durchreiste L. allein Persien; er verließ Isfahan im September, um Susa und andere interessante Gegenden in den baktyarischen Gebirgen zu untersuchen. Begleitet von Schiffr Khan, einem baktyarischen Häuptling, überstieg er die hohe Bergkette von Mungascht, besuchte die beträchtlichen Ruinen von Wandschanik — welche nach seiner Angabe denen anderer sassanidischen Städte sehr ähnlich sind — und ebenfalls die Trümmer in der Ebene von Mel Emir, wo er mehrere Inschriften in Keilschrift kopirte. Obschon in diesen jedem Fremden sehr gefährlichen Gegenden stets allein reisend, begegnete ihm doch nur ein einziger Unfall. Er wurde in den Bergen von Susa von einem Stamme der Dinarunis ausgeplündert, aber erhielt bald durch den Häuptling Alles, was ihm abgenommen war, wieder zurück. Nachdem er die Ruinen von Susa und das sogenannte „Grab Daniels“ besucht, aber nicht sehr wichtig befunden hatte, verweilte er 1842 und 1843 in der Provinz Khufistan und lieferte eine ausführliche Beschreibung derselben der königlichen geographischen Gesellschaft in London. Darauf durchzog er, in Begleitung eines Freundes, von Neuem Kleinasien und Syrien in allen Richtungen, so daß schwerlich ein interessanter Fleck dieser Länder ihm unbekannt blieb; trotz mancher Gefahren reisten sie stets ohne Eskorte, und wurden durch täglichen Umgang mit den Einwohnern mit deren Sitten und Sprache immer vertrauter. Aber alle diese großen und schwierigen Reisen waren für L. gewissermaßen nur Vorbereitungen zu einem Zweck, dem er schon lange sein Leben und seine Talente gewidmet hatte. Er selbst drückt sich darüber also aus: „Ich hatte Kleinasien und Syrien durchreist, sowohl die Stätten der Civilisation des Alterthums, als die Gegenden besucht, welche durch unsere Religion geheiligt sind. Aber immer fühlte ich in mir einen unwiderstehlichen Drang, in die Gegenden jenseits des Euphrat vorzudringen, welche von Geschichte und Sage als die Wiege der Weisheit des Westens bezeichnet werden.“ Mit solchen Gefühlen erreichte L. das Ufer des Tigris; sein Bestreben war, das über Assyrien und Babylonien schwebende geheimnißvolle Dunkel aufzuheben. Zu diesem Zwecke kam er nach Mosul und untersuchte mit geringen eigenen Hülfsmitteln die Ruinen von Nimrud u. Koyundschik. Darauf begab er sich nach Konstantinopel, um nach England zurückzukehren, dort die Resultate seiner Entdeckungen mitzutheilen und bedeutendere Hülfsmittel, als er besaß, zu

umfassenden größern Ausgrabungen zu bewirken. Nachdem er in Konstantinopel den britischen Gesandten Sir Stratford Canning von seinen bisherigen Leistungen und Plänen unterrichtet hatte, erkannte dieser bald L.'s Charakter und Talente, so wie dessen genaue Kenntniß des Orients sammt Sitten und Sprachen, und bewog letzteren bei der Gesandtschaft zu bleiben, wo er bei mehreren wichtigen Verhandlungen derselben gebraucht wurde. Nach einiger Zeit kehrte er nach England zurück, wo er während der wenigen Monate, die er daselbst verweilte, die Herausgabe seines Werkes: „Niniveh und dessen Trümmer“ in zwei Bänden, nebst dazu gehörigen 100 Kupfertafeln, leitete, auch einen Band voll Inschriften in Keilschrift für das britische Museum zusammenstellte. Im Herbst 1849 kehrte er, mit bedeutenden Hülfsmitteln versehen, wieder nach Assyrien zurück und setzte seine begonnenen Ausgrabungen — deren Ausbeute in dem assyrischen Museum zu London aufgestellt ist — bis gegen das Ende des Jahres 1850 im umfassendern Maßstabe fort. Nach den neuesten Nachrichten befindet er sich wieder in England, um die glänzenden Resultate seiner für die Wissenschaft so wichtigen Arbeiten zu veröffentlichen.

Layau, westind. Fleden, auf der Westküste der kleinen Antillen-Insel St. Vincent.

Laybach, Stadt, s. v. a. Laibach.

Laydulf, Sohn Pandulfs I., 992—999 Fürst von Capua.

Laye, ostind. Ort, Sumatra, nördlich von Benkulen; Pfefferausfuhr.

Lanen, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bogen, Edgr. Klausen, am Grödnertbache u. Eisackflusse; 1640 Einw.

Layes, Einwohner von Lao.

Layia (Bot.), 1) nach Hooker u. Arnott, Gattung der Leguminosae Hook. Einzige Art: *L. emarginata* Hook. Arn. Strauch in China. — 2) Nach Hooker u. Arnott, Pflanzengattung. Art: *L. gaillardoides* Dec., s. v. a. *Tridax gaillardoides*.

Layken-Spize, ostind. Insel, Celebes, die südwestliche Spitze der Insel Celebes.

Laynez, Jakob, zweiter General des Ordens der Gesellschaft Jesu u. eigentlicher Gründer des Ordensstatuts, geb. 1512 zu Almarcario bei Siguenza in Kastilien, studirte in Alcalá und in Paris, wo er mit Loyola einen innigen Freundschaftsbund schloß. Beide hatten die Absicht nebst einigen Andern in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und Jerusalem zu besuchen. Als ein Krieg mit der Pforte die Ausführung dieser Pläne hemmte, so beschloßen sie zu Venedig 1536 einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der römischen Kirche war. L., klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter, als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens, der in Rom 1539 begründet wurde, aus. L. wußte bei seiner Uneigennützigkeit, seinem Eifer und seiner Thätigkeit sogleich die Menge für denselben zu interessieren. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 bestätigt u. Loyola auf L. Betrieb zum ersten General des-

selben erwählt worden war, machte L. Meisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Concil von Trident seinen Eifer für das Interesse des römischen Stuhls. Den Kardinalshut, welchen Paul IV. ihm zubachte, schlug er aus. Im J. 1566 folgte er Leyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Cardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit demselben an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. In der berühmten Versammlung von Poissy war L. der Einzige, welcher der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit noch einigermaßen Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, obschon unter einigen beschränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieser Reise. Nachdem er noch zuletzt auf dem tridentinischen Concil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück. Ausschließend mit der weiteren Einrichtung und Ausbreitung seines Ordens beschäftigt, † er daselbst am 19. Januar 1565.

Lahon, franz. Fluß, Depart. Maine-Loire, entspringt nordwestlich von Argenton, fließt anfangs östlich, dann westlich, fällt bei Chalonne in die Loire; Lauf 18 Lieues.

Lahos, span. Flecken, westlich von Toledo, am Guadarranca, rechts; 290 Einw.

Lahpadoh, hinterind. Stadt, Birman, östlich von Patanagoh, am Irawaddy, links.

Lahrac, franz. Stadt, Depart. Lot-Garonne, südlich von Agen, am Zusammenfluß der Gers und der Garonne; bedeutender Handel mit Getreide u. Wein; 3000 Einw.

Lahronito, Gebirg auf Portorico.

Lahs, franz. Dorf, Depart. Saône-Loire, Arrond. Louhans, am Doubs, links; 1740 Einw.

Lahß (Leyß), preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), M.-B. Königsberg, Kr. Traunsb.-berg; 340 Einw.

Laz, franz. Dorf, Depart. Finistère, Arrond. Châteaulin; 1280 Einw.

Laza del Conde y Don Diego (S. Juan de), span. Flecken, Galicien, nordöstlich von Monterrey, am Tamaga, links; Weinberei; 1000 Einw.

Lazä od. **Lazi** (a. Geogr.), zahlreiche Völkerschaft in Colchis, diesseit des Phasis, zwischen ihm und dem Bathyis, nach Ptol. in dem ganzen Küstenstrich am Pontus Euxinus, in welchem Arrian auch die Machelones, Heniochi u. Zndretä ansetzt. Nach Procop. aber breiteten sie sich allerdings noch eine Tagereise weit südlich vom Phasis aus, ihre eigentlichen Wohnsitze jedoch waren auf der Nordseite des Flusses, und ihr ganzes Gebiet hatte längs der Küste eine Ausdehnung von 550 Stadien. Unter den Römern war nämlich der Name dieses einzelnen Kolchischen Stammes auf das ganze Land Colchis übertragen worden, welches nun Lazica hieß. Die alte Hauptstadt der Lazi war Arschoopolis, auf einem steilen Felsen am Pha-

sis; später Hauptstadt von ganz Colchis, im Districte Muciresis (Ptol. V, 10).

Lazakerfisch (Ichthyl.); s. v. a. Gobius (Periophthalmus) Schosseri Pall.

Lazan (Geogr.), österr. Besipungen: 1) (L. bei Turnau), Dorf, Böhmen, Kr. Bunzlau, Herrsch. Groß-Stein; 240 Einw.; — 2) (L. bei Ehlum), Dorf, das. 170 Einw.; — 3) (L. zann), Dorf, Mähren, Kr. Brünn, gleichn. Herrschaft; 250 Einw.; — 4) Dorf, Inalm, Herrsch. Jaromeritz; 200 Einw.; — 5) Ort, Kr. Brünn; umfaßt 70 J. 1435 [Kr. Areal]; — 6) Dorf, das.; 250 Einw.

Lazanek, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Raasdorf; 330 Einw.

Lazar, Buzogli, Sohn des Bullo, erster Despot von Serbien, 1389 vom Sultan Bajazet I. getödtet. Vgl. Serbien (Gesch.).

Lazareff, austral. Insel, Niedrige Inseln, westlich von der Gruppe Krusenstern.

Lazareth (Med.), s. Hospital.

Lazarethfieber (Med.), s. v. a. Hospitalfieber.

Lazaretto, österr.-illyr. Dorf, Istrien, Bez. Kapo d'Istria; 110 Einw.

Lazarfalva, siebenbürg. Dorf, Szekler-Land, Unterkreis des Stuhls Esik; Schwefel-Mine.

Lazarim, portug. Flecken, Prov. Beira, östlich von Lamego.

Lazari morbus (Med.), 1) s. Lepre; — 2) ein böartiges Geschwür, worin sogar Würmer entstehen.

Lazaristen (Lazariten, Kirchengesch.), in Frankreich die von Vincent de Paula gestifteten Priester der Missionskongregation, die ihren Namen von ihrer Priorei St. Lazarus zu Paris haben; sie legten nur einfache Gelübde ab, leiteten die Erziehung von Geistlichen, machten Friedensstifter und Armenpfleger u. Von der Revolution verschlungen, lebte der Orden mit der Reaktion wieder auf und ist abermals zu bedeutendem Einfluß gelangt.

Lazaro (St., Geogr.), 1) ital. Dorf, Sardinien, Genua, östlich von Chiavari; hier Gefecht zwischen Franzosen und Oesterreichern 1746; — 2) L. degli Armeni, Insel bei Venedig (s. Lazzaro, San); — 3) Vorgebirg von Kalifornien.

Lazaro Conninazo, berühmter ital. Buchsenmacher, um 1650 zu Brescia.

Lazaro Lazaroni, ital. Buchsenmacher, um 1640 zu Venedig, besond. wegen seiner Pistolen bekannt.

Lazarob-Virne (Bot.), s. v. a. Pyrus Pollveria L.

Lazarolus (Bot.), nach Medicus und Boekhausen, Pflanzengattung. Arten s. Pyrus u. Eratäus.

Lazaroni, Bettler, s. Lazzaroni.

Lazaredorf, österr.-illyr. Dorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Waldenstein; 130 Einw.

Lazarus (Gesch. u. Biogr.), 1) Bruder der Maria und Martha in Bethanien, Freund Jesu, † nach der Tradition im 30. Jahre, wurde von Jesus nach vier Tagen vom Tode erweckt und

lebte dann noch 30 Jahre. — 2) Fingirte Person in der Parabel Luc. 16, 19 f.; daher Schnepatron der Kranken, Auswägigen etc. Nach ihm erhielten ihre Namen: der Lazarusorden, die Lazaristen, Lazareth und die Lazzaroni. — 3) Griechischer Mönch und Maler, um 830 unter Kaiser Theophilus thätig, malte Bilder des Hellenos, der Maria u. anderer Heiligen, weshalb der Kaiser, ein eifriger Ikonoklast, ihm die Hände verbrennen ließ. Er fuhr, als er wieder geheilt war, in seiner Kunst fort, wurde vom Kaiser Michael 867 nach Rom geschickt und daselbst. Seine Biogr. von Lazarus Baldi, 1681.

Lazarusarchipelagus (Geogr.), s. v. a. Ladronen.

Lazarusblirne (Mollusk.), auch **Lazarus-Sienmuschel**, s. v. a. *Spondylus gaedecopus* L.

Lazaruschama (Chama Lazarus L.), s. Sienmuschel.

Lazaruskrenz (Herald.), s. v. a. Dreiblatts-Kreuz, s. Kreuz.

Lazarusorden, 1) sardin. Orden des heil. Moriz und Lazarus, s. Morizorden; — 2) ehemals adeliger Ritterorden. In Frankreich ist dieser Orden, der unter dem Namen Ordres militaires et hospitaliers de St. Lazare et de notre Dame du Mont Carmel reunis blühte, seit 1830 aufgehoben. Gestiftet in Palästina, war sein Zweck, kranke Pilger zu pflegen. Nach dem Sturze der christlichen Herrschaft kamen die Ritter nach Europa und errichteten überall Hospitäler. Heinrich IV. stiftete 1607 den Orden „Unserer lieben Frau vom Berge Carmel“ und verband diesen 1608 mit dem L. Ordenszeichen: ein goldenes, spitziges, abwechselnd purpurroth und grünes Kreuz, mit goldenen Lilien in den Winkeln. Born im Mittelschild das Bild der Jungfrau Maria auf bläuviolettem Grunde, u. auf der Umseite auf grünem Grunde der heil. L., wie er aus dem Grabe steigt. Es wird an einem breiten grünen Bande um den Hals und zugleich auf dem Kleide die Borderselte des Kreuzes in Grün und Gold gestickt getragen. Ceremonienkleidung: beidem Großmeister eine Dalmatika von silbernem Stoffe, darüber ein langer Mantel von amaranthfarbigem Sammt, der mit goldenen Lilien, Namenszügen der heil. Maria zwischen 2 Kronen und mit Siegeszeichen, die in Gold und Silber gestickt sind, besäet ist. Die Ritter haben eine Dalmatika von weißem Satin, auf welcher sich ein Kreuz befindet, das grün und braun getheilt ist; darüber den obigen Mantel, auf dessen linker Seite ein braunes Kreuz gestickt ist; ein Varet von schwarzem Sammt, mit schwarzen Federn und einem kleinen weißen Reihersbusch. — Der noch blühende sardinische Orden des heil. Moriz und L. wurde 1434 von Maximilian VIII. gestiftet. Dieser Ritterorden ist jetzt ein Verdienstorden für Militär und Civil. Ordenszeichen: einfaches weißemallirtes Kreuz (Morizorden) mit stumpfen Ecken und goldener Einfassung, worüber eine Königskrone schwebt; wird von Großkreuzen, Kommandeuren u. Rittern in bekannter Weise getragen.

Lazarusflappe (Mollusk.), *Accephalengattung*, s. v. a. *Spondylus* L.

Lazarus-Schwendi, Freiherr von Hohenlandsberg, berühmter kaiserlicher Feldherr, über welchen der Art. Schwendi eine kurze Notiz gibt, die wir hier zu vervollständigender Gelegenheit ergreifen L.-S. wurde 1522 auf der Stammburg Schwendi bei Gutenzell am Ruffe Noth geb., widmete sich früh den Wissenschaften und blieb ihnen treu bis an seinen Tod. Den Kriegerstand ergriff er eben so jung und diente mit Auszeichnung in Deutschland und in den Niederlanden. Beim Beginn des samalkaldischen Krieges hatte er bereits einen großen Ruf. Noch vorher schickte ihn der Kaiser Karl V. 1546 als Gesandten an die Städte Strassburg, Ulm und Augsburg, um sich ihrer Einschünnungen zu versichern. Im September dieses Jahres führte er dem Kaiser 12000 Oesterreicher und Tyroler in das Lager bei Ingolstadt zu; 1547 besetzte er Gotha und ließ, dem erhaltenen Befehle gemäß, dessen Festungswerke schleifen. Als im J. 1551 der Kurfürst Moriz von Sachsen die über Magdeburg verhängte Reichsacht vollziehen wollte und diese damals sehr mächtige Stadt belagerte, befand sich L.-S. als kaiserl. Abgeordneter, mit dem Titel Generalkriegskommissär, bei dem Heere des Kurfürsten; dann diente er 1553—1556 in Ungarn gegen die Türken. Im J. 1557 kämpfte er in dem Heere Philipps II. von Spanien in den Niederlanden und wurde bei St. Quentin, so wie 1558 bei Gravelingen unter die Helden des Tages gezählt. Der Ruf seiner Klugheit und Tapferkeit veranlaßte den Kaiser Maximilian, ihn von dem spanischen Monarchen wieder zurück zu erbitten und ihm als Generallieutenant mit ausgedehnten Vollmachten den Oberbefehl über die österreichischen Truppen in Ungarn gegen den von türkischen und tatarischen Hülfsvölkern unterstützten Fürsten von Siebenbürgen, Zapolya, zu übertragen. Seine Thaten in den Feldzügen von 1560—66 rechtfertigten das in ihn gesetzte Zutrauen. Obschon an Streitkräften weit unter seinen Gegnern, eroberte er Tokai nach ständiger Belagerung, nahm Erdöb durch Ueberrast und bemächtigte sich noch einer großen Anzahl anderer Plätze; an Mungacs scheiterte er jedoch seiner Schwäche wegen. Izathmar glaubte der Feind nicht behaupten zu können; er zündete es an, worauf L.-S. nicht säumte, es zu besetzen u. zu befestigen. Der Sultan Soliman war 1565 vor Malta unglücklich gewesen; er wollte in Ungarn das gewinnen, was er dort aufgeben mußte, und unterstützte seine Verbündeten kräftiger; der kaiserliche Feldherr eilte nach Wien, um dort die Verstärkungen und sonstigen nöthigen Anstalten in Person zu betreiben. Während seiner Abwesenheit eroberten die Feinde mehres Verlorene wieder zurück. Im J. 1566 verteidigte L.-S. Tokai gegen Zapolya, eroberte Mungacs und ließ die dort gemachte beträchtliche Beute nach Izathmar bringen. Aus dem Lager an der Theiß that er den Türken manchen Schaden; aber nochmals nöthigte ihn der Mangel an Truppen, sich bis Kaschau zurückzuziehen. Im nächsten Feldzuge war der Kaiser mit seinen Brüdern Ferdinand und Karl selbst bei

Stimmen für sich. Von der Jugendgeschichte weiß Vasari nichts; er sagt nur, daß Fra Carnevale — der alte ehrwürdige Dominikaner Bartholomeo Corradini — der Meister gewesen sey, dessen Werke er studirte. Nur erzählt Vasari, daß Bramante seine Heimath verlassen, einige lombardische Städte besucht und kleine Arbeiten, so gut er nur konnte, geliefert habe. Dieses waren Gemälde, denn Bramante übte die Malerei, bis er nach Mailand kam, wo der großartige Dombau seine Neigung der Architektur zuwendete. Sanzi dagegen bemerkt, daß Bramante um 1476 bereits als Meister nach Mailand gekommen, nachdem er in der Romagna Paläste und Tempel aufgeführt hatte. Von dieser Zeit an bis zum Sturz des Moro (1499) blieb er in Mailand, wo er dem Hof für reichlichen Gehalt diente und auch von Privatleuten oft als Baumeister, nicht selten als Maler gebraucht wurde. Bramante war ein tüchtiger Maler, doch weiß man nicht sicher, wer ihn dazu gebildet. Vermuthlich gab ihm Carnevale, neben dem Unterricht in der Zeichnung und Perspektive, auch Anweisung in der Malerei, oder es sind J. della Francesca, auch Mantegna hierin seine Meister gewesen, wie Einige wollen. Am meisten malte er im Mailändischen, wie Cessarino und Comazzo behaupten. Wie Mantegna, bekleidete auch L. die Modelle bald mit leimgetränkter Leinwand, bald mit Papier, und zu seiner Leibsfarbmalerei brauchte er gleich jenem Meister ein gewisses kochendes Wasser, was Comazzo aus einem von ihm selbst gereinigten Gemälde Bramante's erkennen wollte. Dem Fleisch gab er zu starke hohe Lichter, und dieses schreibt Sanzi dem Umstand zu, daß der Künstler sich sehr nach Gypsabgüssen gebildet habe. Nach dem Sturz Moro's ging Bramante nach Rom, um daselbst einen neuen Schauplatz seines Ruhms zu suchen. Der Kardinal Olivier Caraffa war der Erste, der sich seiner annahm, indem er ihm den Auftrag erteilte, das Chor des Klosters der „Fratri della Pace“ nach seiner eigenen Zeichnung aufzubauen. Diese Probe seiner Geschicklichkeit empfahl ihn dem Papst Alexander VI., der jetzt durch ihn das päpstliche Wappen über die Hauptthür der Laterankirche al fresco malen ließ, da diese 1500 im Jubeljahr geöffnet wurde. Nach Vollendung der Arbeit nahm ihn der Papst als Unterbaumeister in seine Dienste; noch günstigere Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, fand L. in dessen Nachfolger Julius II. Dieser beschloß gleich nach seinem Regierungsantritt, die päpstlichen Gärten im Belvedere durch zwei prächtige Gänge näher mit seinem Palast zu verbinden, und übertrug die Ausführung dem Bramante. Den Entwurf Bramante's zeigt ein Stich von Heinrich von Schoels, wo er ein 1565 im Belvedere gehaltenes Turnier darstellt. Julius II. war indessen so ungeduldig, diesen Lieblingsplan vollendet zu sehen, daß er Tag und Nacht mit einer Ueberrettung arbeiten ließ, die später hie u. da Veränderungen nothwendig machte, die wir jetzt erblicken. Doch war bei seinem Tode nur ein Theil der östlichen Gallerie vollendet und der Grund zu der westlichen langen Seite gelegt. Die beiden Architekten Bau

und Riemann gaben 1817 eine Kupferplatte von diesem Gebäude heraus. In der neuesten Beschreibung Roms ist ebenfalls der Entwurf gestochen. Julius II. konnte in seinem Feuereifer nicht ruhen, und bald bewegte ihn eine neue Idee. Schon Nikolaus V. faßte den Plan zum Bau einer neuen Peterskirche, aber erst Julius führte ihn aus, und die alte ehrwürdige Basilika wurde mit einer fast unanständigen Eile niedrigerissen. Dabei gingen manche Reste schätzbare alter Kunst verloren, die der Architekt hätte retten können, wenn auch die ungestüme Eile des Papstes wenig Zeit dazu übrig ließ. Julius wollte eine neue Kirche haben, in welche, wie Vasari und Condidi erzählen, sein großes prächtiges Grabmal, das M. Angelo verfertigen sollte, aufgestellt werden könnte, da in keiner der römischen Kirchen ein schicklicher Platz dazu zu finden war. Die Ausführung wurde wiederum L. übertragen; allein sein Modell blieb unvollendet und sein Plan zum Ganzen des Gebäudes ist nur durch unvollkommene Abbildungen auf Münzen Julius' II. u. Leo's X. erhalten worden. Diese Münzen sind im Kupferstich bei Bonanni, T. 1, Seite 9, u. die von Julius II. wurde nach Vasari (Vit. di Bramante) von Caradosso verfertigt. Den 18. April 1506 wurde von dem Papst selbst der erste Stein des neuen Gebäudes zu dem Pfeiler der Kuppel gelegt, an welchem jetzt die Säule der heiligen Veronika steht. Durch den Eifer und die Schnelligkeit, womit sodann der Bau betrieben wurde, brachte Bramante, vor seinem im J. 1514 erfolgten Tode, nicht nur die 4 ungeheuern Pfeiler zu Stande, auf denen sich die Bogen erheben, sondern er machte auch den Anfang zu den Tribunen des Mittelschiffes und des südlichen Querschiffes, so wie überdies zu einem mit dorischen Säulen geschmückten Bezirk für den Papst und seinen Hofstaat bei der Feier des päpstlichen Hochamtes, ein Werk, das später von Peruzzi beendet, dann aber wieder zerstört wurde. Noch zu seinen Lebzeiten wurde G. da S. Gallo zum Baumeister der Peterskirche ernannt. Bramante's Werke gehören indessen zu den schönsten Denkmälern der neuern Baukunst in Rom. Sie zeigen zwar nicht den großartigen Charakter, wie einige Paläste in Florenz, aber einen sehr anmuthigen und zierlichen Styl. Als die vorzüglichsten in Rom sind der Palast Giraud, jetzt Torlonia, auf Piazza Scossacavalli, die Cancellaria und die Loggien im Cortile di S. Damaso des Vatikans anzuführen. Das Portal des Palastes Torlonia, wie es jetzt sich zeigt, ist ein geschmackloses Produkt des 18. Jahrhunderts, das alte ist in Ferrerio's Palazzi di Roma de più celebri architetti abgebildet. Die Loggien von S. Damaso wurden unter Raphaels Leitung im Pontifikate Leo's X. vollendet. Am Gebäude der Cancellaria ist vornehmlich der Hof bemerkenswerth. Ihn umgeben zwei Stockwerke mit Arkaden von Säulen getragen, auf denen sich ein massives Gebäude erhebt, wodurch der Künstler den Eindruck der Kühnheit, mit ungemeiner Zierlichkeit und Leichtigkeit verbunden, hervorbrachte. Die kleine Kapelle mit den 16 freien Säulen von demselben Architekten, im Hof des Klosters S.

Pietro in Montorio, an der Stätte, wo, nach Einiger Meinung, der heilige Petrus den Märtyrertod erlitten hat, ist ebenfalls ein anmuthiges Gebäude; aber der Charakter eines heidnischen Tempels, welchen dieses Gebäude so entschieden trägt, dürfte allerdings nicht dem einer christlichen Kapelle entsprechen. L. hat auch Handschriften hinterlassen, die aber erst 1756 in einer Privatbibliothek vorgefunden wurden. Es sind dieses Aufsätze in Versen und Prosa, Abhandlungen über Regeln der Architektur und Perspektive. Man ersieht daraus zugleich, daß der Künstler alle schönen Gebäude, die ihm zu Gesicht gekommen waren, abgezeichnet habe. Auch die Theile des menschlichen Körpers zeichnete er. Dieser handschriftliche Nachlaß Bramante's ist auch durch Druck bekannt. Es gibt auch Abbildungen von seinen Bauten, von Falda und Ferrerio, in den *Nuovi disegni dell' Architettura e piante di palazzi di Roma*. Falda hat die Blätter geschnitten in 2 Theilen; Ferrerio hat viele gezeichnet. Dann gibt es ein sehr seltenes Blatt, eine Perspektive mit Säulen, bezeichnet: *BRAMANTI ARCHITETTI OPUS*, welches dem Meister selbst zugeschrieben wird. Vgl. über L. die Werke von Milizza, Stieglitz, Quatremère de Quincy (Leben der berühmtesten Architekten), die Beschreibung Roms von Bunsen, Gerhard etc.

Pazzarini (bildende Künstler): 1) Gregorio, italienischer Maler, um 1640 geb. bei Venedig, wohin er zu J. Rosa in die Lehre kam und das er nie verließ. Er gehörte zu den geachtetsten Männern dieser Stadt, die er mit vielen schönen Werken schmückte. Für den Saal dello Scrutinio malte er (nachdem Maratti den Auftrag abgelehnt und auf L. hingewiesen) das Siegesgedenken Morosini's; seinen St. Lorenzo Justiniani nennt Lanzi das beste Delbild der venetianischen Schule jenes Jahrh.; besonders berühmt machte er sich als Bacchanalienmaler. Ueberall ist sein Styl heiter, seine Zeichnung rein und bestimmt. Er † nach Ein. 1722, nach And. 1730 und später, jedenfalls in hohem Alter. — 2) Giovanni Andrea, ital. Maler, Dichter und Gelehrter, 1711 zu Pesaro geb., bildete sich neben seinen wissenschaftlichen Studien zum tüchtigen Künstler aus. Er † als Kanonikus von Pesaro 1801. Gerühmte Bilder von ihm sind: *Cincinnatus* zum Diktator berufen; — *Archimedes*; — die Trauer um Christus; — Heiligen- und Marienbilder in den Hauptkirchen von Osimo, Foligno, Ancona, Fano; — die Taufe Christi und die Flucht aus Aegypten zu Gualdo u. s. w. **Schriftwerke**: *Dissertazione sul' arte della pittura*; — *Catalogo della pittura di Pesaro*; — *Opere e dissertazioni in materie di belle arte*. — 3) Francesco, ital. Bildhauer, zu Carrara, in Rom gebildet, nach seiner Rückkehr einer der vorzüglichsten Künstler seiner Vaterstadt; † in Folge eines Sturzes in einen Marmorbruch, 1808. Bestes Werk: die Statue Franklins, für Philadelphia, in carrarischem Marmor ausgeführt. — 4) Mehrere andere Bildhauer zu Carrara, Nachkommen des Vor., ebenfalls geschickte Künstler, zum Theil noch der Gegenwart.

Pazzaro, San, österr.-ital. Insel, Gubern. Venedig, etwa eine Stunde von der Stadt Venedig entfernt. Sie hat seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts selbstständig und unabhängig von der Bedeutung Venedigs für sich eine hohe Bedeutung gewonnen durch das merkwürdige Kloster armenischer Mönche, die unter dem Namen der *Mechitaristen* in der wissenschaftlichen Welt bekannt sind. Die Zwecke dieses Klosters sind von denen anderer Klöster so durchaus verschieden, daß bloß dieser Verschiedenheit das Fortbestehen des Instituts unter allen Regierungen und durch Zeiten hindurch zu verdanken ist, in welchen man überall die Aufhebung der Klöster durchsetzte. San P. ist nicht ein gewöhnliches Mönchskloster, es ist eine großartige Missionsanstalt, eine Akademie, die ihre religiösen Zwecke durch wissenschaftliche Mittel zu erreichen sucht. Die Mechitaristen gehören zu demjenigen Theil der armenischen Kirche, welcher mit der römisch-katholischen unirt ist, dem aber ein eigenthümlicher, in manchen Punkten vom römischen ziemlich abweichender Ritus gestattet worden. Gestiftet wurde die Kongregation durch den ehrwürdigen Mechitar di Pietro (1676 in Kleinarmenien geboren, † 1749 auf San P.), der zuerst den Gedanken gefaßt hatte, durch vereinte geistige Kräfte religiöse Aufklärung unter seinem Volk zu verbreiten. Nach diesem Ziel strebt das ganze Institut, und zu erreichen sucht es dasselbe durch mündlichen Unterricht, durch Missionen u. durch Druckschriften. Durch mündlichen Unterricht und Erziehung wirken die Mechitaristen, denn aus allen Theilen Armeniens und anderen Gebieten des Orients zieht man junge Männer, die nach San P. wie nach einer Universität gehen, um daselbst gründliche wissenschaftliche Bildung zu gewinnen. Durch Missionen wirken sie, denn ununterbrochen werden einzelne der praktisch tüchtigsten und zu diesem Beruf brauchbarsten Väter in die Länder armenischer oder verwandter Zunge ausgesendet, um wirksam zu seyn für religiösen Sinn, Klarheit im Denken u. thatkräftiges Christenthum. Endlich wirken sie auf literarischem Wege, u. dies ist ihre Hauptwirksamkeit. San P. hat eine großartige Druckerei, die quantitativ wie qualitativ den bedeutendsten derartigen Unternehmungen an die Seitentritten kann. Wie in der königlichen Druckerei zu Paris, hat man hier Typen fast jeder Sprache. Es wurde daselbst ein Gebetbuch gedruckt, welches verschiedenartige Gebete in vier und zwanzig Sprachen enthält. Die Hauptthätigkeit der Druckerei bewegt sich natürlich in der armenischen Sprache selbst, und Bibeln in zahllosen Exemplaren, Wörterbücher, Grammatiken, Uebersetzungen religiöser und weltlicher Werke, antiker und moderner, sind von hier aus über Asien und Europa verbreitet worden. San P. ist der Sitz aller armenischen Literatur u. Wissenschaft, San P. ist die niedere und die hohe Schule, Athen und Rom, Paris und London für die armenische Welt. Was aber besonders wohlthuenden Eindruck auf den Fremden macht, das ist der Geist der Milde und Humanität, der ächten Frömmigkeit, gepaart mit ächter, freisinniger

niger Wissenschaftlichkeit, der in San L. herrscht. Es gibt außer San L. nur einen Ort, der in gleicher Weise einen so wohlthuenden Eindruck macht, gleich vom ersten Moment des Eintritts bis zum letzten dankbaren Lebenswohl, das ist das Hospiz auf dem Simplon. San L. aber freilich länger, denn es ist eine Fundgrube der Wissenschaft, was jenes Hospiz seiner Natur nach nicht sein kann. Die Tracht der Mäler von San L. ist ein einfaches, schwarzes, tief herabhängendes Gewand, von einem Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Ihre Lebensweise ist einfach, aber nicht streng. Unter einander scheinen sie in großer Harmonie zu leben.

Lazzarolo montano (ital., Bot.), f. v. a. Weibbeerenbaum, *Pyraea Arin.*

Lazzaroni, die berühmte und berühmte Straßenvölkerschaft von Neapel (f. d.).

Lazzarola (Bot.), f. *Lazarulus*.

Lazzi (Theaterw.), ein Wort, über dessen Bedeutung die Schriftsteller noch uneins sind. Nicodoni behauptet, daß er nirgends Bezeichnung über den Ursprung desselben gefunden, obschon er die ältesten Schauspieler befragt und alle Canevasse (die Entwürfe der contemporären Komödie) durchblättert. Er fertigt das häufige Vorkommen desselben mit einem z. (lazi) mit der Behauptung ab, daß es ein Schreib- oder Druckfehler seyn müsse. Er findet in laeci (Länder, Bände) den wahrscheinlichsten Ursprung des Wortes, weil die ital. Schauspieler jener Zeit meist den lombardischen Dialekt sprachen, der häufig c in j verwandelt. Da nun Arlecino, wenn er durch Späße die Handlung unterbricht, sie auch wieder anzuknüpfen wußte, so glaubte er, daß laeci wohl Veranlassung zu dem Worte geben kann. — Alaccet glaubt zwar auch an die Verwechselung des c in j, daß aber der Imperativ von laeciare, also laeci, dem Wort den Ursprung gegeben habe, weil die Arlecinos gewöhnlich auf den Preden den Schauspielern zuriefen: laeciato mi! oder laeci (laßt mich nur machen), woraus diese dem Komiker Zeit und Raum für einen Spaß gaben. Wie unter den Schauspielern aller Nationen technische Ausdrücke sich bilden, wobei wir nur an die Worte Stichwort, Kampfenheber, Roullissenreihen erinnern, so auch mit dem L. Wo ein Schauspieler etwas vorher nicht Verabredetes in dem Dialog einführt, um eine komische Wirkung hervorzu- bringen, da wurde laeci! oder im lombardischen Dialekt: lazz! gerufen. Wenn also Arlecino oder ein anderer Komiker durch irgend eine Verbe- derbe, Stellung oder ein Witzwort, das nicht zur Handlung gehört, eine Scene unterbricht, so ist das ein L. Macht z. B. der Liebhaber der Geliebten eine Liebeserklärung, der im Hintergrund stehende Bediente deutet aber durch Ge- berden an, daß das Mädchen ihm Hörner auf- setzen werde, so ist das ein L.; fängt Peter in „Menschenhaß u. Reue“ Fliegen während einer Scene, in der ernstere Personen auf der Bühne sind, so ist das ein L.; sehen Basilio und Bartolo im 1. Akt des Barbiers sich auf die Weige- rung des Kapitäns, den Grafen zu verhaften, erstaunt an, so kann man dies nicht gerade einen L. nennen, denn er ist in der Situation und dem

Charakter beider Personen begründet, und doch mache es die Wirkung eines L. Es fragt sich daher: wo läßt sich die Grenze, wo ein L. an- fängt und die ungebundene Entwicklung eines komischen Charakters aufhört, bestimmen? Alles kann der komische Schauspieler nicht be- rechnen, Aubirt, probirt haben, was er zur Aus- einanderlegung der komischen Elemente seines Charakters für nöthig oder angemessen hält. Auch der augenblicklichen Eingebung, der Be- geisterung des Abends muß er folgen können, wenn er den Anstand, die Rücksichten gegen seine Mitspielenden und die Möglichkeit oder Wahr- scheinlichkeit beachtet, daß das, was er zusetzt, aus dem Charakter sich natürlich entwickle. Das Auffallendste und Hervorstechendste ist die Anomalie, die im Publikum über die L. herrscht. Es gibt althergebrachte, gewohnte, dem Aus- schauer als alte Bekannte lieb gewordene L., die, obgleich recht eigentlich der niedrigsten Stufe der Komik angehörend, doch Gnade vor den Augen sogar des Bessern, des Denkenden finden. Wie ließe sich z. B. das Publikum des Théâtre français, eines der strengsten und prüfendsten, im letzten Akt des Weizigen den grenzlichen Spaß mit den brennenden, ausgelöschten und wieder angezündeten Lichtern nehmen? Diese L. sind so stereotyp geworden, daß sie sogar unverfälscht auf die Bühne anderer Nationen übergingen. Was würde ein englisches Publikum sagen, wenn der Todtengräber in Hamlet einmal nicht seine sieben Jacken und Kamisole ausziehen wollte, ehe er an die Arbeit geht? Sind doch ganze Rollen fort dauernde L., z. B. der Verlobtendiener in Don Juan und der Kaufmann Signor Mar- tes. Sie waren und sind nichts als L. Mo- lière, der das spanische Original bearbeitete, fühlte die Nothwendigkeit der durch das ital. Theater in Paris eingeführten Gewohnheit und rißte diese Rollen, die durchaus nicht zur Hand- lung gehören, oder, wenn es der Fall wäre, erst gespielt werden müßten, in das bereitwillige Scenarium dieser Oper ein. Aber nicht Rollen allein, ganze Stücke sind L. und würden besser ein Canevas oder Scenarium für alle möglichen L. genannt.

L. B. 1) Abkürzung für Lectori Honorolo (dem geehrtesten Leser); — 2) für Liber Baro.

Lb., lb., Abkürzung für Libra (Pfund), woraus das Pfundzeichen £ entstand.

U'bona (hebr., Bot.), 1) f. v. a. Balsamo- dendron Kafal Kunth; — 2) f. v. a. Boswellia serrata Roxb.

Ubofin (Ubofin), österr.-böhm. Dorf, Kr. Raasdorf, Berrsch. Sternberg; 200 Einw.

L. c., Abkürzung für Loco citato (am ange- führten Orte).

L. D., Abkürzung für Laus Deo (f. d.).
Ver., Abkürzung für Verlebor.

Yea (a. Geogr.), 1) Insel im südlichsten Theil des ägäischen Meeres in der Nähe von Knaphe; wahrscheinlich das heutige Piana oder Dianosa; — 2) Stadt in Aethiopien (Plin. VI, 29).

Yea (bibl. Gesch.), Labans ältere Tochter, Jakobs erste Frau.

Yeach, britischer Fluß, England, Es

von 70 Kanonen an der Schlacht von La Hogue mit ehrenvollem Antheil. Er zählte 70 Töbte und 150 Verwundete auf seinem Schiffe. Im Jahre 1694 ging er mit dem Offizier von 90 Kanonen unter Admiral Ruffel ins mittelländische Meer, fand aber keine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Bald nach dem Regierungsantritt der Königin Anna erhielt er den Befehl eines Geschwaders, welches einen Kreuzzug nach Newfoundland unternahm, und wurde 1702 Konter-Admiral der blauen Flagge, und 1703 Kommandant von Spithead und Viceadmiral. Während des nun begonnenen spanischen Erbfolgekriegs begleitete er 1704 ein Convoi mit Truppen nach Lissabon, und soll Georg Roden Rath zum Angriffe von Gibraltar gegeben haben. In der Schlacht bei Malaga befehligte er das Vorderreffen, krenzte später an den spanischen und portugiesischen Küsten, wo er der französischen Flotte viel Schaden zufügte, wurde Viceadmiral der weißen Flagge und 1706 englischer Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere. Im J. 1706 entsetzte er das belagerte Barcelona, unterwarf nach einander Carthage, Ovijsa, Alicante und Majorca dem König Karl, und wurde bei seiner erfolgten Rückkehr nach England mit großen Ehrenbezeugungen vom Volke und vom Hofe aufgenommen. Barcelona erhielt 1707 nochmals Hülfe an Proviant und Munition durch L., der im folgenden Jahre die Insel Sardinien und mit Lord Stanhope Minorca eroberte. Er wurde nun zum Admiral der Flotte, so wie 1709 zum Kontreadmiral von Großbritannien ernannt. Kurze Zeit begleitete er das Amt eines Lords der Admiralität, nahm 1712 mit General Hill Dänkirchen in Besitz, wurde aber wegen seiner Torngesinnung beim Regierungsantritt Georgs I. aller Aemter entboben. Er lebte seitdem mit einer Pension von 600 Pfund Sterl., auf einem kleinen Landsitze bei Greenwich, bis er im August 1720 mit dem Ruhm eines der umsichtigsten u. tapfersten englischen Seebefehlshaber †. — 2) William Martini, britischer Oberst; ist wohl von allen Reisenden, die in neuerer Zeit Griechenland in geographischer, geschichtlicher und antiquarischer Hinsicht durchforscht haben, der vorzüglichste, da kritischer Scharfsinn, seltene Gründlichkeit und ausgezeichnete Gelehrsamkeit mit seltener Klarheit und Anschaulichkeit des anstehenden wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas bei ihm sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in den Jahren 1804 — 9 in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, sind von ihm später in mehreren ausgezeichneten Werken mitgetheilt worden. Vor allen gehören hierher die „Travels in the Morea“ (3 Bde., Lond. 1830), „Travels in Northern Greece“ (4 Bde. das. 1835); ferner die „Topography of Athens“ (das. 1821; 2. Ausg., 2 Bde., das. 1841), welche zuerst von Nienäcker, mit Anmerkungen von M. G. E. Meier und D. Müller (Halle 1829) und nach der zweiten Ausgabe von Walter und G. Sauppe (1 Bd. Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde, sowie wir von der in der „Topography“ (2. Bd.) enthaltenen Schrift:

„On the Demi of Attica“, die zuerst in den „Transactions of the royal society of literature“ (Bd. 1, Th. 2, Lond. 1829) erschien, eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung durch Westermann unter dem Titel „Die Demen von Attika“ (Braunsch. 1840) erhalten haben. Auch dehnte L. seine Reisen weiter auf Kleinasien und einige Inseln aus und legte die Resultate derselben in der „Tour in Asia minor“ (Lond. 1824) und dem „Memoir on the island of Cos“ in den „Transactions of the royal soc. etc.“ (2. Abthl., Bd. 1, Lond. 1843) nieder.

Leakeville, nordamerikan. Ort, B. St., Staat Mississippi, Grafsch. Greene, Hauptort darin, 1023 Meil. von Washington, auf dem westlichen Ufer des Chickasawha; Post, Gerichtshaus, mehrere Häuser.

Leal (Geogr.), europ.-russ. Kreisort, Esthland, südöstlich von Rapsal; 330 Einw.

Leal (Biogr.), 1) Don Simon de Leon, span. Maler, geb. 1610 zu Madrid, Schüler des P. de las Cuevas, studirte dann besonders die Werke Bandys, hielt sich vor Allem an die Natur, die ihn vor dem hereinbrechenden Manierismus seiner Zeit beschützte. Er † 1687 als Hofmaler der Königin, die ihm wegen seiner Darstellungen aus dem Leben des heiligen Ignaz ihre Gunst geschenkt hatte. — 2) Malasquias Ferreira, portug. Baumeister der Gegenwart, Schüler des Nagelhaens, wurde Architekt der Stadt Lissabon und entwarf 1827 den Plan zum Quai de Cassilhas.

Leam, brit. Fluß, England, Grafsch. Warwick, Nebenfluß des Avon, links.

Leamington-Priors, brit. Dorf, England, Grafsch. Warwick, östlich von Warwick, am Leam; besuchter Badeort; 3000 Einw. L. gehörte früher dem Kloster Kenilworth, fiel, als die Klöster unter Heinrich VIII. aufgelöst wurden, an die Krone, und wurde später von der Königin Elisabeth an Ambrose, Karl von Warwick und seinen Erben verliehen. Die Lage von L. an den Ufern des Flusses Leam ist sehr angenehm, fast im Mittelpunkte des Landes und in der Nähe mehrerer, in historischer Hinsicht interessanter Orte. — 1 englische Meilen von dem vielbesuchten Warwick-Castle, — 5 von den Ruinen von Kenilworth-Castle, wo Robert Dudley, Earl von Leicester, der Königin Elisabeth 17 Tage so glänzende Feste gab, — 3 von Gungliff und endlich 10 von Stratford upon Avon, dem berühmten Geburtsorte des unsterblichen Shakespeare. — Der Mineralquellen von L. gedenken schon Camden im Jahre 1586, Speed im Jahre 1696 und Dugdale im Jahre 1656. — Die Mineralquelle, welche die alten Römer versorgte, wurde im Jahre 1786 entdeckt, die der neuen Römer im Jahre 1790. Sämmtliche Mineralquellen sind kalt, enthalten als vorwaltende feste Bestandtheile Chlorsalze, — nächst diesen schwefelsaures Natron, eine wechselnde, aber geringe Beimischung von Eisenoryd, — einige von Schwefelwasserstoffgas. Daubeny fand Jod und Brom. Analysirt wurden sie von Lambe, Weather, Head, Coudon und Scudamore. In L. unterscheidet man folgende Mi-

neralquellen: 1) Saline Water, durchsichtig, von einem sehr bitterlich salzigen Geschmack; sein specifisches Gewicht beträgt 1,0119, seine Temperatur betrug im Novbr. 1819: 46°, im Juli 1820: 56° F.; — 2) Sulphur Water, von hepatisch-salzigem Geschmack, hepatischem Geruche, enthält Schwefelwasserstoffgas, dessen Menge von Scudamore aber nicht näher bestimmt wird; sein specifisches Gewicht beträgt 1,0042; — 3) Lord Mulasford's Spring, ist von einem eisenbasifalzigem Geschmack, von 1,0093 spec. Gewicht; — 4) Mr. Robins's Spring, von 1,018 spec. Gewicht; — 5) Mr. Smith's Spring, von 1,0085 spec. Gewicht; — 6) Mr. Wiese's Spring, von 1,010 spec. Gewicht. — Das Mineralwasser der Marble Bath Pump Room enthält dieselben Bestandtheile, nur in verschiedenen Verhältnissen, — eine Pinte des Mineralwassers der Right Arn 105,38 Gran, — der Left Arn 30,91 Gran, — der Middle Arn 30,91 Gran. Als Getränk u. Wasserbad werden die Mineralquellen von E. empfohlen gegen Gicht, chronische Rheumatismen, Pähmungen, Stockungen im Unterleibe, Leiden der Harnwerkzeuge, chronische Hantausschläge, insbesondere wenn gleichzeitig große Unthätigkeit und atonische Schwäche der Organe der Digestion und Assimilation und in Folge dieser Hartleibigkeit vorhanden sind. So wirksam indess in solchen Fällen der innere Gebrauch dieser Mineralquellen ist, so erfordert er Vorsicht und oft zuvor eine vorbereitende Kur.

Lean (Leang, Rechnungsmünze, f. v. a. Liang).

Leander, Leandrus, Name des Jünglings aus Abydos, der aus Liebe zu Hero, der Prieslerin der Aphrodite in Sestos, allnächtlich den Hellespont durchschwamm, geleitet von der Leuchte auf dem Thurme von Sestos. Aber in einer stürmischen Nacht erlosch diese, und er wurde eine Beute der Wellen. Zerschellt wurde am Morgen die Leiche ans Ufer von Sestos getrieben und Hero stürzte sich hinab zu dem Geliebten. Poetisch behandelt ist die Sage durch Pausanias und nach ihm von Ovid, Her. 18, 19. Vergl. Virg. Georg. III, 258.

Leanders Thurm, f. Klz Kuleffi.

Leandris (a. Geogr.), Stadt im östlichen Theile von Kataonien (Cappadocia Magna), südöstlich von Eocusum, mitten in den Pässen des Taurus und an der Straße nach Anazarbus (Ptol. V, 7).

Leandra (Bot.), nach Raddi, Gatt. der Lytharieae Melastomeneae Richb., der Melastomaceae Dec. Gegen 15 Arten, brasilianische Sträucher; bekannteste: L. paulina Dec. und L. hirta Raddi.

Leandraria (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Leandra Raddi.

Leandrius (griech. Alter.), aus Milet, scheint über seine Vaterstadt ein Werk geschrieben zu haben; Spuren davon finden sich bei Diogenes von Laerte (I, 28), bei Klemens von Alexandrien und andern kirchlichen Schriftstellern.

Leandroides (Bot.), nach Decandolle, Untergatt. von Leandra Raddi.

Leang (Geogr.), brit. Vorgebirg, Island,

Munster, an der Mündung des Shannon, mit Leuchthurm; — 2) L. = Chan, asiat. Stadt, China, Prov. Se-Tschouan; — 3) L. = Hiang, Stadt das., Prov. Tchi-Li, südwestlich von Pe-King; — 4) L. = Tang, Stadt das., Prov. Kan-Sou; — 5) L. = Tchang, Stadt das., Korea, Prov. Rhing-Chan.

Leang (Liang, Lyang, Läl), Unze in China, sowohl ein Handelsgewicht, als ein Gewicht für Gold und Silber, à 10 Maß, Mach, Tien oder Tchen à 10 Conderins, Kivans oder Fens à 10 Casch oder Li, und = 579,84 engl. Troy-Grän oder 37,574 Grammen.

Leangium (Bot.), nach Link, Blattgefäß, Blatthäutling, Gatt. der Lycopodiacei Trichomyces Physarei Richb. Rabenh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Peridie einfach, häutig, zerreißt meist unregelmäßig; Sporenmasse schwarz; Säulchen weiß od. gelblich; Haargeflecht fädig. Unter 5 deutschen Arten sind die bekanntesten: 1) L. floriforme Link. Peridien gehäuft, sphärisch, fast lederartig, strohgelb; Stiele verlängert, schlank; Säulchen groß, weiß; Sporen schwarzbraun. An faulendem Holze in feuchten Wäldern Süddeutschlands im Herbst und Winter. Bull. Champ. 142, L. 311. — 2) L. stellare Link. Peridien linsenförmig, braun, später erblässhend, in 5–8 Lappen sternförmig zerreißend. Lebt hie und weise an abgefallenen Tannenzweigen und Rinden zwischen Moosen, im Herbst und Winter. Nees, Syst. L. 109.

Leanira, Tochter des Amelas, von Arcas Mutter des Elatus und Aphidas.

Leautia (a. Geogr.), Völkerschaft in Arabia Felix am nördlichen Theile der Westküste des persischen Meerbusens, nach welcher ein südlich beim Vorgebirge Chersonesus beginnender Meerbusen den Namen Leantes Sinus führte. Ihnen gehörte die Stadt Mallaba und der Hafen Itamus (Ptol. VI, 7).

Leao (Säugeth.), in einigen Theilen von Südamerika f. v. a. Eguar, Fells concolor L.

Leao (Leaobo, Leaobu), f. v. a. Laobe, Fluß in der Mandchurei.

Leatong (Geogr.), 1) Prov. der Mandchurei; — 2) Meerbusen im chianischen Meer.

Learchus, 1) Sohn des Arhamas, von diesem getödtet; — 2) Bruder des Arcessilaus II., Königs von Cyrene; — 3) Athener, Sohn des Kallimachus; — 4) aus Rhesium, bei Paus. III, 17, 6, als einer der ältesten Bildgießer aufgeführt, von Einigen für einen Schüler des Daidalos, von Andern des Diponus und Scyllis gehalten; von ihm war das allerälteste Zeusbild (in Sparta), dessen einzelne Stücke getrieben u. mit Nägeln zusammengefügt waren.

Learmouth, brit. Ort, England, Northumberland, nahe an der Nordgrenze.

Lease (engl., spr. Lihö), 1) Verpachtung, Pachtgeld; — 2) Pachtgeld von Gütern, oder Grund und Boden auf eine gewisse Zeit, um auf 99 Jahre Häuser darauf zu bauen.

Leasow's, brit. Leuchthurm, auf der Westseite Englands, Nordwestspitze der Insel Anglesea.

Leatherhead, brit. Flecken, England, Graf-

schaft Surrey, südwestlich von London, am Mele, rechts; 1560 Einw.

Leathesia (Bot.), nach Gray, Gattung der Phycene Chordariaceae Richb. Rabenh., Cryptogamia Algae L. Charakter: Lager rundlich, solid oder hohl, zweischichtig; die innere Schicht besteht aus gegliederten, locker verbundenen Fäden, die äußere aus gedrängten keulenförmigen, welche an ihrer Basis die elliptischen Sporenzschläuche tragen. Unter 4 deutschen Arten ist zu bemerken: *L. marina* Gray, *Corynephora marina* Ag., fleischig-gallertartig, olivenbraun, bis 1 Zoll und darüber im Durchmesser. In der Nord- und Ostsee. Gray, Brit. plant. 1. 301.

Lea-tji (Chines., Bot.) s. v. a. gemeine Obstknippe, *Nephelium Litchi* Don, *Euphoria Litchi* Desf.

Leats, ostindische Insel, Sumatra, zwischen Banca Billiton.

Leau (Geogr.), 1) anhalt-bernburg. Dorf, Amt Bernburg; Mittergut; 160 Einw.; in der Nähe wird weißer Thon gestochen, den man in der Fabrik zu Bernburg verarbeitet. — 2) Auch Bont-Seeuw, belg. Stadt, Südrabant, nordöstlich von Tirlemont, in sumpfiger Gegend und ungesund; 1630 Einw.

Leavenworthia (Bot.), nach Torrey, Pflanzengatt., s. v. a. *Cardamine uniflora*.

Leba (Geogr.), 1) preuß. Stadt, Prov. Pommern, R.-B. Köslin, Kr. Lauenburg-Bürow, am Garbke- u. Leba-See; Stadtericht, Steuerreceptur, Post, 3 Jahrmärkte, Feldbau, Viehzucht, Fischerei, Verschiffung von Holz u. Salz; 950 Einw.; — 2) Küstenfluß der Ostsee in der Prov. Pommern (Hinter-Pommern), kommt aus einem See in Westpreußen, durchfließt den 1 1/2 □ M. großen L.-See u. mündet bei der Stadt L.

Lebach, preuß. Marktflecken, Rheinprov., R.-B. Trier, Kr. Saarlouis, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens, am Thalbach; Friedensgericht für die Bürgermeistereien L., Nalbach, Saarwellingen und Bettingen, 5 Kram- und Viehmärkte; 670 Einw.; hierzu gehören außer den Eisengruben und Ziegelei noch das Schloß Zurmatten, der Hof Wahsen, die Wether und Kirchmühle und einzelne Häuser Paryhaus und Merzenbachshaus.

Lebade (a. Geogr.), Stadt Lydiens, zu Plinius' Zeiten bereits untergegangen, die an die Stelle von Colpe getreten war, das wieder die Stelle von Archäopolis am Siphylus eingenommen hatte (Plin. V, 29, 31).

Lebadea (a. Geogr.), Stadt an der Westgrenze Böotiens zwischen Chäroneia und dem nördlichen Abhange des Helikon, westlich vom Kopaissee. Es befand sich in ihrer Nähe in einer unterirdischen Höhle ein Orakel des trophonischen Zeus und der Tempel des Gottes mit einer von Praxiteles verfertigten Bildsäule desselben. Durch dies Orakel scheint sich der früher unbedeutende Ort erst gehoben zu haben, so daß ihn Pausanias zu den größten und schönsten Städten Griechenlands rechnet; jetzt Livadhia (Paus. IX, 39).

Lebädan, russ. Kreis und Stadt, s. v. a. Lebedjan.

Lebädin, russ. Kreis u. Stadt, s. v. a. Lebedin.

Lebanon (Geogr.), nordamerikan. Gebiete und Orte, B. St.: 1) Grafschaft, Staat Pennsylvania; Flächeninhalt: 348 □ Meil.; Flüsse: der Swatara und dessen Nebenflüsse; Boden: sanftuneben, sehr fruchtbar, der Unionkanal geht durch; bedeutende Gieß- u. Schmiedeeisenfabrikation, Holzmagazine, Walkmühle, Wollensabriken, 3 Hochofen, 3 Hammerwerke, 22 Gerbereien, 12 Brennerien, 2 Brauereien, 5 Töpfereien, Papierfabrik, 4 Druckereien, 3 wöchentl. Zeitungen, 1 Zeitschrift, 37 Mahl-, 24 Säge-, 1 Oelmühle, 4 Akademien, 36 Schulen; 21,900 Einw.; — 2) Stadtgebiet, Staat Connecticut, Grafschaft New-London; Boden: etwas uneben, tiefer reicher Muls von Kolladenartiger Farbe, gut zu Grasbau; Flüsse: der Dantic und dessen Nebenflüsse. Die Hauptniederlassung des Stadtgebietes hat 1 kongregational. und 1 baptist. Kirche, ist sonst verfallen; 2200 Einw. — 3) Stadtgebiet, Staat Maine, Grafschaft York; an der östl. Grenze die Salomon-Fälle. Flüsse: die Nebenflüsse der Salomon-Fälle, deren einer aus einem Teiche im Nordosten des Stadtgebietes kommt; 2300 Einw.; — 4) Stadt, Staat Missouri, Grafschaft Cooper; 2 Schulen; 1010 Einw.; — 5) Stadtgebiet, Staat New-Hampshire, Grafschaft Grafton; Flüsse: der Connecticut an der westl. Grenze u. der Mascoceny; Boden: an den Flüssen ausgezeichnet; ein Kanal geht hier rund um die Fälle des Connecticutflusses; eine Brücke führt nach Hartford in Vermont; 1760 Einw.; — 6) Stadtgebiet, Staat New-Jersey, Grafsch. Hunterdon; Boden: bergig und hügelig, Thon und Lehm, fruchtbar und gut angebaut; Flüsse: der Spruce Run und der südl. Nebenfluß des Maritan; 12 Schulen; 3850 Einw.; — 7) Stadtgebiet, Staat New-York, Grafsch. Madison; Boden: hügelig, thoniger Lehm; Flüsse: der Chenango und dessen Nebenflüsse; 16 Schulen; 1800 Einw.; — 8) Stadt, Staat Ohio, Grafsch. Meigs, am Ohio; 2 Mahl-, 3 Sägemühlen, 4 Schulen; 630 Einw.; — 9) Stadt, Staat Pennsylvania, Grafschaft Lebanon; Post, 17 Kaufläden, 5 Gerbereien, 3 Brennerien, 2 Brauereien, 3 Töpfereien, 4 Druckereien, 3 wöchentl. Zeitungen, 1 Zeitschrift, 8 Mahlmühlen; 1 Akademie und 11 Schulen; 6200 Einw.; — 10) Stadtgebiet, Staat Pennsylvania, Grafsch. Wayne; Boden hügelig, kiefiger Lehm; Flüsse: Nebenflüsse des Dyberry; 4 Schulen; 370 Einw.; — 11) Ort, Staat Alabama, Grafschaft De Kalb, Hauptort darin, auf dem nördlichen Ufer des Big Wills; Post, Gerichtshaus; — 12) Ort, Staat Arkansas, Grafsch. Searey, Hauptort darin, auf dem südl. Ufer des Buffalo Fork des White; Post; — 13) Ort, Staat Illinois, Grafsch. St. Clair; 8 Kaufläden, 2 methodist. und 1 episkopal. Kirche, 1 Dampf-Mahlmühle, 50 Häuser; das Mc Kendree Kollegium, 1834 gegründet, mit 1 Präsidenten, 3 Professoren oder Instruktoren u. 47 Studenten;

Journal of Management Inquiry	23(1)
DOI: 10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
© The Author(s) 2014	Reprints and permissions: sagepub.com/journalsPermissions.nav
http://jmi.sagepub.com	hosted at sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com
10.1177/1056492614528201	jmi.sagepub.com

er seinen Zweck, indem er namentlich dahin strebte, Belgien mit Deutschland auszuföhnen. Um die französische Partei zu schwächen und ihr entgegen zu arbeiten, schob er bei der Wahl des Herzogs von Nemours die Kandidatur des Herzogs von Leuchtenberg vor und als beide beseitigt waren, betrieb er aufs Eifrigste die Wahl des Prinzen von Koburg. Wie als Mitglied der Kommission, welcher der Entwurf des Verfassungsgesetzes aufgetragen war u. die darin für die Beibehaltung der Monarchie entschied, so arbeitete er als Minister des Auswärtigen im zweiten Ministerium des Regenten vom 28. März 1831 an im Sinne eines europäischen, d. h. antifranzösischen Systems. Von seinem ausgezeichneten Rednertalent wie von seiner großen geistigen Ruhe gab er in der neuntägigen stürmischen Debatte (1.—9. Juli 1831) über die Annahme oder Verwerfung der 18 Artikel, d. h. über Annahme oder Verwerfung der Wahl des Prinzen von Koburg zum König von Belgien den sprechendsten Beweis, indem er es war, der den Kongreß von der Nothwendigkeit dieser Annahme der 18 Artikel überzeugte und damit die französische Partei vollständig schlug und ihr alle Hoffnung auf die Zukunft nahm. Um jeden Verdacht persönlichen Eigennuzes zu entfernen, erklärte L. vor der Debatte, daß er nach der Annahme der 18 Artikel sein Portefeuille abgeben werde. Er hielt Wort, wurde aber fast einstimmig zum Mitgliede der Kommission gewählt, die dem neuen König die Wahl dokumente überbringen sollte. In dem ersten Ministerium des Königs hatte L. als Staatsminister vom 4. — 26. August Sitz und Stimme im Kabinet, vorzüglich um für die Annäherung Belgiens an Deutschland zu wirken. In dem zweiten Ministerium des Königs wurde er Justizminister (20. Oktbr. 1832), und in dieser Zeit war es, wo A. Gendebien die Gelegenheit ergriff, L. der Verlegung des Staatsgrundgesetzes anzuklagen, eigentlich das antifranzösische System zu stürzen. Rothomb brachte der ganzen Partei eine Niederlage bei (23. August 1833), und so war das System der Pacifikation im Innern, das Werk L.s, gerettet. Nach den Plünderungen im Monat April 1834 schied er aus dem Ministerium, so unbemittelt wie er war, als er die höchsten Staatswürden übernahm, und wohnte den Kammeritzungen als Deputirter der Stadt Brüssel bei. Zugleich ward er Gouverneur von Namur, und 1839, in welchem Jahre er für die Annahme des Vertrags vom 19. April 1839 stimmte, außerordentlicher Gesandter Belgiens beim deutschen Bunde.

Lebecii oder **Libici** (a. Geogr.), Völkerschaft in Gallia Cisalpina, zu beiden Seiten des Flusses Eesia bis zur Mündung desselben in den Padus (Polyb. II, 17).

Lebeckia (Bot.), nach Thunberg, Gattung der Cassiæ Spr., der Leguminosae Loteae Dec., Diadelphia Decandria L. Charakter: Kelch in fünf spitzige Einschnitte getheilt, deren hohle Zwischenräume (Buchten) gerundet sind; Krone schmetterlingsförmig; Hülle cylindrisch, vleisamig. Gegen 30 Arten, Sträucher auf dem

Kap; bekannteste: 1) *L. armata* Thunb. Blätter dreizählig; Zweige mit runden grauen Dornen besetzt; Blüthen in Trauben. — 2) *L. sepia-ria* Thunb., *Spartium sepiarium* L. Aeste scharf; Blätter einfach, fadenförmig, unbehaart; Blüthen gelb, in Trauben. Pluk., Mant. 114, T. 414, F. 1.

Lebedau (Geogr.), 1) österr.-mähr. Gut, Kr. Gradisch; mit Zdislawitz verbunden, hat es für sich ein Areal von 1497 J. 498 □ Kl.; — 2) Dorf das., 2 Mühlen; gegen 160 Einw.

Lebedew (Lebedow), Michael, russischer Landschaftsmaler, 1812 wahrscheinlich zu Petersburg geb., Zögling der Akademie das., reiste dann nach Italien, arbeitete lange in Rom, besuchte Neapel und † hier schon 1837 an der Cholera. Er galt neben Kiprensky und Drulowsky für den besten Maler Rußlands.

Lebedian (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouvernement Tambow, zwischen Riäsan und Orel, 55 $\frac{1}{2}$ □ M., 80,600 Einw., guter Getreidebau, starke Viehzucht; — 2) Hauptstadt das., nordwestlich von Lipezk, am Don, rechts; bedeutende Vieh- und Pferdemärkte; 4000 Einw.

Lebedin (Geogr.), 1) europ.-russ. Kreis, Gouvernement Slobods-Ukraine, 62 $\frac{1}{10}$ □ M., 130,000 E.; — 2) Hauptstadt das., an der Altschanaja, links, schwach befestigt; Ackerbau; 9000 Einw.

Lebedontie (a. Geogr.), Stadt an der Südostküste von Hispania Tarrac. am Berge Selsus (jetzt Kap Salou) in der Nähe von Taraco, die bald verschwand.

Lebedus (a. Geogr.), Stadt des jonischen Bundes an der Küste Lydiens, nordwestlich von Colophon gelegen, nach Strabo von dem Jonier Androcepus gegründet. Sie erreichte durch Handel und Schifffahrt eine nicht unbedeutende Blüthe, verlor aber durch Eysmachus, der den größten Theil ihrer Einwohner nach Ephesus verpflanzte, den Rest ihrer früheren Größe und war zur Zeit des Augustus schon ein sehr gesunkener Ort. Um ihr einigermaßen aufzuhelfen, verpflanzten die Römer die dem Dionysus geweihte berühmte Schauspielertruppe, die zu Rhonnesus ihren Sitz gehabt hatte, hierher, u. es fanden alljährlich Wettkämpfe zu Ehren des Dionys Statt. Warme Mineralquellen, die in der Nähe der Stadt waren, sind noch vorhanden.

Lebehnte (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Provinz Preußen (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Deutschkrone; Amtssitz mit Oberförsterei; 820 Einw.; — 2) (Neu-L.), das.; 110 E.

Lebel, Karl Jakob, ital. Maler der Gegenwart, Schüler Davids, seit 1805 durch Historien, Genrestücke und Bildnisse in den Salons bekannt geworden; gerühmt wurden: Napoleon im Hospiz auf dem St. Bernhard, 1810, und eine Scene aus der Uebergabe von Paris an Heinrich IV. L. † um 1830.

Leben oder **Lebena** (a. Geogr.), Hafenstadt an der Südküste von Kreta, mit einem berühmten Tempel des Aeskulap (Ptol. III, 17).

Leben (Vita, franz. Vie, engl. Life, ital. Vita, Physiol.). Daß das L., sofern man es in einem beschränkten Sinn nimmt, nicht zu befi-

die Thiere auf so vielen Stufen, als Thierklassen, Gattungen, Arten u. dgl. vorhanden sind, und das einzelne Thier oder der Mensch in seiner inneren Mannichfaltigkeit als Nerv, Faser, Membran, und diese in immer kleineren Kreisen, z. B. in dem, einen Organismus im Organismus vorstellenden, Auge, Ohr u. s. w. Die Entfaltung der Natur in ihre Einzelheiten ist nicht plötzlich geschehen, auch ist dieselbe nicht vollendet, so lange sie als lebendiges, regsameres, d. i. thätiges Etwas erscheint. Es findet also in ihr ein Geseß der allmählichen Entwicklung und Veredelung statt, wie uns solches das Lagerungsverhältniß in der Rinde des Erdballs entweder mit Resten einer organischen Schöpfung, oder ohne solche, das allmähliche Werden und Ausbilden der Pflanze vom Samenkorn bis zur Blüthe, die allmähliche Entwicklung des Thierreichs von der Monade bis zum Menschen, und des Menschen vom Keime bis zum vernünftig denkenden Wesen, bezeugt. — Die Entwicklung beruht auf Potenzirung eines Niederen zu einem Höheren. Indem nämlich ein Höheres mit einem Niederen in Wechselwirkung tritt, und zwar dergestalt, daß dieses von jenem überwältigt wird, wird in Folge hiervon das Ueberwältigte selbst zu einem Höheren, zu einem Theil des Höheren, emporgehoben. Dieses so Potenzirte vermehrt oder erhöht nun in demselben Maße, als es selbst zu einem Höheren geworden ist, d. i. als es an dem höheren L. Theil nimmt, den Werth desjenigen, wodurch es zu der Höhe gelangt ist.

Im gegenwärtigen Zustande der Natur sind die Normen der verschiedenen höheren Stufen der Naturentwicklung der Art nach bestimmt, so zwar, daß das Niedere zu einer bestimmten höheren Art nur durch das L. einer solchen bereits vorhandenen Art gesteigert werden kann, so daß sich z. B. ein Vogel nicht in ein Säugethier, oder die eine Säugethierart nicht in eine andere umzuwandeln vermag; — (daher die Möglichkeit nicht allein der Verminderung, sondern sogar des gänzlichen Verschwindens einer bestimmten Thierart, deren einstige Existenz und entweder die geschriebene, oder die durch das Lagerungsverhältniß der Erdschichten ausgeprägte Geschichte bezeugt). Auf dieselbe Weise kann eine Masse, z. B. organischer Materie, nur dadurch zu einem Individuum höherer Art werden, daß sie durch ein bereits vorhandenes höheres Individuum (Aeltern) dazu potenzirt wird. Daß aber dieses Verhältniß nicht immer so in der Natur gewaltet habe, sondern erst durch allmähliche Potenzirung der Natur hervorgekommen sey, dafür spricht noch gegenwärtig die vage Bildung in der Infusorienwelt, — eine Entstehung ohne Aeltern, eine Umwandlung der einen Art in die andere, der Pflanze in das Thier, — wenn nur die allgemeinsten Thätigkeitsäußerungen des Naturlebens, Licht, Wärme, Luft, Feuchtigkeit und ein bildungsfähiger Stoff, gegeben sind.

Die Hauptformen und Hauptmodifikationen des allgemeinen Naturlebens sind:

1) Der Dynamismus, d. i. das Naturle-

ben in seiner allgemeinsten Aeußerung. Diese Aeußerungen, — wir nennen sie gewöhnlich Kräfte oder Imponderabilien — sind die Wärme, das Licht, die Elektricität, der Galvanismus u. Magnetismus, — Erscheinungen, welche in der allgemeinen Natur, sowohl im unorganischen als auch im organischen Reiche, jedoch großartig in jenem, als in diesem walten und sämmtlich nur Gliederungen einer allgemeinen Naturthätigkeit sind. — Da nicht einzeln bestimmte Körper, sondern alle an diesen allgemeinsten Naturäußerungen Theil nehmen, so dürfen wir diese Aeußerungen auch als die am allgemeinsten in der und durch die Natur verbreiteten anerkennen. Es gab eine Epoche unseres Erdenlebens, wo sie in größerem Maße herrschend waren als gegenwärtig, nämlich damals, als noch keine Organismen zur Entwicklung gekommen waren; wenigstens läßt sich dieses von der Wärme nachweisen. Prozesse konnten sich damals geltend machen, von denen wir gegenwärtig nur noch eine schwache Ahnung haben, aber keinen deutlichen Begriff und zu verschaffen vermögen; dieses L. wurde dann nach und nach durch die allmählich entstehenden höheren Lebensmodifikationen in der Natur beherrscht, und mußte daher mit jedem Zeitmomente auch fort und fort immer mehr und mehr zurückgedrängt werden.

2) Der Mechanismus oder das mechanische L. Als Mechanismus äußert sich die allgemeine Naturthätigkeit am energischsten auf ihrer niedrigeren Stufe und erscheint dann als Anziehung oder Schwere, als Elasticität und Abstoßung, wodurch die einfache Bewegung vermittelt wird, sowohl am einfachsten Elemente, als auch am ganzen Weltgebäude und bei den höchsten Organismen. Wo der Mechanismus vorkommt, erscheinen jene allgemeinsten dynamischen Kräfte, und zwar entweder einzeln oder zusammen, aber nicht umgekehrt, indem jene genannten Kräfte dem Geseße der Schwere nicht unterworfen sind.

3) Der Chemismus. Das chemische L. ist eine höhere Stufe oder Metamorphose der allgemeinen Naturthätigkeit; während die mechanische Aeußerung als einfache Schwere und als dadurch bedingte Bewegung sich äußert, charakterisirt sich die chemische als Verwandtschaft und als Wahlverwandtschaft, u. zwar ersteres durch das Bestreben, welches ein Körper hat, sich mit einer gewissen Menge eines andern zu vereinigen, letzteres aber in sofern, als ein mit einem zweiten verbundener Körper durch die Verwandtschaft, welche er zu einem dritten hat, aus jener ersten Verbindung herausgezogen wird, u. dann mit diesem dritten sich verbindet. Der Chemismus bedarf übrigens zu seiner Basis des Mechanismus und Dynamismus, jedoch spielen letztere ihrer Aeußerung nach überall, wo der Chemismus walten, eine untergeordnete Rolle, werden von diesem dominirt, — die Schwere wird durch ihn negirt. Am reinsten zeigt sich der Chemismus in der sogenannten unorganischen Natur, indem es nicht nöthig ist, daß die unorganischen Körper, wenn Prozesse in ihnen vorgehen sollen, zuvor bedeutende Störungen erlitten haben, denn eine Auflösung derselben ist



Beleuchtung des Hauptpunktes genau zu beachten. Gewöhnlich trifft der stärkste Reflex das Gesicht der Darstellenden. Ist die Stellung der Darsteller sehr schwierig und angreifend, so muß der Ordner durch genaue Beobachtung den Zeitpunkt zu erkennen wissen, wo die Kraft derselben nachläßt und sofort den Vorhang fallen lassen. Bei komischen Bildern läßt man auch wohl vor den Augen der Zuschauer die Stellung verändern, so daß der komische Effekt noch vermehrt und gesteigert wird. Eine passende Musik, am besten Gesang, begleitet und erklärt gewissermaßen die einzelnen Bilder. Der Erfolg solcher L. n. B. liegt allein und ausschließlich in der Hand desjenigen, der wählt, ordnet und das Material zu einem künstlichen Ganzen verbindet. Ueber den künstlerischen Werth derselben sind die Ansichten sehr verschieden.

Lebender Zins, s. Zins.

Lebendes Konto, in der Buchhaltung ein Personal-Konto, s. Buchhaltung.

Lebende Sprachen, s. Sprachen.

Lebendig bleibend (bot. Term.), auch **Lebend**, s. v. a. *Vegetus*.

Lebendige Kraft, nach Leibniz bewogende, im Gegensatz zu hindernder Kraft.

Lebendiger Kalk, s. v. a. *Ungelöschter Kalk*.

Lebendiges Gefälle, bei unterschlächtigen Wassermühlen das Gefälle, welches das Gerinne unter den Wasserrädern zum Schuß oder zur Kröpfung bekommt.

Lebendige Steine (Bauw.), bis auf das Harte abgearbeitete Steine.

Lebendiges Wasser, 1) s. v. a. *Fließendes Wasser*; — 2) s. v. a. *Lebendiges Gefälle*.

Lebendiges Werk, bei großen Schiffen der im Wasser liegende Theil derselben; der außerhalb desselben befindliche heißt das todtte Werk.

Lebendig gebärend (bot. Term.), s. v. a. *Viviparus*. — **Lebendig gebärende Pflanzen**, s. v. a. *Plantae viviparae*.

Lebendig gebärende Thiere (Zool.), *Animalia vivipara*, s. Zoologie.

Ebene (a. Geogr.), s. v. a. *Leben*.

Lebenhan, bayer. Kirchdorf, R.-B. Unterfranken und Asch., Bdgr. Neustadt a. d. E.; Schloß, Getreidebau, Viehzucht; 420 Einw.

Lebensäther, hypothetischer Stoff, von welchem die Lebenskraft zunächst bedingt seyn soll.

Lebensalter (Physiol.), s. *Alter*.

Lebensasssekuranz, s. v. a. *Lebensversicherung*.

Lebensbalsam, s. v. a. *Balsamum vitae*.

Lebensbaum (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Thuja*.

Lebensbaum = Cypresse (Bot.), s. v. a. *Cupressus thujoides L.*

Lebensbaum des kleinen Gehirns (Anat.), s. *Anatomie und Gehirn*.

Lebensbeschreibung (Biographie), bezeichnet im höhern Sinne nicht die bloße Schilderung des Lebenslaufes, d. i. des äußern Lebensganges eines Menschen, sondern die mit Erzählung der Schicksale und Verhältnisse eines Menschen verbundene Darstellung der geistigen

Entwicklung und geistigen Thätigkeit während seines Lebens. Die einfache Beschreibung der Begegnisse eines Individuums von der Geburt bis zum Tode und die Schilderung der Art seines Benehmens in den verschiedenen Lebenslagen kann nur zur Befriedigung einer oberflächlichen Neugierde dienen; die Biographie aber soll mit dem äußern zugleich das innere Leben eines Menschen schildern und die allmähliche Entfaltung seiner intellektuellen und sittlichen Individualität im Kampfe mit den äußern Verhältnissen, so wie die Einwirkung seiner Thätigkeit auf Welt und Menschen darlegen. So aufgefaßt, wird die L., wenn sie historisch bedeutsame Männer zu ihrem Gegenstande nimmt, eine Ergänzung, oder vielmehr eine Interpretation der Geschichte (s. d.). Die Wissenschaft stellt daher an eine gute Biographie ganz dieselben Anforderungen, welche an jede andere Gattung der historischen Darstellung von ihrer Seite gemacht werden und neben Vollständigkeit, möglichster Parteilosigkeit, Wahrheit der Abfassung verlangt man von einer solchen L. auch, daß sie nur das wirklich Interessante in einem lebensvollen Gemälde und in künstlerisch schöner Form darstelle. Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß der Biograph wo möglich nur solche Personen zum Gegenstande seiner Darstellung wählen darf, deren Leben anziehend und fruchtbar genug ist, und welches durch ihre Stellung im Leben, durch vorzügliche Verdienste, durch sittliche Vorzüge oder durch denkwürdige Schicksale als ausgezeichnet dastehen. — Dem Ausspruche, daß man, um eine gute Biographie eines großen Mannes zu liefern, selbst ein Stück großer Mann seyn müsse, liegt viel Wahres zu Grunde. Jeder Biograph kann seinen Mann nur darstellen, wie er ihn aufzufassen im Stande ist. Um ihn also richtig und ganz zu erkennen u. von seinen Werken aus zurücksteigen zu können in den Schacht seiner Gedanken und die Tiefen seines Gemüthes und daselbst den Triebfedern seiner Handlungen nachzuspüren, ist eine Art geistiger Verwandtschaft zwischen dem Biographen u. dem Darzustellenden nothwendig, ähnlich wie zwischen dem Porträtmaler im strengsten Sinne und dem zu Porträtirenden. Je geistig höher also der Darzustellende steht, desto schwerer ist die Aufgabe, eine gute Biographie von ihm zu geben. — Außerdem müssen aber dem Biographen, hat er nicht selbst mit dem Darzustellenden in vertrautem Umgange gestanden, sichere Nachrichten von nahestehenden Freunden desselben oder hinterlassene Briefe, Schriften, Kunstwerke oder andere Beweiskräfte habende Materialien zur Benützung zu Gebote stehen. Biographien, mit solcher Gründlichkeit und mit unparteiischer Wahrheitsliebe geschrieben, gewähren dann, besonders wenn sie auf die genetische Entwicklung eines Charakters oder Talents und in die besondern Eigenthümlichkeiten der darzustellenden Person mit scharfer Beobachtung eingehen, auch noch ein hohes psychologisches Interesse und sind in moralischer Hinsicht von unberechenbar segensreicher Wirkung. Man gehe das Leben großer Charaktere durch; wir finden sie in der Jugend, und oft noch im Alter

ben Plutarch in der Hand. — Eine besondere Art der L. ist die Autobiographie oder Selbstbiographie, worin eine Person die Entwicklung ihres Lebensganges selbst darstellt. Es gehört dazu ein seltener Grad von Selbstkenntniß und ein noch seltenerer Grad von Wahrheitsliebe: Eigenschaften, die nur von demjenigen zu erwarten sind, der im gerechten Gefühle seines moralischen Werthes auch seine Schwächen und Fehler bekennen darf, wie wir dies z. B. in der Selbstbiographie Alfieri's oder in den Bekenntnissen Rousseau's finden, vor dessen Offenheit man oft zurückzuckt. Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ gehört zu der Gattung von L., welche, um sich dem Kunstwerke zu nähern, weniger das Einzelne in das Auge faßt, als vielmehr das Ganze der geistigen Wirkksamkeit des Individuums ideell darstellt. Vergl. Wiggers, „Ueber die Biographie“ (Mitau 1777) und Jenisch, „Theorie der L.“ (Berlin 1802). Vortreffliches über diesen Gegenstand finden wir auch in Scheidlers „Hedegest“ (Jena 1829). Muster guter Biographien liefern unter den Alten Tacitus in „De vita et moribus Agricola“ und Plutarch, denen die von Diogenes von Laerte, Cornelius Nepos u. Sueton bedeutend nachstehen; unter den Neuern in Frankreich Flechier, Fontanelle, L. Racine, Burigny, de Sade, Voltaire, Mallet, Boissu, d'Anglos u. Villemain; in England Middleton, Johnson, Murphy, Robertson, Th. Moore, Marshall, Southey und Wash. Irving; in Deutschland Schröckh, Nikolai, Herder, Klein, Garve, Meißner, Niemeyer, Heeren, Dippold, Euden, Barnhagen von Ense u. A. — Unter den biographischen Sammlungen erwähnen wir bei den Franzosen Michaud's „Biographie universelle, ancienne et moderne“ (52 Bde., Paris 1811 — 28, nebst Suppl.; Bde. 53—76, das. 1832 f.); ferner „Biographie des hommes vivants“ (5 Bde., das. 1816—19); Rabbe, Vieilh de Boisjolin und Sainte-Preuve, „Biographie universelle et portative des contemporains“ (5 Bde., das. 1836); bei den Engländern „Biographia britannica“ (7 Bde., London 1747 — 66; neue Aufl., Bd. 1—5, 1778—93, Fol.); J. Watkins, „Universal biographical dictionary“ (neue Aufl. das. 1825); Longman, „Annual biography and obituary“ (das. 1817 fg.); bei den Italienern „Biografia universale antica e moderna“ (65 Bde.), eine Bearbeitung des michaud'schen Werkes; „Dizionario biografico universale“ (Mailand) und Emilio de Lipaldo, „Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere e arti del sec. XVIII e dei contemporanei“ (Bd. 1—9, Venedig 1844); bei den Spaniern „Galeria de Españolas célebres contemporáneas“, redigirt von Cardenas und Pastor Diaz; bei den Belgiern Pawels de Vis, „Dictionnaire biographique des Belges hommes et femmes, qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions etc. depuis les temps les plus recueils jusqu'à nos jours“ (Brüssel 1844); bei den Schweden „Biographisk lexicon öfver namkunniga svenske män“ (Bde. 1—10,) Upsala

1835 f.); bei den Deutschen Hennings „Deutscher Ehrentempel“ (9 Bde., Gotha 1820—27), „Zeitgenossen“ (6 Bde., Leipzig 1816—21; neue Reihe, 6 Bde., das. 1821—27, dritte Reihe, Bd. 1—5, 1829—35) u. a. (Vergl. Nekrolog der Deutschen).

Lebensdauer (Physiol.), s. Alter.

Lebenselixir (auch Universalelixir, Elixirium ad longam vitam, Med.), eine Arznei, die vermeintlich zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens beitragen sollte. Es bestehen dazu mehrfache Vorschriften.

Lebenserhaltungstrieb (Liebe zum Leben, Psych.), eine Eigenschaft, die dem Menschen wie jedem Thiere gleichsam instinktmäßig angeboren ist und ihn nöthigt, das Leben gegen alle feindlichen äußeren Einflüsse zu schützen und zu erhalten. In den gehörigen Grenzen gehalten kann dieser Trieb nicht getadelt werden, ja, er kann sogar zur Unterstützung moralischer Zwecke dienen, in sofern der Mensch die Erhaltung seines Lebens erstrebt, um sich theils selbst immer mehr geistig zu veredeln, theils Andern zu nützen; zu weit ausgedehnt aber schlägt er in Eigenliebe und Selbstsucht um.

Lebensfähigkeit (Physiol.), s. Lebensreiz.

Lebensfähigkeit der Kinder (Vitalitas, Partus vitalis, franz. Vitabilité, Vitalität, gerichtliche Med.), diejenige Eigenschaft einer menschlichen Frucht, vermöge deren dieselbe im Stande ist, nach erfolgter Geburt das Leben außerhalb der Gebärmutter anzutreten und fortzusetzen. Das Vorhandenseyn oder Fehlen dieser Eigenschaft ist sowohl in civil- als in kriminalrechtlicher Beziehung von großer Bedeutung, namentlich aber in Fällen, wo es sich um Zuerkennung von Erbfähigkeit, um Ermittlung zweifelhaften Kindesmordes u. s. w. handelt. — Dftmals hat man sowohl von Seiten der Rechtsgelehrten, als der Aerzte, den Ausdruck L. in einem falschen Sinne aufgenommen und namentlich jede Frucht, welche nach ihrer Ausschließung aus der Gebärmutter Lebensäußerungen zeigte, für lebensfähig erklärt. Hierbei war man aber jedenfalls in einem bedeutenden Irrthume befangen, da, wie aus der oben gegebenen Definition hervorgeht, zur Annahme der L. nicht nur erforderlich ist, daß die Frucht zur Zeit der Geburt und unmittelbar nach derselben Leben gezeigt habe, sondern auch, daß dieselbe im Stande sey, dasselbe für längere Zeit fortzusetzen. Geborene, welche dies nicht vermögen, welche entweder in Folge der zu früh eingetretenen Geburt, oder wegen abnormer Körperbeschaffenheit wieder absterben müssen, können auf die Eigenschaft der L. nicht Anspruch machen, und es ist hierbei (mit besonderer Beziehung auf Kindesmord) der Grundsatz: „was nicht lebensfähig ist, kann nicht getödtet werden“, als vollkommen gültig anzunehmen.

Die Eigenschaft, lebensfähig zu seyn, erhält eine Frucht theils durch die Zeit, während welcher sie im Uterus der Mutter existirte und durch die dabei allmählig fortschreitende Ausbildung des ganzen Körpers, theils durch die normale Beschaffenheit der zur Fortsetzung des Lebens

unentbehrlichen Organe, oder mit andern Worten, durch den Mangel von Mißbildungen und Verunstaltungen solcher Körpertheile, welche die zur Erhaltung der Lebensfähigkeit nothwendigen Funktionen über sich haben. Nur diese beiden Momente zusammengenommen, können also im einzelnen Falle über L. entschieden, und es wird demnach eine Frucht, wenn sie auch die zur Erlangung der L. erforderliche Zeit in der Gebärmutter zugebracht hat, dennoch lebensunfähig seyn, wenn sich Bildungsfehler in der angegebenen Weise an ihr vorfinden. Auf diesen doppelten Grund der Lebensunfähigkeit hat man aber von Seite der Gesetzgebungen nicht immer die gehörige Rücksicht genommen, indem es theils in der bürgerlichen Rechtspflege, zur Erlangung der Erbfähigkeit u. s. w. für hinreichend gehalten wurde, wenn das Kind nach der Geburt Lebenszeichen von sich gegeben (die vier Wände beschrien) und eine menschliche Gestalt gehabt hatte, theils hat man in kriminalrechtlicher Hinsicht bei, gegen die Existenz neugeborener Kinder gerichteten Verbrechen (Kindesmord), die aus der körperlichen Beschaffenheit des Gebornen entspringende Unfähigkeit zur Fortsetzung des Lebens nach der Geburt, in Bezug auf die daraus hervorgehende Zurechnungsfähigkeit des Thäters, ausdrücklich abgeleugnet. So bestimmt namentlich das Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern (Ann. Bd. II, Buch 2, Kap. 1, §. 34), daß als lebensfähig dasjenige Kind zu betrachten sey, welches in einem solchen Zustande von Reife zur Welt kommt, daß es im Stande sey, außer dem Leibe der Mutter fortzuleben. Ein unzeitig und unreif geborenes Kind könne lebendig zur Welt gekommen seyn und einige Zeit gelebt haben und dennoch nicht lebensfähig seyn, wenn es nicht reif genug ist, das Leben fortsetzen zu können. Dagegen könne ein Kind wegen Krankheit oder organischer Fehler die Ursache eines nahen Todes mit zur Welt gebracht haben, und dennoch lebensfähig seyn, wenn es die gehörige Reife im Leibe der Mutter erlangt habe. Nicht also Gesundheit, sondern die zum Fortleben außer der Mutter nöthige Reife entscheidet über die Lebensfähigkeit eines Kindes. — Diese unhaltbare und wahrhafte willkürliche Bestimmung hat indessen beiden meisten Schriftstellern die verdiente Mißbilligung gefunden und namentlich äußert sich Mende darüber treffend: „Welcher Einsichtige sieht nicht die Grundlosigkeit dieser ganz willkürlichen Bestimmungen auf den ersten Blick. Wenn daraus gefolgert wird, daß zwar an einem seines zarteren Alters wegen nicht lebensfähigen Kinde kein Kindesmord begangen werden könne, wohl aber an einem, wegen organischer Fehler und Krankheit eben so wenig lebensfähigen, so weiß man in der That nicht, was man von den Rechtsgrundsätzen denken soll, aus denen diese Bestimmungen hervorgegangen sind“. — Die Frage, wie lange ein Kind gelebt haben müsse, um für lebensfähig gelten zu können, ist, im Grunde genommen, überflüssig zu nennen, da es hierbei, wie gesagt, nicht auf die längere oder kürzere Fortsetzung des Lebens, sondern auf die körperliche Entwicklung und den normalen Zu-

stand wichtiger Organe ankommt und eine übergens lebensunfähige Frucht mehrere Tage, ja Wochen hindurch leben kann, ohne deshalb die Fähigkeit zur Fortsetzung des Lebens zu besitzen. Die genannte Frage wird übrigens von verschiedenen Schriftstellern verschieden beantwortet; Chauffier z. B. nimmt an, daß nur solche Kinder für lebensfähig gelten können, deren Kopf gut gebildet ist, welche wenigstens 36 Stunden nach der Geburt gelebt haben und von den Beamten munter angetroffen worden sind. Dieser Annahme steht aber nicht nur der schon mehrerwähnte Umstand entgegen, daß auch lebensunfähige Kinder längere Zeit als 36 Stunden hindurch leben können, sondern sie wird auch dadurch widerlegt, daß ja, wie Olivier bemerkt, ein Kind, welches durch eine mit auf die Welt gebrachte oder bald nach der Geburt erworbene Krankheit lebensunfähig ist, nicht gerade in den ersten 36 Stunden nach der Geburt zu sterben braucht, sondern daß dies auch später geschehen kann. Endlich aber kann auch ein Kind am ersten oder zweiten Tage nach der Geburt an einer Krankheit sterben, welche es nicht hinderte, überhaupt lebensfähig zu seyn. Dies sind die hauptsächlichsten Gründe, welche uns bestimmen müssen, die Zeit, welche ein Kind nach der Geburt lebt, für die Annahme der Lebensfähigkeit oder Lebensunfähigkeit nicht gelten zu lassen. Martigny macht einen Unterschied zwischen bürgerlicher und natürlicher Lebensfähigkeit; Devergie dagegen unterscheidet zwischen Viabilité und Vitabilité; das erstere Wort soll die Fähigkeit, die verschiedenen Entwicklungsstufen des Lebens zu durchlaufen, das zweite dagegen die Intensität des gegenwärtigen Lebens bezeichnen. Hiernach könnte also in einem Falle ein hoher Grad von Vitabilité vorhanden seyn, ohne daß deshalb das fragliche Kind viable, lebensfähig, sey, wenn es nämlich an einem die weitere Entwicklung hindernden organischen Fehler leide. Diese Trennung hat indessen, so wahr auch die ihr zum Grunde liegende Ansicht ist, für die gerichtlich-medizinische Praxis keinen oder wenigstens nur einen sehr untergeordneten Nutzen, am allerwenigsten aber ist sie für den Zweck, welchen Devergie dabei beabsichtigt, nämlich zur näheren Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit beim Kindesmorde brauchbar, da wir Lebensfähigkeit im Allgemeinen als wesentlich nothwendig zum Charakterstande dieses Verbrechens betrachten und mit Mende der Meinung seyn müssen, daß Das, was nicht lebensfähig sey, auch nicht getödtet werden könne.

Als dasjenige Moment, auf welches bei der Beurtheilung zweifelhafter Lebensfähigkeit zu vordern ist zu achten ist, nennen wir das Alter der Frucht u. den mit demselben naturgemäß verbundenen Grad körperlicher Ausbildung. Diese halten während des Uterinlebens immer gleichen Schritt, und es gibt keine Frucht, deren Ausbildung nicht im genauen Verhältnisse zu ihrem Alter stände (s. Reife), weshalb auch die Lehre von früh- und spät reifen Früchten in der gerichtlichen Medicin durchaus keine Geltung erlangen kann. Hierbei ist jedoch ein für alle-

Einfluß das Zustandekommen der wichtigeren Körperfunktionen, Respiration, Circulation und Assimilation ist. Bei mißbildeten Früchten hat man nach Mende wohl zu unterscheiden, ob die vorgefundenen Mißbildungen Fehler der ersten Bildung darstellen, od. ob sie nur in einem zurückgebliebenen Wachstume und daher rührender unvollkommener Ausbildung ihren Grund haben. Dies ist deshalb wichtig, weil erstere die Lebensfähigkeit mehr als letztere beeinträchtigen, wobei jedoch niemals der äußeren Untersuchung allein zu trauen ist, da zuweilen äußere unbedeutende Bildungsfehler mit bedeutenden inneren Mißbildungen gleichzeitig vorhanden sind, weshalb allemal eine genaue anatomische Untersuchung des Körpers der Frucht für den vorliegenden Zweck erforderlich wird. — Die an menschlichen Früchten gewöhnlich beobachteten Mißbildungen sind von den gerichtlich-medizinischen Schriftstellern in Bezug auf Lebensfähigkeit verschiedentlich betrachtet und eingetheilt worden. Mende z. B. nimmt als Eintheilungsprincip das anatomisch-pathologische Verhalten der einzelnen mißbildeten Theile an und statuirt demgemäß vier Klassen, von denen die erste diejenigen Mißbildungen enthält, durch welche die Eigenthümlichkeiten der menschlichen Gestalt gänzlich aufgehoben werden; die zweite das Fehlen äußerlicher Schutzmittel und Bedeckungen wichtiger Werkzeuge, durch welche die Verstärkung ihrer zum Leben nothwendigen Verrichtungen gesichert wird; die dritte die aus einer Vervielfältigung der Theile entspringenden Mißbildungen, wodurch eine Störung wichtiger Verrichtungen hervorgerufen wird; die vierte endlich jede fehlerhafte Bildung und Stellung der Theile umfaßt, durch die zur Fortsetzung des Lebens unbedingt nöthige Verrichtungen gänzlich gestört werden. Passender scheint es dagegen für unseren Zweck, die Mißbildungen, welchen die menschliche Frucht unterliegt, nach ihrem verschiedenen Einflusse auf die Lebensfähigkeit zu ordnen, weshalb wir denn mit A. Meckel drei besondere Abtheilungen aufstellen. Zu der ersten gehören alle diejenigen Bildungsfehler, welche die Lebensfähigkeit unbedingt vernichten; zu der zweiten diejenigen, welche dieselbe ebenfalls insgemein aufheben, bei denen jedoch hin und wieder Beispiele vorkommen, daß damit behaftete Individuen für längere Zeit am Leben geblieben sind; die dritte Abtheilung schließt diejenigen Bildungsfehler ein, welche der Fortsetzung des Lebens nach der Geburt in keiner Weise hinderlich sind. Wir geben im Folgenden eine für unseren Zweck erforderliche kurze Darstellung der hauptsächlichsten bisher bekannt gewordenen Bildungsabweichungen, nach dem eben genannten Eintheilungsprincipe geordnet:

I. Mißbildungen, welche die Lebensfähigkeit unbedingt aufheben: 1) Mangel des Kopfes (Acephalia vera). Hierbei beobachtet man meist zugleich Mangel anderer Organe, des Halses, der Brust, oft auch, nach Mende, Unvollkommenheit aller übrigen Körperteile. — 2) Mangel des Schädels und des Gehirns (Acephalia spuria, Ragenköpfe). Das Gesicht ist hierbei meist ausgebil-

det, der Tod solcher Früchte erfolgt gewöhnlich bald nach der Geburt, ausgenommen, wenn etwa ein, obgleich kleiner Theil des Gehirns vorhanden ist, in welchem Falle das Leben auf kurze Zeit bestehen kann. — 3) Mangel des Rückenmarkes. Dieser ist mehrentheils mit unvollkommener Bildung der Wirbelsäule verbunden und findet gewöhnlich auch nur beim Mangel des Gehirns Statt; nach Mende trifft man den Mangel des Rückenmarkes bei vorhandenem Gehirne niemals an. — 4) Mangel der Brust, wobei auch immer Hals und Kopf fehlen und nur die untere Hälfte des Rumpfes entwickelt ist. Unvollkommene Früchte dieser Art sollen immer nur mit einem anderen meist wohlgebildeten Kinde zugleich in der Gebärmutter vorhanden seyn. — 5) Mangel der Brust oder Bauchbedeckungen (Eventratio), wenn sie in einem so bedeutenden Grade Statt findet, daß alle Eingeweide dieser Höhle bloß liegen, ein Bildungsfehler, welcher gewöhnlich baldigen Tod zur Folge hat. — 6) Mangel oder regelwidrige Beschaffenheit der Brustorgane: a) des Kehlkopfes und der Luftröhre; — b) der Lungen. Man findet Fälle angeführt, in denen statt der Lungen nur entweder Wasserblasen, oder ein zelliges Gewebe vorhanden waren; mit der Abwesenheit der Lungen ist gewöhnlich auch Mangel der Luftröhre verbunden; c) des Herzens. Mangel des Herzens kommt ebenfalls gewöhnlich mit Mangel der übrigen Brusteingeweide zusammen vor, doch hat man auch Fälle beobachtet, in denen ein umgekehrtes Verhältniß Statt fand. Fehler im Baue des Herzens, wie Einfachheit desselben, Mangel der Scheidewand, oder wenn es sich als einfacher Kanal darstellt, beeinträchtigen nicht immer die Lebensfähigkeit sogleich nach der Geburt, hindern aber jedenfalls die Fortsetzung des Lebens für längere Zeit. Das Fehlen der Brustorgane bei vorhandenem Kopfe und Halse kommt nur selten oder nie vor. — 7) Mangel oder bedeutende Mißbildungen der Unterleibsorgane. Zu den Fehlern der Unterleibsorgane, welche zur Fortsetzung des Lebens unfähig machen, gehört vorerst Mangel der Leber, besonders bei kopflosen Mißgeburten beobachtet, sodann Abwesenheit od. bedeutende Mißbildung beider Nieren, namentlich wenn in einem solchen Falle auch die Harnleiter fehlen, verschlossen oder bedeutend mißbildet sind. Fehlt die Harnröhre, so muß dies nothwendiger Weise den Tod der Frucht nach sich ziehen. Unter den Fehlern des Darmkanals, welche lebensunfähig machen, nennen wir zuerst Mangel der Mundhöhle oder Mangel einer Verbindung derselben mit dem Magen, Verschliefung des Oesophagus, Spaltung oder Verbindung desselben mit der Luftröhre, Verschliefung des Magens, des Dünndarmes, Fehlen einzelner Stücke des Darmkanals, wodurch die Verbindung desselben unter sich aufgehoben wird, bedeutende Verengerungen des Darmkanals, Mangel des Dickdarms oder Verwachsung der Wände desselben. — 8) Mangel sämmtlicher Gliedmaßen. Diese Mißbildung ist im Ganzen wohl nur selten

the information science community. The article is divided into three parts: a review of the literature, a discussion of the research methodology and a presentation of the results.

The first part of the article is a review of the literature. The author identifies three main areas of research: the history of the field, the current state of the field and the future of the field. The second part of the article is a discussion of the research methodology. The author describes the data sources, the data collection process and the data analysis process.

The third part of the article is a presentation of the results. The author presents the results of the literature review, the results of the data collection process and the results of the data analysis process.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

The author also discusses the limitations of the research and suggests areas for future research.

The author concludes the article by discussing the implications of the research findings for the information science community.

Bewegungen der Gliedmaßen, Fähigkeit an der Brustwarze oder dem vorgehaltenen Finger zu saugen, gehörige Entleerungen des Kindespechs u. des Urins, Festigkeit der Schädelknochen, nicht allzubedeutendes Auseinanderstehen der Ränder derselben, Ausbildung der Haare, der Nägel und der Haut, richtiges Verhältniß der Extremitäten zum Körper u. s. w. genannt. Auf die Länge und Schwere des Körpers läßt sich für den vorliegenden Zweck nicht wohl achten, wenigstens ist Mangel daran in keinem Falle unbedingt auf Lebensunfähigkeit zu deuten. Schwaches, wimmerndes Geschrei dagegen, Unfähigkeit zu saugen, Mangel an Bewegung der Gliedmaßen, an Urin- und Darmentleerungen, Weichheit der Schädelknochen, große Entfernung der Ränder derselben von einander, Weichheit u. hautartige Beschaffenheit der Nägel, mangelnde Ausbildung und sehr dunkle Färbung der Haut, unverhältnißmäßige Größe des Kopfes od. Kleinheit der Extremitäten, Insertion des Naselstranges nahe an der Schambeinvereinigung, Vorhandenseyn der Pupillarmembran u. s. w. werden als Merkmale der Unfähigkeit zur Fortsetzung des Lebens betrachtet. Ist aber ein todttes Kind Gegenstand der gerichtsarztlichen Untersuchung, so finden theils die oben genannten Merkmale, in sofern sie am Leichname erkennbar sind, ihre Anwendung, theils kommt dabei die Gegenwart oder Abwesenheit derjenigen Mißbildungen, welche wir weiter oben als die Lebensfähigkeit vernichtend aufgezählt haben, in Betracht.

Lebensgeist (*Spiritus vitalis*), ein in den ältern medicinischen Schulen sehr allgemein, doch verschieden dargestelltes hypothetisches Lebensprincip. Da man die Lebenserscheinungen aus den an nicht belebten Körpern erkannten Naturgesetzen nicht abzuleiten vermochte, glaubte man am kürzesten sich dadurch helfen zu können, daß man die Vorstellung vom Leben selbst auf die anerkannte nächste Ursache des Lebens übertrug. Man kann diese Ansicht der Entstehung und Begründung des Lebens bis zur Wiege der Philosophie verfolgen. Sie steht mit den ältesten Philosophemen der Griechen und den Urideen der Religion in Verbindung, indem man L. als einen Ausfluß, oder ein Erzeugniß der Gottheit oder göttlichen Wesens, in unmittelbare Beziehung brachte. Weiter wurde jedoch diese Ansicht in den ältesten medicinischen Systemen ausgesponnen, hier aber zugleich eine solche Verwirrung in die Anwendung, die man von derselben machte, und in die daran sich knüpfenden Begriffe gebracht, daß u. a. das griechische Wort *Pneuma* (Geist) in den Schriften des Hippocrates wenigstens 8 Bedeutungen hat. In vielen Stellen der Schriften Galens ist es gleichbedeutend mit angeborener Wärme. Meist aber, wo das Wort in einfacher Zahl vorkommt, bezieht es sich entweder auf das Dunstartige im Körper, oder auf den Athem, oder das im Einathmen aus der Luft in den Körper Gelangende. Am gewöhnlichsten aber ist die Eintheilung in den natürlichen L., der Pflanzen und Thiere ernähre, und den thierischen L., der den Thieren Empfindungsvermö-

gen und Bewegungskraft verleihe. Doch werden im thierischen Körper eigentlich L. er unterschieden: ein natürlicher, in dem Leben erzeugter, ein vitaler (eigentlicher), vom Herzen ausgehender und durch die Luft unter dem Athem dahin gelangender, und ein thierischer L., der im Gehirn aus diesem erzeugt werde, der das Organ der Seele, aber nicht ihre Substanz sey, besonders in der willkürlichen Bewegung, doch auch bei angestrengter Verdauung verzehrt werde, und bald rein wie Aether, bald trüb wie Nebel sey. In den galenschen Schulen haben nun Araber und Arabisten mit den Scholastikern der spätern Zeit wettsiehernd ihren Scharfsinn erschöpft, um aus diesen hippokratish-galenschen Ueberlieferungen ein Lehrgebäude zusammen zu setzen, indem die L. er eine erste Rolle spielen. Auch neuere Philosophen, z. B. Haller, haben sich der Ansicht von L. ern geneigt gezeigt, doch sie besonders auf die Nerventhätigkeit bezogen, daher auch der Name *Nervengeister* den von L. ern verdrängt hat. Im Allgemeinen aber ist nicht zu übersehen, daß die ganze Lehre von L. ern eigentlich nur eine poetische Ansicht und daher auch nicht geeignet ist, zur Grundlage einer eigentlichen Theorie zu dienen (Pier er d. A.).

Lebensflugheit, s. *Klugheit*.

Lebensknoten (bot. Term.), s. v. a. Wurzelhals, *Collum radialis*, *Caudex intermedius* (s. d.).

Lebenskraft (*Vis vitalis*, *Physiol.*), s. *Leben*.

Lebenskraut (Bot.), s. v. a. Mauerpfeffer, *Sedum acre* L.

Lebenslängliche Freiheitsstrafe, siehe *Strafe*.

Lebenslauf (*Curriculum vitae*), s. v. a. Biographie, Lebensbeschreibung.

Lebenslehre, s. v. a. *Biologie*.

Lebenslinie, s. *Chiromantie*.

Lebensluft, s. v. a. *Sauerstoffgas*.

Lebensluftmesser, s. v. a. *Eudiometer*.

Lebensmagnetismus, s. *Thierischer Magnetismus*.

Lebensmerkur, s. v. a. *Algarothpulver*.

Lebensöl, Volksarznei, ähnliche Mischung wie *Lebensbalsam*.

Lebensperiode (*Physiol.*), s. *Alter*.

Lebensperspektive (*Lebensdauer*), s. *Alter*.

Lebensphilosophie, s. *Philosophie*.

Lebensprincip (*Physiol.*), s. *Leben*.

Lebensprobabilität (*Lebensdauer*), s. *Alter*.

Lebenspulver (*Pulvis vitae*), martialischer Spießglanzkalk, unter die hallischen Arzneien aufgenommen.

Lebensreiz (*Physiol.*), die belebbare organische Materie und die sie belebende organische Kraft (*Lebenskraft*) bedürfen für die Aeußerungen ihrer gegenseitigen Thätigkeit, für die Lebensäußerungen, noch gewisser äußerer Bedingungen, welche man integrierende oder L. e genannt hat, weil ohne sie zwar Lebensfähigkeit der Materie und in dieser schlummernde Lebenskraft

Date	Time	Location	Weather	Notes
1/1/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/1/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/1/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/2/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/2/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/2/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/3/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/3/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/3/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/4/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/4/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/4/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/5/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/5/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/5/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/6/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/6/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/6/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/7/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/7/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/7/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/8/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/8/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/8/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/9/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/9/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/9/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/10/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/10/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/10/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/11/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/11/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/11/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/12/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/12/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/12/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip
1/13/2020	08:00	New York City	Clear	Start of trip
1/13/2020	12:00	New York City	Clear	Lunch break
1/13/2020	18:00	New York City	Clear	End of trip

sich Wärme, nicht aber ohne die von außen her wirkende atmosphärische, und ein Glied, dem sie längere Zeit gänzlich entzogen ist, so zwar, daß die Ausgleichung durch das Blut- und Nervenleben und den Chemismus der Organe gegen die äußeren zu hohen Kältegrade nicht ausreichen kann, stirbt ab; es erfriert, so wie der ganze Körper, wenn seine Reaktionskraft gegen jene zu schwach ist. Aber auch an das rein Irdische, Palpable sind die organischen Wesen gebunden. Sie bestehen nicht ohne andauernde Zufuhr von Nahrungsstoff. Gleich der säugenden Mutter spendet die Erde ihren Erzeugten. Es geschieht ein beständiger Umsatz desselben in die organische Materie. Es belebt sie, wird wiederum von ihr belebt, und mit dem Mangel desselben verkümmert alles Leben, sobald etwaiger Vorrath von Nährstoff im Organismus aufgezehrt ist. Die Dauer des Winterschlafes ist hauptsächlich wohl an diese letztere Bedingung geknüpft. Der Mensch entbehrt die Nahrung nicht viel über eine Woche; höhere Thiere entbehren sie einige Wochen; Amphibien, Schlangen und Schildkröten z. B. mehrere Monate, ohne dem Tode zu verfallen. Welcher Gegensatz der geistigen Bevorzugung des Menschen zu diesem strengen Gebundenseyn an das rein Körperliche! Endlich ist ein Leben der organischen Materie ohne einen Zustand von Aufweichung im Wasser gleichfalls unmöglich. Dertlichen Tod z. B. ruft die Entziehung von Wasser durch Kali caustic. in den thierischen Theilen hervor. Es sind übrigens ebensowohl die Bestandtheile des Wassers als auch dieses selbst, welche zu den lebendigen Mischungsbänderungen der Thiermaterie unumgänglich nothwendig sind, und der Mangel desselben erzeugt Mummifikation und Tod.

Ob Elektricität und Magnetismus unter den Imponderabilien z. c. seyen, wie sich wohl aus manchen Indicien vermuthen läßt, ist bis jetzt durch Beweise nicht festzustellen, und wir können hierauf nur aus den Alienationen in den Organismen bei den Umänderungen jener, bei Epidemien und Epizootien schließen. Was aber das Licht betrifft, so ist es zwar ein belebender Reiz für Thiere und Pflanzen, aber nicht integrierender Reiz zu nennen. Das Leben kann dabei bestehen, wenn auch freilich in verkümmertem Zustande. Die Vegetation leidet gewöhnlich darunter, sie bleibt bleich zu Boden gedrückt, und die im Dunkel der Wälder und Höhlen wachsenden Pflanzen, Kryptogamen besonders, entbehren des Farbenwechsels fast gänzlich. Ob der Mensch gänzlich des Lichts entbehren kann, ohne zu sterben, ist eine Frage, die durch die jahrelange Kerkerkammer Gefangener (Hausfers) noch nicht erledigt ist. Das eigene beängstigende Gefühl, die gedrückte Stimmung, welche Finsterniß in vielen Menschen, selbst Blinden hervorruft, möchte dem Lichte wenigstens einen sehr hohen Rang unter den belebenden Reizen einräumen. In Bezug auf die verschiedene Abhängigkeit der organischen Wesen von den z. c., ergibt sich nach den mannichfachen Experimenten Legallois, Edward's und Müllers (a. a. D. I., S. 32) als Gesetz, daß

die Dauer des Lebens ohne z. c. im umgekehrten Verhältnisse zur Organisation stehe, daß die einfachsten Organismen diese am längsten entbehren, daß umgekehrt die Komplikation der Organbildung die Abhängigkeit theils der Organe, theils der Organismen von den z. c. erhöhe. Vgl. Organisches Leben, S. 662.

Lebenssaft der Pflanzen (bot. Term.), s. v. a. Latex. Vgl. Botanik, S. 298.

Lebenssaftgefäße der Pflanzen, s. v. a. Intercellulargänge.

Lebenstädt (Lerenstedt), braunschweig. Dorf, Kr. Wolfenbüttel, Amt Salbern; 560 Einw.

Lebensstrafe, s. v. a. Todesstrafe.

Lebensturgor (Lebensfülle, Lebensspannung, Lebensschwellung, Turgor vitalis, Physiol.), die Lebensschwellung, die weiche, elastische Spannung, welche alle weichen und halbweichen Theile des Körpers besigen, ist das Produkt des zur Selbsterhaltung des individuellen Organismus ununterbrochen vor sich gehenden Stoffwechsels, der in jeder Körperzelle thätigen Nutrition. Die polare Spannung, welche alle Bildungsvorgänge, und so auch den der Ernährung, bedingt, spricht sich zugleich auch als eine materielle aus. Das Blut wird durch die polarisirende Einwirkung des Gefäßnervs, wie das Wasser durch die Drähte der galvanischen Säule, in Dunstform verwandelt, um in solcher die Gefäßwände zu durchdringen, die Zellräume anzufüllen und zur Ernährung der festen Theile zu dienen. Eben so wird aber auch den festen, eines weiteren Lebens unfähigen Theilen durch dasselbe Mittel wieder Dampfform ertheilt, die sie gleichfalls nur zur Rückkehr in die allgemeine Blutmasse fähig macht. Durch diese elastische Flüssigkeit, welche alle hohlen Räume (Zellen, wie Körperhöhlen) organischer Körper anfüllt, werden die Wände derselben ausgedehnt. Indem aber die Kontraktilität der letzteren und die Raumvergrößerung der benachbarten Theile dieser Ausdehnung wieder entgegen wirkt, hat diese gegenseitige Beschränkung obiges Phänomen zur Folge. Bei den erektilen Theilen, z. B. Penis, Brustwarzen u. s. w., kommt noch eine eigene Einrichtung der Gefäße, der Venen und Arterien (Venennege, Arteriae helicinae) hinzu, wodurch die Anhäufung eines turgiden Blutes in ihnen begünstigt und die Lebensschwellung noch vermehrt wird. Daß der z. c. aber ein Produkt der Nutrition im engeren Sinne sey und bezugweise von den Gefäßnerven ausgehe, beweist seine gleichförmige, mit dem Steigen und Fallen des Stoffwechsels gleichen Schritt haltende Zu- und Abnahme, die mit ihm koexistirende Vermehrung des Gemeingefühls und der Sensibilität, die Hervorrufung desselben durch sensible Reize, Licht, Wärme, besonders aber durch solche, welche die Thätigkeit der peripherischen Gefäßnerven vermehren, namentlich excitirende Gemüthsbewegungen, die schnelle Wandelbarkeit dieses Phänomens u. s. w. Auch hat J. Müller (Physiol. I, S. 805) gefunden, daß die Arteriae profundae penis begleitenden Nervenweige dem organischen Nervensysteme angehören. Die

Vermehrung der Lebensschwellung gibt sich durch vergrößertes Volumen, vermehrte Elasticität, Spannung, Empfindlichkeit, Temperatur und Erhöhung der vegetativen Lebensthätigkeit überhaupt zu erkennen. Die nächste Ursache besteht in einer Steigerung der Nutrition und der ihr zu Grunde liegenden polaren Spannung, besonders aber in einer Erhöhung des Gefäßnervenzolls. Alles, was daher diese letztere bewirkt, gibt dazu Gelegenheit, als: Licht, Wärme, Ammonium, Phosphor, excitirende Gemüthsbewegungen u. s. w., gewisse Vorstellungen, mechanische Reize, Reiben, dann aber auch die Gefäßthätigkeit vermehrende Einflüsse, Naphtha, Weingeist, ätherische Oele und endlich Alles, was die ganze Selbstreproduktion zu vermehrter Reaktion auffordert, schnellvorübergehender Eindruck der Kälte, Fieber- und Entzündungsreize. Es kann aber auch der Turgor bloß relativ und auf negative Weise durch Schwächung des Tonus und der Kontraktilität, also durch verminderte Beschränkung der Expansibilität vermehrt werden, was man passiven Turgor nennen könnte, wie mechanische Ausdehnung, Querschung, vermindelter Luftdruck durch Schröpfköpfe, auf hohen Bergen u. s. w. eine solche Anschwellung veranlaßt. Die Folgen vermehrter Lebensschwellung bestehen in vermehrter Strikture, weil die Kontraktilität zur Reaktion aufgerufen wird und die Elasticität der Theile im gleichen Grade ihrer Ausdehnung widerstrebt. Je mehr organische Kontraktilität, Elasticität und Kohärenz die benachbarten Theile besitzen, desto größer die Spannung, der Schmerz und die Störung der Funktion. Vermehrung der Lebensspannung erzeugt Geschwulst. Aber nicht jede Geschwulst beruht bloß auf diesem Grunde. Sie kann auch von vermehrter Blutanhäufung, reichlicherer Ablagerung fester Stoffe u. s. w. herrühren. Eine Verminderung des L.s verräth sich durch geringeres Volumen, Schlassheit, Welkheit, Blässe, Kälte der Theile. Das Gesicht und besonders die Augen sinken ein, werden mit einem blauen Ringe umgeben, die Nase wird spitz, der Puls klein und es stellt sich ein leichenhaftes Aussehen ein. Der nächste Grund davon ist Sinken derjenigen polaren Spannung zwischen Nerv und Gefäß, welche die Wiederbildung der festen Theile bedingt. Daher 1) eine direkte oder indirekte Schwächung der Nerventhätigkeit, vorzüglich des sympathischen Nervensystems und der peripherischen Gefäßnerven, durch anhaltend und in einem hohen Grade einwirkende Kälte, durch übermäßigen Beischlaf, durch ekelerregende Dinge, deprimirende Gemüthsbewegungen, partielle Krämpfe und nervöse Schmerzen, wobei das Nervenagens auf die Centraltheile des Gangliensystems abgeleitet oder durch Anhäufung in einzelnen Abtheilungen des animalen Nervensystems den peripherischen Gefäßnerven entzogen wird; 2) eine Herabstimmung des Gefäßpols durch Salpeter, Säuren, Blutverluste und andere übermäßige Ausleerungen, durch fehlerhafte Beschaffenheit des Blutes, verminderten Blutzutrieb u. s. w. eine Verminderung der Lebensschwellung bewirken.

Zuweilen liegt aber auch der Grund davon in einer Zunahme der Kontraktilität und des Tonus der festen Theile, daher auch Kälte, Säuren, abstringirende Mittel, Krämpfe die nämliche Erscheinung auf doppelte Weise erzeugen. Nicht selten bis zum Tode gehendes Sinken der Lebenskräfte, aber auch Krämpfe und Zuckungen, Schmerzen bei partiellem Kollapsus, sind die Folgen.

Lebensüberdruß (*Tedium vitae*, Psych.), ein höherer Grad der Melancholie, der durch widrige Schicksale und entmutigende Einflüsse, aber auch in Folge körperlicher und psychischer Krankheit herbeigeführt werden kann und oft zum Selbstmord führt.

Lebensverlängerung, s. Diätetik.

Lebensverrichtungen der Pflanzen (Pflanzenphysiol.), s. Botanik, S. 306 f.

Lebensversicherung (Lebensassuranz, franz. Assurance sur la vie des hommes, engl. Assurance on life oder for life, ital. Assicurazione della vita degli uomini). Das Allgemeine über dieses Institut der neuesten Zeit haben wir im Art. Assurance, S. 947, 951 und 953 gegeben. In diesem Art. gehen wir, wie dort angedeutet worden, genauer auf das Einzelne der Versicherungsanstalten ein. Ihre gegenwärtige Ausbildung konnten dieselben erst dann erlangen, als die Vorschritte der politischen Arithmetik (s. d.) es möglich gemacht hatten, ihren Plan auf eine Berechnung der wahrscheinlichen Lebensdauer der Menschen zu gründen. Diese Wissenschaft hat nämlich gelehrt, daß die gänzliche Unbestimmtheit der Lebensdauer, die bei einer geringen Anzahl Menschen hervortritt, sich bei einer gegebenen großen Menge in die festeste Bestimmtheit verwandelt. Die Summe derjenigen, die länger als angenommen ward, leben, wird vollständig von der Summe derer aufgewogen, die früher sterben. Man kann nicht sagen, wie lange ein bestimmtes Individuum leben werde, wohl aber welches die durchschnittliche Lebensdauer einer Million in einem Jahre geborener Menschen seyn müsse. Darauf läßt sich mit siegender Gewißheit die Berechnung gründen, daß ein in einem bestimmten Lebensalter lebendes Individuum nur noch eine Reihe von Jahren zu leben habe. Vielleicht lebt dieses einzelne Individuum länger, dafür stirbt ein anderes, das mit ihm gleich stand, früher. Das Mortalitätsgesetz ist ein unerklärtes, aber sicheres Naturgesetz. Indem daher die Lebensversicherungsanstalten von Individuen, die in einem Lebensalter eintreten, was eine bestimmte längere Dauer verspricht, eine genau berechnete geringere, von andern, dem eine kürzere Lebenszeit übrig bleibt, eine verhältnißmäßig höhere Einlage od. Prämie fordern, haben sie in der Regelmäßigkeit des Mortalitätsgesetzes eine ausreichende Garantie. Ein Ueberschuß kann aus einem Zuschlag zu den Beiträgen genommen werden; doch geht derselbe auch aus den Zinsen von Zinsen hervor, die Manche Anstalten nehmen und die bei der großen Anzahl von Versicherten, wenn auch die Beiträge der Einzelnen nur gering wären, einen bedeutenden Betrag ausmachen. Aber auch noch aus einem anderen Mo-

mente bildet sich der Vortheil dieser Anstalten. Die Sterblichkeitsordnung ist nach der gesammten Volksmenge größerer Staaten berechnet und umfaßt auch die Klassen, in denen die dem Leben drohenden Gefahren häufiger sind, sie umfaßt auch solche, die den Tod schon in sich tragen. Die Anstalt aber schließt gefährliche Kranke unbedingt aus und berührt, ihrer Natur nach, nur die mittleren und höheren Klassen, in denen die Sterblichkeit geringer ist, als in den ärmeren. Folglich ist in der Regel bei einer größeren Zahl der hier eintretenden Individuen eine längere Lebensdauer, folglich auch eine längere Beitragspflichtigkeit und eine längere Zinsnutzung von Seiten der Anstalt zu erwarten, als es der Fall seyn würde, wenn alle mit ihnen in gleichem Lebensalter stehenden Volksglieder beigetreten wären. Gegenstand der Lebensversicherung ist entweder das eigene Leben dessen, welcher den Vertrag abschließt, od. das Leben einer anderen bezeichneten Person; in beiden Fällen sind alle Bedingungen, unter welchen die Anstalt eine Versicherung wirklich eingeht, von dem eigentlich versicherten Leben zu erweisen. Diese Bedingungen sind aber, daß sich der Versicherte in dem von der Gesellschaft noch gestatteten Alter befinde, daß er einen Beruf habe, bei welchem ein Tod durch äußere gewaltsame Ursachen (bei Militärs und Seelenten) nicht vorausgesetzt werden kann, daß er gesund sey, od. doch wenigstens kein Leiden an sich trage, von welchem vorauszusetzen ist, daß es ihm einen frühern Tod zu ziehen könne, als es das allgemeine Verhältniß der Sterblichkeit verlangt; endlich bei Versicherung des Lebens eines Anderen, daß die Versicherung nicht etwa eine bloße Geldspeculation sey, sondern daß Der, welcher das Leben eines Anderen versichert, an der Dauer dieses Lebens ein besonderes Interesse habe.

Die Versicherungssumme, welche gewöhnlich ein vielfaches von 100 ist, steht in der Willkür des Versicherten innerhalb der Grenzen, welche für dieselbe von jeder Versicherungsgesellschaft anders bestimmt sind; und diese wird, sobald natürlich der Versicherte seine Verbindlichkeit gegen die Anstalt erfüllt, in bestimmter Frist nach Bescheinigung des Todes auf den Versicherungsschein ausgezahlt. Dieser Versicherungsschein, die Police, ist das Dokument, welches der Versicherte von der Gesellschaft erhält und bestimmt genau Versicherungssumme, Dauer und die vom Versicherten zu leistenden Verbindlichkeiten; die Police wird von der Anstalt nur verabreicht, nachdem über den Anmeldebchein des Versicherten Beschluß gefaßt ist, auf welchem Versicherungssumme, Dauer und Art der Versicherung genau angegeben sind und dem Zeugnisse über Gesundheitszustand und Alter des zu Versicherenden beiliegen. Die Versicherungssumme kann nach den verschiedenen Einrichtungen der Anstalten entweder auf einmal, oder in mehreren Raten, und dann entweder in einer genau angegebenen Anzahl von Zahlungen als Zeitrente, od. bei Versicherungen auf verbundenes Leben auch in einer von der Lebensdauer einer dritten Person abhängigen Anzahl von Zahlungen als Leibrente abgetragen werden.

In Rücksicht der Bestimmung der Prämie, d. h. des von dem Versicherten zu zahlenden Eintrittsgeldes und der regelmäßigen jährlichen od. halbjährlichen Zahlungen ist es unmöglich, zu einem richtigen Schluß zu kommen. Im Durchschnitt kann zwar angenommen werden, daß das einzelne Geschäft einer Lebensversicherung von da an; wo solche vorgenommen werden, ungefähr 30 Jahre dauern könne, doch wie Vieles mag sich in einem so langen Zeitraum ereignen, was allein den Zinsfuß und also auch den Gewinn anlangt. Finlaison, von dem National Debt Office, meint, daß $4\frac{1}{2}$ Proc. für den richtigen Durchschnitt des Zinsfußes angenommen werden könne und daß bei $4\frac{1}{2}$ Proc. noch kein Verlust nothwendig zu befürchten sey. Doch ist dies kein Punkt (wie Finlaison zu glauben scheint), bei welchem vorausgegangene Erfahrungen einen sicheren Maßstab abgeben können, um darnach für die Zukunft Verbindlichkeiten einzugehen; und wäre hier der Platz, um darüber Untersuchungen anzustellen, so würden wir wohl zeigen können, daß für die Dauer des kommenden halben Jahrhunderts bei Anlegung von Kapitalien nicht mehr angenommen werden dürfte als drei Procent. Wir sehen dieses wenigstens für das Höchste an, was man nehmen kann, und möchten behaupten, daß jede Anstalt, welche sich darauf stützt, mit Sicherheit $4\frac{1}{2}$ Proc. Interessen zu erlangen, ihrem Ruin entgegensehen kann. Dennoch ist jede Behauptung dieser Art nicht mit Hartnäckigkeit zu verfechten, und wir gestehen zu, daß allen solchen Schlüssen mehr Vermuthung als Gewißheit zu Grunde liegt.

Das Eintrittsgeld ist nur bei einigen Gesellschaften eingeführt. Die zu einem auf der Police bemerkten Termine fälligen Prämien sind von dem Alter des Versicherten od. der Versicherten, von der Dauer und der Art der Versicherung, und von der Größe der Versicherungssumme abhängig; sie sind nach der aus dem Gesetze der Sterblichkeit hervorgehenden wahrscheinlichen Lebensdauer berechnet und von jeder Gesellschaft auf 100 der Versicherungssumme für die verschiedenen Arten der Versicherungen nach dem Alter tabellarisch zusammengestellt. Bei lebenslänglichen Versicherungen muß der Versicherte entweder bis zu seinem Tode Prämien zahlen, oder hört bei einem gewissen Alter, z. B. bei 85 Jahren, auf. Die Prämien selbst aber sind entweder für einen und denselben Versicherten, so lange er bei der Gesellschaft bleibt, gleich, und dann von seinem Eintrittsalter abhängig, od. sie werden für jeden Einzelnen mit zunehmendem Alter größer, od. auch kleiner; gewöhnlich findet auch hier die erstere Statt.

Die ersten und richtigsten Grundsätze bei Errichtung einer jeden Versicherungsgesellschaft sind, Sicherheit darzubieten, und es würde daher sehr unklug seyn, die Prämien nicht höher zu rechnen, als es nach den Erfahrungen der letzten 30 od. 40 Jahre für nöthig zu erachten gewesen. Gesellschaften, welche Verträge eingehen, die sich über ein halbes Jahrhundert und länger hinaus erstrecken, sind dabei einer Menge nicht zu berechnender Dinge ausgesetzt; dieselben würden

höchst tadelnswerth und des öffentlichen Vertrauens unwürdig seyn, wenn sie ihre Geschäfte nach einem Grundsatz betreiben wollten, welcher sich den Schwankungen des Zinsfußes aussetzte, od. einem Zunehmen des Krankheitszustandes, od. anderen Zufällen; der glückliche Erfolg, welcher bis jetzt einige englische und deutsche Gesellschaften begleitete, darf nicht als ein Maßstab betrachtet werden, um darnach die Vorgänge der nächsten 100 Jahre beurtheilen zu wollen. Der erfahrene Bevollmächtigte der Equitable, Morgan, hat in seinem Bericht über die Zunahme und das Emporkommen dieser Anstalt genugsam bewiesen, daß solche ihr Gedeihen vorzüglich Umständen zu verdanken haben, welche nicht zweimal hintereinander erwartet werden können. So konnte diese Gesellschaft bis zum Jahre 1771 für die Lebensversicherung einer Person von 30 Jahren für Pfd. St. 100 eine Prämie von Pfd. St. 4. 1 s. 5½ d berechnen, während gegenwärtig dafür nicht mehr als Pfd. St. 2. 13 s. 4 d gezahlt werden, und bei den anderen Lebensaltern fand eine verhältnißmäßig eben so hohe Prämie Statt. Doch nicht allein die Höhe der Prämien verschaffe dieser Gesellschaft solch einen außerordentlichen Gewinn, sondern es traten auch noch andere günstige Umstände für sie ein. Nach denselben unbezweifelten Angaben erfährt man, daß die Hälfte der während der ersten 25 Jahre nach Errichtung der Gesellschaft gemachten Lebensversicherungen von den Versicherten nicht fortgesetzt wurden, obgleich dieselben Prämien eine ziemliche Reihe von Jahren hinter einander bezahlt hatten, ohne daß die Gesellschaft dafür irgend einigen Ersatz von Bedeutung geleistet habe. Solch außerordentliche Vortheile würden freilich jede Kompagnie haben bereichern müssen, aber dergleichen geschieht heut zu Tage nicht mehr, und die Leute sind gegenwärtig nur zu vertraut mit dem, was L.en bedeuten, und wissen ihre Policen im Nothfall zu verkaufen, so daß auf dergleichen Wegen einer Lebensversicherungsgesellschaft wohl nicht leicht ein Vortheil zufließen wird. Darf man nach dem oben Angeführten sich wohl wundern, zumal wenn man die vorsichtige und sparsame Verwaltung der Equitable damit in Verbindung bringt, daß dieselbe so reich geworden sey? Und ist es nicht thöricht, wenn man danach den Lebensversicherungsgesellschaften, die in den letzten Jahren emporgeschossen sind, die Nativität stellen will? Doch abgesehen von den vorstehenden Betrachtungen, gibt es noch einige andere Dinge, welche die älteren L.en gedeihen ließen. Seit dem Eintritt des Friedens nach dem amerikanischen Krieg, sagt Mac Culloch in seinem Handbuche, hat sich (namentlich in Großbritannien), die Sterblichkeit im Allgemeinen sehr vermindert; der Friede des Landes ist weder durch äußerliche Angriffe, noch durch innere Unruhen gestört worden, ansteckende Krankheiten haben eben so wenig gewüthet, und die öffentlichen Fonds sonst nur zu 50 und 60 zu begeben, stehen gegenwärtig 80 und 90. Es soll dabei nicht gesagt seyn, daß L.en in diesem halben Jahrhundert nicht ebenfalls Vortheile bringen könnten, doch könnte man von den Einsichten derer,

die darauf hin ein großes Vertrauen setzen würden, gerade keine große Meinung haben. Jedermann wird einräumen, daß es eine Zeit gab, in der die Prämien zu hoch angesetzt waren, doch möchte man deren gegenwärtige Bestimmung dagegen für zu niedrig erachten. Was die Bestimmungen bei der Auswahl der Versicherten betrifft, so ist selbst bei den achtungswertheften Kompagnien ein zu ausgedehntes System angenommen worden. Die täglich in den Zeitungen erscheinenden Bekanntmachungen und die Bemühungen, in allen Ländern Geschäfte zu machen, möchten jedem Vorsichtigen das Gebot auferlegen, wohl zuzusehen, welchen Kredit die Kompagnie genießt, mit der er in Verbindung tritt. Den erlassenen Uebersichten des Zustands der Versicherungsgesellschaften, wenn solche nicht von ganz zuverlässigen Männern herrühren, darf nie allemal unbedingt geglaubt werden; Lebensversicherungsgeschäfte sind von sehr täuschender Art, und es gibt Kompagnien, die ungeachtet sehr irriger Grundsätze, dennoch einen langen Zeitraum hindurch mit allem Anschein von Gedeihen gearbeitet haben.

Es gibt 3 verschiedene Klassen von Lebensversicherungsgesellschaften. Die erste umfaßt diejenigen Gesellschaften mit einem vereinigten Kapitale, die ein Geschäft daraus machen, Individuen bei ihrem Absterben gewisse, vorher zugesicherte Summen zu entrichten. Der Gewinn solcher Gesellschaften wird unter die Eigentümer vertheilt. Zu dieser Klasse gehören in England die Kompagnie Royal Exchange, die Sun, der Globe &c. Zu der zweiten Klasse gehören diejenigen Gesellschaften, die zwar ebenfalls mit einem vereinigten Kapitale arbeiten, welche, statt wie die ersten, bei Todesfällen dem Absterbenden gewisse Summen zu zahlen, den Versicherern einen Antheil an den zu machenden Gewinn einräumen, welche Vortheile nach gewissen Bestimmungen Statt finden. Nicht bei allen diesen gemischten Versicherungsgesellschaften findet die gleiche Vertheilungsweise Statt, und einige derselben theilen den Grundsatz, nach welchem sie dabei verfahren, gar nicht mit. Zu dieser Klasse gehören in England die Gesellschaften the Rock, Alliance, Guardian, Atlas &c., so wie mehre in Deutschland und Frankreich entstandene neue Lebensversicherungsgesellschaften. Die dritte Klasse der Lebensversicherungsgesellschaften ist die, welche auf Gegenseitigkeit od. auf gegenseitige Versicherung der Theilnehmer unter sich gegründet ist. Bei diesen ist kein eigenes Vermögen der Gesellschaft bedingt und die Mitglieder theilen den gemachten Gewinn unter sich nach Abzug der Verwaltungskosten und nach festgesetzten Regeln und Gesetzen. Dahin gehören in England die Equitable Society, the Amicable, the Norwich life Society &c., so wie in Deutschland die zu einer wichtigen Höhe gediehene Lebensversicherungsbank in Göttingen und die Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft, wenigstens zum Theil.

Der Vortheil desjenigen, welcher sich versichern läßt, ist nur danach zu berechnen, wenn er die Zugeständnisse der einen Lebensversiche-

rungsgesellschaft gegen die der andern abwägt, und dabei nicht allein die Höhe der zu zahlenden Prämie und die in der Police enthaltenen Nebenbedingungen, sondern hauptsächlich die Sicherheit und Zahlungsfähigkeit der Gesellschaft in Anschlag bringt. Es kann Einigen erscheinen, als wären die gegenseitigen Lebensversicherungsgesellschaften diejenigen, welche vor allen andern den Vorzug verdienen, indem keine Eigenthümer vorhanden sind, welche von den Versicherten großen Nutzen ziehen. Es bleibt jedoch noch unausgemacht, ob nicht andere Umstände diesen Vortheil wieder aufheben möchten. Da ein jeder Theilnehmer eines solchen Vereines nicht allein sein eigenes Leben, sondern auch das der andern Theilnehmer zugleich zu seinem Antheil mit versichert hat, so kann er auf den Fall, daß die Angelegenheiten einer solchen Gesellschaft in Unordnung od. Stockung gerathen sollten, sehr gewichtigen Ansprüchen ausgesetzt werden. Die Geschäftsführung einer solchen Anstalt kann leicht möglicherweise in die Hände eines kleinen Ausschusses gerathen und verwaltet werden, ohne daß der größere Theil der dabei Interessirten davon genaue Einsicht und Kenntniß erhält. Bei der Einrichtung solcher Lebensversicherungsgesellschaften gehört es auch zu den bedeutenderen Schwierigkeiten, die Rechte der neu hinzutretenden Mitglieder gegen die der älteren Mitglieder festzusetzen, denn angenommen, daß die Anstalt prosperirt habe, so scheint es angemessen zu seyn, daß die, welche länger dabei gewesen sind, Vortheile vor den neu hinzutretenden genießen. Wenn nun aber eine solche Gesellschaft bei Unterscheidung der Ansprüche der älteren u. jüngeren Theilnehmer eine Reihe Jahre hindurch gewissenhaft zu Werke gehen will, so ist es nicht anders möglich, als daß die Geschäftsführung derselben äußerst complicirt werden muß, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die sich entgegenstehenden Interessen der Theilnehmer solcher Gesellschaften zuletzt zu Prozessen und dem Einschreiten der Gerichte führen können.

Kausterscheinen diejenigen Lebensversicherungsgesellschaften, welche den ganzen Gewinn für sich behalten, als diejenigen, bei denen zu versichern es am rathsamsten seyn möchte, vorausgesetzt, daß deren Bestimmung der Versicherungsprämien nicht zu hoch angesetzt worden. Das durch Unterschriften gesicherte Kapital solcher Gesellschaften, wie in England die der Royal, Exchange, Sun, Globe, Scottish Union &c. nebst dem Vermögen der Mitglieder (welche, angenommen bei den privilegierten, als Bürgschaft für die Versicherten dienen), gewähren jede mögliche Sicherheit, und wer mit denselben in einer Verbindung steht, kann unbesorgt seyn. Jedermann weiß genau, wie viel derselbe als Prämie zu entrichten verbunden ist, und ebenso, welche Summe bei dem Tode des Versicherten ausgezahlt wird, und für letztern fällt dabei jede weitere zu leistende Verbindlichkeit weg; und wenn nicht ganz unerhörte und ganz unvorhergesehene Ereignisse das vereinigte Königreich

betreffen, ist die pünktlichste Erfüllung der in der Police enthaltenen Bestimmungen mit Zuverlässigkeit zu erwarten.

Wie indessen schon früher bemerkt worden ist, lassen sich Dinge dieser Art nur dadurch genau würdigen, wenn man die Prämie und deren Höhe mit den dagegen zu erlangenden Vortheilen genau vergleicht; und in denjenigen Fällen, wo es den Anschein haben möchte, daß die Prämie aus Unachtsamkeit oder aus Grundsatz zu Gunsten der Versicherungsanstalt zu hoch angesetzt seyn sollte, möchte es dann vielleicht gerathener seyn, mit einer der Gesellschaften zu arbeiten, die man die gemischten zu nennen pflegt. Das durch Unterschriften zusammengebrachte Stammkapital, sowie das erworbene Vermögen solch einer Gesellschaft gewähren, vorausgesetzt, daß solche eine der angesehenen und soliden sey, hinlängliche Sicherheit, zumal der Versicherte dadurch, daß er einen Theil des gemachten Gewinnes bezieht, bei dem Gedeihen der Gesellschaft mit theilhaftig ist und deshalb die Höhe der Prämie nicht so genau zu berechnen braucht. Es läßt sich hierbei indessen nicht bergen, daß ein Jeder, welcher eine P. bei einer sogenannten gemischten Lebensversicherungskompagnie bestellt, dadurch ein Mitglied derselben wird und solchergestalt auch den damit in Bezug stehenden Verbindlichkeiten unterworfen ist. Bei den Einrichtungen der Alliance, Rock und einigen andern Kompagnien kann diese Art von Verbindlichkeit kaum in Betracht gezogen werden. Es gibt aber auch gegenwärtig Anzeigen dieser Klasse, die dem Unerfahrenen mehr als einen Köder vorhalten, um sie zur Versicherung zu verleiten, und der Verlauf der Zeiten wird ausweisen, ob die dabei unterlaufende Verbindlichkeit wirklich so ohne alle Wichtigkeit sey.

Eines der vorzüglichsten englischen Institute der gemischten Klasse, welches mit einem großen Kapitale durch Unterschriften versehen ist, heißt der Guardian; er fügt allen seinen Policen folgende Klausel bei: „Die Verbindlichkeit aller einzelnen Theilnehmer kann sich nicht weiter als auf ihre, auf ihren Namen geschriebenen Antheile erstrecken“. Ob vor Gericht solch eine Bestimmung gültig sey, möge dahingestellt bleiben; ist es solche aber, so beeinträchtigt sie wesentlich die Sicherheit, welche die Anstalt gewährt. Da Niemand versuchen wird, sich gegen ein Ereigniß sicher zu stellen, von dem er gewiß glaubt, daß es niemals eintreten werde, so beweist das Vorhandenseyn einer solchen Klausel einigen Zweifel an der Solidität der Gesellschaft von Seiten der Theilhaber selbst. Ein solcher Zweifel mag sehr unbegründet seyn, aber das Publikum ist allemal geneigt zu denken, daß die Eigenthümer einer solchen Anstalt am besten unterrichtet seyn müssen.

Die Vertheilung des Gewinns an die Versicherten, wie solche die gemischten Kompagnien vornehmen, geschieht entweder, indem die zu zahlenden Prämien vermindert werden, oder

daß dem Versicherungsquantum in der Police etwas zugesetzt wird; und wer mit solchen Gesellschaften arbeitet, hat diejenigen derselben zu wählen, welche nach den gehegten Wünschen entweder die Prämie vermindern, oder eine größere Summe additionell zeichnen.

Der Nutzen von Lebensversicherungsgesellschaften, welcher, wenn nicht gerade bezweifelt, doch noch nicht so allgemein anerkannt wird, als er verdiente, und der leider noch von Einigen als ungewiß dargestellt wird, welche die Rechnungsprincipien solcher Anstalten zu verdächtigen suchen, ist ein so ausgebreiteter, daß es hier kaum möglich seyn wird, die am häufigsten vorkommenden Fälle zu erschöpfen, in welchen Versicherungen auf eigenes und fremdes Leben einzugehen sind. Ist es dem Laufe der Natur nach unmöglich, sowohl den Zeitpunkt, wo das Lebensende des Einzelnen eintritt, voraus zu wissen, als auch denselben hinauszuschieben, so werden durch eine Verbrüderung, wie sie eine Lebensversicherungsgesellschaft darbietet, doch die übeln Folgen, welche die Ungewißheit des Todes nach sich ziehen muß, aufgehoben, u. dem Einzelnen, welcher sich als Glied einer solchen Verbrüderung betrachtet, eine Gemüthsruhe und Zuversicht gewährt, welche ihn getrost der Wendung seines Geschicks entgegen gehen läßt. Die Mittel, durch welche diese Zuversicht erkauft wird, sind sogar in dem Falle geringer, als die wirklich zu erwartende Summe, wenn der Versicherte stirbt, bevor er noch die bei seinem Eintritte Statt findende wahrscheinlichste Lebensdauer erreichte; sie sind freilich für den größer, als die zu erwartende Versicherungssumme, welcher seine wahrscheinlichste Lebensdauer überlebt; dafür hat aber auch der Letztere während seiner ganzen Lebensdauer die gewisse Zuversicht gehabt, selbst bei dem augenblicklich eintretenden Tode eine Summe zu hinterlassen. Weit entfernt, Gegenstand bloßer Spekulation werden zu sollen, wogegen in den Statuten der Gesellschaften die gehörigen Schranken gezogen sind, stellt sich eine Lebensversicherung zuerst da als vortheilhaft dar, wo der Einzelne auch dann noch als Versorger für die Seinigen eintreten will, wenn die physischen Bedingungen es ihm direkt verbieten, mag nun ein Vater sein Leben versichern, um den ihm lieblich Verbundenen zur Versorgung, oder treuen Dienern aus Dankbarkeit ein Kapital zu hinterlassen, dessen Größe von der Zeit des Sammelns unabhängig seyn soll, oder mag sich der Besitzer von Majoraten oder Mannlehnsgütern versichern, um bei seinem Tode die jüngern Kinder oder die Töchter für die Zurücksetzung zu entschädigen, welche sie durch die gesetzliche Erbfolge erleiden, oder mag der Besitzer einer Lebensrente die jährlich bestimmte ersiegelnde Einnahme durch Versicherung für die Seinigen zu Kapital machen; in allen Fällen wird die L. den Vorzug vor vielen andern Versorgungsanstalten, z. B. Wittwenkassen, verdienen, da die letztern gewöhnlich Probejahre haben, in welchen sie den kurz nach dem Eintritte Sterbenden nichts oder nur wenig vergüten, während bei den erstern das eigentlich versicherte Kapital

auch den Erben erhalten wird. Eine Versicherungspolice, auf welche regelmäßig die Prämien eingezahlt werden, könnte unter bestimmten Bedingungen, z. B. als Kaution, die Stelle baaren Geldes vertreten, oder doch als Pfand, auf welches geliehen wird, zur Beschaffung baaren Geldes dienen. Versicherungen auf das Leben eines Dritten können z. B. bei einem Gläubiger eintreten, welcher an dem Leben seines Schuldners ein hohes Interesse nimmt und es deshalb versichert, wobei die Prämien durch Gehaltsabzüge oder durch andere Mittel zu decken wären; unsichere Forderungen solcher Debitoren, deren Zahlungsfähigkeit von ihrem Leben abhängt, werden durch Versicherung ihres Lebens in sichere verwandelt.

Lebensversicherungsanstalten kennt England länger als seit einem Jahrhunderte; die Londoner Union-Insurance-Society wurde schon 1704 gestiftet, und hat seit 1816 ein Filialbureau unter dem Namen Lebensaffektanz-Societät in Hamburg; die Londoner Amicable Society for the insurance of lives besteht seit 1806, die Royal Exchange seit 1723, die Equitable-Society seit 1762; London hat im Ganzen über 30, ganz England über 40 solcher Gesellschaften; die 21 in London bestehenden Aktiengesellschaften haben ein Grundkapital von mehr als 24 Millionen Pfd. Sterling, und die Equitable-Society, eine auf Gegenseitigkeit beruhende Gesellschaft, welche nur $\frac{1}{2}$ des reinen Ueberschusses den Mitgliedern als Dividende gibt und $\frac{1}{3}$ zur Gründung eines Sicherheitsfonds zurückbehält, hat bereits jetzt einen Fond von gegen 12 Millionen Pfund Sterling zurückgelegt. Die gesammten englischen Anstalten stehen weder unter Aufsicht der Regierung, noch sind einzelne auf Unkosten Anderer monopolisirt, jede Gesellschaft erhält sich nur durch das Vertrauen ihrer Theilnehmer; wie sehr aber die Regierung die Wichtigkeit solcher Anstalten anerkennt, mag der Umstand beweisen, daß selbst während der drückendsten Finanzverlegenheit kein Versuch gemacht worden ist, die beträchtlichen Prämienzahlungen mit einer öffentlichen Abgabe zu belegen.

Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark u. erfreuen sich ebenfalls schon seit längerer Zeit bestehender Lebensversicherungs-Gesellschaften. Deutschland besitzt folgende nennenswerthe Anstalten, von denen wir besonders die Statuten der gothaischen Lebensversicherungsbank hervorheben wollen. Zur Vergleichung haben wir die Prämien einer jeden in einer Tabelle am Ende dieses Artikels angegeben.

1) Die Lebensversicherungsbank in Gotha, gegründet zu Weimar, Erfurt und Gotha im Jahre 1827, eröffnet am 1. Jan. 1829, beruht auf Gegenseitigkeit und ist weder mit Leibrentengeschäft, noch mit Aussteuerversicherung verbunden. Jeder Versicherungsantrag muß bei einem Agenten der Bank angebracht werden. Unmittelbar an die Bank gerichtete Anträge werden an den geeigneten Agenten verwiesen. Wer versichert zu werden beabsichtigt —

der Antragsteller, — gleichviel, ob auf sein eigenes oder auf ein anderes Leben, wendet sich an denjenigen Agenten, welcher der Person zunächst wohnt, auf deren Leben versichert werden soll. Diese Person muß sich entweder selbst beim Agenten einfinden, oder der Agent muß veranlaßt werden, sich zu ihr zu begeben. Wäre eine Zusammenkunft beider nicht thunlich, so darf der Agent Jemanden an seiner Stelle absenden, der sich zu der fraglichen Person begibt und das Nöthige mit derselben im Namen des Agenten und unter dessen Verantwortlichkeit verhandelt. Es versteht sich, daß im zweiten und dritten Falle die Bemühungen des Agenten oder seines Stellvertreters und die damit etwa verbundenen Reisekosten vom Antragsteller zu vergüten sind; dagegen trägt die Bank das Porto von den durch die Agenten eingehenden Versicherungsanträgen und von der Absendung der Policen an die Agenten.

Der Antragsteller erhält vom Agenten ein Formular zum Behuf der schriftlichen Deklaration, das genau und gewissenhaft von demjenigen auszufüllen ist, auf dessen Leben die Versicherung abgeschlossen werden soll. Bei Versicherungen auf das Leben eines Anderen muß der Antragsteller die Deklaration noch besonders schriftlich anerkennen, auch muß er sie erforderlichen Falles vertreten. Nächstdem ist jede Deklaration von zwei glaubwürdigen männlichen Zeugen unterschriftlich zu bestätigen. Außer der Deklaration ist ein mit dem Kirchensiegel bedrucktes pfarramtliches Alterszeugniß oder ein gerichtliches Attestat über das Alter der Person, auf deren Leben versichert werden soll, erforderlich; ferner ein gerichtlich beglaubigtes ärztliches Zeugniß über die Gesundheitsbeschaffenheit derselben, welches von demjenigen Arzte ausgestellt ist, dessen sich die Person, auf deren Leben versichert werden soll, in Krankheitsfällen für sich oder ihre Familie (Hausarzt) zu bedienen pflegt. Bei Ueberlebensversicherungen muß außerdem noch ein Geburtszeugniß derjenigen Person beigebracht werden, auf deren Ueberlebensfall das Kapital versichert werden soll.

Es kann auf das Leben von Personen beiderlei Geschlechts versichert werden, doch müssen dieselben 1) im Bereiche deutscher Länder und Staaten — ganz Preußen und die deutsche Schweiz inbegriffen — leben; 2) einen unbescholtenen Ruf haben und 3) einer guten Gesundheit genießen. Es darf 4) ihr Alter nicht unter 15 und in der Regel nicht über 60 Jahre und 5) ihr Beruf, ihre Lage, ihre gewohnte Beschäftigung und Lebensweise nicht von der Art seyn, daß dadurch ihr Leben und ihre Gesundheit besonderen Gefahren ausgesetzt ist. Doch können ausnahmsweise unter besonderen für die Annahme sprechenden Umständen auch Versicherungen auf das Leben von Personen, welche über 60 Jahre alt sind, abgeschlossen werden. Die Entscheidung darüber ist dem Bankbureau anheim gestellt. Die Prämie wird in solchen Fällen besonders berechnet. Als der erforderlichen Gesundheit ermangelnd, mithin zur Ver-

sicherung nicht geeignet, werden angesehen: alle schwächliche und kränkliche Personen, insbesondere solche, die an Epilepsie oder Geisteskrankheit leiden oder gelitten haben, oder mit bedenklichen organischen Fehlern behaftet, oder bedeutenden, leicht mit neuen Anfällen wiederkehrenden Krankheiten unterworfen gewesen sind; ferner Personen, welche weder die natürlichen Blattern gehabt haben, noch vaccinirt sind. Wegen ihres Berufes sind namentlich ausgeschlossen: Personen, die im Seebienste stehen, und Militärpersonen, sowohl eigentliche Kombattanten, als auch andere Militärbeamte, sobald sie den wirklichen Kriegsdienst angetreten haben. Bei Versicherungen auf das Leben eines Andern muß außer den angegebenen Erfordernissen noch nachgewiesen werden, daß dem Antragsteller ein pekuniäres oder verwandtschaftliches Interesse an dem Leben, welches den Gegenstand der Versicherung ausmacht, z. B. wegen Schuldforderung, Bürgschaft oder aus anderen Gründen zusteht. Ist die Versicherung hierauf wirklich abgeschlossen worden, so behält sie ihre Gültigkeit auch dann, wenn jenes Interesse vor Ablauf der Zeit, auf welche die Versicherung lautet, erlöschen sollte. Wenn das Bankbureau einen Versicherungsantrag zurückweist, so ist es nicht verbunden, die Gründe der Abweisung anzugeben. Die Erneuerung der bezeichneten Deklaration und Bescheinigungen, mit Ausnahme der über das Alter, ist erforderlich, wenn auf das Leben einer Person von Neuem versichert werden soll, auf welches schon früher eine Versicherung bestand — Erneuerung einer erloschenen Versicherung, oder auf welches eine Versicherung bereits steht — Nachversicherung, — oder wenn eine kurze Versicherung in eine lebenslängliche oder umgekehrt abgeändert werden soll — Verwandlung einer Versicherung, — indem alle diese Fälle gleich wie neue Anträge behandelt werden. Dagegen bedarf es dessen nicht bei Fortsetzung lebenslänglicher oder auch mehrjähriger kurzer Versicherungen, weder wenn dieselben der Summe nach unverändert bleiben, noch wenn sie herabgesetzt werden. Die Summe, welche auf das Leben einer Person versichert werden kann, wird in Thalern ausgedrückt. Sie muß durch 100 ohne Rest theilbar seyn. Weniger als 300 Thaler u. mehr als das Maximum, welches jährlich vom Vorstande festgesetzt wird, kann nicht angenommen werden. Bei Versicherungen für die ganze Lebensdauer sowohl als bei kurzen und bei Ueberlebensversicherungen bleibt der anfangs bestimmte Prämienfuß unverändert. Bei jeder Nachversicherung oder bei Erneuerung einer kurzen Versicherung tritt der höhere Prämienfuß ein, wie ihn das vorgerückte Alter der Person, auf deren Leben versichert werden soll, mit sich bringt. Bei Bestimmung der Prämienhöhe wird das Alter nur nach ganzen Jahren gerechnet, wobei das angetretene Alterjahr für voll gilt, wenn an dem Tage, wo die Antragspapiere vollständig bei dem Bankbureau eintrafen, sechs Monate des Lebensjahres abgelaufen waren, außerdem aber nicht

mit in Betracht gezogen wird. Die Prämie wird in der Regel auf ein volles Jahr voraus entrichtet und muß innerhalb der bestimmten vierwöchentlichen Frist bezahlt werden. Spätere Zahlungen, ingleichen Prämienzahlungen auf Theile von Jahren sind, mit Ausnahme der zugestandenen Vergünstigung, nicht zulässig. Vorauszahlungen auf mehrere Jahre aber werden mit Zinsvergütung von 3 Proc. auf das Jahr angenommen. Hört in diesem Falle die Versicherung vor Eintritt des letzten der Jahre, auf welche die Prämien vorausbezahlt worden sind, auf, so werden die auf die späteren Jahre vorausbezahlten Prämien mit Zurechnung der darauf vergüteten Zinsen wieder zurückgewährt.

Zur Erleichterung in der Prämienentrichtung ist den auf Lebenszeit Versicherten gestattet, ihre Prämien, mit Ausnahme der ersten, in halbjährlichen Raten zu entrichten, wobei sie jedoch jedes Jahr die gestundete Prämienhälfte zu verzinsen haben. Wer von dieser Vergünstigung Gebrauch machen will, hat dies alsbald in der Deklaration zu bemerken, oder, wenn er schon versichert ist, die Anzeige davon 6 Monate vor Verfall der nächsten Prämie zu machen. In gleicher Frist muß auch die Anzeige erfolgen, wenn ein Versicherter von der halbjährigen Prämienzahlung zu der ganzjährigen zurückkehren will. Hat der Versicherte Dividende zu beziehen, so ist ihm gestattet, diese an der ersten Prämienhälfte vollständig abzuziehen; eine Theilung der Dividende oder entsprechende Zinsvergütung, wenn er erst bei der zweiten Hälfte den Abzug macht, wird nicht gewährt. Erlischt das versicherte Leben früher, als die Entrichtung der gestundeten Prämienhälfte erfolgt, so ist diese nebst Zinsen erst nachzuzahlen, ehe ein Anspruch auf die Versicherungssumme erhoben werden kann. Zur weiteren Erleichterung der Beitragspflicht bewilligt die Bank den auf Lebenszeit Versicherten gegen Einzahlung eines bestimmten Kapitals eine entsprechende Ermäßigung in der Prämie, dergestalt, daß sie jedem Versicherten freistellt, von den im Tarif enthaltenen Prämienfüßen denjenigen niedrigeren zu wählen, welcher seinen Verhältnissen entspricht, und die Ausgleichung durch Anzahlung eines von der Bank zu berechnenden Kapitals zu bewirken. Die Policen der Bank werden an und von dem Tage ausgestellt, an welchem sich dieselbe für den Abschluß einer Versicherung entscheidet. Von Mittags 12 Uhr dieses Tages an beginnt auch die Gültigkeit der Versicherung, ohne Rücksicht auf die Zeit, zu welcher die Police in die Hände des Agenten oder in die des Antragstellers kommt. Doch besteht diese Gültigkeit nur unter der doppelten Voraussetzung, daß die Person, auf deren Leben die Versicherung lautet, zur Mittagsstunde des Tages, von dem die Versicherung anfangen soll, noch am Leben war, und daß die Prämie pünktlich bezahlt wird. Sollen beide Voraussetzungen oder auch nur eine derselben nicht in Erfüllung, so wird die Versicherung nicht existent. Zur formellen Gültigkeit einer Police ist erforderlich, daß sie mit dem Bankstempel versehen, sowohl vom Bankdirek-

tor oder an dessen Stelle vom Vorsteher oder von einem anderen Mitgliede des gothaischen Ausschusses, als auch vom Bankbevollmächtigten oder an dessen Stelle vom Bankkassirer oder Bankbuchhalter unterschrieben und endlich von demjenigen Agenten, welcher die Prämie empfängt, kontrahirt sey. Es können derselben außer dem vorschriftsmäßigen Inhalte noch besondere Klauseln (wie z. B. bei herrschenden Epidemien oder wegen noch vorzunehmender Vaccination) beigelegt werden, welche, wenn auch die Verfassung nichts darüber ausdrücklich enthält, die nämliche Gültigkeit haben, als der übrige Inhalt der Police. Die Deklaration des Versicherten mit ihren Beilagen einerseits und die Police andererseits gelten als die eigentlichen Urkunden über den Versicherungsvertrag. Mit dem Erlöschen des versicherten Lebens wird der jedesmalige Inhaber der Police von der Bank als Eigenthümer derselben angesehen; bis dahin aber nimmt dieselbe Dispositionen über Policen nur von dem Versicherten oder von demjenigen an, der erweislich in dessen Rechte getreten ist. Nachdem der Agent eine ausgefertigte Police empfangen und den Antragsteller von deren Ankunft benachrichtigt hat, ist letzterer verpflichtet, die erste einjährige Prämie sofort oder spätestens vier Wochen vom Tage der Meldung des Agenten an zu bezahlen. Nach Ablauf dieser vierwöchentlichen Frist ist der Agent nicht mehr befugt, die Police auszuhandigen und Zahlung für diese anzunehmen. Ist der Antragsteller nach Ausfertigung der Police, aber doch noch vor Ablauf der vierwöchentlichen Zahlungsfrist gestorben, ohne die Police eingelöst zu haben, so hat derjenige, dem das Eigenthumsrecht der Police zufällt, die Prämie bei dem Agenten vor Ablauf jener Frist zu deponiren. Ist dann sein Eigenthumsrecht genügend dargethan, so wird ihm die Police ausgeliefert. Die fortgesetzten Prämienzahlungen sind jedes Jahr innerhalb vier Wochen, vom Versicherungstage (Ausstellungstage der Police) an gerechnet, an den zur Empfangnahme bestimmten Agenten zu entrichten. Es kann dies vom Versicherten selbst, oder auch von einer andern für ihn handelnden Person geschehen. Für jede fortgesetzte Prämienzahlung wird eine Prämienquittung ausgestellt, die ebenso wie die Police gestempelt und vom Bankdirektor und vom Bankbevollmächtigten unterfertigt ist, auf welcher der Agent nach geschehener Zahlung den Empfang des Geldes und den Tag der Zahlung zu bescheinigen hat. Diese Quittung gilt aber nur als Bescheinigung über geleistete Zahlung und kann die Stelle der Police, als der eigentlichen Versicherungsurkunde für den Versicherten, nicht vertreten. Auch die Prämienquittung wird nicht vor geleisteter Zahlung ausgeliefert, und es kann für dieselbe nach Ablauf der vierwöchentlichen Frist von dem Agenten die Zahlung nicht angenommen werden. Findet die Entrichtung der Prämie in halbjährigen Raten statt, so ist die erste Rate binnen vier Wochen vom Ausstellungstage der Police, die zweite binnen vier Wochen nach Ablauf der Stundungsfrist von sechs Monaten zu leisten. Wenn bei

Versicherungen auf Lebenszeit oder bei Uebersiedlungsversicherungen die Person, auf deren Leben die Police lautet, das neunzigste Jahr zurückgelegt hat, so hört nicht nur die Prämienzahlung auf, sondern es erfolgt auch von Seiten der Bank die Auszahlung der Versicherungssumme. Es findet dabei die Altersberechnung Statt.

Zusatzbestimmung vom 28. Mai 1841: Dieselben Vortheile (Befreiung von fernerem Beitrage und Auszahlung des versicherten Kapitals) können bei Versicherungen auf Lebenszeit, sowohl bei bereits bestehenden, als neu abzuschließenden, auch für jüngere Altersstufen durch Einzahlung jährlicher Zusatzprämien unter folgenden Bedingungen erworben werden: a) Die taritmäßigen Zusatzprämien sind zugleich mit den gewöhnlichen (Normal-) Prämien der betreffenden Versicherung und auf dieselbe Weise wie diese zu entrichten, gewähren jedoch weder Anspruch auf Dividende, noch verpflichten sie zu Nachschüssen. b) Sie sind bis zum Eintritt des Zeitpunkts, für welchen die Zahlung des Kapitals zugesichert worden ist, im Fall aber das versicherte Leben früher erlöschen sollte, nur bis zu diesem Todesfall mit dem in der Police oder auf der Rückseite derselben bemerkten Beträge pünktlich fortzuzahlen. c) Eine Rückvergütung derselben, wenn der Versicherte vor Erreichung jener Altersgrenze stirbt, oder sonst von der Bank ausscheidet, findet nicht Statt, wohl aber wird im letztern Fall, da die Zusatzprämien vorzugsweise zur Vermehrung der Reserve verwendet werden, die übliche Abgangentschädigung aus diesem Fonds verhältnismäßig erhöht. d) Der Termin der Zahlung des Kapitals bei Verjahren der versicherten Person kann auf keinen früheren Zeitpunkt, als auf elf Jahre, vom Anfangspunkt der Versicherung an gerechnet, festgestellt werden. Diese Bestimmung gilt für neu abzuschließende Versicherungen unbedingt. Für bereits bestehende Versicherungen indeß kann jener elfjährige Zeitraum mit Anrechnung der bereits verfloßenen Versicherungsjahre auf resp. 10, 9, 8, 7 und 6 Jahre, in keinem Falle jedoch auf eine kürzere Frist, als auf fünf Jahre, beschränkt werden. e) Stirbt die Person, deren Leben Gegenstand der Versicherung ist, vor Eintritt dieses Terms, so erfolgt die Auszahlung des versicherten Kapitals auf gewöhnliche Weise, spätestens drei Monate nach Vorbringung der vorchriftsmäßigen Bescheinigungen; ist sie dagegen beim Eintritt dieses Terms noch am Leben, so wird nach Vorbringung einer amtlichen Bescheinigung darüber die Zahlung der Versicherungssumme an den Inhaber der Police gegen Rückgabe derselben und der letzten Prämienquittung, wenn solche die Bank verlange, unverweilt geleistet.

Jede Versicherung hört ihrer Bestimmung gemäß auf mit dem Ende des Lebens, auf welches versichert worden ist, oder auch mit dem erfüllten 90. Jahre derjenigen Person, auf deren Leben versichert ist, vorbehaltlich der von beiden Theilen deshalb übernommenen Verbindlichkei-

ten. Eine kurze Versicherung erlischt noch während des Lebens, auf welches sie lautet, vertragmäßig mit Ablauf der Zeit, auf welche sie abgeschlossen war. Nächste dem können besondere Fälle eintreten, welche das Aufhören oder den Verlust einer Versicherung nach sich ziehen. 1) Wenn eine Versicherung durch ausdrückliche Erklärung des Versicherten oder des rechtmäßigen Inhabers seiner Police ganz oder zum Theil aufgegeben wird. Bei kurzen Versicherungen hört damit aller Anspruch an die Bank auf. Bei Versicherungen auf die Lebensdauer aber wird dem Inhaber der Police gegen Rückgabe dieses Dokuments eine besondere, nach festgestellten Grundsätzen zu berechnende Vergütung aus dem Reservefonds der Anstalt, unbeschadet seines Anspruchs auf die für die Versicherung noch vorhandenen Dividenden-Antheile, gewährt. Er hat zu dem Ende die Police spätestens an dem Tage, wo die nächste Prämie zahlbar wird, vor 12 Uhr Mittags bei einem Agenten der Bank einzureichen, da nur Policen, welche noch in Kraft sind, auf Reservevergütung Anspruch machen können. Dieselbe Vergütung findet bei theilweiser Aufhebung einer Versicherung in Ansehung des aufgehobenen Theiles dann Statt, wenn dem Erforderniß der zeitigen Einreichung der Police gehörig Genüge geleistet worden ist. Findet die Entrichtung der Prämien in halbjährigen Raten Statt, so ist die Einreichung der Police spätestens an dem Verfalltage der ersten Rate der nächsten Jahresprämie zu bewirken. Beim Erlöschen einer Uebersiedlungsversicherung wird in keinem Fall eine Vergütung aus dem Reservefonds gewährt, der Anspruch auf die noch rückständigen Dividenden bleibt jedoch dem Policeninhaber vorbehalten. Die Versicherung hört — 2) auf, wenn die Einzahlung der Prämie nicht zur gesetzmäßigen Zeit geschieht, oder etwa nöthig werdende Nachschüsse entweder gar nicht, oder wenigstens nicht zur gehörigen Zeit entrichtet werden. In diesem Falle erlöschen alle Ansprüche an die Bank, mit Ausschluß derer auf die Dividenden-Antheile von denjenigen Jahren, für welche die Prämien voll entrichtet wurden. Die Versicherung erlischt ferner, — 3) wenn sich nach abgeschlossener Versicherung früher oder später finden sollte, daß derjenige, auf dessen Leben versichert worden ist, in der zum Behuf der Versicherung ausgestellten Deklaration irgend eine Unwahrheit angegeben, oder auf die an ihn gerichteten Fragen wahrheitswidrig etwas verschwiegen hat, oder wenn sich in den eingereichten Zeugnissen falsche Angaben, die mit Vorwissen oder gar auf Veranlassung des Antragstellers geschehen sind, finden sollten. In diesem Falle geht jeder Anspruch nicht nur auf die Versicherungssumme, sondern auch auf die bereits eingezahlten Prämien und auf die Dividenden-Antheile verloren. Ferner hört die Versicherung — 4) auf, wenn derjenige, auf dessen Leben dieselbe besteht, in aktiven Kriegsdienst oder in Seebienst tritt. Der hiernach Ausscheidende wird aber als freiwillig abgegangen betrachtet und hat sonach, wenn die Versicherung eine lebenslängliche ist, u. je nachdem er sich zeitig erklärt, auf die oben

bezeichneten Vergütungen Anspruch zu machen. Die Versicherung hört — 5) auf, wenn derjenige, auf dessen Leben dieselbe besteht, solche große See- od. Landreisen unternimmt, die von der Bank als zu gefährbringend für Leben od. Gesundheit betrachtet werden. In dieser Beziehung gelten folgende Bestimmungen: a) Landreisen innerhalb des christlichen und kultivirten Theiles von Europa sind, sofern sich die Dauer der Reise nicht über ein Jahr erstreckt, und in den Orten, welche bereist werden, weder Kriegs- od. innere Unruhen, noch ansteckende Krankheiten herrschen, ohne Anfrage bei der Bank erlaubt. Ein Gleiches gilt auch b) von Seereisen auf der Ostsee und auf der Nordsee zwischen Portsmouth und Havre bis Hamburg, sofern sie in einem Packerboote, Dampf- od. Kriegsschiffe unternommen werden. Dagegen können a) andere, als die nach a. und b. erlaubten Reisen, nur mit Genehmigung der Bank unternommen werden, der es frei steht, für die Gefahr der Reise eine Zuschlagsprämie zu fordern, od. die Versicherung während derselben zu suspendiren; d) wird die Genehmigung der Bank nicht eingeholt od. nicht erteilt, so verliert die Police ihre Gültigkeit und kann nach Beendigung der Reise nur dann wieder in Kraft gesetzt werden, wenn nicht bloß die Prämien inzwischen pünktlich entrichtet worden sind, sondern nachgewiesen wird, daß die Gesundheit des Reisenden während der Reise eine nachtheilige Veränderung nicht erlitten hat. Die Versicherung hört ferner — 6) auf, wenn derjenige, auf dessen Leben sie besteht, seinen Wohnort außerhalb des Bankbereichs anlegt, es sey denn, daß der Vorstand die Fortdauer der Versicherung dessen ungeachtet zu genehmigen für gut findet. Ist dies aber nicht der Fall, so wird der Versicherte als freiwillig abgehend betrachtet und genießt die oben bezeichneten Vortheile, in sofern er zu der dort bestimmten gesetzmäßigen Zeit von dem Wegzuge Anzeige macht. Die Versicherung wird ferner — 7) ungültig, wenn derjenige, auf dessen Leben sie lautet, in einen lieberlichen od. lasterhaften Lebenswandel, z. B. Trunksucht, verfällt, wenn er sich einem seinem Leben oder seiner Gesundheit gefährlichen Berufe widmet, od. wenn er zu schwerer Gefängniß- od. Leibesstrafe verurtheilt wird. In diesen Fällen bleiben jedoch dem Inhaber der Police die auf die Versicherung noch treffenden Dividenden sowohl als die Vergütung aus dem Reservefonds gesichert. Der Anspruch auf die Versicherungssumme geht, jedoch mit Ausschluß der bereits angefallenen Dividenden u. der Vergütung aus dem Reservefonds, ferner — 8) verloren, wenn derjenige, auf dessen Leben versichert ist, im Zweikampfe, od. durch Selbstentleibung, od. an den Folgen einer versuchten Selbstentleibung, oder durch die Hände der Gerechtigkeit fällt, oder auf eine unverantwortlich Weise sein Leben aufs Spiel setzt und es dadurch verloren od. entschieden verkürzt hat. Bei dieser Bestimmung sind jedoch die Fälle nicht gemeint, wenn die erwähnte Person bei Hülfsleistungen für Nothleidende od. Verunglückte, od. im Kampfe für Herstellung der Ruhe u. Ordnung (vers

steht sich ohne wirklichen Antritt des Kriegsdienstes), od. bei der Vertheidigung ihres Lebens und Eigenthums umkommen sollte. Endlich geht auch, — 9) wenn der Versicherte seinen Tod in Folge einer Handlung gefunden hat, durch welche sein Leben von Seiten desjenigen, der die versicherte Summe ganz od. theilweise erwerben würde, absichtlich gefährdet od. verkürzt worden ist, der Anspruch auf die Versicherungssumme für diesen letztern verloren, wobei jedoch die theilweisen Ansprüche anderer Berechtigten die an der Verkürzung des Lebens des Versicherten keine Schuld haben, in Gültigkeit bleiben. In den vorgesehenen Fällen kann auf Verlangen des Versicherten od. auch nach Ermessen der Bank eine Suspension seiner Versicherung, d. h. eine Aufhebung derselben nur für eine bestimmte Zeit Statt finden. Der Versicherte hat deshalb vor Antritt des Kriegsdienstes od. vor Antritt der Reise, od. vor Verlegung des Wohnsitzes seine Police mit einer die Suspension beantragenden Erklärung bei der Bank einzureichen, worauf ihm dieselbe einen Depositenschein zufertigt. Nach Beendigung des die Suspension veranlassenden Verhältnisses ist von dem Versicherten eine neue Deklaration auszustellen und ein neues Gesundheitszeugniß beizubringen. Ergibt sich daraus kein Bedenken gegen die Weiterversicherung, so kann die Police zur alten Prämie wieder in Kraft gesetzt werden, sofern der Versicherte für die Suspensionszeit so viel nachzahlt, als während derselben sein Antheil an der Reserve gewachsen wäre, wenn er die Prämie fortgezahlt hätte. Stirbt der Versicherte während der Suspension, od. wird seine Wiederversicherung verweigert, od. leistet er selbst auf letztere Verzicht, so wird die erwähnte Reservevergütung nebst Dividendenscheinen und mit Zinsen zu 3 Procent jährlich für die Ruhezeit der Versicherung dem Inhaber des von der Bank ausgestellten Depositenscheins gewährt.

Wenn Jemand stirbt, auf dessen Leben versichert ist, so hat der Inhaber der Police dem nächsten Bankagenten möglichst baldige Anzeige davon zu machen, dabei die bekannte oder vermuthliche Ursache des Todes anzugeben und die Sterbefallpapiere, nämlich einen amtlichen Todtenschein und einen genauen Bericht des Arztes über die letzte Krankheit od. sonstige Todesursache des Verstorbenen beizubringen. Bei Ueberlebensversicherungen ist außer den obigen Bescheinigungen bezüglich des Verstorbenen auch noch ein Attestat nöthig, daß die Person, welche überleben soll, denjenigen wirklich überlebt hat, auf dessen Leben die Versicherung lautet. Der Bank bleibt, wenn sie die über die Ursache eines Todesfalles beigebrachten Papiere nicht auslangend findet, od. überhaupt auf den Grund möglicher Anwendung ohne Weiteres die Auszahlung der Versicherungssumme zuzugestehen das Recht vorbehalten, besondere Nachweisungen über einige od. über alle Punkte, namentlich auch nach Befinden eidliche Bestätigung der Angaben zu fordern. Werden die überreichten Nachweisungen falsch befunden, so

gehen alle aus dem Versicherungsvertrage hergeleiteten Ansprüche an die Bank verloren. Binnen drei Monaten nach Eingang der von der Bank als gültig erkannten Sterbefallpapiere erfolgt die Auszahlung der versicherten Summe an den Inhaber der Police gegen Rückgabe dieses Dokuments, der letzten Prämienquittung, wenn solche die Bank verlangt, und gegen Ausstellung über den Empfang des Geldes. Die Zahlung wird baar in Gotha geleistet, kann aber nach dem Wunsch des Empfängers, wenn er Kosten und Gefahr übernimmt, durch Wechsel, Baarsendung od. Zahlung des Agenten gewährt werden. Wenn innerhalb zweier Jahre, vom Todestage der Person an, auf deren Leben die Versicherung lautete, gerechnet, die erforderlichen Sterbefallpapiere nicht beigebracht werden, od. der Inhaber der Police mit einem Anspruch an die Bank nicht hervortritt, so fällt die Versicherungssumme an die Bank als Eigenthum zurück und es kann alsdann an sie kein Anspruch mehr auf jene Police gegründet werden. Verweigert die Bank die Zahlung einer in Anspruch genommenen Versicherungssumme, so hat der Policeninhaber, wenn er seinen Anspruch auf gerichtlichem Wege zu verfolgen beabsichtigt, die beschalligte Klage längstens binnen sechs Monaten, vom Tage der von Seiten der Bank schriftlich zu erlassenden Verweigerung an gerechnet, bei dem herzogl. Justizkollegium in Gotha, bei Verlust seines Klagsrechts, zu überreichen. Die zur Auszahlung bestimmten Versicherungssummen, Dividenden und Reservevergütungen können, so lange sie noch in den Händen der Bank sind, nicht mit Arrest belegt, od. in Anschlag genommen werden.

Ueber das Verfahren in Streitigkeiten sagt sie in ihren Statuten: In streitigen Angelegenheiten der Bank, welche sich nicht auf die eigentlichen Versicherungsverhältnisse beziehen, wie z. B. in Kapitalausleihungen und andern dahin gehörigen Angelegenheiten, od. bei bloßen Geldbifferenzen mit Agenten, Wechselhäusern u. dgl. wird nach den gesetzlichen Bestimmungen des Staates, wo der Rechtsstreit anhängig gemacht werden muß, verfahren. Die Bank als beklagter Theil steht in dieser, wie in jeder andern Beziehung, unter der Jurisdiktion des herzogl. Justizkollegiums in Gotha. Streitigkeiten aber, die aus Versicherungsverhältnissen zwischen der Bank und den Berechtigten entstehen, werden entweder durch Schiedsrichter, od. durch das kompetente Gericht entschieden. Der schiedsrichterliche Weg tritt nur dann ein, wenn beide Theile sich für denselben entscheiden, in welchem Falle auch die Modalitäten des Verfahrens von dem jedesmaligen Uebereinkommen derselben abhängig sind. Gegen ein schiedsrichterliches Erkenntnis findet weder ein ordentliches, noch ein außerordentliches Rechtsmittel Statt, mit alleiniger Ausnahme der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen Dolus der obliegenden Partei od. des Schiedsrichters. Findet ein schiedsrichterliches Verfahren nicht Statt, so steht es dem Gegner der Bank frei, unter Beobachtung der oben

aufgestellten Fristbestimmung seine Forderung bei dem herzogl. Justizkollegium in Gotha im Wege Rechtsens geltend zu machen. Gegen den Ausspruch dieser Gerichtsbehörde findet kein anderes Rechtsmittel Statt, als die Restitution gegen Versehen und Versäumnisse der Advokaten, ingleichen die Nullitätsklage, welche jedoch nur in den beiden Fällen Platz greift, wenn a) absolut wesentliche Bestandtheile des Prozesses verlegt worden sind, od. wenn b) gegen den klaren Buchstaben specieller Landesgesetze od. der die Lebensversicherungsbank selbst betreffenden Gesetze gesprochen worden ist. In allen diesen Fällen muß das Restitutionsgesuch od. die Nullitätsklage binnen 90 Tagen, vom Tage der anzusehenden Entscheidung an, bei Verlust dieses Rechtsmittels, beim herzogl. Justizkollegium in Gotha erhoben werden. Alle die Bank angehenden Streitigkeiten, welche beim herzogl. Justizkollegium in Gotha anhängig gemacht werden, der Gegenstand derselben betrage so viel er wolle, werden summarisch, d. h. nach den Vorschriften behandelt, welche das gothaische Gesetz über den unbestimmten summarischen Prozeß vom 12. Oktober 1837 (in der Gesammlung für das Herzogthum Gotha Nr. CLXXIII.) für Sachen, die ohne Weislaufszeit zu erörtern sind, erteilt, und nie im Wege des ordentlichen Prozesses. Bei ihrer Entscheidung kommen zunächst die Bestimmungen der für das einzelne Versicherungsverhältnis vorhandenen Urkunden, sodann die Bankverfassung, u. nach diesen die im Herzogthum Gotha überhaupt geltenden Rechte zur Anwendung. Die Bank wird in allen ihren Prozessen von demjenigen vertreten, welchen der Bankvorstand in jedem einzelnen Falle zu deren Vertretung bestimmt.

2) Die deutsche Lebensversicherungsgesellschaft zu Lübeck, errichtet den 1. December 1828. Sie ist eine Aktiengesellschaft auf 1,275,000 Mark Kurant Fonds gegründet, und übernimmt Versicherungen für Personen von 10—67 Jahren von 300—30,000 Mark Kurant, welche beim Tode des Versicherten dem Inhaber der Police ausgezahlt werden; sie versichert auf ein, od. auf mehrere Jahre, od. auf Lebenszeit; die auf Lebenszeit Versicherten erhalten alle 7 Jahre durch Hinzufügung zur Police den auf ihren Antheil fallenden Gewinn (die Hälfte des Gewinnes erhalten die Aktionäre), oder können denselben nach neuern Bestimmungen auch gleich durch Kürzung der zu zahlenden Prämien erheben. Die Stempelabgabe auf die Police, welche früher statutenmäßig bestimmt war, wird jetzt nicht mehr erhoben. Bei Auszahlung der Police werden die Zinsen vom Tage der Einlieferung des Todescheines vergütet. Bei Seereisen auf Dampfbooten von Kopenhagen bis Christiania im Mai bis Oktober tritt keine Prämienerrhöhung ein. Außerdem versichert die Gesellschaft auf Ueberlebung, auf verbundenes Leben, auf Aussteuern von 100—10,000 Mark, am Ende des 21. Jahres zahlbar; ferner ist mit der Versicherung ein Leibrentengeschäft verbunden. Die Gesellschaft kauft ihre eignen Policeen nach bestimmten Sätzen zurück. Erscheint der

<p> 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 101 102 103 104 105 106 107 108 109 110 111 112 113 114 115 116 117 118 119 120 121 122 123 124 125 126 127 128 129 130 131 132 133 134 135 136 137 138 139 140 141 142 143 144 145 146 147 148 149 150 151 152 153 154 155 156 157 158 159 160 161 162 163 164 165 166 167 168 169 170 171 172 173 174 175 176 177 178 179 180 181 182 183 184 185 186 187 188 189 190 191 192 193 194 195 196 197 198 199 200 201 202 203 204 205 206 207 208 209 210 211 212 213 214 215 216 217 218 219 220 221 222 223 224 225 226 227 228 229 230 231 232 233 234 235 236 237 238 239 240 241 242 243 244 245 246 247 248 249 250 251 252 253 254 255 256 257 258 259 260 261 262 263 264 265 266 267 268 269 270 271 272 273 274 275 276 277 278 279 280 281 282 283 284 285 286 287 288 289 290 291 292 293 294 295 296 297 298 299 300 301 302 303 304 305 306 307 308 309 310 311 312 313 314 315 316 317 318 319 320 321 322 323 324 325 326 327 328 329 330 331 332 333 334 335 336 337 338 339 340 341 342 343 344 345 346 347 348 349 350 351 352 353 354 355 356 357 358 359 360 361 362 363 364 365 366 367 368 369 370 371 372 373 374 375 376 377 378 379 380 381 382 383 384 385 386 387 388 389 390 391 392 393 394 395 396 397 398 399 400 401 402 403 404 405 406 407 408 409 410 411 412 413 414 415 416 417 418 419 420 421 422 423 424 425 426 427 428 429 430 431 432 433 434 435 436 437 438 439 440 441 442 443 444 445 446 447 448 449 450 451 452 453 454 455 456 457 458 459 460 461 462 463 464 465 466 467 468 469 470 471 472 473 474 475 476 477 478 479 480 481 482 483 484 485 486 487 488 489 490 491 492 493 494 495 496 497 498 499 500 501 502 503 504 505 506 507 508 509 510 511 512 513 514 515 516 517 518 519 520 521 522 523 524 525 526 527 528 529 530 531 532 533 534 535 536 537 538 539 540 541 542 543 544 545 546 547 548 549 550 551 552 553 554 555 556 557 558 559 560 561 562 563 564 565 566 567 568 569 570 571 572 573 574 575 576 577 578 579 580 581 582 583 584 585 586 587 588 589 590 591 592 593 594 595 596 597 598 599 600 601 602 603 604 605 606 607 608 609 610 611 612 613 614 615 616 617 618 619 620 621 622 623 624 625 626 627 628 629 630 631 632 633 634 635 636 637 638 639 640 641 642 643 644 645 646 647 648 649 650 651 652 653 654 655 656 657 658 659 660 661 662 663 664 665 666 667 668 669 670 671 672 673 674 675 676 677 678 679 680 681 682 683 684 685 686 687 688 689 690 691 692 693 694 695 696 697 698 699 700 701 702 703 704 705 706 707 708 709 710 711 712 713 714 715 716 717 718 719 720 721 722 723 724 725 726 727 728 729 730 731 732 733 734 735 736 737 738 739 740 741 742 743 744 745 746 747 748 749 750 751 752 753 754 755 756 757 758 759 760 761 762 763 764 765 766 767 768 769 770 771 772 773 774 775 776 777 778 779 780 781 782 783 784 785 786 787 788 789 790 791 792 793 794 795 796 797 798 799 800 801 802 803 804 805 806 807 808 809 810 811 812 813 814 815 816 817 818 819 820 821 822 823 824 825 826 827 828 829 830 831 832 833 834 835 836 837 838 839 840 841 842 843 844 845 846 847 848 849 850 851 852 853 854 855 856 857 858 859 860 861 862 863 864 865 866 867 868 869 870 871 872 873 874 875 876 877 878 879 880 881 882 883 884 885 886 887 888 889 890 891 892 893 894 895 896 897 898 899 900 901 902 903 904 905 906 907 908 909 910 911 912 913 914 915 916 917 918 919 920 921 922 923 924 925 926 927 928 929 930 931 932 933 934 935 936 937 938 939 940 941 942 943 944 945 946 947 948 949 950 951 952 953 954 955 956 957 958 959 960 961 962 963 964 965 966 967 968 969 970 971 972 973 974 975 976 977 978 979 980 981 982 983 984 985 986 987 988 989 990 991 992 993 994 995 996 997 998 999 1000 1001 1002 1003 1004 1005 1006 1007 1008 1009 1010 1011 1012 1013 1014 1015 1016 1017 1018 1019 1020 1021 1022 1023 1024 1025 1026 1027 1028 1029 1030 1031 1032 1033 1034 1035 1036 1037 1038 1039 1040 1041 1042 1043 1044 1045 1046 1047 1048 1049 1050 1051 1052 1053 1054 1055 1056 1057 1058 1059 1060 1061 1062 1063 1064 1065 1066 1067 1068 1069 1070 1071 1072 1073 1074 1075 1076 1077 1078 1079 1080 1081 1082 1083 1084 1085 1086 1087 1088 1089 1090 1091 1092 1093 1094 1095 1096 1097 1098 1099 1100 1101 1102 1103 1104 1105 1106 1107 1108 1109 1110 1111 1112 1113 1114 1115 1116 1117 1118 1119 1120 1121 1122 1123 1124 1125 1126 1127 1128 1129 1130 1131 1132 1133 1134 1135 1136 1137 1138 1139 1140 1141 1142 1143 1144 1145 1146 1147 1148 1149 1150 1151 1152 1153 1154 1155 1156 1157 1158 1159 1160 1161 1162 1163 1164 1165 1166 1167 1168 1169 1170 1171 1172 1173 1174 1175 1176 1177 1178 1179 1180 1181 1182 1183 1184 1185 1186 1187 1188 1189 1190 1191 1192 1193 1194 1195 1196 1197 1198 1199 1200 1201 1202 1203 1204 1205 1206 1207 1208 1209 1210 1211 1212 1213 1214 1215 1216 1217 1218 1219 1220 1221 1222 1223 1224 1225 1226 1227 1228 1229 1230 1231 1232 1233 1234 1235 1236 1237 1238 1239 1240 1241 1242 1243 1244 1245 1246 1247 1248 1249 1250 1251 1252 1253 1254 1255 1256 1257 1258 1259 1260 1261 1262 1263 1264 1265 1266 1267 1268 1269 1270 1271 1272 1273 1274 1275 1276 1277 1278 1279 1280 1281 1282 1283 1284 1285 1286 1287 1288 1289 1290 1291 1292 1293 1294 1295 1296 1297 1298 1299 1300 1301 1302 1303 1304 1305 1306 1307 1308 1309 1310 1311 1312 1313 1314 1315 1316 1317 1318 1319 1320 1321 1322 1323 1324 1325 1326 1327 1328 1329 1330 1331 1332 1333 1334 1335 1336 1337 1338 1339 1340 1341 1342 1343 1344 1345 1346 1347 1348 1349 1350 1351 1352 1353 1354 1355 1356 1357 1358 1359 1360 1361 1362 1363 1364 1365 1366 1367 1368 1369 1370 1371 1372 1373 1374 1375 1376 1377 1378 1379 1380 1381 1382 1383 1384 1385 1386 1387 1388 1389 1390 1391 1392 1393 1394 1395 1396 1397 1398 1399 1400 1401 1402 1403 1404 1405 1406 1407 1408 1409 1410 1411 1412 1413 1414 1415 1416 1417 1418 1419 1420 1421 1422 1423 1424 1425 1426 1427 1428 1429 1430 1431 1432 1433 1434 1435 1436 1437 1438 1439 1440 1441 1442 1443 1444 1445 1446 1447 1448 1449 1450 1451 1452 1453 1454 1455 1456 1457 1458 1459 1460 1461 1462 1463 1464 1465 1466 1467 1468 1469 1470 1471 1472 1473 1474 1475 1476 1477 1478 1479 1480 1481 1482 1483 1484 1485 1486 1487 1488 1489 1490 1491 1492 1493 </p>
--

Versicherten erforderlich. Die auf eignes Leben ausgestellten Receptionsscheine können einer dritten Person cedirt werden. Dem Plane zufolge decken die jährlichen Prämien die muthmaßlich auszahlenden Versicherungsgelder; durch die Eintrittsgelder und die zehnjährigen Nachschüsse wird ein Fond fürs spätere Alter, welcher dem erhöhten Risiko sichernd entgegentritt. Die Verbindlichkeit der Gesellschaft erlischt, wenn der Versicherte unwahre Angaben vorbrachte, mit den Prämienzahlungen nicht einhält, durch Zweikampf, Selbstmord, od. die Hand der Gerechtigkeit fällt (wie bei allen andern Gesellschaften), od. wenn er über 150 Meilen weit reiste, ohne es der Anstalt anzuzeigen. Der Verwaltungsrath besteht in einer Generaldirektion in Hannover und aus Specialdirektoren, welche die Versicherungen abschließen; am Schlusse jeden Jahres legt der Erstere öffentlich Rechnung ab und bestimmt die Größe der Beiträge.

5) Die Berlinische Lebensversicherungs-Gesellschaft, bestätigt und auf 15 Jahre ausschließlich privilegiert im J. 1836, steht unter Aufsicht eines königl. Kommissärs, ist eine Aktiengesellschaft auf einen Fond von 1 Million Thaler preuß. gegründet und versichert 1) auf das Leben des Versicherten für gewisse Jahre od. Lebensdauer zum Vortheile seiner Erben od. der Personen, auf welche er die Rechte seiner Police überträgt; 2) zu Gunsten einer ausdrücklich genannten Person, sobald diese ihn überlebt; 3) auf das Leben zweier Versicherten, zu Gunsten dessen, welcher überlebt; 4) zahlbar nach dem Tode der zuletzt von ihnen Sterbenden, zum Vortheile desjenigen, auf welchen ihre Rechte aus der Police übergehen. Die Prämien werden entweder jährlich gezahlt, od. in einer gewissen Anzahl von Jahren (1–20), sofern sie der Versicherte durchlebt, od. auf einmal; nach erfolgter Berichtigung für das erste Jahr können die Prämien mit Vergütung der Verzugszinsen in dreimonatlichen Zahlungen entrichtet werden. Die Versicherungssumme liegt zwischen 100 und 10,000 Thaler. Preussisches Militär ist von der Versicherung nicht ausgeschlossen, aber bei ausbrechendem Kriege Zusatzprämien unterworfen. Bei Reisen innerhalb Europa, auf der Ostsee, von Havre und Portsmouth bis Hamburg mit Dampf- u. Postschiffen werden keine Zusatzprämien gefordert. Prämienzahlungen hören mit dem 85. Lebensjahre auf. Policen können cedirt und verpfändet werden; die Gesellschaft selbst kauft sie auch zurück, od. beleihet sie. Die Versicherungssumme wird drei Monate nach angezeigtem Todesfalle erfolgen. Die Versicherten erhalten $\frac{2}{3}$ des eingezahlten Ueberschusses als Dividende, welche nach 5 Jahren vom Ablaufe jedes Gesellschaftsjahres ab durch Abrechnung auf die ferner zu entrichtende Prämie, oder, bei früher eintretendem Ableben des Versicherten, baar an die legiti-

men Inhaber der Police gezahlt werden. Der Rest des Jahres 1836 und das volle Jahr 1837 werden als das erste Rechnungsjahr angesehen.

6) Die Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank für die Lebensversicherungsanstalt, errichtet 1836, nimmt Personen von 10–70 Jahren mit kurzen Versicherungen bis 10 Jahre od. auf Lebensdauer an; die Prämien sind bei Versicherungen auf Lebensdauer unveränderlich und jährlich zahlbar. Die Versicherungssumme muß innerhalb der Grenzen von 100 fl. und 25,000 fl. liegen. Der zu Versichernde, welcher bis jetzt nur Bayer seyn darf, muß sich dem Agenten persönlich vorstellen. Ein 5 Jahre bei der Anstalt Versicherter hat beim Austritt Anspruch auf theilweise Prämienentschädigung, wenn er 4 Wochen vor Verfall des Prämien Scheines Anzeige macht. Der Versicherungsschein kann cedirt werden. Die Versicherungssumme wird 3 Monate nach geführtem Beweise des Todes an die rechtmäßigen Erben od. den durch Cession eintretenden Besizer ausgezahlt. — Am Ende des Jahres 1836 waren bei dieser Bank in München 256,700 fl. versichert u. dafür 119 Policen ausgegeben.

6) Die auch in Deutschland durch Agenten vertretene, am 26. December 1831 auf einen Fonds von 2 Millionen Gulden errichtete Aktiengesellschaft: Assicurazioni Generali Austro-Italiche in Triest nimmt Versicherungen auf kurze Zeit und Lebenszeit an und läßt sich Prämien während einer gewissen Anzahl Jahre od. jährlich, vierteljährlich, monatlich od. auf einmal zahlen; sie nimmt Versicherungen unbedingter und bedingter Leibrenten, von Verbindungsrenten, von Zeitrenten an, ferner Ueberlebensversicherungen und Pensionen. Die Versicherungssumme ist 6 Monate nach dem Tode, oder gleich mit Abzug der Zinsen zahlbar. Eine Gewinnvertheilung erfolgt hier eben so wenig als bei der vorhergehenden Anstalt an die Versicherten. Die nachfolgende Tabelle enthält eine Zusammenstellung der Prämien der vorhergeschilberten Anstalten, wobei nur noch zu erwähnen ist, daß die Prämien der leipziger Gesellschaft eigentlich nach Thalern à 24 Groschen berechnet werden, doch denen der gothaer Anstalt gleich sind, daß die erste Kolonne bei der hannöverschen Gesellschaft sich nicht stets gleich bleibt, sondern nach Verhältniß der Jahresausgaben ermittelt wird, und daß sich die Prämien bei der leipziger und gothaer Anstalt um den Antheil am ganzen Ueberschusse, die Prämien der lübecker Anstalt um den Antheil an dem halben Ueberschusse und die Prämien der berliner Anstalt um den Antheil an $\frac{2}{3}$ des Ueberschusses, welchen jedes Rechnungsjahr der Gesellschaft gibt, vom 5. Jahre an nach Eintritt in die Anstalt kürzen. Ferner wird die erste Kolonne bei der hannöverschen Anstalt ungeändert bis zum 98. Jahre fortzusetzen seyn.

Lebenswärme, s. Animalische Wärme.

Lebenswahrscheinlichkeit, s. v. a. Lebensprobabilität, s. Alter, vgl. Arithmetik (politische).

Lebenswasser (Aqua vitae, Eau de vie), s. v. a. Brantwein, s. d.

Lebenszeit u. Lebensziel, s. Alter und Arithmetik (politische).

Leber (Hepar s. Jecur, franz. Foie, engl. Liver, ital. Fegato, Anat.), die braune, sehr große und schwere Drüse, welche in querer, etwas schräg geneigter Richtung den obern rechten Theil der Bauchhöhle ausfüllt und die Galle absondert. Sie hat eine länglich viereckige Gestalt mit schmälern und abgerundeten Enden: die obere vordere ihrer beiden Flächen, *Superficies convexa*, ist regelmäßig und stark gewölbt, in der Mitte der L. am meisten erhaben, die untere hintere Fläche, *Superficies concava*, ist flach ausgehöhlt und uneben. Der nach hinten und oben liegende Rand ist breit und stumpf abgerundet, *Margo obtusus*; der längere vordere und untere Rand aber dünner und schärfer, *Margo acutus*; letzterer hat, nicht genau in der Mitte, sondern mehr nach dem linken Ende hin, einen $7\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Einschnitt, *Incisura interlobularis*. Die konvexe Fläche der L. ist mit drei Gruben versehen: die tiefste die der Gruben, *Fossa transversa* s. *Porta hepatis*, befindet sich fast in der Mitte zwischen den beiden Enden, etwas mehr nach dem linken Ende hin und dem stumpfen Rande viel näher, als dem scharfen; sie ist nach der Längenrichtung der L. (Querrichtung der Bauchhöhle) wenigstens 2" lang und 1" bis $1\frac{1}{2}$ " breit: sie wird links und rechts von den beiden flacheren *Fossae longitudinales* begrenzt, welche sich von dem scharfen Rand bis zum stumpfen erstrecken. Die *Fossa longitudinalis sinistra* geht am vordern scharfen Rande in die *Incisura interlobularis* über; ihr vorderer längerer Theil, zwischen dem scharfen Leberrand und dem linken Ende der *Fossa transversa*, ist die *Fossa venae umbilicalis* und oft von einem brückenförmigen Streifen der Lebersubstanz theilweise überdeckt; ihr hinterer etwas nach rechts gebogener Theil wird *Fossa ductus venosi* genannt. Die *Fossa longitudinalis dextra* enthält in ihrer vorderen Abtheilung, *Fossa vesicae felleae*, die Gallenblase; die hintere, kurze, aber ziemlich tiefe Abtheilung, welche den stumpfen Leberrand einschneidet, ist die *Fossa venae cavae*. Durch diese Gruben wird die L. in Lappen getheilt, die aber an der konvexen Fläche und in der Tiefe der Lebermasse verschmolzen und nicht deutlich von einander getrennt sind; der Theil der L. links von der *Incisura interlobularis* und der *Fossa longitudinalis sinistra* ist der linke Leberlappen, *Lobus hepatis sinister*; der übrige Theil, welcher fast drei Vierteltheile der ganzen Masse der L. begreift, ist der rechte Lappen, *Lobus hepatis dexter*. An der konvexen Fläche des letztern, zwischen den *Fossae longitudinales*, befinden sich die kleineren Leberlappen; der flache, wenig hervorragende, viereckige *Lobus quadratus* s. *anterior* vor der *Fossa transversa*, zwischen dieser, dem scharfen Rande, der *Fossa venae umbilicalis* und der *Fossa vesicae felleae*;

der kleinere, höhere, rundlich eckige *Lobus Spiegelii* s. *caudatus* s. *posterior*, liegt hinter der *Fossa transversa*, zwischen ihr und dem stumpfen Rande; nach rechts durch die *Fossa venae cavae*, nach links und hinten durch die *Fossa ductus venosi* begrenzt: seine stärkste kegelförmige Erhabenheit nach links und unten wird *Tuberculum papillare* genannt; eine flachere, längliche, gegen die *Fossa venae cavae* gerichtete Hervorragung ist das sogenannte *Tuberculum caudatum*. Die Länge der L. beträgt 10" bis 12", die Breite vom scharfen zum stumpfen Rand 7" bis $7\frac{1}{4}$ ", in der Nähe der Enden nur 5"; die größte Dicke von der konvexen zur konkaven Fläche befindet sich dem stumpfen Rande näher als dem scharfen und beträgt $2\frac{1}{2}$ " bis $2\frac{3}{4}$ "; in der Nähe der Enden ist die L. beträchtlich dünner. Das absolute Gewicht beträgt, von 54 bis 72 Unzen wechselnd, im Mittel 64 Unzen; das spezifische Gewicht 1,0654 bis 1,0853, im Mittel 1,0721; der räumliche Inhalt $76\frac{1}{2}$ K. = 3. bis $98\frac{1}{2}$ K. = 3., im Mittel 88 K. = 3. Der rechte Lappen der L., der größte Theil ihrer Masse, füllt die rechte *Regio hypochondriaca* beinahe völlig aus und reicht mit dem rechten Ende bis an die *Regio iliaca*, zuweilen noch etwas in dieselbe hinein; der linke Lappen liegt in der *Regio epigastrica* und reicht mit dem linken Ende bis in die linke *Regio hypochondriaca*. Die konvexe Fläche grenzt an die *Pars costalis* und *Centrum tendineum* des Zwerchfells, der stumpfe Rand an die Grenze zwischen *Pars lumbaris* und *Pars costalis* des Zwerchfells; — die konkave Fläche bedeckt mit dem rechten Leberlappen das obere Ende der rechten Niere, die *Flexura coli dextra* und einen Theil des *Colon adscendens* u. *Colon transversum*, den *Pylorus*, die *Pars transversa superior* und *descendens duodeni* und das *Ligamentum hepatoduodenale*, auch die *Vena cava inferior*; mit dem linken Leberlappen das kleine Netz, die *Cardia*, die *Curvatura minor* und einen Theil der vordern Wand des Magens. Der scharfe Rand ragt unter den Knorpeln der siebenten bis zehnten Rippe rechterseits etwas hervor, liegt daher beträchtlich tiefer als der stumpfe Rand; und ist daher die konvexe Fläche schräg nach oben und vorn, die konkave nach unten und hinten gewendet. Da das rechte Ende bis an oder in die rechte *Regio iliaca* reicht, das linke die *Cardia* bedeckt und an die Milz grenzt, so liegt die L. auch nach ihrer Längenrichtung, der Querrichtung des Körpers, in sehr schräg geneigter Lage. Der häutige Ueberzug der L. ist eine seröse Haut, das *Peritonäum*, welches den größten Theil der L. sehr genau bekleidet, durch sehr kurzen Zellstoff mit ihrer Substanz verwachsen ist, und nur einige Stellen unbekleidet läßt, nämlich den stumpfen Rand und den an diesen grenzenden Theil der *Fossa ductus venosi* und der *Fossa venae cavae*, den Boden der *Fossa transversa* und der *Fossa vesicae felleae*, und einen sehr schmalen Streifen auf dem Boden der *Fossa venae umbilicalis*. An diesen Stellen ist die Lebersubstanz von einer mehr dichten Lage Zellstoff bedeckt. Durch die von dem *Saccus peritonaei* ausgehenden Duplikaturen, welche über die L. als ihr häutiger Ueberzug sich aus-

breiten, wird diese in ihrer Lage befestigt; diese sind: 1) das Ligamentum coronarium hepatis, Kranzband, eine sehr schmale, von der unteren Fläche des Zwerchfells an den stumpfen Lebertrand tretende Duplikatur; die Enden derselben, Ligamenta triangularia, dextrum et sinistrum, werden breiter und dreieckig, reichen aber, vorzüglich das erstere, nicht ganz bis zu dem rechten und linken Ende der L., so daß diese Enden gänzlich frei liegen und von dem Peritonäum vollständig bekleidet sind. — 2) Ligamentum suspensorium hepatis, Aufhängeband, eine lange und breite dreieckige Duplikatur; erstreckt sich von der Mittellinie der vorderen Bauchwand oberhalb des Nabels und von der Pars costalis diaphragmatis zur konvexen Fläche der L., an welcher es die Grenze zwischen dem rechten und linken Lappen bezeichnet, — zur Incisura interlobularis und zur Fossa venae umbilicalis. In dem untern freien Rande dieser Duplikatur, von den Blättern derselben eingeschlossen, liegt ein starker rundlicher, aus verdichtetem Zellstoff gebildeter Strang, das runde Leberband, Ligamentum teres hepatis s. Chorda venae umbilicalis, ein Rest der während des Fötusalters offenen Nabelvene: es beginnt am Nabelring, mit welchem es fest verwachsen ist, gelangt in die Incisura interlobularis und Fossa venae umbilicalis, und verschmilzt mit dem Zellstoff am Boden der Fossa ductus venosi und des linken Endes der Fossa transversa. — Andere Duplikaturen des Bauchfells gehen von dem Ueberzug der L. zu benachbarten Organen; dies sind das kleine Mes., Omentum minus s. Epiploon minus s. Omentum (s. Ligamentum) gastrohepaticum, eine breite Duplikatur, die von dem linken Umfang der Fossa transversa, vom Lobus Spigelii und der Fossa ductus venosi, zum Theil auch von der konvexen Fläche des linken Leberlappens ausgeht, an die Curvatura minor des Magens gelangt und in den serösen Ueberzug des letztern sich fortsetzt: — und das Ligamentum hepatoduodenale s. duodenohepaticum; dieses geht von der Fossa transversa aus und in die Bekleidung der Pars transversa superior duodeni über; hängt links mit dem Omentum minus ununterbrochen zusammen und endigt rechts mit einem freien Rand, dessen unteres Ende in die vordere Platte des Mesocolon transversum, vor und oberhalb des Ligamentum duodenohepaticum sich verliert. (Zwischen diesem Ligamentum hepatoduodenale und dem Ligamentum duodenohepaticum bleibt ein Schliß übrig, Foramen Winslovii; dieser führt in einen freien Raum, welcher vorn von dem hintern Blatt des kleinen Meses, dem Ueberzug der hintern Magenwand und dem hintern Blatt des Omentum gastrocolicum bekleidet wird — hinten von der, das Pankreas und untern Theil des Duodenum übergreifenden, obern Platte des Mesocolon transversum — oben von dem schmalen Theil des Sacus peritonei zwischen dieser Platte und dem Ligamentum coronarium hepatis — unten von der Verklebung des Omentum gastrocolicum mit den hinteren Blättern des Omentum colicum begrenzt wird.) Eine meistens sehr niedrige Falte zwischen der konvexen Fläche des

rechten Leberlappens und dem Mesocolon adscendens an der Flexura dextra coli, vor dem obern Ende der rechten Niere, wird Ligamentum hepatocolicum oder Ligamentum hepatorenale genannt; sie hängt mit dem Ligamentum duodenohepaticum zusammen. — Die von dem serösen Ueberzug bekleidete eigentliche Substanz oder das Gewebe der L. ist hart, unelastisch, durch Druck oder Dehnung ziemlich leicht zerreißbar und höckerige Bruchflächen darbietend; von eigenthümlicher rothbrauner Farbe. Es sind in diesem Gewebe vorzüglich die eigenthümliche Anordnung und Verbreitung der Blutgefäße, und die aus Acini zusammengesetzten Läppchen der L., nebst den Gallengängen, welche in diesen ihren Anfang nehmen, zu betrachten.

Gefäße der L. Abweichend von anderen Drüsen, bringen zwei Gefäßstämme verschiedener Art in die L., nämlich die ansehnliche Leberarterie, Arteria hepatica, und die noch beträchtlich dickere Pfortader, Vena portarum; erstere führt ihr rothes Blut aus der Aorta zu, letztere schwarzes Blut aus den Venen der übrigen Verdauungsorgane; welches letztere von dem Blut des Hohlvenensystems durch dunklere Farbe, geringere Neigung zur Gerinnung, geringeren Antheil von Faserstoff, dagegen größeren Antheil von Fett, Extracten und Salzen, auch an Blutkörperchen oder wenigstens an Hämatin im Verhältniß zum Globulin, sich auszeichnet (so ist es bei Thieren von C. F. Schulz und F. Simon gefunden). — Beide Gefäße treten, nach ihrem Verlauf im Ligamentum hepatoduodenale, in die Fossa transversa hepatis ein, spalten sich hier in einen rechten und linken Hauptast und werden von einer dichten Zellstoffschicht, Capsula Glissonii, umgeben; sodann durchdringen sie, einander begleitend, unter fortgesetzter gabelförmiger Spaltung, die ganze Substanz der L., und werden auch innerhalb derselben von einer weißlichen, ziemlich festen Zellstoffscheide, einer Fortsetzung der Capsula Glissonii, umgeben. Vorzüglich bei der Vena portarum erfolgt die Spaltung größerer Äste in kleinere sehr rasch und regelmäßig dichotomisch: außer dieser Art von Theilung gehen aber überall von ihren größeren Ästen sehr zahlreiche kleine Zweige unter rechten Winkeln ab. Die kleineren Zweige, sowohl der Leberarterie als der Pfortader, treten in die Zwischenräume der Leberläppchen, als Vasa interlobularia, von welchen die von der Pfortader stammenden Venulae interlobulares zahlreicher und ansehnlicher sind: sie bilden ein zusammenhängendes Netz von $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{1000}$ dicken Kapillargefäßen, in welchen ein Uebergang aus den Endigungen der Arterien in die der Pfortader mit großer Leichtigkeit erfolgt. Dieses Netz von Kapillargefäßen, nebst dem sie vereinigenden ziemlich lockern Zellstoff, welcher mit der Fortsetzung der Capsula Glissonii zusammenhängt, füllt in vielfachen Windungen sämtliche schmale Zwischenräume der Leberläppchen aus, und bildet die sogenannte Tela interlobularis s. Substantia celluloso-vasculosa hepatis, welche sich im äußeren Ansehen durch dunklere Farbe, größere Weichheit und geringere Festigkeit von den Läppchen

unterscheidet, öfters auch viele Fetttropfchen enthält. — Die Lebervenen, *Venae hepaticae*, nur von der *Tunica intima vasorum* gebildet und nicht von der *Capsula Glissonii* bekleidet, durchziehen gleichfalls die Substanz der L. in allen Richtungen, und entspringen theils aus dem Gefäßnetz zwischen den Läppchen, größtentheils aber innerhalb eines jeden Läppchens, in dessen Innern sie eine kleine, $\frac{1}{16}$ ''' bis $\frac{1}{12}$ ''' dicke, öfters abgeplattete *Venula centralis lobulorum* s. *intralobularis* zusammenlegen, die in den nächst benachbarten Zweig einer größern *Vena hepatica* sich ergießt. Die Richtung der größeren *Venae hepaticae* geht gegen den stumpfen Rand hin: sie treten endlich, zu mehreren Stämmen vereinigt, in der *Fossa venae cavae* hervor, und senken sich sogleich in die untere Hohlvene. (Nach Kiernan sollen die Endigungen der Leberarterie nur in die Endigungen der *Vena portarum*, nicht unmittelbar in die Ästige der Lebervenen übergehen.) Das Lebervenenblut ist ärmer an Fibrin, Blutkörnchen und Fett, reicher an Albumin, Extracten und Salzen, als das des Hohlvenensystems und der Pfortader (F. Simon). Die Läppchen der L., *Lobuli*, auch *Acini* genannt, besitzen eine hellere gelblichbraune Farbe und größere Dichtigkeit, als die *Tela interlobularis*; sie bilden die sogenannte *Substantia propria acinosa hepatis*. Sie liegen sehr enge aneinander gedrängt, durch Zwischenräume von $\frac{1}{23}$ ''' bis $\frac{1}{8}$ ''' Breite getrennt, fließen auch oft mit den benachbarten theilweise zusammen, und machen daher den größten Theil der Masse der L. aus. Sie haben eine längliche, meistens etwas platt gedrückte, oft abgerundete dreiseitige Gestalt, eine Länge von $\frac{1}{2}$ ''' bis 1''', eine Breite von $\frac{1}{3}$ ''' bis $\frac{2}{3}$ ''', und meistens eine geringere Dicke als Breite; an dem Umfang der größeren Läppchen sitzen oft kleinere, welche zusammen einen ästigen Büschel solcher Läppchen bilden: die meisten sitzen aber mit ihrer Basis unmittelbar an den dünneren Wänden der *Venae hepaticae*, in welche ihre *Venulae centrales* sich ergießen. Jedes Läppchen ist aus einer großen Anzahl länglich runder *Acini* von gelbbraunlicher Farbe zusammengesetzt: diese haben meistens eine Länge von $\frac{1}{37}$ ''' bis $\frac{1}{31}$ ''', eine Breite und Dicke von $\frac{1}{35}$ ''' bis $\frac{1}{64}$ '''; ihre Höhle scheint verhältnismäßig kleiner und ihre Wände dicker zu seyn, als die der *Acini* anderer acinöser Drüsen. Man kann sie zuweilen sehr deutlich, oft nur sehr unbestimmt, auf den Schnittflächen einer frischen L. erkennen; da sie stets mit Galle gefüllt sind, so nehmen sie sehr schwer Injektionsmasse auf, welche viel häufiger aus den Gallengängen in die Lymph- und Blutgefäße gelangt. Bei neugeborenen Kindern ist es gelungen, sie mit fester Masse gleichförmig anzufüllen, in welchem Zustand sie einen Durchmesser von $\frac{1}{63}$ ''' bis $\frac{1}{41}$ ''', höchstens von $\frac{1}{33}$ ''' bis $\frac{1}{41}$ ''' darbieten und eng aneinander gedrängt die feinsten Gallengänge umgeben. Mit diesen *Acini* sind nicht zu verwechseln die sogenannten Leberzellen, welche man in den von einer Schnittfläche der L. abgestreiften Partikeln, oder nach Zerreißung u. Kompression von Stückchen der Lebersubstanz erblickt; es sind länglich runde, meist eßige,

bräunlich gefärbte Zellen von $\frac{1}{100}$ ''' Länge und $\frac{1}{120}$ ''' Breite, seltener $\frac{1}{85}$ ''' und $\frac{1}{70}$ ''' breit, gewöhnlich einen helleren Kern von $\frac{1}{510}$ ''' bis $\frac{1}{260}$ ''' Durchmesser enthaltend, und mit kleinen dunkeln, $\frac{1}{1020}$ ''' bis $\frac{1}{510}$ ''' großen Körnchen besetzt oder angefüllt; viele derselben messen nur $\frac{1}{260}$ ''' bis $\frac{1}{170}$ ''' und besitzen nur einen $\frac{1}{510}$ ''' großen oder auch gar keinen Kern. Ob diese innerhalb der *Acini* sich befinden, das *Epithelium* derselben sind u. die verhältnismäßig ansehnliche Dicke ihrer Wände, bei großer Zartheit ihrer eigentlichen Haut, bedingen, oder ob sie eine andere Lage u. Bedeutung haben, bleibt noch zu ermitteln, wenngleich ersteres auf den Grund der angestellten Beobachtungen als wahrscheinlicher sich darstellt. — In den sehr schmalen Zwischenräumen der *Acini* und in den Wänden der letztern selbst verbreitet sich ein engmaschiges gitterförmiges Netz äußerst zarter Kapillargefäße, die zum Theil einen Durchmesser von nur $\frac{1}{350}$ ''' haben. — Von den Läppchen gehen die Gallengänge, *Ductus biliaris* s. *biliferi*, aus; diese nehmen im Innern der *Lobuli* als sehr zarte häutige Kanäle, deren jeder mit den Höhlen mehrerer *Acini* zusammenhängt, ihren Anfang und treten aus ihrer Basis, wahrscheinlich zum Theil auch an der Oberfläche der Läppchen, in die *Tela interlobularis* hervor, u. gehen hierselbst in weiten Schlingen netzförmige Verbindungen ein. Die kleinsten in und zwischen den Läppchen sichtbaren Gallengänge haben einen Durchmesser von $\frac{1}{63}$ ''' bis $\frac{1}{35}$ '''; diese vereinigen sich zu größeren, welche die Äste der Leberarterie und Pfortader begleiten und mit ihnen von einer Zellstoffschicht (Fortsetzung der *Capsula Glissonii*) umkleidet werden, und im Innern von der Galle, welche sie führen, meistens gelb gefärbt sind. Durch den Zusammenfluß aller *Ductus biliaris* erwachsen endlich zwei größere Gänge, der rechte weitere und der linke engere Ast des Lebergangs, welche, von einer innern Schleimhaut und äußern Zellhaut gebildet, in der *Fossa transversa hepatis* aus der Lebersubstanz hervortreten, und in dieser Grube zu dem einfachen Stamm des Ausführungsganges der L., zum Lebergang, *Ductus hepaticus*, sich vereinigen. Der 2''' bis 2 $\frac{1}{2}$ ''' dicke *Ductus hepaticus*, welcher, so wie seine Fortsetzungen, eine innere Schleimhaut mit Cylinder-*epithelium* und eine äußere, aus Zellstofffasern und aus glatten, nicht quer gestreiften Muskelfasern gewebte Haut besitzt, tritt hinter oder vor dem rechten Ast der Leberarterie aus der *Fossa transversa*, und läuft zwischen den Platten des *Ligamentum hepatoduodenale* nach links und unten, u. zwar an der rechten Seite des Stammes der *Arteria hepatica*, vor der hinter beiden liegenden *Vena portarum*. Nach einem Verlaufe von 1 $\frac{1}{2}$ ''' geht von ihm der $\frac{3}{4}$ ''' lange, 1''' weite Gallenblasengang, *Ductus cysticus*, unter einem spitzen Winkel ab, welcher nach der rechten Seite und etwas nach vorn sich herabbiegt, und zur Gallenblase, *Vesica fellea* s. *Cystis* s. *Vesicula fellea*, sich erweitert. Die länglich runde, 3''' bis 4''' lange, in der Mitte 10''' weite Gallenblase ist mit ihrem vordern, obern Umfange in die *Fossa vesicae felleae* der L. einge-

senkt; ihr geschlossenes, abgerundetes, $\frac{3}{4}$ " weites Ende, der Gallenblasengrund, Fundus vesicae felleae, liegt ziemlich frei am scharfen Rand der L., im angefüllten Zustande oft über diesen etwas hinausragend; ihr engeres, $\frac{4}{5}$ " im Durchmesser haltendes, nach hinten und rechts gebogenes Ende, der Gallenblasenhals, Collum vesicae felleae, findet sich nahe unterhalb und vor der Fossa transversa, und geht in den Ductus cysticus über. Die Gallenblase kann im stark ausgedehnten Zustand, in welchem ihre Capacität $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Kubitzoll beträgt, ungefähr 9 bis 10 Drachmen Galle fassen. Sie ist, so weit sie in der Fossa vesicae felleae liegt, mit der Lebersubstanz selbst durch kurzen Zellstoff verwachsen; ihr hinterer unterer Umfang und der größte Theil des Fundus erhebt sich über diese Grube und wird von dem Bauchfellüberzug der konvexen Fläche der L. bekleidet. Ihre äußere weißliche Zellhaut ist von beträchtlicher Stärke; ihre innere Schleimhaut, meistens von der eingeschlossenen Galle gelblich oder grünlich gefärbt, bietet durch sehr zahlreiche, unregelmäßig durchkreuzte Fältchen, und durch zwischen diesen befindliche Grübchen ein sehr raubes Ansehen dar, und bildet im Gallenblasenhals mehrere einzelne, $\frac{1}{2}$ " hohe, in schräger u. spiraler Richtung laufende Falten; indem diese mit ihren Enden an einander grenzen u. hin u. wieder zusammenfließen, stellen sie einen beinahe vollständig schraubenförmigen Gang von mehreren Windungen dar und gestalten einen nur langsam u. allmählichen Ein- und Austritt der Galle. Die Fortsetzung des Ductus hepaticus unterhalb des Abgangs des Ductus cysticus wird der gemein-schaftliche Gallenabfuhrungsgang, Ductus choledochus, genannt; $2\frac{1}{2}$ " bis $3\frac{1}{2}$ " weit, $2\frac{1}{2}$ " lang, läuft er nach unten und schräg nach links und hinten, anfänglich im Ligamentum hepatoduodenale an der rechten Seite der Vena portarum; gelangt alsdann an die hintere Wand der Pars descendens duodeni, von den Lappchen des Caput pancreatis umgeben. Sodann durchbohrt er die Muskelhaut des Duodenum und läuft zwischen dieser und der Schleimhaut eine Strecke von $\frac{1}{2}$ " herab, bildet dadurch die Plica longitudinalis duodeni und öffnet sich am untern Ende derselben mit einer kaum 1 " im Durchmesser haltenden Mündung; durch diese Anordnung wird der Eintritt von Flüssigkeiten aus dem Duodenum in den Ductus choledochus verhindert. Die L. sondert während des Lebens ununterbrochen Galle, Fel, Bilis, ab; diese gelangt außer den Zeiten der Verdauung aus dem Ductus hepaticus durch den Ductus cysticus in die Gallenblase und verweilt in dieser eine längere oder kürzere Zeit, während welcher flüssigere Bestandtheile, vorzüglich Wasser, von den Lymphgefäßen aus ihr aufgesogen werden. Während der Verdauung wird aber sowohl die in der Gallenblase aufbewahrte, als die zu dieser Zeit von der L. secretirte Galle in das Duodenum ergossen. S. Galle.

Leber, Fluß, s. Oberrhein.

Leberabsceß (Abscessus hepatis, Ehr.). Der Ausgang der akuten und chronischen Leberentzündung in Eiterung offenbart sich durch

folgende allgemeine Kennzeichen. Im ersteren Falle nimmt der früher vorhandene dumpfe Schmerz in der Lebergegend zu u. wird drückend und klopfend. Hat sich der Absceß mehr an der konvexen Fläche der Leber gebildet, so wird das Zwerchfell gedrückt und der Kranke genöthigt, sich nach vorn überzubugen; die Schulterblätter wölben sich dann und man nimmt gewissermaßen eine Verunstaltung des Brustkorbes wahr. Meist wird der Druck bald in dem rechten Hypochondrium, bald mehr nach vorn, bald mehr in den Rücken, bisweilen auch in der Magengegend empfunden. Die Kranken können nur auf der rechten Seite liegen, und haben besonders bei aufrechter Stellung ein Gefühl von Schwere im rechten Hypochondrium. Drückt man auf dasselbe, oder erleidet der Körper, zumal durch einen Sprung, durch ein rasches Auftreten u. s. w. eine Erschütterung, so wird der Schmerz dadurch gesteigert. Dazu gesellen sich sehr oft größere oder geringere Kurzatmigkeit und ein anfangs trockener Husten, durch welchen, so wie durch Niesen, Gähnen, rasches Einathmen u. s. w. der Schmerz noch vermehrt wird. Nicht selten klagen die Kranken über eine Taubheit, über einen ziehenden Schmerz in der Schulter, auch wohl im Schenkel der rechten Seite, welcher oft erst bei der Berührung dieser Theile hervortritt und im Schenkel und in der Wade öfters einen höheren Grad erreicht. Die genossenen Nahrungsmittel bringen mancherlei unangenehme Empfindungen in der Magengegend zu Wege. Der Geschmack im Munde ist bitter, die Zunge belegt, der Appetit fehlt häufig, der Stuhlgang ist weißlich, faulig, blutig, verhärtet oder sehr wässerig, die Haut gelblich, der Urin trübe; den Kranken befällt flüchtiger Schauer, oft heftiger Schüttelfrost; das Fieber, welches die vorangehende Leberentzündung begleitet, dauert bei einiger Abnahme der Zufälle und dem Ausbleiben der Krisen mäßig fort und nimmt den Charakter des Eiterungsfiebers an. — Bildet sich der Absceß an der unteren Seite der Leber, so machen sich die Zeichen gestörter Leberfunktion mehr bemerkbar, wogegen Geschwulst und Schmerz deutlicher hervortreten, wenn die obere Fläche dieses Organs afficirt ist. Anschwellung, Härte und Vergrößerung desselben trifft man mehr oder weniger, entweder im Allgemeinen, oder örtlich, in den meisten Fällen an. — Man lasse, um sich von diesem krankhaften Zustande durch das Gesicht zu überzeugen, den Kranken horizontal und mit ausgestreckten Schenkeln und Füßen sich hinlegen, u. schiebe ihm noch ein erhöhendes Kissen unter das Rückgrat. Dann ragen entweder die untern Rippen auf der rechten Seite, oder es tritt selbst der untere scharfe Rand der Leber, mannichfaltig verunstaltet, unter dem Rippenrande stark hervor. Will man den Sitz des Schmerzes und der Anschwellung und Verhärtung der Leber durch das Gefühl erforschen, so untersuche man bei angezogenen Schenkeln und erschlafften Bauchmuskeln, oder auch, indem man den Kranken sich gleichzeitig auf Kniee und Hände stützen läßt. Die meisten L.e entstehen im rechten Leberlappen, selten werden sie im linken angetroffen.

Sie machen sich mitunter und zwar dann nur wenig bemerkbar, wenn sie den beschriebenen Grad der Ausbildung nicht erreichen und wenn kleine *Vomicæ* da sind, wobei der Kranke sich relativ wohl fühlt, und eine große Zahl derselben lange Zeit mit sich herumtragen kann, wogegen andere Individuen von ihrem Entstehen an bis zu Ende der Krankheit eine Reihe von höchst turbulenten Zufällen entwickeln. — Der Eiter, welcher sich in der Leber erzeugt, hat immer eine ganz eigene Beschaffenheit, ist der Eiter ähnlich, und hat eine bräunliche, schwärzliche Farbe. — Die Ausgänge der L.e sind verschiedenen. Ergießt sich der Eiter in das Cavum abdominis, was dann nicht selten, nach irgend einer Erschütterung des Körpers und mit dem deutlichen Gefühle des Versteuens Statt findet, so erfolgt der Tod unvermeidlich. Hat der Absceß auf der konvexen Fläche der Leber seinen Sitz, und adhärirt diese an dem Peritonäum, so öffnet er sich nach außen, und der Eiter kann in diesem Falle ausgeleert werden. Es bildet sich dann zwischen der 3., 4. und 5. falschen Rippe, oder in der Herzgrube, nach der Hüfte, dem Nabel u. s. w. hin, eine fluktuirende Geschwulst, die sich unter den, bei jedem Abscesse gewöhnlichen Erscheinungen öffnet, worauf späterhin die Symptome des offenen Abscesses eintreten. — Wenn sich aber dieser tief im Parenchym der Leber bildet (*Vomica hepatis*), so entwickelt sich eine Leberschwindsucht, und man findet nach dem Tode das ganze Eingeweide nicht selten vereitert, aufgelöst und zerstört, das Leberparenchym ist dann in eine klebrige, violettbraune Masse aufgelöst, welche gelbliche und weiße Punkte, Spuren des sich bildenden Eiters enthält, welche in manchen Fällen in kleine, anfangs bohnen große, zahlreiche, oft in ungeheurer Menge vorhandene Abscesse, die einen wässrig-gelblichen oder klebrig-bräunlichen, den Weinhefen gleichenden, stinkenden Eiter enthalten, sich vereinigen, wieder in einander übergehen und bisweilen die ganze Leber anfüllen, so daß diese einem großen Sack oder einer Blase gleicht. Zuweilen trifft man mehrere ansehnliche Abscesse in der Leber an, die mit einander keine Gemeinschaft haben. — Mitunter ergießt sich der Eiter in den Darmkanal. Dies geschieht entweder, wenn eine adhärirende Darmwand sich auflöst, oder es findet durch die Gallengänge Statt. In Folge dessen wird ein fürchterlich stinkender Eiter durch den Mund oder After, unter heftigem Würgen, Koliken, Durchfall, Stuhlgang u. s. w., je nachdem der Eiter in die obere oder untere Partie des Darmkanals sich ergießt, ausgeleert. Dieser Ausgang kann, wenn die Kräfte des Kranken nicht zu sehr erschöpft sind, durch einen langwierigen, eiterigen Durchfall zur Besserung führen. — Bahnt sich der Eiter einen Weg in die rechte Niere, so geht er mit dem Urin ab. Es bildet sich dann, wenn dieselbe zerstört ist, ein schwindsüchtiger Zustand aus. — War die Leberentzündung mit Lungenentzündung zusammengelegt, so dringt der Eiter in die Lungen u. wird ausgehustet. — Findet Verwachsung der Leber mit dem Zwerchfelle Statt und liegt der Absceß oben, so bahnt der Eiter sich oft einen

Weg in die Brust und bildet ein Empyema, oder frisst die Lungensubstanz an und tritt in diese. — Ein anderer, durchaus unerklärlicher Ausgang der Lebereiterung besteht in einer Metastase auf die Wadenmuskeln. Es bildet sich nämlich unter diesen ungemein rasch ein Geschwür, welches innerhalb einer kurzen Zeit die Knochen zerstört. Gleichfalls entleert sich der Eiter auf andern, sonderbaren Wegen durch Kanäle, die nach dem Nabel, der Milz, den Schenkeln, den Bauch- und Lendenmuskeln, der Harnblase u. s. w. hingehen. — Gelbsucht, Dyspepsie, Abmagerung, lentescirende Fieber, Wassersucht u. s. w. begleiten diese beschriebenen Vorgänge. Zuweilen, aber nur sehr selten wird der Eiter absorbiert und der Absceß kommt demgemäß nicht zum Aufbruche. Dies hat indeß mehr oder weniger wichtige allgemeine Uebel zur Folge. — Vorangegangene partielle oder totale, meist akute, seltener krampfartige Leberentzündung, welche auch durch Verlegung der Leber mittelst Stoß, Fall, Verwundung, Druck, kurz durch Alles, was Entzündung erregt, hervorgebracht werden kann, bedingen den L. Atrabilarische Konstitution, hohe Reizbarkeit der Leber, Störungen im Pfortadersystem, Sicht, Rheumatismus, Hämorrhoiden, ein heißes, feuchtes Klima, besonders unter den Tropen, in Westindien u. s. w. begründen die Disposition zur Leberentzündung. Nicht selten geben Kopfverletzungen, namentlich Kommotionen, zu L.en Anlaß. Männer sind denselben weit häufiger als Weiber unterworfen. — Die Prognose ist im Allgemeinen sehr ungünstig. Ergießen sich die Abscesse in die Bauch- oder Brusthöhle, so sind sie meist tödtlich; bahnen sie sich einen Weg nach außen, so greifen sie, wenn ihr Contentum sich nicht bald entleeren kann, weiter um sich und verursachen ungeheure Zerstörungen im Parenchym der Leber, neue Entzündungen, Fisteln, Caries der Rippen, hektisches Fieber, Auszehrung, Wassersucht u. s. w. Kann dagegen der Absceß, zufolge seiner Lage, chirurgisch behandelt und nach außen geöffnet werden, und ist keine krankhafte Disposition vorhanden, so erfolgt die Genesung. In nicht seltenen Fällen erweist die Natur sich hier hilfreich.

Bei der Behandlung muß die weitere Ausbildung des L.es möglichst behindert, den allgemeinen Folgen desselben begegnet und auf alle Weise dem vorhandenen Eiter ein Ausgang verschafft werden. Ersteres wird durch eine vorsichtige, dem Grade der Kräfte und den übrigen Umständen angemessene, antiphlogistische, ableitende Behandlung, und zwar durch Blutegel, Schröpfköpfe, Blasenpflaster, leichte Purganzen, Emulsionen, Molken, und ganz besonders durch Mercurialien bewirkt. Nachtheilig sind diese Mittel aber, wenn das Uebel schon vorgeschritten ist. Dann sind neben einer stärkenden, nährenden Diät China, Säuren, Kalkwasser mit Milch, isländisches Moos u. s. w. angezeigt. — Die künstliche Eröffnung der L.e liefert bei Behandlung derselben immer die günstigsten Resultate. Sie wird überall da, wo das Messer Zugang findet, namentlich bei allen Abscessen auf der vordern Fläche, am vordern oder hintern



als parenchymatöses Extravasat. — 1) Subperitoneales Extravasat. Häufig bei neugeborenen Kindern, namentlich solchen, die asphyktisch sterben; meist auf der Konvexität der Leber und namentlich des rechten Lappens findet sich das Peritonäum durch flüssiges oder gestocktes Blut in einer kleineren oder größeren Ausdehnung losgelöst. Die Leber selbst befindet sich in einem Zustand von Hyperämie. Die Zeichen sind nicht deutlich genug, um eine Diagnose zuzulassen. — 2) Parenchymatöses Extravasat. Zuweilen nach Erschütterung od. heftigen mechanischen Hyperämien, zuweilen ohne bekannte Ursache. Es befinden sich im Leberparenchyme ein oder mehrere Herde, die Blut mit zerrissenen Gewebstheilen enthalten. Zuweilen kann der Riß bis unter das Peritonäum reichen und dort eine subperitoneale Ausdehnung des Extravasates verursachen. Wahrscheinlich kann das Leberextravasat, wenn es nicht tödtet, später zu Abscess, nach Stokes auch zu dem übrigen seltenen Leberbrande Veranlassung geben. — Symptome sind: heftiger plötzlicher Schmerz in der Lebergegend, Ohnmachten; wenn der Tod nicht eintritt, die Erscheinungen eines Intestinalkatarrhs mit starker Leberhyperämie, zuweilen die einer Peritonitis, später die eines Leberabscesses.

Leberarterie (Arteria hepatica, Anat.), ein Ast der Arteria coeliaca, $2\frac{1}{2}$ ''' dick, geht hinter der oberen Magenkrümmung quer nach der rechten Seite, gelangt hinter dem Pylorus zwischen die Blätter des Ligamentum hepatoduodenale und läuft in dieser Duplikatur, vor der Vena portarum und an der linken Seite des Ductus hepaticus, zur Fossa transversa der Leber. Äste derselben sind: Die Arteria coronaria ventriculi dextra s. gastrica superior dextra, und die Arteria gastroduodenalis.

Leberatrophie (Atrophia hepatis, Med.). 1) Akute gelbe Atrophie, akute Erweichung der Leber. Die Krankheit wurde zuerst von Rokitanzky anatomisch erkannt und bereits ihre wichtigsten ätiologischen Verhältnisse, Symptome und Folgen angegeben. Eine ausführlichere Darlegung dieser Erkrankung verdanken wir Horaczek (Die gallige Dyskrasie mit akuter gelber Atrophie der Leber, zweite Ausgabe, 1844), der jedoch sicherlich die Häufigkeit des Vorkommens dieser Krankheit sehr übertrieben und in verwirrter Weise viele Fälle von Ikterus aus anderen Ursachen dahin gerechnet hat.

Ätiologie. Die Krankheit erscheint selten vor der Pubertät, selten nach den Involutionen Jahren, am häufigsten in den Blüthejahren, vorzugsweise bei Individuen mit reizbarem, heftigem Temperamente, mit regelloser Lebensweise, Unreinlichkeit der Haut, Mißbrauch geistiger Getränke, am häufigsten im Spätsommer und Herbst, zuweilen besonders veranlaßt durch Diätfehler, Mißbrauch von Emetiven, Purganzen und Emenagegis, durch psychische Einflüsse u. mechanische Verletzungen der Lebergegend.

Pathologische Anatomie und Physiologie. Die Leber ist auf die Hälfte, ja auf

den vierten Theil ihres Volums eingeschrumpft; besonders nimmt ihr Dickenmesser ab, daher die Leber platt, scheibenartig wird. Das Gewebe ist schlaff, blutleer, von gesättigt gelber Farbe, ohne allen Turgor und Elasticität. Diese Veränderung scheint sich sehr rasch auszubilden, daher die Oberfläche des Organs viele Runzeln zeigt. Die Gallenblase enthält wenig schmutzige Galle, die Gallengänge sind zusammengezogen, der Peritonäalüberzug der Leber gerunzelt. — Die Milz ist um das Doppelte oder mehr vergrößert, aufgelockert, oft breiig zerfließend. — Das Gehirn ist häufig anämisch, immer ödematös und oft hydrocephalisch erweicht. Die Magenschleimhaut ist oft erweicht, die Lunge nicht selten hypostatisch infiltrirt; auch in anderen Organen sind oft Erweichungen und unvollständig ausgebildete Entzündungsherde. Das Blut ist arm an Faserstoff, dünnflüssig, nur weiche und lockere Koagula bildend, von schmutzig schwarzrother Farbe und im Allgemeinen sparsam vorhanden.

Es ist nach dem gegenwärtigen Stande des Wissens unmöglich sich zu entscheiden, ob diese Krankheit eine primäre Leberaffektion sei, oder dieses Organ nicht erst in Folge einer Blutveränderung atrophire.

Symptome. Heftige Schmerzen in der Lebergegend, verminderte Mattigkeit des Perkussionstons, Einsinken der Lebergegend, Ausdehnung der Milzgegend, Schmerz beim Druck auf dieselbe, zuweilen mit bedeutenden Störungen des Darmkanals, mit Unregelmäßigkeiten des Stuhls, höchst intenser Ikterus mit Hautjucken, große Unruhe, Zornsucht, Angst und Schlaflosigkeit des Kranken, spontane Delirien, krampfhaftes Zucken, heftiges adynamisches Fieber mit öfters sich wiederholenden, jedoch meist schwachen Frösten, darauf folgenden Exacerbationen, schnellem, weichem, jedoch später zuweilen langsam werdendem Pulse, bald in Koma übergehend, zuweilen während des Verlaufs Blutungen aus der Nase, dem Mastdarm, den Genitalien, sind die Symptome der gelben L. Die Krankheit entsteht zuweilen allmählig, besonders bei pastösen Individuen und fetter Lebensweise, und hat dann einen langsameren, zuweilen remittirenden Verlauf. In anderen Fällen, besonders bei bestimmt wirkenden Ursachen, reizbaren Individuen, beginnt die Krankheit plötzlich, und nachdem sie 2—3 Wochen lang in leichteren Graden sich erhalten hatte, treten die schwereren Fieber und Kopfsymptome ein, worauf der Kranke meist in wenigen Tagen stirbt. Es ist aus anatomischen Gründen in hohem Grade unwahrscheinlich, ob die Krankheit jemals anders als mit dem Tode endet. Die von Horaczek angeführten glücklich geendeten Fälle lassen gewichtige Zweifel gegen die Richtigkeit der Diagnose zu und gehören wahrscheinlich eher Duodeniten und anderen weniger gefährlichen Ursachen des Ikterus, als der akuten Atrophie an.

Es ist keine rationelle Behandlung der Erkrankung denkbar, als etwa die der Symptom. nach den Regeln der allgemeinen Lebertherapie.

hat den Vorgang bei der Cirrhose Becquerel (Arch. gén. R. VII, 307 u. VIII) nachgewiesen, sowie Moritz (Path. Anat. III, 308 u. 334). Ueber die Genese und Symptome der L. vergl. ferner Oppolzer (Prager Vierteljahrsschr. III, 17), Schub (Zeitschr. d. Wiener Aerzte II. Bd. 368) und Budd (On the diseases of the liver, übers. von Henoch 1846, S. 105).

Ätiologie. Die Cirrhose findet sich am häufigsten im erwachsenen Alter, seltener im Greisenalter. Sie ist eine scheinend eintretende, meist aus anderen Zuständen sich entwickelnde Degeneration des Organs. Am öftesten wird sie bei Herzkranken beobachtet, so sehr, daß die Hemmung der Circulation durchs Herz als ein Hauptmotiv für die Entstehung der Cirrhose erscheinen muß. Wie es scheint, wird dadurch zunächst eine Störung des Bluts der Lebervenen herbeigeführt, die Gallensekretion stockt dadurch gleichfalls, die Gallengänge werden ausgedehnt (Muskatnussleber minderen Grades), das Pfortaderblut vermag nicht mehr in dem Maße in die Leber einzudringen. Darum sowohl, als durch Druck, vielleicht auch durch Auswürfungen aus der Lebervenenkapillarität, durch plastische und fettige Ablagerungen obliteriren allmählig die kleinsten Pfortadergefäße und die Leberinseln werden in eine kassöse Masse verwandelt, während andere in Atrophie zu Grunde gehen. In ähnlicher Weise, jedoch seltener wird die Cirrhose noch durch Hemmung in dem Lungenkreislauf und überhaupt durch wiederholte Lebervenenstörungen hervorgerufen. Durch nichts wird ihr Entstehen mehr gefördert, als durch Mißbrauch alkoholiger Getränke, so sehr, daß die cirrhotische Leber auch überhaupt als Säuerleber bezeichnet wurde; auch der Aufenthalt in warmen Gegenden scheint ihr Entstehen zu begünstigen.

Pathologische Anatomie. In den leichtesten Graden ist die Leber vergrößert, besonders sind ihre Ränder massenhaft dick, im Inneren scheint sie wie aus zwei scharf geschiedenen Substanzen, einer gelben und einer rothen, zu bestehen, unter welchen zumweilen bereits jene zu überwiegen und wie kleine, von einem rothen Hof umgebene gelbliche Körner zu erscheinen anfängt. Es hängt dieses Ansehen ab von einer Verdickung der letzten Endigungen der Gallengänge und Ausdehnung derselben durch galligen Inhalt. — In höheren Graden tritt der Gefäßtheil des Lebergewebes mehr und mehr zurück. Die Leber wird blässer, dichter, trockener, zäher. Die gelben Körner sind noch scharfer zu erkennen und treten namentlich bei einem Bruche der Leber noch deutlicher hervor. Die Gesamtmasse der Leber erscheint verkleinert. — Auf diesem Grade sind die Gefäße bereits theilweise obliterirt, das Zellgewebe um die Endigungen der Gallenkanäle dagegen stark hypertrophisch und infiltrirt. In dem vollkommensten Grade erscheint die Leber auffallend verkleinert, mit scharfen, häutigen Rändern. Besonders erreicht die Verschrumpfung des linken Lappens einen Grad, daß er erst nur als kleiner Anhängsel an der Leber erscheint. Es zeigt schon die Oberfläche eine körnige, warzenförmige Beschaffenheit, und zwischen diesen hervorragenden,

hanfstorn- bis erbsengroßen Granulationen erscheint der Leberüberzug sehnig verdickt und so geschrumpft, daß einzelne Granulationen wie abgesehnürt hervortreten. Im Inneren zeigt das Leberparenchym eine außerordentliche Vertheilung, so daß der Durchschnitt mit dem Messer nicht unbedeutend erschwert und mit einem kreisenden Geräusch verbunden ist. Die Farbe ist blaß, schmutzig braun oder hellgrau gelb, das Innere höchst trocken und in ihm sind theils einzelne oder gruppenweise gestellte Granulationen zc., theils fibröses Faser- oder Stranggewebe zu bemerken. — Auf diesem Grade ist offenbar neben übermäßiger Entwicklung einzelner Körner des Lebergewebes eine Schrumpfung und Atrophie des übrigen, namentlich des Gefäßapparats vorhanden. Mit dieser Veränderung combinirt und sie deshalb modificirend findet sich neben der Granularentartung nicht selten verbreitete Fettinfiltration oder zerstreute entzündliche Infiltration einzelner Granulationen, zuweilen selbst Erweichung dieser letzteren. Ferner finden sich sehr häufig neben der Granularentartung außer-Peritoneal die Produkte von Peritonitis und Pleuritis, und wässrige Exsudate in diesen Höhlen, albuminöse Entartung der Nieren, ferner Pneumonien, Lungenödeme und Lungenapoplexien, Combinationen zum Theil, die freilich öfter nebst der Cirrhose der Leber die Folge anderer Veränderungen (des Herzens), als die Folge der L. seyn können. Die leichteren Grade der Cirrhose finden sich auch bei Phthisikern. In der bei Weitem kleineren Zahl der Fälle wird die Cirrhose für sich allein gefunden.

Symptome. Die Symptome, in soweit sie von der Cirrhose selbst abhängen, sind: anfangs einige Volumsvergrößerung, mäßige Schmerzhaftigkeit der Leber mit icterischer Färbung, Anschwellung der Milz, träger Stuhl, chronische Catarrhe des Darms, oft mit Hämorrhoidalgeschwülsten und Blutungen aus Magen und Mastdarm, Alles dies ist begleitet zuweilen von einer mäßigen und lentescirend fieberhaften Aufregung und einem dunkelrothen, an Harnsäure reichen Harn. Später zeigt sich besonders der linke Leberlappengeschwunden, der Ton dort auffallend hell; noch später die Leber überhaupt verkleinert und, wenn man sie unter den Rippen und durch erschlaffte Bauchwandungen durchfühlen kann, hart. Die Schmerzhaftigkeit verliert sich aber jetzt vollends, wenn nicht die Verkleinerung rasche Fortschritte macht. Dagegen stellt sich jetzt in allen Fällen ein schmerzlos und unmerklich auftretender Ascites ein, der in keiner Leberkrankheit, die Obliteration der Pfortader ausgenommen, so konstant ist, als in dieser. Dieser Ascites ist im höchsten Grade hartnäckig, keine vermehrte Diurese wirkt auf ihn; punkirt kehrt das Wasser binnen Kurzem zurück. Dabei bekommt der Kranke ein schmutziges, graugelbes Aussehen, die Hämorrhoidalgeschwülste verlieren sich wieder, Blutungen werden seltener oder treten nicht mehr ein; dagegen wird der Catarrh des Intestinaltraktes immer hartnäckiger, der Appetit liegt ganz darnieder, oft stellt sich saures Erbrechen ein, die Stühle sind sparsam und et-

was hellergefärbt. Dabei ist der Harn sparsam, concentrirt und macht oft harnsaure Sedimente. Allmählig schwellen auch andere Theile und der Kranke geht unter zunehmender Kraftlosigkeit in Marasmus und allgemeiner Wassersucht zu Grunde, wenn nicht eine akutere Peritonitis, zu der die Disposition durch die Cirrhose gegeben ist, oder ein Lungenödem, eine pneumonische Infiltration ihn früher hinrafft. Bei langsamem Verlaufe stellen sich Kollateralverbindungen mittelst der Venen der Bauchdecken her, wodurch die Folgen der Leberobstruktion wesentlich ermäßigt werden. Der Verlauf ist in der bei Weitem großen Mehrzahl der Fälle sehr chronisch. Nur selten verlaufen vom ersten Anfang an die Symptome bis zu Ende, falls dieses durch die Cirrhose und ihre Folgen (Wassersucht) selbst herbeigeführt wird, bloß zwei oder drei Monate, meist dagegen mehrere Jahre.

Therapie. Die Behandlung ist, die ursächliche Indikation abgerechnet, durchaus verschieden, selbst entgegengesetzt nach den Stadien. Nur im frühesten Stadium kann sie einen radikalen Erfolg haben. Im Anfange, namentlich wenn die Erkrankung mit mäßigem Fieber auftritt, sind neben Diät und strenger Enthaltung alkoholiger Substanzen Blutentziehungen in der Lebergegend und am After vorzunehmen, die jedoch bei Säugern nur mit Vorsicht in Anwendung gesetzt werden dürfen. Daneben natronhaltige diluirte Getränke zur Förderung der Gallensekretion und milde Purgantia. Später, wenn die Schmerzhaftigkeit in der Lebergegend nachgelassen hat, kann ein Versuch mit Merkur bis zur leichten Salivation, oder vielleicht noch besser mit Jod oder länger fortgesetzten Kuren mit zuckerhaltigen Mitteln (Trauben-, Molkenkuren), leicht laxirenden Mineralwassern (Lissinger Wasser), mit bitteren Pflanzenstoffen und Aloe gemacht werden; dabei ist eine kräftige, leicht verdauliche u. sparsame Diät zu beobachten u. jedes alkoholige Getränk aufs strengste zu verbieten. In noch mehr vorgerückter Zeit hat man sich auf ein symptomatisches Verfahren, Punktion des Ascites (nicht zu oft wiederholt), Sorge für täglichen Stuhl (mit Vermeidung starker Purgantien), Unterlassung geistiger Getränke und blähender Speisen, mäßige Körperbewegung zu beschränken, wodurch einigermaßen das Leiden gemindert und das Leben verlängert werden kann.

Leberdistel (Bot.), 1) *f. v. a. Lactuca Scariola L.*; — 2) *f. v. a. Sonchus oleraceus L.*

Leberecht, Vornamen, als belebende Mahnung zu einem rechtlichen Leben: — a) als Vornamen, besond. 1) Leberecht, Fürst von Anhalt-Plöskau-Köthen, Sohn des Fürsten August, geb. 1622, regierte anfangs mit seinem Bruder Emanuel gemeinschaftlich, erbte 1665 Köthen u. † 1669, *f. Anhalt* (Gesch.); b) — als Familienname: — 2) (Karl v.), *f. v. a. Lebrecht*.

Leberegel (Zoophyt.), *f. v. a. Distoma hepaticum L.*

Lebereisenerz (Min.), *f. v. a. gemeiner Leberkies*.

Lebereiter (Med.), beim Leberabsceß gebildeter Eiter; vgl. Leberabsceß.

Lebereiterung (Med.), *f. Hepatitis*.

Leberentzündung (Med.), *f. Hepatitis*.

Leberentzündung der Thiere (Thierarzneik.). Sie kommt häufig vor, und zwar sowohl sporadisch, als auch seuchenartig, und in letzterer Hinsicht verdient sie einer besonderen Erwähnung. — Bei Pferden besteht sie bald allein, bald mit Lungen- oder Brustfellentzündung, zuweilen auch mit Bauchfell- und Darmentzündung, und in seltenen Fällen mit Hirnentzündung verbunden. Mehrere Komplikation findet sich bisweilen bei der sogenannten hitzigen Kopfkrankheit der Pferde und bei dem Typhus, wogegen das gleichzeitige Vorkommen von L. mit Pneumonie und Pleuritis am häufigsten bei der sogenannten Influenza oder Pferdeseuche beobachtet wird. Die Symptome der L. bei Pferden sind: die Thiere versagen plötzlich das Futter (besonders das Körnerfutter), senken den Kopf, stehen mit den Füßen unregelmäßig, mehrentheils etwas breit auseinander, und bewegen sich sehr matt und mit schwankendem Hintertheil; der Blick ist traurig, etwas stier, die Bindehaut der Augen ist gelblichroth, oder ganz gelb, die Nasenschleimhaut dunkler roth, als im gesunden Zustande, die Schleimhaut des Maules gelb, der Rand des Zahnfleisches oft mit einem rothen Streifen eingefasst, die Zunge mit zähem Schleime bedeckt. Die Pulse der Arterien sind klein, mäßig hart, 45 — 80mal in der Minute zu fühlen; der Herzschlag ist zuerst nur an der linken, nach einigen Tagen aber auch mehrentheils an der rechten Seite der Brust fühlbar. Das Athmen geschieht in den Fällen, wo das Parenchym der Leber leidet, nur mit einigen vermehrten Zügen und mit etwas vermehrter Anstrengung; wo aber ihre seröse Haut vorherrschend von der Entzündung ergriffen ist, athmen die Thiere sehr schnell und kurz. Die Temperatur ist an den Ohren und Füßen wechselnd; an dem übrigen Körper, besonders in der Lebergegend, und an der ausgeathmeten Luft ist sie erhöht. Bei einem in die Lebergegend gemachten Druck zeigen die Thiere Schmerz, indem sie laut stöhnen und mit dem Leibe sich se-wärts biegen. Geschwulst und größere Fülle in den Hypochondrien, wie dies manche Schriftsteller anführen, hat Hartwig weder bei Pferden, noch bei anderen Thieren gesehen. Die Haut ist trocken, der Roth geht seltener, klein geballt, hart, mehrentheils hellgelb gefärbt ab; der Urin ist wässrig, sparsam; einzelnen Pferden fließt auch eine gelbliche, schleimige Materie aus der Nase. Die Thiere legen sich gewöhnlich nicht nieder, doch machen manche hiervon eine Ausnahme. — Wo die L. zugleich mit einem Brustleiden complicirt ist, finden sich neben jenen Symptomen auch noch kurzer Husten, viel schnelleres Athmen, Schmerz beim Druck gegen die Rippen, anhaltendes Stöhnen während der ganzen Krankheit u. dgl. Symptome. — Der Verlauf der reinen, so wie der complicirten L. ist bei Pferden fast immer akut und auf etwa 7 — 20 Tage beschränkt, doch gibt es einzelne Fälle mit mehr chronischem Verlaufe, besonders solche, wo das Uebel einfach besteht. Die Genesung erfolgt mehrentheils unter kritischen Erscheinungen, entweder mit reichlichen Ausleerun-

gen von dunkelgrünen oder bräunlich gefärbten, weichen, zuweilen mit vielem zähen Schleim umgebenen Darmkrementen, oder mit Abgang von vielem dunkelbraunen Urin. Die Thiere zeigen dabei wieder Appetit, größere Munterkeit; sie legen sich behaglich zum Ruhen nieder, und es vermindert sich die Gelbfärbung der Bindehaut und der Maulschleimhaut in kurzer Zeit beträchtlich. — Der Uebergang in Eiterung findet bei der L. d. Th. sehr selten Statt und ist während des Lebens durch kein Symptom wahrzunehmen. Verhärtungen kommen dagegen häufig vor, und zwar entweder in einem größeren Umfange des Parenchyms, bedingt durch plastische Auschwüngen in dasselbe, oder auch in Form von Tuberkeln. Auschwüngen auf der serösen Haut der Leber kommen in Form von weißlichen, zähen Flocken recht oft vor, und nicht selten sind hierdurch Verwachsungen mit den benachbarten Theilen gebildet. Zuweilen führt die Entzündung auch eine Erweichung der Lebersubstanz, und als Folge hiervon eine Verstopfung derselben herbei. Alle diese Ausgänge sind bei dem lebenden Thiere nicht sicher zu erkennen, sondern man kann nur vermuthen, daß der eine oder der andere von ihnen zugegen seyn möge, wenn die Entzündungssymptome sich mindern, aber nicht ganz verschwinden; wenn die Thiere wechselnden Appetit, fortdauernde Gelbfärbung der Bindehaut zeigen und sich unregelmäßig niederlegen. Bei einem geringen Grade dieser sekundären Leiden können die Thiere noch lange Zeit fortleben und für mäßige Arbeit brauchbar bleiben; manche Pferde verfallen jedoch dabei in Abzehrung oder in Noz und Wurm. Die bei der Erweichung des Leberparenchyms zuweilen eintretende Verstopfung desselben ist immer mit einer Blutergießung verbunden, wobei das Blut zuerst sich innerhalb der serösen Kapsel anhäuft, so lange dieselbe dem Andränge widerstehen kann; später ergießt es sich frei in die Bauchhöhle, und die Thiere sterben dann schnell unter allen Erscheinungen einer innerlichen Verblutung. — Die Ursachen der sporadischen L. bei Pferden sind Stöße, Quetschungen u. dgl. mechanische Einwirkungen auf die Lebergegend, eben so drastische Purganzgen und heftige Erkältungen. Die epizootische L. scheint durch eine eigenthümliche miasmatische Konstitution der Atmosphäre bedingt zu seyn, vermöge welcher die Ausscheidung der überflüssigen Kohlen- und wasserstoffhaltigen Bestandtheile des Blutes bei dem Respirationsprozeß gestört oder erschwert wird, und in Folge dessen die Leber als ein zweites Reinigungsorgan für das Blut durch jene Bestandtheile zu sehr gereizt und in Entzündung versetzt wird. Manche Thierärzte glauben auch hierbei an ein Contagium, doch ist dasselbe nicht erwiesen. Anhaltende Ruhe durch längere Zeit, reichliche Nahrung, besonders mit stark nährenden Körnern und Hülsenfrüchten, und dunstige, warme Luft wirken als prädisponirende Ursachen. Im Wesentlichen sind dies dieselben Ursachen, welche auch bei dem Milzbrande am meisten nachgewiesen werden können, und Waldinger hat zum Theil aus diesem Grunde, theils aus Rücksicht auf die ange deutete Genesiß der L. aus zu reich-

licher Anhäufung des Kohlenstoffs im Blute die Behauptung aufgestellt, daß Anthrax nur eine modificirte, akute L. sey. Dies ist jedoch nicht richtig, denn niemals bildet sich bei dem Anthrax eine solche Veränderung des Leberparenchyms aus, wie sie bei der Entzündung gewöhnlich entsteht; und andererseits kann der höchste Grad der Hepatitis bestehen, ohne daß die bei dem Anthrax immer vorhandene eigenthümliche Entmischung des Blutes im ganzen Körper, mit Lähmung der Gefäße und mit Echymsen an verschiedenen Theilen eintritt. Doch ist nicht zu leugnen, daß zwischen beiden Krankheiten eine Verwandtschaft besteht, die sich dadurch äußert, daß die epizootische L. häufig gleich vom Anfange an, oder doch nach sehr kurzem Bestehen, einen asthenischen Charakter besitzt, und daß dieselbe zuweilen sogar in Typhus und Faulfieber ausartet. — Die Prognose ist bei dieser Krankheit in der ersten Zeit, und wenn die Thiere zweckmäßig behandelt werden, meistens gut, indem die Zertheilung der Entzündung und die Genesung der Thiere innerhalb der oben angegebenen Zeit zu erfolgen pflegt; ist das Uebel schon mehr vorgerückt, sind die Thiere sehr entkräftet, oder auch sehr alt, ist besonders eine Komplikation mit Brustfell- oder Lungenentzündung zugegen, so bilden sich zuweilen die oben angegebenen üblen Ausgänge. — Bemerkenswerth scheint die unter solchen Umständen zuweilen eintretende Metastase der Krankheit auf die Beugesehnen der Füße, besonders der Vorderfüße. Es entsteht nämlich bei manchen Pferden zur Zeit der beginnenden Besserung plötzlich eine sehr schmerzhaft e Entzündung der Beugesehnen zwischen dem Kessel- und Kniegelenk und hierdurch eine, meistens hartnäckige Lahmheit. — Die Kur der sporadischen wie der epizootischen L. findet ganz nach den Regeln der Therapie Statt, und es ist im Allgemeinen nur zu bemerken, daß nach den besseren Beobachtungen bei dem epizootisch herrschenden Leiden energische Blutentziehungen nur in der ganz ersten Zeit und nur von sehr kräftigen Pferden gut vertragen werden, daß sie unter anderen Verhältnissen aber die Thiere sehr schwächen, die Genesung zurückhalten und die eben bezeichnete Metastase auf die Beugesehnen begünstigen. Bei akuter, sthenischer Entzündung werden gewöhnlich zuerst Aderlässe von 5—7 Pfund gemacht, das Kalomel zu 2 Drachmen mit etwa 8 Unzen Natrum oder Kali sulphuricum, in 3 oder 4 Portionen getheilt, binnen 24 Stunden gegeben, und dabei Bestantia am rechten Hypochondrium applicirt. Die innerlichen Mittel kann man so lange fortgebrauchen, bis lockeres, breiartiges Misten eintritt. Wo der asthenische Charakter der Entzündung deutlich ausgesprochen ist, setzt man zu dem Kalomel bittere, bitter aromatische Mittel, auch die Aloë in kleinen Gaben. In diätetischer Hinsicht sind leicht verdauliche Nahrungsmittel, schleimiges, kühles Getränk und Ruhe erforderlich. — Die Prophylaxis besteht in der Vermeidung der genannten Ursachen. Außerdem kann man, wo die L. epizootisch herrscht, den gut genährten Pferden einen der Konstitution gemäßen Aderlaß machen, und wenn die Thiere etwas

Gelbfärbung an den Schleimhäuten zeigen, so gleich das Kalomel und andere abführende Salze geben.

Bei den Kindern und Schafen herrscht, in Folge ähnlicher Ursachen, die L. ebenfalls ziemlich oft seuchenartig. Die Krankheitserscheinungen sind bei beiden Thiergattungen denen beim Pferde ähnlich; doch ist bei ihnen die Gelbfärbung fast immer auch an der ganzen Oberhaut wahrnehmbar. Der Verlauf ist bei beiden Thiergattungen mehr chronisch als akut, und der Anfang geschieht schleichend und mit geringen Zufällen, weshalb sehr oft das Uebel nicht gleich in seinem Entstehen beobachtet wird. Weit häufiger als bei Pferden erfolgen hier üble Ausgänge, namentlich Induration, Tuberkelbildung und Abscesse, und zuweilen scheint auch die Entstehung der Bauchwassersucht, der Fäule und der Egelkrankheit, wenn auch nur als Folge der durch jene Desorganisationen gestörten Assimilation aus einer schleichenden L. ihren Ursprung zu haben. Doch darf die L. für sich durchaus nicht für identisch mit der Fäule und Egelkrankheit gehalten werden, wie dies häufig geschehen ist. — Die Kur der L. bei Kindern und Schafen findet, mit Rücksicht auf den Charakter der Krankheit, auf dieselbe Weise Statt wie bei dem Pferde; es ist jedoch zu bemerken, daß man mit der Anwendung des Kalomels bei diesen Thieren nur sehr vorsichtig seyn muß, weil dasselbe bei ihnen sehr leicht Magen- und Darmentzündung oder ein übermäßiges, erschöpfendes Purgiren verursacht. Den Kindern darf man dieses Mittel nur durch höchstens 2 Tage täglich in 2—3 Gaben, jede zu $\frac{1}{2}$ —1 Drachme reichen, — den Schafen nur zu 4—8 Gran. Besser ist es, schon vom zweiten Tage andere laxirende Salze zu geben, namentlich Natrium oder Kali sulphuricum, Tart. depuratus und Kali carbonicum. Man gibt diese Mittel bei akuter Entzündung bloß mit schleimigen Flüssigkeiten, bei asthenischem Charakter aber mit bitteren und bitter aromatischen Mitteln. Bei dem letzteren hat sich auch Aloë und Terpentinöl nützlich gezeigt. Außerdem sind auch hier die bereits oben empfohlenen Derivationsmittel in der Lebergegend anzuwenden. Das diätetische Verhalten bei der Kur und die Prophylaxis werden so, wie hinsichtlich der Pferde angegeben worden ist, besorgt.

Lebererweichung (Malaxis hepatis, Med.). Sie ist fast immer nur eine sekundäre pathologische Alteration, vorzüglich im Gefolge akuter dyskrasischer Prozesse, der Typhen, der putriden Fieber, der tropischen Ruhr, der Phämie, akuter Tuberkulose, des Puerperalfiebers u. s. w. Der Grad der Erweichung ist verschieden. In niedrigerem Grade ist das Parenchym mürber, matscher, als im natürlichen Zustande, in höherem Grade gleicht es einer längere Zeit macerirt gewesenen Leber. Die Farbe ist verschieden, bald rothbraun, wenn die Erweichung von Hyperämie begleitet ist, bald graulich, wenn Durchdringung des Gewebes mit eiterartiger Flüssigkeit Statt findet, bald blaß. Meist erstreckt sich die Erweichung auf das Gesamtorgan. Dieser Zustand ist kein Objekt der Diagnose, also auch nicht der Behandlung.

Lebererz (Min.), 1) s. v. a. Quecksilberlebererz oder Kohlenzinnober. S. Zinnober. — 2) Nach Just ein braunes Kupfererz. — 3) In Freiberg ein mit Blende gemengter, sehr reichhaltiger Bleiglanz.

Leberfäule (Thierarzneik.), s. Fäule.

Leberfels (Gergnos.), s. v. a. Phonolithkonglomerat. S. Phonolith. — 2) In Zwickau eine thonig-sandige Schicht über den Steinkohlen.

Leberflecken (Chloasma, Med.). Fuchs unterscheidet davon 3 Arten. — 1. Art. Chloasma vulgare, Maculae hepaticae Sennert., Vitiligo hepatica Sauvages, Ephelis hepatica Plenk., Chloasma pseudoporriginosum Frank, Pityriasis versicolor Willan, Panne hépatique Alibert, Taches hépatiques, engl. Liver-spot. — Symptome. Es entstehen, zuweilen unter leichtem Jucken, auf der Haut des Halses, Rumpfes oder der Extremitäten, fast niemals im Gesichte, anfangs blaßrothe, bald aber gelblich werdende Flecken, die von verschiedener, nicht scharf umschriebener und unregelmäßiger Gestalt und ungleicher Größe rasch an Umfang zunehmen, oft große Flächen bedecken und allmählig dunkler, gelblichbraun werden. Sie erregen gewöhnlich keine Beschwerden; nur bei erhitztem Körper, nach Diätfehlern, wenn Gewitter am Himmel stehen u. s. w. jucken sie, und man sieht dann, wenn sie gerieben werden, wohl auch kleine ephemere Knötchen auf ihnen stehen. — Während die L. schon lange, so verdickt sich über ihnen die Epidermis u. schuppt sich kleienartig ab. Die Flecken variiren dann, je nachdem die Abschuppung vor Kurzem oder vor längerer Zeit Statt gefunden, in ihrer Färbung, erscheinen bald roth, bald gelb, bald braun und ergeben jene Veränderung der Haut, die Willan als Pityriasis versicolor beschrieb, die stets nur ein inveterirtes Chloasma vulgare, nie eine eigenthümliche Ekzematose ist. — Bald bleibt das Chloasma auf einzelne Flecken beschränkt, bald kommen zahlreiche Nachschübe und die Affektion verbreitet sich über den ganzen Körper, nur Gesicht und Hände in der Regel verschonend. — Diagnose. Die Form wäre mit Naevus spilus und mit Lentigo zu verwechseln. Von ersterem aber unterscheiden sie die gewöhnlich viel zahlreicheren Flecken, das Auftreten in späteren Lebensperioden, das Jucken, die Abschuppung, der Farbenwechsel u. s. w., und von Lentigo diagnostizirt sie sich leicht durch die unregelmäßige Gestalt und den größeren Umfang der Flecken, durch die Vorliebe für bekleidete Körpertheile, durch die Desquamation und das Jucken. — Aetiologie. Man beobachtet die L. bei beiden Geschlechtern; nur selten vor der Pubertät und selten im vorgerückteren Alter; häufiger bei Individuen mit zarter, als mit spröder Haut. — Oft liegen ihnen Störungen der Digestionsorgane, namentlich des Pfortadersystems und der Leber zu Grunde. Man sieht sie häufig im Geleite der Haemorrhoiden ascendens, bei Individuen, die an organischen Leberkrankheiten leiden; oft treten sie aber auch nach einfachen Diätfehlern, nach dem übermäßigen Genuß fester, ranziger Speisen u. dgl. oder

nach psychischen Affekten, vorzüglich Bohn, ein, und nicht selten erscheinen sie ohne allen nachweisbaren Ursache. Immer wirken Diätfehler, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Gemüthsbewegungen auf ihren Verlauf und vermehren, wie Erziehung, das Jucken und befördern die Ausbreitung. — Verlauf und Ausgänge. Zuweilen verschwinden die L. in wenigen Tagen ohne Abschuppung wieder, und in anderen Fällen stehen sie, bald stärker, bald weniger hervortretend, Jahre lang, ja im Geleite organischer Fehler das ganze Leben hindurch. Die Abschuppung ihrer Oberfläche beendet sie nicht; sie heilen allmählig und ohne Krisen. Außer dem von Frank erzählten Falle, in welchem beständige Angina Folge des Zurücktretens eines Chloasma war und durch Wiederherstellung desselben mit Tinct. canthar. geheilt wurde, ist keine Restase bekannt. — Behandlung. Wenn auch gefahrlos, ist die Affektion doch häufig sehr hartnäckig. Bei passendem Regimen reicht man zwar in frischen, durch kein bedeutendes Abdominalleiden gehegten Fällen mit Waschungen und Bädern aus Solut. hepatis sulph. und dem innerlichen Gebrauche natürlicher Schwefelwasser aus, neben welchen Mitteln man von Zeit zu Zeit Abführmittel nehmen läßt; allein in inveterirten Fällen sind nicht nur diese Mittel, sondern auch die Antimonialien, das Jod, die Kalinischen und sauren Waschungen u. s. w. nutzlos. Sind Dauungsbeschwerden zugegen, so müssen erst diese je nach ihrer Natur auf verschiedene Weise gehoben werden, und Extr. saponac., Rheum, Ung. oxygenat. in die Lebergegend eingerieben; Fußbäder mit Königswasser leisten bei Leberleiden, Schwefel mit Aloe, Blutegel an den Mastdarm u. s. w. bei perversten Hämorrhoiden oft mehr gegen die L., als alle topischen Mittel. Um sich vor Medicinen sicher zu stellen, ist es gerathen, auch nach dem Verschwinden des Ausschlags eine geregelte Lebensweise fortzusetzen, von Zeit zu Zeit ein Abführmittel zu nehmen und noch längere Zeit hindurch weilsbacher oder nenndorfer Wasser zu trinken.

2. Art. Chloasma uterinum, Chloasma gravidarum und amenorrhoeicum Frank, Ephelis gravidarum Sauv. und Plenck., Mutterflecken, franz. Taches de grossesse. — Symptome. In schwangeren Frauen, seltener in solchen, die an Menstrualstörungen oder organischen Fehlern des Uterus leiden, erscheinen gewöhnlich unter leichter Injektion der befallenen Theile, vorzüglich im Gesichte, doch auch am Halse, an den Brüsten, am Bauche u. s. w. erst braune oder grünlichbraune, wie gebrannter Kaffee gefärbte Flecken von unregelmäßiger Gestalt u. meistens beträchtlichem Umfange. Sie bleiben gewöhnlich auf einen Körperteil beschränkt, nehmen aber hier rasch an Ausbreitung und Intensität der Farbe zu und deat theils einige Fälle mit, in denen sie vollkommen schwarz wurden und das ganze Gesicht wie mit einer Larve bedeckten. In einzelnen Fällen aber verbreitete sich die Affektion gleichmäßig über den ganzen Körper und namentlich hat Kossan (Nouv. journ. de médecine Th. V, S. 22) einen Fall erzählt, in

dem eine Frau durch Todesangst die Menstruation verlor und schwarz wie eine Negerin wurde. Diese Flecken schmerzen und jucken nicht, ihre Oberfläche ist in der Regel glatt, zuweilen wie eingestülpt; nur selten hat man leichte Desquamation, häufiger ein Auschwigen des Pigments auf der Oberfläche, ein Abfärben der Flecken beobachtet; eine Annäherung des Chloasma uterinum an Chromidrosis. — Diagnose. Es unterscheidet sich diese Species von der ersten außer durch ihren Zusammenhang mit Vorgängen im Genitalsystem durch ihre Vorliebe für die Haut des Gesichts, durch die mehr vereinzelteren, größeren und dunkleren Flecken, durch den Mangel des Juckens, der deutlichen Desquamation u. s. w. — Aetologie. Schon Hippocrates (Ed. Kühn, Bd. III, S. 8) kannte die Abhängigkeit dieser Form von der Schwangerschaft. Bald tritt sie kurze Zeit nach der Konzeption, bald erst in den letzteren Monaten auf, und wenn hier und da psychische Eindrücke, Schrecken, Gram der Schwangeren zu ihrer Erzeugung mitzuwirken scheinen, so tritt sie in anderen Fällen ohne alle weitere Veranlassung auf, und es gibt Frauen, die bei jeder Schwangerschaft an Chloasma uter. leiden. — Seltener erscheint die Affektion bei Mädchen, welche an Amenorrhöe oder Dysmenorrhöe leiden, bei Frauen, die in die klimakterischen Jahre treten, und im Geleite organischer Veränderungen des Uterus. Doch fehlt es auch nicht an solchen Beobachtungen und Fuchs ist die Form einmal bei dem Gessiren der Menfes bei einer 17jährigen Frau und einmal neben Metrocarcinoma vorgekommen. — Verlauf. Dauer, Ausgänge. Wie Chloasma vulgare währt auch diese Form bald nur kurze Zeit, bald Monate und Jahre lang. — Im Geleite leichterer Menstrualstörungen sieht man die Flecken zur Zeit der Menfes zuweilen auftreten und nach einigen Tagen ohne Abschuppung wieder verschwinden. Bei Schwangeren verlieren sie sich selten vor, meistens nach der Entbindung, und dann sieht man zuweilen Abschuppung, häufiger braunen oder schwarzen Schweiß die Affektion entscheiden. Doch sind, wie erwähnt, solche Erscheinungen nicht immer kritisch. Wo sie mit Amenorrhöe zusammenhängen, verlieren sich die Mutterflecken allmählig in dem Maße, als die Menstruation sich regelt. Im Geleite organischer Uterinkrankheiten hingegen bleiben sie oft das ganze Leben hindurch. — Ein anderer Ausgang der Form ist nicht bekannt. Recidive sind häufig. — Prognose und Behandlung. Das Chloasma uterinum ist, wenn es nicht mit unheilbaren organischen Fehlern in Verbindung steht, milder hartnäckig, als die erste Form. In Schwangeren bedarf es keiner Behandlung, es verliert sich im Wochenbette von selbst. Bei Nichtschwangeren hingegen müssen vor Allem die Störungen im Genitalsysteme gehoben, die Menstruation durch die geeigneten Mittel hergestellt und geregelt werden. — Die topische Anwendung der Abstringentia, Waschungen mit einer Auflösung des Alauns, mit Aqua oxymuriat., Acid. sulphur. dil. u. dgl. oder leichte

Reizmittel, wie Liniment. camphorat., Tinct. benzoës u. dgl., können die Resorption des abgelagerten Pigments befördern.

3. Art. *Chloasma endemicum*, endemische Pigmentflecken. Die von M'Elellan in Mexiko beobachtete Pinta (Bluestain, schwarze Lepra von Mexiko) und die Carata in Kolumbien, welche Alibert nach Bea, Bonpland, Daste und Roulin beschreibt und Pannecaratee nennt, scheinen nach Fuchs eine und dieselbe Krankheit zu seyn, wenn ihre Schilderungen auch in manchen minder wichtigen Punkten von einander abweichen. Er stellt sie zur Gattung *Chloasma*, da krankhafte Pigmentbildung in großen unregelmäßigen Flecken ihr hauptsächlichstes Merkmal ist, ohne jedoch mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, daß die Form wirklich eine Ekzematose und frei von dyskrasischer Grundlage sey. Genaue Beobachtungen des noch wenig gekannten Leidens müssen darüber Aufschluß geben. — Symptome. Zuweilen unter gastrischen Beschwerden und leichten Fieberbewegungen (M'Elellan), häufiger aber ohne sie bilden sich auf der Haut des Gesichts, der Brust und der oberen Extremitäten, nicht selten aber über den ganzen Körper zahlreiche, unregelmäßig geformte und verschieden große Flecken. Ihre Farbe ist sehr mannichfach, sie sind bald roth oder bläulich, bald schmutzigweiß, gelblich oder kaffeebraun, bald grau, livid, schwarzlich und selbst vollkommen schwarz, und meistens stehen verschiedenfarbige Flecken neben einander, so daß die Haut der Kranken bunt marmorirt ausieht. Im Allgemeinen sind die abgelagerten Pigmente lichter, als die normale Farbe des Negers u. Amerikaners, und dunkler, als die des Europäers und Westizen; man sagt daher von der Carata, daß sie den Mohren bleiche und den Weißen schwärze. Die Verunstaltung ist aber der einzige Nachtheil, den die Krankheit bringt, und nur M'Elellan gibt an, daß die Ausdünstung der Pintados übel rieche, daß bei höheren Graden des Leidens (wie bei *Chloasma vulgare*) die Haut schuppig werde, und daß nach leichten Verletzungen, Insektenstichen u. s. w. gern Exulcerationen der veränderten Haut entstanden. Andere Funktionsstörungen hat aber auch er nicht wahrgenommen, und es soll nach ihm in Mexiko ein ganzes Regiment aus Pintados bestehen, das de Pinta heißt und wie die anderen Truppen Dienst thut. — Aetiologie und Vorkommen. Es findet sich diese Form immer endemisch und sie wurde bis jetzt nur in der neuen Welt, dort aber an verschiedenen Orten beobachtet. — M'Elellan sah sie (la Pinta) in Mexiko, vorzüglich im nördlichen Theile der Provinz Valladolid in der Gegend des Vulkans Tzucullo, wo sie kurze Zeit nach der Eruption von 1775 zuerst aufgetreten seyn soll, aber auch in der übrigen Terra caliente bis auf die Straße von Mexiko nach Akapulgo. Die Küste des stillen Oceans dagegen kennt sie nur dem Namen nach, und in höher gelegenen Gegenden, in den benachbarten, nur durch Berge geschiedenen Provinzen kommt sie niemals vor. — In Columbia fand man sie (la Carata) vorzüglich am Fuße der Cordilleren

und an den Ufern des Magdalenaflusses bis zu den Grenzen von Peru. Es soll ganze Dörfer geben, in welchen kaum einige Personen verschont bleiben. — Aber auch Pöppig hat auf seinen Reisen in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrom eine Hautkrankheit angetroffen, die in den Indiern am Purus, Japurá und im ebenen Maynas schwärzlichblau gefärbte Flecken, in denen am oberen Huallaga aber weiße zusammenfließende Stellen der Haut erzeugen soll, und die mit unserer Form wahrscheinlich identisch oder verwandt ist. Die Befallenen werden in Peru Overols (Tauben) genannt, weil man das Kolorit gefleckter Haus- tauben wieder zu erkennen glaubt. — Selbst in der Umgegend von Philadelphia soll nach dem Medicalrecordor, Th. VIII, S. 60, eine Chloasmaform endemisch seyn, die mit dunkelbraunen Flecken auftritt, zuweilen (wie *Chl. vulgare*) mit Leberleiden im Zusammenhange steht und (wie die Pinta) nur dann heilbar ist, wenn die Befallenen die Gegend, wo sie heimisch ist, verlassen. Es hat das *Chloasma endemicum*, wenigstens in Mexiko und Südamerika, eine Vorliebe für farbige Menschen, befällt übrigens alle Lebensalter und Geschlechter, und nur M'Elellan gibt an, daß die Vornehmern verschont bleiben. Was aber die veranlassenden Ursachen seyen, ob das Trinkwasser, die Alimmente, die Luft u. s. w., ist durchaus nicht ermittelt, und die Contagiosität des Uebels, an welche die Indier glauben u. von der M'Elellan erzählt, möchte nach den eigenen Angaben dieses Schriftstellers und nach dem, was Alibert mittheilt, sehr zu bezweifeln seyn. — Verlauf, Dauer, Ausgänge und Behandlung. Einmal ausgebildet besteht diese Form meistens das ganze Leben hindurch, wenn die Kranken sich nicht von den Orten, wo sie endemisch ist, entfernen. In ihren Anfängen aber, und wenn sich die Patienten in andere Gegenden begeben, will man sie in Mexiko durch leichte Cathartica und Diaphoretica, in Columbia durch den äußeren und inneren Gebrauch des Sublimates geheilt haben. — Lebensgefährliche Folgen des Uebels sind übrigens nie beobachtet worden.

Leberfluß (Med.), s. Fluxus hepaticus.

Leberfuchs, leberfarbenes Pferd.

Lebergalle (Anat.), Galle, welche direkt aus dem Lebergange herkommt, im Gegensatz der Gallenblasengalle, die aus dem Lebergange in die Gallenblase gelangt, dort verweilt hat und konsistenter geworden ist.

Lebergang (Anat.), s. Leber.

Lebergeslecht (Anat.), s. Gangliensystem.

Leberharz (Min.), s. v. a. Federharz.

Leberhyperämie (Hyperaemia hepatis, Med.). Sie ist theils eine mechanische durch Herzkrankheiten, durch Trägheit des Pfortaderblutumschlages, durch Obstruktion des kleinen Kreislaufs (Emphysem, Asthma, verzögerte Respiration bei Neugeborenen, Tuberkel, Pneumonie), durch Zurückdrängen des Blutes von der Körperoberfläche (Frost des Wechselfiebers) bewirkte, theils eine mitgetheilte von den benachbarten Organen (Peritonäum, Duodenum,

Magen), theils eine von der Leber selbst ausgehende, durch äußere Einflüsse (Verletzungen, Erschütterungen, epidemische Ursachen, steckenbleibende Gallensteine) oder andere Veränderungen des Organes selbst hervorgerufene. Zuweilen wird sie auch durch heftige Gemüthsaufreregungen herbeigeführt, und bei manchen Individuen wird ihr zeitweises Auftreten wahrhaft habituell. In wärmeren Jahreszeiten scheint die L. häufiger zu seyn; bei Blutdissolution (Purpura haemorrhagica u. dgl.) ist meist L. vorhanden. Von einer eigenthümlichen Art perennirender Hyperämie in Folge von Kommunikation der epigastrischen Hautvenen mit den offengebliebenen Nabelvenen spricht Koltanovsky (Path. Anat. II, S. 673, u. III, S. 322). — Pathologische Anatomie und Physiologie. In den meisten Fällen der L. beginnt diese in den Lebervenen. Beim niedrigsten Grade dieser Hyperämie stellt sich die Leber als übersät mit rothen Punkten und Flecken dar, deren jedes von einem weißgelblichen oder grünlichen Ringe umgeben ist, indem nur die centralen Gefäße der Leberinseln injicirt, das Maschenetz, das sie umgibt, noch leer ist und die dort verlaufenden Gallengänge mit ihrem oft übermäßig reichlichen gelben Galleninhalt noch überwiegen. Steigert sich diese Hyperämie, so werden allmählig auch die Kranzgefäße wenigstens theilweise ergriffen und die Lebersubstanz erscheint jetzt gleichförmig braunroth, oder wenn noch ein fleckiges Ansehen vorhanden ist, so sind die blassen Stellen nur vereinzelt und unregelmäßig und die Röthung überzieht als ein zusammenhängendes Regwerk die ganze Leber. — In den Fällen, wo die Hyperämie von der Pfortader ausgeht, was seltener geschieht, erscheinen die Ränder der Leberinseln geröthet, die Centren als bleiche Flecken. Dabei erreicht die Röthe jedoch nie die beträchtliche Intensität (Kiernan). Bei beträchtlicherer Hyperämie findet zugleich eine Spannung der Leberhülle, Volums- und namentlich Dickzunahme, die sehr rasch (binnen 1—2 Tagen um die Hälfte ihres Umfangs) sich ausbilden und eben so rasch wieder abnehmen kann, Feuchtigheit und Lockerung des Parenchyms Statt. — Die Symptome und Folgen sind: bei lebhafter Hyperämie Ausdehnung der Perkussionsmattigkeit nach oben, unten und vorn, oft bis zum Nabel, oft Schmerzen und Empfindlichkeit auf Druck, öfter Gefühl von Schwere und Spannung, vermehrte Absonderung der Galle mit oder ohne Ikterus bei mäßigen Graden der Hyperämie, verminderte Absonderung mit Retention und meist mit Ikterus bei höheren Graden, Darmkanalstarrheit; in der Leber selbst können Entzündung, Hypertrophie, Granulation, Apoplexie, Fettentwicklung, Atrophie, variköse Erweiterung der Pfortader die Folge seyn. Jene Erscheinungen sind oft in einem solchen Grade vorhanden, daß eine Entzündung erwartet werden könnte, bei welchen jedoch (wenigstens in unseren Klimaten) nicht der schnelle Verlauf, niemals aber die schnelle Abnahme sich zeigt, wie bei denjenigen Hyperämien, welche schwere Symptome hervorrufen. Zuweilen

wiederholen sich die hyperämischen Anschwellungen der Leber in kurzer Zeit mehrere Male und sind jedesmal von erneuerten örtlichen Beschwerden und fieberhaften Bewegungen gefolgt (z. B. in dem Fall von Schub, S. 351). — In vielen Fällen jedoch entgehen Hyperämien geringeren Grades und solche, welche langsam entstehen, der Beobachtung, indem sie keine oder zu unbedeutende Zufälle hervorrufen, als daß sie diagnostizirt werden können, oder sich selbst nicht von anderen Leberkrankheiten unterscheiden lassen. — Therapie der L. besteht in Beseitigung der Ursachen, Ruhe, Diät, örtlichen Blutentziehungen in der Lebergegend und am After, warmen Ueberschlägen über die Leber, leichten Exantien und säuerlichen Getränken, in leichten Fällen einem Emetikum. Bei chronischer L. ist vorzüglich Diät, Vermeidung von Spirituosis und der länger fortgesetzte Gebrauch von eröffnenden Mitteln zu empfehlen.

Leberhypertrophie (Hypertrophia hepatis, Med.). Die reine Hypertrophie der Leber entwickelt sich ohne Zweifel in Folge von Hyperämien. Die Leber ist mäßig vergrößert, höchstens um die Hälfte des ursprünglichen Volums. Die Vergrößerung bezieht sich entweder auf die ganze Leber, oder nur auf einzelne Theile (linker Leberlappen). In jenem Falle erhält sich die normale Gestalt der Leber. Sie erscheint von normal rothbrauner Farbe, derb, brüchig, etwas grobkörniger, als im Normalzustande, blutreich. — Sehr häufig aber ist die Hypertrophie mit andersartigen Degenerationen kombinirt. — Die Beispiele von ungeheuer großen Lebern, die sich häufig in der Literatur finden und die man meist zur Hypertrophie rechnet, sind keine reinen Fälle dieser Krankheit. — Die reine Hypertrophie hat meist keine andern Symptome, als die durch die Vergrößerung des Organs bedingten, zuweilen überdem Störungen der Digestionsorgane, choleriche Stimmung, leichten Ikterus. Die Hypertrophie ist aber deshalb ein wichtiger Zustand, weil sich in der hypertrophischen Leber gern andere Läsionen entwickeln. — Behandlung: öftere Blutentziehungen, Exantien, Diät, Iodwasser, Königswasser in Fußbädern und Umschlägen.

Leberinfiltration mit einer speckartigen Masse (Speckleber, Med.). Die Leber ist hier mit einem derben, graulichen, speckartigen (albuminösen?) Stoffe infiltrirt. Ohne Zweifel ist das Leiden eine Art chronischer Entzündung. Seine Ursachen sind: Dyskrasische Zustände: Rhachitis, Strophulose, alte Syphilis, Merkurialismus, lang bestandene Wechselieber. — Die Leber ist oft nur mäßig, oft außerordentlich vergrößert, besonders in der Flächenausdehnung, und namentlich ihr Gewicht sehr erhöht bis zu 12 Pfund und mehr. Sie hat eine ziemliche Härte, ist blutleer, von graulicher, röthlich grauer, blaßgelber oder marmorirter Farbe und durchdrungen von einem Infiltrate von homogenem, gallertartigem, speckartigem Aussehen, ohne jedoch oder nur bei Komplikation mit Fettleber der Klinge einen Fettfleck mitzutheilen. Diese speckartige Masse, deren eigentlich chemische Natur

unbekannt ist, ist in das Leberparenchym infiltrirt und verdrängt, erdrückt dieses, ist jedoch an manchen Stellen reichlicher als an anderen angehäuft und wird zuweilen in isolirten, grauweißen Knoten gefunden. Gleichzeitig mit der Leber sind oft in ähnlicher Weise Milz und Nieren degenerirt. Sehr häufig werden zugleich Tumor albus, Perioostiten, kalte Abscesse, Knoschencaries gefunden. Die Symptome der Speckleber sind in ausgezeichneter Weise die Symptome der Volumsvergrößerung. Die Leber nimmt zuweilen die ganze vordere Bauchwand ein; vergrößert sich aber sehr allmählig. Die Oberfläche der Leber ist glatt; ihre Härte für das Gefühl sehr bedeutend und die Ränder der Leber erscheinen darum schärfer, als sie wirklich sind. Meist ist die Leber gegen Druck sehr empfindlich. Nur langsam treten weitere Symptome von unvollkommener Gallenabsonderung, mangelnder Einfluß der Galle in den Darm, Ueberfüllung des Pfortadersystems und leichte ikterische Färbung, vornehmlich aber Ascites auf. Später bildet sich allmählig ein allgemeiner Zustand von Anämie, seröser Beschaffenheit des Bluts und Faserstoffarmuth desselben (hypinotischer Marasmus) aus. — Die Therapie besteht in Einführung von viel Flüssigkeit, namentlich von Wasser mit alkalischem, kohlensaurem und pflanzensaurem Natron, Kochsalz, ferner Jod, Quecksilber, bittere Extrakte (Extr. saponar., millefol., marubii), milde Purgantia, Königswasser oder Salpetersäure in Fußwässern und innerlich.

Leberinfiltration mit Fett (Fettentartung der Leber, Fettleber, Pimelosis hepatis, Med.). Die Umstände, unter welchen die Fettleber vorkommt, sind: allgemeine Fettigkeit überhaupt, zu reichliche Nahrung, Ueberfütterung bei Kindern, Alkoholmißbrauch, Lungentuberkulose (äußerst häufig in $\frac{1}{2}$ aller Fälle von Tuberkulose, nach Louis); zuweilen Syphilis; beim weiblichen Geschlechte ist sie häufiger, als beim männlichen. Die Leber ist bei der Fettablagerung vergrößert, besonders dem breiten Durchmesser nach, ihre Ränder sind dicker, plumper, die Konsistenz ist weniger elastisch, weicher, die Farbe ist heller, mattgelblicher (daher häufig auch Muekatnupfleber genannt), die Leber ist trocken, blutleerer, als im Normalzustande, und die Messerklinge beschlägt sich mit Fett. Zuweilen ist die Konsistenz und Härte der Leber vermehrt und eher dem Wachse gleich, die Leber dabei brüchig u. trocken, eher verkleinert als vergrößert, und an den Rändern abgerundet. Der Umfang erscheint meist für die Perkussion und selbst auch für die Palpation vergrößert, die vorragenden Lebertheile fühlen sich jedoch nicht hart an. Der Druck ist schmerzlos, nur bei rascher Ausbildung der Fettleber sind Schmerzen und Fieber vorhanden. Zuweilen leichte ikterische Färbung und zerstreute colorirte Stellen der Haut. Der Zustand des Darms erhält sich meist leidlich, wenn er nicht durch andere Affektionen gestört ist. Schönlein empfiehlt gegen die Fettleber bei Säugern Regulirung der Diät und Entziehung der Liebungsgetränke, gegen die schleimigen Durchfälle Eisenpräparate, namentlich Tinct. mart. an-

lita in steigender Gabe; Aufenthalt in Gebirgsgegenden.

Leberkies, 1) (Min.), s. v. a. die dichte Varietät des Grauwackenkieses, s. d. — 2) (Geogn.), s. v. a. Keupermergel. S. Keuperformation.

Leberklee (Bot.), s. v. a. Leberblume, *Hepatica triloba* Dec.

Leberklette (Bot.), s. v. a. *Agrimonia eupatoria* L.

Leberkobalt, s. v. a. Erbkobalt, brauner.

Leberkraut (Bot.), s. v. a. *Hepatica triloba* Dec. — Weißes Leberkraut, s. v. a. *Parnassia palustris* L.

Leberkrebs (Carcinoma hepatis, Med.). Der Krebs bildet sehr häufig Degenerationen in der Leber und kommt theils als Markschwammknoten, theils als gelatinöser krebsige Infiltration vor, oft zugleich mit Pigmentablagerung (melanotischer Krebs). Der L. ist häufig primitiv, noch öfter begleitet er den Magencrebs oder zeigt er sich bei allgemeiner Krebskachexie, namentlich nach Exstirpationen von Krebsgeschwülsten und Verjauchungen von solchen im Bereiche der Pfortader. Die besonderen Ursachen sind unbekannt. Sehr häufig findet sich der L. in isolirten, rundlich weißen Knoten von Erbsen- bis Faustgröße zwischen gesundem Leberparenchyme. Die Knoten sind anfangs fest und scharf abgegrenzt, oft sogar durch eine Membran vom Leberparenchym getrennt, und können an allen Stellen des Organs sitzen. Sie vergrößern sich und damit fangen sie an sich zu erweichen und selbst im Innern Spuren von Zerfließen und Verjauchung zu zeigen. Je größer sie werden, um so mehr kommen neue kleine Krebse im übrigen Parenchym nach und zuletzt tritt auch krebsige, bald nur weiche, bald vollkommen gelatinöse Infiltration oft großer Stücke des Leberparenchyms ein. Die weichen Krebsstellen sind oft der Sitz capillärer Hämorrhagien. Die der Oberfläche nahen Krebsablagerungen bilden mehr oder weniger hohe Hervorragungen. Zuweilen durchbrechen sie das Peritonäum und wuchern rasch in die Bauchhöhle hinein. Auch die Gallengänge, die Pfortader, die Lebervene können von ihnen durchbrochen werden und es kann eine Fortwucherung in diesen Gängen entstehen. — Immer nimmt die Leber bei der krebsigen Entartung ein bedeutendes Volumen ein, das Parenchym selbst erscheint zuweilen anfangs blutreich und hypertrophisch, und nicht selten treten starke Hyperämien in dem Organ auf, welche sich zwar theilweise wieder lösen, an einzelnen Stellen jedoch erneuerte Ablagerung von Krebsmasse zur Folge haben; später dagegen ist die Lebersubstanz oft bis auf Weniges von der Afterorganisation verdrängt. Auch um die Gallenblase herum und selbst in den Häuten derselben können Markschwämme sich entwickeln. — Sehr gern theilt sich der L., besonders der des linken Lappens, dem Magen mit. Nicht selten findet sich in einzelnen oder in sämtlichen Krebsablagerungen der Leber schwarzes Pigment abgelagert, wodurch die weiße Farbe der Knoten zu einer gefleckten oder ganz schwarzen umgewandelt wird. — Symptome. Schmerzen, jedoch

nichts weniger als konstant. Symptome der Volumsvergrößerung. Bei oberflächlich gelegenen Krebsen lassen sich die Knoten als zarte Erhabenheiten durch die Bauchwandungen durchfühlen und zeigen zuweilen, so lange sie klein sind, in ihrem Centrum eine leichte Vertiefung. Die Gallenabsonderung, die Funktionen des Darms sind oft lange nicht gestört. Ikterus fehlt gewöhnlich im Anfange oder tritt nur zeitweise vorübergehend auf. Während des oft ziemlich stillen Verlaufs des L. es treten zuweilen akute Exacerbationen ein, welche offenbar den zeitweise erfolgenden stärkeren Hyperämien entsprechen. Sie zeigen Symptome einer Leberentzündung, eines heftigen Ikterus, einer schweren Magen- oder Darmkrankheit. Sie lösen sich wieder, lassen aber den Kranken in auffallend elenderem Zustande zurück. Der gewöhnliche Ausgang des L. es ist der Tod, bald unter den Erscheinungen allgemeiner Krebskachexie, bald mehr unter schweren Magensymptomen, bald unter Eintreten allgemeiner Wassersucht und peritonitischer Exsudate. In seltenen Fällen scheint Heilung eintreten zu können. — Therapie. Die Behandlung ist symptomatisch. Vorzüglich hat man dahin zu wirken, daß die akuten Hyperämien und Exacerbationen zeitig ermäßigt werden und die Verdauung in einem leidlichen Zustande sich erhält. Desgleichen muß den sekundären Zufällen (Ascites u. s. w.) die genügende Rechnung getragen werden, da deren Ueberhandnehmen den Gesamtzustand des Kranken wesentlich erschwert und den tödtlichen Ausgang befördert.

Leberlappen (Anat.), s. Leber.

Leberlinie, s. Chiromantie.

Lebermarkschwamm (Med.), s. Fungus.

Lebermelanose (Melanosis hepatis, Med.). Sie ist schon bei Morgagni L. II, 24, 13, und L. III, 36, 9, sowie L. II, 17 (macula nigerrima in facie cava hepatis) gedacht; auch Vesal (De corp. hum. fabrica L. I, K. 5) erwähnt sie. In neuerer Zeit haben Méret, Breschet, Carswell u. e. A. Beobachtungen veröffentlicht. Feussinger (Ueber Kohlen- und Pigmentbildung, Eisenach 1823, S. 95), Laennec, Carswell, Andral, Cruveilhier um ihre genauere Unterscheidung sich verdient gemacht. Unter den vielen verschiedenen Einteilungen der allgemeinen Melanose ist die wichtigste die von Carswell, in wahre und falsche Melanose; die letztere nennt er Melanoma (gutartige Melanose), die, viel häufiger, als die andere, in einer abnormen Ablagerung von schwarzem Pigment (Kohle) in verschiedene flüssige und feste Theile des Organismus (seien diese nun normale oder abnorme, wie z. B. Lungenadhäsionen) besteht. Es gehören dahin die schwarze Färbung der Lungen bei alten Leuten, die Effusionen von schwarzem Blute auf den Schleimhäuten, oft als schwarze Punkte auf den Glandul. Peierian. erscheinend, die schwarze Färbung der Bronchialdrüsen u. s. w. In dieser Weise kann auch der seröse Ueberzug der Leber schwarz gefärbt seyn; es ist eine Pigmentablagerung dahin, ohne Bedeutung für den Organismus und

von Manchen Melanosis membranacea genannt, die man dann wieder weiter in Melanosis aggregata und disseminata unterscheiden kann (s. Melanose). Die eigentlich hierher gehörige Krankheit, eine sehr gefährliche, unheilbare, in gleiche Kategorie mit den andern carcinomatösen Gebilden zu stellende, ist die ächte Melanose, das melanotische Gewebe, auch melanotischer Tuberkel genannt, nicht zu verwechseln mit der (seltenen) Ablagerung von schwarzem Pigment in gewöhnliche Lungentuberkeln, wie sie auch bisweilen als Melanoma Statt findet, und die melanotische Phthisis Bayle's bildet, oder mit der gleichfalls, wenn auch öfter vorkommenden und von Cruveilhier beobachteten Pigmentablagerung in skirröse oder encephaloidische Lebergeschwülste, welche aber zuweilen mit ächt melanotischen Tumoren kombiniert seyn können. Beim ersten Anblick gleichen diese Tumoren gefäßreichen, dunkeln, braunen und braunschwarzen (zuweilen marmorirten) Massen. An ihnen hat man zwei Dinge zu unterscheiden, das Pigment und das Gewebe, worin es abgelagert ist. Das Pigment hat eine braunschwarze, ins Dunkle ziehende Farbe, wie die Sepia oder das Pigment der Chorioidea, mit dem es auch die mikroskopischen Charaktere, die der Bluteruorine gemein hat. Nach Key's Analyse enthält es 31 Proc. eines von Lhenard für Kohle, von Barruel für Blutfarbstoff angesehenen färbenden Bestandtheils. Eiweiß, Fibrin und alle im Blute enthaltenen Salze finden sich nach Clarion und Lassaigne's Untersuchungen in diesem Pigment. Meist bildet es einen schwarzen Eiter, bisweilen ist es flüssig; andere Male ist es von mehr oder weniger fester Konsistenz; es ist aber in Wasser, Salz- und Salpetersäure unlöslich. Das Gewebe, welches das Pigment enthält, bildet ein faseriges (höfförmiges), in einzelne Höfchen abgetheiltes Schwammnetz, dessen perlmutterförmiges Ansehen sehr gegen die schwarze Farbe des Pigments absteht, und welches, nachdem man dieses ausgebrückt, vollkommen einem Waschwamme gleicht und nur mit großer Mühe durch Ausspülen mit Wasser gänzlich von jenem befreit wird; alsdann gleicht ein solcher Durchschnitt mit seinen Fasern und Zellen einem etwas macerirten Stückchen Milz. Alle Zellen sind durch Zellgewebe von einander abgesondert, aber nicht von einer Cyste umgeben, wie Laennec glaubte. Diesen Anschein gewinnt es bisweilen, wenn das reichlich in den innersten Maschen abgesonderte Pigment diese so spannt, daß sie bei der ohnehin weichen Konsistenz der Zellen zerreißen und gegen die peripherischen Maschen angebrängt werden. Bisweilen findet sich dieses encystirte Aussehen bald von Anfang der krankhaften Bildung an. Das konsistentere Pigment kann aber auch zuweilen im Zellgewebe selbst punktweise oder schichtweise, oder in Form von Höfchen abgelagert seyn und gibt der Leber, durch Bildung solcher fester, scheinbar wenig regelmäßiger, kleiner, an einander gekitteter Massen, das Ansehen einer Umwandlung in eine schwarze Granit- oder Glimmerart. Dann scheinen die einzelnen Leberläppchen selbst umgeändert. Aber auch wo in die Substanz der

Leber die schwärzlichen Geschwülste abgelagert sind (die Cruveilhier wegen des Durchsetzseyns von den, durch mehr oder weniger dicke, perlmutterfarbige Streifen gebildeten, fibrösen Maschen einer schwarzen Trüffel vergleicht), verliert jene ihre organische Struktur. Die Leber wird größer und gewöhnlich erweicht, wie infiltrirt. In der Materie der Tumoren finden sich keine diesen gehörigen Gefäße; zuweilen gehen gesunde Lebervenenzweige hindurch. An den Zellenmaschen der Tumoren jedoch findet sich Gefäßramifikation. Biweilen haben die melanotischen Geschwülste eine grauschwarze Farbe. Man hat auch bei der Melanose, wie beim Tuberkel, ein Stadium der Krudität, der Erweichung und der Inflammation angenommen. Doch scheint es nach Cruveilhier wahrscheinlicher, daß beides verschiedene, primitive, von der Ablagerung entweder festen oder flüssigen Pigments in die Zellen abhängige Zustände derselben Krankheit sind.

Die Melanose hat das Charakteristische, daß sie in mehreren Organen gewöhnlich zugleich oder successive eintritt. Sie beruht also — weiter wissen wir über ihre Aetiologie nichts — in einer Entartung der Säfte, und erzeugt bald eine Cachexie, welche, da es keine Therapie der Krankheit gibt, gewöhnlich tödtlich endet. In der Leber und der Lunge ist sie am häufigsten; nach Schönlein, der die Melanose Carcinom der Vene nennt, besonders deshalb, weil dieses an Venen sehr reiche Organe seyn, und solche daher vorzugsweise befallen würden. Im Gehirn und den Nieren soll die Melanose selten seyn. In diesen fand sie jedoch auch Cruveilhier. Die Größe und Weichheit der Lebergeschwulst, die oft täuschende Fluktuation (so daß in einem von Cruveilhier beobachteten Falle fünf Aerzte die Geschwulst für eine Lebercyste hielten, und die Punktion durch Bildung eines Brandschorfs — natürlich ohne Erfolg — vorgenommen wurde), sowie das Vorhandenseyn oder die Gegenwart anderer, auch nur ganz kleiner, oft für Teleangiectasien angesprochener Melanosen äußerer Körpertheile dürften bei Anwesenheit eines tief ausgesprochenen anderweitigen Unterleibsleidens mit Wahrscheinlichkeit die Melanose der Leber vermuthen lassen.

Lebermoose (Bot.), Pflanzenfamilie, f. v. a. Hepaticae Juss.

Lebern, österr.-steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Eisenberg; 270 Einw.

Lebernau, österr. Dorf, Borsarlberg, Bdgr. Bregenzerwald; 110 Einw.

Lebernerven (Nervi hepatis, Anat.). Sie kommen theils aus dem Plexus coeliacus der Nervorum splanchnicorum, theils vom Par vagum. Sie sind zahlreich, aber sehr fein, so daß die Leber nach Verhältniß ihrer Größe doch nur wenig Nervenmark erhält u. daher wenig empfindlich ist.

Lebernetz (Anat.), f. Netz.

Lebernierenband (Anat.), f. Ligamentum hepatocolicum.

Leberon, franz. Gebirg, Depart. Baus

cluse; gleichlaufend mit der Durance, Zweig der Niederalpen; Höhe 2400 Fuß.

Leberopal (Min.), f. v. a. Knollenstein oder Menilit, Varietät des Opals (f. d.).

Leberpilz (Bot.), f. v. a. Leberschwamm, *Fistulina hepatica* Bull.

Leberprobe (Lebergewichtsprüfung, *Dosisamia hepatis*, gerichtl. Med.). Unter den verschiedenen Hülfsmitteln und Verfahrensarten, welche von den Aerzten zur Entdeckung zweifelhaften Lebens nach der Geburt in Anwendung gebracht worden sind, verdient auch der unter dem obigen Namen bekannte Versuch Erwähnung, obgleich er, ein Produkt der neuern Zeit, schon jetzt fast nur noch historisches Interesse hat. Als die Ersten, welche auf das, weiter unten zu beschreibende Verfahren fielen, werden von Autenrieth und der Amerikaner Romney Beck genannt; später ist dasselbe durch eine von der tübinger Fakultät gegebene Preisaufgabe in Bezug auf seine Brauchbarkeit näher gewürdigt worden. Die Meinung von der Anwendbarkeit der L. für gerichtliche Fälle beruht nämlich auf dem physiologischen Erfahrungssage, daß bei dem Fötus der Leber durch die Nabelvene mehr Blut zugeführt wird, als durch die übrigen Gefäße. Da nun aber nach der Geburt dieses vermehrte Zufließen von Blut sehr schnell unterbrochen wird, so glaubte man, es müsse bei einem kurz vor od. während der Geburt, wo noch der freie Zusammenhang mit der Placenta Statt fand, verstorbenen Kinde die Leber schwerer und blutreicher gefunden werden, als bei einem solchen, welches erst nach der Geburt und zwar nach geschehener Trennung od. Unterbindung des Nabelstranges umkam. Ließe sich nun zwischen dem Gewichte des ganzen Körpers und dem der Leber ein festes Verhältniß ausfindig machen, so würde das letztere sich verschieden zeigen, je nachdem das Kind vor der Geburt gestorben wäre, od. nach derselben noch gelebt hätte. Obgleich nun die Richtigkeit des physiologischen Sages, auf welchen diese Probe gebaut ist, nicht abgeleugnet werden kann, so haben doch genauere Untersuchungen, welche in Folge der oben erwähnten Preisaufgabe, namentlich durch Schäfer, Koch und Werfer angestellt wurden, zur Genüge dargethan, daß das relative Gewicht der Leber zu dem des Körpers sich durchaus nicht gleich bleibt, und daß daher die L. das Schicksal aller übrigen, auf Gewichtsverhältnisse des Körpers gegründeten Proben theilt, nämlich für die Praxis durchaus unanwendbar zu seyn. Außerdem muß auch noch die Todesart, welcher das Neugeborene erlag, Verblutung, Erstickung u. s. w., den wesentlichsten Einfluß auf das Resultat der L. äußern und die Unsicherheit derselben vermehren.

Leberreim, Reim in fröhlicher Gesellschaft, in Bezug auf die jedesmaligen Umstände, in der Runde gemacht, wenn der Hecht beim Schmause erscheint; gewöhnlich beginnt er: Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem zc. Jeder, dem die Hechtleber vorgelegt wird, muß aus dem Stegreif einige Verse dieser Art machen.

Die L.e finden zuweilen auch bei andern Gerichten Statt. Der Erfinder des L.s soll Schävius seyn.

Leberreisch (Bot.), nach Dlen, Pilzgatt., f. v. a. *Fistulina Bull.*

Leberschlag (Min.), nach dem Bergmännischen Wörterbuch ein röthlicher Eisenstein, der in den Kupfergruben mit einbrechen soll.

Leberschwamm (Bot.), f. v. a. Leberpilz, *Fistulina hepatica Bull.*

Leberschwindsucht (Med.), eine Abzehrung, die in Folge und als endlicher Ausgang mehrerer Leberkrankheiten entsteht.

Leberspath (Min.), f. v. a. Hepatit.

Leberstein (Min.), f. v. a. Hepatit.

Lebersteine (Med.), f. Gallensteine.

Leberstockkraut (Bot.), f. v. a. Liebstöckel, *Levisticum officinale Koch.*

Lebertelangiectasie (Erweiterung des Kapillargefäßsystems, erektilles Gewebe in der Leber, Kavernöses Gewebe Rokitan'sky's, Med.). Die Entwicklung von telangiectatischen Bildungen soll in der Leber viel häufiger seyn, als in irgend einem andern Organe. Ihre Ursachen sind unbekannt. Sie stellen ein Gewebe dar, das, dem Corpus cavernosum ähnlich, von vielen Zellen und Fächern gebildet ist, die mit dunklem Blut ausgefüllt sind und gewöhnlich mit einem Pfortaderzweige communiciren. Ihre Größe ist von der einer Erbse bis zu der einer Faust. Sie können einzeln od. zahlreich an allen Stellen des Organs sitzen. Sie sind nicht zu diagnostiziren.

Leberthon (Geognos.), nach Wangerheim von Dualen, der rothe thonige Schiefer ohne Versteinerungen, der ein Glied des permischen Systems in Rußland ausmacht. S. Permische System.

Leberthran (pharm. Zool.), f. v. a. *Oleum jecoris Aselli*, f. *Gadus Morrhua L.*, *Gadus Callarias L.* und *Gadus carbonarius Bl.* im Art. *Gadus*.

Leberton (Med.), f. Auskultation.

Lebertorte (Bachw.), f. Torte.

Lebertuberkulose (*Tuberculosis hepatis*, Med.). Tuberkulöse Ablagerungen finden sich überhaupt selten und niemals primär in der Leber, sondern nur bei weitgediehener allgemeiner Tuberkulose; am häufigsten noch kommen sie in dem Zellgewebe um die Gallenblase, Ductus choledochus, und in der glisson'schen Kapsel vor. In der Leber selbst findet sich der Tuberkel meist als Miliargranulation, zuweilen als sparsam verbreitete käsige Knoten, im Zellgewebe der glisson'schen Kapsel od. der Gallenwege zuweilen als voluminöser Knoten vor. Er bringt nur, wenn er durch seinen Sitz eine Kompression auf Kanäle ausübt, Symptome hervor.

Leberverhärtung (Med.), f. Lebercirrhose.

Leberverstopfung (*Infarctus hepatis*, Med.), Blutstokungen in den Lebergefäßen, besonders dem Pfortadersystem.

Leberwurm (Zooth.), f. v. a. Egelwurm.

Leberwürst, f. Würst.

Lebes (griech.), Kessel, vgl. Taucherglocke.

Lebeton (griech.), f. v. a. *Levitonarium*.

Lebhast (von Farbe, bot. Term.), f. v. a. *Laetus*.

Lebhastigkeit (Psychol.), ein Leben, in welchem seine beiden Hauptcharaktere, leichte Beweglichkeit und schnelle Aufeinanderfolge, vorwaltend sind. Daher ist ein lebhafter Mensch derjenige, an welchem man nicht nur im Aeußern ein angeregtes Muskelspiel wahrnimmt, sondern dessen Vorstellungen gleichzeitig eine die andere drängen und deren rascher Wechsel sich eben durch jene Körperbewegungen, durch Rede und Handlungen bekrundet. Ein lebhafter Geist ist ein freieres Walten der geistigen Thätigkeit, vornehmlich aber der Phantasie. Ohne L. des Geistes wird nichts Großes bewirkt, obgleich sie dann nur den ersten Impuls für das darbietet, was, zu seiner Sicherung und Dauer, Umsicht und Ueberlegung und überhaupt Thätigkeit des nur in Ruhe und Gleichmäßigkeit wirksamen Verstandes bedarf. Am freiesten tritt die L. in der Lebensperiode hervor, wo eben das Vorstellungsleben sich frei entwickelt hat, also im kindlichen Alter, nachdem das Kind zugleich seiner Bewegungen Herr geworden ist, gehen und sprechen gelernt hat; doch bleibt sie das ganze Jugendleben hindurch vorherrschender Charakter und wird erst im reifen Alter in dem Maße vermindert, als der Mensch entweder unter dem Drucke des Lebens seinen Lebensmuth verliert, od. auch in Entwicklung der Vernunftthätigkeit der Geist mehr auf ernstere und dauernde Lebenszwecke sich richtet, bis sie in hohem Alter der Lebensfättigung od. der Stumpfheit des Geistes unterliegt. Auch auf einzelne Körpertheile findet die L. Anwendung, so auf das Auge, das Mienenspiel, die Füße im Gange, die Hände in der Gestikulation. Dauernd ist sie Temperamentsandeutung. Im Mißverhältniß und besonders durch körperliche Einflüsse angeregt kann sie nachtheilig auf die Gesundheit einwirken, durch Erhöhung der Irritabilität und Konsumtion der Kräfte, bedarf also dann der Mäßigung.

Lebhonig, derjenige gesäimte Honig, welcher mittelst einer Presse durch einen leinenen Saß gezwängt werden muß.

Lebia (Entom.), nach Latreille, Gattung der Coleoptera pentamera carnivora Carabica Latr., der Horde der Thierfresser und der Bunt der Mordkäfer nach Dlen, unter *Carabus L.* Charakter: Aeußere Laster endigen sich in ein etwas größeres, fast cylindrisches, am Ende abgestumpftes Glied; die vier ersten Tarsenglieder fast dreieckig, das vierte mehr od. minder zweispaltig od. zweilappig. Arten ziemlich zahlreich, fast alle schön gefärbt; bekannteste der europäischen: 1) *L. cyanocephala L. Fabr.*, Le Bupreste bleu à corselet rouge. Obenher schön glänzend blau od. grün; erstes Fühlerglied, Halschild und Füße gelbroth. Bis 3 1/2 Linien lang. Panzer, Faun. LXXV, 5. — 2) *L. haemorrhoidalis Fabr.* Leib braungelbroth; Flügeldecken schwarz. Raum 2 Linien lang. Col. d'Eur. III, XIII, 8. — 3) *L. crux minor Fabr.* Schwarz, mit rothem Kreuz auf den Flügeldecken.



heutige Dorf Leban, 4 Stunden südlich von Naplus (Ind. 21, 29).

Lebonary, europ.-russ. Flecken, Gouvern. Wilna, nordwestl. von Swieziani.

Leborgne de Boigne, Benjamin, Graf von, eben so bekannt durch seine Eroberungen in Indien als achtungswerth durch den edelmüthigen Gebrauch, zu welchem er die dort gesammelten Schätze verwandte, s. Boigne.

Leborne, Louis, französ. Maler der Gegenwart, aus Versailles, Schüler Regnauld's in Paris, wo L. lebt; er lieferte Historien, Genrestücke, Landschaften und lithographirte Blätter.

Leboschowitz, preuss. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Tost, am rechten Ufer des Bierawkaflusses; 2 Vorwerke, Wassermühle; 170 Einw.

Lebour, Alexander Xaver, französ. Maler, Zeichner, Kupferstecher u. Lithograph, geb. 1801 zu Paris; malt Bildnisse und Genrestücke. Von seinen Blättern verdienen besondere Anerkennung: die heil. Familie, nach G. Romano, Lithographie; — zwei Genrestücke, nach Deveria, Lithogr.; — vier Darstellungen aus dem Leben Jesu, Kupferstiche; — die vier Welttheile, gestochen; — Folge von vier Blättern mit Darstellungen aus dem Leben von Edmond und Galiste, gestochen; — Erigone, Halbfigur, gestochen; — mehrere historische Büsten, gestochen; — mehrere Porträte auf Stahl, nach Deveria, Desenne &c.

Lebrade, holstein. Dorf, Gut Nixdorf; Schule, Mühle; 440 Einw.

Lebrecht, männl. Name, s. v. a. Leberecht.

Lebrecht (Biogr.), Karl von, geschickter deutscher Medailleur, geb. zu Meiningen 1749, kam 26 Jahre alt an den Münzhof in Petersburg, besuchte von da aus, von der Kaiserin Katharina II. unterstützt, noch mehrere Bildungsanstalten und lehrte nach einem zweijährigen Aufenthalte in Rom nach Petersburg zurück. L. galt besonders für einen tüchtigen Künstler im Stahl- und Steinschneiden. Schon 1787 soll er der Kaiserin einen Plan zur Errichtung einer Medaillenklasse zur Bildung von Jünglingen für den Münzhof überreicht haben, aber erst Kaiser Paul I. bestätigte ihn 1800, und L. wurde Obermedailleur u. Dirigent des Münzhofes. L. wurde 1794 russischer Unterthan, 1796 Kollegien-Assessor, 1797 Hofrath u. Akademiker, 1800 Kollegienrath, 1806 Etatsrath und Ritter des St. Annaordens und † 1827. Unter seinen Bildnissen ist das der Angeli Kaufmann vorzugsweise zu nennen. Vgl. über L. das Kunstblatt, Jahrg. 1828; die Halle'sche Literaturzeitung u. den Hamburg. Correspond. Jahrg.; — ein Verzeichniß seiner Medaillen gibt Nagler, Bd. VII, S. 377 f.

Lebret (Biogr.), 1) Johann Friedrich, deutscher Geschichtschreiber, 1732 zu Unter-Türkheim bei Kannstadt geb., anfangs Militär, studirte, nach seines Vaters Tode, Theologie in Tübingen, kam 1757 als Erzieher und protestantischer Prediger nach Venedig, bekleidete dann verschiedene andere Aemter, zuletzt das eines Professors der Theologie und Kanzlers der Universität Tübingen, wo er 1807 †. Schr.: Geschichte von Italien und allen alda gegrün-

deten älteren und neueren Staaten, Halle 1778 — 87, 9 Bde., 4.; — Die allgemeine Welthistorie in einem vollständigen und pragmatischen Auszuge, das. 1780—90, 7 Bde.; — Staatsgesch. der Republik Venedig &c., Leipz. u. Riga 1769 — 1777, 3 Bde. u. s. w.; — 2) Albrecht, Schriftsteller, geb. 1777 zu Tübingen, der Sohn des Vor. und Bruder des ehemaligen gelehrten Bibliothekars an der Bibliothek in Stuttgart, Friedrich L. L. war zuerst Professor der Naturgeschichte am Gymnasium zu Stuttgart; später theilte er sich bei der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“. Als politischer Schriftsteller zeichnete er sich zuerst aus durch seine Bearbeitung eines Artikels aus der Brüseler „Galerie des contemporains“, welche er, mit vielen merkwürdigen Anmerkungen begleitet, unter dem Titel „Napoleon, eine biographische Skizze“ (Stuttgart 1821) herausgab. Es war dies das erste kühne und besonnene Wort, das in Deutschland für den gelästerten Helden gesprochen wurde. Später erschien von ihm aus dem Werke: „Victoires, conquêtes, désastres etc. des Français“ ein Auszug, den ägyptischen Feldzug betreffend, unter dem Titel: „Poesie der Kriegskunst“ (Stuttgart 1824), mit Anmerkungen des Grafen von Blomark. In Gemeinschaft mit F. L. Lindner gab L. heraus: „Oeuvres complètes de Napoléon“ (Stuttg. 1822), wovon jedoch nur die ersten vier Bände erschienen sind. L. ist seiner Ansicht von Napoleon nie untreu geworden und hat sich nie, weder von dem Geschwäze, noch von der Gewalt der Mittelmäßigkeit irre führen lassen; er ging in dieser Beziehung seiner Zeit voraus, denn erst eine spätere Generation vermochte es, beim Urtheil über den Mann des Jahrhunderts den Patriotismus und die Wahrheit zugleich sprechen zu lassen.

Lebreton (Biogr.), 1) Johann Franz, französ. Maler, 1761 zu Bonchamp bei Laval geb., Schüler von Vincent und David, war zuletzt Professor der Zeichenkunst und der Perspektive am Taubstummeninstitut zu Paris. †? Von ihm Abhandlungen über seine Lehrgegenstände, abgedruckt in dem Werke seiner Tochter Adele L. — 2) B., französ. Revolutionsmann, 1768 geb., war vor der Revolution Prior von Rhedon in Bretagne, wurde 1791 Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, später des Konvents, in welchem er auf der Linken saß. Er stimmte nicht für den Tod, sondern für immerwährende Verbannung des Königs und gegen die Verurtheilung der Girondisten, wurde deshalb vom Konvent ausgeschlossen und trat erst nach dem 9. Thermidor wieder ein. Als Mitglied des Rathes der Fünfhundert entwarf er die Dekrete über die Presse und die Posten, nahm 1797 seinen Abschied u. † 1806 zu Paris. — 3) Theodor, französischer Volksdichter, ist im Anfange dieses oder gegen das Ende des vorigen Jahrh. in Rouen geb. Bei seiner Geburt, sagt einer seiner Biographen, wurde er dem Gesetze des Arbeitens unterworfen, das heilig und trostreich, wenn es bei Gott, der zu Allen sagt: „Arbeitet und ihr werdet mit mir aufruhren“, das strenge und mitleidlos ist, wenn es von der Gesellschaft kommt, die Einigen zuruft: „Ar-



aufstieg. In demselben Jahre vermählte er sich, besang seine Frau unter dem Namen *Fanny* nachmals in mehreren seiner schönsten Gedichte; doch wurde diese Ehe nach 14 Jahren auf Antrag seiner Frau gelöst, wobei sich L. nicht edel benahm. Ueberhaupt haften an seinem Charakter manche Flecken. Starcken Tadel fand er insbesondere wegen seiner unwiderstehlichen Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte; sogar auf Bonaparte, den er so sehr bewunderte und für den er von Dankbarkeit erfüllt war, machte er Epigramme. Nur in Versen keck, sonst aber furchtsam, erschrak er, wie man wigig u. wahr von ihm sagte, zuweilen über seine eignen Verse. Als er durch Conti's Tod seine Stelle u. fast gleichzeitig durch den Bankrott des Fürsten Rohan-Guéméné 18,000 Francs, die er bei ihm niedergelegt, verloren hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Baubrevil von Caen eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er ihr begeisterungsvoll seine ganze Muse. Er war der Dichter des Konvents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehrere seiner republikanischen Oden sind wirkliche poetische Meisterstücke. Als Napoleon Konsul geworden, erhielt L. eine Pension von 6000 Francs, und fortan besang er diesen. Er † am 2. Sept. 1807. Seine „Oeuvres complètes“ wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben; die „Oeuvres choisies“ (2 Bde., Par. 1821) erschienen öfters. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit Alles übertreffen, was die klassische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, obschon die ärgsten von ihm selbst unterdrückt wurden. Sein in gewählter Sprache geschriebenes, doch nach einem fehlerhaften Plane entworfenes u. nicht vollendetes Lehrgedicht „La nature“ ist reich an schönen und wahrhaft poetischen Stellen, sein Gedicht „Les veillées du Parnasse“ blieb ebenfalls unvollendet. Seine Anmerkungen zu Boileau und J. B. Rousseau sind den Ausgaben dieser Dichter häufig beigelegt. — 3) Charles François, Herzog von Placenza, geb. am 19. März 1739 zu St. Sauveur-Pandelin bei Coutances, machte zu Paris ausgezeichnete Studien, übersetzte daselbst den Homer und den Tasso, und vollendete darauf seine Bildung durch Reisen in England u. Holland. Zurückgekehrt, übernahm er die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Sekretär erhob. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehrere Flugschriften im Interesse des Hofes erscheinen; auch soll er die officiellen Schriften und Akte angefertigt haben, welche der Hof in der Sache erließ. Mit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Fünf Jahre lebte er hierauf in gänzlicher Dunkelheit, bis er kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit der Schrift „La voix du citoyen“ hervortrat, die bedeutendes Aufsehn

machte. Die *Sénéchaussée* von Dourdan schickte ihn in die Nationalversammlung. Hier verhielt er sich ernst und gemäßigt und nahm gewöhnlich bei Finanz- und Verwaltungssachen das Wort, in denen er tiefe Kenntnisse hatte. Nach dem Schluß der Versammlung wurde er Präsident des Verwaltungsrathes im Departement Seine und Oise, in welcher Stellung er Muth und Klugheit zeigte. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft rettete. Nach der Einführung der Direktorialverfassung trat er in den Rath der Fünfhundert und am 20. Febr. 1796 wurde er dessen Präsident. In dieser Stellung leistete er Bonaparte in der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste und dieser wählte ihn dafür zum dritten Konsul. Er erwarb sich Verdienste um die Herstellung der Finanzen, war aber im Uebrigen die gelehrigste, unterthänigste Kreatur seines Meisters. Bei Errichtung des Kaiserthrones wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Placenza. Nach der Abkantung Ludwig Bonaparte's wurde er als Gouverneur nach Holland geschickt, wo er sich mit Mäßigung und Rücksicht benahm. Als ihn hier die Verbündeten zu Ende des J. 1813 vertrieben, ging er nach Paris und unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron. Er erzeugte denselben als außerordentlicher Kommissar zu Caen so große Dienste, daß er am 4. Juni 1814 die Pairswürde erhielt. Während der hundert Tage nahm er vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris an und verlor in Folge dessen mit der zweiten Restauration seine politische Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen, in welcher er sich freimüthig zur konstitutionellen Partei hielt. Von der großen Welt entfernt, † er auf seinem Landgute St.-Mesme bei Dourdan am 16. Juni 1824. L. war Mitglied des Instituts. Von den erwähnten Uebersetzungen erschien das „Befreite Jerusalem“, 2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840, und die „Iliade“ 3 Bände, 1776, 2. Aufl. 2 Bde., 1809. L.'s Sohn, — 4) Anne Charles, Herzog von Placenza, Generalleutnant, geb. 1785, folgte seinem Vater in der Pairswürde u. gab desselben „Mémoires“, Par. 1829, heraus. — 5) Pierre, franz. Dichter, geboren zu Paris am 29. Dec. 1785, zeigte schon in früher Jugend viel Anlage zur Poesie. Er war 12 Jahre alt, als der Minister des Innern, François de Neufchâteau, der selbst ein frühreifes Kind gewesen eine von L.'s Dichtungen las und dem jungen Verfasser die Aufnahme in die Lehranstalt des Prytaneums verschaffte. Dort machte L. in seinen Studien rasche Fortschritte; bei einer Preisvertheilung ward ein Gedicht von ihm: „Mes souvenirs“, in Gegenwart der Akademiker Ducis und Bernardin de Saint Pierre vorgetragen u. fand außerordentlichen Beifall. L. hatte seine Studien noch nicht vollendet, als der Lehrer der

Rhetorik krank wurde, und umblefen zu ersetzen, wählte man L. Kurz darauf besuchte Napoleon das Prytaneum zu Saint Cyr, und erstaunte nicht wenig, den bartlosen Professor in Schülertracht auf dem Katheder zu sehen. Der Kaiser fragte den jungen Lehrer, wozu er sich bestimme; *A chanter votre gloire!* war L.'s rasche Antwort. Hierzu gab die Schlacht bei Jena bald Gelegenheit. Die Ode, wozu ihn der Sieg des Kaisers begeisterte (*Ode à la grande armée*, Par. 1805), war so schön und feurig, daß Napoleon sie einen Augenblick für das Werk des andern L. hielt, dem man den Beinamen Pindar gegeben hatte. Der junge Dichter erhielt in Folge dessen eine jährliche Pension von 1200 Francs. Nachdem darauf 1808 seine „*Ode sur la campagne de 1807*“ erschienen war, wußte ihm der Graf François de Montes die einträgliche Stelle eines Haupteinnehmers bei den indirekten Steuern zu verschaffen. Die Restauration ließ ihm seine Pension, entsetzte ihn aber seines Amtes. Im J. 1822 ließ er seine „*Poème lyrique sur la mort de Napoléon*“ erscheinen, die Veranlassung zur Einziehung seiner Pension wurde. Später bereiste er Italien und Griechenland u. wurde 1828 als Mitglied der Akademie aufgenommen. Das Gedicht „*Voyage en Grèce*“ (Par. 1818) war eine Frucht jener Reise. Seine Tragödien „*Ulysse*“ (1815), die ungedruckt geblieben, *Cid d'Andalousie*, der 1826 zur Aufführung kam, und „*Pallas le fils d'Evandre*“ (Par. 1822), der nie aufgeführt und nur in einigen Exemplaren gedruckt wurde, sind klassisches Mittelgut. „*Maria Stuart*“ (1820), ein klassisches Stück, das die Mitte zwischen Nachahmung und Uebersetzung des schillerischen Werkes hält. Wiewohl er darin gerade die schönsten Stellen des Originals verwißte, wurde doch das Publikum durch die Schönheit der Tragödie ergriffen u. sie ward 50mal nach einander aufgeführt. Außer den erwähnten Schriften verfaßte er: „*Sur le Bonheur que procure l'étude*“, ein Lehrgedicht von geringem Werthe, das den Preis mit dem von Saitine 1817 theilte. Nachdem L. seit der Restauration ohne Anstellung gelebt, wurde er 1831 zum Direktor der königlichen Druckerei u. im Nov. 1839 zum Pair ernannt. — Was L.'s poetische Stellung betrifft, so ist er ein aus dem Klassicismus hervorgegangener Dichter, der sich ungefähr in der Weise, wie Villemain als Kritiker gethan, der modernen Kunstausstellung genähert hat, ohne sich ganz vom alten und veralteten Geschmack emancipiren zu können. Glücklicher Weise rettete er sich nach mannichfachen Versuchen auf ein Gebiet, wo er ziemlich außerhalb der Lebensfrage der beiden Schulen stand und sein bedeutenderes Talent eine schöne Frucht zeitigte, das Gedicht: „*Voyage en Grèce*“. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich derselbe mit einem beschränkten Kreise von Lesern begnügen muß, da sein Verständniß mannichfache historische, geographische u. archäologische Kenntnisse, mit einem Worte, klassische Bildung voraussetzt. L.'s Werk gehört durchaus nicht dem todten Genre descriptif an; vielmehr macht der Dichter mit ästhetisch richtigem Takte sein Bewußtseyn zum Centrum seines Gedichtes; er beschreibt weniger die

Dinge, als er den Eindruck wiedergibt, den Land und Volk, Himmel und Meer, alter und neuer Helden Thaten auf sein Gemüth gemacht. Aber eine Frage ist es, ob für diese etwas stoffliche Lyrik nicht eine Form gewählt werden mußte, die mehr Abwechslung und Bewegung gestattete, als L. in seinem lyrisch-episch-descriptiven Gedichte, das formell an Delille erinnert, entwickeln konnte.

II. Bildende Künstler: 6) Karl, berühmter französ. Historienmaler, f. 3. Beherrscher des Kunstgeschmacks in Paris und dadurch in den weitesten Kreisen, 1619 zu Paris geboren. Er stammte aus einer schottischen Familie, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater, einem Bildhauer, ging aber, nachdem er Bouet's Schule betreten hatte, von der Skulptur zur Malerei über. Später studirte er in Fontainebleau die italienischen Meister und die Antiken in der von Franz I. aufgestellten Sammlung und bereiste endlich, vom Kanzler Seguier unterstützt, das Land der Kunst selbst. Nach seiner Heimkehr nahm Poussin ihn zu sich, und der Weise desselben folgte L. auch, bis er durch das Studium Raphaels und der Alten endlich zu Carracci geführt und von diesem gefesselt wurde. L. verbreitete sich über alle Gattungen der Malerei; hohe Formen und Fülle derselben, ein kräftig aufgeregtes oder aufstrebendes Leben, die Glorie der That, waren die Kreise, in denen sich sein Genius am herrlichsten bewegte. Er wußte seinen Köpfen mannichfaltigen Ausdruck der Affekte zu verleihen und die Natur genau nachzuahmen; nur ist er nicht immer richtig in der Zeichnung, was aber nur die Eile veranlasste, die ihm oft nicht gestattete, die Geburten seiner Phantasie gehörig zu pflegen. Im Colorite hatte er im Allgemeinen keine große Stärke, dennoch zielte er einige seiner Gemälde durch wahre, kräftige und liebliche Farbengebung an. Unter L.'s erste Arbeiten rechnet man die Geschichte der ehernen Schlange, und eine heilige Familie in der St. Paulskirche, bekannt unter dem Namen des Benedicte, von Edelinck trefflich gestochen, so wie ein herrliches Bild der Magdalena. Großen Ruhm erwarben ihm die Malereien in den Palästen Riviere und Bouillon, und jene der Gallerie des Präsidenten Camper. Eines seiner besten Werke ist die Marter des heil. Stephan in lebensgroßen Figuren; er malte es in seinem 32. Lebensjahre und begründete damit seinen Ruf. Auf den Gipfel des Ruhmes erhoben ihn aber seine Alexander-Schlachten. Sein Alexander, der die gefangene persische Königin und die Familie des Darius besucht, wurde durch Kupferstich verbreitet, und besonders hat Edelinck hierin seine ganze Kunst erschöpft. Alexanders Einzug in Babylon, die Schlacht bei Arbela, der Uebergang über den Granicus und die Niederlage des Perus hat G. Audran meisterhaft gestochen und dabei selbst nicht wenig zum Ruhme L.'s beigetragen, denn Audran verbesserte oft die Unrichtigkeiten der Zeichnung des Originals. Auch Joh. Audran, van Gunst, Leclerc u. A. haben diese Schlachten gestochen. Die Idee zu diesen kolossalen Arbeiten scheint jedoch nicht aus ihm selbst hervorgegangen

zuschn. Es existirt ein Achat, der die zwei schönsten Darstellungen enthält, nämlich das Zelt des Darius und Alexanders Einzug in Babylon. Diese Darstellungen hatte der Künstler fast ohne alle Veränderungen beibehalten. Der Achat wurde 1749 zuerst durch einen gelungenen Kupferstich von S. Kleiner mit der Aufschrift: *Achates orientalis ruber, insculptas referens icones praecip. Alexandri M. ducum et rerum gestarum* bekannt. L. verzierte auch die Paläste des Königs und die Gallerie von Versailles, wo er die Thaten Ludwigs XIV. in allegorischen Bildern darstellte. Zahlreich sind seine Entwürfe, die in Tapeten übertragen wurden. Unter diesen erlangten besonders die vier Jahreszeiten Celebrität. Der Künstler hatte die Ueberaufsicht über die Gobelins. Im Jahre 1662 erhob ihn der König in den Adelsstand und gab ihm den Titel eines ersten Hofmalers. Nun war er unumschränkter Herrscher im Gebiete der schönen Künste; alle Talente mußten ihm huldigen oder seine Macht empfinden. Diese hatte jedoch 1683 mit dem Tode Colberts, seines Gönners, ein Ende, und das Ansehen des Kunstdespoten L. sank immer mehr. Doch behandelte ihn der König stets liebreich, obwohl er Mignards Glück zu befördern suchte. Die Malerei verlor in Frankreich durch L.s Tod (1690) sehr viel, indem sie den guten italienischen Geschmack mißkannte und eine Richtung annahm, die sich immer mehr von den wahren Grundsätzen entfernte. L. lieferte auch verschiedene Radirungen, von welchen Nagler (*Künstlerlex.* Bd. VII, S. 378) ein Verzeichniß gibt. — 7) Gabriel, Maler und Kupferstecher, des Vor. Bruder, geb. 1620 zu Paris und nur bekannt durch seinen Bruder und durch den Meib, der ihn gegen jenen erfüllt und ihn fast bis zum schwersten Verbrechen hingerissen haben soll. W. Stettler erzählt nämlich, daß dieser L. den Plan gehegt habe, den Bruder durch Gift aus dem Wege zu räumen, daß ihm dies jedoch dreimal mißlungen sey. Bemerkenswerth bleibt in dieser Beziehung das Porträt eines gewissen Ludwig L. aus der Picardie, welcher nach der Anzeige auf dem Blatte wegen eines Vergiftungsversuches an der Familie des Karl L. zu Paris hingerichtet wurde. Vielleicht verwechselte Stettler diesen L. mit Gabriel. Das Todesjahr des Letzteren ist unbekannt; nach Stettler floh er, als der Mordversuch mißlang. Die Blätter dieses Künstlers sind nach italien. Meistern und nach Karl L. gefertigt. — 8) Augustin, Maler zu Köln in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Die Lebensverhältnisse dieses Künstlers sind unbekannt, obgleich er zu den besten seiner Zeit gehört, sowohl im historischen als im Porträtfache. Er verfertigte zwischen 1662 und 1664 das berühmte Tabachische Grabgemälde zu Köln, das sich jetzt in der Wohnung des Eberhart van Groote, eines Sprößlings jenes Geschlechtes, befindet. Göthe hat dieses Gemälde in „Wahrheit und Dichtung“ beschrieben. — 9) Louise, geborne Wigée, Historien-, Porträt- und Landschaftmalerin, geb. zu Paris 1755. Sie hatte schon in ihrem 17. Lebensjahre sich durch ihr Talent auszeich-

net und in der ältern franz. Schule eine bedeutende Stelle eingenommen. Sie lebte zugleich in den glänzendsten und angenehmsten gesellschaftlichen Verhältnissen. Im J. 1783 wurde sie in die Akademie der Malerei aufgenommen und führte als Aufnahmebild eine Darstellung des Friedens, der den Ueberfluß zurückläßt, aus. Eine schöne und lebenswürdige Frau, bildete sie einen der interessantesten Mittelpunkte des höheren geistigen Lebens in der Hauptstadt. Der Schrecken der ersten Revolution bestimmte auch sie zur Auswanderung. An den Höfen zu Wien, Berlin, London und Petersburg ward sie mit Auszeichnung aufgenommen. Im J. 1801 nach Frankreich zurückgekehrt, traf sie in der veränderten Welt auch eine neue Kunst unter dem Vortritte Davids an. Aber sie wußte auch mit den Meistern der neuen Schule, namentlich mit Gerard, Girodet, Guerin und Gros, auf das Beste sich zu befreunden. Napoleon ließ die Malerin der Sybille, die er als eine Freundin der Bourbonen ansehen mußte, unberücksichtigt. Sie lebte noch rüstig bis ins höchste Alter und † am 31. März 1842. Sie hinterläßt im In- und Auslande fünfzehn historische Gemälde, 662 Bildnisse und gegen 200 Landschaften, welche legte sie auf ihren Reisen in der Schweiz, England und Italien gefertigt hat. — 10) Louis, Architekt zu Paris, geb. 1770 zu Douai, machte sich durch zwei Schriften bekannt, die ihn als geschickten Künstler seines Faches beurkunden: *Formation géométrique de quatre ordres de l'architecture grecque*, 4., 1816; — *Mémoire sur l'église de St. Geneviève, et correction du plan de la coupe et de l'élévation de ce monument*, 4., 1817. Neben diesengab er auch einige andere Broschüren heraus. Er ist Professor an der königlichen Architektur-Schule. — 11) Johann Baptist Topino, Geschichtsmaler, geb. zu Marseille, Schüler von David, hinterließ wenige Werke, denn er wurde schon 1801 von Napoleon zum Tode verurtheilt, weil er sich in eine Verschwörung gegen denselben eingelassen hatte. Sein geschätztestes Gemälde ist der Tod des Gracchus, gegenwärtig im Museum zu Marseille. In diesem Bilde spricht sich die Tendenz seiner politischen Ideen, so wie in allen seinen Arbeiten die Neigung zum Düstern und Schauerlichen aus. — 12) S. Brun.

III. Bühnenkünstler: 13) Francisca, geb. Danzi, Schauspielerin, geb. zu Mannheim 1756 betrat das. schon 1771 die Bühne als Sängerin und verdunkelte bald ihre Rivalinnen. Im J. 1775 vermählte sie sich mit dem Hoboe-Virtuosen L., machte mit ihm Kunstreisen durch fast ganz Europa und feierte in Italien wie in Frankreich und England die größten Triumphe. Im J. 1791 † sie plötzlich in Berlin, wo sie für die italienische Oper engagirt war. Sie war eine reizende Bühnenerscheinung, schön und lebhaft, reich an Grazie wie an dramatischem Talent; dabei gebildet und geistreich, ebenso geachtet als bewundert. — 14) François, Schauspieler und Komponist, geboren 1770, war am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts ein sehr beliebter Komiker in Paris; er kom-

Date	Time	Location	Weather	Notes
1/1/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/1/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/1/20	16:00	London	Clear	End of day
1/2/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/2/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/2/20	16:00	London	Clear	End of day
1/3/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/3/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/3/20	16:00	London	Clear	End of day
1/4/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/4/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/4/20	16:00	London	Clear	End of day
1/5/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/5/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/5/20	16:00	London	Clear	End of day
1/6/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/6/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/6/20	16:00	London	Clear	End of day
1/7/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/7/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/7/20	16:00	London	Clear	End of day
1/8/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/8/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/8/20	16:00	London	Clear	End of day
1/9/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/9/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/9/20	16:00	London	Clear	End of day
1/10/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/10/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/10/20	16:00	London	Clear	End of day
1/11/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/11/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/11/20	16:00	London	Clear	End of day
1/12/20	08:00	London	Clear	Start of trip
1/12/20	12:00	London	Clear	Lunch break
1/12/20	16:00	London	Clear	End of day
1/1/21	08:00	London	Clear	Start of trip
1/1/21	12:00	London	Clear	Lunch break

anderen Aposteln des Christenthums nach Friedland kam. Hier, wie in Sachsen und Westphalen, predigte er nach dem Tode des Bonifacius das Evangelium; er † 773 in Oberyssel.

Lebuni (a. Geogr.), Völkerschaft Lusitaniens südlich vom Minus (Plin. III, 3, 4).

Lebus (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Provinz Brandenburg, N. = B. Frankfurt, zwischen Barnim, Küstrin, Sternberg, Guben, Lubben u. Teltow; mit einem Areal von 37 $\frac{1}{2}$ Q. M., 7 Städten, 2 Marktflecken, 107 Dörfern, 276 Gütern u. Vorwerken, u. ohne Frankfurt 68.050 E.; L. ist eben, reich an Waldungen, erzeugt Korn, Kartoffeln, Alee und Tabak, die Viehzucht umfaßt 10,590 Pferde, 24,720 Stück Rindvieh und 129,200 Schafe. Hier der Brieskow-See, der zur Schiffahrt benutzt wird. — 2) Kreisstadt das., am linken Ufer der Oder; Kirche, Post, ehemals Grenzfestung; 1740 Einw. Hier früher ein von Polen aus errichtetes Bisthum, dessen Sitz später in Fürstenwalde war; seit 1598 waren die Kurbrandenburg. Prinzen postumirte Bischöfe von L. — 3) Kolonie daselbst; 190 Einw.

Lebusa, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, N. = B. Merseburg, Kr. Schweinitz; an der Lebuser Heide; Mittergut, Windmühle; 350 Ew.; hierzu Schäferei, Ziegelei, Pechhütte, Schänkhäus, 2 Wind- und 3 Wassermühlen, und die Vorwerke Alt- und Neu-Sorgefeld.

Lebut, Paß im Himalaya.

Lebunai, afrik. Spitze u. Hafen, libysche Wüste, östlich vom Kap Saleh.

Lebyd, ältester arabischer Dichter, s. v. a. Lebid.

Lebzelten, kleines Gebäud. von geriebenem Pfefferkuchen, Mehl und Gewürz.

Lebzelter, Ludwig, Graf, österreichischer Staatsmann, stammt aus einem bürgerlichen Geschlecht, von welchem seit Maria Theresia mehrere Mitglieder im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und auf Gesandtschaftsposten angestellt waren, der Sohn des österreich. Gesandten in Portugal, Adam L., der mit dem Stephansorden den Adel erhielt und in den Freiherrnstand erhoben wurde. L. wurde 1778 zu Lissabon geboren, wo sein Vater gegen fünfzig Jahre angestellt war. Nachdem er zuerst in der dortigen Gesandtschaftskanzlei gearbeitet hatte, ward er Sekretär des Botschafters, Grafen Revenhüller in Rom, zur Zeit der großen Sekularisationen und des von der römischen Kurie heftig bestrittenen Grundsatzes der Identität der Diöcesan- und Territorialgrenzen. Seine bedeutendste Wirksamkeit aber fiel in die Kriegsjahre 1813—15, da er das Vertrauen des Kaisers Alexander gewonnen hatte, das sich freilich später, ohne L.'s Schuld, in Kälte und launenvolle Abneigung verwandelte. In jener ereignisreichen Zeit gab es keine wichtige Frage, namentlich über die Verhältnisse der Schweizer Eidgenossenschaft und Italiens, bei welcher L. nicht entschienen eingegriffen hätte. Ein ihm unangenehmer Umstand war es, daß in der Verschwörung bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, eines der Häupter, der Fürst Troubetzkoy, L.'s Schwager war und sich zu ihm

geflüchtet hatte. Der Kunst und Wissenschaft widmete er stets lebendige Theilnahme. Später erhielt er den Botschafterposten in Neapel.

Vega = do = Ballo, portug. Dorf, Provinz Minho, nordwestlich von Porto, am atlantischen Ocean; kleiner Hafen; 2400 Einw.

Lecain (Biogr.), s. v. a. Lekain.

Lecanactis (Bot.), nach Eschweiler, Strahlflechte, Gattung der Graphideae Rehb., Cryptogamia Lichenes L. Charakter: Kruste dünn, angewachsen. Apothecien eingesenkt, länglich, schwarz, offen; Gehäuse klobig, napfförmig, mit der Kruste verwachsen; Fruchtscheibe hornartig, gerandet, anfangs verschleiert. Wir führen einige von den 5 deutschen Arten u. eine ausländische an: 1) *L. impolita* Ach. An der Rinde verschiedener Laubbäume. Kruste fast weinsteinartig, weißlich oder grau; Apothecien klein, rundlich, edig = verbogen, schwarzbraun, grau bereift. — 2) *L. lobata* Tw. An Sandsteinfelsen, auf Thonboden und an Lehmwänden. Kruste knorpelig = warzig, ziemlich dick, unebengefaltet, kleinlappig, grau = weißlich; Apothecien ziemlich flach, mit eingesenkter, sehr dünner, bräunlicher, grau bereifter Fruchtscheibe. — 3) *L. sinensigrapha* Eschw. Auf gerollter Königschima, besonders auf jungen Rinden und auch auf China nova und Jaen China. Lager dünn, fast häutig, runzelig, schmutzig gelblich = aschgrau. Apothecien schwarz, fast wie chinesische Schriftzeichen verästelt; Fruchtscheibe ganz flach und breit, schwach gerandet. Fée, Essai, I. XIV, F. 3.

Lecananthus (Bot.), nach Jack, Gattung der Rubiaceae Jack. Einzige Art: *L. erubescens* Jack, Strauch in Ostindien.

Lecanidion (Bot.), nach Endlicher, Tellerpilz, Schalenpilz, Gattung der Hymenini Helvellacei Rehb., Rabenh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Becher tellerförmig; fleischig = weich od. lederartig, gerandet. Fruchtlager mit quergetheilten Sporen. Kleine, horn- oder gallertartige, auf Holz oder Mist lebende Pilze von meist dunkler od. schwarzer Farbe; 4 deutsche Arten; am verbreitetsten ist: *L. atrum* Endl., schwarzer Tellerpilz. An faulendem Holz und Rinden verschiedener Bäume, besonders von Eichen und Weiden. Zerstreut oder gehäuft, fast lederartig, schüsselförmig, stiellos, schwarz, verflacht, mit gedunsenem Rande und etwas bereifter Scheibe. Rees, Syst., F. 265.

Lecanium (Entom.), nach Fabricius, Untergattung von Coccus L. (s. d.).

Lecanocarpus (Bot.), nach Rees von Esenbeck, Pflanzengattung. Arten unter Acroglochin Schrad.

Lecanocephalus (Zoophyt.), nach Diesing, Gattung der Entozoa Nematoiden Rud. Noch nicht hinlänglich beobachtet und bestimmt, die Arten leben in Fischen. Vergl. Wiener Annal., 1839, I. XIV.

Lecanomantia (Divinatio e patina, Psychol.), Schüsselwahrsagen, Lekanomantie.

Lecanopteris (Bot.), nach Reinwardt, Gatt. der Polypodiaceae Davalliaceae Rehb., Cryptogamia Filices L. Arten ausländisch.

Lecanora (Bot.), nach Acharius und

The first part of the paper discusses the importance of understanding the underlying mechanisms of the observed phenomena. It is argued that a comprehensive understanding of the system requires a detailed analysis of the various factors that influence its behavior. This involves identifying the key variables and their interactions, as well as the underlying processes that govern the system's dynamics.

In the second part, the authors present a series of experiments designed to investigate the effects of different parameters on the system's performance. The results of these experiments are presented in a series of tables and figures, which show that the system's behavior is highly sensitive to changes in the input parameters. This suggests that a careful selection of the input parameters is crucial for achieving the desired outcome.

The third part of the paper discusses the implications of the findings for the design and optimization of the system. It is argued that the results of the experiments provide valuable insights into the system's behavior, which can be used to guide the design process. For example, the results suggest that the system's performance can be improved by adjusting the input parameters in a specific way.

Finally, the paper concludes with a summary of the main findings and a discussion of the limitations of the study. It is noted that the results of the experiments are based on a limited number of trials, and that further research is needed to confirm the findings. However, the authors believe that the results provide a useful starting point for the design and optimization of the system.

Item 6, bei rothem 5% ; 3) aus dem übrigen Frankreich und Spanien auf der Mutter 10%, von der Mutter bei weißem 6, bei rothem 5%. Brantwein von Frankreich 4%. Essig ebendaher 3% ; Wein aus Portugal 5%, aus Italien 8%. Bei allen vorerwähnten Artikeln wird nach einem Ostseehafen 3% mehr gerechnet. Rum von England nach der Nordsee 5% ; Syrup von England oder Frankreich nach der Nordsee 10% ; Thran von Archangel und Norwegen nach der Ostsee 5%, von England 10%, von Gothenburg und Uddewalla 4% ; Hanföhl 5% ; Theer von Archangel und der Ostsee nach der Nordsee 5% ; Del von Galioli und Livorno nach der Nordsee 3%. Außer dieser Leccage müssen die Waaren 3% Extraleccage haben, ehe sie vergütet wird. In Paris sind die Assuradeure von der ordinären Leccage frei und ziehen diese stets, auch bei einer sie treffenden Avarie particuliere und zwar gewöhnlich mit 10% ; einzelne Kompagnien aber mit resp. 2 und 4% ab. Die Privataffuradeure sind frei von 10%. In Bordeaux erlegen die Assuradeure keine ordinäre L., und Extraleccage ist erst vorhanden, wenn sie bei der Cabotage 5%, bei Reisen bis an das Kap Horn und das Vorgebirg der guten Hoffnung 10% und bei weiteren Reisen 15% übersteigt. In Havre muß die Extraleccage die gewöhnliche um 10% übersteigen, ehe sie an die Assuradeure kommt. In Nantes wird nur im Strandungsfalle und im Falle eines Schiffbruchs Extraleccage bezahlt. In Amsterdam ist der Assuradeur von ordinärer L. frei, die bei Rothwein 5%, bei weißem Wein auf der Mutter in Frankreich 10%, aus dem mittelländischen Meere 12%, von der Mutter 8%, bei Brantwein 3%, bei Del aus dem mittelländischen Meere 4%. In Antwerpen wird die L. im Strandungsfalle bezahlt, wenn dabei der Schade über die ordinäre Leccage bei Weinen 5%, bei anderen Flüssigkeiten 3% beträgt.

Lece, ital. Stadt, Hauptstadt der neapolitan. Prov. Terra-di-Otranto; L. liegt in einer herrlichen Ebene unweit des Meeres und gewährt durch die regelmäßige Anlage der Straßen und Plätze und die schöne Bauart der Häuser einen lieblichen Anblick. Die Stadt hat einige Festungswerke und ein Kastell; ihr Hauptschmuck sind aber die Kathedrale und die 32 übrigen Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen. Außerdem ist L. der Sitz eines Bisthums, ferner eines Civiltribunals und Kriminalhofs, hat Kollegium und Gymnasium; auch ein Findelhaus. Sehenswerth ist der Markt mit guten Bildsäulen. Die Industrie ist besonders blühend hinsichtlich der Seiden- und Baumwollweberei, Spitzen-, Rattunfabrikation, Baumwollenzucht; der Handel mit Wein, Del, Tabak ist sehr lebhaft. Die Zahl der Einw. gibt man auf 14,000, aber auch auf 20,000 an. Ein Uebelstand von L. ist der Mangel an gutem Wasser; man hat nur schlechtes Eisternenwasser. In der Nähe von L. die Ruinen von Rudia.

Leccer Del (Waarenk.), die feinste Sorte Tafelöhl, strohgelb von Farbe, sehr klar und rein von Geruch.

Leccchi, Angiolo Antonio, italien. Schriftsteller des vor. Jahrh., 1702 zu Mailand geb., wurde 1718 Jesuit, kam später als Lehrer der schönen Wissenschaften nach Vercelli und Pavia, dann nach Mailand als Lehrer der Beredsamkeit, hielt von 1733 bis 1752 Vorträge über Mathematik zu Pavia, und maß damals das Bett des Reno. Er † 1776. Schr.: *Theoria lucis*, Mail. 1719; — *Arithmetica universalis*, das. 1752, 3 Bde.; — *Elementa geometriae*, das. 1752, 3 Bde.; — *De sectionibus conicis*, das. 1758; — *Idrostatica esaminata ne suol principj*, das. 1763, 4.; — *Memorie idrostatico-storiche delle operazioni eseguite nella inalvenzione del Reno 1765—72*, Mod. 1773, 3 Bde.; — *Trattato de canali navigabili*, Mail. 1776, 4.

Leccio (ital.), s. v. a. Steineiche, *Quercus Ilex* L.

Vecco, österr.-ital. Stadt, Lombardei, Prov. Como, an dem östlichen, Leccer-See genannten Arm des Como-Sees, wo der Adde abfließt; Brücke, Gerichtshof, Hafen, Handel mit Getreide, Eisen, Kupfer, Seide, Delpressen, Fabriken in Wolle und Seide; 3500 Einw.

Vecelles, franz. Dorf, Depart. Nord, Arrond. Valenciennes; 2140 Einw.

Veccera, span. Flecken, südöstlich von Saragossa, in wasserarmer Gegend; 2000 Einw.

Veck, 1) (Hüttenw.), die mit Schwefel und anderen erdigen Theilen vermischten Rohsteine, welche von der Kupfer- und Silberarbeit fallen. Das Gold und Silber, welches darin enthalten ist, wird in einem besonderen Ofen, dem Lechschmelzofen, einer Art Stachelofen, daraus gewonnen. — 2) Die Schlacken, welche beim Schmelzen des Rohstahles abfallen und später wieder zugesetzt werden, um das Stahleisen flüssig zu machen.

Veck (Geogr.), 1) (Licus), bayer. Fluß, entspringt im Vorarlbergischen an der rothen Wand, durchströmt Vorarlberg, Tyrol und Bayern, in das er unweit Füssen tritt, und in welchem er fast immer die Grenze zwischen Altbayern und Schwaben bildet, nimmt während seines Laufs den Pentbach, Hornbach, Otterbach, die Schwarza, den Rothlech, die Wils (in Tyrol), den Halblech und die Wertach (in Bayern) auf, wird bei Schongau (durch Hinzutritt des Halblech) schiffbar und fällt bei Lechsgemünd in die Donau. — 2) Dörrer. Dörfer: a) Tyrol, Kr. Imst, Edgr. Reutte; Kirche, Glockengießerei, Schleßstätte; 600 Einw.; — b) Vorarlberg, Edgr. Sonnenberg; 410 Einw.

Veck (Biogr.), 1) L. I., Bruder von Czek, erster Beherrscher der Slaven in Polen; — 2) L. II., des Vor. Sohn und Nachfolger; — 3) L. III., Sohn und Nachfolger Kroks I., im 8. Jahrh., wurde von seiner Schwester Wanda vertrieben und † zu Braschnow in Stebenbürgen; — 4) L. IV. (Leszek), eigentl. Przemyslaw, vorher Goldschmied, regierte in Polen seit 760. Vgl. Polen (Gesch.).

Vecha (a. Geogr.), Stadt Palästina's im Stamme Juda.

Veckäum (a. Geogr.), Flecken am korinthischen Meerbusen, nördl. von Korinth, und einer

der beiden großen Häfen dieser Stadt, mit welcher er durch eine doppelte Mauer verbunden war. Er nahm besonders die aus Italien und Sicilien kommenden Schiffe auf und hatte einen Tempel des Poseidon, der davon Lechäus hieß; jetzt Balaja oder Pelagio.

Lechbett, der vor dem Lechschmelzofen befindliche Platz, an dem sich der aus dem Ofen fließende Stein sammelt.

Lechbruck, bayer. Pfarrdorf, N.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Füssen; 1180 Einw.

Leche (Numism.), die Sorte Pesos, welche man in Mexiko, damit sie ihren Glanz behalten, mit einem Weinsäurefirniß überzieht, wodurch sie aber beim Einschmelzen einen Abgang erleiden.

Lechea (Bot.), 1. nach Linneé, Gattung der Cistineae Richb., Triandria Trigynia L. Von 7 Arten, meistens ausdauernden Pflanzen in Amerika, nennen wir: 1) *L. racemulosa* Michx. In Nordamerika. — 2) *L. tenuifolia* Michx. In Nordamerika. — 3) *L. verticillata* Willd. In Ostindien. — II. Nach Loureiro, Pflanzengattung. Art: *L. chinensis* Lour., unter Commelina L.

Lecheates (griech. Myth.), der Kindbetter, Beinamen des Zeus als Vater der Athene und als solcher in Aliphera verehrt (Paus. VIII, 26, 6).

Lecheea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Cistineae (s. d.).

Lecheguanabiene (Entom.), auch Lecheguanawespe, brasilianische Bienenart, sammelt giftigen Honig von der *Seriana lethalis* St. Hil. (s. d.).

Lechel, Leigel, ein Fäßchen, in der Mitte mit einem Mundstück versehen, um daraus trinken zu können.

Lechen (Geogr.), 1) österr. = steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Hohenwang; 250 Einw.; — 2) Dorf das., Bez. Neuberg; 180 Einw.; — 3) Herrschaft, Kr. Villi, Bez. gleichen Namens; umfaßt über 13 Gemeinden: 4300 Einw.; — 4) Dorf das.; Schloß; 430 Einw.; — 5) Dorf, Kr. Graz, Bez. Reitenu; 140 Einw.

Lechenaultia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Campanulaceae Goodenoviene Richb., Pentandria Monogynia L. Charakter: Kelchröhre mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit 5 linien-pfriemenförmigen Randlappchen. Korolle mit der Länge nach gespaltenen Röhre und fast zlipptigem Rande, dessen Lappen etwas gesägt sind. Antheren zusammenhängend. Kapsel prismatisch, 2fächerig, 4klappig. Von 19 Arten, Sträuchern in Neuholland, sind als Ziersträucher bekannt: 1) *L. formosa* R. Br. Blatt, ästig, über 1 Fuß hoch, fast heidenähnlich. Blätter meergrün, linienförmig, stielrund-pfriemenförmig, abstechend. Blumen einzeln winkelförmig, ohne Brakteen; Korolle feuerroth-scharlach. Bot. Cab., 1066. — 2) *L. grandiflora* Dec. Am Schwanenflusse. Blatt, heidenähnlich, fußhoch. Blätter fast pfriemenförmig, stachelspitzig. Blumen einzeln oder gepaart am Ende der Zweige stehend, mit 2 Brakteen; Korolle groß, blau. — 3) *L. oblata* Sweet, der *L. formosa* R. Br. sehr ähnlich. Blumen einzeln in den Blattwinkeln und am Ende der Äste, überhängend; Korolle dunkel

feuerroth = scharlach, außen weich behaart. Sweet, Fl. austr. (1827), T. 26.

Lechenich, preuß. Stadt, Rheinprovinz, N.-B. Köln, Kr. Euskirchen, am rothen u. Bleibache; Mauern, Gräben, 2 Thore, Friedensgericht, Jahr- und Pferdemarkt; 1420 Einw.

Lecheoides (Bot.), 1. nach Decandolle, Untergattung von *Helianthemum* L. — II. Nach Spach, Untergattung von *Lechea* L.

Lecherz (Min.), in Sassa im Banat s. v. a. Kupferglas.

Leches (griech. Myth.), Sohn des Poseidon von der Pirene, Bruder des Kenchrias (Paus. II, 23).

Lechevalier, Jean Baptist, s. Chevalier 5).

Lechfeld (Geogr.), 1) bayer. Kirchdorf, N.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Schwabmünchen; Wallfahrtskirche, Franciskanerkloster, Postexpedition; 140 Einw.; — 2) Ebene im Königreich Bayern, zwischen den Flüssen Lech und Wertach 10 Stunden lang sich von Landsberg bis Augsburg ziehend; in der Geschichte bekannt durch die berühmte Ungarnschlacht (s. u.), so wie auch durch das Gefecht bei dem Städtchen Rain am 15. April 1632 zwischen den Schweden unter Gustav Adolf und den den Lechübergang vertheidigenden Kaiserlichen unter Tilly, wobei sowohl dieser als der kaiserliche General Aldringer tödtlich verwundet wurden, ohne den Uebergang verhindern zu können.

Die Ungarnschlacht auf dem L., am 19. August 955. Herzog Taxis von Ungarn, von einer dem König Otto I. und dem Herzoge Heinrich von Bayern feindlichen Partei zu Hülfe gerufen, brach zu Ende des Frühjahres 955 mit einem Heere von mehr als 100,000 Magyaren in Deutschland ein. Graf Werner, Bruder des bei Regensburg gebliebenen Pfalzgrafen Arnulf von Bayern (nach Einigen Graf Berthold), war dem Herzoge rathend zur Seite. Ohne Widerstand zu finden, kamen die Magyaren bis an den Lech, da König Otto mit seinen Sachsen in einem Kriege gegen die Wenden begriffen war und Herzog Heinrich krank in Regensburg lag. Was von bayerischen Mannen in der Eile zusammengebracht werden konnte, führte Graf Eberhard von Ebersberg nach Augsburg, wohin Otto den deutschen Heerbann beschieden hatte. Glücklicher Weise hielten sich die Magyaren, welche auf den Rath Graf Berners entschlossen waren, Augsburg zu belagern, vor dieser Stadt länger auf, als sie es sonst bei ihren Raubzügen zu thun pflegten. Dieses Säumen rettete den größten Theil Deutschlands von den ferneren Plünderungen der räuberischen Horden und schaffte dem deutschen Heerbanne Zeit, sich ihnen gegenüber zu sammeln. König Otto kam selbst mit einer kleinen Abtheilung Sachsen; zu ihm stießen die Bayern, Schwaben, Böhmen, Franken und die Bürgerschaft Augsburgs, geführt von ihrem Bischof Adalrik und dem Grafen Theobald. König Otto theilte das Heer in 8 Abtheilungen. Die Vorhut befehligte Herzog Konrad von Franken-Rothenburg; 3 Abtheilungen Bayern, vom Grafen Eberhard von Ebersberg geführt, bildeten das erste Treffen. Im zweiten Treffen befehligte Otto selbst eine

Schaar Sachsen, welche das Reichsbanner und die heilige Lanze deckten; die Schwaben gehorchten ihrem Herzog Burkhard. Die Nachhut bestand aus 1000 Böhmen unter Herzog Boleslaus und aus den augsbürger Bürgern. — Das magyarische Heer war in 3 Abtheilungen getheilt. Zwei unter dem Befehl der Feldherren Bulgu u. Lehel standen mit dem Herzoge auf dem Lechfelde, die 3., 10,000 M. stark, bildete unter Bostondy's Anführung in einiger Entfernung vom Lech die Reserve. Am 10. August 955 befanden sich beide Heere auf dem Lechfelde, wo damals der Ort Gunzenbach stand, gegenüber. Der König hatte Tags vorher die Sünden der Krieger durch allgemeines Fasten sühnen lassen, selbst mit den Fürsten das heilige Abendmahl genommen und sich den Schwur treuen Beistandes und gleicher Kraftanstrengung leisten lassen. Eine feurige Anrede an die Deutschen begeisterte dieselben. Nur durch festes Zusammenhalten konnte das kleine Häuflein Widerstand leisten gegen die Ueberzahl der Feinde: mit diesem Bewußtseyn ging Jeder in die Schlacht. Die Ungarn setzten in zwei Abtheilungen über den Lech, umgingen die Vorhut und die Bayern, von denen sie wußten, daß sie mit ihrer Kampfwelt am meisten vertraut waren, und versuchten mit ihrer Menge den Feind einzuschließen und zu erdrücken. Den Böhmen, der Nachhut und den Schwaben des zweiten Treffens galt ihr Angriff. Erstere fingen an zu weichen; auch die Schwaben begannen weniger fest zu widerstehen, und schon war ein großer Theil des Gepäcks eine Beute der raublustigen Magyaren geworden. Herzog Konrad von Franken, an der Spitze der Franken und Bayern, brachte, indem er den Fliehenden zu Hülfe kam, zwar das Uebergewicht auf die Seite der Deutschen, aber ihn selbst traf ein Pfeil tödtlich in den Hals, da er eben den Helm lüftete. Nun eilte König Otto, nachdem er gebetet und dem heiligen Petrus ein Bisthum gelobt, mit der heiligen Lanze bewaffnet an der Spitze der Sachsen zur Entscheidung herbei. Da konnten die magyarischen Haufen, durch lange Gegenwehr ermüdet, nicht länger widerstehen. Ueber die Leichenhügel der Erschlagenen, welche die Schnelligkeit ihrer Flucht hemmten, eilten sie dem ausgetretenen Lech zu. Dieser verschlang, was die Speere der Deutschen verschonten. Einige, die sich in den Dörfern, worin sie sich gesetzt hatten, vertheidigen wollten, wurden mit denselben verbrannt, Andere vom Landvolk auf der Flucht erschlagen und eine große Anzahl gefangen genommen. Graf Werner wurde von den fliehenden Magyaren getödtet. Die Feldherren Lehel, Bulgu und Urner befanden sich unter den Gefangenen; als Verbündete eines aufrührerischen Lehensmannes ließ König Otto sie vor ein Kriegsgericht stellen. In Regensburg endete der Strang ihr Leben. Die Beute war unermeslich, ebenso der Verlust der Magyaren. Von dem einen Heerhaufen derselben blieben nur 7 Mann übrig, die, um die Kunde der Niederlage nach Ungarn zu bringen, mit abgeschnittenen Ohren in ihr Vaterland zurückgeschickt, dort aber als Feige mit Schmach empfangen wurden. Die

Deutschen beklagten den Tod des Herzogs von Franken und der Grafen Theobald und Rignald von Kyburg, unter den Schwerverwundeten befanden sich die Bischöfe von Eichstädt u. von Freisingen. Der jenseits des Lech zurückgebliebene dritte Heerhaufen der Magyaren zog sich, als er die Nachricht von der Niederlage des Hauptheeres erhielt, in den Schwarzwald zurück und erwartete dort die heimziehenden Truppen König Otto's. Ein nach dem Rhein marschirender Theil der Leptern ward auch wirklich von den Magyaren umzingelt und nach hartnäckiger Gegenwehr theils getödtet, theils gefangen genommen. Die Schmach und der Verlust auf dem L. wurden jedoch durch diesen Erfolg nicht aufgewogen; die Magyaren wagten nie wieder ihre Raubzüge so weit ins Innere Deutschlands zu unternehmen u. nur die Grenzprovinzen blieben noch längere Zeit ihren Einfällen ausgesetzt.

Lechhausen, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Oberbayern, Edgr. Friedberg; Eisenhammer, Lechbrücke, 2 Mühlen, Seiden- und Wachtuchfabrik, Viehzucht; 2150 Einw.

Lechi (vollständiger Ramath Lechl, a. Geogr.), Ort Palästina's im Südwesten des Stammes Juda, an dessen Namen sich die Erinnerung an ein wunderbares Abenteuer des Simson knüpft.

Lechidium (Bot.), nach Spach, Gattung der Cistaceae Spach. Art: L. Drummondii Spach, Strauch in Texas.

Lechtereh, afrikan. Karawanenstation, Tripolis, auf dem Weg nach Augila.

Lechkreis, sonstiger bayer. Kreis, vom Lech durchflossen, 95 □ Meilen groß mit 223,000 Ew., wurde 1810 aufgehoben.

Lechlade, s. v. a. Leachlade.

Lechleitner, Ingenieur, deutscher Bildhauer von Gröns in Tyrol, Schüler von Sternetti zu Wien. Von ihm im Garten des Prinzen Eugen eine Marmorstatue des Hercules, in Innsbruck, wo L. später Hofbildhauer des Gubernators war; — die Statue des heil. Johannes, in der Kirche desselben; — zu Rotholz ist ein schöner Sebastian von Holz; — im Stift Stams der Herzog Meinhard von Tyrol zu Pferd; — im Garten zu Mühlau mehre Statuen etc. L. † zu Innsbruck um 1751. Vgl. Tyrol. Künstlerlexikon.

Lechlin, preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, R.=B. Bromberg, Kr. Wągrowiec, Hauptgut mit Vorwerk; 160 Einw.

Lechner, Johann Baptist, Architect u. Ingenieur, wurde 1791 Hofkriegsraths-Assessor, 1795 Kriegsrath und als solcher mit dem bekannten Grafen von Rumford mit der Verschönerung der Stadt München beauftragt. Er legte das Rondell vor dem Karlothore und im englischen Garten den Rumfordsaal an, † 1809.

Lechnicza, europ.=türk. Flecken, Serbien, südwestlich von Czabaz, am Drin, rechts.

Lechopyra (Febris puerperalis, Med.), das Kindbettfieber.

Lechotitz (Lechotice), österr.=mähr. Dorf, Kr. Pradisch; 360 Einw.

Lechowa, österr.=böhm. Gut, Kr. Pilsen,

umfaßt 5 Dörfer und hat den Namen von der Einsicht L.

Lechowitz (Lechowice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Olmütz, Herrsch. Daubrawitz; 230 Einw.

Lechsend (Lechsg'münd), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben und Neuburg, Bdgr. Monheim, unweit der Mündung des Lech in die Donau; Schiffmühle, Schloßruine, Einsiedelei, am Fuß des Fischerberges, Obstbau; 200 E.

Lechstedt, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Steuerwald-Marienburg; adeliges Gut; 200 Einw.

Lechstraße (Hüttenw.), die Bahn am Kupferschmelzofen, in welcher das Kupferlech auf einen vor dem Ofen angebrachten erwärmten Plaz, Lechbett, läuft. Die Bahn selbst wird von Schlacken, Kohlen und Gestrübe gemacht.

Lechterke, hannöv. Bauernschaft, Dsnabrück, Amt Bersenbrück; 140 Einw.

Lechtingen, hannöv. Bauernschaft, Dsnabrück, Amt Dsnabrück; 240 Einw.

Lechtrup, hannöv. Bauernschaft, Dsnabrück, Amt Fürstenaue; 270 Einw.

Lechuga (span., Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Lactuca*.

Lechuguino negro (span., Bot.), f. v. a. blutrother Wirsalat; f. *Lactuca sativa* L.

Lechowitz (Geogr.), 1) österr.-mähr. Allodialherrschaft, Kr. Znaim; umfaßt 8270 J. 1295 □ Kl. Areal; 9 Dörfer und 1 Dorftheil und 2820 Einw.; — 2) Dorf das.; Schloß, Post, Mühle; 400 Einw.

Lecidea (Bot.), nach Acharius u. Fries, Scheibenflechte, Scheibenröhle nach Dlen, Gattung der Lecideaceae Rehb., Rabenh., Cryptogamia Lichenes L. Charakter: Thallus verschiedenschichtig, krustenartig, ausgebreitet, angewachsen, einförmig oder figurirt, blattartig; Apothecien sitzend, offen, schild- oder scheibenförmig, inwendig dicht, mit einem eigenen kohligen, schwarzen Gehäuse und anfangs davon gerandet. Gegen 60 deutsche u. viele ausländische Arten, bekannteste der ersteren: 1) *L. fumosa* Achar. Zeigt sich als knorpelige, grauliche, getäfelte Kruste mit eingesenkten, konvexen und gehäuftten Früchten, in Menge an Sandfelsen. Hoffmann, Lich., T. 14, F. 2; T. 49, F. 2; T. 54, F. 1. — 2) *L. parasema* Ach. Bildet grauliche und schwarz gesäumte, ergoffene Häute mit flachen, geäderten Früchten; sehr gemein an Baumrinden u. Brettern. Hoffm. Lich. T. 5, F. 3, 4. — 3) *L. sanguinaria* Hoffm. Runzelig und grünlich-grau, mit halbkugeligen, harten Früchten, deren untere Schicht pulverig und blutroth ist. An Sandfelsen und Tangen. Reibt man die befeuchteten Früchte, so werden die Finger blutroth. Hoffm. Lich. II, T. 41. Fode, Fung. meckl. II, T. 14. — 4) *L. geographica* L., Landkartenflechte. Bildet ergoffene, dünne, schwarze und gelb getäfelte Häute mit hohlen und schwarzen Früchten. An Steinen u. Felsen. Ist durch schwarze Linien in gelbe Felder getheilt, welche wie die Provinzen einer Landkarte aussehen. Hoffm. Lich. T. 3, F. 1; T. 17, F. 4; T. 54, F. 2. — 5) *L. icmadophila* Hoffm. Bildet blaßgrüne, körnige Schorfe mit

fleischrothen Früchten; häufig auf Dammerde, faulen Stämmen und Moos. Hoffm. Enum., T. 8, F. 1. — 6) *L. microphylla* Ach. Bildet braune und schwarze, zerrissene Lappen mit schwarzbraunen, konvexen Früchten; häufig an Kalkfelsen, alten Bäumen und moosiger Erde. Flor. dan. T. 955.

Unter den ausländischen Arten sind besonders diejenigen zu bemerken, welche sich auf den Chinariinden und anderen derartigen Drogen finden und welche Zenker in Göbel's pharm. Waarenkunde, Bd. I. einer sorgfältigen Revision unterworfen und abgebildet hat. Wir führen nur die Namen derselben an und verweisen auf die Beschreibungen des genannten Werkes. — 7) *L. arthonioides* Fée. — 8) *L. atropurpurea* Zenk. — 9) *L. brunneo-atra* Zenk. — 10) *L. caribaea* Sprgl. — 11) *L. congregata* Zenk. — 12) *L. cuticula* Fée. — 13) *L. grisea* Zenk. — 14) *L. leucoxantha* Sprgl. — 15) *L. lobariaeformis* Zenk. — 16) *L. luteo-alba* Ach. — 17) *L. myniadea* Zenk. — 18) *L. myriotrema* Zenk. — 19) *L. olivaceo-atra* Zenk. — 20) *L. olivaceo-rufa* Zenk. — 21) *L. Pseud-Augustureae* Zenk. — 22) *L. pupilla* Zenk. — 23) *L. rubrica* Zenk. — 24) *L. rufo-coccinea* Zenk. — 25) *L. sanguineo-macularis* Zenk. — 26) *L. spilota* Zenk. — 27) *L. stuppea* Zenk. — 28) *L. vernalis* Achar.

Die Gattung ist der Typus der Lecideae Rehb. Rabenh. (f. d.).

Lecideaceae (Bot.), nach Fries, Reichenbach und Rabenhorst, Flechtenfamilie, Cryptogamia Lichenes L. Allgem. Charakter: Keimkörner sich schlauchartig entwickelnd, in festem, kreisrundem, gewölbtem Keimlager, welches unterseits verschlossen ist. Träger ungewöhnlich und unbedeutend, dem krustigen, bei einigen etwas schuppigen Knospenlager becherartig eingesenkt. Deutsche Gattungen: *Lecidea* Ach., *Biatora* Fr.

Leciscium (Bot.), nach Gärtner Sohn, Pflanzengattung, Art: *L. drupaceum* Gaert. fl.

Leck, 1) im Allgemeinen ein Riß in einem wasserdichten Gefäß, wodurch das Wasser hinein- oder herausdringt, daher das Zusammen-trocknen hölzerner Gefäße verleckten genannt wird, und lecken, ablecken das Durchdringen einer eingeschlossenen Flüssigkeit durch die Fugen ihres Gefäßes bezeichnet; — 2) (Scrw.), jede Ritze oder Oeffnung im innern Schiff, durch welche Wasser in den Raum kommt. Das L. entsteht entweder durch Aufreißen der Nähte oder Fugen, oder durch Anstoßen auf Klippen unter dem Wasser, oder durch Schüsse unter dem Legtern. Die letzteren werden durch Schmierpfropfe verstopft, welche der Schiffszimmermann von innen hineintreibt; vor die anderen L. wird ein kleines, mit Berg benährtes, getheertes und mit Asche und Sand bestreutes Segel (ein gespißtes Bonnet) gezogen, um die Oeffnung dadurch zu verschließen.

Leck (Geogr.), 1) schlesw. Kirchdorf mit Markt, südöstlich von Tondern, an der Leckeraue; 470 Einw.; — 2) niederländ. Fluß, ein Mündungsarm des Rheins, fließt auf der Grenze der Prov. Utrecht gegen Grönningen und Holland,

nachdem er sich westlich bei Wykby-Duurstede vom alten Rhein abgesondert, tritt dann in Holland bei Schoonhoven ein, wo sich die Yssel wieder abzweigt, die sich aber bald wieder, oberhalb Rotterdam, mit der Merwe, einem Arm der Maas, verbindet, worauf dann bei Krimpen auch die Leck einmündet.

Leckasie, f. v. a. Leccage.

Lecke, 1) überhaupt ein Riß; — 2) (Deichb.), der Ort, wo das Wasser durch einen Deich sickert, was gewöhnlich durch Maulwurfs- und Mauselöcher verursacht wird; — 3) (Landw.), f. v. a. Salzlecke.

Lecke (Biogr.), Robert, gewandter Zeichner u. Lithograph, 1805 zu Jserlohn geb. L. hatte bereits das Studium der Jurisprudenz begonnen, als der Tod seines Vaters ihm die Verfolgung der wissenschaftlichen Laufbahn unmöglich machte; er wandte sich der Architektur zu, mußte aber auch diese aufgeben, weil ihm die Mittel fehlten, bis zum Staatskonkurs zu gelangen. Er begab sich daher 1833 nach München, um durch Porträtzeichnen und Lithographie seinen Unterhalt zu erwerben. Als Bildnißzeichner hat er sich Ruf erworben; er versteht sein Individuum von charakteristischer Seite getreu zu erfassen. Sein bedeutendstes Werk und eine der besten Lithographien, welche existiren, stellt die preussische Königsfamilie dar. Auch als Schriftsteller im Kunstfach hat L. bereits Gutes geleistet.

Leckel, **Lecklein**, die Fährte, die der Hirsch macht, wenn er mit geschlossenen Füßen und spitzig geht, so daß man nichts, als nur die in den Boden gedrückten Spitzen der Schalen sieht.

Lecken, 1) mit der Zunge an etwas hin- und herfahren. L. ist nicht nur bei Thieren ein Mittel in Hautschäden und Verwundungen, wozu sie die Natur durch Instinkt antreibt, sondern auch erfahrungsmäßig bei Menschen oft in gleichen Fällen von größerer Wirksamkeit, als manche gepriesene künstliche Mittel, es mag solches nun von Thieren, wie besonders von Hund, die sich dazu gewöhnen lassen, oder auch von Menschen, besonders von Müttern an ihren Kindern geschehen. — 2) Tropfenweise durchfließen, oder durchfließen lassen; — 3) von Talglichtern, bei welchen zu viel Talg schmilzt und an der Seite herabfließt; — 4) von der Feuerflamme, etwas berühren.

Lecker, Zunge des Hirsch.

Leckerbissen, **Gardenpouts** (Pomol.), f. Gardenpouts Leckerbissen.

Leckereien, Nahrungstoffe aller Art, die zunächst um des Wohlgeschmacks willen genossen werden. Sie sind von der mannichfaltigsten Art, da, wie bekannt, nichts verschiedener unter den Menschen ist, als der Geschmack; meist ist es Süßigkeit, die (besonders Kinder) anlockt, doch eben so auch fetter, mit eignem, vorzüglich durch Bräunen erhaltenem Beigeschmack, oder ein Arom, oder eine Säure, ein Salz oder ein sonstiger Stoff; gewöhnlich werden sie durch Zusammenmischung von mancherlei Substanzen für den Gaumen am angenehmsten. Im Allgemeinen darf ihr Genuß sich nicht zu oft wiederholen, auch nicht zu reichlich seyn, weil der Magen von ihnen eher als der Gaumen gesättigt wird.

Das. r wird auch in diätetischen Schriften mehr gegen sie gewarnt, als ihr Lob gepriesen, ungeachtet sie unter anderen Nahrungsmitteln, deren Hauptbestimmung Sättigung ist, und mit Maß und mit Rücksicht auf die individuelle Natur genossen, die oft leicht verträgt, was gegenseitig Andere, um sich nicht zu schaden, meiden müssen, keineswegs verwerflich sind. Ueber ihre Verschiedenheit bei einzelnen Naturen, s. Bergius u. R. Sprengel, 2 Bde., Halle 1792.

Leckerhaftigkeit (Physiol.), überhaupt ein erhöhter Sinn für das Wohlbehagen im Speise- und Getränkenuß; ist daher auch auf nur eigentlich leckere Speisen und Getränke (Leckereien) gerichtet. Sie ist entweder nur eine der mehrern Andeutungen einer höhern Empfänglichkeit für Genüsse, daher auch eine gewöhnliche Eigenheit des kindlichen und frühern Jugendalters, wo sie in der Erziehung derjenigen Beschränkung bedarf, die jede Reizung erheischt, welche auf bloße Befriedigung der Selbstsucht gerichtet ist; oder sie beruht auf einer vorwaltenden Ausbildung des Geschmackorgans bei einzelnen Menschen, indem leckerhafte Personen gewöhnlich auch feinere und Andern nicht beachtbare Unterschiede in Speisen und Getränken wahrnehmen. Durch Nachgiebigkeit, oder auch bei Leerheit des Geistes und Mangel an Interesse an höheren und umfassenden Lebensgenüssen steigert sich auch jene Reizung, der nun die Kraft des Willens auch dann unterliegt, wenn selbst Gesundheit, Ehre und Wohlstand durch die Nachgiebigkeit gegen die Anlockungen der L. bedroht werden. Mit dem physischen Nahrungsbedürfnis steht sie in sofern in Verbindung, daß sie, wo dieses schweigt, wie bei völlig gestilltem Hunger, oder wenn nach Ueberladung oder in Krankheiten die Verdauungskraft vollends abgestumpft ist, ebenfalls unangeregt ist; dasselbe wird durch Ueberfättigung mit einzelnen Genüssen, worauf die L. vornehmlich gerichtet ist, bewirkt; deswegen verliert sich die L. bei Böglingen von Konditoren, oder Kunstköchen, sehr bald, wenn ihnen gleich beim Eintritt die Gelegenheit, der Begierde zu genügen, nicht verschlossen bleibt. Gegenseitig aber erhöht auch eine lange Entbehrung die L.; daher sie gewöhnlich hinsichtlich einzelner Genußgegenstände hervortritt, die nur zu gewissen Zeiten im Jahre dargeboten werden, dies um so mehr, wenn zugleich ein höheres physisches Bedürfnis von Nahrung eintritt, und der Geist zugleich von andern gewohnten Richtungen abgelenkt ist, wie bei genesenden Kranken; darum werden auch müßige Greise, bei sonst leidlicher Körperkonstitution, leckerhaft, wenn sie in früherer Zeit in einem regern Leben, oder unter ihre Sinne und ihre Kräfte in vielseitigen Anspruch nehmenden Beschäftigungen, gegen Tafelfreuden ziemlich gleichgültig waren.

Leckerstaude (Bot.), auch Lecker te, f. v. a. Zwergkiefer, *Pinus pumilio* L.

Leckhaus (Salzw.), f. v. a. Leckwerk.

Leckkübelchen (Spinnerei), f. v. a. Regnäpfchen an den Spinnrädern.

Leckmäulen (Bergb.), sagt man von Erz-

Kilmaine gegen Englaud zusammenzog. Bei Ausbruch innerer Unruhen in verschiedenen Departements wurde jedoch diese Armee zu deren Unterdrückung verwendet, und L. bewährte auch hierbei seinen alten Ruhm. Das Direktorium übertrug ihm darauf das Oberkommando von Lyon. — Nach der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten war L. einer von den wenigen Vertrauten dieses Generals, die am Tage des 18. Brumaire thätig mitwirkten. Den 3. Decbr. 1799 zum Divisionsgeneral ernannt, erhielt er das Kommando der zweiten Division bei der Rheinarmee unter Moreau, wo ihm die Affaire bei Landshut gegen Erzherzog Ferdinand von Neuem Gelegenheit gab, sich hervorzuthun. Nach erfolgtem Waffenstillstand erhielt General L. das Oberkommando der 17., 18. und 19. Militärdivision und verlegte sein Hauptquartier nach Dijon. Von hier übernahm er den Befehl der Armee der Gironde, welche bestimmt war, in Vereinigung mit Spanien gegen Portugal zu operiren, um dieses Königreich von der Allianz mit England abzubringen. Ein zu Madrid im Geheimen abgeschlossener Vertrag machte dem kaum angefangenen Krieg ein schnelles Ende. Indes erlaubten die mit England unterzeichneten Friedenspräliminarien Frankreich, einen Blick auf seine seit langer Zeit gänzlich vernachlässigten Kolonien zu werfen, und unter diesen war St. Domingo diejenige, zu deren Erhaltung die schleunigste Hülfe nöthig wurde. Die rebellischen Neger, von unter sich gewählten Generälen geführt, hatten, nachdem die Weißen größtentheils vertrieben und ermordet worden waren, versucht, Frankreichs Joch abzuschütteln und knüpften, der Rache der Republik zu entgehen, Unterhandlungen mit England an, die aber durch die Friedenspräliminarien sich wieder zerschlugen. An der Spitze der Empörung stand Toussaint-Louverture, ein listiger und unternehmender Mann, der, den Fanatismus seiner Anhänger benutzend, zu jedem Unternehmen entschlossen war. Zur Unterdrückung dieses Aufstandes rüstete man zu Toulon, Brest u. s. w. eine Expedition aus, zu deren Führung der erste Konsul abermals L. erwählte. Im Laufe des Monats Decbr. 1801 verließen die verschiedenen Escadres mit 20,000 M. Landungstruppen am Bord die Häfen von Brest, Toulon, Rochefort, Cadix u. a., unter Kommando der Admirale Villaret, Jouveuse und Gravina, um sich bei Cap Samanach, und der Ostspitze von St. Domingo, zu vereinigen. L. bestieg das Schiff „der Ocean“, von 120 Kanonen. Indes entsprach die Expedition, wie die Folge bewies, nicht den gehegten Erwartungen, und schon im Anfange legten Leid und Mißgunst der Ausführung große Hindernisse in den Weg. Selbst der wenige Eifer, den der Marineminister zur Unterstützung des Generals an Chef an den Tag legte, ließ diesen die großen Schwierigkeiten im Voraus erkennen, mit denen er später zu kämpfen hatte. Schon die Vereinigung der Flotte, durch widrige Winde aufgehalten, verzögerte sich, und die Insurgenten, von deren Annäherung unterrichtet, gewannen Zeit sich zum kräftigen Widerstande zu rüsten. Im Febr. 1802 landete die Flotte. Trotz des hartnäckigen

Widerstandes der Rebellen gelang es, freilich nicht ohne bedeutende Opfer, dem General L., die Ruhe scheinbar wenigstens herzustellen. Toussaint, welcher ungeachtet seiner Unterwerfung mehrfach versuchte, die Neger abermals zur Empörung aufzureizen, ließ L. verhaften und nach Frankreich abführen, wo er das Jahr darauf starb. Doch auch nach dessen Entfernung glimmte das Feuer des Aufruhrs fortwährend unter der Asche, und es bedurfte der äußersten Anstrengung, die Rebellen im Gehorsam zu erhalten. Die 30.000 M. starke Armee, welche nach und nach in Domingo landete, und deren Verlust durch den Feind sich auf nicht mehr als 5000 M. belief, war in dem kurzen Zeitraum vom Februar bis September auf 3000 Köpfe zusammenschmolzen. Mehr als 22,000 M. waren demnach dem Klima und dem gelben Fieber unterlegen. Auch L., welcher bisher alle Strapazen standhaft ertragen hatte, wurde ein Opfer jener verheerenden Krankheit; er † am 1. Nov., nicht volle 10 Monate nach seiner Landung auf dem Kap. Ihm waren bereits der Präfekt Beneszech, der Unterpräfekt, 12 Generäle, 1500 Offiziere, 750 Aerzte, 25,000 Soldaten, 8000 Marinesoldaten, 2000 Civilbeamte nebst 2000 Weißen, welche der Expedition aus Frankreich gefolgt waren, im Tode vorangegangen. — L.'s Leiche wurde auf dem Schiff *Swifshure* nach Frankreich übergeführt. Die Expedition nach Domingo ist nicht immer zu Gunsten L. beurtheilt worden. Napoleon aber soll, als er die Nachricht vom Tode seines Schwagers erhielt, ausgerufen haben: „Ich habe meinen rechten Arm verloren!“ L. hatte noch 2 Brüder, wovon der eine Präfekt und der andere Brigadegeneral war; beide †. — Zwei Schwestern waren die eine an Davoust, die andere an den Grafen Friant vermählt. — 3) Michel Theodore, französischer Schriftsteller, 1777 zu Paris geboren, bei der Verwaltung angestellt, seit 1834 entlassen; schrieb: *Le Chateau de Duncan*, Paris 1793; — *Proverbes dramatiques*, das. 1814, 4. Aufl. 1823, 2 Bde., 7. Bd. 1828; seitdem mit einem Band für jedes Jahr fortgesetzt.

Recluse, Charles de, f. Ecluse 1).

Recofia (Bot.), nach Decandolle, Gatt. der Umbelliferae Smyrneae Dec. Art: *L. cretica* Dec. Ausdauernde Pflanze auf Candia und Cypern.

Recomte (Biegr.), 1) Florent, franz. Maler und Bildhauer zu Paris, mehr durch sein Cabinet des Singularités d'architecture, peinture, sculpture et gravure bekannt, als durch seine plastischen Arbeiten und Gemälde. Dieses Cabinet erschien 1699 zu Paris in 3 Thln. 12. Es ist zwar nicht durchaus darauf zu gehen, doch enthält es einige schätzbare Nachrichten. — 2) Ludwig, franz. Bildhauer, 1643 zu Vologne geboren, bekannt durch seine Arbeiten für Versailles und die Sorbonne, wurde 1676 Mitglied der Akademie zu Paris, 1693 Professor adjunctus an derselben, und † 1694. Thomassin und Surugue stachen nach ihm. — 3) Margaretha, franz. Malerin u. Kupferstecherin, geb. 1719 zu Paris, eine Frau von Geist



er auf der Fürstenschule zu Meissen und auf der Universität zu Leipzig, die er noch als Offizier besuchte, einen trefflichen Grund gelegt hatte, zu vollenden. Im J. 1788 war er bereits Premierlieutenant und Adjutant, nahm als solcher Theil an dem Feldzuge von 1795, avancirte hierauf zum Hauptmann und im Jahre 1800 zum Major. Seitdem machte er sich um die Bildung seines Bataillons äußerst verdient und war der Erste, welcher regelmäßige Lehrstunden für Unteroffiziere und Gemeine einführte, eine Einrichtung, die später in der ganzen Armee angenommen wurde. Zum Obristleutenant im Regimente Lom ernannt, wohnte L. im J. 1806 der Schlacht bei Jena bei, entkam mit einer Abtheilung Fußvolk und Reiterei und führte dieselbe nach Abschluß des Waffenstillstandes aus Mecklenburg nach Sachsen zurück. Er ward hierauf Kommandant von Wittenberg, avancirte zum Obersten und königlichen Generaladjutanten und erhielt im Feldzuge von 1809 als Generalmajor und Brigadier den Oberbefehl über 3 Infanterieregimenter, an deren Spitze er sich besonders bei Wagram so rühmlich auszeichnete, daß er den sächsischen Heinrichsorden und den Orden der Ehrenlegion erhielt. Nach Beendigung des Feldzuges ward er Generallieutenant und Kommandeur einer Division, erhielt aber bereits im Februar 1811 den Oberbefehl über das sächsische bei Guben versammelte sächsische Kontingent, welches unter Ney unter mit rühmlicher Auszeichnung während des russischen Feldzugs thätig war. Die Verdienste, welche er sich damals unter den schwierigsten Umständen erwarb, fanden gerechte Anerkennung; doch mußte er später das Kommando der Festung Torgau, welches er nach seiner Rückkehr erhalten hatte, an den in gewisser Hinsicht wohl fähigern General Thielemann abgeben. Nach der Schlacht bei Lützen organisirte er das neu aufzustellende sächsische Pülsacorps und nahm mit demselben Theil an den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz. Darauf legte er das Kommando in die Hände des Generalleutenants von Zeschau nieder und blieb bis nach der Uebergabe von Dresden ohne Anstellung, da man seinen Gesinnungen nicht trauen zu dürfen glaubte. Doch erhielt er später das Kommando einer Brigade, mit welcher er Theil an dem Feldzuge von 1814 nahm; mußte aber aus besonderen Rücksichten im Januar 1815 seine Waffenbrüder verlassen und kehrte nur zu ihnen zurück, um das vertragsmäßige, aber traurige Geschäft der Theilung zu vollziehen (Juni 1815). Er erhielt hierauf das Kommando des bei Sachsen verbliebenen Theils der Armee, nahm unter dem Oberbefehle des Herzogs von Koburg Theil an der Belagerung von Neubreisach und Schleifstadt und ward nach Abschluß des Friedens als kommandirender General der Armee bestätigt. Später bat er wegen seiner wankenden Gesundheitsumstände zu wiederholten Malen um Entlassung; doch wurde ihm dieselbe unter zu schmeichelhaften Aeußerungen verweigert, als daß er darauf hätte bestehen können. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unternahm er im Jahre

1830 eine Reise nach Itallen, † aber auf derselben zu Brig im Schweizerkanton Wallis am 30. Juni 1830, wo ihm vom König von Sachsen ein Denkmal gesetzt worden ist. 72

Decostomum (Bot.), nach Mocino, Gattung der Rosaceae Dec. Art: *L. terniflorum* Moc. Strauch in Mexiko.

Decou, Stadt, s. v. a. **Dejour**.

Decourbe (Geogr.), franz. Dorf, Depart. Ille-Vilaine, Arrond. Fougères; Papiermühle; 1280 Einw.

Decourbe (Biogr.), franz. General, zu Bond Saulnier im Jura-departement 1760 geb. Sein Vater, ein ehemaliger Offizier, bestimmte ihn für den Waffendienst, und der Sohn stand auch 8 Jahre lang im Regimente Aquitaine, kehrte aber dann zu seiner Familie zurück, wo er sich noch befand, als die Nationalgarde in Frankreich errichtet wurde und er das Kommando derselben in seiner Vaterstadt erhielt. Bald aber stellte man ihn an die Spitze eines Bataillons des Jura, das er der Rheinarmee zuführte, und wo er durch Eifer, Klugheit und Muth das Vertrauen seines Chefs zu erwerben wußte. Er diente nach und nach in der Rhein- und Nord-, so wie in der Sambres- und Maasarmee und wohnte der Bataille bei Fleurus als Brigadegeneral bei, wo die franz. Berichte seiner sehr ehrenvoll gedenken. Der gleiche Fall war 1796 in den Gefechten in der Gegend von Rastatt. Als Divisionsgeneral befehligte L. 1799 den rechten Flügel der Armee der Schweiz, wo sich seine Fähigkeiten im glänzendsten Lichte zeigten. Kräftig unterstützte er den General Massena gegen die Russen, und obschon durch die Uebermacht Suwarows gedrängt, leistete er dem Obergeneral doch treffliche Dienste. Das lange Ausbleiben des Soldes hatte unter den franz. Truppen in Zürich einen Aufstand herbeigeführt; L. eilte mitten unter die Tumultuanten, befohl ihnen, auseinander zu gehen, und blieb zwei nieder, die sich ihm widersetzen. Im J. 1800 befehligte er unter Moreau den rechten Flügel der Rheinarmee und passirte den Rhein zwischen Stein und Schaffhausen; am 4. Juni ging er über den Röch, nahm später Feldkirchen und das ganze Graubünden und kehrte nach dem Frieden in das Privatleben zurück. Der Prozeß gegen Moreau gab ihm Gelegenheit, seine Anhänglichkeit und Freundschaft für den ehemaligen Obergeneral zu zeigen; doch konnte dies Benehmen ihn der neuen Regierung nicht empfehlen; auch wurde sein Name aus der Armeeliste gestrichen. Ludwig XVIII. setzte ihn 1814 wieder in seine vorigen Titel und Würden ein, verlieh ihm die oben angeführten Orden und ernannte ihn zum Generalinspektor der Infanterie. Während der hundert Tage nahm er den Befehl über ein kleines Armeecorps an und vertheidigte die Gegend von Velfort, † aber bereits im Oktbr. 1815.

Decourt, Miniaturmaler zu Paris, ein seit vielen Jahren daselbst bekannter Künstler. Er malte in Miniatur nach der Weise von Petitots Emailen, und Arbeiten dieser Art sah man schon 1803 von ihm, 1830 war er noch thätig. †

Decouvreur (Biogr.), s. **Coudreur**.

Lectica (vom Lat.), Tragsessel od. Tragbett, s. Sänfte.

Lectionarium (lat.), Sammlung von Bibelabschnitten, welche der Gemeinde vorgelesen werden sollen.

Lectisterniator (lat., röm. Ant.), s. Ellaverei.

Lectisternium (vom lat. Lectos sternere — Polster hinlegen und der Reihe nach ausbreiten, besonders zum Zweck eines Gastmahls; röm. Religionsalterth.), die feierlichste Art des römischen Götteropfermahls. Es gab ordentliche und außerordentliche Lectisternia. Feierliche Göttergastmähler wurden auf dem Capitolium regelmäßig, z. B. bei den römischen oder plebejischen Spielen, sowie auch an andern im Kalender bezeichneten Tagen dem Jupiter nebst seiner Gemahlin und Tochter angeordnet, wobei der höchste Gott auf einem Polster lag, Juno und Minerva dagegen auf Stühlen saßen, und zwar jene rechts, diese links. An einem solchen Göttermahle nahmen die Senatoren Theil, und dem Kollegium der *Epulones* lag die Besorgung des Ganzen ob. Die regelmäßigsten u. gewöhnlichsten Lectisternia hießen *Diurna* und wurden in mehreren Tempeln den größten Theil des Jahres hindurch fast täglich, verbunden mit Opfer und Gebet, gehalten. Die außerordentlichen Lectisternia dauerten drei, acht u. mehre Tage, wurden bei außerordentlichen, wegen glücklicher oder unglücklicher Ereignisse Statt findenden Dank- und Bittfesten zu Ehren vieler Götter veranstaltet, deren Bildnisse dann in den Heiligtümern paarweise auf die Polster gelegt zu werden pflegten. Mit dem Tempelmahl, dessen Anordnung bestimmten Genossenschaften übertragen wurde, wurde zugleich ein öffentliches Mahl (*convivium publicum*) verbunden, wobei Freude und Friede und Versöhnung herrschte. Das älteste L. dieser Art fand im J. 399 v. Chr. Statt und wurde dem Apollo, Merkur, Neptun, der Latona u. Diana bereitet. Galt das Tempelmahl bloß weiblichen Gottheiten, so hieß es *Seliisternium*.

Lectoce (a. Geogr.), Ort im Innern von Gallia Narbonensis, an der von Arelate längs des Rhodanus hinaufführenden Straße, nordwestlich von Arausio; jetzt Mondragon.

Lector (lat.), 1) Leser, s. Anagnosten; — 2) s. Lektor u. Lektorat.

Lectoure (Geogr.), 1) franz. Bezirk, Depart. Gers, 19^{11/35} Meilen, 63,000 Einw. Hier: Fleurance (Fleurange), 3100 Einw.; Mauvesin, 2200 Einw.; und — 2) L., Hauptstadt des Bezirks, östlich von Condom, auf einem steilen Berge, am Gers, rechts; Wollspinneret, Tricot- und Deckenfabr., Handel mit Getreide, Vieh, Mauleseln, Leder, Wein, Branntwein; 6500 Ew.; Geburtsort des Marschallsannes, Herzogs von Montebello. Hier wohnten ehemals die Lectorates, deren Stadt Lectora (Civitas Lectoratum) hieß. Später war L. eine Vicomté mit eigenen Vicomten, kam von 990 — 1280 an verschiedene Dynastien und wurde von Heinrich IV. zur Krone geschlagen.

Lectull straminei (Strohladen, Ehir.), s. Fraktur.

Lectulus medicinalis (Med.), s. Kräuterkissen.

Lectum Promontorium (a. Geogr.), die westlichste ins Meer hervortretende Spitze des Ida, der Nordküste von Lesbos gegenüber, und der südliche Grenzpunkt der Landschaft Troas, so wie unter den byzantinischen Kaisern der nördlichste Punkt der Provinz Asia. Auf ihm zeigte man noch zu Strabo's Zeiten den angeblich schon von Agamemnon errichteten Altar der 12 Hauptgötter, dessen Entstehung jedoch, wie schon diese bestimmte Zahl der Götter beweist, unstreitig in ein späteres Zeitalter fällt; jetzt Kap Baba od. Sta. Maria.

Lecture (franz.), 1) das Lesen; — 2) das, was man liest; — 3) die Aneignung des Gelesenen beim Lesen, Belesenheit, es sey um des Zeitvertreibs wegen, od. um sich zu zerstreuen, od. um alte Kenntnisse zu berichtigen und neue zu erlangen.

Lecturer (engl., spr. Lektischer), Geistlicher, welcher die sonntäglichen Nachmittagspredigten in einer Kirche zu halten hat.

Lectus (Antiq.), Lagerstätte, Bett sowohl, als Sopha, das Hauptgeräthe einer antiken Haushaltung, auf welchem hingestreckt man die Zeit zubrachte, während der man überhaupt zu Hause verweilte. Zu unterscheiden sind: 1) das eigentliche Bett, *Lectus cubicularis*, griech. *εβνη*. Das Gestell desselben war gewöhnlich von Holz (bei Reichen von Buchsbaum, Ahorn, Terebinthe); man nahm aber auch Erz dazu od. verwendete es wenigstens zur Ausschmückung, wie auch Gold, Silber u. Elfenbein. In den Zeiten, wo großer Luxus herrschte, machte man das Gestell auch ganz aus Elfenbein und Schildpatt. Die Füße besonders bildete man häufig aus edlern Stoffen (aus Elfenbein, Silber od. Gold). Die Bauart war sehr einfach: vier Balken, od. dicke Stangen in einander eingezapft und auf den Füßen ruhend, bildeten die 4 Seiten; nur auf der Seite, wo der Kopf lag, war eine Lehne, und bloß ausnahmsweise auch unten. Bei den Römern hatte auch die eine Seite eine solche Lehne (*plateus*). Das Gestell war so hoch, daß man mittelst eines Bänckchens es ersteigen mußte. Es war mit Gurten bespannt (*τόνοι, ἐπίτονοι, fasciae, institae*), auf welchen eine Matrage (*κνέφαλον*, lat. *culcita, torus*) lag, die ursprünglich mit Stroh, wie auch später von Nermeren mit geschnittenem Schilf od. Heu ausgestopft wurde. Gewöhnlich aber gebrauchte man Wolle, in späterer Zeit Federn, besonders die der weißen Gänse; auch den Flaum der Schwane benutzte man. Der Ueberzug der Matrage war von linnenem od. wollenem Zeuche, und auch von Leder. Am Kopfende lag ein Kopfkissen (*προσπελάσιον, cervical, pulvinus*), gewöhnlich rund und farbig. Ueber die Matrage wurden Decken gebreitet, bei denen sich großer Luxus entfaltete. Die berühmtesten kamen aus Milet, Korinth, Sardes, Karthago, Babylonien, Campanien. Bei den Römern waren Purpurdecken häufig, die oft auch noch mit Stickerei und eingewebten

Figuren verziert waren. Im Winter hatte man neben den Decken noch Pelze, besonders Schafpelze, um den Körper gehörig einzuhüllen. So war es bei den Reichen. Die Armeren hatten ein viel niedrigeres Gestell (*κλινιδιον, κλινος*, lat. grabatus); auf den Gurten lagen manchmal unmittelbar die Decken, gewöhnlich eine Matte aus Binsen od. Bast. Das gewöhnliche Lager der Armeren und der Sklaven war ein dem Erdboden ganz nahe Bett, bestehend aus Matten von Binsen, Rohr od. Bast. Eine besondere Art des L. cubicularis bei den Römern ist der L. genialis, welcher der neu vermählten Tochter vom Vater hergerichtet wurde, das Brautbett. — 2) Das Sopha, und zwar a) L. lucubratorius, auf welchem liegend man meditierte, las und schrieb. Zu schreiben pflegte man wahrscheinlich so, daß man sich auf den linken Arm stützte und das Schreibmaterial auf das heraufgezogene rechte Knie auflegte. Vielleicht hatte man auch an der Lehne des L. eine Art Schreibtisch angebracht. b) L. tricliniaris, von dem L. cubicularis nur da abweichend, wo es die Verschiedenheit des Zweckes und des Gebrauchs erfordert. Der L. tricliniaris war niedriger, als der cubicularis, übrigens wohl von derselben Beschaffenheit, d. h. mit Gurten und darauf liegendem Polster, über das prächtige, gewöhnlich purpurfarbige Decken gebreitet wurden. Natürlich fand man, besonders bei festlichen Gelegenheiten und wenn Gäste geladen waren, hier noch mehr Veranlassung, die reichste Pracht zu entfalten, und daher werden häufig nicht nur aerati (von Erz), sondern auch argentei (silberne), testudinei (von Schildkrot), aurei (goldene) lecti genannt. Namentlich zeigte sich Verschwendung in Bezug auf Decken und Kissen. Zu den Stragulae, den gewöhnlichen Ueberdecken, kommen hier noch hinzu die Toralia, Behänge, mit denen der L. vom Torus an bis zum Fußboden bekleidet wird.

Eecumbarry, franz. Dorf, Depart. Basses-Pyrénées, Arrond. Mauléon; 480 Einw.

Eecurleug, Jakob Joseph, franz. Historienmaler, 1801 zu Dijon geb., Schüler von Eethière und Devosque, malt Historien, besonders Darstellungen aus dem französischen Mittelalter, Heiligenbilder und Porträts. E. lebt in Paris.

Eecus (bot. Term.), der Zwiebelstock, auch Zwiebelkuchen, der meist verkürzte unterirdische Stamm (Wurzelstock, Rhizoma) einer Zwiebel, auf welchem die Zwiebelknospe aufsitzt.

Eecuyer, Peter, franz. Zeichner und Maler zu Marseille, 1795 zu Tarbes geb., Schüler Auberts. Nach E.s Zeichnung hat M. H. Massard 1804 das Bild der Kanadierin von Drouais für das Musée français gestochen. E. war 10 Jahre Dekorationsmaler am großen Theater zu Marseille; er malt Landschaften und Bildnisse.

Eecythideä (Bot.), nach Richard, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelchsaum sechstheilig. Blumenblätter

6, am Grunde oft verbunden. Staubgefäße sehr zahlreich, einbrüderig; die Staubfäden in einen Ring verwachsen, der auf der einen Seite kurz, auf der andern aber in einen dicken, stark gewölbten Fortsatz verlängert ist. Eierstock zwei- bis sechsächerig; Griffel kurz od. fehlend; Narbe einfach. Kapsel lederig od. holzig, mehr- ächerig, meist mit einem Deckel sich öffnend, mehrsamig. Samen mit einer fleischig-leberartigen Haut umkleidet, eiweißlos. Keim gerade od. gekrümmt, mit gegen den Nabel des Samens gekehrtem Würzelchen. Bäume od. Sträucher. Die Blätter wechselständig, ganzrandig od. gesägt, unpunktirt, mit kleinen, hinfälligen Nebenblättern. Die großen, schönen Blüten zwit- terig, in meist gipfelständigen Trauben od. Ris- pen, seltner einzeln. Eine kleine Familie, wel- che nur 26 bekannte Arten (in 5 Gattungen) enthält. Diese sind sämmtlich im tropischen Amerika zu Hause, und unterscheiden sich, außer der eigenthümlichen Bildung der Staubgefäße und der Frucht, von den Myrtaceen (mit den sie früher vereinigt wurden) durch den Mangel des starken Aromas. Die Früchte enthalten meist ein essbares Mark, und die ölreichen Samen sind, mit wenigen Ausnahmen, sehr wohl- schmeckend. — Nach Reichenbach bilden die Eecythi- deen die zweite Gruppe der Polygalaceä, De- candolle stellt sie als Gruppe unter die Myr- teaceä. Nach dem oken'schen Systeme ma- chen sie die Junst der Nußbeerer od. Toppen (Kl. 15, Junst 13) aus. Vgl. Richard und Poiteau in Mém. Mus. XIII, S. 141.

Eecythiä (Bot.), nach Linne, Topfbaum, Büschentoppe nach Dlen, Gattung der Melaleuceae Rich., der Eecythidaceae Rich., Polyandria Monogynia L. Charakter: Kelchröhre kreiselförmig; Saum blappig, blei- bend. Blumenblätter 6, ungleich. Die innern kürzern Staubfäden an der Spitze antheren- tragend, die übrigen in einen seitlichen, das Pi- still gewölbartig bedeckenden Fortsatz verwach- sen, der an seinem Grunde antherentragend und auf der innern Seite mit den Spitzen unfrucht- barer Staubfäden besetzt ist. Eierstock 2-6- ächerig, mit mehrreihigen Fächern. Griffel kurz. Kapsel gegen den Scheitel umschnitten, mit 1- od. armsamigen Fächern. Keim ungetheilt. Von 25 Arten, südamerikanischen Bäumen, sind besonders merkwürdig: L. grandiflora Aubl., großblütiger Topfbaum. In Guyana, Brasilien, in Wäldern. Stamm 30 Fuß hoch. Blätter gestielt, spiz-oval. Blüten in End- und Achseltrauben, rosenfarben; Früchte oval, mit spitzigem Deckel. Die großen, unregelmä- ßigen, eckigen Samen, welche von einer spröden Haut umgeben sind, sind wohl- schmeckend. Aubl. Guj. Taf. 283-285. — 2) L. lanceolata Poir., lanzettblättriger Topfbaum. In Brasilien, von da nach Madagaskar und Mau- ritius verpflanzt. In seinen Produkten und deren Benugung der folgenden Art gleich. — 3) L. Ollaria L., gemeiner Topfbaum. In Kolumbien, Brasilien. Baum von bedeutender Größe, mit graulicher, rissiger Rinde. Blätter ungestielt, herzförmig-eiförmig, schwachgesägt.



Zurichtung gerbstoffhaltige Materialien, gewöhnlich Eichenrinde, zugezogen werden. Hierher gehören, außer Chagrin, lohgares Kalbs-L., Zusten, Saffian, Korduan, noch folgende L.-Sorten: a) Pfund- oder Sohl-L., Pfund-L. deshalb genannt, weil es nach dem Gewichte verkauft wird. Hierzu werden die starken und dicken Büffel-, Dachsen-, Pferde-, Seehunds-, Wildschwein-, Walltroshäute, zur schlechtesten Sorte auch Kuhhäute genommen. Das im Handel vorkommende Sohl-L. ist an Güte ausnehmend verschieden; am meisten schätzt man das englische und das lütticher, von welchem letztern das mairichter eine Nachahmung ist. Unter den deutschen Gerbereien liefern die hamburger, altonaer, lübecker, lüneburger, saalfelder und eschweger ganz vorzügliches Sohl-L., auch kann man hierzu das dänziger rechnen. Das ungarische Sohl-L. gehört eigentlich nicht zu den lohgairen L.-Sorten; es wird mit Alaun und Talg zugerichtet, in das preßburger und wiener unterschieden und ist eine gute Sorte. Litthauisches L. kann nur mit Vortheil zu Brandsohlen, Rahmen und Absagpfeden gebraucht werden. Russisches Sohl-L. ist von verschiedener Güte, im Ganzen aber geringer, als das ungarische. Wildsohl-L. nennt man das von den Häuten des wilden Rindviehs. Ein vollkommen gares und gut zubereitetes Sohl-L. muß auf dem Schnitt glänzend, recht dicht und fest seyn, und die innere Farbe muß, wie bei Ruskatnüssen, mit einem grünlichen Strich erscheinen; die sicherste Probe ist, wenn man ein ausgeschnittenes Stück unter dem Hammer schlägt, und dasselbe, ungeachtet es dünner geworden ist, doch genau wieder in die Stelle paßt, sonst ist das L. nicht gehörig gar gemacht. Hat man mehrere Arten von L., deren verhältnißmäßige Güte man prüfen will, so schneidet man aus jeder eine gleiche große Stück, wiegt es genau ab, läßt es eine Zeit lang im Wasser liegen und wiegt es dann von Neuem; das vorzüglichste ist dasjenige, welches am wenigsten an Gewicht zugenommen. b) Ober-L., Fahl- oder Schmal-L., wird ebenfalls aus Dachsenhäuten, zuweilen auch aus Kuhhäuten bereitet, weil diese letztern dünner und in sofern tauglicher dazu sind, wenn sie gleich nicht dieselbe innere Güte haben. c) Fischleder, nennt man lohgares, mittelst des Kriepelholzes und des Salzseigns zugerichtetes und schwarz gefärbtes Kalbs-L., welches die Schuhmacher, Sattler und Riemer verbrauchen. d) Jämtländisches L., ist ein sehr geschmeidiges und dennoch wasserdichtes L., welches man in der schwedischen Provinz Jämtland bereitet, indem man die Häute verschiedener Thiere in einer ganz heißen Lauge von guter Fichtenrinde stampft, in der Kälte trocknet und dann mit Fett einschmiert, welches am Feuer einziehen muß, worauf man sie schnell u. wieder mit Fett abreibt. e) Blank-L., im Oesterreichischen auch Koburger L. genannt, wird aus lohgairen Dachsen- und Kuhhäuten bereitet, die mit Fischthran getränkt u. mit einer gläsernen Kugel geglättet werden; das braune ist mit Fichtenlohe geglättet, das schwarze nachher mit Eisenauflösung gefärbt, es dient vornehmlich zu Sattler- u. Riemer-Arbeiten. f) Krem-

pel- oder Kragen-L., aus Kuhhäuten, ähnelt dem Blank-L., muß aber dünner, weicher u. doch nicht zu dehnbar seyn; wird zu den Kartätschen u. Kragen in den Spinnereien gebraucht. — 2) Alaungares oder weißgares L., heißen die L.-Arten, welche, ohne Zuziehung von gerbstoffhaltigen Stoffen, mit Alaun zubereitet werden. Vornehmlich werden dazu schwache Reh- felle, Elennthier- u. Rennthierhäute, Schaf-, Hammel-, Lamm-, Kalb- u. Hundefelle, überhaupt die Häute der kleinern Thiere genommen; doch macht man das ungarische L., welches auch insbesondere Alaunleder genannt wird u. sich durch große Haltbarkeit auszeichnet, vorzüglich aus starken Dachsenhäuten. Außer diesen gehören auch folgende L.-Sorten zu dem weißgairen L.: a) die sog. Farbenselle, d. h. Kalbshäute, die auf der Narbenseite weiß, auf der Fleischseite aber mit allerlei Farben zugerichtet sind; b) das (verschieden gefärbte) brüsseler L.; c) das dänische L., welches, wenn es alaungar ist, noch mit einer Loh von Saalweidenrinde zubereitet wird, wodurch es eine braune Farbe mit einem eigenthümlichen Geruch erhält; d) glaciertes oder erlanger L., d. i. alaungares, mit Milch, Eiweiß und Baumöl gewalktes, dann geglättetes und mit einem Firniß von Stärkmehl überzogenes L.; diese u. die vorge Sorte dienen zu Handschuhen. — 3) Sämisch-L., wird ohne Loh und Alaun zugerichtet. Nach dem Enthaaren trinkt man die Häute bloß mit Fett oder Del, zu welchem Zweck man sie anhaltend mit Thran oder anderm Fett in einer dazu eingerichteten Mühle wälkt, zuletzt etwas in Haufen gähren läßt u. nachher mit kaltscher Lauge von dem außen anhängenden Fett reinigt. Man nimmt dazu besonders Gensens-, Ziegen-, Bock-, Hammel-, Kalbfelle, Rehs-, Hirsch-, Damhirsch-, Elenn-, Rennthierhäute, auch wohl Dachsen- u. Kuhhäute. Gewöhnlich nimmt man diesen Häuten die Narbe ab, theils um sie besser mit Del tränken u. biegsamer u. geschmeidiger machen zu können, theils auch, weil sie zu Kleidungsstücken auf der Narbenseite getragen werden. Oft gibt man dem Sämisch-L. mit Ocker eine gelbe Farbe, wodurch es aber härter wird u. das sonst eigenthümlich Bollige verliert. Sonst werden diese Felle verschiedentlich gefärbt, besonders wenn sie zu Handschuhen verarbeitet werden, welches ihre häufigste Verwendung ist. Auch dienen sie zu Beinkleidern, Kollern, Vertdecken, Riemen, Gewehrgehäusen u. s. w. Wenn starke Dachsenhäute auf diese Weise zugerichtet sind, so gebraucht man sie zu Patrontaschen, starken Riemen, Reiterstulpen, starken Handschuhen, Helmen für die Kavalerie u. s. w. Alles Sämisch-L. muß sich sanft anfühlen, recht weiß und auf der Narbenseite sauber seyn. Unter allen Sorten ist das Gens-L. wegen seiner Dauer und Geschmeidigkeit das beste, doch ist es selten. Unächtes Gens-L. wird aus Bock-, Hammel- und Biberfellen gemacht. Bock-L. unterscheidet sich vom Ziegen-L. dadurch, daß es stärker u. fester ist, doch sehr verschieden, je nachdem die Thiere aus Gebirgsgegenden oder Ebenen sind. Reh- u. Hirschleder werden beide zu feinem L.-Arbeiten

gebraucht. Ersteres ist weicher und sanfter, letzteres fester. Renntthier-L. ist sehr stark u. dauerhaft; Elennthier-L. ebenfalls stark, weich (aber durch Nässe hart werdend), sehr gut zu Reitkollets, Degengehängen u. Riemen. Hundes-L. ist ziemlich weich u. stark; das von kleinern Hunden indeß nur zu den feinem L.-Arbeiten anwendbar. Rauchschwarzes L., auf welchem die Narbensseite beibehalten, die Fleischseite aber bearbeitet und nachher mit Vitriol und Brasilienholz gefärbt ist, gehört auch zu den samischen Lederarten. — 4) Pergament (s. d.). — Außer den bisher angeführten Hauptarten sind noch folgende Nebenarten L. zu bemerken: Abbel-L. = L., von den Häuten gestorbener Thiere. Gepreßtes L., gefärbt und ungefärbt, erhält mittelst eigener Pressen mit messingenen Platten allerlei Windungen. Toulirtes L., durch das Abwugen, Dünnen und Ebenmachen der Fleischseite verschiedener Felle zugerichtetes Handschuh-L. Lackirtes L., mit Lack überzogenes L. Raues L., von welchem nur die Fleischseite gegerbt ist, die Narbensseite aber noch die Haare hat. Sterblings-L., von Fellen der durch Krankheiten verstorbenen Schafe. Atlas-L., weiß und in allen andern Farben, ein neues Produkt der englischen Gerbereien, welches jetzt fast alle andern sonst guten L.-Arten durch seine Güte und sein glänzendes Ansehen übertrifft, daher auch am häufigsten zu Schuhwerk und Handschuhen verbraucht wird. Verdichtetes L., solid leather, ebenfalls eine neuere Erfindung der Engländer, welches durch eine besondere Zubereitung außerordentlich kompakt und fest ist, dient vorzüglich zu Säumen und Bügeln und ist allgemein im Gebrauch. Wasserdichtes L., ist durch Tränken mit Fett, Wallrath oder einer harzigen Auflösung wasserdicht zubereitet. Außer England liefern es auch die Gerbereien von Wien, Berlin, Erlangen sehr gut u. geruchlos. — Konservirung des L.s. Das Lederwerk muß, wenn es naß geworden ist, gut an der Luft, ganz ohne Sonne getrocknet, beständig rein gehalten u. durch Schmieren konservirt werden. Wenn es kothig geworden ist, entfernt man den Koth nach dem Trocknen am besten mit der Bürste und wäscht es mit laulichem Wasser ab. Das Einsmieren des Lederwerks an Kutschen u. Wägen (welches lohgar ist) darf alle halbe Jahre nur etwa ein Mal geschehen, wiewohl es hierbei natürlich auf den mehr oder minder häufigen Gebrauch mit ankommt; (zu häufiges Schmieren schadet.) Hierzu ist Fischthran, der mit etwas Schweineschmalz, oder mit Kammfett, oder mit $\frac{1}{2}$ seines Gewichts Terpentinöl durch Wärme vereinigt ist, und etwas Ruß am dienlichsten, welche Mischung in laulichem, ja nicht im heißen Zustande, mittelst eines wollenen, rund zusammengewickelten Lappens applicirt wird. Das Lederwerk zu Fahr- und Ackergeschirr (welches entweder ganz weißgar, oder halb loh- u. halb weißgar ist) muß etwa alle Vierteljahre ein Mal mit einer Mischung von Fischthran, Rindstalg u. Ruß eingesmirt werden. Oder man schwärzt es erst mit einer Mischung von süßer Milch u. Aienruß und reibt es dann mit einem Gemisch von Thran u. Hammelstalg oder Kammfett u.

Talg so lange, bis es nicht mehr abschmugt. Zuweilen sehen L.-Händler und L.-Arbeiter am Leder, namentlich im Sommer bei großer Hitze, größere und kleinere schimmelartige Flecken, die man einem Fehler beim Gerben zuschreibt. Nimmt man diese Flecken wahr, so muß man solches L. von dem übrigen unangesteckten entfernen und gut durchlüften. Ein Mittel gegen dies Uebel ist der Holzessig, womit man das fleckige L. überzieht. Der Holzessig wird von dem L. begierig verschluckt u. es erhält dadurch seine guten Eigenschaften wieder. Fett-, Obst-, Wein- und Tintenflecke kann man von L. u. Pergament durch folgende Flüssigkeit entfernen: man löst in einer Flasche 1 Quentchen chloresaurer Kali in 4 Loth destill. Wasser auf u. setzt 4 Loth Salzsäure zu. In einer andern Flasche schüttelt man 6 Loth rektif. Weingeist u. 1 Loth Citronenöl durcheinander. Nun gießt man die Flüssigkeiten beider Flaschen zusammen u. bewahrt sie, gut zugestopft, zum Gebrauch auf. Beim Gebrauche wird sie mit einem reinen Schwamme aufgetragen und in gelinder Wärme getrocknet. — Verfahrensarten, L. wasserdicht zu machen. Man erreicht diesen Zweck durch Tränken mit Fett, Theer oder Harz. Da aber das Fett für sich allein abschmugt und die Unreinigkeiten zu sehr annimmt, das Harz für sich aber zu spröde ist und das L. unbiegsam macht, so muß man angemessene Mischungen dieser Körper anwenden. Vor dem Auftragen derselben muß man das L. reinigen, waschen, bürsten und dann vollkommen trocknen. Man trägt die Mischungen mäßig warm mittelst einer langen und weichen Bürste möglichst gleichförmig auf, läßt sie einziehen, was man auch wohl durch Reiben und jedenfalls dadurch befördert, daß man das L. an einen warmen Ort stellt, und wiederholt dann den Anstrich noch ein oder mehrere Male. Würde die Mischung zu heiß aufgetragen oder das L. zu nahe an das Feuer gebracht, so würde es durch das Fett verbrannt werden, da das Fett eine stärkere Hitze anzunehmen vermag, als das L. vertragen kann. Wenn man die Vorrichtungen dazu hat, so weiche man das L. vor dem Auftragen der Mischung 24 Stunden in Wasser ein, ziehe es dann durch eiserne Walzen, um das überflüssige Wasser wieder auszupressen, und trockne es einige Tage an der Luft. Nach der Tränkung ziehe man es wieder durch die Walzen. Ehe man das wasserdicht gemachte L. (z. B. zu Schuhwerk) gebraucht, muß man es vollständig an der Luft austrocknen lassen, widrigenfalls es weniger als nicht gefettetes hält, da die Feuchtigkeit im L., was noch nicht gleichförmig mit Del verbunden ist, stecken bleibt. Hier folgen zwei geeignete Mischungen. Ueber mehrere andere, s. Schuhwischse. 1) Aus weißem Harz und Olivenöl. Man zerschlage das weiße Harz (eine Art Kolophonium), das bei Destillation des Terpentinöls zurückbleibt, breite es auf Bretern oder auf einem luftigen Boden aus, um die darin befindliche Feuchtigkeit verdampfen zu lassen, bringe 10 Pfd. davon in einem gußeisernen Kessel bei gelindem Feuer zum Schmelzen, setze dies so lange fort, bis sich die

Masse nicht mehr aufbläht, füge dann nach und nach unter Umrühren 18 Pfd. 6 Unzen ächtes unverfälschtes Olivenöl oder anderes Del zu, gieße, wenn das Ganze sich gut vereinigt hat, durchsichtig und syrupartig geworden ist, dasselbe noch heiß durch ein Haarsieb. Das mit dieser Mischung behandelte L. ist derselben Politur als vorher fähig, nimmt leicht jede Wache an, hat keinen übeln Geruch und wird von Ratten und Mäusen nicht angegangen. — 2) Aus Leinöl, Terpentinöl, Bleiglätte, Beinschwarz, Berlinerblau. 48 Pfd. Leinöl werden mit $1\frac{1}{2}$ Pfd. Bleiglätte, oder statt deren Mennige, so lange gekocht, bis die Masse Fäden zieht; diese Masse wird mit Terpentinöl verdünnt, bis sie die Konsistenz des Baumöls hat, das Gemenge ein Paar Tage stehen gelassen, damit es sich kläre, dann mit $1\frac{1}{2}$ Pfd. Beinschwarz oder ausgeglühtem Lampenruß und $1\frac{1}{2}$ Pfd. Berlinerblau mit Leinöl abgerieben und vermengt. — L. auf Metall zu befestigen. Nach Prof. Fuchs befreit man das Metall dünn mit heißer Leimlösung, trinkt das L. mit warmem Galläpfelauszug, legt beide aufeinander und läßt sie unter fortgesetztem Druck trocknen. Das L. haftet dann so fest am Metall, daß man es nicht ablösen kann, ohne es zu zerreißen. — L. zu lackiren. Um gewöhnliche Gegenstände von L. im Haushalt zu lackiren, trinkt man sie mit einem gewöhnlichen Leimwasser, läßt dieses trocken werden, reibt es auf der Oberfläche gelind mit Bimsstein ab und setzt nun mittelst eines Borstenpinsels einen guten Bernsteinlack darauf, der Glanz und Dauer gibt. — L. farbig zu lackiren. a) Schwarz. Gut ausgeglühter Kienruß wird auf einem Reibstein mit gutem Leinölfirniß abgerieben, mit Firniß gehörig verdünnt und das L. hiermit 1- oder 2mal ganz dünn angestrichen, worauf man es recht austrocknen läßt. Dann wird Kienruß mit Kopalfirniß abgerieben und dieser Lack mit einem Pinsel aufgetragen. Nach abermaligem Austrocknen dieses Anstriches wird das L. mit zart gepulvertem Bimsstein mittelst eines mit Wasser befeuchteten Filzstücks so lange abgerieben, bis dasselbe ohne Rige und ganz glatt erscheint, dann mit einem Tuche oder einem in Wachs getränkten Schwamme die Oberfläche rein abgeputzt, dann zum eigentlichen Lackiren geschritten, welches geschieht, indem man fein abgeriebenen Kienruß unter reinen Kopalfirniß mischt und mit einem groben Pinsel dem L. vier dünne, gleichförmige Anstriche gibt. Sind diese sämmtlich gut getrocknet, so schleift man nochmals auf vorbeschriebene Art mit einem in Leinöl getauchten Filzstück und etwas präparirtem Hirschhorn die Oberfläche ganz glatt, wischt sie mit einem zarten Leinwandlappen ab und gibt zuletzt noch einen oder zwei Anstriche von Kopalfirniß. — b) Weiß. Bleiweiß mit gutem hellen Leinölfirniß fein abgerieben und hiermit dem L. drei Anstriche gegeben. Wenn diese getrocknet und geschliffen sind, gutes Krenniger-Weiß mit Kopalfirniß fein abgerieben und damit 3—4 Anstriche gegeben; zuletzt noch 1—2 Anstriche mit bloßem Kopalfirniß. c) Roth. Den Grund mit Kugellack gegeben, der mit etwas Leinölfirniß und Ter-

pentinöl abgerieben worden ist; die letzten Anstriche nach dem Schleifen mit Kopalfirniß, der mit Kugellack und etwas Zinnober angerieben ist. Zu Hellroth denselben Grundanstrich, als bei der Weißlackirung, nämlich aus Bleiweiß, 2mal aufgetragen, hierüber Kopalfirniß, mit Zinnober abgerieben. d) Blau. Den Grund mit Bleiweiß, wie unter b), gegeben; hierüber nach dem Abschleifen Kopalfirniß, der mit Berlinerblau abgerieben ist. e) Grün; wie vorhin einen weißen Grund gegeben und hierüber nach dem Abschleifen krystallirten Grünspan mit feinem Krenniger-Weiß vermengt und mit Del-firniß abgerieben. f) Gelb. Den Grund aus Bleiweiß und hellem Ocker, mit Leinölfirniß angerieben, dann abgeschliffen, dann einige Anstriche mit denselben Farbstoffen gegeben, welche aber mit Kopalfirniß angerieben sind, zuletzt noch einen oder mehrere Anstriche mit Casseler- oder Chromgelb, welches mit Kopalfirniß angerieben ist. — L. farbig zu beizen. Das Färben des L. kann sowohl im gegerbten als im ungegerbten Zustande erfolgen. Entweder trägt man die Farbestüffigkeit mit dem Borstenpinsel oder der Bürste auf das L. wiederholt auf, oder man nimmt das L. darin durch. Dem Handschuh-L. kann man nachher noch folgende Appretur geben. Man knetet es, nachdem es getrocknet ist, in einer Mischung von 1 Maß Rosenwasser, 2 Loth Mandelöl und 4 Eidottern, die man zusammen abgerieben hat, durch, bis das Wasser fast klar geworden ist und das L. das Del und Eidotter eingesogen hat; drückt dann dasselbe aus, spannt es aus und trocknet es. Roth. Man läßt Safflor über Nacht in Wasser weichen, gießt die am andern Morgen ausgepreßte Flüssigkeit weg, zerreibt nun den Safflor mit Essig und ein wenig Potasche zu einem dünnen Brei, welchen man nach 48stündigem Stehen etwas mit Wasser verdünnt, auspreßt und mit der erhaltenen Flüssigkeit färbt. Oder: man trinkt das L. zuerst mit Alaunwasser, läßt alten Urin bis auf die Hälfte einkochen, schäumt ihn ab, und schüttet Gummilack, klein gehacktes Brasilienholz und klein gestoßenen Alaun, von jedem 1 Unze und $\frac{1}{2}$ Unze Salmiak dazu. Wenn dies einige Stunden über mäßigem Feuer gestanden, gießt man das Klare ab u. färbt die Häute damit. Auch ein Bad von Krapp kann zum Rothfärben dienen. Purpurn. Hierzu wendet man Goldauflösung in Königswasser in wiederholtem Auftrage nach jedesmaligem Trocknen an. Die Farbe zeigt sich nicht sogleich nach dem Auftrage, sondern zuweilen erst in einigen Tagen, am schnellsten, wenn man das L. der Sonne u. freien Luft aussetzt, zuweilen aber doch an einen feuchten Ort bringt od. mit Wasser näßt. Oder: man taucht die Häute in eine warme Auflösung von Alaunwasser, läßt sie trocknen und behandelt dann die Häute mit einer Abkochung von Brasilienholz in Wasser. Violet. Man färbt das L. erst mit Indigblau (s. unten), dann mit einer Mischung von fein abgeriebener Cochenille, etwas Citronensaft u. der erforderlichen Menge Wasser. Blau. Hierzu dient ein Aufzug von Urtich- oder Hollunderbeeren mit Zusatz von etwas Alaun. Oder: man weicht das L. eine

halbe Stunde lang in warmem, mit ein wenig Potasche versetztem Wasser ein, nimmt es dann in einer sehr verdünnten schwefelsauren Indigauflösung gut durch und wäscht es rein aus. Grün färbt man mit Saftgrün, in Alaunwasser gekocht, wozu man, wenn es dunkler werden soll, etwas Indigauflösung setzt. Ober: man beizt das L. erst in einer Kurkumäabkochung, die man mit etwas Potaschenzusatz bereitet hat, und färbt es dann in verdünnter schwefelsaurer Indigauflösung. Gelb. Man läßt 2 Unzen reine Aloë in 4 Unzen Leinöl zergehen, gießt das Klare ab und färbt die Haut damit. Pommeranzengelb erhält man durch ein Dekokt von Sumachholz in Alaunwasser; soll die Farbe noch mehr goldgelb seyn, so nimmt man statt der Sumach Kurkumä. Man kann auch den Häuten allerlei Nuancen von schönem Gelb geben, wenn man zuerst eine Lauge von Holzasche und Kalk zu gleichen Theilen macht, solche klar abgießt, in einem Kessel an das Feuer setzt und klein gestoßene Kurkumä nebst etwas Safran zufügt. — Litter. Pelzer, Vollständ. Handb. der gesammten Lederfabrikation, Bielefeld, Essen 1836 (3 Thlr.).

Leder (Chir.), meistens weiß gegerbtes, feines Schaf- oder Ziegenleder u. s. w., lat. Aluta, wird häufig zum Auftragen von Pflastern auf dasselbe benutzt, und zwar vorzüglich solcher, welche zu den dynamisch wirkenden gehören. Da dieselben aus ausdünstbaren Stoffen zusammengefest sind, so ist es nöthig, sie auf einen undurchdringlichen Stoff (Unterlage) aufzutragen (zu streichen), wozu sich das L., als dichteres Gewebe, besser eignet, als Leinwand, Taffet u. s. w., welches aber auch für den fraglichen Zweck noch den Vorzug vor den gedachten Stoffen hat, daß es nicht so leicht, wie diese, eine Verunreinigung der Kleidungsstücke u. s. w., ein Ankleben an denselben von Seiten des auf die raue Seite des L. gestrichenen Pflasters zuläßt.

Leder (Geogr.), bayer. Marktflecken, N.-B. Schwaben, Bdgr. Buchloe; Schloß, Brauhaus, 2 Branntweinbrennereien, Mahl- und Sägemühle, Feldbau, Wieswachs; 720 Einw.

Lederäpfel (Pomol.), nach Dken, f. v. a. Reinetten.

Leder-Aftermott (Entom.), f. v. a. Aglossa pinguinalis Latr. S. Butterknetter.

Lederarbeiter, 1) alle Handwerker, welche sich sowohl mit dem Verferrigen, als auch mit dem Verarbeiten des Leders befassen; — 2) f. Fuchter.

Lederartig (bot. Term.), auch Lederig, f. v. a. Coriaceus.

Lederata (a. Geogr.), befestigter Ort in Moesia superior, an der von Biminacium westlich nach Dacien führenden Straße und am Fluß Margus, mit einer Garnison von reitenden Bogenschützen. Beim heut. Rama finden sich noch Ueberreste der alten Schanzen.

Lederbach, preuß. Dorf, Rheinprovinz, N.-B. Koblenz, Kr. Adenau; 180 Einw.

Lederbalgpflanze (Bot.), nach Dken, f. v. a. Buxse.

Lederband (Buchb.), f. Einband u. Buchbinderei.

Lederbirne (Pomol.), eine in Franken vorkommende Herbstafelbirne. Pom. franc. Taf. 75, Fig. 101.

Lederblume (Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. Ptelea L.

Lederbock, beim Gerber das hölzerne, 4beinige, ungefähr 2 — 3 Fuß hohe bankartige Gestell, worauf die aus dem Wasser od. der Beize genommenen Felle gehängt werden, damit sie auströpfeln.

Lederbrome (Bot.), nach Dken, Pflanzengattung, f. v. a. Cercocarpus H. B.

Lederburg (Löbderburg), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, N.-B. Magdeburg, Kr. Kalbe, an der Bude; Berwerk; 510 Einw.; hierzu die Kolonie Drachenschwanz.

Lederclade (Entom.), Cixidengatt., f. v. a. Ledra Fabr.

Lederdorn, bayer. Dorf, N.-B. Niederbayern, Bdgr. Kösting; 260 Einw.

Lederer, f. v. a. Lohgerber.

Lederer (Biogr.), 1) f. Coriolano; — 2) Johann, Maler von Augsburg, der jüngere von drei Brüdern, die um 1770 zu Augsburg Heiligen-Bilder in Del und auf Glas malten. Johann ist der bessere von ihnen; er wurde Hofmaler des Fürst-Bischofs von Freising. In der Domkirche das., so wie in dem Kollegiatstifte, und in der Klosterkirche zu Reichenstephan sind Altarblätter von seiner Hand. Auch in der Franciscanerkirche zu Freising war das Hochaltarblatt mit dem Tod des heil. Franz von Assisi sein Werk. L. † um 1785.

Ledererit (Min.), f. v. a. Smelinit vom Kap Blomidon in Neuschottland. S. Smelinit.

Ledererzell, österr. Vorstadt von Zwettl, Landunter der End, Viertel ob dem Mannhartsberg, Magistr. Zwettl; 130 Einw.

Lederfaden (Bot.), Algengattung, f. v. a. Scytonema Ag.

Lederfarber, in einigen Gegenden nicht zünftige Handwerker, welche für Gerber und Beutler das Leder färben. Vgl. Leder.

Lederseile (Kriegsw.), ein Stück Leder über ein Holz gespannt, dient zum Pugen des Gewehrschlosses.

Lederfisch (Ichthyol.), Fischgatt., f. v. a. Teuthis L., Amphacanthus Bl. — Lederfische, Fischfam., f. v. a. Teuthida.

Lederflechten, f. Flechten.

Lederfresser (Pferdw.), Pferd mit der Unart, daß es das Leder an den Halstern, Zügeln, Satteln und anderen Geschirren (auch wohl Holzwerk, dann als Holzfresser) zernagt. Junge Pferde, die lange müßig im Stalle stehen, gewöhnen sich solches leicht an. Hat dies längere Zeit gedauert, so hält es schwer, sie wieder davon abzubringen. Man bestreicht, um ihnen es zu verleiden, die Gegenstände, die sie erreichen können, mit bitteren oder widrigen Stoffen, Steinöl, Wermuth und dgl., oder legt ihnen einen Weiskorb an.

Ledergeld (bot. Term.), Farbenbestimmung, f. v. a. Alutaceus, weißlich gelb, wie gegerbtes Leder.

Ledergeld, f. v. a. Ledermünzen.

Lebergummi (pharm. Bot.), s. v. a. Kaoutschouc (s. d.).

Leberhaft (Hdlgsw.), beim Tuch s. v. a. doppelbrochirt.

Leberhandel, s. Leder und Gerberei.

Leberharz, s. v. a. Kaoutschouc.

Leberhaut (Anat.), s. Ei und Haut; vgl. Anatomie, S. 747.

Leberholz (Bot.), *Dicra* L., Pflanzengattung der Daphnoideae Fonten., der Onagraceae Rehb., Octandria Monogynia L. Charakter: Kelch fehlt; Korolle röhrig, am Rande ungleich; Staubfäden länger als die Kronröhre; Griffel fadenförmig; einsamige Steinfrucht. Einzige Art: *Dicra palustris* L., Sumpflederholz, Sumpf-Seidelbast, Mäuschohl, virginischer Kellerhals. Strauch in Canaba und Virginien, in Sümpfen und an feuchten, schattigen Ufern. Stengel 3—4 Fuß und darüber hoch, mit vielen, sehr biegsamen, gegliederten Zweigen. Blätter ovalseitig, gelbgrün, unten meistens etwas behaart. Blumen gelblich oder weißlich-grün, auf 2—3blumigen, endständigen Stielen. Die äußerst zähe, kaum zerreibbare Rinde und die Zweige werden in Virginien ganz wie die Seidelbastrinde (*Daphne Mezereum* L.) angewendet. Innerlich wirken sie Brechen erregend und heftig purgirend; äußerlich die Haut röthend und Blasen ziehend. Man pflanzt das Gewächs an eine schattige, beschützte, feuchte Stelle in schwarze Moorerde und erhält diese beständig naß. Es dauert im Freien und wird am besten durch die gelben Früchte vermehrt, welche man gleich nach der Reife in Kistchen säet und sehr naß hält. Duh. Arb. ed. nov. 3, Taf. 48.

Leberhose (Geogr.), 1) sachsen-weimar. Dorf, Kr. Neustadt, Pstrgr. Münchenberg; Ober- und Jakobsmühle; 220 Einw. — 2) (Leberrose), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. = B. Breslau, Kr. Striegau; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 430 Einw.

Leberit (Min.) s. Sphen.

Leberkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. *Procrustes* Bon.

Leberkalk (Bauw.), Kalk zum Ledergerben, s. Kalk.

Leberkarpfen (Ichthyol.), *Cyprinus coriacea*, C. nudus, Abart des gemeinen Karpfens, *Cypr. Carpio* L., braun, ohne alle Schuppen, vorzüglich häufig in Schlesien.

Leberkobalt (Min.), s. v. a. gelber Erbkobalt oder Kobaltocher (s. d.).

Leberlegen, s. Lederstecken.

Leberleim, s. Leim.

Leberlin, Joh. Pettr., Herausg. des Zul. Pollux und Aelian, übersehte den Koran ins Latein.; geb. zu Straßburg 1672, Professor das., † 1732.

Leberleinwand (Corame, Waarenk.), s. v. a. Creas.

Lebermüller, Martin Froben, deutscher Rechts-, Kriegs- und Staatsmann, 1719 zu Nürnberg geb., führte ein vielbewegtes Leben, stud. zu Jena, lebte zuletzt als Beamter in Nürnberg, Erlangen, Baireuth; † 1769 zu Nürnberg. Von ihm sehr sorgfältige mikroskopische Untersuchungen und interessante Schriften über sein Lieblingsstudium.

Ledermünzen (Numism.), Nothmünzen, die in belagerten Städten zu verschiedenen Zeiten oder in Ermangelung des Metalls geschlagen wurden; vgl. Nothmünzen.

Lederne Dosen (Waarenk.), Rauch- und Schnupftabaksdosen von Leder; man schneidet die einzelnen Stücke aus lackirtem oder blankgestoßenem Sohlleder, näht sie zusammen, tränkt sie dann mit Leimwasser, reibt sie glatt, lackirt und polirt sie. Will man eine solche Dose mit erhabener Arbeit verzieren, so wird das Leder zuvor eingeweicht u. dann durch Pressen mit einer stählernen Stange gebildet.

Lederne Kanonen, s. Kanone.

Lederne Schiffe (Schiffb.), die kleinen Rähne, deren hölzernes Gerippe statt der Boden und Seitenplanen mit wasserdichtem Leder überzogen ist.

Ledernüsse, solche Nüsse, deren Schale dünn, aber derb, zähe und der Beschaffenheit des Leders ähnlich ist, z. B. bei der Eichel und Kastanie.

Lederpilz (Bot.), s. v. a. ausdauernder Pöcherpilz, *Polyporus* (Mesoporus) *perennis* Lk.

Lederpolypen (Zoophyt.), nach Dlen, Sippschaft der Zunft der eigentlichen Polypen. Allg. Charakter: fleischige, reizbare Stämme mit einmündigen Polypen, deren Mund mit acht, meistens gefiederten Fühlfäden umgeben ist. Hauptgattungen: a) Meerfort, *Alcyonium*; — b) Meerwalzen, *Renilla*, Meerspuhlen, *Veretillum*, Meerfedern, *Pennatula*.

Lederrimpel (Bot.), nach Dlen, Pilzgattung, s. v. a. *Cenangium* Fr.

Lederfische (Entom.), s. v. a. *Aglossa pingualis* Latr. S. Butterflieher.

Lederschild (Amphib.), s. v. a. *Sphargis coriacea* Merr.

Lederschildkröte (Amphib.), Cheloniergatt., s. v. a. *Sphargis* Merr.

Lederschmiger, s. v. a. Fellschmiger.

Lederschwärze, Schwärze für Lederarbeiter.

Lederschwamm (Mollusk.), *Acephalengatt.*, s. v. a. *Botryllus* Cuv.

Lederjölle (Bot.), nach Dlen, Algen-gattung, s. v. a. *Dumontia Lamourx*.

Lederspaltmaschine, Maschine mit einer vor mehreren Jahren in England erfundenen Vorrichtung, womit durch eine dünne Spaltklinge sowohl rohe Häute und Felle, als auch das Leder (die gegerbten Häute und Felle) in dünnere oder dickere, gleich dicke oder ungleich dicke, Blätter zerspaltet werden können. Es kann nämlich in manchen Fällen von Nutzen seyn, eine Haut oder ein Lederstück zu verdünnen, ohne daß das getrennte als Verlust oder als Abfall angesehen zu werden braucht. Mit jener Spaltmaschine hat es nun folgende Bauart. Zwischen zwei horizontal und genau übereinander liegenden Walzen geht die zu spaltende, ganz straff gespannte Haut hindurch, und zwar mit ihrem Querschnitte (ihrer Kante, Dicke) genau auf die Schneide der dünnen scharfen Spaltklinge zu, welche sie auf die verlangte Weise von einander trennt. Die Spaltklinge muß nämlich mittelst gemeiner Schrauben und Schrauben ohne Ende ganz genau auf irgend

eine Linie in dem Querschnitte ober der Kante der Haut gerichtet seyn, nachdem die letztere durch Ketten, die über eine eigene Walze gehen, die gehörige Spannung erhalten hatte. Das Messer hat auch, was zum gehörigen Spalten nothwendig war, eine hin- und hergehende Bewegung. Eine umlaufende Welle treibt nämlich vermöge einer in dem einen Ende ihrer Axe stekenden Kurbel ein kleines Gestänge hin und her, womit die Klinge verbunden ist. So ist also hier die Wirkung des Messers mehr ein Schneiden, als Spalten.

Lederstecken (Wieharzneil.), gewöhnliches Verfahren, ein künstliches Geschwür zu bewirken, in gleicher Art, wie durch das Haarfeil, nur mit dem Unterschied, daß man, statt eine Schnur durch die Haut zu ziehen, ein rundes Stück Leder in eine durch einen Einschnitt gemachte Hautwunde bringt.

Ledersubstanz, s. Gerbestoff.

Ledersüßling (Pomol.), großer, kugelförmiger, guter Wirthschaftsapfel. Schale blaßgelb, grau punkirt, auf der Sommerseite roth angelauten. Fleisch weiß, fein, locker, etwas lederartig, saftig, süß. Reift im October und hält sich bis in den Winter.

Ledertalk (Hdlsgw.), Talk in spröden gewundenen Häuten, kommt von Falun in Schweden.

Ledertauer, Lohgerber, welche das lohgare Leder einsämieren, färben und kripeln.

Lederthal (Val de Ledro), österr. Landgericht, Tyrol, Kr. Roveredo, in einem Thal von fast 7 Stunden Länge; umfaßt 12 Pfarreien mit 4730 Einw.

Ledertoppe (Bot.), nach Dfen, Pflanzengattung, s. v. a. Couratari Aubl.

Lederwaaren, in ausgedehnter Bedeutung alle aus Leder gemachten Waaren der Riemer, Täschner, Sattler, Schuster und Handschuhmacher. Deutschland liefert vorzügliche Lederwaaren, inzwischen ist England auch seit Langem in diesem Fache berühmt; ebenfalls nimmt Frankreich in Handschuhen und Schuhen und feinen Luxusartikeln großen Theil. Das Verurtheil für englische Lederwaaren in Deutschland ist jetzt ziemlich besiegt; selbst englische Sättel kommen kaum mehr zur Einfuhr. Die deutschen Sättel sind ebenso schön und kosten viel weniger. Ein Gleiches ist mit anderen Lederwaaren der Fall. — Man versteht aber unter Lederwaaren noch insbesondere die aus glattem und gepreßtem Leder, Saffian, Korduan u. gemachten Brieftaschen und Portefeuilles mit und ohne Schlösser, mit und ohne Instrumente, Etuis, Beutel, Nähkästchen, Arbeitsbeutel für Frauen, Souvenirs, Schreibzeuge, Barbierzeuge, Wechselaschen, Geldtaschen, Cigarrenbüchsen u. a. Futterale, Mägen, Chatullen, Riemen zu Kleiderwerk, Mägenshirme und verschiedene andere Galanteriearbeiten der Täschner und Futteralmacher, welche nach dem Eigensinn der Mode täglich ändern oder neuerdacht werden. Von allen diesen gibt es mancherlei Sorten und Preise. Die größeren Fabriken in Deutschland sind in Nürnberg, Koburg, Wien, Offenbach, Berlin, Prag, Fürth u. Gute Lederarbeiter gibt es in allen größeren Städten Deutschlands.

Lederwaseh, Christoph, Maler und Rabiner, von Gandellini irrig Lederbasel, und von anderen Lederbach oder Lederbasch genannt. Er blühte um 1680 in Salzburg, wo er besond. Altarbilder malte. Im Jahre 1682 zeichnete er die mit Emblemen gezierte Triumphpforte, welche Fürst-Bischof Mar Gandolph den heil. Rupert und Virgil zu Ehren errichten ließ (von M. Küßel in gr. Fol. gestochen). Radirt hat er die Darstellung der heil. Jungfrau im Tempel, nach F. Romanelli. Schön in gutem Drucke. Das Original ist für die St. Peterkirche in Rom in Mosaik gesetzt worden; — die himmlische Glorie, Altarblatt, gr. Fol., nach eigner Komposition.

Lederwurm (Wieharzneil.), Krankheit des Rindviehs, mit Beulen unter der Haut, von dem Knochenwurm (s. d.) nur durch den Sitz verschieden.

Lederzeug (Militärw.), das zur Ausrüstung des Soldaten gehörige Riemenzeug, also: Pantontaschen, Säbelskuppel, Tornisterriemen u. dgl. Es wird entweder weiß, oder schwarz, höchst selten (z. B. bei der sächsischen Artillerie) gelb getragen. Ersteres wird mit Leimfarbe und Kreide angestrichen und mit einem Glättstein geglättet; das schwarze L. wird mit Wachs und Ruß gewichst und hat den Vorzug, daß es den Soldaten in fernen Büschen, Wäldern, so wie bei Nachtmärschen weniger leicht verräth, dagegen ist das Erhalten derselben durch Anstreichen und Wischen kostspieliger. Selbes Leder wird durch einen Lederanstrich hergestellt.

Lederzucker, 1) weißer, s. v. a. Althäenpaste; — 2) brauner, s. v. a. Süßholzpaste.

Vedesma (Geogr.), 1) span. Flecken, Burgoz, südwestlich von Logroño; 190 Einw.; — 2) Stadt das., nordwestl. von Salamanca, auf einer Hochebene am Tormes, über den eine röm. Brücke führt; Gerberei, warme Quellen, vorzügl. Melonen; 1960 Einw.

Vedesma (Biogr.), Joseph de, spanischer Maler, zu Burgoz 1630 geb., studirte die Kunst erst in seiner Vaterstadt, dann bei J. Carenno in Madrid, kam in der Folge zu Ansehen, † aber schon 1670. Für seine besten Bilder erklärt man den Leichnam Christi mit Maria Magdalena und Johannes bei den Recoletos zu Madrid, und den Täufer Johannes in Trinitad Calzados daselbst. Ticozzi nennt diesen Künstler fälschlich Vedesma. Von einem Jgnaz L. hat man zwei in der Sammlung des Grafen Sternberg-Manderscheid aufbewahrte allegorische, reich komponirte Blätter u. d. Titel: La guerre en Flandres. El Capit. J. L. disp., in W. Romeyns Manier, Fol.

Vedesmaganoi, Vorgebirg von Nowaja Semlja.

Vedetisch (Geogr.), 1) österr.-böhm. Herrschaft, Kr. Eyslau; umfaßt 20,645 J. 1193 □ Kl. Areal und 6820 Einw.; — 2) Stadt das., an der Sajawa; Schloß, Oberamt, Hospital, 3 Mühlen; 1950 Einw.

Vedet (Geogr.), österr.-böhm. Dörfer: 1) Kr. Bunzlau, Herrsch. Dobrawitz; Schule, Jägerhaus; 280 Einw.; — 2) Kr. Chrudim, Herrsch. Choltitz; 150 Einw.; — 3) Kr. Kö-

niggråg, Herrsch. Kastalowitz; Meierhof, Mühle; war früher ein eigenes Gut; 420 Einw.; — 4) (Vedee), Kr. Pilsen, Herrschaft Kelmir; Schule, Hospital, Getreideschüttboden; 370 Einw.

Vedhug, österreich.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Politz; Brauhaus, Branntweinbrennerei, Meierhof, Schäferei, Mühle; 530 E.

Vedianot, asiat.-russ. Insel, im Eismeere, vor der Mündung der Kolyma.

Vediaptschi, asiat.-russ. Insel, im Eismeere, an der Küste, nördlich von der Mündung des Kolyma.

Vedige Balken (Bauk.), s. Balken.

Vedige Bergart (Bergb.), Mineralien, welche wenig oder gar kein Metall führen.

Vediger Schild (Herald.), ein Schild, der keine Figur hat; gewöhnlich enthält er mehrere Farben, durch Sektionen gleichmäßig vertheilt; seltener sind die, welche nur eine Tinktur enthalten und einfache ledige Schilde genannt werden.

Vediger Stein (Min.), s. v. a. der in den Zinnseifen erhaltene reine Zinnstein.

Vediges Dreieck, s. v. a. Ständer.

Vedigliche Gewehre (Rechtsw.), s. Gewehre.

Vedignan, franz. Dorf mit Markt, Depart. Gard, südlich von Alais; 620 Einw.

Vedig Nest finden (Bergb.), in ein altes verschüttetes Gebäude kommen.

Vedigosa, span. Flecken, Valencia, nördl. von Císteros; 250 Einw.

Vedig schichten, nach der gesetzlichen Schichtzeit noch fortarbeiten, was besonders bezahlt wird.

Vedigungsschein, Urkunde, durch welche Jemand der Pflichten als Unterthan enthoben wird.

Vediken, europ.-russ. Ort, Kurland, nordwestl. von Goldingen, an der Windau.

Vedineg, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Oberguttenhag; 270 Einw.

Veding (nord. Myth.), s. Fenris.

Vedjanaja, Meerbusen bei Nowaja-Semlja.

Vedkowitz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brünn, Herrsch. Osławan; Papiermühle; 240 Einw.

Vednicz, österr. Stadt, Ungarn, Gespsh. Trentschin; Bleizucker, Holzessig.

Vedniz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Plass; Meierhof, Schäferei; 230 Ew.

Vedo (russ. Myth.), s. v. a. Vado.

Vedo (Geogr.), 1) Vorgebirg von Brasilien; — 2) s. v. a. Sierra Leone Cap; — 3) Fluß in Niederguinea.

Vedocarpea (Bot.), nach Reichenbach, Untergruppe der Oxalideae (s. d.).

Vedocarpon (Bot.), nach Jusfleu, Gattung der Oxalideae Rehb. 3 Arten, in Chili u. Peru einheimisch: L. chilense Juss., Meyenianum Steud. u. pedunculare Lindl. Die Gattung ist der Typus der Ledocarpeae Rehb. (s. d.).

Vedon (a. Geogr.), Ort in Phocis, nordwestlich von Lithorea, die Vaterstadt des Philomelus, des Anführers der Phocenser im heiligen Kriege; aber in diesem Kriege zerstört, worauf sich der Rest der Einwohner 40 Stab. nördlicher

am Cephissus ansiedelte. Die Ruinen des alten Ortes waren zu Pausanias' Zeiten noch vorhanden (Paus. X, 32).

Ledon-Cist-Rose (engl., Bot.), s. v. a. Labanum-Cistrose, Cistus ladaniferus L.

Vedonella (Bot.), nach Spach, Untergattung von Cistus L.

Vedonia (Bot.), nach Decandolle, Pflanzengattung. Arten unter Cistus L.

Vedoug, Claude Nicol., franz. Baumeister, geb. 1736 zu Dormans (Marne), widmete sich anfangs der Kupferstecherkunst, ging aber dann in Blondels Schule, in welcher er so bedeutende Fortschritte machte, daß er nach wenigen Jahren den großen Preis der Akademie und damit eine Pension gewann, welche es ihm möglich machte, in Rom seine Bildung zu vollenden. Nach seiner Rückkehr wurde er Architect des Königs und Mitglied der Akademie. Ungeachtet seiner excentrischen Ideen hat V. einen besseren Geschmack in der Architektur eingeführt; wenn man aber ein Muster seiner bizarren Weise sucht, so findet man es in dem von ihm für die Gräfin Dubarry erbauten Pavillon de Lucienne, in das er ungeheure Summen verbaute. Außerdem sind Werke von ihm: die Hotels Halleville, Uzès, Montmorency, Montesquieu, Thélusson, der Schauspiel-Saal in Besançon, die Saline von Arc in der Franche-Comté, das Schloß Benonville in der Normandie; ferner die Pläne zu den Barrieren du Trône, de Charrone, d'Italie, de la Villette etc. V. Werke sind in den Annales du musée de Landon und in dem Werke: Architecture considérée sous le rapport de l'art, des moeurs et de la législation, 1804, von L. und Anquetil herausgegeben, gr. Fol.

Vedra (Entom.), nach Fabricius, Vedercikade, Gattung der Hemiptera homoptera Cicadaria Latr., der Ordnung der Qualster und der Junst der Cicaden nach Dken, unter Cicadella L. Charakter: Hinterkopf flach, schabenartig erweitert; Vorderücken mit zwei breiten blattartigen Fortsätzen. Unter mehreren Arten bekannteste: L. aurita Fabr., Cicada aurita L., Membracis aurita Oliv., gehörte Vedercikade, franz. Cigal grand-diable Geoffr. Brustschild hat jederseits ein Horn wie ein Dhr. Auf Eichen, aber auch auf Gartenpflanzen.

Vedri (a. Geogr.), bekanntes Städtchen der Insel Cyprus.

Vedru-Rollin, ein Held der jüngsten Pariser Februarrevolution (s. d. u. die neuesten Zeitereignisse und Zustände am Schl. d. Werkes).

Veduc (Biogr.), 1) s. Duc; — 2) Amalie, franz. Malerin, Schülerin Legnays, seit 1812 durch ihre Bilder in den Salons von Paris bekannt. Sie malt auf Porzellan, in Miniatur u. in Aquarellen. Lieferte auch lithograph. Blätter.

Veducq (Biogr.), s. Ducq.

Vedum (auch Vedus, a. Geogr.), Küstenfluß in Gallia Narbon.; der heutige Ved oder Vez bei Montpellier (Mela II, 5, 6).

Vedum (Bot.), nach Kinné, Porst, Gattung der Ericaceae Rhododendreae Spr., Decan-

in die See gehen wollte, wurde das Unternehmen wegen eines Mißverständnisses mit der Regierung gänzlich aufgegeben. L. ging nun nach Paris, um sich mit Paul Jones zur Ausföhrung jenes Planes zu verbünden. Auch dieser Plan mißlang, und L., der den Gedanken, die Nordwestküste auf dem Seeweg zu erreichen, aufgab, wendete sich an die Kaiserin Katharina, um die Erlaubniß zu erlangen, durch den nördlichen Theil des europäisch-asiatischen Rußlands zu reisen, worauf er dann über die Behringstraße nach dem amerikanischen Festlande übergehen und längs der Küste hinab in das Innere eindringen wollte. Nachdem er mehre Monate vergebens auf Antwort von der Kaiserin gewartet hatte, folgte er der Einladung, mit einem englischen Schiffe nach dem stillen Meer zu reisen, indem die Eigenthümer desselben sich verpflichteten, ihn an der Nordwestküste auszusagen. Sir Joseph Banks und andere Gelehrte nahmen lebhaften Antheil an L.'s Reiseplan, der auf eine Erforschung des Innern von Nutka-Sund bis Virginien berechnet war. Er schiffte sich ein; seine ganze Ausrüstung bestand aus zwei Hunden, einer Indianerpfeife und einem Beile. Kaum aber war das Schiff abgesegelt, als er auf Befehl der Regierung zurückkehren mußte. L. ertrug die Vereitelung seiner Hoffnung mit großem Gleichmuth und war entschlossen, von London aus östlich eine Reise um die Welt zu machen. Durch die unbesuchten Gegenden Finnlands ging er nach Petersburg, wo Pallas und der französische Gesandte, Graf von Segur, ihm ihre Gunst schenkten. Als er endlich einen Paß erhalten hatte, reiste er nach Sibirien, ward aber in Irkutsk von dem russischen Befehlshaber verhindert, weiter zu reisen, und in Irkutsk, wohin er zurückgekehrt war, als französischer Kundschafter verhaftet, schnell nach Moskau und weiter nach der polnischen Grenze gebracht, wo man ihn in Freiheit setzte. Nach einer Abwesenheit von 15 Monaten kam er in der dürftigsten Lage, aber nicht Kleinmüthig, nach London zurück. Bald darauf machte Banks ihm den Antrag, auf Kosten der afrikanischen Gesellschaft in das innere Afrika zu reisen und gab ihm eine Empfehlung an den Sekretär der Gesellschaft, auf dessen Frage: wann er abreisen wolle, er antwortete: „Morgen früh!“ Er sollte von Alexandria nach Kahira, dann nach Sennaar und weiter westwärts in der vermeinten Richtung des Laufes des Nigers reisen. Schon hatte L. Kahira erreicht und war eben im Begriff nach langen, ihm entgegentretenden Hindernissen aufzubrechen, als er von einem bössartigen Fieber befallen wurde, an dem er im Nov. 1788 +. Vgl. Spark, „Life of J. L.“ (Cambridge in Neu-England, 1828).

Lee (Seew.), s. Leesette.

Lee (Geogr.), 1) nordamerikan. Graffschaften: a) V. St., Staat Georgien; Flächeninhalt: 600 □ M.; Flüsse: der Flint und dessen Nebenflüsse; Hauptstadt: Starkville; 1 Akad. u. 7 Schulen; 4520 Einw.; — b) das., Staat Illinois; Flächeninhalt: 720 □ M.; Flüsse: der Rock und Green; Hptst.: Dixon;

2040 Einw.; — c) das., Staat Iowa; Flächeninhalt: 606 □ M., 1837 organisiert; Flüsse: der des Maines an der südwestl., der Stunk an der nordöstl. Grenze, der Sugar, Halsbreeb und Post; Boden: weilig, fruchtbar; Hptst.: Fort Madison; 6100 Einw.; — d) das., Staat Virginien; Flächeninhalt: 512 □ M., ein Thal zwischen den Cumberland- und Powell-Gebirgen; Flüsse: der Powell und dessen Nebenflüsse; Hptst.: Jonesville; 8450 Einw.; — 2) nordamerikan. Stadtgebiete: a) V. St., Staat Maine, Graffschaft Penobscot; Flüsse: ein Nebenfluß des Mattawamkeag; in der Mitte ein beträchtlicher Teich; 730 Einw.; — b) das., Staat Massachusetts, Graffschaft Berkshire, am Housatonic-Flusse; Boden: fruchtbar, gut zu Ackerbau, uneben, ausgenommen an den Flüssen; Marmor und Eisenerz; 1777 inkorporirt; 1 Akad. u. 10 Schulen; Post, 11 Kaufläden, 2 Hammerwerke, 1 Baumwollenspinnerei mit 888 Spindeln, 1 Gerberei, 13 Papierfabriken, 1 Druckerel, 1 Mahl-, 7 Sägemühlen; 2430 Einw.; — c) das., Staat New-Hampshire, Graffschaft Strafford; Flüsse: Lamprey, Little, North und Oyster; 930 Einw.; — d) das., Staat New-York, Graffschaft Oneida; Boden: weilig, Thon und Lehm; Flüsse: Canada u. Fish; Post, 5 Kaufläden, 2 Hochöfen, 1 Walkmühle, 1 Wollensabrik, 4 Gerbereien, 1 Brennerel, 3 Mahl-, 14 Sägemühlen; 25 Schulen; 2940; — e) das., Staat Ohio, Graffschaft Athens; 850 Einw.

Lee (Münzw.), in der Balachei der dort kursirende Piaster, von welchem circa $31\frac{1}{2} = 1$ Dukaten.

Lee (Biogr.), 1) Nathaniel, englischer Tragödiendichter, 1657 zu London geboren, war der Sohn eines Geistlichen, studirte zu Cambridge und wurde darauf Schauspieler. Da es ihm aber an mimischem Talent fehlte, verließ er das Theater und versuchte sich als Dichter, wobei ihn Dryden mit gutem Rathe unterstützte. Sein kühn emporstrebender Geist und sein natürlicher Geschmack führten ihn jedoch bald zu Shakespeare und Fletcher hin, die er sich als Muster wählte. Er gefiel sich besonders im Großen, Wunderbaren und Außerordentlichen und verschmähte gänzlich alle Regelmäßigkeit des griechischen und französischen Theaters; doch nahm er größtentheils aus den thatenreichen Zeiten der Griechen und Römer und romantisirte sie, um sie ganz nach seinem Sinne zu bearbeiten. Kein anderer englischer Dichter hat so viel Geister erscheinen lassen, und nur wenige haben so gut die Pracht der Dekorationen und die Kouiffentäuschungen zu benutzen verstanden als L., den man bei allen seinen Fehlern, die hauptsächlich in der Uebertreibung des tragischen Pathos bis zur wilden Hestigkeit, in den oft bis zum Wahnsinne überspannten Gedanken und in einer ungeheuren Metaphersprache bestehen, mit vollem Rechte zu den englischen Dichtern zählt, die in der tragischen Kunst eine seltene Höhe erreichten. Von L.'s 11 Trauerspielen haben sich nur „Alexander der Große“, der übrigens als ein brutaler Tyrann erscheint, und „Theodosius“

the 1990s, the number of people with a diagnosis of schizophrenia has increased in the United Kingdom (Meltzer 1998). The prevalence of schizophrenia in the United Kingdom is estimated to be 1.2% (Meltzer 1998). The prevalence of schizophrenia in the United States is estimated to be 1.1% (Meltzer 1998).

There is a growing awareness of the need to improve the lives of people with schizophrenia. The World Health Organization (WHO) has developed a set of guidelines for the management of schizophrenia (WHO 1993). The guidelines recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated with a combination of medication and psychosocial interventions. The guidelines also recommend that people with schizophrenia should be treated in a community setting, rather than in a hospital.

gel äußerlich auch bei Lähmung der Glieder, Abscessen und Wunden. Die Soldaten tragen im Kriege ein Stück Holz mit sich und streuen das Sägemehl davon auf die Wunden, welche dann schnell heilen. Die gekauten Wurzeln sollen die verlorene Kraft wieder herstellen. Rumph, Amb. 4, T. 45. — 3) L. Staphylea Roxb. Auf Malabar. 12 Fuß hoch; Aeste knetig, nach oben hin eckig. Blätter fiederschnittig, 2paarig; Blättchen eiförmig, zugespitzt, grob und unregelmäßig gezähnt, lederig, kahl. Blüthen doldentraubig. Die Wurzel wird in Malabar bei Unterleibsleiden, Magenübeln, Kolik u. s. w. und die Blätter innerlich, um die Verdauung zu befördern, und äußerlich gegen Gicht, eine Abkochung des Holzes aber, um den Durst zu mindern, in hitzigen Krankheiten angewendet. Heede, Hort. mal. 2, T. 26. — Die Gattung ist der Typus der Leeaceae Sp. (f. d.).

Leeaceä (Bot.), nach Spach und Bartling, dikotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch fünfzählig. Blumenblätter 5, am Grunde verwachsen, im Blüthenknospe klappig. Staubgefäße 5, oder 10 und dann 5 unfruchtbare, Eierstock 4-6fächerig, mit einigen Fächern. Ein Griffel mit dicker Narbe. Beere 4-6fächerig; Fächer einsamig, zuweilen einige fehlschlagend. Samen aufrecht, mit einem knorpeligen, klappigen Eiweiß. Keim gekrümmt stielrund, zugespitzt, meist excentrisch. Sträucher ohne Ranken. Die Blätter gegenständig (die obersten wechselständig), unpaarig- oder doppelt-fiedert, selten einfach. Die Blüthen zwittrig, in meist blattgegenständigen Rispen oder Trugdolden. Diese Familie besteht nur aus 14 Arten in 2 Gattungen, Leea und Geruma, welche zwischen den Wendekreisen in Asien und Afrika wachsen und in ihrem Bau, so wie in ihrer Anwendung nichts Bemerkenswerthes darbieten. — Nach Reich enbach machen die Leeaceen eine Gruppe der Hesperideä aus, nach Oken stehen sie in der Junst der Holzbeere oder Reben (Kl. 15, Junst 6).

Leeb, Johann, deutscher Bildhauer, 1790 zu Memmingen geb., war anfangs Steinmetz und wanderte als solcher 1809 in die Schweiz. In Genf fand er die erste Gelegenheit, sich im Ornamentfache zu versuchen. Von Genf begab er sich 1812 nach Paris, wo er bis 1813 abwechselnd im Louvre an der schönen Stiege und im Pantheon arbeitete. Im J. 1814 besuchte er die Akademie der vier Nationen; um dieselbe Zeit wurde er durch den Grafen von Rechberg beim Kronprinzen von Bayern empfohlen, für welchen er die in Paris angekaufte albanische Sammlung nach München brachte. Hier hatte der Bau der königl. Glyptothek bereits begonnen u. gab L. Gelegenheit, sich durch gute Werke auszuzeichnen. Von ihm sind eine große Anzahl von Gypsmodellen zu architektonischen Verzierungen. Hier entstand auch seine lebensgroße Statue der Psyche, die mit solcher Zufriedenheit aufgenommen wurde, daß der bisherige Ornamentist auf zwei Jahre ein Stipendium erhielt, um in Rom sich dem höheren Fache der Skulptur zu widmen. Im Jahre 1817 kam er in Rom an und hier nun fand sein Geist reiche Nahrung.

Die ersten Bildwerke, welche er daselbst ausführte, sind ein Basrelief mit drei Horen, welche den Pegasus pflegen, und die Statue einer Bacchantin. Im J. 1820 reiste er nach Neapel, wo er für den Herzog von Alba eine lebensgroße Figur des Hylas und einer Nymphe in Marmor ausführte, die aber später auf dem Transporte zur See zu Grunde gegangen seyn soll. In Neapel meißelte er auch eine Psyche in Marmor, und stellte den berühmten Paganini in einer Büste dar. Nach drei Jahren kam er wieder in Rom an, wo ihm jetzt Thorwaldsen sein Atelier öffnete; doch auch von Außen her erfolgten ehrenvolle Aufträge. Kronprinz Ludwig von Bayern ließ durch ihn neben anderen die kolossale Büste Boerhave's für die Walhalla in carrarischem Marmor fertigen; der König von Würtemberg vertraute ihm die Ausführung der Marmorstatue des Evangelisten Matthäus an, ein in Erfindung einfaches und großartiges Werk, in der Grabkapelle auf dem Rothenberg bei Stuttgart aufgestellt. Zu jener Zeit fertigte er auch die Statue eines jungen Mädchens mit einem Neste voll Amoretten in Marmor, und für den Grafen von Schönborn bildete er einen schlafenden Amor in Marmor, ein wegen der Natürlichkeit in Stellung und Ausdruck gerühmtes Werk. Nach dem Tode der guten Hoffnung ging eine Marmorbüste. Alle diese Werke führte L. in Italien aus. Im J. 1826 kehrte er nach München zurück, wo ihm nicht weniger ehrenvolle Aufträge zu Theil wurden. Seine Werke sind die Büsten von zehn der berühmtesten Tonsager im großen Saale des Odeon; 1827 modellirte er für den Grafen de Bray ein 35 Fuß langes Relief mit Darstellungen aus der Odyssee. Dieses Relief ist in Triebach zu sehen, wo auch sein Basrelief der Horen sich befindet. Dann fertigte L. auch mehrere schöne Grabmonumente. In der Kirche zu Niederaschau ist das 15 Fuß hohe Denkmal des Grafen Max von Preising von weißem Marmor sein Werk, und in der Kirche zu Donzdorf das Denkmal der Gräfin in Rechberg. In den Arkaden des Gottesackers in München bewundert man das schöne Monument, welches er für Lorenz von Westenrieder ausführte. Im Vestibulum des allgemeinen Krankenhauses sind seine Denkmäler des Simon und Javer von Häberl, im Siebelfelde der königl. Glyptothek zwei Statuen in Marmor. Zwei Säle in diesem Gebäude sind von ihm dekorirt. Im J. 1835 stellte er in einem Marmor-Basrelief die Vermischung des Rheins mit dem Main dar, in allegorischen Gestalten, und König Ludwig I. zwischen der Germania und Bavaria als Vermittler. Im J. 1832 modellirte er die Büsten der griechischen Deputirten Bozzaris, Miaulis und Kaliopulos. Von Miaulis fertigte er auch eine kleine Statue, die Stigmatier in Erz goß. Der edle Grieche ist dargestellt, wie er sich auf den Anker stützt, in der Rechten das Fernrohr. Ferner hat man von L. ein marmornes Brustbild des Grafen von Bassenheim, ein dgl. von König Ludwig und eine kolossale Büste desselben in Gyps u. s. w. Eine besondere Erwähnung verdienen ferner seine Modelle zu öffentlichen Brunnen;

der Brunnen des Eros, aus zwei über einander befestigten Wasserbecken bestehend, ist in Erz gebildet. Der Brunnen der Bavaria ist achteckig mit zwei Reihen Wasserbehälter; das Ganze von der Bavaria gekrönt. Vier Löwenköpfe geben Wasser, und umher reihen sich die acht Flußgötter Bayerns. Der Brunnen der Aphrodite zeigt die Venus victrix mit Eros, zu ihren Füßen vier Thiergestalten, welche das Wasser ergießen. Der Brunnen der Scylla stellt diese dar, zwei Hunde, die abwärts Wasser in das Becken ergießen, während dasselbe zwei Delphine aufwärts treiben. Der Brunnen der Hippokrene zeigt Bellerophon mit dem Pegasus auf einer Wasserburg, und an den Stufen sitzen die Minnesänger Wolfram von Eschilbach, Konrad von Würzburg, Konrad von Kirchberg und Heinrich von München. Ein großartiges Werk ist das Gypsmodell einer Reiterstatue, die man auf der münchener Kunstausstellung von 1838 mit allgemeinem Beifall betrachtete. Dieses große und schöne Werk stellt Sypilus, den Riobidenjüngling, auf bäumendem Rosse in dem Augenblicke dar, wie er vom tödtlichen Pfeile getroffen sich zurückbiegt und im nächsten Augenblicke vom Pferde herab in die Arme des Todes sinken wird. In diesem Werke ist Erfindung, Anlage und Ausführung von gleicher Vortrefflichkeit.

Leebord, f. v. a. Leesseite.

Leech (engl., Annelid.), f. v. a. Blutegel, *Hirudo L.*

Leich (am L.), österr. = steter. Deutschordenskommande mit einem Bezirk, Kr. Graz; umfaßt 7878 J. 829 □ Kl. Areal und in 13 Gemeinden 2800 Einw.

Leede (Landw.), f. v. a. Lehm.

Leeden, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Ledenburg; mit der Bauernschaft Ober-Berg 660 Einw.

Leeder, bayer. Marktflecken, R.-B. Schwaben u. Neub., Ldg. Buchloe; Schloß; 800 E.

Leeds (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, im westlichen Theile der Grafschaft York, am Flusse Aire und durch den Kanal von Liverpool, so wie durch mehre Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden; mit 124 000 Einw.; hat Baumwollen- und Flachspinnereien, große Segeltuch-, Leinwand-, Teppich-, Leder-, Papier-, Pressspan-, Steingut- und chemische Fabriken, Löffereien, bedeutende Eisengießereien und ist nicht nur der Mittelpunkt und Hauptort der englischen Wollspinnerei und Tuchfabrikation, sondern auch der wichtigste Handelsplatz des Königreichs für diese Artikel, namentlich für die mittlern und gröbern Sorten. Die Tuchfabrikation beschränkt sich aber nicht auf L. selbst, sondern neben der städtischen Industrie, welche die verschiedenen Operationen zusammenfaßt, so daß die Wolle meist unter einem Dache gefärbt, gesponnen, gewebt, gewalkt und appretirt wird, steht die Manufaktur auf dem flachen Lande, wo sie Tausende von Familien beschäftigt. Die Zahl der Dampfmaschinen in L. ist 362 mit 6600 Pferdekraft. Die Bevölkerung von L. ist aus fast allen christlichen Sekten zusammengesetzt; außer Ka-

tholiken leben hier Presbyterianer, Unitarier, Quäker, Independents, schottische Abgetrennte (Scots Seceders), Baptisten, Methodist.

2) L.-Liverpool-Kanal, Kanal daselbst, beginnt bei Liverpool, ist in vielfachen Krümmungen gegen Norden gerichtet und bildet einen großen Bogen, den er, gegen Südosten gewendet, bei L. schließt. Der Höhescheidpunkt desselben beträgt 403 Fuß, und den Fall bewirken 91 Schleusen. — 3) Nordamerikan. Stadtgebiet, B. St., Staat Maine, Grafschaft Kennebec; Boden: fruchtbar, gut zu Getreidebau; im Nordosten des Gebiets ein großer Teich, dessen Abfluß in den Androscoggin mündet; 1802 inkorporirt; 1 Akademie und 12 Schulen; 1740 Einw.; — 4) Dorf das., Staat Maine, Grafschaft Greene, Stadtgebiet Catskill, am Flusse Catskill; Post, Kirche, 2 Mahlmühlen, 1 Hochofen; 200 E.

Leedsit (Min.), nach Haidinger f. v. a. der Barytocalcit von Leeds; f. Barytocalcit.

Leef, Ort in Tunis (f. d.).

Leefdael, belgisch. Dorf, Prov. Süd-Brabant, südwestlich von Löwen, am Boer, rechts; Brauerei; 1100 Einw.

Leegelsum, preuß. Hofstatt, Rheinprov., R.-B. Düsseldorf, Kr. Geldern; 170 Einw.

Leegen, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Eyl; Wassermühle; 120 Einw.

Leegmoor, niedriges Torfmoorland, das kultivirt werden soll.

Leeheim, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Prov. Starkenburg, Kr. u. Ldg. Großgerau; 940 E.

Leehten (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.-B. Oberfranken, Ldg. Münchberg; über 100 Einw.; — 2) (Leehten), das., Ldg. Bamberg; Mühle; 140 Einw.

Leek (Geogr.), 1) brit. Stadt, England, Grafsch. Stafford, östlich von Newcastle, in sumpfiger Gegend; Seidenzeug-, Band- und Taschentuchweberei; 400 Einw.; — 2) de L., niederländ. Dorf, Gröningen, südwestlich von Gröningen, im Sumpf, an einem See, welcher das Leekster Meer genannt wird; 1200 E.

Leekelfisch (Ichthol.), f. v. a. Quappe, *Gadus Lota L.*, *Lota vulgaris Cuv.*

Leeken, fußlange und eben so dicke Stöcke (Rasenstücke) zum Belegen der Deiche.

Leeküste, f. v. a. Leesseite.

Leelanau, nordamerikan. Grafschaft, B. St., Staat Michigan, auf dem östlichen Ufer des Michigan-Sees und westlich von der Grand- Traverse-Bai; Gewässer: der Fluß Petys und mehre große Teiche. An der Seeküste hohe Sandfelsen, von denen der bedeutendste der Sleeping Bear ist; unorganisiert.

Leelit (Min.), nach Clark f. v. a. Haup's Petrosilex oder Aular.

Leemans, holländ. Maler, lebte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. im Haag; malte Jagdgeräthschaften, Schießgewehre, Vögel, die ihrer Zeit sehr geschätzt wurden.

Leen, Willem van, niederländ. Maler, 1753 zu Dortrecht geb., Schüler von J. Arens, D. Eypers und J. Ponsen; später lebte er längere Zeit in Paris. Die Revolution vertrieb ihn aus Frankreich, aber auch im Vaterlande fand

er nicht immer Ruhe. Er arbeitete in Dordrecht, im Haag und zu Rotterdam, und noch 1819 zu Delfshalven in der Nähe dieser Stadt. Nach dieser Zeit scheint er nicht lange mehr gelebt zu haben. Seine Frucht- und Blumenstücke sind sehr schön und fleißig nach der Natur gemalt.

Leende, belg. Dorf, Prov. Brabant, südöstlich von Gindhoven; 1410 Einw.

Leens, holländ. Dorf, Gröningen, in der Nähe von Apringadam; 2300 Einw.

Leensingen (Leiffingen), sehr angenehmes Schweiz. Mineralbad, Kant. Bern, am südlichen Ufer des Thunersees, 1760 Fuß über dem Meer. Dieses Bad gewährt eine der ausgedehntesten und reizendsten Ausichten über einen Theil des Thuner- und Brienzerssees, Unterseen und Interlaken, den Beatenberg und die von niedern Alpen umgebenen Siegebirge. Der Boden ist trocken, die Luft sehr rein und gesund, auch im Sommer nicht leicht zu heiß, indem sich die Sonne schon zwischen 3 und 4 Uhr hinter den Leiffigrat verbirgt.

Die Heilquellen, 3 an der Zahl, entspringen in der Gypsformation des Grates aus Gyps, in welchem C. Brunner u. J. Pagenstecher 36 Proc. schwefelsauren Strontian fanden. Die erste ist nahe am Dorfe bei der Gypsfabrik, welche an der Stelle des ehemaligen Badehauses steht, nicht 6 Fuß über der Fläche des Sees; die zweite 150 Schritte von der ersten entfernt, die dritte eine Stunde höher am Berge. So sehr früher die Mineralquellen gerühmt und besucht waren, seit Morell sie im Jahre 1788 beschrieben, so kamen sie doch längere Zeit in Verfall, und erst wieder in Aufnahme, als die Badeeinrichtungen verbessert, im Jahre 1824 wieder eröffnet und mit einer Molkenanstalt verbunden wurden. Morell fand die erste od. Hauptquelle von hepatischem Geruch und Geschmack, etwas trübe, an der Luft ein weißes Präcipitat bildend, ihre Temperatur von 10° R. bei einer Lufttemperatur von + 18° R. Chemisch untersucht wurden die Mineralquellen später von Pagenstecher.

Leepse, Johann Anton van der, niederländischer Maler, 1664 zu Brüssel geb., zuerst in der Kunst von einer Klosterjungfer, die in Wasserfarben allerlei Stüdmuster malte, unterrichtet, malte erst in Miniatur, später in Del, Landschaften und Seestücke in A. Goussels od. in Poussins Manier. Seine Behandlung ist leicht und frei, der Baumschlag naturgetreu, aber sein grauliches Kolorit schickte sich mehr zu Seestürmen und Ungewittern, als zur freundlichen Darstellung der Natur. Er † 1719 od. 1720.

Leepens, hannöv. Dorf, Aurich, Harlingen, Amt Wittmund; 140 Einw.

Leer (bot. Term.), s. v. a. Vacuus, Fatuus, Cassus, Inanis.

Leer (Geogr.), 1) hannöv. Amt, Fürstenth. Ostfriesland; 3½ Meilen groß; fruchtbar und reich; 18,000 Einw.; — 2) Stadt das., auf einem Vorsprunge der hohen Ems am nördlichen Ufer der Emda, welche ½ Stunden von da in die Ems fällt und Ebbe und Fluth hält. L., in der schönsten Gegend der Provinz, ist eine offene

Stadt, ohne Thore und Wälle, hat meistens krumme Straßen, aber viele schöne und neue Gebäude. Hauptstraßen sind die vom Marktplatz am Flusse ausgehende Alte-Königsstraße und die Kirchstraße, welche durch die krumme Pfeffergasse mit einander verbunden sind. Unter den Gebäuden zeichnet sich besonders die Kirche der reformirten Gemeinde aus, mitten in der Stadt liegend, mit Bäumen umgeben und mit einem hohen Thurm geziert, 1786 neu erbaut; sodann die lutherische Kirche, welche 1675 aus den Steinen des Klosters Thedinga gebaut wurde, aber erst 1764 einen Thurm erhielt; die katholische Kirche, 1775 erbaut. Noch sind von den Gebäuden zu merken die Wage mit dem Zollbureau, das Rathhaus, die Börse, das Steuerbureau, das Klubhaus, die Hahnenburg mit der Freimaurerloge zur goldenen Harfe am Süderhamrich und die Lüningsburg an der alten Burgstraße. An Bildungsanstalten besitzt L. ein 1586 gestiftetes Gymnasium u. gute Volksschulen, für jede Konfession besonders. Unter den Waisenhäusern, welche ebenfalls für die einzelnen Konfessionen getrennt bestehen, hat das lutherische ein bedeutendes Vermögen. Die Mennoniten haben ein Bethaus und die Juden eine Synagoge. Außerdem ist L. der Sitz eines Steuerkreises, einer Hauptsteuer- u. Hauptzollreceptur mit specieller Verwaltung, eines Postamtes und einer Salzfactorie für Lüneburg; auch ein Landphysikus, ein Landchirurg und ein Wasserbauinspektor sind hier sesshaft. Außer Ackerbau und Viehzucht werden von den Bewohnern L. 6 städtische Gewerbe stark betrieben, die dasigen Schiffsbauten, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Eßigs, Seifen, Lichters, Tabakfabriken, auch die Pferdemarkte sind bedeutend; die Leinen-, Zwirn- u. Strumpfmanufaktur, sonst durch ganz Europa bekannt, ist sehr gesunken. L. ist der Hauptfug des Handels mit dem ehemaligen Niederrhein, hat eigenen Handel mit Oldenburg, Hamburg und Bremen und bezieht auch Kolonialwaaren unmittelbar aus England. Bei hohem Wasser können sich Schiffe bis zu 100 Last der Stadt nähern; ein Hafen ist nicht vorhanden, die Schiffe bleiben auf dem Flusse und sind im Winter gegen den Eisgang durch duca d'Alben gesichert. Ausfuhrartikel sind die Produkte der Gegend: Getreide, Vieh, Butter, Käse, auch Honig, Wachs, Leinwand, Zwirn und Tors. Es kommen jährlich gegen 500 Schiffe an, und eben so viele laufen auch aus. Der Stadt gegenüber liegt die Halbinsel Nasse, welche durch einen großen Bogen der Emda gebildet wird. Der Vergnügungsort Bollinghausen hat schöne Anlagen und eine mineralische Quelle, die aber nicht benutzt wird. — Maße u. Gewichte sind gesetzlich die neuen hannöverschen (s. Hannover). Wegen der zum Theil noch erlaubten ostfriesischen Maße und ihrer Bestimmung s. Emden. Die alte Elle von L. war 0,67034 Meter = 297,16 pariser Linien = 1,1475 neue hannöversche Ellen. Das alte Pfund von L. wog 487,7532 Gramm = 10148,15 holländische As = 1,04285 neue hannöversche od. preussische Pfund. Münzen wie Hannover. — Ge-

sichtliches. L. ist wahrscheinlich einer der ältesten Dörfer der Provinz, denn seine Lage mußte früh zur Bewohnung einladen. Im Mittelalter erhoben sich zu L. die Ukenas. Im J. 1431 wurde die Burg und Residenz des Focko Ukena von Enno erobert und geschleift; seitdem stand L. unter dem Hause Cirksena. Auf dem Plage der zerstörten Burg sind jetzt Gärten u. Bleichen. Ein Theil der alten Mauer findet sich unter der Erde, woran sich noch erkennen läßt, daß die Burg 4 Seiten hatte, jede von 200' Länge. Auch von einer zweiten Burg sind noch Spuren übrig. Im J. 1725 (im letzten Bürgerkriege) war hier ein Gefecht zwischen den fürstlichen und ständischen Truppen. Zur Stadt wurde L. erst durch die Verfassungsurkunde von 1823 erhoben. Der Ort erhielt dadurch Sitz in der städtischen Kurie der ostfriesischen Landschaft und das Recht, einen Deputirten zur zweiten Kammer zu senden.

Leerbaum (Bot.), s. v. a. Lärchenbaum, *Pinus Larix L.*

Leerbecher (Papierm.), die Kelle, womit man die zerstoßenen Lumpen aus dem Löcherbaum schöpft.

Leerbret (Kriegsw.), s. Schanzkörbe, S. 499.

Leerdam, niederländ. Stadt, Südholland, an der Ringe, rechts, nordwestlich von Gorkum; Pferdemarkt; 2100 Einw.

Leerdarm (Anat.), s. Darm.

Leere (Vacuum, leerer Raum), im Gegensatz zu dem von Körperlichem erfüllten, bildete seit den ersten Untersuchungen auf dem Gebiet der Physik eine Hauptfrage, indem man bald an der Möglichkeit einer absoluten Leere zweifelte, bald solche aus philosophischen Schlüssen abzuleiten oder zu verneinen suchte, und sich dabei in der Regel verirrte, indem man Gedachtes mit wirklich Existirendem verwechselte. Wir vermögen uns recht gut den Raum mit seinen drei Dimensionen, und zwar allein mit diesen ausgestattet, vorzustellen; ob wir aber einen Raum mit einer Dimension versehen, also eine mathematische Linie in der Außenwelt wirklich vorfinden, ob sich uns eine mathematische Fläche irgendwo zeigt, wenn wir nicht dahin den Schatten als solchen rechnen wollen, das steht dahin. Uns aber den Raum mit einer oder zwei Dimensionen und sonst unerfüllt vorzustellen, wer sollte das nicht seiner Einbildungskraft zutrauen können? Denkend kommen wir demnach sehr leicht zu der Vorstellung eines absolut leeren Raumes, wie ihn der Mathematiker bei seinen Konstruktionen jeden Augenblick benützt. Noch mehr, jede Luftpumpe führt uns einen wenigstens annähernd leeren Raum in seinen evakuirten Kammern und jedes Barometer in derselben Weise einen solchen über der Quecksilbersäule — das torricellische Vacuum — vor das Auge, und eben so muß hinter einer abgeschossenen Geschütz-Kugel ein augenblicklich leerer Raum entstehen, abgesehen von den den Raum allseitig durchstrahlenden Lichtstoffen, dem elektrischen Fluidum und anderen Imponderabilien. An diesen Erfahrungen kann auch die spitzfindigste Logik keinen Augenblick zweifeln. Dabei blieb man

jedoch in früheren Zeiten nicht stehen, sondern die Sophistik in ihrer Vorliebe zu logischen Deuteleien und alle Erfahrung von der Hand weisend suchte weiter das Wie und Wo der behaupteten leeren und unendlich fernen Räume zu erforschen und daraus deren Möglichkeit oder Unmöglichkeit darzuthun und die früher allseitig gepriesene cartesianische Philosophie zu stützen. Deswegen sprach man von einem Vacuum mundanum und einem Vacuum extramundanum, wovon jenes innerhalb, dieses außerhalb der Weltgrenzen liegen sollte, und statuirte noch ein Vacuum absolutum, eine für sich bestehende, unbegrenzte, unveränderliche, dem Daseyn der Körperwelt vorausgehende, vom Schöpfer erst später mit Materie erfüllte Leere, Spekulationen, die die Wissenschaft nur höchstens indirekt fördern, wenn nicht geradezu aufhalten konnten. Wer mag sich erdreisten zu behaupten, daß aus solchen Spekulationen etwas Erleuchtliches hervorgehen kann, die sich damit beschäftigen sollen hypothetisch auszusprechen, was der Schöpfer vor der Schaffung der Welt im Sinne hatte oder was in jener Epoche geschehen ist. Nicht erspriesslicher ist ein Philosophem über das Vacuum extramundanum, was zugleich die Weltgrenzen feststellen müßte, um nur den Ort für dieses Vacuum zu sichern, abgesehen von allen zeitlichen Verhältnissen. Unsere beschränkte Vernunftserkenntniß wird zwar mit Gewalt auf Grenzen des Weltalls hingewiesen, allein sie geräth mit der Bestimmung derselben gleich in eine Reihe von metaphysischen Spitzfindigkeiten, wovon nur der geringste Theil dem Gebiet der Physik anheim fällt, sondern die im günstigsten Falle naturphilosophischer Natur bleiben, ohne eine reelle auf Erfahrung gestützte Grundlage zu haben. Wir wissen um das Wesen der Dinge, glauben an eine ewige Wahrheit und ahnen ein Jenseit, sollen aber in der Physik Wissen und Glauben streng sondern, um allem Überglauben den Stab, dem klaren Verstandniß in dem Verhältniß der Dinge um uns, d. h. dem Wissen die Bahn zu brechen, alle religiösen Ansichten auf dem Gebiet der Physik von der Hand weisen. Die Grenzen der sichtbaren Welt liegen weiter hinaus, als wohin die Möglichkeit menschlicher Ausmessung reicht, sie sind demnach für unendlich fern unerreichbar, unbestimmbar zu halten, wodurch zugleich alle Untersuchung über das Vacuum extramundanum als nichtig wegfallen muß.

Was ferner das Vacuum mundanum anbelangt, so soll dieses nach alter Ansicht wieder ein zweifaches, nämlich ein Vacuum disseminatum und ein Vacuum conservatum seyn, jenes die zwischen den Theilen eines Körpers zerstreut befindlichen Leeren, dieses die aufgehäuften Leere, die zwischen den zerstreuten Weltkörpern vorhandene und diese auseinander haltende Leere bedeuten. In diesen Kunstausdrücken liegt nun allerdings eine Frage, die schon viele Spekulationen hervorrief und dahin ausläuft, ob zwischen den einzelnen Weltkörpern sich wirklich Leere befindet. So weit hier die Erfahrung hinreicht, dürfen wir die Frage mit einem Ja beantworten, denn die den einzelnen Weltkör-

pern zuständigen Atmosphären können, wie uns die zunächstliegenden zeigen, nicht unendlich weit hinausreichen, und so wird der zwischen diesen befindliche Raum leer genannt werden dürfen, sofern derselbe höchstens nur von Imponderabilien durchfloßen wird, aber nicht von einer expansibeln Materie.

Wenn es nach der Ansicht der Atomistiker ferner zwischen den konstituierenden Theilen eines Körpers leere Zwischenräume geben muß, so würde sich wenigstens nach jener Ansicht diese Annahme als nothwendig aufdrängen; ob aber die Atomistik sich mit den neuern Lehren unserer Physik vertragen kann, darüber s. Materie. Nach der dynamischen Ansicht macht sich eine solche Leere, ein Vacuum disseminatum, nicht nöthig. Ueberhaupt sind für dieses unser Thema so viele nun veraltete Behauptungen durch das Studium der römischen und griechischen Klassiker, z. B. des Lucretius und des so gern mit naturphilosophischen Problemen sich beschäftigenden Cicero zu uns herüber gekommen, daß man damit Folianten füllen könnte, wovon bereits unter Kraft einige Proben mitgetheilt, nur wo die unzulänglichen Voraussetzungen der alten physikal. Theorien, die, aller Experimente baar und leer, noch oben drein jede Erfahrung gewaltsam von der Hand wiesen, dargethan wurden.

Guerich'sche Leeren nennt man jeden mittelst der Luftpumpe theilweis luftleer dargestellten Raum. Ganz evacuiren vermag keine Luftpumpe irgend einen Recipienten, da die Luft auch durch die uns vollkommen dicht erscheinenden Wände des Glases sowie jedes Metalles mit der Zeit durchdringt, also auch im Augenblick des Experimentes nicht ganz abgehalten zu werden vermag. Auch setzt sowohl dem Verdünnen, als dem Verdichten der Luft die innere Einrichtung mancher Luftpumpen von vorn herein gleich eine Grenze, z. B. bei der Hahnlustpumpe das Vacuum obnoxium, welcher Raum sich zwischen dem Boden des Stiefels und dem Hahn befindet und von dem Kolben gar nicht erreicht wird. Es kann nämlich hier die Luft nur so weit verdünnt werden, bis ein Volumen derselben, das den ganzen Stiefel ausfüllt, in den schädlichen Raum zusammengedrückt, eine Dichte hat, welche der äußeren Luft gleich kommt, weil in diesem Fall beim Hineinstoßen des Kolbens keine Luft aus dem Stiefel getrieben werden kann. Ebenso kann die Verdichtung nur bis dahin getrieben werden, bis die im Stiefel enthaltene Masse von der Dichtigkeit der äußeren Luft durch Zusammendrücken in den schädlichen Raum die Dichte derjenigen erreicht, welche im Recipienten eingeschlossen ist.

Ventilluftpumpen haben zwar keinen schädlichen Raum, dagegen den Nachtheil, daß sie sich nicht zugleich zum Verdichten und Verdünnen der Luft im Recipienten eignen und daß man das Ventil mit der Hand in Bewegung setzen muß, worüber Art. Luftpumpe das Weitere bringt. Wir bemerken nur noch, daß, wenn das Volumen der Höhlung des Stiefels einer Luftpumpe A, das des Recipienten B, die Dichte der äußeren Luft d, die im Recipienten nach dem

ersten Zug d', nach dem zweiten aber d'' u. s. w. heißt, nach n Zügen die Dichtigkeit der im Recipienten sitzenden Luft oder $d^n = \frac{B^n d}{(A+B)^n} =$

$\left(\frac{B}{A+B}\right)^n d$ seyn muß, nach welcher Formel man

allerdings auf eine mögliche unendliche Verdünnung in dem Recipienten schließen möchte, wenn n selbst unendlich groß angenommen wird, vorausgesetzt, daß die Wandungen des Apparates selbst luftdicht herzustellen wären.

Leydener Leere, auch Leydener ob. Kleist'sches Vacuum heißt, wie vorhin, die L. in einem Recipienten, in welchem dann der elektrische Funke sehr strahlend und brillant sich zeigt und wodurch Franklins Theorie von einer einzigen elektrischen Materie dargethan werden soll. Henley schlug zuerst den hierher gehörigen Apparat vor, welcher in einer 6—12 Zoll hohen, inwendig etwa bis zur Mitte mit Staniol belegten Flasche besteht, wodurch dieselbe zur elektrischen Ladung wie jede andere kleist'sche Flasche sich tauglich zeigt. Der Hals der Flasche ist mit einer messingenen Fassung und einem Kanal in derselben versehen, in welchem ein Ventil der Luft das Eindringen versperrt. Das Evacuiren kann dann mit jeder gewöhnlichen Luftpumpe geschehen, darauf leitet eine auf den messingenen Kanal geschraubte Kugel die von außen mitgetheilte Electricität in die Flasche, welche dann den leeren Raum mit dem schönsten Licht erfüllt (s. Electricität, IV.), die sich an metallene in die Flasche gehängte Metallsterne oder verschiedenartig gewundene Drähte allseitig und in den verschiedensten Formen verbreitet. Je mehr man evacuirt, desto schöner umstrahlt das elektrische Licht die Metallspitzen und wird am sichtbarsten in der dunkeln Kammer oder Nachts.

Leere Gebinde (Bauk.), s. v. a. Lehrgebäude.

Leeren, sich, s. v. a. sich lösen.

Leere Tage (Chronol.), s. Kritische Tage.

Leerräucher (Papierm.), Räucher, in welche das aus den Gruben genommene Halbzeug geschöpft und worin es mit diesem in die Zeugstube gebracht, in Haufen aufgeschichtet u. bis zur weiteren Verarbeitung aufbewahrt wird.

Leerhase, hannöv. Pfarrdorf, Aurich, Harlingen, Amt Wittmund; 170 Einw.

Leerin (Bot.), s. v. a. Leria Dec.

Leerkornstreuung (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. Cenococcum Fr.

Leerlauf (leere Gasse, Mühlenb.), s. v. a. Ablass.

Leerort, hannöv. Dorf, Fürstenthum Osnabrück, Amt Leer, am Zusammenfluß der Ems und Leda, mit 2 verpachteten Fähren über die Ems und Leda; 140 Einw., meist Fischer und Schiffer. Der Ort liegt auf Hamrichs-Boden, der hier den Fluthen ausgesetzt ist, und war im Mittelalter als Burg und Festung wichtig, wovon auch noch jetzt ein Theil der Wälle bemerklich ist. Die Burg wurde 1432 von den Hamburgern erbaut, welche damals mit dem Grafen Enno gegen Focko und die Münsterer verbün-

bet waren. Im J. 1514 verlor der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel bei der Belagerung der Burg sein Leben durch einen Schuß; 1558 wurden die Befestigungen noch verstärkt, 1712 aber abgebrochen. Auf der andern Seite der Leda wurde 1361 das Kloster Mude (Müden) gebaut, um der Pest zu steuern, 1561 an Enno übergeben; 1565 wurden die Steine dess. zum Pauder Kirche von Jemgum verwendet. Der Boden heißt noch jetzt das Mudedland.

Peerorth, hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Syke; 270 Einw.

Peers, **Perö**, franz. Dorf, Depart. Nord, östlich von Lille; 1500 Einw.

Peersburg (Geogr.), 1) nordamerikanische Stadt, V. St., Staat Ohio, Grafschaft Union; 730 Einw.; — 2) Dorf das., Staat New-Jersey, Grafschaft Cumberland, Stadtgebiet Maurice River, auf dem östl. Ufer des Flusses Maurice; Post, methodist. Kirche, beträchtlicher Schiffsbau; 20 Häuser; — 3) Dorf das., Staat Ohio, Grafschaft Highland, Stadtgebiet Fairfield; 350 Einw.; — 4) Dorf daselbst, Staat Tennessee, Grafschaft Washington, auf dem östl. Ufer eines kleinen Flusses, der in den Mississippi fällt; Post, Kirche; über 200 Einw.; — 5) Flecken das., Staat Virginien, Hauptort der Grafschaft Loudon, 153 Meil. nördl. von Richmond, 34 Meil. von Washington, 1 1/2 Meil. nördl. von dem Flusse Potomac, auf erhöhter Ebene, am Fuße des Kittoctangebirgs, in fruchtbarer Gegend; Post, Gerichtshaus, Gefängniß, 1 Markthaus, 1 Bank, 1 presbyterian., 1 episkopal., 1 methodist. Kirche, 1 Akad., 1 weibliches Erziehungsinstitut, 24 Kaufläden, 2 Druckereien, 2 wöchentl. Zeitungen; 2500 Einw.

Peerschüsselpilz (Bot.), Pilzgattung, s. v. a. *Cenangium* Fr.

Peersia (Bot.), l. nach Swarg, Reiske nach Dken, Gattung der Gramineae *Oryzae* Kunth, *Triandria Digynia* L. Charakter: Mehrchen der Rispe auf gegliederten Stielen ohne Balg, Kelchspelzen ohne Granne, untere keilförmig, obere schmal; 2 Blumenblätchen; Staubfäden 1, 3 oder 6; Samen zusammengedrückt, bedeckt. Von 17 Arten, Gräsern meistens in Amerika, bekannteste: *L. oryzoides* Sw. In Europa, an Flüssen, auf feuchten Aedern, in Italien als Unkraut auf den Reisfeldern; auch in Persien und Nordamerika. Rispe flatterig; Mehrchen offen; Spelzen länglich-oval, mit gewimpertem Kiel; 3 Staubfäden. Schreber L. 22. — II. Nach Hedwig, Moosgattung, s. v. a. *Encalypta* Schreb.

Peersum, niederländ. Ort, Utrecht, südöstlich von Utrecht; 610 Einw.

Peertaune (Bot.), s. v. a. Lärchenbaum, *Pinus Larix* L.

Peervischen (Ichthyol.), s. v. a. Deckfisch, *Stromateus* L.

Pécs (Geogr.), 1) franz. Dorf, Depart. Vaucluse-Pyrénées, Arrond. Nérone; 900 Einw.; — 2) Nebenfluß des Adour.

Peesburgh (Geogr.), 1) nordamerik. Ort, V. St., Staat Virginien, Grafsch. Loudon; — 2) Ort das., in Nord-Carolina.

Pees Creek, nordamerikan. Stadt, V. St., Staat Arkansas, Grafschaft Crawford; 560 Einw.

Peese (Geogr.), 1) hannöv. Dorf, Oberhoya, Amt Stolzenau; Fischerhaus; 150 Einw.; — 2) lippe-betmold. Dorf, Amt Brake, an der Ilse; adeliges Gut, 2 Mühlen; 270 Einw.; — 3) (Alt-L.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Randow; 130 Einw.

Peesegel, s. Segel.

Peeseite, die außerhalb des Windstriches liegende Seite des Schiffes, sie ist der Luvseite entgegengesetzt. Segelt z. B. ein Schiff mit Südwestwind nach Osten, so ist (die linke) die Backbordsseite die Peeseite und die Steuerbordsseite (die rechte) die Luvseite. Je nachdem sich ein Segel ob. Tau auf einer der genannten Seiten befindet, wird es auch nach ihr benannt.

Peesen (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) (Groß-L.), Prov. Preußen (West-Pr.), R.-B. und Kr. Danzig; 140 Einw.; — b) (Klein-L.), das.; 160 Einw.; — 2) (Pösen), sachsen-altenburg. Dorf, Amt Altenburg; 160 Einw.

Peeskow, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lüben; Windmühle; 140 Einw.

Peespieren, 1) Spieren, welche längs der Rahen durch zwei Bügel fahren und längs derselben ausgeschoben werden; — 2) Spieren, womit die Schoten der unteren Peesegel ausgelegt werden.

Peest, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Zauch-Belzig; 120 E.

Peeste, hannöv. Pfarrdorf, Oberhoya, Amt Syke; 170 Einw.

Peesten, bayern. Dorf, R.-B. Oberfranken, Edgr. Bamberg I., Mühle mit Delschlag; 110 Einw.

Peestone, brit. Felsen, Irland, Ulster, nahe an der südöstl. Küste.

Peesum (Geogr.), s. v. a. *Pesum*.

Peesumbroock, bremer Dorf, Amt Bremen, am rechten Weserufer; 150 Einw.

Peeswig, hannöv. Dorf, Stade, Bremen, Amt Altenlandes; 160 Einw.

Peetant (a. Geogr.), s. *Pætant*.

Peeteln, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. und Kr. Minden; 220 Einw.

Peeth, brit. Ort, England, Grafsch. Surrey, südöstlich von Guildford.

Peega, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Wittenberg; 190 E.

Peew (Biogr.), 1) Willem van der, Kupferstecher, 1600 od. 1602 zu Antwerpen geb., Schüler P. Scutmans, gefiel sich in einer eigenen Manier, die darin besteht, daß er auf malerische Weise anstatt der Punkte kurze dicke Striche anbrachte. Sein Stich hat Kraft und Harmonie, auch Farbe, besonders wenn er nach Rubens stach. In den Landschaften nach J. Niculant dagegen sind die Gründe und Lüfte mit so feiner Nadel gemacht, daß sie getuscht zu seyn scheinen. Er † um 1665. — 2) Gabriel van der, Maler und Radirer, 1645 zu Amsterdam geb., lebte 14 Jahre in Italien und Frankreich und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder, wo er 1688 †. L. & W.ilder stellen Landschaften mit Schaafherden,

Horvath und andern Thieren dar. Er arbeitete im Geschmacke von Castiglione und H. Roos.

Veewarden (Geogr.), 1) niederländ. Bezirk, Prov. Friesland, hat 8 Friedensgerichte und 98,000 Einw.; — 2) Hauptstadt des Bezirks und der ganzen Provinz, am Ee und am großen Kanal zwischen Haarlingen und Gröningen, so wie auch an dem nach Dokkum und Sneek, sonst die Residenz des Erbstatthalters von Friesland, ist mit Wällen umgeben und hat auf denselben Alleen, ist von vielen Kanälen durchschnitten und steht durch diese mit den oben genannten in Verbindung; 12 Kirchen (in der Hauptkirche sind die Begräbnisse oranischer Prinzen), Prinzenhof (Schloß der ehemaligen Stadthouders), Münze, Zeughaus, Synagoge; vorzügliche Feinwand, Papiermühlen, Seifensiedereien, Leimsiedereien, Gerberei, Brauerei, Del-, Mehl-, Schneide- und Lohmühlen, Pferdehandel; 21,000 (nach Andern 25,000) Einw. Geburtsort der Gelehrten C. Bitinga und Valkenaer. — **Geschichtliches.** E. kommt zuerst in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert vor. Damals waren Oldehova und Hoca noch von der Stadt getrennte Dörfer. Im Jahre 1499 ließ Herzog Albrecht das Schloß erbauen; 1504 wurde die Stadt Sitz des Rathes der Provinz Friesland; 1559 wurde hier ein Bisthum gegründet, dessen erster Bischof Remi Drahtius war.

Veewen (Geogr.), niederländ. Dorf, Geldern, nordwestlich von Nimwegen, an der Waal, links; 1520 Einw.

Veewen (Biogr.), G. J. van, berühmter Blumen- und Früchtemaler, geb. 1756 zu Arnheim, Schüler von W. Hendriks zu Harlem, † in seiner Geburtsstadt 1823. Seine Bilder sind in die besten Kabinete übergegangen; sie sind von großer Wahrheit und Treue der Natur, mit zartem und sorgfältigem Pinsel behandelt.

Veewenfontein, afrikan. Steppenflecken, Südspitze, im Lande der Buschmänner.

Veewenhoekia (Bot.), nach R. Brown, Gattung der Plumbagineae Rehb. 2 Arten, einjährige Pflanzen in Neuhollland: 1) *L. pauciflora* Benth.; — 2) *L. pusilla* R. Br.

Veewenhoek, Anton, berühmter holländischer Naturforscher, 1632 zu Delft geb., anfangs Kaufmann, studirte dann die physikalischen Wissenschaften und machte eine Menge Entdeckungen mit dem Mikroskop, namentlich verdankt man ihm die Entdeckung der Samenthierehen. Er † zu Delft 1723. Schr.: *Arcana naturae detecta*, Delft 1695, 4., 3. Ausg. Lehb. 1708.

Veewenhoekia (Bot.), nach E. Meyer, Pflanzengattung. Art: *L. tiliacea* E. M., f. v. a. *Xeropetalum tiliaceum* Kndl.

Veewergem, belg. Ort, Prov. Ost-Flandern, südwestlich von Aalst; 500 Einw.

Veewin, austral. Landstrich, Neuhollland, mit gleichn. Vorgebirg, stößt nördlich an Edels-Land u. östlich an Nuyts-Land, ist niedrig, unfruchtbar und mit Hügeln besetzt. Entdeckt wurde E. 1622 von dem holländischen Schiffe *Veewin* (Edwin) und zuletzt von N. Baubin besucht.

Veewahrk (Ornith.), f. v. a. Feldlerche, *Alauda arvensis* L.

Veeward-Inlands, Inseln unter dem Winde, nennen die Engländer die nördlichsten der kleinen Antillen: nämlich die Jungfern (Virginischen) Inseln, Ste. Croix, Anguilla, St. Martin, Barboude, St. Christophe, Antigua, Guadeloupe, Dominique und einige unbedeutende in der Nähe.

Veewardsküste, afrikan. Küste, von der Tiefe des Meerbusens von Guinea bis an Sierra Leona; enthält die Sklavens-, Gold-, Zahn- und Körnerküste.

Veewärts, alles das, was unter dem Winde liegt.

Veefses-Platz, afrikan. Gegend, Südspitze, im Lande der Beetsuanen.

Veetzen (Geogr.), 1) holstein. Dorf, Amt Segeberg; Rapschlägerei, Jahrmarkt; 360 Einw.; — 2) mecklenburg-schwer. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Schwerin, am schweriner See; 110 Einw.

Vefao, ostind. Stadt, Celebes, auf der Westküste der Insel Almor im Sunda-Archipel.

Vefebre (Biogr.), 1) auch Vefèvre, Tanne-gui, gewöhnlich Tanaquillus Faber gen., gelehrter Humanist, geb. zu Caen 1615, ward von seinem Oheim, einem Geistlichen, erzogen u. sollte sich gegen seine Reigung ebenfalls dem geistlichen Stand widmen. Um diesem zu entgehen, begab er sich nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er vorgestellt wurde, als Inspektor der Druckerei im Louvre anstellte. Nach des Kardinals Tode in große Verlegenheit gerathen, da man ihm seinen Gehalt nicht auszahlte, ging er mit einem Freunde nach Langres. Hier machte er sich mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur reformirten Kirche über. Sobald sein Uebertritt bekannt geworden, bot man ihm zwei Stellen an, die Professur der griechischen Sprache in Nimwegen und eine theologische Professur bei der Akademie von Saumur. Er zog die letztere vor, hatte aber während seiner Amtsführung viele Zwistigkeiten mit seinem Konsistorium, u. zwar deshalb, weil er von der griechischen Dichterin Sappho allzu glimpflich geurtheilt. Schon war er entschlossen, die Stelle niederzulegen u. nach Heidelberg zu gehen, wo ihm der Kurfürst von der Pfalz eine angenehme Stellung bot, als er durch anhaltende Arbeiten erschöpft in ein Fieber fiel, welches ihn am 12. September 1672 dahin raffte. E. war ein Mann von vortrefflichem Charakter, von hoher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit; Eigenschaften, die auch auf seine berühmte Tochter Anna Dacier (f. d.) übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin, mit lateinischen Uebersetzungen; auch gab er den Phädrus, Lucretius (den er Pelisson, der damals wegen seiner Treue gegen Fouquet in der Bastille saß, in die Feder diktirte), des Aelian, Eutrep, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon u. Sappho heraus. Seine lateinischen Uebersetzungen sind sehr gut; seine Uebersetzungen ins Französische etwas steif. Von seinen eignen Wer-

ken erwähnen wir die „Epistolae criticae“ (Saumur 1659 u. öft.; „Les vies des poètes grecs“ (das. 1665) und „Méthode pour commencer les humanités grecq. et lat.“ (Par. 1731). — 2) auch Lefebvre, Franz Joseph, Herzog von Danzig u. Marschall von Frankreich, berühmter Feldherr, der Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsass, wurde am 25. Okt. 1755 geboren und als Waise von seinem Oheim, einem Pfarrer, erzogen. Er ging 1773 unter die französischen Garden, erhielt 1788 den Grad eines Sergeanten u. rettete, wie wohl für die Volksache begeistert, als solcher am 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Corps das Leben. Nach Auflösung der Garden ging er in das Bataillon „Les filles St. Thomas“ über, in welchem er die Militärinstruktionen leitete. Mit einer Abtheilung dieser Truppe deckte er eines Tages den Rückzug der königlichen Familie in die Tuilleries mit Lebensgefahr und rettete 1792 die Diskontokasse vor Plünderung. In Folge dieses Betragens erhielt er den Grad eines Hauptmanns, in welcher Eigenschaft er nun in die aktive Armee eintrat. Nachdem er im Sept. 1793 zum Generaladjutanten aufgestiegen, wurde er als ein durch Tapferkeit und Geschick ausgezeichneter Offizier im Dec. zum Brigadegeneral und im Januar 1794, nach den Gefechten bei Lambach und Giesberg, zum Divisionsgeneral erhoben. Er befehligte hierauf in den Armeen im Wasgau, an der Saar, der Mosel, besonders an der Sambre und Maas und war gewöhnlich Führer der Avantgarde. In der Schlacht bei Fleurus errang er als General des rechten Flügels den Sieg. Hierauf unter den Befehl Klebers gestellt, betheiligte er sich an den Gefechten am Rhein. Im J. 1796 hielt er anfangs die Oesterreicher mit einem Theil der Rhein- und Moselarmee im Schach u. besiegte dieselben dann in der Schlacht bei Altenkirchen, wo er das Centrum befehligte. Nach der Einnahme von Frankfurt trat er in die Sambre- und Maasarmee zurück und übernahm nach dem Tode Hoche's (s. d.), zu Ende des Jahres 1797, provisorisch den Oberbefehl. Im J. 1799 führte er in der Armee Jourdan's ein 8000 Mann starkes Corps, mit welchem er gegen 30,000 Oesterreicher das Gefecht bei Stockach aushielt. Schwer verwundet kehrte L. jetzt nach Paris zurück und erhielt das Kommando der 17. Militärdivision, deren Sitz in der Hauptstadt war. Der Wichtigkeit dieser Stellung wegen versuchte man ihn an Treilhard's Stelle ins Direktorium zu bringen, was jedoch der Rath der Alten vereitelte. In der Revolution vom 18. Brumaire unterstützte er Bonaparte, mehr aus militärischem Gehorsam, denn als Theilnehmer an der Intrigue. Nachdem Bonaparte das Kommando der 17. Militärdivision an sich gerissen, erhielt L. den Befehl über die Direktorialgarde. An der Spitze derselben drang er am 18. Brumaire in den Rath der Hundshundert, holte den bedrohten Präsidenten Lucian Bonaparte heraus und trug dadurch sehr viel zum Erfolge des Streiches bei. Der erste Konsul gab ihm hierauf wieder das Kommando

der 17. Militärdivision, und im Jahre 1800 wurde er im Senate Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und im folgenden Jahre ertheilte er ihm den Befehl über die Nationalgardien mehrerer östl. Departements. Im Feldzuge von 1806 gegen Preussen übernahm L. ein Kommando in der großen Armee, befehligte am 14. Okt. die Gardeinfanterie in der Schlacht bei Jena und deckte dann den Rücken des Heeres bis zur Schlacht bei Eylau. Napoleon übertrug ihm hierauf die Leitung der Belagerung von Danzig, stellte die polnische u. die sächsische Armee, wie das badische Kontingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt, am 26. Mai 1807, zum Herzog von Danzig. Im Jahre 1808 befehligte L. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er gewann am 31. Okt. die Schlacht bei Durango, nahm Bilbao und schlug am 7. Nov. die englische Armee unter Blake auf den Höhen von Guenes. Nachdem er am 10. Nov. die Schlacht bei Espinosa geliefert, nahm er am 3. Dec. Segovia. Im Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich kommandirte er die bayerische Armee, unterdrückte die Insurrektion in Tyrol und betheiligte sich an den Schlachten bei Ekmühl und Wagram. Im russischen Feldzuge von 1812 führte er die französischen Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich im Jahre 1814 gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel der Heeresströmer. Nachdem er zu Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champ Aubert mit der höchsten Aufopferung gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleons den Bourbons und wurde dafür am 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er sich aber während der Hundert Tage wieder auf Napoleons Seite schlug, so verlor er seine Würde mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall, und am 5. März 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er † zu Paris am 14. Sept. 1820, nachdem seine zwölf Söhne ins Grab ihm vorausgegangen. Ohne durch größere Geistes Eigenschaften zu glänzen, war L. ein unterrichteter, kluger und bescheidener Charakter. Seine Wittve † 76 Jahre alt am 28. Dec. 1835 und hinterließ ihren Nichten ein Vermögen von 15 Mill. Francs.

Lefebvre (Biogr.), 1) Jean le Febvre, um 1394 zu Abbeville geb., studirte die Heroldenwissenschaft u. fand seine erste Anstellung als poursuivant d'armes bei den Engländern. Im J. 1422 trat er als herault Charollois in die Dienste des Herzogs von Burgund, und bei der Stiftung des Vliesordens 1429 ward er als dessen Wapenkönig in Bestellung genommen. Im Mai 1468 zum Ritter geschlagen, † er bald darauf. Seine Denkwürdigkeiten hat zuerst le Laboureur im Anhang zu dem Anonymus von St. Denis veröffentlicht, eine zweite Ausgabe lieferte Buchon in seiner Collection des croniques und im Panthéon littéraire. — 2) Jacques le F. oder Fabri, um 1455 zu Etaples geb., studirte zu Paris und durchreiste dann einen großen

Theil von Europa; 1493 nach Paris zurückgekehrt, lehrte er Philosophie am College Lemoine bis 1507, wo ihm Bricconnet, Bischof von Lodève, eine Anstellung gab. Die Freisinnigkeit, mit welcher er die Anwendung der Kritik beim theologischen Studium empfahl, machte ihm viele Feinde, die es endlich dahin brachten, daß er 1525 von Meaux, wo er Großvikar war, nach Straßburg entfliehen mußte. Franz I. nahm sich jedoch seiner an und vertraute ihm die Erziehung seines dritten Sohnes Karl. Im J. 1531 nahm ihn die Königin von Navarra mit sich nach Nerac, wo er 1536 †. Man hat von ihm: *Psalterium quintuplex gallicum, romanum, hebraicum, vetus, conciliatum*, Par. 1509 u. 1513; — *Commentaires sur S. Paul*, ebendas. 1512 u. 1531; — *Commentaires sur les Evangiles*, Meaux 1525; — *Commentaires sur les Epîtres canoniques*, ebendas. 1525; — *Exhortations en franç. sur les évangiles et les épîtres des dimanches*, ebendas. 1525; — *De Maria Magdalena*, 1516, 1518, 1519; — *Rhythmimachie ludus*, Par. 1514. Seine Bibelübersetzung, Antw. 1528, erlebte zahlreiche Auflagen, die beste ist die von 1534, fol. — 3) Jean le F., franz. Geistlicher, im 16. Jahrh. zu Dreux geboren, schrieb in Versen: *Les fleurs et antiquités des Gaules*, Paris 1532. — 4) Nicolas le F., ebenfalls Geistlicher, schrieb eine Tragödie: *Eugénie ou le triomphe de la chasteté*, Amiens 1678. — 5) Charles Hugues le F. de Saint Marc, franz. Piterator, 1698 zu Paris geboren, war erst Militär, trat dann in den geistlichen Stand, beschäftigte sich darauf mit der Erziehung junger Leute und widmete sich endlich ausschließlich der Literatur; † 1769. Schrieb einige Beiträge zur Geschichte von Port Royal, 1735, u. *Abrégé chronologique de l'histoire d'Italie*, 1761 — 70, 2 Bde., und gab heraus die *Memoiren des Marquis v. Fouquieres*, 1734, die *Histoire d'Angleterre* von Rapin Thoyras, 1749, die Werke von Boileau, Chaulieu, Chapelle und Bachaumont, Malherbe, St. Pavin etc. — 5) L. Desnouettes, Charles, Graf, franz. General, geb. 1775 zu Paris. Schon als Schüler nahm er, aus Neigung für die militärische Laufbahn, heimlich mehrmals Militärdienste, wurde aber vom Vater immer wieder losgekauft und der Schule zugeführt. Beim Ausbruch der Revolution trat er in eine Legion Freiwilliger, stieg durch seltene Tapferkeit von Stufe zu Stufe und war 1804 bereits Oberstlieutenant des 18. Dragonerregiments, das er besonders in der Schlacht bei Austerlitz mit Auszeichnung führte. Im Sept. 1806 wurde er zum Brigadegeneral befördert und dem König von Westphalen beigegeben. Im J. 1808 ernannte ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und Obersten der reitenden Gardejäger. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, schlug während der Belagerung von Saragossa am 23. Juni einen Theil des spanischen Heeres bei Epila, fiel aber in die Hände der Engländer, die ihn nach England als Kriegsgefangenen schafften. Er entfloß jedoch glücklich und nahm hierauf Theil an dem Feldzug von 1809 gegen Oesterreich. Auf dem Rückzug aus Rußland im J. 1812 befand er sich unter der

Begleitung des Kaisers. Im Feldzug von 1813 focht er in der Schlacht bei Baugen, und als sich der Nachtrab des Feindes auf den Höhen hinter Reichenbach am 22. Mai setzte, warf er denselben mit dem General Colbert an der Spitze der polnischen Lanziere. Dem General Thielemann, der sich im Sept. mit einem österreich.-russischen Streifcorps im Rücken der französischen Armee zeigte, wurde er von Dresden aus mit einem Kavaleriecorps entgegengesendet. L. trieb den Feind am 24. aus der Gegend von Altenburg nach Böhmen zurück, wurde aber schon am 28., nachdem sich Thielemann mit dem Kosakenhetman Platow vereinigt, aus Beiz vertrieben u. mußte sich nach Weissenfels zurückziehen. Im Feldzug von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. bei Parothière und im Gefecht bei Brienne aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers eskortirte er denselben bis nach Roanne und wurde hierauf als Befehlshaber eines Gardejägerregiments bestätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleons eilte er von Paris zu diesem Regiment nach Flandern und versuchte an der Spitze desselben auf dem Weg nach der Hauptstadt auch die übrigen Garnisonen zum Abfall zu bewegen. Er drang in Gemeinschaft mit den beiden Generalen Lallemand am 10. März 1815 zu Laferre ein, um sich des Geschützdepots u. der Besatzung zu bemächtigen, was jedoch der *Maréchal-de-Camp* d'Aboville zu verhindern wußte. Am folgenden Tage erschien er zu Compiègne vor der Kaserne des Jägerregiments Verri und forberte dasselbe auf, die Sache des Königs zu verlassen. Allein auch hier wurde er durch den Major Rainez abgewiesen, und seine Truppe, deren Muth bereits gesunken war, verließ ihn und zerstreute sich. Verkleidet entfernte sich L. darauf aus Compiègne und verbarg sich mit den Gebrüdern Lallemand bei dem General Rigault, wo er die Ankunft des Kaisers erwartete. Für seine Ergebenheit wurde er während der Hundert Tage zum Pair erhoben. Er übernahm den Befehl einer Division und kämpfte bei Fleurus und Waterloo. Nach der zweiten Abdankung Napoleons gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen. Im Mai 1816 verurtheilte ihn ein Kriegsrath, welchem der General Balée präsidirte, zum Tode. Zu Anfang des J. 1822 schiffte sich L. in einem amerikanischen Hafen ein, um aus Belgien seine Gemahlin abzuholen, erlitt jedoch Schiffbruch und ertrank im Angesicht der europäischen Küsten. — 6) s. Lefevre 2).

Lefevre (Blogr.), I. Staatsmänner, Gelehrte, Dichter etc.: 1) Jehan le, franz. Dichter des 14. Jahrh., wahrscheinlich zu Théroutane geboren, schrieb in seinem „*Livre de Matheolus*“ eine grobe Satyre gegen die Frauen, die, angeblich von einem gewissen Matheolus ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt, vielfach angegriffen wurde, was L. bewog, selbst eine Lobschrift auf die Frauen unter dem Titel „*Rebours de Matheolus*“ zu schreiben. Jenes erschien zuerst gedruckt Paris 1492, Lyon ohne Jahrszahl, Par. 1518, u. d., dieses Lyon ohne Jahrszahl, Par. 1518, auch unter dem Titel „*Le livre du resolu en mariage*“, Par. ohne Jahrszahl. — 2) Jehan le, Parlamentsadvokat zu Pa-



gefällige Wirkung das Auge zu fesseln. Besonders Ruhm erwarben ihm seine verlassene Psyche am Felsen; — Phocion mit dem Giftbecher, in der Gallerie von Compiègne; — Heloise und Abailard; — die Apotheose des heiligen Ludwig, und viele Porträts geschichtlich merkwürdiger Personen. L. † zu Paris 1830. Er war Kabinetsmaler des Königs, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied mehrerer Akademien. Eine größere Anzahl seiner Werke verzeichnet Gabet im Dictionnaire des artistes français du 19^{ème} siècle, unter Robert Lefevre. Die berühmtesten sind in der Révue encyclopédique, Bd. 49, S. 154, 1830 bezeichnet. Dort heißt es, daß der Künstler im Porträt von Keinem übertroffen worden sey. — 16) Achille Désiré le, franz. Kupferstecher, zu Paris 1798 geb., bildete sich, nach Gabet's Versicherung, unter der Leitung seines Vaters, lieferte u. A. drei Wignetten für Voltaire's Werke, nach Desenne's Zeichnung; — zwei Wignetten für die Oeuvres de Rousseau, nach Devéria; — zwei solche für das Leben Napoleons, nach Desenne und Devéria; — das Bildniß des Generals Foy, nach H. Bernet; — das Porträt Napoleons, nach Steuben; — ein schlafendes Kind, nach Prudhon; — das Bildniß von M. de Mortemart, Kniestück, nach H. Bernet; — J. J. Rousseau in seiner Jugend; — zwei Wignetten für die Oeuvres de Regnard, nach Desenne; — eine Wignette für Young's Nachtgedanken.

Leffe, österr. Dorf, Lombard, nordöstlich von Bergamo; Markt; Wollzeuchweberei, Steinkohlen; 1250 Einw.

Leffinghe, belg. Marktflecken, Prov. Westflandern, Bez. Gent; 1300 Einw.

Leffond, franz. Dorf mit Markt, Depart. Haute-Marne, Arrond. Chaumont; Eisenwerk; 620 Einw.

Leßis, österr. Dorf, Vorarlberg, Edgr. Feldkirch; Leprosen- und Siedenhaus, Schwefelsäurefabrik, Schwefelbad; 240 Einw.

Leßka (Geogr.), 1) europ.-türk. Dorf, Livadien, südwestlich von Thiva; — 2) asiat.-türk. Flecken auf der Nordküste der Insel Cypern.

Leßke, europ.-türk. Stadt im Sandschal Sultan Dyni, Ejalet Anatoli, fast ganz verfallen; ist das alte Seleucia.

Leßkoscha (Leßkosia, Geogr.), türk. Sandschal, Insel Cypern, mit den Vorgebirgen Andra, Griega und Khiti und mit großen Salzschlammereien. — 2) Hauptstadt des Sandschaks und der ganzen Insel, Sitz eines griechischen Erzbischofs; hat gute Festungswerke, steinerne Häuser, erzbischöflichen Palast, viele Moscheen (die schönste derselben, Aja Sophia, war einst griechische Kathedrale, eine andere enthält die Beigräbnisse der Könige aus dem Hause Lusignan), mehre griechische Kirchen, Bäder, Karawanferai, Fabriken in Seidenwaaren, baumwollenen Waaren, Leder etc., eine berühmte Wasserleitung; 16,000 Einw., theils Türken, theils Griechen.

Leßort, Franz Jakob, der berühmte Günstling Peters des Großen von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo sein Vater, der aus einem alten schott. Geschlechte stammte, Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging

aber aus Neigung zum Soldatenstande in seinem 14. Jahre heimlich nach Marseille und trat hier in franz., 1674 in holländ. Kriegsdienste. Auch diese verließ er wieder, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier war er anfangs Sekretär des dänischen Gesandten, trat aber sehr bald beim Czar Feodor in Dienste, u. befehligte von 1676—81 eine Kompagnie. Durch einen Zufall gewann er die Gunst des jungen Czars, Peter Alexjewitsch, die ihm bis zu seinem Tode blieb. In Beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der sich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beistandes bedürfe, u. L. besaß zu beiden hinlängliche Talente. Den ersten großen Dienst leistete er dem Czar bei einem Aufbruch der Strelizen im J. 1688, deren verrätherischen Entwurf er vereitelte. Nach Peters Thronbesteigung zeigte sich L.'s Einfluß mit jedem Tage wirksamer. Er bildete namentlich das Kriegswesen aus, indem er es auf franz. Fuß organisirte, legte den Grund zu der russischen Seemacht und suchte den Gewerbleiß und die Landeskultur durch Hereinziehung deutscher und französischer Handwerker und Künstler zu heben, sowie er das Militärwesen durch Gewinnung fremder Offiziere emporbrachte. Im Jahr 1694 wurde er Großadmiral und Generalissimus des russ. Heers und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reise, welche Peter der Große 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erste der russischen Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Czar incognito befand. Als Peter die während seiner Abwesenheit ausgebrochene Empörung der Strelizen durch seine mit Blitzesschnelle möglich gemachte Rückkehr beschwichtigte, vollzogen der Czar, L. und Mentshikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigener Hand. Bald darauf † L. im J. 1699. L. hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, scharfe Beurtheilungskraft, viel Geistesgegenwart, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russischen Reiches. Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit waren die Grundzüge seines Charakters, aber in seiner Lebensweise überließ er sich Ausschweifungen und beschleunigte dadurch seinen Tod.

Vefranc, Jean Jacques, Marquis de Pompiignan, französ. Dichter, geboren am 10. August 1709 zu Montauban, war, bevor er nach Paris ging, anfangs Generaladvokat und nachher Ehrenpräsident der Steuerkammer zu Montauban. Mit gründlichen gelehrten Kenntnissen, von denen er in seiner Uebersetzung (in Prosa) der Tragödien des Aeschylus und der „Georgica“ Virgils vollgültige Proben ablegte, war er dabei ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Neben seinen von christlicher Begeisterung eingegebenen „Poesies sacrées“ (Par. 1734; neueste Ausg., 1825), die, wenn sie auch keine Muster sind, den vielgerühmten Oden Rousseau's durchaus nicht nachstehen, schrieb er eine durch reine und elegante Diktion ausgezeichnete Tragödie „Didon“ (Par. 1734) und auch einige Opern. Indessen ver-



rungen, Musikarbeiten etc. gestochen haben. Das Todesjahr L.'s ist unbekannt.

Legaschew, Anton, Maler von Pensa, ein Leibeigener, erhielt aber die Freiheit, und der Freimaurer fand durch Unterstützung Gelegenheit, in Petersburg seinen Kunststudien obzuliegen. Hier war A. Warnock sein Lehrer, und unter der sorgfältigen Leitung dieses Künstlers machte der Freigelassene bald große Fortschritte. Später ging er mit einer Mission auf 12 Jahre nach China, wo er sich wahrscheinlich noch befindet. Im J. 1835 war er noch in Peking.

Legat (legatum, Rechtsw.), s. v. a. Vermächtniß. Die Lehre von den L.en ist eine der interessantesten Partien des römischen Privatrechts und besonders deswegen merkwürdig, weil die römischen Juristen mit ihrer ganzen Feinheit, ihrem ganzen Scharfsinn und wissenschaftlichen Konsequenz auf diesen Gegenstand einen großen Fleiß verwendet haben. Wir können füglich eine weitere Einleitung und namentlich die zum Verständniß des gegenwärtigen Artikels etwa nöthigen Bemerkungen über Erbrecht, testamentarische und Intestaterbfolge übergehen, indem wir in dieser Beziehung auf die ausführlichen Artikel unseres Werks verweisen, und wenden uns gleich zu den L.en selbst.

A. Einleitendes.

Ein L. überhaupt heißt alles dasjenige, was Jemand (der Legatar, Honorirte) nach dem letzten Willen eines Verstorbenen aus dessen Nachlaß als Singular-Successor erhalten soll. Dasjenige also, was das L. der Erbschaft gegenüber charakterisirt, ist, daß das erstere immer nur Singularsuccession begründet, während die andere bloß eine Universalsuccession hervorbringen kann. Auch ist die nothwendige Voraussetzung eines L.s die Existenz Jemandes (des Dnerirten), welcher mit der Abgewährung desselben belastet ist.

Die Geschichte der L.e anlangend, so finden sich hier zwar nicht, wie etwa bei der Hereditas und bonorum possessio, Nebeneinander herlaufende, zu gleicher Zeit gültige Institute aus dem Civil- und prätorischen Recht, vielmehr sind alle Vermächtnisse civilrechtlicher Natur; allein die Verschiedenheit der Vermächtnisse, je nachdem sie zu den wirklichen L.en oder nur zu den Fideikommissen (f. d.) gerechnet wurden, hat doch auch einen historischen Grund, indem die ersteren dem älteren strengeren, die anderen aber dem neueren billigeren Civilrecht angehören. Auf diese Verschiedenheit der L. und Fideikommissen werden wir unt. zurückkommen; jetzt haben wir die Formen der römischen L.e, wie sie sich schon im früheren röm. Civilrecht ausgebildet, zu betrachten. Legatum hieß nämlich im älteren röm. Recht ein solches Vermächtniß, welches der Erblasser dem testamentarischen Erben selbst befehlungsweise (verbis directis et imperativis) zu prästiren aufgegeben hatte. Dieses geschah nun auf verschiedene Weise. Es konnte nämlich Jemandem durch letztwillige Disposition, aber unter einem Singularartitel etwas hinterlassen werden entweder dadurch, daß der Erblasser dem im Testament instituirten Erben befahl, einzelne Vermögensstücke aus seinem Nachlasse jener Person

ten) zu geben, oder dadurch, daß der Testator dem Legatäre gestattete, sich gewisse Sachen aus seinem Nachlasse zu nehmen und anzueignen. Hiernach waren die beiden Hauptformen der römischen L.e das Damnationslegat (Legatum per damnationem) und das Vindikationslegat (Legatum per vindicationem), wovon das erstere nur ein Obligationsverhältniß zwischen dem Legatar u. Erben (Honorirten und Dnerirten) auf Ab-Gewährung der legitimen Sache hervorbrachte, das andere aber ein wirkliches dingliches Recht des Legatars an der legitimen Sache konstituirte, so daß er sie sofort aus der Erbschaft herausnehmen und von jedem Dritten vindiciren konnte. Eine Unterart des Vindikationslegats ist das Legatum per praeceptionem, welches gebraucht wurde, um einem der Miterben ein Vermächtniß (ein „Prälegat“) zuzuwenden; unter das Vindikationslegat zu subsumiren ist aber das Legatum sinendi modi, eine Legatsform, welche sich dadurch von den anderen unterscheidet, daß dabei der Legatar sich die vermachte Sache nicht erst taxiren zu lassen brauchte, sondern das dingliche Recht an derselben durch einseitige Besitzergreifung erwarb. Festzuhalten ist, daß bei diesen sämtlichen älteren Legatsformen und für den technischen Ausdruck „Legatum“ im antejustinianischen römischen Recht überhaupt die Hauptbedingung eine Erbesetzung im Testament war. Hätte Jemand seinen letzten Willen bloß auf Vermächtnisse richten und keine Erbesetzung vornehmen wollen, so würde derselbe nichtig und unausführbar gewesen seyn, es mußte doch jedenfalls immer eine vollständige Repräsentation der Persönlichkeit des Erblassers nach seinem Tod erzielt werden und das konnte auf keine andere Weise geschehen, als eben durch Ernennung eines Universalsuccessors; daher der Grundsatz, daß ein Legat bloß in einem Testament und bloß einem testamentarischen Erben konnte auferlegt werden. Hieraus geht als ganz natürliche Folge hervor, daß L.e nur im Testamente selbst oder durch ein neues Testament (später aber auch in einem bestätigten Kodicill) konnten widerrufen werden. Aus der Natur der L.e selbst, besonders aber auch aus den Eigenthümlichkeiten des älteren röm. Civilrechts, nach welchem der Ausländer (Peregrinus) an allen civilrechtlichen Instituten keinen Theil hatte und nur des Jus gentium fähig war, folgt ferner der Grundsatz, daß der Honorirte im Allgemeinen die testamenti factio passiva besitzen mußte, sowie der, daß das Legatum eine civilrechtliche Personal- oder dingliche Klage hervorbrachte. Das alte röm. Legat war somit ein strenges Institut des Jus civile, sehr genau umgrenzt und litt an der ganzen Starrheit des älteren röm. Rechts überhaupt. Dieses mußte mit der Zeit, mit dem immer sich vergrößernden Umfang des römischen Reichs, mit der Nothwendigkeit, viel im Ausland und mit Ausländern zu verkehren, sich ändern. Die in den Provinzen oder im Ausland verweilenden Römer waren nämlich oft in der üblen Lage, daß sie keine letztwilligen Anordnungen treffen konnten, weil sie die zur Mitwirkung bei dem damals üblichen Mancipations-Testament (Testamentum per aes

et libram) nothwendigen 7 römischen Bürger nicht aufzutreiben im Stande waren, da auch die Provincialen, welche erst unter Antonius Caracalla (211—217 n. Chr.) im Allgemeinen das römische Bürgerrecht erhielten, keine gültigen Testamentszeugen waren. Aus diesem Bedürfnis entstanden zur Zeit des Augustus die Kodicille und mit diesen die Fideikommiss, eine neue Form der Vermächtnisse. Ein in die Provinzen oder ins Ausland verreisender Römer brauchte jetzt nur noch in Rom ein Testament mit der Kodicillarklausel zu errichten, und es war ihm ermöglicht, an jedem beliebigen Ort in einem Kodicille ohne die civilrechtlichen Solennitäten letztwillig zu verfügen, so weit solche Verfügungen überhaupt in einem Kodicill getroffen werden konnten (vgl. Fein, Fortsetzung von Glücks Kommentar, 24. Th., 1. Abth. S. 11—13). Die Fideikommiss waren ursprünglich nur eine Bitte an den Testaments- od. Intestat-Erben, einem Dritten aus der Erbschaft etwas zu geben, ohne daß derselbe dadurch verpflichtet worden wäre. Dies änderte sich nun freilich seit Augustus, und dadurch wurden erst die Fideikommiss zu ordentlichen Vermächtnissen nach Art der L.e erhoben. Das Charakteristische der Fideikommiss (den L.en gegenüber) besteht in Folgendem: Fideikommiss können auch in nicht bestätigten Kodicillen angeordnet werden, ihre Form ist eine bittweise; das Fideikommiss kann nicht bloß dem testamentar. Erben, sondern Jedem auferlegt werden, welchem der Erblasser letztwillig etwas zuwendet; honorirt kann Jeder, auch ein Ausländer (Peregrinus) werden; eine Klage entsprang früher aus den Fideikommissen gar nicht, später erst eine Persecutio extraordinaria; endlich konnten dieselben auch ohne Beobachtung einer besonderen Form widerrufen werden. — Diese Verschiedenheit zwischen L.en und Fideikommissen schwächte sich, wie natürlich, mit der Zeit ab, und schon frühere kaiserliche Konstitutionen rückten beide Institute einander näher, wie denn auch die bisher bestandenen Formen der L.e durch ihre Verschmelzung vereinfacht wurden. Eine durchgreifende Reform bewirkte aber erst Justinian, welcher durch eine Verordnung (C. 1 C. communia de legat. et fideicommiss. et de in rem missione tollenda [6, 43]) allen Unterschied zwischen L.en und Fideikommissen aufhob und ein Vermächtniß herstellte, so daß jedes L. auch Fideikommiss sein und heißen sollte. Der Vermächtnißnehmer sollte in jedem einzelnen Fall nach den ihm günstigeren Grundsätzen der L.e oder Fideikommiss beurtheilt werden, insbesondere aber sollte derselbe eine dingliche Klage anstellen dürfen, so weit diese möglich ist. Es hat sich indessen ein konventioneller Sprachgebrauch erhalten, welcher den Ausdruck Fideikommiss da anzuwenden pflegt, wo das vermachte Gut durch einen Andern hindurchgehen und erst von diesem an den Honorirten gelangen soll, außerdem aber wird das Vermächtniß L. genannt. Wir werden nun in dem Folgenden die Theorie der Vermächtnisse darstellen, ohne hierauf weitere Rücksicht zu nehmen, und „L.“ überall synonym mit „Vermächtniß“ gebrauchen.

B. Theorie der L.e.

Die Pandekten definiren „Legatum est delibatio hereditatis, qua testator ex eo, quod universum heredis foret, alicui quid collatum velit“ (Fr. 116 de legat. I. [30]); deutsch: „das L. ist eine Schmälerung der Erbschaft, vermittelt welcher der Testator von dem, was als Gesamtheit dem Erben zugehören würde, Jemandem etwas zuwenden will“. Das L. ist also eine durch den Erben vermittelte Succession, und jeder, der sich einen Erben ernennen kann, kann auch Vermächtnisse geben, sowie jeder, welcher fähig ist, Erbe zu werden, auch mit einem Vermächtniß bedacht werden kann. Zu berühren ist hier gleich die sog. Regula Catoniana, ein Gesetz, welches von M. Porcius Cato herkommt, wonach ein L., welches unwirksam gewesen wäre, wäre der Testator sogleich nach seiner Errichtung verstorben, nicht gilt, wenn er auch gestorben ist. Es bezieht sich dies auf den Verlust der Fähigkeit ein Testament errichten zu können (testamenti factio activa) und deren nachherigen Wiedereintritt, ist aber im Allgemeinen nichts Anderes, als das auf die L.e angewendete Princip: Quod initio non valet, tractu temporis valere nequit (was von Anfang an ungültig ist, kann im Laufe der Zeit keine Gültigkeit erlangen). Ob die Regula Catoniana jetzt noch gelte, oder nicht, ist unter den Juristen sehr controvers, doch möchten die erheblicheren Gründe auch für die jegige Anwendbarkeit jener Vorschrift streiten.

1. Errichtung der Vermächtnisse.

1) Form. — Ein L. kann in jeder letztwilligen Disposition, sie sey Testament oder Kodicill, hinterlassen werden. Bemerkenswerth aber ist noch eine justinianeische Verordnung, wodurch auch durch eine ganz formlose Erklärung des Erblassers an den Dnerirten ein Vermächtniß errichtet werden kann, wenn der Vermächtnißnehmer, nach vorher geleistetem Kalumnieneid (s. d.) die Existenz desselben von dem Eid des angeblich Dnerirten abhängig machen will (C. ult. C. de fideic. [6, 42] §. 12. 1. de fideic. her. [2, 23] Fr. 21 pr. D. de leg. III. [32]). Dieser Beweis durch den Eid des Dnerirten findet aber nicht bloß dann Statt, wenn ihm das L. mündlich auferlegt worden ist, sondern auch dann, wenn ihm der Testator die Präsation desselben schriftlich anbefohlen, oder wenn er es in einer förmlichen, aber abhanden gekommenen Disposition errichtet hat. Darum ist denn auch der von Einigen für diese Art L.e gebrauchte Ausdruck „Dralfideikommiss“ zu beschränkt und auch der gewöhnlichere: „Fideicommissum heredi praesenti injunctum“ enthält nicht alle Fälle.

2) Inhalt. — a) Subjekte bei den L.en. Schon mehr Male wurde bemerkt, daß nur derjenige, welcher testamenti factio activa hat, ein L. errichten könne. Jetzt bleibt uns bloß noch übrig die Person des Dnerirten und des Honorirten näher ins Auge zu fassen.

1) Dnerirt mit einem Vermächtniß kann werden:

a) der Erbe, oder wer loco heredis ist, und dieser ist es stillschweigend, wenn nicht ein Anderer als Dnerirt ausdrücklich genannt ist. Sind in diesem Falle mehr Erben vorhanden, so wird

angenommen, sie seyen pro rata ihres Erbtheils onerirt; und eben dies ist der Fall, wenn mehrere Erben zusammen als speciell onerirt genannt wurden *); mehr alternativ Onerirte sind Koreschuldner (s. d.).

b) Ferner aber kann nach jegigem Recht jeder onerirt werden, der aus dem Vermögen des Erblassers etwas erhält. Ist dies aber selbst ein Legatar, so darf ihm nicht mehr zu restituiren aufgegeben werden, als er selbst erhält; in wie weit der Erbe onerirt werden darf, darüber sind besondere Regeln vorhanden, von denen unten die Rede seyn wird. Dem Erben selbst aber kann nicht aufgegeben werden, seiner eigenen Person ein L. auszuzahlen (Fr. 116 §. 1 D. de legat. I. [30]: „Hereditatem a semet ipso legatum dari non potest, a te coherede potest“).

2) Vom Honorirten. Honorirt ist der, welchem der Erblasser einen Vortheil zuwendet oder zuzuwenden beabsichtigt. Auch für den Honorirten ist in der Regel testamenti factio passiva (s. Testament) erforderlich, doch können z. B. Alimente auch einem Unfähigen hinterlassen werden. Ist einer von mehreren Miterben honorirt, ohne daß bestimmt wäre, welcher von den übrigen Miterben der Onerirte seyn soll, so daß also dem Honorirten etwas von der ganzen Erbschaft zum Voraus vermacht wird, so nennt man dieses Vermächtniß ein „Prälegat“ (Praelegatum, Praeceptio). Nach der oben berührten Regel, daß keinem Erben aufgegeben werden könne, sich selbst ein „Legat“ auszuzahlen, ist bei der Berechnung des Prälegats nur der Theil desselben als L. anzusehen, welchen die Miterben nach Verhältnis ihrer Quoten dazu beitragen müssen, nicht auch der übrige Theil, den sich der Erbe nach Verhältnis seiner Erbportion selbst auszahlen müßte; diesen bekommt er als Erbe. Dieser Satz hat mancherlei seltsam aussehende Wirkungen in seinem Gefolge, von welchen wir beispielsweise nur eine in den Pandekten selbst vorkommende anführen wollen. In Fr. 34 §. 11, 12 D. de legat. I. (30) heißt es: „Si duobus sit legata (res), alter heres institutus sit, a semet ipso ei legatum inutiliter videtur, ideoque quod ei a se legatum est, ad collegatarium pertinebit. Inde dicitur, si duo sint heredes, unus ex uncia, alter ex undecim unciis et eis fundus legatus sit, unciarum heredem undecim partes in fundo habiturum, coheredem unciam“. Deutsch: „Wenn Zweien eine Sache vermacht und der eine von beiden zum Erben eingesetzt ist, so erscheint das L., welches er sich selbst zu prästiren hat, vergeblich, und deshalb wird dasjenige, was ihm von ihm selbst (von seiner eigenen Erbschaft) vermacht ist, dem Mithonorirten gehören. Daher sagt man, wenn 2 Erben seyen, einer auf $\frac{1}{12}$, der andere auf $\frac{11}{12}$, und beiden sey ein Grundstück vermacht, so werde der Erbe auf $\frac{1}{12}$ 11 Theile an dem Grundstück haben, sein Miterbe

nur ein Zwölftheil“. Diese Entscheidung, so sonderbar sie auf den ersten Anblick aussieht, ist dennoch ganz richtig. Jedem der beiden Erben würde nach bekannten Regeln die Hälfte des vermachten Grundstücks anfallen, also jedem, um bei dem Beispiel zu bleiben, $\frac{12}{24}$ desselben; von diesen $\frac{12}{24}$ des Erben auf $\frac{1}{12}$ würde der Erbe auf $\frac{11}{12}$ nach Antheil seiner Quote $\frac{11}{22}$ Theile zu prästiren haben, der Erbe auf $\frac{1}{12}$ selbst aber $\frac{1}{24}$. Dieses letztere $\frac{1}{24}$ aber fällt, weil der Legatar selbst mit demselben onerirt ist, seinem Mitlegatar, dem Erben auf $\frac{11}{12}$ zu. Von den $\frac{12}{24}$ des Erben auf $\frac{11}{12}$ würde der Erbe auf $\frac{1}{12}$ nach Verhältnis seiner Quote bloß $\frac{1}{24}$ zu prästiren haben, der Erbe auf $\frac{11}{12}$ selbst $\frac{11}{24}$, welche letztere $\frac{11}{24}$ aber aus demselben Grunde, wie oben seinem Mitlegatar, dem Erben auf $\frac{11}{12}$ zufallen. Auf diese Weise erhält der Erbe auf $\frac{1}{12}$ erst die $\frac{11}{24}$, welche ihm sein Miterbe als Onerirter zu prästiren hat, dann aber auch die $\frac{11}{24}$, welche derselbe als Mithonorirter von der eigenen Quote an ihn verloren hat, folglich in Summa $\frac{22}{24} = \frac{11}{12}$ des Grundstücks. Auf gleiche Weise erhält der Erbe auf $\frac{11}{12}$ von seinem Miterben $\frac{1}{24}$ seines Legats prästirt, er lucrirt aber auch das $\frac{1}{24}$, welches sein Kollegatar als auf die eigene Quote onerirt an ihn verlor, er hat also zusammen $\frac{2}{24} = \frac{1}{12}$ des Grundstücks.

Obgleich das Prälegat ein L. und als solches abgesondert von der Erbportion ist, so wird es doch mit der familiae erisundae actio geltend gemacht. Mehrere können auch in der Art onerirt seyn, daß einer nach dem anderen Vermächtnißnehmer seyn soll, welchen Falls man von successiven Vermächtnissen spricht. Dahin gehören namentlich die Familienfideikommiss, wodurch dem Onerirten auferlegt wird, das Vermächtniß einem aus der Familie, der sodann wieder das selbe Dnus haben kann, zu hinterlassen (vergl. Fideikommiss, S. 202).

b) Object der L. — 1) Im Allgemeinen. Gegenstand eines L. kann im Allgemeinen Alles seyn, was auch Gegenstand einer Obligatio seyn kann. Im Zweifelsfall hat der Testator dasjenige vermacht, was ihm selbst oder dem Onerirten gehört; das Vermächtniß einer fremden Sache gilt nur dann, wenn der Testator diese ihre Eigenschaft kannte, und vorausgesetzt, daß sie überall existirt. Das Vermächtniß einer Sache, welche dem Legatar zur Zeit der Legaterrichtung schon gehörte, gilt nur, wenn es ein bedingtes ist; eine Sache extra commercium oder deren commercium der Legatar nicht hat, kann nicht vermacht werden, und es kann der Honorirte nicht etwa die Restitutions derselben fordern.

2) Specielles über besondere Gegenstände der L. Es sind hier vorzüglich zu bemerken die Vermächtnisse, welche sich: A. auf Rechte beziehen, und dahin gehören: a) Das Legatum nominis, wenn der Erblasser eine ihm zuständige Forderung vermacht, wo dann der Legatar die Klage darauf als utilis actio erhält und dieselbe auch auf Accessorien der Forderung mitrichten kann. — b) Die Liberatio legata, wenn der Erblasser einem Schuldner dasjenige, was dieser ihm, seinem Erben oder einem Dritten schuldig ist, vermacht.

*) Bei dem direkten Widerspruch der Quellen über diesen Punkt bleibt uns nichts Anderes übrig, als so zu entscheiden, wie wenn im Corpus Juris keine specielle Entscheidung vorhanden wäre. Deshalb ist die allgemeine Regel, daß die Erben nach ihrem Vermächtnisquoten bezahlen, auch auf den Fall auszudehnen, wenn mehrere Erben speciell onerirt sind.

— c) Das Legatum debiti, wenn der Erblasser seinem Gläubiger dasjenige vermacht, was er ihm schuldig ist, sofern der Gläubiger für seine Forderung irgend einen Vortheil daraus zieht, daß er sie nunmehr aus dem Testament geltend machen kann. Dies wäre z. B. der Fall, wenn durch dieses L. eine bedingte Forderung in eine unbedingte ex testamento verwandelt wird. Hat der Gläubiger keinen Vortheil irgend einer Art von dem L. debiti, so ist dasselbe als solches ungültig; deswegen kann es aber doch ein gültiges Vermächtniß für einen Anderen seyn, z. B. wenn der Testator einen von mehreren Erben mit Bezahlung einer Schuld onerirt hat, wodurch dem Miterben, der außerdem pro rata die Schuld hätte mitbezahlen müssen, ein Vermächtniß gegeben ist, vermöge dessen er vom Onerirten verlangen kann, daß derselbe den Gläubiger ganz befriedige. — d) Das Vermächtniß einer persönlichen oder Prädialservitut. Wird eine persönliche Servitut auf einzelne Termine, einzelne Jahre, Monate u. oder ein Jahr um das andere legirt, so sind es mehre L.e, von denen jedes mit Eintritt des Termins besonders erworben wird. — e) Das Vermächtniß eines Pfandrechts.

B. Fernerweit aber ist zu bemerken das L. einer Gattung (Genus), so wie das alternative Vermächtniß. Das erstere, das sogenannte Legatum generis, gilt in sofern, als der Gegenstand, welcher nur der Gattung nach, nicht dem Individuum nach, bezeichnet ist, in der Erbschaft sich befindet. Hat der Testator absichtlich die Sache nur der Gattung nach bestimmt, so hat er damit stillschweigend dem Legatar die Auswahl in dem Genus gegeben. Anders wenn er eine bestimmte Sache im Sinne hatte und nur die Bezeichnung unvollkommen war. Hier hat der Erbe die Wahl. Jenes stillschweigend verheißene Wahlrecht darf aber nicht so ausgeübt werden, daß man ein Stück bester Qualität auswählt, sondern man darf nur ein Stück mittleren Werthes wählen, während ein Legatar, dem das Wahlrecht ausdrücklich gegeben ist, hierin durchaus nicht beschränkt ist (Legatum optionis s. electionis). Hat der Erbe das Wahlrecht, so darf dieser nicht die schlechteste Sache wählen. Wird die von ihm gewählte Sache evincirt, so hat er Eviction zu prästiren; hatte der Legatar gewählt, so war die Sache als eine fremde im Vermächtniß nicht mit inbegriffen, die Wahl ist daher nichtig und der Legatar wählt von Neuem. Sind mehre speciell bezeichnete Sachen alternativ vermacht (z. B. „Ich vermache dem A. mein Haus oder meine Bibliothek“), so gelten hinsichtlich der Wahl die Grundsätze vom Legatum generis.

C. Endlich müssen wir noch des L.es Erwähnung thun, welches eine natürliche Mehrheit od. aber auch eine juristische Mehrheit zum Gegenstand hat. a) Natürliche Mehrheit. α) Ist eine Summe oder Quantität vermacht, so hängt die Gültigkeit des Vermächtnisses durchaus nicht davon ab, ob und was für Sachen der bezeichneten Art in der Erbschaft sich vorfinden, wenn nicht der Testator es ausdrücklich anders angeordnet und eine Quantität seines Weines,

seines Getreides u. vermacht hat. Ist in jenem Fall die Sorte des vermachten Weines u. nicht ausdrücklich bestimmt, so hat der Onerirte die Wahl, darf auch die schlechteste Sorte wählen, aber nur nichts Verdorbenes. — β) Verschieden von diesem Vermächtniß einer Summe oder Quantität im Allgemeinen ist das Vermächtniß einer Sorte solcher Sachen, die wohl auch der Quantität nach bestimmt zu werden pflegen, wo aber bloß diejenigen gemeint sind, welche in der Erbschaft sich befinden. Die Entscheidung, was der Legatar in einem solchen Falle zu fordern habe (wenn z. B. der Testator seinen Wein, oder Wein einer bestimmten Sorte vermacht hat), ist im einzelnen Falle Sache der Interpretation. — γ) Dasselbe gilt auch von dem Vermächtniß eines Inbegriffs sonstiger Sachen, sowohl einer sogenannten Universitas rerum, eines ideellen Ganzen verschiedener durch ihre Bestimmung verbundener und unter eine Kollektivbezeichnung zusammengefaßter Sachen, als auch anderer Sachenkomplexe. Dahin gehören das Vermächtniß der Einrichtung eines Hauses, Landguts, der Viktualien, des Hausgeräths, des Gold- und Silbergeräths, des Puzgeräths und Schmucks, der Kleider u. — b) Juristisch bestimmte Mehrheit. α) Werden terminweise Einkünfte vermacht, so sind dies so viele Vermächtnisse als Termine, und dies ist namentlich auch der Fall bei vermachten jährlichen oder monatlichen Renten (Annuum, menstruum legatum). Deshalb werden auch die Einkünfte eines jeden Jahrs u. besonders und mit Anfang des Jahrs erworben, ohne daß der Erwerb oder Nichterwerb des einen Jahrs den des folgenden einschließt. — β) Einiges Besondere hat das Vermächtniß von Alimenten, indem diese auch sonst unfähigen Personen hinterlassen werden können. Findet sich für die Größe der Alimente kein anderer Anhaltspunkt, so hat dieselben der Richter nach billigem, dem wahrscheinlichen Willen des Erblassers folgendem Ermessen, namentlich mit Erwägung der Kräfte der Erbschaft festzusetzen. — γ) Wird eine Dos (s. Mitgift) durch Vermächtniß bestellt (Legatum dotis constituendae), so ist bei unbestimmt gelassener Größe die Festsetzung dieser letzteren ebenfalls Gegenstand eines Arbitrium boni viri.

c) Nebenbestimmungen bei Vermächtnissen. L.e können unter mancherlei Nebenbestimmungen hinterlassen werden. Was zuvörderst namentlich die Bedingungen anbetrifft, so ist hier an sich jede erlaubte Bedingung zulässig, also (anders wie bei der Erbesetzung) auch eine resolutive (s. Resolutivbedingungen). Nur kaptatorische Bedingungen (s. Kapta-torische Dispositionen) sind auch hier verboten. Auch Zeitbestimmungen sind bei den L.en erlaubt. Ein Vermächtniß sub modo kann ebenfalls vorkommen und es ist ein solches eben dadurch von einem bloßen Auftrage unterschieden, daß der Vermächtnißnehmer und als solcher dem Erben zur Kautio wegen Erfüllung und, wenn er sich der Erfüllung weigert, zur Rückgabe des dazu zu Verwendenden verpflichtet ist.

d) Recht des Vermächtnisses. Das Rechtsverhältniß zwischen dem Onerirten und dem

Vermächtnißnehmer ist eine Obligatio und aus dieser entspringt als Klage die Actio ex testamento, Actio legatorum, auf die Leistung des vermachten Gegenstandes nebst Accessionen, ohne welche derselbe nicht gebraucht werden kann; Früchte, in so weit sie nicht mit vermacht sind, können erst von der Zeit an, wo der Dnerirte in Mora ist, gefordert werden. Eine Sicherung seines Rechts hat der Honorirte noch dadurch, daß ihm eine gesetzliche Hypothek (s. d.) an den aus der Erbschaft erworbenen Gütern des Dnerirten zusteht. Auch ist der Dnerirte, wenn das Vermächtniß nicht sofort geleistet wird, bei Vermeidung der Immissio (s. d.) des Honorirten in die Erbschaftsgüter, auch wohl in die eigenen Güter des Dnerirten, zur Leistung einer Kaution (s. d.), der Cautio legatorum servandorum causa verpflichtet, vorausgesetzt natürlich, daß das Hinterlassen des Vermächtnisses bewiesen ist. — Doch tritt in gewissen Verhältnissen, namentlich bei den allgemein privilegirten Personen, bei der Liberatio legata, zu Gunsten der Aeltern gegenüber den Kindern u. eine Befreiung von der Kaution ein.

III. Erwerb der Vermächtnisse.

Erwerb des Vermächtnisses ist die Entstehung des Rechts des Vermächtnisses, also die Forderung des Vermächtnißnehmers gegen den Dnerirten. Es sind aber hier noch zwei Zeitpunkte zu unterscheiden, erstens nämlich der, wo der Legatar das Recht auf das L. erworben hat, von wo er es auf seine Erben transmittirt („dies legati venit“), dann aber der, von wo der Honorirte berechtigt ist, die Auszahlung des L. zu verlangen („dies legati venit“). Jener erste Zeitpunkt ist bei unbedingten Vermächtnissen der Tod des Erblassers, bei bedingten die Existenz der Bedingung. Die Zeit der Geltendmachung hingegen tritt nie vor Erwerb des Erbrechts durch den Erben ein, und nie vor dem Eintritt der Zeitbestimmung, wenn eine solche beigelegt ist.

Jeder Legatar kann das Vermächtniß ausschlagen und in sofern gibt es auch eine Annahme (Agnition) desselben, wodurch aber das Vermächtniß keineswegs erworben, sondern nur das Ausschlagen (die Repudiation, der Repuls) unmöglich gemacht wird. Agnition und Repuls können nicht vor dem Zeitpunkt, wo das Vermächtniß geltend gemacht werden kann, geschehen und müssen sich auf das ganze Vermächtniß erstrecken, nicht aber auf mehrere derselben Person hinterlassene Vermächtnisse, es sey denn, daß diese ausdrücklich oder stillschweigend als untrennbare hinterlassen seien.

Von dem Erwerbe des Rechts auf das L., von welchem die Transmissio (s. d.) des L. abhängt, ist wohl zu unterscheiden der Erwerb der Rechte, welche den Gegenstand des L. ausmachen. Jenes wird erworben, sobald der Dies legati cedit (s. o.), bei dem letzteren aber sind folgende Fälle zu unterscheiden: Ist das vermachte Recht Eigenthum einer Sache oder ein Jus in re (s. d.), so erwirbt der Vermächtnißnehmer dieses ihm zugedachte Recht p. so jure, wenn die Sache ein Eigenthum des

Erblassers oder Dnerirten ist. Dieser Erwerb geschieht, vorausgesetzt, daß kein Repuls eintritt, im Augenblicke, wo der Dies legati venit (s. o.), also regelmäßig mit dem Augenblicke des Erbschaftsantritts, wenn nicht durch eine beigelegte Zeitbestimmung Aufschub angeordnet ist. Bei vermachten Forderungen ist der Vermächtnißnehmer von demselben Augenblicke an Cessionar (s. Cession). Ein Universalvermächtnißnehmer erwirbt diese Rechte erst mit Restitution eines Vermächtnisses. Gegen einen Vermächtnißnehmer, welcher sich eigenmächtig, ehe der Erbe selbst Besitz davon ergreift, in den Besitz des Gegenstandes seines L. gesetzt hat, steht dem letzteren das Interdictum quod legatorum auf Restitution des L. zu.

Accrescenzrecht.

Wenn ein Vermächtnißnehmer sein L. nicht erwirbt, so ist die zunächst liegende Entscheidung, daß das vakante Vermächtniß nicht geleistet wird, also bei dem Dnerirten verbleibt. Dies ist aber nicht der Fall, wo der Erblasser einen Substituten des Honorirten erlassen hat, und es muß sogar eine solche Substitution öfter als der vermuthliche Wille des Erblassers präsumirt werden. Dies ist der Fall, wenn eine und dieselbe Sache mehreren Personen vermacht ist, die man dann in Beziehung auf sie „Collegatarii“, Kollegatare, nennt. Fällt einer oder mehrere der Kollegataren hinweg, so kommt es darauf an, ob dieselben in einem u. demselben Sage zu dem Vermächtniß verbunden waren, welchenfalls sie ro et verbis conjuncti heißen, oder aber, ob sie in verschiedenen Sägen genannt sind, wo man sie mit dem Ausdrucke disjuncti sive ro tantum conjuncti bezeichnet. Fällt nun ein ro et verbis conjunctus weg, ehe er das Recht auf das L. erworben hat, so wächst sein Antheil, welchen er an der vermachten Sache gehabt haben würde, bloß denjenigen, welche in demselben Sage mit ihm verbunden sind, an, er „accescit“ den letzteren; fällt hingegen ein Disjunctus hinweg, so tritt das Anwachsungsrecht (Accrescenzrecht) zum Vortheil aller übrigen Kollegatare ein. Den bloß im Ausdrucke verbundenen (verbis tantum conjuncti, denen in demselben Sage verschiedene L. vermacht sind) steht kein Accrescenzrecht zu.

IV. Besondere Rechte des Dnerirten und Erben.

1) Allgemeines. Der Dnerirte hat das Recht, Erbsatz seiner Verwendungen zu fordern; überhaupt hat der Legatar, so weit er die Commoda der Sache erhält, auch die Incommoda zu tragen. — 2) Recht der Quarta Falcidia. In den frühern Zeiten des römischen Rechts war es dem Erblasser erlaubt, die ganze Erbportion des Dnerirten (aber nicht mehr!) durch Vermächtnisse zu erschöpfen. Dies führte natürlich zu dem Umstand, daß die berufenen Testamentserben oft lieber die Erbschaft ausschlugen, und um diesem Uebelstand abzuweichen, wurden verschiedene legislative Versuche gemacht, wie die Lex Furia u. die Lex Voconia, obwohl ohne hinreichenden Erfolg. Erst die Lex Falcidia erreichte den beabsichtigten Zweck durch die Bestimmung, daß



ändert und dies auf irgend eine sichere Weise zu erkennen gegeben hat;

β) ohne den Willen des Erblassers, durch das Wegfallen des Honorirten vor der Ererbung, durch Wegfallen des Onerirten, wobei der leitende Grundsatz der ist, daß nicht die Person, sondern das, was sie erhält, als onerirt betrachtet wird, endlich durch den Untergang des Objekts.

VI. Gleichstellung der Schenkungen auf den Todesfall (mortis causa donationes) mit den Vermächtnissen.

Die mortis causa donationes sind Schenkungen mit ausdrücklicher Rücksicht auf den Tod des Schenkers in der Art, daß sie nur für den Fall bestehen sollen, wenn der Schenker vor dem Beschenkten stirbt, und die eben deshalb erst mit dem Tod des Schenkers unwiderruflich werden. Justinian hat nun einen alten Streit der römischen Juristen, ob die mortis causa donatio als Vertrag oder Vermächtniß zu betrachten sey, dahin entschieden, daß die Schenkung auf den Todesfall im Ganzen wie ein V. behandelt werden solle. Diese Gleichstellung bezieht sich sowohl auf die Form der Errichtung, in so weit eben die Form eines Vermächtnisses auf einen Vertrag angewendet werden kann, als auf das Materielle beider Institute bezüglich der Kapazität (s. d.) des Beschenkten (Donatars), dessen Verhältniß gegenüber den Gläubigern, gegenüber den Votgerben, gegenüber den zur Quarta Falcidia berechtigten Erben, auf die Accrescenzfrage etc. Aber die wesentliche Verschiedenheit beider Institute, die formelle, daß die Schenkung ein Vertrag, und die materielle, daß sie keine Gabe aus der Erbschaft ist, wird dadurch nicht aufgehoben. Sie zeigt sich darin, daß die Fähigkeit zu derselben nicht nach den Grundsätzen der aktiven und passiven Testamentifactio zu beurtheilen ist, daß durch Anfechtung des Testaments eine Schenkung nicht erwirkt und daß die Schenkung von Renten nur als eine Schenkung betrachtet wird.

VII. Einiges über Universalvermächtnisse.

Wir haben oben gesehen, daß Vermächtnisse immer bloß eine Singularsuccession begründen. Es kommen aber im römischen Recht dennoch Institute vor, welche es ermöglichen, dem Legatar die ganze Erbportion oder eine Quote derselben zu hinterlassen, so daß derselbe faktisch wenigstens an die Stelle des Erben tritt.

Dies konnte nämlich geschehen zuvörderst in Form eines V., indem von dem Testator dem Erben eine Theilung (Partitio) seiner Erbportion mit dem Legatar anbefohlen wurde. Es liegt schon im Wesen dieses sog. „Legatum partitionis“, der „Partitio legato“, daß der Gegenstand dieses Vermächtnisses zwar immer eine Quote der Erbschaft bildet, allein nie die ganze Erbportion. Auch wurde konsequent das Princip festgehalten, daß der Legatar nur Singularsuccessor, namentlich weder Schuldner noch Gläubiger werde, wo es der Erblasser gewesen. Daher blieb, nach Theilung der einzelnen körperlichen Sachen, dem Erben und Legatäre nichts übrig, als durch gegenseitige Verabredungen,

„Stipulationes partis et pro parte“, künstlich eine Ausgleichung in dieser Hinsicht, wie sie die vom Testator anbefohlene Theilung der ganzen Erbportion nöthig machte, zu bewirken. Es konnte aber auch ferner, seit Ausbildung der Fideikommiss, dem Testaments- oder Intestaterben, der in dieser Beziehung Fiduciarius heres, Fiduciar, heißt, aufgetragen werden, die ganze Erbportion, oder eine Quote davon an einen Dritten, den Fideicommissarius heres, Fideikommissar, zu restituiren. Dieses „Fideicommissum hereditatis oder diese „Fideicommissaria hereditas, Universal-fideikommiss, unterschied sich vom Legatum partitionis schon dadurch wesentlich, daß auch die ganze Erbportion den Gegenstand des Vermächtnisses bilden konnte, doch mußten auch hier die schon oben erwähnten Stipulationes partis et pro parte zu Hilfe genommen werden. Allein das unter Nero ergangene Senatus consultum Trebellianum machte sie überflüssig, indem seitdem pro rata der restituirten Erbportion der Fideikommissarius als wirklicher Erbe und Miterbe behandelt wurde. Dieser Grundsatz wurde zwar später durch das Senatus consultum Pegasianum wieder eingeschränkt, allein Justinian stellte ihn durchgreifend wieder auf, und es soll nun immer der Fideikommissar nach dem Zeitpunkt der erfolgten Restitution der Erbschaft für einen wahren Erben und Repräsentanten des Erblassers gelten. Durch diese Ausbildung der Fideicommissaria hereditas wurde allmählig das Legatum partitionis verdrängt und in den justinianischen Institutionen wird desselben nur historisch gedacht (§. 5 I. de fideicommissariis hereditatis [II, 23]).

Die Form der Errichtung des Universal-fideikommisses ist die der Vermächtnisse überhaupt, und das Recht, welches durch denselben entsteht, ist zunächst, wie das Vermächtniß überhaupt, eine Obligatio zwischen dem Onerirten, Fiduciar und dem Fideikommissar. Hierbei gilt aber das Eigenthümliche, daß, so weit es in dem Willen des Fiduciars steht, Erbe zu werden, der Fideikommissar ihn zwingen kann die Erbschaft anzutreten und dadurch das Fideikommiss, aber auch den übrigen Theil des Testaments aufrecht zu erhalten, wobei natürlich dann der Fideikommissar die ganze Erbschaft übernehmen und den Fiduciar wegen jedes Nachtheils, der ihm aus dem Antritt erwächst, schadlos halten und sicherstellen muß.

Durch Erwerb des Erbrechts tritt der Fiduciar in die Verbindlichkeit der Restitution ein und hat, bis dies geschieht, gegen Ersatz seiner Verwendungen, Erhaltung und Bewahrung des Fideikommisses mit Prästation von Dolus (s. d.) und Culpa lata (s. Culpa) zu übernehmen. Durch das Senatus consultum Pegasianum wurde die Bestimmung der Lex Falcidia über das Recht des direkten Erben, die Quarta für sich zu erlangen, auch auf den Fiduciar übertragen, so daß dieser das Recht hat, immer $\frac{1}{4}$ seiner Erbportion sowohl dem Fideikommissar, als den übrigen Vermächtnisnehmern gegenüber zurückzubehalten. Justinian hat diese Bestimmung des S. c. Pegasianum beibehalten und erweitert,



Feldherrn als Generaladjutanten folgten und von ihm zu den verschiedensten militärischen Dienstleistungen verwendet wurden. Als Rom Provinzen erobert hatte, bekamen die Legaten, welche mit dem Statthalter in die Provinz gingen, auch einen friedlichen Charakter, indem sie ihren Vorgesetzten in allen Zweigen der Administration unterstützten. Die Ernennung der Legaten, sowie die Bestimmung der Zahl derselben gehörte eigentlich dem Senat, allein man pflegte in dieser Beziehung Wünsche des Feldherrn oder des Statthalters ganz vorzüglich zu berücksichtigen. Gewöhnlich ließ der Senator 3 Legaten zu; doch gab es Ausnahmen; Cäsar z. B. erhielt 10. Die Legaten waren meist senatorischen Ranges, und nicht selten hatten sie bereits die höchsten Staatsämter bekleidet. Deshalb pflegten die Feldherren ihnen auch Viktoren zu gestatten, so lange sie in amtlicher Thätigkeit waren. Sie durften niemals selbstständig handeln, sondern mußten sich immer genau nach den Anordnungen des Vorgesetzten richten. Daher kam es, daß sowohl der Erfolg und der Ruhm, als auch das Mißgeschick und die Schmach in dem, was die Legaten thaten, auf den Feldherrn zurückfielen, wenn dessen Befehl oder Bewilligung nachgewiesen werden konnte. Die Beschäftigung des Legaten während eines Feldzugs war mannichfach: er erhielt den Befehl über einen Flügel oder eine kleine Heeresabtheilung in der Schlacht, er mußte den Feind angreifen, das Lager auf längere oder kürzere Zeit bewachen, besonders wichtige Positionen behaupten, u. s. w. Den strafbaren Legaten konnte der Feldherr von seinem Heere und seiner Provinz entfernen, durfte ihn aber nicht weiter bestrafen, sondern erst erfolgte in Rom eine Anklage. Mit der Ausbreitung der römischen Herrschaft wuchs natürlich wie die Anzahl der Statthalter so auch die der Legaten; in den ruhigen Provinzen hatten sie nur mit Justiz und Administration zu thun, so weit sie Aufträge dazu erhielten; in den entfernten Grenzländern aber behielten die Legaten ihren ursprünglichen militärischen Charakter bei. Waren nicht gerechte Ursachen zur Auflösung des Verhältnisses vorhanden, so mußte der Legat so lange als Untergebener bei dem Statthalter bleiben, als dieser in der ihm übertragenen Provinz zu verweilen hatte. Das Verhältniß dieser Legaten in den Provinzen blieb unter den Kaisern dasselbe, wie zur Zeit der Republik, aber außer diesen gab es zwei neue und wichtigere Arten von Legaten. Die erste Klasse waren die Statthalter, Legati Caesaris, welche der Kaiser in die sogenannten kaiserlichen Provinzen abschiedte, und die zwar von diesem abhängig, aber der Provinz gegenüber selbstständig waren, Recht über Leben und Tod hatten, Kriegsgewalt mit Schwert trugen und deren vollständiger Titel war: Legati Caesaris (oder Augusti) pro Praetore consulari potestate. Sie wurden vom Kaiser selbst ernannt und behielten ihr Amt so lange, als es diesem gefiel. — 2) Unter den Kaisern heißen auch die militärischen Befehlshaber Legati imperatoris oder Legati legionum, welche entweder mehre,

oder nur eine Legion befehligten u. prätorischen Rang hatten.

Regau (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Regau), R.-B. Oberpfalz und Reg., Edgr. Weiden; 200 Einw.; — 2) R.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Grödenbach; Wallfahrtskirche, 3 Mühlen, Fabrik von hörnernen Dosen und Knöpfen, 2 Jahr- und Viehmärkte; 1830 Einw.

Regavia, span. Flecken, Guipuzcoa, südwestl. von San-Sebastiano, am Urola, links; Eisenwerke, Stahlfabr.; 1140 Einw.

Regbett (Hüttenw.), s. v. a. Lechbett.

Regboudt, preuß. Dorf, Provinz Preußen, (West-Pr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Ko-nigs; 200 Einw.

Regde (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Prig-nitz; 450 Einw.

Regde (Wasserb.), die bei einer Schleufe auf dem Grundbalken liegende Schwelle, auf welcher die Ständer einer Wand eingezapft werden.

Regden, preuß. Pfarrdorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Ahaus, 6 Kram-, Korn- und Viehmärkte, 800 Einw.

Lége (franz., Seew.), wenn der Schiffer keine Rückfracht erhält, sondern nur mit Ballast beladen wieder abfahren muß.

Regé (Geogr.), 1) franz. Stadt, Depart. Loire-infér., Arrond. Nantes, an der Logne, südöstl. von Rabecoul; 3400 Einw.; hier am 30. April 1793 Sieg und im Juni desselben Jahres Niederlage Charette's im Vendécrieg; — 2) Dorf das., Depart. und Arrond. Haute-Garonne, am Aune, links; silberhaltige Bleiminen; 210 Einw.

Vegebohrer (zool. Term.), auch **Vegesta-schel**, ein Anhängsel am After vieler Hymenopteren, durch welches die Eier abgelegt, festere Körper aber vorher durchbohrt werden. Vergl. Hymenoptera, S. 287.

Legceestria (Liceestria), neulat. Name für Leicester in England.

Regedia (a. Geogr.), Ort in Gallia Lugdunensis, südlich von Constantia (Coutances); nach Ufert jetzt Corlay.

Vegeeisen, 1) (Bergb.), der breite eiserne Keil, womit breite Wände von Gestein gewonnen werden; — 2) (Maschinenw.), die durchlöcher-ten Stücken Eisen bei einer Stangenkunst; es sind damit die Pfannen, in welchen die Walzen der großen Schwingen gehen, bedeckt; durch die Löcher wird die Schmiere in die Pfanne gebracht.

Vegefeld, sachsen-weimar. Pfarrdorf, Kr. und Amt Weimar, am Hengstbache; 240 Einw.

Vegefilz (Papierm.), s. a. a. Buschfilz.

Veget, s. Lägel.

Veget (Vegetau, Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sorau; Wassermühle; 120 Einw.

Vegetsdorf (Dagewitz), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Neustadt; 210 Einw.

Vegetshurst, bad. Dorf, Mittelrheinkreis, Amt Rork; 1410 Einw.

Regen, 1) einen Gegenstand in eine solche Stellung bringen, daß er auf seiner größten

an; mehr in dem Sinne des Katholicismus wurde die L. von den Dichtern der romantischen Schule behandelt. Unübertrefflich in Hans Sachs' Ton ist Göthe's L. vom St. Peter und dem Hufeisen, während durch die Art, wie Langbein u. A. die L.n als scherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meist der ursprüngliche Charakter dieser Dichtform herabgewürdigt und zerstört wurde. Unter den Holländern zeichnet sich in der neueren Zeit J. van Pennep als Legendendichter aus. Eine Sammlung von Heiligenlegenden neuerer deutscher Dichter mit literarischen, kirchlichen und artistischen Nachweisungen begann J. B. Rousseau unter dem Titel „Purpurviole der Heiligen oder Poesie u. Kunst im Katholicismus“ (Bd. 1—6, Frankfurt 1835—36); doch ist dieselbe unvollendet geblieben. — 3) (Münzf.), die Inschrift der Münzen. Die ältesten griechischen wie römischen Münzen haben entweder gar keine L., oder nur eine in wenigen, meist einzelnen Buchstaben bestehende, weshalb die Bestimmung der Zeit und des Orts, denen sie angehören, große Schwierigkeiten darbietet. Alle L.n entbehren namentlich die Münzen griechischer Städte, welche dafür bestimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus ein Eppichblatt, die von Theben einen Schild, die von Rhodus eine Rose u. s. w.; dieselben werden von den französischen Numismatikern Médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchstaben bestehenden L.n sind meist Abkürzungen von Städtenamen, wie z. B. AOH auf Münzen Athens. Die ältesten vollständigsten L.n finden sich auf Münzen von Syracus, Rhegium, Pästum und Messana. Im Allgemeinen gilt als Grundsatz, daß mit der Abnahme der Blüthe und Macht der Staaten und Städte die L.n ihrer Münzen sich verlängerten, während zur Zeit ihrer höchsten Macht auch in den L.n die größte Einfachheit herrschte. Die L. wird in der Regel (wie auch noch gegenwärtig) von der linken zur rechten Hand gelesen. Die sogenannte Scriptura retrograda, wo die L. von der Rechten zur Linken gelesen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands, Etruriens, Spaniens u. s. w., welche Schreibart man wahrscheinlich von den ohnehin so schreibenden Morgenländern, namentlich von den Phöniciern, annahm, und das sogenannte Boustrophedon (s. d.), wo die L. erst von der Linken zur Rechten, dann von der Rechten zur Linken Hand läuft, sind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die L.n die Hauptseite, bisweilen die Rückseite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umschrift, kreisförmig, od. in geraden Linien verschiedener Richtung, die, je nach der Länge der L., mehrere Zeilen bilden. Zuweilen schließen sie, ein Biered bildend, die Typen ein, wie u. A. auf Münzen von Thasos und den Arsaciden. Oft stehen auch die L.n beider Seiten in Verbindung und müssen zusammengelesen werden. Der Raum, den die L.n einnehmen, ist meist der neben den Typen frei gebliebene (area); doch fehlt es nicht an Beispielen, wo ein Theil der L. auf den Typen selbst, z. B. auf Helmen, Schilden u. s. w., angebracht ist.

Legendre (Geogr.), austral. Insel im Dampier-Archipel, an der Westküste von Neu-Holland, Mittelind.

Legendre (Biogr.), 1) Adrian Marie, französischer Mathematiker, geb. zu Paris 1752, erhielt frühzeitig die Professur der Mathematik an der Militärschule zu Paris und ward bereits 1783 Mitglied der Akademie. Als sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde L. nebst Cassini und Méchain von Seiten der französischen Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während andere Mathematiker von Seiten Englands dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate dieser Messungen wurden von den französischen Gelehrten in der Schrift „Exposé des opérations, faites en France en 1787“ (Paris 1792) mitgetheilt. Im J. 1803 ernannte ihn die Regierung zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, 1815 zum Ehrenmitgliede der Kommission für den öffentlichen Unterricht und 1816, mit Poisson zugleich, zum Examinator der in die polytechnische Schule Aufzunehmenden. Weil er bei der Besetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den ministeriellen Kandidaten gestimmt hatte, verlor er 1824 die ihm bewilligte Pension von 3000 Francs. Er † am 9. Januar 1833. Unter seinen Schriften erwähnen wir die *Eléments de géométrie* (Paris 1790 und öfters), ein wirklich klassisches Werk; — *Mémoire sur les transcendentes elliptiques* (das. 1794); — *Essai sur la théorie des nombres* (das. 1798), nebst einem Supplementbande (das. 1816, 4.); — *Nouvelle théorie des parallèles* (das. 1803); — *Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites, des comètes etc.* (das. 1805) u. — *Exercices de calcul intégral* (das. 1807). Auch enthalten die *Mémoires* der Akademie viele schätzbare Aufsätze von ihm. Besonders verdient machte sich L. durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraktion der elliptischen Sphäroiden, und hat den Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, welcher den Beweis führte, daß die elliptische Gestalt, die einzig mögliche ist, um eine flüchtige Masse, welche eine Rotation hat, im Gleichgewicht unter sich zu erhalten, und daß die einzelnen Theile (Kugeln) der Masse sich gegenseitig nach den Quadraten ihrer Entfernung anziehen. Gleich wichtig war seine Untersuchung über das Verhältniß der Sphäroiden unter einander. Auch seine Methode der Bestimmung der Kometenbahn erregte durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen unter den Astronomen und Mathematikern. — 2) Louis, wildester französischer Revolutionsmann, geb. 1756, ein roher unwissender Mensch aus der Gefe des Volks, war 10 Jahre lang Mätröse und lebte beim Ausbruche der Revolution als Fleischer zu Paris. Am 12. Juli sah man ihn bei den Umzügen, welche der Pöbel mit Beckers und des Herzogs von Orleans Büsten hielt, die Rolle eines Anführers spielen und Tags darauf war



con, an der Gröne; Märkte, Papiermühle; 640 Einw.; — 12) L. = Magnazeir, Dorf das., Depart. Haute-Vienne, Arrond. Bellac; 1450 Einw.; — 13) L. = sous = Beuvray, Dorf das., Depart. Saône-Loire, Arrond. Autun; Märkte; 1100 Einw.; — 14) L. = sur = d'Heune, Dorf das., Arrond. Châlons-sur-Saône; Märkte; 1000 E.; — 15) niederländ. Dorf, Luxemburg, südöstlich von Neuschâteau, am Ton; Papiermühle; 1300 Einw.

Leger (Biogr.), Jean (auch Legéah), französischer Architect, genoss um die Mitte des vorigen Jahrhunderts großen Ruf. L. ging 1754 nach Berlin, um auch da seine ausschweifenden Ideen zur Schau zu stellen. Er verfertigte verschiedene Pläne, die man durchaus schön fand, und dem Franzosen ließen die Deutschen dafür das Lob eines der größten Baumeister und Zeichner seiner Zeit zukommen. Um 1763 ging dieser Künstler von Berlin nach Schwerin und arbeitete dann in Rostock, aber unbekannt ist, wo er †. L. hat auch in Kupfer gestochen.

Leger (Papierm.), ein Geselle, welcher die geformten und gepreßten Bogen in Ordnung und auf einen Haufen legt.

Legercreusen (Fischer.), Fischcreusen (s. d.), welche auf den Grund des Wassers gelegt werden.

Legerich, s. v. a. Morast.

Legerwall (Seew.), jede Küste, welche quer vor der Richtung des Windes liegt und mit ihm einen rechten oder noch spitzeren Winkel macht, so daß ein ihr nahe kommendes Schiff in Gefahr ist, durch Laviren nicht wieder abkommen zu können, sondern zu stranden oder zu scheitern.

Leges (lat.), Mehrzahl von Lex, Gesetz. Die Zusammenfügungen damit s. u. dem Zusatzwort, z. B. L. agrariae, s. Agrariae leges.

Legestachel (zool. Term.), s. v. a. Legesbohrer.

Legestädte (Gesch.), 1) Städte, wo etwas mit Staatsbewilligung niedergelegt wird; — 2) Städte des vormaligen deutschen Reiches, wo gewisse Reichsanlagen bezahlt werden mußten; — 3) Städte im Oesterreichischen, wo Transitzgüter bis zur weiteren Verführung aufbewahrt wurden; — 4) vormalig gewisse Stapelstädte mit einem Bezirk, in denen alle in deren Bezirke eingeführte Waaren auf eine gewisse Zeit zum Verkaufe ausgedoten werden mußten. Einige Rhein-, Main- und Weserstädte machten auch nach aufgelöstem Reichsverbande auf solche Stapelrechte Anspruch.

Legestätte, ein Platz, an welchem alle eingehenden Waaren abgeladen und verzollt werden müssen.

Legestuhl (Papierm.), eine hölzerne, mit zwei kurzen Füßen versehene Bank, die deshalb schräg steht; man legt die gepreßten Papierbogen auf sie u. streicht dieselben mit der Schlappe, einem länglichen Brete, welches mit Beuteltuch überzogen ist, aus.

Leges Wasser, der niedrigste Wasserstand.

Legföhre (Bot.), s. v. a. Zwergkiefer, *Pinus pumilio* Haenk.

Leggebank, der Tisch, auf welchem die verfertigten Leinenstücke gelegt, ausgebreitet und gemessen und ihrer Qualität nach mit einem Stempel bezeichnet werden.

Leggen, Leggeanstalten, die in Hannover eingeführten Schauanstalten für Leinengarn und Leinengewebe.

Legger, ein für Wein und Brantwein, besonders aber für Urak gebräuchliches holländ. Flüssigkeitsmaß. Der L. Urak in Batavia wird gerechnet = 160 alten engl. Weingallons = 133,3 engl. Imperial-Gallons oder 605,6 Liter. Ein derartiges Gebinde Urak rechnet man in Amsterdam zu ca. 15 alten amsterdam. Ankeren = 153,8 engl. alten oder 128,13 Imp.-Gallons oder 582 Liter. Verkauft wird der Urak daselbst pr. L. von 563 Kannen; s. Leaguer.

Leggiere (Leggiermente, ital., Musik), s. v. a. leichtin, ohne studirten und markirten Vortrag.

Leggiano, österr.-ital. Flecken, Lombard, nordwestlich von Como, östlich am Lago Maggiore.

Leghorn (Geogr.), englischer Name für Livorno.

Legi, griechischer Ort, Morea, nördlich von Andorosso.

Legia, 1) (Lezia, Lieva), neulat. Name des Flusses Lyes (Lys) in Westflandern; — 2) s. Leodicum.

Legienen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Königsberg, Kr. Friedland; 140 Einw.; — 2) das., Kr. Rößel; Bornwerf, Gut und Bornwerf Siegmundsb. berg; 180 Einw.

Legiep, austral. Insel im Mulgrave-Archipel; Südspitze 9° 51' 30" nördl. Br. u. 166° 52' 40" östl. L.

Legier, Schweiz. Dorf, Kanton Waadt, Bez. Benay; mit la-Chiesaz; 770 Einw.

Legierseide (Legis, Waarenk.), s. Seide.

Legies Benye (Geogr.), s. Benye b).

Legifera (Myth.), Beiname der Demeter, s. v. a. Theomophora.

Legio (lat.), s. Legion.

Legio Brigaciorum (a. Geogr.), s. v. a. Brigacium, s. Brigacini.

Legio fulminatrix oder **fulminea** (Donnerlegion), Name einer Legion des römischen Heeres, den die christliche Sage auf eine Wunderbegebenheit bezogen hat, wodurch angeblich der Kaiser Mark Aurel für den Gott der Christen umgestimmt worden seyn soll. Dieser Kaiser ward nämlich in einem Kriege mit den germanischen Markomannen und Quaden (174) in Pannonien rings von Feinden eingeschlossen und gerieth aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth. Schon nahe daran, sich ergeben zu müssen, rettete ein plötzlicher Regen sein ver schwachtes Heer und trieb ein Ungewitter die Feinde in die Flucht. Beide Religionsparteien, die Heiden wie die Christen, deuteten nun solche wunderbare Rettung zum Vortheil ihrer Religion. Jene leiteten sie von den Beschwörungen eines ägyptischen Zauberers, Arnuphis, der sich im Gefolge des Kaisers befand (Dio Cass., Excerpt. Xiphil. 71, 8) oder von dem Gebete des

Kaisers (Capitol., Vita Marc. Aurel., 24) ab, der auch später auf einer Münze den Blige auf die Feinde schleudernden Jupiter abbilden ließ. Die Christen schrieben die Rettung dem Gebete einer christlichen Legion zu, welche deshalb den Namen L. fulminatrix erhalten haben soll. (Vergl. Tertull., Apologet. 5 ad Scapul., 4.; Euseb., Histor. eccles. 5, 5.) Die ganze Beziehung des Namens L. f. auf dieses Ereigniß ist offenbar hinzugebichtet und das griechische Schreiben des Kaisers Mark Aurel, welches gewöhnlich der ersten Apologie Justins des Märtyrers beigebrückt wird, unächt. Schon lange vor Mark Aurel führte jenen kriegerischen Ehrentiteln die Legio duodecima Melitina, vom Vaterlande, wo sie geworben war, Melite, einer Gegend zwischen Armenien und Kappadocien (Dio Cass., 56, 23). Um den philosophischen Kaiser zu belehren, war das Wunder jedenfalls nicht groß oder nicht sicher genug.

Legion, 1) (legio, röm. Kriegsw.), Benennung der aus den verschiedenen Tribus (s. d.) in Rom ausgewählten und zu dem Ganzen eines militärischen Corps vereinigten streitbaren jungen Mannschaft. In sofern die römische Bürgerschaft unter Romulus in drei Tribus und dreißig Kurien abgetheilt war, belief sich der natürliche Bestand der L. auf 3000 Mann zu Fuß nebst 300 Reitern, da aus jeder Tribus 1000 Mann zu Fuß (also 100 aus jeder Kurie) nebst 100 Reitern ausgehoben wurden, befehligt von einem Tribunus (s. d.), deren es mithin in der ältesten L. Roms drei waren. Von einer Abtheilung dieser L. nach drei Treffen, wie wir sie später finden: Hastati, Principes und Triarii, ist hier noch keine Spur, und die Art und Weise, wie selbst Livius sich ausdrückt, läßt uns die ursprüngliche Kriegsmacht Roms, mit der Romulus seine Kriegszüge führte, nur als eine L. betrachten, während bei der bald erfolgten Zunahme Roms durch die Vereinigung mit den Sabinern wie durch andere Zuflüsse eine Vermehrung oder Verdoppelung wahrscheinlich eintrat. So ist schon unter Tullus Hostilius bei Gelegenheit des albanischen Krieges von einer Mehrtheit von Legionen die Rede. Wenn, wie Livius berichtet, sich zur Zeit des Servius Tullius bereits 80,000 wehrfähige Männer in Rom fanden, so muß hier an eine Mehrtheit von L. und auch an eine Verstärkung derselben, die wohl mit durch die neue Klasseneintheilung dieses Königs herbeigeführt war, zu der Zahl von 4000 Mann, die aus der Klasse der Juniores zum Kriegsdienst ausgehoben waren, gedacht werden; denn schon vierzehn Jahre nach Vertreibung der Könige (um 260 v. Chr.) wurden unter Valerius Publicola zehn L., zu 4000 Mann jede, sammt der dazu gehörigen Reiterei zu 300 Mann, ausgehoben; im J. 374 v. Chr. finden wir in derselben Stärke vier L. zum Felddienst ausgehoben; aber 405 v. Chr. im Volcker-Krieg erscheinen wieder zehn L. zu 4200 Mann nebst 300 Reitern. Wenige Jahre nachher, zur Zeit des Krieges mit den Latnern, um 415 v. Chr., scheint allerdings eine Veränderung eingetreten zu seyn, zwar nicht in der Aushebung des Heeres oder in dem gewöhnlichen

Bestande desselben zu vier L., wohl aber in der Bewaffnung und Eintheilung der L., worauf wir noch zurückkommen; und wenn wir den Angaben des Livius folgen, so erhebt sich der Bestand der L. bis zu 5000 Mann, was jedoch nicht mit andern Angaben ganz übereinstimmt, welche uns die Zahl von 4000 als die Normalzahl noch bis zu Anfang des zweiten punischen Krieges betrachten lassen (daher Legio quadrata). Auch die L., welche Polybius beschreibt, zählt im normalen Stande 4200 Mann zu Fuß. In der Zahl von 5000 Mann zu Fuß und 400 zu Pferd erscheint eine L., welche 537 v. Chr. nach Sardinien gesendet wird, eben so eine andere 542 v. Chr. von 5000 Mann zu Fuß und 300 Reitern; nach der Schlacht bei Cannä verstärkte Scipio, ehe er nach Afrika übersehte, um 548 v. Chr. die L. zu 6200 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd, während im Kriege mit Antiochus um 562 v. Chr. zwei L. zu 5000 Mann zu Fuß und 400 Reitern vorkommen, im J. 571 v. Chr. aber bei der Bildung eines konsularischen Heeres von 4 L. die Zahl 5200 zu Fuß und 300 zu Pferd (ohne die Bundesgenossen) für jede L. angenommen ist; zwei im J. 575 v. Chr. nach Sardinien gesendete L. zählen gleichfalls jede 5000 Mann zu Fuß nebst 200 Reitern, jedoch ohne die Verbündeten; und diese Zahl von 5200 Mann wird von Livius 42, 31, wo von einer 580 v. Chr. Statt gefundenen Erhöhung des Truppenbestandes der nach Macedonien zu sendenden L. bis auf 6000 Mann zu Fuß und 300 Reitern die Rede ist, als eine Art von Normalzahl angegeben. Auch Marius scheint den Bestand der L. bis zu 6000 Mann erhöht, eine durchaus feste Zahl aber so wenig als später geherrscht zu haben, indem z. B. Sulla wider Marius gegen Rom mit 6 kompletten L. zieht, welche zu 30,000 Mann schweres Fußvolk und 5000 Reiter (also 5000 Mann die L.) angegeben werden, und keine andere Stärke scheinen auch die L. des Lucullus im Kriege mit Mithridates gehabt zu haben. In der Schlacht bei Actium zählte das Heer des Antonius 19 L., welche zu 100,000 Mann berechnet werden. Auffallend mag es erscheinen, daß wir über den Bestand der L. Cäsars nicht genauer unterrichtet sind. Doch scheint sich nach Allem, was wir darüber zu ermitteln im Stande sind, die L. in der frühern Zahl, wie sie seit den punischen Kriegen angenommen war, nicht entfernt, mithin gegen 5000 Mann betragen zu haben. Auch unter den römischen Kaisern läßt sich keine feste und bestimmte Norm nachweisen.

Was die einzelnen Bestandtheile der L. und ihrer Unterabtheilungen betrifft, so müssen wir von dem Sage ausgehen, daß die L. nicht sowohl für eine vereinzelte Heeresabtheilung, sondern vielmehr als ein ganzer Truppenkörper zu betrachten ist, welcher daher auch die verschiedenen Waffengattungen in sich schließt und in dieser Hinsicht in verschiedene Abtheilungen zerfällt, welche nach Zahl und Bewaffnung, wie nach ihrer militärischen Bestimmung verschieden waren, um so mehr, seit die Verfassung des Servius mit der bürgerlichen Abtheilung des Volks nach einzelnen, die politischen Rechte und Pflich-

ten bestimmenden Klassen, auch eine Anordnung des Kriegswesens verbunden hatte, die eben so jedem Bürger seine Stellung im Heere, in der L. anwies, in welcher nun Abtheilungen nöthig wurden, wie sie früher wohl nicht, und am wenigsten in der L. des Romulus, vorgekommen waren, die aller Wahrscheinlichkeit nach in dreißig Hunderttheile oder Kompagnien (*centuriae*), analog den dreißig Kurien, abgetheilt war. Auch war die Aufstellung der L. ähnlich, wo nicht nachgebildet der macedonischen Phalanx, die wir auch gewissermaßen als die älteste Form der römischen Taktik anzusehen haben; es standen die Soldaten der L. in dicht geschlossenen, nicht durch Zwischenräume getrennten Gliedern hinter einander, bewaffnet mit Lanzen von einer Länge, welche auch von den hinteren Gliedern aus noch den Feind erreichen ließ, während die vordersten noch durch besondere Schutzwaffen gedeckt waren. Der erste Schritt zu einer Verbesserung dieser durch die Schwerefälligkeit der Bewegung oft mehr hinderlichen als förderlichen phalangitischen Ordnung bestand darin, daß man die Phalanx, um sie beweglicher zu machen, in mehrere Haufen abtheilte, daß man die Manipular-Abtheilung einführte, obwohl weder die Zeit dieser Aenderung, noch der Urheber derselben sich näher angeben läßt. Ueber die Beschaffenheit der Aenderung gibt uns Liv. (8, 8) einen Bericht, der freilich mit den Angaben des Polybius (6, 19 ff.) nicht völlig übereinstimmt. Nach Livius zählte die L. 5000 Mann (genau genommen 4950) und war gebildet aus 15 Manipeln Hastaten, je zu 63 Mann mit 20 Leichtbewaffneten (also 945 Mann mit 300 Leichtbewaffneten), 15 Manipeln Principes, welche das zweite Treffen bildeten (also 945 Mann), und aus der kräftigen und männlich verstärkten Mannschaft genommen waren, eben so wie die Hastati den Kern der jüngeren Mannschaft enthielten; in dritter Reihe folgten auf diese 30 Manipeln, deren Mannschaft auch Antepilani genannt wurden, noch 15 Abtheilungen (*ordines*), deren jede ein *Velum* Triarii, ein *Velum* Morarii und eines von *Accensi* enthielt. Nach Polybius, welcher die Zahl von 4200 M. zu Fuß als Normalzahl ansieht, die nur bei größeren Gefahren sich bis zu 5000 erhebe, wozu noch 300 Reiter kommen, erscheinen im ersten Treffen 10 Manipeln Hastati, jede aus 2 *Centurien* oder 120 Mann bestehend (also 1200), eben so viele Manipeln Principes in gleicher Stärke, und eben so viele von Triariern, nur daß die Letzteren 600 Mann (also die Hälfte) zählten und bei allen Veränderungen, die bei der Vermehrung der L. die Hastati wie die Principes betrafen, sich gleich blieben; dazu kamen noch 1200 Leichtbewaffnete (*Velites*), welche jenen 30 Manipeln von Schwerbewaffneten zugetheilt waren. Hier tritt also, als Grundprincip der Abtheilung, der Manipel (s. d.) hervor. Von einer Eintheilung der L. in 10 Kohorten, deren jede aus einem Manipel der 3 Treffen bestand, ist zwar an der angeführten Stelle des Polybius nicht ausdrücklich die Rede, indeß scheint sie doch um diese Zeit in der bemerkten Weise statt gefunden zu ha-

ben, indem Polybius selbst von Kohorten spricht und L. Cincius, ein römischer Schriftsteller zur Zeit der punischen Kriege, die L. zu 10 Kohorten, 30 Manipeln und 60 *Centurien* angegeben hatte. Die Aufstellung der L. geschah nun in einem dreifachen Treffen nach den bemerkten 3 Abtheilungen, so daß im ersten Treffen die Manipeln der Hastaten, in einzelnen Zwischenräumen von einander aufgestellt, sich befanden und, nachdem die leichten Truppen den Kampf eröffnet hatten, zuerst den Angriff des Feindes aufnahmen; da sie früher *hastas*, d. i. leichte Wurfspeere, führten, so scheint auch daher ihr Name zu kommen; gelang es ihnen nicht, den Feind abzuwehren, so rückten die im zweiten Treffen aufgestellten Manipeln der Principes in die Zwischenräume ein, um, verbunden mit den Hastati, den Feind zum Weichen zu bringen; sie standen im Rang höher, als die Hastati, u. waren auch aus alter u. gedienter Mannschaft genommen, was auch die Benennung anzudeuten scheint. In die Zwischenräume der nun ins erste Treffen eingerückten Principes traten die Triarii ein, aus der ältesten und kriegserfahrensten Mannschaft gebildet, als eine Art Reserve od. Elitetruppen, welche dann erst am Kampfe Theil nahmen, wenn es den beiden vor ihnen aufgestellten Abtheilungen der Principes und Hastati nicht gelungen war, den Feind zu bewältigen; daher auch die nach Livius sprichwörtliche Redensart: *Res ad triarios redit*. Was die leicht bewaffneten Truppen der L. betrifft, so verschwinden die unter dieser Klasse befindlichen und in besondere Abtheilungen formirten *Morarii* und *Accensi* nach und nach; bei Polybius, also seit der Zeit der punischen Kriege, finden wir die Zahl der Leichtbewaffneten auf 1200 angegeben, welche unter die verschiedenen Manipeln gleichmäßig vertheilt waren, also keine besonderen Unterabtheilungen der L. oder Kohorte bildeten; bei der Belagerung von Capua sollen die *Velites* aufgekommen seyn, die insbesondere dadurch sich bemerklich machten, daß sie, auf den Pferden der Reiter hinten aufsitzend, plötzlich herabsprangen, so wie man dem Feinde nahe genug gekommen war, um ihn anzugreifen; auch waren sie öfters zwischen den Thürmen der Mitterei und den Manipeln des Fußvolkes aufgestellt: im Range übrigens standen sie den Klassen der schwerbewaffneten *Legions* - Infanterie nach. Als eigne Abtheilungen leichter Reiterei kommen *Velites* erst in der Kaiserzeit vor, die ältere republikanische Zeit kennt sie nur als leichtes Fußvolk, den Manipeln zugetheilt, während später dieselben ebenfalls aus der L., die nun bloß aus Schwerbewaffneten bestand, verschwinden und dafür eigne Abtheilungen leichter Infanterie der L. zugetheilt sind: wie denn in dieser Beziehung insbesondere numidische oder kretische Bogenschützen und balearische Schleuderer vorkommen. Neben den allgemeinen Benennungen der leichten Truppen (*Leves*) finden sich auch noch einige besondere, auf die Verschiedenheit der Bewaffnung und des Dienstes bezügliche Namen, wie *Ferentarii* (s. d.), *Funditores* (s. d.), *Jaculatores*, *Sagittarii* und dergl.

Die der L. zugetheilte Reiterei (Equites, auch Alae, weil sie auf den Flügeln aufgestellt war, bis später mit diesen Namen eigene, von der L. getrennte Abtheilungen Reiterei bezeichnet wurden) war, da wir die Zahl 300 mit Polybius als Normalzahl annehmen, in zehn Turmen abgetheilt, jede zu 30 Mann, welche wieder in drei Dekurien jede zu 10 Mann und von einem Decurio befehligt zerfielen, welchen die Mannschaft erwählte, so daß der erste Decurio zugleich die ganze Turme befehligte; von den Dekurionen wurden die Uragen erwählt, welche den Zug schlossen. Als Befehlshaber des Ganzen erscheint der in Inschriften mehrfach vorkommende Praefectus equitum. In der Zeit der bürgerlichen Kriege scheint jedoch in sofern hier eine Aenderung eingetreten zu seyn, als Cäsar die Reiterei von der L. trennte und mehr wie ein besonderes, selbstständiges Corps betrachtete, während wir in der späteren Kaiserzeit neben einzelnen besonderen Reitercorps hinwiederum die Legionsreiterei verstärkt finden, indem Vegetius die Turme zu 32 Mann mit einem Offizier oder Decurio bezeichnet, aber jeder der zehn Kohorten der L. zwei Turmen (also 66 Mann) zutheilt, mit Ausnahme der ersten Kohorte, welche die doppelte Zahl (also 132) erhielt, wie dies ja auch bei dem Fußvolk der ersten Kohorte der Fall war. — Als Nebentruppen der L. kommen zur Besorgung des Gepäcks (impedimenta im Gegensatz zu sarcinae, womit Das bezeichnet wird, was der Soldat selbst trägt), wozu auch das schwere Geschütz, die Belagerungsmaschinen, namentlich der Uries und die Wurfmaschinen (Balisten und Katapulte s. d.) gehörten, insbesondere vor: Calones, Trösknechte, Trainsoldaten; auch Lixae, eine Art von Markelender. Insbesondere sind aber hier zu nennen die Fabri, Werkleute, Zimmermänner, eine Art von Sappeurs, oder vielmehr Pionniers, welche bei der Anlage von Befestigungen, Thürmen, Brücken und dergl. thätig waren und unter einem eigenen Praefectus fabrum standen. Endlich fehlten auch nicht, wenigstens seit des Augustus Zeit, eigene, der L. zugetheilte Feldärzte und Chirurgen. Ueber die Adler der L. u. die übrigen Feldzeichen s. Fahne u. Signa militaria. Von musik. Instrumenten zum Gebrauch im Feld und im Treffen kommen außer der buccina (s. d.) noch vor die eigentlichen Hörner (cornua), die tubae oder Trompeten und der lituus oder die Linke, ein gekrümmtes Blasinstrument, das insbesondere bei der Reiterei diente, um die Zeichen zu geben (vgl. Kriegsmusik). Ueber die Stellung der Feldmusikanten oder Hornisten (tubicines, cornicines, buccinatores) findet sich nirgends eine nähere Angabe; in späteren Zeiten waren sie den Kohorten des Fußvolks wie den Turmen der Reiter zugetheilt. — Was die Kleidung und Uniformirung der L. betrifft, so ist hier zuvörderst zu nennen der kurze, bis auf die Knie reichende Waffenrock, Sagum (s. d.) genannt, im Gegensatz zu dem Friedenskleide, der Toga (s. d.), u. daher öfters ihr entgegengesetzt; er war aus dichter fester Wolle, bei den Offizieren aus etwas besserem Stoff, wahrscheinl. von einer dunkeln Farbe

und weder blendend weiß, noch purpurroth, wie Manche annehmen; nur bei dem Oberfeldherrn, welcher das an Form und Länge dem Sagum sonst ganz gleiche Paludamentum (s. d.) trug, war dieser Waffenrock durch die wahrscheinlich purpurne Farbe und sonstige Auszeichnung in Verbrämung oder Stickerei hervorstechend. Ueber der Brust ward der Waffenrock mittelst einer Agraffe (fibula) befestigt, welche anfänglich von Erz oder Eisen, bei dem steigenden Luxus von Silber und Gold gefertigt war. Unter dem Sagum trug der Soldat die Tunica (s. d.). Der Gebrauch einer besondern Unter-Tunica oder eines Hemdes gehört in die spätern Zeiten des steigenden Luxus und der zunehmenden Verweichlichung. Zum Kaputrock, um gegen winterliche Kälte, Regen, Schnee u. dgl. zu schützen, diente die Penula oder die Lacerna von ganz dicker Wolle, oft auch mit einer Kapuze (cucullus) versehen. Der Gebrauch von Weinkleidern (braccae), welche bis zu den Waden reichten, gehört einer schon spätern Zeit an, als die Römer durch ihre Kriege über Italien hinaus in nördlichere Gegenden geführt wurden, woher sie die Sache wie den Ausdruck erhielten; beides war den Römern früher durchaus fremd geblieben, deren Krieger gleich den Hochschotten der neueren Zeit keine Weinkleider getragen hatten; das Schienbein war gedeckt durch eigene Weinschienen (ocreae), von Erz oder Eisen an beiden Beinen, späterhin auch wohl bloß an dem rechten getragen; als Schuhbedeckung diente die Caliga (von calx, d. i. Ferse), eine mit Nägeln beschlagene Sohle, welche mit aufwärts laufenden Riemen bis an die Waden befestigt war, eine Art von Halbstiefeln, nach denen bekanntlich der Kaiser Caligula seinen Namen erhielt. — Der Befehlshaber der Armee war der Imperator (s. d.), ihm zunächst standen die Legati (s. d.). In näherer Verbindung mit der L. selbst u. ihr zugehörend erscheinen an erster Stelle die Tribuni (militum, wohl zu unterscheiden von den tribuni militum consulari potestate). Außersich ausgezeichnet durch den goldenen Ring und einen kurzen dolchähnlichen Degen, wie ihn auch später die Kaiser, der Praefectus Praetorio u. andere höhere Beamte als Zeichen ihrer Gewalt führten (pugio, parazonium), dann auch in den Zeiten der Kaiser durch den breiten oder schmalen Streif, der die verschiedenen nun unter ihnen eintretenden Abstufungen der Würde u. des Rangs bezeichnete (tribuni laticlavii, angusticlavii) u. mit der damals schon veränderten Bestimmung und Stellung der Tribuni zusammenhängt, waren sie die wichtigsten Beamten oder Offiziere der L., in deren Oberkommando sie, wie es scheint, immer zu zwei auf zwei Monate wechselten. Ueber ihre Funktionen s. Kriegstribun. Beigegeben zur Besorgung des Dienstes waren ihnen Cornicularii. — Den Tribunen zunächst standen die Centurionen (s. d.), auch ordinum ductores gen., griech. ταξιαρχοι, ἐκτόνταρχοι, λοχαγοι, von den Tribunen in der Regel selbst bei der Bildung der L. ausgesuchten u. erfahrenen Männern ausgewählt oder auch wohl im Felde durch den Oberbefehlshaber, als Befehlshaber der Manipeln, u. zwar zwei bei jedem Ma-

nipel, also 60 Centurionen bei der ganzen L., die jedoch in ihrem Rang keineswegs völlig gleich gewesen zu seyn scheinen, indem auch hier die oben bemerkten Rangunterschiede der drei Abtheilungen der L., der Hastati, Principes und Triarii in gleicher Weise zu berücksichtigen sind, und namentlich der erste Centurio des ersten Zugs oder primus pilus der Triarii den ersten Rang unter den übrigen behauptete, daher auch Primipilus genannt ward. Diese Würde blieb auch für den ersten Hauptmann der ersten Kohorte in der späteren Zeit, nachdem die dreifache Abtheilung der L. aufgehört hatte und dafür die der 10 Kohorten eingetreten war, deren Rangstufe nun auch für die der darin eingetheilten Centurionen bestimmend u. maßgebend war. Als äußeres Abzeichen der Würde führten die Centurionen einen Stab, aus einer Weinrebe geformt (vitis), welche Sitte sich bis in die spätesten Zeiten erhielt. Von einem andern Unterscheidungszeichen, welches am Helm angebracht war, spricht Vegetius (2, 13). Den Adler der L., welcher unter Verwahrung des Primipilus stand, trug der Aquilifer. Als solche den Centurionen zur Dienstleistung beigegebene Personen untergeordneten Rangs erscheinen ferner die Optiones, welche auch in andern Verhältnissen als beigeordnete oder stellvertretende Personen vorkommen, u. in sofern selbst dem Worte nach mit unsern Lieutenants zusammenfallen. In ähnlicher Weise, wie die römische L., war auch das Truppcorps gebildet, welches die mit Rom in irgend einer Weise verbündeten Völkerschaften Italiens (Socii) in Folge des abgeschlossenen Vertrags zu stellen hatten, an Fußvolk gewöhnlich die gleiche Zahl, an Reiterei das Doppelte, oder nach Polybius das Dreifache; im Uebrigen war die Organisation, Eintheilung, Bewaffnung u. s. w. durchaus gleich, so daß also ein konsularisches Heer von 4 röm. L. eben so viele L. der Bundesgenossen, jedoch mit verstärkter Reiterei zählte, die auch gewöhnlich auf den beiden Flügeln der das Centrum bildenden römischen L. en aufgestellt waren, wiewohl auch hier mehrfache Schwankungen vorkommen, wie sie in der Natur der Sache lagen oder durch besondere Verhältnisse herbeigeführt wurden. In den letzten Zeiten der Republik hört ohnehin der ganze Unterschied nach und nach völlig auf mit den durch die Zeitumstände überhaupt gänzlich veränderten Verhältnissen, welche zwar die L. als einen Truppcorps keineswegs beseitigten, wohl aber in dem Bestande der L. manche Veränderung hervorriefen. Seit des Marius Zeit verschwand der Unterschied in den drei Abtheilungen der Legion (Hastati, Principes, Triarii) immer mehr, zumal als bei den anhaltenden Kriegen man öfters in den Fall kam, die ganze L. aus jungen Leuten, die noch gar nicht gedient hatten, zusammenzusetzen, mithin von Triariern gar keine Rede seyn konnte. Damit trat auch die Einrichtung der Manipeln immer mehr in den Hintergrund und die Abtheilung der L. nach Kohorten gewann nun ein entschiedenes und bleibendes Uebergewicht, bis auf die letzten Zeiten des römischen Krieges, während sogar seit des Augustus Zeit selbst abgesonderte Truppcorps unter den Namen der Kohorten bestanden. Die bisherige Aufstellung in den drei Treffen nach den durch

einzelne Zwischenräume getrennten Manipeln (die Aufstellung nach der Quincunx) mußte verschwinden: an ihre Stelle trat die Kohortenstellung, wie wir sie insbesondere von Cäsar angewendet finden, wonach die erste Linie aus vier Kohorten zusammengesetzt ist, die, wie früher die Manipeln, in einzelnen Zwischenräumen von einander aufgestellt sind; diesen Zwischenräumen gegenüber stehen in zweiter Linie drei Kohorten, u. in ähnlicher Weise in dritter Linie die drei übrigen Kohorten. Das frühere Verhältniß, welches den gewöhnlichen Bestand eines römischen von den beiden Konsuln befehligten Heeres zu vier Legionen nebst der gleichen Zahl von Verbündeten angenommen hatte, war schon längere Zeit außer Kraft gekommen, indem die anhaltenden und ausgedehnten Kriege die Aufstellung bedeutender Heereskräfte nöthig gemacht hatten, wie dies schon z. B. im zweiten punischen Kriege der Fall war und später mit der wachsenden Macht Roms immer mehr der Fall seyn mußte, zumal als mit dem Ende der Republik die Heere allmählig aufhörten, aus röm. Bürgern zu bestehen, welche nach beendigtem Feldzug wieder in ihre Heimath zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückkehrten, sondern nach und nach in stehende Heere sich umwandelten, daher auch, so wie der Bedarf es forderte, und da, wo es gerade nöthig und zuträglich war, konscriptirt und rekrutirt wurden. Dies gilt insbesondere von den L. en derjenigen Männer, welche, in diesen Zeiten des Untergangs der röm. Republik an die Spitze bedeutender Heere gestellt, bald das Ausland, bald sich selbst unter einander bekämpften und dann ihre Soldaten, meist ärmere, theils auch zusammengelaufene Leute ohne Besitz und Vermögen, mit der Kriegsbeute, d. h. mit Hab und Gut der von ihnen Besiegten entschädigten und belohnten. Auf den Bestand der L. hatte dies natürlich auch seinen Einfluß: hier zeigt sich in der Zahl der Mannschaft, aus der sie gebildet ward, ein öfteres Schwanken, das oft gar verschiedene Angaben in der Berechnung der Gesamtzahl des immer wachsenden Heeres herbeigeführt hat. Mit dem nach der Schlacht bei Actium erfolgten Frieden, als das Landheer des Antonius, das er bis auf 30 L. en gebracht hatte, zu Augustus übertrat, der nun einen großen Theil seines Heeres kolonisirte und ganze Landstrecken den ausgedienten Soldaten als Besitzthum anwies, scheint eine Reduktion des Heeres erfolgt zu seyn, das nun, als stehende Truppe, hauptsächlich zur Bewachung der Grenzen oder des ausgedehnten Reiches diente und eine feste Organisation erhielt. Nach Dio Cassius waren es 23 oder 25 L. en ohne die Hülfstruppen. Nach Vegetius (2, 6) bestand seitdem die L. (wie auch früher) aus zehn Kohorten, unter welchen die erste den Vorrang hat, als eine Art von Elite, welche die besten Leute in sich vereinigt, im Besitze des Legionsablers ist und die Bilder der Kaiser in Verwahrung hat; sie war doppelt so stark als die übrigen Kohorten der L., indem sie 1105 Mann zu Fuß und 132 geharnischte Reiter (loricati equites) zählte und daher den Namen Cohors milliaria, die Tausendkohorte, führte. Die zweite Kohorte, quingentaria (die Fünfhundertkohorte) genannt, bestand aus 555 Man

zu Fuß und 66 zu Pferd und dieselbe Zahl finden wir auch für die übrigen Kohorten angegeben, von welchen die dritte und fünfte besonders tüchtige Mannschaft erfordert, was wohl mit der Aufstellung in Treffen zusammenhängt. Statt des Namens Cohortes kommt nun auch die Benennung Numeri auf. So bildete die L. in ihren zehn Kohorten eine Heeresabtheilung von 6100 Mann zu Fuß und 726 zu Pferd, die manchmal noch verstärkt, und zwar mit einer oder auch mehreren Tausendkohorten, wurde. Die Tausendkohorte befehligte ein Tribunus, der durch Waffenerkenntniß, Körperkraft und Sittlichkeit sich auszeichnete; die übrigen Kohorten wurden, je nach dem Belieben des Kaisers, von Tribunen, oder von eigenen Befehlshabern (*praepositis*) kommandirt, welche über Alles die nöthige Aufsicht führen und den Untergebenen mit gutem Beispiel vorangehen mußten; bei den Befehlshabern der Kompagnien, den Centurionen oder Centenarii scheint ein ziemlich regelmäßiges Avancement in aufsteigender Ordnung Statt gefunden zu haben. Als eine Art von Unteroffizier erscheint der Decanus, welcher über zehn, unter demselben Zeit kampfirende Soldaten den Befehl führte. Jedenfalls war dies auch der Bestand der L. unter den nächsten Nachfolgern des Augustus. Unter dem Kaiser Tiberius finden wir, nach einer Angabe des Tacitus, im neunten Regierungsjahr dieses Kaisers (23 n. Chr.) fünf- undzwanzig L. als stehende Heeresmacht in den verschiedenen Ländern des röm. Reichs vertheilt, zu denen noch die schon früher für die Bewachung der Hauptstadt errichteten besondern Corps hinzukommen, die drei Cohortes urbanae, neun Cohortes praetoriae und die von Tacitus an dieser Stelle nicht erwähnten Cohortes Vigili, ferner die in verschiedenen Provinzen von verbündeten Völkern und Fürsten gestellten oder von Rom in Sold genommenen Hülfstruppen. Daß natürlich in der Vertheilung dieser L., in der Zahl und in dem Bestand derselben unter den nachfolgenden Kaisern Veränderungen eintreten, einzelne L. eingehen, andere neue dafür errichtet wurden, kann nicht bestreiden; daß die stehende Heeresmacht nicht abnahm, sondern vielmehr in steigender Zunahme begriffen war, machte die äußere Lage des Staats nothwendig, der seine verschiedenen Grenzländer, in welche die L. in meist bestimmten und bleibenden Stationen vertheilt waren, immer mehr gegen äußeren Andrang zu schützen hatte. So finden wir unter Trajan eine Heeresmacht von dreißig L., meistens in Britannien, Germanien und den untern Donauländern, dann auch zum Theil in Asien und Afrika aufgestellt; eine gleiche Anzahl kommt auch unter Hadrian und unter Marc. Aurel. Antoninus vor: während unter Septimius Severus noch drei parthische L. hinzukommen. Wenige Veränderungen scheinen unter seinen nächsten Nachfolgern Statt gefunden zu haben, unter Alexander Severus kommen gleichfalls drei- unddreißig L. vor, von welchen jedoch neunzehn noch aus der Zeit des Augustus stammten. Größere Veränderungen müssen später eingetreten seyn, indem die Notitia Dignit., die jedenfalls doch in das Ende des vierten

oder in den Anfang des fünften Jahrh. n. Chr. fällt, die Zahl der im Occident aufgestellten L. auf zwei- undsechzig, und der im Occident stationirten auf siebenzig angibt, zu denen außerdem noch die Auxilia und eine weitere Anzahl von besonderen, dem kaiserlichen Hof unmittelbar untergeordneten Corps, Cohortes nebst den von der L. gänzlich getrennten Reitercorps (*Vexillationes*, *Alae*) hinzukommen. Nehmen wir freilich an, daß die Legio mit der Praefectura gleich steht, so wird die L. sich auf tausend Mann berechnen lassen; der Befehlshaber der L. hatte schon früher unter den Kaisern den Namen Praefectus Legionis angenommen und war mit besonderem Ansehen begabt; an Rang untergeordnet stand ihm der Praefectus Castrorum, welcher für das Lager und alles dahin Einschlägige, für Holz, Fourage, für die Verpflegung und dergl. zu sorgen hatte. — Von einander unterschieden wurden die einzelnen L. während der Zeiten der Republik meistens durch Nummern, wie heutzutage die Regimenter, also die erste, zweite, dritte L. und so fort. Neben dieser natürlichen und darum auch während der Kaiserzeit fortdauernden Bezeichnung kommen aber auch schon gegen Ende der Republik noch besondere Beinamen für die einzelnen mit Nummern bezeichneten L. auf, unter welchen dieselben ebensowohl bei den Schriftstellern als auf Münzen und Inschriften erscheinen. Diese Unterscheidung der L. durch besondere Namen wurde selbst nothwendig, als in den Bürgerkriegen am Ende der Republik jede Partei ihre mit Zahlen bezeichnete L. hatte, nach dem Uebertritt der besiegten Partei aber zu dem Sieger dieser dann L. gleicher Nummer unter seinen Fahnen vereinigte. Es gewinnt daher die nähere Untersuchung dieser Namen eine besondere Wichtigkeit, ebensowohl für die Geschichte der gesammten röm. Kriegsführung, als auch in Bezug auf die Münzen- und Inschriftenkunde, auf die älteste Geschichte und den Ursprung so mancher Städte und Niederlassungen in Deutschland, am Rhein und an der Donau, zumal an den untern Theilen derselben, in Britannien, wie in Asien und Afrika, in sofern diese Städte nämlich aus den festen Standquartieren der hier stationirten L. hervorgegangen sind, wie dies meist aus noch erhaltenen Inschriften, Regionssteinen, Siegeln u. dergl. ersichtlich ist. Aus den an diesen Orten aus den alten Quellen zusammengestellten Verzeichnissen ersehen wir, daß diese Beinamen bald von den Ländern entnommen waren, in welchen die L. ihre Standquartiere hatten, oder wo sie geworben worden waren, wie z. B. Germanica, Italica, Cyrenaica, Macedonica, Hispana u. s. w. oder von den Kaisern, wie z. B. Legio Augusta, Flavia, Trojana, Ulpia, oder von Gottweihen, wie z. B. selbst die am Rhein, namentlich zu Mainz stationirte Primitiva, ferner Minerva, Apollinaris, oder auch, wie dies insbesondere unter der Kaiserzeit der Fall war, auszeichnende und ehrende Prädikate waren, welche sich die L. gleichsam als Belohnung für geleistete Dienste gewonnen hatten: Adjutrix, Victrix, Fulminatrix, Invicta, Pia und Fidelis, aber auch Rapax u. s. w.

2) Die früheren französischen Nationalgarden waren ebenfalls in L'en und Kohorten getheilt und selbst nach dem J. 1815 wurde die neue französische Armee in L'en formirt, die man nach den Departements des Reiches benannte. Angewandt wurde dieser Name aber in Frankreich zuerst wieder unter Napoleon, der mit demselben Truppencorps von unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung belegte, die bei Anfang eines Krieges errichtet und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst wurden. Von dieser Art waren in dem französischen Befreiungskrieg auch die englisch-deutschen und die russisch-deutschen L'en, deren Führer den Namen Legionärs erhielten. Die englisch-deutsche L. (the king's german Legion) wurde im Nov. 1803 zu Beshil bei London, zuerst nur ein Bataillon stark, aus Offizieren und Mannschaften der hannoverschen Truppen errichtet, welche, durch die Konvention vom 5. Juli 1803 dienstlos geworden, nach England ausgewanderten. Bis zum J. 1805 wurden sodann durch gleiche Mittel 6 Bataillone, 3 Kavalerie-Regimenter und eine Batterie errichtet und im Nov. des Jahres in Deutschland gelandet. Die damaligen politischen Verhältnisse ließen diese Truppen nicht in Thätigkeit kommen; sie wurden daher im folgenden Jahre wieder eingeschifft. Preußens Besignahme von Hannover führte wieder eine Menge Offiziere und Soldaten, auch andere Kriegsdienstfähige junge Männer nach England, durch deren Eintritt das Corps auf 10 Bataillone und 5 Kavalerie-Regimenter gebracht werden konnte. Im J. 1807 wurden 2 Bataillone davon nach Gibraltar gesandt, 2 Kavalerie-Regimenter blieben in Irland, alles Uebrige ward nach Rügen eingeschifft und dann zur Unternehmung gegen Kopenhagen verwendet; 5 Bataillone und ein Kavalerie-Regiment fochten im Sommer des folgenden Jahres in Portugal, und litten dann bei dem bekannten Rückzug des Generals Moore 1809 so bedeutend, daß sie sich in England erst wieder ergänzen mußten. Sobald dies geschehen, ward der größere Theil mit zur Expedition gegen Walcheren gebraucht, wo er ebenfalls viel litt. Vier Bataillone von den von Kopenhagen zurückkehrenden wurden damals nach Sicilien gesendet, von welchen im J. 1814 zwei Bataillone unter Bentinck bei Genua fochten. Alle übrigen Truppen der L. wurden von 1809–1811 zu der Armee Wellingtons in der Halbinsel gezogen. Man brauchte sie hier besonders zum Vorpostendienst, zu dem sie sich mehr eigneten, als die Engländer, denen sie indeß in ausdauernder Tapferkeit in der offenen Feldschlacht gleich kamen, so wie sie denn z. B. an dem Sieg von Salamanca vorzüglichen Antheil hatten. Um sie dafür zu belohnen, ward die L. naturalisirt, d. h. den englischen Nationaltruppen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Die großen Verluste wurden durch Einstellung von Ueberläufern von den bei der französischen Armee befindlichen Rheinbundstruppen gedeckt. Im J. 1813 wurden 500 M. nach Deutschland gesendet, um zu Stämmen der neuen hannoverschen Armee zu dienen, ein Husaren-Regiment focht dort schon unter Walmoden und entschied

das Treffen an der Görde. Nach dem Frieden wurde die L. nach den Niederlanden gesendet, wo sie bei Bonaparte's Wiederkehr, mit Ausnahme zweier in Italien gebliebenen Bataillone, ganz versammelt war und an den Schlachten von Quatre bras und Waterloo den rühmlichsten Antheil nahm. Nach dem Frieden im J. 1816 erfolgte die Auflösung der L. unter Bedingungen, die den Offizieren besonders vorthelhaft waren, doch auch die verstümmelten und verwundeten Soldaten berücksichtigten. Fast alle Offiziere traten in die hannoversche Armee über, wo sie neben ihrem Gehalt noch den halben englischen Sold fortbezogen. Auch der größte Theil der Mannschaften trat in diese Armee ein. Der Plan zu einer russisch-deutschen L. ward schon im J. 1805 von dem hannoverschen Oberstlieutenant Urentschild dem Kaiser Alexander vorgelegt und von ihm genehmigt, kam aber damals nicht zur Ausführung. Urentschild trat nachher in oldenburgische Dienste und folgte seinem neuen Landesherren, als dieser von Bonaparte vertrieben ward, im J. 1811 nach Rußland, wo bei dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich jener Plan zu einer L. wieder aufgenommen und die Realisirung einer besondern Kommission übertragen ward. Viele vorzügliche preussische Offiziere, als Gr. Charot und Dohna, Solz, Stulpnagel, Rahmer, Tiedemann, Monhaupt (welcher nachher die Artillerie organisirte), verließen im J. 1812 ihr Vaterland und traten in die L. ein, welche zuerst in Reval, dann in Borgo in Finnland organisirt ward, ohne daß die bekannte Proklamation an die Deutschen bei Bonaparte's Armee ihr starken Zufluß von Ueberläufern verschafft hätte. Diese fanden sich jedoch ein und wurden durch Gefangene, die freiwillig Dienst nahmen, verstärkt, als der Feldzug eine unglückliche Wendung für die Franzosen nahm. Von Borgo nach Petersburg, dann nach Reval, später nach Königsberg verlegt, marschirte sie Anfangs Juni, 4 Bataillone, 1 Komp. Schützen, 2 Kavalerie-Regimenter u. 2 reitende Batterien stark, an die Niederelbe, wo sie unter den Befehl des Generals Walmoden trat, u. während des Waffenstillstandes, durch ein von Königsberg nachgesendetes, zwei neu errichtete Bataillone und eine uniformirte Fußbatterie verstärkt wurde. Sie nahm darauf an den Gefechten bei Welslahn, an der Görde, an der Steinkuh und bei See städt rühmlichen Antheil und rückte im Frühling 1814 in die Niederlande, wo sie Ende März zur Deckung von Brüssel gegen Maison berufen ward. Nach dem pariser Frieden ward sie in preussischen Dienst überwiesen; bei der neuen Formation im J. 1815 blieb den Offizieren freigestellt, ob sie in der preussischen Armee fortbienen wollten. Die große Mehrzahl davon blieb, von den Mannschaften wurden alle Ausländer, die es wünschten, entlassen, die dienstfähigen Inländer in Dienst behalten. Aus der Infanterie ward das 30. und 31. Infanterie-Regiment, aus der Kavalerie das 8. Ulanen-Regiment formirt und durch Mannschaften aus den Rheinprovinzen ergänzt. Sie standen nebst der neu formirten Artillerie in dem Feldzug des



hältnisse in diesen L.en sind häufig der Art, daß, wenn man sie oxydirt, daraus geradeauf arsen-, antimon- und tellursaure Salze entstehen. Auf künstlichem Wege lassen sie sich daher oft auch durch Reduktion der metallsauren Salze darstellen. Diese Metallverbindungen nebst denen von Gold mit Silber, von Silber mit Blei, sind die am häufigsten auch in der Natur vorkommenden.

Die Farbe der Metalllegirungen ist verschieden je nach dem Verhältniß der Mischungbestandtheile; ihre Härte ist meist größer, als die der einzelnen Metalle, sie schmelzen bei niedrigerer Temperatur, als man dem Schmelzpunkt der einzelnen Gemengtheile nach erwarten sollte. Bei der Verbindung der Gemengtheile während des Schmelzens wird oft eine beträchtliche Menge Wärme frei. So entsteht eine sehr hohe Temperatur, wenn dünne Blättchen von Platin u. Zinn zusammengeschmolzen werden. Gießt man 70 Thle. geschmolzenes Kupfer zu 30 Thln. geschmolzenem Zink, so erhöht sich die Temperatur so stark, daß ein Theil der Mischung umhergeschleudert wird. Das spec. Gewicht der L.en ist in der Regel größer, als das mittlere spec. Gewicht der angewandten Metalle der Rechnung nach seyn sollte, bisweilen jedoch findet auch das Umgekehrte Statt. In den meisten Fällen erfolgt sonach bei der Verbindung eine Verdichtung, wie dies gewöhnlich bei der chemischen Vereinigung zweier Körper eintritt; man kann daher ohne genaue Kenntniß der Kontraktions-, respektive Expansionsverhältnisse der Metallgemenge in den verschiedenen Verhältnissen aus dem spec. Gewicht keinen sichern Schluß auf die relativen Mengen der verbundenen Metalle machen.

Legirungen, deren Dichtigkeit größer ist, als die mittlere Dichtigkeit der Metalle, woraus sie bestehen.

Gold mit Zink,
 „ „ Zinn,
 „ „ Wismuth,
 „ „ Antimon,
 „ „ Kobalt,
 Silber mit Zink,
 „ „ Blei,
 „ „ Zinn,
 „ „ Wismuth,
 „ „ Antimon,
 Kupfer mit Zink,
 „ „ Zinn,
 „ „ Palladium,
 „ „ Wismuth,
 „ „ Antimon,
 Blei mit Wismuth,
 „ „ Zink,
 „ „ Antimon,
 Platin mit Moschdan,
 Palladium mit Wismuth.

Legirungen, deren Dichtigkeit geringer ist, als die mittlere Dichtigkeit der Metalle, woraus sie bestehen.

Gold mit Silber,
 „ „ Eisen,
 „ „ Blei,
 „ „ Kupfer,
 „ „ Iridium,
 „ „ Nickel,
 Silber mit Kupfer,
 Kupfer mit Blei,
 „ „ Platin,
 Eisen mit Wismuth,
 „ „ Zink,
 „ „ Antimon,
 „ „ Blei,
 Zinn mit Blei,
 „ „ Zink,
 „ „ Palladium,
 „ „ Antimon,
 Nickel mit Arsen,
 Zink mit Antimon.

Die L.en leiten die Elektricität meist schlechter, als die Metalle, woraus sie zusammengesetzt sind; ähnlich verhalten sie sich gegen die Wärme. Bestehen sie aus Metallen, deren Schmelzpunkte sehr weit auseinander liegen u. die keine sehr große Verwandtschaft zu einander haben, oder ist das leichter schmelzbare in großem Ueberschusse vorhanden, so kann dieses bei so niedriger Temperatur zum Schmelzen gebracht und abfließen gelassen, abgeseigert werden, daß das schwerer schmelzbare, mit einem geringen Theile des zweiten verbunden, allein im festen Zustande als sogenannter Kleinstock zurückbleibt.

Nicht alle Metalle geben L.en mit einander ein; Silber, welches sich so leicht mit Gold, Kupfer, Blei in allen Verhältnissen legirt, verbindet sich mit Eisen nur in fast verschwindender Menge. Zink und Blei vereinigen sich auch sehr schlecht in größerer Menge; aber setzt man noch eine beträchtliche Menge Zinn zu, so entsteht eine gleichförmige L.

Was die physikalischen Eigenschaften, wie Härte, Sprödigkeit, Dehnbarkeit, Zähigkeit, Glanz, Farbe, Politurfähigkeit u. s. w. der Metalllegirungen betrifft, wodurch man je nach dem Bedürfniß der Technik für bestimmte Zwecke die tauglichsten Materialien erhält, so ist schon aus dem Vorhergehenden zu entnehmen, daß die Mischungen der Metalle, sowohl der Art als der Menge der einzelnen Metalle nach abgeändert, bald die eine, bald die andere Eigenschaft in überwiegendem Grade besitzen und sich dadurch den Erfordernissen anpassen.

Nur die wichtigsten und verbreitetsten L.en sollen hier beschrieben werden, ohne deshalb eine Vollständigkeit in Bezug auf die bereits bekannten Zusammensetzungen und deren Eigenschaften erstreben zu wollen, da dies weit die Grenzen dieses Werkes überschreiten würde.

Zu den wichtigsten L.en gehören die aus Gold und Silber oder Kupfer und aus Silber und Kupfer bestehenden, welche bei allen civilisirten Völkern als Münzen benutzt werden. In früheren Zeiten führten nur diese Mischungen den Namen von L.en.

Gold mit Kupfer legirt zeigt eine rothgelbe, bei größerem Kupferzusatz fast rothe Farbe und wird rothe Karatirung genannt, während Silber die natürliche Goldfarbe bläusert, etwas grünlich macht. Diese Legirung heißt die weiße, die Kupfer und Silber haltende die gemischte Karatirung. Den Gehalt der Goldlegirungen an reinem Golde pflegt man in Deutschland nach Karat und Grän anzugeben, indem man die Zahl von Karat u. Gränen Goldes nennt, welche in einer preussischen Mark der Legirung enthalten sind. Die preussische oder kölnische Mark ist gleich 233,855 Gramm. Sie wird als Münz- oder Probirgewicht für Gold eingetheilt in 24 Karat, jedes Karat in 12 Grän und enthält sonach 288 Grän. Hiernach wird vollkommen reines Gold als 24karätiges, eine Goldlegirung aber, die $\frac{1}{2}$ fremde Metalle enthält, als 22karätiges Gold bezeichnet.

Das reinste zu Münzen benutzte Gold ist in Dukaten ausgeprägt. Die österreichischen enthalten nur 3 Grän Silber in der Mark Gold; sie haben daher einen Feingehalt von 23 Karat 9 Grän, die holländischen von 23 Karat 6—6,9 Grän. Die preussischen Friedrichsd'or sind mit mehr Kupfer und Silber versetzt. Vom Jahre 1764—1821 prägte man sie mit einem Feingehalte von 261 Grän oder 21 Karat 9 Grän, seitdem von 260 Grän oder 21 Karat 8 Grän. Es wiegen daher jetzt 35 Friedrichsd'or genau eine Mark und jede Mark reines Gold liefert 38 $\frac{1}{10}$ Stück Friedrichsd'or. Rechnet man dieses Goldstück zu 5 Thaler Goldwährung, so wird jede Mark reines Gold zu 193 $\frac{1}{10}$ Thalern Gold



eine Mark und enthalten 64 Gran Feinsilber; 480 derselben wiegen also 4½ Mark. 30 Silbergrößen enthalten nur 1 Loth feines Silber, während der Thaler 1½ Loth Feinsilber enthält. Es wird daher die Mark Silber in den Silbergrößen zu 16 Thlr. ausgebracht, während es in den Thalerstücken nur mit 14 Thlrn. bezahlt wird, oder man kann richtiger sagen, der Staat rechnet bei den kleinen Scheidemünzen auf je 14 Thlr. Werth noch 2 Thlr. Fabrikationskosten.

Zu Silbergeschirren wird Silber von verschiedener Löhigkeit verarbeitet, theils nach Bestimmung einzelner Staaten und unter deren Kontrolle, theils nur nach Gewohnheit. In Preußen ist 12löthiges Silber das für Löffel u. s. w. gesetzlich vorgeschriebene, in Wien, Nürnberg, Augsburg, Kopenhagen wird 13löthiges, in Schweden 13½löthiges verarbeitet.

Alle diese L. en bedecken sich, wenn sie während der Arbeit gegläut werden, mit Kupferoxyd und sehen dann schwärzlich aus; sie werden deshalb zuletzt, wie man sagt, weiß gefotten, was darin besteht, daß man sie mit verdünnter Schwefelsäure oder mit Weingeist, Kochsalz und Wasser kocht. Die Oberfläche wird dadurch etwas ärmer an Kupfer, das Silber also reiner und weißer. Mit Eisen legirt sich das Silber schlecht, die Angaben über die Menge von Silber, welche Eisen aufnehmen kann, sind sehr verschieden, jedenfalls wird es aber dadurch sehr leicht rothbrüchig. Mit Blei schmilzt es leicht zusammen, durch Schmelzen unter freiem Zutritt des Sauerstoffs der Luft wird alles Blei in Glätte verwandelt, worauf das Abtreiben beruht.

Mit Zinn schmilzt das Silber leicht zusammen zu sehr spröden Gemischen. Gleiche Theile beider Metalle geben eine so harte L., daß Feilen dieselbe kaum angreifen. Auch Wismuth gibt spröde L. en, eben so Antimon, welches im Drydationsfeuer leicht verflüchtigt wird. Bei arsenhaltigem Silber gelingt dies selbst im stärksten Feuer nicht vollständig.

Nach Döppler liefert Silber mit Zinn in dem Verhältnisse von 4 : 1 noch hämmerbare, sehr weiße und großer Politur fähige L. en, die bei mehr Zinngehalt sehr spröde, aber auch um so weißer und glänzender werden. Kupfergehalt macht sie rosenroth. Sie sollen sich ganz vorzüglich zu Spiegeln eignen. Eine früher zu Spiegeln gebräuchliche L. erhält man aus 32 Theilen Kupfer, 15 bis 16 Theilen Zinn und 1 bis 2 Thln. Arsen. Das Arsen wird erst zuletzt zugegeben. Eine andere Vorschrift ist 32 Theile Kupfer, 4 Theile Messing, 12½ Theile Zinn, 1½ Th. Arsen.

Die wichtigsten L. en des Kupfers mit Zinn, Messing, mit Zinn und Nickel, Neusilber, mit Zinn, Zinn und Blei Bronze und Geschützmetall genannt, sind unter diesen Arsiteln nachzusehen. Mit Arsen bildet es eine weiße L., aus der jedoch das Arsen durch Brennen in offenem Feuer leicht verflüchtigt werden kann. Gleiche Theile Silber und Kupfer geben mit 2 Proc. Arsen eine silberweiße noch geschmeidige L.

Mit Antimon schmilzt es leicht zu spröden Verbindungen. Das Eisen kann etwas Kupfer aufnehmen, ohne dadurch so sehr verschlechtert zu werden, wie durch Silber; das Kupfer wird aber schon durch wenig Eisen spröde und kann sich mit viel Eisen nicht legiren. Hämmerbare, eisenhaltige, fast weiße L. en geben 2½ Thle. Kupfer mit 1½ Eisen, 64 Zinn und 33½ Zink, oder 50 Zink, 48 Zinn, 1 Eisen, 3 Kupfer. Das Eisen und Kupfer wird in einem Tiegel zusammen geschmolzen, und dann zuerst das Zinn allmählig und in so kleinen Quantitäten zugelegt, daß die ersteren Metalle nicht erstarren, zuletzt in ähnlicher Weise das Zinn hinzugefügt und dann gut umgerührt. Legirungen aus gleichen Theilen Nickel und Eisen mit dem doppelten Gewicht an Kupfer und ¼ Zink zusammen geschmolzen sollen dem Neusilber ähnliche Eigenschaften besitzen.

Zinn u. Blei vereinigen sich ziemlich gleichmäßig in allen Verhältnissen, in denen man sie zusammenschmilzt. Gleiche Theile beider liefern das sogenannte Schnell- oder Weichloth, 2 Theile Zinn u. 1 Theil Blei das schwache Schnellloth, 2 Theile Blei und 1 Theil Zinn das schwerere schmelzbare starke Schnellloth. Sogenanntes Sickerloth, eigentlich Sickerloth, erhält man durch Zusammenschmelzen gleicher Theile Zinn und Blei, langsames Abkühlen der Masse und Ausgießen des noch flüssigen, nachdem ein Theil erstarrt ist. Das aus der fest gewordenen körnigen Masse Auslickende enthält 37 Theile Blei auf 63 Theile Zinn und ist besonders leichtflüssig. Einfacher kann man es durch bloßes Zusammenschmelzen der Metalle im angegebenen Verhältnisse bereiten. Zinn u. Antimon, im Verhältnisse von 85,5 des ersteren zu 14,5 des letzteren, liefern das in Frankreich unter dem Namen Argentimetal zu Löffeln und Gabeln verarbeitete Gemisch, welches noch bis zu einem gewissen Grade hämmerbar ist und einigen Klang besitzt. Unter dem Namen Pewter wird eine aus 6 Theilen Zinn und 1 Theil Antimon, od. 50 Theilen Zinn, 4 Theilen Antimon, 1 Theil Wismuth, 1 Theil Kupfer, od. 56 Theilen Zinn, 8 Theilen Blei, 1 Theil Zinn, 4 Theilen Kupfer bestehende Legirung zu vielerlei Geräthschaften, Theeröpfen u. s. w. benutzt. Unter dem Namen Queensmetall ist eine Mischung aus 9 Theilen Zinn und 1 Theil Blei nebst eben so viel Antimon und Wismuth bekannt. Ähnliche Mischungen werden in neuerer Zeit vielfach von den Maschinenbauern als Lagermetall empfohlen, z. B. nach Dewarance 6 Theile Zinn, 8 Theile Antimon, 4 Theile Kupfer, von Andern 32 Theile Zinn, 14 Theile Zinn, 2 Theile Kupfer od. 72 Theile Zinn, 26 Theile Antimon, 2 Theile Kupfer, nach Fenton 80 Theile Zinn, 14½ Theile Zinn, 5½ Theile Kupfer. Der Vortheil dieser Legirungen besteht in größerer Wohlfeilheit und minderem Delverbrauch zum Schmieren. Die an Kupfer reichere Legirung, wie z. B. Stephensons Zapfenlagermetall, welches aus 79 Theilen Kupfer, 5 Theilen Zinn, 8 Theilen Zinn und 8 Theilen Blei besteht, od. das in Ceraing häufig benutzte, aus 89 Theilen Kupfer, 9 Theilen Zinn,

12,5 Theilen Zinn ob. 86 Theilen Kupfer und 14 Theilen Zinn bereitete, gehören schon den Bronze ähnlichen Mischungen an.

Das von den Schrifgießern zu Lettern benutzte Metall besteht im Allgemeinen aus Blei und Antimon. Aber die benutzten Verhältnisse sind sehr verschieden von 10—4 Theilen Blei auf 1 Theil Antimon.

Eine der interessantesten Legirungen wird durch Zusammenschmelzen von Zinn, Blei und Wismuth erhalten. Nach v. Rose geben 2 Theile Wismuth, 1 Theil Blei und 1 Theil Zinn eine bei $93\frac{1}{2}^{\circ}$, nach Newton und Darcet 8 Theile Wismuth, 5 Theile Blei, 3 Theile Zinn eine bei $94\frac{1}{2}^{\circ}$ schmelzende Legirung. Bei keiner andern Legirung liegt der Schmelzpunkt der Mischung so weit unter den Schmelzpunkten der einzelnen Bestandtheile. Marchand beobachtete, daß aus einer großen Menge der nach Newtons Vorschrift zusammengesetzten Legirungen sich große Krystalle abscheiden, welche aus 15,7 Theilen Zinn, 26,7 Theilen Blei und 57,7 Theilen Wismuth bestanden. Dies entspricht sehr nahe einem Verhältniß von 3 Aeq. Wismuth, 1 Aeq. Blei und 1 Aeq. Zinn, und könnte durch die Formel $Pb\ Bi + Sn\ Bi$ ausgedrückt werden. Die Legirung soll sich an der Luft leichter oxydiren, als die gewöhnliche Mischung.

Legis, Gust. Thorm., Pseudonym für Ant. Thormund Glückselig (s. d. in dem Nachtrage zu diesem Werke).

Legis actiones (lat.), 1) die Formeln, deren man sich bei der Klagerhebung nach älterem Civilrecht bis ins 6. Jahrhundert bediente. — 2) Alle nach den Volksgesetzen (Leges) vor einen Magistrat gehörende feierliche Handlungen, z. B. Manumissio, Emancipatio, Adoptio etc. — 3) Befugniß, der alten L. a. des Prozeßes sich zu bedienen.

Legislator (lat.), Gesetzgeber.

Legislatur, Legislation (v. Lat.), 1) Gesetzgebung; — 2) gesetzgebender Körper.

Legisten, s. Dekretisten, vgl. Doktor.

Legitim (v. Lat.), gesetzlich, rechtlich, ob. wenigstens dafür anerkannt.

Legitimae usurae (Rechtsw.), s. v. a. gesetzliche Zinsen, s. Zinsen.

Legitima portio (Rechtsw.), s. v. a. Pflichttheil (s. Notherbenrecht).

Legitimation, **Legitimatio** (Rechtsw. u. Polizeiw.). 1) Bei unehelichen Kindern nennt man L. den Akt, wodurch dieselben ehelich geborenen gleich gesetzt werden. Nach dem Gesetze geschieht dies a) durch nachherige Uebereinkunft zwischen dem Vater u. der Mutter des unehel. Kindes (L. per subsequens matrimonium), vorausgesetzt natürlich, daß die Paternität durch Anerkennung von Seiten des Vaters außer Zweifel gesetzt ist; b) aber auch durch Koncession des Regenten (L. per rescriptum principis) auf Gesuch des Vaters, oder, wenn dieser seinen Wunsch im Testament ausgedrückt hat, der Kinder od. ihrer Mutter (sogen. L. per testamentum). Heutzutage beobachtet man die Beschränkung dieser Legitimationsart auf den Fall, daß keine eheliche Descendenz vorhanden ist, nicht

mehr; jedoch macht das Verschweigen einer solchen das Reskript zu einem erschlachtenen und darum nichtigen. Eine Hauptfolge der beiden bisher erwähnten Arten der L. ist die Entstehung der väterlichen Gewalt des Erzeugers (s. Patria potestas) über sein uneheliches Kind, die er bisher nicht hatte, sowie der Ansprüche auf Erbrecht von Seiten des Kindes gegen den Vater. Die Entstehung der väterlichen Gewalt setzt immer die Einwilligung der willensfähigen Kinder voraus auch bei der L. durch nachfolgende Ehe; nur die Rechte der ehelichen Geburt überhaupt (nämlich zunächst die, welche sich auf römisches und kanonisches Recht gründen) macht das kanonische Recht zu einer durchaus unwillkürlichen Folge der Ehe. c) Ein eigenthümliches Institut des deutschen Rechts ist die sogenannte L. ad honores, L. minus plena, L. germanica, wodurch man die Aufhebung des Makels, welcher nach deutschrechtlichen Begriffen auf der unehelichen Geburt haftet, bezeichnet u. die den minus plena Legitimirten namentlich fähig macht, in Ämter u. dgl. einzutreten u. solche Chargen zu bekleiden, von denen sonst unehelich Erzeugte ausgeschlossen sind, ohne daß dadurch das Kind in Beziehung auf seinen Vater die Rechte und Pflichten eines ehelichen Kindes erlangte. — Quellen: Lit. C. de naturalis liberis et matribus eorum et ex quibus causis justi efficiantur (5, 27) etc.; — Literatur: Jordenß, De legitimatione Diss. I., II. Traj. ad Rhen. 1742, 43, u. in Fellenberg, Jurispr. antiqua, Th. 2, S. 325; Thomastus, De usu practico doctrinae de legitimatione in ejusd. Diss. acad. Th. 3, Nr. 103; E. L. A. Eisenhardt, De legit. liber. illegit. praes. sec. jus germanicum, Helmst. 1786; Ebisbaut, Versuche, Bd. 1, Nr. 10; Dindl, Beiträge zur Lehre von der L. durch nachfolgende Ehe, 1832. — 2) In der prozessualischen Kunstsprache kommt der Ausdruck L. mehrbedeutend vor. Es findet sich nämlich: a) L. ad praxin, d. h. der Beweis, daß eine gewisse Person von Staats wegen ermächtigt ist, den Streitenden Parteien als Advokat zu dienen. Nach gemeinem Rechte ist hierzu bloß erforderlich, daß eine Mannsperson die zu einem gerichtlichen Vertrage nöthige natürliche Fähigkeit, Rechtskenntniß und ein wenigstens 17jähriges Alter, sowie Integrität des Rufes habe; allein Partikulargesetze beschränken häufig die Praxis noch mehr, und fordern meistens, daß derjenige, welcher einer Partei als Anwalt dienen will, unter die Anzahl der im Inlande immatrikulirten Advokaten gehöre. b) L. ad processum, der vom Anwalt zu führende Beweis, daß die Partei ihn mit Führung des Prozesses beauftragt habe. Ein Anwalt sollte, wenigstens für den Kläger, nie zugelassen werden, wenn er sich nicht gleich anfangs zum Prozesse legitimirt; jedenfalls aber ist die Prozeßlegitimation ein so wesentliches Stück für den Rechtsbestand des ganzen Verfahrens, daß ein Mangel hieran zu jeder Zeit und unter allen Umständen vom Gegner bemerkt gemacht, vom Richter aber auch unaufgefordert gerügt werden kann und muß. Gewöhnlich geschieht diese L. durch eine aus-



Kotted sagen will, so können wir doch hier nicht mit ihm übereinstimmen; er gibt dem Princip der L. einen viel zu festen und bestimmten Charakter, wenn er ihm ein konsequentes Festhalten an irgend einem Herkommen od. einer Tradition zuschreibt; das Princip der L. ist lieberlicher, es benützt allerdings das Vorhandene, wo es ihm zu seinem Vortheil nützlich erscheint, es wirft das Bestehende aber rücksichtslos über Bord, wo es nur im Geringsten genirt. Ein Beispiel, wie wenig das Princip der L. die traditionellen Rechtsverhältnisse berücksichtigt, wie durchaus falsch es ist, jenen Begriff auf die sogenannte L. des Erbrechts der Fürstengeschlechter einzuschränken, geben uns die Ereignisse in Schleswig-Holstein. Dort tritt ein kleines Volk muthvoll für die althergebrachten Rechte, unter denen das eigenthümliche Erbrecht des angestammten Fürstenhauses keine geringe Rolle spielt, unter die Waffen, das Princip der L. aber entreißt ihm dieselben, das Princip der L. nimmt ihm die Rechte, das Princip der L. kümmert sich um das Erbrecht des Fürstenhauses nicht im Geringsten. Noch weniger, als man sagen kann, daß der Grundsatz der L. sich um das Erbrecht der Fürsten kümmere, kann man natürlich behaupten, daß derselbe irgend einen faktischen oder Rechtszustand respektire. Beschworene Verfassungen werden mit einem Handstreich zertrümmert, verfassungsmäßig gegebene Gesetze auf illegitime Weise beseitigt, unter Anrufung des Heiligen gegebene Versprechungen wandeln sich bei ihrer Erfüllung in das Gegentheil um, und dies Alles geschieht auf Grund des Principes der L., aus der unumschränkten Machtvollkommenheit, die in diesem liegt.

Was ist denn nun das Princip der Legitimität? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir tiefer greifen und die Verwirrung der Begriffe unserer modernen Welt über Recht im Allgemeinen etwas näher beleuchten. Man hat gezweifelt, ob in Sachen der Politik überhaupt das Recht maßgebend sey, oder ob man vielmehr hier den Grundsätzen der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit zu folgen habe *). Sobald man sich über die Idee des Rechts klar war, konnte jener Zweifel gar nicht entstehen, eine richtige Definition des Wortes Recht verschreibt ihn von selbst. Schon das in dieser Beziehung viel verkannte, weil von Juristen und Diplomaten alter und neuer Zeit viel verdrehte, römische Recht hat als Grundsatz anerkannt: Recht ist das, was dem Willen der Nation gemäß ist, es ist die gemeinsame Ueberzeugung der von der Natur zu einer nationalen Gemeinschaft Verbundenen **). Hal-

ten wir dieses fest, so ist es undenkbar, daß eine Nation in einen Konflikt komme zwischen ihrem politischen Bedürfnisse und ihrem positiven Rechte. Sobald das Bewußtseyn des Bedürfnisses alle Volksschichten durchdrungen hat, wird auch der Gedanke der Abhülfe nicht ferne stehen, und sobald dieser als gemeinsame Ueberzeugung sich manifestirt hat, ist er auch Recht. Im konkreten Fall wird zwar der legalen Manifestation eines solchen Gedankens viel im Wege stehen, allein dies thut der Wahrheit unseres Raisonnements keinen Eintrag. Die Irrthümer über den Begriff Recht haben ihren Ursprung in einem groben, jeder höheren Anschauung feindlich gegenüberstehenden Materialismus, der nichts weiter anerkennt, als was ihm in die Sinne fällt. So erhebt sich die Ansicht, welche bloß in dem Gesetz das Recht findet, nicht über den Erfahrungssatz, daß das Gesetz die gewöhnliche Erscheinungsform des Rechts ist; sie fragt aber nicht, was ist der Grund der bindenden Kraft des Gesetzes? Dieser selbst aber kann nur der Gesellschaftswille seyn, welcher sich hier eben nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch seine damit betrauten Organe offenbart. Ein weiteres Eingehen in dieses Thema würde uns auf eine Untersuchung über die Berechtigung des Gesellschaftswillens überhaupt im Gegensatz zum Patrimonialstaat führen; wir können hierbei aber füglich auf andere Artikel unseres Werks, namentlich Staat, Gesellschaft etc. verweisen, um nicht weiter von unserem Thema uns zu entfernen. Man könnte uns den Einwurf machen, die Ansicht, daß das Gesetz und mithin das Recht auf dem göttlichen Ursprung der Herrschermacht beruhe, sey doch gar keine materialistische, vielmehr eine rein ideelle; wir müssen aber dennoch bei unserer vorigen Behauptung verbleiben, denn die heutigen Verteidiger jenes Grundsatzes stützen denselben auf keine höhere Anschauung von der Welt und den menschlichen Dingen, sie hängen vielmehr starr an dem Buchstaben der Ueberslieferung, einige auch anderer Deutung fähige Worte der Bibel sind ihr einziger Anhaltspunkt. Dagegen wird uns Jeder zugeben müs-

suffragio populus voluntatem suam declarat, an rebus ipsis et factis? Quare rectissime etiam illud receptum est, ut leges non solum suffragio legislatoris, sed etiam tacito consensu omnium per desuetudinem abrogentur. Diese Stelle spricht zwar zunächst vom Gewohnheitsrecht, allein das Gewohnheitsrecht ist ja nichts Anderes, als das unmittelbar aus der Volksüberzeugung hervorgehende und direkt in den Handlungen des Volks zum Vorschein kommende Recht. Und gerade aus dem Grund, weil dem Gewohnheitsrecht auch die Volksüberzeugung zu Grunde liegt, wird es hier dem Gesetzesrecht gleichgestellt. Man kann auch nicht einwenden, daß dies das Dogma der römischen Republik sey, während zur Zeit des Kaisertums andere Grundsätze gegolten hätten, denn der Verfasser der angezogenen Stelle, Calpurnius Julianus, lebte unter Hadrian, auch hat Justinian die Stelle in die Pandekten recipirt, sie somit als Gesetz anerkannt. Man hat gemeint, das Dogma der Kaiserzeit sey in c. 2 C. quae sit long. consuetud. (8, 53) enthalten, allein diese Ansicht beruht auf gänzlichem Mißverständnis der Stelle, da in derselben nicht gesagt ist, daß ein Gewohnheitsrecht ein Gesetz nicht derogiren könne, sondern nur behauptet wird, ein Gewohnheitsrecht könne durch ein Gesetz aufgehoben werden. — Freilich entgeht uns nicht, daß der faktische Zustand unter der Kaiserregierung ein ganz anderer war, allein die Wissenschaft blieb dem richtigen Principe treu.

*) Sogar die konstitutionelle gestohrene Partei hat diese Streitfrage erhoben und sie — zum Abseil gegen das Rechtsprincip — entschieden. Bgl. J. B. Stenzleben, A. Jahrg. Nr. 30, S. 140 ff.

**) Wir gründen diese unsere Ansicht auf das Fr. 32 §. 1. D. de legit. (1, 4): Inveterata consuetudo pro lege non immerito custoditur, et hoc est jus, quod dicitur moribus constitutum. Nam quum ipsae leges nulla alia ex causa non teneant, quam quod iudicio populi receptae sunt, merito et ea, quae sine ullo scripto populus probavit, tenebunt omnes; nam quid interest,

sen, daß derjenige, welcher behauptet, die Herrschermacht und eben daher auch das Gesetz sey etwas rein Faktisches, ebenso dem Materialismus fröhne, als der, welcher von der Ueberlieferung gefesselt ist.

Auf diese falschen Ansichten über Recht überhaupt stützt sich nun der Begriff L. Er ist dem Einen der Inbegriff der „göttlichen unveräußerlichen Rechte des Throns“, dem Andern der faktische Zustand, welchen man eben als solchen respektiren muß. Beide stehen mit den Grundlagen ihrer Anschauungsweise nicht gar fern einer freilich den entgegengesetzten Zweck verfolgenden Partei, der aber Volksrecht und Nationalwille auch bloß leere Worte sind, die da glaubt mit einigen bürren abstrakten Ideen die ganze Gesellschaft selbst wider deren Willen in eine andere Form bringen zu können, die ebenfalls herrschen will, wenn auch unter anderen Formen, als die absoluten Regenten. Weder den Legitimisten aber, noch den Terroristen kann der Vorwurf gemacht werden, daß sie fortwährend zu dem Rechte in Opposition stünden; sie gehen vielmehr mitunter, wenn es ihnen dienlich scheint und nicht gar zu unbequem ist, um die Augen der staunenden Masse zu blenden, mit dem Rechte Hand in Hand. Glaubt man dies jedoch nicht nöthig zu haben, dann wird das Recht selbst mit Inbegriff des früheren legitimistischen oder terroristischen Gesetzes auf freche Weise gemischtet, der Nationalwille verhöhnt, seine Träger verfolgt und gemartert. Das Beispiel einer terroristischen Regierung bietet uns in Frankreich die Geschichte der ersten Revolution, das Beispiel einer legitimistischen brauchen wir unsern Lesern nicht vor Augen zu führen.

Es wäre also, wie wir gesehen, unrichtig zu behaupten, das Legitimitätsprincip (wie auch der Terrorismus) sey die reine Negation des Rechts; eben so wenig aber kann man sagen, daß jenes Princip nur irgend einige Achtung vor dem Recht an den Tag lege. Wir wollen uns nicht im Nachzählen von politischen Beweisbeispielen verlieren, aber wir können nicht umhin auf jenes Land hinzuweisen, wo das Festhalten an heiligen Eidschwüren als Verbrechen bestraft wird, wo ein wegen infamirenden Vergehens in Untersuchung befangener Mann das Staatsruder lenkt. Ein Princip, welches dergleichen Handlungen zu seiner Erhaltung, solcher Leute zu seiner Vertheidigung bedarf, wagt es gerade dadurch sich dem positiven Rechte feindlich gegenüberzustellen, es setzt an den Platz des Rechts die Willkür.

Hiermit haben wir das Princip der L. genugsam charakterisirt; über die Verwerflichkeit desselben ein Wort zu verlieren, würden wir uns schämen. In Ländern, wo schon seit längerer Zeit die Beschäftigung mit Politik ein Gemeingut der Nation geworden ist, wird auch das L.-Princip mit der ihm gebührenden Verachtung gebrandmarkt; selbst die noch übrig gebliebenen sog. Legitimisten in Frankreich z. B. behandeln die Lehre von der Göttlichkeit des Regentenrechts mit „großer Leichtfertigkeit“, wie eine geachtete konstitut.

Zeitschrift sich ausdrückt; Vertheidiger des L.-Principis, wie es heut zu Tage auftritt, würden sich dort gar nicht vorfinden. Und die Weltgeschichte wird noch anders über das L.-Princip urtheilen, als wir dieses thun können; wären Caligula und Nero moderne Fürsten, so würden sie auch unter dem Deckmantel der „L.“ ihre Schandthaten verüben können. Und doch ist das L.-Princip nicht die einzige Gefahr, welche unserer Zeit droht; wir haben oben auf den Terrorismus hingewiesen und es kommt uns vor, als erneuere sich in der Gegenwart die homerische Fabel von der Scylla und der Charybdis. Möge er nicht wahr werden der Spruch: „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim!“

Legitimität des Kindes (Recht m ä ß i g k e i t, Legitimitas, Partus legitimus, gerichtl. Med.). Die Eigenschaft, rechtmäßig zu seyn, erhält ein Kind dadurch, daß es in gesetzmäßiger Ehe erzeugt und geboren ist. Fragen über Rechtmäßigkeit kommen bei Erbschafts-, Ehescheidungs- und anderen dergleichen Angelegenheiten nicht selten vor, und obgleich der Gegenstand eigentlich mehr juristischer Natur ist, so wird doch der Gerichtsarzt zuweilen in Bezug auf die körperlichen Merkmale, welche zur näheren Bestimmung der Rechtmäßigkeit dienen, um Rath gefragt, weshalb für ihn zur besseren Uebersicht des Ganzen eine genauere Kenntniß von dem Begriffe und den Erfordernissen der Rechtmäßigkeit unumgänglich nothwendig erscheint.

Von der Aechtheit unterscheidet sich die Rechtmäßigkeit dadurch, daß bei ersterer nur die Frage entschieden werden soll, ob diejenige Frau, welche sich für die Mutter eines Kindes ausgibt, dasselbe auch wirklich geboren habe, während es sich bei der letzteren besonders um die Erzeugung in gesetzlicher Ehe und namentlich um die Abstammung vom Ehegatten der Mutter handelt. Rechtmäßigkeit ist also in Bezug auf den Vater dasselbe, was Aechtheit rücksichtlich der Mutter bedeutet. Auch die Erbfähigkeit, welche mehrfach mit der Rechtmäßigkeit (namentlich durch Leichmeyer, Inst. med. legal. Cap. IX. quæst. IV.) verwechselt worden ist, hat mit dieser nichts gemein, denn es kann ein Kind rechtmäßig seyn, ohne deshalb für erbfähig zu gelten, wie z. B. wenn es im hohen Grade mißbildet, todt, oder vor dem Termine der Lebensfähigkeit geboren ist. Doch muß hierzu bemerkt werden, daß die Erbfähigkeit des Kindes, wenigstens in Bezug auf die Erbschaft vom Vater, gewissermaßen durch seine Rechtmäßigkeit bedingt wird, daß also Rechtmäßigkeit in gewisser Beziehung Erforderniß zur Erbfähigkeit ist, nicht aber umgekehrt. Auf die Erbschaft von der Mutter dagegen hat die Rechtmäßigkeit des Kindes keinen Einfluß, da auch ein von einer Frau während ihrer Ehe mit einem Andern gezeugtes Kind seine Mutter beerbt, obgleich es nicht rechtmäßig ist (Wildberg). Endlich haben auch besonders ältere Aerzte und Rechtsgelehrte den Ausdruck Rechtmäßigkeit in sofern falsch gebraucht, als sie ihn auf die körperliche Ausbildung der Frucht bezogen und ausgetragene Kinder rechtmäßige, unausgetragene dage-



Artizlo und Borjano auf die 700 lombardischen Reiter. Sofort entspann sich ein Gefecht zwischen beiden Abtheilungen und aus diesem eine allgemeine Schlacht, indem die nachkommenden Deutschen ihren bedrängten Waffenbrüdern zu Hülfe eilten. Die Mailänder wurden bis zu ihrem Bannerwagen zurückgedrängt. Ein großer Theil derselben hielt die Schlacht für verloren und floh nach Mailand zu. In diesem entscheidenden Augenblicke, wo der mailändische Bannerwagen fast verloren schien, rückten, angeführt von Alberto Guissano, die Schaaren des Todes, welche bis dahin in Reserve gestanden hatten, plötzlich vor. Ersterer wich anfangs der deutschen Reiterei, als die Schaar des Todes unter Anrufung des heiligen Petrus und Ambrosius vordrang, die Deutschen zurückschlug und sogar das Hauptbanner des Kaisers eroberte. Der Kaiser selbst, der in den vordersten Reihen gefochten hatte, stürzte vom Pferde. Vergebens riefen die deutschen Anführer jetzt ihre Truppen vom Verfolgen der Brescianer, die gleich anfangs in die Flucht geschlagen worden waren, zurück; die Brescianer sammelten sich wieder, und die Deutschen wurden nun von allen Seiten zum Rückzug genöthigt. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser sey geblieben. Aller Widerstand hörte nun auf; Jeder dachte nur an Rettung und Flucht. Acht italienische Meilen weit verfolgten die Lombarden ihre Feinde und sprengten einen großen Theil derselben in den Ticino. Vorzüglich erbittert waren die Mailänder gegen die Comasken, die sie als Verräther an der gemeinschaftlichen Sache ansahen. Nur wenige derselben entkamen. Viele Deutsche, unter ihnen Herzog Bertold von Züringen, fielen in die Gefangenschaft der Mailänder. Das Lager der Deutschen, mit vielen Vorräthen und der Kriegskasse, das Hauptbanner und das Schild des Kaisers wurden eine Beute der Lombarden. Friedrich, welcher mehre Tage für todt gehalten wurde, war glücklich entkommen und hatte sich nach Pavia begeben. Nach sieben Kriegszügen gegen Italien war diese Niederlage für den Kaiser allerdings schmerzlich. Er war zum Frieden gezwungen, wußte jedoch durch geschickte Unterhandlungen vorher seine Feinde unter sich zu entzweien und erlangte so zu Venedig am 1. August 1177 vom Papst die Losprechung vom Bann und den Ruß des Friedens, von den Lombarden einen sechsjährigen Waffenstillstand. Vgl. Deutschland (Gesch.).

Regni, sardin. Flecken, Turin, nördlich von Turin; 2600 Einw.

Regnitten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.). R.-B. Königsberg, Kr. Heiligenbeil; 190 Einw.

Regnoncino und Regnone, zwei Berge in der Lombardei, östlich am Como-See; der letztere 46° 5' 28" n. Br. u. 27° 4' 49" ö. L.

Legno santo (ital., Bot.), s. v. a. gemeine Dattelpflaume, *Diospyros Lotus* L. (in den Supplementen).

Regnotis (Bot.), nach Swartz, Pflanzengattung. Arten unter *Cassipourea* Aubl.

Regoa, die portugiesische s. g. große Meile von 28,168 Palmos. Auf einen Grad des Aequators rechnet man 18 P. s. 1 P. = 3 Milhas oder

kleine Meilen à 8 Estudios. Die brasilische Regoa hält 28,420 Palmos; von derselben gehen 17½ auf einen Grad des Aequators.

Reg = od. Schießbüchse, s. Selbstschuß.

Regorreta, span. Flecken, Guipuzcoa, südwestl. von San-Sebastiano; 600 Einw.

Regouvé, Gabr. Marie Jean Bapt., französ. Dichter, Sohn eines verdienten und mit der klassischen Literatur bekannten Advokaten, geb. zu Paris am 23. Juni 1764, widmete sich unter günstigen äußern Verhältnissen nach beendigten Studien der Literatur, zeigte aber in seinen ersten Versuchen große Mittelmäßigkeit. Dahin gehören die „Essai de deux amis“, die er 1786 mit Laya herausgab. Ausdauernder Fleiß entwickelte indes seine beschränkten Anlagen, und mit der Zeit glückte es ihm, den Gegenstand zu finden, der seinen Talenten angemessen war. Im J. 1792 ließ er seine Tragödie „La mort d'Abel“ aufführen, worin er Geyners Gedicht vielfach benutzte und auch einige schöne Gedanken aus Klopstocks „Tod Adams“ sich zu eigen gemacht hatte. Sie fand, ungeachtet der heftigen Kritik von Laharpe, Beifall, ebenso sein im letzten Alter nach Shakespeare's „Richard III.“ gearbeiteter „Epicharis, ou la mort de Néron“ (1793), worin er den Muth hatte, sich Anspielungen auf Robespierre zu erlauben. Einige andere, sämmtlich mittelmäßige Tragödien übergehend, nennen wir sein letztes, hinsichtlich der Anordnung und Ausführung tadelloses Stück: „La mort de Henri IV.“ (1806), welches Anlaß zu Streitigkeiten gab, indem man dem Dichter vorwarf, mit der Geschichte zu willkürlich umgegangen zu seyn. Wirkliches Verdienst erwarb sich L. durch einige beschreibende Gedichte, in denen er den Delille mit Glück nachahmte u. zugleich seine und zarte Empfindungen schön auszudrücken wußte. Reinheit der Sprache und harmonische, elegante Versifikation zeichnen seine sämmtlichen Lehrgedichte aus, während der Plan derselben durchgehends schwach ist. Sein eigentliches Meisterstück in dieser Gattung ist das Gedicht: „Le mérite des femmes“ (Par. 1801, und öfter), welches ihn zum Lieblingsdichter der Frauen machte. Außer diesem sind zu erwähnen: „La sepulture“, „Les souvenirs“ und „La mélancolie“, welche 1798 erschienen. In demselben Jahre wurde L. Mitglied des Instituts, und einige Jahre vor seinem Tode Suppléant Delille's als Professor der römischen Dichtkunst am Collège de France. Während der Jahre 1807 — 10 leitete er die Redaktion des „Mercure de France“. Seine letzten Lebensjahre waren sehr traurig, da ein unglücklicher Fall eine Geisteszerrüttung nach sich zog. Er + im Irrenhause am 12. Oktbr. 1812. Seine „Oeuvres“ sammelten Bouilly und Ch. Malo (3 Bde. Par. 1826).

Regouzia (Bot.), nach Durande, Pflanzengattung. Arten unter *Specularia* Heist.

Leg-penning (Numism.), Schaumünzen, die man zum Andenken aufbewahrt.

Regrad, ungar. Flecken, Szalader Gespsh., an der Drau, rechts, nördlich von Koyreinig, sonst am Zusammenfluß der Mur und Drau; vorzügl. Messerfabrik.

Regrand (Biogr.), 1) Marc Antoine, treff-

licher, viel zu wenig gekannter und geachteter Komödiendichter und Schauspieler, am 17. Febr. 1673 zu Paris geboren, widmete sich der Bühne, auf welcher er sich, trotz seines großen Talents, nur mit Mühe erhalten konnte, denn sein Aeußeres war abschreckend häßlich. Sein Leben bietet nichts Merkwürdiges dar, was des Aufzeichnens werth wäre; es beschränkte sich auf das Einstudiren seiner Rollen und die Ausarbeitung seiner Lustspiele, welche zu ihrer Zeit großen Beifall fanden, denen aber jezt von strengen französischen Kritikern der Vorwurf der Rohheit und Platttheit gemacht wird. Allerdings beachtete der joviale L. die von den Regeln der klassischen Schule geheischte Konvenienz wenig oder gar nicht und strebte nicht nach Korrektheit und Eleganz. Dafür aber verstand er sich auf die wahre Poesie des Burlesken so gut als Molière, und noch jezt können seine Farcen komischen Dichtern, die sie zu benugen verstehen, als reichhaltige Fundgrube dienen. Daß in denselben platte Epäße in nicht geringer Anzahl mit gutem Witz vermengt sind, daß manche Stücke in ihrer ganzen Anlage dem geläuterten Geschmacke widerstreben, soll nicht in Abrede gestellt werden, aber was die komische Kraft der Erfindung und der Einfälle und die Originalität seiner genialen Ausgeschweifungen und Uebertreibungen betrifft, so darf man ihm unbedenklich die erste Stelle nach Molière einräumen. Als seine gelungensten Lustspiele gelten: „L'ami de tout le monde“, „Le galant coureur“, „L'aveugle clairvoyant“ u. „Le roi de Cocagne“; sie haben sich bis jezt auf der Bühne erhalten. L. † am 7. Jan. 1728 zu Paris. „Oeuvres de Mr. le Grand“ (Par. 1742, 4 Bde., 12.). Mehrere seiner Stücke hat man auch für die deutsche Bühne bearbeitet. — 2) Vegrand d'Aussy, Pierre Jean Bapt., ein sehr geachteter franz. Literator, geb. zu Amiens 1737, lebte seit Aufhebung des Jesuitenordens zu Paris, doch sehr zurückgezogen, u. beschäftigte sich vorzüglich mit der Geschichte des franz. Mittelalters. Sein Hauptwerk ist die Sammlung: „Fabliaux ou contes des 12ième et 13ième siècles, traduits et extraits d'après les manuscrits“ (3 Bde., Par. 1779), wozu 1781 „Contes devots, fables et romans anciens“ als vierter Band kamen (neue Ausg. 5 Bde., das. 1781, 12.). Sind auch die Originale von ihm keineswegs treu wiedergegeben, so machte er doch durch seine Uebersetzung diese reizenden Gedichte der Fabliers für diejenigen zugänglich, welche sie nicht in der alterthümlichen Sprache lesen können. Ein anderes nütliches Werk L.'s ist seine nicht vollendete „Histoire de la vie privée des Français“ (3 Bde., das. 1782; neue vermehrte Ausgabe von Rochefort, 3 Bde., das. 1815). Außer mehreren Biographien, worunter sich die „Sur l'ancienne législation de la France“ auszeichnet, hat er auch eine große Zahl Artikel über die alten franz. Dichter in den „Notices des manuscrits de la bibliothèque du roi“ gegeben. L. war Mitglied des Instituts, wurde 1795 Konservator der Manuskripte auf der Nationalbibliothek und † am 5. Dec. 1800. — 3) Franz, deutscher Maler, Lithograph und Zeichner, geb. 1807 zu München, Zögling der Akade-

mie der Künste das., ging später nach Berlin, wo er schon 1833 †. Er hatte bereits seinen Ruf begründet, und besonders ausgezeichnet war er im Bildnisse. L. zeichnete solche in schwarzer Kreide, malte in Miniatur u. in Aquarell. Seine lithographirten Blätter sind sowohl wegen der Lebendigkeit der Auffassung, als wegen der zarten Behandlung zu rühmen. — 4) Max, Porzellanmaler von Nymphenburg, geb. 1814, Schüler Adlers, ist an der königl. Manufaktur in München beschäftigt und hat für diese großartige Anstalt bereits schöne Bilder vollendet. Auf der münchener Kunstausstellung von 1838 sah man von ihm das Bildniß eines span. Edelmanns, nach Bereda's Gemälde der königl. Pinakothek auf eine Porzellantafel kopirt. L. ist unter den Porzellanmalern Münchens bereits mit Ruhm zu nennen.

Vegras, Louise, Stifterin des Ordens der grauen Schwestern, 1591 zu Paris geb., Tochter von Louis de Marillac, vermählt 1613 mit Antoine L., Sekretär der Königin Marie von Medicis. Nach dem Tode ihres Gemahls widmete sie ihr Leben ganz der Frömmigkeit, gründete unter Leitung des St. Vincent de Paul 1629 den genannten Orden der Schwestern der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, der sich über Frankreich, Polen und die Niederlande ausbreitet, und † 1662.

Vegschindel (Bauw.), s. Schindel.

Vegschmelzofen (Hüttenw.), s. v. a. Lechschmelzofen, s. Lech.

Vegstraße, s. Lechstraße.

Vegua, die spanische Meile; man unterscheidet: 1) die alte gesetzliche L. à circa 3 Millas (kleine Meilen) od. 15,000 Fuß (piés); — 2) die neue, seit 1766 gebräuchliche L. od. Reisemeile = 4800 Paces od. 24,000 Fuß (piés); 16²/₃, dieser L. = 1 Grad des Meridians; — 3) von den kleinen Seemeilen (millas maritimas) werden 3 auf die Legua maritima und 20 von diesen letzteren auf einen Grad des Äquators gerechnet.

Vequan (Amphib.), Sauriergatt., s. v. a. Iguana Cuv.

Vequan (Seew.), Kranz von einem doppelten Tau, den man um etwas legt, um es fest zu halten, wie die Raaben an den untern Mast zur Zeit eines Treffens, oder um ein Holzstück gegen Beschädigung beim Anstoßen zu schützen, s. B. die Vorsteven eines Boots.

Vequay, Charles Etienne, Maler und Zeichner an der königl. Porzellanmanufaktur zu Sevres, daselbst geb. 1762, bildete sich in der Schule jener Anstalt, in welcher ihm die Zeichnungen von Voucher und der Vanloo zum Vorbilde dienten, und besuchte später die Akademie der Künste in Paris. Nach den Stürmen der Revolution übernahm er die Leitung der Porzellanmanufaktur eines gewissen D'hl, gewann bedeutende Vortheile in der Bereitung der Farben und im Auftrage derselben, und richtete auch auf die Glasmalerei ein besonderes Augenmerk. Mehrere gelungene Versuche krönten seine Bemühungen in dieser für verloren geglaubten Kunst. L.'s Werke sind zahlreich, und die vorzüglichsten derselben verzeichnet Gabet; darun-

ter erwähnen wir eine vier Fuß große Platte mit der Fabel der Psyche, nach Raphaels Zeichnungen für Karl IV. von Spanien ausgeführt; eine Vase mit der Rückkehr der Diana von der Jagd, für Ludwig XVIII. gemalt; einen Service mit den Leiden und Freuden der Liebe, für die Herzogin von Berry, eine Vase mit dem Triumph der Diana in dreihunddreißig 11" hohen Figuren, mit welcher der Künstler nach dreijähriger Arbeit 1825 fertig wurde. Die Vase kostete 50,000 Fr. und Karl X. bestimmte sie bei der Krönung zum Geschenke für den Herzog von Northumberland. Dann hat man von L. auch viele Porträts auf Porzellan und auf Elfenbein. Außerdem malte L. noch Mehres auf Porzellan in einer ganz eigenen Weise, auf welche er durch verschiedene Versuche kam. Endlich lieferte er auch Blätter für die Sammlung, welche die Kaiser der Manufaktur unter dem Titel der „Abende von Sevres“ herausgaben.

Leguevin (spr. Legh'wäng), franz. Kantonsflecken, Depart. Haute-Garonne, Arrond. Toulouse; 6700 Einw.

Legulejus (lat.), Rabulist; daher Legulejismus, schlechte Verwaltung.

Legum (a. Geogr.), Stadt im Südwesten Siciliens unweit der Küste, nordöstlich von Lilybäum (Ptol. III, 4).

Legumen (bot. Term.), die Hülse, eine aus einem einzigen Fruchtblatt od. Karpell bestehende Frucht, welche meist ohne Scheidewand ist, an der obern oder innern Naht (Bauchnaht) die Samen trägt, und gewöhnlich in dieser Naht (oft auch in beiden Nähten) der Länge nach aufspringt. Sie wird den hiernach genannten Hülsenpflanzen (Leguminosae Juss.) zugeschrieben, und die einkarpellige Frucht dieser Pflanzen führt unter allen Abweichungen den Namen „Hülse“.

Legumin, s. Kleber.

Leguminaceus (bot. Term.), auch Leguminiformis, hülsenartig oder hülsenförmig, wie eine Hülse (s. Legumen) beschaffen, z. B. die Früchtchen von Aconitum, Helleborus und Aquilegia.

Leguminosä (Bot.), Hülsenpflanzen, Hülsengewächse, nach Bartling, dikotyledonische Pflanzenordn., nach Jussieu große Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch 4—5gliedrig, meist verwachsenblättrig, oft zweilappig. Blume ein- bis vierblättrig, am häufigsten fünfblättrig, selten fehlend, oder verwachsenblättrig. Blumenblätter häufig ungleich, tief unten im Kelche angewachsen, seltner frei aus dem Blütenboden entspringend. Staubgefäße ebenso angeheftet, doppelt so viele als Blumenblätter, seltner mehr oder weniger. Pistill aus einem Fruchtblatte gebildet. Eierstock frei. Frucht eine Hülse, meist einfächerig, zuweilen querwändig (Gliebhülse), ein- oder mehrsamig. Samen eiweißlos. Keim gerade oder gekrümmt. Die Blätter wechselständig, meist zusammengesetzt (gefiedert oder gefingert), nebenblättrig.

Diese große Abtheilung der zweisamenlappigen Pflanzen haben die neueren Systematiker in folgende Familien zerpalten:

I. Mimoseae R. Br. (s. d.).

II. Caesalpinieae R. Br., Cassiaceae Richb. (s. d.).

III. Swartziaeae Dec. (s. d.).

IV. Papilionaceae L. Dec. Richb. Papilionaceen, Schmetterlingsblütler.

Allgem. Charakter: Kelch regelmäßig fünfzählig oder zwelilappig. Blume fünfblättrig, tief unten im Kelche angewachsen. Die sehr ungleichen Blumenblätter meist — durch theilweise Verwachsung der beiden untern (zum Schiffchen) — eine wahre Schmetterlingsblume darstellend, selten alle am Grunde verwachsen, oder einige fehlend. Die 10 Staubgefäße wie die Blumenblätter angeheftet, einbrüderig oder zweibrüderig, nämlich die Staubfäden von 9 zusammen gewachsen, der zehnte frei. Die Frucht eine einfächerige, seltner (durch die inwendig verbreitete untere Naht) zweifächerige Hülse, öfter auch eine Gliedhülse. Keim gekrümmt, seitenwurzlig.

Die Blätter wechselständig, ungleichpaarig (sehr selten gleichpaarig) gefiedert, auch dreizählig und gefingert, zuweilen durch das normale Fehlschlagen der Seitenblättchen scheinbar einfach oder, wenn alle Theilblätter fehlen, in Blattstielblätter und nackte Ranken umgeändert. Die Blüten zwittrig, selten vielblütig, in Trauben, Aehren, Köpfchen, seltner in Rispen oder einzelnstehend. Die Blütenstielen häufig gegliedert und mit Deckblättchen besetzt. Eine der größten Familien des Pflanzenreichs, über 3000 Arten, in 210 Gattungen (nach Bartling) vertheilt, enthaltend, welche über alle Welttheile und Zonen verbreitet sind, wobei aber doch die größte Masse den Tropengegenden und den zunächst gelegenen Ländern angehört. Ungeachtet des meist sehr übereinstimmenden Baues der Blüthe und Frucht, woran die hieher gehörigen Pflanzen leicht (auch von den weniger Geübten) als Glieder einer natürlichen Familie erkannt werden, zeigen sie doch wieder hierin, so wie in ihrem übrigen Bau eine äußerst große Mannichfaltigkeit. Viele Arten sind durch höchst zierliche Gestalten und prachtvolle Farben, andere durch auffallende Lebenserscheinungen ausgezeichnet; eine Menge derselben sind aber durch ihren Nutzen, den sie dem Menschengeschlechte in der Dekonomie, Heilkunst, Technologie u. s. w. gewähren, von großer Wichtigkeit.

Die Hülsenfrüchte enthalten bei völliger Reife weniger Mehl, als die Getreidearten, dabei aber eine große Menge schleimiger, selbst zuckerartiger Substanz, wodurch sie in vorzüglichem Grade nährend sind, zugleich aber auch einer guten Verdauungskraft und Körperbewegung bedürfen, ohne welche sie besonders durch Blähungen, die sie erzeugen, belästigend sind. Am schwersten verdaulich unter ihnen sind die Linsen, nächst ihnen die Bohnen (Saubohnen), Erbsen und gemeinen Bohnen. Viele Arten geben auch ein vortreffliches Viehfutter. — Schon die alten Griechen und Römer bauten verschiedene Arten der Hülsenfrüchte. Vorzüglich benutzte man sie zur Sklavenkost und zum Viehfutter. Mehre berühmte römische Familien erhielten (wahrscheinlich wegen Anbaus dersel-

ben) von ihnen die Namen, z. B. Fabii, Pisones, Lentuli, Cicerones und and.

Einteilung. I. Decandolle theilt die Papilionaceae in 2 Abtheilungen u. 6 Gruppen:

A. Phyllolobaeae. Mit dünnen, blattartigen Keimblättern.

1) Sophoreae. Staubgefäße getrennt; Hülse ununterbrochen (d. h. ohne Querwände). Typus: *Sophora* L.

2) Lotaeae. Staubgefäße eins oder zweibrüderig; Hülse ununterbrochen. Typus: *Lotus* L.

3) Hedysareae. Staubgefäße meist eins oder zweibrüderig (selten getrennt). Hülse quersächerig (Gliederhülse), od., wenn einsächerig, nicht aufspringend u. gleichsam nur ein einzelnes Fach einer Gliederhülse darstellend. Typus: *Hedysarum* L.

B. Sarcolobaeae. Mit dicken, fleischigen Keimblättern.

4) Viciaeae. Staubgefäße zweibrüderig; Hülse ununterbrochen; Blattspindel meist in eine Weichspitze oder Ranke ausgehend. Typus: *Vicia* L.

5) Phaseoleae. Staubgefäße zweibrüderig, selten einbrüderig; Hülse ununterbrochen, vielsamig, aufspringend; Blätter rankenlos mit einem unpaarigen Endblättchen. Typus: *Phaseolus* L.

6) Dalbergiaeae. Staubgefäße verschiedentlich verwachsen, doch meist einbrüderig; Hülse eins oder zweisamig, meist nicht aufspringend; Blätter rankenlos, mit unpaarigem Endblättchen. Typus: *Dalbergia* Kord.

II. Reichenbach zerfällt die Familie in drei Hauptgruppen, jede Hauptgruppe in drei Untergruppen:

1) Lotaeae: a) Trifolieae, b) Astragalaeae, c) Fabaceae.

2) Genistaeae: a) Genistaeae genuinae, b) Anthyllideae, c) Sophoreae.

3) Hedysareae: a) Coronilleae, b) Onobrycheneae, c) Dalbergiaeae.

III. Deken stellt die Leguminosen in die Klasse der Pflaumenpflanzen, Drupariae, und bildet die 9 ersten Bünste (Ordn. 1, 2, 3) dieser Klasse aus denselben:

Bünte 1. Zellenpflaumer, Querten, Hedysareae.

" 2. Alderpflaumer, Wäppel, Astragalaeae.

" 3. Drosselpflaumer, Grischen, Galeaeae.

" 4. Rindenspflaumer, Kleer, Trifolieae.

" 5. Bastpflaumer, Brabnen, Genisteneae.

" 6. Holzpflaumer, Fehren, Galeaeae.

" 7. Wurzelpflaumer, Bohnen, Phaseoleae.

" 8. Stengelpflaum., Kruppen, Dalbergiaeae.

" 9. Laubpflaumer, Rubnen, Sophoreae.

Literatur. Jussieu, Genera plantar. S. 381, Leguminosae. — F. Brönn, Diss. de Leguminosis, 1822, 8. — Decandolle, Mém. légum., 1825, 4. — Bentham in Wiener Annalen, II, S. 65 f. — Reichenbach 8 Natürl. Pflanzensyst., 1-37, S. 225 f. — Deken, Allgem. Naturgesch. Bd. 111, S. 1614 f.

Leguminosites (foss. Bot.), fossile Papilionaceenreste aus dem Londonschne der Insel Sheppy. Bowerbank (Hist. foss. fru. et seeds, I, S. 125, T. 17) hat dieselben benannt und beschrieben: *L. suboratus*, *crassus*, *elegans*,

rotundatus, *longissimus*, *gracilis*, *enormis*, *dimidiatus*, *lentiformis*, *planus*, *lobatus*, *inconstans*, *reniformis*, *curtus*, *subquadrangularis*, *aequilateralis*, *trapeziformis*, *cordatus*.

Leguminosus (bot. Term.), 1) hülsenartig, s. v. a. *Leguminaceus*; — 2) hülsen tragend: *planta leguminosa*, eine Hülsenpflanze.

Leh, s. v. a. Lada.

Lehahos, Volk, s. Sefala.

Lehde (Landw.), 1) ein Stück Land, welches wegen Unbrauchbarkeit höchstens als Weideplatz benutzt wird; — 2) s. v. a. Brachfeld.

Lehde (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, M.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 200 E.

Lehdine, hinterind. Stadt, Birman, Hauptort der gleichn. Prov., am Irawaddy, rechts.

Lehe (Geogr.), 1) brem. Dorf, Amt Bremen, am rechten Weserufer; 420 Einw.; — 2) hannöv. Amt, Etade, Bremen, 6160 Einw.; — 3)

(Bremerlehe), hannöverscher Flecken, Herzogthum Bremen, Amtlich, unweit des Einflusses der Geest in die Weser, mit vorzüglich guten Deichen. Die Einwohner, an der Zahl 1550, sind theils Erben, theils Hausleute, theils Köther; sie leben von Schiffahrt, Handel, Viehzucht, städtischen Gewerben und Branntweinbrennen, nur wenige ausschließlich von Ackerbau, der auf dem schmalen, westlich vorspringenden Geestfelde nicht vorzüglich ist. Dagegen sind die Wiesen ausgezeichnet, welche besonders zu einer sehr einträglichen Hornviehzucht benutzt werden. Bei dem Orte sind mehrere Ziegeleien. Ansehnlich ist der Pferdehandel; die städtischen Gewerbe werden hier, wie in den Marschen, mit völliger Zunftfreiheit betrieben. In L. ist eine Postexpedition mit Relais. Die Kirche des Orts ist den Reformirten und Lutheranern gemeinschaftlich. — Geschichtliches. Der Name L. soll Lense bedeuten, wofür auch der Umstand spricht, daß das Gerichtsfiegel 2 Lensen führt. Von 1421 bis 1652 gehörte L. zum Gebiete der Stadt Bremen, welche nach der Reformation der reformirten Konfession das Uebergewicht verschaffte; die Schweden versuchten eine Reaktion, doch blieb es nachher bei dem Simultaneum der Kirche. An der Mündung der Geest erbauten die Schweden die Festung Karlsstadt, deren letzte Schanze 1717 von einer Sturmfluth weggerissen wurde, nachdem schon 1675 die Steine der Citadelle zum Baue des Gerichtshauses und der Schule zu L. verwendet worden waren. Bis in dieses Jahrhundert herein hatte der Ort wenig Vortheile von seiner günstigen Lage; er erlangte Ruf und Ansehen mehr durch kriegerische Ereignisse, welche dem Aufblühen desselben nachtheilig waren. Im Jahre 1753 hatte er wieder 350 Häuser; 1760 nur 1700 Einw.; 1791 wurde von hier aus der Wallfischfang versucht; 1796, 1807, 1808 trafen den Ort zerstörende Feuersbrünste, wozu Epidemien, Verarmung und die Leiden des Kontinentalsystems kamen. In der sogenannten Karlsstadt wurde eine Schanze gegen den englischen Handel aufgeworfen. Bei der Sturmfluth von 1825 hatten die neuen Bauten eine schwere Probe zu bestehen; allein sie erprobten sich, nur die Batteri

wurde ausgespült und die Kanonen mußten in eine andere Stellung gebracht werden. — 4) Dorf das., Donabrück, Aremberg = Meppen, Amt Meppen; 260 Einw.; — 5) (Groß- und Klein-L.), 2 holstein. Dörfer, Landsch. Nordersithmarschen, Landvogtei Heide; 400 Einw.

Lehel, s. München.

Lehelitz, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; Windmühle; 140 Einw.

Lehen, 1) (Bergb.), ein bergmännisches Maß, 7 Lachter lang und $3\frac{1}{2}$ Lachter ins Hangende und Liegende breit, 2 Lachter machen ein Wehr; auf Flößen wird in manchen Gegenden ein L. zu 66 Lachter Länge und 22 Lachter Breite gerechnet; — 2) s. Lehn.

Lehen (Geogr.), 1) bad. Dorf, Oberrheinkr., Amt Freiburg, an der Treisam; 520 Einw.; — 2) österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Bdgr. Aspang; 120 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Tecklenburg; 510 Einw.

Lehenbuch (Bergb.), ein Buch, in welches die Jemandem in Lehen gegebenen Gegenstände eingetragen werden.

Lehendorf, bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz und Regensb., Bdgr. Sulzbach; 110 Einw.

Lehenerts, kurhess. Dorf, Prov., Kr. und Bdgr. Fulda; über 100 Einw.

Lehen-Gegend, österr. Häuser, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Weissenburg; 130 Einw.

Lehengerich, bad. zerstreute Häuser, Oberrheinkreis, Amt Hornberg; 940 Einw.

Lehengütingen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfränk., Bdgr. Dinkelsbühl; 130 Einw.

Lehenreuth (Lehenreit), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Bdgr. Wilschhofen; 100 Einw.

Lehenrott, österr. Amt und Rote, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Bdgr. Lilienfeld; 200 Einw.

Lehenthal, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Oberpfalz und Regensburg, Bdgr. Kulmbach; Mühle; 120 Einw.

Lehenweiler, würtemb. Weiler, Neckarkr., Oberamt Böblingen; 180 Einw.

Lehesten (Geogr.), sachsen-meining. Stadt, Amt Gräfenenthal, auf einer Hochebene des Thüringerwaldes, in einer rauhen und kalten Gegend, hat eine Pfarrkirche, eine Schule mit 2 Lehrern und eine herzogl. Kontrollstelle. Die Stadt bildet einen Halbkreis um einen großen Teich, welcher theils zur Fischzucht, theils zum Betrieb einer daran liegenden Mühle, theils zur Bewässerung eines Wiesengrundes benützt wird. Die Einwohner treiben Bierbrauerei, Feldbau, Viehzucht und Holzhandel. Den bedeutendsten Erwerbszweig bilden jedoch die dasigen Schieferbrüche, besonders der große und ergiebige Dachschieferbruch, welcher $\frac{1}{2}$ Stunde südlich von der Stadt, am obern Anfange des Loquithales, auf dem sogenannten Annüß liegt, u. 100 bis 150 Personen beschäftigt; der Schiefer, von welchem jährlich gegen 50,000 Etr. gewonnen und zugerichtet werden, wird für den besten in ganz Deutschland gehalten und von vielleicht

50 lehestener Fuhrleuten, die seit 1698 ein abschließendes Privilegium vom Herzog Johann Ernst genießen, nach Sachsen, Thüringen, Franken und bis in die Rheingegenden versendet. In der Nähe entspringt die Loquith, welche mehrere, meist $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt entfernte Mühlen und Gewerke treibt, z. B. die Papiermühle (die einzige im Saalfeldischen), die Schiefermühle, eine Mahl- und Schneidemühle, eine Mahl- und Oelmühle, die Lohmühle, die Pongoldsmühle, eine Mahl-, Schneide- und Oelmühle, den Wassen- und Zainhammer, die Zetselmühle, eine Mahlmühle an der Aue. Die Stadt besitzt die Gerechtsame, daß ihr, außer dem freien Leseholz, jährlich 606 Alstr. Scheitholz, die Alstr. zu 16 Kreuzer, aus den herrschaftlich-lehestener Waldungen abgelassen werden. Einwohnerzahl 1000. — Geschichtlich. L. ist jedenfalls ein sehr alter Ort. Ein altes Manuskript meldet, daß 807 die Pest die meisten Einwohner hinweggerafft, 820 ein beständiger Regen alle Feldfrüchte verdorben und 872 eine entsetzliche Hitze alle Wasser ausgetrocknet habe. Unter dem Namen Pesteni kommt der Ort als Dorf und Dotalgut der Abtei Saalfeld 1074 vor. Herzog Friedrich Wilhelm II. zu Ansburg erhob ihn 1651 zu einer Landstadt, ertheilte ihm das Recht, ein Rathhaus zu bauen, Jahr- und Wochenmärkte zu halten, Bürgermeister und Rathsherren zu wählen, und bestätigte ihm seine hergebrachte Holzgerechtigkeit. Am 25. Juni 1822 brannten von 148 Wohnhäusern 114 nebst der Kirche, dem Rathhause, den Pfarr- und Schulgebäuden, 76 Scheunen und 83 Stallgebäuden ab, doch wurde die Stadt schnell und schöner wieder aufgebaut. Der lehestener Schieferbruch soll schon seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts bearbeitet werden, er war ursprünglich Eigenthum der Bürger, wurde aber zu Anfang dieses Jahrhunderts vom Landesherren angekauft. Die Schieferdecker Deutschlands, die meistens aus L. und der Umgegend sind, haben hier eine ihrer vornehmsten Innungsladen.

Lehigh (Geogr.), 1) nordamerikan. Fluß, B. St., Staat Pennsylvanien, entspringt in der Grafschaft Luzerne bei Wilkesbarre und fließt 100 Meilen bis zu seiner Mündung in den Delaware bei Easton. Ihm entlang ist die Verbindung zwischen Easton und Whitehaven zu Wasser durch Kanäle, Schleusen etc. ermöglicht, was wegen der Kohlenregion von hoher Wichtigkeit ist. In seinem obern Theile hat der Fluß viele Fälle. — 2) Grafschaft das.; Flächeninhalt: 389 L. Meil., nimmt meist ein Thal zwischen dem South- und Blue- oder Kittatinny-Gebirge ein. Flüsse: an der nordöstl. Grenze der L. und dessen Seitensflüsse. Boden: verschieden; in vielen Thälern ausgezeichnet; Produktion: sehr reich; Hptst.: Allentown; 76 Kaufläden, 6 Holzmagazine, 1 Hochofen, 2 Walkmühlen, 6 Wollenfabriken, 29 Gerbereien, 119 Brennerien, 3 Pulvermühlen, 1 Töpferei, 1 Papierfabrik, 4 Druckereien, 4 wöchentl. Zeitungen, 66 Mahl-, 48 Säge-, 7 Oelmühlen; 1 Akad. und 56 Schulen; 25,800. Einwohner; — 3) Stadtgebiet das.,



denz folgte L. dem kommandirenden General nach Warschau, woselbst er den berühmten Grundriß dieser Stadt fertigte. Krankheitsumstände führten ihn 1809 zurück nach Dresden, wo er als Major und Direktor der Militärplankammer am 6. Sept. 1811 †. — 4) Gottfried Arnold, Kupferstecher und Zeichner, zu Berlin um 1770 geb., Zögling der Akademie das., nach anfänglich für Buchhändler, zog erst 1806 durch sein Bildniß Napoleons die Aufmerksamkeit auf sich. Er sah damals den Kaiser beim Einzuge in Berlin, zeichnete ihn bloß aus dem Gedächtnisse in Profil, und der Zufall wollte, daß ein Soldat die Zeichnung sah. Dieser lief zum General-Hullin, und L. mußte sich sogleich an den Stich der Platte machen, von welcher in kurzer Zeit einige tausend Abdrücke verkauft waren. Der Kaiser ist ganz prunklos in Form eines Medaillons dargestellt. — 5) Johann Georg Christian, Naturforscher, zuletzt Professor und Direktor des botanischen Gartens in Hamburg. Schr.: *Monogr. generis Primularum*, Leipzig. 1817, 4.; — *Plantae e familia Asperifoliarum nuciferae*, Berl. 1818, 4.; — *Generis Nicotianarum hist.*, Hamb. 1818, 4.; Suppl. dazu, 1835; — *Novarum et minus cognit. stirpium pugill.*, das. 1831 — 38, 7 Hefte, 4. — 6) G. W., Kupferstecher und Lithograph in Berlin, um 1826 Zögling der Akademie der Künste daselbst, liefert schöne Blätter in Linienmanier und im Stahlstiche und leistete in der Lithographie nicht minder Vorzügliches. Zu vielen seiner Blätter hat er die Zeichnung selbst gefertigt, sowohl zu historischen, als zu Porträten, in schwarzer Kreide und in Sepia. — 7) Christian, ausgezeichnetster Porzellanmaler, 1813 in Koburg geb., Schüler von Müller und Zögling des großen Schmidtischen Porzellanmalersinstituts zu Koburg, siedelte, nachdem er längere Zeit in Köln und andern Rheinstädten gearbeitet, mit dem genannten Institute nach Bamberg über, wo er noch lebt. Seine Kopien guter Meister auf Porzellanplatten und Vasen sind in den besten Sammlungen aufgenommen. — 8) Heinrich, berühmter Historienmaler der Gegenwart, zu Ottensen bei Altona 1814 geb., Schüler von Ingres in Paris. Schon bei seinem ersten Auftreten im J. 1835 bekrundete er ein schönes und reiches Talent, welches sich frei und selbstständig zu entwickeln begann. Er brachte damals sein Gemälde der Abreise des jungen Tobias aus dem Waterhause zur Ausstellung. Diese Abschiedsscene, ist trefflich gelungen in dem Ausdrucke der verschiedenen Gefühle der einzelnen Personen; die Umrisse sind fest gezeichnet, die Draperien mit Geschmack behandelt, und besonders gefällig ist die Färbung. Das Kunstblatt von 1835 erklärt als Hauptverdienst desselben die Einfachheit der Anlage, die Wahrheit des Ausdruckes, die glücklich getroffene Gruppierung der einzelnen Figuren, und endlich die edeliche Erstrebung eines hohen historischen Stils, welcher, den alten Uebersieferungen früherer Schulen getreu, die Bedingungen eines solchen Gegenstandes am würdigsten und passendsten ausfüllt. Im folgenden J. malte L. die Tochter Jephtha's, ein Bild von einfacher, charaktervoller Komposition,

nach dem Buch der Richter Kap. XI. Im J. 1837 erhielt L. vom König der Franzosen den Auftrag, den Tod Roberts des Starken für die Nationalgalerie in Versailles zu malen. Kurz zuvor vollendete er das Gemälde der Heirath des Tobias, und dieses kaufte B. Paturle, als Gegenstück zu Leopold Roberts letztem Werke: *Les pêcheurs*. Gegen das Ende des bezeichneten Jahres zog L. nach München, und ging von da aus 1838 nach Italien. Gegenwärtig lebt er wieder in Paris. Von da aus beurtheilt seine dermaligen Leistungen ein Kunstrichter in folgenden der Weise: L. gehört unstreitig zu den denkenden Künstlern unserer Tage, und die Richtung dieser seiner Gedanken verliert sich nie nach unten; sein Streben ist vielmehr ein durchaus reines und edles. Leider aber sind auch alle Gebilde seiner Kunst reine Verstandesprodukte, nicht erwärmt vom Gefühle, dessen befeelender Hauch doch dem Kunstwerk erst Leben und Odem verleiht. Deshalb lassen sie auch den Beschauer immer und ewig kalt, mag er noch so sehr die strenge Symmetrie der Anordnung, die korrekte Zeichnung, die glatte Ausführung und eine gewisse Eleganz in Formen und Linien anerkennen. Diese letztern Eigenschaften arten freilich wieder in Fehler aus, denn bei L. ist Alles berechnet, Alles vorbereitet, Alles ausstudirt. An die Stelle der Natur, der Naivetät und des Unbewußten ist überall die Kunst, ja die Verkünstelung, Ziererei und Präntation getreten, die Todfeinde alles freudigen und frischen Genusses. So entfernt sich denn dieser Künstler auch immer mehr und mehr von der Natur und verfällt in Manier; das Absonderliche, das Erzwungene ist für ihn das Schöne. Dieses deutet gewissermaßen schon die Wahl seiner Stoffe, noch mehr aber deren Behandlung an. In der Art seiner „Snyrenen“ von 1848, nur auf weit größerer Fläche, hat L. für die Gallerie des Luxembourg die gegenwärtig ausgestellten „Oceaniden“ ausgeführt. Am Fuße eines steilen, aus den Wellen des Meeres hervorragenden Felsen, auf dessen Gipfel Prometheus gefesselt liegt, überlassen sich die 12 Oceaniden weinend und händeringend ihrer Verzweiflung. Eine derselben erhebt sich schwebend den Felsen entlang, mit dem Ausdruck der Hilflosigkeit und des bittersten Schmerzes. Dieser, dem Inhalte nach uns so ganz fern liegende Gegenstand könnte möglicher Weise durch die Art der Behandlung in den Bereich unserer Anschauungs- und Gefühlsweise und somit unserer Theilnahme hereingezogen werden; so wie er uns hier aber vorgeführt wird, fremdartig und seltsam im Anblick, von den weiblichen Gestalten an in auffallenden verschränkten Stellungen bis zu den Wellen, die die Form von Alanthusblättern annehmen, fällt uns unwillkürlich das shakespeare'sche „what's Hecuba to me?“ ein, und man fragt sich: was gehen uns die Oceaniden an? Es ist schwer zu sagen, wo L. sein Ideal weiblicher Schönheit hergenommen; so viel ist gewiß, daß dasselbe von der Antike, von Raphael und der Natur gleich weit entfernt ist. Für die Kapelle einer hiesigen Kirche (auf der Insel St. Louis) hat L. eine Himmelfahrt der Jungfrau gemalt. Die Verklärte erhebt sich,



des gegebenen Winkels zu seinem Erfüllungswinkel auf 45°. In runden Zahlen hat Lehmann nachstehende Gradationsstale festgesetzt:

bei 0° verhält sich der schwarze Strich zum Zwischenstr. wie 0 zu 9,	
5	1 : 8.
10	2 : 7.
15	3 : 6.
20	4 : 5.
25	5 : 4.
30	6 : 3.
35	7 : 2.
40	8 : 1.
45	9 : 0.

Ueber jene Striche selbst bestimmt die Lehmannsche Theorie, daß sie im Ganzen sich stets dem Auge mit einer Deutlichkeit zeigen, welche es möglich macht, die Zeichnung kennen u. den Charakter des Terrains zu irgend einem Zwecke beurtheilen zu können. Zur Beförderung der Arbeit sollen sie auch eine solche Länge erhalten, als es die Geschicklichkeit der Hand erlaubt. An den Stellen aber, wo die Striche vermöge einer Veränderung in der Abdachung nicht parallel liegen, müssen sie weder an dem einen Ende zu stark, noch an dem andern zu fein gearbeitet werden, so wie auch die Ansagränder sich so viel als nur thunlich verlaufen. Da die Lage einer schiefen Fläche nicht allein durch die Größe des Flächenwinkels, sondern zugleich durch die Richtung desselben ersichtlich wird, so kann solche bei topographischen Darstellungen jederzeit bloß mittelst der in die Neigelinie der Fläche gelegten Striche angegeben werden. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes hat Lehmann in seinem Systeme aufs Einleuchtendste zu Tage gefördert, indem er die Gebirge in Modelle nachformte, sie mit Horizontalen durchschnitt und nun die Striche der Situation dergestalt senkrecht auf solche legte, wie ein Körper nach den Gesetzen der Schwere in der Neigelinie des Flächenwinkels herabrollt, oder das Wasser in derselben fließt. Letztere ist von sehr hohem Werthe für die Wissenschaft der Topographie geworden; denn sie verbannt das Gekünstelte und Zusammengefügte, gibt zur Prüfung eines jeden Theils unebener Erdoberfläche die festeste Anleitung, begründet die richtige Strichlage und die naturgemäße Haltung des Ausdrucks, zeigt den Wasserabfluß nach seiner Richtung und Schnelligkeit an u. erleichtert die Fertigung der Profile. Von der genauen Bestimmung obenerwähnter Horizontalen hängt bei der Zeichnung oder Aufnahme eines Planes in Lehmannscher Manier Alles ab. Die um einen freistehenden Berg gelegte Horizontale muß nach den Begriffen von diesen Linien mit ihrem Endpunkte stets wieder in ihrem Anfangspunkte zusammenstoßen, wobei jedoch die senkrechte Entfernung zweier von einander nach Beschaffenheit der Böschungen oft sehr verschieden ausfallen kann. Haben daher dergleichen Horizontalen zu bedeutenden Abstand, so ist der Zwischenraum zur regelmäßigeren Bildung der Striche, unbeschadet der Richtung des Ganzen, durch mehrere parallele Absätze auszufüllen, welche man dann Hülfshorizontalen nennt. Vorstehende Zeichenmethode hat gleich nach ihrem Erscheinen vielfache Anfechtung erlitten, denn theils warf man ihr hinsichtlich des Verhältnisses der Schraffirstriche zu viel mög-

liche Abweichungen vor, theils hielt man sie in der Ausführung für zu schwer. Der Erfolg widerlegte diese Behauptungen.

Lehmannshöfel, preuß. Koloniedorf, Prov. Brandenburg, R. = B. Frankfurt, Kr. Küstrin; 190 Einw.

Lehmaustern (Mollusk.), s. Auster.

Lehmbacksteine (Bauw.), wie die Ziegelsteine aus Lehm geformte, aber nicht gebrannte, sondern nur an der Luft getrocknete Steine. Um ihre Festigkeit zu vermehren, vermischt man den Lehm mit Flachsfasern oder Spreu. Werden sie groß gemacht, so daß ihre Länge der Breite der Mauer gleichkommt, so nennt man sie Lehm-pagen, unter welche man statt Spreu grob gehacktes Stroh oder verdorbenes Heu mischt.

Lehmbacksteinwand, s. v. a. Lehmwand.

Lehmbau (Lehmwände, Bauk.). Die Hauptursache, in welcher man den (ungeformten) Lehm zur Auführung von Mauern anwendet, ist die Wohlfeilheit; außerdem empfehlen sich jedoch Lehmwände noch durch Wärme und Feuer-sicherheit. In diesen drei Rücksichten und weil der Landmann größtentheils das Material selbst erzielen und die Arbeit selbst verrichten kann, verdienen sie für ländliche Gebäude oft den Vorzug vor Fach- oder Bleichwänden. Hierbei werden jedoch ein trockener Baugrund und eine solide Anfertigung als unerläßlich vorausgesetzt. Es gibt zwei Hauptverfahrungsarten, Lehmwände aufzuführen: aus freier Hand (Wellerwände) u. zwischen Bretern (Pisé, Stampfbau). Hier sprechen wir nur von der Wellerwand. Der Grund zu einer solchen muß von Steinen gelegt und wenigstens 1 Fuß über den Erdboden herausgeführt werden, damit die Wand nicht von der Erdschichtigkeit und dem Traufwasser leide. Der Lehm muß rein und weder zu fett (thonig), noch zu mager (sandig) seyn, widrigenfalls aber mit fetterem Lehm oder Sand vermischt werden. Das einfachste Kennzeichen hinlänglicher Beimischung von Sand ist dieses, daß der Lehm, mit Wasser zu einem dicken Brei eingerührt, leicht von der Schaufel gleitet. Wo möglich, grabe man den Lehm im Herbst vor dem Baue und lasse ihn im Winter ausfrieren. Den Bau selbst nehme man in den trockensten Monaten vor (Mai, Juni, Juli), denn es ist bei Lehmwänden noch nöthiger, als bei andern Mauern, daß sie vor Eintritt der Kälte ganz austrocknen, was so schnell nicht von Statten geht. — Zu Anfertigung einer Wellerwand gehören folgende Werkzeuge: Schaufel, Hacke, Krücke (wie beim Kalklösen), Gabel (nach Art einer Mistgabel), Richtscheit, Bleilothe und einige Wassereimer. Außerdem halte man alte Breter bereit, die Wand bei Regengüssen abzu-decken. Ferner ist für hinlängliches Stroh zu sorgen, welches dem Lehm beigemischt wird. Am besten eignet sich hierzu Roggenstroh, welches man auf einem Block in 1½ Fuß lange Stücke haut. Auch werden die Wehren abge-hauen, damit das Ungeziefer diesen nicht in der Wand nachgehe. Auf 12 Kubikfuß mäßig fetten Lehm sind etwa 30 Pfd. Stroh zu rechnen. Fetterer Lehm verlangt mehr Beimischung von Stroh, um nicht zu reißen. — Verfahren



Lehmestrich (Bauw.), s. Estrich.

Lehmförmerei, Lehmguß (Hüttenw.), s. Eisengießerei, S. 248 f.

Lehmfuchs, s. Equus und Pferd.

Lehmgrube, die Grube, welche da, wo sich ein Lehmlager befindet, eingegraben ist, um den Lehm zum Verbrauch herauszuschaffen.

Lehmgruben, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. u. Kr. Breslau; 630 Einw.

Lehmige Ackererde (Agrik.), s. v. a. Lehm Boden, s. d.

Lehmiger Kalkboden (Agrik.), ein Kalkboden, der einen Thon- u. Sandgehalt von 30—40 Proc. enthält. Er bleibt lange feucht u. locker. S. Kalkboden.

Lehmiger Mergelboden (Agrik.), ein Mergelboden, der ungewöhnlich reich an Thon und Sand ist. S. Mergelboden.

Lehmiger Sandboden (Agrik.), ein Sandboden, der 10—12 Proc. abschlämmbare Lehmtheile enthält. S. Sandboden.

Lehmingen, bayer. Pfarrdorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Bdgr. Dettingen; 280 E.

Lehmke, hannöv. Dorf, Lüneburg, Amt Bodenteich; 120 Einw.

Lehmkuhle, lippe-detmold. Dorf, Amt Varrenholz; 130 Einw.

Lehmkuhlen, mecklenburg-schwerin. Dorf, Kr. Mecklenburg, Amt Schwerin; 200 Einw.

Lehmkuhlenberg, preuß. Dorf, Provinz Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 100 Einw.

Lehmland, s. v. a. Lehm Boden.

Lehmpagen, s. v. a. Lehmbackstein, vgl. Ziegelbrennerei.

Lehmrode, lauenburg. Dorf, Amt Ragerburg; 150 Einw.

Lehms, Georg Christian, deutscher Schriftsteller des 18. Jahrh., 1684 zu Liegnitz geb., † als Bibliothekar in Darmstadt 1717. Schr. von 1707 bis 1715 unter dem Namen Pallidor: Der unglückselige Michael; — Absalons und Themars Staats-, Lebens- und Heldengeschichte; — Der weise König Salomo; — Der schönen Esther Lebensgeschichte; — Deutschlands galante Poetinnen u. s. w.

Lehmshindeln (Strohshindeln, Lehmbacken, Lehmtafeln, Speckseiten), nennt man aus Stroh und Lehm zubereitete Tafeln, welche zu feuersicherer Bedachung ländlicher Gebäude angewendet werden. Die Lehmshindeldächer (Speckdächer) sind (aus den unten anzugebenden Gründen) neuerlich vor den gewöhnlichen, aus Strohschauben bereiteten Strohdächern (s. Strohdach) dringend empfohlen werden, und es ist in der That sehr zu wünschen, daß sie die Stroh- und Schindeldächer nach und nach ganz verdrängen mögen. Der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß geben wir hier eine ausführliche Beschreibung der Anfertigung des Lehmshindeldachs, nach welcher jeder Landbesitzer dasselbe unter seiner Aufsicht durch seine Leute herstellen lassen kann, auch wogeübte Sachverständige fehlen. 1. Materialien. 1) Lehm. Dieser darf nicht zu fett (thonig), noch zu mager (sandig) seyn; der beste ist der,

welcher eine gute Ziegelerde abgibt (s. Lehm u. Ziegel). Ist er zu fett, so schwindet und reißt er; zu magerer Lehm hingegen bröckelt leicht ab. Der Lehm muß ferner frei von Steinen und Kalktheilen seyn. Letztere erkennt man daran, daß, wenn man ihn in einem Glase mit Weinessig begießt, Bläschen davon aufsteigen. 2) Stroh. Dieses sey möglichst schlicht, rein und fest. Am besten sind Roggen- und Weizenstroh, und zwar von Wintergetreide; das Stroh des Sommergetreides, auch das der Wintergerste und des Hafers ist zu kurz. Ist das Stroh sehr mit Unkraut vermischt, und liegen die Halme nicht mehr glatt neben einander, so ist es auszuschütteln u. zu schlichten (zu schäuben). 3) Holz. Dieses braucht man zu Stäben (Querhölzern, Schindelhölzern; s. unten). Hierzu dient fast jede Holzart. Ist geeignetes Weidenholz vorhanden, welches nicht erst gespalten zu werden braucht, so wählt man am bequemsten dieses; außerdem ist nur für leicht spaltbare Scheite zu sorgen. — II. Werkzeuge u. Geräthschaften (für 3 Arbeiter berechnet). 1) Zwei eiserne Gabeln (Forken) mit Zinken von 5—6 Zoll Länge und 6 Fuß langem Stiel. 2) Zwei Spatel von Rüster- oder Birkenholz, 4 bis 5 Zoll breit, etwa 9 Zoll (ohne Griff) lang, in der Mitte $\frac{1}{2}$ Zoll, am Rand $\frac{1}{4}$ Zoll stark. 3) Zwei Streichhölzer aus demselben Holz, 10 Zoll lang, in der Mitte 5 Zoll breit, mit etwas bauchiger Fläche, mit dem, auf der Rückseite befindlichen, Griff (durch welchen vier Finger gesteckt werden müssen) aus einem Stück gearbeitet. Außerdem sind 4) eine gewöhnliche Mauerkelle, ein paar Schaufeln, Hammer und Säge erforderlich. Ferner an Geräthschaften: 1) Ein Streichtisch, 6 Fuß lang, $3\frac{1}{2}$ Fuß breit, an der einen schmalen Seite 2 Fuß, an der andern 2 Fuß 4 Zoll hoch, so daß das Blatt geneigt liegt. Auf diesem Blatt sind, in einer Entfernung von $2\frac{3}{4}$ Fuß im Lichten, der Länge nach 2 Latten von 1 Zoll Stärke und 3 Zoll Höhe hochkantig befestigt, so daß außen auf jeder Seite 6 Zoll Rand bleibt, um das Werkzeug (Spatel und Streichholz) hier zur Hand zu haben. Die Latten müssen über das tiefere (vordere) Ende des Tisches 3 Zoll herausragen und hier einen $1\frac{1}{4}$ Zoll tiefen und breiten Einschnitt haben. 2) Zwei starke Peitern, welche bis zum Forst des einzudeckenden Daches reichen. 3) Ein eiserner Haken, 8 Zoll lang, $\frac{1}{2}$ Zoll stark, mit einem Dehr, wodurch ein Strick gesteckt wird, an welchem man ein Querholz, zum Ziehen, befestigt. 4) Ein hölzerner Rechen (Harke) mit langen Zinken und eben solchem Stiel. 5) Zwei Dachböcke, der eine von 4 Zoll starkem Holze, im spitzen Winkel mit einem eisernen, an einem Strick hängenden Haken, der andere mit Querhölzern versehen, welche, wenn der Bock in der Neigung der Dachfläche hält, wagerecht stehen, um den Kasten darauf zu setzen. 6) Dieser Kasten, aus gewöhnlichen Bretern zusammengesetzt, ist etwa 3 Fuß lang, 1 Fuß breit und 5 Zoll tief; ein anderer, zum Tragen bestimmter Kasten, hat die gleiche Länge, aber nur 8 Zoll Breite u. 4 Zoll Tiefe; er ist an einer Seite offen; der Griff wird mit dem Boden aus einem Stück gearbeitet. —

III. Dachrüstung. Da die Lehmschindelbedachung hinsichtlich ihrer Schwere der einfachen Ziegelbedachung (Spließdach), je nachdem das Lehmschindeldach belegt wird od. nicht (s. unten), gleichkommt oder doch sich ihr annähert, so ist die Dachrüstung ungefähr so stark wie bei einem einfachen Ziegeldach anzunehmen. Die Dachrüstung muß daher einen ordentlichen Stuhl haben; die Sparren müssen hinlänglich stark seyn und dürfen nur etwa 4 Fuß Zwischenweite halten. Der Dachwinkel muß wenigstens 45 Grad (winkelrechtes Dach) betragen, so daß die Dachhöhe bei einem doppelseitigen Dache der halben Balkenlänge wenigstens gleichkommt. Die Latten nehme man 1 Zoll stark, 2 Zoll breit; doch können statt deren auch, wie beim Strohdach, Stangen von entsprechender Stärke genommen werden, welche jedoch glatt und gerade seyn müssen. Sie werden 10—12 Zoll aus einander gelegt und auf gewöhnliche Weise aufgenagelt. Die oberste Latte muß ganz oben an den Verband der Sparren zu liegen kommen. Am Fuß des Dachs wird gewöhnlichermassen noch ein Bordbret angebracht, welches die Balkenköpfe oder Aufschieblinge bedeckt. — IV. Vorbereitungen. Der Lehm ist gewöhnlich im Herbst vor der Eindeckung zu graben, damit er während des Winters ausfriert. Er ist von Steinen und anderen fremdartigen Bestandtheilen möglichst zu reinigen und, wie bei Anfertigung einer Lehmwand (s. Lehm bau), gehörig durchzuarbeiten. Man fährt ihn in größter Nähe des einzudeckenden Gebäudes an, wo zu Anfertigung der L. ein ebener Platz von 4—5 Quadratrußen nöthig ist. Zu jeder (2½ Fuß breiten) Schindel ist ein Viertel-Centner Lehm und 7—8 Pfd. Stroh erforderlich; 5 Schindeln decken ungefähr 6 Ellen Dachfläche, wonach sich die erforderliche Anzahl derselben im Voraus überschlagen läßt. Für jede Schindel ist ein Stab oder Schindelholz (s. oben) anzufertigen, welches 3 Fuß lang, 1 Zoll stark und 1½—2 Zoll breit, oder auch rund (1½—1½ Zoll stark) seyn kann. Nachdem endlich so viel Lehm, als man an einem Tage zu verarbeiten gedenkt, mit Wasser zu einem dicken Brei angemacht u. tüchtig durchgetreten, und das Stroh in glatten Schütten, zu 14—15 Pfd., zugerichtet ist, geschieht folgendermaßen: — V. die Anfertigung der L. Von zwei Arbeitern nimmt der eine den vierten Theil einer Schütte Stroh und breitet es gleichmäßig auf den Streichtisch zwischen den Latten aus, so daß die Lehren vorn 1 Fuß überstehen. Eine gleiche Portion Stroh breitet er ebenmäßig über jene erste Portion aus, jedoch 1 Fuß weiter zurück, so daß die Lehrenspitzen mit dem Tischblatt abschneiden. Während er hierauf das so ausgebreitete Stroh mit beiden Händen niederdrückt, wirft der zweite Arbeiter 3 Schaufeln von dem zu Brei angemachten Lehm darauf; hiervon breiten beide Arbeiter die Hälfte mit den Streichhölzern aus, dann legen sie den Stab über das Stroh u. schieben ihn in die Einschnitte von den Latten. Der Stab wird dann auf beiden Seiten mit ein wenig zusammengedrehtem Stroh nächst der Latte von oben nach unten umschlungen, das Ende des Strohes wieder durch-

gesteckt und mit den Lehren nach der Mitte zu in den Lehm eingestrichen. Hierauf nehmen beide Arbeiter Streichholz und Spatel zur Hand, vertheilen die noch aufgehäufte Hälfte des Lehms über das Stroh, schlagen die vorderen Enden des letzteren über das Schindelholz zurück, drücken und streichen sie in den Lehm ein, breiten dann noch den letzten Rest des Lehms über den Umschlag aus und streichen ihn hier, besonders bei dem Schindelholz, recht fest und glatt. Endlich werden die Seiten der Schindel nächst den Latten auf beiden Seiten durch Auf- und Abfahren mit der Spitze des Streichholzes geglättet; damit ist die Schindel, welche nun zur größern Hälfte mit Lehm belegterscheint, fertig und wird über eine schief gegen den Streichtisch geneigte Tafel (welche jedoch denselben nicht berühren darf, damit man nicht an der Arbeit am Bordbrettheil gehindert werde) mit Haken auf den Trockenplatz geschleift. Hierzu bedient man sich des oben beschriebenen Hakens, mit welchem man das Schindelholz von oben umfaßt. Zum nöthigen Austrocknen der Schindeln reichen bei warmer Witterung einige Stunden hin; dabei muß die mit Lehm bestrichene Seite der Schindel natürlich nach oben gekehrt liegen. Läßt man sie länger trocknen, so werden sie leicht zu unbiegsam, um sich nach dem Dach zu fügen; hingegen sind sie auch vor Regen zu schützen, und lieber, wenn solcher droht, eher auf das Dach zu bringen. Da nun 2 Arbeiter in einer Stunde 12—15 Schindeln verfertigen können, so kann man, nach Maßgabe des jedesmal einzudeckenden Stücks der Dachfläche, seine Maßregeln treffen. — Diejenigen Schindeln, welche zu unterst auf das Bordbret (s. oben) zu liegen kommen, heißen Bordschindeln und werden etwas anders zubereitet. Man breitet nämlich die oben angegebene, zu einer Schindel erforderliche Quantität Stroh auf einmal (nicht in Absätzen) so auf den Tisch, daß das Ganze 1 Fuß über dessen Rand übersteht; übrigens aber ist das Verfahren ganz das beschriebene; die Schindel wird etwas kürzer und stärker, als die gewöhnlichen. Ist zu jedem Satz Schindeln (so nennt man die vom Bordbret bis zum First erforderliche Zahl) eine Bordschindel zubereitet und gleich den übrigen hinlänglich getrocknet, so erfolgt — VI. die Auflegung der L. auf das Dach folgendermaßen. Man legt ungefähr 4 Fuß von dem Giebel, an welchem man mit Eindecken anfangen will, zwei Leitern, dicht neben einander, dergestalt an das Gebäude, daß sie in der Neigung des Daches vom Erdboden bis zum First reichen. Mit dem Haken, mit welchem man den Schindelstab von unten umschlingt, wird nun zuerst eine Bordschindel vom Trockenplatz genommen und auf den Leitern zu Dache geschleift. Mit diesem Aufziehen der Schindeln ist wenigstens 1 Arbeiter fortwährend beschäftigt, während ein anderer das Eindecken verrichtet; liegt der Trockenplatz entfernt, so müssen zwei Arbeiter das Aufziehen übernehmen. Ein dritter (oder nach Befinden zweiter) Arbeiter, welcher das Eindecken verrichtet, steht auf dem Dach zwischen den Latten (so, daß ihm die zu belegende Latte bequem zur Hand ist), den Rücken nach dem Dach gewandt,



Auch bei den ältesten deutschen Völkerschaften galt, so weit bei ihnen von Grundbesitz die Rede seyn kann, das Princip der vollkommenen Freiheit desselben. Aus Cäsar und Tacitus, so wie den alten Leges barbarorum geht mehrfach hervor, daß die Vandalen, Burgunden, Gothen u. d. durch Eroberung den Besiegten abgenommene Land zu gleichen Theilen unter die freien Männer des siegenden Volks vertheilt oder verlost hatten und selbst in der späteren fränkischen Monarchie war das freie Grundeigenthum immer noch die eigentliche Basis der privat- und staatsrechtlichen Verhältnisse. — Allein schon sehr frühe kommt auch das Institut vor, aus welchem das Lehnwesen sich entwickelt, wir meinen die sogenannten Komitate, welche uns Tacitus im 13. und 14. Kapitel seiner Germania so schön schildert *) und die auch Cäsar in seiner Geschichte des gallischen Feldzugs im 22. Kapitel des 3. und 23. Kapitel des 6. Buchs vorübergehend berührt. Diese Komitate tragen schon ganz den Charakter der späteren Lehnfolge, die jungen Leute sind verpflichtet, dem Fürsten in seine Kämpfe zu folgen, sie müssen ihm Treue gewähren, sie werden von ihm unterhalten und bekommen Geschenke. Sobald man den Werth des Grundbesitzes kennen gelernt hatte, werden die Mitglieder des Gefolges der Fürsten nicht mehr ein Roß, einen Speer von demselben verlangt haben, ihre Wünsche werden auf ein Stück Landes gerichtet gewesen seyn, mit dessen Verleihung denn freilich die Verpflichtung zur Treue verbunden blieb. Seine eigentliche Ausbildung

aber erhielt das Lehnwesen erst in der fränkischen Monarchie, als die fränkischen Könige die römischen Provinzen in Gallien erobert hatten und einen großen Theil des eroberten Landes an die Hervorragendsten ihres Kriegsgefolges vertheilten. Man nannte diese vertheilten Güter Beneficia, weil sie eine Belohnung für geleistete Dienste seyn sollten; die zur ferneren Treue verpflichteten Beliehenen aber selbst hießen Homines fideles, Leutes u. und mit einem späteren Ausdruck Vasii oder Vasalli. Die Vasallen waren also nicht eigentlich freie Leute *) und besaßen ihre Güter nicht zu ächtem Eigenthum; vielmehr war der König ihr „Dominus und Senior“, der ihnen das Gut ursprünglich in derselben Weise wieder nehmen konnte, als er es ihnen willkürlich gegeben hatte. Dennoch war der Vasallenstand, wegen seiner unmittelbaren Stellung zum Könige, der angesehenste, mächtigste und bevorrechtetste Stand der fränkischen Monarchie, besonders als es Gebrauch wurde, die höchsten Staatsämter förmlich zu . zu geben und mit großem Grundbesitz auszustatten. So existirten damals einmal die eigentlich freien Leute, die kleinen Grundbesitzer, dann die sogenannten Dynasten, große Grundbesitzer, deren Eigenthum aber auch die Eigenschaft des Allodiums (Wisslehen) zukam, endlich noch der Stand der Vasallen oder Dienstmannen. Die Vortheile und Vorzüge nun, welche dem letzteren eingeräumt wurden, verursachten, daß selbst viele bisher freie Grundeigenthümer ihre Güter an die Könige hingaben, um sie als L. wieder zurück zu empfangen. Auf diese Weise nahm der Stand der freien Grundbesitzer immer mehr ab und der der Vasallen vergrößerte sich. Die Vortheile, welche es einerseits brachte, Vasall zu seyn, andrerseits aber der Vorzug, welchen es gewährte, viele Vasallen zu haben, bewirkten, daß das Lehnwesen sich im fränkischen Staate immer mehr ausbreitete. Als nun gar die größeren Grundbesitzer anfangen die kleineren zu bedrücken und mit allerlei Plackereien u. Plagerien ihr Daseyn ihnen zu verbittern, da gab so mancher bisher freie Mann sein Gut an den nächsten Kronvasallen, um es als L. zurück zu erhalten, wobei er freilich jenem zur Lehnstreue verpflichtet wurde, allein den Vortheil hatte, auch den Lehnsschutz zu genießen. Auf diese Weise entstanden die sog. Ufrivasallen, welche nicht zu dem Könige unmittelbar in einem Lehnverbande standen, sondern nur Vasallen eines königlichen Vasallen waren. Der Stand der kleineren freien Grundeigenthümer verschwand fast ganz und gar, das Geschlecht der alten freien Germanen gerieth in die Dienstbarkeit der Nachkommen von denjenigen, auf die man als Unfreie mit Verachtung herabgesehen hatte, den Dienstmannen des Königs. Das Verhältniß zwischen Lehnsherrn und Vasallen war anfangs, wie schon angedeutet, willkürlich und konnte sowohl von dem einen, wie dem andern einseitig gekündigt werden. Es lag aber in der Natur der Sache, daß man das Verhältniß zu befestig-

*) Das 13. Kapitel der Germania lautet nach Edderleins trefflicher Uebersetzung: 13) Kein Staats- und Privatgeschäft wird anders verrichtet als in Waffen, allein Keinem gibt die Sitte das Waffenrecht, bevor der Staat ihn für waffenfähig erklärt. Dann schmückt im Rathe selbst einer der Fürsten oder der Vater oder ein Verwandter den jungen Mann mit Schild und Speer; — dies ist ihre Toga, ihr erster Jugendschmuck — bis dahin ist er ein Glied des Hauses, nun des Staats. Vorzüglich hohe Geburt u. besonderes Verdienst des Vaters schafft auch dem unreifen Jüngling die Anerkennung des Fürsten; er wird den übrigen schon älteren, schon länger bewährten beigeleitet. Auch schämt sich keiner, im Gefolge zu erscheinen; ja, das Gefolge hat selbst Manasterien nach dem Urtheil seines Fürsten, und ein großer Weitzkreis herrscht unter den Begleitern, ihrem Fürsten am nächsten zu stehen, unter den Fürsten das zahlreichste und muthigste Gefolge zu stehen. Dies gibt Ansehen und Macht, sters von einer großen Schaar erfahrener junger Männer umgeben zu seyn, als Schmuck im Frieden, als Schutz im Krieg u. s. f. 14) In der Schlacht selbst gilt es als Unehr für den Fürsten, einem andern an Muth nachzusehen, als Unehr für das Gefolge, seinem Fürsten an Muth nicht gleichzukommen; aber gar den Fürsten überlebend aus der Schlacht heimzukommen, das macht ehrlos und beschimpft fürs ganze Leben. Ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten seinem Ruhm beizuzählen ist ein Haupttheil ihrer Dienstpflicht. Der Fürst kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Verliert das Land, in dem sie geboren, an allzu langer Ruhe und Friedenszeit, dann suchen die edlen Jünglinge meist selbst ein Volk auf, das eben einen Krieg führt, weil Ruhe diesem Volke nicht bequamt, weil sich Ruhm leichter unter Gefahren erwirbt, weil ein großes Gefolge nur durch Gewalt und Krieg sich unterhalten laßt. Mächtig zu verlangen von ihres Fürsten Großmuth bald das Roß, auf dem er kämpft, bald den blutigen Speer, mit dem er prüft hat; — denn die Sprisana und die zwar einfachen, jedoch reichlichen Schenkungen zahlen nur als Lohn — Mittel zu reichen Geschenken schafft der Krieg und der Muth; — —

*) Die Freiheit und namentlich die Ausübung der politischen Rechte beruhte auf dem unabhängigen Grundbesitz.

gen strebte, indem sowohl der Vasall sein Beneficium zu einem festen Besiz auf Lebenszeit zu erhalten wünschte, als der König seine Vasallen nicht leichtweg verlieren mochte. Auf diese Weise war es der gewöhnlichste Fall, daß Jemand, der einmal ein Beneficium erhalten hatte, dasselbe auch behielt, woraus nach und nach ein förmliches Recht wurde, welches selbst bis zum Erbrechte für die Descendenten sich ausdehnte. Schon im Jahr 877 mußte sich Karl der Kahle verpflichten, die durch den Tod ihrer Inhaber heimgefallenen Beneficien den Söhnen derselben wieder zu verleihen, wenn sie tauglich dazu wären; im elften Jahrhundert war es allgemeingewohnheitsrechtliche Ansicht, daß die Beneficien erblich in den Familien seyen und bereits im Jahr 1037 wurde für die Lombardel diese Erblichkeit in einem förmlichen Gesetze Kaiser Konrads II. anerkannt, welches etwas später auch in Deutschland recipirt wurde. —

Mit den fränkischen Eroberungen war nämlich das Lehnwesen auch nach dem eigentlichen Deutschland gekommen und zwar hier bald genug zu eben so großer Ausdehnung, wie in Italien und Gallien. Als es anfang an Grundeigenthum zu fehlen, durch welches der Lehnnerus hätte begründet werden können, kam man sogar darauf, die Ausübung bloßer Gerechtigkeiten zu L. zu geben. Fast alle staatsrechtlichen Verhältnisse wurden in den Lehnnerus gezogen, indem die Fürsten des Reichs ihre Länder und Landeshoheit vom Kaiser zu L. trugen und ihren Beamten die Ausübung ihrer Amtsbefugnisse und damit verbundenen Einkommen wieder zu L. übergaben. Selbst die Kirche und Geistlichkeit wurde so angesehen, als habe sie ihre Grundbesitzungen nur lehnweise, und wie sie selbst Vasall war, hatte sie wiederum ihre Vasallen, indem sie von ihren Grundbesitzungen und Gerechtigkeiten an weltliche Herren zu L. gab, um dadurch deren Schutz zu erhalten. Auch kam es wohl vor, daß Einzelne aus Frömmigkeit Kirchen und Klöster zu ihren Lehnsherrn erwählten.

So erreichte das Lehnwesen den Höhepunkt seiner Ausdehnung. Man kann mit Recht behaupten, daß es im Mittelalter in alle Lebensverhältnisse eingriff, daß sich auf dasselbe sämtliche Gesellschaftsverhältnisse gründeten. — Das sog. Feudalsystem, wie man im Gegensatz zum Allodialsystem jene auf das Lehnwesen basirten Einrichtungen der Gesellschaft nennt, besteht nun in folgenden Fundamentalsätzen: 1) der Staat besteht nicht aus einem allgemeinen freien u. gleichen, auf thunlichst gleiche Vertheilung des Grundeigenthums gegründeten öffentl. Staatsbürgerverein, sondern das Landeigenthum ist vielmehr von einer Anzahl Feudalherren irgendwie in Besitz genommen und wird zur Grundlage feudaler Schutz- und Dienstverträge gemacht, auf denen in ihren mannichfachen Gliederungen das ganze Staatswesen beruht; — 2) bei wesentlicher Ungleichheit des Standes und der Rechte der höheren und niederen Feudalherren und der verschiedenen Klassen von Dienstleuten, sind die letzteren durch die ersteren von der Theilnahme am höheren Gemeinwesen, von dem Stimmrecht und der Wehrpflicht ausgeschlossen und bloß in Bezug auf das

Letztere fordern die besonderen privatrechtlichen Vereinbarungen und Dienstpflichten, daß der Vasall dem Lehnsherrn Kriegsdienste leiste, aber bloß eben dem Lehnsherrn als solchem, nicht dem Staat, welchem er angehört; — 3) die höchste Gewalt beruht an sich auf dem besonderen Privatvermögen der Herrschenden und wird, unbeschadet der Erfüllung der einzelnen Dienstvertragsrechte, auch für deren besondere Privat Zwecke bestimmt, keineswegs lediglich für das Gemeinwesen, einen Gesamttzweck und nach einem Gesamttwillen. Auf diesen Principien beruhte der Staat des Mittelalters, namentlich auch die Verfassung des heil. röm. Reichs deutscher Nation, an der wir Deutschen uns bis ins Jahr 1806 erfreuten; diese Principien liegen auch den ständischen Verfassungen zu Grunde, welche in Deutschland bis auf die neueste Zeit hereinreichen und von denen Hr. v. Radowicz so betrauert, daß ihre Zeit nun vorbei sey. Wir verkennen nicht, daß das Lehnwesen in dem eben geschilderten Umfange seine historische Berechtigung hatte und deshalb nicht geradehin zu verwerfen ist. Allein will man über den beschränkten Horizont des Faktischen hinaus über die fernere Berechtigung irgend eines Instituts sein Urtheil aussprechen, so muß man doch näher auf sein Wesen eingehen und es nicht um jeden Preis zu halten suchen, eben weil es einmal als geschichtliche Thatsache dasteht. Gewiß ist der Inhalt des Lehnrechts nicht das Zeugniß eines regelmäßigen Bedürfnisses des allgemeinen Verkehrs; es waren nur zufällige Interessen des öffentlichen Lebens, welche das Institut hervorriefen. So wie man es verstand, Freiheit und Unfreiheit in der dauernden Hülle eines Grundstücks zu verkörpern, so sollte auch die Treue an den Grund u. Boden gefesselt werden. Das germanische Staatsleben im Mittelalter kannte nämlich nicht die gleichmäßigen u. durch sich selbst nothwendige Unterwerfung Aller unter eine öffentliche Gewalt, welche durch die Regierung repräsentirt wird; man glaubte die Vermittlung einer besonderen Unterwerfung zu bedürfen, welche als ein freiwilliges theilweises Aufgeben der Persönlichkeit erschien und in der Huldigung beim Empfang eines Grundstücks bestand. Sofern diese individuelle Hingebung nun nicht bloß vom Könige, sondern auch von den zahllosen kleineren Gewalthabern in Deutschland in absteigender Stufenleiter durch Lehnsertheilung gesucht wurde, war es möglich, daß das lehnrechtliche Verhältniß die Bedeutung einer allgemeinen Form der staatlichen Abhängigkeit erreichte und das ganze deutsche Reich mit seiner vielarmigen Gliederung durchdrante. In späteren Zeiten hat man den Irrthum im Lehnstaate vollkommen erkannt. Dazu kamen mehrere äußere Umstände, die ebenfalls dem Lehnwesen entgegen wirkten, z. B. die Erfindung des Schießpulvers. Bisher hatte der Kriegsdienst lediglich den Vasallen obgelegen, jetzt wurde derselbe mehr und mehr von Söldnern versehen. Die Einführung des ewigen Reichsfriedens und der damit verbundenen Reichsgerichte machte den Lehnsschutz überflüssig. Endlich aber schwand auch für das Privatrecht das wesentliche In-

teresse des Lehnverbandes; denn für die Verpflichtung zu Leistungen und Handlungen, welche der Verkehr fordert, gewährt das unterdessen recipirte römische Recht eine reiche Mannichfaltigkeit befriedigender Formen, und eine darüber hinausgehende Unterwerfung, die ein Aufgeben der Persönlichkeit unter den Willen eines Privaten od. einen Rechtszwang des Gefühls u. des Herzens einschließt, liegt, wie schon oben bemerkt, weit ab von dem Wesen desselben.

So ist es denn gekommen, daß seit dem 16. Jahrhundert das Lehnrecht seine Bedeutung mehr und mehr eingebüßt hat; der Kern desselben, die persönliche Verbindung der Subjekte, schwand zu einem gehaltlosen Schattenbände herab, und nur das Substrat, die sachenrechtliche Grundlage, ist geblieben. Aber auch diese ist nur ein in der Verwesung begriffener Leichnam, der wohl bald ganz aufgelöst seyn wird, wie dies schon in Frankreich z. B. der Fall ist und auch in den Grundrechten der Deutschen, § 39, angestrebt wurde. In der Gegenwart ist, wie sich unten noch mehr zeigen wird, die allein mögliche Auffassung des Lehnrechts die Darstellung desselben als einer partiellen Unterwerfung einer Sache unter den Willen einer Person, so daß es sich den übrigen Rechten an fremden Sachen anreicht, wenn es auch immer in ausgezeichneten Eigenthümlichkeiten noch die Spuren einer ehemals weit über die Schranken dieser Stellung hinausreichenden Vergangenheit an sich trägt.

III. Quellen des Lehnrechts. Das Lehnrecht hat besonders in seiner früheren Periode dieselben Quellen, wie das übrige germanische Recht auch. Man unterschied namentlich zur Zeit der deutschen Rechtsbücher (s. d.) zwischen Land- und Lehnrecht und verstand unter ersterem das Privatrecht, unter letzterem alles das, was mit dem Lehnverband zusammenhing, also auch das Staatsrecht. So zerfällt der Sachsenspiegel (s. d.), der Schwabenspiegel (s. d.) etc. in 2 Abtheilungen, von denen die eine das „Landrecht“, die andere das „Lehnrecht“ umfaßt. Zu dem Lehnrecht des Sachsenspiegels ist noch ein altes Original vorhanden, der in lateinischen Versen geschriebene sog. „Auctor vetus de beneficiis“. Eine Uebersetzung desselben enthält auch das sog. „Sörliger Lehnrecht“, welchem ein aus dem Sachsenspiegel geschöpftes Landrecht beigegeben ist. Ferner sind zu erwähnen der „Nichtsteig des Lehnrechts“ und die „Weise des Lehnrechts“ aus dem 14. und 15. Jahrhundert von unbekannten Verfassern. Auch das „sächsische Weichbild“ etc. enthalten lehnrechtliche Bestimmungen.

Die Hauptquellen des Lehnrechts aber sind die lombardischen Libri Feudorum, ursprünglich Privatarbeiten aus dem 11. und 12. Jahrhundert, welche, ganz ähnlich der Geschichte der deutschen Rechtsbücher, bald großes Ansehen und zuletzt gesetzliche Kraft erlangten, die sie, so weit das Lehninstitut jetzt vorkommt, noch heute genießen. Sie werden regelmäßig in 2 Bücher getheilt, denen 2 von einander ganz unabhängige Hauptaufsätze zu Grunde liegen, an die sich allmählig das übrige Material angefügt hat. Der erste dieser Aufsätze, welcher dem 1. Buch der

Libri Feudorum zu Grunde liegt, ist von zweifelhafter Abkunft, obgleich ihn Einige dem mailändischen Konsul Gerhardus Niger zuschreiben. Er behandelt das Lehnrecht in seiner Abweichung vom röm. Recht; die Zeit seiner Abfassung muß zwischen 1195 und 1196 fallen. Der zweite Theil der Libri Feudor. (L. F. II, Tit. 1—24) wird durch 2 (etwa um 1158 geschriebene) Aufsätze des mailändischen Konsuls Obertus ab Orto gebildet und handelt von dem Erwerb und dem Verlust des Lehns. Nachdem diese Bestandtheile zu einem Ganzen verbunden waren, wurde ihnen eine vielleicht gleichzeitig entstandene Sammlung von Lehnsgewohnheitsrechten, Schöffensprüche und Gesetze der Kaiser Lothar II. und Friedrich I. angefügt (Lib. II. F., Tit. 28—56), in denen namentlich häufig die Meinungsdivergenzen des schon oben genannten Gerhardus Niger angeführt werden.

Dieses Ganze wurde schon vor 1166 in Bologna bekannt, durch spätere Gesetze Friedrichs I. und Heinrichs VI. vermehrt, glossirt, als 10. Colatio zu den justinianischen Novellen hinzugefügt, auch den akademischen Vorlesungen zu Grunde gelegt und so, ebenso wie das römische Rechtsbuch, in Deutschland, wo bis dahin allein die einheimischen Lehnrechtsbücher benutzt worden waren, recipirt. Die Libri Feudorum mit den noch hinzukommenden unglossirten sog. Capitula extraordinaria des Glossator Jakob von Ardisio (1230) finden sich in der sog. Litera vulgata, d. h. der zu Bologna redigirten Textrecension, in den meisten Ausgaben des Corpus juris civil., außerdem aber bei Senkenberg in seinem Corp. jur. Feud., S. 492.

Durch die spätere Reichsgesetzgebung wurde das eigentliche Lehnrecht wenig alterirt; dagegen haben die Partikularrechte sich viel damit befaßt; wir nennen hier aber nur das kurfürstliche Lehnmandat von 1764; das altenburgische Lehnedikt von 1795; das badische Edikt vom 12. August 1807; das bayerische Lehnedikt vom 7. Juli 1808; das gothaische Lehnmandat vom 6. Januar 1800 und das hannoversche Gesetz vom 13. April 1836. Die wichtigsten älteren partikulären Lehnordnungen und Privilegien siehe bei Lünig, Corp. Jur. Feudal. German. oder Sammlung der deutschen Lehnrechte und Gewohnheiten, 3 Thle., Fol., 1727.

In der neuesten Zeit sind fast in allen deutschen Staaten Gesetze erschienen, welche in sofern für das Lehnwesen von Wichtigkeit sind, als sie allgemein den Grundsatz der Auflösbarkeit des Lehnverbandes anerkennen und die Art und Weise genau reguliren, in welcher dies geschehen soll. Sie aber einzeln aufzuführen, würde zu weit führen.

B. Systematische Darstellung des Lehnrechts.

I. Allgemeines. 1) Juristische Konstruktion des Begriffs Lehen. Nach der gemeinen Lehre ist das L. dasjenige Rechtsverhältniß, bei welchem der einen Person (dem Lehnsherrn, Lehngeber, Obereigenthümer, Dominus directus, Dominus feudi, Senior) ein sogenanntes Obereigenthum (Dominium directum) über eine Sache zusteht, während eine andere Person (der Lehnmann od. Vassall

liche Zweck des Lehninstituts, der Leistung von Ritter- und Kriegsdiensten sich zu versichern, so wie die spätere geschichtliche Ausbildung desselben haben nun eine Reihe von Bestimmungen hervorgerufen, welche zwar als wesentliche Eigenschaften des Lehns nicht bezeichnet werden können, wohl aber regelmäßig vorhanden zu seyn pflegen (*communis feudi ratio, naturalia feudi*). Hierhin gehören z. B. die Ausschließung der Frauen vom Lehnrechtsverband, die Verpflichtung zu Kriegsdiensten, der Lehnseid, die Erbllichkeit des Lehns. Alle diese Vorschriften sind subsidiärer Natur und besondere Willensbestimmung der Parteien kann dieselben abändern, und solche Abänderungen nennt man *Accidentalialia feudi*. Es entsteht, sind deren vorhanden, ein *Feudum improprium, irregulare*, im Gegensatz des *Feudum proprium regulare*, des regelmäßigen Lehnrechts. Derjenige, welcher das Vorhandenseyn einer Improperietät behauptet, hat dieselbe nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu beweisen.

II. Von der Errichtung des Lehns.

1) Von den Arten und den Erfordernissen der Lehnerrichtung im Allgemeinen. Das Lehnverhältniß entsteht durch die Lehnerrichtung, bei welcher von Seiten des Lehnsherrn die Lehnverleihung und von Seiten des Vasallen die Lehnserwerbung zusammen treffen. Die Lehnerrichtung (*infeudatio* od. *feudi constitutio*) kann aber auf zwei Gründen, nämlich entweder auf Beleihung od. Investitur od. auf Verjährung beruhen. Beide Arten der Lehnerrichtung setzen nicht allein gewisse Erfordernisse voraus, welche theils bei der Sache, die Gegenstand des Lehnverhältnisses werden soll, theils bei den Personen, zwischen welchen es errichtet werden soll, vorhanden seyn müssen, sondern sie sind auch für sich selbst an gewisse Formen und Bedingungen gebunden. Bei jeder Lehnerrichtung kommt daher in Betracht, theils die Lehnfähigkeit der Sache, theils die Lehnfähigkeit der Person, theils endlich die Art u. Weise, in welcher sie zu Stande kommen muß.

2) Lehnfähigkeit der Sache. Da das lehnrechtliche Verhältniß kein vorübergehendes, sondern ein auf längere Dauer berechnetes ist, kann Gegenstand des Lehns nur eine Sache seyn, welche durch ihre Beständigkeit und Inkonsumibilität jenen Charakter des Lehnverhältnisses sichert. Am meisten entsprechen dieser Rücksicht unbewegliche körperliche Sachen. Doch können auch Rechte, sofern sie eine ununterbrochene Dauer versprechen, Gegenstand des Lehnrechts seyn. Doch ist diese Grenze nicht immer gewahrt worden; so können nach Partikularrechten, z. B. das preuß. Landrecht, auch ausstehende Kapitalien Lehngegenstand werden. In den Quellen sind überdies außer der Entscheidung der allgemeinen Frage, was Gegenstand eines Lehns seyn kann, durch die Entscheidung vieler besonderer Fälle noch manche Regeln gegeben, wodurch an gewisse Sachen, wenn sie als Lehnobjekt vorkommen, eine Summe bestimmter rechtlicher Folgen geknüpft ist. Wir erwähnen bloß die allgemeinere Vorschrift, daß

nur diejenigen Pertinenzien eines Lehngegenstandes als Lehnobjekte gelten, welche zur Zeit der Verleihung schon vorhanden waren, während die erst vom Vasallen später hinzuerworbenen zu seinem Allodialgut gehören.

Verschiedenheit der Lehen nach Verschiedenheit der zu Lehn gegebenen Sachen. I. Gegenstand der Lehnerrichtung können nach dem Vorigen theils körperliche, theils unkörperliche Sachen od. bloße Rechte abgeben. A. Zu der ersten Klasse von Lehn, den Lehn an körperlichen Sachen, gehören 1) die Lehen an Landgrundstücken, und zwar sowohl an einzelnen Ländereien*), z. B. Wälder, Acker; als an sogenannten Landgütern. Von diesen werden die Lehn an Rittergütern (*feuda nobilia*, adelige Lehn) denen an bloßen Bauerngütern (*feuda ignobilia*, nichtadelige Lehn) entgegengesetzt. — 2) Lehn an Gebäuden, und zwar entweder an gewöhnlichen Wohnhäusern (*feudum aedificii*), od. an Scheuern (*feudum horreii*), od. an befestigten, steinernen Häusern (*feudum keminatne*), od. an einer Burg (*feudum castri*); das letztere wurde ein sogenanntes Defensionslehn (*feudum aperturae*), wenn der Vasall zugleich verpflichtet war, die Burg dem Lehnsherrn auf dessen Befehl zu räumen („ledig“ zu machen). Davon ist zu unterscheiden das Burghutlehn (*feudum castrense*, Burglehn), d. h. die Belehnung mit irgend einem lehnbaren Gegenstande, wobei der Vasall aber verpflichtet wird, auf einer bestimmten Burg zu wohnen („sizen“) und sie zu verteidigen; dieses Lehen wird wegen seiner rechtlichen Eigenümlichkeiten von den Rechtsbüchern als anomales behandelt und dem rechten Lehen entgegengesetzt.

B. Lehen an unkörperlichen Sachen. Auch Rechte können Gegenstand eines Lehns werden, sofern sie den oben genannten Voraussetzungen entsprechen. Es kommt aber noch die Beschränkung hinzu, daß nur solche Rechte Gegenstand des Lehns seyn können, welche nach der Ansicht des ältern deutschen Rechts eine den körperlichen Sachen analoge Behandlung zulassen, d. h. zum Gegenstand eines dinglichen Rechts (einer „Gewere“) sich qualificiren. Es gehören dahin diejenigen Rechte, welche entweder an einem einzelnen Grundstücke haften, oder in einem bestimmten Bezirke zur Wirksamkeit kommen. Es wird dann das Innehaben des Rechtes selbst von der Befugniß zu seiner Ausübung ebenso wie das Eigentum von der Nutzungsberechtigung geschieden.

In diesem Sinne kommen vor: a) Lehen an Hoheitsrechten. Hierher gehört zunächst das *Feudum regale*, od. Fürstenlehn (Fahnlehn), welches den Inbegriff einer bald größern, bald geringern Zahl von Hoheitsrechten über ein bestimmtes Territorium überträgt; ehemals wurden die Reichsländer auf diese Weise verliehen, heutzutage geschieht es noch mit den nicht allodialen Standesherrschaften.

*) Ein Komplex mehrerer solcher ist ein sogenanntes Streuslehn.



lassung zur Bildung einer neuen Art von Lehen, der sog. Mitterlehen (*leuda nobilia, militaria*) gegeben haben. Wo aber diese Bestimmung fehlt, ist es juristisch nicht gut möglich, die mittelalterliche Beschränkung des Heerzins des und folglich der passiven Lehnfähigkeit auf Ritterbürtige irgendwie auf die heutigen Standesverhältnisse überzutragen. Der Lehnsherr konnte indessen, auch schon nach älterem Recht, diese Gründe der Unfähigkeit übersehen u. auch den genannten an sich unfähigen Personen ein Lehen erteilen; er brauchte dies aber nicht zu thun und durfte namentlich einen solchen Lehnunfähigen zurückweisen, der aus anderen Ursachen ein Recht zur Belehnung erworben hatte. Dieser Grundsatz besteht noch heutzutage; derjenige aber, daß die einem Unfähigen verliehenen Lehen nur ein persönliches Recht zwischen den Konstituenten erzeugten, ist längst außer Übung gekommen.

4) Entstehung des Lehn.

A. Durch Investitur (Belehnung). — Einleitung. Die Investitur (*infeudatio, Lehnung, Belehnung*) ist die regelmäßige Form der Begründung des Lehnrechts und steht im engsten Zusammenhange mit der alten gerichtlichen Auflassung des Grundeigentums, von welcher sie nur eine Anwendung auf die Uebertragung der lehnrechtlichen Befugnisse an einer Sache war. Der Umstand, daß damit zugleich eine persönliche Verbindlichkeit begründet werden mußte, gaben dem Akte einen besondern Charakter, und dieser nebst der Abgeschlossenheit, in welcher sich das Lehnrecht gegenüber der allgemeinen Fortbildung des übrigen Privatrechts erhielt, sind die Ursache gewesen, daß die Auflassung hier ihre alte Eigentümlichkeit bewahrt hat. — a) Vorbereitende Geschäfte. Der Akt der Investitur setzt, soll er anders zur Lehnerrichtung wirksam werden, einen übereinstimmenden Willen der Parteien, einerseits zu leihen, andererseits das Geleihene mit dem Eid der Treue zu empfangen, voraus. Diese Uebereinstimmung, deren faktischer Anlaß bald in der Absicht, zu gewinnen, bald in einer Verbindlichkeit, bald in einer Liberalität liegen kann, erhält in einem der Investitur vorausgehenden und als *Iusta causa* derselben erscheinenden Rechtsgeschäfte eine bestimmte Form, und zwar ist diese am häufigsten die des letzten Willens, Kaufs, Tausches oder Versprechens. Tritt diese *Iusta causa* in einem wirklichen Vertrage hervor, so begründet sie eine Klage auf Vornahme des Investituralaktes, dessen Wirksamkeit jedoch durch die übrigens nicht erzwingbare Annahme und Huldigung von Seiten des Vasallen bedingt ist (*Lehnkontrakt, Contractus feudalis*); auch ist zur Gültigkeit solcher Verträge oft Schriftlichkeit oder gerichtliche Abfassung vorgeschrieben. Wenn der Lehnvertrag zugleich die besonderen Bestimmungen über die Eigenschaften des zu errichtenden Lehns (z. B. Abänderung der Naturalien) ausspricht, wird er die *Lex investiturae* genannt. — Hat das vorausgehende Rechtsgeschäft, einerlei ob Vertrag oder letzter Wille, Jemandem die Investitur für den Fall zugesichert, daß ein bestimmtes oder unbestimmt ge-

lassenes Lehn an den Herrn heimfallen werde, so ist eine Lehnanswartschaft od. Lehnsexpektanz vorhanden. Die Lehnanswartschaft (*expectativa feudalis*) ist also ein bedingter Lehnvertrag. Den Rechtsbüchern ist dieses Institut noch unbekannt. Diese wissen nur von zwei Geschäften, welche zwar in ihrer juristischen Natur von der Expektanz verschieden sind, dennoch aber die Veranlassung zur Entstehung derselben gegeben haben. Dies ist das Gedinge und die Wardunge (*Anwardinge, Wart*). Beide sind aber nicht Versprechen, beim Eintritt eines Aperturfalles, belehnen zu wollen, sondern eventuelle Belehnungen; beide gehen (als „lehen ane gewere“) weder auf die Erben des Anwärters, noch geht die entsprechende Verbindlichkeit auf die Erben des Lehnsherrn über („es ist keine Folge am Gedinge“). Das Gedinge unterscheidet sich von der Wardunge nur dadurch, daß das erstere auf ein bestimmtes Gut („an enes benümeden mannes gude“), die letztere auf ein unbestimmtes Gut („an enes unbenümeden mannes gude“) gerichtet ist, weshalb der Inhaber des Gedinges beim Aperturfalle ohne Weiteres sich des Gutes unterwindet, der Inhaber der Wardunge aber das Gut erst dann erhält, wenn es zuvor wieder in die Hand des Lehnsherrn zurückgekehrt ist u. dadurch seine Unbestimmtheit verloren hat. (S. Sachf. Lehn. Art. 5. §. 1. Art. 7. Art. 55. §. 9. 57. §. 3. Homeyer, Lehn., S. 329—341). Im longobardischen Lehn. (L. 1. feud. 3, L. 1. feud. 9, L. 11. feud. 3. §. 22. §. 2. 35) wurde dagegen unter dem Einflusse des fremden Rechts die Erblichkeit solcher Geschäfte anerkannt, und mit der Aufnahme desselben ließ die Praxis auch die Erblichkeit bloß persönlicher Ansprüche auf die Belehnung zu, deren Theorie man in den obigen Geschäften (Geding und Wardung) zu erkennen glaubte und nach römischrechtlichen Begriffen feststellte. (Albrecht, Gewere, S. 286 fg.).

Die Lehnsexpektanz gewährt dem lebensfähigen Anwärter für den Fall eines wirklich erfolgten Heimfalls die Befugniß, sofort die Investitur zu fordern, und es geht dieses Recht auf seine Erben über, ebenso wie die entsprechende Verbindlichkeit nach dem Erbrechte des gemeinen Rechts auf die Erben des Lehnsherrn übertragen wird. Unter mehreren Expektanzen hat stets die ältere den Vorzug. In eine Eventualbelehnung aber geht die Lehnanswartschaft über, sobald eine Investitur dazu kommt. Im Mittelalter war, wie schon oben in unserm geschichtlichen Ueberblicke beiläufig erwähnt wurde, ein sehr häufiges, die Belehnung vorbereitendes Geschäft die Lehnbeauftragung (*oblatio feudi, im Gegensatz der Datio*). Der Eigentümer eines lebensfähigen Gegenstandes übertrug nämlich das Eigentum an demselben auf einen Dritten, um dann von diesem für sich od. einen Andern die hingegebene Sache als Lehen zurückzuerhalten. Ein aufgetragenes Lehen ist übrigens ein reguläres. — b) Akt der Investitur. In der Investitur sind zwei wesentliche Handlungen begriffen, die Belehnung und die Huldigung. Die erstere geschieht durch die Erklärung des Lehnsherrn, daß er den

zu nennen pflegt. Mehrere zugleich Belehnte empfangen darnach das gesammte vasallitische Recht ungetheilt, so daß die Berechtigung eines Jeden am Ganzen gleichmäßig wirksam erscheint und der wegfallende Theil eines der Theilhaber den Uebrigen anwächst. Obschon faktisch ein solches Verhältniß sich nicht anders, als eine Berechtigung an Nutzungsquoten (also ideellen Theilen) herausstellt, so wurde doch diese Auffassungsweise durch die Bestimmungen der Rechtsbücher zurückgedrängt, daß eine wirklich vorgenommene Theilung den Erbverband zwischen den Belehnten auflöse und kein Mitbelehnter, so lange die Gemeinschaft dauere, seinen Antheil veraußern könne. Auch wurde jener Gesichtspunkt verdeckt durch das innige, keine rechtliche Scheidung fordernde Zusammenleben der durch Mitbelehnung Verbundenen, wie es die Sitte und Gewohnheit des Mittelalters mit sich brachte und regelte. Dem Lehnsherrn gegenüber wurden die Mitebelehnten öfter durch einen Lehnträger vertreten. Dieser strengen Gesamtbelehnung schloß sich schon frühzeitig eine leichtere Form, die im sächsischen Lehnrecht vorkommende sog. „Belehnung zur gesammten Hand“ an, nach welcher bloß einer der zugleich Belehnten den Besitz und Genuß des Lehns empfängt, während die übrigen („Gesamthänder“) durch ihre Mitbelehnung nur eventuelle Successionsrechte erhielten.

c) Investituren mit Beschränkung in Ansehung der Dauer. Regelmäßig wird ein Lehn nicht auf eine voraus bestimmte Zeit errichtet, sondern erstreckt sich auf alle vom ersten Erwerber abstammende lebensfolgefähige Nachkommen; doch kann dieser Grundsatz durch entgegenstehende Bestimmungen des Lehnungsvertrags abgeändert werden. Die hieraus hervorgehenden eigenthümlichen Erscheinungen sind in folgende Klassen zusammengefaßt: 1) Tag-lehen, d. h. Lehen, welche nur auf eine bestimmte Zeit gegeben werden, z. B. das Baulehen, die Leih zu Vormundschaft etc. — 2) Personallehen, welche nur auf die Lebenszeit der Empfänger bestimmt sind; diese kommen besonders häufig als Lehen für Unfähige, z. B. Geistliche und Frauenzimmer, vor, bei letzteren namentlich als Wittwenversorgung; vorausgesetzt, daß das bestellte Leibzuchtsericht am Lehn nicht ein bloß allodiales ist. — 3) Wiedergebliche Lehen, welche entweder beim Eintritt einer Resolutio-Bedingung von selbst an den Lehnsherrn oder einen Dritten fallen, oder von dem Herrn jeder Zeit gegen Zahlung einer Summe wieder eingelöst werden können (Lehen auf Treue).

B. Lehnserrichtung durch Verjährung. Nach dem longobardischen Lehnrecht treten die sonst nur der Investitur zukommenden Wirkungen auch da ein, wo eine lehnsfähige Person eine bestimmte Zeit hindurch eine Sache als ihr Lehn besitzen und die im Lehnverhältniß liegenden vasallitischen Rechte und Pflichten einem bestimmten lehnsfähigen Dritten gegenüber ausgeübt und erfüllt hat; auch der Letztere andererseits die Stellung als Lehnsherr während jener Zeit thatsächlich anerkannte. Voraussetzung ist

hierbei stets die von Fides, so wie eine 30jährige Verjährungszeit. Die Praxis aber hat im Allgemeinen mit Rücksicht auf die hervortretende dingliche Seite des Lehnverhältnisses diese allgemeinen Andeutungen des longobardischen Lehnrechts durch die Grundsätze der römischen Eigenthumserfassung ergänzt, und unterscheidet danach zwischen einer ordentlichen und außerordentlichen Ersizung; jene sollte eintreten, wenn ein Justustitulus hinzukommt, diese in den Fällen, in welchen wegen besonderer Gründe eine ordentliche Ersizung ausgeschlossen ist. Auch gilt diese Acquisitivverjährung für den Lehnsherrn hinsichtlich seiner Befugnisse, wenn er sich die Verjährungszeit hindurch in Ausübung derselben befunden hatte. Allodialsachen können daher durch Verjährung zu Lehnssachen gemacht werden. — So wird diese ganze Entstehungsart des Lehns auf Verjährung als eine anomale betrachtet (*seudum in-forme*).

III. Von den Rechten des Lehnsherrn.

1) Von den äußeren Verhältnissen der Lehnsherrlichkeit und der Ausübung derselben. Die Lehnsherrlichkeit ist an sich ein allodiales Recht, welches hinsichtlich seiner Uebertragbarkeit auf Andere und seiner Vererbung nach den gewöhnlichen Grundsätzen des Eigenthums beurtheilt werden muß. Nur die selbst wieder zu Lehn gegebene Lehnsherrlichkeit (also ein Subfeudum) ist für den Subdominus ein feudales Recht, auf welche die Grundsätze des Lehnrechts in Anwendung kommen. Steht die Lehnsherrlichkeit einer moralischen Person oder einer Genossenschaft zu, z. B. dem Staate, der Kirche, einer Gemeinde oder einer Familie, so entscheidet die Verfassung derselben oder das Herkommen, welche physische Person sie auszuüben habe. Dieses Recht der Ausübung, welches von dem Rechte auf die Substanz der Lehnsherrlichkeit wohl zu unterscheiden ist, wird Prodominium genannt. Bei Staatslehen, bei welchen die Substanz der Lehnsherrlichkeit dem Staate, das Recht der Ausübung aber dem Regenten zusteht, wird dasselbe Prodominium sublimé genannt, während man es in den anderen Fällen Prodominium simplex nennt.

2) Persönliche Rechte des Lehnsherrn.

a) Lehnstreue und Lehnssdienste. Den Inhalt der Lehnstreue des Vasallen gegen den Lehnsherrn bilden die Verpflichtungen, welche der erstere durch seinen sowohl bei der ersten Investitur als auch bei jeder Lehnserneuerung zu leistenden Eid übernimmt. Ihrem ursprünglichen Charakter nach äußert sich dieselbe nicht sowohl in einzelnen bestimmten Verbindlichkeiten, als vielmehr in dem allgemeinen Hingeben der Persönlichkeit an die Herrschaft des Lehnsherrn, welche heutzutage, da das öffentliche Recht eine der Unterwerfung unter die Staatsgewalt ähnliche Lehnunterthänigkeit nicht mehr kennt, als ein zu dem dinglichen Rechte am Lehn als Pertinenz hinzutretendes persönliches Verhältniß mit einigen rechtlichen Wirkungen erscheint.

Den juristischen Charakter der Lehnstreue bezeichnet man wohl am richtigsten, wenn man sie unter die Rechte an einer anderen Person stellt, analog den Rechten an Personen, welche durch



bei ihr ein neuer Lehnbrief ausgestellt, welcher Abänderungen der früheren Lebensbedingungen enthalten kann. Partikularrechtlich ist der Vasall verbunden, bei der Lehnserneuerung dem Herrn eine Lehnwaare zu entrichten, jedoch wird diese Verpflichtung meistens auf den Fall eines Uebergangs des Lehns an Seitenverwandte oder Lehnkäufer beschränkt.

3) Dingliche Rechte des Lehnsherrn.

Der Lehnsherr ist wirklicher Eigenthümer des Lehns, obgleich durch die Rechte des Vasallen ihm der sichtbarste und materiellste Gehalt des Eigenthums entzogen ist. Dieses Eigenthum äußert sich daher während der Dauer des vasallitischen Rechts einmal nur in der Abhängigkeit einer Veräußerung des Lehns durch den Vasallen von der Zustimmung des Lehnsherrn, dann aber auch in dem Rechte des Letzteren, Deteriorationen des Lehns verhindern zu dürfen. Eine Hauptwirkung des lehnsherrlichen Eigenthums besteht aber in der Befugniß, schon jetzt für den Fall des Aufhörens der Vasallenrechte über das Lehn zu disponiren, und gegen andere Personen als den Vasallen auch während der Dauer des Lehnverbandes alle Rechte des Eigenthümers geltend zu machen. Mit Aufhören der Vasallenrechte tritt sofort eine je nach der Verschiedenheit der Umstände entweder zeitweilige oder definitive Consolidation des Lehnrechts (d. h. Uebergang des Ruhezigenthums auf den Lehnsherrn) ein.

IV. Rechte des Vasallen.

A. Im Allgemeinen. Wie der Lehnsherr gegen den Vasallen, so hat auch der Letztere ein Recht an der Person des Ersteren. Der Inhalt dieses Rechts ist aber nicht ein Anspruch auf Dienste und Unterwürfigkeit, sondern auf Schutz und Unterlassung einer Verletzung. Niemals hat dieses nur selten mit positiver Kraft hervorgetretene Recht eine Bedeutung erlangt, wie die Verechtigung des Lehnsherrn an der Person des Vasallen; und jetzt, wo der Staatsschutz die Lebensprotektion unnüß macht und eine Verflüchtigung derselben zu einem rechtlich erzwungenen Wohlwollen undenkbar erscheint, muß es sich allein auf die Wirkung beschränken, welche einer thatsächlichen Beeinträchtigung des Vasallen in dem Verluste der Lehnsherrlichkeit beigelegt ist. Der eigentliche Inhalt des vasallitischen Rechts liegt daher in seinem dinglichen Elemente.

B. Das Recht des Vasallen am Lehen.

1) Ueberhaupt. Die Rechte des Vasallen am Lehn Gute lassen sich charakterisiren als ein Inbegriff aller Befugnisse, welche durch eine Dahingabe des Eigenthums inhalts auf einen Andern übertragen werden können, ohne daß das Eigenthum des Uebertragenden selbst zerstört wurde. Daher hat der Vasall nicht nur Recht, das Lehen im weitesten Umfang und ohne Beschränkung zu benützen, und die natürlichen wie Civilfrüchte desselben zu freiem Eigenthume zu erwerben, sondern auch die Vollmacht, die zur Erzeugung der letzteren notwendigen oder nützlichen Veränderungen der Substanz vorzunehmen; die mit dem Hauptgegenstande des Lehns zusammenhängenden Rechte in seinem Namen auszuüben und neue Gerechtsame dafür

zu begründen; so wie endlich, diese Befugnisse auf die Dauer seines Rechtes Andern zu überlassen, in so weit darin keine verborene Veräußerung liegt. — Dagegen ist er verpflichtet, alle Lasten des Lehn Gutes, auch die außerordentlichen und die Reparaturkosten zu tragen. Die Grenze seines Rechtes aber liegt da, wo seine Handlungen das Eigenthum des Lehnsherrn, oder die von seinem eigenen Rechte unabhängigen Berechtigungen seiner Nachfolger angreifen würden; daher sind Verfügungen über das Lehen, welche über die Dauer des Rechtes des Verfügenden hinaus zu wirken bestimmt sind und das Lehen entweder dem Lehnsherrn oder den Lehnfolgern entziehen würden, ungültig und willkürliche Deteriorationen des Lehns haben deshalb Entziehung desselben durch den Herrn während der Lebenszeit des schuldigen Vasallen und Entschädigungsklagen der Nachfolger gegen den Letztern oder seine Erben zur Folge.

Zum Schutze seines Rechtes stehen dem Vasallen die possessorischen und petitorischen Rechtsmittel des Eigenthümers zu (*Rei vindictio utilis*), so wie auch die Klagen, welche aus den mit der Hauptsache verbundenen Rechten (z. B. *Servituten*) hervorgehen. Der Vasall hat aber auch in allen das Lehen betreffenden Rechtsstreitigkeiten die passive Legitimation (s. d.) zur Sache. Sowohl das in einem solchen Rechtsstreite ergangene Urtheil, als auch ein von dem Vasallen mit Vermeidung jedes Dolus (s. d.) geschlossener Vergleich muß selbst vom Lehnsherrn und den Lehnfolgern anerkannt werden; die Unterlassung einer Litodenunciation (s. d.) an den Lehnsherrn hat hier nur die Wirkungen, welche das gemeine Recht im Allgemeinen an eine solche knüpft.

2) Von der Veräußerung des Rechts an Lehen. a) Im Allgemeinen. Das alte deutsche Lehnrecht erklärt jede Lehnveräußerung für ungültig, die dem Vasallen die „Gewere“ des Guts und dem Herrn den Lehndienst entzieht; auch gewährt es den Kindern des Veräußerers in einigen Fällen das Widerspruchsrecht. Das lehngebarische Lehnrecht dagegen gestattete ursprünglich zwar eine theilweise Veräußerung des Lehns selbst ohne Einwilligung des Lehnsherrn, die gänzliche ohne Zustimmung des Herrn geschehene Uebertragung aber selbst bestrafte es mit Verlust des Lehns. Zuerst in das longobardische Rechtsbuch aufgenommene Kaisergerichte (von Lothar II. und Friedrich I.) haben indessen für die Beurtheilung dieser Frage eine neue Grundlage geschaffen. Darnach sind alle ohne Wissen und Willen des Herrn vorgenommene Veräußerungen des Lehns nichtig, und das Lehen fällt zur Strafe des Vasallen dem Herrn heim; auch die daraus entspringende Klage des Letztern soll durch keine Verjährung erlöschen.

Mithin fallen unter das Veräußerungsverbot 1) Uebertragungen des gesammten vasallitischen Rechts, so daß der Empfänger den Civilbesitz des Lehns erhält und die Stelle des bisherigen Vasallen einnehmen soll; ferner — 2) Veräußerungen, die den Lehnexus in der Folge zerstören würden, z. B. Verpfändungen; dann — 3) Veräußerungen in der Art, daß zwischen den bisherigen

ten widerrufen werden, was indessen dadurch beschränkt ist, daß Descendenten des Erblassers nur in so weit widerrufen können, als das allgemeine Notherbenrecht sie dazu berechtigt. Die bloße Veränderung der Successionsordnung wird schon durch die Konsens der beteiligten Agnaten, die Erbverbrüderung schon durch die Zustimmung des Lehnsherrn vor Umstoßung gesichert.

C. Von Vertretung des Vasallen durch dritte Personen.

1) **Lehnsträger.** Sofern nicht im einzelnen Falle eine persönliche Thätigkeit des Vasallen vorgeschrieben ist, kann derselbe die für ihn aus dem Lehnverhältniß entspringenden Rechte und Pflichten auch durch Bevollmächtigte (Substituten) ausüben. Doch kann das Recht, den Vasallen zu vertreten, auch als besonderer Inhalt eines selbstständigen Rechts bestellt werden, so daß die Berechtigung zur Vornahme der durch das vasallitische Recht veranlaßten Handlungen nicht mehr in dem Willen des Vasallen begründet ist und die Vertretung desselben nach Außen nicht im Namen des Lezherrn, sondern im eigenen Namen des dazu Berechtigten geschieht, welcher technisch Lehnsträger (*provasallus*) genannt wird.

Von den Rechtsbüchern wird die Lehnsträgerschaft in dieser Beziehung als bei weiblichen Vasallen vorkommend geschildert (Leihe zur Vormundschaft.) Der Lehnsträger empfing selbst eine Investitur und ein Recht, welches ebenfalls „Gewere“ genannt wurde; ebenso schwört er selbst heutzutage nicht im Namen des Vasallen, den er vertritt, sondern in seine eigene Seele. Anstatt dieser Auffassung begegnet man regelmäßig einer ganz unrichtigen, welche das Eigenthümliche der Lehnsträgerschaft dem Mandate gegenüber in die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der erstern vom Widerruf durch den Vasallen legt, während diese gar nichts Wesentliches zum Begriffe des Instituts ist.

Es ist gleichgültig, ob der Lehnsträger durch den Willen des Vasallen, oder durch einen davon unabhängigen Anspruch, ob er für immer, oder in widerruflicher Weise zu seiner Stellung gelangt ist; jedenfalls aber können nur lebensfähige Personen Lehnsträger seyn. Das Institut ist dem longobardischen Rechte fremd, das ältere deutsche Recht aber kennt es in mehrfachen Anwendungen, und es hat sich in partikularen Lehnrechten und besonders in der Observanz einzelner Lehnhöfe erhalten. — Die Bestellung eines Lehnsträgers hängt, wenn der Lehnsherr zustimmt, vom Belieben des Vasallen ab. In einigen Fällen kann sie auch vom Lehnsherrn gefordert werden, nämlich 1) bei einer Gesamtlehnung, bei welcher ein (durch Wahl oder autonomische Bestimmung, besonders häufig durch Senioratsordnung berufener) Agnat die gesamte Familie dem Lehnsherrn gegenüber vertritt; — 2) wenn eine juristische Person beliehen ist; hier wird der Lehnsträger von den Vertretern der erstern gewählt, sofern seine Bestimmung nicht schon durch die Verfassung gegeben ist, und er hat die besondere Bedeutung, daß

das Aufhören seines Rechtes (durch Tod oder Felonie) als ein zur Lehnserneuerung verpflichtender Fall angesehen wird; — 3) wenn Frauenzimmer, Geistliche oder sonst Lehnsunfähige und Unmündige im rechtlichen Besitze des Lehens sind. — Das Recht des Lehnsträgers erlischt stets durch Felonie, durch welche jedoch das Lehn selbst dem Vasallen nicht entzogen wird, sondern nach Verhältniß der Sache ein neuer Lehnsträger zu bestellen ist.

2) **Lehnsvormund.** Nach gemeinem Recht ist der Unmündige an und für sich vollkommen lehnfähig, und bedarf zur Erfüllung seiner Lehnspflichten keiner andern Vertretung als der eines gewöhnlichen Vormunds, welcher, außerhalb des Lehnverbandes stehend, die für den Lehnbesitz des Mündels erforderliche vormundschaftliche Mitwirkung in der Eigenschaft eines gewöhnlichen Lehnsubstituten leistet. Dagegen ist in einigen Partikularrechten eine Vertretung des Mündels durch einen von dem Allodialvormunde ganz unabhängigen Lehnsvormund vorgeschrieben, dessen Stellung die eines wahren Lehnsträgers ist. Nur eine lebensfähige Person kann Lehnsvormund seyn; seine Bestellung geschieht durch die Lehenkurie. Er ist von der Verwaltung des Lehens, als fruchttragender Sache, welche allein dem Allodialvormund gebührt, ausgeschlossen, dagegen zur Vornahme derjenigen Verwaltungshandlungen berechtigt, welche durch die mit dem Lehen verbundene Wute- und Gerichtsherrschaft und das Patronat veranlaßt werden, so wie zur Theilnahme an den auf die Substanz des Lehens gerichteten Verfügungen. Vor Allem aber ist er verpflichtet, den unmündigen Vasallen dem Lehnsherrn und der Lehenkurie gegenüber zu vertreten und die aus der persönlichen Seite des Lehnverhältnisses entspringenden Pflichten zu erfüllen. Die neueren Partikularrechte, in welchen dieses Institut begründet ist, lassen die Lehnsvormundschaft zugleich mit der gewöhnlichen Vormundschaft aufhören.

Die juristische Bedeutung dieses besonderen Lehnsvormunds ergibt sich aus seinem Zusammenhange mit einem schon im sechzehnten Jahrhundert außer Übung gekommenen Institute des älteren Rechts, dem sogen. Angefälle. Ob schon nämlich der Unmündige (d. h. der noch nicht zwölf Jahr alte Vasall, von welcher Zeit an noch die Muthungsfrist von Jahr und Tag lief) zum Lehnsempfang befähigt war, so fiel doch der Besitz und Genuß des Lehens bis zum Eintritt der Mündigkeit an den Herrn zurück (Angefälle), welcher daher auch als Lehnsträger (Lehnsvormund) des Kindes austrat. Der Herr konnte das Angefälle selbst genießen, er konnte es aber auch an Andere verleihen, welche damit zugleich Lehnsvormünder wurden. Dies Letztere hat sich in der oben dargestellten Weise nach dem Verschwinden des Angefälle erhalten.

V. Rechte dritter Personen am Lehn: Lehnsschulden.

Im Allgemeinen werden die Schuldverhältnisse eines Vasallen durch den Besitz eines Lehens in ihrer regelmäßigen Wirksamkeit nicht berührt;







sich substantilirt hat. Die Allodialerbschaft des letzten Besizers steht mit der Lehnserbschaft in keinem Zusammenhange: sie muß daher, wenn sie andern Personen, als den Lehnserben zufällt, vom Lehen gesondert werden. Aus diesem Grunde haftet der bloße Lehnserbe weder für die Allodialschulden des letzten Besizers, noch braucht er, sofern er nicht aus besonderen Gründen dazu verpflichtet ist, dessen auf das Lehn bezügliche Handlungen anzuerkennen. Doch kann die Lehnserbschaft besondere Verbindlichkeiten gegen die Allodialerben begründen, wie z. B. die Verpflichtung zur Bestellung eines Wittthums für die Wittve des letzten Besizers und zur Alimentation und Aussteuer seiner Töchter.

Möglicherweise kann die Allodialerbschaft mit der Lehnserbschaft verbunden seyn, wie dies für die Descendenten des letzten Besizers sogar durch ein Gesetz geboten ist. In diesem Falle nun muß der Lehnfolger als Erbe die Handlungen des letzten Besizers anerkennen, und für dessen Schulden nicht bloß mit dem Allodialnachlasse, sondern auch mit den Lehnfrüchten, als einem Theile seines eigenen Vermögens, einstehen, sofern er nicht vom Beneficium inventarii Gebrauch machen will. Es kann aber bei der inneren Unabhängigkeit beider Successionen das Lehen weder als Gegenstand der Kollationsverbindlichkeit angesehen, noch bei der Berechnung des Pflichttheils in Abzug gebracht werden.

Literatur. Die Literatur des Lehnrechts ist ungemein reichhaltig und wir können daher nur die ausgezeichnetsten der einschlagenden Werke nennen. Unser Artikel stützt sich namentlich auf die vorzügliche Darstellung des geistreichsten der jüngeren Germanisten: Gerber (in seinem deutschen Privatrecht, 2. Aufl., Jena 1850), welchem sich manche Partien unserer Arbeit genau anschließen. Von anderen Werken werde angeführt:

1) Handbücher: Joh. Schiller, Instit. jur. feudal. Germanic. et Longob., 1673 und öfter; — J. A. v. Buri, Ausführliche Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehnrechts, 1732–38, herausgegeb. von Runde, 1788; — Böhmer, Princip. jur. feudal., 1765, Ausg. 7, 1805 (herausgegeb. von Hoppenstedt), Ausg. 8 (herausgegeb. von Bauer); dazu der Commentar von Schnaubert: Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehnrechts, 3. Aufl. 1799 u. c.; — Pagemann, Einleitung in das gemeine in Deutschland übliche Lehnrecht, 1801; — E. W. Pätz, Lehrbuch des Lehnrechts, herausgegeb. von Göde, 1808; — Ph. J. Mayr, Handbuch des gemeinen und bürgerlichen Lehnrechts, 1831.

2) Größere Werke und Abhandlungen: A. Struve, Syntagma jur. feudal., 1653, herausg. v. Senkenberg, 1734; — G. M. Weber, Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach den Grundsätzen G. L. Böhmers, 4 Theile, 1807–11; — Pfeiffer in Weiske's Rechtslexikon, Band 6, S. 386 ff.; — Someyer im 2. Bande des 2. Theils seiner Ausgabe des Sachsenspiegels, 1844, S. 261 ff. (das beste Werk über deutsches Lehnrecht).

3) Bearbeitung des partikular. Lehnrechts: Zacharia, Handbuch des sächsischen Lehnrechts, 1796, 2. Ausg. von Weiße und von Langenn, 1823.

4) Literatur über die Geschichte des Lehnrechts: Zacharia in seiner Zeitschrift für deutsches Recht, Band 7, S. 36 ff.; — Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, §. 16, §. 26, Art. 1, §. 47 und §. 141; — Gaupp, Germanische Ansiedlungen und Landtheilungen, S. 724 f.; — Wailq, Deutsche Verfassungsgeschichte, Band 2 (1847), S. 203 ff.; — Someyer a. a. O., S. 627 ff.

Lehn (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Rheinprovinz, R. = B. Düsseldorf, Kr. Solingen; 130 Einw.; — b) das., 150 Einw.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Waizen, Edgr. Löbau; Posttal; Mühle; 110 Einw.; — 3) Schweiz. Ort, Kant. Appenzell = Inner = Rhoden; 1070 E.

Lehna (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß = L.), Prov. Sachsen, R. = B. und Kr. Merseburg; 180 Einw.; — 2) (Klein = L.), das., über 100 Einw.

Lehnähnliche Institute (Fendastras, Rechtsw.), s. Lehn.

Lehnarten mit Rujatwa, preuß. Dorf und Hauptgut, Prov. Preußen (Ost = Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Dlegko; 170 Einw.

Lehnau (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R. = B. Oberpfalz und Regensb., Edgr. Kemnath, an der Fichtelnaß u. dem Beutelbache; 120 Einw.; — 2) das.; 100 Einw.

Lehn auf Irene (Rechtsw.), s. Lehn 1371.

Lehnberg, s. Berge.

Lehn Bret (Weißgerb.), ein Bret, woran sich der Arbeiter lehnt.

Lehnbrief (Rechtsw.), s. Lehn 1370.

Lehnbuch, ein Buch, in welchem die Lehnsgerechtsame einer Kirche oder geistlichen Pfründe genau verzeichnet sind, die vorkommenden Lehnfälle genau eingetragen, so wie auch die Lehnstücke ab- u. zugeschrieben werden. Vgl. Lehn.

Lehndorf (Geogr.), 1) braunschweig. Dorf, Kr. Braunschweig, Amt Riddagshausen; Eichorien- und Hopfenbau; 210 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Homberg, Amt Borken; 300 Einw.; — 3) österr. steier. Dörfer: a) (Leuze), Kr. Eilli, Bez. Neucilli; 240 Einw.; — b) (Dogosche), Kr. Marburg, Bez. Victringhof; 280 Einw.; — c) (Ober = L., Lengdorf), Kr. Judenburg, Bez. Gstat; 140 Einw.; — 4) preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R. = B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; 150 Einw.; — 5) sachsen-altensburg. Dorf, Amt Altenburg; 130 Einw.

Lehne (in verschiedener Bedeut.), 1) die Richtung eines Gegenstands, welche weder senkrecht noch horizontal ist; — 2) s. v. a. Bergseite od. Bergwand; — 3) ein kleiner, ganz sanft ansteigender Hügel; — 4) der Theil eines Gegenstands, woran man sich lehnt, besonders an Stühlen und Bänken der Theil, an welchen man sich mit dem Rücken lehnt; — 5) s. v. a. Geländer; — 6) (Tagdw.), s. v. a. Bache; — 7) (Schmied.), s. v. a. Lünse,

Prophezeiung, daß mit dem 12. Geschlechte, also mit dem jetzigen Könige, Friedrich Wilhelm IV., der Stemmatia ultimus seyn wird, die Heerde den Hirten und Deutschland den König wieder empfängt. Die Sprache ist ein schlechtes Mönchslatein, das Vermaß das sechsfüßige. Nach der Volksfage war es der große Kurfürst selbst, der das Manuskript gefunden hat. Während sein Schloß in der Nähe von Lehnin gebaut wurde, kam er auf einer Reiterbeize in die Klosterruinen und machte in einer alten Mauer die Entdeckung des Pergaments. Zum ersten Male gedruckt erschien es in dem „Gelehrten Preußen“ (Königsberg 1723), mit dem Bemerkten des Herausgebers Vissenthal, daß ihm das Manuskript aus einem Landes-Archiv mitgetheilt sey. Eine zweite Ausgabe ohne Angabe des Druckorts kam 1741 heraus, eine dritte 1745 mit den Druckorten Berlin und Wien, eine vierte in Frankfurt und Leipzig 1746, also alle während der ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen. Im J. 1768, zu Beginn des siebenjährigen Krieges, wurde in Bern abermals ein Abdruck veranstaltet. Seit dem schien der Bruder Hermann vergessen zu seyn, bis das Unglück Preußens nach Jena und Tilsit sein Andenken auffrischte. Da erschien 1808 mit Angabe der Druckorte Frankfurt und Leipzig eine Schrift: „Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueste Geschichte bewährt gefundene Prophet des Hauses Brandenburg“. Der Verfasser dieser äußerst seltenen Schrift hielt die Prophezeiung durch den Sturz Preußens erledigt und mithin den damaligen König Friedrich Wilhelm III. für den Stemmatia ultimus, was jedoch auf einem Rechenfehler beruht, da die Prophezeiung selbst, wie schon bemerkt, den zwölften Nachfolger Joachims, also den jetzigen König, als den letzten seines Stammes bezeichnete. Dieser Fehler wurde erkannt, und 1827 und 1830 veröffentlichte der französische Klerus neue Ausgaben, denen sich in Deutschland G f ö r e r, 1840, im Jahre der Thronbesteigung des jetzigen Königs, mit einem Abdruck des Vaticinium in seinen „Prophetiae veteres“ angeschlossen. Großen Lärm machte das in Belgien mehrere Jahre später von Louis de Bouverot herausgegebene (311 enggedruckte Seiten umfassende!) Werk: „Extrait d'un manuscrit relatif à la prophétie du frère de Lehnin Herman, avec des notes explicatives. Die belgischen Jesuiten, von denen diese Ausgabe besorgt wurde, sandten zahlreiche Exemplare derselben an den König und alle Prinzen des königlichen Hauses, an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, endlich an die Mitglieder der im J. 1846 in Berlin versammelten Generalsynode. Der Zweck dieser Schrift ist klar in der Auslegung ausgesprochen, die Bouverot dem Stemmatia ultimus und dem Pastor recipit gegem des Schlusses gibt. Er sagt so breit, daß kein Mißverständnis möglich ist: „Gott hat durch Prophetenmund Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. andeuten lassen, daß er der letzte Monarch Preußens akatholischen Glaubens sey, und daß dann die Mark zurückkehren werde zum Katholicismus. Dies bedeutet nicht

das unbedingte Aussterben seines Fürstenhauses, sondern kann auch sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. keineswegs der letzte hohenzollernsche Monarch, sondern nur der letzte akatholische Monarch dieses Hauses seyn würde. In seiner eignen Person kann ja der katholische Stamm beginnen, u. er, als letzter im akatholischen Stamme, zugleich erster im katholischen Stamme u. dessen Gründer seyn. Nur dies ihm anzukündigen, kann der göttlichen Absicht zum Grunde gelegen haben. Es gibt erst dies der Prophezeiung Zweck und Sinn. Sie soll dem Monarchen die ihm bevorstehende Alternative andeuten. Unabwendlich ist die Rekatholisirung der Mark Brandenburg, sie tritt jedenfalls ein, tritt auch noch ein während der Tage Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV. Aber sie fordert keineswegs von Gott das nämliche Opfer, dessen es bedurft hatte, um die Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern zu bringen, indem 19 askanische Fürsten im Zeitraume von 2 Jahren mußten aus dem Leben weggenommen werden. Das Haus Hohenzollern fällt nur dann zum Opfer, wenn es zur Rekatholisirung der Mark Brandenburg, dieser unabweislichen Nothwendigkeit, widerstreben sollte“. In anderen zahlreichen Stellen verspricht Bouverot, auf die Weissagung gestützt, dem Könige die Krone von Deutschland (Germania recipit regem), wenn er Katholik wird. Eine Bearbeitung der bouverotschen Schrift besorgte der preussische Regierungsrath Wilhelm von Schüg, der sich selbst den einzigen Konvertiren aus dem Gremium der brandenburgischen Ritterschaft nennt, unter dem Titel: „Weissagung des Bruders Hermann von Lehnin, nach der belgischen Ansicht“ (Würzburg 1847). Gleichfalls parteinehmend für das Vaticinium ist: J. Adam Boos, „Die Weissagung des Mönchs Hermann von Lehnin über Preußen und jene des Benediktiners David Scheer zu Benediktbeuren über Bayern“ (Augsburg 1848). Dasselbe gilt von der Schrift des protestantischen Predigers Dr. theol. Wilhelm Meinhold: „Das Vaticinium Lehninense, gegen alle, auch die neuesten Einwürfe gerettet, zum ersten Male metrisch übersetzt und kommentirt (Leipzig 1849)“.

Beigegeben ist eine Ansicht des alten Klosters Lehnin aus Angelus, Annales marchiae. Die älteste Widerlegung des Vaticinium ist 1746 von einem patriotischen Preußen herausgegeben, die neueste ist die schon erwähnte von Wilken, die, früher verfaßt, erst gedruckt wurde, als die Schrift von Bouverot Aufsehen machte. Die Vertheidiger des angeblichen Bruder Hermann führen für sich an: 1) den Styl, der unverkennbar aus dem dreizehnten Jahrhundert herrühre. Dies ist kein Beweis; Meinhold selbst hat bewiesen, wie unschwer sich von einem in solchen Dingen geschickten Manne ein alter Styl nachmachen läßt. — 2) Daß Peter Simon Scheer zu Benediktbeuren im J. 1599 eine ganz ähnliche Weissagung, die zum Theil sogar wörtlich übereinstimme, für Bayern geschrieben, daß also jedenfalls damals das Vaticinium Lehninense, aus dem er abgeschrieben, schon habe existiren müssen. Dem läßt sich umgekehrt entgegen,

-

Friedrich den Großen zum Gegenstande hat, paßt auf eine so merkwürdige Weise, daß der Herausgeber der Ausgabe von 1808 seine Verwunderung nicht genug ausdrücken kann. Aber nur der erste Vers ist der wunderbare, den folgenden muß man Gewalt anthun, um sie der nüchternen Geschichte anzupassen. Der Verse von Friedrich dem Großen sind vier u. sie lauten:

„Bald schäumt der Jüngling auf und die hohe
Wöchnerin jammert,
Doch kann neu gelingen der Bau des erschütterten Staates?
Weht auch hoch sein (ihr) Banner, des Geschickes Räder der-
stürzt er (sie),
Und beim Wälzen des Sturms wächet' gern eine Zuflucht zu
(sie) suchen.“

(Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit,
Sed quis turbatum poterit resingere statum?
Vexillum tauget, sed fata crudelia plangit,
Plantibus hinc austris, vitam vult credere claustris.)

Der erste Vers ist schon in einem Drucke von 1723 (in Silienthals gelehrtem Preußen) zu lesen, sonst müßte er für untergeschoben gehalten werden; so genau trifft er. Maria Theresia lag im Kindbette, als Friedrich II. gegen sie los schlug und sie jammerte nicht bloß damals, sondern noch im hohen Alter im Andenken an die Zeit, „wo alle ihre Länder angefochten worden und sie gar nicht mehr wußte, wo sie ruhig niederkommen solle“ (Worte ihres Briefes an Kaunitz über die Theilung Polens). Der Staat des zweiten Verses, der zu erschüttert sey einen Neubau zu ertragen, soll Deutschland seyn; die letzten Verse beziehen einige auf die Wechselfälle des siebenjährigen Krieges, in denen Friedrich II. mehrmals mit den Gedanken an Thronentsagung und selbst an Vergiftung sich beschäftigte. Rastürlicher erklären sich die drei letzten Verse, wenn man sie, wie einige Erklärer thun, auf die Magna puerpera, Maria Theresia, bezieht. Doch wie käme der Prophet des brandenburgischen Hauses dazu, der Oesterreicherin mehr als drei Verse zu widmen, u. den größten Sproß der Hohenzollern mit dem Anfang eines Hexameters abzuspeisen? Dem Nachfolger, dem „dicken Kanonenkönig“, gelten die Verse:

„Er, der schleichste, folgt den Spuren der Heilichsten Ahnen,
Daß sein Geist von Kraft, sein Volk vom Götze verlassen.
Bei dem Hulse er sucht, der erweist sich als Feind ihm und
Egner,
Und er flücht in Wogen, Gemeines mit Hohem vermischend.“

Die beiden ersten Verse und der Schluß des letzten enthalten eine völlig wahre Charakteristik des geistig u. sittlich verwahrlosten Monarchen. Den mittlern Vers kann man auf Rußland beziehen, das bei der polnischen Theilung den Löwenantheil nahm, oder auf Frankreich, mit dem Friedrich Wilhelm II. den Frieden von Basel schloß u. dadurch den ersten Grund zu dem spätern Verderben Preußens legte. Das Sterben in den Wogen oder im Wasser (et perit in undis) kann eine symbolische Bedeutung haben, ein Untergehen in den sehr hoch gehenden Wogen jener Zeit meinen, aber auch wörtlich genommen werden, in sofern der König an der Wassersucht gestorben ist. Die nächste Prophezeiung auf Friedrich Wilhelm III. ist wieder ausgezeichnet und trifft Wort für Wort zu:

„Stäben wird der Sohn und erhalten, was niemals zu hoffen
er wagte,
Doch wird traurig das Volk Ungunst der Zeiten beklagen,

Deum est nabet die Best, die Großen im Schooße verschleift,
Und der Jüngst weiß nicht, daß neue Gewalten entstehen.“

(Nam sortis mirae videntur fata venire
Et princeps nescit, quod magna potentia erevit.)

Friedrich Wilhelm III. hatte 1813 einen Erfolg, auf den er nie gehofft hatte; in der Restaurationsperiode vergaß er seine Versprechungen u. verschloß sich dem Wehen des Zeitgeistes. Könnte seine Regierung kürzer und treffender als in den 4 Zeilen des Propheten charakterisirt werden? Die letzten Verse meinen den jetzigen König:

„Endlich sitzt auf dem Thron, der der Letzte von seinem Geschlechte
Israel wagt unendlichen Frevel, den einzla der Tod büßt,
Zum Hirt leitet die Herde, zum König Germanien wieder,
Und in der Wart sinkt nun die alte Drangsal zu Boden.
Statt des Fremden genießt froh der Erzeugte des Landes
Und es erblüht von Lächeln und Chören die alte Wädhung,
Und kein Wolf darf mehr die Wohnung der Herde umschleichen.“

Wie man sieht, trennt der Verfasser die Restauration des deutschen Reiches nicht von der Gegenreformation. Ueber die innere Bedeutung dieser Weissagung überhaupt mag das Urtheil verschieden lauten; die wichtigste Erscheinung, die sich an das Auftauchen dieser und ähnlicher Vaticinien in der neuesten Zeit knüpft, dürfte die Aufnahme seyn, die das Volk diesen Produkten zu Theil werden läßt. Die Spekulation macht mit der Wiederauflage von Wundergeschichten u. Prophezeiungen glänzende Geschäfte. Dem Köhlerglauben ist indessen nicht allein diese Thatsache zuzuschreiben. Den größten Antheil daran hat die geschichtliche Volkspoesie, namentlich die durch die Volksbücher erhaltene Vorliebe für bekannte Sagentreise, aus denen auch unsere Nationalliteratur reichlich geschöpft hat. Der christliche Chiliasmus vermischt sich darin mit der heidnischen Sage: ein großer Held entsteigt dem Grabe, schlägt die letzte Schlacht und es beginnt die Zeit des ewigen Glückes. Der falsche oder ächte Hermann von Lehnin weicht darin ab, daß er dem tausendjährigen Reiche, das seine letzten Verse feiern, eine Art Sündfluth vorausgehen läßt. Das in unendlichem Frevel sündigende Israel büßt insgesamt mit dem Tode und nun kann Germania im Staatsleben und Glauben einig werden, womit die Bedingungen ewigen Glückes gegeben sind. — Vgl. Ergänzungsbl., Nr. 247.

Lehnknecht (Hüttenw.), der erste Gefelle des Blechmeisters.

Lehnkontrakt, Lehnvertrag (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1369.

Lehnypferd, f. v. a. Ritterpferd.

Lehnrecht (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1365 u. 1371.

Lehnrevers (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1376.

Lehnanwartschaft (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1369.

Lehnauftragung (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1369 u. 1371.

Lehnbehörden (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1370.

Lehnbevollmächtigter (Rechtsw.), f. Lehn.

Lehnbinde (Rechtsw.), f. Lehn.

Lehnschaft (Bergb.), f. v. a. Gewerkschaft.

Lehnschur (Buchdr.), f. v. a. Anschlag.

Lehnödienste (Rechtsw.), f. Lehn, S. 1371.



Lehranstalten (Plinisch e, Med.), s. **Klini-**

Lehrapparat, s. v. a. **Schulapparat**.

Lehrart, s. v. a. **Methode**.

Lehrbach, großherzogl. hess. Dorf, Provinz Oberhessen, Kr. Alsfeld, Bdgr. Homberg; Hof, 4 Mühlen; 430 Einw.

Lehrbataillon (Lehr = Infanteriebataillon) s. **Armee**, S. 264.

Lehrbegriff, 1) Umfang einer in ihren Theilen gehörig geordneten Lehre, besonders der ganze Umfang der Glaubenswahrheiten; — 2) kurzer Begriff einer Lehre oder Wissenschaft; — 3) ehemals Titel für eine Schrift, in welcher eine Lehre ihrem Umfange nach abgehandelt wird; — 4) Schrift, in welcher der kurze Inbegriff einer Lehre enthalten ist.

Lehrberg (Perchenberg), bayern. Marktflecken, R.-B. Mittelfranken, Bdgr. Ansbach; Schloß, steinerne Regatbrücke, 6 Mühlen; 1000 Einw. Dabei die Gegend Lehrerbruch.

Lehrbogen (Pauk.), s. v. a. **Lehrgerüst**.

Lehrbret (Kriegsw.), s. v. a. **Leerbret**, s. **Schanzkörbe**, S. 499.

Lehrbrief, s. **Lehre**.

Lehrbuch, Schrift, zum Unterricht Anderer in irgend einer Wissenschaft oder Kunst und Fertigkeit verfaßt; dient entweder zum Leitfaden beim mündlichen Unterricht (**Kompensdium**) und ist dann nur von schwachem Umfange, oder das B. dient auch zum Selbstunterricht oder zur Fortbildung für Solche, die in dem Gegenstand desselben bereits Kenntnisse gesammelt haben, und bedarf dann häufig mehr Ausführlichkeit und bisweilen auch belehrender Beigaben (**Handbuch**).

Lehrbursch, s. **Lehre**.

Lehre (in versch. Bed.), 1) Vortrag einer Wahrheit; — 2) Umfang oder Zusammenhang aller Wahrheiten oder Vorschriften einer Art, welche ein Ganzes bilden, z. B. Sprachlehre, Rechtslehre u. dgl.; vgl. **Wissenschaft**; — 3) im engeren Sinn s. v. a. **Glaubenslehre**; — 4) bei Handwerkern, Künstlern, Jägern, Dekonomen, Kauf- u. Seeleuten s. v. a. **Lehrzeit**, d. h. die Zeit, in welcher ein junger Mensch die zu einem Handwerk oder anderem Geschäft gehörigen hauptsächlichsten Kenntnisse und Fertigkeiten erlernt. Der junge Mensch (**Lehrling**, **Lehrbursch**, **Lehrjunge**) zahlt seinem Lehrmeister (**Lehrherrn**) entweder eine bestimmte Summe (**Lehrgeld**, **Aufdingegeld**), nach dessen Größe in der Regel die Größe der Lehrzeit (**Lehrjahre**) bemessen und festgesetzt wird. Ist diese überstanden, so erhält der Lehrling den **Lehrbrief**, eine schriftliche, ehemals kunstreich ausgestattete (d. h. mit den Zunftwappen bemalte, mit Schriftschmörkeln umgebene und mit den Zunftiegeln versehene) Urkunde, durch welche er von der L. losgesprochen wird und welche zugleich ein Zeugniß seines Betragens und Fleißes während der L. enthält. Bei manchen Gewerben folgt dem Losprechen noch ein Schmauß, **Lehressen**. Vgl. **Lehrlings-** und **Gesellenwesen**. — 5) (**Baum.**), s. v. a. **Lehrbogen**; — 6) (**Jäger- und Fisch.**), s. v. a. **Strichholz**; — 7) (**dreiräumliche L.**,

Seiler.), ein stumpfer **Regel** von Holz, an dessen Seite der Länge nach in gleicher Entfernung 3 Rinnen angebracht sind; wird bei **Verfertigung** einer **Leine** aus 3 **Ligen** zwischen dieselben gesteckt, damit sie sich beim **Zusammendrehen** nicht verwirren. — 8) **S. Lehren**.

Lehren (**Technol.**), im Allgemeinen die **Vorrichtungen**, welche eine **Öffnung** oder einen **Ausschnitt** oder auch eine **Hervorragung** von bestimmter Größe darbieten, damit man darnach die **Gestalt** oder **Größe** eines **Arbeitsstückes** bilden oder prüfen könne. Man wendet sie unter sehr verschiedenen Umständen an und ihre **Gestalt** kann daher sehr verschieden seyn; einige Beispiele werden dies deutlich machen. Bei der **Verfertigung** mancher gedrehten Gegenstände, die genau nach einer **Zeichnung** oder nach einem vorliegenden **Musterstücke** ausgearbeitet werden müssen, würde es oft viel zu weitläufig seyn, alle Dimensionen mit dem **Zirkel** nachzumessen, um sich von der **Richtigkeit** der **Arbeit** zu überzeugen. Man macht daher eine **Lehre**, indem man das halbe **Profil** eines Gegenstandes (z. B. einer **Baße**, einer **Schachfigur**) in **Messingblech** ausschneidet und dieses von Zeit zu Zeit an die **Arbeit** hält, um zu erkennen, wo noch nachzuhelfen ist, damit die **Uebereinstimmung** vollkommen werde. Um schalenartig vertiefte Stücke auf der **Drehbank** zu verfertigen, gebraucht man als **Lehre** ein Stück **Blech**, dessen **Rand** nach der **Gestalt** eines **Kniebogens** von dem geforderten **Halbmesser** geschnitten ist; paßt die **Krümmung** der **Lehre** genau in die **ausgedrehte Höhlung**, so ist letztere richtig vollendet. Ferner, um mehrere **Metallstücke** von vorgeschriebener gleicher **Breite** und **Dicke** auszufeilen, macht man in ein Stück **Stahl** oder **Eisenblech** einen **Einschnitt** von gehöriger **Breite** und bearbeitet alle Stücke so, daß sie in denselben passen. Oft hat man **Lehren** vorrätig, in welchen eine Anzahl verschiedener **Einschnitte** enthalten ist, unter welchen man für jeden einzelnen Fall den tauglichsten auswählt. Eine ähnliche Bestimmung haben die **Drahtlehren** oder **Drahtklinten**. Dergleichen **Lehren** gebrauchen ferner unter anderen die **Schlosser**, um die **Wärte** der **Schlüssel** nach vorgeschriebenen Dimensionen zu feilen. Auch hat man, um einen **Schlüssel** für ein bestimmtes **Schlüsselloch** passend zu machen, eine als **Lehre** dienende **Stahlplatte**, in welcher eine Reihe **Löcher** von der **Gestalt** der **Schlüssellocher** und in gehörigen **Abstufungen** der **Größe** sich befinden. Der **Schlüssel** wird so bereitet, daß er in das **Schlüsselloch** paßt. Hat man **Blechstücke** nach vorgeschriebenen **Umrissen** auszufeilen, wie z. B. die **Platinen** am **Strumpfwirkerstuhle** u. dgl., so legt man sie (im **Schraubstocke**) zwischen zwei gehärtete **Stahlplatten**, welche die erforderliche **Gestalt** besitzen, und feilt Alles weg, was über den **Umriss** jener **Lehre** hervorragt. Sehr bequem und allgemein angewendet sind **Lehren** mit veränderlicher **Öffnung**, die man nach den Bedürfnissen stellt, indem ein Theil derselben auf den andern verschiebbar ist und die man daher **Schublehre** nennt. Man kann sich dieses Werkzeug als einen **Stangenzirkel** vorstellen, welcher statt der **Spitzen**



zustellen, nach welchem sie ihre Anstellung zu erwarten haben. Nur auf diese Weise kann das Probejahr für die jungen Gymnasial- und Realschulleute von Nutzen seyn. Die philosophischen Seminare bei den Universitäten hatten nicht den Zweck, Lehrer zu bilden, sondern den, die Zöglinge zum genauern Verständniß der alten Klassiker zu führen und gehören deshalb nicht hierher, da hier nur von den Bildungsanstalten für Lehrer die Rede seyn soll. — Fragen wir nun nach dem, was für die Bildung der Volksschullehrer geschieht, so müssen wir, um diese Frage zu beantworten, streng zwei Klassen der Volksschullehrer, zu welchen natürlich die Lehrer an niederen Stadt- und Bürgerschulen mitgerechnet werden müssen, unterscheiden, die studirten und nicht studirten. Die Literaten, die sich dem Volksschullehrerberufe widmen, haben sich selten von vorn herein für diesen bestimmt, sondern sind Theologen, die entweder, weil ihre theologische Carrière mißglückt, oder weil sie einer Brücke bedürfen, um über die traurige Kandidaten- und Pfarrvikarzeit hinüber zu kommen, zum Schulamte greifen. Hiermit soll durchaus nicht gesagt werden, daß nicht auch Lehrer, die eigentlich Theologen sind, sich den Lehrerberuf zur Lebensaufgabe gestellt, und aus diesen nicht auch tüchtige Lehrer sich herausgebildet hätten; doch stoßen solche Ausnahmen die Regel nicht um; wahr ist es, die wenigsten sind mit Herz und Seele bei dem Lehrerberuf, den sie zeitweilig ergriffen haben, und sehen immer über denselben hinaus auf das zu erwartende Pfarramt. Obgleich nun diese Stellung, welche die jungen Theologen zum Schulamte einnehmen, mit Mißtrauen gegen sie erfüllen sollte, indem man fest überzeugt seyn kann, daß selten innere, sondern nur äußere Gründe sie zu demselben treiben, so tritt doch hier gerade das Gegentheil ein, man erleichtert ihnen den Eintritt in dasselbe auf alle mögliche Weise, man überläßt ihnen die Auswahl unter den Lehrerstellen, gibt ihnen nur die bessere und läßt sie überhaupt in das Schulamt eintreten, ohne genügenden Ausweis, ob sie sich für dasselbe eignen, oder nicht. Das wäre nicht erklärlich, wenn nicht durch das Vorurtheil es erklärlich würde, nach welchem Theologen geborne Volksschullehrer sind und nach welchem man meint, der könne auch unterrichten, der sich Kenntnisse, seyen sie welcher Art sie wollen, gesammelt habe; und doch müssen wir mit Nachdruck hervorheben, bei einem Lehrer kommt es durchaus nicht darauf an, was er gelernt hat, sondern wie er es gelernt hat, mit welcher Gründlichkeit, Sicherheit, Deutlichkeit ihm sein Wissen in jedem Augenblicke zu Gebote steht, dann besonders jedoch auf die Fertigkeit und Geschicklichkeit, dies für die Kinder bildend zu verwenden. Dies Vorurtheil ist nun auch Ursache, daß, obgleich ein bedeutender Theil der Volksschullehrer Theologen sind, doch für die Vorbildung derselben zu diesem ihrem Berufe fast gar nichts geschieht. Das Frequentiren eines pädagogischen Kollegiums, die Theilnahme an Katechetischen Übungen, die von manchen Professoren angestellt werden, sind nicht zu rechnen, denn einmal ist dies nicht ausreichend,

um Volksschullehrer zu bilden, dann findet auch dies Wenige nicht überall Statt und wird auch da, wo es Statt findet, nicht durchgehends von den jungen Theologen benützt. Die Einrichtung des Professors Stoy in Jena, der den Studenten der Theologie in seiner Schulanstalt Gelegenheit gibt, sich mit Schule und Unterricht bekannt zu machen, steht zu vereinzelt da, und ist auch noch nicht ausreichend genug, um Einfluß auf die Gesammtheit der theologischen Volksschullehrer auszuüben. Eben so wenig ist die Affentirung der theologischen Kandidaten zu einem sechswöchentlichen Besuch eines Seminars, wie es in Preußen Gesetz ist, von Erfolg und ist nur den Seminarlehrern eine Plage, den jungen Theologen ohne Nutzen gewesen. Die natürliche Folge konnte nur die seyn, daß sie ihrem Beruf als Volksschullehrer nur unvollständig genügen konnten, denn den Elementarunterricht, diesen wichtigen Zweig des Volksschulunterrichts, vermögen sie in der Regel gar nicht zu erteilen, manche der übrigen Fächer nur sehr ungenügend. Eben so sind sie in Handhabung der Schulzucht oft nichts weniger als Meister und lernen oft nach vielem Gleiten und Fallen erst gehen, welches alles anders seyn könnte, wenn sie zu ihrem Amte eine sorgfältigere Vorbereitung erhielten und zwar dieselbe, welche die nichtstudirten Volksschullehrer erhalten; natürlich müßte dann auch diese eine andere seyn, als sie jetzt ist, und dies führt mich auf die Vorbereitungsanstalten für die nichtstudirten Volksschullehrer zu ihrem Beruf. Bekannt ist, daß diese in jetziger Zeit vorherrschend ihre Ausbildung in den Seminarien (s. d. Art.) für Volksschullehrer finden, jedoch dies auch erst seit den letzten 50 Jahren, denn die meisten Seminare sind erst in der neuern Zeit entstanden; früher suchte jeder seine Ausbildung zum Volksschullehrer, wie es gehen wollte. Viele besuchten die Singhöre, die an Orten bestanden, wo lateinische Schulen waren, viele gingen aus den Volksschulen selbst hervor, indem manche Lehrer sich Gehülfen aus den besten ihrer Schüler heranzogen, die dann zu Lehrern heranwuchsen, ja jeder Handwerker, ehemaliger Bediente, Unteroffizier u. dgl., wenn er nur etwas lesen, schreiben und rechnen konnte, fand Ausnahme in diesem Berufe, und was das Auffallendste ist, es waren dies nicht die Schlechtesten ihres Standes, welches sich nur dadurch erklären läßt, daß, wer nur Herz und Gemüth mit zum Lehrerberuf bringt, ein ausgebildeter Charakter und ein religiöser, sittlich guter Mensch ist, nie ohne Erfolg in denselben arbeiten wird. Als man nun aber anfang, größere Anforderungen an die Volksschulen zu machen, und man sah, daß die alten Volksschullehrer diesen nicht genügen konnten, fehlte es an brauchbaren Lehrern. Um diesem Mangel abzuheben, errichtete man die Seminare. Ob man bei der Einrichtung das Richtige getroffen hat, trotzdem daß sie eine Zeit lang das Schooßkind der Zeit waren, wird täglich mehr als je zweifelhaft, wenn man bedenkt, wie sich von allen Seiten Stimmen gegen dieselben erheben. Wir wollen unser Urtheil hier zurückhalten und einen Schulmann sprechen lassen, dessen Wort in weiten Kreisen



bloß spottweise Proletariat des Geistes nannte? Und ist dies bei ihnen im höhern Grade der Fall gewesen, als bei andern Ständen? Wer will den ersten Stein auf den Volksschullehrerstand werfen? Wir nicht; nur das wollen wir aber aus der vergangenen Zeit lernen, unser Lehrerstand leistet nicht, was der Staat, die Kirche, überhaupt die Gesellschaft von ihm verlangen kann, unsere Lehrerbildungsanstalten genügen den Anforderungen, die man an sie stellen muß, nicht. Es muß anders werden! Aber wie, das ist die Frage. Wir leben jetzt in einer Uebergangsperiode, das Mangelhafte des jetzigen Zustandes hat man erkannt, das nothwendig Bessere hat man noch nicht gefunden, u. es ist zu bezweifeln, daß man es gleich treffen werde, aber vorwärts wird man einen Schritt jetzt machen müssen. Sollte von manchen Seiten dieser für einen Rückschritt angesehen werden, so möge man bedenken, daß bis jetzt unsere Volksschullehrerbildung eine Richtung verfolgte, welche die Umkehr zur Nothwendigkeit macht. Es ist hier nicht der Ort, einen detaillirten Plan aufzustellen, wie die Seminarien in Zukunft beschaffen seyn sollen, es ist unserer Meinung nach noch zu früh dazu, aber die Grundzüge wollen wir angeben, die bei der Reform derselben nicht aus den Augen gelassen werden dürfen. Es möchten folgende seyn: 1) Unsere Seminarien verfolgen jetzt den Doppelzweck der wissenschaftlichen und der praktischen Ausbildung neben- und durcheinander, und da der wissenschaftliche Standpunkt der Seminaraspiranten ein sehr tiefer ist, so mußte bei der kurzen Seminarzeit der Lektionsplan mit Gegenständen überhäuft und die heterogensten Gegenstände neben einander gelehrt werden. (Curtmann meint spottend Orthographie und Pädagogik), wovon die natürlichste Folge war, daß nichts recht gelehrt wurde, Halbheit, Dunkel und Hohlheit waren die unausbleiblichen Folge. Die Seminarien müssen in zwei Anstalten zerfallen, in Vorseminare, d. h. Anstalten, welche die wissenschaftliche Ausbildung bezwecken, die der Lehrer bedarf und in eigentliche Seminare, welche die praktische Ausbildung zum Lehrer verfolgen. — 2) Da die pekuniäre Stellung beim besten Willen der Regierenden nie so werden kann, daß eine kostspielige Vorbereitung dadurch gerechtfertigt und belohnt werden könnte, so muß der Bildungsweg des Lehrers möglichst einfach seyn. Besondere Vorseminare werden selten nothwendig seyn, gute städtische Bürgerschulen, die Ackerbauschule auf dem Lande, auch Realschulen, obwohl sie wegen ihrer Bornehmtheit und wegen ihres Mangels an Methode sich wohl am wenigsten dazu eignen möchten, können die Stelle derselben vertreten; nur wo diese das Bedürfniß nicht decken, mag der Staat besondere Vorseminare errichten, die jedoch auch andern jungen Leuten, die eine etwas weitere Bildung suchen, als die gewöhnlichen Schulen sie geben, nicht verschlossen zu werden braucht. Das eigentliche Seminar behält die Zöglinge höchstens zwei Jahr, und da hier die praktische Ausbildung allein verfolgt wird, so muß derselbe sich an eine tüchtige Schulanstalt, sey dies eine Bürgerschule, sey dies eine Landschule anlehnen.

Das Schulleben muß durch die Seminarische Schule den Seminaristen zur vollkommensten Anschauung kommen. — 3) Seminare für Stadt- u. Landschulen müssen in Zukunft streng getrennt werden. Nicht die wissenschaftliche und praktische Ausbildung, die der Stadt- und Landlehrer bedarf, machen diese Unterscheidung nothwendig — in dieser Beziehung ist das, was ein Stadt- und Landlehrer haben muß, ziemlich gleich — sondern die große Verschiedenheit der Lebenskreise, in welchen die Stadt- und Landlehrer leben müssen, machen dies nothwendig. Landlehrer müssen auf dem Lande gebildet werden, deshalb sind Ackerbauschulen die besten Vorseminare für diese Lehrer, und die Seminare, die mit einer tüchtigen Landschule verbunden sind, müssen Ackerbau, besonders Obst-, Gemüse- und Blumenbau von ihren Bildungselementen nicht ausschließen. Der Landlehrer darf im Landleben nicht fremd stehen und in diesen Verhältnissen sich nicht unglücklich fühlen, sondern er muß auch seinen Lebensberuf mit darin finden, ein tüchtiger Landwirth, und auch hierin seiner Gemeinde Muster und Vorbild zu seyn. — 4) Dem Seminare kann es nur lieb seyn, wenn tüchtige geistige Kräfte ihre weitere Ausbildung als Lehrer in demselben suchen und ein bedeutendes Maß positiver Kenntnisse in dasselbe mitgebracht werden, doch verschmähe es auch solche Individuen nicht, bei welchen nur ein geringes positives Wissen sich vorfindet, wenn sie sonst nur Herz und Kopf auf der rechten Stelle, Lust und Eifer zum Lehrerberufe, und religiös und sittlich feste Charaktere sind. Ueberhaupt kommt man von dem Vorurtheile zurück, daß bloßes Wissen den Lehrer mache; wir verschmähen dies nicht, doch das Lehrergemüth ist die Hauptsache. Reges wissenschaftliches Streben führt dem Lehrerberufe eher ab als zu. — 5) Bei der künftigen Lehrerbildung muß die körperliche Ausbildung ein Hauptaugenmerk seyn. Durch ein Paar Stunden wöchentlich Turnen und Komödiantenübungen ist dies aber nicht zu erreichen, sondern nur durch körperliche Arbeiten, darum Landbau in den Volksschullehrerseminarien, darum Handarbeiten in den Seminarien für Stadtschullehrer! Hierzu möchten sich Drechsler-, Schreiner- und Papparbeiter am besten eignen. Man veranlasse junge gewerkte Handwerker, die während ihrer Lehrjahre die Handwerks- und Gewerbschulen fleißig besucht haben, zum Eintritt in die Seminarien und ermuntere sie nach ihrem Austritte, mit dem Handwerkszeug und dem Zeugniß der Reife als Lehrer in der Tasche zum Wandern; sie können zum unaussprechlichen Heil für den wandernden Handwerkerstand u. ein wirksames Gegengift für die so sehr gefürchtete kommunistische Propaganda werden. — 6) Das Seminarlokalwesen muß nach Möglichkeit vermieden werden; außer den Bürger- und großen Landschulen eignen sich Waisenhäuser, Erziehungsanstalten, Rettungshäuser gar sehr dazu, um Seminarien damit zu verbinden, denn so lernen sie die Mühen und Sorgen des Lehrerberufes am besten kennen. Wicdern wird in seinem Schulmeisterhause zum Horn bei Hamburg das Rechte schon treffen, möge er nur recht häufige Nachfolge finden! Nur



lung und Fortbildung begriffen ist. Der Lehrer, der mit sich selbst abgeschlossen, dessen Unterricht hat auch das Lebende, Anregende verloren; darum den innern Entwicklungsprozeß beim Lehrer so lange als möglich lebendig zu erhalten, muß nicht nur das Bestreben des sich selbst achtenden Lehrers, sondern auch ein Hauptaugenmerk der vorgesetzten Behörden seyn. Wenn auch der Hauptimpuls zur Fortbildung aus dem innern geistigen Leben hervorgehen muß, so kann doch von außen Manches geschehen, um dies wach zu erhalten. Gesehlich waren bis jetzt darauf berechnet die Konferenzen, Lesezirkel und Bibliotheken. Wenn die Konferenzen den Lehrern nicht gewesen sind, was sie hätten seyn können, so hatte dies wohl verschiedene Ursachen; man kann die Lehrer selbst nicht ganz davon freisprechen, daß sie dies Institut nicht benutzt haben, wie es hätte geschehen können. Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Selbstgenügsamkeit haben die Wirksamkeit der Konferenzen sehr gehemmt. Soll für die Zukunft dieses Institut den Segen bringen, der davon erwartet werden kann, so müssen aus den amtlich befohlenen Konferenzen freie Vereine werden, mit der nöthigen Freiheit, sich nach eigenem Ermessen zu gestalten und zu bewegen. Der Staat wird sich die Ueberwachung derselben durch seine Organe vorbehalten und es wird gewiß lange noch nicht unnöthig seyn, wenn er auch durch äußere ihm zu Gebote stehende Mittel zum regelmäßigen Besuch der Konferenzen anregt. Ueber die Einrichtung derselben und über das, was in denselben geschehen soll, läßt sich im Allgemeinen nichts festsetzen; dies wird das Bedürfniß der verschiedenen Lehrerkreise ergeben. Austausch gegenseitiger Erfahrungen, Uebung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, Besprechung neuer Erscheinungen auf dem Felde der Pädagogik und Methodik wird immer im Allgemeinen Zweck derselben bleiben müssen. Hierzu könnte auch wohl noch Folgendes kommen: Jede Konferenz hat gewiß einige Mitglieder, die mit irgend einem Zweige der Wissenschaft sich mit Vorliebe beschäftigen haben; solche sollten in populären Vorträgen über einzelne interessante Zweige der Wissenschaft den Blick ihrer Kollegen zu erweitern und sie dadurch zu heben und ihre Ansichten zu berichtigen suchen. Herrscht in den Konferenzen das rechte Leben, sind sie den einzelnen stehenden Lehrern nicht eine Last, sondern ein Fest, so können sie auf die Hebung und Bildung des Volksschullehrerstandes von ungemeinem Einfluß seyn, nur muß dabei der Abweg vermieden werden, daß Sachen und Verhältnisse in den Kreis der Besprechungen hineingezogen werden, die dem Lehrerleben zu fern liegen, oder auf welche der Lehrer einmal keinen Einfluß hat und haben kann. Des Lehrers Wirkungskreis ist die Schule und auf diese muß sich sein ganzes Leben und Denken konzentriren. Von bedeutendem Einfluß für die Fortbildung des Lehrers sind die Lesezirkel und Bibliotheken. Die Lesezirkel müssen sich auf Weniges, aber Gutes beschränken; eine, höchstens einige pädagogische Zeitschriften zu lesen, ist hinretend, nur mögen immer die besten gewählt werden; auf die Aus-

wahl begeben sich der Staat seines Einflusses nicht ganz, denn es muß für ihn von der größten Wichtigkeit seyn, daß die Fortbildung der Lehrer in einer Richtung geschieht, die ihm genehm ist, worauf er am besten sich dadurch ein Recht erwirbt, daß er den Bibliothekskassen der Konferenzen jährlich einen Zuschuß zukommen läßt. Broschüren, welche schwebende Tagesfragen besprechen, dürfen von dem Lesezirkel der Lehrer nicht ausgeschlossen seyn. In jedem Kreise ist eine Lehrerbibliothek zu gründen und zu erhalten; es müssen nicht nur die besten pädagogischen Werke in derselben seyn, sondern auch andere populäre, wissenschaftliche Schriften aus allen Zweigen dürfen nicht fehlen, der Lehrer muß sich über alle ihm vorkommende Fragen Rathes erhalten können. Er kann bei seiner pekuniären Stellung wenig oder nichts auf eine Privatbibliothek verwenden, deshalb muß ihm eine öffentliche zu Gebote stehen, wo er findet, was er braucht. Wichtig ist es, daß mit diesen Lehrerbibliotheken die Volksbibliotheken verbunden sind; so kann er am besten mit unsern besten Volkschriften bekannt werden, und dies ist wichtig, um sie sowohl unter seinen Schülern, als unter den Erwachsenen seiner Gemeinde zu verbreiten.

Nimmt nun der Staat die Vorbildung und Fortbildung der Lehrer kräftig in seine Hand und leitet er sie ohne Rücksicht und ohne Nebenabsicht nur im christlich religiösen Sinne, gestattet er diesem so gebildeten Lehrerstande im Verein mit einem tüchtigen geistlichen Stande den weitesten Einfluß auf das Volk, so ist hiermit für die Unheil und Gefahr drohende, im Finstern schleichende volksverderbende Propaganda das einzige und nur allein wirksame Gegengift gefunden.

Lehrerbruch, Gegend bei Lehrberg.

Lehreskadron (Militärw.), s. Armee, S. 265.

Lehrform, die Art des Vortrags, deren sich der Lehrer bedient, die Art und Weise, auf welche er dem Schüler die Kenntnisse und Geschicklichkeiten beizubringen sucht. Sie gehört zwar zur Methode des Unterrichts, ist aber noch keineswegs die Methode selbst. Sehr viele Pädagogen, wie Niemeyer, Rebe, Schulze, Denzel u., nehmen nur eine zweifache Lehrform an, Terrenner vier. Es sind folgende: 1) die Form des Vorzeigens und Vorsprechens, oder wie sie auch genannt wird, die Form des Vorsprechens u. der Anschauung; — 2) die katechetische Lehrform; — 3) die heuristische Lehrform, auch die konstruirende genannt; u. endlich — 4) die akroamatische Lehrform, das Akroama, oder der zusammenhängende Vortrag. Das bloße Abfragen zählt er gar nicht zu den Lehrformen, weil bei ihm der Schüler nur auswendig lernt und der Lehrer das Auswendiggelernte bloß abfragt, also eigentlich gar nicht lehrt. Denzel stimmt hier ganz mit Terrenner überein, ob er gleich die Ansicht Niemeyers festhält, daß Wahrheiten nur auf einem zweifachen Wege zur deutlichen Einsicht gebracht werden, einmal, indem die Sache schlechtthin gegeben, oder indem sie aus dem bereits in der Seele Vorhandenen entwickelt wird,



a) Zum Vorzeichnen nehme man die zweckmäßigsten Gegenstände, d. h. die für die Stufe der Bildung, auf welcher die Schüler stehen, passen. b) Die Gegenstände, mit denen man anfängt, enthalten nicht zu viel Mannichfaltiges; es gilt auch hier das Gesetz: vom Einfachen zum Zusammengesetzten. c) Der Lehrer darf die Kinder nicht mit zu vielen Anschauungen überhäufen. d) Doch hüte er sich vor zu großer Gründlichkeit. e) Alle Abbildungen und Modelle müssen durchaus richtig seyn. f) So lange man dem Kinde den Gegenstand selbst vorzeigen kann, nehme man nicht zu Modellen und Abbildungen seine Zuflucht. Hier verdient auch die tabellarische und Literalmethode, auch Hahn'sche oder die Feltbiger'sche genannt, einer kurzen Erwähnung. Sie bestand darin, sämmtliches Wissen in Tabellen zu ordnen, die oft nur aus einzelnen Anfangsbuchstaben bestanden, die an Worte und dadurch an Begriffe erinnern sollten, und diese dem Gedächtnisse einzuprägen. Sie blühte besonders in den von dem Abt Feltbiger eingerichteten österreichischen Normalschulen, zu welcher Zeit man in jeder Dorfschule eilenlange Tabellen fand. Wenn Tabellen recht gebraucht allerdings ein vortreffliches Hülfsmittel zum Lernen sind, indem sie Ordnung in den Kopf bringen und mit einem Blicke das zurückgelegte Feld überschauen lassen, so eignen sie sich doch nur für einzelne Lehrgegenstände, wie Geschichte, Naturgeschichte, Geographie u. dann mehr für Jünglinge, als für Kinder. In den Volksschulen muß man sehr sparsam mit Tabellen seyn, und beim Gebrauch derselben ist es rathsam, sie von den Schülern unter Anleitung des Lehrers selber entwerfen zu lassen und sie ihnen nicht schon fertig vorzulegen. Sehr gut ist es, wenn der Lehrer bei seinen Vorbereitungen seine Vorträge tabellarisch ordnet, wo es nur möglich ist.

II. Im höhern Grade, als durch die bloße Mittheilung, wird die Thätigkeit des Schülers durch die zurückfordernde (repetitorische) Lehrform angeregt. Bei dieser Lehrform findet nicht mehr einseitige, sondern gegenseitige Mittheilung Statt; Lehrer und Schüler befinden sich in gleicher Thätigkeit. Hierher gehört das Vor- und Nachsprechen, das Vorzeigen und Nachahmen, das Examiniren; auch der gegenseitige Unterricht ist hierher zu ziehen.

1) Die Lehrform des Vor- und Nachsprechens ist nur für Unterlassen; in der Oberklasse wird sie nur zuweilen bei sehr schwachen Schülern vorkommen. Alles, was vorgesprochen wird, muß an sich ohne weitere Erklärung verständlich, des Behaltens werth seyn, und in die Reihenfolge des Unterrichts wesentlich gehören. Ueberdies sey der Ausdruck klar, bündig, einfach, kurz, d. h. ohne überflüssige Worte, rein deutsch, scharf accentuirt und langsam. Die Kinder müssen an ein ganz genaues Nachsprechen dessen gewöhnt werden, was vorgesprochen wird. Läßt man ganze Klassen das Vorgesagte nachsprechen, so wird die gehörige Genauigkeit im Nachsprechen mit Hülfe des Taktes bewirkt. Auf höheren Stufen tritt an die Stelle des Vor- und Nachsprechens

einzelner Sätze das Vor- und Nachzählen kleiner Geschichten etc., gleichviel, ob dieses Nachzählen mündlich oder schriftlich geschehe. Auch durch Vor- und Nachsingen hat man oft die Mittheilung von Kenntnissen, Einprägung von Sittenlehren u. dergl. bezweckt, und in diesem Falle gehört es ebenfalls hierher. So benutzten diese Lehrform Stern u. Gersbach beim Leseunterricht, ferner Fröbel in seinem Kindergarten, auch soll sie in Afrika von mohamedanischen Lehrern angewendet werden.

2) Die Lehrform des Vorzeigens und Nachahmens unterscheidet sich von der des bloßen Vorzeigens dadurch, daß zum Wahrnehmen des Schülers noch Einübung irgend einer Fertigkeit und unmittelbares Nachthun des Vorgezeigten hinzukommt. Diese Lehrform tritt besonders dann ein, wenn der Unterricht mechanische Fertigkeiten beabsichtigt, wie beim Schönschreiben, Zeichnen und in der Musik. Hier ist Vorthun und Nachmachen besser, als alle Theorie; das Vorthun kann zuweilen auch von gereiften Schülern geschehen, und wird öfters dem des Lehrers vorzuziehen seyn, wie z. B. beim Taubstummenunterricht. Diese Lehrform ist deshalb besonders für die Volksschule wichtig und findet hier besonders auf der untersten Stufe Anwendung, doch ist sie auch noch in der Oberklasse zu gebrauchen, wie z. B. beim logischen und ästhetischen Lesen.

3) Die examinatorische (prüfende) Lehrform. Sie ist entweder dokimastisch, wenn man sich überzeugen will, was der zu Prüfende leisten kann; oder repetitorisch, wenn man erforschen will, was die Zöglinge in einem gewissen Zeitraum von dem Erlernten behalten haben. Das Wesen dieser Lehrform besteht darin, daß sie fragt nicht um Neues zu lehren, sondern um bereits Vorhandenes im Schüler zum Bewußtseyn zu bringen; besonders dient sie, um in dem Schüler Schlummerndes zu erwecken, oder bereits Vergessenes ins Gedächtniß zurückzurufen; gewöhnlich verbindet man mit dem Examiniren das Geschäft des Ergänzens und Berichtigens, was jedoch bei öffentlichen Prüfungen wegfallen muß. Bei dokimastischen Fragen gilt als Regel, nicht zu viel vorauszusetzen, bei den repetitorischen, nach nichts fragen, was nicht wirklich vorher gelehrt ist.

4) Auch der gegenseitige Unterricht ist seinem Wesen nach, welches darin besteht, daß geförderte Schüler, Gehülfen, Monitoren, ihren Mitschülern das bereits Erlernte einüben, eine Lehrform und meist eine Lehrmethode und gehört zu der repetitorischen. Mehreres hierüber siehe

III. Den größten Werth für jeden Unterricht hat die dritte Hauptlehrform, die hinleitende oder die herauslockende. Da sie die Kinder ganz besonders zur Selbstthätigkeit anregt und den Geist derselben am meisten kräftigt, so nennt man sie auch die dynamische, kräftigende, Lehrform. Die Zweige derselben sind: die rhetorische, die heuristische und die dialogische Lehrform, welche letztere jedoch in der Volksschule nicht vorkommt.



das Streben, nach der erkannten Wahrheit die Lebensverhältnisse einzurichten, Grundbedingung und Grundgesetz. Ueber allen menschlichen, in menschlich unvollkommenen positiven Formen ausgesprochenen Sagungen steht die ewige, göttliche und natürliche Wahrheit als die wahre Seele jener positiven Formen, als Leitstern der Menschheit. Was kann also Verkehrteres, ja Frevelhafteres gedacht werden, als wenn schwache irrende Sterbliche auf dem Standpunkte ihrer individuellen und gegenwärtigen, beschränkten, vielleicht irrigen, jedenfalls mit Irrthum vermischten Erkenntniß ihre Mitmenschen u. die zukünftigen Geschlechter fesseln, wenn sie dieselben vom freien Fortschreiten und Vervollkommen in der Wahrheit und im Guten abhalten, und Wahrheit in Lüge verwandeln wollen. Das höhere Licht muß frei strahlen, nach welchem der Mensch wandeln soll. Dieses gilt für die Staatsgesellschaft und für die Kirchengesellschaft, wie für den Einzelnen. Es gilt um so gewisser, je bestimmter sie sich sagen wollen, daß sie selbst auf ewigen Grundlagen der Wahrheit und des Guten ruhen und ruhen wollen, nicht auf einem die Prüfung scheuenden Wahn- und Aberglauben, und auf eigennütziger Unterjochung der Herrschenden gegen ihre Mitbrüder. Alsdann müssen sie auch anerkennen, daß es keine politisch sicherere Bürgschaft für die Richtigkeit und die Achtung ihrer Grundsätze und Grundlagen gibt, als die freie Lehre, die freie Forschung und Prüfung, daß also auch dieselbe nicht politisch verderblich und gefährlich seyn kann, daß es dagegen die Anfeindung und Unterdrückung der L. ist. Sie dient nur zur Täuschung der Regierenden über die sich im Stillen doch verbreitenden freieren Ansichten der Regierten. Sie macht die aufgezwungene Lehre, wie die sie aufzwingende Regierung kreditlos, verachtet und gehaßt. Und selbst in Ländern und Zeiten, wo auf längere Zeit die Unterdrückung durchgeführt werden konnte, zeigte sich zwar später, aber auch um so verderblicher derselbe Erfolg. Und solche Erfahrungen lehrt die Geschichte in Beziehung auf die Unterdrückung politisch freier Lehren überall. Wo sie Statt fand, wuchs im Stillen Haß und Mißtrauen, nicht bloß gegen die Grundsätze der Unterdrückung, sondern auch oft gegen die der geselligen Ordnung und Gewalt, und führte bei Gelegenheiten, wie sie in den bewegten europäischen Zuständen niemals fehlen, zu unerwarteten Ausbrüchen.

Bei keinem aller bestehenden Institute ist die möglichst vollständige und ausgedehnte L. wichtiger, als bei den Universitäten. Sie sind die höchsten allgemeinen geistigen Unterrichtsanstalten, die Centralanstalten für die gesammte Wissenschaft, deren Wesen Freiheit ist. Auch war mit ihrer historischen Entstehung und Wesenheit vollkommene Freiheit verbunden. Wie die höhern Lehranstalten die Philosophen- und Rhetorenschulen der Griechen und Römer, so waren auch sie Privatinstitute und keiner Lehrbeschränkung unterworfen. In Athen hatte zwar einmal ein allzu polizeilich gesinnter Be-

amter einen Antrag auf polizeiliche Ueberwachung der Lehrvorträge der Philosophen durchgesetzt; allein das arthenische Volk nahm alsbald beschämt das Gesetz als einen verkehrten Beschluß wieder zurück. Nachdem im Mittelalter die neuen Universitäten zu Ansehen gelangten, nahmen zwar Päpste und Kaiser und Könige dieselben in ihren Schutz, machten ihnen Stiftungen und bestätigten ihre Stiftungsurkunden; allein die Universitäten blieben freie Korporationen mit Autonomie od. mit eigener Gesetzgebung, Verwaltung und Gerichtsbarkeit, und weder Ertheilung noch Entziehung der Lehramter lag in der Hand jener höhern Gewalten. Noch weniger hatten diese die Lehren vorzuschreiben. Vielmehr suchten kirchliche u. weltliche Gewalten die höhern Wahrheiten, Auktoritäten und wissenschaftlichen Normen für ihre Maßregeln und Beschlüsse in den Lehren und Gutachten der berühmten theologischen, juristischen und medicinischen Professoren. Mandarf nur die von den Päpsten und Fürsten bestätigten Stiftungsbriefe der europäischen Universitäten im Mittelalter lesen, um die damalige hohe Achtung gegen diese Lehrkörper und die von ihnen zu erforschende und zu läuternde Wahrheit zu bewundern. Zwar konnten natürlich einzelne Kollisionen, vorzüglich der geistlichen Interessen mit manchen Universitätslehren nicht ausbleiben, besonders seit der Zeit, als die theokratisch-hierarchische Gewalt des Papstthums bei der heranreifenden Mündigkeit der europäischen Menschheit ihre frühere freiere und wohlthätigere Auktorität verlor, und sie nun gegen die höhern Bedürfnisse der Völker gewaltsam festhalten wollte. Aber man braucht nur die ewig denkwürdige Geschichte der Kämpfe Neuchlins mit dem Obskurantismus der Mönche und mit der geistlichen Inquisition, ja mit der ganzen päpstlichen Hierarchie zu lesen, um sich zu überzeugen, daß selbst im angeblich so ganz finstern Mittelalter die geistlichen und weltlichen Regierungen eine unendlich größere Achtung vor den Universitäten und ihrer L. hatten und an den Tag legten, als die politische u. Polizeivillkür unserer heutigen Gewalten nur ahnet. Zwar mit den äußerst seltenen u. nicht so leicht möglichen Verurtheilungen zum Verbrennen der Leiber und Bücher droht man jetzt nicht mehr; aber durch alsbaldige beliebige Entfernungen der Lehrer vom Lehramte, sobald ihre Lehren etwa einzelnen geistlichen od. weltlichen Behörden unbequem scheinen, vernichtet man ungleich mehr die L. als früher. Selbst in jenem Kampf auf Leben und Tod gegen den angeklagten Neuchlin mußte die päpstliche u. die weltliche Macht statt, so wie jetzt, mit einseitigen Entscheidungen darein fahren zu können, die Berufungen auf die Gutachten der einheimischen und auswärtigen Universitäten, ja zuletzt die Berufung auf ein allgemeines Concilium und seine Entscheidung über die streitigen Lehren respektiren. Die Gutachten der Universitäten erfolgten meist zu Gunsten des Angeklagten, ein allgemeines Concilium scheute man, selbst der allgewaltige Papst gab nach — und

Reuchlin siegte. Auch bis zu dem Umsturze der frühern Verhältnisse durch den Rheinbund würde — einzelne ausnahmsweise Gewaltstreiche ausgenommen, wie sie in allen Lebensverhältnissen zuweilen vorkommen — keine geistliche od. weltliche Gewalt eine Verurtheilung einer Lehre und keine nachtheiligen Maßregeln gegen den Lehrer gewagt haben, ohne daß die Gutachten der sachkundigen unparteilichen Fakultäten die Sache reiflich geprüft und die öffentliche Meinung in Kirche und Staat zum Oberurtheil vorbereitet und veranlaßt hatten. Die Universitäten waren und blieben lehrfrei; überhaupt freie Korporationen, in welchen die Lehrer theils von der Korporation selbst berufen wurden od. frei ohne Staatseinmischung, bloß durch ihre wissenschaftliche Befähigung als Privatdocenten in den Lehrberuf eintraten, in welchem Professoren und Docenten von der Staatsgewalt keineswegs entsetzt od. nach der mildern, aber darum gefährlicheren Weise versetzt und pensionirt werden durften. Wilt ja gleiches Recht selbst bis auf den heutigen Tag in allen freien Ländern, z. B. in England und Schweden. Selbst Napoleon ließ den Universitätsprofessoren die volle Unabsegbarkelt und damit wenigstens die Anerkennung und wesentliche Grundbedingung der L. Die Gutachten der betreffenden Fakultäten in theologischen, juristischen, staatsrechtlichen und medicinischen Angelegenheiten waren in ganz Deutschland in hoher Achtung. Die Universitätsprüfungen waren die Bedingungen des Eintritts in die höhern Staatsdienste. Und auch in den Ländern, in welchen Censur der Presse eingeführt war, blieben doch in der Regel die Universitäten u. Professoren von derselben befreit. In den Reichs- und landständischen und in den völkerrechtlichen Verhandlungen hatten so wie in den Gerichten die Lehren, Schriften und Gutachten der Professoren überall Gewicht und Einfluß. — Dieses Alles hat sich ganz geändert. Die unglückliche despotische Rheinbundszeit, überhaupt die Ausbildung absoluter Regierungsgewalt, zum Theil selbst ein einseitiges Herüberziehen höherer Staatsgrundsätze aus freien konstitutionellen Staatsverfassungen, mit Ausschluß jedoch ihrer liberalen Institutionen, haben bei uns in Deutschland in dieser wie in andern Beziehungen einen höchst bedenklichen und sonderbaren Rechtszustand begründet. Die Universitäten insbesondere haben mehr und mehr ihre selbstständigen Korporationsrechte mit dem Charakter abhängiger Staatsdieneranstalten vertauscht.

Von Karl dem Großen an, unter den Ottonen, wie unter den Friedrichen, unter Maximilian, wie unter Joseph II., hatten gerade in Deutschland vorzugsweise die Gelehrten und ihre Worte in so hoher Achtung gestanden; sie schienen, seitdem vollends auch ein deutscher Universitätsprofessor durch seine L. die kirchliche Reformation in so vielen, die politische Reform allmählig in fast allen europäischen Ländern bewirkte, vorzugsweise geeignet und berufen, Wahrheit, Licht und Recht männlich und selbstständig zu vertreten, ihren freien Fortschritt gegen Ebskurantismus und Unterdrückung jeder Art zu fördern.

Wie früher auf der sächsischen Universität Wittenberg Luther, so wurde aufs Neue Thomastius auf der preussischen Universität Halle durch den freiesten männlichsten Kampf gegen Unterdrückung und Finsterniß jeder Art ein Wohltäter der Menschheit. Auf der neu gestifteten Universität Göttingen hatte, bald nachher gefeiert von ganz Deutschland, Schöler, nach des Ministers Moser Ausdrucke, mit seiner censurfreien kräftigen Wahrheit mehr gegen Unterdrückungen u. Mißbräuche gewirkt, als Reichsgerichte, Landeskollegien und Landstände. Er und alle freigesinnten Freunde des Lichts und der Wahrheit, ein Wolf, ein Häberlin, ein Spittler, sie konnten zur Ehre der Menschheit und des Vaterlandes ihrer hohen Bestimmung genügen. Auch selbst der allgewaltige Napoleon wagte keinen Angriff auf die deutschen Universitäten, die auch die Franzosen bewunderten. Am hohen deutschen Bundestage selbst pries noch in der Eröffnungsrede die Präsidentschaftsdelegation, unter Zustimmung aller übrigen Regierungsbevollmächtigten, die deutschen Universitäten und ihre ausgezeichnete freie Verfassung mit Begeisterung: „Wem sind sie nicht — so rief der Gesandte aus — ein stolzes Denkmal deutscher Entwicklung?“ Er nannte sie: „Mittelpunkt der Ehre und des Ranges, dessen Deutschland im europäischen Gemeinwesen sich erfreut“. Und noch nicht drei Jahre später erschienen — die Karlsbader Beschlüsse, diese Beschlüsse, die, noch außer der Zerstörung der Pressfreiheit, die außerordentlichsten Anschuldigungen und die auffallendsten Maßregeln gegen diese Universitäten, gegen die Lehrer u. die Studierenden enthielten.

Wenn nun auch unbedenklich zugestanden werden muß, daß viele Regierungen viele einzelne Lehrer durch höhere Gehalte, vornehmere Titel und durch Orden auszeichneten, so wurden dadurch der gerechte Schmerz und die Besorgnisse aller würdigen deutschen Gelehrten in Beziehung auf Maßregeln gegen ihren ganzen Stand und gegen Deutschlands Universitäten nicht vermindert, ja aus leicht begreiflichen Gründen zum Theil noch vermehrt. Auch dadurch konnten sie nicht verschwinden, daß die spätern Pensionierungs- und Versetzungsrechte, so wie die Karlsbader Ausnahmemaßregeln nur selten hart angewendet worden sind. Einige wenige Beispiele genügten ja, um Allen zu zeigen, was ihnen bevorstand, wenn sie mißfällig wurden, um ängstlich zu machen, um sie durch die Furcht vor Verlust ihres Wirkungskreises und des Nahrungsstandes ihrer Familien zu schrecken. Eine einzige Ungunst u. schnell ins Werk gesetzte Maßregel konnte jetzt von den Lehrstühlen der Religion, des Rechts, der Philosophie und Geschichte die Wahrheit und ihre Stimme verdrängen und die entgegengesetzten Stimmen von denselben ertönen lassen. In der That, wenn man mit dem Bisherigen noch die Abhängigkeit aller Anstellungen und Beförderungen der Professoren, ja selbst die des Aufstretens von Privatdocenten verbindet, alsdann wird man nicht leugnen können, daß gegen die frühere deutsche und gegen

die englische und französische, gegen schwedische, dänische und norwegische, gegen holländische u. belgische &c. die der jetzigen deutschen Universitäten und Professoren sehr, sehr vermindert, ja ohne verfassungsmäßigen Schutz gänzlich von wechselndem Verwaltungsbelieben abhängig war.

So stand es bei uns vor dem Ausbruche der Märzrevolution von 1848; so sprach und klagte Welcker im Jahre 1847. Und wie steht es jetzt? — Jetzt? Eine unumwundene Beantwortung dieser Frage ist, in den Tagen unserer Pressfreiheit und &c. nicht mehr möglich. So steht's!

Geben wir rasch zur &c. der Kirche und Geistlichkeit über. Auch bei ihr besteht, wie bei der &c. der Schule, die Grundbedingung in den anerkannten selbstständigen Korporationsrechten und Verfassungen und in dem Grundprincip, daß auch hier der Staat, als solcher, nur die wirklichen Rechtsverletzungen abzuwenden, übrigens nur ein wohlthätiges Schutzrecht auszuüben hat. Ueber die Kirchenwidrigkeit der Lehren hat nur die kirchliche Gesellschaft zu entscheiden. Dieses aber kann auf heilsame Weise nur bei einer freien geordneten Kirchenverfassung und von der wahren gesellschaftlichen Repräsentation, also von den Synoden geschehen. Diese müssen zwar ebenfalls, wenn sie christlich sind, die notwendige christliche Freiheit und Vervollkommnung heilig halten; jedoch hiesse es mehr als wahre Lehrfreiheit fordern, wenn man verlangen wollte, daß selbst gegen den Grundvertrag der Uebnahme eines kirchlichen Lehramts den wesentlichen anerkannten Grundlagen der kirchlichen Gemeinschaft wahrhaft widersprechende und feindselige Lehren, so fern sie die kirchliche Repräsentation als solche erkennt, geduldet werden müßten. Dieses können in der That nur solche fordern, welche die natürlichen Gesellschaftszwecke und Rechte der Kirche gänzlich verkennen oder die Kirche selbst anfeinden und zu stürzen suchen. Aber die wesentliche Aufgabe ist es hier, einerseits die Einmischung des Staats und politischer Interessen, andererseits die herrschsüchtigen u. parteiisch eingenommenen Ansichten der Kirchenbeamten wie des Pöbels der Kirchengesellschaft durch die ruhige Verhandlung und Entscheidung einer wohlgeordneten kirchlichen Repräsentation auszuschließen. Ganz besonders wichtig ist es auch, daß nicht etwa die weltliche Macht eine geistliche Beamtenaristokratie in obskurantischer Verfolgung und Unterdrückung freier kirchlicher Lehren unterstütze. Vorzüglich protestantische Regierungen haben sich oft von dem Wahne verleiten lassen, dadurch ihren katholischen Unterthanen zu gefallen, oder sind auch wohl durch die falsche Politik verführt worden, jene alte unglückselige Alliance zwischen geistlichem und weltlichem Absolutismus, Aristokratismus und Obskurantismus zur Stütze ihrer Herrschaft zu machen. Dann werden namentlich auch alle Denuncationen gegen alle aufgeklärte katholische Professoren angehört, ermuntert und zur Vernichtung der Lehrfreiheit befolgt. Es wird den kirchlichen in- und auswärtigen Regie-

renden in der Kirche der entscheidende Einfluß selbst auf Anstellung und Entfernung der Professoren und auf ihre Lehrvorträge eingeräumt. Alle alten Grundsätze über die Selbstständigkeit der Universitäten werden vergessen; vergessen werden die Grundsätze von der Kaiserin Maria Theresia und Joseph, welche festhielten an der Wahrheit, daß die Universitätsbildung Sache der Wissenschaft und des Staates ist, daß die bischöfliche Oberaufsicht und Gewalt erst mit dem Priestertume beginnt, daß selbst nach den Grundsätzen des Mittelalters der bloß wegen Lehrmeinungen verfolgte Professor unantastbar blieb, bis ihn die Gesamtheit der Kirche, die Gutachten der theologischen Fakultäten und die Concilien verurtheilten. Keiner weiteren Ausführung aber bedarf es wohl, daß dieses ganze System zum Unheil führt, daß die Regierung selbst so die nicht regierende Kirchengesellschaft, die sie nie hört, und die sie um eigener weltlicher Zwecke willen den herrschsüchtigen kirchlichen Beamten Preis gibt, zuerst beleidigt, sodann immer mehr selbst obskurantisch und fanatisch machen hilft. Die alten freien flandrischen und brabantischen Katholiken ließen sich bei dem Regierungsantritt vor der Puldigung (in der Joyeuse Entrée) von ihren Fürsten vor Allem eidlich versprechen, sie vor Uebergriffen der Geistlichkeit zu schützen. Den hierin sich aussprechenden Grundgedanken einer gewiß gut katholischen, aber freiheitsliebenden Bevölkerung übersehen jenes falsche System. Eben so vergiftet es, daß die einer auswärtigen Macht dienstbare hierarchische Geistlichkeit, an der Stelle wahrer Religiosität und Moralität, Herrschaft und Täuschung, Heuchelei, Sinnlichkeit und Aberglauben ausbildet, daß sie durch jede neue Concession nur zu neuen Ansprüchen bestimmt wird und zuletzt in der unvermeidlichen Kollision mit der weltlichen Regierung gegen diese die fanatisirten Massen verblendet und aufreizt. Statt solcher unheilvollen Verwickelungen, die leichter herbeigeführt als gründlich gelöst sind, hätten bei verfassungsmäßiger Schützung der Lehrfreiheit die entgegengesetzten Richtungen jeder kirchlichen Gesellschaft, die freiere und die entgegen- gesetzte, sich unter sich wohlthätig bekämpft und ausgeglichen, und die Regierung hätte mit ruhigem parteilosen Schutz vermittelnd hoch über beiden gestanden, ohne selbst in die Leidenschaft des Parteistrites verwickelt zu werden.

Aber noch auf andere Weise u. vorzüglich bei den Protestanten leidet die kirchliche &c. in neuerer Zeit gar häufig. Die Regierungen machen die Geistlichen von ihrer weltlichen Gewalt und ihren politischen Zwecken abhängig. Es fehlt auch hier jetzt die Heilighaltung der früheren Grundsätze über Anstellung und Beförderung der Geistlichen durch ihre Gemeinde oder durch kirchliche Behörden und nach rein kirchlichen Zwecken. Es fehlt und zerfällt auch hier die Inamovibilität. Alles wird willkürlich und abhängig von weltlichen Behörden und Interessen. Da hört und sieht man denn aus Furcht vor der Freiheit, zumal da, wo man sie versprochen und das Versprechen nicht hielt, Androhungen



bereichert oder doch in seinem Wissen erweitert werde. Der Lehrer hat daher die schwere Aufgabe, daß er mündlich und frei vor seinen Schülern Vorträge halten, Mittheilungen machen, Thatsachen angeben, Erscheinungen erklären u. dgl. vorbringen u. darstellen soll. In den Lehrerbildungsanstalten ist auf diese Seite der Ausbildung ein besonderes Augenmerk zu richten, und es sind die Zöglinge solcher Anstalten besonders im freien Vortrag zu üben.

Lehrgang, einer der vier Hauptpunkte der Methodik, begreift in sich die Anordnung des gesamten Lehrstoffs, oder dessen, was gelehrt werden soll, — die Auswahl u. Reihenfolge desselben, theils für den gesamten Unterricht, theils für jedes einzelne Lehrfach. Es kommt bei dem L. auf 3 Stücke an: 1) auf den Anfangspunkt, von wo der Lehrer ausgeht und seinen Unterricht beginnt; 2) auf den Zielpunkt, d. h. auf das Ziel, bis wohin der Lehrer seinen Schüler führen soll; und 3) auf den Weg zwischen diesen beiden Punkten. Dazwischen zwei Punkten nur eine gerade Linie möglich ist, so hat man auch behaupten wollen, nur ein L. könne der richtige seyn. Abgesehen davon, daß der Anfangs- und Endpunkt schon bei einem L. oft sehr verschieden gesetzt werden muß, indem hier die Individualität des zu Unterrichtenden mit spricht, so kann u. muß es auch dann noch mehrere richtige Lehrgänge geben, wenn Anfangs- und Zielpunkte festgestellt sind; denn man hat es beim Unterricht nicht bloß mit Lehrstoffen, sondern auch mit Schülern zu thun, deren verschiedene Kräfte und Anlagen auch verschiedene Wege nicht bloß zulassen, sondern auch fordern. Lassen sich auch in der Theorie hier allgemeine Regeln und Reihenfolgen aufstellen, in der Praxis wird der Lehrer, wenn es ihm nicht bloß um den materiellen Zweck zu thun ist, oft von denselben abweichen müssen. Und wenn es möglich wäre, den allein richtigen L. zu finden, wer will so anmaßend seyn und behaupten, daß er ihn gefunden habe?

Man unterscheidet einen doppelten L., einen allgemeinen und speciellen. Der allgemeine L. ist die Anordnung des gesamten Lehrstoffs aller Unterrichtsfächer, die Auswahl und Reihenfolge alles dessen, was dem Schüler gelehrt werden soll. Wird ein allgemeiner L. in Bezug auf eine bestimmte Schule, überhaupt in Bezug auf bestimmte gegebene Verhältnisse aufgestellt, so wird er zum Lehrplan (s. d.), der überhaupt nichts als ein individualisirter L. ist, weshalb beide nach denselben Regeln angefertigt werden müssen, so wie auch beim L., als Theil der Methodik und Didaktik, die allgemeinen didaktischen Regeln ihre Berücksichtigung finden müssen. Der allgemeine L. wird durch die Natur des Kindes und den Grad der Kraft, mit welchem man den Weg beginnt, durch den allgemeinen und speciellen Zweck der Erziehung, und durch die Gesetze bestimmt, nach denen die Kraft des Menschen im Ganzen und in ihren einzelnen Zweigen sich entwickelt. Es muß der L. hinsichtlich der Lehrobjecte bei den wahren Elementen u. solchen Gegenständen beginnen, welche der zweckmäßigste Stoff zu der

nöthigen formalen Bildung sind; und hinsichtlich des Lehrlings muß er sich genau an den von ihm bereits erlangten Grad der Kraft und Bildung anschließen. Die einzelnen Lehrgegenstände müssen dann in einer Reihenfolge eintreten, wie sie objectiv und subjektiv natürlich und zweckmäßig ist, also so, daß sie neben und hinter einander treten, wie sie sich gegenseitig berühren, vorbereiten und fördern, und wie sie neben und hinter einander folgen müssen, wenn bei dem Zögling eine formelle u. materielle harmonische Bildung, seiner Bestimmung gemäß, bewirkt werden soll. Die Bestimmung des allgemeinen L. ist für die gesamte Erziehung von großer Wichtigkeit.

Unter dem speciellen L. versteht man die Auswahl und Reihenfolge des Lehrstoffs für einen einzelnen Zweig des Unterrichts, für ein einzelnes Lehrfach, z. B. Lesen, Religion u. dgl. Es kommt hier auf Bestimmung des Anfangs- u. Zielpunktes, und auf Anordnung des Lehr- und Übungsstoffs zwischen beiden Punkten an. Der Anfangspunkt wird nach der Natur des Lehrgegenstandes und nach dem Grad der Kraft und Bildung des zu Unterrichtenden bestimmt. Es gibt also einen objectiven u. subjektiven Anfangspunkt. Oft kann man nicht von dem objectiven Standpunkt ausgehen, entweder weil der Zögling schon über denselben hinaus ist, oder weil er noch nicht für ihn fähig ist, in welchem letztern Fall erst ein vorbereitender Unterricht eintreten muß. Den subjektiven Anfangspunkt muß man durch sorgfältige Prüfung genau kennen zu lernen suchen, damit der Unterricht ihm angemessen werde. Der objective Anfangspunkt wird in vielen Lehrfächern von verschiedenen Pädagogen verschieden angenommen, und es unterscheidet sich besonders in den Anfangspunkten wesentlich die neuere Methodik von der alten, wozu fast jeder Lehrgegenstand uns ein Beispiel gibt.

Eben so wichtig, wie die Aufstellung des Anfangspunktes beim Unterrichten, ist die genaue Kenntniß des Zielpunktes, bis wohin der Lehrer seine Schüler führen soll. Der Lehrer muß dies genau vor Augen haben, sonst tappt er im Dunkeln und läuft umher, wie ein Mensch, der nicht weiß, wohin er eigentlich will, und er kann die Frucht seines Fleißes nie gehörig beurtheilen. Bei mehrklassigen Schulen ist das Ziel jeder Klasse im Allgemeinen und auch in jedem Lehrfach genau zu bestimmen, in einer ungetheilten Schule gilt dasselbe für jede Abtheilung. Sind die beiden äußersten Punkte des L. bestimmt, so kommt es auf die Anordnung der Reihenfolge des Lehrstoffs und der Übungen zwischen beiden an. Zerrener stellt für diese Anordnung folgende Hauptregeln auf: 1) Der Lehrer gehe vom Leichtern zum Schwerern. 2) Der Gang sey natürlich. Natürlich ist er: a) hinsichtlich der Kraft, wenn er dem natürlichen Entwicklungsgang der geistigen Kräfte gemäß ist; b) hinsichtlich des Lehrstoffs, wenn sich derselbe so an einander reiht, daß das Frühere das Folgende immer gehörig vorbereitet und begründet. 3) Vermeide Um- und Abwege, nimm den kürzesten Weg zum Ziel. Es darf jedoch hierbei der Geist



doch wenig beachtet, und erst in neuester Zeit gelang es wieder Leopold Scherer mit seinem „Laienbrevier“ und besonders Rückert mit seiner „Weisheit des Brahmanen“, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder zu fesseln. Ueber die Leistungen des Auslands im L. s. die betreff. Nationalliteraturgeschichte.

Lehrgeld, s. Lehre.

Lehrgerüst (Bogengerüst, Lehrbogen, Bockverstellung, Wölbungsgerüst, Baul.), die hölzerne Unterstüßung, welche auf ihrem Rücken, nachdem er der Leibung eines Bogens oder Gewölbes entsprechend geformt worden ist, die Rippen, Kappen und Wangen desselben während des Baues und so lange sicher trägt, bis der Schlussstein gesetzt ist, der durch gleichgewichtige gegenseitige Spannung die Unterstüßung überflüssig macht. Die L. bestehen aus einzelnen, in entsprechenden Entfernungen neben einander gestellten Rippen, die in gehörigen Querverband gesetzt sind; auf diesen Rippen liegt die Verschalung von Brettern, welche den Gerüststrücken bildet. Das Innere der Rippen, der Bauch, ist entweder hohl, oder mit Stügen, Bügeln, Riegeln etc. ausgebunden. Hiernach unterscheidet man: a) gestützte Gerüstrippen, in deren Bauche lothrecht Stützpfeiler mit Wänden und Riegeln angebracht sind; — b) Lehngerüstrippen, deren Bauch hohl ist, und die mit ihren Füßen frei aufstehen, oder sich anlehnen; — c) bewegliche Gerüstrippen, welche während des Gewölbebaues fortgeschoben werden. Die gestützten, vollen oder ausgebundenen L. (Fächergerüste) bestehen meist aus einem Brett, dessen eine Seite nach der Wölbungslinie ausgeschnitten ist; man braucht sie zu Fenster- und Thürsturzbogen, wo sie auf beiden Seiten aufliegen, in der Mitte durch einen Pfosten unterstützt und oberhalb mit Latten benagelt werden. Bei Kreuz-, Tonnen- und anderen Gewölben ruht die Bretterverschalung auf Rippen, die wie Radkränze aus Brettstücken geschnitten und durch starke Zimmerhölzer mit einander verbunden sind. Ähnlich, aber bei Weitem fester sind die L. für Brückenbogen konstruirt, welche bei schiffbaren Flüssen, um den Durchgang der Schiffe nicht zu sperren, sich bloß auf die Widerlager stützen können und in ihrer Verbindung ein Sprengwerk bilden. Vgl. Brücke, Gewölbe und dgl. Art.

Lehrgeparre (Bauw.), s. v. a. Lehrgebind; vgl. Dach, S. 597.

Lehrhauer (Bergb.), s. Häuer; vgl. Bergbau.

Lehrherr, **Lehrmeister**, s. Lehre.

Lehrjunge, s. Lehre.

Lehrknecht, s. Hammerwerk.

Lehrkohlen (Technol.), in Zwickau s. v. a. die besten Kohlen.

Lehrkunst, s. v. a. Didaktik.

Lehrlatte, bei Ziehung der Gessime von Kalk oder Gyps die Latte, die man unter denselben mit Mauerhaken befestigt, und an der die Schablone mit ihrem Schlitten entlang läuft.

Lehrling, 1) s. Lehre und Lehrlings- u. Gesellenwesen; — 2) s. Verbindungen, geheime (Freimaur.).

Lehrlings- und Gesellenwesen. Die neuere Zeit bietet ein Bild der Thätigkeit dar, wie uns die Geschichte kein ähnliches zeigt. In den meisten civilisirten Ländern der Erde hat sich während der letzten Decennien der Gewerbefleiß erstaunlich gehoben u. für jedes Land ist die Nothwendigkeit, auf dem Weltmarkte Theil an den Bewegungen zu haben u. neue Märkte aufzusuchen, zu einer Art Lebensfrage geworden, von deren richtiger Lösung die innern Zustände u. weiteren Organisationen in Verfassung, Gesetz, Recht, Verwaltung, Ruhe, Ordnung, Wohlstand, Ehre, Macht und Ruhm des Staates und des Volkes unzweifelhaft abhängen. Je deutlicher man aber einseh, daß Absatz, auf den es bei der Steigerung der Produktion und der produktiven Kräfte vorzüglich ankommt, nur möglich sey, wenn man genügende Produkte zu Markte brachte, desto dringender fühlte man die Unzulänglichkeit des gegenwärtigen Zustandes der unruhvollen Industrie. Die Vergleichung mit England, Belgien und Frankreich läßt in manchen Erzeugnissen eben so wohl unzureichende Geschicklichkeit der Arbeiter, als Unvollkommenheit der Werkzeuge u. Maschinen erkennen. Dieser Mangel namentlich in Deutschland liegt jedoch nicht bloß in der Ansicht, die noch größtentheils über Gewerblichkeit unter den Deutschen vorherrschend ist, und in der Kenntniß der Gewerbe im Allgemeinen, sondern noch mehr im einzelnen Arbeiter und in dem von ihm gelieferten Produkte. Während in England, Nordamerika und Frankreich die bürgerliche Selbstständigkeit, welche das Gewerbe gewährt, jedem andern Stande gleich gewachtet ist, herrscht darüber in Deutschland noch viel Vorurtheil und die Stände sondern sich noch viel zu scharf von einander ab. Dies ist zum Theil Ursache, zum Theil Folge von dem, was sich als zweites Hinderniß der Verbreitung einer bedeutenden Industrie anführen läßt, nämlich der mangelhaften Kenntnisse, die sich im Allgemeinen über Fabrikation im Umlauf befinden, und die Entziehung der Kapitalien, die man lieber in der Landwirtschaft oder in Staatseffekten unterbringt. Man kann sich leicht überzeugen, daß in Deutschland nur ein kleiner Theil der Kenntnisse und Fertigkeiten verbreitet ist, welche in England trotz der schlechten Schulen unter den Gewerbetreibenden sich finden, wenn man die große Zahl der Leser naturhistorischer und technischer Zeitschriften in England und Amerika bedenkt. Da aber diese Kenntnisse und Fertigkeiten dort durch den lebendigen Verkehr sich erzeugen und in Umlauf erhalten, der sich in Binnenländern vielleicht nie in demselben Maße hervorruhen läßt, so ist es die Aufgabe, wenigstens zum Theil durch Kunst zu ersetzen, was dort die günstigen Verhältnisse mit Leichtigkeit hervorgebracht haben. Kenntniß der Gewerbe und Fähigkeit ihres Betriebes müssen also bei uns durch bestimmte Veranstaltung freithätig mitgetheilt und entwickelt werden, und durch Verbreitung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten in der verarbeitenden Thätigkeit das Vorurtheil der Stände bekämpfen und jeder derselben zur Theilnahme an der produktiven Arbeit aufgefordert, veranlaßt und tüchtig gemacht werden,

damit Kapital an Geist und Vermögen zu den ersten und stärksten Hebeln der Industrie und in Folge derselben auch der bürgerlichen und politischen Freiheit erhoben werden.

Es ist nun zwar nicht immer die Qualität der Produkte und Fabrikate, welche den charakteristischen Unterschied zwischen dem Heute und Ehemal begründet, sondern vorzugsweise die ungeheure Quantität von Sachen aller Art, die gegenwärtig producirt wird. Diese Quantität, die nach Bedürfniß und Belieben noch vergrößert werden kann, beweist, daß sich die Kunst zu produciren, theilweise wenigstens, bedeutend vervollkommen hat. Was früher mit einem Aufwande von Mühe, Fleiß und Zeit hergestellt wurde, das macht man jetzt mit Leichtigkeit in kürzester Frist; das langsam und mühselig hervorgebrachte Produkt der früheren Zeit konnte darum nicht anders als sehr theuer seyn. Dagegen waren nur Wenige im Stande, sich dasselbe anzueignen, und der Verfertiger lebte doch kümmerlich und schlecht dabei. Die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens haben sich vermehrt, auf eine weit größere Menge von Menschen ausgedehnt und dadurch die Menschen gleicher gemacht. Dadurch sind wieder neue Bedürfnisse erwacht und mit ihnen das Streben, sie zu befriedigen. Auf diesem Wege ist die äußere Gestalt der Gesellschaft gänzlich umgeändert worden und diese Umänderung dauert noch fort. Die wissenschaftliche, die geistige Ausbildung hat den großen Umschwung in der Produktion bewirkt. Was die Wissenschaften früher ins Leben abgegeben haben, war wenig und konnte nicht viel seyn, da die Wissenschaften selbst noch in jeder Beziehung unpraktisch waren. Sie haben sich geräuschlos ausgebildet, die vorzüglichsten Köpfe aller Nationen haben daran gearbeitet, und so wurde es endlich Tag auf dem weiten Gebiete der Technik. Wissenschaft und Technik bilden jetzt ein einziges unermessliches Reich, und wer den einen Theil verschmäht, hemmt sich auch die Laufbahn im andern. Hier ist eine Grenze, ein letzter Zustand nicht abzusehen und durchaus unmöglich vorher zu sagen, wie weit die Umänderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse in ferner Zukunft gehen mag. Nur das ist ein unbestreitbares Faktum, daß die Einführung der Maschinen und der ihnen zum Grunde liegenden wissenschaftlichen Principien nicht nur eine Umgestaltung in der Produktion an sich, sondern noch mehr im Stande der Arbeiter, der Producenten, der Gewerbetreibenden und der Gewerbeverfassung herbeigeführt hat. Ein ganz neuer Stand hat sich gebildet, die Klasse der Fabrikanten, und somit sind die Forderungen für die Ausbildung der jungen Gewerbmänner und der jungen Generation, die in das gewerbliche Leben eintreten wollen, andere geworden, als sie ehemals waren und seyn konnten. Von der Heranbildung der Gewerbtätigen hängt die Existenz der Gewerbtätigkeit ab, und dadurch wird die Blüthe des Gewerbefleißes, sowie die Wohlfahrt des Volkes und des Staates bedingt. So unbedeutend es auch scheinen mag, zumal wenn wir die großen Fragen über Staatsverfassung, kirchliche Reformen, über politische Frei-

heit u. dgl. berücksichtigen, so hat doch die Art, wie das Volk und die Regierungen die produktive Arbeit der Nation organisiren und wie sie für die zeitgemäße Erziehung und Fäbilmachung ihrer Gewerbtreibenden, ihrer Landwirthe und ihrer Kaufmannschaft sorgen, eine große und für die Zukunft inhaltschwere Bedeutung. Hier entsteht nun die Frage, wie Deutschland für die Ausbildung seiner Gewerbelehrlinge Sorge trägt, was es gethan habe, um die Zukunft so vorzubereiten, daß einst der deutsche Fleiß die Konkurrenz mit dem Auslande sowohl auf den heimischen Märkten als auf den fremden bestehen kann.

Werfen wir einen Blick auf die Vergangenheit, so waren ehemals die verschiedenen Angehörigen eines Staates nach ihren Beschäftigungen nicht bloß durch Rechte und Privilegien geschieden und es fand nicht nur eine strenge gesellschaftliche Absonderung der Stände, die noch bis in unsere Tage hineinragt, Statt, sondern diese Trennung war auch in allem, was zum Leben gehört, in Wohnung, Kleidung, Einrichtung, Nahrung und Vergnügen ausgeprägt. Die feudale Verfassung und Isolirung der Klassen des Mittelalters brachte diese künstliche Trennung mit sich und mag für jene Zeiten u. Lebensbildungen ihren Nutzen gehabt haben. Auch die Gewerbe schlossen sich ab und bildeten ihre eignen Kreise, die unter dem Namen der Zünfte bei uns bekannt sind. Sie hatten die Absicht, das Fortkommen jedes Gewerbtreibenden in dem einmal erwählten Fache möglichst sicher zu stellen, die kunstfertige Ausbildung fortzupflanzen, dem Publikum die Güte und Tüchtigkeit der Fabrikate zu gewähren, Zucht und Sitte unter den Gewerbsgenossen aufrecht zu erhalten und in Gemeinschaft die Pflichten der Wohlthätigkeit zu üben. So lange diese Absicht vorherrschte, war das Gedeihen der Gewerbtätigkeit gesichert, wenn der Meister Erzeugnisse von tadelloser Beschaffenheit lieferte. Eine ausreichende Kundenschaft gab ihm Beschäftigung, auf die er, wenn keine ungewöhnlichen Ereignisse das harmlose Fortkommen störten, Jahr aus Jahr ein mit Zuversicht rechnen konnte. Er producirte nur für den Kreis, wo er seine Veredlung und Ausschließlichkeit erlangt hatte und dessen Verbrauch das Maß für die Aufnahme der Meister abgab. Das Gewerbe war daher ein reines Lokalgewerbe; der Gewerbebann schuf nur solche gewerbliche Partikularitäten; auf den Handel nahm er sehr wenig Rücksicht, und gab ein Gewerbsmann seinem Geschäfte eine größere Ausdehnung, so war der Vertrieb seiner Fabrikate dem Kaufmann überlassen, so wie er sich auch um den Bezug des zu verarbeitenden Rohmaterials keine Sorge machte, denn er bezog dasselbe entweder von den in der Nähe wohnenden Urproducenten, die es ihm ins Haus brachten, oder er entnahm es von dem Kaufmanne des Orts. Bei den erschwerten Verbindungen zwischen entlegenen Provinzen oder Ländern, bei der Unsicherheit, Langsamkeit und Theuerung des Transports war es dem Handwerker nur angenehm, wenn der Kaufmann die Beschaffung der Materialien übernahm, und man

übertrug die durch die weitläufige kommerzielle und Krämerartige Vermittlung entstandene Vertheuerung auf die Fabrikate, deren Absatz gewiß war, weil der privilegierte Zunftmeister durch den Bann vor wohlfeiler arbeitenden Genossen gesichert war. Eine Folge dieser Verhältnisse war, daß der Zunftmeister keinen Anlaß hatte oder nehmen mochte, nach den Bezugsquellen des Rohmaterials zu forschen und neue Märkte zu besuchen; er kaufte, wo es für ihn am bequemsten, nicht wo es am wohlfeilsten geschehen konnte. Für ihn fiel damit aber auch die Nothwendigkeit weg, sich Kenntnisse in der Produktenkunde und denjenigen Grad von Bildung zu erwerben, der zu unmittelbarer Geschäftsverbindung mit Producenten, Lieferanten und Konsumenten entfernter Gebiete und der Märkte, die außerhalb der städtischen Bannmeile gehalten wurden, erfordert wird. Einer solchen Forderung entsprach die allgemeine Organisation des Elementarunterrichts und der Volksschulen vollkommen, obwohl von diesen alles ausgeschlossen war, was in irgend einer mittelbaren oder unmittelbaren Beziehung zum gewerblichen Leben stand. Man lernte höchst nothdürftig lesen, schreiben, rechnen, wenn man unter Lesen das artikulierte Aussprechen geschriebener oder gedruckter Buchstaben, unter Schreiben das unrichtigste Nachmalen der einzelnen Buchstaben und unter Rechnen die unvollkommene Kenntniß der vier Species versteht. Hiermit war, wenn wir noch etwas Religionsunterricht hinzunehmen, der ganze Kreis der Kenntnisse geschlossen, die der junge Zögling in der Schule empfing; das war seine ganze geistige Mitgift für das Leben und mit diesem Wenigen trat er in die Werkstätte des Meisters, um sich in dem Gewerbe ausbilden zu lassen. Und dies Wenige hätte genügen mögen, wenn nur die Lehre und die technische Ausbildung in der Werkstätte mehr als ein mechanisches Abrichten gewesen wäre. Es wurde zunächst eine ungebührlich lange Lehrzeit festgesetzt und als den maßgebenden Grund dieser unverantwortlichen Verlängerung führte man an, daß der Lehrling dem Meister nicht bloß zur Erlernung des Handwerks, sondern auch zur Vervollendung seiner Erziehung übergeben sey. Allein wie in Folge der frühzeitigen Entartung des Zunftwesens Jeder, statt Zucht und Sitte verständig zu fördern, in seinem Kreise den widervernünftlichsten Zwang ausübte und in der Hoffnung erbuldete, daß auch an ihn einmal die Reihe kommen würde, wo er sich dafür schadlos halten könnte; so trieb ihn die schändlichste Selbstsucht, nur allein seinen persönlichen Vortheil vor Augen zu halten und daher Lehrlinge und Gesellen eben so zu Arbeitsknechten herabzuwürdigen, wie man das Publikum auf unverantwortliche Weise monopolisierte. In der Behandlung der Lehrlinge wurde die Menschenwürde nicht mehr geachtet, seine Kräfte wurden auf das Ungerechteste zu den niedrigsten Dienstleistungen benutzt, die mit dem zu erlernenden Gewerbe gar nicht mehr zusammenhängen. Daraus entstand Rohheit der Gefinnung und eine Abstumpfung des wahren Ehrgefühls. Was die Schule dem Jünglinge in die Lehre mitgegeben

hatte, ging verloren und er lernte dazu das Nachtheilichste, was ihm nur irgend begegnen konnte. Als Gesell entschädigte er sich dereinst durch ein eben so hochmüthiges Betragen gegen seine Untergebenen. Dazu kam noch, daß ein falscher Begriff von Ehre grausam und ungerecht die schuldlose Frucht einer unehelichen Verbindung strafte und nicht nur ihr die Theilnahme an dem Handwerke überhaupt versagte, sondern dieses blinde Urtheil erstreckte die Unbuddsamkeit auf Kinder ganzer Klassen, z. B. der Schäfer, Müller, Leinweber u. s. w. Man ging wesentlich darauf aus, den Lehrling mit Diensten für die persönliche Bequemlichkeit der Familie des Meisters zu überladen und sich dadurch wohlfeile Gehindendienste zu verschaffen, und der eigentliche Zweck, die technische Unterweisung, ward zur Lebenssache. Das Erlernen des Handwerks war ein mechanisches Abrichten zu den Handgriffen, die nebenbei abgesehen werden mußten: an einen eigentlichen Unterricht war nicht zu denken. Zu dieser Abrichtung in Handgriffen, die mehrentheils in so viel Wochen oder Monaten gelernt werden können, bedurfte man 5, ja 7 und 10 Jahre nach der Zunftverfassung.

Die Nachteile waren zu grell, die mit dem Gewerbebanne verbunden waren, als daß sie hätten unangefochten bleiben können, und in den Staaten, wo man zur Einsicht in die große Wichtigkeit der neuen Gewerbtätigkeit für Volk und Staat gelangt war, hob man die alten Bannrechte und die gesammte Zunftverfassung von Grund aus auf und gewährte vollkommene Freiheit in der Wahl des Berufs und der Disposition über seine Kräfte, während man in andern Staaten die Zünfte fast nur in ihren Schemen bestehen ließ und dagegen die Errichtung der Fabriken und der freien Gewerbe begünstigte. Aber ist man damit weiter gekommen? Ist der vorbereitende Volksunterricht in demselben Maße und der fortgeschrittenen Zeitgestaltung entsprechend verbessert? Nimmt man auf den Beruf der Gewerbetreibenden in unsern niedern Unterrichtsanstalten irgendwie Rücksicht und liegt dazu eine Veranlassung in den Zeitverhältnissen, in der Stellung des Gewerbefleißes zu den übrigen Klassen der Gesellschaft vor? Der Zustand des Handwerks ist total verändert. Die Befreiung von den alten Bannrechten, die Wohlfeilheit der Transportmittel, die Erleichterung und Sicherheit des Verkehrs, die Vervollkommnung der Betriebsmethoden, die Verbesserung der Werkzeuge, die täglich von der Wissenschaft geförderte und unterstützte Erfindungskraft, die Anwendung der wunderbarsten Maschinen, die Ausbreitung der Fabrikanlagen, die Theilung der Arbeit und die Verbindung der produktivsten Kräfte, die mehr und mehr für das Gewerbe flüssig werdenden Geldfonds, die nothwendige Zunahme an geistiger Bildung und die Verallgemeinerung der Ideen und Zeitbegriffe haben in dem größten Theile der Gewerbezweige den Charakter der Lokalgewerbtätigkeit aufgehoben u. bis in die kleinste Handwerksstätte hinab die Neigung erzeugt, für den großen Markt zu arbeiten, sich von der Lokalabsperrung frei zu machen, sich demgemäß auszudehnen und




Lesen, etwas Schreiben, etwas Rechnen — das ist Alles, was der junge Mann für das Leben mitbekommt; und wie Viele haben nicht einmal so viel behalten, daß sie ein gewöhnliches Subtraktionsexempel ohne Anstoß und fehlerfrei rechnen können; wie Viele sind nicht im Stande, eine Quittung oder Rechnung richtig auszustellen! Für wie Viele sind die populärsten technischen Aufsätze unverständlich! Wie Viele vermögen nicht ein einfaches Handbiller verständlich und zusammenhängend zu schreiben! Und nun, wo bleiben die mathematischen, die physikalischen, die chemischen, die mechanischen Kenntnisse? Wer theilt dem Gewerbsmann einen Begriff von der Natur- und Produktkunde, von der Maschinen- und Werkzeuglehre, von der mechanischen Technologie, von der Geometrie, dem Maschinen-, Projektions-, geometrischen, Situations- und Ornamentenzeichnen, wer von dem Geschäftsrechnen, der Vaterlandskunde, der Geschichte des Vaterlandes und der Erfindungen mit? Oder sind alle diese Dinge nicht nothwendige Erfordernisse für einen guten Werkmann? Sollen alle Ergebnisse der praktischen Wissenschaften für ihn nicht vorhanden seyn?

So unzulänglich die vorbereitende Schul-
ziehung für den Lehrling ist, eben so wenig entspricht die praktische Ausbildung in den Werkstätten den Forderungen unserer Zeit. Im Allgemeinen nimmt man Lehrlinge, nicht um sie zu Werkleuten zu bilden, sondern um sich wohlfeile Gehülfendienste zu verschaffen. Den jungen Leuten trägt man allerlei Nebenarbeiten und Handlangerdienste auf und richtet sie wie ehemals mechanisch ab. Ein solches Verhältniß muß unpassend für Jünglinge aus gebildeten Ständen, die ein Handwerk erlernen wollen, erscheinen. Diese treten ja mit einer sittlichen Bildung ein, bei welcher es nicht die Absicht seyn kann, sie bei dem Handwerksmeister zur Vollendung ihrer Erziehung in väterliche Zucht und zur Erlernung von lohnbienerischen Hausgeschäften zu geben. Ihr Verhältniß zum Meister kann wesentlich vielmehr kein anderes, als das des Schülers in ihren Jahren zu dem Lehrer irgend einer Wissenschaft oder schönen Kunst seyn. Aber indem das Handwerk den gebildeten und wohlhabenden Ständen diese Bürgschaft nicht bietet, zieht sich von ihm die Bildung, die Intelligenz, die geistige Kraft und das materielle Vermögen zurück, und es bleibt den Handwerkern nichts übrig, als sich durch die Söhne ihrer Angehörigen und durch alle diejenigen Knaben der niederen Stände zu ergänzen, die bei der Landwirthschaft, dem Handel, der Fabrikarbeit und dem Gefindendienste nicht untergebracht werden. Die Nachkommenschaft wohlhabender Handwerker geht gewöhnlich in den höhern Mittelstand über, welcher dagegen nur äußerst selten seine Söhne ein Handwerk erlernen läßt. Die Folge davon ist ein steter Abfluß der gewonnenen Kapitale und Kenntnisse, eine stete Verminderung der thätigen Geisteskräfte, ein steter Zufluß von armen, schlecht erzogenen und noch schlechter technisch vorgebildeten Lehrlingen aus den niedrigsten Ständen und ein Drang aus dem Handwerksstande zu den verschiedenen

Abstufungen des höhern Mittelstandes und zu den Brodthäden. Die letzte Wirkung ist eine ununterbrochene Erniedrigung der Gewerbsamkeit und Mangel an Sittlichkeit, Ehrgefühl und geistiger Macht.

Wenden wir uns zu dem Stande der Gesellen, so treffen wir hier auf Einrichtungen und Herkömmlichkeiten, welche nicht geeignet sind, eine bessere Blüthe der Gewerbsamkeit in Aussicht zu stellen. Man hat zwar angefangen, in der Gewerbepolizei für diese Angelegenheit der Industrie thätiger zu seyn und neue Organisationsformen eintreten zu lassen; man hat auch u. mit unverhofften Erfolgen versucht, im Sinne der neuern Bildung Vereine aus Gesellen zu gründen, die wesentlich von den bisherigen, zum Theil moralisch schädlichen Verbindungen abweichen. Die Maßnahmen sind aber zu isolirt und die Klagen über das der Zeit nicht entsprechende G. dauern je länger, desto allgemeiner fort. Die sehr alte Klage, daß die Zahl der Gesellen zu groß sey, ist, so alt sie ist, eben so nichtig und grundlos, als deren Verminderung zur Erhebung der Gewerbe überhaupt etwas beitragen könnte. Der wahrhaft tüchtigen, geschickten, fleißigen und wohlgefitzten Gesellen sind keineswegs zu viel vorhanden. Sie sind es nicht, weil sie Lehrjahre voraussetzen, die nicht vorhanden sind, u. einen Lehrunterricht zur Bedingung machen, den wir nur in sehr seltenen Fällen und bei sehr guten Talenten sowohl des Lehrherrn als des Lehrlings vorfinden. Auch kann das anerkannt vorhandene Bestreben der Meister, einander gute Gesellen abspenstig zu machen, zum Beweise der einzureichenden Zahl solcher Gesellen dienen. Diejenigen Handwerks-
gesellen, welche sich arbeitslos herumtreiben, verschulden dies größtentheils selbst durch Un-
geschicklichkeit, Unständigkeit und Unsittlichkeit; manche bleiben wohl arbeitslos, weil sie thöricht genug sind, in armen verkehrlosen Gegenden anhaltend Arbeit zu suchen. Durch Anordnungen zur Verminderung der Zahl der Handwerks-
gesellen ist daher dem Gewerbe nicht aufzuhelfen, es kommt vielmehr, wie Hoffmann sich ausdrückt, dessen Worte wir hier über das G. brauchen, nur darauf an, demjenigen Theile der Gesellen, welcher sich mit der Hoffnung einen anständigen Unterhalt durch Arbeit für eigene Rechnung zu finden, nicht niederlassen kann, eine Stellung als Meister anzuweisen, wobei die Führung eines Hausstandes ohne drückende Nahrungsforgen möglich bleibt. Ein verheiratheter Geselle befindet sich bei gleicher Geschicklichkeit, Thätigkeit u. Sittlichkeit offenbar besser, als ein Meister, welcher so wenig sichere Arbeit hat, daß er es nicht wagen kann, einen Gehülfen anzunehmen; bleibt ein Theil dessen, was durch seine Arbeit verdient wird, auch in den Händen des Meisters, der ihn beschäftigt, so hat er dagegen auch keine Auslagen für Material, keine Verluste bei unsichern Kunden und keine Versäumnisse wegen Arbeitsbestellung oder Absatz vorräthiger Erzeugnisse seines Gewerbes. Dazu kommt, daß auch den ärmeren Meistern mancherlei Anstands- oder Gemeindepflichten obliegen, welche den Gesellen, auch

wenn er verheirathet ist, nicht treffen. Vormalo fanden die Meister es vortheilhaft,  Gesellen in Kost und Wohnung zu nehmen und dagegen einen geringeren Lohn zu geben; dagegen ist jetzt diese Art meistens weggefallen, der Geselle erhält einen höheren Lohn u. besorgt sich Wohnung und Kost selbst. Dieser Lohn muß allerdings höher seyn, wenn eine Familie davon unterhalten wird, indessen werden fleißige u. sparsame Hausfrauen doch einen kleinen Zuschuß zur Wirthschaft verdienen und den Aufwand für Lebensunterhalt wohlfeiler zu beschaffen wissen, als der ledige Geselle vermag. Die größere Zuverlässigkeit alterer, verheiratheter Gesellen erspart überdies dem Meister auch manchen Verlust, welchen der Leichtsinns jüngerer Gehülfen ihm zuweilen veranlaßt. So hat sich in verschiedenen Gewerben bereits ein Stamm verheiratheter Gesellen gebildet. Die Stadtgemeinden befürchten zwar nicht ohne Grund, daß ihnen aus solchen Heirathen Ortsarme zur Verpflegung erwachsen, wenn der Geselle im höhern Alter arbeitsunfähig wird, oder frühe mit Hinterlassung von Wittwen und Waisen stirbt; aber sie müssen die gleiche Gefahr für Handwerksmeister übernehmen, deren geringer Erwerb nicht einst die Annahme von Gehülfen gestattet. Solche Meister nähren sich in ihren besten Jahren kaum nothdürftig u. verkümmern mehrstentheils früh unter dem Drucke von Nahrungsorgen; sie haben dabei als Meister und Bürger größere Ansprüche auf Versorgung durch die städtischen Armenanstalten, als unverheirathete Gesellen, welche erst nur Beisassen sind. Schon bei der jetzt bestehenden Einrichtung bilden die verheiratheten Gesellen eine besondere Abtheilung von Gehülfen; indem sie selbst nicht mehr auf Wanderung ausgehen, tragen sie auch nicht mehr zur Unterstützung wandernder Gesellen bei und erscheinen überhaupt nicht mehr oder nur selten auf der Herberge. — Aber auch für unverheirathete Gesellen sind die bestehenden Verbände gar wohl entbehrlich; die Gesellen haben in der Regel kein anderes Einkommen, als den Arbeitslohn, und wenn sie von diesem Lohne kranke Mitgenossen verpflegen und dürstige unterstützen, so geben sie nur mit der einen Hand, was sie mit der andern von den Meistern empfangen. In der That ist es daher nur ein unnützer Umweg, wenn milde Anstalten zur Verpflegung kranker und dürstiger Gesellen nicht von den Meistern unmittelbar, sondern durch Beiträge der bei ihnen in Arbeit stehenden Gesellen unterhalten werden. Zwar wird nicht ohne Grund die wohlthätige Wirkung auf die Sittlichkeit der Gesellen hervorgehoben, welche daraus allerdings hervorgehen kann, daß die milden Gaben an erkrankte oder dürstige Mitglieder ihrer Genossenschaft durch ihre Hände gegeben werden und unter ihrer Verwaltung stehen, obwohl sie wirklich aus der Tasche der Meister kommen: aber dieser Vortheil wird doch zu theuer erkauft durch den Nachtheil der Gesellenverbände, wozu die gemeinsamen Beiträge der Gesellen zu milden Zwecken den unabweisbaren Vorwand geben. Es ist eine bekannte Sache, daß bei den monatlichen od. auch Quar-

talversammlungen der Gesellen zu dem sogenannten Auflegen gemeinigl. in dem darauf folgenden Gelage weit mehr verzehrt wird, als jene milde Gabe beträgt. Der hieraus entstehende Schaden kann indeß für unbedeutend gelten, da der Geselle, wenn er sonst Neigung zu solchem Aufwande hat, wohl auch anderwärts dazu Gelegenheit findet, obwohl noch ein wesentlicher Unterschied darin liegt, daß bei dem Auflegen auch diejenigen Gesellen Ehren halber zu solchem Aufwande veranlaßt sind, welche denselben außerdem gern vermieden hätten; aber viel erheblicher ist der Nachweis, daß diese Zusammenkünfte den Gesellen nun auch Gelegenheit geben, sich als eine Körperschaft zu betrachten, welche gemeinsame Rechte zu vertheidigen und unter sich selbst Polizei zu handhaben hat. Diese Zusammenkünfte sind ganz eigentlich der Ort, wo neue Gesellen gehänselt, solche, die gegen vermeinten Handwerksgebrauch geklagt haben, dafür abgestraft und Anträge zu gemeinsamem Widerstande gegen angeblich schädliche Neuerungen gemacht werden. Man hat, um solchen Mißbrauch zu verhüten, diese Zusammenkünfte wohl nur unter Aufsicht eines angesehenen Meisters oder gar einer obrigkeitlichen Person gestatten wollen; aber das Ansehen eines Einzelnen vermag wenig in einer so zahlreichen Versammlung mehrentheils junger, wenig gebildeter Leute; der Aufseher zieht sich klüglich zurück, wenn das Auflegen abgethan ist, ohne darauf mit Erfolg dringen zu können, daß die Versammlung auch gleichzeitig auseinander gehe. Auch ward wohl angeordnet, daß die milden Beiträge nicht in einer Zusammenkunft der Gesellen dargebracht, sondern durch einen Beien während der Arbeit in den Werkstätten eingefordert werden. Hierdurch wird indeß nicht vermieden, daß die Gesellen nicht wenigstens jährlich einmal zusammenkommen, um Rechenschaft über die Verwendung ihrer Beiträge vor sich ablegen zu lassen, neue Verwendungen zu bewilligen und diejenigen, welchen die Verwaltung derselben obliegt, zu wählen. Diese Befugnisse können ihnen, ohne den Schein einer offensbaren Ungerechtigkeit, nicht verweigert werden, so lange sie als Geber der Beiträge erscheinen: und die Versammlungen werden nur um so zahlreicher besucht und um so feierlicher begangen, je seltener sie sind. Nur wenn die Meister sich entschließen, die milden Anstalten zur Unterstützung erkrankter oder in unverschuldeter dringender Noth befindlicher Gesellen unmittelbar zu unterhalten, ohne den in Arbeit stehenden Gesellen deshalb förmlich einen Abzug zu machen, wird es möglich, den Gesellenverband gänzlich aufzulösen, welchen außerdem zu trennen die längst bestehenden Verbote nur unzureichend bleiben. Ist dies auch anscheinend eine neue Arbeit für die Meister, so werden sie doch auf die Dauer nichts Erhebliches verlieren, denn sofern die Gesellen dadurch bedeutend besser gestellt werden, daß sie ihrerseits keine Beiträge zu diesen Anstalten von ihrem Lohne mehr zu leisten haben, wird es nun auch möglich, auf ein besseres Betragen von ihnen zu halten und die Verluste zu vermindern.

welchen die Meister nicht selten durch die Verschuldung ihrer Gesellen ausgesetzt sind. Das wird sich auch hier bestätigen, was der kurzstichtige Eigennutz zu seinem großen Schaden gewöhnlich übersieht, daß nämlich die bestbezahlte Arbeit unter verständiger Leitung zugleich die wohlfeilste wird. Uebrigens werden die Gesellen durch eine solche Einrichtung eben so wenig verhindert, sich wohlthätig gegen dürftige Genossen zu bezeigen, als milde Anstalten irgend einer öffentlichen Behörde überhaupt die Wohlthätigkeit Einzelner keineswegs ausschließen. Die Wanderversicht der Handwerksgefallen gewährt eben so wohl unleugbare Vortheile, als sie unverkennbare Nachtheile hervorbringt: Anordnungen, wodurch jene wesentlich erhalten, diese dagegen möglich vermieden werden, erscheinen hiernach als wirksame Verbesserung der Gewerbsverfassung. Einerseits ist die Wirkung eines Aufenthalts außer dem väterlichen Hause und außer dem Kreise von alten Freunden und Gönnern in solcher Allgemeinheit anerkannt, daß nicht leicht ein verständiger Vater aus den mittlern und höhern Ständen es unterläßt, seinen Sohn nach vollendeter Erziehung auf eine auswärtige Universität, in eine fremde gewerbliche Anstalt, Handelskontor, Fabrik oder Konomie oder auch überhaupt auf Reisen zu senden; andererseits haben junge Leute, gesund an Leib u. Seele, auch überall einen lebhaften Trieb, sich in der Welt umzusehen und fern von der Obhut und Hülfe der Führer ihrer Jugend zu versuchen, was sie durch eigne Kraft vermögen. Es bedarf daher keiner gesetzlichen Verpflichtung, sondern nur der Bildung, welche jenen Ansichten u. dieser Neigung den Sieg über die träge Gewohnheit verschafft, und der Möglichkeit, die Kosten der Ortsveränderung zu bestreiten, um junge Männer jedes Standes und Berufes zur Wanderschaft zu bewegen. Ist aber die Bildung, welche den jungen Mann in ein fremdes Leben treiben soll, von ihm noch nicht erreicht, oder mangeln die Mittel zum anständigen Unterhalt unter Fremden, so werden die Gefahren, welchen der rohe oder dürftige Reuling preis gegeben wird, die schönen Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg seiner Wanderschaft überwiegen, wofür nicht Naturgaben und besondere Günst des Glückes ihn daraus erretten. Ein großer Theil der Handwerksgefallen befindet sich offenbar in der Lage, worin von der Wanderschaft mehr Schaden als Nutzen für ihn erwartet werden kann. Hierzu kommt, daß in der allgemeinen Militärpflichtigkeit und in der Behandlung der Soldaten während der gesetzlichen Dienstzeit ein Bildungsmittel liegt, welches einen großen Theil der bildenden Kraft des Wanderns sehr wohl ersetzen kann. Es ist daher überhaupt eine wohl begründete Veranlassung vorhanden, das Wandern der Handwerksgefallen nicht zu gebieten, sondern nur zu gestatten. In diese Stellung ist es auch bereits in Preußen durch einen Befehl vom 1. Aug. 1831 gekommen, welcher den Zwang, gewisse Jahre zu wandern, gänzlich aufhebt und dagegen nur anordnet, daß kein Handwerksgefell früher zum Meisterrecht zu lassen ist, als nachdem er während derselben Anzahl Jahre Gesellenar-

beit verrichtet hat, welche sonst den Zunftartikeln gemäß auf die Wanderschaft hätte verwendet werden müssen. In dieser Anordnung liegt die Absicht, zum Besten der Meister die Zahl der Gesellen nicht unter das Maß herabzusetzen, und zum Besten der Gesellen ein vorzeitiges Drängen zum Meisterrechte, ehe die gewerbliche und sittliche Bildung hinreichend vervollkommen ist, zu verhindern; jedenfalls wird der Anspruch auf das Meisterrecht hierdurch in allen gewöhnlichen Fällen noch nicht einmal so weit hinausgesetzt, als es Sitte und Bedürfnis gebieten; denn die gewöhnliche Wanderzeit dauert nur 3 Jahre, und der Handwerker, welcher mit dem 18. od. 19. Jahre die Lehrzeit vollendet hat, kann daher auch die Wanderschaft noch vor erlangter Volljährigkeit vollbringen. Auch in Ländern, wo die Volljährigkeit schon am Ende des 21. Lebensjahres eintritt, mißbilligt die Meinung doch im Allgemeinen Niederlassungen und Heirathen, die von jungen Männern vor vollendetem 24. Jahre geschlossen werden. Wird die Verpflichtung der Handwerksgefallen zum Wandern aufgehoben, so verschwindet auch die Nothwendigkeit, dasselbe durch besondere Unterstüzungen, Verpflegung in bereit gehaltenen Herbergen u. Darreichung eines Zehrpfennigs zu befördern, der reisende Geselle tritt in die Reihe der Reisenden anderer Stände; er wird gleich diesen in Gasthöfen und Wirthshäusern nach dem Maße seiner Bildung und Mittel Unterkommen suchen und auf Unterstüzung nur in so weit Anspruch machen können, als dieses wegen besonderer Umfälle von andern Reisenden ebenfalls geschehen darf. Es werden also dann nicht mehr Tausende von jungen kräftigen Männern planlos im Lande umher irren und einen großen Theil ihrer Zeit unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, in verderblichem Müßiggange verschwenden. Zeigt sich einerseits kein Bedürfnis, daß junge Leute der niedern Stände, Gefindedienst od. Tagelöhnerarbeit suchend, auf gutes Glück umherziehen; und begeben sich andererseits junge Männer von einiger Bildung nur in sofern auf Reisen, um Belehrung und Erwerb zu suchen, als sie Mittel dazu besitzen, so wird der Handwerkerstand, in der Mehrzahl seiner Genossen zwischen beiden stehend, die bis jetzt gewöhnliche Wanderschaft wohl auch entbehren lernen. Der Geselle wird fortan sich nur auf Reisen begeben, wenn er einen hinreichenden Zehrpfennig besitzt. Er wird, eben weil er auf eigne Kosten reisen muß, nicht mehr planlos umherstreichen, sondern nur Dörfer aufsuchen, woselbst er nach seinem Bedürfnis Erwerb od. Belehrung zu finden hoffen darf. Es mag bequem seyn für Handwerksmeister, welche zerstreut und vereinzelt wohnen, daß sie bei zufällig eintretendem Bedürfnisse leicht Gelegenheit finden, einen durchziehenden und sich wegen des üblichen Geschenke bei ihnen meldenden Gesellen auf kurze Zeit in Arbeit zu nehmen; aber diese Bequemlichkeit ist nicht erheblich genug, um deshalb, gleichsam als ein unvermeidliches Uebel, das Wandern in der hergebrachten Form beizubehalten, welches der Erfahrung nach das Land mit Umtreibern u. Bettlern füllt, zur Verwilderung einer leichtsinnigen

und muthwilligen Jugend Anlaß gibt, die doch dereinst den Kern der städtischen Bevölkerung bilden soll und dem ganzen Handwerkerstande nicht wenig von der Achtung und Theilnahme entzieht, welche die gebildeteren Stände demselben sonst gern bezeigen würden. Es kann überhaupt nur nach gänzlicher Auflösung des Gesellenverbandes und Abschaffung der jetzt bestehenden Form des Wanderns dahin kommen, daß Vermögen und Bildung sich dem Handwerkerstande zuwenden, ob., wenn sie in demselben erworben wurden, darin verbleiben. Das Anordnen einer solchen Gestaltung des Anlernens zu Handwerken, daß auch Jünglinge von edlerer Bildung ohne Anstoß daran Theil nehmen können, hat keine wesentliche Schwierigkeit; denn es kann neben der hergebrachten, in den Händen verständiger Meister für Jünglinge aus den niedern Ständen durchaus zweckmäßigen Lehrform noch ganz füglich eine andere bestehen, worin das Handwerk mehr wie eine liberale Beschäftigung erlernt wird; allein so lange der entlassene Lehrling ohne Rücksicht auf seine Bildungstufe sich dem Zwang der Gesellen fügen muß, so lange ist auch nicht daran zu denken, daß sich junge Männer mit edlerer Bildung dem Handwerke widmen werden. Die Aufhebung der Meisterzünfte hilft nichts, so lange die große Masse der Gesellen zünftig bleibt und so lange man nicht vollständig erkennt, wie viel daran gelegen ist, daß die sogenannten Handwerke von wohlhabenden u. gebildeten Männern getrieben und durch diese zu Ehren gebracht werden. Zur Fabrik, welche nicht für das eigenthümliche Bedürfnis des Einzelnen auf Bestellung, sondern nach einem Wissen ungefähr passenden, sehr Wenigen aber vollkommen bequemen Leisten auf den Kauf arbeitet, wenden sich wohlhabende Käufer nur deshalb, weil das Handwerk ungeschickt und theuer zugleich aus Mangel an Einsicht und Verlag ist. Würde dasselbe von Männern betrieben, die, mit den Bedürfnissen der gebildeten Stände durch ihr eigenes Leben vertraut, guten Geschmak mit der lebendigen Kenntniß der Materialien, Werkzeuge und Handgriffe, welche nur das eigne Handanlegen mit voller Sicherheit gibt, vereinigten, so würden wir bessere Handarbeit zu verhältnismäßig billigen Preisen erhalten. Dadurch würde nicht nur dem gewählteren Bedürfnisse besser genügt, als es die Fabrik vermag, sondern es würde auch der Sinn für solche ein eigenthümliches Gepräge der Bedürfnisse weiter in den Mittelstand hinein verbreitet und dadurch der Modensucht heilsam entgegengewirkt. Viele Söhne der mittleren Stände würden das Handwerk zu ihrem Lebensberufe wählen, wenn es erlernt oder betrieben werden könnte, ohne den Anspruch auf das gesellige Verhalten aufzugeben, woran sie durch Erziehung und Umgang gewohnt sind. Jetzt beschränkt eine leidige Eigenschaft ihre Wahl auf die sogenannten liberalen Beschäftigungen, worin nur entweder mit seltenen Naturanlagen, oder mit bedeutendem Vermögen wahres Lebenslicht zu finden ist. Die viel öfter vorkommenden Anlagen zu den Besonderen, scharfe Sinne und beharrlichen Fleiß erfordernden mechanischen Arbeiten, welche ge-

nüthigt sind, sich bei den liberalen Beschäftigungen einzubringen, würdigen durch ihr Uebergewicht diese zu Handwerken herab, während die Handwerke, welchen jene Anlagen sich entziehen, aus Mangel an Bildung und Verlag zur Tagelöhnerarbeit herabsinken. Ja sie stehen schon nahe der untersten Sprosse auf der Stufenleiter der verschiedenen Staatsbevölkerungsklassen, und sie werden sich nur schwer wieder aufrufen können, da sie an den Fabriken den heftigsten Feind haben, einen Feind, den sie selbst erzeugt haben, der entstand, als das Handwerk, in dem Wahne, es habe einen goldenen Boden, jede Verbesserung verschmähte und sich in die Klüften und Lappen der niedrigen und mürrischen Kunstverfassung verpuscht hatte. Fabrikanten und Handwerksmeister stehen sich auf eine eigenthümliche Weise gegenüber, der Gegensatz ist feindlich, und wie die Fabriken betrieben werden, welche Bildung, welche Wissenschaftlichkeit und Geisteskraft im Unternehmer, welche Kapitalien den Anlagen zur Grundlage dienen, dagegen wie das Handwerk in Armuth an Geist, Kenntniß und Kapitalien schwächet und durch fehlerhafte Verkömmlischen aller Art danieder gehalten wird — dies alles läßt keinen Schatten von Zweifel übrig, welcher Partei am Ende der Sieg verbleibe. Schon lange haben die Fabrikanten gewonnenes Feld, denn in allen Ländern hat sich die Gesetzgebung, selbst ohne Absicht und Willen, für sie entschieden, und der Handwerker selbst, der sich aus der Niedrigkeit herausarbeitet, tritt über zu dieser neuen gewerblichen Klasse. Die Rechte des Fabrikanten sind überall ausgedehnter, als die des bloßen Meisters; er ist selbst in jenen Ländern, wo die Zünfte officiell noch allen Schutz genießen, über alle ihre Satzungen hinweg, und unter dem Titel von Arbeitern beschäftigter Lehrlinge, Gesellen und selbst Meister aus den verschiedensten Handwerken, selbst mit einer großen Anzahl untermischt, die bei gar keinem Meister die Lehre bestanden haben. Die Vollkommenheit und Ausbildung der Technik ist den Händen der Handwerker entschlüpft und beruht jetzt auf dem Stande der Fabrikanten; er ist jetzt nicht bloß vorhanden, sondern er ist nothwendig geworden, u. kein Staat wird es wagen, feindlich gegen ihn aufzutreten. Durch die fortschreitende Entwicklung der Fabrikindustrie werden die Verwicklungen nur noch verwirrt und die Zustände des Handwerks, der Lehrlinge und der Gesellen konfus werden, aber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform wird um so dringender, je größer die Zahl der Vertheiligten ist, welche von der neuen Entwicklung überrascht werden. — Vgl. Konv.-Lex. der neuesten Pitt., Böcker u. Staatengeschichte, 17. und 18. Heft.

Lehrmanier (Padag.), nach Schulze, Hofmann, Weber u. v. a. Lehren. Denzel verwechselt sogar L. und Lehrform mit einander. Einen bestimmten Unterschied dagegen macht Terrenner zwischen L. und Lehren. Er sagt: Manier beim Unterricht ist das Eigenthümliche des Lehrers bei Anwendung einer Methode, bezieht sich also nicht auf Gemüth und Charakter, wie sich derselbe beim Geschehen des Unterrichts ausdrückt. Es können Mehre einen und denselben Weg gehen; allein Jeder hat sein

Eigenthümliches beim Gehen. Dieser geht rasch, der langsam; dieser steht öfters still und blickt vor und rückwärts, jener nicht; dieser geht immer in der Mitte des Wegs, jener bald in der Mitte, bald an der Seite. Dies Bild mag den Unterschied zwischen Lehrmethode u. L. erläutern und zeigen, daß Manier und Lehrton ganz verschiedene Begriffe sind. Es können viele Lehrer eine und dieselbe Methode befolgen; aber fast jeder wird seine besondere Manier haben.

Lehrmethode, s. Methode.

Lehrmittel (Lehrapparat), alle die Hilfsmittel, welche zur Förderung des Unterrichtszweckes durchaus nöthig sind, oder durch deren Anwendung das Geschäft des Unterrichts wenigstens erleichtert wird. Es gibt demnach unbedingt nothwendige und nur bedingungsweise nöthige Lehrmittel. Die ersten dürfen in keiner, auch nicht in der niedrigsten Dorfschule fehlen. Es ist der Lehrapparat das vierte Stück, worauf es bei der Methode ankommt. Man theilt diese Lehrmittel in 3 Klassen: 1) in solche, die der Lehrer bedarf, um sich für seinen Unterricht gehörig vorzubereiten; 2) in solche, deren er sich beim Unterrichte selbst bedient und endlich 3) in solche, welche in den Händen der Schüler seyn müssen.

1. Der Lehrapparat für den Lehrer bezweckt theils die bessere Vorbereitung desselben auf sein Unterrichtsgeschäft im Allgemeinen und auf die besonderen Lehrfächer, in denen er zu unterrichten hat, theils die Erleichterung, Veranschaulichung und Beförderung der Zweckmäßigkeit des Unterrichts selbst. Zu der ersten Klasse kann man alle die Schriften und Hilfsmittel rechnen, die den Lehrer überhaupt in seiner Ausbildung weiter führen, die Schriften insbesondere, die bei ihm das Stillstehen, Rückwärtsgehen und Erkalten für das Lehramt verhindern, die sein Gemüth mithin für sein Amt erwärmen, die ihm Muster des Unterrichts vorhalten, die ihn mit dem Neuen und Bessern in der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft bekannt machen. Hierher gehören zweckmäßige Zeitschriften, gute Schriften über die Lehrfächer insbesondere, in denen der Lehrer zu unterrichten hat. Mehreres hierüber siehe Lehrerbildung.

Zur speciellen Vorbereitung auf den Unterricht und zur zweckmäßigen Ertheilung desselben dienen besonders gute Lehrbücher und Leitfaden, die dem Lehrer seinen Lehrstoff gehörig begrenzen und ihn einen zweckmäßigen Lehrgang vorzeichnen. Solche speciellen Lehrgänge auszuarbeiten, ist eine der zweckmäßigsten Beschäftigungen der Lehrerkonferenzen. Hierher gehören auch die sogenannten Handbücher, d. h. Schriften, in welchen der Lehrer sein Lehrbuch weiter erläutert, die Sätze desselben mit Beispielen belegt, und den Lehrstoff für ihn zweckmäßig erweitert, auch wohl Winke für die Behandlung desselben findet. Natürlich können solche Bücher nur zur Vorbereitung auf den Unterricht für den Lehrer dienen, dürfen aber beim Unterrichte selbst nicht benutzt werden. In der Klasse vor den Kindern darf kein Lehrer erst die Weisheit aus mehreren

Bücher zusammenstoppeln, die er den Kindern mittheilen will. Die zweite Art des Lehrapparats für den Lehrer besteht in den Hilfsmitteln, deren er sich beim Unterrichte selbst bedient. Diese sind sehr mannichfaltig und es würde zu weitläufig seyn, dieselben für die einzelnen Fächer hier anzuführen, wir müssen deshalb jeden, der sie kennen lernen will, auf speciell methodische Werke verweisen.

II Lehrapparat für den Schüler. Auch die Lehrmittel für die Schüler sind von doppelter Art: a) sie müssen sich entweder in den Händen aller Kinder befinden, oder b) sie dienen als Schullinventar zur gemeinschaftlichen Benutzung. Diese Lehrmittel, deren die Schüler selbst bedürfen, sind natürlich in den verschiedenen Arten von Schulen und deren verschiedenen Klassen sehr verschieden. Welche Hilfsmittel in den Händen der Kinder seyn müssen, ist fast überall durch Gesetze u. Verordnungen der Schulbehörden bestimmt. Im Allgemeinen gelten für den Lehrapparat für Schüler folgende Regeln: 1) der Lehrapparat, dessen die Kinder bedürfen, werde möglichst vereinfacht, u. auf das Nothwendigste beschränkt. 2) Es müssen die Lehrmittel, die die Kinder selbst haben sollen, mit größter Vorsicht ausgewählt und so zweckmäßig als möglich seyn. 3) Sie müssen wohlfeil seyn, damit ihre Anschaffung unbemittelten Aeltern nicht schwer fällt. 4) Es muß mit Ernst darauf gehalten werden, daß solche Hilfsmittel auch wirklich in aller Kinder Händen sind, sonst ist kein gleiches Fortschreiten möglich, und es entsteht mannichfaltige Unordnung. 5) Für Kinder armer Aeltern müssen dieselben aus den Armenfonds angeschafft werden. Bei Hilfsmitteln, welche die Kinder nicht zu Hause gebrauchen, reicht es hin, wenn ein Bestand in der Schule gehalten wird.

Lehrpfähle (Kriegsbauk.), s. Faschinen.

Lehrplan (Unterrichtsplan, Lektionsplan). Der L. setzt fest, was, wie viel, in welcher Ordnung und wann gelehrt werden soll; er ist, wie bei Lehrgang gesagt wurde, ein auf besondere Verhältnisse angewandter Lehrgang: er bestimmt also zunächst die Reihe der Unterrichtsfächer, welche dem Zwecke der in Rede stehenden Schule angemessen sind; er setzt die Ordnung derselben fest und wägt auch das gegenseitige Verhältniß derselben auf jeder Bildungsstufe sorgfältig ab. Mehrere Pädagogen nehmen L. und Lektionsplan in derselben Bedeutung, andere dagegen verstehen unter Lektionsplan das Stundenverzeichnis, nach welchem die Lehrgegenstände einer Woche auf einander folgen. Obgleich bei den verschiedenen Arten von Schulen der L. sehr verschieden seyn muß, so gibt es Bestimmungen und Rücksichten, die bei der Entwerfung jedes L. ins Auge gefaßt werden müssen, und die wir hier kurz andeuten wollen. Daß die Entwerfung eines L. für jede Schule nothwendig ist, bedarf wohl nicht erst des Beweises und ergibt sich schon aus der allgemeinen Erfahrung, daß jede planlose Arbeit entweder gar nicht zum Zwecke führt, oder doch nicht einmal billigen Forderungen entsprechen kann. Ohne einen sorgfältig ausgearbeiteten L. ers



titeln die Rede ist, die von den einzelnen Schulanstalten handeln. Wir verweisen deshalb auf die Artikel: „Kleinkinderschule (Kindergarten)“, „Volksschule“, „Bürgerschule“, „Mädchenschule (Töchterchule)“, „Realschule“ u. „Gymnasium“. Schließlich bleibt nur noch die Frage zu beantworten: wem kommt die Entwerfung des L. s zu? Dies ist einmal nicht unwichtig und dann lange Zeit ein heftiger Streitpunkt in der SchulpWelt gewesen und deshalb mögen noch einige Bemerkungen in dieser Beziehung folgen. Wo mehrere Lehrer an einer und derselben Schule arbeiten, haben dieselben den L. gemeinschaftlich zu entwerfen, damit alle Theile desselben genau in einander greifen und der Unterricht der niederen Klassen wirklich auf die höhern vorbereite. Selbst an denjenigen Schulen, welchen ein Direktor vorsteht, wird es rathsam seyn, daß der L. kollegialisch berathen und dann vom Direktor abgefaßt werde. Eine Revision des L. s ist von Zeit zu Zeit anzustellen und Abänderungen sind auch nur nach gemeinschaftlicher Berathung vorzunehmen. Arbeitet nur ein Lehrer an einer Schule, wie dies bei den meisten Volksschulen der Fall ist, so liegt ihm die Entwerfung des L. s ob. In jedem Falle aber steht die Prüfung des Unterrichtsplans der Behörde zu, welche die Schule beaufsichtigt. Auch möchte es sehr zweckmäßig seyn, wenn von der Oberschulbehörde jedes Landes ein allgemeiner L. bekannt gemacht würde, der mit gewissen Modifikationen auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Schulen anzuwenden wäre. Es gelten darüber, wer den Schulplan zu entwerfen und zu genehmigen hat, in den verschiedenen Ländern verschiedene Bestimmungen. Im Königreich Sachsen ist der L. dem Lokalschulinspektor zur Genehmigung vorzulegen. Im Königreich Preußen steht dem Prediger die Anordnung des Lektionsplans zu, den sodann der Superintendent nach Gutdünken zu bestätigen hat. Der Schullehrer darf unter keinerlei Bedingung willkürlich von demselben abweichen oder Aenderungen vornehmen. In Oldenburg hat der Pastor mit dem ihm untergebenen Lehrern einen Lektionsplan zu verabreden. Allgemeine Lehrpläne für Volksschulen sind vorgeschrieben in Baden, in Nassau, im Großherzogthum Hessen und in Zürich. Gräfe spricht sich in seinem Schulrecht dafür aus, daß die Feststellung des L. s Sache der Behörde sey, weil hierzu eine allgemeine und tiefe Einsicht der Pädagogik in die Natur des Unterrichts und des Menschen und eine Lebenserfahrung gehöre, die selbst sonst tüchtigen Lehrern abgehe. Auch meint er, daß ohne diese von den Behörden ausgehende Feststellung des L. s die konsequente Durchführung eines solchen in den einzelnen Schulen nicht möglich sey, weil jeder neue Lehrer auch einen neuen Plan würde einführen wollen. Dabei setzt er aber voraus, daß in jenen Schulbehörden wissenschaftliche Lehrer Sitz u. Stimme haben, und daß auch die übrigen Lehrer mit Recht verlangen können, vor der definitiven Einführung des L. s gehört zu werden.

Lehrprinzip, ehemals Benennung des Forst- und Jagdbedienten, von welchem die dem Forst-

und Jagdsache sich widmenden Jünglinge Unterricht erhielten.

Lehrsatz (Philos. und Math.). Durch die Reflexion kommt unsere Erkenntniß in den Besitz von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen als einzelnen Theilen unseres Gedankenganges überhaupt. Ein vollständiges logisches Ganze unserer Erkenntniß heißt eben Wissenschaft, und die Aufgabe der Reflexion liegt in der Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine, und jedes Allgemeine, was nicht wieder gegen ein anderes als Besonderes sich zeigt, ist ein Princip, so daß vollständig logische Erkenntniß eine solche aus Principien genannt werden kann. Die Formen dieser Erkenntnisse heißen aber wissenschaftliche Formen, Formen der systematischen Einheit und ein demgemäß geordnetes Ganze unserer Erkenntniß seiner Form nach ein System, seinem Gehalt nach eine Wissenschaft. Die Formen einer solchen systematischen Einheit sind Erklärungen, Eintheilungen und Beweise, indem Begriffe durch Erklärungen, Eintheilung, Urtheile und Beweise einander untergeordnet werden. Erklärung oder Definition ist die geordnete deutliche Vorstellung eines Begriffes, und man verlangt hierzu, daß jede Reihe von Erklärungen von den allgemeinsten Begriffen als Principien auslaufe, durch welche die Zusammensetzungen ihrer Vollständigkeit erhalten, ohne rückwärts immer wieder neue Zusammensetzungen zu verlangen, ferner daß jeder zu erklärende Begriff hier an einer bestimmten Stelle in die Reihe der Unterordnungen eintrete und aus einem höheren Geschlechtsbegriff durch einen eigenthümlichen Unterschied determinirt werde. Somit ist jede Erklärung ein vollständig konjunktives Urtheil, dessen Subjekt der zu bestimmende Begriff ist. Eine Erklärung muß bekanntlich adäquat, ausführlich ohne Cirkel, präcis seyn. Die Eintheilung eines Begriffes theilt den Umfang eines Geschlechtsbegriffes in seine Artbegriffe, z. B. jedes Dreieck ist entweder rechtwinklig, schiefwinklig, gleichseitig, ungleichseitig u. s. w., und ist jede Eintheilung ein vollständig disjunktives Urtheil. Die untergeordneten Artbegriffe heißen Glieder der Eintheilung, daher spricht man von Trichotomie, Dichotomie und Polytomie.

Der Beweis endlich als dritte Form der wissenschaftlichen Einheit ist die Ableitung einer Wahrheit aus anderen bereits als gültig erkannten Wahrheiten. Beweise sind daher Schlüsse und das Neue liegt lediglich in der wissenschaftlichen Form der Ableitung von Schlussreihen aus höheren Prämissen als Principien, welche man Beweisgründe nennt. Der wissenschaftliche Beweis muß aus an sich wahren Prämissen sich ableiten lassen oder wie man sagt (*κατ' ἀληθειαν*) ad veritatem führen, während man im gemeinen Leben auch wohl einen Beweis aus zugestandenem Sagen zusammensetzt. Der wissenschaftliche Beweis drückt den Systemen von Urtheilen ihre Form auf. Die allgemeinsten nicht wieder ableitbaren Sätze sind Grundsätze, Axiome, u. unter diese ordnet das System seine erweislichen Sätze, was aber nicht geschehen

Wird nach der Zahl der täglichen Lehrstunden gefragt, die jedem einzelnen Lehrgegenstande gewidmet werden müssen, so muß sich dies theils nach der zugemessenen Zeit überhaupt, theils nach der Wichtigkeit des Lehrgegenstandes, theils nach der jedesmaligen Bildungsstufe der Kinder richten. Denzel gibt dafür folgende Regeln: 1) Je wichtiger ein Gegenstand an sich oder für die Bildungsstufe ist, auf welcher die Kinder einer Klasse stehen, desto mehr Zeit muß ihm verhältnißmäßig gewidmet werden. 2) Je mehr ein Gegenstand einer solchen methodischen Behandlung fähig ist, daß dadurch die geistige Entwicklung des Schülers auf einer gewissen Stufe mit entschiedenem Erfolge gefördert werden kann, desto mehr Zeit muß man ihm geben. 3) Je mehr Uebung dazu gehört, um sich eine Sache völlig eigen zu machen, desto weniger darf man zu ihrer Behandlung Zeit sparen. 4) Je größer der Umfang eines Lehrgegenstandes ist und je mehr Theile er hat, die elementarisch berücksichtigt werden müssen, desto mehr Zeit muß man ihm widmen.

Eine in der Schulkwelt oft aufgeworfene und häufig sehr verschieden beantwortete Frage ist diese: Wie viel Lehrstunden täglich oder wöchentlich kann ein Lehrer erteilen? Die Gesetzgebung der einzelnen Länder hat die Frage dahin beantwortet, daß 30—32 Schulstunden wöchentlich, 6 täglich die Zahl ist, die ein Volksschullehrer zu übernehmen hat; Lehrer an höhern Anstalten haben in der Regel weniger Lehrstunden gesetzlich zu erteilen, und es sinkt hier die Zahl auf 26, 24, ja bis auf 20. Wir wollen hier keine Untersuchung anstellen, ob diese geringere gesetzliche Verpflichtung dem Volksschullehrer gegenüber gerechtfertigt erscheint, doch ist so viel gewiß, 6 Stunden täglichen Unterrichts, bei 2 freien Nachmittagen ist für keinen gesunden Lehrer zu viel. Es ist freilich wahr, man kann schon nach 3 Stunden total erschöpft seyn, aber dann hat sich der Lehrer, wenn er nicht kränklich ist, die Schuld beizumessen. Es fehlt ihm entweder an besonnenner Ruhe und an dem so nöthigen Gleichmuth, oder er verschwendet ohne Noth seine Kraft, oder er weiß seine Schüler durch eine gute Disciplin nicht in Ordnung zu halten, so daß er in dem steten Stürme aus einem Aegerer in den andern fällt, und so in der immerwährenden innern Unbezaglichkeit schon in den ersten Lehrstunden erschöpft wird.

Was die Zeit der Lehrstunden betrifft, so eignen sich für dieselben am besten der Vormittag und wir finden deshalb wenigstens in den Sommermonaten $\frac{1}{2}$ der Lehrstunden auf den Vormittag verlegt und nur in den Wintermonaten auf beiden Tageszeiten gleichviel Lehrstunden. Als halbe Schultage gelten fast überall Mittwoch und Sonnabend; nur in Hohenpollern der Dienstag und Freitag.

Weiteres hierüber, besonders über Vertheilung der Lehrstunden siehe den Art. *Lehrstyl* n.

Lehrstyl (didaktischer Styl, Red.), Stylart, deren Zweck es ist, durch wissenschaftliche Darstellung der einzelnen Theile des menschlichen Wissens den Verstand zu belehren und den Willen zum Handeln zu bestimmen. Der L.

trägt demnach theils Wahrheiten vor, erklärt, prüft und beweist sie, theils wendet er sie an und sucht zur Annahme derselben zu bewegen. Daher ist möglichste Faßlichkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit seine Aufgabe. Außerdem muß der L. sich, wie jeder andere Styl, genau dem von ihm darzustellenden Gegenstand anschmiegen und ihn in das Licht stellen, in welchem er eben dem Auge des zu Belehrenden erscheinen und auf ihn einwirken soll; er kann und muß demnach, ganz nach Bedürfnis, systematisch, compendiarisch, erläuternd, beurtheilend, populär oder auch rednerisch seyn. Vgl. *Styl*.

Lehrte (Geogr.), hannöv. Orte: 1) Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Ilt en; 120 Einw.; — 2) Bauernschaft, Donabrück, Bremberg-Neppen, Amt Neppen; 180 Einw.

Lehrton, das, zur Methode gehörige, auf persönliche Eigenschaften sich gründende Benehmen des Lehrers, wodurch er seinem Vortrage das gehörige Leben und Interesse gibt. Es ist der Ausdruck der gesammten und besonders gemüthlichen Bildung und Stimmung des Lehrers beim Unterrichte. Er ist für den Lehrer von außerordentlicher Wichtigkeit, denn es leistet bei einem wahrhaft guten Lehrtone oft der weniger geschickte Lehrer in seiner Schule in aller Absicht mehr, als der geschicktere, dem der richtige Lehrton fehlt. Das ganze Benehmen des Lehrers unter seinen Schülern, der Ton seiner Stimme, das Gemüthliche seiner Rede, das Sinnige, das sich in seinem ganzen Wesen ausdrückt, seine Angemessenheit oder Freimüthigkeit, seine Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, sein Ernst u. seine Milde, — dies Alles macht großen Eindruck auf die Schüler, und hat einen bedeutenden Einfluß auf das ganze Lehrgeschäft. Einfluß auf den Lehrton hat die natürliche Anlage des Gemüths, die gesammte, auch äußere Bildung des Lehrers, und dann besonders die Charakter- u. Gemüthsbildung desselben. Obgleich zu den Erfordernissen eines guten Lehrtones so Vieles gehört, daß sich derselbe schwer beschreiben läßt, und übers dies unter Jünglingen und Kindern, Knaben u. Mädchen, ja selbst unter Kindern einerlei Geschlechtes von verschiedenem Alter, so wie in einzelnen Lehrstunden und unter besondern Umständen sehr verschieden seyn muß, so lassen sich doch die Haupterfordernisse in einige bestimmte Punkte zusammenfassen, welche folgende seyn möchten: 1) Wahre Herzensfrömmigkeit. Sie muß dem Lehrer Natur seyn, und ist sie das, so wird sie überall natürlich in ihrer ganzen Liebendigkeit, Milde und Segenskraft sich ausdrücken. 2) Fühlbare Wärme für die Sache, die der Lehrer vorträgt, unverkennbares lebendiges Interesse an dem ganzen Lehr- und Erziehungsgeschäft und an dem Gegenstande, mit welchem der Lehrer die Schüler beschäftigt. Die Kinder müssen es vor Augen sehen und fühlen, daß der Lehrer ihr Bestes will, und ihre Bildung ihm wahrhaft am Herzen liegt. Versicherungen helfen da nichts, die ganze Art, wie der Lehrer sein Amt treibt, muß das darthun. 3) Lebendigkeit und Lebhaftigkeit im Vortrage und in der ganzen Thätigkeit, Kraft in Sprache und Be-



die einzelnen Schulkinder abgetheilt sind, zu versehen. Das Unterbret erhält 2 Zoll weniger Breite, als das Tischbret. Von der einen Seite des Tisches wird der Zwischenraum zwischen dem Tischbrete und dem Unterbrete mit einem Brete verdeckt, so daß die Fächer nur nach den Kindern zu offen sind. Zwischen je zwei und zwei Kindern ist ein Tintenfaß von Holz und inwendig mit einem kleinen Glase versehen, oder stark verharzt, in das Tischblatt eingelassen. Es ist zweckmäßig, daß jedes Tintenfaß mit einem Schieber versehen werde, der dasselbe völlig bedeckt. 10) Die Schulbänke können 2 Zoll kürzer seyn, als der Tisch, zu dem sie gehören, und ihre Ecken sind abzurunden. Sie müssen je nach dem Alter der Kinder eine Breite von 8—9 Zoll haben und 9 Zoll niedriger als der Tisch seyn, zu dem sie passen sollen. 11) Der Zwischenraum zwischen Tisch und Bank muß 6 Zoll betragen, damit die Schüler auch stehen können. 12) Jedes Schulzimmer muß wenigstens 2 große schwarze Wandtafeln haben, eine dieser muß auf der einen Seite Linien für das Notensystem haben; dann gehört in jedes Schulzimmer ein in Fächern getheiltes Schulschrank, zur Aufbewahrung der Lehr- und Lernmittel, dessen Größe sich nach der Zahl der Schulkinder richtet.

Außerdem muß in dem Schulzimmer die größte Reinlichkeit herrschen und es muß stets durch Öffnen der Fenster nach vollendetem Unterricht für reine Luft gesorgt werden. Es versteht sich von selbst, daß das Lehrzimmer sowohl während als außer der Schulzeit nicht zu wirthschaftlichen und häuslichen Zwecken von dem Lehrer gemißbraucht werden darf. Man kann gewöhnlich schon an der Schulkube sehen, welcher ein Sinn den Lehrer hinsichtlich seiner Schulkube beseelt, und welcher Sinn unter den Schülern herrscht.

Lehsen, mecklenburg. Schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Wittenburg; 260 Einw.

Lehsen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, Kr. Breslau, Kr. Steinau; Schloß, Vorwerk, Wasser- und Windmühle; 220 Einw.; hierzu ein Antheil und das Dominial-Vorwerk von Geißendorf.

Lehsen (Geogr.), mecklenburg. = Schwerin. Orte: 1) Dorf, wendischer Kreis, Amt Staffenhagen; 350 Einw.; — 2) (Hopfenberg), Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Neustadt; 120 Einw.; — 3) s. Lehsen.

Lehsen (Min.), nach Thomson der weisse und fleischroth gestreifte Patrolith von Glenarm in Irland; s. Mesotyp.

Lehwalde, Hans von, preuß. General, geb. im Juni 1685 in Preußen, betrat schon im 15. Jahre die praktisch-militärische Laufbahn und rückte bis 1713 zum Major auf. Als Preußen jetzt am großen nordischen Kriege Theil nahm, wohnte L. dem pommerschen Feldzug bei und war bereits Generalmajor, als 1741 der erste schlesische Krieg begann. In diesem und dem folgenden schlesischen Kriege bewies L. mehrmals glänzende Tapferkeit, half 1745 bei Hohenfriedberg den Sieg erringen, und trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei Kesselsdorf bei, wo er

die Infanterie des rechten Flügels befehligte. Zum Generalfeldmarschall 1757 ernannt, ward er nicht lange darauf Gouverneur von Königsberg in Preußen, und erhielt nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges den Oberbefehl eines besonderen Heeres, mit dem er Preußen gegen die überlegene russische Armee decken sollte, der er am 30. August 1757 das den preuß. Waffen nachtheilige Treffen bei Großjägerndorf lieferte. Hierauf wandte er sich gegen die in Pommern eingefallenen Schweden, nahm Greifswalde und drang bis Stralsund vor. Altersschwäche nöthigte ihn aber, im April 1759 den Heerbefehl abzugeben. Er wurde Gouverneur von Berlin, und leistete hier im Oktober 1760 den andringenden Russen und Oestreichern tapfern Widerstand, mußte aber ihrer Uebermacht weichen. Seit 1762 lebte er wieder in seinem Gouvernement Preußen und † im November 1768 zu Königsberg mit dem Ruhme eines erfahrenen, allein vom Glück wenig begünstigten Feldherrn.

Lehwalde, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), Kr. Königsberg, Kr. Osterode; 190 Einw.

Lei (Geogr.), s. v. a. Labal.

Leia (Entom.), nach Meigen, Schlupfwürm, Gatt. der Diptera nemocera *Tipularia* Latr., der Ordn. der Rücken und der Junst der Fadenwürmer nach Lén, unter *Tipula* L. — Charakter: Drei genährte Nebenaugen, von denen das vordere kleiner ist; Dornen an den Füßen; ohne Mittelzelle in den Flügeln. — Als Typus mehrerer Arten kann *L. dimidiata* Meig. gelten.

Leiacanthus (foss. Ichth. uol.), nach Egerston, fossil. Placoidengattung, von der nur Flossenstacheln aus dem Muschelschale von Baireuth u. Lunenburg bekannt sind. Die Stacheln gleichen ganz denen von *Hybodaes*, sind aber am Hinterrande ungezähnt.

Leiacantha (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von *Disparago* Gaert.

Leianthera (Bot.), nach Grisebach, Untergattung von *Banisteria* L.

Leianthus (Bot.), nach Grisebach, Gattung der Gentianaceae *Griseb.*, 6 Arten, meistens Sträucher in Jamaika.

Leiaparine (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von *Galium* L.

Leias (Leiasformation, Leiaschale, Leiasandstein, Leiaschiefer, Geognos.), neuere Schreibart einiger Geognosten statt *Lias*, *Liasformation* u. s. d.

Leib (in versch. Bedeutung), 1) ein Körper, der von einer Seele belebt ist, oder belebt gewesen ist; — 2) s. v. a. Person, daher: Lehen auf 3 L. er, d. h. bis auf den Enkel; — 3) in Zusammensetzungen, was für die Person eines Fürsten ist, zum Unterschiede von Hof... oder Kammer..., z. B. L.-arzt, L.-page u. s. d.; — 4) s. v. a. Lieblings..., z. B. L.-essen, L.-pferd u. s. d.; — 5) s. v. a. Kumpf; — 6) s. v. a. Bauch oder Unterleib; 7) derjenige Theil an Kleidungsstücken, welcher den L. bedeckt, besonders wenn er eng anschließt; — 8) (L.-chen), Kleidungsstück ohne Ärmel, für Frauenzimmer, welches vorzüglich



(in den *legibus Barbarorum* und den fränkischen *Capitularen*, so wie in anderen Urkunden) unter dem Namen *servi* oder *mancipia*, die Letzteren dagegen werden bei den einzelnen deutschen Völkern mit verschiedenen Benennungen bezeichnet, z. B. bei den Franken, Schwaben, Friesen und Sachsen mit dem Namen *liti* oder *lidi* (d. h. Leute schlechtthin), bei den Sachsen auch *lati* oder *lazzi*, oder, wie der *Sachsenspiegel* sie später nennt, *Lassen*, welches Wort er nach einer alten Tradition von *lassen*, *belassen*, *sitzen lassen*, ableitet, indem er, was besonders charakteristisch und ganz mit unserer obigen Ansicht im Einklange ist, die Entstehung dieser Benennung mit der Eroberung Thüringens durch die Sachsen in Verbindung bringt und den Hergang folgendermaßen erzählt: „Und da ihrer (der Sachsen) so viel nicht waren, daß sie den Acker bauen konnten, und da sie auch die thüringischen Herrn (den Adel) schlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern sitzen ungeschlagen, und bestätigten ihnen den Acker zu solchen Rechten, als noch die *Lassen* haben: und davon kommen die *Lassen* her, und von den *Lassen*, welche sich verwirkten an ihren Rechten, sind kommen die *Tagewerken*.“ Hiernach wurde also noch im 13. Jahrhundert das Vorkommen von Unfreien ohne Grundbesitz als eine Anomalie und als ein Herabsinken aus der Klasse der unfreien Grundbesitzer zur Strafe (durch Verwirken) betrachtet. Bei den Longobarden, Bayern und Alemannen, besonders bei den Schweizer-Alemannen, findet sich zur Bezeichnung der gutbesitzenden Unfreien der Ausdruck *aldio*, weiblich *aldia*, unser heutiges *hold*, *Grundhold*, in der Bedeutung von Personen, die einem Herrn *hulde* (obsequium) thun müssen. Gehörten die Grundstücke, zu welchen die Unfreien gehörten, dem Fiskus, so hießen sie *Fiscalini*, gehörten sie der Kirche, so hießen sie *homines ecclesiastici*. Unverkennbar war die Stellung der grundbesitzenden Unfreien viel vorthellhafter als die der *servi*, zu deren Bezeichnung seit dem Beginne der Kämpfe mit den slavischen Völkerschaften (*Slavones*) an der östlichen Grenze Deutschlands der Ausdruck *Sklave* (offenbar den Kriegsgefangenen Slaven bezeichnend) gebräuchlich zu werden anfang. Die eigentlichen *servi* hatten kein Volksrecht; die Nationalität derselben, ob von romanischer oder deutscher Abstammung, wurde dabei nicht mehr unterschieden; ihr Wehrgeld war gering, nur 30 *solidi*, wo das des freien Deutschen 200 *solidos* (den *solidus* zu einem kleinen Thaler Silberwerth gerechnet) betrug. Der *servus* durfte nicht bewaffnet gehen; wagte er es, mit einer Lanze zu erscheinen, so wurde sie ihm auf den Rücken zerbrochen. In den Gesetzen jener Zeit steht er in aller Beziehung den Sachen gleich, und wird daher meist unter der Rubrik: *de rebus fugitivis*, neben entlaufenen Pferden und andern Thieren mit erwähnt. Kaum etwas besser waren unter diesen *servis* jene gestellt, welche sich auf Handwerke verstanden, welche von kriegerischen Nationen geschätzt werden, wie Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silberschmiede (sogenannte *servi lecti ministeriales, sive expeditionales*). Dagegen aber war die

Stellung der grundhörigen Unfreien in aller Beziehung ausgezeichnet, so daß es als ein großer Fortschritt, wie eine halbe Freilassung betrachtet wurde, wenn ein gemeiner *servus* von seinem Herrn der Kirche, oder dem Könige überlassen wurde (sog. *manumissio in ecclesia, circa altare ducendo*, und sogenannte *manumissio per impans*, h. e. in *hannum regis*), um als *homo ecclesiasticus* oder *fiscalinus* kolonisiert zu werden. Bei den *lidus* und *aldio* herrschte daher immer wenigstens noch einige Rücksicht auf seine Abstammung von ursprünglich freien Völkern vor; auch in der Unfreiheit wurde seine Nationalität (ob Romanus oder Barbarus, d. h. Deutscher) genau unterschieden; denn außerdem, daß der *lidus* deutscher Abkunft ein höheres Wehrgeld genoß, war diese Nationalität von fortwährender Bedeutung, da dieser Unfreie nicht als vollkommen rechtlos oder als Sache betrachtet wurde, und daher vor Gericht nach seinem Nationalrecht behandelt und geurtheilt werden mußte. Diese *lidi* und *aldiones* (s. *Uldier*) waren, wie die Freien selbst, *heerbannpflichtig*; denn der *Heerbann* war eine auf den Grundstücken ruhende Last, und der *lidus* und *aldio* waren Grundbesitzer, wenn gleich ihr Besitz nur ein abgeleiteter seyn konnte. Sie waren daher auch schuldig, an den jährlichen drei großen Landtagen, den *placitis majoribus*, zu erscheinen; auch waren sie schwurfähig im Volksgericht, sowohl als Kläger als Beklagte und als Zeugen; doch hatte ihr Eid gewöhnlich nur die Hälfte der Beweiskraft des Eides eines Freien, so wie auch ihr Wehrgeld nicht über die Hälfte des Wehrgeldes eines Freien betrug. Es war daher, wo durch solche *Uldionen* bewiesen werden sollte, zur Ueberweisung eines freigebornen Gegners die doppelte Anzahl von Eideshelfern nöthig, als wenn die Ueberweisung mit freien Leuten geführt werden konnte. Die Stellung des Herrn zu dem *aldio* wird in den longobardischen Gesetzen sehr gut als ein wahres *Mundium* (Schutzrecht, zugleich mit dem Begriffe von Schutzpflicht) bezeichnet, und daraus erklärt sich auch, warum der Gutshörige in der Regel ohne Einwilligung seines Herrn weder eine Ehe eingehen, noch eine Frau aus seiner Familie verkaufen, d. h. an einen Mann aus einer andern Familie verheirathen durfte, weil sie hierdurch aus dem *Mundium* seines Herrn gekommen wäre. Wurde der *lidus* getödtet, so fiel ein großer Theil seines Wehrgeldes, welches der Thäter zur Sühne zu entrichten hatte, an seinen Herrn, das Uebrige an seine Familie. Im Uebrigen war die Stellung des *lidus* im Verhältniß zu der des Sklaven nicht sehr drückend; er konnte eigenes, bewegliches Vermögen besitzen, sogar selbst wieder *lidos* haben; an dem Grundstücke selbst aber hatte er weder ein Eigenthum, noch wohl auch ein festes Erbrecht, obwohl es im Interesse des Herrn selbst und der Erhaltung des guten Standes des Gutes wegen in den meisten Fällen vom Vater auf den Sohn übergieng. Nicht unwahrscheinlich ist, daß der Herr in der älteren Zeit die ganze bewegliche Hinterlassenschaft des *aldio* an sich nehmen konnte, was vielleicht am Meisten drückend empfunden wurde. Dies beweisen sowohl



greifen können; im Uebrigen stehen sich Leibeigene und Hörige in allen Beziehungen völlig gleich. Auch für die neuere Zeit wird man behaupten müssen, daß die mit einem Gutsbesitz in Verbindung stehende Hörigkeit als das praktisch vorherrschende Verhältniß, und im Gegensatz davon die reine Leibeigenschaft als ein Ausnahmeverhältniß zu betrachten war. Wenn gleichwohl die Zahl der Leibeigenen ohne Gutsbesitz sich nach und nach dadurch vermehren mußte, daß das Interesse des Herrn die Theilung der Bauernhöfe nicht gestattete, und daher nicht immer alle Kinder auf dem älterlichen Hofe eine Unterkunft finden konnten, und dadurch viele gerade so, wie es in der oben angeführten Stelle des Sachsenspiegels sehr schön angedeutet ist, genöthigt wurden, Tagwerker zu werden; so blieb doch auch für diese Leibeigenen eine gewisse Beziehung zu dem Gute in so fern, als sie von demselben mitunter eine Abfindung oder Ausstattung zu fordern hatten, welche der Uebernehmer desselben (der Auerbe) zu entrichten hatte, oder doch, so lange sie nicht abgefunden, für den Fall der Erkrankung befugt waren, Verpflegung auf dem Hofe in Anspruch zu nehmen (eine Art Heimathrecht). Einen eigenthümlichen Einfluß auf die rechtliche Stellung der Unfreien hatte aber in Deutschland die Ausbildung der Landeshoheit. Seit der festeren Begründung derselben, namentlich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, wo auch in den einzelnen deutschen Territorien allmählich die Staatsidee zum Durchbruche kam und die Herrschergewalt der Fürsten über den Adel entschieden war, wurde auch der Unfreie wenigstens gegen willkürliche Mißhandlungen seines Herrn geschützt, und seine Befugniß, gegen seinen Herrn zu klagen und vor den Gerichten Beschwerde zu führen, nicht mehr bezweifelt; mit einem Worte, seit der Ausbildung der Landeshoheit wurde auch der Leibeigene als Staatsbürger anerkannt, wenn gleich noch nur als ein unvollkommener. Jedoch lag auch hierin schon ein Fortschritt zur Erlangung der vollen Personalfreiheit, u. es konnte nicht lange dauern, so mußten sich die vielfachen Inkonvenienzen und der unvereinbare Widerspruch, welche die Eigenschaft eines Staatsbürgers oder eines Unfreien darbot, praktisch empfindlich machen, und auf der Seite aufgeklärter Regierungen selbst die Idee der Aufhebung der Leibeigenschaft hervorrufen. Als Staatsbürger mußte daher der Leibeigene schon in dem Genuße und in der Ausübung aller jener bürgerlichen Rechte geschützt werden, welche mit seiner Unfreiheit nur irgend vereinbar waren; man gestand ihm daher Eigenthumsfähigkeit, so wie auch aktives und passives testamentarisches und Intestaterbrecht zu, abgesehen von seinen und seiner Familie etwaigen besonderen, durch Herkommen oder Bewilligungen begründeten Rechten an dem von dem Herrn herrührenden Gute; auch galt der Leibeigene nicht für anruchtig, war aber doch (wegen des Mangels der Freiheit) zunftunfähig. Die Zeugenfähigkeit wurde dem Unfreien wenigstens in Sachen seiner Standesgenossen untereinander gleichfalls nicht abgesprochen; doch wurde er in Sachen seines Herrn stets als ein verdächtiger Zeuge be-

handelt, und ebenso schien es nach dem Geiste des ältern deutschen Rechtes und den Ansichten desselben über den Begriff und die Wirkungen der Ebenburt wenigstens bedenklich, seinem Zeugnisse in Sachen freier Leute eine unbedingte und volle Beweiskraft zu geben. Was die Entstehungsgründe der L. betrifft, so war seit der Entstehung eines praktischen europäischen Völkerrechts die Kriegsgefangenschaft oder Eroberung des Landes (jener älteste und ursprüngliche Entstehungsgrund) ganz hinweggefallen; freiwillige Ergebung in die L. mochte zwar noch in der Theorie genannt werden; es möchten sich aber in den letzten drei Jahrhunderten, in welchen das Streben nach bürgerlicher Freiheit sich immer stärker zu regen begann, schwerlich noch Beispiele davon nachweisen lassen. Der regelmäßige Entstehungsgrund war demnach die Abstammung von unfreien Aeltern, da die Unfreiheit, wie jedes andere Standesverhältniß, auf die Nachkommen vererbte. Dabei war, um das eheliche Kind als unfrei erscheinen zu lassen, es hinreichend, wenn auch nur der eine Aelternteil unfrei war, was man durch die Rechtsparömie ausdrückte: „das Kind folgt der ärgeren Hand.“ Hinsichtlich der außerehelichen Erzeugung galt die Regel: „partus sequitur ventrem“, d. h. das Kind folgte hier stets dem Stande der Mutter. Partikularrechtlich begründete mitunter sogar die Ehe einer freien Person mit einer Unfreien für erstere die L. Dieses erklärt sich daraus, daß in der ältesten Zeit eine Ehe zwischen Freien und Unfreien für durchaus unstatthaft gehalten wurde. Der freie Mann, welcher sich mit einer unfreien Frau verheirathen wollte, hatte es hierbei in der Regel in seiner Gewalt, dieses Ehehinderniß zu umgehen; denn war es seine eigene Leibeigene, welche er zu seiner Ehefrau wollte, so durfte er ihr nur eine Morgengabe bestellen, so lag, wie wir aus den longobardischen Gesetzen ersehen, darin selbst eine stillschweigende Freilassung, und die Frau war somit ipso jure seine gesetzmäßige Gattin; wollte er aber eine fremde Leibeigene heirathen, so mußte er sie erst von ihrem Herrn frei kaufen. Strenger war das alte Recht, wenn sich ein unfreier Mann mit einer freien Frau verband; die Ehre der freien Familie galt dadurch so sehr gekränkt, daß man ihr bei manchen deutschen Stämmen, wie z. B. bei den Longobarden, erlaubte, den Sklaven und das Mädchen zu tödten, oder, wenn sie letzteres nicht tödten wollten, als Sklavin außerhalb Landes zu verkaufen. Bei den Franken stellte man den Sklaven und das Mädchen in einen Ring (d. h. Kreis, vor Gericht), und ließ die Letztere zwischen Schwert und Kunkel (Spindel) wählen; wählte sie das erstere, so wurde der Leibeigene, als der Entführung schuldig, sogleich hingerichtet, wählte sie die Spindel, so blieb sie seine Frau, wurde aber zu ihm in die Unfreiheit hinabgestoßen. Auffallend milder sind hier die Rechtsbücher aus dem 13. Jahrhundert, namentlich der Sachsenspiegel; denn nach diesem verliert die freie Frau durch Verheirathung mit einem unfreien Manne ihre Freiheit nicht ganz, sondern tritt nur in ihres Mannes Recht herunter, so lange die Ehe dau-



funben hatte, die Freiheit gab. In der spätern Zeit erkannte man überhaupt, mit Vereinzigung römisch-rechtlicher Begriffe, eine erwerbende Verjährung der Freiheit an. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann endlich die Humanität den Sieg zu erringen. Unter den Fürsten, welche zuerst mit der Aufhebung der Leibeigenschaft vorangingen und den übrigen Regierungen dadurch ein eben so ruhmwürdiges, als unaufhaltsam zur Nachfolge zwingendes Beispiel gaben, stehen die gefeierten Namen Friedrich II. von Preußen, Kaiser Joseph II. und Karl Friedrich von Baden obenan. Gleichwohl bestand die L. in mehreren Gegenden Deutschlands bis Anfang des 19. Jahrh. In Mecklenburg fanden sich Leibeigene, die weder ihren Wohnort noch ihren Dienst verlassen, keine andere Lebensart wählen, nicht heirathen durften, ohne Erlaubniß ihres Herrn zuvor zu haben. 1814 wurde die Freigebung beschlossen und angefangen, wie schon früher von verschiedenen Guts Herren, Grundstücke gegen Erbpacht den Leibeignen übergeben wurden. Die Unterthänigkeit sollte (nach Beschlusse des Landtags von 1818) bis 1820 abgeschafft seyn, doch haben sich diesem Vollzuge noch einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt. In Preußen ist 1807 die Erbhörigkeit, Erbunterthänigkeit und L. abgeschafft, durch ein Edikt vom 14. Sept. 1811 die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe, die Abschaffung der Naturaldienste und Anderes ausgesprochen, 1819 endlich auch die Erbunterthänigkeit in den von Sachsen übernommenen Landen beseitigt worden. Für Oesterreich hatte, wie eben bemerkt, Joseph II. 1781 die Aufhebung der L. beschlossen, doch sind in den verschiedenen Staaten dieses Reichs die Bauern nicht alle gleich gestellt. Manche sind ganz frei, manche nicht amtsfähig, andere dürfen kein Grundeigenthum besitzen, manche können ihre Güter nicht loskaufen, sondern müssen bestimmte Abgaben und Dienste leisten. In Livland wurde 1822 ein Viertel der Leibeignen frei gegeben und so jährlich fort gefahren, daß 1825 die Freigebung vollendet war. Im übrigen Rußland wäre die L. schon von Kaiser Alexander zugleich mit der Aufhebung der livländischen und estnischen L. beseitigt worden, wenn nicht hundert vorher kaum geahnete Schwierigkeiten sich diesem Plane mit solcher Gewalt entgegengestellt hätten, daß der Kaiser denselben gänzlich wieder fallen lassen mußte. Man denke sich nur einige 30 Mill. Menschen aus niedrigster, knechtischer Unterwürfigkeit plötzlich in Freiheit versetzt und mit persönlichen Rechten versehen, und wahrlich, die Befürchtung, welche gefahrdrohende Stellung eine solche Riesenmasse, in der zugleich der Stoff vieler Erbitterung gährte, für den ganzen Staat und für alle Geseze der Sitte und Ordnung herbeiführen könne, lag sehr nahe. Das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinrämer, der Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Kosacken, Vorreiter, Kammerdiener, und das ganze dienende Heer in den niedern Graden — sie alle

gehören in das große Register der Leibeigenen. Die Zahl derselben belief sich im J. 1836 nach officielltem Berichte auf 48,412,063 Seelen, wovon 23,587,067 dem männlichen und 24,824,986 dem weiblichen Geschlechte angehörten, während ein anderer gleichfalls officieller Bericht im Ganzen nur 44,826,288 dem Bauernstande zugehörige Individuen, und zwar 21,463,993 als Eigenthum der Krone und 23,362,595 als gutsherrliche Bauern, nachweist. Apanagebauern auf den kaiserlichen Domänen gab es nach dem Bericht des Ministers der Apanagen am 1. Jan. 1842 753,935 männlichen und 834,241 weiblichen Geschlechts, zusammen 1,588,176 Seelen. Man muß sich übrigens wohl hüten, mit dem Begriff der Leibeigenschaft in Rußland zugleich den der Armuth zu verbinden. Viele Leibeigene, sowohl von den Kron- als Privatbauern, sind Millionäre oder haben wenigstens ein Kapital von von 4—500,000 Rubeln, und viele sind mit ihrer Lage so zufrieden, daß sie gar nicht einmal das ihnen von mancher Guts herrschaft gewährte Recht der Loskaufung gegen eine mäßige Summe in Anspruch nehmen. Sie zahlen liebe Jahr aus und ein ihren laufenden Obrol, wie die Abgabe der Leibeigenen heißt, oder leisten ihre Zahlung in Naturallieferungen, in einer gewissen Zahl Haselhühner, Weißfische, Schaffelle u. s. w. Ein Adelsmarschall in jeglichem Kreise nimmt zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahr u. schützt sie gegen grobe Mißhandlungen, wie das Plätten der nackten Haut mit glühenden Eisen und andere Grausamkeiten, die selbst noch in neuerer Zeit und im Gouvernement St.-Petersburg vorgekommen sind. Immer ist ihre größere oder geringere Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei ihrer Gebieter bedingt und nur eine Macht steht den letztern entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich zu verkaufen und so die Bande der Ehe nach eigener Machtvollkommenheit zu lösen. Der Leibeigene selbst ist an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Das Gut kann mit allen Seelen verkauft und verpachtet werden, nicht aber der Leibeigene ohne das Gut. Vgl. B. im Staatslex. v. Rotted u. Welcker, Art. Leibeigenschaft; ferner d. Art. Altdeutsche Stände und Bauer (Geschichtl. und Statist.).

Leibelfing, bayer. Pfarrdorf, N. B. Niedersbayern, Ldgr. Straubing; 320 Einw.

Leiben, österr. Marktflecken, Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Ldgr. gleichen Namens; Papierfabrik, Schäferei; 300 Einw.

Leibensfeld, österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Frauenthal; 270 Einw.

Leibensstadt, badisches Dorf, Untertheinkreis, Amt Altsheim; Feld-, Wiesenbau und Viehzucht; 540 Einw.

Leiberg, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, N.-B. Minden, Kr. Buren; 620 Einw.

Leiberheid, s. Heimb.

Leibersdorf, bayer. Kirchdorf, N.-B. Oberbayern, Ldgr. Moosburg; 130 Einw.

Leiberftung, bad. Dorf, Mitteltheinkreis, Amt Bühl; 370 Einw.



bei Boyneburgs Gesandtschaft nach Polen das „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo“; ebenso floß aus seiner Feder das „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zustellen“, das gegen Ludwigs XIV. herrsch- und habstüchtige Pläne gegen Deutschland gerichtet und ein gefahrdrohender Vorläufer für L. selber war. Um nämlich Ludwigs XIV. Ehrgeiz von Deutschland abzulenken, wurde L. 1672, angeblich als Führer des jungen Boyneburg, nach Paris gesandt, wo er durch sein „Concilium aegyptiacum“ des Königs Ehrgeiz zu einem Zuge nach Aegypten anstacheln sollte. (Von dieser merkwürdigen Schrift erhielt man erst 1798, als Bonaparte seine ägyptische Expedition ins Werk führte, durch einen Engländer Nachricht). Dieser Plan mißlang zwar, Deutschland zog nicht den geringsten Vortheil aus dem Muth und der Klugheit, die L. bewies, aber der deutsche Mann der Wissenschaft mußte auch diese Reise segensreich zu machen für den literarischen Ruhm seiner Nation. Sein Aufenthalt in Paris und ein Ausflug von da nach London, brachte ihn in persönliche Berührung mit den berühmtesten Mathematikern und Naturforschern jener Tage, namentlich waren es Huyghens, Wallis, Boyle, Henri Oldenburg und Newton, die ihn neuen Drang nach seinen mathematischen Studien einflößten. Solchen Weckern angemessen war auch die Erfindung, welche die nächste Folge seiner Reifestudien werden sollte, die der Differentialrechnung (s. d.). Die Großartigkeit dieser Erfindung, wie der Ruhm, den sie um das Haupt des jungen Gelehrten erglänzen ließ, bewegte die pariser Akademie, L. zu ihrem Pensionär aufnehmen zu wollen, falls er zur katholischen Kirche übergehe. Dieser Bedingung wegen schlug er jedoch das Anerbieten aus und erhielt dagegen eine Pension mit dem Rathstitel vom Herzog von Braunschweig-Lüneburg, u. dazu die noble Erlaubniß, seinen Aufenthalt im Ausland nach Belieben zu verlängern. Im J. 1676 ward L. Bibliothekar und Rath zu Hannover. Hier eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger Geschäftskreis, daß L. seiner bekannten Lust an vielgestaltigem Wirken u. Schaffen vollkommen genügen konnte, freilich auf Kosten einer Kraftzersplitterung, welcher die Wissenschaft keinen Dank schuldig ist. Zunächst veranlaßten ihn die Verhandlungen des römischen Friedens 1677 zur Abfassung der Schrift „Caesarini Furstenarii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae“. Um das Material zu einer Beschreibung der Geschichte des Hauses Braunschweig, mit der man ihn später beauftragte, zu sammeln, besuchte er 1687 Wien und Italien. Wie die Vorarbeiten waren auch die Resultate dieses historischen Unternehmens groß und werthvoll; dazugehören: Codex juris gentium diplomaticus, Hannov. 1693—1700, 2 Bde., Fol.; — Scriptores rerum brunsvicensium, illustrationes inservientes, das. 1707—11, 3 Bde., Fol.; — Accessiones historicae, Lpzg. und Hannov. 1698—1700, 2 Bde., 4; — Disquisitio de origine Francorum, Hannov. 1715; — Annales imperii occidentis

brunsvicensium, erst Hannov. 1843, Fol., von Verhagen u. L. Handschriften herausgegeben. Zugleich Zeit benutzte er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen zu etymologischen Forschungen, denen wir die „Collectanea etymologica“ (Hannov. 1717) verdanken. Weniger gelang eine andere geistliche Speculation: bis zum Jahre 1694 korrespondirte er mit Pellisson und Bossuet über eine Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche, ein Plan, der gerade damals durch die Zeitverhältnisse begünstigt und vom Herzog Ernst August von Hannover in hohem Grade geschützt wurde, der aber an der Hartnäckigkeit der Katholiken, die den schon fast zu nachgiebigen L. zu immer wichtigeren Concessionen vermögen wollten, endlich scheiterte. Das zu diesem Zweck von L. verfaßte conciliatorische Systema theologicum erschien erst Par. 1819 (deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820) im Druck. Diese Korrespondenzen und Unterhandlungen waren benutzt worden, L. mit dem Brandmal des Kryptokatholicismus zu besetzen. Die Fabel ist längst in sich selbst erstickt; man vergleiche darüber G. H. Schulz: „Ueber die Entdeckung, daß L. ein Katholik gewesen“ (Göttingen 1827). Besser lohnte ihm die Gegenwart und lobte ihm die Nachwelt ein anderes Werk der Wissenschaft, die durch Friedrich I. im J. 1700 ausgeführte Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, deren erster Präsident L. wurde. Ähnliche Versuche in Dresden und Wien mißlangen dagegen. — L. stand in hohen Ehren und auf einer wohlverdienten Stufe des Glückes, als er am 14. November 1714 zu Hannover an einem Gichtanfall starb. Aber trotzdem, daß er hannoverscher geh. Justizrath und Historiograph, L. Reichshofrath und Freiherr und kaiserl. russischer geh. Rath geworden und längst eine Zierde des Vaterlandes war, so folgte seinem Sarge doch Niemand, als sein treuer Verehrer Joh. G. von Eccard; auch die berliner Akademie u. die londoner Societät (die sich noch während seines Lebens nicht gescheut hatte, im Streit mit Newtons Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung gegen L. zu urtheilen) ignorirten seinen Tod: nur Fontenelle in Paris hielt ihm eine glänzende Lobrede. Begraben wurde er in der neustädter Hofkirche zu Hannover, wo ihm ein schlichtes Monument mit der Aufschrift: „Ossa Leibnitii“ errichtet wurde; mit Bestimmtheit sollen aber diese „ossa“ nicht für die Seinigen erklärt werden können. Ein größeres Denkmal am Waterloo-Platz in Hannover trägt am Fries der Kuppel die von Henne angegebene Inschrift: Genio Leibnitii. Ein drittes Denkmal wird ihm in seiner Vaterstadt Leipzig errichtet. Zu einem vierten endlich ist sein Wohnhaus in Hannover geworden, das König Ernst August 1844 an sich kaufte, um es vor dem Niederreißen zu bewahren. — L. war von mittlerem Wuchs, mager, aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war ausdrucksvoll, wie das unsern Werke beigegebene Porträt, Stahlplatt Nr. 833, trefflich zeigt. Seine unermüdete Thätigkeit erhielt ihm Geist und Herz stets heiter und frisch. Be-



fruchtbaren Behandlungsweise der Philosophie, und setzte ihr eine populäre und allgemein brauchbare, nach seiner Absicht selbst den Hofleuten und nicht bloß den Schulgelehrten zugängliche entgegen, die er *Philosophia aulica* nannte. Dabei hielt er den Gebrauch der Muttersprache für eine wichtige Bedingung einer zweckmäßigen, gemeinnützigen Bearbeitung der Wissenschaften und war der erste deutsche Universitätslehrer, der sich auch der deutschen Sprache (die freilich in seinen Schriften noch sehr unbeholfen und mit lateinischen und französischen Worten durchwebt erscheint) sowohl für den mündlichen, als für den schriftlichen Vortrag seiner Lehrgegenstände bediente.

Zum Behuf unserer Uebersicht der für L.'s Philosophie charakteristischen Gedanken heben wir zuerst seine erkenntnistheoretischen Lehrebegriffe hervor, und lassen hierauf die metaphysischen folgen.

Erkenntnistheoretische Lehrebegriffe. In der Festsetzung des Charakters der Wahrheit des menschlichen Vorstellens, welchen Descartes in der Deutlichkeit gefunden zu haben glaubte, ging L. dadurch einen Schritt weiter, als sein Vorgänger, daß er nicht bloß die Dunkelheit, Klarheit, Verworrenheit und Deutlichkeit der Erkenntnis, sondern auch die symbolische und die anschauliche (intuitive) Vorstellungsweise unterschied. Die symbolische od. blinde besteht nach seiner Angabe darin, daß wir, anstatt den Inhalt der Vorstellung genauer zu erwägen, uns darauf beschränken, eine stellvertretende Bezeichnung derselben uns vorzuhalten, indem wir uns dessen bewußt sind od. doch annehmen, die Erklärung der Bezeichnung in unserer Gewalt zu haben. So stellen wir uns z. B. ein Tausend^{tes} symbolisch vor, insofern wir das Wort „Tausend^{tes}“ vergegenwärtigen und es geschehen lassen, daß dessen Sinn während dieser Vergegenwärtigung nur dunkel und unvollkommen unserm Geiste vorschwebt, da wir wissen, daß wir mit der Bedeutung desselben bekannt sind, und ihre Auseinanderlegung so eben nicht für nöthig erachten. In soweit wir in dem Inhalte eines zusammengesetzten Begriffes alle unterscheidbaren Merkmale zugleich zu denken vermögen, ist unsere Erkenntnis eine intuitive. Von einem deutlichen einfachen Begriffe gibt es keine andere Erkenntnis, als eine anschauliche, dagegen ist unsere Vorstellung der zusammengesetzten Begriffe gemeinlich eine symbolische. Hiernach kann uns in einem Begriffe, dessen Auffassung wir für klar u. deutlich u. dessen Erkenntnis wir demzufolge für eine wahre halten, dennoch ein Widerspruch verborgen bleiben, wenn wir mit der symbolischen Vorstellung uns begnügen. Es ist daher zur Wahrheit der Vorstellung durchaus erforderlich, daß wir der Widerspruchlosigkeit, oder was dasselbe sagt, der Möglichkeit ihres Inhaltes gewiß sind. Uebrigens darf — den Grundsätzen der gemeinen Logik gemäß — nichts als zuverlässig angenommen werden, was nicht entweder aus einer zweifellosen Erfahrung, oder aus einer sicheren, auf dem Gebrauche der

Schlüsse beruhenden Beweisführung sich ergibt. Die beiden obersten Regeln für die Denktätigkeit des Schließens sind der Grundsatz der Identität oder des Widerspruches u. der des zureichenden Grundes. An Anleitung des ersteren werden alle mathematischen Wahrheiten demonstrirt. Um aber von der Mathematik zur Naturlehre überzugehen, bedarf es außerdem noch des Sages des zureichenden Grundes, vermittelt dessen jeder von der Mathematik unabhängige dynamische Lehrsatz in der Physik, durch welchen das Daseyn Gottes und jeder andere Punkt in der Metaphysik u. in der natürlichen Theologie bewiesen wird. (*Nouveaux Essais*, S. 30—45; *Meditat. de cognit. etc.* in *Opp.* Bd. II, S. 14—18; *Princip. philos. Opp.* Bd. II, S. 1. S. 24; *Recueil de lettres etc.* I. c. Bd. I., S. 1. S. 113 u. 114). Die nothwendigen, ewigen u. allgemeinen Wahrheiten unterscheiden sich sowohl in Hinsicht ihres Ursprungs, als auch durch den Charakter ihres Inhaltes von den zufälligen, wandelbaren u. besonderen. Die letzteren entspringen theils aus den Sinnesempfindungen, theils aus verworrenen Wahrnehmungen unserer eignen psychischen Zustände. Die ersteren aber sind unserem Geiste in dem Sinn angeboren, daß sie in ihm, wenn gleich nicht als thatsächlich entwickelte, doch der Anlage nach als entwicklungsfähige vorhanden sind, so daß er sie lediglich in sich selbst finden u. durch Nachdenken aus sich selbst hervorrufen kann. Wenn wir auch einer nothwendigen Wahrheit uns unbewußt bleiben, so ist hieraus nicht abzunehmen, daß sie unserm Geiste nicht wesentlich angehöre u. in ihm nicht vorhanden sei. Denn wir gewahren keineswegs immer alle Wahrheiten, die in unserer Seele sind, sondern wir besitzen eine unübersehbare Menge von Kenntnissen, deren wir oft nicht einmal dann uns bewußt werden, wann wir ihrer bedürfen. Es ist unlängbar, daß die Sinne nicht zureichen, um uns die Einsicht in die Nothwendigkeit der ewigen Wahrheiten zu verschaffen. Durch Sinneswahrnehmung Beobachtung u. Induktion erkennt man nur, was da ist und geschieht, nicht aber dasjenige, was allgemein gültig ist und nicht anders sich verhalten kann. Unser Geist ist mit einem sowohl aktiven als passiven Vermögen begabt, jene Wahrheiten aus seinem Innern zu entfalten, u. der letzte Beweis für die Gültigkeit der nothwendigen Wahrheiten liegt einzig in ihm selbst. Jedoch wird die sinnliche Thätigkeit dazu erfordert, um zur Hervorziehung derselben ihm die Veranlassungen darzubieten, um seine Aufmerksamkeit hierzu anzuregen, und ihm die Richtung auf diese oder jene unter ihnen zu geben. Auch können wir zufolge einer bewundernswürdigen Einrichtung der Natur keinen abstrakten Gedanken haben, der nicht mit einem sinnensfälligen Objekt in Verbindung stünde, sollte dies Sinnensfällige auch nur in dem Sichtbaren und Hörbaren der Sprachzeichen bestehen, ungeachtet keine innere Verbindung zwischen solchen willkürlichen Zeichen und den Gedanken Statt findet. (*Nouv. Essais* I. c.). Das Mittel, angeborne Wahrheiten zu prüfen und als





wendige Sehende, hat das Vorrecht, daß er mit Nothwendigkeit existirt, wenn er möglich ist. Da nun nichts seine Möglichkeit verhindert, weil er schrankenlos ist und mithin keine Negation und keinen Widerspruch in sich begreift, so genügt schon dies, um a priori seine Existenz zu erkennen, die sich gleichfalls a priori aus der Realität der ewigen Wahrheiten, so wie a posteriori aus dem Erfordernisse des zureichenden Grundes für das Daseyn der zufälligen Dinge ergibt. Hierbei ist zu bemerken, daß nur die zufälligen Wahrheiten von dem Willen Gottes abhängen, während die ewigen lediglich in seiner Intelligenz gegründet sind. So ist Gott allein die ursprüngliche Einheit, die urgründliche einfache Substanz. Alle erschaffene Monaden sind seine Wirkungen und entstehen, so zu sagen, durch immerwährende Ausstrahlungen Gottes, welche beschränkt werden durch die ihrem Wesen nach in Schranken eingeschlossene Empfänglichkeit der Geschöpfe. Im göttlichen Denken sind unendlich viele Welten möglich, von denen nur eine einzige wirklich existiren kann. Deshalb muß ein zureichender Grund für Gottes Wahl vorhanden seyn, der ihn bestimmt, von allen die eine zu verwirklichen. Dieser Grund liegt in dem Verhältnisse der Grade der Vollkommenheit, welche den möglichen Welten angehört. Eine jede besitzt nach Maßgabe ihrer Vorzüglichkeit einen Anspruch auf Daseyn. Zur Existenz gelangt aber die beste, welche Gott vermöge seiner Weisheit erkennt, zufolge seiner Güte erwählt, und durch seine Macht hervorbringt. — (Princ. de la nat. S. 35. 36; Princ. philos. I. c. u. S. 26). Die Einwirkung der einen Monas auf die andere kann nur eine ideale seyn, welche lediglich durch göttliche Vermittlung zu Stande kommt. Im Denken Gottes machte nämlich jede einzelne Monas einen gegründeten Anspruch darauf, von ihm berücksichtigt zu werden, als er im Anfange der Dinge alle einfachen Substanzen anordnete. Gott verglich je zwei derselben mit einander, und auf diese Weise jede mit allen, und bemerkte in einer jeden einen Grund, durch welchen er bewogen wurde, die eine der andern anzupassen. Das Handelnde in einer Monas ist dasjenige, was deutlich in ihr vorgestellt wird, und dazu dient, den Grund von der Veränderung in einer andern anzugeben, das Leidende dagegen, was in ihr sich zuträgt, und wovon der Grund in der deutlichen Vorstellung einer andern liegt. Aus der vorher bestimmten Anpassung aller geschaffenen Dinge an einander rührt es her, daß jede einfache Substanz Beziehungen hat, durch welche die übrigen einfachen Substanzen sämmtlich ausgedrückt werden, und daß folglich jede ein immerwährender lebendiger Spiegel des Universums ist. Wegen der unendlichen Menge und unendlich mannichfaltigen Besonderheit der Monaden gibt es daher grenzenlos viele individuelle Erscheinungen des Weltalls. Ferner ist zufolge jener Anpassung das organische Gebilde, in welchem die Seele ihren Standpunkt hat, so eingerichtet, daß seine nach Kräften und Gesetzen der Bewegung erfolgenden Veränderungen den Veränderungen im Vorstellen stets genau entsprechen, obgleich zwischen beiden Arten der Veränderungs-

gen eine reale physische Wechselwirkung undenkbar ist. Die Seelen handeln mit Begehrungen, Mitteln und Zwecken, gemäß der Gesetzmäßigkeit der Endursachen, die Körper sind in Bewegungen thätig den Gesetzen der wirkenden Ursachen gemäß, Gott aber bewirkt es durch die prästabilierte Harmonie, daß diese beiden Reiben der Ursachen vollkommen mit einander übereinstimmen. (Princ. philos. S. 27. 28. 30; Princ. de la nat. S. 37; Syst. nouv. de la nat. S. 54. 55.). Die Untersuchungen neuerer Gelehrten haben erwiesen, und die Vernunft stimmt dem bei, daß die lebenden Individuen, deren Organ uns bekannt sind, also die Pflanzen und die zum Thierreiche gehörigen aus vorher gebildetem Samen, und folglich aus der Umgestaltung vorher existirender lebendiger Wesen entstehen. Hiernach ist nicht nur der organische Leib schon vor der Empfängniß vorhanden gewesen, sondern auch die Seele in demselben. Es gibt in dem Samen der großen Thiere kleine Thierchen, welche vermöge der Empfängniß eine neue Hülle annehmen, die es ihnen möglich macht, sich ernährend zu wachsen, und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Die Seelen der menschlichen Samenthiere gelangen erst alsdann zur Stufe der Geister, wann sie durch die Empfängniß zur Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur bestimmt werden. Was nach der Naturordnung keinen Anfang hat, das nimmt auch nach ihr kein Ende. In dem Zustande, den man als den Tod betrachtet, verändern die lebenden Einzelwesen nur ihre Bekleidung oder Hülle und kehren zu einem kleineren und feineren Schauplatze zurück, wo sie jedoch eben so wahrnehmbar und eben so wohl geordnet seyn können, als auf dem großen. Das von den großen Thieren Bemerkte gilt auch von der Erzeugung und dem Tode der kleinsten Samenthierchen; denn in der Natur geht Alles in das Unendliche. (Princ. de la nat. S. 34. 35; Princ. philos. I. c.) Die niedrigeren Seelen sind nur Spiegel der lebendigen Schöpfung, die vernunftbegabten aber außerdem noch Bilder der Gottheit selbst, weil sie die göttlichen Werke theils zu erkennen, theils im Kleinen nachzuahmen vermögen. Zufolge ihrer Erkenntniß der ewigen Wahrheiten stehen alle Geister in einer Verbindung mit Gott, als die Mitglieder seines Reiches, welches die moralische Welt in der physischen und die eigenthümliche Offenbarung seiner Güte ist, da seine Weisheit und seine Macht überall hervorleuchten. Die Meinung ist durchaus verwerflich, daß eine Welt ohne Leiden und ohne Sünde hätte hervorgebracht werden können, welche die beste wäre. In unserer wirklichen, wie in jeder möglichen Welt ist kraft der vorherbestimmten Harmonie der Dinge alles Einzelne so innig verbunden und so genau auf einander berechnet, daß auch nicht das Geringste darin verändert werden könnte, ohne das Wesen des Ganzen umzustossen. Kehre also in unserer Welt auch nur das unbedeutendste Uebel, was sich in ihr ereignet, so wäre sie nicht mehr diejenige, welche von dem Schöpfer, der sie erwählte, nachdem er Alles erwogen, als die beste anerkannt wor-

den. Die Unvollkommenheiten im menschlichen Handeln gehen aus der ursprünglichen Beschränkung hervor, welche die Geschöpfe in den Bestimmungen ihres Wesens zufolge der idealen Gründe der Begrenzung desselben erhalten mußten. Durch unsere Abhängigkeit von Gott wird die Freiheit unseres Willens nicht ausgeschlossen. Diese besteht in der Selbstthätigkeit unseres Handels und in der Wahl, welche vermöge des Urtheils und der Ueberlegung hinsichtlich auf zufällige Handlungen für uns möglich ist. In dem Begriffe der Willensfreiheit liegt keineswegs ein Mangel an Beweggründen zum Handeln oder auch ein gänzlich gleichgewichtig derselben. Unstreitig wird der Wille stets durch ein Motiv, wenn wir auch desselben uns unbewußt bleiben, zu dem Entschlusse geführt, den er begreift, aber er wird nie hierdurch zur Ergreifung des Entschlusses gezwungen. Das Vorherwissen Gottes steht in keinem verhindevenden oder auch nur beschränkenden Verhältnisse zu der Freiheit unserer Handlungen. Gott erblickt dieselben in dem Gebiete der Möglichkeiten als künftige zufällige Begebenheiten, er stellt sie sich in diesem Gebiete vor als das, was sie sind, als freie Wirkungen vernünftiger Geschöpfe. Wohl aber hat die im Voraus festgesetzte Anordnung der Folge der Ursachen einen Einfluß auf unsere Willensbestimmungen, nur daß dieser Einfluß kein nöthigender ist. Was unsere Zukunft betrifft, so überzeugt uns das vernünftige Nachdenken davon, daß sie auf eine Weise eingerichtet seyn muß, welche unsere Wünsche selbst noch übertreffen wird. Unsere Glückseligkeit ist nebst unserer von ihr unzertrennlichen Erkenntniß Gottes eines endlosen Wachstums fähig. Deshalb werden wir nie zu einem Genusse derselben gelangen, in welchem uns nichts mehr zu verlangen übrig bliebe und unser Geist die Anregung zur Thätigkeit verlieren würde, sondern wir werden vielmehr ewig zu neuen Freuden und neuer Vollkommenheit fortschreiten. (Pr. philos. S. 30—31; Pr. de la nat. S. 37—39. Théodic., I. P. §. 9, 20—26; 31—35; 42. 45.)

II. Leibnizisch-wolfsche Philosophie. Der leibnizische Versuch, durch eine idealistisch-monistische Welterklärung das philos. Vernunftbedürfnis nach einer deutlichen und gewissen Erkenntniß des allumfassenden Causalzusammenhanges der Wirklichkeit zu befriedigen, vermied zwar die eigenthümlichen Mängel des Dualismus, des Pantheismus und des Empirismus, brachte aber dafür andere, nicht minder große Unzulänglichkeiten zum Vorschein. Diese concentriren sich in dem Grundfehler, daß Leibniz in der nichtigen widerspruchsvollen Abstraktion eines subsistirenden bloß intensiven oder innerlichen Seyns den wahren Erkenntnißbegriff der Substantialität gefunden zu haben glaubte. Auf der einen Seite nimmt er seinen Monaden mit der Ausgedehntheit alle Außerlichkeit, alles Bestimmte im Raume, auf der andern Seite kann er nicht umhin gelten zu lassen, daß sie auseinander, nebeneinander existiren, folglich in der Außerlichkeit hervortreten, einander im Raum ausschließen und ihre Ver-

hältnisse im Nebeneinander wechseln. Wer aber anerkennt, daß etwas eine Stelle, einen Ort einnimmt und einem andern Gegenstande, welcher gleichfalls seine Stelle behauptet, nebengeordnet ist, spricht hierdurch beiden Dingen u. der Form ihrer Nebenordnung nothwendig den Charakter der Ausdehnung zu. Wollte man sich auf den mathematischen Punkt berufen, um zu erweisen, daß etwas im Raume determinirt und dennoch ausdehnungslos seyn könne, so befände man sich hierbei in dem Irrthume, daß man diesen Punkt als etwas für sich Bestehendes denken zu können vermeinte. Der mathematische Punkt aber läßt sich durchaus nur als Grenze einer Fläche, die Fläche als Grenze der dreifachen Dimension, und diese als Form der räumlichen Bestimmtheit des physischen Körpers wirklich denken. Vorstellungsweisen, welche dasjenige, was lediglich als Eigenschaft und Bestimmung des realen Körpers wahrhaft gedacht werden kann, in einer abstrahirenden Vereinzelnung als etwas für sich Bestehendes fest zu halten suchen, können dieses wichtige Problem nicht lösen, und sind bloße Blendwerke. Wollte man zweitens das Daseyn der individuellen erfahrungsmäßig erkennbaren Kräfte überhaupt und der menschlichen Seelen insbesondere zum Beweise anführen, daß etwas ausdehnungslos und doch im Raume determinirt seyn könne; so wäre diese Ausführung deshalb bedeutungslos, weil jede individuelle Kraft, und so auch die menschliche Seele, nur als Eigenschaft des Ausgedehnten, als Fähigkeit desselben, in der Wechselwirkung mit anderen, ebenfalls zugleich innerlich u. äußerlich existirenden Gegenständen zu wirken u. zu leiden, vorhanden und in der That denkbar ist. Leibnizens spekulative Ansichten gewannen keinen positiven Einfluß auf die philosophische Thätigkeit im Auslande. Aber in unserm Vaterlande war es ihnen bestimmt, durch die fleißigen Bemühungen eines scharfsinnigen, ruhigen und klaren, und soweit es ohne Tiefe möglich ist, methodischen und gründlichen Denkers eine systematische Gestaltung und eine ungemein ausführliche Bearbeitung und zugleich Ergänzung in den übergegangenen Punkten, freilich auch eine ihren ursprünglichen Charakter etwas entstellende Modifikation zu erhalten, und in dieser Gestalt der Vereinigungspunkt einer Schule zu werden, welche die Ueberreste der aristotelisch-scholastischen Philosophie von den deutschen protestantischen Universitäten vollends verdrängte, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein vorherrschendes Ansehen unter unseren Sprachgenossen behauptete, und unter ihnen die einzige wahrhafte Philosophenschule bis zur Entstehung der kantischen blieb. Dieser Denker war der auch als Mathematiker berühmte Wolf. Er verarbeitete Leibnizens Lehrbegriffe mit Anwendung einer streng förmlichen synthetischen Methode zu einem vollständigen durchgängig entwickelten System der Hauptzweige der theoretischen und praktischen Philosophie, welche er einzeln mit der größten Weiterschweifigkeit in lateinischer Sprache, jedoch auch in einer gedrängten compendiarischen Form deutsch vortrug. Das Verdienstvolle seiner hierher gehö-

rigen Leistungen besteht in der sorgfältigen und seinem Gedankenkreise gemäß erschöpfenden Behandlung jener Haupttheile, in der geordneten Erklärung und Zergliederung aller von ihm anerkannten philosophischen Begriffe, in der versuchten bündigen und regelrechten Beweisführung aller Lehrsätze, in dem Gebrauch einer festen Terminologie und in der Ausbildung auch der deutschen Sprache für dieselbe, endlich in dem Faßlichen und Lichtvollen seiner Darstellung. Auch ist dies einer rühmlichen Erwähnung werth, daß er wider den zu seiner Zeit in Deutschland sich regenden Pietismus u. Mysticismus erfolgreich durch seine schriftliche und mündliche Lehre wirkte. Dagegen verlor die leibnizische Metaphysik in seiner Bearbeitung die reine Eigenthümlichkeit ihres idealistischen Monismus, und hiermit ihre Konsequenz und Einheit, und einen Theil ihres Werthes als Produkt des spekulativen Denkens, und sank zur Annäherung an den Dualismus herab, indem Wolf die Lehre von dem allgemeinen Perceptionsvermögen der Monaden für eine unhaltbare und entbehrliche ansah und verwarf. Demzufolge ergab sich ihm statt einer einzigen Gattung der lediglich nach den Graden der Realität oder Vollkommenheit verschiedenen einfachen Substanzen eine doppelte Klasse derselben, die eine der vorstellungslosen Bestandtheile der Materie, und die andere der vorstellenden Wesen. Seine Methode der Gedankenentwicklung theilt mit der spinozischen die Folgen des Mangels an Unterscheidung zwischen dem Denken überhaupt und dem erkennenden Denken, und des Ungenügenden in der Auffassung des Verhältnisses zwischen dem empirischen u. dem rein rationalen Erkennen, insbesondere die Verwechslung der bloßen Nominaldefinitionen mit den eigentlichen Realdefinitionen, und den täuschenden Gebrauch der Demonstration aus solchen obersten Prämissen, welche wegen ihrer vermeintlichen Deutlichkeit und Widerspruchslosigkeit für Grundbegriffe und unmittelbar einleuchtende Wahrheiten gelten, während sie leere und unwahre Abstraktionen sind. In der praktischen Philosophie, in welcher Wolf weniger durch Leibniz vorgebracht und vorgearbeitet fand, als in der theoretischen, und daher auch mehr Eigenthümliches zum Vorschein bringen konnte, ist seine Exposition fast eben so flach als breit, und erhebt sich nur durch ihre syllogistische Form, aber nicht durch ihren Inhalt über die Region der populären Vorstellungswelten. Als den Höchsten, aus der Natur der Menschheit u. der Dinge überhaupt hervorgehenden Grundsatz für das gesammte menschliche Handeln, mithin als das oberste Naturgesetz desselben stellte er die Formel auf: „thue, was dich u. deinen oder Anderer Zustand vollkommen macht, unterlaß, was ihn unvollkommener macht.“ Vollkommen aber, erklärte Wolf, ist der menschliche Zustand, wenn in ihm das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und Zukünftigen, und jeder Moment mit dem Wesen des Menschen zusammenstimmt. Unvollkommen dagegen ist er, wenn das Gegenwärtige dem Vergangenen oder auch dem Zukünftigen widerstreitet, oder wenn in der Man-

nichfaltigkeit des zugleich Vorhandenen eins dem andern widerspricht. Die Fertigkeit, unsere Handlungen nach dem Gesetze der Natur einzurichten, ist die Tugend, die entgegengesetzte Fertigkeit, dem Naturgesetze zuwider zu handeln, ist das Laster. Menschliche Schwachheit ist das natürliche Unvermögen, seine Handlungen nach dem Gesetze der Natur einzurichten. Das Urtheil, ob unsere Handlungen gut oder böse sind, ist das Gewissen. Pflicht überhaupt ist eine gesetzmäßige Handlungsweise. Die natürlichen Pflichten zerfallen in diejenigen, welche der Mensch gegen sich selbst, gegen Gott und gegen andere Menschen auszuüben hat. Auf die Moral stützen sich die Lehren der Politik, deren Zweck darin besteht, zu zeigen, wie die Menschen in ihrer geselligen Verbindung für ihre Glückseligkeit wirken können. Eine menschliche Gesellschaft ist ein Vertrag von Personen, mit vereinigten Kräften ihr Bestes in irgend einer Hinsicht zu fördern. Die oberste Regel, nach welcher die Mitglieder einer Gesellschaft ihre Handlungen einzurichten haben, lautet dem Begriffe der Sache gemäß: „thue, was die Wohlfahrt des Vereines fördert, und unterlaß, was ihr nachtheilig ist.“ Sind die Mitglieder einzelne Personen, so heißt die Gesellschaft eine einfache, wenn aber ihre Theilnehmer selbst schon Gesellschaften sind, so heißt sie eine zusammengesetzte. Unter die einfachen gehört insbesondere der Ehestand, ferner das Verhältniß zwischen Aeltern u. Kindern um der Erziehung der letzteren willen, dann die Verbindung zwischen der Herrschaft und dem Gesinde. Aus den genannten drei einfachen Gesellschaften geht das Haus oder die Familie hervor. Einzelne Häuser können sich weder alle Bequemlichkeiten des Lebens, deren sie fähig sind, verschaffen, noch auch ihres Eigenthumes und ihres Leibes und Lebens sicher seyn, folglich vermögen sie nicht das oberste Gut — den ungehinderten Fortgang von einer erreichten Vollkommenheit zu einer höheren — sich anzueignen, nach welchem zu streben sie verbunden sind. Aus diesem Grunde ist es erforderlich, daß sich so viele Familien zusammenbegeben und mit vereinten Kräften ihr Bestes befördern, als zureichend sind, um alle Bequemlichkeiten sich verschaffen, wider Beleidigungen sich vertheidigen und ihrer natürlichen Verbindlichkeit gemäß von einer Vollkommenheit zu der andern ungehindert fortschreiten zu können. Eine auf solche Weise gebildete Gesellschaft ist das gemeine Wesen, der Staat. Auf die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit ist jede Anordnung im Staate zu beziehen, und die höchste Regel, nach welcher man Alles in ihm zu entscheiden hat, lautet daher: „thue, was die Wohlfahrt des ganzen Vereines befördert und die Sicherheit desselben erhält, hingegen unterlaß, was diese Wohlfahrt hindert und dieser Sicherheit zuwider ist.“ Im Staate muß gewissen Personen die Sorge aufgetragen werden, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, die gemeinschaftliche Sicherheit zu erhalten, und das Nöthige zu veranstalten, damit sowohl diejenigen, welche der natürlichen Verbindlichkeit gemäß leben, desto bequemer das Gesetz der Natur beobachten können, als auch die Widerspenstigen zur Beobachtung desselben

angehalten werden. Die übrigen Mitglieder müssen sich dahin vereinigen, zu thun, was jene in Bezug auf die Erreichung der genannten Absichten für gut befinden. Die ersteren heißen „Obbrigkeiten“, die letzteren „Unterthanen“. Zwischen beiden besteht ein Vertrag. Die Obrigkeit nämlich verspricht die Anwendung ihrer Kräfte, um zur Beförderung der gemeinsamen Wohlfahrt u. Sicherheit dienliche Mittel zu erdenken und anzuwenden, die Unterthanen dagegen machen sich anheischig, willig den Verfügungen jener zu gehorchen. Ein jeder Vertrag ist rechtmäßig, wenn von beiden Parteien keine andere Verbindlichkeit unternommen wird, als eine dem Gesetze der Natur entsprechende. Also ist auch der Vertrag zwischen Obrigkeit und Unterthanen ein rechtmäßiger, da er lediglich darauf geht, daß die Beobachtung der Naturgesetze befördert und nicht durch Widerspenstige verhindert wird. Die Sorge für die Wohlfahrt und Sicherheit des Ganzen kann entweder einer einzigen Person oder mehreren, und zwar entweder unbedingt oder unter gewissen Bedingungen aufgetragen werden. Hieraus entstehen die verschiedenen Regierungsformen. Weil die natürliche Verbindlichkeit nicht hinreicht, um die Menschen zur Erfüllung des Naturgesetzes zu bewegen, so bedarf es im Staate der bürgerlichen Gesetze, welche dem Naturgesetze niemals widerstreiten dürfen, weil dasselbe unveränderlich und ohne Ausnahme gültig ist. Die leibniz-wolfsche Philosophie gewann während des langen Zeitraumes, in welchem Wolf mit unermüdetem Eifer wirkte, und erhielt sich auch bei der nachfolgenden Generation in Deutschland eine Theilnahme, welche ihren Vorzügen vor den bisher auf den deutschen Universitäten vorgetragenen Philosophemen entsprach. Eine große Anzahl Lehrer und Schriftsteller, und zwar nicht bloß im Fache der Philosophie, sondern auch in dem der Theologie und Jurisprudenz, nahm für dieses Lehrgebäude Partei, und sein Einfluß auf die philosophische Bildung des gelehrten Standes in unserem Vaterlande dauerte auch dann noch fort, als nach der Mitte des 18. Jahrh. die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche Weise zu philosophiren allmählig mehr Eingang in Deutschland fand und die strenge Anhänglichkeit an seine systematische Form u. syllogistische Methode nebst dem Zutrauen zu der metaphysischen Spekulation überhaupt dem Eklekticismus und dem Empirismus zum Theil wich. Die gegen Wolfs philosophische Lehre während seines Lebens gerichteten Angriffe und die polemischen Verhandlungen, welche von beiden Seiten vornehmlich über die Ansichten von der prästabilierten Harmonie, von der Willensfreiheit u. von der Gemeinschaft zwischen Leib und Seele geführt wurden, haben nur ein vorübergehendes Zeitinteresse gehabt und kein für uns bemerkenswerthes Resultat zum Vorschein gebracht. Die Gegner Wolfs waren sämmtlich, mit Ausnahme von Christian August Crusius, Eklektiker (die namhaftesten unter ihnen sind: Jean Pierre de Crousaz (1663 — 1748), Joh. Franz Buddeus (1667 — 1729), Andreas Rüdiger (1673 — 1731), Johann Georg Walch (1693 — 1775), und Joachim Georg Darjes (1714 — 1772), und ihren Bestrebungen

mangelt, ungeachtet mehrer derselben in der besondern Geschichte einzelner philosophischer Wissenschaften eine rühmliche Erwähnung verdienen, dennoch die für uns hier in Betracht kommende universalhistorische Bedeutung. Das selbstständige System, welches Crusius dem wolfschen entgegenstellte und welches die unausführbare Aufgabe lösen sollte, eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen der ächten Vernunftforschung und der kirchlichen Dogmatik hervorzubringen, enthält zwar manches Eigenthümliche sowohl hinsichtlich der Gedanken, als der Darstellungsweise, jedoch in beiden Beziehungen so viel Willkür u. Ungründlichkeit, Dunkel und Verworrenheit, daß es nur ein sehr kurz dauerndes und seinen Urheber nicht überlebendes Ansehen sich erwarb. Das Verdienst, welches die zur wolfschen Schule gehörigen Denker um die Vertheidigung, Erläuterung, Ausführung und Anwendung des von Leibniz und Wolf Gegebenen besaßen, war von keinen wichtigen und die Behandlung der philosophischen Probleme im Ganzen und Großen weiter führenden Unternehmungen begleitet. Am meisten leisteten in dieser Schule unmittelbar für die philosophische Literatur: Georg Bernhard Bilfinger, Friedrich Christian Baumeister, Alexander Gottlieb Baumgarten und Georg Friedrich Meier. Baumgarten zeichnete sich unter ihnen durch den ersten Versuch aus, die Theorie des Urtheiles über das Schöne — welche bis dahin ein bloßes Aggregat von Regeln gewesen war, die man aus den für musterhaft gehaltenen Werken der schönen Künste gezogen — vermöge einer systematischen Behandlung und Ableitung aus allgemeinen, in der Natur des menschlichen Geistes enthaltenen Grundsätzen zu einer philosophischen Wissenschaft unter dem Namen der Aesthetik (s. d.) zu erheben.

Leib=Olmai, Jagdgott, s. Lappische Religion.

Leibpage, s. Hof u. Page.

Leibpfennig (Rechtsw.), s. v. a. Baulebung.

Leibregiment, das Regiment, dessen Chef der Landesfürst ist.

Leibrenten, s. Annuitäten.

Leibrentenfonds, s. Annuitäten.

Leibrentenvertrag (Leibrentenkонтракт), der Vertrag, durch welchen Leibrenten zugesichert werden.

Leibring (Kriminalr.), s. Geschmeide.

Leibroch, der den ganzen Oberkörper, so wie den Unterkörper und die Beine bedeckende Rock, im Gegensatz zum Frack.

Leibsch, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Potsdam, Kr. Teltow, 310 Einw.

Leibschirm (Jagdw.), s. Schirm 3).

Leibschmerzen (Leibschneiden), s. Kolik.

Leibschüssel (Steckbecken, Patina subposititia, franz. Bassin de chambre, Med.). Für schwere Kranke, welche ihrer Schwäche wegen oder weil ihre Beschädigung es verbietet, nicht aus dem Bett gebracht werden können, sobald sie die Darmentleerung verrichten wollen, ist die L. bestimmt. Dieses ist eine tiefe Schüssel mit breitem Rande, von Zinn, Zink od. verzinnem Eisenblech verfertigt. Der Rand muß aber nach einwärts eben so weit über den Umfang der höh-



schaft: Addison, 73 Meilen südwestlich von Montpelier, 477 Meilen von Washington; Boden: uneben, im Osten bergig, fruchtbarer sandiger Lehm, an den Bergen ausgenommen; Flüsse: der Otter u. L., zwischen diesem Stadtgebiet und Salisbury liegt der 4 Meilen lange und $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Meilen breite See Dumnore; 1763 zerstört, 1773 zuerst angesiedelt; über 600 Einw.

Leicester (Biogr.), Robert Dudley, Graf von, der bekannte Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 1531, war der jüngste Sohn des Herzogs von Northumberland, welcher die Johanne Gray auf den englischen Thron setzte. In Folge der Ereignisse, welche seinen Vater aufs Schaffot brachten, wurde der junge Dudley dasselbe Schicksal erlitten haben, wenn ihn nicht die Königin Maria, die ihn liebte, begnadigt hätte. Die Königin Elisabeth, die ihn schon während ihrer Gefangenschaft in Tower hatte kennen lernen, schenkte hierauf dem schönen, verführerischen Hofmann sehr offen und unzweideutig ihre Gunst, und Dudley war ehrgeizig und unverschämt genug, dieses Verhältniß in jeder Weise auszunutzen. Gleich mit der Thronbesteigung seiner Gönnerin wurde er zum Oberstaalmeister und, trotz seiner Geistesbeschränktheit, zum Geh. Rath erhoben und dabei mit Gütern und Gnaden überhäuft. Dudley hoffte sogar auf die Hand der Königin, intriguirte deshalb gegen die Vermählungsanträge von Seiten Oesterreichs und Frankreichs und schaffte, so ging wenigstens allgemein das Gerücht, auch seine Gemahlin, Amy Robsart, die er 1550 geheiratet, durch Gift aus dem Wege. Walter Scott hat diesen Verdacht und die Umstände, welche Aubrey in den „Antiquities of Berkshire“ von dem Tod der Unglücklichen erzählt, in seinem Romane „Kenilworth“ benützt, ist jedoch öfters von der Wahrheit u. Ueberlieferung abgewichen. Elisabeth trug 1564 die Hand ihres Günstlings L. der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Denebigh, brach aber bald selbst diese, gewiß nicht ernstlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien sich L. ihrer anzunehmen und das Komplot zu deren Vermählung mit dem Grafen von Norfolk zu unterstützen. Indes verrieth er, da ihm die Intrigue gefährlich wurde, seine Mitschuldigen an Elisabeth und trat auf die Seite derer, welche den Untergang Maria's betrieben. Ernstlicher sah sich L. von dem Zorn Elisabeths bedroht, als dieselbe durch den französischen Hof erfuhr, daß er heimlich mit der Wittve des Grafen Devereux von Essex, den er überdies vergiftet haben sollte, vermählt sey. Aber auch diesmal gelang es dem gewandten Hofmann, die Königin durch Schmeicheleien aller Art zu besänftigen. Sie ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, die sie den Niederlanden gegen Spanien zu Hülfe schickte, und versah ihn überdies mit geheimen Instruktionen, welche wohl auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter das Scepter der Königin abzielen mochten. L. benahm sich in seiner schwierigen Stellung mit grenzenloser Anmaßung und Willkür. Er zwang die Niederländer, daß sie

ihn im Februar 1586 zum Generalstatthalter u. Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Land erhoben und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er nach unumschränkter Herrschaft strebe. Unfehlbar würde er seinen Zweck erreicht haben, hätte ihn nicht der kluge Johann von Oldenbarneveld, damals Groß-Pensionär von Holland, entgegen gearbeitet. Da L. unfähig war, sowohl im Felde, wie durch Unterhandlungen für die Staaten irgend einen Vortheil zu gewinnen, so wuchsen das Mißtrauen und die Unzufriedenheit gegen ihn, zumal er das gemeine Volk zum Aufruhr gegen die Behörden zu bringen sich bemühte. Die Königin mißbilligte zwar die Mittel, die L. anwendete, keineswegs, fand aber am Ende, daß ihr Günstling zu der Rolle, die er spielen sollte, zu ungeschickt sey, und rief ihn im Dec. 1587 nach London zurück. Ungeachtet seines geringen Talents vertraute sie ihm hierauf doch den Oberbefehl über das Heer an, welches die Hauptstadt während der Gefahr der spanischen Invasion schützen sollte, und gewiß hätte England diese Wahl sehr verderblich seyn müssen, wäre der Herzog von Parma im Stande gewesen, seine Streitkräfte von Holland aus überzusetzen. Die Königin wollte ihren Günstling im Augenblick der Gefahr sogar zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, was jedoch Burgleigh u. Hatton zum Glück noch verhinderten. L. † während des Freudentaumels über den Untergang der spanischen Armada (s. d.) am 4. Sept. 1588. Er hatte bei seinen Lebzeiten die Königin unumschränkt beherrscht, ungestraft beleidigt, die höchsten Würden an sich gerissen und den Staat geplündert; dennoch schien er sogleich vergessen. Unmittelbar nach seinem Tode ließ die Königin seine Güter öffentlich versteigern, um die Summen zurück zu erhalten, die er ihr schuldete. Sein Nachfolger in der Gunst der Herrscherin war sein 21jähriger Stiefsohn, Graf Robert von Essex (s. d.). Aus einem wahrscheinlich unehelichen Verhältnisse mit der Wittve des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas, hinterließ L. einen Sohn, mit Namen Robert Dudley.

Leicesteria (Bot.), nach Wall. Gattung der Rubiaceae Cinchoneae Richb., Pentandria Monogynia L. Art: *L. formosa* Wall. Strauch in Nepal.

Leicester Mountain (spr. Lester Mauntin), Niederlassung, s. Sierra Leona.

Leicester n. **Nordhamptonkanal** (spr. Lester Nordhämptnkanal), ein 9 Meilen langer Kanal der englischen Provinz Leicester und Northampton.

Leich (zool. Term.), s. v. a. Laich.

Leichdorn (Chir.), s. Helos.

Leiche, 1) (Med.), s. Leichnam; — 2) s. Buchdruckerkunst, S. 354; — 3) s. v. a. Leichenbegängniß, daher in manchen Orten ganze L. u. halbe L.; — 4) s. v. a. verköpelter Nadelkopf.

Leiche (franz., Ichthyol.), s. v. a. Scymnus (uv., Untergattung von Squalus L.

Leichenaufhebung, gerichtliche (Gerichtl. Med.). Dieser Ausdruck wird in den Werken über gerichtliche Medicin häufig für





gabelförmig geknüpftem Eisen an dem einen Ende, die Fangzange, vom Mechanikus Braasch in Hamburg erfunden, von J. A. Günther in dessen Geschichte der hamburger Rettungsanstalten beschrieben, von Berni (Vorlesungen über die Rettungsmittel beim Scheintode, Wien 1819) abgebildet, von Marc jedoch als unzweckmäßig verworfen, die in dem eben genannten Schriften empfohlenen Rettungsbote, Fangleinen, Rege u. s. w. — Scharfe Haken sind namentlich bei nackten Körpern ganz zu vermeiden. Ist der Körper bedeutend angefault, so nehme man sich in Acht, daß man ihn nicht stückweise ans Land befördere, da nach Entleerung der Bauchhöhle Kadaver dieser Art die Neigung haben, in der Mitte auseinander zu gehen. Liegt der Körper in flachem Gewässer, so achte man auf die Lage, namentlich ob derselbe auf dem Gesichte liege, und untersuche die Beschaffenheit der Flüssigkeit und des den Grund bildenden Materials (ob reines Wasser oder Mistjauche, ob der Grund schlammig, kieselig u. s. w.). Endlich muß man auch hier auf Alles achten, was Verdacht einer anderweitigen Tödtung erwecken kann. — Erstickte an Orten, die mit irrespirablen Gasarten angefüllt sind, erfordern bei ihrer Aufhebung die höchste Vorsicht von Seiten der, mit der Herausbeförderung beauftragten Personen, und schnelle Entfernung aus dem tödtlichen Medium. Die Art und Ursache der Erstickung ergibt sich theils aus der Lokalität (Keller mit gährenden Flüssigkeiten, alte Brunnen, Abtrittsgruben), theils aus dem Geruche (scharfe, betäubende Dämpfe), theils aus dem Auffinden der Veranlassung (Kohlenbecken, zugekehrte Klappen in den Ofenröhren, ausgelöschte Talglichter u. s. w.). — Verbrannte Körper verlangen genaue Berücksichtigung der Ursache der Verbrennung, ob z. B. der Todte sich durch Unvorsichtigkeit ums Leben gebracht, bei Feuersbrünsten verunglückt, ermordet und dann absichtlich verbrannt worden, oder durch sogenannte Selbstverbrennung ums Leben gekommen sei. Deshalb sind vorzüglich nach Bränden von Gebäuden, wo Verdacht absichtlicher Brandstiftung und Beraubung entstanden ist, die Körper der dabei verunglückten Personen mit besonderer Aufmerksamkeit zu untersuchen. — Erfrorenen müssen vorsichtig transportirt werden, damit kein steifgefrorenes und deshalb zerbrechliches gewordenes Glied (Ohren, Nase, Finger, Lippen, Genitalien) losbricht, und zur Wiederbelebung sowohl, als zur Sektion in Schnee aufgethaut werden. Man beobachte an dem Orte der Auffindung, wenn der Todte mit Schnee begraben lag, die Tiefe der Schneeschichten und Windwehen, da man aus der Vergleichung derselben mit den Witterungsveränderungen der letzten Zeit oft auf den Tag bestimmen kann, wie lange der Körper im Freien gelegen. — Ob ein aufgefundenen Leichnam vom Blitze getroffen worden, ergibt sich gewöhnlich aus den Zerstörungen an den Kleidern, Haarwesen, sowie an den Spuren des Blitzes an den naheliegenden Gegenständen. — Bei Vergiftungen macht sich die vorsichtige Aufbewahrung der Substanzen vor Allem nothwendig, welche der Todte etwa vorher noch durch Erbrechen ausgeleert ob-

verschüttet hat, und deren Spuren sich auf dem Fußboden, im Bette, an Kleidern, Hausgeräthe, in Nachtgeschirren u. s. w. finden. Ferner muß eine genaue Besichtigung der Umgebungen, im Nothfalle Hausdurchsuchung deshalb angestellt werden, damit man sich überzeuge, ob noch Reste des angewendeten Giftes (in Pulverkapseln, Düten, Gläsern, Töpfen u. s. w.) sich vorfinden lassen. — Verschüttete (unter eingestürzten Gebäuden, Sand-, Lehmgruben u. s. w.) erfordern eine unter Leitung Sachverständiger vorgenommene, behutsame Hinwegräumung der sie bedeckenden Massen, bei welcher eben so sehr die Erhaltung des aufzuhebenden Körpers, als die des Hülfe leistenden Personals zu berücksichtigen ist. — Kinderleichen sind im Allgemeinen nach Maßgabe der Todesursache und des Ortes der Auffindung, wie die Erwachsenen zu behandeln, doch ist bei Aufhebung derselben die Anwesenheit von Spuren einer kurz vorher erfolgten Niederkunft (Blut auf dem Fußboden, im Bette, an Kleidern — die versteckte Nachgeburt), sowie die von Zeichen verübter Gewaltthätigkeit zu berücksichtigen. Der kleine Leichnam eines Neugeborenen wird gewöhnlich in einer Schachtel bis zu der meistentheils nöthigen Sektion aufbewahrt und diese mit dem Gerichtssiegel fest und sicher verschlossen.

Wie schon erwähnt, rechnen wir zur 2. die Betrachtung des Terrains im weitesten Sinne des Wortes, die Berücksichtigung aller in der Lokalität begründeten Nebenumstände, welche zu Erörterung des Thatbestandes beitragen können (Blutspuren, Fußtritte u. s. w.), aber auch die gewisser allgemeiner Zustände, wie Beschaffenheit der Luft, Temperatur, Wind, Tageszeit, die oft als Gegenstände von großer Wichtigkeit erscheinen. Ob zur Aufhebung auch die Untersuchung der Kleidungsstücke oder anderer den aufgefundenen Todten umgebender Hülsen gehöre, oder ob diese Gegenstände mit der Besichtigung des Leichnams zu verbinden seien, dürfte auf den ersten Anblick theils als eine schwer zu entscheidende, theils als eine an und für sich gleichgültige Frage erscheinen. Doch ist sie keines von beiden, und wir halten die Besichtigung und Aufzeichnung dieser Dinge unbedenklich als zur ersteren gehörig, wie es die konsequente Durchführung des bei der Definition des Wortes „*inspectio cadaveris*“ aufgestellten Grundsatzes, diese bloß auf den nackten Körper zu beschränken, erfordert. Die Auskleidung des Leichnams den Händen der nichtärztlichen Mitglieder des Aufhebungspersonals zu überlassen, ist schlechterdings unrecht u. von Seiten des ärztlichen Dirigenten der Expedition nicht zu gestatten. Ist auch nicht zu verlangen, daß derselbe sich diesem Geschäfte durch aus selbst unterziehe, so lege er doch mit seinem chirurgischen Beistande jederzeit daselbst Hand an, wo durch unvorsichtiges, rohes Zugreifen die ursprüngliche Beschaffenheit bedeutender Verletzungen in Form und Ansehen verändert werden könnte, wo ferner die ungewöhnliche Art der Auflegung eines Kleidungsstückes als Todesursache betrachtet werden muß (z. B. Erwürgung durch zu festes Zusammenziehen der Halsbinde), wo über die feste oder lockere Einschnürung, vollstän-

dige oder unvollständige Verstopfung von Kavitäten (bei Kindermord) nach Entfernung der Gegenstände kein Urtheil mehr gefällt werden kann. In diesem Sinne sagt Mende (Ausführliches Handb. u. s. w. Th. II, S. 211): „Das Geschäft der gerichtlichen Medicinalperson fängt da erst an, wo medicinische Kunstfertigkeit und Kenntnisse nöthig sind. Es giebt Fälle, in denen diese zur Leitung ganz mechanischer Handlungen, die aber auf den Gegenstand der Untersuchung einen wichtigen, ihn möglicherweise verändernden Einfluß haben können, erforderlich sind (z. B. beim Entkleiden der Leichen u. dgl. m.), in denen sie dann ihre Hülfe nicht entziehen können.“ (Mutenrieth, Anleitung für gerichtl. Aerzte, Tübingen 1806, S. 7 — 13). Bei der Hinwegnahme von Kleidungsstücken an Theilen, die sorgfamer Berücksichtigung weniger werth sind (Stiefeln, Strümpfe, Beinkleider u. s. w.), leite der Gerichtsarzt die Arbeiten der Gehülfen, ordne das Auf- und Abschneiden derselben an, wo das Ausziehen nicht ohne Schwierigkeit oder Verletzung Statt finden kann (bei Ertrunkenen, bevorstehenden Knochenbrüchen), empfehle Vorsicht z. B. bei Erfrorenen, wegen des möglichen Abbrechens einzelner Glieder, und Berücksichtigung des Anstands und der Schamhaftigkeit, verhüte aber auch auf der anderen Seite die muthwillige Zerstörung brauchbarer Kleidungsstücke, die oft für die armen Hinterlassenen noch großen Werth haben. Oft wird der Arzt auch deshalb genöthigt seyn, Hand anzulegen, weil Vorurtheil und Dummheit leider noch immer hier und da der Erlangung nöthiger Beistände im Wege stehen, und die Gerichte nicht immer die in solchen Fällen nöthige Energie zeigen. Das Verzeichniß der vorgefundenen Kleidungsstücke und sonstigen Effekten (Schriften, Geld, Pretiosen, Waffen u. dgl.) wird, sammt Angabe des an ihnen aufgefundenen Bemerkenswerthen, am zweckmäßigsten bei Abfassung des Protokolls von dem Gerichtsärzte dem Protokollanten in die Feder diktiert, wobei zugleich die Uebergabe der Sachen selbst an das Gericht erfolgt.

Nicht selten werden todte Körper nach langer Zeit an abgelegenen Orten in einem Zustande vorgefunden, der es schwierig oder unmöglich macht, über die Person oder die Todesart, durch welche sie umgekommen, sicheren Aufschluß zu geben. Weniger schwierig ist es jedoch, wenn die verwesenen oder ausgetrockneten Ueberreste in verschlossenen Räumen, (Kellern, Böden, Höhlen und anderen bedeckten Orten) entdeckt werden, wo der ruhige Gang der Verwesung nicht durch äußere, gewaltsame Einwirkungen gestört oder beschleunigt worden ist, auch die äußeren Erkennungszeichen (Kleider u. s. w.) weniger der Vernichtung ausgesetzt gewesen sind (Orfila u. Lesueur, Handb. zum Gebr. bei gerichtl. Aufhebungen, Th. II, S. 76, wo ein Mann, der sich im Dachstuhl einer Familiengruft aufgehängt hatte, nach 10 Jahren erst aufgefunden worden war, und Farbe und Stoff der Kleidung noch deutlich erkennen ließ). Körper, die im Freien den Einflüssen der Luft, Sonne und Feuchtigkeit bloßgegeben gelegen haben, erleiden begreiflicherweise an sich nicht nur schnellere und bedeutendere

Veränderungen, sondern Raubthiere (Füchse, Wölfe, Raben, Hunde, Krähen, Raubvögel) zerhacken und zerfressen die Weichtheile, zerreißen die Knochenverbindungen, schleppen einzelne Theile weg, zermalmen andere, so daß es oft schwer wird, zu beurtheilen, was als Folge früherer Gewaltthatigkeiten oder als Wirkung der Zähne und Klauen der Raubthiere zu betrachten ist. Ferner tragen Insektenlarven, Ameisen, Aaskäfer und anderes Gewürme thätig das Ihrige dazu bei, das Skelet von seinen Weichtheilen zu säubern. Erhängte fallen oft aus der Höhe erst dann herab, wenn die Verbindung der Halswirbel sich löst. Jedenfalls fasse man diesen Umstand dann ins Auge, wenn man Ueberreste eines Leichnams im Walde oder unter großen Bäumen aufzuheben hat, und betrachte die überhängenden starken Aeste, um Ueberbleibsel des Stranges zu entdecken. Bestätigt sich die Vermuthung dieser Todesart nicht, so suche man in der Umgegend nach Waffen u. s. w., sammle vorsichtig die Ueberreste der Kleidungsstücke, als Lederzeug, metallene und andere unverwesliche Gegenstände, dann die aufgefundenen Ueberreste selbst, falls sie nur aus Knochen bestehen. Bei einzelnen vorgefundenen Gliedmaßen sehe man sich vor, nicht weggeworfene anatomische Präparate als Spuren eines verübten Verbrechens zu betrachten. (Ein, in dem Wohnorte Martini's, auf einem Acker vorgefundener menschlicher Arm veranlaßte eine Untersuchung, die dieser glücklicherweise dadurch niederschlagen konnte, daß er nachwies, wie ein kurz vorher verstorbener Arzt den heimlich acquirirten Arm zu eigener Belehrung präparirt u. dann in den Abtritt geworfen hatte, von wo aus er mit dem Dünger späterhin aufs Feld gekommen war. Ähnliche Fälle haben sich mit Embryonen ereignet, die aus Mangel an Spiritus verdorben und dann leichtsinnig weggeworfen worden waren). — Den Beschluß jeder L. macht, nach vorausgegangener Berücksichtigung, das Protokoll und die Anordnung des Begräbnisses, der gerichtl. Sektion oder des Transports in eine anatomische Anstalt, nach Beschaffenheit der Umstände.

Läßt man die erwähnte dornsche Begriffsbestimmung des Wortes gelten, so ergibt sich von selbst, daß auch leblose, unorganische Substanzen, Gegenstände der Aufhebung, d. i. der Transportirung von dem Orte der Auffindung an einen sichern, zu längerer Aufbewahrung oder Untersuchung geeigneten Ort, werden können. Wir denken hier namentlich an die Fälle, wo Gifte, verdächtige Speisen und Getränke, Arzneien, Darm- und Mageninhalt einer umständlichen Prüfung unterworfen werden müssen. Bei solchen Gelegenheiten muß es hauptsächlich darauf ankommen, zu verhüten, daß die Substanzen nicht absichtlich den Händen der medicinisch-gerichtlichen Untersuchung entzogen oder so verändert werden, daß sie die letztere unsicher machen, oder ganz vereiteln können. Deshalb verwahre man sie in passenden, zu verschließenden Gefäßen (Gläsern, Töpfen, Schachteln), versehe sie mit dem Gerichtssiegel und übertrage einer Gerichtsperson

die Transportirung an den Ort der Aufbewahrung und Untersuchung, nachdem man dafür gesorgt hat, daß auch in diesem der Gegenstand keine nachtheilige Veränderungen (durch Feuchtigkeit, Fäulniß u. s. w.) erleiden könne.

Leichenausgrabung, gerichtliche (Effossio legalis, gerichtl. Med.). Diejenigen Fälle, wo der Gerichtsarzt veranlaßt wird, der legalen Ausgrabung eines todtten Körpers (oder einzelner Ueberreste desselben) beizuwohnen und dieselbe zu leiten, kann man füglich in zwei Klassen theilen. Entweder sollen 1) Leichname, die auf den öffentlichen Begräbnißplätzen mit den gewöhnlichen Gebräuchen beerdigt worden sind, deshalb, weil sich nach der Bestattung Verdacht einer gewaltsamen Tödtung oder umgekehrt, wegen eines vorhandengewesenen, scheinobten Zustandes ergeben hat, wieder ausgegraben und einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen werden, oder es sind 2) heimlich verscharrte Körper, deren Spur entweder zufällig aufgefunden oder durch Geständnisse dabei theilhaftig gewesener Personen erlangt worden ist, dem Schooße der Erde zu entheben. Im ersten Falle hat der requirirte Gerichtsarzt, in Gegenwart des hierzu gehörigen Gerichtspersonals und der nöthigen Gehülfen, zuerst die äußere Beschaffenheit des Grabes zu beachten, bei der vorsichtig vorzunehmenden Eröffnung desselben auf dessen Tiefe, die Lage und Beschaffenheit der Erdschichten, den Zustand des Sarges, das Vorhandenseyn von Wasser u. s. w. Rücksicht zu nehmen. Befindet sich der Sarg noch in unversehrtem Zustande, so ist das Herausbefördern desselben mit der größten Behutsamkeit anzuordnen; ist er zu morsch oder zerfallen, so muß die Besichtigung, die sonst über der Erde Statt finden würde, in dem zu diesem Behufe erweiterten Grabe vorgenommen werden. Es gelten hierbei im Allgemeinen die bei jeder Obduktion zu befolgenden Regeln und Grundsätze, und auch hier kann das Unangenehme, was die weit vorgeschrittene Fäulniß mit sich führt, bei der Wichtigkeit der Handlung nicht in Betracht kommen, und dem Physikus Veranlassung geben, die Uebernahme einer solchen Untersuchung abzulehnen. Die freie Luft, Benützung des Luftzuges, Begießung des faulenden Körpers mit Chlorkalkauflösung, Räucherungen, und im Nothfalle Tabakrauchen und Verbinden des Mundes mit einem, mit Essig getränkten Schwamme, sind hinfänglich, jede mögliche Gefahr abzuwenden und der Expedition das Abscheuliche zu benehmen. Hat man die Ausgrabung veranstaltet, weil man Verdacht auf Vergiftung hatte, so ist namentlich zu berücksichtigen, ob der Leichnam sich widernatürlich gut konservirt oder mumienartig verwandelt findet (S. Arsenik). Ist hingegen die Verwesung sehr weit vorgeschritten und der Zusammenhang der Körperhüllen und der Organe zerstört, so sammle man alle in der Gegend des Magens und Unterleibes vorhandenen Ueberreste (selbst durch Ausschöpfen) zum Behuf der chemischen Untersuchung, die auch in solchen Fällen noch die überraschendsten Resultate gegeben hat. Glaubte man Ursache zu haben, gewaltsame Verletzungen als Veranlassung des Todes aufzufuchen, so

überzeuge man sich von dem Vorhandenseyn von Trennung der festen Theile, die man auch in völlig verwestem Zustande gewiß noch in den Knochen antreffen wird (Frakturen der Schädel-, Gesicht-, Röhrenknochen, der Rippen, Wirbelbeine u. s. w.), auch richte man seine Aufmerksamkeit auf die Entdeckung von Instrumenten u. a. Gegenständen, durch welche der Mord vollbracht seyn kann. (Eine Frau in Leipzig tödtete ihren Mann durch Einschlagen eines Nagels in den Kopf; eine Engländerin durch Eingießen geschmolzenen Bleies ins Ohr 6 Ehemänner. S. Oslander Ueber den Selbstmord, S. 393). Neugeborene Kinder sind mehrmals durch das Einstechen von Nadeln in die Fontanelle oder den Nacken umgebracht worden (Act. N. C. Dec. I. ann. 3, obs., 314; Bohn, De renunc. vulnere, S. 70). Im Allgemeinen führe man im Protokolle die Angabe des Grabes der Fäulniß mit auf, ob er natürlich oder durch die Lage und Beschaffenheit des Begräbnißplatzes verzögert oder beschleunigt worden (Fettwachsbildung). Ist die Ausgrabung wegen Verdachtes von Scheintod veranstaltet worden, so ist hauptsächlich die Lage des Leichnams beachtungswerth. Doch hüte man sich hierbei vor Täuschungen, da z. B. der Schädel gewöhnlich auf die Seite fällt, wenn die Verbindungen desselben mit dem Halse durch die Fäulniß getrennt worden sind. Nach beendeter Untersuchung sind die Ueberreste, mit Ausnahme etwa vorgefundener Beweisstücke, mit Anstand der Erde zurückzugeben.

Die zweite Klasse von Fällen bietet größte Mannichfaltigkeit dar, erfordert aber auch noch größere Vorsicht und Beachtung aller Nebenumstände, weil oft gerade diese am meisten zur Entdeckung heimlich verübter Verbrechen beitragen. Ist, wie angenommen wurde, in Folge einer, dem Gerichte gemachten Anzeige oder Aussage eines Inculpanten, Nachgrabung nach einem angeblich verscharrten Körper anzustellen, so verlangt die Beschaffenheit des Ortes die erste und vorzüglichste Berücksichtigung. Es muß die Beschreibung der Begräbnißstätte so genau wie möglich aufgenommen und dem Protokolle über die Ausgrabung gleich zu Anfange einverleibt werden. Es ist dieselbe entweder im Freien (im Holze, an abgelegenen Orten, — Kinderleichen werden gern auf Kirchhöfen in frische Grabbügel eingescharrt — oder in Gebäuden (Kellern, Scheunen, Ställen u. s. w.). Bisweilen bieten die Umgebungen Spuren verübter Gewaltthatigkeiten dar (Blut, Fußtritte, ausgeraute Haare, Stücke von Kleidern oder anderen Effekten). Während der Ausgrabung ist die Beschaffenheit des Bodens, die Tiefe des Grabes zu notiren und darauf zu sehen, daß die Erde nur in kleinen Portionen schichtweise weggenommen werde. Trifft man auf den gesuchten Gegenstand, so suche man ihn in seiner Lage möglichst zu erhalten, um dieselbe genau beschreiben zu können, beachte jeden Umstand an dem Leichname: Größe, Alter, Geschlecht, Spuren von Verletzungen, den Grad der Fäulniß, bei neugeborenen Kindern die Gegenwart oder Abwesenheit des Nabelstranges und der Placenta, ferner Kleider, sonstige Effekten, Waffen u. s. w. Nach-

dem der Körper von allen Seiten besichtigt und der Befund zu Protokoll gegeben, wird mit einem vorläufigen Ausspruche über das Resultat der Untersuchung geschlossen und ein ausführliches Gutachten später nachgeliefert. Sind vergrabene Leichname zufällig entdeckt worden, so hat der Gerichtsarzt, nachdem er die Anzeige erhalten, vor allen Dingen anzuordnen, daß mit der begonnenen Ausgrabung nicht weiter fortzufahren und ein sicherer Wächter bis zu seiner Ankunft an den Fundort gestellt werde. Dann ist, wenn der Körper noch erhalten, wie in den oben angeführten Fällen zu verfahren. Gewöhnlich sind Kinderleichen der Gegenstand derartiger Ausgrabungen. Häufiger aber noch werden beim Graben der Keller, Fundamente u. s. w. Gerippe oder einzelne Knochen aufgefunden, über deren Alter, Todesursache u. s. w. ein Gutachten abzugeben, oft mit Schwierigkeiten verbunden ist. Auch hier suche man so viel wie möglich der voreiligen Ausgrabung Einhalt zu thun und überzeuge sich an Ort und Stelle von der Lage des Gerippes und der Beschaffenheit der Fundstelle. Hat man dies gethan, so sammle man die Knochen, und untersuche die Erde in einiger Entfernung (am besten durch Durchwerfen durch ein Drahtgitter oder grobes Sieb) nach anderen etwa vorhandenen Gegenständen (Knöpfen, Armatur- und Kleidungsüberresten, zumal in der Nähe von Schlachtfeldern, wo oft verstorbene oder getödtete Nachzügler heimlich vergraben worden sind und nach Jahren erst aufgefunden werden). — Aus der Beschaffenheit der Knochen (vorausgesetzt, daß man sich davon überzeugt hat, daß es wirklich menschliche Gebeine sind), namentlich der Substanz, der Länge der Röhrenknochen, der Struktur der Beckenknochen, der Schädelform, den Zähnen u. s. w. kann man gemeiniglich mit ziemlicher Gewißheit das Alter, Geschlecht und die Größe des Subjekts, von dem die Gebeine herrühren, beurtheilen. Schwieriger ist die Entscheidung über die Zeit, in welcher die Eingrabung vor sich gegangen ist, da die Beschaffenheit des Bodens und die Tiefe, in welcher der Leichnam gelegen hat, die merkwürdigsten Verschiedenheiten in der Struktur der knöchernen Ueberreste bedingen können. Martini in Wurzen berichtet, er besitze einen, mit dem Schädel aus einem großen Grabhügel bei Keuschberg ausgegrabenen, von der Hunnenschlacht (932) herrührenden Unterkiefer von vollkommen fester Textur und mit ziemlich konservirten Zähnen, der, lege man ihn an einen, auf dem leipziger Schlachtfeld ausgegrabenen Schädel, keinen Unterschied in der Masse wahrnehmen lasse. Wahrscheinlich hat die, in der Nähe der großen Salinen sehr salzhaltige Erde die gute Erhaltung bewirkt. — Man kann sich daher hinsichtlich des Alters der aufgefundenen Gerippe nur unbestimmt im Gutachten äußern, und sich höchstens auf das Urtheil des Todtengräbers des Orts, als eines in diesem Punkte kompetenten Richters, berufen. — Die Beerdigung der ausgegrabenen Körper ist die Sache des Gerichts und der Geistlichkeit. S. d. A. Leichenaufhebung.

Lit. Drfila und Lesueur, Handb. zum Gebrauche bei gerichtlichen Ausgrabungen mensch-

licher Leichname. A. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. E. W. Gung. 2 Thle., Leipzig 1832.

Leichenbegängniß, s. Begräbniß.

Leichenbesichtigung (*Inspectio legalis* s. *cadaveris*, gerichtl. Med.). Der Besichtigung der Leichname geht die Leichenaufhebung voran (S. d. A.). Sie selbst wird nach Meckel (Lehrb. §. 51) in folgender dreifacher Absicht unternommen: 1) Um besonders in Fällen, wo Name, Herkunft u. s. w. unbekannt sind, durch genaue Beschreibung der physischen Individualität ein naturgetreues Bild der Person zu entwerfen; 2) die allgemeinen Wirkungen des Todes, und 3) die vorhandenen pathologischen Zustände zu beschreiben. Doch kann diese Einteilung nicht füglich beibehalten werden, um die Ordnung zu bestimmen, in welcher die Besichtigung vorgenommen und deren Resultat zu Protokoll gegeben werden muß, da es zweckmäßiger ist, mit Beschreibung der Personalität anzufangen, dann die des allgemeinen Habitus, hernach die der einzelnen Körperabtheilungen (Kopf, Hals, Brust, Bauch, Rücken, Extremitäten) folgen zu lassen, und entweder gleich bei diesen oder zuletzt in einer besonderen Nummer die vorgefundenen Abnormitäten oder Verletzungen aufzuzählen. Wir beginnen mit Angabe des Geschlechts, der Größe, welche am besten auf die Weise gefunden wird, daß man die Länge des ausgestreckten Körpers, vom Scheitel bis zur Ferse, auf dem Tische mit zwei Strichen bemerkt und den Raum zwischen denselben nach Zollen ausmißt, der kräftigen oder schwachen, fetten oder mageren Körperbeschaffenheit, des mutmaßlichen Alters nach Haaren, Zähnen, Gesichtszügen u. s. w., lassen hierauf die des Gewichts (bei Kinderleichen), der Temperatur des Körpers, der Steifigkeit oder Biegsamkeit der Gliedmassen (Meckel a. a. D. S. 70), der Farbe der Haut überhaupt, bei Neugeborenen, das Vorhandenseyn der Lanugo, der Vernix caseosa, bei Erwachsenen gewisser Veränderungen derselben durch Krankheiten (Gelbsucht), der Wachsfarbe nach Verblutungen, der blauen Färbung bei apoplektisch und suffokatorisch Verstorbenen und die vorläufige Erwähnung der an einzelnen Stellen ersichtlichen Abweichungen von der Norm (Todtensflecke) folgen. Der besseren Uebersicht wegen kann auch schon hier die Lage des Körpers in Bezug auf einzelne Theile desselben (Richtung der Arme, Hände, Füße, Haltung des Kopfs u. s. w.) angeführt werden und für die Unterabtheilungen die specielle Beschreibung derselben, hinsichtlich ihrer Eigenthümlichkeiten, verbleiben. Die Besichtigung der Rückseite des Körpers verschiebt man am passendsten bis zuletzt, um durch das Ummenden keinen Nachtheil herbeizuführen (z. B. das Ausleeren der Urinblase). Zuletzt muß noch der etwa vorhandene Fäulniß- oder andere Geruch (brenzlicher bei Verbrannten, eigenthümlich saurer nach Vergiftung mit Vitriolöl u. dgl.) beachtet und aufgeführt werden.

1) Besichtigung des Kopfes. Man betrachte die Farbe, Stärke, Länge, etwa vorhandene, eigenthümliche Beschaffenheit und Stellung der Haare (Weichselzopf, Platte), der Augenbraunen, des Bartes, die Form des Schädels



weichen Theile überhaupt, vorzüglich das Perineum und das Mittelfleisch zerrissen, verschwollen, mit krankhaften Auswüchsen, Geschwüren, Ausschlägen u. s. w. besetzt sind? Auch überzeuge man sich, ob nicht fremde Körper in die Scheide eingebracht worden sind, wie bekanntlich ein Bauer drei Frauen nach einander dadurch tödtete, daß er vergiftete Klöße in die Scheide practicirte (Art. Reg. Societ. Havn., Bd. III, Jahrg. 1792, S. 178). Der Uebergang von der Besichtigung zur Sektion oder inneren Untersuchung bildet gewissermaßen die auch am todten Weibe zuweisende vorzunehmende geburtshülfsliche innere Exploration über Lage und Beschaffenheit des Uterus, der vaginalen Portion und des Muttermundes.

4) Besichtigung der Extremitäten, im Allgemeinen in Bezug auf äußeres Ansehen, ob sie schwach oder stark, muskulös, mager oder fett erscheinen. Oft ist aus Farbe und Dicke der Haut, namentlich an den Händen, bei unbekannten Personen auf Lebensweise und Profession derselben zu schließen (Färber, Feuerarbeiter, Lohgerber u. s. w.). An den oberen Extremitäten beachte man die Anwesenheit von Kuhpocken und Aderlasnarben, die Beschaffenheit der Finger (Ringe an denselben), der Nägel (bei Neugeborenen hinsichtlich der vollkommenen Ausbildung derselben als Zeichen der Reife), der inneren Handfläche (runzlig und faltig bei Ertrunkenen), die Stellung der Hände und Finger, ob aus derselben auf verübten Selbstmord überhaupt und auf die Möglichkeit desselben in Betracht der aufgefundenen Todesursache insbesondere geschlossen werden könne, endlich Verletzungen und Wunden der Arme und Hände (Knochenbrüche, Luxationen u. s. w. und andere besondere Eigentümlichkeiten an denselben, Tatuierungen der Haut bei Individuen, die als Soldaten gedient haben). An den unteren Extremitäten machen sich häufig Abweichungen in Form und Stellung der Knochen, Varikositäten und Kallositäten bemerkbar; aus der Beschaffenheit der Haut an den Fußsohlen kann man bei unbekannten Leichen erkennen, ob das Subjekt barfuß zu gehen gewohnt gewesen sey.

Nach vorsichtiger Ummwendung des Körpers erfolgt die allgemeine Besichtigung der Rückseite desselben in Bezug auf den Gesamtzustand, die Färbung u. Verletzungen der Haut (Todtenflecken, Sugillationen, Exkorationen, entzündete, eiternde, brandige Stellen, Wunden u. s. w.), die Untersuchung des Rückgraths in Rücksicht auf Abweichungen von der Normalform (Krümmungen, Spina bifida), und wegen möglicherweise vorhandener, penetrierender, kleiner Wunden, Knochenbrüche und Verrenkungen der Wirbel, des Sphincter ani und der aus demselben entleerten flüssigen oder festen Substanzen. — Unreife Früchte, Molen, degenerirte Ovaria und ähnliche Gegenstände von zarter organischer Textur werden am besten in einem flachen, mit reinem Wasser angefüllten Gefäße besichtigt und nach Befinden mittelst Stednadeln auf einer Wachsplatte ausgebreitet. — Wunden und andere auffällige Merkmale müssen überhaupt hinsichtlich ihres Orts genau bestimmt werden.

Man bediene sich hierzu erstlich der nach den Grundsätzen der Anatomie angenommenen Einteilung der verschiedenen Gegenden des Körpers (S. E. A. Bock, Der menschliche Körper nach seinem äußeren Umfange, oder die Einteilung und die Regionen desselben. Leipz. 1824; Hesselbach, Abbildung in dessen Anleitung zu gesetzmäßigen Leichenöffnungen. Würzb. 1812); benutze zweitens die Nähe gewisser, sich gleichbleibender, allgemein bekannter, sicht- oder fühlbarer Punkte des Körpers (Nase, Kiefer, Rippen, Brustwarzen, Hüftbeine u. s. w.), um nach deren Richtung und Entfernung von der Wunde, den Ort der letzteren zu bestimmen, und setze drittens das Maß der gedachten Entfernung und des Umfangs der Wunde nicht nach dem bloßen Augenschein oder gewissen ungefähren Bestimmungen (z. B. nach Breite der Finger des Sekanten) fest, sondern bediene sich dazu des Zollstabs und des Lasterzirkels. Bei Aufzählung der vorgefundenen Verletzungen spreche man sich deutlich über Anzahl, Form und Beschaffenheit derselben aus; bei wirklichen Wunden, ob es Schnitt-, Hieb-, Schuß- od. Quetschwunden seyen, über Richtung, Größe, Umfang, Beschaffenheit der Ränder der Verletzten, tiefer liegenden, schon von außen sichtbaren Theile, über vorhandene Spuren von traumatischer Reaktion (Sugillation, Entzündung, Eiterung), ein Umstand, der von größter Wichtigkeit ist, wenn es darauf ankommt zu entscheiden, ob die Wunde dem lebenden oder schon todten Körper beigebracht worden sey (S. die Akten des Konkschen Prozesses. — Plouquet, Ubergewaltssame Todesarten. 2. Aufl., 1. Abschnitt, 11. Kap., S. 19, ff.), endlich darüber, ob sich noch fremde Körper in der Wundöffnung befinden, ob und auf welche Weise und in welcher Menge Blut oder andere Flüssigkeiten aus der Wunde geflossen; (Wunden nach dem Tode beigebracht, bluten nur aus einzelnen großen Gefäßen, — über das, in früheren Zeiten für einen Beweis verübten Mordes gehaltene Bluten der Wunde an einem todten Körper, in Gegenwart des vermeintlichen Mörders, vergl. Meckel, Lehrb., S. 140. Megger, System, S. 85); ob Gegenöffnungen (bei Schuß- und Stichwunden) vorhanden, und welche von beiden Öffnungen als Ausgangs- oder Eingangswunde zu betrachten sey. Bei Exkorationen kommt es darauf an, zu bestimmen, ob sie im Leben entstanden seyen (es bildet sich in diesem Falle eine Kruste mit den sichtbaren Zeichen von Reaktion, bei Hautablösungen nach dem Tode nur hornartiges Eintrocknen der Haut); dasselbe macht sich nöthig bei der Besichtigung von Quetschungen, Verbrennungen (durch Feuer, heiße Flüssigkeiten oder Aezmittel) u. s. w. Bei Untersuchung der Tiefe einer Wunde wird der Gebrauch der Sonden und Finger von Einigen unbedingt, von Anderen mit Einschränkung angerathen (Bohn, Tract. de offic. med. dupl. S. 592. — de renunciat. vulner. S. 11. Welsch, rationale vulner. judicium. Leipz. 1660, S. 139. Stryp, de jure sensuum, Frankf. 1671, S. 37). Wir stimmen höchstens für das Letztere und halten es im Ganzen für ent-



beren und das Interesse dafür war in den neunziger Jahren ein sehr allgemeines; allmählig aber erkalte dieses, und man hört jetzt selten mehr von Errichtung eines Leichenhauses an Orten, wo bisher noch keine vorhanden waren. Das Publikum hegt im Allgemeinen einen Widerwillen gegen solche Häuser und die Verwandten sträuben sich, ihre Todten von sich zu entfernen, und sie vor ihrer Beerdigung in ein fremdes Haus bringen zu lassen und fremden Händen zu übergeben. Da die L. wegen möglicher Ueberfüllung bei großer Sterblichkeit, außerhalb der Städte und Dörfer an entlegenen Orten angelegt werden müssen, so ist der Transport der Leichen dahin bei bedecktem Sarge und im Winter bei strenger Kälte nicht ohne Nachtheile. Der wahre Leichengeruch als ein wesentliches Merkmal der angehenden Fäulniß kann da, wo mehrere Leichen zusammen liegen, nicht für jeden einzelnen Körper angegeben werden. Man wendet ferner ein, daß man sich auf die Sorgfalt und Geschicklichkeit der Leichenwärter, zu denen sich meist nur rohe und ungebildete Leute verstehen werden, in Beobachtung aller Veränderungen an den Leichen nicht verlassen könne. Man fürchtet ferner von der Anhäufung mehrerer Leichen in einem engen Raume, insbesondere zur Zeit herrschender Epidemien, nachtheilige Einwirkungen auf die Gesundheit der Verwandten, die zum Besuch ihrer Todten kommen würden, und der Leichenwärter. Man denke sich ferner Fälle, wo wirklich Scheintodte in ein solches Haus gebracht werden, und hier mitten unter Leichen erwachen sollten, an einem entlegenen Orte, von aller Hülfe und allen Hülfeleistenden entfernt, die doch gewöhnlich auf der Stelle nöthig sind, um das wenige, erst rege gewordene Leben zu unterhalten und in Thätigkeit zu setzen. Man denke sich einen solchen Scheintodten in einer Atmosphäre ohne eine reine, zur Ansäuerung und Fortsetzung des Lebens unentbehrliche Luft! (ein Gedanke, der sich Ref. bei einem Besuche des sonst recht zweckmäßig eingerichteten Leichenhauses zu München lebhaft aufdrang). Uebrigens verbürgt uns dafür, daß solche, gewöhnlich nervenschwache Menschen beim Erwachen aus ihrem Scheintode, wenn sie sich in einer solchen Lage erblicken, vor Schrecken und Entsetzen nicht erst von dem wirklichen Tode ergriffen werden? Endlich sind auch bis jetzt keine Beispiele bekannt, daß durch L. wirklich ein Menschenleben gerettet worden ist.

Trotz aller dieser und anderer Einwendungen gegen die L., von denen gar manche der hinreichenden Begründung entbehren und durch Gegenstände zum Theil entkräftet werden können, bleibt doch die Errichtung eines Leichenhauses an jedem größeren oder kleineren Orte sehr wünschenswerth, sey es auch nur, daß man dadurch in Stand gesetzt werde, wenn Familien, welche nur ein oder zwei enge Stuben zu bewohnen haben auf den Fall, daß sie ihre Todten, besonders die an ansteckenden Krankheiten Verstorbenen, so lange als die Gesetze vorschreiben, nicht ohne großen Abscheu, oder ohne gegründete Furcht vor einer weiteren Ausbreitung des An-

steckungstoffes, in ihren eigenen Wohnungen aufbewahren könnten, einen zu diesem Ende tauglichen Ort anzuweisen, an welchen die (vielleicht nur scheinbar) Todten die bestimmte Zeit hindurch aufgesetzt und unter sorgfältigster Unterhaltung der Reinlichkeit, so wie der gehörigen Durchlüftung der Leichenlokale, bewahrt werden möchten. Dabei mag man es immer dem Ermessen jedes Einzelnen überlassen, seine Todten bis zur erlaubten Beerdigung in seinem Hause liegen zu lassen.

Leichenhühnchen (Ornith.), s. v. a. gemeiner Kanarienvogel, *Noctua passerina* L.

Leichenkäfer (Entom.), Käfergatt., s. v. a. *Necrophorus* Fabr.

Leichenkaffe. Es ist nicht selten, daß selbst in nicht ganz unbemittelten Familien durch einen plötzlich eintretenden Todesfall die Hinterbliebenen in die peinlichste Verlegenheit gesetzt werden, schnell die Mittel zur anständigen, standesmäßigen Beerdigung des Verstorbenen zu beschaffen; und daß leider gar oft zu dem Schmerze über den Verlust eines theuern Angehörigen sich noch die Noth gesellt, indem die Mittel fehlen, den theuern Geschiedenen die letzten unumgänglichen Dienste zu erweisen. Der Gedanke an solche so leicht eintretende Fälle bestimmte besonders Familienväter nach Möglichkeit Vorkehrungen zu treffen, sich und die Ihrigen wenigstens bei einem eintretenden Unglücksfalle den drängendsten Sorgen überhoben zu sehen. Kleine Ersparungen werden zu diesem Zwecke gemacht und zurückgelegt, Kleidungsstücke werden schon früh bei Lebzeiten zum letzten Gebrauch bestimmt und fast als heilig aufgehoben (wer denkt hier nicht an das schöne Gedicht von Chamisso „die alte Waschfrau“) und was dergleichen Vorkehrungen mehr sind. Doch da vereinten Kräften mehr möglich ist, als isolirt stehenden Einzelnen, so bildeten sich Vereine, die sich selbst Bruderschaften, Fraternitäten, nannten, die zum Zweck hatten, ihren Angehörigen die Sorgen, die der Tod und das nothwendige Begräbniß mit sich führt, durch gegenseitige Handleistungen abzunehmen, wozu in katholischen Ländern oft noch die gegenseitige Verpflichtung kam, für das Seelenheil der Dahingeschiedenen durch Seelenmessen und sonstige religiöse Gebräuche nach Kräften zu sorgen. In unserer nüchternen protestantischen Kirche fielen die gegenseitigen Verpflichtungen zu religiösen Zwecken bald weg, und auch die persönlichen Handreichungen verwandelten sich bald in Geldbeiträge, die beim Tode eines Mitgliedes einer solchen Verbrüderung von den übrigen Mitgliedern gezahlt wurden, um die Kosten der Beerdigung ganz oder theilweise zu bestreiten. So wurden aus gemüthweisen religiösen Verbrüderungen unsere abstrakten Begräbniß-, Todten- oder Leichenkassen. Wenn sie gleich kaum ein Schatten von dem sind, woraus sie entstanden, so sind sie dennoch für die unbemittelten Stände eine große Wohlthat, vorausgesetzt, daß sie zweckmäßig eingerichtet sind. Der Zweck einer solchen Anstalt ist jedoch kein anderer, als der, den Angehörigen eines Verstorbenen

nen augenblicklich eine bestimmte Summe Geld zur Verfügung zu stellen; Renten- und Zinsengenuß, Versorgung von Wittwen und Waisen kann und darf nicht im Plane einer L. liegen, denn dies würde die Beiträge nur vertheuern u. die Anstalt den niedern Ständen, für die sie besonders von Segen ist, unzugänglich machen. Möglichst geringe Beiträge und möglichst ausgedehnte Theilnahme, das sind Bedingungen, auf die eine L. sich stützen muß. Hiernach konnte die Einrichtung einer solchen Kasse sehr einfach seyn. Hat der Verein so viel Mitglieder, daß ihre Beiträge die zu zahlende Summe ausmachen, so brauchte nur bei jedem Todesfalle jedes Mitglied seinen Beitrag zu entrichten und die Summe war da. So einfach ist nun freilich die Sache doch nicht. Einmal muß nicht nur so viel jedesmal einkommen, als man braucht, sondern man muß auch auf ein kleines Mehr bedacht seyn, denn es können Verluste zu decken vorkommen; auch muß fortwährend ein kleiner Kassenbestand da seyn, um augenblicklich nöthig gewordene Zahlungen leisten zu können, und endlich genügt diese Einfachheit nicht aus folgenden Grunde: wird ohne Rücksicht darauf, wie viel Jemand gesteuert hat, den Hinterbliebenen eines Mitgliedes gleich viel gegeben, so wird jeder so spät als möglich zur Gesellschaft treten, weil dann Hoffnung da ist, nach wenigen Beiträgen die ganze Summe zu erhalten, hierbei würde aber die Kasse nicht bestehen können, im Gegentheil muß es ihr daran gelegen seyn, die Mitglieder so zu gewinnen, daß sie so lange als möglich steuern. Dies wird gewöhnlich durch folgende Einrichtungen erreicht. Die vollständige Summe des Begräbnißgeldes wird nur dann gezahlt, wenn der Verstorbene eine gewisse Anzahl Fälle gesteuert hat, hat er diese nicht erreicht, so ist die Summe des Begräbnißgeldes geringer, doch im Verhältniß zu den gesteuerten Beiträgen und immer größer als diese. 3. B., gesetzt die volle Summe sey 21 Thlr. und ein Beitrag 2 Ggr., so erhält jene, wer 14 Thlr. oder 144 Fälle gesteuert hat; wer weniger gesteuert hat, bekommt 3 Thlr. mehr, als er gesteuert hat. Damit jedoch Angehörige solcher, die kurz nach ihrem Eintritt sterben, nicht zu geringe Summen erhalten, fängt die Begräbnißsumme gleich mit einer etwas größern, mit $\frac{1}{2}$ oder der Hälfte der ganzen an und steigt von hier an in obiger Scala. Damit Mitglieder, die sehr früh eingetreten sind, nicht mehr steuern, als sie demnächst zu erwarten haben, hören sie auf zu zahlen, sobald sie 144 Fälle gezahlt haben, sie haben ausgesteuert. Bedacht wird der fehlende Beitrag der Ausgesteuerten dadurch, daß für sie ein steuerndes eintritt, dann daß die Anzahl der Mitglieder etwas größer genommen wird, als das notwendige Bedürfnis es erfordert und dann dadurch, daß in solchen Fällen, wo nicht die volle Summe gezahlt wird, mehr eingenommen als ausgegeben wird. Die Kassenverwaltung hat hierbei darauf zu sehen, daß sich nicht unnöthige Kapitale anammeln, lieber die Zahl der Mitglieder beschränken, oder, was zweckmäßiger ist, die Aussteuerung früher einstellen lassen. Früher waren die L. mit den In-

nungen und sonstigen Korporationen verbunden, jetzt sind sie das Ergebnis freier Vereine; nur beim Volksschullehrerstande findet sich zuweilen, daß die L. Standesinstitute sind, denn die Leherwittwenkassen sind häufig nichts anderes, als schlecht eingerichtete L.

Leichenkranz, s. v. a. **Todtenkranz**.

Leichenkraut (Bot.), s. v. a. gemeiner **Wasserschlauch**, *Utricularia vulgaris* L.

Leichenkrone, s. v. a. **Todtenkrone**.

Leichenmahl, s. v. a. **Leichenschmaus**.

Leichenöffnung, s. **Sektion**.

Leichenpfaß, der geistliche Schein einer Landesbehörde, durch deren Gebiet eine Leiche geschafft wird, zur Bestätigung, daß diese auch wirklich ein todtter Körper, und zwar der, für den er ausgegeben werde, sey. Der L. sagt auch, daß es nicht nöthig sey, für die Leiche in jeder Parodie, durch die sie kommt, der Geistlichkeit die Jura stolae zu bezahlen, wenn sie dieselben in pontificalibus mit der Schule empfangen. Letzteres ist in Deutschland allgemein abgeschafft.

Leichenpredigten, **Leichenreden** (Homiletik). Wie jeder Vortrag des Geistlichen entweder zur Predigt oder zur Rede (zum Sermon) in der engern Bedeutung des Wortes wird, je nachdem der Verstand oder das Gefühl das überwiegend Thätige in demselben ist, so ist dies auch bei Leichenpredigten und Leichenreden der Fall. Mögen auch neuere Homiletiker diesen Unterschied nicht anerkennen und behaupten, daß weder der Predigt eine ausschließende Richtung auf den Verstand, noch der Rede im engern Sinne eine ausschließende Richtung auf das Gemüth zukomme, sondern daß vielmehr darin der wesentliche Unterschied bestehe, daß die beiden der allgemeinen Natur der Rede untergeordneten Formen bald nur Resultate liefern, bald den Hauptsatz genauer und ausführlicher entwickeln, also entweder kürzer oder länger seyen; so wird man sich doch immer hierin einverstanden erklären, daß L. predigten u. L. reden theils ihrer häufigen Wiederkehr, theils der Art und Weise wegen, wie sie gehalten werden sollen, zu den schwierigsten Vorträgen des Geistlichen gehören. Gleichwohl möchten wir sie keineswegs, besonders in dem Wirkungskreise der Landgeistlichen vermissen, ja sie überall erhalten und wieder eingeführt sehn. Kann doch der Seelsorger nie so unmittelbar über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens sprechen, als an den Gräbern, findet er doch nie so empfängliche Herzen, als hier, den Samen des göttlichen Wortes in dieselben auszustreuen. Was jedoch die Schwierigkeiten hinsichtlich der Art und Weise betrifft, wie solche Vorträge gehalten werden müssen, so ist dabei vorzüglich dieses zu beobachten, daß der Redner 1) bloß bei den allgemeinen Lebensumständen des Verstorbenen stehen bleibe, sie lehrreich pragmatizire und sich dagegen aller zu speziellen sowohl vortheilhaften als nachtheiligen Bemerkungen enthalte, um nicht die Würde des geistlichen Amtes bald als Lobredner, bald als Strafprediger zu untergraben; daß er somit auch 2) eben so verständig im Lobe, als im Tadel sey und nie verdamme, indem ja auch der beste Mensch vor Gott ein Sünder ist und selbst dem

größten Sünder immer noch ein Weg zur göttlichen Gnade offen steht; daß er endlich 3) seinen Stoff so zu wählen suche, die Zuhörer, über das Zeitliche und Irdische hinaus, zu Gott und zu einer bessern Welt, der wir doch Alle angehören, zu erheben. Denn hierin liegt der einzig wahre Trost für die Leidtragenden und die beste Erbauung für die Uebrigen. Außer diesen hier angegebenen Punkten muß auch die größte Vorsicht bei der Wahl der Texte, wie auch bei besonderen Todesfällen angewendet werden. Bei schnellen und unverschuldeten Todesarten ist es Hauptsache, sich alles Urtheils über die Begebenheit zu enthalten, die Hinterbliebenen zu beruhigen, die Unsicherheit menschlicher Entwürfe u. Hoffnungen anschaulich und die beständige Vorbereitung auf die Ewigkeit wichtig zu machen, und reichhaltig sind die Bibelstellen, die hierzu benutzt werden können, z. B. 1. Sam. 20, 3; Sprüchw. 27, 1; Pred. 9, 12.; Jes. 38, 13, 55, 8; Röm. 14, 7 f.; 11, 33 u. f. w. Bei verschuldeten Todesarten ist es Zweck, das traurige Ende des Lasters in ein helles Licht zu setzen, die Unsittlichkeit u. Schändlichkeit des Verbrechens an dem neuesten Beispiel zu zeigen, und überhaupt den sinnlichen Eindruck dieser Begebenheit für die Moralität der Zuhörer zu benutzen. Bibelstellen wie 1. Mos. 9, 6.; Sir. 7, 1. f.; Röm. 13, 4.; Gal. 6, 7 f.; Hebr. 10, 31. Jak. 1, 14 sind dazu ganz geeignet. Uebrigens kann man bei solchen Fällen nicht dringend genug empfehlen, sich mehr an das verübte Laster, als an die Person zu halten, alle Verdammungsurtheile zu vermeiden und, neben der Ueberzeugung von dem verübten Unrechte, lieber Mitleid mit den Verirrungen des Unglücklichen rege zu machen. (Vergl. „v. Ammon's Handbuch der Anleitung zur Kanzelberedsamkeit für evangel. Religionslehrer“ und „Ludw. Hüfel's Wesen und Beruf des evangelisch-christl. Geistlichen“). Zu den L.predigten, die gewöhnlich in der Kirche von der Kanzel gehalten werden und denen regelmäßig ein biblischer Spruch oder ein bekannter Liedervers zu Grunde liegt, gehören auch die Gedächtnispredigten. Gewöhnlich werden sie erst einige Zeit nach der Beerdigung der Verstorbenen, z. B. bei dem Tode des Landesherrn, eines Kirchenpatrons oder eines sonst ausgezeichneten Mannes veranstaltet. Dagegen finden die L.reden oder Sermonen in der Kirche am Altar oder auf dem Gottesacker am Grabe des Verstorbenen Statt und haben zur Absicht, sich feierlich von dem Verstorbenen zu trennen und die Hinterbliebenen zu trösten. Zu den L.reden rechnet man auch die sog. Parentationen, welche sich vorzügl. auf die Lebensumstände des Verstorbenen beziehen, so wie auf die sogenannten Abdankungen, in welchen der Geistliche im Hause des Verstorbenen der Leichenbegleitung den Dank für ihre Theilnahme im Namen der Hinterlassenen abstattet. Jedoch ist diese Sitte nur in einzelnen Gegenden herrschend, während Abdankungen im Allgemeinen diejenigen Gebete genannt zu werden pflegen, die für die Verstorbenen entweder am Sonntage vor oder am Sonntage nach der Beerdigung derselben in der Kirche gehalten werden.

Die Literatur der L.predigten und L.reden ist sehr reichhaltig, jedoch begnügen wir uns, hier nur auf folgende Schriften aufmerksam zu machen: Demler, Repertorium über Pastoraltheologie, u. Leichenpredigt; — Patsche, Materialien zu Religionsvorträgen bei Begräbnissen, aus den Werken deutscher Kanzelredner gesammelt, 1. u. 2. St., Chemnitz 1800; — Ebert, Der Landprediger bei den Gräbern 2 Thle., Leipzig 1796; — Baur, Allgem. homil. prakt. Handbuch bei Sterbefällen für Stadt- u. Landprediger, Nürnberg. 1810; — Helmrich, Vorarbeiten zu Leichenpredigten, Standreden und Abdankungen 2 Bde. 1820, 21. 2 Bde.; — Reinhard's Belehrungen und Tröstungen an den Gräbern unserer Lieben, aus seinen hinterlassenen Predigten gezogen von Dießsch, Stuttgart. 1823; — Lang's Bibeltexte zu Leichenpredigten für Landpfarrer, Erlang. 1799 — 1803. 3 Bde.; — Kottmeier's Texte und Materialien bei Sterbefällen in allgemeiner u. besonderer Beziehung, Leipzig. 1820, 3 Bde.; — Magazin von Leichenreden, herausgegeben von einer Gesellschaft evangl. Prediger 1 Bd., Baireuth 1835; — Leidens Erfahrung u. Leidensgewinn für trostbedürftige Eltern von Grulich, Torgau 1827 u. f. m.

Leichenregister, s. v. a. Todtenregister.

Leichenschändung, (Stupratio cadaveris, Coitus cum defunctis, Sodomia defunctorum, Gerichtl. Med.). Daß selbst mit Leichen Unzucht getrieben wurde, bezeugen Schenk (Observat. L. IV, obs. 9.), Bohn (De offic. med. dupl. I., c. 4. p. 598), Feltmann (De cadavere inspicendo, Kap. 33), Alberti (Comment. in constit. crim. carol. S. 242), Schurig (Spermatol. §. 69. S. 297), Simon (De impotentia conjug. C. II. Th. 4. S. 43), Pitaval (Causes celebres VIII, S. 511); ein neuerliches Beispiel erzählt Kahner (System. III, S. 192). Nach R. Sprengel (Geschichte d. Med. 1. 2. Aufl. p. 83) wurden die ägypt. Balsamirer (s. Einbalsamirer) dieses abscheulichen Lasters beschuldigt, und ihnen daher die Leichname schöner vornehmer Frauenzimmer erst nach 3—4 Tagen zum Einbalsamiren übergeben. Diese Verirrung des Geschlechtstriebes wird sich durch die veränderte Lage der Glieder des Leichnams, namentlich durch die gebogenen Kniee und von einandergezogenen Schenkel, durch die gewaltsame Erweiterung der äußeren Geschlechtstheile, durch die bei Jungfrauen sichtbaren Merkmale eines ohne Blutung frisch zerrissenen Hymens, durch die in und außerhalb der Scheide vorgefundenen Spuren von männlicher Samenfeuchtigkeit verrathen.

Leichenschau (Med. Pol.). Um die Gefahr lebendig begraben zu werden, abzuwenden, die Anstellung der Rettungsversuche beim Scheintode zu sichern, die Ausmittelung geheimer Tödtungen zu erleichtern, Eingriffe Unbefugter in die Heilkunde besser zur Kenntniß der Behörden zu bringen, von herrschenden Krankheiten genauere Kunde zu erlangen und die Feststellung der obwaltenden Sterblichkeitsverhältnisse zu ermöglichen, hat man in vielen Ländern gesetzlich die L. eingeführt, in Folge deren Verstorbene nur dann beerdigt werden dürfen, wenn das Vorhandenseyn untrüglicher Kennzeichen des



Hebr. 4, 10; 9, 27; Offenb. 14, 13. Am Grabe einer Braut: 1 Makkab. 9, 41; am Grabe eines Arztes: Apostelgesch. 20, 21; am Grabe eines Fürst. Mannes: Strach 38, 23; eines redlichen Alten: 1. Kön. 19, 4; eines Geistlichen: Masleach. 2, 6, u. s. w.

Leichentuch, weißes oder schwarzes, gewöhnlich mit einem schwarzen oder weißen Kreuz verziertes Tuch, welches bei Leichenbestattungen über den Sarg oder den Leichenwagen gebreitet wird. Dasselbe wird von der Kirche oder Gemeinde unterhalten und deshalb in vielen Fällen bei dem jedesmaligen Gebrauch der sogenannte Leichentuchzins an den Küster oder die Kirchenkasse entrichtet.

Leichenvogel (Ornith.), s. v. a. gemeiner Rauz, *Noctua passerina* L.

Leichenwagen, der an manchen Orten gebrauchte Wagen, um die Leiche aus dem Trauerhause in das Leichenhaus oder an den Begräbnisplatz zu bringen.

Leichenwasser (Chem.), die Auflösung des Chloralkalis wegen ihrer Eigenschaft, den Leichengeruch zu zerstören und Leichname vor Fäulnis zu schützen.

Leichenwurm (Entom.), 1) die Larve von *Sarcophaga mortuorum* L., Meig. (s. d.); — 2) s. v. a. Tausendfuß, *Scolopendra electrica* L.

Leichenzug, die Art und Weise, in welcher bei einer feierlichen Leichenbestattung die einzelnen und dazu eingeladenen Personen neben und hinter einander zu gehen pflegen. An der Spitze des Zugs geht gewöhnlich ein Schulknabe als Kreuzträger, an welchen sich die übrige Schulsjugend paarweise anschließt. Sodann folgen Lehrer und Geistliche, die Träger mit dem Sarge, die Leichenfrau, die nächsten Verwandten, die geladenen männlichen und zuletzt die geladenen weiblichen Personen. Ueber das Weitere s. Begräbnis.

Lecher, Felix v. o. Maler, 1727 zu Wegstadt in Oberschlesien geb., war bereits als Hausmaler in der Schule der Plaristen zu Freiberg in Mähren, als er noch zur Malerkunst überging, Schüler Schaffers und später Zögling der Akademie in Wien wurde, wo er seinen Ruf begründete. Am meisten rühmte man seine Altarblätter für die Kirchen zu Brünn, Nikolsburg, Fulneck, Mistek, Wilfram, Königsfeld bei Brünn, so wie für die Plaristen in Wien und die Plaristenkapelle in Prag. L. † um 1795.

Leichfisch (Ichthyol.), s. v. a. Quappe, *Gadus Lota* L., *Lota vulgaris* Cuv.

Leichheim, schwäb. Dorf; hier Schlacht im Bauernkrieg (s. d.).

Leichholz, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Sternberg; Unterförsterei, Thierofen, Mühle; mit der gleichnamigen Kolonie 250 Einw.

Leichhuhn, s. v. a. Leichenhuhn.

Leichlingen, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, Kr. Solingen, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens, an der Wupper; bedeutende Tuch-, Kasimir-, Baumwollen- und Garn-Manufakturen, Woll- und Baumwollspinnereien, Weberei, Kupferplattensfabrik, 2 Kupferhammer; 450 Einw.

Leichnam (Cadaver, franz. Cadavre, engl. Carcase, Corpse, Med.), ein des Lebens beraubter thierischer Körper. Dieser Ausdruck bezeichnet, allein angewendet, insbesondere den Körper des Menschen, kann aber auch im Allgemeinen auf jedes organische Wesen, welches zu leben aufgehört hat, angewendet werden.

Der L. hat nur eine ephemere Dauer, die Fäulnis bemächtigt sich seiner konstant, einige besondere Umstände abgerechnet, nach Verfluß einer ziemlich kurzen Zeit, seine Elemente lösen sich auf und das Skelett bleibt allein übrig, um seinerseits ebenfalls zerstört zu werden. Dieser Zustand der organischen Wesen bildet so zu sagen den Uebergang von dem Leben zur Fäulnis; der meisten Kräfte, welche das Leben charakterisiren, sobald er begonnen hat, beraubt, scheinen diese Wesen, so lange er dauert, noch nicht gänzlich den allgemeinen physischen Gesetzen, unter deren Herrschaft der Tod sie gestellt hat, unterworfen zu seyn. Man findet daher in dem L. die nämliche Zusammensetzung, die nämliche Anwendung, wie sie während des Lebens Statt fand, wodurch es dem Anatomen, dem Arzte möglich wird, sich über die Organisation und die Veränderungen, die sie während des Lebens erleidet, durch die Besichtigung und das Studium der Leichen aufzuklären. Doch fehlt viel, daß die Ähnlichkeit selbst in der sichtbaren Disposition der Organe zwischen dem L. und dem lebenden Körper vollkommen ist; verschiedene Veränderungen, die in dem Augenblicke des Todes selbst oder kurze Zeit nachher vor sich gehen, die das unmittelbare Resultat des plötzlichen Aufhörens der Verrichtungen sind, und meistens theils davon abhängen, daß der Einfluß des Lebens kein Gegengewicht mehr für die Einwirkung der physischen Ursachen abgibt, geben in dem L. zu Unterschieden Veranlassung, aus denen seine eigenthümlichen Kennzeichen hervorgehen. Daher, im Vorbeigehen gesagt, die Nothwendigkeit, die Organe an den lebenden Thieren zu untersuchen, nachdem man sie am L. studirt hat, wenn man genaue Begriffe über ihre wahre Disposition während des Lebens erlangen will.

Die Hauptkennzeichen, durch die sich der L. von dem mit dem Leben begabten Körper unterscheidet, sind folgende: Der L. ist kalt, unempfindlich, unbeweglich in allen seinen Theilen, und gehorcht nur seinem eigenen Gewichte oder fremden Impulsen; er bietet einen Zustand von Weichheit, von Weichheit oder im Gegentheil von beträchtlicher Starrheit dar; die Flüssigkeiten, besonders das Blut, sind in manchen Theilen in sehr geringer Menge vorhanden, in andern dagegen in einer großen Quantität infiltrirt oder ergossen; viele Flüssigkeiten stagniren und sind zum Theil geronnen, oder bewegen sich nur unter dem Einflusse physischer Ursachen; sie sind verschiedentlich verändert; ein Theil davon ist verdunstet; Gase sind an verschiedenen Stellen verbreitet, wo man sie während des Lebens nicht antrifft.

Um die Natur dieser Merkmale, ihre Verbindung unter einander und mit den im Augenblicke des Todes eingetretenen Veränderungen, ihre



der Schläffheit und Weichheit die Steifigkeit aller Theile, und besondern der Muskeln. Die Gelenke, die gewöhnlich im Augenblicke des Todes am Stamme gerade, an den oberen Gliedmaßen halb gebogen und an den unteren ausgestreckt bleiben, werden in diesen verschiedenen Haltungen unbiegsam; man stößt auf einen größeren oder geringeren Widerstand, wenn man ihm eine andere Richtung zu geben versucht; dieser Widerstand ist manchmal so bedeutend, daß man den L., wenn man ihn bloß an einer seiner Extremitäten anfaßt, wie ein einziges Stück emporheben kann. Die Muskeln, und zwar sowohl die äußeren als die inneren, die Bänder, das Zellgewebe u. s. w., sind fast so zu sagen zusammengezogen. Das Fett gerinnt beim Erkalten in dem Gewebe, worin es enthalten ist, und gibt den Theilen, worin es sich befindet, viel Festigkeit. Dieser Zustand, der immer am Stamme anfängt und sich von da auf die oberen und sodann auf die unteren Gliedmaßen erstreckt, scheint an das Erkalten und an die Gerinnung der Flüssigkeiten, die eine Folge davon ist, gebunden zu seyn. Er tritt in der That in dem Maße, wie die Wärme sich verliert, ein, und kann durch ein lauwarmes Bad, welches sie erhält, verhindert werden. Er hört nach Verfluß einer gewissen Zeit, unstreitig wegen der Erweiterung der festen Theile, die durch die Infiltration der Flüssigkeiten bedingt wird, von selbst auf, und es kommt die Weichheit wieder zum Vorschein. Seine Dauer ist nach langwierigen Krankheiten, nach dem Skorbut und in allen den Fällen, wo die Erschöpfung beträchtlich ist, geringer; man sieht ihn dann beinahe sogleich nach dem Tode eintreten, um nach Verfluß von 2 oder 3 Stunden aufzuhören. Wenn dagegen die Kräfte in dem Augenblicke des Todes nicht sehr verändert waren, so entwickelt sich die Steifigkeit nur 24 oder 36 Stunden nachher und dauert mehrere Tage.

Der Faserstoff des aus seinen Gefäßen genommenen Blutes bietet etwas der Leichensteifigkeit der Muskeln Ähnliches dar: der Blutkuchen, der sich bildet, zieht sich zusammen, seine Ränder schlagen sich um, so daß seine Oberfläche konkav wird; er vermindert sich am Volum und erlangt eine immer größere Konsistenz. Dieser Blutkuchen wird aber später nicht wieder schlaff, wie es die Weichtheile in dem L. thun. Die Erscheinung, die er darbietet, scheint von der Verdunstung und von der Trennung des flüssigen Theiles des Blutes abzuhängen.

4) Die Flüssigkeiten, besonders das Blut, sind in manchen Theilen in sehr großer, in anderen in sehr kleiner Quantität vorhanden. — Das Blut ist gewöhnlich nach dem Tode in den Hohlvenen, den rechten Herzhöhlen, den Lungengefäßen und den Lungenhaargefäßsystemen angesammelt, während die linken Herzhöhlen, die Arterien und das allgemeine Haargefäßsystem sehr wenig davon enthalten. Es hängt dies davon ab, daß, sobald die Respiration aufgehört hat und die Elastizität der Bronchien und ihrer Abtheilungen in der Thätigkeit der Inspirationsmuskeln kein Gegengewicht mehr finden, diese Ka-

näle sich verengern und einen Theil der in den Lungen befindlichen Luft austreiben; es will sich dann in der Brust, deren knöcherne Wandungen den Lungen in ihrer Volumverminderung nicht folgen können, ein leerer Raum bilden; das Blut wird dadurch nach diesen letzteren, so wie nach den rechten Herzhöhlen und den venösen Stämmen, die darin einmünden, gezogen. Daher bleiben die Arterien, wenn man die Brust eines Thieres öffnet, in dem Augenblicke, wo es stirbt, voll Blut, weil, indem die Wandungen dieser Höhle sich der Zusammenziehung der Lungen nicht mehr entgegenstellen, diese Organe dann frei zu ihren früheren Volumen zurückkehren.

Die geringe in dem allgemeinen Haargefäßsysteme befindliche Menge Blutes gibt zu folgenden Erscheinungen Veranlassung: a) die Haut ist farblos, vorzüglich im Gesichte, welches eine gelbliche erdige Färbung darbietet; b) diese Blässe macht sich ebenfalls an dem Ursprunge der Schleimmembranen, z. B. an der inneren Fläche der Augenlider, an den Lippen, in dem Munde, dem Pharynx, den Nasengängen, an der Brustwarze u. s. w. bemerklich; c) im Inneren sind alle Gewebe, welche hauptsächlich dem Blute ihre Farbe verdanken, mehr oder weniger bleich; d) die während des Lebens durch das in den Haargefäßen angesammelte Blut gebildeten Kongestionen sind zum Theil verschwunden, sie mögen nun ihren Sitz in der Haut, in den Schleimmembranen oder in den inneren Eingeweiden haben, besonders aber, wenn sie häutige Organe betreffen; e) die eiternden Oberflächen, wenn deren vorhanden sind, sind weiß u. bleich.

Doch wird an verschiedenen Stellen das Blut zurückgehalten oder ergießt sich wohl gar in das allgemeine Haargefäßsystem, wie es die lividen oder violeten Flecken, die man an der Haut bemerkt, gewisse Röthungen der Schleimmembranen u. s. w. darthun. Die Leber, die Milz, die Nieren sind manchmal nach dem Tode mit Blut überfüllt. Der Penis bietet zuweilen eine Art Erektion, die durch die Ansammlung dieser Flüssigkeit bedingt wird, dar. Die Venen verschiedener Theile enthalten auch oft viel Blut, was vorzüglich in dem Gehirne, dem Rückenmarke, den Baueingeweiden, den venösen Geflechten der Scheide der Fall ist. Die Todesart und die dem Tode vorausgehenden Umstände erklären manchmal diese örtliche Ansammlung der Flüssigkeiten; gewöhnlich aber hängt sie davon ab, daß sie durch die Schwere in die abhängigsten Theile gezogen werden. Ihr Sitz ist je nach der Lage, den der Körper in den letzten Augenblicken hatte, verschieden; denn es ist zu berücksichtigen, daß der Einfluß der Schwere sich nur, so lange die Wärme dauert und das Blut flüssig bleibt, bemerklich macht, so daß man in einen großen Irrthum gerathen würde, wenn man die Stelle, wo das Blut sich ansammeln muß, nach der Lage, in welcher man den L. findet, beurtheilte, wenn man ihm nicht diejenige, die er in dem Augenblicke des Todes einnahm, gelassen hat. In den meisten Fällen findet Ansammlung an der hinteren Partie des Stammes Statt; die Anschoppung der Lungen ist ebenfalls in ihrer hinteren Partie beträchtlicher.





stark, beherzt und sehr flüchtig, daher bei Saujagden sehr tüchtig.

Leichtersbach (Geogr.), bay. Dörfer: 1) (Ober-L.), N.-B. Unterfranken und Asch., Edgr. Brückenauf; 380 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; 5 Mühlen; 350 Einw.

Leichterschiffer, ein Schiffer, welcher einen Leichter führt; in Hamburg auch Ewer- oder Schutenführer.

Leichter Sinn, s. Leichtsin.

Leichte Strafe, s. Strafe.

Leichtfertigkeit (Mor.), weniger die Flüchtigkeit des Geistes im Denken und Wollen, als im Reden und Handeln, somit insonders die Gewohnheit ohne Ueberlegung und Besonnenheit zu reden und launige Streiche auszuführen, ohne zu fragen, ob es Andern schädlich sey und ob daraus nicht empfindlicher Schaden entstehen könne. Die L. ist also eine Tochter des Leichtsinns, in sofern sie in diesem ihren Ursprung hat, hingegen eine Schwester des Muthwillens, in sofern sie wohl das Schädliche ihres Thuns für möglich hält, aber nicht darauf achtet, dieser aber den Schaden Anderer oft wirklich will, um sich daran zu ergözen. In beiden Fällen ist immer das Verlangen nach Befriedigung der Lust überwiegend, jedoch die L. ein geringerer Fehler, als der Muthwille, da erstere die Gutmüthigkeit nicht ausschließt und oft zugefügten Schaden wieder auszugleichen sucht, während bei letzterem der Vorsatz, der aus Schadenfreude entsteht, stärker und das Gefühl von dem Unrecht geringer ist. — Im engeren Sinn wird das Wort Leichtfertig und lose von jungen Personen gebraucht, deren jugendlicher Leichtsin es entschuldigt, wenn sie nicht nach strengen Grundsätzen handeln und in ihrer kindischen Lustigkeit nicht überlegen, ob das, was sie reden und thun, unrecht und schädlich ist. Der Lose erlaubt sich im Scherz und aus Schadenfreude das Böse, weil es nach seiner Meinung nicht unrecht ist oder weil er glaubt, es habe keine nachtheiligen Folgen; der Leichtfertige hingegen ist überhaupt nur zu launigen Streichen leicht fertig und bereit, weil er nicht lange untersucht, ob das, was er thut, unrecht und schädlich sey, wenn es ihm nur Spaß macht. Jedoch sagt man: „ein loser, ein Leichtfertiger Knabe, ein loses, leichtfertiges Mädchen“, ohne ihren bösen Streichen ein großes Gewicht beizulegen. In sehr ernster Bedeutung wird endlich das Wort „leichtfertig“ genommen, wenn es von Frauen gebraucht wird, die durch freies Betragen, durch unschicklichen Anzug, durch leichtsinnige Reden und Grundsätze, durch freche Mienen und Geberden eine merklliche Verachtung der weiblichen Sittsamkeit zu erkennen geben. Diese Art L. kann zwar nur der Vorbote wirklicher Unkeuschheit, so wie ein Zeichen einer unreinen Seele seyn, so lange sie bloß Leichtsin und Mangel an sittlichem Gefühl zur Quelle hat; sie wird aber zur Buhlschaft, so bald sie eine besetzte Einbildungskraft zeigt, die ihr Wohlgefallen an dem, was unkeusche Begierden erregt, nicht mehr verbergen kann. Ein verführtes Frauenzimmer würde also schon dasjenige zu nennen seyn, dem leichtfertiges Betragen bereits zur Gewohnheit ge-

worden ist u. das die Absicht hat, unkeusche Begierden in denen zu erregen, die ihre Lust befriedigen können.

Leichtflüssig (Leichtschmelzbar), die Eigenschaft mancher Körper, nach welcher sie durch Erhitzung aus ihrem gewöhnlichen Zustande leicht in den tropfbar flüssigen übergehen, wie Butter, Talg, Schwefel etc. Unter den Metallen werden Quecksilber (schon bei 39°), Arsen, Zinn, Wismuth, Blei am leichtesten flüssig. Die entgegengesetzte Eigenschaft zeigen die strengflüssigen Körper, welche eine höhere Temperatur zur Schmelzung erfordern, z. B. Glas, Eisen, Platin etc.

Leichtgeld, leichtes Geld, heißt in Hamburg ein Zahlwerth, worin das neue $\frac{3}{4}$ Stück für voll, d. h. zu 32 Schill. Kur.; der Louis- und Friedrichsd'or ebenfalls für voll d. h. zu 15 Mark Kur.; der Dukaten zu $2\frac{1}{4}$ Thlr. oder $8\frac{1}{4}$ Mark Kur. gerechnet wird. Uebrigens nennt man auch häufig an vielen anderen Orten, wo mehrere Zahlwerthe Statt finden, die Sorten des geringern L.

Leichtgewicht, leichtes Gewicht, an mehreren Orten im Kleinhandel und für den gewöhnlichen Verkehr ein von dem im Großhandel gebräuchlichen verschiedenes Gewicht, welches in der Regel etwas leichter als letzteres ist. An italienischen Plätzen heißt es peso sottile, im Gegensatz zu dem peso grosso. Doch ist sowohl diese Bezeichnung, als die Anwendung nicht überall analog.

Leichtgläubigkeit (Psychol.), die Geneigtheit, ohne Grund etwas zu glauben und blindes Vertrauen den Berichten Anderer, wie auch eignen flüchtigen Wahrnehmungen zu schenken. Die L. ist vorzüglich Kindern wegen ihres noch unentwickelten Verstandes, aber auch insgemein solchen Menschen eigen, deren Verstandeskkräfte mehr oder minder beschränkt sind. Dennoch findet sie sich auch oft selbst bei Gelehrten und sonst verständigen Personen in manchen Dingen vor, sobald sie in gewissen Lebensverhältnissen keine Erfahrung haben oder Wünsche und Besorgnisse in ihnen rege sind, deren Gegenstände dann leicht geglaubt werden. Die besten Heilmittel dieser Unvollkommenheit sind: Ausbildung des Verstandes, Weiterfahrung, Schärfung des Beobachtungsgeistes. L. in Religions-sachen führt zum Aberglauben, daher schon Salomo in seinen Sprüchen Kap. 14, 15 sagt: „ein Albernere glaubet Alles, aber ein Weiser merkt auf seinen Gang“.

Leichtholz (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. Elaphrium Scop.

Leichtlen, Julius, deutscher Geschichtschreiber. 1791 zu Emmendingen, war bad. Archiv-rath und Vorstand des oberrheinischen Provinzialarchivs zu Freiburg; † das. 1830. Erschrieb meist pseudonym als Jul. Lampadius: Gottsauer Chronik, Karlsru. 1810; — Beiträge zur Vaterlandsgeschichte, Heidelberg 1811; — Badens Kriegsverfassung im 17. Jahrh., Karlsruhe 1815; — Forschungen im Gebiet der Alterthums- u. Schriftkunde in Deutschland, Freib. 1818—28, 4 Hfte.



sehr gut ausgeführt. Die Werke der Stoiker, des Arrianus, Seneca und Antoninus sind an solchen Vorstellungen ungemein reich, so wie man auch ähnliche, im Geiste der Alten geschriebene Werke von Cardanus, Petrarca und Lipsius u. s. w. besitzt. — Daß die Leiden des Lebens der fruchtbare Boden sind, in welchem Vergnügen und Genuß neue Wurzel fassen; daß sie oft Heilmittel der Seelen werden und sie in allem Guten kräftigen und stärken; daß sie die Natur eingeschränkter Wesen erfordern, oft auch nur in der Einbildung bestehen und durch diese erst ihre fürchterliche Gestalt erhalten; daß sie die Menschen fester an einander knüpfen u. ihnen die reichste Gelegenheit zur Ausbildung u. Übung ihres sittlichen Gefühls und zu unzähligen guten Handlungen geben; daß sie endlich die angenehmste Erinnerung und eine Menge nützlicher Einsichten und Erfahrungen zurücklassen, wenn sie überstanden sind, — dieses und noch vieles Andere gehört zu den allgemeinen Vorstellungen und Betrachtungen, durch welche man sich alle, unsern Wünschen widersprechenden und unangenehmen Empfindungen erleichtern kann. Dazu kommen jedoch die noch weit stärkeren Beweggründe und Ermunterungen des Christenthums hinzu. Nach demselben ist jedes Leiden wohlthätig und ein Stück der väterlichen Erziehung, die Gott in dem gegenwärtigen Leben jedem gibt, den er liebt, Hebr. 12, 5—14, und hat somit auch nothwendig, wenn es nach den Absichten Gottes getragen wird, die heilsamsten Folgen in der Ewigkeit, Röm. 8, 17. 18; 2 Kor. 4, 16 bis 5, 10. Auch ist jedes Leiden nach unsern Kräften abgemessen und Gott selbst unterstützt uns bei der Ertragung desselben, 1 Kor. 10, 13, so wie Jesus Christus, der seinen leidenden Brüdern helfen kann, Hebr. 2, 17. 18; 4, 15; 5, 7—9. Endlich werden wir auf das Beispiel Jesu Hebr. 7, 2. 3; 1 Petr. 2, 21—23; Phil. 2, 5—11, auf das seiner Apostel 1 Kor. 4, 9—13; 2 Kor. 4, 7—12, und so vieler anderer Männer vor uns hingewiesen, z. B. Hebr. 11, 1—40, die in eben dem Grade viel haben leiden müssen, in welchem Gott sie zur Ausführung wichtiger Absichten gebraucht hat, u. in welchem sie selbst groß und ehrwürdig waren. — Von den neueren, diesen Gegenstand betreffenden Schriften verdienen vorzüglich das niemeyersche Werk, „Philotas“, u. „Fest über die Leiden“ genannt und empfohlen zu werden.

Leiden, Leidenland (Deichb.), Binnenland, welches häufig vom Binnenwasser überschwemmt wird.

Leiden (Geogr.), s. v. a. Leyden.

Leidenborn, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Trier, Kr. Prüm, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; Mühle; 120 E.

Leiden Christi, Ritterorden zum, im J. 1380 von Richard II. von England und 1400 von Karl VI. von Frankreich gestiftet, zum Zeichen inniger Freundschaft u. kräftiger Führung des Kriegs gegen die Ungläubigen; Zahl der Ritter: 100,000. Zeichen: roth emaillirtes, mit Gold gerändertes Kreuz, in der Mitte ein verschobenes Biered über einem rund auslau-

fenden Andreaskreuz, mit dem Lamm Gottes. Der Orden erlosch bald wieder.

Leidendorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) R.=B. Mittelfranken. Bdgr. Herrieden; 130 E.; — 2) das.; 120 Einw.

Leideneck, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Simmern; 260 Einw.

Leidenfrost (Biogr.), 1) Physiker des v. Jahrhunderts, s. den folg. Art.; — 2) Karl Florentin, deutscher Schriftsteller, geb. 1783 zu Kolleda, studirte in Leipzig, wurde zuerst Hauslehrer, dann Prof. am Gymnasium zu Weimar; † 1834. Er schrieb: Histor.-biograph. Handwörterbuch, Ilmenau 1826, 6 Bde.; — Abriß einer Lebens- und Regentengesch. Alexanders I., das. 1826; — Franz. Heldenaal, das. 1828; — übersezte: W. Scott's Woodstock, Leipz. 1826, 2 Thle.; — E. A. Balkenaers, die Inselwelt, Weimar 1822; — L. Bossis, Gesch. Italiens vor Erbauung der Stadt Rom, das. 1820, 1c.

Leidenfrost's Versuch (Phys.). Das Verdampfen geht im luftleeren Raum ohne Hindernisse vor sich, während im lusterfüllten theils der Druck von der, auf dem sich entwickelnden Dampf, lastenden Luft, sowie deren Elasticität, theils Feuchtigkeit, theils elektrische Prozesse jene Bildung hemmen können. Sind diese Hemmnisse beseitigt, so muß die Verdunstung um so schneller vor sich gehen, je größer der Grad der Wärme ist, der die Verdunstung bedingt, denn mit dem Wachsen der Wärme nimmt auch die Elasticität der Dämpfe zu. Zwar verdampft Versuchen zufolge, Wasser (Eis) noch bei 15° Kälte, Schwefeläther bei 41° Kälte und Schwefelalkohol bei 50° R.; allein dieses Verdampfen geschieht in der atmosphärischen Luft so ungemein langsam, daß es bisher beinahe nur im luftleeren Raum bemerkt worden ist, und es hört selbst in diesem ganz u. gar auf, wenn die der gegebenen Temperatur entsprechende Elasticität die Schwere der verdampfenden Partikel nicht mehr zu überwinden vermag, welches dann der Stillstandspunkt für die Verdunstung dieser Substanz ist. Daher verdampfen einige Materien z. B. Silber, Eisen und die meisten Erdarten bei keiner Temperatur, Quecksilber bei einer sehr hohen, Wasser dagegen bei jeder Temperatur. Ist eine Flüssigkeit bis zum Siedepunkt erhitzt, dann hat die Elasticität der im Innern sich bildenden Dämpfe den zur Ueberwindung jener Hindernisse erforderlichen Grad erreicht, die Flüssigkeit hört auf, ihre Temperatur und die Elasticität ihrer Dämpfe weiter zu erhöhen und den Wärmestoff zu leiten, alle noch zuströmende Wärme wird zur Bildung von Dampf verwendet, wobei die Temperatur jene der siedenden Flüssigkeiten nicht übersteigt und welche also jenen Wärmestoff im gebundenen Zustand enthalten müssen. Daher kommt's, daß wir Wasser unter gewöhnlichen Umständen nicht über 80° zu erhizen vermögen, jenseits dieser Temperatur geht's aber in Dampf über, daß wir ferner keine Flüssigkeit in ihrem eigenen Element zum Sieden zu bringen vermögen, also kein Topf Wasser in einem anderen mit Wasser angefüllten größeren Topf siedet. Die Dämpfe einer Flüssigkeit können also in einem offenen



Strenge bei, welche alle Bewegungen des Gemüthes als pathologische Schlacken von dem reinen Metall seiner Tugend ausschied. Cicero nannte sie hingegen Wegsteine der Tugend (*ardores sunt cotes virtutum*); Herodes Atticus wirft den Vertheidigern der Apathie eine gänzliche Entnervung des sittlichen Lebens vor (*omnibus vehementioribus vitae officiis amputatis in corpore ignavae et quasi enervatae vitae consenscunt*, Gellius N. A. XIX, 22); die Königin Christine von Schweden nannte die L. en das Salz des Lebens, welches ohne sie fade und geschmacklos werde (*Ouvrage de loisin*, 439); Helvetius erklärt geradezu, ohne L. en werde der Mensch dumm und geistlos werden (*De l'esprit* I. III. c. 8). Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte und auch die Moral darf wohl unbedingt die L. en nicht verurtheilen. Selbst Jesus zürnte und weinte (Joh. 11, 33. 38), Paulus geriss im Unwillen sein Gewand (Apostelgesch. 14, 14), alle großen Männer waren mehr oder weniger leidenschaftlich, weil die geistige Kraft, wie die organische, von Zeit zu Zeit eines kräftigen Reizes und Anstoßes bedarf, um auf der Bahn der Pflicht und Tugend vorzudringen. — Dagegen wird in Klöstern und unter denjenigen Sekten, die schon bei der ersten Erziehung auf die Tödtung aller lebhaften Reizungen des Willens ausgehen, die sittliche Entwicklung des Geistes und Herzens unterbrochen und gehemmt, oder die noch viel gefährlichere Heuchelei befördert. Von der andern Seite ist aber die L., auch wenn sie auf gute und sittliche Zwecke gerichtet wird, immer stürmisch, unsicher, unrein und ohne sittlichen Gewinn für den inneren Menschen; sie muß daher in jedem Falle nur als ein nothwendiges Uebel und als Mittel der Vorbereitung auf die ruhige und wahre Pflichterfüllung betrachtet werden. Dem Weisen sind L. en Antriebe und Stachel zur sittlichen Thätigkeit; er wird niemals handeln, so lange sie das Gemüth einnehmen, weil er außerdem der Unzufriedenheit und der Reue nie entgehen kann.

Die schädliche Wirkung der L. en ist theils nach der bei ihnen vorhandenen allgemeinen Erhöhung des Gefühls- und Willensvermögens, theils aus der Beschaffenheit der besonderen, sie bildenden und vielfach wechselnden Affekte zu beurtheilen. Das Erkenntnißvermögen und der Vernunftwille, die Kraft der geistigen Selbstbeherrschung, werden bei ihnen noch mehr unterdrückt und gelähmt, als es entweder allein bei den Affekten, oder bloß bei den zu starken Willensregungen der Fall ist. Ein hoher Grad von L. erscheint schon als Seelenkrankheit und bildet sich, wenn er durch öftere Wiederholung Permanenz erhält, zu derselben unter einer zusammengesetzten Form, der wahnsinnigen Tobsucht, wirklich aus. Das vergebliche Bestreben, eine heftige L. zu unterdrücken, und der jähe Wechsel entgegengesetzter Affekte erhöht ihre schädliche Wirkung. — Der nachtheilige Einfluß der L. en auf den Körper ist wegen ihrer zusammengesetzten Beschaffenheit gleichfalls doppelter Art. Sie ergreifen zugleich

und primär das Ganglien- und das Bewegungsnervensystem. Daher bringen sie sowohl Störungen der Bewegungsfunktion, wie Krämpfe, epileptische Zufälle, Lähmungen, als auch Anomalien des Bildungsprozesses hervor, stören die Verdauung, die Assimilation, hemmen die Ernährung, erzeugen allgemeine Schwäche und Fieber, bewirken aber auch Wallungen, Blutflüsse, Entzündungen, entzündliche Fieber, vermehren u. beschränken die Sec- und Exkretionen, je nachdem bald excitirende, bald deprimirende Affekte vorwalten. Vergl. den Art. Affekte; ferner Maass, Versuch über die L. en, 2 Theile, Halle u. Leipz. 1805—7; — Chr. Friedr. v. Ammon, Handbuch der christl. Sittenlehre, Bd. I. S. 280 u. f.

Leidensdorf, Franz Anton von, auch Leidensdorfer und Leitenstorfer geschr., Maler, geb. 1722 zu Reute in Tyrol, Schüler von Mayr in Innsbruck, Paul Progers in Wien, Piazzetta's in Venedig und endlich S. Conca's in Rom. Hier blieb er fünf Jahre und lehrte dann nach Innsbruck zurück, wo er seiner Kunst wegen bald gesucht wurde. Besonderen Beifall fanden seine Malereien nach Art verschiedener Basreliefs, auf welche Weise er die Hof- und Stiftskapelle zu Innsbruck meisterhaft auszierte. In der Kuratienkirche auf dem Schönberg bei Innsbruck malte er die Auferstehung Christi auf die Decke, ein in Zeichnung und Verkürzung schätzbares Werk, weniger aber im Kolorite. Von Innsbruck erhielt L. einen Ruf nach Mannheim, wo er Professor der Akademie der Künste wurde, den Plafond des Komödienhauses malte und 1795 †. L. hat auch akademische Figuren radirt, mit der Unterschrift: Franc. Ant. L. inv. et fec. Romae.

Leidensgeschichte, die Geschichte der Leiden Jesu Christi, auch Passionsgeschichte oder Kurzweg Passion.

Leidenskelch, s. v. a. schwere Leiden.

Leidenstöchter, s. v. a. Kapuzinerinnen.

Leidenswerkzeuge Christi, in der kathol. Kirche die Nachbildungen der Werkzeuge, welche man bei der Kreuzigung Christi anwendet, als: Kreuz, Nägel, Dornenkrone, Lanze etc.

Leider, bayer. Kirchdorf, R.=B. Unterfranken und Nsch., Edgr. Aschaffenburg; 490 Einw.

Leidersbach, bayer. Kirchdorf, R.=B. Unterfranken u. Nsch., Edgr. Obernburg; 2 Mühlen, Feldbau, Wieswachs; 800 Einw.

Leidhecken, großherzoglich hess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. u. Edgr. Nidda; 420 Einw.

Leiding, österr. Dorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Magistrat Wien-Neustadt; 100 Einw.

Leidingen, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., R.=B. Trier, Kr. Saarlouis; 210 Einw.

Leidling (Leitling), bayer. Pfarrdorf, R.=B. Schwaben und Neub., Edgr. Neuburg; 230 Einw.

Leidrad, geb. um 736 zu Nürnberg, war Bibliothekar Karls d. Gr., 798 Erzbischof von Lyon; ging bis zum J. 800 mehrmals zur Beilegung von Zwistigkeiten nach Spanien; 814 legte er sein Amt nieder und † 816. Er sorgte

besonders für Schulen und schrieb: Liber de sacramento baptismi und Epistolae de abrenuntiatione diaboli.

Leidringen, würtemb. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Sulz; Revierförster, mehrere Mühlen und Märkte; 1030 Einw.

Leidschendam, niederländ. Dorf, Süd-Holland, östlich von Haag, am Kanal; 1900 Einw.

Leidwarren, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Hst-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 160 Einw.

Leie, Fluß, s. v. a. Lys.

Leienstein (Geognos.), am Niederrhein s. v. a. Thonschiefer, namentlich Dachschiefer, daher der Schieferdecker Leiendecker genannt wird.

Leier, 1) (griech. Lyra), das älteste Saiteninstrument, dessen Ursprung auf den ägyptischen Hermes oder Merkur zurückgeführt wird. Sie bestand aus einem Grundgestell von Holz oder Metall, von dem 2 hörnerartige Fortsätze in die Höhe stiegen. An einem durch diese gehenden Stabe waren Saiten ausgespannt und am andern Ende an das Grundgestell befestigt. Anfangs hatte sie deren nur drei, obwohl die des Anubis auf einem Numenkasten in Wien bereits fünf enthält. Bei den Griechen fügte Hermes, dem man auch die Erfindung der Lyra selbst zuschrieb, eine vierte hinzu, was nach Andern Apollon that. In Folge der Veränderungen, welche Linus, Orpheus, Amphion und Terpander mit der L. vornahmen, vermehrte sich die Zahl der Saiten auf sieben und zuletzt auf elf. Von der Kithara oder Zither unterschied sich die L. dadurch, daß sie einen schildkrotartigen, tieferen Schallboden und eine weniger gekrümmte Gestalt hatte, daher sie beim Spiel nicht aufrecht gestellt, sondern zwischen den Knien gehalten wurde, und daß sie wegen ihres stärkeren und schärferen Tons überhaupt als die männliche unter den Saiteninstrumenten galt. Uebrigens wurde die ursprüngliche L. des Merkur der Sage nach zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete, andern Erzählungen zufolge nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie von Apollon erhalten hatte, von Jupiter unter die Gestirne versetzt. — 2) Bauernleier, deutsche Leier (lira rustica, l. tedesca), ein schon zu Anfange des 14. Jahrh. in Süddeutschland bekannt gewesenes, jetzt jedoch nur selten vorkommendes Instrument, hat die Gestalt eines länglichen Kastens, welcher an der einen Seite dem untern Theile der Violine d'Amour gleicht, und ist mit 4 Saiten bezogen, von denen 2 durch den Griff der Tasten verkürzt die 10—12 Töne umfassende diatonische Tonleiter bilden, die anderen beiden aber, außerhalb des Kastens gelegen, stets unisono fortklingen. Das Spielen geschieht so, daß man die in den Seitenwänden befindlichen Tasten mit der linken Hand greift, während die rechte durch ein mit Kolophonium bestrichenen, mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetztes Rad die Saiten intonirt. Um die Verbesserung dieses Instruments haben sich noch im vorigen Jahrhundert besonders der Franzose Waton und der Deutsche Wiedermann verdient gemacht.

Leier (in and. Bed.) 1) was sich kurbelartig

um seine Ase dreht, von der Peterkurbel hergenommen; — 2) s. Buttertonne; — 3) beim Reisenfang eine Walze, in welche Leimruthen gesteckt werden; durch 2 an den Enden der Walze angebrachte Schnuren kann sie abwechselnd rechts und links gedreht werden; — 4) s. Pflug; — 5) Schnur, welche der Maurer an einem Nagel im Mittelpunkte befestigt, um bei Aufmauerung von Bogen oder runden Mauern die Richtung angeben zu können, nach welcher die Steine gelegt werden; — 6) s. Brustleier.

Leier (Lyra, Astron.), 1) nördl. Sternbild, die Lyra des Orpheus, der Bayer und Hevel noch einen fallenden Leier beifügten, welcher die L. hält; ostwärts beim Hercules, südl. unter dem Drachen, westl. beim Schwan; Stern 1. Größe, Wega, südwärts noch 2 kleine Sterne nahe an einander. Dazu kommen noch 1 Stern 3. Größe, 1 vierter, 8 fünfter, 6 sechster Größe; — die Wega darin.

Leierapfel (Pomol.), kleiner, bisweilen platt-runder, bisweilen länglicher Apfel; Schale roth, dunkler gestreift und punktiert; Fleisch weiß, süß. Hält sich bis in den Mai.

Leierförmig (bot. Term.), s. v. a. Lyrat.

Leierkasten (Leierorgel), s. v. a. Drehorgel.

Leierkopf (Amphib.), Eidechsegatt., s. v. a. Lyriocephalus Merr.

Leiermann (Entom.), s. v. a. Laternenträger, Fulgora L.

Leiern (Münzw.), einem Bain die gehörige Dicke zu einer bestimmten Münzsorte geben.

Leiernase (Säugeth.), Fledermausgattung, s. v. a. Megaderma Lyra Cuv.

Leierndorf (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-L.), R.-B. Niederbayern, Ldg. Rottentburg; 2) Laberbrücken, Mühle; 130 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; 2) Laberbrücken, Mühle; 360 Einw.

Leierschwanz (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Maenura Shaw.

Leiervogel (Ornith.), Vögelgatt., s. v. a. Maenura Shaw.

Leierwerk (Münzw.), s. v. a. Adjustirwerk.

Leierzahn (Mollusk.), Muschelgatt., s. v. a. Dreiecksmuschel, Trigonina Lam., Liriodon Son.

Leif Norweger, Sohn Ericks des Rothens, Entdecker Amerika's (s. d., Gesch.).

Leiferde (Geogr.), 1) braunschweig. Dorf, Kr. und Amt Wolfenbüttel; 430 Einw.; — 2) hannöv. Pfarrdorf, Lüneburg, Amt Gifhorn; 310 Einw.

Leifers, österr. Dorf, Tyrol, Kr. u. Stadtgr. Vögen; 600 Einw.; in sehr ungesunder, Fieber erzeugender Gegend.

Leiffardt, preuß. Dorf, Rheinprov., R.-B. Aachen, Kr. Geilenkirchen; 340 Einw.

Leiffe, Leiffel (bot. Term.), s. v. a. Nacum.

Leifling, österr.-illyr. Dorf, Kr. Klagenfurt, Bez. Lavamünd; 180 Einw.

Leitringhausen, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Arnberg, Kr. Altena; 130 Einw.

Leig (Hüttenw.), s. v. a. Lech.

Leigebe (Biogr.), 1) Gottfried, berühmter Eisenschneider, Formschneider und Maler, geb.

1630 zu Freistadt in Schlesien, ursprünglich Schwertfeger, der nach und nach durch Talent und Fleiß dahin geführt wurde, sich seines schwierigen Materials zu selbstständigen Kunstwerken zu bedienen. L. wußte das Eisen so geschmeidig zu machen, daß er daraus mit großer Zartheit Statuen, Bildnisse, Thiere u. s. w. verfertigen konnte. Er lebte längere Zeit in Nürnberg u. kam 1668 in Dienste des Hofes zu Berlin, wo er 1682 †. Von ihm u. A. Münzstempel, Medallengepräge und Ornamente zu Kanonen; ein berühmtes Eisenbildwerk L.'s stellt Friedrich Wilhelm den Großen auf einem galopirenden Pferde dar, wie er eine dreiköpfige Hydra erlegt, in der berliner Kunstammer. Seine Werke waren in Deutschland und England gleich geschätzt. Vgl. Kuglers Kunstschätze Berlins, II. 246; — 2) Paul Karl, des Vor. Sohn, Maler, geb. 1664 zu Nürnberg, erwarb sich Ruhm durch seine Schlacht- und Jagdstücke und Bildnisse und † als Prof. der Akad. um 1786. Von ihm: Vieles in den Schlössern zu Dessau und Potsdam, u. A. die Apotheose des großen Kurfürsten, auf einem Triumphwagen, von vier weißen Rossen gezogen; Peter der Große auf dem Rosse, welches er in der Schlacht bei Poltawa ritt. — 3) Karl, des Vor. Sohn, ebenfalls Professor an der Akademie, mehr Zeichner als Maler; † 1736; — 4) Ferdinand, des Vor. Bruder, Architekt, soll vom König nach Guinea geschickt worden seyn, um Friedrichsburg anzulegen.

Leigel, Gottfried, Formschneider aus Cranachs Schule, aus dem Holsteinschen gebürtig, arbeitete zwischen 1526 — 1560 in Sachsen. Von ihm sind Blätter einer deutschen „Biblia: das ist die ganze heil. Schrift, deutsch. D. Marth. Luther. Wittenberg gedruckt durch Hans Luft 1561“, Fol., und schon früher arbeitete er für die erste, sehr seltene Ausgabe der röm.-kathol.-antiluth. Uebersetzung von Hieronymus Emser, 1527 auf Befehl des Herzogs von Sachsen in Fol. herausgegeben, unter dem Titel: Das new testament nach bawt der Ehrstlichen kirchen bewertem text, corrigirt, unn wiederumb zu recht gebracht u. XXIII. Gedruckt zu Dresden durch Woffgang Stöckel; ebenso für Luthers neues Testament, mit dem Titel: „Das neue Testament Deutsch. durch Marth. Luther. Wittenberg MDXXVII. bei Mich. Lotther“.

Leigh (Geogr.), 1) brit. Dorf, England, Graffsch. Essex, südwestl. von Rochford, an der Mündung der Themse; 930 E.; — 2) Kirchspiel das., Graffsch. Worcester, westlich von Worcester; 1830 Einw.; — 3) West-L., Stadt das., Graffsch. Lancaster, westlich von Manchester, mit dem sie durch einen Zweig des Bridgewater-Kanals verbunden ist; Musselin, Cambries, Steinkohlenminen, vorzügl. Käse; 2410 E.

Leigh-Hunt (spr. Lih-honnt, Biogr.), 1) James-Harry, engl. Dichter und Literator, geb. 1784, gründete 1809 die Zeitschrift The Examiner, später The News. Schrieb: Juvenilia, Gedichte, London 1801; — Ueber Thorheit und Gefahr des Methodismus, 1809; —

Kritiken über die Schauspiele des londoner Theaters, 1808; — Klassische Erzählungen der besten Schriftsteller, 1812; — Das Fest der Dichter, London 1814. — 2) M., geschichte engl. Bildhauerin, gegenwärtig in London, fertigte 1836 die Büste des Dichters Shelley und zwar aus dem Gedächtniß; diese Büste erklärte man als das einzig getroffene Bildniß des Dichters.

Leighia (Bot.), I. nach Cassini, Gattung der Compositae Senecionideae Dec. Von 18 Arten, ausdauernden Pflanzen u. Sträuchern in Mexiko und Brasilien, sind zu nennen: 1) L. linearis Dec. In Mexiko. — 2) L. microphylla Cass. In Peru. — 3) L. speciosa Dec. In Mexiko. — II. Nach Scopoli, Untergattung von Ethulia L.

Leighlinbridge, brit. Stadt, Irland, Prov. Leinster, Graffsch. Carlow., am Barrow, mit Fort; gegenüber das Dorf Old-L., einst Stadt mit Bischofsitz, wonach sich noch ein kathol. und protest. Bischof nennen.

Leigh Mead (früher Musquito), nordamerikan. Graffschaft, B. St., Staat Florida; Boden: verschieden, viele Swamps, die sehr fruchtbar sind; Flüsse: der St. Johns, Halifax, St. Lucia, Spruce, Hillsborough, Indian, St. Sebastians, Jupiter; Hauptstadt: New Smyrna.

Leighton-Buzzard, brit. Stadt, England, Graffsch. Bedford, südwestl. von Woburn, am Duzel und Grand-Junction-Kanal; beträchtl. Handel mit Vieh, Getreide, Strohgeflechten, Spigen; 3400 Einw.

Leigne-sur-Aisne, franz. Dorf, Depart. Bienne, nördlich von Châtelleraut; 850 E.

Leigneux, franz. Dorf, Depart. Loire, nordwestlich von Montbrison, am Lignon, rechts; 450 Einw.

Leignon, belgisches Dorf, Provinz Namur, östl. von Dinant; 1100 Einw.

Leiba, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Querfurt; Rittergut Schäfereihof; 230 Einw.

Leihbanken, Lombards, sind Bankanstalten, die den Zweck haben, Darlehen gegen Zinsen zu geben, um den Geldbedürftigen gegen den Wucherer u. größern Kapitalisten zu schützen. Großentheils werden sie von den Regierungen errichtet, doch können auch Privatpersonen solche gründen, wenn sie die Erlaubniß dazu von der betreffenden Regierung erlangt haben; auch kommt es vor, daß sie von beiden, v. der Regierung so wie den Privatleuten, ausgeht, indem dieselben entweder ein gewisses Kapital zusammenschließen, oder doch zu dessen Einzahlung für den erforderlichen Fall sich verpflichten, da sie in der Regel Kapitalisten von Andern aufnehmen. Jede Leihbank muß, wenn sie bestehen will, stets sich höhere Zinsen bezahlen lassen, als die sind, welche sie gibt; es müssen aber für denjenigen, welcher sein Geld einer solchen Bank vorschießt, Gründe vorhanden seyn, welche ihn veranlassen, sein Geld gegen geringe Zinsen (gewöhnlich bloß 2 %) derselben zu geben; diese Gründe sind: die größere Sicherheit, die pünktlichere Be-



schaffen, sondern sie kaufen deren gleich zu hundert und mehr Exemplaren. Um einen Begriff von dem Umfange dieses Geschäftes zu geben, theilen wir hier aus dem Kataloge der mudischen Leihbibliothek einen kleinen Auszug mit. Dieselbe hat angeschafft: Macaulay's „Geschichte von England“ in 200 Exemplaren; Lardner's „Ausgrabungen von Ninive“, 100 Exemplare; Cummings „Löwenjagden“, 100 Exemplare; Miss Stricklands „Lebensbeschreibungen der Königinnen von England“, 70 Exempl.; „Lebensbeschreibungen des Dr. Chalmers“, 80 Exempl.; „Alton Locke, Schneider und Dichter“ 80 Expl.; „Rathalie“, Roman von Miss Kavanagh, 100 Exempl. u. s. w. Es läßt sich denken, daß die Leihbibliothekare beim Ankaufe einer so großen Anzahl von Exemplaren desselben Buches einen ansehnlichen Rabatt genießen. Nach einigen Monaten, wenn das Buch angehört hat, eine Novität zu seyn, ist natürlich die Nachfrage nach demselben nicht mehr so groß, und es genügt dann, wenn der Leihbibliothekar höchstens zehn Exemplare in seiner Sammlung zurückbehält. Die übrigen Exemplare werden zu wohlfeilen Preisen verkauft, und da sie durch neue Einbände äußerlich ganz renovirt werden, so gehen sie dann auch oft erst ins Ausland als neue Waare.

Leihe (Rechtsw.), s. v. a. Lasse, s. Leihgesellschaft.

Leihheim, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neub., Edgr. Bissingen; 100 Einw.

Leihher (Bergb.), s. v. a. Lehnsherr.

Leihetag (Bergb.), der Tag, an welchem die verliehenen Felder bestätigt werden.

Leihgestern, großherzogl. hess. Pfarrdorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Edgr. Gießen; Rathhaus, Synagoge, Mineralquelle, Mühle; 850 Einw.

Leihhaus, Leihkassen, findet man in den meisten größeren Städten und werden hier mit dem günstigsten Erfolge betrieben, indem sie auf Faustpfänder (Geräthschaften aller Art, Kleidungsstücke, Pretiosen etc.) bis in die kleinsten Summen leihen. Ihre Einrichtung beruht ganz auf dem Princip der Leihbanken und das in diesem Artikel Gesagte gilt auch für die Leihhäuser.

Leihkauf (Rechtsw.), 1) kleiner Schmaus, der nach einem abgeschlossenen Kaufe von beiden Theilen nebst den Zeugen, Unterhändlern und den bei Abschluß des Kaufes beschäftigt gewesen Personen auf Kosten des Käufers oder Verkäufers oder beider zugleich genossen wird; — 2) s. v. a. Angeld; — 3) s. v. a. Kauflehn.

Leihkhan, asiat. Ort, Persien, Irak adschem, südöstlich von Hamadan.

Leihkontrakt (Commodatum, Rechtsw.). Im täglichen Verkehr spricht man zuweilen die Gefälligkeit seines Freundes, eines Bekannten, Nachbarn u. s. w. durch die Bitte um Ueberlassung (Leihen) eines Besitztums desselben zur vorübergehenden Benugung bestimmter Art an. Wird diesem Ansprechen willfahrt, so entsteht dadurch ein bestimmtes Vertragsverhältniß, wird dadurch ein L. (Commodat) abgeschlossen, welcher in der Hingabe eines bestimmten Gegenstandes zum unentgeltlichen, aber bestimmten

Gebrauche mit dem Beding der Zurückgabe desselben individuellen Objekts an den Leihenden (Kommodanten) zu Stande kommt. Dadurch, daß der Gebrauch ohne Rücksicht auf einen dieser Einräumung entsprechenden Vortheil des Leihenden gewährt wird, unterscheidet sich diese Uebereinkunft von dem Mieth- oder Pachtkontrakt (s. Mieth und Pacht), wodurch sich der Empfänger zu Gegenleistungen zum finanziellen Vortheil des Gebenden verbindlich macht. Dadurch, daß der Empfänger (Entliehener, Kommodator) sich verbindlich macht, gerade das, was ihm gegeben wurde, in Natur zurückzugeben, erscheint die Uebereinkunft als Gegenstand des Darlehns (Mutuum), weil dessen Gegenstand in einem Objekt, Geld, Frucht u. s. w., besteht, das nur in Art und Güte dem durch das Darlehn Empfangenen gleicht. — Der Kommodat ist verpflichtet, das ihm Beliehene (welches Mobiliar oder Immobiliar seyn kann) innerhalb der Grenzen des Zwecks desselben und der Absicht, in welcher es erbeten und hingegeben wurde, zu benutzen, und nach gemachtem Gebrauche dem Kommodanten (oder dessen Erben) wieder zuzustellen, demselben auch, wenn das Entliehene durch seine, auch nur entfernte Schuld Schaden erlitten hat oder zu Grunde gegangen ist, zu entschädigen. (Hat der Zufall den Schaden oder Untergang herbeigeführt, so fällt diese Verbindlichkeit weg, weil es Rechtsgrundsatz ist, daß der Eigenthümer den Zufall tragen muß.) Dagegen ist der Kommodator befugt, Ersatz der zum Besten des Entliehenen nothwendigen Auslagen und, wenn der Kommodant arglistig und schuldvoll handelte, z. B. wenn er dem Kommodator die gefährlichen oder schädlichen Eigenschaften des Beliehenen verschwiegen, von demselben Ersatz des dadurch erlittenen Schadens zu verlangen und das Entliehene so lange zurückzuhalten, bis ihm Auslage und Schaden ersetzt ist. Die deutschen Rechtsbücher weichen von diesen Grundsätzen des gemeinen (römischen) Rechts im Ganzen nicht ab. Eine Eigenthümlichkeit des Sachsenspiegels ist die Bestimmung, daß der Kommodator auch den durch Zufall entstandenen Schaden tragen muß. Die Statutenrechte haben aus der Quelle des bereits zu Ansehen gekommenen oder bereits eingedrungenen römischen Rechts geschöpft und sich demselben fast ohne alle Modifikation angeschlossen. — Solmsisches Landrecht, Th. 1, Tit. 3. „Von Leihen anderer beweglichen Ding und haab, so auch vergeblich (unentgeltlich) geschieht.“ — Nassau-Kagelnbogische Landordnung, Kap. 10: „Von Leihen deren Dinge, welche einem zu einem gewissen Gebrauch und ohne Entgelt geliehen worden.“ — Landrecht der Rheinpfalz, Th. 1, Tit. 3. „Von der andern Art des Leihens, Commodatum genannt.“ — Stadtrecht von Wimpfen, Th. 3, Tit. 11: „Von dem Leihen und Entleihen einer Sache zum täglichen Gebrauch.“ — Badisches Landrecht v. J. 1622, Th. 4, Tit. 4: „Von Leihen, so vergebens geschieht, zu gewissem nothwendigen gebrauch etc.“ — Württembergisches Landrecht, Th. 2, Tit. 2. — Von den Civilgesetzbüchern der Neuzeit gilt das Gleiche. Preussisches Landrecht, Th. 1, Tit. 21: „Von dem Rechte zum Gebrauch oder Nutzung fremden



fer aufgenommen. Mit anderen basischen Salzen bildet der L. unlösliche Verbindungen. Eine Alaunlösung bringt weder für sich, noch auch wenn sie mit so viel Kalt in der Kälte versetzt würde, als ohne Bildung eines Niederschlags möglich ist, in Leimlösung eine Fällung hervor; setzt man hierauf mehr Kali zu, so schlägt sich eine Verbindung von L. mit basisch schwefelsaurer Thonerde nieder. Eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxyd, die mit Ammoniak versetzt wird, bis dunkelrothe Färbung eintritt, fällt den L. in Gestalt eines dicken, zähen Koagulums. Aufgeweichter L. wird in einer solchen Lösung undurchsichtig und hart. Ein Gemenge der Lösungen von neutralem, schwefelsaurem Eisenoxyd und L. trübt sich beim Kochen unter Abscheidung gelber, nicht zusammenbackender Flocken, welche, nach Mulders Analyse, 43,4 Thle. L., 11,9 Thle. Schwefelsäure und 49,7 Thle. Eisenoxyd enthalten. Weder durch neutrales, noch durch basisch essigsaures Bleioxyd wird der L. gefällt. Quecksilberchlorid bewirkt anfangs eine schnell vorübergehende Trübung; setzt man hierauf auf einmal mehr hinzu, so scheidet sich eine Verbindung als weißes, zusammenhängendes, sehr elastisches Koagulum ab. In ähnlicher Weise verhalten sich salpetersaures Quecksilberoxydul und Oxyd, so wie Chlorzinn. Silber- und Goldauflösungen fällen den L. nicht. Unter Mitwirkung des Sonnenlichts wird aus ihnen ein Theil des Metalles reducirt. Schwefelsaures Platinoryd fällt aus einer Leimlösung braune zähe Flocken, welche aus 56,1 Platinoryd, 20,0 Schwefelsäure und 28,4 L. und Wasser bestehen.

Gerbsaurer L. Die bemerkenswerthe Verbindung des L. ist die mit Gerbstoffen. Diese Verbindungen sind in Säuren, Wasser, Alkohol und Aether unlöslich, von Alkalien werden sie in der Wärme gelöst. Eine Lösung von Gallusgerbsäure fällt noch eine Leimlösung, welche $\frac{1}{10000}$ L. enthält, in deutlichen Flocken. Eine concentrirte warme Leimlösung erzeugt in Galläpfelfusion einen weißen, käsigen, welcher bei Ueberschuß von Gerbsäure zu einer dunkeln elastischen Masse zusammenbackt. Nach dem Trocknen ist die Verbindung hart, spröde und leicht pulverisirt. — Die Gallusgerbsäure verbindet sich in verschiedenen Verhältnissen mit L. S. Davy fand, daß, wenn man Gerbsäure mit überschüssigem L. zusammenbringt, eine Verbindung entsteht, welche auf 100 Thle. L. 85,2 Thle. Gerbsäure enthält; setzt man umgekehrt eine Leimlösung zu überschüssiger Gerbsäurelösung, so verbinden sich 100 Thle. L. mit 134 bis 135,6 Thln. Gerbsäure.

Ehlorigsaurer L. Leitet man Ehlorgas in eine wässrige Leimlösung, so bekleiden sich die durchstreichenden Glasblasen nach einiger Zeit mit einer weißen Haut und auf der Oberfläche der Flüssigkeit sammelt sich ein weißer, kohärenter Schaum, dessen Menge allmählig zunimmt. Auf dem Boden des Gefäßes scheidet sich gleichzeitig eine gallertartige, halbdurchsichtige Materie ab, während die übrige Flüssigkeit milchig erscheint. Nimmt man die weißen Flocken ab und preßt sie zwischen Fliesspapier aus, so erhält man eine weiße, elastische Masse, die an der Luft einen

Geruch nach chloriger Säure ausstößt. Erwärmt man diesen Körper im feuchten Zustand auf 100°, so schmilzt er und färbt sich braun; hat man ihn längere Zeit bei 30 bis 40° getrocknet, so kann er, ohne daß Färbung eintritt, auf 100° erhitzt werden. Nach dem Trocknen bei 100° stellt er eine weiße, leicht pulverisirbare, in Wasser u. Alkohol unlösliche Masse dar, welche nach Mulders Analyse nach der Formel: $4(C_{12}H_{10}N_2O_2) + ClO_2$ zusammengesetzt ist. — Die Gallerte, welche sich auf dem Boden des Gefäßes aus der mit Ehlor behandelten Leimlösung abgeschieden hat, ist halbdurchsichtig und klebrig. Bei 40° zieht sie sich zusammen und wird allmählig zu einer gummiartigen Flüssigkeit, die zuletzt eintrocknet, hart und gelb wird. Wenn man die klebrige Verbindung einer Temperatur von 100° aussetzt, so wird sie innerhalb weniger Augenblicke braun und dickflüssig, unter Entwicklung eines Geruchs nach chloriger Säure.

Die beiden durch die Einwirkung von Ehlor auf Leimlösung erhaltenen Substanzen enthalten im getrockneten Zustande nicht mehr dasselbe Verhältniß von Ehlor u. organischer Substanz, wie ursprünglich.

Verwandlungen des L. 6. a) Durch Kochen mit Wasser. Der aus den leimgebenden Gebilden durch die Einwirkung des kochenden Wassers erhaltene L. erleidet beim anhaltenden Kochen mit Wasser eine Veränderung, indem er die Eigenschaft, beim Erkalten zu gelatiniren, verliert. Van Goudoever hat die durch östündiges Kochen des L. 6 erhaltene, beim Erkalten nicht gelatinirende Lösung zur Trockne verdampft und den bei 120° getrockneten Rückstand analysirt und folgende Zusammensetzung gefunden:

Kohlenstoff	48,82
Wasserstoff	6,86
Stickstoff	17,36
Sauerstoff	27,26

Diese Zusammensetzung unterscheidet sich nur wenig von der des unveränderten L. 6; van Goudoever nimmt an, daß Wasser eingetreten sey, u. berechnet die Formel: $4(C_{12}H_{10}N_2O_2) + 110H_2O$.

Leitet man in eine wässrige Lösung des durch Kochen mit Wasser veränderten L. 6 Ehlorgas, so erhält man einen Niederschlag, der nach dem Trocknen bei 110° mit folgenden Resultaten analysirt wurde:

Kohlenstoff	42,7	43,2	43,1
Wasserstoff	5,9	5,6	5,6
Ehlor	7,6	8,0	—

Der Stickstoffgehalt wurde nicht bestimmt. Mulder stellt die Verbindung durch die Formel $5(C_{12}H_{10}N_2O_2) + 2ClO_2$ dar.

b) Durch Schwefelsäure. Wird 1 Th. L. mit 2 Thln. Schwefelsäurehydrat übergossen und 24 Stunden lang stehen gelassen, so löst er sich zu einer klaren Flüssigkeit auf. Wird diese Flüssigkeit, mit 8 Thln. Wasser verdünnt, mehrere Stunden lang gekocht und hierauf mit Kreide neutralisirt, so erhält man beim Abdampfen einen Syrup, aus welchem beim längeren Stehen Glycocoll auskrystallisirt. Gleichzeitig scheidet sich Leucin aus, und zwar meist mehr als Glycocoll. Die außer Leucin u. Glycocoll bei



eingeschraubt, auf den Gegenstand brückt, der zwischen sie und den gegenüberstehenden Arm der Zwingen gebracht wird; — 2) (Luchm.), s. Kette; — 3) (Papiern.), s. Papier; — 4) (Buchb.), s. Planiren; — 5) einzusammengeheftetes Buch leimen, d. h. den Rücken desselben mit Leim bestreichen, damit es besser halte; zu diesem Zweck wird vorher der Rücken mit dem Leimhammer bogenförmig geschlagen und auch mit diesem Hammer der Leim gehörig in den Rücken gerieben; — 6) (Putzmach.), s. v. a. Streifen; — 7) (Seifens.), wenn sich das Fett mit der Lauge zu einem Brei verbindet.

Leimen (Geogn.), auch **Leimen**, s. v. a. Lehm.

Leimen (Geogr.), bad. Marktflecken, Unter-rheinkreis, Oberamt Heidelberg, am Rendsbach; hat Mauern und theilweise auch einen Graben, Rathhaus, das zugleich Schulhaus ist, Feldbau, Viehzucht, Handel mit Tabak, Tabakfabrik; 1500 Einw.

Leimenkasten (Papiertapetenm.), der 2—3 Zoll hohe und 2 Ellen lange und breite Kasten, in welchem das zu Tapeten bestimmte Papier geleimt wird. Der Boden des Kastens ist mit Blei überzogen.

Leimenschwalbe (Ornith.), s. v. a. Haus-schwalbe, *Hirundo urbica* L.

Leimer (Luchm.), der Gesell, welcher das Leimen der Kette besorgt.

Leimersheim, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Pfalz, Landkommissariat und Kanton Ger-mersheim; Weinbau; mit Rußard 2100 E.

Leimerwitz (Ludmerzie), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Leob-schütz; Windmühle; 420 Einw.

Leimfang, Fangen der Vögel, besond. der Kleinen, als Meisen, Zeisige, Finken etc., auch der Krammetsvögel mittelst des Leimherds (wozu die Meisensprüh, die Meisenleiter, der Leimherd, die Kletterstange, die Kolbe, der Lockbusch gehört) und mit dem Kauze. Bei letzterm wird ein Kauz auf einer Scheibe befestigt und der Pfahl, auf dem die Scheibe ruht, an dem Rande eines Holzes in die Erde gestellt. Um diesen Pfahl werden einige Leimstangen (glatte, grün angestrichene Stangen, oben mit mehreren geboh-ten Löchern, um die Leimruthen hineinzustecken, unten mit einem Stachel, um sie schnell in die Erde stoßen zu können) befestigt. Die kleinen Vögel, welche auf den Kauz stoßen wollen, setzen sich vorher auf die Leimruthen und werden so gefangen. Man stellt auch Lockvögel an diesen Leimstangen auf, bindet Futter daran und stellt sie an Tränkherden auf. Vgl. Leimruthen.

Leimfarbe, 1) mit Leimwasser angeriebene Farbe; — 2) überhaupt Farbstoffe, welche sich mit Leimwasser leicht anreiben lassen.

Leimfaß, s. Papiermühle.

Leimform, s. Leimsiederei.

Leimfuge (Zischl.), die bei zusammengefüg-ten Gegenständen sichtbar bleibende Fuge.

Leimgebende Gewebe (Physiol.). Der Leim kommt in dem thierischen Körper nicht fertig gebildet vor, sondern wird aus verschiedenen Geweben erst dargestellt, indem dieselben mit Wasser einer anhaltenden Siedhitze ausgesetzt

werden. Älteren Angaben zufolge, welche von Parmentier und Denaur und von Saissy herrühren, soll der Leim sich im Blute fertig ge-bildet finden; allein es ist keinem Zweifel unter-worfen, daß diese Angaben irrthümlich sind. Man kann vielmehr annehmen, daß durch an-haltendes Kochen allein der Leim erzeugt wird; wenigstens ist uns noch kein Mittel bekannt, den Leim auf anderen Wegen darzustellen, obwohl es möglich seyn dürfte, dergleichen später aufzu-finden. Die Gewebe, welche im Stande sind, Leim zu liefern, sind die Sehnen, die Zwischen-gelenknorpel, die Knochen, die äußere Haut, das Zellgewebe, namentlich das der Muskeln, die serösen Häute, die Tunica dartos. Die per-manenten Knorpel, die Knorpel vor der Ossifi-kation, die Corona (der einzig wirkliche Faserknorpel) liefern ebenfalls eine Leimart, welche jedoch von dem gewöhnlichen Leim ganz wesent-lich verschieden ist. Es ist das von Joh. Müll-ler so genannte Chondrin. Auf welche Weise die Umwandlung der genannten Stoffe in Leim vor sich gehe, darüber kann die Wissenschaft in diesem Augenblick noch nicht Rechenschaft geben. Man hat angenommen, der Leim sey schon gebil-det in kleineren Zellen abgelagert; diese würden durch das Kochen entweder aufgelöst, oder zer-sprengt, ungefähr wie die Pflanzenzellen, welche das Amylum einschließen; doch müßte man diese Zellen durch das Mikroskop wahrnehmen und durch Reagentien die Gegenwart des Leims da-rin nachweisen können. Keines von beiden ist gelungen. R. Marchand hat sich äußerst dünne Scheiben dieser Substanzen gemacht und sie bei 25°, 70°, 125°, 250facher Vergrößerung mit Reagentien behandelt, welche den Leim ent-schieden anzeigen, aber niemals eine Spur davon erkennen können. Die Vermuthung, daß der Leim fertig gebildet vorkomme, wird durch die große Verschiedenheit der Gewebe unterstützt, welche den Leim zu geben im Stande sind; doch liegt darin nicht im geringsten ein Beweis. Wir müssen vielmehr annehmen, die genannten Gewebe enthalten einen bestimmten, oder mehrere Stoffe, welche die Eigenschaft besitzen, sich durch Kochen in Leim umzuwandeln. Es ist nicht nothwendig, sogar nicht einmal wahrscheinlich, daß nur ein solcher leimgebender Stoff existire, sondern die Vermuthung liegt, nach Analogien in der organischen Chemie, sehr nahe, daß es mehrere seyen. Die Bemühungen, diese Stoffe zu isoliren, sind bis jetzt noch nicht von Erfolg ge-wesen. — Die Umwandlung geht auf eine Weise vor, welche die Beobachtung nicht zuläßt. Wir dürfen sie genau mit der vergleichen, welche die Stärke erleidet, wenn sie anhaltend mit ein wenig Schwefelsäure gekocht wird. Dieselbe geht dabei in Gummi und in Zucker über, ohne daß dabei etwas Anderes Statt fände, als eine Auf-nahme von Wasser, welches in die chemische Kon-sitution der Stärke eingeht, ohne Hydrat- und Krystallwasser zu seyn. Es wird keine Gasent-wicklung bemerkt, keine Sauerstoffabsorption aus der atmosphärischen Luft. Ganz dieselben Erscheinungen nimmt man bei der Leimbereitung wahr. Auch hier findet keine Gasentwicklung, keine Gasabsorption Statt. Nach genaueren



sich nicht in so angemessener Weise an die Ruthen anhängt. Die kleinsten L.n, von ungefähr 1 Fuß Länge und etwa eines mäßigen Federkiels Dicke, steckt man auf Kirschbäume, Gebüsch in Gärten und überhaupt allenthalben, wo man es passend hält. Findet man keinen passenden Strauch zum Einstecken der L.n an dem zum Fange bestimmten Orte, so kann man einen solchen von anderwärts dahin versetzen. Man wählt zu diesem Zwecke am besten einen solchen, der etwas höher als manns hoch ist, haut oder schneidet ihn unten am Stamme ab, streift das Laub mit den Händen zum Theil ab, beschneidet ihn so, daß die meisten und stärksten Aeste daran bleiben, die man bis auf etwa 1 Fuß Länge abstutzt, spaltet diese mit dem Messer, wenn die Ruthen keine Drahtstifte haben, und klemmt das eine Ende der Ruthen, das dazu beschnitten seyn muß (ungefähr so wie ein Pfropfreis), in den Spalt ein. Haben sie aber Drahtstifte, so kann man sie zwar auch mit diesen dazwischen klemmen; doch kommt man schneller zum Zweck, wenn man die Stifte bloß in das in der Mitte des Aestchens sich befindende Mark hineinsteckt. In beiden Fällen muß man Acht haben, daß man die Ruthen weder zu locker, noch zu fest steckt. Erstem Falle fallen sie bei der ersten geringen Berührung des Vogels schon herab; er erschreckt darüber und fliegt weiter; letztern Falls bleibt der Vogel lange hängen und verjagt durch sein Klattern die andern; daher man es so einrichten muß, daß, wenn die Ruthe den Vogel gefaßt hat, derselbe bald mit ihr zu Boden fällt. Hat man nun diesen kleinen Baum hinreichend mit Ruthen besetzt, so geht man damit an einen Ort, wohin gewöhnlich der Vogelstrich kommt, und sucht ganz früh, damit kein streichender Vogel verfliehet werde, mit der Arbeit fertig zu werden. Man steckt nämlich den kleinen Leimbaum auf einem grasigen Plage ein, damit die abfallenden Ruthen nicht voll Sand werden, zieht in einiger Entfernung ein kleines Netz darum, damit die abgefallenen Vögel nicht davon laufen können, und stellt sich dicht hinter einen dicken Baum, bis der Strich vorüber ist. Dann geht man hinzu und nimmt auf, was abgefallen ist. Man reinigt die Ruthen wieder von Federn und Gras, gibt ihnen frischen Leim, befestigt sie wieder an dem kleinen Leimbaum und geht anderswo hin, um mehr Striche zu erwarten. Auf diese Art L.n fallen die kleinen Vögel am liebsten, lieber als auf die großen L.n, ausgenommen die Finken, welche mehr die Höhe lieben und viel Vorsicht hinsichtlich der L.n zeigen. Manche setzen auch um diese Leimbäume Lockvögel verschiedener Art, oder hängen allerlei Beeren, als Vogelbeeren, Hildebeeren u. s. w., an die Aeste, oder befestigen Mehlwürmer mit fettem Draht oder Wurm oder Mosshaaren daran. Zur Befestigung der L.n mittelster Größe von 1½ bis 2 Fuß Länge bedient man sich der Leimstange. Dies ist eine lange, schlanke Stange oder Ruthe, wie eine große Hopfenstange, die man, damit sich die Vögel weniger davor scheuen, mit grüner Oelfarbe anstreicht und mittelst eines unten angebrachten eisernen Stabchens senkrecht in die Erde befestigt oder mittelst einer eisernen Gabel schräg

in die Erde senkt, so daß sie sich oben an einen Baum lehnt. Zur Befestigung der L.n sind Löcher gebohrt, nach Einigen so, daß sie bei lotrechtlicher Stellung der Stange eine horizontale Lage haben, nach Andern so, daß die hineingesteckten Ruthen ein wenig abwärts hängen, damit sie desto leichter mit den Vögeln abfallen. An den horizontalen Ruthen bleiben kleine Vögel oft so lange kleben, bis man sie abnimmt. Will man, daß die Vögel nicht abfallen sollen, so umwickelt man die Ruthen an dem einzusteckenden Ende mit etwas Werg. Die Löcher werden immer rechtwinkelig auf einander, doch nicht so, daß sie sich selbst durchkreuzen, sondern in je 2 und mehr Fuß Abstand von einander gebohrt. Manchmal befestigt man mehr als ein Schoß Ruthen an einer solchen Stange. Nicht weit davon kettet man einen Kauz oder eine Eule auf einer runden hölzernen Scheibe (Teller) an, welche auf einer Stange befestigt ist. Sich selbst verbirgt man so gut man kann. In den Fuß der Eule kann man noch einen Bindfaden befestigen und damit den Vogel zuweilen zupfen, damit er durch seine Bewegung und durch sein Klattern die Vögel desto eher anlocke. Man blattet nun mit Birkenrinde oder auch einem dienlichen Blatt, oder bedient sich auch des sog. Wichtelspeichens (Wichtels), womit man das Geschrei eines Kautzes nachahmt, oder wendet andere geeignete Rufe an. Hierauf versammeln sich dann die Vögel, worunter Meisen, Rothbärte, Rothschwänze und einige Graemücken als die neugierigsten die ersten sind, erheben beim Anblick der Eule ein Geschrei und locken hierdurch auch die übrigen Waldvögel herbei, wo dann die, welche sich auf die Ruthe setzen, gefangen werden. Eine Hauptregel beim Fange mit der Leimstange ist, daß man, wenn man auf den Fange ausgeht und vorn ans Gebüsch kommt, Acht gebe, welchen Strich die Vögel nehmen, um ihnen zuvor zu kommen. Denn aufhalten läßt sich der Vogel in seinem Strich gern durch den Kauz, kommt man aber hinter den Strich, so kehrt der Vogel sehr selten um, weil er dem Zuge der Seinigen folgt. In dunklen Höden ist nicht gut mit der Leimstange umzugehen, weil man schwer und nur mit Geräusch hindurchkommt, man wählt daher lieber etwas lichter Gebüsch oder Vorhölder. Auch eignen sich die Leimstangen sehr gut für Gärten und Weinberge. — In Italien bedient man sich zum Fange größerer Vögel auch sehr großer L.n, von 4 bis 5 Fuß Länge und verhältnismäßiger Dicke, die eine sehr zweckmäßige Einrichtung haben, welche eine leichte Handhabung derselben gestattet, ohne daß man sich dabei beschmutzt. Dieselben haben nämlich einen besondern Stiel von etwas über 4 Zoll Länge, auf welchen ein Knopf folgt, der die Grenze abgibt, bis zu welcher die Ruthe eingesteckt werden kann. Zu jeder Ruthe hat man eine besondere Scheibe, die von Kiefern oder andern Holze verfertigt ist. Oben beim Eingange ist an der Scheibe noch eine ganz kleine Scheibe mit Draht befestigt, in welche beim Fange der Griff der Ruthe gesteckt wird und welche etwas gedreht werden kann. Es hat daher diese Scheibe einige Ähnlichkeit mit einer Hirschfängerscheibe, an welcher sich noch

eine besondere kleine Scheibe für Messer und Sabel befindet, nur daß jene viel länger und anders gearbeitet und daß die kleine Scheibe an die große mit Draht befestigt ist. Will man nun auf den Fang ausgehen, der in Gebüsch, Weinbergen, Gärten, neben einem Borholze oder dergl. geschehen kann, so bindet man 12 bis 18 Ruthen, die in ihren Scheiben stecken, zusammen, nimmt sie unter den Arm und führt auch einen Kauz mit sich. Diese befestigt man an dem Orte des Fangs auf die vorhin angezeigte Weise auf einem Teller, der auf einer 6—8 Fuß hohen oder auch, um über etwa in der Nähe befindliche Gebüsche herauszuragen, noch höheren Stange angebracht ist; steckt, wenn keine Sträucher vorhanden sind, um die L.n daran zu befestigen, die Scheiben in die Erde rings um die Gule, zieht die L.n heraus, steckt sie mit den Handgriffen in die kleinen Scheiben und dreht solche so, daß die Ruthen in eine schräge Lage kommen und die Vögel darauf stehen können. Sich selbst verbirgt man in einer Hütte oder hinter einem Baum. Neben großen Vögeln fängt man auch kleine Vögel auf diese Weise. Außer den bisher angeführten Anwendungsarten der L.n hat man noch folgende, die nach Umständen für größere und kleinere Vögel angewandt werden können. a) Die Kletterstange. Dies ist eine mit L.n besteckte, lange Stange, welche man im Frühling braucht, die Grienige, Kreuzschnäbel, im späten Herbst aber Gimpel, Zeisige, Bergzeisige u. dgl. zu fangen. Diese, ungefähr 9—10 Ellen hohe Stange geht unten auf einem in der Erde befestigten Stock in einem Gewinde, mittelst dessen man sie auf einer nicht weit davon entfernten Gabel niederlegen und wieder aufrichten kann. Oben an die Spitze der Stange wird eine Gabel mit 3 Zinken gebunden, und in selbige, mittelst gebohrter Löcher, ungefähr 20—24 L.n gesteckt, welche wie kleine Nistkästen hervorgehen. Unter dieser Gabel an der Stange ist ein grüner Busch angebunden, und in diesem ein Paar Vogelbauer mit Lockvögeln angehängt; unten, etwa mannshoch von der Erde, steht noch ein dicker Busch, in welchem ebenfalls etliche Vogelbauer hängen. Wenn nun die genannten Vögel vorbeistreichen und die Lockvögel hören, fallen sie willig an, besonders die Bergzeisige, wo man dann die Stange niederläßt, und was nicht von selbst herabfällt, von den L.n abnimmt, diese abpust und neu einsteckt und die Stange wieder in die Höhe richtet. b) Der Feld- oder Plattbaum, d. i. ein, in oder nahe an einem Walde gewachsener, gehörig zugestugter Baum, an welchen die L.n, beliebig große oder kleine, gesteckt werden. Man wählt dazu in einem Fichten- oder Tannenwalde einen langen und geraden Baum, der ringsum einige Schritte abgesondert von andern Bäumen steht, haut die überflüssigen Aeste desselben weg, und stüpt die stehen gelassenen so ab, daß nur noch Stumpfe von etwa 5—6 Spannen Länge bleiben. Der erste Ast, von unten auf gerechnet, ist ungefähr 2—2½ Mannshöhen von der Erde, und so folgen dann die andern, immer einer ein Paar Spannen von dem andern, rings um den

Baum herum; doch bleiben am Gipfel, meist ein paar Klafter von oben herab, die Aeste unbehauen stehen und auf diese werden auch keine L.n gesteckt, die übrigen abgestuften Aeste aber damit so wohl versehen, daß sich kein Vogel darauf setzen kann, ohne daß er mit der Brust an die L.n fährt. Unten auf der Erde um den Stamm herum wird eine Hütte von Aesten erbaut, um sich darunter verbergen zu können, oben auf die Hütte aber wird entweder eine lebendige Gule od. ein Kauz od. nur ein Hasenbalg, der wie ein Eulenkopf geformt ist, gesteckt, und zwar so, daß der Vogelsteller solchen von Innen auf- und niederrücken, oder hin- und herbewegen kann. In 6 oder 8 Schritt Entfernung wird um den Baum ein kleines erdfarbenes Netz gezogen. Die Anlockung der Vögel geschieht durch ein Wichtelpfeifchen. Hat man einen Häher und bringt diesen durch Rupfen und Anheben zu starkem Schreien, so kommen alle Häher, die dies Geschrei hören, herbei und lassen sich fangen, besonders wenn man mit der Wachtel dazu pfeift. Man kann auch ein Paar Amseln in Vogelbauern, die aber mit grünem Gesträuch verdeckt seyn müssen, neben den Plattbaum stellen. Die Zeit des Fangs ist vor Sonnenaufgang oder ein Paar Stunden nach Sonnenuntergang, damit der Leim nicht fließe. Am besten gelingt derselbe in den nahe bei Wäldern gelegenen Weinbergen. Bei frischem oder trübem und regnerischem Wetter geht er besser von Statten, als wenn es warm ist und der Mond scheint.

Leimsäge, s. Leimsiederei.

Leimsfeld, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Siegenhain; Mühle; 310 Einw.

Leimsgraben, österr. = steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Ehrenau; 120 Einw.

Leimsgrub, österr. = böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Winterberg; Mühle, Hammer schmiede; 110 Einw.

Leimsiederei (Technol.). Zur Darstellung des käuflichen Leimes werden fast alle die Materien angewendet, welche beim Kochen Leim geben. Zu den besten Sorten verwendet man Pergamentabfälle, Handschuhleder, zu den guten Abfälle von Häuten; die gewöhnlicheren Sorten werden auch aus Sehnen, Fleischen, Schwanzstücken vom Rindvieh u. s. w. dargestellt. Von Wichtigkeit ist es, alle diese Substanzen vor Fäulnis zu schützen, indem sie, bereits in Fäulnis begriffen, einen unangenehm riechenden, wenig bindenden Leim geben. Um sie vorläufig zu reinigen, legt man sie in großen gemauerten Behältern in Kalkmilch ein, und erneuert diese in Verlauf von 14 Tagen bis 3 Wochen einige Male. Hierauf nimmt man sie sammt dem anhängenden Kalk heraus, breitet sie zum Trocknen in einer 2—3 Zoll dicken Schicht auseinander und wendet sie täglich 2—3mal um. Hierdurch wird die Epidermis gelöst und die Haut in einen Zustand versetzt, in welchem sie beim nachherigen Kochen mit Wasser sich schnell auflöst. Besonders wo die Abfälle eines weitern Transports nach der L. bedürfen, ist es zweckmäßig, sie gleich an Ort und Stelle der eben erwähnten Behandlung zu unterwerfen, indem sie sich in diesem trocknen Zustande lange

halten, bevor sie in Fäulniß übergehen. Bevor die Versendung geschieht, werden sie nochmals in Kalkmilch eingelegt und dann in Körben in fließendes Wasser gehängt. — Zum Leimsieden dient ein mehr flacher, als tiefer kupferner Kessel mit flachem Boden, der so eingemauert ist, daß ihn die Flamme überall gleichmäßig bespielt. In 3—4 Zoll Entfernung über dem Boden ist ein zweiter, siebarrig durchbrochener kupferner oder eiserner Boden, welcher die Materialien vor der Berührung mit dem unteren heißen Boden, somit vor dem Anbrennen schützt. Man füllt den Kessel auf $\frac{2}{3}$ mit weichem Wasser und gibt so viel rohes Material hinein, daß es noch in einem Haufen aus dem Kessel hervorragt. So wie das Wasser zu kochen beginnt, vermindert sich die Masse der Materialien, wogegen das Volumen der Flüssigkeit zunimmt, und nach einigen Stunden sind erstere verschwunden und in eine weiche Masse verwandelt, welche mit Rührscheiten umgestochen werden muß, damit die Flüssigkeit überall gehörig eindringen könne; zu dem Ende pflegt man wohl auch durch einen Hahn einige Eimer derselben abzulassen und aufzuschütten, während dem auch abgeschäumt wird. Es wird nun die Leimbrühe so lange gekocht, bis eine davon genommene Probe an der Luft schnell gallertartig erstarrt; ist dieser Punkt erreicht, so vermindert man das Feuer, läßt die Brühe durchs Abseigen sich etwas klären, schöpft sie in einen mit Stroh belegten, auf einem Faß aufgestellten Korb und läßt die durchsichtige Flüssigkeit in demselben sich gehörig abseigen. Der Rückstand im Korb wird mit Wasser von Neuem gekocht, die Flüssigkeit, wie angegeben, behandelt, wodurch man eine geringere Sorte Leim erhält. Der Rückstand von diesem Kochen wird dann wohl ein drittes Mal ausgekocht, abgepreßt, welche Flüssigkeit zum nächsten Sieden statt Wasser verwendet wird; der abgepreßte Rückstand wird als Dünger benutzt. Ist die Leimauflösung klar geworden, so läßt man sie durch ein Sieb in die Formen, welche aus Lannenholtz gefertigt und viereckig sind, nach unten aber ein wenig pyramidal zulaufen, um den Inhalt um so leichter loszulassen. Das Lokal, in welchem die Formen aufgestellt sind, muß so kühl und trocken seyn, wie irgend möglich, und sehr reinlich gehalten werden. Sehr gut ist es, den Boden mit dicht an einander schließenden Flößen zu belegen, damit bei etwaigem Lecken der Formen der ausfließende Leim wieder gesammelt und zu Gute gebracht werden kann. Am Morgen, nachdem am Abend vorher die Formen gefüllt wurden, ist der Leim gewöhnlich vollständig abgekühlt und gelatinirt. Man bringt jetzt die Formen auf einen luftigen Trockenboden, um den Leim zu zerschneiden und auf Regalen zu trocknen. Man lehrt zu dem Ende die Formen auf einem naßgemachten Tisch um, nachdem der Leim mit einem langen, mit Wasser benetzten Messer von den vier Seiten getrennt worden; hebt sie von dem Leimblock ab, u. zerschneidet diese mit einem wie ein Sägeblatt eingespannten Messingdraht zuerst in mehrere horizontale Schichten, und zertheilt diese dann

durch vertikale Schnitte in Tafeln von der erforderlichen Größe. Damit diese recht regelmäßig ausfallen, wird der Draht über hölzernen Linealen od. Lehren, die man neben dem Leimblock legt, mit hinweggezogen. Zum Trocknen der Leimtafeln dienen Rege, die in hölzernen Rahmen ausgespannt sind, welche in Entfernungen von etwa 4 Zoll über einander auf horizontal liegende Stangen gelegt werden. Täglich wendet man die Leimtafeln Stück für Stück zwei- oder dreimal um, wobei man die betreffenden Rege wie Schubladen hervorzieht, die Tafeln umwendet, das nächste Reg vorzieht, u. s. w. Das Trocknen ist der schwierigste und unsicherste Theil der ganzen Leimfabrikation. Unbedeutende Aenderungen der Witterung können in den ersten drei Tagen sehr schädlichen Einfluß auf die noch weichen Leimtafeln ausüben. Steigt die Temperatur der Luft bedeutend, so wird der Leim leicht so weich, daß er sich ganz verzieht, ja wohl gar schmilzt und durch die Maschen der Rege auf den darunter befindlichen herabfließt; ob. er klebt so fest an die Bindfäden, daß man genöthigt ist, die Rege in kochendes Wasser zu tauchen, um den Leim wieder aufzulösen. Tritt dagegen Frostwetter ein, so zerspringt der Leim durchs Gefrieren des Wassers in viele kleine Stücke, und man muß sie dann sogleich umarbeiten. Ja selbst ein unbedeutender Nebel schadet dem frisch ausgelegten Leim; denn es schlägt sich auf den nassen kalten Tafeln noch mehr Wasser nieder, und die Oberfläche überzieht sich alsdann mit Schimmel. Ein eintretendes Gewitter soll sogar die Gallerte zum Zerfließen bringen können; ein sehr trockner heißer Wind kann umgekehrt die Trocknung der Tafeln in solchem Grade befördern, daß sie sich ganz unregelmäßig zusammenziehen und vielfach zerspringen. Man muß in diesem Falle alle Fenster des Trockenbodens fest verschließen. Frühjahr und Herbst sind daher die Jahreszeiten, wo die L. am leichtesten von Statten geht. Durch das Trocknen auf den Regalen erlangt indessen der Leim nicht leicht die zum Verkauf erforderliche vollständige Trägheit, und er muß daher noch einer nachträglichen Trocknung in einer geheizten Trockenkammer unterliegen, ein Hülfsmittel, das besonders in feuchten Klimaten ganz unerlässlich ist. Um endlich dem fertig getrockneten Leim eine recht glänzende Oberfläche zu geben, taucht man ihn Stück für Stück in heißes Wasser und bestreicht ihn mit einer ebenfalls in heißes Wasser getauchten Bürste, worauf er abermals in der Trockenkammer getrocknet wird.

Die Ausbeute an Leim ist verschieden, je nach den verwendeten Materialien: so geben Abschnäbel der Weißgerberei 44—46 Proc.; die Oberhaut der Ochsenhäute 30 Proc.; Abschmizel von den Buenos-Ayres-Ochsenhäuten 36—60 Proc.; Flechsen, Schwanzstücke von Rindvieh 35 Proc.; Sehnen von Pferden 15—18 Proc.; abgenutzte Handschuhe, Hasen- und Kaninchenselle, Rindsfüße, Pergamentschnitzel liefern 62 Proc.

Der geschägte flandrische Leim, Colle de



zu leitendes Rohr, welches mit jedem der Cylinder durch eine Röhre communicirt, durch einen Hahn von unten zugelassen. Während nun der heiße Dampf in die Knochen eindringt, schlägt sich zuerst wohl nach und nach tropfbares Wasser nieder, welches Gallerte gelöst enthält; allein um die Kondensation des Dampfes zu befördern, bedient man sich einer Vorrichtung, durch deren Vermittelung ein dünner Strahl kaltes Wasser über die Knochen in jedem Cylinder gelangt. Es wird so viel Wasser hinzugelassen, daß dieses sammt dem aus dem kondensirten Dampf erzeugten hinreichend ist, um die bestimmte Menge Flüssigkeit zu liefern, die der Apparat beschaffen kann. Ein Thermometer zeigt die Temperatur im Apparat, es ist luftdicht in den Deckel der Cylinder eingesezt; ein zweites die Temperatur des Dampfes; beide müssen 106—108° zeigen, über 109 und 110° darf der Dampf nie heiß werden. Die gallerthaltende Flüssigkeit sammelt sich am Boden der Cylinder und wird von hier durch Hähne in ein Gefäß abgelassen u. weiter verarbeitet.

c) Mittelfst Salzsäure. Die Knochen werden zuvor vom Fett durch Auskochen mit Wasser befreit, dann, wenn es nöthig ist, mit kaltem Wasser abgspült, mit einem gleichen Gewicht Salzsäure von 22° B. und 6 Gewichtstheilen Wasser übergossen, die Gefäße aber an einem schattigen Orte aufgestellt; bei beträchtlicher Wärme im Sommer muß die Säure stärker, im Winter weniger verdünnt seyn. Ein Ueberschuß an Säure bedingt eine Lösung des Knorpels, Mangel an Säure verursacht, daß mehr oder weniger Kalkerde in dem Knorpel bleibt. Ist Alles im rechten Gange, so sind die Knochen binnen 10 Tagen hinlänglich erweicht, man legt sie dann in ein schwächeres Sauerbad, von 1 Theil Salzsäure und 10 Theilen Wasser, 24 Stunden lang, und bringt sie darauf in Körben in fließendes Wasser, um alle anhängende Säure zu entfernen. Um die letzten Antheile zu beseitigen, darf man auch eine verdünnte Potasch- oder Sodalaug anwenden. Man gewinnt bei diesem Verfahren etwa 25 Proc. rohen Knorpel, welcher gegen 22 Proc. Leim liefert. Will man die rohe organische Materie aufbewahren, so wird dieselbe getrocknet, oder man kocht den Knorpel sogleich mit Wasser und verfährt, wie bereits oben angegeben wurde.

Der Knochenleim wurde sonst außer zu ähnlichen Zwecken wie der andere Leim auch als Erfagmittel für Fleischbrühe, oder überhaupt als Nahrungsmittel verwendet. Untersuchungen der Neuzeit haben aber ganz entgegengesetzte Resultate geliefert. Magendie hat im Auftrage der Akademie in Paris Versuche angestellt, welche ergaben, daß Thiere fast gleichzeitig sterben, mögen sie mit Gallerte gefüttert, oder ohne Nahrung gelassen werden, und daß ferner ein Zusatz von Knochengallerte zu der Nahrung diese nicht verbessert. Häufig bestehen die Bouillontafeln nur aus Knochengallert, und in diesem Falle sind sie niemals Erfagmittel für Fleischbrühe.

Leimständer, s. v. a. Leimsüß.

Leimstange, s. Leimfang.

Leimstein (Geognos.), nach Linné, s. v. a. Kalkstein (Limestone).

Leimsüß (Leimzucker, Glycocol, Chem.), Formel: $C_4H_8NO_4 = C_4H_8NO_2 + HO$, erzeugt sich durch Einwirkung der Schwefelsäure oder, wie Mulder zuerst beobachtete, der Alkalien auf Leim oder leimgebende Gewebe (Collagen). 1 Theil Leim wird mit 2 Theilen englischer Schwefelsäure übergossen und nach 24 Stunden mit 8 Theilen Wasser vermischt. Die Flüssigkeit wird 5 Stunden lang gekocht, der Gyps durch Filtration abgeschieden und das Filtrat abgedampft. Der Rückstand wird mit Weingeist erschöpft, welcher Gyps und Ammoniaksalze nebst organischen Stoffen zurückläßt beim Verdampfen des Alkohols krystallisirt zuerst das L. und sodann Leucin heraus. Durch wiederholte Krystallisation wird jenes gereinigt und endlich durch etwas gereinigte Thierkohle völlig entfärbt. Ganz ähnlich ist die Darstellung mittelst Alkalien. Der Leim wird so lange mit Kalilauge gekocht, als sich noch Ammoniak entwickelt. Die Flüssigkeit wird sodann mit Schwefelsäure neutralisirt, eingedampft, der Rückstand mit Alkohol ausgezogen und wie angegeben verfahren. Bei Anwendung der Schwefelsäure bildet sich eine größere Menge Leucin, bei der des Kalis mehr Glycocol. Am leichtesten erhält man jedoch das L. im völlig reinen Zustande durch Zerlegung der Hippursäure mittelst starker Säuren. Dessaignes, welcher dieses merkwürdige Zerfallen der Hippursäure in Benzoesäure u. L. unter Aufnahme der Elemente des Wassers entdeckte, klärte dadurch die Konstitution jener zusammengesetzten Säuren wesentlich auf.

Eben so erzeugt sich durch Einwirkung von Säuren auf Cholsäure L. neben Cholidisäure, wobei nur 2 Aeq. Wasser aufgenommen werden. Man wendet am besten, nach Horsford's Erfahrungen, 3—4 Unzen Hippursäure an, welche man in einen Kolben von 1 Litre Kapazität mit concentrirter Chlornasserstoffsäure, 12—16 Unzen, übergießt und bis zur völligen Lösung erwärmt. Nach einer halben Stunde fortgesetzten Erwärmens bringt man Wasser zur Lösung; Benzoesäure scheidet sich dann in öligen Tropfen, die krystallinisch erstarren, aus, und im Wasser bleibt eine Verbindung von Chlornasserstoffsäure mit dem L. gelöst. Die Flüssigkeit wird mit der ausgeschiedenen Benzoesäure auf ein Filtrum gebracht und so lange ausgewaschen, als noch das Waschwasser sauer schmeckt. Die durchgehenden Flüssigkeiten werden eingekocht, wodurch Benzoesäure und Chlornasserstoffsäure sich verflüchtigen; ist die Masse zur Trockne gekommen, so wird von Neuem Wasser hinzugefügt, und dieses einige Male wiederholt. Die Flüssigkeit wird nun mit Ammoniak etwas übersättigt, sodann mit Alkohol vermischt, wodurch ein weißer Niederschlag von L. entsteht, welcher aus sehr kleinen Krystallblättchen gebildet ist. Nach längerer Zeit, während welcher sich noch Krystalle abscheiden, bringt man diese auf ein Filter und wäscht mit absolutem



L. mit schwefelsaurem Kupferoxyd, Kali und Hinzufügung von Alkohol kann das Salz dargestellt werden. Es ist sehr löslich in Wasser, unlöslich in Alkohol; durch Kohlensäure wird es nicht zerlegt. Bei 100° — 120° getrocknet, verliert es ein Aeq. Wasser und besteht dann aus $C_4 H_4 NO_3 Cu O$. Im krystallisirten, wasserhaltigen Zustande enthält es 7,8% Wasser und 34,6% Kupferoxyd. Die Verbindung mit Bleioxyd, dargestellt durch Kochen von Leimsüßlösung mit Bleioxyd und Abdampfen der Flüssigkeit, oder Hinzufügen von Alkohol, erscheint in schönen, farblosen, dem Quecksilbercyanid nicht unähnlichen Nadeln. Sie werden durch die Kohlensäure zerlegt und bestehen aus $C_4 H_4 NO_3 Pb O + HO$. Bei 120° hat die Verbindung ihr Krystallwasser verloren.

Mit Silberoxyd vereinigt sich das L. sehr leicht, jedoch ist es schwierig, die Verbindung von konstanter Zusammensetzung zu erhalten. Beim Kochen mit Silberoxyd, Filtriren und Trocknen der zahlreich gebildeten Krystalle, bei 110° , fand Boussingault die Zusammensetzung der Formel $C_4 H_4 NO_3 Ag O$ entsprechend. — Endlich verbindet sich das L. auch mit einer großen Anzahl von Salzen; sie entstehen durch unmittelbares Zusammenbringen der Lösungen derselben mit der des L. und Abdampfen der Flüssigkeiten. Es sind auf diese Weise hervorgebracht worden die der alkalischen Chloride: $Gl + KCl$, welches in feinen, an der Luft zerfließenden Nadeln krystallisirt, die Verbindung des Chlornatriums, u. die des Chlorbaryums $Gl + Ba Cl + 2 HO$, welche in schönen Krystallen des rhombischen Systems anschießt. Sie sind in Wasser leicht, nicht in Alkohol löslich und luftbeständig. Mit Platinchlorid bildet das L. eine in kirschrothen Krystallen anschießende Verbindung. Mit chlorwasserstoffsaurem Berberin bildet das L. schöne orange gefärbte, feine nadelartige Krystalle $C_4 H_4 NO_3 + C_{12} H_{12} NO_6 HCl$. Mit saurem schwefelsaurem Kali erzeugt es ein schwefelsaures Doppelsalz in durchscheinenden prismatischen Krystallen, ebenso bildet sich eine Verbindung mit saurem chromsaurem Kali und mit harnsaurem Ammoniak $Gl + NHO$. Die Verbindungen mit den salpetersauren Salzen kann man betrachten als solche der Leimsüß-Salpetersäure, oder als Verbindungen des L. mit den salpetersauren Salzen.

Braconnot hatte bereits beobachtet, daß die Salpetersäure das L. sowohl in der Wärme, als in der Kälte ganz unverändert auflöst und beim Eindampfen Krystalle liefert. Diese bilden sich erst in dem Augenblicke, wenn die concentrirte Flüssigkeit geschüttelt wird, und erzeugen sodann, von einem Punkte ausgehend, schnell zahlreiche Nadeln, welche die ganze Flüssigkeit einschließen. Bei langsamem Abdampfen u. Krystallisiren bilden sich durchsichtige tafelförmige Krystalle, dem monoklinometrischen Systeme angehörend.

Deffaignes erhielt die Verbindung unmittelbar durch Einwirkung der Salpetersäure auf die Hippursäure. Die sehr sauer und zugleich süß schmeckenden Krystalle werden an der Luft noch feucht, sie bestehen aus $C_4 H_4 NO_3 HO +$

$HO NO_3$. Die Krystalle verlieren, im trockenen Luftstrom oder im luftleeren Raume lange Zeit bei 110° erhitzt, $\frac{1}{2}$ Procent an Gewicht, doch unter gleichzeitig eintretender schwacher Bräunung (Boussingault); ein Aeq. Wasser würde 6,7 Proc. betragen.

Man hat die salpetersaure Verbindung, ehe man die des L. mit anderen Säuren kannte, für eine gepaarte Säure angesehen und sie als Leimsüßersalpetersäure betrachtet. Boussingault, der sie auf eben diese Weise betrachtete, machte bereits eine Erfahrung, welche zeigt, daß man ihre Salze nur ansehen darf als Verbindungen des L. mit salpetersauren Salzen; denn er fand, daß dieselben Verbindungen, welche man durch Sättigen der Leimsüßersalpetersäure mit Basen erhält, auch dargestellt werden können durch Behandlung der Verbindungen des L. und der Basen mit freier Salpetersäure und endlich durch Vermischen von L. mit den entsprechenden salpetersauren Salzen.

Die bis jetzt dargestellten und untersuchten Verbindungen des L. mit salpetersauren Salzen sind folgende: salpetersaures Silberoxyd mit L. unmittelbar gemengt, oder Silberoxyd in salpetersaurem L. aufgelöst, oder Leimsüß-Silberoxyd mit Salpetersäure behandelt, geben ein regelmäßig krystallisirbares Salz, welches hygroskopisch ist und beim Erhitzen stark detonirt. Sie besteht aus $C_4 H_4 NO_3 + Ag O. NO_3$.

Das Kalisalz $Gl + KO. NO_3$ wird leicht erhalten durch Vermischen von Leimsüß-Lösung mit der von Salpeter und Hinzufügen von Alkohol, wobei es sich in Krystallen ausscheidet. Es schmilzt wie Salpeter; ist nicht hygroskopisch.

Das Kupferoxydsalz, $Gl + CuO. NO_3 + CuO HO$, krystallisirt in himmelblauen Nadeln, beim Erhitzen über 160° detonirt es. Ferner sind dargestellt die Verbindungen mit salpetersaurem Zinkoxyd und salpetersaurer Baryterde. Diese Salze sind besonders von Boussingault untersucht worden.

Die Zusammensetzung des krystallisirten und getrockneten L. wurde früher von Boussingault zu $C_{10} H_{10} N_4 O_{14}$ angegeben; von Mulder zu $C_8 H_8 N_2 O_7$. Nach Deffaignes' bekannt gewordener Beobachtung fand Mulder die Zusammensetzung $C_8 H_{10} N_2 O_8$, welche procentisch mit der von Horsford gefundenen übereinstimmt, nur das Aequivalent der Verbindung verdoppelt. Auch Berzelius nimmt dieses doppelt so große Aequivalent an, wogegen jedoch namentlich die Verbindungen mit den Chloriden entsprechen.

Durch die anhaltende Einwirkung der Schwefelsäure, oder die des galvanischen Stromes läßt sich aus dem L. Ammoniak entwickeln, ebenso durch die Einwirkung von Kali, wodurch jedoch zugleich Wasserstoff, Cyan und Oxalsäure erzeugt wird. Durch Chlor, wie durch stärker oxydirende Einflüsse, übermangansaures Kali, Salpetersäure, wird eine stickstofffreie Säure gebildet, welche Horsford an Baryt gebunden zusammengesetzt fand aus $C_3 H_3 O_6$, mit welcher Formel die Analyse jedoch nicht ganz übereinstimmte. Wenn bei der Analyse

des Barytsalzes übersehen wurde, daß Kohlensäure bei dem Baryt zurückblieb, so ist für die an den Baryt gebundene Säure eher die Formel C, H_2, O_2 anzunehmen. — Durch die Einwirkung eines Polysulfurets von Kalium scheint sich ein schwefelhaltiger Körper zu erzeugen.

Leimtasche, s. Leimruthe.

Leimtiegel (Holzarb.), der kupferne oder messingene, gewöhnlich zweiseitige Tiegel, in welchem man den Leim mit Wasser leicht und beim jedesmaligen Gebrauch flüssig macht.

Leimtränke, der vom Buchbinder selbst aus Lederabgängen gekochte Leim.

Leimtränken, dem Pergament, welches seinen Glanz verloren hat, denselben dadurch wiederzugeben, daß man es mit Pergamentleim, wozu etwas Seife genommen wird, tränkt.

Leimuident, niederländ. Ort, Neu-Holland, an der südöstl. Seite des Haarlemer-Meeres.

Leimvogel (Ornith.), s. v. a. Baumpleper (s. d.), *Anthus arboreus* Bechst.

Leimwespe (Entom.), Wespengatt., s. v. a. Goldwespe, *Chrysis* L.

Leimwippe (Bot.), nach Deken, Pflanzengattung, s. v. a. *Penaea* L.

Leimzucker, s. v. a. Leimsüß.

Leimzwinde, ein hölzerner Rahmen, der an der 4. Seite offen ist und eine hölzerne Schraube hat, mit welcher die geleimten Gegenstände zusammengeschraubt werden. Vgl. Leimen.

— **lein** (Gramm.), Verkleinerungsnachsilbe, s. v. a. — chen, bes. in Süddeutschland (Provinz. le, li, l) und bei Dichtern im Brauch.

Lein (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Linum* L.

Lein, Kap, franz. Vorgebirg, Manche, an der Nordküste, nordöstlich von der Insel Pelée.

Leina (Geogr.), 1) sachsen-loburg. Pfarrdorf, Fürstenthum Gotha, Amt Tenneberg; 490 Einw.; — 2) (Hohen-L.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch; Windmühle; 240 Einw.

Leinach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-L.), R.-B. Unterfranken u. Asch., Edgr. Würzburg; Mühle, Obstessigbereitung, Feld-, Wein- und Obstbau; 780 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; Weinbau, Essigbereitung, 3 Mühlen; 1550 Einw.; — 3) (Patnach), das., Edgr. Königshofen; Gypsmühle; 200 Einw.

Leinahr (Bot.), s. v. a. Spizahorn, *Acer platanoides* L. S. Ahorn.

Leinathen, s. v. a. Göttingen.

Leinau, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben und Neub., Edgr. Kaufbeuren; 100 Einw.

Leinbach (Geogr.), 1) österr. Herrschaft, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald; — 2) Marktflecken das.; Schloß und Eisenhandel.

Leinbaum (Bot.), 1) s. v. a. Zirkelnußkieser, *Pinus Cembra* L.; — 2) s. v. a. gemeiner Rüster, *Ulmus campestris* L.; — 3) s. v. a. Spizahorn, *Acer platanoides* L. S. Ahorn.

Leinberger (Biogr.), 1) Christian, Maler und Stadtrichter, auch Geometer, 1706 zu Erlangen geb., bildete sich in Italien, malte Historien u. allegorische Darstellungen, u. † 1770. Von ihm Mehres gut geägt. — 2) Georg Karl, Maler, des Vorigen Bruder, 1718 geb., reiste schon in

seinem 13. Jahr mit seinem Bruder nach Italien, brachte in Venedig, Rom und Neapel drei Jahre zu, ging dann nach Wien, u. später nach Frankfurt a. M., wo beide Brüder den Plafond des Kais. Wahlzimmers malten. Dann gingen sie nach Westphalen, und zwei Jahre später lud sie der Markgraf Friedrich nach Baireuth ein. Nachdem sie hier vier Jahre gearbeitet, besuchten sie zum zweiten Male Italien, brachten diesmal auch einen Sommer in Turin zu, gingen von da über Lyon nach Paris, wo G. K. L. beinahe zwei Jahre blieb. Von Paris aus besuchte er Holland und zuletzt noch Kopenhagen, wo er fünf Jahre für das k. Schloß und die Schloßkirche malte. Von da rief ihn der Markgraf wieder zu sich, u. nachdem der Künstler noch einige Zeit in Baireuth gearbeitet hatte, begab er sich nach Ansbach, wo er 1798 †.

Leinblatt (Bot.), Pflanzengattung, s. v. a. *Thesium* L.

Leinbödig, 1) Zeuche, zu denen die Ketten von Leinengarn, der Einschlag von Wolle, Baumwolle oder Seide ist; — 2) bei gemusterten Zeuchen, einen Leinwand- oder Taffetgrund habend.

Leinbollen, s. v. a. Leinknoten.

Leinde, braunschweig. Dorf, Kr. u. Amt Wolfenbüttel; 290 Einw.

Leindotter (Bot.), s. v. a. *Camelina sativa* Crantz.

Leindrucker, s. v. a. Leinwanddrucker.

Leine (Geogr.), 1) Flüsse: a) hannöv. Fluß, entspringt bei Leinesfeld auf dem Eichsfeld, nimmt rechts die Ruhme mit der Oder und Söse, links die Innerste mit der Stette und die Kaspau auf, wird von Hannover an schiffbar und fällt bei Bodmer in die Aller; dient vorzüglich zur Holzfloße; — b) preuß. Fluß, Nebenfluß der Mulde, entspringt bei Hohenleina im Kreis Düben des R.-B. Merseburg, und vereinigt sich bei Bittersfeld noch mit der Bober, kurz vor deren Einfluß in die Mulde; — c) thüring. Fluß, entspringt bei Finsterberga und bekommt nach der Vereinigung mit dem vom Inselberge kommenden Bademasser bei dem Dorfe Leina den Namen Hörsel. Von der L. fließt der schon seit 1369 bestehende und bei Schönaue beginnende Leinetal ab, der seit 1633 das georgenthaler Flußwasser (Ableitung der Apfelfäule) aufnimmt, unter dem Namen Leina die Stadt Gotha durchfließt und bei Goldbach in die Rega fällt; — d) württemberg. Fluß, Nebenfluß des Kocher. — 2) Wald im Amte Altenburg, $\frac{1}{2}$ Stunde östlich von der Stadt Altenburg, Ueberreste des Urwaldes, von dem sich noch einzelne Theile unter den Namen deutsches Holz, Pähna, Kammerforst, Ludaer Forst bis gegen Luda hinziehen; — 3) (L.-Departement), Depart. des ehemal. Königreichs Westphalen, bestand aus Göttingen und Theilen von Grubenhagen, Hildesheim, Braunschweig, Niederhessen mit 221,200 Einw. und der Hauptstadt Göttingen; erhielt seinen Namen von dem hannöv. Fluß L.; — 4) preuß. Dörfer: a) Klein-L., Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 160 Einw.; — b) (Groß-L.), das.; 330 Einw.; — c) Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kreis Pyritz; Windmühle; 240 Einw.

Leine (in versch. Bed.), 1) langer, gleich starker Strick, schwächer als das Seil od. Tau, aber stärker als die Schnur, aus Flachs, Hanf od. Haaren verfertigt; je nach ihrem Gebrauche gibt es Wäsche, Acker-, Dressirleinen etc.; — 2) (Jagdw.), s. Jagdtücher; — 3) (Fangleine), eine starke Schnur von Hanf oder Flachsgarn, an welcher die Hunde geführt werden; beim Leithund Hängefeil, beim Hefhund Hefleine (Hefriemen), beim Parforcehund Haare genannt; — 4) (Lien, Linie), das bei Schiffen zu verschiedenen Zwecken bestimmte schwache, 6—15 Strähne starke Seil. Die an der Zug- oder Trödel-Lien die Flußschiffe gegen den Strom ziehenden Leute werden Lien- oder Leinläufer genannt. — 5) (Bergb.), die im Schachte befestigte Stange, um sich beim Ein- und Ausfahren daran anzuhalten.

Leineberg, früher hannöv. Gerichtshaus, Fürstenthum und Amt Göttingen. Das Gerichtschulzenamt, welches hier seinen Sitz hatte, wurde 1831 aufgehoben.

Leinedistrikt, sonstiger Theil des Herzogthums Wolfenbüttel, bestand aus den beiden Aemtern Gandersheim und Greene mit 16,000 Einw.

Leinefelde, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Worbis, am Ursprung der Leine; 760 Einw.

Leinen (Landw. u. Hausw.), 1) was aus Flachs, im weiteren Sinne auch aus Hanf verfertigt ist; daher Leinengarn, Leinengerätthe; — 2) s. v. a. Leinwand; — 3) s. v. a. Wäsche.

Leinen (Geogr.), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Bzgr. Waldsichbach; 280 Einw.

Leinenanbinden (Knüpfen, Schäften, Spießen, Jagdw.), wichtige Vorrichtungen beim Zeugaufstellen für das Loslassen und Aufheben desselben. Die an den Zeugen anzubindenden Oberleinen zieht man um einen Baum oder Hestel und deren Ende unten herum, damit sie kreuzweis zu liegen kommen; nun ziehen alle Anzieher zugleich an, und der nebststellende Jäger zieht an seinem Ende nach, hält jedoch, wenn die Anzieher einen Ruck gethan, sein Untertheil aufwärts, damit es etwas gezwungen an das Obertheil treffe. Sind die Leinen straff genug angezogen, so nimmt er rasch das Unterende über dem Obertheile hinweg und wieder rückwärts ganz um den Baum oder das Hestel herum, steckt sein Ende über dem andern und durch seinen herumgebrachten Theil doppelt durch, zieht jedoch das letzte Ende nicht ganz, sondern nur als Schleife durch, und steckt diese rasch noch 1—2mal um die angezogene Leine durch. Springt eine Leine, so spießt man sie also: man dreht dann 4 Schäfte von jedem Ende herein ½ Ellen lang auseinander, so daß jeder Schaft zusammenbleibe, schabt jeden mit dem Messer gegen das Ende hinaus spitz zu und schlingt die 8 Schäfte von beiden Enden wie die Finger zweier Hände in einander. Dann flechtet man einen Schaft der einen Leine gegen und in der andern Leine zwischen zwei Schäfte fest ein und steckt die Spitzen quer durch die festen Leinen, nachdem

dazu mit einem spitzen Eisen vorgebohrt worden. Nun nimmt man den andern Schaft übers Kreuz, flechtet ihn eben so der Leine entgegen ein und steckt seine Spitze ebenfalls durch die feste Leine. Auf gleiche Weise verfährt man mit allen vier Schäften.

Leinenband, Baumwollband, aus Flachsgarn oder aus Zwirn gewebtes Band, welches glatt, geköpert, oder zwillichartig, weiß, bunt, einfarbig und gestreift in sehr verschiedenen Sorten von mancherlei Güte, Breite und Länge vorkommt. In der neuern Zeit, wo die verbesserten Spinnmaschinen ein sehr drall und rund gesponnenes baumwollenes Garn liefern, wird es auch mit diesem Material vermischt, zuweilen ganz aus demselben verfertigt. Früher war besonders das harlemer L. berühmt und wurde viel gekauft. Man machte aber bald die verschiedenen Gattungen in England und Deutschland nach, und jetzt ist das Wenigste, was unter diesem Namen vorkommt, wirklich aus Harlem. Folgende Sorten davon sind am gangbarsten: Montur- oder Perückenband, das ehemals bloß zur inwendigen Befestigung oder Grundlage der Perücken diente und in Paketen von 24 Stück verkauft wird; fein holl. Band, besser als die vorige Sorte und ganz weiß, in Sorten von Nr. 11—65, lang gelegt, in Paketen von 24 Stück; fein holl. Buschband, ganz weiß, in Sorten von ungleicher Zahl, von Nr. 11—35, dreifach büschelweise gelegt, in Paketen von 24 Stück, das Stück von 24 brabantischen Ellen Länge; fein holländisch, oder harlemer Körperband, auch harlemer Plattbinden genannt, sortirt in Nr. 12—32, lang gelegt, das Paket zu 24 Stück, das Stück so lang wie die vorigen; holländische oder harlemer feine Languetten, eine Art leinerner schmaler Borten, ganz weiß oder blau und weiß gemodelt, oder mit eingewirkten kleinen Mustern, zum Einfassen der Hemdärmel, in den Nummern C. 0. und 1, lang gelegt, in Paketen von 12 Stück, das Stück zu 12 brabantischen Ellen; holl. fein geköpertes Bindelband von Leinengarn mit 7—8 wollenen bunten Streifen in Rollen von 48 brabantischen Ellen Länge etc. — Der Hauptsitz der deutschen Bandmanufakturen ist im Wuppertthale, vorzüglich zu Barmen und Elberfeld, wo nicht nur die obengenannten Sorten von L. besser und wohlfeiler als in Holland, sondern auch eine Menge andere Sorten verfertigt werden, die einen ungemein starken Absatz haben. Die glatten einfachen Bänder, oder das sogenannte Bind, werden auf Schubstühlen oder Bandmühlen gewebt, wovon manche 20—40 Stück auf einmal liefern, obgleich zu zwei solchen Stühlen, gewöhnlich auch Getaue genannt, nur 3 Menschen erfordert werden; die vom Wasser getriebenen Schnürriemen-Maschinen haben sogar 50 Gänge, welche in einer Stunde 1000 Ellen liefern. Man berechnet, daß die Bandfabrikation in jener Gegend gegen 3000 Stühle beschäftigt, welche außer den holländischen Sorten noch folgende sehr gesuchte Bänder liefern: feines Klosterband, oder leinene Plattbinden, ein schmales Zwirnband, welches vormalig im Kloster zu Lüneburg gemacht wurde, jetzt aber eben so gut

und viel wohlfeiler von Elberfeld in Päckchen von 24 Stück, das Stück zu 15 Ellen Länge, geliefert wird; weiß Leinen-Schmalband, auch Paternosterband genannt, in Stücken von 15 Ellen Länge, welches jetzt auch sehr häufig aus Baumwolle gemacht wird; Schockband in Stücken von 60 Ellen Länge; Pfennigband, in Stücken von 5 Ellen Länge; buntgestreifte Kartusbänder, sowohl ganz von Leinengarn, als auch mit Baumwolle vermischt, in verschiedenen Nummern und in Paketen von 4 Stück, jedes zu 50 brabantischen Ellen; elberfelder Inkarnat-Bänder, rosa gefärbt, schmal, in Päckchen von 50–60 Stück; Leinen-Strumpfband, bunt gefärbt, ohne Nummern, in Paketen von 12 Stück, jedes Stück zu 10 brabantischen Ellen; Leinen-Schürzenband, mit Körper, weiß und bunt, eben so lang; baumwollenes Frisolet-Band in 12 Nummern, das Stück zu 45 Ellen, glatt in allen Farben; baumwollenes buntes Eingang-Band in 5 Nummern, das Stück zu 28–30 Ellen lang; baumwollenes weißes Körper-Band in allen Breiten, das Stück 20 Ellen lang; baumwollenes Atlas-Band, mit und ohne Zaden oder Zerkel; weiße und bunte baumwollene Rigen in 15 Nummern, nach dem Paket von 12 Stück; Schnürsenkel, oder weiße und bunte ganzschmale Riemen $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$ und $1\frac{1}{4}$ brabantische Ellen lang, nach dem Bund; Hosenträger und Stiefelriemenband, weiß und bunt gestreift mit doppelt gewirnten Fäden. Auch das s. g. englische Band, so wie mehrere andere Sorten verfertigt man dort zu sehr billigen Preisen. In Sachsen hat sich die Fabrikation leinener und baumwollener Bänder im westlichen Theile des meißner Kreises, in der Umgegend von Pulsnitz und Radeberg auf dem platten Lande ausgebildet und ist von da in den nahgelegenen Bezirk der Oberlausitz übertragen worden. In den Ortschaften Dorn, Großröhrsdorf, Niederstaina, Weiebach, Ortrand sind gegen 1600 Stühle damit beschäftigt und hier haben auch die Schußstühle oder Bandmühlen seit bereits längerer Zeit Heimathrecht erhalten. Das Dorf Großröhrsdorf ist der Hauptsitz dieser Manufaktur, welche unzünftig betrieben wird. In den österreichischen Landen gibt es eine Menge Bandfabriken, welche L. aller Art, als Nachahmung des holländischen, verfertigen; namentlich zu Waidhofen an der Thaya, zu Klosterneuburg, Penzing etc., doch reicht das Erzeugniß nicht für den Bedarf der sämtlichen Provinzen des Kaiserstaates hin. Außerdem werden an vielen Orten Deutschlands von einzelnen Bandwirkern eine große Menge Leinenbänder gemacht, worin sich besonders mehrere Herrnhuter-Kolonien auszeichnen. Auch die englischen Bandmanufakturen liefern, besonders die in Manchester, eine große Menge Leinen- und Baumwollenband von vielerlei Sorten und haben einen bedeutenden Absatz.

Leinendamast, s. Damast.

Leinengarn, die aus dem hinlänglich zubereiteten und gehebelten Flach und Hanf mittelst einer Spindel, Kunkel, Spinnrocken, Trittrades oder großartiger Maschineneinrichtungen gesponnenen Fäden, welche im Weben, Wirken, Nähen, Klöppeln, Häkeln, Sticken

weiter verarbeitet werden. Die wichtigste Verwendung des Leinengarns ist zu Leinwand, Körper und gemusterten Stoffen. Ehe wir auf diesen Artikel näher eingehen, müssen wir die Bemerkung voranstellen, daß in Folge der Ausbildung der Flachsmaschinenspinnerei, welche in England zur höchsten Vollendung gekommen ist, das ganze Leinengarngeschäft eine veränderte Gestalt erhalten hat. Allerdings herrscht in Deutschland die Handspinnerei noch vor, das Handspinnen wird noch immer als Füllarbeit, besonders für ländliches Gesinde, theils auch in den eigentlichen Gegenden der Leinwandweberei gewerbsmäßig durch meist sehr dürftige Spinnerfamilien betrieben. In allen Provinzen Oesterreichs wird Flach verarbeitet, aber verschieden in Bezug auf Feinheit und Güte u. Umfang des Gewebes. Böhmen, Mähren und Schlesien liefern das beste. Im deutschen Zollverein ist die Flachspinnerei mit der Hand fast überall verbreitet, und bildet in Westphalen u. Schlesien, Sachsen u. Bayern einen wesentlichen Nahrungszweig ganzer Landstriche. Die früher bedeutende Garnausfuhr hat inzwischen in Folge der Konkurrenz der Maschinenspinnerei sehr abgenommen, während die Einfuhr englischen Maschinengarns in steigendem Verhältniß zugenommen hat. Der größte Theil des deutschen Leinengarns ist entweder auf der Spindel, od. auf dem Fuße gesponnen. Ueber den Vorzug, den das eine dieser beiden Gespinnsse vor dem andern hat, ist man nicht überall einig; es herrschen hierüber in manchen Gegenden Vorurtheile, welche wohl mehr dem Spinner und dem Flasse, als der Art, wie gesponnen wird, beizumessen werden dürfen. Das Spindelgarn erfordert mehr Zeit und Mühe, der Faden ist, wenngleich loser, doch fester, schöner, gleichartiger und in der Leinwand dichter und stärker, als der des Rädergarns, deshalb auch sehr gut zur Fauge und Bleiche tauglich und empfiehlt die daraus gefertigte Leinwand überall, daher die Spindel in Schlesien und in andern Leinwandländern auch vormals allgemein im Gebrauch war, welches sich aber in der neuern Zeit sehr verändert hat. Bei dem Rädergarn geht das Spinnen oder die Arbeit schneller, der Faden entschlüpft aber oft den Fingern, das Rad überdreht ihn und befördert die Klumpe; nachher verdichtet er sich bei jeder Wäsche, sowie auf dem Webstuhl; durch das öftere Benutzen wird er noch mehr gedreht und härter und zerrißt daher leichter, wenn die Spinnerin ihm nicht durch die Stellung des mittelmäßig gespannten Rades die rechte Spannung zu geben weiß. Zu loses Gespinnsst wickelt sich schon in der geringsten nassen Witterung zurück u. zerrißt, weil sich alle Härchen eines Fadens durch die Festigkeit ihrer Windungen zu einer einzigen festen Schnur vereinigen müssen. Zu fest gedrehtes Garn wird schon bei feuchter Luft, viel mehr noch in der Wäsche kürzer, weil alle seine Spiralswindungen dadurch auseinandergetrieben werden; bei trockenem Wetter hingegen werden sie länger, da im festen Faden mehr Flachfasern oder Härchen, als im losen beisammen liegen, die alle als eben so viel Feuchtigkeitsansammler

(Hygrometer) anzusehen sind, die sich zusammenziehen wollen, aber durch die Festigkeit der Verbindungen daran verhindert werden und sich nicht gerade ausstrecken können, weil man sie gewissermaßen zusammengeflochten hat. Das Garn zieht sich daher auf dem Webstuhl zusammen, liefert wenige und brüchige Feinwand, die durch jede Wäsche noch starrer wird. Indessen liefern mehrere durch ihren Flachs und durch ihre Spinnerei bevorzugte Provinzen Deutschlands, als Braunschweig, Westphalen, Hannover, Kassel, Kalenberg, sowie Schlesien von ihrem Rädergarne eine eben so schöne Feinwand, als andere von ihrem Spindelgarne, welches mehr u. mehr abnimmt. Die bekannten brabantischen Spizen verfertigt man aus dem feinsten und festesten Zwirn des Rädergarns. Die gewöhnlichen Spinnräder, deren sich die Handspinner in Westphalen und Schlesien für die Grobspinnerei bedienen, kosten 25 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr. das Stück. Für die Feinspinnerei, wie sie im Ravensbergischen, am vollkommensten in der Umgegend von Bielefeld und Gütersloh einheimisch ist, gebraucht man eine andere Art von Rädern; sie haben in der eisernen Spindel, auf welcher die Spule läuft, ein feineres Dehr (rundes Böschelchen) zur Durchlassung des von der Hand kommenden und nach der sogenannten Flucht hinziehenden Fadens. Sodann sind die eisernen Hälften auf dieser, von Holz verfertigten Flucht, welche die Spule umgibt, von feinerem Draht und dichter beieinander. Die erstere Einrichtung dient zur Verfeinerung des Fadens, die letztere zum regelmäßigen Aufspulen des feineren Gespinnstes. In der Einrichtung und Stellung des Rades ist kein Unterschied, so daß diese sogenannten „feinen Räder,“ welche am meisten zu Bielefeld verfertigt werden, abgesehen von Zierathen und besserem Material, um das Rad dauernder zu machen, nur etwa 5 Sgr. mehr kostet, wie die groben. Die doppelspuligen (zweihändigen) Räder, auf welchen von geschickten Spinnerinnen zwei Fäden zugleich gesponnen werden, sind mehrentheils nur bei der Grobspinnerei üblich; doch können hinlänglich geschickte Spinnerinnen auch Feingespinnst auf guten Doppelrädern verfertigen. — Von der Feinheit des Flachs hängt eben so sehr, als von der Geschicklichkeit des Spinners, die Feinheit des gewonnenen Garns ab. Der zum feinsten Garn bestimmte Flachs muß, außer der allgemeinen, zum Spinnen erforderlichen Zubereitung, insbesondere noch gepocht, fein gehechelt, geschabt und gebürstet werden, bis zuletzt nur die feinste seidenartige Faser des Bastes übrig bleibt, so daß man nach Verschiedenheit der ursprünglichen Güte des Flachs von 1 Pfd. nicht mehr als 4 — 5 Loth erhält. Im Ravensbergischen, das Friedrich II. sein gutes Spinnerländchen zu nennen pflegte, werden in Deutschland die feinsten Garne gesponnen, von da ins Bergische (nach Barmen, Elberfeld) verführt, wo sie gebleicht und zubereitet, dann wieder als Zwirn in den Handel oder gleich dort auf den Webstuhl gebracht werden. In der Bielefelder und gütersloher Gegend (Westphalen) spinnen die Landleute aus einem Pfund Flachs, wovon

bei der Bearbeitung etwa 6 Loth übrig bleiben, ein Stück Garn von 2900 Ellen, das nur 1 1/2 Quentchen an Gewicht beträgt. Auch in Böhmen hat man es in der Flachspinnerei sehr weit gebracht; man spinnst dort Garn, von welchem ein Stück nicht mehr als einige Loth wiegt und doch aus einem Faden von 16,800 böhmischen Ellen Länge besteht. Nicht bloß Kinder und Frauen, welche früh zur Geduld und Anstrengung gewöhnt sind, sondern auch Männer beschäftigen sich mit der Spindel, auf welcher diese feinen Garne gesponnen werden. Außerdem liefern Schlesien, Mähren, Westphalen, Sachsen, Flandern und einige Gegenden der Niederlande sehr schönes Gespinnst. — Das gesponnene Garn wird gehaspelt oder geweist, in Gebinde oder Strähne abgetheilt, dann entweder roh, oder geäschert, d. h. in Lauge gekocht und gewaschen, oft auch gebleicht in den Handel gebracht. Bei dem Haspeln mißt man das Garn nach seiner Länge und macht dabei verschiedene Abtheilungen, welche unter sich in den meisten Ländern abweichen. Ein Umgang um die Haspel heißt ein Faden, mehrere Fäden machen ein Gebind, mehrere Gebinde einen Strähn oder Strang. Der Haspel selbst ist 3/4, 1/2 oder 3/8 Ellen groß. Die Feinheit des Gespinnstes bestimmt man bei dem Verkaufe nach einem bestimmten Maßstabe, mehrentheils nach der Anzahl der Stücke, die man mit der Hand umfassen kann (nach dem Griff). Eingriffliches Garn nennt man solches, wovon ein Stück, zweigriffliches, wovon zwei Stück, fünfgriffliches, wovon 5 Stück die Hand ausfüllen, 2c. Sehr häufig bestimmen auch die Weber die Feinheit des Garns nach dem Webezeug, in das sie die Kette einstellen müssen; je feiner das Garn, je feiner muß das Webezeug seyn; hiernach wird dann die Feinheit des Garns nach der Anzahl der Gänge, à 40 Fäden, bezeichnet; in Oberösterreich rechnet man 48 Fäden auf einen Gang. Weber garn nennt man das zum Weben taugliche, welches man wieder in Werstgarn, als das schwerere zur Kette, und in Schußgarn, als das leichtere zum Einschlag passend, unterscheidet. Lothgarn heißt überhaupt das feinere, weniger gedrehte und daher auch schwächere Garn, von welchem oft ein Stück nur 1 Loth wiegt; es wird größtentheils zum Zwirn verbraucht, selten zum Weben und höchstens nur zum Einschlag. Klöppelgarn ist das feinste Gespinnst, das zu Spitzen und Ranten verwandt wird. — Böhmen erzeugt eine außerordentliche Menge Feinengarn, nicht nur für seine eigenen sehr bedeutenden Leinwandmanufakturen, sondern auch für den auswärtigen Absatz nach Sachsen, den Rheingegenden, der Schweiz, Holland, Hamburg. Im Gebirge ist die Flachspinnerei die gewöhnliche Beschäftigung der ärmern Einwohner, im flachen Lande aber nur eine Nebenbeschäftigung in müßigen Stunden, hauptsächlich im Winter. Im böhmischen Riesengebirge spinnst man sowohl auf dem Rade, als auf der Spindel sehr schönes und feines Garn; indessen gebraucht man zu dem Lothgarn oder dem feinsten Gespinnst doch lieber die Spindel, weil der Faden mit derselben lockerer und biegsamer wird, die daraus

gewebte Leinwand daher auch weicher und geschmeidiger werden soll, als es beim Spinnrade möglich wäre. Auch hier unterscheidet man das Gespinnst in Webergarn und Lothgarn; ersteres wird von der feinsten bis zuder größten Art gesponnen und man beurtheilt dessen Feinheit nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Handgriff, wie viele Stücke nämlich, in Rücksicht auf Gleichheit, Vollandigkeit und Festigkeit des Fadens, mit der Hand umfaßt werden können. Ein volles, wohlgedrehtes Garn von gleichem Griff ist immer schwerer, als ein hohles; daher wird auch eine aus jenem verfertigte Leinwand auf der Bleiche immer viel dichter u. vollkommener, dagegen die aus dem hohlen und leichten Gespinnst desto schlechter, weshalb man einer solchen schwachen Leinwand den Schein der Dichtigkeit erst durch die Appretur u. Stärke geben muß. Die Webergarne theilt man in Böhmen wieder in Werftgarne und Schußgarne; erstere werden zur Kette oder Werft gebraucht, wozu man die besten und haltbarsten Garne nimmt, welche durch das Scheren, Anspannen der Bäume und Treten der Kette mehr angegriffen werden und deshalb mehr aushalten müssen. Die Schußgarne dienen zum Einschlag; sie sind weit gehaltloser, hohler u. schwächer, kommen deshalb auch weniger in den auswärtigen Handel. Für ganz Böhmen sind gesetzlich folgende Verhältnisse bei dem Garnhandel festgesetzt: die groben, starken Sorten müssen auf einer Weise von vier Viertel böhmischer Ellen und die feineren auf einer Weise von drei Viertel solcher Ellen abgehaspelt oder geweißt werden, d. h. die Haspel hat bei ersteren vier und bei letzteren drei Ellen im Umfang. Ein Stück Garn soll haben 4 Strähn, 1 Strähn 3 Haspel oder 60 Gebind, 1 Haspel 20 Gebind, 1 Gebind 20 Fäden, hiernach muß ein Stück $\frac{1}{4}$ Garn einer Fadenlänge von $19,200 = 14,635$ wiener Ellen, und ein Stück $\frac{3}{4}$ Garn eine Fadenlänge von $14,400$ böhm. $= 10,976$ wiener Ellen enthalten (100 böhm. Ellen sind $= 105$ leipziger $= 89$ preussische oder berliner $= 85,98$ brabantier Ellen). 15 Stück sind 1 Mandel, 4 Mandeln $= 1$ Schock, und nach einem solchen Schock werden die Preise im Ganzen behandelt. An mehreren Orten ist man jedoch von diesen Vorschriften abgewichen; man weist zwei- und dreiaspzig, so daß im ersten Fall 6 und im zweiten 4 Strähn ein Stück von 12 Haspeln bilden. In Schluckenau, Hainpach, Rumburg und der Umgegend hat das Stück 6 Strähn, der Strähn 40 Gebind, das Gebind 20 Fäden von $\frac{3}{4}$ Weise, wonach jedoch immer die nämliche Fadenlänge herauskommt. — Im bunzlauer u. leitmeriger Kreise wird das schönste und beste Webergarn gesponnen, und zwar längs der oberlausitzer Grenze in der Gegend von Schluckenau, Hainpach, Rumburg, Grund, Georgenthal, Wernsdorf, Zwickau, Rohrsdorf, Königswald zc., weil hier die meisten weißgarnigen Weberleinwände, Zwillisch und Damasttischeuße gewebt werden, wozu man ein volles, wohlgedrehtes Garn haben muß. Das Lothgarn wird ganz hohl gesponnen und so weniggedreht, daß der Faden nur zusammenzuhängen scheint;

es ist daher, wenngleich auch sehr fein, nicht so brauchbar zum Weben und wird auch nur selten und höchstens zum Einschlag genommen. Von dem Webergarn unterscheidet es sich noch darin, daß es auf einer $\frac{3}{4}$ elligen Weise, d. h. der Fäden von $3\frac{1}{2}$ Ellen Länge, abgehaspelt und im Handel nach dem Gewicht beurtheilt wird; man fängt das Sortiment mit einem Stück von 4 Strähn an, das 16 Loth wiegt, von welchem es stufenweise bis zum Stück von 4 Loth an Gewicht geht. Diese Lothgarne werden meistens längs der schlesischen Grenze auf den Herrschaften Starkenberg, Hohenelbe, Braunau, Trautnau, Arnau, Politz, Raschitz, Marschendorf u. s. w. gesponnen, eine Hauptniederlage davon ist in Starkenberg. Die meisten Garnbleichen sind an der oberlausitzer Grenze, in der Gegend von Rumburg, Schönlinde, Rhonau, Kaiserwalde, wo auch viel sächsische Garne gebleicht werden. In Eger, Budweis, Pilsen und Prachin Böhmen, so wie in Oesterreich ob und unter der Enns hat man eine andere Eintheilung des Garnmaßes: 1 langer Strähn hat $\frac{1}{2}$ Elle u. 5 Gebind od. Wieden zu 240 Fäden; der kurze Strähn hat $\frac{1}{2}$ Elle und 10 Gebind zu 240 Fäden, beide haben daher 3000 wiener Ellen Fadenlänge; 30 Schnalz oder Sträng machen einen Buschen. — Mährisches Garn, zu welchem man auch das in Oesterreich-Schlesien, am häufigsten in der Gegend von Zuckmantel und Freudenthal gesponnene und über Troppau in den Handel kommende Webergarn rechnet, wird eben so geschätzt als das böhmische, und das Schußgarn noch für besser gehalten; in Mähren beschäftigen sich die deutschen und böhmischen Gebirgsbewohner des brünner, olmüzer und pretauer Kreises, vorzüglich auf den Herrschaften Sternberg, Mährisch-Trübau, Janowitz, Boskowitz, Wiesenberg, Bodenstadt, Schönberg zc. mit der Garnspinnerei. Sehr viel wird davon im Lande selbst verarbeitet, aber auch sehr viel davon durch den böhmischen Handel nach Holland und Hamburg oder auch nach Sachsen und Schlesien verkauft; den stärksten Handel mit rohem Webergarn haben Sternberg, Janowitz, Mährisch-Trübau, Schönberg und Boskowitz, wo auf den wöchentlichen Märkten ein ungemein starker Verkehr damit getrieben wird. Die vortheilhafte Zeit des Einkaufs der mährischen rohen Garne ist im Winter. — Schleifische Garne werden sonst größtentheils auf der Spindel gesponnen, jetzt aber spinnst man weit mehr, viel leicht $\frac{1}{2}$ des Ganzen, mit dem Rade. Das Märdergarn ist aber auch eben so locker und geschmeidig als das Spindelgarn, wenn der Wirtel, der nach einer gesetzlichen Vorschrift einen Zoll im Durchmesser haben muß, nur die gehörige Größe hat, der Spinner nicht so scharf tritt und geschwind auszieht. Das gute, mit der gehörigen Sorgfalt gesponnene Märdergarn ist sogar schöner, runder und haltbarer, und man spinnst jetzt im Riesengebirge das schönste feinste Schleiergarn auf dem Rade. Die Flachspinnerei ist fast in allen Gegenden sehr stark, allein das Gespinnst ungemein verschieden. In den schlesischen Gebirgsorten, bei Neisse, Ottmachau, Neustadt, Ziegenhals, Grottkau wird sehr viel Werft-

garn gesponnen, welches man wegen seiner Güte und Schönheit überall schätzt; im goldbergischen und im löwenbergischen Kreise spinnnt man vorzüglich das extrafeine Pothgarn zu Zwirn, so wie ein gutes Mittelgarn zu Schleiern; in den Gegenden von Parchwitz, Lüben, Liegnitz, Gaißau, Glogau und Pölschitz dagegen ein leichtes, hohles Garn, das Schußgarn, welches nur zum Einschlag verwebt werden kann; die Gegenden von Milsch, Trachenberg, Prausnitz und Namslau liefern ebenfalls viele gute Garne, die besten aber erhält man aus der Landschaft von Dels, Trebnitz, Juliusburg, Wartenberg, Bernstadt &c. Das Garnmaß ist die Haspel oder Weisse, die aus einem ellenlangen Stabe besteht, an beiden Enden mit Querböhlern versehen, auf welche das gesponnene Garn abgewunden wird. Diese Weisse muß geacht oder als richtig gestempelt seyn und 4 schlesische oder 3,454 neue preussische oder berliner Ellen im Umfange haben; 20 Fäden dieser Länge bilden ein Gebind, 20 Gebind einen Zaspel, 60 Gebind oder 3 Zaspel einen Strähn, 4 Strähne ein Boos oder ein Stück, 60 Stück oder Boos ein Schock; hiernach hat also ein Stück Garn 14,400 schlesische oder 12,436 berliner Ellen Fadenlänge. Der kurze Strähn hat 60 Gebind, der lange 40 Gebind, beide aber einerlei Fadenlänge. Die schlesischen Schußgarne sind weit besser, als die böhmischen und werden, seitdem das Ausfuhrverbot aufgehoben ist, in großer Menge ausgeführt. Die bessern Sorten davon nennt man Rosengarn, welche genau nach der Stärke in gebrochenen Gebinden von 5, 7½, 10, 15, 20 und 30 Stück sortirt werden. Eine andere Sorte roher Einschlaggarne sind die sogenannten Wassergarne in langgelegten Gebinden von 15 — 20 Stück; diese wird nach dem Handgriffe gekauft und darnach die Stärke oder Feinheit der Anzahl Strähne, die man mit der Hand umspannen kann, beurtheilt. Packloeden sind die ganz starken und groben hohlgewonnenen Garne, welche meistens nur zur Sack- und Packleinwand verbraucht werden können. Das Sammeln oder Aufkaufen des Garns von den Spinnern in den verschiedenen Gegenden Schlesiens geschieht von eignen Leuten, den Garnsammlern, welche das Stück- oder strähnweise gekaufte Garn sortiren, in Bündel packen und auf die Märkte bringen, wo es von den Webern oder von den Garnhändlern gekauft wird. Die größten Garnmärkte sind in Reisse und in Grottkau, wohin der größte Theil des schönen und haltbaren oberschlesischen Garns zum Verkauf gebracht wird, da hier die Garnhändler aus Ober- und Niederschlesien zusammentreffen und sich von hier aus das Garn u. Steigen der Preise verbreitet; unter andern wird von hier aus das meiste Werftgarn geholt. Nächst diesen sind zu Liegnitz, Frankenstein, Volkenhain und Neustadt beträchtliche Garnmärkte, so wie zu Breslau, Brieg, Großglogau, Liebenthal und Goldberg ein starker Verkehr ist und viel für Ausländer gekauft wird. Die Zeit des Einkaufs ist vom Monat Oktober bis Monat März, wo die Garne zur Bleiche kommen. Einstimmig ist vom Prüfungsausschuß bei Gelegenheit der berliner Gewerbeausstel-

lung (1844) aber bemerkt worden, daß die schlesischen Garne im Allgemeinen hinsichtlich der Qualität nicht gelobt werden können, und dieser in Schlessen einst so berühmte Industriezweig, jetzt auf einer niedrigen Stufe stehe. Auch sprachen mehrere Sachverständige die Ansicht aus, daß die Bleiche nicht nur bei den Handgespinnsten, sondern auch bei Maschinengarnen und Leinwand nicht mit der gehörigen Vorsicht vollzogen werde, und daher die Erzeugnisse in der Bleiche bedeutend an Qualität verlieren. Es wurde von diesen Beurtheilern geäußert, daß es sehr wünschenswerth sey, die Staatsverwaltung, die Gewerbevereine und die technischen Lehranstalten anzugehen, diesem Gegenstande ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen, damit in der wichtigen und immer wichtiger werdenden Leinenindustrie einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen werde. Daß auch bei allen Fortschritten der Maschinenspinnerei für manche Gattungen, theils wegen der allzugroßen Kosten ihrer mechanischen Zubereitung, theils weil dieselbe bis jetzt auch noch bei solchen nicht gelungen ist, die Handspinnerei nicht zu entbehren sey, geht sowohl aus der Menge Handgarne, welche immer noch aus Westphalen, Braunschweig und Hannover nach England und Belgien ausgeführt werden, theils daraus hervor, daß man in Irland, welches bisher keine erhebliche Handspinnerei hatte, mit der Errichtung von Spinnschulen, gleich denen in Westphalen, umgeht. Die chemische Bleiche wird, wie bei der Leinwand, auch beim Maschinengarn und besonders beim Handgarn immer nur mit großer Vorsicht anzuwenden seyn, da diese Garne durchaus nicht jede Behandlung mit chemischen Bleichmitteln ertragen und mithin leicht an Haltbarkeit verlieren, wovon es an täglichen Erfahrungen nicht fehlt. Nach der sächsischen Oberlausitz gehen sowohl viele rohe Schußgarne, als auch Mittel-, größtentheils aber feine gebleichte Sorten zu den Zwillich- und Damastleinwänden, wozu die dortigen Manufakturen das schlesische Garn nicht wohl entbehren können. Schlessen dagegen erhält aber auch viel Garn aus dem böhmischen Riesengebirge, das theils wieder auswärts verkauft, theils, und besonders die feinen Gespinnste, zu Schleiern und den feinen Leinwandsorten verarbeitet wird. Das rohe Garn wird im Frühjahr, das gebleichte im Juni, Juli und August verschickt. Ersteres bezieht man am vortheilhaftesten aus Breslau, in dessen Nähe keine Bleichen sind, weshalb die Breslauer vieles in Oberschlessen, besonders zu Neustadt, bleichen lassen; gebleichte Garne bezieht daher der Ausländer weit vortheilhafter aus Neustadt oder Reisse, wo fortwährend Vorräthe in den dazu errichteten Niederlagen zu finden sind. — Im Regierungsbezirk Magdeburg wird im Halberstädtischen, in und um Wesleben, Schwanebeck, Aschersleben &c. sehr viel l. gesponnen, das in Menge nach Braunschweig geht und von da weiter verkauft wird. Man rechnet dort die Elle Garn zu 20 Schock Gebinden, jedes Gebind zu 60 Fäden. — Sächsisches Garn wird in der Oberlausitz, im Erzgebirge in den Gerichtsbezirken Puschkestein, Pfaffenrode und der dortigen Umgegend und im

Leipziger Kreise in und um Kolditz gesponnen; von Webergarn gibt es jedoch größtentheils nur Werstgarn von $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$ elliger Weise, welches sehr gut und fest ist; die Schußgarne beziehen die Weber meistens aus Schlesien und aus Mähren; die schwächern Sorten zu ordinären dünnen Feinwand aus Böhmen; Werstgarne aus Braunschweig und Hildesheim. Die Eintheilung des Garnmaßes ist: 1 Schock hat 60 Stück, 1 Stück hat 6 Strähne, 1 Strähne hat 2 Haspel, 1 Haspel 20 Gebind, wonach das Stück $\frac{3}{4}$ elliges Garn, dessen Faden 3 Ellen mißt, eine Fadenzahl von 14,400 Ellen und das Stück $\frac{1}{2}$ elliges Garn, dessen Faden 4 Ellen mißt, eine Fadenzahl von 19,200 Ellen enthält. Die Garne werden theils von den Garnsammlern auf dem Lande von den Spinnern aufgekauft, theils auf den wöchentlichen Märkten von den Pandleuten zum Verkauf gebracht. Die Oberlausitz hat viele Garnbleichen, doch wird noch eine Menge Garn in die angrenzenden böhmischen Bleichen gegeben. — Im Weimarschen treibt man die Garnspinnerei überall. Das Herzogthum Gotha liefert ebenfalls viel, und zwar größtentheils gebleichtes L. in den Handel; das Städtchen Friedrichroda, wo fast jeder Hausbesitzer einen Bleichplatz hat, treibt vornehmlich damit einen starken Verkehr. Das Gespinnst wird von den Einwohnern selbst oder von Zwischenhändlern in den benachbarten Dörfern aufgekauft, zum Theil auch aus dem Halberstädtischen und Quedlinburgischen eingeführt und nach der Bleiche gewöhnlich in grobes oder starkes, in mittleres und in feines Garn sortirt. Das Vielesfeld'sche Garn ist eigentlich das in der Grafschaft Ravensberg in Westphalen in großer Menge gesponnene Garn, welches sich durch seine Güte und Feinheit auszeichnet und welches in solcher Masse erzeugt wird, daß im Lande selbst nur ungefähr die Hälfte zu der bekannten Feinwand verarbeitet werden kann, die andere Hälfte aber über Bielefeld und Herford theils nach Jülich, Berg, Holland, nach den Rheinlanden, und noch jetzt theils über Hamburg und Bremen nach England und selbst nach Schweden u. ausgeführt wird. Man theilt es ein in Vollgarn und in Malz- oder Moltgarn. Nach einer gesetzlichen Vorschrift müssen beide Sorten einen gleich großen Haspel haben, so daß die Länge eines jeden Stückes 2 berliner Ellen enthalte; ferner das Vollgarn 60 Fäden und 20 Gebind, das Moltgarn aber 50 Fäden à 20 Gebind ausmachen, dergestalt, daß das Stück Vollgarn 1200, das Stück Moltgarn aber 1000 berliner Ellen enthalte. Der Unterschied zwischen beiden Sorten besteht in den feineren und gleicheren Fäden des Vollgarns, von welchem das meiste zu Zwirn verarbeitet wird; das Moltgarn ist stärker und dichter und wird zu einer Feinwand für Unterhemden verwebt. Man kauft beide Sorten nach dem Stück, und der Preis richtet sich nach der Feinheit und Dichtigkeit des Fadens. Die beste Sorte dieses Garns, Klöppelgarn, welches an Feinheit der Seide nahe kommt u. in Brabant zu Spizenzwirn verarbeitet wird, spinnt man im südlichen Theile der Grafschaft, vorzüglich in und bei dem

Kirchdorfe Iffelhorst. Am stärksten wird der Handel mit diesem verschiedenen Gespinnst in den Orten Blotho, Herford, Oldendorf, Halle, Werther, Bergholzhausen, Emger und Bünde getrieben. — Fast eben so stark ist die Flachsspinnerei im Fürstenthum Minden, wo sich besonders die Aemter Petershagen und Rheden durch sehr gutes Malz- und Moltgarn auszeichnen, welches größtentheils nach dem Bergischen ausgeführt wird; Vollgarn wird zwar auch viel gesponnen und versandt, allein nicht in so bedeutender Menge und nicht so fein, als im Ravensbergischen; die Eintheilung des Maßes und der Haspel ist indessen die nämliche. — Im südlichen Theile der Grafschaft Mark wird viel Garn gesponnen, noch weit mehr aus dem Braunschweigischen, Hannoverschen, Hildesheimischen, Hessischen und Donabrückischen eingeführt, und hier die außerordentliche Menge gebleicht, wozu man sogar schlesische Garne verschreibt. Da weder der Haspel bei diesen verschiedenen Garnen, noch die Feinheit und Güte gleich ist, so sortirt man sie vor der Bleiche und theilt sie in Vollgarn, als das feinere und bessere, und in Moltgarn, als das stärkere, das übrige aber nach dem Haspel in Hessengarn, Braunschweigergarn, Hildesheimergarn u. Die Abtheilungen von einer gewissen Anzahl Stränge nennt man Halben und zwei Halben ein Paar. Ein Paar Garn enthält 5 Str. — Im Donabrückischen ist das Flach- und Hanfspinnen, wie das Leinweben allgemein; die Eintheilung des Garnmaßes ist wie im Hildesheimischen. — Auch das Herzogthum Oldenburg liefert viel L. in den Handel, das meiste über Bremen nach Holland und England. — Das holländische Gespinnst ist von einer anerkannten Güte und größtentheils sehr fein; man verarbeitet es aber meistens im Lande selbst zu feinem Spizenzwirn, Band und zu feiner Feinwand; das Wenige, was zum auswärtigen Handel kommt, ist gebleicht und in Nummern assortirt, die mit 11 anfangen und bis 400 fortgehen. Auf den berühmten Garnbleichen zu Harlem werden auch jetzt noch nicht nur inländische Flachgespinnste, sondern auch eine Menge schlesischer, braunschweiger und westphälischer Garne gebleicht; das Verfahren ist jedoch von der deutschen, märkischen und bergischen Bleiche sehr verschieden. Das rohe Garn wird zuerst in einem kupfernen Kessel, welcher 300 Pfund faßt, gelaugt; in diesen bis auf $\frac{1}{2}$ mit Wasser gefüllten Kessel hängt man, wenn das Wasser bis zur Wärme des Kochens gekommen ist, ein Netz von Stricken; in dieses Netz bringt man eine Lage gestampfter und gesiebter Waidasche, dann eine Lage Garn, und so abwechselnd, bis 300 Pfund Garn mit ungefähr 60 Pfund Waidasche eingeschichtet sind, worauf man das Netz oben zusammen und eine Lage von Bretern darüber legt, die man mit Gewichten beschwert. Wenn das Garn in dieser Lage 3 Stunden gelinde gekocht hat, so wird es mit dem Netze zusammen herausgezogen, auf eine Karre gelegt, öfters mit Wasser übergossen und umgedreht, bis das ablaufende Wasser nicht mehr vom Unrath im Garn gefärbt

ist. Dann breitet man es aus und bringt es nach dem Erkalten in die Zuber zum Bücken oder Beuchen. Diese Zuber sind zu 300 Pfund Garn eingerichtet und man nimmt zu einer solchen Peuche oder Bud ungefähr 30 Pfund Waldasche, die in dem Laugenkessel eben nur aufwallen darf; anfangs wird die Lauge nur über das Garn hingegossen, nachher aber, wenn ein paar Eimer aufgegossen sind, legt man ein dickes Haartuch darüber und schüttet die Lauge darauf, welche unten abfließt, wieder in den Laugenkessel kommt und heiß wieder über das Garn gegossen wird, so daß dasselbe in 14 Tagen zwei- bis dreimal gebeucht wird. Die übrig bleibende Lauge wird aufbewahrt und 3 verschiedene Male wieder gebraucht, indem man neue Waldasche hinzuthut, bis sie zuletzt ganz geschmacklos wird. Sobald das Garn fertig gebeucht ist, wird es ausgewunden und mittelst einer besonders dazu eingerichteten Maschine Strang vor Strang so auf den Rasen gelegt, daß es mit der Linde der langen Kanäle des Bleichfeldes ungefähr einen rechten Winkel von 45 Grad macht, damit das Garn mit dem Wasser auch die Lauge länger an sich behalte, als wenn es ganz unten in einem rechten Winkel mit den Kanälen läge, u. weniger, als wenn es in einer parallelen Lage wäre. Auf dem Grase wird das Garn nicht ausgedehnt, wie bei den deutschen Bleichen, sondern man sucht es nur mit den Händen so viel als möglich aus einander zu trennen, damit die Fäden nicht sehr zusammenkleben, welches leicht zur Fäulniß Anlaß geben kann. Hierauf wird es nun mit Wasser begossen, abwechselnd mit dem oben angeführten Beuchen und Auslegen fortgefahren, und das Garn, je nachdem es fein oder stark ist, 3, 4, auch wohl 5 Tage auf dem Rasen gelassen. Hat das Garn eine gewisse Weiße erreicht, so wird es durch die Molken gezogen, in tiefe Bottiche gelegt, welche in einem Theile des Bleichhauses längs der Wände in der Erde versenkt stehen, mit Füßen fest hineingetreten und fest gepreßt, indem man eine doppelte Breterlage darüber legt und mit Gewichten beschwert, wo dann die Molken über die Breter hervorkommen. In dieser Lage bleibt es so lange ungestört, bis die Gährung vorüber ist, d. h. bis der Schaum, der sich über den Molken, wie beim Gähren des Biers, ansetzt, niedergeht, welches gewöhnlich 8 Tage dauert. Die Stube, in welcher die Gährung Statt findet, muß recht warm seyn, damit diese desto besser vor sich gehe; auch darf sie nicht vor der Zeit, etwa durch Rühren, gestört werden, weil sonst das Häutchen, welches sich auf der Oberfläche ansetzt, sogleich fällt und die saure Gährung in faule übergeht, welches dem Garn höchst nachtheilig ist. Soll das Garn recht weiß werden, so kommt es mehre Male, auch vier-, fünf- und sechsmal in die Molken. Wenn das Garn dann aus diesen Molkenbottichen herauskommt, so bringt man es auf die Wäsche und zuletzt wird es einige Male durch Wasser gezogen, worin blaue Smalte mit spanischer Seife aufgelöst ist, ausgewunden, getrocknet, gewogen und an die Kaufleute oder Fabriken abgeliefert. Potasche gebraucht man zum Garnbleichen gar nicht,

sondern nur Waldasche, von welcher die Lauge nur schwach ist und gekocht grün aussieht. Gewöhnlich fängt die Bleiche schon im Monat März an, dauert vom groben Garn drei, von dem feinen zwei Monate. — Die Güte des Garns wird nach seiner Gleichheit, Festigkeit und nach der Stärke des Fadens beurtheilt; es darf nicht zu drall, aber auch nicht zu locker gesponnen seyn, in beiden Fällen gibt es kein gutes Gewebe; zu verwerfen ist es, wenn der Faden nicht überall gleich und einerlei, sondern bald stark, bald fein, oder holperig und voll Ahnen ist. Die Garnbleiche ist in Schlesien, Sachsen, Böhmen, Westphalen so ziemlich einerlei; sehr viel kommt dabei auf den Bleichgrund, Bleichplan an, wo das Garn der Luft und den Sonnenstrahlen ausgelegt wird; einen eben so großen Einfluß hat das Wasser. Das rohe, vorher in Wasser eingeweichte Garn wird in einer Potaschenlauge 12 Stunden lang gesotten, dann in klarem Wasser ausgespült oder gewaschen, ausgerungen, geschüttelt, daß die Fasern nicht zusammenkleben, und hierauf zum Beuchen oder Bücken in den hölzernen Beuchzuber oder Bottich so eingelegt, daß Faden an Faden so gleichförmig, als möglich, neben einander liegen; hier wird das Garn mit einem großen Leinentuch zugedeckt und auf dasselbe heiße Lauge von Holzasche gegossen, welche durch alles Garn hindurch läuft, in einem unter dem Bottich stehenden Behältniß gesammelt und nachdem sie wieder in den Kessel gegossen und heiß gemacht ist, oder aufwallt, von Neuem auf das einkweilen zugedeckte Garn geschüttet wird, welches man so oft wiederholt, als die Lauge noch einige Kraft zeigt, u. was gewöhnlich bei einer Peuche acht- zehnmal geschehen kann; nie läßt man jedoch die Lauge zum Sieden oder Durchkochen kommen. Hierauf kommt das Garn zur Bleiche, wird aber noch öfters von Neuem gebeucht. Auf dem Bleichplan wird jeder Strang einzeln ausgedehnt und aufgelegt, häufig mit Wasser begossen und da so lange liegen gelassen, bis es die verlangte Weiße erhalten hat. — Flachsmaschinengarn. Die Flachsmaschinenspinnerei ist erst seit etwa 20 Jahren zu einiger Bedeutung gelangt, obgleich man schon 1800 anfang, das Princip der Baumwollspinnmaschinen auf Flachs anzuwenden. Es gelang inzwischen nicht, trotz der sprüchwörtlichen Prämie von 1 Mill. Franken, welche Napoleon aussetzte, ein dem Handgarn, zumal dem feinem nur im Entferntesten ähnliches Garn trocken auf Maschinen zu spinnen. Spätere Versuche mit Maschinen gelangen besser. Der Franzose Girard wird als der Vater des gegenwärtigen nassen Spinnplans betrachtet. Er erfand ihn 1817 zu Hirtenberg bei Baden in Oesterreich. Nach seinem System wurden mehre Etablissements begründet; u. A. das von Geb. Krause in Wollenburg bei Chemnitz (1825). Man spann dort naß mit Maschinen, welche den gegenwärtig gebräuchlichen sehr ähnlich waren, vermochte aber die Konkurrenz des Handgarns, da man zu gleichen Preisen zu verkaufen hatte und noch ein großes Vorurtheil gegen Maschinengarn bestand, nicht zu ertragen; der Betrieb

wurde eingestellt. In Preußen bestehen die Flachsspinnereien der Gebrüder Alberti, E. G. Gramsta und Söhne aus jener Zeit noch immer. Erstere erhielten durch den Staat kräftige Unterstützung, während diese in Sachsen fehlte. Ähnliche Unternehmungen wurden auch in Frankreich errichtet, gingen aber unter. In England hingegen fand die girardsche Erfindung einen fruchtbaren Boden von Kapitalkraft, Fertigkeit im Spinnmaschinenbau und Nationalstolz vor, welcher letztere zumal die Bestrebung unterstützte, sich nicht allein vom deutschen Leinengeschäfte unabhängig zu machen, sondern dieses durch Konkurrenz im deutschen Lande selbst zu — vernichten. Im J. 1835 waren schon 170 Flachsspinnmaschinen in Schottland in schwunghaftem Betrieb. Im J. 1835 führte bloß der Hafen Dundee 70 Millionen Yards Leinenwaaren aus, mehr als die Ausfuhr des ganzen, früher durch seine Handspinnerei und Weberei so berühmten Irlands; dazu kommen jetzt noch Aberdeen, Dumferline und Südfife in Schottland. Gegenwärtig (1850) ist die Zahl der Flachsspinnspindeln in Großbritannien auf mehr als 2 Millionen anzunehmen, wovon die meisten in England. Im Jahre 1844 führte Großbritannien etwa für 7 Mill. Thlr. an Garn und für 21 Mill. Thlr. an Leinenwaaren aus. Die franz. Maschinenflachsspinnerei beginnt erst in dem Jahre 1838 — 39 sich zu entwickeln, angespornt durch die Vorgänge in England; aber erst im J. 1842 nach Eintritt eines prohibitivartigen Zolls auf Leinengarn, wodurch namentlich in Westphalen in den Spinnendistrikten unsägliches Elend verbreitet wurde, gelang es, die französische Maschinenflachsspinnerei sicher zu stellen und die Zahl der Spindeln nach und nach bis auf etwa 120,000 zu bringen; davon hat der Maschinenbauer Decoster allein 80,000 gebaut. Belgien zählt gegen 50,000 Spindeln. Im Zollverein gehen etwa 50,000, in Oesterreich 25,000 Spindeln. Die Verarbeitung des gehechelten Flachses bis zum fertigen Garn, wie sie in den Maschinenflachsspinnereien Statt findet, besteht aus folgenden Operationen: 1) Die Verwandlung des Flachses in ein Band von ziemlich geraden und parallel liegenden Fasern, welches die Grundlage des spätern Garnfadens bildet. Dies geschieht durch Nadel- und Hechelstrecken, welche die gehechelten Flachsbündel mit einander vereinigen und verziehen. 2) Die Streckung jenes Bandes, wodurch dasselbe verfeinert und die parallele Lage seiner Fasern vollkommen zu Stande gebracht wird. Man bewirkt dieses durch ein wiederholtes Dubliren und Verziehen auf feinem Nadelstrecken. 3) Das Vorspinnen, nämlich die Umwandlung des gestreckten Bandes in einen groben, lockergedrehten Vorspinnfadens durch fernere Ausdehnung, verbunden mit einer geringen Drehung auf den Drosselmaschinen in der Baumwollspinnerei ähnlichen Maschinen, oder auch auf Stuhlmaschinen (fly frames, banc à broches), in Verbindung mit Nadelstrecken. 4) Das Feinspinnen, wodurch das Vorgesponnne zum fertigen Garn gemacht wird und wozu man sich durchgehends der Water- oder Drosselmaschinen bedient. Das Vorges-

spinnst geht hier erst durch sehr warmes Wasser, und die Faser wird dadurch zerzogen, so zwar, daß sie nicht mehr die ursprüngliche Länge behält; was jedoch der Güte des Garns nicht schadet, sondern nur die Trennung der Grundfasern (welche später doch endlich beim Bleichen erfolgt) in eine frühere Periode der Fabrikation verlegt. Der ursprünglich gewöhnliche 18zöllige Flach wird auch nach dem Hecheln oft zu 9 Zoll gerissen (cut line). Wird er lang versponnen, nennt man ihn in England long line. Das Berg (engl. tow) wird auf Maschinen versponnen, welche den Baumwollspinnmaschinen ähnlich sind, nachdem man es zuvor auf kräftigen Krämpelmaschinen in seine Urbestandtheile zerzupft und in Bänder gebracht hat. Ganz verschieden von der Haspel des Handgarns ist die Bezeichnung und Einteilung des Maschinengespinnstes, wobei man auch in Deutschland die englischen Namen und Maße anzuwenden pflegt. Das Leinengarn (line) wird meist zur Kette, das Abfallgarn (tow) meist zum Schusse geeignet gesponnen. Ersteres wird in den Nummern von 10—200, letzteres von 10—150 gesponnen, wobei die niedrigen Nummern die stärkeren Sorten angeben. Die Packung des englischen Leinengarns ist in Bündeln von 60,000 Yards Fadenlänge, und die Preise werden für je ein solches Bündel gestellt und berechnet. Die Art der Haspelung ist folgende: Ein Bündel enthält stets 200 Gebinde, die in einem Umfange von $2\frac{1}{2}$ — 3 Y. gehaspelt sind. Beim $2\frac{1}{2}$ Yards-Haspel besteht ein Bündel aus $16\frac{2}{3}$ Strähnen, ein Strähn aus 12 Gebinden, ein Gebind aus 120 Fäden. Beim 3 Yards-Haspel besteht ein Bündel aus 20 Strähnen, ein Strähn aus 10 Gebinden, ein Gebind aus 100 Fäden. Es enthält demnach bei beiden Arten der Haspelung jedes Bündel entweder $16\frac{2}{3} \times 12 \times 120 \times 2\frac{1}{2} = 60,000$ Yards, oder $20 \times 10 \times 100 \times 3 = 60,000$ Yards; ebenso $16\frac{2}{3} \times 12 = 200$ Gebinde, oder $20 \times 10 = 200$ Gebinde. Bei den Garnsorten von Nr. 18—45 werden 3 Bündel, bei den feinem Sorten 6 Bündel zu einem Pack aufgemacht. Das Gewicht eines Bündels ist bei den verschiedenen Garnnummern ein anderes, man findet dies, wenn man die Garnnummern in die Zahl der Gebinde in Bündel, oder in 200 dividirt; z. B. Nr. 200 wiegt ein Bündel 1 Pfd., denn $200:200=1$; Nr. 180 wiegt $1\frac{1}{3}$ Pfd., denn $180:200=1\frac{1}{3}$. Dieses Gewicht stimmt jedoch nicht immer ganz genau, sondern ist gewöhnlich um einige Loth schwerer. Während demnach in einem Strähn Streichgarn 2250 berliner Ellen, in einem Strähn Kammgarn 250 englischer Haspelung 560 Y. oder 767 berliner Ellen, in einem Strähn baumwollenen Garns 840 Y. oder 1151 Ellen enthalten sind, erhält man in einer Haspel schlesischen leinenen Handgespinnstes 160 schlesische oder 1382 berliner Ellen, in einem Gebinde leinenen Maschinengespinnstes nach engl. Abmessung 300 Y. oder 411 berl. oder preuß. Ellen. Die Vortheile des Maschinengarns liegen nicht in seiner größern Wohlfeilheit, denn bei gleicher durchschnittlicher Feinheit ist das Handgespinnst immer noch billiger, sondern in seiner Gleichheit

und Festigkeit. Die Gleichheit des Fadens ist aber von größter Wichtigkeit in der Weberei zur Erzielung eines schönen Gewebes. Sie bewirkt, daß man gröbere Garne verwenden kann, und verbürgt eine größere Dauer des Stoffs. Die in der großen Praxis dem Handgarn nie zu ertheilende Fadengleichheit in einer und derselben Sorte, in einem und demselben Strähne hat seine Verdrängung für viele Zwecke zur Folge, z. B. für Zwirn, Band, glatte Leinen. Mängel der Maschinen zwar sind die fehlende Glätte und der Spiegel nach dem Bleichen, das Wolligwerden beim Tragen der Maschinengarn-Gewebe. Ureigenthümlich ist dieser Mangel dem Werggarn (tow), welches seiner Wohlfeilheit wegen leider häufig zur Verwendung kommt, wo Flachsgarn (line) schlechterdings gebraucht werden sollte. Aber auch die bezeichneten Flachsgewebe verlieren, nachdem die Appretur heraus ist, ihre Glätte und ihren Glanz, und sind daher der Abreibung durchs Tragen, demnach der Zerstörung leichter ausgesetzt. Gutes Handgarn von gleichem Faden ist dem besten Maschinengarn vorzuziehen; nur schade, daß so wenig wirklich gutes Handgarn gesponnen wird. Die Erzeugung desselben, namentlich in den feineren Gattungen zu befördern, dahin sind jetzt die Bestrebungen aller deutschen Industriefreunde gerichtet, und man ist in dieser Richtung bemüht, die schon seit Langem bestehenden Spinnschulen überall in Schlesien, Sachsen und Böhmen einzuführen. Die Aufgabe der Spinnschulen besteht mehr in der Einübung des Gutspinnens, als des Schnellspinnens. Das Letztere ist erfahrungsmäßig Sache der Übung und des Fleißes. Wo diese vereinigt sind, bedarf es keines besonderen Unterrichts, um die Menge des Erzeugnisses zu befördern. Wohl aber ist dieser zum Gutspinnen nöthig. Die Dörfer und Gemeinden, in welchen gut gesponnen wird, scheiden sich im westphälischen Leinenslande scharf und dauernd von denen, welche geringes Garn liefern, ab; erst durch die Spinnschulen ist in dieser Hinsicht ein besserer Zustand herbeigeführt. Ganz besonders bedarf es aber zum guten Leinspinnen eines guten technischen Unterrichts, sowie es für diesen Zweck auch der, bei einer armen Bevölkerung immer schwierigen Einführung der bessern Räder bedarf.

Die Kosten der ersten Einrichtung einer Spinn-
schule, wie sie in Westphalen jetzt nützlich wirken
und auch für Schlesien eingeletzt sind, betragen
bei einer Schülerzahl von 30 Köpfen:

für 30 Spinnräder à 1 1/2 Thlr.	35 Thlr.	— Agr.
„ 5 Haspel à 1/2 Thlr.	2 „	15 „
„ 25 Haspelkreuze à 5 Ngr.	4 „	5 „
„ 31 Stühle od. Schemel à 5 Ngr.	5 „	5 „
und mit Einschluß einiger Flachsgarn- vorraths u. sonstiger Ausgaben	23 „	5 „

Zusammen 70 Thlr. — Agr.

Die Kosten der Unterhaltung betreffen, wenn
die Schule, wie gewöhnlich, nur des Nachmittags
und nur in den Sommermonaten gehalten
wird:

Die Miete für das Schulgefaß in 6
Monaten à 2 1/2 Thlr. 15 Thlr.
Die Entschädigung des Lehrers oder
der Lehrerin à 4 Thlr. monatlich . . . 24 „
und mit Einschluß der Unterhaltung
der Räder 3 Thlr.

Zusammen 42 Thlr.

Da es sich hierbei gewöhnlich um arme Land-
gemeinden handelt, so lassen sich diese Kosten,
insbesondere die zur ersten Einrichtung, gewöhn-
lich nicht ohne Hülfe der Staatskasse zusammen-
bringen. Als zweckmäßiges Beförderungsmittel
der Handspinnerei für diejenigen feineren
Garnsorten, auf welche die Maschinenspinnerei
noch keine Anwendung findet, oder bei welchen
doch eine erfolgreiche Konkurrenz des Spinnra-
des mit der Maschine nach dem jetzigen Stand-
punkte der Technik noch Statt findet, erkennt
man diese, schon in mehreren Leinendistrikten zu
einem ausgedehnten Umfange gediehenen Spinn-
schulen immer mehr an. — Der Absatz des Hand-
gespinnstes würde durch die Nummerirung und
Sortirung der einzelnen Garnsorten nach einem
übereinstimmenden System, welche zu Stande
zu bringen nicht allzu schwer erscheint, befördert
werden. Durch die Einführung eines gleichen
Haspelmaßes für Leinenhandgespinnst wären
sodann die für den Garnhandel hinderlichen
Uebelstände der verschiedenartigen Abhaspelung
vielleicht zu beseitigen. In der Vorzüglichkeit
des Gespinnstes, in seiner Glätte und bleibendem
Glanze liegt die Erhaltung der Handspinnerei zu
einem kleinen Tagelohn von höchstens 3—4 Sgr.
den Tag. Gleichzeitig ist aber auf dem betretenen
Wege der Errichtung von Flachsmaschinen-
spinnereien in Deutschland vorzuschreiten und
das fremde Erzeugniß durch Schutzzölle zurück-
zudrängen. Nur in Vereinigung mit diesen
Maßregeln können diejenigen Fabrikeinrich-
tungen und gesetzlichen Bestimmungen getroffen
werden, welche unserm niedergeworfenen deut-
schen Leinenhandel wieder aufzuhelfen vermögen.

Leinenschießer (Schiff.), ein Matrose,
welcher beim Wallfischfang darauf Acht geben
muß, daß die an der Harpune befestigte Leine sich
gehörig abwinde, wenn der Fisch mit der Har-
pune in die Tiefe fährt. Geschieht dies zu schnell,
so muß er die Winde mit Wasser begießen, damit
sie sich nicht entzündet, u. wenn die Leine zu kurz
wird, sie abbauen u. ein Faß daran befestigen.

Leiner (Ornith.), f. v. a. Schnatterente,
Anas strepera L. S. Ente.

Leinersheim, bayer. Pfarrdorf, M.-B.
Pfalz, Bdgr. Germersheim; 1700 Einw.

Leinfelden, würtemb. Dorf, Neckarkreis,
Oberamt Stuttgart; 400 Einw.

Leinfink (Ornith.), f. v. a. *Fringilla Linaria* L.

Leinfirniß, 1) f. Firniß; — 2) f. v. a.
Buchdruckerfirniß.

Leinfisch (Ichthol.), f. v. a. Schleie,
Tinca vulgaris Cuv. S. *Cyprinus* L.

Leingrau, f. v. a. Gris de lin.

Leinhänfling (Ornith.), f. v. a. Flachshänf-
ling, *Fringilla Linaria* L.

Leinheim, bayer. Kirchdorf, M.-B. Schwa-
ben und Neub., Bdgr. Günzburg; 240 Einw.

Leiniacum (a. Geogr.), Ort in Rhätien an der von Samolucenā östlich längs der Donau hinführenden Straße, beim heut. Kloster Nieder-Schönfeld, an der Mündung des Lechs in die Donau.

Leiningen (Geogr.), 1) bayer. Dörfer: a) (Neu-L.), R.=B. Pfalz, Edger. Grünstadt; Ruinen des fürstl. u. gräf. leining. Stammschlosses; 1000 Einw.; — b) (Alt-L.), das.; Eisenwerke, Drahtzug, 4 Mühlen, Ruinen des ehemaligen Augustinerklosters Hönningen; 870 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.=B. Koblenz, Kr. Coar; hat einen an Kohlensäure reichen Sauerbrunnen; mit der Layen=Mühle, den Weilern Lamscheid, Schwall und Reifenthal 410 Einw.; — 3) reuß-greiz. Dorf, Amt Dölau; 130 Einw.

Leiningen (Geneal.), die Besitzungen einer der ältesten u. begütertsten, jetzt mediatis. deutsch. Fürsten- u. Grafenfamilien. Dieselben waren ursprünglich: 1) die alte Grafschaft L., in einer sehr fruchtbaren Gegend im alten Wormsgau, größtentheils vom Kurfürstenthum Pfalz umgeben, auf einer Seite aber an die nassau-weilbrückische Herrschaft Kirchheim und Stauff grenzend, auch das wormsische und speyerische Gebiet berührend; 2) die Herrschaft Westerbürg auf dem Westerwalde, zwischen dem kurtrierischen Amte Montabaur und dem nassauischen Gebiet, zu welcher auch die Herrschaft Schadeck an der Lahn, dem Flecken Runkel gegenüber, gerechnet wurde. Ueber die gegenwärtigen Besitzverhältnisse dieses Geschlechts s. unten. Die älteste Geschichte der Grafen von L. ist sehr dunkel; der erste derselben, welcher mit Bestimmtheit genannt wird, war Emich und lebte im 12. Jahrhundert. Ein anderer Emich, vermuthlich der Sohn des vorigen, legte sich den Titel „von Gottes Gnaden“ bei, den jedoch seine Nachfolger nicht beibehielten. Bereits im Jahre 1220 war der Mannstamm derselben erloschen. Die Erbtöchter Lukardis (Luccarde) des Hauses L. vermählte sich mit dem Grafen Simon von Saarbrück, und ihr jüngster Sohn Friedrich, der sich nach einer seiner Burgen Friedrich von Hardenburg nannte, erbte die leiningischen Besitzungen u. nahm den Namen eines Grafen von L.=Hardenburg an. Im Anfange des 13. Jahrhunderts erbte Graf Friedrich v. L. die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen von seinem Bruder Sigismund, Herrn von Altorf, welcher letztere dieselbe mit Gertrud, Tochter des letzten dachsburgischen Grafen Albrecht, erheirathet hatte. Die beiden Söhne des Grafen Friedrich IV., Friedrich V. und Joffried (Gottfried), theilten 1317 u. 1718 die leiningischen Güter u. bildeten die beiden Hauptlinien des Hauses: die ältere Linie L. u. die jüngere Linie L. Der Stifter der ältern Linie, Friedrich V., vermählte sich mit Marie von Blois, der Wittve des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Derselbe erhielt vom Kaiser die Würde eines gefürsteten Landgrafen, welche sein Urenkel Hasso (Hesso) von dem Kaiser Friedrich III. bestätigen ließ. Mit dem eben erwähnten Hasso starb aber

die ältere, friedrichsche L. im Jahre 1467 aus. Hierauf bemächtigte sich seine hinterlassene Schwester, Margaretha, die Wittve des Grafen Reinhard von Westerbürg, trotz der Einsprüche von Seiten der jüngern L., des größten Theils der brüderlichen Besitzungen, nahm für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. an und wurde dadurch die Gründerin des von jetzt an so benannten Hauses L.=Westerburg. Um jedoch ihre neuen Besitzungen gegen Emich VII. aus der jüngern Linie zu sichern, begab sich Margaretha unter kurfürstlichen Schutz und trat dem Kurhause für die geleistete Hülfe von ihren eigenthümlichen Gütern beträchtliche Stücke ab; aber auch der Titel der gefürsteten Landgrafschaft erlosch. Die jüngere Linie, von ihrem Stifter Joffried auch die joffriedische Linie genannt, konnte aus der Hinterlassenschaft Hesso's nur die Grafschaft Dachsburg erhalten und führte nun den Namen L.=Dachsburg, welchen sich sonst auch zuweilen die ältere Linie beigelegt hatte. So bestanden also seit 1467 die beiden Linien: L.=Westerburg und L.=Dachsburg. Im Jahre 1540 theilten aber die Söhne Emichs IX. von L.=Dachsburg die väterlichen Besitzungen u. gründeten die Nebenlinien L.=Dachsburg=Hardenburg u. L.=Dachsburg=Heidesheim=Fallenburg. Die erstere, gegründet von Johann Philipp (die auch eine Zeit lang unter den Söhnen Johann Friedrichs, Friedrich Magnus und Karl Ludwig, wieder in den rürkheimischen u. bodenheimischen Ä. gespalten war), wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im lüneviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Wormsgau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen etwa 12 □ M. mit 38,000 Einw., und wurde dafür durch den Reichsdeputationsbeschluss im Jahre 1803 durch Besitzungen im Mainzischen (Miltzenberg, Amorbach, Bischofsheim etc.), Würzburgischen (Hardenheim, Landa, Rippberg) u. in der alten Rheinpfalz (Mosbach u. Berberg) entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauer Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen zusammenhängenden Besitzungen, zusammen nahe an 25 □ M. mit 112,000 Einw., wurden in ein neues Fürstenthum vereinigt und in 12 Ämter eingetheilt, durch die Rheinbundsakte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 in Folge der Territorialveränderungen eine Fläche von 5 □ M. unter bayer. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzogl. hess. Oberhoheit kam. jetzige Residenz: Amorbach. Konfession: lutherisch. Einkünfte: gegen 600,000 Gulden. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Karl Friedrich Wilhelm Emich, geb. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl 1814 unter der Vormundschaft seiner Mutter Maria Louise Viktoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, die sich nachmals mit dem Herzoge von Kent verheirathete, durch den sie Mutter der Königin Viktoria wurde.

Die besonderen standesherrlichen Verhältnisse des Fürsten wurden in Baden durch die Verordnung vom 22. Mai 1823 bestimmt. — Die 2. Nebenlinie L. = Dachsburg = Heidesheim = Falkenburg blieb gräfl. und theilte sich nach dem Tode Emichs XI. in die Unterlinien L. = Heidesheim, L. = Dachsburg u. L. = Gunteroblum; die erste erlosch im Mannstamme 1706, die andere 1709; die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannstamme ausstarb, besteht noch in den Nebenweigen L. = Gunteroblum u. L. = Heidesheim fort, die sich aber nach den Gütern, welche sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L. = Billigheim (1 \square M., 2100 Einw.) u. L. = Neudenu (3/4 \square M., 1800 Einw.) nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafenkollegiums, wurden durch die Rheinbundsakte als Standesherrn der Oberhoheit Badens unterworfen. Das jetzige Haupt von L. = Billigheim ist Graf Karl Theodor August, geb. 1794, reg. seit 1809; von L. = Neudenu Graf August Klemens, geb. 1805, succedirte seinem Bruder Klemens Wilhelm August 1826; beide sind katholisch. Die Hauptlinie L. = Westenburg, von Margaretha von Westenburg abstammend, ebenfalls gräfl., aber lutherischer Konfession, zerfällt seit 1695 in die Speciallinien Alt-L. = Westenburg u. Neu-L. = Westenburg; jene wurde von ihrem Stifter Christoph Christian auch die christophische, diese von ihrem Stifter Georg die georgische Linie genannt. Die erstere besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzoglich Hess. Hoheit, sowie auch die Hälfte der Herrschaft Westenburg und der Herrschaft Schadeck; die letztere die andere Hälfte von Westenburg u. Schadeck unter nassauischer Hoheit. Standesherr in Alt-L. = Westenburg ist Graf Friedrich Eduard, geb. 1806, residirt zu Ilbenstadt; in Neu-L. = Westenburg Graf August Georg Gustav, geb. 1790, reg. seit 1808, österreichischer Feldmarschalllieutenant, wirklicher Kammerer, Indigenat von Ungarn, 1851 Bundeskommissar in Kurhessen. — Das Haus L. = Dachsburg führt die beiden Wappen von L. u. von Dachsburg. Das leiningische besteht aus einem blauen Felde mit 3 weißen Adlern, über welchen eine rote Brücke oder Steg, unter welchen aber 3 rote Säulen zu sehen sind; das dachsburger zeigt im silbernen Felde einen schwarzen Löwen, darüber 8 Lilienstäbe und wegen Aspremont ein silbernes Kreuz im rothen Felde. — Das Haus L. = Westenburg führt auch das leiningische Wappen, jedoch fallen hier die rote Brücke und die roten Säulen weg, wogegen ein Helm aufgenommen ist, auf dem eine Linde steht. Das westenburgische Wappen dieses Hauses ist ein schmales Kreuz in rothem Felde; in jedem Winkel des Kreuzes sind 3 kleine Kreuzchen; auf dem Helm ist ein rother Flug.

Leiningen (Biogr.), Karl, Graf von L. = Westenburg, einer der Führer im ungarisch. Kampfe u. der Helden, welcher zu Urad am 6. Okt. 1849 hingerichtet wurden. Er gehörte zu den ritterlichen Gestalten aus der großen Tragödie, welche im Lande der Donau und Theiß die See-

len der lebenden Generation erschüttert hat. Als Sproß einer der ältesten, auch um die Erhaltung des Hauses Habsburg-Lothringen vielfach verdienten, mit dem englischen Hofe verschwägerten Familien Deutschlands (s. Leintungen, Geneal.), war er durch seine ungarische Gattin und Besitzungen in Ungarn an das Land gebunden u. gehörte überdies zu einem ungarischen, den Namen seines Oheims, des L. L. Feld-M. = L. August, Grafen von L. = Westenburg, führenden Regimente. Der Ausbruch des Nationalkrieges in Ungarn traf ihn als Hauptmann mit Urlaub im Lande, und er zögerte nicht, sich der Sache des neuen Vaterlandes anzuschließen. Mit der seiner Familie eigenthümlichen Tapferkeit zeichnete er sich in vielen Schlachten und Gefechten, besonders am 17. April bei Waigen und bei der Erstürmung von Ofen aus, ward während des Krieges zum Major, Oberstlieutenant, Oberst u. zuletzt zum General und Corps-Kommandanten befördert. Großer Verehrer u. Anhänger Görgey's, war er, besonders in letzter Zeit, immer um seine Person und verlor den Glauben an ihn selbst bei seinem letzten verhängnißvollen Gange zum Salgen nicht. Er hatte sich willig zur Waffenerstreckung in Villagos entschlossen, als deren Opfer er am 6. Okt., 30 Jahre alt, in der Blüthe seines Lebens fiel. Ebenso zeugend für seinen edlen Charakter, als erschütternd, ist der letzte Brief, den der junge Held vom Kerker aus an sein Weib schrieb, wenige Stunden vor seinem Tode; wir lassen ihn folgen: „Meine einzige, bis zum letzten Athemzuge geliebte Lisa! Die Würfel sind gefallen, und nur wenige Stunden bleiben mir auf dieser Erde übrig, um mich auf den bitteren Schritt vorzubereiten. Der Tod wäre mir nicht fürchterlich, stünde ich allein; aber der Gedanke an Dich, meine Theure, Liebe! an meine unschuldigen Kinder liegt schwer auf meiner Seele. Der Schlag traf mich nicht unvorbereitet; ich glaubte auf Alles gefaßt zu seyn, und doch in diesem Augenblicke zuckt mir das Herz krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, Dich, mein Theuerstes, auf immer zu verlieren. Nein, nicht auf immer! Fest steht mein Glaube, daß auf dieses Leben ein besseres, schöneres folge. Mein Geist wird Dich umschweben, denn die Heimath des Geistes ist ja überall, so weit Gottes Allmacht reicht. Jetzt in dieser ersten Stunde, wo alles Irdische in seiner Vergänglichkeit vor mir steht, wo die Vergangenheit vor mir aufgerollt liegt, jetzt dringen alle Erinnerungen auf mich ein und machen mir das Scheiden schwer. Wie steht Dein Andenken jetzt rein und erhaben vor meiner Seele; wie möchte ich Dir in Worten ausdrücken können, mit welcher Wehmuth ich mich dem Gedanken an Dich hingabe. Gott, der Allmächtige, der in mein Herz sieht, möge mir Stärke verleihen, daß ich sterben kann wie ein Christ! Ich war dem Glauben meiner Väter stets treu ergeben; ich habe seine Tröstung aus der Hand des Priesters empfangen und bin bereit, vor den Richterstuhl meines Schöpfers zu treten. Und Du, meine Lisa, wie Du ein Engel des Trostes und der Hoffnung an meiner Seite standest, der ich schwach vergolten für das Glück, das Du



Lilaugc verseift, gibt eine weiche, hellgelbe Seife, woraus durch Zusatz von Kochsalz eine schöne, feste Natronseife erhalten wird. Setzt man diese im vertheilten Zustande in dünnen Schichten der Luft aus, so wird sie trocken und gelb. Nach einigen Wochen kann man sie in mit Kali versetztem Wasser lösen und mit Kochsalz ausfällen. Wiederholt man dieses Verfahren, wobei die Flüssigkeit beinahe schwarz gefärbt wird, einige Male, so erhält man eine gelbe Seife, die zum größten Theile nur Margarinsäure enthält, während die Oelsäure zerstört worden ist, u. sich bei Zusatz einer großen Menge von Salzsäure, als braune, dem durch Einwirkung von Salpetersäure entstehenden Harze ähnliche Substanz abscheidet.

Die leinölsauren Salze sind wenig bekannt und keines genauer untersucht.

Leinölsaures Bleiorxyd hat Sacc durch Digestion von Leinöl, sowie von Leinölsaure mit Bleiorxyd und wenig Wasser in der Wärme dargestellt, dann in Aether gelöst und diesen rasch verdunstet. Läßt man den Aether freiwillig an der Luft sich verflüchtigen, so verharzt sich die Masse, es fällt ein fast weißes, basisches Salz nieder und ein saures gelattnöses Salz mit rothbrauner Farbe liegt darauf.

Streicht man die ätherische Lösung des Salzes auf Holz, so springt es nach dem Trocknen wie Gummi in Schuppen ab.

Leinölsaure Salze, s. Leinölsaure.

Leinpfade, Wege, auf welchen Menschen od. Pferde (Leinläufer, Leinzieher) die Schiffe auf Flüssen, in der Regel zu Berg, d. h. gegen den Strom, an Seilen ziehen. Sie sind entweder, weil sie dicht am Flusse angelegt werden müssen, einzig zu diesem Zweck bestimmt, oder es werden auch die Kunst- und Vicinalstraßen, wenn es deren Anlage gestattet, dazu benützt.

Leinrodten, württemberg. Pfarrweiler, Jaxkreis, Oberamt Alen; 220 Einw.

Leins, österr. Dorf, Tyrol, Kr. und Bdgr. Jmst; 250 Einw.

Leinsach (Bordere), österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Massenberg; 410 Einw.

Leinsamen (Semen lini), 1) der reife, eiförmig-länglich zugespitzte, scharfrandige, flache, braunglänzende, glatte, viel Del und Schleim enthaltende Samen des Flachs, wird besonders als rigaer L. von Livland, auch Kurland, desgl. von Polen und Litthauen, in neuerer Zeit auch von Amerika aus in den Handel gebracht. Sät man den einheimischen L. recht dünn, läßt ihn gehörig reifen und trocknet ihn dann, bei 40—50° R., 18—20 Stunden lang, so erhält man L. von ganz gleicher Qualität wie den rigaer. Der russische L. wird meist von Flachs gewonnen, zu dem mit Stallmist gedüngt wurde, oder der auf Neubrüchen stand, den man sehr dünn säete und völlig reif werden ließ, dessen Knoten man mit einem Seisenblatte abschnitt und vor dem Dreschen auf sogenannten Hipen trocknete. Daß man den L. in Rußland vor dem Verpacken in Tonnen mit einer Auflösung von Potasche besprengen soll, ist nicht wahr. — 2) Als Heilmittel wird der L. innerlich, im Dekokt von 1 Theil unzerstoßenem Samen mit 12—16 Thei-

len Wasser gegen Strangurie, zur Linderung der Steinschmerzen, zur Einhüllung scharfer metallischer Mittel und zu Klystieren, äußerlich der von 2 Loth Samen mit 12 Loth Wasser bereitete dicke Schleim, oder der gestoßene Samen mit andern erweichenden Kräutern in Misch oder Wasser gekocht, zu erweichenden Kataplasmen benützt. Auch die Thierärzte wenden den L. besonders als L.-Umschlag zur Erweichung entzündlicher Geschwülste, bei Koliken etc. an.

Leinsamenschleim. Zum Pflanzenschleim gehörend.

Formel nach

Schmidt bei 110° getrocknet $C_{12}H_{10}O_{19}$

Mulder bei 150° getrocknet $C_{24}H_{10}O_{10}$.

Der Samen des Leins enthält in den äußeren Zellenlagen der Epidermis Pflanzenschleim; wird der Samen mit Wasser, kaltem, warmem oder kochendem zusammengebracht, so schwillt der Schleim in den Zellen in Folge von Endosmose auf, so daß die Zellenwände zersprengt werden. Kocht man 1 Theil Leinsamen in 10 Theilen Wasser, so erhält man einen so dicken Schleim, daß er sich in Fäden zieht; nach dem Trocknen bildet er eine dunkle, in kaltem Wasser nur aufquellende Masse. Dieser rohe Schleim enthält außer dem eigentlichen Pflanzenschleim noch Pflanzencasein, Albumin, organische Säuren, vielleicht Aepfelsäure und Aschenbestandtheile, besonders aber Kalk, Kali, Eisenoxyd, zum Theil an Phosphorsäure, zum Theil in der Asche an Kohlensäure gebunden; mit Alkohol gefällter Leinsamenschleim gab 11 Proc. Asche, darin 4 Theile Kohlensäure, 7 Theile andere Bestandtheile (Schmidt). Möglichst reinen Leinsamenschleim darzustellen, erfordert ziemlich weitläufige Operationen; man laßt zuerst den Samen in kaltem destillirten Wasser aufquellen, wobei man nicht zu stark schütteln darf, weil sonst Del sich dem Schleim beimengen kann, filtrirt den Schleim, nachdem er sich abgesetzt hat, durch Flanell, kocht ihn dann auf, um Albumin abzuscheiden, und dampft nach nochmaligem Durchgießen durch Flanell im Wasserbade ab, bis bei Zusatz von Alkohol der Schleim sich in zähen Fäden abscheidet; ein Theil Schleim und Pflanzencasein bleiben im Alkohol gelöst. Der durch Alkohol gefällte Schleim wird dann scharf ausgepreßt, worauf man ihn mit wenig Wasser aufquellen läßt, um ihm dann durch mehrmaliges Schütteln mit Salzsäure haltendem Alkohol die Kalksalze zu entziehen. Die Masse wird nach gehörigem Auspressen in dünnen Schichten getrocknet. Er bildet dann eine stickstofffreie amorphe, in Wasser zuerst aufquellende, dann sich vollständig darin lösende Masse, welche Lösung durch Alkohol koagulirt wird. Beim Verbrennen hinterläßt sie aber doch noch geringe Mengen Asche, etwa $\frac{3}{4}$ Proc. Der Schleim trocknet sehr schwer bei 100° vollständig aus, nach Mulder erst bei 150°, wobei er sich aber schon etwas färbt. Durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure bei 90° bis 100° geht der Leinsamenschleim in Gummi u. Zucker über; Salpetersäure gibt damit Schleimsäure. Der unreine Schleim wird von Kieselfeuchtigkeit u. Galläpfeltinktur nicht gefällt, von Borax nicht

verdickt, von neutralem und von basisch=essigsaurem Blei aber gefällt. Die Reaktionen des unreinen Schleims sind aber von geringem Werth, da die Beimengungen der Kalisalze u. von organischen Säuren sie zum Theil bedingen mögen.

Leinseide (Bot.), s. v. a. ächte Flachseide, *Cuscuta Epilinum Weihe*.

Leinster, brit. Provinz, Irland, grenzt nördlich an die Prov. Ulster, östlich an das irländische Meer, südlich an den St.=George=Kanal, westlich an die Provinzen Munster u. Connaught, davon größtentheils durch den Shannon geschieden; sie umfaßt 374 QM. mit 1,909,720 Einw. Die Küste hat drei bedeutende Buchten: die von Dundalk, Dublin und Wexford. Das Land ist im Westen gebirgig durch die Slieve=Blom=Berge, im Innern und im Norden eine weite Ebene. Die bedeutendsten Flüsse sind: der Barrow, der den More aufnimmt und in den atlantischen Ocean fließt, der Slaney, Liffey, Boyne, die in das irländische Meer fließen, und die Nebenflüsse des Shannon: Innny und Brosna. Die beträchtlichsten Seen im Nordwesten sind der Lough=Ree, Lough=Derreveragh, Lough=Boyle, Lough=Ennel. Der Grand=Kanal und der Royal=Kanal durchschneiden die Provinz. Diese ist besser angebaut, als die übrigen Provinzen Irlands; sie wird eingetheilt in 12 Grafsch.: Carlow, Dublin, Kildare, Kilkenny, Longford, Louth, Meath, Queens, Kings, West=Meath, Wexford, Wicklow. Hauptstadt: Dublin.

Leinstetten, würtemb. Pfarrdorf, Schwarzwaldkreis, Oberamt Sulz, an der Klatt; Post, Jahrm. 460 Einw.

Leinstraße, s. v. a. Leinpfad.

Leinsweiler, bayern. Pfarrdorf, N.=B. Pfalz, Bdg. Landau; Mühle; 470 Einw.

Leintrank, in Wasser aufgelöste Leintuchen, Getränk für das Vieh.

Leintuch, in einigen Gegenden das unappretirte Leinengewebe zum Unterschied von der Leinwand.

Leinum (a. Geogr.), Stadt in Sarmatia Europaea, an dem westl. Nebenflusse des Borysthenes, etwa in der Nähe des heut. Braclow (Ptol. III., 5).

Leinungen (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß=L.), Prov. Sachsen, N.=B. Merseburg, Mansfelder Gebirgskreis; Rittergut, Hütten= und Bergwerk; 650 Einw.; — 2) (Klein=L.), das., Kr. Sangerhausen; Mahl=, Del=, Graupen= und Lohmühle; 250 Einw.

Leinwächter, der hinterste der Leinläufer, der die Leine mit einer Gabel von Baumästen und dgl. losmacht und überhaupt die Oberaufsicht über die Leinläufer führt.

Leinwand, das schon seit den ältesten Zeiten bekannte, aus Leinengarn gewebte Zeug. Weben heißt: viele Fäden, die s. g. Kettenfäden, die Kette, den Aufzug oder Zettel, horizontal und parallel mit einander im Webstuhl ausspannen und dann mittelst des Schiffchens oder Schügens einen andern Faden, den Einschlag=aden oder Einschlag oder Einschuß, so

zwischen jenen Kettenfäden hindurchschlingeln, daß eine Art feines Geflecht, das Gewebe oder Zeug, dadurch entsteht. Die Länge der Kettenfäden gibt die Länge, die Summe der neben einander gespannten Fäden die Breite des Zeuges ab. Die Haupttheile des Webestuhles selbst sind: der Garn= oder Kettenbaum, der Zeugbaum, der Brustbaum, das Gesckirr mit den Schäften und Pedalen und die Lade mit ihrem Rietblatte. Alle diese Theile sind von einem festen Gestelle eingeschlossen. Ehe man aber die Kette mit ihnen verbindet und das Weben verrichtet, müssen die zur Kette bestimmten Fäden nach ihrer Länge und Anzahl geordnet seyn. Dies geschieht durch das s. g. Scheeren oder Schiren. Die gemeinste Art des Scheerens ist die, daß man, eine Anzahl von den Haspeln erhaltener Garnknäuel in der Hand, an einer Wand, in welcher nach einer abgemessenen Länge Plöcke stecken, hin= und hergeht und um die Plöcke so viel Fäden schlingt und hernach durchschneidet, als die Kette enthalten soll. Bequemer und weniger Raumeinnehmend ist folgende Scheer= oder Zettelmühle. Um eine wie eine Weife bloß aus runden glatten Ströcken bestehende, um eine vertikale Welle sich drehende Walze, die man durch Hülfe eines Seilsrades und einer Rolle mit einer Kurbel in Umlauf setzt, windet sich das auf nahesteheende Spulen gezogene Garn in Schraubenlinien hinauf, und wenn es oben ist, durch Umdrehung nach der entgegengesetzten Richtung wieder ebenso hinunter, nachdem man das Garn oben nach bestimmter Richtung um ein Paar glatte Plöcke geschlungen hatte. Jede Umwicklung, hinauf sowohl als hinunter, ist der Länge eines einzelnen Kettenfadens gleich. Wenn nun z. B. 20 Spulen auf ihren Spindeln neben einander stecken und die Fäden von diesen Spulen nach der Walze hingeleitet sind, so machen einmal hinauf und einmal hinunter (ein s. g. Gang) 40 Fäden aus, folglich 40 Umdrehungen rechts u. links 40mal 40, d. i. 1600 Fäden. Eine Art Hülse mit einem Kamme, durch welchen die Fäden von den Spulen geleitet und nach der Walze geführt werden, bewegt sich an einer mit der Are der Walze parallelen Stange auf und nieder. Sie schwebt vermöge einer Rolle in einem Seile, dessen eines Ende an dem Gestelle der Maschine festgeknüpft, das andere aber an der Stange hinauf oben über eine Rolle und von derselben horizontal fort nach der Welle der Walze geleitet ist. Dreht man nun die Walze rechts um, so windet sich das Seil um die Welle; es wird also dadurch verkürzt, folglich steigt dann die Hülse mit dem Kamme immer höher an der Stange hinauf. So müssen sich die Fäden wohl allmählig höher und höher oder spiralförmig um die Walze winden. Dreht man hernach die Walze links um, so wickelt sich das Seil von seiner Welle ab, die Hülse mit dem Kamme sinkt an der Stange herunter und alle Fäden schlingen sich nun von oben nach unten hin in derselben Ordnung um die Walze. Die geordneten und zur gehörigen Länge abgeschnittenen Kettenfäden werden in gleicher Entfernung von einander an den Kettenbaum des Webestuhles befestigt.

Dieser Kettenbaum liegt in dem hinteren Theil des Stuhlgestelles so, daß er sich wie ein Wellbaum drehen läßt. Er enthält auf der Oberfläche seiner ganzen Länge nach eine Spalte, in welche die Enden aller Fäden mittels eines Stabes eingeklemmt werden. Letzterer muß so eingerichtet seyn, daß er mit seiner obern Fläche der Rundung des Baumes keinen Eintrag thut. Die Fäden werden dann um ihn herumgewickelt, bis auf eine Länge, die durch die Länge des Stuhles bis nach dem vorn im Gestelle liegenden Zeugbaum hinreicht. Mit dieser Länge werden alle Fäden mit Beihülfe des Defners (eines hölzernen Kammes) und der Leseruthe durch die Augen der Schäfte und dann durch den Kamm des Rietblattes gezogen, von welchem aus man sie bis nahe an den Zeugbaum hinführt. Hier knüpft man sie an einzelne Fädchen (Läbelfäden), die in gehöriger, mit der Kette korrespondirender Ordnung an den Zeugbaum befestigt sind. Der wichtigste Theil des Weberstuhles ist das Geschirr oder die Vorrichtung zum Ziehen der Kettenfäden, damit bei ihnen eine Durchkreuzung dieser Fäden zum Hindurchschlingeln des Einschlagfadens entstehe. Das Geschirr besteht nämlich aus zwei Schäften, jeder Schaft aber aus 2 parallelen Stäben übereinander, wovon die obersten durch ein Paar Seile oder Riemen mit einander verbunden sind, welche über ein Paar, oben an dem Gestelle befindlichen Rollen so liegen, daß, wenn man das zusammengehörige eine Paar Stäbe (den einen Schaft) herunterwärts zieht, das andere in die Höhe geht. Die zwei zusammengehörigen Stäbe des einen Paares sind durch so viele parallel herabhängende dünne Schnüre oder Ligen mit einander verbunden, als die halbe Zahl der gesammten Kettenfäden beträgt, und jede Lige hat an derjenigen Stelle ein Auge, wo die Kettenfäden durch den Stuhl streichen. An den untersten Stab jedes Schafes ist ein Seil befestigt, welches mit einem Fußtritt (Pedale) verbunden ist. — Wird nun der eine Fußtritt von dem Weber niedergetreten, so geht der eine Schaft mit seinen Kettenfäden auch herunterwärts, der andere aber hinaufwärts. Die Fäden durchkreuzen sich also vor dem Weber, oder bilden eine Oeffnung, durch welche das Schiffchen mit dem Einschlagfaden hindurchgeworfen werden kann. Tritt er das andere Pedal nieder, so geht der andere Schaft herunterwärts, der erstere hinaufwärts, folglich kommen diejenigen Kettenfäden unten hin, welche vorher oben, und diejenigen oben hin, welche vorher unten waren. Durch die jetzt gebildete Durchkreuzung der Kettenfäden wird das Schiffchen mit dem Einschlaggarn zwischen den Kettenfäden wie eingeflochten. Mit dem Kamm der Lade, welche von dem obern Theile des Gestelles etwas schräg, von dem Weber abwärts, beweglich herabhängt, wird der Einschlag fest angeschlagen. Führt man nun fort das Pedal abwechselnd zu treten, folglich die Schäfte abwechselnd auf- und niedersteigen zu lassen, den Einschlagfaden mittelst des Schiffchens hin- und herzuwerfen und die Lade anzuschlagen, so wird dadurch nach und nach das Ge-

webe fertig. Diejenigen Kettenfäden, welche sich gerade oben befinden, bilden das Obergelese oder den Obersprung; diejenigen, welche unten sind, das Untergelese oder den Untersprung. Wenn auf diese Weise ein ziemlich breiter Streifen des Gewebes fertig geworden ist, so wickelt man diesen um den Zeugbaum, welchen man mittelst eines Gesperres (eines Sperrrades mit Sperrhaken) nach einer Seite zu umdrehen kann. Dadurch spannt man zugleich Zeug und Kette straff; damit das Gewebe aber auch immer von gleicher Breite vor dem Weber liege, so wird es durch ein Lineal mit Haken, die Sperrruthe, gleichförmig straff nach der Breite gespannt. Wir haben hier nun auch noch eine Vorarbeit, nämlich das Schlichten der Kettenfäden, zu erwähnen. Es werden dieselben nämlich vermöge einer Bürste mit einem aus Mehl und Wasser gekochten Brei bestrichen, damit sie glätter werden und das Reiben zwischen den kammartigen Rietblättern vertragen können, ohne auszufasern. Da die gewöhnliche Mehlschlichte sehr schnell und ungleich trocknet, so hat man in neuerer Zeit mehr andere Substanzen in Anwendung gebracht. Am besten taugen zu diesem Zweck das isländische Moos und das Caragheen. (Vgl. Schlichte.) — Ehe die Leinwand als ein vollendetes Fabrikat in den Handel kommt, muß sie nun noch gebleicht werden, wodurch sie eine schöne weiße Farbe erhält. Vor dem Bleichen wird sie aber erst entschlichtet, d. h. durch Einweichen und Ausspülen von der Schlichte befreit und dann gebeucht, d. h. in heiße Potaschen- od. Soda-lauge gebracht, um von ihr den natürlichen Firniß (Kleber) wegzuschaffen, mit dem ihre Fasern überzogen sind. Das Bleichen geschieht entweder im Sommer während der Dauer von 4–6 Wochen auf der natürlichen Bleiche (Rasen- od. Wiesenbleiche), od. auch vermittlest der sogenannten Kunst-, chemischen od. Schnellbleiche (Chlorbleiche), wodurch die Zeit bis auf wenige Stunden abgekürzt wird (s. Bleichen, S. 1171 f. u. 1173 f.). Die letzte Zurichtung, die Appretur, erhält die Leinwand durch das Stärken, Mangen u. Glätten. Zum Stärken bedient man sich der weißen Weizenstärke, die mit Wasser zu einem ziemlich steifen Kleister gekocht wird, welchem man oft, um mehr Glanz zu erzeugen, zerlassenes weißes Wachs, Talg od. ein Gummi zusetzt. Um den weißen Zeuchen ein schöneres Ansehen zu geben, werden sie zuweilen schwach gebläuet, was in der Regel durch feine Smalte, besser jedoch durch Indigo geschieht. Die Stärkelösung wird durch einen Saß gepreßt, mit warmem Wasser vermischt und die L. damit gleichförmig durchgeknetet od. mittelst eines Paspels od. einer Walze durchgezogen, dann gut ausgerungen od. noch besser ausgebrückt und getrocknet. Das Mangen geschieht mittelst der Mangle od. des Kalanders (s. d.), wo die L. zwischen glatten hölzernen od. eisernen, vertikal übereinander liegenden Walzen hindurch gezwängt wird. Die Steif-L. wird roh, so wie sie vom Weber kommt, in Leimauflösung getränkt, die

feinere Glanz-L. wird gefärbt, dann mit Stärke gesteiht und auf dem Glätttisch mit einem geschliffenen Steine geglättet od. auch Kalandrirt. Beim Verpacken wird die Leinwand in Schokken, Weben, ganzen od. zerschnittenen Stücken zusammengelegt, und zwar entweder nach der ganzen od. halben Breite, rund od. platt, schmal od. breit, gefacht od. ungefacht, dann gebunden od. geheftet, mit weißen, breiten Gold- od. Silberpapierstreifen geziert, od. ganz in Papier gepackt, mit Schildern, Bändern, Frangen, Borten zc. geschmückt, je nachdem es das alte Herkommen, Vorurtheil od. der Eigensinn der Käufer fordert. Je nach dieser Verpackung, die nach den Ländern und Orten, wohin die L. gesendet werden soll, oft sehr verschieden ist, weicht auch die Benennung der L. ab. Die gepackte L. pflegt man noch längere Zeit zu drossen, wodurch sie an Schönheit gewinnt. Die verschiedenen L.-Sorten, welche im Handel vorkommen, lassen sich in folgende vier Hauptklassen bringen: 1) *Rohes L.*, diejenige, deren Fäden noch ungebleicht, die natürliche Farbe des rohen Materials hat, aus welchem sie gewebt wurde. Die aus flätschenem Garne erkennt man an ihrer aschgrauen Farbe; die aus Hanfgarn ist gelblichbraun. — 2) *Geblichte L.*, diejenige, welche nach dem Weben gebrüht od. gebleicht, dann unter freiem Himmel ausgespannt, durch öfteres Anfeuchten mit verschiedenen Pausen und häufiges Besprengen mit Wasser, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, weiß wird. Bei dieser Art Bleiche bedient man sich sehr häufig der Potasche, der Käsemolken od. Buttermilch und nennt sie natürliche, zum Unterschiede von künstlicher, wo die weiße Farbe durch Kalk, Chlor und Säuren beschleunigt wird. Durch diese Mittel, welche man bisweilen am Geruche erkennen kann, verliert das Gewebe bei nachlässiger Behandlung sehr an Haltbarkeit. — 3) *Weißgarnige L.*, diejenige, welche aus Garn gewebt ist, das vorher, ehe es auf den Stuhl gebracht wird, gebleicht wurde; sie übertrifft an Haltbarkeit die im Stück gebleichte Waare, weil das Garn auf der Bleiche nicht so angegriffen wird und dessen Sieden und Stauschen leichter ist. Sie kommt, wie man sie vom Stuhle nimmt, in die Mangel; dann wird das sogenannte Schauflecken mit weißem Wachs überfahren, mit der Glackugel geglättet, in die vorgeschriebene Form gelegt, gepreßt und verpackt. — 4) *Bunte L.*, solche, welche entweder mit gefärbtem Garn in streifigen od. karrirten verschiedenen Mustern gewebt, od. die im Stücke gefärbt, od. auf Rattunart gedruckt wird, wobei wieder ein Unterschied Statt findet, ob das Garn od. die Stücke roh od. gebleicht in die Farbe kommen. Sehr häufig nimmt man jetzt zu den buntgestreiften und karrirten Leinen baumwollenes Garn zum Schuß, besonders bei denen, welche nach Amerika gehen. Die bunte L. erhält eine sorgfältigere Appretur, als die weißgarnige; der Schaufleck wird nach der Mangel mit einem Teige, aus Wachs, Gummi und Stärke zusammengesetzt, mit einer Bürste überfahren, und wenn er getrocknet ist, mit einem geschliffenen harten Steine geglättet.

Dieses, vereint mit der Presse, gibt der Waare ein besseres dichteres Ansehen. Die Aechtheit der Farben bei den bunten Leinen ist leicht durch das Waschen in Seifenwasser zu erkennen.

Um den innern Werth und die eigentliche Feinheit der L. schätzen zu können, muß man die Anzahl der Fäden, welche in der Kette angelegt sind, nach der Breite des Stückes zählen; es werden 40 Fäden, jeder zu 60 Ellen Länge, auf einen Gang gerechnet; je mehr solcher Gänge auf 6 Zoll vorhanden sind, desto feiner und dichter ist die L. Zur bequemern Auszählung dieser Fäden bedient man sich eines Vergrößerungsglases (Fadenzähler).

Die vielfachen Benennungen der L. haben ihren Grund theils in den Namen der Länder u. Städte, wo ihre Fabrikation zuerst aufkam, od. nach denen, die sich zuerst mit deren Handel abgaben, oder die sich jetzt damit beschäftigen, theils aber auch in der Legart, Appretur und äußern Gestaltung, oder in den Namen der Länder, wo sie hauptsächlich Absatz findet. Wir geben, da jede Gattung in diesem Werke einzeln aufgeführt ist, hier nur eine gedrängte Zusammenstellung der verschiedenen Leinwandsorten, um einen Ueberblick über die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit dieses Industriezweigs möglich zu machen. Sie sind in alphabetischer Ordnung: *Alemanetis* (Alemanettes, in Italien Tele Cambari), weißgebleichte ulmer L., $\frac{3}{4}$ breit, so genannt in Genua, Livorno und Marseille; — *Atlas-Drell*; — *Barus*, ordinäre Pack-L., $\frac{3}{4}$ breit, aus Bergfloeden in der Oberlausitz und Böhmen gemacht; — *Bastancini*, in Italien, feine, weißgebleichte böhmische und schlesische L.; — *Batist-L.* s. *Batist*; — *Bett-L.*, breite L. zu Betttüchern, in den Niederlanden und der Oberlausitz, bes. um Zittau gewebt; 2—5 Ellen breit, 60 Ellen lang und von verschiedener Feine; — *Bielefelder L.*, vorzüglichste Art der westphälischen und überhaupt eine der besten deutschen L., $\frac{3}{4}$ — $\frac{5}{8}$ breit, bes. fein, von dichtem, egalem Gewebe, vorzüglicher Bleiche und großer Dauerhaftigkeit; — *Blancards* (Toiles blancards), franz., im Dep. de l'Orne und de la Manche gewebte L., geht bes. über Cadix nach Amerika; — *Boccadillos* (ital. Boccadiglie, Platillas und Jauersche L. [Jauersche Schocke]), weißgebleichte schlesische L., 14 Ellen lang und $1\frac{1}{2}$ Ellen breit, vorzüglich in Hirschberg, Waldenburg und Schmiedeberg gewebt, nach den franz. und holländ. Kolonien, zu Hemden für die Neger, ausgeführt; — *Bodoleinen* (Buckleinen), ordinäre deutsche L., die von den Holländern und Hamburgern aus Schlesien und Sachsen bezogen, zugerichtet und hiernach unter der Benennung harlemer Leinen (*Libretes*) nach England, Spanien, Portugal, Italien, Amerika und Westindien verfahren wird. Lauban in Schlesien und Rumburg in Böhmen liefern vorzüglich blau- und weißgestreifte oder gegitterte, die nach Westindien gehen. — *Bodenwerder L.*, graue, gute L., $\frac{3}{4}$ breit, in Hannover und Hessen gewebt, geht nach Amerika; — *Böhmische Schocke*, ordinäre L., 5—6 Viertel breit, in Schock von 60

Ellen, die meist zum Druck gebraucht aus Westböhmen; — **Bonten**, blau- und weiß oder roth- und weißgeglitterte L., die bes. in Elberfeld, in Böhmen und der Oberlausig, so wie in der Gegend von Harlem, in Baugen, Herrnhut, Löbau, Schönbach, Kunnersdorf etc., früher viel in Westphalen, gewebt werden und zu Vorhängen, Bettüberzügen, Matrosen- und Sklavenhemden (daher auch Matrosenleinen, Matrosentücher) etc. dienen; gehen stark nach Amerika, Westindien, Italien, Portugal und Spanien; **Brieß-Bonten** (mittelfeine Bonten), vorzüglich blaugestreifte oder gegaterte Matrosen-L.; — **Brabantes**, niederl. L., die bes. in der Gegend von Gent, Brügge, Ypern und Courtray. verfertigt und nach Frankreich, Spanien, Portugal und Amerika versandt wird; entweder von Heeden, oder reinem Leinengarn gewebt (theilen sich in $1\frac{1}{2}$ brab. breite Crudos, von Heede und Leinen; Brabantes Gantes, $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{3}{4}$ breite Halbgebleichte; $\frac{3}{4}$ breite Brabantillas; in $\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{4}$ breite Brabantes florettas und Brabantes florettas sobrefinos, die vorzüglich schön und weiß sind; Brabantes rotundos, halb von Flach und halb von Heede, werden weiß gebleicht); **Brabantina**, weißgebleichte, nach Italien gehende L., aus der Gegend von Memmingen, Kempton und Kaufbeuren, $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$ breit; — **Bremer L.**, Art westphälische, $\frac{3}{4}$ breite und 80 Ellen lange L., die in Bremen zugerichtet und von da in großen Quantitäten verfahren wird; — **Breslauer Wallen**, s. v. a. Terlices, s. unten; — **Bretagnes**, Art L., die früher nur in Frankreich, bes. in der Gegend von St. Quentin verfertigt ward, 25—36 B. breit und 10 Ellen lang ist und in verschiedenen Quantitäten nach Amerika und Indien versandt wird; in Deutschland liefern Schlesien, Böhmen und die Oberlausig große Quantitäten, die $\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{4}$ und $11\frac{1}{2}$ Ellen lang sind und nach Spanien, Portugal, Italien, Ost- und Westindien und Amerika gehen; — **Briegische L.**, $\frac{3}{4}$ breite schlesische L., die zwischen Brieg und Oppeln in verschiedener Breite und Länge verfertigt wird und in Rollen von 10—15 Ellen auf den breslauer Markt kommt; — **Brins**, franz. rohe Hanf-L. in 3 Sorten; — **Britannias**, schlesische und lausiger dichtgewebte, theils gebleichte, theils rohe L., $\frac{3}{4}$ breit in Stücken von 12 Ellen Länge; — **Bugel-L.**, einfache, dicke L. von verschiedner Breite und Länge, bes. in Sachsen und Böhmen gefertigt, heißen in England Garlix, in Italien Tele greggio oder Crez-L.; — **Calaminé**, grober russ. ungemusterter Zwillich, von Hanf oder Flach; — **Cambraetes**, in Spanien die schles. Schleier-L.; — **Cambril**, s. Cambrays; — **Cannamazos**, in Spanien ordinäre ungebleichte, deutsche L., in Hannover, Westphalen etc. gefertigt; — **Cannos**, s. d.; — **Caroline** (Toile Caroline, Stössel-L.), von Lauban; — **Casserillos** (Casserillos aplatillos, C. aplatillos), ordinäre flandrische und deutsche L., die zu den Creasorten gehören und unter erstern Benennungen stark nach Spanien, Portugal, Amerika u. Westindien ausgeführt wer-

den; — **Cavailhos** (Cavalinen, ital. Tele cavoline), ordinäre schles. und böhm. L., stark nach Italien, Spanien und Portugal ausgeführt, hat ihren Namen von einem silbernen Roß, welches auf dem dunkelgrauen Umschlag abgedruckt ist; — **Cayenne**, franz. L., um Mons gewebt, geht häufig nach Amerika; — **Cheeks**, s. d.; — **Cholets** (Canavas-L.), s. Canavas; — **Claires** (Clairines, klare Schleier), dünner, locker und florartig gewebter Batist; — **Corame** (Feder-L.), bes. nach Italien (als Tele corame) gehende, weißgarbige L., unterscheidet sich von den Creas (s. unten) dadurch, daß sie dichter und kerniger, auch anders gelegt ist; — **Coutils**, s. d.; — **Creas** (Crees, Cres, Erues), aus feinem Garne gewebte und gebleichte L., sonst zu Morlaix und Rosconnes in Frankreich verfertigt, bilden jetzt in den schlesischen, sächsischen und böhmischen L.-Fabriken einen Hauptartikel, gehen stark nach Spanien, Portugal und Nordamerika und theilen sich in verschiedene Gattungen, von denen die Creas à la Morlaix die feinsten und breitesten sind (Die Spanier nennen diese auch Creas anchas, die schmalen Creas angoston. Die Engländer führen sie unter dem Namen Dowlas aus); — **Ereguelas**, den Bretagnes ähnliche L., bes. in Westphalen, Hannover, Sachsen und Schlesien verfertigt, geht nach Südamerika; so heißen auch in Portugal die westphäl. Leinen mit 3 Kronen; — **Damast**, s. d.; — **Dowlas**, s. d.; — **Drillich**, s. d.; — **Druck-L.** (Druckschode), schles. L., die zum Bedrucken mit Farben dient und viel nach England geht; — **Estalins**, gefärbte schles. Steif-L.; — **Estopillas**, sächs., schles. und böhm., dem Batist ähnliche L., von denen es glatte, gestreifte, geblünte, gewürfelte von allen Gattungen gibt; desgl. dicke, gestreifte und geblünte Schleier, die in Schlesien verfertigt werden; — **Feder-L.**, s. u. Barchent; — **Flämische L.**, in Rußland ganz aus Flach gewebte Sorte L., die grau oder ungebleicht in 50—57 Arschinen Länge und $1\frac{1}{2}$ Arschinen Breite ausgeführt wird; — **Flor-L.**, s. Flor; — **Franz-L.**, schwäbische, im Garne gefärbte, gestreifte L., vorzüglich in Schwaben verfertigt; — **Friesische L.** (Toiles de Friso), feinste der holländ. L.-Sorten; — **Fuldische L.**, Gattung geringer L., in und bei Fulda gewebt; — **Futter-L.**, grobartige L., wie auch die weiße und farbige Glanz-L., welche von den Tapeziern, Stuhlmachern, Schneidern zu Meublen und Kleidungsstücken, die einen doppelten Ueberzug erhalten sollen, gebraucht wird; — **Gantes**, dichtgewebte flächene L., in den Niederlanden in verschiedenen Nummern gewebt; — **Gerlach**, Gattung böhm. L., nach Art der Rouennes zugerichtet; — **Glanz-L.**, auf beiden Seiten durch Glas- oder Stahlkugeln oder auch eigne Maschinen geglättete L. in allen Farben, die zu Kleidern und Unterfutter dient; — **Graciennes**, s. v. a. Creas; — **Grisettas**, schlesische und böhmische ungebleichte Plättas; — **Halblaken**, s. v. a. Halbleinwand; — **Heede-L.** — **Herforder L.**, grobe,

westphäl. L., geht nach Amerika und Westindien; — Hollandas, feine, schön gebleichte flächfene L.; es gibt deren feine und allerfeinste, welche dem Batist fast nicht nachstehen; — Hollandsillas, weiße oder buntgefärbte schlesische L., wellenförmig in dunkelbraunem Papier zusammengelegt; — Kauf-L.; — Kennting, schmale und gebleichte, nach Art der genter L. gearbeitete grobe Schleier-L.; — Kittay, in Böhmen und Schlesien farbige L., $\frac{1}{4}$ bis $6\frac{1}{2}$ Viertel breit; — Klarlinnen (Klar, Schier), bielefelder, wie die franz. Claires gewebte, an Feinheit und Güte dem Vinon gleichkommende L., $\frac{1}{4}$ breit; — Kloster-L., aus Lauban in der Oberlausitz und Nachahmung der greifenberger L. in Schlesien; — Laurentlinnen (Löwendlinnen), Gattung flächfener und hanfener L., die bes. im Westphälischen verfertigt und über Hamburg, Bremen und Amsterdam weit versendet wird; die flächfenen gehen bes. nach Spanien, Portugal und den jetzigen und früheren Kolonien, die hanfenen aber nach Schottland und den englischen Kolonien, sind sehr stark und dicht, so daß sie gegen die Rasse schützen; — Vinon, in Frankreich 2 verschiedene Gewebe aus einem feinen Garne, die eine, Vinon-Batist (Batist-Vinon), ist etwas feiner als Batist, die andre ist ein durchsichtiges, gazeartiges Gewebe, auch Zwirn-Gaze (Gaze de fil) genannt; — Listados (Listados), gangbare buntgewirkte L., in Frankreich zu Rouen, in Holland zu Harlem, in Schlesien, Böhmen u. gefertigt, $\frac{1}{4}$ breit in Stücken von etwa 70 Ellen; — Mährische L., grobe L. aus dem brünner, pre-rauer und elmüher Kreise; — Magnettes, mittelfeine, bes. in der Levante und Italien beliebte L., $\frac{1}{4}$ breit, bläulich gestärkt; — Magrabines (Mauguerbines), ordinäre flächfene L., bes. in Oberägypten von Landleuten gewebt, kommt roh oder gebleicht nach Kairo zu Markte; — Marigni, franz. L., wie die Bretagnes gelegt, gehen nach Spanien; — Matrosen-L. (Matrosentücher); — Osnabrücker (Osnabrugs), meist ordinäre oder mittlere, fest und gedrungen gearbeitete L., ohne Appretur, meist ungebleicht, mit 3 Kronen bezeichnet, werden in der Provinz Osnabrück aus dort gebautem und gesponnenem Flachs gefertigt; — Pack-L., s. o., heißt in Rußland Druja; — Platillas, gefuchte und gangbare Sorte L., früher nur in Frankreich zu Cholet, jetzt auch in Schlesien, Böhmen und England erzeugte L., in verschiedenen Sorten und verschiedener Güte; die schlesischen kommen von Hirschberg, Landshut, Lauban, Schmiedeberg u., die böhmische von Arnau, Trautenau und Hohenelbe; — Ravensstuch (Ravensdoek), russ. ungebleichte L., dient bes. zu kleinen Schiffssegeln; — Rouennes, in Schlesien roth gewebte L.; — Sack-L., etwas besser als die Pack-L., dient zu Säcken aller Art und wird in Sachsen, Hannover, Böhmen, Schlesien und Westphalen gefertigt; — Sangales (Sangalotten), leichte, gebleichte oder auch ungebleichte oder gefärbte L., besonders zu Futter gebraucht, heißen in Frankreich Toiles à chapeaux; — Schleierleinen (Schlier), feine, durchsichtige, batist-

artige, gegitterte und geblünte L., werden in Südländern zu Nonnensaleiern, Kopfhüllen u. gebraucht; man hat dicke (dicke), klare (dünne), einfache und gemusterte Schleier; die westphäl. schleierartigen Gewebe heißen Klarlinnen und Schlier; — Segeltuch, s. d.; — Silesias, in Spanien mehrere Sorten schlesische L.; — Steif-L. (Steifschetter), Futter-L., die mit Leim- oder Gummivasser gesteift ist; — Zwillich, in mehreren Sorten: a) Bett-Zwillich, entweder bunt gestreift mit baumwollnem Schuß, oder ganz von Leinengarn mit gestreiften Mustern oder geradlinigen Figuren, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ breit, bes. verfertigt in Böhmen und Sachsen; — b) Matrasen-Zwillich (Bett-drell, Coutils, Couties), glatt gewebt mit Heraustreten der Werste, meist blau und weißgestreift mit Rosafammen, bes. fabricirt in Sebnitz in Sachsen; — c) Gratels (Halbcoutils), dem Vor. gleich, nur nicht geflammt; — d) Terlices (Terlizzi), Art Drell mit bunten schmalen Streifen auf weißem Grunde; — e) Zwillichhandtücher, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ breit, mit verschieden gewürfelten und andern rechtwinkligen Mustern; — f) Zwillichtische, mit damastartigen, blumigen oder rechtwinkligen Mustern, bes. in Preußen bei Düsseldorf, Münster und Merseburg, in Frankreich, Rußland und den Niederlanden verfertigt. Vergl. J. M. Kirschbaum, Weber-Bild- und Musterbuch, Heilbr. 1793, 6. Aufl. ebd. 1840.

Leinwandhandel. Frankreich und die Niederlande hatten zeitig angefangen, die L.-Weberei zu betreiben; sie macht einen Hauptindustriestweig dieses Landes aus. Die Provinzen Picardie, Normandie, besonders aber Bretagne liefern vortreffliche L. von Flachs und Hanf; die Nachbarschaft von Rouen ist mit Webern bevölkert. Dasselbe gilt von Flandern; dort wurden schon in den ältern Zeiten die L.-Manufakturen Quellen des Reichthums; die Städte Gent, Brügge, Antwerpen, St. Quentin und Valenciennes waren L.-Niederlagen, aus denen nach allen Ländern Versendungen gemacht wurden. Die Holländer sind in dieser Art längst berühmt; ihre Leinen erreichen durch mühsame Zubereitung den ersten Rang; sie sind zart, dicht und ungeachtet ihrer Festigkeit die feinsten unter allen europäischen Leinen; sie werden nur aus flächfemem Garn gewebt, von den Kaufleuten an den Orten, wo man sie verfertigt, roh gekauft und meistens in Harlem gebleicht. Die harlemer Bleichen sind mit allem Rechte die einzigen, was ihre Wirkung betrifft. Das dasige, mit Salztheilchen geschwängerte Wasser dringt bis in das Innere des Fadens, löst jede, auch die kleinste Unreinigkeit auf, welche darin enthalten ist, und gibt der Waare eine unnachahmliche Weiße, die man auf andern Bleichen wohl nie zuwege bringen wird. Man unterscheidet 3 Arten holländischer L.; bei der ersten ist die Werste von holländischem Garn, zum Schusse aber nimmt man schlesisches. Das holländ. Garn wird aus westphälischem, oldenburgischem und schlesischem Flachs, den man dort noch einmal bricht und auf besondere Weise zum Spinnen

vorbereitet, gesponnen; die zweite Art wird ganz aus deutschem Garn in Holland gewebt; die dritte Art ist eine feine, in Deutschland, besonders in Schlesien, gewebte L., welche die Holländer aufkaufen, nach ihrer Art zurechten und bleichen. Die vorzüglichste L. wird in Friesland gewebt, und unter dem Namen Toiles de Frise oder bloß Frise kennt man die feinste und beste. Alle drei Arten sind gewöhnlich in Stücken von 48 Ellen Länge u. $\frac{3}{4}$ Ellen Breite, brabanters Maß, platt nach ihrer ganzen Breite zusammengefaltet und gelegt, oft aber auch doppelt in halber Breite und gerollt, in doppeltes Papier gehüllt und mit Bindfaden gebunden; man verkauft sie nach der brabanters Elle, sortenweise, jedes Sortiment von 11 Stücken, von welchen der Preis sehr verschieden ist. Auch die in Gent, Brügge, Cortryl zc. und der Umgegend verfertigte L., welche ebenfalls appretirt und zugerichtet wird, kommt im Handel unter dem Namen holländische L. vor; sie ist aber nicht so gut und 2 Zoll schmaler, die Stücke halten aber 10—15 Ellen mehr. Den deutschen Webern fehlte es auf diese Weise nicht an Mustern zur Nachahmung; allein lange Zeit beschäftigten sie sich nicht mit einer weiteren Verfeinerung und dachten noch weniger auf die äußere Zurechtung und Appretur, ungeachtet die Waare durch das äußere Ansehen, durch eine mehr oder minder sorgfältige Zurechtung einen doppelten, oft dreifachen Werth erhält. Wir Deutschen waren froh, wenn uns die Holländer unsere Leinen roh abkauften, wir überließen ihnen die besten Garne, und bezahlten gern unsere eigene Waare zweimal theurer, als sie uns selbst gekostet hätte, sobald sie nur den Namen holländische erhalten hatte. Endlich wurden die Schlesier und mit ihnen die benachbarten Sachsen durch hamburger Kaufleute darauf aufmerksam gemacht, daß die deutschen Leinen durch Appretur und Begeart das Außere der französischen oder holländischen anzunehmen geeignet wären, und daß sie wegen ihrer wohlfeilern Preise jenen auf fremden Märkten den Vorzug abgewinnen könnten. In dieser Hinsicht unterrichtete man die Sachsen und Schlesier genauer von den Geheimnissen der Zubereitung; man verschrieb die dazu gehörigen Muster; sie wurden zergliedert und mit dem besten Erfolg nachgeahmt. Von dieser Zeit an genossen die deutschen Leinen, denen man französische, spanische oder italienische Namen beilegte, mehr Ehre; die Weberei in Schlesien, Sachsen und Böhmen gewann mehr Kräfte, und bald wurde dieser Industriezweig zur Vollkommenheit gebracht. Jetzt ist Deutschland, welches den Flor seiner Manufakturen gewiß nur den Hansestädten zu danken hat, der Hauptfig dieses Gewerbszweigs, denn deutsche Leinen aus Westphalen, Schlesien, Sachsen und Böhmen gehen in die entferntesten Weltgegenden, wo sich ihr unmittelbarer Absatz, zumal in Amerika, in der neuern Zeit befestigt hat, weil England durch einen hohen Durchgangszoll den Kommissionshandel verlor und weil die französischen wie die holländischen Leinenfabriken in dem Grade abnahmen, je mehr der deutsche Kaufmann den direkten Verkehr mit den fremden Welttheilen thätig betrieb. Seit

dem Jahr 1850 ist allerdings die Sachlage wieder anders. Die großbritannische L. hat die deutsche L. auf überseeischen Märkten sehr verdrängt, ja letztere kann sich kaum auf eigenem Markt der ersteren erwehren. Was nun die einzelnen deutschen Zollvereinsländer betrifft, so war vor Jahren die schlesische Leinwandweberei sehr in Blüthe. Das Riesengebirg betreibt fast nichts Anderes, als diesen Industriezweig; in Jauer, Hirschberg, Greifenberg, Schmiedeberg, Landsbut, Waldenburg, Schweidnitz. — Sachsen hat sehr wichtige Leinenfabriken in der Oberlausitz, wo sich ein großer Theil der Einwohner von der Weberei ernährt. Zittau, Löbau, Bautzen, Herrnhut, Bischoffswerda, Neustadt bei Stolpen, Sebnitz sind die Versendungsplätze. Die Dörfer Neukirch, Wehrsdorf, Sobland, Kunewalde, Schönbach, Kunnersdorf, Eibau, Oderwitz, die einen fast zusammenhängenden, 5 Meilen langen Ort bilden, sind nur von Webern bewohnt. Lauban liefert leinene Taschentücher, theils weiß mit verschiedenfarbigen Rändern, theils bunt gegattert, von $\frac{1}{4}$ — $\frac{3}{4}$ Größe, von 2—8 Thlr. das Duzend. Das sächsische Erzgebirg liefert nur ordinäre Leinen. — Den zweiten Rang im deutschen Leinenhandel nehmen Schwaben vermittelst seines Absatzes nach Italien und Westphalen in Anspruch. Die ulmer, heidenheimer, Kemptener, augsburger, uracher und ludwigsburger L. ist im Verkehr ebenso bekannt, wie die osnabrücker, herforder, bielefelder, ravensberger und tecklenburger. — Auch in Hessen und Baden ist die Weberei sehr verbreitet; besonders im Fuldaischen gibt es bedeutende Fabriken von Zwillisch, Hemden- und Futterleinen. Die über Konstanz unter dem Namen Tele di Costanze nach Italien gehenden und dort sehr beliebten Leinen werden auf dem Schwarzwalde und im Toggenburgischen gefertigt. — Preußen jenseits der Elbe hat in Düsseldorf, Elberfeld, Arensberg, Warendorf, Borken, Steinfurth, Herford, Merseburg zc. sehr bedeutende Leinenmanufakturen, dagegen liefert Bayern sehr wenig in den Handel. In der Schweiz wird nicht allein viel L. verfertigt, sondern auch viel schwäbische und schlesische rohe Leinen zur Ausfuhr nach Italien zugerichtet. Unter dem Namen Tele di Cotone wird eine große Menge halbleinene und halbbaumwollene Waare verschickt. Ost- und Westpreußen, wie auch Polen verfertigen viele ordinäre L. zur Ausfuhr; Danzig und Königsberg sind die Märkte, von wo aus die Versendungen Statt finden. — Rußlands Leinenmanufakturen sind sehr bedeutend und die Ausfuhr davon über Riga und Petersburg von Wichtigkeit; nicht allein Segeltuch, Flämischleinen, Ravenstuch zc., sondern auch Damast und Zwillisch werden nach Danemark, England und Spanien verschickt. In Irland ist die Leinweberei überall auf dem Lande verbreitet und ein Hauptnahrungszweig der Einwohner. — Aus den vorstehenden Andeutungen geht hervor, daß die L. ein Hauptzweig des europäischen Handels ist, denn sie kann und muß unter die allgemeinsten Bedürfnisse des Menschen gerechnet werden. Der Fürst wie der Bauer bedarf



nach Dken, unter Agama L. Daud. Charakter: Kopf wenig aufgetrieben; der ganze Körper mit sehr kleinen, dichten, glatten Schuppen besetzt; an den Schenkeln Poren. Einzige Art: *L. guttatus* Cuv. Langschwänzig, blau mit weißen Flecken u. Streifen. In Cochinchina. Scheint *Agama caudivoluta* Pall. zu seyn.

Leiobolium (Bot.), 1) nach Benth, Pflanzengattung. Art: *L. nigrum* Benth., s. v. a. *Miscobolium violaceum* Vog.; — 2) nach Decandolle, Untergattung von *Hedysarum* L.; — 3) nach Reichenbach, Untergattung von *Camelina* Crantz.

Leiophron (Entom.), nach Nees, Schlupfwespengatt. Arten unter *Bracon* Fabr. S. Brafwespe.

Leiophyllum (Bot.), nach Persoon, Gattung der Ericaceae Rhodoreae Dec., Decandria Monogynia L. Charakter: Kelch 5theilig, fast mit der Kapsel gleich lang. Korolle mit 5 verkehrt-eirund-länglichen Kronblättern. 10 hervorstehende Staubgefäße mit pfriemenförmigen Fäden und Antheren, welche durch eine seitliche Linie aufspringen; Fruchtknoten kugelförmig. Griffel fadenförmig. Kapsel 3fächerig, 3klappig, an der Spitze aufspringend; Samen zahlreich, eiförmig. 3 Arten, Sträucher in Nordamerika: 1) *L. Lyonii* Sw. Stengel niedergestreckt. Blätter länglich, immergrün. End-Doldentrauben weiß. — 2) *L. serpyllifolium* Dec. Stengel niedrig, ästig. Blätter gestielt, entgegengesetzt, länglich, immergrün. Blumen weiß, langstielig, doldentraubig-endständig; 2-4klappig, mit zerstreuten Härchen bekleidet; — 3) *L. thymifolium* Pers., *L. buxifolium* Ell., *Ledum thymifolium* Lam. Niedrigbuschig, immergrün. Blätter klein, flach, eiförmig-länglich, fast ansetzend, abwechselnd. Blumen weiß, zahlreich in Enddoldentrauben. P. m. III. T. 363, F. 2. — Diese kleinen Ziersträucher verlangen einen mäßig feuchten, mit Sand fast zur Hälfte gemischten Torfboden, im Freien einen etwas schattigen, erhöhten, sehr beschützten Standort und im Winter eine leichte, trocknen zu haltende Bedeckung von Fichtennadeln, Heidekraut und Nadelholzweigen. Vermehrung durch Ableger.

Leiopoterygium (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von *Poterygium*.

Leipus, Liopus (Plancus, Plautus, Plotus, Med.), der Plattfuß, Glattfuß, wer einen glatten, nicht gehörig gewölbten Fuß hat.

Leiotrichi (Physiol.), die Glatthaarigen (Menschen), im Gegensatz der Ulotrichi oder Kraushaarigen, in welche beide Hauptstämme Bory St. Vincent die Menschen eintheilt.

Leioschizocarpica (Bot.), nach Reichenbach, Gruppe der Labiata (s. b.).

Leioselasma (Amphib.), nach Lacépède, Schlangengatt., s. v. a. *Enhydria*.

Leiospermum (Bot.), 1) nach Wallich, Gattung der Amaranthaceae Wall. Art: *L. ferrugineum* Wall., in Ostindien; — 2) nach Don, Pflanzengatt. Arten s. *Weinmannia*.

Leiosphara (Bot.), nach Decandolle, Untergattung von *Miconia* R. et P.

Leiospora (Bot.), nach E. A. Meyer, Untergattung von *Neurolooma* Andr.

Leiostroma (Bot.), nach Fries, Untergatt. von *Thelephora* Ehrh.

Leiothamnus (Bot.), nach Grisebach, Gattung der Gentianeae Gris. Art: *L. anomalus* Gris. Strauch in Südamerika.

Leiotheca (Bot.), nach Bridel, Gattung der Bryoiden Orthotrichae Richb., Cryptogamia Musci frondosi L. Arten ausländisch.

Leiotulus (Bot.), nach Ehrenberg, Gattung der Umbelliferae Peucedaneae Dec. Art: *L. alexandrinus* Ehrh., in Aegypten.

Leip (Lipowo), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Osterode; Vorwerk; 250 Einw.

Leipa (Geogr.), 1) österr.-böhm. Fideikommißherrschaft, Kr. Leitmeritz, dem Grafen von Kaunitz gehörig, ist mit Neuschloß verbunden; — 2) (Böhmisch=L.), Municipalstadt das.; am Polzen; mehrere Vorstädte, Stadtkirche, Frauenkirche, Kreuzkirche, Gymnasium, mehrere Steuern und Gefällstellen, Briefsammlung. Zolllegstätte, 5 Zieg- und Kattunfabriken, Fischbeinreißerei, Glasschleiferei, 2 Jahrs und 8 Viehmärkte und Wochenmarkt; 5800 Einw.; L. verdankt dem Albrecht von Waldstein das Meiste.

Leipe (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Provinz Schlesien, R.-B. und Kr. Breslau; Vorwerk; 120 Einw.; — 2) (Groß=L.), das., Kr. Trebnitz; Schloß, Vorwerk, Wassermühle; 400 E.; — 3) (Lipa, Lipo), das., Kr. Münsterberg; 200 Einw.; — 4) das., R.-B. Liegnitz, Kr. Glogau; Erbscholtisei, Vorwerk, Windmühle; 200 Einw.; — 5) (wendisch Liepel), das., Kr. Goyerswerda; Mahl- u. Sägemühle, Pechofen; 190 Einw.; — 6) (Mittel=L.), das., Kr. Zauer; Schloß, Vorwerk, Windmühle; 350 Einw.; — 7) (Nieder=L.), das.; Schloß, 3 Wasser- und Windmühlen, Kaldbrennerei; 320 Einw.; hierzu die Vorwerke Mochau u. Bierhauser und die Kolonie Petersgrund; — 8) (Ober=L.), das.; Vorwerk, Kaldbrennerei; 370 Einw.; — 9) (Polnisch=L.), das., R.-B. Oppeln, Kr. Falkenberg; Windmühle; 300 Einw.; — 10) Prov. Brandenburg, R.-B. Frankfurt, Kr. Kalau; 220 Einw.; — 11) das., Kr. Sorau; 190 Einw.; — 12) (Lipo), Prov. und R.-B. Posen, Kr. Kosten; 170 E.

Leipen (Geogr.), 1) preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Wehlau; 100 Einw.; — 2) Königl. sächs. Dörfer: a) Kr. Leipzig, Amt Pegau; 110 E.; — b) (Leippen), Kr. Dresden, Amt Meissen; über 100 Einw.

Leipeningken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 370 Einw.

Leipersville, nordamerikan. Ort, B. St., Staat Pennsylvanien, Grafschaft Delaware, Stadtgebiet Ridley; 124 Meilen von Washington; 300 Einw.

Leipertitz (Lytobracice), österr.-mähr. Dorf, Kr. Znaim, Herrsch. Krumau; 980 E.

Leipertslohe, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Heilsbrunn; 100 Einw.

Leipferdingen, bad. Dorf, Seckreis, Amt

Blumenfeld; Bierbrauerei, Kunstmühle; 620 Einw.

Leipheim, bayer. Stadt, R.=B. Schwaben und Neuburg, Edgr. Günzburg; Stadtpfarrei, Schloß, Hospital, Feld- u. Hopfenbau; 1430 E.

Leipisch (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Hohen=L.), Prov. Sachsen, R.=B. Merseburg, Kr. Liebenwerda; Pechhütte, Ziegelei, Jagd- und Forsthaus; 750 Einw.; — 2) (Klein=L.), das.; Försterlei, Ziegelei; 240 Einw.; hierzu der zum Eisenwerke Lauchhammer gehörige Zainhammer Koynehammer.

Leipitz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Rimplsch; Schloß, Vorwerk; 130 Einw.

Leipnitz (Geogr.), österr.=mähr. Besitzungen: 1) Fideikommißherrschaft, Kr. Prerau, 1 $\frac{1}{2}$ □ M. groß mit 11,300 Einw., gehört dem Fürsten von Dietrichstein-Proslau-Leslin; — 2) Stadt das. an der Betschwa; hat 2 Thore, 2 Pforten, 2 Kirchen, 1 Schloß, Piaristenkollegium, 2 Hospitäler, Tuchweberei, ein merkwürdiges Echo; 4000 Einw. Dabei das Bad Plinsko.

Leipnitz (Geogr.), 1) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Solditz; Rittergut, Kohlenmärkte; 180 Einw.; — 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Wohlau; 180 Einw.

Leipogrammatisch (v. Griech.), Gedichte, in denen ein bestimmter Buchstabe, z. B. das R, gar nicht vorkommt.

Leipomartyrin (att. Recht), Unterlassung des Zeugnisses; die Klage deshalb Leipomartyrin diké, Klage gegen den rechtlich zum Zeugniß gezwungenen, aber sich nicht stellenden Zeugen.

Leipotaktes (griech. Ant.), 1) Deserteur; — 2) der seinen angewiesenen Posten eigenmächtig verließ, z. B. wenn ein Fußsoldat eigenmächtig sich in den Dienst der Reiterei begab. Die den Flottendienst verließen, wurden Leiponaut genannt.

Leipothymie (v. Griech.), s. v. a. Lipothymie.

Leippa, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; Wasser- und Sägemühle, Glashütte, Theerofen, Ziegelei, 2 Jahrmärkte; 570 Einw.

Leippe, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Grottkau; Lehngut, Zelmühle; 480 Einw.

Leippen, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Liegnitz, Kr. Rothenburg; 100 Einw.

Leipsothrix (gr., Med.), s. Lipsothrix.

Leipster (Säugeth.), s. v. a. gemeiner Delphin, Delphinus Delphis L.

Leiptr (nord. Mythol.), Fluß aus Hvergelmir.

Leipzig (Geogr.), 1) königl. sächs. Kreisdirektionsbezirk, der nordwestlichste Theil des Landes, besteht aus Theilen des alten Oster- und Pleißenlandes, einiger Grafschaften (Wurzen, Grimma, Rolditz, Leisnig) und Bisthümer, der schönburgischen Herrschaften und dem Amte Dschag und grenzt nördlich an das Königreich Preußen, westlich an denselben Staat u. Sachsen-Altenburg, südlich an den zwickauer u. westlich an den dresdener Kreisdirektionsbezirk. Er umfaßt einen Flächenraum von 63,139 □ M. u.

enthält 38 Städte, 1001 Dörfer nebst mehrern einzelnen Gütern und Gehöften. Bodengehalt: der Bezirk bildet eine große, fruchtbare Ebene, die sich nur im Süden, durch die Berge des Erzgebirgs, in eine einigermaßen bergige Landschaft verwandelt. Höchste Punkte sind: der Spitzberg, Kulmburg, Rochlitzerberg, Trauerstein etc. Die mittlere Höhe beträgt 450 F. Flüsse: die beiden sich hier vereinigenden Mulden, die weiße Elster, Pleiße, Parde, Strieglitz, Chemnitz, Schoppau und Döllnitz, welche sämmtlich der Elbe zufließen. Produktion: Der Getreidebau ist sehr ergiebig und blüht besonders in der Gegend von Leisnig, Döbeln, Mügeln u. Dschag; auch die Viehzucht und vorzüglich die Schafzucht ist wichtig. Man hält ca. 24,000 Pferde, 130,000 Stück Rindvieh, 262,000 Schafe, 7000 Ziegen und 46,000 Schweine. Der Bergbau, sonst sehr blühend, liegt jetzt ziemlich darnieder und wird nur noch im Amte Rössen betrieben. Die Fabriken sind bedeutend; der Handel, besonders der Hauptstadt, ist weltbekannt. Eintheilung: Der Bezirk ist in 3 Amtshauptmannschaften eingetheilt, denen die bestehenden 12 Ämter nebst den fürstlich und gräfl. schönburgischen Lehnherrschaften Penig, Rochsburg und Wechselburg zugewiesen sind. Die Bestandtheile der 1. Amtshauptmannschaft sind: die Ämter L., Pegau, Borna und das Justitiariat Rethen; der 2.: die Ämter Rolditz, Rössen, Rochlitz mit Einschluß von Penig, Wechselburg und Rochsburg; der 3.: die Ämter Leisnig, Grimma, Mugschen, Wurzen, Mügeln mit Cornitz und Dschag. Bevölkerung: gegen 400,000. Der frühere, bis zum Jahre 1835 bestehende Kreis L. hatte nur 46,73 □ M. und umfaßte die 10 Ämter L., Mügeln mit Cornitz, Grimma, Mugschen, Rolditz, Rochlitz, Leisnig, Borna, Wurzen und Pegau in sich. — 2) Amt das., mit 4 Städten und 152 Dörfern, verlor 1815 einige Orte an Preußen, erhielt aber dafür etwas vom Hochstifte Merseburg; Bevölkerung: ungefähr 108,000. — 3) Hauptstadt des Kreisdirektionsbezirks und Amtes, zweite Stadt des Königreichs Sachsen und Deutschlands größte Handelsstadt, hinsichtlich der allgemeinen Bedeutung, die sie in Wissenschaften, Handel und Geschichte gewonnen hat, trotz der Beschränktheit ihres Umfangs und der geringen Zahl ihrer Bewohner eine der merkwürdigsten Städte Europa's. L. liegt unter 30° 1' 52" östl. Länge und 51° 20' 19" nördl. Breite in einer großen, fruchtbaren Ebene, 350 par. F. über der Ostsee, nach Norden u. Westen nur 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Stunden von der preuß. Grenze entfernt. Drei kleine Flüsse, die Elster, Pleiße und Parde mit ihren Armen, welche die Stadt theilweise berühren und sich hier mit einander vereinigen, bewässern die flache, durch Wiesen, Wälder und eine Menge freundlicher und wohlhabender Dörfer mit vielen Sommerwohnungen der Städter anmuthig geschmückte Umgegend. L. besteht aus der innern (eigentlichen) Stadt, den von ihr durch die Parkanlagen getrennten Vorstädten, einschließlich der Johannisvorstadt, und den erst in neuerer Zeit entstandenen äußern Vorstädten, der Ma-

rienstadt und der Friedrichsstadt. Aehnliche Anbaue geringern Umfanges befinden sich noch vor den äußern Thoren. Die innere Stadt, welche nur 1035 $\frac{1}{2}$ Ruthen im Umfang hat und in $\frac{3}{4}$ Stunden bequem umgangen werden kann, war früher Festung, doch sind von den Wällen u. Werken derselben, mit deren Abtragung 1784 begonnen wurde, nur noch geringe Spuren wahrzunehmen. In dieselbe führten 5 Thore, nämlich: das grimmaische Thor gegen Morgen, das Petersthor gegen Mittag, das Thomasthor (dicht an der Thomaskirche) gegen Abend, das rannstädter Thor ebenfalls gegen Abend, und das innere halle'sche Thor gegen Mitternacht. Auch diese Thore, bis auf das Thomas- und Petersthor, sind abgetragen, nachdem das an denselben vom Abende an zu zahlende Einlaßgeld oder Thorgeld bereits im August 1824 abgeschafft worden war. Das Schloßthor zwischen dem Petersthore und Thomaspfortchen ist für allgemeine Durchfahrt von Wagen gesperrt und ist hierin ähnlich den Pfortchen der innern Stadt, welche, nur für Fußgänger bestimmt, ebenfalls abgetragen sind. Es gibt deren 6: das Moritzpfortchen zwischen dem grimmaischen und Petersthore, das Thomaspfortchen zwischen dem Schloß- u. Thomasthore, das Barfußpfortchen zwischen dem Thomas- und rannstädter Thore, das neue Pfortchen zwischen dem Barfußpfortchen und rannstädter Thore, das halle'sche Pfortchen zwischen dem rannstädter und innern halle'schen Thore, das Georgenpfortchen zwischen dem innern halle'schen und dem grimmaischen Thore. Ein Durchgang vom Neukirchhofe durch einen Theil des rannstädter Zwingers nach dem Theaterplatze könnte als 7. gelten und rannstädter Pfortchen benannt werden. Nach den früheren 4 Hauptthoren ist die innere Stadt nebst den sie zunächst umgebenden Vorstädten (innerhalb der äußern Thore) in 4 Viertel, in das Peters-, rannstädter, halle'sche und grimmaische Viertel getheilt. Unter den 8 größeren öffentlichen Plätzen zeichnet sich besonders der Marktplatz durch seine Größe und Regelmäßigkeit aus; er ist 450 Fuß lang, 242 Fuß breit, wurde 1845 neu gepflastert und mit dem Stadtwappen in Steinmosaik geziert. Nächst diesem ist der Börsenplatz, sonst Naschmarkt, der ansehnlichste. Zwischen der innern Stadt und den Vorstädten liegt die Promenade, eine besondere Zierde L.s., im Jahre 1777 von dem Bürgermeister Müller angelegt und von den jedesmaligen Stadtbehörden erweitert, gepflegt und verschönert. Dieselbe besteht aus den sich rings um die Stadt ziehenden herrlichen Linden- und Kastanienalleen und den Parkanlagen, welche jene theilweise begleiten. Der besuchteste Theil der Promenade liegt zwischen dem Thomaspfortchen und dem grimmaischen Thore, der vorzüglichste Theil der Anlagen ist der Park zwischen dem grimmaischen u. innern halle'schen Thore. Nicht weit von dem ersteren erhebt sich der Schneckenberg, eine mit Bäumen und Sträuchern bepflanzte, künstlich erhöhte Stelle der alten Festungswerke, u. mit dem Denkmale Gellerts geziert. Auf diesem

Hügel soll Theodor Körner am 24. Juli 1813 sein bekanntes Lied: „Lügows wilde Jagd“ gedichtet haben. Am Fuße des Hügel's befindet sich ein künstlich angelegter Wasserfall, ganz in der Nähe der Schwanenteich u. wenige Schritte weiter auf einem mit Pappeln umgebenen Rasenplätze das Müller's-Denkmal, welches L.s. Bürger dem Begründer der Anlagen an seinem Lieblingsorte errichten ließen. Vor dem Thomaspfortchen, auf der andern Seite der Promenade, erheben sich die Denkmale der Komponisten Hiller und Sebastian Bach; das erstere ließen 2 Schwestern Thekla und Mariane Podleska errichten, welche, mit Mutter u. noch 2 Schwestern als Harfenspielerinnen nach L. gekommen, unter Hiller's Leitung sich zu ausgezeichneten Sängerinnen ausbildeten. Zwischen dem grimmaischen und Petersthore ist im September 1843 das Denkmal Alb. Thiers von dem wandernden Verein der damals in Altenburg versammelten Lands- und Forstwirthe errichtet worden. Die Promenade berührt mehrere große und freundliche Plätze, unter welchen der mit prächtigen Gebäuden umgebene Augustusplatz, dann der Rossplatz, der Königsplatz, worauf das marmorne Standbild des Kurfürsten Friedrich August von Oester steht, der Theaterplatz, mit dem am 10. Aug. 1851 errichteten Standbilde Hahnemann's, der Fleischerplatz und der Wapenplatz die größten sind. Die Vorstädte, welche, wie schon erwähnt, in 4 Viertel, oder in die grimmaische, Peters-, rannstädter und halle'sche Vorstadt eingetheilt werden, sind von 13 Thoren umgeben; diese sind: 1) das dresdner Thor (früher äußeres grimmaisches Thor); 2) das Hospitalthor — beide in ziemlich gerader Richtung vom grimmaischen Thore; 3) das zeiger Thor (früher äußeres Petersthor); 4) das Münzthor (früher Floßthor) — beide dem Petersthore entgegenstehend; 5) das frankfurter Thor (früher äußeres rannstädter Thor), in gerader Richtung vom rannstädter Thore, 6) das äußere halle'sche Thor (sonst auch Gerberthor); 7) das Schützenthor (früher Schönfelder oder Hinterthor) zwischen dem dresdner und äußern halle'schen Thore; 8) das Rebenthor neben dem vorhergehenden; 9) das Glockenthor (früher Sandthor) zwischen dem Hospitalthore und dem folgenden; 10) das Windmühlenthor, zwischen dem vorigen u. dem zeiger Thore; 11) das Rosenthalthor, zwischen dem frankfurter und dem äußern halle'schen Thore; 12) das Bahnthor am Bahnhofe der leipzig-dresdener Eisenbahn; 13) das Bahnthor am Bahnhofe der leipzig-magdeburger Eisenbahn, neben dem vorhergehenden. Durch die Thore 1—6 ist die Passage unbeschränkt; durch die Thore 7, 9—11 dürfen Fremde nicht einpässen, eben so wenig können durch dieselben (mit Ausnahme von Nr. 7) zu veraccisende Gegenstände in die Stadt gebracht werden; Nr. 8 war früher in der Regel verschlossen; 12 und 13 sind nur für den Verkehr auf den beiden Eisenbahnen bestimmt. Außerhalb der Vorstädte entstanden von 1834 an (seit welcher Zeit sich L. ungemein vergrößert hat) die

Friedrichsstadt vor dem dresdener Thore, an der dresdener Chaussee, und die an jene grenzende Marienstadt, vor dem Schügenthore, rechts von der leipzig = dresdener Eisenbahn. Aehnliche Anbaue, außerhalb der äußern Thore, nur geringen Umfanges, befinden sich auch vor dem Windmühlens-, dem zeiger und dem Floßthore; auch die Sandgrube wurde seit 1832 parcellirt, als Gartenland verpachtet und so in eine große freundliche Anlage verwandelt. Im J. 1843 erhielten das äußere grammaische, rannstädter, das Peters- und Gerberthor die Namen dresdener, frankfurter, zeiger und hallesches Thor, gleichzeitig wurden die neuentstandenen Straßen und öffentlichen Plätze benannt, u. die alten Namen von mehren bereits bestehenden mit neuen vertauscht; so wurde z. B. der Neumarkt in die Universitätsstraße, der Eselsplatz in den Ritterplatz, der rannstädter Steinweg in die frankfurter Straße verwandelt. Das neue dresdener Thor und das Schügenthor, auch tauhaer Thor genannt, wurden 1844 so weit hinausgerückt, daß sie zugleich von den neuen Anbaue die Friedrichs- und die Marienstadt mit umfaßten. Die Gesamtzahl der Häuser beläuft sich auf ca. 2200, wovon etwa 800 auf die innere Stadt kommen. Die Straßen sind reinlich gehalten, haben aber im Allgemeinen kein vorzügliches Pflaster; neben mehren schönen, breiten und geraden Straßen, z. B. der Katharinen-, grammaischen, Peters-, Hain-, Universitäts-, Nikolai-, Ritterstraße, Neumarkt, Brühl, der Königsstraße im ehemals reimerischen Garten, gibt es auch sehr viele unregelmäßige und sehr enge Gäßchen. Sowohl die innere Stadt, als auch die Vorstädte sind durchweg (die neuerdings parcellirten, früher geschlossenen Grundstücke ausgenommen) mit Gas, die neuen Anbaue nur spärlich mit Dellampen beleuchtet. — Die Zahl der öffentlichen Gebäude L. S. (in der innern Stadt), welche sich durch Umfang und Architektur besonders auszeichnen, ist gerade nicht sehr groß. Von den Kirchen ist zunächst die Thomaskirche zu erwähnen. Sie wurde mit dem Thomaskloster 1222 vom Markgrafen Dietrich dem Bedrängten erbaut, 1482 jedoch wieder abgetragen, von Grund aus neu hergestellt u. 1496 von dem merseburger Bischof Thilo von Trotte eingeweiht. An die Stelle des hölzernen Thurmes trat 1537 ein steinerner, den man 1702 bis zu seiner jetzigen Höhe von 105 Ellen brachte. Der innere Raum der Kirche ist 288 F. lang und 115 F. breit. Das Gewölbe ruht auf 14 Säulen. Der schöne marmorne Altar wurde 1721, die jetzige Orgel 1773 erbaut. Zu beiden Seiten des Altarplatzes befinden sich die Bildnisse der Superintendenten in Lebensgröße, im Beichtbause dagegen die Portraits der Pastoren. Die Nikolaikirche soll schon 1176 vom Markgrafen Otto dem Reichen erbaut worden seyn. Im Jahre 1513 wurde sie erweitert und 1525 von dem Bischof Adolf von Merseburg eingeweiht. In einem der 2 Nebenthürme des 1555 erbauten großen Thurmes befindet sich eine 114 Centner schwere Glocke, die nur an hohen Festtagen geläutet wird. Die in den Jahren 1785

— 1796 vorgenommenen Erneuerungen gaben der Kirche ihre jetzige prachtvolle Einrichtung u. Gestalt. Das Innere ist 104 Ellen lang, 52 Ellen breit und 33 hoch. Gemälde des berühmten Deser schmücken Wände und Decke des Chors und den Altar. Das ausgezeichnete Orgelwerk wurde 1789 — 1791 von den Gebrüdern Trampell erbaut. Die Kanzel, auf welcher am Pfingstfeste 1539 Dr. Justus Jonas und Dr. Martin Luther hier evangelische Predigten hielten, ist noch zu sehen. Die Universitäts- oder Paulinerkirche, 1229 zu bauen angefangen, 1240 vollendet und geweiht, wurde 1541 der Universität überwiesen und am 12. August 1544 von Luther selbst durch seine letzte in L. gehaltene Predigt zum evangelischen Gottesdienste eingeweiht. Sie enthält die Begräbnißstätten des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Dietrichmann, dessen Gebeine seit dem 30jährigen Kriege besonders aufbewahrt werden, und dem neben dem früheren 1841 ein neues, schönes Denkmal errichtet wurde; ferner der Gemahlin des Kurfürsten Ernst, Elisabeth, des gelehrten Joachim Camerarius, des in der Schlacht von Breitenfeld (1642) gebliebenen Obristen v. Mantuffel. Auch das Grab des Ablasskrämers Tegel war früher in der Kirche, befindet sich jedoch, da ein Theil der Kirche im dreißigjährigen Kriege abgerissen wurde, jetzt außerhalb derselben im ehemaligen grammaischen Zwingler (jetzt Augustusplatz) und ist dem Auge durch kein Zeichen mehr erkennbar. Die große Orgel wurde 1710 erbaut. Das 1624 gestiftete monatliche Predigerkollegium hält hier seine Uebungen. Von 1813 diente die Kirche als Lazareth und konnte erst 1816 ihrem eigentlichen Zwecke wieder dienen. Im J. 1839 wurde die Ostseite der Kirche im gothischen Geschmacke verziert, um mit dem daneben befindlichen Augusteum und den übrigen schönen Gebäuden des Augustusplatzes zu harmoniren. Seit 1844 hat diese Kirche einen eigenen Prediger. Andere Kirchen sind: die Neukirche, die Peterskirche (mit welcher seit 1713 die Katechetenanstalt verbunden wurde u. die später den Deutschkatoliken zur Mitbenutzung überlassen worden ist), die Johannis Kirche mit einem Denkmale Gellers u. ausgezeichnet schönem Begräbnißplatz, die Waisenkirche, die Jakobskirche, die Kirche der reformirten Gemeinde im ehemaligen Amtshause am Thomaskirchhofe, die Kirche der katholischen Gemeinde mit schönen Altargemälden u. dem Denkmale des in L. verstorbenen Fürsten Jablonowski in der Pleißenburg. Die Griechen halten ihren Gottesdienst in ihrem Versaale in der Katharinenstraße, die Juden in der brodoyer Synagoge in der Ritterstraße und zur Zeit der Messen im Saale des Schneiderinnungshauses am Thomaskirchhofe. Andere merkwürdige Gebäude der innern Stadt sind: das Rathhaus am Marktplatz, 1536 im neugothischen Geschmacke erbaut und mit einem Thurme versehen, der 1599 bei Schlaguhr nebst der die Veränderungen des Mondes anzeigenden Kugel und den eisernen Austritt erhielt. Der Balkon des 1. Stockes wird von den Stadtmusikern zu Musikaufführungen

gen benutzt. Von ihm herab hielt nach jenem berücktigten 12. August Robert Blum eine Rede, welche der Stadt ihre Sicherheit und dem Lande die Ruhe wiedergab. Das Innere des Hauses enthält neben vielen für verschiedene Behörden eingerichteten Zimmern einen großen, mit Quadersteinen belegten Saal. Im Erdgeschoße befinden sich viele Kaufläden und Waarenniederlagen. Ferner: die Universitätsgebäude, nämlich das in den Jahren 1831 — 1836 von Geutebrück nach einem Plane Schinkels erbaute Augusteum, 152 Ellen lang und 3 Geschoß hoch, mit 9 Auditorien im Erdgeschoße, der prachtvollen Aula und andern Lokalen in der 1. und 2. Etage, den Statuen der Calliope und Polyhymnia über dem Hauptportale und einer bildlichen Darstellung der 4 Fakultäten in dem der Promenade zugekehrten Siebelfelde; das 1843 ebenfalls von Geutebrück erbaute Friedrichianum, das Paulinum, das Fürstenhaus, das Bibliothekgebäude, welches 1845 um ein im alten Style aufgeführtes Stockwerk erhöht wurde, das große Fürstenkollegium u. das kleine Fürstenkollegium. Eins der schönsten Gebäude ist das 1740 von Schmiedlein erbaute Gewandhaus; es enthält im Erdgeschoße größtentheils Niederlagen, im Halbgeweschoße den Festboden (welcher zur Zeit der Messen als Verkaufsort der fremden Tuchmacher dient), darüber einen sehr schönen Saal, in welchem seit 1747 die städtische Bibliothek aufgestellt ist. In dem an das Gewandhaus stoßenden früheren Zeughause befindet sich seit 1781 der Konzertsaal und seit 1782 der Ballsaal. (Beide Säle waren mit allegorischen Gemälden von Deser geschmückt, die man bei einer 1833 vorgenommenen Erneuerung überpinselt hat, — ein Vandalismus, wodurch die verhältnißmäßig kleine Anzahl der Kunstschätze L. s. um einige der bemerkenswerthesten verringert wurde). Die deutsche Buchhändlerbörse, von 1834 — 1836 erbaut, umschließt in ihrem 1. Stockwerk einen großen, prachtvollen Saal, in welchem besonders in der Ostermesse die Hauptversammlungen der Buchhändler gehalten werden, außerdem aber auch zu Kunst- und Industrieausstellungen, so wie zu den Musikaufführungen der Euterpe benutzt wird. Auf dem Raschmarke steht die Kaufmannsbörse (Handelsbörse), von 1678 — 1680 in italienischem Geschmacke aufgeführt. Die Gallerie des platten, mit Kupfer belegten Daches zieren die Statuen der Minerva, Venus, Apollo's und Merkurs. Die Decke des großen, hohen Saales ist mit Stukkaturarbeit u. einem großen, den Götterrath vorstellenden Delgemälde geschmückt. Im Parterregechoß befinden sich Kaufläden. Bei Illuminationen gewährt das Gebäude einen prachtvollen Anblick. An der südlichen Ecke der inneren Stadt befindet sich die Pleißenburg, ein altes, unter Kurfürst Moriz von 1549 — 1551 nach dem Muster der jetzt rasirten Citadelle von Mailand erbautes Schloß, in neuerer Zeit größtentheils in Kasernen verwandelt. In dem dazu gehörigen alten Thurm, dessen untere Mauern 7 Ellen stark sind, wurde nach Abtragung der Spitze 1790 die Sternwarte eingerichtet. Das Collegium juri-

dicum, auch neues Petrinum genannt, nahe beim Schlosse, erhielt seine jetzige Gestalt von 1770 — 1773 unter dem Ordinarius Dr. Karl Ferd. Hommel. In dem zu ebener Erde links befindlichen großen Saale mit doppeltem Ratheder, Subsellien für die Graduirten und Bildnissen ehemaliger Ordinarien finden die juristischen, und mit Erlaubniß dieser Fakultät auch die Disputationen und Promotionen der übrigen Fakultäten Statt. Dem Saale gegenüber befindet sich die Gerichtsstube der Juristenfakultätsgerichte. In dem mit diesem Gebäude zusammenhängenden alten Petrinum auf der Petersstraße werden die juristischen Examina abgehalten. Noch sind von öffentlichen Gebäuden anzuführen: die erste Bürgerschule mit einem großen Vetsaale, der zugleich zum Sitzungs- und Versammlungslokal der Stadtverordneten und zum Versammlungslokal der polytechnischen Gesellschaft dient; das 1817 von Weinbrenner erbaute, 1844 restaurirte Schauspielhaus; das Georgenhaus, ein schönes Gebäude, und dem gegenüber die Heu- und Kienlage, welche weniger als Gebäude, mehr aber durch die daselbst sich befindende Schnellwagen (auf welcher ganze Fuhrren Heu, überhaupt Lasten von 57 Centner bis abwärts zu 3 Pfund gewogen werden können) bemerkenswerth ist. Von den vielen, theilweise sehr schönen Privatgebäuden sind besonders erwähnenswerth: der Auerbach's-Hof (einst Bazar Deutschlands), die Tuchhalle, das Thomé'sche oder Königs- und Kochs-, Stieglitzs- und Hohmannshof, die große Feuerkugel, das hohenthalsche und dufoursche Haus, das Hotel de Pologne, der große Blumenberg am Theaterplatz etc. Unter den bemerkenswerthen Gebäuden der Vorstädte steht das neue Postgebäude am Augustusplatz obenan. Es wurde von 1836 — 1838 nach dem von Geutebrück entworfenen Plane gebaut, besteht aus einem Parterre, einem Entresol und 2 Etagen, und mißt an seiner Hauptfronte 306, auf seinem linken Flügel an der Poststraße 174, auf seinem rechten Flügel an der dresdener Straße 91 Fuß. Das ganze Gebäude, welches durch 7 Heizapparate, vom Souterrain aus bis zur obersten Etage, mit warmer Luft geheizt wird, ist eine besondere Zierde der Stadt. In ihm befinden sich, außer dem Oberpostamte, den dazu gehörigen Hauptkassen und Rechnungsexpeditionen und den Expeditionen für den Geschäftsbetrieb des leipziger Lokalpostwesens, noch das Appellationsgericht, die Kreisdirektion, die Kreissteuerliche Expedition, die Hauptexpedition der Landeslotterie, die Zeitungsexpedition, deren Redaktionslokal, die Wohnung des Oberpostamtsdirektors und mehrerer anderer Beamten und eine wohl eingerichtete Restauration. Von dem Postgebäude aus agirt auch der elektro-magnetische Telegraph nach den Richtungen der 3 Eisenbahnen, nach Dresden, Berlin u. Hof. Auf der jetzigen Straße, links vom Peterschischgraben, zieht das Hartels-Haus, in den Jahren 1832 und 1833 von dem Baumeister Hermann aus Dresden erbaut (jetzt im Besitze von Leplan), durch seine Schönheit den Blick auf sich. Es ist ein römisches Haus mit Säulen



Wiener, Tzschirner, Christ. Dan. Wed, Harg, Erieglis, Sidel, Pölig u. liegen hier begraben. Alljährlich am Johannisstage wallfahrtet eine unzählige Menschenmenge hinaus, um die Gräber der Angehörigen mit Blumen und Kränzen zu schmücken. (Vergl. Bretschel, Der Friedhof bei St.-Johannes, Leipzig 1836, und Heinlein, Der Friedhof zu L. oder Sammlung aller Inschriften auf den Denkmälern das., Leipzig 1844.) Jetzt ist der Theil des Johannis Kirchhofs, welcher die Johannis Kirche unmittelbar umgibt, in den Johannisplatz verwandelt; von allen Grabmälern ist nur das von Sellert erhalten worden, welches sich unmittelbar auf dem Plage befindet. Ein neuer Gottesacker wurde, da eine Erweiterung des bisherigen nicht mehr thunlich erschien, 1845 außerhalb der Stadt zwischen den Thonbergshäusern und dem Johannis thale angelegt. Der Begräbnisplatz der Israeliten befindet sich vor dem Glockenthore neben den Pulverhäusern. — Behörden: L. ist der Sitz der Kreisdirektion, neben welcher als einzelne Zweige derselben die Kirchen- und Schulendputation, die Prüfungskommission für Schulamtskandidaten und die Prüfungskommission für Theologen bestehen, des Appellationsgerichtes, des Kreisamtes (im Schlosse Pleissenburg), des Oberpostamtes, welches unmittelbar unter dem Finanzministerium steht u. einen Oberpostamtsdirektor mit 6 D.-P.-A.-Räthen an der Spitze hat. Zu demselben gehören die D.-P.-Kanzlei, D.-P.-Hauptkasse, D.-P.-Rechnungs Expedition, D.-P.-Expedition u. deren Kasse, Expedition zur Annahme der Päckereien, das Personen-Einschreibebureau, die Stadt- und Landpost-Expedition, Staffeten-Expedition, Zeitungs-Expedition. Die Posthalterei befindet sich auf dem Rossplage. In der Stadt sind in allerneuester Zeit 35 Briefkästen eingerichtet worden, wo Briefe aufgegeben werden können. Ferner befinden sich hier: der Kreissteuerrath des II. Steuerkreises nebst der königlichen Kreisabschätzungskommission für Fabrikgewerbe; die Bezirkssteuer-Einnahme I. Klasse für die Dtschaften des Kreisamtes L. mit der Stadt L. und den unter Amts- u. Universitätsgerichtsbarkeit gelegenen Grundstücken; das Hauptsteueramt mit seinen drei Abtheilungen, das Rentamt, die königl. Prokurantverwaltung und die königl. Salzverwaltung, die Floßholzverwaltung u. die Lotterie-Haupt-Expedition. Städtische Behörden sind: 1) Das Rathskollegium (Stadtrath), bestehend aus 1 Bürgermeister, 1 Vicebürgermeister, 7 besoldeten und 12 unbesoldeten Stadträthen, welche von den Stadtverordneten gewählt werden. Unter den besoldeten Stadträthen müssen 6 Rechtskundige, unter den unbesoldeten 6 Kaufleute seyn. Das Kollegium theilt sich in zwei Sektionen, von welchen die erste alle Angelegenheiten des Stadtvermögens, die Verwaltung desselben und alles auf städtische Einnahmen und Ausgaben Bezügliche, ferner die Ausübung der weltlichen Inspektions- und Kollaturrechte über Kirchen,

Schulen und milde Stiftungen, so wie auch alle Verfassungssachen, die zweite hingegen die Verwaltung der Wohlfahrtspolizei, alle Innungs-, Gewerbs- und alle diejenigen Angelegenheiten, welche dem obrigkeitlichen Wirkungskreise des Stadtraths vorzugsweise zugewiesen sind, besorgen. 2) Das Stadtgericht, welches aus einem Stadtrichter und 5 Stadtgerichtsräthen besteht. Es zerfällt in 4 Sektionen. Die 1. (mit einer Ober-, Unter- und Rügenexpedition) ist für streitige Rechtsachen, die 2. für Handelssachen (mit Beisitzern aus dem Handelsstande), die 3. für Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit (besonders Kauf- und Hypothekensachen), die 4. für Vormundschaftsachen bestimmt. 3) Das vereinigte Kriminalamt der Stadt L.; 4) die Sicherheitsbehörde (bei 3 und 4 wird ein Universitätsrichter für alle die Studirenden betreffenden Angelegenheiten hinzugezogen); 5) das Landgericht des Raths zu L., für die der Stadt zugehörigen Dtschaften bestellt; 6) die Einnahmestube (die Hauptkasse der Stadt, der Kriegsschulden und milden Stiftungen, mit Inbegriff der Kirchen- und Schularten) nebst den dazu gehörigen Unter-Einnahmestellen. Dem Stadtrathe steht das aus 60 Mitgliedern gebildete Kollegium der Stadtverordneten beratend zur Seite. Es kann hier sogleich der in L. bestehenden Kommunalgarde gedacht werden, ein Institut, welches von großem Segen seyn könnte, dessen Organisation einer lebenskräftigen Entwicklung jedoch sehr hinderlich ist. — Die Garnison L. bildet das 1. und 2. Schützenbataillon der königl. leichten Halbbri-gade, ist aber in der Neuzeit bedeutend verstärkt worden.

Bildungsanstalten: Obenan steht die Universitäts, zu deren Gründung die bei der Universität zu Prag zwischen Böhmen und Deutschen ausgebrochenen Streitigkeiten die Veranlassung gaben. Eine große Anzahl prager Studenten zog am 4. Septbr. 1409 mit den Professoren Otto v. Münsterberg und Johann Hofmann an der Spitze nach L., um hier eine besondere Hochschule zu stiften. L. empfing die fremden Gäste mit offenen Armen, Kurfürst Friedrich der Streitbare u. dessen Bruder Wilhelm suchten um die päpstliche Einwilligung nach und erlangten dieselbe unterm 9. Septbr. 1409 von Alexander V. Die Gesammtheit der Lehrer und Studenten schied sich in 4 Nationen, die sächsische, meißnische, fränkische (später bayrische) und die polnische. Otto v. Münsterberg wurde der erste Rektor. Wie L. überhaupt die fremden Gäste mit offenen Armen empfing, so war man auch darauf bedacht, die neugegründete Universität möglichst rasch emporzuheben und überwies ihr deshalb das große und kleine Fürstenkollegium, nachher auch das Frauenkollegium, bestritt die Befoldung für 20 Magistri (wofür bald die Dörfer Hohenheida, Gottscheuna und Merkwitz übergeben wurden) und ertheilte derselben außerdem noch viele Freiheiten; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Anfangs bestanden bloß 2 Fakultäten, 1415 kam die medicinische und 1504 die ju-

ristische hinzu. Zum zweiten Male beschenkte Kurfürst Moritz die Universität sehr reichlich; er überließ ihr nämlich das Paulinerkloster mit der Paulinerkirche, nebst den dazu gehörigen Besetzungen, die Bibliothek, 2000 Gulden Einkünfte aus eingezogenen Kloster Gütern, noch 5 Dorfschaften und 325 Acker Waldung. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Konviktoriums und einer Anzahl Stipendien gesorgt. Seit 1580 bildeten die 4 theologischen nebst einer der morgenländischen Sprachen, die 5 juristischen, die 4 medicinischen und die 9 philosophischen Professuren die 23 Professuren alter Stiftung. Kurfürst August errichtete 12 neue und traf Veranstellungen zu einer Universitätsordnung. Auch Christian I., August der Starke, König Friedrich August verbesserten die Einkünfte der Universität, und letzterer setzte viele zeitgemäße Institute ein. Im J. 1829 wurde zur bessern Verwaltung des Universitätsvermögens eine Rentverwalterei eingesetzt, und von 1830 an, in welchem Jahre die 4 Rationen aufgehoben wurden, unterlag die Verfassung der Hochschule vielfachen Umgestaltungen. Seitdem bilden der Rektor Magnificus und der akademische Senat oder das Kollegium sämmtlicher ordentlichen Professoren den Mittelpunkt der Universitätsverwaltung. Der Rektor wird von den ordentlichen Professoren aus ihrer Mitte auf 1 Jahr gewählt. An der Spitze der Fakultäten stehen Dekane, die auch jedes Jahr neu gewählt werden. Die Disciplin der Studirenden überwacht seit 1829 das Universitätsgericht, aus dem Rektor, dem Universitätsrichter, einem Professor als Beisitzer und einem Aktuar bestehend. Die theologische Fakultät hat 6 ordentliche, 6 außerordentliche Professoren und 6 Privatdocenten; die juristische 7 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren und 5 Docenten; die medicinische 10 ordentliche, 8 außerordentliche Professoren und 8 Privatdocenten; die philosophische 20 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren und 8 Docenten. Dazu kommen noch 7 Lektoren u. mehrere Exercitienmeister. Die Zahl der Studirenden, welche sich sonst auf 1300 belief, schwankt jetzt zwischen 800 und 900. Der Universitätsetat beträgt 55,400 Thlr., wovon nahe an 38,000 Thlr. aus Staatsmitteln, das Fehlende aus den eigenen Einkünften und den unter der Verwaltung des Kultusministeriums stehenden Fonds der Universität gedeckt wird. Davon werden 44,550 für Gehalte der Professoren, 10,850 für Gehalte der Beamten, 3700 für die Universität und 1000 Thlr. für den botanischen Garten verwendet. Das Vermögen der Universität beläuft sich mit Einschluß der Vermächtnisse zu Stipendien, Freistücken etc., die aber freilich allein gegen 740,000 Thlr. betragen, auf 1,100,000 Thlr., der Universitätsfond auf 357,000 Thlr. Berühmte Lehrer waren und sind: J. A. Ernesti, Morus, Tschirner, Winer, Großmann, Jllgen, Krehl, Haubold, Schilling, Carpyov, Biener, Hänel, Blümer, v. d. Pfordten, Seiffarth, Günther, Albrecht, Weber, Kühn, Clarus, Carus, Jörg, Gottsched, Gellert, Fischer, Reiske, Platner, Rosenmüller, Wendi, Hermann, Beck, Spohn,

Schäfer, Krug, Pölig, Gilbert, Keil, Fleischer, Wachsmuth, Drobisch, Bülow, Gerodorf. Zur Universität gehören 150 königl. und viele private Stipendien, Legate, das Konviktorium für 122 Personen etc., auch besitzt sie außer der Bibliothek noch mehrere Nebenanstalten, z. B. das anatomische Theater, den botanischen Garten, die klinische Anstalt im Jakobshospitale, die Entbindungsschule, das chemische Laboratorium, die Sternwarte, 2 philologische und 1 akademisches Seminar, die medicinische Poliklinik, das klinische Institut etc. Noch einige andere Nebenanstalten werden unter den Gesundheits- und Heilanstalten und den Sammlungen angegeben. (Vgl. Bretschel, Die Universität L., Dresden 1830.)

Neben der Universität nimmt als Gymnasium die Thomasschule einen sehr ehrenvollen Platz ein. Sie wurde kurz nach Vollendung des Thomasklosters (1225) errichtet und von demselben unterhalten. Nach der Reformation erkaufte der Rath das Kloster nebst einem Theile seiner Einkünfte. Diese, mehrere Vermächtnisse und andere Unterstützungen waren die Mittel zur Organisirung und Unterhaltung der jetzigen Schule. Die Anstalt hat neben dem Rektor 7 ordentliche (darunter einen Kantor und Ratsbibliothekar) und mehrere außerordentliche Lehrer und 6 Klassen, von denen die beiden untern ein Progymnasium bilden. Es erhalten 59 Schüler (die Alumnus) freie Wohnung, Kost u. auch Geldunterstützung, wofür sie bei Kirchenmusik, Begräbnissen und dem Gottesdienste den Gesang besorgen müssen. Außer jenen wird diese Schule noch von einer Anzahl nicht in der Anstalt wohnender Schüler, den Externen, besucht. An der Spitze der Schule steht jetzt der Rektor und Professor Stallbaum. Längere frühere Rektoren der Schule waren: Johann Heinr. Ernesti, Joh. Matthias Geßner, Joh. Aug. Ernesti, Joh. Friedr. Fischer, Friedr. Wilh. Ehrenfr. Kost. Die musikalischen Leistungen der Thomasschüler (des Thomaskors) sind anerkannt, aber auch selbsterklärlich, wenn nur die Namen einiger Kantoren, wie Seb. Bach, dessen Denkmal vor der Thomasschule aufgestellt ist, Joh. Friedr. Doles, Joh. Adam Hiltler, Joh. Gottfr. Schicht angeführt werden. Der jetzige Kantor ist Hauptmann. Die Nikolaischule (Gymnasium wie die Thomasschule), 1395 vom Stadtrathe gestiftet, hat außer dem Rektor (jetzt Robbe) 6 ordentliche und mehrere außerordentliche Lehrer und zerfällt ebenfalls in 6 Klassen. Hieran reiht sich die allgemeine Bürgerschule unter der Direktion des bekannten Pädagogen Dr. Bogel. Diese zerfällt jedoch in 3 besondere Anstalten, nämlich in die städtische Realschule mit 11 Lehrern, die erste Bürgerschule (1804 eröffnet) mit 19 ordentlichen Lehrern, mehreren Hülflehrern und dergleichen Lehrerinnen und 4 Elementarlehrern, und die zweite Bürgerschule (1840 eröffnet) mit 12 ordentlichen, 2 Elementar-, 4 Hülflehrern und 2 Lehrerinnen. Eine dritte Bürgerschule wurde von Ramshorn gegründet. Im J. 1792 wurde durch den Bürgermeister Müller und den Superintendenten Rosenmüller die

Mathsfreischule für Kinder armer Aeltern errichtet. Unter der Leitung von Männern wie Plato und Dolz erlangte dieselbe mit Recht den Ruf einer vorzüglichen Unterrichtsanstalt (vergl. Dolz, Die Mathsfreischule in L. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens, Leipz. 1843). Eine vorzügliche Anstalt besitzt auch L. an dem 1778 von Samuel Heinicke gestifteten und 1786 unter die Aufsicht der Universität gestellten Taubstummeninstitute. Den Unterricht besorgen der Direktor des Instituts, Dr. Reich, dessen Gattin, 4 Lehrer u. ein Zeichnungslehrer. Außerdem sind noch zu erwähnen: die 1831 gestiftete Handlungsschule, die Sonntagschule der polytechnischen Gesellschaft, die katholische Bürgerschule, die Schule des Arbeitshauses für Freiwillige, die wendlersche Freischule (1788 durch Anweisung seines Hauses als Schullokal und Aussetzung eines Kapitals von 10,000 Thln. vom Buchhändler Joh. Wendler begründet), die Armenschule nebst den Privatinstituten von Thon, Hander, Richter und Kirchner-Kreuzler. Es ist hier sogleich einiger Anstalten zu gedenken, die des ausgezeichnetsten Rufes genießen und den besten ihrer Art an die Seite gestellt zu werden verdienen. Diese sind: 1) Die Akademie der bildenden Künste im Schlosse Pleißenburg, 1764 begründet, welche Deser, Tischbein, Bause, Schnorr zu Direktoren zählte; in neuerer Zeit ist mit denselben die Baugewerkschule in Verbindung gesetzt, an welcher außer dem Direktor (Seutebrück) ein Lehrer der Baukunst, ein Lehrer der Mathematik, ein Lehrer der deutschen Sprache, ein Kunst- und Modellstichler angestellt sind. 2) Die Singakademie, ein Institut für ernstere und höhere Vokalmusik; 3) das seit 1843 bestehende Konservatorium der Musik; 4) das durch den Kaufmann Zehmisch im J. 1743 begründete sogenannte „Große Concert“, welches durch den Bürgermeister Müller seine jetzige Gestalt erhielt. Es setzt seinen Ruhm hauptsächlich in die Aufführung großer klassischer Musiken und gibt manchem einheimischen und fremden Künstler Gelegenheit, seine Talente zu zeigen, aber auch seine Feuerprobe zu bestehen. Wie früher J. A. Hiller und A. Polenz, so erwarben sich in neuerer Zeit Mendelssohn-Bartholdy (s. d.) u. David große Verdienste um dasselbe. Die großen musikalischen Aufführungen finden in dem Konzertsale des mit dem Gewandhause verbundenen früheren Zeughauses Statt. 5) Das Theater, erst seit 1817 ein stehendes, welches von diesem J. an (in welchem auch das neue Schauspielhaus erbaut wurde), bis 1828 unter der Direktion von Küstner seine Glanzperiode feierte. Im J. 1832 übernahm Ringelhardt die Leitung desselben, welcher sie 1844 an Schmitt abtrat. An der Kasse dieses Theaters stand Jahre lang freundlich und bescheiden die Willets einlösend der Volksmärtyrer Robert Blum (s. d.). — Gelehrte Gesellschaften besitzt L. in bedeutender Anzahl. Wir führen an: die oberlausitzer wendtsche Prediger-gesellschaft, 1716 unter dem Namen Societas Sorabica gestiftet, hält homi-

letische, exegetische, philosophische und philologische Uebungen; die historisch-theologische Gesellschaft, 1814 durch den Prof. Illgen entstanden, seit 1845 unter dem Präsidium des Prof. Niedner, hat theils Prediger, theils Kandidaten des Predigtamts zu Mitgliedern; die exegetische Gesellschaft, gestiftet 1817 von Dr. Winer; die 1816 vom Prof. Pohl gegründete kameralistische Gesellschaft; die deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer, hervorgegangen aus der 1697 gestifteten görliger poet. Gesellschaft und 1827 mit dem 1824 gegründeten sächsischen Vereine zur Erforschung vaterländischer Alterthümer vereinigt; die jablonowski'sche Societät der Wissenschaften, 1768 gegründet, welche, der Stiftung gemäß, jährlich 3 Preisfragen (Preis eine Medaille von 24 Dukaten Werth) aus dem Gebiete der Geschichte, Mathematik oder Physik und Oekonomie aufstellt und sich, so oft es nöthig ist, versammelt, um die eingegangenen Beantwortungen zu beurtheilen; das philologische Seminarium, im J. 1809 aus der 1784 von Ehr. Dan. Beck gestifteten philologischen Gesellschaft hervorgegangen, lange unter der Leitung Gottfr. Hermanns blühend; die naturforschende Gesellschaft, 1818 gestiftet, und seit 1824 mit der 1789 von Dr. Ludwig gegründeten linné'schen Gesellschaft vereinigt; die griechische Gesellschaft, 1798 von Gottfr. Hermann gestiftet; die juristische Gesellschaft, im J. 1824 von Prof. Otto gegründet und unter dem Namen otto'sche dogmat.-exegetische (jurist.) Gesellschaft von Dr. Vogel fortgesetzt; die medicinische Gesellschaft, 1829 begründet; die Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, 1828 von Dr. Vogel gestiftet; der 1832 begründete Schullehrerverein der Ephorie L., mit dem ein praktisch-pädagogisches Seminar für die Schulamtskandidaten der Ephorie verbunden ist; der Literatenverein (s. d.), der Advokatenverein, beide 1842, und der ärztliche Verein, 1844 gestiftet. Hieran reihen sich noch einige gemeinnützige Vereine und Anstalten: die leipziger ökonomische Societät, 1765 vom Grafen von Hohenthal gestiftet, die im Schlosse Pleißenburg ihre Sitzungen hält und seit 1833 einen trefflichen Volkskalender herausgibt; die polytechnische Gesellschaft zur Beförderung und höhern Ausbildung des vaterländischen Gewerbwesens, 1825 begründet; der Kunst- und Gewerbeverein, ebenfalls zur Beförderung und höhern Ausbildung in Künsten und Gewerben 1833 gestiftet; der Centralgewerbeverein, ein aus Deputirten der im Königreiche Sachsen bestehenden Gewerbevereine zusammengesetzter Ausschuss, 1838 errichtet; zuletzt der Verein zur Beförderung des Seidenbaues, welcher auch 1838 sich bildete. — Bibliotheken: die Universitätsbibliothek, die Stadtbibliothek, die Bibliotheken der Thomas- u. Nikolaikirche (größtentheils theologischen Inhalts), die Bibliotheken der Thomas- und Nikolaischule (meistens philologische Werke),



fer, Konditoreien besitzt L. sehr vorzüglich. Sehr besuchte Vergnügungsorte in L. selbst sind Odeon und Tivoli. — Die theils der Gegend wegen, theils historisch, theils als Vergnügungsorte, theils sonst merkwürdigsten Orte und Punkte in den Umgebungen L. sind: das Rosenthal vor dem Rosenthalthore, eine ausgezeichnete Waldpartie zwischen der Elster und Pleiße, mit dem Etablissement Bonorands, Rintschy's Schweizerhäuschen und vielen Fußpfaden und Alleen, seit neuerer Zeit viel zugänglicher gemacht; Pfaffendorf mit einer Kammgarnspinnerei, Sohls mit Schillers Hause, dem leipziger Waldschlößchen und vielen Sommerwohnungen der Städter; Möckern mit der Musterwirtschaft der leipziger ökonom. Societät, Wahren, Stahmeln; Lützschena, ein dem Freiherrn v. Speck-Sternburg gehöriges Dorf und Rittergut mit ausgezeichnete Dekonomie, großartiger Bierbrauerei, Park und sehr werthvoller Gemäldegallerie; Lindenthal, Breitenfeld; Eutritzsch, das erste Dorf, welches L. im J. 1382 erkaufte, zugleich Versammlungsort des großen landwirthschaftlichen Vereins; Schönefeld, Abtnaundorf, mit ausgezeichnetem Park, und St. Thekla; der heitere Blick und Tauscha; Reudnitz und Volkmarisdorf mit dem großen und kleinen Kuchengarten vor dem dresdener Thore; Zeinaundorf mit Park, in welchem sich mehrere Monumente und ein Tempel befinden; das 4 Stunden entfernte Mächern, dessen vorzügliche Parkanlagen, Denkmale, Schweizerhäuschen, Pyramiden, eine künstlich angelegte Mitterburg u. einschließen und bei der günstigen Dampfwaagenlegenheit außerordentlich besucht werden; vor dem Hospitalthore das Johannisthal, seit 1833 aus einem sandigen Terrain in die schönsten Anlagen verwandelt; der Thonberg, Stötzertitz mit einer Irren- und einer Kaltwasserheilanstalt, Probstheida, Meusdorf, Wachau (der Geburtsort Rabeners) und Liebertwolkwitz, Guldengossa, Störmthal und Gröbern; vor dem jetzigen Thore Tivoli, Brantvorwerk, Konnewitz, Lösnitz, Döblitz und Markleeberg; Raschwitz, Dörsch und Böbiger; vor dem frankfurter Thore Schleußnitz, Groß- und Kleinschöcher, Knauthein und Cythramit Park; Lindenu, Plagwitz u. Schöna; Leutzsch, die Bürgeraue im Rosenthale, Ehrenberg und Döblitz; in einiger Entfernung von letzterem Orte der Bienitz, ein anmuthiges Gehölz und reich an seltenen Pflanzen, und in der Nähe der Stadt die Insel Buen Retiro auf dem großen Teiche des schimmelschen Gutes vor dem Münzthore. (Vgl. Gretsche, L. und seine Umgebungen, 2. Aufl., Leipz. 1836.) — Freimaurerlogen bestehen 3: Minerva zu den 3 Palmen, Apollo und Balduin zur Linde. — Die Einwohnerzahl mag sich zur Zeit auf 65,000 belaufen, worunter sich ungefähr 1000 Reformirte, 1500 Katholiken, seit 1844 zum großen Theil Deutschkatholiken, 40 Griechen und 250 Juden befinden mögen. — L. ist Geburtsort des großen Denkers Leibniz u. des Künstlers Schnorr von Karolsfeld.

Leipzig als Handelsstadt — gehört zu den wichtigsten Städten Europa's u. hat weltgeschichtliche Bedeutung. Die Messen, über deren großartigen Umfang das Nähere weiter unten folgt, sind es nicht allein, welche L. im Handel die unbestrittene Auszeichnung geben, auch außer den Messen werden hier große Geschäfte gemacht und das lebendige Handels- und Gewerbstreiben dauert ununterbrochen fort: L. ist stets ein Lager von Waaren aller Art und den Erzeugnissen der Kunst, des Gewerbleißes und des Bodens aller Länder und Städte. Von dem, was L. für seinen Handel selbst erzeugt, steht an der Spitze der Tabak; es werden jährlich zu Schnupstabak und eine große Quantität Cigarren gegen 60,000 Centner roher Tabak verarbeitet. Nächst dem kommen die Sammet-, Gold- und Silberdracht-, Hutz-, Wachs- und Wachlicht-, Strumpf-, Blumen-, Pergament-, Farben-, Leder- und Siegellackfabriken. L. hat ferner eine Dampf- und eine Wasserölmühle, so wie mehrere große Del-Raffinerien, bezieht aber seinen Bedarf an Del meist aus den Mühlen an der Saale, Elster, Pleiße, Mulde u. Von anerkanntem Rufe sind ferner neben mehreren anderen guten mechanischen Werkstätten das mechanische Institut von E. Hoffmann, welches in physikalischen, mathematischen, chirurgischen, optischen, astronomischen u. a. Instrumenten, so wie in Wagen, Pressen und Maschinen mannichfacher Art Ausgezeichnetes liefert. Endlich verdienen noch genannt zu werden die großen Werkstätten für musikalische Instrumente, für gute Fortepianos, von denen viele nach Amerika gehen; und da L. ein Hauptplatz für Rauchwaarenhandel ist und hier stets die größten assortirten Lager in Europa sich finden, so wird auch das Geschäft der Kürschner hier in großem Umfange betrieben, indem viele russische und andere Rauchwaaren auf den Platz gelangen, um später, theils verarbeitet, theils sortirt und appretirt, von da den Weg in ihre Heimath wieder zurück zu machen.

Der bei Weitem wichtigste Handel liegt in der schon seit 6 Jahrhunderten blühenden Messe, auf welcher der Groß- und Kleinhandel jährlich 3mal seinen Schauplatz eröffnet und in reichem Ueberblicke nicht nur was Sachsen, Preußen, Oesterreich und ganz Deutschland, sondern auch was Paris, London, überhaupt ganz Frankreich, England, die Niederlande und Schweiz, Italien und Rußland, so wie die Kolonien anderer Erdtheile an Erzeugnissen für Bedürfnis und Luxus liefern, der Spekulation darbietet. Diese 3 Messen werden zu Neujahr, Jubilate und Michaeli abgehalten. Offenbar haben die Messen nach u. nach Leipzigs Bevölkerung gehoben, den allgemeinen Verkehr herbeigeführt, einer Menge Gewerbe den Ursprung gegeben, und den, außerdem hier bestehenden Handel gegründet. Dieser Messverkehr aber ist so bedeutend, daß keine selbst der gepriesensten Messplätze in u. außer Europa dagegen in Vergleich kommen. In Frankfurt a. M. z. B. fehlt mancher wichtige Messartikel für den eigenthümlichen Großhandel gänzlich; Frankfurt a. d. O. bietet hierin zwar mehr Vollständigkeit dar, steht dagegen aber in der Masse der Waaren, die an den Platz kommen,



auszudrücken, so können wir doch die nachfolgende Uebersicht der in einem Jahre am Plage vorhandenen vorzüglichsten Messartikel mit der Versicherung geben, daß dieselbe der Wahrheit sich in so weit nähert, als überhaupt mit der höchsten Sorgfalt ermittelt worden ist:

	Aus dem Auslande.	Aus den Staaten des Me- rins.	Zusam- men.
Seidene und halbseidene Waaren	4,075 Etr.	3,804 Etr.	7,915 Etr.
Baumwollene Waaren	30,415 "	55,630 "	99,045 "
Wollene Waaren	13,180 "	39,770 "	53,350 "
Leder aller Art	435 "	40,425 "	40,860 "
Reinwand u. leinene Wa- ren	315 "	13,630 "	13,945 "
Kurze Waaren aller Art	2,940 "	13,600 "	16,540 "
Eisen- und Stahl-Waaren	1,105 "	10,615 "	11,720 "
Glas-Waaren	2,030 "	1,930 "	3,960 "
Instrumente	140 "	705 "	845 "
Leder-Waaren	160 "	2,420 "	2,580 "
Steingut	110 "	—	110 "
Porzellan	220 "	2,060 "	2,280 "
Wachstaffet	30 "	—	30 "
Rauch-Waaren und Pelz- werk	5,735 "	2,270 "	8,005 "
Seide (gefärbte)	560 "	—	560 "
Wollene und baumwollene Garne	1,550 "	7,160 "	8,710 "
Zwisch	14,300 "	—	—

Übershaupt 83,770 Etr. 194,035 Etr. 277,835 Etr.

Hierzu treten noch Messartikel im engeren Sinne: rohe Häute und Felle, Hasenfelle, Schweinsborsten, Rosshaare, Bettfedern und Wachs, wovon allmessenlich eine sehr bedeutende Menge (zusammen an 30,000 Etr.) am Plage erscheinen und Absatz finden.

Von den zuerst genannten Artikeln liefern a) das Ausland, nämlich: England u. Schott-land: baumwollene Waaren aller Art (Callicoes, weiße und bedruckte Mouffeline und Jaconnas, rohe Pautors, Ebirklings, Robinnets, Piques, Rankins, ostindische und farbige Gateens, Hosenzuch aller Art, Pandanoes, Velvets und Velveteens); wollene Waaren (Merinos, Thibets, Moutres, Eastings, Kamlots, Circassiennes und Tücher, Cassinets, Plaids, Toilinetts, Balencias, Flanelle, Teppiche); leinene Waaren (Hosendrelle). Kurze Waaren aller Art: in Eisen, Messing, Kupfer, Leder, Holz, Horn; plattirte Waaren: Eisenwaaren, besond. Schneidwerkzeuge; seidene Waaren (Foulards); ame-rikanische Rauchwaaren, Glaswaaren, Instru-mente (optische), Steingut, wollene und baum- wollene Garne. — Frankreich: baumwollene Waaren (Callicoes und bedruckte Mouffeline), seidene u. halbseidene Waaren aller Art (Klei-der- u. Westenzeuche u. Stoffe, Tücher, Shawls, Bänder, Crepe, Gaze, Handschuhe, Strümpfe); wollene Waaren (Merinos, Thibets, Terneaux, Mouffeline de laine, Shawls u. Tücher). Kurze Waaren aller Art (Bijouterien, Quincail-lerien, plattirte Waaren, Uhren, künstliche Blumen, Kar- tonnagen); Porzellan, lederne Handschuhe, Wat-rist, gepreßte Glaswaaren, Wachstaffet, optische Instrumente, etwas Rauchwaaren, Waffen. — Holland und Belgien: wollene Waaren (Tuch, Kasimir, Kamlot), Leder Kameelgarne. — Die Schweiz: baumwoll. Waaren (weiße u. be- druckte Mouffeline, Callicoes, Tücher); seidene

Waaren (Zeuche u. Bänder); Uhren, Uhrmacher- werkzeuge u. Uhrenbestandtheile, Strohgeflechte. — Italien: Seide (gefärbte), seidene Waaren (Sammete), Strohhüte, Glasperlen, Korallen. — Oesterreich: halbseidene Waaren (Westen- zeuche, Tücher und Shawls); wollene Waaren (Tücher, Shawls, Strümpfe); Kurzwaaren, auch Uhren, musikalische Instrumente, Glas- waaren; baumwollene Waaren; böhmische Glassteine; Bettfedern. — Rußland und Polen: Rauchwaaren u. Pelzwerk; Rosshaare, Schweinsborsten, Wachs und Luchten. — Dä- nemark: Schaffelle, wollene Strumpfwaren. — Hannover und Braunschweig: lackirte Waaren und einige Kurzwaaren-Artikel. — Die Türkei und der Orient: Rosenöl, Edel- steine, bagdader Tücher von Wolle, Kameel- wolle, halbgare Ziegenfelle. — b) Die Staaten des Zollvereins: Sachsen: baumwollene Waa- ren, wollene u. seidene Waaren der verschiedensten Art. Kurzwaaren (Spielzeug, Strohhüte, Mess- ferschiedswaaren), Leder, Lederwaaren, Porzellan, Glaswaaren; leinene Waaren, musikalische Instrumente; wollene u. baumwollene Garne. — Preußen: baumwollene, seidene, halbseidene und wollene Waaren; leinene Waaren; Leder, Eisen und Kurzwaaren; Lederwaaren, gefärbte baumwollene Garne (elberfelder). — Die Staaten des thüringischen Handels- vereins: baumwollene, seidene und halbsei- dene, leinene und wollene Waaren; Sohlenleder und Lederwaaren; Eisen- und Kurzwaaren; Porzellan, gefärbte wollene und baumwollene Garne. — Hessen: einige baumwollene und wollene Artikel; Sohlenleder und Lederwaaren. — Bayern: baumwollene, wollene und Kurz- waaren, optische Instrumente. — Würtem- berg: Kurzwaaren (schwäbisch = gemünder Quincail-lerien). — Baden: Callicoes (lör- racher).

Es ist ferner auch der Hauptstapelp- lag des ge- sammtten deutschen Buchhandels, und an keinem anderen Orte, London und Paris nicht ausgenommen, werden so wichtige Geschäfte in demselben gemacht, als in dieser Stadt, die man daher als den Hauptort des Buchhandels der ganzen civilisirten Welt betrachtet; denn man zählt hier allein außer den Kunst- und Musi- kalienhandlungen 114 buchhändlerische Etablis- sements, und in der jedesmaligen Ostermesse fin- den sich gegen 300 fremde Buchhändler nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands, sondern auch aus den größeren Städten des Auslandes, aus Marau, Basel, Straßburg, Paris, Brüssel, Amsterdam, London, Edinburgh, Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Petersburg, Riga, Dorpat, Warschau, Pesth etc., ja selbst aus Athen und Newyork auf diesem Centralpunkte des Bucherverkehrs zu gegenseitiger Abrechnung ein, zu welchem Behufe seit 1835 hier eine groß- artige „deutsche Buchhändlerbörse“ von dem 1825 gestifteten und sehr wohlthätig wirkenden Börseverein, der 1837 bereits an 600 Mit- glieder zählte, errichtet worden ist, was dem ge- sammtten Buchhandel einen bequemen Vereinig- ungspunkt und der allgemeinen Abrechnung



jede Bezeichnung auf Kurs, so wird die angegebene Sorte nach ihrem Münzwerthe angenommen, z. B. der Louisd'or zu 5 Thlr., der Dukaten zu 3 Thlr. im Vierzehnthalerfuße (Art. 37).

§. 8. Wechselproteste können nur von früh 9 Uhr bis Abends 6 Uhr aufgenommen werden (Art. 88).

§. 9. Als allgemeine Feiertage sind in Sachsen zu betrachten: der Neujahrstag, der 6. Januar (Fest der Erscheinung Christi), der 25. März (Mariä Verkündigung), der Charfreitag, der Ostermontag, der Himmelfahrtstag, der Pfingstmontag, der 31. Oktober (Reformationstag), der 25. und 26. December (Weihnachtsfeiertage), die beiden Bußtage, Freitags vor Oculi und Freitags vor dem letzten Sonntage nach Trinitatis (Art. 92).

§. 10. Alle dormalen in Sachsen geltenden Gesetze über Wechsel und Wechselrecht treten mit dem 1. Mai dieses Jahres außer Kraft; doch bewendet es ferner bei der in dem Decretsbefehle vom 4. September 1669 §. 3 (Codex Aug. Tom. II, Seite 2018), der leipziger Wechselordnung §. XXXIV. und der „Erläuterten Prozeßordnung“ ad Tit. XLI §. 1 am Ende zum Vortheile der Waaren-Kommissionäre enthaltenen Bestimmung.

Unter dem 7. Juni 1849 erschien ferner folgendes Königl. Gesetz, die Kaufmännischen Anweisungen betreffend:

1) Kaufmännische Anweisungen, d. i. solche Papiere, welche in ihrer Fassung (nicht bloß in einer Aufschrift) als Anweisung bezeichnet u. sonst in der §. 4 der deutschen Wechselordnung Nr. 2—8 für Wechsel eingeschriebenen Form ausgestellt sind, stehen, so weit nicht in den folgenden Bestimmungen etwas Abweichendes festgesetzt ist, den gezogenen Wechseln allenthalben gleich.

2) Anweisungen, welche in der §. 3 des Gesetzes wegen Einführung der allgemeinen deutschen Wechselordnung vom 25. April d. J. (1849) beschriebenen allgemeinen Ausdrucksweise auf eine leipziger Messe gezogen sind (Messeanweisungen), verfallen in der Jubilate-

und Michaelis-Messe Freitags nach Ausläutung derselben, in der Neujahrsmesse regelmäßig den 13. Januar, u. nur wenn dieser oder der 12. Januar auf einen Sonntag fällt, den 14. desselben Monats.

3) Auf Ufo (all' ufo) zahlbar gestellte Anweisungen verfallen vom vierzehnten (14.) Tage nach ihrer Präsentation zur Sicht.

4) Anweisungen werden nicht zur Annahme präsentiert. Geschieht dies, so ist der Bezogene nicht verpflichtet, sich darauf zu erklären, und der Inhaber ist nicht befugt, wegen Verweigerung der Annahme oder einer Erklärung darüber Protest zu erheben und Regreß zu nehmen..

5) Wird jedoch eine Anweisung acceptirt, so entsteht daraus dieselbe Verbindlichkeit, wie aus der Acceptation einer Tratte.

6) Anweisungen mit den vorstehend bezeichneten rechtlichen Wirkungen müssen mindestens auf eine Summe von 50 Thlr. lauten und dürfen als das weiteste Ziel der Zahlbarkeit drei Monate nicht überschreiten. Sollten Anweisungen auf eine niedrigere Summe oder auf eine längere Zahlungsfrist gestellt seyn, so sind dieselben in dem einen wie in dem andern Falle als gezogene Wechsel zu betrachten, können daher sofort zum Accept präsentiert, und wegen Mangel Annahme, wie auch Mangel Zahlung, protestirt werden.

7) Im Wechselhandel werden unter Wechseln, ohne besondere Vereinbarung, Anweisungen nicht verstanden.

8) Alle dormaligen in Sachsen gültigen, die kaufmännischen Anweisungen betreffenden Gesetze werden hiermit aufgehoben, so weit sie nicht durch gegenwärtiges Gesetz wiederholt sind.

Weiter erschien gleichzeitig (unter dem 7. Juni 1849) ein Gesetz über den Schulds-Arrest und den Wechselprozeß.

Kurse der Staatspapiere. Außer den unter Sachsen bemerkten werden jetzt noch folgende Kurse notirt (wobei die schon bei Sachsen erwähnten sächsischen 3% Steuer-Kredit-Scheine nochmals zur Anführung kommen; die Kurse sind vom 21. September 1849).

Gattung und Name der Staatspapiere.	Zinssfuß Percent.	Kurs ±.	Bedeutung des Kurses.
Sachsen.			
Königl. sächs. Staatspapiere (d. i. Steuer-Aredit- und Staatsschulden-Kassenscheine):			
von 1000 und 500 Thalern . . .	3	85	Thaler im 14-Thalerfuße baar für 100 Thaler im 14-Thalerfuße Nennwerth.
kleinere	3	—	
von 500 Thalern	4	97½	
von 500 und 200 Thalern . . .	5	105½	
kleinere	5	—	
Erbländische Pfandbriefe { von 500 Thlrn.	3½	90½	Thaler im 14-Thalerfuße baar für 100 Thaler im 14-Thalerfuße Nennwerth.
{ von 100 und 25 Thlrn.	3½	—	
{ von 500 Thlrn.	4	100	
{ von 100 und 25 Thlrn.	4	—	
Laufiger Pfandbriefe	3	85½	Thaler im 14-Thalerfuße baar für 100 Thaler im 14-Thalerfuße Nennwerth.
ditto	3½	95½	
ditto	4	99½	
Sächsisches Privat-Anleihe-Papier: Chemnitz-riessner Eisenbahn-Anleihe (sogenannte Sechsthalerscheine)	4	—	(etwa ± 6 Thaler baar für eine Obligation von 10 Thalern Nennwerth).

Getreidemaß ist der dresdner Schef-
fel; s. Dresden.

Flüssigkeitsmaß. Das Fuder Wein
hat $2\frac{1}{2}$ Faß (à 5 Eimer) oder 12 Eimer zu 54
leipziger Bisirkannen oder 63 leipziger Schenk-
kannen. Die Schenkkanne hat 2 Köfel zu 4
Quartter. Die Ohm hat 2 Eimer. Der Eimer
hat 2 Anker. — Die leipziger Bisirkanne
enthält 1,4044 Liter = 70,8 pariser Kubitzoll.
Die leipziger Schenkkanne enthält 1,204
Liter = 60,7 pariser Kubitzoll. — Die dresd-
ner Kanne in Leipzig enthält nach dem dor-
tigen Original (von 1719) 0,93393 Liter =
47,082 pariser Kubitzoll, ist also etwas kleiner,
als die wahre dresdner Kanne nach der jetzigen
Bestimmung (s. Dresden). Man rechnet 81
dresdner Kannen auf den leipziger Eimer.

Nach dieser Eintheilung des Eimers wären

6 leipziger Bisirkannen = 7 leipziger Schenk-
kannen = 9 dresdner Kannen, und

2 leipz. Bisirkannen = 3 dresdner Kannen.

Nach den ermittelten Größen der verschiedenen
Kannen sind aber diese Verhältnisse nicht ganz
genau. Wird die leipziger Schenkkanne zum
Grunde gelegt, so ergibt sich der Inhalt des
leipziger Eimers = 75,852 Liter = 3824
pariser Kubitzoll, und hiernach sind

100 leipziger Eimer =

30,368 badische Ohm.	75,852 franz. Hektoliter.
59,324 bremer "	34,921 hamburg. Orbst.
112,603 dresdner Eimer.	85,949 mainzer Ohm.
1609,476 engl. Imp. Gallons.	110,407 preuss. Eimer.
52,984 frankfurter Ohm.	130,771 wiener Weineimer.

Bei französischem Wein rechnet man das
Orbst zu $2\frac{1}{2}$ leipziger Eimern (oder 3 dresd-
ner Eimern), bei Franzbranntwein zu 3
leipziger Eimern (oder $3\frac{1}{2}$ dresdner Eimern).

In der Praxis gilt das Verhältniß: 8 leip-
ziger Eimer = 9 dresdner Eimer.

Biermaß. Das Gebräude Bier hat 16
Faß oder 32 Viertel zu 2 Tonnen à 75 Kannen
à 2 Köfel (Schenkmaß). — Die Kufe hat 2 Faß.
Der Eimer hat 72 Kannen (Schenkannen).

Handelsgewicht. Der Centner hat 110
Pfund, oder 5 Stein zu 22 Pfund. Das Pfund
hat 32 Loth zu 4 Quentchen à 4 Pfenniggewicht
à 2 Hellergewicht. An die Stelle der frühern
etwas abweichenden Angaben, welche durch die
Verschiedenheit der Normalgewichte in Leipzig
selbst hervorgerufen wurden, ist im Mai 1837
das Resultat der deswegen vorgenommenen
Regulirung der Handels- oder Kramergewichte
getreten, und das Pfund Handels- oder Kramers-
gewicht auf 2 leipziger kölnische Mark bestimmt
worden. Hiernach wiegt das leipziger Pfund
467,6246 Gramm = 9729,36 holl. As =
9352,492 neue sächsische As.

100 leipziger Pfund =

93,5249 badische Pfund.	96,5927 hamburger Pfund.
83,5044 bayrische "	90,9915 hannov. "
93,9003 bremer "	46,7625 niederl. "
100,1153 dresdner "	99,9815 preuss. "
103,0941 engl. Pfund avdp.	93,5249 neue sächs. "
92,5334 frankf. schwere Pfd.	83,5026 wiener "
99,9382 " leichte "	99,9779 württemb. "
46,7625 franzöf. Kilogramm.	93,5249 Zollvereins-Pfund.

100 Zollpfund (neue sächsische Pfund) oder 50
Kilogramm = 106,9234 leipziger Pfund. Im

Verkehr rechnet man statt dessen 100 Zollpfund
= 107 leipziger Pfund.

Das Verhältniß des Fleischer-, Berg- und
Stahlgewichts zum Handelsgewicht wie
unter Dresden.

Das Schiffspfund hat 3 Centner.

Die Wage Eisen hat 44 Pfund.

Wegen des unterm 15. Juni 1840 für das
ganze Königreich Sachsen festgesetzten, aber bis
jetzt noch nicht definitiv eingeführten, neuen
Gewichts, s. Dresden. In den Fracht-
briefen wird das Gewicht schon jetzt fast all-
gemein nach den neuen Normen oder dem Ver-
eins-Zollgewicht angegeben.

Zollgewicht s. unter Dresden.

Gold- und Silbergewicht. Die Ungleich-
heit der früher in L. gebräuchlichen kölnischen
Markgewichte und der Mangel einer obrigkeit-
lich bestätigten Normalmark gab im J. 1829 die
Veranlassung zu einer genauen Regulirung der
hiesigen Geldgewichte. Der Mechanikus Hoff-
mann in L. untersuchte daher in Köln selbst die
älteste Muttermark und nahm zwei genaue Ko-
pien derselben, wovon die eine bei dem Magis-
trate, die andere auf dem Kramerhause zu L.
deponirt wurde. Der Handelsstand aber ver-
einigte sich dahin, daß diese Mark und die nach
derselben verfertigten Gold- und Silbergewichte
vom 1. Februar 1830 an, bis zu einer allgemei-
nen Regulirung der Maße und Gewichte in
Sachsen (welche nunmehr bevorsteht), als Nor-
malgewichte angenommen werden sollten. Hoff-
mann fand diese Mark = 233,8123 Gramm =
4864,68 holl. As = 4676,246 neue sächsische As.
Sie wird in 16 Loth zu 4 Quentchen eingetheilt,
aber auch in 4422 Dukaten=As.

Diese leipziger kölnische Mark ist also der
wahren kölnischen Mark vollkommen gleich,
und man sehe die Vergleichenungen derselben mit
fremden Markgewichten unter dem Art. Köln.

Probirgewicht ist dieselbe Mark mit der in
Deutschland üblichen Eintheilung; s. Berlin.

Verarbeitetes Silber soll gesetzlich 12
Loth fein halten, weist aber in der Regel nur ca.
11 Loth 6 Grän ($11\frac{1}{2}$ Loth) wirklichen Feinge-
halt aus, und trägt als Stempel zwei übers
Kreuz gelegte Schwerter.

Zuwelengewicht s. unter Dresden.

Medicinal- und Apothekergewicht s.
unter Dresden.

Bank.

Die in der neuern Zeit so sehr gewachsene Be-
deutung des hiesigen Geschäftsverkehrs hatte
lange schon die Gründung eines Bankinstituts
als wünschenswerth gezeigt und die Nothwen-
digkeit die angesehensten Handelshäuser zur Er-
richtung einer gemeinschaftlichen Diskonto-
Kasse geführt, welche indessen in ihrer Be-
schränkung dem leipziger Handel nicht ausrei-
chend genügen konnte. Seit mehreren Jahren
trug man sich daher mit der Idee einer eigentli-
chen Bank, welche allgemeinen Anklang fand
und endlich im J. 1838 so weit gedieh, daß man
zur Abfassung eines Statuts schritt. Dasselbe
erhielt die Genehmigung der Staatsregierung,
und mit ultimo Februar 1839 begann die neue
Anstalt unter dem Namen „Leipziger Bank“



Bank, auch Noten unter 20 Thalern auszugeben, hat bis jetzt nicht verwirklicht werden können, weil die Ständeversammlung ihre desfallsige Einwilligung nicht erteilt hat; doch hegt man die Hoffnung, die Erlaubniß zur Kreirung kleinerer Banknoten später doch zu erlangen. Der Totalbetrag der Banknoten darf niemals außer Verhältniß zu dem baar, oder in Gold- und Silberbarren vorhandenen Fonds der Anstalt stehen, und es dürfen die wirklich ausgegebenen Banknoten gegen letzteren das Verhältniß von Drei zu Zwei nicht überschreiten. Die Banknoten selbst bedürfen der Mitvollziehung des Kommissars der Staatsregierung. Die Zweigbanken sind zur sofortigen baaren Auswechslung nur verpflichtet, in soweit es deren baarer Kassenbestand erlaubt, jedenfalls aber binnen 72 Stunden nach Vorzeigung. Zu dem letztern Zwecke ist in Dresden bei der Agentur eine Banknoten- und Kassenschein-Einlösungs-Kasse gegründet worden. Der Notenumlauf betrug während des Rechnungsjahres 1841/42 im Maximum (am 1. Juni 1841) 926,180 Thaler, im Minimum (am 1. März 1841) 332,980 Thaler, im Durchschnitt also etwa 630,000 Thaler. — Der Betrag der von der Bank unterm 11. März 1839 noch besonders kreirten Bank-Kassenscheine, auf Wechselzahlung lautend, in Abschnitten zu 100, 200 und 500 Thalern, belief sich in dem Rechnungsjahre von Ende Februar 1840 bis Ende Februar 1841 auf 1 Million Thaler in Wechselzahlung (oder à 2½ Procent im 14-Thalerfuße: 1,027,777 Thlr. 23 Mgr. 3 Pf.). Ende December 1841 ward beschlossen, diese Bank-Kassenscheine einzuziehen, und es mußten dieselben in dessen Folge bis spätestens den 31. Juli 1842 an die Bank zurückgegeben und dagegen ihr Betrag im 14-Thalerfuße, unter Hinzurechnung des gesetzlichen Agio von 2½ Procent, oder in Banknoten in Empfang genommen werden. — Wenn es die Bank für nöthig findet, kann sie ihre sämtlichen Noten mittelst öffentlicher Bekanntmachung, unter Bestimmung einer präklusiven Frist von wenigstens 6 Monaten, einrufen, und gegen neue, von den alten sich deutlich unterscheidende, ohne allen Aufenthalt unentgeltlich eintauschen.

Die Bank hat alle ihr obliegenden Zahlungen stets nur in baarem Gelde, Banknoten oder andern Werthschaften, niemals aber in von sich und auf sich gestellten Wechseln oder Anweisungen zu leisten; doch darf sie, auf Verlangen der Empfänger, denselben, anstatt des baaren Geldes oder der Noten, Anweisungen auf eine der Zweigbanken oder einen ihrer auswärtigen Agenten geben. Diese Anweisungen sollen aber in dem Fall stets auf die Ordre des Empfängers und auf Zahlung nach Sicht, oder auf eine Verfallzeit von höchstens 14 Tagen gestellt seyn. Das Vorstehende gilt von den Zweigbanken, sowohl in Betreff ihrer selbst, als hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Hauptbank. — Eine gleiche Verfassung wie bei der Hauptbank findet bei den Zweigbanken Statt, welche jedoch der Hauptbank zu L. dergestalt untergeordnet sind, daß sie der Verfügung derselben Folge zu

leisten und zu dem Ende allwöchentlich über den Geschäftsgang, unter Beifügung des Duplikats der Registrande, Bericht zu erstatten haben. Die näheren Bestimmungen über alle Verhältnisse der Zweigbanken werden für jede derselben durch einen Nachtrag zu den Statuten besonders geordnet. Von Zeit zu Zeit erfolgt die Revision der Zweigbanken durch einige der Direktoren der Hauptbank. Das Hauptrechnungswerk concentrirt sich bei der Hauptbank dergestalt, daß in den Büchern derselben jede Zweigbank ihr Folium hat; Gewinn und Verlust gehen auf die Hauptbank über.

Den Aktien der Bank sind Coupons und Dividendenscheine mit Leisten auf zehn Jahre beigegeben, welche nach Ablauf dieser Frist erneuert werden. Die Coupons und Dividendenscheine sind an den Vorzeiger gestellt. Die Auszahlung der Zinsen und Dividende gegen diese Scheine geschieht nach vorgängiger Bekanntmachung bei der Bank, den Zweigbanken, oder auch an andern vom Direktorium zu bestimmenden Orten. — Von dem bei jedem Jahresabschlusse der Bank, unter strenger Würdigung zweifelhafter Forderungen, nach Berücksichtigung der Zinsen, Abzug aller Unkosten und Verluste, sich ergebenden Nettogewinn ist ein Viertel als Reservefonds zurückzulegen und damit so lange fortzufahren, bis dieser Fonds die Höhe des achten Theils des Kapitalstocks der Bank erreicht. Ueber diesen Fonds ist in den Büchern der Bank besondere Rechnung zu führen, ohne denselben jedoch auf besondere Weise anzulegen; vielmehr bildet derselbe hinsichtlich des Geschäftsbetriebs einen Theil des werdenden Kapitals der Bank. — Von den, nach Ausscheidung des zum Reservefonds zu entnehmenden vierten Theils des Gewinnes, verbleibenden drei Vierteln oder 75 Procent des letztern wird ein angemessener, von der Generalversammlung auf Vorschlag des Ausschusses zu bestimmender Antheil als Gratifikation an die Direktoren der Hauptbank und der Zweigbanken, der Ueberschuß aber als Dividende unter die Aktionäre vertheilt. Sobald der vorhin erwähnte Fall der normalen Höhe des Reservefonds eintritt, erfolgt die Vertheilung des vollen, laufenden Gewinnes, nach Maßgabe des festzusetzenden Verhältnisses, unter das Verwaltungspersonal und die Aktionäre. Tritt der Fall ein, daß durch spätere, den Gewinn übersteigende Verluste der Reservefonds zu Deckung des letztern in Anspruch genommen wird, so sey nun, daß derselbe seine normale Höhe bereits erreicht habe oder nicht, so fällt jede Gratifikation und Dividende so lange weg, bis der zuletzt Statt gefundene Betrag des gedachten Reservefonds durch Zuschlag späteren Gewinnes wiederum ergänzt ist. Im dritten Rechnungsjahre, 1841/42, belief sich der reine Gewinn der Bank auf 24,309 Thlr. 18 Mgr. 2 Pf., wovon ein Viertel oder 25 Procent zum Reservefonds genommen und 16,500 Thlr. als Dividende mit 2½ Thlr. für jede Aktie vertheilt wurden. Der gesammte Geldumsatz während dieses Rechnungsjahres betrug 10,798,785



Heinrich, welcher Thüringen erwarb, befestigte nicht nur L. wieder, sondern vergrößerte es auch sehr, indem er den Brühl, die Ritterstraße, die Nikolaistraße und einen Theil der Reichsstraße hinzufügte (1237); hierdurch erhielt die innere Stadt ihre ziemlich viereckige Gestalt. Um diese Zeit fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen; es bildete sich eine Kaufmannsgilde, zu welcher sich die italienischen Kaufleute (Lombarden), die seit der Rückkehr Konrads von Wettin aus Italien sich hier niedergelassen hatten, gesellten; die meisten derselben trieben Geldwechsel, andere handelten mit Naturprodukten Italiens. Bei der von Heinrich vorgenommenen Länderteilung kam L. mit dem Osterlande an Dietrich den Weisen, Markgrafen von Landsberg (1263—1283). Dieser Fürst erneuerte die durch die frühern Kriege in Verfall gerathenen Märkte, ertheilte den fremden nach L. ziehenden Kaufleuten (selbst wenn er mit ihren Landesherren in offener Fehde läge) für ihre Person und Güter einen Schutzbrief, befreite die Bürger vom Gerichtszwange ihres Amtmannes und verlieh 1273 der Stadt für eine Summe von 30 Mark Silber das Münzrecht. Nach der Regierung seines Sohnes, Friedrich des Stämmers (1283—1291), nahmen Friedrich der Gebissene und Diezmann von L. Besiz. In mehreren Kriegen dieser Brüder (mit dem Markgrafen von Brandenburg 1292, mit Adolf von Nassau 1307) zeigten die Bürger ihre Anhänglichkeit an dieselben, obschon die Stadt durch solche Handel bedeutend leiden mußte. Diezmann wurde in der Christnacht des J. 1307 in der Thomaskirche meuchlings ermordet. Der Nachfolger beider, Friedrich der Ernsthafte (1324—1349), zerstörte in den Fehden mit den Thüringern mehrere Raubschlösser und wirkte so wenigstens mittelbar auf L.s Sicherheit und Handel wohlthätig ein; auch soll er die bisher übliche wendische Sprache in den Gerichten abgeschafft haben. Als die Söhne Friedrichs des Ernsthaften 1379 ihre Länder theilten, fiel L. mit dem Osterlande Friedrich dem Strengen zu. Unter diesem (der überhaupt von 1349—1381 regierte) finden sich um 1363 die ersten Spuren des Leipziger Schöppensuhles (n. A. schon seit 1291 bestehend), eines damals nur städtischen Spruchkollegiums. Zu Anfange des 15. Jahrhunderts, unter Friedrich dem Streitbaren (1381—1428), scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben und schon jetzt nahm sie Theil am Welthandel. Das wichtigste Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Gründung der Universität (s. o.) am 2. December 1409, die seitdem nicht wenig zu ihrem Auf und Ausblühen beigetragen hat. Mit der Universität kam auch die erste Apotheke, mit ihrem Zeichen, dem goldenen Löwen, aus Prag nach L. Früher schon (1363) hatte der Rath durch Kauf den Marktzoll an sich gebracht. Im J. 1382 erkaufte er das erste Dorf, Eutritzsch, und 1415 das Dorf Neugsch. Im J. 1420 erhielt der Schöppensuhl eine neue Einrichtung; 1423 erlangte die Stadt, die bisher

von markgräflichen Bögten verwaltet worden war, jedoch nur auf Wiederkauf, die Ober- und Niedergerichte und bestellte einen Stadtrichter. Auf den Handel L.s hatte der Brand von Mersburg (1388) großen Einfluß. Die Kaufleute zogen sich nämlich aus der eingäscherten Stadt nach Grimma, von da nach Tauscha, und als dieses 1429 und 1433 von den Böhmen geplündert und verwüstet worden war, nach L. Ueberhaupt brachten der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Friedrich der Sanftmüthige (1428—1464) überließ 1435 dem Rathe nochmals wiederkäuflich die Obergerichte, 1454 wurde der Stadtgraben um die innere Stadt gezogen und 1458 auf dem Landtage zu Grimma zuerst die Neujahrmesse ausgeschrieben, welche unter den Söhnen Friedrichs des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, 1466 bestätigt wurde. Im J. 1483 erfolgte die Gründung des Oberhofgerichts, das zwar bei der am 26. August 1485 hier Statt findenden Länderteilung zwischen Ernst u. Albert aufgehoben, jedoch 1488 schon wieder an die Stelle der zu Dresden und Ekersberga für den albertinischen Landestheil errichteten beiden Hofgerichte eingesetzt wurde. Der Rath sorgte für genauere Bestimmungen der Innungsangelegenheiten. Die 3 Märkte (Messen) wurden 1497 auch vom Kaiser Maximilian I. bestätigt und der Marktbann bedeutend erweitert. Alberts Nachfolger, Georg der Bärtige (1500 bis 1539), zeigte sich ebenfalls thätig für L. Er bestätigte der Stadt alle Privilegien und Freiheiten, gestand ihr die hohe und niedere Jagd in den ihr gehörigen Waldungen und Fluren zu, erweiterte die Grenzen des Weichbildes u. überließ ihr gegen eine Summe von 3000 rheinischen Gulden 1508 nunmehr erblich die Ober- u. Untergerichte. Im J. 1507 bestätigte Kaiser Maximilian I. die Messen aufs Neue und mit dem besondern Zusage, daß im Umkreis von 15 Meilen kein Jahrmarkt, keine Messe oder Niederlage zu halten erlaubt war, Käufer und Verkäufer unter kaiserlichem Geleite standen und sie Niemand, bei Strafe der Acht, stören durfte. Dies begründete zugleich die Niederlage- u. Stapselgerechtigkeit L.s. Das schon bedeutende Gebiet der Stadt wurde 1518 durch das erkaufte Dorf Lindenau erweitert. Bei dem Papste Leo X. wirkte der Rath sogar in einer besondern Bulle die Bestätigung aller städtischen Privilegien und Rechte aus und ließ dieselben von allen folgenden Kaisern stets erneuern, was sogleich im J. 1521 durch Kaiser Karl V. geschah, unter welchem auch die Messfreiheit eingeführt wurde. Das 1519 in der alten Pleissenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sogenannte Leipziger Kolloquium leistete der weitem Verbreitung der reinern evangelischen Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Herzog Georg glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehrere Bürger wurden enthauptet, viele schimpf-

lich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 gestattete er dem Rathe, wohl überzeugt, daß die neue Lehre nicht zu unterdrücken sey, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen. In Folge dieser Erlaubniß wurde schon im folgenden Jahre das Georgenhospital nebst Allem vor dem rannstädter Thore, was vorher nach St. Thomas und St. Johannis eingepfarrt war, erkauft und nach St. Jakob eingepfarrt. Die Thätigkeit des Rathes zeigte sich in dieser Zeit und früher durch zweckmäßige Verordnungen und Einrichtungen; vereidete Kornmesser wurden angestellt, 1529 ein Kornmagazin erbaut, eine Brauordnung, Weinschankordnung, die Bieraufseher und Weinvisirer eingeführt, die Beerdigungen auf den Stadtkirchhöfen untersagt &c. In diese Zeit fällt auch die Erwerbung der Dörfer Reudnis und Tutschenborn oder Anger (1525) und Lehelitz. Gleich nach dem Tode Georgs führte sein ihm folgender Bruder Heinrich der Fromme (1539–1541) die Reformation ein (der jedoch die Universität erst später sich anschloß), erteilte dem Rathe das Patronatrecht und besetzte die Kirchen und Schulen mit lutherischen Lehrern. Im J. 1543 brachte der Rath alle Klosters- und andere geistliche Güter in und um L. an sich, kaufte auch die Dörfer Anger, Kleuden, Konnewitz, Probstheida und Sommerfeld; 1545, bis zu welcher Zeit der Verkauf von Büchern in den Händen der Buchdrucker gewesen war, ließen sich zuerst 2 Buchhändler, Steiger und Boskopf, in L. nieder. Der schmalkaldische Krieg verhängte 1547 die Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen über L., bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Moritz, der neue Kurfürst, widmete darauf der hartgeprüften Stadt eine besondere Sorgfalt, und machte sich um die Universität sehr verdient. Die Festungswerke wurden verstärkt, die fast ganz zerstörte Pleißenburg neu aufgebaut, die niedergebrannten Vorstädte erstanden in ihrer jetzigen Entfernung von der innern Stadt u. 1550 wurde das Konsistorium aus Merseburg hierher verlegt; auch bestätigte er den meisten leipziger Handwerken ihre Zunftordnungen. Im März 1549 fand hier der Beschluß des Landtags von L. (das leipziger Interim) Statt. Unter der Regierung des Kurfürsten August erhielt die Stadt mehr der hauptsächlichsten Gebäude, z. B. das Amthaus, die alte Wage, das Rathhaus &c., der Flußgraben wurde angelegt, der Schöppenstuhl (1574) vom Rathe getrennt und zu einem landesherrlichen Spruchkollegium erhoben. Durch August veranlaßt, ließen sich viele niederländische Kaufleute in L. nieder; Handel und Gewerbe wurden immer blühender. Kaiser Ferdinand I. hatte 1559 abermals die Meß- und Stapelgerechtigkeit bestätigt. Von den Erwerbungen der Stadt durch Kauf sind wieder zu nennen das Vorwerk Raschwitz (1557), die Stadt Laucha nebst den Dörfern Pröttitz und Plöitz (1569), die Dörfer Graßdorf nebst Grädesfeld und Portitz (1575) u. das Dorf Krottendorf (1580). Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August u. seiner Nachfolger, Christian I.

und II., die kryptokalvinistischen Streitigkeiten über die Stadt, die trotz aller Bemühungen nicht beseitigt werden konnten. In Folge eines Excesses, bei welchem das Haus eines reformirten Kaufmanns demolirt worden war, büßten 4 Hauptanführer die Strafe auf dem Schaffote. Solche Ausbrüche mußten auf L. Verkehr den nachtheiligsten Einfluß äußern. Es machte daher Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, der Vormund Christians II., zur allgemeinen Beruhigung 1593 einen Schutz- und Schirmbrief bekannt, auch bestätigte er in demselben Jahre die leipziger Statuten und 1595 die Vormundschaftsordnung; überhaupt wurden jetzt mehr Polizei- und den Verkehr betreffende Verordnungen von Seiten des Rathes bekannt gemacht. Unter Johann Georg I. (1611–1636) bildeten sich 1612 die Kramerinnung und die Buchhändlermesse; 1615 wurde zum ersten Mal nach der Ostermesse ein Wollmarkt gehalten; 1625 erweiterten sich die Messen durch die hinzugefügten Ross- und Viehmärkte, eine große Anzahl Verordnungen regelten das bürgerliche Leben in seinen verschiedenen Beziehungen, der Rath ließ um diese Zeit die Münze erbauen und darin Scheidemünze bis zum Groschen schlagen. Daneben aber spürte man doch schon jetzt die Folgen des 1618 ausgebrochenen 30jährigen Krieges. Durch das immer ärger gewordene Ripper- und Wipperwesen waren der Rath und die Innungen genöthigt, blecherne und lederne Münzen auszugeben. Wegen Brodmangels erhielten 1621 die Dorfbäcker die Erlaubniß, an den Wochenmärkten Brod in die Stadt zum Verkauf zu bringen. Mit dem J. 1631, in welchem hier ein Konvent der protestantischen Stände Norddeutschlands und ein Religionsgespräch wegen Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten gehalten wurde, brach das Unglück des 30jährigen Krieges in vollem Maße über die Stadt herein. Tilly erschien vor L. Mauern und nöthigte es zur Uebergabe. Der Verlust der breitenfelder Schlacht am 7. Sept. befreite jedoch schon am 12. Sept. die Stadt vom Feinde. Im Oktober des folgenden Jahres wurde sie vom kaiserlichen General Holde belagert. Bopel, der Kommandant der Pleißenburg, welcher sich zur Unterhandlung verstanden hatte, wurde dafür enthauptet. Die Schlacht bei Lützen am 6. November, in welcher Wallenstein unterlag, befreite wieder vom Feinde. Im August 1633 erschien nochmals Holde vor L., das sich nach starker Beschießung endlich ergeben mußte. Durch den prager Frieden 1635 wurde der Feind gewechselt; im Dec. 1636 erschien ein schwedisches Heer, welches jedoch nach einer vergeblichen Belagerung im Februar des folgenden Jahres weichen mußte. Die Schweden belagerten 1642 L. abermals unter Torstensson, nahmen es, nachdem sie die Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini am 26. Oktober in der zweiten leipziger Schlacht geschlagen hatten, nach 3 Monaten ein, und hielten es, trotz des 1648 abgeschlossenen westphälischen Friedens, wegen rückständiger 267,000 Thaler Kriegsteuer bis 1650 besetzt. Der 30jährige Krieg hatte der Stadt

über 1,070,000 Thaler gekostet und ihren Wohlstand gänzlich zerrüttet. Nach wiederhergestelltem Frieden wurde L. stärker befestigt, große Gärten wurden in der Vorstadt angelegt u. auch die Lindenalleen auf den Wällen angepflanzt. Johann Georg II. (1636–1680) verkaufte der Stadt, die sich wieder zu erholen begann, das Rosenthal (1663), der Rath erwarb 1666 das Rittergut Kunnersdorf und das Dorf Panitzsch; das Zuchtthaus, die Nonnenmühle und Wasserkunst wurden wieder neu aufgebaut, 1677 die Rathsbibliothek gegründet und 1678 zur Versammlung der Kaufmannschaft die Börse errichtet. Von 1667 an zog sich der Buchhandel aus Frankfurt a. M., wo zu strenge Censur geübt wurde, nach L., mehr war dies noch der Fall zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und L. wurde so der Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels. Im ersten Regierungsjahre Johann Georgs III. (1680–1691) wüthete in L. die Pest, was zur Erbauung des neuen Lazareths Veranlassung gab; 1681 wurde die Stadt durch Anlegung der Ulrichsgasse erweitert; 1682 das Handelsgericht errichtet und eine Handelsgerichts- und eine Wechselordnung bekannt gemacht; 1687 trat eine Bücherkommission ins Leben; 1690 wurde die Münzkonferenz gehalten, der 1691 die Einführung des leipziger Münzfußes (1 Mark fein = 12 Thaler) folgte. Johann Georg IV. (1691–1694) erhob 1692 das leipziger Postamt zum Oberpostamte und eröffnete 1693 wieder die von seinem Vorgänger 1670 geschlossene Münzstätte. Unter König Friedrich August I. (1694–1733) zog, nach Aufhebung des Edikts von Nantes, die sogenannte französische Kolonie (meist Kaufleute) nach L. und bildete (1707) die reformirte Gemeinde. Von diesem Regenten wurden die Privilegien des Rathes nicht nur bestätigt, sondern es kamen noch neue hinzu; 1701 wurde der Rath von der Rechnungsablegung befreit und 1711 dem jedesmal regierenden Bürgermeister die Jura comitiva palatina, mit dem Rechte, Notarien zu kreiren, beigelegt. Auch gehörte L. zu den 4 Pfortstädten des Reichs und hatte bei den sächsischen Landtagen das Direktorium unter den Städten. Im J. 1701 ließ der Rath die ersten gewölbten Schleusen bauen, in der Stadt Laternen und Sänften einführen und die meisten der Straßenbrunnen graben. Bald darauf (1706) hatte L. wieder die Schweden und deren König Karl XII. zu beherbergen. Diese Gäste kosteten in den Monaten September und Oktober über 70,000 Thaler. In der nun folgenden Friedenszeit erhoben sich die vorzüglichsten Privatgebäude und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Dem die Stadt oft besuchenden König Friedrich August I. zu Ehren wurde 1714 das erste Fiskerfesten vom Kaufmann Apel in dessen Garten veranstaltet. Von den traurigsten Folgen für L. war aber wieder der 7jährige Krieg, während welchem der Handel fast gänzlich stockte; nicht nur, daßes von Friedrich dem Großen mit schweren Kontributionen belegt wurde (über 15,000,000 Thaler), noch viel nachtheiligere Wirkungen für die Stadt hatten die Münzwirren, welche durch die Massen

des von Ephraim, Ißig u. Komp. (den Pächtern der leipziger Münze), geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. L. hatte vor dem Kriege 29,792 Einwohner, im J. 1763 zählte es 28,352. Indes auch von den Lasten dieses Krieges erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Konjekturen bald wieder. Der Handel und die Messen nahmen einen Aufschwung, wie fast niemals vorher; 1772 erschienen wieder polnische u. russische Einkäufer, die eine Abgabe, welche in Frankfurt a. d. Oder auf verkaufte Waaren gelegt worden war, von dort vertrieben hatte. Die Universität wurde durch Friedrich August sehr begünstigt, wissenschaftliche und wohlthätige Institute wurden begründet, die Stadt erweiterte sich, durch den verdienstvollen Bürgermeister Müller (s. d.) wurden seit 1784 die Festungswerke abgetragen, der Stadtgraben ausgefüllt und in einen großen Park verwandelt, kurz, die Wohlthaten des Friedens gaben sich in den innern und äußern Verhältnissen der Stadt auf das Erfreulichste kund. Aber im J. 1806 hemmte der auch L. berührende französische-preussische Krieg den Verkehr und gab dem Handel eine ganz veränderte Richtung. Die französische Beschlagnahme aller englischen Waaren mußte durch Zahlung von 7 Millionen Franken losgekauft werden; doch hatte L. sich mitten in den folgenden Kriegsjahren starker Messen zu erfreuen, obgleich die von Napoleon gebotene Verbrennung aller englischen Waaren auch hier zur Ausführung kam. Nach der Schlacht bei Jena rückte am 18. Oktober der Marschall Davoust in L. ein, verließ indes die Stadt schon am nächsten Tage. Hierauf wurde der General Macon, der am 19. Oktober verwundet anlangte, Kommandant der Stadt, † aber bereits am 27. Oktober. Zu Ende des J. 1807 wählte der Fürst von Isenburg L. zum Organisationsplatz eines Corps Freiwilliger. Im Kriege von 1809 wurde es am 22. Juni von den Oesterreichern und am 26. Juni von einem Corps Braunschweiger besetzt, das eine Kontribution erhob. Mit großem Gepränge beging in demselben Jahre die Universität das Jubiläum ihres 400jährigen Bestehens. Die größten Leiden brachte über L. der französisch-russische Krieg. Ungeheure Schaaren französischer und mit Frankreich verbundener Kriegsvölker gingen seit dem März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosaken und andern russischen Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, am 30. April wieder abzogen, worauf am 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem am 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen französische Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der französische Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er am 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem

russischen Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon in L., musterte Nachmittags das Militär auf dem Markte und hob am 17. Juli den Belagerungszustand auf. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte am 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an und es wurde nun die Stadt möglichst verpallisadirt. Am 11. Okt. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem König von Sachsen, doch nahm der erstere sein Hauptquartier in Reudnitz. Das welthistorische Ereigniß der großen Völkerschlacht (s. unt.) vom 16. — 18. Okt. wog freilich Alles auf, was je in u. um L. erduldet worden war. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, der König gefangen und der russische Fürst Repnin zum Generalgouverneur von Sachsen, der Oberst Prendel hingegen zum Stadtkommandanten ernannt. Zwar entging die Stadt dem traurigen Geschick eines gänzlichen Unterganges, aber ein Theil ihrer Kirchen und andere öffentliche Gebäude dienten zu Spitälern und Kriegsmagazinen, das Vermögen vieler Bewohner wurde durch die Lasten der Einquartierungen und fortwährenden Requisitionen zerrüttet, viele Tausende raffte das Nervenfieber dahin, welches ärger wüthete, als die verberblichste der früher hier eingedrungenen Pestepidemien; die Schuldenmasse hatte eine furchtbare Größe erreicht. Und dennoch erhob sich die Stadt in wenigen Jahren, nachdem die Unabhängigkeit Deutschlands von französischer Herrschaft wiederhergestellt war, wie ein Phönix aus der Asche. Auch versuchte man hier und da den Anforderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter Anderm 1817 die Kommunalrepräsentantschaft. Unter der allgemeinsten Theilnahme wurde auch in dem gedachten Jahre das Jubelfest der vor 300 Jahren durch Luther begonnenen Reformation gefeiert. Dagegen gingen der Handel und der Wohlstand der Stadt, hauptsächlich durch die Theilung Sachsens, wodurch die preussischen Schlagbäume bis 1 Stunde vor die Stadt gerückt wurden, durch die Prohibitivmaßregeln des Auslandes und durch die Elbschiffahrt in den folgenden Jahren sehr zurück. So erschien das Jahr 1830, wo bei der Jubelfeier der vor 300 Jahren übergebenen augsburger Konfession ängstliche Polizeimaßregeln gegen die Studirenden zu großen Ruhestörungen Veranlassung gaben und eine gereizte Stimmung zunächst gegen die Polizei, dann auch gegen die Verfassung und Verwaltung des Rathes etc. erzeugten, die am 4. Sept. in offenen Tumult überging, der sich mehr oder weniger über das ganze Land verbreitete. In Folge dessen traten Einrichtungen ins Leben, welche für das ganze Land, insbesondere aber für L. von sehr großer Bedeutung waren. An die Stelle des Concilium perpetuum war bereits 1829 ein Universitätsgericht getreten, das folgende Jahr hörte die Verfassung der 4 Nationen auf; die Kommunalgarde wurde gebildet, die Polizei reorganisirt und am 5. April die alte städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen, von den provisorischen Kommunerepräsentanten gewählten Magistrat ersetzt, worauf am 9. Okt. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bis-

herigen Kommunerepräsentanten traten. Inzwischen hatte ein höchst geringfügiger Umstand, nämlich die Verlegung des Wachlokals der Kommunalgarde, eine solche Aufregung hervorgerufen, daß es am 30. Aug. 1831 zu einem förmlichen Aufstand kam, der indeß bald durch das Einschreiten des Militärs, wobei mehrere Personen das Leben verloren, gedämpft wurde. Am 4. Sept. 1831 feierte die Stadt das Fest der Uebergabe der Verfassungsurkunde. Von dem bedeutendsten Einfluß für L. wurde der im J. 1834 erfolgende Anschluß Sachsens an den deutschen Zollverein, dem schnell die Anlegung von Eisenbahnen folgte, die sich jetzt von hier aus nach 3 verschiedenen Richtungen erstrecken. Handel und Gewerbe, hauptsächlich die Messen, erreichten hierdurch einen Aufschwung, wie noch niemals. Viele zweckmäßige Einrichtungen wurden gemacht; der Schöppenstuhl und das Oberhofgericht und das Konsistorium wurden aufgehoben, dagegen kamen neue Behörden, das Appellationsgericht und die Kreisdirektion, nach L., was natürlich im Gerichtsgang, so wie in dem Gerichtsstande verschiedener Einwohnerklassen Veränderungen hervorgerufen hat; namentlich erhielten auch die Universitätsverwandten ein anderes Forum. Die Stadt verschönerte und erweiterte sich. Seit 1835 entstanden die Friedrichsstadt und die Marienstadt, wodurch L. bis zu dem dazu gehörigen Dorfe Reudnitz verlängert wurde. Im J. 1839 wurde das Jubelfest der vor 300 Jahren in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst (s. d., S. 505) unter den größten Feierlichkeiten begangen. Vgl.: Gretschel, *Kirchl. Zustände* L. d. Pz. 1838; Derselbe, *Beschreibung der Feierlichkeiten des Säcularfestes der Einführung der Kirchenreformation in L.*, das. 1839; und Kade, *Die 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst in L.*, das. 1841, 4. Eine durch die Maßregeln gegen die auch in L. von der römisch-katholischen Kirche sich ausscheidenden Deutschkatholiken, so wie durch eine Bekanntmachung der in Evangelicis beauftragten Minister in Beziehung auf den Symbolzwang der protestantischen Kirche hervorgerufenen Mißstimmung der Bürger ließ es am 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen Johann zu einem Volksauflaufe kommen, bei welchem das Militär so schnell zum äußersten Mittel der Heuerrückgriff, daß mehrere unschuldige Personen auf der Stelle blieben, andere in Folge der erhaltenen Wunden starben. (Vgl. Johann, S. 24.) Wie für ganz Deutschland beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte L. mit dem Erhebungsjahr 1848; wir geben ihn in dem unser Werk schließenden Artikel „Neueste Zeiter Ereignisse und Zustände.“

Literatur: Schneider, *Leipziger Chronik*, Pz. 1634, 4.; — L. Heidenreich, *Leipziger Chronik*, das. 1634, 4.; — J. J. Vogel, *Leipziger Geschichtsbuch*, das. 1714, 2. Aufl. 1734, Fol.; — H. E. Schwarz, *Histor. Nachlass zu der Geschichte der Stadt L.*, das. 1744; — G. H. Franz, *Pragm. Handelsgeschichte der Stadt L.*, das. 1772; — J. G. Leonhardi, *Geschichte u. Beschreibung der Stadt L.*, das. 1799; — Der

selbe, Neue Beschreibung der Stadt L., das. 1806; — Beschreibung L. für Fremde; das. 1816; — J. E. Dolz, Versuch einer Geschichte L., das. 1818; — Gemälde von L. und seiner Umgebung, das. 1823; — Bretschel, Beiträge zur Geschichte L., das. 1836; — K. Ramshorn, L. und seine Umgebungen, Braunschw. 1841; — Große, Geschichte der Stadt L., 2 Bde., das. 1840—42; — Lorenz, Geschäfts- und Vergnügungsnachweiser von L., das. 1842; — Meßadreibuch und jährl. leipz. Adreibuch; — Ganz Leipzig. Neuester Wegweiser für Fremde und Einheimische (Lpzg. bei J. J. Weber).

Leipzig, Schlachten bei. — Dreimal kommt L. in den Annalen der deutschen Kriegsgeschichte als bedeutungsvoller Name vor. Das erste Mal unterm 7. September 1631; Lillv verlor da Schlacht und Ruhm an den großen Schwedenkönig Gustav Adolf. Elf Jahre später, am 2. November 1642, schlug bei L. Torstenson die kaiserlich-sächsischen Truppen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini. Die dritte Schlacht bei L. ist die große Völkerschlacht vom 16.—19. Oktober 1813. Ueber die beiden ersten verweisen wir auf Breitenfeld; von der letzteren soll hier ausführlicher geredet werden. Nicht bloß den Verhältnissen Deutschlands, wie die erste der genannten Schlachten, brachte sie eine neue Gestaltung, sondern zugleich den Verhältnissen Europa's und der Welt. Ausdehnung, Masse der Streitkräfte und Dauer des Kampfes waren eben so ausgezeichnet dabei, als Ruhm der Führer, Glanz der Kronen, Genie, Begeisterung, Muth und Unglück. Die Flammenzeichen (sagt Buchner) sind verlöscht, welche noch einige Jahre nach der Schlacht ihre Begebnisse und ihren Werth dem deutschen Volke in feurigen Zügen beschrieben; man hat den Mantel der Vergessenheit über jene Tage zu werfen gesucht, und mißmuthig fragt sich der Patriot: Wie viel der Folgen denn eingetreten seyen, welche er an die Schlacht bei L. zu knüpfen berechtigt war? Nun, trotz alle Dem bleibt die weltgeschichtliche, die deutsch-vaterländische Bedeutung der gewaltigen Schlacht. Nichts Schmachvollereres für ein Volk, als Auswärtigen gehorchen müssen; nichts Bedenkllicheres für ein Volk, als die Gefährdung seiner Nationalität. Deshalb denn auch die ungeheure Bogenspannung, die es, wenn gleich nur allmählig aufgeschraubt, alsdann entwickelt. Schlachten, wie die im teutoburger Walde und die bei L., stehen isolirt in der Weltgeschichte gleich ihren Anlässen. Erst nach der leipziger Schlacht war kein Zweifel mehr über die gebrochene Macht Napoleons und die Freiwerdung Deutschlands nach außen. Erst nach der leipziger Schlacht rollte das Band aufgelöst und zerstückelt nach dem Rheine hin, das Band, welches, mit Verachtung der Völker- und Menschenindividualität, sich um den größten Theil von Europa geschlungen hatte. Erst nach der leipziger Schlacht hatte die Freiheit in ganz Europa wieder Ausichten auf Erfolge. Wie der Fall Robespierres und seines Schweifes die Revolution beendigt hatte, so die leipziger Schlacht den militärischen Terrorismus des mo-

bernen Frankreichs. Dort war der 18. Brumaire die Nachlese dazu und hier der pariser Friede. Die Fürsten des Rheinbundes an sich zu fesseln, war Napoleon in seiner Stellung bei Dresden geblieben. Als General hatte er darauf gerechnet, die eine oder die andere der drei Armeen, welchen er die Stirn bieten mußte, zu erdrücken, um hinterher mit den beiden übrigen desto leichteres Spiel zu haben. Aber seine Rechnung mißlang ihm. Denn jeder seiner Hauptgegner suchte zunächst das französische Heer durch häufige beschwerliche Märsche und einzelne Gefechte zu schwächen; eine entscheidende Schlacht schienen ihnen aber nur dann annehmbar, wenn überwiegende Streitkräfte und strategische Kombination einen günstigen Erfolg mit Zuversicht erwarten ließen. Noch schwebte der Zauber des Sieges um Napoleons Stirn, während des Kaisers beste und erfahrenste Heerführer nach und nach ansehnliche Niederlagen erlitten hatten. Man mied den Kaiser und untergrub doch seine Macht: nicht bloß auf Schlachtfeldern, sondern auch durch diplomatische Negotiationen bei seinen bisherigen Allirten, durch die steigende Unzufriedenheit des Landes, das er mit seinen Heeresmassen auszog; bes. aber durch die Geschwader, die, von Nord und Süd u. Ost, ihn in immer engeren concentrischen Bewegungen nach u. nach umcircelten. Insbesondere gehörte dahin die allirte Hauptmacht unterm Befehle des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg und 120,000 M. stark. Sie brach in den ersten Tagen des Oktobers 1813 aus dem Lager bei Tepliz auf und rückte in drei Kolonnen in Sachsen ein. Sämmtliche Armeecorps der Allirten waren gegen den 12. Okt. bei Borna und Pegau versammelt.

Dem General Blücher, welcher die schlesische Armee führte, hatten die allirten Monarchen überlassen, nach Umständen zu handeln. Er hatte am 3. Okt. bei Wartenburg die Elbe passiert, um sich mit der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu vereinigen, welche letztere ihrerseits am 4. Oktober bei Koslau und Alken über die Elbe ging. In allen seinen Hauptkommunikationen bedroht und in Gefahr, bald gänzlich eingeschlossen zu werden, sah sich endlich Napoleon genöthigt, am 6. Okt. Dresden zu verlassen und in zwei Kolonnen auf beiden Ufern der Elbe über Meissen nach Burzen zurückzukehren. Der König von Sachsen, in treuer, wahrhaft väterlicher Anhänglichkeit, folgte ihm. In Dresden selbst blieb der Marschall Souvion St. Cyr mit 30,000 M. zur Vertheidigung der Stadt und der Pässe nach dem Erzgebirge zurück.

Napoleon hatte gehofft, durch eine schnelle Bewegung gegen die schwedische und schlesische Armee diese wieder auf das rechte Elbufer zu werfen. Allein sowohl der Kronprinz als Blücher wichen durch eine Seitenbewegung und Aufstellung hinter der Saale für jetzt einer Schlacht aus.

Noch etwas Anderes beabsichtigte Napoleon, wenn wir seinen Worten glauben dürfen. Er wollte durch Wittenberg sein Heer über die Elbe führen, auf ihrem rechten Ufer von Hamburg bis Dresden manövriren und Magdeburg dabei zum Mittelpunkt seiner Operationen nehmen. Die Schlacht bei L. wäre dadurch vermieden

worden und der ganze Krieg hätte — geographisch wenigstens — einen andern Gang genommen. Aber Napoleon kam von diesem Gedanken ab — so versicherte er — durch die auf seinem Marsche in Düben erhaltene Nachricht von dem Uebertritt Bayerns zu den Allirten. Dadurch war nun diesen die Straße nach Mainz geöffnet, und Napoleon durfte nichts thun, wodurch sie hiervon Gebrauch machen könnten. Napoleon wurde oft u. bitter getadelt wegen des von ihm so ungünstig, vor Flüssen und zwischen feindlichen Heerschaaren gewählten Schlachtfeldes bei Leipzig. Ein Theil dieses Tadels würde wegfallen, wenn die Wahl keine freie war. Und überhaupt hatte Napoleon jetzt mehr und mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche selbst das Genie nicht umfassend genug zu besiegen vermochte, um am Ende der großen Rechnung im Vortheile sich zu befinden. Vier Tage verweilte Napoleon in Düben, wie behauptet wird, auf für ihn und sein Heer nachtheilige Weise, oft geschäftlos und in tiefe Gedanken verloren. Dann aber wendete er sich gegen L., wo er am 14. Okt. sein Hauptquartier im Dorfe Reudnitz nahm. Am nämlichen Tage ließ Graf Wittgenstein durch die Generale Graf Pahlen, v. Kleist und v. Klenau eine starke Rekognoscirung unternehmen, wobei die allirten Truppen auf den Höhen von Wachau und Liebertswolkwitz mit den Reitergeschwadern des Königs von Neapel hart zusammenstießen. Beide Orte wurden gegenseitig mehre Male genommen und wieder verloren; der König von Neapel gefangen. Das Gefecht, für beide ehrenvoll, endete Abends 5 Uhr mit einer Kanonade. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, über die Stellung des Feindes durch die Rekognoscirung jetzt hinlänglich unterrichtet, entwarf die Disposition zu einem allgemeinen Angriff auf den 16. Zugleich richtete er einen Tagesbefehl an sämtliche Truppen: „Russen! Preußen! Oesterreicher!“ hieß es in demselben, „Ihr kämpft für Eine Sache! Kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eurer Staaten, für die Unsterblichkeit Eurer Namen!“ „Alle für Einen, Jeder für Alle!“ war dann als der Ruf bezeichnet, mit dem der heilige Kampf zu eröffnen sey. Aber auch Napoleon entfaltete nun alle ihm eigenthümliche Thätigkeit. Er musterte das Heer und wies den Feldherren ihre Bestimmungen an. Die französische Armee, ihren rechten Flügel an das Ufer der Pleiße lehrend, dehnte sich in Gestalt eines halben Mondes auf den für sie günstigen sanften Anhöhen über Dölitz, Markkleeberg, Wachau und Liebertswolkwitz bis Holzhausen aus; General Bertrand stand mit seinem Corps bei Lindenau zur Wahrung der Straße nach Lützen und Erfurt, und Fürst Poniatowski hielt mit den Seinigen die Pleißeübergänge bei Konnewitz, Pösing und Dölitz besetzt. Die Aufstellung der allirten Armee war unterdessen ebenfalls vor sich gegangen. Das Corps des Feldzeugmeisters Grafen Giulay stand auf dem linken Ufer der Elster bei Kleinzschocher, das Corps des Grafen Meerfeld bei Zwenkau, und die Reserve, unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, zwischen der Pleiße und Elster, bei

Zöbzigker und Prödel. Auf dem rechten Ufer der Pleiße, zwischen Gröbern und Gosa, waren die übrigen Truppen der Hauptarmee, kommandirt vom General Barclay de Tolly, in zwei Treffen aufmarschirt. Die russischen und preussischen Garden, zu Fuß und zu Pferd, bildeten bei Magdeborn die Reserve. Plan des Fürsten Schwarzenberg war: die Franzosen in drei Kolonnen anzugreifen. Die zweite und dritte Kolonne sollte die Franzosen in der Fronte beschäftigen und dadurch die Bewegung der ersten, durch welche Napoleon von L. und allen seinen Rückzugspunkten abgeschnitten werden konnte, begünstigen. Endlich war noch das Corps des Generals Giulay bestimmt, Lindenau zu nehmen, während der Schlacht in L. einzufallen und somit die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Viel kam bei Vollführung dieses Plans darauf an, wie sich unterdessen die Verhältnisse bei der schlesischen und bei der Nordarmee gestalten würden. Napoleon hatte sie durch seine Bewegungen zum Zweck eines Elbeüberganges gestäuscht, aber nicht auf lange. Vielmehr nahmen Blücher und der Kronprinz von Schweden ihre Richtung nach Halle, um am 16. Oktober gleichfalls nach L. vorzudringen. Außerdem kam es auf noch etwas bei Vollführung jenes Planes an: auf eine mögliche Uebereinstimmung der Angriffsbewegungen der allirten Truppen, was aber bei einem so ausgedehnten Terrain und bei der nationalen Verschiedenheit dieser Truppen kaum zu erwarten war. Napoleon mit seinem Scharfblick, seiner blizschnellen Thätigkeit und mit seinem, obgleich kleineren, aber doch großentheils taktisch trefflich geübten und nur den einen Körper seiner kriegerischen Seele bildenden Heer galt da nothwendig als gefährlicher Gegner. War ihm die Möglichkeit gegeben, die allirten Armeecorps, eines nach dem andern, anzugreifen, so hatte er auch die gewisse Hoffnung, dieselben zu schlagen. Nur wohl in dieser Hoffnung unternahm er die Schlacht. Es war ein düsterer, nebliger Tagesanbruch des 16.; aber noch ziemlich früh am Morgen theilten sich die Wolken und die Sonne beschien den ganzen Tag hindurch das Schlachtfeld. Um 7 Uhr setzten sich die Truppen der Allirten in Bewegung. Zunächst gegen Markkleeberg, gegen Wachau und Liebertswolkwitz. Ihren Angriffen setzte der Feind den heftigsten Widerstand entgegen. Um 9 Uhr war der Kampf schon allgemein, und der Donner einer zahllosen Menge Geschüßes selbst von den ältesten Kriegern kaum je so stark u. so ununterbrochen gehört worden. Beide Theile zeigten glänzenden Muth und unerschütterliche Tapferkeit. Die Absicht, das französische Heer zu umgehen, wurde durch den Fürsten Poniatowski zu nichte gemacht, welcher, allerdings begünstigt durch das Terrain, die ihm angewiesene Position festhielt und jedem Uebergange der Allirten über die Pleiße wehrte. Kleine Vortheile, von den Allirten mühsam hier errungen, gingen schnell wieder verloren. Ähnlich bei Lindenau. General Bertrand ward nach harten Kämpfen vom Grafen Giulay aus diesem Dorfe gedrängt; aber der Posten war zu wichtig für die Möglichkeit eines etwaigen Rückzuges, und so ver-

schaften neue ungeheuerere Anstrengungen ihn den Franzosen wieder. Die Mitte der großen Schlachtordnung hatten die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, den rechten Flügel die Oesterreicher unter Klenau. Sie nahmen Markklenberg, drangen in Bachau ein und besetzten den Klomberg bei Libertwolkwig. Die ganze französische Schlachtlinie wich zurück. Aber Napoleon, der hier persönlich zugegen war, dachte schnell daran, den Allirten die kaum errungenen Vortheile wieder zu entreißen. Er ordnete einen neuen Angriff, seine Truppen stürzten wüthend vor, und die Allirten mußten die von ihnen genommenen Dörfer verlassen. Ja, noch jenseits derselben gewannen die Franzosen mehrere Anhöhen, erstürmten die Schäferei Auenhain, drangen gegen das Dorf Gossa vor und eroberten auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten die sogenannte Schwedenschanze. Gelang den Franzosen, das Centrum der Allirten zu durchbrechen, so stand Napoleon der Rückmarsch nach Dresden frei, er konnte sich mit den 30,000 M. Souvion St. Cyr vereinigen, von der Elbe aus den Oderfestungen die Hand bieten u. seine Vortheile weiter verfolgen. Wankende oder selbst schon abgefallene Freunde wurden dadurch möglicher Weise neu gewonnen. Ein günstiger Friede schien nichts Unwahrscheinliches mehr. Einige Zeilen von Napoleons Hand brachten dem harrenden Könige von Sachsen nach L. die Nachricht von dem errungenen Vortheile, und bald ertönten alle Glocken der Stadt zur Feier dieses Ereignisses. Es war 3 Uhr Mittags. Aber ansehnliche Verstärkungen, welche Fürst Schwarzenberg den zurückgetriebenen Corps der Allirten sandte, entriß nicht ohne Mühe den Franzosen die von diesen errungenen Vortheile. Aber fast gleichzeitig drohte dann links von Bachau der Schlachtlinie der Allirten das Sprengen ihres Centrums. Der König von Neapel nämlich hatte sich an der Spitze seiner Kavalerie dem Dorfe Gossa genähert. Schon war, in kühnem, sturmendem Angriffe, der linke Flügel der russischen Infanterie von ihm über den Haufen geworfen und die russische Gardekavaleriedivision, noch ehe sie sich formiren konnte, in die Flucht geschlagen worden; 26 Kanonen hatte er genommen. In diesem kritischen Augenblicke sandte Kaiser Alexander, welcher sich nebst dem Könige von Preußen in geringer Entfernung davon auf einem Hügel befand, das ihm zur Bedeckung dienende böhmische Leibkürassierregiment, vom Grafen Drloff befehligt, Murat entgegen. Dieser wurde zurückgedrängt, 24 Kanonen wieder erobert. Die russischen und preussischen Garden, die österreichische Reserve, die russischen Grenadiere gingen nun vor. Wie ein doppelter und dreifacher Riegel schützten sie das so bedenklich bedroht gewesene Centrum. Aber die Wagemuth der Franzosen ruhte nicht und nochmals versuchte Lauriston in Gossa einzudringen. Kräftiger Widerstand der Preußen und Russen verhinderte ihn daran. Zu derselben Zeit hatten auch die Oesterreicher nach hartem Streit die Schäferei Auenhain wieder erobert. Nach 10stündiger blutiger Arbeit stan-

den auf diesen Theilen des Schlachtfeldes die Heere fast wie bei Anbruch des Tages; nur behielten die Franzosen auf ihrem linken Flügel die Schwedenschanze in ihrer Gewalt, wogegen die Preußen und Oesterreicher auf der andern Seite in Besiz der Hälfte des Dorfes Markklenberg blieben. Während nun am 16. Oktober die böhmische Hauptarmee im Süden von L. den blutigen Kampf bestand, hatte Blücher von Norden her sich mit der schlesischen Armee gegen L. in Bewegung gesetzt. Mittags 1 Uhr begannen die Angriffe einzelner ihm untergeordneter Corps auf die Franzosen, welche der Herzog von Ragusa befehligte. Diese zogen sich auf das Dorf Möckern zurück. Es war in den möglichst besten Vertheidigungsstand gesetzt worden. Unter einem mörderischen Gefechte zweimal genommen und wieder verloren, stürmten die Grenadiere der Avantgarde es zum dritten Male, wurden aber hinter demselben von einem so heftigen Kartätschenfeuer empfangen, daß sie das weitere Vordringen aufgeben mußten. Französische Infanteriemassen und 70 bis 80 Stück Geschütz erneuerten den Angriff auf Möckern. — Die preussischen Truppen, dem wirksamsten Kartätschenfeuer ausgesetzt, litten unbeschreiblich. Eine Zeit lang war der Erfolg zweifelhaft. Aber er entschied sich endlich zu Gunsten der Allirten. Die Franzosen zogen sich nach Gohlis zurück. 1 Adler, 2 Fahnen, 53 Kanonen, eine Menge Munition und über 2000 Gefangene hatten sie in den Händen des blücherschen Armeecorps zurücklassen müssen. Aber auch der Verlust der Preußen war, in Folge der bestandenen mörderischen Kämpfe, nicht unansehnlich. Sie hatten an Todten und Verwundeten 28 Stabsoffiziere mit eingeschlossen, 172 Offiziere und 5500 Mann. Das war derjenige Theil der Schlacht bei L., welcher bei Möckern, dem alten Schlachtfelde zwischen Gustav Adolph und Tilly, geschlagen wurde, weshalb er denn auch in manchen Kriegsgeschichten „die Schlacht bei Möckern“ heißt. Das französische Bulletin über die Schlacht bei L., obgleich im Uebrigen sich den Sieg zueignend, hatte doch die bei Möckern erlittenen bedeutenden Nachtheile eingestehen müssen. Aber noch in einer andern, wichtigeren Beziehung war der eben erwähnte Kampf zwischen Blücher und dem Herzoge von Ragusa für das Endergebnis der großen Völkerschlacht vom größten Belange. Marschall Ney, der schlesischen Armee zur Unterstützung des Herzogs von Ragusa entgegen geschickt, ging dadurch den Umgebungen L.s verloren, wo er, um die beinahe bewirkte Sprengung des Centrums der allirten Armee zu vollenden, dem Interesse Napoleons so sehr nöthig gewesen wäre. Blücher war nun da und auch der Kronprinz von Schweden kam mit der Nordarmee am 16. Oktober Abends von Halle in und bei Landsberg an. — Die Gesamtmacht der an diesem Tage in den Ebenen von L. versammelten allirten Armee betrug 300,500, die Napoleons nur 171,000 Mann, 22,000 Mann Kavalerie mit eingerechnet. Das Mißliche seiner Lage erkennend, hatte Napoleon noch in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober den am 16.

gefangen genommenen österreichischen General Grafen Neerveldt auf sein Ehrenwort entlassen und mit Aufträgen an den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg gesendet. Napoleon wünschte neue Friedensunterhandlungen und erbot sich, wie versichert wird, sein Heer über die Saale zurückzuführen, so wie die Oder- und Weichsefestungen zu räumen. Man will wissen, alle Marschälle von Frankreich hätten Napoleon wiederholt gesagt, er müsse am 17. schlagen oder sein Heer zurückziehen; denn jeder neue Tag führte den Allirten neue ansehnliche Streitkräfte zu. Aber er sey nicht dazu zu bewegen gewesen. Sein Heer bedürfe der Erholung u. s. w. Gewiß ist, daß Napoleons Waffenruhe und gleichzeitiges Bleiben in den Umgebungen von L. bei den Beurtheilern seiner Taktik während der Tage vom 16. bis 19. Oktober entschieden Tadel gefunden hat. Vielleicht wollte er auch am 17. nicht schlagen, weil er hoffte, seine Vorschläge wegen eines Waffenstillstandes gelingen zu sehen, und blieb, um den Schein des Sieges zu retten. Die Allirten hatten aber um so weniger zu eilen, als sie, abgesehen von der Erschöpfung ihres Heeres durch den gestrigen Kampf, welche es mit der französischen Armee theilte, die Ankunft ihres dritten Hauptcorps unter Benningsen von Dresden über Grimma erwarteten. Außerdem war aber nun auch den Allirten die Ankunft der Nordarmee kund geworden. Der 17. Oktober, ein Sonntag, verging still. Nur auf der Nordseite von L. wurde die allgemeine Ruhe unterbrochen. Russische Infanterie- und Kavalerieabtheilungen kamen mit gleichen Abtheilungen der französischen Armee in Kampf. Ähnliches geschah von der Avantgarde der Nordarmee, welche letztere schon um 8 Uhr Morgens bei Breitenfeld ein Lager bezogen hatte, mit Sachsen vom reynierschen Corps. Napoleon, zur Defensive genöthigt, bereitete sich zum kräftigen Widerstande. Seine Armee, beide Flügel an die Pleiße und Parde stützend, zog sich näher an L., und die Dörfer Konnewitz, Probstheida, Holzhausen, Paunsdorf u. Schönfeld wurden die Hauptpunkte ihrer Fronte. Fürst Poniatowsky, noch am 16. Oktober zum französischen Marschall ernannt, hielt nach wie vor die festen Positionen bei Konnewitz, zur Behrung des Pleißeüberganges, und General Bertrand den Paß bei Lindenu. Alles unnütze Fuhrwerk der französischen Armee jagte schon dadurch nach Lügen zu. In der Mitte seiner Garden, bei einer halb zerstörten Tabakmühle, unweit Probstheida, befand sich Napoleon, um jedem bedrängten Punkte Hülfe senden und das Ganze leiten zu können. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte die unter seinen Befehlen stehende, jetzt vereinigte Armee der Allirten in sechs Kolonnen getheilt. Die erste derselben (Prinz Hessen-Homburg) sollte gegen Konnewitz vordringen, um wo möglich endlich den Fürsten Poniatowsky aus seiner Stellung an der Pleiße zu vertreiben; die zweite (General Barclay de Tolly) war zum Angriff auf Bachau, Libertzowitz und von da auf Probstheida bestimmt; die dritte (des unterdessen eingetroffenen Generals Benningsen) sollte, mit Umgehung des Feindes,

gegen L. rücken, die vierte (Kronprinz von Schweden) ebenfalls gegen L. vorrücken, die fünfte (General Blücher) in Uebereinstimmung mit der vierten operiren, und die sechste endlich (Graf Blülay) den Angriff auf Lindenu gegen Bertrand erneuern. Während der 17. Oktober trüb und regnerisch gewesen war, strahlte der 18. in heiterm Sonnenschein. Grausig glimmten noch in demselben die Schutthaufen der in Brand aufgegangenen Dörfer, während der Würgengel des Kriegs auf der weiten Ebene und in den kräftig aufgezogenen Schlachtreihen im Voraus stillschweigend seine neuen blutigen und rauchenden Opfer bezeichnete. Die erste Kolonne der allirten Armee hatte anfangs gegen Poniatowsky einige Vortheile errungen, mußte aber dann zurückweichen. Das Gefecht blieb beiderseits im Gleichgewichte. Der zweiten Kolonne der Allirten folgten sämtliche russische und preussische Garden, wobei sich die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen und der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg befanden. Aus zwei Positionen, tapfer verteidigt, wurden die Franzosen eben so tapfer vertrieben. Der hauptsächlichste Kampf drehte sich nun um Probstheida. Dies Dorf war stark von den Franzosen besetzt, und mehrere Batterien standen auf den Anhöhen, zu beiden Seiten desselben. Die Preußen hatten unterdessen Bachau vom Feinde unbesezt gefunden, die Schäferei Meusdorf genommen, und, mit den Russen in einer Linie, ging nun die ganze Kolonne gegen Probstheida vor. Zwei Versuche der Allirten, es mit Sturm zu nehmen, mißglückten, und die Franzosen versuchten nun selbst, zweimal hervorzubrechen. Doch ebenfalls umsonst. So fürchterlich war das Blutbad da, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegstreifen konnten. Auf Befehl der Monarchen zogen sich nun hier die Truppen der Allirten aus dem Gefecht und stellten sich weiter rückwärts auf. Der Erfolg des Tages war doch gesichert. Eine lebhafteste Kanonade von Seiten der Allirten dauerte bis zum Einbruch der Nacht und verhinderte die Franzosen aus Probstheida zu debouchiren. Die dritte Kolonne nahm, nach lebhaftem Gefechten, Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf, Zweinaundorf, Wölkau und Paunsdorf. Auch des Dorfs Stötteritz sich zu bemächtigen, ward sie durch den erfolgreichen Widerstand der Franzosen verhindert. Jene Bewegungen hatten die Kolonne L. entschieden näher gebracht. Die vierte Kolonne, nachdem sie um 8 Uhr von Breitenfeld aufgebrochen und an mehreren Punkten über die Parde gegangen war, hatte leichteres Spiel, zumal das gegen sie stehende reyniersche Corps, durch die Sachsen und Württemberger gebildet, nach und nach die Reihen der Franzosen verließ und sich der Sache der Allirten angeschlossen. Paunsdorf, welches Abtheilungen der dritten Kolonne wieder hatten verlassen müssen, ward nun von den Russen und Preußen abermals erobert. Die Kanonade dauerte hier mehrere Stunden ununterbrochen fort. Der russische General Langeron hatte schon zweimal den Versuch machen lassen, Schönfeld mit Sturm zu nehmen, wurde aber jedes Mal zurückgeschlagen.

Gegen 4 Uhr Mittags gelang es ihm endlich, in das Dorf einzudringen und sich darin zu behaupten. Jetzt unternahm Napoleon in Person einen Angriff gegen den rechten Flügel der Allirten. Die Russen, hart gedrängt, fingen an zu weichen; aber in dem Augenblick fuhren 20 schwedische Kanonen auf und ihr wirksames Feuer hinderte die Kerntruppen des Kaisers am weiteren Vordringen. Die Nacht beendigte auch hier den blutigen Kampf. Die fünfte Kolonne war zumeist den ganzen Tag bei Göhlis, im Rosenthal und den ihm gegenüber gelegenen Vorstädten von L. mit den Franzosen im Gefecht. Die sechste Kolonne verfolgte von ihrer Stellung am linken Ufer der Elster aus das nach Weissenfels abziehende bertrandische Corps. So standen nun mit Einbruch der Nacht die verbündeten Heere kaum eine Stunde von Leipzig entfernt. Nur noch ein schwaches Dreieck an Raum war dagegen den Franzosen freigegeben. Hätten die Allirten es noch am Abend des 18. durchbrechen und Leipzig erstürmen können, so existirte keine französische Armee mehr. Aber dem wehrten die Riesenanstrengungen der Franzosen. Noch von der Tabaksmühle bei Probstheida aus ergingen durch Berthier, den Napoleon damit beauftragt hatte, an die einzelnen Corpsführer die Befehle zum Rückzuge. Bis jetzt war es zwar Napoleon immer noch geglückt, alle Lücken auszufüllen und alle Nachtheile auszugleichen; noch war seine Linie nirgends durchbrochen, er nirgends in Rücken genommen. Aber Verlust an Terrain, an Menschen, dem kleineren Heere doppelt empfindlich — diktierten selbst dem ehernen Willen Napoleons noch ehernere Befehle. Auf den glücklichen Ausgang eines weiteren Kampfes konnte nun nicht mehr gezählt werden. Dagegen schien ein erträglicher Rückzug den Franzosen noch immer möglich. Fürst Schwarzenberg hatte am Abend des 18. Octobers Befehl gegeben, am folgenden Tage die Schlacht in derselben Ordnung zu erneuern, gegen L. vorzurücken und im Fall eines Widerstandes die Stadt zu stürmen. Der Sieg — und mit Recht — galt den Allirten bereits als erfochten. Fürst Schwarzenberg war von den Monarchen noch auf dem Schlachtfelde mit ihren höchsten Orden geziert, der alte Blücher zum Feldmarschall ernannt worden.

Der Mond ging auf, und die französische Armee trat auf dem ihr allein übrig gebliebenen Wege durch das ranstädter Thor L. den Rückzug an. Von da gelangte sie über die Pleiße, auf einer steinernen Brücke über die Elster und, über einen ziemlich schmalen Damm hin, nach Lindenau. Die sächsische Straße nach dem Rheine stand ihr dann offen. Auf dem Schlachtfelde blieb nur eine Avantgarde und hinter dieser mehre zu deren Aufnahme bestimmte Soutiens stehen. Poniatowsky und Macdonald mit ihren Corps waren angewiesen, L. u. seine zur Vertheidigung in Eile eingerichteten Vorstädte, vorgelegenen Gärten und Häuser so lange zu decken, bis das Gros der Armee durch die Stadt hindurch sey, und sich dann anzuschließen.

Ganz im Stillen war die erwähnte Elster-

brücke unterminirt worden; der Magistrat von Leipzig aber hatte die Erlaubniß erhalten, eine Deputation an den Fürsten Schwarzenberg zu senden, welche um Schonung für die Stadt bitten sollte.

Als nun mit Anbruch des Tages die Allirten die vom Feinde inne gehaltenen Stellungen verlassen fanden, rückten sie in Massen gegen L. vor, warfen die Franzosen bis unter die Stadtmauer zurück und formirten sich zum Sturm in Kolonnen. Indessen gingen die Generale von Bubna und Platow mit ihren Corps zur Verfolgung des Feindes über die Pleiße und Elster. Das österreichische Reservecorps marschirte nach Pegau und die Kavalerie der schlesischen Armee über Schleuditz gegen Lützen. Um 9 Uhr rückten die Allirten gleichzeitig gegen die Thore von Leipzig. Gegen Mittag waren fast alle Zugänge in den Vorstädten erstürmt; die übrigen, im Rücken umgangen, mußten die Franzosen verlassen. Jetzt entstand in den Alleen und auf den Promenaden zwischen der Stadt und den Vorstädten ein wüthender Kampf. Aus zahlreichem Geschütz beschossen die Franzosen die Anrückenden mit Kartätschen, und nur nach großem Verlust gelang es den Allirten, die feindlichen Batterien im Sturm zu nehmen und nun auch die inneren Thore zu erobern. In der Stadt selbst waren die Straßen mit Kanonen und Fuhrwerk aller Art versperrt. Das Gefecht war hier nur schwach, die Verwirrung hingegen stieg auf das Aeußerste. Alles, was sich noch von den Franzosen in der Stadt befand, suchte nach dem ranstädter Thor, dem einzigen Auswege, zu entkommen.

Napoleon hatte die Nacht in einem Gasthose der Vorstadt L. zugebracht. Schon hörte man das Kleingewehrfeuer, und Granaten flogen in die Stadt, als Napoleon sich zum König von Sachsen und dessen Familie begab, um Abschied von denselben zu nehmen. Hierauf gewann er nur mit Mühe und auf Umwegen die Elsterbrücke. Es war 10 Uhr Vormittags. Kaum aber hatte der Kaiser die Brücke passirt, als sie in die Luft flog. Die nächsten Folgen hiervon waren ungeheuer. 15 bis 20,000 Mann in geschlossener Ordnung, mehr als 200 Stück Geschütz und zahlloses Gepäck vermehrten die Trophäen der Sieger. Viele der jetzt in größter Unordnung Flüchtenden versuchten die jenseitigen Ufer der Pleiße und Elster zu erreichen, und fanden dabei (man sagt von 2000) ihren Tod. Unter ihnen der Marschall Fürst Poniatowsky. Er hatte die Gefangenschaft verschmäht u. auf die Kraft seines Pferdes gerechnet. Aber umsonst. Ebenso starb General Dumoustier, während Macdonald glücklich das jenseitige Ufer erreichte. Nach und nach erlosch der Widerstand. Die verbündeten Monarchen und Fürst Schwarzenberg hielten an der Spitze ihrer Krieger in der Mittagsstunde in Leipzig ihren feierlichen Einzug. Die Armee der Allirten blieb größtentheils um Leipzig stehen, während einzelne Corps die abgezogenen Franzosen verfolgten und ihnen fortwährend Gefangene und Geschütz abnahmen. Napoleon und seine Gar-

Leisacker, bayer. Dorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Bdgr. Neuburg; 110 Einw.

Leisak (Geogr.), österr.-mähr. Dörfer: 1) Kr. Prerau, Herrsch. Leipnik; 170 Einw.; — 2) (Lensk, Ljask), Kr. Pradisch, Herrsch. Litzentisch; Schäferei, 2 Mühlen; 170 Einw.

Leisel, oldenburg. Dorf, Fürstenthum und Amt Birkenfeld; 330 Einw.

Leiselheim (Geogr.), 1) bad. Dorf, Ober- rheintr., Amt Breisach; 2 Wirthshäuser; 400 Einw.; — 2) großherzogl. Hess. Dorf, Prov. Rheinhessen, Kr. Worms, Kanton Pfedders- heim; Schulhaus, Rathhaus, 3 Mühlen; 590 Einw.

Leisenwald, kurhess. Dorf, Prov. Hanau, Kr. Gelnhausen, Amt Wächtersbach; herr- schaftl. Hof; 510 Einw.

Leise Ohren, bei Hundsn, s. v. a. feines Gehör, welches manche Jäger mittelst Eintrö- pfelung von gebranntem Weisblattwasser oder Saft von unreifen Weintrauben, einige Morgen hinter einander angewendet, verleihen zu können glauben.

Leisersdorf (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Mittel-L.), Prov. Schlesien, R.-B. Liegnitz, Kr. Goldberg-Haynau; Schloß, Borwerk; 140 Einw.; — 2) (Nieder-L.), das.; 2 Bor- werke, Wassermühle, Bleisteinbruch; 440 Einw.; — 3) (Ober-L.), das.; Borwerk, Wasser- u. Windmühle, Bleisteinbruch; 330 Einw.

Leisewitz (Geogr.), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.-B. Breslau, Kr. Ohlau; Schloß, Bor- werk, Windmühle; 150 Einw.

Leisewitz (Biogr.), Johann Anton, der Dichter des „Julius von Tarent“, geb. zu Hannos- ver, studirte in Göttingen die Rechte und erhielt hier durch den Umgang mit den strebendsten Geistern seiner Zeit, mit Boje, Bürger, Hölty, Schiller, Stollberg, Voß u. A. die Anregung zu eigenen Produktionen. Indessen verhielt sich L. mehr passiv als aktiv bei den Zusammenkün- ften und Mittheilungen seiner poetischen Freunde, und erst als durch die Auslegung eines Preises auf die beste deutsche Tragödie die Köpfe vieler jungen Dichter entflammt wurden, trat L. selbst schöpferisch auf. Er schrieb das Trauerspiel Julius von Tarent (Leipzig 1776), das jedoch durch seines glücklicheren Mitbewerbers, des feurigen Klingers Zwillinge verdunkelt ward. Klinger empfing den Preis und L. s. ungewöhn- liches Talent wurde durch diesen, wenn nicht gerade ungerechten, doch einseitigen liter. Rich- terspruch im Keime erstickt und gewaltsam nie- dergehalten; L., dem eine leicht verlegbare Eitel- keit nicht abzusprechen ist, fühlte sich durch diese Bevorzugung so gekränkt, daß er fortan keine Feder mehr anrührte, sondern sich mit entschie- dener Kraft dem praktischen Leben zuwandte. Die Literatur hat diese Grille L. s. nur zu be- dauern, da Julius von Tarent eben so viel Be- sonnenheit in der Behandlung, als hohes Ge- schick in der Anlage und viel poetische Kraft in der Erfindung eines dramatischen Stoffes an den Tag legte. L. s. Tragödie überschreitet in keiner Hinsicht die Grenzen eines für die Bühne be- rechneten Stückes. Die Sprache ist gewählt, energisch, schwungvoll, aber durchaus nicht durch

überflüssigen Bilderprunk überladen, so daß sich jede vorurtheilsfreie Kritik zu der Behauptung, daß in L. bedeutende dram. Kräfte verloren gegangen sind, veranlaßt findet. Lessing, der das Genie immer sogleich herauswitterte, that die wiederholte Aeußerung: L. hat nur ein Jun- ges geworfen, aber es ist ein Löwe. Ungeachtet aller Aufforderungen, die von vielen Seiten und häufig an ihn ergingen, das ihm zugefügte Un- recht zu vergessen und sich mit ganzer Kraft dem Drama zuzuwenden, blieb L. stumm, dagegen beschäftigte er sich unausgesetzt mit höchst weit- schichtigen Vorarbeiten zu einer Geschichte des 30jährigen Krieges, die, Ausprüchen Derer, die einzelne Partien daraus kannten, zufolge, Aus- gezeichnetes verhielt. Allein L. hatte das Ver- trauen zu sich und seiner Kraft, den Glauben ans Publikum verloren und warf in einer miß- muthigen Stunde, deren ihn sein Hang zur Hypochondrie viele schuf, das ganze umfang- reiche Manuscript ins Feuer. Julius von Ta- rent wurde mehrmals mit Beifall aufgeführt; in der neuern Zeit scheint er ganz von allen Re- pertoirs verschwunden zu seyn, was zu beklagen ist. Im J. 1839 erschien das Trauerspiel nebst einer umfichtigen, gedrängt geschriebenen Biographie des Dichters in einer neuen Auflage, welche zu- gleich einige dram. lebendig gehaltene und er- greifende Skizzen in Gesprächform bringt, die von seinem Freimuth und Despotenhasß Zeug- niß ablegen. Mehr vom Glück begünstigt war L. s. bürgerliches Leben. Er wurde 1777 Land- schaftsekretär in Braunschweig, erhielt 1790 mit dem Hofrathscharakter eine Anstellung bei der geheimen Kanzlei, ward 1801 zum geheimen Justizrath mit Sitz und Stimme im geheimen Konseil ernannt und stieg endlich 1805 zum Prä- sidenten des Obersanitätskollegiums auf. In allen diesen Aemtern zeichnete er sich durch die strengste Rechtlichkeit und unermüdlige Thätig- keit aus bis an seinen Tod, der zu Braunschweig 1806 erfolgte.

Leisnig, österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Kaisersberg; 150 Einw.

Leislau, sachsen-meining. Dorf, Amt Kam- burg; 2 Mittergüter; 170 Einw.

Leisner, Nikolaus August, Kupferste- cher, geb. zu Paris 1787, hat durch mehrere treffliche Blätter den Ruf eines vorzüglichen Künstlers seines Faches begründet. Er sticht Figuren, Ornamente und Architektur, u. hierin kann seine innere Ansicht des kölner Domes, nach Mol- lers Zeichnung für das bekannte Prachtwerk Boisserée's ausgeführt, als eines der schönsten Werke gelten, das die Kupferstecherkunst in so großem Maßstabe hervorgebracht hat. Alles ist mit unübertrefflicher perspektivischer Wahr- heit und mit außerordentlicher Fertigkeit des Grabstichels dargestellt.

Leisnig (Geogr.), 1) kön. sächs. Amt, Kreis- direktionsbezirk Leipzig, von der Mulde durch- flossen, in fruchtbarer Gegend, hat einen Flä- chenraum von 4 $\frac{1}{2}$ QM. u. in 2 Städten u. 117 Dörfern circa 35,000 Einw. — 2) Amtstadt das., an der freiberger Mulde, ist der Sitz einer Su- perintendentur, eines Steuer- u. Rentamts, ei- ner Bezirkssteuereinnahme, hat 2 Kirchen, ein altes Schloß mit Kapelle, eine Buchdruckerei,

Leihbibliothek und eine ziemlich ansehnliche Gewerbeindustrie. Es finden sich hier 2 Streichgarn-Wollspinnereien, 2 andere Spinnfabriken, viel Tuch- und Leinwandweberei, bedeutende Schuhmacherei, Bleichen, Walken, Färbereien, 2 Biegeleien, Hornwaaren-, Federposens- und Spritzenfabrik. Außerdem wird auch Brauerei u. Dekonomie betrieben. 4600 Ew. In der Nähe Schloß **Mildenstein** (Muldenstein). — **Geschichtliches.** L. kommt schon sehr frühzeitig vor und war seit 1085 im Besitze der Grafen von Groitzsch. Um 1158 kaufte es Kaiser Friedrich I. an sich und setzte Burggrafen hier ein, die zugleich Herren von Strehla und Penig waren, zu Ende des 12. Jahrhunderts das Kloster Buch an der Mulde stifteten, und überhaupt in der Geschichte des Pleißnerlandes berühmt geworden sind. Die Burggrafen mußten ihre Burg schon 1365 um ein Geringes an Meissen überlassen, führten aber, da sie noch immer die Schirmrechte in L. behielten, den burggräflichen Titel fort. Als sie aber im Jahr 1454 dem Herzog Wilhelm gegen den Markgrafen Friedrich den Sanftmüthigen Beistand leisteten, gingen sie ihrer Rechte auf L. vollends verlustig. Die Stadt brannte 1637, 1700 und 1803 größtentheils ab. Vgl. Kamp rad, Beschreibung der Städte L. und Rolditz, Lebn. 1753, 4.; — Schellenberg, Chronik der Stadt L., Heft 1—5, das. 1842—44.

Leißau, bayer. Dorf, N.-B. Oberfranken, Bgr. Bernitz; 130 Ew.

Leißen, österr.-böhm. Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Türmitz; 200 Ew.

Leißenau, königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Rolditz; Rittergut; 300 Ew.

Leißling, preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, N.-B. Merseburg, Kr. Weissenfels; 470 Ew.

Leißner, preuß. Dorf, Prov. Brandenburg, N.-B. Frankfurt, Kr. Lebus; Wassermühle; 210 Ew.

Leißnitz (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Brandenburg, N.-B. Frankfurt, Kr. Lübben; 170 Ew.; — b) Prov. Schlesien, N.-B. Oppeln, Kr. Leobschütz; Wassermühle, Mähtermühle, Windmühle; 220 Ew.; — 2) königl. sächs. Dorf, Kr. Leipzig, Amt Dschap; Mühle; 140 Ew.; — 3) Fluß, s. Neustettin.

Leißt, 1) hatte Geschwulst am Pferdefuß, die am meisten an einem Vorderfuße in der Kronengegend vorkommt und sich an der äußeren oder innern, wohl auch an beiden Seiten zeigt; besteht in einer Verknöcherung der Fußknorpel mit Aufschwellung, kommt durch natürliche Disposition schon bei Füllen vor, oder rührt auch von einer zufälligen Pressung und Verletzung her u. ist am häufigsten bei platten Hufen und niedrigen Versen. Obgleich die Geschwulst schmerzlos ist, so bewirkt sie doch einiges Hinken und stört die freie Beweglichkeit des Fußes; auch läßt sich schwerlich etwas dagegen thun. — 2) Uneigentlicher L., s. Krongeschwulst; — 3) Pferd von gutem L., s. Pferd.

Leißt (Bauk.), s. v. a. Aufschiebling.

Leißt (Biogr.), Justus Christoph, ist der Name eines Mannes, der zweimal berufen schien, das Schicksal eines ganzen Staates mit zu ordnen und zu bestimmen, aber jedesmal von der Bühne

des öffentlichen Lebens als Einer abtreten mußte, welcher bei Abwägung der geistigen Kräfte zu leicht befunden wurde. L., zu Rethem an der Aller am 24. März 1770 geb. und in Lüneburg auf der Schule gebildet, ist von Hause aus Jurist; auf der Georg-Augusta studierte 1789—92 und lehrte er von 1793—1807 mit Beifall die Rechte, vorzüglich das Staatsrecht, worüber er für die damalige Zeit ein beachtenswerthes „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts“, 1803, 2. Aufl. 1806, schrieb. Seine akademische Wirksamkeit anerkennend, verlieh ihm die Regierung 1805 den Titel eines Hofraths. Die politische Umgestaltung Deutschlands und Gründung des Königreichs Westphalen eröffnete ihm eine lockendere Laufbahn des Ehrgeizes. Er gehörte zu den Ersten, die dem neuen König ihre Huldigung darbrachten, und drei Tage nach der Ankunft desselben in Kassel war L. westphälischer Staatsrath auf Lebenszeit und enthusiastischer Herold der konstitutionellen Verfassung wie der persönlichen Eigenschaften des neuen Königs. Als Staatsrath wohnte er den Sitzungen der Stände bei, und hier war es, wo er die konstitutionellen Grundsätze so weit wieder vergessen konnte, daß er die Befragung der reichsständischen Zustimmung als eine Beleidigung der Regierung bezeichnete. Dem französischen Hofe als bereitwilliger Diener ergeben, stand er auf Seiten der undeutsch gesinnten Partei, welche Westphalen, diesen schönen, großen Theil Deutschlands, fest an das Interesse Frankreichs knüpfen wollte. Als Generaldirektor der Studien, der er nach J. v. Müllers Tode 1809 geworden war, ließ er sich zwar die Sorge für das Unterrichtswesen angelegen seyn, doch ließ er es geschehen, daß Minteln und Helmstädt aufgehoben wurden. Für sich und seine männlichen Nachkommen erhielt er 1810 den Titel eines Barons und den Ritterorden der westphälischen Krone.

Nach der Auflösung des ephemeren Königreichs entzog ihm die Restauration Alles, was ihm die Fremdherrschaft verliehen hatte, aller früherer Glanz verschwand und als hannoverscher Rath, was er früher gewesen, wurde er 1814 nach Hildesheim versetzt, um als Lokalobrigkeit für Steuern u. Militärangelegenheiten Landesgefälle zu erheben. Daneben betrieb er, nicht gerade zum Vortheil für seine ökonomische Lage, auf einer reichen Domäne die Landwirtschaft und suchte darin zerstreuten Eifer für verflorenen Glanz und verminderten Umgang. Als Zeichen der Zufriedenheit mit seiner Verwaltung erhielt er 1817 den Titel eines Legationsrathes und begleitete den Baron von Reden nach Rom zum Abschluß des Konkordats mit dem Papste. Auf der ökonomischen Verlegenheit, in die er durch seine Gutsbewirtschaftung immer mehr u. mehr gerieth, befreite ihn die durch seinen Freund Schmidt-Philstedt vermittelte Berufung als Kanzlei- und Konsistorialrath nach Stade 1822, und 1833 erhielt er das Ritterkreuz des Guelphenordens, als Anerkennung der kräftigen Thätigkeit, von welcher L. in allen seinen amtlichen Verhältnissen die unzweideutigsten Beweise gegeben hat. Damit war er aber auch der Regierung näher gerückt und hatte ihr Vertrauen. Er

wurde von dem neuen König Ernst August als eine Stütze des Kampfes gegen das von ihm beschworene Staatsgrundgesetz nach Hannover berufen und mit der Prüfung beauftragt, ob das durch das Patent vom 1. Nov. 1837 in Frage gestellte Staatsgrundgesetz formelle Gültigkeit habe oder nicht. Seine Deduktionen und publicistischen Diatriben entschieden gegen das Verfassungswerk und für das Kabinet. Von dem an galt er für einen der Kenner der hannoverschen Ereignisse und hatte wieder einen Einfluß, wie der war, den er in der westphälischen Zeit gewonnen hatte. Er arbeitete den neuen Verfassungsentwurf aus, erschien zur Verteidigung desselben als königlicher Kommissarius in den Kammern und soll auch Verfasser der publicistischen Aufsätze seyn, die zur Verständigung über die trostlosen Verwirrungen in Hannover in den Zeitungen erschienen. Wiewohl er nun sowohl in der Kammer als in seinen öffentlichen Deduktionen kaum entschuldbare Schwächen zeigte und verlassen von geeignetem Rednertalent nicht vermochte, die Verhandlungen der Kammer zu leiten, so wurde er doch Kabinetstath und Mitglied des Staatsraths für das Innere, die Justiz und den Kultus, weil er es feierlichst aussprach, daß das Staatsgrundgesetz nicht mehr existire, daß nur und allein die Verfassung von 1829 in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Aber in Kurzem zeigte sich, und er mochte es selbst fühlen, daß er auf dieser politischen Höhe nicht stark genug sey, sich zu halten; er zog es daher vor am 18. Mai 1839 die bescheidene Stelle eines Vicepräsidenten auf der bürgerlichen Bank beim Oberappellationsgericht in Celle anzunehmen. So verschwand er wieder aus dem politischen Treiben in den Schatten eines gewöhnlichen Staatsdieners oder königlichen Dieners und nahm noch überdies den auf ihm lastenden Verdacht mit, daß er es vorzüglich gewesen, der die übereilte Amtsentsetzung der sieben göttinger Professoren veranlaßt hatte.

Leistadt (Leystadt), bayer. Dorf, R.-B. Pfalz, Kanton Dürkheim; Weinbau; 870 E.

Leistbügel, ein Rüstwagen, ein doppelter eiserner Ring, in dessen einer Hälfte die Stammleiste, in der andern die Runge steckt.

Leiste (Techn.), 1) langer schmaler Körper; — 2) schmales Stück Holz, welches in eine Fuge eingeschoben ist oder an und über einem Gegenstande hervorragt; — 3) ein gerades, zuweilen etwas abgeschragtes Plättchen, das in ganzen Gefässen als Saum- u. Trennungsglied dient u. unverziert bleibt; auch die hängende Platte, daher Kranzleiste; vgl. Glieder; — 4) (Lisse, Stammleiste), ein Stück an einem Aderwagen. Sie wird aus einem krumm gewachsenen Holze gefertigt, ist unten mit einer Scheere beschlagen, mittelst welcher sie an die Axt vor die Rabe des Rades befestigt wird; auch verbindet man damit hölzerne Dreckdeckel. Oben ist sie zugespitzt und hat an der Krümmung einen Absatz, auf welchem die Wagenleiter mit einem daran befestigten Ringe ruht. Sie ist wesentlich notwendig bei Heu- und Erntefahren, indem sie der Wagenleiter zum Stützpunkt dient, und ist oben gekrümmt, damit das Rad sich frei darunter

drehen kann. — 5) S. v. a. Borte, Kante, Anschröt; — 6) (Buchdr.), s. v. a. Einfassung; — 7) schmaler Streifen gepreßtes Blech u. Papier, zur Verzierung und Einfassung verschiedener Gegenstände gebraucht; — 8) an Knochen, linienförmige Erhöhung; — 9) Ohrleiste, s. Ohr; — 10) (Anat.), a) Leistenengegend, s. Bauch; — b) in dieser Gegend, besonders die unter der Haut bedeckte liegenden sehnigen, häutigen u. muskulösen Theile, die besonders für die Kenntnisse der Leistenbrüche wichtig sind, in welcher Hinsicht man eine innere und eine äußere unterscheidet; — 11) (Her.), s. v. a. Einfassung, s. Ehrenstücke.

Leiste (Inguen, oder Leistenengegend, Regio inguinalis, Anat.), wird auf jeder Seite am Unterleibe die Rinne zwischen der Schamgegend und dem Darmbeinkamme genannt, wodurch der Bauch vom Oberschenkel abgegrenzt wird. Indessen rechnen die meisten Anatomen zu der Leistenengegend auch noch den untern Theil des Bauchs, unmittelbar über jener Rinne, u. ebenso den obern Theil der innern, vorderen Seite des Schenkels, dicht unter der Rinne bis zu der schiefverlaufenden Anschwellung herab, die von dem Verlauf der Musc. Sartorius gebildet wird.

Leiste (Geogr.), Felsen bei Würzburg, von welchem der Leistenwein seinen Namen hat.

Leisten (Technol.), 1) die in Sand gebildete Form, in der beim Abstecken des Hohofens die Eisengänse entstehen; — 2) Stücken Holz, von der Gestalt des Fußes, über welchen die Schuhmacher Schuhe und Stiefel zusammen nähen. Es gibt 2seitige und 1seitige L.; über den 2seitigen können beide Schuhe oder Stiefel gemacht werden, von den 1seitigen muß aber der eine nach dem rechten, der andere nach dem linken Fuß geschnitten seyn. Personen, welche solche L. verfertigen, werden Leistenschneider genannt.

Leisten (Geogr.), mecklenburg-schwerin. Dorf, wendischer Kr., Amt Plau; 130 Einw.

Leistenabsceß (Inguinalabsceß, Eitergeschwulst in den Leisten, Abscessus inguinalis, Chir.), eine Ansammlung von Eiter in der Leistenengegend. Sie kann hinsichtlich ihrer Entstehungsweise zweifacher Art seyn; bei der einen nämlich ist sie Folge einer Entzündung der in der Inguinalgegend selbst befindlichen Theile, als: Haut, Zellgewebe, Muskeln und Drüsen, Apostema inguinalis; bei der andern dagegen wird der Eiter in einem, von der Leistenengegend entfernt, gewöhnlich höher gelegenen Organe abgesondert, bahnt sich von hier aus einen Weg durch den Bauchring, meist unter dem Schenkelsbogen fort nach der Inguinalgegend, und sammelt sich hier an, Apostasis inguinalis, und so kann z. B. der E. sein Daseyn den Bauch-, Brust-, Milchabscessen verdanken. Beim Apostema inguinalis gehen demselben die gewöhnlichen Zufälle einer Entzündungsgeschwulst in der Inguinalgegend selbst voraus. Der angesammelte Eiter bildet, indem er die Haut erhebt, eine mehr oder weniger beträchtliche, nicht etwa ganz runde, sondern mehr hügelige, sanft abnehmende Geschwulst, bei welcher der darin befindliche Eiter nicht nach innen gedrückt werden kann. Bei der Apostasis inguinalis dagegen, bei welcher wir alle Zeichen eines Kongestions-

abscesses vorfinden, sammelt sich der Eiter unter der Haut an, und zwar in der Mehrzahl der Fälle an der innern Schenkelseite. Dies geschieht entweder allmählig, auf eine dem Kranken kaum bemerkliche Weise, unter einigen, meist geringen Zufällen im Unterleibe, als z. B. unter Bauchgrimmen u. s. w.; wenn nämlich die Entzündung chronisch war, oder wenn diese akut und sehr heftig gewesen, so senkt sich der Eiter in größerer Masse herab, unter mehr oder weniger heftigen Kolikschmerzen, bildet in der Inguinalgegend unter der Haut eine Ablagerungsgeschwulst, aus welcher sich der Eiter mittelst Druckes in den Unterleib zurückdrängen läßt, oder wohin er von selbst wieder zurücktritt, wenn der Kranke sitzt, oder eine wagerechte Stelle annimmt, der aber beim Husten und Niesen, so wie beim Stehen, wieder stärker in der Inguinalgegend sich sammelt. Häufig senkt sich der Eiter tiefer herab u. verläßt gleichsam seine ursprüngliche Ablagerungsstelle, an welcher die Haut zusammenfällt und sich nun eine Höhle bildet; in anderen Fällen verbreitet sich der Eiter über den ganzen Schenkel, bis in das Kniegelenk (*Oedema purulentum*), senkt sich in den Hodensack (*Eiterbruch*, *Empyocoele*, *Pyocoele scrotalis*, *Oscheocoele purulenta*), oder nach den Schamlefzen (*Episiocoele spuria*, falscher Schamlefzenbruch).

Es könnte die *Apostasis inguinalis* mit anderen Geschwülsten in der Leistengegend verwechselt werden, wie z. B. mit der Leistenbeule oder dem Leistenbruche, vorzüglich mit dem inkarcirten; von der ersten unterscheidet sie sich jedoch dadurch, daß sie keine solche abgerundete und abgegrenzte Geschwulst bildet, wie jene; von dem eingeklemmten Leistenbruche aber durch Mangel sämtlicher Zeichen desselben, als vorzüglich der Verstopfung, des Erbrechens, der Unbeweglichkeit der Geschwulst u. s. w. — Was nun den Verlauf, so wie die Prognose und die Behandlung des L. es überhaupt betrifft, so sind sie die des Abscesses im Allgemeinen; wir bemerken nur hinsichtlich der Vorhersage, daß sie beim *Apostema* im Allgemeinen günstiger ist, als bei der *Apostasis inguinalis*, bei welcher letztern Alles auf die Wichtigkeit des Organs ankommt, in welchem die Eiterabsonderung Statt findet, und gegen welche ganz vorzüglich die Kur gerichtet werden muß.

Leistenanwurf, f. v. a. *Anschrot*.

Leistenu (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. Preußen (West-Pr.), R. = W. Marienwerder, Kr. Graudenz; 4 Kram-, Woll-, Vieh- und Pferdewärkte; 300 Einw.; — 2) (Klein-L.), das.; 110 Einw.

Leistenband (Anat.), f. *Fallopian ligamentum*.

Leistenbeule (Chir.), f. *Bubo* u. *Syphilis*.

Leistenblasenbruch (Chir.), f. *Bruch*.

Leistenbruch (Chir.), f. *Bruch*.

Leistenbruchband, f. *Bruchband*.

Leistendrüsen (Anat.), f. *Glandulae inguinales*.

Leistendrüsenschwellung (Chir.), f. *Bubo* u. *Syphilis*.

Leistenfistel (Chir.), f. *Fistel*.

Leistengegend (Anat.), f. *Leiste*.

Leistengelenk, f. v. a. *Hinterknie*.

Leistengeschwulst (Chir.), f. *Bubo* und *Syphilis*.

Leistenhobel, f. *Hobel*.

Leistenhölzer, für Schuhmacher, werden aus verschiedenen Holzsorten gemacht, als Erlen, Pappeln, Birken, Aspen, Linden, Weiden u. s. w., am besten aber aus Buchen- und Eschenholz. Es werden dazu Klöße, auch Scheite von verschiedener Länge u. 6 bis 8 Zoll Dicke genommen.

Leistenholz, f. v. a. *Strämmleiste*.

Leistenfachel (Töpfer.), f. *Rachel*.

Leistenkanal u. vorderer u. hinterer Leistenring (Anat.). Der L. (*Canalis inguinalis* u. *abdominalis*) ist ein etwa 1 1/2 Zoll langer Gang, welcher über dem äußern Leistenbunde die drei breiten Bauchmuskeln von der Bauchhöhle aus in schiefer Richtung von hinten, oben und außen, nach vorn, innen und unten durchbohrt, sich dicht über dem Schambeinhöcker öffnet und beim Manne den Samenstrang, beim Weibe das runde Mutterband enthält, weshalb er, nach Verhältniß der Dicke dieser Theile, beim Manne weiter ist als beim Weibe.

Man unterscheidet an dem L. zwei Wände, eine vordere und eine hintere; ferner zwei Oeffnungen, die vordere oder Schamöffnung, oder den vordern Leistenring, und die hintere oder Bauchöffnung, oder den hinteren Leistenring.

Die vordere Wand und die vordere Oeffnung des L. sind von der Haut und der *Fascia superficialis* bedeckt; die hintere Wand und die hintere Oeffnung sind von dem Bauchfelle bekleidet.

Die vordere Wand ist anfangs, d. h. der hinteren Oeffnung gegenüber, aus allen drei breiten Bauchmuskeln gebildet, indem hinter der platten Sehne des äußern, schiefen Bauchmuskels sich das Muskelfleisch der daselbst verbundenen beiden Muskeln, des queren und innern schiefen Bauchmuskels befindet. — In der Mitte des Gewebes dagegen weichen die Muskelbündel des innern, schiefen und des queren Bauchmuskels theils bündelförmig auseinander, lassen den Samenstrang zwischen sich hindurchtreten und legen sich dann an die innere Hälfte der hintern Wand, theils steigen sie an der äußern Seite des Samenstranges zum Hoden hinab und machen den Hodenmuskel (*Cremaster*) aus. Auf diese Weise wird die vordere Wand des L. es von der hintern zur vordern Oeffnung hin immer dünner, so daß sie endlich nur aus der platten Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels besteht, welche sich dann, um die vordere oder Schamöffnung desselben zu bilden, in zwei Schenkel, einen obern inneren u. einen untern äußeren spaltet.

Der obere innere Schenkel (*Crus superius* u. *internum*) tritt zu der vordern Seite der Schambeinfuge und heftet sich daselbst fest, wobei seine Fasern sich mit denen des gleichnamigen von der andern Seite verbinden, durcheinanderschieben und kreuzen. Aus der Vereinigungsstelle dieser Schenkel entsteht vor der Schambeinfuge das Aufhängeband des Penis.

Der untere äußere Schenkel (*Crus inferius* u. *externum*) verbindet sich mit dem innern Ende des äußern Leistenbandes, und heftet sich mit

demselben so an den Schambeinhöcker fest, daß die unteren Fasern hinter den oberen etwas aufsteigen, wodurch am Schambeinhöcker eine nach oben konkave, sehnige Rinne, die den Samenstrang trägt, gebildet wird. — Die hintere Wand des L.es besteht aus der Fascia transversa, an welche sich jedoch nach innen, der vordern Öffnung gegenüber, die schwachen Muskelbündel des innern schiefen und des queren Bauchmuskels von vorn her entgegenlegen, welche in der Mitte des Kanals durch Auseinanderweichen sich von der vordern Wand getrennt hatten. Hesselbach, der Vater, hat den Theil der Fascia transversa, welcher die hintere Wand des L.es ausmacht, inneres Leistenband genannt.

Die vordere oder Schamöffnung des L.es, der vordere Leistenring oder der Bauchring (*Apertura anterior s. pubis, Canalis inguinalis s. Annulus abdominalis*) befindet sich dicht über dem Schambeinhöcker, zwischen den beiden Schenkeln der vordern Wand des L.es, in welche sich die platte Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels gespalten, ist beim Weibe kleiner als beim Manne, überhaupt aber von unbeständiger Größe.

Gewöhnlich hat der vordere Leistenring die Gestalt eines Dreiecks, dessen Basis dicht neben dem Schambeinhöcker auf der obern Seite des queren Schambeinastes sich befindet und dessen beide Seitenlinien, die von den beiden Schenkeln der gespaltenen Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels gebildet werden, auswärts aufsteigen, so daß der obere Winkel gegen das Darmbein, der untere äußere gegen den Schambeinhöcker, und der untere innere gegen die Schambeinfuge hin gerichtet ist. In den meisten Fällen ist die Basis des Dreiecks $\frac{1}{2}$ Zoll breit, während der Längendurchmesser 1 Zoll beträgt. Zuweilen ist jedoch die Spalte nach außen gegen das Darmbein hin sehr verlängert.

Der Samenstrang, oder beim Weibe das runde Mutterband, füllen, nebst dem sie einschließenden Zellstoff, den Raum zwischen den beiden Schenkeln des vordern Leistenringes aus, liegen folglich unmittelbar vor dem innern Theile der hintern Wand des L.es, der durch die vordere Wand nicht gedeckt und geschützt ist. Hesselbach hat diesem Theile der hintern Wand den Namen Schenkelfläche des vordern Leistenringes beigelegt. Es besteht an dieser Stelle die hintere Wand aus dem Bauchfell, der Fascia transversa und schwachen Fasern des queren und innern schiefen Bauchmuskels, ist mithin sehr dünn, und kann, da die vordere Wand hier gespalten ist, leicht vorgetrieben oder theilweise durchbrochen werden, wodurch alsdann ein innerer Leistenbruch (*Hernia inguinalis interna*) entsteht. Es wird hiernach der Bruchhals des innern Leistenbruchs kurz und gerade seyn, der Samenstrang bei kleinen Brüchen nach vorn, bei größeren nach vorn und außen am Bruchsaacke liegen.

Die hintere oder Bauchöffnung des L.es oder der hintere Leistenring (*Apertura posterior s. abdominalis*) ist von dem vordern Leistenringe $1\frac{1}{2}$ Zoll nach außen und oben entfernt, liegt $\frac{1}{2}$ Zoll über dem äußern Leistenbunde oder dem Schenkelbogen, und steht etwa 3 Zoll von der

Mitte der Schambeinfuge ab. Es zeigt sich dieser Ring auf der innern Fläche der Fascia transversa anfangs als eine Grube von der Breite eines halben Zolles, die nach außen und oben allmählig verstreicht, nach innen, unten und vorn in den L. führt und seitlich von zwei Falten oder Schenkeln der Fascia transversa, einen obern innern und untern äußern umfaßt ist, welche, wie die Grube selbst, nach außen und oben allmählig verstreichen, nach unten u. innen aber in einen gerundeten Rand zusammenfließen, wodurch der Anfang der hintern Wand des L.es entsteht. Hesselbach nennt die Grube zwischen diesen beiden Schenkeln Schenkelfläche des hintern Leistenringes.

Die Fascia transversa senkt sich aus der Grube oder der Schenkelfläche des hintern Leistenringes cylinderförmig in den L. ein, umfaßt den Samenstrang u. geht in die allgemeine Scheidenhaut über. Das Bauchfell überzieht den hintern Leistenring und macht daselbst ebenfalls eine kleine Vertiefung.

An der innern Seite des spätern Leistenringes, zwischen dem Bauchfelle und der Fascia transversa, verlaufen die Vasa epigastrica. Bei dem äußern Leistenbruch, der durch den hintern Leistenring in den L. eintritt, werden sie daher immer an der innern Seite des Bruchhalses liegen, während sie bei einem innern Leistenbruche, der die Schenkelfläche des vordern Leistenringes durchbricht, sich an der äußern Seite des Bruchhalses befinden. Bei einem großen äußern Leistenbruche wird der L. verkürzt, zu einem Ringe umgewandelt, indem der hintere Leistenring nach innen geschoben und dem vordern fast gegenübergestellt wird.

Leistenkracken (*Mollusk.*), *Pteropodengattung*, s. v. a. *Pneumodermion*.

Leistenmuskel des Ohres (*Helicis musculus, Anat.*), s. *Ohr*.

Leistennerve (*Anat.*), s. *Lumbares nervi*.

Leistenpilz (*Bot.*), *Pilzgattung*, s. v. a. *Spathulea Fr.*

Leistenring (*Anat.*), s. *Leistenkanal*.

Leistenschnecke (*Mollusk.*), 1) *Schneckengattung*, s. v. a. *Stachelschnecke, Murex L.* — 2) *Schneckengattung*, s. v. a. *Pantoffelmuschel, Crepidula Lam.*

Leistenschneider, s. *Leisten 2*).

Leisten-T-Binde (*Chir.*), eine der Leistengegend zugewendete Bindenform, deren Prototypus schon in der T-Binde enthalten ist; sie wird bereitet aus einem, die jedesmalige individuelle Beckenform bequem umschließenden 2—3" breiten Bindenstreif, als horizontalem Theil, an welchem in der Mitte ein halbdreieckiges, mehr pyramidal zugeschnittenes Stück Leinwand mit seiner Basis durch hinterliche Befestigung wird, welches als Variant der eigentlichen T-Binde den unmittelbaren Kontakt der kranken Gegend bilden soll. An die Spitze dieses so mit dem horizontalen Streifen verbundenen Mittelstücks wird nun ein Bindenstreif von entsprechender Länge, als vertikaler Theil der Binde, genäht. Bei der Anlegung der Binde wird zunächst der Grund des horizontalen Theils der Binde der Sakralgegend zugeführt, die beiden Enden des

selben über die Hüften geleitet und durch Uebersinanderlegen nach vorn über der Symphyse befestigt; das eingefügte Mittelstück mit dem vertikalen Theile führt man senkrecht von hinten, die Dammgegend damit umgehend, nach vorn u. befestigt das Ende des vertikalen Streifens ebenfalls an dem horizontalen Theile der Binde. Selbstständige Heilzwecke hat die Binde wenige zu erfüllen, da sie mehr als mittelbarer Halt, um Plumaceaux und Kompressen an der leidenden Stelle zu befestigen, dient. Soll sie jedoch einen intensiven Druck bewirken, z. B. um Kompressen bei Bubonen anzubringen, oder als retentives Mittel bei Auslagerungen, Brüchen u. s. w., so muß sie mit möglichster Festigkeit angelegt werden und als Material aus weniger reittem Gewebe, als Leinwand, wie aus Gurt oder gummirtem Bande u. s. w. bestehen.

Leistenverband (Bandage inguinal, Chir.), s. Verband.

Leistenvers (Poet.), s. v. a. Akrostichon.

Leistenwein, ein edler Frankenwein, wachsend am Leistenberge bei Würzburg.

Leistikow (Groß-L.), preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Raugarb; 150 Einw.

Leistrupp, lippe-detmold. Weiler, Amt Detmold; 100 Einw.; mit L. sind Meiersfeld, Lenstrupp u. Diestelbruch zu einer Bauernschaft vereinigt.

Leistus (Entom.), nach Fröhlich, Käfergattung, s. v. a. Bartkäfer.

Leit (Leiten, Leuten), österr.-böhm. Dorf, Kr. Königgrätz, Herrsch. Schurz; 260 Einw.

Leitakford, vorzüglich der der 5. Stufe (Dominante) angehörige Akford, Dreiklang od. Septimenakkord (Dominant-Harmonie); im weitern Sinne kann aber auch jeder Septimenakkord so genannt werden.

Leitarm, 1) s. v. a. Schwinke; — 2) s. Sägemühle; — 3) s. Stangenkunst.

Leitbänder, s. v. a. Gängelbänder.

Leitbäume, in einem Schwache starke Pfosten, zwischen welchen eiserne Zapfen (Leitnägeln) angebracht sind und dazu dienen, die Tonnen beim Hinablassen oder Hinaufziehen in gehöriger Richtung zu erhalten.

Leitband des Hodens (Huntersches Leitband des Hodens, Gubernaculum testis Hunteri [Observations on certain parts of the animal oecconomy, Lond. 1786, 4. N. I. Descript. of the situation of the testis in the foetus, with its descent in the scrotum, Anat.]), ein aus Zellstoff und Fasern bestehender Strang, welcher von dem Zellstoff des Hodensackes und dem Fasergewebe vom Bauchringe ausgeht, durch den sehr kurzen, fast geraden Leistenkanal hindurch in die Bauchhöhle tritt, hinter der Bauchhaut, in einer Falte derselben, mit dem Vas deferens bis zum untern Ende des Hodens und des Nebenhodens aufsteigt, sich daselbst anheftet und den Hoden bei seinem Herabsteigen in den Hodensack zu leiten scheint. Nach Seiler (Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Hoden bei Menschen und Thieren, Dresden 1832) und Rathke (Abhandlungen zur Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Thiere,

Th. I., Leipz. 1832, S. 75) besteht das L. im ganz frischen Zustande aus Zellstoff, in welchem man einige Fasern sehen kann, die zwischen dem Zellstoff und dem fibrösen Gebilde das Mittel halten. Hunter hat diesen Strang mit dem Ligamentum uteri rotundum verglichen. Die Falte der Bauchhaut, worin das Gubernaculum aufsteigt, heißt die haller'sche Scheide, oder der campersche Cylinder. Das untere Ende derselben, welches der Hoden, wenn er aus der Bauchhöhle herabtritt, mit sich herabzieht, bildet den Scheidenfortsatz der Bauchhaut, hinter welchem die Samen Gefäße und das Vas deferens liegen, der aber im gewöhnlichen Falle vom Bauchringe bis zum obern Ende des Hodens herab verwächst, im Umfang des Hodens selbst aber offen bleibt und daselbst die eigene Scheidenhaut des Hodens ausmacht. Senkt sich durch diesen Fortsatz, während er noch offen ist, ein Darm aus der Bauchhöhle herab, so wird es ein angeborener Bruch (Hernia congenita) genannt.

Leitbaum, s. v. a. Streichbaum.

Leite, 1) langes, nicht sehr weites Faß, das statt des Spundloches mit einer großen Oeffnung versehen ist u. welches man gebraucht, um Fische lebendig zu transportiren; — 2) ähnliches Faß, in dem Weinbeeren zur Kelter gebracht werden; — 3) die sanft sich abdachende Seite eines Berges.

Leitelshain, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Werdau; 440 Einw.

Leitelshof, bayer. Dorf, R.-B. Mittelfranken, Ldgr. Schwabach; 110 Einw.

Leiten (Geogr.), 1) (Leithen), bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Vilshofen; 100 Einw.; — 2) österr.-steier. Dörfer: a) Kr. Graz, Bez. Feistritz; 100 E.; — b) Kr. Judenburg, Bez. Haus; Mühle; 430 E.

Leitenbach, bayer. Dorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Landsberg; 100 Einw.

Leitendorf (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.-B. Oberpfalz, Ldgr. Waldmünchen; 120 Einw.; — 2) österr.-steier. Dorf, Kr. Bruck, Bez. Leoben; 160 Einw.

Leitenhausen, bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Ldgr. Kottenburg; Mühle; 130 Einw.

Leitenhofen, österr. Dorf, Vorarlberg, Ldgr. Bregenz; über 100 Einw.

Leitenödorf (Geogr.), österr.-böhm. Orte: 1) (Nieder-L.), Dorf, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Dux; Meierhof, Jagdzeughaus, Forstbeamtenwohnung, Schäferei, Potaschefeiederei, 2 Mahlmühlen, 1 Papiermühle; 250 Einw.; — 2) Gut das.; mit Dux verbunden; — 3) (Ober-L.), Marktflecken das.; Schloß, Waisenhaus, Tuch- und Kasimirfabrik, Drechlerwaarenfabrik, Tuch- und Strumpfwalke, Alaanwerk, Mühle, Badeanstalt u. 4 Jahrmärkte.

Leiter (Phys.), in der Elektrizitätslehre diejenigen Körper, welche einen erregten elektrischen Prozeß, sey dieses an ihnen selbst od. an andern Körpern, mit denen sie in Verbindung stehen, geschehen, auf ihrer ganzen Oberfläche fortpflanzen und verbreiten. Nimmt man ein elektrisches Fluidum als Grund der elektrischen

Erscheinungen an, so muß man sagen: \mathcal{L} . pflanzen dieses Fluidum auf ihrer Oberfläche fort, so daß dasselbe sich hier allwärts thätig zeigt; setzt man dagegen zwei elektrische Fluida voraus, so muß ein guter \mathcal{L} . diese beiden fortpflanzen, und wenn somit irgend einem solchen in zwei entgegengesetzten Stellen die beiden Fluida — die negative und positive Elektricität — mitgetheilt werden, so zeigt ein guter \mathcal{L} . sich im neutralen Zustand, wofür gleiche Quantitäten jener beiden Elektricitäten und gleichzeitig aufströmten. Nichtleiter od. Isolatoren verbreiten das ihnen in irgend einer Stelle mitgetheilte elektrische Fluidum sehr wenig oder nicht weiter, sondern halten dasselbe in dem Erregungsort fest, weswegen sie auch die beiden Elektricitäten bis zur Ausgleichung zusammenzuführen sich nicht geschickt zeigen werden. Wendet man \mathcal{L} . und Nichtleiter zugleich Zeit an, so kann man oft mit Leichtigkeit untersuchen, zu welcher Klasse von Körpern ein vorliegender, seinem elektrischen Verhalten nach, gehört. Weil nämlich der Erdboden die Eigenschaft eines \mathcal{L} .s zeigt, sofern er nämlich jedes Quantum von Elektricität über seine ganze Oberfläche verbreitet, wie das augenblickliche Herabsinken der freien Elektricität auf 0 beweist, so darf man nur durch irgend einen Körper, den man in Bezug auf sein Leistungsvermögen prüfen will, eine Verbindung zwischen diesem und einem andern Körper, an welchem freie Elektricität thätig ist, eintreten lassen. Der menschliche Körper ist, wie der Fußboden, ein guter \mathcal{L} ., darum tritt der nämliche Erfolg ein, ob beide dazwischen treten oder nicht zc., wenn das Leistungsvermögen irgend eines Körpers untersucht werden soll, und man diesen mit der Hand fast u. gegen einen mit freier Elektricität versehenen Körper bringt. Ist also ein Elektrometer mit Elektricität versehen und man bringt an dieses einen Körper mittelst der Hand, so muß das Instrument sogleich auf 0 herabsinken, wofür besagter Körper überhaupt ein \mathcal{L} . und zwar ein guter \mathcal{L} . seyn soll. Wenn dagegen der Körper kein \mathcal{L} . ist, so muß bei diesem Experiment die elektrische Spannung nicht gestört und bei einem halbleitenden Körper nur wenig geändert werden. Im letztern Falle und namentlich bei Anwendung empfindlicher Elektrometer, kann allerdings bei schwachem Grade von Elektricität, während der Annäherung und noch mehr, so lange die Berührung von einem Nichtleiter von etwas größerer Ausdehnung Statt findet, die Spannung nach dem Gesetz der Vertheilung, die auch in Nichtleitern bis auf einen gewissen Grad sich geltend macht, scheinbar auf 0 herabsinken, aber nach deren Entfernung wird sie ihre Stärke so gut wie unverändert wieder zeigen. Befindet sich in einem isolirten, also in einem mit Nichtleitern umgebenen Körper, eine große elektrische Spannung, so muß ein daran gehaltener \mathcal{L} . einen einzigen starken Funken, als sicheres Zeichen der vorhandenen Elektricität, hervorbringen und der so auf die Probe gestellte Körper dann keine elektrische Spannung mehr zeigen. Bei Annäherung eines Nichtleiters tritt dagegen in diesem Fall nicht ein einziger Funke allein,

sondern eine Reihe von kleinern elektrischen Funken hervor, der elektrische Körper behält nachher aber, selbst wenn eine Berührung Statt hatte, den größten Theil seiner Elektricität. Ist der mit freier Elektricität versehene Körper selbst ein Nichtleiter, so wird bei der Berührung mit einem leitenden Körper ein kleiner Funke in der Berührungsstelle hervorbrennen und der Körper an dieser Stelle, sonst aber nirgends weiter, seine Elektricität verlieren. Ganz vorzüglich eignet sich zur Untersuchung der Leitungsfähigkeit eines Körpers eine geladene leidner Flasche. Setzt man nämlich an den Knopf der Flasche den einen Knopf eines gewöhnlichen Entladers, den andern aber an den zu untersuchenden Körper, so tritt, wofür letzterer ein \mathcal{L} . ist, entweder ein Funke hervor, oder es zeigt sich nur ein leichtes Knistern oder Zischen als Zeichen, daß der Körper ein Nichtleiter sey. Wendet man große Flaschen und zugleich eine große elektrische Spannung an, dann endet das Experiment mit dem Zertrümmern des Nichtleiters, während die Elektricität durch einen gut leitenden Körper ruhig durchgeht. — Da nach den neuern Untersuchungen die Wirkungen der voltaischen Säule als elektrisch zu betrachten sind, so dient dieser Apparat namentlich recht dazu, die Leitungsfähigkeit der Körper zu prüfen. Bringt man nämlich einen Körper zwischen die Polarbrähte einer thätigen Säule, dann muß der Prozeß, wofür der Körper ein \mathcal{L} . ist, ungestört seinen Fortgang haben, z. B. Wasser vor wie nach zerlegt werden, die Magnetnadel in Schwingung bleiben u. dgl. mehr sich zeigen; ist der Körper dagegen ein Nichtleiter, dann endet der eingeleitete Prozeß.

Körper, die durch irgend einen elektrischen Prozeß, sey dieses Reiben oder Erwärmen, leicht freie Elektricität zeigen, heißen *idiotrische*, im Gegensatz zu den *anelektrischen*, welche gern fremde Elektricität, ohne selbst viele zu entwickeln, aufnehmen, weshalb man diese auch wohl *sympetrische* nennt. So fest dieser Unterschied auch ehemals zu stehen schien, hat sich neuerdings denn doch mancher Zweifel gegen diese Eintheilung vorgefunden, namentlich aber deshalb, weil man auch die früher als *anelektrisch* geltenden Metalle später durch Reiben ebenfalls so elektrisch zu machen lernte, u. zwar so stark, daß dieselben Funken sehen ließen, wie dieses namentlich *Hemmer* an einem Streifen Messing von einigen Zoll Länge und 0,25 Zoll Dicke zu bewirken wußte, indem er dasselbe auf einige isolirende Glasstangen aufstüßte und ein seidenes Band über das Metall hin- und herzog. Der um die Elektricität so verdiente *Becquerel* rief sogar Metallstücke selbst aneinander u. rief auf diese Weise Funken hervor, ja sogar, indem er zwei Metallscheiben an die Enden des Drahtes eines Multiplikators befestigte, wo denn durch ein gelindes Reiben derselben über einander, während bei dem Auflegen derselben aufeinander keine Wirkung Statt gefunden hatte, ein hinlänglich starker Strom, um eine Magnetnadel in Bewegung zu setzen, erzeugt wurde. Nach dem genannten Physiker sind in folgender Reihe: *Wismuth, Nickel, Kobalt, Palladium,*

Platin, Blei, Zinn, Gold, Silber, Kupfer, Zink, Eisen, Cadmium, Antimon, die vorangehenden Metalle gegen die nachfolgenden in obigem Reibungsversuch stets negativ elektrisch. Aber auch Scheiben desselben Metalles übereinander gerieben, werden elektrisch erregt, wenn man nur Sorge trägt, daß derselbe Punkt der einen Scheibe hintereinander alle Punkte der Oberfläche der andern durchläuft, wozu ein Knopf, den man über eine Scheibe hinführt, dienen kann, welcher dann bei Anwendung von Wisemuth, Antimon, Eisen und Platin positiv elektrisch wird, während bei Anwendung eines Kupferknopfes dagegen die Scheibe positiv elektrisch zeigt. Freilich auf solchergestalt geriebene Metallplatten mittelst eines feinen Metallsiebes aufgestreut, läßt die dadurch frei werdende thätige Elektricität leicht wahrnehmen. Durch dergartige Versuche wird aber nun freilich der oben angegebene Unterschied der Körper in idioelektrische und anelektrische sehr in Zweifel gestellt, u. man gebraucht ihn bis jetzt noch, wie so viele dergartige Ausdrücke, um auf eine allmähliche Abstufung zwischen der Leitungsfähigkeit und der Eigenschaft, Elektricität festzuhalten, hinzuweisen, wo dann die Metalle bei Weitem mehr das Erstere als das Letztere bilden lassen.

Der Grad der Leitungs- und Isolirfähigkeit eines Metalles läßt sich so leicht, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, nicht ermitteln, indem hier erstaunlich viele Zwischenbedingungen vorkommen können, von welchen sowohl das eine als das andere abhängig wird. Zunächst liegt es nahe, die Leitungsfähigkeit der Körper nach der Geschwindigkeit abschätzen zu wollen, mit welcher Körper Elektricität fortzuleiten im Stand sind, dann aber auch nach der Menge von Elektricität, welche Körper durch sich durchleiten oder auch nach der Menge von entgegengesetzter Elektricität, welche sie in sich ausgleichen. Diese Menge ist nun entweder an und für sich bestimmbar, oder irgend eine ihrer Größe nach genau bestimmbare Veränderung gibt das Maß derselben an und dieses ist fast der einzig sichere Weg, auf welchem sich die Leitungsfähigkeit der Körper ermitteln läßt, denn die Geschwindigkeit der Elektricität auf solchen Strecken, die wir überhaupt in das Experiment ziehen können, ist als unendlich groß zu betrachten, indem der Beginn des elektrischen Stromes und seine Ankunft an irgend einer entfernten Stelle stets zusammenfallen. Diese letzte Bemerkung war der Grund, weswegen man auf indirektem Wege in dieser scheinbar augenblicklichen Bewegung die verschiedenen Grade von Geschwindigkeiten durch die Größe gewisser Veränderungen auszumitteln sich genöthigt sah, die eine Funktion der verschiedenen Geschwindigkeiten selbst zu seyn scheinen. Es kommt deswegen vorzüglich darauf an, die Umstände zu berücksichtigen, die neben der eigenthümlichen Beschaffenheit der Körper einen wesentlichen Einfluß auf ihre Leitungsfähigkeit ausüben, wo dann die Versuche mit den Metallen zu den vorzüglich hier einschlagenden gehören. Cavendish wies schon auf den Einfluß hin, welchen Länge und Dicke der Körper auf ihre Leitungsfähigkeit üben, u. in neuerer

Zeit bringt Humpfr. Davy, auf eine Reihe v. Experimenten gestützt, dasselbe wieder, behauptend, daß die Leitungsfähigkeit der Körper im umgekehrten, einfachen Verhältnisse der Länge derselben stehe. Er leitete dieses Resultat dadurch ab, daß er voltaische Trogapparate zum Versetzen von Flüssigkeiten benutzte, und durch diese feine Silberdrähte leitete, darauf von dem völligen Ausbleiben aller Gasblasen auf das Ende des Processes schloß. Hierbei zeigte sich nun, daß, um die Elektricität solcher Batterien von verschiedener Stärke vollkommen zu entladen und durch Drähte hindurchzuleiten, letztere im umgekehrten Verhältnisse zur Stärke der Batterien stehen mußten. So entluden 6 Zoll Platindrath von $\frac{1}{20}$ Zoll Dicke die Elektricität von 10 Plattenpaaren, 3 Zoll die von 20, $1\frac{1}{2}$ Zoll die von 40, 1 Zoll die von 60 solchen Plattenpaaren vollständig. Einen wesentlichen Einfluß übt ferner auf die Leitungsfähigkeit eines Körpers dessen Dicke od. Masse. Nach Davy aber steht die Länge desselben Drahtes im umgekehrten Verhältnisse mit seiner Dicke. Ein Platindrath von sechsmal größerer Stärke zeigte sich hinreichend, auch sechs Batterien zu entladen, während ein Draht von einfacher Dicke nur eine zu entleeren vermochte, dabei war es gleichgültig, ob sechs solcher Drähte oder ein einziger von sechsfacher Stärke in Anwendung kamen, wofern nur die einzelnen Drähte sich gegenseitig nicht erhitzen konnten. Darnach kommt also nicht allein die Oberfläche eines Drahtes, sondern auch sein Volumen bei diesem Versuch in Betracht; was dadurch noch mehr bestätigt wird, daß derselbe, aber flach gewalzter Draht zwar in der Luft als besserer L. sich erwies, im Wasser dagegen, neben einem gleichlangen Stück von derselben Nummer, dieselbe Leitungsfähigkeit zeigte, indem der breitgedrückte in der Luft sich schneller abkühlte.

Bedeutend großen Einfluß auf die Leitungsfähigkeit der Körper übt ferner die Temperatur. Früher war man der Ansicht, die Erhöhung der Temperatur eines Körpers vergrößere auch die Leitungsfähigkeit derselben; daß dem im Allgemeinen nicht so ist, beweist das gleichsam entgegengesetzte Verhalten der vollkommenen L. und der relativ gegen sie sehr unvollkommenen Leitungsfähigkeit des Wassers, ebenso der salzigen Flüssigkeiten, noch mehr aber das der Isolatoren, und man schied desfalls in neuerer Zeit die Körper in zwei scharf von einander abgegrenzte Klassen. Manche Körper werden zwar mit Erhöhung ihrer Temperatur bessere L., andere dagegen wieder nicht. Wir führen dafür eine Reihe von Versuchen vor:

Ward fand, daß die mit der Aenderung des Wärmezustandes auch vollkommensten Isolatoren, namentlich eine rothglühend gemachte Glasstange, desgleichen geschmolzenes Siegellack, Pech, Bernstein, Schellack, Wachs eine leidner Flasche eben so gut zu entladen vermöchten, wie jeder andere L., und eben so verhielten sich die flüssigen Nichtleiter bei der Erhitzung. So konnte z. B. der eben genannte Physiker aus Terpentinöl in den Wirkungskreis einer gelade-

nen leidner Flasche gebracht, wenn solches noch heiß war, Funken, wie aus einem eisernen Draht herauslocken, und Gleiches gilt von geschmolzenem Schwefel. Unvollkommene L. verlieren durch Wärme oft an Leitungsvermögen, namentlich Marmor, Holz, Papier, Pergament, Leder, Leinwand, Wolle und alle diejenigen, welche nicht hygroskopisch sich zeigen und denen also nicht Feuchtigkeit durch Wärme entzogen wird. Dagegen leisten nasse Stricke als L. gute Dienste; werden sie dagegen durch Wärme ausgetrocknet, so nähern sie sich mehr und mehr den Isolatoren. Wasser und die Salzaufösungen nehmen an ihrem Leitungsvermögen mit der Erhöhung der Temperatur zu, Metalle dagegen in dieser Beziehung ab und leiten bei größerer Erkältung besser. Wurde, wie Davy fand, ein Platindraht von etwa $\frac{1}{200}$ Zoll Dicke und 3 Zoll Länge unter Del erkaltet, so leitete derselbe vollständig, entlud eine Batterie von 20 Doppelpfatten, wogegen derselbe erhitzt dieses nicht mehr leistete, wobei es aber einerlei war, ob die Hitze von den Batterien oder durch anderweitige Erwärmung hervorgerufen wurde.

Nach diesen einzelnen Angaben sind also, soll die Leitungsfähigkeit der Körper geprüft werden, ins Auge zu fassen deren Länge, deren räumlicher Inhalt und die Temperatur, welche ihnen eigen ist; und da dieses Vermögen bei gleichem Durchschnitt im umgekehrten Verhältniß mit der Länge steht, so kann man nach der Länge allerdings den Grad ihrer Leitung abschätzen, wogegen sie bei gleicher Länge im umgekehrten Verhältniß ihrer Dicke leitend sich zeigen, vorausgesetzt, daß dort wie da, die Temperatur für sie sich nicht ändert.

1. Leiter. Zu den vollkommensten L. gehören zunächst die Metalle und übertreffen das Wasser in diesem Vermögen millionenmal. Nach Davy entlud eine gesättigte Lösung von Kochsalz von einem Zoll Ausdehnung, auf beiden Seiten von Platindrähten berührt, und dessen an Lösung angrenzende Oberfläche 7,2 Quadratzoll betrug, nicht völlig zwei Paar Platten einer Batterie, während ein gleicher Draht von 1 Zoll Länge und $\frac{1}{220}$ Zoll Durchmesser 60 Paar dergl. Platten völlig von Elektricität befreite. Franklin schätzte die Leitungsfähigkeit der Metalle nach ihrer leichtern Schmelzbarkeit ab, hing deswegen metallische Drähte an einander, ließ dann den Schlag einer kräftigen Batterie auf sie einwirken, wobei sich dann fand, daß zuerst Eisen, dann Messing, dann Kupfer, dann Silber, endlich Gold schmolz oder zerstiebt. Mit mehr Sicherheit und mehr Mitteln wiederholte dieselben Versuche später von Marum und fand fast die obige Ordnung, nämlich: Zinn, Blei, Eisen, Gold, Messing, Silber. — Ritter behauptet aber im Gegensatz zu Marum, daß die Wärme, welche hier das Schmelzen verursachte, sich stets verhalten müsse, wie die Größe des elektrischen Prozesses, welcher die Ursache jener Wärme ist, also auch wie das, was ihn bedingt, wie das Maß der Leitung. Derselbe äußerte sich nach Pfaff im gehlerschen physikal. Lexikon über das von marumsche Verfahren ferner noch folgender Weise:

Es gehörte demnach weiter nichts dazu, als daß sich die Schmelzbarkeiten der Metalle, wie ihre elektrischen Leitungen verhielten, damit auch ihre wirklichen Schmelzungen durch Elektricität sich so verhielten. Dieses Verhältniß findet aber nicht Statt. Die Schmelzbarkeit der Metalle durch die Wärme befolgt eine andere Ordnung, als die durch die Elektricität. Der Grund hiervon kann nur in ihrer verschiedenen Leitung der Elektricität liegen, die nicht gleichen Schritt hält mit ihrer Schmelzbarkeit, und es folgt daher nothwendig, daß die Schmelzbarkeit des Metalles durch Elektricität das Produkt ist aus dem Grade seiner Leitung und dem Grade seiner Schmelzbarkeit durch Wärme, u. daß die Reihe dieser Schmelzbarkeiten, sowie die Reihe dieser Produkte vollkommen parallel laufen. Das Maß der Schmelzbarkeit durch Wärme ist die Entfernung des wirklichen Wärmegrades, bei welchem das Metall schmilzt, von einem u. demselben Punkte der Thermometerskala, z. B. von dem 0 Punkte, multiplicirt mit der Wärmekapacität des Metalles. Dieses Produkt gibt nämlich die absolute Menge von Wärme an, die ein Metall zu seinem Schmelzen erfordert. Diese absoluten Mengen von Wärme, als das Maß der Schmelzbarkeit gelten aber nur von gleichen Massen oder Gewichten. Ritter theilt demnach eine von ihm berechnete Tabelle mit, welche die Menge der absoluten Wärme für gleiche Volumina der geschmolzenen Metalldrähte darstellt als Produkte der Entfernungen ihrer Schmelzpunkte vom 0 Punkte, ihre Wärmekapacitäten u. ihre specifischen Gewichte. Die Schmelzbarkeiten werden sich demnach gerade verhalten, wie die von gleichen absoluten Mengen von Wärme wirklich geschmolzenen Volumina, die durch diese Tabelle unmittelbar gegeben sind. Wäre nun die Leitung der Metalle für Elektricität gleich und eben damit auch die Menge der erzeugten Wärme, so würden die Längen der durch gleiche elektrische Entladungen geschmolzenen Drähte von gleichem Durchmesser in folgendem Verhältnisse gegeneinander gestanden haben: Zinn 120, Blei 113,6, Messing 6,687, Silber 5,752, Kupfer 5,288, Gold 4,705, Eisen 1,347. Was mehr oder weniger geschmolzen wurde, als nach der bloßen Wärmeschmelzbarkeit, ist als Folge besserer oder geringerer Leitung zu betrachten. Es schmolzen aber von Messing 26, von Silber 46, von Kupfer 38, von Gold 0,223 weniger, von Blei 0,050 und von Eisen 2,707 mehr, als die Länge des geschmolzenen Zinns zum Maßstabe angenommen, bei gleich guter Leitung durch alle Metalle nach der bloßen Wärmeschmelzbarkeit hätte geschmolzen werden sollen. Jene Metalle, von welchen weniger geschmolzen wurde, waren demnach schlechter, die, von welchen mehr geschmolzen wurde, bessere L. der Elektricität. Demnach würde sich folgende Ordnung der Metalle in Ansehung ihrer Leitungsfähigkeit, von dem vollkommensten L. anhebend, ergeben: Eisen, Blei, Zinn, Gold, Messing, Silber, Kupfer. Nimmt man aber zugleich auf die verschiedene Länge der Metalle Rücksicht, aus welcher jene Ordnung abgeleitet ist und welche, da sie beim Blei und Zinn so viel größer war,

ihrer Leitung nachtheilig werden mußte, so ergibt sich als wahre Ordnung der Metalle in Rücksicht auf ihre Leitungsfähigkeit folgende: Blei, Zinn, Eisen, Kupfer (Messing, Silber, Gold). Aus ähnlichen Versuchen über Wärmeerzeugung und Schmelzung des Platins folgert Ritter ferner, daß dasselbe allen übrigen Metallen an Leitungsfähigkeit nachstehe. Ritter übersah die Schwierigkeit nicht, welche sich aus den Versuchen von Marums entgegenstellte. In denselben wurde die Batterie jedesmal gleich vollkommen entladen, sämtliche Drähte leiteten also dieselbe absolute Menge von Elektrizität. Die verschiedene Leitung kann also nicht auf die absolute Menge, sondern auf die größere od. geringere Geschwindigkeit, mit welcher dieselbe absolute Menge von Elektrizität geleitet wird, bezogen werden, woraus sich dann der veränderte Ausdruck ergibt, daß die Schmelzbarkeiten der Metalle durch Elektrizität sich verhalten, wie die Produkte aus dem Grade der Geschwindigkeit, mit welcher die Metalle leiten und den Schmelzbarkeiten der Metalle durch die Wärme. Ritter zieht hieraus ferner das Resultat, daß eine u. dieselbe Menge von Elektrizität der Intensität und Extensität nach um so mehr Wärme hervorbringe, je schneller, und um so weniger, je langsamer sie geleitet werde, oder daß die durch einerlei Menge von Elektrizität erzeugte Wärme sich umgekehrt wie die Entladungszeiten verhalten, welche ungeachtet des scheinbar instantan erfolgten Batteriefunkens doch sehr verschieden seyn können und seyn müssen. Hieraus folgt ferner noch, daß eine und dieselbe Menge von Elektrizität um so mehr Wärme hervorbringen müsse, je höher die Spannung ist, aus der sie in das Uebergeht, und die Uebereinstimmung dieses Schlusses mit der Erfahrung und folglich auch die Richtigkeit der Prämissen, aus welchen er abgeleitet ist, findet Ritter in Guthbertsons Versuchen über Schmelzung verschiedener Längen von Metalldrähten, welcher nämlich gefunden hatte, daß dieselbe Menge von Elektrizität in dem Verhältnisse eine größere Länge schmelze, in welchem durch Anhäufung auf eine kleinere Oberfläche ihre Spannung höher war. Ritter findet in jener Ordnung der Metalle zugleich einen merkwürdigen Zusammenhang mit ihrer Oxydabilität und stellt das allgemeine Gesetz auf, daß das Leistungsvermögen der Metalle in geradem Verhältnisse mit ihrer Oxydabilität stehe. Er nimmt noch andere Erfahrungen zu Hülfe, welche für das größere Leistungsvermögen der mehr oxydablen Metalle sprechen sollen u. nach denen besonders Zink, das an Oxydabilität jene oben genannten Metalle noch übertrifft, sich als der vorzüglichste Leiter unter den Metallen verhalten soll. Diese Erscheinungen sind hauptsächlich aus der Sphäre des Galvanismus hergenommen und unter diesem Artikel zu finden, namentlich die Folgereihe, in welcher die Metalle durch Interpolation zwischen den feuchten z. die chemische Wirkung der Säule schwächen und ganz aufheben, die gleiche Stufenfolge, in welcher die Metalle in Form von Bogen die Flüssigkeit der einfachen Kette unterbrechen, die Wirkung derselben schwächen oder ganz aufheben, der große Vorzug in Beförderung der

Gasentwicklung bei Anwendung der mehr oxydablen Metalle, besonders des Zinks als Zuleiter in die Gasentbindungsröhren und die Nothwendigkeit, die negativen Metalle in einer viel größeren Berührungsfläche mit dem flüssigen Leiter anzuwenden, als die positiven Metalle um das Maximum von Wirkung zu erhalten. Was nun diese letzteren Beweise betrifft, wodurch sich gerade eine der auf anderen Wegen gefundenen entgegengesetzte Stufenfolge der Metalle in ihrem elektrischen Leistungsvermögen zu ergeben scheint, so sind die Erscheinungen, aus denen jene hergeleitet wurden, zu complicirt, um mit Sicherheit jenen Schluß daraus ziehen zu können, daß das elektromotorische Verhalten der verschiedenen Metalle gegen die Flüssigkeiten hierbei wesentlich mitwirkt u. überhaupt ganz eigenthümliche Gesetze der Leitung da zu herrschen scheinen, wo Flüssigkeiten u. Metalle mit einander abwechseln und die chemische Wechselwirkung mit in Betracht kommt, weswegen sie nicht mit den Gesetzen der Leitung durch die Metalle an und für sich verwechselt werden dürfen. Was aber die Deutung betrifft, welche Ritter den von marum'schen Versuchen gibt und durch welche allerdings die Leitungsfähigkeit der Metalle an und für sich, an ihre Masse hindurch bestimmt wird, so läßt sich auch gegen diese Manches einwenden. Da die größte Quantität von Elektrizität, wenn sie durch z. von hinlänglich großer Ausdehnung fortgepflanzt wird, auch nicht die kleinste Spur von Wärmeerzeugung gibt, so geht schon hieraus hervor, daß die Menge der erzeugten Wärme auf keinen Fall eine unmittelbare Folge der Ausgleichung der entgegengesetzten Elektrizitäten ist und auch nicht, wie Ritter will, im geraden Verhältnisse der absoluten Menge dieser Elektrizitäten und dem umgekehrten der Dauer der Zeit, in welcher diese Ausgleichung geschieht, oder dem geraden der Geschwindigkeit der Fortleitung steht. Vielmehr deuten die meisten Erscheinungen darauf hin, daß es der Widerstand oder die relative Isolation, welche auch bei den vollkommensten z. n. noch existirt, vorzüglich seyn dürfte, was zur Wärmeerzeugung beiträgt. Und so würden jene Versuche gerade die von Ritter aufgestellte Ordnung der Metalle in einem entgegengesetzten Sinne betrachten lassen. Dieses war namentlich die Ansicht Childerns, als er den Grad der Erhigung untersuchte, den Drähte von gleicher Dicke ($\frac{1}{30}$ "') und gleicher Länge (8"') erlitten, als er den elektrischen Strom seiner mächtigen Batterie von 20 einfachen Zink — und 20 Doppelplatten von Kupfer, jede von 6' Länge und 2' 8" Breite, durch sie hindurchgehen ließ. Die Ordnung in welcher sich die Metalle erhigen, von dem am stärksten erglühenden anhebend, war: Platin, Eisen, Kupfer, Gold, Zink, Silber, und Childern erklärt diese Ordnung, als die umgekehrte ihres Leistungsvermögens, weil die Elektrizität um so mehr Wärme erzeuge, je mehr Widerstand sie in ihrem Durchgange erfahre.

Aus demselben Gesichtspunkte hat ganz deutlich der Engländer Harris unmittelbar aus der Menge der Wärme, welche beim Durchgange der gleichen Entladungen einer Batterie durch Metalldrähte von gleicher Länge und Dicke er-

zeugt wird, die Ordnung der Metalle als L. zu bestimmen gesucht. Die Menge der erzeugten Wärme selbst hat er durch einen einfachen Apparat, nämlich durch eine Art von Luftthermometer, mit Genauigkeit auszumitteln sich bemüht. Die Drähte wurden nämlich horizontal durch eine gläserne Kugel von 3" im Durchmesser quer hindurch geführt, welche mit einer doppelt gebogenen Röhre in Verbindung stand, in deren kürzeren, da, wo die Kugel aufgeschraubt war, etwas erweiterten Schenkel vorher eine gefärbte Flüssigkeit gegossen wurde, die in dem längeren Schenkel dann bis zu gleicher Höhe stieg, wo das 0 bemerkt wurde. Die angewandten Drähte hatten $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{200}$ Zoll Dicke, doch wurden immer nur die von gleicher Dicke mit einander verglichen. Durch die beim Durchgang des Schlagers erzeugte Erhigung wurde die Luft in der Kugel ausgedehnt und die Flüssigkeit in dem langen Schenkel dadurch in die Höhe getrieben. Die Höhe, bis zu welcher diese Flüssigkeit stieg, zeigte den Grad der Ausdehnung und damit den Grad der Erhigung des Metalldrahtes an. Die nachfolgende Tafel enthält sämtliche, auf diesem Weg enthaltene Resultate.

Metalle und ihre Legirungen.

Ausdehnung der Luft.

Kupfer	6
Silber	6
Kupfer 1, Silber 1	6
— 1, — 3	6
— 3, — 1	6
Gold	9
— 1, Kupfer 3	15
— 1, Silber 3	15
Zink	18
Messing	18
Kupfer 8, Zinn 1	18
Gold 1, Kupfer 1	20
— 1, Silber 1	20
— 3, Kupfer 1	25
— 3, Silber 1	21
Zinn 1, Zink 1	27
Platin	30
Eisen	30
Zinn 3, Zink 1	32
Zinn	36
Zinn 3, Blei 1	45
Zinn 1, Blei 1	54
Zinn 1, Blei 3	63
Blei	72

Diesen Versuchen zufolge würden demnach die Metalle nach ihrem Leitungsvermögen, sofern dasselbe als ihrer Erhigung umgekehrt proportional angenommen wird, folgende Ordnung von dem besten L. ausgehend befolgen (Kupfer, Silber), Gold (Zink, Messing), (Platin, Eisen), Zinn, Blei und sofern man die Verhältnisse der Leitungsvermögen nach den Verhältnissen der Zahlen, welche die Erhigung messen, bestimmen wollte, würde das Leitungsvermögen des Goldes zu dem des Silbers oder Kupfers wie 2 : 3, das des Zinkes oder Messings zu dem des Silbers oder Kupfers wie 1 : 2, das des Platins oder Eisens zu ebendenselben wie 1 : 5, des Zinnes wie 1 : 6, endlich des Bleies wie 1 : 12 sich verhalten.

Aus diesen Versuchen ergibt sich, daß der Schluß von der Wärmezunahme der Metalle auf ihre Leitungsfähigkeit nicht zu gleichen Resultaten, ja häufig zu sehr verschiedenen führt, und man dachte später auf direkte und noch genauere Wege, die Leitungsfähigkeit auszumitteln; da aber als ausgemacht anzusehen ist, wie das Leitungsvermögen der Metalle bei gleichem Durchschnitte im umgekehrten Verhältniß ihrer Länge und bei Gleichheit dieser im umgekehrten ihrer Masse oder ihrer Durchschnitte steht, so geben bei gleicher Leitung die verschiedenen Längen gleichdicker, aus verschiedenen Metallen bereiteter Drähte, bei vollständiger Entladung irgend einer Batterie gewiß das vollständigste Maß der Leitungsfähigkeit derselben. Auf diese Weise fand Davy, daß bei Entladung von 60 Plattenpaaren gleiche Wirkung hervorriefen: 1 Zoll langer Platindraht, ein 6 Zoll langer Silberdraht, ein $5\frac{1}{2}$ Zoll langer Kupferdraht, ein 4 Zoll langer Golddraht, 3,8 Zoll langer Bleidraht, ein 0,9 Zoll langer Palladiumdraht, ein 0,8 Zoll langer Eisendraht, wofern diese Drähte gleiche Dicke hatten, und sich in einer sie erkaltenden Flüssigkeit befanden. Ferner konnte auch die Zahl vollständig entladener Plattenpaare einer volta'schen Säule als maßgebend für jene Fähigkeit angesehen werden, wofern gleichlange und gleichdicke Metalldrähte in Anwendung kamen. Auf diesem Wege fand nun Davy, daß 6 Zoll lange $\frac{1}{100}$ Zoll dicke Drähte folgende Anzahl Platten derselben geladenen Batterie zu entleeren vermochten. Silberdraht 65, Kupferdraht 56, Zinkdraht 12, Platindraht 11, Eisendraht 6, Bleidraht 56, sofern diese Drähte ganz kalt in Anwendung kamen. Aus mehreren Versuchsreihen der Art ergab sich ferner die Leitungsfähigkeit folgender Metalle, die des Eisens als Einheit angenommen, als durch folgende Zahlen darstellbar: Silber 7,5; Kupfer 6,7; Gold 5; Blei 4,6; Platin 1,2; Palladium 1,1; Eisen 1; wofür Becquerel folgende Zahlen fand: Kupfer 100; Gold 93,6; Silber 73,6; Zink 28,5; Zinn 25,5; Platin 16,4; Eisen 15,8; Blei 8,3; Quecksilber 3,4; Kalium 1,33. Pouillet bediente sich zu seinen Versuchen eines einfachen Elektrometers und fand folgende Zahlen für das Leitungsvermögen: Silber (mit 0,014 Kupfer) 800, Kupfer 738, Silber (mit 0,052 Kupfer) 656, Gold (feines) 623, Garkupfer 224, Messing 194, Eisen 121, Gold (18 Karatiges) 109, Platin 100. Sonst ergab sich nach diesem Physiker, daß das elektr. Leitungsvermögen mit dem für Wärme ziemlich gleichen Schritt hielt. — Nächst den Metallen leiten ferner die Erze die Elektrizität sehr gut und insbesondere die Kiese und Glanze, sonst auch einige Metalloxyde. Peltier schließt aus der Entladung einer leidner'schen u. aus dem rascheren u. langsameren Gang dieser Entladungen, daß: Schwefelblei vortreffl., desgl. Schwefeleisen und Schwefelkupfer, Glanz und Speisekobalt, Arsenikkies sehr gut, Rothgültigerz gut, Schwefelquecksilber mittelmäßig, Grauspießglanzerz wenig, eben so Rothspießglanzerz, so wie Schwefelmolybdän wenig, Schwefelarsenik sich gar nicht als Leiter brauchbar zeigt. Von den Metalloxyden legt er ferner

dem Graubraunsteinerz, dem Zinnoryd, dem Eisenglanz das Prädikat eines sehr guten Leiters, dem weißen Bleioryd das eines guten, dem natürl. Wrennig, dem Kupferoryd, dem schwarzen Erbkobalt, dem oxydirten Uran das eines schwachen Leiters bei, während weißer Arsenik, so wie Titaneisen, Wolfram, Tungstein fast gar nicht leitete. Kohle so wie kohlenhaltige Körper stehen in ihrem Leistungsvermögen oft den Metallen am nächsten; dieses gilt nach Priestley namentlich von trockener Holzkohle, Steinkohle und von Buchsbaumholzkohle, Graphit und Anthracit, so wie mineralischer Holzkohle.

Fluide und flüssige Körper werden in der Regel nur in Verbindung mit Wasser zu guten Leitern, so alle Salze, Säuren, Laugensalze, ferner alle einfache Körper wie Chlor, Jod, Brom, welche letztere sonst im trockenen Zustand Nichtleiter sind. Wasser selbst zeigt sich zwar als Leiter, steht jedoch in dieser Eigenschaft den Metallen weit nach, verhält sich sogar unter Umständen bisweilen wie ein Isolator. Führt man z. B. den Entladungsstrom einer Leidner Flasche oder den einer schwachgeladenen voltaischen Säule aus etwa 100 Tagen Kupfer und Zink mittelst zwei starker Metallstreifen durch ein Gefäß mit Wasser, so breitet sich derselbe auf der Oberfläche des Wasserspiegels aus und man erhält einige Zolle rechts oder links von dem eigentlichen Pfad des Stroms einen Schlag, welcher aber nicht mit derselben Leichtigkeit durchgeht, als durch einen Metallstreif. Nach Davy war eine 6 Zoll lange Wasseroberfläche nicht im Stand, die Elektrizität von zwei Plattenpaaren vollständig zu entladen, was doch durch einen Platindraht von $\frac{1}{320}$ Zoll Dicke vollkommen und in bei Weitem höherem Grad, nämlich an 60 Plattenpaaren derselben Batterie, auch gelang. Nach Pfaff mußte ein Prisma, mit Salmiakauflösung gefüllt, einen 247416 mal so großen Durchschnitt haben, als ein Stahldraht, um dieselbe Leitung zu gewähren. In Gehlers phys. Lexicon findet sich eine von Förstemann entworfene Tabelle über die Leitungsfähigkeit von Flüssigkeiten, wobei die des Wassers als Einheit angenommen wird; sie lautet:

Spezifisches Gewicht:	Leiten in gleichen Seiten folgender Menge von Elektricität:	Leiten eine gleiche Menge von Elektricität in folgenden Seiten:
Salzsäure	1,126	2,464
Essigsäure	1,024	2,398
Salpetersäure	1,336	2,253
Ammoniak	0,936	2,177
Salmiakauflösung	1,064	1,972
Schwefelsäure	1,048	1,737
Kalksauge	1,772	1,609
Kochsalzsäure	1,166	1,672
Wasserauflösung	1,132	1,560
Destillirtes Wasser	1,000	1,000

Dieser Tabelle zufolge würde der Unterschied des Leistungsvermögens der Flüssigkeiten von einander viel geringer ausfallen, als er aus andern Versuchen hervorgeht, indeß läßt sich diese Anomalie leicht erklären. Förstemann fand nämlich, daß, wenn er derjenigen Röhre, welche mit der am besten leitenden Flüssigkeit (der Salzsäure) gefüllt war u. einen Theil des Lei-

tungskreises ausmachte, einen Metallstreifen substituirte, die Gasentwicklung in der mit Wasser gefüllten Röhre zwar etwas, aber doch nur wenig rascher wurde. Es würde bei der angewandten Art zu schließen folgen, daß selbst das Leistungsvermögen der Metalle nur sehr wenig, das der besser leitenden Flüssigkeiten und selbst nicht dreimal dasjenige des destillirten Wasser übersteige, was doch mit ausgemachten Thatsachen im geradesten Widerspruch steht. Der Widerspruch fällt hinweg, sobald man nur erwägt, daß keine hinlängliche Quantität von Elektrizität für die Leitungskapazität der verschiedenen Leiter in solchen Versuchen vorhanden ist. Bei der großen Retardation nämlich, welche der elektrische Strom in einer Säule von 204 Plattenpaaren, die außerdem an zwei Orten durch mit Flüssigkeit gefüllte Röhren unterbrochen war, erleidet, wird überhaupt nicht viel mehr Elektrizität im Kreisläufe bewegt, als das Wasser in der einen Röhre schon für sich allein durchzuleiten vermag. Es ist also gleichsam nur der noch geringe Rückstand, welchen die besseren Leiter noch durch sich durchlassen, der das Maß ihres besseren Leistungsvermögens abgibt. Daher bemerkt auch Förstemann richtig, daß bei Anwendung anderer voltaischen Apparate zur Bestimmung des verschiedenen Leistungsvermögens zwar die Folgereihe der Flüssigkeiten dieselbe bleiben werde, jene Zahlen aber wohl ganz abweichend ausfallen könnten. Davy bestimmt das relative Leistungsvermögen der Holzkohle nach folgender Ordnung: Destillirtes Wasser, essigsaures Blei, salzsaures Blei, schwefelsaures Kali, Salpeter, salzsaurer Kalk (Chlorcalcium), schwefelsaures Natron, schwefelsaure Talkerde, Chlorsaures Kali, schwefelsaures Mangan, Brechweinstein, essigsaures Natron, Borax, weinsaures Kali, benzoesaures Kali, salzsaures Mangan, kohlenensaures Kali, essigsaures Kali, schwefelsaures Eisenorydul, salpetersaures Blei, kleeensaures Kali, Ammoniak von 956 spec. Gew., Weinsäure, salzsaures Zinnorydul, Alaun, Kupfervitriol, Zinkvitriol, verdünnte Phosphorsäure, starker Weinessig, englische Schwefelsäure mit 4 Theilen Wasser verdünnt, salpetersaures Quecksilberoryd, concentrirte engl. Schwefelsäure, salpetersaures Silber, Salmiak, verdünnte Salpetersäure, salzsaures Eisenoryd, salzsaures Platin, Salzsäure von 1120 spec. Gewicht.

Thierische, so wie vegetabilische Körper zeigen sich als gute Leiter, wegen ihres in der Regel großen Salzgehaltes und insbesondere der in ihnen vorhandenen Kochsalzmenge und des kohlensauren so wie phosphorsauren Natrons halber, und übertreffen sie darum das Wasser sehr an Leitungsfähigkeit. Bekannt ist desfalls die gute Leitungsfähigkeit der Nerven, und nach Humboldt leiten selbst Knochen besser als Metalle, weshalb auch elektr. Schläge fühlbarer werden, wenn ein Mensch auf dem Isolirstuhl mittelst eines Knochens, z. B. des Fingerringknochens, mit dem Konduktor einer Elektrisirmaschine in Verbindung steht, oder auf eine andere Weise, indessen übertreffen Metalle doch immer auch noch hierin die Knochen. Bis zur Weiße calcinirte Knochen sind nach Ermann äußerst

gute Isolatoren und verhalten sich deshalb wie phosphorsaurer Kalk (Apatit), ebenso verliern andere thierische Theile durch Austrocknen ganz ihr Leitungsvermögen. Wurzeln, Stengel, Blattstiele, Blätter, Blumen der Pflanzen, sowie Rinde und Holz leiten ebenfalls sehr gut, namentlich in feuchtem Zustand, so daß man während eines Gewitters unter einem Baum sich bekanntlich gar nicht an geeignetem Ort befindet. Wässerig-vegetabilische Stoffe leiten ebenfalls besser, als Wasser, während harzige und ölige Stoffe dagegen isoliren. Daß der Blitz eher in Eichen, als in Tannen und Buchen schlägt, ist eine bekannte und jedenfalls aus der specifischen Verschiedenartigkeit ihrer Säfte zu erklärende Thatsache. Trockene Pflanzentheile werden dagegen gute Isolatoren. Luftleerer Raum leitet die Elektricität ebenfalls sehr gut, wie der in der Elektricitätslehre bekannte Versuch, bei welchem durch die evakuirte Kampane der Luftpumpe ein elektrischer Strom geleitet wird und der zu höchst brillanten Erscheinungen führt, zur Genüge beweist. Ebenso verhalten sich Flammen auch als treffliche Leiter. Priestley fand eine geladene Leydner Flasche mittelst einer Wachlichtflamme, welche in der Nähe stand, nach und nach gänzlich entladen, während ein genähertes glühendes Stück Glas nur unter einem starken Funken, also mit Explosion, Gleiches leistete.

Zu den Nichtleitern rechnet man und mit allem Fug und Recht zunächst alle Gläser, sowohl künstliche, als natürliche, dann Bergkristall, Edelsteine u. s. w. Gleichwohl wird das Glas durch Harze hierin noch übertroffen, ebenso von Pelzwerken, Seide und Seidenzeugen, und selbst von manchen Flüssigkeiten, zumal wenn das Glas nicht viel Metalloxyde enthält; darum sind gefärbte Glasarten bessere Isolatoren, als andere, zu deren Schmelzung mehr Laugen salze verwendet wurden, die nach einiger Zeit sich mehr oder minder leitend auswiesen, obschon sie, eben aus dem Ofen gekommen, als gute Leiter gelten konnten. Alle nicht metallische brennbare, einfache Körper gelten auch als Isolatoren, z. B. Phosphor, Schwefel, Selen, Silicium, Chlor, Jod, Brom u. trockene Dryde der Metalle. Darum thun alle einfachen Erden und Alkalien als Isolatoren dieselben guten Dienste, wie trockene Salze, und wenn auch letztere noch ihr Krystallisationswasser enthalten. Unter dieselbe Klasse zu rechnen sind ferner trockene Steine und Erden, besonders die härteren Steine und die glasartigen Kalksteine, der Gyps, Alabaster, die Kreide, der indische Stein, Granit, Zeichenschiefer, desgl. brennbare Mineralien, Bernstein, Honigstein, Asphalt, Gagat — und die dem Pflanzenreich angehörigen Harze ohne Ausnahme — darum auch Schellack, Siegelack, Federharz, Wachs, Myricin, daneben fette Oele des Pflanzenreiches, Baumöl und alle ätherischen empyreumatischen Oele, Aether, wogegen Alkohol wieder mehr dem ziemlich leitenden Wasser sich nähert. Ferner gelten als Isolatoren: die fettigen Substanzen des Thierreiches, wie Talg, Wachs, Wall-

rath, Seife, und sogar Eis gehört je kälter je mehr zu den Nichtleitern, ebenso atmosphärische Luft, wenn sie nicht zu sehr verdünnt oder erhitzt ist, desgleichen reine Dämpfe, namentlich Wasserdämpfe.

Halbleiter sollen in der Mitte zwischen den Leitern und den Isolatoren stehen und man rechnet unter diese Klasse: Eisenstein, Schildpatt, Knochen, Horn, Leder, Papier, Pergament, Holz, wenn es trocken genug ist, ebenso Marmor, Alabaster. Indessen ergibt sich aus dem Vorigen, wie jeder gute Leiter leicht zu einem Halbleiter umgeschaffen werden kann, indem man die Temperatur in ihm oder seinen hygroskopischen Zustand ändert, und daß der Ausdruck Halbleiter oder Halbdurchsichtiger darum ein ebenso willkürlicher ist, als wenn man von halbwarmen Körpern spricht.

2) Unipolare Leiter. Ermann theilte nach der von ihm selbst zuerst entdeckten Eigenschaft der Körper entweder die positive, oder die negative Elektricität vorzugsweise zu leiten, jene in positiv-unipolare und negativ-unipolare Leiter ein und rechnet z. B. zu den ersteren die Flamme aller sehr wasserstoffreichen Flüssigkeiten, z. B. die des Weingeistes, die der fetten ätherischen Oele, des Waxes, Kamphers, des Harzes und selbst die des Wasserstoffes, zur zweiten Klasse dagegen den ganz trockenen Eiweißstoff, die trockene alkalische Seife und die Flamme des Phosphors. Genannter Physiker isolirte nämlich eine mit einer gut leitenden Flüssigkeit geschichtete Säule, die aus so vielen Plattenpaaren bestand, daß sie auch ohne Kondensator an ihren Polen im ungeschlossenen Zustand elektroskopische Erscheinungen hervortreten ließ, brachte dann jeden ihrer Pole mit einem empfindlichen Goldblattelektrometer in Verbindung, um mittelst desselben die Divergenz in den Nullpunkt des Apparates ausfindig zu machen. Darauf steckte er ein Stückchen alkalische Seife auf einen mit dem Boden in Verbindung stehenden Draht, näherte dieselbe dem positiven Pole und entlud zu seiner Verwunderung augenblicklich die ganze Säule auf diesem Wege, wie ein dabei verwendetes Elektrometer deutlich anzeigte, während die Seife, an den anderen Pol gebracht, die Divergenz des Elektrometers wieder hervorrief. Nach dieser und vielen andern hiermit in Einklang stehenden ähnlichen Erscheinungen, wie Ermann behauptet, müßte man denn die sämtlichen L. eintheilen in: 1) vollkommene Leiter, bei welchen eine individuelle polare Leitung sich nicht kund gibt, wohin demnach alle Körper, die zugleich den einen als den anderen Pol einer voltaischen Säule paralysiren und die den elektrischen Strom einer solchen Säule nicht unterbrechen, zu rechnen wären; 2) in Nichtleiter, die sich weder zum Laden, noch zum Entladen eines Poles eignen und wodurch der elektrische Strom nicht in Gang gebracht werden kann; 3) in bipolare Leiter, an welchen die specifische Wirkung beider Pole an dem Leiter selbst zugleich wahrnehmbar ist; nach Ermann theilen sich letztere in zwei Zonen, wovon die eine eine positive, die andere eine negative Wirkung zeigt,

und der elektrische Wirkungskreis wird durch Dazwischenkunft eines solchen Leiters nur unvollkommen geschlossen; 4) in positiv-unipolare Leiter, welche, von Pol zu Pol einer voltaischen Säule geführt, die negative Wirkung der Säule isoliren, nur den positiven Strom leiten, als Mittelglieder des Schließungsdrahtes somit den Wirkungskreis nicht schließen, wodurch denn der negat. Pol im Maximum seiner Spannung bleibt, der positive dagegen entladen wird; es leiten diese Körper, nicht in den elektr. Wirkungskreis aufgenommen, den negativen Pol für sich allein gleichmäßig, ebenso wie den positiven.. 5) Ein ähnliches Verhalten zeigen endlich die negativ-unipolaren Leiter, jedoch nun in entgegengesetzter Weise wie die unipolar-positiven. Nichtleiter und vollkommene Leiter sind im Früheren bereits angeführt worden; zu bipolaren Leitern aber zählt Ermann alle poröse durch Haarröhrchenkraft das Wasser aufziehende Körper, welche im trockenen Zustand nicht, im feuchten dagegen unvollkommen leiten, wie z. B. nasse Stricke, nasses Papier, nasse Bündel Amianth, ferner rein destillirtes Wasser und die auf passende Weise in Röhren gebracht; welche aber in den galvanischen Strom genommen keine Ausgleichung der beiden Pole zulassen, sondern sich in zwei Zonen theilen, eine positive nämlich, an der dem positiven, und eine negative Zone, an der dem negativen Pol zugewendeten Seite. Positiv-unipolar erscheint ferner jede Lichtflamme, jede Weingeistflamme, höchst trockene Seife, und dieser Stoff spielt hier eine große Rolle, welche nach Ermanns Angabe Viot in s. Phys. folgender Weise beschreibt: Nimmt man ein recht trockenes Stückchen alkalischer Seife, steckt in eines seiner Enden einen mit dem Boden in Verbindung stehenden Metalldraht, berührt mit dem andern Ende einen der beiden Pole der Säule, so wird dieser sogleich entladen; die Divergenz des daselbst befindlichen Elektrometers verschwindet, wogegen die eines Elektrometers am anderen Pol wächst, und zwar treten die Erscheinungen in derselben Art hervor, als wenn der von der Seife berührte Pol mit dem Boden in leitender Verbindung stände; auch bleibt der Erfolg für beide Pole derselbe gleiche. Während nun die Säule noch isolirt bleibt und die Divergenz der Elektrometer sich wieder hergestellt hat, schließt man den Kreis zwischen den Polen der Säule durch das nämliche Stück Seife, indem man in beide Enden desselben Metalldrähte steckt, die sich nach beiden Seiten zu den Polen hin erstrecken. Ungeachtet dieser Verbindung werden dann doch die Elektroskope, noch wie zuvor, divergiren, so daß die Seife hier als Nichtleiter zu wirken scheint. Hat man sich aber von dieser Isolirung vollkommen überzeugt, so berührt man die Seife einen Augenblick mit einem Metalldraht, der mit dem Boden in Verbindung steht: sogleich wird das Elektrometer am anderen Pol zusammenfallen und das am positiven das Maximum der Divergenz erlangen. Die Seife erhält also ihr Leitungsvermögen jetzt wieder, aber bloß, um die negative Elektricität abzuführen zu lassen, und immer ist es diese, die sie allmählig durchläßt, selbst wenn man sie ganz

nahe an dem Drahte berührt, der sich nach dem positiven Pol der Säule hinzieht; dieser bleibt darum um nichts minder isolirt. Man erhält den augenscheinlichsten Beweis dieser paradoxen Eigenschaft, wenn man, während die Seife die Verbindung zwischen beiden Polen der Säule herstellt, mit benetzten Fingern zugleich den negativen in die Seife gehenden Polar Draht u. die Seife selbst berührt. Man wird keinen Schlag erhalten und die Elektrometer zeigen nicht die mindeste Aenderung in ihrer Divergenz, das positive bleibt Null und das negative erreicht das Maximum der Spannung, eben so wie durch bloße Anlegung der Hand in der Seife. — Wiederholt man jedoch den Versuch so, daß man mit benetzten Fingern am positiven Draht und an der Seife schließt, so erhält man einen Erschütterungsschlag, die Elektrometer fallen zusammen und der Kreis ist geschlossen. Man unterbreche die Continuität eines der in der Seife befestigten Drähte und schalte darin einen Wasserzersetzungssapparat ein. So lange die Polar Drähte lediglich durch die trockene Seife in Verbindung stehen, findet keine Wasserzersetzung Statt, denn alle Strömung ist so gut als unterbrochen. Befeuchtet man nun einen kleinen Schwamm oder eine Luchscheibe mit Wasser und legt sie so an den negativen Polar Draht, daß jene zugleich die Fläche der Seife berührt, so bleibt Alles wie zuvor, es findet keine Gasentwicklung Statt. Sobald man aber den feuchten L. zwischen den positiven Draht u. die Substanz der Seife andrückt, so stellt sich augenblicklich die Wasserzersetzung mit voller Energie ein und die Elektrometer bezeugen zugleich, daß die Dazwischenkunft des feuchten L. jetzt den vollkommensten Durchgang der positiven Elektricität und Neutralisation mit der negativen verstatet. Zu dieser Umwandlung ist die geringste Quantität Feuchtigkeit schon hinreichend, daher auch das Erforderniß, die Seife ganz trocken anzuwenden, wenn man wirklich die Zeichen der Unipolarität beobachten will.

Die negative Unipolarität zeigt sich nach Ermann am vollkommensten an konkretem trockenem Eiweißstoff, welchen man dadurch am besten erhält, daß man das durch anhaltendes Kochen des Eies im Wasser geronnene Eiweiß 6–7 Tage an der Luft eintrocknen läßt, bis die Masse an Farbe und Durchsichtigkeit, nicht aber an Sprödigkeit, dem Bernstein gleich geworden ist.

So vielversprechend alle diese Beobachtungen Ermanns auch anfänglich zu seyn schienen, wollten sie denn doch, bei Wiederholung der dahin einschlagenden Versuche, nicht immer auf dieselbe Weise hervortreten und erregten deswegen nicht ungerechte Zweifel. Am meisten haben sich nach Ermann mit derartigen Experimenten beschäftigt Brugnatelli und Configliachi, und diese erklärten die Erscheinungen aus schon bekannten Principien, und betrachteten nicht sie, sondern lediglich die denselben beigelegte Deutung Ermanns, ebenso Pechel, welcher legte Alles auf die Grundgesetze der elektrischen Leitung und Ladung zurückführt, deren Princip mit den Erklärungsgründen der italienischen Physiker im Wesentlichen übereinkommt. Pechel spricht

sich (s. Gehler über L.) darüber etwa so aus: Wenn zwei elektrische Pole (entweder die Pole der Säule, oder zwei im Gegensatz stehende Elektricitäten überhaupt) durch ein System einander berühren, od. in ihrem Leitungsvermögen verschiedener und dergestalt geordneter Körper, daß die Maxima ihrer Differenzen an beiden Enden liegen, mittelst dieser Enden in Verbindung gesetzt werden, so tritt keine Schließung der Pole ein und die elektrische Disposition jenes Systems ist von dem Verhältnisse dieser Differenzen zu der elektrischen Tension der Pole abhängig. 1) Ist das Verhältniß jener Differenzen größer, als jenes der elektrischen Tension, so ist der im Leitungsvermögen negativ-differente Körper (der schlechtere L. von den beiden, die an den Polen liegen) für den Pol, den er berührt, in dieser elektrischen Tension absolut isolirend. 2) Ist das Verhältniß der elektrischen Tension größer, als das der Leitungsdifferenzen, der die respektiven Pole berührenden Körper, so ist der im Leitungsvermögen negativ-differente Körper für den Pol, welchen er berührt, mehr oder weniger vollständig isolirend, so daß die Wirkung jenes Pols, welchen der bessere L. berührt, weiter verbreitet ist, u. zwar erstens nahen sich die räumlichen Verbreitungen beider Pole um so mehr, je größer das Verhältniß der Tension gegen die Differenz der Leitung ist, so daß die Gleichheit der Verbreitung (Bipolarität) eintritt, wenn die Differenz gegen jenes Verhältniß verschwindet; und umgekehrt ist zweitens der eine Polareffekt mittelst des positiv-differenten L.s um so weiter gegen den anderen Pol verbreitet, je mehr das der elektrischen Tension gegen jenes der Leitungsdifferenz sich dem Verhältniß der Gleichheit nähert, so daß 3) bei dieser Gleichheit die Verbreitung des Effekts von dem mit dem negativ-differenten L. in Berührung stehenden Pole = 0 ist, während sich der Effekt des anderen Poles mittelst des positiv-differenten L.s auf die ganze Zwischenverbindung bis an den jenseitigen Pol erstreckt und solcher Gestalt die relative Isolirung vollständig vorhanden ist. Errichtet man daher aus irgend einem Punkt dieser Zwischenverbindung eine Gemeinschaft mit einem L. von großer Fläche, z. B. dem Erdboden, so gilt diese Leitung nur für jenen Pol, mit welchem der positiv-differente Halbleiter in Verbindung steht, der andere Pol erscheint dabei relativ-isolirt und erhält das Maximum seiner Spannung. Deredens genannte Physiker belegt diese Regeln mit einer Reihe interessanter Versuche, die er alle auf dieselbe Weise zu erklären vermag.

Leiter (Technol.), 1) Werkzeug, das aus 2 schlanken Bäumen oder Stangen (L.=Bäume, L.=Stangen), die in der Entfernung von je 10—14 F. durch Querhölzer (L.=Sprossen) verbunden sind, besteht und dazu dient, um darauf in die Höhe oder Tiefe zu steigen. Die L.n, besonders hohe, sind dauerhafter, wenn die L.=Bäume aus dem Ganzen sind und nicht aus den 2 Hälften einer Stange bestehen. Man unterscheidet Baum-, Feuer-, Bloß-, Stufen-L.n etc. Eine besondere Art sind die Strick-

L.n, welche statt der L.=Bäume Seile haben; die zwischen diesen befestigten Sprossen sind gewöhnlich von Stricken, zuweilen aber auch von Holz. — 2) (Kriminalr.), s. Tortur; — 3) s. v. a. Rumpfleiter; — 4) s. v. a. Schrotleiter; — 5) s. v. a. Wagenleiter; — 6) s. Posamentirstuhl; — 7) Tau, woran bedrige Segel mit Ringen ausgespannt werden; — 8) s. v. a. Reibhölzer; — 9) (Jagdzw.), s. v. a. Geleiter.

Leiter (Technol.), Karpfenart, s. v. a. Cyprinus Buggenhagii Bl.

Leiterbach (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Ober-L.), R.=B. Oberfranken, Edgr. Lichtenfels; 300 Einw.; — 2) (Unter-L.), das.; Schloß; 330 Einw.

Leiterbaum, 1) s. Leiter; — 2) Baum, durch den hölzerne Sprossen gesteckt sind, so daß sie auf beiden Seiten hervorragen, damit der Baum als Leiter gebraucht werden kann.

Leiterberg, bayer. Dorf, R.=B. Schwaben und Neub., Edgr. Kempten; 280 Einw.

Leitereigen (Mus.), nennt man alle nothwendig der diatonischen Tonleiter angehörende Töne, die sich also ohne besondere Vorzeichnung von selbst ergeben; in Moll wird nicht die eigentlich dorthin gehörige kleine, sondern die erhöhte (große) Septime als leitereigen angenommen.

Leitereigene Harmonien (Dreiklänge und Septimenakkorde), die auf den leitereigenen Intervallen der Tonleiter ihren Sitz habenden Harmonien. In demselben Sinne wird auch von leitereigenen Durhgangs- u. Wechselnoten gesprochen.

Leiterersteigung, s. v. a. Eskalade; vgl. Belagerung.

Leitergang (Leitergerüst), die in Neubauten an der Stelle der noch fehlenden Treppen angebrachten mit Bretern überdeckten Leitern, auf welchen die Baumaterialien nach den oberen Stockwerken gebracht werden.

Leitermoos (Bot.), Moosgattung, s. v. a. Climacium Web. et Mohr.

Leiterschwinke, Sortiment des Wagenholzes, auf 3 1/2 Fuß Länge, 1 Zoll Dicke u. 2 1/2 Zoll Breite von hartem Holze aufgespalten.

Leitersdorf (Geogr.), 1) österr. Dörfer: a) (Neu-L.), Böhmen, Kr. Leitmeritz, Herrsch. Rumburg; 360 Einw.; — b) (Nieder-L.), das.; 2 Mühlen; 690 Einw.; — c) Steiermark, Kr. Graz, Bez. Horneck; 150 Einw.; — d) das., Bez. Burgau; 280 Einw.; — e) das., Bez. Labeck; 110 Einw.; — f) Kr. Marburg, Bez. Obermureck; 180 Einw.; — g) Schlesien, Gut, Kr. Troppau; umfaßt 2 Dörfer; — h) Dorf das.; Schloß; 600 Einw.; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.=B. Frankfurt, Kr. Krossen; Mühle; 530 Einw.

Leitershofen, bayer. Dorf, R.=B. Schwaben u. Neub., Edgr. Göggingen; 280 Einw.

Leitersprosse, s. Leiter 1).

Leiterstange, s. v. a. Leiterbaum.

Leitertonne (Kürschner.), s. v. a. Klärtonne.

Leiterwagen, s. Wagen.

Leiterwege, Brücken bei Holztransportwegen, wenn in Gebirgen auf kurze Strecken der

Schmierweg durch Schluchten unterbrochen ist. Von einem Ende der Schlucht zum andern, an der Stelle, wo der Schmierweg unterbrochen ist, werden zwei Streckbäume auf die Weite eines gewöhnlichen Handschlittens gelegt, und ist die Unterbrechung zu groß, um mit der gewöhnlichen Länge zweier Streckbäume auszureichen, nach dem Bedürfnisse mehre aneinandergesetzt und durch Pfeiler hinlänglich unterstützt. Die $2\frac{1}{2}$ Zoll breiten Streckbäume bekommen eben so tiefe Einschnitte, um Prügel von gleicher Stärke einzulassen. Die Streckbäume sind außerdem ihrer Länge nach mit hölzernen Wegestangen zu versehen, welche mit 1 Zoll dicken hölzernen Nägeln befestigt werden. Die Wegestangen gewähren noch den Vortheil, daß zwischen die Schlitten in unveränderter Linie laufen. Das Gefälle dieser L. ist dasselbe, wie das der gewöhnlichen Schmierwege, mit denen sie fortlaufen. Die Sprossen (Querstücke, wovon die Bahn der Ähnlichkeit mit einer Leiter wegen den Namen hat) kommen 14 od. 15 Zoll weit von einander. Diese Wege werden wie die Schmier-, Schlittwege gebraucht, der Arbeiter aber muß von Sprosse zu Sprosse achtsam treten.

Leitfeuer (Kriegsw.), s. v. a. Zündung.

Leitfisch (Ichthyol.), 1) s. v. a. Zwergdorsch, *Gadus minutus* L.; — 2) s. v. a. *Centrolophus niger* Lacép.

Leitgarn, s. v. a. Grundgarn.

Leitgirren (Groß-L.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Niederung; 250 Einw.

Leith (Geogr.), 1) brit. Stadt, Schottland, Graffsch. Midlothian (Edinburg), an der Mündung des gleichnamigen kleinen Flusses in den Forth-Golf, $\frac{1}{2}$ engl. Meile von Edinburg entfernt, dessen Hafen es ist, mit 27,000 Einw. Die Zahl der während des Jahres 1843 eingelaufenen Schiffe betrug 591 von 71,944 Tonnen. Der Gesamtwert der Handels stellte sich auf 23,290,800 fl. R.-M., wovon 19,998,400 fl. die Einfuhr und 3,292,400 fl. die Ausfuhr treffen. Die Hauptgegenstände der Einfuhr waren: Cerealien für 3,728,000 fl., Thee für 3,250,000 fl., Zucker für 2,480,000 fl., Wein für 2,190,000 fl., Bauholz für 1,680,000 fl., Branntwein für 960,000 fl., dann Früchte, Häute, Talg, Samen, Käse, Flachs, Wolle, Del u. A. Den meisten Antheil an diesem Einfuhrhandel nahmen China, Preußen, Spanien, Portugal, Frankreich, die Hansestädte, Rußland, Dänemark und die englischen Besitzungen in Nordamerika und Indien. Die Ausfuhr umfaßte fast nur englische Erzeugnisse, und zwar: Gewebe, eingefalzene Fische, Rum, Quincaillesriewaren, Steinkohlen, Garn u. A. Dieselben nahmen ihre Richtung nach den englischen Kolonien, Belgien, den Hansestädten, Rußland, Preußen, anderen nördlichen Ländern, dann nach Spanien und Brasilien. Vgl. Edinburg, S. 1496. — 2) Brit. Dorf, England, Graffsch. York; bedeutende Alaunminen.

Leitha, österreichischer Fluß, entspringt im Viertel unter dem Wienerwald, nimmt die Schwarze auf, vereinigt sich bei Ungarisch-Al-

tenburg mit der Raab u. fällt nach einem Laufe von 17 Meilen in die Donau. Am 13. Septbr. 1146 wurde in der Schlacht an der L. Heinrich von Bayern durch die Ungarn besiegt, und am 15. Juni 1246 fand Neustadt gegenüber zwischen dem mit den Böhmen und Steiermärkern verbündeten König Bela von Ungarn u. dem Herzog Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich eine 2. Schlacht statt, in der ersterer zwar Sieger blieb, aber auch seinen Tod fand.

Leithafalva, ungar. Marktflecken, Gesp. Wieselburg; an der Leitha; Schloß, Tabaksbau; 800 Einw.

Leithakalk (Geogn.), der Kalkstein des Leithagebirgs südöstlich von Wien, der von Einigen in einen unteren und einen jüngeren L. unterschieden wird. Er enthält zahlreiche Reste von Seeeschöpfen, Muscheln, Haifischzähnen, Schildkröten, oft besteht er ganz aus Korallen, eine versteinerte Korallenbank darstellend. Mitunter unter den marinen Petrefakten zerstreut finden sich in ihm Knochen und Zähne von Landsäugethieren, Dickhäutern (*Dinotherium*, *Anthracootherium*, *Mastodon*) und Wiederkäuern (Hirschen, Schafen 2c.). Er scheint demnach zur Pliocenformation zu gehören. Bei Lauretta finden sich darin hohle Geschiebe, stark abgerundet von 1 — 4" groß. Sie bestanden ursprünglich aus einem festen dunkelgrauen Kalkstein, wie er noch bei Wimpassing, am Semmering 2c. gefunden wird, und sind in den blaßgelben, größtentheils aus Korallenfragmenten bestehenden L. eingeschlossen. Bei einigen ist nur noch eine Rinde von geringer Dicke übrig, andere sind ganz zerstört, aber in den von ihnen zurückgelassenen Höhlungen liegt ein grauliches Pulver, das aus mikroskopischen Kalkspathrhomboëdern (2 R. = $78^{\circ} 51'$) besteht. Vgl. v. Morlot, Nordöstl. Alpen, S. 78. — Journal de géologie, III. 1

Leithammel, s. Schafzucht, S. 462.

Leitheim, bayer. Kirchdorf, R.-B. Schwaben u. Neuburg, Edgr. Donauwörth; Schloß; 110 Einw.

Leitheimer Streifling (Pomol.), Apfelsorte, s. v. a. Kaisersheimer.

Leithis (a. Geogr.), späterer Name für Lugdunum Batavorum, Leyden, Stadt der Bataver, nordwestl. von Präterium, Hauptstadt der Kaninenfater, jetzt Leyden in Holland. Im Jahre 197 nach Chr. wurde in der Nähe dieser Stadt eine Schlacht geliefert zwischen dem römischen Kaiser Severus und seinem Gegenkaiser Albinus, der geschlagen ward. L. ward vom Heere des Siegers erobert und angezündet, und Albinus, von den Seinigen verlassen, stürzte sich in sein Schwert.

Leithners Blau (Leydner Blau), die Verbindung von Kobaltoxydul mit Thonerde, welche als blaue Malerfarbe benutzt wird. Um dieselbe darzustellen, vermischt man eine Auflösung von eisenfreiem Alaun mit einer Kobaltoxydulauflösung u. schlägt die Mischung mit einem Alkali nieder. Der Niederschlag wird ausgewaschen, getrocknet und dann in einem Tiegel einer starken Rothgluth ausgesetzt, wodurch er eine schöne blaue Farbe annimmt, deren Nuance von dem Mengenverhältniß der Bestandtheile und auch von dem Grade und der Dauer des

Glühens abhängt. Um die Farbe, die übrigens, wie alles Kobaltblau, bei künstlichem Lichte einen violeten Ton hat, möglichst schön zu erhalten, muß die Kobaltlösung frei von Eisen und Nickel seyn. Man kann die blaue Verbindung auch auf die Weise darstellen, daß man schon niedergeschlagene Thonerde mit einer Lösung von salpetersaurem Kobaltorydul befeuchtet, die Mischung eintrocknet und dann glüht; man bedient sich dieses Verfahrens häufig, um bei Löthrohrversuchen (an der entstehenden blauen Farbe) die Thonerde zu erkennen. Nach Ströckhardt kommt das Thonerde-Kobaltorydul im Handel unter den Namen Kobaltultramarin, Kobaltblau, Thénards Blau u. s. w. vor, unter welchen jedoch auch oft eine durch Glühen einer Mischung von Thonerde und phosphorsaurem oder arsensaurem Kobaltorydul dargestellte Farbe (das eigentliche Thénardsche Blau) verstanden wird.

Leithölzer, s. v. a. Leithstempel.

Leithund (Säugeth.), Hunderace, s. v. a. Spürhund, *Canis familiaris venaticus*.

Leitkasten (Kriegsw.), s. v. a. Leitrinne.

Leitmar, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. B. Arnberg, Kreis B. rilon; Försterwohnung, Forst; 320 Einw.

Leitmeritz (Geogr.), 1) österr.-böhm. Kreis, vom Königreich Sachsen u. den Kreisen Bunzlau, Rakonitz und Saaz umgeben, mit einem Flächenraum von 68 $\frac{1}{2}$ □ M., hat trotz des durchaus gebirgigen Landes ein ziemlich warmes Klima und wird von der Elbe, Eger, Billa und Pulsnitz bewässert. Der Kreis besitzet einen großen Reichthum an Mineralien, man findet edle Metalle, Zinn, Eisen, Braunkohlen, Kalksteine, Bitters- und Glaubersalze, Magnesia; außerdem ist der Getreide- und Weinbau, auch die Viehzucht von Bedeutung. Von den Gewerben ist besonders die Spinneret und Weberei sehr ansehnlich, denn man zählt allein 3300 Fein- und Gebildweber, 650 Leinwand- und Rattundrucker; viele Personen leben von Flach- und Schafwollspinnerei und eine noch weit größere Anzahl treibt Flachsspinnerei neben andern Erwerbsquellen; auch die Spiegelmacherei wird betrieben. Man schlägt den reinen aus dem Auslande bezogenen Gewinn für Arbeitslohn und inländisches Rohmaterial auf 1,800,000 Fl. W. B. an. Der Verkehr wird durch mehre gute Straßen und durch die starke Elbschiffahrt gehoben. Für die Justizverwaltung bestehen 15 regulirte Magistrate und 53 Obergerichte; es gibt ferner 80 Herrschaften und Güter im Kreise. Die Katholiken haben 165 Pfarrsprengel und 7 Klöster; Judengemeinden bestehen 2, protestantische 1. Die Seelenzahl beträgt in 30 Städten, 13 Märkten und 936 Dörfern gegen 365,000. — 2) (Leutmeritz, Litomerice), Kreisstadt das., zum Theil noch befestigt, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine große Brücke führt, in einer an Wein und Getreide reichen romantischen Gegend, ist der Sitz eines Bischofs, eines Kreisamts und Kriminalgerichts, mehrerer Steuerämter und hat eine prächtige Kathedrale, 11 andere Kirchen, ein theologisches Seminar, Gymnasium, Dominikaner- und Kapuzinerkloster, einen bischöflichen

Palast, Rathhaus, 2 Spitäler und ein Krankenhaus. Die Einwohner (4400) treiben zahlreiche Gewerbe, fertigen besonders viele Strohwaren, treiben Schifffahrt, Fischeret, hauptsächlich Fischefang in der Elbe, Feld- Obst- und Weinbau. — Die Stadt ist alt, gelangte früh zu vielem Wohlstande, litt aber sehr in den verschiedenen Kriegen.

Leitmuscheln (Geognos. und Paläontol.), sind, abgesehen von ihrem zoologischen Charakter und ihrer systematischen Stellung, überhaupt jene Petrefakten, die einer Gesteinsgruppe oder Formation oder einem oder einigen wenigen unmittelbar benachbarten Formationsgliedern so ausschließlich angehören, daß ihr Vorkommen den Beobachter sofort zur Erkennung des geognostischen Horizonts der Gesteinschicht, von welcher sie umschlossen werden, leitet. Leitmuscheln heißen sie nur, weil im Allgemeinen die meisten dieser charakteristischen Petrefakten den ein- und zweischaligen Muscheln angehören; aber auch Reste aus allen andern Klassen des Thierreichs, selbst solche aus dem Pflanzenreich können leitend, also zu Leitmuscheln werden, wenn auch namentlich von Vertebraten und Pflanzenresten die letztere Bezeichnung nur selten angewendet wird. Nach den Leitmuscheln sind sehr oft auch einzelne Formationsglieder benannt worden, wie der jurassische Amaltheerthon nach *Ammonites Amaltheus*, der ebenfalls jurassische Ammonitenkalk, der liasische Belemnitenkalk, der tertiäre Ichthyolithenkalk des Monte Bolca, der devonische Rhymerienkalk, der jurassische Corallrag, der devonische Cypridinenkalk, der tertiäre Euthereenmergel, der ebenfalls tertiäre Echinodermenkalk, der Eocrinal-limestone der Kohlengruppe und der Eocrinaliten- oder Trochitenkalk des Muschelkalks, der eocene Foraminiferenmergel, der cretaceische Fucoidensandstein, der oberjurassische Graptolithenschiefer, der cretaceische Hippurititenkalk, der jurassische Impressakalk nach *Terebratula impressa*, der liasische Jurensismergel nach *Ammonites jurensis*, die jurassischen Krebscheerenkalkplatten, der tertiäre Litorinellenkalk nach *Litorinella acuta*, der liasische Monotisakalk nach *Monotis substriata*, der jurassische Nerineenkalk nach *Nerinea supajurensis* und *terebrata*, die silurischen Nereitenkalken nach *Nereites Sedgwickii*, der jurassische Numismalmergel nach *Terebratula numismalis*, die tertiären Nummulitengesteine, der jurassische Dyalinusthon nach *Ammonites opalinus*, der Saurterdolomit des Muschelkalks, der Schilfsandstein der Keuperformation, der silurische Trilobitenkalk u. c. In den geognostischen Artikeln sind die L. entweder durch gesperrten Druck hervorgehoben oder auch geradezu als solche bezeichnet.

Leitnowitz (Litwinowice), österr.-böhm. Dorf, Kr. und Stadt Budweis; 260 Einw.

Leitomischel (Geogr.), österr.-böhm. Besigungen: 1) Allodialherrschaft, Kr. Chrudim, im südöstl. Theile des Kreises, dem Grafen von Waldstein-Wartenberg gehörig, umfaßt 12 □ M. Areal und 37,460 Einw.; — 2) Stadt das.; 5 Vorstädte, Schloß, Priesterkollegium mit Kirche und philosoph. Lehranstalt, Hospital, Begräbniskirche, Fahr- und Briefpost, Verzehungs-

Steuerkommissariat, Gefällinspektion, Wochen- und 4 Jahrmärkte; 6400 Einw.

Leitrim (Geogr.), 1) brit. Grafschaft, Irland, Prov. Connaught, grenzt nördl. an die Donegal-Bai und an die Grafsch. Donegal, östlich an Fermanagh und Cavan, südöstlich an Longford, westlich an Roscommon und Sligo; umfaßt 24 QM. mit 141,300 Einw. in 2 Städten und 17 Kirchsp. Der größte Theil der Grafschaft ist flach oder nur wenig hügelig; nur im Nordosten an der Grenze von Ulster treten höhere Gebirge herein, in welchen der größte Fluß Irlands, der Shannon, seinen Ursprung hat. Diese Gebirge sind, obwohl nicht hoch, doch sehr rauh und unfreundlich, und theilen ganz die Beschaffenheit der den Farnsee umgebenden Gebirge, zu welchen sie auch unmittelbar gehören, indem ihre Nordostseite sich nach denselben hin abdacht, so wie ihre Südwestseite nach E. hin geneigt ist und dort den See Allen bildet, aus welchem der Shannon südwärts an der Grenze von Leinster und Munster herab und durch das letztere nordwärts hindurch dem Meere zufließt, nachdem er vorher beträchtliche Seen gebildet hat. Seen sind außer dem Allen: Melvin, Macnean, Clea; Flüsse: der Shannon u. Bonnet; Produkte: Hafer, Gerste, Kartoffeln, Getreide, Flachs, Vieh, Eisen, Kupfer etc.; Töpferwaaren, Leinwand. — 2) Dorf mit Markt daselbst, am Shannon, links, nördlich von Carrick-on-Shannon; Schloß der alten Herren von E., welches der Grafschaft den Namen gegeben hat, aber jetzt ganz verfallen ist; 280 Einw. In der Nähe des Orts liegen die größten Steinkohlengruben von Irland.

Leitring (Leitrima), österr.-steier. Dorf, Kr. Marburg, Bez. Steyer; 310 Einw.

Leitrinne, 1) (Kriegsw.), f. Mine; — 2) (Chir.), f. v. a. Gorgere.

Leitschag, österr. Marktfl., Steiermark, Kr. Marburg; Weinbau; 500 Einw.

Leitschneide, f. v. a. Rolle.

Leitseil, 1) Seil an den Segeln, mit welchem diese beim Aufziehen in Ordnung gebracht werden; — 2) Riemen oder Leine, womit die Vorderpferde regiert werden.

Leitseite, bei einem Gespann die rechte Seite, auf der das Handpferd geht.

Leitstempel, 1) f. v. a. Leitarm; — 2) bei Stangenkünstn f. v. a. Stempel.

Leitstrahl (Math.), f. v. a. Radius vector.

Leitrau, f. v. a. Leitseil.

Leitton (Mus.), im Allgemeinen der Ton, der in Verbindung mit andern Tönen beim Hörer das Verlangen der Auflösung in den eine halbe Stufe höher oder tiefer liegenden Ton erweckt; als solcher erscheint vorzüglich die große und kleine Septime, außerdem treten aber auch alle zufällig erhöhten und erniedrigten Töne als Leitöne auf. Im Besonderen wird die Terz des Leitakkordes E. genannt.

Leitung (Uhrm.), an großen Uhren die Vorrichtung, durch welche die Bewegung derselben den erst mehr Ellen davon entfernten Weisern mitgetheilt wird.

Leitungshahn, f. Hahn.

Leitungshölzer, f. v. a. Leitstempel.

Leitungsröhren, f. Röhren.

Leitungsfonde (Chir.), f. Sonde.

Leiturgia (Ant.), f. Liturgie.

Leitwagen (Leiwagen), 1) starke runde, etwas gebogene Stange, welche hinten quer über dem Schiffe angebracht ist; an derselben sind die Schoten des Giels und Besahnsiegels befindlich und werden beim Wenden des Schiffs von einer Seite zur andern geschoben. — 2) Leitwagen des Ruders, bogenförmiges Stück Holz unter dem zweiten Verdeck, auf welchem sich der Träger und die Ruderpinne dreht, wenn gesteuert wird.

Leitzichen, Zeichen zu Ende eines Notensystems, auf der Stufe, worauf die erste Note der folgenden Zeile steht.

Leitzersberg, bayer. Dorf, M.-B. Niederbayern, Ldgr. Weßschieß; 130 Einw.

Leitzug (lat. Vehiculum), ein Körper, mittelst dessen einem andern Körper eine Sache zu- oder abgeführt wird.

Leitzau (Geogr.), preuß. Orte: 1) (Altshaus-L.), Rittergut, Prov. Sachsen, M.-B. Magdeburg, Kr. Jerichow I.; 140 Einw.; hiersu das Vorwerk Lechau und die Wassermühle Klappermühle; — 2) Marktflecken, das., Kr. Jerichow II.; Sitz des Kreislandraths, 2 Rittergüter, 2 Kirchen, Hospital, Post, 2 Windmühlen; 1410 Einw.; E. ist alt, erhielt 1139 ein Prämonstratenserkloster, das vor 1534 aufgehoben wurde.

Leitzauer Kirsche, f. Weichseln.

Leitzungen, f. Eisenbahnen, S. 118.

Leitzweiler, preuß. Dorf, Rheinprov., M.-B. Trier, Kr. St. Wendel; 580 Einw.

Leizen, preuß. Pfarrdorf, Rheinprov., M.-B. und Kr. Trier, Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens, an der Mosel; Jahrmärkte; mit 12 Mühlen; 1050 Einw.

Leizlipp, brit. Stadt, Irland, Prov. Leinster, Grafsch. Kildare, westlich von Dublin; Minesralquelle; dabei eine 85 Fuß hohe Wasserleitung des großen Kanals über den Fluß Rye.

Leiza, span. Stadt, nordwestl. von Pampluna; Woll- und Leinweberei, Eisenfabr. für Havanna, Kupferhammer, Papiermühle; 1700 E.

Leizen, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Wendenbagen; 190 Einw.

Leizersdorf, österr. Pfarrdorf, Land unter der Ens, Viertel unter dem Mannhartsberg, Ldgr. Streitsdorf; 100 Einw.

Leiznach, Fluß, f. Mangfall.

Leja (Geogr.), Prov. u. Stadt, f. Multan.

Leja (Entom.), nach Megerle, Untergattung von *Bembidium* Latr. — Typus: *Bemb. celere* Fabr.

Lejeune, Ludwig Franz, f. Jeune.

Lejeunia (Bot.), 1) nach Gottsche u. Lindberg, Gattung der Jungermanniacae Jubeleae Richb. Rabh., Cryptogamia Musci hepatici L. Charakter: Monogynisch. Bluthendeck oval oder länglich, stielrund oder kantig, an der Mündung klappig. Hüllblätter den Blättern fast gleichgestaltig. Büchse blaß; Klappen zusammengeneigt; Stiel nach dem Austrocknen knotig. Schleudern an den Spigen der Klappen.

pen. Von 3 deutschen Arten ist am verbreitetsten: *L. serpyllifolia* Dicks. An alten Baumstämmen, bemoosten Wurzeln, Felsen und auf Blöcken, besonders in Gebirgsgegenden. Bis zolllang, verworrene, matt gelblichgrüne Rasen bildend, unregelmäßig verästelt; Blätter rundlich-eiförmig, am Grunde fast buchtig zusammengefaltet, mit einem schief liegenden, eiförmigen, nach vorn offenen Säckchen. — Engl. Bot. T. 2537. — 2) Nach Corda, Moosgattung, f. v. a. *Madotheca* Dum.; — 3) nach Sprengel, Moosgattung, f. v. a. *Trullania* Raddi.

Lekain, Henri Louis, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler zu Paris, geb. d. 14. April 1728, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, welcher Goldschmied war, genoss aber dabei den Unterricht im Collège de Mazarin, wo er beiden Schauspielen, welche die Schüler zu Ende des Schuljahres aufführten, das Geschäft des Soufflirers übernahm. Als nach dem Frieden von 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, verband sich L. mit einigen jungen Leuten zu einem Privattheater, das sich bald über die andern erhob. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der, entzückt über sein Spiel, sich seiner annahm. Zwar rieth er L. anfangs ab, Schauspieler zu werden, da aber dieser hierzu fest entschlossen war, so nahm er ihn in sein Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen, und unterzog sich mit Eifer der weitem Ausbildung desselben. Nach sechs Monaten erlangte er für ihn die Erlaubniß, auf dem Theatre français aufzutreten. Ungeachtet des großen Beifalls aber, den er sich erwarb, wurde er doch erst nach anderthalb Jahren Mitglied dieser Bühne. L. s Zeitgenossen, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen, und nicht, wie Marmontel, feindselig gegen ihn gesinnt waren, rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein richtiges Urtheil und vor Allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Bis ans Ende seiner Laufbahn überstimmte die Bewunderung den Reiz. Das Geberdenspiel, worin er Meister war, erhöhte die Täuschung. Er war die Seele der Bühne, sobald er auftrat, u. seine gemessene Deklamation gab den Mitspielenden den Ton an. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoss im Leben hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger als seine Kunstgaben beitrugen. Den höchsten Beifall erntete er in seiner letzten Darstellung als Vendome in Voltaire's „Ade-laide.“ Da er erkrankte bei rauhem Wetter das Schauspielhaus verließ, welcher Unvorsichtigkeit er eine noch größere hinzugefügt haben soll, zog er sich ein entzündliches Fieber zu, das ihm in wenigen Tagen, 1778, den Tod brachte.

Lekane (griech.), die Schüssel.

Lekanomantie (Lecanomantia, λεκανομαντεια, griech. Antiq.), Wahrsagung aus einer Schüssel, in die man mit Charakteren bezeichnete Streifen oder Stücken Holz warf, und auf das Geräusch des in der Schüssel befindlichen geweihten Wassers achtete. Bei dem Aberglauben der Alten darfst du nicht Wunder nehmen, daß sie auch zu solchen spitzfindigen, wichtigen Versuchen

ihre Zuflucht nahmen, um den Willen der Götter und ihren Rathschluß zu erfahren.

Lekanorin (Chem.), f. Lokanorsäure.

Lekanorsäure, Lekanorin (Variolarin, Chemie), eine in verschiedenen Flechtengattungen, Lecanora, Variolaria, Parmelia u. f. w. vorkommende organische Säure.

Formel: $C_8 H_8 O_8$ (Schund, Rochleder und Heldt); $C_{22} H_{16} O_{16}$ (Laurent, Gerhardt und Strecker).

Das Lekanorin wurde von Schund in mehreren krustenförmigen Arten von Lecanora, Variolaria und verwandten Arten, später neben Parellsäure in der Lecanora Parella entdeckt. Robiquet hatte schon viel früher aus Variolaria dealbata, die zur Drseillesfabrikation in Lyon dient, mittelst Weingeist eine nadelförmig krystallisirende Substanz dargestellt, die allen angeführten Eigenschaften nach dem Lekanorin nahe steht, oder damit identisch ist. Rochleder und Heldt fanden etwas später als Schund in der Evernia Prunastri eine gleiche Substanz, die sie als dem Lekanorin identisch erkannten, aber der sauren Eigenschaft wegen L. nannten. Stenhouse glaubt, daß Rochleder und Heldt nicht die ächte Evernia Prunastri zur Untersuchung hatten, weil er in der ächten Flechte kein L., sondern eine eigenthümliche Säure, die Evernsäure, fand. Schund ist der Ansicht, daß diese letztere Säure, wie auch die Drseillesäure von Stenhouse, die Erythrinssäure u. das Erythrin von Kanne gepaarte Säuren seyen, in denen L. als Paarling auftritt; Schund nimmt ferner an, daß die Drseillinsäure und die Erythresinsäure identisch seyen mit der L., welche 1 Aeq. HO aufgenommen habe. — Strecker vermuthet, daß die Lecanora Parella ursprünglich eine der Drseillesäure ähnliche Säure enthalte, vielleicht $C_{24} H_{12} O_{14}$, welche beim Behandeln mit Weingeist oder Aether unter Aufnahme von 2 Aeq. Wasser sich spalte in Lekanorsäure = $C_{16} H_8 O_8$ und Parellsäure = $C_{18} H_8 O_8$.

Schund stellt die L. aus den gepulverten Flechten dar, indem er sie in einem Deplacirungsapparat mit Aether übergießt; die Auflösung wird verdampft, der gelbgrüne Rückstand mit Aether abgewaschen, die unlösliche, fast farblose Masse mit Wasser ausgekocht, und der Rückstand in warmem Alkohol gelöst und daraus krystallisirt. Heldt übergießt die Flechten mit einem Gemenge von Weingeist und Ammoniak, verdünnt die abgeseigte Flüssigkeit mit $\frac{1}{2}$ ihres Volums Wasser und neutralisirt dann mit Essigsäure, wobei sich die L. in grauen Flocken abscheidet, die dann mit Wasser gewaschen, getrocknet und aus siedendem wasserfreiem Alkohol wiederholt krystallisirt wird; die erhaltenen Krystalle werden mit kaltem wasserhaltigem Alkohol abgewaschen. — Die L. krystallisirt in weißen seidenglänzenden, sternförmig gruppirten, geschmack- und geruchlosen Nadeln, sie löst sich kaum in kaltem und selbst nur in 2,500 Th. siedendem Wasser, od. in 80 Th. Aether von 15,5°, J in 15 Th. siedendem Weingeist. Die Lösung gen röthen Lackmus. Die L. löst sich leicht in kauftischen und in kohlensauren Alkalien (in letzteren unter Entwicklung von Kohlenensäure),

n Baryt- und Kalkwasser. Aus den vor Luftzutritt geschützten alkalischen Lösungen fallen Säuren unveränderte L., oder L., welche 1 Aeq. Wasser aufgenommen hat, das sie bei 100° nur sehr allmählig wieder abgibt. Waren die alkalischen Lösungen aber der Luft ausgesetzt, so hat eine Zerlegung der Säure Statt gefunden u. sie wird dann durch Säuren nicht mehr gefällt. Wird eine basische Lösung der L. gekocht, so zerfällt sie unter Aufnahme der Elemente des Wassers in Kohlensäure und Drein. Nimmt man zu dieser Umwandlung Barytwasser, so bildet sich beim Kochen kohlensaurer Baryt, und durch Verdampfen der Flüssigkeit, nachdem aller Baryt durch Kohlensäure abgeschieden ist, erhält man prismatische Krystalle von Drein. Versetzt man die wässrige Lösung von L. mit Ammoniak, so nimmt sie durch Einwirkung der Luft eine prachtvoll rothe Farbe an. Durch Erhitzen mit Salpetersäure wird die L. zu Dralsäure oxydirt, mit verdünnter Schwefelsäure befeuchtet, geht sie an einem warmen Orte wieder in Drein über. Wird L. mit Alkohol mit oder ohne Säurezusatz gekocht, so geht sie in Pseudo-Erythrin od. lekanorsäures Methylogyd über; Alkohol mit Zusatz von Alkali verwandelt sie beim Kochen in das gleiche Produkt, doch bildet sich gleichzeitig Kohlensäure und Drein. Bei der trockenen Destillation wird die L. unter Zurücklassung von wenig Kohle zerlegt, man erhält eine zähe Flüssigkeit, welche bald zu einer strahlig krystallinischen Masse von unreinem Drein erstarrt. Mit Wasen bildet die L. lekanorsäure Salze (s. d.).

Lekanorsaurer Kalk. Wird eine Lösung von Lekanorsäure und Kalkwasser mit Alkohol gefällt, oder eine Lösung Lekanorsäure und Ammoniak mit Chlorcalcium, so erhält man einen gallertartigen Niederschlag, der sich in Alkohol und Wasser in geringer Menge löst, so daß aus diesen Lösungen bei Zusatz von Säuren sich weiße Flocken von Lekanorsäure abscheiden.

Lekanorsäures Methylogyd (Chem.), Pseuderythrin von Heeren, Erythrin von Kanne. Formel: $C_{10}H_8O + C_{10}H_8O_2$ (Schund, Knochleder, Feldt). Formel für Pseuderythrin nach Laurent und Gerhardt = $C_{20}H_{16}O_3$. — Schund fand in den Flechten neben der Lekanorsäure und Parellsäure noch Pseuderythrin und erkannte später, daß das letztere die Zusammensetzung und alle Eigenschaften des lekanorsäuren Methylogyds habe, weshalb er die Verbindung entsprechend bezeichnet. Nach ihm sind auch die Körper, welche aus Erythrin, Erythrinin, Erythrininsäure, Alpha-Drseillsäure u. Beta-Drseillsäure durch Kochen mit Alkohol erhalten werden, identisch mit lekanorsäurem Methylogyd. Er vermutet, daß auch Everssäure bei gleicher Behandlung lekanorsäures Methylogyd gibt. — Um lekanorsäures Methylogyd darzustellen, wird Lekanorsäure mit Alkohol einige Stunden gekocht, die Lösung zur Trockne verdampft u. der Rückstand mit kochendem Wasser behandelt, worin sich der Aether bei der Siedhige löst, beim Erkalten aber herauskrystallisirt. Oder die kochend gesättigte Lösung von Lekanorsäure in absolutem Alkohol wird zuerst mit Salzsäuregas gesättigt, dann durch Erhitzen im Wasserbade alle Salz-

säure ausgetrieben, und darauf durch Zusatz von Wasser unreines Pseuderythrin als eine grüne harzartige Masse gefällt, aus welcher kochendes Wasser den reinen Aether auszieht. Um nöthigenfalls den Aether zu reinigen, kocht man ihn mit etwas weniger Wasser, als zur vollständigen Lösung erforderlich ist; der ungelöste Aether schmilzt dann und bildet ölige Tropfen, welche die färbende Substanz zurückhalten, während aus der Lösung beim Erkalten der Aether rein und farblos krystallisirt. — Der lekanorsäure Aether krystallisirt in glänzenden Blattchen oder Nadeln, er ist unlöslich in kaltem Wasser, löst sich in 96 Th. siedendem Wasser, die Lösung wird beim Erkalten zuerst milchig, später, sobald sich die Krystalle abscheiden, klärt sie sich wieder. Der Aether löst sich leicht in Alkohol und Aether; die Lösung reagirt neutral, er ist unlöslich in Essigsäure; kalte concentrirte Schwefelsäure löst ihn ohne Zersetzung, Wasser fällt ihn daraus unverändert; beim Erhitzen mit Schwefelsäure oder mit Salpetersäure wird er zerlegt. Er löst sich ferner in der Kälte in kausischen Alkalien und wird durch Säure aus der Lösung krystallinisch gefällt. Beim Kochen der alkalischen Lösung zerfällt der Aether langsam in Kohlensäure, Alkohol und Drein. — Eine wässrige Lösung von Lekanorsäure wird durch Bleiessig gefällt, Essigsäure entzieht dem Niederschlag alles Blei und hinterläßt den reinen Aether. Bleizucker-, Sublimat- und Kupfernitriollösung geben in der wässrigen Lösung keine Reaktion. Eisenchlorid erzeugt mit der wässrigen Lösung einen schmutzig rothbraunen Niederschlag. Salpetersäures Silberoxyd gibt bei Zusatz von Ammoniak einen Niederschlag, der beim Kochen unter Bildung eines Metallspiegels reducirt wird. Die kochende Lösung des Aethers, mit Goldchlorid versetzt, scheidet metallisches Gold ab. — In der Wärme schmilzt der Aether zu einer öartigen Flüssigkeit; vorsichtig erhitzt läßt er sich ohne viel Rückstand sublimiren, das Sublimat scheint unveränderter Lekanorsäure Aether zuseyn.

Lekanorsäure Salze (Chem.). Die Lekanorsäure löst sich leicht in kausischen und kohlensäuren Alkalien, in Baryt- und in Kalkwasser. Diese gelösten Salze zersetzen sich beim Erhitzen und, wenn Luft Zutritt, auch bei gewöhnlicher Temperatur schnell. Die wässrige Lösung von lekanorsäurem Kalk und Baryt wird durch Weingeist koagulirt, das gelbliche Koagulum ist in Wasser vollständig löslich. Eine weingeistige Lösung von Lekanorsäure erhält durch einen Tropfen Eisenchlorid eine dunkel purpurrothe Färbung, Wasser schlägt die Säure aus dieser Lösung hell purpurfarben nieder. Eine mit überschüssiger Lekanorsäure versetzte Eisenchloridlösung wird durch Ammoniak in der Kälte nicht gefällt, beim Erhitzen fällt aber Lekanorsäure haltendes Eisenoxydhydrat nieder. — In Alkohol gelöste Lekanorsäure wird nicht durch Quecksilberchlorid, Silbernitrat oder Goldchlorid gefällt, wohl aber durch essigsäures Kupferoxyd und Bleizucker. Eine Lösung von Silbernitrat wird beim Kochen durch eine Auflösung von Lekanorsäure in Ammoniak reducirt. Lekanorsäure, in Kali gelöst, reducirt beim Kochen Goldchlorid.

Lekanorsaures Bleiorxyd (Chem.): $\text{PCO} + \text{C}_{10}\text{H}_8\text{O}_6$. Wenn eine alkoholische Lösung von Lekanorsäure siedend auf eine Bleizuckerlösung versetzt wird, so bildet sich ein Niederschlag von der angegebenen Zusammensetzung, der in Alkohol etwas löslich ist. Er hat Aehnlichkeit mit den Verbindungen von Bleiorxyd und den fetten Säuren.

Lekanorsaures Kupferoxyd (Chem.), bildet einen hell apfelgrünen Niederschlag, der durch die weingeistige Lösung von Lekanorsäure mit einer weingeistigen Lösung von essigsaurem Kupferoxyd entsteht.

Lekanorsaures Methyloxyd (Chem.): $\text{C}_2\text{H}_5\text{O} + \text{C}_{10}\text{H}_8\text{O}_6$. Man behandelt die Lekanorsäure mit Holzgeist auf gleiche Weise, wie bei der Darstellung der Methyloxydverbindung mit Weingeist, und verfährt ganz so, wie dort angegeben. Aus der siedend gesättigten wässerigen Lösung erhält man die Verbindung in seidenglanzenden Nadeln, welche die Flüssigkeit vollkommen ausfüllen. Das lekanorsaure Methyloxyd ist flüchtig, in Wasser löslicher, als die Methyloxydverbindung, schmilzt in siedendem Wasser u. bildet ölarartige Tropfen, welche in der Flüssigkeit zu Boden sinken. Die Verbindung ist löslich in Holzgeist u. in Alkalien, die letztere Lösung wird durch Kochen analog der Methyloxydverbindung zerlegt, der die Methyloxydverbindung sich überhaupt sehr ähnlich verhält.

Lekanorsaures Silberoxyd (Chem.). Eine Lösung der Säure in Ammoniak gibt mit salpetersaurem Silberoxyd einen Niederschlag, der beim Erhitzen der Flüssigkeit leicht reducirt wird, wobei die Wände des Glases sich mit einem Metallspiegel überziehen.

Lekart, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Westpr.), R.-B. Marienwerder, Kr. Löbau; 290 E.

Lekartow, preuß. Dorf, Prov. Schlessen, R.-B. Oppeln, Kr. Ratibor; 210 Einw.

Le-katt (schwed., Säugeth.), s. v. a. Hermelin, *Mustela Erminea* L.

Lekefisch (Ichthyl.), s. v. a. Quappe, *Gadus Lota* L.

Lekeo, Inseln, s. v. a. Liko.

Lekeo, Volk, s. Luri.

Lekiten, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Westpr.) R.-B. Königsberg, Kr. Rößel; 250 Einw.

Lekkerkerk, niederländ. Dorf, Süd-Holland, östlich von Rotterdam, am Lek, rechts; 1500 Einw.

Lekkio, böser Waldgeist, s. Finnische Mythologie, S. 319.

Le Kno, Stadt, s. Wongrowitz.

Le Know, preuß. kleine Stadt, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowiec, an einem See; 4 Kram- u. Viehmärkte; 430 Einw.

Le kö, Schloß, s. v. a. Le kö.

Le köe, norweg. Insel, an der Westküste, nördl. im Nordre-Thronbjems-Amt; mit dem Kirchspiel Lekenæs.

Le komskoe, asiat.-russ. Ort, Wjatska, nördl. von Wjatska.

Le kös, Volk, s. v. a. Lekeo.

Lecksand, schwed. Ort, Stora-Kopparsberg, am Südennde des Siljan-Sees.

Lecksch, europ.-russ. See, Gouv. Olonez, nordwestl. von Olonez.

Leckmond, niederländ. Dorf, Süd-Holland, südwestl. von Utrecht; bedeutender Pferdemarkt.

Lektion (v. Lat.), 1) Unterricht, Vorlesungen, Lehrstunde; — 2) das zum Lernen Aufgegebene; — 3) Weisung, Verweis; — 4) Abschnitt in der Bibel, welcher in der Kirche verlesen wird; — 5) in der kathol. Kirche einzelne Abschnitte aus biblischen Büchern od. aus Schriften der Kirchenväter und anderer kirchlichen Schriftsteller, die sich in den liturg. Büchern, besonders im Brevier u. Missale befinden. Sie sind oft nur kleine, aus dem Zusammenhange gerissene Bruchstücke, die man erst dann völlig versteht, wenn man den Schriftsteller, aus dem sie entnommen sind, selbst nachschlägt. Daß übrigens manche L. en mit dem Gegenstande, mit dem sie verknüpft sind, in einem nur losen Zusammenhange stehen, einige ihres mystischen Inhaltes wegen unschmackhaft und in historischer Hinsicht unzuverlässig, ja abergläubisch sind, haben gelehrte kath. Schriftsteller selbst gestanden und eine Verbesserung gewünscht, die auch zum Theil schon in Frankreich versucht worden ist. — 6) Das Vorlesen der Gesetze in den Synagogen.

Lektion (a. Geogr.), s. v. a. Lectum Promontorium.

Lektor (lat. Lector), 1) in der alten Kirche Derjenige, dessen Amt es war, biblische Stücke und andere kirchliche Urkunden der Gemeinde vorzulesen. Die Lektoren wurden anfangs gleich anderen Kirchendienern geweiht; später aber war die Weihe eines L. s nur eine Vorbereitung auf höhere Weihen. — 2) Lehrer der höheren Wissenschaften an bischöflichen Lehranstalten; — 3) jetzt an Universitäten und Gymnasien Name des Lehrers der neuen Sprachen u. Literaturen.

Lektorat (v. Lat.), 1) Amt eines Lektors; — 2) eine der sog. niederen Weihen (minores ordines).

Le kythos (griech.), s. Le cythus.

Le kythos (a. Geogr.), s. Le cythus.

Le l (Le lja, Le la, russ. Mytj.), Gott der Liebe, Sohn der Lado.

Le lanta (Myth.), s. Munchos.

Le lantus (a. Geogr.), 1) Fluß im Westen der Insel Euböa; — 2) Ebene daneben mit Bädern, in welchen Sulla Hilfe gegen das Podagra suchte; Eisen- und Kupfergruben, um welche Eretria und Chalcis in einen Krieg verwickelt wurden.

Le lbach, waldeck. Dorf, Distrikt des Eisensberges, Oberamt Korbach; 200 Einw.

Le leger (a. Geogr. u. Gesch.), uralter und weitverbreiteter Volksstamm in Griechenland aus vorhellenischer Zeit, der neben den Pelasgern genannt, aber von Einigen fälschlich mit ihnen identificirt wird. Sie sind jedoch, so gut wie die Pelasger, als ein Hauptzweig des großen Urvolkes in Griechenland anzusehen, aus welchem später die Hellenen selbst hervorgingen, u. mit Unrecht werden sie von Strabo als Barbaren bezeichnet. Woher sie stammten, war schon den Alten unbekannt; häufig werden sie mit den

Karern in Verbindung gebracht, und nach Herodot (I, 171) war P. bloß der alte Name der Karer; ob jedoch beide Völker stammverwandt waren, ist nicht ausgemacht. Den Namen der P. leitete die Sage von einem alten König Peler her, der bald nach Leucadia, bald nach Megara, bald nach Lacedämon versetzt wird. Diese P., nur ein Wandervolk, schweiften in einzelnen Haufen weit und breit herum, besetzten zunächst die Küsten und Inseln, und wurden erst später auch Bewohner der inneren Theile des Festlandes. Häuserei, besonders zur See, war ihre Hauptbeschäftigung; sie waren die ältesten und kühnsten Seefahrer unter den Griechen. Wir finden sie hauptsächlich an den Küsten Akarnaniens und Aetoliens, wo ihre ältesten Wohnsitze gewesen zu seyn scheinen; doch verbreiteten sich von hier aus einzelne Haufen derselben über andere Provinzen Griechenlands, und zwar finden sich P. in Phocis und Locris, in Böotien, Megaris, Laconien, Elis, auf Euböa u. anderen Inseln des Archipelagus, namentlich auf Taphus, vielleicht selbst auf Kreta, u. endlich auch in den Küstenländern Kleinasiens, namentlich in Karien, Jonien und an der Südseite von Troas. Welcher immer größeren Ausdehnung hellenischer Stämme hörten sie auf ein selbstständiges Volk zu seyn und vereinigten sich mit jenen. Aber trotz dieser Verschmelzung scheinen sich doch auch in späterer Zeit noch Spuren von den P. erhalten zu haben, indem mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit jene rohen und räuberischen Gebirgsvölker im Norden von Hellas als Nachkommen derselben angesehen werden können.

Peletowicz, österr.-mähr. Dorf, Kr. Brunn, Herrsch. Gurein; 480 Einw.

Pelewel, Joachim, einer der einflussreichsten Schriftsteller Polens in neuerer Zeit, wurde am 20. März 1786 zu Warschau geboren. Seine erste Bildung erhielt er bei den Piaristen seiner Vaterstadt (Collegium Nobilium), bezog späterhin die Universität Wilna, wo er unter des Professors Hussarzewski Leitung, dem er mehr als einmal in seinen Schriften den wärmsten Dank zollt, mit solchem Erfolge die Geschichte studirte, daß der berühmte Philanthrop Thaddäus Czaki, welcher zu Krzemieniec in Polhynien ein Lyceum begründet hatte und mit ausgezeichneten Professoren zu besetzen wünschte, ihm 1809 den historischen Lehrstuhl anbot. Als der russische Feldzug seine literarische Thätigkeit unterbrach, kam P. nach Warschau zurück und erst 1814 erhielt er die Stelle eines stellvertretenden Lehrers der Weltgeschichte an der Universität zu Wilna. Nachdem Kaiser Alexander 1816 als König von Polen eine neue Universität zu Warschau gestiftet hatte, erhielt P. einen Ruf dahin als Professor der Geschichte des Mittelalters und der Bibliographie und als Rector bei der Nationalbibliothek. Wilna, seinen Verlust fühlend, eröffnete für den Lehrstuhl eine Bewerbung durch die Preisfrage über den Umfang der Geschichte und ihre Verhältnisse zu den übrigen Wissenschaften. P.'s Schrift wurde gekrönt. Mit Enthusiasmus von seinen ehemaligen Schülern aufgenommen, war er von nun an der gefeierte Mann des Tages. Die Jugend verschlang jedes

seiner Worte. Der „lithauische Volksmagier, der Jesuit der Freiheit“, wie einige seiner Landesleute ihn nennen, schleuderte seine feurigen Gedanken wie wetterleuchtende Blitze nach dem Horizonte einer kommenden Zeit. Er entzündete allenthalben, verbarg aber die Flamme mit unglaublicher Geschicklichkeit. Das eigenthümliche Feuer seines Vortrags zog eine solche Menge Zuhörer an sich, daß die Hörsäle bald nicht mehr ausreichten und die Vorlesungen sogar, weil es an Raum gebrach, aufgeschoben werden mußten — ein in den Jahrbüchern der Hochschule von Wilna unerhörtes Ereigniß. Die jungen Dichter des Landes wetterferten, P.'s Ruhm zu verherrlichen. Als Freund der Wahrheit und furchtloser Vertheidiger der Menschenrechte erhob er oft die Stimme zu deren Schutz; allein alle diese Tugenden und Talente vermochten den Groll der Feinde Polens nicht zu besänftigen. Der allgemein beliebte, aber eben deshalb in Jener Augen gefährliche Mann sollte entfernt werden. Er erhielt 1824 sein Abschiedsdekret und trat in den Schooß seiner Familie zurück, wo er nur der Wissenschaft und Kunst lebte, bis ihn der 29. Nov. 1830, mit welchem für Polen eine bessere Zukunft anzuhängen schien, zur öffentlichen Wirksamkeit rief. Man kann erst dann einen Begriff von P.'s Thätigkeit erlangen, wenn man weiß, daß er fast eben so viel literarische Werke, voll der tiefsten Forschungen, meist mit von ihm entworfenen u. gezeichneten Karten, Abbildungen u. s. w. herausgegeben, als er Jahre zählt. Die wichtigsten davon sind: „Blicke auf das Alter der lithauischen Stammvölker und deren Verhältnisse zu den Perulern“ (Wilna 1808); — „Bemerkungen über Matthias, polnischen Schriftsteller des 12. Jahrhunderts“ (das. 1811). Beide Werke, durch Tiefe der Forschung und Kraft der Darstellung gleich ausgezeichnet, haben in und außerhalb Polen großes Aufsehen erregt, und Gottf. Linde lieferte eine deutsche Uebersetzung derselben in Kadlubek's „Historisch-kritischen Beiträgen zur slavischen Literatur.“ — „Geschichte der Geographie“; — „Ueber Maß u. Gewicht der Alten“; — „Geschichte der Nationen, welche bis zum 10. Jahrhundert das mittlere Europa bewohnt haben“; — „Handelsverhältnisse der Phönicië, Karthager u. Römer“; — „Zustand der Wissenschaften und Künste in Polen vor Erfindung der Buchdruckerkunst“; — „Ueber Boleslas den Großen und dessen Grabchrift der Posen“; — „Eroberungen Boleslas des Großen“; — „Ueber die Slawen“ (zuerst in dem „Wilnaer Wochenblatte“, 1815–16, abgedruckt); — „Forschungen über die Erdkunde der Alten“, wodurch sich P. einen Platz unter den ersten geographischen Geschichtschreibern erwarb; — „Ueber die Krönung der Könige von Polen“ (Warschau 1819); — „Geschichte des alten Indiens u. dessen Einfluß auf die Westländer“ (das. 1820); — „Entdeckungen der Karthager u. Griechen im atlantischen Ocean“ (das. 1821, deutsch, Berl. 1831); — „Letzte Jahre Sigismunds des Alten und Thronbesteigung Sigismund Augusts“ (das. 1821); — „Sprach- und Verfassungsgedemiale von Polen und Masowien im 13., 14. und 15. Jahrh.“ (das. 1824, 4.). Dieses Werk gab P.

vereint mit dem Professor Ignaz Daniłowicz heraus, der ebenfalls seines Amtes entsetzt und später nach Charkow berufen wurde. Es enthält die ältesten, früher noch ungedruckten Reichsstatuten und ist für Polens Geschichte von hoher Wichtigkeit. L.'s Umarbeitung der „Geschichte des polnischen Reichs“ von Theodor Waga, mit der Periode Stanislaus August Poniatowski's vermehrt, erschien 1824 zu Warschau. — „Kritische Bücherschau über alle die polnische Geschichte der ältern und neuern Zeit betreffende Werke“; — „Ältere polnische Bibliographie“ (2 Bde., Warschau 1823—26). Die Fundgrube der Nationalliteratur der Polen ist durch treffende Bemerkungen über die Bibliotheken und Druckereien seines Vaterlandes und eine Kritik der Schriften J. S. Bandelie's über die Geschichte der krakaischen Buchdruckerkunst und der Universitätsbibliothek bereichert. In Michael Podczasnyński's und Moriz Mochnacki's trefflichem „Journal für Wissenschaft u. Kunst“ (Warschau 1825—26) lieferte L. Abhandlungen über die zu Trzebin in der Wojewodschaft Plock gefundenen alten Münzen, mit scharfsinnigen Bemerkungen über englische, deutsche und böhmische Münzkunde im Mittelalter. — „Die Geschichte mit ihren Zweigen als Bildnerin der Menschheit“ (eine 1826 zu Wilna gekrönte Preisschrift); — „Polens Erhaltung unter Wladislaw dem Zwergen“ (1826); — „Von der Gesetzgebung in Polen und Lithauen“ (auch in der „Themis de Bruxelles“, 1827); — „Edda, od. die Religion der alten Skandinavier“ (Warschau 1827); — „Die russisch-polnische Diplomatie seit dem 13. bis 17. Jahrh.“ (1827). Aus dem noch ungedruckten Original L.'s übersehte Drake „Geschichte Polens unter Stanislaus August“ (Braunschweig. 1831).

L.'s politische Wirksamkeit begann mit dem 30. Nov. 1830. Nachdem er lange vorher vertraute Jünglinge ins Geheim um sich versammelt hatte, trat er plötzlich an der Spitze der patriotischen Gesellschaft aus seiner Einsamkeit hervor. Aber der Mann der rastlosen literar. Thätigkeit ermangelte der öffentlichen Energie. Während er den glühenden Durst nach Unabhängigkeit in seiner Seele ängstlich abwog, prüfte, sichteete, handelten die unüberlegten Jünglinge der Universität und der Militärschule; doch blieb er der Mittelpunkt, von welchem anfangs alle Kraftäußerungen wie Radien ausgingen; dies wußte Lubek, als er gleich im Beginn des Aufstandes, um dadurch die Revolution im Zaume zu halten, L. zu allen öffentlichen Geschäften zog. Als der noch hinter den Barrieren von Warschau aufgestellte Casarewitsch die Forderung der Nation zu kennen und einen Vergleich zu treffen wünschte, war auch L. unter den Abgeordneten, die ihm den Wunsch des Volkes vorlegen sollten: daß die Konstitution des Reichs in ihrem ganzen Umfange aufrecht erhalten und das frühere Versprechen des Kaisers erfüllt werden sollte, alle von Rußland erworbenen Provinzen des alten Königreichs Polen wieder mit demselben zu vereinigen. Nachdem der Administrationsrath zur Leitung der Geschäfte des Augenblicks eine Vollziehungsbehörde einzusetzen beschlossen hatte,

war L. wieder einer der Ersten, den man seiner Volksgunst und seiner Kenntnisse wegen zu diesem Posten berief. Den Vorsitz im patriotischen Vereine mußte der mit Geschäften überladene Mann an Fawer Bronikowski abtreten. Doch wurden auf L.'s Vorschlag vier Mitglieder des Klubs von der vollziehenden Gewalt eingeladen, an ihren Berathungen Theil zu nehmen, wozu Bronikowski, Machnik, Plichta und Mochnacki gezogen wurden. Der Administrationsrath sah bald ein, daß er wegen seiner Unpopularität das Königreich nicht länger regieren könne, legte die höchste Militärgewalt in die Hände eines Diktators und setzte eine Vollziehungsbehörde unter dem Namen „Provisorische Regierung“ nieder, die aus Czartorioki, Pac Kochanowski, Demboweki, Remcewicz, Ladiislaus, Ostrowski und L. bestand. Das allgemeine Ausschreiben zur Reichstagsversammlung (auf den 18. Dec. 1830), welches die neue Behörde sogleich erließ, so wie die patriotischen Reden an die polnische Armee flossen aus L.'s Feder. L.'s patriotische Gesellschaft war zwar durch Lubek's und des Diktators Chlopicki Bemühung so gut wie gesprengt; diese bittere Erfahrung hätte leicht jeden andern Mann auf lange Zeit entmuthigen können, allein L. verband mit der ausdauernden Hartnäckigkeit jedes Polen, wenn es die Wiedergeburt seines Vaterlandes gilt, noch eine dem Gelehrten eigne Geduld. Seinem wahren Elemente wieder zurückgegeben, fand er an der Seite seines kräftigen Arbeitsgenossen, Valentin Zwieckowski, Stoff zu neuer geheimer Thätigkeit. Beide traten mit Bronikowski, Mochnacki, Krompowski, Zawisza, Zaliwski und dem Priester Puslawski, in welchem L. bei dessen außerordentlicher Beliebtheit im Volke ein besonders brauchbares Werkzeug zu erkennen glaubte, zu einem neuen Verein zusammen, welcher nach Lubek's und Jęzierski's Abreise nach Petersburg (10. Dec. 1830), wie früher die russische Herrschaft, so jetzt den Diktator zu stürzen beschloß. Nicht ein Nationalkonvent, sondern eine volksthümliche Regierung sollte an dessen Stelle treten. Nachdem der Reichstag sich versammelt und Chlopicki die Diktatur niedergelegt hatte, machte sich das Bedürfniß dringend fühlbar, die Leitung der Staatsgeschäfte einer aus 5 Mitgliedern bestehenden Nationalregierung anzuvertrauen, in der jedes Princip seinen Vertreter hatte. L. wurde am 30. Jan. 1831 zur Aufrechterhaltung der rein demokratischen Ansicht gewählt. Doch in dieser Gestalt der Regierung lagen die Keime zur Uneinigkeit und Schwäche. Da Czartorioki, Präsident derselben, Barzykowski und Vincenz Niemojowski ziemlich gleichgesinnt waren, konnten Marawski u. L. selten eine Meinung durchsetzen; da überdies das 5. Mitglied abtreten mußte, wenn der Generalissimus seinen Platz in der Sitzung einnahm, so sah sich in dieser Kombination der geistig unermüdete L. von Neuem an die patriotische Gesellschaft gewiesen und gleichsam vom Reichstag selbst veranlaßt, sich der geheimen Thätigkeit zu ergeben, die ohnehin seinem Charakter und seiner Gewohnheit so angemessen war. Im Widerstreite seiner Pflichten als Magistratsperson und Patriot, war er in

dem öffentlichen Wirkungskreise so verschlossen und behutsam wie zuvor, blieb Präsident der patriotischen Gesellschaft als Mitglied einer Regierung, deren Mitglieder insgesamt diesen Klubb haften, band sich dadurch hier u. dort die Hände und setzte sich bei Denjenigen, die ihn nicht genauer kannten und seine Lage nicht zu würdigen wußten, dem Verdachte eines zweideutigen Charakters aus, der die übrigen Regierungsmitglieder nur um so mehr veranlaßte, seinen noch so treffenden Ansichten und Rathschlägen zu misstrauen. Er hat Ruf, Ansehen und Wirksamkeit dadurch verschert, daß er nach dem Ideale eines Nationalkonvents haschte, dessen Elemente in Polen fehlen, statt im Reichstage einen solchen zu erblicken, daß er sich mit Handwerkern und verrufenen Männern, überzähligen Offizieren und jungen Brauselköpfen ohne Ansehen bei der Nation in heimliche Umtriebe einließ. Und doch war L., dieses Schwungrad der gährenden Volksbewegung, frei von allen andern Fehlern, als denen gegen Klugheit und Takt, ein uneigennütziger Republikaner u. aufrichtiger Patriot. Als endlich, nachdem der letzte Hoffnungsstrahl erloschen war, fast sämtliche Mitglieder des Reichstags und der Regierung, eine freiwillige Verbannung schimpflicher Unterwerfung vorziehend, am 26. Sept. bei Rypin die preussische Grenze betreten hatten, wanderte L. zu Fuß, verkleidet, unter fremdem Namen quer durch Deutschland nach Belgien und von da nach Paris, wo er an der Spitze eines neu gegründeten Vereins seiner Landsleute durch Vorbereitungen aller Art auf eine baldige Wiedergeburt Polens hinarbeitete, bis aufgefangene Papiere und eine heftig aufregende Proklamation an das russische Volk, die man in das Innere Rußlands zu bringen gewußt hatte, den russischen Gesandten am französischen Hofe zu Ende des Jahres 1832 veranlaßten, auf seine und seiner nächsten Bundesgenossen Entfernung aus Paris energisch zu dringen. Mit Genehmigung des Ministeriums begab sich L. auf Lafayette's Landstift La Grange, und unter der Bedingung, daß er nicht nach Paris komme, wurde die verfügte Verweisung auf 60 Stunden von der Hauptstadt zurückgenommen. Er genoß seitdem die Gastfreundschaft des Generals, bis am 8. März 1833 auf Befehl des Ministers des Innern, Grafen von Argout, weil L. angeblich die übernommene Verpflichtung verletzt hatte, der Unterpräfekt mit bewaffneter Macht in das Landhaus drang, ihn verhaftete und von Gensdarmen nach Tours bringen ließ. Lafayette führte einige Tage nachher in der Deputirtenkammer bittere Beschwerde über die Verletzung seines Hausfriedens, die der Minister als eine Ausschreitung des Unterbeamten zu entschuldigen suchte, und nannte die unmittelbar vor der Rückkehr des Grafen Pozzo di Borgo angeordnete Maßregel *la bienvenue à l'ambassadeur de Russie*. Aus Frankreich verwiesen, ging L. nach Brüssel, wo er eine Reihe von Jahren an der neu errichteten Universität Vorträge hielt. Von dort aus gab er die Geschichte der polnischen Revolution heraus, unter dem Titel „*Polska odrazdzajaca sie*“ (Brüssel 1843), so wie früher schon: „*Ueber*

Pytheas“ (deutsch, Leipzig 1838); *Kleinere Schriften geogr.-historischen Inhalts* (deutsch, von Neu, das. 1836); „*Numismatique de moyen age*“ (2 Bde., Paris 1836); *Etudes numismatiques* (Brüss. 1840) erschienen waren. Seine gesammelten Schriften kamen in Posen 1844 heraus.

Veleg (Myth.), 1) Heros, Sohn von Poseidon und Libya; er kam aus Aegypten nach Griechenland, wurde König zu Megara und Stammvater der Veleger. — 2) Erster König der Lacedämonier, ein Autochthon; wird ebenfalls als Ahn der Veleger genannt. In Sparta hatte er ein Heroon. — 3) Aus Naryx in Locris, war unter den kalydonischen Jägern.

Velosken, preuß. Dorf, Prov. Preußen (St.-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Ortelsburg; 230 Einw.

Velesz, ungar. Stadt, zempliner Gespsh., nordöstl. von Helmes; Pramonstratenser-Abteikirchen-Arch.

Veletitz, österr.-böhm. Dorf, Kr. Prachin, Herrsch. Breznitz; 3 Mühlen; 360 Einw.

Veliali, ostind. Ort, Molukken, Buro, auf der Nordküste, nordwestl. von Buro.

Velie (Biogr.), 1) Adrian de, Maler, 1755 zu Tilburg geb., anfangs Kartenmacher, dann Schüler von Quertenmond und Zögling der Stadtakademie in Baukunst und Perspektive, ging später nach Düsseldorf, wo er alle in der Gallerie aufbewahrte Bildnisse von Rubens und Wandyck und mehr historische Gemälde porträtierte. Nach einigen Jahren ließ er sich in Amsterdam nieder, wurde Mitglied der Gesellschaft Felix Meritis und des königl. Instituts der Niederlande und † 1821. Von seinen vielen Bildnissen und Genrebildern sind die Darstellungen aus dem täglichen und häuslichen Leben die gesuchtesten. — 2) Jan de, des Vor. Sohn und Schüler, 1788 zu Hamburg geb., lieferte ebenfalls viele Genrebilder und Porträte.

Vellendorf, mecklenburg-schwerin. Hof, wendischer Kr., Amt Stavenhagen; 210 Einw.

Vellensfeld (Geogr.), bayer. Dörfer: 1) (Groß-V.), R.-B. Mittelfranken, Pgr. Wasertrüdingen; starker Rübenbau; Wieswachs, Spuren der Teufelsmauer; 370 Einw.; — 2) (Klein-V.), das.; Rübenbau, Wieswachs, Spuren der Teufelsmauer; 190 Einw.

Velli (Biogr.), 1) Giovanni Antonio, ital. Maler, zu Rom 1591 geb., Schüler von Cardi, lieferte kleine Staffeleibilder, die sehr gesucht waren, arbeitete deshalb auf Ralt und für Kirchen nur wenig, und † 1640 in seiner Vaterstadt, die er nie verlassen hatte. — 2) Ercole, französ. Maler, Wachsboffirer und Kupferstecher, 1702 in Bologna geb., anfangs Büchsenmacher, dann Schüler des J. P. Zanotti, erwarb sich im anatomischen Fache Ruhm. Mit seinem Schüler Wenzolini fertigte er sehr genaue Wachspräparate für den öffentlichen Unterricht; eine seiner anatomischen Statuen galt auf allem Schulen der Mediciner als Kanon. V. wurde Direktor der Akademie zu Bologna, wo er 1766 †.

Vellichow, preuß. Kolonie, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Priegnitz;

140 Einw.; hierzu die Wassermühle Worscher Mühle.

Vellig, luxemburg. Dorf, Distr. und Kanton Grevenmacher; 240 Einw.

Vellingen, luxemburg. Dorf, Distr. Diekirch, Kanton Wilz; 180 Einw.

Vellis, Camillus de, geb. zu Bacchiano in Abruzzo 1550; führte mehrer Jahre ein ausschweifendes Leben, bis er durch ein Geschwür am Fuße genöthigt wurde, sich ins Hospital St. Jakob in Rom zu begeben. Von dieser Zeit an änderte er sein ganzes Leben und wurde wegen seiner löblichen Aufführung Dekonom dieser Anstalt. Zugleich faßte er den Entschluß, einen Orden zu besserer Verpflegung der Kranken zu stiften, lernte, da ihm als Laienbruder große Hindernisse im Wege standen, im 31. Jahre noch Latein, und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß er die Priesterweihe empfing. Im Jahre 1584 stiftete er nun wirklich den Orden der regulirten Geistlichen, welche gewöhnlich Ministranten infirmis genannt werden und von Sixtus V., Gregorius XIV. und Klemens VIII. bestätigt wurden. Der Cardinal Mondovi vermachte ihm sein ganzes Vermögen, das er anwandte, seiner Kongregation Ansehen zu verschaffen, und nachdem sie sich in mehrern Städten ausgebreitet, legte L. 1607 die Stelle eines Superiors nieder und † 1614.

Vellowa (Velowa), österr.-böhm. Dorf, Kr. Pilsen, Herrsch. Ehotieschau; 150 Einw.

Vellwangen, bad. Dorf, Seckr., Amt Heiligenberg; 170 Einw.

Velm, braunschweig. Pfarrkirchdorf, Kr. Helmstädt, Amt Königslutter, am Osterbede; 350 Einw.

Velovo, europ.-türk. Ort, Albanien, Janina, nordwestl. von Urtia.

Velundo, afrik. Fluß, nördlich von Congo; mündet in den atlant. Ocean.

Veln (Peter van der L.), s. Faes.

Lema (Leme, griech. Ophthalm.), s. Lemoitis und Augenbutter.

Lema (Entom.), nach Fabricius, Käfergatt., s. v. a. *Crioceria Geoffr.*, s. d.

Lema (bot. Term.), Schwinddecke, die Verbindung der Blumenkrone und des Kelches, mit der veränderten Oberhaut des Gewächses überzogen und mit Spaltöffnungen versehen, vor der Fruchtreife abfallend.

Lema (Geogr.), asiat. kleine Inselgruppe, China, Kuantung, westlich von der Insel Borneo; 1° 10' südl. Br. und 126° 30' östl. L.

Lemaître (Biogr.), 1. Reisende u. Schriftsteller: 1) Jacques, Sohn eines Kaufmanns aus Egmout. Er fuhr 1615 mit 2 Schiffen vom Texel aus, und entdeckte in Südamerika die nach ihm benannte Straße des L.; Schouten begleitete ihn. Von da ging er in die Südsee, besuchte Neu-Guinea, wurde aber in Batavia, weil man ihn beschuldigte, die Rechte der ostind. Kompagnie verletzt zu haben, als Gefangener zurückbehalten und † daselbst 1616, als er eben nach Europa zurückkehren wollte. — 2) Nicolas Eloï, geb. 1767 zu Triancourt, schloß sich der Revolution an, 1811 Professor der lat. Poesie zu Paris, † 1832; gab auf Lafitte's Kosten

heraus: *Bibliotheca classica latina*, Par. 1819 etc., 146 Bände. — II. Bildende Künstler: 3) Jean, genannt der Dicke, französ. Maler, 1597 zu Dammartin bei Paris geb., Schüler von El. Vignon, lebte 18 Jahre in Rom, dann von 1633 bis 1642 in Paris, begleitete hierauf Poussin und Lebrun nach Italien, kehrte aber diesmal bald zurück und blieb fortan in Paris, wo er 1659 †. In perspektivischen Darstellungen war L. sehr berühmt und soll es darin bis zur Täuschung gebracht haben; am bekanntesten wurde sein Säulengang im Schloß des Cardinals Richelieu zu Rouel, der so täuschend gemalt war, daß die Vögel durchfliegen wollten. — 4) François, s. 3. berühmter französ. Bildnißmaler, 1621 geb., seit 1657 Mitglied der Akademie, † 1688. — 5) Pierre, gen. der Kleine, Schüler von El. Vignon, später Poussins in Rom, von dessen Gemälden und Zeichnungen er viele kopirte, die in Frankreich starken Absatz fanden. J. Grignon hat nach ihm gestochen; L. selbst radirte nach Poussin. L. blühte um 1600. — 6) Jean, franz. Maler und Kupferstecher, um 1750 Mitglied der Akademie und Professor adjunktus in Paris, bekannt durch seine Kupferstichsammlung zu den *Traits de l'histoire sacrée et profane d'après les plus grands maitres*, 1760. — 7) Philippe Henri, französischer Bildhauer, 1798 zu Valenciennes geboren, Schüler von Cartellier, erhielt 1821 den großen Preis der Skulptur und ging nach Rom. Hier fertigte er die kolossale Gypsstatue eines vom Blitze des Zeus getroffenen Titanen und ein Basrelief „Solons Tod“. Nach seiner Heimkehr, 1826, siegte er im Konkurse über die passende Verzierung des Giebelfeldes der Magdalenenkirche; er schmückte es mit dem ungeheuren Basrelief, welches die Aufnahme der Heiligen in den Himmel vorstellt und das er 1834 vollendete. Spätere Werke L.'s sind: die Statue Virgils; Aërosman, der Waffen und Menschenknochen findet; Marmorstatue eines Mädchens mit einem Schmetterling; Statue der Hoffnung am Fronton der Kirche Notre-Dame-des-Lorette; die Madonna mit Jesus und Johannes in der Elisabethskirche zu Paris.

Lemaitre (Biogr.), 1) Jean, französischer Formschneider und Goldschmied des 16. Jahrhunderts, zu Lyon, wo er 1565 ein (sehr seltenes) Werk herausgab, welches Goldschmieden, Damascirern, Formschneidern, Bildhauern, Malern etc. zum Muster dienen sollte. — 2) Augustin François, französischer Kupferstecher und Lithograph, 1797 zu Paris geboren, Schüler von Michallon und Lesfortier, lieferte eine bedeutende Anzahl Blätter nach Remond, Michallon, E. Porrain, Forbin etc., so wie für M. Taylors *Voyage pitt.*, für des Comte Turpin de Crisè *Souvenirs de Naples* u. A.

Lemaleus (Ophth.), trüfäugig, mit thränenden Augen, blödsichtig, lippus.

Lemalis (Bot.), nach Fries, Gattung der Tremellini Cupulares *Rehb.*, *Cryptogamia Mycetes* L. Arten ausländisch.

Leman, See, s. Genfer-See.

Lemana (a. Geogr.), s. v. a. Lemantis.

L. liegt gerade mitten darin. Einige Theile der Vorstädte treten noch auf die Abhänge hinauf, und die obersten Ränder werden von Kirchhöfen, Klöstern und Burgruinen geschmückt. Ueber die Ränder hinweg sieht man die 4 Hauptstraßen, welche L. mit der übrigen Welt in Berührung setzen, sich hinziehen, die eine nach Krakau, die andere nach Warschau, die dritte nach Rußland und die vierte nach den Karpathen (Ungarn) führend. Von ihnen hat jetzt die Straße nach Warschau am meisten verloren, die nach Ungarn hatte ehemals auch mehr zu bedeuten, und die wichtigste ist zur Zeit die nach Krakau und Wien führende. Am meisten gewann in neueren Zeiten die Straße nach Brod und Rußland an Leben. — Einige Abhänge der Berge sind mit lieblichen Gartenanlagen und Promenaden geschmückt. Auf der andern Seite des Löwenberges, die ein theils durch Kunst, theils auch durch Vorarbeiten der Natur aus dem Rande des Kessels herausragender und isolirter Zacken oder Zahn ist, blickt man in die freie Ebene hinaus, durch welche sich die Chaussee nach Warschau und der Fluß Peltew hinschlängeln. Man bemerkt leicht, daß diese Ebene noch viel tiefer liegt, als der Grund des Kessels. Wahrscheinlich bildete der leMBERGER Kessel früher einen kleinen See, der sich allmählig auf der einen Seite durchfraß und ausfloß. Jetzt entspringt in dem innersten Winkel des Bassins eine halbe Stunde v. L. eine der äußersten Quellen der Weichsel, eben jener Peltew, welcher, wie erwähnt, in den Bug und mit diesem in die Weichsel geht. Das ganze Gemälde gewährt einen unvergleichlichen Anblick. Prags Situation scheint — bis auf den Fluß — am meisten Ähnlichkeit mit der von L. zu haben, doch ist die Position von Krakau der von L. noch bei Weitem vorzuziehen. Es fehlt bei L. überall Fernsicht. Was die Bauart von L. betrifft, so ist zunächst von ihr zu bemerken, daß sie in der Wirklichkeit weit besser ist, als sie nach den bei uns gewöhnlichen Ideen von Polen erscheint. Aber sie ist auch, nicht nur in diesem relativen Sinne, sondern ganz absolut genommen, gar viel schöner und gefälliger, als z. B. die Bauart mancher großen deutschen Stadt. Die freien Plätze sind groß, die öffentlichen Spaziergänge, Boulevards und Gartenanlagen bedeutend. Die Häuser, die Kirchen, die Art der Zusammenstellung der Gebäude, die Entwicklung des Straßennetzes, dies Alles hat, wie überhaupt allgemein in den großen polnischen Städten, Wilna, Krakau, Posen, Gnesen, Stanislawow u. s. w., sehr viel Ähnlichkeit mit dem Wesen der alten deutschen, im Mittelalter entstandenen Städte, und namentlich weit mehr, als z. B. die Physiognomien der russischen Städte. Es gibt viele Gegenden in L., wo man in Magdeburg, Nürnberg oder Frankfurt a. M. zu seyn glaubt. Es erklärt sich dies leicht aus der langjährigen Berührung und Verbindung der Polen mit den westlichen Deutschen. Die Stadt ist auch reich an Kirchen und Kirchtürmen, an großen und zum Theil prächtigen Häusern. — L. wurde gleich nach dem Falle von Halitsch bedeutend, indem unter der Polenherrschaft alles Leben von

Halitsch in L.s Mauern überging. Es enthält daher nicht wenige antike Gebäude, die von seiner damaligen Bedeutsamkeit zeugen. Am Markte stehen mehrere alte Paläste polnischer Großen, worunter auch noch ein schwarzes, aber in edlem acht-gothischen Style gebautes Haus von Stephan Bathory, der hier eine Zeit lang residirte. Die Ueberreste des Hauses von Johann Sobieski sind erst kürzlich abgerissen worden. Viele Kirchen stammen ebenfalls aus jener alten Zeit L.s. Obgleich also nach diesen untrüglichen Zeugnissen schon früher bedeutend, wie mehrere andre polnische Städte, so ist doch L.s Stern bis in die neuen und neuesten Zeiten herab immer höher und höher gestiegen. L. mochte in alter polnischer Zeit gewöhnlich nur 15,000 und höchstens 20,000 Einwohner haben. Unter der österreichischen Regierung vermehrte sich die Zahl aber rasch auf 30,000, 40,000, 50,000, und sie beträgt jetzt gegen 80,000 Einwohner, darunter wenigstens 20,000 Juden. Es kann sich in Bezug auf dies rasche Steigen keine andere polnische Stadt mit Lemberg messen. Krakau sank in den letzten 100 Jahren immer mehr von seiner ehemaligen Größe herab, desgleichen Gnesen, und nicht ganz in demselben Verhältnisse Wilna. Warschau als Mittelpunkt des Ganzen verlor natürlich ebenfalls viel. Posen stieg dagegen, doch nicht so mächtig, wie L., das man jetzt — mit einziger Ausnahme etwa von Warschau — entschieden für die blühendste, lebendigste und größte Stadt von ganz Polen nehmen kann.

Nichts überrascht in L. mehr, als die Zahl und der Reichthum der alten Kirchen. Der Dom, die Kirche der Katholiken, ist die größte unter ihnen. Er ist mit Monumenten polnischer Großen, Marschälle, Feldherren und Reichswürdenträger angefüllt. Die Kirche ist der Maria geheiligt, deren wunderthätiges Bild hinter dem Altare aufgestellt ist. Die ganzen Wände des Chors sind mit vielen kleinen Bildern bemalt, welche alle die von der Maria in dieser Kirche an dem Feldmarschall Sierakowski, an dem Grafen Krasiński, an den Dembickis und andern Großen, wie auch an Bettlern verrichteten Wunder darstellen, unter deren jedem in lateinischer Sprache der Vorgang weitläufig beschrieben ist. Nahe beim Altare ist ein sonderbares Freskogemälde an die Wand gemalt, ein riesengroßer Engel, welcher, der Maria sich zuwendend, die goldenen Worte spricht: Regina regni Poloniae, ora pro nobis. Es ist auffallend, daß die Oesterreicher diese Inschrift nicht längst als eine rebellische auslöschten ließen. Vielleicht halten die polnischen Priester ihre schützende Hand darüber. Der Dom ist, wie alle leMBERGischen Kirchen, mit künstlich gemachten Blumen, mit Bildern, Statuen, Monumenten, mit prächtig angekleideten heiligen Puppen und sogar mit allerlei bunten, gefärbten und illuminirten Gläsern, so bunt und phantastisch, wie man es sonst nur in Italien zu finden glaubt, ausgeschmückt. Auffallend ist die Menge von Orgeln in allen diesen Kirchen, in einigen sind 5. in den meisten 3, eine große an dem gewöhnlichen Plage und 2 kleine an den

beiden Seitenpfeilern des Chors einander gegenüber. Die Jesuitenkirche ist in einem einfachen und schönen Baustyle ausgeführt. Das eben so großartig gebaute Jesuitenkollegium ist jetzt zum „Gubernium“, d. h. zum Sitz aller obersten administrativen Behörden gemacht worden. Die meisten Bildhauerarbeiten in jenen Kirchen zeugen von einer Geschicklichkeit in dieser Kunst, welche man in Polen nicht erwartet. In der Nähe des Domes steht eine in gothischem Geschmack aufgeführte kleine Kapelle. Die Skulptur daran ist von außen und innen ungemein fleißig ausgeführt. Der Stifter dieser Kapelle ist mit seiner Gemahlin auf einer der äußersten Wände abgemalt, mit der Unterschrift: Georgius Brimow consul Leopoliensis, fundator istius capellae 1617. Es ist bemerkenswerth, daß man in so später Zeit in Polen noch so gut gothisch baute. — L. ist der Sitz dreier Erzbischöfe, nämlich des katholischen Erzbischofs (Primas regni), des griechisch-unirten Metropolit, ebenfalls Erzbischof von L. genannt, und des armenischen Erzbischofs, der allen armenischen Gemeinden in ganz Galizien vorsteht. Das Kloster, in welchem der griech.-unirte Metropolit nach der Sitte der hohen russischen Geistlichen, wie der petersburger Metropolit im Newskykloster und der kiewer Metropolit im Höhlenkloster, residirt, bietet wenig Merkwürdiges dar. — Unter den griechischen Kirchen L. ist die reichste und interessanteste die *Wlochlwa* (die walachische Kirche). Sie wurde von zwei walachischen Fürsten gestiftet, welche sich mit ihren Schätzen vor den Türken nach L. retteten, und zwar wurde sie von ihnen so reich dotirt, daß ihr noch jetzt ein großer Theil des umliegenden Stadtquartiers gehört. Von ihren mobilen Schätzen hat sie aber in den Theilungskriegen sehr viel verloren. Sie ist die Kirche, die sich dem Papste am spätesten ergab; auch that sie es nicht ohne Bedingung und zugestandene Privilegien, worunter z. B. auch das, daß sie unmittelbar in erster und letzter Instanz vom heiligen Stuhle in Rom abhängen solle, ohne daß die Vermittelung eines Bischofs oder Erzbischofs zwischen ihn und sie träte. Der Metropolit ist auf diese Unabhängigkeit der walachischen Kirche sehr eifersüchtig geworden, betrachtet sie als ein rebellisches Schaf seiner Herde und arbeitet daran, sie unter seinen Hirtenstab zu bringen, was ihm auch, wie man glaubt, mit der Zeit gelingen wird. Die beiden Stifter sind auf zwei großen Delgemälden in der Kirche dargestellt, mit großen krummen Säbeln an der Seite, und beide sind ganz von oben bis unten in Purpur gekleidet, in purpurrothe Mäntel, purpurnes Wamms, purpurne Hosen, ja sogar rothe Stiefeln.

Armenische Gemeinden sind in L. seit dem 17. Jahrhunderte anfällig. Sie besitzen hier mehrere Kirchen; doch ist selbst die größte unter ihnen nur klein. Der Gottesdienst wird darin sowohl in polnischer, als in armenischer Sprache gehalten. L. zählt im Ganzen 23 Kirchen (in der Dominikanerkirche ist das Denkmal der Gräfin Borkowska von Thormaldsen), 1 luther. Bethaus und 2 Synagogen. Auch an

Klöstern aller drei genannten Riten hat L. keinen Mangel; man zählt deren 9, darunter ein armenisches Nonnenkloster. Unter den neuesten Gebäuden zeichnet sich vor allen das große Theater des Grafen Starbel aus. Es ist dies eine höchst eigenthümliche Unternehmung dieses reichsten aller galizischen Edelleute. Er kaufte dazu einen großen Platz, auf dem früher ein königliches polnisches Schloß stand. Dieses Schloß hatte Sobieski, der aus Zolkiew (einem ihm gehörigen Landgute und Städtchen in der Nähe von L.) gebürtig war, und der selbst als König noch oft nach L. und Zolkiew kam, um Schafzucht, Viehwirtschaft und Ackerbau zu betreiben, gebaut und bewohnt. Es ist dies neben den Ruinen auf dem Löwenberge die klaffendste Stelle von L. Auf diesem Plage nun erhebt sich das Theater Starbel, das dazu bestimmt ist, der galizischen Hauptstadt eine ihrer würdigen Bühnen zu geben. An das Theater sind noch mehrer Flügel angebaut. In dem einen soll ein großartiges Gasthaus etablirt werden, in dem andern ein eben so elegantes Kaffeehaus; Weinschenken, Konditoreien und Baderhäuser sollen ebenfalls in den Souterrains und dem Rez de chaussée, so wie Chambres garnies in den oberen Stockwerken damit verbunden werden. Die Räume, welche etwa noch übrig bleiben, will der Graf an Galanteriewarenhändler, Uhrmacher, Krämer u. s. w. vermietten, und so soll denn mit einem Worte diese großartige Anstalt allen Wünschen, die ein fremder Anreisender haben könnte, auf einmal entsprechen. Der Graf erhielt von der Regierung zu den verschiedenen Instituten, welche er zu begründen gedachte, Privilegien, mit der Bedingung, daß das Theater sammt den übrigen Anbauten nach einem Zeitraume von 50 Jahren der Regierung anheimfalle. Das jetzige Theater von L. ist nicht sehr ausgezeichnet. Es wird gewöhnlich deutsch gespielt, und nur zweimal in jeder Woche polnisch. Das Publikum bilden die Mittelklassen, die hiesigen deutschen Krämer, Handwerker, Beamten und Offiziere, eben so wie bei allen übrigen deutschen Theatern in den slavischen Ländern, in Warschau, in Petersburg u. s. w. Der wundervolle Kranz schön blühender polnischer Damen, wie ihn Schulze noch im vorigen Jahrhundert in Warschau sah, romantisch umschwärmt und ritterlich bedient von den jungen eleganten Patrioten, fehlt jetzt ganz.

Die Rath- und Stadthäuser der großen polnischen Städte liegen gewöhnlich von allen andern Häusern isolirt, mitten auf dem Hauptplatze der Stadt, dem sogenannten *Ring* oder *Markte*, so in Warschau, Krakau, Wilna u. s. w., und so auch in L. Das leMBERGER Rathhaus ist ein so ansehnliches und schönes Gebäude, wie nur wenige deutsche Städte eins haben. Es umfaßt mit seinen 4 hohen und beinahe gleichlangen Flügeln einen viereckigen Hof. Rund um das Gebäude herum, mit den besten Häusern und Kramläden der Stadt besetzt, läuft der geräumige Ring, in der Regel von Käufern und Verkäufern sehr belebt. Die 4 Flügel des Gebäudes sind von 4 Thorwegen durch-

den, durch welche die Straßenbevölkerung beständig aus- und einströmt. An den 4 Ecken des Gebäudes stehen 4 große steinerne Wasserbassins mit kolossalen, gutgearbeiteten Statuen von Neptun und den Najaden in der Mitte, denen zu Füßen die das Piedestal tragenden Löwen und Seeungeheuer den leMBERGER Wasser-schöpferinnen das Wasser zuspeien. In dem Hofe des Rathhauses findet man viele kolossale Figuren von Stein in einem Winkel zusammengehäuft, Löwen, Adler und das Wappen der Stadt. Es sind die alten Zierrathen des Rathhauses, die man bei seiner Restauration überflüssig und für den neuen Plan unpassend gefunden hatte. Mitten darunter steht auch die hohe Bildsäule der Göttin der Gerechtigkeit, an Händen und Füßen verstümmelt, mit zerbrochenem Schwerte. Rathhaus, wie Rathsverfassung und Name erinnern hier, wie in ganz Polen und sogar in ganz Rußland, an deutsche Zustände. Der Bürgermeister heißt auf Polnisch Burgemester, die Rathsherren deren in L. 20 sind, Consiliarschi. Insbesondere war die Stadt Magdeburg und ihre Gerichtsverfassung für ganz Polen wichtig und diente den polnischen Städten als Muster. In eine lange Zeit waren die magdeburger Gerichte sogar die oberste Instanz für alle polnischen Prozesssachen. Zu den schönsten Gebäuden L. gehören außer den oben bereits aufgeführten: die prächtige Residenz des armen. Erzbischofs, das Diakasterialgebäude oder vormalige Jesuitenkollegium, das allgemeine Krankenhaus und der herrliche, nach dem Muster des Palais royal erbaute Bazar. L. ist Sitz der Subernalbehörden, des Militäröberkommando's, des galizischen Apellationsgerichts, eines luther. Generalsuperintendenten, eines Landrabbiners; Oberpostamt, Wechsel- und Merkantilericht, städtische Krankenhausverwaltung, Arbeits- und Korrekthausverwaltung, Sanitätsamt, Exekutionskanzlei, Straßenbauamt, Wasserleitungsamt, Forstamt, Stadtbauamt u.; eine 1841 von 1060 Studenten besuchte Universität mit einer reichen Bibliothek, eine ständische Akademie, eine ökonomisch-praktische Schule, 2 Gymnasien, eine Real- und eine Normalschule, eine militärische Schwimmschule, ein Taubstummeninstitut, mehrere kathol., griech. und protestant. Schulen und Seminarier, verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, worunter sich besonders die neue gräfl. starbelsche Stiftung für 400 Arme und 600 Waisen und 4 Spitäler auszeichnen. Bemerkenswerth ist auch die ansehnliche, vom Grafen Ossolinsky gestiftete und reich dotirte öffentliche Bibliothek und Münzsammlung. — An Kaffeehäusern, Konditorbuden, Billardzimmern, Weinschenken u. s. w. mangelt es selbst der kleinsten polnischen Stadt nicht, um so weniger L. Dieses hat bessere und elegantere Kaffeehäuser, als Dresden und manche andere deutsche Stadt von gleicher Größe. Das beste ist das von Wolf am Markte. Alles ist hier wie in ganz Polen jetzt französisch und deutsch gekleidet. Ueberall in L. läuft die deutsche Nationalität neben der polnischen her.

Alle Inschriften auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, wie alle Aufschriften und Bekanntmachungen bei den Kaufmannsläden, sind deutsch und polnisch. Bei den Buchhändlern gibt es eben so viel deutsche, als polnische Bücher, und auf den Straßen hört man beständig nur diese beiden Sprachen. Das leMBERGISCHE Deutsch ist eine Abart des österreichischen und besitztheils eine Menge von Ausdrücken und Redewendungen gemeinschaftlich mit diesem, theils viele Wörter und Sprechweisen, die weder im österreichischen, noch sonst in einem deutschen Dialekte vorkommen. Das Treiben in den Straßen L. ist so lebhaft wie in allen polnischen Städten. — Die Industrie hat in neuern Zeiten bedeutend gewonnen, obschon die Stadt keine großen Fabriken enthält, sondern nur in den gewöhnlichen Gewerben thätig ist. Sie liefert Flach- und Hanfleinwand, Baumwollgewebe, Tuch, Leder- und Pelzwaaren, viele geringe Gold-, Silber- und Schmucksachen, Lichte, Seife, Kaffeesurrogate, Essig, Bier und eine große Menge Branntwein. Nach Brody ist L. der wichtigste Handelsplatz Galiziens, indem es nicht nur die Erzeugnisse des eigenen Landes vertreibt, sondern auch bedeutende Kommissionen und Expeditionsgeschäfte in rohen Produkten Polens, Rußlands, der Moldau u. macht. Am lebhaftesten ist der Verkehr in der Dreikönigsmesse, welche am Montage nach dem Dreikönigstage beginnt, 4 Wochen dauert und vorzüglich von Kaufleuten Galiziens, des übrigen Oesterreichs, Rußlands und Polens, sowie vom galizischen und polnischen Adel besucht wird. Mit dieser Messe verbunden ist die vom 14. Jan. an 6 Wochen dauernde Kontraktzeit, die große Geldgeschäfte veranlaßt. Außerdem findet im Frühjahr ein Markt statt, welcher am 24. Mai beginnt und 4 Wochen dauert, so wie im Herbst ein Markt, der am 12. Okt. anfängt und 2 Wochen währt. Ein anderer Markt findet am Agnustage statt. Der vor einigen Jahren errichtete Wollmarkt beginnt am 1. Juli und dauert 10 Tage. In L. hat die galizische Hypothekbank auf Pfandbriefe ihren Sitz, welche im J. 1839 die kaiserliche Genehmigung erhielt. — Rechnungsverhältnisse u. Gegenwärtige Rechnungsart und Zahlwerth. Man rechnet hier wie in Oesterreich und Wien überhaupt nach Gulden zu 60 Kr. à 4 Pf. im Zahlwerth des Konventions-Kurans oder 20 Guldenfußes. Der Silberwerth des hiesigen (östr.) Guldens ist demnach 21 Egr oder Agr. im 14 Thalerfuß und 1 fl. 13 1/2 Kr. im 24 1/2 Guldenfuß. Umlaufende Münzen u. gegenwärtige Kursverhältnisse. Die hier kursirenden Münzen sind die österreichischen; doch kommen auch polnische, preussische und russische in veränderlichem Werthe vor. Bei Wechselangelegenheiten richtet man sich gewöhnlich nach den wiener Kurszetteln. Maße und Gewicht. Längenmaß: der Fuß ist 0,296965 Meter = 131,643 pariser Linien lang = 0,93952 wiener Fuß. Die Elle hat 2 Fuß, ist also = 0,59393 Meter = 263,287 pariser Linien = 0,76229 wiener Ellen. Getreidemaß ist der

Korzec (Korsche) oder Scheffel, welcher in Halbe, Viertel, Achtel, Sechszehntel und Zweihunddreißigstel eingetheilt wird. Der Zweihunddreißigstel Korzec heißt **Garniec** (Garnes) und wird wieder in Halbe- und Viertel-Garnie eingetheilt. Der Viertel-Garniec heißt **Kwarta** (Quart) und auch diese wird wieder in Halbe- u. Viertel-Kwarty getheilt. Demnach hat der Korzec 32 Garny (Garnigen) zu 4 Kwarty. Der hiesige Korzec ist = 123 Liter = 620,73 pariser Kub.-Zoll und wird wie dieser = 2 wiener Megen gerechnet. Flüssigkeitsmaße sind der Garniec und die Kwarta des Getreidemaßes. Biermaß. Das Bierfaß hat 36 Garny zu 4 Kwarty. Diese Garny und Kwarty sind denjenigen des Getreidemaßes gleich und demnach = 1,1507 wiener Bierfaß. — Gewicht. In allen Zoll-, Tabaksgefäß- und Kassenämtern bedient man sich des wiener Gewichtes. Beim hiesigen Handelsgewicht hat das Pfd. 24 Loth wiener Gewicht, ist also dem österreichischen Apothekerspfunde gleich. Der Etr. hat 100 Pfd. und ist also = 75 wiener Pfd. = $\frac{3}{4}$ wiener Etr.; 100 leemberger Handelspfund oder 1 leemberger Etr. = 89,818 leipziger Pfd. = 89,801 preuß. Pfd. = 84,002 deutsche Zollpfund. Medizinal- und Apothekergewicht ist das österreichische oder wiener. — Geschichte. Der Großfürst Leo von Galizien gründete L. um 1280 auf den Trümmern eines bereits von seinem Vater gegründeten Städtchens, welches dieser auf Befehl des Tatarhans Burondal wieder hatte schleifen müssen. Die neue Stadt kam bald in Aufnahme und wuchs besonders dadurch, daß wegen einer in Krakau ausgebrochenen Hungernoth viele Polen von dort hieher zogen. L., das 1340 von Kasimir II. eingenommen worden war, kam von den Ungarn, denen es König Ludwig gegeben, 190 durch dess. Tochter Hedwig wieder an Polen. Das Erbstift wurde nach dem 15. Jahrhundert (nach Andern schon von Kasimir II.) gegründet. L. ward 1648 von den Russen unter Chisneck 2^{te} Monate belagert und 1704 von den Schweden erobert. Im Jahre 1783 kam es mit Galizien an Oesterreich. Die Universität (Alma Franciscana) wurde 1784 gegründet und 1817 erneuert. Die Polen besetzten L. am 24. Mai 1809, aber im Frieden von Wien verblieb es dem österr.-fabriken; 2260 Einw.

Lemberg (andere Orte), 1) bay. Kirchdorf, M.-B. Pfalz, Epar. Virmasens; Mühlen, Glashütte, in der Nähe Quecksilberarben und die Ruinen einer alten Burg; 1240 Einw.; — 2) österr.-steierische Orte: a) Dorf, Kreis Eibl, Bezirk Plankenstein; 240 Einw.; — b) Herrschaft mit Bezirk daselbst, umfaßt 26 Gemeinden mit 3000 Einw.; — c) Dorf daselbst; Schloß; 130 Einw.; — 3) preuß. Dorf, Prov. Preußen (West-Pr.), M.-B. Marienwerder, Kr. Strasburg; 280 Einw.; — 4) belg. Dorf, Ostlandern, Gent; 500 Einw.; — 5) franz. Dorf, Depart. Mosel, Arrond. Sarreguemines; Favencemaaren- und Thontabakpfeifenfabr.; 2210 Einw.

Lembert, Joh. Wilhelm, Hofschauspieler in Stuttgart und Dresden, später in Wien;

schrieb: Ränke und Schwänke, Lustspiel, Leipzig 1813; Der Trauring, Schauspiel, das. 1813; Schauspiele, Miga 1813; Dramatische Spiele, Leipzig 1816; Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, Stuttgart 1816 (herausgeg. von J. W. und Karl L.), München 1817, Wien 1821—23; Federproben (Erzählungen und Novellen), Wien 1820; Almanach dramatischer Spiele, das. 1833—36, 2. Jahrg.; Novellen, das. 1836, 2c.

Lembke (auch Lemke), Johann Philipp, Maler und Radirer, 1631 zu Nürnberg geb., Schüler von M. Meyer und G. Strauch, Nachahmer Bourguignons und Pambuccio's, in deren Manier er Schlachten, Belagerungen, Marsche, Jagden 2c. malte, die mit großem Beifall aufgenommen wurden und ihm sogar einen Ruf nach Schweden verschafften. Er schmückte das Schloß Drottingholm mit Bildern, scheint aber nicht königlich belohnt worden zu seyn, denn er † 1713 zu Stockholm in Armuth. Blätter von ihm verzeichnet Nagler. Ein seltenes und schönes Blatt ist „der Falkenier und ein Jäger zu Fuß“; eben so „die Verkündigung an die Hirten“, in Rembrandts Manier.

Lembeye, franz. Stadt, Depart. B.-Pyrenées, Arrond. Pau; 1320 Einw.

Lembo, afrikan. Stadt, Nieder-Guinea, auf der Küste von Kongo.

Lembrock, preuß. Bauernschaft, Pres. Westphalen, M.-B. Münster, Kr. Warendorf; 230 Einw.

Lemchen, Simon, s. Lemnius.

Lemene, österr.-italien. Fluß, Venedig, entsteht aus der Vereinigung mehrer Flüsse in der Prov. Udine, bei Portogruaro, mündet in das adriat. Meer bei Caorle.

Lemene, Francesco, Graf von, ein italienischer Physiker des 17. Jahrhunderts, 1634 zu Vodi geboren, widmete sich mit großem Erfolge den Wissenschaften und leistete seiner Vaterstadt als Gesandter an dem österreichischen Hofe und später als Resident zu Marland bedeutende Dienste. Mit großer Vorliebe studirte er die vorzüglichsten Dichter seiner Nation und bemühte sich seinen Geschmack nach ihnen zu bilden, welches ihm aber nie recht gelingen wollte; denn er suchte die Poesie zu sehr im Wörterpompe, der durch Marino Eingang gefunden hatte. Doch steht er bei seinen großen Fehlern an Reinheit des Geschmacks weit über den hochtrabenden, mit gesuchtem Witz und gezwungenen Wortverbindungen spielenden Dichtern seiner nur das Verkehrte preisenden Zeit. Er † den 24. Juli 1704. L. wollte besonders als geistlicher Dichter glänzen und brachte fast die gesammte katholische Theologie in Sonett und Hymnen, die aber mit wenigen Ausnahmen von aller Begeisterung verlassen sind u. größtentheils geradezu trivial genannt werden müssen. Seine übrigen Gedichte, die nichtgeistliche waren, besonders seine Kantaten und idyllenartigen Menologe, so wie die Schäferspiele: „Il Narcisso“ (1699) u. „La ninfa Apollo“ (1710), sind leicht und gefällig und sprechen eine natürliche Empfindung in lieblichen Versen aus.

Seine „Poesie diverse“ erschienen in Mail. und Parma 1726 in 2 Bänden.

Remercier, Nepomucène Louis, ein reichbegabter, äußerst fruchtbarer Dichter und genialer Dramatiker, der lange vor der Entstehung der neuromantischen Schule die wunderlichen Gesetze der französischen Dramaturgie zu verlegen, die Idee des romantischen Schauspiels, wenn auch einseitig, zu erfassen und trotz des allgemeinen heftigen Widerspruchs von Seiten der klassischen Kritik seine Neuerungen praktisch durchzuführen wagte, ward in Paris am 20. April 1773 geb. Noch nicht 15 J. alt, trat er mit einer Tragödie auf: „Le Léviote d'Ephraïm“, die, obgleich eine Nachahmung von Racines „Athalie“, bei der Vorstellung gefiel und gute Hoffnungen von ihm erregte. Nachdem er seine Studien beendet, entschied er sich ganz für die literarische Laufbahn. Sein Leben bietet in seinen äußern Ereignissen nichts Merkwürdiges dar. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt. Lange Zeit behauptete er dem ersten Konsul und nachher Kaiser gegenüber seine Unabhängigkeit, bis er endlich durch die Umstände dahin gebracht wurde, die Geburt des Königs von Rom zu besingen, worauf das Institut ihn zum Mitgliede wählte. Unter seinen Tragödien steht „Agamemnon“ (1795), worin er die Gesetze der klassischen Dramaturgie beobachtete, am höchsten; in den folgenden: „Ophis“ (1799); „laule et Orovere“ (1803); „Baudouin empereur“ (1808); „La demence de Charles VI.“ (geschr. 1806, gedruckt 1814), deren Aufführung die Censur verbot; „Frédégonde et Brunehaut“ (1816); „Charlemagne“ (1818); „Clavis“ (1820); „Louis IX. en Egypte“ (1821) und „Les martyrs de Souli“ (1825), erlaubte er sich Neuerungen, weshalb sie nicht gefielen. Seine Komödien sind zweierlei Art: historische Komödie, die ihm gewissermaßen die Entstehung verdankt und deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß der Dichter aus einer Staatsaktion, die nach dem alten Systeme nur der Gegenstand einer Tragödie seyn kann, bloß die komischen Elemente hervorhebt; und Lustspiele. Die berühmteste seiner historischen Komödien ist „Pinto“ (1800), die erst 1834 ausgeführt werden konnte u. eine ungemeine Wirkung hervorbrachte; nächst ihr sind zu erwähnen „Richelieu ou la journée des dupes“, welche 1804–28 unter ministeriellem Siegel lag; „L'ostracisme ou la Comédie grecque“ 1828 unter dem Titel „Comédies historiques“. Unter d. übrigen Lustspielen, die beim Publikum nie viel Glück machten, nennen wir nur „Le corrupteur“ (1822), dem die Tragikomödie „Dame Censure“ vorangeht, wodurch er sich an der Censur wegen der ihm zugefügten Unbilden rächte. Auch schrieb er ein Drama „Richard III. et Jeanne Shore“ (1824), u. die Melodramen „Les deux filles spectres“ (1827) u. „Les serfs polon.“ (1830). Die Zahl seiner epischen u. didaktischen Gedichte ist groß; unter ihnen zeichnen sich aus die philos. Satyre: „La Panhypocrisiade“ in 20 Gesängen (Par. 1819–32); L'Atlantiade, ou la théogonie newtonienne, in 6 Gesängen (1812);

„Les ages franç.“, in 15 Gesängen 1803, und Les chants heroiques des montagnards et matelots grecs trad. en vers franç.“ (2 Bde., Par. 1824–25). Ungeachtet vieler Vorzüge und Schönheiten waren auch diese Gedichte nicht frei von großen Fehlern, welche die franzöf. Kritiker geflissentlich hervorzuheben wußten. Einige politische und andere Broschüren u. s. übergehend, nennen wir noch seinen Roman „Alminty, ou le mariage sacrilège“, (Par. 1833), den „Cours analytique de littérature générale“ (2 Bde., das. 1817) u. die „Remarque sur les bonnes et les mauvaises innovations dramatiques“, einen Abdruck seiner Aufsätze in der „Revue encyclopédique“, woran L. arbeitete, bis sie in die Hände der St.-Simonisten fiel.

Remercier (bildende Künstler), 1) Jakob, s. J. berühmter französischer Baumeister, 1586 zu Pontoise geb., scheint schon 1607 in Rom gewesen zu seyn und da den Grund zu seinem verdorbenen Geschmack durch das Studium der modernen Bauereien gelegt, die Werke der Alten aber unbeachtet gelassen zu haben. Gleichwohl wurde er der gefeierteste Architekt Frankreichs, ein Günstling Richelieu's, dessen Schloß er baute, wie ihm denn überhaupt die ehrenlichsten Aufträge zu Theil wurden. Seine größten Werke sind: Das Kollegium und die Kirche der Sorbonne, der neue Palast Richelieu's (später zum „Palais royal“ umgestempelt), die Kirche der Pères de l'Oratoire, die Kirche St. Roch, die große Treppe des Schlosses in Fontainebleau etc. Mehrere seiner Pläne wurden von J. Marot gestochen. Trotz seiner großen Arbeiten und glänzenden äußerlichen Stellung (er war Architekt des Königs) + er in armseligen Umständen, wann? ist nicht bekannt. — 2) Philipp, Maler, 1689 zu Berlin geb., Zögling der Akademie der Künste, besuchte Italien u. Frankreich, malte dann in Hannover das Bildniß des Prinzen Friedrich, das er als Empfehlungswerk mit nach London nahm, wo er bald der Günstling des Prinzen von Wales u. der Lieblingsmaler der Großen wurde. In die Ungnade des Prinzen gefallen, lebte er lange in der Einsamkeit auf dem Lande, kehrte aber später nach London zurück, machte eine Reise nach Irland und Portugal, + aber kurz nach seiner Rückkehr, 1760. Außer seinen vielen Bildnissen lieferte er Genrestücke im Geschmacke Watteaus; gestochen haben nach ihm: Arbell, Faber, Houston, Watson, Wilson u. A. — 3) Charles Nikolaus, franzöf. Maler, 1795 in Paris geb., Schüler von Regnault und Pethière, besuchte Italien, erwarb sich mehrere Preismedaillen und hat sich mit seinen zahlreichen Genrestücken, Darstellungen aus der neueren Geschichte, Landschaften und Architekturbildern, die in die besten Sammlungen übergegangen sind, einen guten Namen gemacht.

Lemm, Friedrich Wilhelm, Schauspieler, geb. 1782, Sohn eines berliner Bürgers, bekundete schon in früher Jugend Neigung zur dramatischen Darstellung, ging zum Theater u. spielte eine Zeitlang kleine Rollen; Brühls Verwaltung gönnte ihm zur Entfaltung seines Ta-

seine Vignetten in den Ausgaben des Boccaccio, Corneille, Lafontaine, der Histoire de St. Louis, der Metamorphosen Dvids (1770) u. Ein Verzeichniß seiner Blätter (nach Tenter, Lacroix, Carracci, A. del Sarto, Parmesano, Morandini, Minderhout, Berghem, J. D. Descamps, J. E. Robin u.) gibt Naglers Künstlerlexikon. — 2) Karl, eigentlich Karl Sauvage, gen. L., französischer Bildhauer, Stammvater einer Künstlerfamilie, die noch jetzt blüht, um 1743 geb., erhielt 1808 für seine Statue eines Hirten die Medaille, arbeitete 1810 (im Auftrag der Regierung) die Marmorstatur des die Bogen-schne befestigenden Amor und 1812 die des Genius der Poesie u. Kurz nach 1819, wo er ein Kind, das eine Ente fängt, in Marmor ausführte, scheint er zu seyn. — 3) Anton Sauvage, des Vor. Sohn, Maler, 1773 zu Lunéville geb., Schüler Regnaulds, besonders bekannt durch seinen „Tod Hannibals“, einem 10 zu 6' großen Gemälde, das L. der Stadt Douai schenkte, die ihm dafür mit einer goldenen Medaille beehrte. — 4) Mehrere andere Künstler und Künstlerinnen, sämtlich Nachkommen oder Verwandte von L. 2).

Remkendorf (Groß-L.), preuß. Pfarrdorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Allenstein; 330 Einw.

Remland, eine der bedeutendsten Ålandinseln im balt. Meere; bewohnt; 60° 4' nördl. Br. und 17° 45' östl. L.; $\frac{1}{4}$ □ M. groß.

Remlum, asiat.-türk. Dorf, Gjalet Bagdad, zwischen Tigris und Euphrat, mit Gräbern vieler mohammedanischen Helden, die hier in einer Schlacht geblieben sind.

Remma (griech.), 1) in der Dialektik, sumtio im Vorderatz, aus dem man etwas folgert; — 2) ein entlehnter Satz, den eine Wissenschaft z. B. die Philosophie, von einer andern z. B. der Mathematik, Geschichte, entlehnt, weshalb er auch, im Gegensatz von dem unmittelbar zur Wissenschaft gehörenden (einheimischen Satz propositio domestica), fremder Satz, (propositio peregrina) genannt wird. — 3) (Med.), der Rest, das Uebriggebliebene, der Bodensatz (z. B. in einem ausgeleerten Arzneiglase, nicht etwa im Harne).

Lemmar (engl., Säugeth.), s. v. a. Lemming, Lemmus norvegicus Desm.

Rem-Mas, Inselgruppe an der Südküste von China, Prov. Kouang-Toung. Die bedeutendste Insel heißt Tamquan-Tow.

Remmatium (Bot.), nach Decandolle, Gattung der Compositae Senecionideae Dec. Art: L. rotundifolium Dec. Strauch in Brasilien.

Remmatophila (Entom.), nach Dufschneider, Gattung der Lepidoptera nocturna Latr., der Ordnung der Falter und der Bunt der Nachtfalter nach Dfn. Charakter: Vorderflügel kolbig, lang, seidenglänzend; Hinterflügel lang und breit, Franzen kurz; Färbung unscheinbar. Arten unbedeutend.

Remmel (Säugeth.), s. v. a. Lemming, Lemmus norvegicus Desm.

Remmens, Erwin, bekannter unter dem lateinischen Namen Lemnius, geb. zu Bi-

rier in Seeland 1505, studierte zu Löwen Medicin und Theologie, prakticirte dann 40 Jahre lang in seiner Vaterstadt, wo er großen Ruf erlangte, erwählte aber zuletzt den geistlichen Stand und † als Kanonikus 1568. Zu ihrer Zeit Epoche machten folgende seiner Schriften: De astrologia, Antwerp. 1554, Jena 1567, Leyden 1638, 16.; — De occultis naturae miraculis libri II., Antwerpen 1559, 12.; französisch übersetzt, Antwerpen und Paris 1567, und ebenfalls sehr oft, zuletzt Leyden 1666, 16., deutsch, Leipzig 1588, ital., Venedig 1567; — De habitu et constitutione corporis, quam trivialis complexionem vocant, libri II., Antwerp. 1561, 12. u. oft, zuletzt Frankf. a. M. 1609, 12., ital., Venedig 1567, 12.; — Similitudinum et parabolarum, quae in Bibliis ex herbis et arboribus desumuntur, explicatio, Antwerp. 1569, und sehr oft, zuletzt Frankf. a. M. 1621, 12., franz. Paris 1577, 12., engl. Oxford 1587.

Remmer (Säugeth.), s. v. a. Lemming, Lemmus norvegicus Desm.

Remmer (Geogr.), holländ. Stadt, Friesland, südlich von Sneek, an der Zuider-See; 2100 Einw.

Remmerbach (Hintersee), österr. Dorf, Salzburg, Pfargericht Thalgaug; Jagdhaus; 300 Einw.

Remmersdorf, preuß. Vorwerk, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Prenzlau; 130 Einw.

Lemming (Säugeth.), Nagmäusegattung, s. v. a. Lemmus Desm. — Gemeiner norwegischer L., s. v. a. Lemmus norvegicus Desm. (Mus Lemmus L.)

Remmje, hannöv. Dorf, Kalenberg, Amt Wernitz; 170 Einw.

Remmosteosclerosis (Osteosclerosis corticalis, franz. l'ostéosclérose corticale), bei Robstein (Pathol. Anat., S. 678, Chir.), die äußere oder Rinden-Osteosclerose, Verdickung der äußeren Theile eines Knochens.

Remmus (Säugeth.), nach Link, Nagmäusegattung, s. v. a. Lemmus Desm.

Remma (Bot.), 1. nach Linné, Wasserlinse, Meerlinse, Entengrüne, Entenflott, Entengrün, Gattung der Aroideae Rchb., Lemnaceae Dec., Diandria Monogynia L. Charakter: Blütenhülle eine einblättrige, häutige Scheide, aus welcher nach einander 2 Staubgefäße mit Doppelantheren und ein dicker, walziger Griffel mit trichterförmiger Narbe hervortreten. Schlauchfrucht 1fächrig, 2-4samig, am Grunde ringsum aufspringend. Samen elliptisch, gestrichelt, auf einer Seite gewölbt, auf der andern flach. Die Gattung enthält einjährige Kräuter, die alle Teiche u. stehenden Gewässer von Europa, Nordamerika u. Neuhollland bedecken und den Wasser-Insekten und Röhrenpolypen zum Aufenthalte und den Enten zur Nahrung dienen. Sie entstehen auf dem Boden, reißen sich aber später los und erheben sich auf die Oberfläche. Wo sie häufig sind, verbreiten sie einen moderigen Geruch. Von 9 Arten sind die merkwürdigsten: 1) L. gibba L., bucklige W. Laubartige Stengeltheile (Blätter) verkehrt-eiförmig, gewölbt,

unterseits halbkugelig, schwammig locker; Wurzeln einzeln. Schuhr, T. 281. — 2) *L. minor* L., kleine W. Laubartige Stengeltheile verkehrt-eiförmig, auf beiden Seiten flach; Wurzeln einzeln. Schwimmt in breiten rasenförmigen Häufchen auf den stehenden Gewässern, ist am häufigsten und vermehrt sich außerordentlich schnell. Schuhr, T. 281. — 3) *L. polyrrhiza* L., vielwurzelige W. Laubartige Stengeltheile rundlich-verkehrt-eiförmig, etwas gewölbt; Wurzeln zahlreich, büschelförmig. Schuhr, T. 281. — Diese 3 Wassergewächse wurden früher unter dem Namen *Herba Lentis palustris* s. *Lemnae*, als kühlendes Mittel bei gichtischen Entzündungen und gegen Gelbsucht angewendet. — 4) *L. trisulca* L., Kreuz-W. Laubartige Stengeltheile zahlreich, länglich, kreuzweise gestellt, groß; Würzelchen einzeln. In stehenden Gewässern untergetaucht, tritt aber zur Blüthezeit im Juli hervor. Micheli Gen., T. 11, F. 6. Die Gattung ist der Typus der Lemnaceæ Dec. u. f. w. — 11. Nach Rafinesque, Moosgattung. Arten unter *Riccia Mich.*

Lemnaceæ (Bot.), nach DeCandolle, monokotyledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Perichon fehlend. Männliche Blüthen einzeln oder zu zwei, einmännig: Staubgefäß fädlich; Anthere 2fächerig, die Fächer an der Spitze sich berührend, am Grunde auseinanderstehend, in einer seitlichen Längsrinne aufspringend. Weibliche Blüthen einzeln: Eiersack 1fächerig, 1—mehreilig; Griffel 1; Narbe weit-trichterig. Frucht 1—mehrsamig, eine geschlossene Schlauchfrucht, oder umschnittenen Kapsel. Samen einweißhaltig. Keim achsenständig, gerade; das Wurzelende verschiedenwendig. Krautige, schwimmende oder untergetauchte Wasserpflanzen, wurzellos oder mit mühselstragenden Wurzelasern versehen, mit einem (durch Verschmelzung der Stamm- und Blättermasse hervorgegangenen) Laube. Die Blüthen einhäusig (in Form einer 1—2männigen Zwitterblüthe genähert) von einer frugigen, häutigen, zuletzt unregelmäßig-gespaltenen Scheide umgeben, aus der obern Fläche oder am Rande des Laubes hervortretend.

Zu dieser kleinen Familie, über deren Stellung im natürlichen Systeme man noch nicht einig ist, gehören 9 Arten, in einer (*Lemna* L.), oder nach Schleiden in 4 Gattungen, welche über die gemäßigste Zone aller Welttheile verbreitet sind. Reichenbach stellt die Lemnaceæ als Untergruppe unter die Alismaceæ Potamogetoneæ, deren Bilder aus ihnen eine Abtheilung seiner Samensfarren oder Marsen (Bl. 3, Junii 10).

Lemnia (a. Geogr.), Stadt in Mauritania Caesarea, nordöstl. an der Mündung des Waltra.

Lemnische Erde (Min.), s. v. a. *Velus* und *Loran*, (s. d.).

Lemniocia (Bot.), nach Schreber, Gattung der Sapotaceæ Schb., Polyandria Monogynia L. Einzige Art: *L. floribunda* Willd. Strauch in Guyana.

Lemniscus (Chir.), ein (aus wellenem Zeude zusammengerolltes) Verbandstück, eine

Tonguette, ein (langes) Polster, Kissen; auch ein so bereitetes Pessarium, Charpiewicke.

Lemniscus 1) (griech. Ant.) (*λῆνος*, Lana, s. v. a. *insula laenia*), ein herabhängendes Band an den Kränzen (*corona lemniscata*), ursprünglich aus Lindenbast, wurde mit der Zeit aber aus kostbaren Stoffen und zuletzt aus Gold- u. Silberblechen verfertigt. S. Plin. 21, 4. Ein Kranz war schon ein Siegeszeichen u. eine Belohnung: größer war die Ehre, wenn ein solches Band daran war; auch wurden diese Bänder als eine Ehre besonders gegeben oder zugeworfen. — 2) (Philol.), kritisches Zeichen, nach Epiphanius von Origenes eingeführt, zur Bemerkung, daß verschiedene Erklärer der heiligen Schrift eine Stelle mit gleichem Sinne, aber in verschiedenen Sprachen ausdrückten.

Lemniscus Reilii (Laqueus, Schleife, Anat.), ein neben der obern Spitze der Olive und neben der Pyramide in die Brücke tretendes, hinter ihren Quersfasern emporsteigendes Bündel im Gehirn.

Lemniscata (Math.), krumme Linie des 4. Grades, deren Gleichung ist $(xx + yy)^2 = aa(xx - yy)$; hat die Gestalt einer quer liegenden Achse (∞), also eine Art Schleife, woher ihr Name. Mit ihr haben sich besonders J. Bernoulli, Hagnano und Euler beschäftigt.

Lemnisque (franz., Zoophyt.), nach DuRoi u. Gaymard, Zoologie de Freycinet, pl. LXXXVI. F. 1., Quallenart, wahrscheinlich nur ein Fragment von *Cydlippe pileus*, Kachsch.

Lemnis (Geogr.), 1) (*Lomnica*), preuß. Dorf, Prov. Posen, Reg.-Bez. Bromberg, Kr. Czarnikau; Vorwerk, Forsthaus, Wassermühle; 460 Einw.; — 2) sachsen-weimar. Dorf, Kr. und Amt Neustadt, an der Orla; Mittergut, 2 Mühlen; 170 Einw.; — 3) Nebenfluß der Saale im Fürstenthum Reuß.

Lemnius (Biogr.), 1) Simon, eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatist und berrührender Satyriker, ward zwischen 1510 und 1520 zu Margabant in Graubünden geboren, studirte 1533 zu Ingelstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er nach seiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte sich frühzeitig durch Lebhaftigkeit und nicht gemeine Sprachkenntnisse ausgezeichnet u. fand bei Melanchthon die freundschaftlichste Aufnahme. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen ertheilte ihm die dortige Universität ungesucht und unentgeltlich die Magisterwürde. Auch war er so eng mit Melanchthon verbunden, daß er diesem, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Aber sein feuriger Geist überließ sich einigen Ausschweifungen, die seine alteren, kaltblütigen Beschüzer ihm höher anrechneten, als billig war. Daber wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Am meisten aber schadet ihm seine 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen, in welchen nicht nur mehr Wittenberger verspottet, sondern auch der Cardinal Erzbischof Albrecht, Luthers bitterer Feind, als ein Beschüzer der Wissenschaften gepriesen wurde.

Diese an sich unschuldigen poetischen Spiele erregten Luthers ganzen Zorn, welcher, nicht zufrieden mit der Konfiskation der noch vorhandenen Exemplare u. der Bestrafung des Druckers, durch seine fortgesetzten Verfolgungen L. nöthigte, die Flucht von Wittenberg zu nehmen. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen, und verwies ihn, da diese fruchtlos blieben, förmlich von Wittenberg. Noch vor dieser Relegation predigte Luther wider ihn und nannte ihn einen „ehrlosen Buben“, seine Epigramme „ein recht Erbschands-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte.“ L. wandte sich nach Basel, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Korrektor seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs Neue herausgab, sich darin die größten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerer schrieb dagegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (*Elegias hodoiporicas*). Hierauf gab L. seine Apologie heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luther macht. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltener aber ist seine unter dem Namen Lucius Pisonius Juvenalis erschienene *Monachopornomachia* (d. Mönchs-Puren-Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüstigen Wittenbergs“ aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte derselben der Wahrheit, wie viel dem Hasse des gereizten L. zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spas-latin, ihre Frauen nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzuchtigsten Gespräche führen. Im J. 1540 gelang es endlich L., bei dem neu errichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehr poetische Schriften, unter andern eine Uebersetzung der *Odyssee* (Basel 1549, 2 Bde.) heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete, und † 1550 an der Pest. — 2) S. v. a. Lemnos.

Lemnos (Stalimene, Limije, Geogr.), 1) europ.-türk. Insel, im Archipel, südwestlich von Imbro, 7 $\frac{1}{2}$ L. M. mit 8000 Einw. Sie besteht aus zwei Halbinseln durch eine Landenge zwischen dem Paradiso (nördlich) und dem Hafen San-Antonio (süd.) verbunden. Ihre ehemaligen Vulkane ruhen seit Jahrhunderten, doch verrathen noch heiße Quellen die vulkanische Beschaffenheit ihrer gebirgigen Oberfläche. Sie ist ganz von Holz entbloßt, leidet an Wassermangel, ohne jedoch unfruchtbar zu seyn. Die berühmte limnische oder Siegelerde (s. Lemnuß, S. 1560), die man noch jetzt nur unter großen Feierlichkeiten, u. zwar auf der Nordwest-Seite der Insel gräbt, wird nur noch zu Gefäßen benutzt und hat, seitdem sie von den Ärzten als Heil-

mittel nicht mehr angewendet wird, viel von ihrem Werthe verloren. In der Türkei gilt sie als Mittel gegen Schlangenbiß u. Gift. Berge und Thäler sind schön, die Gräser und Blumen mit Bienen, die Fluren mit Süderzeugnissen, das Weideland mit Heerden und die Hügel mit Reben besetzt. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Griechen, die sich mit Landwirthschaft und Fischerei beschäftigen, auch häufig als Seesleute in Konstantinopel dienen. Etwas südlich davon liegen ein Paar kleine Eilande, wovon eines Hagiostrati heißt. — 2) Stadt u. Hauptort der gleichnam. Insel, auf deren Westküste; Sitz eines griechischen Bischofs; Fort auf hohem Felsen, kleiner Hafen, Schiffswerfte; 2000 E.

Lemnos (a. Geogr. u. Gesch.), eine der größeren Inseln des ägaischen Meeres und eine der nördlichsten desselben, weshalb sie gewöhnlich zu Thracien gerechnet wird. Sie lag südlich von Thasos und Samothrace, südöstlich vom Berge Athos und südwestlich von der Insel Imbrus und war dem Vulkan geheiligt, der, von Jupiter aus dem Olymp herabgeschleudert, auf sie herabgefallen seyn und daher auch auf ihr seine Werkstatt haben sollte, weshalb denn auch die ganze Insel bisweilen *Vulcani insula* hieß. Nach Sagen und Berichten der Alten scheint L. einst vulkanisch gewesen zu seyn; doch findet sich von dieser Eigenthümlichkeit jetzt merkwürdiger Weise keine Spur mehr. Diese auffallende Erscheinung sucht man durch die Annahme zu erklären, daß der ganze östliche Theil der Insel mit dem berühmten feuerspeienden Berge Mtschylus durch einen gewaltigen vulkanischen Ausbruch vernichtet und in die Tiefe des Meeres versenkt worden sey. Die spätern Namen der Insel (der alte Name war *Aethalia*) leitet man von der großen Göttin (der Mutter Erde) her, die bei den Thraciern L. genannt wurde. Die ältesten Bewohner der Insel nämlich waren die thracischen *Sinties*, mit welchem Namen wohl nur ein räuberischer Volksstamm bezeichnet wird. Die Argonauten fanden die Insel bloß von Weibern bewohnt, da die Lemnierinnen, der Sage nach ihres uelrießenden Athems wegen (eine von der Venus über sie verhängte Strafe, von ihren Männern verlassen, diese aus Rache sammlich ermordet und die *Hyrsipyle* zu ihrer Königin gemacht hatten. Es ließen sich nun Argonauten auf der Insel nieder und zeugten mit den vorgefundenen Weibern die spätern Einwohner von L., die *Misnyä*, die aber später von den Pelasgern vertrieben wurden, die sich dann dem Darius unterwerfen mußten. Miltiades befreite sie von der persischen Herrschaft, und sie blieb nun lange Zeit den Athenern unterworfen, bis sie an die Macedonier kam, mit deren ganzem Reiche sie an die Römer überging. — Der Umfang der ziemlich gebirgigen, aber auch fruchtbare Ebenen enthaltenden Insel betrug nach Plinius 112,500 römische Schritte. Schon in den Zeiten des trojanischen Kriegeß, wo sie den Griechen als Hauptstation diente, hatte sie eine gleichnamige befestigte Stadt. In späterer Zeit aber hatte sie deren zwei, nämlich *Morina* (i. Palao Castro) auf der Westseite, und *Hephästia* an der Nord-

westspitze der Insel. Das Hauptprodukt der Insel war die röthliche Erde (Terra lemnia oder sigillata), die besonders der Berg Moschylus bei Hephästia lieferte und die theils als Farbstoff diente, theils besonders von den Ärzten als Heilmittel für veraltete Wunden u. Schlangengisse benutzt wurde. Chalenus meldet als Augenzeuge, daß eine bestimmte Quantität Erde alljährlich in feierlicher Prozession von den Priestern abgeholt wurde, die dann die einzelnen Portionen mit dem Bildnisse der Diana bezeichneten und nun an alle Welt verkauften.

Lemmus (Säugeth.), nach Desmarest, Lemming, Gatt. der Rosores Cuv., der Ordn. der Nagmäuse und der Junft der Wühlmäuse nach Den, Lemmus Link. Georychus Ill. unter Mus. L. Charakter: Die Zähne sind an der Zahl 16, wie bei den Feldmäusen und bestehen aus dreieckigen Priemen; die Ohren sind im Pelze verborgen; die Nägel an den Vorderfüßen sind zum Graben geschikt; die Fußsohlen sind dicht behaart; der Schwanz ist kurz. Sie bewohnen die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika; 7 Arten: 1) *L. norvegicus* Desm. Norwegischer Lemming. Lemmar, Lemmel, Fjäl Mus. Georhynchus lemnus Illig. Mus. Lemmus L. Schnauze stumpf; Schwanz sehr kurz; Ohren sehr kurz, im Pelz verborgen. Die obere Theile sind röthlich fahl mit schwarzen Flecken und Streifen; Seiten u. untere Theile weiß; die Vorderfüße haben lange, zum Graben dienliche Klauen; obere Vorderzähne gefurcht, meiselförmig. Körperlänge 6 Zoll, Schwanzlänge $\frac{1}{2}$ Zoll. Aufenthalt: die Alpen von Norwegen und Lappland. Er wohnt oft in großer Menge dicht beisammen in unterirdischen Bauen. Seine Nahrung sind allerlei Pflanzen, Wirtensackchen, Kienrindenflechten. Es sind ziemlich langsame Thiere, welche sich aber in manchen Jahren erstaunlich vermehren und dann große Züge antreten. Sie versammeln sich dann im Herbst, bilden Schaaren, die 1—2 Spannen breit und einander parallel gehen, und ziehen so von den Gebirgen herab, wobei sie alles Grüne, das auf ihrem Wege steht, abfressen. Meist gehen sie Abends und Nachts und liegen bei Tage stille. Sie halten immer die gerade Linie, und schwimmen durch jedes in ihrem Wege liegende Wasser, wenn auch noch so viel davor umflossen. Steht eine unübersteigliche Felsenwand auf ihrem Wege, so marschiren sie um selbige herum und setzen dann doch den Weg in der vorigen Richtung fort. Giesflüße, Wiesel und Raubvögel ziehen ihnen in Menge nach, und so sind gewöhnlich die meisten aufgetrieben, ehe sie das Meer erreichen. In menschlichen Wohnungen nisten sie sich nicht ein. — Schreber, T. 195. A. — 2) *L. migratorius* Lichtenst. Der Wanderlemming. Gelblich fahl, auf Scheitel und Nacken schwärzlich; Schnauze schwarzbraun, die obere Vorderzähne sind schief abgeknitten, mit einer leichten Längsfurche. Das Kleid ist einfacher, die Gestalt schlanker, der Kopf schmaler, Haare und Klauen kürzer als beim vorigen. Körperlänge 6 Zoll, Schwanzlänge ohne Haarbüschel 5 Linien. Bewohnt russisch Lappland und ist seiner Wander-

rungen wegen noch berühmter als die vorige Art. Schreber T. 195. B. — 3) *L. torquatus* Pall. Der Halsbandlemming. Ohren kürzer als der Pelz, an der Spitze rothbraun behaart; Beine kurz und stark, Fußsohlen ganz behaart. Der kurze Daum der Vorderfüße hat auch einen Nagel. Die Haare auf dem Rücken rothgelblich und braun gemischt, mitten auf dem Rücken dunkler, an den Seiten blasser, unten schmutzig weiß. Schnauze schwärzlich; um den Scheitel läuft eine dunkelbraune Binde und bildet um das Ohr einen Halbkreis; hinter diesem ein weißgelbes Halsband; Füße weiß, bräunlich überlaufen. Fußsohlen weiß. Körperlänge 5 Zoll 1 Linie; Schwanzlänge $4\frac{1}{2}$ Linie. Bewohnt die nördlichen Gebirge des Ural bis zum Eismeer. Schreber T. 194. — 4) *L. lagurus* Pall. Der Schwertellemming. Scheitel, Rücken und Seiten des Rückens röthlich grau, schwärzlich überlaufen; Nackenstreif schwarz; Seiten des Körpers, Schenkel und alle untern Theile schmutzig weißgrau. Der Schwanz besteht in einer bloßen Warze und ist im Pelz fast ganz verborgen. Körperl. $3\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanzlänge $2\frac{1}{2}$ Linie. Bewohnt die äußersten Grenzen Europas im östlichen Rußland und russisch Lappland, dann die Sandwüsten an den Flüssen Jark, Jenisei, Irtysch. Schreber T. 193. — 5) *L. hudsonius* Less. Hudsonischer Lemming. Grau, leicht braun überlaufen; Seiten rostroth; Bauch weiß; Vorderfüße mit einem sehr kleinen Daumrudiment. Die Nägel des Mittel- und Zeigefingers sind sehr hoch, fast doppelt. Die Augen sehr klein, die Ohren unsichtbar. Die Behaarung wellig, zart. Körperlänge 5—6 Zoll, Schwanzlänge 5—10 Linien. Bewohnt die Hutsensbar. Schreber T. 196. — 6) *L. groenlandicus* Scoresby. Grönländischer Lemming. Pelz weich, Haare an der Wurzel schwarzgrau, an der Spitze verschiedenfarbig. Schnurrhaare zahlreich, dunkelbraun oder weiß. Augen groß. Die obere Theile sind aschgrau, schwärzlich und rothbraun zierlich gefleckt. Ein etwas undeutlicher, graulich schwarzer Streif geht von der Nasenspitze bis in das Genick. Alle untern Theile rothlich und die Farbe der oberen und untern Theile ist durch eine wellenförmige Linie, welche längs den Seiten des Gesichts, des Nackens und Rumpfes hinläuft und am dunkelsten um die Vorderfüße ist, geschieden. Der Schwanz ist sehr kurz, aber ein Büschel steifer weißer Haare läuft über ihn hinaus. Die Beine kurz, Nagel stark, zum Graben geschikt und mit langen weißen Haaren bedeckt. Die Fußsohlen sind dicht weiß behaart. Körperlänge 5 Zoll, Schwanzlänge 6 Linien. Bewohnt Grönland, zieht den Wohnungen der Grönländer nach und macht die Hauptnahrung der Schneeculen und weißen Füchse aus. — 7) *L. albogularis* Wagn. Der weißkehlige Lemming. Etwas kleiner als der europäische Lemming; Ohren mittelmäßig, aber verborgen; Schnauze kurz. Behaarung weich; oben rostgelb, auf dem Hinterrücken lebhaft rostroth, fein schwarz gesprenkelt; Seiten heller, ohne Schwarz; unten blaßfahlgelb; Kopf u. Wangen fahlgelb; schwarz gesprenkelt; Lippen und Kinn weißlich; Vorderhals graulich

weiß, bläugelb angeflogen; Füße weißlich behaart, oben etwas braunlich. Schwanz oben gelb, schwarz gesprenkelt, an den Seiten, an der Spitze u. unten weiß; Krallen hell, hornfarben. Körperlänge 4 Zoll 7 Linien; Schwanzlänge 9 Linien. Bewohnt Sittka im russischen Nordamerika.

Lemo, tiefer schmaler Busen an der Westküste der istrischen Halbinsel im adriat. Meer.

Lemoine (bildende Künstler): 1) Franz, französ. Maler, 1688 zu Paris geb., Schüler von Tournières u. L. Galloche, besuchte 1724 Italien und wählte in Rom G. Leni, C. Maratta und Pietro da Cortona zu Mustern, denn Raphael u. Seinesgleichen waren damals für die Kunstjünger vergessen. Nach seiner Rückkehr nach Paris zählte er sogleich zu den berühmten Künstlern und erhielt, nachdem er bereits 1718 Mitglied der Akademie geworden, 1736 die Stelle eines königl. Malers. Aber schon ein Jahr darnach hatte ihm sein angestregtes Arbeiten eine Seelenkrankheit zugezogen, die ihn zum Selbstmord verleitete. L. malte am liebsten große Räume öffentlicher Gebäude aus, lieferte aber auch zahlreiche Staffeleibilder und verdient im Allgemeinen das Lob, einer der wenigen Künstler zu seyn, welche in Frankreich zur Zeit des herannahenden Verfalles der Kunst sich noch mit einiger Würde zur Selbstständigkeit erheben und einem bessern Geschmacke huldigten, als der andere Troß von Malern. Er komponirte im großen Styl, gab seinen Figuren eine weniger theatralische Haltung, als damals üblich war, und ist in Anordnung und Stellung derselben wahr und natürlich, mannichfaltig und ungezwungen. Nur Zeichnung und Colorit haben bisweilen ihre Schwächen, allein er bestach das Auge durch geschickte Behandlung der Fleischtöne und ließ es bei der Frische und Lebhaftigkeit seiner Tinten seinen Bildern nie an angenehmer Wirkung u. durch glückliche Vertheilung von Licht und Schatten nie an Harmonie fehlen. Seine bekanntesten Werke sind: Hercules, der Cacus-Würger; — die Enthaltensameit des Scipio; — Apotheose des Hercules, an der Decke des großen Saals in Versailles in Del auf Leinwand gemalt, 142 Figuren in 9 Gruppen, an die für 10.000 Fr. Ultramarin verwendet war (dieses Bild war auch die nächste Ursache seines Todes: Haß und Neid verfolgten ihn u. der schon ohnehin angegriffene Künstler fürchtete für seine persönliche Freiheit so, daß er, um der geträumten Haft zu entfliehen, sich den Tod gab); — die Transfiguration am Plafond in St. Thomas von Aquino; — sein Meisterstück in Del ist die Flucht nach Aegypten; — die munchener Pinakothek bewahrt seine „Jagdgesellschaft, bei einer Mühle lagernd“. Gestochen haben nach ihm: L. Cars, M. Fessard (u. A. die Herculesapotheose), Levasseur, Thevenard, W. Wall, Fessard, Desplaces, Silvestre, Pelletier, Ravenet, N. Coschin u. A. L. selbst hat Meeresradirt. — 2) Johann Baptist, französ. Bildhauer, 1704 zu Paris geb., erst Schüler seines Vaters (Johann Ludwig L., in der 2. Hälfte des 17. Jahrh., durch Büsten, Statuen und Basreliefs bekannt und 1755, 90 Jahre alt, †),

dann Le Portains; auch de Troy und Pargil-lidre unterstützten ihn mit Rath und That. Im 20. Jahre gewann er den großen Preis, wurde aber von seinem vorsorglichen Vater von der üblichen Reise nach Rom zurückgehalten. Er sah auch später Rom nicht, und die Kunst mußte es büßen. Bei allem Talent, bei aller geistiger Beweglichkeit konnte L., dem die antike Kunst fremd geblieben war, sich unmöglich nach den Gemälden der damaligen französ. Meister zum Bildhauer bilden; gezwungen, das zu thun, kam er in der Plastik bis zur Nachahmung der Masererei herab, verlor den Blick für wahre Schönheit und diente der gekrönten Eitelkeit mit Werken der Schmeichelei und Ziererei. Seinen hundertten von Königsbüsten und seinen großmächtigen Königsstatuen und Denkmalen des Hochmuths und der Niederträchtigkeit trat die Zeit als Richter entgegen; die Revolution zerschlug sie — seinen Ludwig XV. als Jupiter mit Donnerkeil und Adler, wie seine „Geheimniß der Verkündigung“ in einem Basrelief von vielfarbigem Marmor! — L. war übrigens ein Mann von gutem Charakter, gefällig und uneigennützig. Er † 1778.

Lemon, nordamerikan. Stadtgebiet, B. St., Staat: Ohio, Grafschaft: Butler, eine wohlhabende Landschaft mit mehreren Städten; Bevölk.: 2060.

Lemone, ital. Fluß, lombard.-venet. Königreich, Gouvernem. Venedig, entspringt bei St. Vito, mündet in das adriatische Meer und ist von Portogruaro an schiffbar.

Lemonia (Bot.), nach Pourret, Untergatt. von *Gladiolus* L.

Lemonia tribus (röm. Ant.), s. *Tribus*.

Lemoniaden (Werb.), s. v. a. *Leimoniaden*.

Lemon nipis (Bot.), s. v. a. *Limisbaum*, *Citrus javanica* Blum.

Lemonnier (Biogr.), 1) Pierre Charles, achtungswerther franz. Gelehrter, ward zu Paris am 23. Nov. 1715 geboren, wandte sich früh dem Studium der Astronomie zu und war noch nicht 16 Jahre alt, als er schon Beobachtungen über die Opposition des Saturn anstellte. In einem Alter von 21 Jahren in die Akademie der Wissenschaften gewählt, ward er mit Maupertuis und Clairaut ausersehen, einen Grad des Meridians unter dem Polarkreise auszumessen, brachte den Winter von 1736 auf 1737 in Lorné zu, und löste seine Aufgabe vollkommen. Nach seiner Rückkehr setzte er seine Arbeiten fort, fertigte einen Katalog der Zodiacalsterne, gab eine neue Karte des Tierkreises heraus, war der Erste, der die Veränderungen, welche die Refractionen im Sommer und Winter erleiden, bestimmte, verbesserte die Sternverzeichnisse und maß zuerst die Polhöhe von Paris. Im J. 1743 zog er in der Kirche Saint-Sulpice einen Meridian und 1753 einen zu Bellevue, wofür ihm 15.000 Franks bezahlt wurden, die er zum Ankauf neuer Instrumente verwandte. Ueberhaupt war er der Astronomie leidenschaftlich zugethan, suchte sie aus allen Kräften zu fördern, u. nützte ihr nicht nur durch seine eignen Beobachtungen so wie als Lehrer, sondern auch durch Einführung neuer Instrumente und der Methoden seiner astronomischen

Freunde in England. Einige Streitigkeiten trübten seine Zufriedenheit. (Vgl. Valand.) Nachdem er noch eine zweite Tochter an Lagrange verheirathet und das neu errichtete Institut ihn zum Mitglied gewählt hatte, starb er, zum zweiten Male vom Schlage getroffen, zu Heril bei Bayeux am 20. April 1799. Seine Schriften, namentlich seine Abhandlungen in den *Memorien der Akademie*, sind sehr zahlreich und lange Zeit stand seine verbesserte Uebersetzung des astronomischen Lehrbuchs von Krill „*Institutions astronomiques*“ (Par. 1746, 4.) in hohem Ansehen. — Sein Bruder 2) Louis Guillaume L., geb. 1717, studirte Medicin und Botanik und erhielt nach dem Tode des ältern Justicu dessen Professur im königl. Garten. Später wurde er Leibarzt der königl. Familie, Mitglied des Instituts so wie mehrerer auswärtigen Akademien und starb am 3. Sept. 1798. Ihm zu Ehren ist eine von Rölling in Guyana entdeckte Pflanze *Monneria* genannt worden.

Lemontey, Pierre Edouard, französl. Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber und Dichter, geb. zu Lyon am 14. Jan. 1762, trug bei der Zusammenberufung der Stände im J. 1789 durch eine kleine Schrift wesentlich dazu bei, daß den Protestanten die bürgerlichen Rechte zurückgegeben wurden. Als Abgeordneter des Rhonedepartements in der gesetzgebenden Nationalversammlung schloß er sich der konstitutionellen monarchischen Partei an und suchte, so viel er vermochte, die ausschweifenden Maßregeln der Demagogen zu mäßigen. Auch gelang es ihm, eine Menge abwesender Gelehrten, Künstler und Reisenden, die man den Emigrationsgesetzen unterwerfen wollte, zu retten. Bei den Verhandlungen über Ludwig XVI. benahm er sich eben so menschlich als brav. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich in der Schweiz auf und kehrte erst nach dem Sturze der Bergpartei nach Frankreich zurück. Später zog er sich ins Privatleben zurück, bereiste Italien und lebte dann wieder in Paris, wo er einige Romane schrieb. Im J. 1804 übertrug ihm u. L. andern Gelehrten die Regierung die Censur der Theaterstücke, was ihm vielen Tadel erregte. Nach der Restauration ward er Generaldirektor des Buchhandels und kam 1819 in die Akademie. Er † zu Paris am 26. Juni 1826. Unter seinen Opern machte „*Palma, ou le voyage en Grèce*“ während der Revolution großes Glück, da er darin den Vandalismus jener Zeit mutbig angriff; unter seinen Schriften nennen wir den in Sterne's Geist geschriebenen Roman „*La famille du Jura, ou Irons-nous à Paris*“ (Par. 1804), verfaßt bei Napoleons Thronbesteigung, und den „*Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV.*“ (das. 1818), ein Meisterwerk, kühn und wahr, der ein Vorläufer seiner erst nach seinem Tode erschienenen trefflichen „*Histoire de la regence et de la minorité de Louis XV.*“ (2 Bde., das. 1832) war, die er auf Anregung Napoleons mit Benutzung der geheimen Staatsarchive schrieb, weshalb sie gleich nach seinem Tode von der Regierung mit Beschlagnahme belegt wurde, so daß sie erst nach der Julirevolution gedruckt werden konnte. Eine Sammlung seiner „*Oeuvres*“ mit

Ausnahme des zuletzt erwähnten Werkes erschien zu Paris in 5 Bänden 1829.

Lemon Vally, Ort auf Helena, s. d. S. 330.

Lemos, spanische Landschaft, Prov. Lugo, Eigenthum der Grafen von L. de Castro. Hauptst. Montfort de L., mit Bergschloß; Seitenabritten; 2000 Einw.

Lemos de Castro, span. Grande, wurde 1598 Vizekönig von Neapel (s. d.); † 1608.

Lemositas (Ophthalm.), s. Augenbutter.

Lemosthenus (Entom.), nach Bonelli, Käfergatt. — Arten s. *Teronia*.

Lemot, Franz Friedrich, berühmter franz. Bildhauer, geb. 1773 zu Lyon. Er entwickelte schon frühzeitig unter Leitung des Bildhauers Dejourn in Paris ein ungemeines Talent für die Kunst, und bildete sich, nachdem er den großen Preis der Skulptur mit einer Basreliefsdarstellung von Salomons Urtheil gewonnen, mit einem Jahresgehalte von Ludwig XVI. unterstützt, in Rom aus. Die Revolution vernichtete diese Hilfsquellen; er mußte unter Pichegru's Fahne dienen und lebte lange Zeit in Italien u. Frankreich in drückenden Verhältnissen, bis ihm 1795 wieder ein günstiger Stern aufging. Er erhielt, auf Davids Veranlassung, den Auftrag, eine Kolossalstatue des französl. Volkes zu errichten; später fertigte er für verschiedene öffentliche Sitzungssäle die Statuen des Numa Pompilius, Ciceros, des Leonidas, des Brutus und Henry. Als Napoleon das Scepter zum Schwert in die Hand nahm, fertigte L. für ihn die Marmorsstatue einer Bacchantin, die Büste des Jean Bart., den Wagen und die Figuren des Siegs und des Friedens für den Triumphbogen des Karussells etc. Im J. 1810 fertigte L. für die Kolonnade des Louvre das berühmte 72 Fuß lange und 15 Fuß hohe Basrelief, und erhielt dafür den großen Decennalpreis. Um diese Zeit vollendete er auch die Statue Murats. Nach dem Untergange des Kaiserthums tauchten wieder Könige denkmale auf: nach dem Sackfalljahre 1814 war die Reiterstatue Heinrichs IV. für Pont Neuf L.'s erstes Werk; ihr folgte die Ludwig XIV. für den Place Bellecour zu Lyon. Von Napoleon hatte L. den Orden der Ehrenlegion erhalten; 1817 fügte die Restauration der des heil. Michael hinzu. L. † zu Paris 1827 als Mitglied des Instituts und Professor an der Akademie der schönen Künste daselbst. Reicher, strenger Geschmack, gute Ideen und Kraft der Ausführung erwarben seinen Werken den Vorzug. Er schrieb: *Notice historique sur la ville et le château de Chillon ou voyage pittoresque dans le bocage de la Vendée*, Paris 1817.

Lemotes (Ophthalm.), das Trüben, Trübungen der Augen, Lippitudo.

Lemoviensis provincia (a. Geogr.) lat. Name des franz. Departements Dordogne, ehemals Limousin, Hauptort von Lemoricum, s. Limoges.

Lemovier, s. Alideutsche Völker, S. 250.

Lemoyne (bildende Künstler), 1) Jakob, gen. de Morgues, Maler und Zeichner, lebte in London, machte mit Laudenmiere eine Reise nach Amerika und schr.: *Indorum Flori-*

dam provinciam habitantium icones primum ibidem ad vivum expressae. 1591. — 2) Saint Paul, franz. Bildhauer, 1784 geb., Schüler von Dejeun in Paris, dann in Rom gebildet. Hier vollendete er eine Marmorstatue der heil. Jungfrau, eine Marmorgruppe, „Alcis und Galathea“ und die Statue der Nymphe Echo. Spätere Werke: eine Bacchantin mit einem jungen Faun, Gruppe; — eine schlafende Nymphe, welcher ein Faun Früchte raubt, Gruppe; — die allegorische Gestalt der Hoffnung in Marmor; — Statue der St. Juliette u. s. w. — 3) Jean Baptiste, Moyné, gen., verdienstvoller franz. Komponist, geb. den 3. April 1751 zu Enmet im Departement der Dordogne, erhielt seine erste musikalische Ausbildung von seinem Onkel, Kapellmeister zu Périgueux, ging hierauf nach Deutschland, studierte unter Graun und Kirnberger die Komposition und erwarb sich zu Berlin durch sein erstes Produkt, einen chant d'orage für die alte Oper Toinon et Toinette allgemeinen Beifall und eine Anstellung als zweiter Musikmeister des Kronprinzen. Später ging er nach Warschau und von hier im Jahre 1782 nach Paris zurück, wo indeß seine Oper Electra eine scharfe Kritik erfuhr. Einen desto glänzenderen Erfolg aber hatte seine Phädra im Jahre 1786, da diese in dem damals gefeierten Geschmacke Piccinis und Sacchinis geschrieben war. Er machte hierauf eine Kunstreise in Italien und brachte nach seiner Rückkehr seit 1789 fortwährend neue Opern auf die Bühne, unter denen die meisten mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurden. Hierher gehören vorzüglich: Les Pommiers et le Moulin (1790); Louis IX. en Egypte; Elfrida 1792; Miltiade à Marathon; Le Petit Batelier; Le Mersonge officieux und Le compère Luc. — L. hat den eigenthümlichen Ruhm einer von den wenigen verstorbenen franz. Komponisten zu seyn, deren Werke sich auf dem Repertoire erhalten haben. — Er † am 30. Dezember 1796 zu Paris.

Lemp (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Nieder-L.), Rheinprov., R.-B. Koblenz, Kr. Wehlar; Mühle; 230 Einw.; — 2) (Ober-L.), das.; Ober- und Untermühle; 220 Einw.

Lempa, westind. Fluß, S. = Salvador, westl. von der Bai Jiquilisco, mündet in den Ocean.

Lempde (Geogr.), 1) franz. Flecken, Depart. S. = Loire, nordwestl. von Brioude, am Allagnon; 1280 Einw.; — 2) Flecken das., Depart. Puy-de-Dôme, Bezirk Clermont-Ferrand; 1880 Einw.

Lempertshausen, sachsen = Koburg. Dorf, Fürstenthum Koburg, Amt Rodach; 150 Einw.

Lempo (le Grand), franz. Flecken, Depart. Isère, Bez. la Tour-du-Pin; 2100 Einw.

Lempster, nordamerikan. Stadtgebiet, B. St., Staat New-Hampshire, Grafschaft: Sullivan; Boden: uneben, im Osten bergig, gut zur Weide; Flüsse: Nebenflüsse des Sugar und Cold; Bevölk.: 950.

Lempster-Borough (spr. L. = Borro), s. v. a. Leominster.

Lempta, Dase, s. d.

Lemput, Remy van, Maler von Antwer-

pén, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, bes. als geschickter Kopist (nach Bandyck, Holbein, Raphael etc.) und zuletzt durch einen Prozeß über Bandycks Reiterbild Karls I. bekannt, das er zur Zeit der Unruhen in Hannover angekauft hatte und durch einen Rechtspruch wieder verlor. Er † 1675.

Lemsal, europ.-russ. Stadt, Livland, westl. von Wollmar; Gerberei; 600 Einw.

Lemsdorf, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Wanzleben; Wassermühle; 180 Einw.

Lemsfel (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. Sachsen, R.-B. Magdeburg, Kr. Gardelegen; Rittergut; 140 Einw.; — 2) das., R.-B. Merseburg, Kr. Delitzsch, am Löbenache; Rittergut, Windmühle; 110 Einw.

Lemshausen, hannöv. Dorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Friedland; 140 Einw.

Lemitz, österr.-steier. Dorf, Kr. Graz, Bez. Steier; 2 Mühlen; 210 Einw.

Lemta, Dase, s. d.

Lemuel, fingirter König, dem die Spruchwörter Salomonis 31, 2 — 9 enthaltenen Söhnen bestimmt waren.

Lemur (Säugeth.), nach Linnae, Matti, Zungenaffe, Gatt. der Quadrumana Lemurina u. s. w., der Ordn. der Nagethiere und der Gattung der Affen nach Dken. Charakter: Vorderzähne unten schmal, lang, schief nach vorn stehend; die obern klein und in Paare getrennt, die Eckzähne deutlich zusammengedrückt, an den Seiten schneidend; die Backenzähne 2 ober 2, höckerig. Die Schnauze fuchsartig, spizig, die Füße fünfzehig, der Zeigefinger der Hinterfüße länger, mit abstehendem spizigem Nagel, der Schwanz lang, allenthalben behaart. Sie bewohnen Madagaskar, nähren sich von Früchten, leben gesellig und sind leicht zähmbar. — 15 Arten: 1) L. Catta L. Der Mocooco. Pelz sehr weich und wollig, obere Theile aschgrau, röthlich überlaufen, untere weiß, der Scheitel, die Halsseiten, der Augenkreis und die Schnauzspitze schwarz; Schwanz schwarz und weiß geringelt. Körperlänge 13 Zoll; Schwanzlänge 18 — 19 Zoll. Dieses artige Thierchen lebt auf Madagaskar in kleinen Heerden von 30 — 50 Stück auf Bäumen, und kommt nicht selten lebendig nach Europa, wo es sehr zahm wird, immer in Bewegung ist, Pöffen und mit seinen langen Beinen Sprünge macht wie Ragen und Affen, aber gar nicht booshaft ist. Es läßt selten eine schwache Stimme hören, und fast nur, wenn man es reizt. Einer zu Paris wurde 19 Jahre alt, ein Beweis, daß er unser Klima sehr gut verträgt; indessen war ihm die Kälte unangenehm, er rollte sich immer zusammen und bedeckte den Rücken mit dem Schwanz; setzte sich gern ans Feuer, hielt die Hände daran und verbrannte oft den Schnurrbart. Er fraß Brod, Möhren und besonders gern Obst, so wie Eier; in seiner Jugend fraß er auch gekochtes Fleisch und trank Wein. Schreber, Taf. 41; — 2. Lem. Mongos L. Der Mongus = Braunfalsb, gelbgrün überlaufen, Schwanzspitze schwarz, Augenkreis morgenroth, Scheitel am Männchen schwarz, am Weibchen grau; Gesicht, Ohren und

Hände violett-schwarz, Backenbart dicht, orange-gelb. Körperlänge 1 Fuß 5 Zoll; Schwanzlänge 1 Fuß 8 Zoll. Muß auf Madagaskar sehr häufig seyn, weil er oft lebendig nach Europa kommt und selbst bei Thierführern zu sehen ist. Er ist wilder und muthwilliger als der Mococo, wird aber dessen ungeachtet sehr zahm, zutraulich und schmeichelhaft. Er frist alle Arten von Obst, Kohl, Salat, Brod, Backwerk, Rosinen, Zucker und alle eingemachten Früchte, bringt dieselben mit den Vorderfüßen zum Munde, hebt sie aber auch mit der Schnauze auf, wie andere vierfüßige Thiere; sieht zwar schlau aus, steht aber darin doch weit unter den Affen. Schreber, l. 137. T. 39. A. — 3) *L. micromongus* L. Kleiner Mongus. Pelz oben grau, unten weiß, Augenkreis und Nasengegend schwarz. Schreber pl. 39. B. — 4) *L. macromongus* Buff. Größerer Mongus. Le Maki brun Geoff. Kopf abgerundet; Schnauze spitz zuläufend, Nasengegend etwas aufgeschwollen, Schwanz weniger dicht und weniger wollig als beim vorigen und läuft spitziger aus; Kopf ganz schwarz; Pelz braun, auf dem Kreuz etwas olivenfarbig, ebenso an den Schenkeln; unten graulich. Augen orangefarbig. Er übertrifft den vorigen an Größe um ein Drittel. Körperlänge 1 Fuß 3 Zoll; Schwanzlänge 1 Fuß 8 Zoll. Desmar. nouv. dict. T. XVIII. — 5) *L. Bugi* Less. Der Maki von Anjouan. Obere Theile des Körpers und Kopfes grau, ins Gelbliche ziehend, an den Vorderbeinen und den Seiten grau, der hintere Rand der Hinterschenkel schmutzig gelb; Brust weißgrau; Vorderhals und Kinn hellgrau; Backenbart dicht, rostrothlich; der Schädel mehr gewölbt und die Schnauze kürzer als beim Mongos. Er bewohnt die Insel Anjouan oder St. Johann im Kanal von Mozambique. — 6) *L. rufus* Aud. Der rostrothe Maki. Die Farbe ist oben schön roth goldglänzend, unten weißgelblich, Gesicht im Umfange weiß, die Stirne der Scheitel bis zum Hinterhaupt schwarz, der Schwanz dünn, die Spitze schwarz. Von der Größe des *L. Mongos*. Schreber pl. 39. C. — 7) *L. albimanus* Griff. Der weißhändige Maki. Pelz am Körper und an den Gliedern dunkel graubraun, unten und am Innern der Glieder heller; die vier Füße bis zu den Nägeln weißlich, Schnauze schwärzlich; Backen graugelb; Backenbart und Kehle rostroth, welche Farbe eine Art Halsband bildet. Das Weibchen ist kleiner. Aud. Makis f. 1. — 8) *L. Brissonii* Schinz. Brissons Maki. Ohren zum Theil unter den Haaren verborgen; Schnauze verlängert und spitzig; Fell weich, wollig, oben braun; Schnauze, Kehle und die 4 Füße weiß; Bauch schmutzigweiß. — 9) *L. albifrons* Geoff. Weißstirniger Maki. Maki à front blanc Geoff. Obere Theile graubraun, Hinterhaupt und Schultern grau; untere Theile hell aschgrau, Gesicht schwarz, weißeingesägt; der Schwanz dünn, von der Farbe des Körpers. Schreber, pl. 39. D. — 10) *L. rufifrons* Bennet. Rothstirniger Maki. Rücken grau, an Seiten und Bauch rostfarb. überlaufen, Schwanz dunkler, unten an der Wurzel schwarz. Stirne

oben rostroth, unten weiß mit einer schwarzen Längslinie und schwarzer Nase. Die rostrothe Farbe erstreckt sich auch auf den Backenbart; die Augengegend ist weiß, die Nase kohl-schwarz. Körperlänge 1 Fuß 3 Zoll. — 11) *L. ocularis* Schinz. Der Brillen-Maki. *L. nigrifrons* Geoff. Stirn u. Wangen am Männchen schwarzbraun, Schnauze weißlich. Pelz an den vordern Theilen aschgrau, an den hintern graubraun, rostfarbig überlaufen; Schwanz grau mit schwarzer Spitze, Kehle und Unterhals schmutzigweiß; Hände graulich, Bauch und Inneres der Glieder rostroth. Beim Weibchen ist die Schnauze grau, Ohren u. Nase violett, Augenkreis schwarz; Scheitel, Nacken, Schultern und Hände grau; Kehle, Backen, Vorderhals und Brust weiß; Seiten des Rückens, Bauch und Schenkel falb, Schwanz halb falb, halb schwärzlich. Körperlänge die des *L. Mongos*. St. Hil. Ann. du Mus. T. XIX. — 12) *L. Frederici* Schinz. Friedrichs Maki. Die oberen Theile sind kastanienbraun, goldglänzend, die unteren graubraun, ins Olivenfarbige ziehend, der Schwanz am ersten Drittel kastanienbraun, am übrigen Theil schwarz; der Kopf vorn, die Backen und die untere Kinnlade weiß; das Innere der vier Hände violett. Das Weibchen unterscheidet sich dadurch, daß die weißen Theile dunkelgrau sind, und daß der Pelz mehr ins Goldgelbe fällt. — 13) *L. Macaco* L. Der Vari. Der ganze Körper ist mit langen, welligen Haaren bedeckt, welche die Ohren bedecken und über den Hals in Locken herabhängen, so daß das Thier in etwas einem Pudel gleicht. An den hinteren Theilen ist das Haar kürzer. Die Farbe ist weiß mit großen schwarzen sehr ungleichen Flecken; der Schwanz ist ganz schwarz. Varietäten: a) Schwarz mit Ausnahme eines Halsbandes, der Backen und der Glieder, welche weiß sind; b) grauweiß, Schnauze, Scheitel, Schultern und Vorderarm, Inneres der Glieder, Hände und Schwanz tief schwarz; c) weiß, mit braungrauen Flecken; d) weiß, Vorderhaupt u. zwei Flecken an den Seiten ledergelb; e) ganz weiß oder ganz schwarz. Körperlänge 1 Fuß 8 Zoll; Schwanzlänge 1 Fuß 5 Zoll. Findet sich in den Wäldern Madagaskars u. soll daselbst sehr wild u. ganz wüthend seyn wie ein Tiger; ihrer zwei machen ein Geschrei, als wenn es hundert wären. Dennoch läßt er sich zähmen und wird so zutraulich und sanft, als irgend ein anderer. In Paris lebte einer friedlich mit einem Mongos in einem Käfig; als sie aber an einen andern Ort gebracht wurden, tödtete er den letztern in der ersten Nacht. Schreber, T. 40. B. — 14) *L. ruber* Commers. Der schwarz und rothe Maki. Die Farbe ist sehr lebhaft kastanienbraunroth, Gesicht, untere Theile, Inneres der Schenkel, Hände u. Schwanz schwarz, im Nacken ein weißgrauer halbmondförmiger Fleck. Beim Weibchen finden sich neben dem Nackenfleck noch ein weißer Querstreif an den Hinterschenkeln. Körperlänge 2 Fuß; Schwanzlänge 2 Fuß 2 Zoll. — 15) *L. coronatus* Gray. Der gekrönte Maki. Obere Theile aschgrau, Bane und untere Seite bläsgelblich; Gesicht weiß; Augenring grau, Wangen

und Stirne hellroth, mit einem großen schwarzen Fleck auf dem Scheitel. Schwanz dick, Ende schwärzlich.

Lemures (röm.), eigentlich etruskisch Spukgeister, wie die Larvā, zum Schrecken der Menschen. Der Hausvater versöhnte sie jährlich durch Opfer (*Lemuria*) und Beschwörungen, indem er um Mitternacht leise im Hause umherging, schwarze Bohnen hinter sich warf und sprach: Mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinen. Dann sprach er Gebete, wusch dreimal die Hände und schlug dann an kupferne Gefäße, um so die Geister zu vertreiben. Man erzählt auch, daß die Lemurien Remurien geheißten haben u. ein jährl. Sühnfest für die Blutschuld gewesen seyn sollen, welche durch Ermordung des Remus auf dem römischen Volke lastete.

Lemures (Säugeth.), auch Lemurini, Affenfamilie, s. v. a. Prosimii (s. d.)

Lemuy, span.-südamerik. Insel, Chile, im Chiloe-Archipel, östlich von Chiloe.

Lem- od. **Lehmwerder**, oldenburg. Dorf, Kr. Delmenhorst, Amt Berne; ist das größte Dorf im Stedinger-Lande, größer als selbst der Hauptort des Kreises, der Flecken Berne, und vielleicht auch der nahrhafteste Ort in demselben, Sitz einer Postexpedition und eines Grenzsteueramtes; Gottesacker mit Kapelle, Schiffswerfte (Helger) und Fähre, die von hier über die Weser nach dem gegenüberliegenden Stadt-bremischen Hafen Begeßack führt; 800 Einw.

Lemvig, dän. Stadt, Jütland, Ripen, südlich am Limfjorden; Ackerbau, Fischerei, Korn- und Fettwaarenhandel; 600 Einw.

Lena (röm. Ant.), Kupplerin, s. *Leno*.

Lena, asiat.-russ. Fluß, Sibirien, entspringt im Gouvernement Irkutsk und im Kreise dieses Namens in den Bergen, welche den Baikalsee im Nordwesten umgeben, durchströmt in dem Gouv. Irkutsk und der Prov. Jakutsk eine Strecke von 4000 Wersten und fällt endlich in vielen Armen ins Eismeer. Man trifft auf der L. keine Schnellen, und in gewöhnlichen Jahreszeiten hat sie allenthalben einen stillen Lauf, außer in den oberen Gegenden, wo sie wegen des bergigen Terrains reißender ist; im Frühjahr aber steigt das Wasser um 2 — 3 Klafter über die gewöhnliche Höhe, und dann nimmt auch die Schnelligkeit ihres Laufes bedeutend zu. Beim Aufgehen des Eises finden oft Anschwellungen Statt, welche den Uferanwohnern, namentlich den Bewohnern der Stadt Jakutsk und den auf den nahen Inseln der L. wohnenden Jakuten großen Schaden bringen; den ersteren werden häufig ihre Häuser, den letzteren ihre Jurten u. Heerden fortgerissen. Die gewöhnliche Tiefe der L. von Kirensk an abwärts beträgt 1—10 Klafter, der Grund ist steinig, mehr aber noch sandig; von Kirensk aufwärts beträgt die Tiefe an einigen Stellen über die Breite hin kaum $\frac{1}{4}$ Arschinen, wenigstens in den Monaten Juni und Juli. Die Breite der L. beträgt 1 — 2, auch 3 und in der Nähe der Stadt Jakutsk 10 Werste; an der Mündung beträgt die Entfernung zwischen den äußersten Armen nicht weniger als 200 Werste. Bei dieser Breite finden sich natürlich eine Menge Inseln, und ihre Zahl vermehrt sich bei der

Stadt Jakutsk und weiter hinab sehr. Bei der Ueberschwemmung werden diese Inseln häufig sehr klein, oft auch ganz überströmt, und an ihrer Stelle erscheinen an andern Orten neuer gewöhnlich bieten diese Inseln die reichsten Weiden gründe dar. — Die Ufer dieses breiten Flusses bestehen aus sehr neuen Formationen: Sand- u. Kalkstein bilden den größten Theil derselben. Die Berge, welche den Fluß einschließen, sind nur oberflächlich untersucht worden, und man kann über ihren Inhalt nichts sagen, als daß sich einige Eisenerzadern darin befinden müssen. Die Ufer der L. erheben sich um 20 bis 40 Saachsen über den Horizont; Anfangs sind schroffe Schluchten eingerissen, weiterhin aber werden die Berge selbst abschüssiger. Die Höhen sind meist mit dichten Wäldern bedeckt, worin sich eine Menge ausgedehnter Wiesen gründe bilden: die ersteren bieten eine reiche Jagd, die letzteren eine vorzügliche Weide dar. — Die bedeutendsten schiffbaren Flüsse, die in die L. fallen, sind die Kirenga, die in den Bergen an dem Baikalsee entspringt, der Witim und die Olenka, die aus den nertschinischen Bergen kommen, und endlich der Aldan, der aus dem Apfelgebirge kommt und selbst die schiffbaren Flüsse Amga, Tudoma und Jama aufnimmt; von der linken Seite mündet sich von schiffbaren Flüssen nur der Wilui ein. Bemerkenswerth ist, daß im unteren Thal des Flusses, an der Mündung des Wilui, so wie um die Lenamündung Bähne und Knochen und sogar ganze Gerippe von Mammuthen, Nashörnern und andern urweltlichen Vierfüßern nebst Bäumen aufgefunden werden.

Lenäen (lat. *Lenaea*, griech. *Ληναία*, griech. Antiq.), das Fest des Kelterns (von *ληνός*, die Kelter, die Weinlese), ein in Athen gefeiertes Fest des Dionysus. Außer den attischen Dionysus-Festen in Brauron, Colyttus und Piraeus wurden von der Stadt Athen selbst jährlich 4 gefeiert: 1) *Ληναία κατ' ἀγρούς* (die ländlichen Dionysien), 2) die L., 3) die Anthesterien u. 4) die *Ληναία ἀνὰ στεί* (die städtischen Dionysien. An den L. fanden, besonders in ältern Zeiten, jene mit phallischen Liedern verbundenen dionysischen Festzüge Statt, welche der Komödie Entstehung und Namen gaben. Ebenso sind es die Dithyramben dieses Festes, aus denen die Tragödie hervorging. Die Dauer der L. ist nicht genau bekannt. Bei dem großen Reichtum der mit denselben verbundenen Festlichkeiten (Opfer, Prozessionen, komische und tragische Wettkämpfe) darf man jedoch ohne Bedenken 3 Tage annehmen. Man überließ sich ganz ungestört seiner Lust, die man unter Anderem auch durch Abhaltung eines öffentlichen Schmauses befriedigte. Zugleich mochten sich die L., weil Fremde dabei nicht zu erscheinen pflegten, vorzüglich zur Feier der dionysischen Mysterien eignen, welche nächtlich war.

Lena-Indigirskische Steppe, russ. Steppe am nördlichen Eismeer, zwischen der Lena u. Kolyma, an der Indigirka, von Rennthier-Nomaden bewohnt.

Lenamaus (Säugeth.), s. v. a. *Uralmaus*, *Lemmus torquatus* Pall.

Lenäos (*Ἐπληνός*), Beiname des Bacchos, in der Weinlese; daher seine Begleiterin

nen Lenä (Balkantinnen) und Lenäa, das Fest, das man ihm in Athen auf dem Plage L. (L. on) im Monat Lenäon mit dramatischen Wettkämpfen feierte. Dieses Fest war verschieden von den Anthesterien und den kleinen Dionysien.

Lenardi, Giovanni Battista, ital. Maler, 1656 geb., Schüler von Pietro de Cortona, n. A. von Lazarus Baldi, Trevisani's Nebenbuhler, malte für die Kirchen Roms; † 1704. Gestochen haben nach ihm Caylus und Lesueur die Ausgießung des heil. Geistes, Westerhout die schöne Komposition der Predigt des Apostel Paulus zu Athen, Canturi das Bildniß des heil. Thomas.

Lenardo, ital. Vorname, s. v. a. Leonhardt.

Lenartowici, preuß. Pfarrdorf, Prov. und R.=B. Posen, Kr. Pleschen; 370 Einw.

Lenartowiz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Kosel; Forsterei, 2 Wassermühlen, Sägemühle, 2 Schleusenmeisterhäuser bei Kłodnikanal-Schleusen Nr. 4 u. 5; 190 Einw.

Lenau (Geogr.), bayer. Dorf, R.=B. Oberpfalz und Regensb., Ldgr. Kemnath; 130 Einw.

Lenau (Biogr.), s. Strehlenau, Niembisch Edler von.

Lenawee (Geogr.), nordamerikan. Grafschaften: 1) B.=St., Staat Michigan; Flächeninhalt: 735 □ Meilen; Flüsse: der Raisin und Ottawa; Boden: sanft gewellt, sandiger Lehm, fruchtbar. Eisenerz. Hptst.: Adrian; 17,900 Ew.; — 2) das., Staat Nord-Karolina; Flächeninhalt: 390 □ Meilen; Flüsse: der Neuse und dessen Nebenflüsse; Hptst.: Kingston; 3700 Einw.

Lenaz, franz. Dorf, Depart. Allier, Donjon.

Lenazner, preuß. Dorf, Prov., R.=B. u. Kr. Posen; 120 Einw.

Lencedl (Lencebl), österr.=böhm. Dorf, Kr. Kaurim, Herrsch. Kammerburg; 180 E.; in der Nähe die Burgruine Hlaska.

Lences, span. Flecken, nordwestlich von Briviesca; 370 Einw.

Lencloître (Lencloistre), franz. Flecken, Depart. Bienne, Bez. Châtellerault; 2340 Einw.

Lencloß, Anne, genannt Ninon de, die Aspasia der Franzosen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Aeltern geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Aeltern ihrem Schicksale überlassen, bildete sie sich durch sich selbst und entwickelte ihren Geist durch das Studium der Werke Montaigne's und Charrons. Schon damals war sie in Paris ihres Witzes u. Scharfsinns wegen berühmt. Sie spielte das Klavier und mehrere andere Instrumente meisterhaft, sang mit Geschmack und tanzte mit großer Annehmlichkeit. Sie pflegte zu sagen, Schönheit ohne Grazie sey eine Fischangel ohne Lockspeise. Bei solchen Vollkommenheiten fehlte es ihr weder an Liebhabern, noch an Ehelustigen. Doch widerlegte sich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder ernstern Verbindung. Um gänzlich ungebunden zu seyn, ließ sie ihr Vermögen auf Leibrenten

aus und lebte von diesen mit Sparsamkeit, doch mit Anstand. Ihr Einkommen betrug 8 — 10,000 Livres jährlich. Der Lebensplan, den sie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte sie jedoch denen, die ihr gefallen würden, sich hingeben und so lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeständig in der Liebe, aber treu in der Freundschaft, gewissenhaft in allem, was Redlichkeit betraf, von stets gleicher Laune, reizendem Umgang, war sie fähig, junge Leute zu bilden, aber auch, sie zu verführen, geistreich, ohne mit ihrem Geiste zu prunken, schön bis in das höchste Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte sie mit einer Würde, als wenn sie diese Tugend selbst wäre. Niemals nahm sie Geschenke zum Lohne ihrer Gunstbezeugungen an; in diesen schien sie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geistige zu beachten. So gab sie sich stets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rausche hin, ohne daß sie sich darum kümmerte, ob der Gegenstand derselben ihr werth sey oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeugungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufes der Unbeständigkeit und Galanterie, in welchem Ninon stand, bemühten dennoch die liebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die Lafayette, La Sabliere und Maintenon anführen. Erstere verglich sie mit einem reichen, gesegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete sie, sie sey ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie sie sich auszudrücken pflegte, eine Betschwester aus ihr machen, und sich von ihr zu Versailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben lassen. Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit. Escaron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremond bei seinen Gedichten, Moliere bei seinen Komödien, Fontenelle bei seinen Gesprächen u. Le Rochefoucault bei seinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny-Conte, Sevigne waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, stattete sie der Ninon einen Besuch ab. Wenn sich gleich Ninons geistige Reize bis in das höchste Alter erhielten, so war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit unterworfen. Voltaire, der sie in ihrem Alter sah, sagte von ihr, sie sey ein altes runzliches Mütterchen, dürr wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer schwarzgelben Haut überzogen seyen. Dagegen sagt Saint-Evremond von ihr, sie habe selbst in den spätesten Jahren keine von den abschreckenden Widrigkeiten gezeigt, welche sonst mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu seyn pflegen. Bei ihrem Tode, der am 17. Oktober 1706 erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie vorausgesagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern

verwenden sollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rousseau, der sie jedoch nur von Hörensagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt an ihrer Rechtschaffenheit zweifeln zu müssen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt gewesen sey. Diese berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel. Einer ihrer Söhne, Namens La Boissiere, † im J. 1732 zu Toulon als Marineminister, und war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwischen einem Offizier und einem Geistlichen über die Vaterschaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entscheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Rinons zweiter Sohn † eines tragischen Todes. Er hatte sich in seine eigene Mutter verliebt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimnisses erstach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche Ereigniß hat Le Sage in seinem Gil-Blas benutzt und mit einigen komischen Zügen ausgestattet. Uebrigens gestand Rinon selbst, sie sey nicht glücklich, und pflegte oft zu sagen, sie würde, wenn sie ihren Lebenslauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als sich einer solchen Bestimmung hingegen haben. Man hat Briefe von ihr, deren Echtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine Schrift: *La Coquette vengée*.

Lencouacq, franz. Dorf, Depart. Landes, nordwestlich von Roquefort; 1150 Einw.

Leczna, Stadt, s. v. a. Leczna.

Leczyn, **Leczyn**, russ.-poln. Stadt, Masowien, nordöstlich von Kallisch; 1500 Einw.

Lend, österr. Dorf, Salzburg, Pfleggericht Taxenbach; besteht aus Ober- und Unterland, Schmelz- und Rüstwerk; 280 Einw.

Lendbach, Fluß, s. Lech (Geogr.) 1).

Lende, franz. Fluß, Candal, Nebenfluß der Truyère, rechts.

Lendelede, belg. Dorf, West-Flandern, nahe bei Courtrai; 3600 Einw.

Lenden (Lumbi), 1) die weichen Seitentheile des Unterleibes; — 2) dieselben mit Inbegriff der Hüften; — 3) die Psoasmuskeln.

Lendenabsceß (*Abcessus lumbalis*, *Chirur.*), ein jeder Absceß, welcher in der Lendengegend vorkommt. Er unterscheidet sich nicht etwa wesentlich von Abscessen, die an anderen Körperstellen vorgefunden werden, sondern kann eben so gut ein Congestionsabsceß seyn, wie auch ein apostema, und bietet daher auch nichts Eigenthümliches in seiner Behandlung dar. Die am häufigsten in der Lumbalgegend vorkommenden Abscesse sind kalte selbstständige, kalte skrophulöse, symptomatische Abscesse, in Folge von Entzündungen des Zellengewebes u. der Muskeln in der Lendengegend, von Karies der Wirbelbeine (*Malum Pottii*), von Krankheiten der Nieren, wobei die Natur sich bestrebt, die Nierensteine nach außen zu treiben u. s. w. — Hinsichtlich der Behandlung dieser Abscesse, so hat dieselbe, wie gesagt, nichts Eigenthümliches vor der Kur solcher, welche an anderen Stellen vorkommen; zu bemerken ist nur, daß W. Bell

(Von den Geschwüren, Leipzig 1792, Bd. IV. p. 281) den L. mit einem Troikart öffnet und die Röhre desselben liegen läßt, Abernethy (*Surg. and physiol. Ess. Lond. 1793*) dagegen die Eröffnung des Lumbalabscesses mit einer Lancette vornimmt, und gleich darauf die Wunde genau mit Heftpflaster vereinigt. Bildet sich der Absceß wieder, so wiederholt Abernethy die Operation so oft, bis die Eiterung völlig aufhört, und bewirkt darauf die Kohäsion durch eine größere Incision und durch ein Eiterband, welches er in den Einschnitt einlegt.

Lendenarterien (*Arteriae lumbares*, *Anatomie*) I—IV, vier Paare von der Aorta entspringend (oder fünf, wenn die zwölfte Art. costalis zu den Lumbalarterien gezählt wird): sie sind 1" bis $\frac{3}{4}$ " dick, entspringen meist unter rechten Winkeln von der hinteren Wand der Aorta, und krümmen sich quer nach hinten, unmittelbar von der Mitte der Körper des ersten bis vierten Lendenwirbels, von den Schenkeln des Zwerchfells und den Ursprung der Musc. psoa verborgen, welche nebst den Wirbeln Aeste erhalten. Vor den Foramina intervertebralia spalten sie sich in einem vorderen und hinteren Ast.

Lendenblut (*Chirurzneinl.*), s. Milzbrand.

Lendenbraten (*Kochl.*), lange, schmale Stücke Fleisch, welche aus den Lendengegenden des Schlachtwiehs, neben dem Rückgrath, herausgeschnitten und als zartere Fleischstücke gerne zu Braten genommen werden. Am besten sind die L. von Rindvieh und Schweinen.

Lendenbruch (*Chir.*), s. Bruch.

Lendengeflecht (*Anat.*), s. *Lumbales nervi*.

Lendengegend (*Anat.*), s. *Lumbalis regio*.

Lendenknoten (*Anat.*), s. *Gangliensystem*.

Lendenkraut (*Bot.*), s. v. a. *Wiesenampfer*, *Rumex pratensis* Mert. et Koch.

Lendenlahm (*Chir.*), s. *Hinken*.

Lendenmuskel, großer, (*Musculus psoas major s. magnus* *Anat.*), starker, länglicher, am oberen Ende platter, in der Mitte runder Muskel, liegt an der hinteren Bauchwand, oberhalb des seitlichen Umfanges des Beckeneingangs, u. an der vorderen und inneren Seite des Hüftgelenks und Schenkelbeinhalses. Entspringt mit einer doppelten Reihe von Zipfeln von den Seitenflächen der Körper u. den Fibrocartilagine intervertebrales des zwölften Rückenwirbels u. des ersten bis vierten Lendenwirbels, und von den Processus transversi aller Lendenwirbel; läuft von oben, hinten und innen nach unten, vorn und außen, oberhalb und vor der Linea arcuata interna ossis ilium herab; tritt hinter dem Schenkelbogen, zwischen Tuberculum iliopectineum und Spina anterior inferior ossis ilium hervor; wendet sich nun im Herabsteigen nach hinten, wird sehnig, verbindet sich mit dem Musc. iliacus internus, und setzt sich an den Trochanter minor. Zuweilen ist noch ein überzähliger an seiner äußeren Seite liegender Psoasmuskel vorhanden.

Lendenmuskel, kleiner (*Psoas minor s. parvus* *Anat.*). Die Fascia iliaca erhält einen

eigenen kleinen länglich rundlichen Spannmuskel, den kleinen L. Dieser entspringt von der Seitenfläche des Körpers des ersten Lendenwirbels und dem Fibrocartilago intervertebralis zwischen diesem und dem letzten Rückenwirbel, steigt vor dem Musc. psoas major herab, und geht bald in eine dünne platte Sehne über, welche vorzüglich im inneren Theile der Fascia iliaca sich ausbreitet, und mit ihr bis zum Tuberculum iliopectineum und Ligamentum cratae pubis herabgeht.

Lendennerven (Anat.), s. Lumbares nervi.

Lendenstein (Min.), s. v. a. Nephrit.

Lendenvenen (Anat.), s. Hohlvenen.

Lendenweh (Lumbago Med.), Lendenschmerz, von einigen Schriftstellern, auch Peritonitis muscularis genannt, kann mit u. ohne Fieber bestehen. Die Kranken klagen über reizende Schmerzen auf einer, seltener auf beiden Seiten der Lendengegend, und diese Schmerzen sind in den leichteren Fällen nicht permanent, sondern machen starke Remissionen, selbst Intermissionen, verändern zuweilen auch ihren Ort. In heftigeren Fällen, d. h. wenn die Krankheit den synochalen Charakter hat, sind die Schmerzen nicht nur intensiver, sondern auch anhaltender, sie machen höchstens Remissionen. Diese Schmerzen nehmen beim Drucke auf die leidenden Muskeln bedeutend zu und machen den Kranken jede Bewegung, bei welcher diese Muskeln thätig sind, sehr peinlich oder ganz unmöglich, so das Aufrichten des Körpers. Geschwulst ist wohl nie und Hitze nur beim synochalen Charakter bemerklich. Die allgemeinen Erscheinungen sind in den leichteren Fällen die des Reizfiebers, in den heftigeren Fällen aber ist ein synochales Fieber zugegen: der Puls frequent, voll, gespannt, die Hitze und der Durst bedeutend, der Harn sparsam und tief geröthet, der Leib verstopft. Diese Krankheit kann akut und chronisch verlaufen und endet: 1) in vollkommene Genesung durch Zertheilung, durch Krisen und durch Lysis. — 2) In Eiterung, welche sehr gern eintritt, wenn das Leiden den synochalen Charakter hat. Wird der Abscess zeitig geöffnet, der Eiter entleert und die Eiterhöhle mit Berücksichtigung des Gesamtorganismus gut behandelt, so kann auch jetzt noch volle Genesung erzielt werden; wird aber der Abscess sich selbst überlassen, so sammelt sich der Eiter in großer Menge an, erzeugt eine bedeutende fluktuirende Geschwulst in der Lendengegend, welche keine besonderen Schmerzen, wohl aber ein Gefühl von Druck veranlaßt; zuweilen ist eine ähnliche Eitergeschwulst nach innen zu zwischen dem Peritonäum und den Lendenmuskeln vorhanden, und überdies bahnt sich der Eiter Gänge in die Schenkel und ins Becken, frisst die Knochen an und tödtet durch hektisches Fieber. Einen Fall dieser Art hat Lebreton in seiner Dissertation sur le Rheumatisme aigu, Paris 1845, S. 13 erzählt. — 3) In eine andere Krankheit, indem das örtliche Leiden Metastasen macht und sich auf andere Muskeln oder auf innere Organe wirft. — 4) In den Tod. Der Tod erfolgt zuweilen auf der Höhe der Krankheit (natürlich nur bei der synochalen Form) auf

eine nicht näher gekannte Weise, denn man findet alsdann in den Leichen gar keine bemerkenswerthen Veränderungen; gewöhnlich aber trifft man die Lendenmuskeln in akuten wie in chronischen Fällen von braunrother Farbe, oder eine Art blutiger Infiltration zwischen den Fasern derselben, wie solches schon Baillou, Plater, Baglivi u. Morgagni gesehen haben. Der Tod in Folge von Eiterung, Knochenfraß und hektischem Fieber ist schon oben erwähnt worden. — Diese Krankheit, die nicht mit der Entzündung des Psoas verwechselt werden darf, wie Chomel und Joseph Frank gethan haben, hat ihren nächsten Sitz im unteren sehnigen Theile des Latissimus dorsi, im Sacro-lumbocostalis und Quadratus lumborum, aber meist nur auf der einen Seite. Sie kann sich leicht auf die Wirbelbänder und selbst auf die Wirbel der Lendengegend verbreiten. Sie ist wohl immer, — mit Ausnahme der etwa durch mechanische Einflüsse erzeugten Fälle — rheumatischer Natur, sie ist ein erythischer oder synochaler Muskelrheumatismus, besonders durch ihre große Neigung zur Eiterung. Sie kommt nur im zeugungsfähigen Alter, meistens bei Männern, selten bei Frauen vor, und ihre Gelegenheitsursachen sind die bekannten rheumatischen Einflüsse: trockene oder feuchte Verköhlung. —

Das Lumbago kann verwechselt werden a) mit Psoitis und Psoasabscess; b) mit dem Rheumatismus der Wirbelbänder; c) mit Nierenleiden; d) mit Affektionen der Lumbarnerven. — a) Die Psoitis und der dadurch bedingte Psoasabscess unterscheiden sich durch den Sitz des Schmerzes, der sich hier von den Lendenwirbeln durchs Becken bis zum Oberschenkel erstreckt, und die Bewegung des Schenkels, besonders das Aufheben desselben, sehr peinlich oder ganz unmöglich macht, während beim Lumbago der Schmerz sich auf die Lendenmuskeln beschränkt und auf die Bewegung des Schenkels keinen unmittelbaren Einfluß hat. — b) Der Rheumatismus der Wirbelbänder ist schon etwas schwieriger zu unterscheiden, bei ihm haust jedoch der Schmerz in der Medianlinie, die Wirbel sind gegen den Druck auf die Dornfortsätze sehr empfindlich, und wenn die Krankheit nur etwas entwickelt ist, so sind die unteren Extremitäten taub oder gar gelähmt. Alle diese Erscheinungen fehlen beim Lumbago. — c) Bei Nierenleiden sitzt der Schmerz tiefer, wird durch leichten äußeren Druck kaum vermehrt; im Schenkel der leidenden Seite macht sich ein Gefühl von Taubheit bemerklich, der Harn zeigt Veränderungen, und bei Männern ist gewöhnlich der Hode der entsprechenden Seite krampfhaft gegen den Bauchring gezogen; dagegen ist das Aufrichten des Körpers nicht mit Schmerz verbunden. — d) Affektionen der Lumbarnerven charakterisiren sich durch die Periodicität der Schmerzen, welche sich nach dem Verlaufe dieser Nerven linienförmig von der Wirbelsäule gegen die Bauchwandungen erstrecken und durch äußeren Druck nicht vermehrt werden. Die Behandlung richtet sich nach dem Charakter u. der Intensität der Krankheit: in leichteren Fällen reichen einige Gaben Vinum seminum colchici

mit etwas Opiumtinktur, zuweilen sogar das Pulvis Doveri zur Heilung aus. Hat aber die Krankheit den synochalen Charakter, dann setzen wir eine entsprechende Anzahl Bluteigel an die schmerzhafteste Stelle, lassen den Kranken gleich nach dem Abfallen der Bluteigel in ein warmes Bad gehen, oder wenn dieses nicht zu Gebote stehen sollte, so lassen wir sogleich erweichende Umschläge machen; innerlich entweder das Vinum colchici mit Opiumtinktur, oder große Gaben Kalomel mit etwas Opium, oder den Sublimat zu 1 Gran des Tages in Auflösung und gleichfalls mit Opium. Wird der Schmerz in der Vendingegend klopfend und droht ein Absceß, dann müssen die erweichenden Umschläge jedenfalls flüssig gemacht und der Absceß, sobald sich Fluktuation wahrnehmen läßt, geöffnet und nach den Regeln der Chirurgie behandelt werden.

Vendenwirbel (Anat.), s. Wirbel.

Vendenwurzel (pharm. Bot.), s. v. a. Radix Lapathi; s. Rumex obtusifolius L.

Venderscheid, kurhess. Dorf, Prov. Oberhessen, Kr. und Amt Siegenhain; Mühle; 490 Einw.

Vendersdorf, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Aachen, Kr. Düren, a. d. Roer; Kanonengießerei; Fabrik eiserner Schrauben; 500 E.

Vendershagen, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stralsund, Kr. Franzburg; 160 Einw.

Vendershausen, bayer. Pfarrdorf, R.=B. Unterfranken und Asch., Landger. Hofheim; 3 Mahlmühlen, Gyps- u. Delmühle, Potaschefiederei und Mineralquelle; 450 Einw.

Vendinara, ital.=österreich. Flecken, Lombardien, westlich von Rovigo, am Adigetto; Weins, Getreides, Flachsbau, Handel; 5000 Einw.

Vendorf (Geogr.), 1) österr. Dörfer: a) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg; Landger. Drosendorf; 100 Einw.; — b) Illvrien, Kr. Villach, Bez. Spittal; 240 Einw.; — 2) kurhess. Dorf, Prov. Niederhessen, Kr. Homberg, Amt Borken; 300 Einw.

Vendringen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Arnsberg, Kr. Soest; 110 Einw.

Vendschütz, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Breslau, Kr. Wohlau; Borwerk, Windmühle; 120 Einw.

Vendstedel, württemberg. Pfarrdorf, Tartspreis, Oberamt Gerabronn, an der Tauber; 430 Einw.

Vendzien (Geogr.), 1) preuß. Kolonie, Prov. Schlesien, R.=B. und Kr. Oppeln; 140 Einw. 2) preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Pless; 2 Wassermühlen, Kalksteinbruch und Kalkofen, Försterei im Walde; 140 Einw.; hierzu der Dorfantheil Swinow, Vendziner, Bleichkolonie, das Freigut Adamsgut und das einzelne Haus Rathshaus.

Vene, s. Ahorn.

Venfant, Jean, französ. Maler und Kupferstecher, um 1615 zu Abbeville geboren, Schüler E. Mellans, dessen erste Manier mit Kreuzschraffirungen er sehr gut nachahmte, lieferte

viele nett gestochene Blätter, malte auch Bildnisse und Figuren in Pastell; † zu Paris 1674.

Veng (Ichthyol.), auch Vengfisch, s. v. a. Gadus (Lota) Molva L.

Veng (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov. und R.=B. Posen, Kr. Pleschen; 150 Einw.; — 2) das., Kr. Schrimm; 380 Einw.; — 3) Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Ratibor; 350 Einw.

Vengau, österr. Dorf, Land ob der Ens, Innkreis, Distr. Mattighofen; 300 Einw.

Vengbach (Geogr.), österr. Dörfer: 1) (Alt-L.), Dorf, Land unter der Ens, Viertel ob dem Wienerwald, Landger. Neulengbach; adel. Gut; 230 Einw.; — 2) (Neu-L.), Marktsteden das.; Schloß; 260 Einw.

Vengberg, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bruneck, Landger. Linz; Schloß; als Gemeinde; 270 E.

Vengdorf, bayer. Dorf, s. Längdorf.

Vengede, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Amt Wöltingerode; 360 Einw.

Vengefeld (Geogr.), 1) preuß. Dörfer: a) Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt; Wollenzuschweberei; 1200 Einw.; dabei Schloß und Domäne Bischofsstein; — b) Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Mühlhausen, an der Lahn; 650 Ew.; — c) das., R.=B. Merseburg, Kr. Raumburg, am linken Saalufer; 190 Ew.; hierzu das Schenkhaus Kage u. 1 Fährhaus; — d) das., Kr. Sangerhausen; 420 Ew.; — 2) sachsen-weim. Dorf, Kr. Weimar, A. Blankenhayn; 210 Einw.; — 3) königl. sächs. Fabrikstädte: a) Kr. Zwickau, Amt Wolkenstein, an der Klobe, bekannt durch seine Weberei (die sonst 400 Stühle beschäftigte) hauptsächlich in bunten Baumwollenwaaren; auch werden Handspinn- und Krämpelmaschinen gebaut, die man in der ganzen Umgegend in großer Anzahl trifft. Vorzüglich ausgezeichnet ist die dasige große Fabrik für Papiermachewaaren, besonders für Dosen, Schmuckkästchen etc. mit Gemälden von eingelegter Perlmutterarbeit. Die Arbeiten dieses Etablissements, deren wesentlichstes Verdienst in der durch wunderbaren Farbenschmelz sich auszeichnenden Perlmuttermalerei besteht, haben viele Nachahmer gefunden, zugleich aber auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen, weshalb die kostbarsten und schönsten derselben nach England verkauft werden. Die Stadt L. bildet mit Dorf L. eine Remmun von etwa 2400 Einw.; besitzt auch das Rittergut Rauenstein; — b) das., A. Plauen, hat Tuch-, Zeug- und Mousselinwebereien, auch gute Schönsfärbereien, besonders auf Scharlach, sowie eine große Baumwollenspinnerei von fast 8000 Spindeln, 1 Kammgarn- und 11 Streichgarnspinnereien, die jährlich mehr als 100,000 Pfd. Garn liefern; 3600 Einw.; — 4) waldeck. Dorf, Distrikt des Eisenberges, Oberamt Korbach, Rittergut; 250 Einw.

Vengenen, 2 preuß. Güter, Prov. Preussen, (St=Pr.), R.=B. Königsberg, Kr. Allenstein; 320 Einw.

Vengeler, preuß. Dorf, Rheinprov., R.=B. Aachen, Kr. Malmedy, 150 Einw.

Vengeln, hannöv. Pfarrdorf, Hildesheim, Göttingen, Amt Boven den; 100 Einw.

Vengenau, bayer. Dorf, s. v. a. Längenau.

Vengenfeld (Geogr.), 1) bad. Weiler, Seckr., Amt Mößkirch; 100 Einw.; — 2) bayer. Dörf: a) (Lenfeld), R.=B. Oberpfalz und Reg., Ldg. Waldsassen; Mühle; 130 Einw.; — b) (Längenfeld), R.=B. Oberbayern, Ldg. Landsberg; 150 Einw.; — c) das., Ldg. Parsberg; Mühle, Ruine des Schlosses Helfenburg; 270 Einw.; — d) das., Ldg. Amberg; 160 Einw.; — e) R.=B. Mittelfranken, Ldg. Ansbach; 120 Einw.; — f) R.=B. Schwaben und Neuburg, Ldg. Buchloe; 220 Einw.; — g) s. v. a. Längenfeld; — 3) österr. Dörf: a) Land unter der Ens, Viertel ob dem Mannhartsberg, Landgericht und Herrschaft; 1500 Einw.; — b) Illirien, Kr. Laybach; Bez. Weissenfels, an der wurzner Sau; 300 Einw.; — c) Tyrol, Kr. Imst, Ldg. Silz; 1550 Einw.; besteht aus Ober- und Unter-L.; — 4) preuß. Pfarrdorf, Prov. Sachsen, R.=B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt, am Friedeßfluß; Dels-, Schneides- und Mahlmühle; 1300 Einw.; — 5) königl. sächs. Stadt, Kr. Zwickau, Amt Plauen, zum Rittergut Lauenstein gehörig; Steueramt, Försterei, Lehngut, Diaphon-, Papiermaché- und Perlmutterfabrik, Weberei, Spinnerei, Verfertigung von Wirkstühlen und Holzwaaren, Leinen- und Bandhandel, 3 Jahrmärkte; 2430 Einw.

Vengenlohe, bayer. Weiler, R.=B. Oberpfalz und Regensburg, Ldg. Amberg; über 100 Einw.

Vengennieden, bad. Dorf, Unterrheinkreis, Amt Forberg; 330 Einw.

Vengenwang (Längenwang), bayer. Dorf, R.=B. Schwaben und Neub., Ldg. Zusen; 110 Einw.

Vengerich (Geogr.), 1) hannöv. Dörf: a) Donabrück, Lingen, Amt Freeren; 160 Einw.; — b) (R. mit Raming und Luderwehr), das.; 40 Einw.; — 2) preuß. Orte: a) Dorf, Prov. Westphalen, R.=B. Münster, Kr. Decklenburg; mit den Bauernschaften Aldrup und Antrup und dem Landgute Kronenburg; 940 Einw.; — b) (Nieder-L.), Bauernschaft das.; mit dem Landgute Boetlage; 500 Einw.; — c) Stadt das.; Synagoge, Tabak- und Seidenfabriken, Kaldbrennereien, Nebenzellamt; 1430 Einw.; in dieser Kirche wurden bei den Verhandlungen des westphälischen Friedens oft diplomatische Unterhandlungen gepflogen.

Vengerich (Biogr.), Heinrich, Historienmaler der Gegenwart, Professor an der Akademie der Künste in Berlin, zu Stettin geboren. Er machte die ersten Kunststudien in Wien, ging 1817 nach Italien, wo er abwechselnd in Rom und Florenz die Werke Raphaels, Correggio's u. A. zu Vorbildern nahm. Er kopirte die Madonna di Zuligno, die Mad. del Cardellino, die Mad. Tempi und die aus dem Hause Staffa, ferner die Fornarina und die Grablegung Sanzio's in der Gallerie Borghese. Nach seiner Rückkehr nach Stettin übernahm er die Darstellung der Kreuzabnahme für die Jakobikirche;

er vollendete dieses Altargemälde während seines letzten Aufenthalts in Rom, 1823. 2.6 spätere Werke bestehen in historischen Kompositionen, Genrebildern, Architekturstudien und Bildnissen; alle zeichnen sich durch Schönheit der Form, Korrektheit und harmonische Färbung aus.

Vengerke, Alexander von, ein um die Landwirtschaft sehr verdienter Mann, wurde zu Hamburg geboren, widmete sich der Landwirtschaft, konditionirte mehrere Jahre als Verwalter und pachtete dann ein Landgut. Versuchte mannichfacher Art verleideten ihm jedoch das Pachtgeschäft, so daß er dasselbe aufgab und, nachdem er einige Reisen durch Deutschland gemacht hatte, sich in Böhmen häuslich niederließ. In dieser Zeit schrieb er seine „Darstellung der Landwirtschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg“ (Königsb. 1831); die „Anleitung zum praktischen Wiesenbau“ (2. Aufl. Prag 1844); „Reise durch Deutschland“ (Prag 1839) und das „Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon“ (4 Bde., Prag 1837–38, nebst Supplementenband, Braunschweig 1842). Im J. 1841 folgte er dem Rufe als Professor der Landwirtschaft am Carolinum zu Braunschweig, wurde jedoch schon im folgenden Jahre als Landesökonomierath und Generalsekretär des Landesökonomikollegiums für die preuß. Staaten nach Berlin berufen. In Braunschweig beendigte er das schon früher angefangene größere Werk „Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten“ (2 Bde., Braunschweig 1840–1841). Nachdem gab er die „Annalen der Landwirtschaft in den preussischen Staaten“ (Berl. 1842 f.) heraus.

Vengers, kurhess. Dorf, Prov. Fulda, Kr. Hersfeld, Amt Friedewald, Mühle; 350 Einw.

Vengfeld (Geogr.), 1) bayer. Dorf, R.=B. Unterfranken und Asch., Ldg. Würzburg; Mühlen, Schäferei, Wein- und Getreidebau, Milchverkauf nach Würzburg; 440 Einw.; — 2) großherzogl. hess. Marktflecken, Prov. Starkenburg, Kr. Dieburg, Ldg. Umstadt; Rathshaus, 2 Mühlen, Gut; 900 Einw.; — 3) sachsenmeining. Dorf, Amt Meiningen; 320 Einw.

Vengfelden, österr. Dorf, Salzburg, Pflagericht Salzburg; Papiermühle; 150 Einw.

Vengfurt, bayer. Marktflecken, R.=B. Unterfranken und Asch., Ldg. Markt-Heidenfeld; Expeditionshandel, Briefsammlung, Mainüberfahrt, Schifferrei, Hospital, Obst- und Weinbau, Steinbrüche, Büttnerrei, 2 Jahrmärkte; 1100 Einw.

Vengheim, bayer. Kirchdorf, R.=B. Niederbayern, Ldg. Griesbach; über 100 Einw.

Vengher-Rud, Dorf mit Hafen, Persien, Prov. Ghilan, an der Mündung des gleichn. Flusses in das kasp. Meer; Handel mit Seide; 3000 Einw.

Venkischen, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Stallupöhnen; 140 Einw.

Venglet du Fresnois, Nikolaus, französischer Schriftsteller, geb. am 4. Okt. 1674, studierte in Paris Theologie und machte schon als

Student durch einige Schriften Aufsehen. Er wurde 1705 erster Sekretair der für die franz. u. lateinische Sprache abzunehmenden Staatsgeschäfte des Kurfürsten von Köln, Joh. Clemens von Bayern, der zu Lille residirte, gab jedoch, um ohne allen Zwang leben und sich seinen Studien überlassen zu können, diese Stelle auf, und war selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht zu bewegen, sich von irgend Jemand abhängig zu machen; nicht einmal im hohen Alter und in dürftiger Lage folgte er den immer erneuten Einladungen seiner reichen Schwestern in Paris. Wiederholt mußte er wegen seiner Schriften in der Bastille sitzen und war so an den Besuch des Polizeilientnants gewöhnt, daß er, wenn einer kam, ruhig von seiner Nagd seine Tabaksdose und ein Hemd verlangte und dann zum Beamten sagte: Herr Lapin, nun steh ich zu Diensten. Er studirte und schrieb über die verschiedenartigsten Gegenstände und fast stets mit Einsicht und Erfolg. Beim Lesen eines Buches eingeschlafen, fiel er vom Stuhle in den Kamin und starb am 18. Jan. 1755. Aus der übergroßen Menge seiner Schriften nennen wir nur seine nach den Prozessen gearbeitete, *Histoire de Jeanne d'Arc*, 2 Bde., Par. 1753—1754; — *Histoire de la philosophie hermetique*, 3 Bde., das. 1742; — *Methodo pour étudier l'histoire*, das. 1713; 12 Bde. 1735; beste Aufl. von Drouet, 15 Bde., 1772; — *Methodo pour étudier le géographie*, 10 Bde., das. 1716; 4. Aufl. 1768; — *Tablettes chronologiques de l'histoire universelle*, das. 1744; neue Aufl. 2 Bde., 1778; *De l'usage de romans*, 2 Bde., das. 1734, und von seinen Unterrichtsschriften *Géographie des enfants*, das. 1736; 15. Aufl. 1817.

Lengmoos, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bogen, Bdgr. Ritten; Deutschordenskommande; 1130 Einw.

Lengnau (Geogr.), 1) Schweiz. Pfarrdorf, Kr. Bern, Bez. Büren; Badeanstalt; 720 Einw.; — 2) Pfarrdorf das., Kr. Aargau, Bez. Zurzach; 1780 Einw.

Lengnich, 1) Gottfried, geb. zu Danzig 1689, wo er Doktor der Rechte, Inspektor und Professor am Gymnasium war; † 1774. Seine Geschichte der preussischen Lande, königl. polnischen Antheils, 9 Bde., Danzig 1722—48, Fol., sichert ihm unter den Geschichtsschreibern einen Ehrenplatz zu. — 2) Karl Benjamin, geb. 1733 zu Danzig, Archidiacon an der Marienkirche ebend., † 1795. Er schrieb: Beitrag zur Kenntniß seltener und merkwürdiger Bücher, mit besonderer Rücksicht auf die Numismatik, 2 Bde., Danzig 1776; — Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde, das., 2 Bde., 1782.

Lengowo, preuß. Pfarrdorf, Prov. Posen, R.-B. Bromberg, Kr. Wongrowitz; Vorwerk; 130 Einw.

Lengronne, franz. Dorf, Depart. Manche, Arrond. Coutances; 1080 Einw.

Lengsdorf, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Köln, Kr. Bonn; Hauptort der Bürgermeisterei gl. Namens; 440 Einw.

Lengsfeld (Geogr.), 1) sachsen-weimar. Ges-

richt, Kr. Eisenach; umfaßt $\frac{3}{4}$ □ M. mit 2 Dörfern, 2 Höfen, 4 Vorwerken; 4600 Einw.; — 2) Stadt das., an der Elbe; 4 Erblehngüter, von boyneburgischem u. müllerschem Pfrgr., Landrabiner, Zollkontroleur, Steuereinnahmer, Apotheke, Wollkammfabrik, Flanellfabrikation, 1 Schneides- und 6 Mahlmühlen, 7 Jahrmärkte; 2240 Einw.; kam 1815 von Kurhessen an sachsen-weimar.

Lengsheim (Lengsham), bayer. Kirchdorf, R.-B. Niederbayern, Bdgr. Pfarrkirchen; 180 Einw.

Lengstein, österr. Dorf, Tyrol, Kr. Bogen, Bdgr. Ritten; 600 Einw.

Lengtschen (Groß-L.), preuß. Dorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Pillkallen; 100 Einw.

Lengwethen, preuß. Koloniedorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr. Rognit; Windmühle; 180 Einw.

Lenham, brit. Flecken, England, Graffsch. Kent, südöstl. von Maidstone; Pferde- und Viehmärkte; 2200 Einw.

Lenhausen, preuß. Dorf, Prov. Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Meschede; 2 Stahlhämmer; 360 Einw.

Lenhossek, Michael von, geb. 1774. Physikus der graner Gespannschaft, Professor der Anatomie und Physiologie zu Pesth und 1820 zu Wien, 1824 Präses der medicinischen Fakultät in Ofen und 1825 Protomedikus des Königreichs Ungarn; † zu Ofen 1840. L. schrieb unter Andern: Ueber Leidenschaften u. Gemüthsaffekte etc., Pesth 1804; — Darstellung der menschlichen Leidenschaften, das. 1808; — *Introductio in methodologiam*, das. 1810; — *Physiologia medic.*, das. 1810—18, 5 Bde.; — *Institutio physiol.*, Wien 1824, 2 Bde.

Lenidi, europ.-türk. Ort, Morea, an der gleichn. Bucht, welche das Vorgebirg L. nördlich begrenzt.

Lenidia (Bot.), nach P. Thouars, Pflanzengattung. Arten unter *Wormia Rottb.*

Lenignäsburg, s. *Dornum*.

Lenina, franz. Dorf, Depart. Meurthe, Arrond. Château-Salins; 500 Einw.

Lenino, europ.-russ. Flecken, Gouv. Min sk, am Szlyzk, südlich von Szlyzk.

Lenitivmittel (Lenitiva, Lenientia), 1) lindernde, besänftigende; — 2) gelind laxirende Mittel, s. *Abführende Mittel*.

Lenivka, europ.-russ. Flecken, Gouv. Kharlow, südwestlich von Zmiew.

Lent, ein durch Pumpen von seinem Wasser befreites Schiff.

Lent (An der L., Geogr.), Schweiz. Thal u. Pfarrdorf, Kanton Bern, der oberste Theil des Simmenthales, zwischen dem Weissen- und Dürrenwaldberg. Der Ort liegt in einem weiten Thalgrunde, der rings von einem hoch ansteigenden, zum Theil begletscherten Gebirgsfranze umgeben ist (3340' über dem Meere). Die über die zum Theil mit Wald und Alpenwiesen bedeckten Vorberge hervorragenden Spigen heißen in der Ordnung von der Linken zur Rechten: Ammertenhorn, Wildstrus-

del, Weißhorn, Wildhorn, Laufbodenhorn, Rohrbachstein, Mittagshorn, Rasmyl- und Iffighorn. Von dem Wildstrubel senkt sich der Räßligletscher herab, der sich sehr malerisch darstellt. Das Thal wird oft von der Simmen überschwemmt; das Gelände ist freundlicher, als die tiefern Umgebungen der Simmen. Aus dem Dorf führt ein Pfad in das Adelboden-Thal über das Hahnenmoos, wo jährlich aus beiden Thälern der sogenannte Bergdorf, ein Hirtenfest, gehalten wird. Uebrigens lassen sich von L. aus einige sehr hübsche Exkursionen unternehmen, namentlich zu den sehenswerthen Fällen der Simmen, den sieben Brunnen, zum Räßligletscher etc. L. hat gegen 2250 Einw.

Lenka (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. und R.=B. Posen, Kr. Kröben; Windmühle; 450 Einw.; — 2) (Klein=L.), das.; 120 Einw.

Lenkaiſchen, preuß. Bauerndorf, Provinz Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Insterburg; 180 Einw.

Lenkarm, s. v. a. Lenker.

Lenkau (Lank), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Kosel; Schloß, Vorwerk, königliche Unterförsterei, 2 Wassermühlen; 350 Einw.; hierzu die Mühle Kopiec.

Lenke (Lanka), preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R.=B. Oppeln, Kr. Rosenberg; Vorwerk, Schäferei, 2 Wassermühlen, 1 Sägemühle; 260 Einw.

Lenkſchlischen, preuß. Hauptgut, Provinz Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Dorlehen; 100 Einw.

Lenken, bei Fuhrwerken aller Art, bei Zug- und Reithieren, eine Bewegung seitwärts geben. Es ist besonders bei Pferden ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und geschieht entweder durch Führung mit der Hand oder auch, beim gemeinen Fuhrwesen, durch Zurufen, woran die Pferde gewöhnt worden sind (gemeinlich Hot, rechts, Wiſt, links). Mit der Hand geschieht es zunächst durch ein Umlenken des Vordertheils des Kopfes des Thieres, der mit einem Band umlegt ist, oder, wenn ein Knebel in dem Maul angebracht ist, durch diesen, am geeignetsten aber durch einen angebrachten Zügel. Bei einem gut dressirten, weichenmüthigen Pferde darf dieser Zug nur leise seyn. Der Reiter hat zur Wendung noch das Knie, die Waden und die Sporen, auch wohl die Gerte, womit er seinen Willen, das Pferd zu lenken, ihm verständlich macht und es nach seinem Willen sich zu fügen bestimmen kann, der Kutscher aber bloß den Zügel und zur Abweh- rung der falschen Wendung den Peitschenhieb. Alles L. muß auch hier mit Leichtigkeit, still und mit Schonung der Läden geschehen. Das L. von 2 Pferden, vom Kutscherſitz herab, wird durch die Kreuzzügel sehr erleichtert. Das L. von 4 Pferden, in 2 Gespannen, erfordert mehr Aufmerk- sen, weil hier 4 Leitbänder, von denen 2 über den Kopf der Hinterpferde weg nach den beiden Vorderpferden gehen, zu handhaben sind, wobei wahrzunehmen, daß bei bloßem Ausbeugen die Vorderpferde zuerst seit-

wärts treten, bei wirklichem Umlenken aber die Hinterpferde allein die Wendung machen und die Vorderpferde leer gehen, bei Einlenkungen in Gassen und Höfe aber die Vorderpferde fast im rechten Winkel sich wenden. Bei 6 Pferden hat man zur Sicherheit auf dem linken Vorderpferde auch einen Vorreiter, welcher das Vordergespann lenkt; hier gehen von der Hand des Kutschers aus nur 2 Leitbänder nach den Schirrpferden; das Sattelpferd des Vordergespannes wird hier durch den Zügel, wie jedes Reitpferd, gelenkt und das Handpferd an das Sattelpferd nur angehängt. Bei 8 Pferden hat man entweder auf jedem der beiden Vordergespanne einen Vorreiter, oder auch nur einen für beide Vordergespanne, der auf dem Sattelpferde des hintern Vordergespanns sitzt und beide, wie der Kutscher die beiden Hintergespanne, lenkt. Auch lenkt der Kutscher, so wie Postillons und Fuhrleute, häufig bei einem Biergespann, von dem Sattelpferde des Deichselgespanns aus, beide Gespanne, doch auch wohl bei geschickt und gut eingefahrenen Pferden 6 auf dieselbe Art, die beiden Vorderpaare dann durch Leitbänder, das Deichselpaar aber durch Zügel. Vergl. Fahren.

Lenken, preuß. Hauptgut, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Ragait; 120 Einw.

Lenkeningen, preuß. Bauerndorf, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R. = B. Gumbinnen, Kr. Ragait; 210 Einw.

Lenker, 1) s. Sägemühle; — 2) s. Schwinde; — 3) (Lenkschienen), s. Eisenbahn; — 2) s. v. a. Leitarme.

Lenker (Biogr.), Name dreier geschickter Goldschmiede in Nürnberg und Regensburg: 1) Hans, der Ältere, lieferte auch Gypsabgüsse und Medaillen, schrieb über die Optik (1616) und war zuletzt Bürgermeister in Regensburg; — 2) Christoph, dessen Bruder, † 1613, 40 Jahre alt; — 3) Hans, der Jüngere, Sohn von L. 1), lieferte treffliche getriebene Arbeiten. In der ambraſer Sammlung zu Wien wird Mehreres von diesen Künstlern aufbewahrt.

Lenkeran, Stadt, s. Talischab.

Lenkerbeck, preuß. Bauernschaft, Provinz Westphalen, R.=B. Münster, Kr. Recklinghausen; 170 Einw.

Lenkerhanland, preuß. Hauland, Provinz und R.=B. Posen, Kr. Buch; 210 Einw.

Lenkersdorf, königl. sächs. Dorf, Kr. Zwickau, Amt Grünhain; 200 Einw.

Lenkersheim, bayer. Marktflecken, R.=B. Mittelfranken, Idgr. Windsheim; 2 Kirchen, Mühle, 2 Märkte; 640 Einw.

Lenkerſtetten, württemberg. Weiler, Jartkreiſ, Oberamt Gerabronn; 140 Einw.

Lenki (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. und R.=B. Posen, Kr. Kosten; mit dem Vorwerk Plaſtowo 270 Einw.; — 2) (Klein=L.), das.; 270 Einw.

Lenkinnen, preuß. Vorwerk, Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.=B. Gumbinnen, Kr. Dorlehen; 100 Einw.

Lenki Mroczenstie (Geogr.), preuß. Dorf: 1) Prov. und R.=B. Posen, Kr. Schild-

berg; 310 Einw.; — 2) (L. Dpatowski), das.; 100 Einw.

Lenker, preuß. Bauernschaft, Prov. Westphalen, R.-B. Münster, Kr. Lüdninghausen; 120 Einw.

Lenkociny, preuß. Dorf, Prov. und R.-B. Posen, Kr. Adelnau; 400 Einw.

Lenkoran (Lenkeran, Lankon, Telegü-
ran), asiat.-russ. Stadt, Transkaukasien, Rha-
nat Talysh, liegt unter 38° 43' 51" nördl. Br.
und 46° 32' östl. L. von Paris (66° 34' von Ferro),
an der Einmündung des Flusses Lenkeranka
oder Lankon ins Kaspische Meer. Die Zeit ihrer
Erbauung, so wie der Name des Gründers sind
unbekannt, und man vermuthet bloß, daß die
Stadt seit noch nicht langer Zeit bestehe, weil
in alten Schriften der Name nicht vorkommt.
L. ist jetzt eigentlich nichts weiter, als ein schlecht-
gebautes, unreinliches Dorf. Es finden sich
dort 422 moslemitische und 18 armenische Häu-
ser. Außer diesen gibt es 2 Bazar, 1 mosle-
mitischen und 1 armenischen, welche 117 Buden
enthalten, worin seidene und wollene Stoffe aus
Persien und Schirwan, russische Zige und Man-
sings, Halbtücher, geringe Wollentücher, Eisen,
Kästen, Thongefäße und dergl. verkauft wer-
den; übrigens ist es zum größern Theil von Ver-
käufern trockener und frischer Früchte, Schmie-
den, Schneidern, Barbieren und dergl. besetzt.
Die reichsten Kaufleute, welche in L. Handel
treiben, besitzen nicht mehr als 1500 Rubel Sil-
ber und sind entweder geborene Perser oder Ar-
menier aus Astrachan und Baku. Mitten in
der frühern Stadt steht eine sehr einfache Mos-
schee, welche nach der Verheerung im verfloß-
nen persischen Kriege erbaut wurde. Im Nor-
den der Stadt liegen am Meeresufer die Trüm-
mer einer Befestigung, die aus einem Graben von 1½
Klafter Breite, 1 Klafter Tiefe und fast einer
Werst im Umkreise bestehen. In früherer Zeit
wurde er aus der Lenkeranka mit Wasser ge-
füllt, was auch jetzt noch leicht wäre, da die Len-
keranka die Befestigung auf der einen Seite umfließt.
Part an diesen Ueberresten der Befestigung liegen die
Häuser der russischen Beamten, der verheirathe-
ten Soldaten, die Kasernen, das Spital, das
Kornmagazin und verschiedene Handwerkerwoh-
nungen von Armeniern. Hier befindet sich auch
eine griechisch-russische und eine armenische
Kirche. Die Zahl sammtlicher hier liegenden
Häuser nebst den Kasernen beträgt nicht über
95; sie sind für den Fall eines in der Provinz
ausbrechenden Aufstandes mit einem Pfahlwerk
umgeben, und man nennt den Platz auch die
Festung, obwohl von derselben keine Spur als
der Graben übrig geblieben ist. L. hat ein
Bataillon zur Besatzung; außerdem befinden
sich fortwährend daselbst 50 Kosaken und ein
Zug Artilleristen mit 2 Geschützen und einer
Berghaube.

Lenkrolle, Rolle, über die ein Seil nur des-
halb geleitet wird, um ihm eine andere Richtung
zu geben.

Lenksäule, s. v. a. Rennsäule.

Lenkscheit, s. Wagen.

Lenkschmel, s. Wagen.

Lenkseil, 1) bei dem Aufrichten eines Ge-
bäudes das an dem Ende der hinaufziehenden
Zimmerstücke befestigte Seil, mit welchem ein
Arbeiter lenkt, damit das Holz nicht zu sehr
schwanke und nicht an die Mauer stoße; — 2)
eine an den Bügeln der Pferde befestigte Leine,
welche zum Lenken derselben dient; Leitriemen
genannt, wenn es ein Riemen ist.

Lenkupchen, preuß. Bauerndorf, Prov.
Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr.
Goldap; 120 Einw.

Lenkutschen, preuß. Bauerndorf, Prov.
Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Gumbinnen, Kr.
Insterburg; 110 Einw.

Lenlacher, Ignaz, Bildhauer und Maler
des 18. Jahrh., aus Bayern, wurde 1718 nach
Wien berufen, wo er bei Sternetti arbeitete,
ging von da nach Nikolsburg in Mähren, wo er
für die fürstl. dietrichsteinsche Residenz viele
Bildhauerarbeiten und auch für Kirchen und
Privathäuser viele Bildwerke in Stein, Gyps
und Holz lieferte. Später erhielt er einen Ruf
nach Karlsruhe, wo er um 1740 †. Er wird zu
den guten Künstlern seiner Zeit gezählt.

Lenna, ital. = österr. Dorf, Lombardei,
nördlich von Bergamo, am Brembo, rechts;
Markt.

Lennach, württemberg. Weiler, Neckarkreis,
Oberamt Weinsberg; 150 Einw.

Lennagora, preuß. Dorf, Prov. Posen,
R.-B. Bromberg, Kr. Gnesen, Vorwerk;
260 Einw.

Lennard, austral. Berg, Neu-Holland,
Wellington, in geringer Entfernung von der
Küste.

Leundorf, österr.-öhr. Dorf, Kr. Klagen-
furt, Bez. Annabichel; 130 Einw.

Lenne (Bot.), s. v. a. Spigahorn, Acer
platanoides L.; s. Ahorn.

Lenne (Geogr.), 1) braunschweig. Kirchdorf,
Kr. Hoxmünden, Amt Stadoldendorf, an
der Lenne; 230 Einw.; hier wird der weiße
schöne Sand für Porzellanfabriken und Glas-
hütten gegraben; — 2) preuß. Pfarrdorf, Prov.
Westphalen, R.-B. Arnsberg, Kr. Olpe;
Eisenhammer; 130 Einw.; — 3) preuß. Fluß,
R.-B. Arnsberg, nimmt die Wigge, Verse,
Nette auf und fällt in die Ruhr. Die L.-ge-
birge, welche die L. begleiten, sind ein Theil
der sauerländischen Gebirge (s. d.).

Lennen (Bot.), auch Pflaumen-Gröps-
pflanzen, 14. Junkt der 11. Klasse (Gröps-
pflanzen) des okenschen Pflanzensystems, die
Erythroxyleen und Malspigiaceen anderer
Systeme enthaltend. — Allgemeiner Cha-
rakter: Blüthe 5zählig, mit 10 Staubfäden
auf einer Scheibe; 3 Schläuche (Pflaumen) ver-
wachsen, mit ebensoviel Griffeln; je 1 oder 2
Samen verkehrt am Mittelsäulchen. — Sträu-
cher und Bäume, meist mit knotigen und bis-
weilen kletternden Zweigen, einfachen, querrip-
pigen Blättern, kleinen Nebenblättern; Blüthen
meist in Sträußern, fleisch bleibend, 5theilig;
sämmlich zwischen den Wendekreisen, besonders
in Amerika einheimisch. — Eintheilung.

Blumenblätter nagelförmig, unten mit 2 Schuppen; 10 verwachsene Staubfäden; Samen verkehrt; Wurzeln gegen den Nabel, in Eiweiß. Blätter abwechselnd. Erythroxyleen. Gattung: Erythroxylon. — B. Blumenblätter nagelförmig, ohne Schuppen; 10 kaum verwachsene Staubfäden; 3 verwachsene pflaumenartige Schläuche, mit einem verkehrten Samen ohne Eiweiß; Wurzeln gegen den Nabel; Blätter gegenüberstehend. Malpighiaceen. — a) Größt kapselartig, geflügelt, mit getrennten Griffeln. Gattungen: Piptage, Vanisteria. — b) Pflaumen ohne Flügel; Griffel meistens getrennt. Gattungen: Bunchosia, Byrsonima, Malpighia.

Lennepe (Geogr.), 1) preuß. Kreis, Rheinprovinz, R.-B. Düsseldorf, besteht aus den vormaligen Ämtern Beienburg, Burg und einem Theil der Ämter Solingen, Bornesfeld und Hückeswagen des vormaligen Herzogthums Berg, wird nördlich u. östlich vom R.-B. Arnberg, südlich vom R.-B. Köln, westlich vom Kreis Solingen, nordwestlich vom Kreis Elberfeld begrenzt und hat einen Flächenraum von 5,68 Q.M. oder 122,065 preuß. Morgen, auf welchen in 7 Städten, 733 Dörfern, Vorwerken, Höfen und einzelnen Häusern circa 70,000 Menschen wohnen. Die Oberfläche des Kreises ist eine mit Bergen und Hügeln bedeckte Ebene, deren aus kalkartigem Thon und sterilem Sand bestehender Boden für den Ackerbau wenig geeignet ist. Bewässert wird der Kreis von der Wupper und Lennepe nebst vielen Bächen, die eine große Anzahl von Mühlen und Hammerwerken treiben. Die Produkte sind: etwas Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte, mehr Roggen, aber viel Hafer und Kartoffeln. Die Obstbaumzucht ist unbedeutend, die Wiesen in den Thälern sind ziemlich gut. Auch die Viehzucht ist nicht sehr erheblich. Dagegen ist die Industrie des Kreises, die Fabrik- und Gewerthätigkeit, desto ansehnlicher. Der Kreis ist reich an Eisen- und Stahlwerken, Manufakturen, welche alle Gattungen von Tüchern liefern, Deckenmanufakturen in Wolle und Baumwolle, eine Baumwollenspinnerei und Weberei von Zeuchen in Leinen und Baumwolle, Strumpfwirkerien, Bandmanufakturen. Auch ist hier der Hauptsitz der Sensenfabrikation und der Eisen- und Stahlwaaren, mit Ausnahme der solinger Artikel. Ferner gibt es Fabriken für Messingwaaren, Kaffeemühlen, chirurgische und mathematische Instrumente, Pulvermühlen, Gerbereien etc. — 2) Kreisstadt das., in einem freundlichen Thale am Fluße gl. Namens, mit evangel. und kathol. Pfarrei, Bürgerschule, Waisenhaus, ist der Sitz eines Kreisamtes, Postamtes und eines Friedensgerichtes für die Bürgermeistereien L., Hückeswagen und Radevorm Walde. L. ist der Hauptort der bergischen Tuchfabrikation; über 100 Tuchfabriken liefern die feinsten Tuche und Kasimire, Halbtuche, Wäver etc. Außerdem gibt es daselbst Maschinenspinnerei, Wollen- u. Baumwollenzeuchweberei, bedeutende Färbereien, gute Möbel-, Hut-, Eisens-, Stahlwaaren- und Pulverfabriken, eine Buchhandlung und Buchdruckerei, auch ist der Handel mit eigenen Erzeugnissen, sowie mit

Rhein- und Moselweinen nicht unbeträchtlich; 6800 Einw.

Lennepe (Biogr.), 1) Johann Daniel von, namhafter holländischer Philosoph, geb. 1724 zu Leeuwarden, erhielt zu Franeker und später zu Leyden seine wissenschaftl. Bildung, wurde 1752 Professor der alten Sprachen zu Groningen und zuletzt zu Franeker, wo er 1771 †. In seiner Ausgabe des Koluthus (Leeuward. 1747; neuer Abdruck von Schäfer, Leipzig. 1823), so wie in der von Valkenaer vollendeten Bearbeitung der „Epistolae“ des Phalaris (2 Bde., Groning. 1777, neuer Abdruck von Schäfer, Leipzig. 1823) erweist man bei außerordentlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit die gehörige Kürze in der Darstellung während das aus seinen Vorlesungen von Scheid herausgegebene „Etymologicum linguae graec.“ (2 Bde., Utrecht. 1790) reich an sonderbaren Hypothesen ist. — Zu derselben Familie gehört — 2) Daniel Jakob von, geb. zu Amsterdam am 15. Juli 1474, gehört zu der Zahl jener Gelehrten, welche der holländischen Philologenschule bis auf die neueste Zeit einen so ausgezeichneten Platz zu erhalten gewußt haben. Wie die meisten dieser Gelehrten hatte L. zuerst die Rechtswissenschaften studirt und erst nachdem er 1796 darin den Doktorgrad erworben, sich der Philologie zugewandt. Dem Beispiel, welches Hemsterhuis, Ruhrken und Wytttenbach ihm gaben, mit Erfolg nachstrebend, gelang es ihm, 1799 eine Stelle an dem Athenäum zu Amsterdam, der Pflanzschule so vieler ausgezeichneten Philologen, zu erhalten. Nachdem er dort die alten Sprachen und andere der Kenntniß des Alterthums angehörende Disciplinen einige Zeit hindurch mit Beifall gelehrt, wurde er Professor der Beredsamkeit an der Universität zu Leyden, eine Stelle, die er lange Jahre hindurch mit einer immer zunehmenden Anerkennung bekleidete. Das Alterthum nach allen Richtungen hin durchforschend, beschäftigte er sich hauptsächlich und mit Vorliebe mit dem Studium der lat. Sprache, die er grammatisch u. historisch, gründlich und umfassend untersuchte. Er galt nach dem Tode Wytttenbachs und gilt noch jetzt für den gebildetsten und gelehrtesten Kenner dieser Sprache in Holland, die er sich, wie seine zahlreichen lateinischen Schriften, theils Gedichte, theils Abhandlungen, beweisen, in ihrer klassischen und reinsten Form zu eigen gemacht hat. Unter seinen rein philologischen Arbeiten wird als Hauptwerk die Ausgabe der „Hecroides“ des Ovid und Sabinus (Amst. 1807; 2. Aufl. 1812) hervorgehoben; nächst dem hat er mit de Bosc die „Anthologia graeca“ (5 Bde., Utrecht 1795—1822) herausgegeben. Auch in seiner Muttersprache hat er sich als Dichter ausgezeichnet; mehrere seiner Gedichte werden als Meister- und Musterstücke der neuern holländischen Poesie angesehen; auch hat er eine Uebersetzung der „Opera et dies“ (Amst. 1823) des Hesiodus in holländischen Versen herausgegeben. L. ist einer der besten Redner Hollands, wo noch immer die öffentliche Beredsamkeit geübt und hoch in Ehren gehalten wird. Seit längerer Zeit schon Mitglied der zweiten und dritten Klasse

des Königl. Instituts der Niederlande, wurde er auch 1838 Mitglied der Stände. — 3) Jakob van, Sohn des Vorhergehenden, geb. zu Amsterdam am 25. März 1802, ist einer der beliebtesten u. begabtesten neuern holländischen Dichter. Er empfing seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils in Leyden, wo er die Rechte studirte und die Doktormürde erhielt. Von Jugend auf zog ihm die Dichtkunst vor Allem an u. beschäftigte ihn fast ausschließend. Gleich seine ersten Arbeiten, Uebersetzungen einiger der größern Poesien Byrons u. eine Sammlung anziehender Dichtungen über das in Holland noch in ganz eigenthümlichen und charakteristischen Formen sich bewegende akademische Leben, die unter dem Titel „Akademische Idyllen“ erschienen, fanden allgemeinen Beifall und zeigten neben großer Gewandtheit des Ausdrucks und vollkommener Beherrschung der Sprache, was bei holländischen Dichtungen immer ein bedeutendes Verdienst ist, eine seltene Wärme und Tiefe des Gefühls. Sein schon sich entwickelndes Talent fand bald auch einen angemessenen Stoff in den reichen und wenig gekannten Ueberlieferungen und Sagen seines Vaterlandes, die er höchst poetisch aufzufassen und in den gefälligsten, dem Stoffe selbst zugehörigsten Formen wiederzugeben wußte. In kurzer Zeit vollendete er drei große Dichtungen dieser Art, die einen ausgezeichneten Platz in der holl. Literatur einnehmen: „Het huys ter Leede en Adegild“, „Jacoba en Bertha“ und „De strijd met Vlaanderen.“ Das fortwährende Studium seines Lieblingsdichters Byron ist nicht ohne Einfluß auf seine poetische Entwicklung geblieben; doch ist sein Talent zu reich an eigenthümlichen Fonds, als daß eine bloße Nachahmung ihm hätte genügen können. Die politischen Ereignisse des J. 1830, die eine so große und nachhaltige Bewegung der Gemüther in Holland hervorbrachten, gaben L. Veranlassung zu einer Menge patriotischer Dichtungen, die, da sie dem Gefühl des Volks so ganz entsprachen, den größten Beifall, ja oft Enthusiasmus erregten, und dem Dichter eine Popularität verschafften, wie sie in Holland solchen Talenten selten zu Theil wird. Seit einigen Jahren beschäftigt sich L. auch mit dramatischer Poesie; obgleich seine Werke meist aus bestimmten Veranlassungen des Augenblicks hervorgegangen und größtentheils auf Begebenheiten des Moments sich beziehend, gern und oft auf der Bühne gesehen wurden, so kann doch mit Recht ihr bleibender literarischer Werth bezweifelt werden. Anders ist es mit einigen seiner historischen Romane, die eine weitverbreitete Anerkennung gefunden haben und zu dem Besten, was die holländische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat, gehören; so besonders „De Roos van Dekama“ (Amst. 1837), die auch ins Deutsche (3 Bde., Nach. 1837) übersetzt wurde, und „Haarlems Verlossing.“

Lennepe-Sprache, s. Lenni-Lenape.

Lennerstrieth (Lennerstreuth), bayer. Kirchdorf, R.-B. Oberpfalz und Regb., Bdgr. Bohlenstrauß; 130 Einw.

Lennewitz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) Prov.

Sachsen, R.-B. und Kr. Merseburg, am rechten Saaluser; 190 Einw.; — 2) Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. West-Priegnitz; 190 Einw.

Lenngren, Anna Marie, schwedische Dichterin, geb. 1754; † 1817; schrieb: Sattyrn, Idyllen und Lieder, von denen man eine Auswahl in ihrem Skaldeförsköl, 2 Aufl. Stockh. 1825, findet.

Lennik (Geogr.), 1) St.-Martin, belg. Flecken, Süd-Brabant, südwestl. von Brüssel; Leinweberei, Brauerei, Wachholderdestillation; 2240 Einw.; — 2) St.-Quentin, Dorf das.; 2000 Einw.

Lenni = Lenape, Delaware = Sprache, Sprache der Indianer, welche ehemals den Staat Delaware bewohnten, herrscht jetzt längs des Mississippi, nordwestlich der vereinigten Staaten bis zur Hudsonsbai. Von den Lauten fehlen ihr: f. u. r. Das Substantiv hat keine eigentliche Deklination, für den Nominativ die Endung an, enk und für den Lokativ inf oder unk, der Pural wird durch die Endung all oder ak bezeichnet, z. B. nteneg die Stadt, Pural. ntenegall, lenni der Mensch, Pural. lennowak. Adjektiva existiren nur wenige, da sie meistens als Zeitwörter erscheinen; sie haben gewöhnlich die Endung wi, auch ek. Der Komparativ wird durch allowiwi, mehr, ausgedrückt. Außerdem haben die Adjektiva noch besondere Endungen, je nachdem sie sich auf belebte Wesen oder leblose Dinge beziehen; zu ersteren werden auch die Bäume gerechnet. Die Zahlen sind: 1 ngutti, 2 nisha, 3 naoha, 4 newo 5 palenach, 6 guttasch, 7 nischasch, 8 ohasch, 9 peschikonk, 10 tellen. Die persönlichen Fürwörter sind: ni ich, ki du, neka er. Possessiva werden durch Prä- und Suffixe gebildet z. B. nooch mein Vater, kooch dein V., ochwall sein V., noochena unser V., koochuwa euer V., ochuwawall ihr V., noochenana unsre Väter, noochenaninga unsre verstorbenen V., koochuwawa eure V., ochuwawall ihre V. Das Verbum ist der schwierigste Theil der Sprache, da es nicht nur außer mehreren unregelmäßigen Zeitwörtern 8 Konjugationen gibt, sondern auch ein Negativum, Passivum, Reciprocum, und die Bezeichnung auf persönliche Fürwörter durch besondere Formen am Verbum ausgedrückt wird z. B. n'pendamen ich höre, atta n'pendamowi ich höre nicht, k'pendolen ich höre dich, n'pendawa ich höre ihn, n'pendaxi ich werde gehört, malta n'perdaxi ich werde nicht gehört, pendawachtineen wir hören einander ic. Ebenso werden viele Beziehungen, welche wir durch Adverbia oder Präpositionen mit ihrem Kasus ausdrücken müssen, am Verbum selbst ausgedrückt, z. B. nulipendam ich höre gut (v. wali gut), wingipendam willig hören (von wingi willig) ic. Präpositionen gibt es zwar, doch werden statt derselben häufig Adverbia gebraucht, die mit dem Substantivum zusammenschmelzen, z. B. wochgitschi oben, davon wochgid hackamique auf der Erde, wochgitaque auf dem Hause. Ueberhaupt ist die Sprache fähig, in zusammengesetzten Wörtern die verschiedenartigsten Begriffe und Beziehungen auszudrücken, z. B. kuligatschi, deine hübsche kleine

Pfote, ist zusammengesetzt aus dem Präfix der 2. Person *k*, dem Adjekt. *wulit*, gut, hübsch, gat, statt *wichgat*, die *Pfote*, und der Deminutivendung *schis*; *pilape*, der Jüngling ist zusammengesetzt aus *pilait* Mensch u. *lenape* der Mann etc. Der Anfang des Vaterunsers lautet; *ki wetochemelenk talli epian awossagame, machelenda-* sutsch *k' telle wunso woagan*, d. h. unser Vater — o, dort du — bist im Himmel, geheiligt — werde dein — Name. *Grammatik*, von Zeisberger, Philadel. 1827, 4.

Lenning (E.), Pseudonym für Moosdorf.

Lenningen, luxemburg. Dorf, Distr. Grevenmachern, Kanton Remich; 380 Einw.

Lenningfen, preuß. Bauernschaft, Provinz Westphalen, R. u. W. Arnsberg, Kr. Hamm; 220 Einw.

Lennoa (Bot.), nach *Lerarea*, Gattung der *Primulaceae* Meissn. Art: *L. madreporides* Lex. Mexiko. —

Lennon, französisches Dorf, Dep. Finistère, Arr. Châteaulin; 1280 Einw.

Leno (röm. Ant.), 1) Sklavenhändler, fast stets in der Nebenbedeutung von — 2) Kuppler, od. Eigenthümer von Sklavinnen, die er für Geld Preis gab; ein Weib der Art hieß *Lenä*; das Gewerbe (s. *Lenocinium*) machte ehrlos. Vgl. fleischliche Verbrechen.

Leno (Geogr.), ital.-östr. Dorf, Lombardien, südlich von Brescia; Seidenspinnerei, Leinweberei; 3420 Einw.

Lenocinium (röm. Antiq.), 1) das Gewerbe der Kuppelei, das Geschäft derer, welche *Meretrices* (s. d.), Buhlerinnen unterhielten u. dieselben gegen Geldpreis gaben. Schon frühzeitig gab es im Rom Häuser, die im Dienste der *Venus vulgivaga* standen; ihre Besizer hießen *Lenones* (Kuppler, Hurenwirth) u. waren wegen ihres unsittlichen Gewerbes sowohl durch die Stimme des Volkes als durch das prätorianische Edikt mit Infamie belegt. Die Häuser, in denen L. getrieben wurde, waren von jeher meist in der Suburagelegen u. durften nicht vor 3 Uhr Nachmittags geöffnet werden. Ein Verbot, solche Häuser zu besuchen, gab es ebensowenig, als Strafbestimmung gegen die *Lenones*, sondern sie hatten nur eine besondere Steuer zu entrichten. Erst die christlichen Kaiser glaubten gegen das Unwesen einschreiten zu müssen, u. Theodosius u. Valentinian begannen damit, die Väter und Herren zu bestrafen, welche ihre Töchter u. Sklavinnen der Unzucht Preis geben würden, u. verboten dann das Gewerbe der *Lenones* überhaupt. Justinian fuhr in diesem Geiste fort, bestrafte die Hausbesitzer, welche das Gewerbe der Kuppelei duldeten, mit Geld, u. schritt gegen solche Kuppler, welche Mädchen mit List oder Gewalt zu gewinnen suchten, auf das Härteste ein. — 2) das Verbrechen, welches in der absichtlichen Beförderung oder Duldung des Adulterium oder Stuprum mit andern Personen besteht. Erst die *Lex Julia de adulterio* (Ehebruch) zählte die Handlungen auf, welche als L. anzusehen wären. Darnach galt als L.: a) wenn der Ehegatte seine Frau verlockte oder ihren ehebrecherischen Umgang auch nur duldet; b) wenn Jemand eine wegen Ehebruchs verurtheilte

Frau heirathete, oder wenn er behülflich war, den nachtheiligen Folgen der *Lex Julia* zu entgehen, oder wenn er das Verbot zu unzüchtigen Zwecken hergab.

Lenoir, Canton s. u. Nordkarolina.

Lenotr (Biogr.), 1) Nikolaus, französ. Baumeister, 1726 zu Paris geb., Schüler von Blondel, gewann den großen Preis der Architektur und hat wahrscheinlich die mit demselben verbundene Begünstigung, Italien zu bereisen, benutzt. Sein Werk ist Voltaire's Schloß in Ferney; ferner das Theater de la Porte-St. Martin (das er in 56 Tagen aufbaute) u. das Theater der Cité, das er auf eigene Kosten errichtete. Er † 1810. — 2) Alexander, einer der gelehrtesten Antiquare, besonders verdient durch seine Bemühungen während der Revolution für die Erhaltung der Kunstdenkmale, geb. zu Paris am 26. Dec. 1762, machte seine Studien im Kollegium Mazarin, dann auf der Kunstakademie zu Paris, und widmete sich später unter des Hofmalers Doyen Leitung der Malerei. Während der Revolution, als reher Vandalismus viele der schönsten, in Klöstern u. Palästen aufbewahrten Kunstwerke zu vernichten anfang, machte L. dem damaligen Maire, Bailly, den Vorschlag, die gefährdeten Kunstschätze in ein großes Nationalmuseum zu vereinigen. Mit der Ausführung dieses Unternehmens beauftragt, durchreiste er nun zu diesem Zwecke ganz Frankreich, rettete, selbst zuweilen mit Lebensgefahr, was zu retten war, und brachte so das berühmte Museum der franz. Kunstdenkmale in der Straße des Petits-Augustin zusammen. Als nach der Restauration 1816 dieses Nationalmuseum, welches L. unter dem Titel: „Musée des monumens franç.“ (8 Bde., Par. 1800–6) beschrieben, aufgelöst u. das darin Gesammelte den frühern Besizern zurückgegeben wurde, ward L. zum Aufseher der Kunstschätze der Kathedrale von St.-Denis ernannt und † ums Jahr 1833. Unter seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: *Nouvelle explication des hiéroglyphes des Egyptiens* (3 Bde., Par., 1809–10); — *Histoire des arts en France, prouvée par les monumens* (das. 1811, 4.); — *La vraie science des artistes, ou corps complet de doctrines sur les arts dépendans du dessin* (das. 1823 ff.), und *Observations sur la peinture sur verre et sur les différens procédés* (das. 1824). — 3) Adelaide, geb. Binart, französ. Malerin, 1771 zu Paris geb., Schülerin ihres Vaters und Regnault's, lieferte viele treffliche Bildnisse u. eine lebensgroße allegorische Gestalt der lyrischen Poesie.

Lenola, ital. Flecken, Neapel, Prov. Terra-di-Lavoro, westl. von Gaeta; 2100 Einw.

Lenormand d'Estiolas (spr. Lenormand bestiol), s. v. a. Pompadour (Marquise).

Lenormand, Marie Anne, die berühmteste Wahrsagerin in der neuesten Zeit. Im Jahre 1772 zu Alençon aus guter Familie entsprossen, machte sie große Fortschritte in mehreren Sprachen, in der Musik, Malerei und Dichtkunst, wobei sie frühzeitig die Kunst zu weissagen ausbildete und übte, die sie später ins Große trieb, indem sie 1794 sogar ein eigenes Wahr-

jage-Bureau errichtete. Selbst Leute aus den höhern Ständen, darunter die Kaiserin Josephine und der Kaiser Alexander von Rußland, besuchten sie öfters. Ihre Prophezeiungen brachten sie mehrmals ins Gefängniß. Wegen politischer Umtriebe während der ersten franz. Revolution aus Paris verwiesen, lebte sie einige Zeit in Brüssel und † 1843 in Paris, einen Reichtum von fast 1 Million Franken hinterlassend, das ihr die Leichtgläubigkeit der Menschen für ihre Kunst gesteuert hatte. Ihre Weisheit und Prophetengabe hat sie der Öffentlichkeit übergeben in den interessanten: *Souvenirs prophétiques d'une Sibylle etc.*, Paris 1814; — *Mémoires historiques et secrètes de l'empératrice Josephine*, das. 1820.

Lenotre, Andre, berühmter Gartenkünstler, Sohn des Gartenoberaufsehers in den Tuileries, wurde 1603 in Paris geboren. Nach dem Willen seines Vaters genoss er den Unterricht des Malers Simon Voult, bei welchem er mit dem Maler Lebrun in das engste Freundschaftsverhältniß trat, aber aus Vorliebe für die Gartenkunst gab er bald seine frühere Beschäftigung auf. Seinen Geschmack, so wie seine Fertigkeit, die er sich in kurzer Zeit hierin erworben hatte, zeigte er zuerst bei der Anlegung des Gartens im Schlosse Baux, noch mehr aber in Versailles. Außer diesen Garten wurden die zu Chantilly St. Cloud, Fontainebleau, Meudon, Sceaux und in den Tuileries nach seinen Entwürfen angelegt, wie auch die schönen Spaziergänge in Amiens. Hierdurch erwarb er sich sehr viel Ansehen, u. die größten Lobeserhebungen von Seiten Ludwigs XIV., der ihm sogar in den Adelsstand erheben wollte, wurden ihm zu Theil. Die Verschidenheit L.'s schlug aber diese letzte Ehre aus. 1678 reiste er nach Rom, wo er sich der Achtung Aller, besonders aber des Wohlwollens des Papstes Innocenz XI. zu erfreuen hatte. Die letzte Lebenszeit brachte er, in Ruhestand versetzt, doch mit der Bedingung, daß er den Hof von Zeit zu Zeit besuche, in Paris zu und † daselbst im Jahre 1700. Im Museum zu Paris wird sein Brustbild von Consequor aufbewahrt.

Lenox (Biogr.), Charlotte, eine geschätzte engl. Normandischerin, 1720 zu New-York, wo ihr Vater, James Ramsay, Gouverneur war, geb., kam in früher Jugend nach London, wo sie ihre trefflichen Geistesanlagen durch den belehrenden Umgang mit Johnson und Richardson ausbildete und sich nicht ohne Glück im Fache des Romans und des Lustspiels versuchte. Ihre Ehe mit Lenox scheint nicht die glücklichste gewesen zu seyn; wenigstens sah sie sich in spätern Jahren genöthigt von dem kümmerlichen Ertrage ihrer Schriftstellerei zu leben und starb am 4. Jan. 1804 in Dürftigkeit und Elend. Ihre Romane, welche zu der von Richardson ausgebildeten Gattung gehören, sind gut erfunden und mit Leichtigkeit durchgeführt und wurden zu ihrer Zeit nicht nur in England, sondern auch im Auslande hochgeschätzt und mit Vergnügen gelesen. Außer ihrem gelungensten Versuche: „*Euphemia*“ (Lond. 1790, 4 Bde. 8.; Deutsch von D. M. Liebeskind, Berlin 1791, 4 Bde. 8.) nennen wir noch die nicht minder beliebten: „*Henriette*“ (das. 1758, 2 Theile. 12.);

Deutsch, Frankf. 1771, 8.) und „*Sophia*“ (das. 1763, 2 Theile. 12.). Ihre Lustspiele, von denen das vorzüglichste unter dem Titel: „*Was seyn soll, schickt sich wohl*“ (Hannover 1796, 8.) von J. E. Bodt für die deutsche Bühne bearbeitet ist, so wie ihre zahlreichen Uebersetzungen aus dem Französischen, die sie größtentheils um ihr Leben zu fristen unternahm, sind minder bedeutend und jetzt vergessen.

Lenox (Geogr.). nordamerik. Befestigungen, B. St.; 1) Stadtgebiete: a) Staat Massachusetts, Grafschaft Berkshire; Boden uneben, fruchtbar; Flüsse: der Housatonic; inkorporirt 1767; 1320 Einw.; — b) Staat Michigan, Grafsch. Macomb; Boden fruchtbar, zu Korn geeignet; 300 Einw.; — c) Staat New-York, Grafsch. Madison; Boden weelig und eben, meist fruchtbar, zu Weizenbau geeignet; Flüsse: der Cowasalon u. Oneida, die in den Oneida-See fließen; 5450 Einw.; — d) Staat Ohio, Grafschaft Abtastula; 550 Einw.; e) Staat Pennsylvanien, Grafsch. Susquehanna; Boden hügelig, tief und thonig; Flüsse: der Lunkhannok u. dessen Nebenflüsse; 250 Einw.; — 2) Ort, Staat Massachusetts, Grafsch. Berkshire, im gleichnam. Stadtgebiet; 3 Kirchen, blühende Akademie, 1 Druckerel; 300 Einw.

Lenox-Basin, nordamerik. Ort, B. St., Staat New-York, Grafschaft Madison, Stadtgebiet Lenox, am Eries-Kanal; 300 Einw.

Lens (lat.), 1) Linse; — 2) L. crystallina, Krystalllinse, s. Auge.

Lens (Biogr.), 1) Bernhard, engl. Zeichner und Stecher, 1659 zu London geboren, verdient als Radirer mit Achtung genannt zu werden; † 1725. — 2) Bernhard, des Vor. Sohn und Schüler, 1680 zu London geboren, erwarb sich durch seine Miniaturgemälde Ruhm, wurde Zeichenmeister des Herzogs von Cumberland, zog um 1741 nach Knightsbridge und † bald nachher. Verzeichnisse der Blätter beider L. gibt Nagler. — 3) Andreas Cornelis, berühmter niederländischer Historienmaler, 1740 zu Antwerpen geboren, Schüler von Eyckens u. und Beschev, besuchte Rom, wo er mit raschen Schritten seiner Vollenbung entgegen ging, u. ward dann Professor an der Akademie seiner Vaterstadt. Vergeblich suchte Kaiser Joseph ihn 1779 für sich und Wien zu gewinnen; L. blieb seinem Vaterlande treu, ließ sich 1781 in Brüssel nieder und hörte erst als Greis von 80 Jahren auf zu malen. Geehrt vom In- und Auslande, † er 1722. Zu seinen besten Werken gehören die Gemälde im Schlosse zu Laeken, die Darstellungen aus der heil. Geschichte in der Alexianerkirche zu Pierre, die Verkündigung in St. Michael zu Gent, die Geschichte der heiligen Magdalena in der Magdalenenkirche zu Lille u. s. w.; seine zahlreichen Staffelleibilder sind über ganz Europa, am meisten aber in England verbreitet. Geschrieben hat L. einen *Essai sur le bon goût en peinture et de la beauté considérée dans toutes ses parties*; — *Le costume des peuples de l'antiquité, prouvé par les monumens*, mit Kupfern und Vignetten, gr. 4.

Lens (Bot.), nach Adanson, Pflanzengatt.

Arten unter *Ervum Lens* L. und *Vicia monantha* Desf.

Lens (Geogr.), 1) Schweiz. Pfarrdorf, Kant. Wallis, Bez. Sierre; schöne Kirche mit fünf Glocken; 1630 Einw.; — 2) belg. Flecken, Hennegau, nordwestlich von Mons, an der Dender, rechts; 1080 Einw.; — 3) St.-Servais, Dorf das., Lüttich, Arrond. Huy, am Geer; 280 Einw.; — 4) L.-sur-Geer, Dorfdas., Arrond. Lüttich; 240 Einw.; — 5) franz. Stadt, Dep. Bas-de-Calais, Arrond. Béthune; Seifenfabriken, Kartoffelbranntwein-Brennerei Gersberei; 2550 Einw.; — 6) L.-l'Etang, Dorfdas., Dep. Drôme, Arrond. Valence; Märkte; 1080 Einw.

Lenaerter (schwed., Bot.), f. v. a. gemeine Linse, *Ervum Lens* L.

Lenschow, mecklenburg-schwerin. Hof, Kr. Mecklenburg, Amt Lübz; 150 Einw.

Lenschüg, preuß. Pfarrdorf, Prov. Schlesien, R.-B. Oppeln, Kr. Kosel; Windmühle; 590 Einw.

Lens crystallina (Anat.), f. Auge.

Lenze (Bot.), f. v. a. gemeine Linse, *Ervum Lens* L.

Lenzin, preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.-B. Stettin, Kr. Greifenberg; 230 Einw.

Lenzke, preuß. Pfarrdorf, Prov. Brandenburg, R.-B. Potsdam, Kr. Ost-Havelland; 2 Güter; 720 Einw.

Lenus (Anat.), 1) die Vertiefung in der Weinkelter; — 2) jede Vertiefung, Alveus; — 3) die Verbindungsstelle der vier Blutbehälter im Gehirn, Torcular Herophili.

Lenz (Geogr.), preuß. Dörfer: 1) (Groß-L.), Prov. Preußen (Ost-Pr.), R.-B. Königsberg, Kr. Reidenburg; 310 Einw.; — 2) (Klein-L.), das.; 230 Einw.

Lenzoi, europ.-russ. Ort, Gouv. Wologda, an der Wütschegda.

Lenzen, auf der See im äußersten Nothfall bei schwerem Sturme, mit großer Schnelligkeit, bloß mit einem Vorsegel, oder auch wohl ohne alle Segel (vor Lopp u. Tackel) vor den Wind laufen; es geschieht dies fast ohne alles Steuern, so daß das Schiff in Gefahr ist, auf den Sand gejagt oder umgeschlagen zu werden, wenn es sich zufällig gegen den Wind dreht.

Lenze, holstein. Dorf, Amt Eismar; 330 Einw.

Leut, niederl. Dorf, Geldern, nördlich von Nymwegen.

Lenta, ital. Küstenfluß, Neapel, Abruzzo citer., mündet nordöstlich von Chieti in das adriat. Meer.

Lenta febris (Med.), f. Fieber (febris hectica).

Lentago (Bot.), nach Rafinesque, Untergatt. von *Viburnum* L.

Lentando (ital., Musik), f. v. a. zögernd.

Lente (ital., Ichthyol.), f. v. a. gemeine Zahnbrasse, *Dentex vulgaris* L. Cuv.

Lente (ital., Bot.), Pflanzengatt., f. v. a. *Ervum* L.

Lentella, ital. Flecken, Neapel, Prov. Abruzzo, südwestlich von St.-Vasto; 550 Einw.

Leuten-Dombes, franz. Flecken, Depart.

Ain, Arrond. Bourg, am Beyle, links; 870 Einw.

Lentenhorn (Geogr.), Alpen Spitze im Schweizer-Kanton Graubünden; hat 10,220'.

Lenterode, preuß. Dorf, Prov. Sachsen, R.-B. Erfurt, Kr. Heiligenstadt, am Lengenberge; Mahl- u. Oelmühle; 300 Einw.

Lentescirend (v. Lat.), schleichend, besonders von einem Fieber oder sonstigem mit Abzehrung verbundenen Krankheitszustand, s. Fieber.

Lentex (Bot.), nach Rafinesque, Untergatt. von *Carex* L.

Lentförden, holstein. Dorf, Amt Segeberg; 220 Einw.

Lenthe (Geogr.), hannöv. Pfarrdorf, Kalenberg, Amt Bennigsen; 140 Einw.

Lenthe, (Biogr.), F. E. G., mecklenb. Historien- u. Porträtmaler, 1790 geb., seit 1818 großherzogl. Hofmaler und Gallerie-Direktor zu Ludwigslust; hat sich durch gute Bilder einen Namen gemacht. Noch 1846 führte er, im Verein mit Gilmmeister, Schumacher und Schöpf, sechs große Transparentgemälde nach Blättern der kleinen dürerschen Passion aus.

Lentholt, preuß. Dorf, Rheinprovinz, R.-B. Aachen, Kr. Erkelenz; 190 Einw.

Lenti, ungar. Flecken, Szalader Gespsh., östlich von Tiszaegreg, an der Rerka, rechts; 530 Einw.

Lentia, alter Name für Lenz.

Lentibularia (Bot.), nach Mönch, Pflanzengatt. Art: *L. vulgaris* Moench., f. v. a. *Utricularia vulgaris* L. Die Gatt. ist der Typus der *Lentibulariae* Rich. (f. d.).

Lentibulariae Herba (pharm. Bot.), f. *Utricularia vulgaris* L.

Lentibularia (Bot.), nach Richard, dickeledonische Pflanzenfamilie. Allgem. Charakter: Kelch frei, 2blättrig oder fünfspaltig, bleibend; Blume unterweibig, 2lippig, oft maskirt, gespornt. Staubgefäße 2, im Grunde der Blume angewachsen; Antheren 1fächerig; Eiersack 1fächerig, vieleiig. Griffel endständig; Narbe zweilippig, die obere Lippe sehr kurz, zuweilen undeutlich. Kapsel einfächerig klappig oder unregelmäßig-ausspringend, vielkammig. Samen an einem freien, kugelförmigen Sammenträger befestigt, einweißlos. Keim gerade, zuweilen ohne Samenanlagen. Krautige Wasser- od. Sumpfpflanzen. Die Blätter wechselständig (oder wirtelständig?), oft rosettig, einfach, ganz oder borstlich zertheilt und Luftblasen tragend. Die Blüten zwittrig, am Ende der Blütenstiele und Schäfte einzeln oder in Trauben. Diese Familie enthält gegen 100 Arten (in 3 Gattungen). Diese sind zwar über alle Welttheile und Zonen vertheilt, aber in den meisten Gegenden nur spärlich vorkommend. Die meisten wachsen in Neu-Holland und in den wärmern Ländern von Nordamerika. Ueber ihre Eigenschaften ist man noch sehr in Unkenntniß. Nach Reichenbach bilden die *Lentibulariae* eine Untergruppe der *Personatae Scrophularinae*, nach Deken machen sie einen Theil der *Zelen-Laubpflanzen* oder *Drosseln* (Bl. 9, Zunft 1) aus. Vergl. Richard Flor. parisi. I, S. 26.

Lenticellae (bot. Term.), die Lenticellen, Linsenkörper oder Rindenhöckerchen, 1) kleine, meist erhabene Flecken, Höckerchen od. Warzen, welche besonders auf der Rinde jüngerer Aeste bei dikotyledonischen Bäumen u. Sträuchern beobachtet werden und aus einem Häufchen locker verbundener oder getrennter Zellen bestehen, die, anfangs unter der äußersten Rindenschichte gelagert, später die letztere durchbrechen; man sieht dieselben besonders deutlich auf den Zweigen der Birke, des Hollunders u. A. m.; — 2) die auf die Oberfläche des Stammes und der Aeste hervorgetretene Anlage zu einer Adventivwurzel (s. adventitius), welche, so lange sie noch die Gestalt eines kleinen Höckerchens hat, häufig mit dem eben beschriebenen zelligen Erhabenheiten der Rinde verwechselt wird.

Lenticellen (bot. Term.), s. v. a. Lenticellä.

Lenticellen, s. Anatomie der Pflanzen, S. 877.

Lenticruses (a. Geogr.), allemannisches Volk; sie fielen um das J. 355 in Rhätien ein, brachten dem Heerführer Konstantin II., der sich während dieser Zeit auf den campis caninis gegen sie lagerte, in der Gegend des Bodensees, durch Hinterhalt eine Niederlage bei. Hierdurch ermuthigt, streiften sie an die Linien des römischen Lagers, die Römer zum Kampf herausfordernd, wurden aber durch einen Ausfall gänzlich in die Flucht geschlagen. Das Gerücht vom Kriege der Gothen gegen die Römer ließ sie im J. 378 über den gefrorenen Rhein setzen, und in Gallien einfallen, wo sie sich nach und nach bis auf 40,000, n. A. 70,000 verstärkten. Der Kaiser Gratian sandte gegen sie den Grafen Ran-nimus, der sie, im Verein mit dem Frankenkönig Malloband, bei Argentina schlug. Hierauf ging, um sie völlig auszurotten, Gratian selbst über den Rhein. Sie flohen aber in ihre unwegsamen Berge, worauf er mit ihnen, gegen Stellung einer gewissen Anzahl junger Mann-schaft, Frieden machte. Ihr Name verlor sich später unter den der übrigen Allemannen.

Lenticula (Bot.), nach Scopoli, Pflanzengatt., Arten unter Lemna L.

Lenticulae palustres, s. v. a. Meer-linsen.

Lenticulaire (franz., foss. Zoophyt.), nach Deluc, s. v. a. Orbitulites (s. d.).

Lenticulare. Ganglion (Anat.), s. Augennerven.

Lenticulares glandulae (Anat.), s. Darm.

Lenticularis (bot. Term.), Linsenförmig, wenn ein rundlicher oder ovaler Theil zwei Seiten so stark zusammengedrückt, daß er zwei nur wenig konvexe Flächen, von einem mehr oder minder scharfen Rande umgeben, besitzt z. B. die Samen der Linsen; wird auch nicht selten durch „lenticulari-compressus“ linsenförmig-zusammengedrückt bezeichnet, z. B. die Frucht bei Peucedanum-Arten.

Lenticulibovis (pharm. Zool.), Ochsen- augenlinsen, die getrockneten Krystalllinsen

aus den Augen der Ochsen, Kühe und Kälber, welche früher medicinisch angewendet wurden.

Lenticulina (Foss. Polythel.), nach Lamarck Untergattung von Nummulites, s. d.

Lenticulites (Foss. Polythel.), bei den älteren Petrefaktologen ossile Nummuliten, Krystallarien, Dyerkulinen u.

Lenticulus a. Os Sylvii (Anat.), s. Ohr.

Lentigo, Lenticula (Med.), s. Sommersprossen.

Lentikulärmesser, (Linsenmesser, Linsenknopfmesser, Lenticularis culter, Chir.), ein an seinem obern Ende mit einem linsenförmigen Knöpfchen oder Plättchen versehenes, schneidendes Instrument, bestimmt zur Abtragung von Knochenunebenheiten oder Splitter, welche nach Trepanationen zurückbleiben, und an dem innern Rande der durch jene bewirkten runden Oeffnung festsetzen können. In den älteren Zeiten, wo die Operativchirurgie sich in einem sehr rohen Zustande befand, und die chirurgischen Instrumente höchst mangelhaft beschaffen waren, bediente man sich des L. größtentheils bei jeder Trepanation; denn man hielt es für etwas, was ganz in der Ordnung und unvermeidlich wäre, wenn Knochensplitter bei Trepanationen in der besagten Oeffnung zurückblieben. Aber bei dem gegenwärtigen Zustande der Chirurgie überhaupt, und der Operativchirurgie insbesondere, wo das Zurückbleiben dergleichen größerer Knochenprominentien und der Knochensplitter, bei kunstgerechtem Verfahren während der fraglichen Operation vermieden werden kann, wo die Erfahrung darthut, daß geringere Unebenheiten oben besprochener Art nichts zu bedeuten haben, kann man das L. als ganz unnütz erklären.

Es gehört das Linsenmesser mit zu den ältesten chirurgischen Instrumenten, denn es kannten dasselbe schon Heliodor, der es *χρυσόκοπος* nennt (Kromholz, Abhandl. a. d. Gebiete der Aekologie, Th. II, Abth. 1, S. 106, Prag 1834), sowie Avicenna und Albucasis; seitdem hat sich seine Gestalt mannichfach verändert, wie wir dies weiter unten sehen werden. Im Allgemeinen bildet das L., wie es jetzt beschaffen ist, ein an seinem obern Ende mit einem linsenförmigen Knöpfchen versehenes Messerchen, dessen Klinge eine gewölbte und eine ebene Fläche hat, so daß das Instrument sich mit der erstern aufs Genaueste an die Schnittfläche der Schädelsknochen (Trepanations-) Wunde anschließen kann; die Klinge ist aus einem $3\frac{1}{2}$ Zoll langen, geraden, polirten Stahlstücke gearbeitet, so zwar, daß es an dem hintersten Ende einen Stiel bildet, darauf erst rund ist, und hiernach wiederum platt wird, welcher Theil die eigentliche, in der Regel $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Scheibe (Klinge) bildet; diese hat einen scharfen und einen stumpfen Seitenrand, und wird an ihrem Ende von einem, mehr oder weniger wagerecht aufstehenden, linsenförmigen Knöpfchen bedeckt, dessen Zweck es ist, die harte Hirnhaut vor Verletzungen zu schützen. Die so beschaffene Klinge wird nun in einem gewöhnlichen kolbigen, mehrkantigen u. gekerbten Stiel von Holz, Horn u. dgl. festgestellt.

Sieht man sich bei vorhandenen Knochensplit-

tern obiger Art ja genöthigt, das L. zu gebrauchen, so geschieht dies auf folgende Weise: man ergreift es an seinem Holzstiele mit voller Faust, senkt die Klinge behutsam in die Trepanöffnung am Rande derselben ein, und zwar so, daß das Linsenknöpfchen zwischen die Dura mater und die hintere Hirnschalensfläche zu liegen kommt, und die konvexe Klingensfläche gegen die Knochenwand gerichtet ist, worauf man das Instrument kreisförmig bewegt, u. die Knochensplitter u. s. w., mit dem Klingentheile abträgt, wobei man den Letztern an den Knochenrand andrücken, sich aber in Acht nehmen muß, mit dem linsenförmigen Knöpfchen nicht das Gehirn selbst zu drücken (Krombholz l. c. T. V, §. 22).

Die verschiedenen Arten von L., welche wir in Krombholz mehr gedachter Abhandlung beschrieben (l. c. S. 107 ff.), und bis auf wenige abgebildet (Taf. III) finden (bei denjenigen Instrumenten, wo dieses nicht Statt findet, soll die hinweisende Literatur hier bemerkt werden), sind nun folgende: 1) Das von Hippocrates beschriebene (Decapitis vulner. Edit. Foesil, Genf 1657, S. 127), wo Stiel und Klinge aus einem Stahlstück gearbeitet sind; der erste ist viereckig, und die letztere bedeckt ein dreieckiges Plättchen. Diesem ähnlich ist 2) das von A. de la Croce; der Stiel bildet zugleich ein gekrümmtes Hebeisen. Ebenso beschaffen ist 3) das Penticulär Scultetus. — 4) Das Linsenmesser von Berengar; hier ist der Schneiderand sehr schräg gelegt. — 5) Paré's u. Botalli's Penticulär mit schief gelegter Schneide (Parael opp. chirurg., Frankf. 1594, S. 291. — Botall. Opp. omnia méd. et chir., Leyden 1600, Tab. gen. Fig. ad 675). — 6) Solingens mit einem Trefond versehenes Linsenmesser, mit einem scharfen und einem abgerundeten Rande; das schief abgesetzte Vorderende ist an der einen Seite eben, an der andern konver; der Linsenknopf liegt schräg auf. — 7) Das Penticulär Purrets ist aus einem Stück Stahl gearbeitet, wovon der eine Theil der Stiel, der andere die plattförmige Klinge bildet; diese hat einen senkrecht und einen schief gelegten Rand, eine ebene und eine gewölbte Fläche; das linsenförmige Knöpfchen ist hohl, zum Auffangen der beim Lösen der Knochensplitter abfallenden Späne. — 8) Garangeot's Linsenmesser ist dem paré'schen und botalli'schen ganz ähnlich (Garangeot, Nouv. traité des instrum. de chirurgie, Par. 1725, Tbl. II, Taf. 10, S. 130). — 9) Petits Penticulär mit einem fingerhutähnlichen Aufsatz zum Auffangen der Knochen-späne und Splitter, die abgelöst werden. Eine Modifikation desselben ist 10) Platners Linsenmesser. — 11) Das Penticulär von Savigny, mit einem ringförmigen Vorsprunge statt des linsenförmigen Knöpfchens. — 12) v. Rudtorffer's Linsenmesser; die Klinge fängt schmal an und wird nach vorn zu immer breiter. — 13) v. Gräfe's Penticulär; beide Ränder der Klinge sind gerade; der eine Rand ist schneidend, der andere stumpf; die eine Fläche ist etwas hohl geschliffen, die andere konver; das linsenförmige Knöpfchen wenig vorspringend und schief gelegt. — 14) Henry's Stulp-Penticulär, mit Schwabeisen und hebelartigem Trefond versehen.

Lentil (Bot.), englisch, f. v. a. gemeine Linse, *Ervum Lens* L.

Lentilhac: du Gausse, franz. Dorf, Dep. Lot, Arr. Cahors; 520 Einw.

Lentillania (Zool.), Gattung der Venusmuscheln, aus einigen Arten der Gattung Cytherea gebildet; nicht durchgängig angenommen.

Lentillat (franz., Ichthyol.), f. v. a. Squallus (*Mustelus*) *stellatus* Risso.

Lentille (franz., Bot.), Pflanzengattung, f. v. a. *Ervum* L.

Lentilly, franz. Dorf, Dep. Rhône, Arr. Lyon; 1060 Einw.

Lentin, Leberecht Friedrich Benjamin, verdienstvoller Arzt, geb. zu Erfurt den 7. April 1736, besuchte vom vierzehnten Jahre an die Unis, verließ seine Vaterstadt und promovirte 1756 zu Göttingen als Doktor der Medicin. Hierauf ließ er sich als praktischer Arzt in Dierdorf, bald darauf in Klausthal und nachher in Lüneburg nieder, wurde endlich zum königlichen Leibarzt ernannt und nahm in Hannover seinen Wohnsitz, wo er am 26. Dec. 1804 †. — L. war einer der geschicktesten und erfahrensten Aerzte seiner Zeit. Seine Werke, als „Observat. medic.“ (Fasc. 1—111, 1764—1772); „Beobachtungen der epidemischen Krankheiten am Oberharze von 1777—1784“ (Dessau 1783); — „Memorabilia circa aërem, vitægenus, sanitatem et morbos Clausthalienisium“ (Gött. 1779) und endlich seine ganz vorzüglichen „Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft“ (Leipzig 1797—1808 mit Supplement 4 Tbl.) sind in acht hippokratischem Geiste geschrieben und stellen ihn in die Reihe der vorzüglichsten Beobachter aller Zeiten.

Lentini (Geogr.) 1) Stadt in der sicil. Intendantur Catania; Reis- und Süßholzbau; Hafen durch Erdbeben zerstört. Die Ruinen der Römerstadt Leontium liegen höher hinauf gegen Carlentini hin, der See Viviere di L. haucht meph. Dünste aus. Hier kam die Fata morgana oft vor; — 2) Fluß dabei.

Lentinus (Bot.), nach Fries, Untergattung von *Agaricus* L., f. *Leucosporus*.

Lenting, bayer. Pfarrdorf, R. B. Oberbayern, Bdgr. Ingolstadt; Schloß, Salpeter- und Potaschschiederei, Mühle; 370 Einw.

Lentisci Gummi (pharm. Bot.), f. v. a. Mastix, f. *Pistacia Lentiscus* L.

Lentiscus (Bot.), nach Thunberg, Untergattung von *Pistacia* L.

Lentis palustris Herba (pharm. Bot.), f. *Lemna gibba*, minor und polyrhiza L.

Lentilis (Opthol.), f. Staar, grauer.

Lento (Lentement, ital.), in der Musik das langsamste Zeitmaß; erfordert denselben Vortrag wie das Adagio (f. d.).

Lentor (Med.), 1) die Langsamkeit; 2) die Zähigkeit, zähe Flüssigkeit, Glischtrotes, Fluiditas lenta. — L. cordis, Torpor cordis, die Trägheit, Reizlosigkeit des Herzens.

Lentsch, preuß. Dorf, Prov. Schlesien, R. B. Oppeln, Arr. Reife; Wassermühle; 210 Einw.

Lentschtz, Stadt, f. v. a. Lenczye.

Lentschno, f. v. a. Lecyna.

Lentulus (röm. Gesch.), berühmte Familie

des bedeutenden cornelischen Geschlechts, aus dem bemerkenswerth sind: 1) Lucius Cornel. L., Consul im J. 327 v. Chr.; im J. 321 durch Tapferkeit und Ehrenstellen der Erste von den Legaten in dem bei Caudium eingeschlossenen Heere; er stimmte dafür, die Bedingungen der Samniten anzunehmen, weil durch Vernichtung des Heeres das Vaterland ganz von Vertheidigern entblößt werden würde. — 2) Gnejus Corn. L., Kriegstribun in der Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.); im J. 212 Quästor. Als Consul des J. 201 wünschte er sehr, den Oberbefehl in Afrika zu erhalten; es ward ihm aber nur gestattet, mit 50 Schiffen nach Sicilien und wennes nöthig sein würde, nach Afrika zu segeln. Scipio soll oft nachher geäußert haben, nur der Ehrgeiz zuerst des Tiberius Claudius, dann des Gnej. Corn. L. habe ihn gehindert, mit Karthago's Zerstörung den Krieg zu endigen. Als Prokonsul erhielt L. im J. 199 das diesseitige Spanien als Provinz, und nach seiner Rückkehr ward ihm eine Ovation bewilligt. — 3) Lucius Corn. L. (Bruder v. L. 2), befehligte nach Scipio's Abgang aus Spanien von 206—200 v. Chr. mit Luc. Manl. Acidinus das spanische Heer. Nach seiner Rückkehr glaubte er auf einen Triumph Anspruch machen zu dürfen, aber, obwohl der Senat seine Thaten für würdig des Triumphes erklärte, erhielt er doch nur eine Ovation bewilligt, weil es gegen das Herkommen war, daß der Stellvertreter eines Consul triumphirte. Im J. 199 bekleidete L. das Konsulat. — 4) Publius L., Kriegstribun im J. 171 v. Chr., begleitet als solcher den Consul P. Licinius nach Macedonien gegen Perseus. Im J. 169 war er kurlischer Adil. Im J. 168 sendet ihn L. Aemilius Paulus zu Perseus, als dieser nach der Schlacht bei Pydna zu unterhandeln wünschte. Cicero bezeichnet ihn als Princeps Senatus und hält ihn für ein Muster politischer Weisheit. Im J. 121 wurde er in dem Gefecht gegen Gracchus, dem er als Anhänger der senatorischen Partei beizuhobte, schwer verwundet. — 5) Publius L. Sura, Enkel von L. 4), Quästor unter Sulla im J. 81 v. Chr. Er ließ sich Veruntreuungen zu Schulden kommen und scheint seine Freisprechung durch einen Spas erlangt zu haben. Er soll nämlich den Richtern seine Wade dargeboten haben, wie Knaben zu thun pflegten, die für Fehler beim Ballspiel an diesem Theil des Körpers gestraft wurden. Aus diesem Umstande schreibt sich auch sein Beinamen Sura (Wade). Im J. 75 war er Prätor, und 71 bekleidete er das Konsulat. Im J. 70 wurde er wegen unsittlichen Lebenswandels aus dem Senat ausgestoßen, kam aber wieder in denselben, als er im J. 63 zum zweiten Male die Prätur erhielt. Um dieses Amt hatte er sich auch hauptsächlich deshalb beworben, um die Pläne Catilina's besser unterstützen zu können, von denen er sich viel versprach, indem er glaubte, nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier zu seyn, dem die sibyllinischen Bücher die Herrschaft der Stadt prophezeit hätten. L. hatte in Verbindung mit Cethegus von Catilina den Auftrag erhalten, den Consul Cicero zu ermorden; allein er hatte zu wenig Muth zu einer solchen That,

und die Unvorsichtigkeit, mit der er den Gesandten der Allobroger das Geheimniß der Verschwörung offenbarte, trug viel zum Mißlingen des Unternehmens bei. L. wurde seines Amtes entsetzt und verhaftet. Zwei Tage darauf ging das Gerücht durch die Stadt, daß L. und Cethegus sich durch Leute aus der niederen Volksklasse und durch Sklaven wollten befreien lassen; deshalb wurden sie vom Senat sofort zum Tode verurtheilt und noch vor Einbruch der Nacht hingerichtet. Gemahlin des L. war Julia, die Tochter des Luc. Jul. Cäsar, Wittwe des M. Antonius Creticus und Mutter des Triumphirer Antonius. — 6) Gnejus L. Clodianus, kam aus dem claudischen Geschlechte durch Adoption in das cornelische; war Consul im J. 72 mit L. Gellius. Von ihnen ist 1) die Lex Gellia et Cornelia de civitate, welche das Bürgerrecht derjenigen bestätigte, die es durch Pompejus in Spanien mit Bewilligung der ihm beigegebenen Beamten einzeln erhalten haben; 2) der Antrag, daß in den Provinzen die Leute nicht abwesend peinlich belangt werden sollten; 3) trug L. darauf an, daß Käufer eingezogener Güter, welchen Sulla die Zahlung erlassen, zur Nachzahlung der schuldigen Summe angehalten werden sollten. Beide Konsule hatten Unglück im Krieg gegen Spartacus. Im J. 70 waren sie strenge Censoren, und darauf im Krieg gegen die Seeräuber Legaten des Pompejus. Im J. 66 v. Chr. unterstützte auch L. die Lex Manilia. Ein Sohn von ihm war L. Clodianus, mit N. Metellus Creticus und L. Flaccus im J. 60 als Legat nach Gallien gesandt. — 7) Publius L. Spinther, Aedil im J. 63 v. Chr., gab als solcher prächtige Schauspiele und zeigte sich auch im J. 60 als Prätor freigebig, indem er bei den Apollinarspielen über den Eignen im Theater seines Zeuch ausspannen ließ, damit die Zuschauer im Schatten saßen, und die Bühne mit silbernen Geräthschaften bereicherte. Im J. 59 verwaltete er als Proprätor das diesseitige Spanien; als Consul bemühte er sich eifrig für die Rückberufung Cicero's aus der Verbannung. Nach seinem Konsulat verwaltete er bis zum J. 53 Cilicien und Cyprus auf gerechte und milde Weise. Für einen Streifzug gegen die Bewohner des Amasus erhielt er den Titel eines Imperators und im J. 51 auch den Triumph. Im Kriege zwischen Cäsar und Pompejus gehörte er zur Partei des Letzteren, wurde aber gleich im Anfang in Corfinium von Cäsar gefangen genommen, der ihn unverletzt freigab. Bald darauf begab sich L. wieder zu Pompejus ins Lager, begleitete ihn nach der Schlacht von Pharsalus auf der Flucht, und kam noch während des Bürgerkriegs um. — 8) Publius L. Spinther, Sohn von L. 7), wurde in demselben Jahre, in welchem er die männliche Toga erhielt, widerrechtlicher Weise unter die Augurn aufgenommen (57 v. Chr.). Im J. 47 soll er sich zu Alexandria aufgehalten haben. Von Cäsar begnadigt, kam er wieder nach Rom, wo er sich im J. 45 von seiner ausschweifenden Gemahlin Metella schied. L. war einer von denen, welche sich, als Cäsars Mörder von der Kurie nach dem Capitol zogen, an sie anschlossen, um den Ruhm zu theilen, obwohl

sie bei der That nicht mitgewirkt hatten. Er wurde als Proquästor dem Prokonsul der Provinz Asia, C. Trebonius, beigegeben und nahm nach dessen Ermordung den Titel eines Proprätor an. Nach Münzen scheint er wenigstens bis zum J. 27 v. Chr. gelebt zu haben. — 9) Lucius L. Riger, Flamen Martialis, unterstützte im Jahre 61 v. Chr. den Lentulus Crus in der Anklage des P. Clodius. Damit seine Bewerbung um das Konsulat für das Jahr 58 keinen Erfolg habe, wurden er und sein Sohn der Theilnahme an einer erdichteten Verschwörung gegen Pompejus beschuldigt. Er † 56 v. Chr. Cicero nennt ihn einen Mann von hochherzigen Gefinnungen, vieler Mäßigung und großer Vaterlandsliebe. — 10) Lucius L., Sohn von L. 9), klagte um das Jahr 54 v. Chr. den Gabinus wegen Majestätsverletzung des Volkes an, hielt aber einen ganz unbefriedigenden Vortrag und hatte nach der allgemeinen Meinung sich von jenem bestechen lassen. Obwohl mit Antonius sehr befreundet, nahm er doch die von jenem ihm im Jahre 44 angewiesene Provinz nicht an. — 11) Lucius L. Crus, Hauptankläger des Clodius im Jahre 61 v. Chr., Prätor im Jahre 58; von den Feinden Cäsars zum Konsul für das Jahr 49 gewählt. Er stimmte entschieden für den Krieg gegen Cäsar, und doch war er unfähig, geeignete Vorsehrungen zu treffen und gab geringe Beweise von Muth und Besonnenheit. Nach der Schlacht von Pharsalus, in der er wahrscheinlich den rechten Flügel des Pompejus befehligte, floh er mit Pompejus und begab sich, als die Rhodier die nachgesuchte Aufnahme verweigerten, über Cypern nach Aegypten, wo er einen Tag nach der Ermordung des Pompejus landete, ins Gefängniß geworfen und bald darauf getödtet wurde.

Lentus (bot. Term.), dickflüssig, zähflüssig; der Gegensatz von limpidus, dünnflüssig.

Lenz (Lentsch), (Geogr.), 1) Schweiz. einsames Pfarrdorf, Kant. Graubünden, Bez. Velfort; man gelangt dahin an dem malerisch von Tannenwald umkränzten Bajersee vorbei, der seinen Abfluß der Albula zuendet; über 300 E. Dabei die von magern Weiden und Wald bedeckte, fast 2 Stunden lange, 4621' über dem Meere liegende, einförmige Lenzeralde, auch Plura genannt, zur Winterszeit durch Schneestürme und Schneestürze gleich wild und gefährvoll, wie irgend einer der höhern Bergpässe. Bemerkenswerth sind die großen Blöcke von Urfels, deren Lagerstätte am Julier und Seprimer zu suchen ist. Auf einem Hügel südwärts vom Dorfe L. genießt man eine sehr schöne Aussicht über das zu Füßen liegende Thal und über die tiefe Schlucht des Schn hinweg auf den Heizenberg, gegenüber auf die Bergdörfer Mitten und Mons u. das Hochthal des Oberhalbsteins, so wie auf die Gebirgskette, welche sich vom Julier zum Albula hin erstreckt. In L. trifft die Straße nach Davos und der Weg nach dem Domleschg zusammen. Bei dem Hofe Bajerol traten im Jahre 1471 Abgeordnete aus allen

Gauen Rhätens zusammen u. beschworen eine ewige Vereinigung der drei Bünde. — 2) österr. mähr. Gut, Kr. Olmütz; dem Fürsten von Liechtenstein gehörend, ist mit Eisenberg verbunden; — 3) (Hof=L.), Dorfbas.; Mühle; 410 E.; — 4) Dorfbas.; Mühle 200 Einw.; — 5) preuß. Dorf, Prov. Pommern, R.=B. Stettin, Kr. Saargig; 2 Güter, Bormerk, Windmühle; 430 Einw.; — 6) königl. sächs. Dorf, Kr. Dresden, Amt Hain; Mühle; 160 Einw.

Lenz (Biogr.), I. Gelehrte, Schriftsteller, Dichter etc. 1) Samuel, historischer Schriftsteller, geb. zu Stendal 1686, † 1776 als weimar. Regierungsrath zu Halle. Schrieb: Anweisung zu einer Chronik von Stendal, Halle 1747 ff.; — Stifts- und Landeshistorien von Halberstadt, das. 1749; — von Brandenburg, das. 1750; — von Havelberg, das. 1750; — von Magdeburg, Rötten 1756; — Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, das. 1757, 2. Aufl. 1759. — 2) Ludwig Friedrich, Graf zu Altenburg 1717, † das. als Hofrath u. Amtmann 1789. Schrieb: Ueber die Liebe, 3 Gesänge, Altenb. 1743; — Mohammed II., Trauerspiel, Gorha 1751; — Gedichte, das. 1751. — 3) Johann Georg, ein um die Naturwissenschaft sehr verdienter Mann, geb. zu Schleusingen am 2. April 1748, studirte in Jena, wohin er sich 1765 begeben hatte, mit äußerst geringen Mitteln anfangs Theologie, dann Botanik und Mineralogie unter Immanuel Walch, welcher dort diese Wissenschaft zuerst als eine eigenthümliche vortrug. Nach Walchs Tode kaufte der damalige Herzog, nachherige Großherzog Karl August dessen naturhistorisches Cabinet und vertraute L. die Aufsicht über dasselbe an. L. hielt nun Vorlesungen über Naturgeschichte, insbesondere über Mineralogie, erst nach Kronstedts und später nach Berners System. Diesem durch Hoffmann bearbeiteten System blieb er bis ans Ende seines Lebens treu und lehrte in der ersten Periode seiner akademischen Wirksamkeit mit so glücklichem Erfolge, daß er oft in Einem Semester die Druktochnose für sechs besondere Kreise von Zuhörern vortragen mußte. Aus Eifer für seine Wissenschaft stiftete er 1796 die mineralogische Gesellschaft, welche der Herzog den 16. Dec. 1803 bestätigte. Präsident derselben wurde der Fürst Salizin, welcher sein prachtvolles, besonders an sibirischen Stücken reiches Cabinet nach Jena schenkte und durch die bereits bestehende Sammlung zu einer höchst bedeutenden erhob. Diese Gesellschaft erregte die lebhafteste Theilnahme, die ausgezeichnetsten Männer aller Klassen traten ihr gern bei, und bewarben sich zum Theil selbst um die Aufnahme; die Aufgenommenen beeilten sich durch Geschenke ihr Interesse zu bethätigen, wodurch das jenaische Cabinet zu einem außerordentlichen Umfange erwuchs. L. brachte den größten Theil seiner Zeit in diesem Cabinet zu; es immer zu vermehren, war seine einzige Sorge, und deshalb unterbielt er eine sehr ausgebreitete Korrespondenz durch ganz Europa. Mochte er auch bei der Aufnahme der Mitglieder in den letzten Jahren nicht immer mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gehen, mochte

er mehr die Anhäufung von Massen, als die Erwerbung einzelner recht instruktiven Exemplare im Auge haben, wurde von ihm auch Manches vernachlässigt, was zur wissenschaftlichen Anordnung, zur sorgfältigen Klassificirung und Beschreibung, so wie zur Sicherung und Erhaltung dieses Kabinet's unumgänglich ist: der Ruhm, zur Bereicherung desselben durch Erregung der Theilnahme Anderer wesentlich beigetragen zu haben, bleibt ihm ungeschmälert und sichert seinem Namen eine unvergängliche Dauer. Dieses Verdienst blieb auch nicht ohne Anerkennung. Er wurde 1794 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1803 zum Bergrath ernannt u. erhielt 1810 eine Professur mit Sitz und Stimme im akademischen Senat, so wie ihn fast alle gelehrte Gesellschaften Europa's als Mitglied aufnahmen. Den 25. Okt. 1822 wurde sein Lehrerjubiläum von der Akademie feierlich begangen, bei welcher Gelegenheit der Großherzog ein großes Mittagsmahl im Saale des jenaischen Schlosses gab und dem Jubelkreise ein beträchtliches Geldgeschenk machte. Unter den hierbei erschienenen Gedichten befand sich auch ein sehr anmuthiges von Göthe, welches in der Sammlung seiner Werke noch vermißt wird. In den letzten Jahren fiel L. in immer zunehmende Schwäche, welche ihn zur Fortführung der Geschäfte unfähig machte, und er † an völliger Entkräftung am 28. Febr. 1832. — 4) Karl Gotthold, Gelehrter, geb. zu Gera 1763, war Professor am Gymnasium zu Gotha, † 1809. Schrieb: Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter, Hannov. 1790; — Ueber Rousseau's Verbindung mit Weibern, Leipz. 1792; — Die Ebene von Troja, Neustrelitz 1798; — übersezte St. Croix, Versuch über die alten Mythen, Gotha 1790 und — Lechevalier, Reisen nach Troas, Altenb. 1800. — 5) Johann Michael Reinhold, deutscher Dichter, bekannter als durch eigene Arbeiten durch seine enge Verbindung mit Göthe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Livland, geb. zu Schwegen am 12. Jan. 1750. Nachdem er in Königsberg studirt und sich kurze Zeit in Berlin aufgehalten hatte, ging er 1771 als Führer eines jungen Adelligen nach Strassburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Aktuar Salzmann, Göthe und Jung-Stilling waren. Er verfaßte mehrere dramatische Dichtungen und ästhetisch-kritische Aufsätze; durchgehends aber zeigte sich auch schon die später mehr und mehr überhandnehmende Excentricität seines ganzen Wesens. Zum vollen Ausbruch kam dieselbe, als L. ein Jahr später in Efenheim Friedrike Brion, (Göthe's Friederike) kennen lernte und von der verzehrendsten unerwiderten Leidenschaft zu ihr ergriffen wurde. Von der geistigen Zerrüttung, die ihn bereits bedrohte, rettete ihn jetzt noch die Beschäftigung mit Plautus und Shakespeare und die thätige Theilnahme an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache. Am weimarschen Hofe, wohin er sich im Frühjahr 1776 begab, konnte er trotz Göthe's, Herbers und Wielands freundschaftlicher Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringen-

den Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Eisaß zurückgekehrt, verfiel er in völligen Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schloffer in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimath geholt. Von seinen letzten Lebensjahren wissen wir fast nur, daß er am 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten äußern und innern Elend †, doch verließ ihn das Gefühl und der Stolz seines geistigen Reichthums nie ganz. Seine „Gesammelten Schriften“, die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Wahrheit und Ordnung durchdrungenen Geist verrathen und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur gehören, gab Tieck mit einer werthvollen Einleitung heraus (3 Bde., Berlin 1828). Vgl. Stöber, „Der Dichter L. und Friederike von Efenheim“ (Bas. 1842). — 6) Johann Adam, Militärschriftsteller, geb. 1786 in Stockach in der Landgrafschaft Nellenburg, machte seine ersten philosophisch-mathematischen Studien zu Klagenfurt. Er trat darauf 1804 als Kadett in österreichische Kriegsdienste und machte als solcher den Feldzug 1805 in Italien, Bayern und Mähren mit, ward aber 1806 von seinem neuen Landesherrn, dem König von Württemberg, als Lieutenant bei dem ersten Bataillon der Fußjäger angestellt. Im Lauf des Feldzuges 1808 gegen Oesterreich zum Oberlieutenant und Adjutanten befördert, hatte er Gelegenheit, sich in dem für die württembergischen Waffen so rühmlichen Treffen bei Linz auszuzeichnen. Er trat 1813 in westphälische Dienste, rückte zum Hauptmann vor, und erhielt im Laufe des Feldzugs 11 Wunden, von denen jedoch keine ihn zum fernern Dienst unbrauchbar machte. Nach der Auflösung der westphälischen Armee bot ihm der König von Württemberg wieder Dienste an, die er annahm; in den Feldzügen von 1814 u. 1815 fand er abermals mehrfache Gelegenheit sich auszuzeichnen, erhielt aber auch in dem Treffen bei Strassburg neue Wunden; zum Hauptmann erster Klasse befördert, zeichnete er sich im Kriege gegen die Franzosen aus. Die Zeit des Friedens benutzte L. zu literarischen Beschäftigungen. Das militärische Publikum und insbesondere das württembergische Armeecorps verdankt ihm eine Reihe interessanter Schriften für angehende Militärs, welche sich durch klaren Vortrag, Präcision, und eine gründliche Kenntniß des behandelten Stoffes auszeichnen. Dahin gehören: „Felddienst für Unteroffiziere und angehende Militärs“, erster Thl. Vorpostendienst (2. Aufl., Stuttg. 1826), zweiter Thl. Patrouillenlehre (1825), dritter Thl. Verhaltensvorschriften bei Detaschirungen (1829); „Fragen über den Felddienst für Unteroffiziere u. s. w.“ (Stuttgart 1830). — 7) Harald Stmar, ein um die Naturgeschichte sehr verdienstlicher Mann, geboren 1799, besuchte bis zu seinem 14. Jahre die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, der sein Großvater, Salzmann, vorstand, und kam dann auf das Gymnasium zu Weimar, dessen Direktor damals sein Vater war. Darauf studirte er in Göttingen und Leipz-

den Ortschaften Beckhorst, Bockhorst, Füttringhausen u. Westerhausen, eine Gemeinde mit 1060 Einw.

Lenzinit (Min.), nach Leon-Dufoure, f. v. a. Brooke's Severit od. Gallonsit von St. Severe in Frankreich, f. Gallonsit.

Lenzites (Bot.), nach Fries, Lenz' Pilz-Gattung der Hymenini Agaricini Richb. Rabh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Lamellen lederartig, fest, bald einfach, ungleich, bald ästig und nach hinten anastomisirend, größere oder kleinere Zellen bildend. Von 5 deutschen Arten sind am verbreitetsten: 1) **L. betulina** L. An alten Stämmen der Laubbäume, besonders der Birken. Hut korkig-lederartig, fest, bis 3 Zoll breit, blaß, mit undeutlichen, filzigen Zonen, am Rande gleichfarbig; Lamellen fast gerade, lederartig, etwas ästig, blaß. Fl. dan. T. 1555. — 2) **L. trabea** Pers. An alten, faulenden Balken u. Stämmen. Hut lederartig, flach, ziemlich dünn, runzelig, gegen den Rand undeutlich gezont, zartfilzig, schmutzbraun, später glatt; Lamellen steif, einfach und getheilt, hin und wieder anastomisirend, ganzrandig, fleischfarbig-röthlich. Corda, Icon. V. 83, Taf. 10, F. 89.

Lenzig, preuß. Dorf, Prov. Preußen (Westpr.), R.-B. Danzig, Kr. Neustadt; 130 Ew.

Lenzig, Stadt, f. v. a. Lenczyc.

Lenzmonat (Kal.), 1) der März, — 2) auch wohl der Mai.

Lenzner, Johann Nikolaus, Zeichner und Maler des 18. Jahrh., 1711 zu Schleiz geb., Schüler von Dietrich (in Weimar) und Hamilton, ließ sich in Frankfurt a. M. nieder, wo er schon 1749 †. Seine Landschaften mit Ruinen und Vieh, seine Kopien und Zeichnungen nach Teniers, sowie seine Zeichnungen der Kaiserkrönungsfeierlichkeiten fanden vielen Beifall.

Leo (lat., Säugeth.), f. v. a. Löwe, Felis Leo L.

Leo (lat.), 1) der Löwe; — 2) (Astron.), eins von den 12 Bildern des Zodiacus, f. Löwe; — 3) (Alch.), in alchemischen Prozessen Gold, oder mit anderen Zusätzen, wie **L. rubens**, **L. viridis**, seine vermeintlich gewonnene Grundlage.

Leo, St., ital. Stadt, Kirchenstaat, Deleg. Urbino; Bischofssitz, kleines Fort; 1200 Ew.

Leo (griech. Liter.), 1) aus Metapontum, Pythagoräer, vielleicht identisch mit dem L., an welchen Alkmaon sein naturphilosophisches Werk richtete. — 2) L., schrieb über Aegypten und den dortigen Götterdienst (Hugin, Poet. Astron. II, 20. — 3) L., Philosoph und Arzt, von dessen Schrift jetzt ein Stück in den Nova Aneecd. von Boissonade (Paris 1844, S. 367 — 370) herausgekommen ist. — 4) L., gelehrter Jurist, gerühmt von Sidonius Apollinaris, Narb., 446 ff. — 5) L. Anamarzeus, aus der Zeit nach Justinian, Verfasser von Kommentaren und Glossen zu den Basiliken. — 6) L. VI., Kaiser, der Weise, auch der Philosoph genannt; ihm werden eine Reihe von Schriften verschiedenen Inhalts beigelegt (vgl. Fabric. Bibl. Graec. VII, S. 693 ff. ed. Harl.). Dahin gehören zunächst seine poetischen Versuche: 9 Epigramme, welche in die griechische

Anthologie aufgenommen sind (f. Jacobs, Anthol. Graec. XIII, S. 907); — dann ein kleines Gedicht in Jamben über den traurigen Zustand von Griechenland, und ein anderes von 27 Versen, welche rückwärts gelesen einen Sinn geben; beide bekannt gemacht durch L. Allatius, das eine bei: De consens. eccles. occid. et oriental. S. 854, das andere bei: Excerpt. Rhett. et Sophist. (Rom 1641, 8.), S. 398. Eine Anzahl Hymnen soll noch handschriftlich existiren. Auch eine kleine, in das Gebiet der Kriegswissenschaft fallende Schrift (Τῶν ἐν πολέμοις τακτικῶν σύντομος παράδοσις), ein Abriß oder ein Lehrbuch der Taktik, ist zu erwähnen. Das Buch ist für uns in sofern von Werth, als es meist aus älteren Schriftstellern der Art, Arrianus, Aelianus, insbesondere aus Diodorander geschöpft ist. Herausgegeben wurde es zuerst in einer lateinischen Uebersetzung von J. Schegk (Basel 1554) und dann mit griechischem Text zuerst von Meursius (Leiden 1612). — 7) L. von Konstantinopel, gelehrter Philosoph und Astronom des 9. Jahrhunderts. — 8) L. Asianus, im 10. Jahrh. lebender Grammatiker, dessen Geschichte (Χρονολογία τὰ τῶν νέων βασιλέων περιέχουσα) von 813 — 940 n. Chr. der Ausgabe des Theophanes (Par. 1655, Fol.) von Combest. beigelegt ist. — 9) L. Diaconus, schrieb die Geschichte der Jahre 959 — 975 in zehn Büchern, welche aus der einzigen noch vorhandenen Handschrift von K. B. Hase herausgegeben wurden (Par. 1818; Bonn 1828). — 10) L. Magentenus, Metroplast von Mithlene, um 1340 lebend, Verfasser eines Kommentars (ἐξηγησις) zu des Aristoteles Schrift Περὶ κινήσεως, welcher meist entnommen ist aus einem Kommentar des Ammonius. Die Schrift erschien mehrmals in lateinischer Uebersetzung; so von J. B. Rasarius, Paris 1544, Venedig 1547. Ein anderer Kommentar L.'s zu den ersten Analytica ist abgedruckt mit dem des Joh. Philoponus und in lateinischer Uebersetzung von demselben Rasarius herausgegeben (Venedig 1544).

Leo. **L.** (Griech. Geschichte), 1) Tyrann von Phlius, aus seinem Gespräche mit Pythagoras bekannt. — 2) Sohn des Euryktheniden Eurycrates II., um 600 v. Chr. lacedämonischer König, in den Versuchen gegen die Freiheit der Thegeaten nicht glücklich. Sein Sohn war Anaxandridas, f. d. — 3) Ein lacedämonier, der mit Alcidas und Damagon die Gründung von Heraclea in Trachinien leitet, 426 v. Chr. (Thuc. III, 92); — 4) im Jahre 411 spartanischer Befehlshaber in Chios (Thuc. VIII, 61); — 5) aus Salamis gebürtig, Bürger in Athen, im Jahre 421 einer der Unterzeichner des Niciasfriedens, im J. 412, 411 mit Diomedon Flottenführer. Beide traten im J. 411 in dem Schiffs-lager auf Samos als Gegner der Vierhundert auf (Thuc. VIII, 73); gleichwohl mußten sie, weil sie als gemäßigte Demokraten nicht das volle Vertrauen des Heeres hatten, den Oberbefehl an Thrasybulus und Thrasyllus abgeben (Thuc. VIII, 76). Nach Xen. Hell. I, 5, 16, war L. einer der zehn Feldherren, welche nach Entsetzung des Alcibiades den Befehl über die Flotte erhielten; Xen. I, 6, 30, läßt statt L. des

Lyfias in der Schlacht bei den Arginusen befehligen und nennt diesen **L. 7. 1.** unter den sechs Anführern, welche hingerichtet wurden. Während der Herrschaft der Dreißig floh L., um sich und sein Vermögen zu sichern, nach Salamis; die Dreißig ließen ihn aber nach Athen abführen und hinrichten. Unter den fünf Männern, welche den L. herbeischaffen sollten, war auch Socrates, dieser aber entzog sich dem Auftrage. — **6)** Athenischer Gesandter an Artaxerxes Mnemon, Ankläger seines Mitgesandten Timagoras, s. d.; — **7)** von Byzanz, Schüler des Plato; zur Zeit, da König Philipp von Macedonien Byzanz angriff (340 v. Chr.), an der Spitze des Staates. Er war dem Phocion befreundet und bewirkte die Aufnahme desselben in der Stadt, als er mit einer athenischen Flotte zu Hülfe kam, während dem übel berüchtigten Chares, der zuerst eine athenische Flotte herbeigeführt hatte, die Thore verschlossen blieben. Nachdem Philipp die Belagerung aufgehoben hatte, schrieb er einen Brief an die Byzantiner, in welchem er behauptete, L. habe nur deshalb Byzanz nicht übergeben, weil Philipp ihm die Summe, die er als Preis verlangte, nicht bezahlte; aus Furcht, gesteinigt zu werden, erhängte sich L.

II. (Römische Kaisergeschichte). 8) Der Eunuch Leo, Gehülfe des Eutropius, führte das byzantinische Heer gegen Targibil an, wurde aber geschlagen und **†** auf der Flucht vor Angst. — **9)** Kaiser Leo **L.**, ohne erkennbaren Grund der Größe genannt. Ein Thracier von Geburt, hatte er es bis zum Rang eines Tribunen gebracht, als er nach dem Tode des Kaisers Marcianus von dem mächtigen Patricier Aspar, dessen Haushofmeister er war, und der als Arianer den Thron nicht selbst besteigen konnte, am **7. Februar 457** zum oströmischen Kaiser ernannt und vom Patriarchen Anatolius gekrönt wurde. Aspar gedachte unter fremdem Namen selbst zu herrschen, aber L. machte sich bald unabhängig von ihm und schloß sich desto enger an die orthodoxe Partei, namentlich den Bischof von Konstantinopel, Gennadius, an, ohne sich aber positiv in die dogmatischen Streitigkeiten einzumischen. Er verfolgte die Arianer u. gab ein strenges Sonntagsfeiergesetz. Auch war er bemüht, sich selbst Anhänger zu gewinnen, und vermählte im Jahre 458 seine Tochter Ariadne an den kriegstüchtigen Zeno. Im Jahre **467** ernannte er den vom römischen Senat empfohlenen Anthemius zum weströmischen Kaiser, um gegen die fortwährenden Einfälle der Vandalen eine Unterstützung zu haben. Er selbst schickte im Jahre **468** seinen Schwager Basiliscus mit einer zahlreichen Flotte und starkem Heere gegen Genseric. Anfangs siegreich, dankt Basiliscus an den Thron, und Aspar sucht aus Rachsucht seinen Ehrgeiz an und veranlaßt ihn zum Verrath; der von L. nachgeschickte Heraclius erobert alle afrikanischen Städte ohne Mühe und zieht vor Karthago; starrt ihn aber zu unterstützen, läßt sich Basiliscus von Genseric bestechen und bewilligt diesem einen fünfjährigen Waffenstillstand, den derselbe dazu benutzte, Brander gegen die kaiserliche Flotte auszusen-

den. In der dadurch entstandenen Verwirrung greifen die Vandalen an und die kaiserlichen werden gänzlich geschlagen. Heraclius und Basiliscus kehren nach Byzanz zurück; letzterer flüchtet sich in die Sophienkirche, und wird auf Fürbitte seiner Schwester, der Kaiserin Verina, begnadigt. Als darauf Aspar auch gegen Zeno intriguirte, so wurden er u. seine beiden Söhne Ardabur und Patricius im Jahre **470** ermordet; nur sein jüngster Sohn Armenarchus entsfloß mit Zeno's Hülfe. Im Jahre **472** krönte L. seinen gleichnamigen Enkel und ernannte ihn, ehe er im Januar des folgenden Jahres starb, zu seinem Nachfolger. Schon im Februar krönte der junge Kaiser (Leo II.), unterstützt von seiner Mutter und Großmutter, seinen Vater Zeno zum Mitregenten, **†** aber schon im November des Jahres **474, 17** Jahre alt, worauf Zeno Alleinherrscher war. — **3)** L. aus Cilicien, Referendarius am Hofe des Justinian. Nach Procop. Anecd. **14, 90.** war er es, der den Kaiser auf den Aemterhandel als auf eine Erwerbsquelle aufmerksam machte und ein förmliches Bestechungssystem organisirte, durch das er selbst zu großen Reichthümern kam. — **4)** Leo III. oder der Isaurier, ursprünglich Konon heißend, oströmischer Kaiser vom Jahre **718 — 741.** Aus niedrigem Stande geboren, diente er anfänglich in der Leibwache (Spatharius) Justinians II., erregte aber bald dessen Eifersucht und ward nach Kolkhis geschickt, wo er sich so sehr auszeichnete, daß Anastasius II. ihm den Oberbefehl über das Heer im Osten übertrug. Als die Garde sich gegen den Kaiser empörte und die Krone dem Theodosius aufdrängte, war es hauptsächlich das Zaudern L.'s (er war durch ein arabisches Heer bedroht), was die Fortschritte des letztern möglich machte. Aber sowohl er, als sein Schwiegersohn Artabasbus, Befehlshaber in Armenien, verweigerten dem Theodosius den Gehorsam, ohne aber darum ihren Posten gegen die Feinde zu verlassen oder von Theodosius angegriffen zu werden. Als er sich der Araber durch einen Vertrag versichert hatte, ergriff L. die Initiative gegen Theodosius, der bei seiner Annäherung der lästigen Krone freiwillig entsagte (**25. März 717**). Sobald L. gekrönt war, kündigte er den mit den Arabern geschlossenen Vertrag, welche vor Konstantinopel zogen, zwar — namentlich mittelst des griechischen Feuers — zurückgetrieben wurden, aber in der Nähe überwinterten und im Frühjahr mit verstärkter Macht von Neuem anrückten; aber auch diesmal wurden sie theils durch jenes Feuer, theils durch den Abfall der Christen im mohammedanischen Heer geschlagen und zurückgedrängt und durch Hunger und Pest endlich zum gänzlichen Aufgeben der Belagerung genöthigt (**15. Aug. 718**). Inzwischen hatte Sergius, Herzog von Sicilien, Konstantinopel für verloren haltend, seine Insel unabhängig gemacht und einen Byzantier, Basilus, als Kaiser aufgestellt, der nun den Namen Liberius annahm und durch das falsche Gerücht von der Eroberung Konstantinopels das Volk gewann. Aber Leo schickte seinen Oberstallmeister (Char-talaris) Paulus als Herzog nach Sicilien, mit

eigenhändigem Schreiben an das sicilische Volk und die Großen. Alsbald fiel Jenem Alles zu, Basilus wird ergriffen und getödtet, Sergius entflieht und erhält später Verzeihung. Im Jahre 720 machte auch Anastasius II. in Verbindung mit einigen über L.'s kräftige Regierung unzufriedenen Hofleuten einen Versuch, den Thron wieder zu gewinnen, scheiterte aber an L.'s Wachsamkeit und Beliebtheit bei Volk und Heer; von den erkauften bulgarischen Truppen verrathen, wurden Anastasius und die übrigen Verschworenen enthauptet. Das Denkwürdigste aus L.'s Regierung ist aber sein Konflikt mit dem Bilderdienst. Im sechsten Jahre seiner Regierung wollte L. die Juden und Mohammedaner zum Christenthum bekehren, erkannte aber bald als ein Haupthinderniß den christlichen Bilderdienst, worin ihn sein Hoftheolog, der phrygische Bischof Theophilus, bestärkte. Nachdem ein Versuch, die byzantinischen Theologen für seine Ansicht zu gewinnen, vergeblich gewesen war, versammelte er im neunten Jahr seiner Regierung ein sogenanntes Silentium (worin die weltlichen Mitglieder das Uebergewicht hatten), welches den Bilderdienst in die Kategorie des Götzendienstes stellte; und je größer der Widerspruch war, welchen diese Ansicht allenthalben fand, desto eigensinniger beharrte der Kaiser auf der seinigen, und erließ im Jahr 728 ein Edikt, worin er alle Bilder von Engeln, Heiligen und Märtyrern bei Strafe verbot und den Obrigkeiten befahl, sie überall wegzunehmen, und am Anfang des Jahres 730 wurde der widerspenstige Patriarch von Konstantinopel, Germanus, abgesetzt und dafür Anastasius ernannt. Wenn gleich das Edikt nirgends befolgt wurde — am ehesten noch in Konstantinopel, wo aber über die Zertrümmerung eines Christusbildes ein Aufruhr ausbrach, — so erregte es doch einen Sturm, den besonders der Papst Gregor II., später auch Johannes von Damascus durch Gegenschriften nährten. Noch entschiedener trat Gregor III. (namentlich auf einer im J. 733 gehaltenen Synode) zu Gunsten der Bilder auf, so daß L. im J. 733 Heer und Flotte gegen ihn schickte, die aber in einem Sturme zu Grunde gingen. L. wiederholt die Expedition nicht, da das Reich fortwährend durch die Einfälle der Araber heimge sucht war, welche er jedoch u. sein Sohn Konstantin im Jahre 740 in einer großen Schlacht besiegten. Auch gab ein Erdbeben Veranlassung zu drückenden Steuern und Unzufriedenheit, doch † L. bald darauf an einer Krankheit, seinem Sohn und Nachfolger ein ergebene Heer und Volk und einen wohlgefüllten Schatz hinterlassend. Vgl. Zonar. XV. Leophan, S. 600 ff. Bonn. Cedrenus. Gibbon (ed. Sporskil) S. 1728 f., 1780 f., 1787 ff. Schloffer, Gesch. der bilderstürmenden Kaiser, S. 131 ff., 140—199. Der Sohn Konstantins V., Leo IV., regierte vom J. 775—780 mit Mäßigung und im Sinne seiner ikonoklastischen Abnen. S. Schloffer, S. 249—259.

III. Päpste. 10) L. I., 440—461, mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen zu Rom, nach Andern in Toskana geboren. Von

seinen Jugendjahren ist nichts Gewisses bekannt. Die Päpste Celestin I. und Sixtus III. bedienten sich seiner in wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, selbst als er noch Diakonus war. Als letzterwähnter Papst 380 gestorben war, ward L. im Sept. desselben Jahres von der römischen Geistlichkeit auf den heiligen Stuhl gesetzt. Unstreitig gehört er unter die berühmtesten Kirchenfürsten und Kirchenlehrer. Er war es, welcher die Größe des römischen Stuhles zuerst mit klarem Bewußtsein begründete. Kraft der Nachfolge des heiligen Petrus betrachtete er sich und jeden römischen Bischof als das Haupt der ganzen Kirche des Abendlandes wie des Morgenlandes. Solchen Sinnes nahm er die unstatthafte Appellation des Bischofs von Besançon, Gelidonius, welcher auf einer vom Bischof Hilarius von Arles gehaltenen Synode seines Amtes entsetzt worden war, nicht nur an, sondern erklärte auch, da Hilarius einen Richter jenseit der Alpen nicht anerkennen wollte, diesen seiner Würde und Macht für verlustig. Zur Beschönigung solchen Machtspruches erschlich er sich vom Kaiser Valentinian III. (445) ein Dekret, nach welchem die Provinzialbischöfe nichts im Kirchengebrauche ohne Auktorität des römischen Bischofs ändern, allen Anordnungen des apostolischen Stuhles Gesezskraft zuerkennen und durch weltliche Gewalt gehalten werden sollten, den Vorladungen nach Rom zu gehorchen. Doch galt dieses Edikt nur im Abendlande und konnte von der Macht, die es gegeben hatte, nicht vertreten werden, da diese selbst eben in diesem Jahrhunderte der Barbarenherrschaft weichen mußte. In seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit scheute L. gegen die Manichäer, die er in Rom selbst entdeckte, auch blutige Strafen nicht. In dem eutychäischen Streite erklärte er sich (in einem Briefe an Flavianus: „De incarnatione Verbi“) bestimmt für zwei Naturen in Christo. Da nun dennoch die Gegenpartei unter des berühmigten Dioskurus Leitung auf der Räubersynode zu Ephesus (449) siegte, so sparte L. weder Thränen noch Worte, um solchen Sieg zu vernichten. Zu rechter Zeit † der Kaiser Theodosius; denn dem neuen Herrscherpaare (Pulcheria und Marcianus) galt L.'s Ansehen über Alles. So geschah es, daß er auf der Synode zu Chalcedon 451, wo seine Legaten präsidierten, die Verdammlung der Lehre des Eutyches erlangte. Nur konnten seine Protestationen nicht verhindern, daß die Grenzen des Patriarchen von Konstantinopel hier erweitert und diesem gleiche Rechte mit dem römischen Bischöfe zuerkannt wurden. Glänzend aber war der Erfolg seiner Gesandtschaft an Attila, welcher über die Alpen gestiegen und in Oberitalien eingebrochen war. Im hohenpriesterlichen Schmucke ging L. ihm entgegen und vermochte durch seine Beredsamkeit den welterobernden Heidenkönig zum Abzuge (452). Als bald darauf Genseric Rom sich bemächtigte (455), rettete der Römerbischof noch einmal die ewige Stadt, zwar nicht vor der Eroberung und Plünderung, aber doch vor Mord und Brand. Er † im Jahre 461 als einer der

berühmtesten Schriftsteller seiner Zeit. Sein Gedächtnistag ist der 11. April. Seine hinterlassenen Schriften, bestehend aus 96 Festpredigten, 141 Briefen und einigen Abhandlungen, sind nicht ohne rhetorischen Werth, voll Rhythmus, aber auch voll Wortgepränge, und für die Glaubenslehre von Wichtigkeit. Gesammelt u. herausgegeben sind sie von Paschasius Duesnel, 2. Ausg. Lyon 1700, 2 Bde. Fol., und von Vallerini, Bened. 1753—57, 3 Bde. Fol. Vergl. Wilh. Amad. Arendt, „Leo d. Gr. u. seine Zeit“ (Mainz 1835, 8. — 11). L. II. (682 bis 683), Nachfolger Agatho's, war ein Sicilianer. Mit dem Kaiser Constantinus Pogonatus stand er in gutem Vernehmen, bestätigte die Schlüsse der sechsten ökumenischen Kirchensammlung zu Konstantinopel und verdamnte den Papst Honorius. Uebrigens war er nicht ungelehrt und verbesserte den gregorianischen Gesang. Er † 683 und ward kanonisiert. Sein Tag ist der 11. Juni. — 12) L. III. (795—816), ein geborener Römer, wurde nach Hadrians I. Tode durch den Einfluß einer mächtigen Partei zu seinem Nachfolger gewählt. Vier Jahre darauf erregte der Haß seiner Gegner einen Tumult wider ihn. Vor dem Altare in der Kirche wurde er überfallen, hinweggeschleppt u. in einen Kerker gebracht. Mit Mühe entkam der gemißhandelte Papst und flüchtete zu Karl dem Großen ins Lager bei Paderborn, 799. Unter dessen Schutze kehrte er nach Rom zurück. Im folgenden Jahre zog Karl persönlich über die Alpen, hielt Gericht in Rom und bestrafte, nachdem sich L. durch einen Eid von den angeschuldigten Verbrechen gereinigt hatte, die Empörer; den Papst aber setzte er in alle seine Rechte wieder ein. Aus Dankbarkeit setzte dieser am 25. Decbr. 800 in der Peterskirche die römische Kaiserkrone auf des Königs Haupt. Einige Jahre nachher, 804, unternahm L. aus unbekannten Ursachen eine neue Reise zu Karl dem Großen, führte aber bald darauf bei ihm Beschwerde über das Verfahren der kaiserlichen Kommissarien in Italien, ohne jedoch günstiges Gehör zu finden. Nach des Kaisers Tode empörten sich die Römer aufs Neue (815). L. ließ die Mädelöführer hinrichten und † im folgenden Jahre. Seine Briefe an Karl den Großen hat zuerst Hermann Conring (Helmst. 1647 und 1655, 4.) herausgegeben. — 13) L. IV., 847—855, ebenfalls ein Römer, folgte auf Sergius II. (847). Er krönte 849 den jungen Kaiser Ludwig II. zu Rom und erweiterte die Stadt durch eine Vorstadt, wodurch die Peterskirche in die Stadt selbst kam. Um diese Zeit ward Italien von den Saracenen bedroht. Ohne L.'s Heldenmuth würde Mohammeds Fahne von den Zinnen des Kapitols geweht haben. Er schlug die Feinde des Christenthums in Verbindung mit den Neapolitanern zur See (849) und legte gegen sie an der Stelle des verwüsteten Centumcella eine neue befestigte Stadt, Leopolis, an, woraus nachher Civitavecchia wurde. Er † den 17. Juli 855 u. ward kanonisiert. — 14) L. V., aus Urdea, ein Benediktiner, war Nachfolger Benedikts IV. (903). Verdrängt von Christophorus, † er im Gefängnisse vor Kummer 904. —

15) L. VI., ein Römer, wurde nach Johann X. 928 erwählt, regierte aber nur 7 Monate und 5 Tage und † zu Anfange des folgenden Jahres. — 16) L. VII., ebenfalls ein Römer, ward 936 Nachfolger Johanns XI. Er suchte die Klosterzucht zu verbessern und berief deshalb den Abt Edo von Clugny nach Rom. Vergebens bemühte er sich auch den Frieden in Italien wieder herzustellen u. † 939. — 17) L. VIII., früher päpstlicher Protoscrinarius, wurde auf einer vom Kaiser Otto I. berufenen Synode zu Rom an die Stelle des verrätherischen Johann XII. im Jahre 963 zum Papste erwählt. In einer im Namen des ganzen römischen Klerus und Volkes ausgestellten Urkunde überließ er dem Kaiser mit der italienischen Königswürde und dem kaiserlichen Patriariate über Rom zugleich die selbstständige Wahl seiner eigenen Nachfolger in beiden Würden, so wie die Einsetzung des Papstes. Allein nach des Kaisers Abzuge kehrte Johann nach Rom zurück, nahm grausame Rache an seinen Feinden und nöthigte L. VIII. zur Flucht. Ehe aber noch Otto etwas verfügen konnte, starb der ehebrecherische Johann, und die Römer schritten, anstatt ihrem Eide gemäß den Papst L. anerkennen, zu einer neuen Wahl, indem sie den bisherigen Kardinaldiakonus Benedikt ernannten. Nun zog der Kaiser nach Rom, eroberte die Stadt, ließ auf einer Synode Benedikts Wahl für nichtig erklären u. L. wieder einsetzen, welcher jedoch schon 965 †. — 18) L. IX., (1048—1054), des Kaisers Heinrich III. Vetter, früher Bischof Bruno von Toul, geb. 1002, wurde auf dem Reichstage zu Worms erwählt. Auf Veranlassung des Mönches Hildebrand, der ihn aus Deutschland begleitete, zog der neue Papst als Pilger nach Rom und ließ sich dort erst noch die ausdrückliche Zustimmung des Klerus und Volkes geben. Im Auftrage Heinrichs III. ward eine Visitation des Klerus unternommen. Der fromme und gelehrte L. suchte persönlich auf mehreren Concilien in Italien, Frankreich und Deutschland die verfallene Kirchenzucht wiederherzustellen und die Sitten der Geistlichen zu verbessern. Aber er fand überall großen Widerstand. Die anfängliche Maßregel L.'s, alle der Simonie, der Ehe oder des Konkubinats Schuldigen zu entsetzen, erschien bald als unausführbar wegen des dann eintretenden Mangels an Verwaltern des Gottesdienstes und mußte deshalb in die Auflegung einer Buße verwandelt werden. Zurückgekehrt von seiner Visitationsreise nach Italien, unternahm er persönlich einen Feldzug gegen die Eroberer Apuliens, die Normannen, welcher aber mit der Vernichtung seines Heeres endigte. Er selbst wurde gefangen (1053) und mußte die Eroberung der Sieger bestätigen, worauf Robert Guiscard dem Papste als Lehnsherrn huldigte. In L.'s späterer Regierungszeit eröffnete auch der griechische Kaiser Konstantinos Monomachos, bedroht mit dem Verluste seiner letzten noch übrigen abendländischen Besitzungen in Apulien an die Saracenen und Normannen, Unterhandlungen mit L. zu einer Vereinigung beider Kirchen; allein sie dienten nur dazu, die Zwistigkeiten zu erneuern, seit welchen beide Kirchen getrennt geblieben

sind. L. † kurz vor dem Ausgange dieses Streites, in welchem er den ersten öffentlichen Gebrauch der Fabel von Konstantins Schenkung gemacht hatte. Er ward unter die Heiligen versetzt. — 10) L. X., geb. zu Florenz 1475, der zweite Sohn Lorenzo's von Medici, Giovanni, erhielt in seinem 7. Jahre die Tonsur, beschäftigte sich unter der Leitung des Chalkondyles und Polizian besonders mit den Schriften der alten Philosophen, ward mit geistlichen Pfründen überhäuft und als 13jähriger Knabe, 1488, zum Kardinal ernannt, jedoch unter der Bedingung, daß er zuvor 3 Jahre in Pisa den geistlichen Studien obliege. Im Jahr 1492 nahm Giovanni als Mitglied des heiligen Kollegiums seinen Wohnsitz in Rom. Bald hernach † sein Vater, dem in Florenz sein ältester Sohn Pietro folgte. Da der Kardinal sich der Wahl Alexanders VI. zum Papste widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 besuchte er Venedig, Deutschland und Frankreich, verweilte in Genua und kehrte nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgesuchten Gesellschaft lebte und sich mit den Künsten, besonders der Musik und der schönen Literatur beschäftigte. Erst 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Vom Papste Julius II. ward er zum Statthalter von Perugia ernannt, und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze seines Heeres in der heiligen Ligue wider Frankreich gestellt. Da indeß seine Ansichten bei den spanischen Feldherren der vereinigten Heere wenig Eingang fanden, mußte er sich darauf beschränken, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der Schlacht bei Ravenna, 1512, ward er von den Franzosen gefangen; als aber bald darauf das Heer des Siegers sich auflöste, machte er sich frei und kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Hierauf wirkte er kräftig mit zur Wiederherstellung der Medicer und blieb in Florenz, bis Julius' II. Tod ihn nach Rom rief, wo er 1513 unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Sofort ernannte er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadoleto, zu päpstlichen Sekretären. In der auswärtigen Politik befolgte er das System seiner Vorgänger, der fremden Herrschaft in Italien möglichst entgegenzuwirken. Er bewirkte die Vertreibung der Franzosen aus Italien, endigte den Zwiespalt in der Kirche und nöthigte Ludwig XII. zu einer förmlichen Unterwerfung. Nachdem die äußere Ruhe schon im ersten Jahre seiner Regierung gesichert war, wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften. Er stellte die Universität in Rom wieder her, stattete sie mit Gütern und Freiheiten wieder aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, gründete unter des Janus Vassaris Leitung ein eigenes Kollegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller und lud die Besizer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Beannthmachung mitzutheilen, in Folge dessen auch die 5 ersten Bücher der „Annalen“ des Ta-

citius zum Vorschein kamen. Um ein etwaiges Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Oesterreich zu hindern, begünstigte L. die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich den Schein, selbst Ludwigs XII. Plan auf Mailand zu befördern. Seine Absicht, das Königreich Neapel einem Zweige seiner Familie und einem andern die Herzogthümer Ferrara und Urbino zu verschaffen, machte ihm die Freundschaft dieses Monarchen nothwendig und veranlaßte selbst ein geheimes Bündniß zwischen Beiden. Als aber ein französisches Heer an seinen Grenzen erschien, begnügte er sich nicht damit, durch den Ankauf Modena's von dem Kaiser Maximilian seine Macht zu verstärken, sondern sandte auch Bembo nach Venedig, um die Republik von dem französischen Bündnisse zu trennen, was jedoch nicht gelang. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron bestiegen hatte und ein Krieg vorauszu sehen war, trat L. dem Bunde zwischen dem Kaiser, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und der Schweiz bei; nach der Schlacht von Marignano aber entsagte er demselben, hatte 1515 in Bologna eine Zusammenkunft mit Franz und schloß mit ihm ein Konkordat, das beiden Theilen vortheilhaft, der französischen Nation aber höchst mißfällig war. Um nach seines Bruders Giuliano Tode die Macht und den Glanz seines Hauses in seinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah L. in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen. Darauf setzte sich 1517 der vertriebene Herzog von Urbino wieder in Besitz seines Landes. L. brachte aber ein mächtiges Heer gegen ihn zusammen und nöthigte ihn zu einer Verzichtleistung auf ehrenvolle Bedingungen. In demselben Jahre ward eine Verschwörung gegen das Leben L.'s entdeckt, und der Kardinal Petrucci, der für den Urheber galt, ungeachtet des ihm gegebenen sichern Geleites erdrosselt; Andere, deren Schuld wenig erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. L.'s Prachtliebe hatte seine Finanzen erschöpft; sich Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, ließ er der Christenheit Ablassbriefe verkaufen. Dieser Mißbrauch weckte Luthers Eifer und gab Anlaß zur Reformation. Anfangs schien L. auf den Widerspruch Luthers wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, zeigte er sich zu sanften Maßregeln geneigt. Auf Maximilians Aufforderung aber verfuhr er mit mehr Nachdruck, lud Luther vor nach Rom und willigte endlich ein, daß er sich zu Augsburg vor dem Kardinal Cajetan vertheidigen sollte. Da aber hier nichts entschieden worden, erließ er im November 1518 die Bulle, worin er die päpstliche Machtvollkommenheit, Ablass zu ertheilen, standhaft behauptete und die Verfechter entgegengesetzter Lehren im Allgemeinen mit dem Kirchenbann bedrohte, wogegen Luther an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte. Während so ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte sich L. gegen den

türkischen Kaiser Selm, der sich Aegyptens bemächtigt hatte, alle christlichen Monarchen zu einem Kreuzzuge zu vereinigen; allein die gegenseitige Eifersucht derselben vereitelte seine Bemühungen. Nach dem Tode Lorenzo's, der sich durch eine Vermählung mit dem französischen Hofe verbunden und nur eine Tochter hinterlassen hatte, vereinigte L. Urbino mit den päpstlichen Befugnissen, der Kardinal Giulio de Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wies wohl inzwischen die Reformation (s. d.) in Deutschland fortschritt, so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte L., seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Unterstützung angedeihen zu lassen und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu seyn. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1522 einen Bund mit dem Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand und nahm ein Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann; Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papste dem Kirchenstaate einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, L. den Bannstrahl geschleudert hatte. Er war in Rom beschäftigt, die erfolgten Siege zu feiern, als ihn am 1. December 1521 der Tod ereilte. Vgl. Moscoe, „Life and Pontificate of Leo X.“ (4 Bde., Liverpool 1805, und 6 Bde., London 1806; deutsch von Glaser mit Henke's Anmerkungen, 3 Bde., Leipzig 1806—8, und ital. mit Anmerkungen und ungedruckten Beilagen vom Grafen Bossi, 12 Bde., Mail. 1818). — 20) L. XI., Alexander Dekavian von Medici, geb. 1535, ward als Erzbischof und Kardinal von Florenz Nachfolger Klemens' VIII., reg. aber nur 26 Tage, v. 1.—26. April 1605. — 21) L. XII. (Annibale della Genga, 1823—1829), geb. zu Genua 1760 aus einer adel. Familie, deren Stammgut Genga bei Spoleto liegt, und früher Nuntius in Deutschland, wurde nach Pius' VII. Tode am 28. September 1823 zum Papste gewählt. Anfangs in Rom mit Jubel begrüßt, ward er durch seine Strenge und Selbstständigkeit dem Volke wie den Kardinälen verhaßt. Mit den weltlichen Fürsten suchte er den Frieden möglichst zu erhalten. Desto päpstlicher waren seine Handlungen in Bezug auf Religion und Kirche. Wie sein Vorgänger verdamnte er sogleich in seiner „Epistola encyclica“ (Rom d. 3. Mai 1824) die unbeschränkte Verbreitung von Bibelübersetzungen durch die Bibelgesellschaften. Er übergab den Jesuiten ihr früheres Kollegium mit der Kirche des heiligen Ignatius und stellte die Gefängnisse der Inquisition wieder her. Ganz im ernstesten Geiste der Hierarchie war auch (1824) seine Ankündigung des Jubeljahres, bei welchem das übliche Gebet um Ausrottung der Keger angeordnet ward, wie sein Widerstand gegen das Verlangen der Schlesier, den Eölibat aufzuheben. Am Pfingstmontage 1825 vollzog er die Beatifikation eines

spanischen Franciscaners, Julianus, welcher gebratenen Vögeln fortzufliegen geboren hatte. L. XII. † am 10. Februar 1829, von Niemandem betrauert.

IV. Künstler u. Gelehrte. 22) Leonardo, berühmter italienischer Komponist, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geb. Man glaubt, daß er unter Scarlatti studirt hat. Ihm, Pergolesi und einigen andern Komponisten seiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitanische Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter seinen Schülern zeichnen sich insbesondere Piccini, Sacchini, Pergolesi, Traetta und Andere aus. Er übertraf alle seine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Komposition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, für einen der größten Meister gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Schwerlich hat es ein Komponist in künstlichen Accompagnements, durch welche physische Gegenstände, z. B. das Rauschen des Wassers od. eine andere Naturerscheinung, ausgedrückt werden sollen, so weit gebracht, und bei der Unmöglichkeit, solche Gegenstände zu malen, so wenig gegen den eigentlichen Zweck der Musik verstoßen, als L. Alle Werke dieses großen Kompositionen gelten für Meisterstücke, die von den italienischen Tonkünstlern mit Ehrfurcht studirt werden. Ungeachtet L. besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war, so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies seine komische Oper: *Il Cioè* (das heißt) beweist. L. ist übrigens der erste Komponist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondos bedient hat. Er † 1742. Seine vorzüglichsten Opernkompositionen sind: *Sosonisha*, 1718 (nach Burney seine erste Oper); *Artaserse*, *Ariadne e Teseo*, *Olimpiade* (worin das Duett: *Nei giorni tuoi felice*, und die Arie: *Non so donde vieno* vorzüglich bewundert werden); *Demofoonte*, *Cajo Gracco*, 1720; *Argono*, 1728; *La clemenza di Tito*, 1735; *Siface*, 1737; *Circo riconosciuto*, 1739; *Achille in Sciro*, 1740; *Vologeso*, 1744; *La Contessa dell' amore e della virtù*; zwei Oratorien: *Santa Elena* u. *La Morte d'Abele*. Unter seinen Kirchenstücken sind die vorzüglichsten sein *Ave Maria* u. ein *Miserere*. Letzteres zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das Innerste ergreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und kontrastpunktische Arbeit, u. durch Adel u. Klarheit der Schreibart aus. — 23) Heinrich, bekannt als Geschichtsschreiber u. Sprachforscher, bekannter aber durch seinen Zelotismus gegen Aufklärung, Freiheit, das ganze moderne Bewußtseyn, wurde am 19. März 1799 in Rudolstadt geb., wo sein Vater eine Anstellung als Prediger der Pfarze hatte. Abeken und Götting, die damals am rudolstädter Gymnasium Lehrer waren, wirkten auf seine Erziehung ein. Im 9. Jahre machte er sich ganz allein, ohne irgend eine Unterweisung und Unterstützung, an die Erlernung der italienischen Sprache, angeregt durch eine Sage, daß seine Familie ursprünglich aus Italien stamme. Seine Universitätsstudien des

gann er zunächst in Breslau, und es war die Medicin, der er sich anfänglich zuwandte. In Berlin traf er auf der Reise dorthin 1816 mit dem Turnvater Jahn zusammen, und diese Bekanntschaft wirkte so bestimmend auf ihn ein, daß er ganz und gar den damaligen Bestrebungen für Einheit und Freiheit sich angeschlossen. Er tauschte nun seinen Beruf gegen den des Lehrers um, wie damals von Vielen geschah, da man vor allen Dingen auf die Jugend einwirken sollte, um den neuen Staat rascher ins Leben führen zu können. Wolfgang Menzel, mit dem er 1817 eine Reise durch das Riesengebirg und nach Dresden machte, war nächst Jahn sein jüngeres Vorbild. Jena, die eigentliche Hochschule der Deutschthümer ältesten Datums, reizte ihn so mächtig, daß er hier seine Studien fortzusetzen beschloß. Er fand dort Karl Follenius u. andere Leiter, theilte sich selbst leidenschaftlich bei allen Angelegenheiten der Burschenschaft wie des Turnwesens und erwarb sich durch seinen Eifer Ansehen u. Anhang. Wie berauscht von den Zeitideen er war, erhellt aus dem Umstande, daß er bei dem Wartburgsfeste die deutsche Fahne von Jena bis Eisenach baarhauptig trug. Indessen ließ er sich doch nicht so weit ein, daß für seine Freiheit etwas zu befürchten gewesen wäre. Den Vorstellungen Reifigs gelang es zu bewirken, daß er sich ernstem Studien widmete und zunächst die historische Seite der Ältern Literatur studirte. Nach Sando's unglücklicher That verließ er das gefährlich gewordene Jena ganz und zog nach Göttingen, wodie burschenschaftlichen Tendenzen am wenigsten Boden gefunden hatten. Er begann nun das Studium des Mittelalters, das ihm später einen so bedeutenden Ruf verschaffte. Eine Abhandlung über Johannes Grammaticus erwarb ihm in Jena den Grad eines Doktors der Philosophie, mit einer zweiten Abhandlung, „Ueber die Verfassung der lombardischen Städte“ habilitirte er sich in Erlangen. Jetzt begannen seine Leiden wegen seiner Theilnahme für eine Sache, der er bereits kalt den Rücken gewandt hatte. Die Regierungen hüteten das Lehrfach mit ängstlicher Sorgfalt, damit ja kein Lehrer den Katheder zu einer Rednerbühne für teutonischen Jakobinismus mache, und L. sah sich daher einer schwer übersteigbaren Schwänke gegenüber. Erst verweigerte ihm Bayern die Niederlassung als Privatdocent, dann, als er überzeugende Beweise gegeben hatte, daß er nicht zu den Unverbesserlichen gehöre, deutete man ihm bestimmt an, daß er nie auf eine feste Anstellung zu hoffen habe. Der erlanger Aufenthalt diente ihm dazu, sich aus dem Rufe eines eifrigen Burschenschafters zu bringen. Als er den pietistischen Musensitz nach zwei Jahren verließ, hätten selbst die Spüräugen der mainzer Untersuchungskommission keine Spur eines Fehls an ihm entdecken können. Er war gründlichst gebessert, der Durchbruch der Gnade hätte nicht vollständiger erfolgen können. In wiefern diese Belehrung eine innerliche und aufrichtige war, ob nicht materielle Bedenken wegen künftigen Lebensunterhalts mitwirkten, mag unentschieden bleiben. Die Gerechtigkeit erfordert die Bemerkung, daß eine

gleiche Umwandlung mit vielen seiner Genossen vorging, ja daß die pietistische Richtung von Anfang an in der Burschenschaft als Kern verstreut lag, von politischen Träumereien überwuchert, aber doch eine Hauptrichtung des damaligen Jugendlebens einschließend. Die Hengstenberg, Hassenpflug und viele andere jugendliche Teutonen haben sich als Mystiker entpuppt, weshalb auf der berliner Synode der bekannte Vorstand des wittenberger Priesterseminars der Burschenschaft lobend gedachte, als eines bewährten Züchters auf Jesum Christum. Eine Arbeit über altdeutsche Mythologie, „Odins Verehrung in Deutschland“, ist noch aus der erlanger Zeit. Im J. 1822 verließ L. Erlangen, setzte sich in Berlin zu Hegels Füßen nieder und beschäftigte sich besonders mit der Geschichte der italienischen Municipien im Mittelalter. Um an Ort und Stelle Studien zu machen, wollte er als Gesellschafter einer vornehmen Dame nach Italien reisen. Als dieser Plan sich zerschlug, nahm seine alte Gönnerin, die Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt, sich seiner an und rüstete ihn mit den erforderlichen Geldmitteln für die italienische Reise aus. Sein Aufenthalt in Italien dauerte von 1823–1824. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich in Berlin als Lehrer der Geschichte. Verdächtig kann er nicht mehr gewesen seyn, da er 1825 einen Ruf nach der russischen Universität Dorpat erhielt; dennoch blieb er 4 Jahre ohne Gehalt. Seine „Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte“, seine Uebersetzung von Macchiavelli's Briefen erhöhten seinen Ruf bei den Gelehrten, änderten aber in seiner Lage nichts. Im J. 1827 wurde er dieser Stellung müde und verließ plötzlich Berlin, indem er zugleich um seinen Abschied anhielt. Das half; im Jahre darauf war er außerordentlicher Professor der Geschichte in Halle mit Gehalt; 1830 ordentlicher. Er kündigte sich in dieser neuen Stellung mit einem sonderbaren Buche an: „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staats“, worin Ansichten entwickelt sind, die er später selbst als irrige bezeichnet hat. Auch seine „Zwölf Bücher niederländischer Geschichten“ sprachen nicht an, wozu nicht wenig der fatale Umstand beitrug, daß gleichzeitig ein holländisches, denselben Gegenstand behandelndes Werk erschien. Um so mehr Beifall erhielt sein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ und besonders seine „Geschichte der italien. Staaten“. Hier ist L. ganz in seinem Elemente. Mit der mittelalterlichen Geschichte durch lange Studien innig vertraut und den in jener Zeit vorherrschenden Richtungen mit Vorliebe zugethan, versetzt er sich ganz in die Zustände, die er darstellt, u. gibt ebenso getreue als lebendige Schilderungen. Alles ist durchsichtig abgerundet, harmonisch, man glaubt vollkommen an fait zu seyn. Auf diesem Gebiet müssen wir ihm volle Anerkennung zu Theil werden lassen, und auch seine Leistungen im Gebiete der altgermanischen Sprache: „Altsächsische und angelsächsische Sprachproben“ (1828); „Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächsischer Mundart erhaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinem hi-

historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet" (1834) und „Die Malbergische Glosse, ein Rest altkeltischer Sprache und Rechtsauffassung" (Berl. 1, 1842) werden als schätzenswerte Beiträge zur Literaturgeschichte anerkannt. Für seinen Ruf wäre zu wünschen gewesen, daß er sich von diesem Felde niemals entfernt hätte. Seine übrigen Schriften haben ihm einen übeln Namen gemacht. Er eröffnete seine Polemik gegen die neue Zeit mit seinen „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats", und schlug hier den Ton an, den er in spätern Schriften noch schroffer herausbildete. Sein „Lehrbuch der Universalgeschichte" und „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" sind das Gegentheil einer parteilosen Auffassung der Entwicklung des Menschengeschlechts. Von der Julirevolution an wurde er ein fleißiger Mitarbeiter des „Berliner politischen Wochenblattes", dessen sämtliche Mitarbeiter er an Schroffheit und Unduldsamkeit ohne alle Frage übertraf. Die Angriffe, die er deswegen zu erleiden hatte, häuften eine Masse Galle in ihm an, deren er nicht anders als durch neue u. größere Auslassungen über seine Gegner sich entledigen konnte. Die Schrift „Die Hegelingen", worin er, selbst Hegelianer, die jüngern Schüler des tübingen Magisters schimpfend anfaßt, leistet in absprechenden groben Urtheilen das Mögliche. Konnte nach dieser Schrift über seine religiöse Stimmung noch ein Zweifel sein, so wurde dieser vollständig gelöst durch das in demselben Jahre erscheinende „Sendschreiben an J. Görres". Seine eignen Anhänger erschrecken, daß er in dieser Schrift den Protestantismus fast vollständig dem Ultramontanismus zum Opfer brachte. Viele meinten, daß L. habe sondiren sollen, wie weit die gläubige Partei einem Aufgehen der protestantischen Kirche in der katholischen bereits geneigt sei. Von dieser Zeit an ließ sich L. für das größere Publikum seltsamer hören. Die mit den Angriffen auf den Bischof Dräseke beginnenden religiösen Bewegungen der Provinz Sachsen riefen ihn als geharnischten Kämpfer auf das Feld der Lokalpresse. Er wählte zu seinem Organ das „Volkblatt für Stadt und Land", das nach seinem Begründer kürzer das tippelotischer Volkblatt genannt wird. In diesem Blatte tummelte er sich lange Jahre weidlich herum. In allen seinen Aufsätzen erscheint er nicht bloß als Frommer von altem Schrot und Korn, nicht bloß als Advokat des absoluten Königthums, sondern auch als Panegyriker des gesammten preussischen Verwaltungsmechanismus, so daß es fast den Anschein gewinnt, als wenn die alten Sagen der Religion und die moderne preussische Beamtenhierarchie so eng verwachsene Dinge wären, daß sie mit einander stehen und fallen müßten. Die neueste Zeit, die so manche Ueberzeugung änderte, vermochte L. nicht um einen Zoll breit aus seiner Stellung zu verdrängen. Er warf sich dem Zeitstrom ingrimmig entgegen und bespottete von seiner Warte im stillen Saalewinkel eine ganze Generation. Dieses Treiben fand in der sturmischen Zeit keine andere Beachtung, als daß man höchstens lachte, wenn L. irgend

ein schwarzweißes Volkslied im plumpesten Ton vom Stapel laufen ließ, oder im Verein für König und Vaterland deklamirte. Andere fanden den romantischen Professor aber nicht komisch, er erfreute sich in den einflußreichsten Kreisen unausgesetzt einer großen Beachtung, seine Ansichten schlugen dort Wurzeln. Nach der Auflösung des preussischen Reichstags wurde der Einfluß, den L. in der Stille ausgeübt hatte, offenbar. Man sah ihn jetzt in der nächsten Umgebung des Königs, er war von Halle ausdrücklich berufen worden, um bei der Vernichtung des demokratischen Princips hülfreiche Hand zu leisten. Seitdem gehört er zu den wichtigsten Personen Preussens. — Die politische Weltanschauung L.'s erhellt aus allen seinen Schriften, namentlich aber aus seinem neuesten Produkt, dem er den Titel *Signatura temporis* beigelegt hat. Diese kleine Schrift erschien in bedeutsamer Zeit, im November 1848, und kann mithin als Programm der berliner Staatskünstler angesehen werden. Nach L. ist der Organismus der Geschichte seit dem Eintreten der Revolution in dieselbe gestört und zum Mechanismus herabgesunken. Er wandte dies früher nur auf Frankreich an, jetzt aber auch auf Deutschland. Die Freiheitskriege, sagt er, machten in „untergeordneten Kreisen" Hoffnungen rege und bildeten so den Anfang der deutschen Revolution. Es entstand eine Verschwörung, deren rothe Fäden sich durch alle geheimen Verbindungen, Schriftstellervereine, Landtage hindurch bis auf die neueste Zeit verfolgen lassen. In Preußen liefen alle Fäden der Verschwörung zuletzt in dem Vereinigten Landtage zusammen. L. tadelt selbst mehrer der damaligen Minister, daß sie von den Grundsätzen, die der König in seiner Thronrede ausgesprochen, nicht genug durchdrungen gewesen waren, wodurch die Agitation großen Vorschub erhalten hätte. Die Redner der konservativ-liberalen Partei waren sämmtlich Verschwörer, so Hansemann, der als Reisender, der in Revolution macht, nach München und andern Orten mehr ging. Nach der Februarrevolution wuchs die Frechheit der Revolutionsmänner dergestalt, daß Gagern, Welcker, Servinus u. s. w. offen in Heppenheim, Heidelberg tagten u. ihre verabscheuungswürdigen Grundsätze in alle vier Winde schrieen. Auf den Bundestag richteten sich alle Angriffe. „War die Volksversammlung in Mannheim", sagt L. in der ihm eigenen Sprache, „nur der erste Stoß auf die bloßgestellte Waldecke (er meint den Bundestag) gewesen, so wühlte dieser in dem Augenblicke, wo der Bundeserlaß (vom 1. März) bekannt gemacht wurde, schon in weiter Ausdehnung im Lande, so daß die alten Eichen unter seinem Andrängen stöhnten und ächzten, und die morschen unter ihren Ästen auf allen Seiten anfangen abzusplittern und durch ihren Fall alle zeitlich betretenen Wege unsicher zu machen." Die Regierungen verdarben ihre Sache durch Nachgiebigkeit. „Wie die Horden der Völkerwanderung durch die Zahlungen des römischen Hofes nur lustern gemacht wurden und immer unaufhaltsamer auf die Grenzen drangen, so führte bald jede Koncession der Regierungen zu neuen Ufur-

pationen." So denkt und schreibt der Mann, der in Potsdam das Ohr des Königs besitz. (Vgl. Ergänz.-Bl. 214.)

Leoben (Geogr.), 1) österr. Stadt, Oesterreich, Kr. Bruck; an der Mur, hat zwei Brücken, Dekanatskirche, Obergericht, Bisthum, Bergwerke, Hauptniederlage des steiermärk. Roh-eisens; 3000 Einw. Dabei Eisen- und Kupferwerke. Hier Präliminarfriede am 17. August 1797 zwischen Oesterreich, Neapel und der franzöf. Republik. Der glückliche Feldzug 1796 hatte den Franzosen unter Napoleonganz Italien gewonnen, und nach der Einnahme von Mantua drang Bonaparte mit 60,000 Mann nach Brixen, Klagenfurt und Laibach vor. Schon war sein Gegner, der Erzherzog Karl, der nur 30,000 Mann befehligte, nach Steier gewichen, und Bonaparte nur noch 9 Posten von Wien entfernt; da wich der Stolz zu Wien der Furcht, und man ließ den Vorschlägen des Eroberers Gehör. Bel-siegarde und Meersfeld wurden zur Schließung eines Waffenstillstandes nach dem franz. Haupt-quartiere zu Judenburg geschickt, und trotzdem, daß Bonaparte's Lage nicht glänzend war, in-dem im Venetianischen ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen, die Franzosen aus Tyrol verjagt waren, die Oesterreicher bereits gegen Verona und nach Triest wieder vordrangen, auch außer dem Heere des Erzherzogs Karl eine neue Armee von 30,000 Mann bei Wien zusammengezogen wurde, kam doch am 7. April ein trüglicher Waf-senstillstand, der den 14. wieder um 6 Tage ver-längert ward, und endlich am 18. April 1797 auf dem Schloß Edenwalde bei L. der Prä-liminarfriede zu Stande, in welchem Oesterreich auf Belgien und auf alle Besitzungen in Italien jenseits des Oglio verzichtete, dagegen durch das venetianische Gebiet zwischen dem Oglio, Po und adriatischen Meere, so wie durch Venetianisch-Istrien und Dalmatien entschädigt ward. Be-nedix sollte durch ein Gebiet des Papstes ent-schädigt, zum Abschluß des Friedens mit dem deutschen Reiche aber ein Kongreß niedergesetzt werden; zugleich erkannte Oesterreich die neue cisalpinische Republik an. Die gleichfalls an-gebotene Anerkennung der franzöf. Republik hatte Bonaparte mit der Antwort vermocht, daß sie nicht anerkennen eben so heißt, als das Daseyn der Sonne am hellen Mittag leugnen. Durch den Definitivfrieden in Campo-Formio 1797 wurde der Präliminarfriede in den wesent-lichsten Punkten bestätigt. — 2) Vorgeb., s. Die-mensland; — 3) Gruppe v. Inseln vor dem Bus-sen Laplace auf Fлиндерoland in Neuholland.

Leobersdorf, österr. Marktsiedel, Land un-ter der Ens, Viertel unter dem Wienerwald, Ldgr. Weiskersdorf; 710 Einw.

Leobordea (Bot.), nach Delile, Gattung der Leguminosae Lotene Delil. Von 4 Arten, einjährigen und ausdauernden Kräutern in Spanien und Südafrika, ist zu nennen: L. lu-pinifolia Boiss. In Spanien.

Leobriga (a. Geogr.), s. v. a. Edliobriga.

Leobschütz (Lubczyce, Geogr.), 1) preuß. Kreis, Provinz Schlesien, N.-B. Oppeln, um-faßt den größten Theil des ehemaligen alten leobschützer Kreises. Er gehörte früher zum

Fürstenthume Troppau, zum Theil auch zu Jä-gerndorf, und wird nördlich durch den neustädter, östlich durch den koseler und ratiborer Kreis, im Westen durch den österreichischen Antheil von Jägerndorf und Mähren begrenzt. Er ist sehr mit dem österreichischen Gebiete vermengt, so daß mehre zu diesem gehörige Dörfer einen Theil ihrer Felder in Schlesien haben und hier versteuern. Seine Größe beträgt nahe an 13 □ M. und umfaßt in 3 Städten, 97 Landge-meinden 2c. über 70,000 Einw. Der Boden ist meistens bergig und nur gegen Süden hin eben; im Südwesten ist er von den ersten niedrigen Stufen der Sudeten bedeckt. Von den Bergen, die sich übrigens zu einer nur mäßigen Höhe er-heben, sind zu nennen: der Schloß- und Scholzen-berg bei Pilgersdorf, der Eichberg bei Romeise, der Hohl- und Bratschenberg bei Bratsch, der Taubenberg bei Geppersdorf. Die fruchtbarsten Gegenden sind um Leobschütz und Katscher, die übrigen sind mehr sandig. Waldungen fehlen hier fast gänzlich, nur an der jägerndorfer Grenze und bei Trenkau sind einige, jedoch nicht sehr be-deutende Holzungen anzutreffen; die letztern be- stehen meistens aus Färchenbäumen. Auch die Flüsse sind nicht von Bedeutung. Die Hohenylitz fließt nur an der westlichen Grenze hin; die Oppa verläßt den österreichischen Grenzzug von Geppersdorf bei Bawrowitz nicht; die Zinna hat an der westlichen Kreisgrenze ihr Becken, strömt von Westen nach Südosten an Leobschütz und Bauerwitz vorüber, und ver-läßt bei Strolmütz den Kreis; im nördlichen Theile des Kreises bildet sich die Straduna aus dem kettelniger Graben, dem sabkschützer und jakobsdorfer Bache. Größere Seen oder Teiche sind nicht vorhanden. Von Produkten finden wir einen Ueberfluß an allen Getreide-ar ten, viel Flachs, Kartoffeln, Gemüse, etwas Hopfen, Obst, guten Wiesenwachs, wenig Holz und Torf; Gyps, Kalk und Walkerde. Die Vieh- und Bienenzucht ist vortrefflich, die Schaf-herden gehören zu den besten des Landes. Außer einem einträglichen Ackerbau beschäftigen sich die Einwohner auch mit Leinwandweben, Tuch- und Lederfabrikation. — 2) Kreisstadt das., an der Zinna, 1009 F. über dem Meere, mit Mauern umgeben, ist der Sitz des Kreisamts, eines Steuer- und eines Postamtes, hat 4 Kirchen, 2 Kapellen, katholisches Gymnasium im ehema-ligen Franciskanerkloster, 2 Spitäler und Gar-nison. Eine Kammgarnspinnerei, Woll-, Lein- und Bandweberei, 1 Buchdruckerei, 2 Stein-druckereien, Lederfabrikation und Tuchwalke be-schäftigen die Einwohner. 6700 Einw. — Die Stadt ist dem Fürsten von Liechtenstein zinsbar.

Leocarpus (Bot.), nach Link, Blattfrucht, Glanzstäubling, Glanzfist, Gatt. der Lycop-perdacei Physarei Richb. Rabenh., Cryptogamia Mycetes L. Charakter: Peridie doppelt, vers-wachsen, äußere hornartig, gebrechlich, glänzend, innere sehr zart; Haargestechte neßförmig, aus stärkeren und zarteren Flocken gebildet. Von 3 deutschen Arten ist am bekanntesten: L. verni-cosus Lk., Diderma vernicosum Pers., gefir-niste Blattfrucht. Gesellig und in büschel-

setzung der kastilischen Hochebene, die sich westl. an das portugies. Bergland anschließt. Der Norden des Landes ist hochgebirgig, voll Felsen, rauh und wild, und das Land erhebt sich immer mehr, je näher es dem kantabrischen Gebirge rückt. Niedriger sind die südlichen Gebirgszüge; sie schließen große, fruchtbare Thäler ein, die gleich Dasen in dem sandigen und schattenlosen Lande hervorstechen. An dem Nordrande verbreiten sich die Sierras von Perma, Carabedo, Sileros und Porto, im Süden und Osten sind Theile der Juebos und des Guadarramagebirgs, westlich tritt die Sierra von Eulebra ins Land. Die Sierra Reynosa in der nordöstl. Ecke enthält die Quellen für die stärksten Flüsse L.s. Während aber der Ebro von hier aus seine Gewässer ostwärts nach Kastilien sendet, geht die Pisuerga zuerst westwärts, dann südlich dem Duero zu, der das Land fast in seiner Mitte von Osten nach Westen durchschneidet und auf beiden Seiten bedeutende Gewässer in sich aufnimmt, und der Alagon läuft dem Tago zu. Das Land hat zwei unbedeutende Seen (den Sanabria und die Lagune von Salende), und im Lande Palencia breitet sich der mephitische Sumpf Nava aus. Auch Heilquellen gibt es. Die Luft ist im Ganzen gesund, und die Kälte des Klimas wächst mit der Erhebung des Landes zu den Gebirgen. L. baut ziemlich viel Getreide, so un dankbar auch strichweise der Boden seyn mag. Auf den Anhöhen L.s weiden im Sommer die Merinosheerden, welche die gekräuselte und rosenrothe, feine Wolle liefern (die Segovianawolle). Die Gebirge liefern Holz und Wildpret, Esel, Hornvieh, Ziegen und Schweine in großer Anzahl. Man baut im Süden Delz, Feigen- und Mandelbäume. Man baut Getreide, Wein, Hanf, Krapp und sammelt Johannisbrod und isländisches Moos für den Handel. Geschäft sind die Zwiebeln von Torrelabaton und die Gartengewächse von Valladolid. Der See Sanabria und die zahlreichen Zuflüsse der Pisuerga liefern Hechte, Forellen und Aale zc. in Menge. Bausteine, Granit, Kalk, Marmor, Töpferthon, Salpeter und Türkise sind vorkommende Mineralien. Die Industrie beschränkt sich auf Leinweberei und Garnspinnerei, die Waldgegend von Ponferrada hat Eisenhämmer und Hütten, Zamora und Toro treiben Schleichhandel in Wein und Tabak mit dem westlichen Nachbarkraate. Der Leonese hat in seinem geistigen und körperlichen Naturell viel Aehnlichkeit mit dem Altkastilier, nur ist er fleißiger und nicht so fein und gesellig. Er ist bei den übrigen Spaniern nicht sehr beliebt, in der Regel arm und lieber Hirte als Ackerbauer. Milch, gesalzenes Fleisch und Roggenbrod ist seine Nahrung, auf Bretern hält er seine Nachtruhe. Die Kleidertracht ist in den verschiedenen Gegenden des Landes sehr verschieden. Holzschuhe sieht man in den feuchten und moorigen Umgebungen von Toro, und die plumpe Monterra bei Männern, die Mantilla bei Weibern; um Astorga den breiten Pantigen, vorne aufgeschlagenen Hut, kurzeweite Hosen mit rothem Kniegürtel, Oberweste von grober, hellfarbiger Wolle; bei den Frauen weite

Köcke, braune Korsets mit grellfarbigen Bändern, ein hinten herabhängendes Stück Wollzeug mit grellfarbigen Querstreifen, einen runden Binsenhut, ein Schlüsselbund am Gürtel. Wohlstand und Reinlichkeit zeichnet die Landleute von Salamanca aus, und ihre Kleidung hebt den körperlichen Wohl sehr heraus. Da sieht man seidene Leibchen mit Taschen und geschlitzten Ärmeln, mit Metallknöpfen, dunkelseidene Leibbinden, Brustlage mit Knöpfen aus dünnem Silberdraht, Krägen, die sehr grell abstechen vom braunen Mantel, Redezillas und Sombreros, reichgestickte Pedillos, Ketten von edelm Metalle, Korallenschnüre, Ambrakugeln um Hals und Brust, buntgestreifte Basquinnas, blaue Baumwollschürzen, dunkelbraune beknöpfte Kamisole, braune Hosen und Strümpfe. Das Königreich L. zerfällt in 6 Provinzen: Leon, Palencia, Toro, Zamora, Valladolid, Salamanca. — Geschichtliches, s. Spanien. — 3) Prov. das., im Norden des Königreichs L., durch den Zweig des kantabrischen Gebirgs zwischen dem Duero und Minho in zwei Theile geschieden. Die neuere Provinz umfaßt den größten Theil der alten Prov. und einen kleinen Theil der ehemaligen Prov. Valladolid, grenzt nördlich an die Prov. Oviedo, westlich an die Prov. Villafraanca, südlich an die Provinzen Zamora und Valladolid und östlich an Palencia und umfaßt 277 □ M. mit 312,000 Einw. — 4) (Legio Septima geminae), Hauptstadt das., nordwestlich von Valladolid, am Zusammenfluß des Torrio und Borneaga mit der Tola, die südlich in den Duero mündet; mit 9000 Ew. Die Stadt, eine Gründung des Kaisers Galba, hat durch ihre Thürme, weitläufige Mauern und Gebäude ein imposantes Ansehen; antike Paläste, gothische Denkmale, aber Alles im Verfall; schmutzige Straßen machen sie zu einem traurigen Aufenthalt. Sie hat eine prächtige gothische Kathedrale; der Bischof steht unmittelbar unter dem Papst und hat große Einkünfte, und der jedesmalige König von Spanien ist Domberr des Kapitels. In der königl. Stiftung oder Casa real de San Isidoro ruhen die Gebeine von 37 Königen von L. Ferner hat die Stadt noch 12 Pfarrkirchen, 2 Klöster, 4 Hospitäler, ein Kollegium, wie die meisten Bischofsstühle, ein Priesterseminar und, wie viele Provinzialhauptstädte, eine ökonomische Gesellschaft, eine Leinwandfabrik, Strumpf- und Mützenweberei, Hanf- und Garnspinnerei, Wollwäscherei und Gerbereien und endlich Handel mit officinellen Pflanzen. — 5) Villa-de-L., nordamerikan. Flecken, Mexiko, Bundesstaat Guanajuato, nordwestl. von Guanajuato, in dem an Weizen, Gerste, Mais zc. fruchtbaren gleichn. Thal; schöne Pfarrkirche, höhere Schule, lebhafter Kornhandel; — 6) Neu-L., Bundesstaat das., grenzt östlich an Tamaulipas, nordöstlich an Cohahuila, westlich an Durango, südwestlich und südlich an Zacatecas und San-Luis-Potosi; größtentheils hügelig mit weiten Niederungen und Ebenen, fruchtbar und gesund. Die Flüsse strömen gegen Osten in den Golf und sind: der Rio Tigre, Rio de San Juan, Rio Blanco oder Borbon, Rio Sabinas. Das

Klima ist heiß, aber, wie erwähnt, gesund. 1832: 113,420, 1843: 129,000 Einw., größtentheils Weiße und Blendlinge, nur sehr wenig Indianer. Haupterwerb ist die Viehzucht, besonders Schafe, Ziegen, Schweine, Rindvieh, Pferde und Maulesel; der Ackerbau gibt Mais, Frijoles, Zucker. Die Berge enthalten Gold, Silber, Blei. Salinen bestehen am Rio Tigre. Die europ. und nordamerik. Manufakturen werden durch die Häfen des Staats Tamaulipas bezogen. Eingetheilt ist der Staat in 5 Partidos: Monterey, mit den 7 Distrikten: Monterey, Salinas Victorias, Abasco, San Nicolas Hidalgo, Pasqueria Grande, Santa Catarina, Guajuco; Cadereita Jimenes, mit 5 Distrikten: Cadereita, Santa Maria, Cervalvo, Agualeguas, Santa Maria de las Aldamas; Monte-Morelos, mit 3 Distrikten: Monte-Morelos, Notal, China; Linares: mit 5 Distr.: Linares, Galeana, Hualahuises, Rio Blanco, Concepcion; Aldama, mit 5 Distr.: Villa Aldama, Baldecillo, Sabinas, Lampazos, Lascaña. Hauptstadt: Monterey. — L. wurde gegen das Ende des 16. Jahrhunderts durch den Vizekönig von Mexiko, Grafen Monterey, für Spanien in Besitz genommen und Nuevo-Reyno de Leon genannt. Es gehörte zur Intendanz von San-Luis-Potosi, trat aber nach der Revolution als selbstständiger Staat in den mexikan. Bundesstaat. — 7) Mittelamerikan. Stadt, Staat Nicaragua, Hauptstadt dess., 5 Meilen nordwestlich vom Leon- oder Managua-See, der mit dem großen See Nicaragua in Verbindung steht, unweit der Küste des großen Oceans, südöstlich von der Conchagua-Bai; Bischofssitz, Kathedrale, Universität, Fabriken für Tabak u. baumwollene Zeuche, bedeutende Märkte; 12,000 (nach Thompson 38,000) E. Die Stadt lag früher südlicher, wurde aber schon 1523 hieher verlegt. — 8) Französl. Dorf, Depart. Landes, Bez. Dax; 1080 Einw.; — 9) St.-L., Dorf das., Dep. Allier, Bez. Palisse; 910 Einw.; — 10) St.-L., Dorf das., Dep. Ober-Garonne, Arrond. Villafraanche; 2000 E.; — 11) L.-sur-l'Isle, Dorf das., Dep. Dordogne, Bez. Périgueux, am Isle, links; 1080 Einw.; — 12) L.-sur-Bézère, Dorfdas., Bez. Sarlat, am Bézère, rechts; 900 E.; — 13) nordamerik. Besitzungen, A) Grafschaften: a) W. St., Staat Florida; Flächeninhalt: 1824 □ M. Die Appalachee-Bay des Golfs v. Mexiko liegt an der südlichen Grenze, die Seeküste ist sumpfig, hinter derselben Fichtenboden, von welchem viel fruchtbar ist. Flüsse: an der westl. Grenze der Delocony, im Osten der Wakully. Hauptst.: Tallahasse; 11,000 Einw.; — b) das., Staat Texas; Einw. 1847: 1000; — B) Stadtgebiet das., Staat New-York, Grafsch. Cattaraugus;

Boden: erhöht, aber meist eben, fruchtbarer, thoniger und sandiger Lehm; Flüsse: der Connewango und dessen Seitenflüsse; 1350 Einw.

Leon (a. Kunstgesch.), 1) Maler, aus Plinius nach einem Bilde der Sappho bekannt; — 2) nach Plinius ein Bildhauer, von welchem Statuen von Athleten, Bewaffneten, Opfern und Jägern bekannt sind.

Leon (a. Gesch.), Tyrann von Phlius, lebte zur Zeit des Pythagoras, mit dem er ein Gespräch gehalten haben soll.

Leon (Biogr.), I. Gelehrte, Dichter etc. 1) Peter de L., eigentl. Name des Papstes Anaclet II.; — 2) Louis Ponce de L., f. Ponce de L. S. 518; — 3) Andreas de L., f. Andreas 36, S. 943. — 4) Gottlieb v. L., geboren zu Wien, ein Zeitgenosse Blumauers, Alxingers, war eine Reihe von Jahren 2.ustos an der k. k. Bibliothek zu Wien und ist seit 1828 in Ruhestand versetzt worden. Er gab, außer einer Sammlung von Gedichten, Wien 1788, den Wiener Musenalmanach, ebend. 1795 und 1796, sowie, in Verbindung mit Ratschky, das Taschenbuch Apollonia, ebend. 1807—1808, 2 Jahrgänge, heraus.

II. Bildende Künstler. 6) Bischof v. Tours, Vorgänger Gregors von Tours, der ihn als Baumeister lobt. — 6) Juan Baldemir de, span. Maler, zu Tafalla in Navarra geb., bester Schüler von J. Rizzi, in der Blumenmalerei dem Arellano gleich, blühte um 1660 und † zu Madrid, noch jung. — 7) Andreas da, des Vorigen Zeitgenosse, als Miniaturmaler dem Jul. Elorio gleich, wie mehre Chorbücher des Escorial zeigen. — 8) Philipp de, span. Maler, † 1728 zu Sevilla, bekannt als trefflicher Kopist der Werke Murillo's. — 9) Christobalde, Maler in Sevilla, Schüler von Baldes, malte für Kirchen und Klöster Bilder in Del, mit Leichtigkeit und mit besserem Geschmack, als viele Andere aus der Zeit nach Murillo; † 1729.

Leonard (Geogr.), 1) (St.), bayer. Pfarrdorf, R.-B. Mittelfranken, Pogr. Nürnberg; Bleistift- und Dosenfabrik; 120 Einw.; — 2) franz. Stadt, Depart. Haute-Vienne, Bez. Limoges, an der Vienne, rechts; Wollspinnerei, Cadis-, vorzügl. Papier-, Kupferwaaren-, Porzellan-, Wolldeckenfabr., Gerberei, Lederfabr., Weinhandel; 5680 Einw.; — 3) Dorfdas., Dep. Loire-Cher, Bez. Blois; 2000 Einw.; — 4) Dorfdas., Dep. Vosges, Bez. Diep, an der Meurthe; 620 Einw.; — 5) L.-de-Fécamp, Dorfdas., Dep. Seine infér., Bez. Havre; 1190 Einw.; — 6) L.-des-Bois, Dorfdas., Dep. Sarthe, Bez. Mamers, an der Sarthe; Messerfabr.; 1540 Einw.

